Alexandre Dumas der Ältere

Gesammelte Werke des Alexandre Dumas



ASKLEPIOSMEDIA

Inhaltsverzeichnis

Gesammelte Werke des Alexandre Dumas
- Zwanzig Jahre nachher
  - Historisch-romantisches Gemälde
  - Der Schatten Richelieus
  - Die nächtliche Runde
  - Zwei alte Feinde
  - Königin Anna im sechsundvierzigsten Jahre
  - Gascogner und Italiener
  - D'Artagnan ist in Bedrängnis, eine alte Bekanntschaft kommt ihm zu Hilfe
  - Von den verschiedenen Wirkungen, die eine halbe Pistole auf einen Kirchendiener und auf einen Chorknaben haben kann
  - Herr Porthos du Vallon de Bracieux de Pierrefonds
  - Herr von Beaufort
  - Die Unterhaltungen des Herrn Herzogs von Beaufort in der Turmstube zu Vincennes
  - Grimaud tritt seinen Dienst an
  - Was die Pasteten vom Nachfolger des Vaters Marteau enthalten haben
  - Ein Abenteuer der Marie Michon
  - Die Befreiung
  - D'Artagnan trifft zur rechten Zeit ein
  - Place-Royale
  - Der gute Broussel
  - Die Fähre der Oise
  - Scharmützel
  - Der Vermummte
  - Die Lossprechung
  - Grimaud spricht
  - Am Tage vor der Schlacht
  - Der Brief Karls des Ersten
  - Der Brief Cromwells

Wie die Unglücklichen manchmal den Zufall für die Vorsehung halten
Oheim und Neffe
Die Vaterschaft
Abermals eine Königin, welche Hilfe anspricht
Wo bewiesen ist, daß die erste Regung stets die beste sei
Ein Versuch des Herrn de Retz
Der Turm Saint-Jacques la Boucherie
Die Volksbewegung
Der Aufstand wird zur Empörung
Das Unglück gibt Gedächtnis
Die Zusammenkunft
Die Flucht
Die Karosse des Koadjutors
Der Auftrag
Man bekommt Nachrichten über Athos und Aramis
Der Schotte hält auf seinen Eidschwur wenig,verkauft für einen Heller seinen König
Der Rächer
Oliver Cromwell
Die Edelleute
Das Losungswort
Wo bewiesen wird, daß große Herzen in den schwierigsten Lagen nie den Mut, und gute Mägen nie den Appetit verlieren
Parrys Bruder
D'Artagnan ersinnt einen Plan
Die Partie Landsknecht
London
Der Prozeß
White-Hall
Die Handwerker
Remember
Der maskierte Mann
Das Haus Cromwells
Konversation
Die Feluke »Der Blitz«
Verhängnis

Wie Mousqueton, nachdem er der Gefahr entronnen war, gebraten zu werden, beinahe aufgegessen worden wäre
Die Rückkehr
Die Botschafter
Die drei Leutnants des Generalissimus.
Der Kampf bei Charenton
Die Straße nach der Picardie
Die Erkenntlichkeit der Königin Anna
Das Königtum unter Herrn von Mazarin
Kopf und Arm
Arm und Kopf
Die Gefängnisse des Herrn von Mazarin
Konferenzen.
Wo man zu glauben anfängt, Porthos werde Baron und d'Artagnan Kapitän werden.
Wie man etwas mit einer Feder und einer Drohung viel schneller und besser ausrichtet, als mit dem Schwerte und der Ergebenheit.
Schluß
Die drei Musketiere
Übersetzt von Georg Carl Lehmann
Die drei Geschenke des Herrn d'Artagnan, des Vaters.
Das Vorgemach des Herrn von Treville.
Die Audienz.
Die Schulter des Athos, das Wehrgehänge des Porthos und das Sacktuch des Arimas.
Die Musketiere des Königs und die Garden des Herrn Kardinals
Seine Majestät der König Ludwig XIII.
Die innere Wirtschaft der Musketiere.
Eine Hofintrige.
D'Artagnan zeigt sich uns deutlicher.
Eine Mausefalle im siebzehnten Jahrhundert.
Die Intrige verwickelt sich.
George Billiers, Herzog von Buckingham
Herr Bonacieux.
Der Mann von Meung.
Leute aus dem Bürgerstand nnd Militärs.

Wo der Herr Siegelbewahrer Séguier öfter die Glocke suchte, um zu läuten, wie er es sonst getan hat.
Die Hauswirtschaft des Bonacieux.
Der Liebhaber und der Gemahl.
Feldzugsplan.
Die Reise.
Das Ballett der Merlaison.
Das Rendezvous.
Der Pavillon.
Porthos.
Der Brief von Aramis.
Die Frau des Athos.
Die Rückkehr.
Die Jagd nach der Equipierung.
Mylady.
Ein Duell und ein ungalantes Abenteuer
Wo von der Equipierung des Aramis und Porthos gehandelt wird.
Des Nachts sind alle Katzen grau.
Ein Rachetraum.
Das Geheimnis der Mylady.
Wie Athos seine Equipierung fand, ohne sich dabei anzustrengen.
Eine süße Erscheinung
Eine schreckliche Erscheinung
Die Belagerung von La Rochelle
Das Gasthaus »Zum roten Taubenschlag«
Von dem Nutzen der Ofenröhren.
Eine Eheszene
Der Rat der Musketiere
Eine Familienangelegenheit
Fatalitäten.
Gespräch zwischen einem Bruder und einer Schwester
Offizier
In der Gefangenschaft
Ein Stoff zu einer klassischen Tragödie
Die Flucht
Was sich am 23. August 1628 in Portsmouth ereignet hat
In Frankreich

Das Kloster der Karmeliterinnen zu Bethune
Zwei Spielarten von Teufeln.
Ein Tropfen Wasser
Der Mann mit dem roten Mantel
Das Gericht.
Die Hinrichtung
Eine Botschaft vom Kardinal.
Epilog
Der Graf von Monte Christo
Das Halsband der Königin
Erster Band
Die Weissagungen
Prolog
1.
Ein alter Edelmann und ein alter Haushofmeister
I.
Zwei unbekannte Frauen.
II.
Das Innere eines Hauses.
III.
Jeanne von La Mothe Valois.
IV.
Belus.
V.
Straße nach Versailles
VI.
Der Befehl.
VII.
Der Alkoven der Königin.
VIII.
Das kleine Lever der Königin.
IX.
Der Schweizer-Teich.
X.
Der Versucher.
XI.
Der Suffren

XII.
Herr von Charny.
XIII.
Die hundert Louisd'or der Königin.
XIV.
Meister Fingret.
XV.
Der Cardinal von Rohan
XVI.
Mesmer und Saint-Martin.
XVII.
Der Bottich
XVIII.
Mademoiselle Oliva.
XIX.
Herr Beausire.
XX.
Das Gold.
XXI.
Das kleine Haus
XXII.
Einige Worte über die Oper.
XXIII.
Der Opernball
XXIV.
Sappho.
Das Halsband der Königin
(Denkwürdigkeiten eines Arztes II)
Alexander Dumas
Zweiter Band
XXV.
Die Academie des Herrn von Beausire.
XXVI.
Der Gesandte.
XXVII.
Die Herren Böhmer und Bossange.
XXVIII.

Bei der Gesandtschaft.
XXIX.
Der Handel.
XXX.
Das Haus des Zeitungsschreiber.
XXXI.
Wie zwei Freunde Feinde werden.
XXXII.
Das Haus der Rue Saint-Gilles.
XXXIII.
Das Haupt der Familie Taverney.
XXXIV.
Der Vers des Herrn von Provence.
XXXV.
Die Prinzessin von Lamballe.
XXXVI.
Bei der Königin.
XXXVII.
Ein Alibi.
XXXVIII.
Herr von Crosne.
XXXIX.
Die Versucherin.
XL.
Ein doppelter Ehrgeiz, der für eine doppelte Liebe gelten will.
XLI.
Worin man die Gesichter unter der Maske zu sehen anfängt.
XLII.
Worin Herr Ducorneau durchaus nichts von dem, was vorgeht, begreift.
XLIII.
Illusionen und Wirklichkeiten.
XLIV.
Worin Mademoiselle Oliva sich zu fragen anfängt, was man mit ihr wolle.
XLV.
Das öde Haus.

XLVI.
Jeanne als Beschützerin.
XLVII.
Jeanne als Schützlingin.
XLVIII.
Das Portefeuille der Königin.
XLIX.
Worin man den Doctor Louis wiederfindet.
L.
Aegri Somnia.
LI.
Worin nachgewiesen wird, daß die Öffnung des Herzens viel schwieriger ist, als die des Körpers.
LII.
Delirium.
LIII.
Genesung.
LIV.
Zwei blutende Herzen.
LV.
Ein Finanzminister.
LVI.
Wiedergefundene Illusionen. – Verlorenes Geheimniß.
LVII.
Gläubiger und Schuldner.
LVIII.
Haushaltungsrechnungen.
LIX.
Marie Antoinette als Königin. Frau von La Mothe als Weib.
LX.
Der Empfangschein Böhmers und die Verschreibung der Königin.
Ende des zweiten Bandes
Das Halsband der Königin
(Denkwürdigkeiten eines Arztes II)
Alexander Dumas.
Dritter Band
LXI.

Die Gefangene.
LXII.
Das Observatorium.
LXIII.
Die zwei Nachbarinnen.
LXIV.
Rendezvous.
LXV.
Die Hand der Königin.
LXVI.
Frau und Königin.
LXVII.
Weib und Dämon.
LXVIII.
Die Nacht.
LXIX.
Der Abschied.
LXX.
Die Eifersucht des Cardinals.
LXXI.
Die Flucht.
LXXII.
Der Brief und der Empfangschein.
LXXIII.
König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht, Rohan bin ich.
LXXIV.
Fechtkunst und Diplomatie.
LXXV.
Edelmann, Cardinal und Königin.
LXXVI.
Erklärungen.
LXXVII.
Die Verhaftung.
LXXVIII.
Die Protocolle.
LXXIX.
Eine letzte Anschuldigung.

LXXX.
Die Brautbewerbung.
LXXXI.
Saint-Denis.
LXXXII.
Ein todtes Herz.
LXXXIII.
Worin es sich erklärt, warum der Baron fett wurde.
LXXXIV.
Der Vater und die Braut.
LXXXV.
Nach dem Drachen die Natter.
LXXXVI.
Wie es kam, daß Herr von Beausire, während er den Hasen jaget, selbst von den Agenten des Herrn von Crosne gejagt wurde.
LXXXVII.
Die Turteltauben werden in den Käfig gebracht.
LXXXVIII.
Herr von Crosne.
LXXXIX.
Herr von Breteuil.
XC.
Eine letzte Hoffnung.
XCI.
Die Taufe des kleinen Beausire.
XCII.
Das Schemelchen.
XCIII.
Von einem Gitter und einem Abbé.
XCIV.
Der Spruch.
XCV.
Die Execution.
XCVI.
Die Hochzeit.
Ange Pitou. Band 1
oder:

Die Erstürmung der Bastille.
(Denkwürdigkeiten eines Arztes III.)
Erster Band.
Bekanntschaft mit dem Helden dieser Geschichte und seinem Geburtsorte.
Die Tante.
Ange Pitou bei seiner Tante.
Ueber den Einfluß, den auf das Leben eines Menschen ein Barbarismus und sieben Solöcismen haben können.
Ein philosophischer Pächter.
Hirtengedichte.
Lange Beine, wenn sie auch ein wenig beim Tanzen beschwerlich werden, können doch sehr nützlich beim Laufen sein.
Warum der schwarze Mann zu gleicher Zeit mit den zwei Sergeanten in das Haus des Pächters eingetreten war.
Straße nach Paris.
Was in Paris vorging.
Die Nacht vom 12. auf den 13. Juli.
Was in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1789 vorfiel.
Die drei Gewalten Frankreichs.
Herr de Launay, Gouverneur der Bastille.
Die Bastille und ihr Gouverneur.
Die Bastille.
Der Doktor Gilbert.
Ange Pitou. Band 2
oder:
Die Erstürmung der Bastille.
(Denkwürdigkeiten eines Arztes III.)
Zweiter Band.
Sebastian Gilbert.
Frau von Staël.
König Ludwig XVI.
Die Gräfin von Charny.
Königliche Philosophie.
Bei der Königin.
Wie der König am 14. Juli 1789 zu Abend speiste.
Olivier von Charny.

Eifersucht.
Szene zu drei.
An was der König in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1789 dachte.
Der Arzt des Königs.
Der Rat.
Die Entscheidung.
Der Brustharnisch.
Die Abfahrt
Die Reise.
Die Rückkehr.
Foulon.
Der Schwiegervater.
Der Schwiegersohn.
Ange Pitou. Band 3
oder:
Die Erstürmung der Bastille.
(Denkwürdigkeiten eines Arztes III.)
Dritter Band.
Billot fängt an zu bemerken, daß nicht alles rosa bei den Revolutionen ist.
Die Pitt.
Medea.
Was die Königin wollte.
Das Regiment Flandern.
Das Bankett der Garden.
Die Weiber mischen sich darein.
Maillard als General.
Ungnade.
Der Abend des 5. Oktober.
Die Nacht vom 5. auf den 6. Oktober.
Der Morgen.
Georges von Charny.
Abgang, Reise und Ankunft von Pitou und Sebastian Gilbert.
Wie Pitou von seiner Tante zum zweiten Mal weggejagt wird.
Pitou als Revolutionär.
Frau Billot dankt ab.

Was Pitou bestimmt, den Pachthof zu verlassen und nach Haramont, seiner einzigen und wahren Heimat zurückzukehren.
Pitou als Redner.
Pitou als Verschwörer.
Der Abbé Fortier vertritt das monarchische und Pitou das revolutionäre Prinzip.
Pitou als Diplomat.
Pitou siegt.
Der Vater Clouis und der Clouis-Stein, oder wie Pitou ein Taktiker wurde und sich ein stattliches Aussehen gab.
Katharine treibt Diplomatie.
Der Honig und der Wermut.
Unvorhergesehene Entwickelung.
Der Frauenkrieg
Historischer Roman
I. Band.
Erstes Kapitel.
Zweites Kapitel.
Drittes Kapitel.
Viertes Kapitel.
Fünftes Kapitel.
Sechstes Kapitel.
Siebentes Kapitel.
Achtes Kapitel.
Chantilly
Neuntes Kapitel.
Zehntes Kapitel.
Elftes Kapitel.
Zwölftes Kapitel.
Dreizehntes Kapitel.
Vierzehntes Kapitel.
Fünfzehntes Kapitel.
Sechzehntes Kapitel.
II. Band.
Erstes Kapitel.
Zweites Kapitel.
Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.
Fünftes Kapitel.
Sechstes Kapitel.
Siebentes Kapitel.
Achtes Kapitel.
Neuntes Kapitel.
Zehntes Kapitel.
Elftes Kapitel.
Zwölftes Kapitel.
Dreizehntes Kapitel.
Vierzehntes Kapitel.
Fünfzehntes Kapitel.
Sechzehntes Kapitel.
Siebzehntes Kapitel.
Achtzehntes Kapitel.
Neunzehntes Kapitel.
Zwanzigstes Kapitel.
Einundzwanzigstes Kapitel.
Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Dreiundzwanzigstes Kapitel.
Vierundzwanzigstes Kapitel.
Die Fünfundvierzig
Historischer Roman
Erster Band
Das Tor Saint-Antoine.
Revüe.
Die Hinrichtung.
Das Schwert des kühnen Ritters behält recht gegen Amors
Rosenstock.
Gaskognersilhouetten.
Herr von Loignac.
Der Panzermann.
Abermals die Lige.
Das Gemach seiner Majestät Heinrichs III. im Louvre.
Das Schlafgemach.
Chicots Schatten.
Wie schwierig es für einen König ist, gute Botschafter zu finden.

Chicots Börse.
Die Priorei der Jakobiner.
Die beiden Freunde.
Die Tischgenossen.
Bruder Borromée.
Die Lektion.
Das Beichtkind.
Die Guisen.
Im Louvre. Die Enthüllung.
Zwei Freunde.
Sainte-Maline.
Zurück in Paris.
Zweiter Band
Die Herren Bürger von Paris.
Bruder Borromée.
Chicot der Lateiner.
Die vier Winde.
Wie Chicot seine Reise fortsetzte, und was ihm dabei begegnete.
Dritter Reisetag.
Ernauton von Carmainges.
Der Pferdehof.
Magdalenas sieben Sünden.
Bel-Esbat.
Der Brief des Herrn von Mayenne.
Wie Dom Modeste Gorenflot den König segnete.
Chicot segnet Ludwig XI. für die Erfindung der Post.
Wie der König von Navarra lateinisch versteht.
Die Allee von dreitausend Schritten.
Das Kabinett Margarethes.
Der spanische Botschafter.
Die Armen des Königs von Navarra.
Die wahre Geliebte des Königs von Navarra.
Wie Chicot sich darüber wunderte, daß er in der Stadt Nerac so bekannt war.
Der Oberjägermeister des Königs von Navarra.
Wie man den Wolf in Navarra jagte.
König Heinrich von Navarra im Feuer.

Im Louvre.
Rote Feder und weiße Feder.
Die Tür öffnet sich.
Wie eine vornehme Dame im Jahre der Gnade 1586 liebte.
Sainte-Malines Eindringen und dessen Folgen.
Was in dem geheimnisvollen Haufe vorfiel.
Dritter Band
Das Laboratorium.
Der Herzog von Anjou in Flandern.
Monseigneur.
Franzosen und Flamländer.
Die Reisenden.
Erklärung.
Das Wasser.
Die Flucht.
Verklärung.
Die beiden Brüder.
Die Expedition.
Der Herzog von Anjou.
Eine Erinnerung des Herzogs von Anjou.
König Heinrich III. ladet Crillon nicht zum Frühstück, und Chicot ladet sich selbst ein.
Heinrich erhält Kunde aus dem Norden.
Die zwei Gevattern.
Das Füllhorn.
Was in dem Winkel des Füllhorns vorfiel.
Der Gatte und der Liebhaber.
Wie Chicot in dem Briefe des Herzogs von Guise klarzusehen anfing.
Nachricht von Aurilly.
Zweifel.
Verhängnis.
Die Hospitaliterinnen.
Die Gräfin Charny
Erstes Kapitel
Zweites Kapitel
Drittes Kapitel

Viertes Kapitel
Fünftes Kapitel
Sechstes Kapitel
Siebentes Kapitel
Achtes Kapitel
Neuntes Kapitel
Zehntes Kapitel
Elftes Kapitel
Zwölftes Kapitel
Dreizehntes Kapitel
Vierzehntes Kapitel
Fünfzehntes Kapitel
Sechzehntes Kapitel
Siebzehntes Kapitel
Achtzehntes Kapitel
Neunzehntes Kapitel
Zwanzigstes Kapitel
Einundzwanzigstes Kapitel
Zweiundzwanzigstes Kapitel
Dreiundzwanzigstes Kapitel
Vierundzwanzigstes Kapitel
Fünfundzwanzigstes Kapitel
Sechsundzwanzigstes Kapitel
Siebenundzwanzigstes Kapitel
Achtundzwanzigstes Kapitel
Neunundzwanzigstes Kapitel
Dreißigstes Kapitel
Einunddreißigstes Kapitel
Zweiunddreißigstes Kapitel
Dreiunddreißigstes Kapitel
Vierunddreißigstes Kapitel
Fünfunddreißigstes Kapitel
Sechsunddreißigstes Kapitel
Siebenunddreißigstes Kapitel
Achtunddreißigstes Kapitel
Neununddreißigstes Kapitel
Vierzigstes Kapitel

- Einundvierzigstes Kapitel
- Zweiundvierzigstes Kapitel
- Dreiundvierzigstes Kapitel
- Vierundvierzigstes Kapitel
- Fünfundvierzigstes Kapitel
- Sechsundvierzigstes Kapitel
- Siebenundvierzigstes Kapitel
- Achtundvierzigstes Kapitel
- Neunundvierzigstes Kapitel
- Fünfzigstes Kapitel
- Einundfünfzigstes Kapitel
- Zweiundfünfzigstes Kapitel
- Dreiundfünfzigstes Kapitel
- Vierundfünfzigstes Kapitel
- Fünfundfünfzigstes Kapitel
- Sechsundfünfzigstes Kapitel
- Siebenundfünfzigstes Kapitel
- Achtundfünfzigstes Kapitel
- Alexander Dumas d. Ätere

Napoleon Bonaparte

- Vorwort.
- Napoleon Bonaparte
- Der General Bonaparte
- Bonaparte Erster Konsul.
- Napoleon Kaiser.
- Napoleon auf der Insel Elba.
- Die Hundert Tage.
- Napoleon auf St. Helena
- Nachschrift des Übersetzers.

Lady Hamilton

- Memoiren einer Favoritin
- Prolog.
- 1. Kapitel.
- 2. Kapitel.
- 3. Kapitel.
- 4. Kapitel.
- 5. Kapitel.

6. Kapitel.
7. Kapitel.
8. Kapitel.
9. Kapitel.
10. Kapitel.
11. Kapitel.
12. Kapitel.
13. Kapitel.
14. Kapitel.
15. Kapitel.
16. Kapitel.
17. Kapitel.
18. Kapitel.
19. Kapitel.
20. Kapitel.
21. Kapitel.
22. Kapitel.
23. Kapitel.
24. Kapitel.
25. Kapitel.
26. Kapitel.
27. Kapitel
28. Kapitel.
29. Kapitel.
30. Kapitel.
31. Kapitel.
32. Kapitel.
33. Kapitel.
34. Kapitel.
35. Kapitel.
36. Kapitel.
37. Kapitel.
38. Kapitel.
39. Kapitel.
40. Kapitel.
41. Kapitel.
42. Kapitel.

43. Kapitel.
44. Kapitel.
45. Kapitel.
46. Kapitel.
47. Kapitel.
48. Kapitel.
49. Kapitel.
50. Kapitel.
51. Kapitel.
52. Kapitel.
53. Kapitel.
54. Kapitel.
55. Kapitel.
56. Kapitel.
57. Kapitel.
58. Kapitel.
59. Kapitel.
60. Kapitel.
61. Kapitel.
62. Kapitel.
63. Kapitel.
64. Kapitel.
65. Kapitel.
66. Kapitel.
67. Kapitel.
68. Kapitel.
69. Kapitel.
70. Kapitel.
71. Kapitel.
72. Kapitel.
73. Kapitel.
74. Kapitel.
75. Kapitel.
76. Kapitel.
77. Kapitel.
78. Kapitel.
79. Kapitel.

80. Kapitel.
81. Kapitel.
82. Kapitel.
83. Kapitel.
84. Kapitel.
85. Kapitel.
86. Kapitel.
87. Kapitel.
88. Kapitel.
89. Kapitel.
90. Kapitel.
91. Kapitel.
92. Kapitel.
93. Kapitel.
94. Kapitel.
95. Kapitel.
96. Kapitel.
97. Kapital.
98. Kapitel.

Alexandre Dumas der Ältere

Gesammelte Werke des Alexandre Dumas



ASKLEPIOSMEDIA

Alexandre Dumas der Ältere

Gesammelte Werke des Alexandre Dumas

Neuauflage
Herausgeber: Dr. André Hoffmann
Umschlaggestaltung, neu durchgesehene Ausgabe
©2014 asklepiosmedia, Dinslaken
www.asklepiosmedia.de
Alle Rechte vorbehalten.

Diese Bearbeitung ist urheberrechtlich geschützt. Mit dem Kauf dieses Werks erwerben Sie eine Lizenz für den eigenen Gebrauch (Lesen). Möchten Sie dieses Werk mit Personen teilen, erwerben Sie bitte für jeden Nutzer jeweils eine Lizenz. Gleiches gilt, wenn Sie dieses Werk lesen möchten und über noch keine Lizenz verfügen.

Zwanzig Jahre nachher

Historisch-romantisches Gemälde

Der Schatten Richelieus

In einem uns schon bekannten Gemache des Kardinalspalastes, an einem Tische mit vergoldeten Ecken, der mit Papieren, Büchern und Schriften beladen war, saß ein Mann, der seinen Kopf in beide Hände stützte. Hinter ihm war ein weiter, vom Feuer geröteter Kamin, worin die brennenden Scheiter auf breiten, vergoldeten Böcken ineinander fielen. Der Wiederschein des Herdes erhellte die prächtige Kleidung dieses Träumers von rückwärts, während ihn vorn das Licht eines mit Kerzen ausgestatteten Kandelabers erleuchtete.

Wenn man diese rote Kleidung, diese reichen Spitzen, dazu diese blasse und gedankenvoll niedergebeugte Stirn sah, die Einsamkeit dieses Kabinetts, die Stille der Vorzimmer, den abgemessenen Schritt der Wachen am Vorplatze betrachtete, so konnte man meinen, der Schatten des Kardinals von Richelieu befinde sich noch in seinem Zimmer. Ach! es war in der Tat nur noch der Schatten des großen Mannes. Das geschwächte Frankreich, die verkannte Autorität des Königs, die abermals schwach und aufrührerisch gewordenen Großen, der über die Grenzen zurückgetriebene Feind, alles gab Zeugnis, daß Richelieu nicht mehr da sei.

Was aber noch mehr als alles das Angeführte zeigte, daß die rote Kleidung nicht die des alten Kardinals sei, war diese Absonderung, welche, wie schon bemerkt, viel mehr die eines Schattens als eines lebenden Menschen zu sein schien, das waren die von Hofleuten entvölkerten Gänge, diese Höfe, von Wachen angefüllt; das war diese höhnische Gesinnung, die sich auf der Straße kundgab und durch die Fenster dieses Zimmers drang, die der Hauch einer gegen den Minister vereinigten Stadt erschütterte; das war endlich ein fernes, stets wiederholtes Dröhnen von Flintenschüssen, welche

zum Glück ohne Zweck und ohne Folgen, und nur deshalb abgefeuert wurden, damit sie den Garden, den Schweizern, den Musketieren und Soldaten, die das Palais-Royal umzingelten (denn der Kardinalspalast selber veränderte den Namen), zeigen sollten, daß auch das Volk im Besitze von Waffen sei.

Dieser Schatten Richelieus war Mazarin. Mazarin war allein und fühlte sich schwach.

»Ausländer!« murmelte er, »Italiener, das ist ihr ohnmächtiges Wort! Mit diesem Worte haben sie Concini erdolcht, aufgehenkt und verschlungen, und ließe ich sie gewähren, würden sie mich gleichfalls umbringen, aufknüpfen und zerfleischen, wiewohl ich ihnen nie ein anderes Leid zufügte, als daß ich sie ein bißchen aussog. Die Schwachköpfe, sie fühlen also nicht, daß keineswegs dieser Welsche, der das Französisch so schlecht spricht, ihr Feind ist, sondern vielmehr jene, welche die Gabe besitzen, ihnen so glatte Worte im reinen und guten Pariser Dialekte vorzutragen.«

»Ja, ja!« fuhr der Minister mit seinem feinen Lächeln fort, das jetzt seltsam von seinen bleichen Lippen abstach, »ja, euer Geschrei sagte es mir, daß das Los der Günstlinge wandelbar ist; doch wenn ihr das wisset, so muß es euch bekannt sein, daß ich kein gewöhnlicher Günstling bin! Der Graf vor Essex besaß einen kostbaren, mit Diamanten übersäten Ring, den ihm seine königliche Gönnerin geschenkt hatte; ich besitze nur einen einfachen Ring mit Namenszug und Datum, doch dieser Ring ward in der Kapelle des Palais-Royal gesegnet; somit werden sie mich nicht zu Grunde richten, wie sie es wünschen. Sie gewahren es nicht, daß ich sie mit ihrem ewigen Geschrei: »Nieder mit Mazarin!« bald werde rufen lassen: »Es lebe Herr von Beaufort!« – bald: »Es lebe der Prinz!« und bald ebenso lebhaft: »Es lebe das Parlament!« – Nun, Herr von Beaufort ist in Vincennes; der Prinz wird heute oder morgen zu ihm kommen, und das Parlament – – –«

Hier verwandelte sich das Lächeln des Kardinals in einen Ausdruck von Haß, dessen sein freundliches Antlitz unfähig schien. »Und das Parlament – – je nun, wir werden sehen, was wir aus dem Parlament machen; wir haben Orleans und Montargis. O, ich will die Zeit hierzu benützen, doch diejenigen, welche zu schreien anfingen: »Nieder mit Mazarin!« – werden zuletzt ausrufen: »Nieder da mit all' diesen Leuten, einen nach dem

andern!« O, wäre ich nur kein Ausländer, wäre ich nur Franzose und von edler Geburt! –«

Wir wollen jetzt sehen, was von beiden Seiten geschah.

Am siebenten Januar hatten sich siebenhundert bis achthundert Kaufleute von Paris aus Anlaß einer neuen Steuer, die man den Hauseigentümern auferlegen wollte, zusammengerottet und dagegen Einspruch getan; sie schickten zehn aus ihrer Mitte ab, daß sie in ihrem Namen mit dem Herzoge von Orleans sprächen, der nach seiner Gewohnheit den Volksfreund spielte. Der Herzog von Orleans ließ sie vor; sie erklärten ihm, daß sie entschlossen wären, diese neue Abgabe nicht zu entrichten, selbst wenn sie sich mit den Waffen gegen diejenigen, welche sie beheben wollten, verteidigen müßten. Der Herzog von Orleans hörte sie huldreich an, ließ sie auf einige Ermäßigung hoffen, versprach ihnen, er wolle deshalb mit der Königin sprechen, und entließ sie mit seinem gewöhnlichen: »Man wird sehen.«

Am Neunten kamen auch die Requeten-Meister zu dem Kardinal und der Wortführer sprach mit so viel Festigkeit und Kühnheit, daß der Kardinal ganz erstaunt darüber war. Er verabschiedete sich mit denselben Worten, wie es der Herzog von Orleans tat: »Wir wollen sehen.«

»Um zu sehen,« – berief man also den Rat zusammen und ließ den Finanzminister d'Emery holen.

Gegen d'Emery war das Volk sehr aufgebracht, schon deshalb, weil er Finanzminister war, und dann auch, wir müssen es wohl sagen, weil er es ein wenig verdient hatte.

Man ließ ihn aus dem Rate rufen; er eilte ganz blaß und verstört herbei und sagte, sein Sohn wäre an diesem Tage auf dem Platze vor dem Palais-Royal fast umgebracht worden; die Volksmenge sei ihm begegnet, und habe ihm den Luxus seiner Gemahlin vorgeworfen, da sie eine mit rotem Samt und mit goldenen Fransen ausgeschmückte Wohnung hätte.

D'Emerys Sohn wäre fast erdrosselt worden, denn einer der Rebellen brachte in Vorschlag, ihn so lang zu würgen, bis er das Gold, welches er verschlungen, wieder von sich gegeben hätte. Der Rat entschied an diesem

Tage nicht, denn der Finanzminister war mit diesem Vorfall zu sehr beschäftigt, als daß sein Geist frei sein konnte.

Am folgenden Morgen ward der erste Präsident Mathieu Molé gleichfalls angegriffen; das Volk bedrohte ihn ob all' des Bösen, das man ihm zufügen wollte; allein der erste Präsident hatte, ohne die Fassung zu verlieren, und ohne sich zu verwundern, mit gewohnter Ruhe geantwortet; er wolle, wenn die Unruhestifter nicht gehorchen würden, auf den öffentlichen Plätzen Galgen errichten, und sogleich die Widerspenstigen aufhenken lassen. Aber jene verharrten fortwährend in ihrem starren und verwegenen Trotze.

Das ist noch nicht alles. Als am Ersten die Königin nach Notre-Dame ging, was sie regelmäßig jeden Sonnabend tat, folgten ihr über zweihundert Weiber, welche ihr zuriefen und Gerechtigkeit forderten. Sie hatten zwar keine böse Absicht, da sie sich bloß zu ihren Füßen werfen und ihr Mitleid erregen wollten, allein die Wachen verhinderten sie daran, und die Königin schritt vorüber, ohne auf ihr Gewimmer zu achten. Nachmittags war abermals Ratssitzung, worin beschlossen wurde, die königliche Autorität in Kraft zu erhalten; demgemäß wurde das Parlament für den nächsten Tag, den Zwölften, zusammenberufen.

An diesem Tage nun, an dessen Abend wir diese neue Geschichte eröffnen, ließ der König, der damals erst zehn Jahre alt war und eben geblättert hatte, Dankgebete für seine Genesung in Notre-Dame verrichten, seine Garden, Schweizer und Musketiere unter die Waffen treten, sie rings um das Palais-Royal, auf den Quais und am Pontneuf aufstellen, und nach Anhörung der Messe begab er sich in das Parlament, wo er in einer unvorbereiteten, feierlichen Sitzung seine früheren Edikte nicht bloß bestätigte, sondern auch noch fünf bis sechs neue erließ. – von denen die einen, sagt der Kardinal Retz, verderblicher waren als die andern. Demzufolge erhob sich dann der erste Präsident, der, wie wir sahen, tagszuvor noch für den Hof war, und sprach sich sehr kühn aus gegen die Art und Weise, den König nach dem Palaste zu führen, um die Freiheit der Stimmen zu überrumpeln und abzunötigen. Mit besonderer Heftigkeit aber eiferten gegen diese neuen Auflagen der Präsident Blancmesnil und der Rat Broussel.

Nachdem diese Verordnungen erlassen worden, kehrte der König wieder in das Palais-Royal zurück; eine große Volksmenge stand an seinem Wege: da

man aber wußte, daß er aus dem Parlament komme, ohne zu wissen, ob er dem Volke Gerechtigkeit widerfahren ließ oder nicht, so ließ sich auf seinem Wege nicht ein einziger Jubelruf vernehmen, um ihm zu seiner Genesung Glück zu wünschen. Im Gegenteil waren alle Gesichter finster und bekümmert, und einige sogar der Drohungen voll.

Die Truppen blieben ungeachtet seiner Zurückkunft am Platze; man besorgte einen Aufruhr, wenn das Resultat des Parlaments bekannt wurde; und wirklich, kaum verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, der König habe die Steuern noch vermehrt, statt sie zu verringern, so bildeten sich Gruppen, und man rief mit lautem Geschrei: »Nieder mit Mazarin! es lebe Broussel! es lebe Blancmesnil!« denn das Volk erfuhr, daß diese beiden zu seinen Gunsten gesprochen, und obwohl ihre Beredsamkeit fruchtlos war, so wußte man ihnen doch dafür keinen geringeren Dank.

Die Unruhe in den Straßen nahm von Minute zu Minute zu. Der Kardinal erhob auf einmal mit halbgerunzelter Stirn das Haupt, als hätte er einen Entschluß gefaßt, richtete die Augen auf eine ungeheure Wanduhr, die auf sechs Uhr zeigte, und indem er eine im Bereich seiner Hand liegende Pfeife von vergoldetem Silber vom Tische nahm, pfiff er zu wiederholtem Male.

Da öffnete sich geräuschlos eine in der Tapete verborgene Türe, ein schwarzgekleideter Mann trat hervor und blieb hinter dem Stuhle stehen.

»Bernouin!« sprach der Kardinal, ohne daß er sich umwandte, denn da er zweimal gepfiffen hatte, so wußte er schon, es müsse sein Kammerdiener sein. »welche Musketiere sind im Palast auf der Wache?«

»Monseigneur, die schwarzen Musketiere.«

»Welche Kompagnie?«

»Die Kompagnie Tréville.«

»Steht etwa ein Offizier der Kompagnie im Vorgemach?«

»Der Leutnant d'Artagnan.«

»Ein Vertrauenswürdiger – nicht wahr?«

»Ja, Monseigneur.«

»Rufe mir Herrn d'Artagnan.«

Der Kammerdiener ging diesmal durch die Mitteltür ab, und zwar immer so still und schweigsam wie vorher. Man hätte glauben mögen, er sei ein Schatten.

Bald darauf ging die Türe wieder auf. »Herr d'Artagnan,« sprach der Kammerdiener.

Ein Offizier trat ein. Es war ein Mann von neununddreißig bis vierzig Jahren, von kleinem Wuchse, doch gut gebaut, mit einem lebhaften und geistvollen Auge, mit schwarzem Bart und Haaren, die zu ergrauen begannen, wie das immer geschieht, wenn man das Leben zu gut oder zu schlecht genossen hat, und zumal, wenn man stark braune Haare hat. D'Artagnan trat vier Schritte in das Kabinett und blieb in ehrfurchtsvoller, doch würdiger Haltung stehen. Der Kardinal richtete sein mehr schlaues als durchdringendes Auge auf ihn, und prüfte ihn aufmerksam; dann sprach er nach einigen Sekunden des Schweigens:

»Ihr seid Herr d'Artagnan?«

»Ich bin es, gnädigster Herr,« entgegnete der Offizier. »Mein Herr,« sprach der Kardinal, »Ihr werdet jetzt mit mir gehen, oder vielmehr, ich will mit Euch gehen.«

»Ich stehe zu Befehl, gnädigster Herr,« antwortete d'Artagnan. »Ich möchte gern selbst die umliegenden Wachtposten des Palais-Royal besichtigen; glaubt Ihr, das sei mit Gefahr verbunden?«

»Gefahr?« fragte d'Artagnan, »und welche denn?«

»Wie es heißt, ist das Volk sehr aufrührerisch.«

»Gnädigster Herr! die Uniform der Musketiere des Königs ist sehr geachtet, und wäre sie das auch nicht, so fühle ich mich doch verbindlich, zu vier ein

Hundert dieses Pöbels zu verjagen!«

Die nächtliche Runde

Zehn Minuten darauf trabte die kleine Schar durch die Straße des Bons-Enfants hinter dem Schauspielsaale, den der Kardinal Richelieu erbaute, um darin »Mirame« aufführen zu lassen, und worin der Kardinal Mazarin, der die Musik mehr liebte als die Literatur, die ersten Opern, die in Frankreich gegeben wurden, zur Aufführung brachte. Von Zeit zu Zeit vernahm man ein Getöse vom Quartier der Hallen. Flintenschüsse dröhnten von der Seite der Straße Saint-Denis her, und manchmal fing auf einmal eine Glocke zu läuten an, welche, man wußte nicht weshalb, von der Laune des Volkes in Bewegung gesetzt ward. Als sie in der Nähe des Wachtpostens der Barriere Seigents kamen, wurden sie von der Schildwache angerufen. D'Artagnan gab Antwort, und nachdem er den Kardinal um das Losungswort gefragt hatte, ritt er dahin; das Losungswort war: Louis und Rocroy. Nach dem Austausch dieser Erkennungszeichen fragte d'Artagnan, ob Herr von Comminges den Posten befehlige. Die Schildwache zeigte ihm hierauf einen Offizier, der sich mit der Hand auf den Hals des Pferdes von demjenigen stützte, mit dem er sich eben besprach. Es war derselbe, um welchen d'Artagnan fragte.

»Dort steht Herr von Comminges,« sagte d'Artagnan, als er zu dem Kardinal zurückkehrte. Der Kardinal ritt dahin, während sich d'Artagnan bescheiden entfernt hielt; mittlerweile sah er an der Art und Weise, wie die Offiziere zu Fuß und die Offiziere zu Pferde ihre Hüte abnahmen, daß sie Seine Eminenz erkannten. »Bravo, Guitaut,« sprach der Kardinal zu dem Reiter, »ich sehe, Ihr seid noch immer munter und treu, und stets derselbe, ungeachtet Eurer vierundsechzig Jahre. Was habt Ihr zu diesem jungen Manne gesprochen?«

»Gnädigster Herr, ich sagte ihm, daß wir in einer seltsamen Zeit leben, und der heutige Tag gleiche so ganz einem jener Tage der Ligue, die ich in meinen jungen Jahren gesehen habe. Wissen Sie, daß man in der Straße Saint-Denis und Saint-Martin von nichts Geringerem sprach, als von der Errichtung von Barrikaden?«

»Und was antwortete Euch Comminges, lieber Guitaut?«

»Gnädigster Herr,« versetzte Comminges, »ich antwortete ihm: »Um eine Ligue zu bilden, fehle Ihnen nur eines, was mir aber hübsch wesentlich scheint – nämlich ein Herzog von Guise. Überdies tut man dasselbe nicht zweimal.«

Hierauf begab man sich zur Inspektion der Wache bei Quinze-Vingts. D'Artagnan ritt mitten durch die Volkshaufen, unbekümmert, als ob er selbst und sein Pferd von Erz wären; Mazarin und Guitaut besprachen sich leise; die Musketiere, welche endlich den Kardinal erkannten, folgten schweigsam nach. Man kam in die Straße Saint-Thomas du Louvre, wo der Wachposten von Quinze-Vingts stand; Guitaut berief einen Unteroffizier, daß er Bescheid gebe.

»Nun?« fragte Guitaut. »O, mein Kapitän,« entgegnete der Offizier, »auf dieser Seite steht alles gut, wenn nichts im Hotel vorgeht, wie mich dünkt.« Er deutete auf ein prächtiges Hotel, das sich bis zu dem Platz hin erstreckte, wo jetzt das Baudevilletheater steht. »In jenem Hotel?« versetzte Guitaut. »Doch das ist das Hotel Rambouillet.«

»Ich weiß es nicht, ob es das Hotel Rambouillet sei,« antwortete der Offizier, »ich weiß nur so viel, daß ich viele Leute von verdächtigem Aussehen in dasselbe treten sah.«

»Bah,« versetzte Guitaut, ein Gelächter erhebend, »das sind Poeten.«

»Nun, Guitaut,« sprach Mazarin, »du wirst doch von diesen Herren nicht so unehrerbietig reden? Weißt du nicht, daß ich in meiner Jugend auch Poet war und Verse komponierte, wie die des Herrn von Benserade sind?«

»Sie, gnädigster Herr?«

»Ja, ja; soll ich dir einige davon rezitieren?«

»Das ist mir gleichviel, Monseigneur, ich verstehe nicht italienisch.«

»Ja, aber französisch verstehst du, nicht wahr, guter und wackerer Guitaut?« erwiderte Mazarin und legte ihm huldreich die Hand auf die Schulter, »und welchen Auftrag man dir auch in dieser Sprache gäbe, so würdest du ihn vollziehen?«

»Allerdings, gnädigster Herr, wie ich es schon getan habe, vorausgesetzt, daß er mir von der Königin zukommt.«

»Ja,« versetzte Mazarin, sich in die Lippen beißend, »ich weiß, daß du ihr ganz ergeben bist.«

»Ich bin Kapitän ihrer Garden über zwanzig Jahre lang.« »Vorwärts, Herr d'Artagnan!« rief der Kardinal wieder, »von dieser Seite steht alles gut.«

D'Artagnan stellte sich wieder an die Spitze des Zuges, ohne ein Wort zu reden, und mit jenem passiven Gehorsam, der den Charakter des alten Soldaten ausmacht. Sie nahmen den Weg nach dem Hügel von Saint-Roche, wo der dritte Wachposten stand, und eilten durch die Straße Richelieu und die Straße Villedo. Diese war die verödetste, denn sie grenzte beinahe an die Wälle, und die Stadt war auf dieser Seite wenig bevölkert. »Wer befehligt diesen Posten?« fragte der Kardinal. »Villequier,« antwortete Guitaut. »Donnerwetter!« rief Mazarin, »redet allein mit ihm; Ihr wißt es, wir sind in Spannung, seit Ihr den Auftrag hattet, den Herzog von Beaufort zu verhaften; er behauptete, diese Ehre käme ihm zu als Kapitän der Garden des Königs.«

»Das weiß ich, und sagte es ihm hundertmal, daß er Unrecht hatte; der König konnte ihm hierzu den Auftrag noch nicht geben, denn der König war damals kaum vier Jahre alt.«

»Ja, Guitaut, aber ich konnte ihm denselben geben, und erteilte Euch den Vorzug.« Guitaut spornte sein Pferd, ohne zu antworten, und als er sich der Schildwache zu erkennen gab, ließ er Herrn von Villequier rufen. Dieser kam.

»Ach, Ihr seid es, Guitaut,« sprach er im Tone übler Laune, der ihm eigen war. »Den Teufel, was wollet Ihr da?«

»Ich will Euch fragen, ob es auf dieser Seite etwas Neues gibt.«

»Was zum Teufel soll es denn geben? Man ruft: »Es lebe der König!« und: »Nieder mit Mazarin!« das ist nichts Neues, an solche Ausrufungen sind wir seit länger schon gewöhnt.«

»Und Ihr macht den Chor mit,« versetzte Guitaut lachend. »Meiner Treue! ich habe manchmal große Lust dazu und finde, daß sie sehr recht haben, Guitaut. Ich möchte recht gern fünf Jahre meine Löhnung dafür hingeben, die man mir nicht bezahlt, wenn der König um fünf Jahre älter wäre.«

»Wirklich – und was geschähe, wenn der König um fünf Jahre älter wäre?«

»Wäre der König mündig, würde er sogleich seine Befehle selbst erlassen, und es liegt ein viel größeres Vergnügen darin, dem Enkel Heinrichs IV. zu gehorchen, als dem Sohne des Pietro Mazarin. Zum Teufel! für den König wollte ich mich mit Freuden töten lassen; würde ich aber für Mazarin getötet, wie es Eurem Neffen fast geschehen wäre, so gäbe es kein noch so schönes Paradies, das mich je dafür zu trösten vermöchte.«

«Gut, gut, Herr von Villequier,« sprach Mazarin; »seid unbekümmert, ich will den König von Eurer Treue in Kenntnis setzen.« Dann wandte er sich nach der Bedeckung um und fuhr fort: »Vorwärts, meine Herren, es geht alles gut, lasset uns zurückkehren ...«

Der Kardinal hatte während der ganzen Dauer dieses nächtlichen Ausfluges, das ist seit etwa einer Stunde, einen Mann geprüft und nebenbei Comminges, Guitaut und Villequier durchforscht. Jener Mann, der sich bei den Drohungen des Volkes so gleichgültig verhielt, und der bei den Scherzen des Kardinals, sowie bei denen, deren Gegenstand er gewesen war, keine Miene verändert hatte, jener Mann schien ihm ein besonderes Wesen, und für Auftritte von der Art derjenigen gestählt, in denen man sich befand, und vorzüglich derjenigen, welche eben bevorstanden. Überdies war ihm der Name d'Artagnan nicht ganz unbekannt, und obschon er erst gegen das Jahr 1634 oder 1635, das heißt sieben oder acht Jahre nach den Vorfällen, nach Frankreich kam, die wir in einer früheren Geschichte erzählt haben, so glaubte der Kardinal doch, er habe diesen Namen als den eines Mannes nennen gehört, der sich bei einer Begebenheit, die seinem Geiste

nicht mehr gegenwärtig war, als ein Muster von Mut, Treue und Geschicklichkeit bewährt habe.

»Lieber Guitaut!« sprach der Kardinal, nachdem er d'Artagnan freundlich verabschiedet hatte, »Ihr habt eben gesagt, daß Ihr schon fast zwanzig Jahre lang im Dienste der Königin steht.«

»Ja, das ist auch wahr,« versetzte Guitaut.

»Nun, lieber Guitaut,« fuhr der Kardinal fort, »ich habe die Bemerkung gemacht, daß Ihr außer Eurem unbestrittenen Mute und Eurer bewährten Treue ein vortreffliches Gedächtnis besitzet.«

»Sie haben diese Bemerkung gemacht, gnädigster Herr?« versetzte der Kapitän der Garden; »das ist, Potz Wetter, um so schlimmer für mich.«

»Warum das?«

»Sicherlich, denn eines der ersten Erfordernisse für einen Hofmann ist, daß er zu vergessen weiß.«

»Ihr seid aber kein Hofmann, Guitaut! Ihr seid ein wackerer Soldat, solch ein Kapitän aus der Zeit des Königs Heinrich IV., aus der leider bald keiner mehr übrig sein wird.«

»Schwerenot, gnädigster Herr, ließen Sie mich denn kommen, um mir ein Horoskop zu stellen?«

»Nein,« entgegnete Mazarin lachend, »ich ließ Euch kommen, um Euch zu fragen, ob Ihr unsern Leutnant der Musketiere beobachtet habt.«

»Herrn d'Artagnan?«

»Ja.«

»Ich brauche ihn nicht zu beobachten, gnädigster Herr, ich kenne ihn seit länger schon.«

»Was ist es für ein Mann?«

»Hm,« versetzte Guitaut, über diese Frage erstaunt, »er ist ein Gascogner.«

»Ja, das weiß ich, allein ich wollte Euch fragen, ob er ein Mann sei, dem man Vertrauen schenken kann.«

»Herr von Tréville achtet ihn hoch, und wie Sie wissen, gehört Herr von Tréville zu den ergebensten Freunden der Königin.«

»Ich möchte wissen, ob er ein Mann ist, der seine Proben bestanden hat?«

»Verstehen Sie darunter den tapferen Soldaten, so glaube ich antworten zu dürfen: Ja. Wie ich sagen hörte, hat er bei der Belagerung von La Rochelle, im Engpasse von Suze, und bei Perpignan mehr getan, als seine Schuldigkeit.«

»Ihr wißt aber, Guitaut, wir Minister brauchen oft noch andere Männer, als bloß tapfere Soldaten. Wir brauchen geschickte Leute. Hat nicht Herr d'Artagnan zur Zeit des Kardinals an irgendeiner Intrige teilgenommen, von der das Gerücht erzählt, er habe sich sehr gewandt herausgezogen?«

Guitaut, der es wohl merkte, daß der Kardinal ihn wolle reden lassen, entgegnete ihm: »Gnädigster Herr, in dieser Beziehung muß ich Ew. Eminenz sagen, daß ich nicht weiß, was Ihnen das Gerücht bekannt gegeben hat. Was mich betrifft, so habe ich an Intrigen niemals teilgenommen, und wenn ich auch in bezug auf die Intrigen anderer bisweilen einige vertrauliche Mitteilungen erhielt, so werden es mir Ew. Eminenz erlauben, da das Geheimnis nicht mir angehört, es denen zu bewahren, die es mir anvertraut haben.« Mazarin schüttelte den Kopf und sagte: »Ach, auf mein Wort, es gibt sehr glückliche Minister, welche alles erfahren, was sie wissen wollen.«

»Monseigneur,« entgegnete Guitaut, »diese messen nicht alle Menschen mit demselben Maßstabe, und wenden sich an Krieger in bezug auf den Krieg und an Ränkemacher in bezug auf Ränke. Wenden Sie sich an irgendeinen Intriganten der Zeit, von welcher Sie reden, und Sie werden von ihm – aber gegen Bezahlung – das erfahren, was Sie zu wissen wünschen.«

»Hm, bei Gott!« rief Mazarin mit einer Grimasse, die er jedesmal machte, wenn man ihm die Geldfrage derart berührte, wie es Guitaut eben tat, »man wird bezahlen, wenn sich auf andere Weise nichts erreichen läßt.«

»Verlangt Monseigneur von mir im Ernste, daß ich einen Mann andeute, der in allen Kabalen jener Zeit verwickelt war?«

»Per Bacco!« rief Mazarin, der schon ungeduldig wurde, »ich frage ja schon seit einer Stunde nichts anderes, Starrkopf!«

»Es ist einer unter ihnen, für den ich in dieser Hinsicht bürge, wenn er überhaupt reden will.«

»Das ist meine Sache.«

»O, gnädigster Herr, es ist nicht immer so leicht, von den Leuten das herauszubringen, was sie nicht sagen wollen.«

»Bah, mit Geduld bringt man sie wohl dahin. Nun, dieser Mann?«

»Ist der Graf von Rochefort!«

»Der Graf von Rochefort?«

»Zum Unglück ist er seit vier bis fünf Jahren verschwunden, und ich weiß es nicht, was mit ihm geschehen ist.«

»Ich werde das wohl erfahren, Guitaut,« versetzte Mazarin. Und da der Kardinal in diesem Momente mit seinem Begleiter im Hofraume des Palais Royal angekommen war, so entließ er Guitaut durch einen Gruß mit der Hand, und als er einen auf- und abgehenden Offizier bemerkte, so ging er auf ihn zu.

Es war d'Artagnan, welcher dem Befehle des Kardinals gemäß wartete. D'Artagnan verbeugte sich, folgte dem Kardinal über die geheime Treppe, und befand sich alsbald wieder in dem Arbeitszimmer, von dem er ausgegangen war. Der Kardinal setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf einige Zeilen. D'Artagnan blieb gleichgültig stehen, und harrte ohne Ungeduld, wie ohne Neugierde. Er war ein

militärischer Automat geworden, und handelte oder gehorchte vielmehr, wie durch Federn in Bewegung gesetzt. Der Kardinal faltete den Brief und siegelte ihn. »Herr d'Artagnan,« sprach er, »tragt diese Depesche nach der Bastille und führt die Person hierher, von der darin die Rede ist; nehmt einen Wagen mit einer Bedeckung und bewacht sorgfältig den Gefangenen.« D'Artagnan ergriff den Brief und legte die Hand an seinen Hut.

Zwei alte Feinde

D'Artagnan kam in der Bastille an, als es eben halb neun Uhr schlug. Er ließ sich bei dem Gouverneur anmelden, und als dieser hörte, daß er mit einem Befehl und im Namen des Ministers komme, so ging er ihm bis zur Freitreppe entgegen. Der Gouverneur der Bastille war damals Herr du Tremblay, Bruder des Kapuziners Joseph, Günstling von Richelieu, mit dem Beinamen: die graue Eminenz.

Als d'Artagnan dort ankam, um den Auftrag des Ministers zu vollziehen, empfing er ihn mit aller Artigkeit, und da er sich eben zu Tische setzen wollte, so lud er d'Artagnan ein, mit ihm zu nachtmahlen. »Ich würde das mit dem größten Vergnügen annehmen,« entgegnete d'Artagnan, »allein wenn ich nicht irre, so steht auf dem Umschlag des Briefes: sehr eilig.«

»Es ist so,« sprach Herr du Tremblay.

»Holla Major, man lasse Nr. 256 herabkommen.«

Beim Eintritt in die Bastille hörte man auf, ein Mensch zu sein, man wurde bloß eine Nummer. Es ertönte ein Glockenschlag. »Ich verlasse Sie,« sprach Herr du Tremblay zu ihm, »man ruft mich, daß ich die Wegbringung des Gefangenen unterfertigen möge. Auf Wiedersehen, Herr d'Artagnan!« Es waren keine zehn Minuten vergangen, als der Gefangene erschien. D'Artagnan machte bei seinem Anblick eine Bewegung der Überraschung, die er aber sogleich unterdrückte. Der Gefangene stieg in den Wagen, ohne daß es schien, daß er d'Artagnan erkannt habe. »Meine Herren,« sprach d'Artagnan zu den vier Musketieren, »man empfahl mir die größte Wachsamkeit für den Gefangenen, und da der Wagen an seinen Schlägen

keine Schlösser hat, so will ich mich zu ihm hineinsetzen. Herr von Lillebonne, seid so gefällig und führt mein Pferd am Zügel.«

»Mit Vergnügen, mein Leutnant,« antwortete der Gebetene. D'Artagnan stieg ab, gab dem Musketier den Zügel seines Pferdes, setzte sich in die Kutsche neben den Gefangenen, und sagte mit einer Stimme, an der sich unmöglich die mindeste Gemütsbewegung erkennen ließ: »Im Trab – nach dem Palais Royal!«

Der Wagen setzte sich auf der Stelle in Bewegung, und als man unter das Torgewölbe kam, benützte d'Artagnan die dort herrschende Dunkelheit, warf sich an den Hals des Gefangenen und rief: »Rochefort! Ihr – Ihr seid es wirklich? Irre ich nicht?«

»D'Artagnan!« rief nun Rochefort voll Erstaunen.

»Ach, mein armer Freund,« fuhr d'Artagnan fort, »da ich Euch seit vier oder fünf Jahren nicht mehr sah, so hielt ich Euch für tot.«

»Meiner Treue!« entgegnete Rochefort, »mich dünkt, der Unterschied ist nicht groß zwischen einem Toten und einem Begrabenen.«

»Und wegen welcher Schuld seid Ihr in der Bastille?«

»Wollt Ihr, daß ich Euch die Wahrheit gestehe?«

»Ja.«

»Nun, ich weiß es nicht.«

»Rochefort, Ihr setzet Mißtrauen in mich.«

»Nein, so wahr ich ein Edelmann bin; denn unmöglich kann ich wegen der Ursache dort sein, die man mir zur Last legt.«

»Welche Ursache?«

»Als Nachtdieb.«

»Ihr als Nachtdieb? Ha, Ihr treibt Scherz, Rochefort.«

»Ich sehe das ein, das verlangt eine Erklärung, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»So vernehmt denn, was geschehen ist. Eines Abends, bei einem Gelage in den Tuilerien bei Reinard mit dem Herzoge d'Harcourt, Fontrailles, de Rieux und anderen, brachte der Herzog d'Harcourt in Vorschlag, auf den Pont-neuf zu gehen und Mäntel herabzureißen; wie Ihr wißt, war das eine Belustigung, welche der Herzog von Orleans sehr in die Mode brachte.«

»Waret Ihr denn verrückt – Rochefort, in Eurem Alter?«

»Nein, ich war betrunken; da mir aber das Vergnügen nicht groß schien, so schlug ich dem Chevalier de Rieux vor, lieber Zuschauer als Teilnehmer zu sein, und auf das bronzene Pferd zu steigen, um das Schauspiel vom ersten Rang aus zu sehen. Gesagt, getan. Wir waren auch mittelst der Sporen, die uns als Steigbügel dienten, im Augenblick oben, saßen vortrefflich und hatten die herrlichste Aussicht. Man hatte bereits vier oder fünf Mäntel mit unvergleichlicher Geschicklichkeit geraubt, ohne daß diejenigen, welchen man sie entriß, ein Wort zu reden wagten, als es einem mir unbekannten Kalbskopf einfiel, die Wache herbeizurufen und eine Runde Polizeisoldaten auf uns heranzuziehen. Der Herzog d'Harcourt, Fontrailles und die andern ergriffen die Flucht, dasselbe wollte de Rieux tun. Ich hielt ihn aber zurück und sprach zu ihm, man würde uns da, wo wir waren, nicht suchen. Er achtete nicht auf mich, setzte den Fuß auf den Sporen, um hinabzusteigen; der Sporen brach, er stürzte, brach ein Bein, und anstatt zu schweigen, fing er wie ein Gehenkter zu schreien an. Ich wollte gleichfalls hinabspringen, doch war es schon zu spät; ich sprang in die Arme der Büttel, welche mich nach dem Chatêl führten, wo ich ruhig einschlief, in der festen Überzeugung, daß ich morgen wieder frei sein würde. Es verfloß der folgende Tag, der zweite Tag – es vergingen acht Tage – sonach schrieb ich an den Kardinal. An demselben Tage holte man mich ab und führte mich in die Bastille, wo ich seit fünf Jahren schmachte. Glaubt Ihr wohl, es war ob des Frevels, daß ich mich hinter Heinrich IV. setzte?«

»Nein, Ihr habt recht, lieber Rochefort, deshalb kann es nicht sein, doch werdet Ihr wahrscheinlich die Ursache erfahren.«

»Ach ja, ich vergaß, Euch zu fragen, wohin Ihr mich führet.«

»Zu dem Kardinal.«

»Was will er von mir?«

»Das weiß ich nicht; ja, ich wußte es nicht einmal, daß Ihr es wäret, den ich holen mußte.«

»Unmöglich! Ihr ein Günstling?«

»Ich, ein Günstling?« rief d'Artagnan. »Ach mein armer Graf, ich bin jetzt mehr ein gascognischer Junker als damals, wo ich Euch, wie Ihr wißt, vor etwa zwanzig Jahren in Meung gesehen habe!« Und ein schwerer Seufzer folgte auf die Antwort. »Ihr kommt indes mit einem Befehle?«

»Weil ich mich zufällig im Vorgemache befand und der Kardinal sich am mich wandte, wie er an jeden anderen sich gewandt hätte; ich bin aber noch immer Leutnant bei den Musketieren, und wenn ich richtig rechne, so bin ich es schon gegen einundzwanzig Jahre lang.«

»Nun, es ist Euch doch kein Unglück begegnet, und das ist viel.«

»Dann ist Mazarin immer noch Mazarin?«

»Mehr als je, mein Lieber, und wie es heißt, ist er heimlich mit der Königin verheiratet.«

»Verheiratet?«

»So sind die Frauen,« sprach d'Artagnan wie ein Philosoph. »Die Frauen, wohl, allein die Königinnen!«

»Ach, mein Gott! in dieser Hinsicht sind die Königinnen doppelt Frauen.

»Und ist Herr von Beaufort noch immer im Gefängnis?«

»Ja, immer noch; warum?«

»Ach, weil er mir gewogen war und mich hätte befreien können.«

»Wahrscheinlich seid Ihr näher daran, frei zu werden, als er, und somit wäre es an Euch, ihn zu befreien.«

»Sodann der Krieg ...« »Er wird ausbrechen.«

»Mit Spanien?«

»Nein, mit Paris.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Hört Ihr nicht schießen?«

»Ja; nun?«

»Nun, das sind die Bürger, welche indes einzelne Schüsse abfeuern.«

»Glaubt Ihr wohl, mit Bürgern läßt sich etwas anfangen?«

»Ei ja, sie versprechen das, und wenn sie einen Anführer hätten, der diese Truppen zusammenraffte ...«

«Es ist ein Unglück, nicht frei zu sein!«

»Ach Gott! Verzweifelt nicht. Wenn Euch Mazarin holen läßt, so tut er es, weil er Euch braucht, und wenn er Euch braucht, nun, so wünsche ich Euch Glück. Mich hat schon viele Jahre lang niemand mehr gebraucht, sonach seht Ihr, wie es mit mir steht.«

»Nun, so beklagt Euch dann!«

»Hört, Rochefort, einen Vertrag ...«

»Welchen?«

»Ihr wißt, daß wir gute Freunde sind.«

»Bei Gott!«

»Wohlan, wenn Ihr wieder zu Gunst gelangt, so vergesset meiner nicht!«

»So wahr ich Rochefort heiße, doch müsset Ihr desgleichen tun.«

»Das versteht sich, darauf habt Ihr meine Hand.«

»Nun, hört, die erste Gelegenheit, die Ihr findet, von mir zu reden ...«

»Will ich von Euch reden; und Ihr?«

»Ich gleichfalls.«

»Aber sagt, soll ich auch von Euren Freunden reden?« »Von welchen Freunden?«

»Von Athos, Porthos und Aramis. Habt Ihr sie denn vergessen?«

»Beinahe.«

»Was ist denn aus ihnen geworden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wirklich?«

»O mein Gott, ja! Wie Ihr wisset, haben wir uns getrennt; sie sind am Leben, das ist alles, was ich von ihnen weiß, da ich zuweilen indirekte Nachrichten von ihnen bekomme. Doch hole mich der Teufel, wenn ich weiß, in welchem Winkel der Welt sie sind. Nein, auf Ehre! außer Euch, Rochefort, habe ich keinen Freund mehr.«

»Und der berühmte ... wie habt Ihr doch den Diener genannt, den ich im Regiment Piemont zum Sergeanten machte?«

»Planchet.«

»Ja, richtig; und was ist aus dem berühmten Planchet geworden?«

»Nun, er hat eine Zuckerbäckerbude in der Straße Lombards erheiratet: er liebte stets das Wohlleben, so daß er Bürger von Paris wurde, und jetzt wahrscheinlich Meuterei treibt. Ihr werdet sehen, der Schurke wird früher Schöppe, als ich Kapitän werde.«

»Ei was, lieber d'Artagnan! nur ein bißchen Mut. Gerade wenn man zu unterst im Rade ist, wendet sich das Rad und erhebt uns. Euer Schicksal ändert sich vielleicht noch diesen Abend.«

»Amen!« rief d'Artagnan und ließ die Kutsche anhalten. »Was tut Ihr?« fragte Rochefort. »Was ich tue? nun, wenn wir angelangt sind, so will ich nicht, daß man mich aus Eurem Wagen steigen sehe; wir kennen einander nicht.«

»Ihr habt recht. Adieu!«

»Auf Wiedersehen. Erinnert Euch an Euer Versprechen.«

D'Artagnan schwang sich wieder auf sein Pferd und ritt an der Spitze der Bedeckung. Fünf Minuten darauf fuhr man in den Hofraum des Palais-Royal. D'Artagnan führte den Gefangenen über die große Treppe, und ließ ihn durch das Vorgemach und die Galerie gehen. An der Türe von Mazarins Kabinett wollte er ihn anmelden lassen, da legte ihm aber Rochefort die Hand auf die Schulter und sagte lächelnd: »Soll ich Euch etwas eingestehen, d'Artagnan, woran ich während des ganzen Weges dachte, als ich die Bürgergruppen betrachtete durch welche wir fuhren, und die Euch nebst Euren vier Mann mit funkelnden Augen anstierten?«

»Sagt an,« versetzte d'Artagnan. »Daß ich nur um Hilfe zu rufen gebraucht hätte, um Euch und Eure Bedeckung in die Pfanne hauen zu lassen, und daß ich sodann frei geworden wäre.«

»Und warum habt Ihr es nicht getan?« fragte d'Artagnan.

»Ei, so geht nur,« entgegnete Rochefort, »geschworene Freundschaft!«

»Ha, wäre es ein anderer gewesen als Ihr, der mich begleitete – so bürge ich.« D'Artagnan verneigte sich mit dem Kopfe.

»Laßt Herrn von Rochefort eintreten,« sprach mit Ungeduld Mazarin, als er die beiden Namen aussprechen hörte, »und ersucht Herrn d'Artagnan zu warten, da ich mit ihm noch nicht fertig bin.«

Diese Worte machten d'Artagnan ganz heiter. Wie er gesagt hatte, so war es schon lange, daß niemand seiner bedurfte, und diese Dringlichkeit Mazarins in betreff seiner Person schien ihm eine gute Vorbedeutung zu sein. Die Türen wurden wieder geschlossen. Rochefort sah Mazarin von der Seite an und erhaschte einen Blick des Ministers, der dem seinigen begegnete. Der Minister war stets derselbe, gut gekämmt, gut frisiert, gut parfümiert, und schien gar nicht so alt zu sein, wie er wirklich war. Mit Rochefort aber verhielt es sich anders, die fünf Jahre, die er im Kerker zugebracht, hatten diesen würdigen Freund Richelieus sehr gealtert; seine schwarzen Haare wurden völlig weiß und seine dunkle Hautfarbe so blaß, daß es einer Entkräftigung glich. Als ihn Mazarin erblickte, schüttelte er unmerklich den Kopf und machte eine Miene, als wollte er sagen: »Dieser Mann scheint mir nicht mehr viel wert zu sein.«

Nach einem Stillschweigen, das in der Tat wohl lange dauerte, aber Rochefort ein Jahrhundert dünkte, nahm Mazarin aus einem Aktenbündel einen offenen Brief hervor, zeigte ihn dem Edelmanne und sprach: »Ich fand da einen Brief, worin Ihr um Eure Freilassung ansucht, Herr von Rochefort! Ihr seid also im Gefängnisse?«

Bei dieser Frage bebte Rochefort und sagte: »Ich dachte aber, Ew. Eminenz wüßte das besser als irgend jemand.«

»Ich? ganz und gar nicht. Aus der Zeit des Herrn von Richelieu gibt es in der Bastille noch eine Menge Gefangene, deren Namen ich nicht einmal weiß.«

»O gnädigster Herr! mit mir verhält es sich anders. Sie kannten den meinigen, da ich auf Befehl Ew. Eminenz aus dem Chatelet nach der Bastille gebracht worden bin.«

»Das glaubt Ihr?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Ich glaube mich wirklich daran zu erinnern. Habt Ihr Euch nicht einmal geweigert, für die Königin eine Reise nach Brüssel zu unternehmen!«

»Ach, ach!« rief Rochefort, »das ist also die wahre Ursache, nach der ich fünf Jahre lang forschte? Ich Dummkopf, daß ich sie nicht fand.«

»Aber ich sagte ja nicht, daß das die Ursache Eurer Verhaftung war, verstehen wir uns wohl; ich tat diese Frage an Euch, weiter nichts. Habt Ihr Euch nicht geweigert, für die Königin nach Brüssel zu reisen, während Ihr doch bereitwillig waret, im Dienste des seligen Kardinals dahin zu gehen?«

»Eben weil ich im Dienste des seligen Kardinals dahin gereist bin, konnte ich nicht auf Befehl der Königin abermals dahin gehen. Ich bin in Brüssel zu einer schreckenvollen Zeit gewesen, nämlich zur Zeit der Verschwörung von Chalais. Ich befand mich dort, um den Briefwechsel von Chalais aufzufangen, und als man mich erkannte, wäre ich damals schon fast ermordet worden. Wie hätte ich also dahin zurückkehren sollen? Ich hätte der Königin nur geschadet, anstatt ihr zu dienen.«

»Nun seht Ihr, lieber Herr von Rochefort! wie man oft die besten Absichten falsch deutet. Die Königin sah in Eurer Weigerung nichts als einen Trotz, und beklagte sich sehr über Euch gegen den seligen Kardinal.«

Rochefort lachte verächtlich und sagte: »Eben weil ich dem Herrn Kardinal von Richelieu treu gegen die Königin gedient habe, so mußten Sie einsehen, gnädigster Herr, daß ich Ihnen jetzt, wo er gestorben, treu gegen jedermann dienen würde.«

»Ich, Herr von Rochefort!« versetzte Mazarin, »ich bin nicht wie Herr von Richelieu, der die Allgewalt ins Auge faßte; ich bin ein einfacher Minister und brauche keine Diener, da ich der der Königin bin. Ihre Majestät ist aber sehr reizbar, sie wird wohl Eure Weigerung erfahren, wird sie als eine Kriegserklärung angesehen haben, und da sie weiß, wie Ihr ein Mann von Kopf und folglich gefährlich seid, lieber Herr von Rochefort, so hat sie mir

aufgetragen, ich sollte mich Euer versichern. Deshalb also saßet Ihr in der Bastille.«

»So scheint es denn, gnädiger Herr,« entgegnete Rochefort, »daß ich durch einen Irrtum in der Bastille sitze.«

»Ja, ja!« antwortete Mazarin, »gewiß, das alles läßt sich in Ordnung bringen; ihr seid ein Mann, der in gewisse Sachen eindringt, und ist er einmal eingedrungen, sie auf geschickte Weise ins Werk setzt.«

»Dieser Ansicht war auch der Herr Kardinal von Richelieu und meine Bewunderung für den großen Mann vermehrt sich noch dadurch, daß Sie so gütig sind, mir zu sagen, es sei auch die Ihrige.«

Rochefort kniff seine Lippen zusammen, um nicht zu lächeln.

»Ich komme nun zum Zwecke, ich brauche gute Freunde, treue Diener; wenn ich sage, ich brauche sie, so soll das heißen, daß die Königin ihrer bedarf. Es versteht sich von selbst, daß ich alles nur im Auftrage der Königin tue; denn ich handle nicht wie der Herr Kardinal von Richelieu, der alles nur nach eigener Laune tat. Deshalb werde ich auch nie ein so großer Mann sein wie er; dagegen bin ich aber ein guter Mann, Herr von Rochefort, und ich hoffe, Ihnen das beweisen zu können.« Rochefort kannte diese glatte Stimme, in die sich ein Zischen mengte. »Ich bin ganz geneigt, dem gnädigen Herrn zu glauben,« sprach er, »wiewohl ich meinesteils wenig Beweise von dieser Güte gehabt habe, von welcher Ew. Eminenz spricht. Vergessen Sie nicht, gnädiger Herr,« fuhr Rochefort fort, als er die Regung bemerkte, die der Minister zu unterdrücken bemüht war, »vergessen Sie nicht, daß ich fünf Jahre lang in der Bastille schmachtete, und daß nichts so sehr den Ansichten eine schiefe Richtung gibt, als wenn man die Dinge durch das Gitter eines Kerkers anblickt.«

»O, Herr von Rochefort, ich habe Euch bereits versichert, daß ich an Eurer Gefangenschaft durchaus keinen Anteil hatte. Die Königin – Zorn der Weiber und Fürstinnen, je nun das geht vorüber, wie es kam, und dann denkt man nicht mehr daran ...«

»Ich begreife recht Wohl, gnädiger Herr, daß sie nicht mehr daran denkt, da sie diese fünf Jahre im Palais-Royal unter Festlichkeiten und Schmeichlern zubrachte; aber ich, der ich sie in der Bastille zubringen mußte ...«

»Ach, mein Gott, lieber Rochefort, glaubt Ihr denn, es wohne sich so lustig im Palais-Royal? O nein, geht mir damit; ich versichere Euch, daß wir darin große Widerwärtigkeiten erlebten. Jedoch sprechen wir nichts mehr von all' dem. Ich spiele ein offenes Spiel wie immer. Saget an, Herr von Rochefort, seid Ihr einer der unsrigen?« –

»Sie werden einsehen, gnädigster Herr, daß ich nichts so sehr wünsche, jedoch mir ist alles fremd geworden. In der Bastille redet man nur mit Soldaten und Gefängniswächtern, von Politik, und Sie können sich nicht vorstellen, gnädiger Herr, wie wenig diese Leute von dem wissen, was vorgeht. Ich teile hierin immer die Ansicht des Herrn Bassompiere ... Er ist stets noch einer der siebzehn Vornehmen.«

»Er ist tot, mein Herr, und es ist ein großer Verlust,« erwiderte der Kardinal. »Er war ein getreuer Diener der Königin, und treue Männer sind selten.«

»Bei Gott, das glaube ich,« versetzte Rochefort. »Wenn Sie welche haben, so werden sie in die Bastille geschickt.«

»Doch was beweist denn die Treue?« fragte Mazarin. »Die Tat,« erwiderte Rochefort. »Ach, ja! die Tat!« wiederholte der Minister nachdenkend. »Wo finden sich aber tatkräftige Männer?«

»Ich kannte Leute, welche durch ihre Gewandtheit den Scharfblick Richelieus hundertmal täuschten, und durch ihre Tapferkeit seine Garden und seine Kundschafter schlugen.«

»Allein diese Leute, von welchen Ihr da sprechet,« versetzte Mazarin, der im Herzen darüber lächelte, daß Rochefort dahin kam, wohin er ihn bringen wollte, – »diese Leute waren dem Kardinal nicht ergeben, da sie wider ihn stritten.«

»Nein, sie würden besser belohnt worden sein, doch hatten sie das Unglück, daß sie dieser Königin, für welche Sie eben Diener suchen, ergeben waren.«

»Woher könnt Ihr aber das wissen?«

»Ich weiß das, weil jene Leute damals meine Feinde waren, weil sie gegen mich stritten, weil ich ihnen so viel Böses zufügte, als ich nur konnte, weil sie es mir wieder aus allen Kräften vergalten, weil mir einer von ihnen, mit dem ich es persönlich am meisten zu tun hatte, vor etwa sieben Jahren einen Degenstich beigebracht hat – und das war der dritte von derselben Hand – der Abschluß einer alten Rechnung.«

»Ach,« sprach Mazarin mit seltener Gutmütigkeit, »wären mir doch solche Männer bekannt! ...«

»Nun, gnädigster Herr! Einen davon haben Sie seit sechs Jahren vor Ihrer Tür, und hielten ihn sechs Jahre lang zu nichts tauglich.«

»Wen?«

»Herrn d'Artagnan!«

»Dieser Gascogner?« rief Mazarin mit einer ganz gut gespielten Befremdung. »Dieser Gascogner hat eine Königin gerettet, und Herrn von Richelieu einsehen lassen, daß er in Hinsicht auf Schlauheit, Gewandtheit und Politik nur ein Schüler sei.«

»Wirklich?«

»Wie ich die Ehre habe, Ew. Eminenz zu versichern.«

»Erzählt mir doch ein bißchen, lieber Herr Rochefort.«

»Das ist sehr schwierig, gnädigster Herr,« entgegnete der Edelmann lächelnd. »So soll er es mir selbst erzählen ....«

»Daran zweifle ich, gnädigster Herr!«

»Warum?«

»Weil das Geheimnis nicht ihm angehört, weil dieses Geheimnis das einer Königin ist, wie ich schon gesagt habe.«

»Und er allein hat ein solches Unternehmen ausgeführt?«

»Nein, gnädiger Herr! er hatte drei Freunde, drei Tapfere, die ihm behilflich waren, drei Tapfere, wie Sie eben solche suchen.«

»Und diese vier Männer, sagt Ihr, standen im Bunde?«

»So als hätten sie nur einen Mann ausgemacht, und ein Herz in der Brust getragen.«

»Wahrhaft, lieber Herr von Rochefort! Ihr stachelt meine Neugierde auf unbeschreibliche Weise. Könntet Ihr mir denn diese Geschichte nicht mitteilen?«

»Nein, doch kann ich Ihnen ein Märchen erzählen, ein wahrhaftes Feenmärchen, das kann ich versichern, gnädigster Herr!«

»O, erzählt es mir, Herr von Rochefort, ich liebe die Märchen ungemein.«

»Sie wünschen das, gnädigster Herr?« sagte Rochefort, indem er aus diesem schlauen, listigen Antlitz irgendeine Absicht zu lesen bemüht war.

»Ja!«

»Nun wohl, so vernehmen Sie. Es war einmal eine Königin – aber eine gar mächtige, die Königin eines der größten Länder der Welt, gegen die ein großer Minister sehr zürnte, weil er ihr vorher allzu gut gewesen war. Forschen Sie nicht, gnädiger Herr! Sie könnten nicht erraten, wer es war. Alles das hat sich lange vor der Zeit zugetragen, als Sie in das Land kamen, wo diese Königin regierte. Da kam ein so tapferer, reicher, wohlgebildeter Botschafter an den Hof. daß sich alle Frauen rasend in ihn verliebten, und daß sogar die Königin, zweifelsohne zum Andenken an die geschickte Art und Weise, womit er die Staatsangelegenheiten besorgte, so unbedacht war, und ihm einen gewissen, so auffallenden Schmuck schenkte, daß er nicht ersetzt werden konnte. Da nun dieser Schmuck vom Könige herrührte, so forderte der Minister diesen auf, er solle von der Fürstin verlangen, daß sie diesen Schmuck bei dem nächsten Balle unter ihre Toilette aufnehme. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, gnädigster Herr, daß es dem Minister aus

zuverlässiger Quelle bekannt war, daß diesen Schmuck der Botschafter, der sehr weit her, von der anderen Seite des Meeres war, mit sich genommen habe. Die große Königin war verloren, verloren wie die Letzte ihrer Untertanen, und schien von ihrer ganzen Höhe herabzustürzen.« »Wirklich?« rief Mazarin. »Nun, gnädigster Herr! vier Männer faßten den Entschluß, sie zu retten. Diese vier Männer waren keine Prinzen oder Herzoge, sie waren nicht mächtig und nicht einmal reich, sondern vier Soldaten, die ein edles Herz, kräftige Arme und gewandte Klingen besaßen. Sie machten sich auf. Der Minister wußte von ihrer Abreise und stellte auf ihrem Wege Leute auf, um sie an der Erreichung ihres Zieles zu verhindern. Drei wurden durch die vielen Angreifer kampfunfähig gemacht; jedoch einer gelangte nach dem Hafen tötete oder verwundete die, welche sich ihm widersetzten, steuerte über das Meer und brachte der großen Königin den Schmuck zurück, die ihn dann am festgesetzten Tage an ihre Schultern heftete, was den Minister fast zum Sturze brachte. Nun, gnädiger Herr, was sagen Sie zu diesem Zuge?«

»Das ist wunderbar!« versetzte Mazarin gedankenvoll. »Nun denn, ich weiß zehn ähnliche.« Mazarin sprach nicht mehr, er dachte.

So vergingen fünf bis sechs Minuten, dann sagte Rochefort: »Gnädigster Herr, Sie haben mich nichts mehr zu fragen?« »Doch. Und Herr d'Artagnan sagt Ihr, war einer dieser vier Männer?« »Er war es, der das ganze Unternehmen leitete.« »Und wer waren die andern?« »Erlauben Sie, gnädigster Herr, daß ich es Herrn d'Artagnan anheimstelle, Ihnen ihre Namen zu nennen. Sie waren seine Freunde und nicht die meinigen; nur er hatte einigen Einfluß auf sie; mir waren Sie unter ihren wirklichen Namen nicht einmal bekannt.« »Ihr setzt in mich kein Vertrauen, Herr von Rochefort. Wohlan, so will ich durchaus offenherzig sein; ich brauche Euch, ihn. Alle! –« »Beginnen wir mit mir, gnädiger Herr, da Sie mich holen ließen und ich hier bin; dann kommt an sie die Reihe. Sie werden sich wohl nicht über meine Neugierde verwundern; wenn man fünf Jahre lang im Kerker schmachtet, möchte man doch gerne wissen, wohin man geschickt wird.« »Ihr, lieber Herr von Rochefort, Ihr sollt einen vertrauten Posten bekommen. Ihr reist nach Vincennes, wo Herr von Beaufort gefangen sitzt; Ihr werdet mir ihn mit den Augen behüten. Nun, was habt Ihr?«

»Was ich habe?« versetzte Rochefort, mit betrübter Miene den Kopf schüttelnd. »Sie bieten mir da etwas Unmögliches an.«

»Was, etwas Unmögliches? wie sollte das unmöglich sein?«

»Weil Herr von Beaufort einer meiner Freunde ist, oder vielmehr ich einer der seinigen bin. Haben Sie vergessen, gnädigster Herr, daß er bei der Königin für mich Bürge stand?«

»Herr von Beaufort ist seit dieser Zeit ein Staatsfeind.«

»Ja, gnädigster Herr, das ist möglich; da ich jedoch weder König, noch Königin, noch Minister bin, so ist er nicht mein Feind; und ich kann Ihren Antrag nicht eingehen.«

»Das nennt Ihr dann Treue? Ich wünsche Euch dazu Glück. Herr von Rochefort! Eure Treue bindet Euch nicht sehr.«

»Und dann, gnädiger Herr,« fuhr Rochefort fort, »werden Sie wohl begreifen: die Bastille verlassen und nach Vincennes gehen, hieße nur das Gefängnis wechseln.«

»Sagt nur gleich, Ihr gehört der Partei des Herrn von Beaufort an, das ist Eurerseits weit offenherziger.«

»Ich saß so lang in der Haft, gnädiger Herr, daß ich nur noch für eine Partei bin, für die freie Luft. Verwenden Sie mich zu allem andern, schicken Sie mich ins Ausland, beschäftigen Sie mich auf rührige Weise, doch wo möglich auf den Heerstraßen.«

»Lieber Herr von Rochefort,« versetzte Mazarin mit seiner scherzhaften Miene, »Euer Eifer reißt Euch fort. Ihr haltet Euch für einen jungen Mann, weil das Herz noch immer jung ist, doch würde es Euch an Kraft gebrechen. Glaubt mir also, Ihr habt jetzt Ruhe nötig!«

»Sie beschließen also nichts über mich, gnädigster Herr?«

»Im Gegenteil, ich habe schon beschlossen.«

Bernouin trat ein. »Ruft einen Hüter,« sprach er, »und bleibt bei mir,« fügte er leise bei. Ein Hüter trat ein; Mazarin schrieb einige Worte, gab sie diesem Manne und verneigte den Kopf. »Adieu, Herr von Rochefort!« sprach er. Rochefort verbeugte sich ehrerbietig und sagte: »Gnädiger Herr, ich sehe, daß man mich in die Bastille zurückführt.«

»Ihr seht gut.«

»Ich gehe dahin zurück, gnädigster Herr, doch wiederhole ich, daß Sie Unrecht haben, mich nicht zu verwenden.«

Man führte Rochefort wirklich über die kleine Treppe, anstatt durch das Vorgemach, wo d'Artagnan wartete. Er traf im Hofe seine Kutsche und seine vier Mann Bedeckung, doch den Freund suchte er vergebens. »Ach, ach,« sprach Rochefort bei sich selbst, »das verändert die Sache auf schauerliche Weise, und es wogt noch immer eine so große Volksmenge in den Straßen, je nun – dann wollen wir es versuchen, Mazarin zu beweisen, ob wir noch zu etwas anderem als zur Behütung eines Gefangenen taugen.« Er sprang mit eben so viel Leichtigkeit in den Wagen, als ob er erst fünfundzwanzig Jahre gezählt hätte.

Königin Anna im sechsundvierzigsten Jahre

Als Mazarin mit Bernouin allein war, blieb er ein Weilchen gedankenvoll; er wußte viel, doch wußte er noch nicht genug. Mazarin täuschte im Spiel, wie uns Brienne berichtet; das nannte er: seinen Vorteil ergreifen. Sonach beschloß er, mit d'Artagnan die Partie nicht eher anzufangen, als bis ihm alle Karten des Gegners bekannt wären.

»Monseigneur befiehlt nichts?« fragte Bernouin. »Doch,« versetzte Mazarin. »leuchte mir, ich gehe zur Königin.«

Bernouin ergriff einen Leuchter und ging voraus. Man gelangte auf einen geheimen Gang von dem Kabinette Mazarins zu den Gemächern der Königin; diesen Weg ging der Kardinal, um sich zu jeder Stunde zur Königin zu verfügen, mit der er, wie schon gesagt, insgeheim verheiratet war.

Als er in das Schlafgemach kam, in das dieser Gang mündete, traf Bernouin Madame Beauvais an. Diese beiden waren die Vertrauten dieser veralteten Liebe, und Madame Beauvais nahm es über sich, den Kardinal bei der Königin Anna zu melden, die sich mit dem jungen König, Ludwig XIV., in ihrem Betzimmer befand.

Königin Anna saß in einem großen Stuhle, den Ellbogen auf den Tisch, den Kopf auf ihre Hand gestützt, und sah dem königlichen Kinde zu, welches auf dem Teppiche lag und in einem großen Schlachtenbuche blätterte. Jenes Buch war ein Quintus Curtius mit Kupferstichen; welche Alexanders Heldentaten darstellten.

Madame Beauvais erschien an der Türe des Betzimmers und meldete den Kardinal Mazarin. Der Knabe erhob sich mit gerunzelter Stirne auf ein Knie und blickte seine Mutter an, dann sprach er: »Weshalb tritt er denn auf diese Art ein, und läßt nicht um eine Audienz bitten?« Anna errötete leicht und entgegnete ihm: »Es ist von Wichtigkeit, daß zu der Zeit, in welcher wir jetzt leben, ein erster Minister zu jeder Stunde der Königin Bericht von dem erstattet, was vorfällt, ohne daß er dabei die Neugierde oder die Bemerkungen des ganzen Hofes zu erregen braucht.«

»Allein ich denke,« sprach das unbarmherzige Kind, »Herr von Richelieu ist nicht auf diese Art eingetreten.«

»Wie kannst du dich erinnern, was Herr Richelieu tat? Das konntest du nicht wissen, da du noch zu jung warst.«

»Ich erinnere mich wohl nicht daran, doch fragte ich danach, und man hat es mir gesagt.«

»Und wer hat es dir gesagt?« entgegnete Anna mit schlecht verhehlter Regung des Ärgers. »Ich weiß, daß ich nie die Personen nennen darf, die mir Antwort auf meine Fragen geben,« sagte der Knabe, »sonst würde man mir nichts mehr vertrauen.«

In diesem Momente trat Mazarin ein. Der junge König erhob sich ganz, schlug sein Buch zu und trug es zu dem Tische, wo er stehen blieb, um Mazarin zu nötigen, daß er gleichfalls stehen bleibe. Mazarin überblickte

mit seinem schlauen Auge diesen ganzen Auftritt, woraus er das Vorgegangene zu erklären suchte. Er verneigte sich ehrfurchtsvoll vor der Königin und machte dem jungen König eine tiefe Verbeugung, der ihm mit einem ungezwungenen Kopfnicken antwortete.

Königin Anna bemühte sich, in Mazarins Zügen die Ursache dieses unerwarteten Besuches zu erraten, da doch der Kardinal gewöhnlich erst dann zu ihr kam, wenn sich alles zurückgezogen hatte. Der Minister gab ihr ein unmerkliches Zeichen und die Königin sagte dann, zu Madame Beauvais gewendet: »Es ist Zeit, daß der junge König zur Ruhe gehe; ruft Laporte.«

Die Königin hatte bereits zwei- oder dreimal den jungen Ludwig gebeten, sich wegzubegeben, aber stets bestand der Knabe auf zärtliche Weise, zu bleiben, doch diesmal tat er keinen Einspruch, nur biß er sich in die Lippen und wurde blaß. Gleich darauf trat Laporte ein. Der Knabe ging gerade auf ihn zu, ohne seine Mutter zu liebkosen.

»Nun, Ludwig,« sprach Anna, »warum umarmst du mich nicht?«

»Weil ich glaube, daß du mir gram bist, und mich fortjagst.«

»Ich jage dich nicht fort; da du aber erst geblattert hast und noch leidend bist, so bin ich bekümmert, das Wachen möchte dir beschwerlich sein.«

»Du hattest nicht dieselbe Kümmernis, als ich mich heute nach dem Palast begeben mußte, um die schlimmen Edikte zu erlassen, über welche das Volk so laut gemurrt hat.«

»Sire,« sprach Laporte, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, »wolle Ew. Majestät befehlen, wem ich den Leuchter geben soll?«

»Wem immer du willst, Laporte,« erwiderte der Knabe, »nur nicht Herrn Mancini,« fügte er mit lauter Stimme hinzu.

Herr Mancini war ein Neffe des Kardinals, welchen Mazarin als Edelknaben beim König untergebracht hatte, und auf den Ludwig XIV. zum Teil den Haß übertrug, welchen er gegen den Minister hegte. Der König

entfernte sich, ohne daß er seine Mutter umarmt und den Kardinal begrüßt hatte.

»Ganz wohl,« sprach Mazarin, »ich freue mich, daß Seine Majestät in einem Abscheu von aller Verstellung erzogen wird.«

»Weshalb?« fragte die Königin mit einer fast schüchternen Miene. »Nun, ich denke, das Abtreten des Königs bedarf keiner Erklärung. Überdies bemüht sich Seine Majestät nicht, zu verhehlen, welch eine geringe Zuneigung sie zu mir hegt, was mich aber nicht abhält, seinem Dienste ebenso ergeben zu sein wie dem Ihrer Majestät.«

«Kardinal, ich bitte Euch für ihn um Vergebung,« sprach die Königin, »er ist ein Kind, das noch nicht die Verbindlichkeiten kennt, die es gegen Euch hat.« Der Kardinal lächelte. »Doch,« fuhr die Königin fort, »zweifelsohne kämet Ihr einer Wichtigkeit wegen. Nun, was ist es?«

Mazarin setzte sich, oder warf sich vielmehr in einen breiten Stuhl und sprach mit melancholischer Miene: »Was es ist? – nun, daß wir höchstwahrscheinlich bald genötigt sein werden, uns zu trennen, es wäre denn, daß Sie mir aus Aufopferung nach Italien folgen könnten.«

»Und warum das?« fragte die Königin. »Weil, wie die Oper ›Thisbe‹ sagt, versetzte Mazarin. »Le monde entier conspire àdiviser nos feux.«

«Ihr scherzet, mein Herr,« entgegnete die Königin, welche wieder etwas von ihrer vorigen Würde anzunehmen bemüht war.

»Ach nein, Madame,« sprach Mazarin, »ich scherze nicht im geringsten; ich möchte viel lieber weinen, und bitte es zu glauben, da aller Grund vorhanden ist, und wohl darauf zu achten, was ich sagte: ›Le monde entier conspire à diviser, nos feux.‹ Damit will ich sagen, Madame, daß Ihr mich aufgebt.«

»Kardinal!«

»O mein Gott, sah ich nicht neulich, wie freundlich Ihr dem Herzog von Orleans zugelächelt, oder vielmehr über das gelächelt habt, was er Euch

sagte?«

»Und was sagte, er mir?«

»Madame, er sagte Euch: »Mazarin ist der Stein des Anstoßes, schickt ihn fort, und alles geht dann gut.«

»Nun, was soll ich tun?«

»O, Madame, ich denke, daß Ihr die Königin seid.«

»Ein schönes Königtum!«

»Ihr seid aber doch mächtig genug, um diejenigen, welche Euch mißfallen, zu entfernen.«

»Die mir mißfallen?«

»Allerdings. Wer hat Frau von Chevreuse weggeschickt, die man unter der vorigen Regierung zwölf Jahre lang verfolgt hat?«

»Eine Intrigantin, welche gegen mich alle Ränke fortsetzen wollte, die sie gegen Herrn von Richelieu gesponnen hat.«

»Wer hat Frau von Hautefort weggeschickt, diese so vollkommene Freundin, welche die Gunst des Königs verschmähte, um die meinige zu bewahren?«

»Nun?«

»Wer ließ Herrn von Beaufort gefangen nehmen?«

»Diesen unruhigen Brausekopf, der von nichts geringerem sprach, als mich umzubringen?«

»So seht Ihr, Kardinal,« versetzte die Königin, »Eure Feinde sind auch die meinigen.«

»Das ist nicht genug, Madame, denn Eure Freunde sollten auch die meinigen sein.«

»Meine Freunde – Herr?« – die Königin schüttelte den Kopf und seufzte: »Ich habe leider keine mehr.«

«Wie, Ihr habt keine Freunde mehr im Glück, da Ihr sie doch im Unglück gehabt habt?«

»Eben weil ich diese Freunde im Glück vergessen habe. mein Herr.«

»Nun, sagt an.« sprach Mazarin, »Wäre es nicht an der Zeit, das Unrecht wieder gut zu machen? suchet unter Euren Freuden, unter Euren früheren Freunden.«

»Mein Herr, was wollt Ihr damit sagen?«

»Nichts weiter, als was ich sagte: suchet.«

»Ich sehe niemand, auf den ich Einfluß hätte; den Herzog von Orleans leiten seine Günstlinge wie immer. Gestern war es Choisy, heute ist es La Rivière, morgen wird es ein anderer sein. Den Prinzen lenkt Frau von Longueville, die wieder von dem Prinzen von Marrillac geleitet wird. Herr von Conti wird wieder durch den Coadjutor geleitet und dieser läßt sich wieder von Frau von Guèmenèe leiten.«

»Ich sage Euch deshalb nicht, Madame, daß Ihr Euch unter Euren gegenwärtigen Freunden umsehen möget, sondern unter Euren Freunden aus der früheren Zeit.«

»Unter meinen Freunden aus der früheren Zeit?« wiederholte die Königin.

»Ja, unter Euren Freunden aus der früheren Zeit, unter denen, welche Euch den Herzog von Richelieu zu bekämpfen und selbst zu überwinden geholfen haben.

Ja,« fuhr der Kardinal fort, »Ihr habt bei gewissen Veranlassungen mit diesem, seinen und kräftigen Verstande, der Ew. Majestät eigen ist, und

unter Mitwirkung Eurer Freunde die Angriffe dieses Gegners abzuwehren gewußt.«

»Ich,« entgegnete die Königin, »ich habe gelitten, weiter nichts.«

»Ja,« versetzte Mazarin, »so wie Frauen leiden, da sie sich rächen. Nun, kommen wir zur Sache – kennen Sie Herrn von Rochefort?«

»Rochefort war keiner meiner Freunde,« sprach die Königin, »im Gegenteil einer meiner erbittertsten Feinde, einer der Getreuesten des Herrn Kardinals. Ich glaubte, Ihr wüßtet das.«

»Ich weiß es so gut,« antwortete Mazarin, »daß wir ihn in die Bastille versetzten.«

»Hat er sie verlassen?« fragte die Königin.

»Nein! Seid unbekümmert, er sitzt noch immer dort; ich spreche auch nur von ihm, um auf einen andern überzugehen. Kennt Ihr Herrn d'Artagnan?« fuhr Mazarin fort und faßte die Königin fest ins Auge. Diese ward im Innersten erschüttert und murmelte: »Hat der Gascogner geplaudert?« Dann fügte sie laut hinzu: »Ja, d'Artagnan? Hört! dieser Name ist mir ganz wohl bekannt. D'Artagnan, ein Musketier, der eine meiner Kammerfrauen geliebt hat, ein liebes, armes Wesen, das meinetwegen vergiftet worden ist.«

»Ist das alles?« fragte Mazarin.

Die Königin sah den Kardinal betroffen an und sagte: »Doch, mein Herr, mich dünkt, Ihr lasset mich da ein Verhör bestehen.«

»Worin Ihr doch nur immer nach Belieben antwortet,« entgegnete Mazarin mit seinem ewigen Lächeln und seiner weichen Stimme.

»Sagt mir deutlich, was Ihr verlangt, und ich will Euch eben so darauf antworten,« sprach die Königin mit einem gewissen Unwillen.

»Nun gut, Madame,« versetzte Mazarin mit einer Verneigung; »ich wünsche, daß Ihr mir erlaubt, Eure Freunde zu benützen, gleich wie ich Euch an dem bißchen Verstand und Talent, die der Himmel mir verlieh,

teilnehmen ließ. Die Umstände sind schwierig, wonach man auf kräftige Weise handeln muß.«

»Nun,« sagte die Königin, »ich dachte, wir wären ihrer mit Herrn von Beaufort entledigt.«

»Ja, Ihr saht wohl den Strom, der alles umzustürzen drohte, doch habt Ihr das stille Wasser nicht beachtet. Indes gibt es in Frankreich ein Sprichwort über das stille Wasser.«

»Endet,« sprach die Königin.

»Nun, wir haben Herrn von Beaufort verhaften lassen, das ist wahr; doch war er der mindest Gefährliche von allen; es ist noch der Prinz da.«

»Der Sieger von Rocroy? Denkt Ihr daran?«

»Ja, Madame, sehr oft; allein *Patientia* – wie die Lateiner sagen; denn nach Herrn von Condé ist der Herzog von Orleans da.«

»Was sagt Ihr? Der erste Prinz von Geblüt – des Königs Oheim?«

»Nein, nicht der erste Prinz von Geblüt – nicht des Königs Oheim, sondern der feige Meuterer, der von seinem launenhaften und phantastischen Charakter angespornt, von schmählicher Langweile gequält, von einem leidigen Ehrgeiz verzehrt, eifersüchtig auf alles, was ihn an Rechtlichkeit und Mut übertraf, entrüstet, daß er wegen seiner Nichtigkeit nichts war, sich unter der früheren Regierung zum Echo aller schlimmen Gerüchte. zur Seele aller Ränke gemacht hat; der all diesen wackern Leuten, die so einfältig waren, dem Worte eines Mannes von hohem Geblüte zu trauen, einen Wink gegeben hat, voranzugehen und der sich von ihnen trennte, als sie das Schafott besteigen mußten! Nein, noch einmal sei es gesagt, nicht der erste Prinz von Geblüt, nicht des Königs Oheim, sondern der Mörder Chalais', Montmorencys und Cinq-Mars', der es heute versucht, dasselbe Spiel zu spielen, und der auch die Partie zu gewinnen hofft, weil er den Gegner gewechselt, und statt eines drohenden, einen lächelnden Mann vor sich hat. Allein er täuscht sich und mir ist nicht darum zu tun, diesen Stoff

der Zwietracht in der Nähe der Königin zu lassen, womit der selige Herr Kardinal die Galle des Königs zwanzig Jahre lang aufgeregt hat.«

Anna errötete und verbarg ihren Kopf in die beiden Hände.

»Ich will Ew. Majestät ganz und gar nicht demütigen,« fuhr Mazarin fort, indem er einen ruhigen, aber zugleich auch einen wirklich festen Ton annahm, »ich will, daß man die Königin und daß man auch ihren Minister achtet, da ich in den Augen aller nichts als das bin. Ew. Majestät weiß es, daß ich nicht ein aus Italien gekommener Mime bin, wie viele sagen; und so wie Ew. Majestät muß es jedermann wissen.«

»Nun, was soll ich da tun?« fragte Anna, gebeugt unter dieser gebieterischen Stimme.

»Ihr müßt in Eurem Gedächtnisse nach den Namen dieser treuen und ergebenen Männer forschen, welche Herrn von Richelieu zum Trotz daß Meer übersetzt haben, wobei sie die Spuren ihres Blutes auf dem ganzen Wege zurückließen, um Ew. Majestät einen, dem Herrn von Buckingham geschenkten Schmuck zu holen.«

Anna erhob sich majestätisch und entrüstet, als hätte sie eine Feder in die Höhe geschnellt, blickte den Kardinal mit jener Hoheit und jener Würde an, durch die sie in den Tagen ihrer Jugend so mächtig war, und sagte: »Herr, Ihr beleidigt mich!«

»Nun,« fuhr Mazarin fort, indem er den Gedanken völlig aussprach, den die Bewegung der Königin abgebrochen hatte, »nun, ich will, daß Ihr jetzt für Euren Gemahl dasselbe tut, was Ihr einst für Euren Günstling getan habt.«

»Abermals diese Verleumdung!« rief die Königin aus, »Ich glaube, sie sei längst erloschen und unterdrückt, denn Ihr hattet mich bis jetzt damit verschont, nun aber tut auch Ihr davon Erwähnung. Doch, desto besser! denn wir werden es diesmal zur Sprache bringen, und dann wird alles ein Ende haben – versteht Ihr mich?«

»Aber, Madame,« versetzte Mazarin betroffen über diese wiederkehrende Kraft, »ich begehre nicht, daß Ihr mir alles gesteht.«

»Doch will ich, ja, ich will Euch alles sagen,« sprach die Königin. »So hört mich denn. Ich will Euch sagen, mein Herr: es gab damals wirklich vier ergebene Herzen, vier biedere Männer, vier getreue Degen, die mir mehr als das Leben, die mir die Ehre gerettet haben.«

»Ha, Ihr bekennt es!« rief Mazarin. »Ist denn nur die Ehre der Schuldigen bloßgestellt, mein Herr; kann man niemand sonst, zumal eine Frau, dem Scheine nach an der Ehre gefährden? Ja, der Schein war gegen mich – und dennoch schwöre ich Euch, daß ich schuldlos war. Ich schwöre Euch ...« Die Königin suchte nach einem Gegenstande, bei dem sie schwören könnte, nahm sodann aus einem in der Tapete verborgenen Wandschrank ein kleines, mit Silber eingelegtes Kistchen von Rosenholz, stellte es auf den Altar und fuhr fort: »Ich schwöre es bei diesen geheiligten Überresten, ich war Herrn von Buckingham geneigt, doch war Herr von Buckingham nicht mein Geliebter!«

»Und was sind das für Überreste, Madame, bei denen Ihr diesen Schwur ablegt?« fragte Mazarin lächelnd, »Ich sage es im voraus, daß ich ungläubig bin.«

Die Königin löste einen kleinen goldenen Schlüssel von ihrem Halse und übergab ihn dem Kardinal, indem sie sagte: »Da, mein Herr, schließet auf und sehet selber.«

Mazarin nahm betroffen den Schlüssel und öffnete das Kistchen, worin er bloß ein verrostetes Messer und zwei Briefe fand, von denen der eine mit Blut befleckt war.

»Was ist das?« fragte Mazarin.

»Was das ist, mein Herr?« versetzte Anna mit königlicher Miene, und streckte über das Kistchen einen Arm aus, der ungeachtet der Jahre noch vollkommen schön war. – »Ich will es Euch sagen. Das sind die zwei einzigen Briefe, die ich je an ihn geschrieben habe. Das ist das Messer, mit dem ihn Felton durchbohrt hat. Leset die Briefe, Herr, und Ihr werdet sehen, ob ich unwahr gewesen.«

Statt daß Mazarin nach der ihm erteilten Erlaubnis den Brief gelesen hätte, nahm er aus einem natürlichen Antrieb das Messer, welches der sterbende Buckingham aus seiner Wunde gezogen und durch Laporte der Königin überschickt hatte. Die Klinge war bereits zerfressen, denn das Blut war zu Rost geworden; nach einer Weile des Anblickes, während dessen die Königin ebenso weiß geworden wie die Hülle des Altars, woran sie sich stützte, legte er es mit einem unwillkürlichen Schauder wieder in das Kistchen zurück und sagte:

»Madame, es ist gut, ich vertraue auf Euren Schwur.«

»Nein, nein, leset,« sprach die Königin mit gerunzelter Stirne, »leset, ich will, ich gebiete es, damit diesmal, wie ich beschlossen, alles beendigt werde, und wir nicht wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen. Glaubt Ihr denn,« fügte sie mit einem verzerrten Lächeln hinzu, »daß ich künftig bei jeder Eurer Beschuldigungen bereit sein werde, dieses Kistchen zu öffnen?«

Beherrscht von dieser Energie, gehorchte Mazarin maschinenartig und las die zwei Briefe. Der eine war jener, womit die Königin die diamantenen Nestelstifte von Buckingham zurückverlangte, nämlich jener, welchen d'Artagnan überbracht hatte, und der zu rechter Zeit noch angekommen war; der andere war der, den Laporte dem Herzog eingehändigt, und worin ihm die Königin anzeigte, daß man ihn umbringen wolle, und der zu spät angelangt war.

»Madame, es ist gut,« sprach Mazarin, »darauf läßt sich nichts entgegnen ...«

»Dennoch,« versetzte die Königin, indem sie auf das Kistchen drückte und dasselbe wieder zuschloß, »dennoch läßt sich etwas darauf entgegnen, daß ich nämlich gegen diese Männer stets undankbar war, die mich gerettet, und alles, was sie vermochten, zu meiner Rettung getan haben; daß ich diesen wackern d'Artagnan, dessen Ihr eben gedacht, nichts gab, als die Hand zu küssen und diesen Demantring.«

Hier streckte die Königin ihre schöne Hand aus und zeigte dem Kardinal einen wunderbaren Stein, der an ihrem Finger schimmerte. Dann fuhr sie

fort: »Wie es scheint, so hat er ihn in einem Augenblicke der Not veräußert; er hat es getan, um mich ein zweites Mal zu retten, denn es geschah, um an den Herzog einen Boten abzuschicken und ihm den Mordversuch zu melden.«

»Also wußte d'Artagnan?«

»Er wußte alles, doch wie er tätig war, das weiß ich nicht. Zuletzt aber verkaufte er den Stein an Herrn des Essarts, an dessen Finger ich ihn gesehen und zurückgekauft habe. Doch gehört dieser Diamant ihm, mein Herr! Stellt ihm also denselben zurück in meinem Namen, und da Ihr so glücklich seid, solch einen Mann neben Euch zu haben, so sucht, ihn auf ersprießliche Weise zu gebrauchen.«

»Madame, ich danke,« sprach Mazarin, »ich werde den Rat befolgen.«

«Und habt Ihr noch ein anderes Verlangen?« fragte die Königin, durch diese Gemütsbewegung erschöpft.

»Keine, Madame,« entgegnete der Kardinal mit seiner einschmeichelndsten Stimme, »als Euch inständigst zu bitten, mir meinen ungerechten Argwohn zu vergeben; allein ich liebe Euch so, daß man sich nicht verwundern darf, wenn ich selbst auf die Vergangenheit eifersüchtig bin.«

Gascogner und Italiener

Mittlerweile war der Kardinal in sein Kabinett zurückgekehrt. Wie er nun allein war, öffnete er die Türe des Vorgemachs. D'Artagnan schlief ermüdet auf einer Bank. »Herr d'Artagnan!« rief er mit leiser Stimme. D'Artagnan bewegte sich nicht. »Herr d'Artagnan!« rief er lauter. D'Artagnan fuhr fort zu schlafen. Der Kardinal näherte sich ihm und berührte mit der Fingerspitze dessen Schulter. D'Artagnan regte sich jetzt, wachte auf, richtete sich schnell empor und stand wie ein Soldat unter den Waffen. »Hier bin ich!« sprach er; »wer ruft mich?«

»Ich,« entgegnete Mazarin mit der freundlichsten Stimme. »Ich bitte Ew Eminenz um Vergebung!« sagte d'Artagnan; »ich war so erschöpft ...«

»Bittet mich nicht um Vergebung, mein Herr,« fiel Mazarin ein, »denn Ihr habt Euch in meinem Dienste abgemüht.

Herr d'Artagnan,« sprach Mazarm, indem er sich setzte und sich bequem in seinem Sessel ausstreckte, »Ihr schienet mir stets ein tapferer und biederer Mann zu sein, – der Zeitpunkt ist gekommen, um Eure Talente und Eure Tüchtigkeit wohl zu verwenden.«

»Befehlen Sie, Monseigeur,« sprach er, »ich stehe bereit, Ew. Eminenz zu gehorchen.«

»Herr d'Artagnan,« fuhr Mazarin fort, »Ihr habt unter der letzten Regierung gewisse Taten verrichtet ...«

»Ew. Eminenz ist zu gütig, sich dessen zu erinnern ... Es ist wahr, ich habe im Kriege mit ziemlichem Erfolge gekämpft.«

»Ich, rede nicht von Euren Kriegstaten,« versetzte Mazarin, »denn wiewohl sie einiges Aufsehen erregten, so wurden sie doch durch Eure anderen Dienste überboten.«

D'Artagnan stellte sich verwundert. «Nun, Ihr antwortet nicht?« fragte Mazarin.

»Ich erwartete,« entgegnete d'Artagnan, »daß Monseigneur mir sagt, von welchen Taten die Rede sein.«

»Ich rede von jenem Abenteuer ... ach, Ihr wißt wohl, was ich sagen Will.«

»Ach nein, Gnädigster Herr,« antwortete d'Artagnan ganz betroffen.

»Ihr seid bescheiden, das ist um so besser; ich meine jenes Abenteuer rücksichtlich der Königin, jene Nestelstifte, jene Reise, die Ihr mit dreien Eurer Freunde unternommen habt.«

»Ha,« dachte der Gascogner, »ist das eine Schlinge! seien wir auf unserer Hut.«

Er bewaffnete seine Züge mit einer solchen Verwunderung, daß ihn Mondori und Bellerose, die zwei besten Schauspieler jener Zeit, darum beneidet hätten.

»Sehr wohl,« versetzte Mazarin lachend, »bravo! Man sagte mir mit Recht, daß Ihr der Mann wäret, den ich brauche. Sprecht, was wollet Ihr wohl für mich tun?«

»Alles, was mir Ew. Eminenz befehlen wird,« entgegnete d'Artagnan.

»Würdet Ihr das für mich tun, was Ihr vor Zeiten für eine Königin getan habt?«

»Für eine Königin, gnädigster Herr? ich verstehe nicht.«

»Versteht Ihr nicht, daß ich Euch und Eure drei Freunde brauche?«

»Welche Freunde, Monseigneur?«

»Eure drei ehemaligen Freunde.«

»Ehemals, gnädigster Herr,« versetzte d'Artagnan,»hatte ich nicht bloß drei Freunde, ich hatte deren fünfzig. Im Alter von zwanzig Jahren nennt man bald jeden seinen Freund.«

»Gut, gut, Herr Offizier,« sprach Mazarin; »die Bescheidenheit ist etwas Schönes, doch könnte es Euch reuen, wenn Ihr heute allzu bescheiden wäret.«

»Gnädigster Herr, Pythagoras ließ seine Schüler fünf Jahre lang stumm sein, um sie das Schweigen zu lehren.«

»Und Ihr, mein Herr, habt zwanzig Jahre lang geschwiegen, das heißt fünfzehn Jahre länger als ein pythagoräischer Philosoph, was mich bemerkenswert dünkt. Redet also heute, denn die Königin selbst nimmt Euch Euren Schwur ab.«

»Die Königin?« rief d'Artagnan mit einem ungeheuchelten Erstaunen.

»Ja, die Königin, und damit ich Euch beweise, daß ich in ihrem Namen spreche, befahl sie mir, Euch diesen Diamant zu zeigen, von dem sie vorgibt, daß Ihr ihn kennt, und den sie von Herrn des Essarts zurückgekauft hat.«

Hier streckte Mazarin die Hand gegen den Offizier aus, der seufzte, als er den Ring erkannte, den ihm die Königin an jenem Ballabend im Rathaufe geschenkt hatte. »Ich erkenne allerdings diesen Diamant,« sagte Artagnan, »er hat der Königin zugehört.«

»Somit sehet Ihr, daß ich in Ihrem Namen mit Euch spreche. Antwortet mir also, ohne Euch länger zu verstellen. Ich sagte es schon und wiederholte es Euch: es handelt sich um Euer Glück.«

»Meiner Treue, gnädigster Herr, ich habe es sehr Vonnöten, mein Glück zu machen. Ew. Eminenz hat mich so lange vergessen.«

»Acht Tage sind hinreichend, um das wieder gut zu machen. Verständigen wir uns, Ihr seid jetzt hier, wo aber sind Eure Freunde?«

»Monseigneur, das weiß ich nicht.«

»Wie! das wißt Ihr nicht?«

»Nein, wir sind seit lange schon getrennt, da alle drei den Dienst verlassen haben.«

»Wo werdet Ihr sie nun auffinden?«

»Überall, wo sie sind, das ist meine Sorge.«

»Gut – und Eure Bedingnisse?«

»Geld, gnädiger Herr, so viel als unsere Unternehmungen erheischen; ich erinnere mich nur zu wohl, wie oft wir aus Geldmangel verhindert wurden, und ohne diesen Diamant, den ich notgedrungen verkaufen mußte, hätten wir unser Ziel nicht erreicht.«

»Potz Wetter! Geld und viel Geld!« rief Mazarin, »wie Ihr gleich anfangt, Herr Offizier! Wißt Ihr wohl, daß sich in den königlichen Kassen kein Geld befindet?«

»Tun Sie dann wie ich, gnädigster Herr, verkaufen Sie die Krondiamanten. O, geizen wir ja nicht, mit geringen Mitteln lassen sich große Dinge schlecht ausführen.«

»Wohlan,« sprach Mazarin, »wir werden besorgt sein, Euch zufrieden zu stellen.«

»Richelieu,« dachte d'Artagnan, »hätte mir bereits fünfhundert Pistolen auf die Hand gelegt.«

»Ihr werdet also mir angehören?«

»Ja, wenn es meine Freunde wollen.«

«Kann ich aber bei ihrer Weigerung doch auf Euch rechnen?«

»Allein führte ich nie etwas Gutes aus,« versetzte d'Artagnan kopfschüttelnd.

»Sucht sie also auf.«

»Was soll ich nun sagen, um sie zum Dienste Ew. Eminenz zu bewegen?«
»Ihr kennet sie besser als ich. Macht ihnen die Anträge je nach ihrem Charakter.«

»Was für Anträge soll ich machen?«

»Sie sollen mir so dienen, wie sie einst der Königin dienten, und mein Dank wird glänzend ausfallen.«

»Was haben wir zu tun?«

»Alles, indem Ihr alles ausführen zu können scheinet.«

»Hat man Vertrauen zu den Leuten, Monseigneur, und will man Vertrauen erlangen, so muß man sie besser unterweisen, als es Ew. Eminenz tut.«

»Seid unbekümmert,« entgegnete Mazarin, »ist einmal der Moment zum Handeln gekommen, so sollt Ihr meinen ganzen Willen erfahren.«

»Und bis dahin?«

»Harret und suchet Eure Freunde auf.«

»Monseigneur, sie sind vielleicht nicht in Paris, ja, wahrscheinlich nicht; und somit werde ich reisen müssen. Ich bin nur ein sehr armer Leutnant der Musketiere, und die Reisen sind kostspielig.«

»Es ist nicht meine Absicht,« versetzte Mazarin, »daß Ihr mit Prunk zu Werke geht; meine Entwürfe bedürfen der Heimlichkeit, und würden sich bei zu großem Aufsehen gefährden.«

»Auch dann, Monseigneur, kann ich mit meiner Löhnung nicht reisen, da man mir seit drei Monden rückständig ist; auch kann ich mit meinen

Ersparnissen nicht reisen, da ich während meiner zweiundzwanzigjährigen Dienstzeit nur Schulden angehäuft habe.«

Mazarin versank ein Weilchen in ein tiefes Nachsinnen, als ginge in seinem Innern ein heftiger Kampf vor; sodann näherte er sich einem mit dreifachem Schlosse versperrten Schrank, nahm daraus einen Säckel hervor und wog ihn ein paarmal in der Hand, ehe er ihn d'Artagnan reichte und mit einem Seufzer zu ihm sprach: »So nehmt denn das hin, es ist für die Reise.«

»Wenn das spanische Dublonen oder auch nur Goldtaler sind,« dachte d'Artagnan, »so läßt sich noch etwas mitsammen tun.« Er verbeugte sich vor dem Kardinal und steckte den Säckel in seine weite Tasche.

»Nun, so ist es abgetan,« fuhr der Kardinal fort; »Ihr werdet Euch auf den Weg begeben?«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Schreibt mir jeden Tag und gebt mir Nachricht von Euren Unterhandlungen.«

»Ich werde es nicht unterlassen. Monseigneur.«

»Ganz wohl – doch sagt mir die Namen Eurer Freunde.«

»Die Namen meiner Freunde?« wiederholte d'Artagnan mit einem Reste von Kümmernis.

»Ja, indes Ihr auf Euren Wegen sucht, will auch ich mich meinerseits erkundigen, und werde vielleicht etwas in Erfahrung bringen.«

»Herr Graf de la Fère – sonst Athos; Herr Duvallon – sonst Porthos, und der Herr Chevalier d'Herblay, jetzt Abbé d'Herblay – sonst Aramis.«

Der Kardinal lächelte und sprach: »Jüngere Söhne von Adeligen, die sich unter anderen Namen bei den Musketieren anwerben ließen, um ihre Familiennamen nicht bloßzustellen. Wackere Degen, doch leere Geldsäckel, man weiß das.«

»So Gott will, daß diese Degen in den Dienst Ew. Eminenz treten,« sagte d'Artagnan, »so erlaube ich mir einen Wunsch zu äußern, daß nämlich der Goldsäckel des gnädigen Herrn leicht und der ihrige schwer werde; denn mit diesen drei Männern kann Ew. Eminenz nach Belieben ganz Frankreich, ja ganz Europa in Bewegung setzen.«

»Die Gascogner,« sprach der Kardinal, .»sind im Prahlen beinahe den Italienern gleich.«

»In jedem Falle,« versetzte d'Artagnan mit einem Lächeln, dem des Kardinals ähnlich, »übertreffen sie dieselben, wenn es das Schwert betrifft.«

Darauf entfernte er sich, nachdem er einen Urlaub angesucht, der ihm auch bewilligt und vom Kardinal selbst unterfertigt wurde.

Inzwischen rieb sich der Kardinal die Hände und murmelte: »Hundert Pistolen, ja, für hundert Pistolen habe ich mir ein Geheimnis erkauft, welches Richelieu mit zwanzigtausend Talern hätte bezahlen müssen. Ungerechnet diesen Ring,« – fügte er hinzu und beliebäugelte den Diamant, welchen er behielt, statt ihn d'Artagnan zu geben – »ungerechnet diesen Ring, der mindestens einen Wert von zehntausend Livres hat.«

D'Artagnan ist in Bedrängnis, eine alte Bekanntschaft kommt ihm zu Hilfe

D'Artagnan kehrte also ganz gedankenvoll in sein Gasthaus in der Rue Tiquetonne zurück, fühlte ein ziemlich lebhaftes Vergnügen, den Säckel des Kardinals Mazarin zu tragen, und dachte an den schönen Diamant, der einst sein eigen war und den er einen Augenblick lang am Finger des Ministers blitzen sah. Was hätte d'Artagnan gesagt, wäre es ihm bewußt gewesen, daß die Königin diesen Ring Mazarin gegeben habe, um ihm denselben wieder zurückzustellen?

Als er in die Straße Tiquetonne einbog, sah er, daß dort ein großer Aufruhr stattfinde, und diese Bewegung war in der Nähe seiner Wohnung. »O,« sprach er, »ist etwa Feuer ausgebrochen im Gasthause la Chevrette?«

Als d'Artagnan näher kam, sah er, daß der Auflauf nicht im Gasthause stattfand, sondern im benachbarten Hause. Man erhob ein lautes Geschrei, stürzte mit Fackeln hin und her, und bei diesem Fackellichte bemerkte d'Artagnan Uniformen. Er erkundigte sich, was da vorgehe. Man gab ihm zur Antwort: ein Bürger habe mit etwa zwanzig seiner Freunde einen Wagen angegriffen, der von den Garden des Herrn Kardinals begleitet war, da jedoch eine Verstärkung hinzukam, so seien die Bürger in die Flucht getrieben worden. Der Anführer des Aufstandes flüchtete sich in das Haus neben der Herberge, und jenes werde eben durchsucht.

D'Artagnan wäre als Jüngling noch dahin geeilt, wo er Uniformen sah, und hätte den Soldaten gegen die Bürger beigestanden, doch war er lange nicht mehr dieser Brausekopf; überdies trug er die hundert Pistolen des Kardinals in der Tasche, und so wagte er es nicht, sich in den Auflauf zu mengen. Er kehrte in das Gasthaus zurück, ohne weitere Fragen zu stellen. Einst wollte d'Artagnan immer alles erfahren, jetzt wußte er immer genug.

Die Wirtin – eine stattliche, noch sehr hübsche Frau, die ihrem vornehmen Gaste die Stunden abendlicher Langeweile um so ungezwungener verkürzte, als ihr Ehegemahl seit langer Zeit verschollen war – erwartete d'Artagnan bereits ungeduldig, da sie, im Falle einer Gefahr, auf seinen Schutz hoffte. Sie wollte demnach ein Gespräch mit ihm anknüpfen und ihm mitteilen, was da vorgefallen war, allein d'Artagnan überlegte, und fühlte sich somit nicht geneigt zu plaudern. Sie zeigte auf das dampfende Nachtmahl, allein d'Artagnan verlangte, daß man ihm dasselbe auf sein Zimmer bringe, und eine Bouteille alten Burgunder hinzufüge.

Die schöne Magdalena – so nannte sich die Wirtin – war zum militärischen Gehorsam abgerichtet, nämlich auf einen Wink. Diesmal geruhte d'Artagnan zu sprechen, und ward sogleich mit doppelter Eilfertigkeit bedient. D'Artagnan nahm seinen Schlüssel und ein Licht und begab sich hinauf in sein Zimmer. Um der Miete nicht Eintrag zu tun, begnügte er sich mit einem Zimmer im vierten Stockwerke. Aus Achtung für die Wahrheit müssen wir sogar sagen, daß dieses Zimmer gerade unter der Dachrinne und dem Dache lag.

Sein erstes Geschäft war, daß er in einem alten Schreibtisch, woran nur das Schloß neu war, seinen Geldsäckel einsperrte, den er nicht einmal

nachzusehen brauchte, um sich Rechenschaft über die darin befindliche Summe abzulegen. Als hierauf sogleich sein Nachtmahl mit der Bouteille Wein gebracht wurde, schickte er den Aufwärter wieder fort, schloß die Türe ab und setzte sich zu Tische.

Mit Anbruch des Tages wachte er auf, sprang mit ganz militärischer Rüstigkeit aus dem Bette, und ging gedankenvoll im Zimmer auf und nieder, als er das Klirren eines Fensters hörte, das man in seinem Zimmer einschlug. Er dachte sogleich an seinen Geldsäckel, der im Schreibtische lag, und eilte hinaus. Er irrte sich nicht, es kaum ein Mann durch das Fenster.

»Ha, Unverschämter!« rief d'Artagnan, da er diesen Mann für einen Schurken hielt, und ergriff seinen Degen.

»In des Himmels Namen, mein Herr!« rief der Mann, »stecken Sie Ihre Klinge wieder in die Scheide und durchbohren Sie mich nicht, ohne mich angehört zu haben. Ich bin nichts weniger als ein Dieb. Ich bin ein redlicher, wohlbestallter Bürger mit eigenem Hause. Ich nenne mich – doch wie, irre ich nicht? – Sie sind Herr d'Artagnan!«

»Und du Planchet,« entgegnete der Leutnant.

»Zu dienen, gnädiger Herr,« sagte Planchet voll Entzücken, »wenn ich noch zu dienen imstande wäre.«

»Vielleicht,« versetzte d'Artagnan; »was läufst du denn im Monat Januar um sieben Uhr über die Dächer?«

»Sie sollen es wissen, gnädiger Herr.« erwiderte Planchet, »aber am Ende sollen Sie's vielleicht doch nicht wissen.«

»Sprich, was ist's,« fragte d'Artagnan. »Erst hänge aber eine Serviette vor das Fenster und ziehe den Vorhang zu.« Planchet gehorchte, als er fertig war, sagte d'Artagnan: »Nun?«

»Gnädiger Herr,« antwortete Planchet vorsichtig. »Vor allem sagen Sie, wie Sie mit Herrn von Rochefort stehen.«

»E, ganz gut – warum Rochefort? Du weißt ja doch, er ist jetzt einer meiner besten Freunde.«

»O, desto besser.«

»Wie steht denn aber Rochefort in Beziehung mit dieser Manier, in mein Zimmer zu gelangen?«

»Ha, das ist es, gnädiger Herr; ich will Ihnen fürs erste sagen, daß Rochefort –« Planchet hielt inne.

»Bei Gott,« versetzte d'Artagnan, »ich weiß, daß er in der Bastille ist.«

»Das heißt: er war darin,« entgegnete Planchet.

»Wie denn: er war darin?« fragte d'Artagnan. »War er etwa so glücklich und konnte entwischen?«

»O, gnädiger Herr,« sagte Planchet, »wenn Sie das Glück nennen, so geht alles, so ist alles gut! Wie mich dünkt, so ließ man gestern Herrn Rochefort aus der Bastille holen.«

»Nun, beim Himmel, ich weiß es, da ich ihn dort abholte.«

»Doch zum Glücke für ihn haben Sie ihn nicht wieder dahin zurückgeführt, denn hätte ich Sie unter der Bedeckung erkannt, gnädiger Herr, so glauben Sie mir, ich hegte für Sie noch immer zu viel Achtung –«

»Pst! so ende doch einmal, was ist denn geschehen?«

»Wohlan, es geschah, daß ein großes Murren entstand, als die Kutsche des Herrn von Rochefort mitten in der Straße la Féronnerie durch eine Gruppe Volkes fuhr und die Leute der Bedeckung rauh gegen die Bürger waren; der Gefangene hielt das für eine günstige Gelegenheit sich zu nennen und um Hilfe zu rufen. Ich war anwesend, erkannte den Namen des Grafen von Rochefort, erinnerte mich, daß er es war, durch den ich Wachtmeister im Regiment Piemont geworden bin und rief laut: er sei ein Gefangener, er sei ein Freund des Herrn Herzogs von Beaufort. Man bot Trotz, hielt die Pferde an und warf die Bedeckung nieder. Mittlerweile öffnete ich den

Kutschenschlag. Herr von Rochefort stieg aus und verlor sich in der Menge. Zum Unglück zog in diesem Momente eine Runde vorüber, verband sich mit den Leibwachen und griff uns an; ich ward bedrängt, zog mich zurück nach der Seite der Straße Tiquetonne, und flüchtete mich hier in das anstoßende Haus; man umzingelte und durchsuchte dasselbe, allein vergebens. Ich fand im fünften Stock eine mitleidige Person, die mich zwischen den Tapeten versteckt hielt. Da blieb ich denn bis zum Anbruch des Tages, und in der Besorgnis, man würde vielleicht am Abend die Untersuchungen wiederholen, wagte ich mich auf die Dachrinnen, wobei ich fürs erste in irgendeinem Hause einen Eingang und auch einen Ausgang suchte, die nicht bewacht wären. Das ist meine Geschichte, und auf Ehre, gnädiger Herr, ich wäre trostlos, wenn sie Ihnen mißfiele.«

»Nicht doch,« erwiderte d'Artagnan, »ich freue mich im Gegenteile sehr, wenn Rochefort frei ist. Weißt du aber eines? Daß du nämlich gehenkt wirst, wenn du den Leuten des Königs in die Hände gerätst.«

»Bei Gott, ob ich das weiß,« versetzte Planchet; »das ist es eben, was mich selbst bekümmert, und deshalb bin ich so froh, daß ich Sie wiederfand, denn wenn Sie mich verstecken wollen, so kann es niemand so gut wie Sie.«

»Ja,« sagte d'Artagnan, »das will ich recht gern, wiewohl ich mich mit meiner Stelle gefährde, wenn es kund wird, daß ich einem Anführer Zuflucht gewährte.«

»Ach, gnädiger Herr, Sie wissen wohl, daß ich für Sie mein Leben einsetzen würde.«

»Du darfst sogar beifügen, Planchet, daß du es schon eingesetzt hast. Ich vergesse nur das, was ich vergessen muß, doch an dies will ich mich stets erinnern. Setze dich also dorthin und iß ruhig, denn ich bemerke die ausdrucksvollen Blicke, die du auf die Überreste meines Nachtmahls wirfst.«

»Ja, gnädiger Herr, denn die Speisekammer der Nachbarin war schlecht bestellt; ich habe seit gestern Mittag nichts genossen als eine Brotschnitte

mit Zwetschgenmus. Wiewohl ich die Süßigkeiten zu gehöriger Zeit nicht verschmähe, so fand ich doch das Abendmahl ein bißchen gar zu leicht.«

»Armer Junge,« sprach d'Artagnan,»stärke dich also.«

»Ach, gnädiger Herr,« sagte Planchet. »Sie retten mir zweimal das Leben.«

Er setzte sich an den Tisch und begann da zu verschlingen wie in den guten Tagen der Straße Fossoyeurs. D'Artagnan ging indessen auf und nieder und dachte über die Vorteile nach, welche er in seiner gegenwärtigen Lage aus Planchet ziehen könnte. Mittlerweile arbeitete Planchet mit allen Kräften, um die verlornen Stunden wieder einzubringen. Endlich stieß er den Seufzer der Befriedigung eines hungrigen Menschen aus, womit er andeutet, er wolle jetzt, nachdem die erste und tüchtige Grundlage gelegt ist, eine kleine Pause machen.

»Sag' an,« sprach d'Artagnan, der da glaubte, nun wäre der rechte Moment gekommen, um das Verhör zu beginnen; »gehen wir der Ordnung nach, weißt du, wo Athos ist?«

»Nein, mein Herr,« entgegnete Planchet.

»Teufel! weißt du, wo Porthos ist?«

»Eben so wenig.«

»Teufel! Teufel – und Aramis?«

»Gleichfalls nicht.«

»Teufel! Teufel! Teufel!«

»Aber,« versetzte Planchet mit seiner schlauen Miene, »ich weiß, wo Bazin ist!«

»Wie, du weißt, wo Bazin ist?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Wo ist er denn?«

»In Notre-Dame.«

»Und was tut er in Notre-Dame.«

»Er ist Kirchendiener.«

»Bazin, Kirchendiener in Notre-Dame? weißt du das gewiß?«

»Ganz gewiß, ich habe ihn gesehen und mit ihm geredet.«

»Er muß wohl wissen, wo sein Herr ist.«

»Ohne Zweifel.«

D'Artagnan dachte nach, sodann nahm er seinen Mantel und seinen Degen und machte Miene fortzugehen.

»Gnädiger Herr,« rief Planchet mit kläglicher Miene, »wollen Sie mich in dieser Lage verlassen? Bedenken Sie, ich habe keine andere Hoffnung als auf Sie allein.«

»Man wird dich hier nicht suchen,« erwiderte d'Artagnan.

»Wenn man aber doch käme,« versetzte der vorsichtige Planchet, »bedenken Sie nur, daß mich die Leute des Hauses, die mich nicht eintreten gesehen, für einen Dieb halten.«

»Das ist wahr,« sprach d'Artagnan, »laß uns nachdenken. Sprichst du irgendeine Mundart?«

»Ich spreche mehr als das, gnädiger Herr, ich verstehe eine fremde Sprache, nämlich flamändisch.«

»Zum Teufel, wo hast du das gelernt?«

»In Artois, wo ich zwei Jahre im Felde stand. Hören Sie: Goeden morgen, myn heer, ik ben begeerd te weeten hoc uwe gezoudheyd bestaed.«

»Was will das sagen?«

»Guten Morgen, mein Herr; ich beeile mich, Sie um den Stand Ihrer Gesundheit zu befragen.«

»Das nennt er eine Sprache! Doch gleichviel,« sagte Artagnan. »Das kommt nach Wunsch.«

D'Artagnan trat zu der Türe, rief einen Aufwärter und befahl ihm, der schönen Magdalena zu melden, sie möge heraufkommen.

»Was tun Sie, gnädiger Herr?« sagte Planchet; »wollen Sie etwa unser Geheimnis einer Frau anvertrauen?«

»Sei unbekümmert, diese wird kein Wort verraten.«

In diesem Moment trat die Wirtin ein; sie kam mit lächelndem Gesichte, und hoffte d'Artagnan allein anzutreffen, als sie aber Planchet erblickte, trat sie betroffen einen Schritt zurück.

»Liebe Wirtin,« rief d'Artagnan, »hier stelle ich Euch Euern Herrn Bruder vor, der aus Flandern angekommen ist, und den ich für einige Tage in meine Dienste aufnehme.«

»Mein Bruder?« sagte die Wirtin noch mehr betroffen.«

»Begrüßt doch Eure Schwester, Master Peter.«

»Willkom, Zuster,« sagte Planchet. »Goeden tag, broder!« antwortete die Witwe erstaunt. »Hört, wie das kommt,« sprach d'Artagnan; »dieser Herr ist Euer Bruder, den Ihr vielleicht nicht kennt, den aber ich kenne; er kam aus Amsterdam. Kleidet ihn während meiner Abwesenheit, und wenn ich zurückkomme, das ist in einer Stunde, stellt Ihr ihn mir vor, und indem ich Euch nichts verweigern kann, so nehme ich ihn in meinen Dienst auf, wiewohl er, versteht Ihr, kein Wort französisch spricht.«

»Ich errate Eure Wünsche, und mehr bedarf ich nicht,« entgegnete Magdalena.

»Ihr seid eine schätzbare Frau, meine schöne Wirtin, und ich vertraue auf Euch.« Er gab Planchet ein Zeichen des Einverständnisses und ging fort, um sich nach Notre-Dame zu begeben.

Von den verschiedenen Wirkungen, die eine halbe Pistole auf einen Kirchendiener und auf einen Chorknaben haben kann

D'Artagnan nahm seinen Weg nach dem Pont-neuf und wünschte sich dabei Glück, daß er Planchet wieder gefunden, denn wiewohl er dem würdigen Diener gern einen Dienst erwiesen hätte, so war es doch in der That Planchet, der d'Artagnan einen Dienst leistete. D'Artagnan kam also nach Notre-Dame, zufrieden mit dem Zufall und mit sich selber. Er stieg über die Vortreppe, trat in die Kirche, wandte sich zu einem Sakristan, der eine Kapelle fegte, und fragte ihn, ob er wohl einen Herrn Bazin kenne.

»Herrn Bazin, den Kirchendiener?« fragte der Sakristan.

»Ja, ihn.«

»Dort in der Kapelle bereitet er eben die Messe vor.«

D'Artagnan begab sich, mit dieser Auskunft sehr zufrieden, sofort nach der Kapelle, und begegnete schon in der Türe dem biederen Bazin, der eben mit seiner Arbeit fertig geworden war und von dem unerwarteten Besuch wenig erbaut zu sein schien. Als d'Artagnan nun gar nach dem Aufenthaltsort d'Herblays fragte, ging ein gewaltiger Schrecken über die Züge Bazins, der für die Seelenruhe seines Herrn zu fürchten begann; er behauptete steif und fest, nichts über Aramis zu wissen.

D'Artagnan sah ein, daß er so nicht zum Ziele gelangen würde und begann, als Bazin sich entfernt hatte, einen kleinen Chorknaben, der ihm gerade in den Weg lief, auszuforschen. Nach wenigen Fragen schon, deren Nachdrücklichkeit durch einige Münzen unterstützt wurde, erfuhr er, daß Bazin häufig nach Roisy zu reiten pflegte, wo, wie d'Artagnan wußte, sich ein Palais des Erzbischofs von Paris befand, das gegenwärtig des

Erzbischofs Nichte, die Frau von Longueville, beherbergte. Nun wußte er schon, was er hatte wissen wollen und begab sich noch am gleichen Tage mit Planchet auf den Weg nach Roisy. Die Eintönigkeit dieses Rittes wurde plötzlich durch eine Schar von Reitern unterbrochen, die, offenbar jemand verfolgend, d'Artagnan anhielten und erst, als sie in ihm einen Offizier der Garden erkannten, den Weg freigaben und d'Artagnans aufwallenden Zorn dadurch in dem Momente besänftigten, als er eben nach seinem Degen greifen wollte.

Als die beiden Reiter in Roisy ankamen, hielten sie vor dem Palais des Erzbischofs, um zu beraten, wie sie jetzt, da es spät am Abend war, Aramis auffinden könnten. Da fühlte Planchet plötzlich eine heftige Erschütterung seines Pferdes, drehte sich erschrocken um und sah hinter sich – Aramis sitzen, der aus den Wolken gefallen zu sein schien. Der Abbé begrüßte die beiden Ankömmlinge, bat sie, alle Fragen für später zu bewahren und jetzt den Weg einzuschlagen, den er ihnen zeigen wollte. So gelangte man bald zu Aramis' Haus. Zu d'Artagnans größtem Erstaunen betrat man es nicht durch das Tor, sondern mittels einer Strickleiter durch ein Fenster; eine Maßnahme, die Aramis mit der vorgerückten Zeit und der Strenge der Klosterregeln entschuldigte.

Während Planchet in einer Bedientenwohnung untergebracht wurde, machten d'Artagnan und Aramis es sich in einem eben so reich als geschmackvoll ausgestatteten Zimmer bequem. Bazin, der ein köstliches Mahl auftrug, ließ beim Anblick d'Artagnans fast die Schüssel fallen und zitterte, als ob er den Teufel selbst in seines Herrn Wohnung angetroffen hätte.

»Nun sind wir allein, lieber Aramis,« sprach d'Artagnan, indem er seine Augen von der Wohnung auf den Bewohner richtete und die mit den Möbeln begonnene Musterung mit den Kleidern beendigte; »wo zum Teufel seid Ihr hergekommen, als Ihr hinter Planchet auf das Pferd fielet?«

»Ei, potz Wetter,« entgegnete Aramis. Ihr saht es doch, aus dem Himmel.«

»Aus dem Himmel?« wiederholte d'Artagnan kopfschüttelnd, »Ihr seht ebensowenig danach aus, daß Ihr aus ihm kommt, als zu ihm gelangt.«

»Mein Lieber,« erwiderte Aramis mit einer blöden Miene, welche d'Artagnan damals, wo er noch Musketier war, nie an ihm bemerkt hatte, »kam ich nicht aus dem Himmel, so kam ich doch wenigstens aus dem Paradiese, was damit viele Ähnlichkeit hat.«

»Nun, so sind jetzt die Gelehrten einig,« versetzte d'Artagnan, »bis jetzt konnte man sich nicht verständigen über die bestimmte Lage des Paradieses; die einen verlegten es auf den Berg Ararat, die andern zwischen Tigris und Euphrat; wie es scheint, suchte man es in der Ferne, während es ganz nahe lag. Das Paradies ist in der Boish-le-Sec, an der Stelle des Schlosses des Herrn Erzbischofs von Paris. Man verläßt es nicht durch die Türe, sondern durch das Fenster, man steigt aus ihm nicht herab über die Marmorstufen einer Vorhalle, sondern auf den Ästen einer Linde, und der Engel, der es bewacht, hat gerade das Aussehen, als hätte er seinen himmlischen Namen vertauscht mit dem mehr irdischen: eines Prinzen von Marsillac.«

Aramis erhob ein Gelächter und sagte: »Ihr seid noch immer ein lustiger Gesell, mein Lieber, und Euer geistreicher gascognischer Witz ist Euch nicht untreu geworden. Ja, es liegt in allem dem wohl etwas Wahres; nur geht mindestens nicht so weit, zu glauben, daß ich in Frau von Longueville verliebt bin.«

»Pest, ich werde mich wohl davor hüten,« entgegnete d'Artagnan. »Da Ihr so lang in Frau von Chevreuse verliebt waret, so werdet Ihr Euer Herz nicht ihrer größten Feindin geschenkt haben.«

»Ihr begreift wohl, mein Lieber,« versetzte Aramis. »Damals, wo ich Musketier war, bezog ich die Wachen so wenig als möglich, und jetzt, wo ich im Kloster lebe, schone ich mich, so sehr ich kann. Doch kommen wir wieder auf diese arme Herzogin.«

»Auf welche denn? auf die Herzogin von Chevreuse oder von Longueville?«

»Ich sagte Euch bereits, mein Lieber, zwischen mir und der Herzogin von Longueville bestehe kein Verhältnis – vielleicht Koketterien, aber weiter

nichts. Nein, ich sprach von der Herzogin von Chevreuse; saht Ihr sie vielleicht bei ihrer Zurückkunft nach des Königs Tode?«

»Ja, wirklich, und sie war noch sehr schön.«

»Ja,« versetzte Aramis, »auch ich habe sie damals ein bißchen gesehen und ihr vortreffliche Ratschläge erteilt, die sie aber nicht benützt hat; ich sagte ihr, daß Mazarin die Königin liebe, allein sie wollte mir nicht glauben, und erwiderte, sie kenne Anna, die zu stolz wäre, um solche Empfindungen zu teilen. Da mengte sie sich in die Umtriebe des Herzogs von Beaufort, und Mazarin ließ den Herzog von Beaufort verhaften und Frau von Chevreuse verweisen.«

»Ihr wißt,« sagte d'Artagnan, »daß sie die Erlaubnis wieder erhielt, zurückzukehren.«

»Ja, und ich weiß auch, daß sie zurückgekommen ist. Vielleicht begeht sie wieder eine Unbesonnenheit.«

»O, diesmal befolgt sie doch wohl Eure Ratschläge.«

»Ach, diesmal sah ich sie nicht wieder,« entgegnete Aramis; »sie hat sich sehr verändert.«

Als sich die zwei Freunde allein befanden, saßen sie ein Weilchen stillschweigend einander gegenüber. Aramis schien auf eine sanfte Verdauung zu warten; d'Artagnan bereitete sich vor auf seine Anrede. Wenn ihn eben der andere nicht ansah, so wagte jeder von ihnen einen verstohlenen Blick. Aramis brach das Stillschweigen zuerst. Er fragte seinen Gast nach den besonderen Beweggründen dieses überraschenden Besuches, der auch nicht zögerte, ihm diese langsam und vorsichtig zu enthüllen. D'Artagnan fragte zunächst, ob sich Aramis noch mit Politik befasse; und als er, in etwas gewundener, augenscheinlich unaufrichtiger Form seine Frage verneint gehört, erinnerte er seinen alten Kameraden an die schöne Zeit der gemeinsamen Abenteuer und Kämpfe und schloß daran die Aufforderung, dieses Leben von neuem zu beginnen. Er erläuterte weiter, daß dieses Unternehmen im Augenblick wieder besonders reiche Aussichten biete, da Mazarin und die Königin tapferer Männer bedürften.

Aramis witterte einen Auftrag des Kardinals und lehnte freundlich, aber sehr entschieden ab. Nunmehr waren beide bemüht, das Thema in eine neutrale Bahn zu bringen und ließen die Politik geflissentlich aus dem Spiel. Man sprach von den alten Freunden, wobei Aramis unter anderem erwähnte, daß Porthos Besitzer großer Güter geworden sei; sein gegenwärtiger Aufenthalt sei das Landgut Bracieux in der Pikardie. Diese Nachricht gab d'Artagnan neue Hoffnung. Nachdem man noch über dies und jenes geplaudert hatte, verabschiedete sich d'Artagnan sehr herzlich, verließ das Haus und holte Planchet.

Aramis ließ es sich nicht nehmen, seine Gäste bis ans Ende des Dorfes zu begleiten, wo er dann nach einem zweiten freundlichen Abschied wieder umkehrte.

Nach zweihundert Schritten hielt d'Artagnan plötzlich an, sprang vom Pferde, warf Planchet die Zügel zu, und nahm aus den Halftern die Pistolen, die er in seinen Gürtel steckte. »Was tun Sie denn, gnädiger Herr?« fragte Planchet ganz erschreckt.

»Was ich tue?« sagte d'Artagnan. »Wie schlau er auch sei, so soll er doch nicht sagen können, daß er mich geprellt habe. Bleib hier und rühre dich nicht; nur halte dich auf der andern Seite der Straße und harre meiner.«

Nach diesen Worten sprang d'Artagnan auf die andere Seite des Grabens, der den Weg begrenzte, und eilte über das Feld, um das Dorf zu umgehen. Er hatte zwischen dem Hause, worin Frau von Longueville wohnte, und dem Kloster einen leeren Raum bemerkt, der nur von einer Hecke umschlossen war. D'Artagnan erreichte die Hecke und versteckte sich hinter derselben. Als er bei dem Hause vorüberkam, wo der erwähnte Auftritt stattgefunden hatte, bemerkte er, daß dasselbe Fenster erleuchtet war. Er hatte die feste Überzeugung, Aramis sei noch nicht nach Hause zurückgekehrt, und wenn er es tat, so würde er nicht allein zurückkehren. Und wirklich vernahm er ein Weilchen darauf Schritte, die sich näherten, und etwas wie den Schall halblauter Stimmen. Beim Anfang der Hecke hielten diese Schritte an. D'Artagnan ließ sich auf die Knie nieder und suchte das größte Dickicht der Hecke, um sich darin zu verstecken. In diesem Momente erschienen zu d'Artagnans großem Erstaunen zwei Männer; doch bald hörte seine Verwunderung auf, denn er vernahm eine

sanfte, wohlklingende Stimme; der eine dieser zwei Männer war ein weibliches Wesen, als Kavalier verkleidet.

»Seid unbekümmert, lieber Renatus,« sprach die sanftere Stimme, »das wird sich nicht wieder ereignen; ich habe eine Art unterirdischen Ganges entdeckt, der unter der Straße durchführt, und wir brauchen nur eine der Platten aufzuheben, die vor der Türe liegen, so ist Euch ein Eingang und Ausgang eröffnet.«

»O!« versetzte eine andere Stimme, welche d'Artagnan für die von Aramis erkannte, »ich versichere, Prinzessin, daß ich, hinge nicht Ihr Ruf von all diesen Vorsichtsmaßregeln ab, und brauchte ich nur mein Leben dabei zu wagen ...«

»Ja, ja! ich weiß es, Ihr seid tapfer und kühn, wie irgend einer in der Welt; jedoch gehört Ihr nicht bloß mir, sondern unserer ganzen Partei an, seid also vorsichtig und besonnen.«

»Madame,« entgegnete Aramis, »ich gehorche immer, wenn man mir mit einer so liebevollen Stimme befiehlt.«

»Gut!« rief d'Artagnan, während er sich erhob und seine Knie abputzte, »jetzt durchblicke ich dich, du bist Frondeur und der Geliebte der Frau von Longueville!«

Herr Porthos du Vallon de Bracieux de Pierrefonds

D'Artagnan, der es bereits gewußt hatte, daß Porthos mit seinem Familiennamen du Vallon hieß, erfuhr durch die Erkundigungen, die er bei Aramis einholte, daß er sich nach dem Namen seines Landgutes de Bracieux nenne und daß er eben dieses Gutes wegen einen Prozeß mit dem Bischof von Noyon führe. Sonach mußte er dieses Landgut in der Umgebung von Noyon aufsuchen, nämlich an der Grenze von Isle-de-France und der Pikardie.

Um Mitternacht trafen die zwei Reisenden in Dammartin ein und setzten nach kurzer Rast und Stärkung den Ritt fort.

Als es zu tagen begann, hatten sie den größten Teil des Weges bereits hinter sich gebracht. Es war ein schöner Lenzmorgen, die Vögel sangen auf den hohen Bäumen, breite Sonnenstrahlen schimmerten durch die Lichtungen und erschienen wie Vorhänge von vergoldeter Gaze. An andern Stellen drangen die Strahlen kaum durch das dichte Laubwerk, und die Stämme der alten Eichen, auf die sich beim Anblick der Reisenden die behenden Eichhörnchen flüchteten, waren in Schatten versenkt; die ganze Luft schwamm von den Wohlgerüchen der Kräuter, Blumen und Blätter und erquickte das Herz. D'Artagnan, welcher der üblen Ausdünstungen von Paris überdrüssig war, sagte bei sich: »Führte man drei Namen von aneinander stoßenden Landgütern, so müßte man sich in einem solchen Paradiese recht glücklich fühlen.«

Dann schüttelte er den Kopf und sprach: »Wäre ich Porthos, und es machte mir d'Artagnan den Antrag, welchen ich Porthos machen will, so wüßte ich schon, was ich d'Artagnan erwidern würde.«

Planchet dachte an gar nichts und verdaute nur.

Nach Verlauf von Zehn Minuten gelangte d'Artagnan zum Eingang einer regelmäßigen, mit hübschen Pappeln bepflanzten Allee, die zu einem eisernen Gitter fühlte, an dem die Spitzen und Querstangen vergoldet waren. Mitten in dieser Allee zeigte sich ein dem Anschein nach vornehmer Herr, der grün gekleidet, wie das Gitter vergoldet war und auf einem dicken Hengste saß. Rechts und links von ihm waren zwei Diener, an allen Nähten mit Borten besetzt, ein Haufen Gesindel brachte ihm sehr ehrfurchtsvolle Huldigungen dar. Dieser Mann entpuppte sich wenige Augenblicke später als Mousqueton, der so feist geworden war, daß seine munteren Äuglein zwischen Fettpolstern begraben zu sein schienen. Er war über d'Artagnans und Planchets Ankunft vor Freude schier außer sich und führte sie strahlend seinem Herrn zu, der seinerseits von dem unvermuteten Wiedersehen tief geruht war. D'Artagnan war angenehm überrascht; in Porthos noch den strammen, kraftvollen Kavalier wiederzufinden und war überdies froh, in der Hoffnung, diesen Mann für seine und Mazarins Pläne gewinnen zu können. Er erfuhr zu seinem Bedauern, daß Porthos' Gattin gestorben war, und wunderte sich im stillen, daß der muntere Freund so einsam lebe.

D'Artagnan rückte bald mit seinen Vorschlägen heraus und war hocherfreut, Porthos bereit zu finden, der seiner Begeisterung für den Beginn eines neuen Abenteurerlebens mit ungebundener Fröhlichkeit Ausdruck gab. Er fragte sogleich, ob Aramis und Athos auch mittun wollten, und erfuhr, baß ersterer wegen seines Priesterberufes abgelehnt hätte, während d'Artagnan Athos' Wohnort bisher unbekannt geblieben wäre. Hier konnte Porthos aus der Verlegenheit helfen, da er wußte, daß Artos auf seinem gräflichen Besitz Bragelonne bei Blois hauste. Was übrigens Porthos für d'Artagnans Vorschlag besonders begeisterte, war das Versprechen, daß Mazarin seine künftigen Verdienste durch Verleihung der Baronie belohnen, wolle, was ihm, der ein bißchen ruhmsüchtig war, sehr verlockend schien. Mousqueton war, im Gegensatz zu seinem Herrn, über diese Ruhestörung sehr entsetzt, und schien nun d'Artagnan nicht mehr gewogen, als Bazin, der Diener Aramis', es gewesen war.

D'Artagnan und Planchet waren nach nicht unbeschwerlicher Reise in die Nähe des Schlosses la Vallière gekommen, das man ihm als den Sitz Athos' bezeichnet hatte. Von dem Waldweg, auf dem sich die beiden befanden, sah man bereits das schwere Gittertor, das zu dem gesuchten Schloß zu führen schien. Der Musketier ritt noch einige Schritte weiter, bis er sich dem Gittertor gegenüber befand, das dem Geschmacke der damaligen Gießerei Ehre machte. Man erblickte durch dieses Gitter sorgsam bestellte Küchengärten, einen geräumigen Hof, auf dem mehrere Bediente in verschiedenen Livreen stampfende Reitpferde hielten, und wo eine mit zwei Rossen bespannte Kutsche stand.

»Wir irren, oder dieser Mann hat uns getäuscht,« sagte d'Artagnan, »hier kann Athos nicht wohnen. Mein Gott! er ist etwa gestorben und es gehört dieses Besitztum irgendeinem seines Namens? Steige doch ab, Planchet, und frage, denn ich bekenne, daß ich hierzu nicht den Mut habe.« Planchet stieg vom Pferde. »Setze bei,« sagte d'Artagnan, »ein reisender Edelmann wünsche die Ehre zu haben, dem Herrn Grafen de la Fère seine Aufwartung zu machen, und bist du mit der Auskunft zufrieden, dann – magst du meinen Namen nennen.«

Planchet führte sein Pferd am Zügel, näherte sich dem Tore, läutete die Glocke am Gitter, und allsogleich kam ein Bedienter mit Weißen Haaren,

von gerader Gestalt ungeachtet seines hohen Alters und empfing Planchet.

»Wohnt hier der Herr Graf de la Fère?« fragte Planchet.

»Ja, mein Herr, er wohnt hier,« gab der Diener, der keine Livree trug, Planchet zur Antwort.

»Ist es ein Herr, der sich vom Dienste zurückgezogen hat?«

»Es ist derselbe.«

»Und der einen Bedienten hatte namens Grimaud?« fragte Planchet weiter, der bei seiner gewohnten Vorsicht nicht genug Erkundigungen einziehen zu können glaubte.

»Herr Grimaud ist eben vom Schlosse entfernt,« entgegnete der Bediente, der an solche Ausforschungen nicht gewohnt war und anfing, Planchet vom Kopf bis zu den Füßen zu beschauen.

»Nun sehe ich,« rief Planchet freudestrahlend aus, »es ist wirklich derselbe Graf de la Fère, welchen wir suchen. Wollt Ihr so gefällig sein und das Tor aufschließen, da ich dem Herrn Grafen zu melden wünsche, mein Herr, ein ihm befreundeter Edelmann sei hier und wünsche ihn zu begrüßen.«

»Weshalb habt Ihr mir das nicht früher gesagt?« entgegnete der Diener und öffnete das Tor. »Doch wo ist Euer Herr?«

»Hinter mir, er kommt nach.«

Der Bediente schloß auch das Gitter auf; Planchet ging voraus und gab d'Artagnan einen Wink, der dann, mit höher klopfendem Herzen in den Hofraum ritt. Als Planchet auf der Freitreppe stand, vernahm er eine Stimme, die aus einem Zimmer des Erdgeschosses hallte und fragte: »Nun, wo ist dieser Edelmann und warum wird er nicht hierhergeführt?«

Diese Stimme, welche bis zu d'Artagnan drang, erweckte in seinem Herzen tausend Gefühle, tausend Erinnerungen, die er schon vergessen hatte. Er sprang rasch vom Pferde, indes Planchet mit einem Lächeln auf den Lippen zu dem Herrn des Hauses hinging.

»Nun, ich kenne ja diesen Mann,« rief Athos, indem er an der Schwelle erschien.

»O ja, Herr Graf! Sie kennen mich und auch ich kenne Sie recht gut. Ich bin Planchet, Herr Graf, Planchet – Sie wissen wohl noch – –« allein der wackere Diener konnte nicht mehr sprechen, da ihn das unerwartete Aussehen des Edelmanns so sehr angegriffen hatte.

»Wie doch, Planchet!« rief Athos; »also ist Herr d'Artagnan hier?«

»Hier bin ich, Freund, hier bin ich, liebster Athos!« rief d'Artagnan mit stammelnder Stimme und beinahe wankend.

Bei diesen Worten malte sich auch auf Athos' schönem Antlitz und in seinen ruhigen Zügen sichtbar eine Gemütsbewegung. Er machte schnell zwei Schritte gegen d'Artagnan, von dem er den Blick nicht mehr abwandte, und schloß ihn zärtlich an seine Brust. D'Artagnan erholte sich von seiner Verwirrung und umschlang ihn gleichfalls mit einer Innigkeit, die sich in seinen Augen in Tränen auflöste. Athos faßte ihn bei der Hand, preßte sie in die seinige und führte ihn in den Salon, wo schon mehrere Personen waren, die sogleich alle aufstanden.

»Ich stelle Ihnen den Herrn Chevalier d'Artagnan, Leutnant bei den Musketieren, vor,« sprach Athos, »einen sehr treuen Freund und einen der liebenswürdigsten Kavaliere, die ich jemals kennen gelernt.«

D'Artagnan nahm Platz im Kreise und fing an, Athos zu mustern, während die auf einen Augenblick unterbrochene Konversation wieder allgemein wurde. Es war seltsam. Athos war kaum älter geworden, seine schönen Augen, frei von dem dunklen Ringe, der sich durch Nachtwachen oder Schwelgereien erzeugt, schienen weit größer und von einem viel reineren Glanze als jemals; sein etwas länger gewordenes Antlitz hatte das an Würde gewonnen, was es an fieberhafter Aufregung verlor, seine immer noch schöne, und ungeachtet der Geschmeidigkeit kräftige Hand glänzte unter einer Spitzenmanschette wie gewisse Hände Tizians und Van Dyks; er war viel schlanker als vormals; seine sehr zurücktretenden breiten Schultern zeigten von ungewöhnlicher Stärke; seine langen und schwarzen Haare, die sich nur hier und da mit grauen untermengten, fielen wie in natürlichen

Locken anmutig und wallend auf die Schultern nieder; seine Stimme klang immer noch so frisch, als zählte er erst zwanzig Jahre, und seine prachtvollen Zähne, die er weiß und unverletzt bewahrt, verliehen seinem Lächeln einen unaussprechlichen Reiz.

Mittlerweile begannen die Gäste des Grafen, die es an der leisen Kälte des Gesprächs bemerkten, daß die zwei Freunde vor Sehnsucht glühten, allein zu sein, mit all der Kunst und Artigkeit von damals, sich zum Aufbruch anzuschicken, zu dieser wichtigen Angelegenheit für Leute von Welt, da es noch Leute von Welt gab; doch jetzt erschallte im Hofraum auf einmal ein lautes Hundegebell und mehrere Personen riefen zugleich: »Ah, das ist Rudolf, der nach Hause kehrt!« Athos wandte sich fast unwillkürlich um, als ein schöner Jüngling von fünfzehn Jahren, einfach, doch vollkommen geschmackvoll angezogen, in den Saal trat und auf anmutige Weise seinen Filzhut zog, der mit einer roten Feder geschmückt war.

»Schon zurückgekehrt, Rudolf?« sprach der Graf.

»Ja, gnädiger Herr,« erwiderte der junge Mann ehrerbietig, »und ich richtete den Auftrag aus, den Sie mir erteilten.«

»Und was Hast du, Rudolf?« fragte Athos bekümmert, »du siehst bleich und aufgeregt aus.«

»Die Ursache liegt darin, gnädiger Herr,« entgegnete der Jüngling, »weil unsere kleine Nachbarin ein Unglück getroffen hat.«

»Fräulein de la Balliere?« rief Athos schnell.

»Was denn?« fragten mehrere Stimmen.

»Sie lustwandelte mit ihrer guten Marcelline in dem Gehege, wo die Holzhauer ihre Bäume spalten und aufschichten, als ich vorüberritt und bei ihrem Anblicke anhielt. Auch sie gewahrte mich, und da sie von der Höhe eines Holzstoßes herabspringen wollte, auf den sie gestiegen war, tat das arme Kind einen Fehltritt und konnte nicht mehr aufstehen. Ich glaube, sie verrenkte den Knöchel am Fuße.«

»O mein Gott!« rief Athos; »und ist ihre Mutter davon in Kenntnis gesetzt?«

»Nein, gnädiger Herr, Frau von Saint-Remy befindet sich in Blois, bei der Frau Herzogin von Orleans. Ich war in Besorgnis, der erste Verband möchte ungeschickt angebracht sein, und eilte hierher, gnädiger Herr, um mir Ihren Rat zu erbitten.«

»Schicke allsogleich nach Blois, Rudolf, oder reite vielmehr selbst in Eile dahin.«

Rudolf verneigte sich.

»Doch wo ist Louise?« fragte der Graf.

»Ich führte sie hierher, gnädiger Herr, und brachte sie zu Charlots Frau, die ihr indes den Fuß in Eißwasser stellen ließ.«

Nach dieser Erklärung, welche zum Vorwande diente, aufzustehen, nahmen die Gäste von Athos Abschied, bloß der alte Herzog von Barbé, der ob einer zwanzigjährigen Freundschaft mit dem Hause de la Vallière sich zu den näher Befreundeten rechnete, besuchte die kleine Louise, welche in Tränen schwamm, die aber sogleich, als sie Rudolf erblickte, ihre Augen trocknete und wieder zu lächeln anfing. Er tat nun den Vorschlag, die kleine Louise in der Kutsche nach Blois zu führen.

»Allerdings,« bemerkte Athos, »wird sie viel lieber bei ihrer Mutter sein; aber was dich betrifft, Rudolf, so bin ich überzeugt, daß du unbesonnen warst und Schuld daran trägst.«

»Nein, o Herr, nein, ich versichere Sie,« rief das junge Mädchen, indes der Jüngling bei dem Gedanken erblaßte, er möchte Schuld an diesem Unfalle sein. »O gnädiger Herr,« stammelte Rudolf – »ich beteuere Ihnen –«

»Du wirst aber jedenfalls nach Blois gehen,« sprach der Graf, »und dich wie mich bei Frau von Saint-Rouch entschuldigen, wonach du wieder zurückkehren wirst.«

Als Athos und d'Artagnan wieder allein waren, kam das Gespräch sofort auf Rudolf. D'Artagnan erkundigte sich eingehend nach dem so sympathischen jungen Manne und Athos berichtete, daß dieser verwaist sei und er ihn adoptiert habe, außerdem habe er ihm die Grafschaft Bragelonne zugeschrieben, wodurch Rudolf den Namen eines Vicomte de Bragelonne führe. Da d'Artagnan fühlte, daß dieses Thema dem Freund nicht lieb sei, begann er sogleich, vorsichtig von seinen Zukunftsplänen zu sprechen. Er erinnerte auch hier wieder an die schöne Vergangenheit und fragte Athos, ob er nicht etwa daran denke, wieder zum aktiven Dienst zurückzukehren. Da bekam er die deutliche und nicht ohne Anzüglichkeit gegebene Antwort zu hören: »Wenn es der Sache des Königs gilt, ohne einen Augenblick zu zögern! Vorausgesetzt allerdings, daß Mazarin die Hände nicht im Spiele hat.«

So mußte d'Artagnan also auch auf diesen Freund verzichten, was ihm um so schwerer fiel, als ihm Athos innerlich am nächsten stand. Als man bei der Tafel saß, erhielt Athos einen Brief Mazarins, der ihn dringend nach Paris berief. D'Artagnan entschuldigte sich bei Athos, ließ die Pferde satteln und machte sich, nach schmerzlichem Abschied von seinem väterlichen Freund und dessen Pflegesohn, der eben im Begriffe war, nach Blois zurückzukehren, mit Planchet auf den Weg nach Paris.

Der Graf folgte ihm mit den Augen nach, indem er die Hand auf die Schulter des jungen Mannes stützte, dessen Größe schon fast der seinigen gleich kam; als sie aber hinter der Mauer verschwunden waren, sprach der Graf: »Wir gehen diesen Abend nach Paris ab.« »Du magst in meinem Namen für dich selbst Abschied bei Frau von Saint-Remy nehmen. Ich erwarte dich hier um sieben Uhr.« Der junge Mann verneigte sich mit einer Miene voll Schmerz und voll Dankbarkeit, und ging fort, um sein Pferd zu satteln.

Was d'Artagnan betrifft, so hatte auch er, als er ihnen kaum aus dem Gesichte gekommen war, den Brief aus der Tasche gezogen und abermals durchgelesen.

»Kehrt alsogleich nach Paris zurück! I. M. ...«

»Dieser Brief ist trocken,« murmelte d'Artagnan, »und stände nicht eine ›Nachschrift‹ dabei, so hätte ich ihn vielleicht gar nicht verstanden; doch zum Glücke befindet sich auch eine Nachschrift dabei.« Er las nun diese merkwürdige Nachschrift, derentwegen er sich über die Trockenheit des Briefes hinaussetzte. »N. S. Geht in Blois zu dem königlichen Schatzmeister, nennt Euren Namen und zeigt ihm diesen Brief, Ihr werdet zweihundert Pistolen bekommen.«

»In Wahrheit,« sagte d'Artagnan, «ich liebe diese Prosa, und der Kardinal schreibt besser, als ich mir dachte. Vorwärts, Planchet, machen wir dem königlichen Schatzmeister unsern Besuch, und eilen wir sodann weiter.« »Nach Paris, gnädiger Herr?« »Nach Paris.« Und beide ritten nun im schnellsten Trab ihrer Pferde.

Herr von Beaufort

Betrachten wir jetzt, was geschehen ist, und welche Ursachen d'Artagnans Zurückkunft nach Paris erforderlich machten.

Als sich Mazarin eines Abends wie gewöhnlich zu der Königin begab, hörte er laut sprechen in dem Saale der Leibgarden, von dem eine Türe auf sein Vorzimmer ging; und da er wissen wollte, wovon die Soldaten sprachen, so näherte er sich schleichend, öffnete leise die Türe und steckte seinen Kopf durch die Öffnung. Die Leibwachen waren in einem Wortwechsel begriffen.

»Und ich bürge Euch dafür,« sprach einer von ihnen, »wenn das Coysel prophezeit hat, so ist die Sache eben so gewiß, als wäre sie schon geschehen. Ich kenne ihn zwar nicht, doch hörte ich sagen, er sei nicht nur Astrolog, sondern auch noch Zauberer.«

»Potz Wetter! mein Lieber, wenn er zu deinen Freunden gehört, so sei auf deiner Hut! Du tust ihm einen schlechten Dienst.«

»Warum das?«

»Weil man ihm leicht einen Prozeß machen könnte.«

»Ah, bah! heutzutage verbrennt man die Hexenmeister nicht mehr.«

»Nicht mehr? ich denke aber, es sei noch nicht lange, daß der selige Kardinal Urban Grandier verbrennen ließ. Ich weiß etwas davon, da ich die Wache am Scheiterhaufen hielt und ihn braten sah.«

»Mein Lieber! Urban Grandier war kein Hexenmeister, sondern ein Gelehrter, was ganz etwas anderes ist. Urban Grandier prophezeite nicht die Zukunft, er kannte die Vergangenheit, und das ist manchmal viel schlimmer.«

»Ich sage dir nicht,« fing der Gardist wieder an, »daß Coysel kein Hexenmeister sei, allein ich sage dir, wenn er seine Prophezeiung im voraus bekannt machte, so ist das das Mittel, sie nicht in Erfüllung gehen zu lassen.«

»Weshalb?«

»Wenn wir uns schlagen, und ich sage dir im voraus: ich wolle dir eine Prime oder Seconde beibringen, so wirst du ganz natürlich den Stoß abwehren. Wenn nun Coysel laut genug sagt, so daß es der Kardinal selber hört: »Vor diesem und diesem Tage wird der und der Gefangene entweichen –« so ist es klar, der Kardinal werde seine Vorsichtsmaßregeln so gut treffen, daß der Gefangene nicht entwischen kann.«

»Ach, mein Gott!« sprach der andere, der auf einer Bank lag und zu schlafen schien, aber ungeachtet seines Scheinschlafes kein Wort von dem Gespräche verlor! »ach, mein Gott! denkt ihr denn, die Menschen können ihrer Bestimmung entgehen? Wenn es dort oben geschrieben steht, daß der Herr von Beaufort entfliehen soll, so wird auch Herr von Beaufort entfliehen, und alle Vorsichtsmaßregeln des Kardinals werden dagegen nichts helfen.«

Mazarin bebte. Er war abergläubisch; sonach trat er mitten unter die Leibwachen, die sogleich ihr Gespräch endeten, als sie ihn erblickten. »Was habt ihr da gesprochen, meine Herren?« fragte der Kardinal mit seiner schmeichelnden Stimme; »daß der Herr von Beaufort entwischt sei, glaube ich?«

»Ach nein, gnädigster Herr,« entgegnete der ungläubige Soldat; »für diesen Augenblick denkt er noch nicht daran; man erzählt nur, er solle flüchten.«

»Und wer hat das gesagt?«

»Nun, Saint-Laurent, wiederholt Eure Geschichte,« sagte der Gardist und wandte sich gegen den Erzähler.

»Gnädigster Herr,« versetzte der Gardist, »ich erzählte diesen Herren ganz einfach nur das, was ich von der Prophezeiung eines gewissen Coysel sagen hörte, der da vorgibt, wie gut auch Herr von Beaufort bewacht sei, so würde er doch noch vor Pfingsten entfliehen.«

»Und dieser Coysel ist ein Träumer? ein Verrückter?« – sprach der Kardinal noch immer lächelnd.

»Nicht doch,« erwiderte der Gardist, bei seiner Leichtgläubigkeit beharrend, »er hat viele Dinge prophezeit, welche eingetroffen sind, wie z. B. daß die Königin von einem Sohne genesen würde; daß Herr von Coligny in seinem Zweikampfe mit dem Herzoge von Guise fallen würde; daß man endlich den Koadjutor zum Kardinal erhebe. Nun, die Königin genas nicht bloß eines ersten Sohnes, sondern zwei Jahre darauf auch eines zweiten Sohnes, und Herr von Coligny wurde getötet.«

»Ja,« entgegnete Mazarin, «allein der Herr Koadjutor ist noch nicht Kardinal.«

»Nein, gnädigster Herr,« antwortete der Gardist, »er wird es aber werden.«

»Eure Ansicht, Freund, ist also diese, daß sich Herr von Beaufort befreien müsse?«

»Das ist so gewiß, gnädigster Herr,« sprach der Soldat, »daß, wenn mir Ew. Eminenz in diesem Momente die Stelle des Herrn von Chavigny, nämlich die des Gouverneurs vom Schlosse von Vincennes, anbieten möchten, ich dieselbe nicht annehmen würde. Ja, etwas anderes wäre es am Tage nach Pfingsten.«

Nichts ist so bestimmend als eine starke Überzeugung; sie nimmt selbst auf die Ungläubigen Einfluß, und wie bemerkt, war Mazarin keineswegs ungläubig, jedoch abergläubisch. Er ging somit ganz gedankenvoll weg.

»Der Geizige,« sprach der Gardist gegen die Wand gelehnt, »er tut, Saint-Laurent, als glaubte er nicht an Euren Zauberer, damit er Euch nichts schenken muß, er wird sich aber kaum in seinem Zimmer befinden, so nützt er schon Eure Prophezeiung aus.« Und wirklich war Mazarin, anstatt seinen Weg nach dem Zimmer der Königin fortzusetzen, in sein Kabinett zurückgekehrt, wo er Bernouin berief und ihm den Befehl erteilte, daß man am nächsten Morgen mit Tagesanbruch den Offizier hole, welchen er bei Herrn von Beaufort angestellt habe, und daß man ihn aufwecke, sobald derselbe komme.

Als Bernouin um sieben Uhr früh in sein Zimmer trat, um ihn aufzuwecken, war es auch sein erstes Wort: »Nun, was gibt es? ist etwa Herr von Beaufort in Vincennes entwischt?«

»Das glaube ich nicht, gnädigster Herr,« versetzte Bernouin mit einer Amtsruhe, die er nirgends verleugnete; »Sie werden in jedem Falle von ihm Nachricht bekommen, denn der Offizier la Ramée, der heute früh von Vincennes berufen wurde, ist bereits hier und wartet auf die Befehle Eurer Eminenz.«

»Schließ' da auf und lass' ihn eintreten,« sagte Mazarin, und legte sich die Kopfkissen so zurecht, daß er ihn im Bette sitzend empfangen konnte.

Der Offizier trat ein. Er war ein großer, wohlbeleibter, vollbackiger Mann mit gutherziger Miene. Er hatte ein Ansehen von Ruhe, das Mazarins Besorgnis erweckte. Der Offizier blieb schweigend an der Türe stehen.

»Tretet näher«, rief ihm Mazarin zu. Der Offizier gehorchte. »Wißt Ihr, was man sich hier erzählt?« fuhr der Kardinal fort.

»Nein, Eure Eminenz.«

»Nun, man erzählt sich, Herr von Beaufort würde von Vincennes entweichen, wenn es nicht schon geschehen ist.«

In dem Antlitze des Offiziers malte sich das höchste Erstaunen. Er öffnete zugleich seine kleinen Augen und seinen großen Mund, um den Scherz, den Seine Eminenz an ihn zu richten geruhte, besser in sich einzusaugen; und da er seine Ernsthaftigkeit bei einer solchen Vermutung nicht länger zu behaupten vermochte, so brach er dergestalt in ein Lachen aus, daß sich seine dicken Glieder bei dieser Lust wie unter einem heftigen Fieber schüttelten. Mazarin freute sich mit über diese wenig ehrerbietige Lustbarkeit, behielt jedoch stets seine ernste Miene bei. Als nun la Ramée wacker gelacht und sich die Augen getrocknet hatte, dachte er, es wäre endlich Zeit zu reden und sich über seine ungebührliche Lustbarkeit zu entschuldigen.

»Entweichen, gnädigster Herr,« sprach er, »entweichen? Es weiß also Eure Eminenz nicht, wo sich Herr von Beaufort befindet?«

»Ja Herr, ich weiß es, daß er im Schloßturme von Vincennes liegt.«

»Allerdings, gnädigster Herr, in einem Gemache, dessen Mauern sieben Fuß dick sind dessen Fenster Kreuzgitter haben, wovon jede Stange armdick ist.«

»O Herr,« versetzte Mazarin, »mit Geduld durchbricht man alle Wände, und mit einer Uhrfeder durchsägt man eiserne Stangen.«

»Doch Euer Gnaden wissen also nicht, daß er acht Wachen, vier in seinem Vorgemache und vier in seinem Zimmer hat, und daß ihn diese Wachen gar nie verlassen dürfen?«

»Ja, aber er verläßt sein Zimmer, er spielt Kolben und spielt Ball.«

»Diese Unterhaltungen sind den Gefangenen gestattet; wenn es indes Euer Eminenz befiehlt, so wird man sie abstellen.«

»Nicht doch, nein,« sagte Mazarin in der Furcht, es könnte sein Gefangener, falls man ihm diese Vergnügungen raubte, noch weit erbitterter gegen ihn werden, wenn er je Vincennes wieder verlassen sollte.

»Ich frage nur, mit wem er spielt.«

»Er spielt mit dem wachehabenden Offizier, gnädigster Herr, oder auch mit mir, oder mit den andern Gefangenen.«

»Nähert er sich aber während des Spielens nicht den Mauern?«

»Gnädigster Herr, kennt denn Eure Eminenz nicht die Mauern? Die Mauern haben sechzig Fuß Höhe, und ich glaube nicht, Herr von Beaufort sei des Lebens schon so überdrüssig und setze sich der Gefahr aus, im Hinunterspringen den Hals zu brechen. Überdies vergißt Eure Eminenz, daß Herr von Chavigny Gouverneur von Vincennes ist,« fuhr la Namee fort, »und Herr von Chavigny ist ganz und gar kein Freund des Herrn von Beaufort.«

»Ja, allein Herr von Chavigny entfernt sich öfter.«

»Wenn er fortgeht, so bin ich da.«

»Aber wenn auch Ihr Euch entfernt?«

»O, wenn ich selbst mich entferne, so habe ich einen Stellvertreter, der Beamter bei Seiner Majestät zu werden trachtet und gute Wache hält, dafür kann ich einstehen. Seit den drei Wochen, die er in meinen Diensten steht, hatte ich ihm nur diesen Vorwurf zu machen, daß er gegen den Gefangenen allzu hart war.«

»Und wer ist dieser Zerberus?« fragte der Kardinal. »Ein gewisser Grimaud, gnädigster Herr.«

»Und was war sein Geschäft, ehe er zu Euch nach Vincennes kam?«

»Wie mir der Mann sagte, der mir ihn empfohlen hat, war er vordem in der Provinz; er zog sich dort wegen seines Brausekopfes, ich weiß nicht, welchen schlimmen Handel zu, und ich denke, es wäre im nicht unlieb, unter der königlichen Uniform gesichert zu sein.«

»Und wer empfahl Euch diesen Mann?«

»Der Haushofmeister des Herrn Herzogs von Grammont.«

»Denkt Ihr also, man könne sich auf ihn verlassen?«

»Wie auf mich selbst, gnädigster Herr.«

»Ist er kein Schwätzer?«

»Ach, mein Gott, gnädigster Herr! ich hielt ihn lange Zeit für stumm; er redet und antwortet nur durch Zeichen, und es scheint, daß ihn sein früherer Herr dazu abgerichtet habe.«

»Nun, denn, lieber Herr la Ramee,« sprach der Kardinal, »meldet ihm, wenn er gut Wache hält, so wolle man über seine Streiche in der Provinz die Augen zumachen und ihm eine Uniform anziehen, die ihm Achtung verschafft, und in die Taschen dieser Uniform einige Pistolen legen, daß er auf die Gesundheit des Königs trinke.«

Die Unterhaltungen des Herrn Herzogs von Beaufort in der Turmstube zu Vincennes

Der Gefangene, der dem Kardinal so viel Furcht erweckte, ahnte nichts von all dem Schrecken, den man seinetwegen im Palais-Royal hatte. Der Herzog von Beaufort war ein Enkel Heinrichs IV. und der Gabriele d'Estrées, ebenso gutmütig, so tapfer, so stolz und insbesondere ebensosehr Gascogner, als sein Großvater, doch viel weniger wissenschaftlich gebildet. Als er nach dem Hingang Ludwigs XIII. durch geraume Zeit der Günstling, der Vertraute, kurz, der Erste am Hofe gewesen, mußte er eines Tages vor Mazarin weichen, wo er dann den zweiten Platz einnahm, und da er den schlimmen Einfall hatte, sich ob dieser Zurücksetzung zu erzürnen, und die Unbesonnenheit beging, es kundzugeben, so ließ ihn der König am folgenden Tage verhaften und durch Guitaut nach Vincennes führen. Die Langeweile zu bekämpfen, begann der Herzog zu zeichnen. Er zeichnete mit Kohle die Züge des Kardinals, und da er bei seinen mittelmäßigen Talenten in dieser Kunst keine große Ähnlichkeit zustande brachte, so schrieb er, um über das Original des Bildes keinen Zweifel walten zu lassen, unter dasselbe: *Ritratto dell´ illustrissimo Mazarini*. Als das Herr von Chavigny erfuhr, besuchte er den Herzog und bat ihn, er möge sich

einem anderen Zeitvertreib hingeben oder wenigstens Bilder ohne Unterschriften machen. Herr von Beaufort war, wie übrigens alle Gefangenen, Kindern sehr ähnlich, die nur hartnäckig bei dem stehen bleiben, was ihnen untersagt wird.

Herr von Chavigny ward von dem Zuwachs an Schattenrissen in Kenntnis gesetzt. Da Herr von Beaufort seiner nicht genug sicher war, um den Kopf von der Vorderseite zu wagen, so machte er aus seinem Zimmer einen wahrhaften Ausstellungssaal. Diesmal sprach der Gouverneur nichts, doch als Herr von Beaufort eines Tages Ball spielte, ließ er den Schwamm über alle seine Zeichnungen fahren – und das Zimmer neu ausweißen. Herr von Beaufort bedankte sich bei Herrn von Chavigny, weil dieser so gütig war und ihm seine Kartons neu herstellen ließ – und diesmal teilte er sein Gemach in Felder ab und widmete jedes derselben, jedoch mit satirischer Anspielung, einem Zuge aus dem Leben des Kardinals Mazarin. Diese Aufgaben waren jedoch zu großartig für das unzureichende Talent des Gefangenen, daher begnügte sich auch dieser nur damit, daß er die Umrisse zeichnete und die Unterschriften beisetzte. Indes waren die Umrisse und Inschriften doch der Art, daß sie die Empfindlichkeit des Herrn von Chavigny reizten, weshalb er auch Herrn von Beaufort melden ließ, falls er nicht auf diese beabsichtigten Bilder Verzicht leiste, würde er ihm alle Mittel zur Ausführung wegnehmen. Herr von Beaufort gab zur Antwort: Da ihm alle Möglichkeit, sich einen Waffenruhm zu erringen, benommen sei, so wolle er sich einen Ruf in der Malerkunst erwerben, und wenn er kein Bayard oder Trivulzio werden könne, so suche er ein Michelangelo oder Raffael zu werden.

Als eines Tages Herr von Beaufort im Hofraume des Schlosses spazieren ging, nahm man ihm sein Feuer, mit dem Feuer seine Kohlen und mit den Kohlen seine Asche weg, wonach er bei seiner Zurückkunft nicht den kleinsten Gegenstand mehr antraf, um daraus einen Zeichenstift zu machen. Eines Tages, nach der Mahlzeit, erklärte der Herzog ganz laut, man habe ihm Gift beigebracht. Dieser neue Schelmenstreich gelangte zu den Ohren des Kardinals und erweckte ihm große Furcht. Der Schloßturm von Vincennes galt für sehr ungesund, und Frau von Rambouillet erklärte, daß das Gemach, worin Puhlaureus, der Marschall von Ornano und der Großprior von Vendome gestorben seien, so gut sei wie eine derbe Dosis

Arsenik – und die Äußerung fand Glauben. Er befahl sonach, der Gefangene sollte nichts mehr zu sich nehmen, bevor man nicht Speise und Trank gekostet hätte; und so war denn damals la Ramee unter dem Titel als Vorkoster bei ihm angestellt worden. Inzwischen hatte Herr von Chavigny dem Herzog die Grobheiten nicht vergeben.

Herr von Chavigny, der ein bißchen Tyrannei zu üben verstand, begann damit, daß er Herrn von Beaufort alle Quälereien erwiderte. Er nahm ihm weg, was man ihm noch an eisernen Messern und silbernen Gabeln gelassen hatte, und gab ihm dafür silberne Messer und hölzerne Gabeln. Herr von Beaufort beschwerte sich, doch Herr von Chavigny ließ ihm antworten, er habe erfahren, daß der Kardinal, als er zu der Frau von Vendome sagte, ihr Sohn sei auf Lebenszeit im Schloßturme von Vincennes, einen Versuch zum Selbstmorde gefürchtet habe. Vierzehn Tage darauf fand Herr von Beaufort zwei Reihen Bäume von der Dicke eines Fingers auf dem Wege angepflanzt, der nach dem Ballspielplatze führte. Auf die Frage, was das zu bedeuten habe, gab man ihm zur Antwort: das geschah, um ihm einst Schatten zu verschaffen. Endlich besuchte ihn der Gärtner, und unter dem Scheine, als wollte er ihm eine Freude machen, meldete er, man sei eben damit beschäftigt, ihm Spargelbeete anzulegen. Die Spargel aber, welche, wie jedermann weiß, heutzutage vier Jahre brauchen, um gestochen werden zu können, bedurften damals fünf Jahre, da die Gartenkunst noch nicht so vervollkommnet war. Diese Artigkeit brachte Herrn von Beaufort zur Wut.

Herr von Beaufort dachte nun, daß es Zeit wäre, zu einem Befreiungsmittel zu greifen, und er versuchte fürs erste das einfachste: nämlich la Ramée zu bestechen; jedoch la Ramée, der seine Stelle für fünfzehnhundert Taler gekauft hatte, hielt sehr auf diese Stelle. Statt daß er nun in die Absichten des Gefangenen einging, gab er eiligst Herrn von Chavigny davon Nachricht, und dieser ließ unverzüglich acht Mann im Gemach des Prinzen selbst die Wache versehen, verdoppelte die Schildwachen und verdreifachte die Posten. Von diesem Momente an ging der Prinz nur noch wie ein Theaterkönig mit vier Mann vor und vier Mann hinter sich, diejenigen ungerechnet, welche hinterher schritten.

Anfangs machte sich Herr von Beaufort sehr lustig über diese Strenge, welche ihm Zerstreuung gewährte, und wiederholte, so oft er konnte: »Das unterhält, das zerstreut mich. Doch überdies,« fügte er bei, »wenn ihr mir diese Ehrenbezeigungen wieder nehmen wollt, so habe ich noch neununddreißig andere Mittel.« Am Ende verwandelte sich aber diese Zerstreuung in Langeweile. Aus Ruhmredigkeit hielt sie Herr von Beaufort sechs Monate lang aus; doch als er nach Verlauf von sechs Monaten sich immer acht Mann niedersetzen sah, wenn er sich setzte, aufstehen, wenn er sich erhob, stehen bleiben, wenn er anhielt, so fing er an die Stirn zu runzeln und die Tage zu zählen. Das erhöhte seine Erbitterung und seinen Haß gegen den Kardinal, der seinerseits wieder alles erfuhr, was in Vincennes vorging, und deshalb unwillkürlich seine Mütze bis auf den Nacken herabzog. Eines Tages rief Herr von Beaufort die Gefängnishüter zusammen und hielt trotz seiner sprichwörtlich gewordenen schwerfälligen Beredsamkeit folgende Rede an sie, die er freilich schon im voraus memoriert hatte: »Werdet ihr zugeben, meine Herren, daß ein Enkel des guten Königs Heinrich IV. mit Schimpf und Schmach überhäuft werde? Potz Hagelwetter, wie mein Großvater sagte, wißt ihr, daß ich in Paris beinahe regiert habe? Einen ganzen Tag hindurch habe ich den König und den Oheim des Königs in Gewahrsam gehalten. Damals schmeichelte mir die Königin und nannte mich den redlichsten Mann im Königreiche. Helft mir jetzt, daß ich von hier wegkomme, ihr Bürger; ich gehe geradewegs nach dem Louvre, räche mich, an Mazarin, und ihr, ihr werdet dann meine Leibwachen, ich mache euch alle zu Offizieren und das mit guten Besoldungen. Potz' Hagelwetter! vorwärts, marsch!« Doch wie pathetisch auch die Beredsamkeit von Heinrichs IV. Enkel war, so rührte sie doch nicht diese steinernen Herzen; nicht einer regte sich, darum schalt sie Herr von Beaufort alle Lumpenpack und machte sie zu grausamen Feinden. Wenn ihn manchmal Herr von Chavigny besuchte, was alle Wochen zwei- oder dreimal geschah, so benützte der Herzog den Moment, um ihm zu drohen. »Mein Herr,« sprach er zu ihm, »was würden Sie wohl tun, wenn Sie einmal ein Heer Pariser, mit Musketen bewaffnet und durchaus gepanzert, zu meiner Befreiung heranrücken sähen?«

»Gnädigster Herr,« entgegnete Herr von Chavigny, »ich habe auf den Wällen zwanzig Kanonen und in meinen Kasematten Pulver und Kugeln für

dreißigtausend Schüsse; ich würde«, fuhr er, sich vor dem Prinzen tief verneigend, fort, »nach meinen besten Kräften auf sie feuern.«

»Ja, doch wenn Ihre dreißigtausend Schüsse getan sind, wird man Ihr Schloß einnehmen, und wenn das Schloß eingenommen ist, werde ich gezwungen sein, Sie festnehmen zu lassen, was mir gewiß ungemein leid tun wird.«

Dabei verneigte sich auch der Prinz vor Herrn von Chavigny mit der größten Artigkeit. »Allein ich, gnädigster Herr,« fuhr Herr von Chavigny fort, »ich werde bei dem ersten Schuft, der meine Torschwelle überschreitet oder den Fuß auf meinen Wall setzt, zu meinem großen Leidwesen genötigt sein, Sie mit eigener Hand zu töten, denn Sie sind mir ganz besonders empfohlen worden, und ich muß Sie tot der lebendig zurückliefern.« Er verneigte sich abermals vor Seiner Hoheit.

»Allerdings,« fuhr der Herzog fort, »da jedoch diese wackeren Leute gewiß erst dann hierher kämen, nachdem sie Giulio Mazarini aus dem Wege geräumt hätten, so würden Sie sich wohl hüten, an mich Hand anzulegen und mich vielmehr am Leben lassen, aus Besorgnis, von den Parisern gevierteilt zu werden, was ein bißchen unangenehmer als das Henken wäre.« Diese bittersüßen Scherze dauerten auf solche Art zehn Minuten, eine Viertelstunde, höchstens zwanzig Minuten, hatten aber immer ein gleiches Ende. Herr von Chavigny wandte sich nun nach der Tür und rief: »La Ramée!« La Ramée trat ein. »Ich empfehle Euch insbesondere Herrn von Beaufort, La Ramée«, fuhr Herr von Chavigny fort: »behandelt ihn wohl mit all der Rücksicht, die seinem Namen und Rang zukommt, verliert ihn aber darum keinen einzigen Augenblick aus den Augen.« Sodann entfernte er sich, indem er sich vor Herrn von Beaufort mit höhnischer Artigkeit verbeugte, worüber dieser höchst entrüstet war.

La Ramée war somit des Prinzen aufgedrungener Gesellschafter, sein beständiger Hüter, der Schatten seines Leibes, doch müssen wir aber auch sagen, die Gesellschaft von la Ramée war die eines lustigen Kameraden, eines heiteren Tischgenossen, eines anerkannten Trinkers, eines gewandten Ballspielers, einer ganz ehrlichen Seele, die für Herrn von Beaufort nur einen Fehler hatte, nämlich den der Unbestechlichkeit. So wurde er aber für den Prinzen vielmehr eine Zerstreuung als eine Bürde. Wir halten es für

ganz überflüssig, unseren Lesern das physische und moralische Bild Grimauds zu malen, denn wenn sie, wie wir hoffen, den ersten Teil dieses Werkes nicht gänzlich vergessen haben, so müssen sie sich noch ziemlich klar an diese achtbare Person erinnern, die sich weiter in nichts verändert hat, als daß sie zwanzig Jahre älter geworden ist, was ihn nur noch wortarmer und schweigsamer machte, obschon ihm Athos seit der bei ihm vorgegangenen Umänderung wieder zu sprechen erlaubt hatte.

Allein um diese Zeit schwieg Grimaud bereits zwölf bis fünfzehn Jahre lang, und eine Angewöhnung seit zwölf bis fünfzehn Jahren ist zur zweiten Natur geworden.

Grimaud tritt seinen Dienst an

Grimaud hatte sich also mit seinem vorteilhaften Äußern im Schloßturme von Vincennes gemeldet. Herr von Chavigny bildete sich ein, daß er einen untrüglichen Blick besitze; er prüfte somit den Bewerber aufmerksam und folgerte, daß die sich berührenden Augenbrauen, die feinen Lippen, die gekrümmte Nase und die hervorragenden Backenknochen Grimauds vollgültige Anzeichen wären. Er richtete an ihn nur zwölf Worte, worauf Grimaud bloß vier zur Antwort gab. »Der Verhaltungsbefehl?« fragte Grimaud.

»Ist dieser: den Gefangenen nie allein zu lassen, ihm jedes spitzige oder schneidende Werkzeug wegzunehmen, ihn zu verhindern, daß er den Leuten außerhalb Zeichen gebe oder mit den Wächtern zu lange rede.«

»Ist das alles?« fragte Grimaud.

»Für diesen Augenblick alles«, entgegnete la Ramée. »Wenn es neue Umstände gibt, werden neue Verhaltungsregeln kommen.«

»Wohl«, versetzte Grimaud. Dann trat er in das Gemach des Herzogs von Beaufort. Dieser war eben im Zuge, seinen Bart zu kämmen, den er wie seine Haare wachsen ließ, um Mazarin einen Streich zu spielen und mit seinem schlechten Aussehen Parade zu machen; da er indes einige Tage vorher von der Höhe des Schloßturmes in einer Kutsche die schöne Frau von Montbazon erkannt zu haben glaubte, deren Andenken ihm stets noch teuer war, so wollte er für sie nicht ebenso aussehen wie für Mazarin; er verlangte demnach einen bleiernen Kamm, da er sie wieder zu sehen hoffte, und der Kamm wurde ihm zugestanden. Herr von Beaufort verlangte deshalb einen bleiernen Kamm, weil er, wie alle Blonden, einen etwas roten Bart hatte, und färbte denselben durch das Kämmen. Als Grimaud eintrat, sah er den Kamm, den der Prinz eben auf den Tisch hinlegte; er nahm denselben und verneigte sich. Der Herzog blickte diese seltsame Gestalt verwunderungsvoll an. Die Gestalt schob den Kamm in die Tasche.

»Holla, was soll das heißen?« rief der Herzog; «wer ist denn dieser Schlingel?« Grimaud antwortete nicht, sondern verneigte sich zum zweiten Male, »Bist du stumm?« fragte der Herzog. Grimaud machte ein verneinendes Zeichen, «Was bist du also, gib Antwort, ich befehle es dir«, sprach der Herzog. »Hüter«, antwortete Grimaud.

»Hüter!« rief der Herzog aus. »Gut, diese Galgenfigur hat noch gefehlt zu meiner Sammlung. He, la Ramée! komme!«

Der Gerufene eilte herbei; er wollte eben zum Unglück für den Prinzen nach Paris abreisen, da er sich auf Grimaud verließ; ja, er war bereits im Hofe und kehrte mißvergnügt wieder zurück. »Was, ist's, mein Prinz?« fragte er.

»Wer ist dieser Schuft hier, der mir den Kamm wegnimmt und in seinen schmutzigen Sack steckt,?« fragte Herr von Beaufort. »Gnädigster Herr, es ist einer Ihrer Wächter, ein verdienstlicher Mann, den Sie wie Herr von Chavigny und ich schätzen werden, davon bin ich überzeugt.«

»Weshalb nimmt er mir meinen Kamm?«

»Ja, wirklich!« sprach la Ramée, «warum nehmt Ihr den Kamm des gnädigsten Herrn?«

Grimaud nahm den Kamm aus seinem Sacke, fuhr mit seinem Finger darüber, blickte ihn an, fletschte mit den Zähnen und sprach bloß das einzige Wort: »Spitzig!«

»Das ist wahr«, versetzte la Ramée.

»Was spricht dieses Rind?« fragte der Herzog.

»Daß dem gnädigsten Herrn jedes scharfe Werkzeug von dem Könige verboten ist.«

»Ah so!« rief der Herzog. »Seid Ihr verrückt, la Ramée? Ihr habt mir doch selbst diesen Kamm gegeben.«

»Daran tat ich sehr unrecht, gnädigster Herr; denn ich handelte gegen meine Verhaltungsbefehle, als ich Ihnen denselben gab.« Der Herzog blickte Grimaud wütend an, als er la Ramée den Kamm zurückstellte.

«Ich sehe es im voraus,« murrte der Prinz, »dieser Schurke wird mir höchlichst mißfallen.« Eines Tages bemerkte er unter seinen Wachen einen Mann, der ein ziemlich gutmütiges Gesicht hatte, und diesem schmeichelte er um so mehr, als ihn Grimaud mit jedem Augenblick mehr anwiderte. Als er aber diesen Mann einmal beiseite gezogen hatte und es ihm gelungen war, mit ihm eine Weile unter vier Augen zu sprechen, trat Grimaud ein, sah, was da vorging, näherte sich ehrfurchtsvoll dem Wächter und dem Prinzen und faßte den Wächter am Arme. «Was wollt Ihr?« fragte der Herzog mit rauher Stimme. Grimaud führte den Wächter vier Schritte weit und wies ihm die Tür mit dem Worte: »Geh!« Der Wächter gehorchte. »Ha doch!« rief der Prinz aus. »Ihr seid mir unausstehlich, ich will Euch züchtigen.« Grimaud machte eine ehrerbietige Verbeugung. »Ich will Euch die Knochen zerschlagen!« rief der Prinz entrüstet. Grimaud verneigte sich und wich zurück. »Herr Spion,« fuhr der Herzog fort, »ich will Euch mit meinen eigenen Händen erwürgen.« Grimaud verneigte sich abermals, indem er noch weiter zurückwich. »Und das im Augenblicke!« rief der Prinz, welcher glaubte, es sei am besten, ihm auf der Stelle den Hals umzudrehen. Er streckte sonach seine zwei geballten Hände gegen Grimaud aus, welcher weiter nichts tat, als daß er den Wächter aus der Tür stieß und diese hinter ihm absperrte. Zu gleicher Zeit fühlte er, wie ihn die Hände des Prinzen wie zwei eiserne Zangen anfaßten; jedoch anstatt zu rufen oder sich zu verteidigen, erhob er nur langsam seinen Zeigefinger bis an die Lippen, und indem er sein Antlitz das holdseligste Lächeln annehmen ließ, sprach er gang leise: »Still!« Von Grimauds Seite war es um einen Wink, um ein Lächeln, um ein Wort etwas so Seltenes, daß Seine Hoheit unter dem höchsten Erstaunen plötzlich anhielt. Grimaud nützte diesen Augenblick, um aus dem Futter seiner Jacke ein allerliebstes kleines Billett mit adligem Siegel hervorzunehmen, das ungeachtet seines langen Aufenthaltes in Grimauds Wamse seinen Wohlgeruch noch nicht verloren hatte, und er übergab es dem Herzog, ohne daß er ein Wort sprach. Der Herzog, stets mehr verwundert, ließ Grimaud los, nahm das Briefchen, und da er die Handschrift erkannte, rief er aus: »Von der Frau von Montbazon!« Grimaud bejahte es durch ein Kopfnicken. Der Herzog erbrach lebhaft den

Umschlag, fuhr mit der Hand über die Augen, so sehr war er geblendet, und las wie folgt:

»Mein lieber Herzog!

Sie können sich ganz auf den wackeren Gesellen verlassen, der Ihnen dieses Briefchen überbringen wird, denn er ist der Bediente eines Edelmannes, der einer der unsrigen ist, und der sich bei uns für ihn, als durch zwanzig Jahre der Treue bewährt, verbürgt hat. Er war damit einverstanden, in den Dienst Ihres Aufsehers zu treten, und sich in Vincennes mit Ihnen einsperren zu lassen, um Ihre Flucht, mit der wir uns beschäftigen, einzuleiten und dabei hilfreiche Hand zu leisten. Der Augenblick der Befreiung rückt heran; fassen Sie Geduld und Mut mit dem Gedanken, daß Ihre Freunde ungeachtet der Zeit und der Abwesenheit diejenigen Gefühle, die sie Ihnen gewidmet, auch treu bewahrt haben.

Ihre ganz und stets geneigte

Maria von Montbazon.

P. S. Ich schreibe meinen Namen hier ganz aus, da es zu viel Eitelkeit wäre, zu glauben. Sie würden nach einer fünfjährigen Trennung meine Anfangsbuchstaben erkennen.«

Der Herzog war ein Weilchen lang wie betäubt. Was er seit fünf Jahren suchte, ohne es finden zu können, nämlich einen Diener, einen Gehilfen, einen Freund, das fiel ihm plötzlich vom Himmel in dem Momente, wo er es am wenigsten erwartete. Er starrte Grimaud erstaunt an und wandte sich dann wieder zu dem Briefe, welchen er von einem Ende bis zum andern durchlas. Hierauf wandte er sich wieder zu Grimaud und fuhr fort:

»Und du, wackerer Geselle, du bist also geneigt, uns beizustehen?« Grimaud machte ein bejahendes Zeichen. »Und du kamst ausdrücklich deshalb hierher?« Grimaud wiederholte dasselbe Zeichen. »Und ich wollte dich erwürgen,« sprach der Herzog. Grimaud lächelte. »Doch halt«, sagte der Herzog und suchte in seiner Tasche. »Halt«, fuhr er fort und erneuerte den vorher fruchtlosen Versuch; »es soll nicht heißen, daß eine so treue Aufopferung für einen Enkel Heinrichs IV. ohne Lohn geblieben sei.« Die

Bewegung des Herzogs von Beaufort bewies die beste Absicht von der Welt, doch war es eine der Vorsichtsmaßregeln, die man in Vincennes einführte, daß dem Gefangenen kein Geld gelassen wurde. Sodann zog Grimaud, der die getäuschte Hoffnung des Herzogs bemerkte, eine Börse voll Gold aus seiner Tasche und reichte sie ihm, indem er sagte: »Da ist, was Sie suchen.« Der Herzog öffnete die Börse, um sie in Grimauds Hände auszuleeren; doch dieser schüttelte den Kopf, trat zurück und sprach: »Ich danke, gnädigster Herr, ich bin bezahlt.« Der Herzog ging von Erstaunen zu Erstaunen über. Dann reichte er Grimaud die Hand; dieser trat näher und küßte sie ihm ehrerbietig. Grimaud hatte etwas von den großartigen Manieren Athos' angenommen. »Was sollen wir jetzt tun?« fragte der Herzog.

»Jetzt ist es elf Uhr morgens«, versetzte Grimaud. »Wolle der gnädigste Herr um zwei Uhr mit la Ramée eine Ballpartie zu spielen verlangen, und zwei bis drei Bälle über die Wälle schleudern.«

»Gut, und dann?«

»Dann – wird sich Monseigneur der Mauer nähern und einem Manne, der in den Gräben arbeitet, zurufen, daß er sie zurückwerfe.«

»Ich verstehe«, sprach der Herzog. In Grimauds Antlitz schien sich eine große Zufriedenheit auszuprägen, der seltene Gebrauch, den er von der Sprache machte, erschwerte ihm die Unterredung. Er machte Miene sich zu entfernen. »Ha,« sprach der Herzog, »du willst also nichts annehmen?«

»Monseigneur, ich wünschte ein Versprechen –«

»Welches? sag' an.«

»Daß ich nämlich, wenn wir entfliehen, stets und überall vorangehe, denn wenn man den gnädigsten Herrn wieder gefangen nähme, liefe er die größte Gefahr, wieder in das Gefängnis gesperrt zu werden, während, wenn man mich erwischt, das geringste, was mir geschehen kann, ist, gehenkt zu werden.«

»Das ist nur allzu richtig,« entgegnete der Herzog, »und so wahr ich Edelmann bin, so soll dein Wunsch geschehen.«

»Nun,« sprach Grimaud, »habe ich den gnädigen Herrn nur noch um eins zu bitten, daß er mir nämlich fortwährend, wie bisher, die Ehre erweise, mich zu verabscheuen.«

»Das will ich versuchen«, erwiderte der Herzog. Man pochte an die Tür.

Der Herzog schob seine Börse und sein Briefchen in die Tasche und streckte sich auf sein Bett hin. Wie man weiß, war das seine Zuflucht in den Momenten großer Langeweile. Grimaud schloß die Türe auf, es war la Ramée, der eben vom Kardinal kam.

La Ramée warf einen prüfenden Blick um sich, und da er noch dieselben Symptome von Feindseligkeit zwischen dem Gefangenen und seinem Hüter sah, so lächelte er voll innerer Zufriedenheit. Hierauf wandte er sich zu Grimaud und sprach: »Gut, mein Freund, gut. Es wird soeben hohen Ortes vorteilhaft von Euch geredet, und hoffentlich werdet Ihr bald Nachrichten erhalten, die Euch gar nicht unlieb sein werden.« Grimaud verneigte sich mit einer Miene, die er freundlich zu machen bemüht war, und entfernte sich seiner Gewohnheit gemäß beim Eintritt seines Vorgesetzten.

»Nun, gnädigster Herr,« sprach la Ramée mit seinem plumpen Lachen, »Sie sind also gegen diesen armen Menschen immer noch grämlich?«

»Ah, Ihr seid da, la Ramée!« rief der Herzog; »meiner Treue, es war Zeit, daß Ihr kamet. Ich streckte mich auf mein Bett hin, und wandte die Nase nach der Wand, um der Versuchung nicht nachzugeben, mein Versprechen zu halten, diesen Schuft von Grimaud nämlich zu erwürgen.«

»Indes zweifle ich,« versetzte la Ramée mit einer geistreichen Anspielung auf die Schweigsamkeit seines Untergebenen, »daß er Eurer Hoheit etwas Unangenehmes gesagt haben sollte.«

»Bei Gott, das glaube ich wohl; ein Stummer aus dem Orient! Ich versichere Euch, la Ramée, es war Zeit, daß Ihr zurückkamt, und ich habe mich gesehnt, Euch wieder zu sehen.«

»Der gnädigste Herr ist zu gütig«, entgegnete la Ramée, von diesem Komplimente geschmeichelt.

»Ja, wirklich,« fuhr der Herzog fort, »ich fühle heute in mir eine Ungeschicklichkeit, die Euch, wenn Ihr sie sehet, belustigen wird.«

»Wir werden also eine Ballpartie machen?« fragte la Ramée, ohne dabei an etwas zu denken.

»Wenn es Euch gefällig ist.«

»Ich stehe Eurer Hoheit zu Befehl.«

»Das heißt, lieber la Ramée,« sprach der Herzog, »daß Ihr ein liebenswürdiger Mann seid, und daß ich ewig in Vincennes bleiben möchte, um das Vergnügen zu haben, mein Leben mit Euch zuzubringen.«

»Gnädigster Herr,« erwiderte la Ramée, »ich denke, daß es nicht an dem Kardinal liegen würde, wenn Ihre Wünsche nicht in Erfüllung gingen.«

»Wieso? Habt Ihr ihn erst kürzlich gesehen?«

»Er lieh mich diesen Morgen berufen.«

»Wirklich? um mit Euch von mir zu sprechen?«

»Worüber hätte er sonst zu sprechen? Wirklich, gnädigster Herr. Sie sind ein Gespenst.«

Der Herzog lächelte mit Bitterkeit und sagte: »Ah, la Ramèe, wenn Ihr meinen Antrag annehmen wollet.«

»He, gnädigster Herr. Sie fangen noch einmal an, davon zu sprechen, allein Sie sehen doch, daß Sie nicht billig sind.«

»Ich sage Euch, la Ramèe, und ich wiederhole es, daß ich Euer Glück machen würde.«

»Womit? Sie wären kaum aus dem Gefängnisse, so würde man Ihre Güter einziehen.«

»Ich wäre kaum aus dem Gefängnisse, so wäre ich auch schon Herr von Paris.«

»Stille, stille! darf ich denn solches anhören? Das ist ein hübsches Gespräch für einen Offizier des Königs; ich sehe wohl, gnädigster Herr, ich muß mir noch einen zweiten Grimaud suchen.«

»Geht doch, reden wir nicht davon. Es war also zwischen dir und dem Kardinal die Rede von mir? Laß mich doch, wenn du einmal wieder gerufen wirst, la Ramèe, deine Kleider anziehen und hingehen, meine Rache zu üben – und ich würde, wenn es Bedingung wäre, auf Edelmannswort wieder in das Gefängnis zurückkehren.«

»Gnädigster Herr, ich sehe wohl, daß ich Grimaud rufen muß.«

»Ich habe Unrecht. – Und was sagte dir der Küster?«

»Ich sehe Ihnen dieses Wort nach, gnädigster Herr,« versetzte la Ramèe mit schlauer Miene, »denn es reimt sich auf Minister. Was er mir sagte? Nun, er befahl mir, Sie streng zu hüten.«

«Und weshalb solltet Ihr mich hüten?« fragte der Herzog düster.

»Weil ein Astrolog prophezeit hat, Sie würden entschlüpfen.«

»Ha, ein Astrolog prophezeite das?« sprach der Herzog mit unwillkürlichem Erbeben.

»Ach, mein Gott, ja, diese albernen Zauberer wissen auf Ehre nicht, was sie ersinnen sollen, um ehrbare Leute zu quälen.«

»Und was hast du der erlauchten Eminenz geantwortet?«

»Daß, falls dieser Astrolog Kalender mache, ich ihm anrate, keine davon zu verkaufen.«

»Weshalb?«

»Weil Sie erst Fink oder Zaunkönig werden müßten, um zu entwischen.«

»Du hast leider ganz recht, la Ramèe; doch spielen wir jetzt eine Ballpartie.«

»Ich bitte Eure Hoheit um Vergebung, allein Sie müssen mir eine halbe Stunde nachsehen.«

»Warum das?«

»Weil Seine Gnaden Mazarin, weit stolzer als Sie, wiewohl nicht ganz von so hoher Geburt, darauf vergessen hat, mich auf ein Frühstück einzuladen.«

»Nun, willst du, daß ich dir ein Frühstück hierher bestelle?«

»O nein, gnädigster Herr, ich muß Ihnen sagen, daß der Pastetenbäcker, der dem Schlosse gegenüber wohnte, und Vater Marteau genannt wurde –«

»Nun?«

»Sein Geschäft vor acht Tagen an einen Pastetenbäcker in Paris verkauft hat, und diesem haben die Ärzte, wie es scheint, die Landluft angeraten.«

»Nun, was soll das mich angehen?«

»Warten Sie doch, gnädigster Herr; dieser verfluchte Pasteienbäcker hat vor seiner Bude eine Menge Ding», bei denen einem das Wasser in den Mund tritt.«

»Leckermaul!«

»Ach, mein Gott, gnädigster Herr,« entgegnete la Ramèe, »man ist ja darum noch kein Leckermaul, wenn man gerne gut speist. Es liegt schon in der Natur des Menschen, nach Vollkommenheit bei Backwerken wie bei anderen Dingen zu trachten. Nun muß ich Ihnen aber sagen, gnädigster Herr, daß dieser Schlingel von Pastetenbäcker, als er mich vor seiner Bude anhalten sah, ganz keck herbeitrippelte und mir sagte: ›Herr la Ramée, Sie

müssen mir die Kundschaft der Gefangenen des Schlosses verschaffen. Ich kaufte das Geschäft meines Vorgängers auf seine Versicherung hin, daß er für das Schloß liefere und dennoch, auf Ehre, Herr la Ramée, ließ Herr von Chavigny seit den acht Tagen, als ich das Geschäft betreibe, noch keine kleine Torte bei mir nehmen.‹

›Es ist aber wahrscheinlich,‹ gab ich ihm zur Antwort, ›daß Herr von Chavigny fürchtet, Euer Backwerk möchte nicht gut sein.‹

›Ha, mein Backwerk nicht gut? Wohlan, Herr la Ramée, ich will Sie zum Richter machen, und das auf der Stelle.‹

›Ich kann nicht,‹ erwiderte ich, ›da ich durchaus in das Schloß zurückkehren muß.‹

›Nun denn,‹ versetzte er, ›gehen Sie an Ihr Geschäft, da Sie es so eilig zu haben scheinen, doch kommen Sie in einer halben Stunde wieder.‹

›In einer halben Stunde?‹

›Ja. Haben Sie gefrühstückt?‹

›Meiner Seele, nein.‹

›Gut, hier ist eine Pastete, die Sie mit einer Flasche alten Burgunder erwarten wird.‹ – – Und Sie sehen wohl ein, gnädigster Herr, da ich noch nüchtern bin, möchte ich mit Ew. Hoheit Erlaubnis – –« Und la Ramée machte eine Verbeugung.

»So geh' denn, Schelm«, sprach der Herzog; »doch wohlgemerkt, ich gebe dir nur eine halbe Stunde Zeit.«

»Gnädigster Herr, darf ich dem Nachfolger des Vaters Marteau Ihre Kundschaft zusagen?«

»Ja, wenn er anders keine Champignons in seine Pasteten backt. Du weist wohl,« fügte der Prinz bei, »daß die Champignons aus dem Walde von Vincennes meiner Familie tödlich sind.«

Was die Pasteten vom Nachfolger des Vaters Marteau enthalten haben

Eine halbe Stunde darauf kam la Ramée froh und wohlgemut zurück, wie ein Mensch, der gut gegessen und zumal gut getrunken hat. Er fand die Pasteten ausgezeichnet und den Wein kostbar. Das Wetter war schön und erlaubte die verabredete Partie. Das Ballspiel in Vincennes fand unter freiem Himmel statt, somit war dem Herzog nichts leichter, als das zu tun, was ihm Grimaud angedeutet hatte, nämlich Bälle in die Gräben hinauszuschnellen.

Doch so lange es nicht zwei Uhr geschlagen hatte, war der Herzog nicht ungeschickt, denn zwei Uhr war die festgesetzte Stunde. Nichtsdestoweniger verlor er bis dahin die Spielpartien, und das erlaubte es ihm, zornig zu werden und das zu tun, was man in einem solchen Falle tut, man macht nämlich Fehler auf Fehler.

Wie es nun zwei Uhr schlug, fingen die Bälle an, den Weg nach den Gräben zu nehmen, und zwar zur großen Freude von la Ramée, der bei jedem Ball fünfzehn zählte, den der Prinz nach außen schleuderte. Diese Würfe nach außen nahmen bald dergestalt zu, daß es an Bällen fehlte. La Ramée tat nun den Vorschlag, jemand hinauszuschicken, daß er sie im Graben aufhebe. Jedoch der Herzog bemerkte ganz vernünftig, das wäre verlorene Zeit und näherte sich dem Walle, der, wie schon gesagt, an diesem Orte wenigstens fünfzig Fuß tief war, wo er einen Mann sah, der in einem der tausend kleinen Gärten arbeitete, welche die Landleute außerhalb des Walles bestellten. «Holla, Freund!« rief ihm der Herzog zu. Der Mann erhob den Kopf, und der Herzog wollte schon einen Ausruf der Überraschung ausstoßen, denn dieser Mann, dieser Bauer, dieser Gärtner war Rochefort, den der Prinz in der Bastille vermutete.

»Nun, was gibt es dort oben?« fragte der Mann.

»Seid doch so gefällig und werfet uns die Bälle zurück«, antwortete der Herzog. Der Gärtner machte ein Zeichen mit dem Kopfe und fing an die Bälle zu werfen, welche la Ramée und die Wachen auffingen. Einer von

ihnen fiel dem Herzog zu Füßen, und da dieser augenfällig für ihn bestimmt war, so schob er ihn in seine Tasche. Er machte sodann dem Gärtner ein Zeichen des Dankes und kehrte zu seinem Spiele zurück. Der Herzog hatte aber ausgemacht einen unglückseligen Tag; die Bälle flogen immer zur Seite, statt daß sie in den Schranken des Spieles blieben; zwei bis drei kehrten in den Garten zurück, da jedoch der Gärtner nicht mehr anwesend war, um sie zurückzuwerfen, so waren sie verloren: sonach erklärte der Herzog, er schäme sich über seine Ungeschicklichkeit und wolle nicht mehr weiter spielen. La Ramée war entzückt darüber, daß er einen Prinzen von Geblüt so vollständig besiegte. Der Prinz kehrte in sein Gemach zurück und begab sich zu Bette. La Ramée nahm die Kleider des Herzogs unter dem Vorwande, daß sie bestäubt waren, und daß er sie wolle ausbürsten lassen, in der Wirklichkeit aber, um versichert zu sein, daß sich der Prinz nicht rühren würde. La Ramée war ein vorsichtiger Mann. Zum Glück hatte der Prinz Zeit gehabt, den Ball unter sein Kopfkissen zu verbergen. Als die Tür zugeschlossen war, zerriß der Herzog den Überzug des Balles mit seinen Zähnen, da man ihm kein schneidendes Werkzeug ließ; er aß mit Messern mit biegsamen Silberklingen, welche nicht schnitten. Unter dem Überzug befand sich ein Brief, der folgende Zeilen enthielt:

»Gnädigster Herr! Ihre Freunde wachen, und die Stunde Ihrer Befreiung ist nah'; begehren Sie übermorgen eine Pastete von dem neuen Pastetenbäcker zu essen, der das Geschäft von dem alten gekauft hat, und niemand anderer ist als Noirmont, Ihr Haushofmeister; öffnen Sie die Pastete erst dann, wenn Sie allein sind; ich hoffe. Sie werden mit dem Inhalte derselben zufrieden sein.

Der Ew. Hoheit in der Bastille wie anderswo stets ergebene Diener

Graf von Rochefort.

P. S. Ew. Hoheit kann Grimaud in jeder Hinsicht vertrauen; er ist ein sehr einsichtsvoller Mann, der uns ganz ergeben ist.«

Der Herzog von Beaufort, dem man sein Feuer wieder zurückgegeben, seit er versprochen hatte, auf die Malerei Verzicht zu leisten, verbrannte den Brief; wie er es mit noch mehr Leidwesen auch mit jenem der Frau von Montbazon getan hatte, und wollte dasselbe auch mit dem Balle tun, allein

er dachte, dieser könnte ihm vielleicht dienlich sein, um Rochefort eine Antwort zuzumitteln. Er war gut bewacht, denn auf die Bewegung, welche er gemacht hatte, trat la Ramée ein. »Bedarf Monseigneur etwas?« fragte er.

»Es war mir kalt,« entgegnete der Herzog, »darum schürte ich das Feuer an, um mir wärmer zu machen.« Der Herzog legte sich wieder zurück, während er den Ball unter sein Kopfkissen steckte. La Ramie lächelte. Er war im Grunde ein wackerer Mann, hatte eine große Zuneigung zu seinem Gefangenen, und wäre, falls diesen ein Unglück getroffen hätte, untröstlich gewesen.

»Gnädigster Herr,« sprach er zu ihm, »Sie sollen sich derlei Gedanken nicht überlassen, denn solche Gedanken töten.«

»Nun, mein Lieber,« entgegnete der Herzog, »Ihr seid allerliebst; könnte ich doch wie Ihr zu dem Nachfolger des Vater Marteau gehen, um Pasteten zu essen und Burgunder zu trinken, das würde mir Zerstreuung gewähren.«

»Es ist wahr, gnädigster Herr, seine Pasteten sind vortreffliche Pasteten, sein Wein ist ein köstlicher Wein.«

»Es gehört wirklich nicht viel dazu,« versetzte der Herzog, »daß sein Keller und seine Küche besser sind als die des Herrn von Chavigny.«

»Nun,« sprach la Ramée, indem er in die Schlinge ging, »was hält Sie ab, gnädigster Herr, davon zu verkosten? überdies versprach ich ihm Kundschaft.«

Dann sprach Beaufort: »Nun, lieber la Ramée, übermorgen ist Festtag?«

»Ja. gnädigster Herr, es ist Pfingsten.«

»Wollt Ihr mir übermorgen eine Lektion geben?«

»Worin?« »In der Wohlschmeckerei«

»Recht gern, gnädigster Herr.«

»Jedoch eine Lektion unter vier Augen. Wir schicken die Wachen nach der Schenke des Herrn von Chavigny und halten hier ein Frühmahl, das zu bestellen ich Euch überlasse.«

»Hm!« murmelte la Ramée.

Der Antrag war lockend; allein la Ramée war, wie unvorteilhaft auch der Kardinal bei seinem Anblick über ihn geurteilt hatte, doch ein schlauer Fuchs, der alle Schlingen kannte, die ein Gefangener legen konnte. »Sollte nicht etwa hinter diesem Frühmahl eine List stecken?«

»Nun, geht das an?« fragte der Herzog.

»Ja, gnädigster Herr, unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß uns Grimaud bei Tische aufwarte.«

Dem Herzog konnte nichts erwünschter kommen. Indes gewann er so viel Gewalt über sich, daß er sein Gesicht einen sehr augenfälligen Anstrich übler Laune annehmen ließ und ausrief: »Zum Teufel mit Eurem Grimaud, er wird mir das ganze Fest verderben.«

»Ich will ihm auftragen, daß er sich hinter Ew. Hoheit stelle und sein Wort rede; so wird ihn Ew. Hoheit weder sehen noch hören, und sich mit ein bißchen gutem Willen einbilden können, daß er hundert Meilen weit entfernt sei.«

»Wißt Ihr aber, mein Lieber,« versetzte der Herzog, »was sich mir bei alledem am deutlichsten herausstellt? Daß Ihr mir nicht traut.«

»Übermorgen ist Pfingsten, gnädigster Herr.«

»Nun, was geht mich Pfingsten an? Fürchtet Ihr etwa, der heilige Geist könne in Gestalt feuriger Zungen herabkommen und mir die Pforten meines Gefängnisses öffnen?«

»Nein, gnädigster Herr, allein ich habe Ihnen gesagt, was dieser verdammte Zauberer prophezeit hat.«

»Und was hat er denn prophezeit?«

»Es würde das Pfingstfest nicht vorübergehen, ohne daß Ew. Hoheit aus Vincennes wegkäme.«

»Du glaubst also an Zauberer? Schwachkopf!«

»Ich,« versetzte la Ramée und schnellte mit den Fingern, »ich kümmere mich nicht viel darum; allein der gnädige Herr Giulio kümmert sich darum – er ist abergläubisch.« Der Herzog zuckte die Achseln.

»Wohlan, es sei,« sprach er mit vollkommen gespielter Gutmütigkeit, »ich nehme Grimaud an, da wir sonst nicht einig würden; doch will ich niemand außer Grimaud; Ihr nehmt alles auf Euch, Ihr besorgt das Frühmahl, wie Ihr es versteht; das einzige Gericht, welches ich bestimme, ist eine jener Pasteten, von welchen Ihr mir erzählt hat. Bestellt sie für mich, damit sich der Nachfolger des Vaters Marteau selbst übertreffe, und ihm meine Kundschaft nicht bloß für die Zeit, wo ich im Gefängnisse sitze, verbleibe, sondern auch noch für den Moment, wo ich es verlassen werde.« »Sie glauben also noch immer, daß Sie von hier wegkommen werden?« fragte la Ramee.

»Potz Wetter!« entgegnete der Prinz, »wäre es auch erst nach dem Tode von Mazarin; ich bin fünfzehn Jahre jünger als er. Freilich«, fügte er bei, »lebt man in Vincennes schneller.«

»Gnädigster Herr,« rief la Ramee, »gnädigster Herr!« –

»Oder man stirbt früher,« fügte der Herzog von Beaufort hinzu, »was auf eins hinausgeht.«

»Gnädigster Herr,« sprach la Ramee, »ich will jetzt das Frühmahl bestellen.«

»Und glaubt Ihr wohl, Ihr werdet etwas aus Eurem Zöglinge machen können?«

»Nun, das hoffe ich, gnädigster Herr«, versetzte la Ramee.

»Wenn er Euch hierzu Zeit läßt«, murmelte der Herzog.

»Was spricht der gnädige Herr?« fragte la Ramee.

»Der gnädige Herr spricht: Ihr sollet die Börse des Herrn Kardinals nicht schonen, der so gütig war, unser Jahresgehalt zu übernehmen.« La Ramee blieb an der Türschwelle stehen.

»Wen befiehlt der gnädige Herr hierher zu schicken?«

»Wen Ihr wollt, nur nicht Grimaud.«

»Somit den Offizier der Wachen?« »Mit seinem Schachbrett?«

»Ja.«

La Ramee entfernte sich.

Er ließ die Wachen unter irgendeinem Vorwande eine nach der anderen hinausgehen. »Nun?« fragte der Herzog, als sie sich allein befanden.

»Nun,« entgegnete la Ramee, »Ihr Abendessen ist bestellt.«

»Ah!« rief der Prinz, »und worin wird es bestehen? Sagt an, mein Herr Haushofmeister.«

»Der gnädigste Herr hat versprochen, sich in dieser Hinsicht auf mich zu verlassen.«

»Wird auch eine Pastete kommen?«

«Ich glaube, so hoch wie ein Turm.«

»Von dem Nachfolger des Vaters Marteau gebacken?«

»Sie ist bestellt.«

»Und sagtest du auch, daß sie für mich gehöre?«

»Das habe ich ihm gesagt.«

»Und was gab er zur Antwort?«

»Er wolle sein möglichstes tun, um Eure Hoheit zufriedenzustellen.«

»So ist es recht«, sprach der Herzog und rieb sich die Hände.

»Zum Kuckuck, gnädigster Herr,« rief la Ramee, »wie Sie doch locker zu werden anfangen! Seit fünf Jahren sah ich bei Ihnen keine so heitere Miene als in diesem Augenblicke.« Der Herzog fühlte, er habe sich nicht genugsam zu beherrschen gewußt; aber als wäre in diesem Augenblick, wo er nach der Tür horchte und sah, eine Ablenkung der Gedanken von la Ramee dringlich vonnöten gewesen, trat Grimaud ein und gab la Ramee einen Wink, daß er ihm etwas mitzuteilen habe. La Ramee trat zu Grimaud, der leise mit ihm sprach. Mittlerweile bekam der Herzog seine Fassung wieder und sagte: »Ich habe diesem Menschen bereits untersagt, ohne meine Erlaubnis einzutreten.«

»Gnädigster Herr,« versetzte la Ramee, »Sie müssen ihm vergeben, da ich ihn hierher bestellt habe.«

Ein Abenteuer der Marie Michon

Um dieselbe Zeit kamen zwei Männer zu Pferde mit einem Bedienten nach Paris und ritten durch die Faubourg Saint-Marcel. Diese beiden Männer waren der Graf de la Fère und der Vicomte von Bragelonne. Die zwei Reisenden hielten in der Straße du Vieux-Colombier bei dem Gasthause »zum grünen Fuchs« an. Athos kannte dieses Wirtshaus schon seit langer Zeit. Er war dort mit seinen Freunden hundertmal zusammengekommen, doch waren seit zwanzig Jahren, von den Wirtsleuten an, gar mannigfaltige Veränderungen darin vorgegangen. Die Reisenden übergaben ihre Pferde den Aufwärtern, und da die Tiere von edler Rasse waren, so empfahlen sie

ihnen dafür die größte Sorgfalt: sie sollten denselben nur Stroh und Hafer geben und ihnen die Brust und die Beine mit warmem Wein waschen, da sie an diesem Tage zwanzig Stunden zurückgelegt hatten. Nachdem sie sich also vorerst mit ihren Pferden beschäftigt hatten, wie es wahrhafte Reiter tun sollen, so begehrten sie für sich zwei Zimmer. »Rudolf, du wirst deinen Anzug ordnen«, sagte Athos; »ich will dich jemand vorstellen.«

»Heute noch, Herr Graf?« fragte der junge Mann.

»In einer halben Stunde.« Der junge Mann machte eine Verbeugung.

»Höre,« sprach Athos, »pflege dich gut, Rudolf, ich will, daß man dich schön finden möge.«

»Herr Graf,« versetzte der junge Mann lächelnd, »ich hoffe doch, es handle sich nicht um eine Heirat. Sie wissen, was ich Louise zugesagt habe.« Nun lächelte auch Athos und sagte: »Nein, sei unbesorgt, wiewohl ich dir eine Frau vorstellen werde.«

»Eine Frau?« fragte Rudolf.

»Ja, und ich wünsche sogar, du möchtest sie liebgewinnen.«

Der junge Mann blickte mit einer gewissen Angst auf Athos, aber bei dessen Lächeln beruhigte er sich bald wieder. »Wie alt ist sie?« fragte der Vicomte von Bragelonne.

»Lieber Rudolf,« entgegnete Athos, »merke dir ein für allemal, daß man eine solche Frage niemals stellt. Kannst du auf dem Gesicht einer Frau ihr Alter lesen, so ist es unnötig, sie darum zu befragen; und kannst du es nicht mehr, so ist es indiskret.«

»Und ist sie schön?«

»Sie hat vor sechzehn Jahren nicht bloß als die hübscheste, sondern auch als die anmutvollste Frau in Frankreich gegolten.«

Diese Antwort beschwichtigte den Vicomte gänzlich. Athos konnte keine Absichten haben mit ihm und einer Frau, welche ein Jahr vorher, als er

geboren wurde, für die hübscheste und einnehmendste Frau in Frankreich gegolten hatte. Er begab sich somit auf sein Zimmer und fing an mit jener Gefallsucht, welche der Jugend so gut steht Athos Auftrag zu vollziehen, sich nämlich so schön als möglich aufzuputzen, und das war mit dem ein leichtes, was die Natur hierzu beigetragen hatte. Als er wieder erschien, empfing ihn Athos mit jenem väterlichen Lächeln, mit welchem er sonst d ´Artagnan empfangen hatte, doch enthielt es für Rudolf einen Ausdruck von noch größerer Zärtlichkeit.

»Nun,« murmelte er, »wenn sie auf ihn nicht stolz ist, so ist sie schwer zufriedenzustellen.«

Es war drei Uhr nachmittag, das heißt, die für Besuche geeignete Stunde. Die zwei Reisenden gingen in das prunkvolle Hotel, über dem das Wappen von Luhnes emporragte.

»Da ist es«, sprach Athos. Er trat in das Hotel mit dem festen und sichern Schritt, welcher dem Schweizer anzeigte, daß der Eintretende hierzu auch berechtigt sei. Er stieg über die Freitreppe, wandte sich an einen in glänzender Livree dastehenden Bedienten, fragte ihn, ob die Frau Herzogin von Chevreuse zu sprechen wäre, und ob sie den Herrn Grafen de la Fere empfangen könnte. Ein Weilchen darauf kehrte der Lakai zurück und meldete: »Wiewohl die Frau Herzogin von Chevreuse nicht die Ehre habe, den Herrn Grafen de la Fère zu kennen, so bitte sie doch gefälligst, eintreten zu wollen.« Athos folgte dem Lakai, der ihn durch eine lange Reihe von Gemächern führte und endlich vor einer verschlossenen Türe anhielt. Man war da in einem Salon. Athos gab dem Vicomte von Bragelonne einen Wink, daß er da, wo er eben sei, verweile. Der Lakai öffnete und meldete den Herrn Grafen de la Fère.

Frau von Chevreuse, deren wir in unserer Geschichte: »Die drei Musketiere«, so oft gedacht haben, ohne daß wir je Gelegenheit fanden, sie auftreten zu lassen, galt noch jetzt für eine sehr schöne Frau. Und wirklich, obschon sie um diese Zeit schon vierundvierzig bis fünfundvierzig Jahre zählte, so schien sie doch kaum achtunddreißig bis neununddreißig alt zu sein; sie hatte noch immer ihre schönen blonden Haare, ihre großen, strahlenden und geistvollen Augen, welche die Intrige so oftmals geöffnet, die Liebe so oftmals geschlossen hatte, und ihren nymphenartigen Wuchs,

vermöge dessen man sie, von rückwärts anblickend, noch für ein junges Mädchen hielt, welches mit der Königin Anna über einen Graben setzte, durch welchen Sprung die Krone Frankreichs im Jahre 1623 eines Erben beraubt worden war. Außerdem war sie noch immer jenes flüchtige Geschöpf, das ihren Liebschaften ein solches Gepräge von Originalität verlieh, daß dieselben sozusagen eine Berühmtheit für ihre Familien wurden.

Sie befand sich in einem kleinen Boudoir, dessen Fenster in den Garten gingen. Dieses Boudoir war nach der Mode, die Frau von Rambouillet angegeben hatte, als sie ihr Hotel erbaut, mit einer Art blauen Damasts mit Rosen und Goldlaub behangen. Eine Frau in dem Alter der Frau von Chevreuse bewies damit, daß sie sich in einem solchen Gemache aufhielt, eine große Gefallsucht, zumal wie sie es in diesem Augenblicke war, denn sie lag hingestreckt auf einem langen Stuhl, den Kopf an die Tapete angelehnt. In der Hand hielt sie ein halbgeöffnetes Buch und hatte ein Kissen, diesen Arm, der das Buch hielt, darauf zu stützen.

Als der Diener die Meldung machte, erhob sie sich ein wenig und streckte neugierig den Kopf vor. Athos trat ein. Die ganze Persönlichkeit desjenigen, der eben der Frau von Chevreuse unter einem völlig unbekannten Namen gemeldet wurde, hatte solch einen hochedlen Anstand, daß sie sich halb aufrichtete und ihm höflich einen Wink gab, sich neben ihr auf einen Stuhl zu setzen. Athos verneigte sich und gehorchte. Der Lakai machte Miene, sich zu entfernen, doch gab ihm Athos einen Wink, der ihn zurückhielt. »Gnädige Frau,« sprach er zu der Herzogin, »ich war so kühn, in Ihr Hotel zu kommen, ohne daß Sie mich kennen; doch war ich so glücklich, vorgelassen zu werden. Jetzt habe ich um eine Unterredung von einer halben Stunde zu bitten.«

»Ich gestehe sie Ihnen zu, Herr Graf«, erwiderte Frau von Chevreuse mit ihrem anmutvollsten Lächeln.

»Das ist aber noch nicht alles, gnädigste Frau. Oh, ich verlange viel, ich weiß es! Die Unterredung, um welche ich Sie bitte, ist eine Unterredung unter vier Augen, bei der ich durchaus nicht gern unterbrochen werden mochte.«

»Ich bin jetzt für niemanden zu Hause«, sagte die Herzogin zu dem Bedienten. »Geht.« Der Bediente entfernte sich.

Es trat ein augenblickliches Stillschweigen ein, indes die zwei Personen, die sich auf den ersten Blick dafür erkannten, daß sie von hoher Geburt seien, sich gegenseitig musterten, ohne daß die eine oder die andere dabei in Verlegenheit geriet. Die Herzogin non Chevreuse brach zuerst das Schweigen. »Nun, Herr Graf,« sprach sie lächelnd, »Sie sehen wohl, daß ich ungeduldig warte.«

»Und ich, gnädige Frau,« entgegnete Athos, »ich betrachte mit Bewunderung.«

»Sie müssen mich entschuldigen, Herr Graf,« sprach Frau von Chevreuse, »denn ich wünsche sehnlichst zu wissen, mit wem ich spreche. Sie sind ein Hofmann, das ist ausgemacht, und doch habe ich Sie noch nie bei Hofe gesehen. Kommen Sie etwa von der Bastille?«

»Nein, gnädige Frau,« entgegnete Athos lächelnd, »allein ich befinde mich vielleicht auf dem Wege dahin.«

»Ach, für diesen Fall,« sprach sie lebhaft in jenem heiteren Tone, der ihr so viel Reiz verlieh, »sagen Sie mir schnell, Herr Graf, wer Sie sind, und machen Sie sich dann auf den Weg, denn ich bin bereits derart bloßgestellt, daß ich mich noch mehr bloßzustellen, nicht nötig habe.«

»Wer ich bin, gnädigste Frau? Man meldete Ihnen doch meinen Namen: Graf de la Fire. Sie haben diesen Namen nie gekannt. Einst führte ich einen anderen, den Sie vielleicht gekannt, aber sicher schon vergessen haben.«

»Nennen Sie ihn jedenfalls, Herr Graf.«

»Einst«, entgegnete der Graf de la Fere, »nannte ich mich Athos.«

Frau von Chevreuse öffnete weit ihre großen, erstaunten Augen. Es zeigte sich klar, daß dieser Name, wie ihr der Graf sagte, in ihrem Gedächtnisse nicht ganz verwischt war, wiewohl er sich darin unter andere Erinnerungen aus früherer Zeit sehr vermengt hatte. »Athos?« sprach sie – »warten Sie

doch!« ... Sie drückte ihre zwei Hände gegen ihre Stirn, um gleichsam die tausend flüchtigen Ideen, die sie in sich barg, für einen Moment auf einen Punkt zusammenzudrängen, um sie in ihrem glänzenden und bunten Schwarme deutlicher zu überschauen.

»Wollen Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen Beistand leiste?« fragte Athos lächelnd.

»Jawohl«, sprach die Herzogin, die des Nachsinnens schon müde war, »Sie werden mir damit einen Gefallen tun.«

»Jener Athos war mit drei jungen Musketieren befreundet, welche d'Artagnan, Porthos und ...«

»Aramis hießen«, fuhr die Herzogin lebhaft fort.

»Und Aramis – ganz richtig«, versetzte Athos; »also haben Sie diese Namen doch nicht gänzlich aus dem Gedächtnis verloren?«

»Nein,« erwiderte sie, »nein. Armer Aramis! Er war ein liebenswürdiger, artiger und verschwiegener Edelmann, der hübsche Verse machte; doch glaube ich, hat er sich nicht zum Guten gewendet.«

»Er hat sich entschlossen, Abbé zu werden.«

»Ah, wirklich?« entgegnete Frau von Chevreuse, nachlässig mit dem Fächer spielend. »Nun, ich danke Ihnen, Herr Graf.«

»Wofür, gnädigste Frau?«

»Daß Sie mir wieder diese Erinnerung erweckten, welche unter die angenehmsten meiner Jugend gehört.«

»Erlauben Sie mir,« sagte Athos, »eine zweite zu erwecken.«

»Die sich an diese hier knüpft?«

»Ja und nein.«

»Meiner Treu,« versetzte Frau von Chebreuse, »reden Sie immerhin; mit einem Manne, wie Sie sind, wage ich alles.«

Athos machte eine Verbeugung. »Aramis war mit einer jungen Linnenhändlerin von Tours befreundet. – Ja, eine Base von ihm, namens Marie Michon.«

»Ah, ich kenne sie«, sprach Frau von Chevreus«; »es ist dieselbe, an welche er während der Belagerung von la Rochelle geschrieben hat, um sie von einem Komplott, das sich gegen den armen Buckingham gebildet hatte, in Kenntnis zu setzen.«

»Ganz richtig«, erwiderte Athos. »Wollen Sie mir gütigst erlauben, von ihr zu sprechen?«

Frau von Chevreuse blickte Athos an und sagte: »Ja, wenn Sie mir anders nicht zu viel Schlimmes von ihr sagen.«

»Ich wäre undankbar,« entgegnete Athos, »und ich betrachte den Undank nicht bloß als ein Vergehen oder eine Sünde, sondern als ein Verbrechen, was noch viel schlimmer ist.«

»Sie undankbar gegen Marie Michon, Herr Graf?« fragte Frau von Chevreuse und suchte in Athos' Augen zu lesen. »Wie wäre es denn möglich, da Sie dieselbe nie persönlich gekannt haben?«

»Nun, wer weiß, gnädigste Frau«, antwortete Athos. »Es gibt ein Volkssprichwort, welches lautet: ›Nur die Berge kommen nie zusammen –‹ und die Volkssprichwörter sind oft ungemein triftig.«

»Oh, fahren Sie fort, Herr Graf, fahren Sie fort,« sprach Frau von Chevreuse lebhaft, »denn Sie können sich nicht vorstellen, welchen Anteil ich an dieser Unterhaltung nehme.«

»Sie ermuntern mich,« sagte Athos, »ich will somit fortfahren. Diese Base von Aramis, diese Marie Michon, kurz, diese Linnenhändlerin hatte, ungeachtet ihres niederen Standes, die vornehmsten Bekanntschaften; sie

nannte die edelsten Hofdamen ihre Freundinnen, und selbst die Königin war ihr traulich zugetan.«

»Ach,« sprach Frau von Chevreuse mit einem stillen Seufzer und einem leichten Zucken der Augenbrauen, das nur ihr eigen war, »seit dieser Zeit haben sich die Verhältnisse ungemein verändert.«

»Und die Königin hatte recht,« fuhr Athos fort, »denn Marie war ihr ganz ergeben, so zwar, daß sie ihr sogar als Vermittlerin zwischen ihr und ihrem Bruder, dem Könige von Spanien, diente.«

»Und das«, versetzte die Herzogin, »wird ihr jetzt als ein großes Vergehen angerechnet.«

»Allerdings,« versetzte Athos, »so zwar, daß der Kardinal, der wahre, der frühere Kardinal, eines Morgens beschloß, die arme Marie Michon verhaften und nach dem Schlosse Loches bringen zu lassen. Zum Glück konnte die Sache nicht so insgeheim ablaufen, der Fall war vorhergesehen; würde Marie Michon von irgendeiner Gefahr bedroht, so sollte ihr die Königin ein Gebetbuch, in grünen Samt gebunden, zuschicken.«

»So ist es, mein Herr; Sie sind wohl unterrichtet.«

»Eines Morgens kam nun dieses Buch an, überbracht von dem Prinzen von Marsillac. Es war keine Zeit zu verlieren. Zum Glück hatte sich Marie Michon und eine Dienerin Namens Ketty, die sie hatte, in Mannskleidern allerliebst ausgenommen. Der Prinz besorgte der Marie Michon einen Kavalieranzug, der Ketty eine Bedientenkleidung, und gab ihnen zwei vortreffliche Pferde. Die zwei Flüchtlinge verließen sogleich Tours und schlugen den Weg nach Spanien ein.

»Fürwahr, das ist durchaus richtig«, fiel Frau von Chevreuse ein, und schlug die beiden Hände zusammen. »Es wäre in der Tat seltsam –« sie hielt inne.

– »Sollte ich diesen zwei Flüchtlingen bis ans Ende gefolgt sein?« fragte Athos. »Nein, gnädige Frau, derart will ich Ihre Zeit nicht mißbrauchen: wir wollen sie bloß bis zu einem kleinen Dorfe geleiten, das zwischen Tulle und

Angoulème gelegen ist und Roche l'Abeile genannt wird.« Frau von Chevreuse stieß einen Laut der Überraschung aus und blickte Athos mit einem Ausdruck des Erstaunens an, der dem vormaligen Musketier ein Lächeln entlockte. Er fuhr fort: »Warten Sie noch, gnädige Frau, denn was ich Ihnen noch mitzuteilen habe, ist noch viel seltsamer als das Erwähnte.« »Ich halte Sie für einen Zauberer, Herr Graf«, entgegnete Frau von Chevreuse; »ich bin auf alles gefaßt ... doch wirklich ... allein gleichviel, fahren Sie nur fort.« »Die Tagreise war diesmal lang und ermüdend, auch war es kalt; man war am elften Oktober. In dem Dorfe befand sich weder ein Gasthaus noch ein Schloß; die Bauernhäuser waren arm und schmutzig. Marie Michon war eine sehr aristokratische Person und gewöhnt an Wohlgerüche und feine Wäsche. Sie beschloß demnach, im Hause des Maire um Gastfreundschaft zu bitten.« Athos hielt inne. »Oh,« rief die Herzogin, »fahren Sie fort, ich sagte Ihnen schon im voraus, daß ich auf alles gefaßt sei.«

»Die zwei Reisenden pochten an die Tür; es war schon spät; der Maire, welcher ganz einsam wohnte und bereits im Bette lag, rief ihnen zu, einzutreten. Die Tür war nicht versperrt, da das Vertrauen in den Dörfern so groß ist, und so traten sie ein. Eine Lampe brannte im Gemache des Maire. Marie Michon, die den liebenswürdigen Kavalier so gut zu spielen wußte, öffnete also die Tür, und indem sie den Kopf hineinstreckte, bat sie um Gastfreiheit. ›Recht gern, mein junger Kavalier,‹ sprach der Maire, ›wenn Sie sich mit dem Reste meines Nachtmahles und der Hälfte meines Zimmer zufriedenstellen wollen.‹ Die beiden Reisenden hielten einen Augenblick Rat; der Maire hörte sie ein Gelächter erheben, worauf der Herr oder vielmehr die Herrin antwortete: ›Ich danke, mein Herr; ich nehme es an.‹ ›Nun, so essen Sie, aber machen Sie so wenig Geräusch als möglich,‹ entgegnete der Hauswirt, ›denn auch ich war diesen ganzen Tag auf der Heerstraße, und so wäre es mir nicht unangenehm, diese Nacht zu schlafen.‹« Es war augenfällig, daß Frau von Chevreuse von Überraschung zum Erstaunen und vom Erstaunen zur höchsten Verwunderung überging; als sie Athos anblickte, nahm ihr Gesicht einen Ausdruck an, der sich nicht beschreiben läßt; man sah es, sie wollte sprechen, allein sie schwieg, weil sie eines der Worte ihres Gesellschafters zu verlieren fürchtete. »Dann?« fragte sie. »Dann?« versetzte Athos; »darin liegt eben die Schwierigkeit.«

»Sprechen Sie, ha, sprechen Sie, man darf mir alles sagen. Überdies geht mich das nichts an, es betrifft nur die Jungfer Marie Michon.«

»Ah, das ist richtig«, entgegnete Athos. »Nun, Marie Michon speiste also mit ihrer Dienerin zu Nacht, und als sie gegessen hatte, kehrte sie, der erhaltenen Erlaubnis zufolge wieder in das Zimmer zurück, worin der Hauswirt schlief, indes es sich Ketth in dem vorderen Zimmer, nämlich dort, wo man das Nachtmahl verzehrt hatte, in einem Lehnstuhl bequem machte.«

»In Wahrheit, mein Herr!« rief Frau von Chevreuse, »wenn Sie nicht der Teufel in Person sind, so weiß ich nicht, wie Ihnen alle diese Einzelheiten bekannt sein können.«

»Diese Marie Michon war ein reizendes Wesen,« sagte Athos, »eines jener mutwilligen Geschöpfe, in deren Geist unablässig die wunderlichsten Gedanken spuken, und die geboren sind, um uns alle, die wir da sind, zur Verdammnis zu bringen. Da sie nun der Meinung war, daß ihr Wirt ein Hagestolz und Weiberfeind sei, so stieg in dem Geiste der Kokette der Gedanke auf, es wäre wohl unter den vielen lustigen Erinnerungen, die sie bereits hatte, auch eine lustige Erinnerung für ihre alten Tage, diesen Mann zur Verdammnis zu bringen.«

»Graf,« fiel die Herzogin ein, »auf mein Ehrenwort, Sie erschrecken mich.«

»Der arme Maire«, begann Athos wieder, »war leider kein kalter, unerschütterlicher Fels, und Marie Michon, ich wiederhole es, war ein reizendes Wesen.«

»Graf,« fiel die Herzogin lebhaft ein und erfaßte Athos' Hand, »sagen Sie mir auf der Stelle, wie Sie diese näheren Umstände wissen, oder ich berufe jemand, daß er Ihnen den Satan austreibe.«

Athos fing zu lachen an. »Gnädige Frau, nichts ist leichter. Ein Reiter, der eine wichtige Sendung hatte, kam eine Stunde zuvor zu dem Hause des Maire, der zugleich Arzt war, und bat um Gastfreundschaft; er kam gerade in dem Augenblicke, wo der Maire im Begriffe stand, zu einem plötzlich Erkrankten zu eilen, der ihn berufen ließ, und somit nicht allein das Haus,

sondern das ganze Dorf für diese Nacht zu verlassen. Der menschenfreundliche Maire und Arzt setzte volles Vertrauen in seinen Gast, der überdies Edelmann war, und räumte ihm bereitwillig sein Zimmer ein. Somit hatte Marie Michon von dem Gaste des Maire und nicht von dem Maire selbst Gastfreiheit angesprochen.«

»Und dieser Reiter, dieser Gast, dieser vor ihr eingetroffene Edelmann?«

»War ich – der Graf de la Fere«, erwiderte Athos, indem er aufstand und vor der Herzogin von Chevreuse eine Verbeugung machte.

Die Herzogin war einen Augenblick wie betäubt, dann erhob sie auf einmal ein Gelächter und sagte: »Ha, meiner Treue, das ist sehr drollig, und die mutwillige Marie Michon hat etwas Besseres gefunden, als sie vermutete. Nehmen Sie Platz, Herr Graf, und setzen Sie Ihre Geschichte fort.«

»Nun erübrigt mir nur noch, mich anzuklagen, gnädige Frau. Wie schon erwähnt, befand auch ich mich eines dringenden Auftrages wegen auf der Reise, und so verließ ich mit Tagesanbruch das Gemach, wo ich meine reizende Genossin schlafen ließ. Im vorderen Zimmer schlief gleichfalls die ihrer Herrin ganz würdige Dienerin, den Kopf in einen Lehnstuhl zurückgelegt. Ihr hübsches Antlitz blendete mich; ich trat hinzu und erkannte die kleine Keith, der unser Freund Aramis einen Dienst bei ihr verschafft hat. Auf diese Art erfuhr ich denn, wer diese reizende Reisende sei –«

»Marie Michon,« ergänzte lebhaft Frau von Chevreuse.

»Marie Michon«, wiederholte Athos. »Nunmehr verließ ich das Haus, ging nach dem Stalle, fand mein Pferd gesattelt und meinen Diener bereit, wonach wir uns auf den Weg machten.«

»Und sind Sie niemals wieder durch dieses Dorf gekommen?« fragte Frau von Chevreuse gespannt.

»Ein Jahr darauf, gnädige Frau.«

»Nun?«

»Nun, ich wollte den guten Maire wieder besuchen. Ich fand ihn sehr bestürzt ob eines Ereignisses, das ihm nicht einleuchtete. Acht Tage zuvor hatte er in einer Wiege einen allerliebsten, drei Monate alten Knaben mit einer Börse voll Gold und einem Briefchen erhalten, welches ganz einfach die folgenden paar Worte enthielt: »Den 11. Oktober 1633.«

»Das war das Datum jenes seltsamen Abenteuers,« bemerkte Frau von Chevreuse.

»Ja, doch verstand er nichts davon, als daß er jene Nacht bei einem Sterbenden zugebracht hatte, denn Marie Michon hatte sein Haus schon früher verlassen, als er dahin zurückgekommen war.«

»Sie wissen Wohl, Herr Graf, daß Marie Michon. als sie im Jahre 1643 wieder nach Frankreich zurückkehrte, sich allsogleich nach diesem Kinde erkundigen ließ, denn sie konnte es, da sie flüchtig war, nicht behalten, doch wollte sie es bei sich erziehen, als sie nach Frankreich zurückkam.«

»Und was sprach der Maire zu ihr?« fragte Athos.

»Ein vornehmer Herr, den er nicht kannte, sei zu ihm gekommen, habe sich für die Zukunft des Kindes verbürgt und es mit sich genommen.«

»Das ist wahr gewesen.«

»Ha. jetzt begreife ich, dieser vornehme Herr waren Sie, war sein Vater!«

»Stille, gnädige Frau, reden Sie nicht so laut, er ist hier.´´

»Er ist hier?« rief Frau von Chevreuse und sprang rasch empor.

»Er ist hier, mein Sohn – der Sohn der Marie Michon ist da? Ich will ihn sogleich sehen.«

»Geben Sie acht, gnädige Frau,« unterbrach sie Athos, »daß er weder seinen Vater noch seine Mutter erkenne.«

»Sie haben das Geheimnis bewahrt, und führen mir ihn so zu, in dem Glauben, daß Sie mich sehr glücklich machen würden. O, ich danke, Herr

Graf, ich danke Ihnen,« rief Frau von Chevreuse, indem sie seine Hand erfaßte und an ihre Lippen zu drücken suchte. «Dank! Sie besitzen ein edles Herz!«

»Ich führe ihn her,« versetzte Athos, indem er seine Hand zurückzog, »damit auch Sie etwas für ihn tun möchten, gnädige Frau. Bis jetzt besorge ich allein seine Erziehung und glaube, einen vollkommenen Edelmann aus ihm gebildet zu haben; allein der Augenblick ist gekommen, wo ich mich abermals genötigt finde, das unstete und gefahrvolle Leben des Parteigängers zu führen. Von morgen an nehme ich teil an einem gewagten Unternehmen, wobei ich den Tod finden kann; sodann wird er nur noch Sie haben, um in der Welt zu einer Stelle zu gelangen, für die er berufen ist.«

»O, seien Sie ruhig!« rief die Herzogin aus.

»Für diesen Augenblick habe ich zwar leider wenig Einfluß, doch weihe ich ihm das, was mir davon übrig geblieben ist. Was Vermögen und Titel betrifft –«

»Deshalb beunruhigen Sie sich nicht, gnädige Frau, ich habe ihm die Herrschaft Bragelonne zugeschrieben, die ich erbte, und von welcher er den Titel mit zehntausend Livres Einkünften hat.«

»Mein Herr,« rief die Herzogin, »bei meiner Seele, Sie sind ein wahrhafter Edelmann! Allein ich glühe, unsern jungen Vicomte zu sehen. Wo ist er?«

»Dort im Salon; ich will ihn rufen, wenn Sie es erlauben.«

Athos machte einen Schritt nach der Türe; Frau von Chevreuse hielt ihn zurück und fragte: »Ist er schön?« Athos lächelte und erwiderte: »Er gleicht seiner Mutter.« Zugleich öffnete er die Türe und gab dem jungen Manne einen Wink, der an der Schwelle erschien.

Frau von Chevreuse konnte nicht umhin, einen Freudenruf auszustoßen, als sie einen so liebenswürdigen Kavalier erblickte, der alle Hoffnungen überbot, die ihr Stolz zu fassen vermochte. »Tritt näher heran, Vicomte,« rief Athos; »die Frau Herzogin von Chevreuse erlaubt es, daß du ihr die Hand küssest.«

Der junge Mann näherte sich mit entblößtem Haupte und seinem einnehmenden Lächeln, beugte ein Knie und küßte die Hand der Frau von Chevreuse. Dann wandte er sich zu Athos und sagte: »Herr Graf, haben Sie mir nicht etwa aus Schonung für meine Schüchternheit gesagt: die gnädige Frau sei die Herzogin von Chevreuse, und ist sie nicht vielmehr die Königin?«

»Nein, Vicomte,« versetzte Frau von Chevreuse, indem sie ihn gleichfalls bei der Hand erfaßte, ihm einen Wink gab, neben ihr Platz zu nehmen und ihn mit wonnestrahlenden Augen betrachtete. »Nein, ich bin leider nicht die Königin, denn wäre ich diese, so würde ich auf der Stelle das für Euch tun, dessen Ihr würdig seid; jedoch als die, welche ich bin,« fuhr sie fort, wobei sie sich mühevoll zurückhielt, ihre Lippen auf seine so glänzende Stirne zu pressen; »sagt an, auf welche Laufbahn wünscht Ihr Euch zu begeben?« Athos, der zur Seite stand, blickte die beiden mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Vergnügens an. Der junge Mann erwiderte mit seiner sanften und zugleich wohlklingenden Stimme: »Aber, gnädigste Frau, ich denke, es gäbe für einen Edelmann nur eine Laufbahn, nämlich die der Waffen. Auch glaube ich, daß mich der Herr Graf zu dem Zwecke erzogen hat, aus mir einen Kriegsmann zu bilden, und er ließ mich hoffen, daß er mich in Paris jemandem vorstellen werde, der mich bei dem Prinzen empfehlen könnte.«

»Ja, ich sehe wohl ein, es steht für einen jungen Krieger, wie Ihr seid, recht gut, unter einem jungen Feldherrn zu dienen, wie er ist; – doch halt, wartet – persönlich stehe ich mit ihm so ziemlich schlecht ob der Streitigkeit der Frau von Montbazon, meiner Schwiegermutter, mit Frau von Longueville, allein durch den Prinzen von Marsillac – – Nun, wirklich! sehen Sie, Graf, es geht an; der Prinz ist ein alter Freund von mir; er wird unseren jungen Freund der Frau von Longueville empfehlen, diese wird ihm einen Brief für ihren Bruder, den Prinzen, geben, der sie zu aufrichtig liebt, als daß er nicht alles, was sie von ihm fordert, auf der Stelle tun würde.«

»Gut, das geht ja vortrefflich,« sprach der Graf. »Allein, darf ich es wagen, Ihnen die größte Eile anzuempfehlen? Ich habe Gründe, zu wünschen, daß der Vicomte morgen abend nicht mehr in Paris verweile.«

»Wünschen Sie, Herr Graf, daß man es in Erfahrung bringe, daß Sie sich für ihn verwenden?«

»Vielleicht wäre es für seine Zukunft ersprießlicher, daß man gar nichts davon wisse, daß er mich jemals gekannt hat.«

»Ach, Herr Graf!« rief der junge Mann.

»Du weißt wohl, Bragelonne,« versetzte der Graf, »daß ich nie etwas ohne Grund tue.«

»Ja, Herr Graf,« erwiderte der junge Mann, »ich kenne die tiefe Weisheit, die Sie leitet, und will Ihnen, wie ich es gewohnt bin, Folge leisten.«

»Wohlan, Graf,« verfetzte die Herzogin, »überlassen Sie ihn mir, ich will den Prinzen von Marsillac berufen, der eben zum Glücke in Paris verweilt, und ihn nicht eher verlassen, als bis die Sache im reinen ist.«

»Gut, Frau Herzogin, tausendfachen Dank! Ich habe noch mehrere Gänge zu tun, und wenn ich gegen sechs Uhr abends zurücklehre, erwarte ich den Vicomte im Gasthause.«

»Was tun Sie diesen Abend?«

»Wir gehen zu Scarron, für den ich einen Brief habe, und bei dem ich einen meiner Freunde finden soll.«

»Gut,« versetzte die Herzogin von Chevreuse, »ich will selbst auf einen Augenblick dahin kommen; verlassen Sie also seinen Salon nicht früher, als bis Sie mich gesehen haben.«

Athos verneigte sich und schickte sich an, fortzugehen.

»Wie doch, Herr Graf,« sprach die Herzogin lachend, »verläßt man denn seine alten Freunde auf eine so formensteife Weise?«

»Ach,« murmelte Athos, indem er ihr die Hand küßte, »hätte ich es doch früher gewußt, daß Marie Michon ein so einnehmendes Wesen sei!«

Er ging seufzend hinweg.

Die Befreiung

Herr von Beaufort, dem das Innere des Palais-Royal und die Verhältnisse der Königin und des Kardinals so gut bekannt waren, malte sich in seinem Gefängnisse den ganzen, dramatischen Auftritt aus, welcher stattfinden würde, wenn von dem Kabinett des Ministers aus bis zu den Zimmern der Königin der Ruf erschallte: »Herr von Beaufort hat sich befreit!« Während sich nun Herr von Beaufort alles das selber sagte, lächelte er sich freundlich zu, und im Wahne, daß er bereits außen die freie Luft der Ebene und Wälder einatme, ein flinkes Roß zwischen seinen Schenkeln tummle, rief er mit lauter Stimme: »Ich bin frei!« Er befand sich freilich, wenn er zu sich kam, wieder zwischen seinen vier Wänden, und erblickte nur zehn Schritte vor sich la Ramee, der seine Daumen umeinander herumschnellte, und im Vorgemach seine acht Wächter, welche lachten oder zechten. Das einzige Labsal bei diesem so verhaßten Gemälde war ihm das finstere Gesicht Grimauds, dieses Gesicht, gegen welches er anfangs eine Abscheu gefaßt hatte, und welches dann seine ganze Hoffnung geworden war. Grimaud schien ihm ein Antonious.

Wir brauchen es nicht anzuführen, daß das alles nur ein Spiel der fieberhaft aufgeregten Einbildungskraft des Gefangenen war. Grimaud war stets derselbe: somit erwarb er sich auch das volle Vertrauen seines Vorgesetzten la Ramee, der sich jetzt auf ihn noch mehr als auf sich selbst verlassen hätte; denn la Ramee fühlte, wie schon gesagt, eine große Schwäche gegen Herrn von Beaufort. Demzufolge hatte sich denn der gute la Ramee aus dem kleinen Schmaus unter vier Augen mit dem Gefangenen ein Fest gemacht. Herr la Ramee hatte nur diesen Fehler, daß er ein Gourmand war, er hatte die Pasteten gut, den Wein ausgezeichnet gefunden. Allein der Nachfolger des Vaters Marteau hat ihm eine Fasanpastete statt einer Hühnerpastete, und Wein von Chambertin statt Wein von Macon versprochen. Das alles wurde erhöht durch die Gegenwart dieses so gütigen und vortrefflichen Prinzen, der so lustige Streiche gegen Herrn von Chavigny und so gute Scherze auf Mazarin ersann, und so war dieses schöne Pfingstfest la Ramée eines der vier großen Feste des Jahres geworden.

La Ramée erwartete also die sechste Abendstunde eben so ungeduldig als der Herzog. Er beschäftigte sich vom frühen Morgen an mit allen Umständlichkeiten, verließ sich dabei nur auf sich selbst, und machte auch einen Besuch bei dem Nachfolger des Vaters Marteau. Dieser hatte sich selbst übertroffen; er zeigte ihm eine wirklich ungeheure Pastete, die auf dem Deckel mit dem Wappen des Herrn von Beaufort verziert war; diese Pastete war noch leer, doch lagen daneben ein Fasan und zwei Rebhühner so fein gespickt, daß jedes wie ein Nadelkissen aussah. La Ramee trat das Wasser in den Mund, er rieb sich die Hände und kehrte in das Zimmer des Herzogs zurück.

Herr von Chavigny, der sich, wie schon gesagt, auf la Ramee verließ, hatte, um das Glück vollständig zu machen, selbst eine kleine Reise gemacht, und sich an demselben Morgen auf den Weg begeben, wodurch la Ramee der Untergouverneur des Schlosses wurde. Was Grimaud betrifft, so schien er mürrischer als je.

Am Morgen spielte Herr von Beaufort eine Ballpartie mit la Ramee; ein Wink Grimauds bedeutete ihm, auf alles acht zu haben. Grimaud ging voraus und gab den Weg an, den man abends einzuschlagen hätte. Der Ballspielplatz befand sich in dem sogenannten Kreuzgang des kleinen Schloßhofes. Dieser Raum war ziemlich öde, und man stellte daselbst nur dann Schildwachen auf, wenn Herr von Beaufort seine Partie machte, und selbst diese Maßregel schien überflüssig, da die Mauern so hoch waren. Man mußte, ehe man in diesen Raum gelangte, drei Türen aufschließen. Jede öffnete sich mit einem besonderen Schlüssel. La Ramee war der Träger dieser drei Schlüssel. Als man in diesem Vorschloß ankam, setzte sich Grimaud maschinenartig neben eine Schießscharte, und ließ die Beine außerhalb der Mauer hinabhängen. Man wollte offenbar an dieser Stelle die Strickleiter befestigen. Dieses ganze Manöver, das der Herzog von Beaufort recht wohl verstand, war, wie sich begreifen läßt, für la Ramee unverständlich.

Die Partie fing an. Diesmal war Herr von Beaufort im Glück, und man hätte sagen mögen, er schnelle die Bälle eben dahin, wohin er sie geschnellt haben wollte. La Ramee war ganz geschlagen. Vier Wächter begleiteten Herrn von Beaufort und sammelten die Bälle ein; nach beendigtem Spiele

neckte Herr von Beaufort la Ramee ob seiner Ungeschicklichkeit, und reichte den Wächtern zwei Louisdors, daß sie mit ihren vier anderen Gefährten auf seine Gesundheit trinken möchten.

Die Wächter erbaten sich von la Ramee die Erlaubnis und er gestand sie ihnen zu, jedoch nur für den Abend. Bis dahin hatte sich la Ramee mit wichtigen Dingen zu befassen; und da er ausgehen mußte, so wollte er nicht, daß man während seiner Abwesenheit den Gefangenen aus den Augen verliere. Hätte Herr von Beaufort das alles selbst angeordnet, so würde er es wahrscheinlich nicht so geschickt eingerichtet haben als es sein Aufseher tat.

Endlich schlug es sechs Uhr; und obwohl man sich erst um sieben Uhr zu Tische setzen sollte, so waren die Speisen doch schon bereit und aufgetragen. Auf einem Büfett stand die kolossale Pastete mit dem Wappen des Herzogs, und so viel sich nach der goldfarbigen Kruste schließen ließ, schien sie vortrefflich gebacken. Das übrige des Nachtmahls war anlockend.

Alles war schon ungeduldig: die Wächter, um zum Trinken zu gehen, la Ramee, sich an den Tisch zu setzen, und Herr von Beaufort, zu entwischen. Nur Grimaud blieb gleichgültig. Man hätte sagen können, Athos habe ihn in der Voraussicht dieses wichtigen Umstandes dazu erzogen. Wenn ihn der Herzog von Beaufort manchmal anblickte, so fragte er sich, ob er denn nicht träume? und ob dieses Marmorgesicht wirklich in seinem Dienste stehe und sich belebe, wenn der Augenblick gekommen sein würde.

La Ramée entließ die Wächter und empfahl ihnen, auf die Gesundheit des Prinzen zu trinken; als sie sich entfernt hatten, verschloß er die Türen, schob die Schlüssel in seine Tasche und zeigte dem Prinzen den Tisch mit einer Miene, welche ausdrücken wollte: Wenn es dem gnädigen Herrn gefällig ist. Der Prinz blickte auf Grimaud, Grimaud blickte auf die Pendeluhr; es war kaum ein Viertel auf sieben Uhr, die Flucht war für sieben Uhr festgesetzt, wonach man noch drei Viertelstunden warten mußte. Der Prinz nahm, um eine Viertelstunde zu gewinnen, eine Lektüre zum Vorwand und wünschte sein Kapitel zu beendigen. La Ramée näherte sich, blickte über seine Schulter weg, was es für ein Buch sei, das so anziehend

wäre, den Prinzen vom Tisch abzuhalten, wo das Essen schon aufgetragen stand.

Es waren die Kommentare Cäsars, die er ihm selbst gegen die Vorschrift des Herrn von Chavigny drei Tage vorher gebracht hatte.

La Ramée nahm sich aber fest vor, er wolle nichts mehr tun, was gegen die Vorschriften des Schloßturmes wäre. Mittlerweile entpfropfte er die Bouteillen und erquickte sich an dem Dufte der Pastete. Dreiviertel vor sieben Uhr stand der Herzog auf und setzte sich zu Tische, während er la Ramee zuwinkte, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Der Offizier ließ sich das nicht zweimal wiederholen.

Es gibt kein ausdrucksvolleres Gesicht, als das eines Gourmands, der vor einer wohlbesetzten Tafel ist; als nun la Ramée aus Grimauds Hand seinen Teller Suppe empfing, malte sich auch in seinem Antlitz das Gefühl einer vollkommenen Glückseligkeit ab.

Der Herzog sah ihn mit Lächeln an, dann rief er: »Potz Element! la Ramee, wißt Ihr, wenn man mir sagte, es gäbe in diesem Augenblick einen glücklicheren Menschen als Euch, so würde ich es gar nicht glauben.«

»Und Sie hätten meiner Seele recht, gnädigster Herr,« entgegnete la Ramée. »Was mich anbelangt, so muß ich bekennen, daß ich, wenn ich hungrig bin, keine angenehmere Aussicht weiß, als einen wohlbesetzten Tisch, und wenn Sie hinzufügen,« fuhr er fort, »daß derjenige, welcher den Wirt dieser Tafel macht, der Enkel Heinrichs des Großen ist, so werden Sie begreifen, gnädigster Herr, daß diese Ehre das genossene Vergnügen noch verdoppelt.« Der Prinz verneigte sich, und auf Grimauds Antlitz, der hinter la Ramée stand, zeigte sich ein leises Lächeln. »In der Tat, lieber la Ramée,« sprach der Herzog, »nur Ihr wißt ein Kompliment zu machen.« »Nein, gnädigster Herr, ich spreche, was ich denke, und in dem, was ich sage, glaube ich, liegt wirklich kein Kompliment.« »So seid Ihr mir zugetan?« fragte der Prinz. »Das heißt,« entgegnete la Ramée. »ich wäre trostlos, wenn Ew. Hoheit von Vincennes weggingen.« »Ihr bezeigt mir auf seltsame Weise Eure Affliktion« (Bestürzung). – Der Prinz wollte sagen: Affektion (Neigung). »Was würden Sie auch außen tun, gnädigster Herr?« fragte la Ramée, »irgendeinen Streich, der Sie mit dem Hofe verfeinden und

anstatt zurück nach Vincennes, in die Bastille bringen würde. Ich gestehe wohl ein, Herr von Chavigny ist nicht liebenswürdig –« fuhr er fort und schlürfte ein Glas Madeira, »doch Herr von Tremblay ist noch schlimmer.« »Wirklich?« versetzte der Herzog, den die Wendung ergötzte, welche das Gespräch nahm, und der von Zeit zu Zeit nach der Uhr sah, auf der die Zeiger verzweifelt langsam vorrückten. »O, gnädigster Herr, glauben Sie mir, es ist ein großes Glück, daß Sie die Königin hierher gegeben hat, wo es einen Spaziergang, ein Ballspiel, guten Tisch und gesunde Luft gibt.« »Wahrhaftig,« sprach der Herzog, »war ich nach Eurer Meinung höchst undankbar, la Ramée, weil ich einen Augenblick lang den Gedanken nährte, von hier wegzugehen?« »O, gnädigster Herr, das ist der größte Undank – indes hat Ew. Hoheit niemals ernstlich daran gedacht.« »Ei doch,« entgegnete der Herzog, »ich leugne es nicht, es ist vielleicht töricht, allein ich gestehe, daß ich jetzt noch bisweilen daran denke.«

In diesem Augenblick schlug es sieben. Grimaud sprang auf la Ramée zu, drückte dem, keines Lautes fähig, den Knebel in den Mund, den er wie alle andern Utensilien mit einem raschen Griff aus der Pastete geholt hatte, fesselte ihn sodann mit den Streifen einer zerrissenen Serviette und machte sich sofort daran, dem Gefesselten alle Schlüssel aus den Taschen zu nehmen.

Nachdem der Herzog dem verzweifelt vor sich hinstarrenden la Ramée sein aufrichtigstes Bedauern ausgedrückt, daß er gezwungen sei, seinen freundschaftlichen Gefühlen für ihn scheinbar so sehr entgegenzuhandeln, begaben sich die beiden mit Hilfe der Schlüssel schleunigst aus dem Haus, erreichten unbemerkt den Wall und fanden, mit einiger Mühe, aber ohne Unfall auf die andere Seite gelangt, ihre Retter, die sie mit zwei Reservepferden erwarteten.

»Meine Herren,« sprach der Prinz, »ich werde ihnen später danken, doch jetzt ist keine Sekunde zu verlieren. Also auf und vorwärts, wer mir gerne folgt.« Er schwang sich auf sein Pferd und sprengte im schnellsten Galopp von hinnen, wobei er aus voller Brust Atem holte und mit unaussprechlichem Entzücken rief: »Frei! – Frei! – Frei!« –

D'Artagnan trifft zur rechten Zeit ein

D´Artagnan behob in Blois die Geldsumme, die Mazarin bei dem Wunsche, ihn wieder zu sehen, ihm für künftige Dienste zu schicken sich endlich entschlossen hatte. »Ach,« entgegnete Planchet, »wirklich, Sie sind allein für das rührige Leben geschaffen. Sehen Sie Herrn Athos an, wer sollte glauben, das sei jener kühne Abenteurer, den wir gekannt haben? Jetzt lebt er wie ein wahrer adeliger Pächter, wie ein wahrer Landedelmann. Nun, gnädiger Herr, es geht wirklich nichts über eine ruhige Existenz.« »Heuchler,« entgegnete d´Artagnan, »man sieht wohl, daß du dich Paris näherst und daß es in Paris einen Strang und einen Galgen gibt, welche deiner harren.«

Als er sich um die Ecke der Straße Montmartre wandte, sah er an einem Fenster des Wirtshauses »la Chevzette« Porthos, der in ein prunkvolles, himmelblaues, silbergesticktes Wams gekleidet war und eben mit weit geöffneten Nacken gähnte, so daß die Vorübergehenden mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Bewunderung diesen so schönen und reichen Edelmann betrachteten, der über seinen Reichtum und hohen Rang so viel Langweile zu haben schien. Übrigens waren d'Artagnan und Planchet auch von Porthos erkannt, als sie kaum um jene Straßenecke gekommen waren. »He, d'Artagnan!« rief er aus, »Gott sei gelobt, Ihr seid es.«

Porthos kam zur Schwelle des Gasthauses herab und sagte: »Ach, Freund, wie übel hier meine Pferde untergebracht sind!« »Wirklich,« rief d'Artagnan, »ich bin untröstlich wegen dieser edlen Tiere.« »Und auch mir ging es da ziemlich schlecht,« sagte Porthos, »und wäre die Wirtin nicht gewesen,« fuhr er mit selbstzufriedener Miene auf den Beinen schaukelnd fort, »die ziemlich zuvorkommend ist und einen Scherz versteht, so hätte ich mir anderweitig eine Herberge gesucht.«

Während dieser Worte hatte sich die schöne Magdalena genähert, wich aber sogleich einen Schritt zurück und wurde todesbleich.

»Ja, lieber Freund, ich begreife wohl, die Luft ist in der Straße Tiquetonne nicht so gut wie im Tale Pierrefonds, doch seid unbesorgt, Ihr sollt eine bessere einatmen.« »Wann denn?« »Meiner Treue, ich hoffe recht bald.« »Ah, desto besser.« Auf diesen Ausruf Porthos' ließ sich aus der Ecke der Türe ein schwaches und langes Ächzen vernehmen. D'Artagnan sah an der Wand den ungeheuren Wanst Mousquetons hervorkommen, während dessen

Mund heimliche Klagetöne entschlüpften. »Und auch du, armer Mouston, du bist in diesem ärmlichen Wirtshause nicht am rechten Platze, nicht wahr?« fragte d'Artagnan in jenem neckenden Tone, der ebensogut Mitleid als Hohn sein konnte. »Er findet die Küche verwünschenswert,« entgegnete Porthos. »Doch wie,« sagte d'Artagnan, »warum bestellt er sich nicht selbst wie in Chantilly?« »Ach, gnädiger Herr, ich hatte hier nicht mehr wie dort die Teiche des Herrn Prinzen, um die herrlichen Karpfen zu fischen, und die Wälder Sr. Hoheit, um darin die köstlichen Rebhühner zu jagen. Was den Keller betrifft, so untersuchte ich ihn genau, fand aber wirklich nicht viel Gutes darin.« Er nahm Porthos beiseite und fuhr fort: »Lieber du Vallon, jetzt seid Ihr völlig angekleidet, und das fügt sich vortrefflich, denn ich führe Euch sogleich zum Kardinal.« , »Bah, wirklich?« entgegnete Porthos mit großen, verblüfften Augen. »Ja, mein Freund.« »Eine Vorstellung?« »Erschreckt Ihr davor?« »Nein, doch beunruhigt es mich.« »O, seid unbekümmert; Ihr habt es nicht mehr mit dem andern Kardinal zu tun, und bei dem gegenwärtigen werdet Ihr Euch von Seiner Hoheit nicht gedemütigt fühlen.« »Das ist gleichviel, d'Artagnan; Ihr begreift aber wohl, der Hof –« »Ei, mein Freund, es gibt keinen Hof mehr.« »Die Königin –« »Hm, die Königin? Beruhigt Euch, wir werden sie nicht sehen.« »Und Ihr sagt, wir werden sogleich nach dem Palais Royal gehen?« »Auf der Stelle, und damit wir nicht säumen, entlehne ich eines Eurer Pferde.« »Nach Gefallen, sie stehen alle vier zu Eurem Dienste.« »O, ich brauche für den Augenblick nur eines.« »Nehmen wir unsere Bedienten nicht mit?« »Ja, nehmt Mousqueton mit, das wird nicht schaden; Planchet aber hat seine Gründe, nicht an den Hof zu gehen.« »Warum?« »Er steht nicht gut mit Seiner Eminenz.« »Mouston,« rief Porthos, »sattle Vulcan und Bayard.« »Und ich, gnädiger Herr, soll ich den Rustaud nehmen?« »Nein, nimm ein Paradepferd, nimm Phöbus oder Superbe, wir machen eine Aufwartung.« »Ah,« rief Mousqueton, leichter atmend, »es handelt sich also nur um einen Besuch.« »Mein Gott! ja, Mouston, um nichts anderes; steck' aber jedenfalls die Pistolen in die Halfter; die meinigen findest du geladen in meinem Sattel.«

Als Porthos mit Wohlgefallen seinen alten Diener fortgehen sah, sprach er: »D'Artagnan! Ihr habt wirklich recht, Mouston genügt. Mouston nimmt sich gut aus.« D'Artagnan lächelte. »Und Ihr,« fuhr Porthos fort, »wollt Ihr Euch nicht umkleiden?« »O nein, ich bleibe so, wie ich bin.« »Doch Ihr seid ganz

bedeckt mit Schweiß und Staub und Eure Stiefel sind beschmutzt.« »Dieser Reiseanzug bezeugt den Eifer, womit ich den Befehlen des Kardinals nachkomme.«

In diesem Momente kehrte Mousqueton mit den drei wohlgesattelten Pferden zurück. D'Artagnan stieg wieder auf, als hätte er sich acht Tage lang ausgeruht.«

»O,« sprach er zu Planchet, »mein langes Schwert ...«

»Ich,« versetzte Porthos, indem er auf einen kleinen Paradedegen mit vergoldetem Griff deutete, »ich trage meinen Hofdegen.«

»Nehmt doch Euer Schwert, mein Freund!«

»Weshalb?«

»Das weiß ich nicht, doch nehmt es immerhin auf mein Wort.«

»Mouston, mein Schwert!« rief Porthos. »Doch das ist ja eine völlige Kriegsausrüstung, gnädiger Herr,« sprach dieser. »Wir ziehen also ins Feld? Sagen Sie es gleich, damit ich mich danach richten könne.«

»Mouston, du weißt,« versetzte d'Artagnan, »daß bei uns Vorsichtsmaßregeln jederzeit gut sind. Du hast entweder kein gutes Gedächtnis, oder vergessen, daß wir nicht gewohnt sind, die Nächte mit Bällen und Serenaden zuzubringen.«

Als d'Artagnan in dem Vorzimmer ankam, befand er sich unter Bekannten. Es waren Musketiere der Kompagnie, welche eben die Wache versahen. Er berief den Anmelder und wies ihm den Brief des Kardinals vor, der ihm auftrug, daß er ohne eine Minute Zeitverlust zurückkommen möge. Der Anmelder verneigte sich und trat in das Gemach Seiner Eminenz. D'Artagnan wandte sich gegen Porthos um, und glaubte zu bemerken, daß ihn ein leichtes Zittern befallen habe. Er lächelte, trat näher und flüsterte ihm ins Ohr: »Guten Mutes, wackerer Freund, seid nicht eingeschüchtert; haltet Euch aufrecht wie am Tage der Bastion Saint-Gervais und verneigt

Euch vor dem Kardinal nicht allzutief; das würde ihm von Euch einen kleinlichen Begriff beibringen.«

»Gut, gut,« erwiderte Porthos.

Der Türhüter erschien wieder und sagte: »Treten sie ein, meine Herren, Seine Eminenz erwartet sie.« Mazarin befand sich in seinem Kabinett vor seinem Arbeitstische. Er sah mit einem Seitenblicke d'Artagnan und Porthos eintreten, und wiewohl sein Auge bei ihrer Anmeldung gefunkelt hatte, so schien es jetzt doch teilnahmslos. »Ah, Herr Leutnant, Ihr seid es?« sprach er. »Ihr habt Euch beeilt, das ist recht; seid mir willkommen.«

»Danke, gnädigster Herr. Jetzt stehe ich Ew. Eminenz zu Befehl, gleichwie Herr du Vallon hier, mein alter Freund, der seinen Adel unter dem Namen Porthos verborgen hat.« Porthos verneigte sich vor dem Kardinal.

»Ein trefflicher Edelmann!« rief der Kardinal. Porthos bewegte den Kopf rechts und links, und die Schulter voll Würde.

»Die beste Klinge im Lande, gnädigster Herr,« versetzte d'Artagnan, »und sehr viele Menschen wissen das, die es nicht sagen, und die es nicht mehr sagen können.« Porthos verneigte sich vor d'Artagnan.

Mazarin hatte die schönen Soldaten fast eben so gern, als sie nachmals Friedrich der Große von Preußen liebte. Er bewunderte Porthos' kraftvolle Hände, seine breiten Schultern und sein festes Auge. Es dünkte ihn, als habe er das Heil des Ministeriums und des Reiches in Fleisch und Bein vor sich. Dies erinnerte ihn daran, daß die einstige Verbindung der Musketiere aus vier Individuen bestand.

»Und Eure zwei anderen Freunde?« fragte Mazarin.

Porthos öffnete den Mund in der Meinung, das wäre für ihn eine Veranlassung zu sprechen, doch d'Artagnan gab ihm einen geheimen Wink.

»Unsere anderen Freunde sind für diesen Moment verhindert und werden später eintreffen.«

Mazarin hustete ein wenig; dann fragte er: »Und da Herr du Vallon freier ist als sie, wird er gern wieder in Dienste treten?«

»Ja, gnädigster Herr, und das aus reiner Aufopferung, da Herr von Bracieux reich ist.«

»Reich?« entgegnete Mazarin; denn dieses Wort flößte ihm vorzugsweise große Achtung ein.

»Fünfzigtausend Livres Einkünfte,« sprach Porthos. Das waren seine ersten Worte.

»Aus reiner Aufopferung also,« versetzte Mazarin mit schlauem Lächeln, »aus reiner Aufopferung?«

»Setzt Ew. Gnaden vielleicht keinen großen Glauben in dieses Wort?« fragte d'Artagnan.

»Und Ihr, Herr Gascogner?« entgegnete Mazarin und stützte seine Ellbogen auf den Schreibtisch und sein Kinn in die beiden Hände.

»Ich,« erwiderte d'Artagnan, »ich glaube an reine Hingebung, wie zum Exempel an einen Taufnamen, der natürlich von einem irdischen Namen begleitet sein muß. Man ist sicher von Natur aus mehr oder weniger ergeben; doch am Ende einer Hingebung muß jederzeit etwas vorhanden sein.«

»Und was wünscht zum Beispiel Euer Freund am Ende seiner Aufopferung?«

»Nun, gnädigster Herr, mein Freund besitzt drei prachtvolle Landgüter: du Vallon bei Corbeil, de Bracieux in der Nähe von Soissons und Pierrefonds im Valois. Nun wünscht er aber, es möchte eine dieser Herrschaften zur Baronie erhoben werden.«

»Nur das?« versetzte Mazarin, dem die Augen vor Wonne strahlten, als er sah, daß er Porthos' Aufopferung belohnen könnte, ohne Geld auszugeben. »Nur das? die Sache läßt sich anordnen.«

»Ich kann Baron werden?« rief Porthos und trat einen Schritt vor. »Ich habe es Euch gesagt,« sprach d'Artagnan, ihn am Arme zurückhaltend, »und der gnädigste Herr hat es Euch wiederholt.«

»Und was, Herr d'Artagnan, ist Euer Wunsch?«

»Gnädigster Herr,« erwiderte d'Artagnan, »kommenden September werden es zwanzig Jahre, daß mich der Herr Kardinal von Richelieu zum Leutnant gemacht hat.«

»Ja, und Ihr wünschet, der Kardinal Mazarin möchte Euch zum Kapitän machen.« D'Artagnan verneigte sich.

»Nun, das alles ist nicht unmöglich. Man wird sehen, meine Herren, man wird sehen. Herr du Vallon,« fuhr Mazarin fort, »welchen Dienst ziehen Sie vor, den in der Stadt oder den im Felde?« Porthos öffnete den Mund, um zu antworten.

»Gnädigster Herr,« fiel d'Artagnan ein, »Herr du Vallon ist wie ich, er liebt den außergewöhnlichen Dienst, nämlich Unternehmungen, die man für töricht und unmöglich angesehen hätte.« Diese Gascognade mißfiel Mazarin nicht, und er begann nachzusinnen, wonach er sagte: «Ich gestehe indes, daß ich Euch kommen ließ, um Euch einen Posten an einem bestimmten Orte zuzuteilen, da ich gewisse Befürchtungen hege – nun, was ist denn das?«

Es ließ sich ein großer Lärm im Vorgemache hören und fast zu gleicher Zeit ward die Türe des Kabinetts geöffnet und ein mit Staub bedeckter Mann stürzte mit dem Ausrufe herein: »Der Herr Kardinal! Wo ist der Herr Kardinal?« Mazarin dachte, man wolle ihn umbringen und wich auf seinem Rollsessel zurück; d'Artagnan und Porthos aber traten vor und stellten sich zwischen den Ankömmling und den Kardinal. »He, mein Herr!« rief Mazarin, »was ist es denn, daß Ihr da wie in die Hallen eintretet?« »Gnädigster Herr,« sprach der Offizier, dem dieser Vorwurf galt – »zwei Worte – ich wünsche Sie schnell insgeheim zu sprechen. Ich bin Herr de Poins. Gardeoffizier im Dienste auf dem Schloßturme von Vincennes.«

Der Offizier war so blaß und erschöpft, daß Mazarin bei der Überzeugung, er würde ihm eine wichtige Botschaft überbringen, d'Artagnan und Porthos einen Wink gab, dem Boten Platz zu machen. D'Artagnan und Porthos zogen sich in einen Winkel des Kabinetts zurück.

»Redet, mein Herr, sprecht schnell, was gibt es?« sagte Magarin. »Was es gibt, gnädigster Herr?« versetzte der Bote, – »Herr von Beaufort ist aus dem Schlosse von Vincennes entflohen.« Mazarin stieß einen Schrei aus und wurde noch blässer als derjenige, der ihm diese Nachricht brachte; er sank wie vernichtet in seinen Lehnstuhl zurück und rief: »Entflohen – ha, Herr von Beaufort entflohen!«

»Ich sah ihn von der Höhe der Terrasse entrinnen.«

»Und Ihr ließet nicht auf ihn Feuer geben?«

»Er war außerhalb der Schußweite.«

»Aber was tat denn Herr von Chavigny?«

»Er war abwesend.«

»Jedoch la Ramée?«

»Man fand ihn, einen Knebel im Munde und einen Dolch neben sich, gefesselt im Zimmer des Gefangenen.«

»Doch jener Mann, welchen er als Gehilfen angenommen hatte?«

»Er war einverstanden mit dem Herzog und ist mit ihm entwischt.« Mazarin stieß ein Ächzen aus.

»Gnädigster Herr,« sprach d'Artagnan und trat einen Schritt näher.«

»Was?« fragte Mazarin. »Mich dünkt, Ew. Eminenz verliert eine kostbare Zeit.«

»Wieso?«

»Wenn Ew. Eminenz den Gefangenen verfolgen ließe, könnte man ihn vielleicht noch einholen. Frankreich ist groß und die nächste Grenze sechzig Meilen entfernt.

»Wer würde ihm nachsetzen?« rief Mazarin. »Ich, bei Gott!«

»Und würdet Ihr ihn ergreifen?«

»Weshalb denn nicht?«

»Ihr würdet den Herzog von Beaufort bewaffnet ergreifen?«

»Hieße mir Ew. Gnaden den Teufel einziehen, würde ich ihn bei den Hörnern packen und hierher schleppen.«

»Auch ich,« versetzte Porthos. »Auch Ihr?« fragte Mazarin und blickte die beiden Männer erstaunt an. »Doch der Herzog wird sich nicht ergeben ohne einen blutigen Kampf.«

»Also Kampf,« entgegnete d'Artagnan mit flammenden Augen; »es ist schon lange, daß wir uns nicht mehr schlugen, nicht wahr. Porthos?«

»Kampf!« rief Porthos. »Und Ihr hofft, ihn wieder einzuholen?«

»Ja, wenn wir bessere Pferde haben als er.«

»So nehmt, was Ihr da von Garden findet und setzet ihm nach.«

»Sie befehlen es, gnädigster Herr?«

»Ich unterzeichne es,« entgegnete Mazarin, nahm ein Papier und schrieb einige Zeilen.«

»Fügen Sie noch hinzu, gnädigster Herr, daß wir alle Pferde, die wir auf dem Wege antreffen, in Beschlag nehmen dürfen.«

»Ja, ja,« rief Mazarin, »im Dienste des Königs, nehmt und eilet.«

»Wohl, gnädigster Herr.«

»Herr du Vallon,« sprach Mazarin, »Eure Baronie sitzt mit dem Herzog von Beaufort zu Pferd«; es handelt sich nur darum, seiner habhaft zu werden. – Aber Euch, Herr d'Artagnan, verspreche ich nichts; bringt Ihr ihn jedoch lebend oder tot zurück, so mögt Ihr fordern, was Ihr wollet.«

»Auf, zu Pferde!« rief d'Artagnan und faßte die Hand des Freundes. »Ich stehe bereit,« erwiderte Porthos mit seiner erhabenen Kaltblütigkeit.

Sie stiegen sonach die große Treppe hinab, nahmen die Garden mit sich, die sie auf dem Wege trafen, und riefen: »Zu Pferde! Zu Pferde!« D'Artagnan warf an der Ecke des Friedhofes einen Mann zu Boden, ohne zu bemerken, daß dieser der Ratsherr Broussel sei; auch war der Vorfall zu unbedeutend, als daß sich so eilfertige Männer dabei aufhalten ließen; die galoppierende Schar setzte ihren Ritt fort, als wären ihre Pferde beflügelt.

Die Verfolger schlugen sofort den Weg nach Vincennes ein, und erfuhren von einem Bauern, daß ein Trupp von Reitern vor kurzer Zeit in großer Eile in der Richtung nach Vendomois galoppiert sei. D'Artagnan und Porthos spornten ihre Pferde zu schärfstem Trabe an; nach längerer Zeit entdeckte man vor sich auf der Straße eine dunkle bewegte Masse, die sich nur undeutlich vom Horizont abhob, sich jedoch bald zerteilte und in zwei Punkte auflöste, die sich rasch näherten. Es waren zwei von des Herzogs Leuten, die die Nachhut bildeten und den verdächtigen Reitern entgegenkamen. Als sie sich d'Artagnan, der vorgeritten war, auf Schußweite genähert hatten, fragten sie in barschem Ton, was man da suche. D'Artagnans Antwort: »Den Herzog von Beaufort!« war kaum verklungen, als sich auch schon ein kurzer, aber um so heftigerer Kampf entwickelte, der damit endete, daß die beiden Leute des Herzogs am Platze blieben, wahrend d'Artagnan und Porthos sich ihrer Pferde bemächtigten. Die bisher gerittenen Tiere waren dem Verenden nahe; der rasende Ritt hatte sie völlig erschöpft und eine» hatte überdies soeben eine Kugel in den Bauch bekommen. Die Verfolgung wurde nun sofort mit verdoppelter Energie wieder aufgenommen; bald hörte man das Stampfen vieler Hufe vor sich und bereitete sich auf einen heißen Kampf vor. Die Leute Beauforts erwarteten ihre Gegner mit schußbereiten Pistolen und gezogenen Degen. In dem heftigen Gefecht, das sich nun in tiefste Dunkelheit entwickelte,

hatte d'Artagnan sein Pferd eingebüßt und stand mit blanker Klinge vor einem Gegner, der ebenfalls den Sattel verlassen hatte.

Wahrend des Duells, das sich nun entspann, machte d'Artagnan die Bemerkung, daß sein Gegner einen Arm hatte, der dem seinen wohl gewachsen schien; als er eben zu einem seiner gefürchteten Stöße ausholen wollte, erkannte er beim Feuerschein einer neben ihm abgeschossenen Pistole zu seinem unbeschreiblichen Schrecken, daß sein Gegner niemand anderer als Porthos sei. Dieser, der auch d'Artagnan erkannte, stieß einen Schrei der Überraschung aus und rief dann, während das Duell natürlich abgebrochen wurde, mit lauter Stimme: »Aramis, nicht schießen – das sind unsere Freunde!« Ein paar schnell erteilte Befehle beendeten den hitzigen Kampf, der nur unter des Herzogs Leuten Opfer gefordert hatte. Porthos verständigte den Herzog von dem wunderlichen Zusammentreffen und die vier Freunde traten, ein wenig beschämt und ratlos, zu einer Besprechung zusammen.

Place-Royale

Athos nahm zuerst das Wort; er tat der alten, so oft erprobten Freundschaft Erwähnung, die die vier Edelleute bisher so fest miteinander verbunden hatte, und bedauerte es von ganzem Herzen, daß je zwei und zwei sich nun im Lager einander feindlicher Parteien fänden. Wie immer die Dinge sich auch gestalten sollten, so erwarte er doch, daß man seinem Vorschlag, das liebe, alte Einvernehmen durch diesen widrigen Vorfall nicht zerstören zu lassen, ungehindert von der Verschiedenheit der politischen Stellung der vier Kameraden, allgemein zustimmen werde. Dieser Rede folgte eine kurze Auseinandersetzung Athos' mit dem hitzigen Gascogner, der ein bißchen murrte, aber schließlich der Erneuerung des Freundschaftsbundes am lebhaftesten zustimmte. Die vier Männer reichten einander die Hände und schwuren sich feierlich, was immer auch kommen sollte, nie das Schwert gegeneinander zu führen und schieden nach herzlicher Umarmung, froh, diese peinliche Affäre so glücklich zu Ende geführt zu haben. Athos und Aramis gingen zum Herzog zurück, während d'Artagnan und Porthos, wenig erfreut, den Flüchtling wieder entweichen lassen zu müssen, den Rückweg nach Paris antraten. Als Mazarin von dem Mißerfolg erfuhr, den d'Artagnan bei Verschweigung der Namen seiner feindlichen Freunde einer allzugroßen Übermacht des Gegners zuschrieb, hatte er eine schlaflose und sehr unruhige Nacht zuzubringen.

Der gute Broussel

Indes war zum Unglück für den Kardinal Mazarin, dem in diesem Momente nichts nach Wunsch ausfiel, der Ratsherr Broussel nicht zermalmt worden. Er schritt in der Tat ruhig über die Straße Saint-Honoré, als ihn das dahinbrausende Pferd d'Artagnans an die Schulter stieß und zu Boden warf. Man lief herzu, man sah diesen ächzenden Mann, man befragte ihn um seinen Namen, seine Wohnung, seinen Stand, und als er geantwortet hatte, daß er Broussel heiße, und Parlamentsrat sei, und daß er in der Gasse Saint-Landry wohne, erhob sich in dieser Menge ein Schrei, ein furchtbar

bedrohlicher Schrei, der den Verwundeten ebenso erschreckte als der Orkan, der eben über ihn brauste.

»Broussel,« ward gerufen. »Broussel, unser Pater, er, der unsere Rechte beschützt; Broussel, der Freund des Volkes, getötet, von diesen Bösewichtern mit Füßen getreten! Zu Hilfe! zu den Waffen! Gewalt!«–Die Menge wuchs in einem Augenblick unermeßlich; man hielt einen Wagen an, um den armen Ratsherrn hineinzusetzen; doch als ein Mann aus dem Volke begreiflich machte, daß sich der Zustand des Verwundeten durch das Schütteln im Wagen noch verschlimmern könnte, so taten Fanatiker den Vorschlag, ihn auf den Armen zu tragen, was auch mit Begeisterung und einstimmig angenommen wurde. Gesagt, getan. Das Volk hob ihn zugleich drohend und sanft in die Höhe, und trug ihn fort gleich einem Riesen der Märchen, welcher grollt, und dabei einen Zwerg in seinen Armen liebkosend wiegt. Man erreichte nicht ohne Mühe Broussels Haus. Die Menge, welche schon lange vorher durch die Straßen wogte, ward nun an die Fenster und Türschwellen gelockt. An einem Fenster eines Hauses, zu dem eine enge Türe führte, bemerkte man eine alte Magd sich lebhaft gebärden und aus allen Kräften schreien, dann eine betagte Frau, die in Tränen schwamm. Diese zwei Personen befragten mit sichtlicher, nur auf verschiedene Weise ausgedrückter Kümmernis das Volk, doch dieses erteilte ihnen statt aller Antwort nur ein verworrenes, unverständliches Geschrei.

Als jedoch der von acht Männern getragene Ratsherr ganz blaß und mit sterbenden Augen bei seiner Wohnung ankam, und seine Gattin und seine Magd anblickte, fiel die gute Frau Broussel in Ohnmacht, und die Magd erhob die Hände zum Himmel, stürzte nach der Treppe ihrem Herrn entgegen und rief aus: »Ach, mein Gott! mein Gott!« Dann faßte sie den Ratsherrn in ihre Arme und wollte ihn bis in den ersten Stock tragen; jedoch unten an der Treppe stellte sich der Verwundete wieder auf die Beine und erklärte, er fühle sich kräftig genug, um allein hinaufzusteigen. Überdies bat er Gervaise, so hieß die Magd, sie möchte das Volk dahin bringen, daß es sich entferne; allein Gervaise hörte nicht auf ihn, sondern rief aus: »O mein armer Herr! mein liebwertester Herr!«

»Ja, meine Gute, ja, Gervaise,« murmelte Broussel, um sie zu beschwichtigen. »Beruhige dich, es wird nicht von Bedeutung sein.«

»Ich soll ruhig sein, wenn Sie zerquetscht, zermalmt und wie gerädert sind?«

»Doch nein, nein!« rief Broussel; »es ist nichts, fast nichts.«

»Nichts? und Sie sind mit Kot bedeckt! nichts? und an Ihren Haaren klebt Blut! Ach, mein Gott! mein Gott! armer Herr!«

»Sei doch stille,« sprach Broussel, »stille,«

»Blut, mein Gott, Blut!« ächzte Gervaise. »Einen Arzt, einen Chirurgen, einen Doktor!« kreischte die Menge, »der Ratsherr Broussel stirbt!«

»Mein Gott!« seufzte Broussel verzweiflungsvoll, »die Unglücklichen werden das Haus in Brand stecken!«

»Stellen Sie sich ans Fenster, lieber Herr, um sich zu zeigen,«

»Pest! das werde ich bleiben lassen,« versetzte Broussel. »Sich zu zeigen ist gut für den König. Sage ihnen, Gervaise, daß mir schon besser sei; sage ihnen, ich wolle mich nicht ans Fenster stellen, sondern zu Bette legen, und sie möchten sich entfernen.«

»Warum sollen, sie sich aber entfernen, es gereicht Ihnen ja zur Ehre, daß sie da sind.«

»Ach, siehst du denn nicht ein,« rief Broussel verzweiflungsvoll, »daß sie es dahinbringen werden, mich einziehen und henken zu lassen? Geschwind! meine Gemahlin dort fällt in eine Ohnmacht.«

»Broussel! Broussel!« heulte die Menge, »es lebe Broussel! einen Arzt für Broussel! –«

Sie erregten so viel Lärm, daß das geschah, was Broussel vorausgesehen: eine Schar Garden trieb mit ihren Büchsenkolben die sonst ziemlich widerstandslose Volksmenge auseinander; jedoch bei dem ersten Ruf: »Die

Wache! die Soldaten!« kroch Broussel ganz angekleidet in sein Bett und zitterte, man möchte ihn für den Urheber dieses Tumultes halten.

Inzwischen kam ein schnell herbeigeholter Arzt, der den, im Grunde genommen, mit seinem unerwarteten Märtyrertum sehr zufriedenen Patienten untersuchte und erstaunt war, nichts Schlimmeres als ein paar leichte Quetschungen und Hautschürfungen feststellen zu können. Nachdem er Einreibungen und Umschläge verordnet hatte, trat er auf den Balkon hinaus und teilte der enthusiasmierten Menge mit, daß die Verletzungen des guten Ratsherrn Broussel nicht so schwer wären, daß man Grund zu großer Besorgnis hätte. Die Menge brach in neue Heilrufe für Broussel aus und verlor sich dann allmählich, singend und johlend, in die angrenzenden Straßen.

Die Fähre der Oise

Als Rudolf seinen Beschützer aus dem Auge verlor, den er vor der königlichen Gruft zurückgelassen und noch mit den Blicken verfolgt hatte, spornte er sein Pferd an. Fürs erste, um seinen schmerzlichen Gedanken zu entkommen, und dann, um seine Gemütserschütterung vor Olivain zu bergen, da sie sich in seinen Zügen ausprägte. In Verberie befahl Rudolf, daß sich Olivain nach dem jungen Edelmann erkundige, der ihnen voraus war; man sah ihn etwa vor drei Viertelstunden vorüberreiten, allein er war, wie der Wirt aussagte, gut zu Pferde und machte einen scharfen Ritt. »Suchen wir ihn einzuholen,« sprach Rudolf zu Olivain, »er zieht zum Heere, wie wir, und kann uns ein angenehmer Gesellschafter werden.«

Es war vier Uhr nachmittag, als Rudolf in Compiègne ankam; er speiste mit gutem Appetit und erkundigte sich nach jenem jungen Edelmanne; er war, wie Rudolf, im Gasthause »zur Glocke« und »Flasche« eingekehrt, dem besten in Compiègne, und setzte seine Reise mit dem Bedeuten fort, er wolle in Royon übernachten. »Wir wollen gleichfalls in Noyon übernachten,« sagte Rudolf. »Gnädigster Herr,« entgegnete Olivain ehrerbietig, »erlauben Sie mir zu bemerken, daß wir diesen Morgen unsere Pferde schon sehr angestrengt haben. Ich denke, es wäre gut, hier zu übernachten und morgen wieder frühzeitig aufzubrechen.«

»Es ist der Wunsch des Herrn Grafen de la Fère, daß ich mich beeile,« erwiderte Rudolf, »und er will, daß ich den Prinzen am Morgen des vierten Tages eingeholt habe, reiten wir somit nach Noyon, das wird ein Tagesritt, denen ähnlich, sein, die wir von Blois nach Paris gemacht haben. Um acht Uhr können wir anlangen: dann haben die Pferde die ganze Nacht, um auszuruhen, und morgen früh um fünf Uhr begeben wir uns wieder auf den Weg.« Olivain getraute sich nicht, diesem Beschlüsse zu widerstreben, doch folgte er murrend. »Nur fort! nur fort!« murmelte er zwischen seinen Zähnen, »vergeudet Euer Feuer schon am ersten Tage, morgen werdet Ihr statt zwanzig nur zehn Meilen weit kommen, übermorgen nur fünf und in drei Tagen liegt Ihr im Bette. Da müßt Ihr Euch wohl ausrasten. Alle diese jungen Leute sind nur Großsprecher.« Man sieht, Olivain war nicht in der Schule gebildet wie die Blanchets und Grimauds. So ritt er immer weiter, und da er Olivains Bemerkungen zum Trotze den Schritt seines Pferdes mehr und mehr beschleunigte, und einen reizenden Feldweg einschlug, der zu einer Fährte führte, und die Reise, wie man ihm versicherte, um eine Meile abkürzte, so gelangte er auf den Gipfel einer Anhöhe und erblickte vor sich den Fluß. Es hielt eben eine kleine Schar Männer am Ufer, und schickte sich an überzufahren. Rudolf zweifelte nicht, daß das der junge Edelmann mit seinem Gefolge sei; er erhob einen Ruf, doch war er noch zu weit entfernt, um vernommen zu werden; nun setzte Rudolf sein Pferd, ob es auch schon müde war, in Galopp, jedoch eine Versenkung des Weges raubte ihm alsbald den Anblick der Reisenden, und als er auf eine neue Anhöhe kam, hatte die Fährte bereits das Ufer verlassen und steuerte dem jenseitigen zu.

Als Rudolf sah, daß er nicht mehr früh genug ankommen könnte, um zugleich mit den Reisenden überzuschiffen, hielt er an und wartete auf Olivain. In diesem Momente hörte man ein Geschrei, das vom Flusse zu kommen schien. Rudolf wandte sich nach der Richtung hin, woher das Schreien kam, hielt die Hand vor seine von der Sonne geblendeten Augen und rief aus: »Was sehe ich denn dort. Olivain?« Da erschallte ein zweites, noch durchdringenderes Geschrei. »O, gnädigster Herr, das Seil der Fährte ist gerissen und das Schiff gleitet ab. Doch was sehe ich im Wasser – es plätschert!« »Ha, gewiß,« rief Rudolf aus, und heftete seine Blicke auf einen Punkt des Ufers, den die Sonnenstrahlen glänzend beschienen, »es ist ein Pferd – ein Reiter!« – »Sie versinken!« schrie Olivain.

Das geschah in Wahrheit, und auch Rudolf war überzeugt, daß da ein Unglück vorging und ein Mensch ertrinke. Er ließ seinem Pferde die Zügel, setzte die Sporen ein, und vom Schmerz angestachelt, sprang das Tier, dem Raum überlassen, über eine Art Geländer, welches den Überfahrtsplatz einschloß, und stürzte in den Fluß, wobei es weithin schäumende Wellen spritzte. »O, gnädigster Herr,« rief Olivain, »was tun Sie denn? Ach, mein Gott!« Rudolf lenkte sein Pferd nach dem Gefährdeten. Übrigens war das eine Übung, mit der er schon vertraut war. Erzogen an den Ufern der Loire, ward er gleichsam in ihren Wellen gewiegt, hundertmal hatte er zu Pferd, tausendmal schwimmend an das andere Ufer gesetzt. Athos hatte ihn mit Hinblick auf die Zeit, wo er ihn zum Krieger bilden würde, an alle diese Wagnisse gewöhnt. »Ach, mein Gott!« fuhr Olivain verzweiflungsvoll fort: »was würde der Herr Graf sagen, wenn er Sie erblickte?« »Der Herr Graf machte es wie ich,« entgegnete Rudolf und trieb sein Pferd dringlich an. »Aber ich! aber ich!« stammelte Olivain, blaß und verzweifelt am Ufer auf und ab reitend, wie komme denn ich über den Fluß?« »Spring' hinein. Feiger!« rief Rudolf, und schwamm immer weiter. Dann wandte er sich gegen den Reisenden

der sich zwanzig Schritte weiter von ihm abrang und rief ihm zu: »Mut, mein Herr, Mut! man eilt Ihnen schon zu Hilfe.« Olivain ritt vor, wich zurück, ließ sein Pferd sich bäumen, ließ es sich wenden, und sprengte zuletzt von Scham gespornt in den Strom, wie es Rudolf getan, schrie aber wiederholt:»Ich bin tot, wir sind verloren!«

Inzwischen hatte sich die Fähre, von der Flut fortgerissen, schnell entfernt, und man hörte diejenigen schreien, welche sie mit sich trug. Ein Mann mit grauen Haaren warf sich aus der Fähre in den Fluß und schwamm behend auf die gefährdete Person zu; da er aber gegen den Strom schwimmen mußte, kam er nur langsam heran. Rudolf setzte seinen Weg fort, und zwar mit Erfolg, allein der Reiter und das Pferd, die er nicht aus den Augen ließ, sanken sichtlich unter. Das Pferd war nur noch mit den Nüstern über dem Wasser, und der Reiter, der im Todeskampfe die Zügel losgelassen, streckte die Hände aus und neigte den Kopf über. Eine Minute noch, und alles war verschwunden. »Mut!« schrie Rudolf, »Mut!«»Zu spät,« lallte der junge Mann, »zu spät!« Das Wasser wallte über seinen Kopf und erstickte ihm die Stimme im Munde.

Rudolf sprang von seinem Pferde, überließ ihm die Sorge für seine eigene Rettung, und war in drei bis vier Stoßen bei dem Edelmann. Er faßte das Pferd sogleich bei der Gebißkette an, und hob ihm den Kopf aus dem Wasser; nun atmete das Tier freier, und als hätte es verstanden, daß man ihm zu Hilfe komme, verdoppelte es seine Anstrengungen. Zu gleicher Zeit ergriff Rudolf eine Hand des jungen Mannes und näherte selbe der Mähne, an die er sich mit der krampfhaften Festigkeit eines untergehenden Menschen anklammerte. In der Überzeugung nun, daß der Reiter nicht mehr loslasse, kümmerte sich Rudolf nur um das Pferd, half ihm, das Wasser durchschneiden und belebte es durch Zuruf. Auf einmal stieß das Pferd auf seichten Grund und faßte Fuß im Sande.»Gerettet!« rief der Mann mit grauen Haaren, indem er gleichfalls Grund fand. »Gerettet!« stammelte unwillkürlich der Edelmann, während er die Mähne losließ, und vom Sattel herab Rudolf in die Arme glitt. Rudolf befand sich nur noch zehn Schritte weit vom Gestade, er trug den ohnmächtigen Edelmann dahin, legte ihn auf den Rasen nieder, löste die Schleifen seines Kragens und öffnete die Schnallen des Wamses. Eine Minute darauf war der Mann mit den grauen Haaren bei ihm. Endlich erreichte auch Olivain nach vielen Bekreuzungen das Ufer, und die Schiffsleute steuerten mittels eines Fahrbaumes, der sich zufällig im Schiffe befand, so gut sie konnten, an das Gestade.

Auf die Bemühungen Rudolfs und des Mannes, der den jungen Edelmann begleitete, lehrte allgemach wieder Leben zurück auf die blassen Wangen des Sterbenden, die anfangs stieren Augen öffneten sich und richteten sich alsbald auf seinen Retter. »Ha, mein Herr.« rief er aus, »Euch suchte ich, ohne Euch wäre ich des Todes, dreimal des Todes!« »Wie Ihr aber seht, mein Herr, seid Ihr wieder auferstanden,« entgegnete Rudolf, »und wir werden das alles für ein Bad hinnehmen.« »O, mein Herr, wie verpflichtet sind wir Euch!« rief der Mann mit den grauen Haaren. »Ah! Ihr seid hier, mein guter d'Arminges? nicht wahr, ich habe Euch große Angst gemacht? Allein das ist Eure Schuld; Ihr waret mein Hofmeister, warum ließet Ihr mich nicht besser im Schwimmen unterrichten.« »Ach, Herr Graf,« erwiderte der Greis, »wenn Ihnen ein Unglück begegnet wäre, so hätte ich mich nie wieder vor den Marschall gewagt.« »Wie ist denn aber die Sache zugegangen?« fragte Rudolf. »O, mein Herr, auf die einfachste Art,« erwiderte derjenige, dem man den Titel eines Grafen beigelegt hatte. Wir befanden uns etwa auf dem dritten Teil des Flusses, als das Seil der Fähre

riss. Bei dem Geschrei und Tumult der Schiffsleute wurde mein Pferd scheu und sprang ins Wasser. Ich schwimme nur schlecht und getraue mich nicht, mich in die Wellen zu werfen. Statt daß ich die Bewegungen meines Pferdes unterstützt hätte, habe ich sie gelähmt, und war nahe daran, auf die schönste Weise von der Welt unterzugehen, als Ihr eben zurecht ankamet, um mich aus dem Wasser zu ziehen. Ist es Euch daher gleichfalls gefällig, mein Herr, so sei es fortan unter uns auf Leben und Tod.« »Mein Herr,« entgegnete Rudolf sich verneigend, »ich versichere, daß ich ganz Euer Diener bin.« »Ich nenne mich Graf von Guiche,« sprach der Kavalier, »mein Vater ist der Marschall von Grammont; da Ihr jetzt wißt, wer ich bin, werdet Ihr mir auch die Ehre erzeigen und sagen, wer Ihr seid.« »Ich bin der Vicomte von Bragelonne,« antwortete Rudolf mit Erröten, daß er den Vater nicht nennen konnte, wie es der Graf von Guiche getan. »Vicomte, Euer Gesicht, Eure Güte und Euer Mut fesseln mich; Ihr besitzt schon meine ganze Dankbarkeit, umarmen wir uns, ich bitte um Eure Freundschaft.« Rudolf erwiderte die Umarmung des Grafen und sagte: »Ich liebe Euch bereits aus ganzem Herzen, und bitte Euch, verfügt über mich wie über einen treuen Freund.« »Nun, Vicomte, wohin reiset Ihr?« fragte der Graf. »Zum Heere Seiner Hoheit des Prinzen.« »Auch ich,« rief der junge Mann im Tone der Freude. »O desto besser, wir werden mitsammen die erste Pistole abfeuern.« »Und nun,« sprach der Erzieher, »müssen Sie die Kleider wechseln; Ihre Diener, denen ich meine Aufträge in dem Momente gegeben, wo Sie die Fähre verlassen haben, müssen sich bereits im Gasthofe befinden. Die Wäsche und der Wein sind gewärmt. Kommen Sie.«

Scharmützel

Der Aufenthalt in Noyon währte nur kurz, jeder machte da einen tiefen Schlaf. Rudolf gab Befehl, ihn zu wecken, wenn Grimaud käme, allein Grimaud kam nicht. Die Pferde stellten sich ohne Zweifel zufrieden mit den acht Stunden völliger Ruhe in der reichlichen Streu, die man ihnen gab. Der Graf von Guiche wurde um fünf Uhr früh von Rudolf geweckt, da er zu ihm kam, um ihm einen guten Morgen zu wünschen. Man frühstückte in aller Eile, und um sechs Uhr hatte man schon wieder zwei Meilen zurückgelegt.

Die Unterhaltung des jungen Grafen war für Rudolf höchst anziehend. Rudolf war daher ein eifriger Zuhörer, der junge Graf ein unermüdlicher Erzähler. Er war in Paris erzogen, wohin Rudolf nur einmal gekommen war, an dem Hofe, welchen Rudolf nie gesehen; seine Pagenstreiche und zwei Duelle, zu denen er ungeachtet der Edikte und zumal ungeachtet seines Hofmeisters Mittel gefunden hatte, waren für Rudolf höchst merkwürdige Dinge. Sodann kam die Reihe an die Galanterien und Liebschaften. Auch in dieser Hinsicht hatte Bragelonne viel mehr zu hören als zu erzählen. Sonach hörte er zu und glaubte, durch drei bis vier ziemlich durchsichtige Abenteuer des Grafen zu ersehen, daß derselbe gleich ihm ein Geheimnis auf dein Grunde seines Herzens trage.

Die Pferde, welche jetzt mehr als tags zuvor geschont wurden, hielten um vier Uhr abends in Arras an. Man kam dem Kriegsschauplatze näher, und beschloß, in dieser Stadt bis zum nächsten Morgen zu bleiben, weil manchmal spanische Scharen während der Nacht Streifzüge bis in die Umgebungen von Arras machten. Die französische Armee stand von Pont à Marc bis Valenciennes und breitete sich bis Douai aus. Der Prinz selbst, hieß es, befand sich in Bethune. Die feindliche Armee dehnte sich von Cassel nach Courtray aus, und da sie jede Art Plünderung und Gewalttätigkeit verübte, so verließen die armen Grenzbewohner ihre einsam gelegenen Güter und flüchteten in befestigte Städte, die ihnen Schutz zusagten. Arras war voll von Flüchtlingen.

Am Morgen ging die Sage, der Prinz von Condé habe Bethune geräumt, um sich nach Corvin zurückzuziehen, doch habe er in der ersten Stadt eine Besatzung zurückgelassen. Da jedoch dieses Gerücht nur unbestimmt lautete, so beschlossen die zwei jungen Männer, ihren Weg nach Bethune fortzusetzen, wo sie unterwegs rechts einbiegen und nach Corvin gehen konnten. Dem Hofmeister des Grafen von Guiche war diese Gegend vollkommen bekannt; er schlug demnach vor, einen Feldweg zu nehmen, der in der Mitte zwischen der Straße nach Lens und jener nach Bethune dahinlief. In Ablain wollte man Erkundigungen einziehen und für Grimaud einen Reisebescheid zurücklassen.

Gegen sieben Uhr machte man sich auf den Weg. Der junge und feurige Guiche sprach zu Rudolf: »Wir sind da unser drei Herren mit drei

Bedienten; die Bedienten sind wohl bewaffnet, und der Eurige kommt mir ziemlich herzhaft vor.« »Ich sah ihn noch nie am Werke,« erwiderte Rudolf, »doch ist er aus der Bretagne, und das verspricht etwas.« »Ja, ja,« entgegnete de Guiche, »und ich bin überzeugt, er werde bei Gelegenheit seinen Mann stellen. Ich selbst habe zwei verläßliche Leute, die schon bei meinem Vater im Felde standen; sonach stellen wir sechs Reiter vor. Stießen wir nun auf eine Schar Parteigänger, an Zahl der unsrigen gleich oder sogar überlegen, Rudolf! wollten wir sie da nicht angreifen?« »Allerdings, mein Herr,« versetzte der Vicomte. »Holla! Ihr jungen Herren, holla!« rief der Hofmeister, indem er sich in die Unterredung mengte, »was ist das für ein Vornehmen? Potz Element! und meine Verhaltungsvorschriften? Herr Graf, vergessen Sie darauf, daß ich den Auftrag habe, Sie unversehrt zu dem Prinzen zu bringen? Sind Sie einmal dort, so mögen Sie sich töten lassen, wenn Sie Lust dazu empfinden; allein bis dahin, sage ich Ihnen im voraus, will ich bei dem ersten Helmbusch, den ich sehe, als General des Heeres, den Rückzug gebieten, und selbst auch den Rücken wenden.« De Guiche und Rudolf sahen sich lächelnd von der Seite an.

Man kam ohne Unfall nach Ablain. Hier fragte man und erfuhr, der Prinz habe wirklich Bethune verlassen und stehe zwischen Cambrin und la Venthie. Während man nun für Grimaud stets Weisungen zurückließ, wählte man abermals einen Seitenpfad, der die kleine Truppe in einer halben Stunde an die Ufer eines Baches brachte, der in die Lys mündet.

Seit einiger Zeit bemerkte man vor sich am Horizont einen ziemlich dichten Wald; als man sich diesem Walde auf hundert Schritte genähert hatte, traf Herr d'Arminges seine gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, und sandte die zwei Bedienten des Grafen voraus. Die Lakaien waren eben unter den Bäumen verschwunden, die zwei jungen Männer folgten ihnen mit dem Hofmeister in einer Entfernung von etwa hundert Schritten lachend und plaudernd. Olivain hielt sich rückwärts in gleicher Entfernung, als auf einmal fünf bis sechs Schüsse fielen. Der Hofmeister schrie: »Halt!« die jungen Männer gehorchten und hielten ihre Pferde an. In demselben Momente sah man die zwei Lakaien im Galopp zurücksprengen. Die zwei jungen Männer waren schon ungeduldig, die Ursache dieses Gewehrfeuers zu erfahren, und ritten den Bedienten entgegen, während der Hofmeister

hinterdrein folgte. »Hat man Euch angehalten?« fragten die jungen Männer lebhaft. »Nein.« entgegneten die Diener, »wir sind wahrscheinlich gar nicht bemerkt worden; die Schüsse sind hundert Schritte weit vor uns, etwa in der dichtesten Waldpartie gefallen, und wir eilten zurück, um Verhaltungsbefehle einzuholen, »Mein Rat,« sprach Herr d'Arminges, »und nötigenfalls selbst mein Wille ist, daß wir uns zurückziehen: der Wald kann einen Hinterhalt bergen.«»Habt Ihr denn nichts gesehen?« fragte der Graf die Lakaien. »Mir schien es Wohl,« entgegnete einer von ihnen, »als sähe ich gelbgekleidete Reiter, die im Bette des Baches dahinschlichen.«»Das ists auch,« rief der Hofmeister, »wir sind unter ein spanisches Streifkorps geraten. Zurück, meine Herren! zurück! –«

Die zwei jungen Männer beratschlagten sich mit einem Seitenblick, und in diesem Momente vernahm man einen Pistolenschuß, auf den ein Hilferuf folgte, der sich zwei bis dreimal wiederholte. Die zwei jungen Männer versicherten sich durch einen letzten Wink, es sei jeder von ihnen in der Stimmung, nicht zu weichen, und da der Hofmeister sein Pferd bereits herumgeworfen hatte, so ritten jene beiden rasch vorwärts und Rudolf rief: »Zu mir, Olivain!« und der Graf de Guiche rief: »Zu mir, Urbain und Planchet!« Und ehe sich noch der Hofmeister von seinem Erstaunen erholt hatte, waren sie schon im Walde verschwunden. In dem Augenblicke, als die zwei jungen Männer ihre Pferde anspornten, faßten sie auch die Pistolen an.

Nach Verlauf von fünf Minuten befanden sie sich an der Stelle, von wo aus die Schüsse gekommen zu sein schienen. Sie zogen nun die Zügel straffer an und ritten bedachtsam vorwärts. »Stille, es sind Reiter,« sprach der Graf von Guiche. »Ja, drei zu Pferde sitzend, und drei, welche abgestiegen sind.« »Was tun sie? seht Ihr das?« »Ja, sie scheinen einen verwundeten oder toten Menschen zu berauben.« »Das ist irgendein feiger Mord,« sprach der Graf von Guiche. »Es sind jedoch Soldaten.« entgegnete Rudolf. »Ja, allein Parteigänger, Strolche.« »Packen wir sie!« rief Rudolf. »Packen wir sie « wiederholte de Guiche. »Meine Herren,« wimmerte der Hofmeister, »meine Herren, in des Himmels Namen!« Jedoch die jungen Männer hörten nichts. Sie sprengten wetteifernd von hinnen, und der Zuruf des Hofmeisters hatte keine andere Wirkung, als daß er die Spanier aufmerksam machte.

Die drei Parteigänger zu Pferde sprengten auch auf der Stell den zwei jungen Männern entgegen, indeß die drei anderen die zwei Reisenden vollends ausplünderten; denn als die jungen Männer näher kamen, bemerkten sie statt einen, zwei ausgestreckte Körper. Nun schoß de Guiche auf zehn Schritte weit zuerst, und verfehlte seinen Mann; auch der Spanier, welche auf Rudolf losritt, feuerte ab, und Rudolf empfand am linken Arm einen Schmerz, dem eines Geißelhiebes ähnlich. Er schoß auf vier Schritt weit seine Pistole ab, und der Spanier, mitten in die Brust getroffen, breitete seine Arme aus, und sank rücklings auf sein Pferd, das sich umwandte und mit ihm fortrannte. In diesem Momente sah Rudolf wie durch eine Wolke einen Gewehrlauf auf sich gerichtet. Da fiel ihm Athos' Rat ein, und er ließ das Pferd mit Blitzesschnelle sich bäumen; der Schuß knallte. Sein Pferd machte einen Seitensprung, brach auf allen vier Beinen zusammen und stürzte zu Boden, indem es Rudolfs Bein unter sich deckte und einklemmte. Der Spanier faßte sein Gewehr beim Laufe an, und wollte Rudolfs Kopf mit dem Kolben zerschmettern. Der konnte in seiner unglückseligen Lage weder sein Schwert aus der Scheide ziehen, noch die Pistole aus seiner Holster nehmen; er sah den Kolben über seinem Kopfe geschwungen, und schloß schon unwillkürlich die Augen, als de Guiche mit einem Satze auf den Spanier losstürzte und ihm die Pistole an die Kehle hielt. »Ergib dich,« rief er ihm zu, »oder du bist des Todes!« Das Gewehr entfiel den Händen des Soldaten, der sich sogleich ergab. Guiche rief einen seiner Lakaien, übergab ihm den Gefangenen zur Bewachung und befahl, ihm das Gehirn zu zerschmettern, wenn er Miene mache zu entfliehen, sprang dann von seinem Pferde und eilte zu Rudolf hin. »Meiner Seele, Herr,« sprach Rudolf lächelnd, obschon sich in seiner Blässe die unvermeidliche Erschütterung eines ersten Kampfes kundgab, »Ihr bezahlt Eure Schulden schnell, und wollet mir nicht lange verbindlich bleiben. Ohne Euch,« fuhr er mit des Grafen eigenen Worten fort, »wäre ich des Todes, dreimal des Todes.« »Da mein Feind die Flucht ergriff,« versetzte de Guiche, »so ließ er mir alle Freiheit, Euch Beistand zu leisten; doch seid Ihr schwer verwundet? Ich sehe Euch in Blut gebadet.« »Mich dünkt,« antwortete Rudolf, »daß ich etwas wie eine Schramme am Arme habe. Helft mir doch, mich unter dem Pferde hervorzuziehen, und ich hoffe, es wird mich nichts von der Fortsetzung unserer Reise abhalten.«

Herr d'Arminges und Olivain waren bereits abgestiegen und hoben das Pferd auf, das mit dem Tode kämpfte. Es gelang Rudolf, seinen Fuß aus dem Steigbügel und unter dem Pferde hervorzuziehen, und im Augenblick war er wieder auf den Beinen. »Nichts gebrochen?« fragte der Graf von Guiche. »Meiner Treue, nein, dem Himmel sei's gedankt,« sagte Rudolf. »Doch was ist aus den Unglücklichen geworden, welche von den Niederträchtigen gemeuchelt wurden?« »Wir kamen leider zu spät, sie haben sie umgebracht, und ergriffen mit ihrer Beute die Flucht; meine zwei Lakaien stehen dort bei den Leichen.« »Laßt uns untersuchen, ob sie wohl gänzlich tot sind, oder ob man ihnen noch helfen könnte,« sagte Rudolf. »Wir haben zwei Pferde gewonnen, allein ich habe das meinige verloren; nehmt das beste für Euch, und gebt mir das Eurige.« Sie näherten sich der Stelle, wo die Opfer lagen.

Der Vermummte

Es lagen da zwei Männer ausgestreckt; der eine regungslos mit dem Antlitz gegen den Boden, von drei Kugeln durchbohrt und in seinem Blute schwimmend. Der andere, welchen die zwei Lakaien mit dem Rücken an einen Baum lehnten, verrichtete mit erhobenen Augen und gefalteten Händen ein inbrünstiges Gebet. Er war von einer Kugel getroffen worden, die ihm den oberen Schenkelknochen zerschmetterte. Die jungen Männer näherten sich zuerst dem Toten und sahen ihn erstaunt an.

»Das ist ein Priester,« sagte Bragelonne, »er hat die Tonsur. O, die Verfluchten, welche ihre Hand an Gottes Diener legen!« »Kommen Sie hierher, gnädiger Herr,« sagte Urbain, ein alter Soldat, der unter dem Kardinal-Herzog alle Feldzüge mitgemacht hatte. »Kommen Sie hierher - mit jenem andern ist es schon aus, indes dieser hier vielleicht noch zu retten wäre.« Der Verwundete lächelte traurig und sagte: »Mich kann man nicht mehr retten, doch kann man mir im Sterben beistehen.« »Seid Ihr Priester?« fragte Rudolf »Nein, Herr.« »Ich frage nur,« sagte Rudolf, »weil es mir schien, als ob Euer unglücklicher Gefährte ein Mann der Kirche sei.« »Es ist der Pfarrer von Bethune, er brachte die geweihten Gefäße seiner Kirche und den Schatz des Kapitels in Sicherheit, denn der Prinz verließ gestern unsere Stadt, wo vielleicht morgen schon der Spanier einziehen wird. Bei

dem Bewußtsein nun, daß feindliche Korps in der Gegend herumstreifen und das Unternehmen gefährden, wagte es niemand, ihn zu begleiten; und so habe ich mich angetragen.« »Und diese Nichtswürdigen haben Euch überfallen, diese Ruchlosen haben auf einen Priester geschossen!« »Ich bin sehr leidend,« sprach der Verwundete und blickte um sich, »und demnach wünschte ich in irgendein Haus gebracht zu werden.« »Wo man Euch Beistand leisten könnte?« fragte de Guiche. »Nein, wo ich beichten könnte.« »Vielleicht seid Ihr aber doch nicht so gefährlich verwundet, als Ihr es meint,« bemerkte Rudolf. »Glauben Sie mir, o Herr,« entgegnete der Verwundete, »es ist da keine Zeit zu verlieren, die Kugel zerschmetterte mir den Schenkelknochen, und drang bis in die Eingeweide.« »Seid Ihr Arzt?« fragte de Guiche. »Nein,« erwiderte der Sterbende, »allein ich verstehe mich ein bißchen auf Verwundungen, und die meinige ist tödlich. Versuchen Sie also, mich irgendwo hinzubringen, wo ich einen Priester finde, oder bemühen Sie sich, mir einen hierher zu führen, und Gott lohne Sie für diese fromme Tat; meine Seele muß gerettet werden; mein Leib, ach! ist schon verloren!« »Man stirbt nicht bei der Übung eines guten Werkes, und Gott wird Euch beistehen.« »Meine Herren, in des Himmels Namen!« sprach der Verwundete, wobei er, als wollte er aufstehen, alle Kräfte zusammenraffte, »lassen Sie uns mit unnützen Worten keine Zeit verlieren; entweder helfen Sie mir nach dem nächsten Dorfe zu kommen, oder schwören Sie mir bei Ihrer Seligkeit, daß Sie mir den ersten Mönch, den ersten Pfarrer, den ersten Priester, auf den Sie treffen, hierher schicken wollen. Jedoch,« fuhr er mit dem Ausdruck von Verzweiflung fort, »vielleicht getraut sich niemand, hierher zu kommen, da man weiß, daß die Spanier diese Gegend durchstreifen, und so werde ich ohne Absolution sterben. Ach, mein Gott! mein Gott!« stammelte der Todeskranke mit dem Ausdrucke des Entsetzens, der die jungen Männer mit Schauder erfüllte, »du wirst das nicht zulassen, nicht wahr? das wäre zu schrecklich, o Gott!« »Beruhigt Euch, mein Herr,« tröstete de Guiche, »ich schwöre Euch, Ihr sollet den gewünschten Trost erlangen. Sagt uns nur, wo es hier ein Haus gibt, in welchem wir Hilfe ansprechen, und ein Dorf, wo wir einen Priester holen könnten?« »Ich danke und Gott wolle es belohnen. Eine halbe Meile von hier an der Straße liegt ein Wirtshaus, und etwa eine Meile über das Wirtshaus hinaus das Dorf Greney. Suchen sie dort den Pfarrer auf, und ist dieser nicht zu Hause, so gehen Sie nach dem Augustinerkloster, welches hinter dem letzten Hause des Dorfes rechts liegt, und holen Sie mir

irgendeinen Priester unserer Kirche, der die Gewalt hat, in articulo mortis zu absolvieren.« »Herr d'Arminges!« rief de Guiche, »bleibt bei diesem Unglücklichen, und lasset ihn so vorsichtig als möglich fortschaffen. Baut eine Tragbahre aus Baumästen und breitet alle unsere Mäntel darüber; zwei von unseren Lakaien sollen ihn tragen, indes sich der dritte bereit halte, denjenigen abzulösen, welcher müde ist. Ich und der Vicomte wollen einen Priester holen.« »Gehen Sie, Herr Graf, begeben Sie sich aber in des Himmels Namen in keine Gefahr.« »Seid unbekümmert, überdies sind wir für heute gerettet und Ihr kennt das Axiom: Non bis in idem.« »Seid guten Mutes,« sprach Rudolf zu dem Verwundeten, »wir wollen Eurem Wunsche nachkommen.« »Gott segne Sie, meine Herren,« entgegnete der Todeskranke mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Dankgefühl.

Sonach sprengten die zwei jungen Männer in der angegebenen Richtung davon, indes der Hofmeister des Herzogs von Guiche die Anfertigung der Tragbahre leitete. Nach Verlauf von zehn Minuten bemerkten die zwei jungen Männer das angedeutete Wirtshaus. Ohne daß Rudolf vom Pferde stieg, zeigte er dem Wirte an, man werde einen Verwundeten zu ihm bringen, und bat ihn, er möge indes alles das zurechtrichten. was zu seiner Pflege und zum Verbande erforderlich wäre, nämlich ein Bett, Binden und Scharpie; überdies forderte er ihn auf, wenn er in der Umgebung irgendeinen Doktor oder Wundarzt kenne, so möge er ihn rufen lassen, die Auslagen für den Boten wolle er besorgen. Dann begaben sie sich wieder auf den Weg nach Greney. Sie waren bereits über eine Meile weit geritten und bemerkten schon die ersten Häuser des Dorfes, als sie einen Mann auf einem Maulesel heranreiten sahen, den sie seinem Anzuge gemäße für einen Mönch halten mußten, und wenigstens für den Augenblick nicht ahnten, daß es ein Bösewicht war, der unter dieser Vermummung um so ungestörter seine bösen Zwecke zu erreichen hoffte. Da ihnen nun der Zufall das zu senden schien, was sie eben suchten, näherten sie sich diesem Manne, den wir vorläufig Francis nennen wollen. Es war ein Mann von etwa zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren. Doch hatten ihn die Kasteiungen dem Anscheine nach gealtert. Er war blaß, doch nicht von jener Blässe, die häufig als Schönheit gilt, sondern von einem gallsüchtigem Gelb; seine kurzen Haare, die kaum aus dem Kreise hervortraten, den sein Hut um seine Stirn beschrieb, waren von mattem Blond und in seinen hellblauen Augen schien kein Blick zu leuchten.

»Seid Ihr Priester, mein Herr?« fragte Rudolf mit seiner gewohnten Artigkeit. »Weshalb fragt Ihr?« entgegnete der Unbekannte mit einer fast unhöflichen Gleichgültigkeit. »Um es zu wissen, « erwiderte mit Stolz der Graf von Guiche. Der Fremde spornte sein Maultier an und ritt weiter. De Guiche sprengte ihm zuvor und versperrte ihm den Weg. »Gebt Antwort,« sprach er, »wir haben Euch höflich gefragt und jede Frage ist eine Antwort wert.« »Ich hoffe doch, daß es mir freisteht, den beiden ersten besten Leuten, denen es beikommt, mich zu fragen, zu sagen, oder nicht zu sagen, wer ich bin?« De Guiche unterdrückte mühevoll die flammende Lust, die er empfand, diesem Mönche die Rippen einzustoßen. Er beherrsche sich jedoch und sprach: »Wir sind zuvörderst keine zwei ersten, besten Leute, mein Freund! Hier ist der Vicomte von Bragelonne und ich bin der Graf von Guiche. Sodann richten wir diese Frage nicht in vorwitziger Laune an Euch, denn es ist da ein verwundeter und sterbender Mann, der den Beistand der Kirche verlangt. Wenn Ihr nun wirklich Priester seid, so fordere ich Euch auf, im Namen der Menschlichkeit mir zu folgen und jenem Manne beizustehen, und seid Ihr es nicht, nun, so ist es etwas anderes.«

Die Blässe des anscheinenden Mönches wurde totenfahl und er lächelte so seltsam, daß Rudolf, der ihn nicht aus den Augen ließ, auf dieses Lächeln sein Herz krampfhaft beklommen fühlte und sagte, indem er die Hand auf den Kolben seiner Pistole legte: »Das ist irgendein spanischer oder flamändischer Kundschafter.« Ein bedrohlicher Blick, der wie ein Blitz zuckte, antwortete Rudolf. »Nun, mein Herr,« rief Guiche, »werdet Ihr Antwort geben?« »Meine Herrn, ich bin Priester,« entgegnete der Vermummte. Und sein Antlitz nahm wieder seine gewöhnliche Gleichgültigkeit an. »Dann, mein Vater,« sprach Rudolf, während er seine Pistolen wieder in die Halftern steckte und seinen Worten einen ehrerbietigen Ton gab, »wenn Ihr wirklich Priester, seid, so werdet Ihr, wie Euch mein Freund bedeutet hat, Gelegenheit finden, ein standesgemäßes gutes Werk zu verrichten; ein unglücklicher Verwundeter kommt Euch entgegen und wird dort im nächsten Wirtshause anhalten; er verlangt den Beistand eines Dieners Gottes, und unsere Diener begleiten ihn.« »Ich will dahin gehen,« erwiderte Francis, und stieß sein Maultier mit den Fersen. »Wenn Ihr nicht dahin geht,« versetzte Guiche, »so glaubet uns, wir haben Pferde, die Euer Maultier bald einholen, und besitzen Ansehen genug, um Euch überall ergreifen zu lassen, wo Ihr sein möget; und dann schwöre ich

Euch, wird Euer Prozeß bald abgetan sein.« Francis' Auge funkelte aufs neue, doch das war alles; er wiederholte seine Worte: »Ich gehe hin,« und trabte fort. »Reiten wir ihm nach,« sprach de Guiche, »das wird sicherer sein.« »Das wollte ich eben auch vorschlagen,« entgegnete Bragelonne.

Die zwei jungen Männer machten sich wieder auf den Weg und richteten ihren Ritt nach dem des vorgeblichen Mönches ein dem sie auf solche Art auf Pistolenschußweite folgten. Nach Verlauf von fünf Minuten wandte sich Francis, um zu sehen, ob man ihm nachfolge oder nicht. »Seht Ihr,« sprach Rudolf, »daß wir wohl getan haben.« Nach einer Weile gelangte man in die Nähe des kleinen Wirtshauses, und sah von der andern Seite den Zug mit dem Verwundeten, der unter Herrn d'Arminges' Leitung langsam herbeikam. Zwei Mann trugen den Sterbenden, der dritte führte die Pferde an der Hand. Als de Guiche an Francis vorüberritt, sagte er zu ihm: »Herr Mönch, da ist der Verwundete, habt die Güte, ein bißchen zu eilen.« Sonach waren es die jungen Männer, welche dem vorgeblichen Diener Gottes vorauseilten, statt ihm zu folgen. Sie eilten dem Verwundeten entgegen und brachten ihm diese angenehme Botschaft. Dieser richtete sich auf, um in der angezeigten Richtung hinzusehen, erblickte den Mönch, wie er eben den Gang seines Maultieres beschleunigte, und sank, das Antlitz von einem Strahle von Freude erheitert, wieder zurück auf die Bahre.

»Nun,« sprachen die jungen Männer, »haben wir für Euch alles das getan, was wir zu tun vermochten, und da wir Eile haben, um

bei dem Heere des Prinzen einzutreffen, so werdet Ihr uns entschuldigen, mein Herr, nicht wahr? um so mehr, da eine Schlacht stattfinden soll, und wir nicht etwa tags darauf ankommen möchten.« »Ziehen sie dahin, meine jungen Herren,« erwiderte der Verwundete, »und ihr Mitleid werde gesegnet; sie haben hier auch wirklich alles getan, was in ihren Kräften stand, und so kann ich ihnen nur noch eins sagen: Gott behüte Sie und alle, die Ihnen teuer sind.« »Wir ziehen voraus, mein Herr,« sprach de Guiche zu seinem Hofmeister, »und Ihr holet uns wieder ein auf der Straße von Cambrin.«

In diesem Momente wurde die Bahre von den zwei Lakaien in das Haus hineingetragen. Der Wirt und seine Gemahlin, welche gleichfalls herbeigekommen waren, standen auf den Stufen der Treppe. Der

unglückliche Verwundete schien furchtbare Schmerzen zu leiden, und doch war er nur mit dem Gedanken beschäftigt, ob ihm der Mönch nachkomme. Bei dem Anblick dieses bleichen und blutbesprengten Mannes preßte die Frau heftig den Arm ihres Gemahls. »Nun. was ist's?« fragte dieser. »Wird dir etwa unwohl?« »Nein.« sagte die Wirtin, und indem sie auf den Verwundeten zeigte, fuhr sie fort: »Sieh' nur!« »Hm,« entgegnete ihr Gemahl, »er scheint mir sehr krank.« »Das ist es aber nicht, was ich sagen will,« erwiderte die Frau bebend, »ich frage dich, ob du ihn kennst.« »Diesen Mann da? Ei, warte doch ...« »O, ich sehe, du kennst ihn,« fiel die Frau ein, »denn du wirst blaß.« »In der Tat!« rief der Wirt aus; »weh unserem Hause, das ist der vormalige Scharfrichter von Bethune!« »Der vormalige Scharfrichter, von Bethune,« murmelte der anscheinende Mönch, indem er mit einer Miene des Widerwillens stehenblieb. Herr d'Arminges, der an der Türe stand, gewahrte sein Zögern und sagte: »Herr Mönch, ob nun dieser Unglückliche Scharfrichter ist oder einstens war, so ist er nichtsdestoweniger ein Mensch. Erweiset ihm also den letzten Dienst, den er von Euch fordert, und Euer Werk wird deshalb nur um so verdienstlicher sein.« Der Mönch gab keine Antwort, setzte aber schweigend seinen Gang fort nach dem unteren Zimmer, worin der Sterbende von den zwei Trägern auf ein Bett gelegt worden war.

Als nun die zwei Diener sahen, daß sich Francis dem Bette des Verwundeten nähere, verließen sie das Zimmer und verschlossen die Türe hinter dem Mönche und dem Sterbenden.

D'Arminges und Olivain erwarteten die Diener; sie stiegen wieder zu Pferde und ritten im Trabe von hinnen. da sie den Weg einschlugen, auf dem sich Rudolf und sein Freund entfernt hatten.

Gleich darauf, als der Hofmeister und sein Gefolge verschwunden war, hielt ein neuer Reisender vor dem Wirtshause an. »Was verlangt der Herr?« fragte der Wirt, noch bleich und zitternd ob der soeben gemachten Entdeckung. Der Reisende machte die Gebärde eines Mannes, welcher trinkt, stieg ab, zeigte auf sein Pferd und deutete durch einen Wink an. daß man es abstriegeln solle. »Ah. zum Teufel!« rief der Wirt, »dieser Mann scheint stumm zu sein. – Wo wollet Ihr denn trinken?« fragte er. »Hier!« rief der Reisende und zeigte auf einen Tisch. »Ich habe mich doch geirrt,«

sprach der Wirt, »er ist nicht gänzlich stumm.« Darauf verneigte er sich und holte eine Flasche Wein und Zwieback, die er seinem schweigsamen Gaste vorsetzte. »Verlangt der Herr weiter nichts?« fragte er. »Doch,« entgegnete der Reisende. »Was verlangt denn der Herr?« »Zu wissen, ob Ihr einen jungen Edelmann von fünfzehn Jahren, der einen Fuchs ritt und von einem Diener begleitet war, vorüberkommen saht.« »Den Vicomte von Bragelonne?« versetzte der Wirt. «Ganz richtig.« »Nun. so seid Ihr Herr Grimaud?« Der Reisende nickte bejahend mit dem Kopfe. »Nun denn,« sprach der Wirt, »Euer junger Herr war vor etwa einer halben Viertelstunde noch hier; er wird in Mazingarde zu Mittag speisen und in Cambrin übernachten.« »Wie weit ist's nach Mazingarde?« »Zwei und eine halbe Meile.« »Dank!«

Er hatte eben erst sein Glas auf den Tisch gestellt und sich angeschickt, es zum zweiten Mal zu füllen, als ein entsetzlicher Schrei in jenem Zimmer erschallte, wo der Mönch und der Sterbende waren. Grimaud richtete sich hoch auf und fragte: »Was ist das? woher kommt dieser Schrei?« »Aus dem Zimmer des Verwundeten,« rief der Wirt. »Welches Verwundeten?« fragte Grimaud. »Des vormaligen Scharfrichters von Bethune, der von spanischen Parteigängern umgebracht worden ist, den man hierhergeschafft hat und der in diesem Momente beichtet – er scheint sehr zu leiden.« »Der vormalige Scharfrichter von Bethune.« murmelte Grimaud und sann nach. – »Ist es nicht ein Mann von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, stark gebaut, dunkelbraun, mit schwarzen Haaren und Bart?« »Ganz richtig, nur ist sein Bart grau geworden und sein Haar gebleicht. Kennt Ihr ihn denn?« fragte der Wirt. »Ich habe ihn einmal gesehen.« entgegnete Grimaud, dessen Stirne sich bei dem Bilde, welches seiner Erinnerung vorschwebte, umdüsterte. Die Wirtin eilte zitternd herbei und sprach zu ihrem Manne: »Hast du gehört?« »Ja,« entgegnete der Wirt und blickte ängstlich nach der Türe hin. In diesem Momente vernahm man einen minder starken Schrei, doch folgte ihm ein langes und anhaltendes Stöhnen. Die drei Personen starrten sich schaudernd an.

»Man muß doch sehen, was das ist,« sagte Grimaud. »Es tönt wie der Schrei eines Mannes, den man ermordet,« murmelte der Wirt. »Jesus!« rief die Frau und bekreuzigte sich. Man weiß, daß Grimaud, wenn er wenig sprach, viel handelte. Er eilte nach der Türe und rüttelte sie kräftig, allein

sie war inwendig von einem Riegel versperrt. »Schließt auf,« rief der Wirt, «schließt auf. Herr Mönch, auf der Stelle!« Niemand antwortete. »Sperrt auf, oder ich schlage die Türe ein!« rief Grimaud. Dasselbe Stillschweigen. Grimaud blickte herum und entdeckte ein Hebeeisen, das zufällig in einer Ecke lehnte; er faßte es schnell an und ehe sich noch der Wirt seinem Vorhaben hatte widersetzen können, ward die Türe schon aufgesprengt.

Das Zimmer schwamm im Blut, das durch die Matratzen drang. Der Verwundete sprach nicht mehr, er röchelte; der Mönch war verschwunden. »Wo ist denn der Mönch?« rief der Wirt. Grimaud sprang zu einem offenen Fenster, das in den Hofraum ging, und sagte: »Er wird wohl dahin entflohen sein.« »Glaubt Ihr?« fragte der Wirt voll Schrecken. »Johann, sieh' nach, ob das Maultier des Mönches noch im Stalle ist.« »Es ist kein Maultier mehr da,« entgegnete der Knecht, an den die Frage gestellt war. Grimaud runzelte die Stirne, der Wirt rang die Hände und blickte voll Mißtrauen umher; die Wirtin getraute sich nicht, in das Zimmer zu treten, sondern blieb entsetzt an der Türe stehen. Grimaud trat zu dem Verwundeten und betrachtete diese scharfen und hervorstechenden Züge, die in ihm eine schauerliche Erinnerung erweckten. Nach einem Weilchen düstern und stummen Schauens sprach er endlich: »Da bleibt kein Zweifel mehr, er ist es wirklich. »Lebt er noch?« fragt der Wirt. Grimaud antwortete nicht, sondern riß ihm das Wams auf, um ihm das Herz zu fühlen, während sich der Wirt gleichfalls näherte; doch plötzlich wichen beide zurück, der Wirt, indem er einen Schrei des Entsetzens ausstieß, und Grimaud, indem er erblaßte. Die Klinge eines Dolches war bis an den Griff in die linke Brust des Scharfrichters gebohrt. »Holt Hilfe herbei,« rief Grimaud, »ich will bei ihm bleiben. Der Wirt ging ganz betäubt hinaus; die Frau aber war bei dem Schrei entflohen, den ihr Mann ausgestoßen hatte.

Die Lossprechung

Man vernehme, was da geschah.

Wir haben gesehen, daß der vorgebliche Mönch ganz und gar nicht aus freiem Antriebe, sondern wider seinen Willen den Verwundeten begleitete, der ihm auf so seltsame Art empfohlen worden war. Der Scharfrichter

prüfte mit jenem schnellen Blicke, der den Sterbenden eigen ist, welche keine Zeit mehr zu verlieren haben, das Gesicht desjenigen, der sein Tröster werden sollte, und mit einer Bewegung des Erstaunens sagte er: »Ihr seid noch recht jung, ehrwürdiger Vater.« »Diejenigen, welche mein Kleid tragen, haben kein Alter,« gab Francis zur Antwort. »O, redet doch sanfter mit mir,« sprach der Verwundete, »ich brauche in meinen letzten Augenblicken einen Freund.« ..Ihr seid sehr leidend?« versetzte der Mönch. »Ja, doch weit mehr in der Seele als am Leibe.« »Wir werden Eure Seele erretten,« sprach der junge Mann, »doch seid Ihr wirklich der Scharfrichter von Bethune, wie diese Leute sagen?« Der Verwundete, welcher zweifelsohne fürchtete, der Name Scharfrichter möchte ihm den letzten Beistand rauben, den er in Anspruch nahm, entgegnete rasch: »Das heißt, ich bin es gewesen, doch bin ich es jetzt nicht mehr; seit fünfzehn Jahren habe ich mein Amt abgetreten. Wohl bin ich noch bei den Exekutionen anwesend, doch vollstreckte ich sie nicht mehr selbst.« »Ihr habt sonach einen Abscheu vor Eurem Stande?« Der Scharfrichter stieß einen tiefen Seufzer aus, dann sagte er: »So lang ich nur im Namen des Gesetzes und der Gerechtigkeit gerichtet habe, ließ mich mein Stand unter dem Schirme des Gesetzes und der Gerechtigkeit in Ruhe schlafen; allein seit jener entsetzlichen Nacht, wo ich mich zum Werkzeuge einer persönlichen Rache hingab, und das Richtschwert mit Haß über ein Geschöpf Gottes zückte, seit jenem Tage –-«

Der Scharfrichter hielt inne und schüttelte den Kopf mit verzweiflungsvoller Miene. »Redet,« sprach Francis, der sich an das Bett des Kranken gesetzt hatte und Teilnahme an einer Erzählung zu fassen begann, welche sich auf eine so sonderbare Weise ankündigte. »Ach,« seufzte der Sterbende mit dem ganzen Ausdrucke eines lang unterdrückten Schmerzes, der endlich ausbricht, »ach, ich habe mittlerweile diese Gewissensbisse zwanzig Jahre hindurch mit guten Werken zu besänftigen versucht; ich habe die Grausamkeit abgelegt, welche denen, die Blut vergießen, gleichsam zur Natur geworden ist, und setzte bei jeder Gelegenheit mein Leben ein, um das Leben derer zu erretten, welche in Gefahr schwebten, und so erhielt ich der Welt menschliche Geschöpfe gegen diejenigen, welche ich ihr geraubt habe. Das ist noch nicht alles: ich verteilte die Güter, welche ich in der Ausübung meines Amtes erworben, unter die Armen, ward ein eifriger Besucher der Kirchen, und gewöhnte die

Leute; welche mich mieden, daran, mich zu sehen. Alle vergaben mir, einige liebten mich sogar. allein ich fürchte, Gott habe mir nicht vergeben, da mich die Erinnerung an jene Exekution unablässig verfolgt, und mir ist, als ob sich der Geist jenes Weibes allnächtlich vor mir aufrichte.«

Der Sterbende schloß die Augen und erhob ein Stöhnen. Francis fürchtete sicherlich, er möchte sterben, ohne weiter zu sprechen, denn er fuhr rasch fort: »Redet weiter, noch weiß ich nichts, und wenn Ihr Eure Erzählung beendet habt, will ich mit Gott richten.« »Ach, ehrwürdiger Vater« fuhr der Scharfrichter fort, »zumal des nachts und wenn ich irgendeinen Fluß übersetze, verdoppelt sich dieser Schrecken, den ich nicht zu bewältigen vermochte; dann ist mir, als würde meine Hand schwer, und als laste in ihr noch das Richtschwert, als nähme das Wasser die Farbe des Blutes an, und als vereinigten sich alle Stimmen der Natur, das Rauschen der Bäume, das Tosen des Windes, das Plätschern der Wogen, um eine klagende, verzweifelnde, schreckenvolle Stimme zu bilden, welche mir zuruft: 'Laß Gottes Gerechtigkeit walten!'« »Das ist Delirium,« murmelte Francis kopfschüttelnd Der Scharfrichter faßte ihn am Arme, indem er sagte: »Delirium – Ihr sagt Delirium! Ach, nein, es war an einem Abend, ich habe ihre Leiche in den Fluß geworfen – das sind Worte, die mir meine Gewissensbisse wiederholen – ich habe sie in meinem Hochmut ausgesprochen; nachdem ich das Werkzeug der menschlichen Gerechtigkeit gewesen, dachte ich, das der Gerechtigkeit Gottes geworden zu sein. – Es war an einem Abend, wo mich ein Mann aufsuchte, und mir einen Befehl vorzeigte. Ich folgte ihm. Vier andere Herren erwarteten mich. Sie nahmen mich vermummt mit. Ich habe mir stets vorbehalten, mich zu widersetzen, falls mir der Dienst ungerecht schien, den man von mir fordern sollte. Endlich zeigten sie mir durch das Fenster eines kleinen Hauses ein Weib, das sich mit den Ellbogen auf ein Tischlein stemmte, und sagten zu mir: ‚Das ist diejenige, welche Ihr hinrichten sollet!'« »Schaudervoll!« rief Francis, »und Ihr habt Folge geleistet?« »Ehrwürdiger Vater, dieses Weib war ein Ungetüm; wie es hieß, hatte sie ihren zweiten Gemahl vergiftet, ihren Schwager umzubringen versucht, der sich unter diesen Männern befand; tags zuvor hatte sie eine junge Frau vergiftet, die ihre Nebenbuhlerin war, und ehe sie England verließ, hatte sie, wie man sagt, den Günstling des Königs ermorden lassen.« »Buckingham?« rief der vorgebliche Mönch. »Ja, ganz richtig, Buckingham.« »Sonach war diese

Frau eine Engländerin?« »Nein, sie war Französin, doch hatte sie sich in England vermählt.«

Francis erblaßte, trocknete sich die Stirn und schob an der Türe den Riegel vor. Der Scharfrichter dachte, er wolle ihn verlassen, und sank seufzend auf sein Bett zurück. »Nein, nein, hier bin ich,« erwiderte Francis, und kehrte rasch zurück; »erzählet weiter, wer waren diese Männer?« »Der eine war, wie ich glaube, ein Ausländer, die vier andern Franzosen, welche die Uniform der Musketiere trugen.« »Ihre Namen?« »Ich kannte sie nicht; nur haben die vier anderen Herren den Engländer Mylord genannt.« »War diese Frau schön?« »Jung und schön, ja, besonders schön!« Francis schien auf seltsame Weise tief erschüttert; alle seine Glieder erbebten, man sah es, er wollte eine Frage stellen, doch wagte er es nicht. Nachdem er sich endlich mit Gewalt beherrscht hatte, fragte er: »Wie hieß diese Frau?« »Ich kannte sie nicht; wie schon gesagt, hat sie sich zweimal verheiratet, und einmal, wie es scheint, in Frankreich, das anderemal in England.« »Sie war jung, sagt Ihr?« »Etwa fünfundzwanzig Jahre alt.« »Schön?« »Bezaubernd.« »Blond?« »Ja.« »Lange Haare, nicht wahr? – die bis auf ihre Schultern niederwallten?« »Ja.« Der Scharfrichter stützte sich auf seine Kissen und heftete einen entsetzten Blick auf Francis, der totenfahl wurde. »Und Ihr habt sie getötet?« fragte dieser. »Ihr habt jenen Elenden als Werkzeug gedient, die sie nicht selber zu töten wagten? Ihr hattet kein Erbarmen mit dieser Jugend, dieser Schönheit, dieser Schwäche? Ihr habt sie getötet – diese Frau?« »Ach,« seufzte der Scharfrichter, »wie ich Euch sagte, ehrwürdiger Vater, so verbarg diese Frau unter einer himmlischen Hülle einen höllischen Geist, und als ich sie sah, als ich mich all des Bösen erinnerte, das sie mir selber angetan hatte ...« »Euch? – was konnte sie Euch antun? redet.« »Sie hat meinen Bruder verführt und ins Verderben gestürzt; sie war mit ihm entflohen, da er ins Kloster gehen wollte.« »Mit deinem Bruder?« »Ja, mein Bruder war ihr erster Geliebter, und sie war die Ursache seines Todes. Ach, ehrwürdiger Vater, starret mich doch nicht so an; ich bin, ach! sehr straffällig, und habe keine Lossprechung zu hoffen.« »Nenne ihren Namen,« rief Francis. »Anna de Breuil,« stammelte der Verwundete. »Anna de Breuil!« rief Francis, indem er sich wieder emporrichtete und die beiden Hände zum Himmel erhob; »Anna de Breuil! nicht wahr, du hast gesagt Anna de Breuil?« »Ja, ja, das war ihr Name – o, sprecht mich los, denn' ich sterbe.« »Ich soll dich lossprechen?« rief Francis mit, verzerrtem

Gesichte aus, bei dessen Anblick sich die Haare auf dem Haupte des Sterbenden sträubten, »ich soll dich lossprechen? Ha, ich bin kein Priester.« »Ihr seid kein Priester?« rief der Scharfrichter; »wer seid Ihr denn?« »Das will ich dir sagen. Elender!« »O Herr, mein Gott!« »Ich bin John Francis de Winter!« »Ich kenne Euch nicht,« rief der Scharfrichter. »Halt, halt! Du sollst mich kennen lernen; ich bin John Francis de Winter.« wiederholte er, »und jene Frau ...« »Nun, jene Frau?« »Sie war meine Mutter.«

Der Scharfrichter stieß den ersten Schrei aus, jenen furchtbaren Schrei, den man zuerst vernommen hatte, und stammelte: »O, verzeiht mir, ja, verzeiht mir, wenn nicht im Namen Gottes, doch mindestens in Eurem Namen; wenn nicht als Priester, doch mindestens als Sohn.« »Dir verzeihen?« rief der falsche Mönch, »dir verzeihen? das mag Gott vielleicht tun, allein ich – niemals.« »Aus Barmherzigkeit!« stammelte der Scharfrichter, und streckte beide Arme nach ihm aus. »Keine Barmherzigkeit für den, der kein Erbarmen gehabt hat; stirb unbußfertig, stirb in Verzweiflung, fahre zur Verdammnis.« Da zog er einen Dolch unter dem Gewande hervor und bohrte ihm denselben in die Brust. »Da hast du,« sprach er, »meine Lossprechung.«

Grimaud spricht

Grimaud war allein bei dem Scharfrichter zurückgeblieben; der Wirt war fortgeeilt, um Hilfe zu holen, und die Wirtin betete. Nach einem Weilchen öffnete der Verwundete seine Augen wieder. »Hilfe!« stammelte er, «Hilfe! ach, mein Gott! finde ich denn keinen Freund mehr hienieden, der mir im Leben oder im Tode beisteht?« Er legte mit Anstrengung die Hand auf seine Brust – wo er dem Griffe des Dolches begegnete. »O,« stöhnte er wie ein Mensch, der sich erinnert, dann ließ er seinen Arm zur Seite herabgleiten. »Mut gefaßt, « rief ihm Grimaud zu, »man holt Hilfe herbei.« »Wer seid Ihr?« fragte der Verwundete und starrte Grimaud mit weit geöffneten Augen an. »Ein alter Bekannter,« entgegnete Grimaud. »Ihr?« Der Verwundete suchte sich an die Züge desjenigen zu erinnern, der so mit ihm sprach, und fragte: »Bei welcher Gelegenheit trafen wir uns denn?« »Vor zwanzig Jahren in einer Nacht. Mein Herr holte Euch in Bethune ab und führte Euch nach Armentieres.« »Nun erkenne ich Euch,« versetzte der Scharfrichter, »Ihr wäret einer von den vier Dienern.« »Ganz richtig.« »Woher kommt Ihr?« »Ich reiste die Straße vorbei und lehrte in diesem Wirtshause ein, um mein Pferd sich erfrischen zu lassen. Man sagte mir, der Scharfrichter von Bethune liege hier verwundet, als Ihr zwei Schreie ausstießet. Bei dem erste« eilten wir herbei, bei dem zweiten sprengten wir die Türe.« «Und der Mönch?« fragte der Scharfrichter, »sahet Ihr den Mönch?« »Nein, er war nicht mehr hier; er scheint durch das Fenster entflohen zu sein; hat denn er Euch verwundet?« »Ja,« entgegnete der Scharfrichter.

Grimaud machte Miene, als wollte er sich entfernen. »Was wollt Ihr tun?« fragte der Verwundete. »Man muß ihm nachsetzen.« »Davor hütet Euch wohl.« »Weshalb?« »Er hat sich gerächt, und tat wohl daran. Jetzt erst, da ich abbüße, hoffe ich auf Gottes Vergebung.« »Erklärt Euch,« sagte Grimaud. »Jene Frau, die Eure Herren und Ihr mich töten ließet.« »Mylady?« »Ja, Mylady, richtig, Ihr habt sie so genannt ...« »In welcher Beziehung steht Mylady mit dem Mönch?« «Sie war seine Mutter.« Grimaud schauderte und starrte den Sterbenden mit trüben, fast lichtlosem Augen an. »Seine Mutter?« wiederholte er. »Ja, seine Mutter.« »Kennt er also jenes Geheimnis?« »Ich hielt ihn für einen Mönch, und entdeckte es

ihm.« »Unglückseliger!« rief Grimaud, dem sich schon bei dem bloßen Gedanken an die Folgen, die eine solche Entdeckung haben könne, die Haare mit Schweiß befeuchteten; »Unglückseliger, Ihr nanntet doch niemanden, wie ich hoffe?« »Ich sprach keinen Namen aus, da ich keinen kannte, ausgenommen den Geschlechtsnamen seiner Mutter, woran er sie erkannt hat; allein er weiß, daß sein Oheim unter der Zahl der Richter war.«

Nach diesen Worten sank er erschöpft zurück. Grimaud wollte ihm Hilfe leisten und streckte die Hand aus nach dem Hefte des Dolches. Rührt mich nicht an,« sprach der Scharfrichter; »wie man diesen Dolch herauszieht, muß ich sterben.« Grimaud blieb mit ausgestreckter Hand stehen, dann schlug er sich plötzlich mit der Hand vor die Stirn und rief: »Ha, wenn dieser Mensch je erfährt, wer die anderen sind, so ist mein Herr verloren.« »Eilt,« rief der Scharfrichter, »eilt und warnt ihn, wenn er noch lebt; eilt, und warnet die Freunde. Seid überzeugt, mit meinem Tode entwickelt sich noch nicht jenes schreckliche Abenteuer.« »Wohin ist er gegangen?« fragte Grimaud. »Nach Paris.« »Wer hat ihn angehalten?« »Zwei junge Edelleute, die sich zu dem Heere begaben, und von denen der eine, dessen Namen ich von seinem Begleiter aussprechen hörte, sich Vicomte von Bragelonne genannt hat.« »Und dieser junge Mann führte Euch den Mönch zu?« »Ja.« Grimaud schlug die Augen zum Himmel auf und rief: »So war es denn Gottes Wille.« »Zweifelsohne,« entgegnete der Verwundete. »Dann ist es entsetzlich,« seufzte Grimaud, »und doch hat dieses Weib ihr Los verschuldet. Seid Ihr denn nicht auch dieser Ansicht?« »Im Augenblick des, Todes,« versetzte der Scharfrichter, erscheinen uns die Sünden anderer seht klein im Vergleiche zu den unsrigen.« Darauf sank er abermals erschöpft zurück und schloß die Augen.

Der Arzt war gekommen und näherte sich dem Sterbenden, der ohnmächtig schien. Wie schon gesagt, war der Dolch bis an den Griff hineingebohrt. Der Wundarzt erfaßte das Ende des Heftes; nach Maßgabe, als er an sich zog, öffnete der Verwundete mit entsetzlicher Starrheit die Augen. Als die Klinge völlig aus der Wunde gezogen, bedeckte ein rötlicher Schaum den Mund des Unglücklichen, dann spritzte in dem Momente, wo er Atem holte, ein Blutstrom aus der Mündung der Wunde empor; der Sterbende stierte mit einem eigenen Ausdruck Grimaud an, stieß ein dumpfes Röcheln aus und veratmete auf der Stelle.

Grimaud nahm nun den mit Blut übergossenen Dolch, der auf dem Boden lag. Er war anfangs gewillt, geradewegs nach Paris zurückzukehren, allein er dachte an die Besorgnisse, in die seine längere Abwesenheit Rudolf versetzen würde; er dachte, Rudolf wäre nur zwei Meilen voraus, und er könnte in einer halben Stunde bei ihm sein, wobei zum Hin- und Zurückreiten und Erklären nur eine Stunde erforderlich wäre; sonach sprengte er von hinnen, und war in zwanzig Minuten bei dem *Mulet couronné*, dem einzigen Gasthofe in Mazingarde. Er war bei den ersten Worten, die er mit dem Wirte wechselte, versichert, daß er den eingeholt habe, welchen er suchte.

Rudolf saß eben mit dem Grafen von Guiche und seinem Hofmeister zu Tische. Auf einmal ging die Türe auf, und Grimaud trat ein, bleich, und bedeckt mit dem Blute jenes Unglücklichen. »Grimaud, mein guter Grimaud!« rief Rudolf, »endlich bist du hier! Entschuldigt, meine Herren, er ist kein Diener, er ist ein Freund.« Er stand auf, eilte ihm entgegen und fuhr fort: »Doch was ist dir denn? Wie bleich du aussiehst – Blut! woher kommt dieses Blut?«

»Wirklich, das ist Blut,« sprach der Graf, indem er aufstand. »Bist du verwundet, mein Freund?«

»Nein, gnädiger Herr,« versetzte Grimaud, »dieses Blut ist nicht das meinige.«

»Also wessen denn?« fragte Rudolf.

»Es ist das Blut jenes Unglücklichen, den Sie im Wirtshaus zurückgelassen haben, und der in meinen Armen gestorben ist.«

»In deinen Armen – jener Mann? weißt du, wer es war?«

»Ja,« erwiderte Grimaud. »Es war der vormalige Scharfrichter von Bethune.«

»Das weiß ich.«

»Du kanntest ihn?«

»Ich kannte ihn.«

»Und er starb?«

»Ja.«

Die zwei jungen Männer blickten einander an. »Geh, Grimaud, und laß dich bedienen; schaffe an, bestelle, und wenn du dich erquickt hast, so laß uns plaudern.«

»Nein, gnädiger Herr, nein,« antwortete Grimaud, »ich kann hier keinen Augenblick verweilen, ich muß nach Paris zurückkehren.«

»Wie, du kehrest nach Paris zurück? Du irrst; Olivain geht dahin und du bleibst hier.«

»Im Gegenteil, Olivain wird bleiben, und ich reise, ich bin ausdrücklich gekommen, um es Ihnen zu melden.«

»Aus welcher Veranlassung ward das abgeändert?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Erkläre dich.«

»Ich kann mich nicht erklären.«

»Geh doch, was soll dieser Scherz?«

»Der Herr Vicomte weiß, daß ich niemals scherze.«

»Ja. allein ich weiß auch, daß der Herr Graf de la Fère zu mir sagte, du würdest bei mir bleiben, und Olivain sollte nach Paris zurückgehen. Ich werde mich an die Befehle des Herrn Grafen halten.«

»Doch nicht unter diesen Umständen, gnädiger Herr!«

»Willst du mir etwa ungehorsam werden?«

»Ja, gnädigster Herr, da es sein muß.«

»Also bestehst du darauf?«

»Ich gehe, Herr Vicomte; seien Sie glücklich.«

Grimaud verneigte sich und wandte sich der Türe zu, um fortzugehen. Rudolf war entrüstet und zugleich besorgt, stürzte ihm nach und hielt ihn am Arm zurück, während er ausrief: »Grimaud, du bleibst hier, ich will es!«

»Dann,« erwiderte Grimaud, »dann wollen Sie, daß ich den Herrn Grafen ermorden lasse.« Grimaud verneigte sich abermals und machte Miene, sich zu entfernen. »Ha, Grimaud, mein Freund!« rief der Vicomte, »du wirst nicht so fortgehen, und mich in solcher Angst lassen. Rede, Grimaud, im Namen des Himmels, rede!« Rudolf sank ganz wankend auf einen Stuhl nieder. »Ich kann Ihnen nur eins mitteilen, gnädiger Herr, denn das Geheimnis, das Sie von mir fordern, gehört nicht mir. Nicht wahr. Sie sind einem Mönche begegnet?« »Ja.« Die zwei Männer blickten sich voll Schauder an. »Sie haben ihn zu dem Verwundeten gebracht?« »Ja.« »So hatten Sie Zeit, ihn zu sehen?« »Ja.« »Und vielleicht werden Sie ihn wieder erkennen, wenn Sie ihm je noch einmal begegnen sollten?« »O ja, das schwöre ich!« rief Rudolf. »Auch ich,« sagte de Guiche. »Nun, wenn Sie diesem Menschen, der nicht Mönch ist, je wieder begegnen, wo es auch wäre, auf der Heerstraße, in der Stadt, in irgendeinem Gebäude, so setzen Sie den Fuß auf ihn und zermalmen Sie ihn ohne Mitleid, ohne Erbarmen, wie Sie es mit einer Viper, einer Schlange, einer Schleiche tun würden; treten und lassen Sie ihn nicht früher los, bis er völlig tot ist, denn so lang er lebt, bleibt mir das Leben von fünf Menschen zweifelhaft.« Und ohne daß Grimaud noch ein Wort beifügte, benützte er das Erstaunen und den Schrecken, in welche er diejenigen versetzt hatte, die ihn anhörten, um aus dem Zimmer zu eilen.

Am Tage vor der Schlacht

Rudolf ward aus seinen düsteren Betrachtungen durch den Wirt gezogen, der rasch in das Zimmer trat, worin der eben erzählte Auftritt stattgefunden hatte, und ausrief: »Die Spanier! die Spanier!« Indes nun Herr d'Arminges

Befehl gab, daß die Pferde zum Aufbruch bereitgehalten werden, gingen die zwei jungen Männer zu den höchsten Fenstern im Hause, welche die Aussicht auf die Umgebung hatten, und sahen wirklich in der Richtung gegen Mersin und Sains ein starkes Infanterie- und Kavalleriekorps heranrücken. Diesmal war es kein herumstreifender Haufen von Parteigängern mehr, sondern ein ganzes Heer. Es ließ sich somit kein anderer Entschluß fassen, als die verständigen Vorschriften des Herrn d'Arminges zu befolgen, und sich zurückzuziehen. Die jungen Männer gingen in Eile hinab. Herr d'Arminges saß schon zu Pferde. Olivain hielt die zwei Pferde der jungen Herren an der Hand, und die Lakaien des Grafen von Guiche bewachten sorgsam zwischen sich den spanischen Gefangenen, der auf einem Gaule ritt, den man für ihn kaufte. Man hatte ihm zur größeren Vorsicht die Hände gefesselt.

Die kleine Truppe ritt im Trab auf dem Wege nach Cambrin dahin, wo man den Prinzen zu treffen hoffte, allein er war seit gestern nicht mehr dort, sondern zog sich zurück nach la Basssée, da ihm eine falsche Botschaft meldete, der Feind setze über die Lys bei Estaire.

Da nun der Prinz durch diese Botschaft getäuscht war, so zog er seine Truppen in der Tat von Bethune zurück, vereinigte alle seine Streitkräfte zwischen Vieille-Chapelle und Benthie, und da er eben von einer Rekognoszierung auf der ganzen Linie mit dem Marschall von Grammont zurückgekehrt war, so setzte er sich zu Tische und befragte die Offiziere, welche an seiner Seite saßen, über die Erkundigungen, die seinem Auftrage gemäß, jeder von ihnen einzuziehen hatte, doch wußte niemand ihm bestimmte Nachrichten zu geben. Die feindliche Armee hatte sich seit achtundvierzig Stunden aus dem Gesichtsfelde verloren und schien verschwunden zu sein. Der Marschall von Grammont erbat sich mit einem Blick die Erlaubnis des Prinzen und ging hinaus. Der Prinz folgte ihm mit den Augen, und seine Blicke blieben auf die Türe geheftet, da niemand zu sprechen wagte, aus Furcht, ihn in seinen Gedanken zu stören.

Auf einmal ertönte ein dumpfer Donner; der Prinz stand schnell auf und streckte die Hand in der Richtung aus, woher der Donner kam. Er kannte recht gut diesen Donner – es war der von Kanonen. Jeder stand auf wie er. In diesem Momente ging die Türe auf. »Gnädigster Herr,« sprach der

Marschall von Grammont strahlend, »wollen Ew. Hoheit zu erlauben geruhen, daß mein Sohn, der Graf von Guiche, und sein Reisegefährte, der Vicomte von Bragelonne» Ihnen Nachrichten über den Feind bringen, den wir suchen, und den sie gefunden haben?« »Wie doch, erlauben?« entgegnete der Prinz lebhaft; »ich erlaube es nicht bloß, sondern wünsche es; laß sie eintreten.«

Der Marschall führte die zwei jungen Männer heran, sie standen vor dem Prinzen. »Redet, meine Herren,« sprach der Prinz, sie begrüßend, »erst redet, und dann wollen wir uns die üblichen Komplimente machen. Das Dringlichste für uns alle ist jetzt, zu erfahren, wo der Feind steht, und was er tut. Dem Grafen von Guiche stand natürlicherweise das Wort zu; er war nicht bloß der ältere der zwei jungen Männer, sondern er wurde auch noch von seinem Vater dem Prinzen vorgestellt. Überdies kannte er den Prinzen schon seit langem, während ihn Rudolf heute zum ersten Male sah. Somit berichtete er dem Prinzen das, was sie im Wirtshause zu Mazingarde gesehen hatten.

Mittlerweile betrachtete Rudolf diesen jungen General, der sich bereits durch die Schlachten von Rocroy, Freiberg und Nördlingen so berühmt gemacht hatte. Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, welchen man seit dem Tode Heinrichs von Bourbon, seines Vaters, der Kürze wegen und nach der damaligen Gewohnheit den »Prinzen« 113 nannte, war ein junger Mann von sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahren, mit einem Adlerblick, agl' occhi Grifagni, wie sich Dante ausdrückt, mit gebogener Nase, langen, geringelten Haaren, von mittlerer Größe und wohl gebaut; er besaß alle Eigenschaften eines großen Kriegers, nämlich scharfen Blick, raschen Entschluß und unglaublichen Mut, während er zugleich ein Mann voll Eleganz, Geist und Witz war.

Auf die ersten Worte des Grafen von Guiche und nach der Richtung, aus welcher der Kanonendonner dröhnte, hatte der Prinz alles verstanden. Der Feind mußte bei Saint-Venaut über die Lys gesetzt haben und gegen Lens vorgerückt sein, da er zuverlässig diese Stadt einnehmen und das Heer von Frankreich abschneiden wollte. Diese Kanonen, welche mit ihrem Donner von Zeit zu Zeit die andern überhallten, waren grobes Geschütz, und antworteten auf die spanischen und lothringischen Kanonen. Allein wie

stark war dieses Heer? war es ein Korps, das nur eine Diversion bezwecken wollte? war es die ganze Armee? Das war des Prinzen letzte Frage, auf welche de Guiche unmöglich antworten konnte. Da sie jedoch die wichtigste war, so war sie auch diejenige, welche der Prinz auf das genaueste und pünktlichste beantwortet wissen wollte.

Nun überwand Rudolf das ganz natürliche Gefühl von Schüchternheit, das sich dem Prinzen gegenüber unwillkürlich seiner bemächtigt hatte, trat näher hinzu und sprach: »Würde mir Ew. Hoheit erlauben, über diesen Punkt einige Worte zu wagen, die vielleicht Ihre Verlegenheit beheben könnten?«

Der Prinz wandte sich um, und schien den jungen Mann mit einem einzigen Blick zu mustern, und lächelte, als er einen Jüngling vor sich sah, der kaum fünfzehn Jahre zählte. »Allerdings, mein Herr, redet,« sagte er, indem er seine barsche und starke Stimme milderte, als hätte er ein Frauenzimmer vor sich. »Ew. Hoheit könnte den spanischen Gefangenen anhören,« erwiderte Rudolf mit Erröten. Ihr machtet einen Spanier zum Gefangenen?« rief der Prinz.»Ja, gnädigster Herr.« »Ja, wirklich,« fiel de Guiche ein, »ich habe ihn vergessen.« »Das ist sehr natürlich, Graf,« sprach Rudolf lächelnd, »weil Ihr ihn zum Gefangenen gemacht habt.« Der alte Marschall wandte sich dankbar für dieses, seinem Sohne erteilte, Lob zu dem Vicomte, indes der Prinz sagte: »Der junge Mann hat recht; man führe den Gefangenen vor.«

Man brachte den Parteigänger. Es war einer von jenen unter Tücke und Plünderung ergrauten Condottieri, wie es damals noch einige gab, die ihr Blut an jeden verkauften, er es bezahlen wollte. Seit seiner Gefangennehmung sprach er nicht ein Wort, so daß die, welche ihn festgenommen, selbst nicht wußten, welcher Nation er angehöre. Der Prinz sah ihn voll Mißtrauen an und fragte: »Von welcher Nation bist du?« Der Gefangene antwortete einiges in einer fremden Sprache. »Ah, er scheint Spanier zu sein. Grammont, sprechen Sie spanisch?« »Meiner Treue, gnädigster Herr, sehr wenig.« »Und ich gar nichts,« sprach der Prinz lachend. »Meine Herren,« fuhr er fort, und wandte sich zu denen, die ihn umgaben, »ist jemand unter Euch, der spanisch versteht und mir als Dolmetsch dienen wollte?« »Ich, gnädigster Herr,« antwortete Rudolf. »Ah,

Ihr sprecht spanisch?« »Wie ich glaube genugsam, um den Befehlen Ew. Hoheit bei dieser Gelegenheit nachzukommen.«

Der Gefangene verhielt sich während dieser ganzen Zeit gleichgültig, als hätte er ganz und gar nicht verstanden, um was es sich handelt. Da sprach zu ihm der junge Mann im reinsten Castilianisch: »Der gnädigste Herr ließ dich fragen, welcher Nation du angehörst?« »Ich bin ein Deutscher,« erwiderte der Gefangene. »Zum Teufel, was sagt er denn? fragte der Prinz, »was ist das für ein neues Kauderwelsch?« »Gnädigster Herr,« entgegnete Rudolf, »er sagt, daß er ein Deutscher sei; allein ich zweifle, denn sein Akzent ist schlecht und seine Aussprache fehlerhaft.« »Ihr sprecht somit auch deutsch?« fragte der Prinz. »Ja, gnädigster Herr,« entgegnete Rudolf. »Hinlänglich um ihn in dieser Sprache zu verhören?«»Ja, gnädigster Herr.« »Verhöret ihn also.«

Rudolf fing das Verhör an, allein der Erfolg bewährte seine Voraussicht. Der Gefangene verstand das nicht oder tat, als verstände er nicht, was Rudolf zu ihm sprach, während Rudolf wieder seine halb flamändischen, halb elsässischen Antworten falsch verstand. Indes hatte Rudolf mitten unter all diesen Bemühungen des Gefangenen, ein Verhör zu vereiteln, den natürlichen Akzent dieses Mannes ausgemittelt und sprach zu ihm auf italienisch: »Du bist kein Spanier, bist kein Deutscher, sondern ein Italiener.« Der Gefangene grinste und biß sich in die Lippen. »Ah,« rief der Prinz von Condé, »das verstehe, ich vollkommen, und da er Italiener ist, will ich das Verhör fortsetzen. Vicomte, ich danke Euch und ernenne Euch hiermit zu meinem Dolmetsch.«

Allein der Gefangene war ebensowenig geneigt, italienisch zu antworten als in den anderen Sprachen; er wollte den Fragen immer nur ausweichen. Sonach wußte er auch von nichts, weder von der Zahl der Feinde, noch von dem Namen dessen, der sie anführte, noch von dem Zuge der Armee und ihrer Absicht. »Nun gut,« sprach der Prinz, der die Ursachen dieser verstellten Unwissenheit einsah; »dieser Mann ist bei Mord und Plünderung betreten worden; er hätte sich dadurch, daß er Antwort gab, das Leben erkaufen können, da er aber nicht sprechen will, so führt ihn fort und schießt ihn tot.«

Der Gefangene wurde blaß, die zwei Soldaten, welche ihn hierher geführt hatten, faßten ihn jeder bei einem Arme und zogen ihn gegen die Türe hin, indes sich der Prinz zu dem Marschall von Grammont wandte, und den erteilten Befehl vergessen zu haben schien. Als der Gefangene bei der Türschwelle ankam, blieb er stehen: die Soldaten, welche nur ihren Befehl kannten, wollten ihn von hinnen zerren. »Einen Augenblick!« rief der Gefangene auf französisch: »gnädigster Herr! ich bin bereit zu sprechen.«

»Ah!« sprach der Prinz lachend, »wußte ich doch, daß wir an dieses Ziel kommen würden. Ich habe ein wundersames Geheimnis, um die Zungen zu lösen.«

»Allein unter der Bedingung,« sagte der Gefangene, »daß mir Ew. Hoheit das Leben zusichert.«

»Auf Edelmannswort,« sprach der Prinz. »Nun so verhören Sie mich, gnädigster Herr.«

»Wo hat das Heer über die Lys gesetzt?«

»Zwischen Saint-Venaut und Aire.«

»Wer befehligt es?«

»Der Graf von Fuenfaldagna, der General Beck und der Erzherzog in Person.«

»Wie stark ist es?«

»Es zählt achtzehntausend Mann und sechsunddreißig Kanonen.«

»Und marschiert –?«

»Gegen Lens.«

»Seht Ihr nun, meine Herren!« sprach der Prinz und wandte sich mit triumphierender Miene zu dem Marschall von Grammont und den andern Offizieren. »Ja, gnädigster Herr,« entgegnete der Marschall, »Sie haben alles das erraten, was zu erraten dem menschlichen Geiste möglich ist.«

»Ruft mir Plessis-Belliève, Villequier und d'Erlac,« sprach der Prinz, »ruft alle Truppen zurück, die jenseits der Lys stehen; sie sollen sich bereit halten, heute nacht aufzubrechen: morgen wollen wir höchstwahrscheinlich den Feind angreifen.« Dann wandte er sich zu dem Gefangenen und fuhr fort: »Führet diesen Menschen hinweg, und habt auf ihn ein sorgsames Auge. Sein Leben hängt ab von den Auskünften, die er uns erteilt hat; sind sie wahr, so soll er frei sein, sind sie falsch, so werde er erschossen.« Man brachte den Gefangenen hinweg. »Graf von Guiche,« fuhr der Prinz fort, »Ihr bleibt bei Eurem Vater, da Ihr ihn seit langer Zeit nicht gesehen habt.« – Dann wandte er sich zu Rudolf und sagte: »Mein Herr, wenn Ihr nicht allzu sehr ermüdet seid, so begleitet mich.«

»Bis ans Ende der Welt, gnädigster Herr.« rief Rudolf, da er für diesen jungen Heerführer, der ihm seines Rufes so würdig schien, eine nie gekannte Begeisterung fühlte. »Gehen wir also, mein Herr,« sprach er; »Ihr seid ein guter Ratgeber, das haben wir eben erfahren; morgen werden wir sehen, wie Ihr bei der Ausführung seid.«

Inzwischen erdröhnten bei jedem Schritte, mit dem sich die kleine Truppe Lens näherte, die Kanonen immer lauter. Der Prinz bewaffnete sich mit dem Blicke eines Geiers. Man hätte geglaubt, er besitze die Kraft, durch den Vorhang von Bäumen zu dringen, der sich vor ihm ausbreitete und den Horizont begrenzte. Endlich vernahm man den Kanonendonner so nahe, als befände man sich wirklich nicht mehr weiter als etwa eine Meile vom Schlachtfelde entfernt. In der Tat bemerkte man bei der Biegung des Weges das kleine Dorf Annay. Die Bauern waren höchlich bestürzt; das Gerücht von den Grausamkeiten der Spanier erfüllte jeden mit Entsetzen; schon hatten 5 sich die Weiber geflüchtet und nach Vitry zurückgezogen, nur einige Männer blieben noch zurück. Als sie den Prinzen erblickten, eilten sie herbei, da ihn einer aus ihnen erkannt hatte. »Ach, gnädigster Herr, kommen Sie, um all diese Räuber von Spaniern und Lothringern zu vertreiben?«

»Ja.« erwiderte der Prinz, »wenn du mein Führer sein willst.«

»Recht gern, gnädigster Herr. Wohin soll ich Ew. Hoheit führen?«

»Auf irgendeinen hochgelegenen Punkt, von wo ich Lens und seine Umgebungen überblicken kann.«

»In dieser Beziehung habe ich, was Sie bedürfen.«

»Kann ich dir trauen? Bist du ein guter Franzose?«

»Ich bin ein alter Soldat von Rocroy, gnädigster Herr.«

»Da hast du,« sprach der Prinz, indem er ihm seine Börse reichte, »das nimm für Rocroy. Willst du ein Pferd oder gehst du lieber zu Fuß?«

»Zu Fuß, gnädigster Herr, zu Fuß; ich habe stets bei der Infanterie gedient. Überdies denke ich, Ew. Hoheit auf Wegen zu führen, wo Sie wohl selbst absteigen müssen.« »Komm' also,« sprach der Prinz, »und laß uns keine Zeit verlieren. Der Landmann machte sich auf und lief vor dem Pferde des Prinzen her.

Nach Verlauf von zehn Minuten kam man zu den Ruinen eines alten Schlosses, welche den Gipfel eines Hügels krönten, von wo aus man die ganze Gegend überblickte. Kaum eine Viertelstunde entfernt, gewahrte man das aufs äußerste gebrachte Lens, und vor Lens die ganze feindliche Armee. Der Prinz übersah mit einem einzigen Blicke die ganze Strecke von Lens bis Vismy; und in einem Momente entwickelte sich in seinem Geiste der ganze Plan der Schlacht, welche am nächsten Tage Frankreich zum zweiten Male vor einer Invasion bewahren sollte. Er nahm einen Bleistift, riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb:

»Lieber Marschall! In einer Stunde wird Lens in feindlichen Händen sein. Kommt mit dem ganzen Heere zu mir. Ich werde in Vendin sein, um es seine Stellung einnehmen zu lassen. Morgen wird Lens wieder gewonnen und der Feind geschlagen sein.«

Dann wandte er sich zu Rudolf und sagte: »Geht, mein Herr, reitet, so schnell Ihr es vermöget, und bringt Herrn von Grammont diesen Brief.« Rudolf verneigte sich, nahm den Brief, stieg schnell den Berg hinab, schwang sich auf sein Pferd und sprengte von hinnen. Eine Viertelstunde darauf war er bei dem Marschall.

Ein Teil der Truppen war bereits angekommen; die anderen erwartete man mit jedem Augenblicke. Der Marschall von Grammont stellte sich an die Spitze all der Infanterie und Kavallerie, die er zur Verfügung hatte, und begab sich auf die Straße von Vendin, wahrend er den Herzog von Chatillon zurückließ, daß er die übrigen erwarte und nachführe. Die Artillerie war zum Aufbruch bereit und setzte sich in Bewegung. Es war sieben Uhr abends, als der Marschall an dem bezeichneten Orte ankam, wo ihn der Prinz bereits erwartete. Wie er es vorausgesehen, so war Lens gleich nach Rudolfs Aufbruch in die Macht der Feinde gefallen. Um neun Uhr war es finstere Nacht. Man setzte sich schweigend in Bewegung; der Prinz führte die Kolonne. Als das Heer über Annay hinausgekommen war, sah es vor sich Lens; zwei bis drei Häuser standen in Flammen, und ein dumpfes Getöse, womit sich der Todeskampf einer im Sturm eroberten Stadt kundgab, drang bis zu den Soldaten. Der Prinz wies jedem seinen Posten an; der Marschall von Grammont mußte die äußerste Linke einnehmen und sich auf Mèricourt stützen; der Herzog von Chatillon bildete das Zentrum; der Prinz, der den rechten Flügel befehligte, wollte vor Annay bleiben. Die Bewegung wurde ganz im stillen und mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt. Um zehn Uhr hatte jeder seine Stellung eingenommen. Um halb elf Uhr besuchte der Prinz die Posten und erteilte für den nächsten Tag seine Befehle, Der Prinz teilte den Grafen von Guiche seinem Vater zu und behielt Bragelonne bei sich; allein die zwei jungen Männer wünschten, die Nacht miteinander zuzubringen, was ihnen auch zugestanden wurde. Man errichtete für sie ein Gezelt neben dem des Marschalls. Wiewohl der Tag ermüdend gewesen war, so fühlte doch weder der eine noch der andere ein Bedürfnis zum Schlafe.

Kehren wir nun für eine Weile zu unseren Freunden nach Paris zurück.

Die zweite Zusammenkunft der vormaligen Musketiere war nicht so pomphaft und bedrohlich wie die erste. Athos dachte bei seinem stets überlegenen Verstande, die Tafel sei das schnellste und sicherste Vereinigungsmittel; und in dem Momente, wo seine Freunde aus Furcht vor seiner Überlegenheit und Nüchternheit nicht von einer jener guten Mahlzeiten zu reden wagten, die sie einst im Pomme-du-Pin oder in Parpaillot eingenommen, machte er zuerst den Vorschlag, sich bei einem wohlbesetzten Tische einzufinden, wo sich jeder ohne Rückhalt seinem

Charakter und Manieren überlassen sollte, um das gute Einvernehmen zu unterhalten, das ihnen einst den Namen der Unzertrennlichen gegeben habe.

Man tafelte vorzüglich und unterhielt sich mit dem Erzählen der Abenteuer jedes der vier alten Freunde, als plötzlich an die Türe geklopft wurde. »Herein!« rief Athos. »Meine Herren!« sprach der Wirt, »es ist ein Mann hier, der große Eile hat, und einen von ihnen zu sprechen wünscht.«

»Wen?« fragten die vier Freunde.

»Denjenigen, der sich Graf de la Fère nennt.«

»Das bin ich!« rief Athos.

»Und wie heißt dieser Mann?«

»Grimaud.«

»Ha,« sagte Athos erbleichend, »er kommt schon zurück? Was ist Bragelonne zugestoßen?«

»Laßt ihn eintreten.« sprach d'Artagnan. Doch Grimaud war bereits über die Treppe gestiegen und harrte auf dem Vorplatze; er stürzte in das Zimmer und verabschiedete mit einem Winke den Wirt. Der Wirt versperrte die Türe wieder; die vier Freunde waren gespannt. Grimauds Aufregung, seine Blässe, der Schweiß auf seiner Stirn, der Staub auf seinem Gewande, alles zeigte an, daß er eine wichtige und schreckenvolle Botschaft überbringe. »Meine Herren,« sprach er. »jene Frau, über die wir einst in Armentières Gericht gehalten haben, hatte ein Kind, dieses Kind ist ein Mann geworden; die Tigerin hatte ein Junges, der Tiger ist groß gewachsen und kommt zu ihnen; seien Sie auf der Hut.« Athos blickte schwermütig lächelnd auf seine Freunde, Porthos suchte sein Schwert an seiner Seite, das jedoch an der Wand hing, Aramis faßte sein Messer an, d'Artagnan richtete sich empor und rief aus: »Was willst du damit sagen?«

»Daß Myladys Sohn England verlassen hat, in Frankreich ist und nach Paris kommt, wenn er nicht schon hier ist.«

»Zum Teufel!« rief Porthos, »weißt du das gewiß?«

»Gewiß,« entgegnete Grimaud.

Ein langes Schweigen folgte. Grimaud war so atemlos und erschöpft, daß er auf einen Stuhl sank. Athos füllte ein Glas mit Champagner und reichte es ihm. »Nun denn,« sprach d'Artagnan, »wenn er auch wirklich lebt und nach Paris kommt; wir haben schon andere gesehen; er möge nur kommen.«

»Ja,« versetzte Porthos und liebkoste sein an der Wand hängendes Schwert; »er komme, wir erwarten ihn.«

»Überdies ist er nur ein Knabe,« bemerkte Aramis, Grimaud stand auf und sagte: »Ein Knabe? wissen sie, was dieser Knabe getan hat? Als Mönch vermummt, hat er die ganze Geschichte entdeckt, die ihm der Scharfrichter von Bethune reumütig bekannte; und als er von ihm alles erfahren hatte, stieß er ihm diesen Dolch ins Herz. Sehen Sie, er ist noch rot und feucht, da er erst vor dreißig Stunden aus der Wunde gezogen worden ist.« Da warf Grimaud den Dolch auf die Tafel, welchen Francis in der Wunde des Scharfrichters vergessen hatte. D'Artagnan, Porthos und Aramis standen auf und stürzten mit unwillkürlicher Bewegung auf ihre Schwerter hin. Nur Athos blieb ruhig und gedankenvoll sitzen. »Du sagst, Grimaud, er war als Mönch vermummt?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Was für ein Mensch ist er?«

»Wie der Wirt gesagt hat, ist er von meiner Größe, mager, blaß, mit lichtblauen Augen und blonden Haaren.«

»Und – hat er Rudolf gesehen?« fragte Athos. »Sie begegneten einander, und der Vicomte selber führte ihn an das Bett des Sterbenden.« Athos stand auf, ohne daß er ein Wort sprach, und holte gleichfalls sein Schwert von der Wand. »He doch, meine Herren,« rief d'Artagnan, indem er sich bemühte, zu lachen, »wißt Ihr, daß wir aussehen wie feige Weiber? Wie doch, wir, die wir mit offener Stirn Kriegsheeren entgegengezogen sind, wir beben jetzt

vor einem Kinde?« »Ja,« entgegnete Athos, »allein dieses Kind kommt im Namen Gottes.« Und sie entfernten sich eilig aus dem Gasthause.

Der Brief Karls des Ersten

Nun muß der Leser mit uns über die Seine setzen und uns bis zur Pforte des Karmeliterinnenklosters in der Straße Saint-Jacques folgen. Es war elf Uhr früh, die frommen Schwestern hörten eben eine Messe an, welche für das Glück der Waffen des Königs Karl I. gelesen wurde. Als sie aus der Kirche gingen, kehrten eine Frau und ein junges Mädchen in ihre Zelle zurück; jene war wie eine Witwe, diese wie eine Waise schwarz gekleidet. Die Frau kniete vor einem Betschemel von gemaltem Holze nieder, und einige Schritte vor ihr stand das junge Mädchen und weinte, auf einen Stuhl gestützt. Die Frau mußte schön gewesen sein. Das junge Mädchen war reizend, und ihre Schönheit ward durch ihre Tränen noch erhöht. Die Frau schien vierzig Jahre alt zu sein, das Mädchen zählte erst vierzehn.

»Mein Gott!« seufzte die Betende auf den Knien, »erhalte mir meinen Gemahl, beschütze mir meinen Sohn, und nimm mein Leben hin, das so traurig und elend ist.« »Mein Gott,« stammelte das junge Mädchen, »erhalte mir meine Mutter.« »Deine Mutter, Henriette, vermag hienieden nichts mehr für dich,« sprach die betrübte, betende Frau, indem sie sich umwandte. »Deine Mutter hat weder Thron, noch Gemahl, noch Sohn, noch Geld, noch auch Freunde mehr; deine Mutter, mein armes Kind, ist verlassen von aller Welt.« Hierauf warf sie sich in die Arme ihrer Tochter, die eilig hinzugetreten war, um sie zu unterstützen, und fing gleichfalls zu schluchzen an. »Fasse Mut, meine Mutter!« tröstete sie das junge Mädchen. »Ach, in diesem Jahre sind die Könige unglücklich.« seufzte die Mutter, und legte ihr Haupt auf die Schulter ihres Kindes – »und niemand hierzulande denkt an uns, da jeder nur an seine eigenen Angelegenheiten denkt.« »Warum wendest du dich aber nicht an die Königin, deine Schwester?« fragte das junge Mädchen. »Ach,« entgegnete die Betrübte, »die Königin, meine Schwester, ist leider nicht mehr Königin, da in ihrem Namen ein anderer regiert, du wirst das wohl eines Tages begreifen.« »Nun denn, an den König, deinen Neffen – willst du, daß ich mit ihm rede? Du weißt, liebe Mutter, wie lieb er mich hat.« »Der König, mein Neffe, ist

leider noch nicht König, und wie du es weiht, da es uns Laporte zwanzigmal gesagt hat, er leidet selbst Mangel an allem.« »So wollen wir uns an Gott wenden,« sprach das junge Mädchen. Und sie kniete neben ihrer Mutter nieder.

Diese zwei weiblichen Wesen, welche an demselben Betstühle beteten, waren die Tochter und Enkelin Heinrichs IV., die Gemahlin und Tochter Karls I. Als sie eben ihre Andacht beendeten, pochte eine Nonne leise an die Türe der Zelle. »Tretet ein, meine Schwester,« sprach die Frau, während sie ihre Tränen abtrocknete und aufstand. Die Nonne öffnete ehrerbietig die Türe. »Ew. Majestät geruhe mich gnädigst zu entschuldigen, wenn ich Ihre Andacht störe,« sagte sie, »allein es befindet sich im Sprechzimmer ein fremder Herr, der aus England kam, und um die Ehre bittet, Ew. Majestät einen Brief einhändigen zu dürfen.« »O, ein Brief, ein Brief! – vielleicht von dem Könige, Nachrichten von deinem Vater, ohne Zweifel – hörest du, Henriette?« »Ja, Mutter, ich höre und hoffe.« »Und sagt mir, wer ist dieser Herr?« »Ein Edelmann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren.« »Sein Name – nannte er seinen Namen?« »Mylord von Winter.« »Mylord von Winter,« rief die Königin aus, »der Freund meines Gemahls; o, laßt ihn eintreten, laßt ihn kommen!«

Die Königin eilte dem Boten entgegen und ergriff entzückt seine Hand. Als Lord von Winter in die Zelle trat, kniete er nieder und überreichte der Königin einen Brief, in eine goldene Kapsel gerollt. »Ach, Mylord,« sprach die Königin, »Ihr überbringt uns drei Dinge, welche uns seit langem nicht vor Augen kamen. Gold, einen getreuen Freund und einen Brief von dem König, unserem Gatten und Herrn.« Winter verneigte sich abermals, doch war er so bewegt, daß er nicht antworten konnte. »Mylord,« fuhr die Königin fort, indem sie ihm den Brief zeigte, »Ihr begreift wohl, daß es mich drängt, den Inhalt dieses Schreibens zu erfahren.« »Madame, ich entferne mich,« versetzte Winter. »Nein, bleibt,« sprach die Königin, »wir wollen ihn in Eurem Beisein lesen. Begreift Ihr nicht, daß ich tausend Fragen an Euch zu richten habe?«

Winter zog sich einige Schritte zurück und blieb dann schweigend stehen. Mutter und Tochter begaben sich nun in die Nische des Fensters und lasen

begierig den folgenden Brief, während sich die Tochter auf den Arm der Mutter stützte:

»Madame und teuere Gattin! Nun ist es mit uns aufs äußerste gekommen. Ich habe alle Hilfskräfte, die mir Gott noch gelassen hat, im Lager von Naseby zusammengezogen, von wo ich Euch in Eile schreibe. Da erwarte ich das Heer meiner aufrührerischen Untertanen, und will zum letzten Male wider sie streiten. Wenn ich siege, verlängere ich den Kampf, werde ich bestellt, bin ich ganz und gar verloren. Ich will in diesem letzteren Falle die Küsten Frankreichs zu erreichen versuchen. Allein wird man dort einen unglücklichen König aufnehmen können und wollen, der ein so gefährliches Beispiel in ein Land bringt, welches bereits durch bürgerlichen Zwiespalt in Gärung begriffen ist? Eure Weisheit und Liebe werden meine Leitsterne sein. Der Überbringer dieses Schreibens wird Euch das mitteilen, Madame, was ich der Gefahr eines Unfalls nicht anvertrauen kann. Er wird Euch bedeuten, welchen Schritt ich von Eurer Seite erwarte. Auch beauftrage ich ihn mit meinem Segen für meine Kinder, und mit all den Empfindungen und Gesinnungen meines Herzens für Euch, Madame und teure Gattin.«

Der Brief war unterzeichnet anstatt Karl, König – Karl, noch König. »Sei er auch nicht mehr König,« rief sie, »werde er besiegt, gefangen, in die Acht erklärt, wenn er nur am Leben ist. Ach, heutzutage ist der Thron ein zu gefährlicher Sitz, als daß ich wünschte, er möchte auf demselben bleiben. Allein redet, Mylord, verhehlet mir nichts. Wie geht es mit dem Könige? Ist seine Lage so verzweifelt wie er wähnt?« »Leider, Madame, sie ist noch viel verzweifelter, als er selber glaubt. Seine Majestät hat ein so gutes Herz, daß sie den Haß nicht begreift, ein so edles Herz, daß sie den Verrat nicht ahnt. ' England wirbelt in einem Schwindelgeiste, der, es bangt mir sehr davor, nur mit Blut erstickt wird.« »Doch sagt mir, Mylord, was Ihr mir im Namen meines königlichen Gemahls mitzuteilen habt.« »Wohlan, Madame,« entgegnete von Winter, »der König wünscht, Sie möchten die Gesinnung des Königs und der Königin rücksichtlich seiner Person erforschen.« »Wie Ihr wißt,« erwiderte die Königin, »ist der König leider noch ein Kind – und die Königin eine schwache Frau; Herr von Mazarin ist alles.« »Will er etwa in Frankreich die nämliche Rolle spielen, welche Cromwell in England spielt?« »O nein, er ist ein geschmeidiger und

schlauer Italiener, und während Cromwell über die beiden Kammern waltet, hat er im Gegensatze bei seinem Kampfe mit dem Parlament kein andere Stütze als die Königin.« »Das ist dann ein Grund mehr, daß er einen König beschirmt, den die Parlamente verfolgen.« Die Königin schüttelte mit Bitterkeit den Kopf und sagte: »Nach meiner Ansicht, Mylord, wird der Kardinal für uns nichts tun, ja sogar gegen uns sein. Meine und meiner Tochter Anwesenheit in Frankreich ist ihm bereits lästig, um wieviel mehr dann die des Königs. Mylord,« fuhr Henriette schwermütig lächelnd fort, »es ist traurig, das zu sagen, und beinahe beschämend, allein wir haben diesen Winter im Louvre ohne Geld, ohne Wäsche und fast ohne Brot verlebt, und haben oft aus Mangel an Heizung das Bett nicht verlassen.«

»Das ist häßlich!« rief von Winter aus, »die Tochter Heinrichs IV., die Gemahlin des Königs Karl! Warum, Madame, haben Sie sich nicht an den ersten besten von uns gewendet?« »Das ist die Gastlichkeit, welche der Minister einer Königin beweist, und die von ihm ein König ansprechen will.« »Mut gefaßt, Madame!« sprach von Winter, »Mut! verzweifeln Sie nicht. Die Interessen der Krone Frankreichs, welche in diesem Augenblicke so sehr erschüttert ist, bestehen darin, den Aufruhr der nächsten Nachbarn zu unterdrücken. Mazarin ist Staatsmann, und wird diese Notwendigkeit einsehen.« »Seid Ihr aber versichert,« entgegnete die Königin mit einer Miene des Zweifels, »daß man Euch nicht zuvorgekommen ist?« »Wer sollte mir denn zuvorgekommen sein?« fragte von Winter. »Nun, Joyce, Priedge und Cromwell.« »Ein Schneider, ein Fuhrmann, ein Bierbrauer! Ach, Madame, ich hoffe, der Kardinal würde sich nicht mit solchen Leuten in Verbindung einlassen.« »Hm, warum das nicht?« fragte die Königin. »Allein für die Ehre des Königs und der Königin...« »Gut, so laßt uns hoffen, er werde etwas für diese Ehre tun,« antwortete die Königin. »Ein Freund besitzt eine solche Beredsamkeit, Mylord, daß Ihr mich beschwichtiget; so reicht mir denn die Hand und lasset uns zum Minister gehen.« »Madame,« sprach von Winter, »diese Ehre beschämt mich. »Doch wie,« sagte Madame Henriette stehenbleibend, »wenn er sich am Ende weigerte, und wenn der König die Schlacht verlieren würde?« »So müßte sich Ihre Majestät nach Holland flüchten, wo sich, wie ich sagen hörte, Se. Hoheit der Prinz von Wallis befindet.« »Und könnte ich dann auf viele Diener rechnen, wie Ihr seid?« »Leider nicht,« entgegnete von Winter, »allein, ich habe den Fall vorausgesehen und kam, um in Frankreich

Verbündete zu suchen.« »Verbündete?« fragte die Königin, den Kopf schüttelnd, und stieg in ihren Wagen.

Der Brief Cromwells

In dem Momente, als die Königin Henriette die Karmeliterinnen verließ, um sich nach dem Palais-Royal zu begeben, stieg am Tor dieser königlichen Residenz ein Reiter vom Pferd und bedeutete die Wachen, er habe dem Kardinal Mazarin etwas von Wichtigkeit mitzuteilen. »Haben Sie einen Audienzbrief?« fragte der Türhüter, der dem Bewerber entgegenschritt. »Ich habe wohl einen, jedoch nicht von dem Kardinal von Mazarin.« »So treten Sie ein und fragen Sie nach Herrn Bernouin,« sagte der Türhüter.

War es zufällig oder hielt sich Bernouin auf seinem gewöhnlichen Posten und hörte alles, da er hinter der Türe stand. »Mein Herr,« sagte er, »ich bin es, den Sie suchen. Von wem ist der Brief, den Sie Sr. Eminenz überbringen?« »Von dem General Oliver Cromwell,« entgegnete der Ankömmling, »wollen Sie doch Sr. Eminenz diesen Namen nennen und mir dann Antwort bringen, ob sie mich empfangen will oder nicht.« Er nahm dabei die finstere und stolze Haltung an, welche den Puritanern eigen ist.

Nachdem Bernouin auf die ganze Persönlichkeit des jungen Mannes einen prüfenden Blick geworfen hatte, ging in das Kabinett des Kardinals und überbrachte ihm die Worte des Boten. »Ein Mann, der einen Brief von Oliver Cromwell bringt?« fragte Mazarin; und was ist er für ein Mensch?«

»Ein wahrhafter Engländer, gnädigster Herr, rötlich-blonde Haare, mehr rötlich als blond, graublaue Augen, mehr grau als blau, übrigens hochmütig und starr.«

»Er soll seinen Brief abgeben.«

Als nun Bernouin aus dem Kabinett wieder in das Vorgemach kam, sagte er: »Der gnädige Herr verlangt den Brief.«

»Monseigneur wird den Brief nicht ohne den Überbringer sehen,« erwiderte der junge Mann; »um Euch aber zu überzeugen, daß ich wirklich ein

Schreiben bringe, so seht, da ist es.« Bernouin betrachtete das Siegel, und als er sah, daß der Brief wirklich von dem General Oliver Cromwell komme, kehrte er zu Mazarin zurück. »Füget noch bei,« sprach der junge Mann, »ich sei kein gewöhnlicher Bote, sondern ein außerordentlicher Abgesandter.« Als Bernouin in das Kabinett zurückgekehrt und wenige Sekunden darauf wieder herausgekommen war, sagte er, die Türe offen haltend: »Treten Sie ein, mein Herr!«

Der junge Mann trat an die Schwelle des Kabinetts, indem er den Brief in der einen, den Hut in der andern Hand hielt. Mazarin stand auf und sagte: »Mein Herr, Ihr habt für mich ein Beglaubigungsschreiben?«

»Monseigneur, hier ist es,« sprach der junge Mann. Mazarin nahm, erbrach und las es:

»Herr Mordaunt, einer meiner Sekretäre, wird Sr. Eminenz, dem Kardinal Mazarin in Paris dieses Einführungsschreiben überreichen; überdies überbringt er noch ein zweites, vertrauliches Schreiben für Se. Eminenz. Oliver Cromwell.

Sehr wohl, Herr Mordaunt,« sprach Mazarin, »gebt mir diesen zweiten Brief und nehmt Platz.« Der junge Mann zog ein zweites Schreiben aus der Tasche, überreichte es dem Kardinal und setzte sich. Indes überließ sich der Kardinal ganz seinen Betrachtungen und drehte den Brief, ohne ihn zu erbrechen, in seiner Hand herum; um aber den Boten irrezuleiten, fing er seiner Gewohnheit gemäß an, ihn auszufragen und war aus seinen Erfahrungen überzeugt, daß es wenigen Menschen gelang, ihm etwas zu verhehlen, wenn er zugleich fragte und forschte. »Ihr seid noch sehr jung, Herr Mordaunt,« sprach er, »für das mühevolle Geschäft eines Botschafters, bei dem oft die ältesten Diplomaten scheitern.«

»Monseigneur, ich bin dreiundzwanzig Jahre alt, doch irrt Ew. Eminenz, indem sie mich jung nennt. Ich bin älter als Sie, obschon ich Ihre Weisheit nicht habe « »Wieso, mein Herr?« versetzte Mazarin; »ich verstehe Euch nicht.« »Ich sage, gnädigster Herr, daß die Jahre des Leidens doppelt zählen, und daß ich zwanzig Jahre lang gelitten habe.« »Ach ja, nun verstehe ich,« sprach Mazarin, »Mangel an Vermögen. Nicht wahr, Ihr seid arm?« Dann fügte er in Gedanken hinzu: »Diese englischen

Revolutionsleute sind durchwegs Schufte und Gesindel.«»Monseigneur, eines Tages sollte mir ein Vermögen von sechs Millionen zufallen, doch hat man es mir entzogen.« »Ihr seid also kein Mann aus dem Volke?« fragte Mazarin erstaunt. »Besäße ich meinen Rang, so wäre ich Lord; führte ich meinen Namen, so würden Sie einen der berühmtesten Englands hören.« »Wie nennt Ihr Euch also?« fragte Mazarin. »Ich nenne mich Mordaunt,« erwiderte der junge Mann mit einer Verneigung. Mazarin sah, der Abgesandte Cromwells wünsche sein Inkognito zu bewahren. »Ihr habt doch noch Verwandte?« »Ja, Monseigneur, ich habe noch einen.« »So unterstützt er Euch?« »Ich ging dreimal zu ihm und flehte ihn um seinen Beistand an, und dreimal ließ er mich durch seine Bedienten fortjagen.« »Ach mein Gott, lieber Herr Mordaunt,« rief Mazarin, in der Hoffnung, den jungen Mann durch erkünsteltes Mitleid in irgendeine Schlinge gehen zu lassen, »mein Gott, wie interessiert mich doch Eure Erzählung. Kennt Ihr also Eure Abkunft nicht?« »Ich weiß sie erst seit kurzer Zeit.« »Und bis zu dem Augenblicke, wo Ihr sie kennen gelernt ...?« »Habe ich mich wie ein verlassenes Kind betrachtet.« »So habt Ihr Eure Mutter nie gesehen?« »Allerdings, Monseigneur; sie kam, als ich noch Kind war, dreimal zu meiner Amme; an das letztemal, da sie kam, erinnere ich mich so lebhaft; als ob es heute gewesen wäre.« »Ihr habt ein gutes Gedächtnis,« bemerkte Mazarin. »Ach ja, Monseigneur,« entgegnete der junge Mann mit so seltsamer Betonung, daß dem Kardinal ein Schauder durch die Adern rollte. »Was ist aus Euch geworden?« »Als ich auf den Heerstraßen weinte und bettelte, nahm mich ein Priester von Kingston an, unterrichtete mich in der Religion und teilte mir all sein Wissen mit; auch half er mir in den Nachforschungen, die ich über meine Familie anstellte.« »Und diese Nachforschungen?« »Waren vergeblich; der Zufall hat alles getan.« »Habt Ihr ermittelt, was aus Eurer Mutter geworden ist?« »Ich habe erfahren, daß sie von diesem Verwandten unter Mitwirkung von vier Freunden ermordet worden sei; allein ich wußte bereits, daß mir König Karl I. den Adel und alle meine Güter weggenommen habe.« »Ah, nun begreife ich, warum Ihr Herrn Cromwell dienet. Ihr hasset den König.« «Ja, Monseigneur, ich hasse ihn,« entgegnete der junge Mann. Mazarin stutzte bei dem teuflischen Ausdruck, womit der junge Mann diese Worte aussprach; wie sich sonst die Gesichter mit Blut färben, so färbte sich das seinige mit Galle und wurde totenfahl. «Eure Geschichte, Herr Mordaunt, ist furchtbar und rührt mich ungemein; allein zum Glücke für Euch dienet Ihr einem mächtigen Herrn.

Er muß Euch in Euren Nachforschungen behilflich sein, da Männern von unserer Stellung so viele Auskünfte zufließen.« »Monseigneur, einem guten Spürhunde braucht man bloß das eine Ende einer Fährte zu zeigen, so kommt er sicher an das andere.« »Wollt Ihr aber, daß ich mit diesem Verwandten rede, von dem Ihr mir gesagt habt?« fragte Mazarin, da ihm daran gelegen war, sich bei Cromwell einen Freund zu machen. »Ich danke, gnädigster Herr, ich will selbst mit ihm reden.« »Doch, sagtet Ihr nicht, daß er Euch mißhandelt habe?« »Er wird mich das nächste Mal, wenn er mich wieder sieht, besser behandeln.« »Ihr habt sonach ein Mittel, ihn zu rühren?« »Ich habe ein Mittel, mich fürchten zu lassen.«

Mazarin starrte den jungen Mann an, doch senkte er bei dem Blitze, der aus dessen Auge zuckte, den Kopf wieder, und verlegen, wie er ein solches Gespräch fortsetze, erbrach er Cromwells Brief. Wir geben ihn buchstäblich wieder:

»An Seine Eminenz, Monseigneur Kardinal Mazarin! Gnädigster Herr, ich wollte Ihre Absichten in Rücksicht der gegenwärtigen Angelegenheiten Englands kennen lernen. Die zwei Königreiche sind zu sehr benachbart, als daß sich Frankreich nicht um unsere Lage bekümmern sollte, gleich wie wir uns um jene von Frankreich bekümmern. Fast alle Engländer sind darin einig, die Gewaltherrschaft des Königs Karl und seiner Parteigänger zu bekämpfen. Da mich das allgemeine Zutrauen an die Spitze dieses Aufstandes stellte, so würdige ich besser als irgend jemand das Wesen und die Folgen davon. Ich führe nun Krieg, und stehe im Begriffe, dem Könige Karl eine entscheidende Schlacht zu liefern. Ich werde dieselbe auch gewinnen, da die Hoffnung der Nation und der Geist des Herrn mit mir ist. Wenn nun diese Schlacht gewonnen ist, so hat der König keine Hilfsquellen mehr, weder in England, noch auch in Schottland, und wird er nicht gefangen genommen oder getötet, so versucht er es, nach Frankreich überzusetzen, um dort Soldaten anzuwerben und sich wieder Geld und Waffen zu besorgen. Frankreich hat bereits die Königin Henriette aufgenommen, und, sicherlich ohne seinen Willen, einen Herd unverlöschbaren Bürgerkrieges in meinem Lande unterhalten; allein Madame Henriette ist eine Tochter Frankreichs; und ihr gebührt Frankreich Gastfreundschaft. In Bezug auf den König Karl bekommt die Frage einen andern Gesichtspunkt; würde ihn Frankreich aufnehmen und unterstützen,

so würde es auch die Handlungen des englischen Volkes mißbilligen und somit England, und insbesondere der Regierung, die es zu nehmen vorhat, wesentlich schaden, so daß ein solcher Zustand geradezu schreienden Feindseligkeiten gleich wäre.

Es ist mir daher zu wissen dringend notwendig, Monseigneur, wie ich mich in bezug auf die Gesinnungen Frankreichs zu halten habe. Wiewohl dieses Reich und England im umgekehrten Sinne beherrscht werden, so nähern sich dennoch die Interessen beider mehr, als man meinen sollte. England braucht innere Ruhe, um die Vertreibung des Königs ganz zu bewerkstelligen, und Frankreich braucht Ruhe, um den Thron seines jungen Monarchen festzustellen. Auch Sie bedürfen ebensosehr, wie wir, dieses inneren Friedens, und wir sind ihm auch nahe, kraft der Energie unserer Regierung.

Ihr Hader mit dem Parlamente, Ihre auffallenden Zerwürfnisse mit den Prinzen, die heute für Sie kämpfen, morgen wider Sie streiten werden, der von dem Koadjutor, dem Präsidenten Blancmesnil und dem Rat Broussel geleitete Starrsinn des Volkes, kurz, all diese Zerrüttung, welche durch die verschiedenen Klassen des Reiches geht, muß Sie mit Kümmernis den möglichen Fall eines ausländischen Krieges ins Auge fassen lassen; denn sodann würde sich England in seiner Begeisterung über die neuen Ansichten mit Spanien vereinigen, das sich bereits um dieses Bündnis bewirbt. Da ich Ihre Vorsicht und persönliche Lage kenne, welche die gegenwärtigen Ereignisse um Sie gestalten, so dachte ich, Monseigneur, Sie würden es wohl vorziehen, Ihre Kräfte im Innern des Königreichs Frankreich zusammenzuziehen, und die neue Regierung Englands den ihrigen überlassen. Diese Neutralität besteht nur darin, den König Karl von französischem Gebiete fernzuhalten und diesen Ihrem Lande gänzlich fremden König weder mit Waffen, noch mit Gold, noch mit Truppen zu unterstützen.

Sonach ist mein Brief ein durchaus vertraulicher, darum schicke ich ihn auch durch einen Mann, der mein größtes Zutrauen hat; er geht durch ein Gefühl, welches Ew. Eminenz würdigen wird, den Maßregeln voraus, welche ich nach Maßgabe der Ereignisse nehmen werde. Oliver Cromwell dachte, er würde einem so lichten Geiste, wie der Mazarins ist, leichter

Aufschlüsse beibringen, als einer Königin, welche zweifelsohne bewunderungswürdig an Festigkeit, allein zu sehr den Vorurteilen der Geburt und der höheren Gewalt ergeben ist.

Gott befohlen, Monseigneur; bekomme ich binnen vierzehn Tagen keine Antwort, so will ich meinen Brief als ungeschrieben ansehen.

Oliver Cromwell.«

»Herr Mordaunt!« rief der Kardinal mit erhobener Stimme, um gleichsam den Träumer aufzuwecken, »meine Antwort auf diesen Brief wird den General Cromwell um so mehr zufriedenstellen, als ich versichert bin, man werde nicht erfahren, daß ich sie ihm gegeben habe. Wartet somit darauf in Boulogne-sur-Mer, und versprecht mir, daß Ihr morgen abreisen werdet.« »Monseigneur, ich verspreche es,« erwiderte Mordaunt; »allein, wie viele Tage wird mich Ew. Eminenz auf diese Antwort warten lassen?« »Wenn Ihr sie in zehn Tagen noch nicht habt, so möget Ihr abreisen.« Mordaunt verneigte sich. »Das ist noch nicht alles, mein Herr,« fuhr Mazarin fort. »Eure persönlichen Schicksale rührten mich tief; überdies gibt Euch der Brief des Herrn Cromwell in meinen Augen Wichtigkeit. Sagt an, ich wiederhole es Euch, sagt mir, was ich für Euch tun kann.« Mordaunt dachte ein Weilchen nach, und nach einem augenfälligen Zögern wollte er den Mund öffnen, um zu sprechen, da trat aber Bernouin eilfertig ein, neigte sich an das Ohr des Kardinals und flüsterte ihm etwas ganz leise zu. Mazarin machte auf seinem Stuhle eine rasche Bewegung, welche dem jungen Manne nicht entging und die Mitteilung vereitelte, die er zweifelsohne zu machen gewillt war. »Nicht wahr, mein Herr, Ihr habt mich verstanden?« fragte der Kardinal. »Ich bestimme Euch Boulogne, in der Meinung, es sei Euch jede Stadt in Frankreich gleichgültig; zieht Ihr jedoch eine andere vor, so nennt sie mir; allein Ihr werdet wohl einsehen, daß, umgeben von Einflüssen, wie ich bin, denen ich nur durch Verschwiegenheit entgehe, mein Wunsch dieser sein muß, daß man Eure Anwesenheit in Paris nicht erfahre.« »Ich werde abreisen, Monseigneur,« versetzte Mordaunt und näherte sich einige Schritte der Türe, durch die er eingetreten war. »Nein, nicht durch diese Türe – mein Herr!« rief der Kardinal lebhaft, »ich bitte Euch. Geht gefälligst durch diese Galerie, wo

Ihr in den Vorhof gelanget. Ich will nicht, daß man Euch fortgehen sehe, unsere Unterredung muß geheim bleiben.«

Mordaunt folgte Bernouin, welcher ihn in einen anstoßenden Saal führte, und ihn einem Türhüter empfahl, während er ihm ein Ausgangstor zeigte. Hierauf empfing Mazarin einen seiner Vertrauten, der ihm über den Zweck des Aufenthaltes der Königin Henriette in Paris Mitteilungen machte, die den Kardinal sichtlich verstimmten.

Nachdem er den Überbringer dieser Nachrichten wieder entlassen hatte, rief er nach Bernouin. Bernouin trat ein. »Man sehe nach, ob sich der junge Mann im schwarzen Anzuge und mit den kurzen Haaren, den du zuvor bei mir eingeführt hast, noch im Palaste befinde.« Bernouin trat mit Comminges wieder ein, der die Wache versah. »Monseigneur,« sprach Comminges, »als ich den jungen Mann zurückführte, nach dem Ew. Eminenz gefragt hatte, näherte er sich der Glastüre und sah da etwas voll Verwunderung an, zweifelsohne das schöne Bild Rafaels, das jener Türe gegenüberhängt; dann blieb er einen Augenblick lang tiefsinnig und stieg die Treppe hinab. Mich dünkt, ich sah ihn einen Grauschimmel besteigen und aus dem Hofraum des Palastes reiten. Doch begeben sich Ew. Eminenz nicht zu der Königin?« »Weshalb?« «Herr von Guitaut, mein Oheim, hat mir eben erzählt, Ihre Majestät habe Nachrichten von dem Heere erhalten.« »Gut, ich will schnell dahingehen.« In diesem Momente erschien Herr von Villequier und holte wirklich den Kardinal im Auftrage der Königin.

Comminges hatte richtig gesehen; Mordaunt tat, wie er berichtet hatte. Als er die mit der großen Glasgalerie parallellaufende Galerie durchschritt, erblickte er de Winter, welcher dort wartete, bis die Königin ihre Unterredung beendigt habe. Bei diesem Anblick war nun der junge Mann, nicht in Verwunderung vor dem Bilde Rafaels, sondern wie verzaubert durch den Anblick eines schrecklichen Gegenstandes plötzlich stehen geblieben; seine Pupillen erweiterten sich; ein Schauder durchwallte seinen ganzen Körper, und man hätte glauben mögen, er wolle durch die gläserne Türe brechen, die ihn von seinem Feinde trennte; denn hätte es Comminges gesehen, mit welchem Haß der junge Mann die Augen auf de Winter heftete, so würde er keinen Augenblick daran gezweifelt haben, daß dieser britische Edelmann sein Todfeind sei. Doch hielt er an. Er tat das ohne

Zweifel, um zu überlegen; denn statt daß er sich von seinem ersten Gedanken hinreißen ließ, der da war, geradezu auf Lord de Winter hinzustürzen, stieg er langsam über die Treppe, verließ gesenkten Hauptes den Palast, schwang sich auf sein Pferd, ritt an die Ecke der Straße Richelieu und wartete, die Augen auf das Gitter geheftet, bis die Kutsche der Königin aus dem Palaste komme. Er hatte nicht lange zu warten, da sich die Königin nicht über eine Viertelstunde bei Mazarin aufgehalten hatte; doch kam diese Viertelstunde dem Wartenden wie ein Jahrhundert vor; endlich rollte die Karosse rasselnd durch das Gitter, und Herr de Winter, der noch immer zu Pferde war, neigte sich abermals an den Kutschenschlag, um sich mit Ihrer Majestät zu unterreden.

Die Pferde setzten sich in Trab auf dem Wege nach dem Louvre, wo sie hineinsprengten. Ehe noch die Königin das Kloster der Karmeliterinnen verlassen, sprach sie zu ihrer Tochter, sie möge in dem Palaste warten, worin sie so lange gewohnt, und den sie nur deshalb verlassen hatten, weil ihr das Elend in diesen vergoldeten Zimmern noch viel drückender schien. Mordaunt folgte dem Wagen nach, und als er ihn unter die dunkle Halle fahren sah, drängte er sich mit seinem Pferd an eine Mauer, über die sich Dunkelheit breitete, und blieb mitten unter den Verzierungen von Jean Goujon wie ein Balsrelief, das eine Reiterbüste vorstellt, stehen. Er wartete, wie er es vorher bei dem Palais-Royal getan hatte.

Wie die Unglücklichen manchmal den Zufall für die Vorsehung halten

»Nun, Madame?« sprach de Winter, als die Königin ihre Diener weggeschickt hatte. »Was ich voraussah, das geschieht, Mylord.« »Er weigert sich?« »Sagte ich es denn nicht voraus?« »Der Kardinal weigert sich, den König zu empfangen, Frankreich verweigert einem unglücklichen Fürsten die Gastfreundschaft, Madame? Das geschieht hier zum erstenmal.« »Mylord, ich sagte ja nicht: Frankreich, sondern ich sagte: der Kardinal, und der Kardinal ist nicht einmal Franzose.« »Allein die Königin – sahen Sie die Königin?«»Das ist unnötig,« versetzte die Königin Henriette, traurig den Kopf schüttelnd; »wenn der Kardinal einmal Nein gesagt hat, wird die Königin niemals Ja sagen. Wisset Ihr denn nicht, daß dieser Italiener alles

leitet, im Innern wie im Äußern? Überdies, ich komme hier auf das zurück, was ich Euch schon sagte, es sollte mich nicht wundernehmen, wenn uns Cromwell zuvorgekommen wäre; er war betroffen, als er mich sah, blieb aber doch fest in seinem Willen, sich zu weigern. Bemerktet Ihr dann nicht jene Aufregung im Palais-Royal, jenes Hin- und Herlaufen geschäftiger Leute? Mylord, haben Sie etwa Nachrichten erhalten?« »Nicht von England, Madame, ich beeilte mich so sehr, daß ich versichert bin, es sei mir niemand zuvorgekommen; ich brach vor drei Tagen auf, und schlüpfte wie durch ein Wunder mitten durch das puritanische Heer; dann nahm ich mit meinem Bedienten Tony die Post, und die Pferde, welche wir reiten, haben wir erst in Paris gekauft. Überdies bin ich überzeugt, ehe der König etwas wagt, wird er die Antwort Ihrer Majestät abwarten.« »Mylord,« entgegnete die Königin voll Verzweiflung, »meldet ihm, daß ich nichts vermag, daß ich eben so viel ausgestanden habe wie er, noch mehr wie er, da ich genötigt bin das Brot der Verbannung zu essen, und Gastfreundschaft von falschen Freunden zu verlangen, die über meine Tränen lachen, und daß er, was seine königliche Person betrifft, sich großmütig opfern und als König sterben müsse; ich will an seiner Seite sterben!« »Madame!« rief de Winter aus, »Ihre Majestät gibt sich der Mutlosigkeit hin; vielleicht haben wir doch noch eine Hoffnung übrig.« »Keine Freunde mehr, Mylord! keine Freunde mehr auf der ganzen Welt, außer Euch! O mein Gott! mein Gott!« »Ich hoffe noch, Madame,« versetzte de Winter tiefsinnig; »ich habe Ihnen von vier Männern erzählt.« »Was wollt Ihr denn mit vier Männern?« »Vier getreue Männer, vier Männer, die zu sterben bereit sind, vermögen viel, glauben Sie mir, Madame, und diejenigen, von denen ich spreche, haben einmal viel ausgerichtet.« »Und wo sind diese vier Männer?« »Ah, das weiß ich nicht. Ich habe sie seit etwa zwanzig Jahren aus den Augen verloren, und doch dachte ich bei jeder Gelegenheit an sie. wo ich den König in Gefahr schweben sah. »Und waren diese vier Männer Eure Freunde?« »Der eine von ihnen hatte mein Leben in seiner Gewalt, und hat es mir bewahrt; ich weiß nicht, ob er mein Freund geblieben ist, allein ich blieb wenigstens immer der seinige.« «Und befinden sich diese Männer in Frankreich, Mylord?« »Ich glaube.« »Nennt ihre Namen, vielleicht hörte ich sie einmal nennen und könnte Euch bei Euren Nachforschungen behilflich sein.« »Der eine von ihnen nannte sich Chevalier d'Artagnan.« »O, Mylord, wenn ich nicht irre, so ist dieser Chevalier d'Artagnan Leutnant bei den Garden; doch gebt acht, denn ich fürchte, dieser Mann ist

ganz dem Kardinal ergeben.« »In diesem Falle wäre das ein letztes Unglück, und ich fange an zu glauben, daß wir wahrhaft verflucht seien.« »Allein die andern,« sprach die Königin welche sich an diese letzte Hoffnung klammerte wie ein Schiffbrüchiger an die Trümmer seines Schiffes, »die andern, Mylord?« »Der zweite – ich hörte diesen Namen nur zufällig aussprechen, denn ehe sich diese Edelleute mit uns schlugen, nannten sie uns ihre Namen – der zweite nannte sich Graf de la Fère. Was die zwei anderen betrifft, so habe ich ihre wahren Namen vergessen, weil ich gewohnt war, sie nur bei ihren angenommenen Namen zu nennen.«

»Ach, mein Gott! es wäre doch ungemein vonnöten, sie wieder aufzufinden,« sprach die Königin, »da Ihr glaubt, diese würdigen Edelleute könnten dem Könige so nützlich sein.« »O ja,« entgegnete de Winter, »denn es sind dieselben, Madame, beachten Sie wohl und sammeln Sie alle Ihre Erinnerungen; hörten Sie nicht erzählen, daß die Königin Anna einmal aus der größten Gefahr gerettet wurde, in die je eine Königin geraten kann?« »Ja, zur Zeit ihres Abenteuers mit Buckingham und ich weiß nicht betreffs welcher diamantenen Nestelstifte.« »Wohl, ganz richtig, Madame; diese Männer sind dieselben, welche sie retteten, und ich lächle vor Mitleid bei dem Gedanken, daß, wenn Ihnen diese Namen nicht bekannt sind, dieses seinen Grund darin hat, weil sie die Königin vergaß, indes sie dieselben zu den ersten Würdenträgern des Reiches hätte erheben sollen.« »Gut, Mylord, man muß sie aufsuchen. Allein was vermögen vier – oder vielmehr nur drei Männer auszurichten, denn ich sage Euch, auf Herrn d'Artagnan dürfen wir nicht zählen.« »Da wäre dann ein wackerer Degen weniger, Madame, indes bleiben noch andere drei übrig, ohne den meinigen zu rechnen; nun würden aber vier treue Männer rings um den König genügen, um ihn vor seinen Feinden zu behüten, in der Schlacht zu beschützen, im Rate zu unterstützen, bei seiner Flucht zu schirmen, nicht damit sie den König zum Sieger machten, wohl aber, daß sie ihn retten, wenn er besiegt würde, und ihm beistehen bei seiner Fahrt über das Meer. Und was auch Mazarin darüber sagen mag, wäre einmal Ihr königlicher Gemahl an Frankreichs Küsten, so fände er daselbst so viele Verstecke und Zufluchtsorte, als die Vögel des Meeres zur Zeit der Stürme finden.« »Sucht, Mylord, sucht diese Edelleute auf, und wenn Ihr sie wiederfindet und wenn sie mit Euch nach England zu gehen einwilligen, so will ich jedem von ihnen ein Herzogtum an dem Tage verleihen, da wir wieder unsern Thron einnehmen, und überdies so viel

Geld, als man brauchte, um damit den Palast von Whitehall zu pflastern. Sucht also, Mylord, sucht, ich beschwöre Euch!« »Ich würde sie wohl aufsuchen, Madame,« entgegnete de Winter, »und sie zweifelsohne auch finden, allein es gebricht mir hierzu an Zeit. Vergißt Ihre Majestät, daß der König Ihre Antwort erwartet, und zwar mit banger Sehnsucht?« »So sind wir denn verloren!« rief die Königin mit dem Tone eines gebrochenen Herzens.

In diesem Momente öffnete man die Türe, die junge Henriette trat ein, und die Königin drückte mit der erhabenen Kraft, welche den Heldenmut der Mutter ausdrückte, ihre Tränen auf den Grund ihres Herzens zurück, und gab de Winter einen Wink, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Allein wie mächtig auch diese Gegenwirkung war, so entging sie doch den Augen der jungen Prinzessin nicht; sie blieb an der Schwelle stehen, stieß einen Seufzer aus, wandte sich an die Königin und fragte: »Weshalb weinst du denn immer ohne mich, meine Mutter?« Die Königin lächelte, und statt ihr eine Antwort zu geben, sprach sie: »Nun, de Winter, ich habe dabei wenigstens das gewonnen, daß ich nur noch zur Hälfte Königin bin, daß nämlich meine Kinder noch Mutter zu mir sagen, statt mich Madame zu nennen.« Und zu ihrer Tochter umgewendet fuhr sie fort: »Was willst du mir, Henriette?« »Es kam eben ein Kavalier in den Louvre, meine Mutter,« erwiderte die junge Prinzessin, »der Ihrer Majestät seine Ehrerbietung zu bezeugen wünscht; er kommt von dem Heere, und wie er sagte, so hat er dir einen Brief, ich glaube von dem Marschall von Grammont, einzuhändigen.« »Ach!« rief die Königin zu de Winter, »das ist einer meiner Getreuen; allein bemerkt Ihr nicht, Mylord, wie armselig wir bedient sind, indem meine Tochter sogar das Anmeldeamt versehen muß?« »Erbarmen Sie sich meiner, Madame,« sagte de Winter, »Sie brechen mir das Herz.« »Und wer ist dieser Edelmann, Henriette?« fragte die Königin. »Ich habe ihn durch das Fenster gesehen, es ist ein junger Mann, der kaum sechzehn Jahre zu zählen scheint, und den man Vicomte von Bragelonne nennt.«

Die Königin winkte lächelnd mit dem Kopfe, die junge Prinzessin öffnete wieder die Türe und Rudolf erschien auf der Schwelle. Er machte drei Schritte gegen die Königin und kniete nieder. »Madame,« sprach er, »ich überbringe Ihrer Majestät einen Brief meines Freundes, des Herrn Grafen von Guiche, der, wie er mir sagte, die Ehre hat, Ihr Diener zu sein; dieser

Brief enthält eine wichtige Nachricht und den Ausdruck seiner Ergebenheit.« Bei dem Namen des Grafen von Guiche flog eine Röte an die Wangen der jungen Prinzessin; die Königin blickte mit einem gewissen Ernste auf sie und sagte: »Du hast mir aber gemeldet, Henriette, daß der Brief von dem Marschall von Grammont käme.« »Ich glaubte das, Madame.« stammelte das junge Mädchen. »Daran bin ich schuld, Madame,« versetzte Rudolf; »ich meldete mich in der Tat, als käme ich von dem Marschall von Grammont; da er aber am rechten Arm verwundet wurde, so konnte er nicht schreiben, und der Graf von Guiche diente ihm als Sekretär.« »Hat man sich also geschlagen?« fragte die Königin, und gab Rudolf ein Zeichen, sich zu erheben. »Ja, Madame,« antwortete der junge Mann, indem er den Brief de Winter überreichte, welcher sich genähert hatte, um ihn zu empfangen, und der ihn sodann der Königin übergab.

Bei der Nachricht, daß eine Schlacht stattgefunden, öffnete die Prinzessin den Mund, um eine Frage zu stellen, die sie ohne Zweifel interessierte; allein ihr Mund schloß sich wieder, ohne ein Wort ausgesprochen zu haben, während die Röte ihrer Wangen nach und nach wieder verblich. Die Königin bemerkte alle diese Erscheinungen, und sicher erklärte sie sich ihr mütterliches Herz, denn sie wandte sich abermals an Rudolf und sprach: »Und ist dem jungen Grafen von Guiche kein Unfall begegnet? er ist ja nicht bloß unser Diener, sondern er gehört auch noch zu unsern Freunden.« »Nein, Madame,« erwiderte Rudolf; »im Gegenteil hatte er an diesem Tage einen glänzenden Ruhm erworben und die Ehre gehabt, daß ihn der Prinz auf dem Schlachtfeld umarmte.« Die junge Prinzessin klatschte mit den Händen; jedoch ganz beschämt, daß sie sich zu einer solchen Äußerung ihres Entzückens hinreißen ließ, wandte sie sich halb ab und neigte sich zu einer Vase voll Rosen, als ob sie ihren Duft einatmen wollte. »Sehen wir nun, was der Graf uns schreibt,« sprach die Königin. »Ich hatte bereits die Ehre, Ihrer Majestät zu sagen, daß er in seines Vaters Namen geschrieben hat.« »Ja, mein Herr.« Die Königin erbrach und las den Brief.

»Madame und Königin! Da ich einer Wunde wegen, die ich an der rechten Hand erhalten, nicht die Ehre haben kann, selber zu schreiben, so lasse ich Ihnen durch meinen Sohn, den Herrn Grafen von Guiche, schreiben, welchen Sie, wie seinen Vater, als Ihren Diener kennen, um Ihnen zu melden, daß wir die Schlacht bei Lens gewonnen, und daß dieser Sieg

notwendig dem Kardinal Mazarin und der Königin eine große Macht über die Angelegenheiten Europas verschaffen muß. Möge somit Ihre Majestät, wenn Sie meinem Rate folgen will, diesen Moment nützen, um bei der Regierung des Königs zugunsten Ihres erlauchten Gemahls Schritte zu tun. Der Herr Vicomte von Bragelonne, der die Ehre haben wird, Ihnen diesen Brief zu überbringen, ist der Freund meines Sohnes, dem er nach aller Wahrscheinlichkeit das Leben gerettet hat; er ist ein Kavalier, dem Ihre Majestät gänzlich vertrauen kann, falls Sie mir irgendeinen mündlichen oder schriftlichen Auftrag wollen zukommen lassen. Ich habe die Ehre mit Ergebenheit zu sein

Marschall von Grammont.«

In dem Momente, wo die Rede von dem Dienste war, welchen Rudolf dem Grafen leistete, konnte er nicht umhin, den Kopf nach der jungen Prinzessin zu wenden, und da sah er denn, daß sich ihre Augen mit einem Ausdrucke der innigsten Dankbarkeit gegen ihn erfüllten. Es war außer allem Zweifel, daß die Tochter des Königs Karl I. seinen Freund liebte.

»Die Schlacht von Lens gewonnen!« rief die Königin. »O, hier sind sie glücklich, da sie Schlachten gewinnen. Ja, der Marschall von Grammont hat recht, das wird die Gestalt ihrer Angelegenheiten verändern; allein mir bangt sehr, daß es nichts für uns beiträgt, wenn es uns etwa nicht gar noch Nachteil bringt. Diese Nachricht ist neu, mein Herr,« fuhr die Königin fort: »ich danke Euch, daß Ihr Euch so beeilt habt, sie mir zu überbringen; ohne Euch hätte ich sie erst morgen, vielleicht übermorgen als die letzte von ganz Paris erfahren.«

»Madame,« versetzte Rudolf, »der Louvre ist der zweite Palast, wohin diese Nachricht gelangt; es weiß sie noch niemand, und ich habe es dem Herrn Grafen von Guiche geschworen, Ihrer Majestät dieses Schreiben zu übergeben, selbst ehe ich noch meinen Vormund umarmt hätte.«

»Ist Ihr Vormund, so wie Sie, ein Bragelonne?« fragte Lord Winter. »Ich kannte vor Zeiten einen Bragelonne – ist er noch am Leben?«

»Nein, mein Herr, er ist gestorben, und von ihm hat mein Vormund, mit dem er ziemlich nahe verwandt war, wie ich glaube, jenes Gut geerbt, von

dem ich den Namen trage.«

»Mein Herr, wie nennt sich Euer Vormund?« fragte die Königin, welche sich einer Teilnahme an diesem schönen jungen Manne nicht enthalten konnte. »Graf de la Fère, Madame,« entgegnete der junge Mann mit einer Verbeugung. Lord Winter machte eine Bewegung der Überraschung; die Königin blickte ihn freudestrahlend an, rief dann aus: »Der Graf de la Fère! Habt Ihr mir nicht diesen Namen angeführt?« Lord Winter konnte gar nicht glauben, was er da gehört hatte, und rief nun gleichfalls aus: »Graf de la Fère! O, mein Herr, sagen Sie mir, ich bitte, ist der Graf de la Fère nicht ein Edelmann, den ich als stolz und tapfer kannte, der Musketier Ludwigs XIII gewesen, und jetzt sieben- bis achtundvierzig Jahre zählen mag?«

»Ja, mein Herr, es ist durchaus so.«

»Und der unter einem angenommenen Namen gedient hat?«

»Unter dem Namen Athos. Ich hörte noch, unlängst, wie ihm sein Freund, Herr d'Artagnan, diesen Namen gab.«

»Ganz richtig, Madame, ganz richtig, Gott sei gelobt!«

»Und befindet er sich in Paris?« fragte der Lord, gegen Rudolf gewendet. Dann, kehrte er sich wieder zur Königin und sprach zu ihr: »Hoffen Sie noch, Madame, hoffen Sie noch, die Vorsehung erklärt sich für uns, denn sie fügte es, daß ich diesen tapferen Edelmann auf so wundersame Art wiederfinde. Und wo wohnt er, mein Herr, ich bitte Sie.«

»Der Graf de la Fère wohnt in Paris und zwar in der Gasse Guénégaud, im Gasthofe ›Karl der Große‹.«

»Ich danke, mein Herr. Melden Sie doch diesem würdigen Freunde, er wolle zu Hause bleiben, denn ich werde kommen, um ihn zu umarmen.«

»Ich gehorche mit großem Vergnügen, mein Herr, wenn mich Ihre Majestät zu entlassen geruht.«

»Geht, Herr Vicomte von Bragelonne und seid unserer Huld versichert.« Rudolf verneigte sich voll Ehrerbietung vor den beiden Fürstinnen, beurlaubte sich von de Winter und ging hinweg.

Lord Winter und die Königin unterredeten sich noch eine Zeitlang, doch ganz leise, damit sie, die Prinzessin nicht höre. Als sich dann de Winter entfernen wollte, sprach die Königin: »Höret, Mylord, ich bewahrte mir dieses diamantene Kreuz, welches von meiner Mutter kommt, und dieser St.-Michaels-Orden, der von meinem Gemahl ist; sie sind etwa fünfzigtausend Livres im Werte. Ich habe geschworen, daß ich eher des Hungers sterbe, als diese kostbaren Pfänder verkaufen wolle, allein jetzt, wo diese zwei Kleinodien ihm oder seinen Beschützern nützlich sein können, muß ich alles dieser Hoffnung aufopfern. So nehmt sie denn und gebricht es Euch an Geld zu Euren Unternehmungen, Mylord, so verkauft sie ohne alles Bedenken. Findet Ihr jedoch ein Mittel, sie zu bewahren, so bedenkt, Mylord, daß ich es Euch als den größten mir erwiesenen Dienst anrechne, den nur ein Edelmann einer Königin zu leisten vermag, und daß derjenige, welcher mir am Tage meines Glückes diesen Orden und dieses Kreuz zurückbringt, von mir und meinen Kindern gesegnet sein soll.«

»Madame,« entgegnete de Winter, »Ihre Majestät wird von einem getreuen Mann bedient sein. Ich will mich beeilen, diese zwei Kleinodien an einem sicheren Orte niederzulegen, und würde sie nicht annehmen, wären uns die Mittel unseres früheren Wohlstandes übriggeblieben; allein unsere Guter sind eingezogen, unser bares Geld ist verausgabt, und auch mit uns ist es so weit gekommen, daß wir alles, was wir besitzen, zu Geld machen müssen. In einer Stunde begebe ich mich zu dem Grafen de la Fère, und bis morgen wird Ihre Majestät eine entscheidende Antwort erhalten.« Die Königin reichte Lord Winter die Hand, welcher sie ehrerbietig küßte, dann wandte sie sich zu ihrer Tochter und sagte: »Ihr hattet den Auftrag, Mylord, diesem Kinde etwas von ihrem Vater zu übergeben.« Lord Winter war betroffen, da er nicht wußte, was die Königin sagen wollte. Nun näherte sich die junge Henriette lächelnd und errötend und bot dem Edelmann ihre Stirne, indem sie sagte: »Meldet meinem Vater, daß er, ob er König oder Flüchtling, Sieger oder Besiegter, mächtig oder arm sei, an mir stets die gehorsamste und liebevollste Tochter haben werde.«

»Ich weiß es, Madame,« erwiderte Lord Winter, indem er Henriettens Stirn mit den Lippen berührte.

Oheim und Neffe

Lord Winter ward an der Türe von seinem Pferde und einem Diener erwartet; er ritt nun ganz gedankenvoll seiner Wohnung zu und blickte von Zeit zu Zeit zurück, um die schweigende und dunkle Fassade des Louvre zu betrachten. Hier sah er einen Reiter gleichsam aus der Mauer hervortreten und ihm in einiger Entfernung nachfolgen; er erinnerte sich, daß er, als er das Palais-Royal verließ, einen ähnlichen Schatten bemerkt habe. Auch der Bediente des Lord Winter, der einige Schritte weit hinter ihm ritt, folgte jenem Reiter mit bekümmerten Blicken. »Tony!« rief der Edelmann und gab dem Diener einen Wink, sich zu nähern. »Hier bin ich, gnädiger Herr,« Er ritt an der Seite seines Gebieters. »Hast du jenen Mann bemerkt, der uns nachfolgt?«

»Ja, Mylord.«

»Wer ist es?«

»Das weiß ich nicht, nur folgt er Ew. Gnaden seit dem Palais-Royal, hielt am Louvre an, um Ihr Fortgehen abzuwarten, und setzte sich hier mit Ihnen aufs neue in Bewegung.«

»Das ist irgendein Kundschafter des Kardinals,« dachte de Winter bei sich; »stellen wir uns als sähen wir ihn gar nicht.

Lord Winter stieg vor seinem Gasthofe ab und begab sich in sein Zimmer, mit dem Vornehmen, den Kundschafter beobachten zu lassen, als er aber Hut und Handschuhe auf den Tisch legte, bemerkte er in einem Spiegel, der vor ihm hing, ein Gesicht, das an der Türschwelle erschien. Er wandte sich – es war Mordaunt, der vor ihm stand. Lord Winter erblaßte und blieb bewegungslos stehen; was Mordaunt betrifft, so blieb er kalt, drohend und gleich der Statue des Kommandeurs an der Türe stehen. Es trat zwischen diesen beiden Männern ein Moment eisigen Stillschweigens ein. Dann sprach de Winter: »Mein Herr, ich glaube, Euch begreiflich machen zu müssen, daß mir diese Verfolgung lästig fällt; entfernt Euch also, oder ich

will rufen und Euch wie in London fortjagen lassen. Ich bin nicht Euer Oheim, ich kenne Euch gar nicht.«

»Ihr irret, mein Oheim,« entgegnete Mordaunt mit seiner rauhen und höhnischen Stimme, »diesmal werdet Ihr mich nicht fortjagen lassen, wie Ihr es in London getan, Ihr werdet das nicht wagen. Was das Leugnen unserer Verwandtschaft betrifft, so werdet Ihr Euch wohl davor hüten, da ich so manches, was ich vor einem Jahre noch nicht wußte, in Erfahrung gebracht habe.«

»Hm, was geht das mich an, was Ihr erfahren habt?« versetzte de Winter. »O, es geht Euch sehr an, mein Oheim, davon bin ich überzeugt, und Ihr werdet sogleich meiner Meinung beitreten,« fügte er mit einem Lächeln hinzu, das einen Schauder durch die Adern desjenigen wallen ließ, an den es gerichtet war. »Als ich das erstemal in London zu Euch kam, so geschah es, um zu fragen, was aus meinem Vermögen geworden sei; als ich das zweitemal kam, so geschah es, um zu fragen, was denn meinen Namen befleckt habe. Diesmal komme ich zu Euch, um an Euch eine noch viel schrecklichere Frage zu richten, als jene waren, um Euch zuzurufen wie Gott dem ersten Mörder: 'Kain, was hast du aus deinem Bruder Abel gemacht?' – Mylord, was habt Ihr aus Eurer Schwester gemacht, aus Eurer Schwester, die meine Mutter war?« Lord Winter trat zurück unter dem Feuer dieser sprühenden Augen und stammelte: »Aus Eurer Mutter?«

»Ja, Mylord, aus meiner Mutter,« erwiderte der junge Mann und schüttelte den Kopf von oben nach unten. Lord Winter faßte sich mit Gewalt, und indem er sich in seine Erinnerungen vertiefte, um darin einen neuen Haß aufzusuchen, sprach er: »Forscht nach, was aus ihr geworden ist, und fragt darum die Hölle, vielleicht wird Euch die Hölle Antwort geben.«

Der junge Mann trat nun so weit ins Zimmer vor, daß er dem Lord Winter gegenüberstand, und indem Mordaunt seine Arme kreuzte, sprach er mit dumpfer Stimme und mit einem von Schmerz und Ingrimm totenfahlen Antlitz: »Ich habe den Henker von Bethune darum gefragt, und der Henker von Bethune hat mir geantwortet.« Lord Winter sank auf einen Stuhl, als hätte ihn ein Blitzstrahl getroffen, und versuchte umsonst zu antworten. »Ja, nicht wahr,« fuhr der junge Mann fort, »mit diesen Worten erklärt sich alles, mit diesem Schlüssel öffnet sich der Abgrund? Meine Mutter hatte ihren

Gemahl beerbt, und Ihr habt meine Mutter umgebracht. Mein Name sicherte mir das väterliche Vermögen. Ihr habt mich meines Namens beraubt, und dann, nachdem Ihr mich meines Namens beraubt habt, habt Ihr mir mein Vermögen entzogen. Jetzt nimmt es mich nicht mehr wunder, wenn Ihr mich nicht mehr erkennt und Euch weigert, mich zu erkennen. Es ist ungereimt, denjenigen seinen Neffen zu nennen, den man auf räuberische Art arm und als Mörder zur Waise gemacht hat.«

Diese Worte brachten eine Wirkung hervor, die derjenigen, welche Mordaunt erwartete, entgegengesetzt war. Lord Winter, erinnerte sich, welch ein Ungetüm Mylady war; er richtete sich wieder ruhig und ernst empor und bewältigte durch seinen strengen Blick den verwegenen Blick des jungen Mannes, indem er zu ihm sprach: »Ihr wollt in dieses furchtbare Geheimnis dringen, mein Herr? So sei es denn, erfahrt also, wer dieses Weib gewesen, über welches Ihr heute Rechenschaft von mir fordert; dieses Weib hat aller Wahrscheinlichkeit nach meinen Bruder vergiftet, und um mich zu beerben, strebte sie auch mir nach dem Leben, wofür ich Beweise habe. Was sagt Ihr dazu?«

»Ich sage, daß sie meine Mutter gewesen.«

»Sie ließ durch einen Mann, der übrigens rechtschaffen, gut und unbescholten war, den unglücklichen Herzog von Buckingham erdolchen. Was sagt Ihr zu diesem Verbrechen, wovon ich den Beweis habe?«

»Sie war meine Mutter!«

»Als sie nach Frankreich zurückkehrte, vergiftete sie eine junge Frau in dem Kloster der Augustinerinnen zu Bethune, weil sie einen ihrer Feinde geliebt hatte. Wird Euch diese Ruchlosigkeit von der Gerechtigkeit der Strafe überzeugen? Auch von diesem Verbrechen habe ich den Beweis.«

»Sie war meine Mutter!« rief der junge Mann, und gab diesen drei Ausrufungen eine jedesmal gesteigerte Kraft. »Mit einem Worte, beladen mit Mordtaten und Lastern, allen verhaßt und noch bedrohlich wie ein blutrünstiges Pantertier, erlag sie unter den Streichen von Männern, die sie zur Verzweiflung brachte, und die ihr doch nie das geringste Leid zugefügt; sie hatte Richter gefunden, welche ihre abscheulichen Frevel hervorgerufen

haben, und jener Henker, den Ihr gesehen, jener Henker, der Euch alles erzählt hat, wie Ihr vorgebt, jener Henker hat, wenn er Euch alles gestanden, auch sagen müssen, daß er vor Freude zitterte, als er an ihr die Schande und den Selbstmord seines Bruders rächte. Als ein sittenloses Mädchen, als ehebrecherische Frau, als unnatürliche Schwester, als Mörderin und Giftmischerin war sie verabscheut von allen Nationen, die sie in ihrer Mitte aufgenommen, und starb, von dem Himmel und von der Erde mit Fluch bedeckt – so war dieses Weib.«

Ein unwillkürlich starkes Schluchzen zerriß Mordaunt den Schlund und trieb ihm das Blut in das leichenfahle Antlitz; er ballte die Hände, und das Gesicht von Schweiß triefend, die Haare auf der Stirne gesträubt wie jene Hamlets, rief er aus, von Wut verzehrt: »Schweigt, sie war meine Mutter! Ihre Fehltritte, ich kenne sie nicht; ihre Freveltaten, ich kenne sie nicht: ich weiß nur so viel, daß ich eine Mutter hatte, daß fünf gegen ein Weib verbündete Männer sie auf eine nächtliche, verstohlene Art umgebracht haben. Das weiß ich, daß Ihr dabei gewesen, Herr, daß Ihr dabei gewesen, mein Oheim, und daß Ihr wie die anderen und noch lauter als die anderen gerufen habt: 'Sie muß sterben!' – Ich sage Euch also auch zur Warnung, höret wohl auf diese Worte, und prägt sie in Euer Gedächtnis auf eine Weise, daß Ihr sie niemals vergessen könnet: 'Ob dieses Mordes, der mir alles raubte, ob dieses Mordes, der mich namenlos machte, ob dieses Mordes, der mich arm, der mich verderbt, boshaft und unversöhnlich machte, will ich zuerst Rechenschaft von Euch fordern und dann von Euren Mitschuldigen, sobald ich sie werde kennen gelernt haben.'«

Den Haß in den Augen, den Schaum vor dem Munde, die Faust gezückt, hatte hier Mordaunt einen Schritt, einen furchtbar drohenden Schritt gegen Lord Winter getan. Dieser fuhr mit der Hand an seinen Degen, und sprach mit dem Lächeln eines Mannes, der seit dreißig Jahren mit dem Tode gespielt hat: »Wollet Ihr mich morden, Herr? dann will ich Euch als meinen Neffen erkennen, denn Ihr seid dann wahrhaft der Sohn Eurer Mutter.«

»Nein,« entgegnete Mordaunt, während er alle Fibern seines Gesichtes, alle Muskeln seines Leibes herabzuspannen bemüht war; »nein, ich will Euch nicht töten, wenigstens in diesem Augenblicke nicht, da ich ohne Euch die andern nicht auffinden könnte. Sobald ich sie aber kenne, so zittert; ich

habe den Scharfrichter von Bethune durchbohrt, ich habe ihn ohne Erbarmen durchbohrt, und er war doch von Euch allen der mindest Schuldige.« Nach diesen Worten entfernte sich der junge Mann und stieg mit ziemlicher Ruhe die Treppe hinab, um kein Aufsehen zu erregen; dann schritt er unten an Tony vorbei, der auf das Geländer gestützt war, und nur auf einen Ruf seines Herrn harrte, um hinaufzueilen. Allein Lord Winter rief nicht; er blieb zermalmt und kraftlos mit gespannten Ohren stehen, und dann erst, als er den Hufschlag des forttrabenden Pferdes vernahm, sank er mit den Worten auf einen Stuhl: »Mein Gott, ich danke dir, daß er keinen kennt, außer mir!«

Die Vaterschaft

Während jener furchtbare Auftritt bei Lord Winter stattfand, saß Athos neben dem Fenster seines Zimmers, den Ellbogen auf einen Tisch, den Kopf auf die Hand gestützt, und lauschte Rudolf, der ihm die Abenteuer seiner Reise und die umständlichen Vorfälle der Schlacht erzählte. Das schöne und edle Gesicht des Kavaliers hatte den Ausdruck einer unsäglichen Wonne bei dem Berichte dieser ersten so frischen und reinen Gemütsbewegungen, er sog wie harmonische Musik die Töne dieser jugendlichen Stimme ein, in der sich bereits tiefere Empfindungen aussprachen. Das machte ihn das vergessen, was Trauriges in der Vergangenheit lag, und was ihm die Zukunft umwölkte. Man hätte sagen mögen, die Zurückkunft dieses teuren Kindes hatte ihm sogar die Besorgnisse in Hoffnungen umgewandelt.

»Und du warst bei dieser großen Schlacht, du hast teilgenommen, Bragelonne?« fragte Athos, der alte Musketier, der in diesem Momente so glücklich war wie niemals.

»Ja, mein Herr.«

»Und sie ist heiß gewesen, sagst du?«

«Der Prinz hat elfmal in Person angegriffen.«

»Bragelonne, er ist ein großer Kriegsmann.«

»Er ist ein Held, mein Herr, ich verlor ihn keinen Augenblick aus dem Gesichte. O, mein Herr, wie schön ist es, sich Condé zu nennen und seinen Namen so zu tragen!«

»Ruhig und glänzend, nicht wahr?«

»Ruhig wie bei einer Parade, glänzend wie bei einer Festlichkeit. Wir näherten uns dem Feinde durch einen Engpaß, man hatte uns verboten, zuerst zu schießen, und so gingen wir mit gesenktem Gewehr auf die Spanier los, die eine Anhöhe einnahmen. Als wir uns ihnen auf dreißig Schritte genähert hatten, wandte sich der Prinz gegen seine Soldaten und sprach: ›Kinder, Ihr werdet eine wütende Ladung zu überstehen haben, dann aber, seid unbesorgt, habt Ihr alle diese Leute wohlfeilen Kaufes.‹ – Es herrschte ein solches Stillschweigen, daß Freunde und Feinde diese Worte vernahmen. Dann schwang er den Degen und rief: – ›Lasset die Trompeten erschallen!‹ Kurz darauf ein Krachen, als hätte sich die Hölle aufgeschlossen, und diejenigen, welche nicht getötet wurden, verspürten die Hitze der Flammen. Ich öffnete wieder die Augen und verwunderte mich, daß ich nicht getötet, oder aufs allerwenigste verwundet sei; ein Drittel der Eskadron lag auf den Boden gestreckt, verstümmelt und bluttriefend. In diesem Momente begegnete ich dem Blicke des Prinzen; ich dachte nur noch an eines, daß er mich nämlich angeblickt habe. Ich setzte beide Sporen ein und befand mich sogleich mitten unter den Reihen der Feinde.«

»Und war der Prinz mit dir zufrieden?«

»Wenigstens sagte er es, mein Herr, als er mich beauftragte, Herrn von Châtillon nach Paris zu begleiten, welcher der Königin diese Neuigkeit mit den erbeuteten Fahnen zu überbringen hatte. – Ha, mein Herr,« sprach Rudolf plötzlich, »ich erinnere mich an etwas, das ich vergessen habe, mitten unter dem Eifer, Ihnen meine Taten zu erzählen; daß ich nämlich bei Ihrer Majestät der Königin von England einen Edelmann traf, welcher, als ich Ihren Namen aussprach, ein Geschrei der Überraschung und Freude erhob; er nennt sich einen Ihrer Freunde, befragte mich um Ihre Wohnung und wird Sie besuchen.«

»Wie nennt er sich?«

»Ich getraute mich nicht, ihn zu befragen, mein Herr, allein wiewohl er sich sehr artig ausdrückt, ist er doch nach seinem Akzent zu schließen ein Engländer.«

»Ha!« rief Athos.

Und er neigte seinen Kopf, als suche er eine Erinnerung auf. Als er dann die Stirne wieder erhob, waren seine Augen überrascht von der Gegenwart eines Mannes, der vor der halbgeöffneten Türe stand und ihn mit freundlicher Miene anblickte.

»Lord Winter!« rief der Graf aus.

»Athos, mein Freund!« Und im Augenblicke hatten sich die zwei Männer umarmt; dann faßte ihn Athos an den beiden Händen, blickte ihn an und sprach: »Was ist Euch. Mylord? Ihr scheint ebenso trübselig zu sein, als ich erfreut bin?«

»Ja, lieber Freund, es ist wahr, und ich sage noch mehr, daß Euer Anblick meine Kümmernis verdoppelt.« Und de Winter blickte herum, als ob er die Einsamkeit suchte. Rudolf begriff, daß sich die zwei Freunde zu unterreden hatten und ging gelassen fort. »Solange wir allein sind,« sagte de Winter, »sprechen wir von uns. Er ist hier.«

»Wer?«

»Der Sohn der Mylady.« Athos ward abermals erschüttert durch diesen Namen, der ihn wie ein verhängnisvolles Echo verfolgt, und schwieg einen Augenblick, die Stirne gerunzelt, dann sprach er mit ruhigem Tone. »Ich weiß es.«

»Ihr wißt es?«

»Ja, Grimaud begegnete ihm zwischen Bethune und Arras, und eilte spornstreichs hierher, um mir seine Anwesenheit zu melden.«

»Grimaud kannte ihn also?«

»Nein, sondern er war am Sterbebette eines Mannes, der ihn kannte, des Scharfrichters von Bethune!« rief Lord Winter.

»Wißt Ihr das?« fragte Athos verwundert.

»Er ging diesen Augenblick von mir weg,« antwortete de Winter; »er hat mir alles gesagt. O, mein Freund, was war das für ein schrecklicher Auftritt! Warum haben wir nicht das Kind mit der Mutter vertilgt!«

»Was fürchtet Ihr?« sagte Athos, von seinem instinktartigen Schrecken, den er anfangs fühlte, sich fassend; »sind wir nicht hier, um uns zu verteidigen? Dieser junge Mann machte kaltblütig den Mord zu seinem Handwerke; er tötete den Scharfrichter von Bethune in einem Anfall von Wut, aber jetzt ist seine Rache gesättigt.« Herr de Winter lächelte traurig, schüttelte den Kopf und sagte: »Ihr kennt also dieses Blut nicht mehr?«

»Bah,« versetzte Athos, indem er gleichfalls zu lächeln versuchte, »es wird in der zweiten Generation an Grausamkeit verloren haben. Überdies, Freund, hat uns die Vorsehung gewarnt, daß wir auf unserer Hut seien. Wir vermögen da nichts weiter zu tun, als abzuwarten. So warten wir denn,; allein, wie ich anfangs sagte, reden wir von Euch. Was bringt Euch nach Paris?«

»Einige Angelegenheiten vom Wichtigkeit, welche Ihr später erfahren sollet. Allein, was hörte ich bei Ihrer Majestät der Königin von England sagen? Herr d'Artagnan ist ein Parteigänger Mazarins? Vergebt mir meine Offenheit, o Freund, ich hasse weder den Kardinal, noch tadle ich ihn, Und Eure Meinung bleibt mir jederzeit heilig. Seid Ihr etwa auch von der Partei dieses Mannes?«

»Herr d'Artagnan steht im Dienste,« entgegnete Athos, »er ist Soldat und gehorcht der eingesetzten Gewalt. Herr d'Artagnan ist nicht wohlhabend und braucht seine Stelle als Leutnant, um leben Zu können. Die Millionäre, wie Ihr, Mylord, sind gar selten in Frankreich.«

»Ach!« entgegnete de Winter, »ich bin jetzt ebenso arm und ärmer noch als er. Doch laßt uns auf Euch zurückkommen.«

»Nun, Ihr möchtet wissen, ob ich ein Mazariner bin. Nein, tausendmal nein! Vergebt mir meine Offenheit, Mylord!« Lord Winter stand auf und drückte Athos an seine Brust.

»Ich danke Euch, Graf,« sprach er, »ich danke Euch für diese erfreuliche Botschaft. Ihr seht, wie ich glücklich und entzückt bin. Ah, es freut mich, daß Ihr nicht Mazariner seid; überdies konntet Ihr auch das nicht sein. Doch vergebt mir nochmals, seid Ihr frei?«

»Was meint Ihr unter frei?«

»Ich frage Euch, ob Ihr nicht verheiratet seid?«

»Ah, was das anbelangt, nein,« entgegnete Athos lächelnd. »Weil dieser junge Mann, der so schön, so fein, so einnehmend ist...«

»Er ist ein Kind, das ich erziehe, und das nicht einmal seinen Vater kennt.«

»Recht schön, Athos, Ihr seid immer noch derselbe – großherzig und edel.«

»Sprecht, Mylord, was verlangt Ihr von mir?«

»Sind die Herren Porthos und Aramis noch immer Eure Freunde?«

»Setzt auch d'Artagnan hinzu, Mylord. Wir sind noch immer, wie einst, vier getreue Freunde; wie es sich aber darum Handelt, dem Kardinal zu dienen, oder wider ihn zu streiten, so sind wir noch zu zwei.«

»Ist Herr Aramis mit d'Artagnan?« fragte Lord Winter.

»Nein,« erwiderte Athos, »Herr Aramis tut mir die Ehre an und teilt meine Überzeugungen.«

»Könntet Ihr mich wohl mit diesem liebenswürdigen und geistvollen Freunde wieder in Verbindung bringen?«

»Allerdings, wenn es gefällig ist.«

»Hat er sich verändert?«

»Er hat sich dem geistlichen Stande gewidmet, weiter nichts.«

»Da mußte er wohl auf große Unternehmungen Verzicht leisten.«

»Im Gegenteil,« versetzte Athos lächelnd, »er war noch nie so sehr Musketier wie jetzt und Ihr werdet einen wahren Galaor finden. Wollt Ihr, daß ich ihn durch Rudolf hierher berufe?«

»Ich danke, Herr Graf, man könnte ihn vielleicht zu dieser Stunde nicht zu Hause antreffen. Da Ihr aber für ihn bürgen zu können glaubt ...«

»Wie für mich selber.«

»Könntet Ihr mir auch zusagen, ihn mir morgen um zehn Uhr auf die Louvrebrücke zu führen?«

»Ah, ah!« entgegnete Athos lächelnd, »habt Ihr ein Duell?«

»Ja, Graf, ein schönes Duell, an dem Ihr hoffentlich teilnehmen werdet.«

»Wohin gehen wir, Mylord?«

»Zu Ihrer Majestät der Königin von England, die mir den Auftrag gegeben, Graf, Euch ihr vorzustellen.«

»Kennt mich also Ihre Majestät?« »Ich kenne Euch.«

»Das ist rätselhaft,« erwiderte Athos; »allein gleichviel, habt Ihr die Auflösung zu dem Rätsel, so frage ich nicht weiter danach. Wollet Ihr mir die Ehre schenken und bei mir zu Abend speisen?«

»Ich danke, Graf,« antwortete Lord Winter, »ich bekenne, der Besuch dieses jungen Mannes raubte mir den Appetit und wird mir sicher auch den Schlaf rauben. Welches Unternehmen will er in Paris ausführen? Er kam nicht her, um mich hier zu treffen, da er von meiner Reise nichts gewußt hat. Vor diesem jungen Manne schaudert mir, in ihm liegt eine blutige Zukunft!«

»Was tut er in England?«

»Er ist einer der eifrigsten Anhänger des Oliver Cromwell.«

»Nun errate ich alles; er kommt als Abgeordneter Cromwells.«

»An wen?«

»An Mazarin, und die Königin hat richtig geraten, man ist uns zuvorgekommen. Jetzt wird mir alles klar; lebt wohl, Graf, auf morgen.«

»Allein die Nacht ist finster,« bemerkte Athos, als er Lord Winter von einer viel lebhafteren Besorgnis erschüttert sah, als er zeigen wollte, »und Ihr habt vielleicht keine Diener?«

»Ich habe Tony, der wohl gut, aber unerfahren ist.«

»Holla! Olivain, Grimaud, Blaisois! nehmt das Gewehr und ruft den Vicomte.«

Blaisois war jener große Mensch, halb Diener, halb Landmann, den wir auf dem Schlosse Bragelonne sahen, als er meldete, daß das Mittagsmahl aufgetragen sei, und dem Athos den Namen seiner Provinz beigelegt hatte. Fünf Minuten nach Erteilung jenes Auftrages erschien Rudolf. »Vicomte,« sprach Athos zu ihm, »begleitet Mylord bis zu seinem Gasthause und lasset niemand sich ihm nähern.«

»Auf morgen, Graf,« rief Lord Winter. »Ja, Mylord.«

Der kleine Zug bewegte sich nach der Straße Saint-Louis, Olivain zitternd wie Sofia bei jedem Schimmer zweideutigen Lichtes; Blaisois ziemlich fest, weil er nicht wußte, daß man in irgendeiner Gefahr schwebe, Tony links und rechts spähend, ohne ein Wort zu sprechen, da er nicht Französisch verstand. Lord Winter und Rudolf schritten nebeneinander und unterredeten sich. Grimaud, der dem Befehle Athos' zufolge die Fackel in der einen, das Gewehr in der andern Hand dem Zuge vorangeschritten war, gelangte vor das Gasthaus Lord Winters, schlug mit der Faust an das Tor, und als es geöffnet war, verneigte er sich vor Lord Winter, ohne etwas zu sprechen.

Abermals eine Königin, welche Hilfe anspricht

Athos ließ sogleich am Morgen Aramis in Kenntnis setzen und übergab seinen Brief Blaisois, dem einzigen Diener, der ihm geblieben war. Blaisois traf Bazin, wie er eben sein Küsterkleid anzog, da er an diesem Tage den Dienst in Notre-Dame hatte. Athos trug Blaisois auf, er möchte Aramis selbst zu sprechen suchen, Blaisois fragte nach Herrn d'Herblay und bestand ungeachtet der Versicherungen Bazins, daß er nicht zu Hause sei, so fest darauf, daß er Bazin ungemein in Zorn brachte. In diesem Momente und bei dem ungewöhnlichen Geräusch kam Aramis herbei und öffnete behutsam und halb die Türe seines Schlafgemaches. Blaisois nahm seinen Brief aus der Tasche und reichte ihn Aramis. »Vom Grafen de la Fère?« fragte Aramis, »es ist gut.« Somit kehrte er in sein Zimmer zurück, ohne daß er nach der Veranlassung dieses Lärmes gefragt hätte.

Um zehn Uhr hatte sich Athos bei gewohnter Pünktlichkeit auf der Louvrebrücke eingefunden. Hier traf er den Lord Winter, der in demselben Augenblicke ankam. Sie warteten beiläufig zehn Minuten lang. Lord Winter begann schon zu fürchten, Aramis möchte nicht kommen. »Geduld,« rief Athos, der seine Augen gegen die Straße du Bac gerichtet hielt; »Geduld, dort kommt einer, das muß Aramis sein.« Er war es in der Tat.

Wie sich wohl erraten läßt, so umarmten sich Aramis und Lord Winter aufs zärtlichste. »Wohin gehen wir?« fragte Aramis. »Schlägt man sich vielleicht? Potz Wetter, ich habe diesen Morgen kein Schwert, und muß wieder nach Hause gehen, um eines zu holen.« »Nein,« versetzte Lord Winter, »wir wollen Ihrer Majestät der Königin von England einen Besuch abstatten.« »O recht schön!« rief Aramis. »Und aus welcher Ursache machen wir diesen Besuch?« fuhr er fort, und neigte sich zu Athos' Ohr.« »Meiner Treue, das weiß ich nicht; vielleicht fordert man von uns irgendein Zeugnis.« »Wäre es etwa jener verwünschten Geschichte wegen?« fragte Aramis, »In diesem Falle läge mir wenig daran, hinzugehen, denn es geschähe, um, irgendeinen Verweis zu holen; aber seit ich deren andern gebe, mag ich selbst nicht gern welche einstecken.« »Wenn das so wäre, so würde uns Lord Winter nicht zu Ihrer Majestät führen, denn auch er hätte seinen Teil daran, da er einer der Unsrigen war.« »Ach ja, es ist wahr. So gehen wir also.«

Als sie im Louvre ankamen, schritt Lord Winter voraus; übrigens hütete nur ein Pförtner die Türe. Beim Tageslichte schienen Athos, Aramis und selbst der Engländer die auffallende Armseligkeit der Wohnung wahrzunehmen, die eine hartherzige Großmut der unglücklichen Königin einräumte. Große Säle, ganz von Möbeln entblößt, beschädigte Wände, an welchen hier und da noch beschädigte Gesimse glänzten, die der Fahrlässigkeit trotzten, Fenster, die sich nicht mehr schlossen, und worin die Scheiben fehlten; kein Teppich, keine Wachen, kein Diener, das fiel Athos schon anfangs auf und darauf machte er auch seine Begleiter aufmerksam, indem er sie mit dem Ellbogen anstieß und auf dieses Elend mit den Augen hinwies. »Mazarin wohnt besser,« bemerkte Aramis. »Mazarin ist beinahe König,« versetzte Athos, »und Madame Henriette ist beinahe nicht mehr Königin.«

Die Königin schien schon ungeduldig zu warten, denn auf die erste Bewegung, die sie in ihrem Vorgemach hörte, trat sie selber an die Schwelle, um da die Höflinge ihres Unglücks zu empfangen. »Tretet ein und seid mir willkommen, meine Herren,« sprach sie. Die Edelleute traten ein und blieben anfangs stehen, doch auf einen Wink der Königin, Platz zu nehmen, gab Athos das Beispiel des Gehorsams. Er war ernst und ruhig, Armins hingegen war entrüstet, da ihn diese königliche Not so sehr erbitterte; seine Augen forschten nach jeder bemerkbaren Spur von Dürftigkeit. »Ihr prüfet meinen Luxus,« sprach die Königin Henriette, indem sie ihren Blick trübselig herumwarf. »Madame,« versetzte Aramis, »ich bitte Ihre Majestät um Verzeihung, allein ich kann meine Entrüstung nicht verhehlen, daß die Tochter Heinrichs IV. dergestalt am Hofe Frankreichs behandelt werde.« »Ist dieser Herr kein Kavalier?« fragte die Königin Lord Winter. »Es ist der Herr d'Herblay,« erwiderte dieser. Aramis errötete und sagte: »Ich widme mich wohl dem geistlichen Stande, Madame, nichtsdestoweniger bin ich stets bereit, wieder Musketier zu werden. Da ich nicht wußte, daß mir die Ehre zuteil würde, Ihre Majestät zu sehen, so zog ich diesen Morgen das priesterliche Kleid an, darum bin ich aber nicht minder der Mann, den Ihre Majestät am getreuesten in Ihrem Dienste finden wird, was sie auch geruhen wolle, mir zu befehlen.« »Der Herr Chevalier d'Herblay,« sagte Lord Winter, »ist einer jener tapferen Musketiere Sr. Majestät des Königs Ludwigs XIII., von denen ich Ihrer Majestät erzählt habe.« Dann wandte er sich zu Athos und fuhr fort: »Dieser Herr hier ist der edle Graf de la Fère, dessen erhabener Ruf Ihrer

Majestät Wohl bekannt ist.« »Meine Herren,« sprach die Königin, »ich hatte vor wenigen Jahren, Edelleute, Reichtümer und Herren um mich her versammelt, auf einen Wink meiner Hand stand mir alles das zu Diensten. Allein jetzt, blickt nur um mich; und es wird Euch wahrlich befremden, jetzt habe ich zur Ausführung eines Planes, der mir das Leben retten soll, nur Lord Winter, einen zwanzigjährigen Freund, und Euch, meine Herren, die ich zum ersten Male sehe, und die ich nur als meine Landsleute kenne.« »Es ist hinreichend.« versetzte Athos mit einer tiefen Verneigung, »wenn das Leben dreier Männer das Ihrige zu erhalten vermag.« »Dank, meine Herren, allein höret mich an,« fuhr sie fort, »ich bin nicht bloß die ärmste der Königinnen, sondern bin auch noch die unglücklichste der Mütter, die verzweiflungsvollste der Gattinnen, Meine Kinder, wenigstens zwei davon, der Herzog von York und die Prinzessin Charlotte, sind fern von mir und den Streichen von Ehrsüchtigen und Feinden ausgesetzt; der König, mein Gatte, führt in England ein so armseliges Leben, daß ich wenig sage, wenn ich Euch versichere, daß er den Tod als etwas Wünschenswertes sucht. Seht, meine Herren, hier ist der Brief, welchen er mir durch Mylord Winter geschickt hat; leset ihn.« Athos und Aramis weigerten sich. »Leset ihn,« sprach die Königin. Athos las nun mit lauter Stimme den Brief, welchen wir bereits kennen.

»Nun?« fragte Athos, als er diesen Brief gelesen. »Nun,« entgegnete die Königin, »er hat es abgeschlagen.« Die zwei Freunde tauschten ein Lächeln der Verachtung aus. »Und was haben wir jetzt zu tun?« fragte Athos. »Fühlt Ihr einiges Mitleid für so viel Unglück?« sprach die Königin bewegt. »Ich hatte die Ehre, Ihre Majestät zu fragen, was Sie wünsche, daß der Chevalier d'Herblay und ich für Ihren Dienst tun sollen, wir stehen bereit.« »Ha, mein Herr! Ihr seid wahrhaft ein edles Herz,« rief die Königin mit dankerfüllter Stimme aus, indes sie Lord Winter mit einer Miene anblickte, womit er zu sagen schien: »Habe ich nicht für sie Bürgschaft geleistet?« »Doch Ihr, mein Herr?« fragte die Königin Aramis. »Madame,« entgegnete dieser, »ich folge dem Herrn Grafen überall, wohin er geht, ohne zu fragen, und ginge er in den Tod; wenn es sich aber um den Dienst Ihrer Majestät handelt,« fügte er bei, die Königin mit der ganzen Anmut der Jugend anblickend, »so will ich dem Herrn Grafen noch voranschreiten.« »Nun denn, meine Herren,« sprach die Königin, »so hört, um welchen Dienst es sich für mich handelt: Der König befindet sich allein mit wenig Edelleuten, welche er

täglich zu verlieren fürchtet, unter Schottländern, welchen er nicht traut, wiewohl er selbst Schotte ist. Nun, ich fordere vielleicht zu viel, da ich zu fordern durchaus kein Recht habe: Reiset nach England zu dem Könige, seid seine Freunde, seid seine Hüter, zieht an seiner Seite in die Schlacht, bleibt im Innern seines Hauses um ihn, wo man täglich weit gefährlichere Schlingen für ihn legt, als alle Gefahren des Krieges sind, und gegen diese Opfer, meine Herren, die Ihr mir bringen werdet, verspreche ich Euch nicht eine Belohnung, aus Furcht, dieses Wort könnte Euch verletzen, sondern ich gelobe, Euch wie eine Schwester zu lieben und Euch allem vorzuziehen, was nicht mein Gatte, was nicht meine Kinder sind – das beschwöre ich vor Gott.« »Wann sollen wir aufbrechen, Madame?« fragte Athos. »Ihr willigt also ein?« rief die Königin voll Entzücken. »Ja, Madame, nur glaube ich, Ihre Majestät tut zu viel, indem Sie uns eine Freundschaft zusichert, welche so weit über unsere Verdienste geht. Wir dienen Gott, Madame, indem wir einem so unglücklichen Fürsten und einer so tugendhaften Königin dienen. Madame, wir sind Ihrer Majestät mit Leib und Seele ergeben!« »O, meine Herren,« rief die Königin, bis zu Tränen bewegt, »das ist der erste Augenblick der Wonne und der Hoffnung, den ich seit fünf Jahren empfand. Ja, Ihr dienet Gott, und da meine Macht zu beschränkt ist, um einen solchen Dienst anzuerkennen, so wird er es Euch vergelten, er, der in meinem Heizen all dasjenige liebt, was ich an Erkenntlichkeit für ihn und für Euch empfinde. Rettet meinen Gatten, rettet den König, und obschon Euch der Lohn nicht anspornt, der Euch hienieden für diese schöne Tat zuteil werden kann, so laßt mir doch die Hoffnung des Wiedersehens, damit ich Euch selber danke. Mittlerweile bleibe ich hier. Habt Ihr an mich irgendein Anliegen? Ich bin von nun an Eure Freundin, und da Ihr meine Angelegenheiten besorgt, so muß ich mich um die Eurigen bekümmern.« »Madame,« sprach Athos, »ich habe Ihre Majestät nur um Ihre Gebete zu bitten.« »Und ich,« sagte Aramis, »ich stehe allein da auf Erden, und habe Ihrer Majestät nur zu dienen.« Die Königin bot ihnen ihre Hand zum Kusse und sprach dann leise zu Lord Winter: »Gebricht es Euch am Geld, Mylord, so säumt leinen Augenblick und zerschlagt die Schmucksachen, die ich Euch gegeben, nehmt daraus die Diamanten und verkauft sie. Ihr werdet fünfzig- bis sechzigtausend Livres dafür bekommen; gebt sie aus, wenn es vonnöten ist, und sorgt dafür, daß diese Edelleute nach Gebühr, das heißt königlich, behandelt werden.«

Die Königin hatte zwei Briefe in Bereitschaft; der eine war von ihr selbst, der andere von der Prinzessin Henriette, ihrer Tochter, geschrieben. Den einen davon übergab sie Athos, den andern Aramis, damit sie sich, falls sie ein Unfall trennte, dem Könige zu erkennen geben könnten, dann gingen sie weg. Unten an der Treppe hielt Lord Winter an und sagte: »Meine Herren, Ihr ziehet Euren Weg und ich den meinigen, um keinen Argwohn zu erregen, und heute abend um neun Uhr kommen wir bei dem Tore Saint-Denis zusammen. Die drei Edelleute drückten sich die Hand; Lord Winter bog in die Straße Saint-Honoré ein, Athos und Aramis blieben beisammen.

Als sie allein waren, sagte Aramis: »Nun, lieber Graf, was haltet Ihr von der Sache?« »Sie steht schlimm,« erwiderte Athos, sehr schlimm.« »Doch habt Ihr sie mit Enthusiasmus angenommen!« »So wie ich stets die Verteidigung eines großen Prinzips annehmen werde, lieber d'Herblay. Die Könige können nur stark sein durch den Adel, allein der Adel kann nur groß sein durch die Könige. Laßt uns also die Monarchie aufrecht erhalten, das ist, uns selbst aufrecht erhalten.« »Wir werden uns dort töten lassen,« entgegnete Aramis. »Ich hasse die Engländer, da sie grobe Biertrinker sind.« »Wäre es etwa besser, hier zu bleiben,« versetzte Athos, »und uns ein bißchen mit der Bastille oder dem Schloßturme von Vincennes dafür vertraut zu machen, daß wir zur Flucht des Herrn von Beaufort beigetragen haben? Ha, meiner Seele, Aramis, glaubt mir, wir haben nicht Ursache, es zu bedauern. Wir weichen dem Gefängnisse aus und handeln als Helden. Das ist eine leichte Wahl.« »Das ist wohl wahr, mein Lieber; aber wir müssen in jeder Hinsicht auf den ersten Punkt zurückkommen, der, ich weiß es, sehr einfältig, aber sehr nötig ist – habt Ihr Geld?« »Ungefähr hundert Pistolen, die mir mein Pächter am Tage vor meiner Abreise von Bragelonne geschickt hat. Indes muß ich davon fünfzig für Rudolf zurücklassen; ein junger Edelmann soll stets auf würdige Weise leben. Somit habe ich etwa nur noch fünfzig Pistolen. Und Ihr?« »Ich? – o ich bin überzeugt, wenn, ich alle meine Taschen umkehre und meine Schubladen öffne, daß ich nicht zehn Louisdors zu Hause finde. Zum Glück ist Lord Winter reich.« »Lord Winter ist für den Augenblick zu Grunde gerichtet, da ihm Cromwell alle Einkünfte entzieht.« »Nun wäre der Baron Porthos gut,« bemerkte Aramis. »Jetzt beklage ich d'Artagnan,« versetzte Athos. »Welch eine vollgepfropfte Börse!« »Was für ein Degen!« »Laßt sie uns anwerben.« »Das ist nicht unser Geheimnis, Aramis; glaubt mir also und lasset uns niemanden ins

Vertrauen ziehen. Machten wir einen solchen Schritt, so würden wir an uns selbst zu zweifeln scheinen. Beklagen wir im Stillen, doch reden wir nichts.«

Wo bewiesen ist, daß die erste Regung stets die beste sei

Die drei Kavaliere begaben sich auf die, Straße nach der Normandie, diese Straße, die ihnen so wohlbekannt war, und die bei Athos und Aramis einige der bilderreichsten Erinnerungen erneuerte. Nach einer Reise von zwei Tagen und einer Nacht gelangten sie endlich bei herrlichem Wetter abends nach Boulogne, einer damals fast öden Stadt, die ganz auf der Höhe erbaut war; die sogenannte untere Stadt bestand noch nicht; Boulogne war ein furchtbar befestigter Ort. Als sie bei den Toren der Stadt ankamen, sprach Lord Winter: »Meine Herren, machen wir es hier wie in Paris; trennen wir uns, um Argwohn zu vermeiden. Ich habe ein Gasthaus, welches wenig besucht und dessen Wirt mir ergeben ist. Dort will ich einkehren, da auch dort Briefe für mich liegen müssen. Ihr kehrt im ersten Gasthofe der Stadt ein, ›beim Schwert des großen Heinrich‹ – erquickt Euch dort, und nach zwei Stunden begebt Euch an den Strand, wo unsere Barke schon warten muß.« So wurde nun die Sache abgemacht, Lord Winter setzte seinen Weg längs des äußeren Bollwerkes fort, um durch ein anderes Tor zu reiten, indes die zwei Freunde durch jenes in die Stadt ritten, vor dem sie eben waren nachdem sie etwa zweihundert Schritte zurückgelegt, kamen sie zu dem Gasthause. Athos und Aramis gingen hinab zu dem Hafen. Diese zwei Freunde erregten durch ihre staubbedeckten Kleider und durch eine gewisse ungezwungene Haltung, die stets den an das Reisen gewohnten Mann bekundet, die Aufmerksamkeit einiger Spaziergänger. Insbesondere fiel ihnen einer derselben auf, der schon bei ihrer Ankunft ihr Augenmerk auf sich gezogen hatte. Dieser Mann wandelte trübselig am Ufer auf und nieder, und als er sie sah, hörte er nicht auf, sie gleichfalls anzublicken, und schien große Lust zu haben, sie anzusprechen. Als nun Athos und Aramis auf dem Strande ankamen, blieben sie stehen, um ein kleines Schiff zu betrachten, das an einem Pfahle befestigt und ganz ausgestattet war, als ob es schon warte. »Das ist zweifelsohne das unsrige,« sagte Athos. »Ja, entgegnete Aramis, »und die Schaluppe, welche dort steuert, sieht ganz so aus, als wäre

sie es, die uns nach unserem Ziele führen soll; wenn nur Lord Winter nicht auf sich warten läßt,« fuhr er fort. »Es ist hier nicht angenehm zu weilen, da keine einzige Dame vorbeigeht.« »Still.« sprach Athos, »man belauscht uns.«

Jener Spaziergänger, der die zwei Freunde musternd mehrmals hinter ihnen auf und ab geschritten war, war bei dem Namen Lord Winter stehen geblieben, da jedoch sein Antlitz durchaus keine Gemütsbewegung kundgab, als er diesen Namen hörte, so mochte es ebensogut aus Zufall geschehen, daß er stehenblieb. »Meine Herren,« sprach der junge Mann, indem er sie mit vieler Ungezwungenheit und Artigkeit begrüßte, »verzeihen Sie mir meine Neugierde, allein ich sehe, daß Sie von Paris kommen oder wenigstens in Boulogne fremd sind.« »Ja, mein Herr, wir kommen von Paris,« antwortete Athos mit derselben Höflichkeit. »Was steht zu Ihren Diensten?« »Wollen Sie mir doch gütigst sagen, mein Herr.« sprach der junge Mann, »ob es wahr sei, daß der Herr Kardinal Mazarin wirklich nicht mehr Minister ist.« »Diese Frage ist seltsam,« bemerkte Aramis. »Er ist es, und ist es auch nicht,« erwiderte Athos; »während ihn die eine Hälfte von Frankreich abgesetzt haben will, behauptet er sich in seiner Stelle bei der andern Hälfte durch Schlauheit und Versprechungen, und das kann, wie Sie sehen, noch lange so fortdauern.« »Also kurz, mein Herr,« sagte der Fremde, »er ist weder auf der Flucht, noch sitzt er im Gefängnis?« »Nein, mein Herr, wenigstens nicht für den Augenblick.« »Nehmen Sie meinen Dank hin für Ihre Gefälligkeit, meine Herren,« erwiderte der junge Mann und ging hinweg. »Was sagt Ihr zu diesem Auskundschafter?« fragte Aramis. »Ich sage: ›Er ist entweder ein Kleinstädter, der sich langweilt, oder ein Spion, der ausforscht.‹« »Und Ihr habt ihm so geantwortet?« »Wie hätte ich anders antworten sollen? Wie er artig war gegen mich, so war ich es gegen ihn.« »Wenn er aber ein Spion ist?« »Nun, was soll er als Spion machen? Wir leben nicht mehr in der Zeit des Kardinals Richelieu, der uns eines bloßen Verdachtes willen die Häfen sperren ließ.« »Wenn auch, so hattet Ihr Unrecht, so zu antworten, wie Ihr es tatet,« entgegnete Aramis, wahrend er dem jungen Manne nachblickte, bis er in den Dünen verschwand. »Und Ihr,« erwiderte Athos, »Ihr vergesset, daß Ihr noch weit unbedachtsamer waret, da Ihr den Namen Lord Winter aussprachet. Wißt Ihr nicht mehr, daß der junge Mann bei diesem Namen stehenblieb?« »Da hättet Ihr ihn um so mehr auffordern sollen, daß

er seine Wege gehe, als er Euch anredete.« »Einen Streit?« fragte Athos. »Seit wann fürchten wir uns denn vor einem Streite?« »Ich furchte mich jedesmal vor einem Streite, wenn man mich irgendwo erwartet, und dieser Streit mich abhalten kann, einzutreffen. Soll ich Euch noch überdies etwas eingestehen? Ich war auch neugierig, diesen jungen Mann in der Nähe zu sehen.« »Weshalb?« »Ihr werdet meiner spotten, Aramis. Ihr werdet sagen, Aramis, daß ich stets dasselbe wiederhole, und mich den furchtbarsten Geisterseher heißen.« »Weshalb?« »Wem, findet Ihr, daß dieser junge Mann ähnlich sähe?« »Im Häßlichen oder im Schönen?« fragte Aramis. »Im Häßlichen, und so viel nur ein Mann einem Weibe ähnlich sehen kann.« »Ah, bei Gott!« rief Aramis, »Ihr mahnt mich daran. Nein, beim Himmel, Ihr seid doch kein Geisterseher, Freund, ich entsinne mich jetzt, ja, Ihr habet, meine Treue, recht; dieser feine und eingezogene Mund, diese Augen, die immer auf die Befehle des Verstandes und nie auf jene des Herzens zu blicken scheinen – – das ist irgendein Bastard von Mylady.« »Ihr lacht, Aramis.« »Aus Gewohnheit, weiter nicht; denn ich versichere Euch, daß ich dieser Schlange ebenso ungern wie Ihr begegnen möchte.« »Ha, dort kommt Lord Winter!« rief Athos. »Gut, jetzt fehlte nur noch eines,« sprach Aramis, »daß nämlich unsere Diener auf sich warten ließen.« »Nein,« erwiderte Athos, »ich sehe sie dort herankommen, zwanzig Schritte hinter Mylord. Ich erkenne Grimaud an seinem starren Kopfe und langen Beinen. Tony trägt unsere Karabiner.« »Wir werden uns also bei Nacht einschiffen?« fragte Aramis. »Das ist möglich,« entgegnete Athos. »Zum Teufel!« rief Aramis, »ich bin bei Tage kein großer Freund des Meeres, geschweige erst des Nachts; ich gestehe, daß ich den Schlägen der Wogen, dem Brausen des Windes und dem widerlichen Schaukeln des Schiffes die klösterliche Stille in Noisy vorziehe.« Athos lächelte auf seine traurige Weise, denn er hörte Wohl die Worte seines Freundes, dachte aber dabei an etwas anderes und schritt Lord Winter entgegen. Aramis ging ihm nach.

»Was habt Ihr denn, Mylord?« fragte Athos, »und was setzt Euch so sehr außer Atem?« »Nichts,« entgegnete Lord Winter, »nichts. Indes, als ich bei den Dünen vorbeiging, dünkte es mich – – « er wandte sich abermals um. Athos blickte Aramis an. »Doch laßt uns aufbrechen,« begann Lord Winter wieder, »laßt uns aufbrechen, das Schiff muß uns erwarten, dort liegt unser Boot vor Anker – seht Ihr es? O, ich möchte schon auf ihm sein.« Er wandte sich von neuem um. »Ah so,« sprach Aramis. «Ihr habt also etwas

vergessen?« »Nein, es ist Beklommenheit.« »Er hat ihn gesehen,« flüsterte Athos leise Aramis zu. Man gelangte zu der Treppe, welche nach der Barke führte. Lord Winter ließ die Bedienten mit den Waffen und die Träger des Gepäckes zuerst hinabgehen und folgte ihnen dann nach.

In diesem Momente gewahrte Athos einen Mann, der längs des Standes hinging und seine Schritte beflügelte, als wolle er ihrer Einschiffung etwa zwanzig Schritte entfernt auf der andern Seite des Hafens beiwohnen. Er glaubte, ungeachtet der zunehmenden Dunkelheit, den jungen Mann zu erkennen, der sie angeredet hatte. »Ha!« rief er, »ha, ist es wirklich ein Spion, der sich unserer Einschiffung widersetzen will?« Da es indes für den Fall, als der Fremde diesen Entschluß gehabt hätte, zur Ausführung schon ein bißchen zu spät war, so ging Athos die Treppe hinab, ohne daß er den jungen Mann aus den Augen verlor. Dieser war, um kurz abzuschneiden, auf eine Schleuse gestiegen. »Er will sicherlich an uns,« versetzte Athos, »indes schiffen wir uns nur ein, und sind wir einmal in der offenen See, so möge er kommen.« Athos sprang in die Barke, die auch sogleich vom Ufer stieß und sich unter der Anstrengung von vier kräftigen Ruderknechten allgemach entfernte. Der junge Mann aber folgte der Barke oder eilte ihr vielmehr voraus. Er mußte zwischen der Spitze des Dammes, auf dem sich der eben angezündete Leuchtturm befand, und einem vorragenden Felsenblocke vorüber. Man sah von der Ferne, wie er diesen Fels erkletterte, um sich über dem Schiffe zu befinden, wenn es vorbeiruderte. »O seht,« sprach Aramis zu Athos, »dieser junge Mann ist in der Tat ein Spion.« »Welcher junge Mann?« fragte Lord Winter, indem er sich umwandte. »Nun jener, der uns nachfolgte, der uns ansprach und der dort auf uns wartet – seht.« Lord Winter wandte sich und folgte der Richtung von Aramis' Finger. Der Leuchtturm übergoß mit seinem Lichte die schmale Meerenge, durch die man eben steuern wollte, und den Felsen, auf dem der junge Mann mit gekreuzten Armen harrend stand. »Das ist er!« rief Lord Winter und faßte Athos am Arme. »Das ist er, ich glaube ihn wohl zu erkennen, und irrte nicht.« »Wer?« fragte Aramis. »Myladys Sohn,« entgegnete Athos. »Der Mönch!« rief Grimaud. Der junge Mann vernahm diese Worte; man hätte geglaubt, er wolle sich hinabstürzen, so sehr stand er an der äußersten Felsenspitze über das Meer geneigt. »Ja, ich bin es, mein Oheim, ich, Myladys Sohn, ich, jener vermummte Mönch, ich, der Sekretär und Freund Cromwells, und kenne sowohl Euch als Eure Begleiter.« In

dieser Barke waren drei entschieden tapfere Männer, denen niemand den Mut abzusprechen gewagt hätte; dennoch fühlten sie bei dieser Stimme, bei diesem Ausdrucke und dieser Gebärde Schauder durch ihre Adern wallen. Bei Grimaud sträubten sich die Haare auf dem Haupte und der Schweiß träufelte ihm von der Stirne. »Ha,« sprach Aramis, »das ist, wie er selber sagt: der Neffe, der Mönch, der Sohn von Mylady.«

»Ja. leider!« murmelte Lord Winter. »Nun, so wartet,« sagte Aramis. Da ergriff er mit der Kaltblütigkeit, die er bei wichtigen Veranlassungen hatte, eines der zwei Gewehre, die Tony hielt, spannte es und zielte nach dem Manne auf dem Felsen, gleich dem bösen Geiste die Hand und den Blick gespannt. »Feuer!« rief Grimaud außer sich. Athos stürzte auf den Lauf der Büchse und hemmte den Schuß, der sich eben entladen sollte. »Hole Euch der Teufel!« rief Aramis; »ich faßte ihn schon so gut, und hätte ihn mitten durch die Brust geschossen.« »Es ist wohl schon genug,« murmelte Athos, »daß wir die Mutter getötet haben.« »Die Mutter war ein Scheusal und hat uns alle in uns und in denen verletzt, welche uns teuer waren.« »Ja, allein der Sohn hat uns nichts getan.«

Der junge Mann erhob ein Gelächter und rief: »Ha, ihr seid es wirklich; jetzt kenne ich euch!« Sein höhnisches Gelächter und seine drohenden Worte hallten dahin, über das vom frischen Winde fortgetragene Schiff, und verloren sich in der Unendlichkeit des Horizonts. Aramis schauderte. »Stille!« rief Athos; »sind wir denn zum Teufel keine Männer mehr?« »Doch,« entgegnete Aramis, »allein jener dort ist ein Satan. Und nun fragt den Oheim, ob ich unrecht gehabt hätte, daß ich ihn von seinem Neffen befreien wollte.«

In diesem Momente rief sie eine Stimme aus dem Schiffe an, der Lotse am Steuerruder gab Antwort und die Barke legte bei dem Schiffe an.

Ein Versuch des Herrn de Retz

D'Artagnan hatte wohl erwogen, was er tat, da er sich nicht unmittelbar nach dem Palais-Royal begab; er hatte Comminges Zeit gelassen, vor ihm dort einzutreffen, und somit dem Kardinal die wichtigen Dienste mitzuteilen, welche d'Artagnan und sein Freund diesen Morgen der Partei

der Königin geleistet hatten. Beide wurden auf das huldreichste von Mazarin empfangen, der ihnen pomphafte Komplimente machte, und sie versicherte, es befinde sich jeder von ihnen weiter als auf halbem Wege von dem, was er wünsche: d'Artagnan nämlich von einer Kapitänstelle und Porthos von seiner Baronie. D'Artagnan hätte eine Belohnung in Geld vorgezogen, indes er wußte, wie gerne Mazarin versprach und wie mühevoll er Wort hielt; ihm galten daher die Versprechungen des Kardinals wie ein hohler Braten; er zeigte sich aber doch in Gegenwart Porthos' ganz zufrieden, weil er ihn nicht mutlos machen wollte.

Während die zwei Freunde bei dem Kardinal waren, ließ ihn die Königin rufen. Der Kardinal dachte, würde er ihnen die Danksagung der Königin selbst verschaffen, so wäre das ein Mittel, ihren Eifer zu verdoppeln; er winkte ihnen somit, ihm zu folgen. D'Artagnan und Porthos zeigten auf ihre staubbedeckten und zerrissenen Kleider, aber der Kardinal schüttelte den Kopf und sagte: »Dieser Anzug ist mehr wert, als jener der meisten Hofleute, die Ihr bei der Königin antreffen werdet.« D'Artagnan und Porthos folgten. Der Hof der Königin Anna war zahlreich und geräuschvoll lustig; denn nachdem man bereits einen Sieg über die Spanier erfochten, hatte man am Ende auch über das Volk gesiegt. Broussel war verhaftet worden und wurde ohne Widerstand van Paris weggebracht; er mußte in diesem Augenblicke in den Gefängnissen von Saint-Germain sein. Blancmesnil, der zu gleicher Zeit verhaftet wurde, was ohne Aufsehen und Schwierigkeit geschah – wurde im Schlosse von Vincennes eingesperrt.

Comminges war bei der Königin, die ihn um die Einzelheiten seines Unternehmens befragte, und jeder horchte auf seinen Bericht, als er an der Türe den Kardinal und hinter ihm d'Artagnan und Porthos eintreten sah. »O, Madame.« sprach er, indem er auf d'Artagnan zueilte, »hier ist einer, der das Ihrer Majestät besser sagen kann als ich, da er mein Retter war. Ohne ihn wäre ich wahrscheinlich in diesem Augenblicke in den Netzen von Saint-Cloud, da es sich um nichts Geringeres handelte, als mich in den Fluß zu stürzen. Redet, d'Artagnan, redet!« Seit d'Artagnan Leutnant der Musketiere war, befand er sich vielleicht schon hundertmal in demselben Zimmer mit der Königin, doch hatte ihn diese nie angeredet. Doch diesmal sprach sie: »Nun, Herr, Ihr schweigt, nachdem Ihr mir einen solchen Dienst erwiesen?« »Madame!« erwiderte d'Artagnan, »ich habe nichts zu sagen, als daß mein

Leben dem Dienste Ihrer Majestät geweiht ist, und ich erst an dem Tage glücklich sein werde, da ich es durch Sie verliere.« »Ich weiß das,« entgegnete die Königin, »ich weiß das schon seit langer Zeit. Ich bin somit auch erfreut, daß ich Euch diesen öffentlichen Beweis meiner Achtung und meines Dankes zu geben vermag.« »Madame,« antwortete d'Artagnan, »ich bitte um Erlaubnis, einen Teil davon auf meinen Freund, einen vormaligen Musketier der Kompagnie Tréville, wie ich, übertragen zu dürfen, da er,« fügte er bei, »Wunder verrichtet hat.« »Wie Ist der Name dieses Herrn?« fragte die Königin. »Bei den Musketieren,« entgegnete d'Artagnan, »nannte er sich Porthos (die Königin erbebte), doch sein wahrer Name ist: Chevalier du Ballon.« »De Bracieux de Pierrefonds,« fügte Porthos hinzu. »Das sind zu viele Namen, als daß ich sie alle behielte; ich will mich nur des ersteren erinnern,« sprach die Königin huldvoll. Porthos verneigte sich. D'Artagnan wich ein paar Schritte weit zurück. In diesem Moment wurde der Herr Koadjutor angemeldet. Da erhob sich in der königlichen Versammlung ein Ausruf der Überraschung. Man wußte es, daß sich der Herr Koadjutor sehr auf die Seite der Fronde neigte, darum hatte auch der Kardinal Mazarin augenscheinlich die Absicht, ihm einen Streich zu spielen und sich dabei zu belustigen.

Der Koadjutor hatte, als er von Notre-Dame wegging, das Ereignis erfahren. Wiewohl er den Hauptfrondeurs beinahe verpflichtet war, so war er es doch noch nicht in dem Grade, daß er nicht hätte zurücktreten können, falls ihm der Hof Vorteile anböte, nach denen er trachtete, und wozu die Koadjutorstelle nur die Einleitung war. Herr von Retz suchte also anstatt seines Oheims Erzbischof zu werden, und Kardinal wie Mazarin. Durch die Volkspartei konnte er aber schwerlich zu diesen durchaus königlichen Vergünstigungen gelangen. Er ging somit nach dem Palaste, um der Königin seine Glückwünsche wegen der Schlacht bei Lens darzubringen, im voraus fest entschlossen, für oder wider den Hof zu handeln, je nachdem man seine, Glückwünsche gut oder übel aufnehmen würde.

Der Koadjutor wurde also angemeldet, und bei seinem Eintritte verdoppelte sich die Neugierde dieses triumphierenden Hofes in bezug auf seine Worte. Der Koadjutor besaß für sich allein ungefähr ebensoviel Verstand wie alle, die hier versammelt waren, um sich über ihn lustig zu machen. Somit war auch seine Rede derart gewandt, daß die Anwesenden bei all ihrer Lust,

darüber zu lachen, keinen Anhaltspunkt fanden. Er schloß mit der Versicherung, daß er seine schwachen Kräfte dem Dienste Ihrer Majestät widmen wolle.

Die Königin schien an der Rede des Koadjutors, so lange sie dauerte, großes Wohlgefallen zu haben; als er aber mit der obigen Redensart schloß, der einzigen, welche Anlaß zu schlechten Witzen bot, so wandte sich Anna, und ein ihren Günstlingen zugeworfener Blick sagte ihnen, daß ihnen der Koadjutor preisgegeben sei. Auf der Stelle setzten sich die sarkastischen Zungen in Bewegung. Alles brach in ein Gelächter aus. Nur Gondy verhielt sich ruhig und ernst bei diesem Ungewitter, welches er für die Spötter hätte verderblich machen können. Als die Königin den Koadjutor fragte, ob er zu der schönen Rede, die er eben gehalten, noch etwas beizufügen hätte, erwiderte dieser: »Ja, Madame, ich habe Ihre Majestät zu bitten, reiflich zu erwägen, bevor Sie den Bürgerkrieg im Lande anfachen.« Die Königin wandte ihm den Rücken zu, und das Gespötte fing aufs neue an.

Der Koadjutor verneigte sich und verließ den Palast, während er dem Kardinal einen jener Blicke zuwarf, die man unter Todfeinden versteht. Dieser Blick war so scharf, daß er Mazarin bis auf den Grund des Herzens drang, und daß dieser, wohl fühlend, es wäre eine Kriegserklärung, d'Artagnan am Arme faßte und sprach: »Mein Herr, werdet Ihr wohl gelegentlich diesen Mann, der eben wegging, wieder erkennen?« »Ja, gnädigster Herr.« Dann wandte sich Mazarin zu Porthos und sprach: »Potz Wetter! Das wird schlimm. Ich bin kein Freund von Streitigkeiten unter Männern der Kirche.« Gondy entfernte sich, und als er über die Schwelle des Palastes trat, murmelte er: »Undankbarer Hof, ich will dich morgen in einem anderen Tone lachen lehren!«

Allein während man im Palais-Royal übermäßig lustig war, um die Heiterkeit der Königin zu steigern, verlor Mazarin, als bedächtiger Mann, der übrigens auch alle Vorsicht der Furcht gebrauchte, die Zeit nicht mit eitlen und gefährlichen Scherzen; er war gleich nach dem Koadjutor fortgegangen und ordnete seine Rechnungen, versperrte sein Gold und ließ durch vertraute Handwerker in den Wänden Verstecke anbringen.

Der Turm Saint-Jacques la Boucherie

Herr von Gondy hatte um drei Viertel auf sechs Uhr alle seine Gänge gemacht, und war in den erzbischöflichen Palast zurückgekehrt. Um sechs Uhr meldete man den Verweser von Saint-Méry. Der Koadjutor warf schnell die Blicke hinter ihn, da er bemerkte, daß ihm ein anderer Mann nachfolge. »Lasset ihn eintreten,« sprach er. Der Verweser trat ein und hinter ihm Planchet. »Gnädiger Herr,« sprach der Gemeindeverweser von Saint-Méry, »hier ist der Mann, von dem mit Ihnen zu sprechen ich die Ehre hatte.« Planchet verneigte sich mit einem Anstände, der zeigte, daß er an guten Umgang gewöhnt sei! »Ihr seid also geneigt, der Sache des Volkes zu dienen?« fragte Gondy. »Ich glaube wohl,« erwiderte Planchet, »da ich vom Grunde der Seele Frondeur bin. Wie Sie mich da sehen, bin ich verurteilt, gehenkt zu werden.« »Weshalb das?«

»Ich befreite aus den Händen der Aufseher Mazarins einen Edelmann, als sie ihn nach der Bastille zurückführten, wo er schon fünf Jahre lang geschmachtet hatte.«

»Wie nennt er sich?«

»O, Euer Gnaden kennt ihn recht wohl, es ist der Graf von Rochefort.«

»Ah, wirklich!« rief der Koadjutor, »ich hörte von diesem Vorfalle reden, und wie man mir sagte, brachtet Ihr das ganze Viertel in Aufruhr.«

»So ziemlich,« entgegnete Planchet mit selbstzufriedener Miene. »Was seid Ihr Eures Standes?«

»Zuckerbäcker, Straße des Lombards.«

»Sagt mir doch, wie Ihr kriegerische Neigungen habt, da Ihr ein so friedsames Geschäft betreibt?«

»Nun, gnädiger Herr, ehe ich Zuckerbäcker wurde, war ich drei Jahre Sergeant im Regiment Piemont, und ehe ich Sergeant geworden, war ich

achtzehn Monde lang Bedienter des Herrn d'Artagnan.«

»Des Musketier-Leutnants?« fragte Gondy. »Desselben, gnädiger Herr.«

»Man hielt ihn aber für einen wütenden Mazariner.«

»Hm!« machte Planchet. »Was wollt Ihr damit sagen?«

»Nichts, gnädiger Herr; Herr d'Artagnan steht im Dienste, Herr d'Artagnan erfüllt seine Pflicht, wenn er Mazarin verteidigt, da er ihn bezahlt.«

»Ihr seid ein vernünftiger Mann, Freund; kann man Rechnung auf Euch machen?«

»Ich dachte,« erwiderte Planchet, »der Herr Verweser habe sich schon für mich verbürgt?«

»Allerdings, allein ich wünsche diese Zusicherung aus Eurem Munde.«

»Gnädiger Herr, Sie können auf mich rechnen, wenn es sich anders um eine Umgestaltung der Dinge handelt.«

»Eben darum handelte es sich. Wie viel Mann glaubt Ihr wohl in der Nacht zusammenbringen zu können?« –Zweihundert Musketiere und fünfhundert Hellebarden.«

»Gäbe es nur in jedem Bezirke einen Mann, der ebensoviel täte, wir besäßen morgen schon ein ziemlich starkes Heer.«

»Das glaube ich.«

»Seid Ihr geneigt, dem Grafen von Rochefort zu gehorchen?«

»Ich würde ihm in die Hölle folgen, und das will nicht wenig sagen, denn ich halte ihn für fähig, da hinabzusteigen.«

»Bravo!«

»An welchem Zeichen wird man morgen früh die Freunde von den Feinden unterscheiden können?«

»Jeder Frondeur mag eine Strohschleife an seinem Hute befestigen.«

»Wohl, geben Sie Befehl.«

»Habt Ihr Geld nötig?« »Gnädiger Herr, das Geld schadet in allen Dingen nie. Hat man keines, wird man auch ohne dasselbe fertig; hat man welches, so macht sich die Sache um so schneller und um so besser.« Gondy ging zu seiner Kasse und nahm einen Beutel heraus. »Da sind fünfhundert Pistolen,« sprach er, »und geht die Sache gut vonstatten, so rechnet morgen auf einen gleichen Betrag.« Planchet nahm den Beutel unter den Arm und sagte: »Ich will Euer Gnaden gewissenhaft Rechnung über diese Summe legen.«

»Gut, ich empfehle Euch den Kardinal an.« »Seien Sie ruhig, er ist in guten Händen.« Planchet entfernte sich; der Verweser blieb noch ein Weilchen. »Gnädiger Herr,« fragte er, »sind Sie zufrieden?«

»Ja, dieser Mann scheint mir Entschlossenheit zu haben.«

»Nun, er wird noch mehr tun, als er versprochen hat. »Das ist vortrefflich.«

Der Verweser holte Planchet wieder ein, der an der Treppe auf ihn wartete. Zehn Minuten darauf ward der Verweser von Saint-Sulpice gemeldet. Als die Türe von Gondys Kabinett aufging, stürzte ein Mann herein; es war der Graf von Rochefort.

»Ah, Ihr seid es, lieber Graf!« rief Gondy, und reichte ihm die Hand. »Ihr seid endlich also entschlossen, Monseigneur?« fragte Rochefort. »Das war ich immer,« entgegnete Gondy. »Reden wir nicht mehr davon, Ihr sagt es, ich glaube Euch; wir wollen Mazarin einen Tanz veranstalten.«

»Nun, ich hoffe das.«

»Und wann wird der Tanz anfangen?«

»Für diese Nacht werden die Einladungen gemacht,« erwiderte der Koadjutor, »allein die Geiger fangen erst morgen früh zu spielen am.«

»Ihr könnt auf mich rechnen und auf fünfzig Soldaten, welche mir der Chevalier d'Humieres zugesagt hat, wenn ich sie brauche.«

»Auf fünfzig Soldaten?«

»Ja, er wirbt Rekruten an und leiht sie mir; was daran fehlt, wenn das Fest vorüber ist, will ich ersetzen.«

»Gut, lieber Rochefort, doch das ist nicht alles.«

»Was gibt es noch?« fragte Rochefort lächelnd. »Was habt Ihr mit Herrn von Beaufort gemacht?«

»Er lebt in der Gegend von Vendôme, und wartet, bis ich ihm schreibe, daß er nach Paris zurückkehren solle.«

»Schreibt ihm, es ist Zeit.«

»Ihr seid also Eurer Sache versichert?«

»Ja, doch kaum wird das Volk von Paris aufgestanden sein, so werden sich zehn Prinzen für einen melden, um sich an die Spitze zu stellen. Kommt er zu spät an, so wird er finden, daß die Stelle schon besetzt sei.«

»Darf ich ihm die Nachricht in Eurem Namen zukommen lassen?«

»Ja, ganz recht.«

»Darf ich ihm schreiben, daß er auf Euch rechnen könne?«

»Allerdings.«

»Und werdet Ihr ihm alle Gewalt einräumen?«

»Für den Krieg, ja, doch in bezug auf Politik ...«

»Ihr wißt, das ist seine starke Seite eben nicht.«

»Er wird mich nach meinem Belieben über den Kardinalshut unterhandeln lassen; denn da ich schon genötigt bin, bei meinem Stande zu bleiben, so will ich wenigstens einen roten Hut tragen.«

»Man soll sich nicht über Geschmack und Farben streiten,« versetzte Rochefort; »ich stehe dafür, daß er einwilligen werde.«

»Und Ihr schreibt ihm noch diesen Abend?«

»Ich tue noch mehr als das, ich schicke ihm einen Boten.« In wieviel Tagen kann er eintreffen?«

»In fünf Tagen.«

»Er möge kommen, hier wird er eine Veränderung finden.«

»Das wünsche ich.«

»Und ich stehe dafür.«

»Nun?«

»Geht jetzt, versammelt Eure fünfzig Mann und haltet Euch bereit.«

»Wozu?«

»Zu allem.«

»Wird ein Losungszeichen gegeben?«

»Eine Strohschleife am Hute.«

»Gut, gnädiger Herr, Gott befohlen!«

»Gott befohlen, lieber Rochefort!«

»Ah, Herr Mazarin, Herr Mazarin!« rief Rochefort, indem er den Verweser mit sich fortzog, der gar keine Gelegenheit gefunden hatte, auch nur ein Wort zu reden, »man wird sehen, ob ich wirklich schon zu alt bin, um ein tatkräftiger Mann zu sein.«

Die Volksbewegung

Es war ungefähr elf Uhr nachts. Gondy war noch nicht hundert Schritte weit in den Straßen von Paris gegangen, als er die seltsame Veränderung bemerkte, die da geschehen war. Die ganze Stadt schien von phantastischen Wesen bewohnt; man sah schweigende Schatten, welche das Straßenpflaster aufrissen, andere, welche Karren herbeiführten und umleerten, andere, welche Gruben auswarfen, um ganze Reiter-Kompagnien zu verschlingen. Alle diese so tätigen Leute gingen und liefen wie Dämone umher, die irgendein unbekanntes Werk vollbringen.

Gondy betrachtete diese Männer der Finsternis, diese Nachtarbeiter mit einem gewissen Schauder; er fragte sich selbst, ob er wohl, nachdem er diese unreinen Wesen aus ihren Höhlen hervorgerufen, imstande sei, sie wieder dahin zurückkehren zu lassen. Er war versucht, das Zeichen des Kreuzes zu machen, wenn ihm irgendeines dieser Geschöpfe etwas näher kam.

Er kam zu der Straße Saint-Honoré und durchschritt dieselbe, um nach der Straße Ferronnerie zu gelangen. Dort änderte sich der Anblick; es waren da Kaufleute, die von Bude zu Bude eilten. Die Türen schienen geschlossen wie die Fensterbalken, doch waren sie bloß angelehnt, so daß sie auf- und sogleich wieder zugingen, um Männer einzulassen, die sich zu fürchten schienen, das, was sie trugen, sehen zu lassen; das waren die Budeninhaber, welche Waffen besaßen und denen, welche keine hatten, davon borgten. Ein Individuum ging von Türe zu Türe, erliegend unter der Wucht von Schwertern, Büchsen, Musketen und Waffen aller Art, die es verabreichte. Der Koadjutor erkannte Planchet beim Schimmer einer Laterne. Als der Koadjutor auf den Pont Neuf kam, fand er die Brücke bewacht; ein Mann trat zu ihm und fragte:

»Wer seid Ihr? Ich erkenne Euch nicht als einen der Unsrigen.«

»Das kommt daher, weil Ihr Eure Freunde nicht kennet, lieber Louvières!« entgegnete der Koadjutor, indem er seinen Hut aufhob. Louvières erkannte ihn und verneigte sich. Gondy setzte seine Runde fort und ging bis zum Turme de Résle. Da bemerkte er eine lange Reihe von Leuten, die an den Mauern hinschlüpften. Man hätte meinen mögen, das sei eine Prozession von Gespenstern, da sie alle in weiße Mäntel gehüllt waren. Als nun alle diese Männer einen gewissen Ort erreichten, schien einer nach dem andern zu verschwinden, als wäre der Boden unter ihren Füßen eingegangen. Der letzte erhob die Augen, zweifelsohne, um sich zu überzeugen, daß er und seine Gefährten nicht belauscht worden, und ungeachtet der Dunkelheit erblickte er Gondy. Er schritt geradeswegs auf ihn los und hielt ihm die Pistole an die Kehle. »Holla, Herr von Rochefort!« rief Gondy lächelnd, »scherzen wir mit Schießgewehren nicht.« Rochefort erkannte die Stimme und sagte: »Ach, gnädiger Herr, Ihr seid es!«

»Ich selbst. Was für Leute führt Ihr da ins Eingeweide der Erde hinab?«

»Meine fünfzig Rekruten des Chevalier d'Humières, welche zu Cheveauxlegers bestimmt sind, und zu ihrer ganzen Ausrüstung weiße Mäntel bekommen haben.«

»Und wohin geht Ihr?«

»Zu einem meiner Freunde, der Bildhauer ist; wir steigen aber durch die Falltüre hinab, durch die er seinen Marmor bekommt.«

»Recht schön,« versetzte Gondy. Er drückte Rochefort die Hand, der dann gleichfalls hinabstieg und die Falltüre hinter sich zuschloß. Der Koadjutor kehrte nach Hause zurück. Es war ein Uhr morgens. Er öffnete ein Fenster und lehnte sich hinaus, um zu lauschen.

Am folgenden Morgen schien Paris bei seinem eigenen Anblick zu erschrecken. Man hätte glauben können, es sei eine belagerte Stadt. Bewaffnete Männer standen mit drohenden Blicken, die Gewehre geschultert, auf den Barrikaden; Losungsworte, Runden, Verhaftungen und sogar Gewaltschritte – das fand der Vorübergehende jeden Augenblick. Man hielt die Federhüte und die vergoldeten Degen an, um sie rufen zu lassen: »Es lebe Broussel! Nieder mit Mazarin!« Und wer es nicht tat,

wurde verhöhnt, angespuckt und sogar geschlagen. Man tötete zwar noch nicht, sah aber, es fehle nicht an Lust hierzu.

Die Königin Anna und Mazarin erstaunten ungemein, als sie erwachten und ihnen gemeldet wurde, daß die Altstadt, die sie am Abend zuvor noch ganz ruhig gesehen, fieberhaft und völlig im Aufstande begriffen sei. Mazarin zuckte die Achseln und tat, als verachte er diesen Pöbel, doch wurde er sichtlich blaß und ging ganz bebend in sein Kabinett, wo er sein Gold und seine Kostbarkeiten in die Kassen verschloß und seine schönsten Diamantringe an die Finger steckte. Die Königin, ihrem eigenen Willen überlassen, war entrüstet; sie ließ den Marschall de la Meilleraie rufen und befahl ihm, daß er so viel Mannschaft nehme, als er nötig erachte, und sehe, was denn an diesem »Scherz« wäre. Der Marschall, wie gewöhnlich sehr abenteuerlich, zweifelte an nichts, da er jene hochmütige Verachtung gegen das Volk hegte, welche damals die Krieger gegen dasselbe kundgaben. Er nahm nur einhundertfünfzig Mann und wollte über die Louvre-Brücke ausrücken, doch stieß er auf Rochefort und die fünfzig Cheveauxlegers, die von mehr als fünfzehnhundert Leuten begleitet waren. Es war unmöglich, eine solche Schranke zu durchbrechen. Der Marschall machte nicht einmal den Versuch und ritt über den Kai wieder zurück.

Am Pont Neuf jedoch traf er Louvières und seine Bürger. Diesmal versuchte der Marschall einen Angriff, allein er wurde mit Büchsenschüssen empfangen, während es aus allen Fenstern Steine wie Hagel regnete. Er verlor da drei Mann. Hierauf nahm er seinen Rückzug nach dem Viertel der Hallen, allein dort traf er auf Planchet und seine Hellebardiere. Diese kehrten ihre Waffen drohend nach ihm; er wollte über alle diese Graumäntel hinwegsehen, allein die Graumäntel hielten wacker stand, und der Marschall zog sich nach der Straße Saint-Honoré zurück, nachdem er vier seiner Gardisten, die ganz einfach von der Klinge fielen, auf dem Wahlplatz zurückgelassen hatte. Der Marschall meinte, dieser Punkt wäre schlechter bewacht als die anderen, und wollte ihn gewaltsam wegnehmen. Er ließ zwanzig Mann absteigen, damit sie diese Barrikaden erstürmen und öffnen sollten. Die zwanzig Mann rückten nach diesem Fort, wo nicht allein Männer, sondern auch Weiber und Kinder unter den Waffen standen. Jene zwanzig Mann des Marschalls rückten also geradezu auf das Hindernis los; doch da, hinter den Balken, zwischen den Rädern der Karren,

von der Höhe der Steine herab, entlud sich ein entsetzliches Gewehrfeuer, unter dem die Hellebardiere Planchets an der Ecke des Friedhofes des Innocents und die Bürger Louvières' an der Ecke der Münzstraße vordrangen. Der Marschall de la Meilleraie ward von drei Feuern eingeschlossen.

Der Marschall de la Meilleraie war tapfer, und beschloß also auch, da zu sterben wo er wäre. Er gab Streich um Streich zurück, wonach unter der Menge ein Wehgeheul entstand. Die besser geübten Gardisten schossen auch besser, allein die viel zahlreicheren Bürger vernichteten sie unter einem wahren Feuerorkan. Die Männer fielen rings um ihn, wie sie bei Rocroy oder Lerida hätten fallen können. Fontrailles, sein Adjutant, hatte einen zerschmetterten Arm; sein Pferd ward am Hals von einer Kugel getroffen, weshalb er, da es vor Schmerz wütend wurde, große Mühe hatte, es zu bändigen. Endlich kam es zu diesem entscheidenden Momente, wo der Tapferste den Schauder durch die Adern wallen und den Schweiß an der Stirne fühlt, als sich plötzlich die Volksmenge nach der Straße de l'Arbre Sec öffnete und ausrief: »Es lebe der Koadjutor!« indem dort Gondy erschien und ganz unbekümmert durch das Gewehrfeuer schritt. Alle sanken auf die Knie. Der Marschall erkannte ihn, eilte ihm entgegen und rief: »In des Himmels Namen! entreißt mich dieser Bedrängnis, oder ich lasse hier meine Haut und die meiner ganzen Mannschaft.« Es erhob sich ein Getöse, bei dem man den Donner des Himmels nicht gehört hätte. Gondy streckte die Hand empor und gebot Stillschweigen. Alles schwieg. Dann sprach er:

»Meine Kinder! Hier ist der Herr Marschall de la Meilleraie, an dessen Gesinnungen Ihr Euch geirrt habt, und der sich verbindlich macht, daß er, wenn er nach dem Palais-Royal zurückkehrt, in Eurem Namen von der Königin die Freilassung unseres Broussel verlangt. Herr Marschall, macht Ihr Euch hierzu verbindlich?« fügte Gondy hinzu, und wandte sich zu dem Gefragten.

»Morbleu!« rief dieser, »ich will es meinen, daß ich mich hierzu verbindlich mache; ich hoffte nicht, so wohlfeilen Preises davonzukommen.«

»Er gibt Euch sein Edelmannswort.« rief Gondy. Der Marschall hob die Hand empor zum Zeichen der Einwilligung.

»Es lebe der Koadjutor!« schrie die Menge. Einige Stimmen fügten noch bei: »Es lebe der Marschall!« Doch alle begannen wieder im Chor: »Nieder mit Mazarin!«

Wie schon gesagt, befand sich Mazarin während dieser Zeit in seinem Kabinett und ordnete seine Angelegenheiten. Er hatte d'Artagnan berufen lassen, da aber d'Artagnan nicht den Dienst hatte, so hoffte er ihn mitten unter diesem Getümmel nicht zu sehen. Indes erschien der Leutnant nach zehn Minuten doch an der Schwelle, und zwar in Begleitung Porthos', »Ah, kommt, Herr d`Artagnan, kommt!« rief der Kardinal, »und seid mir mit Eurem Freunde willkommen. Doch was geht denn vor in diesem verdammten Paris?«

»Was vorgeht, gnädigster Herr? Nichts Gutes,« erwiderte d'Artagnan kopfschüttelnd, »die Stadt ist in vollem Aufstande, und als ich eben mit Herrn du Ballon, der ganz Ihr Diener ist, durch die Straße Montorgueil ging, zwang man uns trotz meiner Uniform, und vielleicht wegen meiner Uniform, zu rufen: »Es lebe Broussel!« und soll ich es sagen, gnädigster Herr, was wir noch hätten rufen sollen?«

»Sagt, sagt es.«

»Nieder mit Mazarin! – Meiner Treu, so waren die Worte.« Mazarin lächelte, doch wurde er blaß.

»Und habt Ihr auch gerufen?« fragte er.

»Meiner Seele, nein,« erwiderte d'Artagnan, »ich war nicht bei Stimme; Herr du Ballon ist heiser und rief gleichfalls nicht. Hier, gnädigster Herr!«

»Hier, was?« fragte Mazarin.

»Betrachten Sie meinen Hut und meinen Mantel.« D'Artagnan zeigte ihm vier Löcher von Kugeln in seinem Mantel und zwei in seinem Hute. Was Porthos' Anzug betrifft, so hatte ihn ein Hellebardenstoß an der Seite aufgeschlitzt und ein Pistolenschuß seine Feder fortgerissen.

»Pest!« rief der Kardinal tiefsinnig und die zwei Freunde mit treuherziger Bewunderung anblickend, »ich hätte gerufen.«

In diesem Momente drang das Getümmel näher. Mazarin trocknete sich die Stirne und blickte um sich. Er wäre gern ans Fenster getreten, doch getraute er sich nicht. Er sagte: »Seht nach, d'Artagnan, was da unten vorgeht.« D'Artagnan trat mit seiner gewöhnlichen Ruhe an das Fenster. »Ho, ho!« rief er, »was ist das? Der Marschall de la Meilleraie kehrt ohne Hut zurück, Fontrailles trägt einen Arm in der Schlinge, verwundete Garden, ganz mit Blut bedeckte Pferde. – Doch halt, was tun denn die Schildwachen, sie schlagen an, um zu feuern.«

»Man hat ihnen Befehl gegeben, auf das Volk zu feuern,« sagte Mazarin, »wenn es sich dem Palais-Royal nähern würde.«

»Wenn sie aber schießen,« rief d'Artagnan, »so ist alles verloren.«

»Wir haben die Gitter.«

»Die Gitter – ha, die Gitter sind nur für fünf Minuten. Man wird sie aus den Fugen schütteln, verdrehen, durchbrechen. Bei Gott! Feuert nicht!« rief d'Artagnan, das Fenster öffnend. Ungeachtet dieses Zurufes, der bei dem Getöse nicht gehört werden konnte, fielen drei bis vier Musketenschüsse; darauf erfolgte ein entsetzliches Gewehrfeuer; man hörte die Kugeln an der Fassade des Palais-Royal anprallen, und eine derselben fuhr unter d'Artagnans Arm hindurch und zerschmetterte einen Spiegel, worin sich eben Porthos selbstgefällig betrachtete. »Ho, ho!« rief der Kardinal, »ein venetianischer Spiegel.«

»Ach, gnädiger Herr,« versetzte d'Artagnan, ruhig das Fenster schließend, »klagen Sie doch nicht, das verlohnt sich nicht der Mühe, denn in einer Stunde wird wahrscheinlich im Palais-Royal kein Spiegel mehr übrig sein, er sei nun von Venedig oder von Paris.«

»Was ist dann aber Euer Rat?« fragte Mazarin.

»Nun, bei Gott, Broussel herausgeben, da sie ihn verlangen. Was tun Sie auch mit einem Parlamentsrate? Das nützt nichts.«

»Und. ist das auch Euere Ansicht, Herr du Ballon, was würdet Ihr tun?«

»Ich würde Broussel herausgeben,« entgegnete Porthos.

»Kommt, meine Herren, kommt, ich will darüber mit der Königin sprechen.« Am Ausgange des Korridors hielt er an und sagte: »Nicht wahr, meine Herren, ich kann auf Euch rechnen?«

»Wir verkaufen uns nicht zweimal,« erwiderte d'Artagnan, »wir haben uns Ihnen verkauft, befehlen Sie, wir werden Folge leisten.«

»Wohlan,« rief Mazarin, »tretet in dies Zimmer und wartet.«

Der Aufstand wird zur Empörung

Das Kabinett, in welches man d'Artagnan und Porthos eintreten ließ, war von dem Salon, worin sich die Königin befand, nur durch Tapetentürvorhänge getrennt. Da nun die Scheidewand so dünn war, konnte man alles hören, was vorging, während man auch durch die Öffnung, die zwischen den zwei Vorhängen war, blicken konnte. Die Königin stand im Salon, ganz blaß vor Zorn, doch wußte sie, sich so viel zu beherrschen, daß man glauben konnte, ihr Inneres wäre ganz und gar nicht aufgeregt. Hinter ihr standen Comminges, Villequier und Guitaut, und hinter den Männern die Frauen. Vor ihr berichtete der Kanzler Séguier, daß man seine Kutsche erbrochen und ihm nachgesetzt habe, daß er nach dem Hotel d'O ... geflohen, und daß dieses Hotel allsogleich erstürmt, ausgeplündert und verwüstet worden sei; zum Glücke habe er noch Zeit gefunden, in ein hinter der Tapete verborgenes Kabinett zu schlüpfen, worin eine alte Frau mit seinem Bruder, dem Bischöfe von Meaux, sich befand. Dort sei die Gefahr so bedrohlich gewesen, die Wütenden haben sich diesem Gemache so ungestüm genähert, daß der Kanzler meinte, seine letzte Stunde wäre schon gekommen, und er habe seinem Bruder gebeichtet, um für den Fall der Entdeckung zum Sterben bereit zu sein. Zum Glücke habe man ihn nicht entdeckt; das Volk, welches wähnte, er habe sich durch eine Hintertüre geflüchtet, zerstreute sich und ließ ihm freien Rückzug. Nun steckte er sich in die Kleider des Marquis d'O ... und verließ das Hotel, indem er über die

Leichen einer Stadtwache und zweier Gardisten schritt, die bei der Verteidigung des Straßentores gefallen waren.

Während dieser Erzählung war Mazarin eingetreten, stellte sich, ohne Aufsehen zu erregen, neben die Königin und hörte zu. »Nun,« fragte die Königin, als der Kanzlei geendet hatte, »was haltet Ihr von all dem?«

»Madame, ich halte die Sache für sehr ernst.«

»Und welchen Rat gebt Ihr mir?«

»Ich würde Ihrer Majestät wohl raten, allein ich wage es nicht.«

»Wagt es immerhin, Herr,« sprach die Königin mit bitterem Lächeln, »Ihr habt wohl anderes schon gewagt.« Der Kanzler wurde rot und stammelte ein paar Worte. »Es handelt sich nicht um die Vergangenheit, sondern um die Gegenwart. Ihr sagtet, daß Ihr mir einen Rat zu erteilen hättet; worin besteht also derselbe?«

»Madame,« erwiderte der Kanzler zaudernd, »er bestände darin, Broussel freizulassen.« Die Königin wurde noch blässer, als sie war, und ihr Gesicht zog sich krampfhaft zusammen.

In diesem Moment vernahm man Tritte im Vorgemach, und der Marschall de la Meilleraie trat, ohne angemeldet zu werden, an die Türschwelle.

»Ah, Marschall, Ihr seid hier!« rief die Königin erfreut. »Ihr habt doch das Gesindel zur Vernunft gebracht, wie ich hoffe.«

»Madame,« entgegnete der Marschall, »ich verlor drei Mann am Pont Neuf, vier bei den Hallen, sechs an der Ecke der Straße de I'Arbre Ger und zwei am Tore Ihres Palastes, in allem fünfzehn. Verwundete bringe ich zehn bis zwölf zurück. Mein Hut ward von einer Kugel fortgerissen, ich weiß nicht wohin, und wahrscheinlich wäre ich bei meinem Hute geblieben, hätte mich nicht der Herr Koadjutor der Gefahr entrissen.«

»Ach, wirklich,« sprach die Königin, »es hätte mich gewundert, diesen krummbeinigen Dachs nicht bei allem beteiligt zu sehen.«

»Madame,« sprach la Meilleraie, »reden Ihre Majestät nicht zu viel Schlimmes in meiner Gegenwart über ihn, da der Dienst noch zu frisch ist, den er mir erwiesen hat.«

»Gut,« versetzte die Königin, »seid ihm so dankbar, als Ihr wollet, mich aber macht das nicht verbindlich. Ihr seid wohlbehalten, das ist alles, was ich wünsche; seid mir nicht bloß willkommen, sondern auch erwünscht.«

»Doch, Madame, bin ich nur unter einer Bedingung glücklich davongekommen, um Ihnen nämlich den Willen des Volkes mitzuteilen.«

»Den Willen –« rief die Königin Anna mit gerunzelter Stirne. »O, Herr Marschall, Ihr müßt wohl in einer, sehr großen Gefahr geschwebt haben, daß Ihr eine so seltsame Sendung übernahmt.« Sie sprach diese Worte mit einem Ausdruck des Spottes, der dem Marschall nicht entging. »Um Vergebung, Madame,« sprach der Marschall, »ich bin kein Anwalt, darum verstehe ich auch den Wert der Worte nicht recht, ich hätte sagen sollen, den Wunsch und nicht Willen des Volkes. In bezug auf die Antwort, womit Ihre Majestät mich beehrten, glaube ich, Sie wollten sagen, daß ich mich gefürchtet habe.« Die Königin lächelte.»Ja doch, Madame, ich habe mich gefürchtet; das begegnet mir heute zum drittenmal in meinem Leben, und doch habe ich zwölf Hauptschlachten und ich weiß nicht wie vielen Gefechten und Scharmützeln beigewohnt; ja, ich habe mich gefürchtet, und ich stehe lieber Ihrer Majestät gegenüber, wie drohend Ihr Lachen auch sein möge, als jenen höllischen Dämonen, welche mich bisher begleitet haben, und welche, ich weiß nicht woher gekommen sind.«

»Nun,« sprach die Königin, indem sie sich in die Lippen biß, während sich die Höflinge betroffen anblickten, »worin besteht dieser Wunsch meines Volkes?«

»Madame,« erwiderte der Marschall, »daß ihm Broussel herausgegeben werde.«

»Nimmermehr,« rief die Königin, »nimmermehr!«

»Ihre Majestät ist Gebieterin,« versetzte la Meilleraie, verneigte sich und trat einen Schritt zurück.

»Wohin geht Ihr, Marschall?« fragte die Königin.

»Ich gehe, die Antwort Ihrer Majestät zu überbringen, da man darauf wartet.«

»Bleibt, Marschall, ich will mir nicht den Anschein geben, als ob ich mit Rebellen unterhandelte.«

»Madame,« entgegnete der Marschall, »ich habe mein Wort gegeben.«

»Was sagen will? ...«

»Daß, wenn Sie mich nicht verhaften lassen, ich hinabzugehen gezwungen bin.«

Die Augen der Königin Anna schleuderten zwei Blitze. »O, das hätte nichts auf sich, mein Herr,« sprach sie, »ich ließ schon Größere verhaften, als Ihr seid – Guitaut! –« Mazarin trat schnell vor und sagte:

»Madame, dürfte ich es wagen, einen Rat zu geben? ...«

»Etwa auch denselben, Broussel herauszugeben, mein Herr? Wenn das ist, so mögen Sie sich dessen überheben.«

»Nein,« erwiderte Mazarin, »obschon dieser vielleicht ebensoviel wert ist als ein anderer.«

»Worin bestände er nun?«

»Den Herrn Koadjutor berufen zu lassen.«

»Den Herrn Koadjutor!« – rief die Königin, »diesen verwünschten Ruhestörer; er veranlaßte diesen ganzen Tumult.«

»Um so mehr,« versetzte Mazarin; »hat er ihn veranlaßt, so kann er ihn auch wieder stillen.«

»O, Madame,« sprach Comminges, der an einem Fenster stand, durch das er hinausblickte, »sehen Ihre Majestät, die Gelegenheit ist gut, denn dort ist er

eben auf dem Platze des Palais-Royal.« Die Königin eilte ans Fenster und rief: »In der Tat, seht den heuchlerischen Mann!«

»Ich sehe,« sprach Mazarin, »daß alle vor ihm knien, wiewohl er nur Koadjutor ist, indes man mich, wäre ich an seiner Stelle, in Stücke hauen würde, wiewohl ich Kardinal bin. Somit beharre ich auf meinem Wunsche, Madame, daß Ihre Majestät den Koadjutor empfangen möge.«

»Warum sagt Ihr nicht auch: auf Eurem Willen?« fragte die Königin mit leiser Stimme. Mazarin verneigte sich.

Die Königin versank in Nachdenken; ein Weilchen darauf erhob sie den Kopf wieder und sagte: »Herr Marschall, holet mir den Koadjutor und bringt ihn zu mir.«

»Und was soll ich dem Volke sagen?« fragte der Marschall.

»Daß es sich gedulde,« versetzte die Königin, »da ich es gleichfalls tue.« Die Türe ging wieder auf, der Marschall erschien mit dem Koadjutor.

»Madame,« sprach er, »hier ist Herr von Gondy, der sich beeilt; den Befehlen Ihrer Majestät nachzukommen.« Die Königin trat ihm vier Schritte entgegen, dann blieb sie stehen, kalt, ernst, regungslos und mit verächtlicher Miene. Gondy verneigte sich mit Ehrerbietung. »Nun, mein Herr,« fragte die Königin, »was sagt Ihr zu diesem Tumult?«

»Es ist schon kein Tumult mehr, Madame,« entgegnete der Koadjutor, »sondern eine Empörung.«

»Die Empörung bei denjenigen, welche glauben, daß sich mein Volk empören könnte!« rief die Königin, unfähig, sich vor dem Koadjutor zu verstellen, welchen sie ganz richtig als den Urheber dieses ganzen Aufstandes ansah. »Empörung, so nennen sie jene, welche wie sie wünschten, den Aufruhr, angezettelt haben. Doch wartet nur, die Autorität des Königs wird sie zur Ordnung bringen.«

»Geschah es vielleicht, um mir das zu sagen, Madame,« entgegnete Gondy kalt, »daß mich Ihre Majestät beehrten, rufen zu lassen?«

»Nein, lieber Koadjutor,« verfetzte Mazarin, »es geschah, um Eure Meinung über den traurigen Zustand zu vernehmen, in dem wir uns befinden.«

»Ist das wahr,« fragte Gondy mit geheuchelter Miene des Erstaunens, »daß mich Ihre Majestät berief, um meinen Rat von mir zu hören?«

»Ja,« antwortete die Königin, man hat es gewollt.« Der Koadjutor verneigte sich und sagte: »Ihre Majestät wünscht nun? ...«

»Zu sagen, was Ihr an ihrer Stelle tun würdet,« bemerkte Mazarin schnell. Der Koadjutor blickte die Königin an, welche es mit einem Wink bejahte. »An der Stelle Ihrer Majestät würde ich nicht schwanken,« versetzte Gondy kalt, »ich würde Broussel freilassen.«

»Und wenn ich ihn nicht freiließe,« sprach die Königin, »was glaubt Ihr dann, daß geschehen könnte?«

»Dann glaube ich,« entgegnete der Marschall, »daß morgen in Paris kein Stein mehr auf dem andern wäre.«

»Ich fragte nicht Euch,« sprach die Königin in strengem Tone und ohne sich umzuwenden, »ich fragte Herrn von Gondy.«

»Wenn Ihre Majestät mich befragte,« erwiderte der Koadjutor mit derselben Ruhe, »so muß ich erklären, daß ich durchaus die Meinung des Herrn Marschalls teile.« Die Röte stieg der Königin ins Gesicht; ihre schönen, blauen Augen schienen aus ihrem Kopfe hervortreten zu wollen: ihre Karminlippen, welche alle damaligen Dichter mit blühenden Granaten verglichen, wurden blaß und bebten vor Ärger, so daß selbst Magarin darüber erschrak, der doch an so manche Zornesausbrüche einer unglücklichen Ehe gewöhnt war.

»Broussel freilassen!« rief sie endlich mit einem entsetzlichen Lächeln. »Meiner Treue, ein hübscher Rat! Man sieht, daß er von einem Priester kommt.« Gondy blieb standhaft. Die heutigen Beleidigungen schienen an ihm abzugleiten, wie die gestrigen Spöttereien; allein der Haß und das Rachegefühl wuchsen schweigend und tropfenweise an auf dem Grunde

seines Herzens. Er starrte die Königin kalt an, welche Mazarin aufforderte, daß er nun gleichfalls etwas sage. Wie gewöhnlich sprach Mazarin wenig und dachte viel. »Ah, ah!« sagte Mazarin, »ein guter Rat; ich würde den guten Herr Broussel freigeben, tot oder lebendig, und die ganze Sache wäre abgetan.«

»Würde man ihn tot herausgeben, so wäre wohl alles abgetan, wie Sie sagen, Monseigneur, jedoch auf andere Weise, als Sie meinen.«

»Sagte ich: tot oder lebendig?« versetzte Mazarin. »Eine Redensart; Ihr wißt wohl, daß ich schlecht französisch verstehe, welches Ihr, Herr Koadjutor, so gut sprecht und schreibt.«

Der Koadjutor lieh den Sturm vorüberziehen und begann mit demselben Phlegma: »Madame, wenn der Vorschlag, den ich Ihrer Majestät unterbreite, nicht entspricht, so hat daß sicher seinen Grund darin, daß Sie deren bessere haben. Ich kenne zu sehr die Weisheit der Königin und ihrer Räte, um zu glauben, man werde die Hauptstadt lange in der Zerrüttung lassen, weiche einen Aufruhr erzeugen kann.«

»Nach Eurer Ansicht also,« entgegnete hohnlachend die Spanierin, die sich vor Ingrimm in die Lippen biß, »kann dieser Tumult von gestern, der heute schon eine Empörung ist, morgen zur Revolution werden?«

»Ja, Madame,« erwiderte der Koadjutor ernst. »Doch, wenn man Euch anhört, wäre das Volk schon zügellos.«

»Dieses Jahr ist schlimm für die Könige,« versetzte Gondy kopfschüttelnd. »Blicken Ihre Majestät auf England hin.« »Ja,« antwortete die Königin, »aber zum Glücke haben wir in Frankreich keinen Oliver Cromwell.«

»Wer weiß,« erwiderte Gondy, »solche Männer gleichen dem Blitze; man kennt sie nicht, ehe sie treffen.«

Alle schauderten und es trat ein kurzes Stillschweigen ein. Mittlerweile hatte die Königin ihre beiden Hände auf die Brust gedrückt; man sah, daß sie das heftige Pochen ihres Herzens zurückpreßte. »Ihre Majestät wird sonach die geeigneten Maßregeln ergreifen,« fuhr der Koadjutor

unbarmherzig fort; »allein ich sehe voraus, daß sie schreckvoll und der Art sein werden, daß sie die Anstifter noch mehr aufreizen. »Nun,« erwiderte die Königin spöttisch, »so werdet Ihr, Herr Koadjutor, der Ihr so viel Macht über sie habt und unser Freund seid, sie besänftigen.«

»Das dürfte vielleicht schon zu spät sein,« antwortete Gondy stets frostig, »und vielleicht habe ich selbst schon allen Einfluß verloren, indes Ihre Majestät, wenn Sie Broussel freiläßt, dem Aufruhr jede Wurzel abschneidet und das Recht erlangt, jeden neuen Versuch zum Aufstand grausam zu bestrafen.«

»Besitze ich denn nicht dieses Recht?« fragte die Königin. »Wenn Sie es besitzen, so üben Sie es aus,« entgegnete Gondy.

Die Königin entließ mit einem Wink den Hof mit Ausnahme Mazarins. Gondy verneigte sich und wollte gleich den übrigen fortgehen. »Bleibt, mein Herr,« sprach die Königin. »Wohl,« sagte Gondy bei sich, »sie wird nachgeben.«

»Sie wird ihn töten lassen,« sprach d'Artagnan zu Porthos, »doch geschieht das jedenfalls nicht durch mich. Ich schwöre es bei Gott, daß ich mich, wenn man über ihn herfällt, auf die Angreifenden stürzen werde.«

»Ich gleichfalls,« versetzte Porthos.

»Schön,« murmelte Mazarin, indem er einen Stuhl nahm, »wir werden etwas Neues sehen.«

»Sagt an,« sprach die Königin, indem sie endlich stehen blieb, »da wir nun allein sind, Herr Koadjutor, sagt und wiederholt Euren Rat.«

»Nun, Madame tun, als ob Ihre Majestät nachgedacht hätte, öffentlich einen Irrtum anerkennen, was die Stärke kräftiger Regierungen ist, Broussel aus der Haft entlassen und dem Volke wieder zurückgeben!«

»O,«rief die Königin Anna,»mich derart zu demütigen! Bin ich Königin, oder bin ich es nicht? Ist all das Gesindel, welches da kreischt, die Mehrzahl meiner Untertanen? Habe ich Freunde, Garden? O, bei unserer

Frau, wie die Königin Katharina sprach,« fuhr sie fort, durch ihre eigenen Worte sich anstachelnd, »eher würde ich Broussel mit eigenen Händen erwürgen, als den Schändlichen herausgeben!« Und sie schritt mit geballten Händen auf Gondy zu, den sie in diesem Moment gewiß ebenso haßte wie Broussel. Gondy blieb unbeweglich, und es zuckte nicht eine Sehne seines Gesichtes. »Madame,« rief der Kardinal, indem er die Königin am Arme faßte und zurückzog, «Madame, was tun Sie denn?« Dann fügte er noch auf spanisch hinzu: »Madame, sind Sie außer sich? Anna! Sie, eine Königin, zanken hier wie eine bürgerliche Frau, und sehen Sie nicht, daß Sie in der Person dieses Mannes die ganze Bevölkerung von Paris vor sich haben, den zu beleidigen in diesem Momente gefährlich ist, und daß Sie, wenn er es will, in einer Stunde keine Krone mehr tragen? O, lassen Sie ab, später, bei einer anderen Gelegenheit werden Sie sich fest und kräftig widersetzen, heute aber schmeicheln und liebkosen Sie, oder sie sind nichts mehr, als eine gewöhnliche Frau.«

D'Artagnan hatte schon bei den ersten Worten dieser Anrede Porthos am Arme gefaßt und stets mehr und mehr gedrückt; als dann Mazarin schwieg, sprach er leise: »Porthos, sagt ja nie in Mazarins Gegenwart, daß ich spanisch verstehe, oder ich bin ein verlorener Mann und Ihr mit mir.« »Wohl,« entgegnete Porthos. Die hart angegangene Königin ward auf einmal besänftigt, sie ließ sozusagen die Glut aus ihren Augen, das Blut von den Wangen, den wortreichen Zorn von den Lippen verschwinden. Sie setzte sich, ließ ihre ermatteten Arme zur Seite niedergleiten und sprach mit einer von Tränen begleiteten Stimme: »Vergebt, Herr Koadjutor, und schreibt diese Heftigkeit nur dem zu, was ich leide. Frau, und somit den Schwachheiten meines Geschlechtes verfallen, schaudere ich vor den Folgen eines Bürgerkrieges; Königin, und gewohnt, daß man mir gehorche, werde ich heftig bei der ersten Widersetzlichkeit.«

»Madame,« entgegnete Gondy mit einer Verneigung, »Ihre Majestät ist im Irrtum, wenn Sie meine aufrichtige Meinung für Widersetzlichkeit hält. Ihre Majestät hat nur gehorsame und ehrerbietige Untertanen. Das Volk will nicht an die Königin, es ruft nur Broussel, weiter nichts, und ist unter den Gesetzen Ihrer Majestät glücklich, wenn ihm Broussel zurückgegeben wird,« fügte Gondy lächelnd hinzu.

Mazarin hatte bei den Worten: »Das Volk will nicht an die Königin« – schon die Ohren gespannt, da er besorgte, der Koadjutor möchte des Rufes erwähnen: »Nieder mit Mazarin!« und da wußte er Gondy Dank für diese Auslassung und sprach mit seiner schmeichelhaftesten Stimme und seinem freundlichsten Gesichte:

»Madame, glauben Sie dem Koadjutor, er ist einer unserer gewandtesten Staatsmänner; der erste Kardinalshut, der frei wird, scheint wie geschaffen für sein edles Haupt.

»Und was wird er uns an dem Tage versprechen,« flüsterte d'Artagnan, »wo man ihm nach dem Leben strebt? Wetter, wenn er die Hüte so vergibt, Porthos, so bereiten wir uns vor und laßt uns morgen schon jeder ein Regiment von ihm fordern. Sapperlot! Der Bürgerkrieg dauere nur ein Jahr lang und ich lasse für mich das Schwert als Konnetabel neu vergolden.«

»Und ich?« fragte Porthos.

»Du? – dir will ich den Marschallsstab des Herrn de la Meilleraie geben lassen, denn mich dünkt, er steht jetzt nicht gar sehr in Gunst.«

»Sonach fürchtet Ihr im Ernst die Volksaufregung, mein Herr?« fragte die Königin. »Im Ernste, Madame,« entgegnete Gondy, betroffen, daß er noch nicht weiter sei; »ich fürchte, wenn der Strom einmal, den Damm durchbrochen hat, so wird er große Verwüstungen anrichten.«

»Ich denke aber,« versetzte die Königin, »man sollte ihm für diesen Fall nun Dämme entgegensehen. Geht, ich will darüber nachdenken. Gondy blickte Mazarin mit erstaunter Miene an. Mazarin näherte sich wieder der Königin, um mit ihr zu sprechen; in diesem Moment vernahm man vom Platze des Palais-Royal ein schreckliches Getöse. Gondy lächelte, der Blick der Königin entflammte sich, Mazarin erblaßte.

In diesem Augenblicke stürzte Comminges in den Saal und sprach bei seinem Eintritt zu der Königin:

»Um Vergebung, Madame, allein das Volk hat die Schildwachen am Gitter niedergemacht und schlägt eben die Tore ein. Was ist Ihr Befehl?«

»Hören Sie, Madame?« sagte Gondy. Das Brausen der Wogen, das Rollen des Donners, das Geräusch eines tosenden Vulkans lassen sich nicht vergleichen mit dem Sturmgeheul, das in diesem Augenblicke zum Himmel erschallte.

»Was ich befehle?« fragte die Königin.

»Ja, die Zeit drängt.«

»Wieviel Mann liegen ungefähr im Palais-Royal?«

»Sechshundert Mann.«

»Stellet hundert Mann um den König und verjagt mit dem Reste den Pöbel.«

»Madame,« rief Mazarin, »was tun Sie?«

»Geht!« sprach die Königin, Comminges entfernte sich mit dem leidenden Gehorsam eines Soldaten. In diesem Moment vernahm man ein furchtbares Krachen; eines der Tore fing an, nachzugeben.

»Madame,« stammelte Mazarin, »Sie stürzen uns alle ins Verderben, den König, Sie und mich!« Auf diesen Schrei, welcher dem Kardinal aus der Seele drang, bekam auch die Königin Furcht; sie rief Comminges zurück. «Es ist zu spät,« ächzte Mazarin, sich die Haare ausraufend, »es ist zu spät!« Die Türe gab nach und man Hörte das Freudengeschrei des Pöbels. D'Artagnan griff nach dem Schwerte und winkte Porthos, das gleiche zu tun. »Rettet die Königin!« rief Mazarin, zum Koadjutor gewendet. Gondy eilte ans Fenster, machte es auf und bemerkte Louvieres an der Spitze von zwei- bis dreitausend Menschen. »Keinen Schritt mehr weiter!« rief er, »die Königin unterschreibt.«

»Was sagt Ihr?« sprach die Königin. »Die Wahrheit, Madame,« entgegnete Mazarin, und reichte ihr Feder und Papier – »es muß geschehen! Unterzeichnen Sie, ich bitte – ich will es.«

Die Königin sank auf einen Stuhl, nahm eine Feder und unterschrieb. – Das Volk hatte, von Louvieres zurückgehalten, wohl keinen Schritt weiter getan, doch wollte das furchtbare Murren nicht enden, womit die Menge ihren Grimm ausdrückt. Die Königin schrieb: »Der Gefängniswächter von Saint-Germain hat den Ratsherrn Broussel in Freiheit zu setzen.« – Und sie unterzeichnete. Der Koadjutor, der die geringste Bewegung mit den Augen verschlang, ergriff das Papier, sobald es unterfertigt war, kehrte damit zum Fenster zurück, schwenkte es in der Hand und rief: »Da ist der Befehl!« Ganz Paris schien ein Jubelgeschrei zu erheben; dann ertönten die Ausrufungen: »Es lebe Broussel! – Es lebe der Koadjutor!«

»Es lebe die Königin!« rief der Koadjutor. Man antwortete zwar seinem Rufe, allein schwach und nur einzeln. Vielleicht machte er ihn auch nur, um die Königin ihre Schwäche fühlen zu lassen. »Und nun Ihr das habt, was Ihr wollet,« sprach sie, »so geht, Herr Gondy.«

»Wenn die Königin mich brauchen wird,« versetzte der Koadjutor, »so weiß es Ihre Majestät, daß ich zu Befehl stehe.« Die Königin nickte mit dem Kopfe und Gondy ging hinweg. »Ha, verwünschter Mann!« rief die Königin und streckte ihre Hand nach der kaum zugeschlossenen Türe aus, »ich will dir eines Tages den Rest der Galle, die du mir heute eingeschenkt hast, zu trinken geben.« Mazarin wollte sich ihr nähern. »Laßt mich,« sprach sie, »Ihr seid kein Mann –« und sie entfernte sich. »Und Sie – kein Weib,« murmelte Mazarin.

Nachdem er dann ein Weilchen nachgedacht hatte, erinnerte er sich, daß d'Artagnan und Porthos hier seien, und folglich alles gesehen und gehört haben müssen. Er faltete die Stirn und ging geradeswegs auf den Türvorhang zu und hob ihn auf, allein das Kabinett war leer. Bei den letzten Worten der Königin hatte d'Artagnan Porthos an der Hand gefaßt und ihn nach der Galerie gezogen. Mazarin ging nun gleichfalls nach der Galerie und traf dort die zwei Freunde, wie sie eben auf und nieder schritten. »Weshalb seid Ihr vom Kabinett weggegangen, d'Artagnan?« fragte Mazarin. »Weil die Königin befohlen hat, daß sich jedermann zu entfernen habe,« entgegnete d'Artagnan, »weil ich dachte, daß dieser Befehl uns ebenso gut angehe als andere.«

»Ihr seid also hier seit– –?«

»Etwa seit einer Viertelstunde,« erwiderte d'Artagnan und gab Porthos mit den Augen einen Wink, daß er ihn nicht Lügen strafe. Mazarin sah aber diesen Wink und war überzeugt, daß d'Artagnan alles gesehen und gehört habe, doch wußte er ihm Dank für die Lüge.

Das Unglück gibt Gedächtnis

Wie nun Broussel am nächsten Morgen in einer großen Kutsche seinen Einzug in Paris hielt, wo ihm sein Sohn Louvieres zur Seite saß, eilte das ganze Volk bewaffnet nach der Straße, durch welche er fuhr. Die Zurufungen: »Es lebe Broussel! Es lebe unser Vater!« ertönten von allen Seiten, und trugen den Ton an Mazarins Ohren. Von allen Seiten überbrachten die Kundschafter des Kardinals und der Königin unangenehme Botschaften, die der Minister sehr aufgeregt, die Königin aber sehr ruhig aufnahm. Die Königin schien in ihrem Geiste einen großartigen Entschluß zu nähren, und das vermehrte Mazarins Besorgnisse. Er kannte die stolze Frau und fürchtete ihre Entschlüsse. Der Koadjutor, mächtiger als der König, die Königin und der Kardinal, war in das Parlament zurückgekehrt. Auf seinen Ratschlag hatte ein Parlamentsedikt die Bürger aufgefordert, die Waffen wegzulegen und die Barrikaden niederzureißen: sie wußten nun, daß es nur einer Stunde bedürfe, um die Waffen wieder zu ergreifen, und nur einer Nacht, um die Barrikaden wieder aufzurichten. Planchet war in seine Kaufbude zurückgekehrt. Der Sieg veranlaßte eine Amnestie, sonach fürchtete sich Planchet nicht, gehenkt zu werden, und war überzeugt, daß, wenn man nur Miene machte, ihn gefangen zu nehmen, das Volk sich für ihn erheben würde, wie es für Broussel geschehen war. Rochefort hatte seine Chevauxlegers dem Chevalier d'Humieres zurückgegeben; beim Verlesen fehlten wohl zwei davon, allein der Chevalier, der von Herzen Frondeur war, wollte nichts wissen von Schadloshaltung.

Louvieres war stolz und zufrieden, er hatte sich gerächt an Mazarin, welchen er haßte, und viel zur Befreiung seines Vaters beigetragen; sein Name wurde mit Schrecken im Palais-Royal wiederholt, und er sprach lächelnd zu dem Ratsherrn, als er zu seiner Familie zurückkam: »Glaubst du wohl, Vater, wenn ich jetzt von der Königin eine Kompagnie fordern

würde, sie würde mir dieselbe geben?« D'Artagnan nützte den Moment der Ruhe, um Rudolf wieder zu entlassen, welchen er während des Aufruhrs mühevoll eingeschlossen hielt, da er durchaus entweder für die eine oder die andere Partei das Schwert ziehen wollte. Rudolf machte wohl anfänglich einige Schwierigkeiten, allein d´Artagnan sprach im Namen des Grafen de la Fère. – Rudolf machte der Frau van Chevreuse einen Besuch, und brach dann auf, um sich wieder zum Heere zu begeben. Nur Rochefort fand, daß die Sache ziemlich schlecht beendigt wurde; er hatte dem Herzog von Beaufort geschrieben, zu kommen, der Herzog würde, wenn er käme, Paris ruhig antreffen. Er besuchte den Koadjutor, um ihn zu fragen, ob er nicht dem Prinzen melden sollte, daß er unterwegs anhalte, doch Gondy dachte ein Weilchen nach und sagte dann: »Lasset ihn seine Reise fortsetzen.«

»Ist also die Sache noch nicht zu Ende?« fragte Rochefort. »Wie doch, lieber Graf, wir sind ja erst beim Anfang.« »Woher glaubt Ihr das?« »Weil ich das Herz der Königin kenne; sie wird nicht geschlagen bleiben wollen.« »Hat sie irgend etwas in Bereitschaft?« »Ich hoffe das.« »Was wißt Ihr? Laßt hören.« »Ich weiß, daß sie an den Prinzen geschrieben hat, er möge in Eile vom Heere zurückkehren.« »Ah, ah!« rief Rochefort. »Ihr habt recht, man muß Herrn von Beaufort kommen lassen.«

An demselben Abend dieser Unterredung ging auch das Gerücht, der Prinz sei angekommen. Diese Neuigkeit war sehr einfach und natürlich, erregte aber dennoch ein ungeheures Aufsehen. Wie es hieß, so hatte Frau von Longueville, seine zärtliche Schwester, geplaudert, und ihm Nachrichten gegeben, wodurch unheilvolle Pläne von Seite der Königin enthüllt wurden. Noch am Abend der Ankunft des Prinzen gingen Bürger, Schöppen und Quartiervorsteher, die besser als die anderen unterrichtet waren, zu ihren Bekannten und sagten: »Warum versetzten wir den König nicht in das Stadthaus? Wir tun unrecht, daß wir ihn von unseren Feinden erziehen lassen, die ihm üble Ratschläge geben, indes er Volksgrundsätze in sich aufnehmen und das Volk lieben würde, wäre er zum Beispiel von dem Herrn Koadjutor geleitet.« Die Nacht war düster und unruhig; am nächsten Tage sah man abermals die schwarzen und die grauen Mäntel, die Patrouillen der Kaufleute und die Rotten der Bettler. Die Königin brachte die Nacht in Beratung mit dem Prinzen zu; er ward um Mitternacht in ihr

Betzimmer geführt, und verließ es erst um fünf Uhr früh. Um fünf Uhr ging die Königin in das Kabinett des Kardinals, der schon aufgestanden war. Er setzte eine Antwort an Cromwell auf; es waren von den zehn Tagen, die er von Mordaunt verlangt hatte, bereits sechs verflossen.

»Bah,« sprach er,»ich ließ Cromwell wohl ein bißchen warten, allein er weiß recht gut, was Revolutionen sind, und wird mich entschuldigen.« Somit überlas er selbstgefällig den ersten Paragraph seiner Schrift; da wurde leise an die Türe gescharrt, die in Verbindung mit den Gemächern der Königin stand, daher konnte nur sie allein durch diese Tür kommen. Der Kardinal erhob sich und schloß auf. Die Königin war im Nachtanzuge, und aus ihrem Antlitze strahlte eine innere Freude. »Was ist es, Madame,« fragte Mazarin bekümmert, »Ihre Majestät hat eine ganz stolze Miene?« »Ja,« erwiderte sie stolz und frohmütig, »denn ich habe das Mittel gefunden, diese Hydra zu erwürgen.« »Ihre Majestät ist so erhaben in der Politik,« versetzte Mazarin, »ich bitte, mir dieses Mittel zu nennen.« Er versteckte das, was er schrieb, indem er den angefangenen Brief unter ein weißes Papier schob. »Sie wollen mir den König nehmen, wie Ihr wißt,« sprach die Königin. »Ja, leider, und mich henken.« »Sie werden aber den König nicht bekommen.« »Und mich nicht henken. Bennone!« »Höret. Ich will Ihnen meinen Sohn entziehen, mich selbst und Euch mit mir. Ich will dieses Ereignis, welches die Lage der Dinge von heute auf morgen ändern wird, ausgeführt wissen, ohne daß es außer Euch, mir und einer dritten Person ein anderer erfahre.« »Wer ist diese dritte Person?« »Der Prinz.« »Er ist also, wie man mir sagte, angekommen?« «Gestern abends.« »Und Ihre Majestät hat ihn gesehen?« »Ich komme von ihm.« »Und bietet er die Hände zu diesem Projekte?« »Der Rat kommt von ihm.« »Und Paris?« »Er zwingt es durch Hunger, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben.« »Es fehlt dem Projekte nicht an Großartigkeit, allein ich sehe dabei nur ein Hindernis.« »Welches?« »Die Unmöglichkeit.« »Ein sinnloses Wort – nichts ist unmöglich.« »In Entwürfen.« «In der Ausführung. Besitzen wir Geld?« »Nur wenig,« entgegnete Mazarin zitternd, da er fürchtete, die Königin möchte seine Kasse in Anspruch nehmen. »Haben wir Soldaten?« »Fünf- bis sechstausend Mann.« »Haben wir Mut?« »Viel.« »So ist die Sache abgetan. O, begreift Ihr wohl, Guilio, Paris, dieses verhaßte Paris, wie es eines Morgens aufwacht ohne König und ohne Königin, wie es umzingelt, belagert und ausgehungert ist und keine andere Zuflucht mehr

hat, als sein verwirrtes Parlament und seinen hagern Koadjutor mit den Sichelbeinen.« »Schön, schön,« versetzte Mazarin; »ich begreife Wohl die Wirkung, allein ich sehe nicht das Mittel, welches dahin führt.« »Ich werde es schon finden.« »Wissen Sie wohl, daß das der Krieg ist, der glühende, blutige, unversöhnliche Bürgerkrieg?« »Ja, ja, ja, der Krieg,« erwiderte die Königin Anna. »Ich will diese aufrührerische Stadt in Asche verwandeln; ich will das Feuer im Blute auslöschen; ich will, daß ein furchtbares Schauspiel das Verbrechen und die Strafe verewige. Ich hasse, ich verabscheue Paris.« »Sachte, sachte. Sie sind da zu blutdürstig. Haben Sie wohl acht, wir sind nicht in den Zeiten der Malatesta und der Castruccio Castracani. Man würde Ihre Majestät enthaupten lassen.« »Ihr scherzet.« »Ich scherze sehr wenig, der Krieg mit einem ganzen Volke ist gefahrvoll. Blicken Sie hin auf Ihren Bruder Karl I., es steht schlimm mit ihm, sehr schlimm.« »Wir leben in Frankreich und ich bin Spanierin.« »Desto schlimmer, per Bacco, desto schlimmer. Ich wünschte, Ihre Majestät wäre Französin und ich wäre Franzose, man würde uns beide weniger hassen.« »Billigt Ihr aber meinen Vorschlag?« »Ja, wenn ich sehe, daß die Sache möglich sei.« »Sie ist es, ich versichere Euch; trefft Eure Anstalten zur Abreise.« »O, ich bin stets bereit zum Abreisen, nur reise ich bekanntlich nie – und diesmal ebensowenig als sonst.« »Kurz, wenn ich gehe, wollt Ihr gleichfalls gehen?« »Ich will es versuchen.« »Ihr tötet mich vor Ungeduld mit Euren Besorgnissen. Und wovor seid Ihr denn in Furcht?« »Vor gar vielen Dingen.« »Vor welchen denn?« Die früher heiteren Züge Mazarins verdüsterten sich und er sprach: »Anna, Sie sind nur eine Frau, und als solche können Sie, der Straflosigkeit sicher, nach Belieben die Männer beleidigen. Sie beschuldigen mich, daß ich mich fürchte; ich habe nicht so viel Furcht wie Sie, weil ich nicht entfliehe. Gegen wen schreit man denn, gegen Sie oder gegen mich? Wem will man ans Leben, mir oder Ihnen? Nun, ich, den Sie beschuldigen, furchtsam zu sein, ich biete doch dem Ungewitter Trotz, nicht mit Prahlereien, das ist meine Sache nicht, sondern ich halte stand. Machen Sie gleich mir nicht so viel Aufsehen, sondern mehr Wirkung. Sie schreien sehr laut, und erreichen doch nichts Sie reden vom Entfliehen ... .« Mazarin zuckte die Achseln, faßte die Königin an der Hand, führte sie an das Fenster und sagte: »Da sehen Sie!« »Nun?« entgegnete die Königin, durch ihren Starrsinn verblendet. »Nun, was erblicken Sie von diesem Fenster aus? Wenn ich nicht irre, sind es geharnischte Bürger mit Pickelhauben und wie zur Zeit der Ligue mit guten

Musketen bewaffnet, die so scharf nach dem Fenster starren, von dem aus wir sie sehen, daß man Sie erblicken wird, wenn Sie den Vorhang zu weit öffnen. Nun gehen wir dorthin an das andere; was sehen Sie da? Mit Hellebarden bewaffnete Leute aus dem Volke, welche Ihre Türen bewachen. Aus jeder Öffnung des Palastes, wohin ich Sie immer führte, würden Sie dasselbe, erblicken; Ihre Türen sind besetzt, die Luftlöcher Ihrer Keller sind bewacht, und ich möchte dasselbe sagen, was mir jener einfältige La Ramée von Herrn von Beaufort gesagt hat: »Es wäre denn, daß Sie ein Vogel oder eine Maus sind, sonst entkommen Sie nicht.« »Er ist aber doch entschlüpft.« »Denken Sie auf dieselbe Weise davonzukommen?« »So bin ich eine Gefangene?« »Bei Gott,« erwiderte Mazarin, »ich beweise Ihnen das schon eine Stunde lang.« Mazarin nahm wieder ruhig seine Depesche vor, die er angefangen, und schrieb da weiter, wo er unterbrochen worden war. Die Königin Anna erbebte vor Zorn, erglühte ob der erlittenen Demütigung, ging rasch fort und schlug die Türe heftig hinter sich zu. Mazarin wandte nicht einmal den Kopf um.

Als die Königin in ihre Gemächer zurückkam, sank sie in einen Lehnstuhl und fing zu weinen an. Dann sprang sie, von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, auf und sagte: »Ich bin gerettet! Ja, ich kenne einen Mann, der mich aus Paris wegzuführen wissen wird, einen Mann, den ich zu lange schon vergessen habe.« Sie ging rasch zu einem Tische, auf dem Tinte und Papier waren, und schickte sich an, zu schreiben.

Die Zusammenkunft

An demselben Morgen befand sich d'Artagnan in Porthos' Zimmer und lag zu Bette. Diese Gewohnheit hatten die zwei Freunde seit den Unruhen angenommen. Ihre Schwerter lagen unter den Kopfkissen, die Pistolen lagen im Bereiche ihrer Hand auf dem Tische. Um sieben Uhr weckte sie ein Bedienter ohne Livree und überbrachte d'Artagnan einen Brief.

»Von wem?« fragte der Gascogner.

»Von der Königin,« entgegnete der Bediente.

»Ei,« versetzte Porthos und richtete sich im Bette auf, »was steht denn darin?«

»Freund Porthos,« rief d'Artagnan, ihm den Brief reichend, »hier ist für diesmal dein Barontitel und meine Bestallung als Kapitän. Lies nur und urteile.« Porthos streckte die Hand aus, nahm den Brief und las mit zitternder Stimme die folgenden Worte: »Die Königin will mit Herrn d'Artagnan sprechen; er möge dem Überbringer folgen.«

»Nun,« sprach Porthos, »darin sehe ich nur etwas Gewöhnliches.«

»Ich aber sehe darin recht viel Ungewöhnliches,« erwiderte d'Artagnan.

»Wenn man mich beruft, so beweist das, daß die Sachen sehr verwickelt sind. Denkt nur ein bißchen nach, welche Umwälzung muhte nicht im Geiste der Königin stattfinden, daß nach zwanzig Jahren mein Andenken wieder auf die Oberfläche kam.«

»Das ist wahr,« entgegnete Porthos.

»Schärfe dein Schwert, Baron, lade deine Pistolen, gib den Pferden Hafer, ich bürge dir, daß es vor morgen noch etwas Neues gibt und *motus*!«

»He doch, ist das nicht eine Schlinge, die man uns legt?« fragte Porthos, stets beschäftigt mit der Störung, welche seine künftige Größe anderen verursachen würde.

»Wenn es eine Schlinge ist,« erwiderte d'Artagnan, »so werde ich sie schon auswittern, sei unbesorgt. Ist Mazarin Italiener, so bin ich Gascogner.« D'Artagnan kleidete sich schnell an. Als ihm Porthos, noch immer liegend, den Mantel zuschnallte, wurde abermals an die Türe gepocht. »Herein!« rief d`Artagnan. Es trat ein Diener ein und sagte: »Ich komme von Seiner Eminenz dem Herrn Kardinal von Mazarin.« D'Artagnan blickte Porthos an.

»Ha, wie sich das verwickelt!« sprach Porthos. »Wo anfangen?«

»Das trifft sonderbar zusammen: Seine Eminenz gibt mir ein Rendezvous in einer halben Stunde.«

»Gut.«

»Mein Freund,« sagte d'Artagnan zu dem Diener gewendet, »meldet Sr. Eminenz, daß ich in einer halben Stunde dem Befehl nachkommen werde.« Der Bediente verneigte und entfernte sich. »Zum Glücke hat er den anderen nicht gesehen,« sagte d'Artagnan. »Glaubst du, sie lassen dich aus einer und derselben Ursache holen?«

»Ich glaube es nicht, ich bin dessen gewiß.«

»Also auf, d'Artagnan, schnell! Bedenke, daß dich die Königin erwartet, nach der Königin der Kardinal und nach dem Kardinal ich.« D`Artagnan rief den Diener der Königin Anna und sagte: »Hier bin ich, mein Freund, führet mich.« Der Bediente führte ihn ins Palais-Royal. Ein leichtes Geräusch störte die Stille des Betzimmers, in dem d'Artagnan wartete. Er fuhr zusammen und sah, wie eine weiße Hand die Tapete aufhob, und an ihrer Form, Weiße und Schönheit erkannte er die königliche Hand, die ihm einst zum Kusse dargereicht wurde. Die Königin trat ein. »Ihr seid es, Herr d'Artagnan,« sprach sie und richtete auf den Offizier einen Blick huldreicher Schwermut; »Ihr seid es, ich kenne Euch wohl. Seht mich an, ich bin die Königin; erkennt Ihr mich?«

»Nein, Madame,« erwiderte d'Artagnan.

»Wißt Ihr denn nicht mehr,« fuhr die Königin Anna fort, und zwar in jenem entzückenden Tone, den sie, wenn sie wollte, ihrer Stimme zu geben wußte, – »daß einstmals die Königin eines wackern und treuergebenen Kavaliers bedurfte, daß sie diesen Kavalier auch fand, und daß sie ihm, wiewohl er glauben konnte, sie habe ihn vergessen, einen Platz in ihres Herzens Grunde aufbewahrt hat?«

»Nein, Ihre Majestät, ich wußte das nicht,« versetzte der Musketier.

»Desto schlimmer, mein Herr, desto schlimmer,« sprach Anna, »wenigstens für die Königin, denn die Königin bedarf heute wieder desselben Mutes und derselben Ergebenheit.«

»Wie doch,« entgegnete d'Artagnan, »die Königin, welche von so getreuen Dienern, von so weisen Räten, kurz, von Männern umgeben ist, die durch Rang und Verdienst so hoch stehen, würdigt einen geringen Soldaten ihres Augenmerkes?«

»Was Ihr mir da von denjenigen sagt, die mich umgeben, d'Artagnan, ist vielleicht wahr,« sprach die Königin, »allein ich habe nur zu Euch allein Vertrauen. Ich weiß es wohl, Ihr gehört dem Kardinal an, jedoch gehört Ihr auch mir an, und ich nehme es auf mich, Euer Glück zu gründen. Sagt an, werdet Ihr heute dasselbe tun, was einst für die Königin jener Edelmann getan hat, den Ihr nicht kennet?«

»Ich werde alles das tun, was Ihre Majestät befiehlt,« erwiderte d'Artagnan. Die Königin dachte ein Weilchen nach, und da sie die gespannte Haltung des Musketiers sah, so sagte sie: »Ihr habt vielleicht die Ruhe gern?«

»Das weiß ich nicht, Madame, da ich mich niemals ausgeruht habe.«

»Habt Ihr Freunde?«

»Ich halte deren drei. Zwei haben Paris verlassen, und ich weiß nicht, wohin sie gereist sind. Ein einziger ist mir geblieben, wie ich aber glaube ist, er einer von denen, die den Kavalier kennen, dessen Ihre Majestät zu erwähnen geruht hat.«

»Gut,« versetzte die Königin. »Ihr und Euer Freund gelten zusammen ein Heer.«

»Was habe ich zu tun, Madame?«

»Kommt um fünf Uhr wieder, und ich will es Euch sagen. Jedoch, mein Herr, sprecht mit keiner lebenden Seele von diesem Stelldichein.«

»Nein, Madame.«

»Schwört es bei Gott!«

»Madame, ich habe noch nie mein Wort gebrochen; wenn ich sage: Nein, so ist es Nein!«

»Hat Ihre Majestät für diesen Moment für mich keinen anderen Befehl?«

»Nein, mein Herr,« entgegnete Anna, »und Ihr könnet Euch bis zu dem angegebenen Augenblicke zurückziehen.« D'Artagnan verneigte und entfernte sich. Da inzwischen die halbe Stunde verstrichen war, so ging er über die Galerie und pochte an die Türe des Kardinals; Vernouin führte ihn ein. »Gnädigster Herr,« sprach er, »ich stelle mich zu Ihren Befehlen.« D'Artagnan warf, seiner Gewohnheit gemäß, einen raschen Blick um sich und sah, daß Mazarin einen versiegelten Brief vor sich habe; nur lag derselbe mit der Aufschrift nach unten gekehrt auf dem Schreibpulte, wonach er unmöglich sehen konnte, an wen er adressiert war. »Ihr kommt von der Königin?« sagte Mazarin und faßte d'Artagnan fest ins Auge. »Ich, gnädigster Herr? Wer hat das gesagt?«

»Niemand, allein ich weiß es.«

»Ich bin in Verzweiflung, Euer Gnaden zu sagen, daß Sie im Irrtum sind,« erwiderte der Gascogner kühn, indem er an das Versprechen dachte, das er eben der Königin Anna gemacht hatte.

»Ich habe doch selbst das Vorgemach geöffnet und sah Euch von dem Ende der Galerie herankommen.«

»Das geschah, weil man mich durch die verborgene Treppe einführte.«

»Wie das?«

»Ich weiß es nicht; vielleicht hat da ein Mißverständnis stattgefunden.« Mazarin wußte, daß man d'Artagnan nicht leicht zum Geständnis dessen bringen konnte, was er verhehlen wollte; er verzichtete somit für jetzt darauf, das Geheimnis zu entdecken, das ihm der Gascogner vorenthielt. »So wollen wir denn von meinen Angelegenheiten reden,« sagte der Kardinal, »weil Ihr mir von den Eurigen nichts sagen wollt.« D'Artagnan verneigte sich. »Macht Ihr gerne Reisen?« fragte der Kardinal.

»Ich habe mein Leben auf den Heerstraßen zugebracht.«

»Hält Euch etwas in Paris zurück?«

»Mich hält nichts zurück als ein höherer Befehl.«

»Gut; hier ist ein Brief, der an seine Adresse zu gelangen hat.«

»An seine Adresse, gnädigster Herr? Es ist aber keine ersichtlich.« Die Rückseite vom Siegel war in der Tat ohne Aufschrift.

»Ich verstehe; ich habe den ersten dann wegzunehmen, wenn ich an einem bestimmten Orte angekommen bin.«

»Allerdings; nehmt also und reiset ab. Ihr habt einen Freund, du Ballon, den ich sehr liebe, nehmt ihn mit.«

»Teufel,« dachte D'Artagnan, »er weiß, daß wir gestern seine Unterredung belauschten und will uns von Paris fern haben.«

»Ihr säumt?« fragte Mazarin.

»Nein, gnädigster Herr, ich reise sogleich ab; nur wünschte ich noch ...«

»Was? sagt an.«

»Daß Ew. Eminenz zu der Königin ginge.«

»Wann?«

»Im Augenblicke.«

»Weshalb?«

»Um nur diese Worte zu sagen: »Ich schicke Herrn d'Artagnan irgend wohin und lasse ihn ungesäumt abreisen.«

»Da seht Ihr nun,« erwiderte Mazarin, »daß Ihr die Königin sahet.«

»Ich hatte bereits die Ehre, Ew. Eminenz zu sagen, es könnte da ein Mißverständnis statt- gefunden haben.«

»Was bedeutet das?« fragte Mazarin.

»Darf ich mir erlauben, Ew. Eminenz meine Bitte zu wiederholen?«

»Gut, ich will hingehen. Wartet hier auf mich.« Mazarin blickte sorgsam herum, ob er an den Schränken keinen Schlüssel vergesse, und ging dann fort. D'Artagnan gab sich zehn Minuten hindurch alle mögliche Mühe, um durch den ersten Briefumschlag das zu lesen, was aus dem zweiten geschrieben war, es gelang ihm aber nicht. Mazarin kam blaß und tiefsinnig zurück, und setzte sich an seinen Schreibtisch. D'Artagnan erforschte ihn, wie er es eben mit dem Briefe getan hatte; allein die Hülle seines Gesichtes war fast ebenso undurchdringlich wie der Briefumschlag. »Ho, ho,« murmelte der Gascogner, »er macht eine grämliche Miene. Ist es etwa meinet- wegen? Er sinnt nach. Ist es etwa, um mich nach der Bastille zu schicken? Sachte, gnädiger Herr. Bei dem ersten Worte, das Ihr davon redet, erwürge ich Euch und werde Frondeur. Man wird mich im Triumphe tragen, wie Herrn Broussel, und Athos wird mich für Frankreichs Brutus erklären. Das wäre hübsch.« So hatte der Gascogner mit seiner stets galoppierenden Phantasie schon alle die Vorteile gesehen, die er aus seiner Lage ziehen könnte. Allein Mazarin gab keinen solchen Befehl; im Gegenteil fing er an, d'Artagnan zu schmeicheln und sprach zu ihm: »Ihr hattet wohl recht, lieber d'Artagnan, Ihr könnt noch nicht abreisen.«

»Ha!« rief d'Artagnan.

»Gebt mir also gefälligst diese Depesche zurück.« D'Artagnan gehorchte, Mazarin überzeugte sich, daß das Siegel noch unverletzt sei, dann sagte er: »Ich brauche Euch diesen Abend; kommt in zwei Stunden wieder. »Gnädigster Herr,« entgegnete d'Artagnan, »in zwei Stunden habe ich ein Rendezvous, wobei ich nicht fehlen darf.« »Seid deshalb unbekümmert,« sagte Mazarin, »es ist das nämliche.« »Wohl,« dachte d'Artagnan, »ich ahnte das.« »Kommt somit um fünf Uhr wieder, und bringt den lieben Herrn du Vallon mit, laßt ihn aber im Vorgemach, da ich mit Euch allein sprechen will.« D'Artagnan verneigte sich. Währenddessen dachte er bei sich selber: »Alle beide den nämlichen Befehl – zu derselben Stunde – im Palais-Royal – o, ich errate. O, dieses Geheimnis hätte Herr von Gondy mit hunderttausend Livres bezahlt.« »Ihr besinnt Euch?« fragte Mazarin bekümmert. »Ja, ich fragte mich, ob wir bewaffnet sein sollen oder nicht?« »Vollkommen bewaffnet,« versetzte Mazarin. »Wohl, gnädigster Herr, es

wird geschehen.« D'Artagnan verneigte sich, ging fort, und eilte, um seinem Freunde die schmeichelhaften Verheißungen Mazarins zu wiederholen, die Porthos in unbeschreibliches Entzücken versetzten.

Die Flucht

Ungeachtet sich in der Stadt Zeichen von Aufregung bemerkbar machten, so bot doch das Palais-Royal, als sich d'Artagnan um fünf Uhr dahin begab, ein sehr fröhliches Schauspiel dar. Das war nicht zu verwundern, da die Königin Broussel und Blancmesnil dem Volke zurückgegeben hatte. Die Königin hatte sonach in der Tat nichts mehr zu fürchten, weil das Voll nichts mehr zu fordern hatte. Sein Tumult war ein Überrest von Aufregung, der man Zeit gönnen mußte, um sich zu legen, gleich wie nach einem Sturme oft mehrere Tage nötig sind, um die hohen Meeresfluten wieder zu glätten. Es gab im Palais-Royal eine große Festlichkeit, wozu die Siege von Lens zum Vorwand genommen wurden. Die Prinzen und Prinzessinnen waren geladen, und ihre Staatskarossen erfüllten schon seit Mittag die Hofräume. Nach dem Festmahl sollte Spiel bei der Königin sein. Die Königin Anna war an diesem Tage voll Anmut, Huld und Witz, man hatte sie noch nie so frohmütig gesehen. Lachlust strahlte aus ihren Augen, machte die Lippen beben. Als man vom Tische aufstand, schlüpfte Mazarin hinweg. D'Artagnan stand bereits auf seinem Posten, und wartete auf ihn im Vorgemach. Der Kardinal kam mit lachender Miene dahin, faßte ihn bei der Hand und führte ihn in sein Kabinett, wo er sich niederließ und zu ihm sprach: »Lieber Herr d'Artagnan, ich will Euch den sprechendsten Beweis meines Zutrauens geben, den nur ein Minister einem Offizier geben kann.« D'Artagnan verneigte sich und sagte: »Ich hoffe, Ew. Eminenz wird ihn mir ohne Rückhalt und mit der Überzeugung geben, daß ich seiner würdig bin.«

»Ihr seid der Würdigste von allen, an die ich mich wende, lieber Freund.« »Jawohl, gnädigster Herr,« versetzte d'Artagnan, »ich bekenne, daß ich schon seit langem auf eine solche Gelegenheit wartete. Sagen Sie mir somit schnell, was Sie mir mitzuteilen haben.« »Lieber Herr d'Artagnan,« erwiderte Mazarin, »Ihr werdet diesen Abend das Wohl des Staates in Euren Händen haben.« Er hielt inne. »Gnädigster Herr, erklären Sie sich, ich erwarte ...« »Die Königin hat beschlossen, mit dem König eine kleine Reife nach Saint-Germain zu machen.« »Ah, ah!« rief d'Artagnan, »die Königin will nämlich Paris verlassen.« »Ihr seht, es ist Frauenlaune.« »Ja, das sehe ich,« erwiderte d'Artagnan. »Deshalb berief sie Euch diesen Morgen und

sagte, daß Ihr um fünf Uhr wiederkommen sollet.« »Seid Ihr etwa mit dieser kleinen Reise nicht einverstanden, lieber d'Artagnan?« fragte Mazarin bekümmert. »Ich, gnädiger Herr?« antwortete d'Artagnan, »und warum?« »Weil Ihr die Achseln zuckt.« »Das pflege ich so in Gedanken zu tun, gnädigster Herr.« »Ihr seid also mit dieser Reise einverstanden?« »Ich billige ebensoviel, als ich mißbillige, gnädigster Herr; ich erwarte Ihre Befehle.« »Wohl, Ihr seid es nun, auf den ich mein Augenmerk richtete, daß er den König und die Königin nach Saint-Germain bringe.« »Doppelt schlauer Fuchs,« dachte d'Artagnan. »Ihr seht sonach,« versetzte Mazarin, als er d'Artagnans Gleichgültigkeit sah, »daß das Wohl des Staates in Euren Händen liegt.« »Ja, gnädigster Herr, ich fühle die ganze Verantwortlichkeit eines solchen Befehles.« »Doch nehmt Ihr ihn an?« »Ich nehme ihn an.« »Ihr haltet die Sache für möglich?« »Alles ist möglich.« »Wird man Euch wohl unterwegs angreifen?« »Wahrscheinlich.« »Was wollt Ihr aber in diesem Falle tun?« »Ich will durch die, welche mich angreifen, hindurchschreiten.« »Wenn Ihr aber nicht hindurchkommt?« »Dann desto schlimmer für sie, da ich über sie wegschreiten werde.« »Und werdet Ihr die Königin und den König wohlerhalten nach Saint-Germain bringen?« »Ja.« »Bei Eurem Leben?« »Bei meinem Leben.« »Ihr seid ein Held, mein Lieber,« rief Mazarin und blickte voll Verwunderung auf den Musketier. D'Artagnan lächelte. »Und ich? –« fragte Mazarin nach kurzem Stillschweigen und d'Artagnan fest anblickend. »Wie doch, Sie, gnädigster Herr?«, »Ja, ich, wenn ich abreisen will?« »Das wird viel schwieriger sein.« »Wieso?« »Man kann Ew. Eminenz erkennen.« »Auch unter dieser Verkleidung?« fragte Mazarin. Er hob einen Mantel auf, der einen Lehnstuhl überdeckte, auf dem ein vollständiger, perlgrauer und granatfarbiger, ganz mit Silberborten verbrämter Kavalieranzug lag.« »Wenn sich Ew. Eminenz verkleidet, so wird es leichter sein.« »Ha,« rief Mazarin, Atem holend. »Doch muß Ew. Eminenz tun, was Sie neulich gesagt haben, das Sie an unserer Stelle getan hätten.« »Was soll ich denn tun?« »Rufen: »Nieder mit Mazarin!« »Ich will es rufen.« »Französisch und gut französisch, gnädigster Herr, achten Sie wohl auf den Akzent; man hat uns in Sizilien sechstausend Anjouer ermordet, weil sie das Italienische schlecht ausgesprochen haben. Haben Sie acht, daß die Franzosen wegen der sizilianischen Vesper nicht Wiedervergeltung nehmen.« »Ich will mein möglichstes tun.« »Es gibt auf den Straßen gar viele bewaffnete Leute.« begann d'Artagnan wieder. »Sind Sie versichert, daß niemand um den Plan

der Königin weiß?« Mazarin sann nach. »Das wäre für einen Verräter ein schönes Geschäft, gnädigster Herr, das Sie mir da antragen; ein zufälliger Angriff würde alles entschuldigen.« Mazarin schauderte, dachte aber, daß ein Mann, der ihn warne, nicht auch die Absicht habe, ihn zu verraten. Er sprach: »Ich vertraue mich somit auch nicht jedem an, und der Beweis ist, daß ich Euch zu meiner Bedeckung auserwählte.« »Reisen Sie nicht zugleich mit der Königin?« »Nein,« erwiderte Mazarin. So reisen Sie erst nach der Königin ab?« »Nein,« sprach Mazarin abermals. »Ha,« rief d'Artagnan, der nun zu begreifen anfing. »Ja, ich habe meine Pläne,« fuhr der Kardinal fort. »Mit der Königin verdopple ich die möglichen Gefahren, die ihr drohen; nach der Königin verdoppelt ihre Abreise die Gefahr der meinigen; denn ist der Hof einmal gerettet, so kann man mich vergessen; die Großen sind undankbar.« »Das ist wahr,« entgegnete d'Artagnan und richtete unwillkürlich die Blicke auf den Diamant der Königin, welchen Mazarin am Finger trug. Mazarin folgte der Richtung seiner Blicke, und drehte den Stein des Ringes langsam nach innen. »Ich will sie also verhindern, gegen mich undankbar zu sein,« sprach Mazarin mit seinem feinen Lächeln. »Die christliche Liebe will, daß man seinen Nächsten nicht in Versuchung führe,« bemerkte d'Artagnan. »Eben deshalb will ich vor ihnen abreisen,« sprach Mazarin. D'Artagnan lächelte, da er schlau genug war, um diese Hinterlist zu verstehen. Mazarin bemerkte das Lächeln, nützte den Augenblick und sagt«: »Nicht wahr, lieber d'Artagnan, Ihr werdet nun damit anfangen, daß Ihr mich zuerst von Paris wegbringet?« »Gnädigster Herr, dieser Auftrag ist schwierig,« entgegnete d'Artagnan und nahm wieder seine ernste Miene an. »Aber,« sprach Mazarin und faßte ihn fest ins Auge, damit ihm kein Ausdruck seiner Züge entging, »aber Ihr habt nicht dasselbe in bezug auf den König und die Königin bemerkt.« »Der König und die Königin sind mein König und meine Königin,« erwiderte der Musketier; »mein Leben gehört ihnen, ich bin es ihnen schuldig. Sie sollen es von mir fordern, ich habe nichts dagegen zu fordern.« »Das ist wohl wahr,« murmelte Mazarin, »allein da dein Leben nicht mir gehört, so muß ich's von dir erkaufen, nicht so?« Er stieß dabei einen tiefen Seufzer aus, und drehte den Diamant seines Ringes wieder langsam nach außen. D'Artagnan lächelte. Diese zwei Männer verstanden sich in einem Punkte, in der Arglist. Hätten sie sich ebenso gut im Mute verstanden, so würde einer den andern große Dinge haben verrichten lassen. »Wenn ich Euch also um diesen Dienst ersuche,« begann Mazarin wieder, »so werdet Ihr wohl

einsehen, daß ich dafür auch erkenntlich sein wolle.« »Hat Eure Eminenz diesen Gedanken?« fragte d'Artagnan. »Da seht und nehmt, lieber Herr d'Artagnan,« sprach Mazarin, indem er den Ring vom Finger zog, »das ist der Diamant, der Euch einst angehört hat, es ist gerecht, daß er Euch wieder zukomme, ich bitte Euch also, nehmt ihn.« D'Artagnan ließ nicht lange in sich dringen, er nahm den Stein, und als er sich von der Reinheit seines Wassers überzeugt, steckte er ihn mit einem unsäglichen Vergnügen an den Finger. »Ich habe sehr viel auf ihn gehalten,« sprach Mazarin, indem er ihm einen letzten Blick nachschickte, »aber gleichviel, ich gebe ihn Euch mit großem Vergnügen.« »Und ich, gnädigster Herr, ich nehme ihn an, wie er mir gegeben wird. – Lassen Sie uns nun von Ihren Angelegenheiten reden, Sie wollen vor allen andern abreisen?« »Ja, ich bin gesonnen, so zu tun.« »Um wieviel Uhr?« »Um zehn Uhr.« »Und wann will die Königin abreisen?« »Um Mitternacht.« »Sonach ist es möglich, ich bringe Sie aus Paris, lasse Sie vor der Barriere, und kehre zurück, um die Königin abzuholen.« »Recht schön, allein wie bringt Ihr mich aus Paris?« »O, in dem müssen Sie mich gewähren lassen.« »Ich gebe Euch alle Vollmacht, und nehmt eine Bedeckung, so stark Ihr sie haben wollet.« D'Artagnan schüttelte den Kopf. »Ich denke aber,« sagte Mazarin, »daß dies das sicherste Mittel wäre.« »Ja, gnädigster Herr, für Sie, allein nicht für die Königin.« Mazarin biß sich in die Lippen und sagte: »Was sollen wir also tun?« »Sie müssen mich gewähren lassen, gnädigster Herr.« ‚Hm,« murmelte Mazarin. «Und Sie müssen mir die gänzliche Leitung dieses Unternehmens überlassen.« »Jedoch ...« »Oder dafür einen anderen suchen,« versetzte d'Artagnan und wandte ihm den Rücken zu. »Ha,« murmelte Mazarin. »ich glaube gar, er geht fort samt dem Diamant.« Er rief ihn zurück und sagte mit schmeichelnder Stimme: »Herr d'Artagnan, lieber Herr d'Artagnan!« »Gnädigster Herr?« »Bürgt Ihr mir für alles?« »Ich bürge für nichts, sondern will nur mein möglichstes tun.« »Euer möglichstes?« «Ja.« »Wohlan, so geht, ich will mich auf Euch verlassen.« »Das ist ein großes Glück,« dachte d'Artagnan bei sich. «Ihr werdet also um halb zehn Uhr hier sein?« Werde ich auch Ew. Eminenz bereit finden?« »Allerdings, ganz bereit.« »Somit ist die Sache abgemacht. Wollen mich nun Ew. Eminenz die Königin sehen lassen?« »Wozu?« »Ich wünsche die Befehle Ihrer Majestät aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen.« »Sie beauftragte mich, sie Euch zu geben.« »Sie könnte aber irgendeinen Umstand vergessen haben.« »Besteht Ihr darauf, sie zu sehen?« »Gnädigster Herr, das ist

unerläßlich.« Mazarin zögerte ein Weilchen; d'Artagnan blieb in seinem Willen unerschütterlich. »So wollen wir denn gehen,« sprach Mazarin, ich will Euch führen; doch sprecht kein Wort von unserer Unterredung.« »Was wir unter uns gesprochen haben, gnädigster Herr, das betrifft nur uns,« entgegnete d'Artagnan. »Ihr schwöret mir, zu schweigen?« »Gnädigster Herr, ich schwöre nie; ich sage Ja oder ich sage Nein und halte mein Wort, da ich Edelmann bin.« »Wohlan, ich sehe, daß ich mich Euch ohne Vorbehalt anvertrauen muß.« »Glauben Sie mir, gnädigster Herr, das wird am besten sein.« »Kommt!« rief Mazarin.

Mazarin ließ d'Artagnan in das Betzimmer der Königin treten; fünf Minuten darauf kam die Königin in großem Staate. In diesem Putze schien sie kaum 35 Jahre alt und war noch immer schön. »Ha,« sprach sie huldreich lächelnd, »Ihr seid es, Herr d'Artagnan? Ich danke Euch, daß Ihr darauf bestanden habt, mich zu sehen.« »Ich bitte deshalb Ihre Majestät um Vergebung, allein, ich wollte Ihre Befehle aus Ihrem eigenen Munde empfangen.« »Wißt Ihr, um was es sich handelt?« »Ja, Madame.« »Übernehmt Ihr das Geschäft, welches ich Euch anvertraue?« »Mit Dank.« »Wohl, so seid um Mitternacht hier.« «Ich werde mich einfinden.« »Herr d'Artagnan,« fuhr die Königin fort, »ich kenne Eure Uneigennützigkeit zu sehr, als daß ich in diesem Momente von meiner Erkenntlichkeit sprechen wollte; allein ich schwöre Euch, daß ich diesen zweiten Dienst nicht wie jenen ersten vergessen werde.« »Ihrer Majestät steht es frei, sich zu erinnern oder zu vergessen, ich verstehe also diese Worte nicht.« D'Artagnan verneigte sich. »Geht, mein Herr,« sprach die Königin mit ihrem huldreichsten Lächeln, »geht und kommt um Mitternacht wieder.« Sie entließ ihn mit einem Winke der Hand und d'Artagnan entfernte sich, warf aber im Fortgehen die Augen auf den Türvorhang, durch den die Königin eingetreten war und bemerkte unter der Tapete die Spitze eines Samtschuhes. »Wohl,« dachte er, »Mazarin lauschte, ob ich ihn nicht verriet.« D'Artagnan war aber darum nicht weniger pünktlich bei dem Stelldichein; er trat um halb zehn Uhr in das Vorgemach. Bernouin, der seiner schon harrte, führte ihn ein. Er traf den Kardinal im Kavalieranzuge, der ihm sehr gut stand, da er ihn mit Würde trug, nur sah er blaß aus und bebte.

»Ganz allein?« fragte Mazarin.

»Ja, gnädigster Herr.«

»Wo ist der gute Herr du Ballon?« »Werden wir uns seiner Gesellschaft nicht erfreuen?«

»Doch, gnädigster Herr, er wartet in seiner Staatskarosse.«

»Wo?«

»An der Gartentüre des Palais-Royal.«

»Fahren wir denn in seinem Wagen?«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Ohne andere Bedeckung außer Euch beiden?«

»Ist das nicht hinreichend? Einer von uns beiden genügte schon.«

»In der Tat, lieber Herr d'Artagnan,« sprach Mazarin, »Eure Kaltblütigkeit erfüllt mich mit Schauder.«

»Ich dachte im Gegenteil, daß ich Ihnen Vertrauen einflößen müßte.«

»Nehme ich etwa Bernouin nicht mit?«

»Wir haben für ihn nicht Platz. Er wird Ew. Eminenz nachkommen.«

»So sei es denn, da ich schon durchaus tun muß, was Ihr wollt.«

»Gnädigster Herr, es wäre noch Zeit zurückzutreten, Ew. Eminenz ist vollkommen frei.« sagte d'Artagnan.

»Nein,« rief Mazarin, »nein, laßt uns von hinnen.« Beide stiegen nun über die geheime Treppe hinab, wobei Mazarin seinen zitternden Arm in d'Artagnans Arm stützte. Sie gingen durch die Höfe des Palais-Royal, wo noch einige Kutschen verspäteter Gäste standen, traten in den Garten und erreichten die kleine Ausgangstüre. Mazarin versuchte, sie mit einem Schlüssel zu öffnen, den er aus der Tasche zog, doch zitterte seine Hand

dergestalt, daß er das Schlüsselloch nicht treffen konnte. »Geben Sie,« sprach d'Artagnan. Mazarin reichte ihm den Schlüssel, d'Artagnan öffnete und steckte den Schlüssel in seine Tasche, da er durch diese Türe zurückzukehren gedachte. Der Kutschentritt war schon niedergelassen, der Schlag offen, Mousqueton stand am Schlage und Porthos saß im Wagen. »Steigen Sie ein, gnädigster Herr,« sagte d'Artagnan. Mazarin ließ sich nicht zweimal auffordern und sprang in die Kutsche. D'Artagnan stieg hinter ihm ein; Mousqueton machte den Schlag wieder zu und schwang sich unter heftigem Stöhnen hinten auf den Wagen; er hatte unter dem Vorwande, daß ihn die Wunde noch schmerze, einige Schwierigkeiten gemacht, mitzufahren; allein d'Artagnan sprach zu ihm: »Bleib, wenn du willst, lieber Mouston, ich sage dir aber im voraus, Paris wird diese Nacht in Flammen aufgehen.« Mousqueton verlangte sonach nichts weiter mehr, sondern erklärte sich bereit, seinem Herrn und Herrn d'Artagnan bis ans Ende der Welt folgen zu wollen. Der Wagen rollte in einem mäßigen Trab von hinnen und verriet nicht im geringsten, daß darin Leute sitzen, welche Eile haben. Der Kardinal wischte sich mit dem Sacktuche den Schweiß von der Stirne und blickte rings herum. Zur Linken sah ihm Porthos und zur Rechten d'Artagnan, während jeder einen Schlag bewachte und ihm als Wall diente. Auf einem Vordersitze gegenüber lagen zwei Paar Pistolen, das eine Paar für Porthos, das andere für d'Artagnan: überdies trugen die zwei Freunde jeder sein Schwert an der Seite.

Der Kutscher hieb gewaltig auf die Pferde ein, und die edlen Tiere flogen von hinnen. Man hörte Geschrei wie das von Menschen, welche niedergerannt werden. Dann empfand man einen zweimaligen Stoß; zwei Räder waren über einen weichen und runden Körper gerollt. Es trat auf einen Augenblick Stillschweigen ein. Der Wagen fuhr durch das Tor. »Nach dem Cours-la-Reine«, lief d'Artagnan dem Kutscher zu. Darauf wandte er sich zu Mazarin und sagte: »Nun, gnädigster Herr, können Sie Gott für Ihre Befreiung danken; nun sind Sie gerettet, nun sind Sie frei.« Mazarin antwortete, unter Seufzen, er konnte an ein solches Wunder nicht glauben. Fünf Minuten darauf hielt der Wagen an; er war in Cours-la-Reine angekommen. »Ist Ew. Gnaden zufrieden mit der Bedeckung?« fragte der Musketier. »Ich bin entzückt, mein Herr,« entgegnete Mazarin, und wagte es, seinen Kopf durch den Kutschenschlag hinauszustecken; »nun tut dasselbe auch für die Königin.« »Ich habe es beschworen.« D'Artagnan

ergriff ohne weitere Erklärung die Pistolen, welche auf dem Vorsitze lagen, steckte sie in seinen Gürtel, wickelte sich in seinen Mantel, und da er nicht durch dasselbe Tor zurückkehren wollte, durch das er gekommen war, so nahm er den Weg nach dem Tore Richelieu.

Die Karosse des Koadjutors

Anstatt daß d'Artagnan durch das Tor Saint-Honoré zurückkehrte, ging er, da er Zeit hatte, um die Stadt, und kehrte durch das Tor Richelieu zurück. Man hielt mit ihm Musterung, und als man an seinem Federhute und seinem Bortenmantel erkannte, daß er Musketieroffizier sei, so schloß man ihn ein, in der Absicht, ihn zu zwingen, daß er rufe: »Nieder mit Mazarin!« Er ward wohl ob dieser ersten Demonstration etwas beunruhigt, da er jedoch erfuhr, worum es sich handle, so rief er sein »Nieder mit Mazarin!« so vortrefflich, daß selbst die schwierigsten unter seinen Gegnern zufriedengestellt wurden. Er schritt durch die Straße Richelieu und dachte über die Art und Weise nach, wie er jetzt auch die Königin fortbringen wolle; denn sie in einem Wagen mit dem Wappen von Frankreich wegzuführen, daran durfte er gar nicht denken; sieh, da bemerkte er vor dem Hotel der Frau von Guémenée eine Equipage. Plötzlich stieg ihm ein Gedanke auf, und er rief aus: »Ha, beim Himmel, das wäre eine treffliche Kriegslist!« Er näherte sich der Kutsche, betrachtete das Wappen auf dem Schlage und die Livree des Kutschers, der auf dem Bocke saß. Diese Musterung war ihm um so leichter, als der Kutscher fest schlief. »Das ist in der Tat die Kutsche des Koadjutors,« sprach er bei sich; meiner Seele, ich fange an, zu glauben, die Vorsehung ist selber für uns..« Er stieg vorsichtig in die Kutsche, ein, zog dann an der seidenen Schnur; die mit dem kleinen Finger des Kutschers in Verbindung stand, und rief ihm zu: »Nach dem Palais-Royal!« Der Kutscher, plötzlich vom Schlafe aufgeweckt, fuhr nach dem angedeuteten Palaste, ohne zu ahnen, daß der Befehl von einem andern kam als von seinem Herrn. Der Schweizer wollte schon die Gittertore zuschließen; als er jedoch die prachtvolle Equipage sah, zweifelte er nicht daran, der Besuch sei von Wichtigkeit, und ließ den Wagen hinein, der unter der Einfahrt anhielt. Hier bemerkte der Kutscher erst, daß die Lakaien nicht hinten auf dem Wagen standen. In der Meinung, der Koadjutor habe über dieselben verfügt, sprang er von dem Bocke und öffnete den Kutschenschlag, ohne

die Zügel aus der Hand zu lassen. Nun sprang d'Artagnan gleichfalls aus der Kutsche, und in dem Momente, wo der Kutscher darüber erschrak, daß er seinen Herrn nicht erkannte und einen Schritt zurückprallte, packte er ihn mit der linken Hand am Kragen und setzte ihm mit der rechten eine Pistole an die Kehle. »Versuch' nur ein Wort zu reden,« rief d'Artagnan, »so bist du des Tode«.« Der Kutscher erkannte an dem Ausdrucke« desjenigen, der ihm zurief, daß er in eine Schlinge geraten sei, und blieb stehen mit offenem Munde und starrenden Augen. Zwei Musketiere schritten im Hofe auf und nieder; d'Artagnan rief sie bei ihren Namen herbei. »Herr von Bellsére,« sprach er zu dem einen, «tut mir den Gefallen, nehmt die Zügel aus den Händen dieses wackeren Mannes, steigt auf den Bock, führt den Wagen an die Türe der geheimen Treppe und wartet dort auf mich; die Sache ist wichtig und geschieht im Dienste des Königs.« Der Musketier, welcher wohl wußte, daß sein Leutnant in bezug auf den Dienst keinen schlechten Witz zu machen gewohnt war, gehorchte ohne Widerrede, wiewohl ihm der Befehl sonderbar vorkam. Er wandte sich nun zu dem zweiten Musketier und sagte: »Herr du Berges, helft mir, diesen Mann an einen sicheren Ort zu bringen.« Der Musketier war der Meinung, sein Leutnant habe irgendeinen verkleideten Prinzen verhaftet, verneigte sich, entblößte sein Schwert und machte ein Zeichen, daß er bereit sei. D'Artagnan, von seinem Gefangenen gefolgt, hinter dem der Musketier schritt, stieg die Treppe hinauf, ging über den Vorplatz und trat in Mazarins Vorgemach. Bernouin wartete schon mit Ungeduld auf Nachrichten von seinem Gebieter. »Nun, Herr d'Artagnan?« fragte er. »Lieber Bernouin, alles geht vortrefflich; doch hört, hier ist ein Mann, den Ihr an einen sicheren Ort bringen müßt.« »Wohin, Herr d'Artagnan?« »Wohin Ihr immer wollt; nur muß der Ort, den Ihr wählt, Balken mit Schlössern und eine abgesperrte Türe haben.« »Das haben wir, mein Herr,« entgegnete Bernouin. Man führte somit den armen Kutscher in ein Kabinett, das vergitterte Fenster hatte und einem Gefängnisse sehr ähnlich war. »Nun, lieber Freund,« sagte d'Artagnan, »fordere ich Euch auf, Hut und Mantel abzulegen.« Wie sich wohl erachten läßt, so leistete der Kutscher keinen Widerstand; überdies war er so verblüfft über das, was ihm begegnete, daß er wankte und wie ein Betrunkener lallte. D'Artagnan gab alles, was jener ablegte, dem Kammerdiener unter den Arm. »Nun, Herr du Berges,« versetzte d'Artagnan, »schließt Euch mit diesem Manne so lange ein, bis Euch Herr Bernouin die Türe wieder öffnet. Dieses Wachehalten wird wohl lange dauern und wenig ergötzlich sein, das weiß ich; allein Ihr

begreift wohl,« fügte er ernsthaft bei, »es ist im Dienste des Königs.« »Ich stehe zu Befehl, mein Leutnant.« erwiderte der Musketier, der wohl einsah, daß es sich um etwas Ernstes handle. »Hört,« sprach d'Artagnan, »sollte dieser Mann zu entfliehen oder zu schreien versuchen, so stoßt ihm das Schwert durch den Leib.« Der Musketier nickte mit dem Kopfe, um anzudeuten, er würde dem Befehle pünktlich nachkommen. D'Artagnan ging nun fort und nahm Bernouin mit sich.

Es schlug Mitternacht. »Führt mich in das Betzimmer der Königin,« sprach er, »meldet ihr, daß ich hier sei und legt dieses Paket mit einem gut geladenen Gewehr auf den Kutschbock des Wagens, der unten an der geheimen Treppe wartet.« Bernouin führte d'Artagnan in das Betzimmer, und hier nahm dieser ganz gedankenvoll Platz. Im Palais-Royal war alles wie sonst. Wie schon erwähnt, hatten sich um zehn Uhr alle Gäste entfernt; jene, welche mit dem Hofe entfliehen sollten, hatten das Losungswort, und jeder von ihnen ward aufgefordert, daß er sich zwischen Mitternacht und ein Uhr im Cours-la-Reine einfinde. Um zehn Uhr begab sich die Königin Anna zum König; man hatte soeben den Bruder des Königs (Monsieur) zu Bette gebracht, und der junge Ludwig, der zuletzt aufgeblieben war, unterhielt sich damit, daß er bleierne Soldaten in Schlachtordnung aufstellte, was ihm ein großes Vergnügen machte. Zwei Ehrenknaben spielten mit ihm. »Laporte,« sprach die Königin, »es dürfte Zeit sein, Seine Majestät zur Ruhe zu bringen.« Der König wollte noch aufbleiben, da er, wie er sagte, noch nicht Lust hatte, zu schlafen; allein die Königin bestand darauf. »Mußt du denn nicht morgen früh um sechs Uhr in das Bad nach Constans gehen? Ich glaube, daß du es selber gewünscht hast.«

»Sie haben recht, Madame.« entgegnete der König, »und wenn Sie so gütig sind, mich zu umarmen, will ich mich in mein Zimmer zurückziehen, Laporte, gebt Herrn Chevalier de Coislin den Leuchter.« Die Königin drückte ihre Lippen auf die weiße und glatte Stirn, die das erlauchte Kind mit einem Ernste darbot, welcher schon der Hofetikette glich. »Schlafe bald ein, Ludwig,« sprach die Königin, »denn man wird dich frühzeitig aufwecken.«

»Ich will mein möglichstes tun, Ihnen zu gehorchen, Madame,« versetzte der junge Ludwig, »doch habe ich ganz und gar keine Lust, zu schlafen.«

»Laporte,« sprach die Königin leise, «holt Seiner Majestät ein Buch, das recht langweilig ist, aber zieht Euch nicht aus.« Ludwig verlies nun das Zimmer, begleitet von dem Chevalier de Coislin, der den Leuchter trug. Den andern Ehrenknaben brachte man nach seiner Wohnung zurück. Die Königin erteilte nunmehr ihre Befehle, sie sprach von einem Schmause, welchen ihr für übermorgen der Marquis von Villequier angeboten habe, nannte die Personen, denen sie die Ehre gönnte, daran teilzunehmen, kündigte für den folgenden Morgen noch einen Besuch in Val-de-Grace an, wo sie ihre Andacht verrichten wollte, und gab ihrem ersten Kammerdiener Beringhen Befehl, sie dahin zu begleiten. Als das Nachtmahl der Damen beendet war, gab die Königin vor, das sie sehr ermüdet sei, und ging in ihr Schlafgemach. Frau von Motteville, welche an diesem Abend persönlich den Dienst hatte, folgte ihr. Die Königin begab sich zu Bette, sprach noch ein Weilchen huldreich mit ihr und entließ sie dann: In diesem Momente war es, wo d'Artagnan in der Kutsche des Koadjutors in das Palais-Royal fuhr. Einen Augenblick darauf fuhren die Ehrendamen in ihren Kutschen fort, und das Gittertor ward hinter ihnen geschlossen. Es schlug Mitternacht. Fünf Minuten darauf pochte Vernouin an das Schlafgemach der Königin, wohin er durch den geheimen Gang gegangen war. Die Königin Anna öffnete selber. Sie war schon angekleidet, sie hatte nämlich ihre Strümpfe wieder angezogen und sich in einen langen Mantel gehüllt. »Seid Ihr es, Bernouin,« fragte sie; »ist Herr d'Artagnan hier?«

»Ja, Madame, in Ihrem Betzimmer; er wartet, daß Ihre Majestät bereit sei.

»Ich bin's. Sagt nun Laporte, daß er den König wecke und ankleide; von dort geht dann zu dem Marschall von Villeroy und meldet ihm meine Abreise.« Vernouin verneigte und entfernte sich. Die Königin ging in ihr Betzimmer, das von einer Lampe aus venezianischem Glase erleuchtet wurde. Sie sah d'Artagnan, der ihrer harrte. »Ihr seid es,« sprach sie zu ihm.

»Ja, Madame.« «Seid Ihr bereit?«

»Ich bin es.«

»Und der Herr

Kardinal?«

»Er hat Paris ohne einen Unfall verlassen, und erwartet Ihre Majestät am Cours-la-Reine«

»In welchem Wagen reisen wir?«

»Ich trug schon Sorge für alles; Ihre Majestät erwartet unten eine Kutsche.«

»Wir wollen zu dem König gehen.« Der junge Ludwig war mit Ausnahme der Schuhe und des Oberrocks bereits angekleidet; er ließ ganz verwundert mit sich machen, was man wollte, und überschüttete Laporte mit Fragen, der ihm blaß zur Antwort gab: »Sire, es geschieht auf Befehl der Königin.« Die Königin trat ein, und d'Artagnan blieb an der Schwelle stehen. Als der Knabe seine Mutter sah, entwand er sich den Händen Laportes und sprang ihr entgegen. Die Königin winkte d'Artagnan, sich zu nähern. D'Artagnan gehorchte. »Mein Sohn,« sprach die Königin Anna, indem sie ihm den ruhig und mit entblößtem Kopfe dastehenden Musketier zeigte, »das ist Herr d'Artagnan, der so tapfer ist wie einer von jenen alten Rittern, deren Geschichte du dir so gern von meinen Kammerfrauen erzählen läßt. Erinnere dich genau seines Namens, und sieh ihn gut an, damit du sein Gesicht nicht vergißt, denn er wird uns heute einen wichtigen Dienst leisten.« Der junge König sah den Offizier mit seinen großen stolzen Augen an und wiederholte: »Herr d'Artagnan.«

»Ganz richtig, mein Sohn.« Der junge König erhob langsam seine kleine Hand und reichte sie dem Musketier; dieser ließ sich auf ein Knie nieder, um sie zu küssen.»Herr d'Artagnan,« wiederholte Ludwig: »gut, Madame.«

D'Artagnan ging hinab; die Kutsche stand auf ihrem Platze, der Musketier saß auf dem Bocke. D'Artagnan nahm das Paket, das er durch Bernouin auf den Bock hatte legen lassen. Wie man noch wissen wird, war das der Hut und Mantel des Kutschers von Herrn von Gondy. Er hing sich den Mantel um die Schultern und setzte den Hut auf den Kopf. Der Musketier stieg vom Bocke herab. »Mein Herr,« sagte d'Artagnan zu ihm, »sehet Euren Kameraden, der den Kutscher bewacht hat, wieder in Freiheit. Dann steigt zu Pferde, reitet in die Straße Tiquetonne zum Wirtshause de la Chevrette, holet dort mein Pferd und das des Herrn du Ballon, und sattelt und zäumt sie auf kriegsmäßige Weise; sodann verlasset Paris, die Pferde am Zügel mitführend, und verfügt Euch nach dem Cours-la-Reine. Findet Ihr daselbst

niemanden mehr, so reitet weiter bis Saint-Germain – im Dienste des Königs.« Der Musketier erhob die Hand bis an den Hut und ging fort, um den erhaltenen Befehlen nachzukommen. D'Artagnan stieg auf den Bock. Er hatte eine Pistole in seinem Gürtel, ein Gewehr zu den Füßen und sein entblößtes Schwert hinter sich. Die Königin kam, und hinter ihr der König und sein Bruder, der Herzog Anjou. »Das ist ja die Kutsche des Herrn Koadjutors!« rief sie und wich einen Schritt zurück.

»Ja, Madame, doch steigen Sie frisch hinein, ich will Sie fahren.« Die Königin stieg mit einem Ausruf der Überraschung in den Wagen. Nach ihr stiegen der König und ein Bruder ein und setzten sich an ihre Seite, links und rechts.

»Kommt, Laporte!« rief die Königin.

»Wie doch, Madame, mit Ihrer Majestät in die nämliche Kutsche?«

»Heute handelt es sich nicht um königliche Hofsitte, sondern um das Heil des Königs. Steigt also ein, Laporte!« Laporte leistete Folge.

»Lasset die Vorhänge nieder,« rief d'Artagnan.

»Wird aber das nicht Mißtrauen erwecken, mein Herr?« fragte die Königin.

»Geruhe Ihre Majestät unbekümmert zu sein,« versetzte d'Artagnan, »ich habe meine Antwort schon in Bereitschaft.« Man ließ die Vorhänge herab und sprengte im Galopp durch die Straße Richelieu. Als man bei dem Tore ankam, schritt der Kommandant mit einem Dutzend Mann und einer Laterne in der Hand herbei. D'Artagnan bedeutete ihm, näher zu kommen, und sagte zum Unteroffizier: »Erkennet Ihr diese Kutsche?«

»Nein.« entgegnete dieser.

»So beseht Euch das Wappen.« Der Unteroffizier näherte seine Lampe dem Kutschenschlage und sagte:

»Es ist das des Herrn Koadjutors.«

»Still', er steht in näherer Verbindung mit Frau von Guémenée.« Der Unteroffizier fing zu lachen an und sagte:

»Öffnet das Tor, ich weiß, was das sagen will.« Der Schlagbaum knarrte in seinen Angeln, und als d'Artagnan den Weg geöffnet sah, trieb er die Pferde hurtig an, die auch rasch hinwegtrabten. Fünf Minuten darauf erreichte man die Kutsche des Kardinals.

»Mousqueton!« rief d'Artagnan, »öffnet die Vorhänge der Kutsche Ihrer Majestät.«

»Das ist er.« sprach Porthos.

»Als Kutscher!« rief Mazarin.

»Und mit des Koadjutors Wagen,« sprach die Königin.

» *Corpo di Dio*! Herr d'Artagnan,« rief Mazarin aus. »Ihr seid nicht mit Gold aufzuwägen.«

Der Auftrag

Mazarin wollte auf der Stelle nach Saint-Germain weiterreisen, allein die Königin erklärte, sie erwarte diejenigen Personen, welche sie bestellt hatte. Nur trug sie dem Kardinal den Platz Laportes an, den auch der Kardinal annahm und aus einer Kutsche in die andere stieg. Jenes Gerücht, daß der König in der Nacht Paris verlassen habe, war nicht grundlos; es waren zehn bis zwölf Personen seit sechs Uhr abends in das Geheimnis dieser Flucht eingeweiht, und obgleich sie noch so verschwiegen waren, so konnten sie doch ihre Voranstalten zur Abreise nicht treffen, ohne daß nicht einiges von der Sache ruchbar wurde. Überdies hatte jede dieser Personen ein paar andere, für die sie sich interessierten, und da man nicht daran zweifelte, die Königin würde Paris nur mit furchtbarem Rachegefühl verlassen, so warnte jeder seine Freunde oder Verwandten, wonach das Gerücht von dieser Abreise wie ein Lauffeuer durch die Stadt lief. Die nächste Kutsche, welche nach jener der Königin ankam, war die Kutsche des Prinzen. Darin sahen der Herr Van Conde, die Frau Prinzessin und die Frau Prinzessin-Witwe.

Beide wurden mitten in der Nacht aufgeweckt und wußten nicht, um was es sich handle. In der zweiten saßen der Herzog von Orleans, die Frau Herzogin, die große Mademoiselle und der Abbé de la Riviere, der unzertrennliche Günstling und geheime Rat des Prinzen. In der dritten saßen der Herr von Longueville und der Prinz von Conti, Bruder und Schwager des Prinzen. Sie stiegen aus, gingen zu der Kutsche des Königs und der Königin und brachten Ihren Majestäten ihre Huldigung dar. Die Königin blickte bis in den Hintergrund der Kutsche, deren Schlag offen stand, und sah, daß sie leer sei. »Wo ist denn Frau von Longueville?« fragte sie. »Ja, wirklich, wo ist denn meine Schwester?« fragte der Prinz. »Madame,« erwiderte der Herzog, »Frau von Longueville befindet sich unwohl und gab mir den Auftrag, sie bei Ihrer Majestät zu entschuldigen.« Anna warf Mazarin einen raschen Blick zu und dieser antwortete ihr durch ein leichtes Nicken mit dem Kopfe. »Was sagt denn Ihr dazu?« fragte die Königin. »Ich sage: sie ist eine Geisel für die Pariser,« entgegnete der Kardinal. »Warum ist sie denn nicht gekommen?« fragte der Prinz seinen Bruder. »Still,« versetzte dieser,« sie hat sicher ihre Gründe dazu. »Sie bringt uns ins Verderben,« murmelte der Prinz. »Sie rettet uns,« sprach Conti. Obwohl die Königin mit taufend Kleinigkeiten beschäftigt war, so suchte sie doch d'Artagnan mit den Augen; allein der Gascogner hatte sich schon wieder mit seiner gewohnten Vorsicht unter die Menge gemischt. »Wir wollen die Vorhut bilden,« sprach er zu Porthos, »und in Saint-Germain gute Quartiere bestellen, denn niemand wird uns vermissen. Ich fühle mich sehr erschöpft.« ‚Ich,« verfehle Porthos, »sinke wirklich um vor Schlaf. Sollte man wohl glauben, daß wir nicht den geringsten Kampf zu bestehen hatten? In der Tat, die Pariser sind sehr blöde.« »Läge der Grund nicht vielmehr in unserer Gewandtheit?« fragte d'Artagnan. »Vielleicht.« »Und wie steht es mit Eurer Faust?« »Besser. Allein glaubt Ihr, daß wir sie diesmal bekommen werden?« »Was?« »Ihr Eure Stelle und ich meinen Titel.« »Meiner Treue, ja, ich möchte fast wetten; und überdies, wenn sie nicht daran denken, will ich schon machen, daß sie daran denken.« »Ich höre die Stimme der Königin,« versetzte Porthos, »und glaube, sie wünscht zu Pferde zu steigen.« »O, sie möchte wohl, jedoch – –«

»Was?«

»Der Kardinal will es nicht. – Meine Herren,« fuhr d'Artagnan zu den beiden Musketieren gewendet fort, »begleitet die Kutsche der Königin und weicht nicht von ihrer Seite. Wir wollen Quartiere besorgen.« Und d ´Artagnan sprengte mit Porthos fort gegen Saint-Germain.

»Brechen wir auf, meine Herren,« sprach die Königin. Die königliche Kutsche setzte sich in Bewegung und ihr folgten die übrigen Kutschen nebst mehr als fünfzig Reitern. Man kam ohne Ungemach in Saint-Germain an; als die Königin aus dem Wagen stieg, sah sie vor sich den Prinzen mit entblößtem Haupte stehen und warten, um ihr die Hand zu bieten. »Was ein Erwachen für die Pariser!« rief die Königin Anna, vor Freude strahlend.

»Das ist der Krieg,« sprach der Prinz.

»Wohlan, so sei es der Krieg, haben wir nicht den Sieger von Rocroy, von Nördlingen und von Lens bei uns?« Der Prinz verneigte sich zum Zeichen des Dankes.

Es war drei Uhr früh. Die Königin begab sich zuerst in das Schloß; alle folgten ihr nach, etwa zweihundert Personen hatten sie auf ihrer Flucht begleitet. »Meine Herren!« sprach die Königin freundlich, »quartiert Euch im Schlosse ein, es ist groß, und so wird es an Raum nicht fehlen.« D'Artagnan hatte sich, müde und erschöpft, eben zur Ruhe begeben, als er auch schon wieder aufgestört wurde. »Herr d'Artagnan!« ertönte es, »Herr d'Artagnan!«

»Sind Sie Herr d'Artagnan?« fragte ein Hofbeamter.

»Ja, mein Herr, was wollt Ihr von mir?«

»Ich komme, um Sie zu holen.«

»In wessen Auftrag?«

»Im Auftrage Seiner Eminenz.«

»Meldet dem gnädigen Herrn: ich will jetzt schlafen, und rate es Seiner Eminenz als Freund, dasselbe zu tun.«

»Seine Eminenz legte sich nicht und wird sich auch nicht zu Bette legen, und verlangt alsogleich nach Ihnen.«

»Zum Kuckuck!« brummte d'Artagnan, »was will er mir denn? Will er mich zum Kapitän machen? In diesem Falle vergebe ich ihm.« Der Musketier stand nun murrend auf, nahm Schwert, Hut, Pistolen und Mantel, und folgte dem Hofbedienten. »Herr d'Artagnan,« sprach der Kardinal, als er denjenigen vor sich sah, den er zu so ungelegener Zeit holen ließ, »ich habe den Eifer nicht vergessen, mit dem Ihr mir gedient habt, und will Euch einen Beweis davon geben.«

»Gut,« dachte d'Artagnan, »das fängt hübsch an.« Mazarin faßte den Musketier fest ins Auge und sah, wie sich sein Gesicht erheiterte.

»Herr d'Artagnan,« sprach er, »Ihr habt große Lust, Kapitän zu werden?«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Und möchte Euer Freund noch immer gern Baron werden?«

»Gnädigster Herr, in diesem Moment träumt er, daß er es sei.«

»Nun,« versetzte Mazarin, indem er jenen Brief hervorholte, den er d'Artagnan schon einmal gezeigt hatte, »nehmt diese Depesche hier und bringt sie nach England.« D'Artagnan besah den Umschlag, es stand keine Adresse darauf.

«Darf ich es nicht wissen, an wen ich sie zu übergeben habe?«

»Wenn Ihr in London ankommt, so werdet Ihr es erfahren: erst in London zerreißet Ihr den doppelten Umschlag.«

»Und was habe ich für Verhaltungsbefehle?«

»Daß Ihr durchaus demjenigen gehorchet, an den der Brief gerichtet ist.« D'Artagnan war willens, neue Fragen zu stellen, allein Mazarin fuhr fort: »Ihr reiset von da nach Boulogne; im `Wappen von England´ – werdet Ihr einen jungen Edelmann, namens Mordaunt, treffen.«

»Ja, gnädigster Herr! und was soll ich tun mit diesem Edelmanne?«

»Ihm folgen, wohin er Euch führen wird.« D'Artagnan sah den Kardinal mit erstaunter Miene an.

»Nun wißt Ihr, was Ihr zu tun habt,« sprach Mazarin, »geht!«

»Geht – das sagt sich sehr leicht,« entgegnete d'Artagnan, »allein um zu gehen, braucht man Geld und ich habe keines.«

»Ah!« rief Mazarin, indem er sich hinter den Ohren kratzte, »Ihr sagt, daß Ihr kein Geld habt?«

»Nein, gnädigster Herr.«

»Allein der Diamant, den ich Euch gestern abends gegeben?«

»Ich möchte ihn gern als Andenken an Ew. Eminenz bewahren.« Mazarin seufzte. »Man lebt teuer in England, gnädigster Herr, und zumal als außerordentlicher Botschafter.«

»Hm,« entgegnete Mazarin, »das Land ist sehr nüchtern, man lebt dort ganz einfach seit der Revolution, doch gleichviel.« Er öffnete eine Lade und nahm eine Börse hervor. »Was sagt Ihr zu diesen tausend Talern?« D'Artagnans Unterlippe verlängerte sich auf übermäßige Weise. »Ich sage, gnädigster Herr, daß das wenig ist, da ich sicher nicht allein abreisen werde.«

»Ich rechnete darauf,« erwiderte Mazarin, »Herr du Ballon werde Euch begleiten, der würdige Edelmann; denn nach Euch, lieber Herr d'Artagnan, ist er zuverlässig derjenige in Frankreich, den ich vorzugsweise acht und liebe.«

»Nun, gnädigster Herr,« versetzte d'Artagnan, indem er auf die Börse zeigte, welche Mazarin nicht loslassen wollte, »wenn Sie ihn so sehr lieben und achten, so werden Sie einsehen –«

»Wohlan, seinetwegen will ich zweihundert Taler beifügen.«

»Geiziger!« murmelte d'Artagnan, dann sprach er laut: »Doch, nicht wahr, bei unsrer Rückkehr können wir, wenigstens Herr Porthos auf seine Baronie und ich auf meine Beförderung rechnen?«

«So wahr ich Mazarin heiße.«

»Kann ich mich nicht Ihrer Majestät der Königin empfehlen?« fragte d'Artagnan.

»Ihre Majestät schläft,« entgegnete Mazarin schnell, »und Ihr müßt ohne Säumnis abreisen; also geht, mein Herr.«

»Noch ein Wort, gnädigster Herr; wenn man dort kämpft, wohin ich reise, soll ich mitkämpfen?«

»Ihr sollet alles das tun, was Euch die Person befiehlt, an die ich Euch schicke,«

»Wohl, gnädigster Herr,« versetzte d'Artagnan und streckte die Hand aus, um einen Beutel in Empfang zu nehmen, »und ich empfehle mich ganz ergebenst.«

Man bekommt Nachrichten über Athos und Aramis

D'Artagnan war geradeswegs nach den Stallungen gegangen. Der Tag brach eben an; er erkannte sein und Porthos' Pferd, die an einer Raufe angebunden waren, doch war die Raufe leer. Da er Mitleid mit diesen armen Tieren hatte, so ging er nach einem Winkel des Stalles, wo er ein bißchen Stroh leuchten sah. Während er dieses mit dem Fuße zusammenschob, stieß er mit dem Stiefel an einen runden Körper, der, sicherlich an einem empfindlichen Teile berührt, einen Schrei ausstieß und sich auf ein Knie, erhob, indem er sich die Augen rieb. Es war Mousqueton, der sich aus Mangel an Stroh das der Pferde zurechtgemacht hatte. »Vorwärts, Mousqueton!« rief d'Artagnan, »vorwärts! auf die Reise! auf die Reise!« Inzwischen kam Porthos nut einer sehr verdrießlichen Miene herbei, und erstaunte höchlich, als er d'Artagnan so ergeben in sein Schicksal und Mousqueton beinahe lustig fand. »Ah,« sprach er, »wir haben also: Ihr Eure Stelle und ich meine Baronie!«

»Wir gehen jetzt und holen uns die Dekrete,« versetzte d'Artagnan,

»und wenn wir zurückkommen, wird sie Herr Mazarin unterschreiben.«

»Wohin gehen wir?« fragte Porthos. »Fürs erste nach Paris,« erwiderte d'Artagnan, »da ich dort einige Angelegenheiten in Ordnung bringen will.«

»Wohlan, nach Paris!« sagte Porthos. Und beide machten sich auf den Weg nach Paris. Als sie bei den Toren ankamen, erstaunten sie, in welch bedrohlicher Lage die Hauptstadt sich befand. Das Volk scharte sich um eine in Stücke gebrochene Kutsche und stieß Verwünschungen aus, indes die Personen, welche entfliehen wollten, nämlich ein Greis und zwei Frauen, Gefangene waren. Als aber d'Artagnan und Porthos Einlaß verlangten, erzeigte man ihnen jede Art von Schmeichelei. Man hielt sie für Abtrünnige der königlichen Partei und wollte sie an sich fesseln. »Was macht der König?« fragte man sie. »Er schläft.«

»Und die Spanierin?«

»Sie träumt.«

»Und der Italiener?«

»Er wacht. Haltet Euch somit fest; wenn sie fortgegangen sind, so taten sie es gewiß aus Gründen. Und da Ihr zuletzt doch die Stärkeren seid,« fuhr d'Artagnan fort, »so vergreift Euch nicht an Weibern und Greisen; lasset die Frauen gehen und haltet Euch an die wirklichen Ursachen.« Das Volk nahm diese Worte freudig auf und ließ die Damen los, welche d'Artagnan mit einem sprechenden Blicke dankten. »Nun vorwärts!« rief d'Artagnan. Sie setzten ihren Weg fort, ritten durch die Barrikaden, sprengten über die Ketten, stets drängend und gedrängt, fragend und befragt. Auf dem Platze vor dem Palais-Royal sah d'Artagnan, wie eben ein Sergeant fünf- bis sechshundert Bürger in den Waffen übte. Das war Planchet, der zu Frommen der Stadtmiliz seine Erinnerungen aus dem Regimente von Piemont nützte. Als er vor d'Artagnan vorbeischritt, erkannte er seinen vormaligen Herrn. »Guten Tag, Herr d'Artagnan!« rief Planchet mit stolzer Miene.

»Guten Tag, Herr Dulaurier!« erwiderte d'Artagnan. Planchet hielt plötzlich an und heftet große, erstaunte Augen auf d'Artagnan; das erste Glied blieb gleichfalls stehen, als es seinen Führer anhalten sah, und so machten es dann alle bis zum letzten. »Das sind doch höchst lächerliche Leute,« sprach d'Artagnan zu Porthos und ritt weiter. Fünf Minuten darauf stiegen sie ab bei dem Gasthause de la Chevrette. Die schöne Magdalena eilte d'Artagnan entgegen. »Liebe Madame Turquaine,« sprach d'Artagnan, »wenn Ihr Geld habt, so vergrabt es schnell; wenn Ihr Kostbarkeiten habt, so versteckt sie geschwind; wenn Ihr Schuldner habt, so drängt sie zur Zahlung, und wenn Ihr Gläubiger habt, so befriedigt sie nicht.«

»Weshalb?« fragte Magdalena.

»Weil Paris nicht mehr und nicht weniger als Babylon, von dem Ihr gewiß schon reden hörtet, in Asche wird verwandelt werden.«

»Und Ihr verlasset mich in einem solchen Augenblicke?«

»In diesem Augenblicke selbst,« entgegnete d´Artagnan.

»Wohin reiset Ihr?«

»O, wenn Ihr mir das zu sagen wüßtet, würdet Ihr mir einen wahrhaften Dienst erweisen.«

»O mein Gott, mein Gott!«

»Habt Ihr wohl Briefe für mich?« fragte d'Artagnan und gab seiner Wirtin ein Zeichen mit der Hand, sie könnte sich das unnütze Wehklagen ersparen.

»Es liegt einer hier, der eben angekommen ist.« Und sie reichte d'Artagnan den Brief.

»Von Athos,« rief d'Artagnan, als er die feste und große Handschrift seines Freundes erkannte.

»Ha,« sprach Porthos, »laßt ein bißchen sehen, was er schreibt.« D'Artagnan erbrach den Brief und las: »Lieber d'Artagnan! lieber du Ballon! meine Freunde! Ihr erhaltet vielleicht zum letztenmal Nachrichten von mir. Aramis und ich sind sehr unglücklich; allein Gott, unser Mut und das Andenken an unsere Freundschaft erhält uns noch aufrecht. Seid ja auf Rudolf bedacht. Ich empfehle Euch die Papiere, welche sich in Blois befinden, und habt Ihr innerhalb zwei und einem halben Monat keine Nachricht von uns, so untersucht dieselben. Umarmt den Vicomte aus ganzem Herzen im Namen Eures getreuen Freundes Athos.«

»Bei Gott, das will ich glauben, daß ich ihn umarmen werde!« rief d'Artagnan, »zumal da er sich auf unserm Wege befindet, und hat er das Unglück, unsern armen Athos zu verlieren, so wird er von diesem Tage an mein Sohn!«

»Und ich,« entgegnete Porthos, »ich setze ihn zu meinem Universalerben ein.«

»Laßt sehen,« was Athos noch weiter schreibt.«

»Solltet Ihr auf Euren Wegen einem Herrn Mordaunt begegnen, so hütet Euch vor ihm. Ich kann Euch mit meinem Briefe nicht mehr sagen.«

»Herr Mordaunt,« rief d'Artagnan betroffen.

»Herr Mordaunt – wohl, man wird sich daran erinnern,« sagte Porthos. »Allein seht, ob wir keine Nachricht von Aramis haben.«

»In der Tat,« versetzte d'Artagnan und las: »Werte Freunde, wir verhehlen Euch den Ort unseres Aufenthalts, weil wir Eure brüderliche Aufopferung kennen, und wohl wissen, daß Ihr kommen würdet, um mit uns zu sterben.«

»Donner und Wetter!« unterbrach ihn Porthos mit einem Zornesausbruch, der Mousqueton bis ans andere Ende des Zimmers taumeln ließ, »schweben sie denn in Todesgefahr?« D'Artagnan fuhr fort zu lesen: »Athos vermacht Euch Rudolf, und ich vermache Euch eine Rache. Solltet Ihr das Glück haben, Hand an einen gewissen Mordaunt zu legen, so sagt Porthos, daß er ihn in einen Winkel zerre und ihm den Hals umdrehe. Ich getraue mich nicht, in einem Briefe mehr zu sagen. Aramis.«

»Wenn es nur das ist,« sagte Porthos, »so läßt es sich leicht machen.«

»Im Gegenteil,« versetzte d'Artagnan mit düsterer Miene, »das ist unmöglich.«

»Warum denn?«

»Eben dieser Mordaunt ist es, den wir in Boulogne treffen und mit dem wir nach England übersetzen sollen.«

»Nun, wenn wir uns, statt daß wir uns diesem Herrn Mordaunt anschließen, unsern Freunden anschlössen?« fragte Porthos mit einer Miene und Bewegung, worüber sich ein Heer hätte entsetzen können.

»Ich dachte wohl schon daran,« erwiderte d'Artagnan, »allein der Brief hat weder Datum noch Postzeichen.«

»Das ist wahr,« entgegnete Porthos. Und er schritt wie ein verwirrter Mensch im Zimmer herum, gebärdete sich heftig und zog jeden Augenblick sein Schwert aus der Scheide. Was d'Artagnan betrifft, so blieb er bestürzt stehen, und die tiefste Betrübnis malte sich auf seinem Antlitze. »O, das ist unrecht,« murmelte er, »Athos beleidigt uns, er will allein sterben, das ist

unrecht.« Als Mousqueton diese große Verzweiflung von seinem Winkel aus sah, fing er zu weinen an.

»Ha doch!« rief d'Artagnan, »das alles führt zu nichts. Brechen wir auf, reisen wir ab, um Rudolf zu umarmen, wie schon gesagt, vielleicht hat er Nachricht von Athos bekommen.«

»He, der Gedanke ist gut,« sprach Porthos: »wirklich, lieber d'Artagnan, ich weiß nicht, wie Ihr das macht, aber Ihr seid voll von Einfällen. Also auf, um Rudolf zu umarmen.«

»Wehe dem, der jetzt meinen Herrn schief anblicken wollte,« sagte Mousqueton; »ich gebe keinen Pfennig für seine Haut.« Man stieg zu Pferde und ritt von hinnen. Als die Freunde in die Straße Saint-Denis kamen, bemerkten sie einen großen Volksauflauf. Den Anlaß gab Herr von Beaufort, der eben aus Vendome ankam, und den der Koadjutor den entzückten Parisern vorstellte. Mit Herrn von Beaufort glaubten sie sich jetzt unüberwindlich. Die zwei Freunde bogen in eine enge Gasse ein, um dem Prinzen nicht zu begegnen, und gelangten zur Barriere Saint-Denis.

»Ist es wahr, daß Herr von Beaufort in Paris angekommen ist?« sagten die Wachen zu den zwei Reitern.

»Nichts ist so wahr wie das,« entgegnete ihnen d'Artagnan, »und der Beweis ist, daß er uns seinen Vater, Herrn Vendome, entgegenschickte, der gleichfalls ankommen wird.«

»Es lebe Herr von Beaufort!« riefen die Wachen und traten ehrfurchtsvoll zur Seite, um den Abgeordneten des großen Prinzen Raum zu lassen. Als die Reisenden einmal die Barriere im Rücken hatten, ging es viel rascher, da sie weder Müdigkeit noch Entmutigung kannten; ihre Pferde flogen und sie konnten nicht enden, von Athos und Aramis zu reden. Mousqueton ertrug alle erdenklichen Martern; doch tröstete sich der treffliche Diener mit dem Gedanken, daß seine Gebieter noch ganz andere Leiden hatten. Er betrachtete ja von nun an d'Artagnan als seinen zweiten Herrn, und gehorchte ihm sogar noch viel schneller und pünktlicher als Porthos.

Das Lager befand sich zwischen Saint-Omer und Lambe; die zwei Freunde ritten durch eine Krümmung dem Lager zu, berichteten dem Heere umständlich die Flucht des Königs und der Königin, die bis jetzt nur oberflächlich erzählt worden war. Sie fanden Rudolf in seinem Gezelte auf einem Bunde Heu liegen, aus dem sein Pferd verstohlen einige Halme aufschnappte. Der junge Mann hatte rote Augen und schien sehr bestürzt. Der Marschall von Grammont und der Graf von Guiche waren nach Paris zurückgekommen, und so stand das arme Kind ganz allein für sich da. Gleich darauf erhob Rudolf die Augen und sah die Reiter, welche ihn anstarrten, er erkannte sie und sprang ihnen mit offenen Armen entgegen.

»Ha, Ihr seid es, teure Freunde,« rief er aus. »Wollet Ihr mich etwa abholen? nehmt Ihr mich mit? Bringt Ihr mir Nachricht von meinem Vormunde?

»Habt Ihr denn eine von ihm erhalten?« fragte d'Artagnan.

»Ach nein, mein Herr,« antwortete der junge Mann, »und ich weiß wirklich nicht, was aus ihm geworden ist. O, das schmerzt mich so, daß ich darüber weinen muß.« Es rollten auch wirklich zwei große Tränen über die gebräunten Wangen des jungen Mannes. Porthos wandte sich um, damit man in seinem gutmütigen Gesichte nicht das lesen sollte, was in seinem Herzen vorging.

»Ei was!« rief d'Artagnan, der weit mehr ergriffen war, als je, »verzweifelt nicht, mein Freund, wenn Ihr keine Briefe vol dem Grafen erhalten habt, so erhielten wir ... einen ...«

»Ha, in Wahrheit?« rief Rudolf. »Ja, sogar einen beruhigenden,« versetzte d'Artagnan, als er sah, wie erfreut der junge Mann über diese Nachricht war.

»Habt Ihr ihn hier?« fragte Rudolf.

»Ja, ich hatte ihn,« entgegnete d'Artagnan und tat, als ob er ihn suchte; »halt, da muß er sein, in meiner Tasche - nicht wahr, Porthos, er spricht darin von seiner Zurückkunft?«

»Ja,« erwiderte Porthos hustend.

»O, gebt ihn –« rief der junge Mann.

»Hm, ich habe ihn noch kurz zuvor gelesen, soll ich ihn denn verloren haben? Ha, zum Teufel, meine Tasche hat ein Loch! -«

»O ja, Herr Rudolf,« versicherte Mousqueton, »der Brief war wirklich recht trostvoll! diese Herren lasen ihn mir vor, und ich weinte darüber vor Freude.«

»Ihr wißt doch wenigstens, wo er sich befindet, Herr d'Artagnan?« fragte Rudolf halb erheitert.

»O ja, gewiß, ich weiß,« stammelte d'Artagnan, »allein das ist ein Geheimnis.«

»Doch hoffe ich, nicht für mich?«

»Nein, nicht für Euch, und ich will Euch somit auch sagen, wo er ist.« Porthos stierte d'Artagnan mit seinen großen erstaunten Augen an.

»Wo ist er also, mein Herr?« fragte Rudolf mit seiner sanften, einschmeichelnden Stimme.

»Er ist in Konstantinopel!«

»Bei den Türken?« rief Rudolf, »großer Gott, was sagt Ihr da?«

»Hm, was entsetzt Ihr Euch?« entgegnete d'Artagnan; »was sind die Türken für Männer gegen den Grafen de la Fere und Herrn d'Herblah?«

»Ah, ist sein Freund bei ihm?« fragte Rudolf; »das beruhigt mich ein wenig.«

»Ob er Verstand hat dieser Teufel von d'Artagnan!« murmelte Porthos ganz entzückt über die List seines Freundes. D'Artagnan, den es schon drängte, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben sagte:

»Nun, hier sind fünfzig Pistolen, welche Euch der Herr Graf durch denselben Boten geschickt hat. Da ich vermute, daß Ihr kein Geld mehr

habt, werden sie Euch erwünscht sein.«

»Ich besitze noch zwanzig Pistolen, mein Herr!«

»Nun, so nehmt sie immerhin, dann sind es siebenzig.«

»Wollet Ihr aber noch mehr ...?« sprach Porthos und fuhr mit der Hand in die Tasche.

»Dank,« entgegnete Rudolf errötend, »tausendmal Dank, mein Herr!« In diesem Moment erschien Olivain in der Ferne.

»Ha doch,« fragte d'Artagnan so laut, daß es der Bediente hörte, »seid Ihr mit Olivain zufrieden?«

»Ja, ziemlich.« Olivain stellte sich, als habe er nichts gehört und ging in das Gezelt.

»Was habt Ihr gegen diesen Schlingel?«

»Er ist gefräßig,« sagte Rudolf.

»O Herr,« seufzte Olivain, der auf diese Anklage hervortrat.

»Er stiehlt ein bißchen.«

»O, Herr, o ...«

»Und insbesondere ist er ungemein feige.«

»O, o, o, mein Herr, Sie entehren mich,« stammelte Olivain.

»Pest,« rief d'Artagnan, »wißt, Meister Olivain, daß sich Männer, wie wir sind, nicht von Feigherzigen bedienen lassen. Bestehlt Euren Herrn, nascht seine Leckerbissen und trinkt seinen Wein, seid aber, bei Gott, keine Memme oder ich stutze Euch die Ohren. Seht Herrn Mouston an und laßt Euch die ehrenvolle Wunde zeigen, die er erhalten hat, und seht, ob nicht seine ungewöhnliche Tapferkeit seinen Zügen eine Würde aufgedrückt hat.« Mousqueton war bis zum dritten Himmel entzückt, und hätte d'Artagnan

umarmt, wenn er sich getraut hätte; indes nahm er sich vor, er wolle sich, wenn sich je eine Gelegenheit füge, für ihn töten lassen.

»Schickt diesen Nichtswürdigen fort, Rudolf,« versetzte d'Artagnan, »denn als Memme wird er früher oder später sich ehrlos machen.«

»Der gnädigste Herr nennt mich einen Feigherzigen,« klagte Olivain, »weil, er sich neulich mit einem Standartenträger des Regiments Grammont schlagen wollte und ich mich ihn zu begleiten weigerte.«

»Meister Olibain,« rief d'Artagnan mit Strenge, »ein Bedienter soll nie den Gehorsam verweigern.« Dann zog er ihn beiseite und sagte:

»Du hast recht getan, wenn dein Herr unrecht hatte; hier hast du einen Taler; wenn er aber je beleidigt wird, und du läßt dich nicht für ihn in Stücke hauen, so schneide ich dir die Zunge aus dem Halse und wasche dir damit das Gesicht ab. Merke dir das gut.« Olivain verneigte sich und steckte den Taler ein.

»Freund Rudolf,« sprach d'Artagnan, »nun reisen wir, ich und Herr du Ballon, als Gesandte ab. Ich kann Euch nicht sagen, zu welchem Endzweck; habt Ihr aber irgend etwas vonnöten, so schreibt an Magdalena Tiquetonne und behebt Geld auf diese Kasse wie auf die eines Wechslers, nur mit Schonung, denn ich sage Euch im voraus, daß sie nicht so sehr gefüllt ist wie die des Herrn d'Emerie.« Er umarmte sein einstweiliges Mündel und ließ ihn sodann in Porthos' Arme übergehen, die ihn vom Boden aufhoben und ein Weilchen an dem edlen Herzen des furchtbaren Riesen schwebend hielten.

»Auf!« rief nun d'Artagnan, »auf den Weg!« Sie reisten weiter nach Boulogne, wo sie gegen Abend ihre von Schweiß und Schaum bedeckten Pferde anhielten. Zehn Schritte weit von der Stelle, wo sie stille hielten, ehe sie in die Stadt hineinritten, stand ein schwarzgekleideter junger Mann, der auf jemanden zu warten schien, und der von dem Momente an, wo er sie kommen sah, die Augen nicht mehr von ihnen abwandte. D'Artagnan näherte sich ihm, und da er sah, daß ihn sein Blick nicht verließ, sprach er:

»Holla, Freund, ich lasse mich nicht gerne messen.«

»Mein Herr,« sprach der junge Mann, ohne auf d'Artagnans Anrede zu antworten, »kommt Ihr nicht von Paris?« D'Artagnan dachte, es wäre ein Neugieriger, der Nachrichten aus der Hauptstadt zu haben wünschte.

»Ja, Herr,« entgegnete er in etwas freundlicherem Tone.

»Sollt Ihr nicht im ›Wappen von England‹ logieren?«

»Ja, mein Herr.«

»Wenn das ist, so bin ich es, mit dem Ihr zu tun habt; ich bin Herr Mordaunt.«

»Mein Herr,« erwiderte d'Artagnan. »wir stellen uns zu Eurer Verfügung.«

»Nun gut, meine Herren,« sagte Mordaunt, »so reisen wir unverzüglich ab, denn heute ist der letzte Tag der Frist, welche der Kardinal von mir gefordert hat. Mein Schiff steht bereit, und wäret Ihr nicht gekommen, so war ich entschlossen, ohne Euch abzusegeln; denn der General Oliver Cromwell muß auf meine Zurückkunft schon ungeduldig warten.«

»Ah, ah!« rief d'Artagnan, »also an den General Oliver Cromwell werden wir abgeschickt.«

»Habt Ihr keinen Brief für ihn?« fragte der junge Mann. »Wohl habe ich einen Brief, von dem ich den doppelten Umschlag erst in London wegbrechen soll; da Ihr mir aber sagt, an wen er adressiert ist, so brauche ich nicht bis dahin zu warten.« D'Artagnan riß nun den Umschlag des Briefes auf. Er trug wirklich die Aufschrift: «An Herrn Oliver Cromwell, General der Truppen der englischen Nation.«

»Ha,« sprach d'Artagnan, »der Auftrag ist sonderbar.«

»Wer ist dieser Herr Oliver Cromwell?« fragte Porthos leise. »Ein vormaliger Bierbrauer,« antwortete d'Artagnan.

»Schnell, schnell,« rief Mordaunt, «laßt uns abreisen, meine Herren.«

»He doch,« entgegnete Porthos, «ohne zu Abend zu speisen? Kann denn Herr Cromwell nicht ein bißchen warten?«

»Ja, allein ich,« versetzte Mordaunt.

»Nun Ihr, was?« fragte Porthos.

»Ich habe es eilig.«

»O, wenn das Euretwegen geschieht,« sagte Porthos, »so geht mich die Sache nichts an, und ich will essen mit und ohne Eure Erlaubnis.« Der unsichere Blick des jungen Mannes entzündete sich und er schien einen Blitz schleudern zu wollen, doch faßte et sich.

»Mein Herr,« versetzte d'Artagnan, »Ihr müsset ausgehungerte Reisende entschuldigen. Überdies wird Euch unser Abendmahl nicht sehr aufhalten, wir wollen nach dem Gasthause reiten. Geht zu Fuß nach dem Hafen, wir essen ein bißchen, und werden zur selben Zeit wie Ihr dort eintreffen.«

»Was Euch beliebt, meine Herren, wenn wir nur abreisen,« erwiderte Mordaunt.

»Das ist recht schön,« murmelte Porthos.

»Der Name des Schiffes?« fragte d'Artagnan.

»Standard.«

»Wohl, in einer halben Stunde werden wir uns an Bord befinden.« Beide gaben ihren Pferden die Sporen, und ritten nach dem bezeichneten Gasthause.

»Was sagt Ihr zu diesem jungen Manne?« fragte d'Artagnan während des Reitens.

»Ich sage,« erwiderte Porthos, »daß er mir ganz und gar nicht behagt, und daß es mich gewaltig kitzelte, den Rat von Aramis zu befolgen.«

»Seid auf Eurer Hut, Porthos, dieser Mann ist ein Abgeordneter des Generals Cromwell, und wenn wir anzeigten, daß wir seinem Vertrauten den Hals umgedreht haben, so wäre das, glaube ich, zu unserem Empfange eine armselige Weise.«

»Gleichviel,« entgegnete Porthos, »ich habe stets bemerkt, daß Aramis ein guter Ratgeber war.«

»Hört,« sprach d'Artagnan, »wenn unsere Gesandtschaft zu Ende ist ...«

»Nun, dann?«

»Wenn er uns nach Frankreich zurückführt ...«

»Nun, so werden wir sehen.« Mittlerweile erreichten die zwei Freunde das Wirtshaus zu dem »Wappen von England«, wo sie mit großem Appetit zu Abend speisten, und sich dann ungesäumt nach dem Hafen begaben. Eine Brigg war schon segelfertig, und auf dem Verdecke derselben erkannten sie Mordaunt, der ungeduldig auf und nieder schritt. »Es ist unglaublich,« sprach d'Artagnan, während ihn das Boot an Bord des »Standard« führte, »es ist erstaunenswert, wie ähnlich dieser junge Mann jemandem ist, doch kann ich nicht angeben wem.« Sie kamen zur Treppe, und bald darauf waren sie eingeschifft.

Der Schotte hält auf seinen Eidschwur wenig,verkauft für einen Heller seinen König

Nun müssen wir unsere Leser den »Standard« – nicht nach London, wohin d'Artagnan und Porthos zu steuern glaubten, sondern nach Durham ruhig segeln lassen, wohin Mordaunt zufolge der Briefe gehen mußte, welche er während seines Aufenthaltes in Boulogne erhalten, und müssen uns in das royalistische Lager begeben, welches sich diesseits der Tyne nahe der Stadt Newcastle befand. Dort standen zwischen zwei Flüssen, an Schottlands Grenze, jedoch auf Englands Boden, die Gezelte eines kleinen Heeres. Es war bereits Mitternacht. Männer, welche man an ihren nackten Beinen, kurzen Röcken, buntgewürfelten Plaids und an der Feder auf ihrer Mühe als

Hochländer erkennen konnte, versahen sorglos die Wache. Der Mond, welcher zwischen dichtem Gewölke dahinglitt, erleuchtete auf jedem Zwischenraume seiner Bahn die Gewehrläufe der Schildwachen, und ließ kräftig die Mauern, Dächer und Türme der Stadt hervortreten, welche Karl I. den Truppen des Parlamentes übergeben hatte, während ihm Oxford und Newcastle, in der Hoffnung eines Vergleiches, noch anhingen. An dem einen Ende dieses Lagers, neben einem ungeheuren Gezelte, das voll schottischer Offiziere war, die unter dem Vorsitze ihres Anführers des Grafen von Lewen, eine Art Rat hielten, schlief ein Mann, im Kavalieranzuge, auf dem Rasen und hatte die rechte Hand auf seinem Schwerte ausgestreckt. Fünfzig Schritte weit entfernt besprach sich ein anderer Mann, gleichfalls im Kavalieranzug, mit einer schottischen Schildwache, und vermöge der Übung, die er in der englischen Sprache zu haben schien, konnte er, obwohl ein Fremder, die Antworten verstehen, die ihm der Angeredete in der Mundart von Perth erteilte. Als es in der Stadt Newcastle ein Uhr morgens schlug, wurde der Schläfer wach, und als er alle Bewegungen eines Menschen gemacht hatte, der nach einem tiefen Schlafe die Augen öffnet, sah er forschend um sich, und als er bemerkte, daß er sich allein befand, stand er auf und ging, einen Umweg machend, bei dem Kavalier vorbei, der sich mit der Schildwache unterredete. Dieser hatte ohne Zweifel seine Fragen beendigt, denn gleich darauf trennte er sich von diesem Manne, und begab sich, ohne daß es auffiel, auf denselben Weg wie der erste Kavalier, den wir vorbeikommen sahen. Der andere erwartete ihn am Wege im Schatten eines Gezeltes.

»Nun, lieber Freund,« sprach er zu ihm in reinstem Französisch, das je zwischen Rouen und Tours gesprochen worden ist, »nun, Freund, wir dürfen keine Zeit verlieren, sondern müssen dem Könige Nachricht geben.«

«Was geht denn vor?«

»Es währte zu lang, um Euch das zu sagen. Überdies werdet Ihr es sogleich erfahren. Dann kann das leiseste Wort alles verderben. Lasset uns Mylord Winter aufsuchen.« Die beiden gingen nun nach dem entgegengesetzten Ende des Lagers, da aber dieses höchstens einen Raum von fünfhundert Schlitten im Quadrate enthielt, so gelangten sie alsbald zu dem Gezelte desjenigen, den sie suchten.

»Schläft Euer Herr noch, Tomby?« fragte auf englisch einer der beiden Kavaliere einen Diener, der in einer ersten Abteilung schlief, die als Vorgemach diente.

»Nein, Herr Graf,« entgegnete der Bediente, »ich glaube nicht, es wäre denn seit kurzer Zeit, denn als er vom Könige weggegangen war, schritt er über zwei Stunden lang auf und nieder und das Geräusch seiner Schritte hat kaum erst seit zehn Minuten aufgehört. Überdies können Sie sehen« – fügte er hinzu und hob den Vorhang des Gezeltes auf. Lord Winter saß wirklich vor einer Öffnung, die als Fenster diente und die Nachtluft eindringen ließ. Die zwei Freunde traten zu Lord Winter, der, den Kopf auf die Hand gestützt, zum Himmel emporblickte; er hörte sie nicht nahen, und blieb in derselben Haltung, bis er fühlte, daß man ihm eine Hand auf die Schulter legte. Jetzt wandte er sich, erkannte Athos und Aramis, und bot ihnen die Hand.

»Habt Ihr nicht bemerkt,« sprach er zu ihnen, »welche blutrote Farbe heute der Mond hat?«

»Nein,« entgegnete Athos, »er schien mir wie gewöhnlich zu sein.«

»Seht, Chevalier,« sagte Lord Winter.

»Ich bekenne,« versetzte Aramis, »es geht mir wie dem Grafen de la Fere, ich sehe daran nichts Besonderes.«

»Lord,« sprach Athos, »wir sollen bei einer so ungewissen Lage, wie die unserige ist, die Erde untersuchen, und nicht den Himmel. Habt Ihr unsere Schotten erforscht, und seid Ihr derselben versichert?«

»Die Schotten,« fragte Lord Winter, »welche Schotten?«

»Nun, bei Gott! die unsrigen,« antwortete Athos, »jene, welchen sich der König anvertraut hat, die Schotten des Grafen von Lewen.«

»Nein,« sprach Winter, dann fuhr er fort: »Sagt mir also, seht Ihr denn nicht, wie ich, den Himmel von rötlicher Farbe umzogen?«

»Nicht im geringsten,« versicherten Arthos und Aramis.

»Sagt an,« fuhr Lord Winter fort, der sich stets mit demselben Gedanken beschäftigte, »geht denn nicht in Frankreich die Sage, daß Heinrich IV., als er am Vorabende des Tages, da er ermordet wurde, mit Bassompierre Schach spielte, auf dem Schachbrette Blutflecken sah?«

»Ja,« erwiderte Athos, »das hat mir der Marschall selbst öfter erzählt.«

»So ist es,« murmelte Lord Winter, »und tags darauf wurde Heinrich IV. umgebracht.«

»In welcher Beziehung steht aber diese Vision Heinrichs IV. zu Euch, Lord?« fragte Aramis.

»In keiner, meine Herren, und ich bin wirklich töricht, daß ich von solchen Dingen mit Euch rede, wo mir Euer Eintritt in mein Gezelt zu dieser Stunde anzeigt, daß Ihr die Überbringer irgendeiner wichtigen Botschaft seid.«

»Ja, Mylord,« versetzte Athos, »ich möchte den König sprechen.«

»Den König? allein er schläft noch.«

»Ich habe ihm wichtige Dinge mitzuteilen.«

»Läßt sich das nicht bis morgen aufschieben?«

»Er muß es sogleich erfahren, und vielleicht ist es jetzt schon zu spät.«

»Laßt uns eintreten, meine Herren,« sprach Lord Winter. Das Gezelt des Lord Winter befand sich neben dem königlichen Gezelte und eine Art Korridor setzte beide in Verbindung. Dieser Korridor war nicht von einer Schildwache, sondern von einem vertrauten Diener Karls I. bewacht, damit sich der König in dringenden Fällen sogleich mit seinem getreuen Diener beraten könne.

»Diese Herren sind mit mir,« sprach Lord Winter. Der Diener verneigte sich und ließ sie vorübergehen. Wirklich war der König in seinem schwarzen Wams, die langen Stiefel an den Füßen, den Gürtel offen und den Hut neben

sich, dem unwiderstehlichen Bedürfnisse nach Schlaf nachgebend, auf einem Feldbette eingeschlummert. Die drei Männer näherten sich, und Athos, welcher vorausging, betrachtete ein Weilchen dieses edle, blasse, von langen Haaren umwallte Antlitz, das der Schweiß eines bösen Traumes befeuchtete, und welches die dicken, blauen Adern marmorierten, welche unter seinen müden Augen von Tränen angeschwollen schienen. Athos stieß einen tiefen Seufzer aus, dieser Seufzer erweckte den König, da sein Schlummer so leise war. Er öffnete die Augen, und indem er sich auf seinen Ellbogen erhob, sprach er: »Ha, seid Ihr es, Graf de la Fere?«

»Ja, Sire,« antwortete Athos.

»Ihr wacht, indes ich schlafe, und bringt mir gewiß irgendeine Nachricht.«

»Leider, Sire,« versetzte Athos, »Eure Majestät hat richtig geraten.«

»So ist die Nachricht schlimm?« sprach der König, melancholisch lächelnd.

»Ja, Sire.«

»Gleichviel, der Bote ist mir willkommen, und Ihr, dessen Ergebenheit kein Vaterland und kein Unglück kennt, Ihr, den mir Henriette zusendet, könnet bei mir nicht eintreten, ohne mir Freude zu machen; redet also mit Zuversicht, wie die Nachricht auch sei, die Ihr mir zu überbringen habt.«

»Sire, Herr Cromwell kam diese Nacht in Newcastle an.«

»Ha,« rief der König, »um mich zu schlagen?«

»Nein, Sire, um Sie zu verkaufen.«

»Was sprecht Ihr da?«

»Ich sage, Sire, das schottische Heer hat 400 000 Livres Sterling zu fordern.«

»An rückständigem Solde, ja, das weiß ich. Meine tapferen und treuen Schotten kämpfen schon fast ein Jahr lang für die Ehre.« Athos lächelte und sprach: »Nun, Sire, wenn es auch um die Ehre eine schöne Sache ist, so

sind sie doch müde, für dieselbe zu kämpfen, und diese Nacht verkaufen sie Ew. Majestät für 200 000 Livres, nämlich für die Hälfte von dem, was sie zu fordern hätten.«

»Unmöglich,« rief der König, »daß die Schotten ihren König für 200 000 Livres verkaufen!«

»Die Juden haben wohl Jesum für 30 Silberlinge verkauft.«

»Wer ist denn der Judas, der diesen schimpflichen Handel geschlossen hat?«

»Der Graf von Lewen.«

»Seid Ihr des versichert, mein Herr?«

»Ich hörte es mit meinen eigenen Ohren.« Der König stieß, als bräche ihm das Herz, einen tiefen Seufzer aus, und senkte den Kopf in seine Hände. Dann rief er aus: »O, die Schotten, die Schotten, welche ich meine Getreuen nannte; die Schotten, denen ich mich anvertraut, da ich doch nach Oxford hätte entfliehen können; die Schotten, meine Landsleute; die Schotten, meine Brüder! Doch, mein Herr, seid Ihr dessen ganz versichert?«

»Ich lag hinter dem Gezelte des Grafen von Lewen, lüftete die Leinwand, und konnte so alles hören, alles.«

»Und wann kommt dieser schändliche Handel zum Abschlusse?«

»Heute in der Morgenstunde. Es ist somit, wie Ew. Majestät sieht, keine Zeit zu verlieren.«

»Warum das, wo Ihr sagt, daß ich verkauft bin?«

»Um über die Tyne zu setzen, Schottland zu erreichen, und sich an Montrose anzuschließen, der Ew. Majestät nicht verkaufen wird.«

»Was aber tun in Schottland? Einen Parteikrieg führen? Ein solcher Krieg ist unwürdig eines Königs.«

»Robert Bruce ist als Beispiel da, um Sie freizusprechen, Sire.«

»Nein, nein, ich kämpfe schon allzu lang; haben sie mich verkauft, so mögen sie mich überliefern, und die ewige Schmach ihres Verrats falle auf sie zurück.«

»Sire,« entgegnete Athos, »vielleicht muß ein König auf solche Art handeln, jedoch ein Gatte und Vater darf nicht so handeln. Ich kam hierher im Namen Ihrer Gemahlin und Ihrer Tochter, und sage Ihnen im Namen Ihrer Gemahlin und Ihrer Tochter, sowie der beiden anderen Kinder, die Sie noch in London haben: bleiben Sie am Leben, Sire, Gott will es.« Der König erhob sich, schnallte seinen Gürtel wieder, nach ihm das Schwert, trocknete seine schweißbedeckte Stirne und sprach: »Nun, was habe ich zu tun?«

»Sire, haben Sie im ganzen Heere ein Regiment, auf welches Sie rechnen können?«

»Winter,« sagte der König, »glaubt Ihr an die Treue des Eurigen?«

»Sire, es sind nur Menschen, und die Menschen sind sehr schwach und schlecht geworden. Ich glaube an seine Treue, doch bürge ich nicht für sie; ich würde ihm mein Leben anvertrauen, doch nehme ich Anstand, ihm das Leben Ew. Majestät anzuvertrauen.«

»Nun,« sprach Athos, »wir drei sind, in Ermangelung eines Regimentes, treu ergebene Männer und werden genügen. Wollen Ew. Majestät zu Pferde sich in unsere Mitte begeben, so werden wir über die Tyne setzen, Schottland erreichen und gerettet sein.«

»Ist das auch Eure Ansicht, Winter?« fragte der König.

»Ja, Sire.«

»Und die Eure gleichfalls; Herr d'Herblay?«

»Ja, Sire.«

»So geschehe denn, was Ihr wollt. Winter, erteilt die Befehle.« Winter entfernte sich, mittlerweile kleidete sich der König völlig an. Als Winter wieder zurückkehrte, drangen bereits die ersten Strahlen des Tages durch die Öffnungen des Gezeltes. »Alles ist bereit, Sire,« sprach Winter.

»Und wir?« fragte Athos.

»Grimaud und Blaifois halten Euch Eure vollständig gesattelten Pferde.«

»So wollen wir denn keinen Augenblick verlieren und aufbrechen.«

»Ja, laßt uns aufbrechen.« sprach der König.

»Sire,« versetzte Aramis, »will Ew. Majestät nicht den Freunden Nachricht geben?«

»Meinen Freunden,« entgegnete Karl I., traurig den Kopf schüttelnd, »ich habe keine andern mehr, als Euch drei, einen Freund von zwanzig Jahren, der mich nie vergessen hat, zwei Freunde von acht Tagen, die ich nie vergessen werde. Kommt, meine Herren, kommt.« Der König ging aus seinem Gezelt und fand wirklich sein Pferd bereit. Er schwang sich mit jener Leichtigkeit, die ihn zum besten Reiter Europas machte, auf den Sattel, wandte sich dann zu Aramis, Athos und Lord Winter und sagte: »Nun, meine Herren, ich erwarte Euch.« Doch Athos blieb unbeweglich stehen, die Augen auf eine schwarze Linie geheftet, und die Hand ausgestreckt nach derselben, die sich am Tyne- Ufer entlang hinzog und die doppelte Länge des Lagers hatte. »Was ist das für eine Linie? Ich habe sie gestern nicht bemerkt.«

»Es ist zweifelsohne der Nebel, der sich vom Fluß erhebt,« sprach der König.

»Sire, Dünste sind nie so dicht.«

»Wahrhaft, ich sehe etwas wie rötliche Schranken,« versicherte Winter.

»Das ist der Feind, der von Newcastle kommt und uns umzingelt,« rief Athos.

»Der Feind?« wiederholte der König.

»Ja, der Feind; es ist zu spät. Sehen Sie nur, Sire, dort unter dem Sonnenstrahl gegen die Stadt hin sieht man die Eisenrippen funkeln.« So nannte man die von Cromwell gebildeten Kürassiere, die seine Garden waren. »Ha,« sprach der König, »wir werden sehen, ob mich die Schotten wirklich verraten.«

»Was wollen Sie tun, Sire?« fragte Athos.

»Ihnen Befehl geben zum Angriff, und mit ihnen hinstürzen auf die schändlichen Rebellen.« Der König spornte sein Pferd und sprengte nach dem Gezelte des Grafen von Lewen. »Laßt uns nachreiten,« sprach Athos. »Auf!« sprach Aramis. »Ist etwa der König verwundet?« fragte Lord Winter, »ich bemerke Blutmale auf dem Boden.« – Er ritt den zwei Freunden nach; Athos hielt ihn zurück und sagte: »Versammelt Euer Regiment, ich sehe im voraus, daß wir es allsogleich nötig haben.« Lord Winter wandte sich, und die zwei Freunde ritten weiter. In zwei Sekunden war der König bei dem Gezelte des kommandierenden Generals des schottischen Heeres, wo er abstieg und hineinging. Der General stand mitten unter seinen angesehensten Kriegsführern. «Der König!« riefen sie, sprangen auf und blickten sich bestürzt an.

Karl stand wirklich vor ihnen, den Hut auf dem Kopfe, die Stirne gerunzelt und die Stiefel mit der Reitgerte peitschend. »Ja, meine Herren!« rief er, »der König in Person, der König, welcher von Euch Rechenschaft von dem verlangt, was da vorgeht.«

»Was ist's denn, Sire?« fragte der Graf von Lewen. »Das ist es, mein Herr,« sprach der König, der sich von seinem Zorne hinreißen ließ, »daß der General Cromwell heute nachts in Newcastle ankam, daß Ihr es wußtet und es mir nicht gemeldet habt, daß der Feind die Stadt verläßt, um uns am Übergang über die Tyne zu verhindern; daß Eure Schildwachen diese Bewegung sehen mußten und mich nicht in Kenntnis gesetzt haben; daß Ihr mich durch einen schimpflichen Vertrag für zweimalhunderttausend Pfund Sterling an das Parlament verkauft habt, und daß ich wenigstens von diesem Vertrage Nachricht erhalten habe. Das ist es, meine Herren. Antwortet und rechtfertigt Euch, denn ich klage Euch an.«

»Sire,« stammelte der Graf von Lewen. »Sire, man wird Ew. Majestät durch einen falschen Bericht getäuscht haben.«

»Ich sah es doch mit eigenen Augen, wie sich das feindliche Heer zwischen mir und Schottland ausbreitete.« versetzte Karl, »und kann fast sagen, ich hörte mit eigenen Ohren die Bedingnisse des Handels beraten.« Die schottischen Häuptlinge blickten sich an und runzelten die Stirne. »Sire,« murmelte der Graf von Lewen, gebeugt von der Last der Scham, »wir sind bereit, jeden Beweis zu liefern, Sire.«

»Ich begehre nur einen,« versetzte der König. »Stellt das Heer in Schlachtordnung, und laßt uns gegen den Feind ziehen.«

»Das ist nicht möglich, Sire,« entgegnete der Graf. »Wie, das ist nicht möglich? was steht denn der Möglichkeit im Wege?« sprach Karl I. »Eure Majestät weiß ja, es besteht zwischen uns und dem englischen Heere ein Waffenstillstand,« erwiderte der Graf. »Wenn ein Waffenstillstand besteht, so hat ihn das englische Heer dadurch gebrochen, daß es die Stadt wider die Bedingnisse verließ, die es dort eingeschlossen hielten. Nun sage ich aber, Ihr müßt Euch mit mir durch dieses Heer schlagen, um nach Schottland zurückzukehren, und wenn Ihr es nicht tut, nun, so wählt zwischen den beiden Namen, welche Männer in den Augen anderer Männer verächtlich und häßlich machen. Ihr seid entweder Feige, oder Ihr seid Verräter.« Die Augen der Schotten flammten, und, wie das bei solchen Gelegenheiten öfter geschieht, sie gingen von der tiefsten Scham zur größten Unverschämtheit über, und zwei Häuptlinge von Clans traten zu jeder Seite des Königs und sagten: »Ja doch, wir haben gelobt, Schottland und England von demjenigen zu befreien, der seit fünfundzwanzig Jahren das Blut und das Gold von England und Schottland trinkt. Wir haben es angelobt, und halten unser Versprechen. König Karl Stuart, Ihr seid unser Gefangener.« Beide streckten zugleich die Hand aus, um den König zu ergreifen; allein, ehe noch die Spitzen ihrer Finger den König berührten, lagen beide auf dem Boden, der eine ohnmächtig, der andere tot. Athos hatte den einen mit einem Pistolenschuß niedergeschmettert, und Aramis dem andern das Schwert durch den Leib gestoßen.

Während nun der Graf von Lewen und die andern Häuptlinge, entsetzt über diesen unvermuteten Beistand, zurückwichen, der demjenigen vom Himmel

zu kommen schien, den sie schon als ihren Gefangenen betrachteten, zogen Athos und Aramis den König aus dem Gezelte des Meineides, in das er so unklug getreten war; dann sprangen alle drei auf die Pferde, welche die Diener bereit hielten, und sprengten wieder im Galopp dahin auf dem Wege nach dem königlichen Gezelte. Im Vorüberreiten sahen sie Lord Winter an der Spitze seines Regiments herbeieilen. Der König gab ihm ein Zeichen, sie zu begleiten.

Der Rächer

Alle vier traten in das Gezelt; es war noch kein Plan gefaßt, das mußte erst geschehen. Der König sank in einen Lehnstuhl und seufzte: »Ich bin verloren!«

»Nein, Sire,« entgegnete Athos, »Sie sind nur verraten!«

»Verraten, und durch die Schotten verraten, in deren Mitte ich geboren bin, die ich immer den Engländern vorgezogen habe. O, die Nichtswürdigen!«

»Sire,« versetzte Athos, »jetzt ist nicht Zeit zu Vorwürfen, sondern der Moment, zu zeigen, daß Sie König und Edelmann sind; Mut, Sire, Mut! Sie haben hier wenigstens drei Männer, die Sie nicht verraten werden, da können Sie ruhig sein. Ha, wären wir doch unser fünf!« murmelte Athos und dachte an d'Artagnan und an Porthos. »Was sagt Ihr?« fragte Karl und stand auf. »Sire, ich sage, daß es nur noch ein Mittel gibt; Mylord Winter steht so ziemlich für sein Regiment, streiten wir uns nicht über Worte; er stellt sich an die Spitze desselben, wir stellen uns Ew. Majestät zur Seite, brechen uns eine Bahn durch Cromwells Heer und erreichen Schottland.«

»Es gibt noch ein anderes Mittel,« bemerkte Aramis, »daß nämlich einer von uns den Anzug des Königs und sein Pferd nimmt. Indes man nun diesen angriffe, könnte der König vielleicht entkommen.«

»Der Rat ist gut.« sprach Athos, »und will Ew. Majestät einem von uns diese Ehre erweisen, so wollen wir dafür sehr dankbar sein.«

»Was sagt Ihr zu diesem Rate, Winter?« fragte der König, indem er voll Bewunderung auf die zwei Männer blickte, die einzig dafür besorgt waren, die Gefahren, welche ihm drohten, auf ihrem Haupte zu sammeln. »Ich denke, Sire, wenn es ein Mittel gibt, Ew. Majestät zu retten, so ist es das, welches Herr d'Herblay in Vorschlag brachte. Sonach bitte ich Ew. Majestät untertänigst, schnell die Wahl zu treffen, da keine Zeit zu verlieren ist.«

»Wenn ich es annehme, so ist es der Tod, so ist es wenigstens Gefangenschaft für denjenigen, der meine Stelle einnimmt.«

»Es ist die Ehre, seinen König gerettet zu haben!« rief Lord Winter. Der König sah seinen alten Freund mit Tränen in den Augen an, nahm das Band des heiligen Geistordens ab, welches er umhängen hatte, um den beiden Franzosen, die ihn begleiteten, Ehre zu erzeigen, und hing es Lord Winter um den Hals, der diesen schauerlichen Beweis von dem Vertrauen und der Freundschaft seines Fürsten auf den Knien empfing.«

»Das ist billig,« sprach Athos, »er dient ihm länger als wir.« Der König vernahm diese Worte und wandte sich mit tränenfeuchten Augen um; dann sprach er: »Meine Herren, wartet einen Augenblick, ich habe jedem von Euch einen Orden zu geben.« Er ging hierauf zu einem Schrank, worin seine eigenen Orden lagen, und nahm zwei Hosenband-Orden hervor. »Diese Orden können nicht für uns sein,« sprach Athos. »Weshalb nicht?« fragte Karl. »Diese Orden sind beinahe königlich, und wir sind nur schlichte Edelleute.«

»Durchgeht mit mir alle Throne des Erdballes,« versetze der König, »und zeigt mir edlere Herzen, als die Eurigen sind. Nein, meine Herren, Ihr seid nicht gerecht gegen Euch selber, allein ich bin hier, um es zu sein. Kniet nieder, Graf.« Athos kniete nieder; der König hing ihm, der Sitte gemäß, das Band von der Rechten zur Linken um, und sein Schwert erhebend, sprach er statt der gewöhnlichen Formel: »Ich schlage Euch zum Ritter, seid tapfer, getreu und bieder.« Dann wandte er sich zu Aramis und sprach: »Nun auch Ihr, Chevalier.« Dieselbe Zeremonie begann mit denselben Worten wieder, indes Lord Winter mit Beihilfe der Stallmeister seinen kupfernen Harnisch abschnallte, damit er desto mehr für den König gelten könnte. »Sire,« sprach Lord Winter, der im Angesichte einer großen Aufopferung seine ganze Kraft und seinen ganzen Mut wieder gewonnen

hatte, »wir stehen bereit.« Der König blickte die drei Kavaliere an und sagte: »Ist es also vonnöten, zu entfliehen?«

»Durch ein Kriegsheer entfliehen, Sire,« sprach Athos, »heißt in allen Ländern der Welt kämpfen.«

»Somit werde ich mit dem Schwerte in der Hand sterben,« sagte Karl. »Herr Graf, Herr Chevalier, bin ich jemals wieder König –«

»Sire, Sie haben uns schon über alle Gebühr geehrt, sonach kommt die Dankbarkeit von unserer Seite. Doch lassen Sie uns keine Zeit mehr verlieren, nachdem wir bereits zuviel verloren haben.« Der König bot allen dreien zum letzten Male die Hand, vertauschte seinen Hut mit dem des Lord Winter und schritt aus dem Gezelte. Das Regiment des Lord Winter stand auf einem Hügel, der das Lager überragte; der König ritt dahin, gefolgt von seinen drei Freunden. Endlich schien das schottische Lager aufgewacht zu sein; die Mannschaft verließ ihre Gezelte und stellte sich in Reih und Glied auf. »Seht,« sprach der König, »sie bereuen vielleicht, und sind bereit, auszuziehen.«

»Wenn Sie bereuen, Sire,« entgegnete Athos, »so werden sie uns folgen.«

»Gut!« sprach der König, »was sollen wir tun?«

»Lassen Sie uns das feindliche Heer mustern,« erwiderte Athos.

Sogleich wandte die kleine Gruppe ihre Augen nach der Linie, die man im Dämmerlichte für Nebel gehalten hatte, und die sich jetzt in den Sonnenstrahlen als ein in Schlachtordnung aufgestelltes Heer darstellte. Die Luft war rein und klar, wie sie es zu dieser Morgenstunde gewöhnlich ist. Man konnte die Regimenter, die Feldzeichen, die Farbe der Uniformen und der Pferde vollkommen unterscheiden. Jetzt bemerkte man auf einer kleinen Anhöhe, ein wenig vor der feindlichen Front, einen kleinen, untersetzten und schwerfälligen Mann, der von einigen Offizieren umgeben war. Er richtete ein Fernrohr nach der Gruppe, in der sich bei König befand. »Kennt dieser Mann Ew. Majestät persönlich?« fragte Aramis. Karl lächelte und sprach: »Dieser Mann ist Cromwell.«

»Nun, ziehen Sie den Hut herab, Sire, damit er die Unterschiebung nicht bemerkt.«

»Ha,« rief Athos, »wir haben viel Zeit verloren.«

»Jetzt die Losung,« sprach der König, »dann brechen wir auf.«

»Will Sie Ew. Majestät geben?« fragte Athos. »Nein,« versetzte der König, »ich ernenne Euch zu meinem Generalleutnant.«

»Sonach hört, Mylord von Winter,« sprach Athos; »entfernen Sie sich, Sire, ich bitte; was wir da zu sprechen haben, berührt Ew. Majestät nicht.« Der König trat lächelnd drei Schritte weit zurück. »Vernehmt meinen Vorschlag,« begann Athos wieder: »Wir teilen Euer Regiment in zwei Eskadronen; Ihr stellet Euch an die Spitze der ersteren; Seine Majestät und ich an die Spitze der zweiten. Versperrt uns nichts den Durchgang, so greifen wir alle an, um die feindliche Linie zu durchbrechen, und werfen uns in die Tyne, die wir entweder bei einer Furt oder schwimmend übersetzen; stellt man uns aber irgendein Hindernis entgegen, so laßt Euch mit Eurer Mannschaft bis auf den letzten töten, und wir setzen mit dem König unsern Weg fort; haben wir einmal das Ufer erreicht, so betrifft uns das übrige, wenn Eure Eskadron das ihrige tut, wären sie auch drei Reihen dicht.«

»Zu Pferde!« rief Lord Winter. »Zu Pferde!« wiederholte Athos, »alles ist vorgesehen und ausgemacht!«

»Also auf, meine Herren,« sprach der König, »wir vereinigen uns wieder bei dem alten Feldgeschrei Frankreichs: »Montjoie et Saint-Denis!«, jetzt wird Englands Feldgeschrei von zu vielen Verrätern nachgesprochen.« Man stieg zu Pferde; der König auf das Pferd Lord Winters, Lord Winter auf das Pferd des Königs; hierauf stellte sich Lord Winter in das erste Glied der ersten Eskadron und der König, der Athos zur Rechten und Aramis zur Linken hatte, in das erste Glied der zweiten. Das gesammelte schottische Heer sah diese Vorbereitungen mit regungsloser und schweigender Scham an. Man sah, wie einige Häuptlinge aus den Reihen traten und ihre Schwerter zerbrachen. »Ha!« rief der König, »das tröstet mich, sie sind nicht alle Verräter.« In diesem Momente ertönte Lord Winters Stimme:

»Vorwärts!« Die erste Eskadron brach auf, die zweite folgte und ritt den Hügel hinab. Ein Kürassieregiment von etwa gleicher Stärke entfaltete sich hinter dem Hügel und sprengte ihr im Galopp entgegen. Der König zeigte Athos und Aramis, was vorging. »Sire,« entgegnete Athos, »dieser Fall ist vorausgesehen, und tut Lord Winters Mannschaft ihre Schuldigkeit, so rettet uns diese Bewegung, statt daß sie uns Verderben bringt.« In diesem Augenblicke übertönte all das Getöse der galoppierenden und wiehernden Pferde die Stimme Lord Winters, der da rief: »Den Säbel zur Hand!« Auf diesen Befehl rauschten alle Klingen aus der Scheide und funkelten wie Blitze. »Vorwärts, meine Herren,« rief nun gleichfalls der König, berauscht von dem Lärm und dem Anblick, »vorwärts, meine Herren, und den Säbel zur Hand!« Jedoch diesem Befehl, zu dem der König das Beispiel gab, gehorchten bloß Athos und Aramis. »Wir sind verraten,« sprach der König leise. »Warten wir noch,« entgegnete Athos, »vielleicht erkannten sie nicht die Stimme Ew. Majestät, und harren auf die Befehle ihres Kommandanten.«

»Hören sie das Kommando ihres Obersten? Doch seht, seht!« rief der König, indem er sein Pferd mit einem Ruck zügelte, so daß es die Kniekehlen einbog, und den Zügel von Athos' Pferd ergriff. «Ha, ihr Feigen, ihr Elenden, ihr Verräter!« rief Lord Winter, dessen Stimme man hörte, während sich seine Mannschaft auflöste und in der Ebene zerstreute. Kaum fünfzehn Mann waren noch um ihn her gruppiert und erwarteten den Angriff der Kürassiere Cromwells. »Laßt uns sterben mit ihnen!« rief der König. »Laßt uns sterben!« wiederholten Athos und Aramis. »Zu mir die getreuen Herzen!« schrie Lord Winter. Dieser Ruf hallte bis zu den zwei Freunden, die im Galopp fortsprengten. »Keinen Pardon!« rief auf französisch eine Stimme, Lord Winters Ruf antwortend, und erschütterte alle. Was Lord Winter betrifft, so blieb er bei dein Tone dieser Stimme blaß und wie versteinert. Das war die Stimme eines Reiters, der einen herrlichen Rappen ritt und an der Spitze des englischen Regiments angriff, dem er in seiner Glut um zehn Schritt voransprengte. »Er ist es,« murmelte Lord Winter mit stieren Augen, während er sein Schwert zur Seite niederhängen ließ. »Der König, der König!« riefen mehrere Stimmen, berückt durch das blaue Band und das isabellfarbige Pferd Lord Winters – «nehmt ihn lebendig gefangen!«

»Nein, es ist der König nicht!« rief der Reiter, »laßt Euch nicht täuschen; nicht wahr, Lord Winter, Ihr seid nicht der König, nicht wahr, Ihr seid mein Oheim?« Zu gleicher Zeit richtete Mordaunt – denn er war es – seine Pistole auf Lord Winter. Der Schuß ging los, und die Kugel durchbohrte die Brust des alten Edelmannes, der im Sattel emporsprang und in Athos' Arme zurücksank, stammelnd: »Der Rächer!«

»Gedenke meiner Mutter!« heulte Mordaunt, während er, von dem wilden Galopp seines Pferdes fortgerissen, hinwegsprengte. »Schändlicher!« rief Aramis, indem er, als er dicht bei ihm vorüberkam, eine Pistole auf ihn abdrückte; doch brannte nur das Pulver auf der Pfanne ab, der Schuß ging nicht los. In diesem Momente stürzte sich das ganze Regiment auf die wenigen Männer, welche standgehalten hatten, und die beiden Franzosen wurden umzingelt und ins Gedränge gebracht. Als sich Athos überzeugt hatte, daß Lord Winter tot sei, ließ er den Leichnam los, zog sein Schwert und rief: »Vorwärts, Aramis, für Frankreichs Ehre!« Die zwei Engländer, welche den beiden Edelleuten zunächst waren, stürzten beide tödlich verwundet nieder. In diesem Momente erschallte ein furchtbares Hurra, und dreißig Klingen blitzten über ihren Köpfen. Auf einmal stürzte ein Mann mitten aus den englischen Reihen, die er niederwarf, ritt auf Athos zu, umschlang ihn mit seinen kräftigen Armen, entwand ihm das Schwert und flüsterte ihm zu: »Still, ergebt Euch, Euch mir ergeben, heißt nicht sich ergeben.« Ein Riese hatte ebenfalls Aramis an den Händen erfaßt, der sich vergeblich dem furchtbaren Druck zu entziehen bemühte, und indem er ihn fest anstarrte, rief er: »Ergebt Euch!« Aramis erhob den Kopf, Athos wandte sich um. D'Art ...« rief Athos, allein der Gascogner versperrte ihm mit der Hand den Mund. »Ich ergebe mich,« sprach Aramis und reichte Porthos sein Schwert. »Feuer, Feuer!« schrie Mordaunt, zu der Gruppe zurückkehrend, worin sich die zwei Freunde befanden. »Warum Feuer?« fragte der Oberst, »da sie sich alle ergeben haben?«

»Das ist Myladys Sohn,« sagte Athos zu d'Artagnan. »Ich habe ihn schon erkannt.«

»Das ist jener Mönch,« sprach Porthos zu Aramis. »Ich weiß das.« Zugleich fingen die Reihen an sich zu öffnen. D'Artagnan hielt den Zügel von Athos' Pferd, Porthos den von Armins' Pferd. Jeder von ihnen war bemüht, seinen

Gefangenen weit von dem Wahlplatz zu entfernen. Durch diese Bewegung wurde die Stelle frei, wo Lord Winters Leiche gefallen war. Mordaunt fand sie mit dem Instinkte des Hasses wieder, und betrachtete sie, über sein Pferd geneigt, mit einem häßlichen Lächeln. Wie ruhig auch Athos war, so griff er doch an seine Halftern, worin seine Pistolen noch waren. »Was tut Ihr?« fragte d'Artagnan. »Laßt mich ihn totschießen.«

»Keine Miene, welche verraten könnte, daß Ihr mich kennt, oder wir sind alle vier verloren.« Dann wandte er sich gegen den jungen Mann und rief: «Eine gute Beute, Freund Mordaunt, eine gute Beute; ich und Herr du Ballon haben jeder unsern Mann! Ritter des Hosenbandordens, nichts weiter! –«

»Jedoch,« rief Mordaunt, blutgierige Blicke auf Athos und Aramis schleudernd, »mich dünkt, daß es Franzosen sind?«

»Meiner Treue! das weiß ich nicht!« – »Seid Ihr Franzose, mein Herr?« fragte er Athos. »Ich bin das,« entgegnete dieser ernst. »Nun, lieber Herr, so seid Ihr der Gefangene eines Landsmannes.«

»Doch der König?« fragte Athos kummervoll, »der König?« D'Artagnan drückte seinem Gefangenen kräftig die Hand und sagte: »He, wir haben den König!«

»Ja,« versetzte Aramis, »durch schimpflichen Verrat.« Porthos preßte die Faust seines Freundes und sprach lächelnd: »O, mein Herr, man führt den Krieg ebensogut mit List wie mit Gewalt; da seht nur!« In diesem Momente sah man wirklich die Eskadron, welche Karls Rückzug decken sollte, dem englischen Regiment entgegenrücken, wo sie den König umzingelten, der allein und zu Fuße einen weiten leeren Raum durchschritt. Dem Anscheine nach war der Fürst ruhig, doch sah man, was er leiden mußte, um ruhig zu erscheinen; es rann ihm der Schweiß von der Stirn, er trocknete sich diese und die Lippen mit einem Taschentuche ab, und so oft er dasselbe vom Munde wegnahm, war es mit Blut befleckt. »Da ist der Rabuchodonosor, « lief ein Kürassier Cromwells aus, ein alter Puritaner, dem die Augen bei dem Anblicke desjenigen flammten, den man einen Tyrannen nannte. »Was sagt Ihr da, Rabuchodonosor?« fragte Mordaunt mit entsetzlichem Grinsen. »Nein, es ist König Karl I.« Karl erhob die Augen nach dem

Unverschämten, der da eben höhnend sprach, doch kannte er ihn nicht. Indes zwang die ruhige und erhabene Majestät seines Gesichtes Mordaunt, die Augen zu senken. »Guten Tag, meine Herren,« sprach der König zu den zwei Kavalieren, welche er, den einen in d'Artagnans, den andern in Porthos' Händen erblickte. – »Der Tag war unglücklich, allein das war, Gott sei Dank, nicht Eure Schuld. Wo ist mein alter Winter?« Die beiden Kavaliere wandten den Kopf ab und schwiegen. »Suche, wo Straffort ist,« sprach Mordaunt mit schneidender Stimme. Karl war erschüttert, der Teufel hatte ihn richtig getroffen; Straffort war sein ewiger Gewissensbiß, der Schemen seiner Tage, das Gespenst seiner Nächte. Der König starrte um sich und erblickte einen Leichnam zu seinen Füßen. Es war der Lord Winters. Karl erhob keinen Schrei und vergoß keine Träne, doch verbreitete sich eine noch stärkere Todesblässe über sein Antlitz; er setze ein Knie auf die Erde, hob den Kopf von Lord Winter empor, küßte ihn auf die Stirne, nahm ihm das Band des heiligen Geistordens wieder ab, das er ihm um den Nacken gehängt hatte, und befestigte es auf seiner Brust mit andächtiger Gebärde. »Lord Winter ist also gefallen?« fragte d'Artagnan und starrte auf den Leichnam nieder. »Ja,« entgegnete Athos, »sein Neffe hat ihn getötet.«

»Ha, so ist er der erste von uns, der aus dieser Welt schied; er war ein Tapferer, möge er ruhen in Frieden.«

»Karl Stuart,« rief nun der Oberst des englischen Regiments, auf den König zuschreitend, der seine königlichen Insignien wieder angelegt hatte,« ergebt Euch als Gefangener!«

»Oberst Thomlison,« erwiderte Karl, »der König ergibt sich nicht, nur der Mensch weicht der Gewalt.«

»Euer Schwert!« Der König zog sein Schwert und zerbrach es über seinem Knie. In diesem Momente rannte ein Pferd ohne Reiter herbei, triefend von Schaum, mit weiten Nüstern; es erkannte seinen Herrn und hielt freudig wiehernd an – das war des Königs Pferd. Der König lächelte, streichelte es mit der Hand und schwang sich gewandt in den Sattel. »Nun, meine Herren,« sprach er, »führt mich, wohin Ihr wollt.« Dann wandte er sich schnell um und fuhr fort: «Halt, mir kam vor, als ob sich Lord Winter bewegte: wenn er noch lebt, so beschwöre ich Euch bei allem, was Euch heilig ist, weicht nicht von diesem Manne!«

»O, seid unbekümmert, König Karl,« versetzte Mordaunt, »die Kugel durch, bohrte ihm das Herz.«

»Redet kein Wort, macht keine Miene, wagt keinen Blick weder für mich, noch für Porthos,« sprach d'Artagnan zu Athos und Aramis, »denn Mylady ist nicht tot, ihre Seele lebt im Leibe dieses Teufels.« Das Regiment begab sich nun auf den Weg nach der Stadt und führte seine königliche Beute mit sich; auf dem halben Wege aber überbrachte ein Adjutant des Generals Cromwell dem Obersten Thomlison den Befehl, den König nach Holdenby-House zu bringen. Zugleich brachen Eilboten nach allen Richtungen auf, um durch England und ganz Europa zu verkünden, daß König Karl Stuart Gefangener des Generals Oliver Cromwell sei. Das alles sahen die Schotten mit an, das Gewehr bei Fuß und das Schwert in der Scheide.

Oliver Cromwell

»Geht Ihr zu dem General?« sprach Mordaunt zu d'Artagnan und Porthos, »Ihr wißt wohl, daß er nach der Schlacht mit Euch zu sprechen verlangt hat.«

»Zuvörderst wollen wir unsere Gefangenen an einen sichern Ort schaffen,« sagte d'Artagnan zu Mordaunt. »Wißt Ihr wohl, mein Herr, daß von diesen Kavalieren jeder seine fünfzehnhundert Pistolen wert ist?«

»O, seid deshalb ruhig,« versetze Mordaunt, sie mit einem Auge anblickend, dessen Grausamkeit er vergebens zu unterdrücken bemüht war, »meine Reiter werden sie bewachen, werden sie, dafür stehe ich, recht gut bewachen.«

»Noch besser aber werde ich sie selbst bewachen,« entgegnete d'Artagnan; »überdies, was ist dazu erforderlich? Ein gutes Gemach mit Schildwachen, oder nur ihr Wort, daß sie keinen Versuch zur Flucht machen werden. Ich bringe das jetzt in Ordnung, dann werden wir die Ehre haben, zu dem General zu kommen und ihn um seine Aufträge für Se. Eminenz ersuchen.«

»Seid Ihr also bald abzureisen gesonnen?« fragte Mordaunt. »Unsere Sendung ist zu Ende und nichts hält uns mehr in England zurück, als der Wunsch des großen Mannes, an den wir geschickt worden sind.« Der junge Mann biß sich in die Lippen, neigte sich an das Ohr des Sergeanten und sprach zu ihm: »Geht diesen Männern nach und lasset sie nicht aus den Augen, und wenn Ihr wisset, wo sie wohnen, so kehret zurück und erwartet mich am Stadttore.« Der Sergeant machte ein Zeichen, daß er gehorchen werde. Nun schlug Mordaunt, statt daß er dem Haufen der Gefangenen folgte, welche man nach der Stadt führte, den Weg nach jenem Hügel ein, von wo aus Cromwell der Schlacht zugesehen und sein Gezelt hatte aufrichten lassen. Cromwell untersagte es, irgend jemand bis zu ihm dringen zu lassen; allein die Schildwache, welche Mordaunt als einen innigen Vertrauten des Generals kannte, war der Meinung, daß sich das Verbot auf den jungen Mann nicht beziehe. Somit schlug Mordaunt die Leinwand des Gezeltes zurück und sah Cromwell, wie er eben an einem

Tische saß, den Kopf in seine Hände verborgen; überdies wandte er ihm den Rücken zu. Auch kehrte sich Cromwell nicht um, ob er nun das Geräusch, welches der Eintretende machte, gehört oder nicht gehört haben mochte. Mordaunt blieb an der Türe stehen. Nach einem kurzen Weilchen endlich erhob Cromwell seine sorgenbelastete Stirne wieder, und wandte den Kopf langsam um, als hätte er instinktartig gefühlt, daß jemand anwesend sei. »Ich habe gesagt, daß ich allein sein wolle!« rief er bei dem Anblick des jungen Mannes. »Mein Herr,« entgegnete Mordaunt, »man hat nicht gedacht, daß das Verbot auch mich anginge; wenn Ihr es aber befehlet, so bin ich bereit, mich wieder zurückzuziehen.«

»Ha, Ihr seid es, Mordaunt?« rief Cromwell, indem sich, wie durch die Kraft seines Willens, der Schleier erheiterte, der seine Augen umhüllte; »nun Ihr da seid, so ist es recht, bleibt.«

»Ich bringe Euch meine Glückwünsche.«

»Eure Glückwünsche – wozu?«

»Wegen der Gefangennehmung Karl Stuarts. Nun seid Ihr Herr über England.«

»Vor zehn Stunden war ich das viel mehr,« entgegnete Cromwell. »Wie das, General?«

»England brauchte mich, um den Tyrannen festzunehmen; nun ist der Tyrann gefangen. Habt Ihr ihn gesehen?«

»Ja, mein Herr,« antwortete Mordaunt. »Wie benimmt er sich?« Mordaunt zauderte, allein die Wahrheit schien gewaltsam über seine Lippen zu treten, und er sagte: »Ruhig und würdevoll.«

»Was hat er gesprochen?«

»Einige Abschiedsworte an seine Freunde.«

»An seine Freunde?« murmelte Cromwell.. »Somit hat er Freunde . .?« Dann fügte er laut hinzu: »Hat er sich verteidigt?«

»Nein, mein Herr; bis auf drei oder vier Männer haben ihn alle verlassen; sonach war es ihm unmöglich, «sich zu verteidigen.«

»Wem übergab er sein Schwert?«

»Er hat es nicht übergeben, sondern zerbrochen.«

»Daran hat er wohl getan; doch statt es zu zerbrechen, hätte er noch besser getan, sich seiner mit mehr Vorteil zu bedienen.« Es trat einen Augenblick Stillschweigen ein. »Der Oberst des Regiments, welches die Eskorte des Königs bildete, wurde getötet, wie mir scheint?« fragte Cromwell, und faßte Mordaunt fest ins Äuge. »Ja, mein Herr.«

»Durch wen?« fragte Cromwell. »Durch mich.«

»Wie nannte er sich?«

»Lord Winter.«

»Euer Oheim!« rief Cromwell. »Mein Oheim!« versetzte Mordaunt: »Englands Verräter sind nicht aus meiner Familie.« Cromwell blickte diesen jungen Mann ein Weilchen tiefsinnig an, dann sprach er mit jener tiefen Melancholie, welche Shakespeare so schön malt: »Mordaunt, Ihr seid ein furchtbarer Diener.«

»Wenn der Herr gebietet,« versetzte Mordaunt, »so darf man über seine Befehle nicht grübeln. Abraham hat das Messer auf Isaak gezückt, und Isaak war sein Sohn.«

»Ja,« entgegnete Cromwell, »allein der Herr ließ ihn das Opfer nicht vollbringen.«

»Ich sah um mich her,« antwortete Mordaunt, »und bemerkte weder Bock noch Böcklein gefangen im Gebüsch der Ebene.« Cromwell verneigte sich und sprach: »Ihr seid stark unter den Starken, Mordaunt. – Wie haben sich denn die Franzosen gehalten?«

»Als mutvolle Männer, mein Herr,« entgegnete Mordaunt.

»Ja, ja,« murmelte Cromwell, »die Franzosen sind Kämpfer, und wirklich, wenn mein Fernrohr gut ist, so glaube ich, sie in der vordersten Reihe bemerkt zu haben.«

»Dort waren sie auch,« sagte Mordaunt.

»Indes hinter Euch,« versetzte Cromwell.

»Das war die Schuld ihrer Pferde und nicht die ihrige.« Es trat abermals ein kurzes Stillschweigen ein, dann fragte Cromwell:

»Und die Schotten?«

»Sie haben ihr Wort gehalten und sich nicht gerührt,« erwiderte Mordaunt.

»Die Nichtswürdigen!« murmelte Cromwell.

»Ihre Offiziere wünschen Euch zu sehen, mein Herr.«

»»Ich habe keine Zeit. Sind sie bezahlt worden?«

»Heute Nacht.«

»So mögen sie denn zurückkehren in ihre Berge und dort ihre Schande verbergen, wenn sie hoch genug sind; ich habe mit ihnen nichts mehr zu tun und sie nichts mehr mit mir. – Geht nun, Mordaunt.«

»Ehe ich gehe,« versetzte Mordaunt, »habe ich einige Fragen und vier Bitten an Euch zu richten, mein Herr.«

»An mich?« Mordaunt verneigte sich.

»Ich komme zu Euch, mein Held, mein Protektor, mein Vater, und ich frage Euch, o Herr, seid Ihr mit mir zufrieden?« Cromwell blickte ihn erstaunt an. Der junge Mann blieb gelassen. »Ja,« sprach Cromwell, »seit ich Euch kenne, habt Ihr nicht bloß Eure Pflicht erfüllt, sondern mehr als Eure Pflicht getan; Ihr seid ein getreuer Freund, ein geschickter Unterhändler, ein tapferer Soldat gewesen.« »Gedenkt Ihr noch, daß ich zuerst die Idee gehabt habe, mit den Schotten über den Abfall von ihrem König zu unterhandeln?«

»Ja, es ist wahr, dieser Gedanke kommt von Euch; ich habe die Verachtung der Menschen noch nicht so weit getrieben.«

»War ich nicht ein guter Botschafter in Frankreich?«

»Ja, Ihr habt von Mazarin erlangt, was ich begehrte.«

»Habe ich stets eifrig gekämpft für Euren Ruhm und Eure Interessen?«

»Vielleicht nur zu eifrig, das ist's, was ich Euch eben zum Vorwurf machte. Wohin zielt Ihr aber mit all diesen Fragen?«

»Ich will Euch sagen, Mylord, daß der Augenblick gekommen ist, wo Ihr mich mit einem Worte für alle Dienste lohnen könnt.«

»Ah,« entgegnete Oliver mit einer leichten Bewegung von Geringschätzung. »Ich vergaß, daß Eure Dienste ihren Lohn verdienen; daß Ihr mir gedient habt, und daß Euch noch nicht vergolten worden ist.«

»Das kann im Augenblicke geschehen, mein Herr, und über meine Wünsche.«

»Wieso?«

»Ich habe den Preis bei der Hand, halte ihn beinahe schon fest.«

»Was ist das für ein Preis?« fragte Cromwell. »Hat man Euch Gold geboten? Verlangt Ihr eine Ehrenstelle? Wünscht Ihr eine Statthalterschaft?«

»Werdet Ihr meine Bitte erfüllen, mein Herr?«

»Sagt erst, worin sie besteht.«

»Wenn Ihr zu mir sagtet: Mein Herr, geht und vollziehet einen Auftrag, habe ich da je gefragt, worin dieser Auftrag bestehe?«

»Wenn aber Euer Verlangen unausführbar wäre?«

»Wenn Ihr einen Wunsch hattet, und mir, ihn zu erfüllen, den Auftrag gabet, habe ich da je geantwortet: Es ist unmöglich?«

»Jedoch ein Verlangen, das Ihr mit so viel Vorbereitungen aussprechet ...«

»O, seid ruhig, mein Herr,« versetzte Mordaunt mit einem düstern Ausdrucke, »es wird Euch nicht Schaden bringen.«

»So sei es denn,« sprach Cromwell, »ich verspreche es, Euer Verlangen zu erfüllen, wofern die Sache in meiner Gewalt steht, verlangt also.«

»Mein Herr, sagte Mordaunt, »man hat diesen Morgen zwei Gefangene gemacht; ich verlange sie von Euch.«

»Haben sie also ein ansehnliches Lösegeld geboten?« fragte Cromwell.

»Im Gegenteil, mein Herr, ich halte sie für arm.«

»So sind es Freunde von Euch?«

»Ja, mein Herr, es sind Freunde von mir, teure Freunde, und ich würde mein Leben für das ihrige lassen.«

»Gut, Mordaunt,« erwiderte Cromwell, da er mit einer gewissen Regung von Freude wieder eine bessere Meinung von dem jungen Manne faßte; gut, ich gebe sie dir, und will nicht einmal wissen, wer sie sind; tue mit ihnen, was du willst.«

»Dank, mein Herr,« rief Mordaunt; »Dank! Von nun an gehört mein Leben Euch an, und wenn ich es verliere, bin ich doch noch Euer Schuldner: Dank! Ihr belohnt meine Dienste auf eine glänzende Weise.« Er ließ sich vor Cromwell auf die Knie nieder, und ungeachtet sich der puritanische General dagegen wehrte, da er sich diese fast königliche Huldigung nicht darbringen lassen wollte, oder doch tat, als ob er es nicht wollte, so ergriff er dennoch seine Hand und küßte sie.

»Was?« fragte Cromwell, ihn in dem Augenblicke zurückhaltend, wo er aufstand, »keine andere Belohnung? keine Ehrenstelle?«

»Ihr habt mir alles gegeben, was Ihr zu geben vermochtet, Mylord, und von diesem Tage an seid Ihr mir für alles übrige nichts mehr schuldig.« Mordaunt verließ das Gezelt des Generals mit einer Freude, die ihm aus dem Herzen und den Augen strömte.

Die Edelleute

Während Mordaunt auf dem Wege nach Cromwells Gezelte war, führten d'Artagnan und Porthos ihre Gefangenen in das Haus, das ihnen in Newcastle zur Wohnung angewiesen worden war. Der Auftrag, welchen Mordaunt dem Sergeanten erteilt, war dem Gascogner keineswegs entgangen, er hatte somit auch Athos, und Aramis zugewinkt, die strengste Vorsicht zu gebrauchen. Athos und Aramis ritten sonach schweigend neben ihren Besiegern, und das fiel ihnen nicht schwer, da jeder hinlänglich mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war. Wenn je ein Mensch erstaunt war, so war es Mousqueton, als er von der Türschwelle aus die vier Freunde und hinter ihnen den Sergeanten mit zehn Mann herankommen sah. Er rieb sich die Augen, da er sich nicht entschließen konnte, Athos und Aramis zu erkennen, doch endlich mußte er sich der klaren Überzeugung ergeben. Sonach wollte er sich auch in Ausrufungen ergießen, aber Porthos legte ihm Stillschweigen auf, mit einem jener Winke, die keine Erörterung erlauben. Mousqueton blieb gleichsam an der Türe kleben und wartete auf die Erklärung eines so seltsamen Vorfalls; vor allem aber machte es ihn verwirrt, daß die Freunde taten, als kenne einer den andern nicht mehr. Das Haus, in welches d'Artagnan und Porthos ihre zwei Freunde führten, war dasselbe, welches sie seit gestern bewohnten, und das ihnen von dem General Cromwell eingeräumt worden war; es bildete die Ecke einer Straße, hatte eine Art Garten und Stallungen, welche rückwärts an eine Straße stießen. Die Fenster im Erdgeschosse waren, wie es in kleinen Provinzstädten oft der Fall ist, mit Gittern versehen, und glichen so ziemlich denen eines Gefängnisses. Die zwei Freunde ließen die Gefangenen vor sich eintreten und blieben an der Schwelle stehen, nachdem sie durch Mousqueton die vier Pferde in den Stall hatten führen lassen. »Weshalb treten wir nicht mit ihnen ein?« fragte Porthos. »Weil wir vorher sehen müssen,« entgegnete d'Artagnan, »was dieser Sergeant und die acht bis zehn Mann, welche mit ihm kommen, von uns wollen.« Der Sergeant

und die acht bis zehn Mann begaben sich in den kleinen Garten. D'Artagnan fragte sie, was sie wollten und weshalb sie hier seien. »Wir haben den Auftrag,« erwiderte der Sergeant, »Euch in der Bewachung Eurer Gefangenen zu unterstützen.« Es ließ sich dagegen nichts sagen, ja, es war sogar eine zarte Aufmerksamkeit, wobei man sich gegen denjenigen, der sie hatte, noch dankbar zeigen mußte. D'Artagnan dankte also dem Wachtmeister, und gab ihm eine Krone, daß er auf die Gesundheit des Generals Cromwell trinke. Der Sergeant bemerkte, daß die Puritaner nicht trinken und schob die Krone in seine Tasche. »Ha,« rief Porthos, »welch ein garstiger Tag, lieber d'Artagnan!« »Was sagt Ihr da. Porthos? Ihr nennt den Tag garstig, an dem wir unsere Freunde wiederfanden?« »Ja, bei welcher Gelegenheit aber.« «Der Umstand ist wohl mißlich,« erwiderte d'Artagnan, »jedoch wenn auch, treten wir bei ihnen ein, und suchen wir in unserer Stellung ein bißchen nach Licht.«

»Sie ist stark umdüstert,« versetzte Porthos, »und nun begreife ich, weshalb mich Aramis so dringend aufforderte, diesen häßlichen Mordaunt zu erwürgen.«

»Still!« rief d'Artagnan, »sprechet diesen Namen nicht aus.«

»Ich spreche ja doch französisch,« sagte Porthos, »und sie sind Engländer.« D'Artagnan sah Porthos mit einer Miene der Bewunderung an, die ein vernünftiger Mann den Ungeheuern jeder Art nicht versagen kann. Da ihn Porthos gleichfalls anstarrte, ohne sein Erstaunen zu begreifen, schob ihn d'Artagnan vor sich und sprach:

»Lasset uns eintreten.« Porthos trat zuerst ein, d'Artagnan folgte ihm. Dieser verschloß wieder sorgsam die Türe und drückte die zwei Freunde, einen nach dem andern, an sein Herz. Athos war höchst niedergeschlagen, Aramis blickte Porthos, hierauf d'Artagnan an, ohne etwas zu sprechen, doch war sein Blick so ausdrucksvoll, daß ihn d'Artagnan verstand.

»Ihr wollet wissen, wie es geschah, daß wir hier sind? Ach, mein Gott, das ist leicht zu erraten. Mazarin hat uns beauftragt, dem General Cromwell einen Brief zu überbringen.«

»Wie geht es Euch an der Seite Mordaunts?« fragte Athos, »dieses Mordaunt, vor dem ich Euch gewarnt habe, d'Artagnan?«

»Und den zu erwürgen ich Euch aufgefordert habe, Porthos?« fügte Aramis hinzu.

»Immer Mazarin. Cromwell schickte ihn an Mazarin; Mazarin schickte uns an Cromwell. Das ist alles verhängnisvoll.«

»Jawohl, d'Artagnan, Ihr habt recht, es ist ein Verhängnis, das uns entzweit und uns zu Grunde richtet. Reden wir also nicht mehr davon, lieber Aramis, und bereiten wir uns vor, unser Los zu ertragen.«

»Bei Gott! reden wir allerdings davon, wir sind ja ein für allemal übereingekommen, stets vereint zu bleiben, wiewohl wir uns gegenüberstehen.«

»O, ja, gegenüber,« sprach Athos lächelnd, »denn ich fragte Euch, welchem Interesse dient Ihr da? Ach, d'Artagnan, seht, wozu Euch dieser Mazarin gebraucht! Wißt Ihr, welches Verbrechen Ihr heute begangen habt? Ihr seid mitschuldig an der Gefangennehmung, an der Beschimpfung, an dem Tod des Königs.«

»O, o!« rief Porthos, »glaubt Ihr?«

»Ihr übertreibt, Athos,« versetzte d'Artagnan, »so weit sind wir nicht.«

»Ach, mein Gott! wir sind nahe daran. Weshalb verhaftet man einen König? Will man ihn wie einen Herrn verehren, so kauft man ihn nicht wie einen Sklaven. Glaubt Ihr denn, Cromwell habe ihn für zweimalhunderttausend Pfund Sterling gekauft, um ihn wieder auf den Thron zu setzen? Freund, sie werden ihn töten, seid überzeugt, und das ist noch das geringste Verbrechen, welches sie begehen können.«

»Ich will nicht sagen, nein! und am Ende ist es möglich,« versetzte d'Artagnan.

»Ich bin hier, weil ich Soldat bin, weil ich meinen Herren diene, nämlich denen, welche mir meinen Sold geben. Ich habe Gehorsam geschworen, und ich gehorche. Doch Ihr, die Ihr keinen Eid geleistet habt, weshalb seid Ihr da, und welcher Partei dient Ihr?« »Wir dienen der heiligsten Sache von der Welt.« erwiderte Athos, »der des Unglücks, des Königtums und der Religion. Ein Freund, eine Gattin, eine Tochter erzeigten uns die Ehre und sprachen unsere Hilfe an. Wir dienten ihnen auch nach unseren schwachen Kräften, und Gott wird uns den Willen in Ermangelung der Macht anrechnen. Ihr könnt auf eine andere Weise urteilen, d'Artagnan, die Sache aus einem anderen Gesichtspunkt betrachten, mein Freund! ich will Euch nicht abhalten, doch muß, ich Euch tadeln.« »O, o!« rief d'Artagnan. »Und was liegt mir zuletzt daran, ob sich Herr Cromwell, der ein Engländer ist, wider seinen König auflehnt, der ein Schotte ist? Ich bin Franzase, und das alles geht mich nichts an; weshalb wollt Ihr mich also verantwortlich machen?« «Wirklich?« sprach Porthos. »Weil alle Kavaliere Brüder sind, weil Ihr Edelmann seid, weil die Könige aller Länder die ersten unter den Adeligen sind, weil das blinde, undankbare und alberne Volk stets eine Lust daran hat, das zu erniedrigen, was über ihm steht; und Ihr, d'Artagnan, Ihr, ein Mann von altem Adel, ein Mann mit schönem Namen, ein Mann mit tapferem Schwerte, Ihr habt mitgeholfen, einen König den Bierhändlern, Schneidern und Kärrnern zu überliefern. Ach, d'Artagnan, als Soldat habt Ihr vielleicht Eure Schuldigkeit getan, doch sage ich Euch, als Edelmann seid Ihr strafbar.« »Und Ihr, Porthos,« begann der Graf wieder, als fühlte er Mitleid mit d'Artagnan, »Ihr, das beste Herz, der beste Freund, der wackerste Soldat, den ich kenne, Ihr, den seine Seele würdig gemacht hätte, an den Stufen eines Thrones geboren zu werden, und der früher oder später von einem weisen König belohnt werden wird; Ihr, mein lieber Porthos, Ihr, Edelmann durch Sitten, Denkungsart und Mut, Ihr seid ebenso schuldig wie d'Artagnan.« Porthos errötete, doch mehr vor Vergnügen als vor Betroffenheit, indes senkte er den Kopf, als wäre er sehr gedemütigt. »Ja, ja,« versetzte er, »lieber Graf, ich glaube, Ihr habt recht.« Athos stand auf, schritt auf d'Artagnan zu und sagte: »Nicht doch, mein lieber Sohn, schmollet nicht, denn alles, was ich Euch sagte, habe ich Euch, wenn auch nicht mit der Stimme, doch wenigstens mit dem Herzen eines Vaters gesagt. Glaubt mir, es wäre mir viel leichter gefallen, Euch für die Errettung meines Lebens zu danken, und kein einzig Wort von meinen Empfindungen zu erwähnen.« »Allerdings, Athos, allerdings,« erwiderte d'Artagnan, ihm

gleichfalls die Hand drückend, »doch zum Teufel, Ihr habt auch Empfindungen, die nicht jeder haben kann. Wer konnte denn denken, ein bedächtiger Mann werde sein Haus, werde Frankreich, werde sein Mündel, einen jungen, liebenswürdigen Mann – denn wir sahen ihn im Lager – deshalb verlassen, um einem morschen, durchnagten Königtume zu Hilfe zu kommen, das eines Tages gleich einer alten Baracke zusammenstürzen wird? Das Gefühl, von dem Ihr redet, ist schön, wahrlich, jedoch so schön, daß es übermenschlich ist.«

»Wie dem auch sei, d'Artagnan,« versetzte Athos, ohne in die Schlinge zu gehen, die sein Freund mit gascognischer Schlauheit seiner Liebe zu Rudolf legte, »wie dem auch sei, Ihr wisset ganz wohl im Grunde Eures Herzens, was gerecht ist; allein ich habe unrecht, mit meinem Gebieter zu streiten. D'Artagnan, ich bin Euer Gefangener, behandelt mich als solchen.«

»Ha, bei Gott!« sprach d'Artagnan, »Ihr wisset recht wohl, daß Ihr nicht lange mein Gefangener sein werdet.« »Nein,« versetzte Aramis, »denn man wird uns sicher gleich denen behandeln, welche in Philipphous gemacht wurden.«

»Wie hat man sie denn behandelt?« fragte d'Artagnan.

»Ei,« entgegnete Aramis, »die eine Hälfte ist gehenkt, die andere erschossen worden.«

»Nun,« sprach d'Artagnan, »ich bürge Euch dafür, so lange noch ein Tropfen Blutes in meinen Adern rollt, sollt Ihr weder gehenkt, noch erschossen werden. Ha, sie sollen nur kommen, und überdies, Athos, seht Ihr jene Türe?«

»Nun?«

»Nun, geht durch diese Türe, wann es Tuch gefällig ist, denn von dieser Minute an seid Ihr und Aramis frei wie die Luft.«

»Daran erkenne ich Euch ganz, wackerer d'Artagnan, doch habt Ihr keine Macht mehr über uns, denn diese Türe wird bewacht, wie Ihr selber wißt,« erwiderte Athos.

»Nun, so brecht gewaltsam durch,« versetzte Porthos; »was gibt es denn – aufs höchste nur zehn Mann! –«

»Das wäre nichts für uns vier, aber zu viel für uns zwei.«

»Nein, seht, getrennt, wie wir sind, müssen wir zu Grunde gehen. Blickt auf das verhängnisvolle Beispiel hin: d'Artagnan, der Ihr so mutvoll seid, Ihr wurdet auf der Straße von Vendemois geschlagen; heute ist an uns die Reihe, an mir und Aramis. Das ist uns aber nie geschehen, so lange wir alle vier verbunden waren; lasset uns somit sterben, wie Lord Winter gestorben ist. Was mich betrifft, so erkläre ich, daß ich nur dann in eine Flucht einwillige, wenn wir alle vier entfliehen.«

»Das ist unmöglich,« antwortete d'Artagnan, »da wir unter Mazarins Befehl stehen.«

»Das weiß ich, ich will auch nicht länger in Euch dringen; meine Gründe waren wirkungslos: sie waren zweifelsohne falsch, da sie über so verständige Männer, wie Ihr seid, kein Gewicht hatten.«

»Und hätten sie übrigens auch Eindruck gemacht,« bemerkte Aramis, »so ist es doch am besten, zwei so vortreffliche Freunde, wie d'Artagnan und Porthos sind, nicht bloßzustellen. Was mich betrifft, so bin ich stolz darauf, mit Euch, Athos, den Kugeln und sogar dem Stricke entgegen zu gehen, denn Ihr erschienet mir noch nie so groß wie heute.« »Meinet Ihr etwa,« sagte d'Artagnan, »daß man Euch töten werde? und weshalb? wem liegt denn an Euerm Tode? überdies seid Ihr unser Gefangener« »Narr! dreifacher Narr!« versetzte Aramis. »Kennst du nicht Mordaunt? Nun, ich wechselte nur einen Blick mit ihm, und sah es schon, daß wir verurteilt sind.« »Die Wahrheit ist, daß es mich kränkt, ihn nicht erwürgt zu haben, wie Ihr mir sagtet, Aramis,« entgegnete Porthos. »Ha! was,« rief d'Artagnan, »was kümmert mich denn Mordaunt? Bei Gott, kommt mir dieses Ungeziefer zu nahe, so will ich es zertreten. Entfliehet also nicht, es ist unnötig, denn ich schwöre Euch, hier seid Ihr sicher.« »Hört,« sprach Athos, während er die Hand nach einem der zwei Gitterfenster ausstreckte, die das Zimmer erhellten, »Ihr werdet sogleich wissen, woran Ihr Euch zu halten habt, denn seht, er eilt herbei.« »Wer?« »Mordaunt.« Er folgte der Richtung von Athos' Hand, und sah wirklich einen Reiter im Galopp

herankommen. Das war in der Tat Mordaunt. D'Artagnan verließ hastig das Zimmer. Porthos wollte ihm folgen. »Bleibt,« rief d'Artagnan, »und kommt dann erst heraus, wenn Ihr hört, daß ich mit dem Finger an die Türe poche.«

Das Losungswort

Als Mordaunt vor dem Hause ankam, sah er d'Artagnan an der Schwelle und die Soldaten hie und da auf dem Rasen des Gartens liegen. »Holla!« rief er mit einer von der Eile seines Rittes verdumpften Stimme, »sind die Gefangenen doch hier?« »Ja, mein Herr,« entgegnete der Sergeant, während er rasch aufstand, wie seine Mannschaft, welche gleich ihm die Hand an den Hut legte. »Gut, vier Mann, um sie festzunehmen, und allsogleich nach meiner Wohnung zu führen.« Vier Mann schickten sich dazu an. »Was? –« fragte d'Artagnan mit jener schelmischen Miene, welche unsere Leser schon öfter an ihm bemerken mußten, seit sie ihn kennen; »was ist's, wann es beliebt?« »Mein Herr,« versetzte Mordaunt, »ich habe vier Mann den Befehl gegeben, die Gefangenen festzunehmen, die wir heute früh gemacht haben, um sie in meine Wohnung zu bringen.« »Weshalb denn?« fragte d'Artagnan. »Vergebt meine Neugierde; doch Ihr begreift wohl, daß ich hierüber zufriedengestellt sein will.« »Weil jetzt die Gefangenen mir gehören,« erwiderte Mordaunt hochtrabend, »und ich nach meinem Belieben über sie verfügen kann.« »Erlaubt, mein junger Herr, erlaubt,« versetzte d'Artagnan, »mich dünkt, Ihr seid im Irrtume; die Gefangenen gehören gewöhnlich denjenigen, die sie gefangen haben, und nicht denen, die bei unserer Gefangennehmung bloß Zuschauer waren; Ihr konntet wohl Lord Winter gefangennehmen, der Euer Oheim war, wie man mir gesagt hat; Ihr habt es vorgezogen, ihn zu töten, ganz wohl; wir, ich und Herr du Vallon, konnten diese zwei Edelleute töten, wir zogen es aber vor, sie gefangen zu nehmen; jeder nach seinem Geschmack.« Mordaunts Lippen wurden weiß. D'Artagnan fühlte, die Sache würde sich bald verschlimmern, und fing an, den Marsch der Garden an der Türe zu trommeln. Bei dem ersten Takt trat Porthos hervor, und stellte sich an die andere Seite der Türe, deren Schwelle er mit den Füßen und deren First er mit der Stirne berührte. Diese Bewegung entging Mordaunt nicht, und er sprach mit einem Ingrimme, der sichtlich zu werden anfing: »Mein Herr, Ihr werdet einen fruchtlosen Widerstand leisten; diese Gefangenen sind mir soeben von dem

kommandierenden General, meinem hohen Gönner, von Herrn Oliver Cromwell, zuerkannt worden.« Von diesen Worten wurde d'Artagnan wie von einem Donner gerührt. Das Blut stieg ihm in den Kopf, eine Wolke umhüllte seine Augen, er begriff die entsetzliche Hoffnung des jungen Mannes; und so senkte er die Hand mit einer instinktartigen Bewegung auf den Griff seines Schwertes nieder. Was Porthos betrifft, so blickte er auf d'Artagnan, um zu erfahren, was er zu tun habe, und um seine Bewegungen nach den seinigen einzurichten. D'Artagnan war von diesem Blicke Porthos' mehr beunruhigt als beruhigt, und er machte sich Vorwürfe darüber, daß er Porthos' wilde Kraft bei einer Angelegenheit zu Hilfe rief, von der ihm schien, daß er sie mehr mit List durchführen müsse. »Ha!« rief d'Artagnan nun mit einer tiefen Verbeugung, warum sagtet Ihr das nicht gleich anfangs, Herr Mordaunt? Wie, Ihr kommt im Namen des Herrn Oliver Cromwell, des berühmtesten Feldherrn der Gegenwart?« »Ich komme von ihm, mein Herr,« antwortete Mordaunt, während er abstieg und sein Pferd einem Soldaten zu halten gab, »ich bin im Augenblick bei ihm gewesen.« »Warum habt Ihr es nicht allsogleich gesagt?« fragte d'Artagnan. »Ganz England gehört Herrn Cromwell an, und indem Ihr in seinem Namen die Gefangenen begehrt, so füge ich mich; nehmt sie also, mein Herr, sie sind Euer.« Mordaunt setzte den Fuß auf die erste Stufe der Türe, nahm den Hut zur Hand, und schickte sich an, zwischen den beiden Freunden durchzugehen, während er seinen vier Mann zuwinkte, ihm zu folgen. »Doch vergebt,« sprach d'Artagnan mit dem freundlichsten Lächeln, während er die Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte, »wenn der berühmte General Cromwell über unsere Gefangenen verfügt hat, so gab er Euch über diese Schenkung etwas Schriftliches.« Mordaunt hielt auf einmal an. »Er gab Euch für mich ein Briefchen oder irgendeinen Zettel, worin bestätigt wird, daß Ihr in seinem Namen kommt. Vertraut mir also gefälligst diesen Zettel an, damit ich wenigstens durch einen Vorwand die Überlieferung meiner Landsleute rechtfertigen könne. Wiewohl ich außerdem überzeugt bin, der General Oliver Cromwell wolle ihnen nichts Böses zufügen, so werdet Ihr doch einsehen, daß das einen üblen Eindruck hervorbrächte.« Mordaunt fühlte den Stich, trat zurück und schleuderte einen grimmigen Blick auf d'Artagnan; allein dieser antwortete mit der gefälligsten und freundlichsten Miene, die je ein Antlitz erheitert hat. »Ihr tut mir die Beleidigung an, mein Herr,« sagte Mordaunt, »an meinen Worten zu zweifeln?« »Ich?« entgegnete d'Artagnan, »ich an dem zweifeln,

was Ihr da sagt? Gott soll mich bewahren, lieber Herr Mordaunt; im Gegenteil, ich halte Euch für einen würdigen und ausgemachten Edelmann. Und dann, wollt Ihr, daß ich offen mit Euch spreche?« fuhr d'Artagnan mit seiner offenherzigen Miene fort. »Redet, mein Herr,« versetzte Mordaunt. »Herr du Vallon hier ist reich, er hat vierzigtausend Livres Einkünfte, darum hält er nicht auf Geld, ich spreche somit nicht für ihn, sondern für mich.« »Weiter, mein Herr.« »Nun, ich bin nicht reich, das ist in der Gascogne keine Schande, mein Herr, da es dort niemand ist, und Heinrich IV., welcher glorwürdigen Andenkens König der Gascogner war, wie Se. Majestät Philipp IV. König von ganz Spanien ist, hatte nie einen Pfennig in seiner Tasche.« »Kommt zu Ende, mein Herr,« sprach Mordaunt, «ich sehe schon, wo Ihr hinaus wollet, und ist es das, was ich glaube, das Euch zurückhält, so kann man diese Schwierigkeit wohl beseitigen.« »Ach, ich wußte ja,« versetzte d'Artagnan, »daß Ihr ein Mann von Verstand seid. Nun wohlan! da wetzt mich der Sattel, wie wir Franzosen sagen. Ich bin nichts weiter, als Offizier, der sich durch seine Verdienste emporgearbeitet hat. Ich besitze nichts, als das, was mir mein gutes Schwert einträgt, nämlich mehr Hiebe, als Banknoten; da ich aber heute früh zwei Franzosen gefangen nahm, die mir von guter Abkunft scheinen, kurz, zwei Ritter des Hosenband-Ordens, so dachte ich, mein Glück ist gemacht. Ich sage zwei Ritter, denn Herr du Vallon, der reich ist, überläßt mir bei einer solchen Gelegenheit stets seine Gefangenen.« Mordaunt, der durch die beredte Gutmütigkeit d'Artagnans ganz verblendet ward, lächelte wie einer, der vollkommen die ihm angegebenen Gründe begriff, und antwortete freundlich: »Ihr werdet den unterfertigten Befehl allsogleich bekommen, und damit noch zweitausend Pistolen, jedoch, mein Herr, laßt mich diese Herren inzwischen fortführen.« »Nein,« erwiderte d'Artaynan, »was ist Euch an einer Verzögerung von einer halben Stunde gelegen? Ich bin ein Mann, der Ordnung liebt, lieber Herr; laßt uns die Sache in Ordnung abtun.« »Jedoch, mein Herr, ich könnte Euch zwingen, da ich hier zu befehlen habe,« versetzte Mordaunt. »Ja, mein Herr,« entgegnete d'Artagnan, auf gefällige Weise lächelnd, »obwohl wir, ich und Herr du Vallon, die Ehre hatten, in Eurer Gesellschaft zu reisen, so sieht man doch, daß Ihr uns noch nicht kennet. Wir sind Edelleute, wir sind Franzosen, wir beide sind imstande, Euch und Eure acht Mann in die Pfanne zu hauen; also bei Gott, Herr Mordaunt, seid nicht eigensinnig, denn wenn man eigensinnig ist, so bin ich's gleichfalls, und werde dann furchtbar

wildmutig. Sodann Herr du Vallon hier,« fuhr d'Artagnan fort, »der in diesem Falle noch viel hartnäckiger und trotziger ist, als ich, ohne in Anschlag zu bringen, daß wir Abgeordnete des Herrn Kardinals Mazarin sind, der den König von Frankreich vertritt; es geht nun daraus hervor, daß wir den König und den Kardinal vertreten, und somit in unserer Eigenschaft als Botschafter unverletzbar sind, ein Umstand, welchen Herr Oliver Cromwell, der gewiß eben so sehr ein großer Staatsmann wie ein großer General ist, vollkommen begreifen wird. Verlangt also von ihm den schriftlichen Befehl, denn was soll Euch das kosten, lieber Herr Mordaunt?«

»Ja, den schriftlichen Befehl,« versetzte Porthos, der in d'Artagnans Absichten einzugehen anfing; »man fordert von Euch nichts weiter.« Mordaunt beschloß, nicht bloß den Befehl, sondern auch noch die zweitausend Pistolen zu holen, den Preis nämlich, zu dem er selbst die zwei Gefangenen geschätzt hatte. Mordaunt schwang sich nun wieder auf das Pferd, empfahl dem Sergeanten, gute Wache zu halten, wandte sich um und sprengte von hinnen. »Gut,« sprach d'Artagnan, »eine Viertelstunde, um nach dem Gezelte zu kommen, eine Viertelstunde, um zurückzukehren, das ist mehr, als wir bedürfen.« Dann wandte er sich wieder zu Porthos, ohne daß sein Gesicht die geringste Gemütsbewegung kundgab, so daß die, welche ihn belauschten, glauben konnten, er setze dieselbe Unterredung fort, und indem er ihm fest in das Gesicht blickte, sprach er zu ihm: »Freund Porthos, höret wohl auf mich. Redet fürs erste nicht eine Silbe mit unseren Freunden von dem, was Ihr eben gehört habt, sie brauchen den Dienst, welchen wir ihnen erweisen, nicht zu kennen.«

»Wohl,« versetzte Porthos, »ich verstehe.«

»Geht von hier weg in den Stall, dort findet Ihr Mousqueton, sattelt die Pferde, steckt die Pistolen in die Halftern, führt sie heraus auf die Straße, dort, daß man nur aufzusitzen braucht; das übrige betrifft dann mich.« Porthos tat nicht den geringsten Einspruch und folgte mit der großen Zuversicht, die er zu seinem Freunde hegte. »Ich gehe,« sprach er; »soll ich aber in das Zimmer treten, worin sich diese Herren befinden?«

»Nein, es ist nicht nötig.«

»Nun, so seid so gefällig und steckt die Börse ein, welche ich auf dem Kamine liegen ließ.«

»Seid ruhig.« Porthos schritt nun in seiner ruhigen und gelassenen Haltung nach dem Stalle, und ging mitten durch die Soldaten, welche, ob er auch Franzose war, nicht umhin konnten, seine hohe Gestalt und seine kräftigen Glieder zu bewundern. An der Straßenecke begegnete er Mousqueton, und nahm ihn mit. D'Artagnan pfiff nun eine kleine Arie, die er bei Porthos' Fortgehen angefangen hatte, und kehrte in das Zimmer zurück. »Lieber Athos,« sprach er, »ich habe über Eure Gründe nachgedacht, und sie haben mich überzeugt: ich bedauere wahrlich, daß ich an dieser Angelegenheit teilhabe. Wie Ihr gesagt habt, so ist Mazarin geizig: Ich bin somit entschlossen, mit Euch zu fliehen, haltet Euch ohne alle Bedenklichkeit bereit, Eure Schwerter stehen dort im Winkel, vergesset sie nicht, das ist ein Werkzeug, das uns unter den gegenwärtigen Umständen sehr ersprießlich sein wird; das gemahnt mich an Porthos' Börse: wohl, da liegt sie.« Und d'Artagnan steckte die Börse in seine Tasche, die beiden Freunde sahen ihm verwunderungsvoll zu. »Nun,« fragte d'Artagnan, »was gibt es denn da zu verwundern? Ich war blind, Athos ließ mich sehen, das ist alles. Kommt hierher.« Die zwei Freunde traten zu ihm. »Seht Ihr dort die Straße,« sagte d'Artagnan, »dort werden die Pferde sein; Ihr geht da durch die Türe hinaus, wendet Euch links, schwingt Euch in den Sattel, und alles wird unbekümmert sein. Besorget Such um nichts, sondern horcht genau auf das Losungswort, und dieses wird sein 'Jesus, mein Herr!'«

»Doch werdet Ihr auf Euer Wort kommen, d'Artagnan?« fragte Athos. »Ich schwöre es bei Gott.«

»So ist es abgemacht,« versetzte Aramis. »Bei dem Rufe: Jesus, mein Herr! verlassen wir das Zimmer, werfen alles nieder, was sich uns widersetzt, eilen zu unseren Pferden, sitzen auf und sprengen fort. Nicht so?«

»Vollkommen.«

»Hört, Aramis,« sprach Athos, »ich sagte es immer, daß d'Artagnan der Beste von uns allen ist.«

»Gut!« rief d'Artagnan, »das sind Komplimente, ich gehe. Gott befohlen.«

»Und Ihr entflieht mit uns, nicht wahr?«

»Das will ich meinen; vergesset nicht das Losungswort: Jesus, mein Herr!« D'Artagnan berief den Sergeanten. »Lieber Herr,« sprach er zu ihm, »der General Cromwell ließ mich durch Herrn Mordaunt rufen; ich bitte, wachet gut über die Gefangenen.« Der Sergeant machte ein Zeichen, daß er nicht französisch verstehe. D'Artagnan versuchte, ihm nun das durch Gebärden begreiflich zu machen, was er durch Worte nicht begriffen hatte. Der Sergeant winkte, daß es gut sei. Sonach ging d'Artagnan in die Ställe und fand die fünf Pferde gesattelt, das seinige so gut wie die anderen. »Nehmt nun jeder ein Pferd zur Hand,« sprach er zu Porthos und Mousqueton, »und wendet Euch links hin, damit Euch Athos und Aramis vom Fenster aus gut sehen.«

»Sie werden also kommen?« fragte Porthos. »Im Augenblicke.«

»Habt Ihr auch meine Börse nicht vergessen?«

»Nein, seid unbekümmert.«

»Wohl!« Porthos und Mousqueton verfügten sich an ihren Posten, während jeder ein Pferd an der Hand nachzog. Als nun d'Artagnan allein war, schlug er Feuer, zündete ein etwa zwei Linsen großes Stück Schwamm an, stieg zu Pferde und hielt der Türe gegenüber mitten unter den Soldaten an. Hier steckte er dem Tiere, indem er es mit der Hand streichelte, jenes kleine Stück glühenden Schwammes in das Ohr. Man mußte ein vortrefflicher Reiter sein wie d'Artagnan, um ein solches Mittel zu wagen, denn das Tier empfand noch kaum den glimmenden Brand, so erhob es ein schmerzvolles Wiehern, bäumte sich und sprang, als wäre es toll geworden. Die Soldaten, die es zu zermalmen drohte, liefen schnell davon. »Zu Hilfe! zu Hilfe!« schrie d'Artagnan, »haltet mein Pferd, es hat den Koller, haltet mein Pferd!« Und wirklich schien ihm augenblicklich das Blut aus den Augen zu dringen, und es wurde weiß von Schaum. »Zu Hilfe!« schrie d'Artagnan ununterbrochen; die Soldaten wagten aber nicht, ihm beizustehen. »Zu Hilfe! wollt Ihr mich denn umkommen lassen? – Jesus, mein Herr!« D'Artagnan hatte diesen Ruf kaum ausgesprochen, so ging die Türe auf, und Athos und Aramis, das Schwert in der Hand, stürzten hervor. Dank der List d'Artagnans war frei der Weg. »Die Gefangenen entfliehen! die Gefangenen

entfliehen!« schrie der Sergeant. »Halt! halt!« rief d'Artagnan und ließ seinem Pferde die Zügel schießen, wonach es ein paar Mann niederrannte und fortsprengte. »Stop! stop!« liefen die Soldaten und eilten zu ihren Waffen. Allein, die Gefangenen saßen schon im Sattel, und so verloren sie keine Zeit mehr, sondern sprengten dem nächsten Tore zu. Mitten in der Straße erblickten sie Grimaud und Blaifois, welche zurückkehrten und ihre Herren aufsuchten. Athos verständigte sich durch einen Wink mit Grimaud, der sich sogleich der kleinen Schar anschloß, die einem Wirbelwinde glich, und durch den Zuruf d'Artagnans, der hinterher kam, noch mehr angestachelt wurde. Sie sprengten wie Gespenster durch die Tore, ohne daß es den Wachen nur einfiel, sie aufzuhalten, und waren alsbald im Freien. Mittlerweile riefen die Soldaten noch immer: »Stop! Stop!« und der Sergeant, der nun zu merken anfing, daß er überlistet worden sei, riß sich die Haare aus. Inzwischen sah man einen Reiter herankommen mit einem Papiere in der Hand. Das war Mordaunt, der mit dem Befehle zurückkam. »Die Gefangenen!« rief er, indem er vom Pferde sprang. Der Sergeant vermochte nicht zu antworten, er zeigte nach der offenen Türe und dem leeren Zimmer hin. Mordaunt stürzte nach den Stufen, erriet alles, und mit einem Schrei, als hätte man ihm die Eingeweide zerrissen, sank er ohnmächtig auf den Stein nieder.

Wo bewiesen wird, daß große Herzen in den schwierigsten Lagen nie den Mut, und gute Mägen nie den Appetit verlieren

Die kleine Schar sprengte, ohne daß man ein Wort wechselte oder sich umblickte, im schnellsten Galopp von hinnen, ritt durch einen kleinen Fluß, den niemand zu nennen wußte, und ließ eine Stadt zur Linken, welche, wie Athos sagte, Durham war. Endlich sah man vor sich einen kleinen Wald, gab den Pferden zum letzten Male die Sporen und schlug die Richtung dahin ein. Als sie hinter einem Vorhange von Gezweigen verschwanden, welche dicht genug waren, um sie den Blicken derjenigen zu entziehen, die ihnen nachsehen konnten, hielten sie an, um Rat zu halten. Sie übergaben ihre Pferde zwei Dienern zum Halten und stellten Grimaud als Wache aus;

Nun sprach Athos zu d'Artagnan: »O, Freund, kommt fürs erste, daß ich Euch umarme. Ihr seid unser Retter, Ihr seid unser Held.«

»Athos hat recht, und ich bewundere Euch!« rief Aramis und schloß ihn gleichfalls in seine Arme. »Welche Ansprüche könntet Ihr nicht machen bei einem verständigen Herrn, bei einem scharfsichtigen Auge, bei einem Arm von Stahl, bei einer alles überwindenden Geisteskraft!«

»Jetzt,« versetzte der Gascogner, »jetzt geht das wohl, ich nehme für mich und für Porthos alles an, Umarmungen und Danksagungen; wir haben Zeit zu verlieren, fahrt fort, fahrt immerhin fort.« Die zwei Freunde wurden durch d'Artagnan an das erinnert, was sie Porthos schuldig waren, und drückten nun diesem gleichfalls die Hand. »Nun handelt es sich darum,« sprach Athos, »daß wir nicht auf gut Glück herumstreifen, sondern einen festen Plan entwerfen. Was wollen wir tun?«

»Was wir tun wollen? Bei Gott, das ist nicht schwer zu sagen.«

»Redet also, d'Artagnan.«

»Wir suchen den nächsten Seehafen zu erreichen, legen unsere Barschaft zusammen, mieten ein Schiff und steuern nach Frankreich. Was mich betrifft, so trage ich meinen letzten Sous bei. Der erste Schatz ist das Leben, und das unserige, ich muß es sagen, hängt nur an einem Faden.«

»Was sagt denn Ihr dazu, du Vallon?« fragte Athos. »Ich,« entgegnete Porthos, »ich bin ganz d'Artagnans Ansicht; dieses England ist mir widerwärtig.« »So seid Ihr fest entschlossen, es zu verlassen?« fragte Athos d'Artagnan. »Bei Gott!« rief d'Artagnan, »ich sehe nicht, was mich hier fesseln sollte.« Athos tauschte mit Aramis einen Blick aus, dann sprach er seufzend: »So geht denn, meine Freunde!«

»Wie, geht,« sprach d'Artagnan, »gehen wir, glaube ich.«

»Nein, o Freund,« sagte Athos, »wir müssen uns trennen.«

»Was trennen!« rief d'Artagnan, ganz bestürzt ob dieser unvermuteten Entgegnung. »Bah!« versetzte Porthos, »was sollen wir uns trennen, da wir

wieder beisammen sind?«

»Weil Eure Sendung vollbracht ist und Ihr wieder nach Frankreich zurückkehren könnet und sogar müsset; doch die unserige ist es noch nicht.«

»Wie, Eure Sendung ist noch nicht vollbracht?« fragte d'Artagnan und blickte Athos verwunderungsvoll an. »Nein,« erwiderte Athos mit seiner sanften und zugleich so festen Stimme. »Wir kamen hierher, um den König Karl zu schützen; wir haben ihn schlecht beschützt, es bleibt uns ja noch übrig, ihn zu retten.«

»Den König zu retten!« wiederholte d'Artagnan und blickte Aramis so an, wie er Athos angeblickt hatte. Aramis nickte bloß mit dem Kopfe. D'Artagnans Züge nahmen den Ausdruck unendlichen Mitleids an; er fing an zu glauben, er habe es mit Sinnberückten zu tun. Er sagte: »Athos, Ihr habt unmöglich im Ernste gesprochen; der König befindet sich in der Mitte eines Heeres, welches ihn nach London bringt. Dieses Heer befehligt ein Fleischhauer oder der Sohn eines Fleischhauers, gleichviel, der Oberst Harrison. Wenn Se. Majestät in London ankommt, wird ihr sogleich der Prozeß gemacht werden, dafür stehe ich, denn ich hörte darüber genug aus dem Munde des Generals Oliver Cromwell, um zu wissen, woran ich bin.« Athos und Aramis tauschten einen zweiten Blick aus. »Und ist sein Prozeß gemacht,« sagte d'Artagnan, »so wird man mit der Vollziehung des Urteils nicht zögern. O, die Puritaner Pflegen rasch zu Werke zu gehen.«

»Zu welcher Strafe denkt Ihr wohl, wird man den König verurteilen?« fragte Athos. »Ich fürchte sehr, es werde die Todesstrafe sein; sie haben ihm zu viel angetan, als daß er ihnen vergeben könnte, sie haben nur ein Mittel noch, ihm nämlich das Leben zu rauben.«

»Das ist aber ein Grund mehr, um das bedrohte, erlauchte Haupt nicht zu verlassen.«

»Athos, werdet Ihr blöde?«

»Nein, mein Freund,« entgegnete der Edelmann mit Sanftmut, »allein Lord Winter hat uns in Frankreich aufgesucht und uns zur Königin Henriette

geführt. Ihre Majestät erwies uns, mir und Herrn d'Herblay, die Ehre, uns um unsern Beistand für ihren Gemahl anzusprechen; wir gaben unser Wort, und unser Wort enthielt alles. Es war unsere Kraft, es war unser Verstand, es war endlich unser Leben, das wir verpfändeten, es bleibt uns noch übrig, unser Wort zu halten. Ist das auch Eure Ansicht, d'Herblay?« »Ja,« erwiderte Aramis, »wir haben es angelobt.«

»Gelingt es uns, den König zu retten,« begann Athos wieder, »so ist das schön, und sterben wir für ihn, so ist dies erhaben.«

»Ihr wisset also im voraus, daß Ihr dabei zugrunde gehen werdet?« fragte d'Artagnan.

»Wir fürchten das, und unser einziges Leid ist's, fern von Euch zu sterben.«

»Was wollt Ihr tun in einem fremden feindlichen Lande?«

»Da ich noch jung war, bereiste ich England; ich spreche englisch wie ein Engländer und auch Aramis versteht ein wenig die Sprache. Ha! wenn wir Euch hätten. Ihr Freunde, mit Euch, d'Artagnan, und mit Euch, Porthos, würden wir vier, seit zwanzig Jahren zum ersten Male wieder vereinigt, nicht bloß England, sondern den drei Königreichen Trotz bieten.«

»Und habt Ihr jener Königin versprochen,« entgegnete d'Artagnan mit Unmut, »den Tower in London zu erbrechen, hunderttausend Soldaten niederzumachen, siegreich gegen die Wünsche einer Nation und die Ehrsucht eines Mannes zu kämpfen, wenn dieser Mann Cromwell heißt? Ihr, Athos und Aramis, Ihr habt diesen Mann nicht gesehen! Nun, er ist ein Mann von Geist, der mich sehr an unsern Kardinal erinnert hat, an den andern, den großen – Ihr wisset wohl, an Richelieu. Also übertreibt Eure Verpflichtungen nicht; im Namen des Himmels, lieber Athos, opfert Euch nicht auf. Nun denn, Porthos, vereinigt Euch mit mir. Was haltet Ihr von der Sache, sagt an, redet offen!«

»Nichts Gutes,« erwiderte Porthos.

»Sprecht,« fuhr d'Artagnan fort, empfindlich darüber, daß Athos, statt auf ihn zu achten, auf eine Stimme in seinem Innern zu hören schien.

»Ihr seid bei meinem Rate niemals schlecht gefahren. Nun, so glaubt mir, Athos, Eure Sendung ist vollbracht, auf edle Weise vollbracht; kehrt also mit uns zurück nach Frankreich.«

»Freund,« versetzte Athos, «unser Entschluß ist unerschütterlich.«

»Somit habt Ihr noch irgendeinen andern Beweggrund, welchen wir nicht kennen.« Athos lächelte. »Wohlan,« rief endlich d'Artagnan entrüstet aus, »da Ihr es nicht anders wollt, so lassen wir unsere Knochen in diesem armseligen Lande, wo es immer kalt, wo das schöne Wetter Nebel, der Nebel Regen, und der Regen eine Sündflut ist, wo die Sonne dem Monde gleich und der Mond einem Milchkäse. Wahrlich, da man doch einmal sterben muß, so liegt wenig daran, ob wir hier sterben, oder anderswo.«

»Doch, lieber Freund,« sprach Athos, »bedenkt, da heißt es früher sterben.«

»Bah, ein bißchen früher oder später, darüber zu streiten verlohnt sich nicht der Mühe.«

»Wenn ich mich über etwas verwundere,« bemerkte Porthos pathetisch, »so ist es, daß es nicht schon geschehen ist.«

»O, seid unbekümmert, Porthos, das wird geschehen,« sagte d'Artagnan. »Somit ist es abgemacht,« fuhr er fort, »und wenn Porthos nichts einzuwenden hat ...«

»Ich,« versetzte Porthos, »ich tue, was Ihr wollt. Überdies finde ich das sehr hübsch, was der Graf de la Fère gesagt hat.«

»Doch Eure Zukunft, d'Artagnan? Eure Wünsche, Porthos?«

»Nun, es ist abgemacht,« entgegnete d'Artagnan; »ich finde England reizend und bleibe hier, doch nur unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß man mich nicht zwingt, englisch zu lernen.«

»Wohlan,« erwiderte Athos triumphierend, »jetzt, o Freund, schwöre ich Euch bei diesem Gott, der uns hört, bei meinem Namen, den ich für makellos halte, ich glaube, es walte über uns eine höhere Macht, und hoffe, wir werden alle vier Frankreich wiedersehen.«

»Es sei,« sprach d'Artagnan, »allein ich bekenne, daß ich ganz entgegengesetzter Meinung bin.«

»Der liebe d'Artagnan,« sagte Aramis, »er vertritt unter uns die Opposition der Parlamente, die stets nein sagen und bejahend handeln.«

»Wohl, die aber doch das Vaterland retten,« entgegnete Athos.

»Nun,« sprach Porthos, sich die Hände reibend, »wenn wir jetzt, wo alles abgemacht ist, auch an ein Mittagmahl denken möchten. Mich dünkt, daß wir in den verwickeltsten Lagen unseres Lebens stets zu Mittag gespeist haben.« Man beschloß, ein nahegelegenes Haus aufzusuchen, in der Hoffnung, den allgemeinen Hunger auf diese oder jene Art stillen zu können.

Parrys Bruder

Nach Maßgabe, als sich unsere Flüchtlinge dem Hause näherten, sahen sie den Boden zerstampft, als wäre ihnen eine beträchtliche Reiterschar zuvorgekommen; vor der Türe zeigten sich die Spuren noch viel deutlicher; diese Schar, was sie auch sein mochte, hatte dort eingesprochen. »Bei Gott,« rief d'Artagnan, »die Sache ist klar, hier ist der König mit seiner Bedeckung durchgekommen.«

»Zum Teufel,« fluchte Porthos, »wenn das ist, so haben sie alles aufgezehrt.«

»Bah,« versetzte d'Artagnan, »sie haben gewiß noch ein Huhn übriggelassen.« Er sprang vom Pferde und pochte an die Türe, doch antwortete niemand. Er stieß die Türe auf, die nicht versperrt war. und sah das erste Zimmer öde und leer.

»Nun?« fragte Porthos.

»Ich sehe niemand,« entgegnete d'Artagnan.

»Ach, ach!«

»Was ist?«

»Blut.« Bei diesem Ausrufe sprangen die drei Freunde vom Pferde und traten in das erste Zimmer, allein d'Artagnan hatte bereits die Türe des zweiten aufgestoßen, und an dem Ausdrucke seiner Miene gab es sich kund, daß er etwas Ungewöhnliches erblicke. Die drei Freunde traten näher, und sahen auf dem Boden einen Mann hingestreckt und in Blut gebadet. Man sah, er wollte noch sein Bett erreichen, doch hatte er nicht mehr die Kraft, und sank zu Boden. Athos war der erste, der zu diesem Unglücklichen trat und glaubte, er bemerke an ihm noch eine Bewegung. »Nun?« fragte d'Artagnan.

»Wenn er tot ist,« versetzte Athos. »so ist das noch nicht lange her, da er noch warm ist. Doch nein, sein Herz schlägt. He, Freund! –« Der Verwundete stieß einen Seufzer aus; d'Artagnan nahm Wasser in die hohle Hand und sprengte es ihm in das Antlitz. Der Mann schlug die Augen wieder auf, machte eine Bewegung, den Kopf empor zu richten, und sank wieder zurück. Jetzt versuchte es Athos, ihn vom Boden auf seinen Schoß zu erheben, allein er bemerkte, daß die Wunde ein wenig oberhalb der Stirne war und ihm den Schädel gespaltet hatte; das Blut floß in Menge. Aramis tauchte eine Serviette in Wasser und legte sie auf die Wunde; die Frische brachte den Verwundeten wieder zu sich: er öffnete zum zweiten Male die Augen. Er starrte diese Männer erstaunt an, die ihn zu beklagen schienen und die, ihm beizustehen, bemüht waren. »Ihr seid unter Freunden,« redete ihn Athos auf Englisch an, »seid also unbekümmert, und wenn Ihr Kraft genug habt, so erzählet uns, was da geschehen ist.«

»Der König,« stammelte der Verwundete, »der König ist gefangen.«

»Habt Ihr ihn gesehen?« fragte Aramis in derselben Sprache. Der Mann antwortete nicht. »Seid ruhig,« begann Athos wieder, »wir sind getreue Diener Seiner Majestät.«

»Ist das wahr, was Ihr da sagt?« fragte der Verwundete. »Bei unserer Edelmannsehre.«

»Somit kann ich Euch alles sagen?«

»Redet.«

»Ich bin der Bruder Parrys, des Kammerdieners Seiner Majestät.« Athos und Aramis erinnerten sich, daß Lord Winter dem Bedienten diesen Namen gegeben, den sie im Korridor des königlichen Gezeltes angetroffen hatten. »Wir kennen ihn,« versetzte Athos, »er verläßt den König nie.«

»Ja, ganz richtig,« entgegnete der Verwundete. »Nun, als er den König gefangen sah, so dachte er an mich; man zog bei dem Hause vorüber, er forderte in des Königs Namen, daß man daselbst anhalte. Sein Begehren wurde erfüllt. Der König, hieß es, habe Hunger; man ließ ihn in das Zimmer treten, worin ich mich befinde, damit er da seine Mahlzeit halte, während man Wachen vor die Türen und Fenster stellte. Parry kannte dieses Zimmer, denn während Seine Majestät in Newcastle war, besuchte er mich öfter. Auch wußte er, daß in diesem Zimmer eine Falltüre sei, daß sie in den Obstgarten führe und daß man von diesem Keller aus zum Obstgarten gelangen könne. Er machte mir ein Zeichen, das ich verstand; doch ohne Zweifel erlauschten die Wächter dieses Zeichen und es machte sie argwöhnisch. Da ich nicht wußte, daß man etwas argwöhne, so hatte ich nur diesen Wunsch noch, den König zu retten. Ich ging sonach, als wollte ich Holz holen, und dachte, daß keine Zeit zu verlieren sei. Ich trat in den unterirdischen Gang, der nach dem Keller führte und womit diese Falltüre in Verbindung stand. Ich hob den Fußboden mit dem Kopfe auf, und indes Parry den Riegel vorschob, winkte ich dem Könige, mir zu folgen. Ach, er wollte nicht; es schien, als hätte er Abscheu vor der Flucht. Doch Parry bat ihn mit gefalteten Händen; auch ich flehte inständigst, er wolle eine solche Gelegenheit nicht verlieren. Endlich entschloß er sich, mir zu folgen. Zum Glücke ging ich voraus, der König kam einige Schritte hinter mir, als ich auf einmal im unterirdischen Gange sah, daß sich etwas wie ein Schatten emporrichtete. Ich wollte schreien, um den König zu warnen, hatte aber nicht mehr die Zeit. Ich fühlte einen Streich, als stürzte das Haus über mir ein, und sank in Ohnmacht nieder.« »Guter, wackerer Engländer, treuer Diener!« rief Athos. »Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich auf

derselben Stelle. Ich schleppte mich bis in den Hof; der König und seine Bedeckung waren verschwunden. Es verging vielleicht eine Stunde, bis ich vom Hofe hierher gelangte; doch hier schwanden meine Kräfte und ich sank abermals in Ohnmacht.«

»Und wie fühlt Ihr Euch jetzt?«

»Sehr schlecht,« entgegnete der Verwundete.

»Können wir etwas für Euch tun?« fragte Athos.

»Helft mir auf das Bett dorthin, ich denke, das wird mich erleichtern.«

»Werdet Ihr jemand haben, der Euch pflegt?«

»Meine Gemahlin ist in Durham und wird alsbald zurückkehren. Doch Ihr selbst, wünscht Ihr nichts, bedürft Ihr nichts?«

»Wir kamen in der Absicht hierher, Euch um etwas Essen zu ersuchen.«

»Ach, sie haben alles genommen und es ist kein Stück Brot mehr im Hause übrig.«

»Hört Ihr, d'Artagnan?« versetzte Athos, »wir müssen unser Mittagmahl anderweitig suchen.«

»Mir gilt das jetzt gleich,« erwiderte d'Artagnan, »denn ich habe keinen Hunger mehr.«

»Meiner Treu', auch ich nicht,« sagte Porthos. Sie brachten den Mann auf ein Bett. Mittlerweile kehrten die Flüchtlinge in das erste Zimmer zurück und hielten hier Rat. »Nun wissen wir, woran wir uns zu halten haben,« sagte Aramis; »es war wirklich der König und seine Bedeckung, die hier durchkamen; und so müssen wir den entgegengesetzten Weg wählen. Ist das auch Eure Ansicht, Athos?« Athos gab keine Antwort, er dachte nach.

»Ja,« versetzte Porthos, »begeben wir uns auf den entgegengesetzten Weg. Folgen wir der Eskorte, so finden wir alles schon aufgezehrt und sterben vor Hunger. Wie verwünscht ist doch dieses England! Das ist das erstemal,

daß ich fast nicht zu Mittag essen würde. Das Mittagmahl ist mein liebster Schmaus.«

»Was denkt Ihr, d'Artagnan?« fragte Athos: »teilt Ihr Aramis' Meinung?«

»Ganz und gar nicht,« entgegnete d'Artagnan, »meine Meinung ist gerade die entgegengesetzte.«

»Wie?« fragte Porthos erschreckt, »Ihr wollt der Eskorte folgen?«

»Nein, sondern mit ihr ziehen!« Athos' Augen strahlten vor Freude. »Mit der Eskorte reisen!« rief Aramis. »Laßt d'Artagnan reden,« sagte Athos, »Ihr wißt ja, er ist ein Mann von gutem Rate.«

»Allerdings,« versetzte d'Artagnan, »müssen wir dahin gehen, wo man uns nicht suchen wird. Nun wird man uns aber ganz und gar nicht unter den Puritanern suchen, und folglich müssen wir unter die Puritaner gehen.«

»Gut, Freund, gut,« sprach Athos, »der Rat ist vortrefflich, ich wollte ihn schon bei unserer Ankunft geben.« »Somit ist das auch Eure Meinung?« fragte Aramis. »Ja, man wird meinen, wir wollen England verlassen, und uns in den Häfen aufsuchen, inzwischen gelangen wir mit dem Könige nach London, wo wir gar nicht aufzufinden sind; mitten unter einer Million Menschen ist es leicht, sich zu verstecken, ohne die Wechselfälle der Reise zu rechnen,« fuhr Athos fort und warf einen Blick auf Aramis. »Ja,« sprach Aramis, »ich verstehe.«

»Ich,« sagte Porthos, »ich verstehe nichts, doch meinetwegen, da es d'Artagnans und Athos' Meinung ist, so muß es wohl am besten sein.«

»Aber,« rief Aramis, »werden Wir nicht dem Oberst Harrison verdächtig erscheinen?«

»Ha, bei Gott!« rief d'Artagnan, »auf ihn rechne ich eben; der Oberst Harrison ist einer von unseren Freunden; wir haben ihn zweimal bei dem General Cromwell gesehen; er weiß es, daß uns Mazarin an ihn geschickt hat, und wird uns als Brüder betrachten. Ist er überdies nicht ein Fleischerssohn? Ja, nicht so? Also Porthos wird ihm zeigen, wie man einen

Ochsen mit einem Faustschlag zu Boden schmettert, und ich, wie man einen Stier niederwirft, indem man ihn bei den Hörnern packt; damit wird man sein Vertrauen gewinnen.« Athos lächelte und sagte: »D'Artagnan, Ihr seid der beste Geselle, den ich kenne; da nehmt meine Hand, mein Sohn, ich schätze mich glücklich, daß ich Euch wiederfand.« In diesem Momente trat Grimaud aus dem Zimmer. Der Verwundete war verbunden, und fühlte sich besser. Die vier Freunde beurlaubten sich von ihm, und fragten, ob er ihnen nicht irgendeinen Auftrag an seinen Bruder geben wolle. »Meldet ihm,« sprach der wackere Mann, »er möge dem König sagen, daß sie mich nicht gänzlich umgebracht haben. Wie gering ich auch sei, so bin ich doch überzeugt, daß mich Seine Majestät bedauert, und sich meinen Tod zum Vorwurfe macht.«

»Seid ruhig,« sagte d'Artagnan, »er soll es noch vor heute abend wissen.« Die kleine Schar begab sich wieder auf den Weg, wo man sich nicht irren konnte, denn der, welchen sie über die ebene einschlagen wollten, trug sichtliche Spuren. Nachdem sie zwei Stunden lang schweigend dahingeritten waren, hielt d'Artagnan, der voraus war, bei einer Wegeskrümmung an. »Ach,« rief er, »da sind unsere Leute!« Wirklich zeigte sich etwa eine halbe Stunde entfernt eine beträchtliche Reiterschar seinen Blicken. »Liebe Freunde,« sprach d'Artagnan, »übergebt Eure Schwerter Herrn Mouston, der sie Euch zu gelegener Zeit zurückstellen wird, und vergeßt nicht, daß Ihr unsere Gefangenen seid.« Dann setzte man die Pferde, die schon etwas müde waren, in Trab, und erreichte alsbald die Bedeckung. Der König an der Spitze und umgeben von einer Abteilung des Regimentes des Obersten Harrison ritt ruhig und stets würdig mit einer Art Gutmütigkeit dahin. Als er Athos und Aramis sah, von denen er, weil man ihm keine Zeit ließ, nicht einmal Abschied genommen, und es in den Blicken der zwei Kavaliere las, daß er einige Schritte weit von sich noch Freunde habe, so flog eine Röte der Freude an die blassen Wangen des Königs, wiewohl er seine Freunde für Gefangene hielt. D'Artagnan erreichte die Spitze des Zuges, und während er seine Freunde unter Porthos' Obhut ließ, ritt er geradeswegs auf Harrison zu, der ihn wirklich als denjenigen erkannte, welchen er bei Cromwell gesehen, und der ihn ebenso artig empfing, wie ein Mann von diesem Stande und diesem Charakter jemanden empfangen konnte. Was d'Artagnan voraussah, das traf ein: der Oberst hatte keinen Verdacht. Man hielt an; hier sollte der König zu Mittag

speisen. Doch traf man diesmal Vorsichtsmaßregeln, damit er nicht zu entfliehen versuche. In dem großen Zimmer wurde für ihn ein kleiner Tisch und für die Offiziere ein großer Tisch gedeckt. »Speiset Ihr mit mir?« fragte Harrison d'Artagnan. »Teufel, das wäre mir ein großes Vergnügen,« entgegnete d'Artagnan, »allein ich habe meinen Freund, Herrn du Vallon, und meine zwei Gefangenen, die ich nicht verlassen kann, und die Eure Tafel überfüllen würden. Doch machen wir es besser, laßt mir einen Tisch in einem Winkel decken, und schickt mir nach Belieben von Eurer Tafel, denn wir sind widrigenfalls vom Hungertod gefährdet. Solcher Art werden wir, da wir in demselben Zimmer sind, immerhin mitsammen speisen.«

»Es sei,« antwortete Harrison. Die Sache wurde angeordnet, wie es d'Artagnan wünschte, und als er wieder zu dem Obersten zurückkehrte, traf er den König schon an seinem kleinen Tische und von Parry bedient, Harrison und seine Offiziere gemeinschaftlich um einen Tisch sitzend, und in einem Winkel die Plätze, die für ihn und seine Freunde bestimmt waren. Der Tisch, an dem die puritanischen Offiziere saßen, war rund, und geschah es aus Zufall oder aus grober Berechnung, Harrison wandte dem König den Rücken zu. Der König sah die vier Kavaliere eintreten, schien jedoch nicht auf sie zu achten. Sie setzten sich an ihren bestimmten Tisch, so zwar, daß sie niemandem den Rücken zulehrten. Sie hatten den Tisch des Königs und den der Offiziere vor Augen. »Meiner Treue, Oberst,« sprach d'Artagnan, »wir sind Euch sehr dankbar für Eure gefällige Einladung, denn ohne Euch liefen wir Gefahr, nichts zu Mittag zu bekommen, gleichwie wir kein Frühmahl hatten, und mein Freund du Vallon hier teilt meine Dankbarkeit, da er ungemein hungrig war.«

»Ich bin noch hungrig,« sagte Porthos und verneigte sich. »Und wie kam es denn,« fragte der Oberst Harrison lachend, »daß Ihr ohne Frühmahl geblieben seid?«

»Ganz einfach, Oberst,« versetzte d'Artagnan. »Ich beeilte mich, Euch einzuholen, zu diesem Ende hatte ich denselben Weg zu nehmen wie Ihr, was ein alter Quartiermeister, wie ich, nicht hätte tun dürfen, indem ich hätte wissen sollen, daß dort, wo ein gutes und tapferes Regiment, wie das Eure, durchzieht, nichts mehr zu nagen übrig bleibt. Sonach werdet Ihr auch unsere getäuschte Hoffnung begreifen, als wir bei einem kleinen, hübschen

Hause ankamen, das dort am Rande des Waldes liegt, und mit dem roten Dache und grünen Balkon von fern recht einladend aussieht. Aber statt der Hühner und Schinken, die wir uns zu braten und zu rösten vorhatten, fanden wir einen armen, in seinem Blute schwimmenden Teufel ... Ach Gott, Oberst, macht demjenigen Eurer Offiziere mein Kompliment, der diesen Streich geführt hat, er war gut angebracht, so gut, daß darüber mein Freund hier, Herr du Vallon, der auch gar artige Schläge zu versehen weiß, in Verwunderung geriet.«

»Ja,« sprach Harrison lachend und die Augen auf einen Offizier an seinem Tische gerichtet, »wenn Groslow dieses Geschäft auf sich nimmt, so braucht man ihm nicht nachzusehen.«

»Ha, dieser Herr war es?« sagte d'Artagnan, sich vor dem Offizier verneigend; »ich bedauere, daß der Herr nicht französisch spricht, um ihm mein Kompliment zu machen.«

»Ich bin bereit, es zu empfangen, und es Euch zu erwidern,« entgegnete der Offizier ziemlich gut französisch, »ich lebte drei Jahre in Paris.«

»Nun, mein Herr,« sagte d'Artagnan, »ich sage Euch, daß der Schlag so gut versetzt war, daß er den Mann beinahe getötet hat.«

»Ich glaubte, ihn doch ganz getötet zu haben,« versetzte der Offizier. »Nein, es fehlte daran freilich nicht viel, doch tot ist er nicht.« D'Artagnan warf unter diesen Worten einen Blick auf Parry, der leichenfahl vor dem Könige stand, um ihm anzudeuten, daß diese Nachricht für ihn sei. Der König hörte dieser ganzen Unterredung mit einer unbeschreiblichen Beklommenheit des Herzens zu, denn er wußte nicht, was der französische Offizier beabsichtigte, und diese grausamen Umstände unter dem Scheine von Gleichgültigkeit empörten ihn. Erst bei den letzten Worten atmete er wieder freier. »Ha, zum Teufel,« fluchte Groslow, »ich dachte, es wäre mir besser gelungen, und wäre es nach dem Hause dieses Elenden nicht so weit, würde ich umkehren und ihn ganz niedermachen.«

»Ihr würdet auch Wohl daran tun,« sagte d'Artagnan, »wenn Ihr fürchtet, daß er wieder davonkommt; Ihr wißt ja, wenn die Kopfwunden nicht auf der Stelle töten, so sind sie binnen acht Tagen geheilt.« Hier warf

d'Artagnan Parry einen zweiten Blick zu, auf dessen Antlitz sich ein solcher Ausdruck von Freude zeigte, daß ihm Karl lächelnd die Hand reichte. Parry verneigte sich und küßte ehrerbietig die Hand seines Gebieters. »D'Artagnan,« sprach Athos, »Ihr seid wahrlich zu gleicher Zeit ebenso gemütlich, als Ihr Eure Worte richtig zu wählen versteht. Was sagt Ihr aber zu dem Könige?«

»Seine Züge gefallen mir vollkommen,« entgegnete d'Artagnan, »sie sind zugleich edel und gutmütig.«

»Ja, doch läßt er sich fangen, und das ist nicht recht.«

»Ich habe große Lust, auf des Königs Gesundheit zu trinken,« sagte Athos.

»Dann laßt mich die Gesundheit ausbringen,« versetzte d'Artagnan.

»Tut das,« bemerkte Aramis. Porthos blickte d'Artagnan an, ganz verblüfft über die Mittel, die sein gascognischer Scharfsinn unablässig seinem Freunde darbot. D'Artagnan füllte seinen Becher an, erhob ihn und sprach zu seinen Gefährten: »Meine Herren, wenn es beliebt, so trinken wir aus die Gesundheit desjenigen, der bei der Mahlzeit den Vorsitz hat, die unseres Obersten, und er möge wissen, daß wir bis London und noch weiter ganz zu seinen Diensten sind.« Und weil d'Artagnan unter diesen Worten Harrison anblickte, so glaubte dieser, der Toast gelte ihm, stand auf und begrüßte die vier Freunde, welche, die Augen auf König Karl gerichtet, mitsammen tranken, indes auch Harrison sein Glas leerte, ohne ein Mißtrauen zu haben. Auch Karl reichte sein Glas Parry hin, der in dasselbe einige Tropfen Bier goß, denn der König war der Diät der andern unterworfen; dann setzte er das Glas an seine Lippen, und indem er die vier Freunde anblickte, trank er es voll Anstand und Erkenntlichkeit aus. »Auf, meine Herren!« rief Harrison, indem er sein Glas auf den Tisch stellte und ohne alle Rücksicht für den erlauchten Gefangenen, »auf!«

»Wo werden wir übernachten, Oberst?«

»In Tirsk,« entgegnete Harrison. »Parry,« rief der König aufstehend und zu seinem Diener gewendet, »mein Pferd, ich will nach Tirsk reiten.«

»Meiner Treue,« sprach d'Artagnan zu Athos, »Euer König hat mich wirklich für sich eingenommen und ich stehe ganz zu seinen Diensten.«

»Meint Ihr das aufrichtig, was Ihr da sagt,« versetzte Athos, »so wird er nicht bis London gelangen.«

»Wie das?«

»Ja, wir werden ihn noch zuvor entführt haben.«

»Ha, auf Ehre, Athos,« entgegnete d'Artagnan, »diesmal seid Ihr wahrlich verrückt.«

»Habt Ihr denn irgendeinen Plan in Bereitschaft? « fragte Aramis. »Hm,« erwiderte Porthos, »die Sache wäre nicht unmöglich, hätte man nur einen Plan.«

»Ich habe keinen,« antwortete Athos, »doch d'Artagnan wird einen ersinnen.« D'Artagnan zuckte die Achseln, und man brach auf.

D'Artagnan ersinnt einen Plan

Mit einbrechender Nacht kam man in Tirsk an. Die vier Freunde schienen sich ganz und gar nicht um die Vorsichtsmaßregeln zu kümmern, welche man traf, um sich der Person des Königs zu versichern. Sie begaben sich in ein Privathaus, und da sie mit jedem Augenblicke für sich selbst zu fürchten hatten, so zogen sie sich in ein Zimmer zusammen, und hielten sich für den Fall eines Angriffes einen Ausweg in Bereitschaft. Die Bedienten wurden auf verschiedene Posten verteilt, Grimaud schlief quer vor der Türe auf einem Bund Stroh. Der Tag war ermüdend gewesen, nichtsdestoweniger schliefen die Freunde schlecht, Porthos ausgenommen, bei dem der Schlaf so unbeugsam war wie sein Appetit. Am folgenden Morgen war d'Artagnan zuerst aufgestanden. Er war schon in die Stallungen hinabgegangen, hatte schon die Pferde untersucht und alle Anordnungen für den Tag getroffen, als Athos und Aramis noch im Bette lagen und Porthos noch schnarchte. Um acht Uhr früh machte man sich in derselben Ordnung auf den Weg, wie tags vorher. Nur ließ d'Artagnan seine Freunde allein ziehen und knüpfte die Bekanntschaft wieder an, die er gestern mit Herrn Groslow begonnen hatte. Da diesem das erteilte Lob so wohl getan hatte, so empfing er ihn mit freundlichem Lächeln.

»Mein Herr,« sprach d'Artagnan zu ihm, »ich bin wirklich erfreut, jemanden zu finden, mit dem ich meine arme Sprache reden kann. Herr du Vallon, mein Freund, ist stets so melancholisch, daß man den ganzen Tag über kaum vier Worte aus ihm herausbringen kann, und was unsere beiden Gefangenen betrifft, so werdet Ihr wohl begreifen, daß sie zum Plaudern wenig Lust haben.«

»Sie sind wütende Royalisten,« versetzte Groslow. »Um so mehr grollen sie uns, den Stuart gefangen zu haben, dem Ihr hoffentlich einen schönen und gewaltigen Prozeß machen werdet.«

»Bei Gott,« antwortete Groslow, »deshalb führen wir ihn nach London.«

»Und Ihr laßt ihn, wie ich voraussetze, nicht aus den Augen.«

»Pest, das will ich meinen,« rief der Offizier lachend, »Ihr seht ja, daß er eine wahrhaft königliche Bedeckung hat.«

»O, am Tage ist keine Gefahr des Entwischens, doch bei Nacht ...«

»Bei Nacht werden die Vorsichtsmaßregeln verdoppelt.«

»In welcher Art wendet Ihr die Beaufsichtigung an?«

»Acht Mann bleiben unaufhörlich in seinem Zimmer.«

»Zum Teufel!« rief d'Artagnan: »er ist gut bewacht. Doch neben diesen acht Mann stellt Ihr gewiß auch außerhalb eine Wache auf? Man kann ja gegen einen solchen Gefangenen nicht genug Vorsichtsmaßregeln gebrauchen.«

»O nein. Was denkt Ihr denn, was zwei wehrlose Männer gegen acht bewaffnete Männer auszurichten vermögen?«

»Wie, zwei Männer?«

»Ja, der König und sein Kammerdiener.«

»Man erlaubte also dem Kammerdiener, ihn nicht zu verlassen?«

»Ja, Stuart bat um diese Gunst, und der Oberst Harrison hat sie ihm zugestanden. Unter dem Vorwande, daß er König ist, kann er sich, wie es scheint, nicht allein ankleiden und ausziehen.« Nachdem man eine Weile über Gleichgültiges gesprochen, kam die Rede auf Mordaunt. »Kennt Ihr ihn?« fragte der Offizier. »Vollkommen, ich kann sogar sagen, daß wir befreundet sind. Herr du Vallon und ich sind mit ihm aus Frankreich gekommen.«

»Es scheint, daß Ihr ihn recht lange in Boulogne warten ließet.«

»Je nun,« entgegnete d'Artagnan, »mir ging es so wie Euch, ich hatte einen König zu bewachen.«

»Ah, ah!« rief Groslow, »welchen König?«

»Bei Gott, den unsrigen, den jungen König Ludwig XIV.« D'Artagnan nahm seinen Hut ab und der Engländer tat aus Artigkeit dasselbe. »Wie lange habt Ihr ihn bewacht?«

»Drei Nächte lang, und, bei meiner Seele! an diese drei Nächte werde ich stets mit Vergnügen denken.«

»Ist also der junge König sehr liebenswürdig?«

»Der König – er schlief fest.«

»Nun, was wollt Ihr denn sagen?«

»Ich will sagen, daß mir meine Freunde, die Offiziere der Garden und der Musketiere, Gesellschaft leisteten, und so brachten wir unsere Nächte mit Trinken und Spielen zu.«

»Ah, ah,« versetzte der Engländer seufzend, »Ihr Franzosen seid lustige Gesellen.«

»Spielt Ihr denn nicht auch, wenn Ihr auf der Wache seid?«

»Nie,« entgegnete der Engländer. »O, so müßt Ihr Euch ungemein langweilen, und ich bedaure Euch.«

»In Wahrheit,« sprach der Offizier, »ich sehe meine Reihe mit Schrecken herannahen. Eine ganze Nacht wachen dauert so lange!«

»Ja, wenn man allein wacht, oder mit albernen Soldaten; wenn man hingegen mit fröhlichen Spielgenossen wacht, und Gold und Würfel auf dem Tische rollen läßt, so vergeht die Nacht wie ein Traum.«

»Spielt Ihr denn nicht gern?«

»Im Gegenteil.«

»Zum Beispiel Landsknecht.«

»Das ist mir noch das Liebste, und ich habe es jeden Abend in Frankreich gespielt.«

»Doch seitdem Ihr in England seid?«

»Habe ich weder einen Becher berührt noch eine Karte.«

»Ich bedauere Euch,« sprach d'Artagnan mit einer Miene tiefen Mitleids. »Höret,« rief der Engländer, »tut eines.«

»Was?«

»Morgen bin ich auf der Wache.«

»Bei dem Stuart?«

»Ja, bringt die Nacht mit mir zu.«

»Unmöglich!«

»Unmöglich?«

»Ganz unmöglich. «

»Wieso?«

»Ich spiele jede Nacht meine Partie mit Herrn du Vallon. Bisweilen gehen wir gar nicht zu Bette ... so spielten wir heute noch bei Tagesanbruch.«

»Nun?«

»Nun, er hätte Langweile, wenn ich nicht mit ihm spielte.«

»Ist er ein wackerer Spieler?«

»Ich sah ihn sogar zweitausend Pistolen lachend verlieren.«

»O, so bringt ihn mit.«

»Wie ist das möglich – unsere Gefangenen?«

»Zum Teufel, das ist wahr!« rief der Offizier; »doch laßt sie von Euren Dienern bewachen.«

»Ha, daß sie entfliehen könnten!« entgegnete d'Artagnan. »Da werde ich wohl auf meiner Hut sein.«

»Sie sind also Männer von Stand, daß Ihr so viel darauf haltet?«

»Pest! Der eine ist ein reicher Edelmann aus Touraine, der andere Malteserritter von hoher Abkunft. Wir haben über ihr Lösegeld mit zweitausend Pfund Sterling für jeden abgeschlossen, zahlbar in Frankreich sogleich bei unserer Ankunft. Wir wollen uns folglich keinen Augenblick von Männern entfernen, welche, wie auch unsere Diener wissen, Millionäre sind. Wir durchsuchten sie ein bißchen bei ihrer Gefangennehmung, und ich will Euch sogar gestehen, daß es ihre Börse ist, um welche ich und Herr du Vallon jede Nacht streiten; allein sie können uns irgendeinen Edelstein, einen wertvollen Diamant verheimlicht haben, wonach wir die Geizigen sind, die von ihrem Schatze nicht weichen; wir machten uns zu beständigen Hütern unserer Männer, und wenn ich schlafe, so hält Herr du Vallon die Wache.«

»Ah, ah!« rief Groslow. »Somit werdet Ihr jetzt einsehen, was mich nötigt, Eure schmeichelhafte Einladung auszuschlagen, die mich übrigens um so mehr anlockt, als nichts langweiliger ist, als wenn man stets mit derselben Person spielt; die Glücksfälle gleichen sich beständig aus, und nach Monatsfrist sieht man, daß man sich weder weh noch wohl getan hat. »Ach,« seufzte Groslow, »es gibt noch etwas viel Langweiligeres, nämlich, gar nicht zu spielen.«

»Ich begreife das,« entgegnete d'Artagnan.

»Allein sagt,« versetze der Engländer, »sind Eure Leute gefährlich?«

»In welcher Hinsicht?«

»Sind sie imstande, einen Handstreich zu unternehmen?« D'Artagnan fing zu lachen an und sprach: »Ach, mein Gott! der eine von ihnen hat das Fieber, weil er sich nicht an Euer reizendes Land gewöhnen kann; der andere, ein Malteserritter, ist schüchtern wie ein junges Mädchen, und wir nahmen ihnen zu größerer Sicherheit sogar das Sackmesser und die Taschenscheren weg.«

»Nun denn,« sprach Groslow, »bringt sie mit.« »Wie, Ihr wollt?« fragte d'Artagnan.

»Ja, ich habe acht Mann.«

»Nun?«

»Vier sollen sie und vier den König bewachen.«

»Wirklich,« rief d'Artagnan, »auf diese Art läßt sich die Sache veranstalten, wiewohl ich Euch damit eine große Störung verursache.«

»Bah; kommt nur, Ihr werdet sehen, wie ich die Sache anordne.«

»O, da bin ich unbekümmert,« erwiderte d'Artagnan, »einem Manne, wie Euch, will ich mich mit verbundenen Augen anvertrauen. Doch,« sprach d'Artagnan, »da fällt mir ein: Was hindert uns denn, heute abend zu spielen?«

»Was?«

»Unsere Partie.«

»Ganz und gar nichts,« entgegnete Groslow.

»In der Tat, heute abend kommt Ihr zu uns, und morgen wollen wir Euch den Besuch erwidern. Hat Euch irgend etwas an unseren Männern Besorgnis gemacht, welche wütende Royalisten sind, wie Ihr wißt, je nun, so scherzten wir nur, und werden jedenfalls eine recht gute Nacht zubringen.«

»Vortrefflich, heute abend bei Euch, morgen bei Stuart und übermorgen bei mir.«

»Die andern Tage dann in London; ha, bei Gott!« versetzte d'Artagnan, »Ihr seht, man kann überall ein fröhliches Leben führen.«

»Ja,« sagte Groslow, »wenn man Franzosen trifft, Franzosen, wie Ihr seid.« »Und wie Herr du Vallon; Ihr werdet sehen, was das für ein Mann ist! ein wütender Frondeur, der Mazarin fast niedergemacht hat, und den man nur fortsandte, weil man sich vor ihm fürchtet.«

»Ja,« versetzte Groslow, »sein Aussehen ist gut, und er gefällt mir, ohne daß ich ihn näher kenne.«

»Das wird ebenso sein, wenn Ihr seine Bekanntschaft gemacht habt; ah! hört, er ruft mich; vergebt, wir sind derart befreundet, daß er ohne mich nicht sein kann. Ihr entschuldigt.«

»Wie also?«

»Heute abend.«

»Bei Euch?«

»Bei mir.« Die zwei Männer begrüßten sich, und d'Artagnan kehrte zurück zu seinen Freunden, denen er das Gespräch mit Groslow wiedergab.

Wie man es verabredet hatte, so ließ man gegen fünf Uhr abends Mousqueton vorausreiten. Mousqueton sprach zwar nicht englisch, doch hatte er, seit er in England war, etwas bemerkt, daß nämlich Grimaud durch das Gebärdenspiel die Sprache vollkommen ersetzt habe. Sonach hatte er denn mit Grimaud die Zeichensprache studiert und es kraft der Geschicklichkeit seines Meisters darin zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht. Blaifois begleitete ihn. Als nun die vier Freunde durch die Hauptstraße von Derby ritten, sahen sie Blaifois an der Schwelle eines ansehnlichen Hauses stehen, wo ihre Wohnung zubereitet wurde. Sie hatten sich den ganzen Tag über, aus Besorgnis, Verdacht zu erwecken, dem Könige nicht genähert, und statt daß sie an der Tafel des Obersten Harrison

speisten, wie sie es tags vorher getan, hatten sie unter sich das Mittagmahl eingenommnen. Groslow erschien zur verabredeten Stunde. D'Artagnan empfing ihn so, wie er einen zwanzigjährigen Freund empfangen hätte. Porthos maß ihn von den Füßen bis zum Kopfe, denn er erkannte, daß er ungeachtet jenes merkwürdigen Streiches, welchen er Harrys Bruder versetzte, ihm doch an Stärke nicht gleichkäme. Athos und Aramis taten, was sie konnten, um den Widerwillen zu verbergen, den ihnen dieser rohe und plumpe Kriegsgeselle einflößte. Kurz, Groslow schien zufrieden mit dem Empfange. Athos und Aramis hielten sich an ihre Rollen; sie zogen sich um Mitternacht in ihr Zimmer zurück, dessen Türe man offen ließ unter dem Vorwande guter Bewachung. Überdies begleitete sie d'Artagnan dahin und ließ indes Porthos mit Groslow spielen. Porthos gewann Groslow fünfzig Pistolen ab und fand, daß er ein viel angenehmerer Gesellschafter sei, als er anfangs dachte. Was Groslow betrifft, so nahm er sich vor, am nächsten Tage bei d'Artagnan den Schaden, welchen er durch Porthos erlitten, wieder zu ersetzen, und schied von dem Gascogner, indem er ihn an die Zusammenkunft des Abends gemahnte. Wir sagen: des Abends, da die Spieler um vier Uhr früh auseinandergingen.

Als sie abends in Ryston ankamen, rief d'Artagnan seine Freunde zusammen. Sein Gesicht hatte den Charakter sorgloser Fröhlichkeit verloren, welche er den ganzen Tag über wie eine Maske getragen. Athos drückte Aramis die Hand und sprach zu ihm: »Der Augenblick naht.«

»Ja,« versetzte d`Artagnan, retten wir den König.« Porthos starrte d'Artagnan mit dem Gefühle tiefer Bewunderung an. Aramis lächelte wie einer, welcher hofft. Athos war blaß wie der Tod und zitterte an allen Gliedern. »Redet,« sprach Athos. Porthos machte große Augen; Aramis hing sich sozusagen an d'Artagnans Lippen. »Wir sind eingeladen, diese Nacht bei Groslow zuzubringen, das wißt Ihr.«

»Ja,« entgegnete Porthos, »er ließ uns versprechen, ihm seine Revanche zu geben.«

»Gut; allein wißt Ihr, wo wir ihm seine Revanche geben?«

»Nein.«

»Bei dem Könige.«

»Bei dem Könige!« rief Athos.

»Ja, meine Herren, bei dem Könige. Herr Groslow versieht diesen Abend bei dem Könige die Wache, und um sich dabei zu zerstreuen, ladet er uns ein, ihm Gesellschaft zu leisten.«

»Alle vier?« fragte Athos.

»Bei Gott, allerdings alle vier; verlassen wir etwa unsere Gefangenen?«

»Ah, ah!« rief Aramis.

»Sagt an,« sprach Athos beklommen.

»Nun, wir gehen zu Groslow, wir mit unsern Schwertern, Ihr mit Dolchen; wir vier bewältigen die acht Albernen und ihren einfältigen Kommandanten. Was sagt Ihr dazu, Herr Porthos?«

»Ich sage, das ist ganz leicht,« erwiderte Porthos. »Wir verkleiden den König als Groslow; Mousqueton, Grimaud und Blaifois halten uns an der Ecke der nächsten Straße die Pferde bereit, wir setzen uns auf, und vor Tagesanbruch sind wir zwanzig Meilen weit. Hm, Athos, ist das ungesponnen?« Athos legte seine beiden Hände auf die Schultern d'Artagnans, blickte ihn mit seinem ruhigen und freundlichen Lächeln an und sprach: »Freund, ich erkläre, es gibt unter der Sonne kein Geschöpf, welches Euch an Adel und an Mut gliche; während wir Euch für gleichgültig übel unsere Leiden hielten, die Ihr ohne Schuld nicht teilen konntet, findet Ihr allein unter uns das, was wir fruchtlos gesucht haben. – Ich wiederhole Dir somit, d'Artagnan, du bist der Beste von uns, und ich segne und liebe dich, mein Sohn.« Porthos schlug sich vor die Stirn und rief: »Zu sagen, daß ich das nicht gefunden habe! es ist so einfach!«

»Doch,« versetzte Aramis, »wenn ich recht verstanden habe, so töten wir alle – ist es nicht so?« Athos erbebte und erblaßte.

»Potz Element!« rief d'Artagnan, »das muß wohl geschehen. Ich grübelte lange darüber nach, ob es nicht ein Mittel gäbe, der Sache auszuweichen, allein ich gestehe, daß ich keine zu ersinnen vermochte.«

»Hört,« sprach Aramis, »es handelt sich hier nicht darum, mit der Lage der Dinge zu feilschen; wie gehen wir zu Werke?«

»Ich entwarf dafür einen zwiefachen Plan,« erwiderte d'Artagnan.

»Saget uns den ersten,« sprach Aramis.

»Wenn wir alle vier beisammen sind, so habt Ihr auf mein Signal, und dieses Signal wird das Wort *endlich* sein, dem Euch zunächst stehenden Soldaten einen Dolch ins Herz zu stoßen, und wir tun unsererseits desgleichen: so sind für den Anfang schon vier Mann todt; die Partie wird somit gleich, da wir zu vier gegen fünf stehen; ergeben sich nun diese fünf, so werden sie geknebelt; widersetzen sie sich, so werden sie niedergemacht. Sollte zufällig unser Wirt anderen Sinnes werden, und zu seiner Spielpartie nur Porthos und mich empfangen, nun, so werden wir unsere Zuflucht zu großen Mitteln nehmen und doppelt zuschlagen; das wird ein bißchen länger währen, und ein bißchen lärmender ausfallen, allein Ihr haltet Euch außen mit Euren Schwertern bereit und stürzt auf den Lärm herbei.«

»Doch wenn man Euch selber träfe?« bemerkte Athos.

»Unmöglich,« entgegnete d'Artagnan, »diese Biertrinker sind zu schwerfällig und ungeschickt; überdies werdet Ihr an der Kehle treffen. Porthos, das tötet schnell und hindert den, welchen man tötet, am Schreien.«

»Recht hübsch,« versetzte Porthos, »das wird eine schöne Halsabschneiderei sein.«

In diesem Momente ging die Türe auf und ein Soldat trat ein, der in schlechtem Französisch sagte: »Der Herr Kapitän Groslow läßt Herrn d'Artagnan und Herrn du Vallon melden, daß er sie erwarte.«

»Wo?« fragte d'Artagnan.

»In dem Zimmer des englischen Nabuchodonosor,« antwortete der Soldat, ein eingefleischter Puritaner.

»Gut,« erwiderte Athos ganz gut englisch, während ihm bei dieser Beschimpfung das Blut zu Kopfe stieg. »Gut, meldet dem Herrn Kapitän Groslow, daß wir kommen.« Als nun der Puritaner fortgegangen war, wurde den Bedienten der Befehl erteilt, daß sie acht Pferde satteln und, ohne sich von einander zu trennen, noch abzusteigen, an der Ecke einer Straße warten sollen, die etwa zwanzig Schritte weit von dem Hause war, worin der König wohnte.

Die Partie Landsknecht

D'Artagnan und Porthos mit ihren Schwertern, und Athos und Aramis mit den im Wams verborgenen Dolchen, begaben sich nach dem Hause, welches für diesen Abend das Gefängnis von Karl Stuart war. Die zwei letzteren folgten ihren Besiegern wie Gefangene ganz gehorsam und dem Anscheine nach entwaffnet. Als sie Groslow erblickte, sprach er: »Meiner Treue, fast hätte ich nicht mehr auf Euch gerechnet.« D'Artagnan trat zu ihm und sprach ganz leise: »Mein Herr, ich und Herr du Vallon zögerten wirklich ein Weilchen lang, hierher zu kommen.«

»Warum denn?« fragte Groslow. D'Artagnan zeigte mit den Augen auf Athos und Aramis. »Ah,« versetzte Groslow, »was liegt daran? Im Gegenteil,« fügte er lachend hinzu, »wenn sie ihren Stuart sehen wollen, so mögen sie ihn anschauen.«

»Bringen wir die Nacht in dem Zimmer des Königs zu?« fragte d'Artagnan.

»Nein, jedoch im anstoßenden Zimmer, und da die Türe offen bleibt, so ist es fast so viel, als wären wir in seinem Zimmer. Seid Ihr mit Geld ausgestattet? Ich sage Euch, heute abend bin ich gewillt, ein höllisches Spiel zu spielen.«

»Hört Ihr?« entgegnete d'Artagnan und ließ das Gold in seinen Taschen klingen. » *Very good*!« sprach Groslow und machte die Zimmertüre auf. »Um Euch den Weg zu zeigen, meine Herren,« sagte er und ging voraus.

Die acht Wächter standen auf ihren Posten; vier befanden sich im Zimmer des Königs, zwei an der Verbindungstüre und zwei an der Türe, durch welche unsere Freunde eintraten. Bei dem Anblicke der entblößten Schwerter lächelte Athos; es war also keine bloße Schlächterei mehr, sondern ein Kampf. In dem ersten Zimmer war ein Tisch zurechtgestellt und mit einem Teppich überdeckt, worauf sich zwei brennende Kerzen, Spielkarten, zwei Becher und Würfel befanden. »Ich bitte, Platz zu nehmen, meine Herren,« sprach Groslow, »ich Stuart gegenüber, den ich so gern sehe, zumal wo er ist; Ihr, Herr d'Artagnan, mir gegenüber.« Athos wurde rot vor Zorn; d'Artagnan blickte ihn mit gerunzelter Stirne an. »So ist es recht,« sprach d'Artagnan; »Ihr, Herr Graf de la Fère, rechts von Herrn Groslow; Ihr, Herr Chevalier d'Herblay, links; Ihr, du Vallon, neben mir. Ihr wettet auf mich, und jene Herren wetten auf Herrn Groslow.« Auf diese Art hatte d'Artagnan Porthos zu seiner Linken, und sprach zu ihm mit dem Knie, Athos und Aramis sich gegenüber, und fesselte sie an seinen Blick. Bei dem Namen des Grafen de la Fère und des Chevalier d'Herblay öffnete Karl die Augen wieder, richtete unwillkürlich sein edles Haupt empor und übersah mit einem Blicke die ganze Gruppe der Spieler.

»Ihr habt mich erst gefragt, ob ich bei Mitteln wäre,« sprach d'Artagnan, und legte zwanzig Pistolen auf den Tisch. »Ja,« entgegnete Groslow. »Nun denn,« fuhr d'Artagnan fort, »jetzt sage ich Euch: bewahrt Euren Schatz wohl, lieber Herr Groslow, denn ich bürge Euch dafür, wir werden dieses Zimmer nur verlassen, indem wir Euch denselben entführen.« »O,« versetzte Groslow, »das geht nicht an, ohne daß ich ihn verteidige.« »Desto besser,« entgegnete d'Artagnan. »Eine Schlacht, lieber Kapitän, eine Schlacht! Ihr wißt, oder wißt nicht, daß es das sei, was wir wollen.«»Ach ja, das weiß ich,« erwiderte Groslow und brach in sein plumpes Lachen aus. »Ihr Franzosen sucht nur Wunden und Beulen.« Karl hatte alles gehört und alles verstanden. Eine leichte Röte überzog sein Angesicht, die Soldaten, welche ihn bewachten, sahen ihn dann seine ermüdeten Glieder ein wenig ausstrecken, und unter dem Vorwande einer allzustarken Wärme, die von einem glühenden Ofen ausging, die schottische Decke zurückwerfen, unter welcher er ganz angekleidet lag. Athos und Aramis zitterten vor Freude, als sie bemerkten, daß der König angekleidet war.

Die Spielpartie begann. An diesem Abend wandte sich das Glück auf Groslows Seite; er hielt alles und gewann jedesmal. So wanderten schon hundert Pistolen von der einen Seite des Tisches zu der andern, und Groslow war närrisch vor Freude. Porthos, der die fünfzig Pistolen, die er tags vorher gewonnen, wieder verloren hatte, und dazu auch noch dreißig eigene, war sehr übler Laune, und stieß mit dem Knie an d'Artagnan, als wollte er fragen, ob es noch nicht Zeit wäre, ein anderes Spiel anzufangen; auch Athos und Aramis blickten ihn von Zeit zu Zeit mit forschenden Augen an, allein d'Artagnan verhielt sich leidenschaftslos. Es schlug zehn Uhr: man hörte die Runde vorüberziehen. »Wie viele solche Runden macht Ihr?« fragte d'Artagnan, während er neue Pistolen aus seiner Tasche hervorholte. »Fünf,« antwortete Groslow, «alle zwei Stunden eine.« »Gut,« entgegnete d'Artagnan, »das ist vorsichtig.« Jetzt warf er auch Athos und Aramis einen Blick zu. Man hörte die Tritte der Runde sich entfernen. D'Artagnan gab auf Porthos Kniestöße zum erstenmal Antwort durch einen gleichen Stoß. Angezogen von dem Reize des Spieles und durch den Anblick des Goldes, der bei allen Menschen so mächtig wirkt, hatten sich inzwischen die Soldaten, die den Befehl hatten, im Zimmer des Königs zu bleiben, nach und nach der Tür genähert, sich auf die Zehen gestellt, um über d'Artagnans und Porthos' Schultern wegzusehen, auch die von der Türe näherten sich, und unterstützten solcherart die geheimen Wünsche der vier Freunde, die sie lieber alle bei der Hand sahen, als genötigt zu werden, sie in allen vier Winkeln des Zimmers aufsuchen. Die zwei Schildwachen an der Türe hatten ihre Schwerter noch immer entblößt, nur stützten sie dieselben auf die Spitze und sahen den Spielern zu. Athos schien stets ruhiger zu werden, je näher der Moment rückte; seine weißen aristokratischen Hände spielten mit Louisdors, und bogen sie mit ebensoviel Leichtigkeit hin und her, als ob das Gold Zinn wäre; Aramis war weniger Herr über sich selbst, und griff beständig in seinen Busen. Porthos war unmutig, daß er stets verlor, und stieß ungestüm mit dem Knie. D'Artagnan wandte sich um, blickte maschinenartig hinter sich und bemerkte, wie Parry zwischen zwei Soldaten und Karl stand, der, auf seinen Ellbogen gestützt, mit gefalteten Händen ein inbrünstiges Gebet an Gott zu richten schien. D'Artagnan erkannte, der Moment sei gekommen, jeder befinde sich auf seinem Posten, und erwarte nur noch das verabredete Signal, nämlich das Wort: Endlich. Er warf Athos und Aramis einen vorbereitenden Blick zu, und beide rückten leise ihren Stuhl zurück, um die

Hand frei bewegen zu können. Er versetzte Porthos mit dem Knie einen zweiten Stoß, und dieser stand auf, als wollte er seine Beine ausstrecken, nur versicherte er sich während dieser Bewegung, daß sein Schwert leicht aus der Scheide gehe.

»Potz Element,« rief d'Artagnan, »abermals zwanzig Pistolen verloren! In Wahrheit, Kapitän Groslow; Euer Glück ist zu groß, es kann nicht so anhalten.« Damit holte er zwanzig andere Pistolen aus der Tasche. »Einen letzten Versuch, Kapitän, diese zwanzig Pistolen auf einen Wurf, auf einen einzigen, auf den letzten.« »Es gilt, zwanzig Pistolen!« rief Groslow. Und wie es üblich war, schlug er zwei Karten um, für d'Artagnan einen König und für sich ein As. »Ein König,« rief d'Artagnan; »die Vorbedeutung ist gut. Meister Groslow,« fuhr er fort, »habt acht auf den König.« In d'Artagnans Stimme lag, ungeachtet seiner Selbstbeherrschung, ein so seltsamer Ton, daß sein Mitspieler darob erbebte. Groslow schlug die Karten weiter um; kam zuerst ein As, so hatte er gewonnen, kam ein König, so hatte er verloren. Er schlug einen König um. »Endlich!« rief d'Artagnan. Bei diesem Worte erhoben sich Athos und Aramis. Porthos trat nur einen Schritt zurück. Dolche und Schwerter standen im Begriffe zu blitzen – da ging plötzlich die Türe auf und Harvison trat mit einem Manne ein, der in einen Mantel gehüllt war. Hinten diesem Manne sah man die Gewehre von fünf bis sechs Soldaten funkeln; Groslow war beschämt, daß man ihn unter Wein, Karten und Würfeln überraschte, und stand hastig auf. Doch Harvison achtete nicht auf ihn, er trat, von seinem Begleiter gefolgt, in das Zimmer des Königs und sprach: »Karl Stuart, eben erhalte ich Befehl, Euch nach London zu führen, ohne bei Tag oder bei Nacht anzuhalten. Macht Euch also auf der Stelle zum Aufbruche bereit »Von wem geht dieser Befehl aus?« »Von dem General Oliver Cromwell.« »Ja,« sprach Harvison, »und hier ist Herr Mordaunt, der ihn eben selbst überbringt und beauftragt ist, ihn vollziehen zu lassen.« »Mordaunt,« murmelten die vier Freunde und blickten sich an.

D'Artagnan raffte alles Gold auf, welches er und Porthos verloren hatten, und steckte es in seine weite Tasche; hinter ihn stellten sich Athos und Aramis. Bei dieser Bewegung wandte sich Mordaunt, erkannte sie und erhob einen Schrei grimmiger Lust. »Ich fürchte, daß wir gefangen sind,« flüsterte d'Artagnan seinen Freunden zu. »Noch nicht,« erwiderte Porthos.

»Oberst, Oberst!« rief Mordaunt, »lasset dieses Zimmer einschließen, Ihr seid verraten. Diese vier Franzosen sind aus Newcastle entwischt, und wollten Zweifelsohne den König entführen. Man nehme sie fest.« »O, junger Mann,« versetzte d´Artagnan, »dieser Befehl ist leichter zu geben, als zu vollziehen.« Dann zog er sein Schwert, schlug damit ein entsetzliches Rad und fuhr fort: »Zurück, Freunde, zieht Euch zurück!« Er sprang zugleich nach der Türe, warf dort zwei Soldaten nieder, die sie bewachten, ehe sie noch Zeit hatten, ihre Gewehre zu spannen, Athos und Aramis stürzten ihm nach; Porthos bildete die Nachhut, und alle waren bereits auf der Straße, ehe die Soldaten, die Offiziere und der Oberst nur Zeit hatten, sich zu besinnen. »Feuer auf sie!« schrie Mordaunt, »Feuer!« Wirklich knallten ein paar Schüsse, hatten jedoch keine andere Wirkung, als daß sie die Flüchtlinge erhellten, die schnell um die Straßenecke bogen. Die Pferde standen an der bestimmten Stelle; die Bedienten brauchten ihren Herren nur die Zügel zuzuwerfen, und diese schwangen sich als gewandte Reiter auf die Sättel.

»Vorwärts,« rief d'Artagnan, »setzt tüchtig die Sporen ein!« So sprengten sie hinter d'Artagnan dahin, und schlugen wieder die Straße ein, welche sie bereits am Tage zurückgelegt hatten, das heißt, sie wandten sich nach Schottland. Fünfzig Schritte weit von dem letzten Haufe hielt d'Artagnan an. »Halt!« rief d'Artagnan. »Wie – halt?« versetzte Porthos, »Ihr wollt wohl sagen: in Galopp?« »Ganz und gar nicht,« erwiderte d'Artagnan, »man wird uns diesmal nachsetzen; lassen wir nur den Flecken in den Rücken kommen und sie uns nacheilen auf dem Wege nach Schottland, und sahen wir sie im Galopp vorübersprengen, so begeben wir uns auf die entgegengesetzte Straße.« Einige Schritte weit entfernt floß ein Bach, über welchen eine Brücke geschlagen war; d'Artagnan lenkte sein Pferd unter den Bogen dieser Brücke, und seine Freunde ritten ihm nach. Sie waren daselbst noch kaum zehn Minuten lang, als sie die raschen Schritte einer heransprengenden Reiterschar vernahmen. Fünf Minuten darauf brauste diese Schar über ihren Köpfen dahin, und ahnte im entferntesten nicht, daß diejenigen, welche sie suchten, nur durch die Dicke der Brückenwölbung von ihnen getrennt seien.

London

Als das Gestampfe der Pferde in der Ferne verhallt war, ging d'Artagnan wieder zum Ufer des kleinen Baches und durchmaß die Ebene, um sich womöglich über London zu orientieren. Seine drei Freunde folgten ihm schweigend nach, bis sie mit Hilfe eines großen Halbkreises die Stadt weit hinter sich gelassen hatten. Als sich d'Artagnan fern genug von dem Aufbruchsorte glaubte, um aus dem Galopp in den Trab überzugehen, sprach er: »Für diesmal halte ich alles für verloren, und das beste, was wir tun können, ist, daß wir nach Frankreich übersetzen. Athos, was sagt denn Ihr zu dem Vorschlag? findet Ihr nicht, daß er vernünftig ist? »Ja, teurer Freund,« entgegnete Athos, »doch habt Ihr unlängst ein mehr als vernünftiges, Ihr habt ein edles, hochherziges Wort ausgesprochen, als Ihr gesagt habt, daß wir hier sterben werden. Ich will Euch an Euer Wort mahnen.« »O,« versetzte Porthos, »der Tod ist nichts, und er soll uns auch nicht beängstigen, weil wir nicht wissen, was das ist; allein, der Gedanke einer Niederlage ist es, der mich martert. Nach der Wendung, welche die Dinge nehmen, ersehe ich, daß wir London, den Provinzen und ganz England eine Schlacht liefern müßten, und wahrlich, es kann zuletzt nicht ausbleiben, daß wir geschlagen werden.« »Wir müssen dieser großen Tragödie bis zum Schlusse beiwohnen,« sprach Athos, »und wie es auch sein möge, so werden wir England erst nach der Entwicklung verlassen. Aramis, seid Ihr meiner Ansicht?« »Vollkommen, lieber Graf! dann bekenne ich auch, es wäre mir nicht unlieb, Mordaunt wiederzutreffen; ich denke, wir hätten eine Rechnung mit ihm abzuschließen, und sind es nicht gewohnt, Länder zu verlassen, ohne Schulden dieser Art zu tilgen.« »Ah, das ist etwas anderes,« erwiderte d'Artagnan, »und dieser Grund scheint mir auch annehmbar. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich nötigenfalls ein Jahr lang in London verweilen wollte, um den fraglichen Mordaunt wieder aufzufinden. Wir müssen uns nur bei einem vertrauenswürdigen Manne einquartieren, und so, daß wir keinen Verdacht erwecken, denn in diesem Augenblicke läßt uns Herr Cromwell zuverlässig aufsuchen, und so viel ich schließen konnte, treibt Herr Cromwell keinen Scherz. Athos, ist Euch in der ganzen Stadt ein Gasthaus bekannt, wo man ein reinliches Bett, anständiges Rostbeef und Wein findet, dem nicht Hopfen und Wachholder zugesetzt sind?« »Ich denke, Euch dienen zu können,« antwortete Athos. »Lord Winter hat uns zu einem Mann geführt, von dem er sagte, er war einst Spanier und nun ein durch die Guineen seiner Landsleute neutralisierter Engländer. Was sagt Ihr, Aramis? »Nun, mir kommt der Plan,

bei Signor Perez einzukehren, ganz vernünftig vor; ich trete ihm also meinerseits bei. Wir wollen das Andenken des armen Lord Winter beschwören, den er so hoch zu verehren schien; wir wollen ihm sagen, daß wir Zeugen dessen zu sein wünschen, was da vorgeht; wir wollen jeder täglich eine Guinee bei ihm verzehren, und so glaube ich, daß wir mittels all dieser Vorsichtsmaßregeln ganz ruhig bei ihm sein können» »Aramis, Ihr vergeßt jedoch eine Vorsichtsmaßregel, welche sogar ziemlich wichtig ist.« »Welche denn?« «Auf die, die Kleider zu wechseln.« »Bah,« rief Porthos, »was sollen wir die Kleider wechseln, da es uns in diesen hier so behaglich ist?« »Damit wir nicht erkannt werden,« antwortete d'Artagnan. »Unsere Kleider haben einen Schnitt und eine fast uniformartige Farbe, die den Frenchman auf den ersten Blick erraten läßt. Da ich aber für den Schnitt meines Rockes und die Farbe meiner Beinkleider nicht derart eingenommen bin, daß ich mich ihnen zuliebe der Gefahr aussetzen wollte, in Tyburn gehenkt zu werden, oder eine Fahrt nach Indien zu machen, so will ich mir einen kastanienbraunen Anzug kaufen. Ich habe ja bemerkt, wie versessen die albernen Puritaner auf derlei Farben sind.« »Werdet Ihr aber Euren Mann wieder auffinden?« fragte Aramis. »O gewiß, er wohnte in der Straße Green-Hall, Betfords Tavern; überdies wollte ich mit verbundenen Augen durch die City wandern.« »Ich wünschte schon dort zu sein,« versetzte d'Artagnan, »und ich glaube, um vor Tagesanbruch nach London zu kommen, müßten wir unsere Pferde halb zu Tode reiten.« »So laßt uns denn vorwärts eilen,« sprach Athos, »denn wenn meine Berechnung nicht fehlgeht» so sind wir kaum acht bis zehn Meilen weit davon entfernt.« Die Freunde spornten ihre Renner und kamen auch wirklich gegen fünf Uhr früh an. Ein Wachtposten hielt sie bei dem Tore an, durch das sie einritten, und Athos antwortete ganz gut englisch: sie seien vom Obersten Harrison ausgeschickt um seinem Kollegen, Herrn Bridge, die nahe Ankunft des Königs zu melden. Diese Antwort verursachte einige Fragen über die Gefangennehmung des Königs, und Athos gab so bestimmte und genaue Einzelheiten an, daß, wenn die Torwachen irgend einen Verdacht gehabt hätten, derselbe gänzlich verschwunden wäre. Sonach wurde den vier Freunden der Eintritt mit allen möglichen puritanischen Glückwünschen geöffnet.

Athos hatte wahr gesprochen; er ritt unmittelbar nach Betfords Tavern, und der Wirt, welcher ihn sogleich wiedererkannte, war höchlich erfreut, als er

ihn mit einer so zahlreichen und hübschen Gesellschaft zurückkehren sah, so daß er auf der Stelle die schönsten Zimmer zurechtrichten ließ. Wiewohl der Tag noch nicht angebrochen war, so hatten doch unsere vier Freunde die Stadt ganz in Aufruhr angetroffen. Wie man sich erinnern wird, so war der Vorschlag von seiten Porthos', einstimmig angenommen worden. Man beschäftigte sich sofort mit seiner Ausführung. Der Wirt ließ alle Arten von Kleidern herbeischaffen, als wollte er selbst seine ganze Garderobe neu instand setzen. Athos wählte für sich einen schwarzen Anzug, der ihm das Aussehen eines ehrsamen Bürgers gab; Aramis, der sein Schwert nicht ablegen wollte, nahm eine dunkelgrüne Kleidung von militärischem Zuschnitt; Porthos fand sein Gefallen an einem roten Wams und grünen Beinkleidern; d'Artagnan, der sich die Farbe im voraus bestimmt hatte, brauchte sich nur noch mit der Schattierung zu befassen, und unter dem kastanienbraunen Anzug, der ihn angelockt hatte, sah er so ziemlich aus wie ein Zuckerhändler, der sich in Ruhestand versetzt hat. »Nun lasset uns zur Hauptsache schreiten,« sprach d'Artagnan, »und uns die Haare abschneiden, damit uns der Pöbel nicht verspotte. Weil wir keine Edelleute mehr sind durch das Schwert, so lasset uns Puritaner sein durch die Frisur. Das ist der wichtigste Punkt, wie Ihr wißt, der den Covenanter vom Edelmann unterscheidet.« Bei diesem hochwichtigen Punkte fand d'Artagnan, daß Aramis sehr widerspenstig war; er wollte durchaus sein Haar behalten, welches sehr schön war und worauf er alle Sorgfalt verwendete, so daß ihn Athos, dem alles gleichgültig war, hierzu das Beispiel geben mußte. Porthos überantwortete ohne Widerrede seinen Kopf Mousqueton, der ihm sein dickes starkes Haar mit voller Schere stutzte; d'Artagnan schnitt sich selbst einen Phantasiekopf, bei einer Denkmünze aus der Zeit Franz' I. oder Karls IX. so ziemlich ähnlich war.

Die vier Freunde hatten sich noch nicht seit zwei Stunden unter die Volksmenge gemischt, als ein großes Geschrei und eine ungestüme Bewegung die Ankunft des Königs verkündeten. Man hatte ihm eine Kutsche entgegengeschickt, und der riesige Porthos, der mit seinem Kopfe die Köpfe aller anderen überragte, meldete von ferne schon, er sehe die königliche Kutsche herankommen; d'Artagnan stellte sich auf die Fußspitzen, indes Athos und Aramis lauschten, da sie die allgemeine Stimmung zu erforschen suchten; sie erkannten Harrison an dem einen und Mordaunt an dem andern Schlage des Wagens. Das Volk aber, dessen

Stimmung Athos und Aramis prüften, drückte sich mit großem Unwillen aus. Athos kehrte verzweiflungsvoll zurück. Als er am folgenden Morgen durch sein Fenster sah, welches auf einen sehr bevölkerten Teil der City ging, so hörte er eben die Parlamentsbill ausrufen, welche den Exkönig Karl I. des Verrats und Mißbrauchs der Gewalt beschuldigte und vor den Richterstuhl berief. D'Artagnan befand sich bei ihm, Aramis war in eine Landkarte und Porthos in die letzten Genüsse eines kräftigen Frühstückes vertieft.

»Das Parlament?« rief Athos; »unmöglich konnte das Parlament eine solche Bill erlassen.« »Hört,« sprach d'Artagnan, »ich verstehe wenig englisch, da aber das Englische nur ein schlecht ausgesprochenes Französisch ist, so hört, was ich verstehe: *Parliaments bill*, und das will sagen: Parlamentsbill, oder Gott soll mich verdammen, wie man hier spricht.« In diesem Momente trat der Wirt ein. Athos winkte, zu ihm zu kommen. »Hat wirklich das Parlament diese Bill erlassen?« fragte Athos auf englisch. »Ja, Mylord, das reine Parlament.« »Wie, das reine Parlament? gibt es also zwei Parlamente?« »Mein Freund,« fiel d'Artagnan ein, »da ich nicht englisch kann, während wir aber alle spanisch sprechen, so erweiset mit den Gefallen und teilt Euch in dieser Sprache mit, welche die Eurige ist, und die Ihr folglich mit Vergnügen reden müßt, wenn sich Gelegenheit trifft.« »Ah, schön!« rief Aramis. Porthos hatte, wie schon bemerkt, seine ganze Aufmerksamkeit auf eine Rippe gerichtet, und sich damit beschäftigt, sie von ihrer fleischigen Hülle loszumachen. »Sie fragten also?« sprach der Wirt auf spanisch. »Ich habe gefragt,« entgegnete Athos in derselben Sprache, »ob es denn zwei Parlamente gebe, ein reines und ein unreines?« »O, wie seltsam das ist!« rief Porthos, während er langsam den Kopf erhob und seine Freunde erstaunt anblickte, »jetzt verstehe ich also englisch, da ich verstehe, was Ihr redet.« »Nun, weil wir spanisch reden, Freund,« erwiderte Athos mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit. »Ha, zum Teufel!« rief Porthos, »das ist mir leid das hätte für mich eine Sprache mehr ausgemacht.« »Sennor,« fing der Wirt wieder an, »wenn ich sage, das reine Parlament, so nenne ich dasjenige, welches der Oberst Bridge gereinigt hat.« »Ach, wirklich!« versetzte d'Artagnan, »Die Leute sind hier ungemein erfinderisch, und bei meiner Zurückkunft nach Frankreich muß ich dieses Mittel dem Herrn von Mazarin und dem Herrn Koadjutor mitteilen. Der eine wird im Namen des Hofes, der andere im Namen des Volkes reinigen,

so daß es gar kein Parlament geben wird.« »Wer ist denn der Oberst Bridge?« fragte Aramis, »und wie hat er es angefangen, daß er das Parlament reinigte?« »Der Oberst Bridge,« entgegnete der Spanier, »war einst Kärrner, ein Mann von Kopf, der, während er seinen Karren führte, die Bemerkung gemacht hat, daß es, wenn ein Stein auf seinem Wege lag, viel kürzer sei, den Stein wegzunehmen, als zu versuchen, das Rad darüberrollen zu lassen. Da haben ihn aber aus den zweihundertundeinundfünfzig Mitgliedern, die das Parlament ausmachten, hunderteinundneunzig gehindert, indem sie seinen politischen Karren hätten umstürzen können. Er nahm sie so wie ehemals die Steine, und warf sie aus dem Parlamentssaale.« »Das ist hübsch,« rief d'Artagnan, welcher, wie er selbst ein Mann von Geist war, überall den Geist schätzte, wo er ihn antraf. »Und waren alle diese Vertriebenen Stuarts Anhänger?« fragte Athos. »Zweifelsohne, Sennor, und Sie werden begreifen, daß sie den König würden gerettet haben.« »Bei Gott!« sprach Porthos majestätisch, »da sie die Majorität bildeten.«

»Und glaubt Ihr,« fragte Aramis, »er wird vor einem solchen Gerichtshöfe erscheinen wollen?« »Das wird er wohl müssen,« erwiderte der Spanier: »versuchte er es, sich zu weigern, so würde ihn das Volk dazu nötigen.« »Dank, Meister Perez,« sagte Athos; »nun bin ich hinlänglich unterrichtet.« »Fangt Ihr doch endlich an zu glauben, Athos, daß die Sache verloren ist?« sprach d'Artagnan, »und daß wir mit den Harrisons, Joyces, Bridges und Cromwells nie auf gleicher Höhe stehen werden?« »Der König wird frei werden vor dem Gerichtshof,« sagte Athos, »eben das Stillschweigen seiner Parteigänger zeigt ein Komplott an.« D'Artagnan zuckte die Achseln. »Wenn sie aber ihren König zu verurteilen wagen,« sprach Aramis, »so werden sie ihn zur Verbannung oder zum Kerker verurteilen, das ist alles.« D'Artagnan pfiff ungläubig seine kleine Arie. »Das werden wir schon sehen,« sagte Athos, »denn wie ich voraussetze, werden wir den Sitzungen beiwohnen.« »Da werden Sie nicht lange warten dürfen,« bemerkte der Wirt, »denn sie nehmen morgen schon den Anfang.« »Ah!« rief Athos; »sonach war der Prozeß schon eingeleitet, ehe man noch den König gefangen hatte?« »Man hat ihn ohne Zweifel an dem Tage begonnen, wo er erkauft worden ist.« sagte d'Artagnan. »Ihr wißt wohl,« versetzte Aramis, »es war unser Freund Modaunt, welcher den Handel, wo nicht abgeschlossen, doch wenigstens eingeleitet hat.« »Ihr wißt,« sprach

d'Artagnan, »daß ich diesen Herrn Mordaunt umbringe, wo er mir immer in die Hände fallen mag.« »Ei pfui, solch einen Nichtswürdigen!« rief Athos. »O, eben deshalb bringe ich ihn um, weil er ein Nichtswürdiger ist,« entgegnete d'Artagnan. »O, lieber Freund, ich befolge Euren Willen stets derart, daß Ihr auch gegen den meinigen nachsichtig sein könnt; übrigens mag Euch das für diesmal gefallen oder nicht gefallen, ich erkläre Euch, daß dieser Mordaunt nur durch mich sterben werde.«

Der Prozeß

Am folgenden Tage führte eine zahlreiche Wache Karl I. vor den Gerichtshof, der ihn aburteilen sollte. Die Volksmenge drängte sich in den Straßen und benachbarten Häusern des Palastes; sonach wurden die vier Freunde auch schon bei ihren ersten Schritten von dem unübersteiglichen Hindernis dieser lebendigen Mauer aufgehalten; einige kräftige und streitsüchtige Männer aus dem Volke stießen Aramis so ungestüm zurück, daß Porthos seine furchtbare Faust erhob und sie auf das mehlbestäubte Gesicht eines Bäckers niederfallen ließ, welches, wie eine reife zerquetschte Traube, sogleich die Farbe änderte und sich mit Blut bedeckte. Der Vorfall erregte großes Aufsehen; drei Männer wollten auf Porthos losstürzen, allein Athos schaffte einen davon zur Seite, d'Artagnan den zweiten, und Porthos schleuderte den dritten über seinen Kopf weg. Einige Engländer, welche den Faustkampf liebten, würdigten die schnelle und leichte Art, mit der er diesen Streich ausgeführt hatte, und klatschten ihm Beifall zu. Es fehlte somit nicht wenig, so wären Porthos und seine Freunde, statt totgeschlagen zu werden, wie sie fürchteten, im Triumphe weggetragen worden, doch gelang es unseren vier Freunden, die sich vor allem scheuten, was sie zur Schau stellen konnte, sich diesem Triumphe zu entziehen. Durch diese herkulische Tat gewannen sie aber das, daß sich das Gedränge vor ihnen öffnete und daß sie zu dem Resultate gelangten, welches ihnen kurz zuvor unmöglich geschienen hatte, daß sie nämlich zu dem Palaste vordrangen. Ganz London drängte sich zu den Türen der Tribünen; als es nun den vier Freunden gelungen war, eine derselben zu erreichen, sahen sie die drei ersten Bänke schon besetzt. Das war nur ein halbes Unglück für Männer, welche nicht gerne erkannt sein wollten, ausgenommen Porthos, der so gerne sein rotes Wams und seine grünen Beinkleider gezeigt hätte, und dem

es leid war, nicht auf dem ersten Range zu sitzen, und so nahmen sie denn ihre Plätze ein, ganz zufrieden darüber, daß sie es noch so weit gebracht hatten. Die Bänke waren amphitheatralisch eingerichtet, und so konnten die vier Freunde von ihrem Platze aus die ganze Versammlung überschauen. Auch wollte es der Zufall, daß sie gerade in die mittlere Tribüne gelangt waren und gegenüber dem Stuhle saßen, der für Karl I. hingestellt worden war.

Gegen elf Uhr morgens erschien der König an der Schwelle des Saales. Er war umgeben von Wachen, trat aber mit bedecktem Haupte und ruhiger Miene ein und warf nach allen Seiten einen zuversichtlichen Blick, als führte er den Vorsitz bei einer Versammlung ergebener Untertanen, und müßte nicht auf die Beschuldigungen eines Gerichtshofes von Rebellen Antwort geben. Die Richter waren voll Stolz, daß sie einen König zu demütigen hatten, und schickten sich augenfällig an, von diesem angemaßten Rechte Gebrauch zu machen. Es kam somit ein Gerichtsdiener, Karl I. zu melden, es wäre der Gebrauch, daß der Angeklagte sein Haupt vor seinen Richtern zu entblößen habe. Karl sprach nicht ein Wort, sondern wandte seinen Hut nach einer andern Seite, und drückte ihn noch tiefer auf den Kopf; als dann der Gerichtsdiener weggegangen war, setzte sich der König auf den Stuhl, der gegenüber für den Präsidenten bereit stand, und klopfte seinen Stiefel mit dem dünnen Rohre, das er in der Hand hielt. Parry, der ihn begleitete, stellte sich hinter ihn. Anstatt, daß d'Artagnan diesem Zeremoniell zugesehen hätte, blickte er Athos an, in dessen Antlitz sich alle Gemütsbewegungen abspiegelten, die der König von dem seinigen fernzuhalten, Stärke genug besaß. Er erschrak über diese Aufregung Athos', dieses kalten und ruhigen Mannes, und sprach an sein Ohr geneigt: »Ich hoffe, Ihr werdet das Beispiel des Königs annehmen, und uns nicht auf blöde Weise in diesem Käfige umkommen lassen.« »Seid unbekümmert,« entgegnete Athos. »Ah, ah,« fuhr d'Artagnan fort, «man scheint etwas zu besorgen, denn dort verdoppelt man die Posten; wir hatten nur Partisanen, nun gibt es Gewehre. Nun gibt es für jedermann etwas, die Partisanen gehören für die Zuschauer im Parterre, die Gewehre für uns.« »Dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig Mann,« sagte Porthos, während er die neuen Ankömmlinge zählte. »O!« rief Aramis, »Ihr vergeht ja den Offizier, Porthos, es scheint mir, daß er wohl auch gezählt zu werden verdient.« »In Wahrheit,« versetzte d'Artagnan und erblaßte vor Zorn, denn er erkannte

Mordaunt, der mit entblößtem Schwerte die Musketiere hinter dem Könige führte, nämlich der Tribüne gegenüber. «Hat er uns etwa erkannt,« fuhr d'Artagnan fort; »wenn das wäre, so würde ich schnell zum Rückzuge blasen. Ich will mir durchaus keine Todesart aufdringen lassen, und möchte gern sterben, wie ich selber will. Nun will ich aber nicht, daß man mich in einer Schachtel erschieße.« »Nein,« versetzte Aramis, »er hat uns nicht erblickt, er sieht nur den König an. Bei Gott, mit welchen Augen starrt ihn nicht der Unverschämte an! Haßt er etwa Se. Majestät ebenso wie uns?« »Beim Himmel!« rief Athos, »wir haben ihm nur seine Mutter genommen, doch der König beraubte ihn seines Namens und seiner Güter.« »Das ist wahr,« bemerkte Aramis; »doch still, der Präsident spricht zum König.«

Der Präsident Bradshaw redete wirklich den erlauchten Angeklagten an. »Stuart,« sprach er, »vernehmt den Vortrag Eures Richters, und habt Ihr Bemerkungen zu machen, so richtet sie an den Gerichtshof.« Der König wandte den Kopf nach einer andern Seite hin, als ob diese Worte nicht an ihn gerichtet worden wären. Der Präsident wartete, und da keine Antwort erfolgte, so trat ein kurzes Stillschweigen ein. Von den 163 Mitgliedern konnten bloß 73 antworten, denn die übrigen waren darüber entsetzt, sich an einer solchen Handlung mitschuldig zu machen, und begaben sich ihrer Stimme. »Ich gehe nun zum Vortrag,« rief Bradshaw, ohne daß er die Abwesenheit von drei Fünfteln der Versammlung zu bemerken schien. Sofort nannte er der Reihe nach sowohl die gegenwärtigen, als auch die abwesenden Mitglieder. Die gegenwärtigen antworteten mit starker oder schwacher Stimme, nach Maßgabe, als sie den Mut für ihre Ansicht besessen oder nicht besessen hatten. Auf das zweimalige Namenverlesen der Anwesenden erfolgte ein kurzes Stillschweigen. Nun kam der Name des Oberst Fairfax an die Reihe und darauf trat jenes kurze, aber feierliche Schweigen ein, welches die Abwesenheit der Mitglieder verriet, welche an diesem Gerichte nicht persönlich teilnehmen wollten. »Der Oberst Fairfax,« wiederholte eine Stimme, die man an ihrem Silberklang als eine weibliche erkannte, »er ist zu klug, um hier zu erscheinen.« Ein lautschallendes Gelächter erfolgte auf diese Worte, die mit jener Kühnheit ausgesprochen wurden, welche die Frauen aus ihrer eigenen Schwachheit schöpfen, eine Schwachheit, die sie jeder Rache entzieht. »Das war eine Frauenstimme!« rief Aramis. »Meiner Treue, ich möchte viel darum geben, wenn sie jung und schön wäre.« Er stieg sonach auf die Bank und bemühte sich, in der

Tribüne zu erlauschen, woher diese Stimme gekommen ist. Dann sprach er: »Meiner Seele, sie ist liebenswürdig; seht nur, d'Artagnan, wie jedermann auf sie blickt und wie sie trotz der Blicke Bradshaws doch nicht blaß geworden ist.« »Das ist Lady Fairfax selber,« entgegnete d'Artagnan. »Gedenkt Ihr noch ihrer, Porthos? Wir sahen sie mit ihrem Gemahle bei dem General Cromwell.« Eine kurze Weile darauf wurde die durch diesen seltsamen Zwischenfall gestörte Ruhe wieder hergestellt und der Vortrag fortgesetzt. »Diese Schlingel werden die Sitzung aufheben, wenn sie bemerken, daß sie nicht in hinreichender Anzahl versammelt sind,« sprach der Graf de la Fère. »Ihr kennt sie nicht, Athos, betrachtet doch nur Mordaunts Lächeln, seht, wie er den König angrinst. Ist das der Blick eines Mannes, welcher fürchtet, daß ihm sein Opfer entschlüpfen werde? Nein, so lächelt der befriedigte Haß, so lächelt die Rachelust, die der Sättigung versichert ist. Ha, fluchwürdiger Basilisk, das wird für mich ein glücklicher Tag sein, wo ich etwas anderes mit dir kreuzen werde, als den Blick.« »Der König ist wirklich schön.« sagte Porthos, »und dann seht, wiewohl Gefangener, ist er doch sorgfältig gekleidet. Seht nur, Aramis, die Feder auf seinem Hute ist wenigstens fünfzig Pistolen wert.«

Als der Vortrag beendigt war, befahl der Präsident, daß man zum Verlesen des Anklageaktes schreite. Athos wurde blaß; er betrog sich abermals in seiner Erwartung. Obschon die Richter nicht vollzählig waren, leitete man doch den Prozeß ein, also war der König im voraus schon verurteilt. »Ich sagte es ja, Athos,« sprach d'Artagnan, die Achseln zuckend; »doch Ihr zweifelt immer. Jetzt nehmt Euren Mut zusammen, und hört, ich bitte Euch, ohne zu große Entrüstung die kleinen Absurditäten, welche jener schwarzgekleidete Herr mit Erlaubnis und Vorrecht seinem Könige sagen wird.« Wirklich hatten noch nie so rohe Beschuldigungen, so gemeine Schmähungen und so blutige Anklagen eine königliche Majestät beschimpft. Karl I. hörte die Rede des Anklägers mit besonderer Aufmerksamkeit an, ging über die Schmähungen hinweg, beachtete die Anschuldigungen und antwortete, wenn der Haß zu grob auftrat, und der Kläger sich im voraus zum Henker machte, mit einem verächtlichen Lächeln. Im ganzen war diese Anklage, wobei der König jede Unvorsichtigkeit in Tücke, jeden Fehltritt in ein Verbrechen umgewandelt sah, ein Werk der Gewalttat und des Schauders, um so mehr, als das erste Gesetz der englischen Konstitution sagt: »Der König kann nicht fehlen.«

Der Ankläger schloß mit den Worten: »Die gegenwärtige Anklage ist im Namen des englischen Volkes gestellt.« Bei diesen Worten erhob sich ein Murren auf den Tribünen und eine andere Stimme, keine weibliche, sondern eine männliche, tobende Stimme donnerte hinter d'Artagnan und rief: »Du lügst, und neun Zehnteile des englischen Volkes haben vor dem, was du sagst, einen Abscheu!«

Das war Athos' Stimme, der sich emporgerichtet, mit vorgestreckten Armen den öffentlichen Ankläger anredete. Bei dieser Anrede wandten der König, die Richter, die Zuschauer, kurz alle ihre Augen nach der Tribüne, wo die vier Freunde waren. Mordaunt machte es wie die anderen und erkannte den Edelmann, um welchen die drei anderen Franzosen blaß und drohend umherstanden.

Seine Augen flammten vor Entzücken, er hatte nun diejenigen gefunden, an deren Aufsuchung und Tod er sein Leben gesetzt hatte. Eine wütende Gebärde rief zwanzig Musketiere herbei; er zeigte mit dem Finger nach der Tribüne, wo seine Feinde standen, und sprach: »Feuer auf diese Tribüne!« Da sprangen aber mit Gedankenschnelle d'Artagnan, der Athos mitten um den Leib faßte, und Porthos, welcher Aramis forttrug, von den Stufen herab, stürzten in die Vorhallen, eilten die Treppen hinab und verloren sich unter dem Gewühle, indes im Innern des Saales die angeschlagenen Feuerrohre 3000 Zuschauer bedrohten, deren Geschrei um Barmherzigkeit und dessen schreckvoller Lärm den Befehl aufhielt, der bereits erteilt worden war. Karl hatte gleichfalls die vier Franzosen erkannt; er drückte seine Hand an das Herz, um das Pochen zurückzudrängen, und hielt die andere Hand vor die Augen, um seine getreuen Freunde nicht erwürgen zu sehen. Mordaunt stürzte, blaß und zitternd vor Wut, das entblößte Schwert in der Rechten, mit den Hellebardieren aus dem Saale, durchspürte atemlos die Menge, und kehrte, da er nichts fand, wieder zurück. Die Verwirrung war ungeheuer. Es verging über eine halbe Stunde, ohne daß jemand sich verständlich machen konnte. Die Richter meinten, jede Tribüne wäre bereit, loszubrechen; die Tribünen sahen die Gewehre gegen sich gerichtet, und so blieben sie lärmend und aufgeregt zwischen Angst und Neugierde. Endlich ward die Ruhe wiederhergestellt. »Was könnt Ihr zu Eurer Verteidigung sagen?« fragte Bradshaw den König.

Karl sprach nun im Tone eines Richters und nicht eines Angeklagten, indem er das Haupt stets bedeckt hielt und nicht aus Demut, sondern als Herrscher aufstand: »Ehe Ihr mich fragt, gebt mir zur Antwort. Ich war frei in Newcastle und schloß dort mit beiden Häusern eine Übereinkunft ab. Statt daß Ihr diese Übereinkunft erfüllt hättet, wie ich es tat, habt Ihr mich von den Schotten erkauft, wohl nicht teuer, das weiß ich, und das gereicht der Sparsamkeit Eurer Regierung zur Ehre. Doch glaubt Ihr denn, daß ich aufgehört habe, Euer König zu sein, weil Ihr mich mit dem Preise eines Sklaven bezahlt habt? Keineswegs! Euch zu antworten, hieße das vergessen. Ich werde Euch somit nur dann antworten, wenn Ihr mir Euer Recht dargelegt habt, mich befragen zu dürfen. Euch antworten, hieße, Euch als meine Richter anerkennen, während ich Euch nur als meine Henker anerkenne.« Hier setzte sich Karl, mitten in der Todesstille ruhig, stolz und stets mit bedeckten Haupte, wieder auf seinen Stuhl. »Ach, warum sind meine Franzosen nicht hier!« murmelte Karl und wandte seine Augen nach der Tribüne, wo sie sich auf einen Augenblick gezeigt hatten; »sie würden sehen, daß Ihr Freund würdig ist, im Leben verteidigt und im Tode beweint zu werden.« Er mochte aber seinen Blick noch so tief in das Menschengewühl versenken und zu Gott gewissermaßen um diese süße und tröstende Gegenwart flehen, er sah nichts als stumpfsinnige und scheue Gesichter, und so fühlte er sich mit dem Hasse und der Grausamkeit in Kampf versetzt. »Wohlan,« rief der Präsident, als er Karl entschlossen sah, völlig zu schweigen, »wohlan, wir werden Euch ungeachtet Eures Schweigens aburteilen. Ihr seid des Verrates, der mißbrauchten Gewalt und des Mordes angeklagt. Die Zeugen werden es bekräftigen. Geht, und die nächste Sitzung wird das zustande bringen, was Ihr Euch heute zu tun weigert.«

Karl erhob sich, und zu Parry gewendet, welchen er blaß und die Schläfe von Schweiß triefend sah, sprach er: «Nun, guter Parry, was ist es denn? was ergreift dich so sehr?« »O, Sire,« entgegnete Parry mit Tränen im Auge und kläglicher Stimme, «wenn Sie den Saal verlassen, so blicken Sie zur Linken.« »Weshalb, Parry?« »Sehen Sie nicht hin, ich bitte, mein König.« »Aber, was ist es denn? rede nur,« sprach Karl und versuchte, durch die Reihe der Wachen zu blicken, die hinter ihm standen. »Was ist es? Doch, Sire, nicht wahr, Sie werden nicht hinblicken? »Man ließ das Beil, womit man Verbrecher richtet, auf einen Tisch legen. Dieser Anblick ist

entsetzlich, Sire, ich bitte, nicht hinzusehen.« »Die Einfältigen!« sprach Karl; »halten sie mich denn für so feige, wie sie sind?« »Du hast wohlgetan, Parry, es mir zu sagen, ich danke dir.« Da nun der Augenblick des Fortgehens gekommen war, so verließ Karl den Saal und folgte seinen Wachen. In der Tat funkelte links von der Türe mit Unheil verkündendem Widerscheine des roten Teppichs das weiße Beil mit dem langen Stiele, der von der Hand des Scharfrichters schon geglättet war. Als nun Karl demselben gegenüber ankam, blieb er stehen, wandte sich um und sprach lächelnd: »Ah, ah, das Beil! Ein sinnreiches Schreckbild und würdig derjenigen, welche nicht wissen, was ein Edelmann ist. Du, Beil des Henkers, flößest mir keine Furcht ein,« fuhr er fort und schlug mit dem dünnen, biegsamen Rohr darauf, welches er in der Hand trug, »und ich schlage dich, geduldig und christlich erwartend, daß du es mir erwiderst.« Indem sich nun der König entfernte, sprach er zu Parry: »Gott vergebe mir, diese Leute halten mich wirklich für einen Krämer indischer Wollenstoffe und nicht für einen Edelmann, der an das Funkeln des Schwertes gewohnt ist. Denken sie denn, ich sei nicht so viel wert, wie ein Fleischer?« Unter diesen Worten gelangte er zur Türe; eine lange Reihe des Volkes hatte sich herangedrängt, welches keinen Platz mehr auf den Tribünen finden konnte, und da es den interessantesten Teil des Schauspieles nicht sah, wenigstens das Ende desselben genießen wollte. Diese zahllose Menge voll drohender Gesichter erpreßte dem König einen leisen Seufzer. »Welche Leute,« dachte er, »und nicht einen ergebenen Freund!« Als er diese Worte des Zweifels und der Mutlosigkeit in seinem Innern sprach, sagte eine Stimme neben ihm als Antwort: »Heil der gefallenen Majestät!« Der König wandte sich schnell um, mit Tränen im Auge wie im Herzen. Es war ein alter Soldat seiner Garde, der den gefangenen König nicht wollte vorüberschreiten sehen, ohne ihm diese letzte Huldigung darzubringen. Indes in demselben Momente wurde der Unglückliche durch einen Schwertknopf fast zu Boden gestoßen. Unter diesen Mördern erkannte der König den Kapitän Groslow. »Ah,« rief Karl,»diese Strafe ist sehr hart für einen so geringen Fehler!« Dann setzte er beklommenen Herzens seinen Weg fort; doch hatte er noch kaum hundert Schritte zurückgelegt, als ihm ein Wütender, der sich zwischen zwei Soldaten vorneigte, ins Antlitz spie. Zu gleicher Zeit erhob sich lautes Lachen und dumpfes Murren, die Menge trat zurück, näherte sich wieder, wogte wie ein sturmbewegtes Meer, und dem Könige war, als sähe er mitten unter den lebendigen Wellen Athos' Auge funkeln. Karl wischte sich das

Gesicht ab und sprach traurig lächelnd: »Der Unglückselige! Das hätte er sogar seinem Vater für eine halbe Krone angetan.« Der König irrte nicht; er sah wirklich Athos und seine Freunde, die sich abermals unter die Gruppen gemengt hatten, um den Märtyrerkönig mit einem letzten Blicke zu begleiten. Als jener Soldat Karl grüßte, zerschmolz Athos' Herz vor Freude, und als der Unglückliche nach jenem Schlage wieder zu sich kam, so konnte er in seiner Tasche zehn Guineen finden, die ihm der französische Edelmann hineingesteckt hatte; als jedoch jener ruchlose Mensch dem Könige ins Gesicht gespien, da griff Athos nach seinem Dolche. Allein d'Artagnan fesselte die Hand und sprach mit heiserer Stimme: »Halt!« Sonst hatte d'Artagnan nie weder Athos, noch den Grafen de la Fère geduzt. Athos hielt an sich. D'Artagnan stemmte sich auf Athos' Arm, winkte Porthos und Aramis, sich zu entfernen, und stellte sich hinter den Mann mit entblößten Armen, der über seinen ruchlosen Scherz noch lachte und den einige andere Wütende darüber belobten. Dieser Mann ging nach der City. D'Artagnan, stets auf Athos' Arm gestemmt, ging ihm nach und winkte Porthos und Aramis, daß sie ihnen folgen möchten. Der Mann mit entblößten Armen, der ein Fleischerknecht zu sein schien, ging mit zwei Kameraden durch eine stille und einsame Gasse, welche zum Flusse hinabführte. D'Artagnan ließ Athos' Arm los und schritt hinter diesem Manne her. Als die drei Männer bei dem Flusse ankamen, gewahrten sie, daß man ihnen nachsehe, hielten an, blickten sich auf unverschämte Art nach den Franzosen um und wechselten unter sich einige Worte. »Athos,« sagte d'Artagnan, »ich spreche nicht englisch Wie Ihr, und so werdet Ihr mir als Dolmetsch dienen.« Bei diesen Worten verdoppelten sie ihre Schritte und überholten jene drei Männer. Auf einmal wandte sich d'Artagnan, schritt gerade auf den Fleischerknecht zu, welcher stehen blieb, berührte ihn mit der Spitze seines Zeigefingers auf der Brust und sprach zu seinem Freunde: »Athos, wiederhole ihm das: Du bist ein Ruchloser, du hast einen wehrlosen Mann beschimpft, du hast das Angesicht deines Königs besudelt, du mußt sterben! ...« Athos wurde blaß wie ein Gespenst, faßte d'Artagnan bei der Hand und übersetzte jene seltsamen Worte jenem Manne, der sich, als er die unglückverkündenden Vorbereitungen und das furchtbare Auge d'Artagnans sah, zur Wehr setzen wollte. Bei dieser Bewegung griff Aramis nach seinem Schwerte. »Nein, kein Schwert!« rief d'Artagnan, »das Schwert ist nur für Edelleute.« – Darauf faßte er den Fleischer an der Kehle und fuhr fort: »Porthos, schlagt mir diesen Niederträchtigen mit einem

Fauststreiche tot!« Porthos schwang seinen furchtbaren Arm, ließ ihn wie die Schnur einer Schleuder durch die Luft pfeifen, worauf die gewaltige Keule mit einem dumpfen Krachen auf den Schädel des Elenden niederfiel und ihn zermalmte. Der Mann stürzte nieder wie ein Stier unter dem Beile. Seine Kameraden wollten schreien, sie wollten entfliehen, allein die Stimme versagte ihrem Munde und die bebenden Knie brachen unter ihnen ein. »Athos,« fuhr d'Artagnan fort, »sagt ihnen noch das: So werden alle jene sterben, die vergessen, daß ein gefesselter Mensch ein geheiligtes Haupt ist, und daß ein gefangener König zweifach den Herrn vorstellt.«

White-Hall

Das Parlament verurteilte Karl Stuart zum Tode, wie es sich leicht voraussehen ließ. Ein Gerichtsverfahren dieser Art ist beinahe immer eine eitle Formalität, denn dieselben Leidenschaften, welche die Beschuldigung machen; veranlassen auch die Aburteilung. Das ist die furchtbare Logik der Revolutionen. Der zum Tode verurteilte Monarch betrachtete einsam in seinem von zwei Kerzen beleuchteten Zimmer traurig den Luxus seiner vergangenen Größe, wie man in der letzten Stunde das Bild des Lebens viel schöner und lieblicher erblickt, als jemals. Parry war von seinem Herrn nicht gewichen und hatte seit seiner Verurteilung nicht zu weinen aufgehört. Karl Stuart besah, mit dem Ellbogen auf einen Tisch gestützt, ein Medaillon, auf dem nebeneinander die Bildnisse seiner Gemahlin und Tochter sich befanden. Fürs erste erwartete er den Bischof Juxon, dem Cromwell erlaubt hatte, den König aufzusuchen, und nach Juxon das Martyrium. »Ach,« sprach er bei sich, »wenn ich wenigstens einen Freund von Geist und Salbung hätte, der alle Geheimnisse des Daseins, alle Nichtigkeit irdischer Größe erforscht hat, vielleicht würde seine Stimme die Stimme ersticken, die in meiner Seele jammert; der da zu mir kommen wird, wird mir wohl von Gott und von dem Tode das voraussagen, was er zu andern Sterbenden spricht, ohne zu begreifen, daß dieser königliche Sterbende dem Usurpator einen Thron hinterläßt, indes seine Kinder kein Brot mehr haben.« Hierauf drückte er das Porträt an seine Lippen, und stammelte der Reihe nach die Namen seiner Kinder. Wie schon erwähnt, war die Nacht nebelig und finster. Von der benachbarten Kirche schlug langsam die Uhr. Der blasse Schein der zwei Kerzen beleuchtete in diesem

großen, hohen Zimmer Phantome mit seltsamen Spiegelungen. Diese Phantome waren die Ahnen des Königs Karl, und schienen aus ihren Rahmen hervorzutreten; diese Spiegelungen waren die letzten bläulichen und schillernden Reflexe eines ersterbenden Kohlenfeuers. Auf einmal vernahm man Tritte, die Tür ging auf, das Zimmer erfüllte sich mit dampfendem Fackellicht, und ein Mann, wie ein anglikanischer Priester gekleidet, trat ein, gefolgt von zwei Wachen, denen Karl gebieterisch mit der Hand zuwinkte. Diese zwei Wachen entfernten sich und das Zimmer wurde wieder so dunkel wie zuvor.

»Juxon!« rief Karl. »Juxon! Dank, mein letzter Freund! Ihr kommt zu rechter Zeit.« Der vermeintliche Bischof warf einen schiefen und bekümmerten Blick auf den Mann, der im Winkel des Kamins seufzte und weinte. »Ruhig, Party,« rief der König, »weine nicht mehr, Gott sendet uns Trost.«

»Wenn es Parry ist,« sprach der Eintretende, »so habe ich nichts mehr zu fürchten; Sire, ich bitte also um Erlaubnis, Ew. Majestät begrüßen zu dürfen, und zu sagen, wer ich bin und aus welcher Ursache ich komme.« Karl hätte bei diesem Anblick, bei dieser Stimme zweifelsohne einen Ausruf erhoben, allein Aramis legte einen Finger auf die Lippe, und verneigte sich tief vor dem König von England. »Der Chevalier!« murmelte Karl. »Ja, Sire,« entgegnete Aramis mit erhobener Stimme, »ja, der Bischof Juxon. ein getreuer Diener des Herrn und ergeben den Wünschen Eurer Majestät.« Karl faltete die Hände, er erkannte d'Herblay, er war erstaunt und fühlte sich vernichtet vor diesen Männern, vor diesen Fremdlingen, welche ohne einen andern Beweggrund als den einer Pflicht, die ihnen die eigene Überzeugung auferlegte, gegen den Willen eines Volkes und gegen die Bestimmung eines Königs ankämpften.

»Ihr seid es?« sprach er, »Ihr? Wie gelang es Euch doch, hierher zu kommen? O Gott, wenn sie Euch erkennen, so seid Ihr verloren.« Parry richtete sich empor, sein ganzes Wesen drückte das Gefühl einer treuherzigen und innigen Bewunderung aus.

»Denken Sie nicht an mich, Sire,« sprach Aramis, während er dem Könige stets durch Winke Schweigen empfahl, »denken Sie nur an sich selber, Sie sehen, Ihre Freunde wachen; ich weiß es noch nicht, was wir tun werden,

allein vier entschlossene Männer vermögen viel. Mittlerweile schließen Sie des Nachts kein Auge, erstaunen Sie über nichts, und seien Sie gefaßt auf alles.« Karl schüttelte den Kopf und sagte:

»Freund, wisset Ihr, daß keine Zeit zu verlieren ist, und daß Ihr Euch eilen müsset, wenn Ihr handeln wollet? Wisset Ihr, daß ich morgen früh um zehn Uhr sterben soll?«

»Sire, bis dahin wird etwas vorfallen, was die Vollziehung des Urteils vorläufig unmöglich macht.« Der König blickte Aramis mit Verwunderung an. In diesem Momente ließ sich unter dem Fenster des Königs ein seltsames Getöse vernehmen, dem ähnlich, welches ein Wagen Holz, der abgeladen wird, verursachen würde.

»Hört Ihr?« sprach der König. Auf dieses Getöse folgte ein Ausruf des Schmerzes.

»Ich höre wohl,« entgegnete Aramis, »doch begreife ich nicht, was das für ein Getöse, und zumal, was das für ein Geschrei ist.«

»Ich weiß zwar nicht, wer diesen Schrei ausstoßen konnte,« sprach der König, »in betreff des Getöses aber will ich Euch Aufschluß geben. Wißt Ihr, daß ich außerhalb dieses Fensters hingerichtet werden soll?« fuhr Karl fort, während er die Hand nach dem dunklen, öden Orte ausstreckte, der nur von Soldaten und Wachen besetzt war.

»Ja, Sire,« versetzte Aramis, »ich weiß das.«

»Dieses Holzwerk also, welches hergebracht wird, sind die Balken und das Zimmerwerk zu einem Schafott. Irgendein Arbeiter wird sich bei dem Abladen beschädigt haben.« Aramis erbebte unwillkürlich.

»Ihr seht wohl,« sprach Karl, »wie es vergeblich ist, noch länger auf Eurem Vorhaben zu bestehen. Ich bin verurteilt, laßt mich meinem Schicksale verfallen sein.«

»Sire,« erwiderte Aramis, der sich nach einer augenblicklichen Störung wieder sammelte, »man mag wohl ein Schafott errichten, doch wird sich

kein Scharfrichter finden lassen.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte der König.

»Ich will sagen, daß zu dieser Stunde der Scharfrichter entführt oder bestochen worden sei; morgen wird das Blutgerüst bereitet sein, doch der Scharfrichter wird fehlen, somit wird man genötigt sein, die Hinrichtung auf übermorgen zu vertagen.«

»Nun, dann?« fragte der König.

»Nun,« entgegnete Aramis, »morgen in der Nacht entführen wir Sie.«

»Wie das?« rief der König, dessen Antlitz sich unwillkürlich durch einen Strahl von Freude erhellte. »Ach, mein Gott!« stammelte Parry mit gefalteten Händen, »seid Ihr und die Eurigen gesegnet.«

»Wie das?« wiederholte der König, »ich muß es wissen, um Euch nötigenfalls beizustehen.«

»Das weiß ich nicht,« erwiderte Aramis, »allein derjenige von uns, der am schlauesten, tapfersten und aufopferndsten ist, sagte mir beim Scheiden: Chevalier! meldet dem König, daß wir ihn morgen abend um zehn Uhr entführen; und da er es gesagt hat, so wird er es auch zustande bringen.«

»Nennt mir den Namen dieses hochherzigen Freundes,« sagte der König, »damit ich ihm eine ewige Dankbarkeit bewahre, ob es ihm nun gelingen werde oder nicht.«

»D'Artagnan, Sire, derselbe, der Sie beinahe schon gerettet hätte, als der Oberst Harrison zu ungelegener Zeit eintrat.«

»Ihr seid in der Tat wunderbare Männer!« rief der König, »und wenn man mir solche Dinge erzählt hätte, würde ich sie nicht geglaubt haben.«

»Nun, Sire,« sprach Aramis, »vergessen Sie keinen Augenblick, daß wir für Sie wachen, belauschen Sie die geringste Bewegung, den leisesten Gesang, die geheimsten Winke derjenigen, die Ihnen nahen werden, belauschen Sie alles und deuten Sie sich alles.«

»O, Chevalier!« rief der König, »was kann ich Euch sagen? Es würde kein Wort, ob es auch aus dem Grunde meines Herzens käme, meine Dankbarkeit ausdrücken. Sollte es Euch gelingen, so werde ich nicht sagen, Ihr rettet Euren König, nein, von dem Schafott aus betrachtet ist das Königtum wahrlich etwas Geringes, allein Ihr erhaltet einer Gemahlin den Gemahl und Kindern ihren Vater. Chevalier, nehmt meine Hand, es ist die eines Freundes, der Euch bis zum letzten Hauche liebt!«

Aramis wollte dem König die Hand küssen, allein dieser ergriff die seinige und preßte sie an sein Herz. In diesem Momente trat ein Mann ein, ohne früher angepocht zu haben; Aramis wollte seine Hund zurückziehen, jedoch der König hielt sie fest. Der Eintretende war einer von jenen Puritanern, halb Priester, halb Soldat, wie sie um Cromwell herum wimmelten.

»Was wollt Ihr?« fragte ihn der König.

»Ich möchte wissen,« entgegnete der Ankömmling, »ob Karl Stuart seine Andacht beschlossen habe.« »Was kümmert Euch das,« erwiderte der König, »wir sind nicht eines Glaubens.«

»Alle Menschen sind Brüder,« versetzte der Puritaner; «einer meiner Brüder wird sterben, und ich will ihn zum Tode ermutigen.«

»Genug!« rief Parry, «der König verlangt nach Eurer Ermutigung nicht.«

»Sire,« flüsterte Aramis, »schont seiner, er ist sicher ein Kundschafter.«

»Nach dem ehrwürdigen Doktor-Bischof,« sprach der König zu ihm, »will ich Euch, mein Herr, mit Vergnügen anhören.« Der Mann mit schielendem Blicke ging fort, nachdem er Juxon mit einer Bedächtigkeit beobachtet hatte, die dem Könige nicht entging.

»Chevalier,« sprach er, als die Türe wieder geschlossen war, »ich denke, Ihr hattet recht, dieser Mann kam in schlimmer Absicht hierher; habt acht, daß Euch beim Fortgehen kein Unglück begegne.«

»Sire!« entgegnete Aramis, »ich danke Eurer Majestät, doch beruhigen Sie sich, ich trage einen Panzer und Dolch unter diesem Gewande.«

»So geht denn, unser Herr und Gott nehme Euch in seinen heiligen Schutz, wie ich zu sagen pflegte, als ich noch König war.«

Aramis entfernte sich: Karl begleitete ihn bis an die Schwelle. Dann schritt Aramis majestätisch durch die mit Wachen und Soldaten angefüllten Vorzimmer, stieg wieder in seinen Wagen, wohin ihm seine zwei Wachen folgten, und ließ sich nach dem bischöflichen Palaste führen, wo sie von ihm weggingen. Juxon erwartete ihn schon voll Angst.

»Nun,« sprach er, als er Aramis kommen sah.

»Nun,« antwortete dieser, »es fiel mir alles nach Wunsch aus; Kundschafter, Wachen und Trabanten hielten mich für Euch, und der König segnet Euch, erwartend, daß Ihr ihn wieder segnet.«

»Gott beschütze Euch, mein Sohn, denn Euer Beispiel hat mir zugleich Hoffnung und Mut eingeflößt.« Aramis zog seine Kleider und seinen Mantel wieder an und ging fort, indem er Juxon bedeutete, er würde seine Zuflucht noch einmal zu ihm nehmen. Er war in der Straße noch kaum zehn Schritte weit gegangen, als er bemerkte, daß ihm ein Mann folge, der in einen weiten Mantel gehüllt war; er legte die Hand an seinen Dolch und blieb stehen. Der Mann ging gerade auf ihn zu – es war Porthos.

»Lieber Freund!« rief Aramis und reichte ihm die Hand.

»Ihr seht, mein Lieber,« entgegnete Porthos, »jeder von uns hatte seine Sendung; die meinige war, über Euch zu wachen, was ich denn auch getan habe. Habt Ihr den König gesehen?«

»Ja, und alles geht gut.«

»Nun, wo sind unsere Freunde?«

»Unsere Verabredung war, daß wir um elf Uhr im Gasthause zusammenkommen.«

»Dann haben wir keine Zeit mehr zu verlieren,« sagte Aramis. Da schlug es wirklich elf Uhr auf der St.-Pauls-Kirche. Da sich aber die zwei Freunde

beeilten, so trafen sie zuerst ein. Nach ihnen kam Athos und sprach, ehe ihn noch seine Freunde zu befragen Zeit hatten:

»Es geht alles gut.«

»Was habt Ihr getan?« fragte Aramis.

»Ich habe eine kleine Feluke gemietet, schmal wie ein Kahn und leicht wie eine Schwalbe. Sie erwartet uns in Greenwich, der Hundeinsel gegenüber; sie ist mit einem Lotsen und vier Matrosen bemannt, welche sich gegen 50 Pfund Sterling drei Nächte hindurch ganz zu unserer Verfügung stellen werden. Sollte ich umkommen, so wisset, der Kapitän heißt Roger und die Feluke ›Blitz‹. Damit werdet Ihr den einen wie die andere finden. Das Erkennungszeichen ist ein Taschentuch, an den vier Ecken mit Knoten versehen.«

Einen Augenblick darauf kam d'Artagnan. »Wendet Eure Taschen,« rief er, »und leert sie bis auf hundert Pfund Sterling; was die meinigen betrifft, so sind sie bereits ausgeleert.« Die Summe war in einer Sekunde beisammen; d'Artagnan ging hinaus, kehrte aber sogleich zurück und sagte: »So, das ist abgetan; o, es war nicht ohne Mühseligkeit.«

»Hat der Scharfrichter London verlassen?« fragte Athos.

»Jawohl, allein das war noch nicht sicher genug, er konnte ja durch das eine Tor hinausgehen und durch das andere wieder zurückkommen.«

»Wo ist er nun?« fragte Athos.

»Im Keller.«

»In welchem Keller?«

»Im Keller unseres Wirtes. Mousqueton sitzt an der Schwelle und hier ist unser Schlüssel.«

»Bravo!« rief Aramis; »wie habt Ihr aber diesen Mann bewogen, zu verschwinden?«

»Wie man hienieden alles durchsetzt, mit Geld; das kostete mich viel, doch hat er sich herbeigelassen.«

»Freund,« sprach Athos, »wieviel hat es Euch gekostet? Ihr seht wohl ein, da wir jetzt nicht mehr ganz arme Musketiere ohne Dach und Fach sind, so müssen die Ausgaben gemeinschaftlich sein.«

»Das hat mich zwölftausend Livres gekostet,« versetzte d'Artagnan.

»Wo habt Ihr sie denn gefunden?« fragte Athos; »besaßet Ihr denn diese Summe?«

»Nun, der berühmte Diamant der Königin,« entgegnete d'Artagnan.

»Nichtig,« sagte Aramis, »ich habe ihn an Eurem Finger erkannt.«

»Somit habt Ihr ihn von Herrn des Effarts zurückerkauft?« fragte Porthos.

»O mein Gott, ja,« erwiderte d'Artagnan, »doch steht es da oben geschrieben, daß ich ihn nicht behalten konnte. Je nun, man muß annehmen, daß die Diamanten ihre Sympathien und ihre Antipathien haben, wie die Menschen, und dieser hier scheint mich zu hassen.«

»Doch,« sprach Athos, »in Hinsicht des Scharfrichters geht es gut; aber zum Unglück hat jeder Scharfrichter seinen Gehilfen, seinen Knecht.«

»Auch dieser hatte den seinigen, allein wir haben Glück.«

»Wieso?«

»In dem Momente, wo ich dachte, ich würde einen zweiten Handel abzuschließen haben, brachte man meinen Schlingel mit einem gebrochenen Bein nach Hause. Er hatte aus einem übertriebenen Eifer die Balken und das Zimmerwerk bis unter das Fenster des Königs geführt, da fiel ein Balken herab und zerschmetterte ihm den Schenkel.«

»Ha!« rief Aramis, »er war es also, der den Schrei ausstieß, den ich im Zimmer des Königs gehört habe?«

»Das ist wahrscheinlich,« versetzte d'Artagnan, »doch wie er ein denkender Mensch ist, so versprach er im Fortgehen, vier erfahrene und kundige Gesellen an seiner Statt zu schicken, um denen zu helfen, welche bereits am Werte sind, und als er zu seinem Herrn zurückkam, so hat er ungeachtet seiner Verwundung sogleich einem seiner Freunde, dem Zimmermeister Tom Lowe, geschrieben, er solle sich nach White-Hall begeben, um sein Versprechen zu erfüllen. Hier ist der Brief, welchen er mit einem eigenen Boten überschickte und den er für zehn Pence überbringen sollte, den ich ihm jedoch für einen Louisdor abgekauft habe.«

»Was Teufel wollt Ihr denn tun mit diesem Briefe?« fragte Athos. »Erratet Ihr das nicht?« sagte d'Artagnan. »Nein, bei meiner Seele!«

»Nun, lieber Athos, Ihr, der Ihr englisch sprecht, wie John Bull selbst, Ihr seid Meister Tom Lowe und wir, wir sind Eure drei Gesellen. Versteht Ihr jetzt?« Athos erhob ein Geschrei des Entzückens und der Bewunderung, stürzte in ein Kabinett, holte Handwerkerkleider hervor, welche die vier Freunde allsogleich anzogen, wonach sie, Athos eine Säge, Porthos ein Brecheisen, Aramis ein Beil, d'Artagnan einen Hammer mit Nägeln nahmen und sich entfernten. Der Brief des Scharfrichtergehilfen bekräftigte dem Zimmermeister, daß sie in der Tat diejenigen seien, welche man erwartete.

Die Handwerker

Gegen Mitternacht vernahm Karl ein starkes Geräusch unter seinem Fenster, das waren die Hammerschläge und Beilhiebe, das Scharren des Brecheisens und das Knarren der Säge. Da er ganz angekleidet auf seinem Bette lag, und eben anfing einzuschlummern, so erweckte ihn dieses Getöse plötzlich, und da dieser Lärm nebst seinem materiellen Widerhalle auch ein moralisches und furchtbares Echo hatte, so bemächtigten sich seiner abermals die schrecklichen Gedanken vom gestrigen Abend. Er befand sich einsam in der Finsternis und Absonderung und hatte nicht die Kraft, die neue Qual zu ertragen, welche nicht in dem Programm seiner Hinrichtung stand, und so schickte er Parry ab, der Schildwache zu sagen, sie möchte die Arbeiter angehen, daß sie weniger stark klopfen und Mitleid mit dem letzten Schlummer desjenigen haben sollten, der vordem ihr König war. Die Schildwache wollte von ihrem Platze nicht weichen, ließ aber Parry hinaus. Nachdem nun Parry um den Palast herumgegangen war, und zu dem Fenster kam, sah er ein großes, noch unvollendetes Schafott, das mit dem Balkon, von dem man das Geländer wegbrach, gleichstand, und worüber man eben einen Behang von schwarzem Zeuge nagelte. Dieses Blutgerüst, das bis zur Fensterhöhe, das ist etwa zwanzig Fuß hoch, aufgerichtet ward, hatte zwei untere Stockwerke. Wie verhaßt auch Parry dieser Anblick war, so suchte er doch unter den acht bis zehn Arbeitern, welche diese traurige Maschine aufführten, diejenigen aus, deren Geräusch dem König am widerlichsten fallen mußte, und so bemerkte er im zweiten Stockwerke zwei Männer, welche mittels eines Brecheisens die letzten Zapfen des eisernen Ballons ausbrachen; der eine von ihnen, ein wahrhafter Koloß, versah den Dienst des antiken Widders, der darin bestand, die Mauern einzustoßen. Bei jedem Stoße seines Instrumentes zerstob der Stein in Stücke. Der andere lag auf den Knien und zog die gesprengten Steine heraus. Die waren es augenscheinlich, welche den Lärm verursachten, über den der König Klage führte. Parry stieg über die Leiter und kam zu ihnen.

»Meine Freunde,« sprach er zu ihnen, »ich bitte Euch, arbeitet doch ein bißchen leiser. Der König schläft und ist des Schlafes bedürftig.« Der Mann mit dem Brecheisen hielt in der Arbeit inne und wandte sich halb um; doch

da er stand, so konnte Parry sein Gesicht in der Finsternis, welche nach der Decke hin schwärzer wurde, nicht wahrnehmen. Der Mann auf den Knien wandte sich gleichfalls um, und da sein Gesicht, welches niedriger war als das seines Kameraden, von der Laterne beschienen wurde, so konnte es Parry unterscheiden. Dieser Mann starrte ihn fest an und legte einen Finger an den Mund. Parry wich betroffen zurück.

»Es ist gut, es ist gut,« sprach der Handwerker vortrefflich englisch; »kehre zu dem Könige zurück und melde, er würde, ob er auch in dieser Nacht schlecht schlafe, doch in der nächsten desto besser schlafen.«

Diese rauhen Worte, welche buchstäblich genommen so grausam klangen, wurden von den Arbeitern an den Seiten und im unteren Stockwerke mit einem gräßlichen Jubelgeschrei aufgenommen. Parry ging fort und glaubte, nur zu träumen. Karl erwartete ihn schon voll Ungeduld. In dem Momente, da er zurückkehrte, streckte die Schildwache vorwitzig ihren Kopf durch die Türe, um zu sehen, was der König tue. Der König hatte sich im Bette auf einen Ellbogen gestützt. Parry sperrte die Türe zu, ging mit freudestrahlendem Antlitz zu dem Könige und sprach mit leiser Stimme zu ihm:

»Sire, wissen Sie, wer die Arbeiter sind, welche so viel Lärm erregen?«

»Nein,« entgegnete Karl, schwermütig den Kopf schüttelnd, »wie kann ich das wissen? Kenne ich denn diese Leute?«

»Sire,« sprach Parry noch leiser und über das Bett seines Gebieters hingeneigt, »Sire, es ist der Graf de la Fere und sein Begleiter.«

»Die mein Schafott errichten?« fragte der König erstaunt.

»Ja, und während sie es errichten, in die Mauer ein Loch brechen.«

»Still,« versetzte der König, voll Schrecken um sich blickend, »hast du sie gesehen?«

»Ich habe mit ihnen gesprochen.« Der König faltete die Hände und schlug die Augen zum Himmel auf; nach einem kurzen, innigen Gebete sprang er

von seinem Bette und ging an das Fenster, wo er die Vorhänge zurückschlug. Die Schildwachen des Balkons befanden sich noch immer daselbst, und jenseits desselben war eine dunkle Fläche, auf welcher Menschen wie Gespenster vorüberwandelten. Karl konnte nichts wahrnehmen, doch fühlte er unter seinen Füßen die Erschütterung der Stöße, die seine Freunde führten, und jeder dieser Stöße widerhallte jetzt in seinem Herzen. Parry hatte sich nicht getäuscht, er hatte Athos erkannt; er war es wirklich, der mit Porthos' Hilfe ein Loch aushöhlte, worin einer der Querbalken angebracht werden sollte.

Dieses Loch setzte sich mit einer Art Windfang in Verbindung, der sich gerade unter dem Fußboden des königlichen Zimmers befand. War man einmal in dieser Höhlung, die einem Entresol sehr ähnlich war, so konnte man mit einem Brecheisen und starken Schultern, wie sie Porthos hatte, eine Decke des Fußbodens heben: der König würde sonach durch die Öffnung schlüpfen, mit seinen Rettern ein Fach des Schafotts erreichen, das ganz mit schwarzem Tuche überhangen war, gleichfalls einen Handwerkeranzug nehmen, der schon für ihn bereit lag, und ohne Aufsehen, ohne Furcht mit den vier Arbeitern hinabsteigen. Würden die Schildwachen Arbeiter sehen, die am Schafott beschäftigt waren, so würden sie dieselben ohne Verdacht vorüberlassen. Wie schon bemerkt, stand die Feluke in Bereitschaft. Dieser Plan war gut angelegt, leicht und einfach wie alle Dinge, die aus einem kühnen Entschlusse hervorgehen. Athos verwundete sich somit seine so schönen weißen und zarten Hände mit dem Herausziehen der Steine, welche Porthos aus den Fugen sprengte, und schon konnte man mit dem Kopfe unter den Verzierungen hindurch, welche die Platte des Balkons schmückten. Noch zwei Stunden, und der ganze Körper konnte hindurch. Das Loch würde vor Anbruch des Tages fertig sein und hinter einem Vorhange, welchen d'Artagnan anbringen würde, verdeckt werden. D'Artagnan gab sich für einen französischen Handwerker aus und schlug die Nägel so regelmäßig ein, als wäre er der geschickteste Tapezierer. Aramis schnitt das Überflüssige vom Zeuge ab, das bis zur Erde herabhing und hinter dem sich das Blutgerüste erhob. Die Morgenstrahlen erschienen an den Giebeln der Häuser; ein großes Feuer von Torf und Holz diente den Arbeitern, jene so kalte Nacht vom 29. zum 30. Januar zuzubringen, und alle Augenblicke unterbrachen sich die Eifrigsten in der Arbeit, um sich wieder zu wärmen. Athos und Porthos allein waren nie von

ihrer Arbeit gewichen, und so war denn auch das Loch bei dem ersten Grauen des Morgens fertig. Athos kroch hindurch mit den Kleidern, welche für den König bestimmt und in schwarzes Zeug gewickelt waren; Porthos reichte ihm sein Brecheisen und d'Artagnan nagelte zum großen, aber sehr nützlichen Luxus ein Stück Zeug im Innern vor, hinter dem das Loch und derjenige, der darin war, verdeckt wurden. Athos brauchte nur noch zwei Stunden zu arbeiten, um sich dem Könige mitteilen zu können, und nach der Berechnung hatten die vier Freunde den ganzen Tag vor sich, weil man, da der Scharfrichter von London fehlte, jenen von Bristol holen mußte. D'Artagnan entfernte sich, um seinen kastanienbraunen Anzug, und Porthos, um sein rotes Wams wieder anzulegen; Aramis aber ging zu Juxon, um mit ihm, wenn es anging, zum Könige zu gelangen. Alle drei verabredeten sich mittags auf dem Platze White-Hall zu sein, um zu sehen, was da vorgehe. Ehe sich Aramis vom Schafott entfernt hatte, näherte er sich der Öffnung, worin Athos versteckt war, um ihm zu melden, er wolle Karl wiederzusehen versuchen. »Lebt also wohl und guten Mut!« rief Athos; »meldet dem König, wie die Sachen stehen, und sagt ihm, er möchte, wenn er allein ist, auf den Fußboden klopfen, damit ich in meiner Arbeit sicherer fortfahren könne. Wenn mir Parry behilflich sein könnte, im voraus die untere Platte des Kamins loszumachen, die zweifelsohne eine Marmorplatte ist, so wäre um so mehr geschehen. Ihr, Aramis, seid darauf bedacht, den König nicht zu verlassen. Redet laut, sehr laut, da man Euch von der Türe aus behorchen wird. Wenn eine Schildwache in das Innere des Zimmers kommt, so stoßt sie nieder ohne alles Bedenken; sind deren zwei, so töte Parry die eine und Ihr die andere; sind deren drei, so laßt Euch töten, doch rettet den König.«

»Seid unbekümmert,« entgegnete Aramis, »ich will zwei Dolche mitnehmen und einen davon Parry geben. Ist das alles?«

»Ja, geht nun; allein empfehlet dem König wohl an, daß er keinen falschen Edelmut übe. Indes Ihr Euch schlaget, wenn es zum Kampfe kommt, so soll er entfliehen; ist einmal die Platte über seinem Kopfe wieder zugelegt, so wird man, ob Ihr nun tot oder lebendig auf dieser Platte seid, wenigstens zehn Minuten brauchen, um das Loch aufzufinden, durch das er entschlüpft ist. Mittlerweile werden wir ferne und der König gerettet sein.«

»Es soll geschehen, wie Ihr sagt, Athos. Gebt mir Eure Hand, denn vielleicht sehen wir uns niemals wieder.« Athos schlang seinen Arm um Aramis' Nacken und küßte ihn. »Das für Euch,« sprach er; »nun, wenn ich sterbe, so meldet d'Artagnan, daß ich ihn wie meinen Sohn liebe, und umarmt ihn an, meiner Statt. Umarmt auch unseren guten, wackeren Porthos. Lebt wohl!«

»Lebt wohl!« wiederholte Aramis. »Nun bin ich ebenso überzeugt, daß der König entkommen wird, wie ich überzeugt bin, daß ich die biederste Hand, die es auf der Welt gibt, halte und drücke.« Aramis verließ Athos, stieg dann gleichfalls von dem Schafott hinab, und indem er die Arie eines Liedes zum Lobe Cromwells pfiff, gelangte er zum Gasthause. Er traf seine zwei Freunde neben einem wohltätigen Feuer am Tische sitzend, wo sie eben eine Flasche Wein tranken und ein kaltes Huhn speisten. Porthos aß, indem er sich gegen jene Parlamentsmitglieder gewaltig ereiferte, d'Artagnan aß schweigend, brütete aber dabei über den verwegensten Plänen.

Aramis berichtete ihnen alles, was abgemacht wurde: d'Artagnan billigte es durch Kopfnicken, Porthos mit der Stimme. Aramis verzehrte schnell einen Bissen, trank ein Glas Wein und wechselte den Anzug. Dann sprach er: »Nun begebe ich mich zu Seiner Ehrwürden. Ihr tragt Sorge, die Waffen instand zu setzen, Porthos, und Ihr, d'Artagnan, bewacht Euren Scharfrichter gut.«

»Seid unbekümmert, Grimaud hat Mousqueton abgelöst und er hat über ihm den Fuß.«

»Gleichviel, verdoppelt Eure Wachsamkeit und bleibt keinen Augenblick lang untätig.«

»Untätig, mein Lieber?« rief Porthos. »Ich lebe nicht, ich bin unablässig auf den Füßen und gleiche einem Tänzer. Bei Gott! wie sehr liebe ich in diesem Augenblicke Frankreich, und wie gut ist es, ein Vaterland zu haben, wenn man sich so schlecht in einem anderen Lande befindet.« Aramis schied von ihnen, wie er von Athos geschieden war, indem er sie nämlich umarmte; sodann ging er zu dem Bischof Juxon, dem er seine Bitte vortrug. Juxon willigte um so leichter ein, Aramis mitzunehmen, als er schon

vorausgesehen hatte, daß er für den gewissen Fall, wo der König das Abendmahl empfangen wollte, und vorzüglich für den wahrscheinlichen Fall, wo der König eine Messe zu hören wünschte, eines Gehilfen bedürfen würde.

Der Bischof stieg in derselben Kleidung, welche Aramis tags zuvor hatte, in den Wagen, und nach ihm stieg Aramis ein, der mehr noch durch seine Blässe und Traurigkeit, als durch seinen Anzug entstellt war. Der Wagen hielt ungefähr um neun Uhr morgens am Tore von White-Hall. Es schien sich da nichts verändert zu haben; die Vorgemächer und Plätze waren voll Wachen, wie tags vorher. Zwei Schildwachen standen an der Türe des Königs, zwei andere schritten auf dem Ballon hin und her, wo auf das Schafott bereits der Block gestellt war. Der König war der Hoffnung voll, und als er Aramis wiedersah, ging diese Hoffnung in Freude über. Er umarmte Juxon und drückte Aramis die Hand. Der Bischof sprach absichtlich laut und vor jedermann mit dem Könige über ihr Gespräch vom gestrigen Abend. Der König erwiderte: »Die Worte dieser Unterredung hätten bereits ihre Früchte getragen und er wünschte sich abermals solch eine Unterredung.« Juxon wandte sich zu den Anwesenden mit der Bitte, sie möchten ihn mit dem König allein lassen. Alle gingen hinaus. Als die Türe wieder geschlossen war, sprach Aramis schnell: »Sire, Sie sind gerettet, der Scharfrichter von London ist verschwunden; sein Gehilfe hat gestern unter den Fenstern Ew. Majestät das Bein gebrochen; jener Schrei, den wir vernahmen war der seinige. Man ist das Verschwinden des Scharfrichters sicher schon gewahr geworden, doch gibt es keinen nähern Scharfrichter als in Bristol, es braucht Zeit, um ihn zu holen, und somit haben wir wenigstens Zeit bis morgen.«

»Allein der Graf de la Fère?« fragte der König. »Er ist zwei Fuß weit von Ihnen, Sire; nehmen Sie die Feuerzange und machen Sie drei Schläge, so werden Sie ihn antworten hören.« Der König nahm mit bebender Hand die Feuerzange und klopfte damit dreimal in gleichen Zwischenräumen. Allsogleich erschallten dumpfe und vorsichtige Stöße unter dem Fußboden und gaben Antwort auf das gegebene Zeichen. »Der mir da antwortet, ist also...?« »Es ist der Graf de la Fère, Sire,« entgegnete Aramis. »Er bereitet den Weg vor, durch den Ew. Majestät wird entschlüpfen können. Parry wird

seinerseits die Marmorplatte emporheben und damit einen Durchgang öffnen.«

»Ich habe aber keine Werkzeuge,« bemerkte Parry. »Nehmt diesen Dolch hier,« versetzte Aramis; »nur gebt acht, daß Ihr ihn nicht allzusehr abstumpft, denn er könnte Euch wohl noch zu etwas anderem dienen, als den Stein hohl zu machen.«

»O Juxon!« sprach Karl zu dem Bischof gewendet, dessen beide Hände er ergriff, »o Juxon! achtet auf die Bitte desjenigen, der Euer König war.«

»Der es noch ist und der es immer sein wird,« erwiderte Juxon und küßte die Hand seines Fürsten. »Betet Euer Leben lang für diesen Edelmann hier, betet für den andern, welchen Ihr unter unseren Füßen hört und betet noch für zwei andere, von denen ich überzeugt bin, daß sie, wo sie auch sein mögen, für meine Rettung Sorge tragen.«

»Sire,« entgegnete Juxon, »Ihr Befehl wird vollzogen werden. Ich werde täglich, so lange ich lebe, für diese ergebenen Freunde Ew. Majestät zu Gott beten.« Athos fuhr noch eine Weile in seiner Arbeit fort, die man stets sich nähern fühlte. Auf einmal aber erschallte in der Galerie ein unvermutetes Getöse. Aramis ergriff die Feuerzange und gab das Zeichen zur Unterbrechung. Dieser Lärm drang näher; es war der von einer gewissen Anzahl gleicher und regelmäßiger Schritte. Die vier Männer verhielten sich unbeweglich und hefteten ihre Augen auf die Türe, welche langsam und auf eine feierliche Weise geöffnet wurde. Die Wachen hatten sich im Vorgemache des Königs zu beiden Seiten aufgestellt. Ein Kommissar des Parlaments, in schwarzem Anzuge und mit ernster Miene, die von böser Vorbedeutung war, trat ein, verneigte sich vor dem Könige, entrollte ein Pergament und las ihm das Urteil vor, wie man es Verurteilten zu tun pflegt, die das Schafott besteigen. »Was hat das zu bedeuten?« fragte Aramis den Bischof. Juxon machte ein Zeichen, womit er sagen wollte, er wisse in jeder Hinsicht ebensowenig wie er. »Gilt es also für heute?« fragte der König mit einer Gemütsbewegung, die nur für Juxon und Aramis bemerkbar war. »Sire,« antwortete der schwarzgekleidete Mann, »hat man Euch denn nicht benachrichtigt, daß es diesen Morgen vollzogen würde?«

»Und,« sprach der König, »ich soll wie ein gemeiner Missetäter durch die Hand des Scharfrichters von London fallen?«

»Sire,« erwiderte der Kommissar des Parlaments, »der Scharfrichter von London ist verschwunden; doch hat sich an seiner Statt ein Mann angeboten. Die Vollziehung des Urteils wird somit nur um die Zeit verzögert werden, die Ihr verlangt, um Eure geistlichen und zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.« Ein leichter Schweiß, der an Karls Haarwurzeln perlte, war die einzige Spur der Gemütsbewegung, die sich auf die Ankündigung dieser Nachricht ergab. Doch Aramis wurde leichenblaß. Sein Herz pochte nicht mehr, er schloß die Augen und stützte seine Hand auf einen Tisch. Als Karl diesen tiefen Schmerz bemerkte, schien er den eigenen zu vergessen. Er trat zu ihm, faßte ihn an der Hand und umarmte ihn, indem er mit einem freundlichen und traurigen Lächeln sagte: »Seid gefaßt, o Freund, Mut!« Doch wandte er sich zu dem Kommissar und sprach: »Mein Herr, ich bin bereit. Ihr seht, ich verlange nur zwei Dinge, welche Euch, wie ich glaube, nicht sehr verspäten werden. Das erste ist, das Abendmahl zu nehmen; das zweite, meine Kinder zu umarmen und ihnen mein letztes Lebewohl zu sagen. Wird mir das verstattet sein?«

»Ja, Sire,« antwortete der Kommissar des Parlaments. Sodann entfernte er sich. Als Aramis wieder zu sich kam, preßte er sich die Nägel in das Fleisch und erhob ein tiefes Stöhnen. »O, gnädiger Herr,« rief er, indem er Juxons Hände erfaßte, »wo ist Gott? ach, wo ist Gott?«

»Mein Sohn,« antwortete ihm der Bischof mit Festigkeit, »Ihr seht ihn nicht, weil ihn die irdischen Leidenschaften verbergen.«

»Mein Sohn,« sprach der König zu Aramis. »sei nicht trostlos. Du fragst, was Gott tut? Gott sieht auf deine treue Hingebung und auf mein Märtyrertum, und glaube mir, beiden wird ihr Lohn zuteil; somit halte dich über das, was geschieht, an die Menschen und nicht an Gott. Die Menschen sind es, welche mich zum Tode führen, die Menschen sind es, welche dir die Tränen erpressen.«

»Ja, Sire,« antwortete Aramis, «ja, Sie haben recht, ich muß die Schuld den Menschen zuschreiben und mich deshalb an sie halten.«

»Seht Euch, Juxon,« sprach der König, indem er niederkniete, »Ihr müßt mich noch anhören und ich muß doch beichten. Bleibt, o Herr,« sagte er zu Aramis, der sich zurückziehen wollte; »bleib, Parry; ich habe nichts zu sagen, was ich nicht in Gegenwart aller Welt sagen könnte, ich beklage nur, daß mich nicht alle hören können wie Ihr.« Juxon setzte sich, der König kniete vor ihm wie der demutvollste Gläubige, und fing an sein Bekenntnis abzulegen.

Remember

Als der König sein Beichtbekenntnis abgelegt und das Abendmahl empfangen hatte, verlangte er seine Kinder zu sehen. Es schlug zehn Uhr; somit war es keine große Verspätung, wie er es gesagt hatte. Inzwischen war das Volk schon bereit; es wußte, daß um zehn Uhr die Hinrichtung festgesetzt sei, und drängte sich in die an den Palast anstoßenden Straßen, und der König begann, dieses ferne Getöse zu unterscheiden, welches die Volksmenge und das Meer verursachen, wenn die eine durch ihre Leidenschaften, das andere durch Stürme in Bewegung gesetzt wird. Die Kinder des Königs kamen an; fürs erste die Prinzessin Charlotte, sodann der Herzog von Glocester; jene ein kleines, schönes, blondes Mädchen mit Tränen in den Augen; dieser ein junger Knabe von acht bis neun Jahren, dessen trockenes Auge und verächtlich aufgeworfene Lippe den ankeimenden Stolz verrieten. Der Knabe hatte die ganze Nacht hindurch geweint, vor all diesen Menschen aber weinte er nicht mehr. Karl fühlte bei dem Anblick dieser zwei Kinder, die er schon zwei Jahre lang nicht gesehen, und jetzt nur im Augenblicke des Sterbens wiedersah, sein Herz weich werden. Eine Träne trat ihm ins Auge, er wandte sich ab, um sie zu trocknen, da er stark vor denen sein wollte, welchen er ein so drückendes Erbteil des Schmerzes und des Unglückes hinterließ.

Er sprach zuvörderst mit dem jungen Mädchen, zog es an sich, und empfahl ihm Frömmigkeit, Ergebenheit und kindliche Liebe; sodann nahm er den jungen Herzog von Glocester, und setzte ihn auf seinen Schoß, damit er ihn zugleich an sein Herz drücken und im Gesichte liebkosen konnte. »Mein Sohn,« sprach er zu ihm, »du hast in den Straßen und Vorzimmern viele Menschen gesehen, als du hierherkamst, diese Menschen stehen im Begriff,

deinem Vater den Kopf abzuschlagen, das vergiß du nie. Sie werden dich vielleicht eines Tages, wenn sie dich bei sich sehen und in ihrer Gewalt haben, mit Ausschließung des Prinzen von Wallis oder des Herzogs von York, deiner älteren Brüder, wovon der eine in Frankreich, der andere ich weiß nicht wo ist, zum Könige erheben wollen; allein du bist nicht der König, mein Sohn, und kannst es nur nach ihrem Tode werden. Schwöre mir also, dir die Krone nicht früher auf das Haupt setzen zu lassen, als bis du rechtmäßige Ansprüche darauf hast; denn, höre mich wohl, mein Sohn, wenn du das tätest, so würden sie dir eines Tages Kopf und Krone mitsammen abschlagen, und an diesem Tage könntest du nicht so ruhig und ohne Gewissensbisse sterben, wie ich sterbe. Schwöre, mein Sohn.« Der Knabe legte seine kleine Hand in die Rechte seines Vaters und sprach: »Sire, ich schwöre Ew. Majestät – – « Karl unterbrach ihn und sagte: »Heinrich, nenne mich deinen Vater.«

»Mein Vater,« begann der Knabe wieder, »ich schwöre Euch, daß sie mich eher töten, als zum König machen sollen.«

»Gut, mein Sohn,« versetzte Karl. »Jetzt umarme mich, und auch du, Charlotte, und vergeht meiner nicht.«

»O, nein, nie, nie!« riefen die zwei Kinder und schlangen ihre Arme um den Hals des Königs. »Lebt wohl,« sprach Karl, »lebt wohl, meine Kinder! Führet sie fort, Juxon, ihre Tränen würden mir den Mut zum Sterben benehmen.« Juxon nahm die armen Kinder von den Armen ihres Vaters, und übergab sie denen wieder, welche sie hergebracht hatten. Hinter ihnen öffneten sich die Türen, wo jedermann eintreten konnte. Als sich der König mitten unter Wachen und Neugierigen, die in das Zimmer drangen, allein sah, erinnerte er sich, daß der Graf de la Fère nahe bei ihm unter dem Fußboden des Zimmers sei, und, indem er ihn nicht sehen konnte, vielleicht immer noch hoffte. Er bebte, das leiseste Geräusch möchte Athos ein Signal scheinen, und so könnte er sich dadurch, daß er seine Arbeit fortsetzte, selber verraten. Er verhielt sich also mit Anstrengung ganz unbeweglich, und forderte durch sein Beispiel alle Anwesenden zur Ruhe auf. Der König täuschte sich nicht, Athos befand sich wirklich unter seinen Füßen, er horchte und verzweifelte, das Signal zu vernehmen; bisweilen begann er in seiner Ungeduld aufs neue Steine auszubrechen, doch in der Furcht, gehört

zu werden, unterließ er es bald wieder. Diese schauervolle Untätigkeit währte zwei Stunden lang. Im königlichen Zimmer herrschte Todesstille. Jetzt entschloß sich Athos, nach der Ursache dieser düstern, lautlosen Ruhe zu forschen, die nur das endlose Geräusch der Menge störte. Er lüftete den Vorhang, der die Öffnung der Kluft verhüllte, und stieg auf das erste Stockwerk des Schafotts hinab, über seinem Scheitel, kaum vier Zoll entfernt, war der Fußboden, der mit dem Balkon in gleicher Höhe stand und das Schafott bildete. Dieses Geräusch, welches er bis jetzt nur dumpf gehört hatte, und das jetzt laut und bedrohlich bis zu ihm drang, ließ ihn voll Schrecken aufspringen. Er schritt bis an den Rand des Schafotts, schlug das schwarze Tuch in der Höhe seiner Augen zurück und sah Reiter um das entsetzliche Blutgerüst aufgestellt, jenseits der Reiter eine Abteilung Hellebardiere, hinter diesen Musketiere und hinter den Musketieren die ersten Reihen des Volkes, welches gleich dem ungestümen Meere brauste und brüllte. »Was ist denn vorgegangen?« fragte sich Athos, noch mehr zitternd als das Tuch, dessen Falten er zerkrümmte. »Das Volk drängt heran, die Soldaten stehen unter den Waffen, und unter den Zuschauern, die alle ihre Augen auf das Fenster heften, bemerke ich d'Artagnan. Was erwartet er? Wohin blickt er? Großer Gott, haben sie etwa den Scharfrichter entwischen lassen?«

Auf einmal wirbelten die Trommeln dumpf und traurig auf dem Platze; ein Geräusch von schweren, anhaltenden Tritten ertönte über seinem Scheitel. Es kam ihm vor, als zöge etwas gleich einer endlosen Prozession über die Fußböden von White-Hall; bald danach hörte er den Fußboden des Schafotts selber knarren. Er warf einen letzten Blick nach dem Platze hin, und die Haltung der Zuschauer sagte ihm das, was ihn eine letzte Hoffnung zu erraten abhielt, die noch in seines Herzens Grunde geblieben war. Das Gemurmel auf dem Platze war gänzlich verstummt. Die Augen aller waren nach dem Fenster von White-Hall gerichtet; die offenen Lippen und der zurückgehaltene Odem zeigten die Erwartung irgendeines schauderhaften Schauspiels an. Jenes Geräusch von Tritten, das Athos von der Stelle aus, die er vordem unter dem Zimmerboden des Königs eingenommen hatte, über seinem Scheitel gehört, erneuerte sich auf dem Schafott, das sich unter der Last dergestalt bog, daß die Bretter beinahe den Kopf des unglücklichen Edelmanns berührten. Es waren da augenfällig zwei Reihen von Soldaten, die ihren Platz einnahmen. In demselben Momente sprach eine edle

Stimme, die dem Edelmann wohlbekannt war, über seinem Haupte die folgenden Worte: »Herr Oberst, ich wünsche zu dem Volke zu sprechen.« Athos schauderte vom Kopfe bis zu den Füßen, es war in der Tat der König, der zu dem Volke sprach. Nachdem Karl einige Tropfen Wein getrunken und Brot genossen hatte, und müde war, den Tod zu erwarten, hatte er sich auf einmal wirklich entschlossen, demselben entgegenzugehen, und das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Man hatte nun die zwei Flügel des auf den Platz gehenden Fensters geöffnet, und aus dem Hintergrunde des großen Zimmers hatte das Volk fürs erste einen maskierten Mann herankommen sehen, welchen es an dem Beile, das er in der Hand trug, für den Scharfrichter erkannte. Dieser Mann trat zu dem Blocke hin und legte sein Beil auf denselben. Das war das erste Geräusch, welches Athos gehört hatte. Hinter diesem Manne kam sodann zweifelsohne blaß, aber ruhig und festen Schrittes Karl Stuart zwischen zwei Priestern, gefolgt von höheren Offizieren, welche die Hinrichtung zu leiten hatten, und von zwei Reihen Hellebardieren begleitet, die sich an beiden Seiten des Schafotts aufstellten.

Der Anblick des maskierten Mannes verursachte ein Gemurmel, das lang anhielt. Jeder brannte, zu wissen, wer dieser unbekannte Scharfrichter sei, der sich so zu rechter Zeit gemeldet hatte, damit das dem Volke versprochene entsetzliche Schauspiel stattfinden könnte, während das Volk der Meinung war, dieses Schauspiel wäre für den nächsten Tag verschoben. Darum verschlang ihn auch jedermann mit den Augen; doch alles, was man sehen konnte, war, daß er ein Mann von mittlerer Größe und schwarz gekleidet wäre, der bereits ein gewisses Alter zu haben schien, denn es hing ein grauer Bart unter der Maske herab, die ihm das Antlitz bedeckte. Jedoch bei dem Anblick des so ruhigen, so edlen und würdigen Königs war die Stille sogleich wieder eingetreten, so daß jeder den Wunsch hören konnte, den er geäußert, zu dem Volke zu sprechen. Zweifelsohne hatte derjenige, an welchen er diesen Wunsch gerichtet, mit einem bejahenden Zeichen geantwortet, denn der König fing an mit so fester und klangvoller Stimme zu sprechen, daß es Athos bis auf den Grund des Herzens widerhallte. Er erklärte dem Volke seine Handlungsweise und gab ihm Ratschläge für die Wohlfahrt Englands. »O,« sprach Athos bei sich, »ist es denn möglich, daß ich höre, und daß ich sehe, was ich da sehe? Ist es möglich, daß Gott seinen Stellvertreter hienieden derart aufgegeben hat, daß er ihn auf so bejammernswerte Weise sterben lasse? – Und ich, der ich ihn nicht gesehen,

der ich ihm kein Lebewohl gesagt habe ...!« Da ließ sich ein Geräusch vernehmen, welches dem ähnlich war, welches das auf dem Block bewegte Todeswerkzeug hatte machen können. Der König hielt inne, dann sprach er wieder: »Rühret das Beil nicht an.« Hierauf fuhr er in der Rede da fort, wo er innegehalten hatte.

Als die Rede zu Ende war, entstand eine schauerliche Stille über dem Haupte des Grafen. Er hielt die Hand an seine Stirn, und zwischen seiner Hand und der Stirn peilten Schweißtropfen nieder, wiewohl die Luft eiskalt war. Tiefes Schweigen zeigte die letzten Vorbereitungen an. Nach beendigter Rede warf der König einen mitleidsvollen Blick auf die Menge, nahm den Orden ab, welchen er trug, denselben diamantenen Stern, welchen ihm die Königin geschenkt hatte, und übergab ihn dem Priester, welcher Juxon begleitete. Hierauf zog er aus seinem Busen ein diamantenes Kreuz, welches gleichfalls, wie der Stern, von der Königin Henriette gekommen war. Er wandte sich zu dem Priester, welcher Juxon begleitete, und sprach zu ihm: »Mein Herr, ich werde dieses Kreuz bis zu meinem letzten Atemzuge in der Hand behalten und dann, wenn ich tot bin, nehmt es mit.«

»Ja, Sire,« entgegnete eine Stimme, welche Athos für die von Aramis erkannte. Karl, der bis jetzt mit bedecktem Haupte geblieben war, nahm nun seinen Hut ab und legte ihn neben sich, sodann öffnete er die Knöpfe seines Wamses, zog es aus und warf es neben den Hut. Da es kalt war, so verlangte er seinen Schlafrock, der ihm auch gebracht wurde. Alle diese Vorkehrungen fanden mit einer schauerlichen Ruhe statt. Man hätte sagen können, der König wolle sich in sein Bett und nicht in seinen Sarg legen. Endlich erhob er seine Haare mit der Hand und sprach zum Scharfrichter: »Sind sie Euch im Wege, Herr? Wenn das ist, so kann man sie mit einer Schnur aufbinden.« Karl begleitete diese Worte mit einem Blicke, der unter die Larve des Unbekannten dringen zu wollen schien. Dieser so edle, ruhige und sichere Blick bewog diesen Mann, den Kopf wegzuwenden; doch hinter dem forschenden Blicke des Königs traf er Aramis' stechenden Blick. Als der König sah, daß er nicht antworte, wiederholte er die Frage. »Es ist hinreichend,« versetze der Mann mit dumpfer Stimme, »daß Ihr sie zu beiden Seiten des Halses zurückschlaget.« Der König teilte die Haare mit

beiden Händen, betrachtete den Block und sagte: »Dieser Block ist sehr niedrig; ist kein höherer vorhanden?«

»Es ist der gewöhnliche Block,« erwiderte der maskierte Mann. »Glaubt Ihr, mir den Kopf mit einem einzigen Streiche abzuhauen?« fragte der König. »Ich hoffe das,« entgegnete der Scharfrichter. In den Worten: »Ich hoffe das!« lag eine so seltsame Betonung, daß jedermann schauderte, der König ausgenommen. »Gut,« sprach der König, »und nun höre mich, Scharfrichter.« Der vermummte Mann trat einen Schritt näher zum König und stützte sich auf sein Beil. »Ich will nicht, daß du mich überraschest,« sprach Karl, »ich werde niederknien, um zu beten, aber dann schlage noch nicht.«

»Wann soll ich denn schlagen?« fragte der maskierte Mann. »Wenn ich den Hals auf den Bock lege, die Arme ausstrecke und sage: Remember!, so schlage kühn zu.« Der vermummte Mann verneigte sich leicht.

»Nun ist der Augenblick gekommen, aus dieser Welt zu scheiden,« sprach der König zu denen, welche ihn umgaben. »Meine Herren, ich verlasse Euch inmitten des Sturmes und gehe Euch voran in jenes Heimatland, daß nichts von Stürmen weiß. Lebet wohl!« Er blickte Aramis an, machte ihm ein eigentümliches Zeichen mit dem Kopfe und fuhr dann fort: »Jetzt entfernt Euch, ich bitte, und lasset mich im stillen mein Gebet verrichten. Zieh auch du dich zurück,« sprach er zu dem maskierten Manne, »es ist nur für einen Augenblick, und ich weiß, daß ich dir angehöre; doch erinnere dich, daß du nur auf mein Signal schlagest.« Karl kniete nunmehr nieder, machte das Zeichen des Kreuzes, näherte seinen Mund dem Boden, als wollte er das Schafott küssen, stützte sich dann mit der einen Hand auf den Fußboden, mit der andern auf den Block und sagte französisch: »Graf de la Fère, seid Ihr da und kann ich reden?« Diese Worte trafen Athos mitten ins Herz und durchbohrten es wie kaltes Eisen. »Ja, Majestät,« sprach er zitternd. »Getreuer Freund, edles Herz,« sagte der König, »ich konnte durch dich nicht gerettet werden und sollte es nicht sein, ob ich nun auch eine Sünde begehe, so sage ich dir doch: ja, ich habe zu den Menschen geredet, ich habe zu Gott geredet und spreche mit dir zuletzt. Um eine Sache zu behaupten, die ich für geheiligt hielt, verlor ich den Thron meiner Väter und entzog meinen Kindern das Erbe. Eine Million in Gold bleibt mir, die ich in

den Kellern von Newcastle in dem Momente vergrub, wo ich diese Stadt verließ. Du allein weißt von dem Vorhandensein dieses Geldes; mach' davon Gebrauch, wenn du glaubst, daß es für die Wohlfahrt meines ältesten Sohnes Zeit sein wird; und jetzt, Graf de la Fère, nehmt von mir Abschied.«

»Gott befohlen, heilige, dem Märtyrertum geweihte Majestät,« stammelte Athos, von Entsetzen erstarrt.

Es trat nun ein kurzes Stillschweigen ein, während dessen es Athos schien, als richte sich der König empor und nehme eine andere Haltung an. Sonach rief der König mit starker, klangvoller Stimme, daß man ihn nicht bloß auf dem Schafott, sondern auch auf dem Platze vernahm: »Remember!« Er hatte dieses Wort kaum ausgesprochen, als ein furchtbarer Schlag den Fußboden des Schafotts erschütterte; Staub wirbelte vom Tuche empor und blendete den unglücklichen Edelmann. Dann erhob er auf einmal, gleichsam maschinenartig, die Augen und den Kopf und ein warmer Tropfen fiel ihm auf die Stirne. Athos wich mit schaudervollem Entsetzen zurück, und in diesem Momente verwandelte sich der Tropfen in eine dunkle Kaskade, die auf dem Boden zurückprallte. Athos war von selbst auf die Knie gesunken und blieb da einige Augenblicke wie von Wahnsinn und Ohnmacht übermannt. Bald nachher bemerkte er an dem abnehmenden Getöse, daß sich die Menge entferne; er blieb noch ein Weilchen bewegungslos, stumm und niedergeschlagen. Hierauf wandte er sich um und tauchte den Zipfel seines Sacktuches in das Blut des Märtyrerkönigs, und als sich die Volksmenge mehr und mehr verlor, stieg er hinab, teilte das Tuch, schlüpfte zwischen zwei Pferden hindurch, mengte sich unter das Volk, dessen Anzug er hatte, und kam zuerst im Gasthause an. Da ging er in sein Zimmer, betrachtete sich in einem Spiegel, sah seine Stirne mit einem breiten Blutmal bezeichnet, bewegte die Hand danach, zog sie, voll vom Blute des Königs, zurück und wurde ohnmächtig.

Der maskierte Mann

Wiewohl es erst vier Uhr abends war, so war es doch schon finster und der Schnee fiel dicht und eisig. Aramis kam gleichfalls nach Hause und traf Athos, wenn auch nicht ohnmächtig, doch wenigstens vernichtet. Der Graf

erwachte bei den eisten Worten seines Freundes aus der Art Erstarrung, in die er versunken war.

»Nun denn,« sprach Aramis, »durch das Verhängnis überwunden.«

»Überwunden,« rief Athos. »Edler, unglücklicher König!«

»Seid Ihr denn verwundet?« fragte Aramis.

»Nein, dieses Blut ist das seinige.« Der Graf wischte sich die Stirne ab.

»Wo seid Ihr denn gewesen?«

»Wo Ihr mich verlassen habt, unter dem Schafott.« »Und habt Ihr alles gesehen?«

»Nein, doch alles gehört; Gott bewahre mich vor jeder Stunde, wie diese war. Sind nicht meine Haare weiß geworden?«

»So wißt Ihr auch, daß ich ihn nicht verlassen habe.«

»Ich hörte Eure Stimme bis zum letzten Augenblicke.«

»Hier ist der Stern, den er mir gegeben,« sagte Aramis, »und hier ist das Kreuz, welches ich aus seiner Hand empfangen; er wünschte, daß sie der Königin zugestellt werden möchten.«

»Und hier ist ein Tuch, um sie einzuwickeln,« versetzte Athos. Er nahm das Tuch aus der Tasche, welches er in das Blut des Königs getaucht hatte.

»Was hat nun mit dem armen Leichnam zu geschehen?« fragte Athos.

»Es werden ihm auf Cromwells Befehl die königlichen Ehren erwiesen werden. Wir legten die Leiche in einen bleiernen Sarg, die Ärzte beschäftigen sich damit, diese unglücklichen Überreste einzubalsamieren, und wenn das geschehen ist, wird man den König auf einem Schaugerüste aussetzen.«

»Hohn!« murmelte Athos düster.

»Königliche Ehrenbezeigungen demjenigen, welchen sie umgebracht haben!«

»Das ist ein Beweis,« versetzte Aramis, »daß der König, aber nicht das Königtum stirbt.«

»O,« entgegnete Athos, »das war leider vielleicht der letzte ritterliche König, den die Welt besessen hat.«

»Nun, Graf, verzweifelt nur nicht,« sprach eine kräftige Stimme auf der Treppe, auf welcher Porthos' schwere Tritte knarrten, »wir sind alle sterblich, meine Freunde!«

»Ihr kommt spät, lieber Porthos,« sagte der Graf de la Fere. »Was ist's aber mit d'Artagnan?« fragte Aramis; »habt Ihr ihn nicht gesehen, und ist ihm vielleicht etwas zugestoßen?«

»Wir wurden durch das Gedränge getrennt,« versetzte Porthos, »und wie viele Mühe ich mir auch gab, so konnte ich ihn doch nicht wiedersehen.« »O,« rief Athos voll Bitterkeit, »ich habe ihn gesehen, er stand in der vordersten Reihe des Volkes und hatte einen trefflichen Platz, um nichts zu verlieren, und da das Schauspiel doch sehenswürdig war, so wollte er es gewiß bis zum Schlusse sehen.«

»O, Graf de la Fere,« sprach eine ruhige, wiewohl durch die Eilfertigkeit atemlos gewordene Stimme, »seid Ihr es wirklich, der die Abwesenden verleumdet?« Dieser Vorwurf erschütterte Athos' Herz; da aber der Eindruck, welchen d'Artagnan in den vorderen Reihen des blöden grausamen Volkes auf ihn hervorgebracht hatte, ein tiefer war, so entgegnete er nur:

»Mein Freund, ich verleumde nicht. Man war hier um Euch bekümmert, und ich sagte, wo Ihr gewesen seid, Ihr habt den König Karl nicht gekannt, er war für Euch nur ein Ausländer, und Ihr waret nicht gehalten, ihn zu lieben.« Er reichte seinem Freunde unter diesen Worten die Hand, doch d'Artagnan tat, als bemerkte er Athos' Bewegung nicht, und hielt seine Hand unter dem Mantel. Athos ließ die seinige langsam niedersinken.

»O, ich bin müde,« seufzte d'Artagnan und setzte sich.

»Trinkt ein Glas Porter,« sprach Aramis, indem er vom Tische eine Bouteille nahm und ein Glas füllte, »trinkt, das wird Euch wieder stärken.« –

»Ja, laßt uns trinken,« erwiderte Athos, der, empfindlich ob der Unzufriedenheit des Gascogners, Glas an Glas mit ihm anstoßen wollte.

»Laßt uns trinken und dieses leidige Land verlassen. Ihr wisset, die Feluke erwartet uns! segeln wir noch diesen Abend ab; da wir hier nichts mehr zu tun haben.«

»Ihr habt es sehr eilig, Herr Graf,« sagte d'Artagnan.

»Dieser blutige Boden glüht unter meinen Füßen,« versetzte Athos.

»Der Schnee tut bei mir diese Wirkung nicht,« sprach der Gascogner gelassen.

»Doch, was haben wir denn da noch zu tun,« fragte Athos, »da der König tot ist?«

»Herr Graf,« erwiderte d'Artagnan nachlässig, »nun, seht Ihr denn nicht, daß Ihr in England noch etwas zu tun übrig habt?«

»Nichts, nichts,« sagte Athos, »als an höherer Güte zu zweifeln, und meine eigenen Kräfte zu verachten.«

»Nun denn,« sprach d'Artagnan, »ich, der Armselige, ich, der blutdürstige Maulaffe, der ich mich dreißig Schritt vor das Schafott hingestellt habe, um das Haupt dieses Königs, den ich nicht kenne, besser fallen zu sehen, und der mir auch gleichgültig war, ich bin einer anderen Meinung als der Herr Graf... ich bleibe.« Athos erblaßte ungemein; jeder Vorwurf seines Freundes widerhallte im Grunde seines Herzens.

»Ha, Ihr bleibt in London?« sprach Porthos zu d'Artagnan.

»Ja,« entgegnete dieser... »und Ihr?«

»Ei,« rief Porthos, vor Athos und Aramis ein bißchen verlegen, »ei, wenn Ihr bleibt, so will ich nur mit Euch gehen, da ich mit Euch gekommen bin; ich lasse Euch nicht gern allein in diesem abscheulichen Lande.«

»Dank, mein vortrefflicher Freund! Somit habe ich Euch einen kleinen Vorschlag zu tun, um gemeinsam ein Unternehmen auszuführen, wenn der Herr Graf abgereist sein wird, und wozu mir der Gedanke gekommen ist. während ich jenem Schauspiele, das Ihr kennt, zugesehen habe.«

»Welches?« fragte Porthos.

»Ich will erfahren, wer denn jener maskierte Mann ist, der sich so gefällig angeboten hatte, dem Könige den Hals abzuschneiden.«

»Ein maskierter Mann?« rief Athos.

»Ihr ließet also den Scharfrichter nicht entwischen?«

»Der Scharfrichter befindet sich noch immer im Keller,« erwiderte d'Artagnan, »wo er, wie ich glaube, einige Worte mit den Flaschen unseres Wirtes spricht. Allein Ihr erinnert mich daran.« Er ging zu der Tür und rief: »Mousqueton!«

»Gnädiger Herr,« antwortete eine Stimme, welche aus den Tiefen der Erde zu hallen schien.

»Laßt den Gefangenen frei,« sprach d'Artagnan, »es ist alles vorüber.«

»Jedoch,« sagte Athos, »wer ist denn der Ruchlose, der die Hand an seinen König gelegt hat?«

»Ein Scharfrichter aus Liebhaberei, der übrigens geschickt das Beil führt, denn wie er hoffte,« sagte Aramis, »brauchte er nur einen Streich.«

»Habt Ihr sein Antlitz nicht gesehen?« fragte Athos.

»Er trug eine Maske,« antwortete d'Artagnan.

»Doch Ihr, Aramis, die Ihr neben ihm standet?«

»Ich sah nur einen grauen Bart, der unter der Larve hervortrat.«

»Er ist somit ein Mann von einem gewissen Alter?« fragte Athos.

»O, sprach d'Artagnan, »das hat nichts zu bedeuten. Nimmt man eine Larve vor, so kann man auch einen Bart anbringen.«

»Es tut mir leid,« bemerkte Porthos, »daß ich ihm nicht nachging.«

»Nun denn, lieber Porthos,« versetzte d'Artagnan, »eben dieser Gedanke war mir aufgestiegen.« Athos erriet alles und stand auf, indem er sagte:

»Vergib mir, d'Artagnan, ich habe an Gott gezweifelt und konnte wohl auch an dir zweifeln Vergib mir, o Freund!«

»Wir wollen das nachher sehen,« erwiderte d'Artagnan mit einem halben Lächeln.

»Nun?« fragte Aramis.

»Nun denn,« antwortete d'Artagnan, »während ich den vermummten Scharfrichter ansah, ist mir, wie gesagt, der Gedanke gekommen, zu erfahren, wer er denn sei. Da wir aber daran gewöhnt sind, uns einer durch den andern zu ergänzen und zu Hilfe zu rufen, wie man seine zweite Hand der ersten zu Hilfe ruft, so blickte ich unwillkürlich umher, um zu sehen, ob Porthos nicht da sei, denn ich habe Euch neben dem König erkannt, Aramis, und von Euch, Graf, gewußt, daß Ihr unter dem Schafott sein müßt. Darum vergebe ich Euch auch,« fügte er hinzu, Athos die Hand reichend, »denn Ihr müßt dort sehr viel ausgestanden haben. Ich blickte also um mich her, und bemerkte da zu meiner Rechten einen Kopf, der gespalten gewesen, und so gut es anging, mit schwarzem Taffet zusammengeflickt war. Bei Gott, dachte ich, das ist so eine Naht nach meiner Art, und ich glaube, diesen Schädel irgendwo zusammengeflickt zu haben. Es war wirklich jener unglückliche Schotte, Parrys Bruder, an dem sich, wie Ihr wißt, Herr Groslom erlustigt hat, seine Kräfte zu versuchen, und der nur noch einen halben Kopf hatte, als wir ihn antrafen; er gab einem andern Manne zu meiner Linken Zeichen; ich wandte mich, und erkannte den ehrlichen

Grimaud, der gleich mir ganz beschäftigt war, den maskierten Scharfrichter mit den Augen zu verschlingen.

»O!« rief ich ihm zu; und da diese Silbe die Abkürzung ist, deren sich der Herr Graf an den Tagen bedient, wo er mit ihm spricht, so verstand Grimaud, daß er es sei, den man rufe, und wandte sich, wie von einer Feder bewegt; er erkannte mich gleichfalls. Da streckte er den Finger nach dem verwundeten Mann aus und sagte: »He!« womit er sagen wollte: »Haben Sie gesehen?«

»Bei Gott!« erwiderte ich. Wir hatten uns vollkommen verstanden. Ich wandte mich wieder zu unserm Schotten; dieser tat gleichfalls sprechende Blicke. Kurz, alles das, wie Ihr wißt, auf sehr traurige Weise geendet. Das Volk verlor sich, der Abend brach herein; ich zog mich mit Grimaud und mit dem Schotten, dem ich gewinkt hatte, zu bleiben, in eine Ecke des Platzes zurück, und betrachtete von dort aus den Scharfrichter, der in das königliche Zimmer zurückkehrte und die Kleider wechselte, da die seinigen sicher mit Blut bespritzt waren. Sodann setzte er seinen schwarzen Hut auf den Kopf, hüllte sich in den Mantel und verschwand. Ich erriet, er würde den Palast verlassen, und eilte, mich dem Tore gegenüber aufzustellen. Fünf Minuten danach sahen wir ihn wirklich die Treppe herabkommen.«

»Ihr seid ihm nachgegangen?« rief Athos.

»Beim Himmel!« rief d'Artagnan, »doch geschah es nicht ohne Mühe. Er wandte sich jeden Augenblick um, dann waren wir genötigt, uns zu verstecken oder gleichgültige Mienen zu machen. Ich hätte ihn wohl packen und töten können, allein ich bin nicht selbstsüchtig; ich sparte Euch diesen Leckerbissen auf, Aramis und Athos, um Euch ein bißchen zu trösten. Nachdem wir eine halbe Stunde lang durch die krummsten Straßen der City gegangen waren, kamen wir endlich zu einem kleinen, einsamen Hause, worin kein Geräusch und kein Licht die Anwesenheit eines Menschen kundgab.« Grimaud holte aus seinen weiten Hosen eine Pistole hervor. »He?« rief er, indem er sie mir zeigte.

»Nein,« sprach ich und hielt ihm den Arm zurück. Wie gesagt, hatte ich meine Absichten. Der vermummte Mann hielt vor einer niedrigen Hütte an, und nahm aus seiner Tasche einen Schlüssel hervor, doch ehe er ihn in das

Schlüsselloch steckte, wandte er sich, um zu sehen, ob ihm niemand folge. Ich drängte mich hinter einen Baum und Grimaud hinter einen Eckstein. Der Schotte, der sich hinter keinem Gegenstande verstecken konnte, warf sich mit dem Bauche flach auf den Boden. Zweifelsohne wähnte der Mann, den wir verfolgten, er sei in der Tat allein, denn ich hörte den Schlüssel knarren, die Türe ging auf und er verschwand.«

»Der Ruchlose!« rief Aramis. »Indes Ihr nach Hause ginget, wird er entflohen sein, und wir können ihn nicht wieder treffen.«

»Geht doch, Aramis,« sprach d'Artagnan, »Ihr haltet mich für einen andern.«

»Jedoch in Eurer Abwesenheit ...« bemerkte Athos.

»Nun,« hatte ich denn nicht Grimaud und den Schotten, daß sie während meiner Abwesenheit meine Stelle vertraten? Ehe er noch im Hause zehn Schritte weit getan hatte, war ich schon rings um das Haus herumgegangen. An jene Türe, durch welche er eingetreten war, stellte ich meinen Schotten, und gab ihm zu verstehen, falls der Mann mit der schwarzen Maske zurückkehrte, so müßte er ihm nachfolgen, wohin er immer ginge, indes Grimaud ihm selbst folgen und zurückkehren würde, um uns dort, wo wir waren, zu erwarten: Hierauf stellte ich Grimaud an den zweiten Ausgang und empfahl ihm dasselbe; und nun bin ich hier. So ist das Wild umstellt, und wer mag nun das Halali sehen?« Athos stürzte sich in die Arme d'Artagnans, der sich die Stirn abtrocknete, und sprach zu ihm: »Freund, Ihr waret wirklich zu gut, daß Ihr mir verziehen; ich hatte unrecht, hundertmal unrecht, da ich Euch kennen sollte; allein es liegt in unserm Innern etwas Böses, das beständig zweifelt.«

»Hm,« bemerkte Porthos, »war der Scharfrichter nicht vielleicht gar Herr Cromwell, der das Werk selbst vollzog, um nur sicher zu sein, daß es gut vollzogen würde?«

»Ha doch. Her Cromwell ist groß und untersetzt, und jener war mager, schlank und mehr groß als klein.«

»So war es irgendein verurteilter Soldat, dem man für diesen Preis seine Begnadigung angetragen hat, wie man es für den unglücklichen Chalais getan hat,« versetzte Athos.

»Nein, nein,« rief d'Artagnan, »es war nicht der taktmäßige Gang eines Infanteristen und auch nicht der steife Schritt eines Kavalleristen. Unser Mann hat einen schmucken Fuß, einen vortrefflichen Gang. Entweder irre ich sehr, oder wir haben es mit einem Kavalier zu tun.«

»Eine hübsche Jagd,« sprach Porthos mit einem Gelächter, daß die Fensterscheiben sich schüttelten, »bei Gott, eine hübsche Jagd!«

»Wollet Ihr immer nach abreisen, Athos?« fragte d'Artagnan. »Nein, ich bleibe,« erwiderte der Graf mit einer bedrohlichen Gebärde, welche dem, an den sie gerichtet war, nichts Gutes versprach. »Nun, die Schwerter,« rief Aramis, »die Schwerter, laßt uns keinen Augenblick versäumen.«

Die vier Freunde kleideten sich schnell wieder als Kavaliere, gürteten sich die Schwerter um, riefen Mousqueton und Blaisois herauf, und befahlen ihnen, die Zeche mit dem Wirte zu berichtigen, und zur Abreise alles bereitzuhalten, da man London wahrscheinlich noch in dieser Nacht verlassen würde. Sofort gingen die vier Freunde, in ihre Mäntel gehüllt, über alle Plätze und durch alle Straßen der bei Tag so volkreichen und in dieser Nacht so verödeten City. D'Artagnan führte sie, und suchte von Zeit zu Zeit die Kreuze wiederzuerkennen, welche er mit seinem Dolche an den Mauern gemacht hatte, allein die Nacht war so finster, daß es große Mühe erforderte, diese Spuren wieder aufzufinden. D'Artagnan hatte aber seinem Gedächtnisse jeden Eckstein, jeden Brunnen, jedes Schild so gut eingeprägt, daß er nach Verlauf einer halben Stunde mit seinen drei Begleitern vor dem einsamen Hause ankam. D'Artagnan dachte einen Augenblick lang, Parrys Bruder wäre verschwunden, doch irrte er sich; der kräftige Schotte, an seine Eisberge gewöhnt, hatte sich gegen einen Eckstein hingestreckt, und wie eine von ihrem Fußgestelle herabgeworfene Statue hatte er sich, fühllos gegen die Rauheit der Jahreszeit, mit Schnee überdecken lassen; doch stand er auf, als die vier Männer sich näherten.

»Seht,« sprach Athos, »da ist noch ein braver Diener. Bei Gott! die wackeren Leute sind nicht gar so selten, wie man glaubt. Das ermutigt.«

»Eilen wir nicht allzu sehr, unserm Schottländer Kränze zu winden,« versetzte d'Artagnan; »mich dünkt, der Schelm ist für seine eigene Rechnung hier. Ich hörte sagen, daß die Herren, welche jenseits des Tweed zur Welt kommen, gern Groll hegen. Meister Groslow mag auf seiner Hut sein, er könnte bei seiner Begegnung wohl eine schlimme Viertelstunde haben.«

Er trennte sich dann von seinen Freunden, näherte sich dem Schotten und gab sich zu erkennen. Darauf winkte er den andern, zu kommen.

»Nun?« fragte Athos auf englisch. »Es hat niemand das Haus verlassen,« antwortete Parrys Bruder. »Gut, bleibt bei diesem Manne, Porthos, und Ihr gleichfalls, Aramis. D'Artagnan wird mich zu Grimaud führen.«

Grimaud hatte sich ebenso bewegungslos wie der Schotte an eine hohle Mauer gelehnt, und sich daraus ein Schilderhaus gemacht. So wie d'Artagnan für den andern Wächter in Furcht geriet, so glaubte er einen Augenblick lang, der maskierte Mann habe das Haus verlassen, und Grimaud habe ihm nachgesetzt. Auf einmal erschien ein Kopf, und ließ ein leises Pfeifen vernehmen.

»Oh,« sprach Athos. »Ja,« antwortete Grimaud.

Sie näherten sich dem Weidenbaume.

»Nun, hat jemand das Haus verlassen?« fragte d'Artagnan. »Nein,« entgegnete Grimaud, »doch ist jemand hineingegangen.«

»Ein Mann oder eine Frau?« »Ein Mann.«

»Ah,« rief d'Artagnan, »so sind ihrer zwei.«

»Ich wollte, es wären ihrer vier,« sprach Athos, »dann würde sich wenigstens die Partie gleichstellen.«

»Vielleicht sind sie zu vier«, erwiderte d'Artagnan. »Wieso?«

»Konnten denn vor ihnen nicht andere Männer im Hause gewesen sein und auf sie gewartet haben?«

»Man kann hineinblicken,« sagte Grimaud und deutete auf ein Fenster hin, durch dessen Balken einige Lichtstrahlen flimmerten.

»Das ist richtig,« rief d'Artagnan; »laßt uns die andern berufen.«

Sie gingen um das Haus herum, und gaben Porthos und Aramis einen Wink, zu kommen. Diese eilten sogleich herbei und fragten: «Habt Ihr etwas gesehen?«

»Nein, doch werden wir sehen,« entgegnete d'Artagnan, während er auf Grimaud zeigte, der, sich an die Mauergesimse anklammernd, bereits bis zu einer Höhe von fünf bis sechs Fuß über den Boden geklettert war. Alle vier näherten sich. Grimaud kletterte immer höher hinauf, mit der Gewandtheit einer Katze, endlich erreichte er einen Haken, der bestimmt schien, die offenstehenden Balken festzuhalten, zugleich fand sein Fuß ein Gesims, das ihm eine hinlängliche Stütze zu bieten schien; denn er deutete durch ein Zeichen an, daß er sein Ziel erreicht habe. Nun legte er sein Auge an die Ritze des Ballens.

»Nun?« fragte d'Artagnan.

Grimaud zeigte seine geschlossene Hand mit nur zwei offenen Fingern.

»Rede,« sprach Athos, »man sieht deine Zeichen nicht.« »Wieviel sind ihrer?« Grimaud tat sich Gewalt an und sagte: »Zwei; der eine steht mir gegenüber, der andere kehrt mir den Rücken.«

»Gut, und wer ist der, welcher dir gegenüber steht?«

»Jener Mann, den ich eintreten sah.«

»Kennst du ihn?«

»Ich glaube, ihn zu erkennen, und irre mich nicht; dick und untersetzt.«

»Wer ist das?« fragten zugleich alle vier Freunde mit leiser Stimme.

»Der General Oliver Cromwell.« Die vier Freunde blickten einander an. »Und der andere?« fragte Athos. »Mager und schlank.«

»Das ist der Scharfrichter,« riefen zugleich Aramis und d'Artagnan.

»Ich sehe nichts als seinen Rücken,« versetzte Grimaud; »doch halt, er macht eine Bewegung, er wendet sich; wenn er seine Larve weggelegt hat, so kann ich ihn sehen – ah! ...« Und als wäre Grimaud ins Herz getroffen worden, ließ er den eisernen Haken los, warf sich zurück und brach in dumpfes Stöhnen aus. Porthos hielt ihn in seinen Armen zurück. »Hast du ihn gesehen?« fragten die vier Freunde.

»Ja,« antwortete Grimaud mit gesträubten Haaren und schweißbedeckter Stirn«.

»Den magern und schlanken Mann?« fragte d'Artagnan.

»Ja!«

»Kurz, den Scharfrichter?« fragte Aramis.

»Ja.«

»Und wer ist er?« fragte Porthos.

»Er – er!« stammelte Grimaud, leichenfahl und mit seinen bebenden Händen die Hände seines Herrn ergreifend.

»Wer denn, er?« fragte Athos.

»Mordaunt!« – rief Grimaud.

D'Artagnan, Porthos und Aramis erhoben einen Ausruf der Freude. Athos wich einen Schritt zurück, fuhr mit der Hand über seine Stirn und murmelte: »Verhängnis!«

Das Haus Cromwells

Es war wirklich Mordaunt, dem d'Artagnan nachgegangen war, ohne daß er ihn erkannt hatte. Als er in das Haus trat, legte er seine Larve und den grauen Bart ab, deren er sich bedient hatte, um sich unkenntlich zu machen. Als er über eine Treppe hinaufgestiegen war, schloß er eine Türe auf und befand sich in einem von einer Lampe erhellten und mit einer dunkelfarbigen Tapete behangenen Zimmer einem Mann gegenüber, der von einem Schreibtische saß und schrieb. Dieser Mann war Cromwell. Wie man weiß, hatte Cromwell in London zwei bis drei jener Schlupfwinkel, die selbst seine gewöhnlichen Freunde nicht wußten, und deren Geheimnis er bloß seinen Vertrautesten mitteilte. Nun ließ sich aber Mordaunt, wie man sich erinnern wird, unter die Zahl dieser letzteren rechnen. Als er eintrat, richtete Cromwell den Kopf empor und sagte: »Ihr seid es, Mordaunt? Ihr kommt spät.«

»General,« entgegnete Mordaunt, »ich wollte die Zeremonie bis ans Ende sehen, und das hat mich verzögert.«

»Ah,« versetzte Cromwell, »ich habe Euch nie für so neugierig gehalten.«

»Ich bin stets neugierig, den Sturz eines der Feinde Eurer Herrlichkeit zu sehen, und der zuletzt Gestürzte war keineswegs unter die Zahl der Kleinsten zu rechnen. Doch Ihr, General, seid Ihr nicht in White-Hall gewesen?«

»Nein,« entgegnete Cromwell. Es trat ein kurzes Stillschweigen ein.

»Wisset Ihr hiervon die einzelnen Umstände?« fragte Mordaunt.

»Nein, ich bin seit diesem Morgen hier, und weiß nur, daß es ein Komplott gab, um den König zu retten.«

»Ha, das wußtet Ihr?« fragte Mordaunt. »Da liegt nichts daran; vier Männer, als Handwerker gekleidet, wollten den König aus dem Gefängnis befreien und nach Greenwich führen, wo ihn ein Schiff erwartete.«

»Und obwohl Eure Herrlichkeit das alles wußte, so blieb sie doch fern von der City, ruhig und untätig?«

»Wenn jedoch das Komplott gelungen wäre?«

»Das hätte ich gewünscht.«

»Ich dachte mir. Eure Herrlichkeit betrachte den Tod Karls I. als ein Unglück, das für Englands Wohlfahrt erforderlich wäre.«

»Nun, dieser Ansicht bin ich noch immer,« versetzte Cromwell, »doch hätte er nur sterben sollen; es wäre vielleicht besser gewesen, wenn das nicht auf dem Schafott geschehen wäre.«

»Weshalb, Eure Herrlichkeit?« Cromwell lächelte. »Vergebt,« sagte Mordaunt, »allein Ihr wisset, ich bin noch ein Schüler in der Politik, und möchte unter allen Umständen die Lehren nützen, die mir mein Lehrer gefällig erteilen wird.«

»Weil es geheißen hätte: ich habe ihn aus Gerechtigkeit verurteilt und aus Erbarmen entfliehen lassen.«

»Wenn er aber wirklich entflohen wäre?«

»Unmöglich.«

»Unmöglich?«

»Ja, meine Vorsichtsmaßregeln waren getroffen.«

»Und kennt Eure Herrlichkeit die vier Männer, die es unternommen, den König zu retten?«

»Es sind jene vier Franzosen, wovon zwei die Königin Henriette an ihren Gemahl und zwei Mazarin an mich abgeschickt hat.«

»Und glaubt Ihr auch, General, Mazarin habe sie beauftragt, das zu tun, was sie getan haben?«

»Das ist möglich, doch er wird leugnen.«

»Ihr glaubt?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Warum das?«

»Weil es ihnen nicht gelungen ist.« »Schon hat mir Eure Herrlichkeit zwei von diesen Franzosen gegeben, wo sie nur schuldig waren, die Waffen zugunsten Karls I. geführt zu haben, will mir Eure Herrlichkeit jetzt, wo sie schuldig sind, sich gegen England verschworen zu haben, alle vier geben?«

»Nehmt sie,« erwiderte Cromwell.

Mordaunt verneigte sich mit dem Lächeln triumphierender Grausamkeit.

»Jedoch,« begann Cromwell wieder, als er sah, Mordaunt wolle ihm Dank sagen, »kommen wir wieder auf den unglücklichen Karl zurück. Hat man aus dem Volke gerufen?«

»Sehr wenig, außer: »Es lebe Cromwell!«

»Wo habt Ihr gestanden?«

Mordaunt starrte den General ein Weilchen lang an, um in seinen Augen zu lesen, ob das bloß eine leere Frage sei, oder ob er alles wisse. Doch Mordaunts glühender Blick drang nicht in die Tiefe von Cromwells dunklem Blicke. »Ich stand so, daß ich alles sah und hörte,« entgegnete Mordaunt.

Nun war die Reihe an Cromwell, Mordaunt fest ins Auge zu fassen, und an Mordaunt die Reihe, sich unerforschlich zu machen. Nach einem Weilchen der Prüfung wandte er die Augen gleichgültig weg.

»Der improvisierte Scharfrichter scheint sein Amt recht gut versehen zu haben,« sagte Cromwell. »Wie man mir sagte, war der Schlag wie von Meisterhand geführt.«

Da Mordaunt sich erinnerte, daß ihm Cromwell sagte, er wisse durchaus keine näheren Umstände, so war er von nun an überzeugt, der General habe hinter einem Vorhange oder Balkon versteckt der Hinrichtung beigewohnt. Er antwortete ihm mit ruhiger Stimme und gleichgültiger Miene: »In der Tat, ein einziger Streich war genügend.«

»Vielleicht war es ein Mann vom Fach,« bemerkte Cromwell.

»Meint Ihr, General?«

»Warum denn nicht?«

»Jener Mann sah doch nicht aus wie ein Scharfrichter.«

»Und welcher andere Mann als ein Scharfrichter hätte dieses furchtbare Geschäft vollziehen mögen?« fragte Cromwell.

»Nun,« entgegnete Mordaunt, »etwa irgendein persönlicher Feind König Karls, der ein Gelöbnis getan, und dasselbe ausgeführt hat, oder irgendein Edelmann, der den König aus wichtigen Ursachen haßte, und der, wohl wissend, er stehe im Begriffe, zu entfliehen und zu entwischen, sich so mit vermummter Stirne und dem Beile in der Hand nicht als Stellvertreter des Scharfrichters, sondern als Vollstrecker des Verhängnisses in den Weg geworfen hat.«

»Das ist möglich,« versetzte Cromwell.

»Und wäre das der Fall,« fragte Mordaunt, »würde Eure Herrlichkeit seine Handlung verdammen?«

»Es steht mir nicht zu, ihn zu richten, das ist eine Angelegenheit zwischen Gott und ihm.«

»Wenn aber Eure Herrlichkeit diesen Mann kennen möchte?«

»Mein Herr,« antwortete Cromwell, »ich kenne ihn nicht und will ihn auch nicht kennen. Was kümmert es mich, ob es dieser oder jener sei? Es ist kein Mensch mehr sondern ein Beil, daß ihm den Kopf abgeschlagen hat.«

»Und doch wäre ohne diesen Mann der König gerettet,« sprach Mordaunt.

Cromwell lächelte. »Zweifelsohne; Ihr habt es selbst gesagt, man entführte ihn.« «Man entführte ihn bis Greenwich. Dort schiffte er sich mit seinen vier Rettern in einer Feluke ein. In dieser Feluke waren aber vier mir ergebene Männer und vier der Nation gehörige Pulverfässer. Auf dem Meere stiegen die vier Männer in die Schaluppe, und Ihr, Mordaunt, seid schon ein zu bewanderter Politiker, als daß ich Euch das übrige zu erklären nötig hätte.«

»Ja, auf dem Meere wären sie alle in die Luft geflogen.« »Ganz richtig; diese Explosion vollzog, was das Beil nicht hatte tun wollen. König Karl I. wäre vernichtet, verschwunden. Es hätte geheißen, er sei der menschlichen Gerechtigkeit entronnen, aber von der Rache des Himmels verfolgt und erreicht worden; wir wären nur seine Richter und Gott der Vollstrecker des Urteils gewesen. Das, Mordaunt, ließ Euer vermummter Edelmann mich verlieren. Somit seht Ihr, daß ich recht habe, ihn nicht kennen zu wollen, denn ungeachtet seiner trefflichen Absicht könnte ich ihm doch für das, was er getan hat, nicht dankbar sein.«

»General,« rief Mordaunt, »ich verneige und demütige mich vor Euch wie immer; Ihr seid ein tiefer Denker, und Eure Idee mit der minierten Feluke ist erhaben.«

»Richtig,« versetzte Cromwell, «da sie nutzlos geworden ist. In der Politik gibt es keine erhabenere Idee, als jene, welche ihre Früchte bringt; jede Idee, welche scheitert, ist töricht und taub. Ihr werdet somit heute nach Greenwich gehen, Mordaunt,« sprach Cromwell aufstehend, »werdet dort nach dem Lotsen der Feluke 'Blitz' fragen, werdet ihm ein weißes Sacktuch mit vier Knoten an den Ecken zeigen, das ver- abredete Zeichen, und werdet den Leuten sagen, sie sollen wieder an das Land gehen, und das Pulver in das Zeughaus zurückbringen, es wäre denn ...«

»Es wäre denn ...« wiederholte Mordaunt, dessen Antlitz sich unter Cromwells Worten mit grimmvoller Freude erleuchtete. »Es wäre denn, daß diese Feluke, wie sie eben ist, Euren persönlichen Plänen dienen könnte.«

»Ah, Mylord, Mylord!« rief Mordaunt. «Ich glaube, Ihr nennt mich Mylord,« versetzte Cromwell lachend. »Das ist gut, da wir unter uns sind, doch müßt Ihr auf der Hut sein, daß Euch solch ein Wort nicht vor den albernen Puritanern entschlüpfe.«

»Wird Eure Herrlichkeit nicht alsbald so genannt werden?«

»Wenigsten» hoffe ich es,« erwiderte Cromwell, »allein ist es noch nicht Zeit.«

Cromwell stand auf und nahm seinen Mantel. »Gnädigster Herr, Ihr entfernt Euch?« fragte Mordaunt. »Ja,« erwiderte Cromwell, »ich habe gestern und vorgestern hier geschlafen, und Ihr wißt, ich pflege nicht dreimal in demselben Bette zu ruhen.«

»Eure Herrlichkeit läßt mir also volle Freiheit für diese Nacht?« fragte Mordaunt. »Und auch für den morgigen Tag, wenn es nötig ist,« entgegnete Cromwell. Dann fuhr er lächelnd fort: »Seit gestern abend habt Ihr genug für meinen Dienst getan, und habt Ihr einige persönliche Angelegenheiten abzutun, so ist es auch billig, daß ich Euch Zeit einräume.«

»Dank, gnädiger Herr, und ich hoffe auch, sie zu nützen.« Cromwell machte Mordaunt ein Zeichen mit dem Kopfe, dann wandte er sich wieder um und fragte: »Seid Ihr bewaffnet?«

»Ich trage mein Schwert,« antwortete Mordaunt. »Und erwartet Euch niemand an der Türe?«

»Niemand.«

»Dann sollet Ihr mit mir gehen, Mordaunt.«

»Ich danke, gnädiger Herr; die Umwege, die Ihr zu machen habt, da Ihr durch den unterirdischen Gang geht, würden mir Zeit rauben, und nach dem, was Ihr mir da gesagt, habe ich vielleicht schon zu viel verloren. Ich will mich durch die andere Türe entfernen.«

»So geht,« sagte Cromwell. Er legte die Hand auf einen verborgenen Knopf und öffnete damit eine so genau in der Tapete versteckte Tür, daß sie von dem geübtesten Auge nicht wahrgenommen werden konnte. Diese Tür, welche sich mittels einer Stahlfeder in Bewegung setzte, ging hinter ihm wieder zu. Das war einer von jenen geheimen Ausgängen, welche sich, wie die Geschichte angibt, bei all den geheimnisvollen Häusern befanden, welche Cromwell bewohnt hat.

Der besagte Ausgang ging unter der öden Straße hindurch, und mündete in dem Hintergrunde einer Grotte in dem Garten eines andern Hauses, etwa hundert Schritte weit von dem entfernt, das der zukünftige Protektor eben verlassen hatte. Somit erklärt es sich, wie Grimaud niemand kommen sah, und wie nichtsdestoweniger Cromwell gekommen war. Gerade während des letzten Teiles dieser Szene hatte Grimaud durch die Öffnung eines nicht ganz zugezogenen Vorhanges die zwei Männer erblickt, und nach und nach Cromwell und Mordaunt erkannt. D'Artagnan hatte sich am ersten wieder gefaßt und dann gesagt: »Mordaunt, ha, beim Himmel! Gott selbst ist es, der ihn uns sendet.«

»Ja,« versetzte Porthos, »laßt uns die Tür sprengen.«

»O nein,« versetzte d'Artagnan, »wir sprengen nichts, und erheben keinen Lärm. Der Lärm zieht Menschen herbei, und ist er, wie Grimaud sagt, mit seinem würdigen Herrn beisammen, so muß auch etwa fünfzig Schritte entfernt ein Posten von geharnischten Reitern versteckt sein. Holla, Grimaud, komm hierher, und such', dich auf den Beinen zu halten.«

Grimaud näherte sich. Mit der Besinnung kehrte ihm die Wut zurück, doch hielt er sich fest. »Gut,« begann d'Artagnan wieder, »nun steige abermals hinauf und sage uns, ob Mordaunt noch in Gesellschaft ist, ob er sich anschickt fortzugehen, oder sich zur Ruhe zu legen; ist er in Gesellschaft, so warten wir, bis er allein ist; entfernt er sich, so packen wir ihn beim Ausgange, und wenn er bleibt, so schlagen wir das Fenster ein. das ist doch weniger geräuschvoll und weniger schwierig als die Tür.« Grimaud kletterte wieder schweigend nach dem Fenster empor. »Athos und Aramis, bewacht den andern Ausgang; wir bleiben mit Porthos hier.« Die zwei Freunde gehorchten, «Nun, Grimaud?« fragte d'Artagnan. »Er ist allein,« entgegnete Grimaud.

»Bist du dessen gewiß?«

»Ja.«

»Wir sahen seinen Begleiter nicht herauskommen.«

»Vielleicht entfernte er sich durch die andere Tür.«

»Was tut er?«

»Er hüllt sich in seinen Mantel und zieht die Handschuhe an.«

»Er ist unser!« murmelte d'Artagnan.

Porthos griff nach seinem Dolch und zog ihn unwillkürlich aus der Scheide. »Freund Porthos, steck ihn wieder ein,« sprach d'Artagnan: »es handelt sich hier nicht darum, gleich zuzustoßen. Wir haben ihn, wir verfahren der Ordnung gemäß. Wir müssen uns wechselseitig einige Erklärungen machen, und das ist ein Gegenstück zu dem Vorfall in Armentières; nur laßt uns hoffen, das werde keine Nachkommenschaft haben, und es werde, wenn wir ihn vernichten, mit ihm wirklich alles vernichtet sein.«

»Still,« flüsterte Grimaud, »er macht sich bereit fortzugehen. Er nähert sich der Lampe, bläst sie aus – und jetzt sehe ich nichts mehr.«

»Herab also, herab!« Grimaud sprang rückwärts und fiel auf seine Füße, der Schnee dämpfte das Geräusch, so daß man nichts hörte. »Geh, benachrichtige Athos und Aramis, sie sollen sich zu beiden Seiten der Tür stellen, wie wir es tun, ich und Porthos, und sollen in die Hände klatschen, wenn sie ihn haben; wir wollen dasselbe tun, wenn wir ihn haben.« Grimaud verschwand. Nun vernahm man die knarrenden Tritte Mordaunts auf der Treppe. Ein unbemerkbares Schubfensterchen glitt knarrend in den Angeln. Mordaunt blickte hindurch, sah aber nichts, da so gute Vorsichtsmaßregeln von den Freunden getroffen worden waren. Nun steckte er den Schlüssel ein, die Türe ging auf und er erschien an der Schwelle. In diesem Momente stand er d'Artagnan gegenüber. Er wollte die Türe zuschlagen, doch Porthos stürzte sich auf den Knopf und öffnete sie gänzlich wieder. Porthos klatschte dreimal in die Hände, Athos und Aramis

eilten herbei. Mordaunt wurde totenfahl, doch stieß er keinen Schrei aus und rief nicht um Hilfe. D'Artagnan ging gerade auf Mordaunt zu, und während er ihn gleichsam mit seiner Brust zurückdrängte, ließ er ihn die ganze Treppe wieder rückwärts hinaufsteigen, welche durch eine Lampe erhellt war, mittels welcher der Gascogner die Hände Mordaunts nicht aus dem Gesichte verlor; allein Mordaunt sah ein, daß, wenn er auch d'Artagnan töten würde, er es noch mit den drei andern Freunden zu tun hätte. Er machte somit keine einzige Bewegung zur Verteidigung, keine einzige bedrohliche Miene. Als nun Mordaunt bei der Türe anlangte, fühlte er sich gegen sie gedrängt, und dachte zweifelsohne, hier würde sich für ihn alles entscheiden; allein er irrte sich; d'Artagnan streckte die Hand aus und öffnete die Türe. Sonach befanden sich er und Mordaunt in dem Zimmer, worin sich zehn Minuten vorher der junge Mann mit Cromwell besprochen hatte. Hinter ihm trat Porthos ein; er hatte den Arm ausgestreckt und die Lampe von der Decke genommen, sodann mit ihr die zweite Lampe angezündet. Athos und Aramis erschienen an der Türe, die sie mit dem Schlüssel absperrten. »Wollet Platz nehmen,« sprach d'Artagnan, und bot dem jungen Manne einen Stuhl. Dieser nahm den Stuhl aus d'Artagnans Hand und setzte sich, wohl blaß, aber ruhig. Drei Schritte weit entfernt stellte Aramis drei Stühle, für sich, für d'Artagnan und Porthos. Athos fetzte sich ganz entfernt in eine Ecke des Zimmers und schien regungsloser Zuschauer dessen bleiben zu wollen, was vorgehen würde. Porthos setzte sich links, Aramis rechts von d'Artagnan. Athos schien niedergeschlagen. Porthos rieb sich die flachen Hände mit fieberhafter Ungeduld. Aramis biß sich, obwohl lächelnd, die Lippen blutig. D'Artagnan allein blieb, wenigstens dem Scheine nach, gemäßigt, und sprach zu dem jungen Manne: »Herr Mordaunt, da uns endlich nach so viel verlorenen Tagen der Zufall zusammenführt, so laßt uns ein bißchen plaudern, wenn es beliebt.«

Konversation

Einige Minuten herrschte reglose Stille. Dann begann d'Artagnan von neuem: »Mein Herr, mich dünkt, daß Ihr den Anzug fast ebenso schnell wechselt, wie ich es die italienischen Schauspieler tun sah, welche der Herr Kardinal Mazarin von Bergamo kommen ließ, und zu welchen er Euch bei Eurem Aufenthalt in Frankreich sicher geführt hat, um sie anzusehen.«

Mordaunt gab keine Antwort. »Ihr wäret soeben vermummt,« fuhr d'Artagnan fort, »ich will sagen, Ihr wäret als Mörder verkleidet und um – –«, »Und nun habe ich ganz das Aussehen wie ein Mann gekleidet zu sein, den man ermorden will, nicht wahr?« versetzte Mordaunt mit seiner ruhigen und abgestoßenen Stimme. »Ha, mein Herr, wie könnt Ihr das sagen, wenn Ihr Euch in Gesellschaft von Edelleuten befindet, und Ihr ein so gutes Schwert an der Seite tragt?«

»Es gibt kein so gutes Schwert, mein Herr, das vier Schwertern und vier Dolchen gleichkommen könnte, ungerechnet die Schwerter und Dolche Eurer Akolythen, die Euch an der Türe erwarten.«

»Vergebung, mein Herr, Ihr irrt; die an der Türe auf uns warten, sind keineswegs unsere Akolythen, sondern unsere Bedienten. Ich halte darauf, die Sache in ihrer strengsten Wahrheit herzustellen.« Mordaunt antwortete nur mit einem Lächeln, das sich höhnisch um seine Lippen zog. »Es handelt sich aber ganz und gar nicht um das,« begann d'Artagnan wieder, »und ich komme auf meine erste Frage wieder zurück. Ich gab mir also die Ehre, Euch zu befragen, mein Herr, warum Ihr das Äußere umgewechselt habt. Wie mir scheint, war Euch die Maske so ziemlich bequem; der graue Bart stand Euch vortrefflich, und was das Beil betrifft, mit dem Ihr einen so berühmten Streich geführt habt, so glaube ich, es stände Euch auch in diesem Augenblicke nicht übel an. Weshalb habt Ihr es denn aus der Hand gelegt?«

»Weil ich mich an den Vorfall von Armentières erinnerte, und dachte, daß ich vier Beile für eines fände, und mich zwischen vier Henkern befinden würde.«

»Mein Herr,« entgegnete d'Artagnan mit der größten Ruhe, ‚obschon außerordentlich lasterhaft und verdorben, seid Ihr ungemein jung, weshalb ich mich bei Euren eitlen Reden nicht aufhalten will. Ja, eitel, denn was Ihr da in Rücksicht auf Armentières saget, hat mit der gegenwärtigen Sachlage nicht die entfernteste Ähnlichkeit. Wir konnten in der Tat Eurer Frau Mutter kein Schwert anbieten und sie ersuchen, gegen uns zu kämpfen. Es gibt aber niemanden, mein Herr, dem nicht das Recht zustände, von Euch, von einem jungen Kavalier, der den Dolch und die Pistole führt, wie wir sie

Euch führen sahen, und der ein Schwert von der Größe dieses hier an der Seite trägt, die Gunst eines Zweikampfes zu fordern.«

»Ah, ah!« rief Mordaunt, »Ihr wollt also ein Duell?« Er erhob sich mit funkelnden Augen, als wäre er geneigt, der Herausforderung sogleich nachzukommen. Auch Porthos stand auf, wie er denn zu derlei Abenteuern immer bereit war.

»Vergebt, vergebt,« sprach d'Artagnan mit derselben Kaltblütigkeit; »übereilen wir uns nicht, denn jeder von uns muß wünschen, daß die Sache nach allen Regeln abgetan werde. Setzt Euch also wieder, lieber Porthos, und Ihr, Herr Mordaunt, bleibt gefälligst ruhig. Wir wollen diese Angelegenheit aufs beste schlichten, und ich will mit Euch offen sein. Bekennt, Herr Mordaunt, daß Ihr große Lust hättet, die einen oder die anderen von uns zu töten.«

»Die einen und die anderen,« erwiderte Mordaunt. »Lieber Herr Mordaunt, ich muß Euch sagen, diese Herren erwidern Eure Gesinnungen, und wären gleichfalls entzückt, Euch zu töten. Ich möchte noch mehr sagen, daß sie Euch nämlich wahrscheinlich töten werden; auf jeden Fall wird aber das nach Art ehrbarer Edelleute geschehen, und hier ist der beste Beweis, den ich Euch geben kann.« Bei diesen Worten warf d'Artagnan seinen Hut auf den Teppich, rückte seinen Stuhl zurück gegen die Mauer und winkte seinen Freunden, dasselbe zu tun, und sich vor Mordaunt mit einer ganz französischen Höflichkeit verneigend, begann er wieder: «Zu Euren Diensten, mein Herr, denn wenn Ihr nichts gegen die Ehre einzuwenden habt, die ich in Anspruch nehme, so will ich, wenn es gefällig ist, den Anfang machen. Mein Schwert ist zwar viel kürzer als das Eurige, doch wenn auch, ich hoffe, der Arm wird das Schwert ersetzen.«

»Halt!« rief Porthos hervortretend, »ich fange an, ich, ohne Wortmacherei.«

»Erlaubt, Porthos,« sprach Aramis. Athos blieb unbeweglich, man hätte ihn für eine Statue halten können, sogar sein Odem schien innezuhalten.

»Meine Herren, meine Herren!« rief d'Artagnan, »seid unbesorgt, Ihr werdet an die Reihe kommen. Blickt doch diesem Herrn in die Augen, und leset darin den seligen Haß, den wir ihm einflößen; seht, wie gewandt er die

Klinge zog; bewundert, mit welcher Umsicht er rings herum sucht, ob ihm nicht etwas im Wege stände, das ihn verhindern würde, zurückzuweichen. Nun, beweiset Euch das alles nicht, daß Herr Mordaunt eine gute Klinge ist, und daß Ihr alsbald meine Stelle einnehmen werdet, wenn ich ihn anders gewähren lasse? Bleibt somit auf Eurem Platze, Athos, dessen Ruhe ich Euch nicht genug empfehlen kann, und überlaßt es mir, den Anfang zu machen, überdies,« fuhr er fort und schwang mit entsetzlicher Bewegung sein Schwert, »habe ich es mit dem Herrn persönlich zu tun und werde also beginnen. Ich fordere, ich will es!«

D'Artagnan hatte zum ersten Male dieses Wort ausgesprochen und seine Freunde angeredet. Bis dahin hatte er das bloß gedacht. Porthos trat zurück; Aramis nahm sein Schwert unter den Arm; Athos blieb unbeweglich im dunklen Winkel, worin er aber nicht ruhig saß, wie d'Artagnan sagte, sondern beklommen und schwer atmend. »Chevalier,« sprach d'Artagnan zu Aramis, »steckt Euer Schwert wieder in die Scheide, der Herr könnte Euch Absichten zumuten, die Ihr nicht habt.« Dann wandte er sich wieder zu Mordaunt und sagte: »Herr, ich erwarte Euch.«

»Und ich bewundere Euch, meine Herren. Ihr streitet Euch, wer anfangen soll, mit mir zu kämpfen, und Ihr fragt mich gar nicht über diese Sache, die mich doch ein bißchen angeht, wie ich glaube. Es ist wahr, ich hasse Euch alle, aber in verschiedenen Graden. Ich hoffe, Euch alle zu töten, doch habe ich mehr Aussicht, den Ersten zu töten, als den Zweiten, den Zweiten als den Dritten, und den Dritten als den Letzten. Somit nehme ich das Recht in Anspruch, mir den Gegner zu wählen. Verweigert Ihr mir dieses Recht, so tötet mich, ich will nicht kämpfen.« Die vier Freunde blickten sich an.

»Das ist richtig,« sprachen Porthos und Aramis, in der Hoffnung, die Wahl würde auf sie fallen. Dagegen sagten weder Athos noch d'Artagnan etwas, allein ihr Schweigen selbst war eine Einwilligung.

»Nun denn,« sprach Mordaunt, mitten unter diesem tiefen, feierlichen Stillschweigen, das in diesem geheimnisvollen Hause herrschte, «nun denn, ich erwähle zu meinem ersten Gegner denjenigen von Euch, welcher, da er sich nicht mehr für würdig hielt, den Namen Graf de la Fère zu führen, sich Athos nennen ließ.« Athos erhob sich von seinem Stuhle, als hätte ihn eine Feder emporgeschnellt; jedoch zur großen Verwunderung seiner Freunde

sprach er nach einem Augenblick der Unbeweglichkeit und des Schweigens kopfschüttelnd:

»Herr Mordaunt! unter uns ist jeder Zweikampf unmöglich, erweiset einem andern die mir zugedachte Ehre.« Darauf setzte er sich wieder.

»Ha,« rief Mordaunt, »da ist schon einer, der Furcht hat.«

»Donner und Wetter!« rief d'Artagnan und sprang auf den jungen Mann zu, »wer sagte da, daß sich Athos fürchte?«

»O, laßt ihn reden, d'Artagnan,« versetzte Athos mit einem Lächeln voll Traurigkeit und Verachtung.

»Athos, ist das Euer Entschluß?« fragte der Gascogner.

»Unwiderruflich.«

»Gut, reden wir nicht mehr davon.« Dann wandte sich d'Artagnan und sprach: »Mein Herr, Ihr habt es gehört, der Graf de la Fère will Euch nicht die Ehre erweisen und sich mit Euch schlagen. Wählt einen von uns aus, der seine Stelle vertritt.«

»Wenn ich mich nicht mit ihm schlagen kann, so liegt mir wenig daran, mit wem ich mich schlage. Legt Eure Namen in den Hut und ich will mir einen durch das Los ziehen.«

»Die Idee ist gut,« versetzte d'Artagnan.

»Dieses Mittel gleicht wirklich alles aus,« bemerkte Aramis.

»Ich hätte nicht daran gedacht,« sprach Porthos, »und doch ist es ganz einfach.«

»Nun, Aramis,« rief d'Artagnan, »schreibt uns das mit jener hübschen, feinen Schrift, mit der Ihr an Marie Michon geschrieben, um ihr zu melden, die Mutter dieses Herrn wolle Mylord Buckingham umbringen lassen.«

Mordaunt ertrug diesen neuen Angriff mit Ruhe; er stand mit gekreuzten Armen und schien so gelassen, wie es ein Mensch unter solchen Umständen nur sein kann. War es nicht Mut, so war es wenigstens Stolz, der ihm sehr ähnlich ist. Aramis trat zu Cromwells Schreibtisch, riß Stücke Papier von gleicher Größe, schrieb auf das erste seinen eigenen Namen, und auf die andern die Namen seiner zwei Freunde, zeigte sie Mordaunt offen hin, welcher, ohne sie zu lesen, mit dem Kopfe nickte, und damit sagen wollte, er verlasse sich ganz auf ihn; dann rollte er sie zusammen, warf sie in einen Hut und hielt sie dem jungen Manne hin. Dieser griff mit der Hand hinein, nahm eines der drei Papiere hervor, und ließ es, ohne es zu lesen, verächtlich auf den Tisch fallen. »Ah, Schlangenbrut!« knirschte d'Artagnan, »ich würde alle meine Aussichten auf den Rang eines Kapitäns dafür hingeben, wenn auf diesem Zettel mein Name stände.« Aramis rollte das Papier auf; doch welche Ruhe und welche Kälte er auch heuchelte, man fühlte, daß ihm die Stimme vor Haß und vor Verlangen bebte. »D'Artagnan!« las er mit lauter Stimme. D'Artagnan erhob ein Freudengeschrei und sagte:

»Ha doch, es gibt also eine Gerechtigkeit im Himmel!« Dann wandte er sich zu Mordaunt und sprach: »Mein Herr, ich hoffe, Ihr habt keinen Einspruch zu tun.«

»Ganz und gar nicht, mein Herr,« entgegnete Mordaunt, zog nun gleichfalls sein Schwert und stützte dessen Spitze auf seinen Stiefel.

Von dem Momente an, wo d'Aritagnan versichert war, daß sein Wunsch erhört sei und daß ihm sein Mann nicht mehr entgehen würde, nahm er seine ganze Bedächtigkeit, seine ganze Ruhe und sogar die Langsamkeit wieder an, mit der er die Vorbereitungen zu einer ernsten Sache, Zweikampf genannt, zu machen gewohnt war. Er schlug vorsichtig seine Manschetten zurück, rieb die Sohle seines rechten Fußes auf dem Boden, und bemerkte dabei, daß Mordaunt zum zweitenmal den seltsamen Blick um sich warf, den er schon einmal im Vorbeigleiten aufgehascht hatte.

»Mein Herr,« sprach er endlich, »seid Ihr bereit?«

»Ich warte auf Euch, mein Herr,« entgegnete Mordaunt, indem er d'Artagnan mit einem Blicke anstarrte, dessen Ausdruck sich unmöglich

wiedergeben ließ.

«Nun, so gebt acht, mein Herr,« sprach der Gascogner, »denn ich führe das Schwert so ziemlich gut.«

»Ich gleichfalls,« versetzte Mordaunt.

»Desto besser, das beschwichtigt mein Gewissen. Legt aus!«

»Einen Augenblick,« sprach der junge Mann; »gibt mir Euer Wort, meine Herren, daß Ihr mich nur einer nach dem andern angreifen werdet.«

»Damit du das Vergnügen hast, uns zu beleidigen, fragst du, uns deshalb, kleine Schlange?« rief Porthos.

»Rein, um ein ruhiges Gewissen zu haben, wie dieser Herr eben gesagt hat.«

»Das muß einen andern Grund haben,« murmelte d'Artagnan kopfschüttelnd und mit großer Besorgnis herumblickend.

«Auf unser Edelmannswort!« sagten zugleich Aramis und Porthos.

»In diesem Falle, meine Herren, stellt Euch in eine Ecke, wie es der Herr Graf de la Fère getan hat, welcher, wenn er auch nicht kämpfen will, wenigstens die Regeln des Kampfes zu kennen scheint, und lasset uns Raum, den wir benötigen.«

»Nun denn,« sagte Aramis.

»Das sind vielfache Umstände,« versetzte Porthos.

»Ziehet Euch zurück, meine Herren.« sagte d'Artagnan, »wir dürfen Herrn Mordaunt nicht den geringsten Vorwand lassen, sich schlecht zu benehmen, wozu er mir große Lust zu haben scheint, wenn ich so sagen darf.« Dieser Hohn prallte ab von dem gleichgültigen Gesichte Mordaunts. Porthos und Aramis stellten sich in die andere Ecke der Wand, in der Athos saß, wonach die zwei Kämpfenden die Mitte des Zimmers einnahmen, das heißt im vollen Lichte der beiden Lampen waren, welche auf Cromwells

Schreibtisch standen und den Schauplatz erhellten. Es versteht sich von selbst, daß das Licht in dem Maße abnahm, als man sich von dem Mittelpunkte seiner Strahlen entfernte. »Nun, mein Herr, seid Ihr endlich bereit?« rief d'Artagnan.

»Ich bin es,« versetzte Mordaunt.

Beide traten zugleich einen Schritt vor, und durch diese einzige Bewegung waren die Schwerter gebunden.

D'Artagnan war ein zu ausgezeichneter Fechter, um sich damit zu unterhalten, daß er seinen Gegner versuchte, wie man in der Fechtkunst sagt. Er machte eine glänzende und rasche Finte; die Finte wurde von Mordaunt ausgeschlagen. »Ah, ah!« rief er mit einem zufriedenen Lächeln. Und da er eine Blöße zu bemerken glaubte, so stieß er ohne Zeitverlust eine schnelle, wie der Blitz flammende Prime. Mordaunt wich mit einer so geschlossenen Konterquart aus, daß sie den Umfang von dem Ring eines jungen Mädchens nicht überschritten hätte.

»Ich fange an zu glauben,« sagte d'Artagnan, »daß wir uns unterhalten werden.«

»Ja,« versetzte Aramis, »doch nehmt Euch während der Unterhaltung zusammen.«

»Bei Gott, mein Freund, habt acht!« sagte Porthos.

Mordaunt lächelte gleichfalls. »Ach, mein Herr,« sprach d'Artagnan, was habt Ihr doch für ein häßliches Lächeln; nicht wahr, der Teufel hat Euch so lächeln gelehrt?« Mordaunt antwortete damit, daß er d'Artagnans Schwert mit einer Kraft zu binden versuchte, welche der Gascogner in diesem Körper, der dem Anschein nach so schwächlich war, nicht zu finden vermutete; doch mittels einer ebenso gewandten Parade, als die eben ausgeführte seines Gegners war, traf er zu rechter Zeit Mordaunts Klinge, die an der seinigen niederglitt, ohne seine Brust zu berühren. Mordaunt wich schnell einen Schritt zurück.

»Ha, Ihr brecht ab,« rief d'Artagnan, »Ihr wendet Euch? Wie es beliebt, ich kann dabei noch etwas gewinnen, da ich Euer boshaftes Lachen nicht mehr sehe. Nun bin ich ganz im Schatten; um so besser. Ihr könnt Euch gar nicht denken, mein Herr, welch einen falschen Blick Ihr habt, zumal wenn Ihr Euch fürchtet. Blickt mir einmal in die Augen, und Ihr werdet etwas sehen, was Euch Euer Spiegel niemals zeigen wird, nämlich einen biederen und freien Blick.« Er drang nun wieder auf Mordaunt ein, der immer zurückwich, doch augenscheinlich aus Taktik, ohne einen Fehler zu begehen, welchen d'Artagnan nutzen konnte, ohne daß sich sein Schwert auch nur einen Augenblick lang von der Linie entfernte. Da jedoch der Kampf in einem Zimmer stattfand, und der Raum den Kämpfern fehlte, so berührte Mordaunts Fuß alsbald die Wand, gegen die er sich mit der linken Hand stützte.

»Ha,« rief d'Artagnan, »nun werdet Ihr nicht weiter zurückweichen, mein schöner Freund!« – Und indem er die Lippen zusammenpreßte und die Stirne faltete, fuhr er fort: »Meine Herren, saht Ihr je einen an die Wand gehefteten Skorpion? Nein, nun, Ihr sollet ihn sehen! –« Und in einer Sekunde führte d'Artagnan drei furchtbare Stöße gegen Mordaunt. Alle drei trafen, indem sie ihn streiften. D'Artagnan begriff nichts von dieser Gewalt. Die drei Freunde blickten sich schweratmend und mit schweißbedeckter Stirne an. Endlich trat auch d'Artagnan, da er zu nahe war, einen Schritt zurück, um einen vierten Stoß vorzubereiten oder vielmehr auszuführen; denn für d'Artagnan waren die Waffen wie die Stöße eine genaue Kombination, wobei sich alle Einzelheiten aneinander ketteten. Jedoch in dem Augenblicke, wo er ungestümer als zuvor auf seinen Gegner eindrang, in dem Augenblicke, wo er nach einer schnellen und geschlossenen Finte rasch wie der Blitz angriff, schien sich die Mauer zu spalten; Mordaunt verschwand durch die klaffende Öffnung, und d'Artagnans Schwert, gefangen zwischen den zwei Fächern, zerbrach, als wäre es von Glas gewesen. D'Artagnan wich einen Schritt zurück, die Wand schloß sich wieder.

Mordaunt hatte, während er sich verteidigte, so manövriert, daß er sich gegen die geheime Tür hindrängte, durch welche wir Cromwell fortgehen sahen. Als er da ankam, suchte er mit der linken Hand den Knopf, drückte darauf, und war dann verschwunden, wie auf der Bühne die bösen Geister

verschwinden, welche die Gabe haben, durch die Wände zu dringen. Der Gascogner stieß einen tobenden Fluch aus, auf den von der anderen Seite der eisernen Wand ein wildes, ein schauervolles Lachen antwortete, so daß selbst durch die Adern des Zweiflers Aramis ein Schauder wallte.

»Zu Hilfe, meine Herren!« rief d'Artagnan, «laßt uns die Türe erbrechen!«

»Das ist der Satan in Person,« sprach Aramis, und eilte auf den Ruf seines Freundes herbei.

»Er entwischt uns, Tod und Teufel, er entwischt uns,« heulte Porthos, und stemmte seine gewaltige Schulter gegen den Verschlag, der aber, von einer geheimen Feder gehalten, nicht wankte.

»Desto besser,« murmelte Athos dumpf.

»Bei Gott, ich ahnte es,« versetzte d'Artagnan, nachdem er sich in fruchtlosen Anstrengungen erschöpft hatte, »ich ahnte es, als der Niederträchtige im Kreise herumging: ich sah einen schändlichen Kniff voraus und erriet, daß er irgend etwas im Schilde führte, allein wer konnte das vermuten?«

»Das ist ein schreckliches Unglück, das da der Satan schickt,« sagte Aramis.

»Das ist ein offenbares Glück, welches uns Gott schickt,« entgegnete Athos mit augenscheinlicher Freude.

»In der Tat,« erwiderte d'Artagnan, indem er achselzuckend die Türe verließ, welche durchaus nicht weichen wollte.

»Athos. Ihr werdet schwach. Wie könnt Ihr denn zu Leuten, wie wir sind, solche Dinge sprechen? Bei Gott, Ihr begreift also unsere Lage nicht?«

»Nun, welche Lage denn?« fragte Porthos.

»Jeder, der bei diesem Spiele da nicht tötet, der wird getötet,« entgegnete d'Artagnan.

»Sagt nun an, mein Lieber, gehört es zu Eurer Bußjeremiade, daß uns Herr Mordaunt seiner kindlichen Liebe opfert? Sagt es offen, ob das Eure Meinung ist?«

»O, d'Artagnan, mein Freund!«

»Es ist wirklich zum Erbarmen, die Dinge aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Der Ruchlose wird uns hunderte gepanzerte Reiter über den Hals schicken, die uns in diesem Mörser des Herrn von Cromwell wie Körner zermalmen. Vorwärts, auf den Weg! Wenn wir noch fünf Minuten verweilen, ist es um uns geschehen.«

»Ja, Ihr habt recht; hinweg!« riefen Athos und Aramis.

»Wohin gehen wir aber?« fragte Porthos.

»Nach dem Gasthause, lieber Freund, um unsere Gepäcke und Pferde zu holen, sodann von dort, wenn es Gott will, nach Frankreich, wo ich wenigstens die Bauart der Häuser kenne. Unser Schiff erwartet uns, und das ist, meiner Treue, noch ein Glück.«

Die Feluke »Der Blitz«

D'Artagnan hatte richtig geraten, Mordaunt, der keine Zeit zu verlieren hatte, hatte auch keine verloren. Ihm war die Schnelligkeit des Entschlusses und des Handelns seiner Feinde bewußt. Demzufolge beschloß er auch, zu handeln. Diesmal hatten die Musketiere einen Gegner getroffen; der ihrer würdig war. Nachdem Mordaunt die Türe sorgsam hinter sich verschlossen hatte, schlich er sich in den unterirdischen Gang, steckte sein nutzloses Schwert in die Scheide, und hielt an, als er das benachbarte Haus erreichte, um sich zu befühlen. Er ging nun mit raschen, doch gleichmäßigen Schritten nach der nächsten Kavalleriekaserne, die etwa eine Viertelstunde entlegen war. Er legte diese Viertelstunde in vier bis fünf Minuten zurück. Als er in der Kaserne ankam, gab er sich zu erkennen, nahm das beste Pferd im Stalle, setzte sich auf und sprengte nach der Straße. Eine Viertelstunde später war er in Greenwich. «Hier ist der Hafen,« murmelte er, »jener schwarze Punkt dort die Hundeinsel. Gut, ich bin ihnen eine halbe, vielleicht eine ganze Stunde voraus. Wie töricht war ich, daß ich mich durch meine sinnlose Eile fast erstickt habe.« Er richtete sich auf seinen Steigbügeln empor und fuhr fort: »Wie kann ich jetzt unter all diesen Segelwerken, unter all diesen Masten den ›Blitz‹ herausfinden? wo ist ›Der Blitz‹?« In dem Moment, als er diese Worte dachte, richtete sich, um gleichsam auf seine Gedanken zu antworten, ein Mann, der auf einer Rolle Taue lag, empor und schritt auf Mordaunt zu. Mordaunt zog sein Sacktuch hervor, und ließ es ein Weilchen in der Luft flattern. Der Mann schien aufmerksam, blieb jedoch an derselben Stelle und tat weder einen Schritt vorwärts, noch rückwärts. Mordaunt machte in jede Ecke seines Sacktuches einen Knoten; da schritt der Mann bis zu ihm vor. Das war das verabredete Zeichen, wie man sich noch erinnern wird. Der Seemann war in einen weiten wollenen Mantel gehüllt, bei ihm seine Gestalt und, wenn er wollte, auch das Gesicht verdeckte. »Kommt vielleicht der Herr von London,« fragte der Seemann, »um eine Spazierfahrt auf dem Meere zu machen?«

»Ganz eigens,« erwiderte Mordaunt, »nach der Hundeinsel hin.«

»Ganz wohl, und gewiß hat der Herr eine Vorliebe? Er würde ein Schiff dem andern vorziehen? Er wünschte einen Schnellsegler, ein rasches Fahrzeug?«

»Wie der ›Blitz‹,« entgegnete Mordaunt. »Gut, so ist es mein Schiff, welches der Herr sucht. Ich bin der Patron, dessen er bedarf.«

»Ich fange an, das zu glauben,« versetzte Mordaunt, »zumal wenn Ihr ein gewisses Erkennungszeichen nicht vergessen habt.«

»Hier ist es, mein Herr,« sprach der Seemann und zog aus der Tasche seines Regenmantels ein Sacktuch hervor, das an den vier Ecken geknüpft war.

»Gut, gut,« rief Mordaunt und sprang von seinem Pferde. »Jetzt ist keine Zeit zu verlieren. laßt mein Pferd ins nächste beste Wirtshaus bringen und führt mich nach Eurem Schiffe.«

»Doch Eure Begleiter?« fragte der Seemann; »ich dachte, Ihr wäret Euer vier, die Diener ungerechnet.«

»Hört,« sprach Mordaunt, während er sich dem Seemann näherte; »ich bin nicht derjenige, welchen Ihr erwartet, sowie Ihr nicht derjenige seid, den sie zu finden hoffen. Nicht wahr, Ihr vertretet die Stelle des Kapitäns Rogger? Ihr seid hier auf Befehl des Generals Cromwell, und ich komme in seinem Namen.«

»In der Tat, ich erkenne Euch,« sprach der Patron; »Ihr seid Kapitän Mordaunt.«

Mordaunt erbebte.

»O, fürchtet nichts,« versetzte der Patron, indem er seinen Regenmantel niederließ und den Kopf entblößte; »ich bin ein Freund.«

»Der Kapitän Groslow!« rief Mordaunt.

»Er selbst; der General hat sich erinnert, daß ich früher Marineoffizier war, und so übertrug er mir dieses Unternehmen. Hat sich denn irgend etwas verändert?«

»Nein, nichts, es bleibt alles im alten Stande.«

»Es ist nur, weil ich mir einen Augenblick dachte, der Tod des Königs ...«

»Der Tod des Königs hat bloß ihre Flucht beschleunigt; sie sind vielleicht in einer Viertelstunde, in zehn Minuten schon hier.«

»Nun, weshalb seid Ihr denn gekommen?«

»Um mich mit Euch einzuschiffen.«

»Ah, ah! zweifelt etwa der General an meinem Eifer?«

»Nein; doch will ich Zeuge meiner Rache sein. Habt Ihr nicht jemand, der nur mein Pferd abnehmen könnte?« Groslow pfiff und ein Matrose kam herbei.

»Patrik,« sprach Groslow zu ihm, «führt dieses Pferd in den Stall des nächsten Wirtshauses. Fragt man dich, wem es gehört, so antworte: einem irländischen Edelmann.« Der Matrose ging fort, ohne eine Bemerkung zu machen.

»Nun, fürchtet Ihr nicht, daß sie Euch erkennen?« fragte Mordaunt.

»In diesem Anzug, in diesen Regenmantel gewickelt, bei finsterer Nacht hat es keine Gefahr; zudem habt Ihr mich selbst nicht erkannt, somit werden sie mich noch weniger erkennen.«

»Das ist richtig,« entgegnete Mordaunt: »überdies werden sie gar nicht an Euch denken. Alles ist bereit, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ist die Ladung eingebracht?«

»Ja.«

»Fünf volle Fässer?«

»Und fünfzig leere.«

»Ganz richtig.«

»Wir führten Porter nach Antwerpen.«

»Ganz wohl; nun führt mich an Bord und kehret zurück, um Euren Posten wieder einzunehmen, da sie bald kommen werden.«

»Ich bin bereit.«

»Es ist von Wichtigkeit, daß mich von Euren Leuten niemand eintreten sieht.«

»Ich habe bloß einen Mann an Bord und bin dessen so versichert, wie meiner selbst. Überdies kennt Euch dieser Mann nicht und ist bereit, wie seine Kameraden, unseren Befehlen Folge zu leisten, doch ist er von nichts unterrichtet.«

»Das ist gut; also auf!«

Sie stiegen zu der Themse hinab. Eine kleine Barke lag an einer eisernen Kette, die an einem Pflocke hing. Groslow zog das Schiff heran und löste es ich ab, während Mordaunt einstieg; hierauf sprang er selbst hinein, griff schnell nach zwei Rudern und fing auf eine Weise zu rudern an, welche Mordaunt die Wahrheit dessen bewies, was er vordem gesagt, daß er nämlich sein Seemannshandwerk noch nicht vergessen habe. Fünf Minuten darauf hatte man diese Welt von Schiffen durchsteuert, welche schon damals die Häfen von London versperrten, und Mordaunt konnte gleich einem dunklen Punkte die kleine Feluke bemerken, die in einiger Entfernung von der Hundeinsel vor Anker lag. Als sich Groslow dem »Blitz« näherte, pfiff er auf eine eigene Weise, worauf man den Kopf eines Mannes über der Brüstung erscheinen sah.

»Sind Sie es, Kapitän?« fragte dieser Mann.

»Ja; wirf die Leiter aus.« Sonach fuhr Groslow leicht und behend unter das Bugspriet und stellte sich mit dem »Blitz« Bord an Bord.

»Steigt hinauf!« rief er seinem Begleiter zu. Mordaunt erfaßte, ohne zu antworten, den Strick und kletterte längs der Schiffswand mit einer Hurtigkeit und Sicherheit hinauf, welche Leute vom Festlande wenig gewohnt sind; allein seine Rachelust vertrat bei ihm die Stelle der Gewohnheit und machte ihn zu allem gewandt. Wie es Groslow vorausgesehen hatte, so schien es der wachhabende Matrose am Bord des »Blitz« gar nicht zu bemerken, daß sein Herr in Begleitung zurückkam. Mordaunt und Groslow gingen nach dem Kapitänzimmer. Es war eine Art kleiner Kajüte, die auf dem Verdeck provisorisch aus Brettern erbaut war. Das Ehrengemach hatte Groslow seinen Passagieren eingeräumt.

»Und wo sind sie?« fragte Mordaunt.

»Am anderen Ende des Schiffes,« entgegnete Groslow.

»Und haben sie auf dieser Seite hier nichts zu tun?«

»Gar nichts.«

»Ganz wohl, ich bleibe bei Euch verborgen. Nun kehrt nach Greenwich zurück und führet sie hierher. Ihr habt eine Schaluppe?«

»Jene, mit welcher wir gekommen sind.«

»Sie schien mir leicht und gut gebaut.«

»Eine wahrhafte Piroge.«

»Befestigt sie mit einem Tau an das Hinterteil des Schiffes, legt Ruder hinein, damit sie im Striche nachfolgt, so daß man nur das Tau abzuschneiden braucht. Versehet sie mit Rum und Zwieback. Sollte zufällig das Meer schlimm werden, so dürfte es Euren Leuten nicht unlieb sein, wenn sie etwas zur Stärkung fänden.«

»Es geschehe, wie Ihr sagt. Wollt Ihr die Pulverkammer sehen?«

»Nein, bei Eurer Zurückkunft. Ich will selbst die Lunte anlegen, um versichert zu sein, daß sie nicht umsonst abbrennt. Vor allem verhüllt Euer Gesicht gut, damit sie Euch nicht erkennen.«

»Seid unbesorgt.«

»Hört, es schlägt eben zehn Uhr in Greenwich.«

Wirklich drangen die zehnmal wiederholten Schwingungen einer Glocke traurig durch den mit schweren Wolken angefüllten Luftkreis, die wie schweigende Wogen am Himmel dahinwallten. Groslow stieß die Türe wieder zu, welche Mordaunt inwendig absperrte, und nachdem er dem wachhabenden Matrosen aufgetragen hatte, auf das sorgsamste zu wachen, stieg er in seine Barke hinab, die rasch von hinnen glitt, die Wellen mit den doppelten Rudern schlagend. Der Wind pfiff kalt und der Damm war schon öde, als Groslow in Greenwich landete; mehrere Barken waren mit der vollen Flut abgefahren. In dem Momente, wo Groslow ans Land stieg, vernahm er etwas wie den Galopp von Pferden auf dem Pflaster des Strandes.

»O,« rief er, »Mordaunt hatte recht, daß er mich antrieb. Es war keine Zeit zu verlieren; hier sind sie schon.«

Es waren wirklich unsere Freunde, oder vielmehr ihre Vorhut, die aus d'Artagnan und Athos bestand. Als sie der Stelle gegenüber ankamen, wo Groslow eben landete, hielten sie an, als hätten sie es erraten, daß derjenige da sei, mit dem sie zu tun hatten. Athos stieg vom Pferde und entfaltete ruhig ein Sacktuch, dessen vier Ecken Knoten hatte, und ließ es im Winde flattern, indes d'Artagnan stets vorsichtig halb über sein Pferd gebeugt blieb, und die eine Hand nach der Pistolenhalfter ausstreckte. Groslow, der sich in seinem Zweifel, ob das wohl die erwarteten Reiter seien, hinter einen jener Pflöcke gekauert hatte, die da aufgepflanzt und dazu dienlich waren, die Taue darum zu winden, stand jetzt auf, als er daß verabredete Zeichen bemerkte, und ging geradeswegs auf den Kavalier zu. Er war, dergestalt in seinen Regenmantel gewickelt, daß man sein Gesicht unmöglich unterscheiden konnte. Überdies war die Nacht so finster, daß diese Vorsichtsmaßregel überflüssig war. Das scharfe Auge von Athos erriet aber ungeachtet der Dunkelheit, daß es nicht Roggers war, der vor ihm stand.

»Was wollt Ihr von mir?« sprach er zu Groslow, einen Schritt zurückweichend.

»Mylord,« erwiderte Groslow, den irländischen Akzent nachahmend, »ich will Euch sagen, daß Ihr den Kapitän Roggers sucht – aber vergebens.«

»Wieso?« fragte Athos.

»Weil er diesen Morgen von einem Maste gestürzt ist und das Bein gebrochen hat. Allein, ich bin sein Vetter, er hat mir den ganzen Handel mitgeteilt und mich beauftragt, für ihn die Kavaliere zu erkennen, welche mir ein Sacktuch mit vier Knoten an den Ecken gleich dem, das Ihr in der Hand haltet und gleich dem, das ich in der Tasche habe, vorzeigen würden, und sie an seiner Statt überall, wo sie es verlangen, hinzuführen.« Unter diesen Worten nahm Groslow das Sacktuch aus seiner Tasche, welches er bereits Mordaunt vorgewiesen hatte.

»Ist das alles?« fragte Athos.

»Nicht doch, Mylord, es sind ja noch fünfzig Pfund Sterling zugesagt, wenn ich Euch wohlbehalten in Boulogne oder auf jedem anderen Punkte in Frankreich, den Ihr mir bestimmen würdet, ans Land setze.«

»D'Artagnan, was sagt denn Ihr dazu?« fragte Athos französisch.

»Fürs erste sagt mir, was er sprach,« entgegnete dieser.

»O, richtig!« sagte Athos, »ich vergaß, daß Ihr nicht englisch versteht.« Sonach übersetzte er d'Artagnan die Unterredung, die er eben mit dem Schiffsführer hatte.

»Mir scheint das ziemlich wahrscheinlich,« bemerkte der Gascogner.

»Auch mir,« erwiderte Athos.

»Und wenn uns auch dieser Mensch betrügt,« sagte d'Artagnan, »so können wir ihm noch immer eine Kugel durch den Kopf jagen.«

»Wer wird uns denn führen?«

»Ihr, Athos; da Ihr so vieles versteht, so zweifle ich nicht daran, Ihr werdet auch ein Schiff zu lenken verstehen.«

»Meiner Treue, Freund,« sprach Athos lächelnd und mit Scherz: »Ihr habt beinahe die Wahrheit gesprochen; ich ward von meinem Vater für die Marine bestimmt, und so habe ich einige schwache Begriffe von der Nautik.«

»Seht Ihr also!« rief d'Artagnan.

»Geht nun, d'Artagnan; holt unsere Freunde, und kehrt wieder zurück; es ist elf Uhr, wir haben keine Zeit zu verlieren.«

D'Artagnan näherte sich zwei Reitern, welche mit der Pistole in der Hand an den ersten Häusern der Stadt den Vorpostendienst versahen; drei andere Reiter, die am Graben der Straße vorsichtshalber gegen eine Art Schuppen aufgestellt waren, bildeten die Nachhut, und schienen ebenfalls zu warten. Die zwei Personen in der Mitte der Straße waren Porthos und Aramis; die drei Reiter am Schuppen waren Mousqueton, Blaifois und Grimaud; nur war dieser letztere, genau besehen, doppelt, denn er hatte Parry hinter sich aufsitzen, welcher die zur Bezahlung der Zeche an den Wirt verkauften Pferde der Edelleute und ihrer Diener nach London zurückführen sollte. Durch diesen Handel konnten die vier Freunde eine, wenn auch nicht ansehnliche, doch hinreichende Summe mit sich nehmen, um für Hindernisse oder Zufälle gedeckt zu sein. D'Artagnan forderte Porthos auf, ihm zu folgen, und diese winkten ihren Leuten zu, daß sie absteigen und ihr Gepäck abschnallen sollten.

Parry schied nicht ohne Schmerz von seinen Freunden, man stellte ihm den Antrag, ihn nach Frankreich mitzunehmen, doch weigerte er sich hartnäckig dagegen. »Das ist ganz natürlich,« bemerkte Mousqueton, »er hat seine Absicht in bezug auf Groslow.« Man wird sich erinnern, daß es der Kapitän Groslow war, der ihm den Kopf verwundet hatte. Die kleine Truppe kam zu Athos. Doch hatte d'Artagnan sein angeborenes Mißtrauen bereits wieder gefaßt; er fand den Kai zu verödet, die Nacht zu finster, den Kapitän zu freundlich. Er teilte Aramis den eben erwähnten Vorfall mit, und Aramis, nicht minder argwöhnisch als er, trug nicht wenig dazu bei, seinen Verdacht zu erhöhen. Der Gascogner gab Athos durch ein leises Schnalzen der Zunge gegen die Zähne seine Besorgnis kund.

»Wir haben zum Mißtrauen keine Zeit,« versetzte Athos, »das Schiff erwartet uns, lasset uns einsteigen.«

»Und zudem,« bemerkte Aramis, »was hält uns denn ab, mißtrauisch zu sein und dennoch einzusteigen? Man wird den Patron überwachen. Und wenn er nicht gerade Wege wandelt, so schlage ich ihn tot; das ist alles!«

»Gut gesprochen, Porthos,« rief d'Artagnan. »Laßt uns somit einsteigen. Du, Mousqueton, geh voraus.« D'Artagnan hielt seine Freunde zurück und ließ die Diener zuerst einsteigen, damit sie die Planke untersuchten, die sich vom Damme nach dem Schiffe hinzog. Die drei Diener stiegen ohne Unfall ein. Athos folgte ihnen, dann Porthos, dann Aramis. D'Artagnan stieg zuletzt ein und schüttelte fortwährend den Kopf.

»Was Teufel habt Ihr denn; Freund?« rief Porthos.

»Auf Ehre, Ihr könntet Cäsar einschüchtern.«

»Ich habe Euch zu bemerken,« versetzte d'Artagnan, »daß ich in diesem Hafen weder Aufseher, noch Schildwache, noch Zöllner sehe.«

»Nun, so klagt,« erwiderte Porthos, »aber es geht alles vortrefflich.«

»Es geht alles nur zu gut, Porthos, und am Ende wie Gott will.«

Als das Brett zurückgezogen war, setzte sich der Patron an das Steuer und winkte einem seiner Matrosen, der mit einer Rudergabel zu manövrieren anfing, um aus dem Labyrinthe zu kommen, in dessen Mitte die Barke lag. Der andere Matrose stand bereits am Backbord mit dem Ruder in den Händen. Als man die Ruder in Anwendung bringen konnte, gesellte sich sein Kamerad zu ihm, und die Barke glitt rascher von hinnen. »Endlich werden wir flott!« rief Porthos.

»Leider reisen wir allein ab,« versetzte der Graf de la Fère.

»Ja, doch reisen wir alle vier und ohne Wunde; das ist ein Trost.«

»Wir sind noch nicht angekommen,« versetzte d'Artagnan; »man habe acht vor den Begegnungen.«

»O, mein Lieber,« sprach Porthos, «Ihr seid wie die Raben, da Ihr immer Unglück kreischet. Was kann uns denn begegnen in dieser finstern Nacht, wo man nicht zwanzig Schritte weit sieht?«

»Ja, doch morgen früh?« entgegnete d'Artagnan.

»Morgen früh sind wir in Boulogne.«

»Ich wünsche das von ganzem Herzen und bekenne meine Schwäche,« sprach der Gascogner. »Hört, Athos, Ihr werdet lachen, allein solange wir auf Schußweite vom Damme oder von den davorliegenden Schiffen entfernt waren, war ich auf ein entsetzliches Gewehrfeuer gefaßt, das uns alle zerschmettern sollte.«

»Das war unmöglich,« erwiderte Porthos mit seinem derben, gesunden Verstande, »da man zugleich auch den Patron und die Matrosen totgeschossen hätte.«

»Bah, das wäre etwas Hübsches für Herrn Mordaunt; glaubt Ihr denn, er würde sich darum kümmern?«

»Mich freut es am Ende recht sehr,« sagte Porthos, »wenn d'Artagnan eingesteht, daß er Furcht hatte.«

»Ich gestehe es nicht bloß ein, sondern rühme mich dessen. Ich bin kein Rhinozeros, wie Ihr. – Oh, was ist denn das?«

»Der ›Blitz‹,« entgegnete der Patron.

»Sind wir also angelangt?« fragte Athos auf englisch.

»Wir kommen eben an,« erwiderte der Kapitän. Man befand sich in der Tat nach drei Ruderschlägen Bord an Bord mit dem kleinen Schiffe. Der Matrose harrte, die Leiter war in Bereitschaft, er hatte die Barke erkannt. Athos stieg zuerst hinauf mit seiner ganzen seemännischen Gewandtheit; Aramis mit der Gewohnheit, die er sich seit langem eigen gemacht, mittels Strickleiter und anderer mehr oder weniger sinnreicher Mittel verbotene Räume zu überschreiten; d'Artagnan wie ein Gemsjäger; Porthos mit jener

Kraftanwendung, die bei ihm alles ersetzte. Die Diener folgten. Der Kapitän führte seine Passagiere nach der für sie eingerichteten Kajüte, welche sie, da sie nur ein einziges Zimmer war, gemeinschaftlich bewohnen mußten, dann versuchte er es, sich unter dem Vorwande zu entfernen, daß er einige Aufträge zu erteilen habe.

»Einen Augenblick,« sprach d'Artagnan, »wieviel Mann habt Ihr an Bord, Patron?«

»Ich verstehe nicht,« sagte dieser auf englisch. »Athos, frage ihn das in seiner Sprache.«

Athos stellte die von d'Artagnan gewünschte Frage. »Drei,« erwiderte Groslow; »ohne mich zu rechnen, wohlverstanden.« D'Artagnan verstand, da der Patron bei seiner Antwort drei Finger erhoben hatte.

»O,« versetzte d'Artagnan, »ich werde schon wieder ruhiger. Gleichviel, ich will, während Ihr Euch einrichtet, einen Gang durch das Schiff tun.«

»Und ich,« entgegnete Porthos, »ich will mich mit dem Abendessen befassen.«

»Dieses Projekt ist schön und großartig, Porthos, führet es aus. Ihr, Athos, leihet mir Grimaud, der in Gesellschaft seines Freundes Parry ein bißchen englisch gelernt hat; er soll mir als Dolmetsch dienen.«

»Geh, Grimaud,« sagte Athos. Eine Laterne brannte auf dem Verdecke. D'Artagnan hob sie mit der einen Hand auf, nahm mit der anderen eine Pistole und sprach zu dem Patron: »Come!« Das war nebst Goddam alles, was er von der englischen Sprache wußte. D'Artagnan kam zu der Luke und stieg hinab in das Zwischendeck. –

»O,« rief d'Artagnan, während er mit seiner Laterne über die Lukentreppe hinabging und weit vor sich hin leuchtete, »was gibt es da für Fässer? man könnte das für die Höhle Ali-Babas halten!«

»Was sagt Ihr da?« fragte der Kapitän auf englisch, D'Artagnan verstand ihn am Ton der Stimme, und entgegnete, indem er die Laterne auf ein Gebinde

hinstellte:

»Ich möchte wissen, was in diesen Fässern ist.« Der Patron war schon im Begriffe, wieder über die Treppe hinauf zu steigen, doch beherrschte er sich und antwortete:

»Portwein.«

»Ah, Portwein,« rief d'Artagnan; »das ist jedenfalls eine Beruhigung, daß wir nicht vor Durst umkommen werden.« Dann wandte er sich zu Groslow, der sich dicke Schweißtropfen von der Stirne wischte und fragte:

»Sind sie voll?« Grimaud übersetzte die Frage.

»Die einen sind voll, die anderen leer,« erwiderte Groslow mit einer Stimme, worin sich trotz aller Anstrengung seine Besorgnis kundgab. D'Artagnan pochte mit dem Finger an die Fässer, und erkannte, daß fünf voll, die anderen aber leer waren; dann hielt er, stets zum großen Schrecken des Engländers, die Laterne zwischen die Gebinde, und da er die Zwischenräume frei sah, so sagte er:

»Auf, gehen wir weiter!« – Und er ging nach der Tür, welche zu der zweiten Abteilung führte.

»Wartet,« sprach der Engländer, immer noch befangen von der angedeuteten Gemütsangst, »wartet, ich habe zu dieser Türe den Schlüssel.« Er trat schnell vor d'Artagnan und Grimaud und steckte mit bebender Hand den Schlüssel an, wonach man sich in der zweiten Abteilung befand, wo sich Mousqueton und Blaifois zum Nachtmahl anschickten. Hier gab es weder etwas zu suchen noch zu erhaschen: man konnte bei dem Schimmer der Lampe, welche diesen würdigen Kameraden leuchtete, in alle Winkel und Ecken sehen. Sonach ging man schnell weiter und besuchte die dritte Abteilung. Hier war die Wohnung der Matrosen. Drei bis vier Hängematten an der Decke, ein Tisch an einem doppelten Strick, der an den vier Ecken hindurchging, zwei morsche und wackelnde Bänke bildeten darin daß ganze Geräte. D'Artagnan hob ein paar alte Segeltücher auf, die an der Wand hingen, und da er abermals nichts Verdächtiges fand, so stieg er wieder durch die Luke auf das Verdeck des

Schiffes. »Und dieses Zimmer?« fragte d'Artagnan. Grimaud übertrug die Worte des Musketiers ins Englische.

»Das hier ist mein Zimmer,« entgegnete bei Patron; »wollt Ihr vielleicht eintreten?«

»Öffnet die Türe,« sagte d'Artagnan. Der Engländer gehorchte; d'Artagnan verlängerte seinen mit der Laterne versehenen Arm und steckte den Kopf durch die klaffende Türe, und als er sah, daß dieses Gemach ein wahrer Schlupfwinkel sei, so sagte er: »Gut, befände sich ein Kriegsheer an Bord, so wäre es hier recht gut versteckt. Sehen wir, was Porthos zum Nachtmahle gefunden.« Er dankte dem Patron durch Kopfnicken und begab sich wieder nach der Ehrenkajüte, wo seine Freunde waren.

Wie es schien, so hatte Porthos nichts gefunden, und wenn er auch etwas fand, so trug die Ermüdung den Sieg über den Hunger davon, und so schlief er fest in seinen Mantel gehüllt, als d'Artagnan. zurückkehrte. Von den sanften Bewegungen der ersten Wellen eingewiegt, fingen auch Athos und Aramis an, ihre Augen zu schließen, doch öffneten sie dieselben wieder bei dem Geräusch, das ihr Freund verursachte.

»Nun?« fragte Aramis.

»Es geht alles gut,« versetzte d'Artagnan, »wir können ruhig schlafen.« Nach Verlauf von zehn Minuten waren die Herren eingeschlummert, doch war das nicht der Fall bei den hungrigen und durstigen Bedienten. Mousqueton und Blaifois schickten sich an, ihr Lager zurecht zu machen, das aus einem Brett und Mantelsack bestand, während sich auf einem Hängetische, gleich jenem im anstoßenden Zimmer, nach dem Wanken des Meeres, ein Brot, ein Bierkrug und drei Gläser schaukelten.

»Das verfluchte Wanken,« rief Blaifois; »ich fühle, es wird mich wieder so packen wie anfangs.«

»Und wir haben nichts, um die Seekrankheit zu bekämpfen,« versetzte Mousqueton, »als Gerstenbrot und Hopfenwein; puh! –«

»Doch Eure Weidenflasche, Herr Mouston?« fragte Blaifois, der eben mit seinem Lagermachen fertig war und sich strauchelnd dem Tische näherte, wo er sich ebenfalls setzen wollte; »doch Eure Weidenflasche, habt Ihr sie verloren?«

»Nicht doch,« entgegnete Mousqueton, »sondern Parry hat sie behalten. Diese Teufels-Schotten haben immer Durst. Und Ihr, Grimaud,« fragte Mousqueton seinen Kameraden, der eben von seiner Begleitung d'Artagnans zurückkehrte, »seid Ihr nicht durstig?«

»Wie ein Schotte,« antwortete Crimaud lakonisch. Er setzte sich neben Blaifois und Musqueton, zog aus seiner Tasche eine Schreibtafel hervor, und fing an, die Zeche der Gesellschaft aufzusetzen, deren Verwalter er war. »Oh, oh!« stammelte Blaisois, »mir fängt an übel zu werden.«

»Wenn das ist,« sprach Mousqueton mit einer gelehrten Miene, »so nehmt ein bißchen Nahrung.«

»Ihr nennt das Nahrung?« entgegnete Blaisois, während er mit kläglicher Miene und verächtlich auf das Gerstenbrot und den Bierkrug hinzeigte. Grimaud fand es der Mühe wert, sich ins Mittel zu legen; er deutete mit dem Finger nach dem Laderaum und sagte:

»Portwein!« Das war ein Schlagwort. Die Bedienten waren sich bald darüber einig, was zu machen sei, damit man unauffällig an die Fässer herankäme. Grimaud rüstete sich mit einem Bohrer und einem Kruge aus und verschwand im Laderaum, während Mousqueton Wache hielt, um ihn, falls jemand kommen sollte, zu warnen. Grimaud war kaum gegangen, als Mousqueton leise Schritte vernahm. Er pfiff auf eine Weise, die den Bedienten in den Tagen ihrer Jugend vertraut war, begab sich wieder auf seinen Platz am Tische und winkte Blaisois, desgleichen zu tun. Blaisois gehorchte.

Die Türe ging auf. Zwei Männer in Mäntel gehüllt traten ein. »O, o!« rief der eine von ihnen, »um ein Viertel nach elf Uhr noch nicht im Bette? Das ist gegen die Vorschrift. In einer Viertelstunde soll alles ausgelöscht sein und jedermann schnarchen.« Die zwei Männer gingen zu der Türe jener

Abteilung, in welche Grimaud geschlüpft war, schlossen die Türe auf, traten ein und sperrten hinter sich wieder ab.

»Ha,« rief Blaisois schaudernd, »er ist verloren!«

»Grimaud ist ein feiner Fuchs,« murmelte Mousqueton. Sie erwarteten mit lauschendem Ohre und gesperrtem Odem, was da kommen mag. Es vergingen zehn Minuten, ohne daß man ein Geräusch vernahm, welches hätte vermuten lassen, daß Grimaud entdeckt sei. Nachdem diese Zeit verflossen war, sahen Mousqueton und Blaisois die Türe wieder aufgehen, die Männer in den Mänteln traten hervor, versperrten die Türe wieder mit derselben Vorsicht wie bei ihrem Eintreten, und entfernten sich mit der Wiederholung des Befehls, das Licht auszulöschen und sich schlafen zu legen.

»Werden wir Folge leisten?« fragte Blaisois, »mir kommt das alles verdächtig vor.«

»Sie sagten: eine Viertelstunde, wir haben noch fünf Minuten,« bemerkte Mousqueton.

»Wenn wir es den Herren meldeten?«

»Warten wir noch auf Grimaud.«

»Wenn sie ihn aber getötet haben?«

»Grimaud hätte gerufen.«

»Ihr wißt ja, er ist fast stumm.«

»So hätten wir die Stöße gehört.«

»Doch, wenn er nicht zurückkommt?«

»Hier ist er!«

Grimaud öffnete die Tür und steckte durch dieselbe seinen totenfahlen Kopf, dessen Augen, vor Entsetzen gerundet, kleine Pupillen in weiten

weißen Kreisen sehen ließen. Er trug den mit einer gewissen Substanz angefüllten Krug in der Hand, näherte ihn dem Scheine des Lichtes, den die dampfende Lampe verbreitete, und murmelte die einfache Silbe: »O!« mit einem so schreckenvollen Ausdrucke, daß Mousqueton entsetzt zurückprallte und Blaisois ohnmächtig zu werden schien. Nichtsdestoweniger warfen beide einen neugierigen Blick in den Bierkrug – er war voll Pulver! Als nun Grimaud überzeugt war, daß das Schiff anstatt mit Wein, mit Pulver beladen sei, eilte er nach der Luke und machte nur einen Satz bis zur Kajüte, worin die vier Freunde schliefen. Als er da ankam, drückte er vorsichtig die Türe, welche im Aufgehen sogleich d'Artagnan weckte, da er hinter ihr lag.

Er hatte noch kaum Grimauds entstelltes Antlitz gesehen, so verstand er schon, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe, und wollte rufen, allein Grimaud legte mit einer noch schnelleren Bewegung als das Wort selbst einen Finger an seine Lippen und blies mit einem Hauche, den man in einem so schwachen Körper nicht vermutet hätte, die kleine Nachtlampe aus, die drei Schritte entfernt stand. D'Artagnan erhob sich auf dem Ellbogen, Grimaud ließ sich auf ein Knie nieder, und so den Hals gestreckt und die Sinne gespannt, flüsterte er ihm eine Erzählung in das Ohr, welche dramatisch genug war, um Gebärden- und Mienenspiel zu entbehren. Während dieser Mitteilung schliefen Athos, Porthos und Aramis so fest, als hätten sie acht Tage lang nicht geschlafen, und im Zwischendecke knüpfte Mousqueton aus Vorsicht seine Nesteln, indes Blaisois voll Entsetzen und mit gesträubten Haaren dasselbe zu tun versuchte. Nun sehen wir, was vorgefallen ist. Grimaud war kaum durch die Öffnung verschwunden und in die erste Abteilung gelangt, als er um sich forschte und ein Faß antraf. Er pochte, dieses Faß war leer; allein das dritte, an dem er den Versuch wiederholte, gab einen so dumpfen Ton von sich, daß man sich daran nicht irren konnte. Grimaud erkannte, daß es voll sei. Hier hielt er an, suchte nach einer passenden Stelle, um es anzubohren, und stieß während des Suchens an einen Hahn.

»Gut,« murmelte Grimaud, »damit ist mir eine Arbeit erspart.« Er hielt den Bierkrug unter, drehte den Hahn und merkte, wie der Inhalt ganz sanft aus dem einen in das andere Gefäß überging. Nachdem er erst die Vorsichtsmaßregel getroffen, den Hahn wieder zu schließen, und zu

gewissenhaft war, seinen Kameraden ein Getränk zu bringen, wofür er sich bei ihnen nicht hätte verantwortlich machen können, so setzte er den Krug an seine Lippen, hörte aber in diesem Augenblicke das Warnungszeichen, das ihm Mousqueton gab; er wähnte, daß eine Nachtrunde komme, schlüpfte zwischen zwei Fässer hinein, und verbarg sich hinter leeren Gebinden. Einen Augenblick nachher ging wirklich die Tür auf und wieder zu, da jene zwei Männer in Mänteln eintraten, welche wir vor Blaisois und Mousqueton hin und her kommen sahen, wo sie ihnen das Licht auszulöschen befahlen. Der eine von ihnen trug eine sorgfältig verschlossene Laterne von solcher Höhe, daß die Flamme ihren Gipfel nicht erreichen konnte. Außerdem waren die Scheiben wieder mit weißem Papier überzogen, welches das Licht und die Wärme milderte und einsog. Dieser Mann war Groslow. Der andere hielt etwas in der Hand, das lang, biegsam und wie ein Strick gerollt war. Sein Gesicht ward von einem breiträndrigen Hute überschattet. Grimaud dachte, es führe sie dieselbe Leidenschaft, die er empfand, in den Keller, um dem Portwein einen Besuch abzustatten, und zog sich immer tiefer hinter die Fässer zurück, wobei er sich übrigens damit tröstete, daß das Verbrechen eben nicht groß wäre, wenn man ihn auch entdeckte. Als die beiden Männer bei dem Fasse ankamen, hinter dem Grimaud versteckt lag, blieben sie stehen.

»Habt Ihr die Lunte?« fragte derjenige auf englisch, der die Blendlaterne trug.

»Hier ist sie,« entgegnete der andere. Bei der Stimme des letzteren schauderte Grimaud und fühlte diesen Schauder durch das Mark seiner Knochen dringen, er erhob sich langsam bis über den Rand des Gebindes und erkannte unter dem breiten Hute das blasse Gesicht Mordaunts.

»Wie lange mag wohl diese Lunte glimmen?« fragte er.

»Nun, etwa fünf Minuten,« erwiderte der Patron. Auch diese Stimme war Grimaud nicht fremd; sein Blick glitt von dem einen zum andern über, und nach Mordaunt erkannte er Groslow.

»Sonach,« sprach Mordaunt, »meldet Eurer Mannschaft, sich bereit zu halten, ohne ihr die Ursache anzugeben. Folgt die Schaluppe dem Schiffe nach?«

»Wie ein Hund am Hanfstricke seinem Herrn folgt.«

»Wenn dann die Uhr auf ein Viertel nach Mitternacht zeigt, so versammelt Eure Mannschaft, und steigt geräuschlos in die Schaluppe.«

»Nachdem ich die Lunte angebrannt habe?«

»Diese Sorge betrifft mich. Ich will meiner Rache gewiß sein. Sind die Ruder in der Schaluppe.?«

»Es ist alles vorbereitet.«

»Gut.«

»Sonach sind wir einverstanden.«

Mordaunt kniete nieder und band das eine Ende der Lunte an den Hahn, damit er nur noch das andere Ende anzubrennen brauchte. Als das geschehen war, stand er wieder auf und sagte: »Habt Ihr gehört? Ein Viertel nach Mitternacht, das heißt ... Er zog seine Uhr hervor. »In zwanzig Minuten.«

»Vollkommen, mein Herr,« entgegnete Groslow. »Ich muß Euch nur zum letztenmal bemerken, daß dieses Unternehmen mit einiger Gefahr verbunden ist, und daß es besser wäre, das Anzünden dieses Feuerwerkes einem unserer Leute aufzutragen.«

»Lieber Groslow,« versetzte Mordaunt, »Ihr kennt das französische Sprichwort: Man bedient sich nur selber gut, – ich will das in Anwendung bringen.« Grimaud hatte alles gehört, wenn auch nicht alles verstanden, allein bei ihm ersetzte das Gesicht den Mangel des vollen Verstehens der Sprache; er hatte die zwei Todfeinde der Musketiere gesehen und erkannt; er sah, wie Mordaunt die Lunte befestigte, er hörte jenes Sprichwort, welches Mordaunt französisch sagte, und es ihm dadurch noch leichter machte; endlich fühlte er wiederholt den Inhalt des Kruges an, den er in der Hand hielt, und anstatt der Flüssigkeit, welche Mousqueton und Blaisois erwarteten, knitterten und zerbröckelten sich die Körner eines groben Pulvers unter seinen Fingern. Mordaunt ging mit dem Patron weg; doch an

der Türe der Kajüte hielt er an und horchte. »Hört Ihr sie schlafen?« sprach er. Man hörte auch wirklich Porthos durch den Fußboden schnarchen.

»Sie sind Euch durch guten Zufall überliefert,« versetzte Groslow.

»Und diesmal soll sie der Teufel selbst nicht retten,« sagte Mordaunt. Beide gingen hinaus.

Grimaud wartete solange, bis er den Riegel der Tür im Schlosse knarren hörte, und als er sich versichert hatte, daß er allein sei, richtete er sich längs der Wand langsam empor.

»Ah,« seufzte er, während er sich mit dem Ärmel die dicken Schweißtropfen abwischte, die auf seiner Stirne perlten, »welch ein Glück ist es, daß Mousqueton durstig war!« Wie es sich wohl erraten läßt, so hörte d'Artagnan diese Umstände mit wachsender Spannung an, und ohne daß er wartete, bis Grimaud zu Ende war, stand er geräuschlos auf, legte seinen Mund an Aramis' Ohr, der ihm zur Linken schlief, faßte ihn zugleich an der Schulter, um jeder ungestümen Bewegung zuvorzukommen, und sprach zu ihm:

»Chevalier, steht auf, und macht nicht den mindesten Lärm.« Aramis erwachte. D'Artagnan wiederholte seine Aufforderung und drückte ihm die Hand. Aramis gehorchte. »Euch ist Athos zur Linken,« sagte er, »setzt ihn in Kenntnis, wie ich Euch in Kenntnis gesetzt habe.« Athos erwachte bald, da sein Schlaf leicht war, wie es der von feinen und nervösen Naturen zu sein pflegt, doch hielt es schwieriger, Porthos zu wecken. Er wollte nach den Ursachen und Gründen dieser Störung seines Schlafes fragen, die ihm sehr unliebsam zu sein schien, als d'Artagnan statt aller Antwort ihm die Hand auf den Mund drückte. Unser Gascogner streckte nun die Hand aus, und zog die Köpfe seiner drei Freunde in einen so engen Kreis zusammen, daß sie sich beinahe berührten, und sagte zu ihnen:

»Freunde, wir werden dieses Schiff den Augenblick verlassen, oder wir sind alle des Todes.«

»Bah,« machte Athos, »schon wieder?« »Wißt Ihr, wer der Kapitän des Schiffes ist?«

»Nein.«

»Der Kapitän Groslow.« Ein Schauder der drei Musketiere verriet es d'Artagnan, daß seine Worte einigen Eindruck auf seine Freunde machten.

»Ha, Groslow, zum Teufel!« rief Aramis.

»Wer ist das, Groslow?« fragte Porthos; »ich erinnere mich nicht mehr.«

»Jener, der Parry den Kopf zerschlagen hat, und der sich eben bereit macht, auch die unserigen zu zermalmen.«

»O, o?«

»Und wißt Ihr, wer sein Leutnant ist?«

»Sein Leutnant? es ist keiner hier,« versetzte Athos. »In einer Feluke, die nur vier Mann hat, gibt es keinen Leutnant.«

»Ja, allein Herr Groslow ist kein Kapitän wie ein anderer. Er hat einen Leutnant, und dieser Leutnant ist Herr Mordaunt.«

Diesmal gab es nicht bloß mehr ein Schaudern unter den Musketieren, sondern beinahe einen Aufschrei. Diese unbezwingbaren Männer unterlagen dem mysteriösen und verhängnisvollen Einflusse, den dieser Name auf sie ausübte, und waren schon entsetzt, wenn sie ihn nur aussprechen hörten.

»Was ist zu tun?« fragte Athos.

»Wir bemächtigen uns der Feluke,« entgegnete Aramis.

»Wir töten sie.« rief Porthos.

»Die Feluke ist miniert,« sprach d'Artagnan. »Jene Fässer, die ich für Gebinde von Portwein hielt, sind Pulverfässer. Wenn sich Mordaunt entdeckt sieht, so wird er alles, Freunde und Feinde, in die Luft sprengen, und er ist, meiner Treue, ein zu schlechter Gesellschafter, als daß ich Lust

hätte, mich in seiner Begleitung im Himmel oder in der Hölle zu präsentieren.«

»Habt Ihr also einen Plan?« fragte Athos.

»Ja.«

»Welchen?«

»Setzt Ihr Vertrauen in mich?«

»Sagt an,« sprachen die drei Musketiere zugleich. D'Artagnan ging zu einem Fenster, das zwar niedrig, aber doch geräumig genug war, um einen Mann hindurchzulassen, und schob es leise in seinen Leisten zurück.

»Das ist der Weg,« rief er.

»Zum Teufel, lieber Freund, es ist sehr kalt,« sagte Aramis.

»Bleibt, wenn Ihr wollt, allein ich sage Euch im voraus, es wird hier alsbald zu heiß sein.«

»Wir können aber das Land nicht mit Schwimmen erreichen.«

»Die Schaluppe folgt am Taue nach, wir werden die Schaluppe erreichen, und das Tau abschneiden. Das ist alles. Auf, meine Herren!«

»Einen Augenblick,« sprach Athos, – »die Bedienten.«

»Da sind wir schon,« riefen Mousqueton und Blaisois, welche Grimaud geholt hatte, um alle Kräfte in der Kajüte zu versammeln, und die durch die Luke, welche fast an die Türe stieß, ungesehen eingetreten waren. Indes blieben die drei Freunde regungslos vor dem schrecklichen Schauspiele, welches d'Artagnan ihren Blicken enthüllte, indem er den Ballen zurückschob, so daß sie durch diese enge Öffnung sahen. In der Tat weiß es jedermann, der dieses Schauspiel einmal sah, daß es gar nichts Ergreifenderes gibt, als ein hochgehendes Meer, welches bei dem blassen Schein eines Wintermondes seine dunklen Wogen unter dumpfem Gebrause dahinwälzt.

»Potz Element, wir schwanken, wie mich dünkt,« rief d'Artagnan; »und wenn wir schwanken, was werden dann die Bedienten tun?«

»Ich schwanke nicht,« versetzte Grimaud.

»Gnädiger Herr,« sprach Blaisois, »ich sage es im voraus, daß ich nur in Flüssen schwimmen kann.«

»Und ich kann gar nicht schwimmen,« sagte Mousqueton. Mittlerweile ließ sich d'Artagnan durch die Öffnung gleiten.

»Freund,« rief Athos, »Ihr seid also entschlossen?«

»Ja,« erwiderte der Gascogner; »vorwärts, Athos, Ihr, vollkommener Mann, sagt dem Geiste, daß er dem Fleische gebiete. Ihr, Aramis, gebt den Bedienten ein Beispiel; Ihr, Porthos, tötet alles, was uns hindern will.«

D'Artagnan drückte Athos noch die Hand, und ersah den Augenblick, wo die Feluke durch eine schwankende Bewegung mit dem Hinterteile tauchte, wonach er nur in das Wasser zu gleiten brauchte, das ihm 'schon bis zum Gürtel reichte. Athos folgte ihm, ehe sich noch die Feluke zurückbewegt hatte; nach Athos erhob sie sich abermals, und man bemerkte das Tau, an dem die Schaluppe befestigt war, sich strecken und aus dem Wasser emporschnellen. D'Artagnan schwamm nach diesem Tau und erreichte dasselbe. Er hing sich mit der Hand daran, behielt nur den Kopf über dem Wasser und wartete. Eine Sekunde darauf kam Athos zu ihm. Hierauf sah man bei der Wendung der Feluke zwei andere Köpfe emportauchen. Das waren die von Aramis und Grimaud.

»Blaisois macht mir angst,« sprach Athos. »Hörtet Ihr nicht, d'Artagnan, wie er sagte, daß er nur in Flüssen schwimmen könne?«

»Wenn man einmal schwimmen kann, so kann man es überall,« erwiderte d'Artagnan. »In die Barke! in die Barke!«

»Allein Porthos, ich sehe ihn nicht.«

»Porthos wird kommen, seid unbekümmert, er schwimmt wie Leviathan selber.« Aber Porthos zeigte sich wirklich nicht, da zwischen ihm, Mousqueton und Blaisois ein halb komischer, halb dramatischer Auftritt stattfand. Da diese entsetzt waren vor dem Wogengebrause, vor dem Pfeifen des Windes und vor dem Anblick des schwarzen, im Abgrund schäumenden Wassers, so wichen sie zurück, anstatt vorwärts zu gehen.

»Vorwärts, ins Wasser!« rief Porthos.

»Allein, gnädiger Herr,« ächzte Mousqueton, »laßt mich hier, ich kann ja nicht schwimmen.«

«Ich auch nicht,« wimmerte Blaisois.

»Ich versichere,« sagte Mousqueton, »ich würde Euch nur hinderlich sein in dieser kleinen Barke.«

»Und ich würde gewiß ertrinken, bevor ich dahin käme,« versetzte Blaisois.

»Heda, ich erwürge Euch beide, wenn Ihr nicht hinabspringt,« rief Porthos, und faßte sie an der Kehle. »Vorwärts, Blaifois!« Ein Ächzen, von Porthos' eiserner Faust gedämpft, war die ganze Antwort Blaisois', denn der Riese, der ihn beim Kopf und bei den Füßen anfaßte, ließ ihn wie einen Balken durch das Fenster gleiten und schob ihn mit dem Kopf nach unten ins Meer. »Jetzt, Mouston, hoffe ich,« sprach Porthos, »daß du deinen Herrn nicht verlassen wirst.«

»O, gnädiger Herr,« entgegnete Mousqueton mit Tränen im Auge, »warum haben Sie wieder Dienst genommen? Es ging uns doch so gut auf dem Schlosse Pierrefonds.« Und ohne andere Widerrede, entweder aus wahrer Treue, oder durch das rücksichtlich Blaisois gegebene Beispiel leidend und folgsam, sprang Mousqueton mit dem Kopfe voraus ins Meer, was immerhin eine erhabene Tat war, da sich Mousqueton für tot hielt. Allein Porthos war nicht der Mann, daß er seinen getreuen Gefährten so verließ. Der Herr folgte dem Diener so nahe, daß der Fall der zwei Körper nur ein Geräusch machte, wonach sich Mousqueton von Porthos' kräftiger Hand unterstützt sah, als er, wieder ganz verblüfft auf die Oberfläche des Wassers kam; sofort konnte er sich auch, ohne daß er irgendeine Bewegung zu

machen brauchte, dem Taue majestätisch wie ein Meergott nähern. In demselben Momente sah Porthos einen Gegenstand im Bereiche seines Armes wirbeln. Er faßte denselben bei den Haaren an; es war Blaisois, dem auch Athos schon entgegenkam.

»Geht, Graf, geht, ich bedarf Eurer nicht,« sagte Porthos. Porthos richtete sich auch in der Tat durch einen kräftigen Fußstoß über die Wellen empor, gleich dem Riesen Adamastor, und erreichte in drei Stößen seinen Freund. D'Artagnan, Aramis und Grimaud halfen Blaisois und Mousqueton beim Einsteigen, dann kam die Reihe an Porthos, der das kleine Schiff beinahe zum Sinken brachte, als er über Bord stieg.

»Und Athos?« fragte d'Artagnan.

»Hier bin ich,« rief Athos, der erst zuletzt einsteigen wollte wie ein General, der den Rückzug deckt.

»Seid Ihr alle beisammen?«

»Alle,« erwiderte d'Artagnan, »und habt Ihr Euren Dolch, Athos?«

»Ja.«

»So schneidet das Tau ab und kommt.«

Athos nahm seinen scharfen Dolch vom Gürtel und schnitt das Tau ab; die Feluke fuhr weiter; die Barke blieb auf ihrem Platze, ohne daß sie auf eine andere Weise als durch die Wellen bewegt wurde.

»Kommt, Athos!« rief d'Artagnan. Er reichte dem Grafen de la Fère die Hand, der nun auch in das kleine Fahrzeug stieg.

»Es war an der Zeit,« sprach der Gascogner, »und Ihr werdet alsbald etwas Seltsames sehen.«

Verhängnis

D'Artagnan hatte jene Worte kaum ausgesprochen, so ließ sich auch wirklich ein Pfeifen auf der Feluke hören, die sich schon allmählich in Nebel und Dunkelheit verlor.

»Das will etwas bedeuten, wie Ihr wohl begreifen werdet,« sagte der Gascogner. In diesem Momente sah man auf dem Verdecke eine Laterne schimmern, und im Hinterdecke dunkle Gestalten erscheinen. Auf einmal hallte ein entsetzlicher Schrei, ein Schrei der Verzweiflung, durch den Luftraum, und als hätte dieser Schrei die Wolken verscheucht, so öffnete sich der Schleier, der den Mond umhüllte, und man bemerkte auf dem von einem blassen Lichte versilberten Himmel die grauen Segel und das dunkle Tauwerk der Feluke. Schatten liefen verwirrt auf dem Schiffe hin und her, und Jammergeschrei begleitete dieses sinnlose Herumwandeln. Diese verwirrten Schatten auf dem Schiffe waren Groslow, der zu der von Mordaunt festgesetzten Stunde seine Mannschaft versammelt hatte, indes dieser, als er an der Türe der Kajüte gelauscht, ob die Musketiere noch immer schliefen, durch ihr Schweigen beruhigt, in den Schiffsraum hinabgestiegen war. Wer hätte auch in der Tat vermuten können, was sich eben zugetragen hatte? Mordaunt schloß somit die Türe auf und eilte nach der Lunte, begierig wie ein racheschnaubender Mensch, und seiner Sache gewiß, wie diejenigen, welche Gott verblendet, zündete er den Schwefel an. Mittlerweile versammelte sich Groslow mit seinen Matrosen auf dem Hinterdecke.

»Faßt das Tau an,« rief Groslow, »und zieht die Barke heran.« Ein Matrose setzte sich rittlings auf die Schiffswand, ergriff das Tau und zog es an sich; das Tau kam ohne Widerstand zu ihm.

»Das Tau ist abgeschnitten,« rief der Matrose, »es ist keine Barke mehr da.«

»Wie, keine Barke mehr?« stammelte Groslow, und eilte gleichfalls nach der Brüstung; »das ist nicht möglich!«

»Es ist aber doch so,« entgegnete der Matrose, »sehet nur; es ist nichts im Fahrwasser und hier ist das Ende vom Tau.« Hier war es, wo Groslow jenes Gebrüll ausstieß, welches die Musketiere vernommen hatten.

»Was ist es?« rief Mordaunt, der eben aus der Luke hervorkam, und mit der Fackel in der Hand nach dem Hinterdecke eilte.

»Unsere Feinde sind uns entwischt, sie schnitten das Tau ab, und entfliehen mit der Barke.« Mordaunt machte nun einen Satz bis zur Kajüte, und stieß deren Türe mit einem Fußtritt ein.

»Leer,« rief er, »leer, o die Teufel!«

»Laßt sie uns verfolgen,« sagte Groslow, »sie können noch nicht weit sein, wir segeln über sie weg und bohren sie in den Grund.«

»Ja, allein das Feuer?« rief Mordaunt, »ich legte das Feuer.«

»Woran?«

»An die Lunte.«

»Tausend Donner!« schrie Groslow und stürzte nach der Luke; »vielleicht ist es noch Zeit?« Mordaunt antwortete nur mit entsetzlichem Lachen, und während er mit Zügen, die mehr durch Haß als durch Schreck entstellt waren, zum Himmel emporstarrte, und ihm mit großen Augen eine letzte Verwünschung zuschleuderte, warf er zuerst seine Fackel ins Meer und stürzte sich dann selber hinab. In dem Momente, wo Groslow den Fuß auf die Treppe der Luke setzte, öffnete sich das Schiff wie der Krater eines Vulkans; ein Flammenstrom brauste mit einem Knall gegen den Himmel, wie der von hundert Kanonen, die zugleich donnern, die Luft entzündete sich, von glühenden Trümmern durchfurcht, darauf erlosch der furchtbare Blitz, die Trümmer stürzten prasselnd in den Abgrund nieder, wo sie erloschen, und ein Beben in der Luft abgerechnet, hätte man ein Weilchen darauf glauben können, es wäre nichts vorgegangen. Nun war die Feluke von der Oberfläche des Wassers verschwunden und Groslow mit seinen drei Matrosen war vernichtet.

Die vier Freunde hatten alles gesehen; es entging ihnen kein Umstand dieses furchtbaren Dramas. In diesem glänzenden Lichte, welches das Meer auf eine Meile weit beleuchtete, hätte man einen Augenblick lang jeden von ihnen in einer verschiedenen Haltung sehen können, wie sich an ihnen das

Entsetzen abmalte, welches sie trotz ihrer ehernen Herzen zu empfinden nicht umhin konnten. Bald darauf fiel der Flammenregen rings um sie herum nieder, dann erlosch endlich, wie schon erwähnt, der Vulkan, und alles, die schaukelnde Barke und das hochgehende Meer, kehrten in ihre vorherige Dunkelheit zurück. Sie blieben ein Weilchen lang schweigend und bestürzt. Porthos und Aramis hielten die Ruder, welche sie ergriffen hatten, maschinenartig über dem Wasser, stemmten sich mit dem ganzen Körper darauf und umklammerten sie mit krampfhaften Händen. Aramis unterbrach zuerst die Totenstille und rief:

»Meiner Treue, ich glaube, diesmal wird alles abgetan sein.«

»Zu Hilfe, Mylords, steht mir bei, o, zu Hilfe!« rief eine klägliche Stimme, deren Töne zu den vier Freunden wie die Stimme eines Seegeistes hallte. Sie blickten alle einander an, und Athos erbebte.

»Da ist er,« sprach er, »das ist seine Stimme.« Alle schwiegen, denn alle erkannten die Stimme; sie wandten bloß ihre Augen mit erweiterten Pupillen nach der Richtung hin, wo das Schiff verschwunden war, und gaben sich alle mögliche Mühe, die Dunkelheit zu durchdringen. Eine kurze Weile darauf gewahrte man einen Menschen, der kräftig herbeischwamm.

Athos streckte nach ihm den Arm aus, während er ihn seinen Begleitern mit den Fingern zeigte.

»Ja, ja!« rief d'Artagnan, »ich sehe ihn.«

»Abermals er,« sprach Porthos, und holte dabei Atem wie ein Schmiedeblasebalg, »ha, er ist wie von Eisen.«

»O Gott!« seufzte Athos. Aramis und d'Artagnan flüsterten sich ins Ohr. Mordaunt machte noch einige Stöße, streckte dann eine Hand als Notzeichen aus dem Wasser und rief:

»Erbarmen, im Namen des Himmels, Erbarmen, meine Herren! Ich fühle, daß mich meine Kräfte verlassen, daß ich untergehe.« Die hilferufende Stimme wurde so bebend, daß sie auf dem Grunde von Athos' Heizen Mitleid erregte.

»Der Unglückliche!« murmelte er.

»Gut,« sprach d'Artagnan, »nun geht Euch nur noch ab, daß Ihr ihn bedauert. Fürwahr, ich glaube, er schwimmt zu uns heran. Denkt er etwa, wir werden ihn aufnehmen? Rudert, Porthos, rudert!« Zugleich gab d'Artagnan das Beispiel, senkte das Ruder ins Meer, und nach zwei Ruderschlägen entfernte sich die Barke um zwanzig Klafter.

»O, Ihr werdet mich nicht verlassen, daß ich umkomme! Ihr werdet nicht ohne Barmherzigkeit sein!« klagte Mordaunt.

»O,« rief Porthos Mordaunt zu, »ich denke, daß wir Euch endlich haben. Wackerer, und daß Ihr da zur Flucht keine andere Pforte mehr habt als die Hölle.«

»O Porthos,« murmelte der Graf de la Fère.

»Gebt Ruhe. Athos! in der Tat, Ihr macht Euch lächerlich mit Eurer ewigen Großmut. Ich erkläre Euch vor allem, wenn er sich auf zehn Fuß weit der Barke nähert, so zerschmettere ich ihm den Kopf mit einem Ruderschlage.«

»O Barmherzigkeit! flieht mich nicht, meine Herren, Barmherzigkeit! ... fühlt doch Mitleid mit mir,« wehklagte der junge Mann, dessen keuchender Odem bisweilen das Wasser wirbeln ließ, wenn sein Kopf unter den Wellen verschwand. D'Artagnan, der jeder Bewegung Mordaunts mit den Augen folgte, unterbrach seine Unterredung mit Aramis, stand auf und sagte, zu dem Schwimmer gewendet:

»Entfernt Euch gefällig, mein Herr, Eure Reue ist zu neu, als daß wir in sie ein großes Vertrauen setzten: bedenkt, daß das Schiff, worin Ihr uns habt braten wollen, noch einige Fuß unter dem Wasser dampft, und daß die Lage, in welcher Ihr seid, ein Bett von Rosen ist im Vergleich mit dem, in welches Ihr uns betten wolltet, und in das Ihr Herrn Groslow und seine Matrosen gebettet habt.« Mordaunt machte neuerliche Anstrengungen, sich zu nähern, und streckte die Hand nach dem Bootsrand aus. Als d'Artagnan das sah, befahl er, zum Erstaunen der übrigen Bootsinsassen, den Schwimmer nicht zu hindern; und als dieser dem Boot bis auf Armeslänge nahe gekommen war, zog d'Artagnan mit einer blitzschnellen Bewegung

seinen Dolch und stieß ihn dem Verräter in die Brust. Zwei Sekunden später war der Gerichtete von den Wellen verschlungen. Zwischen den Insassen des Bootes herrschte ein lastendes Schweigen, das d'Artagnan erst nach geraumer Zeit unterbrach, indem er mit fester Stimme sprach:

»Endlich hat Gott gesprochen! Nicht ich habe, ihn getötet, sondern die Vorsehung!«

Wie Mousqueton, nachdem er der Gefahr entronnen war, gebraten zu werden, beinahe aufgegessen worden wäre

Auf den soeben mitgeteilten schrecklichen Vorfall trat in der Barke ein langes, tiefes Stillschweigen ein; der Mond, der auf ein Weilchen hervorgetreten war, als habe es Gott gewollt, das kein Umstand dieses Ereignisses vor den Augen der Zuschauer verborgen bliebe, verschwand wieder hinter den Wollen; alles kehrte in die Dunkelheit zurück. Porthos brach das Schweigen zuerst und sagte: »Ich habe schon so mancherlei gesehen, doch erschütterte mich noch nichts so sehr wie das, was ich soeben sah. Allein, wie ich auch ergriffen bin, so erkläre ich Euch doch, daß ich mich überaus glücklich fühle. Ich trage einen Zentner weniger auf der Brust und kann endlich wieder frei atmen.« Porthos atmete auch wirklich mit einem Geräusche, das dem mächtigen Spiele seiner Lunge Ehre machte. »Was mich betrifft,« versetzte Aramis, »so sage ich nicht so viel wie Ihr, Porthos; ich bin noch voll Schrecken, ja, ich bin es in dem Maße, daß ich meinen Augen nicht traue, daß ich an dem zweifle, was ich sah, daß ich rings um die Barke spähe und jeden Augenblick diesen Ruchlosen mit dem Dolche, den er im Herzen hatte, nun in der Hand wieder erscheinen zu sehen glaube.« »O, darüber bin ich beruhigt,« entgegnete Porthos, »der Stoß war gegen die sechste Rippe geführt und der Dolch drang bis an den Griff hinein. Ich mache Euch deshalb keinen Vorwurf, Athos. So muß man treffen, wenn man trifft. Auch ich lebe jetzt, ich atme und bin wohlgemut.« »Porthos,« sagte d'Artagnan, »übereilt Euch nicht in Eurem Siegesjubel; wir haben noch nie eine größere Gefahr bestanden, als in diesem Augenblicke, denn ein Mensch wird mit einem Menschen fertig, allein nicht mit einem

Elemente. Jetzt sind wir aber des Nachts ohne Führer in einem zerbrechlichen Fahrzeuge auf der See; schlägt ein Windstoß das Schiff um, so sind wir alle verloren.« Mousqueton stieß einen tiefen Seufzer aus. »D'Artagnan,« sprach Athos, »Ihr seid undankbar, ja undankbar, da Ihr an der Vorsehung in dem Augenblicke zweifelt, wo sie uns so wunderbar errettet hat. Meint Ihr denn, daß sie uns, wo sie uns an der Hand leitend, so große Gefahren überstehen ließ, nachher aufgeben werde? O nein! wir fuhren mit dem Westwinde ab, der noch immer fortweht.« Athos orientierte sich über den Polarstern. »Dorthin ist das Siebengestirn, folglich ist dorthin Frankreich. Überlassen wir uns dem Winde, und so lange er nicht umschlägt, wird er uns nach den Küsten von Calais oder Boulogne treiben. Wenn die Barke umschlägt, so sind wir fünf jedenfalls stark genug und hinlänglich gute Schwimmer, um sie wieder aufzurichten, oder um uns daran zu klammern, wenn die Anstrengung fruchtlos wäre. Jetzt steuern wir aber in dem Fahrwasser aller Schiffe, welche von Dover nach Calais und von Portsmouth noch Boulogne segeln; wenn das Wasser die Spuren derselben behielte, so würden sie an der Stelle, wo wir eben sind, ein Tal ausgehöhlt haben. Sonach ist es unmöglich, daß wir mit dem Tage nicht irgendeinem Fischerkahne begegnen, der uns aufnehmen wird.« »Wenn wir aber doch keinem begegnen und der Wind nach Norden umschlägt?« »Dann ist es etwas anderes,« antwortete Athos; »wir fänden erst wieder Land an der anderen Küste des Atlantischen Ozeans.« »Das will so viel sagen, als, wir werden dann verhungern,« bemerkte Aramis. »Das ist mehr als wahrscheinlich,« versetzte der Graf de la Fère.

Auf einmal erhob Mousqueton einen Freudenschrei, während er seine mit einer Flasche ausgerüstete Hand in die Höhe schwang. »O,« sprach er, indem er Porthos die Flasche bot, »o, gnädiger Herr, wir sind gerettet; die Barke ist mit Lebensmitteln ausgestattet.« Er suchte nun lebhaft unter der Ruderbank, wo er bereits die kostbare Probe hervorgeholt hatte, und brachte allgemach ein Dutzend ähnlicher Flaschen, ein Brot und ein Stück Pökelfleisch zum Vorschein. Wir brauchen nicht anzuführen, daß auf diesen Fund wieder alle frohen Mutes wurden, Athos ausgenommen. »Beim Himmel!« rief Porthos, der schon hungrig war, wie man sich erinnern wird, als er in die Feluke stieg. »Es ist zum Erstaunen, wie hohl der Magen bei Gemütserschütterungen wird.« Er leerte mit einem Zuge eine Bouteille, und aß allein ein gutes Drittel von dem Brote und dem Pökelfleische. »Nun

schlaft, meine Herren,« sprach Athos, »oder versucht es; zu schlafen; ich will wachen.«

Sonach hatte sich auch alsbald jeder voll Zuversicht zu dem Steuermann nach seiner Bequemlichkeit angelehnt und den von Athos erteilten Rat zu benützen versucht, indes er am Steuer sitzen blieb und bloß die Augen zum Himmel aufschlug, wo er zweifelsohne nicht allein den Weg nach Frankreich, sondern auch noch das Antlitz Gottes suchte, wobei er nachsann und wachte, wie er es versprochen, und das Schiff in der Richtung lenkte, die es zu nehmen hatte. Nach einigen Stunden des Schlafes wurden die Reisenden von Athos aufgeweckt. Der erste Schimmer des Tages begann, das bläuliche Meer zu bleichen, und etwa zehn Schußweiten vor sich bemerkte man eine schwarze Masse, über der sich ein dreieckiges, schmales und langes Segel, ähnlich dem Flügel einer Schwalbe, ausbreitete. »Ein Schiff!« riefen die drei Freunde mit einer Stimme, indes die Bedienten gleichfalls ihre Freude auf verschiedene Weise äußerten. Es war wirklich ein Transportschiff von Dünkirchen, das nach Boulogne steuerte. Die vier Herren nebst Blaisois und Mousqueton vereinigten ihre Stimmen zu einem Schrei, der auf der elastischen Wasserfläche erschallte, indes Grimaud, ohne zu rufen, seinen Hut auf das Ende seines Ruders steckte, um die Blicke derjenigen anzuziehen, die den Schall der Stimmen vernehmen würden. Eine Viertelstunde darauf nahm sie das Boot dieses Transportschiffes ins Schlepptau; sie setzten den Fuß auf das Verdeck des kleinen Fahrzeuges. Grimaud bot dem Patron im Namen seines Herrn zwanzig Guineen, und bei günstigem Winde betraten unsere Franzosen um neun Uhr früh den heimatlichen Boden. »Potz Element, wie fest man hier steht!« rief Porthos, während er seine breiten Füße in den Sand drückte. »Nun komme man, suche Streit mit mir, blicke mich scheel an oder reize mich, und man wird es sehen, mit wem man es zu tun hat. Morbleu, ich könnte jetzt ein ganzes Königreich herausfordern.« »Und ich,« versetzte d'Artagnan, »ich bitte Euch. Porthos, lasset, diese Herausforderung nicht so laut werden, denn mich dünkt, daß man uns hier zu scharf ins Auge faßt.« »Bei Gott,« erwiderte Porthos, »man bewundert uns.« »Nun,« entgegnete d'Artagnan, »ich versichere Euch, Porthos, daß ich darin gar keine Gegenliebe setze. Nur sehe ich Männer in dunklen Röcken, und ich bekenne, daß mich diese Röcke in unserer Lage erschrecken.« »Das sind die Zollbeamten des Hafens,« versetzte Aramis. Unter dem vorigen Kardinal, unter dem großen,

hätte man auf uns mehr als auf die Waren geachtet; unter diesem aber, meine Freunde, seid ruhig, wird man mehr auf die Waren als auf uns achten.« »Ich baue nicht darauf,« sprach d'Artagnan, »und eile in die Dünen.« »Weshalb nicht in die Stadt?« versetzte Porthos; »ich würde ein gutes Gasthaus diesen garstigen Sandwüsten vorziehen, welche Gott nur für die Kaninchen erschaffen hat; zudem bin ich auch hungrig.« »Tut, was Ihr wollt, Porthos,« erwiderte d'Artagnan; »ich für meinen Teil bin überzeugt, daß für Leute in unserer Lage das freie Feld am sichersten ist.« D'Artagnan, der überzeugt war, die Stimmenmehrheit zu erhalten, verlor sich in die Dünen, ohne daß er auf Porthos' Antwort wartete Die kleine Schar folgte ihm, und verlor sich alsbald hinter den Sandhügeln, nicht ohne die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. »Nun laßt uns Rat halten,« sagte Aramis, nachdem sie etwa eine Viertelstunde weit gegangen waren. »Nicht doch,« entgegnete d'Artagnan, »laßt uns entfliehen. Wir sind Cromwell, Mordaunt und dem Meere, also drei Abgründen entronnen, die uns verschlingen wollten; Herrn Mazarin aber werden wir nicht entrinnen.« »Ihr habt recht, d'Artagnan,« versetzte Aramis, »und meine Ansicht wäre sogar, wir sollten uns, zu größerer Sicherheit, trennen.« »Ja, ja, Aramis!« rief d'Artagnan, »trennen wir uns.«

Porthos wollte reden und gegen diesen Beschluß Einspruch tun, aber d'Artagnan drückte ihm die Hand und gab ihm zu verstehen, daß er schweigen solle. Porthos war sehr folgsam gegen diese Zeichen seines Freundes, dessen geistiges Übergewicht er mit seiner natürlichen Gutmütigkeit anerkannte. Er verschlang sonach die Worte, welche sich über seine Lippen drängen wollten. »Warum trennen wir uns denn?« fragte Athos. »Weil ich und Porthos,« entgegnete d'Artagnan, »von Herrn von Mazarin an Cromwell abgeschickt wurden, und, anstatt Cromwell zu dienen, dem Könige Karl I. gedient haben, was ganz und gar nicht dasselbe ist. Kehren wir nun mit den Herren de la Fère und d'Herblay zurück, so ist unser Verbrechen am Tage; kehren wir allein zurück, so bleibt unser Verbrechen zweifelhaft, und mit dem Zweifel kann man die Menschen weit bringen. Nun will ich aber Herrn von Mazarin Nüsse zum Aufknacken geben.« »Halt, das ist wahr,« sprach Porthos. »Ihr vergeßt,« erwiderte Athos, »daß wir Eure Gefangenen sind, daß wir durchaus nicht glauben, wir wären des Euch gegebenen Wortes entledigt, und daß, während Ihr uns als Gefangene nach Paris zurückbringt –« »In der Tat, Athos,« fiel d'Artagnan

ein, »es tut mir leid, daß ein so geistvoller Mann, wie Ihr seid, stets Armseligleiten spricht, worüber ein Tertianer erröten müßte. Chevalier,« fuhr d'Artagnan fort, während er sich zu Aramis wandte, der, wiewohl er anfangs eine entgegengesetzte Meinung geäußert hatte, sich bei dem ersten Worte zu jener seines Begleiters hingeneigt zu haben schien: «Chevalier, begreift doch, daß hier, wie immer, mein argwöhnischer Charakter übertreibt. Ich und Porthos wagen nichts. Allein wenn man uns in Eurer Gegenwart etwa festnehmen wollte, nun, so würde man sieben Mann nicht ebenso wie drei Mann verhaften; die Schwerter würden blitzen, und der schlimme Handel so garstig ausfallen, daß er uns alle vier ins Verderben brächte. Ist es außerdem nicht besser, daß, falls zweien von uns ein Unglück begegnen sollte, die beiden andern in Freiheit sind, um jene aus der Klemme zu ziehen, zu kriechen, zu untergraben, kurz, in Freiheit zu sehen? Und wenn wir getrennt sind, wer weiß, ob wir nicht, Ihr von der Königin, wir von Mazarin, Vergebung erlangen, die man uns verweigern würde, wenn wir beisammen wären. Auf, Athos und Aramis, wendet Euch rechts hin; Ihr, Porthos, kommt mit mir zur linken, laßt diese Herren nach der Normandie gehen, während wir den kürzesten Weg nach Paris einschlagen.« »Doch wenn man uns auf dem Wege verhaftet,« bemerkte Aramis, »wie sollten wir uns dieses Unglück gegenseitig mitteilen?« »Nichts ist leichter als das,« erwiderte d'Artagnan; »laßt uns über eine Reiseroute übereinkommen, von der wir nicht abweichen. Ihr geht nach Saint-Valery, von da nach Dieppe, und wählt sodann die gerade Straße nach Paris; wir wollen über Abbéville, Amiens, Péronne, Compiegne und Senlis gehen und in jedem Gasthof und in jedem Hause, wo wir anhalten, werden wir mit einer Messerspitze an der Wand oder mit einem Diamant an die Fensterscheibe eine Auskunft eingraben, welche die Nachforschungen derjenigen leiten kann, welche in Freiheit sind.« »O Freund,« rief Athos, »wie sehr würde ich die Vorzüge Eures Verstandes bewundern, wenn ich nicht dabei verbliebe, die Eures Herzens zu verehren!« Er reichte d'Artagnan die Hand. »Athos,« versetzte der Gascogner achselzuckend, »hat etwa der Fuchs Genie? Nein, er weiß die Hühner zu würgen, die Jäger von der Spur abzulenken und am Tage wie des Nachts seine Wege wieder zu finden, weiter nichts. Nun, sind wir einverstanden?« »Es ist abgemacht.« »So laßt uns das Geld teilen,« sagte d'Artagnan; »wir haben etwa noch zweihundert Pistolen übrig. Was ist noch übrig, Grimaud?« »Einhundertachtzig und ein halber Louisdor, gnädiger Herr.« »Ganz wohl. –

Ah, vivat, die Sonne ist da, willkommen, liebe Sonne! Obschon du nicht dieselbe bist, wie in der Gascogne, so erkenne ich dich doch, oder tue wenigstens, als ob ich dich erkennte. Willkommen! o, dich habe ich schon lange nicht gesehen!«

Nun ging's ans Abschiednehmen. Die vier Freunde warfen sich zu einer einzigen Gruppe einander in die Arme und hatten, in dieser brüderlichen Umschlingung vereinigt, in diesem Momente alle vier sicher nur eine Seele. Blaisois und Grimaud sollte Athos und Aramis folgen; für Porthos und d'Artagnan war Mousqueton hinreichend. »Potz Element, d'Artagnan,« sprach Porthos, als die beiden Gruppen sich getrennt hatten, »ich muß Euch das auf der Stelle sagen, denn ich kann gegen Euch nie etwas auf dem Herzen behalten, ich erkannte Euch bei diesem Umstände nicht wieder.« »Warum?« fragte d'Artagnan mit seinem seinen Lächeln. »Weil, wenn Athos und Aramis eine wirkliche Gefahr laufen, es nicht der Zeitpunkt ist, sie zu verlassen. Ich bekenne, daß ich schon ganz geneigt war, ihnen zu folgen, und daß ich es noch bin, sie einzuholen, trotz aller Mazarins auf der Welt.« »Porthos;« erwiderte d'Artagnan, »Ihr hättet recht, wenn das so wäre; vernehmt indes eine ganz kleine Sache, welche Euch, wie unbedeutend sie auch sein mag, auf andere Ansichten bringen wird: daß nämlich nicht diese Herren der größten Gefahr entgegengehen, sondern wir, und daß wir uns also nicht von ihnen trennen, um sie zu verlassen, sondern um sie nicht mit in die Gefahr zu verwickeln.« »Wirklich?« rief Porthos und machte vor Erstaunen große Augen. »Nun, zweifelsohne; wenn man sie festnimmt, so handelt es sich bei ihnen ganz einfach um die Bastille, wenn aber wir es werden, so handelt es sich bei uns um den Greveplatz.« »O, o!« rief Porthos, »es ist weit von hier bis zu jener Baronskrone, d'Artagnan, die Ihr mir zugesichert habt.« »Bah, nicht so weit, Porthos, wie Ihr meint; Ihr kennt doch das Sprichwort: »Jeder Weg führt nach Rom.« »Warum laufen wir aber größere Gefahr, als Athos und Aramis?« »Weil sie nichts taten, als daß sie den Befehl vollzogen, welchen sie von der Königin Henriette erhielten, und weil wir denjenigen verrieten, den wir von Mazarin empfingen, weil wir, als Boten an Cromwell abgeschickt, Parteigänger des Königs Karl wurden, und weil wir, anstatt das von Mazarin, Cromwell, Joyce, Bridge, Fairfax usw. verurteilte königliche Haupt abschlagen zu helfen, dasselbe beinahe gerettet haben.« »Meiner Treue, das ist auch wahr,« rief Porthos, »wie wollt Ihr aber, lieber Freund, daß der General

Cromwell mitten unter seinen wichtigen Angelegenheiten Zeit hatte, daran zu denken ...« »Cromwell denkt an alles, Cromwell hat Zeit für alles, und folgt mir, lieber Freund, laßt uns unsere kostbare Zeit nicht verlieren. Wir werden erst dann in Sicherheit sein, wenn wir Mazarin gesehen haben, und dann ...« »Zum Teufel, was werden wir Mazarin sagen?« fragte Porthos. »Laßt nur mich machen, ich habe schon mein Plänchen; der lacht gut, der zuletzt lacht.«

Die Rückkehr

Athos und Aramis hatten sich auf den Weg begeben, den ihnen d'Artagnan angedeutet, und sich nach Kräften beeilt. Wenn sie schon verhaftet werden sollten, so schien ihnen das vorteilhafter in der Nähe von Paris, als weit davon entfernt. Sonach hatten sie, aus Besorgnis, festgenommen zu werden, jeden Abend, entweder an die Wand oder an die Fensterscheiben, das verabredete Erkennungssignal gezeichnet, doch erwachten sie jeden Morgen frei, zu ihrer großen Verwunderung. Während der sechs Wochen ihrer Abwesenheit hatten sich in Frankreich so viele kleine Dinge ereignet, daß sie fast ein großartiges Ereignis ausmachten. Als die Pariser am Morgen ohne König und ohne Königin erwachten, waren sie ob dieser Verlassenheit sehr bestürzt, und die gewünschte Abwesenheit Mazarins leistete für die zwei erlauchten Flüchtlinge keinen Ersatz. Die erste Empfindung, welche Paris erschütterte, als es die Flucht nach Saint-Germain vernahm, eine Flucht, von der wir den Leser zum Zeugen gemacht haben, war somit jene Art von Schrecken, der die Kinder ergreift, wenn sie bei Nacht oder in der Einsamkeit aufwachen. Das Parlament geriet in Unruhe, und man beschloß, eine Deputation an die Königin zu schicken und sie bitten zu lassen, daß sie Paris nicht länger ihrer königlichen Gegenwart berauben wolle. Allein, die Königin fühlte noch den doppelten Eindruck des Triumphes von Lens und des Stolzes über ihre gelungene Flucht. Die Abgesandten genossen nicht allein nicht die Ehre, von ihr empfangen zu werden, man ließ sie auch noch auf der Straße warten, wo ihnen der Kanzler – jener Kanzler Séguier, welchen wir im ersten Teile des Werkes hartnackig einen Brief bis in das Mieder der Königin verfolgen sahen – den Endbeschluß des Hofes überbrachte, der dahin lautete, daß, falls sich das Parlament vor der königlichen Majestät nicht demütige und sein Unrecht über alle die Punkte eingestehe, welche den Streit veranlaßt haben, der sie entzweite, Paris am nächsten Tage belagert werden sollte; daß sogar in der Voraussicht dieser Belagerung der Herzog von Orleans bereits Saint-Cloud, und der Prinz, von seinem Siege bei Lens noch ganz strahlend, Charenton und Saint-Denis besetzt halten. Für den Hof, dem vielleicht eine gemäßigte Antwort wieder eine große Anzahl Parteigänger verschafft hätte, hatte diese drohende Antwort leider eine Wirkung hervorgebracht, die der erwarteten ganz

entgegengesetzt war. Sie beleidigte den Stolz des Parlaments, da es sich von der Bürgerschaft energisch unterstützt fühlte, der die Begnadigung Broussels den Maßstab von ihrer Kraft gegeben hatte, und das auf diese offenen Briefe mit der Erklärung antwortete, daß es den Kardinal Mazarin, als anerkannten Urheber all dieser Zerwürfnisse, für den Feind des Königs und des Landes erkläre, und ihm gebiete, sich noch am nämlichen Tage vom Hofe und innerhalb acht Tagen aus Frankreich zu entfernen, und alle Untertanen des Königs aufforderte, ihn, falls er nicht gehorchte, nach Verlauf dieser Frist festzunehmen. Diese energische Antwort, welche der Hof nicht im geringsten erwartet hatte, erklärte zugleich Paris und Mazarin außerhalb der Gesetze. Es erübrigte nur noch, zu erfahren, ob das Parlament oder der Hof obsiegen würde. Der Hof traf nun seine Anstalten zum Angriff, und Paris traf Anstalten zur Verteidigung. Die Bürger beschäftigten sich sonach mit dem, was Bürger zur Zeit eines Aufruhrs zu tun pflegen, sie spannten nämlich Ketten und rissen das Pflaster der Stadt auf, als sie in Begleitung des Koadjukars den Prinzen von Conti, Bruder des Prinzen von Condé, und den Herzog von Longueville, seinen Schwager, zu ihrem Beistande herbeikommen sahen. Jetzt waren sie getröstet, da sie zwei Prinzen von Geblüt für sich und überdies den Vorteil der Mehrzahl hatten. Diese unvermutete Hilfe war den Parisern am zehnten Januar gekommen. Nach einer stürmischen Diskussion wurde der Prinz von Conti zum Generalissimus des königlichen Heeres außerhalb Paris erwählt, und die Herzoge von Elboeuf und von Bouillon nebst dem Marschall de la Mothe zu Generalleutnants. Der Herzog von Longueville, ohne Rang und Titel, begnügte sich mit dem Amte, seinem Schwager beizustehen. Was Herrn von Beaufort betrifft, so war er von Vendômois angekommen, während er, laut der Chronik, seine stolze Miene, die schönen und langen Haare und jene Volkstümlichkeit mitbrachte, die ihm das Königtum der Hallen verschaffte. Die Pariser Armee organisierte sich nun mit jener Geschwindigkeit, welche die Bürger zu haben pflegen, wenn sie durch irgendein Gefühl angeregt werden, sich in Soldaten zu verwandeln. Am neunzehnten versuchte dieses improvisierte Heer einen Ausfall, weit mehr, um sich und die anderen von seiner Existenz zu überzeugen, als etwas Ernstes zu wagen, während es eine Fahne in der Luft flattern ließ, auf der man den sonderbaren Spruch laß: »Wir suchen unseren König!« In den folgenden Tagen beschäftigte man sich mit kleinen, vereinzelten Operationen, die kein anderes Resultat herbeiführten, als daß man einige

Herden wegtrieb, und zwei bis drei Häuser in Brand steckte. So kam der Februar heran, und am ersten dieses Monats waren unsere vier Freunde in Boulogne gelandet, wo sie dann, jeder nach seiner Seite, ihren Weg nach Paris einschlugen. Gegen das Ende des vierten Tages ihrer Reise vermieden sie vorsichtig Nanterre, um nicht irgendeiner Partei der Königin in die Hände zu geraten. Athos traf höchst ungern diese Vorsichtsmaßregeln, allein Aramis machte ihm sehr einsichtsvoll begreiflich, daß sie kein Recht hätten, unvorsichtig zu sein, daß ihnen König Karl eine letzte, geheiligte Sendung anvertraut habe, und daß diese am Fuße des Schafotts erhaltene Sendung erst zu den Füßen der Königin vollbracht wäre. Athos gab also nach. In den Vorstädten trafen unsere Reisenden eine gute Bewachung; ganz Paris stand unter den Waffen. Die Schildwache verwehrte den zwei Edelleuten den Einlaß, und rief ihren Sergeanten. Dieser kam sogleich hervor, gab sich ganz die wichtige Miene, welche die Bürger anzunehmen pflegen, wenn sie so glücklich sind, mit einer militärischen Würde bekleidet zu werden, und fragte: »Wer seid Ihr, meine Herren?« »Zwei Kavaliere,« entgegnete Athos. »Woher kommt Ihr?« »Von London.« »Was wollt Ihr in Paris?« »Einen Auftrag an Ihre Majestät die Königin von England ausrichten.« »Wie das, heute geht ja alles zu der Königin von England,« versetzte der Sergeant. »Wir haben bereits drei Edelleute auf diesem Posten in ihren Pässen untersucht, welche zu Ihrer Majestät gehen. Wo sind Eure Pässe?« »Wir haben keine.« »Wie doch, Ihr habt leine.« »Nein, wir kommen, wie schon gesagt, aus England, und wissen ganz und gar nicht, wie sich die politischen Angelegenheiten verhalten, da wir Paris vor der Abreise des Königs verlassen haben.« »Ha,« rief der Sergeant mit verschmitzer Miene, »Ihr seid Mazariner und möchtet gern zu uns übertreten, um uns auszukundschaften.« »Lieber Freund,« erwiderte Athos, der die Sorge zu antworten, bisher Aramis überlassen hatte, »wenn wir Mazariner wären, hätten wir gewiß alle möglichen Pässe. O, glaubt mir, setzt in Eurer Stellung vornehmlich in diejenigen ein Mißtrauen, deren Papiere vollkommen in Ordnung sind.« »Geht hinein in die Wachstube,« sprach der Sergeant, »und tragt Eure Gründe dem Wachkommandanten vor.« Er winkte der Schildwache, und diese trat zur Seite; der Sergeant ging in die Wachstube voraus, und die zwei Kavaliere folgten ihm. Die Wachstube war von Bürgern und Leuten aus dem Volke angefüllt; die einen spielten, die andern tranken und wieder andere unterredeten sich. In einer Ecke standen die drei zuerst angekommenen Edelleute, deren Pässe der

Offizier untersucht hatte. Der Offizier befand sich in einem anstoßenden Zimmer, da ihm die Wichtigkeit seines Ranges eine besondere Wohnung einräumte. Die erste Bewegung der neuen Ankömmlinge und der zuerst Angekommenen war, daß sie sich von den beiden Enden der Wachstube einen schnellen und forschenden Blick zuwarfen. Die zuerst Angekommenen waren in lange Mäntel gehüllt. Der eine von ihnen war weniger groß als sein Begleiter, und stand im dunklen Hintergrunde. Auf die Anzeige des Sergeanten bei seinem Eintreten, daß er wahrscheinlich zwei Mazariner bringe, spannten die drei Kavaliere die Ohren und lauschten. Der kleinste von ihnen, der zwei Schritte vorgetreten war, wich wieder zurück und stand abermals im Schatten. Bei der Anzeige, daß die neuen Ankömmlinge ohne Pässe seien, schien die einhellige Meinung der Wache dahin zu gehen, daß sie die Stadt nicht betreten sollten. »Ha doch, meine Herren,« sprach Athos, »es ist im Gegenteile wahrscheinlich, daß Ihr uns einlasset, da wir wohl, wie ich glaube, mit vernünftigen Männern zu tun haben. Die Sache macht sich sehr einfach; man melde nämlich unsere Namen Ihrer Majestät der Königin von England, und wenn sie für uns bürgt, so werdet Ihr, wie ich hoffe, unserm freien Eingang durchaus kein Hindernis mehr in den Weg legen.« Bei diesen Worten verdoppelte jener Edelmann, der im Schatten stand, seine Aufmerksamkeit, und machte dabei eine solche Bewegung der Überraschung, daß sein Hut, zurückgestoßen von dem Mantel, in welchen er sich noch sorgfältiger einhüllte, zu Boden fiel; er bückte sich und hob ihn schnell wieder auf. »O Gott,« flüsterte Aramis, während er Arthos mit dem Ellenbogen anstieß; »habt Ihr gesehen?«

»Was?« fragte Athos. »Das Antlitz des kleinsten der drei Edelleute.«

»Nein.«

»Es schien mir ... allein das ist unmöglich ...« In diesem Momente trat der Sergeant ein, der in das Privatzimmer des Wachkommandanten gegangen war, um seine Befehle zu vernehmen, und während er die drei Kavaliere bezeichnete und ihnen ein Papier zustellte, sprach er: »Die Pässe sind in Ordnung. Laßt diese drei Herren abtreten.« Die drei Kavaliere verneigten sich mit dem Kopfe, und beeilten sich, die Erlaubnis und den Weg zu nützen, der sich vor ihnen auf den Befehl des Sergeanten eröffnete. Aramis folgte ihnen mit den Augen, und in dem Momente, wo der kleinste an ihnen

vorüberschritt, drückte er Athos schnell die Hand. »Was ist es denn, mein Lieber?« fragte dieser. »Ich habe...es war gewiß eine Erscheinung.« Dann wandte er sich zu dem Sergeanten und fuhr fort: »Mein Herr, sagt mir doch, ob Ihr die drei Edelleute kennt, die eben von hier weggegangen sind?«

»Ich kenne sie nach ihren Pässen; es sind die Herren Flamarens, von Chàtillon und von Bruy, drei adelige Frondeurs, die sich mit dem Herrn von Longueville verbinden.«

»Das ist seltsam,« versetzte Aramis, indem er mehr seinen eigenen Gedanken als dem Sergeanten antwortete, »ich dachte, Mazarin selbst zu erkennen.« Der Sergeant brach in ein Lachen aus und sagte: »Er sollte sich so zu uns wagen, um gefangen zu werden? Er ist nicht so töricht!« »O,« murmelte Aramis, »ich kann mich wohl geirrt haben, da ich nicht d'Artagnans untrüglichen Blick habe.« »Wer spricht hier von d'Artagnan?« rief der Offizier, welcher eben an der Schwelle seines Zimmers erschien. »O!« rief Grimaud mit aufgesperrten Augen. »Was ist's?« fragten zugleich Athos und Aramis. »Planchet.« entgegnete Grimaud; »Planchet mit dem Steifkragen.« »Die Herren de la Fère und d'Herblay,« rief der Offizier, »auf dem Rückwege nach Paris! O, meine Herren, wie erfreut mich das, denn gewiß werdet Ihr Euch mit dem Herrn Prinzen verbinden.« »Wie du siehst, lieber Planchet,« erwiderte Aramis, während Athos lächelte, als er den wichtigen Posten sah, den der vormalige Kamerad Mousquetons, Bazins und Grimauds in der Bürgermiliz bekleidete. »Herr d'Herblay, dürfte ich es wohl wagen, Sie um Nachrichten über Herrn d'Artagnan zu befragen, den Sie eben genannt haben?« »Lieber Freund, wir haben ihn vor vier Tagen verlassen, und haben alle Ursache, zu glauben, daß er vor uns Paris erreicht habe.« »Nein, gnädiger Herr, ich habe die Gewißheit, daß er nicht in die Hauptstadt zurückgekehrt ist, vielleicht blieb er gar in Saint-Germain.« »Das glaube ich nicht, denn wir gaben uns das Rendezvous für das Gasthaus la Chevrette.« »Ich bin heute selbst dort gewesen.« »Und hatte die schöne Magdalena keine Nachricht von ihm?« fragte Aramis lächelnd. »Nein, gnädiger Herr, mir schien sie, aufrichtig gesagt, sehr bekümmert.« »So haben wir bei unserer Eilfertigkeit am Ende doch noch keine Zeit verloren,« sagte Aramis. «Erlaubt mir also, lieber Athos, daß ich Herrn Planchet meinen Glückwunsch abstatte, ohne mich weiter nach unserem Freunde zu erkundigen.« »Ah, Herr Chevalier!« sprach Planchet mit einer

Verbeugung. »Leutnant?« fragte Aramis. »Leutnant, mit der Zusage Kapitän zu werden.« »Das ist sehr schön,« entgegnete Aramis, »und wie sind Euch alle diese Ehren zuteil geworden?« »Wissen Sie fürs erste, meine Herren, daß ich es war, der Herrn von Rochefort entfliehen ließ?« »Ja, bei Gott! er hat uns das erzählt.« »Bei dieser Gelegenheit wäre ich durch Mazarin fast an den Galgen gekommen, was mich bei dem Volke noch beliebter machte, als ich es schon gewesen.« »Und wegen dieser Beliebtheit ...« »Nein, eines bessern Umstandes wegen. Sie wissen doch, mein Herr, daß ich im Regimente Piemont diente, wo ich die Ehre hatte, Sergeant zu sein.« »Ja.« »Nun, eines Tages, wo niemand ein Schar Bürger, welche mit unmilitärischem Schritte herankamen, in Reih und Glied aufstellen konnte, gelang es mir, alle in Schritt und Haltung recht militärisch aufmarschieren zu lassen, und so ernannte man mich auf dem Exerzierplätze... zum Leutnant.« »Das ist die Erklärung,« versetzte Aramis. »So zwar,« sprach Athos, »daß Ihr viele Adelige zählt.« »Allerdings. Wie Sie zweifelsohne wissen, haben wir den Herrn Prinzen von Conti, den Herrn Herzog von Longueville, den Herrn Herzog von Beaufort, den Herrn Herzog von Elboeuf, den Herzog von Bouillon, den Herzog von Chevreuse, Herrn von Brissac, den Marschall de la Mothe, Herrn von Luynes, den Marquis von Noirmontier, den Grafen von Fiesques, den Marquis von Laignes, den Grafen von Montrefor. den Marquis von Sèvigné – und was weiß ich wen noch.« »Und Herrn Rudolf von Bragelonne?« fragte Athos mit bewegter Stimme. »D'Artagnan sagte mir, guter Planchet, daß er ihn Euch bei seiner Abreise anempfohlen habe.« »Ja, Herr Graf, als wäre er sein eigener Sohn, und ich kann versichern, daß ich ihn keinen Augenblick aus dem Gesichte verloren habe.« »So befindet er sich wohl?« fragte Athos mit freudebebender Stimme. »Ist ihm kein Unglück begegnet?« »Keines, gnädiger Herr.« »Und wo wohnt er?« »Immer noch im Gasthause zu ›Karl dem Großen‹.« »Wie bringt er die Tage zu?« »Er ist bald bei der Königin von England, bald bei Frau von Chevreuse. Er und der Graf Guiche trennen sich nicht.« »Dank, Planchet, Dank.« sprach Athos und reichte ihm die Hand. »O, Herr Graf!« rief Planchet und berührte dessen Hand mit der Fingerspitze. »Ha, was tut Ihr denn, Graf?« flüsterte Aramis, »einem gewesenen Bedienten.« »Freund,« erwiderte Athos, »er gibt mir Nachricht von Rudolf.« »Und jetzt,« fragte Planchet, der Aramis' Bemerkung nicht gehört hatte, »jetzt, meine Herren, was gedenken Sie zu tun?« »Wir wollen jedenfalls nach Paris zurückkehren, wenn Ihr es uns erlaubt, lieber Herr

Planchet.« erwiderte Athos. »Wie, ob ich es erlaube? Sie scherzen, Herr Graf, ich bin nur Ihr gehorsamer Diener.« Er verneigte sich, wandte sich dann zu seiner Mannschaft und sagte: »Lasset diese Herren weiter gehen, ich kenne sie, es sind Freunde des Herrn von Beaufort.« »Es lebe der Herr von Beaufort!« rief einstimmig der ganze Wachposten, und öffnete Athos und Aramis den Weg. Der Sergeant näherte sich allein Planchet und sagte leise zu ihm: »Was, ohne Paß?« »Ohne Paß,« entgegnete Planchet. «Gebt acht, Kapitän,« fuhr jener fort, und gab Planchet im voraus den ihm versprochenen Titel, »gebt acht, einer von jenen drei Herren, die eben weggingen, warnte mich, diesen Herren nicht zu trauen.« »Ich aber,« versetzte Planchet majestätisch, »ich kenne sie und stehe für sie Bürge.« Nach diesen Worten drückte er Grimaud die Hand, der sich ob dieser Auszeichnung sehr geehrt fühlte. »Nun, auf Wiedersehen, Kapitän!« sprach Aramis in seinem scherzhaften Tone.«

Die Botschafter

Die zwei Freunde begaben sich sogleich auf den Weg, und ritten über den steilen Abhang der Vorstadt hinab, als sie aber unten ankamen, sahen sie mit Schrecken, daß die Straßen von Paris in Flüsse und die Plätze in Seen verwandelt waren; infolge des großen Regengusses im Monat Januar war die Seine über die Ufer getreten, und der Strom überschwemmte zuletzt die halbe Hauptstadt. Athos und Aramis ritten verwegen in diese Überflutung; doch standen die armen Pferde alsbald bis an die Brust im Wasser, und die zwei Kavaliere mußten sich entschließen, abzusteigen und einen Kahn zu nehmen, wonach sie den Bedienten auftrugen, sie bei den Hallen zu erwarten. Somit kamen sie zu Schiffe nach dem Louvre.

Man gelangte Wohl zur Königin, mußte jedoch im Vorzimmer warten, weil Ihre Majestät soeben Edelleuten Audienz gab, welche ihr Nachrichten aus England brachten. »Auch wir,« sprach Athos zu dem Diener, der ihm diese Antwort gab, »auch wir bringen nicht bloß Nachrichten von England, sondern kommen soeben von dort an.«

»Wie nennen Sie sich denn, meine Herren?« fragte der Bediente. »Graf de la Fère und Chevalier d'Herblay,« entgegnete Aramis. Als der Diener diese

Namen vernahm, welche die Königin so oft in ihrer Hoffnung ausgesprochen hatte, erwiderte er ihnen: »Meine Herren, in diesem Falle ist es etwas anderes, und ich denke, Ihre Majestät würde mir nicht vergeben, wollte ich Sie eine Minute lang warten lassen. Ich bitte also, folgen Sie mir.« Er ging voraus, Athos und Aramis folgten.

Als sie bei dem Zimmer ankamen, gab er ihnen einen Wink, zu warten, und während er die Tür öffnete, sprach er: »Madame, ich hoffe, daß mir Ihre Majestät vergeben wird, wider Ihre Befehle gehandelt zu haben, wenn sie erfährt, daß diejenigen, welche ich anmelde, der Herr Graf de la Fère und der Chevalier d'Herblay sind,« Auf diese zwei Namen erhob die Königin einen Freudenschrei, den auch die beiden Kavaliere von ihrem Platze aus hörten. »Die arme Königin!« murmelte Athos. »O, laßt sie eintreten! laßt sie eintreten!« rief nun auch die junge Prinzessin, und eilte nach der Türe. Das arme Kind verließ seine Mutter nicht, und suchte, sie durch seine kindliche Sorgfalt die Abwesenheit ihrer beiden Brüder und der Schwester vergessen zu machen. »Tretet ein, meine Herren!« rief sie, »tretet ein!« Sie öffnete ihnen selbst die Türe. Athos und Aramis traten ein. Die Königin saß in einem Lehnstuhl, und vor ihr standen zwei von jenen drei Kavalieren, welche sie in der Wachstube gesehen hatten. Es waren die Herren von Flamarens und Gaspard von Coligny, Herzog von Châtillon. Als die zwei Freunde angemeldet wurden, traten sie einen Schritt zurück, und flüsterten sich besorgt einige Worte zu.

»Nun, meine Herren,« sprach die Königin von England, als sie Athos und Aramis sah, »endlich seid Ihr hier, treue Freunde! jedoch die Staatskuriere reisen noch schneller als Ihr. Der Hof war von den Angelegenheiten in London in dem Augenblicke unterrichtet, als ihr an die Tore von Paris kamet, und hier sind die Herren von Flamarens und von Châtillon, welche mir im Namen Ihrer Majestät der Königin Anna die neuesten Nachrichten bringen.«

Aramis und Athos blickten sich an; sie staunten ungemein über die Ruhe und selbst Freude, welche in den Blicken der Königin strahlte.

»Erzählt gefälligst weiter,« sprach sie, indem sie sich an die Herren von Flamarens und von Châtillon wandte; »Ihr habt also gesagt, Se. Majestät.

Karl I., mein erlauchter Gemahl, sei trotz des Wunsches der Mehrheit der englischen Nation zum Tode verurteilt worden?«

»Ja, Madame,« stammelte Châtillon.

Athos und Aramis blickten sich stets verwunderter an.

»Er sei auf das Schafott geführt,« fuhr die Königin fort, »auf das Schafott, ach, mein Herr und mein König! – er sei auf das Schafott geführt, und von dem entrüsteten Volke gerettet worden.«

»Ja, Madame,« erwiderte Châtillon mit so leiser Stimme, daß die zwei Kavaliere, ungeachtet ihrer Aufmerksamkeit, diese Bejahung kaum hören konnten. Die Königin faltete die Hände mit großherziger Dankbarkeit, indes die Tochter einen Arm um den Hals der Mutter schlang und ihre von Freudentränen feuchten Augen küßte.

»Nun erübrigt uns nur noch, uns Ihrer Majestät untertänigst zu empfehlen,« sprach Châtillon, dem die Rolle beschwerlich schien und der unter Athos' festem, durchbohrendem Blicke sichtlich errötete.

»Noch einen Augenblick, meine Herren,« sprach die Königin, und hielt sie mit einem Winke zurück. »Einen Augenblick, denn hier sind die Herren de la Fère und d'Herblay, welche von London kommen, wie Ihr hören konntet, und die Euch vielleicht als Augenzeugen Näheres, was Ihr nicht wisset, werden berichten können. Überbringt sodann diese näheren Umstände der Königin, meiner guten Schwester. Redet, meine Herren, redet, ich höre. Verheimlicht nichts und schonet nichts. Wenn Se. Majestät noch lebt und die königliche Ehre bewahrt ist, so ist mir alles übrige gleichgültig.«

Athos wurde blaß und legte eine Hand auf sein Herz.

»Nun,« sprach die Königin, welche diese Bewegung und diese Blässe bemerkte, »so redet doch, mein Herr, ich bitte Euch.«

»Um Vergebung, Madame,« erwiderte Athos, »allein ich will dem Berichte dieser Herren nichts beifügen, ehe sie nicht selber einsehen, das sie sich vielleicht geirrt haben.«

»Geirrt!« rief die Königin fast erstickt, »geirrt! – Was ist es denn? Ach mein Gott!«

»Meine Herren,« versetzte Herr von Flamarens, zu Athos gewendet; »wenn wir uns geirrt haben, so kommt der Irrtum von seiten der Königin, und ich sehe voraus, Ihr werdet nicht so vermessen sein, ihn zu berichtigen und damit Ihre Majestät Lügen strafen.« »Mein Herr, von seiten der Königin?« fragte Athos mit seiner ruhigen und klangvollem Stimme, »Ja,« murmelte Flamarens mit niedergeschlagenen Augen. Athos seufzte traurig. »Geschieht das nicht vielmehr von seiten desjenigen, der Euch begleitete, und den wir mit Euch in der Wachstube der Barriere Roule gesehen haben, daß dieser Irrtum bestehe?« fragte Aramis mit seiner beißenden Höflichkeit; »denn wenn wir uns nicht getäuscht haben, der Graf de la Fère und ich, so seid Ihr zu dreien nach Paris gekommen.« Châtillon und Flamarens erbebten. »Doch erklärt Euch, Graf,« sprach die Königin in ihrer Beängstigung, die sich von Augenblick zu Augenblick vermehrte; »ich lese auf Eurer Stirn die Verzweiflung. Euer Mund zaudert, mir eine entsetzliche Botschaft zu bringen, Eure Hände beben – – Ach, mein Gott, mein Gott, was ist denn vorgefallen!« »O Herr!« seufzte die junge Prinzessin, während sie neben ihrer Mutter auf die Knie sank, »erbarmet Euch unser!« »Mein Herr,« versetzte Châtillon, »wenn Ihr eine traurige Botschaft bringt, so handelt Ihr grausam, wenn Ihr sie der Königin mitteilt.«

Aramis trat Châtillon so nahe, daß er ihn fast berührte, und sprach mit gepreßten Lippen und funkelnden Augen: »Mein Herr, ich hoffe, Ihr werdet nicht so anmaßend sein, den Herrn Grafen de la Fère und mich zu lehren, was wir da sprechen sollen.« Während dieses kurzen Wortstreites hatte sich Athos, stets die Hand auf dem Herzen und den Kopf gesenkt, der Königin genähert, wonach er mit bewegter Stimme zu ihr sprach: »Madame! die Fürsten haben vermöge ihrer über die andern Menschen erhabenen Natur vom Himmel ein Herz erhalten, welches weit größere Unglücksfälle zu ertragen vermag als der gemeine Haufe, denn ihr Herz hat Anteil an ihrer höheren Stellung. Sonach darf man, wie mich dünkt, mit einer Königin wie Ihre Majestät, nicht auf dieselbe Art verfahren, wie mit einer Frau von unserem Stande. Königin, zu allem Märtyrertum auf dieser Welt bestimmt, das ist das Resultat der Sendung, mit der wir beehrt worden sind.« Athos kniete vor der zitternden und erstarrten Königin nieder, nahm aus seinem

Busen ein Kästchen hervor, welches den Orden in Diamanten in sich schloß, den die Königin vor seiner Abreise Lord Winter gegeben, ferner den Trauring, welchen Karl vor seinem Tode Aramis zugestellt hatte; Athos hatte diese zwei Gegenstände, seit er sie empfangen, treu bewahrt. Er schloß das Kästchen auf, und überreichte sie der Königin mit einem tiefen stummen Schmerze. Die Königin streckte die Hand aus, nahm den Ring, preßte ihn krampfhaft an ihre Lippen, und ohne daß sie einen Seufzer ausstieß, ohne daß sie ein Schluchzen hervorbrachte, streckte sie die Arme aus und sank blaß und bewußtlos in die Arme ihrer Frauen und ihrer Tochter. Athos küßte den Saum von dem Kleide der unglücklichen Witwe, richtete sich wieder mit einer Majestät empor, welche einen tiefen Eindruck auf die Anwesendem machte, und sprach: »Ich, Graf de la Fère, Edelmann, der nie gelogen, ich schwöre zuvörderst vor Gott und sodann vor dieser armen Königin, daß wir auf Englands Boden zur Rettung des Königs alles getan haben, was zu tun möglich war. Nun, Chevalier,« fügte er, zu d'Herblay gewendet, hinzu, »nun laßt uns gehen, unsere Verpflichtung ist erfüllt.«

»Noch nicht,« erwiderte Aramis, »es erübrigt uns noch, mit diesen Herren ein Wort zu sprechen.« Dann wandte er sich wieder zu Châtillon und sagte: »Mein Herr, beliebt es Euch nicht, hinaus zu gehen, wäre es auch nur für einen Augenblick, um dieses Wort zu hören, welches ich in Gegenwart der Königin nicht aussprechen kann?« Châtillon verneigte sich, ohne zu antworten, zum Zeichen der Einwilligung. Athos und Aramis gingen voraus, Châtillon und Flamarens folgten; sie gingen durch den Vorsaal, ohne ein Wort zu sprechen, als sie aber zu einer Terrasse kamen, die mit einem Fenster in gleicher Höhe lag, nahm Aramis den Weg zu dieser ganz einsamen Terrasse, blieb an dem Fenster stehen, wandte sich zu dem Herzog von Châtillon und sprach: »Mein Herr! Ihr habt Euch eben herausgenommen, uns sehr übermütig zu begegnen. Das ist durchaus und in keinem Falle annehmbar, und noch weniger für Männer, welche der Königin die Botschaft eines Lügners überbrachten.«

»Mein Herr!« rief Châtillon. »Was habt Ihr denn mit Herrn von Bruy gemacht?« fragte Aramis höhnisch. »Sollte er etwa sein Antlitz verändern, das dem des Herrn von Mazarin gar zu ähnlich war? Im Palais-Royal gibt es bekanntlich eine beträchtliche Anzahl italienischer Masken...«

»Ha, mich dünkt, daß Ihr uns herausfordert,« sagte Flamarens. »Ah, meine Herren, es dünkt Euch nur?«

»Chevalier, Chevalier!« rief Athos. »Ei, laßt mich gewähren,« entgegnete Aramis mit Unmut, »Ihr wißt doch, daß ich die Dinge nicht mag, die nur halb getan sind.«

»Kommt also ans Ende, mein Herr,« verfetzte Châtillon mit einem Hochmut, der dem von Aramis in nichts nachstand. Aramis verneigte sich und sagte: »Meine Herren, ein anderer als ich oder der Graf de la Fère ließe Euch festnehmen, denn wir haben in Paris einige Freunde; allein wir bieten Euch ein Mittel an, abzureisen, ohne behelligt zu werden. Kommt und plaudert mit uns fünf Minuten lang mit dem Schwerte in der Hand auf dieser einsamen Terrasse.«

»Recht gern,« erwiderte Châtillon. »Einen Augenblick, meine Herren,« sprach Flamaiens, »ich weiß wohl, daß der Antrag verlockend ist, doch ist es uns in diesem Momente nicht möglich, ihn anzunehmen.« »Weshalb nicht?« fragte Aramis in seinem scherzhaften Tone. »macht Euch etwa die Nähe Mazarins so vorsichtig?« »O, hört Ihr, Flamarens?« fragte Châtillon, »wenn ich nicht antworte, so wäre das ein Brandmal für meinen Namen und meine Ehre.« »Das ist auch meine Ansicht,« versetzte Aramis kalt. »Ihr werdet aber nicht antworten, und ich bin überzeugt, diese Herren werden sogleich meine Ansicht teilen.« Aramis schüttelte den Kopf mit einer Miene ungläubigen Trostes. Châtillon bemerkte diese Miene, und griff an sein Schwert. »Herzog,« sprach Flamarens, »Ihr vergesset, daß Ihr morgen ein überaus wichtiges Unternehmen leitet, und daß Ihr, von dem Prinzen ausersehen, und von der Königin angenommen, Euch bis morgen abend nicht selber angehört.« »Wohlan denn, also auf übermorgen,« sagte Aramis. »Übermorgen, daß ist sehr lange, mein Herr,« entgegnete Châtillon. »Nicht ich bestimme diesen Zeitpunkt,« erwiderte Aramis, »zumal,« fügte er hinzu, »als man sich bei diesem Unternehmen treffen könnte« »Ja, Ihr habt recht, mein Herr!« rief Châtillon, »und mit großem Vergnügen, wenn Ihr Euch bemühen wollet, bis an die Tore von Charenton zu kommen.« »Ha doch, mein Herr, ich würde um der Ehre willen. Euch zu treffen, bis ans Ende der Welt gehen, um so mehr werde ich in dieser Rücksicht ein paar Stunden Weges machen.« »Nun denn, mein Herr, auf morgen.« »Ich rechne darauf.

Somit gehet wieder zu Eurem Kardinal, schwört mir aber zuvor auf Eure Ehre, daß Ihr ihm unsere Rückkehr nicht melden werdet.« »Bedingnisse?« »Weshalb denn nicht?« »Weil es den Siegern zukommt, Bedingnisse zu stellen, und Ihr das nicht seid, meine Herren!« »So laßt uns sogleich ziehen. Uns, die wir morgen kein Unternehmen leiten, gilt das gleichviel.« Châtillon und Flamarens blickten sich an; es lag in Aramis' Worten und Mienen so viel Hohn, daß vorzüglich Châtillon schwere Mühe hatte, seinen Zorn zu mäßigen. Doch auf ein Wort von Flamarens beherrschte er sich und sagte: »Wohlan, es sei; unser Begleiter, wer er auch sei, soll nichts von dem erfahren, was vorgegangen ist. Doch Ihr, mein Herr, sagt es mir kräftig zu, morgen in Charenton zu sein, nicht wahr?« »O. seid unbesorgt, meine Herren,« entgegnete Aramis.

Die vier Kavaliere trennten sich, doch jetzt verließen Châtillon und Flamarens den Louvre zuerst und Athos und Aramis folgten ihnen. »Wem gilt denn all Eure Wut, Aramis?« fragte Athos. »Nun, bei Gott, ich bin gegen diejenigen entrüstet, an die ich mich gehalten habe.« »Was haben sie Euch getan?« »Was sie mir getan haben? saht Ihr es also nicht?« »Nein.« »Sie haben spöttisch gelacht, als wir schwuren, daß wir in England unsere Verpflichtung erfüllt haben. Nun haben sie es aber entweder geglaubt, oder nicht geglaubt. Glaubten sie es, so haben sie spöttisch gelacht, um uns zu beleidigen; glaubten sie es nicht, so war es abermals eine Beleidigung für uns, und es ist durchaus nötig, ihnen zu beweisen, daß wir doch zu etwas tauglich sind. Übrigens ist es nur ganz recht, daß sie die Sache auf morgen verschoben haben; denn ich glaube, diesen Abend gibt es etwas Besseres zu tun, als vom Leder zu ziehen.« »Was haben wir zu tun?« fragte Athos. »Ei, bei Gott, wir haben mit Mazarin anzubinden.« Athos verzog seine Lippen und sagte: »Ihr wißt, Aramis, daß ich diesen Unternehmungen meinen Beifall nicht gebe.« ,»Weshalb?« »Weil sie Überfällen ähnlich sind.« »Athos, Ihr wäret wahrhaft ein seltsamer Feldherr, Ihr würdet nur bei hellem Tage kämpfen; würdet Eurem Gegner die Stunde bekannt geben, wann Ihr ihn angreifet, und sehr auf der Hut sein, etwas in der Nacht gegen ihn zu unternehmen, aus Besorgnis, er mochte Euch beschuldigen, daß Ihr die Dunkelheit benützt habt.« Athos lächelte und sprach: »Ihr wisset wohl, man kann seine Natur nicht ändern und überdies wisset Ihr, woran wir eben sind, und ob die Gefangennehmung Mazarins nicht viel mehr ein Unglück als ein Glück, viel mehr eine Gefährdung als ein Triumph wäre.« »Sagt,

Athos, daß Ihr meinen Vorschlag mißbilligt.« »Nicht doch, im Gegenteile ist er eine gute Kriegslist, allein...« »Allein... was?« »Ich denke, Ihr hättet diese Herren nicht sollen schwören lassen, Mazarin nichts mitzuteilen, denn weil Ihr das getan, so habt Ihr beinahe die Verbindlichkeit auf Euch genommen, nichts zu tun.« »Ich habe ganz und gar keine Verbindlichkeit übernommen, das schwöre ich, sondern halte mich für völlig ungebunden. Auf, Athos, gehen wir!« »Wohin?« »Zu Herrn von Beaufort oder zu Herrn von Bouillon, um ihnen zu melden, was vorgeht.« »Ja, jedoch nur unter der Bedingung, daß wir bei dem Koadjutor anfangen. Er ist Priester, er ist bewandert in Sachen des Gewissens, wir wollen ihm die unsrige vortragen.« »Ha,« versetzte Aramis, »er wird alles verderben, alles sich aneignen; enden wir mit ihm, anstatt mit ihm anzufangen.« Athos lächelte, man sah es, er trage auf dem Grunde seines Herzens einen Gedanken, den er nicht kundgab. »Wohlan, es sei!« sprach er. »Bei wem beginnen wir?« »Bei Herrn von Bouillon, wenn es Euch beliebt; zu ihm führt auch unser Weg zuerst.« »Nun werdet Ihr mir wohl eines zugeben, nicht wahr?« »Was?« »Daß ich zuvor einen Augenblick in den Gasthof ›Kaiser Karl der Große‹ gehe, um Rudolf zu umarmen.« »Wie doch, ich gehe mit Euch dahin, wir umarmen ihn mitsammen.«

Beide stiegen wieder in den Kahn, der sie hergeführt hatte, und ließen sich nach den Hallen rudern. Dort trafen sie Grimaud und Blaisois, welche ihre Pferde hielten, und alle vier ritten nach der Straße Guonegaud. Allein Rudolf befand sich nicht im Gasthause »Karl der Große«; er hatte dieser Tage einen Brief von dem Prinzen bekommen und sich auf der Stelle mit Olivain auf den Weg gemacht.

Die drei Leutnants des Generalissimus.

Wie Athos und Aramis übereingekommen und in der abgemachten Ordnung begaben sie sich von dem Gasthause »Kaiser Karl der Große« nach dem Hotel des Herzogs von Bouillon. Athos und Aramis waren nicht hundert Schritt weit gekommen, ohne daß sie von den Schildwachen an den Barrikaden angehalten wurden, die sie um das Losungswort befragten; sie gaben zur Antwort, daß sie zu Herrn von Bouillon gingen, um ihm eine wichtige Nachricht zu bringen; und so gab man ihnen bloß einen Führer

mit, der unter dem Vorwande, sie zu begleiten und ihnen den Durchgang zu erleichtern, über sie zu wachen hatte. Dieser schritt ihnen voran und sang:

»Ce brave monsieur de Bouillon
Est incommode de la goutte.

(Dieser brave Herr von Bouillon
Ist gequält vom Zipperlein.)

Das war ein neues Triolett, welches aus, ich weiß nicht wie vielen Couplets bestand, worin jeder sein Teil bekam. Als man in die Nähe des Hotels von Bouillon kam, kreuzte man eine kleine Schar von drei Reitern, die alle Losungsworte von der Welt hatten, denn sie ritten ohne Führer und Eskorte, und hatten an den Barrikaden bloß mit denen, welche sie bewachten, einige Worte zu wechseln, um sie mit all der Ehrerbietung vorüber zu lassen, welche sie zweifelsohne ihrem Range schuldig waren. Bei ihrem Anblick hielten Athos und Aramis an. »O!« rief Aramis. »Graf, seht Ihr?« »Ja,« entgegnete Athos. »Was haltet Ihr von diesen drei Reitern?« »Und Ihr, Aramis?« »Nun, daß es unsere Männer sind.« »Ihr habt nicht geirrt, ich habe Herrn von Flamarens sicher erkannt.« »Und ich Herrn von Chatillon.« »Was den Reiter im braunen Mantel betrifft... .« »Es ist der Kardinal.« »In Person.« »Potz Wetter, er wagt sich so in die Nähe des Hotels von Bouillon,« versetzte Aramis. Athos lächelte, ohne zu antworten. Fünf Minuten später klopften sie an der Türe des Prinzen. An der Türe stand eine Schildwache, wie es bei Personen höheren Standes der Gebrauch ist; es war sogar ein kleiner Posten im Hofraum, gewärtig, den Befehlen des Leutnants des Prinzen von Conti Folge zu leisten. Wie es im Liede hieß, so litt der Herzog von Bouillon an der Gicht und lag im Bett; allein trotz dieses bedenklichen Übels, das ihn seit Monatsfrist, das ist seit Paris belagert wurde, abgehalten hatte, ein Pferd zu besteigen, ließ er doch zurückmelden, er sei bereit, den Herrn Grafen de la Fere und Herrn Chevalier d'Herblay zu empfangen. Die zwei Freunde wurden nun bei dem Herzoge von Bouillon eingeführt. Der Kranke lag in seinem Zimmer wohl zu Bette, jedoch umgeben von allen erdenklichen kriegerischen Rüstungen. Man erblickte an den Wänden nichts als Schwerter, Pistolen, Panzer und Gewehre, und es ließ sich erachten, sobald Herr von Bouillon die Gicht nicht mehr hätte, würde er den Feinden des Parlaments tüchtig zu schaffen geben. Nunmehr

mußte er aber zu seinem großen Leidwesen, wie er sagte, das Bett hüten. »Ach, meine Herren,« rief er, »Ihr seid recht glücklich, da Ihr reiten, hierhin und dorthin gehen und für die Sache des Volkes kämpfen könnet. Allein ich bin an das Bett geheftet, wie Ihr seht. O, die Teufelsgicht!« ächzte er und verzog abermals das Gesicht. »Gnädiger Herr,« sprach Athos, »wir kommen soeben aus England an, und es war bei unserer Ankunft in Paris unsere erste Sorge, uns nach Ihrem Befinden zu erkundigen.« »Großen Dank, meine Herren, großen Dank!« entgegnete der Herzog. »Um mein Befinden steht es schlimm, wie Ihr seht ... die Teufelsgicht! Ah, Ihr kommt von England? und der König Karl befindet sich wohl, wie ich erfahren habe?« »Er ist tot, gnädigster Herr!« erwiderte Aramis. »Bah!« machte der Herzog verwundert. »Er ward durch das Parlament verurteilt und starb auf dem Schafott.« »Unmöglich!« »Er ward vor unseren Augen hingerichtet.« »Was erzählte mir denn Herr von Flamarens?« »Herr von Flamarens?« wiederholte Aramis. »Ja, er ging eben von mir weg.« Athos lächelte und fragte: »Mit zwei Begleitern.« »Ja, mit zwei Begleitern,« antwortete der Herzog; dann fügte er mit einiger Besorgnis bei: »Seid Ihr ihnen vielleicht begegnet?« »Jawohl, auf der Straße, wie ich glaube,« versetzte Athos. Er sah Aramis lächelnd an, der ihn gleichfalls mit einer etwas verwunderten Miene anblickte. »Die Teufelsgicht!« ächzte der Herzog und fühlte sich augenscheinlich unwohl. »Gnädiger Herr,« sprach Athos, »es ist wirklich Ihre ganze Aufopferung für die Pariser Sache notwendig, um so leidend, wie Sie sind, an der Spitze der Kriegsscharen zu bleiben, wobei diese Beharrlichkeit in der Tat die Bewunderung des Herrn d'Herblay wie die meinige erweckt.« »Was wollt Ihr, meine Herren? Man muß doch – und Ihr, die Ihr so wacker und ergeben seid, Ihr, denen mein werter Kamerad, der Herzog von Beaufort, die Freiheit und vielleicht auch das Leben verdankt, Ihr seid ein Beispiel davon – man muß sich wohl aufopfern für das allgemeine Beste. Ich opfere mich auch auf, wie Ihr seht, allein ich bekenne, daß meine Kräfte zu Ende gehen. Das Herz ist gesund, der Kopf ist gesund, allein die Teufelsgicht tötet mich, und ich bekenne, daß, wenn der Hof meinen Anforderungen Gerechtigkeit widerfahren läßt, ganz billigen Anforderungen, da ich bloß eine vom vorigen Kardinal mir zugesicherte Schadloshaltung will, die er mir zugesagt, als man mir mein Fürstentum Sedan wegnahm; ja, ich bekenne, wenn man mir Krongüter von gleichem Werte gibt, wenn man mich für den Nichtgenuß dieses Besitztums, seit es mir weggenommen, nämlich seit acht Jahren,

entschädigt, wenn der Titel Prinz denen zugestanden wird, welche meinem Hause angehören, und wenn mein Bruder Turenne wieder sein Kommando erhält, so will ich mich sogleich auf meine Güter zurückziehen und den Hof und das Parlament sich nach Belieben ins Einvernehmen setzen lassen.« »Sie hätten auch ganz recht; gnädigster Herr,« sprach Athos. »Das ist Eure Ansicht, nicht wahr, Herr Graf de la Fère?« »Ganz und gar.« »Und auch die Eurige, Herr Chevalier d'Herblay?« »Vollkommen.« »Nun, meine Herren,« fing der Herzog wieder an, »ich bekenne Euch, daß ich diese Ansicht ganz wahrscheinlich adoptieren werde. Der Hof macht mir in diesem Augenblicke Eröffnungen, und es steht nur bei mir, drauf einzugehen. Bis jetzt habe ich sie zurückgewiesen; da mir aber Männer, wie Ihr seid, sagen, ich habe unrecht, und da mich besonders diese Teufelsgicht unfähig macht, der Pariser Sache irgendeinen Dienst zu leisten, so habe ich, meiner Treue, große Lust, Euren Rat zu befolgen und den Vorschlag einzugehen, welchen mir soeben der Herr von Châtillon getan hat.« »Gehen Sie ihn ein, Prinz, gehen Sie ihn ein,« sagte Aramis. »Meiner Treue, ja, ich bin sogar verdrießlich, daß ich ihn diesen Abend zurückgewiesen habe – doch morgen haben wir eine Zusammenkunft, und da wollen wir sehen.«

Die zwei Freunde verneigten sich vor dem Herzoge; dieser sprach zu ihnen: »Geht, meine Herren, geht, Ihr müßt von der Reise sehr erschöpft sein. Der arme König Karl! Bei allem dem aber ist er ein bißchen selber schuld, und es muß uns trösten, daß sich hierbei Frankreich keinen Vorwurf zu machen hat, und daß es zu seiner Rettung alles getan hat, was es vermochte.« »O, was das betrifft,« versetzte Aramis, »so sind wir Zeugen davon. Zumal Herr von Mazarin –« »Nun seht, es freut mich sehr, daß Ihr ihm dieses Zeugnis erteilt; es liegt etwas Gutes in dem Kardinal, und wäre er nicht Ausländer – – so würde man ihm zuletzt Gerechtigkeit widerfahren lassen. – Ach, die Teufelsgicht!« Athos und Aramis gingen fort, allein das Ächzen des Herrn von Bouillon folgte ihnen bis in das Vorgemach; dieser arme Prinz litt augenscheinlich Höllenschmerz. Als sie zu dem Straßentore kamen, sagte Aramis zu Athos: »Nun, was denkt Ihr von ihm?« »Von wem?« »Bei Gott, von Herrn von Bouillon.« »Freund, ich denke von ihm das,« erwiderte Athos, »was das Triolett unseres Führers von ihm sagt:

›Dieser brave Herr von Bouillon
Ist gequält vom Zipperlein.‹«

»Ich erwähnte somit auch nichts von dem Gegenstande, der uns herführte,« sprach Aramis. «Da habt Ihr vorsichtig gehandelt; sonst hättet Ihr ihm wieder einen Anfall verursacht. Laßt uns jetzt zu Herrn von Beaufort gehen.« Die zwei Freunde begaben sich auf den Weg nach dem Hotel Vendôme. Es schlug zehn Uhr, als sie dort ankamen. Das Hotel Vendôme war ebenso gut bewacht, und bot einen ebenso kriegerischen Anblick wie das des Herrn von Bouillon. Es befanden sich hier Schildwachen, ein Posten im Hofraum, zusammengestellte Gewehre, gesattelte, am Ringe befestigte Pferde. Zwei Reiter, welche das Hotel in dem Momente verließen, wo Athos und Aramis hineinritten, mußten, um diese durchzulassen, einen Schritt weit zurückreiten. »Ah, meine Herren!« rief Aramis, »das ist wahrhaft die Nacht der Begegnungen, und ich gestehe, daß wir uns, nachdem wir heute schon so oft zusammengetroffen sind, unglücklich fühlten, wenn wir uns morgen nicht begegnen würden.« »O, in dieser Beziehung, mein Herr,« erwiderte Châtillon – denn er war es, der eben mit Flamarens vom Herzoge von Beaufort wegritt – »könnet Ihr unbekümmert sein; wenn wir uns des Nachts antreffen, ohne uns aufzusuchen, so werden wir uns um so eher bei Tage finden, wo wir uns wirklich suchen.« »Das hoffe ich auch, mein Herr,« entgegnete Aramis. »Und ich – bin davon überzeugt,« sprach der Herzog.

Die Herren von Flamarens und von Châtillon ritten weiter und Athos und Aramis stiegen vom Pferde. Sie hatten noch kaum den Zügel der Pferde den Bedienten übergeben und ihre Mäntel ausgezogen, als ein Mann zu ihnen trat. Und, nachdem er sie ein Weilchen lang bei dem matten Schein einer Laterne angeblickt, die mitten im Hofe hing, einen Schrei der Überraschung ausstieß und in ihre Arme flog. »Graf de la Fère!« rief dieser Mann, »Chevalier d'Herblay! Wie doch, Ihr seid in Paris?« »Rochefort!« riefen zugleich die beiden Freunde. »Ja sicher; wie Ihr erfahren habt, sind wir aus Vendômois vor vier oder fünf Tagen angekommen und haben im Sinne, Herrn Mazarin etwas zu schaffen zu geben. Ich setze voraus, daß Ihr noch immer unserer Partei angehört?« »Mehr als je. – Und der Herzog?« »Er ist gegen Mazarin höchlich aufgebracht. Wißt Ihr, welches Aufsehen der liebe Herzog erregt hat? Er ist gleichsam der König in Paris und kann nicht ausgehen, ohne Gefahr zu laufen, erdrückt zu werden.« »Ah, desto besser,« sprach Aramis; »allein sagt uns, sind nicht eben die Herren von Flamarens und von Châtillon hier weggeritten?« »Ja! sie hatten eine Audienz bei dem

Herzog und kamen zweifelsohne in Mazarins Namen, allein sie werden ihren Mann gefunden haben, dafür bürge ich.« »Sagt doch,« sprach Athos, »könnte man nicht die Ehre haben. Seine Hoheit zu sehen?« »Wie doch! Im Augenblicke, Ihr wißt, für Euch ist er immer zu sprechen. Folgt mir, ich maße mir die Ehre an, Euch einzuführen.« Rochefort ging voraus. Alle Türen öffneten sich vor ihm und den zwei Freunden. Sie trafen Herrn von Beaufort, als er sich eben zu Tische setzen wollte. Die tausendfachen Geschäfte des Abends verspäteten sein Mahl bis zu diesem Augenblicke, allein ungeachtet dessen hatte der Prinz kaum die zwei Namen gehört, die ihm Rochefort nannte, so erhob er sich vom Stuhle, schritt schnell den beiden Freunden entgegen und empfing sie mit den Worten: »O, bei Gott, seid mir willkommen, meine Herren! Nicht wahr, Ihr teilt meine Abendmahlzeit mit mir? Boisjoli, sage Noirmont, daß ich zwei Gäste habe. Ihr kennt Noirmont, nicht wahr, meine Herren? Er ist mein Koch, der Nachfolger von Vater Marteau, der die Euch bekannten vortrefflichen Pasteten bäckt. Boisjoli, er soll eine schicken, doch keine solche, wie er für la Ramée gebacken hat. Gott sei Dank, wir brauchen jetzt keine Strickleitern, Dolche und Knebel mehr.« »Gnädigster Herr,« sprach Athos; »bemühen Sie unsertwegen Ihren berühmten Koch nicht, wir kennen seine vielen und mannigfaltigen Talente. Mit Erlaubnis Ew. Hoheit werden wir heute abend bloß die Ehre haben, uns nach Ihrem Befinden zu erkundigen und Ihre Befehle einzuholen.« »O, meine Gesundheit ist vortrefflich, wie Ihr seht, meine Herren; eine Gesundheit, welche in Vincennes in der Gesellschaft des Herrn von Chavigny fünf Jahre lang Trotz geboten hat, ist zu allem fähig. Was meine Befehle betrifft, so gestehe ich, meiner Treue, daß ich sehr in Verlegenheit wäre, Euch welche zu erteilen, da jeder die seinigen erteilt, und ich, wenn das so fortgeht, am Ende keine mehr geben werde.« »Wirklich!« rief Athos, »ich dachte aber, daß das Parlament auf Ihre Einigung rechnete.« »O ja, unsere Einigung, da steht es gut; mit dem Herzog von Bouillon geht es noch, er hat die Gicht, kommt nicht vom Bette weg, man kann sich mit ihm verständigen, allein mit Herrn von Elboeuf und seinen Elefanten von Söhnen – – Kennt Ihr das Triolett auf Herrn von Elboeuf, meine Herrn?« »Nein, gnädigster Herr.« »Wirklich?« Der Herzog fing an zu singen:

Font rage à la Place royale.
Ils vont tous quatre piaffants

Monsieur d'Elboeuf et ses entfants
Mais sitôt qu'il faut battre aux champs.
Adieu leur humeur martiale.
Monsieur d'Elboeuf et ses enfants
Font rage à Place royale.«

(Herr d'Elboeuf und seine Söhne machen großen Lärm auf dem Place-Royale, alle vier stolzieren hochtrabend einher, wenn sie aber ins Feld ziehen sollen, dann ist ihr kriegerischer Sinn verschwunden usw.)

»So steht es aber nicht mit dem Herrn Koadjutor, wie ich hoffe«, sagte Athos. »Ja doch, mit dem Koadjutor steht es noch schlimmer. Gott bewahre uns vor solchen Unruhestiftern,, welche über ihrem Chorrock einen Panzer tragen. Wißt Ihr, was er tut?« »Nein.« »Er wirbt ein Regiment an, dem er seinen Namen gibt, das Regiment Corinth. Er ernennt Leutnants und Kapitäne wie der Marschall von Frankreich und Oberste wie der König.« »Ja,« versetzte Aramis, »allein wenn er sich schlagen soll, so bleibt er gewiß in seinem Palaste.« »O, ganz und gar nicht, da irrt Ihr, lieber d'Herblay; wenn er kämpfen soll, so tut er es auch, so zwar, daß man ihn jetzt, wo ihm der Tod seines Oheims einen Sitz im Parlamente verschaffte, unaufhörlich zwischen den Beinen hat, im Parlamente, im Rate und auf dem Kampfplatze. Der Prinz von Conti ist General dem Namen nach, und so geht alles schlecht, meine Herren, alles sehr schlecht.« »So zwar, gnädigster Herr, daß Eure Hoheit unzufrieden ist,« sprach Athos und wechselte einen Blick mit Aramis. »Unzufrieden, Graf? sagt, daß meine Hoheit entrüstet ist.« Es war nicht mehr bloß ein Blick, es war ein Blick und ein Lächeln, welches Athos und Aramis austauschten, und wären ihnen auch Châtillon und Flamarens nicht begegnet, so hätten sie es doch erraten, daß sie hier gewesen seien. Sonach sprachen sie auch kein Wort von der Anwesenheit des Herrn von Mazarin in Paris. »Gnädigster Herr,« sprach Athos, »wir sind jetzt zufrieden. Als wir um diese Stunde zu Euer Hoheit kamen, hatten wir keine andere Absicht, als einen Beweis unserer Ergebenheit abzulegen, und Ihnen zu sagen, daß wir uns zu ihrer Verfügung als die getreuesten Diener stellen.« »Als meine getreuesten Freunde, meine Herren, als meine getreuesten Freunde! Ihr habt es mir bewährt, und sollte ich mich je wieder mit dem Hofe aussöhnen, so werde ich Euch, wie ich hoffe, beweisen, daß auch ich Euer Freund geblieben bin, so wie der dieser Herren... wie Teufel

heißen sie denn – d'Artagnan und Porthos?« »D'Artagnan und Porthos.« »Ah ja, so ist's. Ihr versteht mich also, also Graf de la Fère? – Ihr versteht mich, Chevalier d'Herblay? Ganz und stets der Eure!« Athos und Aramis verneigten und entfernten sich. »Lieber Athos,« sprach Aramis, »Gott vergebe mir; ich glaube, daß Ihr mich nur begleitet habt, um mir eine Lehre zu geben.« »Wartet doch, mein Lieber,« versetzte Athos, »zu dieser Bemerkung wird es Zeit sein, wenn wir den Herrn Koadjutor verlassen.« »Laßt uns nach dem erzbischöflichen Palaste gehen.« Beide begaben sich auf den Weg nach der City.

Als sich Athos und Aramis der Wiege von Paris näherten, fanden sie die Straßen überschwemmt und waren abermals genötigt, einen Kahn zu nehmen. Der erzbischöfliche Palast ragte mitten aus dem Wasser empor, und vermöge der vielen Kähne, die rings um denselben angebunden waren, hätte man glauben mögen, man befinde sich nicht in Paris, sondern in Venedig. Diese Kähne fuhren hin und her, kreuzten sich in allen Richtungen und verloren sich im Straßenlabyrinth der City, oder in der Richtung des Zeughauses, oder des Kais von Saint-Victor und steuerten wie in einem See. Von diesen Schiffen waren die einen still und geheimnisvoll, die anderen lärmend und illuminiert. Die zwei Freunde glitten unter diese Welt von Fahrzeugen und landeten gleichfalls. Das ganze Erdgeschoß des erzbischöflichen Palastes stand unter Wasser, doch wurde eine Art Treppe an die Mauern gelegt, und die ganze Veränderung, die aus der Überschwemmung hervorgegangen war, bestand darin, daß man durch die Fenster eintrat, statt durch die Tore. Auf diese Art gelangten Athos und Aramis in das Vorgemach des Koadjutors, welches voll von Bedienten war, da sich ein Dutzend Kavaliere im Wartezimmer befanden. »Mein Gott!« rief Aramis, »seht nur, Athos, will sich etwa dieser Koadjutor das Vergnügen machen, uns im Vorzimmer warten zu lassen?« Athos lächelte und sagte: »Lieber Freund, man muß die Menschen hinnehmen mit all den Unannehmlichkeiten ihrer Stellung. Der Koadjutor ist in diesem Augenblicke einer der sieben oder acht Könige, welche in Paris regieren. Er macht einen Hof.« »Ja,« versetzte Aramis, »allein wir sind leine Höflinge.« »Somit wollen wir ihm unsere Namen melden lassen, und wenn er darauf keine geziemende Antwort gibt, so werden wir ihn bei den Angelegenheiten Frankreichs oder den seinigen lassen. Es handelt sich bloß darum, daß wir einen Diener rufen und ihm eine halbe Pistole in die Hand drücken.« »Nun

eben,« sagte Aramis – »ich irre mich nicht – ja – nein – dennoch – es ist Bazin, der Schlingel, er kommt.« Bazin, der in diesem Augenblicke in seinem Küsteranzug majestätisch durch das Vorgemach schritt, wandte sich mit gerunzelter Stirne, um den Unverschämten zu sehen, der ihn auf solche Weise anredete. Kaum hatte er aber Aramis erkannt, so wurde aus dem Tiger ein Lamm, er ging auf die beiden Kavaliere zu und sagte: »Wie doch, Sie sind es, Herr Chevalier? Sie, Herr Graf? Sie kommen nun in dem Augenblicke an, wo wir so sehr um Sie besorgt waren. O, wie bin ich glücklich, Sie wieder zu sehen!« »Gut, gut, Meister Bazin,« rief Aramis, »halte ein mit Glückwünschen. Wir wollen den Herrn Koadjutor sprechen, doch muß das auf der Stelle geschehen, da wir Eile haben.« »Wie, augenblicklich?« entgegnete Bazin, »ja doch; Kavaliere, wie Sie, läßt man nicht im Vorgemache warten. Nur hat er in diesem Momente eine Beratung mit einem Herrn de Bruy. »De Bruy!« riefen zugleich Athos und Aramis. »Ja, ich habe ihn angemeldet und erinnere mich ganz wohl an seinen Namen. Kennt ihn der gnädige Herr?« fügte er hinzu und wandte sich an Aramis. »Mich dünkt, daß ich ihn kenne.« »Ich könnte das nicht behaupten,« entgegnete Bazin, »denn er war so dicht in seinen Mantel gehüllt, daß ich bei aller Mühe, die ich mir gab, kein Fleckchen seines Gesichtes zu sehen vermochte. Ich will aber hingehen und Sie anmelden, vielleicht bin ich diesmal glücklicher.« »Es ist nicht vonnöten,« versetzte Aramis, »wir leisten für diesen Abend darauf Verzicht, den Herrn Koadjutor zu sehen, nicht wahr, Athos?« »Wie es Euch beliebt,« erwiderte der Graf. »Ja, er hat mit diesem Herrn von Bruy zu wichtige Geschäfte abzutun.« »Und darf ich ihm sagen, daß diese Herren nach dem erzbischöflichen Palaste gekommen sind?« »Nein,« sagte Aramis, »es ist nicht der Mühe wert. Kommt, Athos.«

Die zwei Freunde drängten sich wieder durch die Menge der Bedienten und verließen den Palast, von Bazin begleitet, der ihre Wichtigkeit durch verschwenderische Höflichkeitsbezeigungen kundgab. »Nun,« fragte Athos, als er mit Aramis im Kahne saß, »fangt Ihr an zu glauben, daß wir all dieses Leuten mit der Verhaftung des Herrn von Mazarin einen üblen Streich gespielt hätten?« »Ihr seid die leibhaftige Weisheit, Athos,« entgegnete Aramis. Was die zwei Freunde hauptsächlich überraschte, war das geringe Gewicht, welches man am Hofe von Frankreich auf die furchtbaren Ereignisse in England legte, da sie ihnen doch die Aufmerksamkeit von

ganz Europa erwecken zu müssen schienen. Eine arme Witwe und eine königliche Waise ausgenommen, welche in einem Winkel des Louvre trauerten, schien auch wirklich niemand zu wissen, daß es einen König Karl I. gegeben, und daß dieser König auf einem Schafott gestorben sei. Die zwei Freunde gaben sich für den folgenden Morgen um zehn Uhr das Rendezvous, denn wiewohl es schon spät war, als sie an das Tor des Gasthauses kamen, so behauptete Aramis doch, er habe noch wichtige Besuche zu machen, und ließ Aramis allein eintreten.

Am nächsten Morgen trafen sie Schlag zehn Uhr zusammen. Athos war schon um sechs Uhr früh ausgegangen. »Nun,« fragte Athos, »habt Ihr irgendeine Nachricht erhalten?« »Keine; man sah d'Artagnan noch nirgends und Porthos zeigte sich gleichfalls nicht. Und Ihr?« »Ich weiß nichts.« »Teufel!« rief Aramis. »Wahrlich,« sprach Athos, »diese Verspätung ist nicht natürlich; sie nahmen den geradesten Weg und hätten uns folglich zuvorkommen müssen.« »Fügt noch bei,« versetzte Aramis, »daß uns d'Artagnans Schnelligkeit bekannt ist, und daß er keine Stunde verloren hätte, da er wußte, daß wir seiner harren.« »Wenn Ihr Euch noch erinnert, so hoffte er, hier am Fünften einzutreffen.« »Und wir haben bald den Neunten. Diesen Abend geht die festgesetzte Frist zu Ende.« »Was glaubt Ihr wohl zu tun,« fragte Athos, »wenn wir diesen Abend noch keine Nachricht haben?« »Bei Gott, wir reisen ab, um sie aufzusuchen.« »Wohl,« versetzte Athos. »Allein Rudolf?« fragte Aramis. Über Athos' Stirne zog eine leichte Wolke hin; er sagte: »Rudolf macht mir viel Sorge; er erhielt gestern einen Brief von dem Prinzen Condé; er ging zu ihm nach Saint-Cloud und kehrte noch nicht zurück.« »Saht Ihr Frau von Chevreuse nicht?« »Sie war nicht zu Hause; und Ihr, Aramis, mußtet zu Frau von Longueville gehen, wie ich glaube?« »Ich war schon dort.« »Nun?« »Auch sie war nicht zu Hause, doch hat sie wenigstens die Adresse ihrer neuen Wohnung zurückgelassen.« »Wo war sie denn?« »Ratet, ich wette tausend gegen eins.« »Wie sollte ich es erraten, wo um Mitternacht – denn ich setze voraus, daß Ihr zu ihr gegangen seid, als Ihr mich verließet – wie sollte ich erraten, sage ich, wo um Mitternacht die schönste und rührigste Frondeuse ist!« »Im Rathause, mein Lieber.« »Wie, im Rathause? Ist sie denn zum Stadtschultheiß erwählt?« »Nein, sie machte sich aber zur einstweiligen Königin von Paris, und da sie sich nicht getraute, sich gleich anfangs im Palais-Royal oder in den Tuilerien einzurichten, so bezog sie das Stadthaus

und wird nächstens dem lieben Herzog einen Erben oder eine Erbin schenken.« »Lieber Aramis,« sagte Athos, »Ihr erwähntet mir Nichts von diesem Umstande.« »Bah, wirklich? So habe ich das vergessen. Verzeiht.« »Nun,« fragte Athos, »was wollen wir bis abends tun? Wir sind jetzt nicht stark beschäftigt, wie mich dünkt.« Ihr vergeßt, daß wir etwas ganz Zugeschnittenes fertig zu bringen haben.« »Wo denn.« »In der Richtung von Charenton hin, bei Gott; ich hoffe, dort einen gewissen Herrn von Châtillon, den ich lange schon hasse, seinem Versprechen gemäß anzutreffen.« »Und weshalb haßt Ihr ihn?« »Weil er der Bruder eines gewissen Herrn von Coligny ist.« »Ah, richtig, das hatte ich vergessen! – er hat sich die Ehre angemaßt, Euer Nebenbuhler zu sein. Er wurde ob dieser Kühnheit sehr grausam bestraft, und das sollte Euch genügen, mein Lieber.« »Ja, ich sage Euch, das genügt mir nicht, da ich rachsüchtig bin. Und dann, Athos, versteht es sich von selbst, daß Ihr ganz und gar nicht gehalten seid, mich zu begleiten.« »Geht, Ihr scherzt nur,« sprach Athos. »Wenn Ihr entschlossen seid, mich zu begleiten, mein Lieber, so ist keine Zeit zu verlieren. Die Trommel wurde gerührt, ich begegnete den Reitern, welche aufbrachen, und sah Bürger, die sich vor dem Rathause in Schlachtordnung aufstellten; man wird sich sicher in der Nähe von Charenton schlagen, wie gestern Herr von Châtillon gesagt hat.« »Ich war der Meinung,« versetzte Athos, »die Beratungen dieser Nacht hätten an den kriegerischen Anordnungen etwas geändert.« »Ja, zweifelsohne, man wird sich aber nichtsdestoweniger schlagen, geschähe es auch nur, um diese Beratungen mehr zu maskieren.«

»Die armen Leute,« sprach Athos. »die sich werden hinwürgen lassen, damit man Herrn von Bouillon Sedan zurückgebe, damit man Herrn von Beaufort den Anspruch auf die Admiralität lasse, damit der Koadjutor Kardinal werde.«

»Ei, geht, mein Lieber,« sagte Aramis. »gesteht nur ein, Ihr würdet nicht derart philosophieren, müßte nicht Euer Rudolf Anteil nehmen an all diesen Streitigkeiten.«

»Vielleicht sprecht Ihr wahr, Aramis.«

»So laßt uns also hingehen, wo man sich schlägt, das ist ein sicherer Weg, um d'Artagnan, Porthos und vielleicht auch Rudolf wiederzufinden.«

»Ach!« seufzte Athos. »Lieber Freund.« versetzte Aramis, »ich sage Euch, da wir jetzt in Paris sind, so müßt Ihr die Gewohnheit des beständigen Seufzens ablegen. Zum Kriege, bei Gott! wie im Kriege! Athos, seid Ihr denn nicht mehr Krieger? Habt Ihr Euch zum Geistlichen gemacht? Seht doch, da ziehen schöne Bürger vorüber! Bei Gott, das ist anlockend; und seht den Kapitän an, der hat fast ein militärisches Aussehen.«

»Sie kommen aus der Straße du Mouton.«

»Die Trommel an der Spitze, wie wahrhafte Soldaten; aber seht doch jenen Mann dort, wie er sich wiegt, wie er einhersteigt.«

»He!« sagte Grimaud. »Was?« fragte Athos. »Planchet, gnädiger Herr!«

»Gestern noch Leutnant,« sagte Aramis, »heute Kapitän, morgen sicher schon Oberst; dieser Mensch wird in acht Tagen Marschall von Frankreich.«

»Wir wollen ihn um einige Auskunft fragen,« sagte Athos. Die zwei Freunde traten zu Planchet, der, stolzer als je, den beiden Kavalieren zu eröffnen geruhte, daß er den Auftrag habe, sich auf dem Place-Royale mit zweihundert Mann aufzustellen, welche den Nachtrab des Pariser Heeres bildeten, um von dort nötigenfalls nach Charenton zu ziehen.« Da Athos und Aramis in derselben Richtung gingen, so begleiteten sie Planchet bis zu seinem Platze. Planchet ließ seine Mannschaft ziemlich geschickt auf dem Place-Royale manövrieren und stellte sich hinter einer langen Reihe von Bürgern auf, welche in der Straße und Vorstadt Saint-Antoine standen und das Zeichen zum Kampfe erwarteten. »Der Tag wird heiß werden,« sprach Planchet in kriegerischem Tone.

»Ja, sicher,« entgegnete Aramis, »von hier bis zum Feinde ist es aber noch weit.«

»Gnädiger Herr,« antwortete der Kapitän, »man wird die Entfernung abkürzen.« Aramis verneigte sich, wandte sich dann zu Athos und sprach: »Es behagt mir nicht, mit all diesen Leuten da auf dem Place-Royal zu kampieren; wollt Ihr nicht, daß wir weiterziehen? Wir werden die Dinge besser zu Gesicht bekommen.«

»Und dann würde Euch Herr von Châtillon nicht auf dem Place-Royale suchen, nicht wahr? So gehen wir denn weiter, Freund.«

»Habt Ihr nicht auch mit Herrn Flamarens ein paar Worte zu reden?«

»Freund,« erwiderte Athos, »ich habe einen Entschluß gefaßt, nämlich das Schwert nur noch im Falle der Not zu ziehen.«

»Seit wann das?«

»Seit ich den Dolch gezückt habe.«

»Ah, gut, noch eine Erinnerung an Herrn Mordaunt. Wahrlich, mein Lieber, es fehlte nur noch, Gewissensbisse darüber zu empfinden, daß Ihr ihn getötet habt.«

»Stille,« rief Athos und legte mit seinem ihm eigentümlichen Lächeln einen Finger auf den Mund, »reden wir nicht mehr von Mordaunt, das könnte uns Unheil bringen.«

Der Kampf bei Charenton

Zum großen Erstaunen des Volkes hatten unvermutet Verhandlungen zwischen Mazarin und seinen Gegnern begonnen, die zunächst zu einem vorläufigen Waffenstillstand Anlaß gaben. Bei einem Spazierritt durch die truppenerfüllte Vorstadt trafen Athos und Aramis den Herzog von Chatillon, von dem sie erfuhren, daß Rudolph an der Seite des Prinzen von Condé bei den königlichen Truppen stehe. Plötzlich hörte man Hornsignale und Trommelwirbel; in die lagernden Truppen kam lebhafte Bewegung und die Kunde von dem erfolgten Abbruch der Verhandlungen und dem bevorstehenden Beginn des Kampfes verbreitet sich mit großer Schnelligkeit. Tatsächlich begannen zwei Stunden später die ersten Gefechte, die bald in eine regelrechte, sehr heftig geführte Schlacht übergingen. Mitten in dem Kampfgewühl hatte sich eine Duellgruppe gebildet: Aramis kämpfte mit Chatillon, den er nach dem zweiten Wechsel, tödlich verwundet, aus dem Sattel hob. Der Tod des Herzogs war dem Prinzen von Condé Anlaß, zur Entscheidung zu drängen. Er warf sich an der Spitze seiner Kerntruppe gegen die Frondeurs und entschied die Schlacht in kurzer Zeit zugunsten des Königs und des Kardinals.

Die Straße nach der Picardie

Athos und Aramis, welche wohl in Paris sehr in Sicherheit waren, verhehlten sich die überaus großen Gefahren nicht, in die sie sich begaben, wenn sie den Fuß hinaussetzten; allein wir wissen, was die Frage nach Gefahr für solche Männer war. Überdies fühlten sie, daß die Entwicklung dieser zweiten Odyssee nahe sei, und daß es nur noch eines letzten Handstreichs bedurfte, wie man zu sagen pflegt. Die zwei Edelleute nahmen anfangs Umwege, damit sie nicht in die Hände von Mazarinern fielen, welche in Isle de France zerstreut waren, dann, damit sie den Frondeurs entgingen, welche die Normandie innehatten und welche nicht ermangelt hätten, sie vor Herrn von Longueville zu führen, auf daß er sie als Freunde oder Feinde erkenne. Als sie diesen zwei Gefahren entronnen waren, kamen sie auf der Straße von Boulogne wieder nach Abbéville, und

folgten ihr Schritt für Schritt und Spur für Spur. Sie waren aber eine Weile unentschlossen; sie besuchten bereits zwei bis drei Wirtshäuser, befragten bereits zwei bis drei Wirte, ohne daß eine einzige Spur ihre Zweifel aufgeklärt oder ihre Nachforschungen geleitet hätte, als Athos mit seinen zarten Fingern auf etwas tastete, das rauh anzufühlen war. Er hob das Tischtuch auf und las die folgenden Hieroglyphen, welche mit einer Messerklinge tief in das Holz eingeschnitten waren:

Port ... – D`Art ... – 2. Februar.

»Vortrefflich!« rief Athos, während er Aramis diese Schrift zeigte; »wir wollten hier übernachten, doch das ist unnütz, wir ziehen weiter.« Somit setzten sie ihre Reise wieder fort. Es war ein höchst mühevolles und zumal sehr langweiliges Geschäft, das Athos und Aramis auf sich genommen. So gelangten sie bis Peronne. Schon waren sie wieder gewillt, umzukehren, als sie auf ihrem Ritte durch die Vorstadt, welche nach dem Stadttore führte, kamen, wo Athos auf einer weißen Mauer, welche die Ecke einer Straße bildete, die rings um den Wall lief, die Augen auf eine Zeichnung mit schwarzer Kreide richtete, welche mit der Kunstlosigkeit der ersten Versuche eines Kindes zwei Reiter im rasenden Galopp vorstellte; der eine dieser Reiter hielt in der Hand eine Tafel, auf der in spanischer Sprache geschrieben stand »Man folgt uns«.

»O!« rief Athos, »seht, das ist so klar wie der Tag. Wiewohl d'Artagnan verfolgt war, so wird er hier doch fünf Minuten angehalten haben; das beweist übrigens, daß man ihm nicht sehr nahe folgte, und vielleicht gelang es ihm, zu entrinnen.«

Aramis schüttelte den Kopf und sagte: »Wäre er entronnen, so hätten wir ihn wiedergesehen oder wenigstens von ihm sprechen gehört.«

»Ihr habt recht, Aramis; setzen wir unsern Weg fort.«

Es wäre unmöglich, die Unruhe und Ungeduld der beiden Freunde zu schildern, Athos' liebevolles und freundschaftliches Herz war beunruhigt und Aramis' reizbarer und leicht schwindelnder Kopf war voll Ungeduld. Sie sprengten somit zwei bis drei Stunden weit so rasend wie die zwei Reiter an der Mauer. Auf einmal sahen sie in einem engen, von zwei

Hügeln eingeschlossenen Hohlweg die Straße durch einen ungeheuren Felsblock halb versperrt. Sein ursprünglicher Platz war an einer Seite des Abhangs angedeutet, und die Art Nische, welche er infolge des Ausbrechens zurückließ, zeigte an, daß er nicht von selbst herabrollen konnte, während wieder seine Schwere bewies, daß es, um ihn in Bewegung zu setzen, des Armes eines Enceladus oder Briareus bedurft hätte. Aramis hielt an. »O,« rief er, während er den Stein betrachtete, »an dieser Arbeit war Ajax Telamonius oder Porthos. Laßt uns doch absteigen, Herr Graf, und dieses Felsenstück untersuchen.« Beide stiegen ab; der Stein wurde augenfällig zu dem Ende herabgewälzt, um Reitern den Durchgang zu verrammeln. Er war somit anfangs quer über den Weg gelegt worden, denn stießen die Reiter auf dieses Hindernis, stiegen sie ab und wälzten es bei Seite. Die zwei Freunde untersuchten jenen Stein nach allen seinen beleuchteten Seiten, er bot nichts Auffallendes dar. Sie riefen nun Blaisois und Grimaud herbei. Zu Vier gelang es ihnen, den Fels umzuwenden. Auf der Seite, welche den Boden berührt hatte, stand geschrieben: »Acht Chevauxlegers setzen uns nach. Gelangen wir bis Compiegne, so kehren wir im »gekrönten Pfau« ein, da der Wirt zu unsern Freunden gehört.«

»Das lautet bestimmt,« sprach Athos, »und wir werden in dem einen wie in dem andern Falle erfahren, woran wir uns zu halten haben. Laßt uns somit zum »gekrönten Pfau« aufbrechen.«

»Ja,« entgegnete Aramis; »bevor wir aber abreiten, laßt unsere Pferde ein bißchen ausruhen, da sie wirklich fast erschöpft sind.« Aramis sprach wahr. Man kehrte in der nächsten Schenke ein und gab jedem Pferde ein doppeltes Maß von Hafer in Wein getränkt, gönnte ihnen drei Stunden Rast und brach dann wieder auf. Selbst die Männer waren erschöpft, doch hielt sie die Hoffnung aufrecht. Sechs Stunden darauf kamen Athos und Aramis nach Compiegne und fragten nach dem »gekrönten Pfau«. Man zeigte ihnen ein Schild, das den Gott Pan mit einer Krone auf dem Haupte darstellte. Die zwei Freunde stiegen ab, ohne bei dem Schilde zu verweilen, das Aramis zu einer andern Zeit derb getadelt hätte. Sie fanden in dem Gastwirte einen wackeren Mann, kahlköpfig und dickleibig wie ein chinesischer Magot, und fragten, ob er nicht vor kürzerer oder längerer Zeit zwei Kavaliere beherbergt, welche von Chevauxlegers verfolgt worden wären. Der Wirt holte, ohne zu antworten, aus einer Kiste eine Degenklinge hervor und

sagte: »Kennen Sie das?« Athos warf nur einen Blick auf die Klinge und sprach: »Das ist d'Artagnan's Schwert.«

»Des großen oder des kleinen?« fragte der Wirt. »Des kleinen,« erwiderte Athos.

»Ich sehe, Sie sind Freunde dieser Herren.«

»Nun, was ist ihnen denn begegnet?«

»Sie kamen mit ganz erschöpften Pferden in meinem Hofraum an, und ehe sie noch Zeit hatten, das Tor abzusperren, sprengten acht Chevauxlegers, die sie verfolgten, hinter ihnen heran.«

»Acht!« rief Aramis; »es wundert mich sehr, daß sich zwei so Tapfere, wie d'Artagnan und Porthos, von acht Mann gefangen nehmen ließen.«

»Allerdings, mein Herr, und die acht Mann würden nichts ausgerichtet haben, hätten sie nicht an zwanzig Mann des königlichen italienischen Regiments, welches in dieser Stadt in Besatzung lag, herbeigerufen, wonach Ihre zwei Freunde buchstäblich durch die Zahl überwältigt wurden.«

»Gefangen genommen!« rief Athos, »und weiß man warum?«

»Nein, gnädiger Herr, man führte sie allsogleich hinweg, so daß sie nicht Zeit hatten, mir etwas zu sagen, nur fand ich, als sie schon fort waren, dieses Stück Schwert auf dem Schlachtfelde, wo ich zwei Tote und fünf bis sechs Verwundete wegschaffen half.«

»Und ist ihnen kein Leid geschehen?« fragte Aramis.

»Nein, ich glaube nicht, gnädiger Herr.«

»Gut,« versetzte Aramis, »das ist immer noch ein Trost.«

»Und wißt Ihr, wohin sie geführt wurden?« fragte Athos.

»In der Richtung von Louvres.«

»Wir lassen Blaisois und Grimaud hier.« sprach Athos, »sie sollen morgen mit den Pferden nach Paris zurückkehren, die heute auf der Straße erliegen würden, und nehmen wir die Post.«

»Wir nehmen die Post,« wiederholte Aramis. Man ließ Postpferde kommen. Mittlerweile speisten die zwei Freunde eilfertig zu Mittag, und wollten ihre Reise fortsetzen, wenn sie in Lauvres einige Auskünfte bekämen. Sie gelangten nach Louvres. Daselbst gab es kein Gasthaus; man trank hier Likör, der bereits schon damals dort bereitet wurde, und seinen Ruf bis zum heutigen Tag erhalten hat.

»Hier laßt uns einkehren,« sprach Athos, »d'Artagnan wird diese Gelegenheit nicht verabsäumt haben, nicht etwa um ein Gläschen Likör zu trinken, sondern um uns eine Weisung zurückzulassen.« Sie traten ein und begehrten zwei Gläser Likör am Jahrtische, wie es d'Artagnan und Porthos gleichfalls hatten tun müssen. Der Tisch, an dem man trank, war mit einer Zinnplatte überdeckt und auf dieser war mit der Spitze einer dicken Nadel eingegraben: »Rueil, D.«

»Sie sind in Rueil,« sprach Aramis, der diese Schrift zuerst bemerkte.

»Laßt uns also nach Rueil gehen,« versetzte Athos.

»Das heißt, uns dem Wolf in den Rachen werfen,« erwiderte Aramis.

»Wäre ich Jonas' Freund gewesen, wie ich d'Artagnan's Freund bin,« sprach Athos, »so wäre ich ihm bis in den Bauch des Walfisches gefolgt, und Ihr, Aramis, würdet dasselbe tun wie ich.«

»Gewiß, lieber Graf, ich glaube, Ihr macht mich besser, als ich bin. Wäre ich allein, so weiß ich nicht, ob ich ohne große Vorsichtsmaßregeln nach Rueil ginge; allein, wo Ihr hingeht, gehe ich gleichfalls hin.« Sie nahmen die Post und brachen auf, nach Rueil.

Athos gab, ohne es zu ahnen, Aramis den besten Rat von der Welt. Die Abgesandten des Parlaments waren eben wegen jener berühmten Konferenz angekommen, welche drei Wochen dauern und jenen hinkenden Frieden herbeiführen sollte, demzufolge der Prinz von Condo verhaftet wurde. Rueil

war von Seite der Pariser mit Advokaten, Vorständen, Ratsherren und Beamten aller Art überfüllt; endlich von Seite des Hofes mit Edelleuten, Offizieren und Garden; so war es sonach mitten unter dieser Verwirrung ein Leichtes, so unbekannt zu bleiben, wie man es wünschen mochte, überdies führten sie Unterhandlungen zu einem Waffenstillstand, und in diesem Augenblicke zwei Kavaliere verhaften, ob sie auch Frondeurs der ersten Masse waren, wäre ein Eingriff in das Völkerrecht gewesen. Die zwei Freunde meinten, es wäre alle Welt mit dem Gedanken beschäftigt, der sie ???[Text fehlt] . Sie mengten sich unter die Gruppen, in der Hoffnung daß sie etwas über Porthos und d'Artagnan würden sprechen hören; allein jedermann beschäftigte sich nur mit Artikeln und Berichtigungen. Somit fuhren sie fort in ihren Nachforschungen, zogen vielfache Erkundigungen ein und ließen unter tausend Vormunden, wovon die einen sinnreicher waren als die andern, die Leute reden, bis sie zuletzt auf einen Cheveauxleger trafen, der ihnen bekannte, er habe zu der Eskorte gehört, welche d'Artagnan und Porthos von Compiègne nach Paris gebracht hatte. Ohne die Chevauxlegers hätte man nicht einmal gewußt, daß sie dort angekommen seien. Athos kam auf den Gedanken, mit der Königin zu sprechen. »Um mit der Königin zu sprechen, müßt Ihr für's erste mit dem Kardinal sprechen, und kaum werden wir mit ihm geredet haben, denkt wohl an das, was ich Euch sage, Athos, so werden wir mit unseren Freunden zusammenkommen, jedoch nicht auf die Art, wie wir es wünschten. Lasset uns in Freiheit handeln, um gut und schnell zu handeln.«

»Ich will zu der Königin gehen,« sprach Athos. »Wohlan, Freund, wenn Ihr entschlossen seid, diese Torheit zu begehn, so bitte ich, setzt mich einen Tag vorher in Kenntnis davon.«

»Warum?« Weil ich die Gelegenheit zu einem Besuche in Paris nützen will.«

»Bei wem?«

»Nun, was weiß ich! Vielleicht bei einer Frau von Longueville. Sie ist dort allmächtig und wird mir behilflich sein. Nur laßt mir Eure Verhaftung durch jemand melden, damit ich eilig wieder zurückkehre.«

»Warum wagt Ihr nicht auch mit mir die Verhaftung?« fragte Athos. »Nein, dafür danke ich.«

»Zu vier verhaftet und beisammen, wagen wir nichts mehr, denke ich. Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden sind wir alle in Freiheit.«

»Mein Lieber, seit ich Châtillon getötet habe, den Liebling der Damen von Saint-Germain, erregte ich zuviel Aufsehen um meine Person, als daß ich nicht doppelt das Gefängnis fürchten müßte. Die Königin wäre imstande, bei dieser Gelegenheit auf Mazarin's Ratschläge einzugehen, und der Rat, den ihr Mazarin geben würde, wäre meine Hinrichtung.«

»Doch lieber Freund,« sprach Athos, »ich opfere mich auf, und will die Königin Anna um eine Audienz bitten.«

»Gott befohlen, Athos, ich gehe und werbe ein Heer an.«

»Und was tun?«

»Um zurückzukehren und Rueil zu belagern.«

»Wo werden wir uns wieder treffen?«

»Am Fuße des Galgens, den der Kardinal errichten läßt.« Die zwei Freunde schieden. Aramis, um nach Paris zurückzukehren, Athos, um sich durch einige Vorkehrungen einen Weg bis zur Königin zu eröffnen.

Die Erkenntlichkeit der Königin Anna

Athos traf keineswegs auf so viele Schwierigkeiten, wie er gedacht hatte, um bis zur Königin Anna zu gelangen; schon bei dem ersten Schritte ebnete sich ihm alles, und die angesuchte Audienz wurde ihm für den nächsten Tag nach dem Lever zugestanden, dem beizuwohnen ihn seine Geburt berechtigte. Athos wurde in die Appartements der Königin eingeführt: sein Name war schon zu oft in den Ohren der Königin erklungen und hatte in ihrem Herzen widergehallt, als daß sie ihn nicht erkannt hätte; sie verhielt sich jedoch gleichgültig und begnügte sich damit, daß sie den Edelmann mit

einer Festigkeit anblickte, welche den Frauen verstattet ist, die entweder durch ihre Schönheit oder ihre Geburt Königinnen sind. »Es ist ein Dienst, den uns zu erweisen, Ihr Euch anbietet, Graf?« sprach die Königin Anna nach kurzem Schweigen.

»Ja, Madame, es ist noch ein Dienst,« erwiderte der Graf, empfindlich darüber, daß ihn die Königin nicht zu erkennen schien. Athos war ein edles Gemüt, jedoch ein armseliger Hofmann. Anna faltete die Stirne; Mazarin, der vor einem Tische saß und in Papieren blätterte, wie es ein einfacher Staatssekretär hätte machen können, hob den Kopf empor.

»Redet!« sprach die Königin. Mazarin fing an, wieder in seinen Schriften zu blättern.

»Madame,« begann Athos wieder, »zwei unserer Freunde, zwei der eifrigsten Diener Ihrer Majestät, Herr d'Artagnan und Herr du Ballon, die der Kardinal nach England schickte, sind plötzlich in dem Momente verschwunden, in dem sie wieder Frankreichs Boden berührten, und man weiß nicht, was mit ihnen geschehen ist.«

»Nun?« fragte die Königin.

»Nun,« versetzte Athos, »ich wende mich an die Huld Ihrer Majestät, um zu erfahren, was aus diesen zwei Kavalieren geworden ist, und behalte mir vor, mich nachher nötigenfalls an Ihre Gerechtigkeit zu wenden.«

»Mein Herr,« entgegnete die Königin Anna mit jenem Stolze, der gewissen Männern gegenüber beleidigend war, »darum stört Ihr uns also mitten unter den wichtigen Sorgen, die uns beschäftigen? Das ist eine Polizeiangelegenheit, und Ihr wißt, mein Herr, oder sollt es vielmehr wissen, daß wir keine Polizei mehr haben, seit wir nicht mehr in Paris sind.«

Athos verneigte sich mit kalter Ehrerbietung und sagte: »Ich denke, Ihre Majestät wird es nicht nötig haben, sich bei der Polizei zu erkundigen, was mit den Herren d'Artagnan und du Ballon geschehen ist; wollte Sie so gnädig sein, in dieser Hinsicht den Herrn Kardinal zu befragen, so könnte

der Herr Kardinal, wenn er nur seine eigene Erinnerung befragt, Antwort erteilen.«

»Gott vergebe mir,« rief die Königin mit jener geringschätzenden Lippenbewegung, die ihr eigen war, »ich glaube, daß Ihr ihn selber befragt.«

»Ja, Madame, und ich habe hierzu auch beinahe das Recht, denn es handelt sich um Herrn d'Artagnan, verstehen Ihre Majestät wohl, um Herrn d'Artagnan –« sprach er auf eine Weise, damit er die Stirn der Königin sich beugen lasse unter den Erinnerungen der Frau. Mazarin sah ein, daß es Zeit sei, der Königin Anna zu Hilfe zu eilen und er sagte: »Herr Graf, ich will Euch gern etwas mitteilen, was Ihre Majestät nicht weiß; was nämlich mit diesen zwei Edelleuten geschehen ist. Sie waren ungehorsam und befinden sich in Verhaft.«

»So bitte ich denn Ihre Majestät,« versetzte Athos stets ruhig und ohne Mazarin zu antworten, »diese Verhaftung des Herrn d'Artagnan und du Vallon aufheben zu wollen.«

»Mein Herr,« erwiderte die Königin, »was Ihr da begehrt, ist eine Maßregel der Disziplin, die mich nichts angeht.«

»Diese Antwort hat d'Artagnan nie gegeben, wenn es sich um den Dienst Ihrer Majestät handelte,« erwiderte Athos, voll Anstand sich verneigend. Er machte zwei Schritte rückwärts, um wieder die Türe zu erreichen, aber Mazarin hielt ihn zurück, während er der Königin zuwinkte, die sichtlich erblaßte und Miene machte, einen strengen Befehl zu erteilen.

»Mein Herr,« sprach die Königin Anna zu Mazarin in einem Tone, aus dem sie trotz aller Verstellungskunst den wahren Ausdruck nicht verbannen konnte, »seht, ob sich etwas für diese zwei Kavaliere tun läßt.«

»Madame,« entgegnete Mazarin, »ich werde tun, was Ihrer Majestät gefällt.«

»Tut, was der Herr Graf de la Fère bittet. Nicht wahr, mein Herr, so nennt Ihr Euch?«

»Ich führe noch einen andern Namen, Madame, ich nenne mich Athos.«

»Madame,« sprach Mazarin mit einem Lächeln, welches verriet, wie leicht er eine halbe Andeutung verstand; »Ihre Majestät kann ruhig sein, Ihre Wünsche werden vollzogen werden.«

»Ihr habt es gehört, mein Herr,« sprach die Königin.

»Ja, Madame, ich habe von der Gerechtigkeit Ihrer Majestät nichts Geringeres erwartet. Ich werde sonach meine Freunde wiedersehen, Madame, nicht wahr? So versteht es wirklich Ihre Majestät?«

»Ja, mein Herr, Ihr werdet sie wiedersehen; doch sagt an, Ihr gehört zur Fronde, nicht so?«

»Madame, ich diene dem König.«

»Ja, auf Eure Weise.«

»Meine Weise ist die aller Kavaliere, und ich kenne deren nicht zwei,« antwortete Athos mit Stolz.

»Geht also, mein Herr,« sprach die Königin, und verabschiedete Athos mit einem Winke. »Ihr habt erreicht, was Ihr zu erreichen gewünscht, und wir wissen, was wir zu wissen gewollt.«

Während Athos, nicht ohne Argwohn, durch den Flur ging, der zur Treppe führte, fühlte er sich plötzlich an der Schulter berührt und wandte sich um. »Ah!« rief er, »Herr von Comminges!«

»Ja, Herr Graf, ich bin es, und bin mit einer Sendung beauftragt, wegen welcher ich bitte, mich ganz für entschuldigt zu halten.«

»Mit welcher Sendung, mein Herr,« fragte Athos.

»Wollet mir Euer Schwert übergeben, Graf!«

Athos lächelte, öffnete das Fenster, das auf die Straße blicken ließ, und rief hinaus: »Aramis!« Ein Edelmann wandte sich um, es war derselbe, den

Athos schon vorher erkannt zu haben glaubte; es war Aramis, der den Grafen freundschaftlich grüßte.

»Aramis!« rief Athos, »ich werde verhaftet.«

»Gut,« antwortete Aramis phlegmatisch.

»Mein Herr.« sprach Athos. während er sich wieder zu Comminges wandte, und ihm höflich sein Schwert beim Griff übergab, »da ist mein Schwert, bewahrt es mir sorgsam auf, um es mir, wenn ich wieder das Gefängnis verlasse, zurückzustellen. Ich halte darauf, es wurde einst meinem Großvater von dem Könige Franz I. zum Geschenk gemacht. Zu seiner Zeit hat man die Edelleute bewaffnet und nicht entwaffnet. Nun, wohin werdet Ihr mich führen?«

»Fürs erste in mein Zimmer,« entgegnete Comminges. »Die Königin wird sodann den Ort Eures weiteren Aufenthaltes bestimmen.«

Das Königtum unter Herrn von Mazarin

Die Verhaftung von Athos machte gar kein Aufsehen, verursachte gar kein Ärgernis, und war beinahe unbekannt geblieben. Sie störte daher den Gang der Ereignisse durchaus nicht, und der Pariser Deputation wurde bedeutet, sie könne vor der Königin erscheinen. Die Königin empfing sie schweigend und stolz wie immer, hörte die Beschwerden und Bitten der Abgesandten an; als aber ihre Reden zu Ende waren, hätte niemand zu sagen vermocht, ob sie dieselben verstanden habe, so gleichgültig blieb das Gesicht der Königin Anna. Allein Mazarin, der bei dieser Audienz anwesend war, verstand recht gut, was die Abgeordneten wollten, nämlich einfach und unbedingt, in deutlichen und bestimmten Ausdrücken – seine Verweisung. Als nun die Reden beendigt waren, und die Königin stumm blieb, sprach Mazarin: »Meine Herren! ich will mich mit Euch verbünden, um die Königin zu bitten, daß sie den Leiden ihrer Untertanen ein Ziel setzen wolle. Ich habe zur Linderung derselben alles getan, was ich vermochte, und doch herrscht, wie Ihr sagt, allgemein die Meinung, daß sie von mir, dem armen Fremdling, herrühren, der nicht so glücklich war, den Beifall der Franzosen zu gewinnen. Man hat mich leider nicht verstanden, und das

aus der einfachen Ursache, weil ich dem erhabensten Manne gefolgt bin, der noch je das Zepter der Könige von Frankreich unterstützt hat. Mich vernichten die Erinnerungen an Herrn von Richelieu. Wäre ich ehrsüchtig, würde ich gegen diese Erinnerungen fruchtlos ankämpfen; allein ich bin es nicht, und will auch den Beweis davon geben. Ich erkläre mich für überwunden; ich will tun, was das Volk begehrt. Haben die Pariser einiges Unglück gehabt, und wer hat das nicht, meine Herren, so ist Paris genugsam bestraft: es ist hinlänglich Blut geflossen, genug des Elends lastet auf einer Stadt die ihres Königs und der Gerechtigkeit beraubt ist. Ich will als einfacher Privatmann nicht die Verantwortung auf mich nehmen, daß eine Königin mit ihrem Reiche zerfalle. Da Ihr fordert, ich solle mich zurückziehen, nun denn, so will ich es tun.«

»Sonach,« flüsterte Aramis seinem Nachbar ins Ohr, »ist der Friede geschlossen und die Konferenzen sind unnötig. Man braucht nur noch Herrn Mazarin unter gutem Geleite bis an die entfernteste Grenze zu schicken und darüber zu wachen, daß er weder über diese, noch über eine andere zurückkomme.«

»Einen Augenblick, mein Herr, einen Augenblick,« sprach der Altenmann, an welchen Aramis sich gewendet hatte.

»Potz Wetter, wie Ihr schnell zu Werke geht! Man sieht es, daß Ihr ein Kriegsmann seid. Es ist noch der Punkt über Lohn und Schadloshaltung ins reine zu bringen.«

»Herr Kanzler,« sprach die Königin, zu Seguier gewendet, den wir bereits kennen, »eröffnet die Verhandlungen, die in Rueil stattfinden sollen. Der Herr Kardinal sprach von Dingen, welche mich ungemein erschütterten, darum will ich nicht umständlicher sprechen. Was das Bleiben oder Fortgehen anbelangt, weiß ich dem Herrn Kardinal zuviel Dank, als daß ich ihm nicht durchaus freien Willen lassen sollte. Der Herr Kardinal wird tun, was ihm gefällig ist.« Eine flüchtige Blässe überflog das Antlitz des Ministers. Er blickte die Königin mit Unruhe an. Ihr Gesicht schien so gleichgültig, daß er ebensowenig wie die anderen darin lesen konnte, was in ihrem Innern vorging.

»Ich bitte Euch aber,« fuhr die Königin fort, »daß die Rede so lang von dem Könige sei, bis sich der Herr Kardinal entscheidet.« Die Abgesandten verneigten und entfernten sich.

»Ha, was,« sprach die Königin, als der letzte derselben fortgegangen war, »Ihr wollt diesen Aktenwürmern und Advokaten nachgeben?«

»Madame,« entgegnete Mazarin, indem er sein Auge forschend auf die Königin heftete, »für das Glück Ihrer Majestät gibt es kein Opfer, das ich nicht darzubringen bereit wäre.« Mazarin sah sie jetzt an, wo sie allein zu sein wähnte, und nicht mehr eine ganze Welt von Feinden lauernd um sich hatte; er folgte den Gedanken auf ihrem Angesichte, wie man in klaren Seen die Wolken vorüberschweben sieht, welche, wie die Gedanken, eine Spiegelung des Himmels sind.

»Ich will somit dem Sturme weichen,« murmelte die Königin, »will den Frieden erkaufen, um in Geduld und Demut bessere Zeiten abzuwarten.« Mazarin lächelte bitter zu dieser Äußerung, welche anzeigte, daß sie den Antrag des Ministers für Ernst hielt. Anna, welche den Kopf gesenkt hatte, sah dieses Lächeln nicht; als sie jedoch bemerkte, daß auf ihre Fragen keine Antwort erfolgte, so richtete sie die Stirn wieder empor und sagte: »Nun, Kardinal, Ihr antwortet nicht, was denkt Ihr denn?«

»Madame, ich denke, daß dieser ungebührliche Edelmann, welchen wir durch Comminges verhaften ließen, auf Herrn Buckingham angespielt hat, als hätten Sie ihn ermorden lassen, auf Frau von Chevreuse, welche Sie verbannen, und auf Herrn von Beaufort, den Sie einsperren ließen. Wenn er aber auf mich angespielt hat, so geschah es, weil er nicht weiß, was ich Ihnen bin.« Die Königin Anna zitterte, wie sie zu tun pflegte, wenn man sie in ihrem Stolze verletzte, sie errötete und grub, um nicht zu antworten, ihre Nägel in ihre schönen Hände. »Er ist ein Mann von gutem Rate, von Ehre und von Geist, abgerechnet, daß er auch ein entschlossener Mann ist. Nicht wahr, Madame, Sie wissen etwas davon zu sagen? Somit will ich ihm – und das aus persönlicher Gunst – andeuten, worin er sich rücksichtlich meiner geirrt hat. Was man mir da vorschlägt, sieht wirklich fast so aus wie eine Abdankung, und eine Abdankung verdient Überlegung.«

»Eine Abdankung,« sprach Anna, »mein Herr, ich dächte, daß nur die Könige abdanken.«

»Nun denn,« antwortete Mazarin, »bin ich denn nicht beinahe König, König von Frankreich?« Das war eine jener Demütigungen, welche die Königin oft von Mazarin zu erdulden hatte, und unter denen sie jedesmal den Kopf neigte. Deshalb betrachtete die Königin Anna mit einem gewissen Schrecken die drohenden Züge des Kardinals, denen es in solchen Momenten nicht an einer gewissen Größe fehlte. »Mein Herr,« sprach sie, »habe ich nicht gesagt, und habt Ihr nicht gehört, wie ich zu diesen Leuten sagte, Ihr würdet tun, was Euch gut dünkt?«

»In diesem Falle,« entgegnete Mazarin, »muß es mir gut dünken, zu bleiben, glaube ich. Das ist nicht bloß mein Interesse, sondern ich erlaube mir auch zu sagen, daß es Ihre Rettung ist.«

»Bleibt also, mein Herr, ich wünsche nichts weiter, dann aber lasset mich nicht beleidigen.«

»Sie wollen von den Anforderungen der Aufrührer und von dem Tone sprechen, womit sie dieselben gestellt haben. O, Geduld! sie haben ein Terrain gewählt, auf dem ich ein viel geschickterer Feldherr bin als sie. Wir werden sie ganz einfach dadurch schlagen, daß wir Zeit gewinnen. Sie haben bereits Hunger; in acht Tagen geht es ihnen noch schlimmer.«

»O, mein Gott, ja, mein Herr, ich weiß, daß wir damit endigen werden; allein es handelt sich nicht bloß um sie, sie haben mir nicht die empfindlichsten Beleidigungen zugefügt.«

»Ach, ich begreife, Sie wollen von den Erinnerungen reden, welche diese drei oder vier Kavaliere unablässig hervorrufen. Wir halten sie in Gewahrsam, und sie sind strafbar genug, um sie so lang behalten zu können, wie es uns beliebt. Nur Einer ist noch außer unserer Gewalt, und bietet uns Trotz. Doch zum Teufel! wir werden auch ihn mit seinen Kameraden vereinigen können. Ich denke, daß wir schon viel Schwierigeres getan haben als das. Ich ließ zuvörderst und vorsichtshalber die zwei Widerspenstigsten in Rueil einsperren, nämlich unter meinen Augen und mir zur Hand. Der dritte wird noch heute zu ihnen stoßen.«

»So lange sie gefangen sitzen, wird das gut sein,« versetzte die Königin, »doch werden sie eines Tages frei werden.«

»Ja, wenn sie Ihre Majestät in Freiheit setzt.«

»Ha doch,« fuhr die Königin fort, auf ihre eigenen Gedanken antwortend, »so beklagt man Paris.«

»Warum?«

»Wegen der Bastille, mein Herr, die so fest und verschwiegen ist.« »Madame, mit den Konferenzen haben wir den Frieden, mit dem Frieden haben wir Paris, mit Paris besitzen wir die Bastille, und darin sollen unsere vier Großsprecher verkümmern.« Die Königin Anna runzelte leicht ihre Stirne, indes ihr Mazarin die Hand küßte, um sich zu beurlauben.

Begleitet von Mazarin und bedeckt von Comminges und einigen Soldaten, kam Athos nach Rueil, wo er im Auftrage Mazarins im Pavillon der Orangerie untergebracht wurde. Comminges zeigte sich sehr entgegenkommend und teilte Athos zu dessen Verwunderung mit, daß sich d'Artagnan im selben Hause befinde, und daß nur eine Mauer verhindere, daß die beiden Freunde einander durch die Fenster erblicken könnten. Athos bat Comminges, d'Artagnan seine Ankunft mitzuteilen und ihm auch beiläufig zu erzählen, daß Mazarin, ihn, Athos, noch am selben Abend zu besuchen, versprochen habe.

Kopf und Arm

Nunmehr begeben wir uns von der Orangerie nach dem Jagdpavillon. Im Erdgeschosse dieses Pavillons saßen Porthos und d'Artagnan, und teilten die langen Stunden ihrer Gefangenschaft, welche diesen beiden Temperamenten so widerwärtig war. D'Artagnan schritt mit stieren Augen und manchmal dumpf brüllend längs der eisernen Stangen eines breiten Fensters, das auf den Diensthof ging, einem Tiger ähnlich, auf und nieder. Porthos wiederkäute stillschweigend ein kostbares Mittagsmahl, von dem die Ueberreste eben weggetragen wurden. Der Eine schien der Vernunft beraubt und tiefsinnig; der Andere schien in tiefes Nachdenken verloren

und schlief; nur war sein Schlaf ein schwerer Traum, was sich aus der abgebrochenen und unzusammenhängenden Weise seines Schnarchens erraten ließ. »Seht; der Tag neigt sich,« sprach d'Artagnan. »Es muß ungefähr vier Uhr sein. Es sind bald 183 Stunden, daß wir hier sitzen.«

»Hm,« machte Porthos, als wollte er damit eine Antwort gegeben haben. »Hört Ihr denn nicht, ewiger Schläfer!« rief d'Artagnan ungeduldig, daß sich ein Anderer bei Tage dem Schlafe hingeben könne, wo er alle Mühe von der Welt hatte, um nachts schlafen zu können. »Was?« fragte Porthos. »Was ich sage.«

»Was sagt ihr denn?«

»Ich sage, daß wir schon bald 183 Stunden hier sitzen,« entgegnete d'Artagnan, »Daran seid Ihr Schuld,« sagte Porthos. »Wie, ich bin daran Schuld... ?«

»Ja, ich habe Euch angeboten, uns aus dem Staube zu machen.«

»Indem Ihr eine Stange wegrisset oder eine Türe durchbrächet?«

»Allerdings.«

»Porthos, Leute wie wir gehen nicht so schlicht und einfach davon.«

»Meiner Treue! ich würde doch fortgehen mit diesem Schlachtrock und einfach, was Euch gar so verächtlich vorkommt.« D'Artagnan zuckte die Achseln und sprach: »Dann ist auch damit noch nicht alles abgetan, wenn wir aus diesem Gemache wegkommen.«

»Lieber Freund,« erwiderte Porthos. »Eure heutige Laune scheint mir etwas besser als die gestrige. Erklärt mir, wie nicht alles abgetan sei, wenn wir von hier wegkommen.«

»Es ist damit noch nicht alles abgetan, weil wir ohne Waffen und Losungswort im Hofe nicht fünfzig Schritte machen könnten, ohne auf eine Schildwache zu stoßen.«

»Nun,« antwortete Porthos, »so schlagen wir diese Schildwache nieder, und bemächtigen uns ihrer Waffen.«

»Ja, bevor sie aber ganz niedergemacht, wird sie einen Schrei oder wenigstens ein Ächzen ausstoßen, wonach der Wachtposten hervortreten wird; man wird uns umringen und wie Füchse fangen, uns, die wir Löwen sind.«

So stand es mit unseren Gefangenen, als Comminges eintrat, dem ein Sergeant und zwei Mann vorangingen, die das Abendessen in einem Korbe voll Schüsseln und Tellern brachten.

»Richtig, wieder Hammelfleisch!« rief Porthos.

»Lieber Herr von Comminges,« sprach d'Artagnan, »wisset, daß mein Freund, Herr du Vallon, das Äußerste tun will, wenn Herr von Magarin fortfährt, uns mit dieser Art Fleisch zu füttern.«

»Ich erkläre sogar, daß ich nichts anderes essen werde,« sagte Porthos, »wenn man das nicht fortschafft.«

»Tragt das Hammelfleisch wieder fort,« sagte Comminges, »ich will, daß Herr du Vallon auf angenehme Weise nachtmahle, um so mehr, da ich ihm eine Botschaft zu bringen habe, welche ihm, davon bin ich überzeugt, Appetit machen wird.«

»Ist etwa Herr von Mazarin gestorben?« fragte Porthos.

»Nein, ich bedaure sogar, Euch sagen zu müssen, daß er sich recht wohl befindet.«

»Desto schlimmer,« entgegnete Porthos.

»Macht es Euch Freude, zu erfahren, daß sich der Herr Graf de la Fère wohl befindet?« fragte Comminges. D'Artagnan riß seine kleinen Augen weit auf und rief:

»Ob mir das Freude macht? es würde mich derart freuen, daß ich glücklich wäre.«

»Nun denn, ich bin von ihm selbst beauftragt, Euch seinen Gruß zu überbringen, und zu melden, daß er gesund ist.« D'Artagnan wäre vor Entzücken fast aufgesprungen. Ein flüchtiger Blick übersetzte Porthos seinen Gedanken.

»Wenn Athos weiß wo wir sind,« sprach dieser Blick, «wenn er uns grüßen läßt, so wird Athos alsbald auch handeln.« Porthos war nicht sehr gewandt, Blicke zu verstehen, da er aber diesmal bei Athos' Namen denselben Eindruck empfunden hatte, so verstand er auch.

»Allein,« fragte der Gascogner schüchtern, »Ihr sagt, der Graf de la Fère beauftragte Euch mit einem Gruß für Herrn du Vallon und mich?«

»Ja, mein Herr.«

»Habt Ihr ihn gesehen?«

»Allerdings.«

»Wo das? ohne Unbescheidenheit.«

»Gar nicht weit von hier!« entgegnete Comminges lächelnd.

»Gar nicht weit von hier?« wiederholte d'Artagnan mit strahlenden Augen. »So nahe, daß, wären die Fenster nicht vermauert, welche nach der Orangerie gehen, Ihr ihn von der Stelle aus, wo Ihr eben steht, sehen könntet.« Er streicht da herum, dachte d'Artagnan, dann sprach er laut:

»Habt Ihr ihn vielleicht auf der Jagd getroffen – im Parke?«

»O nein; näher noch, viel näher. Seht dort, hinter jener Mauer,« sprach Comminges und klopfte an die Wand.

»Hinter jener Mauer? Was ist denn dort hinter der Mauer? Man brachte mich des Nachts hierher, und so weiß ich den Teufel, wo ich mich befinde.«

»Nun, so setzt eines voraus,« sprach Comminges.

»Ich will alles voraussetzen, was Ihr wollet.«

»Setzt voraus, es befindet sich an dieser Wand ein Fenster.«

»Nun?«

»Nun, so könntet Ihr von diesem Fenster aus den Herrn de la Fère an dem seinigen erblicken.«

»Wohnt also de la Fère im Schlosse?«

»Ja.«

»Unter welchem Titel?«

»Ebenso wie Ihr,«

»Athos ist Gefangener?«

»Ihr wißt doch,« erwiderte Comminges lächelnd, »in Rueil gibt es keine Gefangenen, weil es da kein Gefängnis gibt.«

»Streiten wir nicht um Worte, mein Herr! Athos wurde also verhaftet?«

»Gestern in Saint Germain, als er von der Königin wegging.« Die Arme d'Artagnan's glitten schlaff an seiner Seite herab, als wäre er vom Blitze getroffen worden. Die Blässe ergoß sich wie eine weiße Wolke in sein Antlitz, verschwand aber sogleich wieder. »Gefangen!« stammelte er.

»Gefangen!« wiederholte Porthos niedergeschlagen. Auf einmal richtete d'Artagnan den Kopf wieder empor, und man sah in seinen Augen einen Blitz zucken, den Porthos kaum bemerkt hätte. Dann folgte diesem flüchtigen Scheine die vorige Niedergeschlagenheit wieder.

Comminges, der zu d'Artagnan wirklich eine freundschaftliche Neigung gefaßt hatte, und zwar seit jenem großen Dienste, den ihm dieser am Tage von Broussel's Verhaftung erzeigt hatte, wo er ihn den Händen der Pariser entriß, sprach zu ihm:

»Ha doch! weit entfernt, daß ich Euch eine traurige Botschaft überbringen wollte. Bei dem jetzigen Kriege ist unser ganzes Sein ungewiß. Lacht also

über den Zufall, der Euren Freund und Euch näher bringt, statt daß Ihr untröstlich darüber seid.« Diese Aufforderung hatte aber keinen Einfluß auf d'Artagnan, er behielt seine traurige Miene.

»Was für eine Miene machte er denn?« fragte Porthos, der die Gelegenheit nützen und sein Wort anbringen wollte, als er sah, daß d'Artagnan das Gespräch fallen ließ.

»Nun, eine recht gute Miene,« antwortete Comminges. »Anfangs zeigte er sich wohl ziemlich trostlos wie Ihr; als er jedoch erfuhr, daß ihm der Kardinal diesen Abend noch einen Besuch machen wollte ...«

»Ha!« rief d'Artagnan, »der Herr Kardinal will dem Grafen de la Fère einen Besuch machen ...«

»Ja, er ließ es ihm melden, und als der Herr Graf de la Fère das hörte, gab er mir den Auftrag, Euch zu sagen, er wolle diese Gunst des Kardinals dazu nützen, für Eure Sache und für die seinige zu reden.«

»O der liebe Graf!« rief d'Artagnan.

»Eine hübsche Sache!« murmelte Porthos,

»eine große Gunst! Bei Gott! der Graf de, la Fère, dessen Familie mit den Montmorencys und den Rohans verwandt ist, ist doch ebenbürtig mit Herrn von Mazarin!«

»Gleichviel,« entgegnete d'Artagnan in seinem plattesten Tone; »wenn man das in Erwägung zieht, lieber du Vallon, so ist es viel Ehre für den Herrn Grafen de la Fère, auch läßt sich viel Hoffnung dabei nähren. Ein Besuch – nach meiner Ansicht ist es selbst eine so große Ehre für einen Gefangenen, daß ich glaube, Herr von Comminges sei im Irrtume.«

»Wie? ich bin im Irrtume?«

»Herr von Mazarin wird wohl nicht den Grafen de la Fère besuchen, sondern der Herr Graf de la Fère wird zu Herrn von Mazarin berufen werden.«

»Nein, nein, nein!« rief Comminges, der darauf hielt, daß man die Dinge in ihrer ganzen Genauigkeit herstelle. »Ich habe das, was der Herr Kardinal gesagt hat, ganz richtig verstanden. Er wird den Herrn Grafen de la Fère besuchen.« D'Artagnan war bemüht, von Porthos einen Blick aufzufangen, ob sein Freund die Wichtigkeit dieses Besuches einsehe, allein Porthos sah gar nicht nach dieser Seite hin.

»Es ist also eine Gewohnheit des Herrn Kardinals, daß er in seiner Orangerie spazieren geht?« fragte d'Artagnan.

»Er schließt sich dort jeden Abend ein,« antwortete Comminges; »es scheint, daß er dort über die Staatsangelegenheiten nachdenke.«

»Dann fange ich an zu glauben,« versetzte d'Artagnan, daß Herr de la Fère von seiner Eminenz einen Besuch empfangen werde; überdies wird er sich sicher begleiten lassen.«

»Ja, von zwei Soldaten.« »Und so wird er vor zwei Fremden über Geschäfte sprechen?«

»Die Soldaten sind Schweizer aus kleinen Kantons und verstehen bloß Deutsch. Ueberdies werden sie wahrscheinlich an der Türe warten.« D'Artagnan grub seine Fingernägel in die Ballen seiner Hände, damit sein Gesicht keinen andern Ausdruck annehme, als den er ihm eben erlauben wollte, und sprach dann:

»Herr von Mazarin mag auf seiner Hut sein, bei dem Grafen de la Fère so allein einzutreten, da der Graf de la Fère wütend sein muß.« Comminges fing an zu lachen und fragte:

»Ha doch, man sollte wirklich meinen, Ihr wäret Menschenfresser; Herr de la Fère ist höflich und überdies hat er keine Waffen. Auf den ersten Ruf Seiner Eminenz würden die zwei Soldaten, die ihn stets begleiten, herbeistürzen.«

»Zwei Soldaten,« versetzte d'Artagnan, während er seine Erinnerungen zu sammeln schien, »zwei Soldaten; ja, also deshalb höre ich jeden Abend

zwei Mann rufen, die ich oft eine halbe Stunde lang unter meinem Fenster auf- und niederschreiten sehe?«

»Ganz richtig, sie warten auf den Kardinal, oder Bernouin vielmehr, der sie ruft, wenn der Kardinal ausgeht.« »Hübsche Männer, meiner Treue,« sprach d'Artagnan. »Es ist das Regiment, welches bei Lens war, und das der Prinz dem Kardinal gab, um ihm Ehre zu erweisen.«

»O, mein Herr,« sagte d'Artagnan, um daß lange Gespräch gleichsam in ein Wort zu fassen, »wenn sich nur Seine Eminenz erweichen läßt, und Herrn de la Fère unsere Befreiung zusteht.«

»Das wünschte ich von ganzem Herzen,« entgegnete Comminges. »Würdet Ihr es dann nicht ungebührlich finden, ihn zu erinnern, wenn er auf diesen Besuch vergessen sollte?«

»Ganz und gar nicht.«

»O, das beruhigt mich wieder ein bißchen.« Diese schlaue Wendung des Gespräches hätte jedem ein erhabenes Manöver geschienen, der in des Gascogners Herzen zu lesen verstand.

»Nun noch eine letzte Vergunst,« fuhr er fort, »ich bitte Euch, lieber Herr Comminges.«

»Ich bin ganz zu Euren Diensten, mein Herr.«

»Ihr werdet den Grafen de la Fère wiedersehen?«

»Morgen - früh.«

»Wollet Ihr ihm für mich einen guten Tag wünschen und ihm sagen, er möchte für mich um dieselbe Gunst nachsuchen, die er wird erlangt haben.«

»Ihr wünscht also, der Herr Kardinal möge hierher kommen?«

»Nein, ich kenne mich, ich verlange nicht so viel. Möge mir nur Seine Eminenz die Ehre erzeigen, mich anzuhören, mehr wünsche ich nicht.«

»O,« murrte Porthos kopfschüttelnd, »das hätte ich nie von ihm gedacht. Wie doch das Unglück einen Menschen erniedrigt.«

»Das soll geschehen,« versetzte Comminges. »Versichert auch den Grafen, daß es mir wohl gehe, und wie Ihr mich zwar traurig gesehen habt, doch ergeben in mein Schicksal.«

»Mein Herr, Ihr gefallt mir, wenn Ihr das sagt.«

»Sagt dasselbe auch für Herrn du Vallon.«

»Für mich? o nein,« rief Porthos; »ich bin ganz und gar nicht ergeben in mein Schicksal.«

»Doch werdet Ihr Euch darein ergeben, Freund.«

»Niemals!«

»Er wird sich darein ergeben, Herr von Comminges, ich kenne ihn besser, als er sich selbst kennt, und weiß von ihm tausend ausgezeichnete Eigenschaften, die ihm selbst unbewußt sind. Schweigt, lieber du Vallon, und ergebt Euch in Euer Los.«

»Gott befohlen, meine Herren,« sprach Comminges. »Gute Nacht!«

»Wir wollen dahin trachten.«

Comminges verneigte und entfernte sich. D'Artagnan folgte ihm mit den Augen in derselben demutsvollen Haltung und derselben ergebenen Miene. Doch kaum war die Türe hinter dem Gardekapitän wieder geschlossen, als er auf Porthos zurannte, und ihn mit einem Ausdruck von Freude umarmte, an dem man nicht irre werden konnte.

»O, rief Porthos, o, was ists denn? armer Freund, werdet Ihr etwa verrückt?«

»Was es ist?« versetzte d'Artagnan; »daß wir gerettet sind.«

»Ich finde das ganz und gar nicht heraus,« entgegnete Porthos; im Gegenteil sehe ich, daß wir alle gefangen sitzen, Aramis ausgenommen, und daß sich unsere Aussicht auf Befreiung verringert hat, seit einer mehr in Mazarins Schlinge geraten ist.«

»Ganz und gar nicht, Porthos, mein Freund, diese Schlinge war zureichend für Zwei, wird aber für Drei zu schwach.«

»Ich verstehe Euch durchaus nicht.« erwiderte Porthos.

»Es ist auch nicht nötig,« sprach d'Artagnan; »setzen wir uns zu Tische, und sammeln wir Kräfte, die wir wohl in der Nacht brauchen werden.«

»Was wollen wir denn diese Nacht tun?« fragte Porthos mehr und mehr gespannt.

»Wir werden wahrscheinlich reisen.«

»Doch ...«

»Setzen wir uns zu Tische, lieber Freund, die Gedanken kommen mir während des Essens. Habe ich nach dem Mahle meine Gedanken beisammen, will ich sie Euch mitteilen.

Arm und Kopf

Das Mahl ging schweigsam, doch nicht traurig vorüber. »Nun?« sprach d'Artagnan nach einem kurzen Weilchen.

»Nun?« wiederholte Porthos. »Ihr habt also gesagt, lieber Freund ...«

»Ich? ich habe nichts gesagt.«

»Doch, Ihr sagtet ja, daß Ihr Lust hättet, von hier wegzugehen.«

»O ja! in dieser Hinsicht fehlt es mir nicht an Lust.«

»Ihr habt auch noch beigefügt, daß es sich, um hier wegzukommen, nur darum handelt, eine Eisenstange wegzureißen, oder eine Tür einzubrechen.«

»Das ist wahr, ich sagte das, und wiederhole es sogar.«

»Und ich, Porthos, ich gab Euch zur Antwort: »Das wäre ein schlechtes Mittel, und wir würden nicht hundert Schritte weit kommen, ohne wieder gefangen und niedergehauen zu werden, ausgenommen wir hätten Kleider, um uns zu vermummen, und Waffen, um uns zu verteidigen.«

»Das ist wahr, wir hätten Kleider und Waffen nötig.«

»Nun, wir haben sie, Freund Porthos, und sogar noch etwas besseres,« entgegnete d'Artagnan und stand auf.

»Bah,« versetzte Porthos und blickte um sich.

»Sucht nicht, es ist umsonst, das alles wird zu rechter Zeit zu uns kommen. Um welche Stunde sahen wir gestern die zwei Schweizergarden auf- und abschreiten?«

»Ich glaube eine Stunde vor Anfang der Nacht.«

»Wenn sie heute aufziehen wie gestern, brauchen wir also keine Viertelstunde mehr auf sie zu warten.«

»Wir werden wirklich noch eine Viertelstunde zu warten haben.«

«Nicht wahr, Porthos, Ihr habt noch immer einen wackeren Arm?«

»So zwar, daß Ihr ohne allzugroße Anstrengung einen Reif aus dieser Zange und einen Pfropfzieher aus dieser Glutschaufel machen könntet?«

»Allerdings.« antwortete Porthos.

»Laßt sehen.« sprach d'Artagnan. Der Riese ergriff die zwei erwähnten Gegenstände und bewerkstelligte mit aller Leichtigkeit ohne alle ersichtliche Anstrengung die beiden Verwandlungen, welche sein Freund gewünscht hatte.

»Hier.« sagte er.

»Herrlich.« rief d'Artagnan; »in der Tat. Porthos, Ihr seid tüchtig.«

»Nun denn, Freund, geht an das Fenster, und gebraucht Eure Kraft, um eine Stange wegzubrechen. Halt, bis ich die Lampe verlösche.«

Porthos näherte sich dem Fenster, faßte eine Stange mit beiden Händen an, klammerte sich daran, und krümmte sie bogenförmig, wonach die zwei Enden aus den Fugen des Gesteins hervortraten, worin sie seit dreißig Jahren eingekittet waren.

»Ha doch mein Freund!« rief d'Artagnan, »wie sehr auch der Kardinal ein Mann von Geist ist, so hätte er das doch nie zu tun vermocht.«

»Soll ich noch einige wegreißen?« fragte Porthos.

»Nicht doch, diese wird genügen, da jetzt ein Mann hindurch kann.« Porthos versuchte es, und streckte seinen Leib hinaus.

»Ha,« sprach er. »Das ist wirklich eine recht hübsche Oeffnung. Nun streckt Euren Arm hinaus.«

»Wo?«

»Durch die Oeffnung.«

»Warum?«

»Das werdet Ihr sogleich erfahren, steckt ihn nur hinaus.«

»Ich möchte aber nur begreifen,« sprach Porthos.

»Hört, lieber Freund, Ihr werdet mit zwei Worten vollkommen unterwiesen sein. Die Türe des Postens geht auf, wie Ihr seht.«

»Ja, das sehe ich.«

»Man wird die zwei Garden, welche Herrn von Mazarin begleiten, in unsern Hof schicken, über welchen derselbe nach seiner Orangerie geht.«

»Sie kommen dort heraus.«

»Wenn sie nur die Türe des Postens wieder verschließen; wohl, sie tun es.«

»Nun?«

»Still, sie könnten uns hören.«

»So werde ich nichts erfahren.«

»Doch, denn nach Maßgabe, als Ihr handelt, werdet Ihr auch begreifen.«

»Mir wäre indes lieber gewesen ...«

»Ihr werdet die Freude der Ueberraschung haben.«

»Halt, das ist wahr!« rief Porthos.

»Stille!« Porthos blieb stumm und unbeweglich.

Die zwei Soldaten näherten sich wirklich der Seite des Fensters. In diesem Momente ging die Türe der Wachtstube wieder auf, und man rief einen der Soldaten zurück. Der Soldat verließ seinen Kameraden und ging wieder in die Wachstube.

»Es geht also immer noch?« fragte Porthos.

»Besser als je,« entgegnete d'Artagnan. »Nun hört: Ich will diesen Soldaten herbeirufen, und mit ihm plaudern, so wie ich es gestern mit einem seiner Kameraden getan. Erinnert Ihr Euch noch?«

»Ja, doch verstand ich kein Wort von dem, was er sagte.«

»Er hatte wirklich einen scharfen Akzent. Verliert aber kein Wort von dem, was ich Euch sagen werde, Porthos, denn alles kommt auf die Ausführung an.«

»Gut, die Ausführung ist meine starke Seite.«

»Das weiß ich, bei Gott! recht gut, darum zähle ich auch auf Euch.«

»Redet.«

»Ich will also den Soldaten herbeirufen und mit ihm plaudern.«

»Das habt Ihr schon gesagt.«

»Ich werde mich links wenden, so daß er Euch in dem Augenblicke, wo er auf die Bank steigt, zur Rechten kommen wird.«

»Wenn er aber nicht hinaufsteigt?«

»Er wird hinaufsteigen, da seid ruhig. In dem Momente nun, wo er auf die Bank steigt, streckt Ihr Euren furchtbaren Arm aus. und packt ihn am Kragen. Während Ihr ihn dann aufhebt, wie Tobias den Fisch bei den Kiefern emporhob, zieht Ihr ihn herein in unser Zimmer und sorgt dafür, ihn ja fest genug zu drücken, um ihm das Schreien zu verleiden.«

»Ja,« versetzte Porthos. »wenn ich ihn aber erwürge?«

»So wäre das fürs Erste nur ein Schweizer weniger; allein ich hoffe, Ihr werdet ihn nicht erwürgen, sondern ganz sanft hier niederstellen, wo wir ihn knebeln und irgendwo anbinden wollen. Dann werden wir zu seiner Uniform und zu seinem Schwerte kommen.«

»Vortrefflich!« rief Porthos, indem er d'Artagnan mit der größten Bewunderung anstarrte

»Hm,« sagte der Gascogner.

»Ja,« fuhr Porthos fort, da er sich eines bessern besann, »doch Eine Uniform und Ein Schwert sind für Zwei nicht genug.«

»Nun, hat er denn nicht seinen Kameraden?«

»Richtig,« erwiderte Porthos. »Wenn ich also husten werde, so ist es Zeit, daß Ihr den Arm ausstreckt.«

»Gut.«

Die zwei Freunde stellten sich jeder auf den bezeichneten Posten, und wie sie standen, war Porthos ganz in der Ecke des Fensters verborgen.

»Guten Abend, Kamerad!« rief d'Artagnan mit seiner sanftesten Stimme und im freundlichsten Tone.

»Guten Abend, mein Herr,« erwiderte der Soldat.

»Es ist eben nicht warm zum Spazierengehen,« bemerkte d'Artagnan.

»Brrrrroun,« machte der Soldat. »Ich denke, ein Glas Wein wäre Euch eben nicht unangenehm?«

»Ein Glas Wein, o, das wäre mir willkommen.«

»Der Fisch beißt an, der Fisch beißt an,« flüsterte d'Artagnan Porthos zu.

»Ich begreife,« entgegnete Porthos.

»Ich habe hier eine Flasche,« sagte d'Artagnan.

»Eine Flasche?«

»Ja.«

»Eine volle Flasche?«

»Ganz voll, und sie ist Euer, wenn Ihr sie auf meine Gesundheit leeren wollt.«

»O, mit Vergnügen!« entgegnete der Soldat und trat näher.

»Kommt und holt sie also, mein Freund,« sprach der Gascogner.

»Recht gern; ich glaube, es ist eine Bank hier.«

»Mein Gott, ja man sollte meinen, sie sei eigens dazu angebracht worden. Steigt hinauf... da, gut, so ists recht, mein Freund.« D'Artagnan hustete. In diesem Momente sank Porthos Arm nieder, seine stählerne Faust packte rasch wie der Blitz und fest wie eine Zange den Soldaten am Kragen, hob ihn mit der Gefahr, ihn zu schinden, durch die Öffnung an sich und legte ihn auf den Boden, wo ihm d'Artagnan nur so viel Zeit ließ, um wieder Atem zu holen, ihn sodann mit der Schärpe knebelte und hierauf mit der Schnelligkeit und Gewandtheit eines Mannes auszukleiden anfing, der sein Handwerk auf dem Schlachtfelde erlernt hat. Sonach trug man den geknebelten und gefesselten Soldaten an den Kamin, worin unsere Freunde das Feuer im voraus ausgelöscht hatten.

»Da haben wir nun ein Schwert und einen Rock,« sprach Porthos.

»Diese nehme ich,« versetzte d'Artagnan; wollt Ihr einen andern Rock und ein anderes Schwert, so müsset Ihr Euer Kunststück wiederholen. Habt acht, ich sehe eben den zweiten Soldaten aus der Wachstube treten und sich nach unserer Seite wenden.«

»Ich halte es für unklug,« äußerte Porthos, »dasselbe Manöver wieder anzufangen, denn dasselbe Mittel, sagt man, gelingt nicht zweimal. Wenn ich ihn verfehle, wäre alles verloren. Ich will hinaufsteigen, und ihn in dem

Momente packen, wo er es gar nicht ahnt, und ihn Euch ganz geknebelt heraufschieben.«

»Das ist besser,« entgegnete der Gascogner.

»Macht Euch also bereit,« sprach Porthos und ließ sich durch die Öffnung gleiten. Die Sache wurde so bewerkstelligt, wie es Porthos angegeben hatte. Der Riese verbarg sich auf seinem Wege, und als der Soldat an ihm vorüberkam, packte er ihn am Kragen, knebelte und schob ihn wie eine Mumie durch die ausgebrochenen Fensterstangen, durch die er hinter ihm einstieg. Man entkleidete den zweiten Soldaten, wie man es mit dem ersten getan, legte ihn auf ein Bett, befestigte ihn mit den Gurten, und da das Bettgestell von dickem Eichenholz und die Gurte doppelt waren, so war man über diesen ebenso wie über den andern beruhigt.

»Nun,« sprach d'Artagnan, »das geht ja vortrefflich. Versucht jetzt den Rock dieses Schlingels da, Porthos. Ich zweifle, daß er Euch passen wird; ist er Euch aber zu eng, so beängstigt Euch nicht. Das Wehrgehäng wird Euch genügen und vornehmlich der Hut mit den roten Federn.« Der zweite Soldat war zufällig ein riesenhafter Schweizer, so daß mit Ausnahme einiger Stiche, welche in den Nähten krachten, alles aufs beste an den Leib paßte. Ein Weilchen hindurch hörte man nichts als das Rauschen von Tuch, da Porthos und d'Artagnan sich eilfertig anzogen. »Das ist nun geschehen,« sprachen beide zugleich.

»Was Euch betrifft, Kameraden,« fuhren sie fort, indem sie sich zu den zwei Soldaten wandten, »so wird Euch kein Leid geschehen, wenn Ihr hübsch ruhig seid; doch wenn Ihr Euch rührt, so seid Ihr des Todes!« Die Soldaten verhielten sich ganz stille. Sie erkannten es an Porthos Faust, daß die Sache mehr als ernstlich sei und es sich hier ganz und gar nicht um einen Scherz handle.

»Nun, Porthos,« sagte d'Artagnan, »nun wäre es Euch nicht unangenehm, zu verstehen?«

»Ja wohl.«

»Nun, wir steigen hinaus in den Hofraum.«

»Ja.«

»Wir vertreten die Stelle dieser zwei Schlingel.«

»Gut.«

»Wir schreiten auf und nieder.«

»Das wird uns behagen, weil es nicht warm ist.«

»In kurzem wird der Kammerdiener die Diensttuenden rufen wie gestern und vorgestern.«

»Werden wir dann antworten?«

»Nein, im Gegenteil, wir werden nicht antworten.«

»Wie es Euch gefällt; mir ist nicht darum zu tun, Antwort zu geben.«

»Somit antworten wir nicht, sondern drücken nur unsern Hut in das Gesicht und begleiten Seine Eminenz.«

»Wohin denn?«

»Wohin er gehen wird, zu Athos. Glaubt Ihr denn, es wird ihm nicht lieb sein, wenn er uns sieht?« »O,« rief Porthos. »oh, ich verstehe.« »Wartet noch mit dem Verwundern, Porthos; denn wahrlich, Ihr habt das Ende noch nicht,« erwiderte der Gascogner scherzend. »Was wird denn geschehen?« fragte Porthos. »Folgt mir,« entgegnete d'Artagnan; »wer lebt, wird sehen.« Er schlüpfte durch die Öffnung und ließ sich sachte in den Hof gleiten. Porthos folgte ihm auf demselben Wege, wiewohl etwas mühevoller und weniger behend. Man hörte, wie die zwei gebundenen Soldaten im Zimmer vor Furcht zitterten. D'Artagnan und Porthos hatten den Boden kaum berührt, so ging eine Türe auf, und der Kammerdiener rief: »Zum Dienste!« Zugleich ging die Türe der Wachstube auf und eine Stimme rief: »La Brugère und du Barthois, geht!« »Mich dünkt, daß ich la Brugère heiße,« sagte d'Artagnan.« »Und ich du Barthois,« murmelte Porthos. »Wo seid Ihr denn?« fragte der Kammerdiener, den das Licht der Augen dergestalt blendete, daß er ohne Zweifel unsere zwei Helden in der Finsternis nicht

erkennen konnte. »Da sind wir,« entgegnete d'Artagnan, während er das Elsässer Französisch nachahmte. Dann fügte er zu Porthos umgewendet bei: »Herr du Vallon, was sagt denn Ihr dazu?« »Meiner Treue, ich sage, es ist recht schön, angenommen, daß das so fortgeht.

Die Gefängnisse des Herrn von Mazarin

Die zwei improvisierten Soldaten schritten gravitätisch hinter dem Kammerdiener her; er schloß eine Türe der Vorhalle auf, dann eine zweite, welche zu einem Wartezimmer zu führen schien, und wies ihnen ein paar Schemel. »Der Wachbefehl ist ganz einfach,« sprach er zu ihnen, »laßt hier nur eine einzige Person eintreten, eine einzige, versteht wohl, nicht mehr. Dieser Person leistet in allem Gehorsam. Was die Rückkehr betrifft, so ist kein Irrtum möglich. Ihr wartet da, bis ich Euch ablöse.«

D'Artagnan war diesem Kammerdiener genau bekannt, denn es war Bernouin, der ihn seit sechs bis acht Monden wohl schon zehnmal bei dem Kardinal eingeführt hatte. Anstatt also zu antworten, war er bemüht, nur »ja« zu murmeln, und zwar nicht gascognisch, sondern so deutsch als möglich. Was Porthos betrifft, so forderte von ihm d'Artagnan und erhielt auch das Versprechen, in keinem Falle zu reden. Würde er aufs Äußerste getrieben, so war es ihm verstattet, das sprichwörtliche und schauerliche: »der Teufel!« zu sagen.

Bernouin ging fort und verschloß die Türe. »O,« rief Porthos, als er den Schlüssel im Schlosse drehen hörte, «hier scheint es Mode zu sein, die Leute einzusperren. Wie mich dünkt, haben wir nur das Gefängnis gewechselt; nur sind wir, statt dort Gefangene zu sein, dasselbe in der Orangerie, und ich weiß nicht, ob wir dabei etwas gewonnen haben.« Porthos, mein Freund,« sprach d'Artagnan leise, »zweifelt an der Vorsehung nicht und laßt mich überlegen und nachsinnen.« »So überlegt denn und sinnt nach,« versetzte Porthos mißlaunig, da er sah, daß die Sache diese Wendung nahm, statt eine andere zu nehmen. »Wir sind achtzig Schritte weit gegangen und über sechs Stufen gestiegen; hier ist also, wie eben mein ausgezeichneter Freund Comminges gesagt hat, jener andere, dem unserigen gegenüberliegende Pavillon, den man mit dem Namen Pavillon

der Orangerie bezeichnet. Der Graf de la Fère muß also nicht ferne sein, nur sind die Türen gesperrt.« «Das ist eine hübsche Schwierigkeit,« sprach Porthos, »und mit einem Drucke der Schultern ...« »Bei Gott! Porthos, mein Freund!« rief d'Artagnan, »verspart Eure Kraftanstrengung, oder sie hat nötigenfalls nicht mehr so ganz den Wert, den sie verdient;, hörtet Ihr denn nicht, es werde jemand hierherkommen?« »Allerdings.« »Nun, dieser Jemand wird uns die Türen aufschließen.« »Doch, mein Lieber,« entgegnete Porthos, »wenn uns dieser Jemand erkennt, und wenn er beim Erkennen zu schreien anfängt, so sind wir verloren; denn ich glaube doch nicht, daß Ihr die Absicht habt, mich diesen Mann totschlagen oder erwürgen zu lassen. Ein solches Verfahren wäre gut gegen die Engländer und Deutschen.« »O, Gott soll mich und Euch davor bewahren!« sprach d'Artagnan. »Der junge König würde uns vielleicht Dank wissen, allein die Königin könnte es uns nicht vergeben, und sie ist es, die wir schonen müssen; dann wäre es überdies unnötiges Blut – o, niemals, nein! ich habe meinen Plan. Laßt mich also gewähren, und wir werden lachen.« »Um so besser,« versetzte Porthos, »ich fühle hiezu das Bedürfnis.« »Stille«, flüsterte d'Artagnan, »da ist der angemeldete Jemand.« Man vernahm in der Vorhalle, das heißt im Vorgemache, ein leises Geräusch von Tritten. Die Türangeln knarrten und ein Mann in Kavalierkleidung, in einen braunen Mantel gehüllt, erschien mit einem breiten, über die Augen niedergeschlagenen Filzhute und einer Laterne in der Hand. Porthos drängte sich an die Wand, doch konnte er sich nicht dergestalt unsichtbar machen, daß ihn der Mann im Mantel nicht bemerkte; er reichte ihm seine Laterne und sprach: »Zünde die Lampe der Decke an.« Dann wandte er sich zu d'Artagnan und sagte: «Weißt Du die Ordre?« »Ja,« entgegnete der Gascogner. entschlossen, sich an die deutsche Sprache zu halten. »Tedesco,« murmelte der Kavalier, »va bene.« Er ging der Türe zu, welche jener gegenüberlag, durch die er eingetreten war, öffnete dieselbe und verschwand hinter ihr, nachdem er sie wieder abgesperrt hatte. »Nun,« fragte Porthos; »was tun wir jetzt?« »Jetzt wollen wir unsere Schultern gebrauchen, wenn die Türe versperrt ist, Freund Porthos. Alles zu seiner Zeit, und alles kommt demjenigen zu rechter Zeit, der zu warten weiß. Zuvor aber laßt uns diese Türe auf eine anständige Art verrammeln und dann diesem Kavalier folgen:« Die zwei Freunde schritten allsogleich ans Werk und verrammelten die Türe mit all' den Geräten, die sich im Saale vorfanden, ein Hindernis, welches den Eingang um so mehr verschloß, als die Türe nach innen aufging. »So,« sprach d'Artagnan, »nun

sind wir versichert, im Rücken nicht überrumpelt zu werden. Jetzt gehen wir vorwärts.« Man kam zu der Tür, durch welche Mazarin verschwunden war. Sie war versperrt; d'Artagnan versuchte es umsonst, sie zu öffnen. »Nun handelt es sich hier darum, Euren Achseldruck geltend zu machen,« sagte d'Artagnan. »Drückt, Freund Porthos doch sachte, ohne Lärm zu machen; drückt nichts ein, trennt bloß die Flügel, nichts weiter.« Porthos stemmte seine kräftige Schulter gegen eines der Fächer, das auch nachgab, und steckte seine Degenspitze zwischen den Riegel und den Schließhaken des Schlosses. Der gekrümmte Riegel wich zurück und die Türe ging auf. »Laßt uns eintreten,« sprach d'Artagnan. Sie traten ein; hinter einer Glaswand, beim Schein der mitten in der Galerie auf den Boden gestellten Laterne des Kardinals, erblickte man die Orangen- und Granatbäume des Schlosses Rueil in langen Reihen aufgestellt, die eine große Allee und zwei kleine Seitenalleen bildeten. »Kein Kardinal – bloß eine Lampe?« rief d'Artagnan; »zum Teufel, wo ist er denn?« Als er nun einen der Seitenflügel untersuchte, nachdem er Porthos einen Wink gegeben, den andern zu durchspüren, bemerkte er auf einmal einen aus seiner Lage gerückten Kasten und an der Stelle desselben eine Öffnung. Zehn Männer hätten Mühe gehabt, diesen Kasten in Bewegung zu setzen, doch mittels eines Mechanismus drehte er sich auf dem Boden, auf dem er stand. Wie schon erwähnt, bemerkte d'Artagnan eine Öffnung an dieser Stelle, und darin die Stufen einer Wendeltreppe. Er winkte Porthos mit der Hand und zeigte ihm die Öffnung und die Wendeltreppe. Die zwei Männer blickten einander bestürzt an. »Wenn wir bloß Gold suchten,« sprach d'Artagnan. »so hätten wir es schon gefunden, und wären reich für immer.« »Wie so?« »Seht Ihr denn nicht ein, Porthos, daß ganz wahrscheinlich unten an dieser Treppe jener berühmte Schatz des Kardinals liegt, von dem so viel geredet wird, und daß wir bloß hinabzusteigen brauchten, eine Kiste zu leeren, den Kardinal darin einzuschließen und fortzugehen, das mitnehmend, was wir an Gold zu schleppen vermöchten; wenn wir dann diesen Kasten wieder an seinen Platz stellten, würde uns niemand von der Welt, nicht einmal der Kardinal, fragen, woher wir unsern Reichtum haben.« »Das wäre wohl ein hübscher Streich für Gemeine,« versetzte Porthos, der jedoch zweier Kavaliere unwürdig ist, wie mich dünkt.« »Das ist auch meine Ansicht,« entgegnete d'Artagnan: »ich habe somit auch gesagt; wenn wir nur Gold suchten, allein wir wollen etwas anderes.«

In demselben Momente und wo d'Artagnan den Kopf nach dem Keller neigte, klang an sein Ohr ein metallischer und dumpfer Schall gleich dem eines goldgefüllten Beutels, der geschüttelt wird; er erbebte. Bald darauf schloß sich wieder eine Tür, und der erste Schimmer eines Lichtes ward an der Treppe sichtbar.

Mazarin hatte seine Lampe in der Orangerie gelassen, um Glauben zu machen, daß er spazieren ging. Allein er hatte eine Wachskerze, um seine geheimen Goldkisten zu untersuchen. »He!« rief er auf italienisch, während er wieder langsam über die Stufen hinaufging und einen dickbäuchigen Säckel voll Realen untersuchte; »he, das reicht hin, um fünf Parlamentsräte und zwei Generale von Paris zu bezahlen. Auch ich bin ein großer Feldherr, nur führe ich den Krieg nach meiner Art.« D'Artagnan und Porthos lauerten sich jeder in eine Seitenallee hinter einen Kasten und warteten. Mazarin drückte an einer in der Wand verborgenen Feder, drei Schritte weit von d'Artagnan entfernt. Die Platte drehte sich und der Orangenbaum auf derselben nahm wieder seine Stelle. Nun löschte der Kardinal seine Kerze aus, steckte sie in die Tasche, nahm wieder seine Lampe und sprach: »Nun besuchen wir den Herrn de la Fère.« »Gut,« dachte d'Artagnan, »das ist unser Weg, wir gehen mitsammen.« Alle drei begaben sich auf den Weg; Herr von Mazarin ging in der mittleren Allee, Porthos und d'Artagnan in den Seitenalleen. Die beiden letzteren vermieden sorgsam den langen Lichtschein, den die Lampe des Kardinals bei jedem Schritte zwischen die Kästen streute. Dieser kam zu einer zweiten Glastür, ohne zu bemerken, daß man ihm folge, da der weiche Sand die Tritte seiner zwei Begleiter dämpfte. Hierauf wandte er sich links, bog in einen Korridor ein, den Porthos und d'Artagnan noch nicht wahrgenommen hatten, jedoch in dem Momente, wo er die Türe desselben aufschließen sollte, hielt er nachsinnend an. »Ah, diavolo!« rief er; »ich vergaß auf Comminges Anempfehlung; ich muß die Soldaten mitnehmen und vor die Türe stellen, um diesen Teufelsmenschen nicht in die Hände zu geraten. Vorwärts!« Er wandte sich mit ungeduldiger Miene um, um wieder zurückzugehen. »Gnädiger Herr,« sprach d'Artagnan, den Fuß voran, den Hut in der Hand und freundlichem Gesichte, »o bemühen Sie sich nicht, wir folgten Eurer Eminenz Schritt für Schritt und sind nun hier.« »Ja, wir sind hier,« wiederholte Porthos. Mazarin wandte seine Augen voll Schrecken von dem Einen zu dem Andern, erkannte beide und lieh unter stöhnendem Entsetzen seine Laterne aus der Hand fallen.

D'Artagnan hob sie wieder auf, sie war zum Glück im Fallen nicht erloschen. »O, wie unbedacht, gnädiger Herr,« sagte d'Artagnan; »hier kann man ohne Licht nicht gut gehen; Eure Eminenz könnte an einen Kasten stoßen, oder in eine Vertiefung stürzen.« »Herr d'Artagnan!« stammelte Mazarin, der sich von seiner Überraschung nicht erholen konnte. »Ja, gnädigster Herr, ich bins, und ich habe die Ehre, Ihnen Herrn du Vallon vorzustellen, diesen meinen vortrefflichen Freund, für den sich Eure Eminenz früher so lebhaft zu interessieren so gütig waren,« D'Artagnan kehrte den Schein der Lampe nach Porthos erheitertem Anlitze, der nun zu begreifen anfing und darüber ganz stolz war. »Sie wollen zu Herrn de la Fère gehen,« fuhr d'Artagnan fort; »o gnädigster Herr, lassen Sie sich durchaus nicht abhalten. Zeigen Sie uns gefällig den Weg. und wir werden nachfolgen.« Mazarin kam allmälig wieder zur Fassung. »Meine Herren, seid Ihr schon lange in der Orangerie?« fragte er mit zitternder Stimme, da er an den Besuch dachte, welchen er seinen Schätzen gemacht hatte. Porthos öffnete den Mund, um zu antworten, d'Artagnan warf ihm einen Wink zu, und Porthos stumm gebliebener Mund schloß sich allgemach wieder. »Gnädigster Herr,« sprach d'Artagnan, «wir kommen eben erst an.« Mazarin holte wieder Atem, er war nicht mehr für seinen Mammon, er war nur noch für sich selbst besorgt. Eine Art Lächeln schwebte über seine Lippen hin. »Wohlan,« sprach er, »Ihr habt mich in der Schlinge gefangen, meine Herren, und ich erkenne mich für besiegt. Nicht wahr, Ihr verlangt von mir Eure Freiheit? Ich will sie Euch geben.« »O gnädigster Herr,« entgegnete d'Artagnan, »Sie sind überaus gütevoll, doch unsere Freiheit haben wir bereits, und wir bäten recht gerne um etwas anderes.« »Ihr habt Eure Freiheit!« rief Mazarin ganz erschreckt. »Sicher, und Sie, gnädiger Herr, haben dagegen die Ihrige verloren, und nun – gnädiger Herr, was wollen Sie, das ist so Kriegsbrauch – es handelt sich um die Auslösung.« Mazarin fühlte sich bis auf den Grund seines Herzens von Schauder durchweht. Sein durchdringender Blick heftete sich vergeblich auf des Gascogners höhnisches und auf Porthos gleichgültiges Antlitz. Beide standen in Schatten gehüllt, und die Sibylle von Cumä selber hätte in ihren Mienen nichts zu lesen vermocht. »Ich sollte meine Freiheit einlösen?« sprach Mazarin. »Ja, gnädigster Herr.« »Was soll sie denn kosten, Herr d'Artagnan?« »Bei Gott! gnädigster Herr, ich weiß das noch nicht. Wenn es Eure Eminenz gütigst erlaubt, so wollen wir deshalb den Grafen de la Fère befragen. Wolle demnach Eure Eminenz die Türe zu öffnen geruhen, die zu

ihm führt, und in zehn Minuten werden wir im reinen sein.« Mazarin erbebte. »Gnädigster Herr«, fuhr d'Artagnan fort, »Eure Eminenz sieht, wie sehr wir dabei den Anstand beobachten, indes müssen wir notgedrungen bemerken, daß wir keine Zeit zu verlieren haben; schließen Sie also gefälligst auf, gnädiger Herr, und erinnern Sie sich einfür allemal, daß bei der leisesten Bewegung, die Sie, zu entfliehen, machen würden, bei dem geringsten Schrei, den Sie ausstießen, Sie uns nicht gram werden dürften, wenn wir zu irgend einer Gewalttätigkeit schritten, da wir uns in einer ganz eigenen Lage befinden.« »Seid unbesorgt, meine Herren,« erwiderte Mazarin, »ich werde nichts der Art versuchen, darauf gebe ich mein Ehrenwort.«

D'Artagnan winkte Porthos, daß er seine Wachsamkeit verdopple, dann wandte er sich wieder zu Mazarin und sprach: »Nun, gnädigster Herr, treten wir ein, wenn es gefällig ist.«

Konferenzen.

Mazarin ließ den Riegel einer Doppeltür springen, an deren Schwelle Athos schon ganz gewärtig stand, seinen hohen Besuch zu empfangen, den ihm Comminges angekündigt hatte. Als er Mazarin sah, verneigte er sich und sagte: »Eure Eminenz hätte nicht nötig gehabt, sich begleiten zu lassen; die Ehre, die mir zu Teil wird, ist zu groß, als daß ich sie vergesse.« »Lieber Graf,« entgegnete d'Artagnan, »Seine Eminenz hat uns auch ganz und gar nicht gewollt; ich und du Vallon bestanden vielleicht auf ungebührliche Weise darauf, da unser Verlangen, Euch zu sehen, so groß war.« Bei dieser Stimme, bei diesem höhnischen Tone, bei der so bekannten Miene, welche diese Stimme und diesen Ton begleitete, sprang Athos vor Ueberraschung in die Höhe und rief: »D'Artagnan! Porthos!« »In Person, lieber Freund.« »Was bedeutet das?« fragte der Graf. »Das hat zu bedeuten,« erwiderte Mazarin, während er wie schon früher zu lächeln versuchte, sich aber im Lächeln in die Lippen biß, »das hat zu bedeuten, daß die Rollen gewechselt sind, denn statt, daß diese Herren meine Gefangenen sind, bin ich der Gefangene dieser Herren, so daß Ihr mich gezwungen seht, hier Gesetze anzunehmen, anstatt sie zu geben. Ich warne Euch aber, meine Herren, falls Ihr mich nicht etwa umbringt, wird Euer Sieg nur kurz sein; die Reihe wird

Euch treffen, man wird kommen – –« »O gnädiger Herr,« fiel d'Artagnan ein, »keine Drohung, das ist ein schlimmes Beispiel. Wir sind doch mit Ew. Eminenz so sanft und liebreich. Ja, lasset uns alle üble Laune, allen Groll bei Seite setzen, und artig mitsammen reden.« »Mir ist nichts lieber als das, meine Herren,« versetzte Mazarin; »jedoch in dem Augenblicke, wo wir über mein Lösegeld unterhandeln, will ich nicht, daß Ihr Eure Lage für besser haltet, als sie ist; während Ihr mich in der Schlinge findet, seid Ihr mit mir in ihr gefangen. Wie wollet Ihr denn von da hinaus? Seht dort die Gitter und die Türen, seht, oder erratet vielmehr die Schildwachen, welche hinter diesen Gittern und Türen stehen, die Soldaten, welche die Höfe anfüllen, und laßt uns Vergleiche machen. Hört, ich will Euch beweisen, daß ich großherzig bin.« »Wohl,« dachte d'Artagnan, »halten wir uns wacker, denn er will uns einen Streich spielen.« »Ich habe Euch Eure Freiheit angeboten,« sprach der Kardinal, »ich biete sie Euch abermals an. Wollet Ihr sie? Ehe noch eine Stunde vergeht, wird man Euch entdecken und verhaften, oder Euch zwingen, mich zu töten, was ein häßliches Verbrechen wäre und ganz unwürdig so biederer Kavaliere, wie Ihr seid.« »Lasset Ihr mich aber frei abgehen,« fuhr Mazarin fort, »und nehmt dagegen Eure Freiheit – –« »Wie sollten wir unsere Freiheit annehmen,« fiel d'Artagnan ein, »da Sie uns dieselbe, wie Sie selber sagten, fünf Minuten darauf wieder nehmen könnten? Und,« fügte er hinzu, »so wie ich Sie kenne, werden Sie uns dieselbe wieder nehmen.« »Nein, auf mein Ehrenwort – – Glaubt Ihr mir nicht?« »Ich glaube nicht – –« »Wohlan, auf mein Wort als Minister.« »Das sind Sie nicht mehr, gnädiger Herr, Sie sind Gefangener.« »So wahr ich Mazarin heiße, bin ichs, und werde es immer sein, wie ich hoffe, Herr d'Artagnan,« fuhr er fort. »Ihr habt viel Verstand, und es tut mir sehr leid, daß ich mich mit Euch entzweit habe.« »Gnädigster Herr «, söhnen wir uns aus, mir ist nichts lieber als das.« »Wohlan,« sprach Mazarin, »wenn ich Euch auf eine augenfällige, fühlbare Weise in Sicherheit setzte.« »O, das ist etwas anderes,« bemerkte Porthos. »Wie das?« fragte Athos. »Ja wie?« wiederholte d'Artagnan. »Fürs erste: nehmt Ihr es an?« fragte der Kardinal. »Teilen Sie uns Ihren Plan mit, gnädiger Herr, und wir wollen sehen.« »Bedenket wohl, daß Ihr eingesperrt, daß Ihr gefangen seid.« »Sie wissen, gnädiger Herr, daß uns immer noch eine letzte Zuflucht bleibt.« »Welche denn?« »Mitsammen sterben.« Mazarin schauderte. dann sprach er. »Hört! am Ausgang dieses Korridors ist eine Türe, zu der ich den Schlüssel habe, und diese Türe führt in den Park. Geht

fort mit diesem Schlüssel. Ihr seid behend. Ihr seid stark. Ihr seid bewaffnet; wenn Ihr hundert Schritte weit von hier zur Linken wendet, so werdet Ihr die Mauer des Parkes sehen; klettert über dieselbe, und mit drei Sätzen seid Ihr auf der Heerstraße und seid frei. Nun kenne ich Euch aber zu gut, um zu wissen, daß das kein Hindernis für Eure Flucht ist, wenn Ihr angegriffen werdet.« »Ha, bei Gott, gnädiger Herr,« entgegnete d'Artagnan, »das gefällt mir, das nenne ich reden. Wo ist dieser Schlüssel, den Sie uns anzubieten so gütig sind?« »Hier ist er.« »O, gnädiger Herr,« sprach d'Artagnan, »Sie werden uns wohl selbst bis zu jener Türe führen?« »Recht gern, wenn das zu Eurer Beruhigung dient.« Mazarin. der nicht so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen hoffte, ging freudig nach dem Korridor und öffnete die Türe. Sie führte allerdings in den Park, das bemerkten die drei Flüchtlinge schon an dem Nachtwinde, der sich im Korridor verfing, und ihnen den Schnee in das Gesicht wehte. »Teufel, Teufel!« rief d'Artagnan, »das ist eine garstige Nacht. Wir kennen die Örtlichkeit nicht, und werden uns nicht zurechtfinden. Eure Eminenz hat schon so viel getan, und ist bis hierher gegangen – – o, gnädiger Herr, noch einige Schritte – – fuhren Sie uns doch bis zur Mauer.« »Es sei,« erwiderte der Kardinal. Er ging in gerader Linie und raschen Schrittes nach der Mauer, wo alle Vier in einem Augenblicke ankamen. »Seid Ihr nun zufrieden, meine Herren?« fragte Mazarin. »Das will ich meinen; Pest! wir wären ja ungenügsam, wir drei armen Kavaliere, wenn wir uns mit einer solchen Ehre der Begleitung nicht begnügten. – – Jedoch, gnädiger Herr, Sie haben vordem bemerkt, daß wir behend, stark und bewaffnet seien?« »Ja.« »Sie irren, denn nur ich und Herr du Vallon sind bewaffnet; der Herr de la Fère ist es nicht, und sollten wir etwa auf eine Runde stoßen, so müßten wir uns verteidigen können.« »Das ist nur allzu wahr.« »Wo werden wir aber ein Schwert hernehmen?« fragte Porthos. »Der gnädige Herr wird dem Grafen das seinige borgen, da er es nicht selber braucht,« sagte d'Artagnan. »Recht gern,« erwiderte der Kardinal, »ich möchte den Herrn Grafen sogar bitten, daß er es gefälligst als Andenken von mir behalten wolle.« »Ich denke, das ist artig, Graf,« sprach d'Artagnan. »Sonach gelobe ich auch dem gnädigen Herrn, daß ich mich nie von diesem Schwerte trennen werde.« »Nun, Athos,« sprach d'Artagnan, »steigt hinauf, und macht schnell.« Athos wurde von Porthos unterstützt, der ihn wie eine Feder aufhob, und erreichte die Höhe der Mauer. »Jetzt springt, Athos.« Athos sprang und verschwand auf der andern Seite der Mauer. »Seid Ihr auf

dem Boden?« fragte d'Artagnan. »Ja.« »Unversehrt?« »Ganz wohlbehalten« »Porthos, habt Acht aus den Herrn Kardinal, indes ich hinaufsteigen werde – nein, ich brauche Eure Hilfe nicht, ich werde ganz allein hinaufklettern. Habt nur Acht auf den Kardinal.« »Ich achte auf ihn, erwiderte Porthos; »nun?« »Ihr habt doch Recht, es ist schwerer, als ich dachte; leiht mir Euren Rücken, lasset aber den Herrn Kardinal nicht los.« »Ich lasse ihn nicht los.« Porthos bot d'Artagnan seinen Rücken, und dieser saß mittels dieser Stütze im Nu auf der Höhe der Mauer. Mazarin tat, als ob er lachte. »Seid Ihr oben?« fragte Porthos. »Ja, mein Freund, und nun – –« »Nun – was?« »Nun reicht mir den Herrn Kardinal, und wenn er den geringsten Schrei ausstößt, so erwürget ihn.« Mazarin wollte schreien, allein Porthos umklammerte ihn mit seinen zwei Händen, und hob ihn hinauf bis zu d'Artagnan, der ihn am Kragen anfaßte und neben sich setzte. Dann sprach er in einem bedrohlichen Tone: »Mein Herr, springen Sie sogleich zu Herrn de la Fère hinab, oder ich töte Sie, auf Edelmannswort.« »Mein Herr, mein Herr.« stammelte Mazarin, »Ihr brecht Euer Wort.« »Ich?« »Wo habe ich etwas versprochen, gnädiger Herr?« Mazarin brach in ein Stöhnen aus und sagte: »Ihr seid frei durch mich, Eure Freiheit war mein Lösegeld,« »Allerdings, allein das Lösegeld jenes unermeßlichen in der Orangerie verborgenen Schatzes, zu dem man hinabgelangt. wenn man eine geheime Feder in der Mauer drückt, durch die sich ein Kasten dreht, der im drehen eine Treppe zeigt – sollen wir davon nicht auch ein bißchen reden –? sagen Sie an, gnädigster Herr!« »Gott.« rief Mazarin fast erstickt und die Hände faltend. »Gott, ich bin ein verlorener Mann!« Ohne daß sich aber d'Artagnan an sein Wehklagen kehrte, faßte er ihn unter dem Arme, und ließ ihn sanft hinabgleiten in Athos Arme, der unten an der Mauer gewartet hatte, hierauf wandte sich d'Artagnan zu Porthos und sagte: »Ergreift meine Hand, ich halte mich an der Mauer fest.« Porthos gab sich einen Schwung, daß die Mauer zitterte und gelangte gleichfalls auf die Höhe. »Ich hatte Euch nicht recht begriffen,« sprach er, »allein jetzt begreife ich, das ist sehr unterhaltend.« »Findet Ihr das?« fragte d'Artagnan. »Desto besser. Doch damit es bis ans Ende unterhaltend bleibe, laßt uns keine Zeit verlieren.« Er sprang von der Mauer hinab. Porthos tat desgleichen. »Meine Herren,« sagte d'Artagnan, »begleitet den Herrn Kardinal, ich will das Terrain untersuchen.« Der Gascogner zog sein Schwert und schritt voran. »Nach welcher Richtung müssen wir gehen, gnädiger Herr,« sprach er, »um zur Heerstraße zu gelangen? Überlegen Sie wohl, ehe Sie antworten, denn

wenn sich Ew. Eminenz irrte, so könnte das nicht bloß für uns, sondern auch noch für Sie ernste Unannehmlichkeiten haben.« »Geht längs der Mauer fort, mein Herr,« entgegnete Mazarin, »da lauft Ihr nicht Gefahr, Euch zu verirren.« Die drei Freunde verdoppelten ihre Schritte; allein schon nach einer kurzen Strecke mußten sie ihren Gang mäßigen, da ihnen der Kardinal bei all' seinem guten Willen doch nicht zu folgen vermochte.

Auf einmal stieß d'Artagnan an etwas warmes, das sich bewegte. »Ha, ein Pferd,« rief er; »meine Herren, ich habe ein Pferd gefunden!« »Ich gleichfalls,« versetzte Athos. »Und auch ich,« sprach Porthos, welcher, getreu seiner Ordre, den Kardinal noch immer am Arme hielt. »Ha, das nenne ich einen Glücksfall!« sagte d'Artagnan, »gerade in dem Augenblicke, wo sich Ew. Eminenz beklagte, zu Fuße gehen zu müssen ...« Allein in dem Momente, wo er dies sprach, senkte sich ein Pistolenlauf nach seiner Brust herab, und er hörte ernst die Worte rufen: »Nichts angerührt!« »Grimaud,« rief er aus, »Grimaud, was tust Du hier? schickt Dich etwa der Himmel hieher?« »Nein, gnädiger Herr.« antwortete der biedere Diener, »sondern Herr Aramis, der mir die Pferde zu hüten befahl.« »Ist also Aramis hier?« »Ja, gnädiger Herr, seit gestern.« »Und was tut Ihr?« »Wir haben Acht.« »Was, Aramis ist hier?« wiederholte Athos. »Sein Posten war dort an der kleinen Pforte des Schlosses.« »Seid Ihr also zahlreich?« »Wir sind unser Sechzig.« »Gebt es ihm bekannt.« »Im Augenblicke, gnädiger Herr!« Da Grimaud der Meinung war, niemand würde den Auftrag so gut ausrichten wie er, so eilte er in vollem Laufe davon, indes die Freunde seelenvergnügt warteten, um sich wieder zu vereinigen. Es gab in der ganzen Gruppe nur Herrn von Mazarin, der in einer sehr üblen Stimmung war.

Wo man zu glauben anfängt, Porthos werde Baron und d'Artagnan Kapitän werden.

Zehn Minuten darauf kam Aramis an, begleitet von Grimaud und von acht bis zehn Edelleuten. »Ihr seid also frei, Brüder, frei ohne meine Beihilfe, ich konnte also trotz all' meiner Bemühungen nichts für Euch tun?« »O, seid nicht trostlos, lieber Freund, aufgeschoben ist nicht aufgehoben; wenn Ihr nichts tun konntet, so werdet Ihr noch etwas tun können.« »Indes habe

ich meine Maßregeln gut getroffen,« versetzte Aramis. »Ich habe sechzig Mann von dem Herrn Koadjutor bekommen, zwanzig bewachen die Mauern des Parkes, zwanzig die Straße von Rueil nach Saint-Germain, zwanzig sind verteilt im Forste. Auf diese Art und durch diese strategischen Anordnungen habe ich auch zwei Eilboten Mazarins an die Königin aufgefangen.« Mazarin horchte mit gespannten Ohren »Wie ich aber hoffe,« sagte d'Artagnan, «so habt Ihr sie biederer Weise an den Herrn Kardinal zurückgeschickt!« »Ja wohl,« entgegnete Aramis, »ich rechnete mir eine solche Rücksicht wahrlich nicht zur Ehre an. In der einen dieser Depeschen erklärt der Kardinal gegen die Königin, die Kassen seien leer, und Ihre Majestät habe kein Geld mehr; in der andern heißt es: er wolle seine Gefangenen nach Melun bringen lassen, denn Rueil schiene ihm kein hinreichend sicherer Ort zu sein. Ihr begreift nun, lieber Freund, daß mir dieser letztere Brief gute Hoffnung erweckte. Ich legte mich mit meinen sechzig Mann in Hinterhalt, umstellte das Schloß, hielt Handpferde bereit, die ich dem schlauen Grimaud anvertraute, und harrte auf Euren Ausgang; ich rechnete darauf erst morgen früh und hoffte nicht, Euch ohne Gemetzel frei machen zu können. Ihr seid noch diesen Abend frei, ohne Kampf frei, desto besser! Wie habt Ihr es denn angestellt, um diesem Mazarin zu entwischen? Ihr hattet Euch gewiß sehr über ihn zu beklagen!« »Nicht allzu sehr,« erwiderte d'Artagnan. »Wirklich?« »Ich möchte sogar sagen, daß wir Ursache hatten, mit ihm zufrieden zu sein.« »Unmöglich!« »Und doch, in Wahrheit, wir sind frei durch ihn.« »Durch ihn?« »Ja, er ließ uns durch Bernouin, seinen Kammerdiener, in die Orangerie führen, von wo wir ihn bis zu dem Grafen de la Fère begleiteten. Nun bot er uns unsere Freiheit wieder an, was wir auch annahmen, und er trieb die Gefälligkeit so weit, daß er uns den Weg zeigte, und uns bis zur Parkmauer begleitete, über welche wir ganz glücklich stiegen und dann Grimaud begegneten.« »Ah, schön!« rief Aramis, »das söhnt mich wieder aus mit ihm, und ich wünschte, daß er hier wäre, um ihm zu sagen, daß ich ihn einer so schönen Handlung gar nicht für fähig gehalten hätte.« »Gnädigster Herr,« sprach d'Artagnan, der sich nicht länger mehr beherrschen konnte, »erlauben Sie mir, Ihnen den Herrn Chevalier d'Herblay vorzustellen, der Ew. Eminenz, wie Sie selbst gehört, seine Komplimente ehrerbietig darzubringen wünscht.« Darauf zog er sich zurück und stellte den verlegenen Mazarin den verwirrten Blicken Aramis bloß. »O,« stammelte dieser, »o, der Kardinal? Eine schöne Beute! Holla, Freunde, holla! die Pferde, die

Pferde!« Einige Reiter sprengten herbei. »Bei Gott,« sprach Aramis, »so bin ich denn doch zu etwas nützlich gewesen! Gnädigster Herr; geruhe Ew. Eminenz alle meine Ehrfurchtsbezeichnungen anzunehmen! Ich wette darauf, es war wieder dieser Christof von Porthos, der diesen Streich ausgeführt hat. – Halt, ich vergaß ...« Er gab einem der Reiter einen Auftrag. »Ich denke,« sprach d'Artagnan, »es wäre klug, aufzubrechen.« »Ja, doch ich erwarte jemand ... einen Freund von Athos,« »Einen Freund?« fragte der Graf. »Seht nur, dort sprengt er im Galopp durch das Gebüsch herbei.« »Herr Graf, Herr Graf!« rief eine jugendliche Stimme, die Athos mit Leben erfüllte. »Rudolph, Rudolph!« rief der Graf de la Fère. Der junge Mann vergaß einen Augenblick lang seine gewöhnliche Ehrerbietung, und stürzte an den Hals seines Vaters. »Sehen Sie doch, Herr Kardinal, wäre es nicht schade gewesen, Menschen zu trennen, die sich so innig lieben, wie wir uns lieben? Meine Herren,« fuhr Aramis zu den Reitern gewendet fort, die jeden Augenblick zahlreicher herbeikamen, »umringt Seine Eminenz, um ihm Ehre zu erzeigen; er will uns die Gunst der Begleitung schenken, wofür Ihr gewiß dankbar sein werdet. Porthos, verliert ja Seine Eminenz nicht aus den Augen! –« Da trat Aramis zu d'Artagnan und Athos und hielt mit ihnen Rat. »Nun denn, auf den Weg!« rief d'Artagnan nach fünf Minuten langer Beratung. »Wohin ziehen wir?« fragte Porthos. »Zu Euch nach Pierrefonds, lieber Freund, Euer schönes Schloß ist würdig, Seiner Eminenz herrschaftliche Gastfreundschaft anzubieten; auch ist es trefflich gelegen, von Paris nicht zu nahe, nicht zu fern; es ließe sich von dort eine leichte Verbindung mit der Hauptstadt herstellen. Kommen Sie, gnädiger Herr, sie werden dort wie ein Fürst leben, der Sie auch sind.« »Ein gefallener Fürst,« entgegnete Mazarin kläglich. »Gnädigster Herr,« erwiderte Athos, »der Krieg hat seine Wechselfälle; seien Sie überzeugt, daß wir sie nicht mißbrauchen werden.« »Nein,« versetzte d'Artagnan, »doch werden wir sie nützen.« Die Entführer ritten durch den Rest der Nacht mit jener unermüdlichen Schnelligkeit von ehemals, indem sie Mazarin mitten in diesem Phantomenlauf finster und tiefsinnig mit fortzogen.

Als der Morgen anbrach, hatte man bereits zwölf Stunden, ohne anzuhalten, zurückgelegt; die Hälfte der Eskorte war erschöpft, einige Pferde erlagen. »Die Pferde von heute taugen nicht so viel wie die von ehemals,« sagte Porthos; »Alles schlägt aus der Art.« »Ich habe Grimaud nach Dammartin

geschickt,« sagte Aramis, »daß er fünf frische Pferde bringe, eines für Seine Eminenz, vier für uns; die Hauptsache ist, daß wir den gnädigen Herrn nicht verlassen; der übrige Teil der Eskorte kann später zu uns stoßen; haben wir einmal Saint-Denis im Rücken, so steht nichts mehr zu besorgen.«

Grimaud brachte wirklich fünf Pferde zurück. Da der Edelmann, an welchen er sich wandte, ein Freund von Porthos war, so beeilte er sich, ihm dieselben anzubieten, aber nicht zu verkaufen, wie man ihm vorgeschlagen hatte. Nach Verlauf von zehn Minuten blieb die Eskorte in Ermenonville zurück, allein die vier Freunde ritten mit erneuter Hast fort und nahmen Mazarin mit sich. Um die Mittagsstunde erreichte man die Allee von Porthos' Schloß. »Ha,« rief Mousqueton, der neben d'Artagnan ritt und auf dem ganzen Wege keine Silbe gesprochen hatte, »ha, Sie mögen mir glauben oder nicht, gnädiger Herr, aber seit meiner Abreise von Pierrefonds atme ich jetzt zum ersten Male wieder.« Darauf setzte er sein Pferd in Galopp, um den andern Dienstleuten die Ankunft des Herrn du Vallon und seiner Freunde zu melden. »Wir sind unser vier,« sprach d'Artagnan zu seinen Freunden, »wir wollen abwechseln in der Bewachung des gnädigen Herrn und jeder von uns hat drei Stunden lang die Obhut zu versehen. Athos wird das Schloß untersuchen, welches für den Fall einer Belagerung uneinnehmbar gemacht werden muß; Porthos wird Sorge tragen für den Mundvorrat und Aramis für den Einzug der Besatzungen, das heißt: Athos sei der Ingenieur en chef, Porthos der Generalproviantmeister und Aramis der Platzgouverneur.« Inzwischen wurde Mazarin das schönste Zimmer im Schlosse eingeräumt. »Meine Herren,« sprach er, als dieses geschehen war, »wie ich voraussetze, ist es nicht Eure Absicht, mich hier lange inkognito zu behalten.« »Nein, gnädiger Herr; wir wollen es im Gegenteil schnell bekannt geben, daß wir Ew. Eminenz hier haben.« »So wird man Euch belagern.« »Darauf rechnen wir.« »Und was wollet Ihr tun?« »Wir wollen uns« verteidigen. Auch werden wir es jetzt nicht nötig haben, so heldenmütig zu sein; morgen wird das Pariser Heer Kunde haben, und übermorgen wird es hier eintreffen. Statt, daß nun die Schlacht bei Saint-Denis oder Charenton geliefert wird, wird sie also bei Compiègne oder Villers-Cotterets stattfinden.« »Der Prinz wird Euch schlagen, wie er es immer getan.« »Das ist nicht unmöglich, gnädiger Herr, doch vor der Schlacht werden wir Ew. Eminenz sich auf ein anderes Schloß unseres Freundes du Vallon zurückziehen lassen, da er drei besitzt, wie dieses ist.

Wir wollen Ew. Eminenz nicht den Zufällen des Krieges aussetzen.« »Ha doch,« sprach Mazarin, »ich sehe, daß ich werde kapitulieren müssen.« »Vor der Belagerung?« »Ja, vielleicht sind da die Bedingungen besser.« »O, gnädiger Herr, Sie werden sehen, wie billig wir in Hinsicht der Bedingnisse sind.« »Sagt also, worin Eure Bedingnisse bestehen.« »Ruhen Sie fürs erste aus, gnädigster Herr, dann wollen wir darüber nachdenken.« »Ich brauche mich nicht auszuruhen, meine Herren, ich brauche nur zu wissen, ob ich in den Händen von Freunden oder Feinden bin.« »Unter Freunden, gnädigster Herr, unter Freunden.« »Nun denn, so sagt mir auf der Stelle, was Ihr wollet, auf daß ich sehe, ob wir einen Vergleich schließen können. Redet, Herr Graf de la Fère.« »Gnädiger Herr,« entgegnete Athos, »für mich habe ich nichts zu fordern, aber viel für Frankreich. Sonach begebe ich mit meiner Stimme, und überlasse dem Herrn Chevalier d'Herblay das Wort.« Athos verneigte sich, trat einen Schritt zurück und blieb als bloßer Zuseher bei der Unterhandlung am Kamin stehen.

»Redet also, Herr Chevalier d'Herblay,« sprach der Kardinal. »Was verlangt Ihr? Keine Umwege, keine Zweideutigkeit. Fasset Euch klar, kurz und bestimmt.« »Ja, gnädiger Herr, ich will offenes Spiel spielen.« »Eröffnet also Euer Spiel.« »Ich trage das Programm der Bedingnisse in meiner Tasche, welche Ihnen vorgestern die Deputation, zu der ich gehörte, in Saint-Germain auferlegt hat. Halten wir fürs erste die alten Rechte in Ehren; die Forderungen in diesem Programm werden zugestanden werden.« »Wir waren über diese hier fast einverstanden,« sagte Mazarin, »gehen wir also zu den Privat-Bedingnissen über.« »Sie glauben somit, es werde deren geben?« fragte Aramis. »Ich denke, daß Ihr nicht alle so uneigennützig sein werdet, wie der Herr Graf de la Fère,« sagte Mazarin, während er sich zu Athos wandte und sich vor ihm verbeugte. »Was verlangt Ihr also, mein Herr, außer den allgemeinen Bedingnissen, auf welche wir zurückkommen werden?« »Ich verlange, gnädigster Herr, daß man der Frau von Longoueville die Normandie nebst gänzlicher Lossprechung und 500 000 Livres gebe. Ich verlange, daß Se. Majestät der König geruhe, der Pate des Sohnes zu sein, von dem sie genesen ist, und dann, daß der gnädige Herr nach Verrichtung der Taufe abgehe, um unserem heiligen Vater, dem Papste, seine Huldigung darzubringen.« »Das will sagen: ich soll mein Amt als Minister niederlegen, Frankreich verlassen und mich verbannen?« Mazarin machte ein verdrießliches Gesicht, das sich nicht beschreiben läßt. «Und

was verlangt Ihr» mein Herr?« fragte er d'Artagnan. «Ich, gnädigster Herr,» antwortete der Gascogner, »ich bin durchaus derselben Ansicht wie der Herr Chevalier d'Herblay, nur weiche ich in bezug auf den letzten Artikel ganz von ihm ab. Weit entfernt, daß ich wünschte, der gnädige Herr sollte Frankreich verlassen, will ich vielmehr, daß Sie in Paris bleiben und zwar als erster Minister, da Ew. Eminenz ein starker Politiker ist. Ich will sogar, so viel ich vermag, trachten, daß Sie über die ganze Fronde obsiegen, jedoch unter der Bedingung, daß Sie sich ein bißchen an die getreuen Diener des Königs erinnern, und daß Sie die erste Kompanie der Musketiere jemanden übergeben, den ich bezeichnen werde ... Und Ihr, du Vallon?« »Ja, sprecht auch Ihr Euch aus,« sagte Mazarin. »Ich,« erwiderte Porthos, »ich wünschte, daß der Herr Kardinal, um mein Haus zu ehren, welches ihm ein Asyl gewährt, zum Andenken an dieses Ereignis geruhen wolle, meine Herrschaft zur Baronie zu erheben mit der Zusage des Ordens für einen meiner Freunde bei der ersten Ernennung, welche Seine Majestät vornehmen wird.« »Ihr wißt wohl, mein Herr, daß man die Ahnenprobe ablegen müsse, um den Orden zu bekommen.« »Dieser Freund wird sie auch ablegen. Wäre es überdies erforderlich, so würde ihm der gnädigste Herr sagen, wie sich diese Förmlichkeit umgehen läßt.« Mazarin biß sich in die Lippen, der Streich war geradezu, und er gab ziemlich trocken zur Antwort: »Wie mich dünkt, meine Herren, so will sich das alles nicht wohl zusammenfügen, denn während ich die einen zufriedenstelle, muß ich notwendig die anderen unzufrieden machen. Wenn ich in Paris bleibe, kann ich nicht nach Rom reisen; wenn ich Papst werde, kann ich nicht Minister bleiben, und wenn ich nicht Minister bin, so kann ich Herrn d'Artagnan nicht zum Kapitän und Herrn du Vallon nicht zum Baron machen.« »Das ist richtig.« entgegnete Aramis, »und da ich die Minorität bilde, so nehme ich meinen Vorschlag in der Beziehung zurück, was die Reise nach Rom und die Entlassung des gnädigen Herrn anbelangt.« »Ich bleibe also Minister?« fragte Mazarin. »Sie bleiben Minister; über das, gnädiger Herr, sind wir einig,« versetzte d'Artagnan, »da Frankreich Ihrer bedarf.« »Ich stehe von meinen Forderungen ab,« begann Aramis wieder, »und Se. Eminenz wird erster Minister und sogar Günstling Ihrer Majestät bleiben, wenn Sie uns das zugestehen wollen, was wir für Frankreich und für uns in Anspruch nehmen.« »Meine Herren,« sprach Mazarin, »befaßt Euch nur mit Euch und laßt Frankreich nach seinem Gutdünken sich mit mir vergleichen.« »O nein,« erwiderte Aramis, «die Frondeurs müssen einen Vertrag haben; Ew.

Eminenz wird so gütig sein, denselben in unserem Beisein abzufassen und zu unterschreiben und sich verbindlich machen, die Genehmigung dieses Vertrages von der Königin zu erwirken.« »Ich kann bloß für mich stehen, aber nicht auch für die Königin,« entgegnete Mazarin. »Und wenn sich Ihre Majestät weigert?« »Gnädigster Herr,« sprach Aramis, »sehen Sie hier den von den Frondeurs beantragten Vertrag; wolle ihn Ew. Eminenz gefälligst lesen und prüfen.« »Ich kenne ihn.« »Also unterfertigen Sie ihn.« »Bedenken Sie, meine Herren, daß eine Unterschrift unter den obwaltenden Umständen so betrachtet werden könnte, als wäre sie mit Gewalt erzwungen worden.« »Ew. Eminenz wird da sein, um zu bezeugen, daß sie freiwillig gegeben wurde.« »Wenn ich mich aber zuletzt dennoch weigere?« »O, gnädiger Herr,« bemerkte d'Artagnan, »Ew. Eminenz würde sich dann die Folgen der Weigerung selbst zuzuschreiben haben.« »Wagtet Ihr etwa die Hand an mich zu legen?« »Gnädiger Herr, Sie legten sie doch an Musketiere Ihrer Majestät.« »Die Königin wird mich rächen, meine Herren.« »Das glaube ich nicht, wiewohl ihr hiezu vielleicht die Lust nicht fehlen möchte; wir wollen aber mit Ew. Eminenz nach Paris gehen, und die Pariser sind Leute, die uns in Schutz nehmen.« »Das ist garstig,« murmelte Mazarin. »Unterfertigen Sie also den Vertrag,« sagte Aramis. »Aber wenn ich ihn auch unterschreibe und die Königin sich weigert, ihn anzunehmen?« »So nehme ich es auf mich, zu der Königin zu gehen und ihre Zustimmung zu erwirken.« »Seid auf Eurer Hut,« entgegnete Mazarin, »in Saint-Germain nicht so empfangen zu werden, als Ihr berechtigt zu sein glaubt.« »Ei was,« erwiderte d'Artagnan, »ich will mich so betragen, daß ich willkommen bin; ich weiß ein Mittel.« »Welches?« »Ich will Ihrer Majestät den Brief überbringen, worin ihr Euer Gnaden die gänzliche Erschöpfung der Finanzen anzeigt.« »Und dann?« fragte Mazarin erblassend. »Wenn ich dann Ihre Majestät in der größten Verlegenheit sehe, will ich sie nach Rueil führen, will sie in die Orangerie geleiten und ihr eine gewisse Feder zeigen, wodurch sich ein Kasten in Bewegung setzt.« »Genug, mein Herr, genug,« stammelte der Kardinal; »wo ist der Vertrag?« »Da ist er,« sprach Uranus. »Sie sehen, wie wir großmütig sind,« sagte d'Artagnan, »indem wir mit einem solchen Geheimnis gar viel ausrichten könnten.« »Unterfertigen Sie also,« mahnte Aramis und hielt ihm die Feder hin.

Mazarin stand auf, ging ein Weilchen mehr tiefsinnig, als niedergeschlagen auf und ab, blieb dann plötzlich stehen und sagte: »Wenn ich werde

unterschrieben haben, meine Herren, was wird dann meine Bürgschaft sein?« »Mein Ehrenwort, gnädiger Herr,« entgegnete Athos. Mazarin erbebte, wandte sich hierauf zu de la Fère, prüfte einen Augenblick dieses edle und biedere Gesicht, nahm dann die Feder und sprach: »Herr Graf, das genügt mir« – und er unterschrieb. »Nun, Herr d'Artagnan,« fuhr er fort, »macht Euch bereit, nach Saint-Germain zu gehen, und überbringt einen Brief von mir an die Königin.«

Wie man etwas mit einer Feder und einer Drohung viel schneller und besser ausrichtet, als mit dem Schwerte und der Ergebenheit.

D'Artagnan wußte aus der Mythologie, die er wohl kannte, daß die Gelegenheit nur ein einziges Haarbüschel habe, bei dem man sie ergreifen kann, und er war nicht der Mann, der sie vorüberschlüpfen ließ, ohne sie beim Schopfe zu fassen. Er entwarf sich ein schnelles und sicheres Reisesystem, indem er frische Pferde nach Chantilly vorausschickte, wonach er in fünf bis sechs Stunden in Saint-Germain eintreffen konnte. Ehe er aber aufbrach, bedachte er noch, es wäre für einen Mann von Verstand und Erfahrung doch seltsam, auf das Ungewisse loszugehen und das Gewisse hinter sich zu lassen. Er suchte Aramis und sprach dann zu ihm: »Mein lieber Chevalier d'Herblay, Ihr seid die eingefleischte Fronde. Trauet also Athos nicht, da er die Angelegenheit von niemandem, nicht einmal seine eigenen, besorgen will. Insonderheit trauet Porthos nicht, welcher dem Grafen zu Liebe, den er wie eine Gottheit auf Erden ansieht, ihm helfen wird, Mazarin entwischen zu lassen, wenn nur Mazarin so klug ist, zu weinen oder sich ritterlich zu zeigen.« Aramis lächelte mit seinem schlauen und zugleich entschlossenen Lächeln. »Fürchtet nichts,« sprach er, »ich habe meine Bedingnisse zu machen. Ich bin nicht tätig für mich, sondern für andere, und mein bißchen Ehrgeiz muß denen, welchen er gilt, Vorteile beringen.« »Gut.« dachte d'Artagnan, »von dieser Seite bin ich beruhigt.« Er drückte Aramis die Hand, suchte Porthos auf und sprach zu ihm: »Freund, Ihr habt mit mir so viel gearbeitet, um unser Glück zu gründen, daß es in dem Momente, wo wir auf dem Punkte stehen, die Frucht unserer Mühen zu ernten, von Euch ein lächerlicher Blödsinn wäre,

wenn Ihr Euch von Aramis beherrschen ließet, dessen Verschmitzheit Ihr wohl kennet, eine Verschmitzheit, welche, wir dürfen das unter uns sagen, nicht immer frei von Egoismus; oder von Athos, einem zwar edlen und uneigennützigen, aber gleichfalls abgestumpften Manne, welcher, weil er für sich selbst nichts mehr wünscht, nicht begreifen kann, daß andere noch Wünsche haben könnten. Was würdet Ihr denn sagen, wenn Euch der eine oder der andere unserer Freunde den Vorschlag machte, Mazarin entfliehen zu lassen?« »Nun, ich würde sagen, daß es uns allzu viel Mühe gekostet hat, ihn zu fangen, als daß wir ihn loslassen sollten.« »Bravo, Porthos, und Ihr hättet ganz Recht, denn mit ihm würdet Ihr Eure Baronie aus der Hand gleiten lassen, zu geschweigen, daß Euch Mazarin, wäre er einmal fort, aufhängen ließe.« »Bah, Ihr glaubt das?« «Ich bin davon überzeugt.« »So würde ich ihn eher töten, als entwischen lassen.« »Und Ihr hättet ganz recht; denn Ihr werdet begreifen, als wir unsere Angelegenheiten zu besorgen dachten, handelte es sich nicht darum, die der Fronde zu besorgen, welche überdies die politischen Fragen nicht so verstehen, wie wir alte Soldaten.« »Seid außer aller Furcht, lieber Freund,« versetzte Porthos, »ich sehe Euch durch das Fenster zu Pferde steigen und folge Euch mit den Augen bis Ihr entschwunden seid, sodann kehre ich zurück und setze mich vor die Türe des Kardinals, eine Glastüre, welche in das Zimmer führt. Von dort aus kann ich alles bemerken und bei dem geringsten verdächtigen Anzeichen töte ich ihn.« »Bravo,« dachte d'Artagnan; »von dieser Seite, denke ich, wird der Kardinal gut behütet sein.« Er drückte dem Herrn von Pierrefonds die Hand, suchte Athos auf und sprach zu ihm: »Lieber Athos, ich reise jetzt ab, und habe Euch nur eines noch zu sagen: Ihr kennet die Königin Anna; die Gefangenschaft des Herrn von Mazarin ist die einzige Bürgschaft für mein Leben; wenn Ihr ihn frei lasset, so bin ich des Todes.« »Es war für mich nichts weniger als eine solche Rücksicht nötig, lieber d'Artagnan, um mich zu bestimmen, den Kerkermeister zu machen. Ich verbürge Euch mein Wort, daß Ihr den Kardinal da, wo Ihr ihn verlasset, auch wieder finden werdet.« »Das beruhigt mich mehr als alle Unterschriften von der Welt,« dachte d'Artagnan. »Nun kann ich abreisen, da ich Athos' Wort habe.«

D'Artagnan begab sich wirklich auf den Weg, allein, ohne eine andere Bedeckung als sein Schwert, und mit einem einzigen Schreiben Mazarins,

ihn durchzulassen, bis er zur Königin gelange. Sechs Stunden nach seiner Abreise von Pierrefonds befand er sich schon in Saint-Germain.

Das Verschwinden Mazarins war noch nicht bekannt; die Königin Anna wußte allein darum, und verbarg ihren Vertrautesten ihren Kummer. Man hatte in d'Artagnans und Porthos' Zimmer die zwei gefesselten und geknebelten Soldaten wieder gefunden, und gab ihnen auf der Stelle den Gebrauch der Glieder und der Sprache wieder, allein sie konnten nichts weiter sagen, als das, was sie wußten, wie sie nämlich ergriffen, gebunden und entkleidet worden waren. Was aber d'Artagnan und Porthos taten, nachdem sie da hinausgestiegen, wo die Soldaten hineingekommen waren, darüber waren sie eben so unwissend wie alle anderen Schloßbewohner. Nur Bernouin wußte hierüber ein bißchen mehr als die anderen. Als Bernouin seinen Herrn nicht zurückkommen sah und Mitternacht schlagen hörte, unternahm er es, in die Orangerie zu dringen.» Die erste mit Geräten verrammelte Türe erregte in ihm schon einigen Verdacht; doch wollte er diesen Verdacht noch niemandem mitteilen und bahnte sich einen Durchgang durch all dieses Zeug. Hierauf gelangte er in den Korridor und fand da alle Türen geöffnet. Ebenso verhielt es sich mit der Türe vor Athos' Zimmer und jener des Parkes. Als er dort ankam, war es ihm ein leichtes, den Fußspuren auf dem Schnee zu folgen. Er sah, daß diese Tritte an der Mauer endeten; auf der andern Seite fand er wieder dieselben Fußstapfen; dann die Huftritte der Pferde, dann die Spuren einer ganzen Reiterschar, die sich in der Richtung von Enghien hinzogen. Da blieb ihm denn kein Zweifel mehr übrig, daß der Kardinal von den drei Gefangenen entführt worden sei, da die drei Gefangenen mit ihm entschwunden waren, und so eilte er nach Saint-Germain, um der Königin dieses Verschwinden zu melden.

Die Königin Anna hatte ihm Stillschweigen aufgetragen, und Bernouin leistete gewissenhaft Folge; nun ließ sie den Prinzen kommen, und teilte ihm alles mit, und der Prinz schickte sogleich fünf- bis sechshundert Reiter mit dem Befehle aus, die ganze Umgebung zu durchsuchen, und jede verdächtige Truppe, die sich in was immer für einer Richtung von Rueil entfernte, nach Saint-Germain zurückzuführen. Da aber d'Artagnan keine Truppe bildete, sondern allein war, da er sich nicht von Rueil entfernte, sondern nach Saint-Germain ging, so achtete seiner niemand, und seine

Reise blieb ganz ungestört. Als unser Botschafter in den Hofraum des alten Schlosses hineinritt, war die erste Person, die er erblickte, Meister Bernouin selber, der an der Schwelle stand und Nachrichten über seinen verschwundenen Herrn erwartete. Bei d'Artagnans Anblick, der in den Ehrenhof ritt, rieb sich Bernouin die Augen und meinte, sich zu irren; allein d'Artagnan gab ihm mit dem Kopfe einen freundschaftlichen Wink, stieg ab, warf den Zügel seines Pferdes dem Arme eines vorbeigehenden Dieners zu, schritt zu dem Kammerdiener hin und begrüßte ihn mit lächelndem Munde. »Herr d'Artagnan,« rief dieser aus, wie jemand, der einen schweren Traum hat, und im Schlafe spricht, »Herr d'Artagnan.« »Ich bin es, Herr Bernouin!« »Und was wollen Sie hier tun?« »Nachrichten von Herrn von Mazarin überbringen, und zwar die neuesten.« »Was ist denn aus ihm geworden?« »Es geht ihm so wie mir und Euch.« »Ist ihm also nichts Widerwärtiges begegnet?« »Ganz und gar nichts; er fühlte nur die Luft zu einem Ausfluge nach Isle-de-France, und ersuchte uns, den Herrn Grafen de la Fère, Herrn du Vallon und mich, ihn zu begleiten. Wir waren zu sehr seine Diener, um eine solche Bitte abzuschlagen. Gestern abends brachen wir auf, und hier bin ich jetzt.« »Hier sind Sie!« »Seine Eminenz hat Ihrer Majestät etwas Geheimes und Vertrauliches mitzuteilen, und da diese Sendung nur einem zuverlässigen Manne anvertraut werden konnte, so schickte er mich nach Saint-Germain. Wollet Ihr also etwas tun, lieber Herr Bernouin, was Eurem Gebieter angenehm ist, so meldet Ihrer Majestät, daß ich angekommen sei und sagt ihr, zu welchem Ende.« Ob er nun ernstlich gesprochen, oder ob das, was er sagte, nur ein Scherz gewesen, so machte doch Bernouin, da d'Artagnan augenscheinlich unter den gegenwärtigen Umständen der einzige Mann war, der die Königin Anna von ihrem Kummer befreien konnte, gar keine Schwierigkeit, ihr diese seltsame Sendung zu melden, und die Königin gab ihm, wie er vorausgesehen, den Befehl, Herrn d'Artagnan sogleich einzuführen. D'Artagnan näherte sich seiner Souveränin mit allen Zeichen tiefster Ehrerbietung. Drei Schritte von ihr entfernt setzte er ein Knie auf den Boden und überreichte ihr den Brief. Wie schon erwähnt, war dieser Brief ein einfaches, halb ein Einführungs-, halb ein Beglaubigungsschreiben. Die Königin las es, erkannte genau die Handschrift des Kardinals, wiewohl es eine bebende Hand verriet, und da ihr der Brief nichts von dem meldete, was vorgefallen war, so fragte sie ihn um die näheren Umstände. D'Artagnan erzählte ihr alles mit jener offenen und einfachen Miene, die er sich unter gewissen Umständen so gut zu

geben verstand. »Wie, mein Herr,« rief die Königin, entglüht vor Entrüstung, als d'Artagnan seine Erzählung beendigt hatte, »Ihr wagt es mir Euer Verbrechen einzugestehen, mir Euren Verrat mitzuteilen?« »Um Vergebung, Madame! Es dünkt mich aber, daß ich mich entweder falsch ausgedrückt, oder daß mich Ihre Majestät falsch verstanden hat; hierbei gibt es weder ein Verbrechen noch einen Verrat. Herr von Mazarin hielt uns, mich und Herrn du Vallon, gefangen, weil wir es nicht glauben konnten, daß er uns nach England schickte, um ganz ruhig König Karl I., dem Schwager des seligen Königs, Ihres Gemahls, dem Gatten der Königin Henriette, Ihrer Schwester und Gastin, den Kopf abschlagen zu sehen, und daß wir alles getan haben, was wir konnten, um das Leben des königlichen Märtyrers zu retten. Somit waren ich und mein Freund überzeugt, daß da irgend ein Irrtum obwalte, dessen Opfer wir wären, und daß es zwischen uns und seiner Eminenz zu einer Erklärung kommen müsse. Damit nun aber eine Erklärung ihre Früchte trüge, müsse sie ruhig, fern von Geräusch und von Unberufenen geschehen. Demgemäß haben wir den Herrn Kardinal auf das Schloß meines Freundes gebracht, und dort haben wir uns erklärt. Nun denn, Madame, was wir vorausgesehen, ist wahr gewesen. Herr von Mazarin war der Meinung, wir hätten dem General Cromwell gedient, statt dem Könige Karl, was eine Schmach gewesen wäre, die von uns auf ihn und von ihm auf Ihre Majestät hätte fallen müssen; eine Ruchlosigkeit, welche das Königtum Ihres erlauchten Sohnes bis ins Mark hinein würde gebrandmarkt haben. Wir lieferten ihm jedoch den Beweis vom Gegenteil und sind bereit, diesen Beweis Ihrer Majestät selbst zu liefern mit Berufung auf die erhabene Witwe, welche im Louvre weint, wo sie Ihre königliche Freigebigkeit bewirtet. Dieser Beweis stellte ihn derart zufrieden, daß er mich, wie es Ihre Majestät sieht, abgeschickt hat, um über die Schadloshaltungen zu sprechen, die natürlicherweise Edelleuten gebühren, welche falsch beurteilt und mit Unrecht verfolgt worden sind.« »Ich höre Euch mit Bewunderung an,« versetzte die Königin Anna. »In der Tat, ich sah noch selten solch' ein Unverschämtheit!« »Ha doch,« erwiderte d'Artagnan, »nun irrt sich auch Ihre Majestät über unsere Gesinnungen, wie es Herr von Mazarin getan hat.« »Ihr seid im Irrtum, mein Herr,« sprach die Königin, und ich irre mich so wenig, daß Ihr in zehn Minuten verhaftet sein werdet und ich an der Spitze eines Heeres zur Befreiung meines Ministers ausziehen werde.« »Ich bin versichert,« entgegnete d'Artagnan, »Ihre Majestät werde eine solche Unvorsichtigkeit nicht begehen, weil sie fürs

erste nutzlos wäre und dann die gefährlichsten Folgen haben könnte. Der Herr Kardinal wäre tot, ehe er noch befreit würde, und Seine Eminenz ist von der Wahrheit dessen, was ich da sage, so sehr überzeugt, daß er mich für den Fall, als ich Ihre Majestät in dieser Stimmung sehen sollte, gebeten hat, alles zu tun, was ich nur vermag, um Sie von diesem Vorhaben abzubringen.« »Wohlan, so will ich nichts weiter tun, als Euch verhaften lassen.« »Auch das nicht, Madame, denn der Fall meiner Verhaftung ist eben so gut vorausgesehen als jener der Befreiung des Kardinals. Wenn ich morgen bis zu einer bestimmten Stunde nicht zurückgekehrt sein werde, so wird man übermorgen den Herrn Kardinal nach Paris führen.« »Mein Herr, man sieht es wohl, wie Ihr in Eurer Stellung fern von den Menschen und den Ereignissen lebt, indem Ihr sonst wissen würdet, daß der Herr Kardinal schon fünf- bis sechsmal in Paris war, seit wir es verlassen haben, daß er Herrn von Beaufort, Herrn von Bouillon, den Herrn Koadjutor und Herrn von Elboeuf gesehen, und daß nicht einer daran gedacht hat, ihn verhaften zu lassen.« »Um Vergebung, Madame, ich weiß das alles; meine Freunde werden somit auch den Herrn Kardinal weder zu Herrn Beaufort, noch zu Herrn von Bouillon, noch zu dem Koadjutor, noch zu Herrn von Elboeuf führen, da diese Herren nur für ihre eigene Rechnung Krieg führen, und der Herr Kardinal leicht mit ihnen fertig würde, wenn er ihnen das zugesteht, was sie verlangen; sondern vor das Parlament, welches sich wohl sicher im einzelnen erkaufen läßt, das aber Herr von Mazarin bei all seinem Reichtum nicht ganz erkaufen könnte.« »Mich dünkt,« sprach die Königin Anna, während sie ihren Blick, der verächtlich bei einer Frau und schrecklich bei einer Königin wurde, auf d'Artagnan heftete, »mich dünkt, daß Ihr der Mutter Eures Königs drohet!« »Madame,« erwiderte d'Artagnan, »ich drohe, weil man mich dazu nötigt. Ich erhebe mich, weil ich bis zur Höhe der Ereignisse und der Personen hinaufreichen muß. Doch glauben Sie nur eines, Madame, das eben so wahr ist, als es noch ein Herz gibt, das in dieser Brust für Sie schlägt, glauben Sie, daß Sie der beständige Abgott unseres Lebens waren, welches wir – mein Gott, Sie wissen es wohl – zwanzigmal für Ihre Majestät eingesetzt haben. O, Madame, sagen Sie nun, sollte denn Ihre Majestät kein Mitleid mit Ihren Dienern fühlen, die seit zwanzig Jahren kümmerlich in der Dunkelheit gelebt, ohne daß sie in einem einzigen Seufzer die heiligen und feierlichen Geheimnisse entschlüpfen ließen, die sie, mit Ihnen zu teilen, so glücklich waren? Würdigen Sie mich eines Blickes, Madame, mich, der zu Ihnen spricht, mich, den Ihre Majestät

beschuldigt, daß ich die Stimme erhebe und einen drohenden Ton annehme? Wer bin ich? Ein armer Offizier, ohne Vermögen, ohne Obdach, ohne Zukunft, wenn der Blick der Königin, den ich so lange gesucht, nicht einen Moment auf mir ruht. Betrachten Sie den Herrn Grafen de la Fère, ein Vorbild des Adels, eine Blume der Ritterschaft, er nahm Partei gegen seine Königin – nicht doch, er nahm vielmehr Partei gegen ihren Minister, und wie ich glaube, macht dieser keine Ansprüche. Sehen Sie endlich, Herrn du Vallon, dieses getreue Herz, diesen ehernen Arm, er erwartet schon seit zwanzig Jahren ein Wort aus Ihrem Munde, das ihn durch das Wappen zu dem macht, was er durch Gesinnung und Tapferkeit ist. Blicken Sie endlich auf Ihr Volk, das Sie liebt und doch leidend ist; das Sie lieben, das aber nichtsdestoweniger hungert; das nichts lieber will, als Sie segnen, das Sie aber doch . . Nein, ich habe Unrecht. Ihr Volk wird Sie niemals verwünschen, Madame. Nun denn, Madame, sprechen Sie ein Wort, und alles ist abgetan, der Friede folgt dem Kriege, die Freude den Tränen, der Jubel dem Jammer!«

Die Königin Anna betrachtete mit einem großen Erstaunen das kriegerische Antlitz d'Artagnans, auf dem sich ein ungewöhnlicher Ausdruck von Rührung lesen ließ. »Warum.« fragte sie. »habt Ihr nicht alles das gesagt, ehe Ihr gehandelt?« »Madame,« entgegnete d'Artagnan, »weil es sich darum handelte, Ihrer Majestät Eines zu beweisen, woran Sie, wie mich dünkt, gezweifelt hat, daß wir nämlich noch einige Tapferkeit besitzen, und billig einige Beachtung verdienen.« »Und Eure Tapferkeit würde vor nichts zurückweichen, wie ich bemerke,« sprach die Königin. »Sie wich in der Vergangenheit vor nichts zurück,« entgegnete d´Artagnan, »was sollte sie weniger in der Zukunft tun?« »Und würde im Falle der Weigerung und folglich im Falle des Kampfes, die Tapferkeit so weit gehen, mich selbst in Mitte meines Hofes zu entführen, um mich der Fronde auszuliefern, wie Ihr es mit meinem Minister tun wolltet?« »Daran haben wir gar nie gedacht, Madame,« erwiderte der Gascogner mit jener gascognischen Prahlsucht, die bei ihm nichts als Treuherzigkeit war; »hätten wir es aber unter uns vier beschlossen, so würden wir es sicher ausführen.« »Ich sollte das wohl wissen,« murmelte die Königin Anna, »sie sind ja Männer von Eisen.« »Madame,« begann d'Artagnan wieder, »das beweise mir leider, daß Ihre Majestät erst von heute an eine richtige Ansicht hat.« »Gut,« versetzte Anna, »wenn ich aber diese Ansicht am Ende habe ...« »So würde uns Ihre

Majestät Gerechtigkeit widerfahren lassen und uns sonach nicht mehr wie gewöhnliche Menschen behandeln. Sie würde in mir einen Botschafter erblicken, der würdig ist, mit Ihnen, seinem Auftrage gemäß, hohe Interessen zu besprechen.« »Wo ist dieser Auftrag?« »Hier ist er.« Die Königin richtete ihre Augen auf den Vertrag, den ihr d´Artagnan reichte. »Ich sehe hierin nur die allgemeinen Bedingnisse,« sprach sie. »Es befinden sich darin nur die Interessen des Herrn von Conti, des Herrn von Beaufort, des Herrn von Bouillon, des Herrn von Elboeuf und des Herrn Koadjutors – wo sind aber die Eurigen?« »Wir lassen uns damit, daß wir unsern Rang einnehmen, Gerechtigkeit widerfahren! Wir dachten, daß unsere Namen nicht würdig wären, neben diesen erhabenen Namen zu stehen.« »Ihr habt aber, wie mich dünkt, nicht darauf Verzicht geleistet, mir Eure Ansprüche mündlich vorzutragen?« »Madame, ich halte Sie für eine große und mächtige Königin, und glaube, es wäre Ihrer Größe und Macht unwürdig, die Tapferen nicht auf gebührende Art zu belohnen, die Seine Eminenz nach Saint-Germain zurückbringen werden.« »Das will ich eben,« versetzte die Königin; »sagt an, redet.« »Derjenige, welcher die Angelegenheit verhandelt, muß nach meiner Ansicht zum Kommandanten der Garden, zum Kapitän der Musketiere ernannt werden, damit die Belohnung nicht unter der Höhe Ihrer Majestät bleibe.« »Es ist also der Platz des Herrn von Tréville, den Ihr von mir verlangt?« »Der Platz ist erledigt, und seit einem Jahre, Madame, als ihn Herr von Tréville niedergelegt hat, ist er nicht wieder besetzt worden.« »Das ist aber im Hofhalte des Königs eine der ersten militärischen Stellen.« »Herr von Tréville war ein einfacher gascognischer Junker, wie ich, und bekleidete dieses Amt zwanzig Jahre lang.« »Mein Herr,« versetzte die Königin, »Ihr wißt auf alles Antwort zu geben.« Darauf nahm sie vom Schreibtische ein Dekret, füllte es aus und unterschrieb es. »Madame,« sprach d'Artagnan, während er das Dekret nahm und sich verneigte, »das ist wahrhaft eine schöne und großherzige Belohnung, allein die irdischen Dinge sind voll Unbeständigkeit, und ein Mann, der bei Ihrer Majestät in Ungnade käme, würde morgen diese Stelle verlieren.« »Was anders?« entgegnete die Königin und errötete, daß sie von diesem Geiste durchblickt ward, der ebenso scharfsinnig war als der ihrige. »Hunderttausend Taler für diesen armen Kapitän der Musketiere, an dem Tage zahlbar, wo seine Dienste Ihrer Majestät nicht mehr genehm sein sollten.« Anna zögerte. »Und wenn man erwägt,« begann d'Artagnan wieder, »daß die Pariser unlängst durch einen Parlamentsbeschluß

demjenigen sechsmalhunderttaufend Livres anboten, der ihnen den Kardinal tot oder lebendig ausliefern würde –« »Nun, das ist billig,« fiel die Königin ein, »da Ihr von einer Königin nur den sechsten Teil von dem begehrt, was das Parlament angeboten hat.« Sie unterfertigte eine Zusage von hunderttausend Talern und sagte: »Dann?« »Madame, mein Freund du Vallon ist reich, und hat folglich an Glücksgütern nichts zu wünschen; allein ich glaube, mich zu erinnern, es sei zwischen ihm und Mazarin die Rede gewesen, seine Herrschaft zur Baronie zu erheben.« »Ein Schlucker,« versetzte die Königin; »man wird darüber lachen.« »Wohl möglich,« erwiderte d'Artagnan, »allein ich bin überzeugt, daß diejenigen, welche in seiner Gegenwart lachen, nicht zweimal lachen werden.« »So mag es denn sein mit der Baronie,« sprach die Königin Anna und unterzeichnete. »Nun bleibt noch der Chevalier d'Herblay.« »Was will er?« »Daß der König geruhen wolle, bei dem Sohne der Frau von Longueville Patenstelle zu vertreten.« Die Königin lächelte. »Madame,« bemerkte d´Artagnan, »Herr von Longueville ist von königlicher Abkunft.« »Ja,« sprach die Königin – »jedoch sein Sohn?« »Sein Sohn – Madame, er muß von ihr sein, da der Gemahl seiner Mutter von ihr ist.« »Und verlangt Euer Freund nichts weiter für Frau von Longueville?« »Nein, Madame, da er voraussetzt, daß der König, indem sich Seine Majestät herabläßt, der Pate ihres Kindes zu werden, der Mutter kein geringeres Taufgeschenk machen kann, als 500.000 Livres und dabei, wohlverstanden, dem Vater die Statthalterschaft der Normandie zugesteht.« »Was die Statthalterschaft der Normandie betrifft, so glaube ich mich verbindlich machen zu können,« entgegnete die Königin, »was jedoch die 500.000 Livres anbelangt, so sagt mir der Kardinal ohne Unterlaß, daß in der Staatskasse kein Geld mehr sei.«»Wir wollen es mitsammen suchen, Madame, wenn es Ihre Majestät genehmigt, und werden es gewiß finden.« »Was dann?« »Dann Madame ...« »..Ja.« »Das ist alles.« »Habt Ihr denn nicht einen vierten Genossen?« »Wohl, Madame, den Grafen de la Fère.« »Was wünscht er?« »Er verlangt nichts.« »Nichts?« »Nein!« »Gibt es denn auf Erden einen Menschen, der nicht fordert, wo er doch könnte?« »Es gibt den Grafen de la Fère, Madame.« »Seid Ihr zufriedengestellt, mein Herr?« »Ja, Ihre Majestät. Allein es liegt noch etwas vor, das die Königin nicht unterfertigt hat.« »Was?« »Das Allerwichtigste.« »Die Zustimmung zu dem Vertrage?« »Ja.« »Wozu das? Ich werde den Vertrag morgen unterschreiben.« »Es gibt eines, was ich ihrer Majestät versichern zu dürfen glaube,« sprach d'Artagnan, »wenn

nämlich Ihre Majestät den Vertrag nicht noch heute unterfertigt, so wird hiezu später keine Zeit mehr sein. Geruhe demnach Ihre Majestät, ich bitte inständigst, unter dieses Programm, das ganz von der Hand des Herrn von Mazarin geschrieben ist, zu setzen: »Ich genehmige den von den Parisern vorgeschlagenen Vertrag.« Anna war gefangen, sie konnte nicht mehr zurückweichen, sie unterschrieb.

D'Artagnan kniete nieder und sagte: »Madame, geruhen Sie, den unglücklichen Edelmann anzublicken, der zu Ihren Füßen liegt; er bittet Ihre Majestät, zu glauben, daß ihm auf Ihren Wink alles möglich wird. Er setzt Vertrauen in sich selbst, er setzt Vertrauen in seine Freunde, er will auch Vertrauen in seine Königin setzen, und zum Beweise, daß er nichts fürchtet und auch nichts achtet, wird er Ihrer Majestät Herrn von Mazarin ohne Bedingung zurückführen. Nehmen Sie, Madame, hier sind die geheiligten Unterschriften Ihrer Majestät; wenn Sie glauben, sie mir zurückstellen zu müssen, so werden Sie es tun; von diesem Augenblicke an aber sind Sie zu nichts mehr verpflichtet.«

Hier übergab d'Artagnan, immer noch knieend und mit einem von Stolz und männlicher Kühnheit flammenden Blicke, der Königin Anna alle die Papiere, die er ihr mit so viel Mühe der Reihe nach entrissen hatte. »Madame.« erwiderte d'Artagnan, »vor zwanzig Jahren – ich habe ein gutes Gedächtnis – hatte ich die Ehre, hinter dem Türvorhange des Rathauses eine dieser schönen Hände zu küssen.«

»Hier ist die andere!« rief die Königin, »und damit die Linke nicht weniger freigebig sei als die Rechte« – sie zog einen Diamant vom Finger der dem ersten ungefähr gleich war –, »nehmt und bewahrt diesen Ring zu meinem Andenken.«

»Madame,« stammelte d'Artagnan, indem er aufstand, »ich habe nur noch einen Wunsch, daß nämlich das erste, was Sie von mir fordern, mein Leben sei.« Und mit jener Bewegung, die nur ihm eigen war, richtete er sich wieder auf und verließ das Zimmer.

Fünfzehn Stunden darauf führten d'Artagnan und Porthos Mazarin wieder der Königin zu, wo der eine sein Dekret als Kapitän -Leutnant, der andere sein Baron-Diplom erhielt. »Seid Ihr jetzt zufrieden?« fragte die Königin.

D'Artagnan machte eine Verbeugung; Porthos drehte sein Diplom zwischen den Fingern und heftete die Augen auf Mazarin. »Was ist es denn noch weiter?« fragte der Minister. »Was es ist, gnädiger Herr? Daß von einer Zusicherung zum Ritter des Ordens bei der ersten Ernennung die Rede war. »Für wen also?« fragte Mazarin. »Für meinen Freund, den Grafen de la Fere.« »O, für ihn,« rief die Königin, »das ist etwas anderes, die Proben sind abgelegt.« »Er wird es bekommen?« »Er hat es.«

Noch an demselben Tage ward der Vergleich mit Paris unterfertigt und überall bekannt gemacht, daß sich der Kardinal seit drei Tagen eingesperrt hätte, um ihn mit desto größerer Obsorge auszuarbeiten.

Schluß

Als Porthos und Aramis nach Hause kamen, fanden sie einen Brief von Athos, worin er sie für den folgenden Morgen in das Gasthaus zu »Karl dem Großen« zu kommen bat. Beide begaben sich schon frühzeitig zu Bette, doch schlief weder der eine noch der andere. Man erreicht das Ziel all' seiner Wünsche nicht, ohne daß es nicht, wenn man dahin gelangt ist, diesen Einfluß hätte, daß es wenigstens den Schlaf der ersten Nacht verscheuchte. Am nächsten Morgen gingen beide zur festgesetzten Stunde zu Athos. Sie trafen den Grafen und auch Aramis im Reiseanzuge. »Ha!« rief Porthos, »reisen wir also ab? Auch ich habe diesen Morgen meine Sachen eingepackt.« »Ah, mein Gott, ja!« entgegnete Aramis; »in Paris ist nichts mehr zu tun, da es keine Fronde mehr gibt. Frau von Longueville hat mich eingeladen, einige Zeit in der Normandie zuzubringen und ihr in Rouen eine Wohnung einrichten zu lassen, indes ihr Sohn getauft wird. Ich gehe, um diesem Auftrage nachzukommen, und gibt es dann nichts Neues, so kehre ich zurück, um mich wieder in Noisy-le-Sec zu begraben.« »Und ich,« versetzte Athos, »ich kehre zurück nach Bragelonne. Ihr wißt es, lieber d'Artagnan, daß ich nur noch ein guter und braver Landwirt bin. Rudolf besitzt kein anderes Vermögen, als das meinige; das arme Kind! sonach muß ich darüber wachen, indem ich gewissermaßen nur ein Namenborger bin.« »Und was macht Ihr aus Rudolf?« »Freund, ich überlasse ihn Euch. Man wird in Flandern Krieg führen, nehmt ihn mit Euch. Ich bin besorgt, der Aufenthalt in Bois dürfte ihm den jungen Kopf

verrücken. Nehmt ihn mit und lehrt ihn, tapfer und bieder sein, wie Ihr.« »Und ich,« versetze d'Artagnan, «da ich Euch nicht mehr haben werde, Athos, so werde ich doch wenigstens diesen lieben Blondkopf haben, und indem Türe ganze Seele wieder in ihm auflebt, Athos, so will ich, wiewohl er nur ein Kind ist, stets glauben, Ihr seid bei mir, mich begleitend und unterstützend.« Die vier Freunde umarmten sich mit Tränen im Auge. Hierauf schieden sie, ohne zu wissen, ob sie sich je wieder sehen würden.

D'Artagnan ging mit Porthos in die Gasse Tiquetonne zurück. »D'Artagnan, hört,« sprach Porthos, »legt das Schwert zur Seite und kommt mit mir nach Pierrefonds, nach Bracieux oder nach du Vallon; wir werden mitsammen altern und uns von unseren Gefährten unterhalten.« »O nein,« erwiderte d'Artagnan. »Pest, man wird den Feldzug eröffnen und ich will dabei sein, da ich etwas zu gewinnen hoffe.« »Was hofft Ihr denn zu werden?« »Bei Gott! Marschall von Frankreich.« »Ah, ah!« rief Porthos, d'Artagnan anstarrend, an dessen Gascognaden er sich nie ganz gewöhnen konnte. »Geht mit mir, Porthos, ich werde Euch zum Herzog machen.« »Nein,« antwortete Porthos, »Mouston will nicht mehr ins Feld rücken, überdies veranstaltet man mir auf meiner Herrschaft zum Ärger aller Nachbarn einen feierlichen Einzug.« «Darauf weiß ich nichts zu entgegnen,« sagte d'Artagnan, der die Eitelkeit des neuen Barons kannte. »Also auf Wiedersehen, Freund!« »Auf Wiedersehen, lieber Kapitän!« sprach Porthos. »Ihr wisset, daß Ihr stets willkommen seid, wenn Ihr mich auf meiner Baronie besuchen wollet.« »Ja, ich will nach meiner Zurückkunft aus dem Felde dahin kommen.« »Das Reisegepäck des Herrn Barons ist bereit!« rief Mousqueton. Die zwei Freunde drückten sich die Hand und schieden. D'Artagnan blieb an der Türe stehen und blickte Porthos, als er wegging, schwermütig nach. D'Artagnan blieb einen Moment regungslos und gedankenvoll, dann wandte er sich und sah die schone Magdalena, welche in Unruhe über d'Artagnans neue Beförderung an der Türschwelle stand. »Magdalena!« rief der Gascogner, »räumt mir die Wohnung im ersten Stockwerke ein; nun ich Kapitän der Musketiere bin, muß ich mich auch als das zeigen. Doch bewahrt mir stets mein Zimmer im fünften Stocke, da man nicht weiß, was sich ereignen kann.«

Alexander Dumas

Die drei Musketiere

Übersetzt von Georg Carl Lehmann

Die drei Geschenke des Herrn d'Artagnan, des Vaters.

Am ersten Montag des Monats April 1625 schien es, als ob der Flecken Meung derart im Aufstand begriffen sei, als wären die Hugenotten gekommen, um die Schrecknisse von Rochelles zu erneuern. Mehrere Bürger beeilten sich, als sie die Weiber durch die Straßen ziehen sahen und die Kinder an den Türschwellen kreischen hörten, die Panzer anzuschnallen und, indem sie ihre etwas unsichere Haltung durch eine Muskete oder eine Partisane unterstützten, sich nach der Herberge des »Freimüllers« zu wenden, vor der sich eine dichte, geräuschvolle und neugierige Schar hindrängte, die sich von Minute zu Minute vergrößerte.

Um diese Zeit gab es viele solche panische Schrecken und es verflossen oft nur wenige Tage, ohne daß nicht die eine oder die andere Stadt einen Vorfall dieser Art in ihren Archiven aufzuzeichnen hatte, es gab da Edelleute, die sich untereinander bekriegten; hier führte der König Krieg mit dem Kardinal, und da überzog der Spanier den König mit Krieg. Außer diesen geheimen oder öffentlichen, diesen stillen oder lauten Kriegen gab es Räuber, Bettler, Hugenotten, Wölfe und Lakaien, die sich mit aller Welt herumkriegten. Die Bürger bewaffneten sich jederzeit wider die Räuber, die Wölfe und Lakaien, oft wider die hohen Herren und Hugenotten und bisweilen auch wider den König – doch niemals wider den Kardinal und den Spanier. Aus dem geht nun hervor, daß die Bürger an dem besagten ersten Montag des Monats April 1625, als sie das Getöse vernahmen und weder den gelben und roten Standartenjunker noch die Livree des Herzogs von Richelieu sahen, eilig nach der Herberge des »Freimüllers« hinstürzten.

Als sie hier ankamen, konnte jeder die Ursache dieses Getöses sehen und erkennen. Ein junger Mann – zeichnen wir sein Bild mit einem Federzug – man stelle sich Don Quixote im achzehnten Jahre vor; Don Quixote ohne Brustschild, ohne Panzer und Schienen; Don Quixote in einem

schafwollenen Wams, woran sich die blaue Farbe in eine unkenntliche Mischung von Weinhefe und Himmelsazur verwandelt hat. Das Gesicht war länglich und braun, der Backenknochen vorragend, im Zeichen der Verschmitztheit; die Kiefermuskeln ungemein stark ausgebildet, ein unfehlbares Zeichen, an dem man den Gascogner auch ohne Barett erkennt, und unser Mann trug eine Art Barett, das mit einer Feder geschmückt war; das Auge offen und verständig, die Nase gebogen und fein gezeichnet, zu groß für einen Jüngling, zu klein für einen ausgebildeten Mann, so daß ihn ein wenig geübtes Auge für den Sohn eines Pächters auf Reisen gehalten hätte, den langen Degen abgerechnet, der an einem ledernen Wehrgehänge hing und an die Waden des Eigners schlug, wenn er zu Fuß ging, und an das struppige Fell seines Kleppers, wenn er zu Pferde saß.

Denn unser junger Mann hatte einen Gaul, und dieser Gaul war ebenso bemerkenswert, als er bemerkt wurde. Es war ein Klepper von Bearn, zwölf bis vierzehn Jahre alt, von gelblicher Farbe, ohne Haar am Schweif, doch nicht ohne Beinfäule an den Füßen; er hielt im Gehen den Kopf tiefer als die Knie, machte den Gebrauch der Reitgerte unnütz, und legte täglich ganz hübsch seine acht Meilen zurück. Zum Unglück waren die Eigenschaften dieses Pferdes so gut unter dem seltsamen Fell und unter seinem strauchelnden Gang verborgen, daß zu einer Zeit, wo jedermann ein Kenner von Pferden war, das Erscheinen des besagten Kleppers in Meung, wo er vor etwa einer Viertelstunde durch das Tor Beaugency hereingetrabt war, ein Aufsehen erregte, dessen Ungunst sogar auf den Reiter zurückfiel. Als der Jüngling von seinem Vater das Pferd als Geschenk erhielt, bekam er noch eine kleine Rede als Draufgabe zu hören.

»Mein Sohn,« sprach der gascognische Edelmann, »dieses Pferd wurde vor beinahe dreizehn Jahren in dem Hause deines Vaters geboren, und ist seit dieser Zeit hier geblieben, weshalb dir dasselbe lieb sein soll. Verkaufe es nie; laß es ruhig und ehrenvoll an Alterschwäche absterben, und machst du mit ihm einen Feldzug, so halte es so, wie du einen alten Bedienten halten und pflegen würdest. Solltest du die Ehre haben, nach Hofe zu kommen, eine Ehre, zu der uns übrigens unser alter Adel berechtigt, so behaupte würdevoll unsern adeligen Namen, den unsere Ahnen seit mehr als 500 Jahren würdig getragen haben, sowohl für dich als auch für die Deinigen. Unter den Deinigen verstehe ich deine Verwandten und Freunde. Laß dir

von niemandem etwas gefallen, als von dem Herrn Kardinal und dem König. Nur durch Mut, verstehe mich wohl, durch Mut allein macht heutzutage ein Edelmann seine Bahn. Wer eine Sekunde lang zittert, läßt vielleicht den Köder entschlüpfen, den ihm das Glück gerade in dieser Sekunde darbot. Du bist noch jung, und so hast du zwei Ursachen, um tapfer zu sein; fürs erste, weil du ein Gascogner, und fürs zweite, weil du mein Sohn bist. Ich habe nur noch ein Wort hinzuzufügen: es ist ein Beispiel, das ich dir vorstelle, aber nicht das meinige; denn ich war noch nie bei Hof und habe nur als Freiwilliger die Religionskriege mitgemacht; ich will von Herrn von Tréville sprechen, der einst mein Nachbar war und die Ehre genoß, noch als Kind mit unserm König Ludwig XIII. zu spielen, den uns Gott bewahre. Bisweilen arteten ihre Spiele in Schlachten aus, wobei der König nicht immer der Stärkere war. Die Schläge, die er da erhielt, flößten ihm für Herrn von Tréville viel Achtung und Freundschaft ein. Jetzt ist er, ungeachtet der Edikte, Befehle und Urteilssprüche, Kapitän der Musketiere; Oberhaupt einer Legion der Cäsaren, auf die der König große Stücke hält und die der Kardinal fürchtet, der sich selbst vor niemandem scheut, wie jeder weiß. Ferner bezieht Herr von Tréville jährlich zehntausend Taler, und so ist er ein wahrhaft großer Herr. Er hat so angefangen wie du; gehe zu ihm mit diesem Brief und richte dich nach ihm, damit du werdest, was er ist.«

Hierauf umgürtete Herr d'Artagnan, der Vater, seinem Sohne den eigenen Degen, küßte ihn auf beide Wangen und erteilte ihm den Segen.

Der junge Mann begab sich noch an demselben Tag auf die Reise, ausgestattet mit den drei väterlichen Geschenken, die, wie schon gesagt, aus fünfzehn Talern, aus dem Pferd und dem Brief an Herrn von Tréville bestanden; die Ratschläge waren bloß die Daraufgabe, wie es sich erachten läßt.

Als er vor der Tür des »Freimüllers« im Städtchen Meung vom Pferde stieg, ohne daß ein Wirt, ein Kellner oder Stallknecht kam, um ihm den Steigbügel zu halten, so erblickte er durch ein halbgeöffnetes Fenster im Erdgeschoß einen Edelmann von schönem Wuchs und edler Miene, obwohl mit etwas gerunzelter Stirn, während dieser mit zwei Personen sprach, die ihn aufmerksam anzuhören schienen. D'Artagnan war, wie gewöhnlich,

ganz natürlich der Meinung, er sei der Gegenstand des Gesprächs und horchte. Diesmal hatte sich d'Artagnan nur halb getäuscht; es war nicht von ihm, sondern von seinem Pferde die Rede. Der Edelmann schien seinen Zuhörern alle Eigenschaften dieses Kleppers aufzuzählen; und da diese Zuhörer, wie gesagt, eine große Ehrfurcht vor ihrem Erzähler zu haben schienen, so erhoben sie ein lautes Gelächter. Wie nun schon ein halbes Lächeln hinreichte, um die Zornmütigkeit des jungen Mannes zu entflammen, so erklärt es sich, welche Wirkung solch eine lärmende Fröhlichkeit auf ihn hervorbrachte. Zuvörderst wollte sich aber d'Artagnan über die Physiognomie des Verwegenen, der ihn verhöhnte, Rechenschaft geben. Er richtete seinen Blick stolz auf den Fremden, und erkannte in ihm einen Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, mit schwarzen, durchdringenden Augen, blasser Gesichtsfarbe, stark hervorragender Nase und einem schwarzen, gutgeschnittenen Schnurrbart; er trug ein Wams und violettblaue Beinkleider mit Schnürnesteln von derselben Farbe, ohne eine andere Verzierung als die gewöhnlichen Schleifen, durch die das Hemd ging. Obgleich dieses Wams und die Beinkleider neu waren, so schienen sie doch stark zerkrümmt, als wären sie lange auf der Reise verpackt gewesen. D'Artagnan machte alle seine Bemerkungen mit der Raschheit des genauesten Beobachters, zweifelsohne von einem instinktartigen Gefühl angetrieben, das ihm sagte, daß dieser Unbekannte auf sein künftiges Leben einen großen Einfluß haben sollte.

Wie nun in dem Augenblick, als d'Artagnan sein Auge auf den Edelmann mit der violettblauen Hose richtete, dieser in bezug auf den bearnischen Klepper eine seiner gelehrtesten und gründlichsten Demonstrationen machte, so erhoben seine zwei Zuhörer ein lautschallendes Gelächter, und er selbst ließ, sichtlich wider seine Gewohnheit, ein blasses Lächeln, wenn man so sagen darf, über sein Gesicht hingleiten. Diesmal lag es außer allem Zweifel, d'Artagnan wurde wirklich verhöhnt. Er drückte somit, voll von dieser Überzeugung, sein Barett tief in die Augen, und indem er einige Hofmienen nachzuahmen bemüht war, die er bei vornehmen Herren auf ihrer Reise durch die Gascogne aufgehascht hatte, fuhr er mit der einen Hand nach seinem Degengriff und stemmte die andere an seine Hüfte. Zum Unglück verblendete ihn der Zorn immer mehr, je weiter er vorwärts schritt, und statt einer würdevollen und stolzen Rede, mit der er seine Herausforderung zu machen gesonnen war, fand er an seiner Zungenspitze

nur mehr eine derbe Persönlichkeit, die er mit einer ungestümen Gebärde begleitete.

»He, mein Herr,« rief er, »mein Herr, der Ihr Euch hinter jenem Ballen versteckt; ja, Ihr! sagt mir doch ein bißchen, worüber Ihr lacht, und wir werden dann mitsammen lachen.«

Der Edelmann lenkte seine Augen langsam von dem Gaul auf den Ritter, als benötigte er eine gewisse Zeit, um zu begreifen, wie man doch so seltsame Worte an ihn richten könnte; und dann, als ihm kein Zweifel mehr übrig blieb, runzelte er leicht die Stirn und antwortete Herrn d'Artagnan, nach ziemlich langer Pause, mit einem Tone von Ironie und Kühnheit, der sich nicht beschreiben läßt: »Mit Euch rede ich nicht, mein Herr.«

»Aber ich rede mit Euch, mein Herr!« rief der junge Mann, erbittert über dieses Gemisch von Keckheit und guten Manieren, von Anstand und Verachtung. Der Unbekannte maß ihn noch einen Augenblick mit seinem leichten Lächeln, zog sich vom Fenster zurück und verließ langsamen Schrittes das Wirtshaus, näherte sich d'Artagnan bis auf zwei Schritte und hielt vor dem Pferd an. Seine ruhige Haltung und höhnische Miene erhöhte die Heiterkeit der Männer, mit denen er am Fenster gesprochen, die aber zurückgeblieben waren. Als ihn d'Artagnan herankommen sah, zog er seinen Degen einen Fuß weit aus der Scheide. »Dieses Pferd ist entschieden oder war vielmehr in seiner Jugend ein Goldfuchs,« sagte der Unbekannte, während er seine angefangenen Untersuchungen fortsetzte; dann wandte er sich an seine Zuhörer am Fenster, ohne daß er aus die Erbitterung d'Artagnans zu merken schien, der sich zwischen sie und ihn stellte. »Diese Farbe«, sprach er, »ist wohl in der Botanik sehr bekannt, doch bisher höchst selten unter den Pferden.«

»Wer es nicht wagen würde, über den Herrn zu lachen, der lacht über dessen Pferd!« rief der Nacheiferer Trévilles in Wut. »Ich lache nicht oft, mein Herr,« entgegnete der Unbekannte, »wie Ihr es selbst aus meinen Gesichtszügen entnehmen könnt, aber ich halte auf das Vorrecht, lachen zu können, wann es mir beliebt.«

»Und ich,« rief d'Artagnan, »ich will nicht, daß man über mich lacht, wenn es mir mißfällt.«

»Wirklich, mein Herr?« entgegnete der Unbekannte, ruhiger als zuvor, »nun, das ist doch ganz recht!« Dann drehte er sich auf seinen Fersen und schickte sich an, durch das große Tor in das Gasthaus zurückzukehren, unter dem d'Artagnan ein Pferd bemerkte, das ganz gesattelt war. Doch d'Artagnan hatte nicht den Charakter, auf solche Weise einen Mann von sich zu lassen, der so keck war, ihn zu verhöhnen. Er zog seinen Degen ganz aus der Scheide, folgte ihm nach und rief: »Wendet Euch, Herr Spötter, wendet Euch um, damit ich Euch nicht auf den Rücken zu klopfen brauche.«

»Mich klopfen? mich!« sprach der andere, indem er sich auf den Fersen herumdrehte und den jungen Mann mit ebensoviel Verwunderung als Verachtung anstarrte. »Geht, mein Lieber, Ihr seid ein Narr!« Dann sagte er mit leiser Stimme, gleichsam zu sich selber sprechend: »Das ist verdrießlich; welch ein Fund wäre das für Seine Majestät, die nach allen Richtungen wackere Leute aufsucht, um sie für die Musketiere anzuwerben!«

Kaum hatte er das gesprochen, so machte d'Artagnan mit der Degenspitze einen so wütenden Streich nach ihm, daß er, wäre er nicht rasch zurückgesprungen, wohl zum letztenmal gehöhnt hätte. Der Unbekannte sah nun ein, daß die Sache über allen Scherz hinausging, zog seinen Degen, verneigte sich vor seinem Gegner und nahm ernst seine Stellung. In diesem Moment aber fielen seine zwei Zuhörer samt dem Wirte mit Stöcken, Schaufeln und Zangen über d'Artagnan her. Das gab dem Angriff einen so raschen und vollständigen Vorschub, daß der Gegner des d'Artagnan, während sich dieser umwandte, um dem Hagel von Schlägen zu begegnen, seinen Degen mit seiner gewöhnlichen Gleichmütigkeit einsteckte und aus einer handelnden Person wieder ein Zuschauer des Kampfes wurde, aber dabei doch in den Bart murmelte: »Die Pest über die Gascogner! Setzt ihn wieder auf sein orangegelbes Pferd, und er möge sich sputen!«

»Nicht, eh' ich dich durchbohrt habe. Feiger!« rief d'Artagnan, während er sich, so gut es anging und ohne einen Schritt zu weichen, gegen die Streiche seiner drei Feinde hielt.

»Das ist wieder eine Gascognade!« murmelte der Edelmann. »Auf Ehre, diese Gascogner sind unverbesserlich! Setzt doch den Tanz fort, weil er es

durchaus wünscht. Wenn er müde ist, wird er schon rufen: jetzt ist es genug!« Allein der Unbekannte wußte es noch nicht, mit welchem Kämpen er es zu tun habe; d'Artagnan war nicht der Mann, der um Gnade bat. Somit dauerte der Kampf noch einige Sekunden fort, endlich aber ließ d'Artagnan erschöpft den Degen sinken, den ein Stockstreich in zwei Stücke zerschlug. Ein zweiter Streich, der nach seiner Stirn geführt wurde, schleuderte ihn fast zu gleicher Zeit ganz blutend und beinahe ohnmächtig zu Boden.

In diesem Moment eilte man von allen Seiten zu diesem Auftritt herbei; der Wirt, der einen Skandal befürchtete, trug den Verwundeten mit Hilfe seiner Burschen in die Küche, wo man ihm einigen Beistand leistete. Was den Edelmann betrifft, so kehrte er an seinen früheren Platz am Fenster zurück und blickte mit einer gewissen Ungeduld auf die wogende Menge, die ihm durch ihr Verweilen einen lebhaften Widerspruch machen zu wollen schien.

»Nun, wie geht es dem Tollen?« fragte er, indem er sich bei dem Geräusch der aufgehenden Tür umkehrte und zu dem Wirte wandte, der sich nach seinem Befinden erkundigte.

»Ist Ew. Exzellenz gesund und unversehrt?« fragte der Wirt.

»Ja, ganz wohl und unversehrt, mein lieber Gastwirt! Und ich frage Euch, wie steht es mit unserm jungen Manne?«

»Es geht ihm besser,« entgegnete der Wirt; »er ist ganz ohnmächtig geworden.«

»Wirklich?« rief der Edelmann. »Ehe er aber ohnmächtig wurde, raffte er alle seine Kräfte zusammen, um Sie zu rufen und herauszufordern.«

»Dieser Junge ist doch der Teufel in Person!« rief der Unbekannte.

»Ach nein, Ew. Exzellenz! es ist nicht der Teufel,« entgegnete der Wirt mit einer Miene der Verachtung; »denn während seiner Ohnmacht untersuchten wir ihn, und fanden in seinem Pack nur ein Hemd und in seiner Börse nur elf Taler, was ihn aber, bevor er ganz ohnmächtig wurde, nicht abhielt zu sagen: wäre das in Paris geschehen, so würden Sie es auf der Stelle bereuen, während Sie es hier erst später zu bereuen hätten.«

»Dann ist er«, versetzte der Unbekannte kalt, »irgendein verkleideter Prinz von Geblüt.«

»Ich sage Ihnen das, gnädiger Herr,« sprach der Wirt, »damit Sie sich vor ihm hüten können.«

»Hat er in seiner Zornwut niemand genannt?«

»Ja, er schlug an seine Tasche und rief: Wir werden sehen, was Herr von Tréville zu dem Schimpfe sagen wird, der seinem Schützling angetan wurde.«

»Herr von Tréville?« sagte der Unbekannte, aufmerksam werdend; »er schlug an seine Tasche und sprach den Namen Tréville aus? – Nun, mein lieber Wirt, während der junge Mann bewußtlos dahinlag, habt Ihr es gewiß nicht unterlassen, in seine Tasche zu blicken. Uno was hat sich darin gefunden?«

»Ein Brief an Herrn Tréville, Kapitän der Musketiere.«

»Wirklich?«

»Es ist, Exzellenz, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe.«

Der Wirt, der eben keinen großen Scharfblick besaß, bemerkte den Ausdruck nicht, den seine Worte im Antlitz des Unbekannten bewirkten. Dieser verließ die Fensterbrüstung, an der er stets auf den Ellenbogen gestützt gesessen war, und runzelte die Stirn in tiefer Unruhe. »Teufel,« murmelte er zwischen den Zähnen, »hat mir denn Tréville diesen Gascogner zugeschickt? Er ist noch sehr jung. Aber ein Degenstich ist einmal Degenstich, wie alt auch derjenige sein mag, der ihn versetzt, und man mißtraut einem Kinde weniger als jedem andern; bisweilen reicht ein schwaches Hindernis hin, um einen großartigen Entwurf zu vereiteln.«

Der Unbekannte verfiel in eine Betrachtung, die mehrere Minuten dauerte. »Herr Wirt,« sprach er dann, »werdet Ihr mich nicht von diesem Wahnsinnigen befreien? Ich kann ihn mit gutem Gewissen nicht töten, und

doch,« fügte er mit einem kalt drohenden Ausdruck hinzu, »doch ist er mir lästig. Wo liegt er?«

»Im Gemach meiner Frau, wo man ihn verbindet, im ersten Stockwerk.«

»Sind seine Bündel und Säcke bei ihm? Zog er sein Wams nicht aus?«

»Im Gegenteil, das alles befindet sich in der Küche. Weil er Ihnen aber lästig ist, dieser junge Narr –«

»Allerdings. Auch verursacht er in Eurem Gasthaus einen Skandal, womit er ehrbare Leute versuchen wird. Geht hinauf, macht mir meine Rechnung, meldet es meinem Lakai.«

»Was, gnädiger Herr, Sie wollen uns schon verlassen?«

»Ihr wißt es wohl, weil ich Euch den Auftrag gab, mein Pferd zu satteln. Hat man mir nicht gehorcht?«

»Ja, und wie es Ew. Exzellenz schon sehen konnte, so steht das Pferd am Haupttor zur Abreise gesattelt und gezäumt.«

»Es ist gut; tut jetzt, was ich sagte.«

»Ach,« seufzte der Wirt, »sollte er sich etwa vor dem Jungen fürchten?«

Aber ein gebietender Blick des Unbekannten erschütterte ihn. Er verneigte sich demutsvoll uud entfernte sich.

»Mylady darf von diesem Jungen nicht bemerkt werden,« fuhr der Unbekannte fort; »sie muß alsbald vorübergehen; sie hat sich ohnedies schon verspätet. Es ist offenbar besser, daß ich das Pferd besteige und ihr entgegenreite. – Wenn ich nur erfahren könnte, was in diesem Brief an Tréville enthalten ist.« Der Unbekannte fuhr fort zu murmeln und wandte sich der Küche zu. Mittlerweile war der Wirt, der nicht daran zweifelte, die Anwesenheit des jungen Mannes verscheuche den Unbekannten aus seinem Gasthause, zu seiner Frau hinaufgegangen, wo er d'Artagnan schon als Meister seiner Sinne antraf. Er machte es ihm nun ganz begreiflich, wie ihm die Stadtwache übel mitspielen könnte, weil er mit einem vornehmen Herrn

Händel anfing; denn in der Meinung des Wirtes konnte der Unbekannte nur ein vornehmer Herr sein, wonach er dem Verwundeten zuredete, sich ungeachtet seiner Schwäche aufzurichten und seine Reise fortzusetzen.

Halb betäubt, ohne Wams und den Kopf mit Linnen umwunden, erhob sich d'Artagnan und schickte sich an, vom Wirt angetrieben, die Treppe hinabzusteigen; als er aber zur Küche kam, fiel sein erster Blick auf seinen Herausforderer, der ruhig neben einem Wagen plauderte, der mit zwei plumpen, normannischen Pferden bespannt war.

Er besprach sich mit einer Frau von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren. Sie steckte ihren Kopf durch das Fenster des Kutschenschlages. Wir haben schon angemerkt, mit welch rascher Spürkraft d'Artagnan eine Psysiognomie aufzufassen verstand; er sah also auf den ersten Blick, daß die Frau jung und schön war. Diese Schönheit fiel ihm nun um so mehr auf, als sie eine ganz fremde Erscheinung in den südlichen Ländern war, die d'Artagnan bisher kennengelernt hatte. Sie war blaß und blond, hatte lange, geringelte Haare, die bis auf die Schulter herabflossen, große, blaue und schmachtende Augen, und führte mit dem Unbekannten ein sehr lebhaftes Gespräch.

»Seine Eminenz befiehlt mir also –?« sagte die Dame. »Unverzüglich nach England zurückzukehren, und ihr sogleich Nachricht zu geben, wenn der Herzog London verlassen hat.«

»Und was meine andern Aufträge anbelangt?« fragte die schöne Reisende. »Sie befinden sich in dem Kästchen, das Sie erst öffnen dürfen, wenn Sie über den Kanal la Manche gefahren sind.«

»Ganz wohl! Und Sie, was tun denn Sie?«

»Ich kehre nach Paris zurück.«

»Ohne den ungebührlichen Jungen zu züchtigen?« versetzte die Dame.

Der Unbekannte wollte eben antworten, doch in dem Moment, wo er den Mund öffnete, sprang d'Artagnan, der alles angehört hatte, an die Türschwelle und rief: »Der ungebührliche Junge züchtigt andere, und ich

hoffe, diesmal werde ihm derjenige, den er züchtigen soll, nicht wie das erstemal entschlüpfen.«

»Er wird nicht entschlüpfen?« fragte der Unbekannte, die Stirn runzelnd. »Nein, ich setze voraus, daß Ihr es vor einer Dame nicht wagen werdet.«

»Bedenken Sie,« rief Mylady, als sie sah, wie der Edelmann nach seinem Degen griff, »bedenken Sie, daß die mindeste Verzögerung alles verderben könnte.«

»Sie haben recht,« erwiderte der Edelmann, »reisen Sie also ab, und ich werde desgleichen tun.«

Er empfahl sich von der Dame mit einem Nicken des Kopfes und stieg zu Pferde, während der Kutscher mit der Peitsche lebhaft auf die Pferde einhieb. Somit entfernten sich die zwei Sprechenden im Galopp in entgegengesetzter Richtung des Weges.

»He doch. Eure Zeche!« schrie der Wirt, dessen Ergebenheit für den Reisenden sich in eine tiefe Verachtung verwandelte, als er sah, daß er fortging, ohne seine Rechnung zu berichtigen. »Bezahle ihn, Maulaffe!« rief der Reisende fortgaloppierend seinem Reitknecht zu, der auch dem Wirte zwei oder drei Silbermünzen vor die Füße warf und dann seinem Herrn nachsprengte. »Ha, Feiger! Ha, Nichtswürdiger! Ha, falscher Edelmann!« rief d'Artagnan und ging ebenfalls auf den Reitknecht los. Allein der Verwundete war noch allzu schwach, um eine solche Erschütterung zu ertragen. Er hatte kaum noch zehn Schritte getan, als ihm die Ohren klingelten, eine Blendung ihn ergriff und eine Blutwolke über seine Augen hinzog, worauf er mitten auf die Straße hinsank, während er noch immer ausrief: »Feiger! Feiger! Feiger!«

»Es ist auch in der Tat recht feige,« murmelte der Wirt, indem er zu d'Artagnan trat und sich durch diese Schmeichelei mit dem armen Jungen wieder auszusöhnen suchte, wie der Held in der Fabel mit seiner Nachtschnecke. »Ja, er ist recht feige,« murmelte d'Artagnan, »doch sie ist sehr hübsch.«

»Wer, sie?« fragte der Wirt. »Mylady,« stammelte d'Artagnan. Er fiel zum zweitenmal in Ohnmacht. »Es ist gleichviel,« sagte der Wirt, »ich verliere wohl zwei, doch bleibt mir dieser hier, den ich sicher einige Tage beherbergen werde. Es sind doch immerhin elf Taler zu gewinnen.«

Der Wirt rechnete auf elf Tage Krankheit und für jeden Tag einen Taler; allein er hatte die Rechnung ohne seinen Reisenden gemacht. D'Artagnan stand am folgenden Morgen schon um fünf Uhr auf, ging selbst hinab und begehrte unter andern Ingredienzien, deren Verzeichnis nicht bis zu uns gelangt ist, Wein, Öl, Rosmarin, sodann bereitete er sich mit dem Rezept seiner Mutter in der Hand einen Balsam, mit dem er seine zahlreichen Verwundungen salbte, legte sich selbst wieder die Verbände an und wollte keinen Arzt zur Hilfeleistung annehmen. Ohne Zweifel hatte es d'Artagnan der Wirksamkeit des Zigeunerbalsams und wohl auch der Abwesenheit jedes Doktors zu verdanken, daß er sich noch an diesem Tage auf den Beinen befand und am andern Tage fast gänzlich hergestellt war. Aber in dem Moment, wo er den Rosmarin, das Öl und den Wein bezahlen wollte, die einzige Auslage, die er sich bei seiner strengen Diät machte, indes das gelbe Pferd, wenigstens nach der Behauptung des Wirtes, dreimal soviel verzehrt hat, als man bei seiner Konstitution vernünftigerweise hatte glauben können – fand d'Artagnan in seiner Tasche nur noch die kleine Samtbörse, worin sich die elf Taler befanden; was aber den Brief an Herrn von Tréville betrifft, so war er verschwunden. Der junge Mann schickte sich mit großer Geduld an, diesen Brief zu suchen, wandte seine Taschen um, durchwühlte seinen Reisesack, schloß seine Börse wiederholt auf und zu; als er aber die Überzeugung gewann, der Brief sei nicht mehr auffindbar, wandelte ihn zum drittenmal die Zornwut an, wonach er aufs neue seine Zuflucht zum aromatischen Wein und Öl nehmen sollte; denn als man sah, wie dieser Brausekopf abermals entglühte und Drohungen ausstieß, er wolle alles im Hause zerschlagen, wenn sich sein Brief nicht vorfinde, so griff der Wirt nach einem Spieß, seine Frau nach einem Besenstiel und die Kellner nahmen dieselben Stöcke, die tags zuvor benutzt worden waren. »Meinen Empfehlungsbrief!« schrie d'Artagnan, »meinen Empfehlungsbrief! oder ich will euch alle wie Fettammer aufspießen.«

Zum Unglück hinderte den jungen Mann ein Umstand an der Ausführung seiner Drohung: sein Degen war, wie gesagt, beim ersten Kampf in zwei

Stücke zerbrochen, worauf er ganz vergaß. Als nun d'Artagnan seine Klinge wirklich ziehen wollte, sah er sich ganz nett und einfach mit einem Degenstumpf von 8 bis 10 Zoll bewaffnet, den ihm der Wirt sorgfältig in die Scheide gesteckt hatte. Den Überrest der Klinge schaffte der Hauswirt geschickt auf die Seite, da er sich daraus eine Spicknadel machen wollte. Indes hätte diese Täuschung unseren jungen Feuerkopf wahrscheinlich nicht zurückgehalten, allein der Wirt bedachte, daß die Forderung ganz gerecht sei, die der Reisende an ihn machte. »Aber wirklich,« sprach er, seinen Kopf senkend, »wo ist doch dieser Brief?«

»Ja, ja, wo ist dieser Brief?« sagte d'Artagnan. »Ich sage Euch im voraus, dieser Brief ist an Herrn von Tréville gerichtet und er muß sich finden, widrigenfalls würde er schon machen, daß er gefunden werde.« Auf diese Drohung ward der Wirt völlig eingeschüchtert. Nach dem König und Kardinal war Herr von Tréville derjenige Mann, dessen Name von den Kriegern und selbst von den Bürgern am häufigsten genannt wurde. Es lebte zwar noch der Vater Josef, doch wurde sein Name stets nur leise ausgesprochen, so groß war der Schrecken, den die graue Eminenz einflößte, wie der Vertraute des Kardinals genannt wurde. Nachdem der Wirt seinen Spieß weit von sich geschleudert hatte, befahl er seiner Frau, mit ihrem Besenstiel desgleichen zu tun, und seinen Burschen, die Stöcke wegzulegen, und als er ihnen hierzu das Beispiel gegeben, fing er an, den verlorenen Brief zu suchen.

»Enthielt wohl dieser, Brief etwas Wichtiges?« fragte der Wirt, nachdem er eine Weile vergeblich gesucht hatte. »Beim Himmel, das will ich meinen!« rief der Gascogner, der mittels dieses Schreibens seine Lebensbahn zu gründen hoffte; »er hat mein Glück enthalten!«

»Geldanweisungen aus Spanien?« fragte der Wirt beunruhigt. »Anweisungen auf den Privatschatz Seiner Majestät,« entgegnete d'Artagnan, der darauf rechnete, er werde auf diese Empfehlung in den Dienst des Königs aufgenommen, weshalb er, ohne zu lügen, diese etwas kühne Antwort geben zu dürfen glaubte. »Teufel!« rief der Wirt ganz verzweifelt. »Doch, gleichviel,« sagte d'Artagnan mit nationaler Derbheit, »gleichviel, an dem Gelde liegt nichts; der Brief war alles. Lieber hätte ich tausend Pistolen verloren als ihn.« Er hätte ebensogut zwanzigtausend

Pistolen sagen können, doch hielt ihn eine gewisse jugendliche Scham zurück. Ein Lichtschimmer zuckte plötzlich durch den Geist des Wirtes, der sich zum Teufel verwünschte, da er nichts fand. Er rief: »Dieser Brief ist ganz nnd gar nicht verloren.«

»Ha!« schrie d'Artagnan. »Nein, er wurde Ihnen entwendet.«

»Entwendet? Von wem?«

»Gestern von jenem Edelmann. Er ging in die Küche hinab, wo Ihr Wams lag, und blieb daselbst allein. Ich möchte darauf wetten, er hat ihn mitgenommen.«

»Glaubt Ihr das?« fragte d'Artagnan, wenig überzeugt, denn er wußte besser als irgend jemand die ganze persönliche Bedeutsamkeit dieses Briefes, und sah nicht ein, wie es einen andern danach gelüsten konnte. Kein Hausdiener, kein Gast hätte mit dem Besitze dieses Briefes einen Vorteil erlangt. »Ihr sagt also,« fragte d'Artagnan, »daß Ihr diesen verwegenen Edelmann in Verdacht habt?«

»Ich sage Ihnen,« erwiderte der Wirt, »ich bin davon vollkommen überzeugt; denn als ich ihm sagte, Eure Herrlichkeit wäre ein Schützling des Herrn von Tréville und Sie besäßen sogar einen Brief an diesen mächtigen Herrn, so schien er sehr beunruhigt und fragte mich, wo denn dieser Brief sei; dann ging er sogleich in die Küche hinab, da er wußte, daß Ihr Wams dort liege.«

»Er ist also mein Dieb?« versetzte d'Artagnan; »ich will darüber bei Herrn von Tréville Klage führen, und Herr von Tréville wird dasselbe bei dem König tun.« Sofort zog er majestätisch zwei Taler aus der Tasche, reichte sie dem Wirt, der ihn mit dem Hut in der Hand bis zur Tür begleitete, und stieg wieder auf sein gelbliches Pferd, das ihn ohne weiteren Unfall bis zum Tore Saint–Antoine in Paris trug, wo er es für drei Taler verkaufte, was recht gut bezahlt war, in Anbetracht, als es Herr d'Artagnan auf dem letzten Ritte stark hergenommen hatte. Auch hat es der Roßhändler, als er die besagten neun Livres ausbezahlte, Herrn d'Artagnan keineswegs verhehlt, er gebe diese übermäßige Summe nur wegen der eigentümlichen Farbe des Tieres. Somit ging d'Artagnan zu Fuß in das Innere der Stadt, trug seinen

kleinen Pack unter dem Arm und kreuzte so lange umher, bis er ein Mietzimmer auffand, das seiner geringen Barschaft entsprach. Dieses Zimmer war eine Art Dachstube in der Gasse Fossoyeurs, nahe dem Palaste Luxembourg.

Das Vorgemach des Herrn von Treville.

Herr von Tréville war ein Freund des Königs, der bekanntlich das Andenken seines Vaters Heinrich IV. hoch in Ehren hielt. In jener unglückseligen Zeit war man eifrig bedacht, sich mit Männern zu umgeben, die von Trévilles Schlage waren. Ludwig XIII. ernannte Tréville zum Kapitän der Musketiere und diese sind durch ihre Ergebenheit oder vielmehr durch ihren Fanatismus für Ludwig XIII. das gewesen, was die Ordinaires für Heinrich III. und die schottische Garde für Ludwig XI. war.

Was den Kardinal betrifft, so stand er in dieser Hinsicht hinter dem König nicht zurück. Als er sah, daß sich der König Ludwig XIII. mit einer erwählten Mannschaft umgab, wollte er gleichfalls seine Garde haben. Somit hatte er seine Musketiere wie Ludwig XIII. und man sah, wie die zwei mächtigen Rivalen in allen Provinzen Frankreichs und selbst in auswärtigen Ländern berühmte Männer für ihre großen Schwertstreiche anwarben.

Der Hof des Hotels, das Tréville bewohnte, das in der Rue Vieux-Colombier lag, glich einem Feldlager, und zwar von sechs Uhr morgens im Sommer und von acht Uhr im Winter. Fünfzig bis sechzig Musketiere, die sich hier abzulösen schienen, gingen ohne Unterlaß, kriegsgerüstet und zu allem bereit, auf und nieder. Auf einer der großen Treppen, auf deren Raum unsere moderne Zivilisation ein ganzes Haus erbauen würde, wandelten die Bittsteller von Paris auf und nieder, die nach irgend einer Begünstigung strebten; ferner die Edelleute der Provinz, die sich anwerben lassen wollten und die mit allen Farben verbrämten Lakaien, die an Herrn von Tréville die Botschaften ihrer Gebieter überbrachten. Im Vorgemach saßen auf langen, kreisförmigen Bänken die Auserwählten. Das Getöse währte vom Morgen bis zum Abend, während Herr von Tréville in seinem Kabinett, das an dieses Vorzimmer stieß, Besuche empfing, Klagen anhörte, Aufträge gab, und sich, wie der König auf seinem Balkon im Louvre, nur an sein Fenster zu stellen brauchte, um Menschen und Waffen an sich vorüberziehen zu sehen. An dem Tage, als d'Artagnan hier eintrat, war die Versammlung zahlreich und glänzend, zumal für einen Ankömmling ans der Provinz;

dieser Provinzbewohner war zwar ein Gascogner, und zu jener Zeit standen die Landsleute des d'Artagnan nicht im Rufe, als ob sie sich so leicht einschüchtern ließen. Gelangte man einmal durch die mächtige Tür, die mit langen Nägeln mit viereckigen Köpfen beschlagen war, so geriet man wirklich unter eine Schar von Kriegern, die im Hof ab und zu gingen, sich anriefen, unter sich zankten und scherzten. Um sich einen Weg durch diese kreisenden Wirbel zu bahnen, wäre es vonnöten gewesen, ein Offizier, ein großer Herr oder eine hübsche Dame zu sein. Unser junger Mann schritt also mitten durch dieses Gewühl und Gewirre mit klopfendem Herzen, während er den langen Stoßdegen an die schmächtigen Beine drückte, und eine Hand mit dem verlegenen, landmäßigen Halblächeln, das einen guten Anstand verraten soll, an den Rand seines Filzes legte. So oft er sich durch eine Gruppe gedrängt hatte, atmete er leichter; doch merkte er recht gut, daß man sich umdrehte, um ihm nachzublicken, und zum erstenmal in seinem Leben kam sich d'Artagnan lächerlich vor, nachdem er bis zu diesem Tag eine recht gute Meinung von sich gehabt hatte. Als er zu der Treppe kam, ging es noch schlimmer; hier waren auf den ersten Stufen vier Musketiere, die sich mit der folgenden Leibesübung ergötzten, indes zehn oder zwölf ihrer Kameraden auf dem Treppenabsatz warteten, bis die Reihe an sie kam.

Da d'Artagnan der Menge von Höflingen des Herrn von Tréville ganz fremd war und an diesem Orte zum erstenmal bemerkt wurde, so fragte man ihn, was er wünsche. Auf diese Frage nannte d'Artagnan ganz demütig seinen Namen, stützte sich auf den Titel eines Landsmannes und ersuchte den Kammerdiener, der jene Frage an ihn gestellt hatte, ihm bei Herrn von Tréville eine kurze Audienz zu verschaffen, und diese Bitte versprach man im Ton eines Beschützers zur rechten Zeit und am rechten Orte vorzubringen. D'Artagnan, der sich von seinem ersten Erstaunen ein bißchen erholt hatte, gewann jetzt Muße, ein wenig die Kleidertracht und die Physiognomien zu studieren. Der Mittelpunkt der lebhaftesten Gruppe war ein Musketier von hohem Wuchse mit stolzem Antlitz und einer Bizarrerie im Anzug, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trug in diesem Moment nicht den Uniformrock, sondern einen himmelblauen, schon etwas abgenutzten Leibrock, und auf seinem Anzug gewahrte man ein schönes Wehrgehänge mit goldenem Strickwerk, das wie ein Wasserspiegel im Sonnenlichte strahlte. Ein langer Mantel von

karmoisinrotem Samt fiel anmutig über seine Schultern und zeigte vorn nur das funkelnde Wehrgehänge, woran ein riesenhafter Stoßdegen hing. Dieser Musketier kam in diesem Augenblick von der Wache herab und beklagte sich über Schnupfen, wobei er von Zeit zu Zeit mit Affektion hustete. Auch hatte er eben deshalb seinen Mantel genommen, wie er zu seiner Umgebung sagte, und während er mit hochaufgerichtetem Kopfe sprach und stolz seinen Schnurrbart strich, bewunderten alle, und vorzüglich d'Artagnan, das gestickte Wehrgehänge.

»Was wollt Ihr,« sagte der Musketier, »so ist es Mode; es ist eine Narrheit; ich weiß das wohl, allein es ist Mode! Übrigens muß man doch auch sein ehrlich erworbenes Geld zu etwas verwenden.«

»Ha, Porthos!« rief einer der Anwesenden, »mach uns ja nicht glauben, daß du dieses Wehrgehäng von der väterlichen Großmut ererbt hast; gewiß hat es dir die verschleierte Dame gegeben, mit der ich dich vorigen Sonntag am Tore Saint-Honoré begegnet bin?«

»Nein, auf Ehre nicht, bei meinem Edelmannswort, ich kaufte es selbst um meine eigenen Pfennige,« antwortete jener, dem man den Namen Porthos beigelegt hatte. »Ja,« antwortete ein anderer Musketier, »so wie ich diese neue Börse gekauft habe mit dem, was mir die Geliebte in die alte geschoben hat.«

»Wirklich,« sagte Porthos, »ich habe dafür zehn Pistolen bezahlt. Das Staunen verdoppelte sich, obgleich der Zweifel noch fortdauerte. »Nicht wahr, Aramis?« fragte Porthos und wandte sich gegen einen dritten Musketier. Dieser andere Musketier bildete vollkommenen Kontrast mit demjenigen, der ihn fragte und ihn mit dem Namen Aramis bezeichnete; es war ein junger Mann von etwa zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, mit einem naiven, niedlichen Gesicht, schwarzem und sanftem Auge und mit Wangen, so rosig und samtartig wie eine Pfirsich im Herbste; sein dünner Schnurrbart bildete eine ganz gerade Linie auf der Oberlippe; seine Hände schienen sich vor dem herabhängen zu fürchten, als könnten die Adern zu sehr anschwellen, und von Zeit zu Zeit kniff er sich die Ohren, um sie in einem zarten, durchsichtigen Inkarnat zu erhalten. Er pflegte wenig zu reden, viel zu grüßen und geräuschlos zu lachen, wobei er seine schönen Zähne zeigte, auf die er, wie auf seine ganze Person, eine große Sorgfalt zu

verwenden schien. Er antwortete der Aufforderung seines Freundes mit einem bejahenden Nicken des Kopfes. Diese Bejahung schien in bezug auf das Wehrgehänge jeden Zweifel aufzuheben; man fuhr also in der Bewunderung fort, sprach darüber nichts mehr, und so lenkte sich die Unterredung, in rascher Gedankenwendung auf einen andern Gegenstand.

»Was haltet ihr von dem, was der Stallmeister von Chalais erzählt hat?« fragte ein anderer Musketier, ohne daß er seine Frage an eine bestimmte Person richtete, sondern sich an alle Umstehenden wandte. »Was erzählt er denn?« fragte Porthos in einem selbstgefälligen Tone. »Er erzählt, daß er in Brüssel Rochefort, den Vertrauten des Kardinals, in Kapuzinerkleidung angetroffen habe; der verdammte Rochefort spielte in dieser Vermummung Herrn von Laignes als einen leibhaftigen Schwachkopf.«

»Als einen Schwachkopf?« sagte Porthos. »Ist das gewiß?«

»Ich weiß es von Aramis,« entgegnete der Musketier. »Wirklich?«

»Hm, Ihr wißt es doch, Porthos,« sprach Aramis, »da ich es Euch erst gestern mitteilte; reden wir nichts mehr davon.«

»Reden wir nichts mehr davon, das ist Eure Meinung,« versezte Porthos. »Reden wir nichts mehr davon! Pst! wie schnell Ihr doch schließet. Der Kardinal läßt einen Edelmann auskundschaften und ihm seine Briefschaften durch einen Schelm wegnehmen; er läßt Chalais mittels feiner Späher und Kundschafter als angeblicher Verräter den Hals abschneiden. Niemand wußte um dieses Rätsel. Ihr habt es gestern zum allgemeinen Erstaunen erfahren, und während wir über diese Neuigkeit noch ganz verwundert sind, sagt Ihr heute: Reden wir nichts mehr davon!«

»Nun so reden wir davon, wenn Ihr es wünscht,« entgegnete Aramis mit Geduld. »Dieser Rochefort,« rief Porthos, »hätte einen Augenblick lang mit mir ein schlimmes Spiel, wenn ich der Stallmeister des armen Chalais wäre.«

»Und Ihr hättet dann ein schlimmes Spiel mit dem Herzog Rouge,« erwiderte Aramis. »Ha, der Herzog Rouge! Bravo! bravo! der Herzog Rouge!« rief Porthos und klatschte mit den Händen. »Der Herzog Rouge –

das ist herrlich! Seid ruhig, mein Lieber, ich will dieses Witzwort weiter verbreiten. Hat doch dieser Aramis Scharfsinn! Wie schade, daß Ihr Eurem Berufe nicht folgen konntet, mein Freund, aus Euch wäre etwas Tüchtiges geworden.«

»O, dieser Aufschub ist nur momentan,« erwiderte Aramis, »ich werde das schon einmal werden! Ihr wisset doch, Porthos, daß ich noch immer fleißig Theologie studiere.«

»Er wird es tun, wie er sagt,« versetzte Porthos, »er wird es früher oder später tun.«

»Früher,« sagte Aramis. »Er wartet nur noch auf eines, um sich ganz und gar zu entscheiden und die Soutane wieder zu nehmen, die hinter feiner Uniform hängt,« sprach ein anderer Musketier. »Und auf was wartet er?« fragte wieder ein anderer. »Er wartet, bis die Königin der Krone Frankreichs einen Erben geschenkt hat.«

»Scherzen wir darüber nicht, meine Herren,« sagte Porthos, »die Königin ist, gottlob! noch in einem Alter, um der Krone einen Erben zu geben.«

»Man sagt, daß Herr von Buckingham in Frankreich sei,« sagte Aramis mit einem hämischen Lächeln, das dieser so einfach scheinenden Rede eine ziemlich ärgernisvolle Bedeutung gab. »Mein Freund Aramis,« fiel Porthos ein, »diesmal habt Ihr unrecht. Eure Wut nach Witzeleien reißt Euch stets über die Grenzen; wenn Euch Herr von Tréville hörte, so käme Euch eine solche Anspielung teuer zu stehen.«

»Gebt Ihr mir da eine Lektion, Porthos?« rief Aramis, während ein Blitz durch sein sanftes Auge zuckte. »Mein Lieber, seid Musketier oder Abbé; seid das eine oder das andere, aber nicht das eine und das andere,« erwiderte Porthos. »Es hat Euch doch Athos jüngst gesagt: Ihr esset von allen Haufen. O, ich bitte, grämt Euch nicht, es wäre unnütz; Ihr wißt recht gut, worüber Ihr, Athos, und ich übereingekommen sind. Ihr gehet zu Madame d'Aiguillon und machet ihr den Hof; Ihr geht zu Frau von Bois-Tracy, der Cousine der Frau von Chevreuse, und man erzählt sich, daß Ihr bei der Dame sehr in Gunst steht. Ach, mein Gott, sagt nichts von Eurem Glücke, man fragt Euch Euer Geheimnis nicht ab, man kennt ja Eure

Verschwiegenheit. Da Ihr aber diese Tugend besitzt, so macht, zum Teufel, Gebrauch davon in bezug auf Ihre Majestät. Mit dem König und dem Kardinal beschäftige sich wer da will und wie er will, allein die Königin ist geheiligt, und wenn man von ihr spricht, so geschehe es in gutem Sinne.«

»Porthos! Ihr seid anmaßlich wie Narcissus,« entgegnete Aramis. »Ich sage Euch im voraus, und Ihr wisset bereits, daß ich die Moral hasse, außer sie kommt aus Athos' Munde. Was Euch anbelangt, mein Lieber, so habt Ihr ein viel zu hübsches Wehrgehänge, um stark zu sein. Ich werde Abbé, wenn es mir genehm ist, bis dahin bin ich Musketier, in dieser Eigenschaft sage ich, was mir beliebt, und in diesem Moment beliebt es mir zu sagen, daß Ihr mich belästigt.«

»Aramis!«

»Porthos!«

»He, meine Herren! meine Herren!« rief man rings umher. »Herr von Tréville erwartet Herrn d'Artagnan,« unterbrach sie der Lakai und öffnete die Tür des Kabinetts.

Auf diese Anmeldung, während der die Tür offen blieb, schwieg jeder, und mitten in diesem allgemeinen Schweigen schritt der junge Gascogner durch das Vorgemach und trat bei dem Kapitän der Musketiere ein, indem er sich im Herzen Glück wünschte, daß er gerade zu rechter Zeit dem Ausgang dieses wunderlichen Streites entschlüpfte.

Die Audienz.

Herr von Tréville war in diesem Moment in sehr übler Stimmung, dennoch begrüßte er artig den jungen Mann, der sich vor ihm bis zur Erde neigte, und nahm lächelnd sein Kompliment auf, da ihn die bearnische Mundart zugleich an seine Jugend und an sein Vaterland erinnerte – eine zweifache Erinnerung, die den Menschen jeden Alters zum Lächeln bringt. Indem er sich aber fast ebenso schnell dem Vorzimmer näherte und d'Artagnan mit der Hand ein Zeichen gab, als wollte er ihn um die Erlaubnis bitten, die andern abzufertigen, ehe er mit ihm anfinge, so rief er dreimal mit immer

wachsender Stimme, so daß er alle Mittelstufen vom gebieterischen bis zornmütigen Tonausdruck durchging: »Athos! Porthos! Aramis!«

Die zwei Musketiere, mit denen wir bereits Bekanntschaft gemacht und die den zwei letzten dieser drei Namen antworteten, verließen allsogleich die Gruppen, unter denen sie standen und näherten sich dem Kabinett, dessen Tür sich hinter ihnen schloß, wie sie über die Schwelle traten. Obwohl ihre Haltung nicht ganz ruhig war, so erregte sie doch durch ihre zugleich würdevolle und ehrfurchtsvolle Ungezwungenheit die Bewunderung d'Artagnans, der in diesen Männern Halbgötter und in ihrem Oberhaupt einen olympischen Zeus erblickte, der mit all seinen Blitzen bewaffnet war. Als die Musketiere eingetreten waren, als die Tür hinter ihnen zuging, als das murmelnde Getöse im Vorgemach, dem jenes Rufen zweifelsohne neue Nahrung gegeben, wieder anfing, und Herr von Tréville endlich drei- oder viermal schweigend mit gerunzelter Stirn das Kabinett der ganzen Länge nach durchmessen hatte, indem er stets an Porthos und Aramis vorüberschritt, die starr und stumm wie auf der Parade dastanden, hielt er auf einmal vor ihnen an, betrachtete sie von Kopf bis zu den Füßen mit erzürntem Blick und sagte: »Wißt ihr, was mir der König gesagt hat, und das erst gestern abends? Meine Herren, wißt ihr das?«

»Nein,« antworteten die zwei Musketiere nach einem Augenblick des Stillschweigens, »nein, gnädiger Herr, wir wissen es nicht.«

»Ich hoffe aber, Sie werden es uns gefälligst sagen,« fügte Aramis mit seinem höflichsten Ton und seiner anmutigsten Ehrfurcht hinzu. »Er hat mir gesagt, daß er künftig seine Musketiere unter der Leibwache des Kardinals rekrutieren wolle.«

»Unter der Leibwache des Kardinals, und warum das?« fragte Porthos lebhaft. »Weil er sah, daß sein saurer Wein nötig habe, durch eine Mischung guten Weines aufgefrischt zu werden.«

Die zwei Musketiere erröteten bis zum Weiß ihrer Augen. D'Artagnan wußte nicht, wo er sei, und hätte gern hundert Fuß unter der Erde sein mögen. »Ja, ja,« fuhr Herr von Tréville mit Ereiferung fort, »ja, und Seine Majestät hat recht, denn es ist auf meine Ehre wahr, daß die Musketiere eine traurige Figur bei Hofe spielen. Der Herr Kardinal erzählte gestern beim

Spiele des Königs mit einer Miene des Mitleids, die mir sehr mißfallen hat, daß vorgestern diese verdammten Musketiere, diese ›eingefleischten Teufel‹, und er legte auf diese Worte einen ironischen Ton, der mir noch mehr mißfiel; ›diese Kopfabsäbler‹, fügte er hinzu und blickte mich mit tigerartigem Auge an, sich in der Gasse Féron in einer Schenke verspätet haben, und daß eine Runde seiner Wache, ich glaube, er wollte mir unter die Nase lachen, gezwungen war, diese Ruhestörer einzuziehen. Tod und Teufel! Ihr müßt doch davon wissen! Musketiere einziehen! Ihr waret dabei, leugnet es nicht, man hat euch erkannt, und der Kardinal hat euch namentlich angeführt. Es ist freilich meine Schuld, ja, meine Schuld ist's, weil ich meine Leute auswähle. Nun, zum Teufel, Aramis, warum habt Ihr mich denn um den Kriegerrock gebeten, da Ihr Euch in der Soutane so gut ausgenommen hättet? Dann Ihr, Porthos! habt Ihr nur deshalb ein so schönes goldenes Wehrgehänge, um einen Degen von Stroh daran zu hängen? Und Athos, ich sehe Athos nicht, wo ist er?« – »Gnädiger Herr,« entgegnete Aramis traurig, »er ist krank, schwer krank.«

»Krank, schwer krank, sagt Ihr, und was fehlt ihm?«

»Man befürchtet bei ihm die Pocken, o Herr,« antwortete Porthos, der gleichfalls ein Wort einmengen wollte, »und das wäre sehr verdrießlich, denn es würde ganz sicher sein Gesicht verunstalten.«

»Pocken! – Das ist wieder eine glorwürdige Geschichte, die Ihr da erzählt, Porthos; in seinem Alter krank an den Pocken! Nein, aber gewiß verwundet, vielleicht getötet. Ha, wenn ich das wüßte! Donnerwetter! Ihr Herren Musketiere, ich dulde es nicht, daß man so in schlechten Orten herumstreift, auf der Straße Zank anfängt und überall gleich den Degen zieht. Kurz, ich will es nicht, daß man der Leibwache des Herrn Kardinals Stoff zum Lachen gibt, denn es sind wackere, ruhige und geschickte Leute, die nie in den Fall kommen, eingezogen zu werden, und die sich auch nicht würden verhaften lassen, dessen bin ich versichert. Sie stürben lieber auf dem Platz, als daß sie einen Schritt zurückwichen. Sich wehren, fliehen, davonschleichen, ha! das ist gut für die Musketiere des Königs!«

Porthos und Aramis knirschten vor Wut. Sie hätten gern Herrn von Tréville erwürgt, wäre es ihnen nicht bewußt gewesen, daß es seine große Liebe für sie war, die ihn so zu reden bewog. Sie stampften auf den Boden, bissen

sich die Lippen blutig und zerquetschten fast das Stichblatt ihres Degens. Wie schon gesagt, hörte man außen: Athos, Porthos und Aramis rufen, und man erriet es an dem Tone der Stimme des Herrn von Tréville, daß er ganz in Zorn entbrannt war. Zehn vorwitzige Köpfe lehnten sich an die Tapeten und erblaßten vor Ärger, denn ihre fest an die Tür gepreßten Ohren verloren nicht eine Silbe von dem, was da gesprochen wurde, während ihr Mund den Anwesenden im Vorgemach alle die beleidigenden Worte des Kapitäns wiederholte. Im Augenblick war das ganze Hotel in Aufregung vor der Tür des Kabinetts bis hinab zum Straßentor. »Ha, die Musketiere des Königs lassen sich einfangen von den Garden des Herrn Kardinals!« fuhr Herr von Tréville fort, im Innern ebenso wütend wie seine Soldaten, doch stieß er seine Worte ab und bohrte eines nach dem andern wie ebenso viele Dolchstiche in die Brust seiner Zuhörer. »Ha, sechs Garden Seiner Eminenz verhaften sechs Musketiere des Königs! Tod und Hölle! mein Entschluß steht fest. Ich gehe augenblicklich nach dem Louvre, ich verlange meine Entlassung als Kapitän des Königs und bitte um eine Leutnantsstelle bei der Leibwache des Kardinals, und wenn er sie mir verweigert. Blitz und Wetter! so werde ich Abbé!«

Auf diese Worte kam es außen vom Gemurmel zum lauten Ausbruch; man hörte überall nichts als Flüche und Verwünschungen. Die Luft erschallte immer lauter von: Tod und Teufel! von Mordelement! und Donnerwetter! D'Artagnan sah sich nach einer Tapete um, hinter die er sich versteckte, und hatte große Lust, sich unter den Tisch zu kauern. »Ganz richtig, mein Kapitän,« sprach Porthos, »wir waren sechs gegen sechs, doch wurden wir verräterisch festgenommen, und ehe wir noch Zeit hatten, unsere Degen zu ziehen, sind zwei von uns tot niedergefallen und Athos war schwer verwundet und taugte auch nichts mehr. Sie kennen ja Athos, und, Kapitän, er versuchte, zweimal aufzustehen und stürzte zweimal zusammen. Wir haben uns aber nicht ergeben, nein, man hat uns gewaltsam fortgezerrt. Auf dem Wege machten wir uns davon. Was Athos betrifft, so hielt man ihn für tot, ließ ihn ruhig auf dem Kampfplatze liegen, und fand es nicht der Mühe wert, ihn fortzutragen. So ist die Geschichte. Was Teufel, Kapitän, man gewinnt nicht alle Schlachten. Der große Pompejus hat die von Pharsalus verloren, und Franz I., den ich als einen tüchtigen Krieger rühmen hörte, verlor doch die bei Pavia.«

»Und ich gebe mir die Ehre, zu versichern, daß ich einen mit seinem eigenen Degen durchbohrte,« sagte Aramis, »denn der meinige zerbrach bei dem ersten Streiche. Getötet oder erdolcht, mein Herr, wie es beliebt.«

»Das wußte ich nicht,« versetzte Herr von Tréville in einem etwas milderen Tone. »Der Herr Kardinal hat übertrieben, wie ich sehe.«

»Um Vergebung, mein Herr,« fuhr Aramis fort, der, als er den Kapitän beruhigter sah, eine Bitte vorzubringen wagte, »sagen Sie nicht, daß Athos verwundet sei; er geriete in Verzweiflung, wenn das zu den Ohren des Königs käme, und da die Verwundung sehr schwer ist, indem der Stich von der Schulter in die Brust eindrang, so stände zu befürchten –«

In diesem Moment erhob sich der Türvorhang und ein edler, schöner, doch schrecklich blasser Kopf kam zum Vorschein. »Athos!« riefen die zwei Musketiere. »Athos!« wiederholte Herr von Tréville. »Mein Herr,« sprach Athos, »Sie verlangten nach mir,« er sagte das mit einer zwar schwachen, doch ganz ruhigen Stimme und fuhr fort: »Sie verlangten nach mir, wie mir meine Kameraden meldeten, und ich beeile mich Ihrem Befehl nachzukommen. Hier bin ich, gnädiger Herr, was wünschen Sie?«

Bei diesen Worten trat der Musketier festen Schrittes in guter Haltung und gegürtet wie immer in das Kabinett. Herr von Tréville war über diesen Beweis von Mut gerührt und schritt ihm lebhaft entgegen. »Ich habe soeben diesen Herren gesagt,« sprach er, »daß ich es meinen Musketieren verbiete, ihr Leben ohne Not in die Schanze zu schlagen, denn wackere Leute sind dem König sehr wertvoll, und der König weiß es, daß seine Musketiere die wackersten Männer auf Gottes Erdboden sind. Eure Hand, Athos!«

Und ohne daß Herr von Tréville auf diesen Beweis von Zuneigung eine Antwort von dem neuen Ankömmling erwartete, faßte er seine Rechte und drückte sie mit Innigkeit, ohne dabei zu bemerken, daß Athos, wie groß auch seine Selbstbeherrschung war, eine Bewegung des Schmerzes nicht unterdrücken konnte und noch blässer wurde, was man für unmöglich gehalten hätte. Die Tür war halb offen geblieben, so viel Aufsehen erregte Athos' Ankunft, dessen Verwundung, so geheim sie auch gehalten wurde, doch allen bekannt war. Ein Jubelschrei war das Echo der letzten Worte des Kapitäns, und einige Köpfe zeigten sich , von Entzücken hingerissen, an

den Öffnungen der Tapeten. Herr von Tréville wollte zweifelsohne mit lebhaften Worten diesen Eingriff in die Gesetze der Schicklichkeit zurückweisen, aber da empfand er, daß sich Athos' Hand in der seinigen krampfhaft zusammenzog, und bemerkte, daß derselbe, indem er ihn stier anblickte, nahe daran sei, ohnmächtig zu werden. In diesem Moment stürzte Athos, der all seine Kräfte zusammengerafft hatte und doch endlich überwältigt ward, wie tot zur Erde. »Einen Wundarzt!« rief Herr von Tréville. »Den meinigen, den des Königs, den besten! Einen Wundarzt, oder bei Gott! mein wackerer Athos ist verloren.«

Auf das Rufen des Herrn von Tréville stürzte alles in sein Kabinett, ohne daß er daran dachte, gegen irgend jemand seine Tür zu schließen, und alle drängten sich um den Verwundeten. Doch wäre diese Dringlichkeit nutzlos gewesen, hätte sich der verlangte Arzt nicht in dem Hotel selber gefunden; dieser arbeitete sich durch das Gewühl und näherte sich Athos, der noch immer ohnmächtig war, und da ihn das Getöse und Gedränge in seiner Tätigkeit störten, so verlangte er zuvörderst und umgänglich, daß man den Musketier in ein Nebenzimmer trage. Herr von Tréville öffnete allsogleich eine Tür und zeigte Porthos und Aramis, die ihren Gefährten auf die Arme nahmen, den Weg. Somit war das Kabinett des Herrn von Tréville, dieser so geachtete Ort, ein zweites Vorgemach geworden. Jedermann schwätzte, sprach, deklamierte, fluchte und verwünschte die Leibwachen des Kardinals. Ein Weilchen darauf kehrten Porthos und Aramis zurück, der Chirurg und Herr von Tréville blieben allein bei dem Verwundeten. Endlich kehrte auch Herr von Tréville zurück. Der Verwundete erlangte das Bewußtsein wieder, und der Wundarzt erklärte, der Zustand des Kranken dürfe seine Freunde ganz und gar nicht beängstigen, denn seine Schwäche sei nur eine Folge des Blutverlustes. Herr von Tréville winkte nun mit der Hand und alles zog sich zurück, d'Artagnan ausgenommen, der es ja nicht vergaß, daß er Audienz hatte und mit der Hartnäckigkeit eines Gascogners an derselben Stelle verblieb. Als alle fortgegangen waren und die Tür wieder geschlossen wurde, wandte sich Herr von Tréville um und sah sich allein mit dem jungen Manne.

»Um Vergebung,« sprach er lächelnd, »um Vergebung, mein lieber Landsmann! ich habe ganz auf Sie vergessen. Was wünschen Sie? Ein Kapitän ist ein Familienvater, der eine größere Verantwortlichkeit hat als

ein gewöhnlicher Familienvater. Die Soldaten sind große Kinder; aber da ich darauf sehe, daß man die Befehle des Königs und zumal die des Kardinals vollziehe...« D'Artagnan konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. Herr von Tréville urteilte aus diesem Lächeln, daß er es mit keinem Schwachkopf zu tun habe, und indem er gerade auf die Sache losging, änderte er das Gespräch und sagte: »Mein Herr! ich hatte Ihren Vater recht lieb. Was vermag ich für seinen Sohn zu tun? Reden Sie schnell, meine Zeit gehört nicht mir.«

»Mein Herr!« entgegnete d'Artagnan, »als ich Tarbes verließ und hierher reiste, war meine Absicht, Sie im Vertrauen auf diese Freundschaft, die Ihnen nicht aus dem Gedächtnis geschwunden ist, um die Uniform eines Musketiers zu bitten. Aber nach allem dem, was ich seit zwei Stunden gesehen, ist es mir einleuchtend, daß eine solche Gunst ungeheuer wäre, und mir bangt, ob ich sie verdienen könne.«

»Es ist allerdings eine Gunst, junger Mann!« erwiderte Herr von Tréville, »doch kann sie nicht so hoch über Ihnen stehen, wie Sie glauben, oder zu glauben Miene machen. Für diesen Fall hat indes eine Entscheidung Seiner Majestät Sorge getragen, und ich sage Ihnen mit Leidwesen, daß niemand unter die Musketiere aufgenommen wird ohne vorausgehende Probe von einigen Feldzügen, gewissen Auszeichnungen oder einem zweijährigen Dienst in einem andern Regiment, das weniger begünstigt ist als das unsrige.« D'Artagnan verneigte sich, ohne zu antworten. In ihm stieg das Verlangen nach der Musketieruniform, seit er bemerkte, daß man zu ihrer Erlangung so große Schwierigkeiten überwinden müsse. Tréville heftete auf seinen Landsmann einen so durchdringenden Blick, daß man glauben konnte, er wolle in den Grund seines Herzens schauen, und fuhr fort: »Aber aus Rücksicht für Ihren Vater, meinen alten Landsmann, wie ich schon sagte, will ich etwas für Sie tun. Unsere Söhne von Bearn sind gewöhnlich nicht reich, und ich zweifle, daß sich die Sache verändert hat, seit ich die Provinz verlassen habe. Nicht wahr, Sie haben zum Leben nicht viel Geld mitgebracht?« D'Artagnan erhob sich mit einer stolzen Miene, die sagen wollte, daß er von niemand ein Almosen verlange. »Das ist gut, junger Mann, das ist gut,« sagte Tréville; »ich kenne diese Miene, ich bin nach Paris gekommen mit vier Talern in der Tasche und hätte mich mit jedem geschlagen, der mir gesagt hätte, ich wäre nicht im stande, den Louvre zu

kaufen.« D'Artagnan richtete sich noch mehr empor; nach dem Verkauf eines Pferdes betrat er seine Laufbahn mit vier Talern mehr, als Herr von Tréville die seinige begonnen hatte. »Es ist also vonnöten, wie ich gesagt habe, daß Sie die Summe, die Sie besitzen, aufbewahren, wie bedeutend sie auch sein möge. Sie haben auch vonnöten, sich in den Übungen zu vervollkommnen, die einem Edelmann gebühren. Ich will heute dem Direktor der königlichen Akademie schreiben, und man wird Sie morgen schon ohne Geldeinlage aufnehmen. Weisen Sie dieses kleine Geschenk nicht zurück. Unsere Edelleute von bester Abkunft und mit großem Reichtum bewerben sich öfter um diese Gunst und können sie doch nicht erlangen. Sie werden dort reiten, fechten und tanzen lernen; Sie werden sich dort gute Kenntnisse zu eigen machen, und von Zeit zu Zeit kommen Sie zu mir, um nur zu sagen, wie weit Sie vorgerückt sind, und ob ich weiter etwas für Sie tun könne.«

Obwohl d'Artagnan mit den Sitten des Hofes unbekannt war, so empfand er doch die Kälte dieses Empfanges und sagte: »Ach, mein Herr, ich sehe, wie sehr mir heute der Empfehlungsbrief fehlt, den mir mein Vater mitgegeben hat.«

»Ich verwundere mich in der Tat,« sagte Herr von Tréville, »daß Sie eine so weite Reise unternahmen ohne dieses notwendige Viatikum, unsere einzige Hilfsquelle.«

»Gott sei Dank, ich hatte es bei bei mir in bester Form,« entgegnete d'Artagnan, »doch es ist mir entwendet worden.« Darauf erzählte er den ganzen Vorfall in Meung, beschrieb den unbekannten Edelmann in allen Einzelheiten, und das alles mit einer Wärme und Wahrheit, daß Herr von Tréville entzückt war. »Das ist seltsam,« rief der letztere gedankenvoll; »Sie haben also ganz laut von mir gesprochen?«

»Ja, mein Herr, und damit zweifelsohne eine Unbesonnenheit begangen: jedoch ein Name wie der Ihrige mußte mir auf der Reise als Schild dienen. Sie können denken, daß ich mich öfter in diesen Schutz begab.« Damals war die Schmeichelei sehr im Schwunge, und Herr von Tréville liebte den Weihrauch wie ein König oder ein Kardinal. Er konnte also nicht umhin, selbstgefällig zu lächeln, doch verschwand dieses Lächeln sogleich wieder, und indem er selbst auf das Ereignis in Meung zurückkam, fuhr er fort:

»Sagen Sie mir, hatte dieser Edelmann nicht eine leichte Narbe an der Wange?«

»Ja, wie sie das Streifen einer Kugel machen würde.«

»War er nicht ein Mann von schöner Gesichtsbildung?«

»Ja.«

»Von hohem Wuchse?«

»Ja.«

»Blaß im Gesicht und mit braunen Haaren?«

»Ja, ja, so ist es. Wie kommt es, mein Herr, daß Sie diesen Menschen kennen? Ha, wenn ich ihn wieder treffe, und ich werde ihn wieder antreffen, so schwöre ich's, und wäre es in der Hölle...«

»Er erwartete eine Dame?« fragte Tréville weiter. »Er ist wenigstens abgereist, nachdem er einen Augenblick mit derjenigen, die er erwartet, gesprochen hatte.«

»Wissen Sie nichts von dem Inhalt ihres Gespräches?«

»Er händigte ihr ein Kästchen ein und sagte, dasselbe enthalte ihre Weisung, doch dürfte sie es erst in London aufschließen.«

»War diese Frau eine Engländerin?«

»Er nannte sie Mylady.«

»Er ist es,« murmelte Tréville, »er ist es; und ich dachte, daß er noch in Brüssel wäre.«

»O mein Herr, wenn Sie wissen, wer dieser Mann war,« rief d'Artagnan, »so sagen Sie mir, wer – und wo ist er? Dann entbinde ich Sie von allem, sogar von der Zusage, mich unter die Musketiere aufzunehmen, denn vor allem will ich mich rächen.«

»Junger Mann,« erwiderte Tréville, »seien Sie wohl auf Ihrer Hut, sehen Sie ihn auf der einen Seite der Straße herankommen, so treten Sie auf die andere, und stoßen Sie nicht an einen solchen Felsen, denn er würde Sie wie Glas zersplittern.«

»Das hält mich nicht ab,« sagte d'Artagnan, »wenn ich ihn wiederfinde...«

»Wenn ich Ihnen einen Rat geben soll,« versetzte Herr von Tréville, »so suchen Sie ihn nicht auf. Mein Freund!« sprach er laut und gelassen, »da ich die Geschichte mit dem verlorenen Brief für wahr halte, so will ich Sie, um die Kälte wieder gutzumachen, die Sie anfangs beim Empfang gefühlt haben mögen, als den Sohn meines alten Freundes mit den Geheimnissen unserer Politik bekannt machen. Der König und der Kardinal sind die besten Freunde; ihre scheinbaren Streitigkeiten sollen nur die Schwachsinnigen beirren. Ich will es nicht, daß ein Landsmann, ein hübscher Edelmann, wackerer Junker, von diesen Verführern betört werde und wie ein Schwachkopf in das Netz falle, worin so viele schon zu Grunde gegangen sind. Bedenken Sie recht wohl, daß ich diesen zwei allgewaltigen Herren ergeben bin, und daß meine ernstlichen Schritte keinen andern Zielpunkt haben, als dem König und dem Kardinal, diesem erhabensten Geiste, zu dienen, den Frankreich je gehabt hat; Sie mögen sich nun danach richten, junger Mann, und wenn Sie, ob wegen Ihrer Familie, ob wegen Ihrer freundschaftlichen Verhältnisse, oder aus Instinkt, einen Groll wider den Kardinal nähren, wie er sich denn so oftmals bei unsern Edelleuten äußert, so sagen Sie uns Lebewohl, und trennen Sie sich von uns. Ich werde Ihnen in tausendfachen Dingen behilflich sein, doch gestatte ich Ihnen keine engere Verbindung mit meiner Person. In jedem Falle hoffe ich durch meine Offenheit Ihre Freundschaft zu gewinnen, denn bis zu dieser Stunde sind Sie der einzige junge Mann, mit dem ich eine solche Sprache führte.« Bei sich selbst sprach Tréville so: »Hat der Kardinal wirklich diesen jungen Fuchs zu mir geschickt, so wird er, da er wohl weiß, wie sehr ich ihn hasse, nicht unterlassen haben, seinem Spion zu sagen, das beste Mittel, mir den Hof zu machen, wäre, über ihn das Schlimmste zu reden; und der schlaue Gevatter wird mir auch trotz meiner Versicherungen antworten, daß ihm Seine Eminenz verhaßt sei.« Es kam aber anders, als es Tréville erwartet hatte, denn d'Artagnan antwortete ganz einfach: »Mein Herr, ich komme mit ganz ähnlichen Gesinnungen nach Paris. Mein Vater hat es mir ans Herz

gelegt, daß ich von niemandem etwas erdulde, als von dem König, von dem Kardinal und von Ihnen, die er für die drei Ersten in Frankreich hält.«

Wie man bemerkt, so hatte d'Artagnan den beiden andern noch Herrn von Tréville beigefügt, allein er dachte, daß dieser Zusatz nicht schaden könne. »Ich hege somit die höchste Verehrung für den Herrn Kardinal,« fuhr er fort, »und die größte Hochachtung für seine Handlungen. Es ist nun um so besser für mich, wenn Sie, wie Sie sagen, freimütig mit mir reden, denn Sie werden mir die Ehre erzeigen, diese Geschmacksähnlichkeit zu schätzen; haben Sie jedoch irgend einen sehr natürlichen Argwohn gefaßt, so fühle ich, daß es mein Verderben ist, wenn ich die Wahrheit spreche; das wäre um so schlimmer, wenn ich dadurch Ihre Achtung verlöre, die mir über alles in der Welt gilt.«

Herr von Tréville war über diesen letzten Punkt überrascht. So viel Scharfsinn und Freimütigkeit gewannen seine Bewunderung, hoben aber doch nicht jeden Zweifel auf; je mehr dieser junge Mann die andern jungen Leute übertraf, um so mehr war er zu fürchten, wenn er sich in ihm täuschte. Nichtsdestoweniger drückte er d'Artagnan die Hand und sprach: »Sie sind ein ehrbarer Junker, doch kann ich in diesem Moment nicht mehr für Sie tun, als ich eben angeboten habe. Mein Hotel steht Ihnen jederzeit offen. Indem Sie mich nun zu jeder Stunde besuchen und jede Gelegenheit benützen können, so werden Sie später wahrscheinlich erlangen, was Sie zu erlangen wünschten.«

»Das will sagen,« entgegnete d'Artagnan, »Sie werden so lange warten, bis ich mich würdig gemacht habe. »Wohlan,« fügte er mit der Vertraulichkeit eines Gascogners hinzu, »seien Sie ganz ruhig. Sie werden nicht lange zu warten brauchen.« Er verneigte sich, um fortzugehen, als ob das übrige nur ihn anginge. »So warten Sie nur,« antwortete Herr von Tréville, ihn zurückhaltend, »ich habe Ihnen ja einen Brief an den Direktor der Akademie angeboten. Sind Sie zu stolz, um ihn anzunehmen, mein junger Edelmann?«

»Nein, mein Herr,« sagte d'Artagnan, »ich bürge Ihnen, mit diesem Briefe soll es nicht so gehen wie mit dem andern. Ich schwöre es Ihnen; ich will ihn so gut bewahren, daß er an sein Ziel gelangt, und wehe dem, der es versuchen wollte, mir ihn wegzunehmen.« Herr von Tréville lächelte zu

dieser Prahlerei, und während er seinen jungen Landsmann an der Fensterbrüstung zurückließ, wo sie standen und sprachen, setzte er sich an den Tisch und schrieb den versprochenen Empfehlungsbrief. Da mittlerweile d'Artagnan nichts besseres zu tun hatte, so schlug er einen Marsch an den Fensterscheiben, besah sich die Musketiere, von denen einer nach dem andern wegging, und folgte ihnen mit dem Blicke, bis sie an der Wendung der Straße verschwanden.

Nachdem Herr von Tréville den Brief vollendet hatte, siegelte er ihn, stand auf und trat zu dem jungen Mann, um ihn demselben zu übergeben; aber in dem Augenblick, als d'Artagnan die Hand ausstreckte, um ihn zu nehmen, war Herr von Tréville höchst erstaunt, als er sah, wie sein Schützling aufsprang, vor Zorn erglühte und mit den Worten aus dem Kabinett stürzte: »Donner und Wetter! Diesmal soll er mir nicht entschlüpfen.«

»Wer denn?«, fragte Herr von Tréville. »Er, mein Dieb!« rief d'Artagnan. »Ha, der Verräter!« Und er verschwand. »Ein Teufelsnarr!« murmelte Herr von Tréville. »Indes,« fügte er hinzu, »wenn nur das nicht eine schlaue Manier zu entwischen ist, indem er sah, daß sein Stoß fehlging.«

Die Schulter des Athos, das Wehrgehänge des Porthos und das Sacktuch des Arimas.

D'Artagnan hatte in seiner Wut mit drei Sätzen das Vorgemach durchmessen und eilte der Treppe zu, über die er je zu vier Stufen hinabstürzen wollte, als er im brausenden Lauf einem Musketier, der durch eine Seitentür von Herrn von Tréville kam, so gewaltsam an die Schulter stieß, daß dieser einen Schrei oder vielmehr ein Gebrüll ausstieß. »Ich bitte um Entschuldigung,« rief d'Artagnan, der seinen Lauf fortsetzen wollte, »ich bitte um Entschuldigung, aber ich habe es eilig.«

Er war kaum die erste Treppe hinabgestiegen, als ihn eine eiserne Faust an der Schärpe packte und festhielt. »Ihr habt es eilig,« rief der Musketier, blaß wie Kreide, »unter dem Vorwand stoßt Ihr mich; Ihr sagt: Ich bitte um Entschuldigung, und glaubt, daß dies schon hinreiche. Nicht so ganz, mein junger Mann! Ihr glaubt wohl, weil Ihr heute Herrn von Tréville ein wenig

hochtönig mit uns sprechen hörtet, so könne man uns so behandeln, wie er mit uns spricht! Enttäuscht Euch, Kamerad! Ihr seid nicht Herr von Tréville.«

»Meiner Treu,« entgegnete d'Artagnan, der Athos erkannte, der wieder nach seiner Wohnung zurückkehrte, nachdem ihm der Arzt den Verband angelegt hatte, »meiner Treu, ich hab es nicht absichtlich getan, und da ich es nicht absichtlich getan habe, so sagte ich auch: Ich bitte um Entschuldigung. Mich dünkt, daß es genug war. Indes wiederhole ich Euch, daß ich auf Ehre Eile habe, große Eile. Laßt mich also los, ich bitte Euch, laßt mich dorthin, wo ich zu tun habe.«

»Mein Herr,« versetzte Athos, ihn loslassend, »Ihr seid nicht höflich. Man sieht es, daß Ihr aus der Fremde kommt.« D'Artagnan hatte bereits drei oder vier Stufen hinter sich, allein bei der Bemerkung des Athos hielt er an und rief: »Potz Wetter, mein Herr, wie weit ich auch herkommen mag, so sage ich Euch doch, Ihr werdet mir keinen Unterricht in feinen Manieren geben.«

»Vielleicht doch,« erwiderte Athos. »Ha, wenn ich es nicht so eilig hätte,« rief d'Artagnan, »wenn ich nicht jemandem nachlaufen müßte...«

»Mein eilfertiger Herr, hört, mich werdet Ihr finden, ohne mir nachlaufen zu müssen.«

»Wo das, wenn Ihr wollt.«

»Bei den Karmeliter-Barfüßern.«

»Um welche Stunde?«

»Gegen Mittag.«

»Gegen Mittag – wohl, ich werde dort sein.«

»Sorgt nur, daß ich nicht zu lange warten darf, denn ich sage Euch, ein Viertel nach zwölf Uhr laufe ich Euch nach und werde Euch dann im Laufe die Ohren abschneiden.«

»Gut,« rief ihm d'Artagnan zu, »man wird zehn Minuten vor zwölf Uhr dort sein.«

Er setzte sich abermals in Lauf, als ob ihn der Teufel fortführte, in der Hoffnung, seinen Unbekannten noch zu finden, der sich bei seinem ruhigen Schritt noch nicht weit entfernt haben konnte. Aber am Straßentor besprach sich Porthos mit einem Soldaten der Wache. Zwischen diesen Sprechenden war gerade Raum für einen Mann. D'Artagnan glaubte, dieser Raum sei für ihn groß genug und stürzte vor, um wie ein Pfeil zwischen beiden durchzufliegen. Doch d'Artagnan rechnete nicht auf den Wind. Als er eben hindurchzudringen versuchte, fing sich der Wind in dem langen Mantel des Porthos und d'Artagnan fuhr gerade in den Mantel. Zweifelsohne hatte Porthos Ursache, diesen wesentlichen Teil seiner Kleidung nicht aufzugeben, denn anstatt das Blatt, das er hielt, loszulassen, zog er es an sich, so zwar, daß sich d'Artagnan in den Samt einwickelte vermöge der umdrehenden Bewegung, die sich durch den Widerstand des Porthos wohl erklären läßt. Als d'Artagnan den Musketier fluchen hörte, wollte er unter dem Mantel hervordringen, der ihn blendete, und suchte seinen Ausgang in den Falten. Er fürchtete insbesondere, den Glanz des uns bekannten prachtvollen Wehrgehänges beeinträchtigt zu haben; als er aber scheu die Augen aufschlug, zeigte es sich, daß er sich mit der Nase zwischen den Schultern des Porthos, das heißt gerade auf dem Wehrgehänge befand. Ach, wie die meisten Dinge in der Welt, die für sich nur den Schein haben, so war auch dieses Wehrgehänge vorn von Gold und rückwärts einfache Büffelhaut. Da Porthos, der Glanzsüchtige, kein Wehrgehänge von Gold haben konnte, so hatte er mindestens die Hälfte von Gold, und somit erklärt sich die Notwendigkeit des Schnupfens und das Bedürfnis eines Mantels.

»Blitz und Donnerschlag,« rief Porthos, indem er sich mit aller Anstrengung von d'Artagnan loszumachen suchte, der an seinem Rücken herumgrappelte, »seid Ihr den wahnwitzig, daß Ihr die Leute so anfallt?«

»Ich bitte um Entschuldigung,« sagte d'Artagnan, indem er unter der Schulter des Riesen zum Vorschein kam, »allein ich habe es eilig, ich laufe jemandem nach, und ...«

»Vergeßt Ihr denn Eure Augen, wenn Ihr jemandem nachlauft?« fragte Porthos. »Nein,« entgegnete d'Artagnan gereizt, »nein, ich danke es sogar

meinen Augen, daß ich das sehe, was andere nicht sehen.« Ob ihn nun Porthos verstanden oder nicht verstanden hatte, er überließ sich einmal seinem Zorn und rief: »Mein Herr, ich sage Euch im voraus, man wird Euch striegeln, wenn Ihr Euch so an den Musketieren reibt.«

»Striegeln, mein Herr!« versetzte d'Artagnan, »das ist ein hartes Wort, Es ist das eines Mannes, der seinem Feinde ins Gesicht zu schauen pflegt.«

»Ha, bei Gott, ich weiß wohl, daß Ihr dem Eurigen nicht den Rücken zuwendet.« Der junge Mann war entzückt über seine Schelmerei, und entfernte sich, aus vollem Halse lachend. Porthos schäumte vor Wut und machte eine Bewegung, um sich auf d'Artagnan zu stürzen. »Später, später,« rief ihm dieser zu, »wenn Ihr nicht mehr Euren Mantel habt.«

»Also um ein Uhr – hinter dem Palast Luxembourg.«

»Ganz wohl, um ein Uhr,« entgegnete d'Artagnan, und wendete sich, um die Ecke der Straße.

Er sah aber niemanden in der Gasse, die er durchlaufen hatte, und auch in jener nicht, die er mit seinen Blicken durchlief. Wie langsam auch der Unbekannte gegangen war, so hatte er doch einen Vorsprung gewonnen, vielleicht war er auch in ein Haus getreten. D'Artagnan erkundigte sich nach ihm bei allen, die ihm begegneten, stieg hinab bis zur Überfahrt des Flusses, und kehrte zurück durch die Gasse Seine und Croix-Rouge. Doch sah er nichts, durchaus nichts. Indes war dieser Lauf für ihn soweit vorteilhaft, daß sich sein Herz in dem Maße abkühlte, als Schweiß von seiner Stirn träufelte. Er schickte, sich nun an über die Vorfälle nachzudenken, die ihm zustießen, sie waren zahlreich und unheilvoll; es war kaum elf Uhr früh, und schon setzte er sich in Ungunst bei Herrn von Tréville, der es notwendig ein bißchen hochfahrend finden mußte, daß er ihn auf solche Weise verlassen hatte. Außerdem hatte er zwei hübsche Duelle mit zwei Männern angezettelt, wovon jeder fähig war, drei d'Artagnans zu töten; mit zwei Musketieren, das heißt mit zwei solchen Wesen, die er so hoch achtete, daß er sie in seinen Gedanken, wie in seinem Herzen, über alle andern Menschen setzte. Diese Lage der Dinge war traurig. Bei sich versichert, daß ihn Athos töten werde, kümmerte er sich nicht viel mehr um Porthos, wie sich wohl begreifen läßt. Da indes die

Hoffnung das Letzte ist, was im Herzen des Menschen erlischt, so nährte er wirklich noch Hoffnung, er könnte diese zwei Duelle, wenn auch mit schrecklichen Wunden, noch überleben, und für den Fall des Überlebens richtete er an sich für die Zukunft die folgenden Rügen: »Wie hirnlos und albern bin ich doch! Dieser wackere und unglückliche Athos ist gerade an der Schulter verwundet, an die ich wie ein Stier mit dem Kopf anstoße. Ich staune nur darüber, daß er mich nicht in den Staub bohrte; er hatte dazu das Recht, und der Schmerz, den ich ihm verursachte, muß grimmig gewesen sein. Was Porthos betrifft – nun, bei Porthos, meiner Treu, ist's noch drolliger.« Hier fing der junge Mann unwillkürlich zu lachen an, blickte aber ringsum, ob dieses grundlose Lachen von keinem Auge bemerkt werde und keinen Vorübergehenden beleidigen könnte. »Was Porthos betrifft, so ist's noch drolliger; darum bin ich aber um nichts weniger ein elender Tölpel. Wirft man sich denn so auf die Leute, ohne zu rufen: »Acht gegeben!« und blickt man ihnen unter den Mantel, um zu sehen, was nicht dahinter ist? Er hätte mir sicherlich verziehen, wäre ich nicht so albern gewesen, von dem Wehrgehänge zu sprechen, wenn auch verblümt, ja hübsch verblümt. Ha, was bin ich für ein verdammter Gascogner, ich würde noch im Backofen Witze machen. Auf, mein Freund d'Artagnan!« fuhr er fort, indem er zu sich selbst mit aller Gefälligkeit sprach, die er sich schuldig zu sein glaubte, »wenn du gut wegkommst, was gar nicht wahrscheinlich ist, so heißt es in Zukunft ganz artig sein. Man muß dich künftig bewundern, man muß dich als Muster aufstellen. Zuvorkommend und artig sein, heißt nicht feige sein. Man blicke nur Aramis an. Aramis ist die Sanftmut, die Holdseligkeit selber. Niemandem fiel es noch ein zu sagen, Aramis sei ein Feigling. Nein, wahrlich nicht, und künftig will ich mich in allem nach ihm richten. Ach, da ist, er ja!«

D'Artagnan, der im Gehen mit sich selber sprach, war bis auf einige Schritte zum Hotel d'Aiguillon gekommen, und vor diesem Hotel bemerkte er Aramis, der sich eben mit drei Edelleuten des Königs fröhlich unterredete. Auch Aramis bemerkte d'Artagnan, da er sich aber erinnerte, daß sich Herr von Tréville diesen Morgen in seiner Anwesenheit etwas derb ausgedrückt hatte, und ihm ein Zeuge der den Musketieren gemachten Vorwürfe keinesfalls angenehm war, so tat er, als ob er ihn gar nicht bemerkte. D'Artagnan hingegen, der ganz mit seinen Aussöhnungs- und Artigkeitsplänen beschäftigt war, näherte sich den vier jungen Männern,

und begleitete seine tiefe Begrüßung mit einem anmutigen Lächeln. Aramis nickte leicht mit dem Kopf, ohne zu lächeln. Alle Vier unterbrachen augenblicklich ihre Unterredung. D'Artagnan war nicht so blöd, um nicht zu begreifen, daß er hier zu viel war, allein er hatte in den Manieren der schönen Welt noch zu wenig Erfahrung, um sich gewandt aus einer schwierigen Lage zu ziehen. Er suchte nun in sich selbst ein Mittel auf, den Rückzug so wenig linkisch zu machen als möglich; da sah er aber, daß Aramis ein Sacktuch entfallen war, auf das er zweifelsohne aus Unvorsichtigkeit seinen Fuß gesetzt hatte; eben das dünkte ihn ein günstiger Augenblick, seine Ungeschicklichkeit wieder gutzumachen; er bückte sich, zog mit der anmutigsten Miene, die er sich nur geben konnte, das Sacktuch unter dem Fuße des Musketiers hervor, welche Mühe sich auch dieser gab, es zurückzuhalten, und sagte, indem er ihm dasselbe zustellte: »Ich glaube, mein Herr, daß es Euch leid täte, dieses Sacktuch zu verlieren.« Das Sacktuch war in der Tat reich gestickt, und hatte in einer seiner Ecken eine Krone und ein Wappen. Aramis errötete über die Maßen, er nahm, ja, er riß vielmehr das Taschentuch aus den Händen des Gascogners. »Ha, ha!« rief einer von den Umstehenden, »wirst du jetzt noch sagen, Aramis, daß du übel stehst mit Frau von Bois-Tracy, indem diese holdselige Dame so gefällig ist, dir ihre Taschentücher zu borgen?« Aramis schleuderte auf d'Artagnan einen jener Blicke, die einem Menschen begreiflich machen, daß er sich einen Todfeind zugezogen hat; doch nahm er seine süße Miene wieder an und sagte: »Meine Herren, ihr irrt Euch, dieses Sacktuch gehört nicht mir, und ich weiß nicht, wie es diesem Menschen da einfiel, es eher mir als einem von Euch zu geben; denn der Beweis davon ist, daß ich das meinige im Sacke habe.« Bei diesen Worten zog er sein eigenes Taschentuch hervor, das gleichfalls sehr zierlich und von feinem Batist war, der damals hoch im Preise stand; doch war es ohne Wappen, ohne Stickerei und nur mit einem einzigen Buchstaben, mit dem seines Eigentümers, gemerkt. Diesmal sprach d'Artagnan keine Silbe, er hatte seinen Mißgriff erkannt; allein die Freunde des Aramis gaben sich durch dessen Leugnen nicht zur Ruhe, und einer von ihnen wandte sich zu dem jungen Musketier mit geheucheltem Ernst und sagte: »Wenn das so wäre, wie du vorgibst, so wäre ich gezwungen, lieber Aramis, es von dir zurückzuverlangen, denn wie du weißt, so ist Bois-Tracy einer meiner wärmsten Freunde, und so will ich nicht, daß man aus den Effekten seiner Frau Trophäen mache.«

»Du bringst dein Verlangen nicht gehörig vor,« entgegnete Aramis, »und während ich deine Forderung als begründet ansehe, müßte ich sie doch wegen der Form zurückweisen.« Hier wagte d'Artagnan schüchtern zu bemerken: »In der Tat, ich sah das Tuch nicht aus Aramis Tasche fallen. Er stand mit dem Fuße darauf, das ist alles, und weil er den Fuß darauf hatte, so war ich der Meinung, daß das Sacktuch ihm gehöre.«

»Und Ihr habt Euch geirrt, mein lieber Herr,« antwortete Aramis kalt und mit dieser Entschuldigung wenig zufriedengestellt. Dann wandte er sich an den, der sich den Freund des Bois-Tracy genannt hatte, und fuhr fort: »Außerdem, mein lieber Freund des Bois-Tracy, denke ich bei mir, daß ich ein ebenso zärtlicher Freund von ihm bin, als du es sein kannst, wonach dieses Tuch ebensogut aus deiner Tasche als aus der meinigen gefallen sein könnte.«

»Nein, bei meiner Ehre!« rief der Gardesoldat Seiner Majestät. »Du schwörst bei deiner Ehre und ich bei meinem Worte, wonach offenbar einer von uns beiden lügen muß. Halt, Montaran, es wird am besten fein, jeder von uns nimmt die Hälfte.«

»Von dem Sacktuch?«

»Ja.«

»Allerliebst,« riefen die beiden andern Gardesoldaten, »das ist das Urteil Salomons. Aramis! Du bist wirklich der Weisheit voll.« Die jungen Leute fingen laut zu lachen an, und wie es sich erraten läßt, hatte die Sache keine weitere Folge, das Gespräch hörte allsogleich auf, die drei Soldaten und der Musketier drückten sich herzlich die Hände und gingen jeder seines Weges. »Das ist der Augenblick, um mit diesem artigen Manne Frieden zu schließen,« dachte d'Artagnan, der sich gegen den Ausgang des Gesprächs ein wenig ferngehalten hatte, und mit dieser löblichen Gesinnung trat er zu Aramis, der sich entfernte, ohne weiter auf ihn zu achten. »Mein Herr,« sprach er zu ihm, »ich hoffe, Ihr werdet mich entschuldigen.«

»Ha, mein Herr,« unterbrach ihn Aramis, »erlaubt mir, Euch zu bemerken, daß Ihr bei diesem Vorgang nicht gehandelt habt, wie es ein artiger Mann hätte tun sollen.«

»Wie, mein Herr, Ihr glaubt...«

»Ich glaube, mein Herr, daß Ihr nicht blöde seid, und obwohl Ihr aus der Gascogne kommt, doch wohl wisset, daß man nicht ohne Ursache auf Sacktüchern herumtritt. Zum Teufel, Paris ist ja nicht mit Batist gepflastert.«

»Mein Herr, Ihr tut nicht recht daran, wenn Ihr mich zu demütigen sucht,« entgegnete d'Artagnan. »Es ist wohl wahr, ich bin aus der Gascogne, und da Ihr dies wißt, so brauche ich Euch nicht zu sagen, daß die Gascogner wenig ausharren, und wenn sie sich einmal entschuldigt haben, sei es auch einer Albernheit wegen, so sind sie überzeugt, daß sie mehr als die Hälfte getan haben, als sie schuldig waren.«

»Mein Herr,« versetzte Aramis, »was ich Euch sage, geschieht nicht, um Streit anzufangen. Ich gehöre, gottlob! nicht zu den Raufbolden, und da ich für jetzt nur Musketier bin, so schlage ich mich bloß, wenn man mich dazu zwingt, und jederzeit mit Widerwillen. Allein, diesmal ist die Sache wichtig, denn Ihr habt die Ehre einer Dame bloßgestellt.«

»Ich? Was wollt Ihr damit sagen?« fragte d'Artagnan. »Warum waret ihr so ungeschickt, mir dieses Sacktuch zuzustellen?«

»Warum waret Ihr so ungeschickt, es fallen zu lassen?«

»Ich sagte es schon und wiederhole es, daß das Tuch nicht aus meiner Tasche kam.«

»Nun, mein Herr, so habt Ihr zweimal gelogen, denn ich sah es herausfallen, ich!«

»Hm, Ihr nehmt diesen Ton an, Herr Gascogner? Nun gut, ich will Euch Lebensart lehren.«

»Und ich will Euch in Eure Messe zurückschicken, mein Herr! Zieht den Degen, wenn es beliebt, und auf der Stelle.«

»Nein, wenn es beliebt, mein schöner Freund, wenigstens nicht hier. Seht Ihr nicht vor uns das Hotel d'Aiguillon, das voll von Anhängern des Kardinals ist? Wer bürgt mir, ob Euch nicht Seine Eminenz beauftragt hat, ihm meinen Kopf zu verschaffen? Nun bin ich auf lächerliche Weise meinem Kopfe zugetan, weil ich glaube, daß er gut zu meinen Schultern steht. Ich will Euch wohl töten, seid ganz ruhig, aber in der Stille, an einem verschlossenen, bedeckten Orte, da, wo Ihr gegen niemanden mit Eurem Tode prahlen könnt.«

»Ich gebe das wohl zu, doch verlaßt Euch nicht darauf, und nehmt Euer Taschentuch, es mag Euch gehören oder nicht; vielleicht findet Ihr Gelegenheit, Euch desselben zu bedienen.«

»Der Herr ist ein Gascogner?« fragte Aramis. »Ja, aber der Herr verschiebt nicht aus Klugheit ein Rendezvous.«

»Die Klugheit, mein Herr, ist für Musketiere eine ziemlich unnütze Tugend, ich weiß das, doch ist sie unerläßlich für Kirchliche, und da ich nur einstweilen Musketier bin, so sorge ich dafür, klug zu bleiben. Um zwei Uhr werde ich die Ehre haben, Euch im Hotel des Herrn von Tréville zu erwarten.«

»Dort will ich Euch gute Plätze andeuten.« Die zwei Männer verneigten sich; Aramis ging durch die Straße, die nach dem Luxembourg führte, indes d'Artagnan den Weg nach den Karmeliter-Barfüßern nahm, da er sah, daß die festgesetzte Stunde heranrückte. Hier sprach er zu sich selbst: »Ich kann offenbar nicht davonkommen, werde ich aber getötet, so geschieht es doch wenigstens durch einen Musketier!«

Die Musketiere des Königs und die Garden des Herrn Kardinals

D'Artagnan kannte niemand in Paris. Er begab sich also zu dem Rendezvous des Athos, ohne einen Sekundanten mitzubringen, und wollte sich mit denen begnügen, die sein Gegner gewählt haben würde. Außerdem war er fest entschlossen, gegen den wackeren Musketier jede gebührliche

Entschuldigung, aber ohne alle Schwachheit, vorzubringen, indem er fürchtete, dieser Zweikampf könnte das zur Folge haben, was gewöhnlich das Resultat einer solchen Angelegenheit ist, wenn sich ein junger, kräftiger Mann mit einem verwundeten und geschwächten Gegner schlägt; wird er besiegt, so verdoppelt er den Triumph seines Widersachers, und siegt er, so beschuldigt man ihn der Pflichtverletzung und eines geringen Mutes.

Haben wir übrigens den Charakter unseres Abenteuers nicht schlecht dargestellt, so mußte der Leser bemerkt haben, daß d'Artagnan ganz und gar kein gewöhnlicher Mensch war. Obwohl er sich immerhin wiederholte, daß sein Tod unausweichlich sei, so gab er sich doch nicht darein, so ganz lautlos zu sterben, wie es wohl ein anderer Mann, der weniger Mut besaß, an seiner Stelle getan hätte. Ferner besaß d'Artagnan jene unerschütterliche Festigkeit des Entschlusses, die sich durch die Ermahnungen seines Vaters in seinem Herzen gebildet hatte, und darin bestand, von niemandem etwas zu erdulden, außer von dem König, dem Kardinal und Herrn von Tréville. Somit ging oder flog er dem Karmeliterkloster, einem Gebäude ohne Fenster, das am Rande dürrer Wiesen lag, einem Anhängsel des Pré-aux-Cleres, und zu Zweikämpfen gewöhnlich solchen Leuten diente, die keine Zeit zu verlieren hatten. Als nun d'Artagnan bei diesem kleinen Terrain ankam, wartete Athos erst seit fünf Minuten, und es schlug eben die Mittagsstunde. Er war somit pünktlich wie die Samaritanerin, und der strengste Kasuist hätte in bezug auf Duelle nichts einzuwenden gewußt. Athos, den seine Wunde noch immer furchtbar schmerzte, obgleich sie ihm der Wundarzt des Herrn von Tréville um neun Uhr verbunden hatte, saß auf einem Brunnenkorb und erwartete seinen Gegner mit jener ruhigen Haltung und würdigen Miene, die er stets bewies. Als er d'Artagnan kommen sah, stand er auf und ging ihm höflich einige Schritte entgegen. Auch dieser empfing seinen Gegner mit dem Hut in der Hand und seine Feder bis zur Erde streifend. »Mein Herr,« sprach Athos, »ich habe es zweien meiner Freunde gemeldet, die mir als Sekundanten dienen werden; doch sind diese zwei Freunde noch nicht angekommen. Ich wundere mich, daß sie sich verspäten, da es sonst nicht ihre Gewohnheit ist.«

»Ich habe keinen Sekundanten, mein Herr!« versetzte d'Artagnan, »denn da ich erst gestern in Paris ankam, so kenne ich hier niemanden außer Herrn von Tréville, dem mich mein Vater empfohlen hat, der die Ehre genießt, zu

seinen Freunden zu gehören.« Athos dachte ein Weilchen nach, dann sagte er: »Ihr kennet niemand, als Herrn von Tréville?«

»Ja, mein Herr, ich kenne bloß ihn.«

»Ha, doch!« fuhr Athos fort, indem er halb zu sich, halb zu d'Artagnan redete; »wenn ich Euch töte, sehe ich aus wie ein Kinderfresser.«

»Nicht so ganz!« entgegnete d'Artagnan mit einer Verbeugung, der es nicht an Würde fehlte: »nicht ganz so, da Ihr mir die Ehre erweiset, gegen mich den Degen mit einer Wunde zu führen, die Euch sehr beschwerlich sein muß.«

»Auf mein Wort, sehr beschwerlich! und ich muß sagen, Ihr habt mir teuflisch wehe getan, doch will ich die linke Hand nehmen, wie ich es unter solchen Umständen zu tun Pflege. Glaubt ja nicht, daß Euch damit eine Gnade geschieht, denn ich fechte gleichmäßig mit beiden Händen; es wird Euch sogar nachteilig sein: denn ein Linker ist sehr schwierig für diejenigen, die nicht darauf gefaßt und eingeübt sind. Es ist mir daher sehr leid, daß ich Euch diesen Umstand im voraus nicht bekanntgab.« D'Artagnan verneigte sich von neuem und sagte: »Mein Herr, Ihr erzeigt mir in der Tat eine Artigkeit, für die ich Euch sehr verbunden bin,«

»Ihr beschämt mich,« entgegnete Athos mit seiner edelmännischen Miene; »ich bitte, sprechen wir von etwas anderem, wenn es Euch nicht unangenehm ist. Ha, bei Gott! wie weh habt Ihr mir getan; es brennt mich noch die Schulter!«

»Wenn Ihr erlauben wollet,« sagte d'Artagnan mit Schüchternheit. »Was, mein Herr?«

»Ich habe einen wunderbaren Balsam für Verwundungen, einen Balsam, den mir meine Mutter gegeben, und den ich schon an mir selbst erprobt habe.«

»Nun?«

»Nun, ich bin versichert, dieser Balsam würde Euch in weniger als drei Tagen herstellen, und wenn Ihr nach drei Tagen geheilt seid, so, wäre es mir immerhin eine große Ehre, mich nach Euren Wünschen zu richten.« D'Artagnan sprach diese Worte mit einer Einfachheit, die seiner Artigkeit Ehre machte, ohne seinem Mute nahezutreten. »Beim Himmel,« versetzte Athos, »das ist ein Vorschlag, der mir gefällt; ich nehme ihn zwar nicht an, doch man merkt daran auf eine Meile weit den Edelmann. Wir leben in der Zeit des Herrn Kardinals, und wie gut auch das Geheimnis bewahrt würde, so erführe man heute über drei Tage doch, daß wir uns schlagen sollen, wonach man sich unserm Kampfe widersetzen würde. Ha, daß die Saumseligen noch immer nicht kommen!«

»Wenn Ihr bedrängt seid mit der Zeit,« sprach d'Artagnan zu Athos mit derselben Einfachheit, mit der er ihm einen Augenblick vorher den Vorschlag machte, den Zweikampf auf drei Tage hinauszuschieben, »wenn Ihr bedrängt seid und Belieben tragt, mich auf der Stelle abzufertigen, so tut Euch, ich bitte, keinen Zwang an.«

»Das ist wieder ein Wort, das mir wohlgefällt,« sagte Athos mit einem anmutigen Nicken des Kopfes zu d'Artagnan. »Er ist nicht geistlos,« dachte er, »und jedenfalls ein Mann von Herz.«

»Mein Herr!« sprach er laut, »ich liebe Leute von Eurem Schlag, und sehe, wenn wir uns gegenseitig nicht töten, daß ich später an Eurem Umgang wieder Vergnügen finden werde. Warten wir auf diese Herren, ich habe hinlänglich Zeit, und so geschieht auch die Sache in der Ordnung. Ha, dort kommt ja einer, wie ich glaube.« Am Ausgang der Gasse Baugirard zeigte sich wirklich die Riesengestalt des Porthos. »Was,« rief d'Artagnan, »Euer erster Zeuge ist Porthos?«

»Ja, ist Euch das zuwider?«

»Ganz und gar nicht.«

»Da kommt auch der Zweite.« D'Artagnan wandte sich nach der von Athos angedeuteten Seite hin und erkannte Aramis. Dann rief er in einem noch verwunderungsvollerem Ton als das erstemal: »Was, Euer zweiter Zeuge ist Herr Aramis?«

»Allerdings; wisset Ihr denn nicht, daß man niemals einen von uns ohne den andern sieht, und daß wir bei den Musketieren wie bei den Leibwachen, bei Hofe wie in der Stadt Athos, Porthos und Aramis, oder die drei Unzertrennlichen heißen? Da Ihr aber von Dax kommt, und von Pau...«

»Ich komme von Tarbes,« fiel d'Artagnan ein. »So ist es Euch nachzusehen, daß Ihr nichts davon wisset,« sagte Athos. »Meiner Treu!« entgegnete d'Artagnan, »Eure Namen sind gut gewählt, meine Herren! und wenn mein Abenteuer einiges Geräusch verursacht, so wird es wenigstens beweisen, daß Eure Vereinigung nicht auf Widersprüchen beruhte.« Mittlerweile hatte sich Porthos genähert und Athos mit der Hand begrüßt; als er sich dann gegen d'Artagnan wandte, war er ganz erstaunt. Nebenbei sagen wir, daß er sein Wehrgehänge gewechselt und den Mantel abgelegt hatte. »Ah!« rief er; »ah! was ist das?«

»Ich schlage mich mit diesem Herrn, sagte Athos und zeigte mit der Hand auf d'Artagnan. »Auch ich schlage mich mit ihm,« versetzte Porthos. »Aber erst in einer Stunde,« antwortete d'Artagnan. »Und ich schlage mich gleichfalls mit diesem Herrn,« sagte Aramis, der eben auf dem Platz ankam. »Doch erst »un zwei Uhr,« sprach d'Artagnan mit derselben Ruhe. »Aber, Athos. warum schlägst du dich denn?« fragte Aramis. »Meiner Treu, ich weiß es selbst nicht genau; er hat mir an der Schulter weh getan; und du, Porthos?«

»Meiner Treu! ich schlage mich, weil ich mich schlage,« antwortete Porthos errötend. Athos, dem nichts entging, sah über die Lippen des Gascogners ein leises Lächeln hinschweben. »Wir hatten einen Hader in betreff des Anzugs,« sagte der junge Mann. »Und du, Aramis?« fragte Athos. »Ich – ich schlage mit aus einer theologischen Ursache,« erwiderte Aramis, und bat zugleich d'Artagnan mit einem Winke, er wolle den Grund ihres Zweikampfes geheimhalten. Athos bemerkte, wie ein zweites Lächeln über d'Artagnans Lippen schwebte. »Wirklich?« sagte Athos. »Ja, ein Punkt über den heiligen Augustin, worüber wir nicht einig sind,« entgegnete der Gascogner. »Er ist offenbar ein geistvoller Mensch,« murmelte Athos. »Da Ihr nun versammelt seid, meine Herren!« sprach d'Artagnan, »so erlaubt mir, meine Entschuldigungen vorzubringen.« Bei dem Worte Entschuldigungen glitt eine Wolke über Athos' Stirn hin, ein vornehmes

Lächeln über Porthos' Lippen und ein verneinendes Zeichen war Aramis' Antwort. »Meine Herren! Ihr versteht mich nicht,« sprach d'Artagnan, indem er sein Haupt erhob, worauf in diesem Moment ein Sonnenstrahl spielte, der die feinen und kühnen Linien vergoldete; »ich bitte euch um Entschuldigung, im Falle ich an alle drei meine Schuld nicht abtragen könnte; denn Herr Arthos hat das Recht, mich zuerst zu töten, das benimmt dem Wert Eurer Schuldforderung viel, Herr Porthos! und macht die Eure fast zunichte, Herr Aramis! und jetzt, meine Herren! ich wiederhole es, entschuldigt mich, aber nur in dieser Hinsicht, und nun ans Werk.« Bei diesen Worten zog d'Artagnan seinen Degen, mit der ritterlichsten Gebärde, die man sehen konnte. Das Blut stieg ihm zu Kopf, und er hätte in diesem Augenblick den Degen wider alle Musketiere des Reiches gezogen, sowie er es tat gegen Athos, Porthos und Aramis. Es war ein Viertel nach zwölf Uhr. Die Sonne stand im Zenit, und das zum Kampfplatz ausgewählte Terrain war der ganzen Tageshitze ausgesetzt. »Es ist sehr heiß,« sprach Athos, indem er gleichfalls seinen Degen zog, »und doch darf ich meinen Oberrock nicht ablegen. Ich merkte eben, daß meine Wunde wieder blute, und ich fürchtete den Herrn zu belästigen, wenn ich ihn Blut sehen ließe, das er nicht selbst zum Ausfluß gebracht hat.«

»Das ist wahr, mein Herr,« versetzte d'Artagnan, »und ich versichere Euch, mag nun das Blut durch mich oder durch einen andern zum Ausströmen gebracht werden, daß ich es stets mit Leidwesen einem so wackeren Edelmann entströmen sehe; somit will auch ich im Wams kämpfen wie Ihr.«

»Also auf!« sprach Porthos, »genug der Komplimente, bedenkt nur, daß wir warten, bis die Reihe an uns kommt.«

»Sprecht für Euch allein, Porthos, wenn Ihr solche Ungereimtheiten zu sagen habt,« unterbrach ihn Aramis. »Was mich betrifft, so finde ich das, was sich diese Herren sagen, recht wohl gesprochen nnd durchaus würdig zweier Kavaliere.«

»Wenn es Euch genehm ist, mein Herr,« rief Athos und nahm seine Stellung ein. »Ich warte auf Eure Befehle,« sagte d'Artagnan und kreuzte die Klinge mit der des Gegners. Allein die zwei Stoßdegen hatten bei ihrer Berührung kaum noch geklungen, als sich an der Ecke des Klosters eine Kriegerschar von der Leibwache Sr. Eminenz zeigte, die Herr von Jussac anführte »Die

Garden des Kardinals,« riefen zugleich Porthos und Aramis. »Den Degen in die Scheide, meine Herren, den Degen in die Scheide!« Es war aber schon zu spät. Man erblickte die zwei Kämpfenden in einer Stellung, die über ihr Vorhaben keinen Zweifel übrig ließ. »Holla!« schrie Jussac, indem er vorschritt und seinen Leuten ein Zeichen gab, dasselbe zu tun. »Holla! Musketiere, also schlägt man sich hier? Und wie steht es mit den Edikten?«

»Meine Herren von der Garde! Ihr seid recht großherzig,« sagte Athos voll Ingrimm, denn Jussac war zwei Tage vorher einer von den Angreifern gewesen. »Würden wir sehen, daß Ihr Euch schlägt, so bürge ich, daß wir uns hüten möchten, Euch daran zu verhindern. Lasset uns also gewähren und Ihr werdet eine Unterhaltung haben, die Euch gar keine Mühe kostet.«

»Meine Herren!« erwiderte Jussac, »ich erkläre Euch mit großem Leidwesen, daß das unmöglich ist. Unsere Pflicht geht über alles; steckt gefälligst die Degen ein und folget uns!«

»Mein Herr!« entgegnete Aramis, indem er Jussac parodierte, »wir würden Eurer holdseligen Aufforderung mit großem Vergnügen nachkommen, wenn es von uns abhinge; doch ist das leider unmöglich. Herr von Tréville hat es uns verboten. Geht also Eure Wege; das ist das beste, was Ihr tun könnt.« Durch diesen Hohn ward Jussac erbittert. Er sagte: »Wir packen also an, wenn Ihr uns nicht Folge leistet.«

»Es sind ihrer fünf,« flüsterte Athos, »und wir sind nur drei; wir werden abermals übermannt und bleiben auf dem Platze; denn ich sage Euch, als Besiegter trete ich nicht wieder vor den Kapitän.« Athos, Porthos und Aramis näherten sich, während Jussac seine Soldaten in Reihe aufstellte. Dieser einzige Augenblick genügte d'Artagnan, seinen Entschluß zu fassen; war das einer der Vorfälle, die über das Leben eines Menschen entscheiden, so mußte eine Wahl getroffen werden zwischen dem König und dem Kardinal; und hatte er gewählt, so mußte er dabei verharren. Sich schlagen hieß wider das Gesetz handeln, hieß seinen Kopf daran setzen; kurz, es hieß sich einen höchst wichtigen Minister zum Feinde machen. Das sah auch der junge Mann ein, und wir müssen zu seinem Lob anführen, daß er nicht eine Sekunde lang Anstand nahm. Er wandte sich zu Athos und dessen Freunden und sprach: »Meine Herren, ich habe, wenn Ihr erlaubt, an Euren Worten

etwas auszusetzen. Ihr habt gesagt, daß Ihr nur drei seid; mich dünkt aber, daß wir unser vier sind.«

»Ihr gehört aber nicht zu den unsrigen,« entgegnete Porthos. »Allerdings,« antwortete d'Artagnan, »zwar nicht dem Kleide, aber der Gesinnung nach. Ich bin im Herzen Musketier; das fühle ich, meine Herren, und, folge dem inneren Zuge.«

»Entfernt Euch, junger Mann,« gebot Jussac, der ohne Zweifel die Absicht d'Artagnans aus seinen Mienen und Gebärden erraten hatte. »Ihr könnt Euch wegbegeben, wir erlauben es. Rettet Eure Haut und sputet Euch.« D'Artagnan rührte sich nicht vom Platze. »Ihr seid ausgemacht ein vortrefflicher Junge!« rief Athos und drückte dem jungen Manne die Hand. »Auf! Auf! Ans Werk!« rief Jussac. »Auf!« sprachen Porthos und Aramis; »hier heißt's handeln.«

»Der Herr ist voll des Edelmutes,« sagte Athos. Doch bedachten alle drei d'Artagnans Jugend und fürchteten, er sei im Kampfe noch unerfahren. »Wir sind doch nur drei, darunter ein Verwundeter und ein Knabe,« sprach Athos, »und doch wird es heißen, daß wir vier Männer waren.«

»Ja, aber zurückweichen,« versetzte Porthos. »Das hält schwierig,« entgegnete Athos. »Das ist unmöglich,« sagte Aramis. D'Artagnan begriff ihre Unentschlossenheit und rief: »Meine Herren, stellt mich immerhin auf die Probe, ich schwöre euch auf meine Ehre, daß ich nicht vom Platze weiche, wenn wir besiegt sind.«

»Wie nennt Ihr Euch, mein Wackerer?« fragte Athos. »D'Artagnan, mein Herr!«

»Nun, Athos. Porthos, Aramis und d'Artagnan vorwärts!« rief Athos. »Gut. meine Herren, habt Ihr Euern Entschluß gefaßt?« rief Jussac zum drittenmal. »Allerdings,« sagte Athos. »Und was habt Ihr beschlossen?« fragte Jussac. »Wir werden die Ehre haben, Euch anzugreifen,« erwiderte Aramis, indem er mit der einen Hand den Hut, mit der andern den Degen schwang. »Wie, Ihr wollt Euch widersetzen?« rief Jussac. »Blitz und Wetter, Ihr erstaunt darüber?« Und die neun Kämpfer drangen mit Wut in einer gewissen Schlachtordnung aufeinander ein.

Athos nahm einen gewissen Cahusac auf sich, einen Günstling des Kardinals; Porthos kämpfte mit Biscarrat, und Aramis stand zwei Kämpfern gegenüber. D'Artagnan hatte es mit Jussac selber zu tun. Das Herz des jungen Gascogners schlug, als sollte es ihm die Brust zersprengen, doch nicht aus Angst, davon hatte er keinen Schatten, sondern aus Ereiferung; er kämpfte wie ein wütender Tiger, drehte sich zehnmal um seinen Gegner und veränderte zwanzigmal seine Stellung und seinen Platz. Jussac war, wie man damals zu sagen pflegte, ein Klingenlenker, und hatte große Übung, er konnte sich jedoch nur mit der größten Anstrengung wider einen Gegner halten, der rasch und gewandt jeden Augenblick von den Regeln der Kunst absprang, von allen Seiten zugleich angriff, während er dabei die Streiche als ein Mann abwehrte, der für seine Haut die größte Achtung hegt. Jussac wollte die Sache beschließen und führte einen entsetzlichen Streich nach seinem Gegner; allein dieser parierte Prime, und während sich Jussac wieder aufrichtete, stieß er ihm, wie eine Schlange unter der Klinge hingleitend, den Degen durch den Leib; Jussac stürzte schwerfällig zur Erde. D'Artagnan warf nun einen unruhigen und raschen Blick auf den Kampfplatz. Schon hatte Aramis einen seiner Gegner durchbohrt, doch der andere setzte ihm lebhaft zu. Aber Aramis nahm eine gute Stellung und konnte sich noch verteidigen. Biscarrat und Porthos wechselten ihre Hiebe. Porthos bekam einen Degenstich durch den Arm und Biscarrat mitten durch den Schenkel. Da jedoch weder die eine noch die andere Wunde schwer war, setzten sie ihren Zweikampf um so erbitterter fort. Athos, der von Cahusac aufs neue verwundet wurde, erbleichte sichtlich, doch wich er keinen Zoll breit; er nahm bloß den Degen in die andere Hand und kämpfte mit der linken. D'Artagnan durfte nach den damaligen Duellgesetzen einem andern Hilfe leisten; er spähte nach demjenigen seiner Gefährten, der seines Beistandes bedurfte, und sein Blick haftete auf Athos. Dieser Blick war im höchsten Grade beredt. Athos wäre lieber gefallen, als daß er um Hilfe rief, doch konnte er sich umsehen und mit dem Blick Unterstützung verlangen. D'Artagnan erriet ihn, tat einen Satz, fiel Cahusac zur Seite und rief: »Auf mich heran, mein Herr, oder ich muß Euch durchbohren.« Cahusac wandte sich, es war Zeit. Athos, den bloß sein übermäßiger Mut noch hielt, sank auf ein Knie. »Bei Gott!« rief er d'Artagnan zu, »tötet ihn nicht, junger Mann, ich bitte Euch, ich habe mit ihm eine alte Geschichte abzutun, wenn ich genesen und wieder bei Kräften bin. Entwaffnet ihn bloß, und sperrt ihm den Degen. So ist's recht, ganz gut!« Dieser Ausruf wurde Athos erpreßt

durch Cahusac's Degen, der zwanzig Fuß weit von ihm wegsprang. D'Artagnan und Cahusac stürzten sich zusammen auf ihn, der eine wollte ihn ergreifen, der andere sich seiner bemächtigen; doch kam d'Artagnan, als der raschere, schneller an und stellte seinen Fuß darüber. Cahusac lief nun zu dem Manne hin, den Aramis getötet hatte, bemächtigte sich seines Stoßdegens, und wollte wieder auf d'Artagnan eindringen; doch auf diesem Wege begegnet er Athos, der während dieser augenblicklichen Pause Atem geholt hatte, und den Kampf aufs neue begann, aus Furcht, d'Artagnan möchte ihm seinen Gegner erlegen. D'Artagnan sah ein, er würde Athos beleidigen, wenn er ihn nicht gewähren ließe. Einige Sekunden darauf stürzte Cahusac wirklich zu Boden, die Kehle von einem Degenstich durchbohrt. In diesem Moment setzte Aramis seinem niedergestreckten Gegner den Degen auf die Brust, und zwang ihn, um Gnade zu flehen. Noch waren Porthos und Biscarrat übrig. Porthos machte während des Kämpfens tausenderlei Prahlereien, indem er Biscarrat fragte, wieviel Uhr es Wohl sei, und ihm gratulierte wegen der Kompagnie, die sein Bruder bei dem Regiment Navarra erhalten, doch gewann er bei all diesen Spöttereien keinen Vorteil. Biscarrat war einer von jenen eisernen Männern, die erst fallen, wenn sie tot sind. Indes mußte man ans Ende kommen. Die Wache konnte heranrücken und alle Kämpfer verhaften, verwundet oder nicht, Royalisten oder Kardinalisten. Athos, Aramis und d'Artagnan bedrängten Biscarrat, und forderten ihn auf, sich zu ergeben. Obwohl er allein war gegen alle und den Schenkel durchstochen hatte, so wollte er sich doch noch halten; allein Jussac, der sich auf seinen Ellbogen gestützt hatte, rief ihm zu, sich zu ergeben. Biscarrat war wie d'Artagnan ein Gascogner, er stellte sich taub, lachte, und indem er mit seiner Degenspitze eine Stelle auf dem Boden bezeichnet hatte, zitierte er einen Vers aus der Bibel: »hier wird Biscarrat sterben, der einzige aus denen, die bei ihm sind.«

»Sie sind aber vier, vier gegen dich; hör' auf, ich befehle es dir.«

»Ah, wenn du es befiehlst, so ist es etwas anderes,« entgegnete Biscarrat; »da du mein Brigadier bist, so muß ich gehorchen.« Er tat einen Sprung rückwärts, zerbrach seinen Degen über dem Knie, um ihn nicht ausliefern zu müssen, schleuderte die Stücke über die Klostermauern, pfiff eine Arie und kreuzte die Arme. Der Mut wird immerhin geachtet, selbst bei einem Feinde. Die Musketiere begrüßten Biscarrat mit ihren Degen und steckten

sie dann in die Scheide. D'Artagnan tat desgleichen, sodann trug er mit Hilfe Biscarrats, der allein aufrecht geblieben war, Jussac, Cahusac und jenen Gegner des Aramis, der nur eine Wunde bekommen, unter den Säulengang des Klosters. Der Vierte war tot, wie schon gesagt wurde, hierauf läuteten sie die Glocke und begaben sich, nachdem vier Degen über fünf den Sieg errungen, wonnetrunken nach dem Hotel des Herrn von Tréville. Man sah sie Arm in Arm gehen, die ganze Breite der Straße einnehmen, und jeden Musketier, dem sie begegneten, herbeirufen, so daß zuletzt ein völliger Triumphzug daraus wurde. D'Artagnans Herz schwamm in Wonnetrunkenheit, er schritt zwischen Athos und Porthos, und drückte sie sanft an sich. Als er über die Türschwelle im Hotel des Herrn von Tréville trat, sprach er zu seinen neuen Freunden: »Wenn ich auch noch nicht wirklich Musketier bin, so bin ich doch mindestens schon als Lehrling angenommen, nicht wahr?«

Seine Majestät der König Ludwig XIII.

Jener Vorfall erregte großes Aufsehen; Herr von Tréville zankte ganz laut mit seinen Musketieren, im stillen aber wünschte er ihnen Glück, und da er keine Zeit zu verlieren hatte, um es dem König zu melden, so ging er eilfertig nach dem Louvre. Es war schon spät; der König hatte sich mit dem Kardinal eingeschlossen, und man sagte Herrn von Tréville, daß der König arbeite und nicht empfangen werde. Am Abend kam Herr von Tréville zum Spiele des Königs. Der König gewann, und da Seine Majestät das Geld sehr liebte, so war er in bester Stimmung. Als er Herrn von Tréville in der Ferne erblickte, sprach er schon: »Kommen Sie, Herr Kapitän, kommen Sie, daß ich Sie auszanke; wissen Sie, daß sich Se. Eminenz über Ihre Musketiere bei mir beklagt hat, und zwar mit einer solchen Ereiferung, daß Se. Eminenz diesen Abend krank ist. Ja doch! Ihre Musketiere sind ja eingefleischte Teufel, Leute zum Aufhenken!«

»Nein, Sire,« entgegnete Tréville, der auf den ersten Blick bemerkte, welche Wendung die Sache nahm, »nein, im Gegenteil sind sie gutmütige Wesen, sanft wie die Lämmer, und haben kein anderes Verlangen, dafür stehe ich, als dies, die Degen nur im Dienste Eurer Majestät aus der Scheide zu ziehen. Allein was ist's, die Leibwachen des Herrn Kardinals suchen ohne Unterlaß Händel mit ihnen, und so sind die armen jungen Leute genötigt, die Ehre ihres Korps zu verfechten.«

»Höret, Herr von Tréville,« sagte der König, »höret. Sollte man nicht sagen, er rede von einer religiösen Gemeinde? Wirklich, mein lieber Kapitän, ich habe Lust; Ihnen das Anstellungsdekret abzunehmen und es Fräulein Chemerault zu geben, der ich eine Abtei versprochen habe. Doch denken Sie ja nicht, daß ich Ihnen auf das Wort glaube. Man nennt mich Ludwig den Gerechten, Herr von Tréville, und wir werden das allsogleich sehen.«

»Eben, weil ich auf diese Gerechtigkeit vertraue, Sire, erwarte ich in Ruhe und Geduld, was Eurer Majestät belieben wird.«

»Warten Sie immerhin, mein Herr, warten Sie immerhin,« sprach der König, »ich werde Sie nicht lange warten lassen.« Das Glücksrad des

Spieles wandte sich wirklich, und da der König das Gewonnene wieder zu verlieren anfing, so war es ihm nicht unangenehm, einen Vorwand zu finden, um Karl den Großen zu machen – man lasse uns diesen Spielausdruck hingehen, dessen Ursprung uns, wir gestehen es, unbekannt ist. Der König erhob sich bald darauf und steckte das Geld in die Tasche, das vor ihm lag, und großenteils von seinem Gewinn kam. »La Vieuville!« rief er, »nehmen Sie meinen Platz ein, ich muß mit Herrn von Tréville über etwas Wichtiges sprechen. Ha, ich hatte achtzig Louisdor vor mir! Setzen Sie dieselbe Summe, damit diejenigen, die verloren haben, nicht Klage führen können. Vor allem Gerechtigkeit.« Hierauf wandte er sich zu Herrn von Tréville, ging zu einer Fensterbrüstung und fuhr fort: »Nun, mein Herr, Sie sagen, daß die Garden Ihrer Eminenz mit Ihren Musketieren Händel gesucht haben?«

»Ja, Sire, wie Sie es immer tun.«

»Und sagen Sie, wie ist das gekommen? denn Sie wissen, mein lieber Kapitän, ein Richter muß beide Teile anhören.«

»Ach, mein Gott, die Sache kam auf die einfachste, natürlichste Weise. Drei meiner wackersten Soldaten, die Euer Majestät dem Namen nach bekannt sind, und deren Dienst Sie schon öfter gerühmt haben, denn ich kann es dem König beteuern, daß ihnen ihr Dienst sehr am Herzen liegt, drei der wackersten Soldaten, sage ich, die Herren Athos, Porthos und Aramis, machten einen Spaziergang mit einem Junker aus der Gascogne, den ich Ihnen diesen Morgen empfohlen habe. Die Partie hatte in Saint-Germain stattfinden sollen, wie ich glaube, und sie gaben sich das Rendezvous bei dem Karmeliterkloster, als sie von Herrn von Jussac und den Herren Cahusac, Biscarrat und zwei andern Gardesoldaten gestört wurden, die in so großer Anzahl gewiß nicht ohne böse Absicht gegen die Edikte dort erschienen sind.«

»Ah, ah,« sagte der König, »Sie erwecken in mir den Gedanken, daß sie gewiß deshalb dahin kamen, um sich selber zu schlagen.«

»Ich klage sie nicht an, Sire; allein ich überlasse es Ew. Majestät, zu beurteilen, was fünf bewaffnete Männer an einem so verlassenen Orte zu tun haben, wie die Umgebung des Karmeliterklosters ist.«

»Ja, sie haben recht, Tréville, Sie haben recht.«

»Als sie nun meine Musketiere sahen, änderten sie ihr Vornehmen und vergaßen ihren Privathaß um des Korpshasses willen; denn Ew. Majestät weiß, daß diese Musketiere, die ganz und gar nur dem König zugetan sind, die natürlichsten Feinde der Garde sind, die dem Herrn Kardinal zugehören.«

»Ja, Tréville, ja,« entgegnete der König melancholisch, »glauben Sie mir, es ist sehr traurig, in Frankreich zwei Parteien, zwei Köpfe im Königtum zu sehen, aber alles das wird aufhören, Tréville! es wird aufhören. Sie sagen also, die Garden haben Händel gesucht mit den Musketieren?«

»Ich sage, die Sache sei wahrscheinlich so hergegangen, Sire, allein ich schwöre nicht darauf. Ew. Majestät weiß, wie schwer es ist, die Wahrheit zu ergründen, und besitzt man nicht die wunderbare Gabe, vermöge welcher Ludwig XIII. ›der Gerechte‹ genannt wird —«

»Tréville! Sie haben recht; doch waren Ihre Musketiere nicht allein, war nicht auch ein Kind unter ihnen?«

»Ja, Sire, und ein verwundeter Mann, so daß drei Musketiere des Königs, worunter ein Knabe und ein Verwundeter, nicht allein gegen fünf der schrecklichsten Gardesoldaten des Herrn Kardinals sich behauptet, sondern auch vier in den Sand gestreckt haben.«

»Ha, das nenne ich einen Sieg!« rief der König ganz strahlend, »ein vollkommener Sieg!«

»Ja, Sire, so vollkommen, wie jener an der Brücke von Cé.«

»Vier Männer, sagen Sie, und darunter ein Verwundeter und ein Knabe?«

»Er ist kaum ein Jüngling, der sich bei dieser Gelegenheit so trefflich gehalten hat, daß ich mir die Freiheit nehme, ihn Seiner Majestät zu empfehlen.«

»Wie nennt er sich?«

»D'Artagnan, Sire. Er ist der Sohn einer meiner ältesten Freunde, der Sohn eines Mannes, der mit Ihrem Vater, glorwürdigen Andenkens, den Parteigängerkrieg mitgemacht hat.«

»Und Sie sagen, dieser junge Mann hat sich trefflich gehalten? Erzählen Sie mir das, Tréville, Sie wissen, ich liebe die Kampf- und Kriegsgeschichten.« Der König Ludwig XIII. richtete sich empor, stolz den Schnurrbart streichend. »Sire!« versetzte Tréville, »wie gesagt, ist Herr d'Artagnan fast noch ein Knabe, und da er nicht der Ehre teilhaftig ist, ein Musketier zu sein, so ging er in Bürgerkleidung. Die Garden des Herrn Kardinals berücksichtigten seine große Jugend und noch mehr den Umstand, daß er nicht zum Korps gehörte, und forderten ihn auf, sich zu entfernen, ehe sie angreifen würden.«

»Sie sehen nun, Tréville,« unterbrach ihn der König, »daß sie es waren, die angegriffen haben.«

»So ist es, Sire, da waltet kein Zweifel mehr; sie ermahnten ihn also, sich zurückzuziehen, doch er entgegnete: er sei seinem Heizen nach Musketier, und ganz seiner Majestät ergeben, sonach bliebe er bei den Musketieren.«

»Der wackere junge Mann!« murmelte der König. »Er blieb sonach wirklich bei ihnen, und Ew. Majestät hat an ihm einen so tapfern Kämpen, daß er es war, der Jussac jenen schrecklichen Degenstoß versetzte, der den Herrn Kardinal so in Zorn bringt.«

»Er war's, der Jussac verwundete?« rief der König, »er, ein Knabe! Tréville, das ist unmöglich!«

»Es ist, wie ich Ew. Majestät zu versichern die Ehre habe.«

»Jussac, einer der wackersten Degen im Lande!«

»Nun, Sire, er hat seinen Meister gefunden.«

»Ich will diesen jungen Mann sehen, Tréville! ich will ihn sehen, und läßt sich etwas für ihn tun, nun, ich will darüber nachdenken.«

»Wann geruhen Ew. Majestät ihn empfangen zu wollen?«

»Morgen um die Mittagszeit, Tréville.«

»Habe ich ihn allein zu bringen?«

»Nein, stellen Sie mir alle vier mitsammen vor. Ich will allen auf einmal danken; dienstergebene Männer sind selten, Tréville, und man muß diese Ergebenheit belohnen.«

»Um die Mittagszeit, Sire, werden wir im Louvre sein.«

»Ah, über die kleine Treppe, Tréville, über die kleine Treppe; es ist nicht nötig, daß es der Kardinal erfahre.«

»Wohl, Sire!«

»Sie begreifen, Tréville, ein Edikt bleibt immer ein Edikt; am Ende bleibt es denn doch verboten, sich zu schlagen.«

»Allein diese Begegnung, Sire! liegt ganz außer den gewöhnlichen Bedingungen eines Duells, es ist ein Hader, und der Beweis davon ist, daß fünf Gardesoldaten des Herrn Kardinals gegen meine drei Musketiere und Herrn d'Artagnan waren.«

»Das ist wahr,« versetzte der König, »aber gleichviel, Tréville, kommen Sie immerhin über die kleine Treppe.« Tréville lächelte. Da es aber schon viel war, daß er diesen Knaben dahin brachte, sich gegen den Gebieter zu widersetzen, so verneigte er sich ehrfurchtsvoll vor dem König, und entfernte sich auf dessen Zustimmung.

Die drei Musketiere erhielten noch an demselben Abend Nachricht von der ihnen zugestandenen Ehre. Da sie den König seit lange schon kannten, so entflammten sie darüber nicht allzusehr, allein d'Artagnan erblickte darin mit seiner gascognischen Einbildungskraft sein künftiges Glück und brachte die Nacht mit goldenen Träumen zu. Auch fand er sich schon um acht Uhr früh bei Athos ein. D'Artagnan traf den Musketier völlig angekleidet und bereit zum Ausgehen. Da die Vorstellung bei dem Konig erst um die

Mittagsstunde stattfand, so nahm er sich vor, mit Porthos und Athos einen Spaziergang nach dem Ballspielhaus zu machen, das nahe den Ställen des Luxembourg lag. Athos lud d'Artagnan ein, mitzugehen, und, obwohl er dieses Spiel nicht kannte, da er es nie gespielt hatte, so willigte er doch in den Vorschlag, weil er nicht wußte, was er von neun Uhr früh bis gegen Mittag mit seiner Zeit anfangen sollte. Die zwei Musketiere waren bereits eingetroffen und spielten mitsammen. Athos, der in allen Leibesübungen sehr gewandt war, stellte sich ihnen mit d'Artagnan gegenüber, und forderte sie heraus. Obwohl er mit der linken Hand spielte, so bemerkte er doch schon bei der ersten Bewegung, daß seine Wunde noch zu frisch sei, um eine solche Übung zu erlauben. Somit blieb d'Artagnan allein, und da er erklärte, eine Partie nicht allein regelrecht fortspielen zu können, so warf man sich bloß die Bälle zu, ohne das Spiel auf Rechnung zu setzen. Da flog aber einer von diesen Bällen, den die herkulische Hand des Porthos schleuderte, so nahe bei d'Artagnans Gesicht vorüber, daß der Ball, wäre er nicht vorbeigeflogen, die Audienz beim König verdorben hätte, denn er wäre zweifelsohne in die Unmöglichkeit versetzt worden, bei Hofe zu erscheinen. Indem nun von dieser Audienz, in seiner gascognischen Einbildungskraft, seine ganze Zukunft abhing, so verneigte er sich höflich vor Porthos und erklärte, er wolle die Partie erst dann wieder aufnehmen, wenn er ihnen standhalten könnte, und er nahm seinen Platz ein bei der Corda und in der Galerie. Zum Unglück für d'Artagnan befand sich unter den Zuschauern ein Gardesoldat Seiner Eminenz, der, noch ganz entrüstet über die Niederlage, die seine Kameraden tags zuvor erlitten hatten, fest entschlossen war, sich bei der ersten Gelegenheit zu rächen; er glaubte also, daß diese Gelegenheit gekommen sei, und wandte sich an seinen Nachbar mit den Worten: »Man darf sich nicht verwundern, daß sich dieser junge Mann vor einem Ball fürchtet, denn er ist zweifelsohne ein Lehrling bei den Musketieren.« D'Artagnan wandte sich, als hätte ihn eine Schlange gestochen, und stierte den Mann fest an, der dieses beleidigende Wort sprach. »Meinetwegen,« fuhr dieser fort, indem er keck seinen Bart kräuselte, »schaut mich an, so lange es beliebt, mein niedlicher Herr! was ich sagte, bleibt gesagt.«

»Und weil das, was Ihr gesagt habt, zu klar ist, um eine Erklärung nötig zu haben, so bitte ich, folgt mir,« entgegnete d'Artagnan mit tiefer Stimme.

»Wann denn?« fragte der Gardesoldat mit derselben höhnischen Miene. »Allsogleich, wenn es beliebt.«

»Und wißt Ihr auch, wer ich bin?«

»Ich? ich weiß das nicht, und mag es gar nicht wissen.«

»Ihr tut unrecht, denn wüßtet Ihr meinen Namen, so würdet Ihr Euch vielleicht weniger beeilen.«

»Wie nennt Ihr Euch?«

»Bernajoux, aufzuwarten.«

»Gut, Herr Bernajoux,« versetzte d'Artagnan gelassen, »ich erwarte Euch am Tore.«

»Geht, ich folge Euch.«

»Eilt nicht so sehr, damit niemand bemerke, daß wir mitsammen fortgehen; Ihr begreift wohl, daß wir zu dem, was wir tun, kein Menschenauge brauchen können.«

»Ganz Wohl,« erwiderte der Gardesoldat, der ganz erstaunt war, daß sein Name auf den jungen Mann keinen größeren Eindruck gemacht habe. Der Name Bernajoux war wirklich allenthalben bekannt, nur d'Artagnan wußte nichts von ihm; vielleicht deshalb, weil er bei den täglichen Streitigkeiten am häufigsten figurierte, da diese trotz aller Edikte des Königs und des Kardinals nicht unterdrückt werden konnten. Porthus und Aramis waren mit ihrer Spielpartie derat beschäftigt, und Athos betrachtete sie so aufmerksam, daß sie ihren jungen Genossen gar nicht fortgehen sahen, der am Tore wartete, wie er es zu dem Gardesoldaten Seiner Eminenz gesagt hatte; gleich darauf folgte ihm Bernajoux. Da d'Artagnan keine Zeit zu verlieren hatte, insofern die Audienz bei dem König um die Mittagsstunde festgesetzt war, so blickte er ringsumher und sagte zu seinem Gegner, als er die Straße ganz öde sah: »Meiner Treu! obwohl Ihr Bernajoux heißt, mein Herr! so ist es doch ein Glück für Euch, daß Ihr es nur mit einem Lehrling

der Musketiere zu tun habt; seit indes beruhigt, ich werde mein bestes tun; also in Stellung!«

»Jedoch,« sprach derjenige, der d'Artagnan solcherart herausforderte, »mich dünkt dieser Ort sehr übel gewählt, es wäre wohl besser hinter der Abtei Saint- Germain oder im Pré-aux-Cleres.«

»Was Ihr da sagt, verrät Kopf,« erwiderte d'Artagnan; »zum Unglück aber habe ich wenig Zeit, da ich um die Mittagsstunde anderwo sein muß. Also zur Sache, mein Herr!« Bernajoux war nicht der Mann, der sich auf solche Weise zweimal auffordern ließ. In demselben Augenblick funkelte sein Degen in der Hand, er stürzte auf seinen Gegner los und hoffte, ihn vermöge seiner großen Jugend leicht einzuschüchtern. D'Artagnan hatte aber tags zuvor seine Lehre bereits gemacht, und ganz erfrischt durch seinen Sieg, ganz trunken über sein künftiges Glück, war er fest entschlossen, nicht einen Schritt weit zurückzuweichen. Die zwei Degen hatten sich auch allsogleich vereinigt, und da d'Artagnan seine Stellung fest behauptete, so trat sein Gegner einen Schritt zurück. Allein d'Artagnan nützte den Augenblick, wo die Klinge des Bernajoux bei dieser Bewegung von der Linie abwich, entfernte seine Klinge, führte einen Streich von oben herab, und traf seinen Gegner in die Schulter. Da er aber nicht stürzte und sich nicht für überwunden erklärte, sondern sich nur mehr dem Hotel de Tremouille zuwandte, in dessen Diensten er einen Verwandten hatte, so setzte ihm d'Artagnan lebhaft zu, der nicht wußte, wie schwer er seinen Gegner verwundet hatte, und hätte ihn ohne Zweifel mit einem zweiten Streich zu Boden geschmettert, als auf den Lärm, der sich von der Straße bis zum Spielhaus verbreitete, zwei Freunde des Gardesoldaten, die ihn mit d'Artagnan sprechen und dann hinausgehen sahen, mit dem Degen in der Hand aus dem Spielhaus eilten und sich auf den Sieger warfen. Sogleich erschienen aber auch Athos, Porthos und Aramis, und zwangen die zwei Gardesoldaten in dem Augenblick zum Rückzug, wo sie ihren jungen Kameraden angriffen. In diesem Moment stürzte Bernajoux nieder; da die Leibwache nur zwei gegen vier waren, so schrien sie: »Zu Hilfe, Hotel de la Tremouille!« Auf dieses Geschrei lief alles aus dem Hotel und warf sich auf die vier Gefährten, die gleichfalls riefen: »Zu Hilfe, Musketiere!« Dieser Ruf wurde gewöhnlich erhört, denn man wußte, daß die Musketiere Gegner Seiner Eminenz waren, und liebte sie um ihres Hasses willen. Auch hatten

sich die Leibwachen der Kompagnien, die dem Herzog Rouge, wie ihn Aramis nannte, nicht gehörten, bei diesen Zwistigkeiten in der Regel für die Musketiere erklärt. Es kamen also drei Gardesoldaten von der Kompagnie des Herrn des Essarts, während der dritte nach dem Hotel des Herrn von Tréville eilte und dort rief: »Zu Hilfe, Musketiere! Zu Hilfe!« Wie denn das Hotel des Herrn von Tréville gewöhnlich voll von Soldaten dieses Korps war, die ihren Kameraden schleunigst zu Hilfe kamen, so wurde das Gefecht allgemein, doch neigte sich der Vorteil auf die Seite der Musketiere. Die Garde des Herrn Kardinals und die Leute des Herrn de la Tremouille zogen sich in das Hotel zurück, dessen Tore noch zeitig genug zugemacht wurden, um die Feinde abzuhalten, daß sie nicht zugleich mit ihnen eindrangen. Der Verwundete wurde gleich anfangs weggeschafft, und zwar, wie gesagt, in einem üblen Zustand. Die Aufregung stieg unter den Musketieren und ihren Verbündeten auf den höchsten Grad, und schon hielt man Rat, ob man nicht, um die Vermessenheit der Bedienten des Herrn de la Tremouille zu bestrafen, das Hotel in Brand stecken sollte. Man machte einen Vorschlag, der auch mit Begeisterung aufgenommen wurde, als es zum Glück elf Uhr schlug; d'Artagnan und seine Freunde gedachten ihrer Audienz, und da sie es beklagt hätten, wenn man einen so schönen Streich ohne sie ausgeführt hätte, so ergaben sie sich in Ruhe. Man schleuderte bloß noch einige Pflastersteine an die Tore, da aber die Tore widerstanden, so ließ man ab: außerdem hatten sich einige, die man als Rädelsführer des Unternehmens ansehen mußte, von der Gruppe entfernt und waren nach dem Hotel des Herrn von Tréville gegangen, der sie auch erwartete, da ihm dieser Auftritt bereits bewußt war. »Sogleich nach dem Louvre,« sprach er, »nach dem Louvre, ohne einen Augenblick zu verlieren; trachten wir, den König zu sehen, ehe uns der Kardinal zuvorkommt: wir erzählen ihm die Sache als eine Folge des gestrigen Vorfalls, und so geht beides durch.«

Herr von Tréville ging nun, von den vier jungen Männern begleitet, nach dem Louvre, jedoch zum großen Erstaunen des Kapitäns der Musketiere meldete man diesem, der König sei in den Wald von Saint-Germain auf die Hirschjagd gegangen. Herr von Tréville ließ sich das zweimal sagen, und jedesmal bemerkten seine Gefährten, daß sich sein Gesicht verdüsterte. »Hat Seine Majestät gestern schon den Entschluß gefaßt, diese Jagd zu machen?« fragte er. »Nein, Ew. Exzellenz,« erwiderte der Kammerdiener, »der Oberjäger kam diesen Morgen und meldete, er habe in dieser Nacht

einen Hirsch zum Vergnügen Seiner Majestät in Bereitschaft gehalten. Anfangs erklärte der König, daß er nicht gehen wollte, doch konnte er der Lust nicht widerstehen, die ihm diese Jagd verhieß, und so ist er nach dem Frühmahl fortgefahren.«

»Und hat der König den Kardinal gesehen?« fragte Herr von Tréville. »Das ist ganz wahrscheinlich,« antwortete der Kammerdiener, »denn ich sah diesen Morgen die Pferde an den Wagen Seiner Eminenz gespannt und fragte, wohin die Fahrt gehe, und man gab mir zur Antwort: ›nach Saint-Germain‹.«

»Man eilte uns zuvor,« sprach Herr von Tréville. »Meine Herren, ich will diesen Abend mit dem König sprechen, doch rate ich nicht, daß Ihr Euch dahin wagt.« Diese Ansicht war zu vernünftig, und kam übrigens von einem Manne, der den König zu gut kannte, als daß es die vier Männer versucht hätten, ihm zu widersprechen. Herr von Tréville forderte sie auf, nach Hause zurückzukehren und auf Nachricht von ihm zu warten.

Als Herr von Tréville nach seinem Hotel zurückkehrte, bedachte er, es wäre für ihn wohl am geratensten, zuerst Klage zu führen. Sonach schickte er einen seiner Bedienten zu Herrn de la Tremouille mit einem Schreiben, worin er ihn ersuchte, die Leibwache des Herrn Kardinals aus seinem Hause zu entfernen und seine Leute über die Frechheit zu tadeln, daß sie einen Ausfall auf die Musketiere gemacht haben. Allein Herr von Tremouille, der schon durch seinen Stallmeister, den besagten Verwandten des Bernajoux, unterrichtet war, ließ ihm antworten, es käme weder Herrn von Tréville noch auch seinen Musketieren zu, Klage zu führen, sondern vielmehr ihm, dessen Leute die Musketiere angefallen und verstümmelt hätten, und dem sie sein Hotel verbrennen wollten. Da indes der Kampf zwischen diesen zwei hohen Herren sich hätte in die Länge ziehen können, weil natürlich jeder auf seiner Ansicht bestehen mußte, so ersann Herr von Tréville ein Mittel, das zum Zweck hatte, alles ans Ende zu bringen; er wollte nämlich selbst zu Herrn de la Tremouille gehen. Er begab sich somit unverweilt in dessen Hotel und ließ sich melden. Die zwei hohen Herren begrüßten sich sehr höflich, denn wenn sie auch nicht Freunde waren, so achteten sie sich doch. Beide waren Männer von Herz und Ehre, und da Herr de la Tremouille, ein Protestant, den König nur selten sah, und zu

keiner Partei gehörte, so handelte er gewöhnlich ohne Vorurteil in seiner sozialen Stellung. Indes war diesmal sein Empfang, wenn auch höflich, doch kälter als gewöhnlich. »Mein Herr,« sprach Herr von Tréville, »wir beide glauben, einer habe sich über den andern zu beklagen, und so bin ich denn gekommen, daß wir uns über diese Angelegenheit ins klare setzen.«

»Recht gern,« antwortete Herr de la Tremouille, »allein ich muß Ihnen im voraus sagen, daß ich gut unterrichtet bin, und daß alles Unrecht auf Seite Ihrer Musketiere liegt.«

»Mein Herr,« versetzte Tréville, »Sie sind ein zu verständiger und rechtlicher Mann, um den Vorschlag nicht anzunehmen, den ich Ihnen machen will.«

»Tun Sie das, mein Herr, ich höre.«

»Wie steht es mit Herrn Bernajoux, dem Vetter Ihres Stallmeisters?«

»Sehr schlimm, mein Herr. Außer dem Degenstich, den er am Arm erhielt – der übrigens nicht gefahrvoll ist –, ward ihm noch ein zweiter versetzt, der ihm durch die Lunge drang, so zwar, daß der Arzt das Traurigste voraussagt.«

»Ist der Verwundete bei Selbstbewußtsein?«

»Vollkommen.«

»Spricht er?«

»Mit Anstrengung, doch spricht er.«

»Gut, begeben wir uns zu ihm. Beschwören wir ihn im Namen Gottes, der ihn vielleicht bald abruft, daß er die Wahrheit sage. Er sei Richter in seiner eigenen Sache, und was er sagen wird, das will ich glauben.« Herr de la Tremouille bedachte sich ein Weilchen und willigte dann ein, weil es schwer war, ihm einen vernünftigeren Vorschlag zu machen. Somit gingen beide in das Zimmer hinab, worin der Verwundete lag. Als dieser die zwei edlen Herren zum Besuche kommen sah, versuchte er sich in seinem Bett

aufzurichten, doch war er zu schwach und sank, durch diese Anstrengung erschöpft, fast ohnmächtig wieder zurück. Herr de la Tremouille trat zu ihm und ließ ihn an einem Salze riechen, das ihn wieder in das Leben zurückrief. Und damit man Herrn von Tréville nicht beschuldigen könne, er habe einen Einfluß auf den Kranken genommen, so forderte er Herrn de la Tremouille auf, daß er ihn selbst befrage. Es traf ein, was Herr von Tréville vorausgesehen hatte. Bernajoux dachte zwischen Leben und Tod nicht einen Augenblick daran, die Wahrheit zu verhehlen, und erzählte den beiden Herren den Vorfall genau so, wie er gewesen war. Das war alles, was Herr von Tréville verlangte; er wünschte Bernajoux eine baldige Genesung, beurlaubte sich von Herrn de la Tremouille, kehrte unverweilt in sein Hotel zurück und ließ den vier Freunden melden, daß er sie bei der Mittagstafel erwarte. Herr von Tréville empfing eine gute, ganz antikardinalistische Gesellschaft. Es läßt sich nun bedenken, daß sich das Gespräch während der ganzen Mahlzeit um die zwei Niederlagen bewegte, welche die Leibwachen Seiner Eminenz erlitten. Da nun d'Artagnan der Held dieser zwei Tage gewesen, so fielen ihm alle Glückwünsche zu, die ihm Athos, Porthos und Aramis nicht bloß als gute Kameraden, sondern auch als Männer überließen, an denen in dieser Hinsicht schon oftmals die Reihe war. Gegen sechs Uhr erklärte Herr von Tréville, daß er nach dem Louvre gehen müsse, da aber die von Seiner Majestät bewilligte Audienzstunde schon vorüber war, stellte er sich, statt bei der kleinen Treppe Einlaß zu verlangen, mit den vier jungen Männern im Vorgemach auf. Der König war von der Jagd noch nicht zurückgekehrt. Unsere jungen Männer mengten sich in die Schar der Hofleute und warteten kaum eine halbe Stunde, als alle Türen aufgingen und der König angekündigt wurde. Bei dieser Ankündigung fühlte sich d'Artagnan bis in das Mark der Knochen durchschauert. Der darauffolgende Augenblick sollte aller Wahrscheinlichkeit nach über den Rest seines Lebens entscheiden. Seine Augen waren angstvoll nach der Tür gerichtet, durch die Seine Majestät eintreten mußte. Ludwig XIII. schritt seinem Gefolge voraus; er war im Jagdanzug, ganz bestaubt, hatte große Stiefel an und hielt in der Hand eine Peitsche. D'Artagnan erkannte mit dem ersten Blick, daß das Gemüt des Königs stürmisch aufgeregt sei. Die drei Musketiere säumten also nicht und traten einen Schritt vorwärts, indes d'Artagnan hinter ihnen versteckt blieb. Allein, obgleich der König Athos, Porthos und Aramis persönlich kannte, ging er doch an ihnen vorüber, ohne sie anzusehen. Als aber die Augen des Königs einen Augenblick bei Herrn

von Tréville anhielten, ertrug der diesen Blick mit solcher Festigkeit, daß der König sein Gesicht abwandte, worauf sich Seine Majestät murrend in seine Gemächer begab. »Die Sache geht schlimm,« sprach Athos lächelnd; »wir werden diesmal noch nicht zu Ordensrittern geschlagen.«

»Wartet hier zehn Minuten,« sagte Herr von Tréville, »und seht Ihr mich nach Verlauf dieser Zeit nicht zurückkehren, so geht zurück in mein Hotel; denn es wäre dann unnütz, hier länger zu harren.« Die jungen Männer warteten zehn Minuten, eine Viertelstunde, zwanzig Minuten, und als sie sahen, daß Herr von Tréville noch immer nicht kam, gingen sie fort, über das, was geschehen möge, sehr beunruhigt.

Herr von Tréville war kühn in das Kabinett des Königs getreten, und hatte Seine Majestät in einem Lehnstuhl sitzend und mit seiner Peitsche an die Stiefel klopfend in einer sehr üblen Stimmung angetroffen, was ihn jedoch nicht abhielt, den König mit seinem größten Phlegma um das Befinden zu fragen. »Es geht schlecht, mein Herr, schlecht, ich habe Langweile.«

»Wie doch, Ew. Majestät langweilt sich?« entgegnete Herr von Tréville; »genossen Sie heute nicht das Vergnügen der Jagd?«

»Ein schönes Vergnügen, bei meiner Seele; das hat aus der Art geschlagen, ich weiß nicht, ob das Wild keine Fährte mehr, oder ob die Hunde keine Nasen mehr haben.«

»Wirklich, Sire, ich begreife Ihre Verzweiflung, das Unglück ist groß; Sie haben aber noch, wie mich dünkt, eine hübsche Anzahl von Falken und Sperbern.«

»Und keinen Menschen, der sie abrichtet; die Falkoniers sterben aus, nur ich verstehe noch die Kunst der Falknerei. Nach mir wird alles zu Ende sein, man wird noch mit Fußfallen, Schlingen und Marderfallen jagen, hätte ich nur Zeit, Schüler zu bilden! Doch ja, da ist der Kardinal, der mir keinen Augenblick Ruhe gönnt, der mir von Spanien spricht, der mir von Österreich spricht, der mir von England spricht! Ach, Herr von Tréville, ich bin mit Ihnen in bezug auf den Kardinal unzufrieden.«

»Und worin bin ich so unglücklich, Eurer Majestät zu mißfallen?« fragte Herr von Tréville, die tiefste Betroffenheit heuchelnd. »Versehen Sie derart Ihr Amt, mein Herr?« fuhr der König fort, ohne direkt auf die Frage des Herrn von Tréville zu antworten; »erwählte ich Sie deshalb zum Kapitän meiner Musketiere, daß Sie einen Menschen ermorden, ein ganzes Stadtquartier in Aufstand setzen und Paris anzünden wollen, ohne mir ein Wort davon zu sagen? Allein, während ich hier Klage führe,« fuhr der König in seiner Ereiferung fort, »sitzen zweifelsohne die Ruhestörer bereits im Gefängnis, und Sie kommen gewiß, um zu melden, daß Gerechtigkeit gehandhabt wurde.«

»Sire,« entgegnete Herr von Tréville ruhig, »ich komme vielmehr, um von Ihnen Gerechtigkeit zu verlangen.«

»Und gegen wen?« rief der König. »Gegen die -Verleumder!« erwiderte Herr von Tréville. »Ei, seht doch, das ist neu!« entgegnete der König. »Werden Sie mir nicht zugeben, daß sich Ihre drei verdammten Musketiere Athos, Porthos und Aramis und der Junker von Bearn wie Wütende auf den armen Bernajoux gestürzt und ihn so mißhandelt haben, daß er wahrscheinlich noch in dieser Stunde seinen Geist aufgibt? Werden Sie mir nicht zugeben, daß sie sodann das Hotel des Herzogs de la Tremouille belagerten und sich anschickten, dasselbe in Brand zu setzen, was vielleicht zur Zeit des Krieges eben kein so großes Unglück gewesen wäre, da es ein Nest der Hugenotten ist, was aber zur Zeit des Friedens ein sehr schlimmes Beispiel gibt? Sagen Sie, ob Sie es ableugnen wollen?«

»Und wer hat diesen schönen Bericht erstattet, Sire?« fragte Herr von Tréville gelassen. »Wer mir diesen schönen Bericht erstattet hat, mein Herr? wer anders, als derjenige, der wacht, wenn ich schlafe; der arbeitet, wenn ich mich unterhalte; der alle inneren und äußeren Geschäfte leitet in Frankreich wie in Europa?«

»Seine Majestät will wohl von Gott sprechen,« sagte Tréville; »denn ich kenne nur Gott, der über Euer Majestät so erhaben ist.«

»Nein, ich will von der Stütze des Reiches sprechen, von meinem einzigen Diener, von meinem einzigen Freunde, von dem Herrn Kardinal.«

»Seine Eminenz ist nicht Seine Heiligkeit, Sire!«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß nur der Papst unfehlbar ist, und diese Unfehlbarkeit sich nicht auf jeden einzelnen Kardinal erstreckt.«

»Sie wollen also sagen, daß er mich täuscht. Sie wollen sagen, daß er mich verrät? Somit klagen Sie ihn an. Nun, reden Sie, gestehen Sie freimütig, daß Sie ihn anklagen.«

»Nein, Sire, sondern ich sage, daß er sich selbst täuscht, daß er schlecht unterrichtet war; ich sage, daß er sich übereilte, indem er die Musketiere bei Seiner Majestät anklagte, gegen die er ungerecht ist, und daß er seine Nachrichten nicht aus lauteren Quellen geschöpft hat.«

»Die Anklage kommt von Herrn de la Tremouille, dem Herzog selbst. Was entgegnen Sie darauf?«

»Ich könnte entgegnen, Sire, daß er in dieser Sache zu sehr beteiligt ist, um ein unparteiischer Zeuge zu sein; aber weit davon entfernt, Sire, erkenne ich den Herzog als einen echten Edelmann, und ich unterwerfe mich seiner Aussage; doch unter einer Bedingung, Sire!«

»Und diese ist?«

»Daß Ew. Majestät ihn kommen läßt, ihn selbst ohne Zeugen befragt, und daß ich allsogleich nach dem Vernehmen des Herzogs vor Ew. Majestät erscheinen darf.«

»Wohlan!« sprach der König, »und Sie richten sich dann nach dem, was der Herzog aussagen wird?«

»Ja, Sire!«

»Sie nehmen seinen Ausspruch an?«

»Allerdings.«

»La Chesnaye!« rief der König, »La Chesnaye!« Der vertraute Kammerdiener des Königs Ludwig XIII., der sich stets an der Tür aufhielt, trat ein. »La Chesnaye,« sprach der König, »man hole mir augenblicklich Herrn de la Tremouille; ich will ihn diesen Abend noch sprechen.«

»Gibt mir Ew. Majestät das Wort, niemanden als Herrn de la Tremouille und mich zu sehen?«

»Niemanden, auf mein fürstliches Wort.«

»Also morgen, Sire!«

»Morgen, mein Herr!«

»Um wieviel Uhr, wenn es Ew. Majestät gefällig wäre?«

»Wann es Ihnen beliebt.«

»Wenn ich aber zu früh käme, müßte ich befürchten, Ew. Majestät aufzuwecken.«

»Mich aufzuwecken? Kann ich denn schlafen? Ich schlafe nicht mehr, ich träume bisweilen, das ist alles. Kommen Sie nur, so früh Sie wollen, um sieben Uhr; doch haben Sie acht, wenn Ihre Musketiere schuldig sind.«

»Wenn meine Musketiere schuldig sind, Sire, so sollen die Schuldigen Ew. Majestät überliefert werden. Verlangt Ew. Majestät noch mehr, ich bitte zu sprechen; ich stehe bereit, zu gehorchen.«

»Nein, mein Herr, nein; man nennt mich nicht ohne Ursache Ludwig den Gerechten. Also morgen, morgen.«

»Gott erhalte Ew. Majestät!«

Wie wenig auch der König schlief, so schlief doch Herr von Tréville noch schlechter; er ließ es noch an demselben Abend seinen drei Musketieren und ihrem Gefährten vermelden, sie möchten sich morgen um halb sieben Uhr bei ihm einfinden. Er nahm sie mit sich, ohne ihnen eine Versicherung oder ein Versprechen zu machen, und ohne ihnen zu verhehlen, daß sein

und ihr Glück vom Zufall abhänge. Als er bei der kleinen Treppe ankam, ließ er sie warten. Wäre der König noch immer über sie erzürnt, so sollten sie sich ungesehen entfernen; wolle er sie aber empfangen, solle man sie nur rufen müssen. Als Herr von Tréville in das besondere Vorgemach des Königs kam, traf er la Chesnaye, der ihm sagte, man habe den Herzog de la Tremouille gestern abend nicht in seinem Hotel angetroffen; er sei zu spät nach Hause gekommen, um sich noch nach dem Louvre zu begeben; er sei eben erst hierher gekommen und befinde sich jetzt bei dem König. Dieser Umstand war Herrn von Tréville sehr angenehm, denn er war versichert, daß sich zwischen ihm und Herrn de la Tremouille keine Einflüsterung von fremder Seite einschmuggeln werde. In der Tat waren kaum zehn Minuten vergangen, als die Kabinettstür des Königs aufging, wo dann Herr von Tréville den Herzog de la Tremouille herankommen sah, der sich ihm näherte und zu ihm sprach: »Herr von Tréville, Seine Majestät ließ mich rufen um zu erfahren, wie sich die Sache gestern früh in meinem Hotel verhalten habe. Ich sagte ihm die Wahrheit, das heißt, daß die Schuld auf der Seite meiner Leute lag. Da ich Sie nun hier treffe, so nehmen Sie gefälligst meine Entschuldigung hin, und betrachten Sie mich stets als einen Ihrer Freunde.«

»Herr Herzog,« entgegnete Herr von Tréville, »ich setze so viel Zuversicht in Ihre Rechtlichkeit, daß ich bei Seiner Majestät keinen andern Vertreter wollte als Sie. Ich sehe, daß ich mich nicht betrog, und danke Ihnen dafür, daß es noch einen Mann gibt, von dem man untrüglich sagen kann, was ich von Ihnen gesagt habe.«

»Es ist gut, es ist gut!« sprach der König, der zwischen der Doppeltür diese Komplimente mitangehört hatte; »nur sagen Sie ihm, Tréville, weil er behauptete, Ihr Freund zu sein, daß ich zu den seinigen zu gehören wünsche, daß er mich aber vernachlässigt, daß ich ihn bald drei Jahre lang nicht sah, und daß ich ihn nur dann sehe, wenn ich ihn berufen lasse. Sagen Sie ihm das von meiner Seite; denn das sind Dinge, die ihm ein König nicht selbst sagen kann.«

»Dank, Sire, Dank!« rief der Herzog; »doch bitte ich Euer Majestät, zu glauben, daß nicht diejenigen – ich sage das nicht in bezug auf Herrn von

Tréville –, daß nicht diejenigen Ihre ergebensten Diener sind, die Sie zu jeder Stunde um sich sehen.«

»Ha, Sie haben gehört, was ich sagte; um so besser, Herzog, um so besser,« sprach der König und trat weiter hervor. »Ah, Sie sind es, Tréville! und wo sind Ihre Musketiere? Ich habe Sie gestern gebeten, mir dieselben vorzustellen; warum taten Sie es nicht?«

»Sie stehen unten, Sire, und mit Ihrer Erlaubnis wird la Chesnaye sie heraufrufen.«

»Ja, ja, sie mögen sogleich kommen; es wird acht Uhr, und um neun Uhr erwarte ich einen Besuch. Gehen Sie, Herr Herzog, und vor allem, kommen Sie wieder. Treten Sie ein, Tréville!« Der Herzog verneigte sich tief und ging fort. In dem Moment, als er die Tür öffnete, erschienen die drei Musketiere und d'Artagnan. »Kommt, meine Wackeren!« sprach der König, »kommt, ich habe euch auszuzanken.« Die Musketiere näherten sich mit einer Verbeugung, und d'Artagnan folgte ihnen nach. »Wie, des Teufels!« fuhr der König fort; »Ihr vier habt in zwei Tagen sieben Gardesoldaten Seiner Eminenz kampfunfähig gemacht? Das ist zuviel, meine Herren, das ist zuviel. Auf solche Art wäre Seine Eminenz gezwungen, seine Kompagnien in drei Wochen zu erneuern, und ich müßte die Edikte in ihrer ganzen Strenge gelten lassen. Wenn es zufällig nur ein Mann gewesen wäre, so wollte ich nichts sagen; aber sieben Mann in zwei Tagen, das ist zuviel; ich wiederhole es, das ist zu arg!« – »Eure Majestät sieht auch, wie sie zerknirscht und reuevoll sind, um ihre Entschuldigungen vorzubringen.«

»Ganz zerknirscht und reuevoll, hm!« rief der König, »ich verlasse mich nicht so ganz auf ihre heuchlerischen Gesichter; besonders steht dort hinten ein Gascognergesicht. Treten Sie vor, mein Herr!« D'Artagnan, wohl bewußt, daß das Kompliment ihn anging, trat mit seiner verzweiflungsvollsten Miene näher. »Nun, was sagten Sie denn, daß er ein junger Mann sei? er ist noch ein Kind, Herr von Tréville, ein wirkliches Kind. Und dieser hat Jussac den schrecklichen Degenstich versetzt?«

»Und jene zwei hübschen Hiebe dem Bernajoux.«

»Wirklich?«

»Abgerechnet davon,« sagte Athos, »daß ich, hätte er mich nicht den Händen Cahusacs entzogen, höchstwahrscheinlich nicht die Ehre hätte, Euer Majestät in diesem Augenblick meine tiefste Verehrung zu beweisen.«

»Potz Element! dieser Bearner ist ja ein wahrhafter Dämon, Herr von Tréville! wie mein königlicher Vater ausgerufen hätte. Bei diesem Gewerbe muß man ja viele Röcke durchlöchern und viele Degen zersplittern; und die Gascogner sind immerfort arm, nicht so?«

»Sire! ich kann wohl sagen, man hat in ihren Bergen noch keine Goldgruben aufgefunden, obwohl ihnen der Himmel dieses Wunder für die Art und Weise schuldig wäre, mit der sie die Ansprüche Ihres königlichen Vaters, Sire, unterstützt haben.«

»Das will soviel sagen, daß mich die Gascogner selbst zum König gemacht haben, nicht wahr, Tréville, da ich der Sohn meines Vaters bin? Nun gut! ich sage nicht nein! La Chesnaye, geht und durchsuchet meine Taschen, ob Ihr nicht vierzig Pistolen findet, und habt Ihr sie gefunden, so bringet sie her. Und jetzt, junger Mann, die Hand auf das Herz und sagt, wie ist das zugegangen?« D'Artagnan erzählte das Abenteuer vom vorigen Tage mit all seinen Umständen, wie er aus Freude, Seine Majestät zu sehen, gar nicht schlafen konnte, und drei Stunden vor der Audienzzeit zu seinen Freunden gegangen sei; wie sie sich mitsammen in ein Ballspielhaus begaben, und wie er von Bernajoux ausgehöhnt wurde, weil er Furcht zeigte, es flöge ihm ein Ball ins Gesicht, und wie dieser seinen Hohn fast mit dem Verlust seines Lebens, und Herr de la Tremouille, der sich unparteiisch verhielt, mit dem Verlust seines Hotels bezahlen mußte. »Es ist gut,« murmelte der König, »ja, so hat mir der Herzog den Vorfall erzählt. Armer Kardinal! sieben Männer in zwei Tagen, und gerade deine liebsten; doch damit ist es genug, meine Herren; verstehen Sie. es ist jetzt genug; Ihr habt Rache genommen für die Rue Féron, und noch mehr als das; Ihr müßt Euch zufrieden geben.«

»Wir sind es,« entgegnete Tréville, »wenn es Eure Majestät ist.«

»Ja, ich bin's,« sprach der König, indem er einen Griff Gold aus der Hand la Chesnayes nahm und selbes in d'Artagnans Hand mit den Worten legte: »Das ist ein Beweis meiner Zufriedenheit!« D'Artagnan schob die vierzig Pistolen ohne alle Umstände in die Tasche und dankte Seiner Majestät auf

das untertänigste. »Nun,« sprach der König, »ist es halb neun Uhr; Ihr könnt Euch entfernen. Dank für Ihre Ergebenheit, meine Herren! Ich kann stets darauf rechnen, nicht wahr?«

»O, Sire!« riefen alle vier Gefährten mit einer Stimme, »für Eure Majestät lassen wir uns in Stücke hauen!«

»Gut, gut! doch bleibt lieber ganz, das ist mehr wert, und so seid Ihr mir nützlicher. Tréville!« fuhr der König mit halbleiser Stimme fort, während sich die andern entfernten; »da Sie bei den Musketieren keinen erledigten Platz haben, und da ich überdies für die Aufnahme in dieses Korps ein Noviziat angeordnet, so stellen Sie diesen jungen Mann zu der Gardekompagnie Ihres Schwagers, des Herrn Essarts. Ha, bei Gott! Tréville, ich freue mich auf die Grimasse, die der Kardinal machen wird; er wird toben; aber gleichviel, ich bin in meinem Recht.« Der König begrüßte mit der Hand Herrn von Tréville, der fortging und sich zu seinen Musketieren begab, die eben beschäftigt waren, mit d'Artagnan die vierzig Pistolen zu teilen.

Die innere Wirtschaft der Musketiere.

Als d'Artagnan außerhalb des Louvre war und mit seinen Freunden Rat hielt, wie er seinen Anteil an den vierzig Pistolen verwenden sollte, riet ihm Athos, ein gutes Mahl im Pomme du Pin zu bestellen, Porthos einen Lakai zu nehmen, und Aramis, sich eine Geliebte zu erwählen. Das Mahl wurde noch an demselben Tag eingenommen, und der Lakai bediente an der Tafel. Das Mahl hatte Athos bestellt, den Lakai Porthos hergegeben. Dieser war ein Pikarde, den der glorreiche Musketier an eben diesem Tag und zu dieser Gelegenheit auf der Brücke de la Tournelle aufgenommen, während er da in das Wasser gespuckt und Kreise gemacht hatte. Porthos behauptete, diese Beschäftigung wäre ein Beweis von einer bedächtigen und beschaulichen Organisation und nahm ihn mit sich ohne eine andere Empfehlung. Die erhabene Miene des Edelmannes, bei dem er sich in Dienst genommen glaubte, verführte Planchet, so hieß der Pikarde; doch kam es zu einer kleinen Enttäuschung, als er sah, daß der Platz bereits durch einen Zunftgenossen besetzt war, der sich Mousqueton nannte, und Porthos ihm

erklärte, wie groß sein Haushalt auch wäre, so ließe er doch nicht zwei Bediente zu, und so müsse er in d'Artagnans Dienste treten. Als er jedoch bei dem Mahle war, das sein Herr gab und bemerkte, wie dieser bei der Bezahlung eine Handvoll Gold aus der Tasche zog, so hielt er sein Glück für begründet und dankte dem Himmel, daß er ihn in die Botmäßigkeit eines solchen Krösus geraten ließ; er beharrte bei dieser Meinung bis nach dem Gelage, durch dessen Überbleibsel er wieder ein langes Fasten gutmachte. Aber Planchets Hirngespinste zerflossen, als er abends das Bett seines Herrn machte. Dieses Bett war das einzige in der Wohnung, die aus einem Vorgemach und einem Schlafzimmer bestand. Planchet schlief im Vorgemach auf einer Decke, die vom Bette d'Artagnans genommen ward, und deren sich dieser nunmehr entschlug. Auch Athos hatte einen Bedienten, den er auf ganz eigentümliche Weise für seinen Dienst abrichtete und der den Namen Grimaud führte. Dieser würdige hohe Herr war sehr schweigsam– wohl verstanden, wir sprechen von Athos. Seit den fünf oder sechs Jahren, die er in innigster Freundschaft mit seinen zwei Genossen Porthos und Aramis gelebt hatte, erinnerten sich diese, daß er öfters gelächelt, aber niemals gelacht hatte. Seine Worte waren kurz, ausdrucksvoll; sie sagten immer das, was sie sagen wollten, und nicht mehr, keine Verzierung, keine Arabesken. Obwohl Athos erst 30 Jahre alt war und hohe Schönheit des Körpers und des Geistes besaß, kannte doch niemand von ihm eine Geliebte. Er sprach nie vom weiblichen Geschlecht; er hinderte aber auch niemand, in seiner Gegenwart davon zu sprechen; obgleich man bemerken konnte, daß ihn diese Art Unterhaltung anwiderte, in die er sich auch nur immer mit bitteren Worten und menschenfeindlichen Bemerkungen einmischte. Um sich also von seinen Gewohnheiten nicht zu entfernen, gewöhnte er Grimaud, ihm auf einen einzigen Wink, auf eine einfache Bewegung der Lippen Folge zu leisten. Er sprach nur mit ihm in höchst dringenden Fällen. Bisweilen glaubte Grimaud, der seinen Herrn wie das Feuer fürchtete, obwohl er für seine Person eine große Anhänglichkeit zeigte und gegen seinen Geist eine hohe Achtung fühlte, er habe vollkommen verstanden, was er verlangte, und tat, um eilig den Befehl zu vollziehen, gerade das Gegenteil davon. Dann zuckte Athos die Achseln und züchtigte Grimaud, ohne sich zu erzürnen. An diesen Tagen sprach er ein bißchen. Wie man schon bemerken konnte, hatte Porthos einen Charakter, der dem des Athos ganz entgegengesetzt war; er sprach nicht bloß viel, sondern auch laut; er sprach, weil er Vergnügen daran fand, zu

sprechen und sich anzuhören; er redete von allem, nur nicht von Wissenschaften; in dieser Hinsicht gab er einen alten Haß vor, den er, wie er sagte, von Kindheit an gegen die Gelehrten nährte. Er hatte ein minder vornehmes Aussehen als Athos, und das Gefühl seiner niederen Stellung in dieser Hinsicht machte ihn im Anfang ihrer Verbindung oft ungerecht gegen diesen Edelmann, den er sofort durch seinen glänzenden Anzug zu übertreffen suchte. Allein Athos behauptete durch seinen einfachen Musketierrock und durch die Art und Weise, wie er den Kopf zurückwarf und den Fuß vorsetzte, im Augenblick wieder den Platz, der ihm gebührte und drängte den prunkvollen Porthos auf den zweiten Rang zurück. Porthos tröstete sich damit, daß er das Vorgemach des Herrn von Tréville und die Wachen des Louvre mit dem Gerede seines Glückes bei Frauen erfüllte, wovon Athos nie sprach, und nachdem er vom Bürgeradel auf den Kriegsadel, von der Zofe auf die Baronin übergegangen war, war bei Porthos gegenwärtig von nichts weniger die Rede, als von einer auswärtigen Prinzessin, die ihm eine ungeheure Gunst zudachte. Ein altes Sprichwort lautet: »Wie der Herr, so der Knecht.« Wir gehen nun vom Diener des Athos auf den Diener des Porthos, von Grimaud auf Mousqueton über. Mousqueton war ein Normanne; seinen friedfertigen Namen Bonifazius hatte sein Herr in den unendlich klangvolleren und kriegerischen Mousqueton umgewandelt. Er trat unter der Bedingung in Porthos Dienste, daß er nur Kleidung und Wohnung, doch beides auf prachtvolle Weise, bekomme; er nahm täglich nur zwei Stunden in Anspruch, um sich einem Gewerbe zu widmen, mittels dessen er seinen übrigen Bedürfnissen abhelfen konnte. Porthos ging den Handel ein, da ihm die Sache annehmbar schien. Er ließ für Mousqueton Wämser aus seinen alten Kleidern und Mäntelkragen zuschneiden, und mit Hilfe eines geschickten Schneiders, der den alten Röcken durch das Umwenden ein neues Ansehen gab, und dessen Frau im Verdacht stand, Porthos zu veranlassen, von seinen aristokratischen Gewohnheiten herabzusteigen, spielte Mousqueton im Gefolge seines Herrn eine recht gute Figur. Was nun Aramis betrifft, dessen Charakter wir hinlänglich dargestellt zu haben glauben, einen Charakter, den wir übrigens wie den seiner Genossen im weiteren Verlauf beobachten können, so hatte er einen Lakai namens Bazin. Bei der Hoffnung, die sein Herr hegte, einst Geistlicher zu werden, war er immer schwarz gekleidet, wie es ein Diener eines Gottesgelehrten sein soll. Er stammte aus Berry, war 35 bis 40 Jahre alt, sanft, friedfertig,

wohlbeleibt, las in den Mußestunden, die ihm der Herr gönnte, fromme Bücher, und aß zu Mittag für zwei, zwar von wenigen, aber guten Gerichten. Außerdem war er stumm, blind, taub und von erprobter Treue.

Übrigens war das Leben der vier jungen Männer voll Lustbarkeit; Athos spielte immer unglücklich, doch erborgte er nie einen Sou von seinen Freunden, obwohl ihnen seine Börse stets zu Diensten stand, und hatte er auf sein Ehrenwort gespielt, so ließ er immerhin seinen Gläubiger um sechs Uhr des Morgens aufwecken, um ihm seine Schuld vom Tage vorher zu entrichten. Porthos war leidenschaftlich; an den Tagen, da er gewann, war er ausgelassen und freigebig: wenn er verlor, machte er sich auf mehrere Tage ganz unsichtbar, dann erschien er wieder mit blassem Gesicht und langen Zügen, hatte aber Geld in der Tasche. Was Aramis betrifft, so spielte er niemals. Er war der schlechteste Musketier und der häßlichste Tischgenosse, den man sich denken konnte. Er hatte immer etwas zu arbeiten. Mitten unter einem Festmahl, wenn jeder von Wein und Unterhaltung erglüht der Meinung war, man könnte zwei oder drei Stunden bei Tische verweilen, blickte Aramis auf seine Uhr, stand mit holdseligem Lächeln auf, nahm Abschied von der Gesellschaft und ging mit dem Bedeuten fort, er habe eine Zusammenkunft mit einem Kasuisten verabredet. Ein anderes Mal kehrte er in seine Wohnung zurück, um eine Thesis niederzuschreiben und ersuchte seine Freunde, ihn nicht zu stören. Allein Athos lächelte mit seinem melancholischen Lächeln, das so gut zu seiner vornehmen Miene stand, und Porthos trank und schwor, aus Aramis würde nichts anderes werden als ein Dorfpfarrer.

Das Leben der vier jungen Männer war ein gemeinsames geworden; d'Artagnan, der keine Gewohnheit kannte, da er von seiner Provinz ankam und mitten in eine ihm ganz neue Welt versetzt wurde, eignete sich die Gewohnheiten seiner Freunde an. Man stand im Winter gegen acht Uhr, im Sommer gegen sechs Uhr auf, holte sich bei Herrn von Trévilles das Losungswort und seine dienstlichen Weisungen. Auch d'Artagnan verrichtete, obwohl er kein Musketier war, mit rührender Genauigkeit den Dienst; er zog immer auf die Wache, weil er demjenigen seiner Freunde, der sie zu versehen hatte, Gesellschaft leistete. Man kannte ihn im Hotel der Musketiere, und jedem galt er als guter Kamerad. Herr von Tréville, der ihn schon mit dem ersten Blick würdigte und eine wahre Neigung zu ihm hegte,

unterließ es nie, ihn dem König zu empfehlen. Die drei Musketiere hatten ihren jungen Kameraden ungemein lieb. Die Freundschaft, die diese vier Männer verband, und das Bedürfnis, sich täglich drei- bis viermal zu sehen, war es nun bei einem Duell oder in Geschäften, oder bei einer Unterhaltung, machten, daß sie sich ohne Unterlaß wie Schatten nachliefen. Inzwischen blieben die Versprechungen des Herrn Tréville in ihrem Zuge. An einem schönen Tage befahl der König dem Herrn Ritter des Essarts, d'Artagnan als Kadett in seine Gardekompagnie aufzunehmen. D'Artagnan kleidete sich seufzend in diese Uniform, die er um den Preis von zwei Lebensjahren gegen einen Musketierrock gern vertauscht hätte. Allein Herr von Tréville verhieß ihm die Gunst nach einem Noviziat von zwei Jahren, das sich übrigens abkürzen ließe, wenn sich für d'Artagnan eine Gelegenheit ergäbe, dem König einen Dienst zu erweisen, oder eine glänzende Tat auszuführen. Auf diese Verheißung fügte sich d'Artagnan und trat seinen Dienst schon am nächsten Tag an.

Eine Hofintrige.

Indes hatten die vierzig Pistolen Ludwigs XIII. ein Ende genommen, und nach diesem Ende befanden sich unsere vier Gefährten in Bedrängnis. Zuvörderst hatte Athos die Gemeinschaft für einige Zeit mit seinen eigenen Pfennigen unterstützt. Auf ihn folgte Porthos, und es gelang diesem, nachdem er wie gewöhnlich auf einige Tage verschwunden war, den Bedürfnissen aller beinahe vierzehn Tage lang abzuhelfen. Endlich kam die Reihe an Aramis, der sich gutwillig auspfänden ließ und sich, wie er sagte, dadurch einige Pistolen verschaffte, daß er seine theologischen Bücher verkaufte. Nun hatte man wie gewöhnlich seine Zuflucht zu Herrn von Tréville genommen, der einige Vorschüsse auf den Sold bewilligte; allein diese Vorschüsse reichten nicht gar weit für drei Musketiere, die große Rückstände zu tilgen hatten, und für einen Gardesoldaten, der noch schuldenfrei war. Als man endlich sah, daß es an allem fehle, raffte man mit der äußersten Anstrengung acht bis zehn Pistolen zusammen, mit denen Porthos spielte. Leider verfolgte ihn ein Unstern; er verlor alles und darüber noch fünfundzwanzig Pistolen auf Ehrenwort. Jetzt wurde die Bedrängnis sehr beklemmend; man sah sie mit ihren Lakaien ausgehungert auf den Quais und in den Wachstuben umherlaufen und sich bei ihren Freunden, wo

sie welche fanden, zu Tisch laden; denn nach Aramis' Ansicht mußte man während seines Glückes links und rechts Mahlzeiten aussäen, um sie zur Zeit des Unglücks einzuernten. Athos wurde viermal eingeladen, und jedesmal nahm er seine Freunde samt ihren Bedienten mit sich. Porthos fand sechs solche Gelegenheiten, und immer ließ er auch seine Kameraden daran teilnehmen; Aramis hatte deren acht. Wie man schon bemerken konnte, war das ein Mensch, der wenig Geräusch und viele Geschäfte machte. Was d'Artagnan betrifft, der noch niemanden in der Hauptstadt kannte, so fand er nur ein Schokoladefrühstück bei einem Priester seines Landes und ein Mittagmahl bei einem Standartenträger der Garde. Er brachte seine Armee mit zu dem Priester, dem man seine Mundvorräte für zwei Monate aufzehrte, und zu dem Standartenträger, der Wunder tat; allein, wie Planchet sagte, man schmauset nur einmal, selbst wenn man viel ißt. D'Artagnan fand sich also sehr gedemütigt, daß er seinen drei Freunden Athos, Porthos und Aramis für die verschafften Schmausereien nur ein und ein halbes Mahl entgegenbieten konnte, denn das Frühstück bei dem Priester konnte nur für eine halbe Mahlzeit gelten. Er glaubte, der Gesellschaft eine Last zu sein; er vergaß in seiner jugendlichen Gutherzigkeit, daß er diese Gesellschaft einen ganzen Monat lang genährt hatte, und sein tätiger Geist fing an rührig zu werden. Er bedachte, daß diese Verbindung von vier jungen, mutvollen, unternehmenden und tatkräftigen Männern einen andern Zweck haben müßte, als müßige Spaziergänge, Fechtlektionen und mehr oder minder witzige Schwänke. Vier Männer, wie sie, vier einander von der Börse bis zum Leben ganz ergebene Männer, die sich stets unterstützten, vor nichts zurückwichen, die gemeinschaftlich gefaßten Beschlüsse vereinzelt oder mitsammen ausführten; ihre Arme, die allen vier Hauptwinden trotzten oder sich einem einzigen Punkte zuwandten, mußten in der Tat unfehlbar, sei es mit List oder mit Gewalt, einen Weg zu einem Ziele bahnen, das sie zu erreichen strebten, wenn auch dieses Ziel wohl verwahrt und weit entfernt gewesen wäre. D'Artagnan verwunderte sich nur, daß seine Gefährten an das noch nicht gedacht hatten. Da wurde er durch ein Klopfen an der Tür aufgeschreckt. Es wurde ein Mann eingeführt von ganz einfacher Miene und bürgerlichem Aussehen. Planchet wünschte dem Gespräch zum Nachtisch sehnlichst beizuwohnen, allein der Bürger erklärte d'Artagnan, er habe ihm etwas Wichtiges anzuvertrauen und wünsche mit ihm unter vier Augen zu sprechen. D'Artagnan hieß Planchet hinausgehen und bot seinem

Besucher einen Stuhl. Es trat ein augenblickliches Stillschweigen ein, währenddessen sich die beiden Männer, um eine vorläufige Bekanntschaft zu machen, gegenseitig anblickten, wonach sich d'Artagnan verneigte, um anzudeuten, daß er ihn anhören wolle.

»Ich hörte von Herrn d'Artagnan als von einem jungen, recht braven Manne reden«, sprach der Bürger, »und dieser gute Ruf, den er mit Recht genießt, veranlaßte mich, ihm ein Geheimnis zu vertrauen.«

»Redet, mein Herr, redet!« sagte d'Artagnan, der etwas Vorteilhaftes witterte. Der Bürger schwieg abermals ein Weilchen und fuhr dann fort: »Meine Gemahlin, die Wäscheaufseherin bei der Königin ist, mein Herr, besitzt sowohl Verstand als auch Schönheit. Man beredete mich vor etwa drei Jahren, sie zu heiraten, obwohl sie nur ein kleines Vermögen besaß, weil Herr de Laporte; der Mantelträger der Königin, ihr Pate und Beschützer ist.«

»Was nun, mein Herr?« fragte d'Artagnan. »Nun,« antwortete der Bürger, »nun, mein Herr, als gestern früh meine Frau aus dem Arbeitszimmer ging, wurde sie entführt.«

»Und wer hat Ihre Frau entführt?«

»Ich weiß es nicht bestimmt, doch ziehe ich jemand in Verdacht.«

»Und auf wen haben Sie Verdacht?«

»Auf einen Mann, der sie seit lange schon verfolgte.«

»Teufel!«

»Aber, mein Herr, soll ich reden,« fuhr der Bürger fort, »ich bin überzeugt, daß bei all dem weniger Liebe als Politik im Spiel ist.«

»Weniger Liebe als Politik?« erwiderte d'Artagnan mit sehr bedächtiger Miene, »und wen ziehen Sie in Verdacht?«

»Ich weiß nicht, ob ich es sagen soll, wen ich in Verdacht habe...«

»Mein Herr, ich mache Sie aufmerksam, daß ich von Ihnen ganz und gar nichts verlange; Sie kamen hierher und sagten mir, daß Sie mir ein Geheimnis anzuvertrauen hätten. Tun Sie nach Ihrem Belieben, noch ist es Zeit, sich zurückzuziehen.«

»Nein, mein Herr, nein, Sie haben das Aussehen eines rechtschaffenen jungen Mannes, und ich vertraue auf Sie. Ich glaube also nicht, daß meine Frau wegen ihrer eigenen Liebschaften, sondern wegen jener einer viel vornehmeren Dame, als sie es ist, festgenommen wurde.«

»Ah, geschah etwa das wegen der Liebschaften der Frau von Bois-Tracy?« fragte d'Artagnan, der sich dem Bürger gegenüber das Ansehen geben wollte, als wisse er alle Vorfälle bei Hofe.

»Höher, mein Herr, höher.«

»Der Frau d'Aiguillon?«

»Noch höher.«

»Der Frau von Chevreuse?«

»Noch höher, viel höher!«

»Der Frau...« D'Artagnan hielt plötzlich inne.

»Ja, mein Herr!« stammelte furchtsam der Bürger so leise, daß man ihn kaum hören konnte.

»Und mit wem?«

»Mit wem kann das sein, wenn nicht mit dem Herzog von...«

»Mit dem Herzog von...?«

»Ja,« antwortete der Bürger, und gab seiner Stimme einen noch dumpferen Ton.

»Aber wie wissen Sie das alles?«

»Ha, wie ich das weiß?«

»Ja, woher wissen Sie das... kein halbes Vertrauen... oder Sie verstehen wohl.«

»Ich weiß es von meiner Gemahlin, mein Herr, von meiner Gemahlin selbst.«

»Und wie weiß sie es, von wem?«

»Von Herrn de Laporte. Sagte ich Ihnen nicht, sie sei die Pate des Herrn de Laporte, des Vertrauten der Königin? Nun, Herr de Laporte hatte sie zu Ihrer Majestät gebracht, damit unsere arme Königin doch jemanden hat, dem sie vertrauen kann, da sie verlassen vom König, belauert vom Kardinal und von allen verraten ist.«

»Oh, oh, das klärt sich auf,« sagte d'Artagnan.

»Nun kam meine Frau vor vier Tagen zu mir, denn laut Bedingung mußte sie mich zweimal in der Woche besuchen, und wie ich schon zu bemerken die Ehre hatte, liebt mich meine Frau zärtlich; meine Frau kam also und vertraute mir, die Königin sei eben in großer Besorgnis.«

»Wirklich?«

»Ja, der Herr Kardinal verfolgt sie, wie es scheint, mehr als je. Er kann ihr die Geschichte mit der Sarabande nicht verzeihen. Sie wissen doch von der Geschichte der Sarabande?«

»Bei Gott! ob ich sie weiß,« entgegnete d'Artagnan, der keine Silbe davon wußte, sich aber doch die Miene geben wollte, als sei er damit vertraut.

»Dergestalt, daß es jetzt nicht mehr Haß ist, sondern Rache.«

»Wirklich?«

»Und die Königin glaubt... ?«

»Sie glaubt, man habe dem Herrn Herzog von Buckingham in ihrem Namen geschrieben.«

»Im Namen der Königin?«

»Ja, um ihn nach Paris kommen zu lassen, und ist er einmal hier, ihn in eine Schlinge zu locken.«

»Teufel! doch, mein lieber Herr, was hat denn Ihre Gemahlin bei allem dem zu tun?«

»Man weiß von ihrer Ergebenheit für die Königin, und man will sie entweder von ihrer Gebieterin entfernen oder einschüchtern, um die Geheimnisse Ihrer Majestät zu erfahren, oder sie verführen, um sie als Spion zu gebrauchen.«

»Das ist wahrscheinlich,« versetzte d'Artagnan, »doch kennen Sie den Menschen, der sie entführt hat?«

»Ich sagte Ihnen, daß ich ihn zu kennen glaube.«

»Er heißt?«

»Das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß er ein Parteigänger des Kardinals und ihm ganz ergeben ist.«

»Haben Sie ihn aber gesehen?«

»Ja, meine Frau hat ihn mir einmal gezeigt.«

»Hat er ein Abzeichen, woran man ihn erkennen könnte?«

»O, allerdings! er ist ein vornehmer Herr von stolzer Miene, schwarzen Haaren, dunkler Gesichtsfarbe, einem durchdringenden Auge, weißen Zähnen und einer Narbe an den Schläfen.«

»Einer Narbe an den Schläfen!« rief d'Artagnan, »nebst weißen Zähnen, einem durchdringenden Auge, dunkler Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren und stolzer Miene, das ist mein Mann von Meung.«

»Das ist Ihr Mann, sagen Sie?«

»Ja, ja, doch das tut nichts zur Sache. Nein, ich irre mich, im Gegenteil, das vereinfacht sie nur; wenn Ihr Mann der meinige ist, so werde ich mit einem Streiche zweifache Rache üben; aber wo treffe ich diesen Mann?«

»Das weiß ich nicht.«

»Haben Sie keine Spur von seinem Aufenthalt?«

»Keine; als ich eines Tages meine Gemahlin nach dem Louvre zurückführte, ging er heraus, als sie eben eintrat, und da hat sie ihn mir gezeigt.«

»Teufel, Teufel!« murmelte d'Artagnan, »das ist alles so schwankend. Von wem erhielten Sie Kenntnis von der Entführung Ihrer Gemahlin?«

»Von Herrn de Laporte.«

»Hat er Ihnen etwas Umständliches mitgeteilt?«

»Er wußte weiter nichts.«

»Und Sie haben auch von einer andern Seite nichts erfahren?«

»Allerdings, ich hörte–«

»Was?«

»Allein, ich weiß nicht, ob es nicht sehr unbescheiden ist...«

»Sie kommen schon wieder auf das zurück, allein ich muß Ihnen diesmal bemerken, daß es schon zu spät wäre, um zurückzutreten.«

»Ich trete ja nicht zurück,« rief der Bürger, um sich Mut zu erwecken. »Außerdem, so wahr ich Bonacieux heiße...«

»Sie nennen sich Bonacieux?« fiel d'Artagnan ein.

»Ja, das ist mein Name.«

»Sie sagten also: so wahr ich Bonacieux heiße! Um Vergebung, daß ich Sie unterbrach, allein mir war, als sei mir dieser Name nicht unbekannt.«

»Das ist möglich, mein Herr, ich bin Ihr Hausbesitzer.«

»Ah, ah,« rief d'Artagnan, halb aufstehend und sich verneigend. »Ah, Sie sind mein Hausbesitzer?«

»Ja, mein Herr, ja. Und da Sie seit den drei Monden, als Sie bei mir wohnen, wahrscheinlich von zu vielen Geschäften zerstreut, meine Miete zu bezahlen vergessen haben, und ich Sie deshalb nie einen Augenblick bedrängte, so dachte ich, daß Sie Rücksicht auf mein Zartgefühl nehmen würden.«

»Je nun, mein lieber Herr Bonacieux,« entgegnete d'Artagnan, »glauben Sie allerdings, daß ich ein solches Benehmen anerkenne, und kann ich Ihnen, wie gesagt, in irgend einer Sache behilflich sein...«

»Ich glaube Ihnen, mein Herr, ich glaube Ihnen, und so wahr ich Bonacieux heiße, so vertraue ich auf Sie.«

»Vollenden Sie also, was Sie zu sprechen angefangen haben.« Der Bürger zog ein Papier aus der Tasche und bot es d'Artagnan. »Ein Brief!« rief der junge Mann.

»Ich habe ihn diesen Morgen bekommen.« D'Artagnan öffnete ihn, und da das Tageslicht schon abnahm, trat er zum Fenster. Der Bürger folgte ihm, d'Artagnan las:

»Suchet Eure Frau nicht, sie wird zu Euch zurückkehren, wenn man ihrer nicht mehr bedarf. Wenn Ihr nur einen einzigen Schritt macht, um sie aufzusuchen, so seid Ihr verloren.«

»Ha, das lautet bestimmt,« fuhr d'Artagnan fort, »bei allem dem aber ist es doch weiter nichts als eine Drohung.«

»Ja, aber diese Drohung erschreckt mich, mein Herr; ich bin ganz und gar kein Mann vom Degen, und habe Furcht vor der Bastille.«

»Hm!« sagte d'Artagnan, »ich habe ebensowenig Lust nach der Bastille als Sie. Es ginge noch an, wenn es sich bloß um einen Degenstich handeln möchte.«

»Indes habe ich auf Sie gerechnet in dieser Angelegenheit.«

»Ja.«

»Da ich sah, wie sie beständig von Musketieren mit stolzer, edler Miene umgeben sind, und erkannte, daß das Musketiere des Herrn von Tréville seien, folglich Gegner des Herrn Kardinals, so dachte ich, daß Sie und Ihre Freunde, um unserer armen Königin Recht widerfahren zu lassen, entzückt sein würden, Seiner Eminenz einen schlimmen Streich zu spielen.«

»Allerdings.«

»Sodann dachte ich, daß, da Sie mir für drei Monate die Miete schulden, und ich nie etwas davon erwähnt habe...«

»Ja, ja! Sie haben diesen Grund bereits angeführt, und ich finde ihn vortrefflich.«

»Da ich ferner darauf rechnete, Sie würden mir die Ehre erzeigen und noch länger bei mir bleiben, wo ich von Ihrer künftigen Miete ebenfalls nicht sprechen würde...«

»Sehr wohl.«

»Und dem noch beigefügt, daß ich Ihnen für den Fall der Not, wenn Sie sich, was jedoch nicht wahrscheinlich ist, in einer Bedrängnis befinden sollten, fünfzig Pistolen anbiete.«

»O, vortrefflich! Sie sind also reich, mein lieber Herr Bonacieux?«

»Ich habe mein gutes Auskommen, das ist das rechte Wort; ich habe mir etwa zwei- oder dreitausend Taler Renten in meinem Kaufladen gesichert,

und besonders damit, daß ich einige Gelder bei der letzten Reise des berühmten Seefahrers Jean Mosquet anlegte, so daß Sie wohl begreifen können, mein Herr!... ja doch!« rief der Bürger.

»Was denn?« fragte d'Artagnan. »Was sehe ich?«

»Wo?«

»Auf der Gasse Ihrem Fenster gegenüber, unter dem Bogen jener Tür, es ist ein Mann in einen Mantel gehüllt.«

»Er ist es!« riefen zugleich d'Artagnan und der Bürger, denn beide erkannten ihren Mann.

»Ha, diesmal soll er mir nicht entwischen!« schrie d'Artagnan und eilte nach seinem Degen. Er riß den Degen aus der Scheide und stürzte aus dem Zimmer. Auf der Treppe begegnete er Athos und Porthos, die eben auf Besuch zu ihm kamen. Sie traten voneinander, und d'Artagnan schoß wie ein Pfeil hindurch.

»He doch! wohin so schnell?« riefen ihm die beiden Musketiere mit einer Stimme nach.

»Der Mann aus Meung!« antwortete d'Artagnan und lief fort. D'Artagnan hatte seinen Freunden schon öfter als einmal von seinem Auftritt mit diesem Unbekannten und von der Erscheinung jener schönen Reisenden erzählt, der jener Mann eine, allem Anschein nach wichtige Sendung anvertraut hatte. Athos war immerhin der Meinung, daß d'Artagnan seinen Brief bei jenem Hader verloren habe. Nach seinem Dafürhalten wäre ein Edelmann– wie auch d'Artagnan den Unbekannten unter dem Porträt eines Edelmannes geschildert hatte– nicht fähig gewesen, auf so gemeine Weise einen Brief zu entwenden. Porthos erblickte in allem nichts weiter, als ein verliebtes Rendezvous, das eine Dame einem Kavalier oder ein Kavalier einer Dame gab, und das durch die Dazwischenkunft d'Artagnans und seines gelben Pferdes gestört wurde. Aramis meinte, bei derlei geheimnisvollen Dingen sei es am geratensten, sich gar nicht tiefer einzulassen. Sie errieten also aus den wenigen Worten, die d'Artagnan entschlüpften, um was es sich handle, und in der Meinung, d'Artagnan

würde wieder zurückkommen, wenn er seinen Mann gefunden, oder aus den Augen verloren hätte, setzten sie ihren Weg fort. Als sie in d'Artagnans Zimmer kamen, fanden sie es leer; der Hausbesitzer fürchtete sich vor den Folgen des Zusammentreffens d'Artagnans und des Unbekannten und hielt es für das klügste, sich fortzubegeben.

D'Artagnan zeigt sich uns deutlicher.

Wie es Athos und Porthos vorhergesehen hatten, kehrte d'Artagnan nach Verlauf einer halben Stunde wieder zurück. Auch diesmal hatte er seinen Mann verfehlt, der wie durch einen Zauberspuk verschwunden war. D'Artagnan war ihm mit dem Degen in der Hand durch alle anstoßenden Gassen nachgerannt, doch fand er niemanden, der dem glich, den er suchte, und so kam er wieder dahin zurück, wo er vielleicht hätte anfangen sollen; er pochte an die Tür, an welche der Unbekannte gelehnt war, allein er ließ vergeblich zehn- oder zwölfmal den Türhammer niederfallen. Es antwortete ihm niemand, und die Nachbarn, die durch den Lärm herbeigezogen an ihre Türschwellen liefen, oder ihre Nase durch die Fenster steckten, versicherten ihm, dieses Haus, bei dem übrigens auch alle Ausgänge verschallt waren, werde schon seit sechs Monden ganz und gar nicht bewohnt. Während nun d'Artagnan in den Gassen umherrannte und an die Tür klopfte, kam auch Aramis zu den beiden Freunden, wonach d'Artagnan die Versammlung vollzählig fand, als er in seine Wohnung zurückkehrte. »Nun?« riefen die drei Musketiere aus einem Mund, als sie d'Artagnan eintreten sahen, die Stirn von Schweiß übergossen und das Antlitz von Zorn entstellt.

»Nun,« entgegnete dieser, indem er seinen Degen auf das Bett schleuderte, »dieser Mensch muß der leibhaftige Teufel sein, er ist wie ein Phantom, wie ein Schatten, wie ein Gespenst verschwunden.«

»Glaubt Ihr an Erscheinungen?« fragte Athos den Porthos.

»Ich glaube nur das, was ich sah, und da ich nie eine Erscheinung sah, so glaube ich auch nicht daran.«

»Der Bibel gemäß sollten wir wohl daran glauben,« bemerkte Armins; »der Schatten Samuels erschien Saul, und das ist eine Sache, die ich nicht gern

bezweifeln mag.«

»Mag dieser Mann nun Mensch ober Teufel, Körper ober Schatten, Wahnbild oder Wirklichkeit sein, so ist er jedenfalls zu meiner Verdammnis geboren; denn durch sein Verschwinden entgeht uns ein vortreffliches Geschäft, meine Freunde! ein Geschäft, wobei hundert Pistolen und vielleicht noch mehr zu gewinnen wären.«

»Wie das?« fragten Porthos und Aramis zugleich. Athos hingegen blieb seinem System der Schweigsamkeit getreu und fragte d'Artagnan bloß mit einem Blick. »Planchet!« rief d'Artagnan seinem Bedienten zu, der in diesem Moment den Kopf durch die halbgeöffnete Tür steckte, »geh hinab zu meinem Hausbesitzer Bonacieux und melde ihm, daß er uns ein halbes Dutzend Flaschen Beaugency-Wein schicken wolle, ich ziehe diesen vor.«

»Sieh nur, Ihr scheint ja offenen Kredit zu haben bei Eurem Hauseigentümer?« versetzte Porthos. »Ja,« antwortete d'Artagnan, »von heute an, und seid unbesorgt, wenn sein Wein schlecht ist, muß er uns einen andern schicken.«

»Ich habe immerhin gesagt, daß d'Artagnan der stärkste Kopf unter uns vieren sei,« sprach Athos, der nach dieser Äußerung, für die ihm d'Artagnan mit einer Verbeugung dankte, wieder in seine frühere Schweigsamkeit zurückfiel. »Doch erzählt endlich, was ist denn an der Sache?« fragte Porthos. »Ja,« fiel Aramis ein, »vertraut es uns, lieber Freund, falls nicht die Ehre einer Dame dabei im Spiel ist, wo Ihr dann besser tätet, das Geheimnis bei Euch zu bewahren.«

»Seid unbekümmert,« erwiderte d'Artagnan, »in dem, was ich Euch zu sagen habe, wird niemandes Ehre gefährdet werden.« Somit erzählte er seinen Freunden Wort für Wort, was sich zwischen ihm und seinem Hauswirt begeben hatte. »Eure Angelegenheit steht nicht schlecht,« sagte Athos, nachdem er den Wein als Kenner gekostet und mit einem Kopfnicken angedeutet hatte, daß er ihn gut finde, »aus diesem wackeren Manne ließen sich wohl 50 bis 60 Pistolen abzapfen. Es entsteht jetzt nur die Frage, ob 50 oder 60 Pistolen der Mühe wert sind, daß sich vier Köpfe darüber zerbrechen.«

»Aber berücksichtigt,« rief d'Artagnan, »daß bei dieser Geschichte eine Frau beteiligt ist, eine entführte Frau, eine Frau, der man ohne Zweifel gedroht hat, die man vielleicht quält, und das alles, weil sie ihrer Gebieterin treu ist.«

»Gebt acht, d'Artagnan, gebt acht!« sagte Aramis, »Ihr verseht Euch nach meiner Meinung zu sehr in Eifer über das Schicksal der Madame Bonacieux. Das Weib war zu unserm Verderben erschaffen und von ihm kommt all unser Elend her.« Athos faltete auf diese Sentenz des Aramis die Stirn und biß sich in die Lippen. »Ich beunruhige mich ganz und gar nicht wegen Madame Bonacieux«, versetzte d'Artagnan, »sondern wegen der Königin, die der König verläßt, die der Kardinal verfolgt und welche die Köpfe ihrer Freunde, einen nach dem andern, fallen sieht.«

»Warum liebt sie auch das, was wir am meisten in der Welt hassen, die Spanier und die Engländer?«

»Spanien ist ihr Vaterland,«, antwortete d'Artagnan, »und so ist es ganz einfach, daß sie die Spanier liebt. Und was den zweiten Vorwurf betrifft, den Ihr ihr macht, so habe ich gehört, daß sie nicht die Engländer liebt, sondern einen Engländer.«

»Ha, meiner Treu!« rief Athos, »ich muß gestehen, dieser Engländer ist so ganz würdig, geliebt zu werden. Ich sah noch nie eine so edle Miene, wie die seinige.«

»Abgesehen davon, daß sein Anzug so ist wie bei niemandem,« versetzte Porthos. »Ich war an dem Tag im Louvre, wo er seine Perlen aussäte, bei Gott! ich habe zwei davon aufgelesen, die ich das Stück für zehn Pistolen verkaufte. Aramis, sag', kennst du ihn?«

»So gut wie Ihr. meine Herren! denn ich war unter denjenigen, die ihn im Garten von Amiens anhielten, wo mich Herr von Putange, der Stallmeister der Königin, eingeführt hat. Ich war damals im Seminar, und der Vorfall schien mir ganz grausam für den König.«

»Das würde mich nicht abhalten,« versetzte d'Artagnan, »wenn ich wüßte, wo der Herzog von Buckingham ist, ihn bei der Hand zu fassen und zur

Königin zu führen, ob auch darüber der Kardinal in Wut geriete, denn unser wahrhafter, unser einziger und ewiger Feind, meine Herren, ist der Kardinal, und fänden wir ein Mittel, ihm einen recht tüchtigen Streich zu spielen, so wollte ich, aufrichtig gestanden, meinen Kopf daran setzen.«

»Und d'Artagnan,« sprach Athos, »der Krämer sagte zu Euch, die Königin sei der Meinung, man habe Buckingham durch einen falschen Bericht kommen lassen?«

»Sie ist darüber in Furcht.«

»Wartet nur,« sagte Aramis. »Auf was?« fragte Porthos. »Sei es wie immer; ich suche mich an gewisse Umstände zu erinnern.«

»Und jetzt bin ich überzeugt,« versetzte d'Artagnan, »daß die Entführung dieser Frau der Königin mit den Ereignissen zusammenhängt, von denen wir sprechen, und vielleicht auch mit der Anwesenheit des Herrn von Buckingham in Paris.«

»Der Gascogner strotzt von Gedanken,rief Porthos bewunderungsvoll. »Ich höre ihm gern zu,« sagte Athos. »seine Mundart unterhält mich.«

»Meine Herren!« rief Aramis. »höret auf mich.«

»Hören wir auf Aramis,« sprachen die drei Freunde. »Gestern befand ich mich bei einem Doktor der Theologie, mit dem ich mich bisweilen über meine Studien berate.« Athos lächelte. »Er hat eine abgelegene Wohnung,« fuhr Aramis fort; »sein Geschmack und seine Beschäftigung verlangt das. Nun, im Augenblick, als ich von ihm wegging...« Hier hielt Aramis inne. »Nun,« fragten seine Zuhörer, »im Augenblick, wo Ihr von ihm wegginget?« Aramis schien sich selbst Gewalt anzutun, wie ein Mensch, der im Zug ist, zu lügen, und sich durch ein unvorhergesehenes Hemmnis aufgehalten sieht; doch die Augen seiner drei Gefährten waren auf ihn gerichtet, ihre Ohren waren gespannt, es gab kein Mittel mehr zum Rückzug.

»Dieser Doktor hat eine Nichte,« fuhr Aramis fort. »Ah, eine Nichte!« fiel Porthos ein. Die drei Freunde erhoben ein Gelächter. »Nun, wenn ihr lacht

oder zweifelt,« sagte Aramis, »so sollet ihr nichts erfahren.«

»Wir sind gläubig wie Mohammedaner und stumm wie Katafalke,« entgegnete Athos. »So fahre ich denn fort,« sagte Aramis. »Diese Nichte kommt bisweilen auf Besuch zu ihrem Oheim; gestern war sie zufällig zugleich mit mir bei ihm, und ich bot mich an, sie an ihren Wagen zu begleiten.«

»Ah, sie hat einen Wagen, die Nichte des Doktors?« unterbrach ihn Porthos, zu dessen Fehlern eine ununterbrochene Zungenbewegung gehörte; »eine hübsche Bekanntschaft, mein Freund!«

»Porthos,« versetzte Aramis, »ich habe gegen Euch schon öfter bemerkt, daß Ihr sehr unbescheiden seid, und daß Euch das bei den Frauen schadet.«

»Meine Herren! meine Herren!« rief d'Artagnan, der das Abenteuer schon durchblickte, »die Sache ist ernst, suchen wir uns daher, womöglich, aller Scherze zu enthalten. Nun, Aramis!«

»Da kommt auf einmal ein großer, brauner Mann mit edelmännischen Manieren, nun so von der Art des Eurigen, d'Artagnan!«

»Vielleicht derselbe,« sprach dieser. »Das ist möglich.« fuhr Aramis fort; »er trat mir nahe, begleitet von fünf bis sechs Männern, die ihm auf zehn Schritte nachfolgten, und sprach zu mir ganz artig: ›Herr Herzog, und Sie, Madame!‹ indem er sich zu der Dame wandte, die ich am Arme führte.«

»Die Nichte des Doktors?«

»Still doch, Porthos!« sagte Athos, »Ihr seid unerträglich.«

»Beliebt es in diesen Wagen zu steigen, und zwar, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen, ohne das mindeste Geräusch.«

»Er hat Euch für Buckingham gehalten,« sagte d'Artagnan. »So glaube ich,« erwiderte Aramis. »Allein, diese Dame?« fragte Porthos. »Er hielt sie für die Königin, versetzte d'Artagnan. »Allerdings,« antwortete Aramis. »Der Gascogner ist ein Teufelsmensch,« rief Athos, »nichts entschlüpft ihm.«

»Es ist wahr,« sagte Porthos, »daß Aramis etwas von der Gestalt des schönen Herzogs hat; indes scheint mir, die Musketieruniform...«

»Ich hatte einen sehr großen Mantel,« sagte Aramis. »Im Monat Julius? Teufel!« rief Porthos, »fürchtet etwa der Doktor, daß man dich erkenne?«

»Ich begreife nun,« sagte Athos, »daß sich der Spion durch das Benehmen und die Haltung blenden ließ, allein das Gesicht...«

»Ich trug einen großen Hut,« versetzte Aramis. »O, mein Gott!« rief Porthos, »was sind das für Vorsichtsmaßregeln, um Theologie zu studieren.«

»Meine Herren! meine Herren!« rief d'Artagnan, »verlieren wir doch die Zeit nicht mit Geschwätz; zerstreuen wir uns, um die Frau des Krämers auszuwittern; das ist der Schlüssel der Intrige.«

»Eine Frau von so niederem Stande! was glaubt Ihr denn, d'Artagnan?« sagte Porthos, verächtlich den Mund verziehend. »Sie ist die Pate des de Laporte, des vertrauten Dieners der Königin. Habe ich Euch das nicht gesagt, meine Herren? Und vielleicht lag es auch im Plan Ihrer Majestät, daß sie diesmal so tief unten Schutz suchte. Die hohen Köpfe erblickt man von weitem, und der Kardinal hat ein scharfes Auge.«

»Nun,« sagte Porthos, »stellt dem Krämer fürs erste einen Preis, einen guten Preis.«

»Das ist nicht nötig,« erwiderte d'Artagnan, »denn ich glaube, wenn er nicht bezahlt, so werden wir von einer andern Seite bezahlt.«

In diesem Moment erschallte von der Treppe ein Geräusch von Tritten, die Tür ging knarrend auf, und der unglückliche Krämer stürzte in das Zimmer, wo man Rat hielt. »Ach, meine Herren!« schrie er, »rettet mich, in des Himmels Namen, rettet mich; vier Männer kamen, um mich zu verhaften; o rettet, errettet mich!« Porthos und Aramis erhoben sich. »Einen Augenblick!« rief d'Artagnan, indem er ihnen ein Zeichen gab, die halb gezogenen Klingen wieder in die Scheide zu stecken; »hier bedarf es nicht des Mutes, wohl aber der Klugheit.«

»Indes,« rief Porthos, »wir lassen nicht...«

»Ihr lasset d'Artagnan gewähren,« sagte Athos, »er ist, ich wiederhole es, der Gescheiteste von uns, und ich für meinen Teil erkläre, daß ich ihm gehorche. D'Artagnan, mach nun, was du willst.« In diesem Moment zeigten sich die vier Wachsoldaten an der Tür des Vorgemachs; als sie aber vier Musketiere mit dem Degen an der Seite erblickten, nahmen sie Anstand, vorzudringen. »Kommt herein, meine Herren! kommt herein,« rief d'Artagnan; »Ihr seid hier in meiner Wohnung, und wir sind alle getreue Diener des Königs und des Herrn Kardinals.«

»Wenn das ist, meine Herren! so werdet Ihr Euch nicht widersetzen, wenn wir die Befehle vollziehen, die wir erhalten haben?« sagte derjenige, welcher der Führer dieser Rotte zu sein schien. »Im Gegenteil werden wir Euch unterstützen, meine Herren, wenn es nötig sein sollte.«

»Was sagt er denn da?« murmelte Porthos. »Du bist ein Schwachkopf! Schweig,« entgegnete Athos. »Ihr habt mir aber versprochen...« stammelte ganz leise der alte Krämer. »Wir können Euch nur dann retten, wenn wir frei bleiben,« erwiderte ihm d'Artagnan rasch und leise, »machen wir aber Miene uns zur Wehr zu setzen, so werden wir samt Euch verhaftet.«

»Es scheint mir aber...«

»Kommt, meine Herren! kommt,« rief d'Artagnan ganz laut; »ich habe keinen Beweggrund, diesen Herrn zu verteidigen. Ich habe ihn heute zum erstenmal gesehen, und das aus welcher Veranlassung? er wird es selber sagen, um die Miete zu verlangen. Ist es nicht so? Herr Bonacieux! gebt Antwort.«

»Es ist die reine Wahrheit,« versetzte der Krämer, »doch Herr, sagte ich nicht... ?«

»O, schweigt von mir, schweigt von meinen Freunden, und schweigt insbesondere von der Königin, oder Ihr verderbet alles, ohne Euch zu retten. Auf, meine Herren! auf, und führet diesen Mann fort.« D'Artagnan stieß den völlig betäubten Krämer in die Hände der Wachsoldaten und sprach: »Ihr seid ein Schelm, mein Lieber! Ihr begehrt von mir Geld, von

mir, von einem Musketier! Fort, ins Gefängnis! Meine Herren, noch einmal, schleppt ihn ins Gefängnis und verwahrt ihn so lang als möglich unter Schloß und Riegel, damit ich Zeit gewinne zum bezahlen.«

Die Häscher erschöpften sich in Danksagungen und schleppten ihre Beute mit sich. In dem Moment, als sie fortgingen, klopfte d'Artagnan ihrem Führer auf die Schulter, und indem er ein Paar Gläser mit Beaugency-Wein anfüllte, die er von der Freigebigkeit des Herrn Bonacieux erhalten, sprach er: »Soll ich nicht auf Eure und werdet Ihr nicht auf meine Gesundheit trinken? Also auf Eure Gesundheit, mein Herr!... wie heißt Ihr?«

»Boisrenard.«

»Herr Boisrenard!«

»Auf die Eurige, mein Edler! wie nennt Ihr Euch, wenn ich fragen darf?«

»D'Artagnan.«

»Auf Eure Gesundheit, Herr d'Artagnan!«

»Und über alles das,« rief d'Artagnan, als wäre er von Begeisterung hingerissen, »auf die Gesundheit des Königs und des Kardinals.« Vielleicht hätte der Führer der Häscher an d'Artagnans Aufrichtigkeit gezweifelt, wäre der Wein schlecht gewesen; doch der Wein war gut, und so war er überzeugt.

»Aber zum Teufel! welchen Schelmenstreich habt Ihr denn da wieder angefangen?« fragte Porthos, als der Rottenführer seinen Genossen gefolgt und die vier Freunde wieder allein waren. »Pfui doch, vier Musketiere lassen einen Unglücklichen, der um Hilfe fleht, in ihrer Mitte verhaften. Ein Edelmann trinkt mit einem Häscher!«

»Porthos!« versetzte Aramis, »es hat dir bereits Athos gesagt, daß du ein Schwachkopf bist, und ich trete seiner Meinung bei; d'Artagnan! du bist ein großer Mann, und kommst du einmal an den Platz des Herrn von Tréville, so bitte ich dich um deine Verwendung zur Erlangung einer Abtei.«

»Ei doch, ich bin ganz verwirrt,« sprach Porthos. »da ihr das gut heißt, was d'Artagnan getan hat.«

»Bei Gott! Das glaube ich auch,« versetzte Athos, »ich billige nicht bloß, was er getan hat, sondern wünsche ihm auch Glück.«

»Und jetzt, meine Herren!« sagte d'Artagnan, ohne es der Mühe wert zu finden, Porthos sein Benehmen zu erklären; »alle für einen, und einer für alle! nicht wahr, das ist unser Losungswort?«

»Indes...« sagte Porthos. »Strecke die Hand aus und schwöre!« riefen zugleich Athos und Aramis. Überwältigt durch das Beispiel und leise grollend, streckte Porthos die Hand aus, und die vier Freunde wiederholten mit einer Stimme die Formel, die ihnen d'Artagnan vorsagte: »Alle für einen, und einer für alle!«

»Nun gut,« rief d'Artagnan; »jeder begebe sich jetzt ruhig nach Hause, und wohlgemerkt, von diesem Augenblick an setzen wir uns in Kampf mit dem Kardinal.«

Eine Mausefalle im siebzehnten Jahrhundert.

Die Erfindung der Mausefalle gehört nicht unserer Zeit an. Da vielleicht unsere Leser mit dem Rotwelsch in der Gasse Jerusalem noch nicht bekannt sind, so wollen wir ihnen erklären, was eine Mausefalle ist. Wenn man ein Individuum, das irgendeines Verbrechens verdächtig ist, in einem Haus festgenommen hat, so hält man diese Verhaftung geheim, man legt im ersten Zimmer vier oder fünf Menschen im Hinterhalt; man öffnet die Tür allen, die anklopfen, sperrt sie hinter ihnen ab, und verhaftet sie; auf diese Art bemächtigt man sich nach ein paar Tagen fast aller Hausgenossen. Seht, das ist eine Mausefalle. Es wurde somit aus der Wohnung des Meisters Bonacieux eine Mausefalle gemacht, und wer dort erschien, wurde von den Leuten des Herrn Kardinals festgenommen und verhört. Es versteht sich von selbst, daß diejenigen, die zu d'Artagnan kamen, von dem Verhör frei blieben, da auch ein besonderer Gang nach dem ersten Stockwerk führte. Übrigens waren dahin bloß die drei Musketiere gekommen. Jeder von ihnen legte sich auf die Lauer, doch gelang es keinem, etwas auszukundschaften. Athos wagte es sogar, Herrn von Tréville zu befragen, worüber sich der Kapitän nicht wenig verwunderte, da ihm die Schweigsamkeit des würdigen Musketiers bekannt war. Herr von Tréville wußte weiter nichts, als daß das letztemal, wo er den König, die Königin und den Kardinal sah, der Kardinal eine sehr bekümmerte Miene hatte, der König sehr beunruhigt schien, und die geröteten Augen der Königin anzeigten, daß sie gewacht oder geweint habe; doch fiel ihm der letzte Umstand nicht auf, da die Königin seit ihrer Verheiratung viel gewacht und geweint hatte. Herr von Tréville legte für jeden Fall Athos den Dienst des Königs ans Herz und bat ihn, daß er seine Gefährten gleichfalls an diese Pflicht mahne. Was d'Artagnan betrifft, so rührte er sich nicht weg von seinem Zimmer, das er in ein Observatorium verwandelt hatte. Er sah von seinem Fenster aus diejenigen, die verhaftet wurden. Da er außerdem die Dielen seines Fußbodens aufgerissen hatte, und ihn nur ein dünner Plafond von dem unter ihm liegenden Zimmer trennte, wo die Verhöre stattfanden, so vernahm er alles, was zwischen den Inquisitoren und den Angeschuldigten vorging. Die Verhöre, die stets eine umständliche Untersuchung des verhafteten Individuums voranging, waren

ihrem Inhalt nach so ziemlich einander ähnlich: »Hat Euch Madame Bonacieux etwas für ihren Gemahl oder eine andere Person übergeben?«

»Hat Euch Herr Bonacieux etwas für seine Gemahlin oder eine andere Person übergeben?«

»Hat Euch einer der beiden Teile irgend etwas teilnehmend anvertraut?«

»Wüßten sie etwa«,« sprach d'Artagnan zu sich selbst, »so würden sie nicht derart fragen. Was wollen sie eigentlich in Erfahrung bringen? Ob sich der Herzog von Buckingham in Paris befindet, ob er mit der Königin eine Zusammenkunft hatte oder haben soll.« D'Artagnan blieb bei dieser Meinung stehen, der es auch nach dem, was er gehört hatte, nicht an Wahrscheinlichkeit gebrach.

Am Abend des zweiten Tages nach der Verhaftung des armen Bonacieux, als eben d'Artagnan wegging, um sich zu Herrn von Tréville zu begeben, da es gerade neun Uhr schlug, hörte man an der Haustür pochen. Die Tür wurde sogleich geöffnet und wieder zugemacht. Jemand kam, um sich in der Mausefalle zu fangen. D'Artagnan eilte nach der Stelle, wo die Dielen aufgerissen waren, legte sich auf den Bauch nieder und horchte. Gleich darauf ertönte dann ein Schluchzen, das man zu ersticken bemüht war. Von einem Verhör war nicht die Rede. »Teufel!« sprach d'Artagnan zu sich selbst, »mich dünkt, daß das eine Frau ist; man untersucht sie, sie leistet Widerstand, man braucht Gewalt; die Nichtswürdigen!« D'Artagnan hatte, ungeachtet seiner Besonnenheit, Mühe, sich nicht in die Szene, die unter ihm vorging, einzumengen. »Ich sage Euch aber, meine Herren! ich bin die Frau des Hauses, ich sage Euch, daß ich Frau Bonacieux bin! ich sage Euch, daß ich im Dienste der Königin stehe!« rief die unglückliche Frau. »Madame Bonacieux!« murmelte d'Artagnan, »wäre ich so glücklich, das, was jedermann sucht, gefunden zu haben?!«

»Auf Euch haben wir eben gewartet,« sagten die Fragenden unten. Die Stimme wurde immer erstickter, eine laute Bewegung ertönte an dem Getäfel, das Opfer widersetzte sich, soweit sich eine Frau vier Männern zu widersetzen vermag. »Vergebt, meine Herren! ach ver...« lallte die Stimme, die nur unartikulierte Töne vernehmen ließ. »Sie knebeln sie, sie wollen sie

fortzerren!« rief d'Artagnan, und sprang empor wie eine Feder. »Meinen Degen! ah! er hängt mir an der Seite. Planchet!«

»Mein Herr!«

»Suche eilends Athos, Porthos und Aramis auf. Einer von den dreien ist sicher zu Hause, vielleicht sind schon alle drei heimgekehrt. Sie sollen sich bewaffnen und hierher eilen. Ha, es fällt mir ein, daß Athos bei Herrn von Tréville ist.«

»Doch wohin gehen Sie, mein Herr, wohin wollen Sie?«

»Ich steige hinab durch das Fenster,« rief d'Artagnan, »um schneller dort zu sein. Du lege wieder die Dielen nieder, säubere den Boden, gehe durch die Tür und laufe, wie ich dir sagte.«

»O, mein Herr! mein Herr! Sie fallen sich tot,« schrie Planchet. »Schweig, du Einfältiger!« rief d'Artagnan. Er klammerte sich mit der Hand an die Fensterrahmen und ließ sich hinabgleiten vom ersten Stockwerke, das zum Glück nicht hoch war, ohne sich auch nur zu ritzen. Dann pochte er an die Tür und murmelte: Auch ich will mich in der Mausefalle fangen lassen, doch wehe den Katzen, die eine solche Maus antasten.« Der Türhammer hatte kaum noch unter der Hand des jungen Mannes geschallt, als das Geräusch verstummte; es näherten sich Tritte, die Tür ging auf, und d'Artagnan stürzte mit entblößter Klinge in das Zimmer des Meisters Bonacieux, dessen Tür zweifelsohne an einer Feder ging und sich von selbst wieder schloß. Sofort hörten jene, die noch in dem unglückseligen Haus des Bonacieux wohnten, sowie die nächsten Nachbarsleute ein großes Geschrei, ein Stampfen, ein Degengeklirr und ein Zerschmettern von Möbeln: einen Augenblick darauf konnten die Leute, die sich über dieses Getöse erstaunt an ihre Fenster gestellt hatten, um davon die Ursache zu erfahren, bemerken, wie die Tür wieder aufging und vier schwarzgekleidete Menschen viel mehr herausflogen als gingen, gleich scheu gewordenen Raben, auf dem Boden und an den Tischecken Federn von ihren Flügeln zurücklassend, das heißt Lappen von ihren Kleidern und Fetzen von ihren Mänteln. D'Artagnan ward Sieger ohne große Anstrengung, doch man muß anführen, daß nur einer der Häscher bewaffnet war, und dieser wehrte sich bloß der Form wegen. Wohl versuchten es die drei andern, den jungen

Mann mit Sesseln, Bänken und Töpfen zu Boden zu schmettern; allein zwei oder drei Hiebe von dem Stoßdegen des Gascogners versetzten sie in Schrecken. Zehn Minuten reichten hin zu ihrer Niederlage, und d'Artagnan blieb Meister auf dem Wahlplatz.

Als nun d'Artagnan mit Madame Bonacieux allein war, wandte er sich zu ihr. Die arme Frau saß in einem Lehnstuhl und war halb ohnmächtig. D'Artagnan prüfte sie mit einem raschen Blick. Sie war eine reizende Frau von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, von bräunlicher Gesichtsfarbe, mit blauen Augen, leicht aufgeworfener Nase und einem Teint von rosa und opal marmoriert. Indes hörten hier die Merkmale auf, durch die man sie hatte mit einer hohen Dame vermengen können. Die Hände waren weiß, doch nicht fein und zart, die Füße verrieten keine Frau von Stand. Glücklicherweise konnte sich d'Artagnan noch nicht mit diesen Einzelheiten befassen. Während d'Artagnan Madame Bonacieux forschend anblickte und bis zu den Füßen kam, sah er auf dem Boden ein feines Batisttuch liegen, das er seiner Gewohnheit gemäß aufhob, und er erkannte an der Ecke dieselbe Zeichnung, die er an jenem Sacktuch bemerkt hatte, wegen dessen er mit Aramis zum Zweikampf gekommen war. Von dieser Zeit an hatte d'Artagnan auf alle Sacktücher ein Mißtrauen, worin Wappen eingestickt waren, darum schob er das aufgelesene in die Tasche der Madame Bonacieux, ohne dabei ein Wort zu sprechen. In diesem Moment kam Madame Bonacieux zum Bewußtsein. Sie öffnete die Augen, blickte mit Schrecken umher, und sah, daß das Zimmer leer, und sie mit ihrem Retter allein sei. Sie reichte ihm lächelnd die Hände. Madame Bonacieux war im Besitz des reizendsten Lächelns. »Ha, mein Herr!« sagte sie, »Sie haben mich gerettet; erlauben Sie, daß ich Ihnen danke!«

»Madame,« erwiderte d'Artagnan, »ich tat nur soviel, wie jeder Edelmann an meiner Stelle getan hätte, somit sind Sie mir keinen Dank schuldig.«

»Doch, mein Herr! doch, und ich hoffe, Ihnen beweisen zu können, daß Sie keiner Undankbaren einen Dienst erwiesen haben. Was wollten denn diese Männer, die ich anfangs für Räuber hielt? und warum ist Herr Bonacieux nicht anwesend?«

»Madame! diese Männer waren viel gefährlicher, als es Räuber sein könnten, denn es sind Agenten des Herrn Kardinal, und was Ihren Gemahl,

Herrn Bonacieux, anbelangt, so ist er nicht hier, denn er wurde gestern verhaftet und in die Bastille geführt.«

»Mein Mann in der Bastille!« seufzte Madame Bonacieux; »ach, mein Gott! was hat er denn verbrochen? der arme, liebe Mann! er, die Unschuld selber!« Und etwas wie ein Lächeln zeigte sich auf dem noch schreckerfüllten Antlitz der jungen Frau. »Was er verbrochen hat, Madame?« sagte d'Artagnan, »ich glaube, seine ganze Schuld ist diese, daß er zugleich das Glück und das Unglück hat, Ihr Gemahl zu sein.«

»Doch, mein Herr! Sie wissen also... ?«

»Ich weiß, daß Sie entführt worden sind, Madame.«

»Und von wem wissen Sie das? O, wenn Sie das wissen, so sagen Sie es mir.«

»Von einem Manne, der vierzig bis fünfundvierzig Jahre alt ist, schwarze Haare, eine dunkle Gesichtsfarbe und eine Narbe an der linken Schläfe hat.«

»So ist es, ja, so ist es; aber sein Name?«

»Ach, seinen Namen weiß ich nicht.«

»Wußte also mein Gatte, daß ich entführt worden bin?«

»Er bekam die Nachricht durch einen Brief, den ihm der Entführer selbst geschrieben hat.«

»Und vermutet er die Ursache dieses Vorfalls?« fragte Madame Bonacieux mit Verlegenheit. »Ich glaube, er schrieb ihn einer politischen Ursache zu.«

»Ich zweifelte anfänglich daran, doch bin ich jetzt seiner Meinung. Also hatte mich dieser liebe Herr Bonacieux nicht einen Augenblick im Verdacht?«

»O, weit davon entfernt, Madame! er war zu stolz auf Ihre Verständigkeit und zumal auf Ihre Liebe.« Ein abermaliges fast unmerkliches Lächeln

schwebte um die rosigen Lippen der schönen jungen Frau. »Wie sind Sie aber entkommen?« fuhr d'Artagnan fort. »Ich nützte einen Moment, wo man mich allein ließ, und da ich diesen Morgen wußte, was ich von meiner Entführung zu halten habe, so glitt ich mittels meiner Bettücher vom Fenster hinab, und eilte hierher, da ich meinen Mann hier zu finden hoffte.«

»Um sich unter seinen Schuh zu begeben?«

»Ach nein, der liebe arme Mann! ich wußte, daß er nicht im stande gewesen wäre, mich zu verteidigen, doch da er uns zu etwas anderm dienen konnte, so wollte ich ihn benachrichtigen.«

»Wovon?«

»Ach, das ist nicht mein Geheimnis, daher kann ich es Ihnen nicht mitteilen.«

»Außerdem,« versetzte d'Artagnan, »um Vergebung, Madame! daß ich, ein einfacher Krieger, Sie an Klugheit mahne, außerdem glaube ich, ist hier zu vertraulichen Mitteilungen nicht der rechte Ort. Die Männer, die ich in die Flucht trieb, werden alsbald mit starker Mannschaft zurückkommen, und wenn sie uns treffen, sind wir verloren. Ich meldete es wohl dreien meiner Freunde, allein, wer weiß, ob man sie zu Hause getroffen hat.«

»Ja, ja! Sie haben recht,« entgegnete Madame Bonacieux erschreckt, »entfliehen wir, retten wir uns.« Bei diesen Worten schlang sie ihren Arm um den des d'Artagnan und zog ihn lebhaft fort. »Doch wohin fliehen?« fragte d'Artagnan, »wo werden wir geborgen sein?«

»Fliehen wir zuvörderst aus diesem Hause, dann wollen wir das weitere sehen.« Die junge Frau und der junge Mann gingen, ohne sich die Mühe zu nehmen, das Tor zu schließen, nach der Gasse Fossayeurs hinab, durcheilten die Straße des-Fosses-monsieur-le-Prince, und hielten erst an auf dem Platze Saint-Sulpice. »Und was wollen wir jetzt tun?« fragte d'Artagnan, »und wohin wollen Sie geführt werden?«

»Ich bin sehr verlegen, Ihnen darauf zu antworten,« erwiderte Madame Bonacieux; »ich war willens, Herrn Laporte durch meinen Mann

benachrichtigen zu lassen, damit uns jener genau sagen könnte, was seit drei Tagen im Louvre vorging, und ob ich nicht Gefahr liefe, wenn ich dort erschiene?«

»Doch kann ja auch ich Herrn Laporte benachrichtigen,« sagte d'Artagnan. »Das wohl, doch waltet dabei ein Übelstand ob, man kennt Herrn Bonacieux im Louvre und würde ihm kein Hindernis machen, während man Sie nicht kennt, und Ihnen die Tür schließen würde.«

»Ei was!« rief d'Artagnan, »es gibt gewiß an irgend einem Tore des Louvre einen Pförtner, der Ihnen ergeben ist, und mir vermittels eines Losungswortes ...« Madame Bonacieux faßte dan jungen Mann fest ins Auge. »Und wenn ich Ihnen dieses Losungswort gäbe, würden Sie es sogleich, nachdem Sie es gebraucht haben, wieder vergessen?« fragte sie. »Auf mein Ehrenwort als Edelmann!« sagte d'Artagnan mit einem Tone der Wahrheit, der untrüglich war. »Gut, ich vertraue Ihnen, Sie zeigen sich mir als ein ehrbarer junger Mann! Übrigens dürfte Ihre Willfährigkeit vielleicht Ihr Glück werden.«

»Ich will ohne ein Versprechen und gewissenhaft alles tun, was ich vermag, um dem König zu dienen und der Königin gefällig zu sein,« antwortete d'Artagnan, »verfügen Sie also über mich wie über einen Freund.«

»Wohin gedenken Sie jetzt mit mir zu gehen?«

»Haben Sie niemanden, wo Sie Herr Laporte abholen könnte?«

»Nein, ich will mich keinem Menschen anvertrauen.«

»Halt,« sprach d'Artagnan, »wir sind vor Athos' Tür. Ja, so ist's.«

»Wer ist Athos?«

»Einer meiner Freunde.«

»Doch wenn er zu Hause ist, so sieht er mich.«

»Er ist nicht zu Hause, und wenn ich Sie in sein Zimmer geführt habe, so nehme ich den Schlüssel mit mir.«

»Wenn er aber zurückkommt?«

»Er wird nicht zurückkommen; und außerdem wird man ihm sagen, ich habe eine Frau gebracht, und diese Frau sei in jenem Zimmer.«

»Aber wissen Sie, daß mich das bloßstellen wird?«

»Was liegt Ihnen daran? man kennt Sie nicht, und überdies sind wir in einer Lage, wo wir uns über gewisse Schicklichkeiten hinwegsetzen müssen.«

»So gehen wir denn zu Ihrem Freund...wo wohnt er?«

»In der Gasse Féron, ein paar Schritte von hier.«

»Also dahin?« Beide setzten rasch ihren Weg fort. Wie es d'Artagnan vorausgesehen hatte, war Athos nicht zu Hause; er nahm den Schlüssel, den man ihm gewöhnlich als einem Hausfreund vertraute, stieg über die Treppe und führte Madame Bonacieux in die kleine Wohnung. »Hier sind Sie zu Hause,« sprach er, »sperren Sie inwendig die Tür und öffnen Sie niemandem, außer Sie hören auf folgende Art, dreimal anpochen, so...« Er pochte dreimal an, zweimal hintereinander und stark, einmal entfernter und schwacher. »Es ist gut,« entgegnete Madame Bonacieux. »Jetzt vernehmen Sie auch meine Instruktion.«

»Ich höre.«

»Verfügen Sie sich nach der Pforte des Louvre von der Seite der Gasse l'Echelle, und fragen Sie um Germain.«

»Gut, und dann?«

»Er wird Sie fragen, was Sie wünschen, und darauf antworten Sie ihm mit den zwei Worten: Tours und Brüssel. Er wird sich sogleich zu Ihrer Verfügung stellen.«

»Und was soll ich ihm auftragen?«

»Herrn Laporte zu holen, den Kammerdiener der Königin.«

»Und wenn er ihn geholt hat und Herr Laporte gekommen ist?«

»So schicken Sie ihn zu mir.«

»Gut; allein wo und wie werde ich Sie wiedersehen?«

»Liegt Ihnen denn viel daran, mich wiederzusehen?«

»Allerdings.«

»Nun, überlassen Sie diese Sorge mir, und seien Sie ruhig.«

»Ich zähle auf Ihr Wort.«

»Zählen Sie darauf.« D'Artagnan verneigte sich vor Madame Bonacieux, warf ihr den verliebtesten Blick zu, den er nur auf ihrer kleinen, reizenden Gestalt zu konzentrieren vermochte, und während er die Treppe hinabging, hörte er hinter sich die Tür doppelt abschließen. Mit zwei Sätzen war er im Louvre. Alle diese erzählten Vorfälle folgten einander in dem Raum einer halben Stunde.

Alles ging so von statten, wie es Madame Bonacieux vorhergesagt hatte. Auf das bewußte Losungswort verneigte sich Germain, zehn Minuten darauf war Herr Laporte in der Loge; d'Artagnan verständigte sich mit ihm durch zwei Worte und zeigte ihm an, wo Madame Bonacieux wäre. Laporte versicherte sich zweimal über die Richtigkeit der Adresse und ging eilends fort. Aber schon nach zehn Schritteil kehrte er wieder zurück und sagte d'Artagnan: »Junger Mann, einen Rat.«

»Welchen?«

»Sie könnten wohl über das, was vorging, beunruhigt werden.«

»Sie glauben?«

»Ja, haben Sie einen Freund, dessen Pendeluhr zu spät geht?«

»Nun?«

»Gehen Sie zu ihm, damit er bezeugen kann, Sie wären um halb zehn Uhr bei ihm gewesen. Das heißt in der Justiz ein Alibi.« D'Artagnan fand den Rat verständig; er lief über Hals und Kopf fort und kam zu Herrn von Tréville. »Verzeihen Sie, mein Herr!« sagte d'Artagnan, der den Augenblick benutzte, wo er allein war, die Uhr um drei Viertelstunden zurückzurücken, »ich meinte, da es erst neun Uhr fünfundzwanzig Minuten wäre, könnte ich mich Ihnen noch vorstellen.«

»Neun Uhr fünfundzwanzig Minuten!« rief Herr von Tréville und sah auf seine Pendeluhr, »das ist ja unmöglich.«

»Sehen Sie nur, mein Herr, die Uhr beweist das.«

»Es ist richtig so,« versetzte Herr von Tréville; »ich dachte, es wäre schon später. Nun, was wünschen Sie?« D'Artagnan erzählte nun Herrn von Tréville eine lange Geschichte über die Königin. Er teilte ihm seine Besorgnisse mit in bezug auf Seine Majestät, er sagte ihm, daß er von den Projekten des Kardinals in bezug auf Buckingham hörte, und das alles mit einer Ruhe und einem Ernste, womit sich Herr von Tréville um so leichter berücken ließ, als er, wie gesagt, bemerkt hatte, daß zwischen dem Kardinal, dem König und der Königin etwas Neues im Gange sei.

Als es zehn Uhr schlug, verließ d'Artagnan Herrn von Tréville, der ihm für seine Nachrichten dankte und ihm empfahl, sich den Dienst des Königs und der Königin stets angelegen sein zu lassen, worauf er in den Salon zurückkehrte. Wie aber d'Artagnan die Treppe hinabstieg, fiel ihm ein, daß er seinen Stock vergessen habe, er lief daher wieder zurück, ging in das Kabinett, rückte die Uhr mit einem Fingerdruck an ihre Stunde vor, damit man am folgenden Tage nicht wahrnehmen könnte, sie sei aus dem Gange gebracht worden, und da er versichert war, er habe einen Zeugen gefunden, sein Alibi zu beweisen, stieg er wieder die Treppe hinab und war alsbald auf der Straße.

Die Intrige verwickelt sich.

D'Artagnan, gestimmt, der zärtlichste Liebhaber zu sein, war mittlerweile der ergebenste Freund. Er vergaß mitten unter den verliebten Plänen auf die

Gemahlin des Krämers doch auch seine eigenen nicht; die hübsche Madame Bonacieux war so Ganz die Frau, die man auf der Ebene Saint-Denis oder auf dem Platze Saint-Germain spazieren führen konnte, und zwar in Begleitung des Athos, Porthos und Aramis, denen d'Artagnan seine Eroberung mit Stolz zeigen wollte. Würde man nun lange herumspazieren, so käme der Hunger, wie es d'Artagnan lange schon bemerkt hatte.Sofort wäre d'Artagnan in dringenden Momenten und in drückenden Lagen der Retter seiner Freunde.

Und was ist's mit Herrn Bonacieux, den d'Artagnan in die Hände der Häscher stieß, den er laut verleugnete und dem er im stillen Rettung versprach. Wir müssen es unsern Lesern bekennen, daß er ganz und gar nicht daran dachte, oder daß er, wenn er auch daran dachte, höchstens bei sich selber sprach: er sei dort recht gut, wo er sich befinde, wo das auch sein möge. Die Liebe ist die eigennützigste aller Leidenschaften.

Paris war seit zwei Stunde» düster und fing bereits an, öde zu werden. Es schlug elf Uhr auf allen Uhren von Saint-Germain; es war ein hübsches Wetter; d'Artagnan verlor sich in eine Gasse, die an der Stelle lag, wo jetzt die Gasse d'Assas liegt; er atmete die balsamischen Wohlgerüche, die der Wind von der Gasse de Vaugirard und den anstoßenden Gärten weht, die vom Abendtau erfrischt waren. Als d'Artagnan die Gasse Casette durchschritten hatte, erkannte er das Haustor seines Freundes, das unter Lauben von Maulbeerbäumen und Rebwinden versteckt war, die darüber ein Dickicht bildeten, und hier gewahrte er etwas wie einen Schatten, der sich aus der Gasse Servandoni näherte. Dieses Etwas war in einen Mantel gehüllt, und d'Artagnan glaubte anfangs, es sei ein Mann. Doch erkannte er an der Dünnheit des Leibes und der Art des Ganges bald, daß es ein weibliches Wesen sei. Als wäre dieser Ankömmling über das Haus nicht im reinen, das er suchte, hob er die Augen auf, um sich zurechtzufinden, blieb stehen, wandte sich um, ging einige Schritte vorwärts und wich wieder zurück. D'Artagnan ward an der Erscheinung irre. »Wenn ich ihr meine Dienste anbieten möchte,« dachte er, »man sieht es ihr an, daß sie jung ist, vielleicht ist sie auch hübsch. Aber eine Frau, die zu dieser Stunde die Gassen durchläuft, will höchstens nur ihren Liebhaber treffen. Pst! in meiner gegenwärtigen Lage stände es nicht hübsch, ein Rendezvous zu stören.« Indes schritt die junge Dame immer vorwärts und zählte die Häuser

und die Fenster. Das war übrigens weder langwierig noch schwer. Es gab in diesem Teile der Gasse nur drei Hotels und zwei Fenster nach der Gassenseite; das eine war das eines Pavillons und parallel mit Aramis' Wohnung, das andere von Aramis selbst. »Bei Gott!« rief d'Artagnan, indem er an die Nichte des Theologen dachte, »bei Gott! es wäre drollig, wenn diese verspätete Taube das Haus unseres Freundes aufsuchte. Doch, bei meiner Seele, es hat ganz den Anschein. »Ha, mein lieber Aramis, diesmal will ich mit dir ins reine kommen.« D'Artagnan machte sich so schmal wie möglich und versteckte sich an der dunkelsten Seite der Gasse neben einer steinernen Bank, die sich im Hintergrund einer Nische befand. Die junge Frau schritt immer weiter vor; außer der Leichtigkeit ihres Ganges, der sie verraten hatte, ließ sie ein leises Husten vernehmen, wodurch sich eine sehr frische Stimme kundgab.

D'Artagnan meinte, dieses Husten wäre ein verabredetes Zeichen. Allein, war es nun, daß dieses Husten durch ein ähnliches Zeichen erwidert wurde, das der Unentschlossenheit der nächtlichen Sucherin einen Zielpunkt setzte, oder daß sie ohne fremde Hilfe erkannte, sie habe das Ziel ihres Ganges erreicht – sie näherte sich entschlossen dem Fensterbalken des Aramis und klopfte mit gekrümmtem Finger dreimal in gleichen Zwischenräumen an. »Es ist wirklich bei Aramis,« murmelte d'Artagnan. »Ah, mein Herr Heuchler! so betrete ich Euch bei Euern theologischen Studien!« Das dreimalige Klopfen war kaum verhallt, als das innere Fenster aufging und ein Licht durch die Balken flimmerte. »Ha, ha!« rief der Lauscher, »nicht durch die Türen, sondern durch die Fenster; ha, der Besuch war also erwartet. Nun, der Balken wird aufgehen und die Name hineinsteigen. Sehr wohl.« Der Balken blieb jedoch zu d'Artagnans großer Verwunderung geschlossen. Ferner verschwand das Licht, das einen Augenblick geflimmert hatte und die vorige Dunkelheit trat ein. D'Artagnan dachte, das könne nicht lange so dauern und fuhr fort, mit aller Achtsamkeit zu schauen und zu horchen. Er hatte recht; nach Verlauf von wenigen Sekunden erschollen von innen zwei dumpfe Schläge. Die junge Frau auf der Gasse antwortete mit einem Klopfen, und der Balken ging auf. Man denke sich, mit welcher Spannung d'Artagnan blickte und lauschte. Unglücklicherweise wurde das Licht in ein anderes Zimmer getragen. Doch die Augen des jungen Mannes waren an die Nacht gewöhnt. Außerdem haben die Augen der Gascogner, wie die der Katzen, die Eigenschaft, im Dunkeln zu sehen.

D'Artagnan sah also, wie die junge Frau aus ihrer Tasche einen gewissen Gegenstand zog, den sie rasch entfaltete und der sofort die Form eines Sacktuches annahm, Hierauf zeigte sie der andern Person eine Ecke dieses entfalteten Gegenstands. Das erinnerte d'Artagnan an jenes Sacktuch, das er zu den Füßen der Frau Bonacieux gefunden, und dies wieder an jenes, das zu Aramis' Füßen gelegen hatte. Was Teufel konnte denn dieses Sacktuch zu bedeuten haben? Von der Stelle, wo d'Artagnan stand, konnte er das Gesicht des Aramis nicht sehen, wir sagen des Aramis, weil der junge Mann ganz und gar nicht daran zweifelte, es sei sein Freund, der innen stehe und mit der Dame außen spreche; die Neugierde siegte über die Klugheit, und indem er die Aufmerksamkeit benutzte, welche die zwei in Rede stehenden Personen dem Anblick des Sacktuches zu widmen schienen, trat er aus seinem Schlupfwinkel hervor und drückte sich mit Blitzesschnelle, aber das Geräusch seiner Tritte dämpfend, an eine Mauerecke, von wo sich sein Auge ganz in das Innere von Aramis' Wohnung vertiefen konnte. Als nun d'Artagnan da hineinblickte, war er nahe daran, einen Schrei der Überraschung auszustoßen; es war nicht Aramis, der mit der nächtlichen Besucherin plauderte, es war eine Frau. D'Artagnan sah genug, um die Form ihrer Kleidung, aber nicht genug, um deren Gesichtszüge auszunehmen. In diesem Moment zog die Frau in der Wohnung ein zweites Sacktuch aus ihrer Tasche und vertauschte es mit dem, das man ihr zeigte. Dann wurden zwischen den beiden Frauen einige Worte gewechselt; endlich schloß sich der Fensterbalken, die Frau, die außen am Fenster stand, wandte sich, zog die Kapuze ihres Mantels herab, und ging auf vier Schritte bei d'Artagnan vorüber; doch diese Vorsichtsmaßregel kam schon zu spät, denn d'Artagnan erkannte Madame Bonacieux. Daß es Madame Bonacieux sei, ahnte ihm schon, als sie das Sacktuch aus ihrer Tasche herauszog; welche Wahrscheinlichkeit war aber vorhanden, daß Madame Bonacieux, die nach Herrn Laporte geschickt hatte, um sich nach dem Louvre zurückführen zu lassen, allein um halb zwölf Uhr des Nachts in den Straßen umherlaufe, auf die Gefahr, wieder festgenommen zu werden? Es mußte sich somit um eine sehr wichtige Angelegenheit handeln, und was kann es für eine Frau von fünfundzwanzig Jahren Wichtiges geben: die Liebe! Doch hatte sie sich im eigenen Interesse ober für Rechnung einer anderen Person solchen Zufällen ausgesetzt? Darüber befragte sich der junge Mann selbst; denn der Dämon der Eifersucht stachelte sein Herz nicht mehr und nicht weniger als einen

erklärten Liebhaber. Es gab da ein sehr einfaches Mittel, sich zu versichern, wohin Madame Bonacieux ginge. Er brauchte ihr nur auf dem Fuße nachzufolgen, und d'Artagnan wandte auch dieses einfach-natürliche Mittel instinktmäßig an. Bei dem Anblick des jungen Mannes aber, der sich von der Mauer trennte, wie ein Standbild von seiner Nische, und bei dem Geräusch der Tritte, die Madame Bonacieux hinter sich vernahm; stieß sie einen Schrei aus und entfloh. D'Artagnan lief ihr nach. Es war für ihn gar nicht schwierig, eine Frau einzuholen, die durch ihren Mantel verhindert wurde. Er hatte sie also schon bei dem ersten Drittel der Gasse erreicht, in die sie eingebogen hatte. Die Arme war erschöpft, nicht vor Ermattung, sondern vor Schreck, und als d'Artagnan die Hand auf ihre Schulter legte, fiel sie auf die Knie und rief mit erstickter Stimme: »Tötet mich, wenn Ihr wollt, doch erfahren werdet Ihr nichts!« D'Artagnan faßte sie unter dem Arm und hob sie auf: doch da er an ihrem Gewicht bemerkte, daß sie ohnmächtig zu werden drohe, so beeilte er sich, sie durch Beteuerung seiner Ergebenheit zu beschwichtigen. Diese Beteuerungen galten Madame Bonacieux für nichts, denn man kann solche mit den schlimmsten Gesinnungen von der Welt machen; allein der Ton der Stimme galt ihr alles. Die junge Frau glaubte den Klang dieser Stimme zu erkennen; sie öffnete die Augen wieder, warf einen Blick auf den Mann, der ihr so große Furcht einjagte, und als sie d'Artagnan erkannte, erhob sie ein Freudengeschrei: »Ah, Sie – Sie sind es!« stammelte sie, »Gott sei Dank!«

»Ja, ich bin es,« entgegnete d'Artagnan, »ich, den Gott gesendet hat, um über Sie zu wachen.«

»Sind Sie mir deshalb nachgegangen?« fragte mit einem koketten Lächeln die junge Frau, deren etwas spöttischer Charakter wieder ein bißchen hervortrat und bei der alle Angst von dem Moment an verschwunden war, wo sie in dem Manne, den sie für einen Feind hielt, einen Freund erkannte. »Nein, erwiderte d'Artagnan, »nein, ich gestehe es, mich führte der bloße Zufall auf Ihre Wege; ich sah eine Frau an das Fenster eines meiner Freunde pochen.«

»Eines Ihrer Freude?« fiel Madame Bonacieux ein. »Ja, Aramis gehört zu meinen besten Freunden.«

»Aramis? wer ist das?«

»Ei, gehen Sie – Sie wollen mir sagen, daß Sie Aramis nicht kennen?«

»Ich höre seinen Namen zum erstenmal aussprechen.«

»Kamen Sie also auch zum erstenmal zu jenem Hause?«

»Gewiß.«

»Und wußten Sie nicht, daß es ein junger Mann bewohne?«

»Nein.«

»Ein Musketier?«

»Ganz und gar nicht.«

»Also haben Sie nicht ihn aufgesucht?«

»Nicht im geringsten. Außerdem haben Sie wohl gesehen, daß die Person, mit der ich sprach, eine Frau war.«

»Das ist wahr, aber diese Frau ist gewiß eine Freundin von Aramis.«

»Das weiß ich nicht.«

»Weil sie bei ihm wohnt.«

»Das geht mich nichts an.«

»Wer ist sie aber?«

»O, das ist ganz und gar nicht, mein Geheimnis.«

»Liebe Madame Bonacieux! Sie sind reizend, aber auch zugleich die geheimnisvollste Frau...«

»Und verliere ich deshalb?«

»Nein, im Gegenteil, Sie sind anbetungswürdig.«

»Nun, reichen Sie mir den Arm.«

»Recht gern; und nun?«

»Jetzt führen Sie mich.«

»Wohin?«

»Wohin ich gehen werde.«

»Doch wohin gehen Sie?«

»Sie werden das sehen, da Sie mich an der Tür verlassen werden.«

»Muß ich auf Sie warten?«

»Das wird unnötig sein.«

»Sie werden somit allein zurückkommen? »Vielleicht ja, vielleicht nein.«

»Aber ist die Person, die Sie begleiten wird, ein Mann oder eine Frau?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Ich werde das wohl erfahren.«

»Wieso?«

»Ich will warten, bis ich Sie herauskommen sehe.«

»In diesem Falle leben Sie wohl.«

»Wie das?«

»Ich bedarf Ihrer nicht.«

»Doch Sie ersuchten mich...«

»Um den Beistand eines Edelmannes, aber nicht um die Belauschung eines Spions.«

»Das Wort ist ein bißchen hart.«

»Wie nennt man jene, die den Leuten wider ihren Willen nachgehen?«

»Unbescheidene.«

»Das Wort ist zu gelinde.«

»Nun, Madame, ich sehe Wohl, man muß alles tun, was Sie verlangen.«

»Warum beraubten Sie sich des Verdienstes, das auf der Stelle zu tun?«

»Gibt es nicht noch eine Reue?«

»Sie bereuen also wirklich?«

»Das weiß ich selbst noch nicht. Ich weiß nur, daß ich alles zu tun gelobe, was Sie verlangen, wenn ich Sie bis dahin, wohin Sie gehen, begleiten darf.«

»Dann wollen Sie mich verlassen?«

»Ja.«

»Ohne mich, wenn ich zurückkomme, zu belauschen?«

»Ja.«

»Auf Ihre Ehre?«

»Auf Edelmannswort.«

»Nehmen Sie meinen Arm, und somit vorwärts.« D'Artagnan bot Madame Bonacieux seinen Arm, an den sie sich halb lächelnd, halb zitternd hing, und so gelangten beide zu der Höhe der Gasse de la Harpe. Hier schien die junge Frau zu zögern, wie sie das schon in der Gasse Baugirard getan hatte. Indes schien sie an gewissen Zeichen eine Tür zu erkennen, trat zu derselben hin und sagte: »Nun, mein Herr! hier habe ich meine Geschäfte. Ich danke Ihnen tausendmal für die ehrbare Begleitung, die mich vor allen

Gefahren schirmte; doch der Augenblick ist gekommen, Ihr Wort zu halten. Ich bin bei meinem Ziel angelangt.«

»Und haben Sie, wenn Sie zurückkommen, nichts mehr zu befürchten?«

»Ich habe nur die Diebe zu fürchten.«

»Ist das nichts?«

»Was könnten sie mir auch nehmen, da ich keinen Pfennig bei mir trage?«

»Sie vergessen das schön gestickte Sacktuch mit dem Wappen –«

»Welches?«

»Das ich zu Ihren Füßen gefunden und wieder in Ihre Tasche gesteckt habe.«

»Schweigen Sie, Unglückseliger! schweigen Sie; wollen Sie mich ins Verderben stürzen?«

»Sie sehen also, es gibt für Sie immer noch Gefahren, da Sie auf ein einziges Wort zittern und bekennen, daß Sie verloren wären, wenn man dieses Wort hörte, Ha, Madame!« fuhr d'Artagnan fort, indem er sie bei der Hand faßte und mit flammenden Augen anblickte, »seien Sie aufrichtiger, vertrauen Sie sich mir an; haben Sie denn nicht in meinen Augen gelesen, daß in meinem Herzen nur Ergebung und Sympathie wohnt?«

»Das wohl,« erwiderte Madame Bonacieux; »verlangen Sie meine Geheimnisse zu wissen und ich will sie Ihnen sagen, doch verhält es sich anders mit fremden Geheimnissen.«

»Gut,« versetzte d'Artagnan, »da diese Geheimnisse Einfluß auf Ihr Leben nehmen können, so muß ich sie erfahren.«

»Hüten Sie sich davor!« rief die junge Frau mit einem Ernste, vor dem d'Artagnan unwillkürlich erbebte. »O, mengen Sie sich durchaus nicht in das, was mich betrifft, bemühen Sie sich nicht, mir in der Erfüllung dessen, was ich zu tun habe, behilflich zu sein, ich bitte Sie darum bei jener

Teilnahme, die ich Ihnen einflöße, bei jenem Dienste, den Sie mir bereits geleistet haben, und den ich durch mein ganzes Leben nicht vergessen werde. Glauben Sie vielmehr das, was ich Ihnen sage. Befassen Sie sich nicht mehr mit mir; lassen Sie mich jetzt ganz außer acht, als hätten Sie mich niemals gesehen.«

»Muß auch Aramis das tun, Madame?« fragte d'Artagnan gereizt. »Sie nannten diesen Namen schon ein paarmal, mein Herr, und ich sage Ihnen doch, daß ich ihn nicht kenne.«

»Sie kennen den Mann nicht, an dessen Fensterbalken Sie anpochten, Madame? Sie halten mich doch für zu leichtgläubig.«

»Gestehen Sie ein, daß Sie diese Geschichte erfinden und diese Person erdichten, um mich zum Sprechen zu bringen.«

»Ich erfinde nichts, ich erdichte nichts, Madame, ich rede die lautere Wahrheit.«

»Und Sie sagen, in diesem Hause wohne einer Ihrer Freunde?«

»Ich sage und wiederhole es zum drittenmal, in diesem Hause wohnt mein Freund, und dieser ist Aramis.«

»Das wird sich später alles offenbaren,« murmelte die junge Frau, »jetzt, mein Herr, schweigen Sie.«

»Könnten Sie doch offen in mein Herz blicken,« sagte d'Artagnan, »so würden Sie darin so viel Neugierde lesen, daß Sie Mitleid mit mir hätten, und so viele Liebe, daß Sie dieser Neugierde allsogleich Genüge leisten würden. Von denen, die Sie lieben, haben Sie nichts zu fürchten.«

»Sie sprechen ein wenig schnell von der Liebe, mein Herr!« entgegnete die junge Frau und schüttelte den Kopf. »Weil mich die Liebe so schnell zum erstenmal entzündet hat, und weil ich noch nicht zwanzig Jahre zähle.« Die junge Frau blickte ihn verstohlen an. »Hören Sie, ich bin auf der Spur,« versetzte d'Artagnan. »Vor drei Monaten stand ich auf dem Punkte, mich mit Aramis wegen eines Sacktuches zu schlagen, das ganz dem ähnlich ist,

das Sie der Frau in seiner Wohnung gegen ein auf dieselbe Art gesticktes Tuch vorzeigten; dessen bin ich gewiß.«

»Mein Herr!« sagte die junge Frau, »ich schwöre es Ihnen, daß Sie mich mit diesen Fragen ermüden.«

»Aber, Madame! bedenken Sie doch bei Ihrer Klugheit, wenn man Sie verhaften und dieses Sacktuch bei Ihnen treffen würde, kämen Sie dadurch nicht in Gefahr?«

»Warum das? sind die Anfangsbuchstaben nicht die meines Namens. C. B., Constanze Bonacieux?«

»Oder Camille von Bois-Tracy.«

»Schweigen Sie, mein Freund! noch einmal, schweigen Sie; wenn Sie die Gefahren, denen ich selbst ausgesetzt bin, nicht zurückhalten, so bedenken Sie jene, die Ihnen drohen.«

»Mir?«

»Ja, Ihnen. Ihre Freiheit ist gefährdet. Ihr Leben steht sogar auf dem Spiel, wenn Sie mich kennen.«

»Nun, so weiche ich nicht mehr von Ihnen.«

»Mein Herr!« entgegnete die junge Frau flehend und die Hände ringend, »im Namen des Himmels, im Namen der Ehre eines Kriegers, im Namen der Artigkeit eines Edelmannes! entfernen Sie sich; hören Sie die Stunde der Mitternacht schlagen, das ist die Stunde, wo man mich erwartet.«

»Madame!« erwiderte der junge Mann, sich verneigend, »wenn man mich auf solche Art bittet, kann ich nichts verweigern; seien Sie beruhigt, ich will von hinnen gehen.«

»Sie folgen mir also nicht? Sie lauschen nicht?«

»Ich kehre augenblicklich nach Hause zurück.«

»O, ich wußte es ja, daß Sie ein wackerer junger Mann sind,« rief Madame Bonacieux, indem sie ihm die eine Hand reichte und mit der andern nach dem Klopfer einer Tür langte, der tief in der Mauer verborgen war. D'Artagnan erfaßte die ihm dargebotene Hand und küßte sie mit Innigkeit. »Ach! mir wäre es lieber, wenn ich Sie nie gesehen hätte,« stammelte er mit jener naiven Derbheit, die die Frauen oftmals den künstlichen Redensarten der Höflichkeit vorziehen, weil sie den Grund des Herzens aufdeckt und den Beweis liefert, daß das Gefühl stärker sei als der Verstand. »Nun,« entgegnete Madame Bonacieux, »ich will nicht soviel sagen wie Sie; was für heute verloren ist, das ist es nicht auch für die Zukunft. Wer weiß, ob ich nicht Ihre Neugierde befriedige, wenn ich eines Tages frei von allen Fesseln bin.«

»Und machen Sie meiner Liebe dasselbe Versprechen?« fragte d'Artagnan in überströmender Wärme, »Ha, in dieser Hinsicht will ich mich zu nichts verpflichten, das hängt von den Empfindungen ab, die Sie mir einflößen werden.«

»Also heute, Madame... ?«

»Heute, mein Herr! stehe ich nur erst bei der Dankbarkeit.«

»Ach, Sie sind zu reizend,« entgegnete d'Artagnan trübselig, »und Sie spielen mit meiner Liebe.«

»Nein, ich bediene mich Ihres Edelmutes, das ist alles. Aber glauben Sie mir, bei gewissen Menschen findet sich alles wieder.«

»O, Sie machen mich zum glücklichsten Menschen! vergessen Sie nicht auf diesen Abend! vergessen Sie nicht auf Ihr Versprechen!«

»Seien Sie unbekümmert; zur rechten Zeit und am rechten Ort werde ich mich an alles erinnern. Doch gehen Sie jetzt, gehen Sie in des Himmels Namen, man erwartet mich um Mitternacht, und ich komme schon später.«

»Um fünf Minuten.«

»Ja, aber in gewissen Fällen sind fünf Minuten fünf Jahrhunderte.«

»Wenn man liebt.«

»Nun, wer sagt Ihnen denn, ob ich nicht mit einem Liebhaber zu tun habe?«

»Ein Mann wartet auf Sie?« stammelte d'Artagnan, »ein Mann?«

»Ei doch! wollen Sie den Zank aufs neue anfangen?« erwiderte Madame Bonacieux mit einem halben Lächeln, das nicht ganz frei von Unruhe war. »Nein, nein! ich gehe, ich eile. Ich vertraue Ihnen, und will das ganze Verdienst meiner Ergebenheit haben, ob es auch Blödsinn wäre. Leben Sie wohl, Madame! leben Sie wohl!« Und als ob er nicht die Kraft in sich fühlte, sich von der Hand zu trennen, die ihn hielt, außer auf gewaltsame Weise, lief er rasch von hinnen, indes Madame Bonacieux, wie bei jenem Fensterbalken, dreimal in denselben Zwischenräumen anpochte. An der Straßenecke wandte er sich; die Tür ging auf und wieder zu; die schöne Krämerin war verschwunden. D'Artagnan setzte seinen Weg fort; er hatte sein Wort verpfändet, Frau Bonacieux nicht zu belauschen.

»Armer Athos!« sagte er, »er wird nicht wissen, was das zu bedeuten hat. Er wird, indem er mich erwartete, eingeschlafen sein, oder er ging nach Hause, und dort wird er erfahren haben, daß eine Frau in seine Wohnung gekommen sei. Bei Athos eine Frau! Nun,« fuhr d'Artagnan fort, »es war ja auch eine bei Aramis. Das ist höchst seltsam, und ich bin sehr neugierig, wie das ausgehen wird.«

»Schlimm, mein Herr, schlimm!« versetzte eine Stimme, die der junge Mann als die des Planchet erkannte; denn er hielt ganz laut mit sich ein Selbstgespräch wie sehr beschäftigte Leute, und so gelangte er zu der Allee, in deren Hintergrund die Treppe lag, die zu seinem Zimmer führte. »Wie, schlimm? was willst du damit sagen, Einfältiger!« fragte d'Artagnan; »was ist denn vorgegangen?«

»Alle Arten von Unglücksfällen.«

»Welche?«

»Fürs erste ist Athos verhaftet worden.«

»Verhaftet – Athos verhaftet? warum?«

»Man hat ihn bei Ihnen gefunden, und ihn an Ihrer Statt festgenommen.«

»Durch wen wurde er verhaftet?«

»Durch die Wache, welche die schwarzen Männer holten, die Sie in die Flucht getrieben haben.«

»Warum hat er sich nicht genannt? warum hat er nicht gesagt, daß ihm diese ganze Sache fremd sei?«

»Davor hat er sich gehütet, im Gegenteil trat er zu mir und sagte: ›Dein Herr braucht in diesem Augenblick seine Freiheit, ich nicht, da er von allem weiß, ich aber von nichts. Man wird meinen, er sei schon verhaftet, und damit gewinnt er Zeit. In drei Tagen werde ich sagen, wer ich bin, und damit wird man mich wohl müssen fortgehen lassen.‹«

»Braver Athos! edles Herz!« murmelte d'Artagnan, »daran erkenne ich ihn. Und was taten die Häscher?«

»Vier haben ihn fortgeschleppt, ich weiß nicht, ob in die Bastille oder nach Fort-l'Evêque, zwei blieben bei den schwarzen Männern, die alles durchwühlt und alle Papiere zu sich genommen haben. Die zwei letzten endlich versahen während dieser Expedition die Wache, und als alles beendet war, gingen sie fort, und ließen das Haus leer und offen stehen.«

»Und Porthos und Aramis?«

»Ich habe sie nicht getroffen, sie sind nicht gekommen.«

»Sie können aber jeden Augenblick kommen, denn ließest du ihnen nicht sagen, daß ich sie erwarte?«

»Ja, mein Herr!«

»Nun rühre dich nicht von der Stelle, und wenn sie kommen, sage ihnen, was mir begegnet ist, sie sollen mich in der Schenke zum Pomme-du-Pin erwarten; hier wäre es gefährlich, das Haus kann ausspioniert werden. Ich

eile zu Herrn von Tréville, um ihm alles mitzuteilen, dann werde ich zu ihnen kommen.«

»Ganz gut, mein Herr!« entgegnete Planchet. »Aber du wirst bleiben, und dich doch nicht fürchten,« sagte d'Artagnan, indem er noch einmal zurückkam und seinem Diener Mut einsprach. »O, seien Sie ruhig,« versetzte Planchet, »Sie kennen mich gar nicht; ich bin tapfer, wenn es einmal im Ernste gilt; ch brauche nur dareinzukommen; zudem bin ich ja ein Pikarde.«

»Nun, dabei bleibt es,« sagte d'Artagnan; »du läßt dich eher töten, als du von deinem Posten weichst.«

»Ja, mein Herr, es gibt nichts, was ich nicht täte, um Ihnen meine Anhänglichkeit zu beweisen.« Somit lief d'Artagnan fort mit der möglichsten Behendigkeit seiner Beine, obwohl sie durch die Anstrengungen dieses Tages schon etwas ermüdet waren, und wandte sich nach der Gasse Colombier.

Herr von Tréville befand sich nicht in seinem Hotel; seine Kompagnie hatte die Wache im Louvre und er war bei seiner Kompagnie. Es war sehr wichtig, zu Herrn von Tréville zu gehen und ihm zu melden, was vorgegangen war. D'Artagnan versuchte es, in den Louvre zu gelangen. Seine Gardeuniform von der Kompagnie des Herrn des Essarts sollte ihm als Paß dienen. Als er zu der Höhe der Gasse Quénégand kam, sah er aus der Gasse Dauphine zwei Personen herankommen, deren Gang ihm auffiel. Diese zwei Personen waren ein Mann und eine Frau. Die Frau hatte die Gestalt der Madame Bonacieux, und der Mann war Aramis sprechend ähnlich. Außerdem trug die Frau einen schwarzen Mantel von dem Zuschnitt, wie ihn d'Artagnan an dem Fensterbalken der Gasse Baugirard und an der Tür der Gasse de la Harpe bemerkt hatte. Ferner trug der Mann die Musketierumform. Die Kapuze der Frau war übergeschlagen; der Mann hielt ein Sacktuch vor sein Gesicht; beiden lag daran, nicht erkannt zu werden. Sie gingen der Brücke zu; das war auch d'Artagnans Weg, weil er sich nach dem Louvre begab. D'Artagnan ging ihnen nach. Er hatte noch nicht zwanzig Schritte getan, als er überzeugt war, diese Frau könne nur Madame Bonacieux, dieser Mann nur Aramis sein. In seinem Heizen regte sich sogleich aller Argwohn der Eifersucht. Er glaubte sich zweifach

verraten, sowohl von seinem Freund, als auch von der, die er schon wie eine Geliebte betrachtete. Madame hatte ihm bei allen Göttern geschworen, daß sie Aramis nicht kenne, und eine Viertelstunde nach diesem Eidschwur traf er sie mit Aramis Arm in Arm. D'Artagnan zog nicht einmal in Überlegung, daß er die hübsche Krämerin erst vor drei Stunden kennengelernt hatte, daß sie ihm für nichts verbindlich war, als mit ein bißchen Dankbarkeit dafür, daß er sie aus den Händen der schwarzen Männer befreite, und daß sie ihm auch nichts versprochen habe. Er betrachtete sich als einen verschmähten, verachteten und beleidigten Liebhaber.

Die junge Frau und der junge Mann bemerkten, daß man ihnen nachgehe und verdoppelten ihre Schritte. D'Artagnan ging rascher, eilte ihnen vor, und wandte sich gegen sie in dem Moment um, wo sie sich vor der Samaritaine befanden, die durch eine Schildlaterne beleuchtet wurde, die ihre Strahlen auf diesen ganzen Teil der Brücke ausgoß. D'Artagnan blieb vor ihnen, und sie blieben vor ihm stehen. »Was wollen Sie, mein Herr?« fragte der Musketier, indem er einen Schritt zurückwich, und er sprach das mit einem Akzent, an dem d'Artagnan erkannte, daß er sich in einem Teile seiner Mutmaßung geirrt habe. »Das ist nicht Aramis!« rief er. »Nein, mein Herr! es ist ganz und gar nicht Aramis, und an Ihrem Ausruf erkenne ich, daß Sie mich für einen andern halten und verzeihe Ihnen.«

»Sie verzeihen mir!« rief d'Artagnan. »Ja,« antwortete der Unbekannte; »lassen Sie mich also meine Wege gehen, da wir zusammen nichts zu tun haben.«

»Sie haben wohl recht, mein Herr!« sagte d'Artagnan; »mit Ihnen habe ich nichts zu tun, doch mit dieser Frau.«

»Mit Madame? o, die kennen Sie nicht,« versetzte der Fremde. »Sie irren, mein Herr, ich kenne sie.«

»Ha,« rief Madame Bonacieux im Tone des Vorwurfs, »ha, mein Herr! ich hatte Ihr Ehrenwort als Krieger und Edelmann, und hoffte darauf rechnen zu kennen.«

»Und ich, Madame,« erwiderte d'Artagnan verlegen, »Sie haben mir zugesagt...«

»Nehmen Sie meinen Arm, Madame!« sagte der Fremde, »und setzen wir unsern Weg fort.« Indes blieb d'Artagnan betäubt, vernichtet durch alles, was ihm begegnete, mit gekreuzten Armen vor dem Musketier und Madame Bonacieux stehen. Der Musketier ging zwei Schritte vorwärts und schob d'Artagnan mit der Hand weg. D'Artagnan tat einen Sprung zurück und zog seinen Degen. Zugleich und mit Blitzesschnelle zog auch der Unbekannte den seinigen. »In des Himmels Namen! Mylord!« rief Madame Bonacieux, indem sie sich zwischen die Kämpfenden stürzte und ihre Klingen erfaßte. »Mylord!« rief d'Artagnan, auf einmal durch einen Gedanken erleuchtet; »Mylord! um Vergebung, mein Herr! wenn Sie es wären?«

»Mylord, Herzog von Buckingham,« sagte Madame Bonacieux halblaut, »und jetzt können Sie uns alle ins Verderben bringen.«

»Mylord! Madame! ich bitte um Vergebung, hundertmal um Vergebung! allein, ich liebe diese Dame, Mylord! und war eifersüchtig, und Sie wissen wohl, was lieben heißt, Mylord! Verzeihen und sagen Sie mir, wie ich mich kann töten lassen für Euer Gnaden!«

»Sie sind ein wackerer junger Mann!« entgegnete Buckingham und bot d'Artagnan eine Hand, die dieser ehrerbietig drückte; »Sie bieten mir Ihre Dienste an, und ich nehme sie an; folgen Sie uns zwanzig Schritte nach in den Louvre, und wenn uns jemand belauert, so töten Sie ihn.« D'Artagnan nahm seinen entblößten Degen unter den Arm, ließ Madame Bonacieux und den Herzog zwanzig Schritte vorausgehen und folgte ihnen, ganz bereit, der Aufforderung des edlen und erhabenen Ministers Karls I. buchstäblich nachzukommen. Aber zum Glück hatte der junge Geleitsmann keine Gelegenheit, dem Herzog diesen Beweis seiner Ergebenheit zu liefern, und die junge Frau und der hübsche Musketier traten ohne alle Behelligung durch die Porte de l'Echelle in den Louvre. Was d'Artagnan betrifft, so verfügte er sich ungesäumt nach der Schenke Pomme-du-Pin, wo er Porthos und Aramis traf, die seiner schon harrten. Aber ohne ihnen eine Erklärung über die ihnen verursachte Störung zu geben, sagte er ihnen bloß, er habe die Sache allein abgetan, wozu er ihre Dazwischenkunft auf einen Augenblick nötig zu haben glaubte.

George Billiers, Herzog von Buckingham

Madame Bonacieux und der Herzog gelangten ohne Schwierigkeit in das Innere des Louvre; man wußte es, daß Madame Bonacieux im Dienste der Königin sei; der Herzog trug die Uniform der Musketiere des Herrn von Tréville, die an diesem Abend, wie schon bemerkt, die Wachen versahen. Außerdem war Germain im Interesse der Königin, und wenn etwas geschah, so hätte man Madame Bonacieux beschuldigt, ihren Liebhaber in den Louvre geführt zu haben; sie nahm die Schuld auf sich; ihr Ruf war allerdings dahin, doch welchen Wert hat in der Welt der Ruf einer kleinen Krämerin? Als der Herzog und die junge Frau im inneren Hofraum waren, gingen sie ungefähr zwanzig Schritte weit längs einer Mauer hin. Hierauf stieß Madame Bonacieux an eine Tür, welche am Tage offen stand, des Nachts aber gewöhnlich zugesperrt wurde. Die Tür ging auf, die beiden traten ein und befanden sich im Dunkeln. Madame Bonacieux wandte sich zur Rechten, steckte einen Schlüssel in ein Schloß, öffnete eine Tür, schob den Herzog in ein Gemach, das bloß von einer Nachtlampe erhellt war, und sprach zu ihm: »Mylord Herzog! bleiben Sie hier, man wird kommen.« Sodann entfernte sie sich durch dieselbe Tür, die sie wieder mit dem Schlüssel zusperrte, so daß sich der Herzog buchstäblich gefangen fühlte. Bald darauf öffnete sich eine geheime Tapetentür und eine Frau trat hervor. Buckingham erblickte diese Erscheinung im Spiegel; er stieß einen Schrei aus; es war die Königin.

Anna von Österreich zählte damals sechs- bis siebenundzwanzig Jahre, das heißt, sie stand in der vollsten Blüte ihrer Schönheit. Ihr Gang war der einer Königin oder Göttin. Ihre Augen, die wie Smaragde glänzten, waren überaus schön und zugleich voll Sanftmut und Majestät. Ihr Mund war klein und schön gerötet, und obgleich die Unterlippe ein wenig hervortrat, so war er doch ungemein anmutig im Lächeln, aber demütigend in der Verachtung. Ihre Haut war berühmt wegen ihrer Zartheit und samtartigen Weichheit; ihre Hand und ihre unendlich schönen Arme wurden von den Dichtern jener Zeit als unvergleichlich besungen. Ihre Haare endlich, die in der Kindheit blond, nunmehr aber kastanienbraun geworden waren, und die sie in reizender Frisur und stark gepudert trug, umfaßten auf eine bewunderungswürdige Weise ihr Antlitz, dem der strengste Richter nur etwas weniger Röte und der schärfste Bildner nur etwas mehr Zartheit der Nase hätte wünschen mögen. Buckingham stand einen Augenblick geblendet; noch nie war ihm Anna von Österreich so reizend erschienen auf

den Bällen, bei den Hoffesten und Karussells, wie in diesem Moment, wo sie in einem einfachen weißen Seidenkleid eintrat, begleitet von Donna Estefania, der einzigen ihrer spanischen Frauen, die nicht durch die Eifersucht des Königs und die Verfolgungen Richelieus verscheucht worden war. Anna von Österreich trat zwei Schritte vor; Buckingham warf sich auf seine Knie und küßte der Königin den Saum des Kleides, ehe sie es noch verhindern konnte. »Herzog! Sie wissen wohl schon, daß ich Ihnen nicht schreiben ließ?«

»Ach ja, Madame, ja, Ew. Majestät!« rief Buckingham; »ich weiß, daß ich so verrückt und wahnwitzig war, zu glauben, der Schnee würde sich wärmen, der Marmor beleben; doch was ist's, wenn man liebt, glaubt man so leicht an die Liebe; und außerdem habe ich bei dieser Reise nicht alles verloren, weil ich Sie sehe!«

»Ja,« entgegnete Anna, »allein Sie wissen, Mylord, warum und wie ich Sie sehe. Ich sehe Sie aus Mitleid für Sie selbst; ich sehe Sie, weil Sie fühllos gegen meine Martern und halsstarrig in einer Stadt verweilen, wo Sie Ihr Leben aufs Spiel setzen und meine Ehre gefährden; ich sehe Sie, um Ihnen zu sagen, daß uns alles trennt, die Tiefe des Meeres, die Feindschaft der Länder und die Heiligkeit der Schwüre. Es ist ein Frevel, Mylord, gegen so viele Scheidewände anzukämpfen. Endlich sehe ich Sie, um Ihnen zu sagen, daß wir uns nicht wiedersehen dürfen.«

»Sprechen Sie, Madame! sprechen Sie, o Königin! die Süßigkeit Ihrer Stimme mildert die Härte Ihrer Worte. Sie reden von Frevel; allein der Frevel liegt in der Trennung der Herzen, die Gott füreinander bestimmt hat.«

»Mylord!« rief die Königin, »Sie vergessen darauf, daß ich Ihnen niemals gesagt habe, daß ich Sie liebe.«

»Doch ebensowenig haben Sie mir auch gesagt, daß Sie mich nicht lieben, und wirklich wären Worte dieser Art von Ihrer Seite, Majestät, ein allzu großer Undank. Sagen Sie doch, wo fänden Sie eine Liebe, die der meinigen gleich kommt, eine Liebe, die weder die Zeit, noch die Entfernung, noch die Verzweiflung auszulöschen vermag; eine Liebe, die sich mit einem entfallenen Band, einem verirrten Blick, einem

entschlüpften Worte zufriedenstellt? Vor drei Jahren, Madame, sah ich Sie zum erstenmal, und so liebe ich Sie seit drei Jahren. Soll ich Ihnen sagen, wie Sie gekleidet waren, als ich Sie zum erstenmal sah? soll ich Ihnen Ihren damaligen Anzug Stück für Stück beschreiben? ich erblicke Sie noch vor mir; Sie saßen nach spanischer Sitte auf Kissen; Sie trugen ein grünseidenes Kleid mit Gold und Silber gestickt, hängende Ärmel, die an Ihren schönen bewunderungswürdigen Armen mit Diamanten befestigt waren; dann eine geschlossene Krause, auf dem Kopf eine niedliche Haube von der Farbe Ihres Kleides, und auf dieser Haube eine Reiherfeder. O, sehen Sie, ich schließe meine Augen und sehe Sie, wie Sie damals waren; ich öffne Sie wieder, und sehe, wie Sie jetzt sind, nämlich noch hundertmal schöner.«

»Welche Torheit,« murmelte Anna von Österreich, »welche Torheit, mit solchen Erinnerungen eine nutzlose Leidenschaft zu nähren!«

»Doch sagen Sie, wovon soll ich denn leben? Ich habe nur Erinnerungen. Sie sind mein Glück, mein Reichtum, meine Hoffnung. Sooft ich Sie sehe, habe ich einen Diamanten mehr, den ich im Schranke meines Herzens verschließe. Das ist der vierte, den Sie fallen lassen und den ich auflese; denn innerhalb drei Jahren, Madame, sah ich Sie nur viermal, das erstemal, wie ich eben gesagt, das zweitemal bei Frau von Chevreuse, das drittemal in den Gärten von Amiens...«

»Herzog!« sagte die Königin errötend, »reden Sie nicht von jenem Abend.«

»Im Gegenteil, reden wir davon, Madame! reden wir davon; es ist der seligste und strahlendste Abend meines Lebens. Denken Sie noch, wie schön die Nacht gewesen? O, wie sanft und aromatisch war die Luft, wie blau der Himmel und mit Sternen übersät! Ach, damals, Madame, konnte ich einen Augenblick mit Ihnen allein sein, damals waren Sie geneigt, mir alles zu sagen, die Abgeschiedenheit Ihres Lebens, den Gram Ihres Herzens. Sie lehnten sich an meinen Arm– an diesen hier. Als ich meinen Kopf nach Ihrer Seite wandte, fühlte ich, wie Ihre schönen Haare mein Gesicht streiften, und sooft sie es berührten, bebte ich vom Scheitel bis zu den Füßen. O Königin! Königin! Sie wissen gar nicht, wie viel himmlische und paradiesische Wonnen solch ein Augenblick in sich faßt. Mein Hab und Gut, meinen Ruhm und mein ganzes übriges Leben gäbe ich hin für einen

solchen Augenblick, für eine solche Nacht! denn damals, Madame! an jenem Abend, ich schwöre es Ihnen, damals haben Sie mich geliebt.«

»Ja, es ist möglich, Mylord, daß der Einfluß des Ortes, der Zauber jenes Abends, die Verblendung von Ihren Blicken, kurz, daß diese tausendfachen Umstände, die bisweilen zusammentreffen, um eine Frau ins Verderben zu stürzen, sich an jenem verhängnisvollen Abend um mich vereinigt haben. Sie mußten es jedoch bemerken, Mylord, wie die Königin der Frau, die schwach zu werden drohte, zu Hilfe kam; ich rief diese Hilfe, um bei dem ersten Worte, das Sie zu sagen wagten, bei der ersten Kühnheit, auf die ich zu antworten hatte.«

»Ach, ja, ja! es ist wahr, und eine andere Liebe als die meinige wäre dieser Prüfung unterlegen; doch meine Liebe ging noch glühender und beharrlicher daraus hervor. Sie glaubten mir zu entfliehen, da Sie nach Paris zurückkehrten. Sie meinten, ich würde mich nicht getrauen, den Schatz zu verlassen, den mir mein Herr zur Behütung übergab. Ach, was lag mir an allen Schätzen der Welt und an allen Königen der Erde! Acht Tage darauf kam ich wieder zurück, Madame. Diesmal hatten Sie mir nichts zu sagen, ich setzte meine Gnade, mein Leben ein, um Sie zum zweitenmal zu sehen. Ich berührte nicht einmal Ihre Hand und Sie verziehen mir, da Sie mich so reuevoll untertänig sahen.«

»Ja, allein die Verleumdung hat sich all dieser Torheiten bemächtigt, woran ich keine Schuld trug, wie Sie wissen, Mylord! Der König wurde von dem Kardinal angereizt und erhob einen furchtbaren Lärm; Frau von Bernet wurde fortgejagt, Putange verwiesen, Frau von Chevreuse fiel in Ungnade, und wie Sie als Gesandter nach Frankreich zurückkehren wollten, Mylord! so hat sich, wie Sie sich wohl erinnern werden, der König selbst widersetzt.«

»Ja, und Frankreich wird diese Widersetzlichkeit seines Königs mit einem Kriege bezahlen. Ich darf Sie nicht mehr sehen, Madame, wohl, so sollen Sie jeden Tag von mir hören. Welchen Endzweck, glauben Sie, hat diese Expedition von Ré, und die von mir beabsichtigte Verbindung mit den Protestanten von La Rochelle? Das Vergnügen, Sie zu sehen! Ich darf die Hoffnung nicht nähren, mit gewaffneter Hand bis Paris vorzudringen, das weiß ich wohl, allein dieser Krieg kann zum Frieden führen; dieser Frieden

wird einen Unterhändler benötigen, und dieser Unterhändler werde ich sein. Man wird es nicht mehr wagen, mich abzuweisen, und so werde ich nach Paris zurückkehren, Sie zu sehen, und einen Augenblick glücklich zu sein. Wohl müssen Tausende von Menschen mein Glück mit ihrem Leben bezahlen, was liegt mir aber daran, wenn ich Sie nur sehe. Das alles ist vielleicht töricht, vielleicht wahnsinnig, allein sagen Sie mir, welche Frau hat einen Liebhaber, der glühender fühlt, welche Königin einen Diener, der getreuer wäre?«

»Mylord! Mylord! Sie führen zu Ihrer Verteidigung Dinge an, die Sie nur noch mehr anklagen. Mylord! alle diese Beweise von Liebe, die Sie mir geben wollen, sind fast Verbrechen.«

»Weil Sie mich nicht lieben, Madame, denn wenn Sie mich liebten, würden Sie das alles mit andern Augen betrachten; wenn Sie mich liebten... ach, das Glück wäre zu groß, es würde mich verrückt machen. Ha, Frau von Chevreuse, die Sie soeben erwähnten, Frau von Chevreuse war weniger grausam als Sie. Holland hat sie geliebt, und sie hat seine Liebe erwidert.«

»Frau von Chevreuse war nicht Königin,« murmelte Anna von Österreich, wider Willen durch den Ausdruck einer so innigen Liebe hingerissen.

»Sie würden mich also lieben, Madame! wenn Sie nicht Sie wären? Ich darf somit glauben, daß es nur die Hoheit Ihres Standes ist, die Sie gegen mich so grausam machte? Ich darf es glauben, daß der arme Buckingham, wären Sie Frau von Chevreuse gewesen, hätte hoffen dürfen? Dank für diese süßen Worte, Majestät! hundertmaligen Dank!«

»O, Mylord! Sie haben schlecht verstanden, übel ausgelegt, ich wollte keineswegs sagen...«

»Stille, stille!« sprach der Herzog, »wenn ich glücklich bin, durch einen Irrwahn, so seien Sie nicht so grausam, ihn mir zu benehmen. Sie sagten mir selbst, daß man mir eine Schlinge legte, ich werde vielleicht mein Leben darin einbüßen, denn es ist seltsam, seit einiger Zeit habe ich Ahnungen des Todes.«

»Ach, mein Gott!« rief Anna von Österreich mit einem Ausdruck des Schreckens, wodurch sie eine größere Teilnahme für den Herzog offenbarte, als sie eingestehen wollte.

»Ich sage das nicht, Madame, um Sie zu erschrecken, nein, es ist sogar lächerlich, daß ich es Ihnen sage, und glauben Sie mir, ich befasse mich ganz und gar nicht mit solchen Träumereien; allein, das Wort, das Sie eben zu mir sprachen, die Hoffnung, die Sie sozusagen in mir erweckten, wird alles das bezahlt haben, und wäre es sogar mein Leben.«

»Nun, Herzog!« versetzte Anna von Österreich, »auch ich habe Vorgefühle, auch ich habe Traumgesichte. Ich träumte, daß ich Sie blutend, von einer Wunde durchbohrt, auf der Erde liegen sah.«

»Auf der linken Seite, nicht wahr? und mit einem Messer verwundet?« unterbrach sie Buckingham.

»Ja, Mylord, so war es, auf der linken Seite und mit einem Messer. Wer konnte Ihnen sagen, daß ich das geträumt habe? Ich habe es nur Gott im Gebet anvertraut.«

»Ich will nicht mehr, Madame! Genug, Sie lieben mich.«

»Ich liebe Sie... ich?«

»Ja, Sie! Würde Ihnen Gott dieselben Träume schicken, wie mir, wenn Sie mich nicht liebten? Hätten wir dieselben Vorgefühle, wenn sich unsere Existenz nicht wechselseitig durch das Herz berührte? Sie lieben, o Königin, und werden mich beweinen.«

»Ach, mein Gott! mein Gott!« rief Anna von Österreich, »das ist mehr, als ich zu tragen vermag. Gehen Sie, Herzog, in des Himmels Namen, reisen Sie ab. Ich weiß nicht, ob ich Sie liebe oder ob ich Sie nicht liebe, ich weiß nur so viel, daß ich keinen Treubruch begehen werde. Haben Sie nun Mitleid mit mir, und entfernen Sie sich. Ach, würde man Sie in Frankreich treffen, würden Sie in Frankreich sterben, und ich wäre der Meinung, Ihre Liebe zu mir war die Ursache Ihres Todes, so wüßte ich mich nie wieder zu

trösten; ich würde wahnsinnig. Gehen, o gehen Sie also, da ich Sie inständig bitte.«

»O, wie sind Sie so schön, und wie liebe ich Sie!« rief Buckingham.

»Gehen, ach gehen Sie, ich bitte und flehe; kommen Sie später wieder, kommen Sie als Gesandter, als Minister, umgeben von Garden, die Sie beschützen, von Dienern, die Sie bewachen, dann bin ich nicht mehr für Ihr Leben bekümmert und werde mich glücklich schätzen, Sie wiederzusehen.«

»O, es ist wahr, was Sie mir sagen?«

»Ja!«

»Nun gut! ein Unterpfand Ihrer Gnade, ein Gegenstand, der von Ihnen kommt, und der mich daran erinnert, daß ich nicht geträumt habe, irgend ein Ding, das Sie getragen haben, und das ich tragen darf, einen Ring, ein Kollier, eine Kette.«

»Und reisen Sie ab, wenn ich Ihnen gebe, was Sie verlangen?«

»Ja.«

»Auf der Stelle?«

»Ja.«

»Sie verlassen Frankreich und kehren nach England zurück?«

»Ja, ich schwöre es Ihnen.«

»Warten Sie, ja, warten Sie.« Anna von Österreich kehrte in ihr Gemach zurück und kam fast in demselben Augenblick wieder; sie trug in der Hand ein Kistchen von Rosenholz, das mit Gold eingelegt war. »Hier, Mylord Herzog! nehmen Sie und bewahren Sie das zu meinem Andenken.« Buckingham nahm das Kistchen und ließ sich abermals auf die Knie nieder. »Sie haben mir versprochen, abzureisen,« sagte die Königin.

»Und ich halte Wort! Ihre Hand, Madame, Ihre Hand, und ich gehe.« Anna von Osterreich bot ihm ihre Hand, während sie die Augen schloß und sich mit der andern auf Estefania stützte, denn sie fühlte, daß ihre Kräfte erlahmten. Buckingham preßte seine Lippen leidenschaftlich auf diese schöne Hand, dann stand er auf und sagte: »Wenn sechs Monde verfließen und ich bin nicht tot, so habe ich Sie wiedergesehen, Madame, und müßte ich darum die ganze Welt umwälzen.« Und getreu seinem gegebenen Versprechen stürzte er hinaus. Im Korridor begegnete er Madame Bonacieux, die seiner harrte und die ihn mit derselben Vorsicht und demselben Glück aus dem Louvre zurückbegleitete.

Herr Bonacieux.

Wie man bemerken konnte, schien man sich um eine Person in dieser Erzählung, ungeachtet ihrer mißlichen Lage, doch nur mittelmäßig zu beunruhigen. Diese Person war Herr Bonacieux, der ehrsame Märtyrer politischer und verliebter Intrigen, die in dieser zugleich so ritterlichen und galanten Zeit recht gut nebeneinander bestanden. Die Häscher, die ihn gefangennahmen, führten ihn geradewegs nach der Bastille, wo man ihn ganz bebend an einer Rotte Soldaten vorübergehen ließ, die eben ihre Musketen luden. Zwei Wachen faßten den Krämer am Arm, ließen ihn über einen Hof gehen, öffneten eine Tür und stießen ihn in ein niederes Gemach, wo sich kein anderes Gerät vorfand, als ein Tisch und ein Stuhl, und auf diesem Stuhl saß ein Kommissar und schrieb auf dem Tisch. Dieser Kommissar war ein Mann von widerlichem Aussehen mit spitzer Nase, gelben, hervorragenden Backenknochen, kleinen, aber stechenden und lebhaften Augen, ein Mann, dessen Physiognomie ein Gemisch von Marder und Fuchs zu sein schien. Sein Kopf, von einem langen Hals getragen und hin und her schaukelnd, ragte aus seiner schwarzen Kleidung ungefähr mit derselben Bewegung hervor, wie man sie bei der Schildkröte bemerkt, wenn sie den Kopf aus ihrer Schale streckt. Der Angeklagte antwortete auf die Fragen: er nenne sich Jakob Michael Bonacieux, sei 51 Jahre alt, Krämer, lebe vom Geschäft zurückgezogen, und wohne in der Gasse Fossoyeurs Nr. 11. Nun hielt ihm der Kommissar, anstatt im Verhör fortzufahren, eine lange Rede über die Gefahr, welche ein gemeiner Bürgersmann laufe, wenn er sich in Staatsangelegenheiten mengt. Er verband diesen Eingang mit

einer Erörterung, worin er von der Macht und Handlungsweise des Herrn Kardinals, dieses unvergleichlichen Ministers, dieses Überwinders des vorigen Ministers, dieses Beispiels der künftigen Staatsdiener, sprach, von einer Macht und Handlungsweise, denen niemand ungestraft vorgreifen könnte. »Doch, Herr Kommissar,« erwiderte Herr Bonacieux zaghaft, »glauben Sie mir, daß ich mehr als irgend einer das Verdienst der unvergleichlichen Eminenz erkenne und zu würdigen verstehe.«

»Wirklich?« fragte der Kommissar mit einer zweifelhaften Miene; »wenn aber das so wäre, wie kommt Ihr in die Bastille?«

»Wie ich hierher kam, oder vielmehr, warum ich hierher kam,« entgegnete Bonacieux, »das kann ich Ihnen unmöglich sagen, da ich es selber nicht weiß; doch geschah es sicher nicht, weil ich mich gegen den Herrn Kardinal verfehlte, wenigstens nicht mit meinem Wissen.«

»Ihr müßt dennoch ein Verbrechen begangen haben, denn Ihr seid des Hochverrats beschuldigt.«

»Des Hochverrats!« rief Bonacieux erschreckt, »des Hochverrats! wie sollte doch ein armer Krämer, der die Hugenotten und die Spanier haßt, des Hochverrats beschuldigt werden? Denken Sie nach, mein Herr! Die Sache ist materiell unmöglich.«

»Herr Bonacieux,« versetzte der Kommissar und blickte den Angeklagten mit seinen kleinen Augen an, als vermöchten sie im Grunde der Herzen zu lesen, »Herr Bonacieux, Ihr habt eine Gemahlin?«

»Ja, mein Herr!« antwortete der Krämer mit Zittern, da er merkte, um diesen Punkt drehe sich die ganze Geschichte, »das heißt, ich hatte eine.«

»Wie doch, Ihr hattet eine Gemahlin? Was habt Ihr denn getan, wenn Ihr sie nicht mehr habt?«

»Man hat sie mir entführt, mein Herr!«

»Man hat sie Euch entführt!« rief der Kommissar, »und wißt Ihr auch, wer diesen Raub begangen hat?«

»Ich glaube ihn zu kennen.«

»Wer ist es?«

»Bedenken Sie, Herr Kommissar, daß ich nichts behaupte, sondern bloß vermute.«

»Wen vermutet Ihr also? sprecht offen und frei.« Herr Bonacieux war ganz verblüfft; sollte er alles leugnen oder alles eingestehen? Leugnete er alles, so konnte man glauben, er wisse zuviel, um einzugestehen; sagte er alles, so bewies er damit einen guten Willen. Er entschloß sich also, alles zu bekennen.

»Ich ziehe einen Mann in Verdacht«, sprach er, »von brauner Gesichtsfarbe und stolzer Miene, der ganz das Aussehen eines großen Herrn hat; er ging uns öfter nach, wie mich dünkte, wenn ich an der Pforte des Louvre auf meine Frau wartete, um sie nach Hause zu führen.« Der Kommissar schien etwas beunruhigt zu sein und fragte:

»Wie nennt er sich?«

»Ach, seinen Namen weiß ich nicht. Wenn ich ihm aber einmal begegne, und wäre es unter tausend Menschen, so stehe ich dafür, daß ich ihn wiedererkenne.« Die Stirn des Kommissars umschattete sich. Er sagte:

»Ihr sagt, daß Ihr ihn unter tausend Menschen wiedererkennen würdet?«

»Das heißt,« entgegnete Bonacieux, der wohl einsah, daß er auf einem falschen Wege war, »das heißt...«

»Ihr habt mir geantwortet,« sagte der Kommissar, »daß Ihr ihn wiedererkennen würdet... Es ist gut, für heute ist es genug. Ehe wir in der Sache weitergehen, muß jemand benachrichtigt werden, daß Ihr den Entführer Eurer Gemahlin kennt.«

»Ich habe ja nicht gesagt, daß ich ihn kenne!« rief Bonacieux in Verzweiflung, »im Gegenteil...«

»Führt den Gefangenen fort,« sprach der Kommissar zu den Wachen. »Und wohin soll er geführt werden?« fragte der Amtsschreiber. »In den Kerker.«

»In welchen?«

»O, mein Gott! in den ersten besten, wenn er nur fest ist,« antwortete der Kommissar mit einer Gleichgültigkeit, die den armen Bonacieux mit Schauder erfüllte. »Ach! ach!« seufzte er bei sich selbst, »das Unglück liegt auf meinem Haupte; meine Gemahlin mag ein entsetzliches Verbrechen begangen haben; man hält mich für ihren Mitschuldigen, und so wird man mich mit ihr bestrafen. Sie hat gewiß gesagt und eingestanden, daß sie mir alles mitteilte; so schwach ist eine Frau. In den Kerker, in den ersten besten! so geht es. Eine Nacht ist bald vorbei, dann heißt es zum Rad, zum Galgen! Ach, mein Gott, mein Gott! habe mit mir Erbarmen.« Die zwei Wachen faßten Bonacieux am Arm und führten ihn fort, indes der Kommissar eilfertig einen Brief schrieb, auf den der Amtsschreiber wartete.

Bonacieux machte kein Auge zu, nicht, als wäre sein Kerker zu schrecklich gewesen, sondern weil seine Unruhe zu heftig war. Er kauerte die ganze Nacht auf seinem Schemel und bebte bei dem geringsten Lärm, und als die ersten Sonnenstrahlen in sein Gefängnis drangen, erschien ihm die Morgenröte wie Leichenschimmer. Auf einmal hörte er die Riegel knarren, und er fuhr erschreckt zusammen. Der Unglückliche dachte, man hole ihn schon, um ihn nach dem Schafott zu schleppen. Als er aber anstatt des Henkers seinen Kommissar und Amtsschreiber von gestern eintreten sah, wäre er ihnen fast um den Hals gefallen. »Eure Sache hat sich seit gestern abend sehr verwickelt, wackerer Mann!« sprach der Kommissar, »und ich gebe Euch den Rat, die lautere Wahrheit zu bekennen, da nur Eure Reue den Zorn des Kardinals zu beschwören vermag.«

»Ich bin ja bereit, alles zu sagen,« entgegnete Bonacieux, »wenigstens alles, was ich weiß. Ich bitte, fragt mich nur.«

»Fürs erste, wo ist Eure Gemahlin?«

»Aber ich sagte ja schon, daß sie mir entführt worden ist.«

»Ja doch, gestern um fünf Uhr; und zwar ist dieselbe mit Eurer Beihilfe entschlüpft.«

»Meine Frau ist entschlüpft!« rief Bonacieux. »O, die Unglückliche! Mein Herr, wenn sie entschlüpft ist, so bin ich nicht schuld daran, das kann ich Ihnen beschwören.«

»Was hattet Ihr denn bei Herrn d'Artagnan, Eurem Nachbar, zu tun, mit dem Ihr an diesem Tag eine lange Unterredung gehabt habt?«

»Ach ja, Herr Kommissar! ja, das ist wahr, und ich gestehe, daß ich unrecht tat. Ja, ich war bei Herrn d'Artagnan.«

»Und was war der Endzweck Eures Besuches?«

»Ich wollte ihn bitten, daß er mir meine Frau aufsuchen helfe. Ich glaubte, sie mit Recht zurückverlangen zu können, allein ich irrte mich, wie es scheint, und bitte um Verzeihung.«

»Und was hat Herr d'Artagnan geantwortet?«

»Herr d'Artagnan hat mir seine Hilfe versprochen, doch bemerkte ich bald, daß er mich verraten habe.«

»Ihr hintergeht die Justiz. Herr d'Artagnan hat mit Euch einen Vertrag geschlossen, vermöge desselben die Wachen fortgetrieben, die Eure Frau verhafteten, und so alle Nachsuchungen vereitelt.«

»Herr d'Artagnan hat meine Frau entführt! Ei, was Sie mir da erzählen!«

»Glücklicherweise ist Herr d'Artagnan in unserer Gewalt, und Ihr sollt mit ihm konfrontiert werden.«

»O, bei meiner Treu! das geht ganz nach Wunsch,« rief Bonacieux, »es ist mir gar nicht unangenehm, ein bekanntes Gesicht zu sehen.«

»Laßt Herrn d'Artagnan eintreten,« sprach der Kommissar zu den Wachen. Die zwei Wachen ließen Athos eintreten. »Herr d'Artagnan,« sagte der

Kommissar zu Athos gewendet, »erklären Sie, was zwischen Ihnen und diesem Herrn vorgegangen ist.«

»Doch,« rief Bonacieux, »das ist ja nicht Herr d'Artagnan, den Ihr mir da zeigt.«

»Wie, ist das nicht d'Artagnan?« fragte der Kommissar. »Nicht im geringsten,« erwiderte Bonacieux. »Wie nennt sich dieser Herr?« fragte der Kommissar. »Ich kann es nicht sagen, da ich ihn nicht kenne.«

»Wie doch, Ihr kennt ihn nicht?«

»Nein.«

»Ihr habt ihn noch niemals gesehen?«

»Das wohl, doch weiß ich nicht, wie er heißt.«

»Wie heißen Sie?« fragte der Kommissar. »Athos!« antwortete der Musketier. »Aber das ist ja nicht der Namen eines Menschen, sondern eines Berges,« sagte der Beamte, der schon den Kopf zu verlieren anfing. »Es ist mein Name,« versetzte Athos gelassen. »Sie haben aber doch gesagt, daß Sie d'Artagnan heißen.«

»Ich?«

»Ja, Sie.«

»Das heißt, man sprach zu mir: ›Sie sind Herr d'Artagnan!‹ und ich antwortete: ›Glaubt Ihr das?‹ Meine Wachen riefen aus, sie wüßten das gewiß; ich wollte ihnen nicht widersprechen, und überdies konnte ich mich irren.«

»Mein Herr! Sie beleidigen die Majestät der Justiz.«

»Keineswegs,« versetzte Athos ruhig. »Sie sind Herr d'Artagnan.«

»Nun, Sie sagen es mir noch einmal.«

»Doch,« rief jetzt Bonacieux, »ich sage Ihnen, Herr Kommissar, daß man hier keinen Augenblick zu zweifeln braucht. Herr d'Artagnan wohnt in meinem Hause, und somit muß ich ihn kennen, obwohl er mir meine Miete nicht bezahlt, aber gerade aus dieser Ursache muß ich ihn kennen. Herr d'Artagnan ist ein junger Mann von kaum neunzehn oder zwanzig Jahren, während dieser Herr sicher schon dreißig zählt. Herr d'Artagnan gehört zu den Garden des Herrn des Essarts, und dieser Herr zur Kompagnie der Musketiere des Herrn von Tréville. Betrachten Sie nur die Uniform, Herr Kommissar! Betrachten Sie die Uniform.«

»Es ist wahr,« murmelte der Kommissar, »bei Gott! es ist wahr.« In diesem Moment ging die Tür rasch auf, und ein Bote, den ein Gefängniswächter der Bastille hereinführte, überbrachte dem Kommissar einen Brief. »O, die Unglückliche!« rief der Kommissar.

»Wie – was sagen Sie? von wem reden Sie? ich will hoffen, nicht von meiner Gemahlin?«

»Ja, eben von ihr. Geht, Eure Sache steht sehr hübsch.«

»Ha,« rief der Krämer außer sich; »erweisen Sie mir den Gefallen und sagen Sie, wie sich meine Sache durch das verschlimmern kann, was meine Gemahlin tut, während ich gefangen liege?«

»Weil das, was sie tut, die Folge eines Planes ist, eines höllischen Planes, den Ihr mitsammen angezettelt habt.«

»Ich schwöre Ihnen, Herr Kommissar, daß Sie völlig im Irrtum sind; daß ich nicht das geringste von dem weiß, was meine Frau tun sollte; daß mir das ganz unbewußt ist, was sie getan hat, und daß ich sie verleugne und verwünsche, wenn sie Albernheiten begangen hat.«

»Ha,« sprach Athos zum Kommissar, »wenn Sie mich hier nicht benötigen, so lassen Sie mich fortgehen. Dieser Herr Bonacieux ist sehr langweilig.«

»Führt die Gefangenen zurück in ihre Kerker,« rief der Kommissar und bezeichnete mit gleicher Gebärde Athos und Bonacieux, »und bewacht sie strenger als je.«

»Haben Sie aber mit d'Artagnan zu tun,« sagte Athos mit seiner gewohnten Ruhe, »so sehe ich gar nicht ein, warum ich seinen Platz einnehmen soll.«

»Tut, was ich befohlen habe!« rief der Kommissar, »und haltet das strengste Stillschweigen, hört Ihr?« Athos folgte den Wachen, die Achsel zuckend, während Herr Bonacieux ein Klagegeschrei ausstieß, das einem Tiger das Herz hätte durchbohren mögen. Der Krämer wurde in denselben Kerker zurückgeführt, worin er die vorige Nacht zugebracht hatte, und hier ließ man ihn den ganzen Tag. Herr Bonacieux weinte wie ein wahrhafter Krämer, denn er war ganz und gar kein Mann vom Schwerte, wie er selbst erklärt hatte. Am Abend gegen neun Uhr, in dem Moment, wo er sich entschloß, ins Bett zu gehen, vernahm er Tritte im Korridor. Diese Tritte näherten sich seinem Kerker, die Tür ging auf und die Wachen traten ein.

»Folgt mir,« rief ein Gefreiter, der hinter den Wachen stand.

»Euch folgen!« stammelte Bonacieux, »Euch folgen, zu dieser Stunde, o mein Gott, wohin denn?«

»Wohin Euch zu führen wir beauftragt sind.«

»Das ist aber keine Antwort.«

»Es ist die einzige, die wir Euch geben dürfen.«

»Ach, mein Gott, mein Gott!« seufzte der Krämer, »diesmal bin ich verloren!« Er folgte maschinenartig und ohne Widersetzlichkeit den Wachen, die ihn holten. Vor dem Tore des Einfahrtshofes fand er einen Wagen, der von vier Wachsoldaten zu Pferd umgeben war. Man ließ ihn in diesen Wagen steigen, der Gefreite nahm neben ihm Platz. Der Kutschenschlag wurde mit einem Schlüssel gesperrt, und so saßen beide in einem fortrollenden Gefängnis.

Der Mann von Meung.

Der Wagen, der nur einen Augenblick lang aufgehalten wurde, setzte seinen Weg fort, wandte sich nach der Gasse des Bons-Enfants und hielt an einem niederen Tore. Das Tor ging auf; zwei Wachen nahmen Bonacieux, den der Gefreite unterstützte, in ihre Arme; man stieß ihn in einen Gang, wo eine Treppe hinaufzusteigen war, und setzte ihn in einem Vorzimmer ab. Alles das geschah maschinenartig. Er ging so, wie man im Traume zu gehen pflegt; er sah die Gegenstände wie durch einen Nebel; seine Ohren vernahmen Töne, ohne ihren Sinn zu verstehen; man hätte ihn in diesem Augenblick hinrichten können, er würde nicht die leiseste Gebärde zu seiner Verteidigung gemacht und keinen Laut ausgestoßen haben, um Mitleid zu erwecken. Er blieb somit auf der Bank sitzen, den Rücken an die Mauer gelehnt und die Arme herabhängend, an derselben Stelle, wo ihn die Wachen abgesetzt hatten. Als er indes um sich blickte und nichts Bedrohliches wahrnahm, da nichts eine wirkliche Gefahr andeutete, da die Bank gut gepolstert, die Wand mit schönem Korduanleder tapeziert war, da prunkvolle Vorhänge aus rotem Damast, von vergoldeten Spangen getragen, am Fenster herabwallten, so sah er allmählich ein, daß seine Furcht überspannt war und fing an, seinen Kopf rechts und links, nach oben und unten zu drehen. Auf diese Bewegungen, an denen ihn niemand hinderte, schöpfte er etwas Mut und wagte es, zuerst das eine, dann auch das andere Bein hervorzustrecken, und mittels seiner Hände erhob er sich von seiner Bank und stellte sich auf die Füße.

In diesem Moment öffnete ein Offizier von gutmütiger Miene einen Türvorhang, wechselte einige Worte mit einer im nächsten Gemach befindlichen Person, wandte sich hierauf zu dem Gefangenen und sprach zu ihm: »Seid Ihr Bonacieux?«

»Ja, Herr Offizier, zu dienen,« stammelte der Krämer, mehr tot als lebendig.

»Tretet ein,« sagte der Offizier. Der Krämer ging auch ohne Widerrede und trat in das Zimmer, wo er erwartet zu sein schien. Es war ein geräumiges Kabinett, an den Wänden mit Schutz- und Trutzwaffen ausgestattet, gut abgeschlossen und gelegen; es brannte darin bereits ein Feuer, obgleich man

kaum erst am Ende des Monats September war. In der Mitte dieses Gemachs stand ein viereckiger Tisch, auf dem neben Büchern und Schriften ein ungeheurer Plan der Stadt Rochelle ausgebreitet lag. Vor dem Kamin stand ein Mann von mittlerer Größe, stolzer hochmütiger Miene, mit durchbohrenden Augen, breiter Stirn und hagerem Gesicht, das sich durch einen vom Schnurrbart überragten Knebelbart noch verlängerter ausnahm. Obschon dieser Mann kaum sechsunddreißig bis siebenunddreißig Jahre zählen mochte; so fing doch sein Haar und der Doppelbart an, grau zu werden. Dieser Mann sah auch ohne Degen wie ein Krieger aus, und seine Stiefel, von Büffelleder, und noch ganz mit leichtem Staub bedeckt, zeigten an, daß er an diesem Tag einen Ritt gemacht habe. Dieser Mann war Armand Jean Duplessis, Kardinal von Richelieu, keineswegs so wie er uns dargestellt wird: gebeugt wie ein Greis, leidend wie ein Märtyrer, mit gebrochenem Leib, erloschener Stimme, vergraben in einem großen Lehnstuhl wie in einem antizipierten Grabe, bloß durch die Kraft seines Geistes noch lebend und den Kampf mit Europa nur noch aushaltend durch die unablässige Tätigkeit seines Genius, sondern so, wie er zu jener Zeit wirklich war, nämlich ein offener nnd großherziger Edelmann, wohl schwach von Körper, jedoch unterstützt von einer moralischen Kraft, die aus ihm einen der außerordentlichsten Menschen machte, die je gelebt haben; endlich sich vorbereitend, nachdem er den Herzog von Nevers in seinem Herzogtum Mantua aufrechterhalten, nachdem er Nimes, Castres und Uzès weggenommen, die Engländer von der Insel Ré zu verjagen und La Rochelle zu belagern. Für den ersten Anblick bezeichnete also nichts den Kardinal, und die sein Gesicht nicht kannten, vermochten unmöglich zu erraten, vor wem sie standen. Der arme Krämer blieb vor der Tür stehen, während die Augen des Mannes, den wir eben geschildert haben, auf ihn gerichtet waren und ihm bis auf den Grund seiner Gedanken dringen zu wollen schienen. Nach einem kurzen Stillschweigen sprach er: »Ist das Bonacieux?«

»Ja, Monseigneur!« erwiderte der Offizier.

»Wohl, gebt mir jene Papiere dort und lasset uns allein.« Der Offizier nahm die bezeichneten Papiere vom Tisch, überreichte sie dem, der sie verlangte, verneigte sich bis zur Erde und ging fort. Bonacieux erkannte in diesen Schriften die Verhörakten von der Bastille. Von Zeit zu Zeit erhob der Mann

am Kamin die Augen von den Schriften und versenkte sie wie zwei Dolche in den Herzgrund des armen Krämers. Als der Kardinal zwei Minuten lang gelesen und geprüft hatte, war er mit sich im reinen. »Dieser Kopf da war noch nie bei einer Verschwörung beteiligt,« murmelte er; »doch gleichviel, wir wollen sehen.«

»Ihr seid des Hochverrats beschuldigt,« sprach der Kardinal langsam.

»Das ist mir schon gesagt worden, Monseigneur,« erwiderte Bonacieux, indem er dem Fragenden den Titel beilegte, wie er ihn vom Offizier anssprechen hörte, »allein ich schwöre Ihnen, daß ich nichts davon wußte.« Der Kardinal unterdrückte ein Lächeln.

»Ihr habt Euch mit Eurer Gemahlin, mit Frau von Chevreuse und dem Herzog von Buckingham in ein Komplott eingelassen.«

»Monseigneur!« antwortete der Krämer, »ich hörte sie in der Tat alle diese Namen aussprechen.«

»Und bei welcher Veranlassung?«

»Sie hat gesagt, daß der Kardinal von Richelieu den Herzog von Buckingham nach Paris lockte, um ihn zu vernichten, und die Königin mit ihm.«

»Das hat sie gesagt?« rief der Kardinal mit Heftigkeit.

»Ja, Monseigneur! allein ich sprach zu ihr, daß sie unrecht tue, solche Worte zu reden, und Seine Eminenz wäre unfähig...«

»Schweigt, Ihr seid ein Schwachkopf!« rief der Kardinal.

»Eben das hat mir auch meine Frau geantwortet, Monseigneur!«

»Wißt Ihr, wer Eure Gemahlin entführt hat?«

»Nein, Monseigneur!«

»Ihr habt aber doch einen Verdacht!«

»Ja, Monseigneur, allein dieser Verdacht schien den Herrn Kommissar zu verdrießen, und ich habe ihn nicht mehr.«

»Eure Gemahlin ist entschlüpft– wißt Ihr das?«

»Nein, Monseigneur, ich erfuhr es erst, seit ich im Gefängnis bin, und zwar durch die Güte des Herrn Kommissars, eines recht liebenswürdigen Menschen.« Der Kardinal unterdrückte abermals ein Lächeln.

»so wißt Ihr auch nicht, was aus Eurer Gemahlin seit ihrer Flucht geworden ist?«

»Ganz und gar nicht, Monseigneur, doch muß sie wohl nach dem Louvre zurückgekehrt sein.«

»Um ein Uhr früh war sie noch nicht zurückgekommen.«

»Aber, mein Gott, was ist denn mit ihr geschehen?«

»Man wird es in Erfahrung bringen, seid unbesorgt, man verhehlt dem Kardinal nichts: der Kardinal weiß alles.«

»Wenn das so ist, Monseigneur, glauben Sie wohl, der Kardinal würde sich herablassen und mir sagen, was aus meiner Frau geworden ist?«

»Vielleicht, doch müßt Ihr alles eingestehen, was Ihr von den Verhältnissen Eurer Gemahlin zu Frau von Chevreuse wisset.«

»Doch, Monseigneur, ich weiß nichts, ich habe sie noch nie gesehen.«

»Wenn Ihr Eure Gemahlin in Louvre abgeholt habt, ist sie immer geradewegs nach Hause gegangen?«

»Fast niemals, sie hatte Geschäfte mit Leinwandkrämern, zu denen ich sie begleitete.«

»Mit wieviel Leinwandkrämern?«

»Mit zweien, Monseigneur!«

»Wo wohnen diese?«

»Der eine in der Gasse Vangirard, der andere in der Gasse de la Harpe.«

»Seid Ihr bei denselben mit ihr eingetreten?«

»Niemals, Monseigneur! ich habe sie stets am Tor erwartet.«

»Welchen Vorwand gab sie an, um so allein hineinzugehen?«

»Sie gab mir keinen an, sondern sagte nur, ich solle warten, und so habe ich denn gewartet.«

»Ihr seid ein gefälliger Ehegemahl, mein lieber Herr Bonacieux!« versetzte der Kardinal.

»Er nannte mich seinen lieben Herrn!« sprach der Krämer Zu sich selbst; »Pest, die Sachen gehen gut.«

»Würdet Ihr jene Türen wieder erkennen?«

»Ja.«

»Wißt Ihr die Hausnummern?«

»Ja.«

»Welche sind es?«

»Nr. 25 in der Gasse Vangirard, und Nr. 75 in der Gasse de la Harpe.«

»Es ist gut,« sprach der Kardinal. Nach diesen Worten langte er nach einem silbernen Glöckchen, läutete und der Offizier trat wieder ein. »Holt mir,« sprach er halblaut zu ihm, »holt mir Rochefort, er möge sogleich kommen, wie er zurückgekehrt ist.«

»Der Graf ist hier,« entgegnete der Offizier, »und wünscht sehnlichst mit Ew. Eminenz zu sprechen.«

»Mit Ew. Eminenz!« murmelte Bonacieux, der wohl wußte, das sei der Titel, den man gewöhnlich dem Kardinal gab, »Ew. Eminenz!«

»Er komme nur, er komme!« rief der Kardinal lebhaft. Der Offizier verließ das Gemach mit jener Schnelligkeit, die alle Diener des Kardinals in ihrem Gehorsam bewiesen.

»Ew. Eminenz!« murmelte Bonacieux wieder, und wandte die verwirrten Augen herum. Noch waren nicht fünf Sekunden seit dem Verschwinden des Offiziers vergangen, als die Tür aufging und eine neue Person eintrat.

»Das ist er!« rief Bonacieux.

»Wer denn?« fragte der Kardinal.

»Der, welcher mir meine Gemahlin entführt hat.« Der Kardinal läutete zum zweitenmal. Der Offizier trat wieder ein. »Überliefert diesen Mann den Händen der zwei Wachen, und er warte, bis ich ihn wieder rufen lasse.«

»Nein, Monseigneur, nein, er ist es nicht!« rief Bonacieux, »nein, ich habe mich geirrt, es ist ein anderer, der ihm ganz und gar nicht ähnlich sieht; dieser Herr ist ein ehrbarer Mann.«

»Führt diesen Schwachkopf weg,« befahl der Kardinal. Der Offizier faßte Bonacieux unter dem Arm und führte ihn zurück in das Vorgemach, wo er seine beiden Wachen wiederfand. Die neue Person, die eben eingeführt wurde, folgte Bonacieux voll Ungeduld mit den Augen, bis er außer dem Zimmer war, und als die Tür hinter ihm geschlossen wurde, sprach er, dem Kardinal sich lebhaft nähernd:

»Sie haben sich gesehen.«

»Wer?« fragte Se. Eminenz.

»Er und sie.«

»Die Königin und der Herzog?« rief Richelieu.

»Ja.«

»Wo das?«

»Im Louvre.«

»Sind Sie dessen versichert?«

»Vollkommen.«

»Wer hat es Ihnen gesagt?«

»Frau von Lannoy, die, wie bewußt, Ew. Eminenz ganz ergeben ist.«

»Warum sagte sie das nicht früher?«

»Geschah es aus Zufall oder Mißtrauen, die Königin ließ Frau von Surgis in ihrem Zimmer schlafen und behielt sie den ganzen Tag.«

»Das geht gut, wir sind geschlagen; seien wir nun auf Wiedervergeltung bedacht.«

»Ich werde Ihnen aus ganzer Seele Beistand leisten, gnädiger Herr, seien Sie dessen gewiß.«

»Wie ist das geschehen?«

»Um halb ein Uhr war die Königin bei ihren Frauen.«

»Wo?«

»In ihrem Schlafgemach.«

»Gut.«

»Als man ihr ein Sacktuch von seiten ihrer Wäscheverwahrerin brachte.«

»Dann?«

»Die Königin zeigte sogleich eine große Gemütsbewegung und wurde ganz blaß, ungeachtet der Schminke auf ihren Wangen.«

»Dann? dann?«

»Sie stand aber auf und sprach mit bebender Stimme: ›Meine Damen! warten Sie hier auf mich zehn Minuten lang, bis ich wiederkomme.‹ Sie öffnete die Tür des Alkovens und ging hinaus.«

»Warum hat Ihnen Frau von Lannoy nicht auf der Stelle die Anzeige gemacht?«

»Noch war nichts gewiß; außerdem hatte ja die Königin gesagt: ›Meine Damen, wartet auf mich,‹ und sie wagte es nicht, der Königin ungehorsam zu sein.«

»Und wie lange blieb die Königin fern?«

»Drei Viertelstunden.«

»Hat sie keine ihrer Frauen begleitet?«

»Bloß Donna Estefania.«

»Und ist sie dann wieder zurückgekommen?«

»Ja, aber um ein kleines Kistchen von Rosenholz mit ihrem Namenszug zu holen, und sogleich wieder wegzugehen.«

»Und als sie später zurückkam, brachte sie das Kistchen nicht wieder mit?«

»Nein.«

»Weiß Frau von Lannoy, was dieses Kistchen enthielt?«

»Ja, die diamantenen Nestelstifte, die Seine Majestät der Königin gegeben hat.«

»Und sie kehrte zurück ohne dieses Kistchen?«

»Ja.«

»Frau von Lannoy ist also der Meinung, sie habe es Buckingham zugestellt?«

»Sie ist versichert.«

»Den Tag über hat Frau von Lannoy als Gesellschaftsdame der Königin dieses Kistchen gesucht, schien beunruhigt, als sie es nicht fand, und fragte endlich die Königin.«

»Und die Königin?«

»Die Königin wurde sehr rot und antwortete, sie habe tags vorher einen dieser Stifte zerbrochen und zum Goldschmied geschickt, um den Schaden wieder auszubessern.«

»Man muß dahin gehen, um sich zu versichern, ob es wahr sei oder nicht.«

»Ich bin dahin gegangen.«

»Gut, und der Goldschmied?«

»hat von der Sache nichts gewußt.«

»Gut, gut, Rochefort! noch ist nicht alles verloren, und vielleicht– vielleicht geht alles aufs beste.«

»Ich zweifle gar nicht daran, daß der Geist Ew. Eminenz...«

»Die Torheiten meines Agenten wieder gutmachen werde, nicht wahr?«

»Eben das wollte ich sagen, hätte mich Ew. Eminenz den Satz aussprechen lassen.«

»Nun, wissen Sie, wo die Herzogin von Chevreuse und der Herzog von Buckingham versteckt waren?«

»Nein, gnädigster Herr! meine Leute konnten mir hierüber nichts Bestimmtes sagen.«

»Aber ich weiß es.«

»Sie, gnädigster Herr?«

»Ja, oder wenigstens vermute ich es. Er verbarg sich in der Gasse Baugirard Nr. 25; sie in der Gasse de la Harpe Nr. 75.«

»Will Ew. Eminenz, daß ich beide verhaften lasse?«

»Es ist gewiß schon zu spät, sie werden bereits abgereist sein.«

»Gleichviel, man kann sich davon überzeugen.«

»Nehmen Sie zehn Mann von meiner Wache, und durchsuchen Sie beide Häuser.«

»Ich gehe dahin, gnädigster Herr!« Und Rochefort verließ rasch das Zimmer. Der Kardinal, der allein zurückblieb, dachte einen Augenblick nach und läutete zum drittenmal. Derselbe Offizier trat wieder ein.

»Lasset den Gefangenen kommen,« sprach der Kardinal. Meister Bonacieux wurde von neuem hineingeführt, und der Offizier verließ auf einen Wink des Kardinals das Zimmer.

»Ihr habt mich betrogen,« sprach der Kardinal mit Strenge.

»Ich,« rief Bonacieux, »ich Ew. Eminenz betrügen?«

»Wenn Eure Gemahlin in die Gasse Baugirard und in die Gasse de la Harpe ging, so ist sie nicht zu Leinwandkrämern gegangen.«

»Gerechter Gott! wohin sollte sie denn gegangen sein?«

»Sie ging zu der Herzogin von Chevreuse und zum Herzog von Buckingham.«

»Ja,« versetzte Bonacieux, indem er alle seine Erinnerungen zusammenraffte, »ja, so ist es; Ew. Eminenz hat recht. Ich äußerte gegen meine Frau, daß man staunen sollte, wenn Leinwandkrämer in solchen

Häusern wohnten, in Häusern ohne Schild, und jedesmal fing meine Frau zu lachen an. Ach, Monseigneur!« fuhr Bonacieux fort, indem er vor dem Kardinal auf die Knie sank, »Sie sind wohl der Kardinal, der große Kardinal, der Mann mit dem großen Geiste, dem alle Welt Verehrung zollt.« Wie gering auch der Triumph war, den der Kardinal über einen so einfachen Menschen davontrug, wie Bonacieux war, so freute er sich doch einen Augenblick darüber; aber als wäre ihm ein neuer Gedanke aufgestiegen, schwebte ein Lächeln um seine Lippen, und indem er dem Krämer die Hand bot, sprach er zu ihm:

»Steht auf, mein Freund! Ihr seid ein ehrbarer Mann.«

»Der Kardinal hat meine Hand berührt, und ich habe die Hand des großen Mannes berührt,« rief Bonacieux. »Der erhabene Mann hat mich Freund genannt!«

»Ja, mein Freund, ja!« sprach der Kardinal mit dem väterlichen Tone, den er bisweilen anzunehmen wußte, woran sich aber nur die Leute täuschten, die ihn nicht kannten, »und da man auf Euch ungerecht einen Argwohn warf, so verdient Ihr eine Entschädigung. Nehmt diesen Säckel mit hundert Pistolen und vergebt mir.«

»Ich Ihnen vergeben, Monseigneur!« stammelte Bonacieux, nahm jedoch Anstand, den Säckel zu nehmen, zweifelsohne aus Furcht, dieses vorgebliche Geschenk sei nur ein Scherz. »Sie hatten die Macht, mich verhaften zu lassen, und haben die freie Macht, mich foltern und aufhängen zu lassen; Sie sind der Gebieter, und mir stände es nicht im geringsten zu, etwas dagegen zu sagen. Ihnen vergeben, Monseigneur! Ach, Sie denken wohl gar nicht daran!«

»O, mein lieber Herr Bonacieux! Ihr wollt da Edelmut beweisen, ich sehe das und danke Euch dafür. Nun, nehmt Ihr also diesen Säckel und geht, ohne unzufrieden zu sein?«

»Ich gehe voll Entzücken, Monseigneur!«

»Also Gott befohlen, oder vielmehr auf Wiedersehen, denn ich hoffe, daß wir uns wiedersehen werden.«

»So oft es Ew. Eminenz wünscht, ich stehe ganz zu Dero Befehl.«

»Seid ruhig, das wird noch oft geschehen, denn ich habe mich mit Euch außerordentlich unterhalten.«

»O, Monseigneur!«

»Auf Wiedersehen, Herr Bonacieux, auf Wiedersehen.« Der Kardinal gab mit der Hand ein Zeichen, dem Bonacieux damit entsprach, daß er sich bis zur Erde neigte; dann entfernte er sich rückwärts schreitend, und als er im Vorgemach war, hörte ihn der Kardinal mit lauter Stimme rufen:

»Es lebe Monseigneur! Es lebe Seine Eminenz! Es lebe der große Kardinal!« Der Kardinal lächelte bei der lärmenden Offenbarung der enthusiastischen Empfindungen des Meisters Bonacieux, und als das Geschrei in der Ferne verhallt war, sprach er:

»Dieser Mann würde sich künftig für mich totschlagen lassen.«

Sofort schickte sich der Kardinal wieder an, die Karte von Rochelle mit der größten Aufmerksamkeit zu betrachten, und beschrieb mit seinem Bleistift eine Linie, wo sich jener bekannte Damm hinziehen sollte, der achtzehn Monate nachher den Hafen der belagerten Stadt einschloß. Wie er nun so ganz vertieft war in seine strategischen Beobachtungen, ging die Tür wieder auf und Rochefort trat ein.

»Nun, was ist's?« fragte der Kardinal, lebhaft aufstehend und mit einer Behendigkeit, die den hohen Grad von Wichtigkeit bewies, die er auf die Sendung des Grafen gelegt hatte.

»Nun,« entgegnete dieser, »eine junge Frau von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren und ein Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren wohnten wirklich, der eine vier Tage, der andere fünf Tage, in den Häusern, die Ew. Eminenz bezeichnet hat; doch ist die Frau diese Nacht und der Mann diesen Morgen abgereist.«

»Sie waren es!« rief der Kardinal und blickte nach der Pendeluhr; »und jetzt ist es schon zu spät, um ihnen nachzusetzen, die Herzogin ist in Tours, der

Herzog in Boulogne. Man muß sie in London aufsuchen.«

»Welche Befehle erteilt Ew. Eminenz?«

»Reden Sie kein Wort von dem, was hier vorging; die Königin bleibe in vollkommener Sicherheit; sie erfahre nicht, daß wir um ihr Geheimnis wissen, und glaube bloß, wir spüren irgend einer Verschwörung nach. Schickt mir den Siegelbewahrer Séquier.«

»Und jener Mann– was tat Ew. Eminenz mit ihm?«

»Welcher Mann?« fragte der Kardinal.

»Dieser Bonacieux.«

»Ich habe aus ihm alles gemacht, was sich machen ließ. Ich machte ihn zum Spion seiner Gemahlin.« Der Graf von Rochefort verneigte sich als ein Mann, der das große Übergewicht seines Herrn anerkennt, und entfernte sich.

Als sich der Kardinal wieder allein befand, setzte er sich abermals, schrieb einen Brief, versiegelte ihn mit einem besonderen Petschaft und schellte an der Glocke. Der Offizier trat zum viertenmal ein. »Lassen Sie Bitray zu mir kommen,« sprach er, »und melden Sie ihm, er möge sich zu einer Reise anschicken.« Ein Weilchen darauf stand der verlangte Mann vor ihm, gestiefelt und gespornt. »Bitray!« sprach der Kardinal, »Sie machen sich unverweilt auf den Weg nach London. Verweilen Sie keinen Augenblick auf der Reise; stellen Sie diesen Brief der Mylady zu. Hier haben Sie einen Wechsel von zweihundert Pistolen; gehen Sie zu meinem Schatzmeister, um sie zu beheben. Ebensoviel bekommen Sie, wenn Sie binnen sechs Tagen wieder zurück sind und meinen Auftrag gut ausgerichtet haben.« Der Bote verneigte sich, ohne ein Wort zu sprechen, nahm den Brief mit der Anweisung von zweihundert Pistolen und entfernte sich.

Der Inhalt des Briefes war dieser: »Mylady! Finden Sie sich bei dem ersten Ball ein, zu dem der Herzog von Buckingham kommen wird. Er wird an seinem Rock zwölf diamantene Nestelstifte tragen; nähern Sie sich ihm, um

ihm zwei davon abzuschneiden. Setzen Sie mich in Kenntnis, sobald Sie im Besitz dieser Nestelstifte sind.«

Leute aus dem Bürgerstand nnd Militärs.

Als Athos am Tage nach diesen Vorfällen nicht erschienen war, wurde Herr von Tréville durch d'Artagnan und Porthos von seinem Verschwinden benachrichtigt. Was Aramis betrifft, so bat er um einen Urlaub von fünf Tagen, da er, wie er vorgab, Familienangelegenheiten in Rouen zu besorgen habe. Herr von Tréville war der Vater seiner Soldaten. Der Geringste und Unbekannteste von ihnen war von der Stunde an, als er die Uniform seiner Kompagnie trug, seines Beistands und Schutzes so versichert, wie es sein eigener Bruder hätte sein können. Er verfügte sich nun sogleich zum Leutnant des Kriminalgerichts. Man berief den Offizier, der den Posten an der Croix-Rouge kommandierte, und aus den allmählich eingehenden Nachrichten erfuhr man, daß sich Athos zur Stunde im Fort-l'Evêque befand. Athos hatte alle die Proben bestanden, die wir Bonacieux bestehen sahen. Wir haben der Konfrontierung der zwei Gefangenen beigewohnt. Athos, der bis dahin nichts gesagt hatte, aus Besorgnis, d'Artagnan möchte gleichfalls beunruhigt sein, und die Zeit noch nicht gehabt haben, die ihm nötig war, hatte von diesem Moment an erklärt, daß er sich Athos nenne und nicht d'Artagnan. Er fügte hinzu, daß er weder den Herrn noch die Madame Bonacieux kenne und nie mit einem von beiden gesprochen habe; daß er gegen zehn Uhr abends seinen Freund d'Artagnan besuchen wollte, doch sei er bis zu dieser Stunde bei Herrn von Tréville gewesen, bei dem er zu Mittag gegessen habe. Diese Tatsachen, fügte er bei, können zehn Zeugen beweisen, und er nannte mehrere ausgezeichnete Kavaliere, und unter andern den Herzog von Trémouille. Der zweite Kommissar wurde ebenso verwirrt wie der erste durch die einfache und feste Erklärung des Musketiers, an dem er so gern Revanche genommen hätte, wie dies Leute vom Zivil so häufig an Militärs zu tun pflegen, allein der Name des Herrn von Tréville und jener des Herzogs von Trémouille verdienten Rücksicht. Athos wurde gleichfalls zum Kardinal geschickt, aber unglücklicherweise war der Kardinal eben im Louvre bei dem König. Das war gerade der Augenblick, wo Herr von Tréville vom Leutnant des Kriminalgerichts und vom Gouverneur vom Fort-l'Evêque wegging uud, ohne Athos gefunden zu

haben, bei dem König eintrat. Herr von Tréville hatte als Kapitän der Musketiere zu jeder Stunde Zutritt bei dem König.

Man weiß, welche Vorurteile der König gegen die Königin nährte: der Kardinal unterhielt diese Vorurteile auf schlaue Weise, und setzte im Punkte der Intrige ein größeres Mißtrauen in die Frauen als in die Männer. Eine der wichtigsten Ursachen dieser Vorurteile war die Freundschaft der Anna von Österreich für Frau von Chevreuse. Diese beiden Frauen beunruhigten ihn mehr als die Kriege mit Spanien, die Zerwürfnisse mit England und die Angelegenheiten der Finanzen. Nach seiner Ansicht und in seiner Überzeugung war Frau von Chevreuse der Königin nicht bloß dienstbar in ihren politischen Intrigen, sondern auch, was ihn noch mehr quälte, in ihren Liebesangelegenheiten. Auf das erste Wort des Kardinals, daß Frau von Chevreuse, die nach Tours verbannt war, und die man auch dort vermutete, nach Paris gekommen sei, sich fünf Tage hier aufgehalten und die Stadtwache hintergangen habe, entbrannte der König in Zornwut. Er war launenhaft und ungetreu, und doch wollte er sich Ludwig den Gerechten und Ludwig den Keuschen nennen lassen. Die Nachwelt wird diesen Charakter schwer auffassen, denn die Geschichte erklärt ihn durch Tatsachen und nie durch Meinungen. Als jedoch der Kardinal hinzufügte, Frau von Chevreuse wäre nicht bloß nach Paris gekommen, sondern die Königin habe sich mit ihr durch einen geheimnisvollen Briefwechsel ins Einvernehmen gesetzt, den man damals eine Kabale nannte; als er behauptete, er, der Kardinal, sei schon im Zuge gewesen, die dunkelsten Fäden dieser Intrige zu entwirren, wo man die Abgesandte der Königin bei der Verwiesenen mit allen Beweisen zuverlässig auf der Tat hätte betreten können, da habe es ein Musketier gewagt, mit Gewalt den Gang der Gerechtigkeit zu unterbrechen, und sich mit dem Degen in der Hand auf ehrbare Männer zu werfen, die den Auftrag hatten, die ganze Sache unparteiisch zu untersuchen, um sie dem König vor Augen zu legen: so konnte sich Ludwig XIII. nicht mehr beherrschen; er tat einen Schritt gegen das Gemach der Königin mit jenem bleichen und stummen Ingrimm, der diesen Fürsten, wenn er ausbrach, zur kalten Grausamkeit hinriß. Und doch sprach der Kardinal bei allem dem noch kein Wort von dem Herzog von Buckingham. Eben da trat Herr von Tréville ein, kalt, artig und in untadelhafter Haltung. Herr von Tréville hatte sich durch die Anwesenheit des Kardinals und durch das zornmütige Antlitz des Königs über das, was

vorgefallen war, unterrichtet, und fühlte sich stark wie Samson vor den Philistern. Ludwig XIII. hatte schon die Hand an die Türklinke gelegt. Er wandte sich aber bei dem Geräusch, das Trévilles Eintritt machte, um.

»Sie kommen eben recht, mein Herr,« sprach der König, »ich vernehme recht hübsche Dinge von Ihren Musketieren.«

»Und ich,« entgegnete Herr von Tréville kalt, »ich habe Eurer Majestät hübsche Dinge von Ihren Zivildienern mitzuteilen.«

»Nun, beliebt es?« sagte der König mit Stolz.

»Ich habe die Ehre, Ew. Majestät zu melden,« fuhr Tréville in demselben Tone fort, »daß eine Anzahl Proturatoren, Kommissare und Leute von der Stadtwache, alle sehr achtenswert, doch, wie es scheint, gegen die Uniform sehr aufgebracht, sich vermessen haben, einen meiner Musketiere in einem Hause zu verhaften, über die offene Straße zu führen, und nach einem Auftrag, den man mir vorzuweisen sich weigerte, in das Fort-l'Evêque zu sperren: und das geschah einem meiner Musketiere oder vielmehr Ihrer Musketiere, Ew. Majestät, das geschah Herrn Athos, Sire! einem Manne von untadelhaftem Betragen und von einem ganz ausgezeichneten Ruf, wie Ew. Majestät selber vorteilhaft bekannt ist.«

»Athos,« sagte der König, »ja, ich kenne diesen Namen.«

»Wolle sich Ew. Majestät seiner erinnern,« sprach Herr von Tréville, »Athos ist jener Musketier, der bei dem verdrießlichen Kampfe, der Ihnen bewußt ist, so unglücklich war, Herrn von Cahusac schwer zu verwunden. Jedoch, Monseigneur!« fuhr Herr von Tréville zu dem Kardinal fort, »Herr von Cahusac ist schon wieder vollkommen hergestellt, nicht wahr?«

»Dank!« versetzte der Kardinal mit sichtbarem Zorn. »Herr Athos war also willens, einen seiner Freunde zu besuchen, der eben nicht zu Hause war, einen Bearner, welcher der Garde Seiner Majestät, Kompagnie des Essarts, als Kadett einverleibt ist; er befand sich aber kaum in der Wohnung seines Freundes und hatte, seiner harrend, ein Buch genommen, als eine Rotte von Häschern und Soldaten das Haus belagert und bei mehreren Türen

einbricht.« Der Kardinal machte dem König ein Zeichen, das bedeuten sollte:

»das geschah in der Sache, die ich Ihnen mitgeteilt habe.«

»Wir wissen das alles,« versetzte der König, »denn das alles geschah in unserm Dienste.«

»Dann geschah es auch für den Dienst Ew. Majestät,« sagte Herr von Tréville, »daß man sich eines Unschuldigen aus meinen Musketieren bemächtigte, ihn wie einen Verbrecher zwischen zwei Wachen nahm, und mitten durch einen rohen Pöbelhaufen diesen ehrbaren Mann schleppte, der schon zehnmal sein Blut im Dienste Seiner Majestät vergossen hat und noch zu vergießen bereit ist.«

»Hm,« sagte der König erschüttert, »verhält sich die Sache wirklich so?«

»Herr von Tréville bemerkt aber nicht,« sagte der Kardinal mit dem größten Phlegma, »daß dieser schuldlose Musketier, dieser ehrbare Mann, eine Stunde zuvor vier Instruktionskommissare, die ich zur Ermittlung einer sehr wichtigen Angelegenheit ausgeschickt hatte, mit dem Degen in der Hand angriff und in die Flucht jagte.«

»Ich fordere Ew. Eminenz auf, das zu beweisen,« sagte Herr von Tréville mit seiner ganzen gascognischen Freimütigkeit und seinem ganzen militärischen Ernst, »denn Herr Athos, ein höchst achtbarer Mann, erzeigte mir eine Stunde vorher die Ehre, nachdem er bei mir zu Mittag gespeist hatte, sich im Salon meines Hotels mit dem Herzog de la Trémouille und mit dem Herrn Grafen von Chalus, die bei mir waren, im Gespräch zu unterhalten.« Der König blickte den Kardinal an.

»Ein Protokoll weiset aus, was ich sagte,« entgegnete der Kardinal ganz laut auf die stumme Frage Seiner Majestät, »und die mißhandelten Männer haben abgefaßt, was ich hier Ew. Majestät zu übergeben die Ehre habe.«

»Gilt ein Protokoll, von Zivilbeamten aufgenommen, soviel als das Ehrenwort eines Kriegers?« antwortete Tréville mit Stolz.

»Nun, Tréville! nun, schweigen Sie,« rief der König. »Wenn Seine Eminenz einen Verdacht auf einen meiner Musketiere wirft,« versetzte Tréville, »so ist die Gerechtigkeitspflege des Herrn Kardinals hinlänglich bekannt, daß ich selbst eine Untersuchung begehre.«

»In dem Hause, wo diese gerichtliche Besichtigung stattfand,« fuhr der Kardinal leidenschaftslos fort, »wohnt ein Bearner, wie ich glaube, ein Freund des Musketiers.«

»Ew. Eminenz will von Herrn d'Artagnan sprechen?«

»Ich will von einem jungen Manne sprechen, den Sie in Schutz nehmen, Herr von Tréville!«

»Ja, Ew. Eminenz, es ist derselbe.«

»Vermuten Sie nun nicht, dieser junge Mensch habe den Rat gegeben?...«

»Herrn Athos, einem Manne, der noch einmal so alt ist?« fiel Herr von Tréville ein; »nein, Monseigneur! Außerdem ist Herr d'Artagnan diesen Abend bei mir gewesen.«

»Ei doch,« versetzte der Kardinal, »hat denn die ganze Welt diesen Abend bei Ihnen zugebracht?«

»O, das kann ich Ew. Eminenz pünktlich sagen, denn als er eintrat, blickte ich auf die Uhr und sah, daß es halb zehn Uhr war, obwohl ich glaubte, es wäre schon später.«

»Und wann hat er das Hotel verlassen?«

»Um halb elf Uhr, gerade eine Stunde nach jenem Vorfall.« Der Kardinal, der nicht einen Augenblick an der Wahrhaftigkeit des Herrn von Tréville zweifelte und bemerkte, daß ihm der Sieg entschlüpfen sollte, fragte:

»Athos ist doch in dem Hause in der Gasse Fossoyeurs verhaftet worden?«

»Ist es denn einem Freunde verboten, einen Freund zu besuchen, einem Musketier von meiner Kompagnie, Brüderschaft zu schließen mit einem

Gardesoldaten von der Kompagnie des Herrn des Effarts?

»Ja, wenn das Haus verdächtig ist, wo man sich mit diesem Freunde verbrüdert, Tréville!« sprach der König, »wußten Sie vielleicht nicht, daß jenes Haus verdächtig ist?«

»In der Tat, Sire, das wußte ich nicht. Es mag jedenfalls verdächtig sein, doch stelle ich in Abrede, daß es in dem Teile verdächtig ist, wo Herr d'Artagnan wohnt, denn im Vertrauen auf seine Worte kann ich versichern, Sire, es gibt keinen ergebeneren Diener Ew. Majestät, keinen wärmeren Bewunderer des Herrn Kardinals.«

»Nicht wahr, das ist jener d'Artagnan, der einmal Jussac bei jenem unglückseligen Hader bei dem Kloster der Karmeliter verwundet hat?« fragte der König, und blickte auf den Kardinal, der vor Ärger glühte.

»Und tags darauf Bernajoux. Ja, Sire, ja, es ist derselbe; Ew. Majestät hat ein vortreffliches Gedächtnis.«

»Nun, was beschließen wir?« fragte der König.

»Das kommt Ew. Majestät mehr zu als mir,« sagte der Kardinal. »Ich werde die Schuld beweisen.«

»Und ich werde sie in Abrede stellen,« versetzte Tréville; »doch Eure Majestät hat Richter, und diese Richter werden entscheiden.«

»So ist's,« sprach der König, »bringen wir den Rechtsfall vor die Richter: sie sollen darüber urteilen und werden es auch tun.«

»Es ist nur höchst bedauerlich,« erwiderte Tréville, »daß wir in einer Zeit leben, wo man mit dem reinsten Wandel und durch die augenfälligste Tugend der Verleumdung und der Verfolgung nicht entgehen kann. Auch die Armee wird sich wenig zufriedenstellen, dafür kann ich bürgen, wenn sie sieht, daß sie in derlei Angelegenheiten einer so strengen Behandlung ausgesetzt ist.« Diese Rede war unklug, allein Herr von Tréville hatte sie hingeworfen, wohlbewußt dessen, was er sagte. Er wollte es zu einer

Explosion kommen lassen, denn das setzt die Mine in Feuer, und Feuer erhellt. Der König faßte die Worte des Herrn von Tréville auf und sagte:

»Was wissen denn Sie von derlei Angelegenheiten, mein Herr! kümmern Sie sich um Ihre Musketiere, und machen Sie mir den Kopf nicht heiß. Wenn man Sie anhört, möchte man glauben, Frankreich stehe in Gefahr, weil unglückseligerweise ein Musketier eingezogen wurde. Welch ein Lärm wegen eines Musketiers! Bei Gott, ich lasse zehn einziehen, ja, hundert! sogar die ganze Kompagnie, und ich will dagegen keinen Laut hören.«

»Von dem Moment an,« sagte Tréville, »wo Ew. Majestät einen Verdacht auf die Musketiere wirft, sind sie auch schuldig, und Sie sehen mich bereit, Sire! Ihnen meinen Degen zu übergeben, denn ich zweifle nicht daran, daß der Herr Kardinal, nachdem er meine Soldaten angeschuldet hat, zuletzt auch mich anklagen werde, und so ist es besser, ich gebe mich gefangen mit Herrn Athos, der bereits eingezogen ist, und mit Herrn d'Artagnan, den man gewiß auch einziehen wird.«

»Gascognerkopf, wollen Sie aufhören!« rief der König.

»Sire!« erwiderte Tréville, ohne im mindesten die Stimme zu dämpfen, »befehlen Sie, daß man mir meinen Musketier zurückgibt oder ihn aburteilt.«

»Man wird ihn aburteilen,« sprach der Kardinal.

»Nun, um so besser, denn in diesem Falle will ich Seine Majestät bitten, daß ich für ihn plädieren darf.« Der König fürchtete ein Aufsehen und sagte:

»Falls Seine Eminenz nicht persönlich Beweggründe hat...« Der Kardinal sah den König herankommen und ging ihm entgegen, indem er sprach:

»Um Vergebung; sobald Ew. Majestät in mir einen parteiischen Richter sieht, ziehe ich mich zurück.«

»Hören Sie,« sprach der König, »schwören Sie mir bei meinem Vater, daß Athos während jenes Vorfalls bei Ihnen war und daran nicht teilgenommen

hat?«

»Bei Ihrem glorwürdigen Vater und bei Ihnen selbst, der Sie das sind, was ich liebe und am höchsten in der Welt verehre, will ich schwören.«

»Sire, ich bitte, bedenken zu wollen,« sagte der Kardinal, »wenn wir den Gefangenen so freigeben, wird man die Wahrheit nicht mehr ermitteln.«

»Herr Athos wird immerhin hier sein,« antwortete Herr von Tréville, »und bereitwillig dem Gericht Rede stehen, wie man es verlangen wird. Daß er nicht desertieren wird, Herr Kardinal, dafür will ich Bürgschaft leisten.«

»Wahrlich, er wird nicht desertieren,« sprach der König; »man kann ihn stets wieder auffinden, wie Herr von Tréville sagt.– Außerdem,« fügte er hinzu, indem er den Ton seiner Stimme dämpfte und den Kardinal gleichsam flehend anblickte, »außerdem wollen wir Ihnen Sicherheit geben, das ist Politik.« Über diese Politik Ludwigs XIII. lächelte Richelieu und sagte:

»Sire, befehlen Sie, denn Sie haben das Recht der Begnadigung.«

»Das Recht der Begnadigung ist nur auf Schuldige anwendbar,« erwiderte Tréville, der das letzte Wort behaupten wollte, »und mein Musketier ist schuldlos. Sie üben somit Gerechtigkeit, Sire, und nicht Gnade.«

»Er ist im Fort-l'Evêque?« fragte der König.

»Ja, Sire, und in enger Haft, in einem Kerker, wie der größte Missetäter.«

»Teufel! Teufel!« murmelte der König, »was ist da zu tun?«

»Den Befehl der Freilassung unterfertigen, und alles ist abgetan,« antwortete der Kardinal; »ich halte, wie Ew. Majestät, die Bürgschaft des Herrn von Tréville für mehr als hinreichend.« Tréville verneigte sich ehrerbietig mit einer Freude, die nicht ganz frei von Besorgnis war: er hätte dieser plötzlichen Begnadigung einen hartnäckigen Einspruch des Kardinals vorgezogen. Der König unterfertigte den Befehl der Freilassung und Herr

von Tréville eilte damit fort. In dem Moment, wo er fortging, warf ihm der Kardinal ein freundliches Lächeln zu und sprach zu dem König:

»Sire, bei Ihren Musketieren herrscht eine schöne Harmonie zwischen den Vorgesetzten und den Soldaten; das ist sehr vorteilhaft für den Dienst und sehr ehrenvoll für alle.«

»Er wird mir in kurzem einen bösen Streich spielen,« sagte Tréville, »bei einem solchen Manne bekommt man nie das letzte Wort. Doch eilen wir; der König könnte sogleich wieder seine Meinung ändern; denn es ist im Grunde schwerer, einen Menschen wieder nach der Bastille oder nach dem Fort-l'Evêque zu bringen, der einmal entlassen worden ist, als dort einen Eingekerkerten zu behüten.«

Herr von Tréville ging triumphierend nach Fort-l'Evêque und befreite den Musketier, der sich immer in stiller Gelassenheit verhalten hatte. Als er dann d'Artagnan zum erstenmal wiedersah, sagte er zu ihm: »Sie schlüpfen gut durch; Ihr Degenstich bei Jussac ist nun abbezahlt. Jetzt ist noch jener bei Bernajoux übrig, doch dürfen Sie sich nicht zu sehr darauf verlassen.«

Übrigens hatte Herr von Tréville recht, dem Kardinal zu mißtrauen und dabei zu denken, daß noch nicht alles vorüber sei, denn kaum schloß noch der Kapitän der Musketiere die Tür hinter sich, als Seine Eminenz zu dem König sprach: »Jetzt, da wir uns beide allein befinden, wollen wir uns ernstlich besprechen, wenn es Ew. Majestät beliebt. Sire, der Herzog von Buckingham war seit fünf Tagen in Paris und reiste erst diesen Morgen ab!«

Wo der Herr Siegelbewahrer Séguier öfter die Glocke suchte, um zu läuten, wie er es sonst getan hat.

Man kann sich unmöglich eine Vorstellung machen, welchen Eindruck jene paar Worte auf den König hervorbrachten. Er wurde bald blaß, bald rot, und der Kardinal sah auf der Stelle, er habe das verlorene Feld mit einem Schlage wieder gewonnen. »Herr von Buckingham in Paris!« rief der König. »Und was hat er hier getan?«

»Er zettelte zweifelsohne eine Verschwörung an mit Ihren Feinden, den Hugenotten und Spaniern.«

»Nein, beim Himmel, nein, er hat sich gegen mein Glück verschworen mit Frau von Chevreuse, Frau von Longueville und den Condés.«

»O Sire, welch ein Gedanke! die Königin ist zu klug, zu verständig, und liebt Ew. Majestät zu warm.«

»Das Weib ist schwach, Herr Kardinal!« entgegnete der König, »und was die Wärme der Liebe betrifft, so habe ich hierüber meine Ansichten.«

»Nichtsdestoweniger behaupte ich,« sprach der Kardinal, »daß der Herzog von Buckingham aus rein politischen Beweggründen nach Paris gekommen sei.«

»Und ich bin überzeugt, Herr Kardinal, er sei mit anderer Dinge willen hier gewesen. Doch wenn die Königin schuldig ist, so möge sie zittern.«

»Obwohl mein Geist nur mit dem größten Widerstreben eine solche Verräterei ins Auge faßt,« entgegnete der Kardinal, »so bringt mich doch Ew. Majestät auf den Gedanken. Frau von Lannoy, die ich auf Ew. Majestät Befehl wiederholt befragt habe, gestand mir, daß Ihre Majestät die vorige Nacht sehr lang gewacht, am Morgen viel geweint und den ganzen Tag geschrieben habe.«

»So ist's,« erwiderte der König, »sie schrieb gewiß an ihn, Kardinal! ich muß die Papiere der Königin haben.«

»Doch wie dieselben wegnehmen, Sire? Mich dünkt, diesen Auftrag könne weder ich noch Ew. Majestät erlassen.«

»Wie verfuhr man denn bei der Marschallin d'Ancre?« sagte der König zornentflammt.

»Erst hat man ihre Schränke und dann sie selbst untersucht.«

»Sire, die Marschallin d'Ancre war nur die Marschallin d'Ancre, eine florentinische Abenteurerin und nichts weiter, indes die erhabene Gemahlin Ew. Majestät, Anna von Österreich, Königin von Frankreich, das ist: eine der größten Fürstinnen der Welt.«

»Sie ist deshalb noch um so schuldiger, Herr Herzog! Je mehr sie ihre hohe Stellung vergaß, desto tiefer sank sie herab. Außerdem bin ich schon längst entschlossen, all diesen kleinen politischen Intrigen und Liebesangelegenheiten ein Ende zu machen. Sie hat einen gewissen Laporte im Dienste...«

»Diesen halte ich für den Schlußhaken von allem,« versetzte der Kardinal.

»Sie glauben also wie ich, daß sie mich hintergeht?« fragte der König.

»Ich glaube und wiederhole es, Ew. Majestät, daß die Königin gegen die Macht ihres Königs konspiriert, allein ich sagte nicht: gegen seine Ehre.«

»Und ich sage Ihnen: gegen beides; ich sage Ihnen, daß mich die Königin nicht liebt; ich sage Ihnen, daß sie einen andern liebt; ich sage Ihnen, daß sie den Herzog von Buckingham liebt! Warum ließen Sie ihn nicht festnehmen während seines Aufenthalts in Paris!«

»Den Herzog festnehmen, den ersten Minister Karls I. verhaften! Sire, bedenken Sie, welch ein Aufsehen das erregen müßte, und hätte der Verdacht Ew. Majestät einigen Bestand gewonnen, woran ich noch immer zweifle, welch ein furchtbarer Lärm! welch ein entsetzliches Ärgernis!«

»Da er sich aber wie ein Herumstreicher, wie ein Dieb benahm, mußte man ja...« Ludwig XIII. erschrak selbst über das, was zu sagen er im Zuge war, und hielt inne, während Richelieu seinen Hals vorstreckte und vergeblich auf die Rede wartete, die an seinen Lippen kleben blieb,

»Man mußte... ?«

»Nichts,« erwiderte der König, »allein Sie haben ihn doch während seiner Anwesenheit in Paris nicht aus den Augen verloren?«

»Nein, Sire!«

»Wo hat er gewohnt?«

»In der Gasse de la harpe Nr. 75.«

»Wo ist diese?«

»Neben dem Luxembourg.«

»Sind Sie versichert, daß sich die Königin und er nicht gesehen haben?«

»Sire, ich glaube, die Königin halte zu getreu an ihre Pflichten.«

»Sie unterhielten aber einen Briefwechsel, die Königin hat ihm täglich geschrieben. Herr Herzog, diese Briefe muß ich haben.«

»Sire, jedoch wenn... ?«

»Herr Herzog! ich will sie haben um jeden Preis.«

»Doch erlaube ich mir, Ew. Majestät aufmerksam zu machen...«

»Verraten Sie mich denn auch, Herr Kardinal, da Sie immer so meinem Willen widerstreben? Sind Sie auch einverstanden, mit dem Spanier und dem Engländer? mit Frau von Chevreuse und der Königin?«

»Sire!« entgegnete der Kardinal lächelnd, »ich glaubte gegen einen solchen Argwohn gesichert zu sein!«

»Herr Kardinal! Sie haben mich verstanden, ich will diese Briefe haben.«

»Hierzu gäbe es nur ein Mittel.«

»Welches?«

»Diese Angelegenheit müßte dem Herrn Siegelbewahrer Séguier übertragen werden. Die Sache gehört ganz in sein Bereich.«

»Man soll ihn auf der Stelle berufen.«

»Er wird bei mir sein, Sire! ich ließ ihn bitten, zu kommen, und als ich in den Louvre ging, gab ich Befehl, ihn, wenn er kommt, warten zu lassen.«

»Man hole ihn auf der Stelle.«

»Der Befehl, Ew. Majestät, wird vollzogen werden, aber...«

»Was, aber?«

»Aber die Königin wird sich vielleicht weigern, zu gehorchen.«

»Meinen Befehlen?«

»Ja, wenn Sie nicht weiß, daß diese Befehle vom König ausgehen.«

»Nun, damit sie ja nicht daran zweifle, will ich es ihr selber melden.«

»Ew. Majestät wolle nicht vergessen, daß ich alles tat. um einen Bruch zu vermeiden.«

»Ja, Herzog! Ich weiß es, Sie sind zu nachsichtsvoll für die Königin; und ich sage Ihnen, wir müssen später darüber sprechen.«

»Wann es Ew. Majestät belieben wird, aber ich werde immerhin glücklich und stolz sein, Sire, mich der guten Harmonie zu opfern, die meinen Wünschen gemäß zwischen dem König und der Königin von Frankreich herrschen soll.«

»Gut, Kardinal! gut, doch lassen Sie mir den Siegelbewahrer holen, indes ich bei der Königin eintrete.« Ludwig XIII. öffnete die Verbindungstür und trat in den Korridor, der zur Königin Anna von Österreich führte.

Die Königin war in düstere Gedanken versenkt, als die Tür aufging und der König eintrat; tiefes Stillschweigen verbreitete sich in der Umgebung der Königin. Der König unterließ jede Höflichkeitsbezeigung, hielt vor der Königin und sagte mit bewegter, bebender Stimme: »Madame, Sie werden einen Besuch bekommen von dem Herrn Kanzler, der Ihnen meinem Auftrag gemäß gewisse Angelegenheiten mitteilen wird.« Die unglückselige Königin, die ohne Unterlaß mit Ehescheidung, Verbannung und sogar mit einem Gericht bedroht wurde, erblaßte trotz ihrer Schminke und konnte sich nicht erwehren zu sagen: »Doch wozu diesen Besuch, Sire? Was wird der Kanzler mir sagen, das mir Ew. Majestät nicht selber sagen könnte?« Der König drehte sich auf der Ferse herum, ohne zu antworten, und fast in demselben Augenblick meldete der Gardekapitän, Herr von Quitant, den Besuch des Kanzlers. Als der Kanzler eintrat, hatte sich bereits der König durch eine andere Tür entfernt.

Der Kanzler war halb lächelnd, halb errötend, eingetreten. Da wir im Verlauf dieser Geschichte wieder auf ihn zurückkommen werden, so kann es nicht schaden, wenn unsere Leser gleich jetzt mit ihm Bekanntschaft machen. Dieser Kanzler war ein seltsamer Mann. Des Roches le-Masle, Kanonikus von Notre-Dame, und vormals Kammerdiener des Kardinals, stellte ihn Seiner Eminenz als einen ganz ergebenen Mann vor. Der Kardinal hatte ihm vertraut, und war mit ihm gut gefahren.

Die Königin stand noch, als er eintrat, als sie ihn aber sah, setzte sie sich wieder in ihren Lehnstuhl und winkte ihren Frauen, sich auf ihre Kissen und Stühle niederzulassen. Dann fragte sie mit stolzer Miene: »Was wollen Sie, mein Herr? und zu welchem Ende sind Sie hier?«

»Madame, um in des Königs Namen, abgesehen von aller Ehrerbietung, genau alle Ihre Papiere zu untersuchen.«

»Wie, mein Herr? eine Durchsuchung meiner Papiere? — Mir das? ha, das ist eine unwürdige Behandlung!«

»Wollen Sie mir vergeben, Madame: ich bin in dieser Hinsicht nur das Werkzeug, dessen sich der König bedient. Ging Seine Majestät nicht eben von hier fort? Hat er Sie nicht selbst aufgefordert, sich auf diesen Besuch vorzubereiten?«

»Durchsuchen Sie also, mein Herr; ich bin, wie es scheint, eine Verbrecherin; Estefania! geben Sie ihm die Schlüssel zu meinen Tischen und Schränken.« Der Kanzler durchsuchte diese Geräte wohl der Form wegen, allein er wußte recht gut, daß die Königin den wichtigen Brief, den sie an diesem Tage geschrieben, nicht in diese Möbel sperren werde. Nachdem der Kanzler die Laden des Sekretärs zwanzigmal auf und zu gemacht hatte, so mußte er, wie er auch zögerte, so mußte er, sage ich, mit seinem Geschäft ans Ende kommen, das heißt, die Königin selber durchsuchen. Der Kanzler näherte sich nun Anna von Osterreich, und sagte in zitterndem Ton und mit ganz verlegener Miene: »Jetzt bleibt mir noch die Hauptdurchsuchung übrig.«

»Welche?« fragte die Königin, die ihn nicht verstand, oder vielmehr nicht verstehen wollte. »Seine Majestät ist versichert, daß heute ein Brief von Ihnen geschrieben wurde, und weiß auch, daß derselbe noch nicht an seine Adresse gelangt ist. Dieser Brief findet sich nicht in Ihrem Tisch und Sekretär, und doch ist er irgendwo.«

»Sollten Sie es wagen, Hand an Ihre Königin zu legen?« sagte Anna von Österreich, indem sie sich mit stolzer Würde erhob und den Kanzler auf eine fast drohende Weise anblickte. »Ich bin ein getreuer Untertan des Königs, Madame! und alles, was Seine Majestät gebietet, werde ich tun.«

»Nun, das ist wahr,« entgegnete Anna von Österreich, »der Herr Kardinal wurde von seinen Kundschaftern gut bedient. Ich habe heute einen Brief geschrieben, der noch nicht abging, hier ist dieser Brief.« Die Königin griff mit der Hand in ihr Leibchen. »Madame!« sprach der Kanzler, »so geben Sie mir diesen Brief.«

»Ich will ihn nur dem König geben,« erwiderte Anna. »Hätte der König gewollt, daß ihm dieser Brief eingehändigt werde, so würde er ihn selbst abverlangt haben. Allein ich wiederhole Ihnen, er hat mir aufgetragen, ihn abzufordern, und sollten Sie mir denselben nicht geben...«

»Nun?«

»So habe ich gleichfalls den Auftrag, ihn zu nehmen.«

»Wie? was wollen Sie damit sagen?«

»Daß meine Befehle weit reichen, Madame, und daß ich berechtigt bin, das verdächtige Papier sogar an der Person Ew. Majestät zu suchen.«

»Wie schaudervoll!« rief die Königin. »Madame, wollen Sie sich also etwas leichter darein finden.«

»Dieses Betragen ist eine schmähliche Gewalttätigkeit! wissen Sie das. mein Herr?«

»Madame, entschuldigen Sie, der König befiehlt.«

»Ich werde es nicht zugeben, nein, nein, eher will ich sterben!« rief die Königin, bei der sich das kaiserliche Blut der Spanierin und Österreicherin empörte. Der Kanzler machte eine tiefe Verbeugung, dann näherte er sich mit der offenbaren Miene, keinen Zollbreit abzuweichen von der Vollziehung des erhaltenen Auftrags, und wie etwa ein Henkersknecht in der Folterkammer hätte tun mögen, Anna von Österreich, aus deren Augen man in diesem Moment Tränen der Wut hervorquellen sah. Die Königin war, wie schon bemerkt, eine große Schönheit. Der Auftrag konnte somit als ungemein delikat angesehen werden, allein der König war vermöge seiner Eifersucht gegen Buckingham auf den Punkt gekommen, daß er gegen niemand mehr eifersüchtig war. Der Kanzler Séguier suchte in diesem Moment zweifelsohne den Strick der Glocke mit den Augen, weil er ihn aber nicht fand, so faßte er seinen Entschluß und griff mit der Hand nach der Gegend hin, wo sich nach dem Geständnis der Königin das Papier befand. Anna von Österreich trat einen Schritt zurück und wurde so blaß, als müßte sie schon sterben, stemmte sich, um nicht umzusinken, mit der linken Hand an einen Tisch, der sich hinter ihr befand, zog mit der Rechten ein Papier aus ihrer Brust hervor und reichte es dem Siegelbewahrer, indem sie mit bebender Stimme sprach: »Nehmen Sie hier den Brief, nehmen Sie, und befreien Sie mich von Ihrer widerwärtigen Gegenwart.« Der Kanzler, der von einer Gemütsaufregung zitterte, die sich leicht begreifen läßt, nahm

den Brief, verneigte sich bis zur Erde und entfernte sich. Die Tür war hinter ihm kaum geschlossen, als die Königin halb ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen sank.

Der Kanzler brachte den Brief zum König, ohne daß er ein einziges Wort gelesen hatte. Der König empfing ihn mit bebender Hand, blickte nach der Adresse, die noch fehlte, wurde sehr blaß, entfaltete ihn langsam, und las ihn sehr rasch, als er an den ersten Worten ersah, daß er an den König von Spanien gerichtet sei. Es war durchaus ein Angriffsplan gegen den Kardinal. Die Königin forderte ihren Bruder und den Kaiser von Österreich auf, sich, von der Politik Richelieus verletzt, den Anschein zu geben, da er sich unaufhörlich mit der Erniedrigung des Hauses Österreich beschäftigte, als wollten sie Frankreich den Krieg erklären, und die Entfernung des Kardinals zur Bedingung des Friedens zu machen; doch von der Liebe ward in diesem Briefe nicht eine Silbe gesprochen. Der König war ganz erfreut darüber und erkundigte sich, ob der Kardinal noch im Louvre sei. Man meldete ihm, daß Seine Eminenz im Arbeitskabinett die Befehle Seiner Majestät erwarte. Der König begab sich unverweilt zu ihm. »Nun, Herzog!« sprach er zu ihm, »Sie hatten recht, und ich hatte unrecht; die ganze Intrige ist politischer Art, und von der Liebe ist in diesem Briefe gar nicht die Rede. Dagegen geschieht Ihrer stark Erwähnung.« Der Kardinal nahm den Brief und las ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Als er zum Schluß kam, fing er ihn noch einmal zu lesen an. »Nun, Ew. Majestät,« sprach er, »Sie sehen, worauf es meine Feinde anlegen. Man droht Ihnen mit zwei Kriegen, wenn Sie mich nicht entfernen. An Ihrer Stelle, Sire, würde ich wirklich einem so mächtigen Andringen nachgeben, und ich meinerseits schätze mich glücklich, wenn ich mich von den Geschäften zurückziehen dürfte.«

»Was sprechen Sie da, Herzog?«

»Ich sage, Sire! daß bei diesen außerordentlichen Kämpfen und beständigen Anstrengungen meine Gesundheit erliegen wird. Ich sage, daß ich die Mühewaltung bei der Belagerung von La Rochelle kaum werde aushalten können, und daß Sie besser täten, den Herrn von Condé oder Herrn von Bassompierre, oder einen andern tapferen Mann zu erwählen, dessen Beruf der Krieg ist, aber nicht mich, der ich ein Mann der Kirche bin, nicht mich, der ich ohne Unterlaß von meinem Beruf abgezogen werde, um mich für

Dinge zu verwenden, für die ich nicht tauge. Sie werden glücklicher sein im Innern, Sire, und ich zweifle nicht daran, auch größer nach außen.«

»Herr Herzog,« sagte der König, »seien Sie ruhig, ich sehe das ein; alle diejenigen, die in diesem Briefe genannt sind, sollen bestraft werden, wie sie es verdienen, und die Königin selber.«

»Sire, was sprechen Sie da? Gott soll mich bewahren, daß die Königin meinetwegen im mindesten behelligt werde; sie hielt mich immer für ihren Feind, Sire, obwohl ich Ew. Majestät bezeigen könnte, daß ich sie stets eifrigst und sogar gegen Sie in Schutz genommen habe. O, wenn sie Ew. Majestät hinsichtlich der Ehre verraten könnte, so wäre das etwas anderes, und ich wäre der erste, der da sagte: ›Keine Gnade, Sire! keine Gnade für die Schuldige.‹ Glücklicherweise ist das nicht so, und Ew. Majestät erlangte hiervon einen neuen Beweis.«

»Es ist wahr, Herr Kardinal,« sprach der König, »Sie haben recht, wie immer; allein die Königin verdient deshalb nicht weniger meinen ganzen Zorn.«

»Sie haben sich den ihrigen zugezogen, Sire, und wirklich wäre es mir erklärlich, wenn sie Ew. Majestät ernstlich gram würde...«

»Solcher Art will ich stets meine und Ihre Feinde behandeln, Herzog, wie hoch auch dieselben gestellt sein mögen, und welcher Gefahr ich auch laufe bei ihrer strengen Behandlung.«

»Die Königin ist meine Feindin, doch ist sie nicht die Ihrige, Sire, im Gegenteil ist sie eine ergebene und tadellose Gemahlin. Gestatten also Ew. Majestät, daß ich mich bei Ihnen für sie verwende.«

»So soll sie sich demütigen und mir zuerst entgegenkommen.«

»Im Gegenteil, Sire, geben Sie ihr das Beispiel: Sie hatten zuerst unrecht, da Sie die Königin in Verdacht gezogen haben.«

»Ich sollte den ersten Schritt tun?« sagte der König; »nimmermehr.«

»Sire, ich bitte inständig.«

»Außerdem, wie sollte ich ihr zuerst entgegenkommen?«

»Indem Sie etwas tun, wovon Sie wissen, daß es ihr angenehm wäre.«

»Was?«

»Geben Sie einen Ball; Sie wissen doch, wie sehr die Königin den Tanz liebt; ich bürge dafür, daß sie auf eine solche Aufmerksamkeit keinen Groll mehr nähren werde.«

»Herr Kardinal, Sie wissen, daß ich die weltlichen Vergnügungen nicht liebe.«

»Die Königin wird Ihnen um so dankbarer sein, als sie Ihre Abneigung gegen diese Vergnügungen kennt. Außerdem wird ihr eine Gelegenheit geboten, die schönen, diamantenen Nestelstifte zu tragen, die Sie ihr an ihrem Namenstag, schenkten, und womit sie sich bisher noch nicht geschmückt hat.«

»Wir wollen sehen, Herr Kardinal, wir wollen sehen,« sagte der König, »wir wollen sehen, doch bei meiner Ehre, Sie sind zu nachsichtsvoll.«

»Sire,« versetzte der Kardinal, »überlassen Sie die Strenge Ihren Ministern, die Nachsicht ist eine königliche Tugend; wenden Sie dieselbe an, und Sie werden sich überzeugen, daß Sie sich dabei wohl befinden.« Als hierauf der Kardinal die Pendeluhr elf Uhr schlagen hörte, verneigte er sich tief, bat den König, sich entfernen zu dürfen, und ersuchte ihn, als er sich wegbegab, noch einmal, daß er sich mit der Königin wieder aussöhne.

Anna von Österreich, die wegen des ihr abgenommenen Briefes auf Vorwürfe gefaßt war, verwunderte sich sehr, als sie am folgenden Tage sah, wie er sich ihr zu nähern bemüht war. Ihre erste Bewegung war zurückweisend; der Stolz der Frau und die Würde der Königin waren zu grausam verletzt, so daß sie sich von dem ersten Schlag nicht sogleich erholen konnte. Allein durch die Frauen ihres Gefolges bewogen, gab sie sich die Miene, als wollte sie allmählich vergessen. Der König benutzte den

ersten Augenblick, um ihr unablässig zu sagen, er sei gesonnen, eine Festlichkeit zu veranstalten. Eine Festlichkeit war für die arme Anna von Österreich etwas so Seltenes, daß bei dieser Ankündigung, wie es der Kardinal voraussah, die letzte Spur ihres Grames, wenn auch nicht in ihrem Gemüt, doch mindestens in ihrem Antlitz, verschwand. Sie fragte, wann diese Festlichkeit stattfinden sollte, allein der König erwiderte, daß er sich jedenfalls mit dem Kardinal besprechen müsse. In der Tat fragte der König täglich den Kardinal, wann die Festlichkeit statthaben sollte, und jeden Tag verschob es der Kardinal unter irgend einem Vorwand, sich darüber bestimmt zu erklären. So vergingen zehn Tage.

Acht Tage nach diesem erzählten Auftritt erhielt der Kardinal einen Brief mit dem Stempel von London, worin bloß diese Zeilen standen: »Ich habe sie– allein ich kann London nicht verlassen, weil es mir an Geld gebricht; senden Sie mir fünfhundert Pistolen, und vier bis fünf Tage nach dem Empfang derselben werde ich in Paris sein.« An demselben Tag, als der Kardinal diesen Brief erhalten, wandte sich der König wieder an ihn mit der gewöhnlichen Frage. Richelieu zählte an seinen Fingern und sprach ganz still zu sich selbst:

»Wie sie schreibt, kommt sie vier oder fünf Tage nach dem Empfang des Geldes; das Geld braucht vier oder fünf Tage, um dahin zu kommen; sie braucht vier oder fünf Tage, um hier einzutreffen, das macht zehn Tage; rechnen wir noch widrige Winde, böse Zufälle, Weiberschwäche, und nehmen wir zwölf Tage an.«

»Nun, Herr Herzog,« sagte der König, »ist Ihre Rechnung gemacht?«

»Ja, Sire! wir haben heute den zwanzigsten September; die Stadtschöppen geben am 3. Oktober ein Fest. Das trifft herrlich zusammen; da brauchen Sie sich nicht die Miene zu geben, als tun Sie etwas wegen der Aussöhnung mit der Königin.« Dann fügte er noch hinzu: »Allein, vergessen Sie nicht, Sire, am Tage vor dem Fest Ihrer Majestät zu sagen, daß Sie zu sehen wünschen, wie gut ihr die diamantenen Nestelstifte stehen.«

Die Hauswirtschaft des Bonacieux.

Der Kardinal kam in seinem Gespräch mit dem König zum zweitenmal auf die diamantenen Nestelstifte zurück. Diese wiederholte Erinnerung fiel Ludwig XIII. auf und er dachte, in dieser dringlichen Empfehlung müsse wohl ein Geheimnis stecken. Der König ward schon öfters als einmal dadurch gedemütigt, daß der Kardinal mittels seiner vortrefflichen Stadtwache über das, was in seinem eigenen Haushalt geschah, besser als er selbst unterrichtet war. Er hoffte somit, durch eine Unterredung mit Anna von Österreich einiges Licht zu bekommen, und sofort mit irgend einem Geheimnis, sei es nun dem Kardinal bekannt oder nicht bekannt, zu Seiner Eminenz zurückzukehren, wodurch er in den Augen seines Ministers ungemein gewinnen müßte. Er ging also zu der Königin und begann sein Gespräch wie gewöhnlich mit Drohungen gegen jene, die sie umgaben. Anna von Österreich neigte den Kopf und ließ den Strom verrinnen, ohne zu antworten, in der Hoffnung, er würde zuletzt doch anhalten; allein das war es nicht, was Ludwig XIII. wollte; Ludwig XIII. wollte einen Wortwechsel, aus dem irgend ein Funke hervorsprühen sollte; da er überzeugt war, der Kardinal nähre irgend einen Hintergedanken und bereite ihm eine von jenen schrecklichen Überraschungen, wie es Seine Eminenz zu tun verstand. Er erreichte dieses Ziel damit, daß er in seinen Anklagen beharrte. »Aber,« entgegnete Anna von Österreich, die dieser vagen Angriffe müde war, »aber, Sire, Sie sagen mir alles, was Ihnen auf dem Herzen liegt. Was habe ich denn getan? Reden Sie, welches Verbrechen habe ich begangen? Ew. Majestät kann unmöglich all diesen Lärm wegen eines Briefes erheben, den ich an meinen Bruder geschrieben habe.« Der König, der hier auf eine so bestimmte Weise angegriffen wurde, wußte nicht, was er antworten sollte; er dachte, es wäre der rechte Moment, die Aufforderung anzubringen; die er erst am Tage vor der Festlichkeit machen sollte.

»Madame,« sprach er mit Majestät, »es findet nächstens ein Ball statt im Rathaus; ich erwarte, daß Sie dort, um unsern braven Schöppen die Ehre anzutun, in Prachtkleidung erscheinen, und insbesondere mit den diamantenen Nestelstiften geschmückt sein werden, die ich Ihnen zu Ihrem Namensfest gab. Das ist meine Antwort.« Die Antwort war schrecklich. Anna von Österreich glaubte, Ludwig XIII. wisse bereits alles, und der Kardinal habe von ihm diese lange Verstellung von sieben bis acht Tagen erlangt, die übrigens schon in seinem Charakter lag. Sie wurde entsetzlich

blaß, stützte sich mit ihrer wunderbar schönen Hand an eine Stuhllehne, blickte den König mit erschreckten Augen an und erwiderte keine Silbe. »Sie verstehen doch, Madame,« sprach der König, indem er sich an dieser Verlegenheit in ihrer ganzen Ausdehnung weidete, ohne doch die Ursache zu erraten: »Sie verstehen mich?«

»Ja, Sire, ich verstehe,« stammelte die Königin.

»Sie werden erscheinen auf diesem Ball?«

»Ja.«

»Mit Ihren Nestelstiften?«

»Ja.« Die Blässe der Königin hatte sich womöglich noch vermehrt, und der König, der es bemerkte, empfand dabei jene kalte Grausamkeit, die eine schlimme Seite seines Charakters bildete. Dann sprach er: »Somit ist die Sache abgetan, und das ist alles, was Ich Ihnen zu sagen hatte.«

»An welchem Tage findet dieser Ball statt?« fragte Anna von Österreich. Ludwig XIII. empfand instinktmäßig, daß er auf diese Frage nicht antworten sollte, welche die Königin mit fast sterbender Stimme machte,

»Recht bald, Madame,« antwortete der König, »doch erinnere ich mich nicht mehr genau an den Tag, und will deshalb den Kardinal fragen.«

»Hat Ihnen also der Kardinal dieses Fest angezeigt?« rief die Königin.

»Ja, Madame,« entgegnete der König erstaunt, »aber warum das?«

»Hat er Ihnen gesagt, Sie möchten mich auffordern, mit den Nestelstiften zu erscheinen?«

»Das heißt... Madame!«

»Er war es, Sire, er.«

»Was liegt daran, ob er es war oder ich? Ist denn diese Aufforderung ein Verbrechen?«

»Nein, Sire.«

»Nun, Sie werden erscheinen?«

»Ja, Sire.«

»Gut,« sprach der König, sich zurückziehend, »gut, ich rechne darauf.« Die Königin verneigte sich, weniger aus Etikette, als weil die Knie unter ihr einsanken. Der König ging entzückt hinweg.

»Ich bin verloren,« stammelte die Königin, »verloren, denn der Kardinal weiß alles; »er stachelte den König an, der noch nichts weiß, aber bald alles erfahren wird. Ich bin verloren, mein Gott! mein Gott! mein Gott!« Sie kniete auf ein Kissen und betete, den Kopf zwischen die bebenden Arme gesenkt.

Ihre Lage war auch wahrhaftig schrecklich. Buckingham befand sich in London, Frau von Chevreuse in Tours. Indem sie nun ihr bedrohliches Unglück und ihre Verlassenheit ins Auge faßte, brach sie in ein Schluchzen aus. »Kann ich Ihrer Majestät nicht behilflich sein?« fragte plötzlich eine Stimme voll Sanftmut und Teilnahme. Die Königin wandte sich rasch um, denn man konnte sich an dem Ton dieser Stimme nicht irren; es war eine Freundin, die also sprach. In der Tat war an einer von den Türen, die in dieses Gemach führten, die hübsche Madame Bonacieux erschienen; als der König eintrat, war sie eben damit beschäftigt, Kleider und Wäsche in einem Kabinett zu ordnen, konnte da nicht weggehen und hatte alles mitangehört. Die Königin stieß einen durchdringenden Schrei aus, als sie sich überrascht sah, denn sie kannte in ihrer Betäubung anfangs die junge Frau nicht, die ihr Laporte beigegeben hatte. »O, fürchten Sie nichts, Madame,« sprach die junge Frau, indem sie die Hände faltete und über die Ängstlichkeit der Königin weinte. »Ich gehöre Ihrer Majestät mit Leib und Seele, und wie fern ich auch von derselben stehe, wie untergeordnet auch meine Stellung sei, so glaube ich doch, ein Mittel entdeckt zu haben, Ihre Majestät aus der Bedrängnis zu ziehen.«

»Ihr, o Himmel! Ihr?« rief die Königin; »aber blicket mir ins Gesicht. Ich bin von allen Seiten verraten; darf ich mich auf Euch verlassen?«

»O Madame,« rief die junge Frau und warf sich auf die Knie, »o, bei meiner Seele, ich bin bereit, für Sie zu sterben!« Diese Rede kam aus dem Grunde des Herzens, und man konnte sich über ihre Wahrhaftigkeit nicht täuschen. »Ja,« fuhr Madame Bonacieux fort, »ja, es gibt hier Verräter, doch im Namen der heiligen Jungfrau schwöre ich Ihnen, daß Ihrer Majestät niemand so ergeben sein kann, wie ich es bin. Sie haben jene Nestelstifte, die der König verlangt, dem Herzog von Buckingham gegeben, nicht wahr? Diese Nestelstifte waren in einem Kistchen von Rosenholz verschlossen, das er unter seinem Arm trug. Irre ich? war es nicht so?«

»O, mein Gott, mein Gott!« murmelte die Königin, der vor Schrecken die Zähne klapperten.

»Nun, man muß diese Nestelstifte zurückbekommen,« fuhr Madame Bonacieux fort.

»Ja, ganz gewiß, das muß geschehen,« rief die Königin, »aber wie das anstellen, wie dahin gelangen?«

»Man muß jemand zu dem Herzog schicken.«

»Wen, aber wen? auf wen kann ich mich verlassen?«

»Schenken Sie mir Vertrauen, Madame, erweisen Sie mir die Ehre, und ich werde einen Boten auffinden.«

»Ich werde aber schreiben müssen.«

»Ach, ja, das ist unerläßlich. Zwei Worte von der Hand Ihrer Majestät und Ihr eigenes Siegel.«

»Doch diese paar Worte sind meine Verdammung, meine Ehescheidung, meine Verweisung.«

»Ja, wenn sie in ruchlose Hände geraten. Allein, ich bürge dafür, daß diese paar Worte an ihre Adresse gelangen.«

»Ach, mein Gott; ich muß mein Leben, meine Ehre, meinen Ruf in Eure Hände legen.«

»Ja, Madame, ja, das muß geschehen, und ich werde alles das retten.«

»Allein wie? sagt mir nur das?«

»Mein Gemahl wurde vor zwei oder drei Tagen in Freiheit gesetzt und ich gewann noch nicht Zeit, ihn zu sehen; er ist ein braver, ehrbarer Mann, der niemand liebt und niemand haßt. Er wird das tun, was ich verlange; er wird auf mein Geheiß abreisen, ohne daß er es weiß, was er mit sich trägt, und den Brief Ihrer Majestät an seine Adresse abgeben, ohne daß er erfährt, er komme von Ihrer Majestät.« Die Königin faßte die beiden Hände der jungen Frau mit leidenschaftlicher Bewegung, blickte sie an, als wollte sie im Grund ihres Herzens lesen, und rief freudig erregt, mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit für die tapfere Frau:

»Tue das, du Treue, und du hast mir das Leben gerettet, du hast mir die Ehre gerettet!«

»O, überschätzen Sie nicht den Dienst, den ich Ihnen zu erweisen so glücklich bin; ich habe Ihrer Majestät nichts zu retten, die nur das Opfer schändlicher Komplotte ist.«

»Es ist wahr, mein Kind, es ist wahr!« entgegnete die Königin, »du hast recht.«

»Geben Sie also den Brief, Madame, die Zeit drängt.« Die Königin schrieb zwei Zeilen, versiegelte sie und übergab sie Madame Bonacieux.

»Doch jetzt,« sprach die Königin, »jetzt vergessen wir noch eine sehr notwendige Sache.«

»Welche?«

»Das Geld.« Madame Bonacieux lächelte.

»Ja, es ist wahr,« sprach sie, »und ich gestehe Ihrer Majestät, daß mein Gemahl...«

»Dein Gemahl hat keines, willst du sagen.«

»Allerdings hat er, doch ist er sehr geizig, das ist seine Schwachheit. Beunruhigen sich übrigens Ihre Majestät nicht, wir werden schon Mittel finden.«

»Ich habe ebenfalls keines,« versetzte die Königin. »Doch warte.« Anna von Österreich lief zu ihrem Schrank und sprach dann: »Hier ist ein Ring von großem Werte, wie man mir versichert; er kommt von meinem Bruder, dem König von Spanien; da er mir gehört, so kann ich darüber verfügen. Nimm also diesen Ring und mach ihn zu Geld, und dein Gemahl kann abreisen.«

»In einer Stunde soll Ihnen schon willfahrt sein.«

»Du siehst die Adresse,« fügte die Königin hinzu, und zwar so leise, daß man kaum hörte, was sie sprach: »An Mylord, Herzog von Buckingham in London.«

»Dieser Brief wird ihm selbst zugestellt werden.«

»Großherzige Seele!« rief Anna von Österreich. Madame Bonacieux küßte der Königin die Hände, versteckte das Papier in ihrem Leibchen und verschwand mit der Behendigkeit eines Vogels.

Zehn Minuten darauf war sie schon zu Hause. Wie sie der Königin sagte, hatte sie ihren Gemahl nicht gesehen, seit er in Freiheit gesetzt worden war, und wußte also nichts von der Veränderung, die in ihm in bezug auf den Kardinal vorgegangen war; eine Veränderung, die ihren Grund in der Schmeichelei und dem Gelde Seiner Eminenz hatte und seither durch einige Besuche des Grafen von Rochefort bestärkt wurde, der sich mit Bonacieux aufs innigste befreundete und ihn ohne viel Mühe den Glauben beibrachte, die Entführung seiner Frau geschah nicht infolge einer sträflichen Absicht, sondern sie sei bloß eine politische Vorsichtsmaßregel gewesen. Sie traf Herrn Bonacieux allein an; der arme Mann hatte große Mühe, sein Hauswesen wieder in Ordnung zu bringen, da er fast alle Geräte zertrümmert, alle Schränke ausgeleert fand. Als der würdige Krämer in sein Haus zurückkehrte, meldete er seine Rückkehr in sein Haus allsogleich seiner Gemahlin, und diese hatte ihm hierauf glückwünschend geantwortet, daß sie den ersten Augenblick, wo sie sich ihrer Pflicht entziehen könnte,

ganz allein ihn mit einem Besuch erfreuen werde. Die Betrachtungen des Bonacieux waren durchaus rosenfarbig. Rochefort nannte ihn seinen Freund, seinen lieben Bonacieux, und wiederholte ihm stets, daß der Kardinal große Stücke auf ihn halte. Der Krämer sah sich schon auf dem Pfade der Ehre, des Wohlstandes und des Glückes.

Auch Madame Bonacieux hatte ihre Betrachtungen angestellt, jedoch über etwas anderes als über den Ehrgeiz; ihre Gedanken bewegten sich stets unwillkürlich um jenen schönen, jungen Mann, der ihr so wacker und so verliebt geschienen hatte.

Obwohl sich die beiden Gatten seit mehr als acht Tagen nicht gesehen hatten, und obwohl während dieser Woche wichtige Ereignisse zwischen ihnen vorgefallen waren, so begegneten sie sich doch mit einer gewissen Spannung; nichtsdestoweniger offenbarte Herr Bonacieux eine aufrichtige Freude und ging seiner Frau mit offenen Armen entgegen. Madame Bonacieux bot ihm die Stirn zum Kuß und sagte: »Laß uns ein wenig sprechen.«

»Wie?« fragte Bonacieux erstaunt.

»Ja, gewiß, ich habe dir etwas höchst Wichtiges zu sagen.«

»Nun, auch, ich habe einige ziemlich ernste Fragen an dich zu stellen. Ich bitte dich, gib mir ein bißchen Aufschluß über deine Entführung.«

»In diesem Augenblick handelt es sich nicht um das,« versetzte Madame Bonacieux.

»Um was handelt es sich denn? um meine Gefangennehmung?«

»Ich wußte schon darum an dem nämlichen Tage; da du dich aber keines Verbrechens schuldig gemacht hast, so legte ich auf diesen Vorfall kein anderes Gewicht, als er verdiente.« Bonacieux war ein bißchen verletzt ob der geringen Teilnahme, die ihm seine Frau bewies, und sagte:

»Madame, Ihr sprecht da allerliebst; wisset Ihr wohl, daß ich einen Tag und eine Nacht lang in einem Kerker der Bastille geschmachtet habe?«

»Ein Tag und eine Nacht sind bald vorüber; lassen wir also deine Gefangenschaft beiseite und kommen wir auf das zurück, was mich hierher brachte.«

»Wie? was dich hierher brachte– war es also nicht die Sehnsucht, deinen Gatten wiederzusehen, von dem du acht Tage lang getrennt warst?« fragte der Krämer, noch empfindlicher verletzt.

»Zuerst von dem und dann von etwas anderm.«

»Sprich.«

»Es ist eine höchst wichtige Sache, von der vielleicht unser künftiges Glück abhängt.«

»Madame! seit wir uns nicht mehr gesehen, hat sich unser künftiges Glück bedeutsam geändert, und es sollte mich nicht wundern, wenn uns in Mondenfrist recht viele Leute beneiden.«

»Ja, zumal wenn du der Weisung folgst, die ich dir geben werde.«

»Mir?«

»Ja, dir! Es ist da ein gutes und frommes Werk zu verrichten, mein Freund, und zugleich auch viel Geld zu verdienen.«

Madame Bonacieux wußte recht Wohl, wenn sie vom Gelde sprach, faste sie ihren Mann bei seiner schwachen Seite. Wenn aber ein Mensch, ob er auch ein Krämer war, zehn Minuten lang mit dem Kardinal Richelieu gesprochen hatte, so war er nicht mehr derselbe Mensch. »Viel Geld zu verdienen!« sagte Bonacieux.

»Ja, viel!«

»Wieviel ungefähr?«

»Vielleicht tausend Pistolen.«

»Es ist also sehr wichtig, was du von mir begehrst?«

»Ja.«

»Was muß denn geschehen?«

»Du reisest auf der Stelle fort; ich übergebe dir ein Papier, das du unter keinem Vorwand aus den Händen läßt, und dahin abgibst, wohin es gehört.«

»Und wohin soll ich reisen?«

»Nach London.«

»Ich nach London? Ei, du scherzest nur, was hätte ich denn in London zu tun?«

»Aber andere bedürfen es, daß du dahin reisest.«

»Wer sind denn diese andern? Ich erkläre dir, daß ich nicht mehr blindlings handle und nicht bloß wissen will, was ich wage, sondern auch, für wen ich etwas wage.«

»Eine vornehme Person sendet dich und eine vornehme Person erwartet dich. Der Lohn wird über deine Wünsche hinausreichen; das ist alles, was ich dir sagen kann.«

»Wieder Intrigen und immer Intrigen! Dank dafür, jetzt traue ich nicht mehr, der Herr Kardinal hat mich darüber aufgeklärt.«

»Der Kardinal?« rief Madame Bonacieux, »hast du den Kardinal gesehen?«

»Er ließ mich rufen!« erwiderte der Krämer stolz.

»Und warst du so unklug, seiner Einladung nachzukommen?«

»Ich muß dir sagen, es stand nicht in meiner Willkür, mich zu ihm zu verfügen, oder nicht zu verfügen, denn ich befand mich zwischen zwei Wachen. Ich kann es nicht leugnen, daß ich damals, wo ich Seine Eminenz noch nicht kannte, überaus froh gewesen wäre, hätte ich mich diesem Besuch entziehen können.«

»Er hat dich also mißhandelt? er hat dir gedroht?«

»Er reichte mir die Hand, nannte mich seinen Freund, hörst du, Frau! seinen Freund. Ich, der Freund des großen Kardinals!«

»Des großen Kardinals!«

»Nun, Madame, wollt Ihr ihm etwa diesen Titel streitig machen?«

»Ich bestreite nichts, ich sage nur, daß eine solche Gunst eine ephemere ist. Es gibt Größen, die über die seinige erhaben sind, und nicht auf der Laune eines Menschen oder dem Erfolg eines Ereignisses beruhen, und auf solche Größen muß man vertrauen und sich ihnen anschließen.«

»Madame, es tut mir leid, allein ich kenne keine andere Größe, als die des großen Mannes, dem zu dienen ich die Ehre habe.«

»Du dienest somit dem Kardinal?«

»Ja, Madame, und als sein Diener werde ich es nicht zugeben, daß Ihr gegen die Sicherheit des Staates an Komplotten teilnehmet, und einer Frau, die keine Französin ist und ein spanisches Herz hat, bei ihren Intrigen dienstbar seid. Glücklicherweise ist der große Kardinal da; sein wachsames Auge dringt bis in des Herzens Grund.« Bonacieux wiederholte Wort für Wort eine Redensart, die er vom Grafen Rochefort sagen hörte; allein die arme Frau, die auf ihren Gemahl gerechnet und sich in dieser Hoffnung bei der Königin für ihn verantwortlich gemacht hatte, zitterte nicht weniger sowohl wegen der Gefahr, in die sie sich versetzt fühlen mußte, als auch wegen der Ohnmacht, in der sie sich befand. Da sie indes die Schwachheit und insbesondere die Habsucht ihres Gatten kannte, so verzweifelte sie noch nicht daran, ihn für ihre Zwecke zu gewinnen.

»Ach, Ihr seid ein Kardinalist, mein Herr,« sprach sie, »ach, Ihr frönt der Partei derjenigen, die Eure Frau mißhandeln und Eure Königin beschimpfen.«

»Den allgemeinen Interessen gegenüber sind die Privatinteressen nichts. Ich bin für diejenigen, die den Staat retten,« sagte Bonacieux mit Nachdruck.

Das war wieder eine Redensart des Grafen von Rochefort.

»Und wißt Ihr auch, was der Staat ist?« fragte Madame Bonacieux, die Achsel zuckend. »Begnügt Euch, ein Bürger zu sein ohne alle Spitzfindigkeit, und wendet Euch auf die Seite, die Euch die meisten Vorteile bietet.«

»He! he!« lachte Bonacieux, indem er auf einen Sack mit rundem Wanste klopfte, der einen Silberklang von sich gab, »was sagt Ihr zu dem hier, Frau Predigerin?«

»Woher habt Ihr dieses Geld?«

»Das erratet Ihr nicht.«

»Etwa vom Kardinal?«

»Von ihm und von meinem Freunde, dem Grafen von Rochefort.«

»Von dem Grafen von Rochefort? aber das ist ja derjenige, der mich entführt hat.«

»Das ist möglich, Madame.«

»Und Ihr nehmet Geld an von diesem Menschen?«

»Habt Ihr nicht gesagt, diese Entführung war rein politischer Art?«

»Ja, allein diese Entführung hatte zum Zweck, mich zu vermögen, daß ich meine Gebieterin verrate, mir aus der Folter Geständnisse zu erpressen, welche die Ehre und vielleicht auch das Leben meiner erhabenen Herrin gefährden sollten.«

»Madame,« erwiderte Bonacieux, »Eure erhabene Gebieterin ist eine treulose Spanierin, und was der große Kardinal tut, das ist wohlgetan.«

»Mein Herr,« sprach die junge Frau, »ich wußte wohl, daß Ihr feig, habgierig und schwachköpfig seid, daß Ihr aber auch unehrbar seid, wußte ich nicht.«

»Madame,« sagte Bonacieux, der seine Gemahlin noch nie in Zorn gesehen und der vor ehelichem Zank zurückschauderte, »Madame, was sprecht Ihr da?«

»Ich sage, daß Ihr ein Elender seid,« fuhr Madame Bonacieux fort, die es wohl merkte, daß sie wieder einigen Einfluß auf ihren Gatten gewann. »Ah, Ihr treibt Politik, und zwar kardinalistische Politik! Ihr verkauft Leib und Seele für Geld an den bösen Feind?«

»Schweigt, Madame, schweigt, man könnte Euch hören.«

»Ja, Ihr habt recht, und ich würde mich für Euch um Eurer Feigheit willen schämen.«

»Aber sagt, was begehrt Ihr denn von mir?«

»Ich habe Euch gesagt, mein Herr, Ihr sollet auf der Stelle abreisen, und den Auftrag, dessen ich Euch würdige, allsogleich vollziehen; unter dieser Bedingung will ich alles vergeben und vergessen, und noch mehr...«– sie bot ihm die Hand– »ich will Euch wieder meine Freundschaft schenken.« Bonacieux war feig und habsüchtig, doch liebte er seine Frau und wurde weich. Ein Mann von fünfzig Jahren kann gegen eine Frau von dreiundzwanzig Jahren nicht lange einen Groll bewahren. Madame Bonacieux sah, daß er zauderte, und sprach: »Nun, seid Ihr entschlossen?«

»Aber bedenkt doch ein wenig, liebe Freundin, was Ihr von mir verlangt; London ist weit von Paris, sehr weit, und vielleicht ist der Auftrag, den Ihr mir gebt, nicht ohne Gefahr?«

»Was liegt daran, wenn Ihr derselben ausweicht?«

»Doch, Madame Bonacieux, doch,« versetzte der Krämer, »ich widersetze mich geradezu Eurem Verlangen; die Intrigen machen mich schaudern, ich habe die Bastille gesehen! Brrr! die Bastille ist schrecklich. Nur daran denkend, durchrieselt mich ein Schauer. Man drohte mir mit der Folter. Wißt Ihr, was die Folter ist? Hölzerne Keile, die man einem zwischen die Beine treibt, bis die Knochen krachen! Nein, ich bin entschlossen, nicht abzureisen. Hm, zum Kuckuck, warum geht Ihr denn nicht selbst?«

»Wahrlich, ich glaube, daß ich mich in bezug auf Euch bis jetzt nicht geirrt habe. Ihr seid ein Mann, und dazu einer der tollkühnsten.«

»Und Ihr– Ihr seid ein Weib, ein erbärmliches, albernes und abgestumpftes Weib.«

»Ha, Ihr fürchtet Euch. Nun gut, wenn Ihr nicht auf der Stelle abreiset, lasse ich Euch auf Befehl der Königin verhaften und in die Bastille stecken, vor der Ihr solche Angst habt.«

Bonacieux versank in tiefes Nachdenken, er erwog reiflich in seinem Gehirn den doppelten Zorn, den des Kardinals und den der Königin; der des Kardinals zeigte sich ungemein überwiegend. »Lasset mich von seiten der Königin verhaften,« sprach er, »ich werde meine Zuflucht zu Seiner Eminenz nehmen.« Madame Bonacieux fühlte, sie sei schon zu weit gegangen und erschrak darüber. Sie betrachtete ein Weilchen mit Ängstlichkeit jenes dumme Gesicht, auf dem sich eine unbeugsame Entschlossenheit ausprägte, wie das schon ist bei Blöden, die sich fürchten.

»Wohlan, es sei!« sprach sie, »vielleicht habt Ihr am Ende doch recht: ein Mann sieht in der Politik schärfer als Frauen, zumal Ihr, Herr Bonacieux, der Ihr mit dem Kardinal gesprochen habt. Indes ist es doch hart,« fügte sie hinzu, »daß mein Gemahl, ein Mann, auf dessen Liebe ich rechnen zu können glaubte, mich so lieblos behandelt und meinen Wünschen nicht willfahrt.«

»Weil Ihre Wünsche zu weit führen könnten,« antwortete Bonacieux triumphierend, »und weil ich Ihnen mißtraue.«

»So will ich davon abstehen,« sagte die junge Frau seufzend, »gut, reden wir nichts mehr davon.«

»Wenn Ihr mir doch wenigstens sagen möchtet, was ich in London tun soll«, erwiderte Bonacieux, der sich etwas spät daran erinnerte, daß ihm Rochefort den Auftrag gegeben, die Geheimnisse seiner Gemahlin zu erforschen. »Es ist unnötig, daß Ihr es erfahret,« entgegnete die junge Frau, die jetzt ein instinktmäßiges Mißtrauen zurückhielt. Allein, je mehr die junge Frau zauderte, um so wichtiger dachte sich Bonacieux das

Geheimnis, das ihm anzuvertrauen sie sich weigerte. Er beschloß daher, auf der Stelle zu Herrn von Rochefort zu gehen und ihm zu melden, daß die Königin einen Boten suche, um ihn nach London zu schicken. »Vergebt, wenn ich Euch verlasse, liebe Madame Bonacieux,« sagte er, »da ich aber nicht wußte, daß Ihr zu mir kommt, so habe ich einem meiner Freunde ein Rendezvous gegeben: ich kehre sogleich wieder zurück, und wollet Ihr bloß eine halbe Minute warten, so will ich Euch, wie ich meinen Freund abgefertigt habe, hier abholen und nach dem Louvre zurückführen, da es schon spät zu werden anfängt.«

»Danke, mein Herr,« antwortete Madame Bonacieux, »Ihr seid nicht wacker genug, um mir dienstbar zu sein; ich will allein nach dem Louvre zurückkehren.«

»Wie es beliebt, Madame Bonacieux,« entgegnete der Exkrämer. »Werde ich Euch bald wiedersehen?«

»Zweifelsohne. In der kommenden Woche wird mir mein Dienst, wie ich hoffe, einige Freiheit gönnen, und diese will ich benutzen, um in unsern Angelegenheiten wieder Ordnung herzustellen, die wohl ein bißchen gestört worden sein muß.«

»Gut, ich erwarte Euch... Ihr seid mir doch nicht gram?«

»Ich —- nicht im geringsten.«

»Nun, auf baldiges Wiedersehen.«

»Gewiß.« Bonacieux küßte seiner Gemahlin die Hand und ging rasch fort. »Nun,« sagte Madame Bonacieux, als ihr Mann hinter sich die Tür zugemacht hatte und sie sich allein befand, »diesem Einfältigen ging nichts mehr ab, als daß er Kardinalist wurde. Und ich, die ich der Königin dafür Bürge stand, ich, die ich meiner armen Gebieterin versprochen... O, mein Herr Bonacieux, ich habe Euch nie so recht geliebt, allein jetzt steht die Sache noch schlechter. Ich hasse Euch und gebe mein Wort, daß Ihr es büßen werdet.«

In dem Moment, als sie dieses sprach, vernahm sie einen Schlag an der Zimmerdecke und lichtete den Kopf empor; eine Stimme rief ihr von der Höhe zu: »Liebe Madame Bonacieux! Öffnen Sie mir die kleine Pforte am Gang und ich will zu Ihnen hinabkommen.«

Der Liebhaber und der Gemahl.

Als d'Artagnan durch die Tür eintrat, die ihm die junge Frau öffnete, sagte er: »Madame Bonacieux, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie da einen trübseligen Gemahl haben.«

»Haben Sie denn unser Gespräch gehört?« fragte Madame Bonacieux und blickte d'Artagnan mit Unruhe an. »Ganz und gar!«

»Wie das? mein Gott!«

»Durch ein nur mir bekanntes Verfahren, durch das ich auch Ihr etwas lebhafteres Gespräch mit den Häschern vernommen habe.«

»Und was verstanden Sie von dem, was wir besprachen?«

»Tausend Dinge. Fürs erste, daß Ihr Gemahl schwachköpfig und einfältig ist; daß Sie glücklicherweise in Verlegenheit sind, was mir sehr angenehm ist, denn es gibt mir Gelegenheit, mich zu Ihrem Dienst anzubieten, und Gott weiß, daß ich bereit bin, für Sie ins Feuer zu gehen; daß endlich die Königin einen verständigen braven und ergebenen Mann zu einer Reise nach London benötigt. Ich habe mindestens zwei dieser Eigenschaften an mir, und stehe damit zu Diensten.« Madame Bonacieux, antwortete nicht, doch pochte ihr Herz vor Freude und eine stille Hoffnung strahlte aus ihren Blicken. »Welche Bürgschaft können Sie mir stellen,« fragte sie, »wenn ich Ihnen diese Sendung übertragen wollte?«

»Meine Liebe für Sie! Sprechen, befehlen Sie, was habe ich zu tun?«

»Mein Gott! mein Gott!« stammelte die junge Frau, »soll ich Ihnen dieses Geheimnis anvertrauen, mein Herr? Sie sind ja fast noch ein Kind.«

»Geht, ich sehe, daß jemand für mich einstehen müßte.«

»Ich bekenne es, das würde mich ungemein beruhigen.«

»Kennen Sie Athos?«

»Nein!«

»Porthos?«

»Nein!«

»Aramis?«

»Nein; wer sind denn diese Herren?«

»Musketiere des Königs. Kennen Sie Herrn von Tréville, ihren Kapitän?«

»O ja! diesen kenne ich, zwar nicht persönlich, doch hörte ich die Königin oft von ihm als von einem braven und würdigen Edelmann sprechen.«

»Nicht wahr. Sie fürchten nicht, daß er Sie an den Kardinal verraten würde?«

»O nein, gewiß nicht.«

»Nun, so vertrauen Sie diesem Ihr Geheimnis an, und fragen Sie ihn, ob Sie mir dasselbe offenbaren können, wie wichtig, kostbar und schauerlich es auch sein mag.«

»Allein, das Geheimnis gehört nicht mir, und so kann ich es nicht preisgeben.«

»Sie wollten es doch Herrn Bonacieux anvertrauen,« sprach Herr d'Artagnan mit etwas Unwillen. »So wie man einen Brief der Höhlung eines Baumes, dem Flügel einer Taube, dem Hals eines Hundes anvertraut.«

»Sie sehen aber doch, daß ich Sie liebe.«

»Sie sagen es.«

»Ich besitze Artigkeit.«

»Das glaube ich.«

»Ich bin mutvoll.«

»O, davon bin ich überzeugt.«

»Nun, so stellen Sie mich auf die Probe.«

»Hören Sie,« sagte sie zu ihm, »ich gebe Ihren Beteuerungen, Ihren Versicherungen nach; allein ich schwöre Ihnen vor Gott, der uns hört, daß ich mich töte und Sie meines Todes anklage, wenn Sie Verrat gegen mich üben.«

»Und ich schwöre Ihnen vor Gott, Madame,« entgegnete d'Artagnan, »daß ich, wenn ich bei der Erfüllung Ihrer Aufträge verhaftet werde, sterbe, ehe ich etwas tue oder sage, was irgend jemand in Gefahr bringen könnte.« Nun vertraute ihm die junge Frau das schauerliche Geheimnis, von dem ihm bereits der Zufall einen Teil enthüllt hatte. Das war ihre wechselseitige Liebeserklärung. D'Artagnan strahlte vor Freude und Stolz. Das Geheimnis, das er besaß, die Frau, die er liebte, das Vertrauen und die Liebe machten aus ihm einen Riesen. »Ich reise ab,« sprach er, »ich will sogleich abreisen.«

»Wie, Sie reisen ab?« rief Madame Bonacieux. »Ihr Regiment? Ihr Kapitän?«

»Bei meiner Seele, liebe Konstanze, Sie ließen mich alles das gänzlich vergessen! Ja, Sie haben recht, ich brauche einen Urlaub.«

»Wieder ein Hindernis,« murmelte Madame Bonacieux schmerzlich. »O, seien Sie ruhig, über das werde ich hinauskommen,« sagte d'Artagnan nach kurzer Überlegung. »Wieso?«

»Ich gehe noch diesen Abend zu Herrn von Tréville und bitte ihn, daß er diese Gunst bei seinem Schwager, Herrn des Essarts, auswirke.«

»Jetzt noch etwas anderes.«

»Was?« fragte d'Artagnan, als er Madame Bonacieux innehalten sah. »Haben Sie vielleicht kein Geld?«

»Vielleicht ist zuviel,« versetzte d'Artagnan lächelnd, »Nun,« erwiderte Madame Bonacieux, öffnete einen Schrank nnd nahm darauf jenen Sack hervor, den ihr Gemahl eine halbe Stunde zuvor so geliebkost hatte, »nehmen Sie diesen Sack.«

»Das ist der des Kardinals!« rief d'Artagnan, in lautes Lachen ausbrechend. »Das ist der des Kardinals,« entgegnete Madame Bonacieux; »Sie sehen, er repräsentiert sich unter einer sehr achtbaren Gestalt.«

»Fürwahr!« rief d'Artagnan, »es wird doppelt erfreulich sein, die Königin mit dem Gelde Seiner Eminenz zu retten.«

»Sie sind ein liebenswürdiger und einnehmender junger Mann,« sagte Madame Bonacieux. »Glauben Sie mir, daß Ihre Majestät nicht undankbar sein werde.«

»O, ich bin schon großmütig belohnt,« rief d'Artagnan, »ich liebe Sie, und Sie erlauben mir, es Ihnen sagen zu dürfen; das ist mehr Glück, als ich zu hoffen wagte.«

»Stille!« entgegnete Madame Bonacieux zitternd. »Was ist's?«

»Man spricht auf der Gasse.«

»Es ist die Stimme —-«

»Meines Gatten. Ja, ich erkenne sie.« D'Artagnan lief zur Tür und schob den Riegel vor. »Er trete nicht früher ein, als bis ich fort bin, und erst wenn ich mich entfernt habe, schließen Sie ihm auf.«

»Ja, aber auch ich sollte mich entfernt haben. Wie ließe sich, wenn ich hier wäre, das Verschwinden des Geldes rechtfertigen?«

»Sie haben recht, auch Sie müssen fortgehen.«

»Fortgehen —- wie? er wird uns sehen.«

»So müssen Sie in meine Wohnung hinaufsteigen.«

»Ha,« rief Madame Bonacieux, »Sie sagen mir das in einem Tone, der mir Angst einflößt.« Madame Bonacieux sprach diese Worte mit einer Träne in den Augen. D'Artagnan bemerkte diese Träne und warf sich bewegt und gerührt auf die Knie vor ihr nieder. »Bei mir«, stammelte er, »sind Sie so sicher wie in einem Tempel, ich gebe Ihnen mein Wort als Edelmann.«

»So gehen wir,« sprach sie; »ich vertraue Ihnen, mein Freund.« D'Artagnan schob wieder vorsichtig den Riegel zurück, und beide glitten leicht wie Schatten durch die innere Tür in den Gang, stiegen geräuschlos über dir Treppe und gingen in d'Artagnans Zimmer.

Als sie sich nun hier befanden, verrammelte der junge Mann zur größten Sicherheit die Tür; dann traten sie beide zum Fenster und sahen durch eine Ritze des Balkens Herrn Bonacieux, der sich mit einem Mann im Mantel unterredete. Bei dem Anblick des Mannes im Mantel sprang d'Artagnan auf, entblößte halb seinen Degen und stürzte zur Tür. Es war der Mann von Meung. »Was wollen Sie tun?« rief Madame Bonacieux. »Sie bereiten unser Verderben.«

»Aber ich habe geschworen, diesen Menschen zu töten!« rief d'Artagnan. »Ihr Leben ist in diesem Moment angelobt und gehört nicht Ihnen. Im Namen der Königin verbiete ich Ihnen, sich in irgend eine Gefahr, als in die der Reise zu begeben.«

»Und befehlen Sie mir in Ihrem eigenen Namen nichts?«

»In meinem Namen,« versetzte Madame Bonacieux mit lebhafter Rührung, »in meinem Namen bitte ich Sie. Doch horchen wir; mich dünkt, daß sie von mir reden.« D'Artagnan näherte sich wieder dem Fenster und horchte. Herr Bonacieux machte die Tür wieder auf, und als er die Wohnung leer fand, kehrte er zu dem Mann im Mantel zurück, den er einen Augenblick allein gelassen hatte. »Sie ist fort,« sprach er, »sie wird nach dem Louvre zurückgekehrt sein.«

»Seid Ihr versichert,« entgegnete der Fremde, »daß sie es nicht ahnt, in welcher Absicht Ihr Euch entfernt habt?«

»Gewiß, versetzte Bonacieux mit Bestimmtheit, »sie ist eine allzu oberflächliche Frau.«

»Ist der Gardekadett zu Hause?«

»Ich glaube nicht; wie Sie sehen, ist sein Fensterbalken geschlossen und man sieht kein Licht durch die Spalten flimmern.«

»Gleichviel, man sollte sich überzeugen.«

»Wie das?«

»Man pocht an seiner Tür.«

»Ich will seinen Bedienten fragen.«

»Geht.« Bonacieux kehrte in sein Haus zurück, trat durch dieselbe Tür, durch welche die zwei Flüchtlinge gegangen waren, stieg zu d'Artagnan hinauf und pochte an die Tür. Niemand antwortete. Porthos hatte für diesen Abend Planchet ausgeborgt, um eine größere Figur zu spielen. D'Artagnan hütete sich, ein Lebenszeichen von sich zu geben. In dem Moment, wo der Finger des Bonacieux anklopfte, fühlten die zwei jungen Leute ihre Herzen heftig schlagen. »Es ist niemand hier,« murmelte Bonacieux. »Gleichviel, treten wir immerhin bei Euch ein, wir sind doch sicherer als auf einer Türschwelle.«

»O mein Gott!« seufzte Madame Bonacieux, »jetzt werden wir nichts mehr hören.«

»Im Gegenteil,« sagte d'Artagnan, »wir werden um so besser hören.« D'Artagnan hob die drei oder vier Dielen auf, die sein Zimmer zu einem zweiten Dionys-Ohr machten. breitete einen Teppich auf den Boden, kniete nieder und gab Madame Bonacieux einen Wink, sich gegen die Öffnung zu neigen, wie er es tat. »Seid Ihr versichert, daß niemand hier ist?« fragte der Unbekannte. »Ich bürge dafür,« versetzte Bonacieux. »Und Ihr denkt, daß Eure Gemahlin...«

»Nach dem Louvre zurückgekehrt ist.«

»Ohne daß sie mit jemand anderm als mit Euch sprach?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Das ist ein wichtiger Punkt, versteht Ihr wohl?«

»Ist also die Nachricht, die ich Ihnen brachte, von Bedeutung?«

»Von sehr großer, mein lieber Bonacieux, ich verhehle es Euch nicht.«

»So wird der Kardinal mit mir zufrieden sein?«

»Ich zweifle daran nicht.«

»Der große Kardinal!«

»Seid Ihr versichert, daß Eure Gemahlin, als sie mit Euch sprach, keine Eigennamen genannt hat.«

»Ich glaube nicht.«

»Sie hat weder Frau von Chevreuse, noch Herrn von Buckingham, noch Frau von Bernet genannt?«

»Nein, sie sagte mir bloß, daß sie mich nach London schicken wolle, um dem Interesse einer hochgestellten Person zu dienen.«

»Der Verräter!« flüsterte Madame Bonacieux. »Stille,« versetzte d'Artagnan und faßte sie bei der Hand, die sie ihm ließ, ohne daran zu denken. »Gleichviel!« fuhr der Mann im Mantel fort, »Ihr seid ein Schwachkopf, daß Ihr nicht getan habt, als ob Ihr den Auftrag übernehmen wollet. Ich besäße jetzt den Brief, der bedrohte Staat wäre gerettet, und Ihr...«

»Und ich?«

»Nun, der Kardinal würde Euch ein Adelsdiplom geben.«

»Hat er das gesagt?«

»Ja, er wollte Euch diese Überraschung bereiten.«

»O, seien Sie ruhig,« versetzte Bonacieux, »meine Frau hält mich hoch in Ehren, noch ist es Zeit.«

»Der Alberne!« flüsterte Madame Bonacieux. »Stille,« sagte d'Artagnan, indem er ihr die Hand noch wärmer drückte. »Wie, ist es noch Zeit?« fragte der Mann im Mantel. »Ich kehre nach dem Louvre zurück, erkundige mich nach Madame Bonacieux. und sage, daß ich mir die Sache überlegte, ich erneuere das Geschäft, nehme den Brief in Empfang und laufe zum Kardinal.«

»Nun, so beeilt Euch; ich möchte bald das Resultat Eures Ganges in Erfahrung bringen.« Der Unbekannte ging fort. »Der Abscheuliche!« rief Madame Bonacieux und bezeichnete mit diesem Prädikat abermals ihren Gemahl. »Stille!« rief d'Artagnan und drückte noch immer wärmer ihre Hand.

Ein entsetzliches Geheul unterbrach jetzt die Betrachtungen d'Artagnans und der Madame Bonacieux. Es war ihr Gemahl, der das Verschwinden seines Sackes gewahr wurde und über den Dieb fluchte. »O mein Gott!« rief Madame Bonacieux, »er wird das ganze Quartier in Aufruhr setzen.« Bonacieux kreischte noch lange fort, da sich aber ein ähnliches Geschrei häufig vernehmen ließ, so zog es niemand nach der Gasse Fossayeurs, und da überdies das Haus des Krämers seit einiger Zeit in bösem Leumund stand, so ging er fort, als er niemand kommen sah, und weil er sein Kreischen fortsetzte, so vernahm man seine Stimme noch ferne in der Richtung der Gasse Bac. »Da er nun fort ist, müssen auch Sie sich entfernen,« sagte Madame Bonacieux; »Mut und besonders Klugheit. Bedenken Sie, daß Sie sich der Königin widmen.«

»Ihr und Ihnen!« rief d'Artagnan; »seien Sie unbesorgt, schöne Konstanze, ich werde, Ihres Dankes würdig, zurückkommen; werden Sie mich aber dann auch Ihrer Liebe würdig halten?« Die junge Frau antwortete nur mit einer lebhaften Röte, die ihre Wangen bemalte. Wenige Augenblicke darauf entfernte sich auch d'Artagnan und hüllte sich gleichfalls in einen weiten Mantel, aus welchem kavaliermäßig die Scheide eines langen Degens hervorragte.

Feldzugsplan.

D'Artagnan verfügte sich unmittelbar zu Herrn von Tréville. Er hatte bedacht, der Kardinal würde in wenig Minuten durch diesen verwünschten Unbekannten, der sein Agent zu sein schien, in Kenntnis gesetzt werden, und urteilte ganz richtig, daß da kein Augenblick zu verlieren sei. Herr von Tréville war in seinem Salon mit seinem gewöhnlichen Hof von Edelleuten. D'Artagnan, den man als einen Hausfreund kannte, ging geradeswegs in sein Kabinett und ließ ihm melden, er erwarte ihn in einer wichtigen Angelegenheit. D'Artagnan war noch kaum fünf Minuten hier, als Herr von Tréville eintrat. »Sie ließen mich ersuchen, lieber Freund?« sprach Herr von Tréville. »Ja, mein Herr!« entgegnete d'Artagnan, »und Sie werden mir verzeihen, hoffe ich, daß ich Sie gestört habe, wenn Sie erfahren, wie wichtig die Angelegenheit ist, um die es sich handelt.«

»Sprechen Sie, ich höre.« D'Artagnan sagte mit gedämpfter Stimme: »Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Ehre, vielleicht auch um das Leben der Königin.«

»Was sagen Sie da?« rief Herr von Tréville und blickte rings umher, ob sie auch gewiß allein wären; dann richtete er seinen Blick wieder auf d'Artagnan. »Ich sage, mein Herr! daß ich zufällig ein Geheimnis erfuhr...«

»Welches Sie wohl bewahren werden, junger Mann, bei Ihrem Leben!«

»Das ich Ihnen aber anvertrauen muß, mein Herr! denn Sie allein können mir bei einer Sendung behilflich sein, die ich von Ihrer Majestät erhalten habe.«

»Gehört das Geheimnis bloß Ihnen an?«

»Nein, mein Herr, es ist das der Königin.«

»Sind Sie von Ihrer Majestät berechtigt, es mir anzuvertrauen?«

»Nein, mein Herr, im Gegenteil wurde mir das strengste Stillschweigen aufgetragen.«

»Und warum wollen Sie es mir gegenüber verletzen?«

»Weil ich, wie gesagt, ohne Sie nichts zu tun vermag, und weil ich fürchte, Sie könnten mir die Gnade verweigern, um die ich bitte, wenn Sie nicht wüßten, zu welchem Endzweck ich bitte.«

»Behalten Sie Ihr Geheimnis, junger Mann, und sagen Sie mir, was Sie wünschen.«

»Ich wünsche, Sie möchten mir bei Herrn des Essarts einen Urlaub von vierzehn Tagen erwirken.«

»Wann das?«

»Noch in dieser Nacht.«

»Verlassen Sie Paris?«

»Ich gehe in einem Auftrag.«

»Dürfen Sie sagen, wohin?«

»Nach London.«

»Hat jemand ein Interesse dabei, wenn Sie nicht an Ihr Ziel gelangen?«

»Der Kardinal gäbe alles in der Welt darum, glaube ich, wenn er mich daran verhindern könnte.«

»Reisen Sie allein?«

»Ich reise allein.«

»In diesem Falle kommen Sie nicht über Bondy hinaus, das sage ich Ihnen, so wahr ich Tréville bin.«

»Warum?«

»Man wird Sie umbringen lassen.«

»Dann sterbe ich in der Erfüllung meiner Pflicht.«

»Doch Ihre Sendung ist nicht vollbracht.«

»Das ist wahr,« entgegnete d'Artagnan, »Glauben Sie mir,« fuhr Tréville fort, »bei solchen Wagnissen sind vier vonnöten, wenn einer ankommen soll.«

»Sie haben recht, mein Herr,« versetzte d'Artagnan, »allein Sie kennen Athos, Porthos und Aramis, und wissen, daß ich über sie verfügen kann.«

»Ohne ihnen das Geheimnis anzuvertrauen, das ich nicht wissen wollte?«

»Wir gelobten uns ein- für allemal blindes Zutrauen und Ergebenheit in jeder Probe; überdies können Sie ihnen sagen, daß Sie all Ihr Vertrauen in mich setzen, und sie werden nicht weniger gläubig sein als Sie.«

»Ich kann bloß jedem von ihnen einen Urlaub von vierzehn Tagen schicken; Athos, der immer noch an seiner Wunde leidet, daß er die Bäder von Forges gebrauche; Porthos und Aramis, daß sie ihren Freund begleiten, den sie in einer so traurigen Lage nicht verlassen wollten. Die Übersendung des Urlaubs dient ihnen zum Beweis, daß ich sie zur Reise berechtige.«

»Dank, mein Herr, Sie sind hundertfach gütig.«

»Gehen Sie also auf der Stelle zu ihnen uud bringen Sie in dieser Nacht alles zur Ausführung. Fürs erste aber schreiben Sie Ihr Urlaubsgesuch au Herrn des Essarts. Vielleicht war Ihnen ein Spion auf der Spur, und Ihr Besuch, um den der Kardinal bereits weiß, wird dadurch legitimiert.« D'Artagnan faßte diese Bittschrift ab; Herr von Tréville übernahm sie und versicherte ihm, daß die vier Urlaubsscheine noch vor zwei Uhr morgens in den Wohnungen der Reisenden sein werden. »Haben Sie die Güte,« sagte d'Artagnan, »den meinigen zu Athos zu senden. Ich fürchte eine schlimme Begegnung, wenn ich nach Hause zurückkehrte.«

»Seien Sie ruhig. Gott befohlen und Glück zur Reise. Doch hören Sie,« rief Herr von Tréville zurückrufend. D'Artagnan kam wieder zurück. »Haben

Sie Geld?« D'Artagnan ließ den Sack klingeln, den er in der Tasche trug. »Ist es genug?« fragte Herr von Tréville. »Dreihundert Pistolen.«

»Gut, damit reist man bis ans Ende der Welt. Gehen Sie also.« D'Artagnan empfahl sich Herrn von Tréville, der ihm die Hand anbot, die der junge Mann mit Ehrfurcht und Dankbarkeit drückte.

Seinen ersten Gang machte er zu Aramis; er war seit jenem bewußten Abend, wo er Madame Bonacieux folgte, nicht mehr bei seinen Freunden gewesen. Ja, er hatte den jungen Musketier kaum gesehen, und so oft das geschah, glaubte er in seinem Antlitz eine tiefe Traurigkeit zu bemerken. Auch an diesem Abend war Aramis trübselig und träumerisch; d'Artagnan befragte ihn ob dieser fortwährenden Melancholie; Aramis entschuldigte sich mit einer Kommentierung des achtzehnten Hauptstückes des heiligen Augustin, das er für die kommende Woche lateinisch zu schreiben hätte, und das ihn sehr viel Anstrengung kosten würde. Kaum hatten sich die zwei Freunde ein Weilchen unterredet, als ein Diener des Herrn von Tréville eintrat und ein versiegeltes Paket brachte. »Was ist das?« fragte Aramis. »Der Urlaub, den der Herr verlangt hat,« sprach der Bote. »Ich? ich habe keinen Urlaub verlangt.«

»Schweigt und nehmt,« sagte d'Artagnan. »Und Ihr, mein Freund! da habt Ihr eine halbe Pistole für Eure Mühe. Meldet Herrn von Tréville, daß sich Aramis herzlich bedanke. Geht.« Der Lakai verneigte sich bis zur Erde und entfernte sich. »Was hat das zu bedeuten?« fragte Aramis. »Nehmt, was Ihr zu einer Reise nach vierzehn Tagen benötigt und folgt mir.«

»Ich kann aber Paris augenblicklich nicht verlassen, ohne zu wissen...« Aramis hielt inne. »Was aus ihr geworden ist – nicht wahr?« fuhr d'Artagnan fort. »Aus wem?« fragte Aramis. »Aus der Frau, die hier war, aus der Frau mit dem gestickten Sacktuch.«

»Wer hat Euch gesagt, daß hier eine Frau war?« fragte Aramis und wurde blaß wie der Tod. »Ich habe sie gesehen.«

»Und wißt Ihr, wer sie ist?«

»Ich glaube es wenigstens zu vermuten.«

»Hört,« sprach Aramis, »weil Ihr denn so vieles wisset, ist es Euch auch bekannt, was aus dieser Frau geworden ist?«

»Ich bin der Meinung, daß sie nach Tours zurückkehrte.«

»Nach Tours? ja, so ist's; Ihr kennt sie. Warum kehrte sie aber nach Tours zurück, ohne mir etwas zu sagen?«

»Weil sie verhaftet zu werden fürchtete.«

»Weshalb hat sie mir nicht geschrieben?«

»Weil sie besorgt war, euch zu gefährden.«

»Ja, so ist's. d'Artagnan; Ihr erweckt mich wieder zum Leben. Ich glaubte mich verachtet, verraten. Ich war so glücklich, sie wiederzusehen, und konnte es gar nicht glauben, sie würde für mich ihre Freiheit wagen, und doch, weshalb wäre sie nach Paris zurückgelehrt?«

»Aus demselben Grunde, der uns heute nach England gehen heißt.«

»Und was ist das für ein Grund?« fragte Aramis. »Das werdet Ihr einst schon erfahren, Aramis, für jetzt aber will ich die Zurückhaltung der Nichte des Doktors nachahmen,« Aramis lächelte, da er sich an das erinnerte, was er eines Abends seinen Freunden erzählte. »Da sie nun Paris wieder verlassen hat und Ihr das gewiß wisset, d'Artagnan, so hält mich hier nichts mehr zurück, ich bin Euch zu folgen bereit. Ihr sagt, wir gehen...«

»Für den Augenblick zu Athos, und wenn Ihr mitkommen wollet, so bitte ich zu eilen, da wir schon viel Zeit verloren haben. Doch sagt es Bazin.«

»Soll Bazin mit uns reisen?« fragte Aramis. »Vielleicht. Aber jedenfalls ist es gut, wenn er uns zu Athos folgt.« Aramis berief Bazin, und nachdem er ihm aufgetragen hatte, zu Athos nachzukommen, sprach er: »Gehen wir also.« Als sie fortgingen, legte Aramis seine Hand auf d'Artagnans Arm, blickte ihn fest an und sagte: »Ihr habt mit niemandem über jene Frau gesprochen?«

»Mit keiner Seele in der Welt.«

»Nicht einmal mit Athos und Porthos?«

»Ich gab keinen Laut von mir.«

»Das ist gut.« Aramis beruhigte sich über diesen wichtigen Punkt, setzte mit d'Artagnan den Weg fort und gelangte alsbald zu Athos.

Sie trafen ihn, wie er eben seinen Urlaub in der einen und den Brief des Herrn von Tréville in der andern Hand hielt. »Könnt Ihr mir erklären, was dieser Urlaub und dieser Brief, die ich eben empfing, zu bedeuten haben?« fragte Athos erstaunt. »Mein lieber Athos! Ich will, da es Ihre Gesundheit durchaus erfordert, daß Sie vierzehn Tage lang ausruhen. Gebrauchen Sie also die Bäder von Forges oder irgend ein anderes, das Ihnen zusagt, und suchen Sie, sich bald wiederherzustellen. Ihr wohlgeneigter Tréville.«

»Nun, Athos! dieser Urlaub und dieser Brief bedeuten, daß Ihr mit mir reisen sollt.«

»Iu die Bäder von Forges?«

»Dorthin oder anders wohin.«

»Für den Dienst des Königs?«

»Des Königs oder der Königin; sind wir nicht Diener Ihrer Majestäten?« In diesem Moment trat Porthos ein. »Beim Himmel!« rief er, »das ist eine sonderbare Geschichte; seit wann wird bei den Musketieren ein Urlaub bewilligt, wenn sie ihn nicht ansuchen?«

»Seit es Freunde gibt, die ihn für sie erbitten,« entgegnete d'Artagnan. »Ah, ah!« versetzte Porthos, »ist da etwas Neues im Spiel?«

»Ja, wir reisen ab,« sagte Aramis. »In welches Land?« fragte Porthos. »Bei meiner Treu, das weiß ich selbst nicht,« erwiderte Athos, »befrag' d'Artagnan darüber.«

»Nach London, meine Herren,« sagte d'Artagnan. »Nach London!« rief Porthos; »was haben wir denn in London zu tun?«

»Das kann ich Euch nicht sagen, meine Herren, Ihr müßt mir vertrauen.«

»Um aber nach London zu reisen,« fügte Porthos hinzu, »ist Geld vonnöten, und das habe ich nicht.«

»Ich auch nicht,« sagte Aramis. »Ich ebenfalls nicht,« versetzte Athos. »Aber ich habe es, sprach d'Artagnan, nahm seinen Schatz aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch. »In diesem Sack sind dreihundert Pistolen. Jeder von uns nimmt davon fünfundsiebzig, das reicht aus, um nach London und von dort wieder zurückzureisen. Überdies seid ruhig, wir werden nicht alle bis London kommen.«

»Warum das?«

»Weil aller Wahrscheinlichkeit zufolge einige von uns auf dem Wege bleiben werden.«

»Ist es also gefährlich, was wir unternehmen?«

»Und zwar sehr gefährlich, das kann ich Euch sagen.«

»Hm, da wir Gefahr laufen, getötet zu werden,« sagte Porthos, »so möchte ich wenigstens wissen, warum?«

»Da wirst du es weit bringen,« sagte Athos. »Indes teilte ich die Ansicht des Porthos,« versetzte Aramis. »Pflegt Euch denn der König Rechenschaft abzulegen? Nein, er sagt Euch bloß: ›Meine Herren! In der Gascogne oder in Flandern gibt es zu kämpfen, geht und kämpft!‹ – Ihr geht dahin. Warum? das kümmert Euch nicht.«

»D'Artagnan hat recht,« sprach Athos. »Da sind unsere drei Urlaubscheine, die von Herrn von Tréville kommen, und hier dreihundert Pistolen, die Gott weiß woher kommen. Lassen wir uns also töten, wo man uns sagt, daß wir hingehen sollen. Wann reisen wir also ab?« fragte Athos. »Auf der Stelle,« antwortete d'Artagnan; »es ist keine Minute zu verlieren.«

»Jetzt entwerfen wir unsern Feldzugsplan,« sagte Porthos. »Wohin wollen wir fürs erste gehen?«

»Nach Calais,« erwiderte d'Artagnan. »Das ist die geradeste Linie, um nach London zu kommen.«

»Nun,« versetzte Porthos, »vernehmt meine Meinung.«

»Sprich.«

»Vier Männer, die mitsammen reisen, würden sich verdächtig machen; d'Artagnan wird jedem von uns seine Weisungen geben. Ich reise voraus nach Boulogne, um den Weg lichter zu machen; Athos reist zwei Stunden später ab auf der Straße nach Amiens; Aramis folgt uns auf jener von Royon; was d'Artagnan betrifft, so wähle er sich selbst seinen Weg, und nimmt die Kleider von Planchet, indes uns Planchet als d'Artagnan in der Gardeuniform folgt.«

»Meine Herren,« sprach Athos, »nach meiner Ansicht sollte man Lakaien nicht in solche Angelegenheiten ziehen; ein Geheimnis kann von Edelleuten wohl zufällig verraten werden, doch verkauft wird es fast immer von Lakaien.«

»Der Plan des Porthos kommt mir nicht ausführbar vor,« sagte d'Artagnan, »indem ich selbst nicht weiß, was für Weisungen ich Euch geben soll. Ich habe einen Brief zu überbringen, das ist alles. Ich kann und darf nicht drei Abschriften von dem Briefe machen, da er versiegelt ist; wir müssen somit, glaube ich, miteinander reisen. Diesen Brief trage ich hier in der Tasche. (Er deutete auf die Tasche, worin sich der Brief befand.) Wenn man mich umbringt, so nehme ihn einer von Euch, und Ihr setzet die Reise fort; wird auch dieser umgebracht, so trifft die Reihe einen andern, und so fort; es ist genug, wenn nur einer ans Ziel kommt.«

»Bravo, d'Artagnan! ich teile deine Ansicht,« rief Athos, »Überdies muß man konsequent sein. Ich will die Bäder gebrauchen, Ihr begleitet mich; statt der Bäder in Forges will ich Seebäder nehmen; ich kann tun. was ich will. Man will uns verhaften; ich weise den Brief des Herrn von Tréville, und Ihr weiset Euren Urlaub vor; man greift uns an, wir setzen uns zur Wehr; man zieht uns vor Gericht, wir behaupten fest und starr, wir haben nichts anderes vor, als uns einigemal ins Meer zu tauchen; vier vereinzelte Männer wären bald aufgerieben, während vier verbundene eine Rotte

bilden; wir bewaffnen die vier Lakaien mit Pistolen und Musketen; sendet man gegen uns eine Armee, wir liefern ihr eine Schlacht, und der Überlebende wird, wie d'Artagnan gesagt hat, den Brief an Ort und Stelle bringen.«

»Gut gesprochen!« rief Aramis; »du sprichst nicht viel, Athos, doch was du sagst, hat Hände und Füße. Ich billige den Plan von Athos. Und – du, Porthos?«

»Auch ich,« entgegnete Porthos, »wenn er d'Artagnan gefällt. Da d'Artagnan der Überbringer des Briefes ist, so ist er natürlich auch das Haupt des Unternehmens; er entscheide, und wir wollen ausführen.«

»Gut,« sprach d'Artagnan, »ich stimme für den Plan des Athos, und wir brechen in einer halben Stunde auf.«

»Angenommen!« riefen die drei Musketiere im Chore.

Die Reise.

Um zwei Uhr früh verließen unsere vier Abenteurer Paris und zogen durch die Barriere Saint-Denis; sie verhielten sich stumm, so lange es Nacht war, ließen die Dunkelheit unwillkürlich ihren Einfluß ans sich ausüben und sahen überall einen Hinterhalt. Bei den ersten Strahlen des Tages entfesselten sich ihre Zungen; mit der Sonne kehrte ihr froher Sinn zurück; es war am Vorabend einer Schlacht; das Herz pochte, die Augen strahlten, man fühlte, daß das Leben, aus dem man vielleicht bald treten sollte, zuletzt doch ein gutes Ding war. Alles ging recht gut bis nach Chantilly, wo man gegen acht Uhr früh ankam. Man mußte frühstücken und stieg vor einer Schenke ab, die als Schild den heiligen Martin hatte, dargestellt, wie er die Hälfte seines Mantels einem Armen gibt. Man trug den Lakaien auf, die Pferde nicht abzusatteln und zur baldigen Weiterreise bereit zu sein. Man ging in das Gemeinzimmer und setzte sich an einen Tisch. Ein Edelmann, der auf der Straße von Dammartin angekommen war, saß an demselben Tisch und frühstückte. Er begann die Unterredung über Regen und schönes Wetter; die Reisenden antworteten; er trank auf ihre Gesundheit und die Reisenden erwiderten diese Höflichkeitsbezeigung. Jedoch in dem Moment,

wo Mousqueton meldete, die Rosse ständen bereit, und wo man sich erhob, schlug der Fremde Porthos vor, auf die Gesundheit des Kardinals zu trinken. Porthos erwiderte, es wäre ihm ganz recht, wenn der Fremde auch auf die Gesundheit des Königs trinken wollte. Der Fremde aber antwortete: er kenne keinen andern König als Seine Eminenz. Porthos nannte ihn einen Betrunkenen; der Fremde zog vom Leder. »Da habt Ihr eine Dummheit begangen,« rief Athos, »doch gleichviel, da läßt sich nicht mehr zurücktreten; tötet diesen Mann und eilt uns nach, so schnell Ihr es vermöget.« Und alle drei stiegen wieder zu Pferd und sprengten mit verhängten Zügeln davon, indes Porthos seinem Gegner versprach, er wolle ihn mit allen Stößen durchbohren, die man in der Fechtkunst kennt. »Das ist der erste,« sprach Athos nach fünfhundert Schritten. »Warum hat aber dieser Mann lieber Porthos angegriffen, als jeden andern?« fragte Aramis. »Nun,« versetzte d'Artagnan, »weil Porthos viel lauter sprach als wir alle, so hielt er ihn für den Führer.«

»Ich habe es immerhin gesagt, dieser Kadett aus der Gascogne sei ein Brunnen der Weisheit,« murmelte Athos. Die Reisenden setzten ihren Weg fort.

In Beauvais verweilte man zwei Stunden, um sowohl die Pferde sich erholen zu lassen, als auch, um auf Porthos zu warten. Da nach Verlauf von zwei Stunden weder Porthos noch eine Nachricht von ihm eintraf, setzte man die Reise fort. Eine Meile von Beauvais, an einer Stelle, wo der Weg zwischen zwei Böschungen eingeengt war, traf man auf acht bis zehn Menschen, die den Umstand nützten, daß hier die Straße ungepflastert war, und sich stellten, als ob sie hier arbeiteten, um Löcher zu graben und Kotgleise zu machen. Aramis, der in diesem künstlichen Sumpf seine Stiefel zu besudeln fürchtete, ließ sie mit harten Worten an. Athos wollte ihn zurückhalten, doch es war schon zu spät. Die Arbeiter fingen an, die Reisenden zu verhöhnen, und ihre Keckheit entflammte den kalten Athos dergestalt, daß er auf einen derselben losritt. Da zog sich jeder von diesen Menschen bis zum Graben zurück und ergriff dort eine versteckte Muskete; das Resultat war, daß unsere Reisenden buchstäblich durchs Feuer gehen mußten. Aramis wurde an der Schulter von einer Kugel getroffen, Mousqueton von einer andern, die im fleischigen Teil der Hüften steckenblieb. Indes fiel Mousqueton allein vom Pferde; nicht als wäre er so

schwer verwundet gewesen, sondern weil er die Wunde nicht sehen konnte, so glaubte er, daß er viel gefährlicher verletzt sei, als es wirklich der Fall war. »Das ist ein Hinterhalt!« rief d'Artagnan, »erwidern wir das Feuer nicht und eilen wir weiter.« Der schwerverwundete Aramis faßte sein Pferd an der Mähne, und dieses trabte mit den andern fort. Jenes von Mousqueton holte sie wieder ein und trabte in seiner Reihe ganz allein. »Da haben wir jetzt ein Pferd zum Wechseln,« sprach Athos. »Ein Hut wäre mir lieber,« entgegnete d'Artagnan, »den meinigen hat mir eine Kugel weggerissen. Zum Glück ist der Brief, den ich trage, nicht darin gewesen.«

»Ha, sie werden den armen Porthos töten, wenn er vorüberzieht,« sagte Aramis. »Wäre Porthos auf den Beinen,« versetzte Athos, »hätte er uns sicher schon eingeholt. Ich glaube, der Trunkenbold ist auf dem Kampfplatz nüchtern geworden.«

Man trabte noch zwei Stunden lang fort, obgleich die Rosse bereits so erschöpft waren, daß zu befürchten stand, sie würden alsbald den Dienst versagen. Die Reisenden wählten einen Seitenweg, da sie hier weniger behelligt zu werden hofften, jedoch in Crévecoeur erklärte Aramis, daß er nicht mehr weiterreisen könne. Er mußte auch wirklich alle Kräfte aufbieten, die er unter seiner feinen Gestalt und seinen artigen Manieren barg, um bis hierher zu kommen. Er erblaßte mit jedem Augenblick, und man war genötigt, ihn auf seinem Pferde zu unterstützen; man hob ihn vor der Tür einer Herberge herab und gab ihm Bazin bei, der ohnedies bei einem Scharmützel mehr hinderlich als förderlich war, und zog von dannen, in der Hoffnung, in Amiens Nachtlager halten zu können. Als sie auf der Straße sahen, daß sie bis auf zwei Herren und auf Grimaud und Planchet zusammengeschmolzen waren, rief Athos: »Zum Henker! ich werde nicht ihr Narr sein, und bürge Euch dafür, Sie werden mich bis Calais nicht dahinbringen, daß ich den Mund auftue oder den Degen ziehe. Das schwöre ich –«

»Schwören wir nicht,« entgegnete d'Artagnan, »und traben wir weiter, wenn es anders unsere Pferde aushalten.« Die Reisenden spornten ihre Pferde an, die, lebhaft aufgestachelt, wieder ihre Kräfte fanden. Man kam um Mitternacht nach Amiens und stieg ab vor der Herberge »Zur goldenen Lilie«. Der Wirt sah aus wie der ehrbarste Mann auf Erden; er empfing die

Reisenden mit dem Leuchter in der einen und mit der baumwollenen Mütze in der andern Hand; er wollte jedem der zwei Gäste ein nettes Zimmer einräumen; unglücklicherweise lag jedes dieser Zimmer am äußersten Ende des Wirtshauses. D'Artagnan und Athos taten dagegen Einspruch. Der Wirt entgegnete, daß er keine andern habe, die der Exzellenzen würdig wären; allein die Reisenden erklärten, sie wollten zusammen ein Gemach, und jeder auf einer Matratze schlafen, die man auf den Boden ausbreiten möge; der Wirt widerstrebte lange, doch die Reisenden gaben nicht nach, und so mußte er ihren Willen tun.

Sie hatten bereits ihre Betten geordnet und ihre Tür von innen verrammelt, als vom Hofraum aus an ihre Fensterbalken geklopft wurde. Sie fragten, wer da sei, erkannten die Stimmen ihrer Bedienten und machten auf. Es waren in der Tat Planchet und Grimaud. »Grimaud wird allein im stande sein; die Pferde zu behüten,« sagte Planchet; »wenn es die Herren genehmigen, so will ich mich quer über die Türschwelle legen; auf diese Art werden Sie sicher sein, daß man nicht bis zu Ihnen vordringt.«

»Und worauf willst du schlafen?« fragte d'Artagnan. »Hier ist mein Bett,« antwortete Planchet, auf ein Bund Stroh zeigend. »Komm also,« sagte d'Artagnan, »du hast recht, das Gesicht des Wirtes gefällt mir nicht, es ist zu schmeichelnd.« Planchet stieg durch das Fenster und legte sich quer vor die Tür, indes sich Grimaud im Stall einschloß, nachdem er versprochen hatte, um fünf Uhr früh werde er mit den vier Pferden bereitstehen.

Die Nacht verging ziemlich ruhig; gegen zwei Uhr morgens versuchte man wohl die Tür zu öffnen, da jedoch Planchet rasch aufwachte und »Wer da?« rief, antwortete man, daß man sich irrte, und entfernte sich wieder. Um vier Uhr früh hörte man ein großes Geräusch in den Ställen. Grimaud wollte die Stallknechte aufwecken, und diese schlugen ihn. Als man die Fenster aufmachte, sah man den armen Burschen ohnmächtig liegen; der Streich einer Heugabel hatte ihm den Kopf verletzt. Planchet ging hinab in den Hof, um die Pferde zu satteln; die Pferde waren gelähmt, bloß jenes von Grimaud, das tags vorher fünf bis sechs Stunden ohne Reiter getrabt war, hätte den Weg fortsetzen können, aber aus einem unbegreiflichen Irrtum hatte der Tierarzt, den man zweifelsohne berief, daß er dem Pferde des Wirtes zur Ader lasse, jenem des Grimaud zur Ader gelassen. Man fing an,

sich zu beunruhigen; die ganze Reihe dieser Erlebnisse war vielleicht nur das Resultat des Zufalls, doch konnte sie auch ebensogut die Frucht eines Komplotts sein. Athos und d'Artagnan gingen hinaus, indes sich Planchet erkundigte, ob in der Umgegend nicht drei Pferde zu kaufen wären. Am Tore standen zwei Pferde aufgezäumt, frisch und lebhaft. Das kam gelegen. Er fragte nach den Eigentümern, man sagte ihm, sie hätten diese Nacht im Wirtshaus geschlafen und der Wirt halte eben mit ihnen Rechnung. Athos ging hinab, um die Zeche zu berichtigen, während d'Artagnan und Planchet am Straßentor blieben; der Wirt war in einem rückwärts gelegenen Zimmer, wohin man Athos beschied. Athos trat ohne Argwohn ein und zog zwei Pistolen hervor, um damit zu bezahlen. Der Wirt befand sich allein, an einem Schreibtisch sitzend, bei dem eine der Schubladen halb offen stand. Er nahm das Geld, das ihm Athos reichte, drehte es in den Händen hin und her, und rief plötzlich, das Geld sei falsch, und er würde ihn und seine Genossen einsperren lassen. »Schelm!« schrie Athos vorschreitend, »ich will dir die Ohren abschneiden.« Allein der Wirt bückte sich, nahm zwei Feuergewehre aus einer der Schubladen, wandte sich gegen Athos und rief um Hilfe. In demselben Moment traten vier bis an die Zähne bewaffnete Männer von den Seitentüren herein und stürzten sich auf Athos. »Ich bin angegriffen!« schrie Athos aus vollem Hals, »herbei, d'Artagnan! stich und schlag'.« Er drückte seine zwei Pistolen los. D'Artagnan und Planchet ließen sich nicht zweimal rufen, sie lösten die zwei Pferde am Tor ab, schwangen sich hinauf und sprengten spornstreichs davon. »Weißt du, Planchet! was aus Athos geworden ist?« fragte d'Artagnan während des Rittes. »Ach, mein Herr!« entgegnete Planchet, »auf seine Pistolenschüsse sah ich zwei fallen, und als ich noch durch die Glastür blickte, kam es mir vor, als schlüge er sich noch mit den andern.«

»Wackerer Athos!« murmelte d'Artagnan; ach, daß ich dich so im Stiche lassen muß! Übrigens trifft uns vielleicht zehn Schritte von hier dasselbe Los. Vorwärts, Planchet! vorwärts! du bist ein tüchtiger Bursche.«

»Ich habe es Ihnen gesagt, mein Herr!« erwiderte Planchet, »die Pikarden erkennt man erst im Umgang, außerdem bin ich hier in meiner Heimat, und das ermutigt mich.«

Beide sprengten rasch weiter und kamen in einem Ritt nach Saint-Omer. Hier ließen sie ihre Pferde ausatmen und schlangen, vor einem Überfall besorgt, die Zügel um den Arm, aßen auf der Gasse stehend einen Bissen aus der Hand und ritten wieder weiter. Hundert Schritte vor den Toren von Calais stürzte d'Artagnans Pferd, und es gab kein Mittel mehr, dasselbe wieder aufzurichten; das Blut rann ihm aus der Nase und den Augen! jetzt war noch das von Planchet übrig; allein dies hielt an und ließ sich durch nichts mehr weiterbringen. Wie gesagt, waren sie glücklicherweise nur noch hundert Schritte von der Stadt entfernt; sie ließen die beiden Gäule auf der Straße stehen und eilten dem Hafen zu. Planchet machte seinen Herrn auf einen Edelmann aufmerksam, der eben mit seinem Bedienten ankam und ihnen nur fünfzig Schritte voraus war. Sie gingen diesem Herrn schnell nach, der es eilig hatte. Seine Stiefel waren mit Staub bedeckt und er erkundigte sich, ob er nicht auf der Stelle nach England übersetzen könnte. »Das wäre sehr leicht,« entgegnete ihm der Patron eines segelfertigen Schiffes, »allein, diesen Morgen traf ein Befehl ein, niemanden überzufahren ohne ausdrückliche Erlaubnis des Herrn Kardinals.«

»Ich habe diese Erlaubnis,« versetzte der Edelmann und zog ein Papier aus der Tasche, »da ist sie.«

»Lassen Sie dieselbe vom Hafengouverneur vidieren, und geben Sie mir dann vor andern den Vorzug.«

»Wo werde ich den Gouverneur treffen?«

»In seinem Landhaus.«

»Wo liegt das?«

»Eine Viertelmeile von der Stadt; nun, Sie sehen es dort am Fuße des kleinen Hügels, mit dem Schieferdach.«

»Ganz wohl,« sprach der Edelmann. Er nahm den Weg nach dem Landhaus des Gouverneurs, und sein Bedienter folgte ihm nach. Auch d'Artagnan und Planchet folgten dem Edelmann auf fünfhundert Schritt. Als sie außerhalb der Stadt waren, verdoppelte d'Artagnan seine Schritte und erreichte den

Edelmann, wie er eben in einen kleinen Forst trat. »Mein Herr!« sagte d'Artagnan, »es scheint, daß Sie große Eile haben.«

»Man kann nicht bedrängter sein, mein Herr!«

»Ich bin in Verzweiflung,« versetzte d'Artagnan, »denn da ich gleichfalls sehr bedrängt bin, so wollte ich Sie um eine Gefälligkeit ersuchen.«

»Um welche?«

»Mich zuerst gehen zu lassen.«

»Das ist unmöglich,« entgegnete der Edelmann. »Ich habe sechzig Meilen in vierundzwanzig Stunden gemacht und soll morgen mittag in London eintreffen.«

»Ich machte denselben Weg in vierzig Stunden und muß morgen früh um zehn Uhr in London eintreffen.«

»Das ist verzweiflungsvoll, mein Herr! doch da ich zuerst ankam, will ich nicht als Zweiter gehen.«

»Es ist verzweiflungsvoll, mein Herr! doch da ich als Zweiter ankam, werde ich als Erster gehen.«

»Im Dienste des Königs?« fragte der Edelmann. »Im eigenen Dienste,« versetzte d'Artagnan. »Mich dünkt aber, daß Sie da einen bösen Hader mit mir anzetteln.«

»Zum Kuckuck; wie kann es anders sein?«

»Was begehren Sie von mir?«

»Wollen Sie es wissen?«

»Allerdings!«

»Gut, ich verlange den Auftrag, den Sie zu überbringen haben, da ich keinen habe und doch desselben bedarf.«

»Ich glaube, Sie scherzen.«

»Ich scherze niemals.«

»Lassen Sie mich meine Wege gehen.«

»Sie werden keinen Schritt weiter machen.«

»Mein wackerer junger Mann! ich will Ihnen den Kopf zerschmettern, Holla! Lubin! meine Pistolen.«

»Planchet!« rief d'Artagnan, »nimm du den Bedienten auf dich, ich mache es mit dem Herrn aus.« Planchet, der durch die erste Tat ermutigt war, stürzte sich auf Lubin, warf ihn kraftvoll auf den Boden und setzte ihm das Knie auf die Brust. »Mein Herr,« rief Planchet, »tun Sie jetzt Ihr Geschäft ab, ich habe das meinige bereits getan.« Als der Edelmann das sah, zog er seinen Degen und fiel gegen d'Artagnan aus, doch er hatte eine schwere Arbeit. In drei Sekunden versetzte ihm d'Artagnan drei Degenstöße und sagte bei jedem derselben: »Einen für Athos, einen für Porthos und einen für Aramis.« Beim dritten Stoß sank der Edelmann wie ein Klumpen nieder. D'Artagnan hielt ihn für tot oder mindestens für ohnmächtig und trat zu ihm hin, um ihm den schriftlichen Auftrag abzunehmen; doch in dem Moment, wo er die Hand ausstreckte, um ihn zu durchsuchen, versetzte ihm der Verwundete, der seinen Degen nicht losgelassen hatte, einen Stoß in die Brust und rief: »Einen für Sie.«

»Und einen für mich! zuletzt kommt erst das Beste!« schrie d'Artagnan wütend, bohrte ihm die Klinge in den Bauch und spießte ihn so in die Erde. Jetzt schloß der Edelmann die Augen und sank in Ohnmacht. D'Artagnan durchwühlte ihm die Tasche, in der er ihn den Überfahrtsbefehl hatte stecken gesehen, und nahm denselben. Er lautete auf den Namen des Grafen von Wardes. Sodann warf er einen letzten Blick auf den schönen jungen Mann, der kaum fünfundzwanzig Jahre zählte, und den er auf den Boden ausgestreckt, ohne Besinnung, vielleicht auch schon leblos, liegen lassen mußte, und seufzte über das seltsame Schicksal der Menschen, vermöge dessen sie sich einander im Interesse von Leuten vernichten, die ihnen fremd sind, und von denen sie oft nicht einmal wissen, daß sie existieren.

Bald riß ihn jedoch Lubin aus seinen Betrachtungen, denn dieser fing zu heulen an und schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Planchet legte Hand an seine Gurgel und schnürte sie ihm mit aller Gewalt zusammen. »Mein Herr,« sprach er zu d'Artagnan, »so lang ich ihn so halte, wird er sicher nicht schreien, wenn ich ihn aber loslasse, fängt er wieder an zu kreischen. Ich erkenne ihn für einen Normann, und die Normannen haben ihre starren Köpfe.« In der Tat suchte Lubin, wie gepreßt er auch war, einige Laute auszustoßen. »Warte!« sprach d'Artagnan, nahm sein Sacktuch und knebelte ihn. »Jetzt binden wir ihn an einen Baum,« sagte Planchet. Die Sache ward gewissenhaft vollzogen; dann zerrte man den Grafen von Wardes zu seinem Bedienten, und da bereits die Nacht einfiel und beide, der Verwundete und der Geknebelte, mehrere Schritte tief im Gehölz waren, so mußten sie offenbar hierbleiben bis zum kommenden Morgen. »Jetzt eilen wir zum Gouverneur,« sprach d'Artagnan. »Aber Sie sind ja verwundet, wie mich deucht,« sagte Planchet. »Das ist nicht von Belang; befassen wir uns nur mit dem Dringenden, dann kommen wir auf meine Wunde zurück, die mir übrigens nicht gefährlich scheint.« Beide gingen raschen Schrittes nach dem Landhaus des würdigen Gouverneurs. Man meldete den Grafen von Wardes. D'Artagnan wurde eingeführt. »Sie haben einen Paß vom Kardinal unterfertigt?« fragte der Gouverneur. »Ja, mein Herr!« antwortete d'Artagnan, »hier ist er.«

»O, er ist ganz richtig und mit Empfehlungen ausgestattet,« sprach der Gouverneur. »Das ist ganz einfach,« entgegnete d'Artagnan, »da ich einer seiner getreuesten Anhänger bin.«

»Es scheint, als ob seine Eminenz jemanden verhindern wollte, nach England überzusetzen?«

»Ja, einen gewissen d'Artagnan, einen Bearner Edelmann, der mit dreien seiner Freunde von Paris in der Absicht abging, London zu erreichen.«

»Kennen Sie ihn persönlich?« fragte der Gouverneur. »Wen?«

»Diesen d'Artagnan.«

»Recht gut.«

»Geben Sie mir von ihm eine Beschreibung.«

»Das ist ganz leicht.« D'Artagnan schilderte den Grafen von Wardes Zug für Zug. »Hat er Begleitung?« fragte der Gouverneur. »Ja, einen Diener mit Namen Lubin.«

»Man wird auf sie achtgeben, und legt man Hand an sie, so kann Seine Eminenz ruhig sein, man wird sie unter guter Bedeckung nach Paris zurückbringen.«

»Wenn Sie das tun, Herr Gouverneur,« versetzte d'Artagnan, »so werden Sie sich um den Kardinal sehr verdient machen.«

»Werden Sie ihn bei Ihrer Rückkehr wiedersehen, Herr Graf?«

»Ohne allen Zweifel.«

»Ich bitte, sagen Sie ihm, daß ich ganz sein Diener bin.«

»Ich werde nicht ermangeln.« Der Gouverneur war über diese Zusicherung erfreut, visierte den Paß und reichte ihn d'Artagnan. D'Artagnan verlor seine Zeit nicht mit unnützen Komplimenten, verneigte sich, dankte dem Gouverneur und ging fort. Als er im Freien war, setzte er sich mit Planchet in Lauf, nahm einen Umweg, jenes Gehölz vermeidend, und kehrte durch ein anderes Tor in die Stadt zurück. Das Fahrzeug war stets zur Abfahrt bereit; der Schiffsherr wartete am Hafen. »Nun, wie ist's?« fragte er, als er d'Artagnan kommen sah. »Hier ist mein visierter Paß,« sprach dieser. »Und jener andere Edelmann?«

»Er wird heute nicht abreisen,« versetzte d'Artagnan, »doch seid unbesorgt, ich will für beide das Fahrgeld bezahlen.«

»Wenn das ist, so fahren wir,« sagte der Schiffspatron. »Also vorwärts!« rief d'Artagnan. Er sprang mit Planchet in das Boot; fünf Minuten darauf waren sie an Bord. Es war die höchste Zeit, denn sie waren noch kaum eine halbe Meile vom Ufer entfernt, als d'Artagnan einen Funken sprühen sah und einen Knall vernahm. Es war ein Kanonenschuß, der das Schließen des Hafens bedeutete.

Jetzt war es an der Zeit, sich mit d'Artagnans Wunde zu beschäftigen. Sie war zum Glück nicht gefährlich, wie er es selbst gedacht hatte. Die Degenspitze traf eine Rippe und glitt von dem Bein ab, außerdem klebte sich das Hemd fest an die Wunde, und so flossen nur wenige Blutstropfen daraus hervor. D'Artagnan fühlte sich infolge der Anstrengungen ganz erschöpft. Man breitete ihm auf dem Verdeck eine Matratze aus, er streckte sich darauf nieder und entschlief. Mit Anbruch des folgenden Tages war er nur noch drei bis vier Meilen von Englands Küste entfernt; der Wind wehte die ganze Nacht schwach, und so kam man nur langsam weiter. Um zwei Uhr warf das Schiff im Hafen von Dover Anker aus. Um halb drei Uhr setzte d'Artagnan seinen Fuß auf Englands Boden und rief aus: »Endlich bin ich da!« Damit war es aber noch nicht abgetan; man mußte London erreichen. Die Post war in England damals schon ganz gut bestellt. D'Artagnan und Planchet nahmen jeder ein Pferd. Ein Postillon ritt ihnen voraus; in vier Stunden erreichten sie die Tore der Hauptstadt. D'Artagnan kannte London nicht; er verstand nicht englisch; aber er schrieb den Namen Buckingham auf ein Papier, und jedermann wies ihm das Hotel des Herzogs.

Der Herzog war mit dem König in Windsor auf der Jagd. D'Artagnan erkundigte sich nach dem vertrauten Kammerdiener des Herzogs, der ihn auf all seinen Reisen begleitet hatte und recht gut französisch verstand. Er sagte diesem, daß er von Paris in einer Angelegenheit käme, bei der es sich um Leben und Tod handle, wonach er auf der Stelle mit seinem Gebieter sprechen müsse. Die Zuversicht, mit der d'Artagnan sprach, überzeugte Patrice, so hieß dieser Diener des Ministers. Er ließ zwei Pferde satteln und übernahm es, den jungen Edelmann zu führen. Was Planchet betrifft, so hob man ihn von seinem Klepper herab, steif wie ein Rohr. Der arme Bursche war gänzlich erschöpft, während d'Artagnan von Eisen schien. Man kam im Schloß an und erkundigte sich; der König und Buckingham waren in einem zwei bis drei Meilen weit entfernten Moorgrund auf der Falkenjagd. Nach zwanzig Minuten war man am bezeichneten Ort. Alsbald vernahm Patrice die Stimme seines Gebieters, der einem Falken zurief. »Wen soll ich dem Mylord Herzog melden? fragte Patrice. »Den jungen Mann, der eines Abends auf dem Pontneuf, der Samaritaine gegenüber, Streit mit ihm gesucht hat.«

»Das ist eine seltsame Empfehlung.«

»Sie werden sehen, daß sie soviel als eine andere gelten wird.« Patrice spornte sein Pferd, erreichte den Herzog und meldete ihm den Boten in den eben angeführten Worten. Buckingham erkannte d'Artagnan auf der Stelle, und in der Vermutung, in Frankreich sei etwas vorgefallen, wovon man ihm Nachricht geben wollte, nahm er sich nicht die Zeit zu fragen, wo derjenige sei, der ihm Botschaft bringe, sondern sprengte fort, da er von weitem d'Artagnans Gardeuniform erkannte, und ritt gerade auf ihn zu. Patrice blieb bescheiden in der Entfernung. »Ist doch der Königin kein Unglück begegnet?« fragte Buckingham, indem er alle seine Gedanken, seine ganze Liebe in diese Frage ergoß. »Das glaube ich nicht, doch vermute ich, daß sie in einer großen Gefahr schwebt, aus der sie Ew. Hoheit allein ziehen können.«

»Ich?« rief Buckingham, »sollte ich so glücklich sein, ihr in etwas dienen zu können? Reden, o, reden Sie!«

»Nehmen Sie diesen Brief,« versetzte d'Artagnan. »Diesen Brief? von wem kommt er?«

»Von Ihrer Majestät, wie ich denke.«

»Von Ihrer Majestät!« rief Buckingham und erblaßte derart, daß d'Artagnan glaubte, er würde ohnmächtig werden. Er erbrach das Siegel. »Woher diese Verletzung?« fragte er und zeigte d'Artagnan die Stelle, wo der Brief durchbohrt war. »Ah, ich habe das nicht bemerkt,« rief d'Artagnan. »Dieses hübsche Loch machte gewiß der Degen des Grafen von Wardes, als er mir denselben in die Brust stieß.«

»Sind Sie verwundet?« fragte Buckingham, indem er das Siegel erbrach. »O, es ist weiter nichts als eine Schramme,« versetzte d'Artagnan. »Gerechter Himmel, was habe ich gelesen!« rief der Herzog. »Patrice, bleibe hier oder eile vielmehr zum König, wo er auch sei, und melde Seiner Majestät, daß ich um Entschuldigung bitte, mich ruft ein Geschäft von höchster Wichtigkeit nach London zurück. Kommen Sie, mein Herr, kommen Sie!« Beide sprengten im Galopp auf dem Wege nach der Hauptstadt.

Die Pferde rannten mit Windeseile und befanden sich in wenigen Minuten vor Londons Toren. D'Artagnan dachte, der Herzog würde, wenn er in der Stadt anlangte, den Lauf des seinigen etwas anhalten, doch war es nicht so; er verfolgte seinen Weg mit aller Hast und kümmerte sich nicht darum, ob er die Leute auf der Straße niederritt. In der Tat hatten sich auf diesem Ritt durch die Stadt mehrere Unfälle ereignet, allein Buckingham wandte nicht einmal den Kopf, um zu sehen, was mit denen geschah, die er niedergerannt hatte. D'Artagnan folgte ihm mitten unter Zurufungen, die wie Verwünschungen klangen.

Als Buckingham in dem Hof seines Hotels anlangte, sprang er vom Pferde, schnellte diesem, unbekümmert, was es für Folgen habe, den Zügel um den Hals und eilte der Freitreppe zu. Der Herzog ging so schnell, daß ihm d'Artagnan kaum zu folgen vermochte. Er schritt der Reihe nach durch mehrere Salons, und endlich kam er in ein Schlafgemach, das zugleich an Geschmack und Reichtum ein Wunder war. In dem Alkoven dieses Zimmers befand sich eine Tapetentür, die der Herzog mit einem kleinen goldenen Schlüssel öffnete, den er an einer Kette von gleichem Metall am Halse hängen hatte. Als Buckingham über die Schwelle dieser Tür schritt, drehte er sich um und, das Zögern des jungen Mannes bemerkend, sagte er: »Kommen Sie, und wenn Ihnen das Glück zu teil wird, vor Ihrer Majestät erscheinen zu dürfen, so sagen Sie ihr, was Sie gesehen.« D'Artagnan war durch diese Aufforderung ermutigt und folgte dem Herzog, der die Tür hinter sich schloß. Beide befanden sich jetzt in einer kleinen Kapelle, die ganz mit persischer Seide tapeziert und mit Gold gestickt war und von vielen Kerzen erleuchtet wurde. Hier bemerkte man unter einem Prachthimmel von blauem Samt, überragt von weißen und roten Federn, ein Bildnis in natürlicher Größe, das Anna von Österreich so sprechend ähnlich war, daß d'Artagnan beim Anblick vor Überraschung aufschrie; man hätte geglaubt, die Königin sei im Begriff zu sprechen. Auf dem Altar und unter dem Bildnis stand das Kistchen, das die diamantenen Nestelstifte einschloß. Der Herzog näherte sich demselben, kniete nieder und öffnete das Kistchen. Er zog eine große blaue Bandschleife, die durchaus von Diamanten strahlte, hervor und sagte: »Sehen Sie, das sind die kostbaren Nestelstifte, mit denen mich begraben zu lassen ich den Schwur tat. Die Königin hat sie mir gegeben, die Königin nimmt sie mir wieder; nun, so möge denn ihr Wille geschehen!« hierauf küßte er diese Stifte, von denen er sich trennen mußte,

einen nach dem andern. Aber auf einmal stieß er einen entsetzlichen Schrei aus. »Was ist es?« fragte d'Artagnan bekümmert. »Mylord, was begegnet Ihnen?«

»Ha, alles ist verloren!« rief Buckingham, und wurde so blaß wie eine Leiche; »es fehlen zwei von diesen Nestelstiften, denn es sind nur noch zehn.«

»Halten Sie dieselben für verloren, Mylord, oder glauben Sie, daß sie entwendet worden sind?«

»Man hat sie mir geraubt,« rief der Herzog, »das ist ein Streich, der vom Kardinal ausgeht. Sehen Sie. die Bänder, woran sie hingen, sind mit der Schere durchschnitten.«

»Haben Sie eine Vermutung, Mylord, wer den Diebstahl begangen hat? Vielleicht hat sie die Person noch in Händen...«

»Hören Sie,« rief der Herzog. »Ein einzigesmal nur trug ich diese Nestelstifte, und das war vor acht Tagen in Windsor auf dem Balle des Königs. Die Gräfin von Winter, mit der ich zerworfen war, hat sich mir auf diesem Balle genähert. Dieser Schritt war eine Rache der eifersüchtigen Frau. Seit diesem Tage sah ich sie nicht wieder. Diese Frau ist eine Agentin des Kardinals.«

»So hat er denn in der ganzen Welt Agenten!« rief d'Artagnan. »Ach, ja, ja!« versetzte Buckingham und knirschte vor Zorn mit den Zähnen; »ja, er ist ein furchtbarer Kämpfer. – Doch sagen Sie, wann findet jener Ball statt?«

»Am nächsten Montag.«

»Am nächsten Montag? Fünf Tage noch! das ist mehr Zeit als nötig ist. – Patrice!« rief der Herzog und öffnete die Tür der Kapelle. Der Kammerdiener erschien. »Meinen Juwelier und meinen Sekretär.« Der Kammerdiener entfernte sich hurtig und stumm. Obwohl jedoch der Juwelier zuerst berufen worden war, so erschien doch der Sekretär noch vor ihm, Das war ganz einfach, da er im Hotel wohnte. Er traf Buckingham in

seinem Schlafgemach vor einem Tisch, wo er eigenhändig einige Briefe schrieb. »Herr Jackson,« sprach er, »verfügt Euch alsogleich zum Lordkanzler und meldet ihm, daß er diese Befehle zu vollziehen habe. Ich will, daß man sie auf der Stelle bekanntmache.«

»Doch, gnädigster Herr, wenn mich der Lordkanzler um die Beweggründe fragt, die Ew. Hoheit zu so außerordentlichen Maßregeln bestimmten, was habe ich darauf zu entgegnen?«

»Es habe mir so beliebt und ich habe niemandem Rechenschaft meines Willens abzulegen.«

»Ist das die Antwort, die er Seiner Majestät überbringen soll,« erwiderte der Sekretär lächelnd, »wenn etwa Seine Majestät neugierig wäre, erfahren zu wollen, warum aus den Häfen Großbritanniens kein Schiff mehr auslaufen darf?«

»Ihr habt recht, mein Herr,« versetzte Buckingham, »in diesem Falle möge er dem König sagen, daß ich den Krieg beschlossen habe, und daß diese Maßregel der erste feindselige Schritt gegen Frankreich sei.« Der Sekretär verneigte sich und ging.

Buckingham wandte sich wieder zu d'Artagnan und sagte: »Von dieser Seite wären wir denn ruhig. Sind die Nestelstifte noch nicht nach Frankreich abgegangen, so werden sie erst nach Ihnen dort ankommen.«

»Wie das?«

»Ich legte Beschlag auf alle Schiffe, die sich zu dieser Stunde in den Häfen Seiner Majestät befinden, und keines wird es ohne besondere Erlaubnis wagen, die Anker zu lichten. D'Artagnan betrachtete mit Erstaunen den Mann, der die unbeschränkte Macht, die ihm das Vertrauen seines Königs einräumte, zum Dienste seiner Herzensangelegenheiten verwendete. Buckingham las in dem Gesichtsausdruck dieses jungen Mannes, was er eben dachte, und lächelte. Dann sprach er zu ihm: »Ja, Anna von Osterreich ist meine wahre Königin! Auf ein Wort von ihr will ich sogar mein Land verraten. Sie bat mich, den Protestanten in La Rochelle nicht die Hilfe zu schicken, die ich ihnen versprochen hatte, und ich tat es auch nicht. Ich

brach damit mein Wort; aber gleichviel, ich gehorchte ihrem Verlangen; sagen Sie, ward ich nicht großmütig für meinen Gehorsam belohnt, da ich diesem Gehorsam ihr Bildnis verdanke?« D'Artagnan dachte bei sich, an welch schwachen und unbekannten Fäden zuweilen die Schicksale der Völker und das Leben der Menschen hängen!

Er war in diese Betrachtungen ganz vertieft, als der Goldschmied eintrat; es war ein Irländer und ausgezeichnet in seiner Kunst; er gestand es selbst, daß er jährlich hunderttausend Livres bei dem Herzog von Buckingham gewinne. »Herr O'Reilly,« sprach der Herzog zu ihm, indem er ihn in die Kapelle führte, »betrachtet diese diamantenen Nestelstifte und sagt, was das Stück davon wert ist.« Der Goldschmied warf einen Blick auf die zierliche Form der Fassung, berechnete die Diamanten einen nach dem andern im Werte, und sagte ohne Zaudern: »Mylord, das Stück fünfzehnhundert Pistolen.«

»In wieviel Tagen würdet Ihr zwei solche Nestelstifte, wie diese sind, verfertigen? Ihr sehet, daß zwei fehlen.«

»In acht Tagen, Mylord.«

»Ich bezahle Euch für das Stück dreitausend Pistolen, doch übermorgen muß ich sie haben.«

»Mylord soll sie haben.«

»Herr O'Reilly, Ihr seid ein kostbarer Mann; doch damit ist's noch nicht genug, diese Stifte kann man niemandem anvertrauen, sie müssen in diesem Palast verfertigt werden.«

»Unmöglich, Mylord, nur ich kann die Arbeit so herstellen, daß man den Unterschied zwischen der alten und neuen nicht bemerkt.«

»Nun, mein lieber Herr O'Reilly, seid Ihr mein Gefangener, und könnet von dieser Stunde an nicht mehr aus meinem Palast treten; faßt also Euren Entschluß. Nennt mir diejenigen von Euren Gehilfen, die Ihr braucht, und die Werkzeuge, die sie mitbringen sollen.« Der Goldschmied kannte den Herzog; er wußte, daß jeder Einspruch fruchtlos wäre, und entschloß sich

also. »Ist es mir erlaubt, meiner Frau Nachricht zu geben?« fragte er. »O, es ist Euch sogar erlaubt, sie zu sehen, mein lieber O'Reilly; seid unbekümmert. Eure Gefangenschaft sei ganz gelinde, und da jede Störung entschädigt sein will, so nehmt außer dem Preise für zwei Nestelstifte diese Anweisung auf tausend Pistolen, damit Ihr desto leichter die Ungemächlichkeit vergesset, die ich Euch verursache.« D'Artagnan vermochte sich in seinem Erstaunen über diesen Minister nicht zu fassen, der mit vollen Händen Menschen und Millionen schüttelte. Der Goldschmied schrieb an seine Frau und schickte ihr die Anweisung auf tausend Pistolen, während er ihr zugleich auftrug, ihm den geschicktesten Lehrling, eine gewisse Anzahl Diamanten, die er ihr nach Gewicht und Namen bezeichnete, und einige Werkzeuge zu schicken, deren er benötigte. Buckingham führte den Goldschmied in das für ihn bestimmte Zimmer, das nach einer halben Stunde schon in eine Werkstätte umgewandelt war: dann stellte er eine Wache an jede Tür, mit dem strengen Verbot, niemand andern als seinen Kammerdiener Patrice einzulassen. Es braucht kaum angeführt zu werden, daß es dem Goldschmied und seinem Gehilfen durchaus untersagt war, unter was immer für einen Vorwand den Palast zu verlassen.

Als dieser Punkt in Ordnung gebracht war, kehrte der Herzog zu d'Artagnan zurück. »Nun, mein junger Freund!« sprach er, »England gehört uns beiden; was ist Ihr Wunsch und Ihr Verlangen?«

»Ein Bett,« antwortete d'Artagnan, »das ist, ich bekenne es, für diesen Augenblick mein dringendstes Bedürfnis.« Buckingham wies d'Artagnan ein Zimmer an, das an das seinige stieß. Er wollte den jungen Mann in seiner Nähe haben, nicht, als ob er Mißtrauen in ihn setzte, sondern um einen Menschen bei sich zu haben, mit dem er beständig von der Königin reden könnte.

Eine Stunde darauf wurde in London der Befehl kundgemacht, kein für Frankreich befrachtetes Schiff aus den Häfen auslaufen zu lassen, selbst nicht das Briefpaketboot. Das war in den Augen aller eine Kriegserklärung zwischen den zwei Königreichen. Am zweiten Tag um elf Uhr waren die diamantenen Nestelstifte fertig, und so gut nachgeahmt, so vollkommen ähnlich, daß Buckingham die neuen von den alten nicht zu unterscheiden vermochte, und daß sich die Geübtesten in dieser Sache geirrt hätten. Der

Herzog ließ alsogleich d'Artagnan berufen und sprach: »Sehen Sie, da sind die diamantenen Nestelstifte, die Sie zu holen gekommen sind; und seien Sie mein Zeuge, daß ich alles tat, was in der Macht eines Menschen stand.«

»Mylord seien unbesorgt, ich will erzählen, was ich gesehen habe; doch Eure Hoheit legt die Nestelstifte nicht wieder in das Kistchen.«

»Das Kistchen wäre für Sie unbequem. Übrigens ist es für mich um so kostbarer, da es mir allein übrig bleibt. Sie werden melden, daß ich es bewahre.«

»Mylord, ich werde Ihren Auftrag Wort für Wort ausrichten.«

»Und jetzt,« sagte Buckingham, indem er den jungen Mann fest ins Auge faßte, »wie soll ich mich meiner Schuld gegen Sie entledigen?« D'Artagnan wurde rot bis zum Weiß der Augen. Er sah, daß der Herzog auf ein Mittel dachte, ihn zu vermögen, daß er etwas annehme, und der Gedanke, daß das Blut seiner Genossen und das seinige mit englischem Golde bezahlt werden sollte, erweckte in ihm ein seltsames Widerstreben. Er entgegnete: »Mylord, verstehen wir uns wohl, erwägen wir im voraus die Umstände, damit wir uns nachmals nicht verkennen. Ich stehe im Dienste des Königs und der Königin von Frankreich und gehöre zu der Kompagnie der Garden des Herrn des Essarts, der gleich seinem Schwager, Herrn von Tréville, Ihren Majestäten ganz besonders ergeben ist. Somit habe ich alles für die Königin, und nichts für Eure Hoheit getan. Außerdem wäre mir vielleicht von allem dem nichts gelungen, hätte es sich nicht darum gehandelt, einer Person gefällig zu sein, die ebenso meine Dame ist, wie die Königin die Ihrige.«

»Ja,« versetzte der Herzog lächelnd, »diese andere Person glaube ich sogar zu kennen, es ist...«

»Mylord,« fiel der junge Mann lebhaft ein, »ich habe sie nicht genannt.«

»Das ist wahr,« entgegnete der Herzog. »Soll ich also für Ihre Aufopferung gegen diese Person erkenntlich sein?«

»Sie haben es gesagt, Mylord. Denn gerade zu dieser Stunde, wo von einem Kriege die Rede ist, bekenne ich, daß ich in Ew. Hoheit nur einen Engländer, folglich einen Feind, erblicke, dem ich lieber auf dem Schlachtfeld als in dem Park von Windsor oder in den Gängen des Louvre begegnen möchte, was mich übrigens nicht abhalten wird, meiner Sendung pünktlich nachzukommen, um mich nötigenfalls in Vollziehung derselben töten zu lassen; allein ich wiederhole es, Ew. Hoheit, ohne daß Sie mir persönlich mehr zu danken haben, was ich bei der zweiten Begegnung für mich tue, als für das, was ich für Sie bei der ersten tat.« Buckingham murmelte: »Wir sagen: ›Stolz wie ein Schottländer!‹«

»Und wir sagen: ›Stolz wie ein Gascogner!‹« entgegnete d'Artagnan. »Die Gascogner sind die Schottländer Frankreichs.« D'Artagnan verneigte sich vor dem Herzog und schickte sich an, fortzugehen. »Nun, Sie wollen gehen, wie Sie da sind? wohin? und wie?«

»Es ist wahr.«

»Gott verdamme mich! die Franzosen überlegen nichts.«

»Ich vergaß, daß England eine Insel ist, und daß Sie königliche Gewalt ausüben.«

»Gehen Sie nach dem Hafen, erkundigen Sie sich dort nach der Brigg ›Der Sund‹, übergeben Sie diesen Brief dem Kapitän; er wird Sie zu einer Bucht führen, wo man Sie gewiß nicht erwartet und wo nur Fischerkähne zu landen pflegen.«

»Wie heißt diese Bucht?«

»Saint-Valery; doch warten Sie; wenn Sie dort ankommen, gehen Sie in eine elende Schenke, ohne Namen und Schild, in eine wahrhafte Matrosenkneipe; Sie können nicht irren, da es dort nur eine gibt.«

»Dann?«

»Dann fragen Sie nach dem Wirt und sagen Sie ihm: ›Forward‹.«

»Was will das sagen?«

»Vorwärts! – Das ist das Losungswort. Er wird Ihnen ein gesatteltes Pferd geben und den Weg andeuten, den Sie zu nehmen haben; und so werden Sie auf Ihrem Wege noch vier Pferdewechsel antreffen. Sie können bei jedem derselben Ihre Adresse in Paris geben, und die vier Pferde werden Ihnen dahin folgen; zwei davon kennen Sie schon und schienen Sie als Liebhaber zu schätzen; es sind die nämlichen, die wir geritten haben; und vertrauen Sie mir, daß die andern ebenso gut sind. Diese vier Pferde sind ganz für den Feldzug ausgestattet. Wie stolz Sie auch sein mögen, werden Sie sich doch nicht weigern, eins für sich und die drei andern für Ihre Gefährten anzunehmen, zumal, da Sie damit Krieg gegen uns führen. Der Zweck heiligt die Mittel – wie Ihr Franzosen sagt; nicht so?«

»Ja, Mylord, ich nehme Ihre Geschenke,« versetzte d'Artagnan, »und gebe Gott, daß wir einen Gebrauch davon machen.«

»Jetzt Ihre Hand, junger Mann, wir begegnen uns vielleicht bald auf dem Schlachtfeld, bis dahin scheiden wir als gute Freunde, wie ich hoffe.«

»Ja, Mylord, doch in der Erwartung, bald Feinde zu werden.«

»Seien Sie ruhig, ich verspreche es Ihnen.«

»Ich zähle auf Ihr Wort, Mylord!« D'Artagnan verneigte sich vor dem Herzog und eilte dem Hafen zu.

Er fand das bezeichnete Schiff, dem Tower von London gegenüber, händigte dem Kapitän seinen Brief ein; dieser ließ ihn vom Hafengouverneur visieren und schickte sich zugleich zur Abfahrt an. Fünfzig Schiffe standen zum Auslaufen bereit. Als d'Artagnan an einem derselben ganz nahe vorübersteuerte, glaubte er die Dame von Meung zu erkennen, dieselbe, die der unbekannte Edelmann Mylady nannte, und die d'Artagnan so hübsch gefunden hatte; bei der raschen Strömung aber und dem Wehen des Windes glitt sein Schiff so schnell dahin, daß er die andern Fahrzeuge im Augenblick aus dem Gesicht verlor. Am folgenden Tage gegen neun Uhr früh landete man in Saint-Valery.

Diese Reise verlief programmäßig und ohne jede Störung. So hatte er fast sechzig Meilen in zwölf Stunden zurückgelegt. Herr von Tréville empfing ihn, als hätte er ihn denselben Morgen gesehen, nur drückte er ihm etwas wärmer als gewöhnlich die Hand und meldete ihm: »die Kompagnie des Herrn des Essarts versehe im Louvre die Wache, und er könne sich auf seinen Posten verfügen.«

Das Ballett der Merlaison.

Am folgenden Morgen war in ganz Paris von nichts die Rede, als von dem Ball, welchen die Herren Schöppen der Stadt zu Ehren des Königs und der Königin gaben, wo Ihre Majestät das berühmte Ballett der Merlaison, das Lieblingsballett des Königs, tanzen würden. In der Tat hatte man schon seit acht Tagen im Rathaus alle Vorkehrungen zu diesem Festabend getroffen. Um zehn Uhr früh erschien der Sieux de la Coste, Fähnrich der königlichen Garden; ihm folgten zwei Gefreite und mehrere Leibbogenschützen, und verlangten vom Stadtschreiber, namens Clement, alle Schlüssel der Tore, der Amtszimmer und Gemächer des Rathauses. Die Schlüssel wurden ungesäumt übergeben. An jedem derselben befand sich ein Zettel, der zur Weisung diente, und von diesem Moment an hatte de la Coste die Bewachung der Türen und Zugänge über sich. Um elf Uhr kam du Hallier, Gardekapitän, mit fünfzig Bogenschützen, die sich sogleich an die Türen stellten, die ihnen bezeichnet wurden. Um drei Uhr trafen zwei Gardekompagnien ein, eine französische und eine schweizerische. Die französische bestand zur Hälfte aus Leuten des Herrn du Hallier, zur Hälfte aus jenen des Herrn des Essarts. Um sechs Uhr kamen bereits die ersten von den Eingeladenen. Nach Maßgabe, als sie eintrafen, wurden ihnen Plätze auf den Gerüsten zugewiesen. Um neun Uhr erschien die Gattin des ersten Präsidenten. Da diese nach der Königin die ansehnlichste Person des Festes war, so wurde sie von den edlen Herren der Stadt empfangen und in die Loge geführt, die jener, die für die Königin bestimmt war, gegenüber lag.

Um Mitternacht vernahm man großen Lärm mit vielfältigen Zurufungen. Es war der König, der durch die Straßen zog, die vom Louvre nach dem Rathaus gingen, und durchaus von farbigen Laternen erhellt wurden. Alsogleich eilten die Herren Schöppen, in ihre Tuchwamse gekleidet und

voraus die Sergeanten, mit Flambeaux in den Händen, dem König entgegen. Jeder gewahrte, daß der König düster und gedankenvoll war.

Es war ein Kabinett für den König und ein anderes für Monsieur bereitet. In jedem derselben befanden sich Maskenkleider. Ebendasselbe geschah für die Königin und die Frau Präsidentin. Die Herren und Damen aus dem Gefolge Ihrer Majestäten sollten sich je zwei in Zimmern ankleiden, die schon zu diesem Zweck eingerichtet waren. Ehe der König in sein Kabinett ging, befahl er, daß man ihm sogleich melde, wann der Kardinal ankomme.

Eine halbe Stunde nach dem Eintreffen des Königs erschallten neue Zurufungen; sie verkündeten die Ankunft der Königin. Die Stadtschöppen taten hier dasselbe wie zuvor, sie schritten, die Sergeanten voran, ihrem erhabenen Gast entgegen. Die Königin trat in den Saal; man bemerkte, daß sie ebenso wie der König düster aussah und angegriffen schien. In dem Moment, wo sie eintrat, entfaltete sich der Vorhang einer kleinen Tribüne, die bisher geschlossen war, und man sah den blassen Kopf des Kardinals, der den Anzug eines spanischen Ritters genommen hatte. Er richtete seine Blicke auf die Königin, und ein Lächeln furchtbarer Freude schwebte nun um seine Lippen; die Königin hatte ihre diamantenen Nestelstifte nicht an sich.

Auf einmal zeigte sich der König mit dem Kardinal an einer von den Türen des Saales. Der Kardinal sprach mit ihm ganz still, und der König war sehr blaß. Der König schritt durch das Gedränge; er trug keine Maske, und kaum waren die Bänder seines Wamses festgeknüpft. Er ging auf die Königin zu und sagte zu ihr mit bewegter Stimme: »Madame, sagen Sie mir doch gefälligst, warum tragen Sie Ihre diamantenen Nestelstifte nicht, die ich doch so gern gesehen hätte?« Die Königin wandte sich umher und sah hinter sich den Kardinal, wie er schadenfroh lächelte. »Sire,« antwortete die Königin mit bebender Stimme, »ich fürchte, daß mir damit unter diesem großen Menschengewühl ein Unglück zustoßen möchte.«

»Sie haben unrecht, Madame; wenn ich Ihnen damit ein Geschenk machte, so tat ich es, daß Sie sich mit demselben schmücken sollten. Ich sage also, daß Sie unrecht taten.« Die Stimme des Königs bebte vor Zorn; jeder sah und hörte mit Verwunderung und niemand wußte, was vorging. »Sire,«

versetzte die Königin, »ich kann sie vom Louvre holen lassen, wo sie sind, und so werden die Wünsche Ew. Majestät befriedigt sein.«

»Tun Sie das, Madame, tun Sie das, und so schnell als möglich, denn das Ballett fängt in einer Stunde an.« Die Königin verneigte sich zum Zeichen ihrer Ergebenheit und ließ sich von ihren Damen in ihr Kabinett begleiten. Auch der König kehrte wieder zurück nach dem seinigen.

Der König ging zuerst aus seinem Kabinett. Er trug ein überaus gefälliges Jagdgewand, und Monsieur und die andern Großen waren wie er gekleidet. Dieser Anzug stand auch dem König am besten, und in dieser Tracht schien er fürwahr der erste Edelmann seines Reiches zu sein. Der Kardinal näherte sich dem König und überreichte ihm ein Kistchen; der König schloß es auf und fand darin zwei diamantene Nestelstifte. »Was soll das heißen?« fragte er den Kardinal. »Nichts,« entgegnete dieser, »nur sage ich, wenn die Königin Nestelstifte trägt, woran ich zweifle, Sire, so zählen Sie dieselben, und finden Sie deren nur zehn, so fragen Sie Ihre Majestät, wer ihr wohl diese zwei Nestelstifte hier weggenommen haben könne?« Der König blickte den Kardinal gleichsam fragend an, allein er hatte nicht Zeit, ihn wirklich zu fragen, denn ein Schrei der Verwunderung drang aus dem Munde aller. Wenn der König der erste Edelmann seines Reiches zu sein schien, so war die Königin offenbar die reizendste Frau in Frankreich. In der Tat stand ihr der Anzug einer Jägerin allerliebst; sie trug einen Felberhut mit blauen Federn, ein durch diamantene Agraffen befestigtes Oberkleid von perlenfarbigem Samt und ein blauseidenes Unterkleid, durchaus mit Silber gestickt. Auf ihrer linken Schulter schimmerten die Nestelstifte und wurden von einer Schleife getragen, welche die Farbe der Federn und des Unterkleides trugen. Der König zitterte vor Freude, der Kardinal voll Ingrimm, doch standen sie zu entfernt von der Königin, um die Nestelstifte zählen zu können; die Königin hatte sie an sich, nur fragte es sich noch, ob es zehn oder zwölf seien.

In diesem Moment erschallten die Geigen zum Zeichen, daß das Ballett beginne. Der König trat zur Frau Präsidentin, mit der er tanzen sollte, und Seine Hoheit Monsieur näherte sich der Königin, um mit ihr zu tanzen. Man stellte sich in Reih und Glied, und das Ballett fing an. Der König figurierte der Königin gegenüber, und so oft er an ihr vorüberglitt, verschlang er ihre

Nestelstifte mit den Augen, konnte sie jedoch nicht abzählen. Kalter Schweiß stand dem Kardinal auf der Stirn. Das Ballett dauerte eine Stunde, es hatte sechzehn Gänge. Als es zu Ende war, geleitete jeder unter dem Beifallsklatschen der ganzen Versammlung seine Dame auf ihren Platz. Allein der König nützte sein Vorrecht, und ließ seine Dame da stehen, wo sie sich eben befand, und schritt lebhaft gegen die Königin vor. Er sprach zu ihr: »Madame, ich danke Ihnen, daß Sie sich meinen Wünschen so willfährig gezeigt haben, allein ich glaube, es fehlen Ihnen zwei Nestelstifte, die ich Ihnen hier überbringe.« Bei diesen Worten übergab er der Königin die zwei Nestelstifte, die ihm der Kardinal gebracht hatte. »Wie doch, Sire,« rief die Königin, die Erstaunte spielend, »Sie geben mir noch zwei, Sie schenken mir somit vierzehn?« Der König zählte in der Tat, und es fanden sich die zwölf Nestelstifte an den Schultern der Königin. Der König berief den Kardinal und fragte in strengem Tone: »Nun, Herr Kardinal, was soll denn das bedeuten?«

»Sire,« entgegnete der Kardinal, »dies bedeutet, daß ich den Wunsch hegte, Ihre Majestät wolle diese zwei Nestelstifte annehmen, und da ich es nicht wagte, dieselben selbst anzubieten, so schlug ich diesen Weg ein.«

»Und ich bin dafür Ew. Eminenz um so mehr mit Dank verbunden,« erwiderte Anna von Österreich mit einem Lächeln, das bewies, daß sie sich von dieser sinnreichen Artigkeit ganz und gar betören ließ, »indem ich überzeugt bin, diese zwei Nestelstifte kommen Ihnen teurer zu stehen, als die zwölf andern Seiner Majestät gekostet haben.« Hierauf begrüßte die Königin den König und den Kardinal, und begab sich zurück in ihr Zimmer, wo sie sich angezogen hatte, und jetzt entkleidet werden sollte.

Die Königin befand sich wieder in ihrem Zimmer, und d'Artagnan wollte sich eben entfernen, als er sich leicht an der Schulter berührt fühlte. Er wandte sich um und sah eine junge Frau, die ihm einen Wink gab, ihr zu folgen. Diese junge Frau hatte ihr Gesicht mit einer Maske von schwarzem Samt überdeckt; allein ungeachtet dieser Vorsicht, die sie vielmehr gegen andere als gegen ihn gebrauchte, er kannte auf der Stelle seine gewöhnliche Führerin, die gewandte und sinnreiche Madame Bonacieux. Tags zuvor hatten sie sich kaum gesehen bei dem Schweizer Germain, wohin sie d'Artagnan entbieten ließ. D'Artagnan folgte Madame Bonacieux, von der

doppelten Empfindung gedrängt, von der Liebe und von der Neugierde. Er wollte auf dem ganzen Weg und nach Maßgabe, als es in den Korridoren öder wurde, die junge Frau anhalten, fassen, betrachten, und wäre es auch nur für einen Augenblick gewesen; allein sie entschlüpfte stets rasch wie ein Vogel seinen Händen, und wollte er mit ihr reden, so wurde er durch ihren Finger, den sie mit einer etwas gebieterischen Miene an den Mund legte, daran gemahnt, daß er unter der Herrschaft einer Macht stehe, der er blindlings zu folgen habe, und die ihm auch die leiseste Klage verbot. Als nun die beiden ein paar Minuten lang bald links, bald rechts gegangen waren, öffnete Madame Bonacieux eine Tür und führte den jungen Mann in ein Kabinett, das völlig dunkel war. Hier gab sie ihm ein neues Zeichen, sich stumm zu verhalten, öffnete eine zweite Tür hinter einer Tapete, worauf plötzlich ein helles Licht hereindrang, und verschwand. D'Artagnan verhielt sich einen Augenblick regungslos und fragte sich selber, wo er sich befinde, jedoch ein Lichtstrahl, der aus jenem Zimmer drang, die laue und von Wohlgerüchen erfüllte Luft, die auf ihn heranwallte, das zugleich ehrfurchtsvolle und wohlklingende Gespräch mehrerer Frauen und das öfter wiederholte Wort »Majestät« machten es ihm auf einmal klar, daß er sich in einem Kabinett befinde, das an das Zimmer der Königin stieß. Der junge Mann blieb im Schatten stehen und harrte. Die Königin schien wohlgemut und glücklich und schob dies frohe Gefühl auf die Schönheit des Festes, auf die Unterhaltung, die sie bei diesem Ballett gefunden hätte, und da man einer Königin nicht widersprechen darf, wetteiferten alle in den Lobeserhebungen über die Artigkeit der Herren Stadtschöppen von Paris. Obwohl d'Artagnan die Königin nicht kannte, so unterschied er doch gar bald ihre Stimme von den andern Stimmen. Er hörte, wie sie sich der offenen Tür näherte und wieder entfernte, er bemerkte sogar ein paarmal den Schatten ihres Körpers, der das Licht auffing. Endlich zeigte sich eine Hand und ein Arm von wunderbarer Schönheit und Weiße an der Tapetentür; d'Artagnan erkannte, dies sei seine Belohnung; er ließ sich auf die Knie nieder, ergriff diese Hand und preßte seine Lippen ehrerbietig auf dieselbe. Hierauf zog sich die Hand zurück und ließ in der seinigen einen Gegenstand zurück, in dem er einen Ring erkannte. Gleich darauf schloß sich die Tür wieder, und d'Artagnan stand abermals ganz im Dunkeln.

D'Artagnan steckte den Ring an seinen Finger und wartete. Es war offenbar noch nicht alles abgetan. Auf den Lohn seiner Aufopferung sollte der Lohn

seiner Liebe kommen. Das Ballett war wohl schon vorüber, allein die Festlichkeit hatte noch kaum angefangen; um drei Uhr sollte gespeist werden, und die Uhr von Saint-Jean schlug eben erst drei Viertel nach zwei Uhr. Das Geräusch der Stimmen hatte sich im nahen Zimmer wirklich allmählich verloren: es erschallte immer ferner, dann ging die Tür des Kabinetts auf, wo d'Artagnan stand, und Madame Bonacieux schlüpfte herein. »Endlich sind Sie hier!« rief d'Artagnan. »Stille,« sprach die junge Frau, ihre Hand an seine Lippen legend; »stille, jetzt kehren Sie dahin zurück, woher Sie gekommen sind.«

»Allein, wo und wann werde ich Sie wiedersehen?« rief d'Artagnan. »Ein Briefchen, das Sie zu Hause finden werden, wird es Ihnen melden. Nun gehen Sie, gehen Sie.« Bei diesen Worten öffnete sie die Tür zum Korridor und schob d'Artagnan hinaus. D'Artagnan folgte wie ein Kind ohne Einspruch, ohne Widersetzlichkeit, und das beweist, daß er in der Tat sehr verliebt war.

Das Rendezvous.

D'Artagnan ging eilfertig nach Hause, Planchet schloß ihm die Tür auf. »Hat jemand einen Brief für mich gebracht?« fragte d'Artagnan rasch. »Es hat niemand einen Brief gebracht,« erwiderte Planchet, »doch ist einer ganz allein gekommen.«

»Was willst du damit sagen, Tölpel?«

»Ich will sagen, daß ich bei meiner Zurückkunft, obwohl ich den Schlüssel Ihrer Wohnung in der Tasche trug und ihn nicht von mir weggab, in Ihrem Schlafgemach auf dem grünen Teppich des Tisches einen Brief fand.«

»Wo ist dieser Brief?«

»Ich ließ ihn liegen, wo er lag, mein Herr! Es ist nicht natürlich, daß Briefe auf solche Weise zu den Leuten kommen. Wäre noch das Fenster ganz oder halb offen gewesen, würde ich nichts sagen; aber alles war hermetisch verschlossen. Geben Sie acht, mein Herr, denn da obwaltet sicher ein Spukwerk.« Mittlerweile stürzte der junge Mann in das Zimmer und öffnete den Brief. Er war von Madame Bonacieux und lautete wie folgt: »Man hat Ihnen den wärmsten Dank abzustatten und zu überbringen; begeben Sie sich diesen Abend gegen zehn Uhr nach Saint-Cloud, dem Pavillon gegenüber, der sich an der Ecke des Hauses des Herrn d'Estrées erhebt. C. B.« Als d'Artagnan diesen Brief gelesen, fühlte er, wie sich sein Herz erweiterte und wieder zusammenpreßte mit jenem süßen Krampfe, der Liebenden zugleich wohl und wehe tut. Das war das erste Briefchen, das er empfing, das erste Rendezvous, das ihm zugestanden wurde. Sein Herz, von wonniger Trunkenheit geschwellt, drohte zu zerspringen an der Schwelle des irdischen Paradieses, das man die Liebe nennt. Planchet zog sich zurück. Als d'Artagnan allein im Zimmer war, las er wiederholt das Briefchen durch und küßte über zwanzigmal diese Zeilen von der Hand seiner schönen Geliebten. Endlich ging er zu Bett, schlief ein und hatte goldene Träume. Um sieben Uhr früh stand er auf und rief Planchet. »Planchet,« sagte d'Artagnan, »ich gehe vielleicht den ganzen Tag fort, du

bist also frei bis sieben Uhr abends; aber um sieben Uhr halte dich bereit mit zwei Pferden.«

»Es scheint,« versetzte Planchet, »wir wollen uns die Haut noch an mancherlei Stellen durchlöchern lassen.«

»Du hast deine Muskete und deine Pistolen mitzunehmen.«

»Nun, es kommt, wie ich sagte,« rief Planchet. »Sei doch ruhig, Dummkopf! hier handelt es sich ganz einfach um eine Lustpartie.«

»Ja, wie unlängst bei den Vergnügungsreisen, wo es Kugeln regnete und Wolfsfallen hagelte.«

»Solltest du dich übrigens fürchten. Planchet,« erwiderte d'Artagnan, »so will ich ohne dich gehen; ich reise lieber allein, als mit einem Hasenfuß.«

»Mein Herr,« entgegnete Planchet, »Sie tun mir unrecht; mich dünkt doch. Sie haben mich rührig gesehen.«

»Ja, allein, ich glaube, daß du all deinen Mut auf einmal verbraucht hast.«

»Sie werden sehen, daß ich nötigenfalls noch einen Rest übrig habe, nur bitte ich, nicht verschwenderisch damit umzugehen, wenn ich noch länger auskommen soll.«

»Glaubst du diesen Abend noch eine gewisse Summe verwenden zu können?«

»Ich hoffe das.«

»Nun, so will ich auf dich rechnen.«

»Ich werde zur benannten Stunde bereit sein; ich glaubte nur, Sie hätten bloß ein Pferd im Stalle der Garden.«

»Wohl kann in diesem Augenblick nur eins dort sein, aber diesen Abend wird es vier daselbst geben.«

»Unsere Reise scheint eine Remontereise gewesen zu sein.«

»Allerdings,« versetzte d'Artagnan, wiederholte Planchet noch einmal seinen Auftrag und ging fort.

Herr Bonacieux stand an seiner Tür, d'Artagnan wollte vorübergehen, ohne mit dem würdigen Krämer zu reden; allein dieser grüßte ihn so freundlich und zuvorkommend, daß sich der Mietsmann nicht bloß bewogen fühlte, den Gruß zu erwidern, sondern sich auch in ein Gespräch mit ihm einzulassen. Die Rede kam natürlich auf die Einsperrung des armen Mannes. Herr Bonacieux, der es nicht wußte, daß d'Artagnan sein Gespräch mit dem Manne von Meung behorcht hatte, erzählte seinem Mietsmann die Verfolgungen dieses Ungeheuers, das Herr von Laßmann sei, den er immer nur einen Henker nannte, und dehnte sich ins Lange und Breite aus über die Bastille, die Riegel, die Türen, die Luftlöcher, die Gitter und Folterbänke. D'Artagnan hörte ihm mit beispielloser Geduld zu und sprach dann, als er zu Ende war: »Und wissen Sie, was mit Madame Bonacieux geschehen ist? Ist sie entführt worden?«

»Ah,« rief Herr Bonacieux, »Sie haben sich Wohl gehütet, mir das zu sagen, und auch meine Frau schwur mir bei den Göttern, daß sie nichts davon wußte.« Dann fuhr er in einem überaus gutmütigen Tone fort: »Und was ist denn in dieser letzten Zeit mit Ihnen vorgegangen? Ich habe weder Sie gesehen noch Ihre Freunde, und Sie haben gewiß den vielen Staub, den Planchet gestern von Ihren Stiefeln klopfte, nicht auf dem Pflaster von Paris gesammelt.«

»Sie haben recht, mein lieber Herr Bonacieux! meine Freunde und ich haben eine kleine Reise gemacht.«

»Weit von hier?«

»Ach, Gott! nein, bloß vierzig Meilen von hier; wir geleiteten Athos in die Bäder von Forges, wo meine Freunde bei ihm blieben.«

»Und Sie sind zurückgekommen, nicht wahr?« fragte Bonacieux und gab sich eine höchst witzige Miene. »Ein so hübscher Junker, wie Sie sind,

bekommt keinen langen Urlaub von seiner Geliebten, nicht wahr, und man hat uns schon ungeduldig in Paris zurückerwartet?«

»Meiner Treu,« entgegnete der junge Mann lachend, »ich bekenne Ihnen das um so lieber, mein werter Herr Bonacieux, als ich sehe, daß man vor Ihnen nichts verheimlichen kann. Ja, man hat mich erwartet, und zwar sehr sehnlichst, dafür kann ich stehen.« Eine leichte Wolke schwebte über Bonacieux' Stirn, doch so leicht, daß sie d'Artagnan gar nicht bemerkte. »Und wir werden für unsern Eifer belohnt werden?« fuhr der Krämer mit einer leichten Bewegung der Stimme fort, eine Bewegung, die d'Artagnan ebensowenig als jene Wolke bemerkte, die einen Augenblick zuvor die Stirn des würdigen Mannes umschleierte. »O, schweigen Sie doch!« rief d'Artagnan lachend. »Nein,« antwortete Bonacieux, »ich sage Ihnen dies bloß, um zu erfahren, ob wir spät zurückkehren werden.«

»Warum diese Frage, mein lieber Wirt?« versetzte d'Artagnan, »sind Sie vielleicht willens, auf mich zu warten?«

»Nein, aber seit meiner Einkerkerung und jenem Diebstahl, der bei mir begangen worden ist, erschrecke ich, so oft ich eine Tür aufgehen höre, und zumal des Nachts. Nun, ich bin ja kein Krieger!«

»Nun, erschrecken Sie nicht, wenn ich erst um ein Uhr, um zwei Uhr oder um drei Uhr früh zurückkomme; erschrecken Sie nicht, wenn ich ganz ausbleibe.« Diesmal erblaßte Bonacieux dergestalt, daß d'Artagnan nicht umhin konnte, es zu bemerken, und ihn zu fragen, was ihm fehle. »Nichts,« erwiderte Bonacieux, »nichts. Erst seit meinen Unfällen bin ich Schwachheiten unterworfen, die mich oft auf einmal überfallen, und eben durchrieselte mich wieder ein Schauder. Achten Sie nicht darauf und beschäftigen Sie sich bloß mit dem Gedanken an Ihr Glück.«

»Dann bin ich auch beschäftigt, da ich glücklich bin.«

»Noch nicht, warten Sie also. Sie sagten ja, diesen Abend...«

»Nun, dieser Abend wird kommen, so Gott will: und Sie harren wohl darauf ebenso sehnsuchtsvoll wie ich? Vielleicht wird Madame Bonacieux ihrem Gemahl einen Besuch abstatten.«

»Madame Bonacieux ist für diesen Abend nicht frei,« entgegnete der Gemahl sehr ernst; »ihr Dienst hält sie im Louvre zurück.«

»Um so schlimmer für Sie, mein lieber Wirt! um so schlimmer; wenn ich glücklich bin, möchte ich, daß es alle Welt wäre; doch scheint das nicht möglich zu sein.« Der junge Mann entfernte sich, laut lachend über den Scherz, den er seiner Meinung nach allein verstanden hatte. »Unterhalten Sie sich gut,« rief ihm Bonacieux nach mit ersterbender Stimme.

Er begab sich nach dem Hotel des Herrn von Tréville; sein Besuch war tags zuvor sehr kurz, wie man sich erinnern wird, und führte zu ganz geringer Erklärung. Er traf Herrn von Tréville in der Freude seines Herzens. Der König und die Königin waren auf dem Ball höchst huldreich gegen ihn, doch war der Kardinal in einer ganz verdrießlichen Stimmung. Um ein Uhr früh begab er sich weg, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit. Ihre Majestäten waren erst um sechs Uhr früh nach dem Louvre zurückgekehrt. Herr von Tréville durchblickte alle Winkel des Zimmers, um zu sehen, ob er mit d'Artagnan allein sei, und sprach dann zu ihm mit gedämpfter Stimme: »Nun, mein junger Freund, reden wir von Ihnen; denn Ihre glückliche Rückkehr hat offenbar großen Anteil an der Freude des Königs, an dem Triumph der Königin und an der Demütigung Seiner Eminenz. Nun müssen Sie sich klug benehmen.«

»Was habe ich zu befürchten,« fragte d'Artagnan, »solange ich so glücklich bin, die Gunst Ihrer Majestäten zu genießen?«

»Alles, glauben Sie mir. Der Kardinal ist nicht der Mann, der eine Mystifikation vergißt, solang er mit dem Mystifizierenden noch nicht Abrechnung gehalten hat, und der Mystifizierende scheint mir so ganz die Miene eines gewissen Junkers zu haben, den ich kenne.«

»Glauben Sie denn, der Kardinal wisse ebensogut wie Sie, daß ich in London war?«

»Teufel! Sie waren in London? und von London brachten Sie den schönen Diamanten mit, der an Ihrem Finger schimmert? Seien Sie auf Ihrer Hut, lieber d'Artagnan! um das Geschenk eines Feindes ist es nichts Gutes.«

»Dieser Diamant, mein Herr, kommt nicht von einem Feind, er kommt von der Königin.«

»Ho, ho!« rief Herr von Tréville, »von der Königin! Das ist wahrhaftig ein königliches Juwel, das tausend Pistolen wie einen Pfennig gilt. Durch wen ließ sie Ihnen dieses Geschenk überbringen?«

»Sie hat es mir selbst gegeben.«

»Wo das?«

»In dem Kabinett neben dem Zimmer, wo sie sich umkleidete.«

»Wie?«

»Indem sie mir die Hand zum Kusse bot.«

»Sie haben die Hand der Königin geküßt?« fragte Herr von Tréville und starrte d'Artagnan an. »Ihre Majestät geruhte mir diese Gnade zu erzeigen.«

»Und das vor Zeugen? Die Unkluge – die dreifach Unkluge!«

»Nein, mein Herr, fassen Sie sich, niemand hat es gesehen,« entgegnete d'Artagnan, und erzählte Herrn von Treville, wie das zuging. »O, die Weiber, die Weiber!« rief der alte Krieger, »ich erkenne sie wieder an ihrer romantischen Einbildungskraft; alles bezaubert sie, was geheimnisvoll ist. Sie haben also den Arm gesehen und weiter nichts? Sie würden der Königin begegnen, ohne sie wiederzuerkennen? Sie würde Ihnen begegnen, ohne daß sie wüßte, wer Sie sind?«

»Nein, allein mittels dieses Diamanten...« sprach der junge Mann.

»Hören Sie,« erwiderte Tréville, »soll ich Ihnen einen Rat geben, einen guten Rat, einen Freundesrat?«

»Erzeigen Sie mir die Ehre, mein Herr,« sagte d'Artagnan.

»Gut, gehen Sie zu dem nächsten besten Goldschmied, verkaufen Sie diesen Diamanten für das, was er Ihnen geben wird; jeder Jude wird Ihnen

wenigstens achthundert Pistolen dafür bezahlen! Die Pistolen haben keinen Namen, junger Mann, doch dieser Ring hat einen furchtbaren, und kann den verraten, der ihn trägt.«

»Diesen Ring verkaufen!« rief d'Artagnan, »einen Ring, der von meiner Fürstin kommt– nie!«

»Dann, armer Narr! wenden Sie den Stein nach innen, denn man weiß, daß ein Junker aus der Gascogne solche Kleinodien nicht im Schranke seiner Mutter findet.«

»Sie glauben also, daß ich etwas zu fürchten habe?« fragte d'Artagnan.

»So zwar, junger Mann, daß derjenige, der auf einer Mine schläft, deren Lunte angezündet ist, sich im Vergleich mit Ihnen sicher halten darf.«

»Teufel!« rief d'Artagnan, »was ist da zu tun?«

»Für immer und vor allem auf der Hut sein. Der Kardinal hat ein gutes Gedächtnis und eine lange Hand; glauben Sie mir, er wird Ihnen einen Streich spielen.«

»Doch welchen?«

»Weiß ich das? hat er nicht alle Künste in Fron? das Geringste, was Ihnen geschehen kann, ist, daß man Sie einsperrt.«

»Wie, man würde es wagen, einen Mann zu verhaften, der im Dienste Seiner Majestät steht?«

»Bei Gott! man hat mit Athos wenig Umstände gemacht! jedenfalls, junger Tor, glauben Sie einem Manne, der dreißig Jahre lang bei Hof ist, und schlafen Sie nicht ein in Ihrer Sorglosigkeit, sonst sind Sie verloren. Im Gegenteil, sage ich Ihnen, erblicken Sie rings um sich nichts wie Feinde. Sucht man mit Ihnen Streit, so weichen Sie, ob ihn auch ein zehnjähriges Kind suchte; greift man Sie an bei Tag oder Nacht, so ziehen Sie sich im Kampfe zurück, und schämen Sie sich deshalb nicht; setzen Sie über eine Brücke, so betasten Sie die Bretter, aus Besorgnis, daß ein Brett unter Ihrem

Fuße weiche; gehen Sie da vorüber, wo eben ein Haus gebaut wird, so blicken Sie in die Höhe, aus Furcht, es möchte ein Stein auf ihren Kopf fallen; kehren Sie nachts spät zurück, so lassen Sie sich von Ihrem Lakai begleiten, und dieser sei bewaffnet, wenn Sie anders Ihrem Bedienten trauen können. Ziehen Sie alle Welt in Verdacht, Ihren Freund, Ihren Bruder, Ihre Geliebte, ja, vorzüglich Ihre Geliebte.« D'Artagnan wurde rot.

»Meine Geliebte!« wiederholte er maschinenartig; »und warum sie mehr als andere?«

»Der Kardinal bedient sich gern dieses Mittels, da es auch das wirksamste ist. Ein Weib verkauft Sie für zehn Pistolen, wie es Dalila beweiset. Sie kennen doch die Heilige Schrift? Hm!« D'Artagnan dachte an das Rendezvous, das ihm Madame Bonacieux für diesen Abend gab; doch müssen wir es zum Lob unseres Helden gestehen, daß ihm die üble Meinung, die Herr von Tréville von den Frauen überhaupt hatte, gar keinen Verdacht gegen seine schöne Wirtin erweckte. »Doch sagen Sie,« fragte Herr von Tréville, »was ist denn aus Ihren drei Gefährten geworden?«

»Eben wollte ich selber fragen, ob Sie von ihnen nichts wissen.«

»Nichts, mein Herr.«

»Nun, ich habe sie auf meiner Reise zurückgelassen. Porthos in Chantilly mit einem Duell am Hals: Aramis in Crévecoeur mit einer Kugel in der Schulter; Athos in Amiens mit einer Falschmünzerbeschuldigung auf dem Leibe.«

»Sehen Sie,« sagte Herr von Tréville, »und wie sind Sie durchgekommen?«

»Mein Herr, wunderbar, ich muß es gestehen, mit einem Degenstich in der Brust, und indem ich den Grafen von Wardes an der Straße von Calais so wie einen Schmetterling an die Tapete spießte.«

»Da sehen Sie wieder! von Wardes, einen Mann des Kardinals, einen Vetter von Rochefort; doch halt, mein Freund, mir kommt ein Gedanke.«

»O, sprechen Sie, mein Herr!«

»Ich würde etwas tun an Ihrer Stelle.«

»Was?«

»Während mich Seine Eminenz in Paris aufsuchen ließe, würde ich mich ganz still und sachte auf den Weg nach der Pikardie begeben und Erkundigungen über meine drei Gefährten einziehen. Bei Teufel, sie verdienen doch diese kleine Aufmerksamkeit von Ihrer Seite.«

»Der Rat ist gut, und ich will morgen abreisen.«

»Erst morgen und warum nicht diesen Abend?«

»Diesen Abend hält mich eine unausweichliche Angelegenheit in Paris zurück.«

»Ah, junger Mann, junger Mann! irgend eine Liebschaft? Geben Sie wohl acht, ich wiederhole es: das Weib hat uns alle, wie wir sind, ins Verderben gebracht, und bringt uns ins Verderben, wie wir alle sind und sein werden. Glauben Sie mir, reisen Sie noch diesen Abend.«

»Unmöglich!«

»Haben Sie also Ihr Wort verbürgt?«

»Ja, mein Herr.«

»Nun, das ist etwas anderes, doch versprechen Sie mir, daß Sie morgen abreisen, wenn Sie diese Nacht nicht getötet werden.«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Bedürfen Sie Geld?«

»Ich besitze noch fünfzig Pistolen; das ist hinreichend, wie ich denke.«

»Doch Ihre Gefährten?«

»Ich glaube, daß sie nicht Mangel leiden; wir sind von Paris jeder mit fünfundsiebzig Pistolen im Sack abgereist.«

»Werde ich Sie noch sehen, ehe Sie abreisen?«

»Ich denke nicht; wenn sich nichts Neues ergibt.«

»Nun, Glück zur Reise.«

»Ich danke, mein Herr.« D'Artagnan beurlaubte sich von Herrn von Tréville, inniger gerührt als jemals durch seine väterliche Sorgfalt für seine Musketiere.

Als er bei dem Hotel der Garden vorüberging, warf er einen Blick in den Stall, drei von den vier Pferden waren schon angekommen. Planchet erstaunte darüber, fing an, sie zu striegeln, und hatte bereits zwei davon geputzt. Als er d'Artagnan sah, sagte er: »Ach, mein Herr, wie bin ich froh, daß ich Sie sehe.«

»Warum das?« fragte d'Artagnan. »Setzen Sie denn Vertrauen in Herrn Bonacieux, unsern Wirt?«

»Ich? ganz und gar nicht.«

»O, Sie tun recht wohl daran.«

»Wie kommst du zu dieser Frage?«

»Nun, während Sie mit ihm sprachen, habe ich Sie beobachtet, ohne Sie zu behorchen, und dabei bemerkt, daß er drei- oder viermal seine Gesichtsfarbe veränderte.«

»Bah!«

»Da Sie sich nur mit dem Briefe beschäftigten, den Sie erhielten, haben Sie das nicht beachtet; allein ich, der ich durch diesen so seltsam in das Haus gelangten Brief behutsam geworden bin, ich verlor keine Bewegung seines Gesichts.«

»Und du fandest sie –«

»Verräterisch, mein Herr.«

»Wirklich?«

»Ja, noch mehr; als Sie von ihm weggingen und an der Straßenecke verschwanden, nahm Herr Bonacieux seinen Hut, versperrte die Tür und eilte in aller Hast nach der gegenüberliegenden Straße.«

»Du hast auch recht, Planchet, alles das kommt mir jetzt zweideutig vor; doch sei unbekümmert, wir bezahlen ihm unsere Miete nicht früher, als bis er uns die Sache umständlich erörtert haben wird.« Obwohl d'Artagnan im Grund ein ganz kluger Junker war, so ging er doch, um zu Mittag zu essen, anstatt nach Hause, zu dem gascognischen Priester, der zu jener Zeit, als die vier Freunde am Hungertuch nagten, sie mit einem Schokoladenfrühstück bewirtete.

Der Pavillon.

Um neun Uhr war d'Artagnan beim Hotel der Garden; er traf Planchet unter den Waffen, und das vierte Pferd war angekommen. Planchet hatte sich mit seiner Muskete und einer Pistole versehen. D'Artagnan nahm seinen Degen und steckte zwei Pistolen in seinen Gürtel; hierauf schwang sich jeder auf ein Pferd und sie ritten ohne Geräusch von dannen. Die Nacht war finster und niemand sah sie fortreiten. Planchet hielt sich zehn Schritte hinter seinem Gebieter. D'Artagnan gewahrte, daß in seinem Lakai etwas Außergewöhnliches vorgehe, und fragte ihn: »Hm, was fehlt uns denn, Herr Planchet?«

»Finden Sie nicht, mein Herr, daß die Wälder so wie die Kirchen sind?«

»Warum das, Planchet?«

»Weil man sich in diesen wie in jenen nicht getraut, laut zu sprechen.«

»Warum getraust du dich nicht, Planchet, laut zu sprechen, weil du Furcht hast?«

»Furcht, gehört zu werden, ja, mein Herr!«

»Furcht, gehört zu werden? Unsere Unterredung ist doch erbaulich, Planchet, und niemand hätte dagegen Einsprache zu tun.« Planchet kehrte wieder zu seinen früheren Gedanken zurück und versetzte: »Ach, mein Herr, wahrlich hat dieser Herr Bonacieux etwas Tückisches in seinen Brauen und etwas Widerliches im Spiele seiner Lippen.«

»Was Teufel bringt dich wieder auf Bonacieux?«

»Mein Herr, man denkt, was man muß und nicht, was man will.«

»Weil du ein Hasenfuß bist, Planchet!«

»O, mein Herr, verwechseln wir nicht die Klugheit mit der Feigherzigkeit, die Klugheit ist eine Tugend.«

»Du bist tugendhaft, nicht wahr, Planchet?«

»Mein Herr, ist das, was dort unten glänzt, nicht ein Musketenlauf? Wenn wir den Kopf bückten!«

»In Wahrheit,« murmelte d'Artagnan, der an den Rat des Herrn von Tréville dachte, »in Wahrheit, dieses Tier würde mir endlich Furcht machen.« Er setzte sein Pferd in Trab. Planchet folgte der Bewegung seines Herrn so, als wäre er sein Schatten gewesen, und ritt trabend an seiner Seite. »Werden wir wohl die ganze Nacht so fortreiten?« fragte er. »Nein, Planchet, du bist schon am Ziel.«

»Wie, ich bin am Ziel? und Sie, mein Herr?«

»Ich reite noch einige Schritte weiter.«

»Und mich lassen Sie allein?«

»Hast du Furcht, Planchet?«

»Nein, ich will Ihnen bloß bemerken, daß die Nacht sehr kalt sein wird, daß die Kühle Rheumatismen erzeugt, und daß ein Lakai, der an Rheumatismen leidet, ein trübseliger Bedienter ist, zumal für einen so frohmütigen Mann wie Sie.«

»Nun, wenn du frierst, Planchet, so geh dort in eine von den Schenken und erwarte mich morgen früh um sechs Uhr vor dem Tor. D'Artagnan sprang vom Pferde, warf Planchet den Zügel über den Arm, wickelte sich in seinen Mantel und ging rasch von dannen. »Gott, wie kalt ist mir!« rief Planchet, als er seinen Herrn aus den Augen verlor. Und da es ihn so sehr drängte, sich zu erwärmen, klopfte er schnell an die Tür eines Hauses, das mit allen Attributen einer Schenke ausgestattet war.

Indes hatte d'Artagnan, der einen kleinen Fußsteig eingeschlagen, seinen Weg fortgesetzt, Saint-Cloud erreicht und befand sich alsbald dem bezeichneten Pavillon gegenüber. Derselbe lag an einer ganz öden Stelle. Eine hohe Mauer, an deren Ecke er den Pavillon sah, zog sich an der einen Seite dieser Gasse hin, auf der andern schützte ein Gehege, in dessen Grund eine armselige Hütte stand, einen kleinen Garten gegen die Vorübergehenden. Er kam an die Stelle des Rendezvous, und da ihm nicht gesagt wurde, er sollte seine Anwesenheit durch ein Signal kundgeben, so harrte er. Man vernahm nicht das leiseste Geräusch und hätte wirklich glauben mögen, daß man hundert Meilen von der Hauptstadt entfernt sei. D'Artagnan lehnte sich an das Gehege, nachdem er seine Blicke hinter sich gewandt hatte. Jenseits dieses Geheges, des Gartens und der Hütte umhüllte ein düsterer Nebel diesen weiten Raum, wo Paris schlief, und eine gähnende Leere, wo noch einige Lichtpunkte schimmerten, als traurige Sterne dieser Hölle. Für d'Artagnan aber hatte dieser ganze Anblick eine glückliche Gestalt angenommen; alle Gedanken bekamen ein Lächeln, alle Finsternisse waren durchsichtig. Die Stunde des Stelldicheins sollte schlagen. In der Tat ließ wenige Augenblicke darauf der Glockenturm von Saint-Cloud langsam zehn Schläge aus seinem brüllenden Schlund ertönen. Es lag etwas Trauriges in dieser ehernen Stimme, die so klagend mitten durch die Nacht hallte. Allein jeder dieser Stundenschläge vibrierte harmonisch in dem Herzen des jungen Mannes. Seine Augen richteten sich nach dem Pavillon an der Ecke der Mauer, wo alle Fenster, mit Ausnahme eines einzigen im ersten Stockwerk, mit Balken verschlossen waren. Durch

eben dieses Fenster flimmerte ein sanftes Licht. Hinter diesem Fenster harrte offenbar Madame Bonacieux auf ihn. Nur ein letztes Gefühl von Scham hielt sie noch zurück; doch jetzt, wo es bereits zehn Uhr schlug, würde das Fenster aufgehen und d'Artagnan endlich die Hand der Liebe und den Preis seiner Ergebenheit erhalten. D'Artagnan wartete, von diesem süßen Gedanken durchdrungen, noch eine halbe Stunde, ohne ungeduldig zu werden, die Augen auf die reizende kleine Wohnung gerichtet, von der er zum Teil den Plafond mit den goldenen Leisten sah. Der Glockenturm von Saint-Cloud schlug halb elf Uhr. Diesmal durchrieselte ein Schauder d'Artagnans Adern, ohne daß er die Ursache begriff. Vielleicht hatte sich die Kälte auch seiner bemächtigt, so daß er eine leibliche Empfindung für einen moralischen Eindruck hielt. Dann stieg ihm der Gedanke auf, er habe falsch gelesen und das Rendezvous wäre erst um elf Uhr. Er ging zu dem Fenster hin, stellte sich in einen Lichtstrahl, nahm den Brief aus der Tasche und las ihn wieder durch; er irrte nicht, das Rendezvous war um zehn Uhr bestimmt. Er kehrte auf seinen Platz zurück und fing an über diese Stille und Einsamkeit unruhig zu werden. Es schlug elf Uhr. D'Artagnan geriet wirklich in Furcht, es könnte Madame Bonacieux etwas zugestoßen sein. Er klatschte dreimal mit den Händen, das gewöhnliche Zeichen der Verliebten, doch niemand antwortete ihm, selbst nicht das Echo. Hierauf dachte er mit einem gewissen Verdruß, die junge Frau wäre vielleicht in Erwartung seiner Ankunft eingeschlafen. Er näherte sich der Mauer und versuchte hinanzuklettern, allein sie war glatt und d'Artagnan verbog sich umsonst die Nägel. In diesem Moment faßte er die Bäume ins Auge, deren Blätter das Licht fortwährend versilberte, und da sich einer über den Weg neigte, dachte er, von seinen Ästen aus würde er ins Innere des Pavillons blicken können. Der Baum war leicht zu erklettern. Er saß im Augenblick mitten unter den Zweigen und seine Augen vertieften sich durch die durchsichtigen Scheiben ins Innere des Pavillons.

Dieser Anblick war seltsam und machte d'Artagnan schaudern vom Scheitel bis zur Fußsohle, denn jenes sanfte Licht, jene stille Lampe beleuchtete eine Szene schrecklicher Zerstörung; eine der Fensterscheiben war zerschmettert; die Tür war eingebrochen und hing zertrümmert an ihren Angeln, ein Tisch, auf dem ein schönes Nachtmahl gestanden haben mochte, lag auf dem Boden, die Flaschen bestreuten mit ihren Splittern den Fußteppich, und zwischen ihnen lagen Stücke von Früchten und andern

Speisen. Alles gab Zeugnis von einem heftigen und verzweiflungsvollen Kampf in diesem Zimmer; d'Artagnan glaubte sogar mitten unter diesem seltsamen Gemeng Bruchstücke von Kleidern und Blutflecken am Tischtuch und an den Vorhängen wahrzunehmen. Er stieg schnell wieder unter einem furchtbaren Herzklopfen auf die Straße hinab und wollte sehen, ob sich keine andere Spur von einer Gewalttätigkeit auffinden lasse. Der kleine, sanfte Lichtschein erglänzte noch immer in der ruhigen Nacht. D'Artagnan nahm jetzt wahr, was er früher nicht bemerkt hatte, weil ihn nichts zu einer näheren Prüfung veranlaßte, daß der Boden hier eingeschlagen, dort durchlöchert war, und verworrene Spuren von Menschen und Pferdetritten kundgab. Außerdem hatten die Räder eines Wagens, der von Paris gekommen zu sein schien, in der weichen Erde tiefe Furchen eingedrückt, die nicht über die Höhe des Pavillons gingen und die Richtung gegen Paris nahmen. Endlich fand d'Artagnan bei seinem weiteren Nachsuchen neben der Mauer einen zerrissenen Frauenhandschuh. Indes war derselbe an den Punkten ganz rein, wo er die schmutzige Erde nicht berührt hatte. Es war einer von den parfümierten Handschuhen, wie sie die Liebenden gern von einer hübschen Hand abziehen.

D'Artagnan wurde jetzt fast wahnsinnig; er eilte nach der Landstraße auf demselben Wege, den er schon zurückgelegt hatte, ging bis zur Überfahrt und fragte den Schiffer. Dieser hatte gegen sieben Uhr eine in einen schwarzen Mantel gehüllte Frau übergesetzt, die sich alle Mühe zu geben schien, nicht erkannt zu werden; allein gerade infolge dieser Vorsichtsmaßregeln, die sie nahm, betrachtete sie der Schiffer um so aufmerksamer und erkannte, daß sie eine junge, hübsche Frau gewesen. Es gab damals, wie noch jetzt, eine Menge junger und hübscher Frauen, die nach Saint-Cloud kamen, und die nicht gern erkannt sein wollten, und dennoch zweifelte d'Artagnan keinen Augenblick, daß diese Frau, die der Schiffsmann bezeichnete, Madame Bonacieux war. Alles vereinigte sich, um d'Artagnan zu beweisen, daß ihn seine Vorgefühle nicht betrogen, und daß ein großes Unglück geschehen sei. Er kehrte schnell zurück auf dem Wege zum Schlosse, denn es bedünkte ihn, als habe sich im Pavillon vielleicht etwas Neues ereignet und als könnte er dort Auskunft erhalten. Die kleine Gasse war noch immer öde, und derselbe stille und sanfte Lichtschein verbreitete sich vom Fenster. D'Artagnan dachte nun an das stumme und blinde Mauerwerk, das aber doch gesehen hatte, und vielleicht

zu sprechen vermöchte. Die Tür des Vorschlosses war gesperrt, doch er sprang über das Gehege und näherte sich der Hütte, ungeachtet ihn ein Kettenhund anbellte. Auf das erste Anklopfen gab niemand Antwort; es herrschte eine Grabesstille in der Hütte wie im Pavillon; da aber diese Hütte seine letzte Zuflucht war, so wich er nicht von der Stelle. Bald darauf schien es ihm, als hörte er im Innern ein leichtes Geräusch, ein furchtsames Geräusch, das selber zitterte, vernommen zu werden. D'Artagnan ließ nun ab, zu klopfen, und fing an, in einem Tone so voll Unruhe und Versprechungen, Schreck und Schmeichelei zu bitten, daß seine Stimme natürlich den Furchtsamsten beschwichtigen mußte. Endlich öffnete sich ein alter, wurmstichiger Fensterbalken, doch nur halb, und schloß sich sogleich wieder, als der Schimmer einer armseligen Lampe in einem Winkel d'Artagnans Wehrgehänge, den Degengriff und den Pistolenschaft beleuchtete. Doch wie rasch auch die Bewegung war, so konnte d'Artagnan doch den Kopf eines Greises bemerken. »Im Namen des Himmels!« rief er, »hört mich; ich warte auf jemand, der nicht kommt, und sterbe vor Unruhe. Ist in der Nähe hier ein Unglück geschehen? O, sprecht!« Das Fenster ging abermals langsam auf und dasselbe Gesicht kam wieder zum Vorschein, nur war es jetzt noch blasser als das erstemal. D'Artagnan erzählte ganz freimütig seine Geschichte bis auf die Namen. Der Greis horchte ihm aufmerksam zu, dann, als d'Artagnan beendet hatte, schüttelte er das Haupt mit einer Miene, die nichts Gutes verkündete. »Was wollt Ihr damit sagen?« fragte d'Artagnan; »in des Himmels Namen! redet, erkläret Euch.«

»O, mein Herr,« versetzte der Greis, »fragen Sie mich nicht, denn, wenn ich Ihnen sagte, was ich sah, würde es mir gewiß nicht gut ergehen.«

»Ihr habt also etwas gesehen?« rief d'Artagnan; »nun im Namen des Himmels!« fuhr er fort, und warf dem Greis eine Goldmünze zu, »redet, sagt, was Ihr gesehen habt, und ich verbürge Euch mein Wort als Edelmann, daß ich kein Wort von dem weitersage, was Ihr mir anvertraut.« Der Greis las so viel Offenheit und Schmerz in d'Artagnans Gesicht, daß er ihm ein Zeichen gab, ihn anzuhören; dann sprach er mit tiefer Stimme: »Ungefähr um neun Uhr vernahm ich ein Getöse auf der Straße und wollte wissen, was das sein könnte; da näherte man sich einer Tür und ich bemerkte, daß man einzutreten suchte. Da ich arm bin und nicht ausgeraubt zu werden fürchte, so schloß ich auf, und sah einige Schritte vor mir drei Männer. Im Schatten

stand ein Wagen mit angeschirrten und mit Handpferden. Diese Handpferde gehörten offenbar den drei Männern, die ritterlich angezogen waren. ›Ach, meine guten Herrn,‹ fragte ich, ›was verlangen Sie?‹ ›Hast du nicht eine Leiter?‹ sprach derjenige, der ihr Oberhaupt zu sein schien. ›Ja, mein Herr, die, womit ich mein Obst abpflücke.‹ ›Gib sie uns, und kehre wieder nach Hause; da hast du einen Taler für die verursachte Störung. Bedenke aber, wenn du ein Wort von dem sagst, was du sehen oder hören wirst, daß du verloren bist.‹ Mit diesen Worten warf er mir einen Taler zu, den ich aufhob, und nahm meine Leiter. Als ich die Tür des Geheges hinter ihnen zugemacht hatte, stellte ich mich wirklich, als ob ich in das Haus zurückkehrte, allein ich ging sogleich wieder durch eine Hintertür hinaus, schlüpfte in den Schatten und erreichte glücklich das Holundergesträuch, aus dem ich alles sehen konnte, ohne bemerkt zu werden. Die drei Männer ließen den Wagen geräuschlos vorwärts fahren; sie zogen daraus einen kleinen, dicken, kurzen und ärmlich gekleideten Mann hervor, der vorsichtig über die Leiter stieg, verstohlen in das Innere des Zimmers blickte, sachte wieder zurückkletterte und mit leiser Stimme sprach: ›Sie ist es!‹ Alsogleich trat derjenige, der mit mir gesprochen hatte, zu der Tür des Pavillons, öffnete mit dem Schlüssel, den er bei sich trug, sperrte wieder ab, und verschwand. Zu gleicher Zeit kletterten die zwei andern über die Leiter. Der kleine Alte blieb bei dem Kutschenschlag, der Kutscher hielt die Wagenpferde, der Lakai die Sattelpferde. Auf einmal erschallte im Pavillon ein großes Geschrei. Eine Frau lief zum Fenster und machte es auf, als wollte sie sich hinausstürzen. Wie sie aber die zwei Männer erblickte, eilte sie wieder zurück, und die zwei Männer stürzten ihr nach in das Zimmer. Von jetzt an sah ich nichts mehr, allein ich hörte das Krachen der Geräte, die man zerbrach. Die Frau schrie und rief um Hilfe. Ihr Geschrei war bald erstickt; die drei Männer traten ans Fenster, die Frau auf ihren Armen. Zwei stiegen die Leiter herab und brachten sie in den Wagen, in den nach ihr der kleine Alte stieg. Jener, der im Pavillon zurückblieb, machte den Balken wieder zu, kam bald darauf zur Tür heraus, und überzeugte sich, daß sich die Frau wirklich im Wagen befinde; seine zwei Gefährten erwarteten ihn schon zu Pferde. Er schwang sich gleichfalls in den Sattel; der Lakai nahm seinen Platz neben dem Kutscher, der Wagen, von den drei Reitern begleitet, rollte fort, und alles war zu Ende.«

D'Artagnan war zermalmt von einer so schrecklichen Nachricht und blieb stumm und regungslos, während in seinem Innern alle Dämone des Ingrimms und der Eifersucht tobten. »Wisset Ihr nicht beiläufig,« sagte d'Artagnan, »wer jener Mann ist, der diese teuflische Expedition geleitet hat?«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Da er aber mit Euch sprach, so konntet Ihr ihn wohl sehen.«

»Ha, Sie verlangen von mir eine nähere Beschreibung?«

»Ja!«

»Ein großer, hagerer Mann, von brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzem Schnurrbart, schwarzen Augen und dem Aussehen eines Edelmannes.«

»Er ist es!« rief d'Artagnan, »wieder er, immer er! Er ist mein Dämon, wie es scheint. – Und der andere?«

»Welcher?«

»Der Kleine.«

»O, das ist kein vornehmer Herr, das kann ich versichern; auch trug er keinen Degen, und die andern begegneten ihm rücksichtslos.«

»Vielleicht ein Lakai,« murmelte d'Artagnan. »O arme, arme Frau, was werden sie dir getan haben!«

»Sie haben mir Verschwiegenheit versprochen,« sagte der Greis. »Ich wiederhole Euch mein Versprechen. Seid unbekümmert, ich bin ein Edelmann. Ein Edelmann hat nur sein Ehrenwort, und ich habe Euch das meinige verpfändet.« D'Artagnan begab sich wieder mit blutender Seele auf den Weg nach der Überfahrt. »O, wenn ich doch meine Freunde hätte,« seufzte er, »dann könnte ich doch wenigstens die Hoffnung nähren, sie wiederzufinden; allein wer weiß, was aus ihnen geworden ist?«

Es war fast Mitternacht, und nun handelte es sich darum, Planchet aufzusuchen. D'Artagnan ließ sich der Reihe nach alle Schenken öffnen, worin er Licht bemerkte, doch Planchet fand sich in keiner derselben. Bei der sechsten dachte er darüber nach, daß sein Nachsuchen ein bißchen gewagt sei. D'Artagnan gab seinem Bedienten erst um sechs Uhr morgens die Stunde, und so war dieser im Recht, wo er sich auch befand. Außerdem bedachte der junge Mann, wenn er in dieser Gegend bleibe, wo das Ereignis vorfiel, so könnte er wohl einigen Aufschluß über diese geheimnisvolle Geschichte bekommen. Er hielt somit bei der sechsten Schenke an, verlangte eine Flasche vom besten Wein und zog sich in die finsterste Ecke zurück, um hier den Tag zu erwarten. Doch auch diesmal täuschte ihn seine Hoffnung, denn wie er auch mit gespannten Ohren lauschte, so konnte er doch mitten unter den Flüchen, Späßen und Roheiten, welche die Arbeiter, Bedienten und Fuhrleute, in deren Gemeinschaft er geraten war, gegenseitig wechselten, durchaus nichts vernehmen, was ihn auf die Spur der entführten Frau zu bringen vermochte. Als er nun seine Flasche ganz ruhig und ohne einen Verdacht zu erwecken geleert hatte, sah er sich genötigt, in seiner Ecke eine möglichst gute Lage einzunehmen, und gut oder übel einzuschlafen. D'Artagnan zählte erst zwanzig Jahre, wie man weiß, und in diesem Alter hat der Schlaf unverjährbare Rechte, auf die er selbst bei verzweiflungsvollem Herzen gebieterisch besteht. Gegen sechs Uhr früh erwachte d'Artagnan mit jener Unbehaglichkeit auf, die gewöhnlich auf eine schlimme Nacht zu folgen pflegt. Er war mit seinem Anzug bald fertig, und ging hinaus, um zu sehen, ob er am Morgen nicht eher, als in der Nacht, seinen Bedienten aufspüren könne. In der Tat war der erste Gegenstand, den er durch den feuchten, grauen Nebel erblickte, der ehrsame Planchet, der ihn mit den zwei Pferden an der Hand vor der Tür einer kleinen Schenke erwartete, vor der d'Artagnan vorbeigegangen war, ohne ihr Dasein zu vermuten.

Porthos.

Anstatt geradewegs nach Hause zurückzukehren, stieg d'Artagnan vor der Tür des Herrn von Tréville vom Pferd und ging eilig die Treppe hinan. Er war diesmal entschlossen, ihm alles, was sich begeben hatte, mitzuteilen. Zweifelsohne würde er ihm in dieser ganzen Sache gute Ratschläge erteilen, und dann, da Herr von Tréville fast täglich die Königin sah, so könnte er vielleicht von Ihrer Majestät Nachrichten über die arme Frau erhalten, die gewiß ihre Ergebenheit für ihre Gebieterin büßen mußte. Herr von Tréville hörte der Mitteilung des jungen Mannes mit einem Ernst zu, der bewies, daß er in dieser ganzen Sache etwas anderes sah, als eine Liebesintrige, und dann, als d'Artagnan zu Ende war, sagte er: »Hm! das riecht auf eine Meile nach dem Kardinal.«

»Doch was soll da geschehen?« fragte d'Artagnan. »Nichts, durchaus nichts zu dieser Stunde, als Paris so schnell wie möglich verlassen, wie ich Ihnen schon gesagt habe. Ich werde die Königin sehen, und ihr umständlich alles mitteilen von dem Verschwinden der armen Frau, wovon sie gewiß noch nichts weiß; diese Umstände werden ihr einen Fingerzeig geben, und wenn Sie wieder zurückkommen, kann ich Ihnen vielleicht Gutes berichten. Verlassen Sie sich auf mich.« D'Artagnan wußte, daß Herr von Tréville, ob er auch Gascogner war, nicht gern zu versprechen Pflegte, daß er aber, wenn er zufällig etwas zusagte, mehr hielt, als er versprochen hatte.

D'Artagnan war entschlossen, den Rat des Herrn von Tréville unverzüglich zur Ausführung zu bringen und begab sich in die Gasse Fossoyeurs, um das Bepacken seines Mantelsackes zu überwachen. Als er sich Nr. 11 näherte, erkannte er Herrn Bonacieux, der im Morgenanzug an der Schwelle seiner Tür stand. D'Artagnan gedachte alles dessen, was ihm tags zuvor der schlaue Planchet von dem tückischen Charakter seines Wirtes gesagt hatte, und faßte ihn aufmerksamer ins Auge als je zuvor. In der Tat, außer der gelblichen und kränklichen Blässe, welche die Vermengung der Galle mit dem Blut andeutete, und die übrigens auch zufällig sein konnte, bemerkte d'Artagnan etwas Verschmitztes und Falsches in den Zügen und Runzelbewegungen seines Gesichts. Ein Schurke lacht nicht so wie ein

ehrbarer Mann, ein Heuchler weint nicht dieselben Tränen wie ein Mann von Glauben und Treue. Es kam also d'Artagnan vor, als ob Herr Bonacieux eine Maske trüge, und zwar eine der unangenehmsten. Er wollte nun in seinem Abscheu gegen diesen Mann an ihm vorübergehen, ohne ein Wort mit ihm zu reden, doch sprach ihn Herr Bonacieux an wie tags vorher: »Nun, junger Mann! es scheint, daß wir Fastnachtsnächte machen? sieben Uhr früh – Pest! Es scheint als wollten Sie die alte Gewohnheit umwenden, und kehren zu der Stunde heim, wo andere ausgehen.«

»Meister Bonacieux,« erwiderte der junge Mann, »da Sie ein wahres Muster von einem ordentlichen Manne sind, so wird man Ihnen keinen ähnlichen Vorwurf machen. Freilich, wenn man eine hübsche junge Frau besitzt, hat man nicht nötig, dem Glücke nachzulaufen; das Glück sucht vielmehr Sie auf. nicht wahr, Bonacieux?« Herr Bonacieux wurde leichenblaß und verzerrte lächelnd den Mund; dann sprach er: »Ah, ah! Sie sind ein scherzhafter Geselle. Aber wo Teufel find Sie denn diese Nacht herumgelaufen, junger Herr? Wie es scheint, waren die Quer- und Seitenwege nicht am besten.« D'Artagnan sah hinab auf seine ganz mit Kot bedeckten Stiefel, doch bei dieser Bewegung fiel sein Blick auch auf die Schuhe und Strümpfe des Krämers; man hätte wirklich glauben mögen, sie seien in denselben Schlamm getaucht worden, da sich an dem einen wie an dem andern ganz ähnliche Makel bemerkbar machten. Auf einmal stieg d'Artagnan ein Gedanke auf: jener kleine, dicke, kurze, graue, bedientenartig und gemein gekleidete Mann, den die Leute vom Degen jener Eskorte so rücksichtslos behandelten, war Bonacieux selber. Der Mann leitete die Entführung seiner Frau. D'Artagnan empfand eine namenlose Lust, den Krämer an der Kehle zu packen und zu erwürgen, allein er war, wie gesagt, ein kluger Junge, und hielt an sich. Doch der Aufruhr im Herzen drückte sich im Gesicht deutlich ab, daß Bonacieux darüber erschrak und einen Schritt zurückzutreten versuchte; da er aber gerade vor dem geschlossenen Türflügel stand, so nötigte ihn dieses materielle Hindernis, an derselben Stelle zu bleiben. »Ei doch. Sie scherzen, mein guter Herr!« versetzte d'Artagnan, »mich dünkt, wenn meine Stiefel des Schwammes benötigen, so rufen auch Ihre Schuhe und Strümpfe ein wenig nach der Bürste. Sie sind gewiß auch ein bißchen herumgestiegen, Herr Bonacieux? Ach, Teufel! das könnte man einem Manne von Ihrem Alter gar nicht verzeihen, zumal er eine so hübsche Frau hat wie Sie.«

»Ach, mein Gott! nein,« entgegnete Bonacieux, »allein, ich war gestern in Saint-Mandé, um Nachfrage über eine Magd zu halten, da ich eine solche aufzunehmen genötigt bin, und weil die Wege schlecht waren, so brachte ich all den Schmutz mit, den wegzubürsten ich noch nicht Zeit gehabt habe.« Der Ort, den Bonacieux als Zielpunkt seines Ausflugs angab, bestärkte d'Artagnan aufs neue in seinem Verdacht. Bonacieux bezeichnete Saint-Mandé, das doch ganz in einer entgegengesetzten Richtung von Saint-Cloud gelegen war. Er freute sich bei seiner Vermutung. Wenn Bonacieux wußte, wo seine Frau war, so konnte man jederzeit die äußersten Mittel anwenden und den Krämer zwingen, daß er den Mund aufschließe und sein Geheimnis von sich gebe. Es handelte sich darum, diese Wahrscheinlichkeit in Gewißheit umzuwandeln. »Um Vergebung, mein lieber Herr Bonacieux, wenn ich mit Ihnen keine Umstände mache,« sagte d'Artagnan; »aber nichts regt so auf, als eine schlaflose Nacht, und ich habe entsetzlichen Durst; erlauben Sie mir, ein Glas Wasser bei Ihnen zu trinken. Sie wissen ja, daß Nachbarn das einander nicht abschlagen.« Und ohne, daß d'Artagnan die Erlaubnis seines Wirtes abgewartet hätte, ging er rasch in das Haus und warf einen schnellen Blick auf das Bett. Das Bett war unberührt; Bonacieux hatte nicht darin geschlafen. Er war also erst vor einer oder zwei Stunden heimgekehrt, und hatte seine Frau begleitet, entweder bis zu der Stelle, wohin man sie führte, oder mindestens bis zur ersten Wechselstation. »Dank, Meister Bonacieux!« sagte d'Artagnan, nachdem er sein Glas geleert hatte; »das war alles, was ich von Ihnen wollte. Jetzt gehe ich in meine Wohnung, lasse mir von Planchet meine Stiefel putzen, und wenn er das getan hat, so schicke ich ihn, wenn es beliebt, zu Ihnen, daß er Ihre Schuhe abbürste.« Er verließ den Krämer, selbst betroffen über diesen seltsamen Abschied, und fragte sich, ob er sich nicht etwa bloßgestellt habe.

Oben an der Treppe traf er Planchet ganz bestürzt. Als der Lakai seinen Herrn erblickte, rief er: »Ach, mein Herr! sind Sie endlich hier? ich konnte Ihre Zurückkunft kaum erwarten,«

»Was gibt es denn?« fragte d'Artagnan. »O, mein Herr, ich wette hundert und tausend, daß Sie nicht erraten, welchen Besuch ich in Ihrer Abwesenheit erhalten habe.«

»Wann?«

»Vor einer halben Stunde, während Sie sich bei Herrn von Tréville befanden.«

»Wer ist also gekommen? sag' an.«

»Herr von Cavois.«

»Herr von Cavois?«

»In Person.«

»Der Kapitän der Leibwachen Seiner Eminenz?«

»Er selbst.«

»Kam er, um mich zu verhaften?«

»Ich vermute das, ungeachtet seines freundlichen Aussehens.«

»Er machte ein freundliches Gesicht?«

»Er war ganz Honig, mein Herr.«

»Wirklich?«

»Wie er vorgab, kam er im Namen Seiner Eminenz, die Ihnen sehr geneigt wäre, und wollte Sie bitten, ihm nach dem Palais-Royal zu folgen.«

»Und was hast du ihm geantwortet?«

»Das könnte nicht geschehen, denn Sie wären nicht zu Hause, wie er sich selbst überzeugte.«

»Und was sprach er dann?«

»Sie sollen ja nicht ermangeln, ihn diesen Tag über zu besuchen; dann fügte er leise hinzu: ›Melde deinem Herrn, Seine Eminenz sei ihm recht wohlgewogen, und sein Glück hänge vielleicht von dieser Zusammenkunft ab.‹«

»Diese Schlinge war für den Kardinal hübsch übel gelegt,« entgegnete der junge Mann lächelnd. »Ich bemerkte auch diese Schlinge und antwortete ihm: ›Sie würden bei Ihrer Zurückkunft in Verzweiflung geraten.‹ ›Wohin ist er denn gegangen?‹ fragte mich von Cavois. ›Nach Troyes in der Champagne‹ – gab ich zur Antwort. ›Und wann ist er abgereist?‹ ›Gestern abend.‹«

»Mein Freund Planchet!« fiel d'Artagnan ein, »du bist in der Tat ein köstlicher Bursche!«

»Sie begreifen wohl, mein Herr, wenn Sie Herrn von Cavois besuchen wollen, so wäre es immer noch Zeit, mich Lügen zu strafen und ihm zu sagen, Sie wären nicht abgereist; ich hätte also gelogen, und da ich kein Edelmann bin, so kann mir das hingehen.«

»Sei ruhig, Planchet, du wirst deinen Ruf als wahrheitsliebender Mann bewahren; in einer Viertelstunde reisen wir ab.«

»Ich war eben im Begriff, Ihnen diesen Rat zu geben; und wohin reisen wir? wenn ich ohne Neugierde fragen darf?«

»Ganz in der entgegengesetzten Richtung von jener, die du angegeben hast; übrigens scheint es dich nicht gar so sehr zu drängen, um Nachrichten zu erhalten über Grimaud, Mousqueton und Bazin, wie mich, um zu erfahren, was mit Athos, Porthos und Aramis geschehen ist.«

»Allerdings, mein Herr,« entgegnete Planchet; »ich reise, wann Sie befehlen, und glaube, daß uns die Provinzluft besser behagen wird als die Pariser Luft. Also!«

»Schnüre unsere Bündel, Planchet! und dann vorwärts; ich will, die Hände im Sacke, vorausgehen, damit es keinen Verdacht erweckt. Du triffst mich im Hotel der Garden. Aber höre, Planchet! was du in betreff unseres Wirtes gesagt hast, glaube ich, du hast wohl recht; er ist entschieden eine garstige Kanaille.«

»O, mein Herr, glauben Sie immerhin, wenn ich was sage, ich verstehe mich auf Physiognomien!« D'Artagnan ging laut Verabredung zuerst hinab,

und begab sich dann, um sich nichts vorwerfen zu müssen, zum letztenmal nach den Wohnungen seiner drei Freunde. Man hatte von ihnen keine Nachricht; bloß für Aramis war ein durchaus parfümiertes und mit zarter, zierlicher Hand geschriebenes Briefchen angekommen. D'Artagnan übernahm dasselbe. Zehn Minuten darauf kam Planchet mit ihm im Stalle der Garden zusammen. D'Artagnan hatte bereits sein Pferd gesattelt, um ja keine Zeit zu verlieren. »So ist's gut,« sprach er zu Planchet, als er den Mantelsack festgebunden hatte, »jetzt sattle auch die drei andern Pferde, und wir reisen ab.«

»Glauben Sie wohl, wir kommen jeder mit zwei Pferden schneller vom Fleck?« fragte Planchet mit seiner pfiffigen Miene. »Nein, mein armer Spaßmacher,« entgegnete d'Artagnan, »allein mit unseren vier Pferden können wir unsere drei Freunde zurückbringen, wenn wir sie anders noch am Leben treffen.«

»Das wäre wohl wundersam,« versetzte Planchet; »doch man darf an der Barmherzigkeit Gottes nicht verzweifeln.«

»Amen!« rief d'Artagnan und schwang sich auf sein Pferd.

Wir müssen bemerken, daß Planchet bei Tage mutvoller war als des Nachts. Indes verließ ihn seine natürliche Klugheit in keinem Augenblick. Er vergaß auch keinen Vorfall der ersten Reise, und hielt jedermann für einen Feind, der ihm auf der Straße begegnete; demgemäß hielt er ohne Unterlaß seinen Hut in der Hand, weshalb d'Artagnan oft ernstlich mit ihm zankte, da dieser besorgte, man möchte ihn ob dieser übermäßigen Höflichkeit für einen gemeinen Menschen halten. Aber sei es nun, daß die Vorübergehenden wirklich von der Artigkeit Planchets gerührt wurden, oder daß diesmal niemand am Wege des jungen Mannes im Hinterhalt lag – genug, unsere zwei Reisenden kamen ohne allen Unfall nach Chantilly und stiegen beim Hotel Grand Saint-Martin ab, wo sie auch auf ihrer ersten Reise angehalten hatten. Als der Wirt einen jungen Mann und hinter ihm einen Lakai mit zwei Handpferden herankommen sah, trat er ehrfurchtsvoll an seine Türschwelle. D'Artagnan, der bereits elf Meilen zurückgelegt hatte, dachte, es wäre wohl an der Zeit, hier einzusprechen und zu sehen, ob Porthos im Gasthaus wäre oder nicht. Es war vielleicht nicht einmal klug, beim ersten Schritt zu fragen, was aus dem Musketier geworden sei. Infolge

dieser Betrachtungen stieg d'Artagnan ab, ohne sich nach jemandem zu erkundigen, übergab die Pferde seinem Lakai, trat in ein kleines Zimmer, das für jene Gäste bestimmt war, die allein sein wollten, und ließ sich vom Wirt eine Flasche des besten Weines und ein Frühstück bringen, so gut es zu bekommen war; ein Verlangen, das den Gastwirt noch mehr in der guten Meinung bestärkte, die er auf den ersten Anblick von seinem Reisenden gefaßt hatte. Auch wurde d'Artagnan mit wunderbarer Schnelligkeit bedient. Das Regiment der Garden rekrutierte sich aus den vornehmsten Edelleuten des Reiches. Da nun d'Artagnan einen Lakai hinter sich hatte, und mit vier Pferden reiste, so konnte es nicht fehlen, daß er, seiner einfachen Uniform ungeachtet, Aufsehen erregte. Der Wirt wollte ihn sogar selbst bedienen; als das d'Artagnan sah, ließ er zwei Gläser bringen und eröffnete folgendes Gespräch: »Meiner Treu, lieber Wirt!« rief d'Artagnan, indem er die zwei Gläser füllte, »ich begehrte von Eurem besten Wein, und habt Ihr mich betrogen, so werdet Ihr da bestraft, wo Ihr gesündigt habt, indem Ihr mit mir trinken müsset, weil ich durchaus nicht allein trinken mag. Nehmt also ein Glas und lasset uns trinken. Auf was werden wir trinken, um nirgendwo anzustoßen? Nun, trinken wir auf das Wohl Eures Geschäftes!«

»Eure Herrlichkeit erzeigt mir da eine große Ehre,« sagte der Wirt, »und ich danke aufrichtig für einen so guten Wunsch.«

»O, irrt Euch nicht,« versetzte d'Artagnan, »in meinem Toast liegt vielleicht mehr Egoismus, als Ihr denkt; da ich besonders auf dieser Straße viel reise, so wünsche ich allen Gasthöfen großes Wohlergehen.«

»Wirklich scheint mir,« sagte der Wirt, »daß ich nicht das erstemal die Ehre habe, Euer Gnaden zu sehen.«

»Bah! ich bin vielleicht schon zehnmal durch Chantilly gereist und habe bei Euch wenigstens drei- bis viermal angehalten. Ich war erst vor zehn ober zwölf Tagen hier, wo ich Freunde begleitete, nämlich Musketiere, wo einer derselben in Streit geriet mit einem Fremden, einem unbekannten Mann, der Händel mit ihm suchte, ohne daß ich weiß warum.«

»Ach ja! in der Tat,« entgegnete der Wirt; »ich erinnere mich vollkommen. Nicht wahr, Euer Herrlichkeit will von Porthos sprechen?«

»Das ist eben der Name meines Reisegefährten. Mein Gott! sagt an, lieber Wirt, ist ihm etwa ein Unglück widerfahren?«

»Ew. Herrlichkeit mußte wohl bemerkt haben, daß er seine Reise nicht fortsetzen konnte.«

»Er hat uns wirklich versprochen, nachzukommen, doch sahen wir ihn nicht wieder.«

»Er hat uns die Ehre erwiesen, hierzubleiben.«

»Wie? er ist hiergeblieben?«

»Ja, gnädiger Herr, in diesem Gasthaus; wir sind sogar sehr beunruhigt.«

»Worüber?«

»Über gewisse Ausgaben, die er gemacht hat.«

»Nun, er wird die Ausgaben, die er gemacht hat, auch bezahlen.«

»Ach, gnädiger Herr, Sie gießen mir wirklich Balsam in das Blut. Wir haben ihm große Vorschüsse gewährt, und diesen Morgen noch erklärte uns der Wundarzt, wenn ihn Porthos nicht bezahlte, so wolle er sich an mich halten, da ich nach ihm geschickt habe.«

»Ist also Porthos verwundet?«

»Ich wüßte Ihnen das nicht zu sagen, gnädiger Herr!«

»Wie doch, Ihr wüßtet mir das nicht zu sagen? Ihr sollet das doch besser wissen, als irgend einer.«

»Ja, allein in unserm Stande sagen wir nicht alles, was wir wissen, zumal in Fällen, wo unsere Ohren für unsere Zunge haften müssen.«

»Nun, kann ich Porthos sehen?«

»Allerdings, gnädiger Herr; steigen Sie über die Treppe, und klopfen Sie im ersten Stock bei Nr. 1. Nur geben Sie ihm zu verstehen, daß Sie es sind.«

»Wie, ich soll ihm zu verstehen geben, daß ich es bin?«

»Ja, denn sonst könnte Ihnen ein Unglück begegnen.«

»Und welches Unglück könnte mir da begegnen?«

»Herr Porthos könnte Sie für jemand aus dem Hause halten und Ihnen in einem Anfall von Zornwut den Degen durch den Leib stoßen, oder den Kopf zerschmettern.«

»Was habt Ihr ihm also getan?«

»Wir haben von ihm Geld verlangt.«

»Ach, Teufel; ich begreife das; ein solches Verlangen nimmt Porthos sehr übel auf, wenn er nicht bei Geld ist, doch weiß ich, daß er welches haben mußte.«

»Das haben wir auch gemeint, gnädiger Herr, und da in diesem Hause strenge Ordnung herrscht und wir alle Wochen unsere Rechnung abschließen, so übergaben wir ihm nach Verlauf von acht Tagen unsere Note; doch scheint es, daß wir hierzu einen ungünstigen Augenblick wählten, denn schon bei dem ersten Wort, das wir über diese Sache laut werden ließen, hieß er uns zu allen Teufeln gehen; indes hatte er tags zuvor gespielt.«

»Wie, er hat tags zuvor gespielt – mit wem?«

»Ach, mein Gott! wer weiß das? mit einem vornehmen Herrn, der da durchreiste, und dem er eine Partie Landsknecht anbot.«

»So ist's, der Unglückliche wird alles verloren haben.«

»Bis auf sein Pferd, gnädiger Herr; denn als der Fremde in Begriff war, abzureisen, bemerkten wir, daß sein Lakai das Pferd des Herrn Porthos sattelte. Wir machten ihm deshalb eine Vorstellung, allein er entgegnete

uns, daß wir uns in Dinge mengen, die uns nichts angehen, und daß das Pferd ihm gehöre. Wir gaben auch Herrn Porthos Nachricht von dem, was vorging, er antwortete aber, wir seien Schurken, weil wir an dem Wort eines Edelmannes zweifelten, und wenn uns dieser gesagt habe, daß das Pferd ihm gehöre, so müßte es auch wahr sein.«

»An dem erkenne ich ihn,« murmelte d'Artagnan. »Hierauf ließ ich ihm melden,« fuhr der Gastwirt fort, »daß von dem Moment an, wo wir bestimmt schienen, uns in Rücksicht der Zahlung nicht zu verständigen, ich hoffen dürfte, er würde mindestens so gütig sein, die Gunst seiner Kundschaft meinem Kollegen zuzuwenden, dem Wirt ›Zum goldenen Adler‹; allein Herr Porthos erwiderte mir, er wolle hierbleiben, weil mein Gasthaus das beste sei. Diese Antwort war zu schmeichelhaft, als daß ich auf sein Fortgehen dringen konnte. Ich habe bloß ersucht, er wolle mir sein Zimmer, das schönste im Gasthof, zurückstellen, und sich mit einem hübschen Kabinett im dritten Stock begnügen. Darauf antwortete aber Herr Porthos, da er jeden Augenblick seine Geliebte erwarte, eine der vornehmsten Damen bei Hofe, so müßte ich begreiflich finden, daß das Zimmer, das er zu bewohnen mir die Ehre erzeigte, für eine solche Person immer noch sehr mittelmäßig wäre. Obwohl ich die Wahrheit dessen, was er sagte, vollkommen einsah, so glaubte ich dennoch, auf meiner Forderung bestehen zu müssen. Er nahm sich aber nicht einmal die Mühe, sich hierüber mit mir abzufinden, sondern griff nach seiner Pistole, legte sie auf den Tisch und erklärte, falls man ein Wort zu sprechen wagte, daß er sich in ein anderes Gasthaus oder ins Innere dieses Hauses übersiedeln solle, so werde er demjenigen eine Kugel in den Kopf jagen, der so frech wäre, sich in eine Sache zu mengen, die ihn nichts angehe. Seit dieser Zeit, gnädiger Herr, getraut sich niemand in sein Zimmer zu gehen, außer seinem Bedienten.«

»Ist also Mousqueton hier?«

»Ja, gnädiger Herr, er ist fünf Tage nach seiner Abreise in sehr übler Stimmung wieder zurückgekehrt. Auch scheint es, daß ihm auf der Reise ein Unfall begegnete. Unglücklicherweise ist er noch heftiger als sein Herr, und kehrt für diesen das unterste zu oberst! In der Meinung, man könnte

ihm das verweigern, was er verlangt, nimmt er alles, was er braucht, ohne zu fragen und zu bitten.«

»Ich habe bei Mousqueton immerhin eine außerordentliche Ergebenheit und Verständigkeit bemerkt,« versetzte d'Artagnan. »Das ist wohl möglich, gnädiger Herr; doch nehmen Sie an, ich komme mit einer solchen Ergebenheit und Verständigkeit jährlich nur viermal in Berührung, so bin ich zu Grunde gerichtet.«

»Nein, denn Porthos wird Sie bezahlen.«

»Hm,« murmelte der Wirt im Tone des Zweifels. »Er ist der Liebling einer sehr hohen Dame, die ihn ob einer solchen Kleinigkeit, die er Euch schuldet, nicht in der Klemme lassen wird.«

»Wenn ich mich getraute, Ihnen zu sagen, was ich dabei denke...«

»Was denket Ihr denn dabei?«

»Ich könnte noch mehr sagen, was ich weiß.«

»Was Ihr wisset?«

»Ja, was ich bestimmt weiß.«

»Und sagt, was wisset Ihr bestimmt?«

»Ich könnte sagen, daß ich diese hohe Dame kenne.«

»Ihr?«

»Ja, ich!«

»Und woher kennt Ihr sie?«

»Ach, gnädiger Herr, wenn ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen könnte...«

»Redet, und so wahr ich Edelmann bin, soll Euch Euer Vertrauen nicht gereuen.«

»Nun, gnädiger Herr, Sie begreifen wohl, die Unruhe führt zu allerlei Dingen.«

»Was habt Ihr getan?«

»O nichts, wozu nicht ein Gläubiger berechtigt wäre.«

»Nun?«

»Herr Porthos übergab uns ein Briefchen für diese Herzogin, und gab uns den Auftrag, es in den Postbriefkasten zu werfen. Sein Bedienter war noch nicht angekommen. Da er sein Zimmer nicht verlassen konnte, so mussten wir seine Aufträge besorgen.«

»Weiter.«

»Anstatt, daß wir den Brief auf die Post trugen, was nie ganz sicher ist, benutzten wir die Gelegenheit, da eben ein Aufwärter von uns nach Paris reiste, und gaben ihm den Auftrag, daß er diesen Brief der Herzogin selbst einhändige. Nicht wahr, das hieß den Wünschen des Herrn Porthos entsprechen, da er uns diesen Brief so dringend empfohlen hatte?«

»So beiläufig.«

»Nun, gnädiger Herr, wissen Sie, wer diese hohe Dame ist?«

»Nein, ich hörte nur Porthos von ihr reden, weiter nichts.«

»Wissen Sie, wer diese vorgebliche Herzogin ist?«

»Ich wiederhole Euch, daß ich sie nicht kenne.«

»Es ist die alte Prokuratorsfrau im Châtelet, namens Madame Coquenard, gnädigster Herr; sie zählt mindestens schon fünfzig Jahre, und spielt noch die Eifersüchtige. Das schien mir auch ganz seltsam, eine Prinzessin, die in der Gasse Aux-Ours wohnt.«

»Woher wisset Ihr das?«

»Weil sie in heftigen Zorn ausbrach, als sie den Brief erhielt, und sagte: ›Herr Porthos sei ein wankelmütiger Mensch, und gewiß habe er den Degenstich um eines Frauenzimmers willen bekommen.‹«

»Er hat also einen Degenstich bekommen?«

»Ach, mein Gott, was habe ich da gesagt!«

»Ihr habt gesagt, daß Porthos einen Degenstich bekam.«

»Ja, doch er hat mir streng verboten, es weiterzusagen.«

»Warum das?«

»Beim Himmel! mein Herr! weil er geprahlt hat, er werde jenen Fremden, mit dem Sie ihn im Wortwechsel zurückgelassen haben, durchbohren, indes ihn doch dieser Fremde trotz all seiner Ruhmredigkeit Überwunden hat. Indem nun Herr Porthos ein sehr prahlsüchtiger Mensch ist, und das auch seiner Herzogin gegenüber, die er mit der Erzählung seines Abenteuers für sich einnehmen zu können glaubte, so will er es niemandem bekennen, daß er einen Degenstich bekommen hat.«

»Hält ihn also ein Degenstich im Bett zurück?«

»Ja, ein Meisterstich, das kann ich versichern. Die Seele Ihres Freundes muß im Leib angepfählt sein.«

»Waret Ihr beim Kampf?«

»Gnädiger Herr, ich folgte ihnen aus Neugierde nach, und sah das Duell, ohne daß die Kämpfenden mich gewahrten.«

»Und wie ist es da zugegangen?«

»O, ich versichere, die Sache war bald abgetan. Sie nahmen ihre Stellung, der Fremde machte eine Finte und fiel so schnell aus, daß Herr Porthos, als er zur Parade kam, schon drei Zoll Klinge in der Brust hatte. Hierauf fragte

ihn der Fremde um seinen Namen, und als er hörte, daß er Porthos hieße und nicht d'Artagnan, so reichte er ihm seine Hand, geleitete ihn bis zum Hotel, schwang sich auf das Pferd und ritt von dannen.«

»Hatte es also der Fremde auf d'Artagnan abgesehen?«

»So scheint es.«

»Und wisset Ihr, was mit ihm geschehen ist?«

»Nein, ich habe ihn bis zu diesem Augenblick nicht wiedergesehen.«

»Gut, ich weiß, was ich wissen wollte. Nun, Ihr sagt, Porthos habe das Zimmer im ersten Stock Nr. 1?«

»Ja, gnädiger Herr! das schönste im Gasthof, ein Zimmer, das ich bisher schon zehnmal hätte vermieten können.«

»Bah, beruhigt Euch,« entgegnete d'Artagnan lachend; »Porthos wird Euch schon bezahlen mit dem Gelde der Herzogin Coquenard.«

»O, gnädiger Herr, Prokuratorsgemahlin oder Herzogin– das wäre mir gleichviel, wenn sie nur mit der Börse herausrücken wollte: allein sie antwortete bestimmt, sie sei der Forderungen und der Untreue des Herrn Porthos müde und wolle ihm keinen Heller schicken.«

»Und habt Ihr diese Antwort Eurem Gaste hinterbracht?«

»Davor haben wir uns gehütet, er hätte ja daraus ersehen, wie wir seinen Auftrag besorgt haben.«

»Somit harrt er noch immer auf sein Geld?«

»Ach, mein Gott! ja; gestern schrieb er wieder, doch diesmal trug sein Bedienter den Brief auf die Post.«

»Und Ihr sagt, die Prokuratorsfrau wäre alt und garstig?«

»Sie zählt mindestens fünfzig Jahre, gnädiger Herr, und wie Pathaud vorgibt, ist sie ganz und gar nicht hübsch.«

»Für diesen Fall seid ruhig; sie wird sich erweichen lassen, außerdem kann Euch Porthos nicht viel schuldig sein.«

»Wie, nicht viel schuldig; bereits zwanzig Pistolen, den Arzt ungerechnet. Sehen Sie, er versagt sich gar nichts; man sieht, wie er das Wohlleben gewohnt ist.«

»Nun, wenn ihn auch seine Geliebte im Stiche läßt, so findet er doch Freunde, dafür kann ich stehen. Seid also unbekümmert, lieber Wirt, und widmet ihm alle Sorge, die sein Zustand erfordert.«

»Gnädiger Herr, Sie haben mir versprochen, nichts von der Prokuratorsfrau und nichts von der Wunde zu sagen.«

»Dabei bleibt es; ich habe Euch mein Wort gegeben.«

»Ach, sehen Sie, er brächte mich gewiß um.«

»Habt keine Furcht, er ist kein solcher Teufel, wie er aussieht.« Nach diesen Worten stieg d'Artagnan die Treppe hinauf und ließ den Wirt beruhigter zurück über die zwei Punkte, auf die er viel zu halten schien, nämlich über seine Schuldforderung und sein Leben.

D'Artagnan pochte an die Tür Nr. 1 und trat auf den Ruf: »Herein!« in das Zimmer. Porthos lag im Bett und spielte mit Mousqueton zur Unterhaltung eine Partie Landsknecht, indes sich ein Spieß mit Rebhühnern am Feuer drehte, und in jeder Ecke eines großen Kamins auf zwei Bratpfannen zwei Kasserollen prasselten, woraus der doppelte Wohlgeruch von Gibelotte und Matelote erquicklich duftete. Überdies waren ein Schreibkasten und eine Marmorplatte mit leeren Flaschen bedeckt. Porthos erhob ein lautes Gejubel, als er seinen Freund erblickte. Mousqueton stand ehrerbietig auf, trat ihm seinen Platz ab und ging zu den Bratpfannen, um einen Blick in die Kasserolle zu werfen, die er überwachen zu müssen schien, »Ha, bei Gott! Ihr seid es,« rief Porthos zu d'Artagnan. »Seid willkommen und entschuldigt mich, daß ich Euch nicht entgegengehe. Doch–« fügte er hinzu

und blickte d'Artagnan mit einer gewissen Unruhe an– »wisset Ihr wohl, was mir begegnet ist?«

»Nein.«

»Hat Euch der Wirt nicht gesagt?«

»Ich habe bloß nach Euch gefragt und bin heraufgestiegen.« Porthos schien leichter zu atmen. »Was ist Euch also begegnet, lieber Porthos,« fuhr d'Artagnan fort.

»Als ich wider meinen Gegner focht, und ihm schon drei Degenstiche beibrachte und ihn mit dem vierten in den Grund bohren wollte, stieß ich mit dem Fuß auf einen Stein und verrenkte mir das Knie.«

»Wirklich?«

»Auf Ehre. Das rettete den Elenden, denn ich hätte ihn tot auf dem Platz gelassen, das kann ich versichern.«

»Und was ist aus ihm geworden?«

»O, das weiß ich nicht; ich hatte genug und ging fort, ohne seinen Garaus zu verlangen; doch Ihr, lieber d'Artagnan, was ist Euch begegnet?«

»Nun, lieber Porthos,« fuhr d'Artagnan fort, »so ist es diese Verrenkung, die Euch an das Bett fesselt?«

»Ach, mein Gott! ja, weiter nichts; übrigens bin ich in wenigen Tagen schon wieder auf den Beinen.«

»Doch, warum ließet Ihr Euch nicht nach Paris bringen? Ihr müßt ja hier entsetzliche Langweile haben!«

»Ich wollte das, allein ich muß Euch etwas gestehen.«

»Was?«

»Eben, weil ich mich entsetzlich langweilte, wie Ihr sagt, und die fünfundsiebzig Pistolen in meiner Tasche hatte, die Ihr mir gegeben habt, ließ ich einen vorüberreisenden Edelmann zu meiner Zerstreuung heraufkommen und trug ihm eine Partie Würfel an. Er nahm es an, und meiner Treu! die fünfundsiebzig Pistolen wanderten aus meinem Sack in den seinigen hinüber, mein Pferd zu geschweigen, das er auch noch in den Kauf bekam. Doch Ihr– mein lieber d'Artagnan?«

»Nun, mein lieber Porthos, man kann nicht überall Vorrechte haben,« versetzte d'Artagnan. »Ihr kennet das Sprichwort: ›Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!‹– Ihr seid zu glücklich in der Liebe, als daß sich das Spiel nicht rächen sollte. Aber was liegt Euch an dem Wechsel des Glückes? Glücklicher Schelm! habt Ihr nicht Eure Herzogin, die nicht ermangeln wird, Euch aus der Not zu helfen?«

»Ach, mein lieber d'Artagnan,« erwiderte Porthos mit der unbefangensten Miene der Welt, »seht, wie alles verkehrt geht; ich schrieb ihr, sie möchte mir einige fünfzig Louisdor schicken, deren ich in meiner gegenwärtigen Lage durchaus benötige.«

»Nun?«

»Nun, sie muß sich auf ihren Gütern befinden, denn sie gab mir keine Antwort.«

»Wirklich?«

»Ja; darum schickte ich ihr gestern einen neuen Brief, der noch dringlicher war als der erste.– Doch Ihr seid hier, mein Lieber! sprechen wir also von Euch. Ich gestehe, daß ich schon anfing, in bezug auf Euch etwas bekümmert zu werden.«

»Doch Euer Wirt behandelt Euch gut, wie es scheint, lieber Porthos?« versetzte d'Artagnan, indem er auf die vollen Kasserollen und die leeren Flaschen zeigte.

»cosi, cosi,« antwortete Porthos. »Der Elende hat mir schon vor drei oder vier Tagen seine Rechnung gebracht, doch habe ich sie samt ihm zur Tür

hinausgeworfen, wonach ich mich hier wie ein Sieger, wie ein Eroberer befinde. Auch bin ich bis an die Zähne bewaffnet, wie Ihr sehet, weil ich einen Überfall befürchten muß.«

»Doch,« versetzte d'Artagnan lächelnd, »doch scheint mir, daß Ihr bisweilen einen Ausfall machet.« Er zeigte hier mit dem Finger auf die Flaschen und Kasserolle.

»Leider nicht ich,« entgegnete Porthos. »Diese elende Verrenkung heftet mich ans Bett; Mousqueton zieht zu Feld und bringt Lebensmittel. Mousqueton, mein Freund,« fuhr Porthos fort, »du siehst, daß wir Verstärkung bekommen haben; wir brauchen somit mehr Proviant. Stelle den Tisch hierher, und d'Artagnan wird uns, während wir frühstücken, erzählen, was ihm in den letzten Tagen begegnet ist, seit er uns verlassen hat.«

»Recht gern,« versetzte d'Artagnan. Während nun Porthos und Mousqueton mit dem Appetit von Wiedergenesenden und jener brüderlichen Gemütlichkeit frühstückten, welche die Menschen im Unglück näherrückt, erzählte d'Artagnan, wie Aramis verwundet und genötigt worden war, in Crévecoeur zurückzubleiben; wie er Athos zu Amiens in den Händen von vier Männern zurückließ, die ihn der Falschmünzerei beschuldigten, und wie er selbst, d'Artagnan, gezwungen war, den Grafen von Wardes in den Sand zu bohren, um England zu erreichen. Bis dahin ging d'Artagnan in seiner vertraulichen Mitteilung. Er sagte nur noch, daß er aus England vier prachtvolle Pferde mitgebracht habe, wovon eines für ihn und ein anderes für jeden Gefährten bestimmt sei, und schloß damit, daß er Porthos ankündigte, das seinige stehe bereits im Stalle des Gasthauses.

In diesem Moment trat Planchet ein und meldete seinem Herrn, die Pferde hätten sich hinlänglich ausgerastet, und man könnte noch bis Clermont reiten und dort übernachten. D'Artagnan war in bezug auf Porthos ziemlich beruhigt, und da er so gern auch von den zwei andern Freunden Kundschaft eingezogen hätte, so bot er dem Kranken die Hand und erklärte, er wolle sogleich abreisen, um seine Nachforschungen fortzusetzen. Übrigens hoffe er, wieder hierher zurückzukommen, um dann Porthos mitzunehmen, falls er sich nach sechs bis acht Tagen noch im Hotel befinden sollte. Porthos entgegnete, es sei ganz wahrscheinlich, daß ihm seine Verrenkung bis dahin

noch nicht erlaube, sich auf den Weg zu machen, und außerdem müsse er in Chantilly bleiben, und die Antwort der Herzogin abwarten. D'Artagnan wünschte ihm, daß diese Antwort bald und glücklich ankomme, empfahl Mousqueton seinen Freund Porthos zur Obsorge, bezahlte dem Wirt seine Zeche und begab sich wieder auf den Weg mit Planchet, der bereits eines der Handpferde losgeworden war.

Der Brief von Aramis.

D'Artagnan hatte mit Porthos weder von dessen Wunde, noch von der Prokuratorsfrau gesprochen. Unser Bearner war, ungeachtet seiner Jugend, ein gar kluger Junge. Demzufolge tat er, als ob er alles glaube, was ihm der prahlerische Musketier erzählte. In traumartigem Zustand legte d'Artagnan in dem Laufe, den sein Pferd nach Belieben machte, die sechs bis acht Meilen zurück, die Chantilly von Crévecoeur trennen. Hier erst kehrte ihm sein Gedächtnis zurück; er schüttelte den Kopf, bemerkte das Wirtshaus, wo er Aramis gelassen hatte, und ritt zum Tore hin, wo er anhielt. Diesmal wurde er nicht von einem Wirt, sondern von einer Wirtin empfangen. D'Artagnan war Physiognomiter, er umfaßte mit einem Blick das vollbackige, heitere Gesicht der Wirtin des Ortes, und sah ein, hier sei keine Verstellung nötig, und er habe von seiten einer so frohen Physiognomie nichts zu befürchten. »Meine gute Frau,« sagte d'Artagnan, »können Sie mir wohl sagen, was aus einem meiner Freunde geworden ist, den wir vor zwölf Tagen hier zurücklassen mußten?«

»Ein hübscher, junger Mann von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, sanft, liebenswürdig, wohlgefällig?«

»So ist es.«

»Ferner an der Schulter verwundet?«

»Richtig.«

»Nun, mein Herr, er ist noch immer hier.«

»Ha, bei Gott, meine liebe Frau,« sagte d'Artagnan, indem er vom Pferde stieg und Planchet die Zügel um den Arm warf, »Sie geben mir das Leben wieder; wo ist dieser liebe Aramis, daß ich ihn umarme? denn, aufrichtig gesagt, es drängt mich, ihn wiederzusehen.«

»Vergeben Sie, gnädiger Herr, allein ich zweifle, ob er Sie in diesem Augenblick empfangen kann.«

»Warum das? ist ein weibliches Wesen bei ihm?«

»Ach Gott! was sprechen Sie da? der arme Junker! nein, es ist kein weibliche« Wesen bei ihm.«

»Nun, wer denn?«

»Der Herr Pfarrer von Montdidier und der Superior von Amiens.«

»Gott im Himmel!« rief d'Artagnan, »ist der arme Junker auf den Tod krank?«

»Nein, gnädiger Herr, im Gegenteil, infolge seiner Krankheit hat ihn die Gnade berührt, und ich glaube, er will in den geistlichen Stand treten.«

»Ganz richtig,« versetzte d'Artagnan. »ich habe vergessen, daß er nur interim Musketier war.«

»Bestehen Sie noch immer darauf; ihn zu sehen?«

»Mehr als jemals.«

»Nun, gnädiger Herr, Sie dürfen nur über die Treppe rechts im Hofe steigen, im zweiten Stock Nr. 5.« D'Artagnan entfernte sich rasch in der angezeigten Richtung, und kam zu einer äußeren Treppe, wie man sie noch jetzt in den Höfen der alten Gasthäuser findet; doch gelangte man nicht auf diese Weise zu dem künftigen Abbé, denn die Zugänge nach dem Zimmer des Aramis waren nicht mehr und nicht weniger bewacht, als die Gärten der Armida. Es war von jeher der Traum des armen Bazin, einem Manne der Kirche zu dienen, und so erwartete er stets mit Ungeduld den Augenblick, wo Aramis den Musketierrock mit der Soutane vertauschen würde. Nur das

von dem jungen Manne täglich erneuerte Versprechen, daß dieser Augenblick nicht mehr lang fern sein könne, hielt ihn zurück im Dienst eines Musketiers, in einem Dienste, wo seine Seele, wie er sagte, ins Verderben kommen müßte. Bazin war also aller Freuden voll, sein Herr würde diesmal aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr abstehen; denn Aramis, der zugleich an Körper und Seele litt, richtete sein Augenmerk und seinen Geist auf das Ewige, und sein zweifacher Unfall, nämlich das plötzliche Verschwinden seiner Geliebten und seine Verwundung an der Schulter, dünkte ihn ein Wink des Himmels zu sein. Es läßt sich erachten, daß Bazin in der Lage, in der er sich befand, nichts unangenehmer sein konnte, als das Erscheinen d'Artagnans, der seinen Herrn wieder in den Wirbel weltlicher Gedanken, die ihn so lang fortgerissen hatten, zurückziehen konnte. Er beschloß somit, die Tür wacker zu verteidigen, und da er, wo er schon von der Wirtin verraten war, nicht sagen konnte, Aramis sei nicht zu Hause, so suchte er dem Ankömmling zu beweisen, es wäre höchst unbescheiden und unklug, seinen Herrn in der frommen Konferenz zu stören, die schon am Morgen anfing, und nach Bazins Worten nicht vor dem Abend beendigt sein würde. D'Artagnan aber hielt sich nicht an die Berechnung und Redseligkeit des Meisters Bazin, und da er sich mit dem Diener seines Freundes in keine Polemik einlassen wollte, so schob er ihn ganz einfach mit der einen Hand zur Seite und drehte mit der andern die Türklinke von Nr. 5. Die Tür ging auf, und d'Artagnan trat in das Zimmer. Aramis war in einem schwarzen Oberrock, hatte eine runde, platte Kopfbedeckung, die einer Kalotte sehr ähnlich war, und saß vor einem langen Tische, der mit Papierrollen und ungeheuren Foliobüchern überdeckt war. Die Vorhänge waren halb geschlossen und ließen nur ein mystisches Licht zu seligen Träumereien eindringen. Alle weltlichen Gegenstände, die ins Auge fallen, wenn man die Wohnung eines jungen Mannes betritt, zumal, wenn dieser junge Mann ein Musketier ist, waren wie durch einen Zauberschlag verschwunden, und gewiß hatte sich Bazin aus Furcht, ihr Anblick könnte seinen Herrn wieder auf weltliche Gedanken bringen, bewogen gefunden, den Degen, die Pistolen, den Federbusch, die Stickereien und Spitzen aller Art aus dem Wege zu räumen.

Bei dem Geräusch, mit dem d'Artagnan die Tür öffnete, richtete Aramis den Kopf empor, und erkannte den Freund auf der Stelle. Zur Verwunderung des jungen Mannes aber schien sein Anblick keinen tiefen Eindruck auf den

Musketier zu machen, so sehr hatte sich sein Geist von allen irdischen Dingen losgesagt. »Guten Morgen, lieber d'Artagnan!« rief Aramis, »glaubt mir, daß ich mich glücklich schätze, Euch wiederzusehen.«

»Auch ich,« entgegnete d'Artagnan, »obwohl ich noch nicht überzeugt bin, ob es Aramis ist, zu dem ich spreche.«

»Zu ihm selbst, mein Freund, zu ihm selbst; allein, wie kommt dir ein Zweifel?«

»Ich fürchtete, daß ich mich am Zimmer irrte und glaubte anfangs in die Wohnung eines Dieners der Kirche einzutreten.« Aramis errötete unmerklich. Die zwei schwarz gekleideten Männer erhoben sich, grüßten Aramis und d'Artagnan und gingen nach der Tür. Bazin, der mittlerweile im Zimmer stehengeblieben war, schritt den frommen Gästen seines Herrn ehrfurchtsvoll voran, um ihnen den Weg zu bahnen. Aramis begleitete sie bis unten an die Treppe, kehrte aber alsbald wieder zu d'Artagnan zurück, der sich in Träumereien vertieft hatte. Da sich nun die beiden Freunde allein befanden, beobachteten sie anfangs ein verlegenes Stillschweigen. Einer mußte es endlich doch brechen, und da d'Artagnan diese Ehre seinem Freund überlassen wollte, so begann dieser:

»Ihr seht, daß ich auf meine Grundideen zurückgekehrt bin.«

»Ja, die wirksame Gnade scheint Euch berührt zu haben.«

»O, der Entschluß, mich aus dem Weltleben zurückzuziehen, hat sich lange schon gebildet, und nicht wahr, mein Freund! Ihr hörtet mich auch bereits davon sprechen?«

»Allerdings, doch gestehe ich, daß ich es nur für einen Scherz hielt.«

»Über solche Dinge...? o, d'Artagnan!«

»Bei Gott! man scherzt ja auch mit dem Tod.«

»Und man tut unrecht, d'Artagnan; denn der Tod ist die Pforte, die zum Verderben oder zum Heile führt.«

»Ich bin einverstanden, doch sprechen wir von etwas anderm, Aramis, wenn es gefällig ist. Ich muß Euch für meinen Teil bekennen, daß ich seit zehn Uhr dieses Morgens weder Speise noch Trank genossen, und einen Teufelshunger habe,«

»Wir werden auf der Stelle mittagmahlen, Freund! nur bedenket, daß heute Freitag ist, und an einem Fasttag darf ich weder Fleisch essen, noch kann ich es essen sehen. Wollet Ihr mit meinem Mittagbrot zufrieden sein, es besteht aus gekochten Bierecken und Früchten.«

»Was versteht Ihr unter Bierecken?« fragte d'Artagnan mit Unruhe.

»Ich verstehe darunter Spinat,« antwortete Aramis. »Doch will ich für Euch Eier beifügen lassen, und das ist eine schwere Verletzung der Vorschrift, denn die Eier sind Fleischspeise, insofern sie von der Henne gelegt werden.«

»Diese Mahlzeit ist keineswegs anlockend, aber gleichviel, um bei Euch zu bleiben, will ich mich dareinfinden.«

»Ich bin Euch dankbar für dieses Opfer,« versetzte Aramis, »allein, wenn es auch Eurem Leibe nicht nützt, so ist es doch für Eure Seele ersprießlich, davon dürft Ihr überzeugt sein.«

»Ihr tretet also wirklich in den geistlichen Stand über, Aramis? Ach, was werden Eure Freunde, was wird Herr von Tréville sagen? ich versichere, sie werden Euch als Deserteur behandeln.«

»Ich trete nicht über in den geistlichen Stand, ich kehre nur zu demselben zurück. Ich verließ die Kirche der Welt zuliebe.«

»Und was gibt Euch gerade jetzt den Anlaß?« fragte d'Artagnan.

»Diese Wunde, lieber d'Artagnan, war mir ein Wink des Himmels.«

»Diese Wunde, bah! sie ist fast geheilt, und gewiß ist es nicht diese, die Euch am meisten Leid verursacht.«

»Welche denn?« fragte Aramis errötend.

»Ihr tragt eine im Herzen, Aramis! eine viel tiefere und empfindlichere, eine Wunde, die Euch eine Frau geschlagen hat.« Aramis zuckte unwillkürlich, dann sagte er, indem er seine Gemütsbewegung mit geheuchelter Gleichgültigkeit verbarg:

»O, redet nicht von dergleichen Dingen! ich sollte an so etwas denken? Ich Liebeskummer haben? Vanitas vanitatum! Glaubt Ihr denn, daß mir das Gehirn verrückt wurde? Und für wen? Etwa für eine Zofe oder ein Bürgermädchen, der ich in der Garnison den Hof machte? Pfui!«

»Um Vergebung, lieber Aramis, allein ich glaubte, Ihr hättet höher hinaufgeblickt.«

»Höher hinauf? wer bin ich, daß ich solchen Ehrgeiz nähren dürfte? ein armer, unbekannter Musketier, der alle Knechtschaft haßt, und sich in der Welt gar nicht an seinem Platze fühlt.«

»Aramis! Aramis!« rief d'Artagnan, indem er seinen Freund mit zweifelhafter Miene anblickte.

»Ich bin Staub,« versetzte Aramis, »und kehre in den Staub zurück. Das Leben ist voll Demütigungen und Leiden«,« fuhr er düster fort; »alle Fäden,die es mit dem Glück verbinden, zerreißen nacheinander in des Menschen Hand, zumal die goldenen Fäden. O, mein lieber d'Artagnan!« sprach er wieder mit einem leichten Anflug von Bitterkeit, »ich rate Euch, verberget die Wunden, wenn Ihr welche habt.«

»Ach, mein lieber Aramis,« sagte d'Artagnan, tief seufzend, »Ihr erzählt mir da meine eigene Geschichte.«

»Wie?«

»Ja, eine Frau, die ich liebte, die ich anbetete, wurde mir gewaltsam entführt. Ich weiß nicht, wo sie ist, wohin man sie geschleppt hat; sie liegt vielleicht in einem Kerker, ist vielleicht tot.«

»Doch habt Ihr mindestens den Trost, Euch sagen zu können, daß sie Euch nicht freiwillig verließ; daß ihr, wenn Ihr keine Nachricht von ihr bekommt,

alle Verbindung mit Euch verboten ist, indes...«

»Indes?«

»Nichts,« entgegnete Aramis, »nichts.«

»So entsagt Ihr denn für immer dieser Welt, ist Euer Entschluß fest und unwiderruflich?«

»Für immer; Ihr seid heute noch mein Freund, doch morgen werdet Ihr mir nichts mehr sein als ein Schatten, oder vielmehr gar nicht mehr existieren. Was die Welt betrifft, so ist sie ein Grab und weiter nichts.«

»Teufel! Das ist sehr trübselig, was Ihr da sagt.«

»Was wollet Ihr? mein Beruf zieht mich an, reißt mich hin.« D'Artagnan lächelte, ohne zu antworten und Aramis fuhr fort: »Und doch hätte ich noch gern über Euch und über unsere Freunde sprechen mögen, so lange ich ein Weltkind bin.«

»Und ich«, versetzte d'Artagnan, »hätte so gern über Euch selbst gesprochen, allein ich sehe, daß Ihr Euch von allem schon losgesagt habt; die Liebe gilt Euch für ekelhaft, die Freunde sind Schatten, die Welt ist ein Grab.«

»Ach!« seufzte Aramis, »das werdet Ihr bei Euch selbst sehen.«

»Sprechen wir also nicht mehr davon,« sagte d'Artagnan, »und verbrennen wir diesen Brief, der Euch zweifelsohne eine neue Trostlosigkeit von Eurer Zofe oder von Eurem Kammermädchen brächte.«

»Was für einen Brief?« rief Aramis lebhaft.

»Einen Brief, der in Eurer Abwesenheit anlangte und den man für Euch zustellte.«

»Doch von wem ist dieser Brief?«

»Ach, von irgend einer verweinten Zofe, von einer verzweiflungsvollen Grisette, vielleicht von dem Kammermädchen der Frau von Chevreuse, die gewiß mit ihrer Herrin nach Tours zurückkehren mußte, und die aus Ziererei parfümiertes Papier genommen und den Brief mit einer Herzogskrone versiegelt hat.«

»Was sprecht Ihr da?«

»Halt, ich muß ihn wohl verloren haben,« sagte der junge Mann, indem er sich stellte, als ob er denselben suchte. »Glücklicherweise ist die Welt ein Grab, die Menschen und folglich auch die Frauen sind Schatten, und die Liebe ist eine Empfindung, vor der Euch ekelt.«

»Ah! d'Artagnan! d'Artagnan!« rief Aramis, »du marterst mich zu Tode.«

»Nun, da ist er ja!« rief d'Artagnan und zog den Brief aus der Tasche. Aramis sprang auf, ergriff den Brief, las oder verschlang ihn vielmehr und strahlte im Gesicht. »Es scheint, daß die Zofe einen hübschen Stil hat,« sagte nachlässig der Bote.

»Ich danke, d'Artagnan!« rief Aramis fast wahnwitzig. »Sie war gezwungen, nach Tours zurückzukehren. Sie ist mir nicht untreu, sie liebt mich noch immer. Komm, Freund, laß dich umarmen; das Glück erstickt mich.« Und die beiden Freunde fingen an zu tanzen und zu springen. In diesem Moment trat Bazin ein mit dem Spinat und den Omeletten. »Fliehe, Unglückseliger! kehre dahin zurück, wo du hergekommen bist; schere dich fort mit diesem schrecklichen Gemüse und dieser Zugabe! begehre einen gespickten Hasen, einen fetten Kapaun, eine Hammelkeule mit Knoblauch und vier Flaschen alten Burgunder.«

Bazin starrte seinen Herrn an, konnte diesen Wechsel durchaus nicht begreifen und ließ die Omeletten in den Spinat und den Spinat auf den Boden fallen.

Die Frau des Athos.

»Jetzt erübrigt uns noch, Nachrichten über Athos einzuziehen,« sagte d'Artagnan zu dem aufgeräumten Aramis, nachdem er ihm mitgeteilt hatte, was seit seiner Reise in der Hauptstadt vorging, und nachdem sie beide durch ein vortreffliches Mittagsmahl alle Schwärmerei und Müdigkeit vergessen hatten.

»Glaubt Ihr also, daß ihm ein Unglück begegnet sein könnte?« fragte Aramis. »Athos ist so kalt, so mutvoll, so geschickt in der Führung des Degens.«

»Das ist wohl wahr, und niemand kennt so gut wie ich den Mut und die Gewandtheit des Athos; allein, mir ist lieber ein Angriff von Lanzen gegen meinen Degen, als ein Angriff von Keulen; so fürchte ich, daß Athos von dem Gesindel gestriegelt worden sei; die Dienstleute schlagen derb zu und können nicht so bald aufhören. Ich gestehe, daß ich deshalb so schnell wie möglich wieder abreisen möchte.«

»Ich will es versuchen, Euch zu begleiten,« sagte Aramis, »obwohl ich mich kaum noch kräftig genug fühle, ein Pferd zu besteigen.«

»Ihr waret krank, und Krankheit schwächt, darum entschuldige ich Euch.«

»Wann reiset Ihr schon ab?«

»Morgen mit Anbruch des Tages; ruhet diese Nacht noch recht gut aus, und morgen, wenn Ihr es vermöget, reisen wir mitsammen.«

»Morgen,« erwiderte Aramis; »denn wie eisern Ihr auch seid, bedürft Ihr doch der Ruhe.« Als d'Artagnan am folgenden Tage zu Aramis kam, traf er ihn am Fenster.

»Was betrachtet Ihr denn?« fragte d'Artagnan.

»Meiner Treu! ich bewundere diese drei herrlichen Pferde, welche die Stalljungen am Zaune halten; es wäre fürstliche Lust, auf solchen Tieren zu reiten.«

»Nun, mein lieber Aramis, macht Euch diese Lust, denn eines dieser drei Pferde gehört Euch.«

»Ah, bah! Welches denn?«

»Dasjenige, welches Ihr wollt; ich gebe keinem den Vorzug.«

»Potz Wetter! das sind prachtvolle Tiere!«

»Es schmeichelt mir, daß sie nach Eurem Geschmack sind.«

»Hat sie Euch also der König zum Geschenk gemacht?«

»Gewiß nicht der Kardinal.– Doch kümmert Euch nicht, woher sie kommen und denkt bloß daran, daß eines von den dreien Euch gehört.«

»Ich nehme jenes, das der rotgekleidete Diener führt.«

»Es ist ganz recht.«

»Bei Gott!« rief Aramis, »das benimmt mir vollends allen Schmerz; ich würde es besteigen, hätte ich dreißig Kugeln im Leibe. Ha, bei meiner Seele, wie schön sind die Steigbügel!« Aramis schwang sich mit seiner gewöhnlichen Anmut und Leichtigkeit in den Sattel, doch fühlte der Reiter nach einigen Sprüngen und Wendungen des Tieres so unerträgliche Schmerzen, daß er ganz blaß wurde und zu wanken anfing. D'Artagnan, der auf diesen Unfall schon gefaßt war und ihn deshalb nicht aus den Augen ließ, sprang hinzu, fing ihn in seinen Armen auf und führte ihn nach seinem Zimmer.

»Es ist gut, mein lieber Aramis,« sprach er, »pflegt Euer, ich will Athos allein aufsuchen.«

»Ihr seid ein eherner Mann!« rief Aramis.

»Nein, ich habe nur Glück, weiter nichts; wie wollt Ihr aber leben in Erwartung meiner Rückkehr?« Aramis lächelte und sprach:

»Ich werde Verse machen.«

»Ja, duftreiche Verse nach dem Wohlgeruch des Briefchens der Zofe der Frau von Chevreuse. Unterweiset Bazin in der Prosodie, das wird ihn beschäftigen; was Euer Pferd betrifft, so reitet es täglich ein wenig und gewöhnt Euch so an seine Sprünge.«

»O, in dieser Hinsicht seid ganz ruhig,« versetzte Aramis; »Ihr werdet mich bereit finden, Euch zu folgen.« Sie sagten sich Lebewohl, und zehn Minuten darauf trabte d'Artagnan bereits in der Richtung von Amiens, nachdem er vorher seinen Freund der Wirtin und Bazin empfohlen hatte. Wie kann er Athos finden– und wird er ihn wirklich finden?

»Ach,« dachte d'Artagnan, »der arme Athos ist vielleicht zu dieser Stunde schon tot, und tot durch meine Schuld; denn ich war es, der ihn in diese Angelegenheit zog, deren Ursprung er nicht kannte, deren Erfolg er nicht kennen wird, und aus der er gar keinen Vorteil schöpfen soll!«

»Zu gestehen, mein Herr,« sagte Planchet, »daß wir ihm auch unser Leben verdanken; Sie erinnern sich ja noch, wie er schrie: ›Auf, d'Artagnan, ich bin festgenommen!‹ Und als er seine zwei Pistolen abgebrannt hatte, welches Geräusch machte er nicht mit seinem Degen! man hätte geglaubt, es seien zwanzig Menschen, oder vielmehr zwanzig tolle Teufel!« Gegen elf Uhr früh erblickte man Amiens, um halb zwölf Uhr hielt man vor der Tür des leidigen Gasthofes. D'Artagnan hatte oft daran gedacht, an dem falschen Wirt eine solche Rache zu nehmen, wie sie den Menschen in der Hoffnung tröstet. Er ging somit in den Gasthof, indem er den Hut ins Gesicht drückte, die linke Hand an den Degengriff hielt und mit der Rechten die Reitgerte schwang.

»Kennt Ihr mich?« fragte er den Wirt, der ihm grüßend entgegenging.

»Ich habe nicht die Ehre, gnädigster Herr!« antwortete der Wirt, die Augen noch von dem glänzenden Anzug geblendet, in dem ihm d'Artagnan erschien.

»Ah, Ihr kennt mich nicht?«

»Nein, gnädigster Herr.«

»Nun gut; zwei Worte sollen Euch das Gedächtnis aufwecken. Was habt Ihr mit jenem Edelmann getan, den Ihr vor ungefähr vierzehn Tagen mit solcher Keckheit der Falschmünzerei beschuldigt habt?« Der Wirt erblaßte, denn d'Artagnan nahm seine bedrohlichste Haltung an und Planchet ahmte seinem Herrn nach.

»O, gnädiger Herr! sprechen Sie nichts mit mir davon,« versetzte der Wirt mit seiner kläglichsten Stimme. »O, gnädiger Herr, wie hoch kam mir dieser Fehler zu stehen! Ach, ich unglücklicher Mann!«

»So sagt, was aus diesem Edelmann geworden?«

»Hören Sie mich gütig an, gnädiger Herr, und seien Sie nachsichtig. Nehmen Sie gefällig Platz.« D'Artagnan setzte sich stumm vor Zorn und Ungeduld und blickte drohend wie ein Richter. Planchet stellte sich rückwärts an die Stuhllehne. »Vernehmen Sie die ganze Geschichte, gnädiger Herr,« fuhr der Wirt zitternd fort, »denn jetzt erkenne ich Sie. Sie ritten eben davon, als ich mich mit dem besagten Edelmann in Streit setzte.«

»Ja, das war ich, und Ihr seht, daß Ihr auf keine Gnade rechnen könnt, wenn Ihr nicht die lautere Wahrheit redet.«

»Wollen Sie gnädigst zuhören, Sie sollen alles erfahren.«

»Ich höre.«

»Die Behörden ließen mir im voraus melden, es würde ein berüchtigter Falschmünzer mit mehreren Genossen, als Garden oder Musketiere verkleidet, in meinem Gasthaus eintreffen. Gnädigster Herr, mir wurden Ihre Pferde, Ihre Lakaien, Ihre Gesichter, kurz alles, genau bezeichnet.«

»Was nun weiter?« sagte d'Artagnan, der sogleich erriet, woher eine so scharfe Beschreibung rühren konnte.

»Ich habe sonach auf Befehl der Obrigkeit, die mir sechs Mann Verstärkung schickte, diejenigen Maßregeln genommen, die ich für zweckdienlich hielt, um mich der angeblichen Falschmünzer zu versichern.«

»Wieder das!« rief d'Artagnan, dem das Wort »Falschmünzer« schrecklich in die Ohren hallte.

»Verzeihen Sie, gnädiger Herr, daß ich solche Dinge spreche: allein sie dienen mir zur Entschuldigung. Die Behörde erweckte mir Angst, und Sie wissen, ein Wirt muß sich vor der Behörde schmiegen.«

»Doch noch einmal, wo ist dieser Edelmann, was ist aus ihm geworden? Ist er tot oder lebendig?«

»Geduld, gnädigster Herr, wir werden hören. Was geschah, wissen Sie, und Ihre schnelle Abreise schien das Benehmen zu rechtfertigen,« fügte der Wirt mit einer Spitzfindigkeit hinzu, die d'Artagnan nicht entging. »Dieser Edelmann, Ihr Freund, wehrte sich wie ein Verzweifelter. Sein Diener, der zum Unglück Streit suchte mit den Leuten von der Behörde, die als Stalljungen bekleidet waren...«

»Ha, Schurke, Ihr waret folglich einverstanden, und ich weiß nicht, warum ich Euch nicht alle in die Pfanne haue!«

»O nein, gnädigster Herr, wie Sie hören werden, waren wir nicht alle einverstanden. Ihr Herr Freund, verzeihen Sie, daß ich ihm nicht den ehrenhaften Namen gebe, den er zweifelsohne trägt, doch wir wissen diesen Namen nicht, Ihr Herr Freund zog sich, nachdem er mit seinen Pistolenschüssen zwei Männer kampfunfähig gemacht hatte, fechtend zurück und wehrte sich mit seinem Degen, wobei er einen meiner Leute verstümmelte und mich durch einen Schlag mit der flachen Klinge betäubte.«

»Doch, Henker! kommst du bald zu Ende?« rief d'Artagnan. »Athos– was ist mit Athos geschehen?«

»Wie gesagt, zog er sich fechtend zurück, gnädiger Herr, und als er hinter sich die Tür der Kellertreppe offen sah, so sprang er hinein. Als er nun im

Keller war, zog er den Schlüssel ab und verrammelte sich von innen. Bei der Sicherheit, ihn hier wiederzufinden, ließ man ihn frei.«

»Ja,« versetzte d'Artagnan, »man legte es nicht darauf an, ihn zu töten, man suchte bloß, ihn einzusperren.«

»Gerechter Gott, ihn einzusperren, gnädigster Herr, er hat sich selbst eingesperrt, das kann ich beschwören. Er hat sich zuvörderst tüchtig angestrengt: Ein Mann lag tot am Platze, zwei andere waren schwer verwundet. Der Tote und die zwei Verwundeten wurden von ihren Kameraden weggeschafft, und ich hörte weder von dem einen noch von dem andern seither etwas. Als ich selbst wieder zur Besinnung kam, ging ich zu dem Herrn Gouverneur und erzählte ihm alles, was vorgefallen war; ich fragte ihn, was ich mit dem Gefangenen tun soll; allein der Gouverneur sah aus, als wäre er aus den Wolken gefallen, indem er sagte, daß er gar nicht verstehe, was ich da spreche, die Befehle, welche ich erhielt, wären nicht von ihm ausgegangen, und würde ich unklugerweise gegen jemanden äußern, er hätte den mindesten Anteil an diesem leidigen Streite, so würde er mich aufhängen lassen. Es scheint, gnädiger Herr, daß ich mich irrte, daß ich den einen für den andern hielt, und daß derjenige gerettet war, der hätte festgenommen werden sollen.«

»Aber Athos?« rief d'Artagnan, der sich noch mehr ärgerte, daß die Behörde die Sache von sich ablehnte, »was ist aus Athos geworden?«

»Da ich mein Unrecht gegen den Gefangenen so schnell wie möglich wieder gutmachen wollte,« fuhr der Wirt fort, »so eilte ich zu dem Keller, um ihn freizulassen. Ach, gnädiger Herr, das war kein Mensch mehr, das war ein Teufel! Auf meinen Antrag der Freilassung erklärte er, das sei nur eine Schlinge, die man ihm legen wolle, und ehe er hervorginge, würde er Bedingnisse machen. Ich entgegnete ihm ganz demutvoll, denn ich verhehlte mir die schlimme Lage nicht, in die ich mich dadurch versetzte, daß ich Hand an einen Musketier Seiner Majestät legte, ich wäre bereit, mich seinen Bedingnissen zu unterwerfen. ›Für's erste‹, rief er, ›will ich, daß man mir meinen Bedienten ganz bewaffnet zurückgebe.‹ Man suchte diesem Befehl in Eile nachzukommen, denn Sie begreifen wohl, gnädigster Herr, wie sehr uns daran lag, alles zu tun, was Ihr Freund begehrte. Herr Grimaud, dieser nannte seinen Namen, obwohl er sonst nicht viel redet,

Herr Grimaud wurde nun, obgleich verwundet, in den Keller hinabgelassen. Als dieser bei seinem Herrn war, verrammelte er gleichfalls die Tür und gebot uns, in unserer Stube zu bleiben.«

»Doch sagt einmal,« rief d'Artagnan, »wo ist– wo ist denn Athos?«

»Im Keller, gnädiger Herr!«

»Wie, Unglückseliger, Ihr versperrt ihn seit dieser Zeit im Keller?«

»Guter Himmel! nein, gnädiger Herr, wir sollen ihn im Keller versperren?!«

»Sie wissen also nicht, was er im Keller getan hat?«

»O, wenn Sie ihn herausbringen könnten, ich würde Ihnen mein Leben lang dankbar sein, ich würde Sie anbeten.«

»Also ist er dort– und ich kann ihn finden?«

»Gewiß, gnädiger Herr, er besteht darauf, im Keller zu bleiben. Man reicht ihm täglich am Ende einer Gabel Brot und Fleisch, wenn er es fordert, aber ach, sein größter Verbrauch ist nicht Brot und Fleisch. Ich versuchte es einmal, mit zweien meiner Burschen hinabzugehen, allein er geriet in eine entsetzliche Wut. Ich hörte das Geräusch, mit dem er seine Pistolen und die Muskete seines Bedienten lud. Wie wir nun fragten, was ihre Absicht wäre, so erwiderte er, daß er mit seinem Lakai noch vierzig Schüsse machen könne, und sie würden sie eher abbrennen, als sie einen von uns in den Keller treten ließen. Somit beklagte ich mich bei dem Gouverneur, allein dieser gab zur Antwort: es geschehe mir bloß, was ich verdiene, und dadurch würde ich belehrt, künftig ehrenhafte Leute, die bei mir einkehren, nicht mehr zu beleidigen.«

»Nun, und seitdem?« fragte d'Artagnan, der nicht umhin konnte über die klägliche Miene des Gastwirtes zu lachen.

»Nun, seitdem führen wir das traurigste Leben, gnädigster Herr, denn Sie müssen wissen, daß ich alle meine Vorräte im Keller verwahre, den Wein in Flaschen und in Fässern, das Bier, das Öl, die Liköre, den Speck und die

Würste. Und da wir nicht hinabgehen dürfen, so sind wir gezwungen, den Reisenden, die bei uns einsprechen, Speise und Trank zu verweigern, wonach unser Gasthof von Tag zu Tag mehr abnimmt. Verbleibt Ihr Freund noch eine Woche im Keller, so bin ich zu Grunde gerichtet.«

»Und das ist ganz billig, Schelm! Habt Ihr es uns denn nicht im Gesicht angesehen, daß wir Personen von Stand und nicht Falschmünzer seien?«

»Ja, gnädiger Herr, ja. Sie haben recht,« entgegnete der Wirt. »Doch hören, ja, hören Sie nur, wie er tobt.«

»Man wird ihn zweifelsohne gestört haben,« sagte d'Artagnan.

»Aber man muß ihn doch stören,« versetzte der Wirt, »da eben zwei englische Edelleute ankamen.«

»Nun?«

»Nun, wie Sie wissen, so lieben die Engländer den guten Wein, und diese hier haben vom besten verlangt. Meine Frau wird wohl Herrn Athos gebeten haben, in den Keller gehen zu dürfen, um diesen Herren zu willfahren, und er wird sich, wie gewöhnlich, dagegen gesträubt haben. Ach, guter Gott, das Getöse nimmt noch zu.« D'Artagnan vernahm in der Tat in der Richtung gegen den Keller einen großen Lärm. Er stand auf. Der Wirt ging, die Hände ringend, ihm voraus, und Planchet folgte mit der geladenen Büchse nach, und so trat er zu dem Orte jenes Auftritts.

Die zwei Edelleute waren in peinlicher Aufregung; sie machten einen langen Ritt und verschmachteten schier vor Hunger und Durst.

»Das ist doch eine Tyrannei!« riefen sie gut französisch, obwohl mit einem fremden Akzent, »daß dieser Erznarr die guten Leute nicht zu ihrem Weine lassen will. Auf, stoßen wir die Tür ein, und macht er es zu toll, so schlagen wir ihn tot.«

»Ganz gut, meine Herren,« sprach d'Artagnan, und nahm seine Pistolen aus dem Gürtel, »Ihr werdet Wohl niemanden totschlagen.«

»Gut, gut!« rief hinter der Tür Athos mit ruhiger Stimme, »man lasse die Kleinkinderfresser nur ein bißchen eintreten, wir wollen sehen.« Wie wacker auch die zwei vornehmen Engländer zu sein schienen, so blickten sie sich doch zaudernd an; man hätte glauben mögen, im Keller sei einer der hungrigsten Werwölfe oder einer der riesigen Helden der Volkssage, in deren Höhlen niemand ungestraft eindringen kann. Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, doch schämten sich endlich die zwei Engländer des Zauderns, und der Streitsüchtigste von ihnen stieg die fünf oder sechs Stufen hinab und stieß so ungestüm an die Tür, als müßte er eine Mauer durchbrechen.

»Planchet!« rief d'Artagnan und spannte die Pistolen, »ich nehme den unteren, du nimm den oberen über dich. Ha, meine Herren! Ihr wollet eine Schlacht, gut, die soll Euch geliefert werden.«

»Mein Gott!« rief Athos mit dumpfer Stimme, »wie mir dünkt, so höre ich d'Artagnan.«

»Mein Freund!« schrie d'Artagnan, »ich bin es in der Tat.«

»O, so ist's recht,« versetzte Athos, »wir wollen uns über diese Torbrecher hermachen.« Die Engländer nahmen den Degen zur Hand, doch befanden sie sich zwischen zwei Feuern; sie zauderten noch ein Weilchen, allein der Stolz gewann, wie das erstemal, die Oberhand, und ein zweiter Fußtritt erschütterte die ganze Tür.

»Rüste dich, d'Artagnan, rüste dich!« schrie Athos, »ich werde schießen.«

»Meine Herren!« rief d'Artagnan, den die Besonnenheit nie verließ, »bedenken Sie wohl, meine Herren.– Und du, Athos, Geduld. Sie lassen sich da in eine böse Geschichte ein und werden schlecht davonkommen. Ich und mein Bedienter feuern dreimal, ebensooft wird man aus dem Keller schießen; dann haben wir noch unsere Degen, die ich und mein Freund recht gut zu handhaben verstehen, dessen kann ich Sie versichern. Lassen Sie mich also Ihre und meine Angelegenheit abtun; Sie sollen sogleich zu trinken bekommen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.«

»Wenn noch etwas übrig ist,« murmelte Athos mit höhnischer Stimme. Der Wirt fühlte, wie ihm ein kalter Schweiß über den Nacken lief.

»Wie,« stammelte er, »wenn noch etwas übrig ist?«

»Zum Teufel, es wird doch noch etwas übrig sein; beruhigen Sie sich,« sagte d'Artagnan, »die beiden werden doch nicht den ganzen Keller ausgetrunken haben. Meine Herren, stecken Sie die Klingen in die Scheide.«

»Gut, doch stecken Sie auch Ihre Pistolen in den Gürtel.«

»Recht gern.« D'Artagnan gab das Beispiel, dann wandte er sich zu Planchet und bedeutete ihm durch einen Wink, daß er seine Büchse absetze. Sonach steckten die Engländer murrend ihre Degen in die Scheide. Man erzählte ihnen die Geschichte von Athos' Einsperrung, und da sie gute Edelleute waren, gaben sie dem Wirt unrecht. »Nun gehen Sie hinauf in Ihre Zimmer, meine Herren,« sagte d'Artagnan, »und ich bürge Ihnen, nach Verlauf von zehn Minuten wird Ihnen gebracht, was Sie verlangen.« Die Engländer verneigten sich und gingen. »Jetzt, lieber Athos, da wir allein sind, macht die Tür auf, ich bitte Euch.«

»Auf der Stelle,« entgegnete Athos. Man vernahm nun ein Geräusch von aufgeschichteten Reisbündeln und knarrenden Balken. Das waren die Gegenminen und Wälle des Athos, die jetzt der Belagerte selber wegräumte. Einen Augenblick darauf knarrte die Tür und man sah den bloßen Kopf des Athos erscheinen, der rings alles mit den Augen umspähte. D'Artagnan warf sich an seinen Hals und umarmte ihn zärtlich; dann wollte er ihn hervorziehen aus seiner feuchten Bewohnung, merkte aber jetzt, daß sein Freund strauchle.

»Seid Ihr verwundet?« fragte er. »Ich? ganz und gar nicht; ich bin nur stark berauscht, das ist alles, und um es zu werden, habe ich den besten Weg von der Welt eingeschlagen. Fürwahr, Herr Wirt, ich für meinen Teil muß wenigstens hundertundfünfzig Flaschen geleert haben.«

»Barmherzigkeit!ächzte der Wirt, »hat der Diener nur halb soviel getrunken, so bin ich ein geschlagener Mann.«

»Grimaud ist ein Lakai aus gutem Hause, der es sich nicht erlaubt hätte, so zu tafeln wie ich; er hat bloß aus dem Faß getrunken– doch halt, ich glaube, er vergaß darauf, den Zapfen wieder vorzustecken. Hört Ihr nicht? Es rinnt.« D'Artagnan erhob ein lautes Gelächter, das den Schauder des Wirtes in ein hitziges Fieber verwandelte.

Iu diesem Moment erschien auch Grimaud hinter seinem Herrn, die Büchse auf der Schulter, mit dem Kopfe wackelnd wie berauschte Satire auf den Bildern von Rubens. Er war vorn und hinten mit einer fetten Flüssigkeit benetzt, an welcher der Wirt sein bestes Olivenöl erkannte. Der Zug bewegte sich durch den großen Saal und begab sich in das schönste Zimmer, das d'Artagnan in seiner Herrlichkeit eingenommen hatte.

Mittlerweile stürzten der Wirt und seine Gemahlin mit Lampen in den Keller, der ihnen so lange versperrt war, doch hier erwartete sie ein schreckliches Schauspiel. Hinter den Verschanzungen, die aus Reisbündeln, Brettern, Balken und leeren Fässern bestanden, die Athos nach allen Regeln der Fortifikation ausgerichtet hatte, die er aber dann durchbrach, um herausgehen zu können, sah man hier und da in Teichen von Wein und Öl die Überreste von verspeisten Schinken schwimmen, indes sich ein Haufen von zerbrochenen Flaschen im linken Kellerwinkel auftürmte, und ein Faß, dessen Pipe offengeblieben war, durch diese Öffnung die letzten Tropfen seines Blutes vergoß. Das Bild der Verwüstung und des Todes herrschte hier, wie ein alter Dichter sagt, gleichwie auf einem Schlachtfeld. Von fünfzig Würsten, die an den Stangen hingen, waren kaum mehr zehn übrig. Nun erschallte das Wehgeheul des Wirtes und der Wirtin durch das Kellergewölbe. D'Artagnan selbst ward von ihrem lauten Jammer gerührt, während Athos nicht einmal den Kopf umwandte. Aber auf das Leid folgte die Wut. Der Wirt bewaffnete sich mit einem Bratspieß und stürzte sich in das Zimmer, in das sich die zwei Freunde zurückgezogen hatten.

»Wein!« rief Athos, als er den Wirt sah.

»Wein!« versetzte der Wirt voll Erstaunen. »Wein! Sie haben mehr getrunken als für hundert Pistolen; ich bin geschlagen, verloren, zu Grunde gerichtet!«

»Bah,« sagte Athos, »unser Durst blieb sich immer gleich.«

»Wären Sie doch nur mit dem Trinken allein zufrieden gewesen, Sie haben aber auch alle Flaschen zerschlagen.«

»Nun, Ihr habt mich auf einen Haufen hingedrängt, der zu rollen anfing. Das ist Eure Schuld.«

»All mein Öl ging zu Grunde.«

»Öl ist ein Hauptbalsam für die Wunden, und der arme Grimaud mußte sich doch die Wunden, die Ihr ihm geschlagen habt, ein bißchen einreiben.«

»Alle meine Würste sind aufgezehrt.«

»Es gibt ungemein viel Ratten in diesem Keller.«

»Sie werden mir alles das bezahlen!« rief der Wirt höchst erbittert.

»Dreifacher Schuft!« schrie Athos und stand auf. Er fiel aber alsogleich wieder zurück und zeigte damit das Maß seiner Kräfte. D'Artagnan schwang seine Reitgerte und kam ihm zu Hilfe. Der Wirt trat zurück und brach in Tränen aus.

»Daraus werdet Ihr lernen,« sagte d'Artagnan, »die Gäste artiger zu behandeln, die Euch der Himmel schicken wird.«

»Der Himmel? – sagen Sie lieber: der Teufel!«

»Lieber Freund!« versetzte d'Artagnan, »wenn Ihr noch länger unsere Ohren quält, so sperren wir uns alle vier in Euren Keller und werden sehen, ob der Schaden wirklich so groß ist, wie Ihr angebt.«

»Nun ja, meine Herren,« sprach der Wirt, »ich bekenne, daß ich unrecht habe, doch Gnade für jede Sünde; Sie sind vornehme Herren, ich ein armer Gastwirt, haben Sie Mitleid mit mir.«

»Ha, wenn du so sprichst,« erwiderte Athos, »so zerreißest du mir das Herz und meinen Augen entströmen die Tränen, wie deinen Fässern der Wein entströmte. Man ist nicht so sehr ein Teufel, wie man aussieht. Komm, laß uns mitsammen plaudern.« Der Wirt trat ängstlich näher. »Komm, sage

ich,« rief Athos, »und fürchte dich nicht. In dem Augenblick, wo ich dich bezahlen wollte, legte ich meine Börse auf den Tisch.«

»Ja, gnädiger Herr!«

»Diese Börse enthielt sechzig Pistolen, wo ist sie?«

»Gnädiger Herr, sie ist in der Gerichtsstube deponiert; man sagte, daß es falsche Münze wäre.«

»Nun laß dir meine Börse zurückstellen und behalte die sechzig Pistolen.«

»Doch, gnädiger Herr, die Gerichtsstube wird nichts mehr zurückgeben; ja, wenn es wirklich falsches Geld wäre, könnte man noch hoffen, aber leider sind es gute Goldmünzen.«

»Das mach du mit der Gerichtsstube ab, braver Mann, darum kümmere ich mich nicht mehr, um so weniger, als mir kein Livre mehr bleibt.«

»Sagt,« fragte d'Artagnan, »wo ist das alte Pferd des Athos?«

»Im Stalle.«

»Was ist es wert?«

»Höchstens fünfzig Pistolen.«

»Es ist achtzig wert, nimm es, und so ist alles in Richtigkeit.«

»Wie doch, du verkaufst mein Pferd,« rief Athos, »du verkaufst meinen Bajazet? worauf soll ich den Feldzug machen, auf Grimaud?«

»Ich brachte dir ein anderes Pferd,« entgegnete d'Artagnan.

»Und zwar ein prachtvolles!« rief der Wirt.

»Nun, wenn ich ein schöneres und jüngeres bekomme, so nimm das alte und bringe zu trinken.«

»Von welchem?« fragte der Wirt ganz erheitert.

»Von jenem, der hinten auf den Latten liegt; es sind noch fünfundzwanzig Flaschen davon vorhanden; die andern habe ich bei meinem Fall zerschlagen. Schnell!«

»Das ist doch ein Teufelsmensch!« murmelte der Wirt in den Bart, »wenn er noch vierzehn Tage hierbleibt und alles bezahlt, was er trinkt, so bin ich wieder aufgerichtet.«

»Und vergiß nicht,« rief ihm d'Artagnan nach, »vier Bouteillen von demselben auch den zwei Engländern zu bringen.«

»Nun, lieber Freund,« sagte Athos, »erzähle mir, während er den Wein holt, was aus den übrigen geworden ist. Rede.«

D'Artagnan erzählte ihm, wie er Porthos mit einer Verrenkung im Bett und Aramis an einem Tisch mit zwei Theologen angetroffen habe. Als er mit seiner Mitteilung zu Ende war, erschien der Wirt mit den verlangten Flaschen und einem Schinken, der glücklicherweise außerhalb des Kellers gewesen war. »Es ist gut,« sagte Athos, indem er sein und d'Artagnans Glas anfüllte, »soviel von Porthos und Aramis; doch Ihr, mein Freund, was ist Euch selber zugestoßen?' Ich finde Euch so düster.«

»Ach,« seufzte d'Artagnan, »ich bin wohl der Unglückseligste aller Sterblichen.«

»Du unglücklich, d'Artagnan?« rief Athos, »rede doch, laß hören, wie du unglücklich sein kannst?«

»Später,« entgegnete d'Artagnan.

»Später, warum denn später? weil du glaubst, daß ich berauscht bin, d'Artagnan? Sei überzeugt, ich denke niemals heller, als wenn ich im Wein schwimme. Rede also, ich bin ganz Ohr.« D'Artagnan erzählte sein Abenteuer mit Madame Bonacieux. Athos hörte ihm gelassen zu, und als jener zu Ende war, rief der Musketier: »Das sind Erbärmlichkeiten, nichts als Erbärmlichkeiten!« Das war Athos' Sprichwort:

»Ihr redet nur immer von Erbärmlichkeiten, lieber Athos,« erwiderte d'Artagnan, »das steht Euch übel, der Ihr niemals geliebt habt.« Das tote Auge des Athos flammte plötzlich auf, doch war es nur ein Blitz; es wurde wieder matt und düster wie zuvor.

»Es ist wahr,« sprach er gelassen, »ich habe niemals geliebt.«

»Also seht Ihr wohl ein, Marmorherz,« sagte d'Artagnan, »daß Ihr unrecht habt, wenn Ihr hart gegen uns seid, die wir ein zartes Herz besitzen.«

»Zarte Herzen sind durchlöcherte Herzen,« murmelte Athos.

»Was sprecht Ihr da?«

»Ich sage, die Liebe ist eine Lotterie, wo der Gewinnende den Tod gewinnt. Glaubt mir, lieber d'Artagnan! Ihr seid recht glücklich, wenn Ihr verloren habt. Ich rate Euch, verliert immerhin.«

»Es schien doch, daß sie mich so innig liebte.«

»Es schien so?«

»O, sie hat mich geliebt.«

»Kind, es gibt keinen Menschen, der sich nicht von seiner Schönen geliebt glaubte und der nicht von ihr getäuscht worden wäre.«

»Ausgenommen Euch, Athos, der Ihr nie geliebt habt.«

»Es ist wahr,« versetzte Athos nach kurzem Stillschweigen, »ich habe nie geliebt.– Doch laß uns trinken.«

»Aber da Ihr Philosoph seid,« sagte d'Artagnan, »so belehrt mich und helft mir, ich brauche Eure Weisheit und Euren Trost.«

»Weshalb Trost?«

»Für mein Unglück.«

»Euer Unglück bringt mich zum Lachen,« entgegnete Athos, die Achseln zuckend; »ich möchte wissen, was Ihr sagtet, wenn ich Euch eine Liebesgeschichte mitteilte.«

»Die Euch begegnet ist?«

»Oder einem meiner Freunde, das ist gleichviel.«

»Sprecht Athos, sprecht.«

»Wir wollen trinken, das wird besser sein.«

»Trinkt und erzählet.«

»Nun, das kann auch sein,« versetzte Athos, indem er sein Glas leerte und wieder anfüllte; »beides paßt ganz gut zusammen.«

»Ich höre,« sagte d'Artagnan. Athos sammelte sich, doch je mehr er sich sammelte, desto blässer sah ihn d'Artagnan werden: er kam in die Krisis der Trunkenheit, wo gewöhnlich die Trinker umsinken und einschlummern. Er träumte ganz laut, ohne zu schlafen, und dieser Somnambulismus von Trunkenheit hatte etwas Schreckenvolles.

»Ihr wollt es durchaus?« fragte er.

»Ich bitte Euch,« erwiderte d'Artagnan.

»So soll denn Euer Wunsch geschehen. Einer meiner Freunde– hört mich Wohl, einer meiner Freunde, nicht ich,« sagte Athos, sich mit düsterem Lachen unterbrechend, »einer von den Grafen aus meiner Provinz, nämlich von Berry, und edel wie ein Dandolo oder Montmorency, verliebte sich, fünfundzwanzig Jahre alt, in ein sechzehnjähriges Mädchen, das reizend war wie eine Venus. Durch die Natürlichkeit ihrer Jugend schimmerte ein glühender Geist, kein weiblicher, sondern poetischer Geist, sie gefiel nicht, sie machte trunken. Sie lebte in einem kleinen Flecken bei ihrem Bruder, der Pfarrer war. Beide kamen in diese Landschaft, ohne daß man wußte woher, doch wenn man sah, wie schön sie und wie fromm ihr Bruder war, so dachte man gar nicht daran, zu fragen, woher sie kamen. Außerdem hieß

es, sie stammten aus einem guten Hause. Mein Freund, der Gutsherr war, hätte sie nach Belieben verführen oder gewaltsam fortschleppen können, denn er war der Gebieter; und wer hätte zwei Fremden, zwei Unbekannten Hilfe geleistet? Unglücklicherweise war er ein ehrbarer Mann und heiratete sie. Der Narr, der Schwachkopf, der Esel!«

»Warum das, wenn er sie liebte?« fragte d'Artagnan.

»Wartet nur,« sagte Athos. »Er führte sie in sein Schloß und erhob sie zur ersten Dame der Provinz, und man muß ihr Recht widerfahren lassen, sie behauptete sich vollkommen in ihrem Rang.«

»Nun?« fragte d'Artagnan.

»Nun,« fuhr Athos mit gedämpfter Stimme und schneller fort, »als sie eines Tages mit ihm auf der Jagd war, stürzte sie ohnmächtig vom Pferde; der Graf eilte ihr zu Hilfe, und als sie in ihren Kleidern fast erstickte, so schlitzte er diese mit seinem Weidmesser auf und entblößte ihre Schulter. Erratet, d'Artagnan, was sie auf ihrer Schulter hatte?«

»Kann ich das wissen?« fragte d'Artagnan.

»Eine Lilie,« versetzte Athos, »sie war gebrandmarkt.« Und Athos leerte mit einem Zuge das Glas, das er in der Hand hielt.

»Es ist schrecklich, was Ihr da erzählt,« entgegnete d'Artagnan.

»In der Tat, mein Lieber, der Engel war ein Dämon, das arme Mädchen hatte gestohlen.«

»Und was tat der Graf?«

»Der Graf war ein vornehmer Herr, er hatte in seinem Gebiet die hohe und die niedere Gerichtsbarkeit; er zerriß vollends die Kleider der Gräfin, band ihr die Hände auf den Rücken und hing sie an einem Baum auf.«

»Himmel, Athos, das ist ein Mord!« rief d'Artagnan.

»Ja, ein Mord, weiter nichts,« erwiderte Athos, blaß wie der Tod, »doch mir scheint, daß uns der Wein ausgeht.« Er griff nach dem Halse der letzten noch übrigen Flasche, hielt sie an den Mund und leerte sie, als wäre sie nur ein Glas, mit einem Zuge. Dann senkte er den Kopf in seine beiden Hände, während d'Artagnan stumm vor Schrecken blieb. »Das hat mich von allen Frauen geheilt, von den schönen, von den poetischen und von den verliebten,« sagte Athos, der sich wieder erhob, ohne daran zu denken, die Geschichte des Grafen fortzusetzen. »Gott möge Euch ebensoviel bescheren. Lasset uns trinken.«

»Ist sie also tot?« stammelte d'Artagnan.

»Potz Wetter!« rief Athos. »Doch reicht mir Euer Glas... Schinken, elender Wirt!« schrie er, »wir können nicht mehr trinken.«

»Allein ihr Bruder?« fragte d'Artagnan schüchtern.

»Ihr Bruder?« sprach Athos.

»Ja, der Priester.«

»Hm, ich wollte ihn gleichfalls henken lassen, doch war er mir zuvorgekommen und hatte tags vorher sein Pfarrhaus verlassen.«

»Wußte man, wer der Arme war?«

»Er war der Mitschuldige der Schönen und wird hoffentlich seine Strafe erhalten haben.«

»O, mein Gott!« rief d'Artagnan ganz betäubt vor Schrecken.

»Esset doch von diesem Schinken, d'Artagnan, er ist köstlich,« sprach Athos und legte ihm eine Schnitte auf den Teller.

»Ach, daß nicht einmal vier solche im Keller waren, ich hätte fünfzig Flaschen mehr getrunken.« D'Artagnan konnte dieses Gespräch nicht länger aushalten, es hätte ihm den Kopf verrückt; er ließ den Kopf auf seine Hände niedersinken und tat, als ob er einschlummerte. »Die jungen Leute verstehen nicht mehr zu trinken,« murmelte Athos und blickte ihn

mitleidsvoll an, »und doch ist dieser junge Mann hier noch einer von den wackersten.«

Die Rückkehr.

D'Artagnan war durch diese schreckliche Mitteilung des Athos ganz betäubt worden. Indes waren ihm in dieser halben Bekanntmachung noch viele Dinge dunkel geblieben. Fürs erste hatte sie ein völlig Betrunkener einem halb Betrunkenen gemacht; doch ungeachtet der Schwankung, die durch den Dunst von zwei oder drei Flaschen Burgunder in dem Gehirn erzeugt wird, erinnerte sich d'Artagnan doch, als er am folgenden Morgen erwachte, noch an jedes Wort, als hätten sich diese Worte, wie sie vom Munde des einen fielen, im Geiste des andern abgeprägt. All dieser Zweifel erweckte in ihm ein noch glühenderes Verlangen, sich Gewißheit zu verschaffen, und er ging zu seinem Freunde mit dem festen Vorhaben, das Gespräch vom vorigen Tage wieder aufzunehmen; allein er fand Athos schon ganz bei Selbstbewußtsein, das heißt den behutsamsten und undurchdringlichsten Menschen. Übrigens kam der Musketier, nachdem er ein Lächeln und einen Händedruck mit ihm gewechselt hatte, seinem Wunsche selbst entgegen. »Mein lieber d'Artagnan,« sprach er, »ich war gestern derb betrunken, das empfand ich diesen Morgen an meiner schweren Zunge und an meinem noch sehr beflügelten Puls. Ich wette, daß ich tausend Torheiten sprach.« Als er dies sagte, starrte er seinen Freund so fest an, daß dieser in Verlegenheit kam.

»Nicht doch,« versetzte d'Artagnan, »wenn ich mich recht erinnere, so habt Ihr nichts außerordentliches gesprochen.«

»Ha, Ihr setzt mich in Erstaunen, denn ich dachte, Euch eine sehr klägliche Geschichte mitgeteilt zu haben.« Hier starrte er den jungen Mann an, als wollte er im Grunde seiner Seele lesen.

»Meiner Treu!« rief d'Artagnan, »ich glaube, daß ich noch mehr betrunken war als Ihr, da ich mich auf gar nichts mehr erinnere.« Athos gab sich mit diesen Worten keineswegs zufrieden und sagte:

»Ihr müßt es wohl bemerkt haben, lieber Freund, daß jeder seine eigene Trunkenheit habe; der eine hat eine lustige, der andere eine traurige. Ich habe die traurige; und wenn ich einmal benebelt bin, so ist es meine Manie, alle diese düsteren Histörchen auszukramen, die mir meine Amme eingepfropft hat. Das ist mein Fehler, ein Hauptfehler, ich bekenne es; außerdem aber bin ich ein guter Trinker.« Athos sprach das auf eine so natürliche Weise, daß d'Artagnan in seiner Überzeugung erschüttert ward, und da er die Wahrheit zu ergründen bemüht war, so sagte er: »O, so ist es in der Tat; ich erinnere mich daran, wie man sich eines Traumes erinnert, das wir von Gehenkten gesprochen haben.«

»Ah, Ihr seht nun,« entgegnete Athos, indem er erblaßte, aber doch zu lächeln versuchte, »ich wußte es wohl, denn die Gehenkten sind mein Alp.«

»Ja, ja,« versetzte d'Artagnan, »mein Gedächtnis kommt mir wieder zurück – ja, es handelt sich, wartet nur – es handelte sich um eine Frau.«

»Seht nur,« entgegnete Athos, der fast bleifahl wurde, »das ist meine große Geschichte von der blonden Frau, und wenn ich diese erzähle, bin ich totberauscht.«

»Ja, so ist's,« sagte d'Artagnan, »die Geschichte war's von der blonden, großen und schönen Frau mit den blauen Augen.«

»Ja, und gehenkt.«

»Durch ihren Gemahl, einen vornehmen Herrn, den Ihr kanntet,« fuhr d'Artagnan fort, und faßte dabei Athos fest ins Auge. »Nun, seht Ihr, wie man einen Menschen bloßstellen könnte, wenn man nicht mehr weiß, was man redet,« sagte Athos, und zuckte die Achseln, als ob er Mitleid mit sich selbst fühlte. »Bei Gott! ich will mich nicht mehr benebeln, d'Artagnan, die Gewohnheit ist gar zu häßlich.« D'Artagnan schwieg, dann änderte Athos plötzlich das Gespräch und sagte: »He, Freund, ich danke Euch für das Pferd, das Ihr mir gebracht habt.«

»Hat es Euren Beifall?«

»Ja, doch ist es kein Pferd für den schweren Dienst.«

»Ihr irrt; ich habe zehn Meilen in weniger als anderthalb Stunden mit ihm zurückgelegt, und es schien mir nicht mehr übermüdet, als hätte es einen Lauf um den Platz Saint-Sulpice gemacht.«

»Ach, so tut es mir leid.«

»Wie das?«

»Ja, ich habe es weggegeben.«

»Wieso?«

»Die Sache war diese: als ich diesen Morgen um sechs Uhr aufwachte und Ihr noch schliefet wie eine Taube, wußte ich nicht, was ich tun sollte; ich war noch ganz verdummt von unserem gestrigen Gelage. So ging ich denn hinab in den Saal und sah einen der zwei Engländer, wie er eben mit einem Roßtäuscher um ein Pferd handelte, denn das seine starb gestern am Blutschlag. Wie ich nun sah, daß er hundert Pistolen für einen Brandfuchs bot, trat ich zu ihm und sagte: ›Hören Sie, edler Herr, auch ich habe ein Pferd zu verkaufen.' bin ich ein guter Trinker.« Athos sprach das auf eine so natürliche Weise, daß d'Artagnan in seiner Überzeugung erschüttert ward, und da er die Wahrheit zu ergründen bemüht war, so sagte er: »O, so ist es in der Tat; ich erinnere mich daran, wie man sich eines Traumes erinnert, das wir von Gehenkten gesprochen haben.«

»Ah, Ihr seht nun,« entgegnete Athos, indem er erblaßte, aber doch zu lächeln versuchte, »ich wußte es wohl, denn die Gehenkten sind mein Alp.«

»Ja, ja,« versetzte d'Artagnan, »mein Gedächtnis kommt mir wieder zurück – ja, es handelt sich, wartet nur – es handelte sich um eine Frau.«

»Seht nur,« entgegnete Athos, der fast bleifahl wurde, »das ist meine große Geschichte von der blonden Frau, und wenn ich diese erzähle, bin ich totberauscht.«

»Ja, so ist's,« sagte d'Artagnan, »die Geschichte war's von der blonden, großen und schönen Frau mit den blauen Augen.«

»Ja, und gehenkt.«

»Durch ihren Gemahl, einen vornehmen Herrn, den Ihr kanntet,« fuhr d'Artagnan fort, und faßte dabei Athos fest ins Auge. »Nun, seht Ihr, wie man einen Menschen bloßstellen könnte, wenn man nicht mehr weiß, was man redet,« sagte Athos, und zuckte die Achseln, als ob er Mitleid mit sich selbst fühlte. »Bei Gott! ich will mich nicht mehr benebeln, d'Artagnan, die Gewohnheit ist gar zu häßlich.« D'Artagnan schwieg, dann änderte Athos plötzlich das Gespräch und sagte: »He, Freund, ich danke Euch für das Pferd, das Ihr mir gebracht habt.«

»Hat es Euren Beifall?«

»Ja, doch ist es kein Pferd für den schweren Dienst.«

»Ihr irrt; ich habe zehn Meilen in weniger als anderthalb Stunden mit ihm zurückgelegt, und es schien mir nicht mehr übermüdet, als hätte es einen Lauf um den Platz Saint-Sulpice gemacht.«

»Ach, so tut es mir leid.«

»Wie das?«

»Ja, ich habe es weggegeben.«

»Wieso?«

»Die Sache war diese: als ich diesen Morgen um sechs Uhr aufwachte und Ihr noch schliefet wie eine Taube, wußte ich nicht, was ich tun sollte; ich war noch ganz verdummt von unserem gestrigen Gelage. So ging ich denn hinab in den Saal und sah einen der zwei Engländer, wie er eben mit einem Roßtäuscher um ein Pferd handelte, denn das seine starb gestern am Blutschlag. Wie ich nun sah, daß er hundert Pistolen für einen Brandfuchs bot, trat ich zu ihm und sagte: ›Hören Sie, edler Herr, auch ich habe ein Pferd zu verkaufen.‹ ›Und zwar ein ganz hübsches;‹ entgegnete er; ›ich sah es gestern, als es der Knecht Ihres Freundes an der Hand führte.‹ ›Finden Sie, daß es hundert Pistolen wert sei?‹ ›Ja, wollen Sie es mir geben für diesen Preis?‹ ›Nein, doch spiele ich mit Ihnen.‹ ›Womit?‹ ›Mit Würfeln.‹

Gesagt, getan – aber ich habe das Pferd verloren. Doch hört nur,« fuhr Athos fort, »die Decke habe ich wieder gewonnen.« D'Artagnan machte eine recht saure Miene. »Macht Euch das verdrießlich?« fragte Athos. »Ja, ich gestehe es,« versetzte d'Artagnan; »dieses Pferd hätte uns an einem Schlachttag kenntlich machen sollen; es war ein Unterpfand, ein Andenken. Athos, Ihr habt unrecht getan.«

»He, mein lieber Freund,« erwiderte Athos, »setzt Euch an meine Stelle; ich langweilte mich zum Sterben, und dann auf Ehre, ich mag die englischen Pferde nicht. Wenn es sich nur darum handelt, von jemandem erkannt zu werden, gut, so ist hierzu der Sattel genug; er ist hinlänglich bemerkbar. Was das Pferd anbelangt, so werden wir für sein Verschwinden bald eine Entschuldigung ausfindig machen. Was Teufel, ein Pferd stirbt bald; nehmen wir an, das meinige bekam den Rotz oder den Wurm.« D'Artagnans Gesicht wurde nicht heiterer. »Das ist mir unangenehm,« fuhr Athos fort, »daß Ihr soviel auf dieses Tier zu halten scheint, denn ich bin mit meiner Geschichte noch nicht zu Ende.«

»Was habt Ihr also noch weiter getan?«

»Als ich mein Pferd verspielt hatte, neun gegen zehn, seht nur den Wurf, so kam es mir in den Sinn, um das Eurige zu spielen.«

»Ja, doch hoffe ich, blieb es bei dem bloßen Gedanken?«

»Nein, ich habe ihn auf der Stelle ausgeführt.«

»Ha, zum Kuckuck!« rief d'Artagnan beunruhigt.

»Ich spielte und verlor.«

»Mein Pferd...«

»Euer Pferd, sieben gegen acht; nur ein Auge Unterschied... Ihr kennt das Sprichwort?«

»Athos, Ihr seid nicht bei Sinnen, das schwöre ich.«

»Mein Lieber, das hättet Ihr mir gestern sagen sollen, wo ich Euch die dummen Histörchen erzählte, nicht diesen Morgen. Ich verspielte also das Pferd samt Sattel und Zeug.«

»Aber das ist schrecklich!«

»Wartet nur, Ihr urteilt nicht aus dem rechten Gesichtspunkt; ich wäre ein ausgezeichneter Spieler, wenn ich nicht meinen Kopf aufsetzte, aber das tue ich gerade wie beim Trinken. Ich setzte also meinen Kopf auf.«

»Wie konntet Ihr denn spielen? Es blieb Euch ja nichts mehr übrig?«

»Ja doch, mein Freund! es blieb Euch noch der Diamant übrig, den ich gestern an Eurem Finger schimmern sah.«

»Dieser Diamant?« rief d'Artagnan und griff lebhaft mit der Hand nach seinem Ring.

»Und da ich Kenner bin, indem ich einst selbst welche besaß, so habe ich ihn auf tausend Pistolen geschätzt.«

»Ich hoffe,« sprach d'Artagnan ernst und halbtot vor Bangen, »Ihr habt keine Erwähnung von meinem Diamanten gemacht?«

»Im Gegenteil, lieber Freund! Ihr begreift wohl, dieser Diamant wurde unsere einzige Zuflucht, mit ihm konnte ich Pferde und Zeug und selbst Geld für unsere Reise gewinnen.«

»Athos, Ihr macht mich schaudern,« sagte d'Artagnan.

»Ich sprach also von Eurem Diamanten mit meinem Gegner, der ihn gleichfalls bemerkt hatte. Zum Teufel! mein Lieber, Ihr tragt am Finger einen Stern des Himmels, und wollet nicht, daß man ihn ins Auge fasse! Das ist unmöglich.«

»Endet, mein Lieber, endet,« rief d'Artagnan, »denn, auf Ehre, Ihr tötet mich mit Eurer Kaltblütigkeit.«

»Wir teilten somit diesen Diamanten in zehn Teile, jeden von hundert Pistolen.«

»Ach, Ihr wollet nur scherzen und mich auf die Probe stellen,« sagte d'Artagnan, den schon der Zorn an den Haaren zu packen anfing, wie Minerva den Achilles in der Iliade anfaßt.

»Nein, bei Gott! ich scherze nicht. Ich hätte Euch wohl sehen mögen! Seit vierzehn Tagen erblickte ich kein menschliches Angesicht, und wurde ganz struppig durch dieses fortwährende Entpfropfen der Bouteillen.«

»Das ist noch kein Grund, um meinen Diamanten aufs Spiel zu setzen,« antwortete d'Artagnan, die Hand krampfhaft ballend.

»Hört mich also zu Ende. Zehn Teile zu hundert Pistolen, jede in zehn Würfen, ohne Revanche. Auf dreizehn Würfe verlor ich alles. Auf dreizehn Würfe. Die Zahl dreizehn war mir von jeher verhängnisvoll; es war am dreizehnten Juli, als...«

»Donner und Wetter!« rief d'Artagnan aufspringend; die Geschichte von heute machte ihn auf die gestrige vergessen.

»Geduld,« sagte Athos. »Ich hatte einen Plan. Der Engländer war ein Original. Ich sah ihn diesen Morgen mit Grimaud sprechen; und Grimaud vertraute mir, daß er ihn in seine Dienste aufzunehmen suchte. Ich spielte mit ihm um Grimaud, um den schweigsamen Grimaud, und teilte ihn auch in zehn Teile.«

»Ha, da muß man aus der Haut fahren!« sagte d'Artagnan und erhob ein Gelächter.

»Hört Ihr, ich gewinne Grimaud selber, und mit den zehn Teilen von Grimaud, der nicht ganz einen Dukaten wert ist, gewinne ich auch den Diamant zurück. Sagt mir nun, ob Beharrlichkeit nicht eine Tugend ist?«

»Meiner Treu! das ist recht drollig,« sagte d'Artagnan getröstet, und hielt sich vor Lachen die Seiten.

»Ihr begreift, daß ich, sobald ich wieder etwas Fonds hatte, alsogleich um den Diamanten spielte.«

»Ach, Teufel!« sprach d'Artagnan von neuem verdüstert.«

»Ich gewann Euer Reitzeug wieder und darauf Euer Pferd, dann mein Reitzeug und mein Pferd– und dann verlor ich alles wieder. Kurz, ich bekam Euer Reitzeug und das meinige. So steht im ganzen die Sache, der Wurf war kostbar, und ich hielt mich dabei fest.« D'Artagnan atmete, als hätte man ihm das ganze Wirtshaus von der Brust weggeschoben, und sagte dann schüchtern:

»Also bleibt mir der Diamant?«

»Unangetastet, lieber Freund! auch das Reitzeug Eures Bucephalus und des meinigen.«

»Doch was hilft uns das Reitzeug ohne die Pferde?«

»Ich knüpfe daran einen Gedanken.«

»Athos, Ihr macht mich zittern.«

»Hört, es ist schon lange her, d'Artagnan, daß Ihr nicht mehr gespielt habt.«

»Ich habe auch gar keine Lust zum Spielen.«

»O, verschwören wir nichts! Ihr habt seit langem nicht mehr gespielt, sage ich, Ihr müßt also eine sehr gute Hand haben.«

»Nun, und dann?«

»Nun, der Engländer und sein Gefährte befinden sich noch hier. Ich werte es, wie gern sie unser Reitzeug besäßen. Ihr scheint viel auf Euer

Pferd zu halten; nun, so würde ich an Eurer Stelle mit dem Reitzeug um das Pferd spielen.«

»Er wird aber nicht wollen eines bloßen Reitzeugs wegen.«

»So setzt beide daran, bei Gott! ich bin ganz und gar kein solcher Egoist wie Ihr.«

»Ihr würdet das tun?« fragte d'Artagnan unschlüssig, so sehr beherrschte ihn die Zuversicht des Athos, ohne daß er es wußte.

»Bei meiner Ehre, auf einen einzigen Wurf.«

»Doch da ich die Pferde verlor, so läge mir ungemein daran, wenigstens das Reitzeug zu behalten.«

»Nun, so spielt um Euren Diamanten!«

»O, das ist etwas anderes; nie, nie!«

»Teufel!« rief Athos, »ich würde Euch in Vorschlag bringen, um Planchet zu spielen: weil das aber schon geschehen ist, so wird es der Engländer gewiß nicht mehr eingehen.«

»Es bleibt dabei, lieber Athos,« erwiderte d'Artagnan, »ich will lieber gar nichts mehr wagen.«

»Das ist schade,« antwortete Athos kalt, »der Engländer ist vollgepfropft mit Goldstücken. Ach, Gott! so versucht doch nur einen Wurf; ein Wurf ist doch schnell gemacht.«

»Und wenn ich verliere?«

»Ihr werdet gewinnen.«

»Doch wenn ich verliere?«

»Nun, so gebt Ihr ihm unser Reitzeug.«

»Wohlan, einen Wurf!« versetzte d'Artagnan. Athos ging, den Engländer aufzusuchen; er traf ihn im Stalle, wo er eben mit lüsternen Augen die Reitzeuge musterte. Die Gelegenheit war günstig. Er stellte seine Bedingungen: die zwei Reitzeuge gegen ein Pferd, oder wenn er wolle, gegen hundert Pistolen. Der Engländer rechnete schnell; die zwei Reitzeuge

waren wenigstens dreihundert Pistolen wert; er schlug ein. D'Artagnan warf mit Zittern die Würfel; sie zeigten die Zahl drei. Seine Blässe erschreckte Athos, der bloß sagte:

»Hm, Freund, der Wurf ist traurig; Ihnen, mein Herr, werden die Pferde mit dem Gezeug zufallen.« Der Engländer triumphierte und gab sich nicht einmal die Mühe, die Würfel zu rollen. Er warf sie auf den Tisch, ohne hinzublicken, so versichert war er seines Sieges. D'Artagnan wandte sich, um seine böse Laune zu verbergen.

»He! he! he!« rief Athos mit seiner gelassenen Stimme, »der Wurf ist außerordentlich; ich sah ihn nur viermal in meinem Leben: zwei Asse!« Der Engländer sah höchst erstaunt, auch d'Artagnan sah und glühte vor Freude.

»Nimmt der Herr sein Pferd wieder?« fragte der Engländer.

»Ja,« versetzte d'Artagnan.

»Nun, und geht es nicht auf Revanche?«

»Unsere Bedingnisse sagten nichts von einer Revanche: Sie werden sich erinnern.«

»Es ist wahr. Das Pferd soll Ihrem Bedienten übergeben werden.«

»Einen Augenblick,« sagte Athos. »Mit Ihrer Erlaubnis möchte ich ein Wort mit meinem Freunde sprechen,«

»Sprechen Sie.« Athos zog d'Artagnan beiseite.

»Nun,« fragte d'Artagnan, »was willst du noch versuchen? Du willst, daß ich weiterspiele, nicht wahr?«

»Nein, ich will, daß Ihr nachdenket.«

»Worüber?«

»Ihr nehmt das Pferd wieder?«

»Allerdings.«

»Ihr tut unrecht; ich würde die hundert Pistolen nehmen; Ihr wißt ja, daß Ihr mit dem Reitzeug gegen das Pferd oder gegen hundert Pistolen spieltet.«

»Ja.«

»Ich würde die hundert Pistolen nehmen.«

»Nun, und ich nehme das Pferd.«

»Ich wiederhole Euch, Ihr tut unrecht. Was tun wir denn mit einem Pferde für uns beide? ich kann doch nicht hinten aufsitzen; wir sehen aus wie die zwei Haimonskinder, die ihre Brüder verloren haben; Ihr werdet mich doch nicht dergestalt demütigen, daß Ihr auf diesem herrlichen Pferde neben mir trabt? Ich würde mich keinen Augenblick bedenken, und die hundert Pistolen nehmen; wir haben Geld nötig zur Rückreise nach Paris.«

»Ich bleibe einmal bei dem Pferd, Athos!«

»Und Ihr tut unrecht, mein Freund; ein Pferd reißt aus, ein Pferd bäumt sich und schlägt über, ein Pferd frißt aus einer Krippe, woraus ein rotziges Pferd gefressen hat – und sodann sind ein Pferd oder vielmehr hundert Pistolen verloren; dann muß ein Herr sein Pferd nähren, wogegen hundert Pistolen den Herrn nähren.«

»Wie sollen wir aber zurückkommen?«

»Potz Wetter! auf den Pferden unserer Lakaien; man sieht es uns doch am Gesicht an, daß wir Männer vom Stande sind.«

»Wir werden gut aussehen auf solchen Kleppern, indes Aramis und Porthos auf ihren prächtigen Pferden einhertraben.«

»Aramis und Porthos!« rief Athos, und erhob ein schallendes Gelächter. »Was ist's denn?« fragte d'Artagnan, der die Lustbarkeit seines Freundes gar nicht begriff. »Nichts, nichts! fahrt nur fort,« entgegnete Athos. »Also – Eure Ansicht ist – ?«

»Die hundert Pistolen zu nehmen, d'Artagnan! mit den hundert Pistolen können wir bis zu Ende des Monats zechen; seht, wir haben viel ausgestanden, und müssen uns ein wenig erholen.«

»Ich mich erholen? o nein, Athos! sobald ich in Paris bin, spüre ich jener armen Frau wieder nach.«

»Nun, haltet Ihr etwa ein Pferd für diesen Zweck nützlicher als hundert schöne Louisdors? Nehmt die hundert Pistolen, Freund!« D'Artagnan bedurfte nur eines Grundes, um sich zu ergeben, dieser schien ihm vortrefflich. Außerdem fürchtete er, in Athos' Augen selbstsüchtig zu erscheinen, wenn er sich länger widersetzte. Somit willigte er ein und wählte die hundert Pistolen, die ihm der Engländer sogleich aufzählte.

Jetzt war man nur auf die Abreise bedacht. Der Friede mit dem Gastwirt kostete außer dem alten Pferde des Athos' noch sechs Pistolen. D'Artagnan und Athos nahmen die Pferde von Planchet und Grimaud; die zwei Diener machten sich zu Fuß auf den Weg und trugen die Sättel auf den Köpfen. Obwohl die zwei Freunde schlecht beritten waren, so gewannen sie bald Vorsprung vor ihren Lakaien, und kamen in Crévecoeur an. Sie sahen von weitem schon Aramis, der sich melancholisch an das Fenster lehnte und in den weiten Luftraum hinausstarrte. »Holla, he! Aramis, was Teufel machst du denn da?« riefen die zwei Freunde. »Ah, Ihr seid es? d'Artagnan! und Ihr, Athos?« entgegnete der junge Mann. »Ich sann eben nach, wie schnell die Güter dieser Welt vergehen. Mein englisches Pferd, das sich eben entfernte und eben mitten in einer Staubwolke verschwand, war mir ein lebendiges Bild von der Gebrechlichkeit aller irdischen Dinge. Das Leben selbst stellt sich dar in drei Worten: Erit, est fuit«

»Was will das eigentlich sagen?« fragte d'Artagnan, der die Wahrheit zu ahnen anfing. »Das will sagen, daß ich eben einen ungeschickten Handel geschlossen habe. Sechzig Louisdor für ein Pferd, das seinem Gange nach wenigstens fünf Meilen in der Stunde zu machen im stande wäre.« D'Artagnan und Athos erhoben ein Gelächter. »Lieber d'Artagnan!« sagte Aramis, »ich bitte Euch, seid nicht böse auf mich; Not kennt kein Gebot. Außerdem bin ich am meisten gestraft, denn dieser verwünschte Pferdemakler betrog mich wenigstens um fünfzig Louisdor. Ha, Ihr beide seid gute Wirte: Ihr reitet auf den Kleppern Eurer Lakaien, und lasset Euch

Eure Luxuspferde ganz sanft in kleinen Tagesmärschen an der Hand nachführen.«

In diesem Moment hielt ein Wagen, den man kurz zuvor auf der Straße von Amiens heranrollen sah vor dem Wirtshaus, und Grimaud und Planchet stiegen aus, ihre Sättel auf dem Kopf. Der Wagen fuhr leer nach Paris zurück, und die zwei Lakaien machten sich verbindlich, wenn sie der Fuhrmann mitnähme, ihn auf dem ganzen Wege zechfrei zu halten. »Was ist denn das? Was hat das zu bedeuten?« fragte Aramis, als er sah, was da vorging. »Nichts als die Sättel?«

»Begreift Ihr jetzt?« sagte Athos. »Freund! das geht ganz so wie bei mir. Ich habe das Pferdezeug instinktartig behalten. Holla, Bazin! trage mein neues Reitzeug zu denen dieser Herren.«

»Und was tatet Ihr mit Euren Doktoren?« fragte d'Artagnan. »Lassen wir das, mein Freund!« versetzte Aramis. »Seht, ich begann ein Gedicht in Versen von einer Silbe zu machen! das ist sehr schwierig, doch das Verdienst liegt überall in der Schwierigkeit. Der Stoff ist recht artig; ich will Euch den ersten Gesang vorlesen; er hat vierhundert Verse und dauert nur eine Minute lang.«

»Meiner Treu! lieber Aramis,« entgegnete d'Artagnan, der die Verse fast ebensosehr haßte wie das Latein! »fügt zu dem Verdienst der Schwierigkeit noch das der Kürze hinzu, und Ihr dürft wenigstens versichert sein, daß Euer Gedicht ein doppeltes Verdienst haben wird.«

»Und dann werdet Ihr sehen,« fuhr Aramis fort, »daß es ehrbare Leidenschaften atmet. – Ha, Freund! wir kehren nach Paris zurück? – Bravo! ich bin bereit. Wir werden somit den guten Porthos wiedersehen? Um so besser. Ihr könnt gar nicht glauben, wie sehr er mir abging, dieser große Plattkopf!« Man machte eine Stunde halt, um die Pferde ausrasten zu lassen. Aramis berichtigte seine Zeche, brachte Bazin mit seinen Kameraden in den Wagen, und man reiste ab, um zu Porthos zu kommen.

Man fand ihn fast schon hergestellt und folglich weniger blaß, als ihn d'Artagnan bei seinem ersten Besuch angetroffen. Er saß an einem Tisch, worauf eine Mahlzeit für vier Personen stand, obgleich er allein war. Dieses

Mittagmahl bestand aus köstlich bereiteten Fleischspeisen, guten Weinen und herrlichen Früchten. »Ha, beim Himmel!« rief er aufstehend, »Ihr kommt gerade recht, meine Herren, ich bin eben bei der Suppe, Ihr könnt mit mir essen.«

»Oh, oh!« rief d'Artagnan, »war es wieder Mousqueton, der mit dem Lasso diese Bouteillen eingefangen hat? Sieh nur, ein gespicktes Frikandeau und einen Rinderbraten.«

»Ich erquicke mich,« sprach Porthos, »ich erquicke mich. Nichts schwächt so sehr als die teuflischen Verrenkungen. Hattet Ihr schon einmal eine Verrenkung, Athos?«

»Noch nie; doch erinnere ich mich, daß ich bei unserm Scharmützel in der Gasse Féron einen Degenstich erhielt, der nach vierzehn oder achtzehn Tagen ganz dieselbe Wirkung hervorbrachte.«

»Doch dieses Mittagmahl, lieber Porthos, war nicht für Euch allein,« sagte Aramis.

»Nein,« entgegnete Porthos, »ich erwartete einige Edelleute aus der Nachbarschaft, die mir eben melden ließen, daß sie nicht kämen. Nehmt also ihre Plätze ein, und ich verliere nichts bei dem Tausche.«

»He, Mousqueton, bring Stühle, und laß die Bouteillen verdoppeln.«

»Wißt Ihr, was wir da essen?« fragte Athos nach zehn Minuten.

»Bei Gott!« versetzte d'Artagnan, »ich esse gespicktes Kalbfleisch mit Artischocken.«

»Und ich Lämmernes,« sagte Porthos.

»Und ich Geflügel,« sprach Aramis.

»Ihr irrt, meine Herren,« entgegnete Athos ernst, »Ihr esset Pferdefleisch.«

»Ei, so geht doch!« rief d'Artagnan.

»Pferdefleisch?« fragte Aramis mit einer Grimasse des Ekels. Porthos allein gab keine Antwort.

»Ja, Pferdefleisch; nicht wahr, Porthos, wir essen Pferdefleisch vielleicht samt allem Gezeug?«

»Nein, meine Herren,« erwiderte Porthos, »das Reitzeug habe ich behalten.«

»Meiner Treu!« sagte Aramis, »wir gelten alle gleich viel, man möchte sagen, daß wir uns das Wort gaben.«

»Was wollt Ihr, dieses Pferd beschämte meine Gäste, und ich wollte sie nicht demütigen.«

»Und dann ist Eure Herzogin noch immer in den Bädern, nicht wahr?« fragte d'Artagnan.

»Ja, noch immer,« entgegnete Porthos. »Nun, meiner Treu! der Gouverneur der Provinz, einer von den Edelleuten, die ich heute zu Mittag erwartete, bezeigte ein so großes Verlangen danach, daß ich es ihm schenkte.«

»Ihr habt es verschenkt?« rief d'Artagnan.

»Ach, mein Gott! ja, verschenkt, das ist der rechte Ausdruck,« sagte Porthos; »das Pferd war mindestens einhundertfünfzig Louisdor weit, und der Knauser wollte mir nur achtzig geben.«

»Ohne Sattel?« fragte Aramis.

»Ja, ohne Sattel.«

»Sie sehen, meine Herren!« sprach Athos, »daß Porthos wieder von uns allen den besten Handel abgetan hat.« Darauf erhoben sie ein solches Gelächter, daß Porthos ganz verblüfft wurde; doch erklärte man ihm bald die Ursache dieser Fröhlichkeit, in die er seiner Gewohnheit gemäß rauschend einstimmte.

»Auf diese Weise haben wir also Geld?« sagte d'Artagnan.

»Was mich betrifft,« sagte Athos, »so habe ich den spanischen Wein des Aramis so köstlich gefunden, daß ich davon sechzig Bouteillen in den Wagen der Lakaien packen ließ, was meine Börse hübsch gelüftet hat.«

»Und ich,« entgegnete Porthos, »meint Ihr, ich hatte keine Auslagen mit meiner Verrenkung? Dabei rechne ich Mousquetons Wunde gar nicht, für den ich den Chirurgen täglich zweimal mußte kommen lassen.« Athos wechselte mit d'Artagnan und Aramis ein Lächeln und sagte:

»Nun, ich sehe, daß Ihr Euch gegen den armen Burschen recht großherzig bewiesen habt. So handelt nur ein gütiger Herr.«

»Kurz,« versetzte Porthos, »nach Abschlag aller Kosten bleiben mir noch etwa dreißig Taler.«

»Und mir zehn Pistolen,« sagte Aramis,

»Es scheint,« sprach Athos, »wir sind die Krösusse der Gesellschaft. D'Artagnan, wieviel bleiben Euch von Euren hundert Pistolen?«

»Von meinen hundert Pistolen? Fürs erste gab ich Euch fünfzig davon.«

»Ihr glaubt?«

»Bei Gott!«

»Ach ja! es ist wahr, ich entsinne mich.«

»Dann habe ich sechs davon dem Wirt bezahlt.«

»Welch ein Vieh war dieser Wirt! Warum gabt Ihr ihm sechs Pistolen?«

»Ihr sagtet ja, daß ich sie ihm geben möchte.«

»Es ist wahr, ich bin zu gut. Kurz, nun bleiben noch?«

»Fünfundzwanzig Pistolen,« erwiderte d'Artagnan.

»Und seht,« sagte Athos, indem er einige kleine Münzen hervorzog.

»Ihr nichts?«

»Meiner Treu! oder so wenig, daß es nicht der Mühe lohnt, es zur Summe zu rechnen.«

»Jetzt zahlen wir zusammen, was wir besitzen, Porthos!«

»Dreißig Taler.«

»Aramis?«

»Zehn Pistolen.«

»Und Ihr?«

»Zwanzig fünf.«

»Das macht in allem?« sagte Athos.

»Nur sechshundertfünfzehn Livres,« sprach d'Artagnan, der wie Archimedes rechnete.

»Wir werden, wenn wir in Paris ankommen, noch vierhundert übrig haben, außer den Reitzeugen,« sagte Athos.

»Doch unsere Schwadronpferde?« versetzte Aramis.

»Ei was,« rief Porthos, »laßt uns essen, die zweite Tracht kühlt aus.«

D'Artagnan traf bei seiner Ankunft in Paris einen Brief von Herrn des Essarts, der ihm meldete, Se. Majestät habe beschlossen, den Feldzug am 1. Mai zu eröffnen, wonach er unverweilt seine Vorkehrungen zu treffen habe. Er eilte sogleich zu seinen Gefährten, die er erst vor einer halben Stunde verlassen hatte, und die er jetzt sehr trübselig oder vielmehr sehr bewegt antraf. Sie hatten sich zum Rat bei Athos versammelt, was immerhin Umstände von gewisser Wichtigkeit anzeigte. In der Tat hatte jeder von ihnen in seiner Wohnung einen ähnlichen Brief von Herrn von Tréville empfangen. Die vier Philosophen stierten sich ganz verblüfft an; Herr von

Tréville trieb in bezug auf Disziplin keinen Scherz. »Wie hoch veranschlagt Ihr die Equipierungen?« fragte d'Artagnan.

»Oh,entgegnete Aramis, »wir machten soeben unsere Berechnungen mit spartanischer Knauserei, und fanden, daß jeder eintausendfünfhundert Livres bedarf.«

»Viermal fünfzehn sind sechzig, das macht sechstausend Livre,« sagte Athos.

»Mir dünkt,« erwiderte d'Artagnan, »daß tausend Livres für jeden genug wären. Ich rede zwar nicht als Spartaner, aber als Prokurator–« Auf das Wort Prokurator richtete sich Porthos in die Höhe und sagte:

»Halt! ich habe einen Gedanken.»

«Das ist schon etwas,« versetzte Athos kalt, »ich habe nicht einmal einen Schatten von einem Gedanken; doch d'Artagnan ist ein Narr, meine Herren!«

»Tausend Livres, ich erkläre, daß ich allein für meine Equipierung zweitausend Livres nötig habe.«

»Viermal zwei sind acht,« sprach Aramis; »wir bedürfen also achttausend Livres, um uns zu equipieren, obwohl wir die Sättel hierzu bereits haben.«

»Sodann,« versetzte Athos, der so lange wartete, diesen schönen Gedanken für die Zukunft auszusprechen, bis d'Artagnan, der fortging, um Herrn von Tréville zu danken, die Tür hinter sich zugemacht hatte, »sodann jener herrliche Diamant, der am Finger unseres Freundes schimmert. Zum Teufel! d'Artagnan ist ein zu guter Spießgeselle, als daß er seine Brüder in der Klemme ließe, während er das Lösegeld eines Königs an seinem Mittelfinger trägt.«

Die Jagd nach der Equipierung.

Der bewegteste und geschäftigste von den vier Freunden war augenscheinlich d'Artagnan, obwohl d'Artagnan Gardesoldat, und als solcher leichter zu equipieren war als die Musketiere, die im Range höher standen; allein wie man sehen konnte, hatte unser Junker aus der Gascogne einen etwas behutsamen und geizigen Charakter, und dabei war er im Kontrast ruhmredig, um Porthos die Spitze zu bieten. Athos ging nicht aus seinem Zimmer; er war entschlossen, betreffs seiner Equipierung keinen Schritt zu wagen. Porthos setzte seine Spaziergänge fort, die Hände auf dem Rücken und den Kopf schüttelnd, indem er dabei murmelte: »Ich werde meiner Idee folgen.« Aramis sah trübselig und verwahrlost aus, und sprach gar nichts. Indes hatte Porthos zuerst seine Idee gefunden, und da er dieselbe mit Beharrlichkeit verfolgte, so schritt er auch zuerst zum Werk. Dieser würdige Porthos war ein Mann der Ausführung. Eines Tages bemerkte ihn d'Artagnan, wie er nach St. Leu ging und folgte ihm instinktartig nach. Er trat dort ein, nachdem er vorher seinen Schnurrbart aufgerichtet und seinen Knebelbart langgezogen hatte, was bei ihm stets sehr eroberungssüchtige Entwürfe anzeigte. Da d'Artagnan, um sich zu verstellen, alle Vorsicht gebrauchte, so glaubte Porthos, daß man ihn nicht gesehen habe. Porthos lehnte sich an die eine Seite eines Pfeilers, d'Artagnan an die andere, ohne daß er bemerkt wurde. D'Artagnan gewahrte neben dem Pfeiler, wo er und Porthos lehnten, auf einer Bank eine Art reifer Schönheit, wohl ein bißchen gelblich und trocken, aber stolz und steif unter ihrer schwarzen Haube. Die Augen des Porthos neigten sich verstohlen nach dieser Dame, und schwärmten sodann wieder im weiten Kreis umher. Die Dame, die von Zeit zu Zeit errötete, schleuderte schnell wie ein Blitz auf Porthos einen Blick, und alsogleich ließ Porthos wieder sein Auge umherschweifen. Es war augenfällig, daß die Dame mit der schwarzen Haube durch dieses Benehmen lebhaft angereizt wurde; denn sie biß ihre Lippen bis aufs Blut, kratzte sich an der Nase und rückte auf ihrem Sitz verzweiflungsvoll hin und her. Als Porthos das bemerkte, strich er abermals seinen Schnurrbart in die Höhe, zog seinen Knebelbart aufs neue in die Länge und warf einer nahesitzenden Dame Winke zu, einer Dame, die nicht allein schön, sondern zweifelsohne auch vornehm war. Sie hatte ja einen

jungen Neger hinter sich, der das Kissen brachte, auf dem sie kniete, und eine Kammerfrau, welche die mit einem Wappen gestickte Tasche für das Gebetbuch in der Hand hielt. Die Dame mit der schwarzen Haube folgte dem Blick des Porthos in all seinen Richtungen und bemerkte, daß er sich der Dame mit dem Samtkissen, dem Negerknaben und der Kammerfrau hinwandte. Inzwischen spielte Porthos seine Rolle gut; er blinzelte mit den Augen, legte die Finger an seine Lippen und lächelte auf eine Weise, daß es der verschmähten Schönen mörderisch in die Seele drang. Auch sie ließ ein so lautes

»Hm!« vernehmen, daß sich alle Anwesenden und sogar die Dame mit dem roten Kissen umwandte; Porthos hielt sich gut; er verstand recht wohl, allein er stellte sich taub. Die Dame mit dem roten Kissen machte, da sie sehr schön war, einen gewaltigen Eindruck auf die Dame mit der schwarzen Haube, die in ihr eine schreckliche Nebenbuhlerin erblickte; sie machte auch großen Eindruck auf Porthos, der sie viel jünger und hübscher fand, als die Dame mit der schwarzen Haube; endlich einen großen Eindruck auf d'Artagnan, der in ihr die Dame von Meung, von Calais und Dower erkannte, die sein Verfolger, der Mann mit der Narbe, als Mylady tituliert hatte. D'Artagnan glaubte zu erraten, die Dame mit der schwarzen Haube sei die Prokuratorsfrau aus der nahegelegenen Gasse Aux-Ours. Infolgedessen erriet er ferner, daß Porthos Rache zu nehmen suche für seine Niederlage in Chantilly, wo sich die Prokuratorsfrau rücksichtlich der Börse so hartnäckig bewiesen hatte. Doch mitten unter dem allem bemerkte auch d'Artagnan, daß kein einziges Gesicht die Artigkeiten des Porthos' erwiderte. Es waren bloß Chimären und Illusionen. Die Prokuratorsfrau stand auf, um den Saal zu verlassen, Porthos eilte ihr zuvor und legte die Hand an die Klinke der Tür. Die Prokuratorsfrau lächelte in dem Wahn, Porthos wolle ihr aus Artigkeit die Tür öffnen, allein sie wurde schnell und hart enttäuscht. Als sie nur noch drei Schritte von ihm entfernt war, wandte er den Kopf und richtete seine Augen unverrückt auf die Dame mit dem roten Kissen, die sich gleichfalls erhoben hatte, und von ihrem Neger und der Kammerfrau gefolgt, herbeikam. Als nun die Dame mit dem roten Kissen nahe bei Porthos war, öffnete dieser zuvorkommend die Tür und bahnte ihr den Weg. Das war zuviel für die Prokuratorsfrau; sie zweifelte nicht mehr daran, daß zwischen dieser Dame und Porthos ein Liebesverhältnis bestehe. Wäre sie eine große Dame gewesen, würde sie

wohl in Ohnmacht gefallen sein; da sie aber nichts als eine Prokuratorsfrau war, sprach sie zu Porthos bloß mit verhaltener Wut:

»Hm, Herr Porthos, mir wissen Sie keine Artigkeit zu erzeigen?« Porthos gebärdete sich bei dem Tone dieser Stimme ungefähr wie ein Mensch, der nach einem Schlaf von hundert Jahren plötzlich aufwachen würde.

»Mad—Madame!« stammelte er, »sind Sie es wirklich? Wie befindet sich Ihr Herr Gemahl, der liebe Herr Coquenard? Ist er noch immer so karg wie früher? Wo hatte ich doch die Augen, daß ich Sie während dieser zwei Stunden gar nicht bemerkt habe?«

»Ich war nur zwei Schritte von Ihnen entfernt, mein Herr,« entgegnete die Prokuratorsfrau, »allein Sie gewahrten mich nicht, denn Sie hatten nur Augen für die schöne Dame, der Sie sich eben so artig bewiesen.« Porthos stellte sich, als sei er verlegen, dann sagte er:

»Ah, Sie haben bemerkt– ?«

»Man hätte blind sein müssen, um das nicht zu bemerken.«

»Ja,« versetzte Porthos nachlässig, »es ist eine Herzogin, mit mir befreundet; ich kann wegen der Eifersucht ihres Gemahls nur höchst schwierig mit ihr zusammenkommen, und sie gab mir heute einen Wink, sie würde bloß aus der Ursache, mich zu sehen, hierherkommen.«

»Herr Porthos,« sagte die Prokuratorsfrau, »würden Sie wohl so gütig sein, mir nur auf fünf Minuten den Arm zu bieten, da ich gern mit Ihnen sprechen möchte?«

»Wie, Madame?« rief Porthos, mit den Augen sich selber zublinkend, wie ein Spieler, der über den lächelt, den er betört. Nachdem sich die Prokuratorsfrau überzeugt hatte, daß sie von niemandem gesehen oder gehört werde, sagte sie:

»Ah, mein Herr Porthos, Sie sind, wie es den Anschein hat, ein mächtiger Sieger.«

»Ich, Madame!« rief Porthos, sich in die Brust werfend; »und warum das?«

»Nun, die Winke und dann die Artigkeit? Diese Dame mit ihrem Neger und ihrer Kammerjungfer ist mindestens eine Prinzessin.«

»Sie irren,« antwortete Porthos, »mein Gott, nein, sie ist ganz einfach eine Herzogin.«

»Und der Läufer, der an der Tür wartete? und der Wagen mit dem Kutscher in der großen Livree?« Porthos sah weder den Läufer noch den Wagen, allein Madame Coquenard hatte mit dem Blick einer eifersüchtigen Frau alles das gesehen. Porthos bedauerte, daß er die Dame mit dem roten Kissen nicht auf den ersten Schlag zu einer Prinzessin erhoben hatte. »O, Sie sind das Lieblingskind der Schönen, Herr Porthos!« entgegnete seufzend die Prokuratorsfrau.

»Nun,« antwortete Porthos, »Sie können wohl denken, daß es mir bei einer Gestalt, wie sie mir die Natur verlieh, an Glück nicht fehlen kann.«

»Mein Gott, wie schnell vergessen doch die Männer!« rief die Prokuratorsfrau, und erhob die Augen zum Himmel.

»Mir dünkt, weniger schnell als die Frauen,« entgegnete Porthos, »denn ich kann wohl sagen, Madame, daß ich Ihr Opfer war, als ich mich verwundet, sterbend und selbst von den Ärzten verlassen sah. Ich, der Sprosse einer vornehmen Familie, der ich mich auf Ihre Freundschaft verließ, wäre in einer elenden Herberge in Chantilly anfangs beinahe an meinen Wunden und dann vor Hunger gestorben, und zwar ohne daß Sie mich nur einer Antwort würdigten auf die glühenden Briefe, die ich an Sie geschrieben habe.«

»Allein, Herr Porthos!–« murmelte die Prokuratorsfrau, indem sie wohl fühlte, daß sie unrecht hatte, wenn sie das Benehmen der vornehmen Damen in jener Zeit in Erwägung zog.

»Ich, der ich die Gräfin Pennaflor für Sie geopfert habe!«

»Das weiß ich wohl.«

»Die Baronin von–«

»Herr Porthos, martern Sie mich nicht!«

»Die Gräfin von–«

»Herr Porthos, seien Sie doch großmütig.«

»Sie haben recht, Madame, ich will nicht weiter sprechen.«

»Da ist aber mein Mann schuld, der vom Borgen nichts hören will.«

»Madame Coquenard,« sagte Porthos, »erinnern Sie sich an den ersten Brief, den Sie mir geschrieben haben, und der ein bißchen tief in mein Herz eingedrungen ist.« Die Prokuratorsfrau vergoß eine Träne und sagte:

»Herr Porthos, ich schwöre Ihnen, Sie haben mich schwer gestraft, und wenn Sie sich künftig wieder in einer ähnlichen Bedrängnis befinden, so haben Sie sich nur an mich zu wenden.«

»Nicht doch, Madame!« rief Porthos wie empört, »ich bitte Sie, reden wir nicht von Geld, das ist demütigend.«

»Sie lieben mich also nicht mehr?« fragte die Prokuratorsfrau gedehnt und traurig. Porthos beobachtete ein majestätisches Stillschweigen. »Geben Sie mir eine solche Antwort? O, ich begreife.«

»Gedenken Sie der Beleidigung, die Sie mir zugefügt haben, Madame; sie hat sich hier festgesetzt,« sagte Porthos und drückte die Hand aufs Herz.

»Hören Sie, lieber Porthos, ich will sie wieder gutmachen.«

»Was mache ich auch übrigens für Ansprüche!« entgegnete Porthos, mit Gutmütigkeit die Achseln zuckend, »ein Anlehen, weiter nichts. Bei alledem bin ich nicht unvernünftig; ich weiß, daß Sie nicht reich sind, Madame Coquenard, und daß Ihr Gemahl die armen Prozeßführer schröpfen muß, um ihnen einige Taler abzuzapfen. Ja, wären Sie eine Gräfin, eine Marquise oder eine Herzogin, so würden sich die Dinge ganz

anders machen, und Sie verdienten keine Nachsicht.« Die Prokuratorsfrau war gereizt und sagte:

»Wissen Sie, Porthos, daß meine Börse, ob auch die Börse einer Prokuratorsfrau, doch vielleicht besser gestellt ist, als die Kasse all ihrer zu Grunde gerichteten Zierpuppen.«

»Sie haben mir da eine doppelte Beleidigung zugefügt,« sprach Porthos und ließ den Arm der Prokuratorsfrau aus dem seinigen gleiten; »denn wenn Sie reich sind, Madame Coquenard, so verdient Ihre Weigerung keine Entschuldigung.« Die Prokuratorsfrau, die fühlte, daß sie sich zu weit fortreißen ließ, entgegnete:

»Wenn ich sage reich, so muß man das nicht buchstäblich nehmen. Ich bin nicht geradezu reich, sondern nur wohlhabend.«

»Nun, Madame,« versetzte Porthos, »ich bitte Sie, sprechen wir nichts mehr über diese Sache; Sie haben mich verkannt, alle Sympathie ist zwischen uns erloschen.«

»Ha, wie undankbar Sie sind!«

»Sie haben wohl recht, sich zu beklagen,« sagte Porthos.

»Gehen Sie nun mit Ihrer Herzogin, ich halte Sie nicht mehr ab.«

»Ah, sie ist doch nicht gar so böse, als ich dachte!«

»Hören Sie, Herr Porthos, und zum letztenmal, lieben Sie mich noch?«

»Ach, Madame!« seufzte Porthos mit seinem schwermütigsten Tone, »wenn wir ins Feld ziehen, in einen Krieg, wo ich meinen Ahnungen gemäß getötet werde–«

»O, reden Sie nicht von solchen Dingen,« sagte die Prokuratorsfrau unter Weinen und Schluchzen.

»Ein Etwas verkündet mir das,« fuhr Porthos noch schwermütiger fort.

»Sagen Sie lieber, daß Sie eine neue Liebe anknüpften.«

»Nein, ich rede frei mit Ihnen. Es ist kein neuer Gegenstand, der mich rührt, und ich empfinde sogar hier im Grunde meines Herzens etwas, das für Sie spricht. Allein in vierzehn Tagen, wie Sie wissen, oder auch nicht wissen, eröffnet sich dieser verhängnisvolle Feldzug, und ich bin mit meiner Equipierung auf eine peinliche Weise beschäftigt. Dann will ich auch eine Reise zu meiner Familie machen, die weit entfernt in der Bretagne wohnt, um das nötige Geld zu meinem Ausrücken zu bekommen.« Porthos bemerkte einen letzten Kampf zwischen Liebe und Geiz. Er fuhr fort: »Und da die Güter der Herzogin, die Sie eben sahen, neben den meinigen gelegen sind, so werden wir mitsammen dahin reisen. Wie Sie wohl wissen, sind die Reisen nicht lang, die man zu zweien macht.«

»Haben Sie also keine Freunde in Paris, Herr Porthos?« fragte die Prokuratorsfrau. Porthos antwortete mit seiner melancholischen Miene:

»Wohl glaubte ich, welche zu haben, doch sah ich ein, daß ich mich betrog.«

»Sie haben Freunde, Herr Porthos, Sie haben Freunde,« erwiderte die Prokuratorsfrau mit einer Ereiferung, von der sie selbst überrascht war; »beachten Sie unsere Verwandtschaft. Sie sind der Sohn meiner Tante, und folglich mein Vetter; Sie kommen von Royon in die Pikardie; Sie haben in Paris mehrere Prozesse und keinen Anwalt. Werden Sie wohl alles das berücksichtigen?«

»Vollkommen, Madame.«

»Kommen Sie zur Mittagsstunde.«

»Ganz wohl.«

»Und halten Sie sich klug vor meinem Gemahl, der spitzfindig ist trotz seiner sechsundsiebzig Jahre.«

»Ha, sechsundsiebzig Jahre! Pest! ein hübsches Alter,« sagte Porthos.

»Ein hohes Alter, wollen Sie sagen, Herr Porthos! Wirklich kann mich der liebe Mann jeden Augenblick als Witwe hinterlassen,« fuhr die Frau fort und blickte Porthos bedeutungsvoll an. »Zum Glück ist laut Heiratsvertrag dem überlebenden Teil alles Vermögen zugesichert.«

»Alles Vermögen?« sagte Porthos.

»Alles.«

»Sie sind eine vorsichtige Frau, wie ich sehe, meine liebe Madame Coquenard!« rief Porthos und drückte ihr zärtlich die Hand.

»Wir sind also wieder ausgesöhnt, lieber Herr Porthos?« versetzte sie, indem sie sich dabei zierte.

»Für Lebenszeit,« antwortete Porthos mit derselben Miene.

»Also auf Wiedersehen, mein Verräter!«

»Auf Wiedersehen, meine Vergeßliche!«

»Morgen, mein Engel!«

»Morgen, Flamme meines Lebens!«

Mylady.

D'Artagnan ging der Mylady nach, ohne von ihr bemerkt worden zu sein; er sah sie in ihren Wagen steigen und hörte, wie sie dem Kutscher Befehl gab, nach Saint-Germain zu fahren. Der Versuch wäre vergeblich gewesen, zu Fuß einem Wagen zu folgen, der von zwei lebhaften Pferden fortgeführt wurde. D'Artagnan kehrte somit zurück in die Gasse Féron. In der Seine-Straße begegnete er Planchet, der vor dem Gewölbe eines Pastetenbäckers stand, und über einen Kuchen von höchst einladender Gestalt in Entzücken zu sein schien. Er gab ihm den Auftrag, in den Ställen des Herrn von Tréville zwei Pferde zu satteln, eines für ihn selbst, das andere für Planchet, und ihn damit bei Athos abzuholen; Herr von Tréville hatte seine Ställe ein

für allemal d'Artagnan zur Benutzung freigestellt. Planchet schlug den Weg nach der Gasse Colombier ein, und d'Artagnan jenen nach der Gasse Féron. Athos befand sich in seiner Wohnung und leerte trübselig eine von den Flaschen des berühmten spanischen Weines, die er von Seiner Reise aus der Pikardie mitgebracht hatte. Er gab Grimaud einen Wink, für d'Artagnan ein Glas zu bringen, und der Diener folgte stillschweigend, wie gewöhnlich. Nun erzählte d'Artagnan Athos alles das, was sich zwischen Porthos und der Prokuratorsfrau ergeben hatte, und wie ihr Gefährte zu dieser Stunde bereits instand gesetzt sein möge, sich zu equipieren. Hierauf entgegnete Athos: »Ich bin dabei ganz ruhig. Nie Frauen werben gewiß die Kosten für meine Ausstattung nicht bestreiten.«

»Und doch, gibt es für den hübschen, feinen und stolzen Herrn, der Ihr seid, lieber Athos, weder Prinzessinnen noch Königinnen, die vor Euren Liebespfeilen gesichert wären.« In diesem Moment steckte Planchet bescheiden den Kopf durch die halbgeöffnete Tür und meldete, daß die Pferde vor dem Hause stehen.

»Was für Pferde?« fragte Athos,

»Zwei Pferde, die mir Herr von Tréville zum Spazierritt borgt, und womit ich nach Saint-Germain zu reiten gedenke.«

»Was wollt Ihr denn in Saint-Germain machen?« fragte Athos. D'Artagnan erzählte ihm nun, wie er dieser Dame begegnet war, die ihn nebst dem Herrn im schwarzen Mantel und mit der Narbe an den Schläfen fortwährend in Unruhe erhielt.

»Das will sagen, Ihr seid in dieselbe ebenso verliebt, wie Ihr es in Madame Bonacieux waret,« versetzte Athos und zuckte hämisch die Achseln, als ob er mit der menschlichen Schwachheit Mitleid empfände.

»Ich, ganz und gar nicht!« rief d'Artagnan, »ich bin nur lüstern, das Geheimnis aufzudecken, in das sie verwickelt ist; ich weiß zwar nicht warum, doch bilde ich mir ein, daß diese Frau, wiewohl wir einander nicht kennen, einen großen Einfluß auf mein Leben nimmt. Höret, Athos,« versetzte d'Artagnan, »statt, daß Ihr Euch hier wie in einem Gefängnis einschließt, steigt zu Pferd, und reitet mit mir nach Saint-Germain.«

»Mein Lieber,« antwortete Athos, »ich reite meine Pferde, wenn ich welche habe, doch habe ich keine, so gehe ich zu Fuß.«

»Nun wohl,« versetzte d'Artagnan, »ich bin minder stolz als Ihr, denn ich reite, was ich finde. Also auf Wiedersehen, lieber Athos.« D'Artagnan und Planchet schwangen sich in den Sattel und ritten fort auf der Straße von Saint-Germain.

Indem nun d'Artagnan seinem Pferde von Zeit zu Zeit die Sporen gab, legte er seinen Weg schnell zurück und kam nach Saint-Germain. Auf einmal sah er im Erdgeschoß eines hübschen Hauses, das nach damaligem Gebrauch kein Fenster nach der Straßenseite hatte, ein Gesicht, das ihm bekannt war. Dieses Gesicht wandelte auf einer Art Terrasse herum, die von schönen Blumen prangte. Planchet hatte es zuerst erkannt. »He doch, mein Herr,« sprach er zu d'Artagnan gewendet, »erinnern Sie sich nicht mehr an das Gesicht, das uns dort angafft?«

»Nein,« entgegnete d'Artagnan, »und doch ist es mir bewußt, daß ich diesen Menschen nicht zum erstenmal sehe.«

»O, das will ich glauben,« sagte Planchet, »das ist der arme Lubin, der Lakai des Grafen von Wardes, den Sie vor einem Monat in Calais auf dem Wege nach dem Landhaus des Gouverneurs so übel hergenommen haben.«

»Ach ja, so ist es auch,« versetzte d'Artagnan. »jetzt erkenne ich ihn wieder. Glaubst du wohl, daß er auch dich kennt?«

»Meiner Treu, mein Herr, er war so verwirrt, daß ich nicht glauben kann, er habe mich im Gedächtnis behalten.«

»Nun geh und sprich mit dem Burschen,« sagte d'Artagnan, »und forsche nach, ob sein Herr tot geblieben ist.« Planchet stieg vom Pferde, ging gerade auf Lubin los, der ihn wirtlich nicht mehr kannte, und die zwei Bedienten fingen in bester Eintracht ein Gespräch an, während d'Artagnan, hinter einem Gebüsch verborgen, das Gespräch belauschte. Nach einem Augenblick des Horchens vernahm er das Rollen eines Wagens, und die Karosse der Mylady hielt ihm gegenüber still. Er konnte sich nicht irren. Mylady saß darin. D'Artagnan neigte sich auf den Hals seines Pferdes, um

alles zu sehen, ohne bemerkt zu werden. Mylady steckte ihren reizenden Blondkopf aus dem Kutschenschlag und erteilte ihrer Kammerjungfer Aufträge. Diese letztere, ein hübsches Mädchen von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, munter und lebhaft, die wahre Zofe einer vornehmen Dame, sprang vom Fußtritt herab, auf dem sie nach damaliger Sitte saß, und nahm ihren Weg nach der Terrasse, wo d'Artagnan Lubin gesehen hatte. D'Artagnan folgte der Kammerjungfer dahin mit den Augen. Da wurde Lubin zufällig durch einen Befehl aus dem Zimmer des Hauses abgerufen, und Planchet, der nach allen Seiten hinblickte, um nach seinem Herrn zu forschen, befand sich allein. Die Kammerjungfer trat zu Planchet, den sie für Lubin hielt, gab ihm ein Briefchen und sagte:

»Für Euren Herrn.«

»Für meinen Herrn?« erwiderte Planchet erstaunt.

»Ja, nehmt schnell, es hat große Eile.« Sodann kehrte sie zurück zum Wagen, der sich wieder nach der Seite wandte, woher er gekommen war; sie sprang auf den Fußtritt und die Karosse rollte von hinnen. Planchet eilte nach dem Gäßchen und fand nach zwanzig Schritten seinen Herrn, der alles gesehen hatte, und ihm schon entgegenschritt.

»Für Sie, mein Herr,« rief Planchet und reichte dem jungen Mann das Briefchen.

»Für mich?« fragte d'Artagnan; »bist du dessen versichert?«

»Bei Gott! ich bin dessen versichert, denn die Zofe hat gesagt: ›Für deinen Herrn‹. Ich habe keinen andern Herrn als Sie, nun?... Diese Zofe, meiner Treu! ist ein hübscher Bissen von einem Mädchen.« D'Artagnan entfaltete den Brief und las die folgenden Worte:

»Eine Person, die Ihnen mehr Teilnahme widmet, als sie sagen darf, möchte wissen, an welchem Tage Sie im Walde spazieren zu gehen im stande sind; morgen wartet ein schwarz und rot gekleideter Bedienter im Hotel ›Zum goldenen Feld‹ auf Ihre Antwort.«

»Oh, oh!« sprach d'Artagnan bei sich selbst, »das ist ein bißchen lebhaft. Es scheint, daß ich und Mylady an demselben Übel leiden. Nun, Planchet, sag' an, wie geht es dem Herrn von Wardes? Er ist also nicht tot?«

»Nein, mein Herr, es geht ihm so gut, wie es mit vier Degenstichen im Leibe gehen kann, denn Sie haben diesem Edelmann vier tadellose versetzt, und er befindet sich noch ganz schwach, da er fast all sein Blut verloren Hat. Wie ich Ihnen im voraus sagte, kannte mich Lubin nicht, und erzählte mir das ganze Abenteuer.«

»Ganz wohl, Planchet, du bist der König der Lakaien, jetzt sitz auf, wir wollen der Karosse nachreiten.« Das dauerte nicht lange, man sah schon nach fünf Minuten die Karosse, die an einer Straßenbiegung anhielt. Ein reichgekleideter Edelmann stand am Kutschenschlag.

Die Unterredung zwischen der Mylady und dem Kavalier war so lebhaft, daß d'Artagnan auf der andern Seite des Wagens anhielt, ohne daß jemand seine Anwesenheit bemerkte, die hübsche Zofe ausgenommen. Sie redeten miteinander in englischer Sprache, die d'Artagnan nicht verstand, doch glaubte der junge Mann am Tone der Rede zu erkennen, daß die junge Engländerin sehr erzürnt war; sie schloß mit einer Bewegung, die ihm über die Natur des Gesprächs keinen Zweifel übrigließ, nämlich mit einem Fächerschlag, der so gewaltig ausfiel, daß das kleine weibliche Gerät in tausend Trümmer zerstob. Der Edelmann stieß ein Gelächter aus, worüber Mylady höchst erbittert zu sein schien. D'Artagnan hielt diesen Moment für geeignet, sich ins Mittel zu legen; er näherte sich dem Kutschenschlag, zog ehrfurchtsvoll seinen Hut und sagte: »Madame! erlauben Sie, Ihnen meine Dienste anzubieten; wie mir dünkt, hat Sie dieser Edelmann in Zorn versetzt. Sprechen Sie ein Wort, und ich will ihn für seinen Mangel an Artigkeit bestrafen.« Bei den ersten Worten wandte sich Mylady, blickte den jungen Mann erstaunt an, und sprach hierauf zu ihm gut französisch:

»Mein Herr, ich würde mich recht gern unter Ihren Schutz begeben, wäre die Person, die da mit mir zankt, nicht mein Bruder.«

»O, dann entschuldigen Sie,« versetzte d'Artagnan, »Sie begreifen wohl, Madame, daß ich das nicht wissen konnte.«

»Was hat sich denn dieser Star in unsere Angelegenheit zu mengen?« rief, zum Kutschenschlag sich herabwendend, der Edelmann, die Mylady als ihren Verwandten bezeichnet hatte, »warum geht er nicht seiner Wege?«

»Sie sind selbst ein Star,« entgegnete d'Artagnan, der sich gleichfalls auf den Hals seines Pferdes herabbeugte und durch den Kutschenschlag redete, »ich ziehe nicht meiner Wege, weil es mir beliebt, hierzubleiben.« Der Kavalier sprach zu seiner Schwester einige Worte englisch. »Ich rede mit Ihnen französisch,« rief d'Artagnan, »somit bitte ich Sie, antworten Sie mir gefälligst in derselben Sprache. Sie sind der Bruder dieser Dame, wohl! Doch sind Sie zum Glück nicht der meinige.« Man hätte glauben können, Mylady würde eingeschüchtert, wie dies gewöhnlich bei Frauen der Fall ist, indem sie gleich anfangs bei der Herausforderung zu verhindern suchte, daß der Streit nicht zu weit gehe; allein sie warf sich im Gegenteil in den Hintergrund ihres Wagens und rief dem Kutscher kalt zu:

»Fahre nach dem Hotel.« Die hübsche Zofe warf einen bekümmerten Blick auf d'Artagnan, dessen freundliche Miene eine gute Wirkung auf sie getan zu haben schien. Die Karosse rollte fort, und die beiden Männer standen sich gegenüber. Es trennte sie kein materielles Hindernis mehr. Der Kavalier machte eine Bewegung, um dem Wagen zu folgen; doch d'Artagnan, bei dem sich der gährende Ingrimm noch mehr regte, da er in ihm den Engländer erkannte, der ihm sein Pferd und Athos beinahe den Diamanten abgenommen hatte, griff nach dem Zügel und hielt ihn zurück,

»He, mein Herr,« sprach er zu ihm, »es scheint mir, daß Sie weit mehr ein Star sind, als ich, denn Sie tun wirklich, als hätten Sie darauf vergessen, daß zwischen uns ein kleiner Streit stattgefunden hat.«

»Ah, ah!« rief der Engländer, »Sie sind es? Meister! so muß ich denn mit Ihnen immer dieses oder jenes Spiel haben?«

»Ja, und das erinnert mich daran, daß ich Revanche nehmen muß. Wir wollen sehen, mein lieber Herr, ob Sie den Stoßdegen ebensogut wie den Würfelbecher zu handhaben wissen.«

»Sie sehen doch wohl, daß ich keinen Degen führe,« versetzte der Engländer; »wollen Sie den Tapferen spielen gegen einen wehrlosen

Mann?«

»Nun, so hoffe ich, daß Sie zu Hause einen Degen haben,« entgegnete d'Artagnan. »Ich besitze jedenfalls zwei, und wir werden um einen spielen, wenn es Ihnen beliebt.«

»Das ist nicht nötig, sagte der Engländer, »ich besitze hinreichend Werkzeuge dieser Art.«

»Nun wohl, mein würdiger Edelmann,« erwiderte d'Artagnan, »wählen Sie ihren längsten Degen und zeigen Sie mir ihn diesen Abend.«

»Wo das? wenn ich fragen darf.«

»Hinter dem Luxembourg; da ist eine reizende Lage für Lustwandlungen dieser Art, wie ich sie Ihnen vorschlage.«

»Wohl, man wird dort sein.«

»Um welche Stunde?«

»Um sechs Uhr.«

»Doch, haben Sie vielleicht ein paar Freunde?«

»Ich habe drei, und Sie werden sichs zur Ehre anrechnen, dasselbe Spiel zu spielen wie ich.«

»Drei? recht schön, wie sich das trifft,« sagte d'Artagnan; »auf diese Zahl habe ich eben gerechnet.«

»Nun, und wer sind Sie?« fragte der Engländer.

»Ich bin Herr d'Artagnan, gascognischer Edelmann, diene bei der Leibwache, in der Kompagnie des Herrn des Essarts.– Und Sie?«

»Ich bin Lord Winter, Baron von Sheffield.«

»Gut, ich bin Ihr Diener, Herr Baron,« entgegnete d'Artagnan, »nur sind Ihre Namen schwer zu merken.« Darauf spornte er sein Pferd und sprengte im Galopp Paris zu. D'Artagnan stieg bei Athos ab, wie er es bei solchen Gelegenheiten immer zu tun pflegte. Athos war entzückt, als er vernahm, daß er sich mit einem Engländer schlagen sollte, denn das war sein Lieblingsgedanke, wie wir schon bemerkt haben. Man ließ auf der Stelle Porthos und Aramis durch die Lakaien aufsuchen und von der Lage der Dinge unterrichten. Porthos entblößte seinen Degen, schwenkte ihn gegen die Wand, wich von Zeit zu Zeit zurück und gebürdete sich wie ein Tänzer. Aramis, der noch immer an seinem Gedicht arbeitete, sperrte sich bei Athos im Kabinett ein und bat, man möge ihn nicht eher stören, als bis es Zeit wäre zum Kampf.

Ein Duell und ein ungalantes Abenteuer

Man begab sich zur festgesetzten Stunde mit den vier Lakaien hinter den Luxembourg, in eine Umfriedung, die den Zeugen überlassen war. Nach dem Austausch der Formalitäten ging man sofort zum Kampf über, der nach ungefähr zwanzig Minuten für die Engländer ausnahmslos mit Niederlagen beendet war. Athos' Gegner war durch einen Herzstoß getötet, der von Porthos kam mit einem Schenkelstich davon, wie der Copugnator Aramis' nach einem schweren Armhieb, den Kampf aufgebend. Lord Winter, d'Artagnans Gegner, mußte es sich gefallen lassen, daß ihm der Degen aus der Hand geschlagen wurde, wonach der Sieger die Spitze des seinen ihm auf die Brust setzte und sagte: »Ich töte Sie nicht, Ihrer Schwester zuliebe.« Die fünf Kavaliere reichten sich nunmehr kameradschaftlich die Hände und fanden gutes Einvernehmen. Besonders zwischen d'Artagnan und Lord Winter entspann sich ein herzliches Gespräch, in dessen Verlauf Lord Winter sich die Ehre ausbat, seinen tapferen Gegner seiner Schwester vorstellen zu dürfen. Man verabredete für den Abend eine Zusammenkunft, die von beiden Teilen pünktlich eingehalten wurde. Lord Winter führte seinen neuen Freund in die Wohnung der Mylady, die entzückt war, den Kavalier, von dem sie schon gehört hatte, kennenzulernen. Sie war eine auffallend schöne, üppige Blondine, die mit ihren Reizen nicht geizig umging. Als Lord Winter von dem Duell und dessen Ausgang erzählte, ging eine Wolke des Unmuts über das Gesicht der schönen Frau, die sie gern verborgen hätte, die aber d'Artagnan doch nicht entging. D'Artagnan war von der großen Schönheit dieser Frau tief berührt und erging sich in gut angebrachten Komplimenten und Schmeicheleien, die gnädig angenommen und einigemal sogar erwiedert wurden. Während die Unterhaltung gerade im besten Gange war, brachte ein Diener dem Lord einen Brief, der ihn sofort abberief, so daß er sich bedauernd verabschieden mußte. Nach des Lords Weggang nahm das Gespräch noch an Lebhaftigkeit zu. Mylady erzählte, daß Lord Winter nicht ihr Bruder, sondern ihr Schwager sei; sie selbst habe einen jüngeren Bruder des Lord geheiratet, von dem sie ein Kind habe, und der vor Jahresfrist gestorben sei. Das Kind sei, falls der Lord nicht heirate, dessen einziger Erbe.

All das zog vor d'Artagnan einen Schleier, der etwas verhüllte, wovon sich nichts vermuten oder voraussehen ließ. Nach einer halben Stunde, die noch in harmlosem Geplauder verbracht wurde, wollte sich d'Artagnan verabschieden. Da richtete Mylady etwas unvermittelt an ihn die Frage, ob er nicht daran gedacht habe, in die Dienste des Kardinals zu treten. D'Artagnan ward stutzig; er wich einer direkten Antwort aus und erging sich in Lobeserhebungen über Richelieu. Sodann fragte Mylady, wie beiläufig, ob d'Artagnan schon in England gewesen sei, worauf dieser kurz erwiderte, daß er in Herrn von Trévilles Auftrag dort Pferde gekauft, und vier Stück als Muster mitgebracht habe. Einige ausgetauschte Höflichkeiten beendeten den Besuch. Auf der Treppe begegnete d'Artagnan der hübschen Zofe der Mylady, die auf den Namen Ketty hörte, und an dem schmucken Kavalier offensichtlich sehr viel Gefallen fand. In den folgenden Tagen besuchte d'Artagnan Lady Winter noch einigemal und fand sie jedesmal schöner und liebenswürdiger, als er sie beim jeweils letzten Besuch gefunden hatte. Nach einer dieser Visiten ging Ketty, die Zofe, d'Artagnan auf der Treppe entgegen und lispelte ihm zu, daß sie ihm etwas Wichtiges unter vier Augen mitzuteilen habe; sie führte den erstaunten Kavalier in ihr Zimmer, das an das ihrer Herrin stieß und schloß sorgfältig die Tür hinter sich. Dann verriet sie d'Artagnan mit naiver und zugleich leidenschaftlicher Manier, daß Mylady in Liebe zu einem andern Manne, nämlich zum Grafen von Wardes, entbrannt sei, und reichte dem empörten und überraschten Chevalier zur Bekräftigung ihrer Aussage einen von Mylady geschriebenen Brief ohne Adresse, der folgenden Inhalt hatte: »Sie haben auf mein erstes Briefchen nicht geantwortet. Sind Sie etwa unwohl, oder haben Sie darauf vergessen, welche Blicke Sie auf dem Balle der Frau von Guise auf mich geworfen haben? Die Gelegenheit ist da, Graf, lassen Sie sie nicht entweichen!« D'Artagnan wurde rot und blaß vor Zorn und Scham. In diesem Augenblick hörte man, wie Mylady das Zimmer nebenan betrat und nach Ketty rief. D'Artagnan schlüpfte eiligst in einen Schrank und hörte folgendes Gespräch, das Lady Winter mit ihrer Zofe führte: »Nun,« sagte Mylady, »ich habe unsern Gascogner diesen Abend nicht gesehen.«

»Wie, Madame,« versetzte Ketty, »er ist gar nicht gekommen? Wird er flatterhaft, ehe er noch beglückt ist?«

»Ach, nein, Herr von Tréville oder Herr des Essarts werden ihn abgehalten haben. Ich verstehe mich darauf, Ketty, ich habe ihn geangelt.«

»Und was wird die Madame mit ihm tun?«

»Was ich tun werde? sei ruhig, Ketty! zwischen mir und diesem Manne liegt etwas, das er nicht weiß. Er war Ursache, daß ich bei Seiner Eminenz fast den Kredit verloren habe. O, ich will mich rächen.«

»Ich dachte, daß ihn Madame liebe?«

»Ich ihn lieben? o, ich verabscheue ihn. Ein Schwachkopf, der das Leben des Lord Winter in den Händen hat, ihn nicht töte und mich dadurch die Rente von dreitausend Livres verlieren macht!«

»Es ist wahr,« versetzte Ketty, »Ihr Sohn wäre der einzige Erbe seines Oheims, und bis zu seiner Großjährigkeit hätten Sie den Fruchtgenuß seines Vermögens gehabt.« D'Artagnan schauderte bis ins Mark seiner Beine, als er vernahm, wie es ihm dieses süße Wesen mit jener scharfen Stimme, die sie nur mit Mühe im Gespräch dämpfen konnte, zum Vorwurf machte, daß er nicht einen Menschen tötete, den sie, wie er selbst gesehen, mit Beweisen von Freundschaft überhäufte. »Ich hätte mich auch schon an ihm gerächt, fuhr Mylady fort, »wenn mir nicht der Kardinal, ich weiß nicht warum, aufgetragen hätte, seiner zu schonen.«

»Ach, ja! aber Madame schonte nicht der kleinen Frau, die er geliebt hat.«

»Ah, die Krämerin aus der Gasse Fossoyeurs? Hat er nicht bereits auf sie vergessen? Meiner Treu! eine hübsche Rache.« Ein kalter Schweiß rann d'Artagnan über die Stirn; dieses Weib war offenbar ein Ungetüm. Er horchte abermals, doch zum Unglück war die Toilette beendet. »Es ist gut,« sagte Mylady, »kehre in dein Zimmer zurück, und suche morgen eine Antwort auf den Brief zu erhalten, den ich dir übergeben habe.«

»Für Herrn von Wardes?« fragte Ketty. »Nun ja. für Herrn von Wardes.«

»Dieser Herr«, versetzte Ketty, »kommt mir vor, als wäre er gerade das Gegenteil von dem armen Herrn d'Artagnan.«

»Geh, Mademoiselle,« sagte Mylady, »ich mag keine Kommentare.« D'Artagnan hörte die Tür zuschließen, dann vernahm er auch, wie Mylady zwei Riegel vorschob, um sich einzusperren. Ketty drehte ihrerseits den Schlüssel einmal um, so sanft wie es vermochte. Sonach stieß d'Artagnan die Tür des Schrankes auf. »O, mein Gott!« sagte Ketty ganz leise, »was haben Sie? Ach, Sie sind ganz blaß.«

»Die Abscheuliche!« murmelte d'Artagnan. »Stille! stille! Gehen Sie hinaus,« sagte Ketty, »es ist zwischen meinem Zimmer und dem der Mylady nur eine dünne Wand; man hört in dem einen, was in dem andern gesprochen wird.«

»Ganz wohl, aber ich will nicht eher gehen, als bis du mir sagst, was aus Madame Bonacieux geworden ist.« Das arme Mädchen schwor es d'Artagnan auf das Kruzifix, daß sie es nicht bestimmt wisse, denn ihre Herrin lasse ihre Geheimnisse nur bis zur Hälfte durchblicken. Sie glaube bloß bürgen zu können, daß sie nicht tot sei. Auch in bezug auf die Ursache davon, daß Mylady beim Kardinal an Kredit verloren habe, wußte Ketty nicht mehr anzugeben. Doch hier hatte d'Artagnan einen tieferen Blick als sie. Da er Mylady in dem Augenblick, wo er England verließ, auf einem konsignierten Schiffe gesehen hatte; so vermutete er, daß hier die diamantenen Nestelstifte im Spiele seien. Hierin zeigte sich nun am klarsten, daß der wahre Haß, der tiefe Haß, der eingewurzelte Haß der Mylady gegen d'Artagnan seinen Grund darin habe, daß er ihren Schwager nicht tötete.

D'Artagnan kehrte am folgenden Tage zu Mylady zurück; sie war übelgestimmt; d'Artagnan erriet, dies rühre von dem Mangel einer Antwort des Herrn von Wardes her. Ketty trat ein, aber Mylady empfing sie sehr hart. Ein Blick auf d'Artagnan wollte sagen: »Sie sehen, was ich Ihretwegen leide!« Aber gegen Ende des Abends sänftigte sich die schöne Löwin, sie hörte lächelnd die süßen Worte d'Artagnans und reichte ihm sogar die Hand zum Kuß. Als d'Artagnan fortging, wußte er nicht mehr, was er denken sollte; da er aber als ein Gascogner nicht so leicht aus der Fassung zu bringen war, so entwarf er in seinem Geist ein Plänchen. Er traf Ketty an der Tür und ging mit ihr, wie am Vortag, hinauf, um Neuigkeiten zu vernehmen. Ketty wurde heftig ausgezankt, man beschuldigte sie der

Fahrlässigkeit. Mylady konnte sich das Stillschweigen des Grafen von Wardes nicht erklären und befahl ihr, daß sie um neun Uhr früh in ihr Schlafzimmer komme und ihre Aufträge einhole. D'Artagnan ließ sich von Ketty versprechen, daß sie am folgenden Tage zu ihm komme, damit sie ihm sage, worin diese Aufträge bestanden haben. Das arme Kind versprach, was d'Artagnan verlangte, sie war töricht. Um elf Uhr sah er Ketty kommen. Sie trug ein neues Briefchen von Mylady in der Hand. Diesmal suchte es ihm das arme Mädchen gar nicht streitig zu machen, sondern überließ es ihm; sie gehörte ja dem schönen Krieger mit Leib und Seele. D'Artagnan öffnete das zweite Briefchen, das gleichfalls weder Adresse noch Unterschrift hatte, und las wie folgt: »Das ist das dritte Briefchen, worin ich Ihnen schreibe, daß ich Sie liebe; hüten Sie sich, daß ich Ihnen nicht zum viertenmal schreibe, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie hasse!« D'Artagnan wurde während des Lesens abwechselnd blaß und rot. »O, Sie lieben sie noch immer!« seufzte Ketty, die ihre Augen von dem Antlitz des jungen Mannes nicht einen Augenblick lang weggewendet hatte. »Nein, Ketty! du irrst, ich liebe sie nicht mehr, doch will ich mich für ihre Verachtung rächen.« Ketty seufzte. D'Artagnan ergriff eine Feder und schrieb: »Madame, ich habe bisher daran gezweifelt, ob Ihre zwei ersten Briefchen an mich gerichtet waren, so sehr habe ich mich einer solchen Ehre für unwürdig gehalten. Aber heute muß ich wohl an das Übermaß Ihrer Güte glauben, weil es mir nicht bloß Ihr Schreiben, sondern auch Ihre Zofe bekräftigt, daß ich so glücklich bin, von Ihnen geliebt zu werden. Ich will Sie diesen Abend um elf Uhr bitten, mir zu vergeben. Jetzt noch einen Tag zu zögern, hieße eine neue Beleidigung zufügen. Derjenige, den Sie zum Glücklichsten auf Erden machen.« Dieses Briefchen war eben keine Fälschung, denn d'Artagnan unterfertigte es nicht, doch war es eine Unzartheit, ja sogar von dem Gesichtspunkt unserer gegenwärtigen Sitten eine Art Schimpf; man enthielt sich damals aber weniger, als es heutzutage geschieht. D'Artagnans Plan war sehr einfach, er gelangte durch Kettys Zimmer in das ihrer Gebieterin; er beschämte die Ungetreue, er drohte, sie durch einen öffentlichen Lärm bloßstellen zu wollen, und erfuhr von ihr mittels des Schreckens alles das, was er über Konstanzes Schicksal zu wissen wünschte. Vielleicht hatte das sogar die Freiheit der hübschen Krämerin zur Folge. »Da,« versetzte der junge Mann und reichte Ketty das Briefchen zugesiegelt, »bringe diesen Brief Mylady; es ist die Antwort des Herrn von Wardes.« Die arme Ketty wurde blaß wie der Tod; sie ahnte den

Inhalt des Briefes. »Höre, liebes Kind,« sprach d'Artagnan zu ihr, »du begreifst wohl, daß dies auf die eine oder die andere Weise endigen muß; Mylady kann erfahren, daß du das erste Briefchen meinem Bedienten zugestellt hast, statt es dem Bedienten des Grafen zu übergeben, und daß ich die andern erbrach, die Herr von Wardes erbrechen sollte. Sodann wird dich Mylady fortjagen, und du weißt, sie ist nicht die Frau, die es bei dieser Rache bewenden läßt.«

»Ach,« seufzte Ketty, »warum habe ich mich alledem ausgesetzt?«

»Meinetwillen, das weiß ich wohl, Allerschönste!« versetzte der junge Mann, »und ich bin dir im hohen Grade dafür dankbar, das schwöre ich.«

»Was enthält aber Ihr Brief?« »Mylady wird es dir sagen.«

»Ach! Sie lieben mich nicht,« stammelte Ketty, »und ich bin höchst unglücklich.« Ketty vergoß viele Tränen, ehe sie sich entschloß, diesen Brief der Mylady zuzustellen; endlich entschloß sie sich aber doch, aus Hingebung für den jungen Musketier, und das war alles, was jetzt d'Artagnan verlangte.

Wo von der Equipierung des Aramis und Porthos gehandelt wird.

Ketty war kaum von d'Artagnan fortgegangen, als sich dieser nach der Gasse Féron wandte. Er traf Athos und Aramis, die philosophierten. Aramis zeigte wieder einigen Willen, zur Soutane zurückzukehren. Porthos traf gleich nach d'Artagnan ein, und so waren die vier Freunde vollzählig beisammen. Die vier verschiedenen Gesichter drückten vier verschiedene Empfindungen aus: das von Porthos die Ruhe, das von d'Artagnan die Hoffnung, das von Aramis den Kummer und das von Athos die Sorglosigkeit. Nach einer kurzen Unterredung, worin Porthos erraten ließ, eine sehr hochgestellte Person habe die Huld, ihn aus der Verlegenheit zu reißen, trat Mousqueton ein. Er ersuchte Porthos, nach Hause zu gehen, weil, wie er mit kläglicher Stimme sagte, seine Gegenwart dort dringend

sei. »Handelt es sich um meine Equipierung?« fragte Porthos. »Ja und nein,« entgegnete Mousqueton. »Nun, was soll das heißen?«

»Kommen Sie, gnädiger Herr.« Porthos stand auf, beurlaubte sich von seinen Freunden und folgte Mousqueton. Einen Augenblick darauf erschien Bazin an der Türschwelle. »Was willst du von mir, mein Freund?« fragte Aramis mit weicher Stimme. »Es erwartet Sie zu Hause ein Mann, gnädiger Herr,« erwiderte Bazin. »Ein Mann? was für ein Mann?«

»Ein Bettler.«

»Gib ihm ein Almosen, Bazin, und sage ihm, daß er für einen armen Sünder bete.«

»Dieser Bettler will durchaus mit Ihnen sprechen, und gibt vor, Sie wären höchlich erfreut, ihn zu sehen.«

»Hat er für mich etwas Besonderes?«

»Ja, er sagte: ›Wenn Herr Aramis zu kommen zögert, so sagt ihm, daß ich von Tours komme.‹«

»Von Tours? ich gehe schon,« rief Aramis; »meine Herren, ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung, allein, gewiß bringt mir dieser Mensch Nachrichten, die ich erwarte.« Er stand sogleich auf und ging eilends fort. Nun blieben noch Athos und d'Artagnan. »Mir scheint, diese Schlingel haben ihre Sachen schon gefunden. Was meinen Sie, d'Artagnan?« sagte Athos. »Ich weiß, daß Porthos im besten Zug ist,« versetzte d'Artagnan, »und was Aramis betrifft, so war ich um ihn nie ernstlich besorgt.«

»Was sagte mir doch Herr von Tréville, der mir gestern die Ehre erwies, mich zu besuchen, daß Sie sehr häufig zu den Engländern kommen, die der Kardinal in Schutz nimmt?«

»Das heißt, ich mache einer Engländerin Besuche, derselben, von der ich Ihnen erzählt habe.«

»Ah, ja! die blonde Frau, wegen welcher ich ihnen Ratschläge gab, die Sie natürlich außer acht gelassen haben.«

»Ich sagte Ihnen aber meine Gründe. Jetzt bin ich fest überzeugt, daß diese Frau bei der Entführung der Madame Bonacieux ihre Hand im Spiele hatte.«

»Ja, und ich begreife wohl, daß Sie einer Frau den Hof machen, um eine andere aufzufinden. Das ist der längste, doch der unterhaltendste Weg.«

Als Aramis in seine Wohnung trat, fand er wirklich einen Mann von kleiner Statur und sprechenden Augen, doch in Lumpen gehüllt. »Ihr habt nach mir gefragt?« sagte der Musketier. »Das heißt: ich fragte nach Herrn Aramis... Ist das Ihr Name?«

»Allerdings. Habt Ihr mir etwas zu übergeben?«

»Ja, wenn Sie mir ein gewisses gesticktes Sacktuch vorzeigen.«

»Da ist es,« versetzte Aramis, indem er einen Schlüssel aus seiner Brust nahm und ein kleines, mit Perlmutter eingelegtes Kästchen aus Ebenholz aufschloß, »seht, da ist es.«

»Gut,« sagte der Bettler, »entfernen Sie Ihren Bedienten.« Als sich Bazin entfernt hatte, warf der Bettler einen raschen Blick umher, um sich zu versichern, daß ihn niemand sehen oder hören konnte, öffnete sein, mit einem Ledergürtel nur schlecht umfangenes, zerlumptes Oberleibchen, trennte sein Wams oben auf und nahm einen Brief hervor. Aramis stieß einen Freudenschrei aus, als er das Siegel erblickte, und öffnete mit einer fast religiösen Ehrfurcht den Brief, der folgendes enthielt: »Freund! das Schicksal will es, daß wir noch für einige Zeit getrennt seien, allein die schönen Tage der Jugend sind nicht unwiederbringlich verloren. Erfüllen Sie Ihre Pflicht im Feld, ich erfülle die meinige anderweitig. Nehmen Sie, was Ihnen der Träger überbringen wird; machen Sie den Feldzug als schöner und braver Edelmann mit, und gedenken Sie meiner. Leben Sie wohl, oder vielmehr auf Wiedersehen!« Der Bettler war noch immer mit dem Auftrennen beschäftigt. Er zog aus den schmutzigen Kleidern hundertfünfzig spanische Doppelpistolen, eine nach der andern hervor, und

reihte sie auf dem Tisch aneinander; dann öffnete er die Tür und ging fort, ohne daß der erstaunte junge Mann noch ein Wort zu ihm sprechen konnte. Aramis durchlas den Brief abermals und bemerkte, daß er auch eine Nachschrift habe. P. S. »Sie können den Briefträger gut empfangen, denn er ist Graf und Grand von Spanien.«

»Das sind goldene Träume!« rief Aramis: »o, wie schön ist das Leben! ja, wir sind noch jung, ja, wir erleben noch schöne Tage! O, dir, dir, meine Liebe! mein Herz! mein Dasein! Alles, alles, alles, meine schöne Geliebte!« Er küßte voll Leidenschaftlichkeit den Brief, ohne das funkelnde Gold auf dem Tisch anzublicken. Bazin kratzte an der Tür; Aramis hatte keinen Grund mehr, ihn fernzuhalten und erlaubte ihm einzutreten. Bazin war ganz verblüfft beim Anblick dieses Goldes und vergaß, daß er d'Artagnan anmelden sollte, der aus Neugierde zu Aramis kam, nachdem er von Athos weggegangen war. Da sich jedoch d'Artagnan bei Aramis keinen Zwang auferlegte, meldete er sich selbst, als er sah, daß Bazin auf ihn vergessen hatte. »Ah, Teufel! mein lieber Aramis, wenn das die Pflaumen sind, die man Ihnen aus Tours sendet, so machen Sie den Gärtner, der sie zieht, mein Kompliment.«

»Sie irren, mein Lieber!« entgegnete Aramis, stets schweigsam, »mein Buchhändler schickte mir soeben das Honorar für mein Gedicht in einsilbigen Versen, die ich dort unten verfaßt habe. »Ei, wirklich,« rief d'Artagnan. »Je nun, Ihr Buchhändler ist großherzig, lieber Aramis, das ist alles, was ich sagen kann.«

»Wie doch, gnädiger Herr,« rief Bazin, »ein Gedicht verkauft man so teuer? Das ist unglaublich! O, gnädiger Herr, tun Sie alles, was Sie wollen, Sie können noch Herrn Voiture und Herrn von Benserade gleichkommen. Auch ich habe das gern. O, Herr Aramis, ich bitte Sie, werden Sie doch ein Dichter.«

»Mein Freund Bazin,« sagte Aramis, »ich glaube, du mengst dich in das Gespräch.« Bazin fühlte sein Unrecht, senkte den Kopf und entfernte sich, »Ha!« rief d'Artagnan lächelnd, »Sie verkaufen Ihre Geistesprodukte nach Goldgewicht? Sie sind doch übrigens glücklich, mein Freund. Aber geben Sie acht, Sie verlieren den Brief, der aus Ihrer Kasake hervorragt, und gewiß auch von Ihrem Verleger kommt.« Aramis errötete bis zum Weiß der

Augen, schob den Brief tiefer hinein, und knöpfte das Wams wieder zu. Dann sprach er: »Lieber d'Artagnan, wir wollen, wenn es Ihnen beliebt, unsere Freunde aufsuchen, und da ich wieder reich bin, so lange miteinander mittagmahlen, bis sie gleichfalls zu Geld kommen.«

»Meiner Treu, mit großem Vergnügen,« antwortete d'Artagnan. »Es ist schon lange her, daß wir kein rechtschaffenes Mittagmahl eingenommen haben, und da ich diesen Abend ein etwas kühnes Wagnis zu bestehen habe, so wäre es mir, freigestanden, nicht unlieb, den Kopf mit einigen Bouteillen altem Burgunder ein wenig zu begeistern.«

»So mag es denn alter Burgunder sein! ich hasse ihn ebensowenig,« versetzte Aramis, dem der Anblick des Goldes die Gedanken nach der Zurückgezogenheit weggewischt hatte.

Die beiden Freunde begaben sich zuvörderst zu Athos, der getreu seinem Schwure, nicht auszugehen, sich's gefallen ließ, daß das Mittagmahl in seine Wohnung gebracht werde. Da er sich sehr wohl auf die gastronomischen Einzelheiten verstand, so legten ihm d'Artagnan und Aramis in bezug auf diese Sorge kein Hindernis in den Weg. Hierauf verfügten sie sich zu Porthos und begegneten an der Ecke der Gasse du Bac Mousqueton, der ein Pferd und ein Maultier mit verdrießlicher Miene vor sich hertrieb. D'Artagnan stieß einen Schrei der Überraschung aus, der nicht frei war von einer Beimischung der Freude. »Ha, mein gelbes Pferd!« rief er, »da, seht nur dieses Pferd an.«

»O, der häßliche Gaul!« sprach Aramis. »Was wollen Sie, mein Lieber?« entgegnete d'Artagnan, »das ist dasselbe Pferd, auf dem ich nach Paris gekommen bin.«

»Wie doch, gnädiger Herr!« sagte Mousqueton, »Sie kennen dieses Pferd?«

»Es ist von ganz origineller Farbe,« versetzte Aramis, »es ist das einzige, das ich je mit einer solchen Haut gesehen habe.«

»Das glaube ich Ihnen,« erwiderte d'Artagnan, »ich habe es auch für drei Taler hingegeben, und das war wohl der Haut wegen, denn das Gerippe ist

gewiß nicht achtzehn Livres wert. Wie befindet sich aber dieses Pferd in deinen Händen, Mousqueton?«

»O, reden Sie nicht davon, gnädiger Herr!« antwortete der Bediente, »das ist ein garstiger Streich vom Gemahl unserer Herzogin.«

»Wie das, Mousqueton?«

»Ja, wir sind sehr gut gelitten bei einer Frau von hohem Range, bei der Herzogin... Doch verzeihen Sie, mein Herr hat mir Verschwiegenheit aufgetragen. Sie hat uns gezwungen, ein spanisches Pferd und einen andalusischen Maulesel zum Andenken anzunehmen, und das schaute sich prächtig an. Der Gemahl erfuhr die Sache, konfiszierte unterwegs die zwei herrlichen Tiere, die man uns schickte, und gab dafür diese garstigen Bestien.«

»Welche du ihm wieder zurückstellst?« fragte d'Artagnan. »Allerdings,« antwortete Mousqueton. »Sie begreifen wohl, daß wir keine solchen Tiere statt der versprochenen behalten können.«

»Nein, fürwahr! obwohl es mir lieb gewesen wäre, Porthos auf meinem gelben Klepper zu sehen. Das hätte mir einen Begriff gegeben, wie ich aussah, als ich nach Paris kam. Doch wir wollen dich nicht aufhalten, Mousqueton, geh, und besorge den Auftrag deines Herrn. Ist er in seiner Wohnung?«

»Ja, mein Herr,« sagte Mousqueton, »doch ist er in sehr übler Stimmung.« Er setzte seinen Weg fort nach dem Quai des Grands Augustin. Inzwischen trieb Mousqueton seine zwei Klepper vor sich her über den Pont-Neuf bis zur Gasse Ours. Als er hier ankam, knüpfte er nach dem Auftrag seines Herrn das Roß wie das Maultier an den Klopfer der Tür des Prokurators. Und kehrte hierauf, ohne sich um ihr weiteres Los zu bekümmern, zu seinem Herrn zurück, um ihm zu sagen, daß er seinen Befehl vollzogen habe. Einige Zeit darauf machten die unglücklichen Tiere, die seit dem Morgen nichts gefressen hatten, durch das Aufheben und Fallenlassen des Klopfers einen solchen Lärm, daß der Prokurator seinem Laufburschen befahl, sich bei dem Nachbar zu erkundigen, wem denn dieses Pferd und dieser Maulesel zugehörten. Madame Coquenard erkannte ihr Geschenk,

und konnte diese Rücksendung anfänglich gar nicht begreifen, doch erhielt sie bald Aufschluß durch den Besuch von Porthos. Der Zorn, der aus den Augen des Musketiers sprühte, ungeachtet des Zwanges, den er sich anzutun bemüht war, erschreckte die empfindsame Geliebte. Porthos ging wieder fort, nachdem er der Prokuratorsfrau in Saint-Magloire ein Stelldichein gegeben hatte. Als der Prokurator Porthos sich entfernen sah, lud er ihn zum Mittagmahl ein, doch der Musketier schlug es mit majestätischer Miene aus. Madame Coquenard begab sich zitternd nach Saint-Magloire, denn sie erriet, welche Vorwürfe ihrer harrten: indes ward sie durch die großartigen Manieren von Porthos ganz verblüfft. »Ach,« seufzte sie, »ich dachte, die Sache aufs beste zu machen. Einer von unsern Klienten ist Pferdemakler; er war uns Geld schuldig und bewies sich halsstarrig; ich nahm dies Pferd und dies Maultier für die Schuld an. Er hatte mir zwei königliche Tiere versprochen.«

»Nun, Madame,« entgegnete Porthos, »wenn Ihnen Ihr Pferdemakler mehr als fünf Taler schuldete, so ist er ein Dieb.« Porthos machte eine Bewegung, um sich zu entfernen. »Herr Porthos! Herr Porthos!« rief die Prokuratorsfrau, »ich habe unrecht, ich gestehe es ein; ich hätte nicht sollen feilschen, wo es sich darum handelte, einen Kavalier zu equipieren, wie Sie sind.« Porthos schwieg und machte abermals Miene fortzugehen. »Bleiben Sie doch, in des Himmels Namen, Herr Porthos!« rief sie, »bleiben Sie, und lassen Sie uns mitsammen reden. Hören Sie, diesen Abend geht Herr Coquenard zu dem Herzog von Chaulnes, der ihn berufen hat. Es findet da eine Beratung statt, die mindestens zwei Stunden dauert. Kommen Sie zu mir, wir werden allein sein, und unsere Sache in Richtigkeit bringen.«

»Wohl, das nenne ich vernünftig reden, meine Liebe!«

»Sie verzeihen mir?«

»Wir wollen sehen,« antwortete Porthos majestätisch. Sie schieden nach öfterer Wiederholung: »Also diesen Abend!«

»Teufel!« dachte Porthos, als er wegging, »mich dünkt, daß ich der Goldkiste des Herrn Coquenard naherücke!«...

Des Nachts sind alle Katzen grau.

Endlich kam der Abend heran, dessen Porthos und d'Artagnan so ungeduldig harrten. D'Artagnan hatte sich, wie gewöhnlich, gegen neun Uhr bei Mylady eingestellt. Er traf sie in der heitersten Stimmung, nie hatte sie ihn so empfangen. Unser Gascogner sah auf den ersten Blick, daß Ketty das vermeintliche Briefchen des Grafen von Wardes ihrer Gebieterin eingehändigt habe, und daß dasselbe seine Wirkung tat. Ketty trat ein und brachte Erfrischungen. Ihre Herrin machte ihr die huldreichste Miene und lächelte sie auf das liebevollste an; doch die Arme war über die Anwesenheit d'Artagnans bei Mylady so betrübt, daß sie auf das Wohlwollen der letzteren gar nicht achtete. Um zehn Uhr fing Mylady an, beunruhigt zu scheinen; d'Artagnan erhob sich, nahm seinen Hut, und Mylady bot ihm die Hand zum Kusse. Der junge Mann fühlte, daß sie ihm die Hand drückte und sah ein, das geschehe nicht aus Koketterie, sondern aus einem Gefühl von Dankbarkeit, weil er sich entferne. »Sie liebt ihn rasend,« murmelte er, und ging fort. Ketty saß, ihr Gesicht in den Händen verborgen, und weinte. Sie hörte d'Artagnan wohl eintreten, richtete aber ihr Köpfchen nicht empor.

Wie es d'Artagnan vermutete, hatte Mylady, als sie jenen Brief erhielt, den sie für eine Antwort des Grafen von Wardes hinnahm, in ihrer überströmenden Freude der Zofe alles eingestanden, und für die gute Erfüllung des Auftrags eine Börse zum Lohn gegeben. Als nun Ketty in ihr Zimmer zurückkehrte, warf sie die Börse in einen Winkel, wo sie auch liegenblieb neben drei ober vier Goldstücken, die herausgefallen waren. Bei d'Artagnans Stimme blickte das arme Mädchen in die Höhe. D'Artagnan erschrak über die Veränderung in ihren Gesichtszügen; sie faltete die Hände mit flehender Miene, wagte aber kein Wort laut werden zu lassen. Übrigens ließ sich der Plan d'Artagnans um so leichter ausführen, als Mylady aus Gründen, die man nicht ermitteln konnte, die aber sehr wichtig zu sein schienen, Ketty den Auftrag erteilt hatte, sowohl in ihrem Zimmer, als auch in dem der Zofe alle Lichter auszulöschen. Nach einem kleinen Weilchen hörte man Mylady in ihr Gemach zurückkehren. D'Artagnan schlüpfte sogleich in den Schrank, und kaum befand er sich in demselben, als das Glöckchen ertönte.

Als endlich die Stunde der Ankunft des Grafen nahte, ließ Mylady wirklich alle Lichter bei sich auslöschen, und befahl Ketty, in ihr Zimmer zurückzukehren und den Grafen von Wardes bei ihr einzuführen, sobald er käme. Ketty brauchte nicht lange zu warten. Kaum hatte d'Artagnan durch das Schlüsselloch seines Schrankes gesehen, daß im ganzen Zimmer Finsternis herrschte, so sprang er aus seinem Schlupfwinkel in dem Moment hervor, wo Ketty die Verbindungstür zuschloß. »Was ist das für ein Geräusch?« fragte Mylady. »Ich bin es,« sprach d'Artagnan mit verstellter Stimme, »ich, Graf von Wardes.«

»O, mein Gott! mein Gott!« stammelte Ketty, »er vermochte nicht einmal die Stunde abzuwarten, die er selbst bestimmt hat.«

»Nun,« sagte Mylady mit zitternder Stimme, »warum tritt er denn nicht ein? Graf, Graf, Sie wissen, daß ich auf Sie warte.« Auf diesen Ruf schob d'Artagnan die Zofe sanft zur Seite und ging schnell in das Gemach der Mylady. Er war nun in einer martervollen Lage, die er nicht voraussah; die Eifersucht folterte sein Herz, und er litt ebensoviel wie die arme Ketty, die dort im anstoßenden Zimmer weinte. »Ja, Graf!« versetzte Mylady mit ihrer sanftesten Stimme, indem sie ihm dabei eine Hand drückte, »ja, ich bin glücklich in der Liebe, die mir Ihre Blicke und Ihre Worte verkündeten. Aber ich liebe Sie ebenfalls. Morgen, ja, morgen, will ich von Ihnen irgend ein Unterpfand zum Beweis, daß Sie an mich denken, und da Sie meiner vergessen könnten, so nehmen Sie hier —-« Sie zog einen Ring vom Finger und steckte ihn an den von d'Artagnan. Es war ein herrlicher Saphir, von Brillanten eingefaßt. Die erste Regung d'Artagnans war, ihr denselben zurückzustellen, allein Mylady fügte hinzu: »Nein, nein! behalten Sie mir zuliebe diesen Ring. Außerdem, wenn Sie ihn annehmen, leisten Sie mir einen wichtigeren Dienst, als Sie sich vorstellen können —-« fügte sie mit bewegter Stimme bei. »Diese Frau ist doch voll von Geheimnissen,« dachte d'Artagnan. Er hatte in diesem Moment Lust, alles zu entdecken. Er öffnete schon den Mund, um Mylady zu sagen, wer er sei, und mit welcher Rachelust er gekommen war, allein sie fügte hinzu: »Armer Engel! den dieses Ungetüm von einem Gascogner beinahe getötet hätte.« Dieses Ungetüm war er. »O,« fuhr Mylady fort, »schmerzen Sie Ihre Wunden noch?«

»Ja, sehr!« antwortete d'Artagnan, der nichts weiter zu sagen wußte. »Seien Sie ruhig,« entgegnete Mylady in einem Tone, der für ihren Zuhörer wenig beruhigend war, —- »ich will Sie rächen, grausam rächen.«

»Pest!« murmelte d'Artagnan bei sich, »der Augenblick des Geständnisses ist noch nicht gekommen.« Indes hatte es ein Uhr geschlagen; man mußte sich trennen. Als d'Artagnan von Mylady schied, fühlte er nur ein lebhaftes Bedauern, daß er von ihr scheiden mußte, und bei dem leidenschaftlichen Lebewohl, das sie sich sagten, verabredeten sie für kommende Woche eine neue Zusammenkunft. Ketty hoffte noch mit d'Artagnan sprechen zu können, wenn er durch ihr Zimmer ging, doch Mylady begleitete ihn selbst in der Finsternis bis zur Treppe.

Am folgenden Morgen eilte d'Artagnan zu Athos. Er hatte sich in ein so seltsames Abenteuer verstrickt, daß er ihn um seinen Rat bitten wollte, weshalb er ihm alles, was vorgefallen war, mitteilte. Athos legte abermals die Stirn in Falten. »Ihre Mylady«, sprach er, »erscheint mir als ein garstiges Geschöpf. Doch war es von Ihnen nicht minder unrecht, sie zu betrügen, und so haben Sie auf die eine oder die andere Weise eine Feindin am Hals.« Athos blickte während des Redens unablässig auf den mit Diamanten eingefaßten Saphir, der am Finger d'Artagnans die Stelle des Ringes der Königin eingenommen hatte, den er sorgsam in ein Kästchen verschloß. »Sie blicken diesen Ring an,« sprach der Gascogner und war stolz darauf, daß er vor den Augen seines Freundes ein so schönes Geschenk konnte blicken lassen. »Ja,« versetzte Athos, »er erinnert mich an ein Familienkleinod.«

»Der Ring ist herrlich, nicht wahr?« fragte d'Artagnan. »Er ist prachtvoll,« entgegnete Athos, »ich dachte nicht, daß zwei Saphire von so schönem Wasser existieren. Haben Sie ihn gegen Ihren Diamanten umgetauscht?«

»Nein,« erwiderte d'Artagnan. »es ist ein Geschenk von meiner schönen Engländerin, oder vielmehr von meiner schönen Französin, denn obgleich ich sie nicht darum fragte, so bin ich doch versichert, daß sie in Frankreich geboren ist.«

»Diesen Ring, haben Sie von Mylady bekommen?« rief Athos mit einer Stimme, in der sich eine große Gemütsbewegung kundgab. »Von ihr selbst,

sie gab mir denselben in dieser Nacht.«

»Zeigen Sie doch den Ring,« sagte Athos. »Hier ist er,« entgegnete d'Artagnan und nahm ihn vom Finger. Athos prüfte denselben und wurde sehr blaß. Dann versuchte er ihn am Ringfinger seiner linken Hand. Er paßte so gut, als wäre er dafür gemacht. Eine Wolke des Zornes und der Rache schattete über der sonst so ruhigen Stirn des Athos und er sagte: »Es ist unmöglich derselbe! Wie sollte nur dieser Ring in die Hände der Mylady Clarick kommen! und doch hält es schwer, zu glauben, daß zwischen zwei Juwelen eine solche Ähnlichkeit herrsche.«

»Kennen Sie diesen Ring?« fragte d'Artagnan. »Ich glaube ihn zu kennen,« antwortete Athos, »doch habe ich mich zweifelsohne geirrt.« Er stellte d'Artagnan den Ring zurück, behielt ihn aber stets im Auge. Nach einem Weilchen sprach er: »Ich bitte Sie, d'Artagnan! ziehen Sie doch den Ring vom Finger, oder wenden Sie den Edelstein nach innen. Er erweckt in mir so grausame Erinnerungen, daß ich unvermögend wäre, mit Ihnen darüber zu sprechen. Wollten Sie nicht einen Rat von mir? Sagten Sie nicht, daß Sie sich in Verlegenheit befinden, was Sie tun sollen? Doch halt! geben Sie mir den Ring wieder. Derjenige, von dem ich sprechen wollte, muß infolge eines Vorfalls eingeritzt sein.« D'Artagnan nahm den Ring abermals vom Finger und reichte ihn Athos. Athos schauderte und sprach: »Sehen Sie, ob das nicht seltsam ist.« Er zeigte d'Artagnan die Ritze, deren er gedacht hatte. »Von wem hatten Sie aber diesen Saphir, Athos?«

»Von meiner Mutter, die ihn von ihrer Mutter geerbt hat. Wie gesagt, es ist ein Kleinod, das von der Familie nie wegkommen sollte.«

»Und Sie haben ihn doch verkauft?« fragte d'Artagnan zögernd. »Nein,« versetzte Athos mit einem seltsamen Lächeln; »ich habe ihn bei einem Liebesabenteuer verschenkt, wie Sie ihn erhalten haben.« D'Artagnan wurde gleichfalls tiefsinnig; es dünkte ihn, als sähe er im Leben der Mylady Abgründe düsterer, schreckenvoller Art. Er steckte den Ring nicht mehr an den Finger, sondern in die Tasche, »Hören Sie,« sprach Athos, ihn bei der Hand fassend, »Sie wissen, d'Artagnan, daß ich Sie liebe, hätte ich einen Sohn, könnte ich ihn nicht mehr lieben. Gut, glauben Sie mir, entsagen Sie dieser Frau. Ich kenne Sie zwar nicht, jedoch eine gewisse Ahnung sagt mir, sie sei ein verlorenes Geschöpf und habe etwas Unseliges an sich.«

»Sie haben auch recht,« sagte d'Artagnan, »glauben Sie mir, ich trenne mich von ihr und gestehe, daß sie auch mich mit Schrecken erfüllt.«

»Werden Sie diesen Mut haben?« fragte Athos. »Ich werde ihn haben, und das auf der Stelle,« antwortete d'Artagnan. »Ganz gut, mein Kind, Sie haben recht,« versetzte der Edelmann und drückte dem Gascogner die Hand mit fast väterlicher Zuneigung. »Und Gott gebe, daß diese Frau, die kaum in Ihre Lebensbahn eingetreten ist, darin keine traurige Spur zurücklasse.« Athos begrüßte d'Artagnan mit einem Kopfnicken, wie ein Mann, der damit sagen wollte, er möchte mit seinem Gedanken gern allein bleiben.

Als d'Artagnan nach Hause kam, traf er Ketty, die auf ihn wartete. Ein Monat Fieber hätte das arme Kind nicht mehr verändert, als der Schmerz und Eifersucht in einer Stunde getan haben. Sie ward von ihrer Gebieterin zum Grafen von Wardes geschickt. Ihre Gebieterin war toll vor Liebe, berauscht vor Freude. Sie wollte wissen, wann ihr der Graf eine Zusammenkunft gebe. Die arme Ketty erwartete blaß und zitternd d'Artagnans Antwort. Anstatt zu antworten, nahm er eine Feder und schrieb folgendes Briefchen, das er gleichfalls, wie das vorhergehende, nicht unterzeichnete: »Zählen Sie nicht auf mich, Madame, denn seit meiner Genesung habe ich so vielen Genüssen dieser Art nachzukommen, daß ich in diese Angelegenheiten eine gewisse Ordnung bringen muß. Wenn die Reihe an Sie kommt, werde ich die Ehre haben, es Ihnen bekanntzugeben. Meinen Handkuß.« Von dem Saphir sprach er kein Wort; der Gascogner wollte ihn bis auf weiteren Befehl als eine Waffe gegen Mylady, bewahren. Übrigens täte man unrecht, wollte man die Handlungen einer Zeitperiode aus dem Gesichtspunkt einer andern betrachten. Was man heute als eine Schmach für einen Mann von Bildung ansehen würde, das war damals etwas ganz Einfaches und Natürliches gewesen. D'Artagnan gab Ketty den Brief unversiegelt; sie las ihn. ohne ihn sogleich zu verstehen, und wurde fast verrückt, als sie ihn zum zweitenmal las. Ketty konnte nicht an dieses Glück glauben. D'Artagnan mußte ihr mündlich die Versicherung wiederholen, die ihr der Brief schriftlich gab. Wie groß auch die Gefahr war, welche die Arme bei dem leidenschaftlichen Charakter der Mylady zu bestehen hatte, wenn sie ihr dieses Briefchen überbrachte, so kehrte sie doch, so schnell sie konnte, nach der Place-Royale zurück. Das Herz der besten Frau ist bei den Leiden einer Nebenbuhlerin unbarmherzig. Mylady

entfaltete den Brief mit derselben Eilfertigkeit, mit der ihn die Zofe überbracht hatte; doch wurde sie schon bei den ersten Worten leichenfahl, dann zerkrümmte sie das Papier und sprach mit blitzenden Augen zu Ketty gewendet: »Was soll's mit diesem Brief?«

»Nun. es ist die Antwort auf jenen der gnädigen Frau.« sagte Ketty ganz bebend.

»Unmöglich,« rief Mylady, »unmöglich kann ein Edelmann einen solchen Brief an eine Frau geschrieben haben!« Dann rief sie auf einmal wieder: »Mein Gott! könnte er wissen!? ...« Sie hielt plötzlich inne, knirschte mit den Zähnen und ihr Antlitz ward leichenfahl. Sie wollte sich dem Fenster nähern, um frische Luft zu schöpfen, doch vermochte sie nur den Arm auszustrecken, es versagten ihr die Kräfte, sie sank zurück auf einen Stuhl. Ketty dachte, sie befinde sich unwohl und eilte zu ihr, um ihr die Schnürbrust zu lüften. »Was willst du,« kreischte sie, »was legst du Hand an mich?«

»Ich glaubte, daß sich Mylady unwohl befinde, und wollte Beistand leisten,« versetzte die Zofe ganz erschreckt über den entsetzlichen Ausdruck, den das Gesicht ihrer Herrin angenommen hatte.

»Ich mich unwohl befinden – hälst du mich für ein schwächliches Wesen von einer Frau? Wenn man mich verletzt, so bin ich nicht unwohl, ich räche mich, hörst du?«

Ein Rachetraum.

Am Abend erteilte Mylady den Auftrag, Herrn d'Artagnan bei ihr einzuführen, sobald er seiner Gewohnheit nach käme; er kam aber nicht. Am folgenden Morgen besuchte Ketty den jungen Mann wieder und berichtete ihm alles, was tags zuvor vorgegangen war; d'Artagnan lächelte; dieser eifersüchtige Zorn der Mylady war seine Rache. Am zweiten Tage war Mylady, noch unruhiger als tags zuvor; sie erneuerte den Auftrag rücksichtlich des Gascogners, wartete aber wieder umsonst. Am nächsten Tage fand sich Ketty abermals bei d'Artagnan ein, doch war sie nicht so munter und froh wie früher, sondern im Gegenteil düster und traurig bis

zum Tode. D'Artagnan fragte das arme Mädchen, was ihr fehle; allein sie zog, anstatt zu antworten, einen Brief hervor und übergab ihm denselben. Dieser Brief war von der Hand der Mylady, nur mit dem Unterschied, daß er diesmal wirklich für Herrn d'Artagnan und nicht für Herrn von Wardes bestimmt war. Er öffnete ihn und las wie folgt: »Lieber Herr d'Artagnan! es steht nicht gut, wenn man seine Freunde vernachlässigt, zumal in dem Augenblick, wo man im Begriff ist, sich auf länger von ihnen zu trennen. Ich und mein Schwager haben gestern und vorgestern auf Sie gewartet. Ist dies auch heute abend der Fall? Ihre ganz dankerfüllte Lady Winter.«

»Das ist ganz einfach,« versetzte d'Artagnan, »diesen Brief hab ich mir erwartet. Mein Kredit steigt, indem der des Grafen von Wardes sinkt.« Er ließ antworten: Er erkenne ihre Güte mit dem größten Dank an und werde ihrem Befehl nachkommen; doch wagte er es nicht, ihr zu schreiben, aus Besorgnis, er könne seine Handschrift nicht genug verstellen vor so geübten Augen, wie die der Mylady waren. D'Artagnan war, als es neun Uhr schlug, auf der Place-Royale. Die Bedienten, die im Vorgemach warteten, waren von seiner Ankunft unfehlbar unterrichtet, denn sobald er ankam und ehe er noch fragte, ob Mylady zugänglich sei, lief einer von ihnen fort, um ihn anzumelden. »Lasset ihn eintreten,« rief Mylady in einem raschen und so scharfen Tone, daß es d'Artagnan im Vorgemach hören konnte. Er wurde eingeführt. »Ich bin für niemand zu Hause,« sagte Mylady, »verstehst du? für niemand.« Der Lakai ging hinaus. D'Artagnan warf einen neugierigen Blick auf Mylady. Sie war blaß und hatte müde Augen, mochte das eine Folge von Tränen oder Schlaflosigkeit sein. Man hatte absichtlich die gewöhnliche Zahl der Lichter vermindert, und dennoch konnte die junge Frau die Spuren des Fiebers nicht verbergen, das seit zwei Tagen an ihr zehrte. D'Artagnan näherte sich ihr mit seiner gewöhnlichen Artigkeit; sie mußte sich höchst anstrengen, um ihn zu empfangen, doch nie ist ein reizenderes Lächeln durch ein verstörtes Antlitz Lügen gestraft worden. Als sich d'Artagnan in bezug auf ihr Befinden erkundigte, gab ihm Mylady zur Antwort: »Schlimm, sehr schlimm!«

»Nun, so bin ich unbescheiden,« versetzte d'Artagnan, »Sie bedürfen sicher der Ruhe, und ich will mich entfernen.«

»O, nein, im Gegenteil, bleiben Sie, Herr d'Artagnan, Ihre liebenswürdige Gesellschaft wird mich zerstreuen.«

»Sie war noch nie so reizend,« dachte d'Artagnan, »wir wollen ihr Trotz bieten.« Mylady nahm ihre einnehmendste Miene an und verlieh ihrer Konversation allen möglichen Reiz. Sie wurde nach und nach mitteilend und fragte d'Artagnan, ob er eine Liebe im Herzen nähre. »Ach!« rief d'Artagnan mit seinem beweglichen Tone, »können Sie so grausam sein und an mich eine solche Frage stellen, an mich, der ich, seit ich Sie sah, nur für Sie, für Sie allein atme und seufze?« Mylady lächelte auf seltsame Weise und sagte:

»Also lieben Sie mich?«

»Brauche ich es Ihnen zu sagen? Haben Sie es nicht selbst bemerkt?«

»Ja, doch, allein Sie wissen, je stolzer die Herzen sind, desto schwerer hält es, sie zu erobern.«

»O, die Schwierigkeiten schrecken mich nicht ab,« versetzte d'Artagnan, »mich schrecken nur die Unmöglichkeiten.«

»Einer wahren Liebe ist nichts unmöglich,« bemerkte Mylady.

»Nichts, Madame.«

»Nichts,« wiederholte Mylady.

»Teufel,« dachte d'Artagnan, »die Note ändert sich. Sollte die Launenhafte etwa in mich verliebt werden? Sollte sie willens sein, mir einen zweiten Saphir zu geben, dem ähnlich, den sie vermeintlich Herrn von Wardes gegeben hat?«

»Sprechen Sie,« sagte Mylady, »was würden Sie tun, um mir die Liebe zu beweisen, von der Sie reden?«

»Alles, was man von Mir fordern würde. Man gebiete, ich bin bereit.«

»Zu allem?«

»Zu allem!« erwiderte d'Artagnan, der im voraus wußte, daß er nicht viel wagte, wenn er sich verbindlich machte.

»Gut,« versetzte Mylady, »lassen Sie uns ein wenig plaudern.« Sie rückte ihren Stuhl näher zu d'Artagnan.

»Gnädige Frau, ich höre,« sagte dieser. Mylady dachte ein Weilchen unentschieden nach, dann schien sie einen Entschluß zu fassen und sprach:

»Ich habe einen Feind.«

»Sie, Madame?« rief d'Artagnan, den Verwunderten spielend, »mein Gott, ist das möglich bei Ihrer Schönheit und Herzensgüte?«

»Einen Todfeind.«

»Wirklich?«

»Einen Feind, der mich so grausam beleidigt hat, daß es zwischen mir und ihm einen Krieg gibt auf Leben und Tod. Könnte ich wohl auf Sie rechnen wie auf einen Hilfsmann?« D'Artagnan erriet sogleich die Absichten des rachesüchtigen Weibes und sagte mit Begeisterung:

»Madame! Sie können es; mein Arm und mein Leben gehören Ihnen, wie meine Liebe.«

»Dann,« sagte Mylady, »da Sie ebenso großherzig wie verliebt sind–«

»Nun?« fragte d'Artagnan.

»Nun,« entgegnete Mylady nach kurzem Stillschweigen, »hören Sie von heute an auf, über Unmöglichkeiten zu sprechen.«

»Erdrücken Sie mich nicht durch so viel Glück,« rief d'Artagnan, warf sich auf die Knie und bedeckte die Hände, die man ihm frei ließ, mit Küssen.

»Räche mich an dem treulosen Wardes,« dachte Mylady, »und ich werde mich von dir bald loszumachen wissen, zweifacher Tor und lebendige Degenklinge.«

»Ja,« dachte d'Artagnan, »sage mir, daß du mich liebst, nachdem du mich so schändlich getäuscht hast, tückisches, gefährliches Weib! und ich verhöhne dich sodann wie denjenigen, den du durch meine Hand züchtigen willst.« D'Artagnan blickte empor und sprach:

»Ich bin bereit.«

»Sie haben mich also verstanden«, lieber d'Artagnan?« fragte Mylady.

»Ich würde wohl einen Ihrer Blicke erraten.«

»Also werden Sie einen Arm für mich gebrauchen, der sich schon einen so glänzenden Ruf errungen hat?«

»Auf der Stelle.«

»Und wie werde ich Ihnen je einen solchen Dienst vergelten können?« fragte Mylady.

»Ihre Liebe ist der einzige Lohn, den ich verlange,« entgegnete d'Artagnan, »der einzige, der Ihrer und meiner würdig ist.«

»Eigennütziger!« sprach sie lächelnd.

»Ha,« rief d'Artagnan, einen Augenblick von Leidenschaft hingerafft, welche die reizende Frau wieder in seinem Herzen anzufachen wußte; »ha, weil mir Ihre Liebe unwahrscheinlich vorkommt, und weil ich besorge, sie möchte gleich meinen Träumen verschwinden, so drängt es mich, aus Ihrem Munde die bestimmte Zusage zu vernehmen.«

»Verdienen Sie denn schon ein solches Geständnis?«

»Ich stehe zu Ihren Befehlen,« erwiderte d'Artagnan.

»Wirklich?« fragte Mylady mit einem letzten Zweifel.

»Nennen Sie mir den Nichtswürdigen, der diese schönen Augen mit Tränen füllte.«

»Wer sagt Ihnen, daß ich geweint habe?« fragte Mylady rasch.

»Mir schien es so...«

»Frauen, wie ich, weinen nicht,« sagte Mylady.

»Um so besser; o, sagen Sie dann, wie er sich nennt.«

»Bedenken Sie, daß sein Name ganz mein Geheimnis ist.«

»Doch muß ich seinen Namen wissen.«

»Ja, Sie sollen das; sehen Sie, wieviel Vertrauen ich Ihnen schenke.«

»Sie erfüllen mich mit Freude.«

»Sie kennen ihn.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Es ist doch keiner von meinen Freunden?« sagte d'Artagnan zaudernd, um für seine Unwissenheit Glauben zu gewinnen.

»Und wenn es einer von Ihren Freunden wäre, würden Sie wohl Anstand nehmen?« sprach Mylady, und aus ihren Augen sprühte ein bedrohlicher Blitz.

»Nein, und wäre es auch mein Bruder!« erwiderte d'Artagnan, als risse ihn die Begeisterung fort. Unser Gascogner beteuerte ohne Wagnis, da er wohl wußte, was er tun wollte.

»Ich liebe Ihre Hingebung,« versetzte Mylady.

»Ach,« seufzte d'Artagnan, »lieben Sie nur das an mir?«

»Dies will ich Ihnen ein anderesmal sagen,« entgegnete sie und faßte ihn bei der Hand. Wäre in diesem Moment Wardes im Bereich seiner Hand

gewesen, er hätte ihn getötet. Mylady ergriff diese Gelegenheit und sagte: »Er nennt sich...« »Von Wardes, ich weiß das,« fiel d'Artagnan ein,

»Und wie wissen Sie das?« fragte Mylady, indem sie seine beiden Hände anfaßte und in seinen Augen bis auf den Grund der Seele zu blicken suchte. D'Artagnan fühlte, daß er sich fortreißen ließ und einen Fehler beging. »Reden Sie, reden, ach, reden Sie doch, woher wissen Sie das?«

»Woher ich es weiß?« versetzte d'Artagnan.

»Ja.«

»Ich weiß es, weil von Wardes gestern in einem Salon, wo ich mich befand, einen Ring vorzeigte, den er von Ihnen erhalten zu haben vorgab.«

»Der Schändliche!« rief Mylady. Dieses Beiwort widerhallte, wie sich erachten läßt, im Grunde des Herzens von d'Artagnan. »Nun?« fragte sie.

»Nun, ich will Sie an diesem Nichtswürdigen rächen,« entgegnete d'Artagnan, und gab sich dabei die Miene des Don Japhet von Armenien.

»Ich danke Ihnen, mein wackerer Freund!« sprach Mylady, »und wann werde ich gerächt sein?«

»Morgen, oder auf der Stelle, wenn Sie wollen.« Mylady wollte rufen:

»Auf der Stelle,« allein sie erwog, daß eine solche Eilfertigkeit eben nicht angenehm für d'Artagnan wäre. Außerdem hatte sie noch tausendfache Vorsichtsmaßregeln zu treffen, ihrem Vertreter noch tausend Ratschläge zu erteilen, um mit dem Marquis Erklärungen vor Zeugen zu vermeiden.

»Sie sind morgen gerächt, oder ich bin tot,« versetzte d'Artagnan.

»Nein,« entgegnete sie, »Sie werden mich rächen, aber nicht sterben. Dafür weiß ich etwas.«

»Und was wissen Sie?«

»Mir deucht, Sie hatten sich im Streit mit ihm nicht über das Glück zu beklagen.«

»Das Glück ist eine Kurtisane, heute ist es mir günstig, morgen kann es mich verraten.«

»Das will sagen, daß Sie jetzt Anstand nehmen.«

»Nein, ich nehme keinen Anstand, Gott bewahre mich, allein...«

»Stille!« unterbrach sie ihn, »ich höre meinen Schwager. Er braucht Sie hier nicht anzutreffen.« Sie schellte und Ketty trat ein. »Entfernen Sie sich durch diese Tür,« sprach sie zu d'Artagnan und öffnete eine kleine, geheime Pforte. »Kommen Sie um elf Uhr wieder, und wir wollen unsere Unterredung ins Reine bringen. Ketty wird Sie bei mir einführen.« Das arme Kind glaubte ohnmächtig zu werden, als sie diese Worte vernahm. »Nun, Mademoiselle, was tut Ihr denn? Ihr steht ja unbeweglich da wie eine Statue. Hört! führt diesen Herrn zurück... und um elf Uhr, vergessen Sie nicht.«

»Es scheint,« dachte d'Artagnan, »daß alle ihre Rendezvous um elf Uhr sind; das ist eine angenommene Gewohnheit.«

Das Geheimnis der Mylady.

D'Artagnan machte fünf oder sechs Gänge rings um die Place- Royale, von widerstreitenden Empfindungen in Bewegung gesetzt, und wandte sich von zehn zu zehn Schritten um, damit er das Licht im Zimmer der Mylady sah, das durch die Jalousien flimmerte; die junge Frau war diesmal offenbar weniger bedrängt, als das erstemal, in ihr Zimmer zurückzukehren. Endlich schlug es elf Uhr. Bei diesem Schall entwich alle Entschlossenheit aus dem Herzen d'Artagnans. Er gedachte aller Einzelheiten der Unterredung zwischen ihm und der Mylady, und nach einer schnellen Wendung des Entschlusses, die unter solchen Umständen so häufig eintritt, eilte er mit klopfendem Herzen und brennendem Kopf in das Hotel, und begab sich zunächst in Kettys Zimmer. Das junge Mädchen, blaß wie der Tod und an allen Gliedern zitternd, wollte d'Artagnan abhalten, allein Mylady, die mit ihrem lauschenden Ohr das durch seinen Eintritt verursachte Geräusch gehört hatte, öffnete die Tür und hieß ihn eintreten. Auch Ketty stürzte nach der Tür. Die Eifersucht, die Wut, der verletzte Stolz, kurz, alle Leidenschaften, die in einem verliebten weiblichen Herzen streiten, trieben sie zu einer Erklärung; doch war sie verloren, wenn sie bekannte, daß sie bei einer solchen Machination die Hand im Spiele hatte, und was noch mehr alles zu berücksichtigen kam– d'Artagnan war für sie verloren. Dieser letzte Liebesgedanke riet ihr zu einem letzten Opfer. Indes hatte Mylady, die nicht dieselben Gründe hatte wie d'Artagnan, um zu vergessen, ihn alsbald aus seinen Betrachtungen gezogen und zur Wirklichkeit dieser Zusammenkunft zurückgerufen; sie fragte ihn, ob er bereits über die Maßregeln nachgedacht habe, die ihn am folgenden Tage mit dem Grafen von Wardes in Streit verwickeln sollten? Allein d'Artagnan, dessen Gedanken eine andere Richtung eingeschlagen hatten, vergaß sich wie ein Tor und antwortete auf eine schmeichelnde Weise, er könne in ihrer Nähe, wo er nichts als das Glück empfinde, sie zu sehen und zu hören, unmöglich an Kämpfe und Degenstiche denken. Diese Kälte für das einzige Interesse, das sie beschäftigte, erschreckte sie, und ihre Fragen wurden noch dringlicher, hierauf wollte d'Artagnan, der nie ernstlich an dieses unmögliche Duell gedacht hatte, dieses Gespräch wenden, doch hatte er nicht dazu die Kraft. Mylady hielt das Gespräch innerhalb der Grenzen, die sie in ihrem

unwiderstehlichen Geist und eisernen Willen im voraus ausgezeichnet hatte. Nunmehr glaubte d'Artagnan sehr geistreich zu sein, daß er Mylady riet, sie möchte Wardes verzeihen und ihre wütenden Pläne ausgeben. Doch schon bei den ersten Worten, die er sprach, nahm das Antlitz der jungen Frau einen finsteren Ausdruck an. »Haben Sie etwa Furcht, lieber Herr d'Artagnan?« sprach sie in einem schneidenden, höhnischen Tone, der in den Ohren des jungen Mannes seltsam klang.

»Ich denke nicht daran, liebe Seele,« entgegnete d'Artagnan, »allein, wenn dieser arme Graf von Wardes zuletzt doch minder schuldig wäre, als Sie meinen?«

»In jedem Falle«, sprach Mylady ernst, »hat er mich betrogen, und von dem Moment an, wo er mich betrogen hat, verdient er den Tod.«

»Er wird somit sterben, da Sie ihn verurteilen,« entgegnete d'Artagnan in einem so festen Tone, daß er Mylady als der Ausdruck einer Hingebung erschien, die jede Prüfung besteht. Sie lächelte ihm von neuem zu. »Ja, jetzt stehe ich ganz bereit!« rief d'Artagnan voll unwillkürlicher Begeisterung; »doch vorher möchte ich in einer Sache versichert sein.«

»In welcher?« fragte Mylady. »Daß Sie mich lieben!«

»Dies beweist schon, daß Sie hier sind, glaube ich,« erwiderte sie, Verlegenheit heuchelnd. »Ja, ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele. Verfügen Sie über meinen Arm.«

»Dank, mein wackerer Verteidiger! und wie ich Ihnen meine Liebe dadurch beweise, daß ich Sie empfange, so werden Sie auch die Ihrige beweisen, nicht wahr?«

»Allerdings. Doch, wenn Sie mich lieben, wie Sie vorgeben, sind Sie meinetwegen nicht ein bißchen bange?«

»Was soll ich fürchten?«

»Daß ich gefährlich verwundet, ja, sogar getötet werde!«

»Unmöglich!« rief Mylady, »sind Sie doch ein mutvoller Mann, ein gewandter Degen!«

»Sie wollen also nicht lieber ein Mittel zu ihrer Rache, wodurch der Zweikampf unnötig würde?« Mylady blickte den jungen Mann stillschweigend an; ihre leuchtenden Augen hatten einen seltsam düsteren Ausdruck angenommen. »In Wahrheit,« rief sie, »mir dünkt. Sie nehmen abermals Anstand.«

»Nein, ich nehme keinen Anstand, doch tut es mir wirklich leid um den armen Grafen von Wardes, seit Sie ihn nicht mehr lieben, und mich dünkt, ein Mann muß schon durch den Verlust Ihrer Liebe so hart bestraft sein, daß es keiner andern Strafe mehr bedarf.«

»Wer sagt Ihnen, daß ich ihn jemals liebte?« fragte Mylady. »Ich kann es jetzt wenigstens ohne Ungereimtheit glauben, daß Sie einen andern liebten,« versetzte der junge Mann mit Artigkeit, »und ich wiederhole Ihnen, daß ich mich für den Grafen interessiere.«

»Sie?« fragte Mylady. »Ja, ich.«

»Und warum?«

»Weil ich allein weiß...«

»Was?«

»Weil er gegen Sie lange nicht so schuldig ist, oder war, wie es den Anschein hat.«

»Wirklich?« versetzte Mylady mit Unruhe, »erklären Sie sich, denn ich weiß in der Tat nicht, was Sie damit sagen wollen.« Hier blickte sie d'Artagnan mit Augen an, in denen allmählich ein düsteres Feuer brannte. »Ja, ich bin ein Mann von Wort,« sagte d'Artagnan, fest entschlossen, die Sache zu beenden, »und seit Sie mir Ihre Liebe gestanden haben, bin ich Ihres Besitzes versichert; nicht wahr, ich besitze Sie?«

»Ganz und gar. Fahren Sie fort.«

»Seitdem fühle ich mich umgewandelt. Ein Geständnis drückt mich.«

»Ein Geständnis?«

»Hätte ich an Ihrer Liebe gezweifelt, würde ich es nicht ablegen, aber nicht wahr, Sie lieben mich?«

»Gewiß.«

»Wenn ich mich nun aus übermäßiger Liebe gegen Sie versündigt hätte, würden Sie mir wohl verzeihen?«

»Vielleicht. Doch das Geständnis,« rief sie erblassend, »was ist es?«

»Nicht wahr, Sie haben am verflossenen Donnerstag dem Grafen von Wardes in diesem Zimmer ein Stelldichein gegeben?«

»Ich, nein! es ist nicht so,« entgegnete die Mylady mit so fester Stimme und solcher Ruhe im Antlitz, dass d'Artagnan daran gezweifelt hätte, wäre er der Sache nicht vollkommen gewiß gewesen. »O, lügen Sie nicht, schöner Engel, es wäre fruchtlos,« sagte d'Artagnan, ein Lächeln erkünstelnd. »Wie das? reden Sie doch, Sie martern mich zu Tode.«

»Dieser Ring ist in meinen Händen, der Graf von Wardes vom Donnerstag und d'Artagnan von heute sind ein und dieselbe Person.« Der Unbesonnene erwartete eine Verwunderung, gemengt mit Beschämung, einen Sturm, der sich in Tränen auflösen würde; doch irrte er gewaltig, und sein Irrtum dauerte nicht lange. Mylady richtete sich auf, blaß und schrecklich, und wollte d'Artagnan durch einen heftigen Stoß gegen die Brust zurückdrängen und sich entfernen. D'Artagnan hielt sie am Kleide zurück, um Verzeihung zu flehen, sie suchte aber mit einer raschen und entschlossenen Bewegung die Flucht zu ergreifen. Da zerriß oben das Kleid am Leibe und d'Artagnan erblickte auf einer ihrer schönen Schultern, die sich entblößte, mit unsäglichem Erschrecken die Lilie, das unvertilgbare Mal von der Hand des Henkers, eingedrückt. »Großer Gott!« rief er, ließ das Kleid aus den Händen gleiten und verharrte stumm am Platz, unbeweglich, zu Eis erstarrt. Mylady fühlte sich aber eben durch d'Artagnans Schrecken verraten. Er hatte zweifelsohne alles gesehen, der junge Mann wußte jetzt ihr

Geheimnis, ein schreckliches Geheimnis, das bisher der ganzen Welt verborgen war. Sie wandte sich um und war nicht mehr das rasende Weib, sondern ein verwundetes Panthertier. »Ha, Elender!« rief sie, »du hast mich feige verraten, und noch mehr, du weißt nun mein Geheimnis und mußt sterben!« Sie eilte zu einem kleinen Kistchen von eingelegter Arbeit, das auf ihrem Putztisch stand, schloß es mit fieberhaft bebenden Händen auf, nahm einen kleinen Dolch mit goldenem Griff und dünner, scharfer Klinge hervor und stand wieder mit einem Satz vor d'Artagnan, der auf seinem Sitze geblieben war. Wiewohl der junge Mann viel Mut besaß, so erschrak er doch vor diesem verwüsteten Antlitz, diesen hervorragenden Augen, diesen blassen Wangen, diesen geröteten Lippen; er stand auf und trat zurück, wie er es vor einer Schlange getan hatte, die auf ihn zugekrochen wäre, fuhr mit seiner schweißfeuchten Rechten instinktartig an den Degen und zog ihn aus der Scheide. Ohne daß sich aber Mylady beim Anblick der blitzenden Klinge fürchtete, rückte sie vor, um ihm einen Stoß zu versetzen, und hielt erst dann inne, als sie seine Klingenspitze auf ihrer Brust fühlte. Sie suchte nun den Degen mit ihren Händen zu erfassen, allein d'Artagnan entzog ihn unablässig ihren Griffen, streckte ihr denselben, ohne zu stoßen, bald gegen die Brust, bald gegen die Augen hin, und wich stets mehr und mehr zurück, um die Tür zu gewinnen, die zu Ketty führte, und durch dieselbe zu verschwinden. Mittlerweile drang Mylady mit furchtbarem Ungestüm und einem wahrhaften Löwengebrüll auf ihn ein. Da aber das zuletzt wie ein Duell aussah, so gewann d'Artagnan allmählich mehr Ruhe, und sprach zu ihr: »Genug, schöne Dame, genug! aber ich bitte Sie um Gottes willen, sich zu besänftigen, oder ich will auf Ihre andere Schulter eine zweite Lilie zeichnen.«

»Verwünschter! Nichtswürdiger!« heulte Mylady. D'Artagnan aber suchte fortwährend die Tür, und war nur auf seine Verteidigung bedacht! Auf den Lärm, den sie durch das Umwerfen der Möbel verursachten, sie, um ihn zu erreichen, er, um sich vor ihr hinter den Geräten zu schützen, machte Ketty die Tür auf. D'Artagnan, der fortwährend manövrierte, um sich der Tür zu nähern, war von derselben nur noch drei Schritte entfernt. Er sprang mit einem Satz aus dem Zimmer der Mylady in das der Zofe und verschloß mit Blitzesschnelle die Tür wieder, gegen die er sich mit ganzer Gewalt stemmte, indes Ketty den Riegel vorschob. Hierauf bemühte sich Mylady, den Stützpfeiler umzustürzen, der sie in ihr Zimmer einschloß, und zwar

mit Kräften, die weit über die einer Frau gingen. Da sie fühlte, dies wäre unmöglich, so durchbohrte sie die Tür mit Dolchstößen, von denen einige ganz durchdrangen. Auch begleitete sie jeden Stoß mit einer entsetzlichen Verwünschung. »Schnell, Ketty, schnell!« rief d'Artagnan, »mach, daß ich aus diesem Hause komme; wenn wir ihr nur Zeit lassen, sich umzuwenden, läßt sie mich durch ihre Bedienten umbringen. Laß uns eilen, hörst du, denn davon hängt Leben und Tod ab.« Ketty verstand ihn nur zu wohl und führte ihn im Finstern die Treppe hinab. Es war die höchste Zeit; Mylady hatte schon geschellt und das ganze Haus aufgeweckt; der Portier zog auf Kettys Stimme die Schnur, während Mylady aus dem Fenster rief: »Öffnet nicht!« Der junge Mann entwich, während sie ihn mit einer ohnmächtigen Gebärde bedrohte, und als sie ihn aus ihrem Gesicht verlor, sank sie in ihrem Zimmer ohnmächtig zu Boden.

Wie Athos seine Equipierung fand, ohne sich dabei anzustrengen.

D'Artagnan war dergestalt bewegt und verblüfft, daß er sich ganz und gar nicht darum bekümmerte, was mit Ketty geschah, in aller Hast halb Paris durchlief und nicht früher anhielt, bis er vor Athos' Tür stand. Die Verwirrung seines Geistes, der Schrecken, der ihn geißelte, das Geschrei einiger Patrouillen, machten, daß er nur noch schneller lief. Er flog durch den Hof, sprang über die zwei Treppen und schlug so an die Tür, als sollte sie in Trümmer gehen. Grimaud öffnete mit schlaftrunkenen Augen. D'Artagnan stürzte so ungestüm in das Vorgemach, daß er ihn fast niederrannte. Obwohl Grimaud gewöhnlich stumm war, kam ihm jetzt doch die Sprache. Als er den entblößten Degen in d'Artagnans Hand erblickte, dachte der arme Bursche, er habe es mit einem Mörder zu tun und schrie: »Zu Hilfe! herbei! zu Hilfe!«

»Schweig, Unglückseliger!« rief der junge Mann; »ich bin d'Artagnan. Erkennst du mich nicht mehr! wo ist dein Herr?«

»Sie sind es, Herr d'Artagnan?« sagte Grimaud erschrocken, »unmöglich!« Da trat Athos im Schlafrock aus seinem Zimmer und sprach: »Grimaud, ich glaube, daß du dich zu sprechen erkühnest?«

»Ach, gnädiger Herr, weil...«

»Stille!« Grimaud zeigte nur noch mit dem Finger auf d'Artagnan. Athos fing bei all seinem Phlegma laut zu lachen an, und sein Gelächter ward durch die verstörte Miene seines Freundes ganz gut motiviert. »Lachen Sie nicht, Freund!« rief b'Artagnan, »beim Himmel, lachen Sie nicht, denn ich sage Ihnen bei meiner Seele; es gibt gar nichts zum Lachen.« Er sprach diese Worte mit einer so feierlichen Miene und mit einem solchen Ausdruck des Schreckens, daß ihn Athos auf der Stelle bei der Hand nahm und sagte: »Sind Sie etwa verwundet, mein Freund? Sie sind sehr bleich.«

»Nein, doch begegnete mir eben ein schreckliches Abenteuer. Sind Sie allein, Athos?«

»Fürwahr! wer sollte denn zu dieser Stunde bei mir sein?«

»Gut, gut!« D'Artagnan trat hastig in Athos' Zimmer. »Ei, so reden Sie nur,« sprach dieser, indem er die Tür schloß und den Riegel vorschob, um ungestört zu sein. »Sie sind ja ganz verwirrt! Reden Sie, lassen Sie hören, ich sterbe ja schon vor Unruhe.«

»Athos,« entgegnete d'Artagnan, »machen Sie sich gefaßt, eine unglaubliche, unerhörte Geschichte zu vernehmen.«

»So reden Sie nur,« sagte Athos. »Nun wohlan,« fuhr d'Artagnan fort, neigte sich zu Athos' Ohr und sagte mit gedämpfter Stimme: »Mylady ist mit einer Lilie an der Schulter bezeichnet.«

»Ha!« schrie der Musketier, als hätte ihm eine Kugel das Herz durchbohrt. »Sagen Sie,« sprach d'Artagnan, »sind Sie versichert, daß die andere tot ist?«

»Die andere?« erwiderte Athos mit so gedämpfter Stimme, daß ihn d'Artagnan kaum hören konnte. »Ja, jene, von der Sie mir einmal in Amiens erzählt haben.« Athos stieß einen Seufzer aus und drückte seinen Kopf in die Hände. »Diese«, fuhr d'Artagnan fort, »ist eine Frau von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren.«

»Blond?« fragte Athos. »Ja.«

»Blaue, helle Augen von seltener Klarheit, mit schwarzen Wimpern und Brauen?«

»Ja.«

»Groß, schön gewachsen? sie hat eine Zahnlücke neben dem linken Augenzahn?«

»Ja.«

»Die Lilie ist klein, von roter Farbe, und gleichsam verwischt durch Pflaster, die man angewendet hat?«

»Ja.«

»Sie sagen aber, daß diese Frau eine Engländerin ist.«

»Man nennt sie wohl Mylady, sie kann aber immerhin eine Französin sein, Lord von Winter ist nur ihr Schwager.«

»Ich will sie sehen, d'Artagnan!«

»Seien Sie auf der Hut, Athos, seien Sie auf der Hut. Sie wollen sie töten, sie ist die Frau, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wird nicht ermangeln, es zu tun.«

» Sie wird sich nicht getrauen, etwas zu sagen, denn das hieße sich selbst angeben.«

»Sie ist alles zu tun fähig. Sahen Sie sie schon in der Wut?«

»Nein,« versetzte Athos. »Ein Tigertier, ein Panthertier! O, mein lieber Athos, ich fürchte sehr, daß wir eine schreckliche Rache über uns herbeigerufen haben!...« Sonach erzählte d'Artagnan alles, den wahnsinnigen Zorn und die Todesdrohungen der Mylady. »Sie haben recht,« versetzte Athos, »und ich würde mein Leben für ein Haar hingeben.

Glücklicherweise verlassen wir übermorgen Paris, ziehen wahrscheinlich ganz nach La Rochelle, und sind wir einmal fort...«

»So werden Sie von ihr verfolgt bis ans Ende der Welt, Athos, wenn sie Sie wiedererkennt. Ihr Haß wende sich nur allein gegen mich.«

»O, mein Lieber, was liegt daran, wenn sie mich tötet?« sagte Athos. »Glauben Sie denn, daß ich am Leben hänge?«

»Unter alledem steckt ein schreckliches Geheimnis, Athos; diese Frau ist die Kundschafterin des Kardinals; davon bin ich überzeugt.«

»Für diesen Fall seien Sie auf der Hut. Wenn Sie der Kardinal wegen der Londoner Angelegenheit bewundert, so wird er Sie mächtig hassen.«

»Hier handelt es sich zum Glück nur darum,« sagte d'Artagnan, »bis übermorgen unbehindert umherzugehen; denn sind wir einmal bei der Armee, so haben wir es bloß mit Männern zu tun, wie ich hoffe.«

»Bis dahin«, versetzte Athos, »entsage ich meinem Einsperrungssystem und gehe mit Ihnen überall herum. Sie müssen nach der Gasse Fossoyeurs zurückkehren; ich will Sie dahin begleiten.«

»Wohlan, mein lieber Athos; doch lassen Sie mich Ihnen den Ring übergeben, den ich von dieser Frau bekommen habe. Der Saphir gehört Ihnen. Sagten Sie nicht, es sei ein Familienkleinod?«

»Ja, mein Vater kaufte ihn einst für zweitausend Taler, wie er mir gesagt hat. Er bildete einen Teil der Brautgeschenke, die er meiner Mutter machte. Er ist ein herrlicher Stein. Meine Mutter gab ihn mir, und ich Tor, der ich gewesen, habe ihn, statt ihn wie eine Reliquie zu bewahren, dieser Nichtswürdigen geschenkt.«

»Wohl, nehmen Sie diesen Ding zurück, an dem Sie begreiflicherweise hängen müssen.«

»Ich soll den Ring zurücknehmen, nachdem er durch die Hände dieser Elenden gegangen ist? Nie, d'Artagnan! dieser Ring ist besudelt!...«

»Nun, so verkaufen oder verpfänden Sie ihn, man wird Ihnen sicher tausend Taler darauf borgen. Mit dieser Summe können Sie Ihre Angelegenheit bequem abtun. Dann lösen Sie ihn mit dem ersten Gelde, das Sie bekommen, wieder zurück und nehmen ihn, von seinen alten Makeln gereinigt, da er inzwischen durch die Hände von Wucherern ging.« Athos lächelte und sprach: »Mein lieber d'Artagnan, Sie sind ein reizender Geselle, Sie wissen durch Ihre ewige Laune die armen Geister in ihrem Gram aufzuheitern. Wohlan, verpfänden wir den Ring, der mir gehört, jedoch unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß fünfhundert Taler für Sie und fünfhundert Taler für mich sind.«

»Ei, was denken Sie doch, Athos? Ich brauche nicht den vierten Teil von dieser Summe, da ich bei den Garden stehe, und wenn ich meinen Sattel verkaufe, so decke ich meinen Bedarf. Was brauche ich denn? Ein Pferd für Planchet, weiter nichts. Übrigens vergaßen Sie, daß ich gleichfalls einen Ring habe.«

»An dem Sie, wie es scheint, mehr hängen, als ich an dem meinigen. Ich glaube, das wenigstens wahrzunehmen.«

»Ja; denn in einer außerordentlichen Bedrängnis kann er uns nicht bloß aus der Not helfen, sondern uns auch irgend einer Gefahr entziehen. Es ist nicht bloß ein Diamant, es ist auch ein Talisman. Nun gut denn, ich nehme es an,« sagte d'Artagnan.

D'Artagnan und Athos kamen ohne Unfall in die Gasse Fossoyeurs. Herr Bonacieux stand vor seiner Tür und stierte d'Artagnan mit plumper Miene an. Dann sprach er: »He, mein lieber Mietsherr, eilen Sie doch, es wartet ein hübsches Mädchen in Ihrem Zimmer, und Sie wissen, die Frauen lassen nicht gern lange auf sich warten.«

»Das ist Ketty,« rief d'Artagnan und eilte in den Gang. Er traf das arme Kind auf dem Flur, der nach seinem Zimmer führte; sie hatte sich zitternd an die Tür gelehnt. Als sie ihn erblickte, sprach sie: »Sie haben mir Ihren Schutz zugesagt. Sie haben mir versprochen, mich vor ihrem Zorn zu

verwahren. Bedenken Sie, daß Sie es sind, der Sie mich ins Unglück brachten.«

»Ja, gewiß,« versetzte d'Artagnan; »sei nur beruhigt, Ketty. Was ist denn nach meinem Abgang noch geschehen?«

»Weiß ich das?« entgegnete Ketty. »Auf ihr Geschrei liefen alle Diener zusammen; sie war schrecklich entrüstet, und schleuderte alle erdenklichen Verwünschungen über Sie. Dann dachte ich, sie würde sich erinnern, daß Sie durch mein Zimmer in das ihrige gekommen sind, und sie müßte mich für mitschuldig halten. Ich nahm also das bißchen Geld, das ich besaß, meine besten Kleider, und ergriff die Flucht –«

»Armes Kind! was soll ich aber mit dir tun, da ich übermorgen abreise?«

»Alles, was Sie wollen, Herr Chevalier, machen Sie nur, daß ich Paris, daß ich Frankreich verlasse.«

»Ich kann dich doch nicht mit mir nehmen zur Belagerung von La Rochelle,« versetzte d'Artagnan. »Nein, Sie können mich aber in der Provinz unterbringen, bei einer Dame von Ihrer Bekanntschaft, etwa in Ihrem Vaterland.«

»O, liebe Freundin, in meinem Geburtsland haben die Frauen keine Kammermädchen. Aber halt, ich weiß, was da zu tun ist. Planchet, hole Aramis, er wolle sogleich zu mir kommen; wir haben mit ihm etwas von Wichtigkeit zu sprechen.«

»Ich wohne, wo man will,« sagte Ketty, »wenn ich nur verborgen bin, und niemand weiß, wo ich mich befinde.«

»Jetzt, Ketty, wo wir scheiden müssen, und du folglich auf mich nicht mehr eifersüchtig bist...«

»Herr Chevalier, ich werde Sie, ob nah oder fern, beständig lieben.«

»Auch ich,« versetzte d'Artagnan, »glaube mir, auch ich werde dich immer lieben. Ich lege auf die Frage, die ich an dich stelle, ein großes Gewicht.

Hörtest du niemals von einer jungen Frau reden, die eines nachts entführt worden ist?«

»Ha! —- Ach, mein Gott! Herr Chevalier, lieben Sie diese Frau noch?«

»Nein, einer meiner Freunde liebt sie —- —- Athos, den du hier siehst.«

»Ich?« schrie Athos mit einem Ausruf, als ob er auf eine Natter getreten wäre. »Ja, Sie,« entgegnete d'Artagnan und drückte ihm die Hand. »Sie wissen es, welchen Anteil wir an dem Schicksal der guten Madame Bonacieux nehmen. Überdies wird Ketty nicht geschwätzig sein. Nicht wahr, Ketty? Du siehst wohl ein, mein Kind,« fuhr d'Artagnan fort, »es ist die Frau des garstigen Affen, den du bei deinem Eintritt unten an der Tür stehen sahst.«

»Ach, mein Gott! Sie erinnern mich an meine Angst; wenn er mich nur nicht erkannt hat.«

»Wie erkannt? Du hast also diesen Menschen schon einmal gesehen?«

»Er ist zweimal zu Mylady gekommen.«

»Ha doch! Und um welche Zeit?«

»Es war vor etwa vierzehn oder achtzehn Tagen.«

»Richtig.«

»Und gestern abend kam er wieder.«

»Gestern abend?«

»Ja, kurz, bevor Sie selbst gekommen sind.«

»Mein lieber Athos, wir sind in ein Netz von Spionen verstrickt.«

»Und du, Ketty, glaubst, daß er dich kannte?«

»Ich zog wohl meine Haube herab, als ich ihn sah, doch war es vielleicht schon zu spät.«

»Athos, gehen Sie doch hinab, man beargwöhnt Sie weniger als mich, und sehen Sie, ob er noch an seiner Tür steht.« Athos ging hinab und kehrte sogleich wieder zurück. »Er ist fortgegangen,« sprach er, »und das Haus ist zugeschlossen.«

»Gewiß macht er seinen Bericht, daß eben alle Tauben im Schlage beisammen sind.«

»Gut, doch wir wollen ausfliegen«, sagte Athos, »und nur Planchet zurücklassen, damit er uns Nachricht bringe.«

»Einen Augenblick! und was ist's mit Aramis, den wir holen ließen?«

»Das ist wahr,« versetzte Athos; »warten wir auf Aramis.« In diesem Moment trat Aramis ein. Man erklärte ihm die ganze Lage der Dinge und sagte ihm, daß er unter seinen hohen Bekanntschaften notwendig einen Platz für Ketty suchen müsse. Aramis dachte ein Weilchen nach, dann sprach er errötend: »Leiste ich Ihnen damit wirklich einen großen Dienst, d'Artagnan?«

»Ich will Ihnen durch mein ganzes Leben dafür erkenntlich sein.«

»Nun gut, Frau von Bois-Tracy hat mich für eine ihrer Freundinnen, die in der Provinz wohnt, wie ich glaube, um eine zuverlässige Kammerjungfer ersucht, und wenn Sie mir bürgen können für dieses Mädchen, d'Artagnan...«

»O, gnädiger Herr,« rief Ketty, »ich werde dieser Person, die mich in den Stand setzt, Paris zu verlassen, gewiß ganz und gar ergeben sein.«

»Nun,« sagte Aramis, »so geht die Sache nach Wunsch.« Er setzte sich an den Tisch, schrieb einige Worte, versiegelte sie mit einem Ring und übergab Ketty das Briefchen. »Jetzt, mein Kind,« sprach d'Artagnan, »jetzt weißt du, daß es hier für uns nicht besser ist, als für dich. Nun müssen wir uns trennen, werden uns jedoch in schöneren Tagen wiedersehen.«

»Und wo und wann wir uns wiedersehen mögen,« sagte Ketty, »so werden Sie finden, daß ich Sie stets so innig liebe wie heute.«

Ein Weilchen darauf trennten sich die drei jungen Männer, und ließen nur Blanchet als Wächter des Hauses zurück. Aramis kehrte zurück in seine Wohnung, indes Athos und d'Artagnan für die Unterbringung des Saphirs bedacht waren. Wie es unser Gascogner vorhergesehen, fand man alsbald dreihundert Pistolen für den Ring. Außerdem aber äußerte der Jude, wollte man denselben an ihn verkaufen, würde er sogar fünfhundert Pistolen dafür bezahlen, denn er könnte daraus ein prächtiges Ohrgehänge verfertigen lassen. Athos und d'Artagnan verstanden nun mit der Rührigkeit von zwei Soldaten und der Geschicklichkeit von zwei Krämern in kaum drei Stunden die ganze Equipierung des Musketiers anzuschaffen. Von den hundertundfünfzig Pistolen des Athos blieb kein Sou mehr übrig. D'Artagnan bot seinem Freund einen Teil von dem, was ihm zugekommen war, allein Athos zuckte statt aller Antwort bloß die Achseln. »Wieviel würde der Jude für den Saphir geben, wenn er ihm als Eigentum bliebe?« fragte er. »Fünfhundert Pistolen.«

»Also zweihundert Pistolen mehr, einhundert für Sie und einhundert für mich. Das ist ein wahres Glück, Freund, gehen Sie wieder zu dem Juden.«

»Wie doch, Sie wollten?...«

»Dieser Ring würde wahrlich zu traurige Erinnerungen in mir erwecken; dann hätten wir ihm auch niemals die dreihundert Pistolen zurückzuerstatten, so daß wir bei diesem Handel zweitausend Livres verlieren würden. Sagen Sie demselben, der Ring gehöre ihm, d'Artagnan, und kommen Sie dann zurück mit den zweihundert Pistolen.«

»Bedenken Sie das, Athos?«

»Das bare Geld ist in dieser Zeit kostbar, und man muß Opfer zu bringen verstehen. Gehen Sie, d'Artagnan, gehen Sie, Grimaud wird Sie mit seinem Gewehr begleiten.« Eine halbe Stunde darauf kehrte d'Artagnan mit den zweihundert Pistolen zurück, ohne daß ihm ein Unfall begegnet wäre.

Eine süße Erscheinung

Die vier Freunde kamen zur festgesetzten Stunde bei Athos zusammen. Ihre Besorgnisse in bezug auf die Equipierung waren gänzlich verschwunden, und jedes Antlitz behielt nun doch den Ausdruck seiner eigenen und geheimen Unruhe, denn es birgt sich hinter jedem gegenwärtigen Glück eine Furcht vor der Zukunft. Auf einmal trat Planchet ein und brachte zwei Briefe mit der Adresse von d'Artagnan. Der eine war zierlich gefaltet, von länglicher Form, mit einem schönen grünen Wachssiegel, auf dem eine Taube mit einem grünen Zweig im Schnabel abgedrückt war. Der andere war groß und viereckig; auf ihm Prangte das Wappen Seiner Eminenz, des Kardinal-Herzogs. Beim Anblick des kleinen Briefes hüpfte d'Artagnans Herz vor Freude, da er die Hand zu erkennen glaubte; denn obwohl er dieselbe erst einmal gesehen, so hatte sich doch die Erinnerung tief in sein Inneres eingeprägt. Er nahm somit den kleinen Brief und erbrach ihn hastig. Er enthielt folgende Zeilen: »Machen Sie am kommenden Mittwoch von sechs bis sieben Uhr einen Spaziergang auf der Straße von Chaillot, und blicken Sie sorgfältig in jeden Wagen, der bei Ihnen vorüberrollt. Wenn Ihnen aber an Ihrem Leben und an dem derjenigen gelegen ist, die Sie lieben, so reden Sie kein Wort. Machen Sie keine Bewegung, aus der sich ersehen ließe, daß Sie diejenige erkannt haben, die alles wagt, um Sie nur einen Augenblick zu sehen!...« Die Unterschrift fehlte. »Das ist eine Schlinge,« sagte Athos, »gehen Sie nicht dahin, d'Artagnan.«

»Doch glaube ich ganz sicher, die Handschrift zu erkennen, versetzte dieser. »Sie kann nachgeahmt sein,« erwiderte Athos. »Jetzt ist von sechs bis sieben Uhr die Straße von Chaillot ganz verödet. Sie könnten ebensogut im Walde von Bondy spazieren gehen.«

»Aber wenn wir alle dahin gingen?« sagte d'Artagnan, »zum Teufel, man würde doch nicht alle vier, samt vier Lakaien, vier Pferden und Waffen verschlingen; das würde wohl eine Unverdaulichkeit herbeiführen.«

»Dann hätten wir auch Gelegenheit, unsere Pferde sehen zu lassen,« versetzte Porthos. »Doch, wenn es eine Frau ist, die Ihnen schreibt,« sprach Aramis, »und wenn diese Frau nicht gesehen sein will, so bedenken Sie,

d'Artagnan, daß Sie dieselbe bloßstellen, was sich für einen Edelmann nicht ziemt.«

»Wir wollen ein bißchen zurückbleiben,« sagte Porthos, »er reitet allein voraus.«

»Ja, aber eine Pistole ist bald abgefeuert aus einem Wagen, der im Fluge dahinrollt.«

»Bah,« entgegnete d'Artagnan, »man wird mich nicht treffen. -— Dann holen wir den Wagen ein und hauen alle nieder, die darin sitzen. Damit verringern wir die Zahl unserer Feinde.«

»Er hat recht,« bemerkte Porthos; »eine Schlacht ist gut, da wir ohnedies unsere Waffen versuchen sollen.«

»Meiner Treu, verschaffen wir uns dieses Vergnügen,« sagte Aramis mit seiner süßen, gleichgültigen Miene. »Wie es beliebt,« entgegnete Athos. »Meine Herren,« sprach d'Artagnan, »es ist halb fünf Uhr, wir haben kaum mehr Zeit, uns auf den Weg nach Chaillot zu begeben.«

»Kämen wir zu spät dahin,« sagte Porthos, »würde man uns nicht mehr sehen, und das wäre schade. Also auf, meine Herren!«

»Sie vergessen aber auf den zweiten Brief,« ermahnte Athos. »Das Siegel scheint mir anzuzeigen, daß er wert ist, geöffnet zu werden. Lieber d'Artagnan, ich kümmerte mich mehr um diesen, als um den kleinen Zettel dort, den Sie ganz zärtlich an Ihr Herz legten.« D'Artagnan wurde rot und sagte: »Nun, meine Herren, wollen wir sehen, was Seine Eminenz von mir will.« Er entsiegelte den Brief und las: »Herr d'Artagnan, von der Garde des Königs, Kompagnie des Essarts, wird diesen Abend um acht Uhr im Palais-Cardinal erwartet. Lahoudinière, Kapitän der Garden.«

»Teufel!« rief Athos, »das ist ein Rendezvous, das viel mehr Unruhe einflößen muß als das andere.«

»Ich gehe zu dem zweiten, wenn ich vom ersten zurückkehre.« versetzte d'Artagnan. »Das eine findet um sieben, das andere um acht Uhr statt. Ich

habe Zeit für beide.«

»Ei, ich ginge nicht,« sagte Aramis. »Ein galanter Ritter darf bei einem Stelldichein, das ihm eine Dame gibt, nicht ausbleiben. Aber ein kluger Edelmann kann sich entschuldigen und nicht zu Seiner Eminenz gehen, zumal, wenn er Ursache hat, zu glauben, daß man ihn nicht berufe, um ihm Schönheiten zu sagen.«

»Ich trete der Ansicht des Aramis bei,« bemerkte Porthos. »Meine Herren,« entgegnete d'Artagnan, »ich erhielt schon einmal durch Herrn von Cavois eine ähnliche Einladung von Seiner Eminenz. Ich ließ sie außer acht, und am folgenden Tage begegnete mir ein großer Unfall. Konstanze verschwand. Ich gehe jedenfalls, was auch geschehen mag.«

»Ist es Ihr fester Entschluß, so führen Sie ihn aus,« sagte Athos. »Doch die Bastille?« bemerkte Aramis. »Bah, Sie werden mich wohl daraus befreien,« erwiderte d'Artagnan. »Allerdings,« entgegnete Aramis und Porthos mit bewundernswerter Festigkeit, als wäre das eine ganz einfache Sache. »Wir werden Sie allerdings daraus befreien; da wir jedoch inzwischen übermorgen abreisen, so täten Sie wohl besser daran, wenn Sie sich der Gefahr der Bastille nicht aussetzen möchten.«

»Wir tun, was in unsern Kräften steht,« sagte Athos, »und verlassen ihn diesen Abend nicht. Wir erwarten ihn jeder an einem Tore des Palastes, je mit drei Musketieren hinter uns. Sehen wir nun, daß ein verschlossener Wagen und von verdächtigem Aussehen herauskommt, so packen wir ihn an. Wir hatten ohnedies schon lange keinen Hader mehr mit den Leibwachen des Herrn Kardinals, und Herr von Tréville muß meinen, daß wir tot seien.«

»Sie sind augenscheinlich ein geborener Heerführer, Athos,« rief Aramis. »Was sagen Sie zu diesem Plänchen, meine Herren?«

»Es ist vortrefflich!« riefen im Chor die jungen Männer. »Gut,« versetzte Porthos, »ich eile nach dem Hotel und melde unsern Kameraden, sie sollen sich auf dem Platze des Palais-Cardinal bereit halten; Ihr laßt inzwischen die Pferde durch die Bedienten satteln.«

»Aber ich habe kein Pferd,« erwiderte d'Artagnan, »doch will ich eines von Herrn von Tréville nehmen.«

»Das ist nicht nötig,« entgegnete Aramis, »Sie können ja eines von den meinigen nehmen.«

»Wieviel haben Sie denn?« fragte d'Artagnan. »Drei,« antwortete Aramis lächelnd. »Mein Lieber,« rief Athos, »Sie sind der am besten honorierte Dichter in Frankreich und Navarra.«

»Hören Sie, lieber Aramis, Sie werden gar nicht wissen, was Sie mit drei Pferden anfangen sollen, nicht wahr? Ich begreife auch gar nicht, warum Sie sich drei Pferde gekauft haben!«

»Ich habe auch bloß zwei gekauft,« entgegnete Aramis. »So ist Ihnen das dritte vom Himmel zugefallen?«

»Nein, das dritte wurde mir diesen Morgen von einem Bedienten ohne Livree gebracht, der mir nicht sagen wollte, wem er zugehöre, und mir versicherte, er sei hierzu von seinem Herrn beauftragt worden.«

»Oder von seiner Herrin,« fiel d'Artagnan ein. »Das tut nichts zur Sache,« antwortete Aramis errötend, »er hat es mir bekräftigt, sage ich, auf Befehl seines Herrn oder seiner Herrin dieses Pferd in meinen Stall zu bringen, ohne zu sagen, woher es käme.«

»Das begegnet nur einem Dichter,« versetzte Athos ernst. »Nun, so lassen Sie uns das benützen,« sagte d'Artagnan. »Welches von den zwei Pferden wollen Sie selber reiten? das Sie gekauft, oder das Sie geschenkt bekommen haben?«

»Offenbar jenes, das mir geschenkt worden ist. Sie sehen ein, d'Artagnan, ich könnte solch eine Beleidigung...«

»Schicken Sie Ihren Sattel in das Hotel der Musketiere und man wird Ihr Pferd mit den unsrigen hierherbringen.«

»Ganz wohl, aber es ist bald fünf Uhr, eilen wir.« Eine Viertelstunde darauf erschien Porthos am Ende der Gasse Féron auf einem herrlichen Gaul. Mousqueton folgte ihm auf einem Pferd aus der Auvergne, das kleiner, doch kräftig war. Porthos strahlte vor Stolz und Freude und alle vier ritten nach dem Quai. Dieser Reitzug tat gute Wirkung, wie es Porthos voraussah, und hätte sich Madame Coquenard aus dem Weg eingefunden und gesehen, wie herrlich er sich auf seinem spanischen Gaul ausnahm, so würde sie den Aderlaß an der Geldkiste ihres Mannes nicht beklagt haben.

In der Nähe des Louvre stießen die vier Freunde auf Herrn von Tréville, der eben von Saint-Germain zurückkehrte. Er hieß sie anhalten, damit er ihnen sein Kompliment über ihre Equipierung mache, bei welcher Gelegenheit sie augenblicklich von hundert Pflastertretern umgeben wurden. D'Artagnan benutzte diesen Umstand, um mit Herrn von Tréville von dem Briefe mit dem großen roten Siegel und dem herzoglichen Wappen zu sprechen. Es läßt sich erachten, daß er von dem andern keine Silbe erwähnte. Herr von Tréville genehmigte seinen Entschluß und gab ihm die Versicherung, falls er am andern Morgen nicht erschienen wäre, so hätte er ihn, wo er auch stecken mochte, zu finden gewußt. In diesem Moment schlug die Glocke von Samaritaine sechs Uhr. Die vier Freunde entschuldigten sich mit einer Zusammenkunft, und beurlaubten sich von Herrn von Tréville. Sie ritten im Galopp nach der Straße Chaillot.

Nach einer Viertelstunde des Wartens endlich, da es völlig Abend geworden war, rollte ein Wagen im starken Galopp auf der Straße von Sévres heran. Eine Ahnung sagte d'Artagnan im voraus, in diesem Wagen müsse die Person sitzen, die ihn hierher bestellt hatte. Der junge Mann erstaunte selbst darüber, wie ungestüm sein Herz schlug. Fast in demselben Moment schlüpfte ein Frauenkopf aus dem Kutschenschlag hervor, zwei Finger auf dem Munde, die entweder Stillschweigen anzeigten, oder einen Kuß zuwarfen. D'Artagnan stieß einen leisen Schrei des Entzückens aus. Diese Frau oder vielmehr diese Erscheinung, denn der Wagen rollte mit der Schnelligkeit einer Vision vorüber, war Madame Bonacieux. Durch eine unwillkürliche Bewegung und ungeachtet der erhaltenen Weisung setzte d'Artagnan sein Pferd in Galopp und erreichte den Wagen mit einigen Sätzen wieder, allein das Fenster des Kutschenschlages war hermetisch verschlossen, die Erscheinung war verschwunden. Jetzt erst gedachte

d'Artagnan der Worte, die man ihm in dem Briefchen empfohlen: »Wenn Ihnen an Ihrem Leben und an dem derjenigen gelegen ist, die Sie lieben, so bleiben Sie unbeweglich, als hätten Sie gar nichts gesehen.« Er hielt also an und zitterte, nicht für sich, sondern für die arme Frau, die sich offenbar einer großen Gefahr aussetzte, indem sie ihm hier ein Rendezvous gegeben hatte. Die Kutsche setzte ihren Weg in gleichem Zuge fort und verlor sich alsbald innerhalb Paris. D'Artagnan blieb ganz verwirrt an derselben Stelle und wußte nicht, was er denken sollte. Wenn es Madame Bonacieux war und sie kehrte nach Paris zurück, warum dieses flüchtige Stelldichein? warum dieser einfache Austausch eines Blickes? warum dieser verlorene Kuß? Wenn es dagegen nicht sie war, was immerhin sein konnte, denn das schwache Tageslicht machte leicht einen Irrtum möglich; wenn es nicht sie war, sollte es dann nicht der Anfang eines Handstreichs sein, den man gegen ihn mit dem Köder dieser Frau ausführen wollte, da man seine Liebe für dieselbe kannte? Die drei Gefährten näherten sich ihm. Alle drei sahen deutlich einen Frauenkopf aus dem Kutschenschlag erscheinen, doch keiner von ihnen, Athos ausgenommen, kannte Madame Bonacieux. Übrigens glaubte Athos, sie sei es gewesen, beschäftigte sich aber weniger unruhig als d'Artagnan mit diesem hübschen Gesicht, und vermeinte im Hintergrund des Wagens einen Männerkopf bemerkt zu haben. »Wenn das der Fall ist,« versetzte d'Artagnan, »so wird sie zweifelsohne aus einem Gefängnis in das andere gebracht. Was wollen sie aber mit diesem armen Wesen? und wie soll ich sie jemals wiederfinden?«

»Freund,« entgegnete Athos ernst, »bedenken Sie, daß man nur bei den Toten nicht Gefahr läuft, ihnen je wieder auf Erden zu begegnen. Nicht wahr, Sie wissen das so gut wie ich? Wenn nur Ihre Geliebte nicht tot ist, wenn sie es war, die wir eben begegneten, so werden Sie dieselbe eines Tages wiederfinden; und mein Gott!« fügte er mit dem ihm eigenen misantropischen Tone hinzu, »vielleicht noch früher, als Sie es wünschen.« Es schlug halb acht Uhr; der Wagen war um zwanzig Minuten später eingetroffen, als das Rendezvous anberaumt wurde. Die Freunde mahnten d'Artagnan, daß er einen Besuch zu machen habe, bemerkten aber, es wäre noch immer Zeit, sich davon loszusagen. Allein d'Artagnan war zugleich halsstarrig und neugierig. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, er wolle nach dem Palais-Cardinal reiten, um zu erfahren, was ihm Seine Eminenz sagen würde, und so konnte ihn nichts von seinem Vorsatz abbringen.

D'Artagnan trat kühn durch den Haupteingang. Wiewohl sich der junge Mann kräftig unterstützt fühlte, so war er doch nicht frei von Unruhe, als er die große Treppe hinanstieg. Sein Benehmen gegen Mylady glich sozusagen einer Verräterei, und er vermutete, daß diese Frau in politischen Angelegenheiten verwickelt sei; überdies war Herr von Wardes, den er so übel Zugerichtet hatte, ein getreuer Anhänger des Kardinals, und d'Artagnan wußte es, daß Seine Eminenz in allem den Feinden ebenso furchtbar, als seinen Freunden zugetan war. Als er in das Vorgemach trat, übergab er seinen Brief dem Türhüter, der den Dienst hatte, ihn in das Wartezimmer führte und sich in das Innere des Palastes begab. In diesem Wartesaal standen fünf bis sechs Leibwachen des Kardinals, die ihn, da sie d'Artagnan kannten und auch wußten, daß er Jussac verwundet hatte, mit einem seltsamen Lächeln anblickten. Der Türhüter kam zurück und gab d'Artagnan ein Zeichen, ihm zu folgen. Es schien dem jungen Mann, als flüsterten die Garden, wie sie ihn weggehen sahen. Er schritt durch einen Korridor, dann durch einen Salon, trat in ein Bibliothekzimmer und stand vor einem Manne, der an einem Schreibtisch saß und schrieb. Der Türhüter, der ihn eingeführt hatte, ging fort, ohne ein Wort zu reden. D'Artagnan blieb prüfend vor jenem Manne stehen. Anfangs glaubte d'Artagnan, er habe es mit einem Richter zu tun, der einen Stoß Akten untersuchte, allein er bemerkte, daß der Mann am Schreibtisch Worte an den Fingern skandierte, schrieb, oder vielmehr Zeilen von ungleicher Länge korrigierte; kurz, er sah, daß er einen Dichter vor sich habe. Gleich darauf schloß der Dichter seine Handschrift, auf deren Deckel »Mirame, Trauerspiel in fünf Akten« geschrieben stand, und erhob seinen Kopf. D'Artagnan erkannte den Kardinal.

Eine schreckliche Erscheinung

Richelieu stützte seinen Ellbogen auf seine Handschrift, seine Wange an seine Hand, und sah d'Artagnan ein Weilchen an. Niemand besaß ein so tiefforschendes Auge als der Kardinal, und der junge Mann fühlte, wie dieser Blick gleich einem Fieber durch seine Adern glühte. Er blieb indes gefaßt, hielt seinen Hut in der Hand und wartete, was seine Eminenz zu sagen beliebte, ohne zuviel Stolz, aber auch ohne zuviel Demut. »Mein Herr,« sagte der Kardinal, »sind Sie ein d'Artagnan aus Bearn?«

»Ja, Monseigneur.«

»Es gibt mehrere Zweige der d'Artagnans in Tarbes und in der Umgebung; zu welchem gehören Sie?«

»Ich bin der Sohn desjenigen, der die Religionskriege mit dem großen König Heinrich, dem Vater Sr. Majestät, mitgemacht hat.«

»Ganz Wohl. Sie sind es, der vor etwa sieben oder acht Monaten seine Heimat verließ, um in der Hauptstadt sein Glück zu suchen?«

»Ja, Monseigneur.«

»Sie sind durch Meung gereist, wo Ihnen etwas begegnet ist, ich weiß nicht mehr genau was, kurz, etwas.«

»Monseigneur,« sagte d'Artagnan. »es war...«

»Es ist unnötig,« sprach der Kardinal mit einem Lächeln, das anzeigte, daß ihm der Vorfall so gut bekannt war wie demjenigen, der ihn erzählen wollte. »Sie waren Herrn von Tréville empfohlen, nicht wahr?«

»Ja, Monseigneur, doch eben bei jenem unglückseligen Vorfall in Meung...«

»Ging der Empfehlungsbrief verloren,« fuhr Se. Eminenz fort; »ja, ich weiß davon. Doch Herr von Tréville ist ein geschickter Physiognomiker, der die Menschen auf den ersten Blick kennt, und er hat Sie in der Kompagnie seines Schwagers, des Herrn des Essarts, untergebracht, wobei er Sie hoffen ließ, daß Sie früher oder später bei den Musketieren eintreten würden.«

»Monseigneur ist vollständig unterrichtet.«

»Seitdem ist Ihnen mancherlei zugestoßen. Eines Tages lustwandelten Sie hinter den Karmelitern, wo es besser gewesen wäre, Sie hätten sich anderswo befunden; dann sind Sie mit Ihren Freunden in die Bäder von Forges gereist. Diese blieben unterwegs zurück, aber Sie setzten Ihre Reise fort. Das ist ganz einfach, da sie Geschäfte in England hatten.«

»Monseigneur,« stammelte d'Artagnan, ganz verblüfft, »ich ging...«

»Auf die Jagd nach Windsor oder anderswohin, das geht niemand etwas an. Ich weiß das, weil ich alles wissen muß. Bei Ihrer Zurückkunft sind Sie von einer vornehmen Person empfangen worden, und ich sehe mit Vergnügen, daß Sie das Andenken, das Sie von derselben erhielten, bewahrt haben.« D'Artagnan trug den Diamanten am Finger, den ihm die Königin gegeben, und wandte rasch den Stein nach innen, doch war es schon zu spät. »Am folgenden Tage nach diesem Empfang kam Herr von Cavois zu Ihnen,« fuhr der Kardinal fort. »Er forderte Sie auf, in den Palast zu kommen; Sie erwiderten aber seinen Besuch nicht, und taten unrecht daran.«

»Monseigneur, ich war in Angst, daß ich mir die Ungnade Euer Eminenz zugezogen habe.«

»Warum, mein Herr, etwa weil Sie die Aufträge Ihrer Vorgesetzten mit mehr Mut und Beharrlichkeit besorgt haben, als es irgend ein anderer getan hätte? Sie sollten sich meine Ungnade zugezogen haben, während Sie nur Lob verdienten? Ich bestrafe diejenigen, die nicht gehorchen, aber nicht die, welche, wie Sie, nur... zu gut gehorchen. Erinnern Sie sich zum Beweis dessen an das Datum, wo ich Sie zu mir entbot, und befragen Sie Ihr Gedächtnis, was an diesem Tage geschah.« Auf diesen Tag fiel gerade die Entführung der Madame Bonacieux. D'Artagnan gedachte mit Schauer, daß eine halbe Stunde früher die arme Frau an ihm vorüberfuhr, zweifelsohne von derselben Macht weggeführt, der man ihr Verschwinden zumuten mußte. »Da ich seit einiger Zeit nichts mehr von Ihnen gehört habe,« fuhr der Kardinal fort, »so wollte ich wissen, was Sie denn tun. Außerdem sind Sie mir jedenfalls einigen Dank schuldig, da es Ihnen nicht entgehen konnte, wie sehr Sie in jeder Hinsicht geschont worden sind.« D'Artagnan verneigte sich ehrfurchtsvoll. »Das kam nicht bloß von einem Gefühl natürlicher Billigkeit,« fuhr der Kardinal fort, »sondern auch von einem Plan, den ich mir in bezug auf Sie entworfen habe.« D'Artagnan war mehr und mehr erstaunt. »Ich wollte Ihnen«, sprach der Kardinal, »diesen Plan an dem Tage meiner ersten Einladung mitteilen, allein Sie kamen nicht. Glücklicherweise ist durch diese Verzögerung noch nichts verloren, und Sie sollen ihn heute vernehmen. Setzen Sie sich, Herr d'Artagnan, Sie sind ein zu guter Edelmann, als daß Sie mich stehend anhören sollten.« Der Kardinal wies mit dem Finger nach einem Stuhl, doch der junge Mann war über das, was vorging, so erstaunt, daß er erst einem zweiten Wink

nachkam. »Sie sind tapfer, Herr d'Artagnan,« fuhr Seine Eminenz fort, »und was noch mehr gilt, Sie sind besonnen. Ich liebe die Menschen von Kopf und Herz. Erschrecken Sie nicht,« sprach er lächelnd, »unter den Menschen von Herz verstehe ich die Menschen von Mut; allein, wie jung Sie auch sind, und wiewohl Sie kaum erst in die Welt eintreten, so haben Sie doch schon mächtige Feinde. Wenn Sie nicht auf der Hut sind, so gehen Sie zu Grunde.«

»Ach, Monseigneur,« entgegnete der junge Mann, »meine Feinde werden das leicht zu stande bringen, da sie stark sind, und unterstützt werden, während ich allein dastehe.«

»Ja, das ist wahr, jedoch, obgleich Sie allein sind, so haben Sie doch schon viel getan, und werden noch viel tun, wie sich nicht bezweifeln läßt. Meiner Meinung nach brauchen Sie aber einen Führer auf der abenteuerlichen Laufbahn, die Sie eingeschlagen haben; denn, wenn ich nicht irre, kamen Sie in der ehrgeizigen Absicht nach Paris, da Ihr Glück zu machen.«

»Monseigneur,« versetzte d'Artagnan, »ich bin in dem Alter toller Hoffnungen.«

»Tolle Hoffnungen haben nur die Toren, mein Herr; aber Sie sind ein Mann von Geist. Nun, was würden Sie wohl sagen zu einer Fähnrichsstelle bei meiner Leibwache und zu einer Kompagnie nach dem Feldzug?«

»Ah, Monseigneur!«

»Sie nehmen sie an, nicht wahr?«

»Monseigneur,« stammelte d'Artagnan mit verlegener Miene. »Wie doch, Sie weigern sich?« fragte der Kardinal verwunderungsvoll. »Ich stehe bei der Leibwache Seiner Majestät und habe keine Ursache, unzufrieden zu sein.«

»Mich dünkt aber,« sagte Seine Eminenz, »daß meine Leibwache auch die Seiner Majestät ist, und daß man, wenn man in einem französischen Korps dient, dem König dient.«

»Monseigneur, Ew. Eminenz hat meine Worte nicht recht verstanden.«

»Nicht wahr, Sie wollen nur einen Vorwand? O, ich sehe das. Nun, Sie haben einen Vorwand. Die Beförderung, der bevorstehende Feldzug, die Gelegenheit, die ich Ihnen darbiete, das ist für die Welt; für Sie ist es das Bedürfnis eines sicheren Schutzes; denn Sie müssen wissen, Herr d'Artagnan, daß man gegen Sie schwere Klagen bei mir eingebracht hat. Sie widmen die Tage und Nächte nicht ausschließend dem Dienste des Königs.« D'Artagnan errötete. »Außerdem,« sprach der Kardinal und legte seine Hand auf einen Stoß Papier, »außerdem liegt hier ein ganzer Faszikel, der Sie angeht. Doch ehe ich ihn durchlas, wollte ich mit Ihnen reden. Ich weiß, Sie sind ein tatkräftiger Mann, und Ihre Dienste könnten Ihnen, statt Sie ins Verderben zu bringen, unter guter Leitung sehr ersprießlich werden. Nun, überlegen und entscheiden Sie.«

»Monseigneur, Ihre Güte macht mich verwirrt, und ich erkenne in Ew. Eminenz eine Seelengröße, die mich klein macht, wie ein Wurm der Erde; jedoch, Monseigneur, weil es mir erlaubt ist, offen zu reden...« D'Artagnan hielt an. »Ja, reden Sie.«

»So unterfange ich mich, zu sagen, daß alle meine Freunde bei den Musketieren und der Leibwache des Königs, aber alle meine Feinde durch einen mir ganz unerklärbaren Unstern bei Ew. Eminenz dienen. Ich wäre also hier ganz unwillkommen, wollte ich das Anerbieten von Monseigneur annehmen.«

»Haben Sie etwa schon die stolze Idee, mein Herr, daß ich Ihnen nicht soviel anbiete, wie Sie eben wert sind?« sprach der Kardinal mit einem verdächtigen Lächeln. »Ew. Eminenz ist hundertmal zu gütig gegen mich, und im Gegenteil bin ich der Meinung, daß ich noch lange nicht genug getan habe, um einer solchen Güte würdig zu sein. Die Belagerung von La Rochelle wird eröffnet, Monseigneur, ich werde unter den Augen Ew. Eminenz dienen, und wenn ich das Glück hatte, während dieser Belagerung Ihr Augenmerk auf mich zu lenken, nun, so habe ich eine glänzende Tat hinter mir, die den Schutz rechtfertigt, dessen Sie mich zu würdigen so gütig sind. Alles hat zu seiner Zeit zu geschehen. Vielleicht werde ich später das Recht haben, mich zu geben, jetzt hätte es den Anschein, als wollte ich mich verkaufen.«

»Das will sagen, daß Sie sich weigern, mir zu dienen, mein Herr?« versetzte der Kardinal in einem verdrießlichen Tone, dem jedoch eine gewisse Achtung beigemengt war. »Nun, so bleiben Sie frei und behalten Sie Ihren Haß und Ihre Sympathien.« »Monseigneur!«

»Gut, gut!« sprach der Kardinal, »ich bin Ihnen deshalb nicht gram; doch verstehen Sie wohl; man hat alle Verpflichtung, seine Freunde zu beschützen und zu belohnen, seinen Feinden aber ist man nichts schuldig. Nichtsdestoweniger gebe ich Ihnen einen Rat. Halten Sie sich wohl, Herr d'Artagnan, und seien Sie auf Ihrer Hut, denn von dem Moment, wo ich meine Hand von Ihnen zurückziehe, gilt mir Ihr Leben keinen Heller mehr.«

»Ich werde dessen bedacht sein,« entgegnete der Gascogner in Demut, aber auch mit einer gewissen Sicherheit. »Denken Sie später darüber nach, und in einem Augenblick, wo Ihnen Unheil begegnet,« sprach Richelieu mit einem Nachdruck, »daß ich Sie aufgesucht und alles mögliche getan, um Ihnen dieses Unheil zu ersparen.«

»Was mir auch widerfahren möge,« sagte d'Artagnan, indem er seine Hand auf die Brust legte und sich verneigte, »ich will eine ewige Dankbarkeit gegen Ew. Eminenz für das bewahren, was Sie für mich in diesem Augenblick tun.«

»Nun gut, Herr d'Artagnan, wir werden uns, wie Sie sagten, nach dem Feldzug wiedersehen. Ich will Ihnen mit den Augen folgen, denn ich werde dabei sein,« fuhr der Kardinal fort und zeigte d'Artagnan eine prächtige Rüstung, die er anziehen sollte. »Gut, bei unserer Zurückkunft wollen wir abrechnen.«

»O, Monseigneur,« rief d'Artagnan, »ersparen Sie mir die Wucht Ihrer Ungnade; bleiben Sie neutral, Monseigneur, wenn Sie sehen, daß ich mich wacker verhalte.«

»Junger Mann!« sprach Richelieu, »kann ich Ihnen noch einmal sagen, was ich heute sagte, so verspreche ich es Ihnen, daß ich es Ihnen sagen werde.« Diese letzten Worte Richelieus enthielten einen erschütternden Zweifel; d'Artagnan war darüber mehr bestürzt, als hätte er eine Drohung vernommen, denn es war eine Verkündigung. Der Kardinal suchte ihn also

vor einem drohenden Unglück zu warnen. Er war im Begriff zu antworten, doch der Kardinal entließ ihn mit stolzer Miene.

D'Artagnan ging fort, doch drückte es ihm an der Tür fast das Herz ab und es fehlte wenig, daß er umgekehrt wäre. Allein es begegnete ihm das strenge, ernste Gesicht des Athos. Würde er auf den angebotenen Vorschlag des Kardinals eingehen, so reichte ihm Athos keine Hand mehr und würde ihn verleugnen. Diese Besorgnis hielt ihn ab; einen so gewaltigen Einfluß weiß ein wahrhaft großartiger Charakter auf seine ganze Umgebung auszuüben. D'Artagnan ging über dieselbe Treppe, auf der er hinaufgestiegen war; er traf vor dem Tor Athos und die vier Musketiere, die auf seine Rückkehr warteten und schon anfingen, unruhig zu werden. D'Artagnan beschwichtigte sie, und Planchet lief umher, den andern zu melden, daß es unnötig wäre, länger Wache zu stehen, denn sein Herr habe das Palais-Cardinal wohlbehalten verlassen. Als Aramis und Porthos zu Athos zurückkamen, fragten sie nach der Ursache dieser seltsamen Bestellung; allein d'Artagnan sagte ihnen bloß, der Kardinal habe ihn berufen, um ihm den Eintritt bei seiner Leibwache mit dem Rang eines Fähnrichs anzubieten, doch habe er diesen Antrag abgelehnt. »Sie haben recht getan!« riefen Aramis und Porthos einstimmig. Athos versank in tiefes Nachdenken und sagte nichts. Doch als er wieder mit d'Artagnan allein war, sprach er zu ihm: »Sie haben getan, was Sie tun mußten, allein Sie haben vielleicht unrecht getan.«

Des Nachts kamen alle Kameraden der Garden von der Kompagnie des Herrn des Essarts und von der Kompagnie des Herrn von Tréville zusammen, wie sie miteinander befreundet waren. Man trennte sich, um sich wiederzusehen, wenn und wann es Gott gefallen würde. Diese Nacht war also, wie es sich erachten läßt, ungemein lärmend, denn bei einem solchen Falle läßt sich die größte Unruhe nur durch die größte Gleichgültigkeit bekämpfen. Des Morgens schieden die Freunde beim ersten Trompetenschall voneinander; die Musketiere eilten nach dem Hotel des Herrn von Tréville; die Garden nach dem des Herrn des Essarts. Jeder Kapitän führte seine Kompagnie alsogleich nach dem Louvre, wo der König über sie Musterung hielt. Der König war niedergeschlagen und schien krank, was sein gutes Aussehen beeinträchtigte. Wirklich hatte ihn tags zuvor, als er zu Gericht faß, das Fieber befallen. Nichtsdestoweniger

war er entschlossen, an demselben Tag abzureisen, und wollte, ungeachtet aller Vorstellungen, die Musterung halten, in der Hoffnung, die Krankheit, die ihn ergriff, durch dieses erste, kräftige Entgegenstreben zu bewältigen. Als die Musterung vorüber war, zogen die Garden allein ab, da die Musketiere erst mit dem König abgehen sollten, wonach Porthos noch mit seiner herrlichen Equipierung einen Ritt durch die Gasse Aux-Ours machen konnte. Aramis schrieb einen langen Brief. An wen? das wußte niemand.

Die Belagerung von La Rochelle

Die Belagerung von La Rochelle war eines der wichtigsten Ereignisse während der Regierung Ludwigs XIII. Die politischen Absichten des Kardinals hinsichtlich dieser Belagerung waren bedeutsam. Von den beträchtlichen Städten, die Heinrich IV. den Hugenotten als Sicherheitsplätze einräumte, war nur noch La Rochelle übrig. Der Kardinal wollte dieses letzte Bollwerk des Kalvinismus vernichten. La Rochelle, das durch den Fall der andern kalvinistischen Städte eine neue Wichtigkeit erlangt hatte, war übrigens auch der letzte Hafen, der für die Engländer in Frankreich noch übrig war; und verschloß er denselben für England, den ewigen Feind Frankreichs, so krönte er das Werk der Johanna d'Arc und des Herzogs von Guise. Bassompierre, der zugleich Protestant und Katholik war, ein Deutscher von Geburt, ein Franzose der Gesinnung nach, und der als Kommandeur vom Heiligen Geiste bei der Belagerung von La Rochelle ein besonderes Amt bekleidete, hat auch gesagt, als er an der Spitze mehrerer protestantischer Herren die Waffen schwang: »Sie werden sehen, meine Herren, daß wir dumm genug sind, La Rochelle zu nehmen.« Und Bassompierre hatte recht. Die Beschießung der Insel Ré weissagte ihm die Auftritte in den Cevennen, und die Einnahme von La Rochelle war das Vorspiel zum Edikt von Nantes. Richelieu wußte, wenn er England bekriegte, so triumphierte er über Buckingham, und wer England in Europas Augen demütigte, der demütigte auch Buckingham in den Augen der Königin. Indes Buckingham nur die Verfechtung der Ehre Englands zum Vorwand nahm, ließ er sich von Interessen bestimmen, die denen des Kardinals ähnlich waren, da er gleichfalls eine Privatrache verfolgte. Buckingham hatte sich als Botschafter auf keine Weise wieder Eingang in Frankreich zu verschaffen gewußt. Der erste Vorteil war dem Herzog von Buckingham zugefallen; er kam unvermutet vor die Insel Ré mit neunzig Schiffen und etwa zwanzigtausend Mann, überrumpelte den Grafen von Toiras, der statt des Königs auf der Insel kommandierte, und brachte nach einem blutigen Kampfe seine Landung zu stande. Wir erwähnen im Vorübergehen, daß bei diesem Kampfe der Baron von Chantal umkam, der eine Enkelin von achtzehn Monden als Waise zurückließ. Diese Enkelin wurde nachmals Frau von Sevigné. Der Graf von Toiras zog sich mit der

Besatzung in die Zitadelle Saint-Martin zurück, und warf ungefähr hundert Mann in ein kleines Fort, welches Fort de la Prée hieß. Dieser Vorfall beschleunigte die Entschlüsse des Kardinals; er schickte, bis er und der König der Absicht gemäß bei der Belagerung von La Rochelle den Oberbefehl übernehmen würden, Monsieur dahin ab, damit er die ersten Operationen leite, und alle Truppen, über die er zu verfügen hatte, marschierten nach dem Kriegsschauplatz. Bei dieser Abteilung, die als Vorhut abgeschickt wurde, befand sich auch unser Freund d'Artagnan.

Wie gesagt, sollte der König nachkommen, sobald seine Gerichtsangelegenheiten abgetan waren. Als er sich am fünfundzwanzigsten Juni von diesen erhob, fühlte er sich wieder vom Fieber ergriffen. Nichtsdestoweniger wollte er abreisen, jedoch sein Übel verschlimmerte sich, und er war gezwungen, in Villeroy anzuhalten. Wo aber der König anhielt, da mußten auch die Musketiere bleiben; infolgedessen sah sich d'Artagnan, der natürlich bei den Garden blieb, mindestens für den Augenblick getrennt von seinen drei Freunden Athos, Porthos und Aramis. Diese Trennung, die für ihn nur eine Unannehmlichkeit war, würde ihn sicher mit ernstlicher Unruhe erfüllt haben, hätte er die unbekannten Gefahren zu ahnen vermocht, von denen er umgeben war. Er langte aber ohne Unfall in dem Lager an, das vor La Rochelle aufgeschlagen war. Alles befand sich noch in demselben Zustand. Der Herzog von Buckingham und seine Engländer fuhren als Herren der Insel Ré fort, wiewohl ohne Erfolg, die Zitadelle von Saint-Martin und das Fort de la Prée zu beschießen, und die Feindseligkeiten begannen seit zwei oder drei Tagen in Hinsicht auf das Fort, das der Herzog von Angoulême nahe der Stadt ausführen ließ. Die Garden unter dem Befehl des Herrn des Essarts nahmen ihr Quartier in einem Kloster.

D'Artagnan hatte ein lebhaftes Auge und einen besonderen Geist; er entdeckte plötzlich hinter einem Felsen die Mündung eines Gewehrs und begriff, daß das Gewehr nicht allein gekommen sei, und daß derjenige, der es trug, keine freundschaftlichen Gesinnungen hinter der Hecke verberge. Er entschloß sich demnach, das Weite zu gewinnen, als er auf der andern Seite, hinter einem Felsen, die Mündung eines zweiten Gewehrlaufes gewahr wurde. Das war augenblicklich ein Hinterhalt. Der junge Mann warf einen Blick auf das erste Gewehr und bemerkte mit einer gewissen

Unruhe, daß es sich in der Richtung gegen ihn niederneige. Wie er aber sah, daß die Mündung eines Gewehrlaufes unbeweglich blieb, warf er sich mit dem Bauch auf die Erde. In dem Augenblick ging der Schuß los, und er hörte über seinem Kopf eine Kugel dahinsausen. Da war keine Zeit zu verlieren; d'Artagnan richtete sich mit einem Satz auf, und in dem Moment riß die zweite Kugel da, wo er vorher gelegen war, die Kieselsteine in die Höhe. D'Artagnan war kein Mann, der unnütz Mut besaß wie andere, die einen lächerlichen Tod suchen, damit es von ihnen heiße, sie seien keinen Schritt weit zurückgewichen. Außerdem handelte es sich hier nicht mehr um Mut, denn d'Artagnan war in einen Hinterhalt geraten. »Fällt noch ein dritter Schuß,« sprach er zu sich, »so bin ich ein toter Mann.« Er entfloh auf der Stelle nach dem Lager, mit der Schnelligkeit der Menschen aus seiner Heimat, die wegen ihrer Behendigkeit in Ruf gekommen sind. Allein, wie rasch er auch gelaufen war, so hatte doch jener, der zuerst gefeuert, Zeit gefunden, seine Büchse zu laden; und er schickte ihm einen zweiten Schuß nach, der so gut gezielt war, daß die Kugel seinen Hut durchbohrte und zehn Schritte weit schleuderte. Da d'Artagnan keinen andern Hut besaß, so raffte er diesen während des Laufens vom Boden auf, und kam ganz blaß und atemlos in seiner Wohnung an. Hier setzte er sich nieder, ohne mit jemandem ein Wort zu sprechen, und stellte seine Betrachtungen an. Diesem Vorfall konnten drei Ursachen zu Grunde liegen. Die erste und natürlichste ließ sich in einem Hinterhalt von Rochellern annehmen, die froh gewesen wären, hätten sie einen Gardisten des Königs getötet; denn sie würden sich damit eines Feindes entledigt haben, und dieser Feind hätte eine volle Börse bei sich tragen können. D'Artagnan prüfte an seinem Hut das Loch der Kugel und schüttelte den Kopf. Die Kugel kam nicht von einer Muskete, sondern von einer Büchse. Die Genauigkeit des Schusses erweckte in ihm schon den Gedanken, er wäre aus einem Privatgewehr gekommen. Somit war es kein militärischer Hinterhalt, wie es sich aus der Beschaffenheit der Kugel erwies. Auch konnte es ein gutes Andenken von seiten des Kardinals sein. Wir erinnern uns, daß er in dem Moment, wo er durch einen glücklichen Sonnenstrahl begünstigt, den Gewehrlauf bemerkte, selbst erstaunt war über die Langmut Seiner Eminenz in Hinsicht auf ihn. Allein d'Artagnan schüttelte den Kopf mit zweifelhafter Miene, denn der Kardinal nahm bei Leuten, nach denen er nur die Hand auszustrecken brauchte, seine Zuflucht selten zu solchen Mitteln. Es konnte eine Rache der Mylady sein. Diese Vermutung hatte mehr Grund. Er suchte

sich umsonst an die Züge und die Tracht der Mörder zu erinnern. Noch war er gezwungen, sich so schnell fortzumachen, daß er nicht mehr Zeit zu einer Beobachtung hatte. »Ach, meine armen Freunde,« seufzte er, »wo seid ihr, und wie sehr geht ihr mir ab!«

Am zweiten Tag um neun Uhr wurden die Trommeln gerührt. Der Herzog von Orleans musterte die Posten. Die Leibwachen eilten zu den Waffen; d'Artagnan nahm seinen Platz ein unter seinen Kriegsgenossen. Monsieur ritt an der Front des Heeres vorüber; dann traten die Oberoffiziere zu ihm, worunter auch Herr des Essarts war. Gleich darauf dünkte es d'Artagnan, daß ihm Herr des Essarts einen Wink gebe, zu ihm zu kommen. Er wartete auf ein neues Zeichen seines Vorgesetzten, aus Besorgnis, er könnte sich irren und als dieses Zeichen wiederholt wurde, verließ er die Reihen und trat vorwärts, um den Befehl zu vernehmen. »Monsieur begehrt Freiwillige zu einer gefahrvollen Sendung, die aber denen, die sie erfüllen, Ehre einträgt, und ich gab Ihnen einen Wink, sich hierzu bereit zu halten.«

»Dank, mein Kapitän!« erwiderte d'Artagnan, dem nichts so erwünscht kam, als eine Gelegenheit, sich unter den Augen des Generalleutnants auszuzeichnen. Während der Nacht hatten die Rocheller wirklich einen Ausfall gemacht und eine Bastei weggenommen, deren sich die royalistische Armee zwei Tage zuvor bemächtigt hatte; es handelte sich nun darum, auszukundschaften, wie diese Bastei bewacht werde. Nach einigen Augenblicken erhob Monsieur die Stimme und sprach: »Ich brauche zu dieser Sendung drei oder vier Freiwillige, geführt von einem zuverlässigen Mann.«

»Was den zuverlässigen Mann betrifft, so habe ich ihn schon bei der Hand, Monseigneur,« rief Herr des Essarts und zeigte auf d'Artagnan. »und in Hinsicht auf die Freiwilligen braucht Monseigneur nur den Willen auszusprechen, und es wird nicht an Männern fehlen.«

»Vier Freiwillige, um mit mir in den Tod zu gehen!« rief d'Artagnan, seinen Degen schwingend. Es stürzten alsogleich zwei Gardekameraden vor, mit ihnen vereinigten sich zwei Soldaten, und so war die Zahl voll. D'Artagnan wies somit alle andern zurück, da er denen, die sich zuerst stellten, das Recht des Vorzugs nicht entziehen wollte.

Man wußte es nicht, ob die Rocheller diese Bastei nach der Einnahme geräumt, oder ob sie darin eine Besatzung gelassen hatten. Sonach mußte man den bezeichneten Ort ziemlich nahe auskundschaften, um Gewißheit zu erlangen. D'Artagnan entfernte sich mit seinen vier Gefährten und folgte dem Laufgraben. Die zwei Garden hielten mit ihm gleichen Schritt, und hinter ihm marschierten die Soldaten. So kamen sie wohlgeborgen bis auf hundert Schritte zur Bastei; doch als sich hier d'Artagnan umwandte, bemerkte er, daß die Soldaten abhanden gekommen seien. Er dachte, sie seien aus Furcht zurückgeblieben und drang noch weiter vor. An der Biegung der Gegenmauer waren sie von der Bastei etwa nur noch sechzig Schritte entfernt. Man sah niemanden, die Bastei schien verlassen. Die drei Verlorenen hielten Rat, ob sie weitergehen sollten, als plötzlich eine Rauchwolke aufstieg, und ein Dutzend Kugeln um d'Artagnan und seine Gefährten zischten. Sie wußten nun, was sie wissen wollten; die Bastei war bewacht, ein längeres Verweilen an diesem gefährlichen Platze wäre also unnütz und unklug gewesen. D'Artagnan und die zwei Garden wandten sich und begaben sich auf den Rückzug, der einer Flucht glich. Als sie an die Ecke des Laufgrabens kamen, der ihnen als Brustwehr dienen sollte, stürzte einer von den Garden; eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt, der andere war unversehrt und setzte seinen Lauf nach dem Lager fort. D'Artagnan wollte seinen Gefährten nicht so verlassen, er neigte sich zu ihm nieder, um ihn aufzuheben; in diesem Moment aber fielen zwei Schüsse; eine Kugel zerschmetterte dem schon verwundeten Garden den Kopf, die andere prallte am Felsen ab, nachdem sie zwei Zoll an d'Artagnan vorübergezischt war. Der junge Mann wandte sich um, denn dieser Anfall konnte nicht von der Bastei kommen, die durch die Ecke des Laufgrabens gedeckt war. Er gedachte der zwei Soldaten, die ihn verlassen, und erinnerte sich dabei der Mörder, die ihm vor zwei Tagen nach dem Leben gestrebt hatten. Er beschloß also, diesmal zu untersuchen, woran er sich halten sollte, und stürzte auf den Leichnam seines Kameraden nieder, als wäre er gleichfalls tot. Er sah gleich darauf, wie sich zwei Köpfe über einem verlassenen Werk erhoben, etwa dreißig Schritte von ihm. Es waren unsere zwei Soldaten. D'Artagnan hatte sich nicht geirrt. Diese Männer waren ihm bald gefolgt, um ihn zu töten, in der Hoffnung, der Tod des jungen Mannes würde dem Feind angerechnet werden. Da er indes nur verwundet zu sein und ihr Verbrechen angeben konnte, so kamen sie heran, um ihn vollends niederzumachen. Zum Glück waren sie durch d'Artagnans List berückt und

unterließen es, ihre Gewehre wieder zu laden. Als sie sich auf zehn Schritt genähert hatten, sprang d'Artagnan, der bei seinem Falle das Schwert fest in der Hand behalten, rasch empor und stand mit einem Satze bei ihnen. Die Mörder sahen ein, wenn sie nach dem Lager flöhen, ohne ihren Mann getötet zu haben, so würden sie von diesem angeklagt werden, somit war es ihr erster Gedanke, zu den Feinden überzugehen. Der eine von ihnen bediente sich seines Gewehrs als einer Keule. Er führte einen furchtbaren Streich nach d'Artagnan, der ihm aber durch einen Seitensprung auswich; allein er ließ durch diese Bewegung dem Mörder freien Raum, und dieser eilte sogleich der Bastei zu. Na die wachthaltenden Rocheller nicht wußten, in welcher Absicht dieser Mann zu ihnen komme, so gaben sie auf ihn Feuer, und er stürzte nieder, weil ihm die Schulter zerschmettert ward. Mittlerweile warf sich d'Artagnan auf den zweiten Soldaten und griff ihn mit dem Degen an. Der Kampf dauerte nicht lange, der Elende hatte zu seiner Verteidigung nichts als die abgefeuerte Büchse. D'Artagnans Degen glitt ab an dem Laufe des unnütz gewordenen Gewehrs und fuhr dem Mörder in den Schenkel, wonach er zu Boden stürzte. »O, töten Sie mich nicht!« schrie der Bandit, »Gnade, Gnade, Herr Offizier. ich will Ihnen alles sagen.«

»Gilt dein Geheimnis so viel, daß ich dir das Leben schenke?« fragte der junge Mann. »Ja, wenn das Leben einen Wert für Sie hat, wo man erst zwanzig Jahre alt ist, und brav und schön ist wie Sie, und alles erreichen kann.«

»Elender,« rief d'Artagnan, »sprich schnell, wer gab dir den Auftrag, mich zu töten?«

»Eine Frau, die ich nicht kenne, und die man Mylady nannte.«

»Aber wenn du diese Frau nicht kanntest, wie weißt du ihren Namen?«

»Mein Kamerad kannte sie und hat sie so genannt. Sie verhandelte mit ihm und nicht mit mir. Er trägt von dieser Person sogar einen Brief bei sich, der für Sie, wie ich sagen hörte, von Wichtigkeit sein soll.«

»Wie hast du aber teilgenommen an diesem Hinterhalt?«

»Er tat mir den Vorschlag, diesen Streich zu zweien auszuführen, und ich ging es ein.«

»Und wieviel gab sie Euch für dieses schöne Unternehmen?«

»Hundert Louisdor.«

»Recht hübsch,« sprach der junge Mann lächelnd; »sie legt denn doch einigen Wert auf mich. Hundert Louisdor, das ist eine Summe für Schurken deines Gelichters; auch begreife ich wohl, daß du eingewilligt hast, und ich begnadige dich, aber nur unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?« fragte der Soldat beängstigt, da er sah, es sei noch nicht alles abgetan. »Daß du mir den Brief holst, den dein Kamerad bei sich trägt.«

»Doch das ist nur eine andere Art, mich zu töten,« versetzte der Bandit. »Wie kann ich diesen Brief holen unter dem Feuer der Bastei?«

»Du mußt den Entschluß fassen, ihn zu bringen, oder ich schwöre dir, daß du von meiner Hand fällst.«

»Gnade, Barmherzigkeit; o Herr! im Namen der jungen Frau, die Sie lieben, die Sie vielleicht für tot halten, und die es nicht ist,« stammelte der Mörder, indem er sich auf die Knie erhob und mit der Hand anstemmte, da er mit dem Blut allmählich auch die Kräfte verlor. »Wie weißt du es, daß es eine junge Frau gibt, die ich liebe, und daß ich diese junge Frau für tot hielt?« fragte d'Artagnan. »Ich weiß es aus dem Briefe, den mein Kamerad in der Tasche trägt.«

»Du siehst nun, daß ich diesen Brief haben muß,« rief d'Artagnan. »Zaudere nicht länger, oder, wie sehr es mich auch anwidert, meine Klinge zum zweitenmal in das Blut eines Elenden zu tauchen, wie du bist, so schwöre ich dir, so wahr ich ein Mann bin...« Bei diesen Worten machte d'Artagnan eine so bedrohliche Miene, daß sich der Verwundete erhob, und indem ihm der Schrecken wieder Mut einflößte, rief er: »Halten Sie ein, ich gehe, ich gehe.« D'Artagnan ergriff die Büchse des Soldaten, hieß ihn vorausgehen und trieb ihn gegen seinen Gefährten zu, während er ihn von Zeit zu Zeit

mit der Degenspitze in die Seite stieß. Es war schrecklich anzuschauen, wie dieser Unglückliche, der seinen Weg mit einer langen Blutspur bezeichnete, blaß von dem bevorstehenden Tode, sich ungesehen bis zum Leichnam seines Gefährten hinzuschleppen bemühte, der zwanzig Schritt weit entfernt lag. Auf seinem mit kaltem Schweiß bedeckten Antlitz war der Schrecken so gewaltig ausgeprägt, daß ihn d'Artagnan mitleidvoll und verächtlich anblickte. »Nun,« rief er, »ich will dir zeigen, welch ein Unterschied ist zwischen einem beherzten und einem feigen Menschen, der du bist. Bleib, und ich will dahin gehen.« D'Artagnan ging behenden Schrittes, mit lauschendem Auge, um jede Bewegung des Feindes zu beobachten, und alle Vorteile des Terrains nützend, und gelangte bis zum zweiten Soldaten. Um seinen Zweck zu erreichen, gab es zwei Mittel: ihn entweder sogleich zu durchsuchen, oder sich aus seinem Leib einen Schild machend, ihn nach dem Laufgraben zu tragen, und ihn erst hier zu durchsuchen. D'Artagnan zog das zweite Mittel vor und lud den Mörder in dem Moment auf die Schulter, da der Feind Feuer gab. Eine leichte Erschütterung, ein letzter Schrei, ein Beben des Todeskampfes bewiesen d'Artagnan, daß ihm derjenige das Leben bewahrte, der ihn vorher ermorden wollte. D'Artagnan gelangte wieder in den Laufgraben, und warf da den Toten neben den Verwundeten hin, der so blaß wie jener war. Er begann auf der Stelle die Untersuchung; eine lederne Brieftasche, eine Börse, worin noch offenbar ein Teil der Summe war, die der Bandit bekommen hatte, ein Becher und Würfel waren die ganze Habseligkeit des Entseelten. Er ließ Becher und Würfel zur Seite fallen, warf die Börse dem Verwundeten zu und öffnete hastig die Brieftasche. Mitten unter unbedeutenden Papieren lag der folgende Brief, den er sich mit Lebensgefahr geholt hatte: »Nachdem Ihr die Spur jener Frau verloren habt, die jetzt in Sicherheit in jenem Kloster ist, wohin Ihr sie niemals hättet sollen kommen lassen, so trachtet wenigstens den Mann nicht zu verfehlen, da Ihr wißt, daß ich eine lange Hand habe, und daß Ihr mir meine hundert Louisdor teuer werdet bezahlen müssen.« Keine Unterschrift. Nichtsdestoweniger war es offenbar, daß dieser Brief von Mylady kam. Sonach behielt er ihn zum Behufe einer Überführung, und da er sich gerade hinter der Ecke eines Laufgrabens sicher fühlte, fing er an, den Verwundeten auszufragen. Dieser bekannte, er habe es mit seinem Kameraden, der eben getötet wurde, auf sich genommen, eine junge Frau zu entführen, die von Paris durch die Barrière

de la Villette abreisen wollte, doch hätten sie den Wagen um zehn Minuten versäumt, weil sie sich in einer Schenke, um zu trinken, verweilt haben.«

»Was hättet Ihr aber mit dieser Frau getan?« fragte d'Artagnan bekümmert. »Wir sollten sie in ein Hotel an der Place-Royale bringen,« entgegnete der Verwundete. »Ja, ja, so ist es, zu Mylady selbst,« murmelte d'Artagnan. Der junge Mann sah jetzt mit Schaudern ein, welch ein entsetzlicher Rachedurst diese Frau anstachelte, sowohl ihn, als auch diejenige, die ihn liebte, zu vernichten, und wie vertraut sie mit den Angelegenheiten des Hofes war, da sie alles ausgewittert hatte. Dagegen sah er auch mit wahrer Freude, daß die Königin das Gefängnis ausgekundschaftet hatte, worin die arme Madame Bonacieux ihre Ergebenheit abbüßen mußte, und daß sie dieselbe aus diesem Gefängnis befreite. Nun war ihm der Brief, den er von der jungen Frau erhielt, und ihre Fahrt auf der Straße von Chaillot, die ihm wie eine Erscheinung vorkam, erklärlich geworden. »Vorwärts,« sprach er, »ich will dich nicht verlassen. Stütze dich auf mich, und laß uns in das Lager zurückkehren.«

»Ja,« entgegnete der Verwundete, der kaum an so viel Großmut glauben konnte; »doch geschieht das nicht, um mich henken zu lassen?«

»Ich gebe dir mein Wort, und schenke dir zum zweitenmal das Leben.« Der Verwundete fiel auf seine Knie, und küßte seinem Retter abermals die Füße. Allein d'Artagnan. der sich nicht gern mehr lange in der Nähe des Feindes aufhalten wollte, kürzte selbst diese Dankbezeigungen ab. In das Lager zurückgekehrt, gab er an, daß sein Gefährte den Degenstich bei einem Ausfall erhalten habe. Er erzählte den Tod des andern Soldaten, und die Gefahren, die sie bestanden haben. Sein Bericht erwarb ihm einen wahrhaften Triumph. Die ganze Armee sprach einen ganzen Tag lang von dieser Expedition, und Monsieur ließ ihm dafür seine Zufriedenheit bezeigen.

Das Gasthaus »Zum roten Taubenschlag«

Der König war kaum im Lager angekommen, so wollte er schon, da er große Eile hatte, sich dem Feinde gegenüberstellen, und da er den Haß des Kardinals wider Buckingham teilte, alle Anstalten treffen, einmal, um die

Engländer von der Insel Ré zu vertreiben, und dann, um die Belagerung von La Rochelle tatkräftig zu beleben. Der Wohnsitz des Monsieur war in Dompierre, jener des Königs bald in Estré, bald in la Jarrie. Der Wohnsitz des Kardinals war auf den Dünen bei der Brücke la Pierre, in einem einfachen Haus ohne Verschanzung. Auf diese Art überwachte Monsieur Herrn Bassompierre, der König den Herzog von Angoulême und der Kardinal Herrn von Schomberg. Als Herr von Toiras melden ließ, daß sich im feindlichen Lager alles zu einem neuen Sturm anschicke, so dachte der König, man müsse der ganzen Sache ein Ende machen, und erteilte die nötigen Befehle zu einem entscheidenden Schlag. Wir nahmen uns nicht vor, ein Tagebuch der Belagerung zu verfassen, und so bemerken wir nur mit zwei Worten, daß das Unternehmen zur großen Zufriedenheit des Königs und zum großen Ruhm für den Kardinal ausgefallen ist. Die Engländer wurden Fuß für Fuß zurückgeworfen, bei jedem Handgemenge überwältigt und gezwungen, sich nach dem Verlust von zweitausend Toten wieder einzuschiffen; unter diesen Toten befanden sich fünf Oberste, drei Oberstleutnants, zweihundertfünfzig Kapitäne und zwanzig Edelleute von hohem Rang; außerdem verloren die Engländer viele Geschütze und sechzig Fahnen; diese letzteren brachte Claude von Saint-Simon nach Paris, wo sie unter großem Gepränge in den Hallen von Notre-Dame aufgehängt wurden. Es blieb nun dem Kardinal anheimgestellt, die Belagerung fortzusetzen, ohne daß er wenigstens für die Gegenwart etwas von den Engländern zu fürchten hatte. Doch war die Ruhe, wie gesagt, nur eine augenblickliche. Man hatte einen Abgeordneten des Herzogs von Buckingham, namens Montaigu, eingefangen, und damit einen Beweis von einem Bündnis zwischen dem Reiche, Spanien, England und Lothringen bekommen. Dieses Bündnis war gegen Frankreich gerichtet. Überdies hatte man im Quartier des Herzogs von Buckingham, das er mit großer Eilfertigkeit verlassen mußte, Papiere vorgefunden, die dieses Bündnis bekräftigten, wie der Herr Kardinal in seinen Memoiren versichert, und die Frau von Chevreuse in ein übles Licht stellten.

Die Musketiere hatten bei der Belagerung nur wenig zu tun, waren auch nicht streng gehalten und führten ein fröhliches Leben. Dies war vorzüglich unsern drei Freunden um so leichter, als sie von Herrn von Tréville, mit dem sie befreundet waren, ohne Schwierigkeit die Erlaubnis bekamen, länger ausbleiben und nach dem Schluß des Lagers außen verweilen zu

dürfen. Als sie eines Abends d'Artagnan nicht begleiten konnten, da er den Dienst in den Laufgräben hatte, so kehrten Athos, Porthos und Aramis auf ihren Schlachtpferden, in ihre Kriegsmäntel gehüllt, eine Hand auf dem Kolben ihrer Pistole, zurück aus einer Schenke, »Zum roten Taubenschlag« genannt, die Athos zwei Tage vorher auf dem Wege nach Jarrie bemerkt hatte. Sie ritten auf der Straße, die zum Lager führte, und waren da aus Furcht vor einem Hinterhalt wohl auf ihrer Hut, als sie etwa eine Viertelstunde vom Dorfe Boisnau das Getrappel von Pferden zu hören glaubten, die ihnen entgegenkamen. Sie hielten sogleich an und schlossen sich mitten auf der Straße eng aneinander. Nach einem Weilchen, als eben der Mond aus einer Wolke hervortrat, bemerkten sie wirklich an der Biegung des Weges zwei Reiter, die, als sie unsere Freunde gewahrten, gleichfalls anhielten und Rat zu halten schienen, ob sie ihren Weg fortsetzen oder umkehren sollten. Diese Zögerung erweckte Verdacht von seiten der Musketiere, Athos ritt eine kleine Strecke vorwärts und rief mit fester Stimme: »Wer da?«

»Wer da, Ihr?« entgegnete einer von den Reitern. »Das ist keine Antwort!« sagte Athos. »Wer da? oder wir schießen.«

»Bedenkt Euch, ehe Ihr das tut, meine Herren!« entgegnete eine tönende Stimme, die zu befehlen gewohnt zu sein schien. »Das ist ein Oberoffizier, der nachts seine Runde macht,« sagte Athos, zu seinen Freunden gewendet.–»Was ist da zu tun, meine Herren?«

»Wer seid Ihr?« rief dieselbe Stimme mit demselben gebietenden Tone; »gebt Antwort, oder es ergeht Euch schlecht bei Eurem Ungehorsam.«

»Musketiere des Königs!« entgegnete Athos. mehr und mehr überzeugt, daß derjenige, her sie fragte, hierzu auch das Recht besaß. »Welche Kompagnie?«

»Kompagnie Tréville.«

»Reitet vor und gebt Rechenschaft, was Ihr um diese Stunde hier zu tun habt.« Die drei Musketiere ritten vor, etwas beängstigt bei der Überzeugung, sie hätten es mit einem Mächtigeren zu tun. Übrigens überließ man Athos die Sorge, das Wort zu führen. Einer der zwei Reiter

war etwa zehn Schritte von seinem Gefährten entfernt; Athos gab Porthos und Aramis gleichfalls einen Wink, zurückzubleiben und rückte allein vor. »Um Vergebung, mein Offizier,« sagte Athos, »allein wir wußten nicht, mit wem wir es zu tun hatten, und Ihr könnt sehen, daß wir die Wache wohl versehen.«

»Euer Name?« fragte der Offizier, indem er sein Antlitz zum Teil mit dem Mantel bedeckte. »Ihr selbst, mein Herr,« erwiderte Athos. den dieses Verhör zu erzürnen begann, »gebt mir, ich bitte Euch, den Beweis, daß Ihr das Recht habt, mich zu fragen.«

»Euer Name?« wiederholte der Reiter, und ließ seinen Mantel derart fallen, daß sich sein Antlitz enthüllte. »Der Kardinal!« rief der Musketier verwundert. »Euer Name?« rief Seine Eminenz zum drittenmal. »Athos.« sagte der Musketier. Der Kardinal gab dem Stallmeister einen Wink, und dieser ritt näher. »Diese drei Musketiere sollen uns folgen,« sprach er mit leiser Stimme; »man erfahre nicht, daß ich das Lager verließ, und wenn sie uns folgen, sind wir versichert, daß sie es niemandem sagen.«

»Wir sind Edelleute, Monseigneur,« versetzte Athos, »verlangen Sie unser Ehrenwort und besorgen Sie nichts. Gott sei Dank, wir können ein Geheimnis bewahren.« Der Kardinal richtete seine durchdringenden Augen auf den kühnen Sprecher und sagte: »Herr Athos, Ihr habt ein feines Gehör; doch bitte ich Euch, mir zu folgen, nicht etwa aus Mißtrauen, doch zu meiner Deckung. Zweifelsohne sind Eure Gefährten die Herren Porthos und Aramis.«

»Ja, Eure Eminenz,« erwiderte Athos, indes die zwei andern Musketiere, den Hut in der Hand, herbeiritten. »Ich kenne Euch, meine Herren,« sprach der Kardinal, »ich kenne Euch; ich weiß es, Ihr seid mir nicht sehr freundlich gesinnt, und das tut mir leid. Doch weiß ich auch, daß Ihr brave, wackere Edelleute seid, denen man vertrauen darf. Erweiset mir also die Ehre, Herr Athos, und begleitet mich, Ihr mit Euren zwei Freunden, und so werde ich eine Deckung haben, um die mich Seine Majestät beneiden müßte, wenn sie uns begegnete.« Die Musketiere verneigten sich bis auf den Hals ihrer Pferde. »Nun, auf meine Ehre,« sprach Athos; »Eure Eminenz hat recht, uns mitzunehmen; wir begegneten auf dem Wege

häßlichen Gesichtern, und haben mit vier von solchen Gesichtern im ›Roten Taubenschlag‹ sogar einen Streit gehabt.«

»Einen Streit – warum das, meine Herren?« fragte der Kardinal. »Wie Ihr wißt, mag ich die Streitigkeiten nicht.«

»Eben deshalb habe ich die Ehre, Euer Eminenz mitzuteilen, was da vorgegangen ist, denn Sie könnten es von einer andern Seite erfahren, und einem falschen Gerücht noch glauben, daß wir schuldig seien.«

»Was ist das Resultat dieses Streites gewesen?« fragte der Kardinal mit gerunzelter Stirn. »Nun, mein Freund Aramis hat einen Degenstich in den Arm erhalten, was ihm jedoch nicht hinderlich sein wird, morgen an dein Sturme teilzunehmen, wenn Eure Eminenz hierzu Befehl geben sollte.«

»Ihr seid doch nicht Männer, die sich auf solche Weise Degenstiche versetzen lassen,« sagte der Kardinal. »Redet offen, meine Herren, Ihr habt gewiß wieder welche zurückgegeben? Bekennt mir, denn Ihr wißt, ich habe das Recht der Lossprechung.«

»Monseigneur,« versetzte Athos, »ich zog nicht einmal den Degen, doch faßte ich den Mann, mit dem ich etwas zu tun hatte, um den Leib und schleuderte ihn zum Fenster hinaus. Wie es scheint,« fuhr Athos zögernd fort, »hat er im Fallen den Schenkel gebrochen.«

»Ha!« rief der Kardinal, »und Ihr, Herr Porthos?«

»Ich, Monseigneur, da ich wußte, daß der Zweikampf untersagt ist, so ergriff ich eine Bank und versetzte einem dieser Schufte einen Schlag, der ihm die Schulter zerschmetterte, wie ich glaube.«

»Wohl,« sprach der Kardinal, »und Ihr, Herr Aramis?«

»Ich, Monseigneur, da ich von sehr sanfter Gemütsart bin, und außerdem, was vielleicht Monseigneur weiß, in den geistlichen Stand zu treten gedenke, wollte meine Freunde trennen, als mir einer dieser Schurken verräterischerweise einen Degenstich in den linken Arm versetzte. Da riß mir die Geduld, ich zog gleichfalls meinen Degen, und als er wieder angriff,

glaubte ich bemerkt zu haben, daß er sich im Anfall gegen mich meine Klinge durch den Leib stieß; ich weiß bloß, daß er niederfiel, und mir kam vor, als hätte man ihn mit seinen zwei Gefährten fortgetragen.«

»He doch, meine Herren,« sprach der Kardinal, »drei Männer kampfunfähig machen wegen eines Wirtshausgezänkes! Ihr legt derb die Hände an, und weshalb entstand der Streit?«

»Die Schufte waren betrunken, und da sie wußten, es sei diesen Abend eine Frau in der Schenke angekommen, so wollten sie die Tür erbrechen.«

»War wohl diese Frau noch jung und hübsch?«

»Wir sahen sie nicht, Monseigneur,« antwortete Athos. »Ihr habt sie nicht gesehen? Ach, sehr wohl,« versetzte der Kardinal lebhaft. »Ihr habt recht getan, daß Ihr die Ehre einer Frau beschütztet, und da ich eben selbst nach der Herberge ›Zum roten Taubenschlag‹ reite, so werde ich sehen, ob Ihr wahr gesprochen habt.«

»Monseigneur,« sprach Athos stolz, »wir sind Edelleute, und würden uns keine Lüge erlauben, könnten wir damit auch unser Leben retten.«

»Ich zweifle auch nicht an dem, was Ihr da sagt, Herr Athos, ich zweifle ganz und gar nicht daran. Allein,« fügte er hinzu, um der Unterredung eine andere Wendung zu geben, »diese Dame ist wohl allein gewesen?«

»Es war bei ihr ein Kavalier,« antwortete Athos; »da sich aber dieser Kavalier ungeachtet des Tumults nicht gezeigt hat, so läßt sich wohl vermuten, daß er feige ist.«

»›Urteilt nicht blindlings‹, sagt die Heilige Schrift,« mahnte der Kardinal. Aramis verneigte sich. »Nun ist es gut, meine Herren,« fuhr der Kardinal fort; »ich weiß, was ich erfahren wollte; folgt mir jetzt.« Die drei Musketiere ritten hinter dem Kardinal, der seinen Mantel wieder vor das Gesicht hielt, sein Pferd in Trab setzte, und seinem Gefährten acht bis zehn Schritte weit voraus ritt. Man kam alsobald zu der stillen, einsamen Herberge. Der Wirt wußte sicher, welch ein erhabener Besuch kommen würde und schickte deshalb die Lästigen fort. Zehn Schritte vor dem Tore

gab der Kardinal dem Stallmeister und den drei Musketieren ein Zeichen, anzuhalten; ein gesatteltes Pferd war da an dem Balken angebunden, der Kardinal klopfte dreimal auf eigentümliche Art. Es trat sogleich ein Mann, in einen Mantel gehüllt, hervor und wechselte schnell einige Worte mit dem Kardinal, wonach er sich auf das Pferd schwang und in der Richtung von Surgère, die auch die Richtung von Paris war, fortritt. »Vorwärts, meine Herren!« rief der Kardinal. »Ihr habt wahr gesprochen, edle Männer,« fuhr er fort, zu den Musketieren gewendet, »und es ist nicht meine Schuld, wenn unser Zusammentreffen an diesem Abend nicht vorteilhaft für Euch ist. Indes folgt mir.« Der Kardinal stieg vom Pferde, die Musketiere taten desgleichen; der Kardinal warf den Zügel in die Hände seines Stallmeisters, die drei Musketiere banden ihre Pferde an den Balken. Der Wirt blieb an seiner Türschwelle; für ihn galt der Kardinal nur als Offizier. »Habt Ihr ein Zimmer im Erdgeschoß, wo mich diese Herren bei einem guten Feuer erwarten können?« fragte der Kardinal. Der Wirt schloß eine Tür auf zu einer großen Stube, wo man eben einen guten Kamin an die Stelle eines schlechten Ofens setzte. »Da ist das Zimmer,« sagte er. »Gut,« entgegnete der Kardinal; »tretet ein, meine Herren, da harrt gefälligst meiner; ich bleibe nicht länger aus als eine halbe Stunde.« Während die drei Musketiere in die Stube im Erdgeschoß eintraten, stieg der Kardinal, ohne weitere Auskunft zu begehren, über die Treppe, wie ein Mann, der es nicht nötig hat, daß ihm der Weg gezeigt werde.

Von dem Nutzen der Ofenröhren.

Unsere drei Freunde hatten offenbar, ohne es zu ahnen, und bloß nur durch ihren ritterlichen und abenteuerlichen Charakter jemandem einen Dienst erwiesen, den der Kardinal mit seinem besonderen Schutze beehrte. Nun, wer war aber dieser Jemand? Diese Frage stellten die drei Musketiere an sich selbst; da sie aber sahen, es sei keine der Antworten zureichend, die ihnen der Verstand geben konnte, so rief Porthos den Wirt und verlangte Würfel. Porthos und Aramis setzten sich an einen Tisch und spielten; Athos ging gedankenvoll auf und nieder. Während nun Athos tiefsinnig auf und ab schritt, kam er wiederholt an einer Ofenröhre vorüber, von der die eine Hälfte abgebrochen war, indes der andere Teil nach einem oberen Zimmer ging; und so oft er vorbeischritt, vernahm er ein Gemurmel von Worten, das

zuletzt seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Athos trat hinzu, und hörte da einige Worte, die ihm zweifelsohne so große Teilnahme zu verdienen schienen, daß er seinen zwei Freunden ein Zeichen gab, sie möchten ebenfalls herankommen, während er sein Ohr an die Mündung der Röhre hielt. »Hören Sie, Mylady,« sagte der Kardinal, »die Sache ist ungemein wichtig; setzen Sie sich, wir wollen darüber reden.«

»Mylady?« murmelte Athos. »Ich höre Ew. Eminenz mit der gespanntesten Aufmerksamkeit,« erwiderte eine Frauenstimme, die den Musketier zittern machte. »Ein kleines Schiff mit englischer Mannschaft, dessen Kapitän mir ergeben ist, erwartet Sie an der Mündung der Charente, bei dem Fort la Pointe. Es geht morgen schon unter Segel.«

»Somit muß ich mich noch in dieser Nacht dahin begeben?«

»In diesem Moment, wenn ich Ihnen nämlich meine Instruktion gegeben habe. Zwei Männer, die Sie bei Ihrem Fortgehen am Tore finden, werden Ihnen zum Geleit dienen. Mich lassen Sie jedoch zuerst von hinnen, und reisen erst in einer halben Stunde ab.«

»Wohl, Monseigneur. Kommen wir aber auf die Sendung zurück, mit der Sie mich beauftragen wollen und da mir fortwährend daran liegt, das Vertrauen Ew. Eminenz zu verdienen, so erklären Sie mir gnädigst die Sache ganz deutlich, auf daß ich nicht irren könne.«

»Sie reisen sogleich nach London ab,« fuhr der Kardinal fort, »und sind Sie in London angekommen, so suchen Sie Buckingham auf.«

»Ich erlaube mir, Ew. Eminenz, zu bemerken,« entgegnete Mylady, »daß Seine Herrlichkeit Mißtrauen in mich setzt seit jener Geschichte mit den diamantenen Nestelstiften, wegen welcher mich der Herzog immer in Verdacht gezogen hat.«

»Auch diesmal«, erwiderte der Kardinal, »handelt es sich nicht darum, sein Vertrauen zu gewinnen, sondern sich ihm auf offene und gerade Weise als Unterhändlerin zu nähern.«

»Auf offene und gerade Weise?« wiederholte Mylady mit einer Betonung, die zweideutig klang. »Ja, offen und gerade,« erwiderte der Kardinal in demselben Tone; »diese ganze Sache werde offen abgetan.«

»Ich werde die Aufträge Ew. Eminenz buchstäblich befolgen, und bin derselben gewärtig.«

»Sie gehen zu Buckingham in meinem Namen und sagen ihm, daß mir alle Vorkehrungen bekannt sind, die er trifft, daß ich mich jedoch ganz und gar nicht darum kümmere, denn die erste Bewegung, die er machen würde, solle der Königin zum Verderben werden.«

»Wird er auch glauben, daß Ew. Eminenz diese Drohung zu erfüllen vermögen?«

»Ja, weil ich die Beweise habe.«

»Doch, soll ich diese Beweise seiner Prüfung vorlegen können?«

»Gewiß, und Sie sollen ihm sagen: Erstens, werde ich den Bericht des Bois-Robert und des Marquis von Beautru über die Zusammenkunft veröffentlichen, die der Herzog mit der Königin auf einem Maskenball der Frau Connetable gehabt hat. Daß ihm ferner kein Zweifel übrigbleibe, so sagen Sie ihm, daß er selbst im Kostüm des Großmoguls erschienen ist, das der Chevalier von Guise hätte tragen sollen, dem er es für dreihundert Pistolen abgekauft hat.«

»Wohl, Monseigneur.«

»Mir sind alle Umstände bekannt über seinen Ein- und Austritt im Louvre in jener Nacht, wo er sich im Kostüm eines italienischen Wahrsagers eingeschlichen hat. Sagen Sie ihm also, damit er an der Echtheit meiner Nachrichten nicht zweifle: er trug damals unter seinem Mantel ein weites Gewand, das mit schwarzen Tränen, Totenköpfen und Knochen in Gestalt von Andreaskreuzen besät war; denn im Fall einer Überraschung sollte man ihn für das Gespenst der weißen Frau halten, die, wie jedermann weiß, im Louvre erscheint, sooft ein großartiges Ereignis geschieht.«

»Ist das alles, Monseigneur?«

»Sagen Sie ihm noch, daß ich alle Umstände von seinem Abenteuer in Amiens wisse! Ich will daraus einen kleinen sinnreichen Roman mit dem Plane des Gartens und den Porträts der Hauptpersonen dieser nächtlichen Szene verfassen.«

»Ich will ihm alles das sagen.«

»Auch sagen Sie ihm, daß ich Montaigu festhalte, daß er in der Bastille sitze, daß man bei ihm zwar keinen Brief fand, allein die Folter könne ihn zwingen, alles zu bekennen, was er weiß... und selbst das, was er nicht weiß.«

»Ganz wohl.«

»Endlich fügen Sie noch hinzu! Als Seine Herrlichkeit so eilig die Insel Ré verließ, habe er einen gewissen Brief der Frau von Chevreuse zurückgelassen, worin die Königin in keinem günstigen Lichte dargestellt wird.«

»Allein,« sprach diejenige, an die der Kardinal diese Worte gerichtet hatte, »wenn sich der Herzog ungeachtet all dieser Gründe nicht fügt und fortfährt. Frankreich zu bedrohen?«

»Der Herzog ist von Liebe ganz betört,« sprach Richelieu mit großer Bitterkeit. »Er hat diesen Krieg, wie die alten Paladine, nur deshalb unternommen, um von seiner Schönen nur einen Blick zu erobern. Wenn er nun weiß, daß dieser Krieg der ›Dame seiner Gedanken‹, wie er sich ausdrückt, die Ehre und vielleicht auch die Freiheit kosten kann, so wird er doppelt auf seiner Hut sein, des kann ich Sie versichern.«

»Und doch–« versetzte Mylady mit einer Beharrlichkeit, die bewies, daß sie den erhaltenen Auftrag ganz und gar durchblicken wolle, »und doch, wenn er halsstarrig bleibt?«

»Wenn er halsstarrig bleibt?« entgegnete der Kardinal, »o, das ist nicht wahrscheinlich.«

»Es ist aber möglich,« sagte Mylady. »Wenn er halsstarrig bleibt–« Seine Eminenz hielt inne, und dann fuhr er fort: »Wenn er halsstarrig bleibt, nun so erwarte ich eines der Ereignisse, welche die Gestalt der Staaten verändern.«

»Und jetzt,« sagte die Mylady, »jetzt, da ich die Instruktionen Ew. Eminenz in bezug auf Ihre Feinde erhalten habe, wird es mir Monseigneur erlauben, ein paar Worte in bezug auf die meinigen zu sagen?«

»Sie haben also Feinde?« fragte Richelieu. »Ja, Monseigneur, gegen die Sie mir Ihren Schutz schuldig sind, da ich sie mir im Dienst Ew. Eminenz zugezogen habe.«

»Wer sind diese?« fragte der Kardinal. »Zuvörderst eine kleine Intrigantin, namens Bonacieux.«

»Sie sitzt im Gefängnis von Montes.«

»Das heißt, sie war dort,« erwiderte Mylady, »doch hat die Königin einen Befehl von dem König zu erlangen gewußt, mittels dessen sie dieselbe in ein Kloster bringen ließ.«

»In ein Kloster?« sprach der Herzog. »Ja, in ein Kloster.«

»In welches?«

»Ich weiß es nicht; das Geheimnis ist wohl verhüllt.«

»Ich werde es erfahren.«

»Und wird es mir Ew. Eminenz sagen, in welch ein Kloster diese Frau ist?«

»Ich sehe kein Hindernis,« versetzte der Kardinal. »Wohl. Jetzt habe ich noch einen andern Feind, der mehr zu fürchten ist, als die kleine Madame Bonacieux.«

»Wer ist das?«

»Ihr Liebhaber.«

»Wie nennt er sich?«

»Oh, Ew. Eminenz kennt ihn recht gut,« sagte Mylady, von Zorn bewegt; »es ist der böse Dämon von uns beiden; es ist derselbe, der bei einem Zusammentreffen mit den Leibwachen Ew. Eminenz den Sieg zu Gunsten der Musketiere des Königs entschieden hat; es ist derselbe, der dem Grafen von Wardes, Ihrem Emissär, vier Degenstiche versetzte, und damit die Angelegenheit mit den Nestelstiften vereitelte; es ist der Mann, der mir den Tod zuschwor, weil er weiß, daß ich ihm Madame Bonacieux entrissen habe.«

»Ah, ah,« murmelte der Kardinal, »ich weiß, wen Sie da meinen.«

»Ich meine den elenden d'Artagnan.«

»Er ist ein verwegener Geselle,« sprach der Kardinal. »Eben, weil er ein verwegener Geselle ist, hat man sich vor ihm noch um so mehr zu fürchten.«

»Doch wäre ein Beweis von seinem Einverständnis mit Buckingham vonnöten,« sagte der Herzog. »Ein Beweis,« rief Mylady, »ich werde deren zehn haben.«

»Nun, gut, so ist es die einfachste Sache von der Welt. Liefern Sie mir diesen Beweis, und ich schicke ihn in die Bastille.«

»Gut, Monseigneur, und dann?...«

»Wenn man in die Bastille kommt, gibt es kein ›dann‹,« erwiderte der Kardinal mit dumpfer Stimme, »Ha, bei Gott,« fuhr er fort, »wär' es mir doch so leicht, mich von meinen Feinden zu befreien, wie es mir leicht fällt, Sie des Ihrigen zu entledigen, und wenn Sie gegen solche Leute Straflosigkeit von mir ansprechen wollten...«

»Monseigneur,« entgegnete Mylady, »Tausch um Tausch, Leben um Leben, Menschen um Menschen, geben Sie mir diesen und ich gebe Ihnen den andern.«

»Ich weiß es nicht, was Sie da sagen wollen,« versetzte der Kardinal, »ja, ich mag es nicht wissen; allein ich nähre den Wunsch, Ihnen gefällig zu sein, und ich sehe nichts Ungereimtes darin, Ihnen zuzugestehen, was Sie in bezug auf ein so geringfügiges Wesen verlangen, zumal da dieser kleine d'Artagnan ein lockerer Zeisig, ein Raufbold und Verräter ist.«

»Ein Elender, Monseigneur, ein Elender!«

»Geben Sie mir Tinte, Feder und Papier,« sprach der Kardinal. »Hier, Monseigneur!«

»Gut.« Es trat auf ein Weilchen Stillschweigen ein. »Nun, was willst du?« fragte Porthos, »und warum läßt du uns nicht das Ende der Unterredung noch behorchen?«

»Still,« erwiderte Athos leise; wir haben alles gehört, was notwendig war; übrigens hindere ich Euch nicht, den Rest zu behorchen, aber ich muß fort.«

»Du mußt fort?« fragte Porthos. »Wenn aber der Kardinal nach dir fragt, was sollen wir antworten?«

»Wartet nicht darauf, bis er nach mir fragt, sondern sagt ihm, daß ich als Kundschafter vorausritt, weil mich gewisse Äußerungen des Wirtes auf den Gedanken brachten, daß der Weg nicht sicher sei. Außerdem werde ich dem Stallmeister des Kardinals ein paar Worte zuflüstern, das übrige betrifft mich, kümmere dich nicht.«

»Sei besonnen, Athos,« versetzte Aramis. »Sei unbesorgt,« sagte Athos, »Ihr kennt doch mein kaltes Blut.« Porthos und Aramis nahmen wieder ihren Platz bei der Ofenröhre ein.

Eine Eheszene

Wie es Athos vorhersah, kam der Kardinal alsbald herab; er öffnete die Tür des Zimmers, worin sich die Musketiere befanden, und traf Porthos und Aramis in einem sehr lebhaften Würfelspiel begriffen. Er durchspähte mit raschem Blick alle Winkel und sah, daß einer von seinen Leuten abging.

»Wo ist Athos hingegangen?« fragte er. »Monseigneur,« entgegnete Porthos, »er ist als Kundschafter fortgeritten, infolge einer Äußerung unseres Wirtes, aus der hervorging, daß der Weg nicht sicher sei.«

»Und was habt Ihr getan, Herr Porthos?«

»Ich habe Aramis fünf Pistolen abgewonnen.«

»Und könnt Ihr jetzt mit mir zurückreiten?«

»Wir sind zu Befehl Eurer Eminenz.«

»Also zu Pferde, meine Herren, denn es ist spät.« Der Stallmeister stand am Tor und hielt das Pferd des Kardinals beim Zaum. Eine Gruppe von zwei Menschen und drei Pferden zeigte sich in der Dunkelheit. Das waren die zwei Männer, die Mylady nach dem Fort de la Pointe zu geleiten und ihre Einschiffung zu besorgen hatten.

Athos war etwa hundert Schritte weit im gleichen Tempo fortgeritten, doch als er aus dem Gesicht war, lenkte er sein Pferd nach der rechten Seite, machte einen Umweg und kehrte auf etwa zwanzig Schritte in das Gehölz zurück, um das Vorüberziehen der kleinen Truppe zu belauschen. Als er die verbrämten Hüte seiner Freunde und die goldenen Fransen des Kardinals erkannte, wartete er so lange, bis die Reiter um die Straßenecke bogen, und kaum hatte er sie aus den Augen verloren, sprengte er im Galopp zurück nach der Schenke, die ihm ohne Schwierigkeit geöffnet wurde. Der Wirt erkannte ihn wieder. Athos sprach zu ihm: »Mein Offizier hat vergessen, der Dame im ersten Stock eine höchst wichtige Angelegenheit zu empfehlen, und so sandte er mich ab, daß ich seinen Fehler verbessere.«

»Gehen Sie hinauf,« versetzte der Wirt, »sie ist noch in ihrem Zimmer.« Athos benutzte die Erlaubnis, stieg so leise wie möglich über die Treppe, gelangte auf den Flur, und sah durch die halbgeöffnete Tür Mylady, die eben ihren Hut band. Er trat in das Zimmer und sperrte die Tür hinter sich ab. Athos blieb an der Tür stehen, in seinen Mantel gehüllt und den Hut tief in die Augen gedrückt. Als Mylady diese stumme, regungslose, einer Statue ähnliche Gestalt sah, bekam sie Angst und rief: »Wer seid Ihr? und was wollt Ihr?« Er ließ den Mantel fallen, rückte den Hut empor und trat vor

Mylady. »Erkennt Ihr mich, Madame?« sprach er. Mylady trat einen Schritt zurück wie vor dem Anblick einer Schlange. »Nun,rief Athos, »ich sehe, daß Ihr mich erkennt.«

»Graf de la Fère!« murmelte Mylady erbleichend, und trat immer mehr zurück, bis sie von der Wand verhindert wurde. »Ja, Mylady!« antwortete Athos, »der Graf de la Fère in Person, der eben deshalb von der andern Welt zurückgekehrt ist, um die Freude zu haben, Euch zu sehen. Setzen wir uns und sprechen wir, wie der Herr Kardinal sagt.« Mylady ward von einem unsäglichen Schrecken bewältigt und setzte sich, ohne ein Wort zu reden. »Ihr seid ein Dämon, auf die Erde gesendet«, sprach Athos; »Eure Macht ist groß, das weiß ich, doch wisset Ihr auch, daß die Menschen mit Gottes Beistand oft die furchtbarsten Dämone überwunden haben. Ihr ließet Euch schon einmal auf meinem Wege betreten, ich glaubte Euch niedergeschmettert zu haben, aber wenn mich nicht alles täuscht, so hat Euch die Hölle wieder ausgeworfen.« Mylady senkte bei diesen Worten seufzend das Haupt, die entsetzliche Erinnerungen in ihr erweckten. »Ja, die Hölle hat Euch ausgeworfen,« fuhr Athos fort, »die Hölle hat Euch einen andern Namen zugelegt, die Hölle hat Euch fast ein anderes Gesicht gegeben; doch hat sie weder die Makel Eurer Seele noch die Brandmale Eures Leibes ausgelöscht.« Mylady erhob sich, wie von einer Feder bewegt, und schleuderte Blitze aus ihren Augen. Athos blieb sitzen. »Ihr habt mich für tot gehalten, nicht wahr, wie ich Euch für tot hielt, und hinter dem Namen Athos verbarg sich der Graf de la Fère, wie sich Anna von Breul hinter dem Namm Mylady Winter versteckte! Habt Ihr Euch nicht so genannt, als Euer ehrsamer Bruder unser eheliches Band knüpfte? Unsere Stellung ist wirklich seltsam,« fuhr Athos lachend fort, »wir haben bis jetzt nur gelebt, weil wir einander für tot hielten, und weil die Erinnerung weniger beengt als das wirkliche Wesen, obgleich es um eine Erinnerung manchmal ein verzehrendes Ding ist.«

»So sagt endlich,« sprach Mylady mit dumpfer Stimme, »was führt Euch zu mir, und was wollt Ihr von mir?«

»Ich will Euch sagen, daß ich Euch nicht aus dem Gesicht verloren habe, obwohl ich für Eure Augen unsichtbar war.«

»Ihr wißt, was ich getan habe?«

»Ich vermag Euch Tag für Tag zu erzählen, was Ihr seit Eurem Eintritt in den Dienst des Kardinals bis an diesen Abend getan habt.« Ein ungläubiges Lächeln schwebte auf den blassen Lippen der Mylady vorüber. »Hört mich: Ihr habt die zwei diamantenen Nestelstifte von der Schulter des Herzogs von Buckingham geschnitten; Ihr habt Madame Bonacieux rauben lassen; Ihr habt, verliebt in den Grafen von Wardes und im Wahn, diese zu empfangen, d'Artagnan Eure Tür geöffnet; Ihr wolltet Wardes, in der Meinung, daß er Euch betrog, von seinem Nebenbuhler umbringen lassen; Ihr wolltet, als dieser Nebenbuhler Euer schimpfliches Geheimnis entdeckte, ihn gleichfalls durch Meuchelmörder, die Ihr ihm nachgeschickt habt, umbringen lassen; endlich habt Ihr in diesem Zimmer auf dem Stuhl, den ich jetzt einnehme, vorher gegen den Kardinal die Verbindlichkeit auf Euch genommen, den Herzog von Buckingham töten zu lassen, und zwar für die entgegengenommene Zusage, d'Artagnan aus der Welt zu schaffen.« Mylady wurde leichenfahl und stammelte: »Seid Ihr der Teufel in eigener Person?«

»Vielleicht,« entgegnete Athos, »aber jedenfalls hört mich weiter: Ermordet Ihr den Herzog von Buckingham oder laßt Ihr ihn ermorden, gleichviel, ich kenne ihn nicht, und außerdem ist er ein Feind Frankreichs; jedoch krümmt mir nicht ein einziges Haar von d'Artagnan, denn er ist mein getreuer Freund, den ich liebe und beschütze —- oder ich schwöre es Euch bei meines Vaters Haupt, das Verbrechen, das Ihr zu begehen sucht, oder begangen habt, wird Euer letztes sein!«

»Herr d'Artagnan hat mich grausam beleidigt,« rief Mylady mit dumpfer Stimme; »Herr d'Artagnan muß sterben.«

»In der Tat, ist es denn möglich, Euch zu beleidigen, Madame?« entgegnete Athos lachend; »er hat Euch beleidigt und soll sterben.«

»Er muß sterben!« wiederholte Mylady; »er zuerst und dann Sie.« Athus war gleichsam von einem Schwindel erfaßt; der Anblick dieses Geschöpfes, das nichts mehr mit dem Weibe gemein hatte, erweckte in ihm furchtbare Erinnerungen; er gedachte, daß er sie schon einmal in einer viel minder gefährlichen Lage seiner Ehre zum Opfer bringen wollte; die Mordlust kehrte glühend zurück und packte ihn mit der Heftigkeit eines Fiebers. Er stand gleichfalls auf, langte mit der Hand nach seinem Gürtel, zog eine

Pistole hervor und spannte dieselbe. Mylady, die blaß wie eine Leiche wurde, wollte schreien, aber über ihre eisig erstarrte Zunge kam nur ein rauher Laut, ähnlich dem Röcheln eines wilden Tieres; und, an die finstere Wand gedrückt, schien sie mit ihren aufgelösten Haaren das Bild des Schauders zu sein. Athos richtete die Pistole langsam in die Höhe, streckte die Hand derart aus, daß das Gewehr fast die Stirn der Mylady erreichte, und sprach hierauf mit einer Stimme, die um so schauerlicher klang, da sich darin die erhabene Ruhe eines unbeugsamen Entschlusses kundgab: »Madame, übergebt mir auf der Stelle das Papier, das Euch der Kardinal unterzeichnet hat, oder ich will Euch, bei meiner Seele! den Kopf zerschmettern. Ihr habt nur eine Sekunde zur Entscheidung!« rief er ihr zu. Mylady sah an seiner verzerrten Miene, daß der Schuß losgehen sollte; sie fuhr rasch mit der Hand nach ihrem Busen, nahm ein Papier hervor und reichte es Athos, indem sie sprach: »Da nehmt und seid verflucht!« Athos nahm das Papier, steckte die Pistole wieder in den Gürtel, trat zu der Lampe hin, um sich zu überzeugen, daß es wirklich das verlangte Papier sei, entfaltete es und las: »Der Träger dieses hat auf meinen Befehl und zur Wohlfahrt des Staates gehandelt. Den 3. August 1628. Richelieu.«

»Und jetzt,« sprach Athos, indem er seinen Mantel wieder nahm und den Hut auf den Kopf setzte, »jetzt, da ich dir die Zähne ausgerissen habe, beiß, wenn du kannst, Viper!« Er verließ sodann das Zimmer, ohne sich umzusehen. Vor der Tür traf er die zwei Männer und das Pferd, das sie an der Hand hielten. Er sprach zu ihnen: »Meine Herren, Monseigneur gab Befehl, wie Ihr wisset, die Frau ungesäumt nach dem Fort de la Point zu führen, und sie erst dann zu verlassen, wenn sie an Bord sein wird.« Da diese Worte auch wirklich mit dem erhaltenen Auftrag übereinstimmten, so neigten sie sich zum Zeichen der Willfährigkeit.

Athos schwang sich gewandt in den Sattel und sprengte davon. Aber statt der Straße zu folgen, ritt er quer durch das Feld, setzte seinem Renner die Sporen ein, und hielt manchmal an, um zu horchen. Auf diesem Ritt vernahm er von der Straße her das Gestampfe von mehreren Pferden. Er zweifelte nicht, daß das der Kardinal mit seiner Begleitung sei. Er sprengte nun hastig voraus und hielt etwa zweihundert Schritte vor dem Lager mitten auf der Straße an. »Wer da?« rief er aus der Ferne, als er die Reiter kommen sah. »Das ist unser wackerer Musketier, wie ich glaube,« sagte der

Kardinal. »Ja, er ist es, Monseigneur,« gab Athos zur Antwort. »Herr Athos,« sagte Richelieu, »nehmt meinen Dank hin, daß Ihr für uns so gut die Wache versehen habt. Meine Herren, wir sind am Ziele; reitet durch das Tor links, das Losungswort ist: Der König und Ré.« Nach diesen Worten winkte der Kardinal den drei Freunden seinen Gruß zu, und ritt, von seinem Stallmeister gefolgt, nach dem Tore rechts, da er diese Nacht gleichfalls im Lager verbrachte.

Wie es Athos vorhergesehen hatte, war Mylady ohne Schwierigkeit den Männern gefolgt, die am Tor auf sie warteten. Sie hatte wohl einen Augenblick Lust, sich zum Kardinal führen zu lassen und ihm alles zu erzählen, allein eine Entdeckung von ihrer Seite führte zu einer Entdeckung von seiten Athos'; sie könnte wohl klagen, Athos hätte sie gehenkt, doch Athos würde enthüllen, sie sei gebrandmarkt; somit hielt sie es für das Klügste, zu schweigen, ganz sachte abzureisen, ihre Sendung gewandt zu erfüllen, und hätte sie alles zur Zufriedenheit des Kardinals ausgeführt, von ihm Rache zu verlangen. Nachdem sie nun die ganze Nacht hindurch gereist war, kam sie um sieben Uhr früh in Fort de la Pointe an; um acht Uhr war sie bereits an Bord, um neun Uhr lichtete das Schiff die Anker und machte sich segelfertig nach England.

Der Rat der Musketiere

Wie es Athos vorhergesehen hatte, war die Bastei, die man kurz zuvor eingenommen hatte, nur von einem halben Dutzend Toter, sowohl Franzosen als Rocheller, eingenommen. »Meine Herren!« rief Athos, der bei dieser Expedition das Kommando führte, »indes Grimaud die Tafel zurechtmacht, wollen wir die Gewehre und Patronen sammeln. Übrigens können wir uns mitten unter diesem Geschäft besprechen, denn diese Herren hören uns nicht,« fügte er hinzu, indem er auf die Toten zeigte. »Wir könnten sie immerhin in die Gräben hinabwerfen,« versetzte Porthos, »wenn wir uns vorher versichert, daß sie nichts in den Taschen haben.«

»Ja,« erwiderte Athos, »doch das ist ein Geschäft für Grimaud.«

»Wohl,« entgegnete d'Artagnan, »Grimaud mag sie untersuchen und dann über die Mauer werfen.«

»O, nicht doch,« sagte Athos, »sie können uns dienlich sein.«

»Die Toten können uns dienlich sein?« fragte Porthos, »ei, Freund, du faselst.«

»Urteilt nicht voreilig,« antwortete Athos. »Wieviel Büchsen, meine Herren?«

»Zwölf,« sagte Aramis. »Wieviel Schüsse zum Abfeuern?«

»Etwa hundert, das ist soviel als nötig ist; lasset uns laden.«

»Meine Herren,« versetzte Athos, »ich hoffe Euch zugleich Vergnügen und Ruhm zu verschaffen. Ich ließ Euch einen reizenden Spaziergang machen; hier steht ein sehr einladendes Frühmahl, und dort unten sind fünfhundert Personen, wie Ihr durch die Schießscharten sehen könnt, die uns für Narren oder für Helden halten; zwei Gattungen Schwachköpfe, die sich ziemlich ähnlich sind.«

»Doch das Geheimnis?« rief d'Artagnan. »Das Geheimnis«, sagte Atyus, »ist, daß ich gestern abends Mylady sah.« D'Artagnan bewegte eben sein Glas an die Lippen, doch bei dem Namen Mylady bebte seine Hand derart, daß er es auf den Boden stellte, um den Inhalt nicht auszuschütten. »Nu sahst deine Gem...«

»Stille doch,« unterbrach ihn Athos. »Ihr vergeßt, mein Lieber, daß diese Herren nicht wie Ihr in das Geheimnis meiner häuslichen Angelegenheit eingeweiht sind. Ich sah Mylady.«

»Wo das?« fragte d'Artagnan. »Etwa zwei Meilen von hier in der Schenke ›Zum roten Taubenschlag‹.«

»Wenn das ist, so bin ich verloren,« sagte d'Artagnan. »Nein, noch nicht so ganz,« erwiderte Athos, »denn zu dieser Stunde muß sie die Küste Frankreichs verlassen haben.« D'Artagnan atmete wieder. »Aber sagt doch, wer ist denn diese Mylady?« fragte Porthos. »Eine reizende Frau,« entgegnete Athos, indem er sein Glas perlenden Wein schlürfte. »Ja, es ist eine reizende Frau, welcher Freund d'Artagnan hier einen schlimmen Streich gespielt hat, wofür sie sich damit zu rächen suchte, daß sie ihn vor einem Monat mit Musketenschüssen töten lassen wollte, und daß sie gestern vom Kardinal seinen Kopf verlangte.«

»Wie, sie hat vom Kardinal meinen Kopf verlangt?« fragte d'Artagnan, vor Schrecken blaß. »Ja,« versetzte Athos, »es ist die lautere Wahrheit, ich hörte es mit meinen eigenen Ohren.«

»Ich gleichfalls,« fügte Uranus hinzu. »Nun,« rief d'Artagnan, indem er mutlos die Arme sinken ließ, »nun ist es unnütz, länger zu kämpfen; es ist besser, ich jage mir eine Kugel durch den Kopf, und alles ist vorüber.«

»Das ist die letzte Dummheit, die man zu begehen hat, sagte Athos, »denn sie ist die einzige, für die es kein Gegenmittel gibt.«

»Doch solchen Feinden werde ich niemals entschlüpfen,« versetzte d'Artagnan, »zuvörderst meinem Unbekannten in Meung, dann Herr« von Wardes, dem ich vier Degenstiche versetzte; ferner Mylady, deren

Geheimnis ich entdeckte, und endlich dem Kardinal, dessen Rache ich vereitelt habe.«

»Nun,« sagte Athos, »alles das macht zusammen nur vier. Einer gegen einen, beim Himmel! Wenn wir den Zeichen glauben dürfen, die uns Grimaud gibt, so werden wir mit einer größeren Anzahl zu tun bekommen. Was ist's, Grimaud? Wegen der Wichtigkeit der Umstand« erlaube ich dir zu reden, Freund, aber kurz gefaßt, wenn ich bitten darf; was siehst du?«

»Eine Truppe.«

»Von wieviel Leuten?«

»Von zwanzig.«

»Was für Leute?«

»Sechzehn Gefangene, vier Soldaten.«

»Wie weit von uns entfernt?«

»Fünfhundert Schritte.«

»Gut, wir haben noch Zeit, dieses Geflügel ganz zu verzehren« und ein Glas Wein zu trinken. Auf deine Gesundheit. b'Artagnan!«

»Auf deine Gesundheit!« wiederholten Porthos und Aramis. »Gut denn, auf meine Gesundheit, obwohl ich nicht glaube, daß mir Eure Wünsche viel frommen werden.«

»Bah!« rief Athos, »Gott ist groß, wie die Mohammedaner sagen, und die Zukunft ruht in seiner Hand.« Athos trat zu einer Schießscharte, Porthos, Aramis und d'Artagnan taten desgleichen. Grimaud mußte sich hinter die vier Freunde stellen und die Gewehre wieder laden. Ein Weilchen darauf sah man die Truppe erscheinen: sie schritt durch eine Art Schlauchgraben, der die Bastei mit der Stadt verband. »Bei Gott!« rief Athos, »es verlohnte sich wohl der Mühe, unsere Mahlzeit zu unterbrechen wegen zwanzig solcher mit Hauen, Beilen und Schaufeln bewaffneter Schufte! Grimaud

hätte ihnen nur ein Zeichen machen dürfen, daß sie gehen, und ich bin versichert, sie hätten uns in Ruhe gelassen.«

»Daran zweifle ich,« versetzte d'Artagnan, »denn sie rücken sehr entschlossen heran.« Bei diesen Arbeitern waren vier Soldaten und ein Brigadier mit Waffen ausgerüstet. »Sie haben uns nicht bemerkt,« sagte Athos. »Meiner Treu!« rief Aramis, »es tut mir weh, auf diese armen Teufel von Bürgersleuten zu schießen.«

»Das ist schlecht,« entgegnete Porthos, »wenn man Ketzer bemitleidet.«

»Wahrlich,« sprach Athos, »Aramis hat recht, ich will sie warnen.«

»Was Teufel tut Ihr denn?« fragte d'Artagnan, »Ihr wollt Euch ja niederschießen lassen, mein Lieber.« Doch Athos achtete nicht darauf, stieg auf die Bresche, sein Gewehr in der einen, den Hut in der andern Hand, wandte sich höflich grüßend gegen die Soldaten und Arbeiter, die verwundert über diese Erscheinung etwa fünfzig Schritte vor der Bastei anhielten, und rief ihnen zu: »Meine Herren, ich und einige Freunde sitzen hier in der Bastei beim Frühmahl. Ihr wisset recht wohl, wie unangenehm es ist, wenn man beim Frühstück gestört wird. Wir bitten Euch also, wenn Ihr da unerläßliche Geschäfte habt, entweder zu warten, bis unsere Mahlzeit vorüber ist oder später wiederzukommen, wenn Ihr, was das Ersprießlichste wäre, keine Lust habt, die Partei der Aufrührer zu verlassen, und mit uns hier zu trinken auf die Gesundheit des Königs von Frankreich.«

»Sei auf der Hut, Athos,« sprach d'Artagnan, »siehst du nicht, daß sie auf dich anschlagen?«

»Ja, ja,« versetzte Athos; »doch sind es Bürger, die sehr schlecht schießen und nicht darauf achten, ob sie mich treffen.« Wirklich knallten fast in demselben Augenblick vier Schüsse, und die Kugeln sausten rings um Athos, ohne daß ihn eine einzige traf. Vier Schüsse antworteten ihnen fast in derselben Sekunde, doch hatten unsere Freunde besser gezielt als die Angreifenden; drei Soldaten fielen tot nieder, und ein Arbeiter war verwundet. »Eine andere Büchse, Grimaud!« rief Athos, der noch immer auf der Bresche stand. Grimaud gehorchte unverweilt. Die drei Freunde hatten ihre Gewehre selber geladen; der Brigadier und zwei Pioniere fielen

tot nieder, der Rest der Truppen entfloh. »Auf, meine Herren, einen Ausfall!« rief Athos. Die vier Freunde stürzten aus dem Fort hervor, kamen bis zum Kampfplatz, rafften die vier Musketen der Soldaten und die Halbpicke des Brigadiers auf, und in der Überzeugung, daß die Fliehenden erst bei der Stadt anhalten würden, kehrten sie mit ihren Siegestrophäen in die Bastei zurück. »Grimaud, lade abermals die Gewehre,« rief Athos, »und wir, meine Herren, kehren zu unserm Festmahl zurück, und setzen unser Gespräch fort. Wo sind wir dabei geblieben?«

»Ich erinnere mich,« versetzte d'Artagnan, »du sagtest, daß Mylady Frankreich verließ, nachdem sie vom Kardinal meinen Kopf verlangt hatte. Und wohin geht sie denn?« fügte d'Artagnan hinzu, der sich mit dem Reiseplan der Mylady sehr zu beschäftigen schien. »Sie segelt nach England,« erwiderte Athos. »Zu welchem Ende?«

»Um dort Buckingham umzubringen, oder umbringen zu lassen.« D'Artagnan stieß einen Schrei der Überraschung und Entrüstung aus und sagte: »Das ist doch schändlich!«

»Glaubt mir,« antwortete Athos, »was das anbelangt, so bin ich wenig beunruhigt. – Da du jetzt fertig bist, Grimaud,« fuhr Athos fort, »so nimm die Halbpicke unseres Brigadiers, knüpfe daran eine Serviette und pflanze sie auf der Bastei auf, damit diese aufrührerischen Rocheller sehen mögen, daß sie es mit wackeren und echten Soldaten zu tun Haben. Ich war,« sprach er dann weiter, »wie du wohl begreifen kannst, d'Artagnan, am meisten darauf bedacht, der Mylady eine Art Unterfertigung abzunehmen, die sie dem Kardinal abgedrungen hatte, und mittels welcher sie sich ungestraft deiner und vielleicht unser aller hätte entledigen können.«

»Diese Kreatur ist denn doch ein leibhaftiger Teufel!« rief Porthos. »Und diese Schrift«, fragte d'Artagnan, »blieb in ihren Händen?«

»Nein, sie ging über in die meinigen,erwiderte Athos; »ich kann aber nicht sagen, daß das so ohne alle Anstrengung geschah.«

»Lieber Athos,« rief d'Artagnan, »ich kann es nicht mehr zählen, wie oft Ihr mir schon das Leben erhalten habt.«

»Du hast uns also verlassen, um zu ihr zurückzukehren?« fragte Aramis. »Ja.«

»Und du bist im Besitz der Schrift des Kardinals?« fragte d'Artagnan. »Hier ist sie,« entgegnete Athos. Er nahm das kostbare Papier aus der Tasche. D'Artagnan entfaltete es unter einem Zittern, das er nicht zu bergen vermochte und las: »Der Träger dieses hat auf meinen Befehl und zur Wohlfahrt des Staates gehandelt. Den 3. August 1628. Richelieu.«

»Wahrlich,« rief Aramis, »das ist eine Lossprechung nach allen Regeln.«

»Man muß dieses Papier vertilgen,« sagte d'Artagnan, dem es vorkam, als läse er darin sein Todesurteil. »Das muß man im Gegenteil sorgsam aufbewahren,« erwiderte Athos; »ich gäbe dieses Papier nicht her, und wenn man es mir mit Goldstücken überdecken wollte.«

»Und was mag sie jetzt wohl tun?« fragte der junge Mann. »Nun,« versetzte Athos gleichgültig, »sie wird dem Kardinal wahrscheinlich schreiben, daß ihr ein verdammter Musketier namens Athos gewaltsam ihren Geleitbrief weggenommen habe. Auch wird sie ihm darin den Rat erteilen, daß er sich zugleich seiner und seiner zwei Freunde Porthos und Aramis entledigen wolle. Der Kardinal wird sich erinnern, daß es dieselben Männer seien, denen er jederzeit auf seinen Wegen begegnet ist. Sofort wird er an einem hübschen Morgen d'Artagnan einziehen lassen, und damit er sich nicht ganz allein zu sehr langweile, wird er auch uns in die Bastille schicken, um ihm Gesellschaft zu leisten.«

»He da, mein Lieber,« sagte Porthos, »es scheint, daß du da traurige Spaße machst.«

»Ich scherze nicht,« versetzte Athos. »Weißt du,« sprach Porthos, »daß es keine so schwere Sünde wäre, dieser verdammten Mylady den Hals umzudrehen, als dasselbe den armen Teufeln von Hugenotten zu tun, die keine andere Sünde begangen haben, als daß sie die Psalmen französisch singen statt, wie wir, lateinisch?«

»Was spricht Aramis dazu?« fragte Athos gelassen. »Ich sage,« antwortete Aramis, »daß ich die Ansicht von Porthos teile.«

»Ich gleichfalls,« bemerkte d'Artagnan. »Glücklicherweise ist sie von hier fern,« sagte Porthos, »denn ich gestehe, daß sie mich hier beengen würde.«

»Sie beengt mich ebensowohl in England wie in Frankreich,« sprach Athos. »Sie beengt mich überall,« fügte d'Artagnan hinzu. »Da du sie aber in deinen Händen hattest,« rief Porthos, »warum hast du sie nicht ertränkt, erwürgt, aufgehenkt? – Nur die Toten kommen nicht mehr.«

»Mir kommt ein Gedanke,« sprach d'Artagnan. »Sprecht,« riefen die Musketiere. »Zu den Waffen!« schrie Grimaud. Die jungen Männer rafften sich schnell auf, und eilten zu ihren Gewehren.

Es marschierte ein kleiner Heerhaufe heran, der aus zwanzig bis fünfundzwanzig Mann bestand; doch waren es nicht mehr Arbeiter, sondern Soldaten der Besatzung. »Wollen wir doch ins Lager zurückkehren,« rief Porthos, »denn mir scheint, die Kräfte sind ungleich.«

»Das ist aus drei Gründen unmöglich,« erwiderte Athos; »fürs erste haben wir unser Frühstück noch nicht ganz verzehrt, fürs zweite haben wir uns noch wichtige Dinge mitzuteilen, und fürs dritte fehlen noch zehn Minuten, bis die Stunde voll ist.«

»Wohlan,« sagte Aramis, »wir müssen aber einen Schlachtplan entwerfen.«

»Die Sache ist ganz einfach,« entgegnete Athos, »wir geben Feuer; wie der Feind in die Schußweite vorrückt. Dringt er noch weiter vor, so feuern, wir abermals und schießen fort, so lang wir geladene Büchsen haben; will dann der Überrest jener Truppen Sturm laufen, so lassen wir die Belagerer bis zum Graben herankommen, und werfen ihnen dann einen Flügel von dieser Mauer, die nur durch ein Wunder im Gleichgewicht steht, über die Köpfe.«

»Bravo,« rief Porthos. »Du bist ausgemacht zum General geboren, Athos, und der Kardinal, der sich für einen großen Krieger hält, darf sich mit dir nicht vergleichen.«

»Meine Herren,« sprach Athos, »ich bitte, teilt Euch nicht zu zweien, jeder nehme seinen Mann auf sich.«

»Ich habe den meinigen,« rief d'Artagnan. »Und ich den meinigen,« sagte Porthos. »Ich gleichfalls,« versetzte Aramis. »Gebt Feuer!« rief Athos. Die vier Schüsse waren nur ein Knall, und vier Soldaten stürzten nieder. Sogleich schlug der Tambour, und die kleine Truppe lief Sturm. Darauf fielen die Schüsse regelmäßig hintereinander, und waren aufs genaueste gezielt, allein die Rocheller rückten stets im Sturmschritt vor, als kannten sie die numerische Schwäche des Feindes. Auf drei Schüsse fielen immer zwei Mann, und dennoch wurde der Schritt der Übrigbleibenden nicht langsamer. Als die Feinde am Fuße der Bastei ankamen, zählten sie nur noch zwölf bis fünfzehn Mann. Sie bestanden ein letztes Feuer, ließen sich aber nicht aufhalten. Sie sprangen in den Graben, um auf die Bresche zu klettern.

»Auf, Freunde!« rief Athos, »führen wir den letzten Schlag. Zur Mauer! Zur Mauer!« Die vier Freunde nebst Grimaud stemmten sich mit den Gewehrläufen an einen großen Mauerflügel, der sich überneigte, als ob ihn der Sturmwind erfaßte, von seiner Grundlage losließ und mit furchtbarem Getöse in den Graben stürzte. Sofort hörte man ein entsetzliches Geschrei, eine Staubwolke wogte zum Himmel empor, und alles war vorüber. »Haben wir sie wirklich vom ersten bis zum letzten zermalmt?« rief Athos. »Meiner Treu, so scheint es,« entgegnete d'Artagnan. »Nein,« sagte Porthos, »seht, dort suchen sich noch zwei oder drei hinkend fortzuschleppen.« In der Tat entflohen drei oder vier von den Unglücklichen, mit Kot und Blut bedeckt, in den Hohlweg, und gelangten in die Stadt. Das war alles, was von dem kleinen Haufen übrigblieb. Athos sah auf seine Uhr und sagte: »Meine Herren, jetzt sind wir eine Stunde hier, und haben unsere Wette gewonnen, aber wir mußten wacker spielen; übrigens hat uns d'Artagnan noch nicht seinen Gedanken mitgeteilt.« Nach diesen Worten setzte sich der Musketier mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit zu den Überresten des Frühmahls. »Ihr wollet meinen Plan wissen,« sagte d'Artagnan zu seinen drei Freunden, als sie nach der Niederlage der kleinen Truppe Rocheller wieder beim Schmause saßen. »Ja,« versetzte Athos, »Ihr sagtet, daß Euch ein Gedanke gekommen sei.«

»Richtig, er fällt mir wieder ein,« sagte d'Artagnan. »Ich reise abermals nach England, suche Herrn von Buckingham auf. und sage ihm von dem Komplott, das gegen ihn geschmiedet wird.«

»Ihr werdet das nicht tun, d'Artagnan,« sprach Athos kalt. »Warum nicht? Habe ich es nicht schon einmal getan?«

»Jawohl, doch damals lagen wir nicht im Krieg, und Herr von Buckingham war noch ein Verbündeter von uns, und nicht ein Feind. Was Ihr da tun wollet, würde Euch als Verrat angerechnet.« D'Artagnan begriff das Gewicht dieses Urteils und schwieg. »Mir scheint aber,« sagte Porthos, »daß ich gleichfalls einen Gedanken habe. Ich nehme einen Urlaub von Herrn von Tréville unter irgend einem Vorwand, den Ihr finden werdet, da ich eben nicht stark bin in Vorwänden. Mylady kennt mich nicht. Ich nähere mich ihr, ohne daß sie mich fürchtet, und wenn ich meine Schöne antreffe, so will ich sie erwürgen.«

»Ei,« sagte Athos. »ich bin nicht ganz abgeneigt, der Ansicht von Porthos beizustimmen.«

»Pfui,« rief Aramis, »eine Fran umbringen! Hört, ich habe den wahren Gedanken.«

»So sprich, Aramis,« versetzte Athos, der für den jungen Musketier große Achtung hatte. »Man müßte der Königin davon Nachricht geben.«

»Ah, meiner Treu, ja,« riefen zu gleicher Zeit Porthos und d'Artagnan; »ich glaube, wir haben das rechte Mittel.«

»Der Königin Nachricht geben?« fragte Athos, »und wie das? Haben wir denn Verbindungen bei Hofe? Können wir jemanden nach Paris schicken, ohne daß man es im Lager erfährt? Von hier nach Paris sind hundertvierzig Meilen, unser Brief wäre noch nicht in Angers, und wir säßen schon im Kerker.«

»Was das betrifft, Ihrer Majestät mit Sicherheit einen Brief zu übermitteln,« sprach Aramis errötend, »so nehme ich es auf mich, da ich in Tours eine geschickte Person kenne...«

Aramis hielt inne, als er sah, daß Athos lächelte. »Nun, Athos. seht Ihr das nicht ein?« fragte d'Artagnan. »Ich bin nicht gänzlich dagegen,« erwiderte Athos, »ich wollte aber Aramis nur bemerken, daß er das Lager nicht

verlassen kann; daß keiner von uns sicher ist. daß zwei Stunden nach Abgang des Boten alle Euren Brief auswendig wissen, und daß man Euch und Eure geschickte Person ins Gefängnis setzen wird.«

»Abgesehen davon,« sagte Porthos, »daß die Königin wohl Herrn von Buckingham, aber nicht auch uns retten wird.«

»Meine Herren,« sprach d'Artagnan, »was Porthos einwendet, ist ganz vernünftig.«

»Ha, ha, was geht denn in der Stadt vor?« rief Athos. »Man schlägt den Generalmarsch.« Die vier Freunde horchten, der Trommelschlag drang wirklich bis zu ihnen. »Ihr werdet sehen,« sprach Athos, »man wird ein ganzes Regiment schicken.«

»Ihr hofft doch nicht,« sagte Porthos, »einem ganzen Regiment Trotz bieten zu können?«

»Warum nicht?« antwortete der Musketier. »Ich fühle mich jetzt im Zug, und könnte einer ganzen Armee Trotz bieten, hätten wir nur aus Vorsicht ein Dutzend Flaschen mehr mitgenommen.«

»Auf Ehre, die Trommeln rücken näher,« sagte d'Artagnan. »Laßt sie nur näher komm?«,« versetzte Athos. »Es ist eine Viertelstunde Wegs von hier nach der Stadt, und somit auch von der Stadt bis hierher. Das ist mehr Zeit, als wir benötige«, um unsern Plan zu entwerfen. Wenn wir uns von da entfernen, finden wir keinen so Passenden Platz mehr. Und halt, gerade jetzt fällt mir der rechte Gedanke ein.«

»Nun, so sprecht.«

»Erlaubt nur, daß ich Grimaud einige unerläßliche Aufträge gebe. Athos gab seinem Diener einen Wink, herbeizukommen. »Grimaud,« sprach er und zeigte auf die Toten, die in der Bastei lagen. »Du nimmst diese Herren, stellst sie an die Mauer, setzest ihnen ihre Hüte auf den Kopf, und gibst ihnen ihre Büchsen in die Hand. »O, vortrefflicher Mann,« rief d'Artagnan, »ich verstehe dich.«

»Ihr versteht ihn?« fragte Porthos. »Und du. Grimaud, hast du mich begriffen?« sagte Athos. Grimaud bejahte mit einem Kopfnicken. »Mehr ist nicht vonnöten,« sprach Athos. »Kommen wir wieder zurück auf meinen Gedanken.«

»Ich möchte doch aber begreifen,« versetzte Porthos. »Das ist nicht notwendig.«

»Ja, ja, den Gedanken von Athos,« riefen zugleich Aramis und d'Artagnan. »Wie Ihr mir gesagt habt, d'Artagnan, glaube ich, so hat diese Mylady, diese Frau, diese Kreatur, dieser Satan einen Schwager?«

»Ja, ich kenne ihn recht wohl, und bin überzeugt, er hat keine große Sympathie für seine Schwägerin.«

»Das ist nicht übel,« erwiderte Athos, »und es wäre noch viel besser, wenn er sie hassen und verabscheuen möchte.«

»Für diesen Fall geht uns die Sache nach Wunsch.«

»Ich möchte indeß doch wissen, was Grimaud tut,« sagte Porthos. »Stille, Porthos!« rief Aramis. »Wie heißt denn dieser Schwager?«

»Lord Winter.«

»Und wo lebt er gegenwärtig?«

»Er kehrte bei dem ersten Kriegslärm nach London zurück.«

»O, das ist gerade der Mann, dessen wir bedürfen,« sprach Athos. »Er ist es. dem wir mitteilen, was da vorgeht. Wir entdecken ihm, seine Schwägerin führte im Schilde, jemanden umzubringen, und bitten ihn, daß er sie nicht aus den Augen lasse. Gewiß gibt es in London Anstalten nach Art der Madelonnetten oder Büßerinnen. Er läßt seine Schwägerin dahin bringen, und wir können unbesorgt sein.«

»Ja,« versetzte d'Artagnan, »bis sie wieder herauskommt.«

»Ha, meiner Treu, d'Artagnan! Ihr begehrt etwas zu viel,« sagte Athos; »ich gab alles, was ich hatte, und leugne es nicht, daß mein Sack völlig ausgeleert ist.«

»Was mich betrifft, so halte ich's fürs Beste, zugleich der Königin und Lord Winter Nachricht zu geben.«

»Jawohl, aber durch wen lassen wir den Brief nach Tours und den Brief nach London überbringen?«

»Ich stehe Bürge für Bazin,« sagte Aramis. »Und ich für Planchet,« entgegnete d'Artagnan. »In Wahrheit,« sagte Porthos, »wenn wir das Lager nicht verlassen können, so können es doch unsere Bedienten.«

»Ja,« versetzte Aramis, »wir schreiben die Briefe noch heute, geben ihnen Geld und lassen sie abreisen.«

»Wir geben ihnen Geld?« fragte Athos. »Ihr habt also Geld?« Die vier Freunde blickten sich an, und über ihre Stirn schwebte eine dunkle Wolke. »Frisch auf,« rief d'Artagnan, »ich sehe schwarze und rote Punkte, die sich da unten bewegen. Was sprecht Ihr denn von einem Regiment, Athos; es ist ja eine wirkliche Armee.«

»Meiner Treu! da rücken sie heran,« sagte Athos. »Seht nur, die Duckmäuser kommen ohne Trommeln und Trompeten. Bist du fertig, Grimaud?« Grimaud bejahte durch ein Kopfnicken und zeigte auf ein Dutzend Tote, die er in pittoresker Stellung aufgerichtet hatte; die einen schulterten das Gewehr, die andern legten gerade an, und wieder andere hielten die Säbel in der Hand. »Bravo,« rief Athos, »das macht deinem Geschmack Ehre.«

»Gleichviel,« sagte Porthos, »ich möchte nur begreifen können.«

»Laßt uns erst fortgehen,« sagte d'Artagnan, »dann werdet Ihr schon begreifen.«

»Einen Augenblick, meine Herren! einen Augenblick, lassen wir nur Grimaud noch Zeit, daß er aufräume.«

»Ha, seht nur,« rief Aramis, »die schwarzen und die roten Punkte vergrößern sich sichtlich, und ich pflichte d'Artagnans Ansicht bei; ich denke, wir hätten keine Zeit zu verlieren, um noch ins Lager zurückzukommen.«

»Meiner Treu!« sagte Athos, »ich wende nichts ein gegen den Rückzug. Grimaud war mit dem Korb und Nachtisch schon vorausgegangen. Die Freunde folgten hinter ihm her. und machten etwa zehn Schritte, als Athos rief: »Zum Teufel! meine Herren, was tun wir denn?«

»Hast du noch etwas vergessen?« fragte Aramis. »Donnerwetter, die Fahne! Man soll in des Feindes Hand keine Fahne lassen, wäre es auch nur eine Serviette.«

Athos stürzte in die Bastei, kletterte auf die Höhe und riß die Fahne herab. Als aber die Rocheller bis zur Schußweite herangerückt waren, eröffneten sie ein schreckliches Feuer auf diesen Mann, der sich den Kugeln gleichsam zu seinem Vergnügen aussetzte. Es war aber, als ob Athos einen Talisman bei sich trüge; denn die Kugeln pfiffen an ihm vorbei, ohne daß ihn eine einzige traf. Athos schwang seine Fahne, während er den Leuten von der Stadt den Rücken zuwandte und die im Lager begrüßte; von der einen Seite ertönte Geschrei der Wut und von der andern Jubel des Enthusiasmus. Auf die erste Ladung erfolgte eine zweite, drei Kugeln durchlöcherten die Serviette, und machten sie wirklich zu einer Fahne. Man vernahm von dem ganzen Lager das Geschrei: »Herab, herab!« Athos sprang herab; seine Freunde, die schon ängstlich seiner warteten, sahen ihn zu ihrer größten Freude wieder zum Vorschein kommen. »Schnell, Athos, schnell,« rief d'Artagnan, »rasch von hinnen; jetzt, wo wir alles gefunden haben, bis auf das Geld, wäre es töricht, sich totschießen zu lassen.« Doch Athos schritt fortwährend majestätisch einher, und als seine Freunde sahen, daß jede Bemerkung vergeblich war, so richteten sie ihren Gang nach dem seinigen ein. Grimaud und sein Korb waren bereits voraus und schon außerhalb der Schußweite. Gleich darauf hörte man ein furchtbares Gewehrfeuer knallen. »Was ist das?« fragte Porthos, »und auf wen schießen sie? Ich höre keine Kugeln mehr sausen und sehe niemand.«

»Sie schießen auf unsere Toten,« entgegnete Athos. »Doch unsere Toten werden nicht antworten.«

»Allerdings, dann fürchten sie einen Hinterhalt, und beratschlagen, sie schicken einen Parlamentär ab, und wenn sie den Spaß merken, sind wir schon außer dem Bereich der Kugeln. Es ist daher unnötig, daß wir uns durch zu große Eilfertigkeit ein Seitenstechen zuziehen.«

»O, jetzt begreife ich,« sagte Porthos verwundert. »Das ist ein Glück,« versetzte Athos, die Achseln zuckend. Als die Franzosen ihre vier Freunde zurückkehren sahen, erhoben sie ein Jubelgeschrei.

Endlich ließ sich ein neues Musketenfeuer vernehmen, die Kugeln prallten jetzt rings um die vier Freunde an die Kieselsteine, und sausten bedrohlich an ihre Ohren. Die Rocheller bemächtigten sich der Bastei. »Diese Leute sind doch recht ungeschickt,« sprach Athos. »Wie viele haben wir niedergemacht?«

»Zwölf oder fünfzehn.«

»Wie viele haben wir mit der Mauer zermalmt?«

»Acht oder zehn.«

»Gegen alles das nicht einmal eine Schramme; doch halt, was habt Ihr an der Hand, d'Artagnan? Blut, wie mir dünkt.«

»Es ist nichts,« erwiderte d'Artagnan. »Eine verirrte Kugel?«

»Selbst nicht das.«

»Was also?« Wir sagten es schon einmal, Athos liebte d'Artagnan wie sein eigenes Kind, und dieser düstere, unbeugsame Charakter hegte bisweilen für den jungen Mann eine väterliche Fürsorge. »Es ist eine Verletzung der Haut,« entgegnete d'Artagnan; »mein Finger wurde zwischen zwei Steine geklemmt, zwischen den der Mauer und den meines Ringes und das hat die Haut geritzt.«

»Das hat man davon, wenn man Diamanten trägt,« sagte Athos verächtlich, »Ha doch,« rief Porthos, »er hat einen Diamant? Was Teufel klagen wir über Mangel an Geld, da er einen Diamant hat?«

»Ja, es ist wahr,versetzte Aramis. »Ganz wohl, Porthos, diesmal habt Ihr meinen Gedanken.«

»Allerdings,« erwiderte Porthos, der sich bei Athos' Kompliment aufblähte, »da er einen Diamant hat, so wollen wir ihn verkaufen.«

»Es ist aber der Diamant der Königin,« entgegnete d'Artagnan. »Das ist noch ein Grund mehr,« antwortete Athos. »Die Königin rettet Herrn Buckingham, nichts ist billiger als das; die Königin rettet uns, ihre Freunde, und nichts ist moralischer als das. Wir verkaufen den Diamant. Was hält Herr Aramis von der Sache? Ich frage auch nicht Porthos, da er seine Ansicht schon kundgegeben hat.«

»Ich bin der Meinung,« versetzte Aramis errötend, »daß d'Artagnan seinen Ring verkaufen kann, da er nicht von einer Geliebten kommt, und somit kein Liebespfand ist.«

»Mein Lieber, sprecht; Euer Rat ist also?«

»Den Diamant zu verkaufen,« antwortete Aramis. »Gut,« sagte d'Artagnan heiter; »verkaufen wir den Diamant, und reden wir nichts weiter davon.«

»Nun?« fragte der Kardinal, als er La Houdinière zurückkehren sah. »Monseigneur,« antwortete dieser, »drei Musketiere und ein Garde haben mit einem Herrn von Busigny gewettet, in der Bastei Saint-Gervais zu frühstücken; sie hielten sich zwei Stunden lang gegen den Feind, und erlegten, ich weiß gar nicht wie viele Rocheller.«

»Habt Ihr Euch nach den Namen der drei Musketiere erkundigt?«

»Ja, Monseigneur.«

»Wie heißen sie?«

»Es sind die Herren Athos, Porthos und Aramis.«

»Immer meine drei Wackern!« murmelte der Kardinal; »und der Garde ist ...?«

»Herr d'Artagnan.«

»Immer mein junger Brausekopf; diese vier Männer müssen entschieden mir zugehören.« Am Abend desselben Tages beredete sich der Kardinal mit Herrn von Tréville über den Vorfall vom Morgen, der das Gespräch des ganzen Lagers bildete. Herr von Tréville, der sich denselben von denjenigen erzählen ließ, die dabei selbst die Helden waren, teilte ihn Seiner Eminenz mit allen Umständen mit und vergaß dabei nicht den Zwischenfall mit der Serviette. »Gut, Herr von Tréville,« sprach der Kardinal, »ich bitte Sie, mir diese Serviette zu verschaffen, ich lasse drei goldene Lilien darauf sticken, und gebe sie Ihrer Kompagnie als Standarte.«

»Monseigneur,« versetzte Herr von Tréville, »damit geschähe den Garden ein Unrecht, denn Herr d'Artagnan gehört nicht mir, sondern Herrn des Essarts.«

»Gut, so nehmen Sie ihn zu sich,« sagte der Kardinal, »es ist nicht mehr als billig, daß die wackeren Krieger, die sich so warm lieben, in derselben Kompagnie dienen.«

An demselben Abend überbrachte Herr von Tréville den drei Musketieren und d'Artagnan die frohe Botschaft, und lud alle vier zum Frühmahl für den folgenden Tag ein. D'Artagnan war voll des Entzückens; Musketier zu sein war ja, wie wir wissen, der Traum seines Lebens. Auch die drei Freunde waren voll Freude. »Meiner Treu!« sprach d'Artagnan zu Athos, »du hattest einen herrlichen Gedanken, wir erwarben uns Ruhm, wie du uns voraussagtest, und konnten ein höchst wichtiges Gespräch führen.«

»Das wird jetzt nach unserm Belieben fortsetzen können, denn wir werden von jetzt an mit Gottes Hilfe als Kardinalisten gelten.« An diesem Abend machte d'Artagnan Herrn des Essarts seine Aufwartung, um ihm seine Beförderung mitzuteilen. Herr des Essarts, der d'Artagnan sehr gewogen war, bot ihm seine dienstfertige Hand an, denn diese Übersiedlung war in bezug auf die Equipierung mit großen Kosten verknüpft. D'Artagnan lehnte das Anerbieten ab, wollte jedoch die gute Gelegenheit nutzen, und ersuchte ihn, daß er den Diamant schätzen lasse, den er ihm übergab und zu veräußern wünschte. Am folgenden Tag um acht Uhr in der Früh kam der Bediente von des Essarts zu d'Artagnan, und überbrachte ihm einen Sack

voll Gold im Werte von siebentausend Franks. Das war der Preis für den Diamant der Königin.

Eine Familienangelegenheit

Athos hatte den richtigen Ausdruck gefunden, man mußte aus dieser Angelegenheit von Buckingham eine Familienangelegenheit machen. Eine Familienangelegenheit unterlag nicht der Nachforschung des Kardinals; sie ging niemanden an; man konnte sich vor aller Welt mit einer Familienangelegenheit befassen. Das Frühstück bei Herrn von Tréville war mit der heitersten Freude gewürzt. D'Artagnan trug bereits seine Uniform; da er fast gleichen Wuchses mit Aramis war. und da Aramis von dem Buchhändler für sein Gedicht, wie man sich erinnern wird, glänzend honoriert worden war, und alles doppelt besaß, so trat er d'Artagnan eine vollständige Equipierung ab. Nach dem Frühmahl war man übereingekommen, sich abends in Athos' Wohnung zu versammeln, und dort die Angelegenheit abzutun. D'Artagnan brachte den Tag damit zu, daß er seine Musketierkleidung im ganzen Lager zur Schau trug. Am Abend kamen die vier Freunde zur festgesetzten Stunde zusammen; es gab da noch zwei Dinge zu entscheiden: Was man dem Bruder der Mylady schreiben sollte! Was man jener geschickten Person in Tours berichten sollte! Athos meinte, es sei sehr schwierig einen unverfänglichen Brief über diese Dinge zu schreiben. »Ganz und gar nicht,« erwiderte d'Artagnan. dem daran gelegen war, die Sache durchzusetzen; »mir scheint sie ganz leicht. Bei Gott! es versteht sich von selbst, daß, wenn man an Lord Winter von schändlichen Dingen, von Niederträchtigkeiten...«

»Leiser,« mahnte Athos. »Von Intrigen, Staatsgeheimnissen schreiben würde,« fuhr d'Artagnan, sich der Mahnung fügend, hinzu, »so versteht es sich von selbst, sage ich, daß man uns bei lebendigem Leibe rädern würde; aber bei Gott, vergesset nicht, daß wir ihm, wie Ihr selbst sagtet, in Familienangelegenheiten schreiben, daß wir uns bloß nur an ihn wenden, damit er Mylady bei ihrer Ankunft in London außer stande setzen würde, uns zu schaden. Ich will ihm einen Brief schreiben, etwa folgenden Inhalts.«

»Nun sprecht,« sagte Aramis, und gab sich im voraus die Miene eines Kritikers. »Mein Herr und teurer Freund!«

»Ach ja, teurer Freund – zu einem Engländer,« – fiel Athos ein, »das fängt gut an, d'Artagnan, schon wegen dieses einzigen Wortes würde man Euch nicht rädern, sondern vierteilen.«

»Wohlan, so will ich ganz kurz sagen: Mein Herr!«

»Ihr könnt ihn sogar Mylord nennen,« versetzte Athos, der viel auf Wohlstand hielt. »Mylord – erinnert Ihr Euch noch an das kleine Ziegengehege nahe dem Luxembourg?«

»Gut, jetzt kommt die Reihe an den Luxembourg, man wird das für eine Anspielung auf die Königin-Mutter halten, das ist sinnreich,« sagte Athos. »Nun, so schreiben wir ganz einfach: Mylord, erinnert Ihr Euch an ein gewisses kleines Gehege, wo man Euch das Leben gerettet hat?«

»Lieber d'Artagnan,« sagte Athos, »Ihr werdet immerhin ein schlechter Briefschreiber sein. Wo man Euch das Leben gerettet hat – pfui, das ist nicht würdevoll; einen anständigen Mann erinnert man nicht an solche Dienste; eine Wohltat vorrücken, heißt beleidigen.«

»Ach, mein Lieber,« antwortete d'Artagnan, »Ihr seid unerträglich, und wenn ich unter Eurer Zensur schreiben muß, so leiste ich darauf Verzicht.«

»Daran tut Ihr wohl. Handhabt Büchse und Degen, lieber Freund, diese Übung versteht Ihr recht gut, aber überlaßt die Feder Herrn Aramis, das ist sein Geschäft.«

»Ja, fürwahr,« sagte Porthos, »überlaßt die Feder Aramis, der Thesen in lateinischer Sprache komponiert.«

»Nun wohlan,« erwiderte d'Artagnan, »so verfaßt Ihr diesen Brief, Aramis; aber beim Himmel, ich sage es Euch, gebt wohl acht, denn ich will Euch gleichfalls durchgeißeln.«

»Das ist mir ganz recht,« entgegnete Aramis mit dem naiven Selbstvertrauen, das jeder Dichter hegt; »man sage mir nur die betreffenden Umstände. Ich hörte Wohl so nebenher, diese Schwägerin sei eine schändliche Person, und habe sogar selbst den Beweis erhalten, als ich ihre Unterredung mit dem Kardinal belauschte...«

»Leiser – Donnerwetter! rief Athos. »Ich weiß jedoch die Einzelheiten nicht,« fuhr Aramis fort. »Ich gleichfalls nicht,« sprach Porthos. D'Artagnan und Athos blickten sich ein Weilchen stillschweigend an. Als sich endlich Athos, der noch blasser als gewöhnlich wurde, ein bißchen gefaßt hatte, gab er ein Zeichen der Einwilligung. D'Artagnan erkannte, daß er reden dürfe, und sagte: »So hört denn, was zu schreiben ist: Mylord! Eure Schwägerin ist eine Ruchlose, die Euch umbringen lassen wollte, um Euch zu beerben; allein sie durfte Euern Bruder nicht heiraten, da sie schon in Frankreich verehelicht war...« D'Artagnan hielt an, als suchte er den Ausdruck, und blickte wieder auf Athos. »Und von ihrem Gemahl fortgejagt wurde,« – ergänzte Athos. »Weil sie gebrandmarkt war,« fuhr d'Artagnan fort. »Bah, unmöglich,« rief Porthos, »sie wollte ihren Schwager umbringen lassen?«

»Ja.«

»Sie war verheiratet?« fragte Aramis. »Ja.«

»Und ihr Gemahl bemerkte, daß sie eine Lilie auf ihrer Schulter hatte?« fragte Porthos. »Ja.« Athos hatte dieses dreimalige »Ja« mit stets dumpferer Betonung ausgesprochen. »Wer hat denn die Lilie gesehen?« fragte Aramis. »D'Artagnan und ich, oder vielmehr in chronologischer Ordnung: ich und d'Artagnan,« erwiderte Athos. »Und der Gemahl dieses schändlichen Geschöpfes lebt noch?« sagte Aramis. »Er lebt noch.«

»Wißt Ihr das gewiß?«

»Ich weiß es gewiß.«

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, währenddessen jeder seine eigentümlichen Eindrücke im Gemüt hatte. Athos brach das Stillschweigen zuerst und sagte: »Diesmal gab uns d'Artagnan ein vortreffliches Programm, das man vor allem schreiben muß.«

»Teufel! Ihr habt recht, Athos,« rief Aramis; »der Entwurf ist schwierig. Der Herr Kanzler selbst käme in Verlegenheit, sollte er einen so wichtigen Brief abfassen, obwohl er ein Protokoll sehr gut aufnimmt. Aber gleichviel, seid still, ich schreibe.« Aramis ergriff eine Feder, sann einen Augenblick nach, schrieb mit zierlicher Frauenhandschrift acht bis zehn Zeilen, und las dann mit weicher Stimme, als hätte er ängstlich jedes Wort erwogen: »Mylord! Die Person, die Euch diese Zeilen schreibt, hatte einmal die Ehre, in dem kleinen Gehege der Gasse d'Enfer den Degen mit Euch zu kreuzen. Da Ihr seither wiederholt so gütig gewesen, Euch den Freund dieser Person zu nennen, so glaubt sie, Euch für diese Freundschaft mit einem guten Rate danken zu müssen. Ihr waret nahe daran, wiederholt das Opfer einer nahen Verwandten zu werden, die Ihr für Eure Erbin haltet, weil Ihr nicht wisset, daß sie schon in Frankreich verheiratet war, ehe sie in England eine Ehe schloß; doch könntet Ihr jetzt das drittemal der bedrohlichen Gefahr unterliegen. Eure Verwandte ist von La Rochelle nach England abgesegelt. Überwacht ihre Ankunft, denn sie führt Großes, Schreckliches im Sinne. Wollet Ihr durchaus wissen, was sie zu tun fähig ist, so leset ihre Vergangenheit auf ihrer linken Schulter.« – »Nun, dns ist vortrefflich,« sprach Athos; »lieber Aramis, Ihr führet die Feder eines Ratssekretärs. Lord Winter wird sich wohl in acht nehmen, wenn anders der Rat zu ihm gelangt, und fiele er in die Hand Seiner Eminenz, so brächte uns das keine Gefahr. Da aber der Bediente, der die Bestellung hat, uns glauben machen könnte, er sei in London gewesen, während er nur in Châtellerault verweilte, so wollen wir ihm nur die Hälfte der Summe geben, und die andere Hälfte für die Antwort zusagen. Habt Ihr den Diamant?« fuhr Athos fort.

»Ich habe etwas Besseres,« antwortete d'Artagnan, »ich habe den Betrag dafür.« Er warf den Geldsack auf den Tisch. Beim Klange des Goldes erhob Aramis die Augen, Porthos zitterte, Athos blieb regungslos. »Wieviel enthält dieser Sack?«

»Siebentausend Livres in Louisdor zu zwölf Franks. »Siebentausend Livres!« rief Athos, »dieser kleine elende Diamant kostet siebentausend Livres.«

»Doch scheint es. Porthos, weil sie hier liegen; denn ich glaube nicht, daß unser Freund d'Artagnan etwas von den Seinigen beifügte.«

»Doch, meine Herren, wir denken ja bei alledem gar nicht an die Königin; sorgen wir doch ein bißchen für die Gesundheit Ihres lieben Buckingham, wir sind ihm das wenigstens schuldig.«

»Allerdings,« versetzte Athos, »aber das geht Aramis an.«

»Nun.« sprach dieser, »was habe ich da zu tun?«

»Das ist ganz einfach,« entgegnete Athos, »Ihr schreibt an die geschickte Person in Tours einen zweiten Brief.« Aramis ergriff abermals die Feder, sann ein bißchen nach, und schrieb dann die folgenden Zeilen, die er dem Urteil seiner Freunde unterzog. »Meine liebe Base...«

»He,« rief Athos, »ist diese geschickte Person mit Euch verwandt?«

»Eine Cousine,« antwortete Aramis. »Also Base.« Aramis fuhr fort. »Meine liebe Base! Seine Eminenz der Kardinal, den Gott zu Frankreichs Wohlfahrt und zum Verderben der Feinde des Landes erhalten wolle, steht im Begriff, den ketzerischen Aufrührern von La Rochelle den Garaus zu machen; wahrscheinlicherweise kann die Hilfe der englischen Flotte nicht in die Nähe des Platzes gelangen; fast möchte ich sagen, ich weiß gewiß, daß Herr von Buckingham durch ein großes Ereignis abgehalten wird, abzureisen. Seine Eminenz ist der großartigste Politiker der Vergangenheit, der Gegenwart und vermutlich auch der Zukunft. Er würde die Sonne auslöschen, wenn sie ihm lästig fiele. Liebe Base! Setzet davon Eure Schwester in Kenntnis. Ich träumte, dieser verdammte Engländer sei gestorben, doch weiß ich nicht mehr, ob durch Eisen oder Gift; nur soviel weiß ich gewiß, er starb und Ihr wisset, meine Träume lügen nie. Seid nun versichert, daß Ihr mich bald werdet zurückkehren sehen.«

»Das ist herrlich,« rief Athos, »lieber Aramis, Ihr seid der König der Dichter. Nun hat man nur noch die Adresse auf den Brief zu setzen.«

»Das ist sehr leicht,« sagte Aramis. Er faltete niedlich den Brief und schrieb dann: »An Mademoiselle Michon, Näherin in Tours.« Die drei Freunde blickten sich lachend an. Sie waren betört. »Jetzt seht Ihr wohl ein, meine Freunde,« sprach Aramis, »daß nur Bazin diesen Brief nach Tours bestellen kann. Meine Base kennt bloß Bazin und setzt nur in ihn Vertrauen. Bei

jedem andern würde die Sache scheitern. Außerdem ist Bazin ehrsüchtig und gelehrt; er hat die Geschichte gelesen, meine Herren, er weiß, daß Sixtus V. Papst geworden, nachdem er vormals die Schweine gehütet hatte, und hofft selbst einmal etwas Tüchtiges zu werden. Begreift Ihr wohl? Ein Mensch mit solchen Hoffnungen läßt sich nicht fangen, und wenn er auch ergriffen wird, so erduldet er lieber den Märtyrertod, als er sprechen würde.«

»Ganz wohl,« versetzte d'Artagnan, »ich will gern Bazin gelten lassen, wenn Ihr mir Planchet gelten lasset. Mylady trieb ihn einmal mit dem Stock aus dem Haus. Aber Planchet hat ein gutes Gedächtnis, und kann er auf irgend eine Rache bauen, so ließe er sich lieber lebendig rädern, als daß er Verzicht darauf leisten wollte. Sind die Angelegenheiten von Tours die Eurigen, Aramis, so sind jene von London die meinigen. Ich bitte somit, Planchet zu wählen, der ohnedies schon einmal mit in London war, und ganz verständlich spricht: London, Sir, if you please, und my master, Lord d'Artagnan. Seid unbekümmert, damit findet er seinen Weg dahin und wieder zurück.«

»Für diesen Fall«, sagte Athos, »muß Planchet siebenhundert Livres für die Hinreise und siebenhundert für die Rückreise erhalten, sowie Bazin dreihundert für die Hinreise und wieder dreihundert für die Rückreise. Damit sinkt nun die Summe auf fünftausend Livres herab. Wir nehmen jeder tausend Livres, um sie nach Belieben zu verwenden, und bewahren uns noch einen Fonds von tausend Livres, den Aramis für ungewöhnliche Fälle oder gemeinschaftliche Bedürfnisse in Händen behält. Ist Euch das recht?«

Man berief Planchet und gab ihm die nötigen Weisungen. Er wurde von d'Artagnan unterrichtet, der mit ihm ernstlich von Reisen, dann von dem Geld und zuletzt von der Gefahr sprach. »Ich will den Brief in meinem Rocklatze tragen,« sagte Planchet, »und ihn verschlingen, wenn man ihn mir zu entreißen versucht.«

»Dann kannst du aber deinen Auftrag nicht vollziehen,« versetzte d'Artagnan.

»Geben Sie mir diesen Abend eine Abschrift, daß ich sie auswendig lerne.« D'Artagnan blickte auf seine Freunde, als wollte er sie fragen:

»Nun, was habe ich Euch versprochen?«

»Du hast acht Tage,« fuhr er fort, zu Planchet gewendet, »um zu Lord Winter zu gelangen, und wieder acht Tage, um hierher zurückzukehren, also im ganzen sechzehn Tage. Bist du am sechzehnten Tage nach deiner Abreise bis Abends nicht zurückgekehrt, so bekommst du kein Geld und wäre es acht Uhr fünf Minuten.«

»Nun, gnädiger Herr,« versetzte Planchet, »so kaufen Sie mir eine Uhr.« In dem Moment, als Planchet am folgenden Morgen zu Pferde steigen wollte, berief ihn d'Artagnan, der für den Herzog von Buckingham eine gewisse Vorliebe empfand.

»Höre mich, sobald du Lord Winter den Brief eingehändigt hast, und er ihn gelesen hat, so sage ihm ferner: ›Behüten Sie Seine Herrlichkeit den Lord Buckingham, denn man will ihn umbringen.‹– Doch sieh, Planchet, das ist so ernst und so wichtig, daß ich es nicht einmal meinen Freunden anvertrauen wollte, ja nicht einmal für eine Kapitänsstelle zu Papier bringen möchte.«

»Seien Sie ruhig, mein Herr,« entgegnete Planchet, »Sie sollen sehen, ob man auf mich bauen kann.« Er bestieg sein vortreffliches Pferd, das er zwanzig Meilen von da aufgeben mußte, um die Post zu nehmen, und sprengte hinweg, das Herz ein wenig beklommen durch das für ihn traurige Versprechen, das die Musketiere getan hatten, im Grunde aber doch heiter gestimmt.

Bazin ging erst am folgenden Morgen nach Tours ab und hatte acht Tage Zeit zur Besorgung seines Auftrags. Am Morgen des achten Tages trat Bazin aufgeräumt und lächelnd, wie gewöhnlich, in das Wirtshaus »Zum Parpaillot« ein, wo eben die vier Freunde beim Frühmal saßen, und sagte laut der Verabredung: »Herr Aramis, hier ist die Antwort Ihrer Base.« Die vier Freunde wechselten einen frohen Blick, die Hälfte des Geschäftes war abgetan, doch war es das kürzeste und leichteste. Aramis errötete

unwillkürlich, als er den Brief nahm, der von plumper Handschrift und ohne Orthographie war.

»Guter Gott!« rief er lachend, »ich muß wahrscheinlich noch verzweifeln, die arme Michon wird doch nie schreiben lernen, wie Herr von Voiture.« Inzwischen verging der Tag und der Abend kam noch langsamer, er kam aber doch endlich heran; die Trinkstuben füllten sich mit Zechern. Athos, der seinen Anteil an dem Diamant in die Tasche gesteckt hatte, kam vom »Parpaillot« nicht mehr weg. Übrigens fand er an Herrn von Busigny, der ihnen ein köstliches Mittagmahl bestellt hatte, einen würdigen Zechbruder. Sie spielten gewöhnlich mitsammen, bis es sieben Uhr schlug; man hörte die Patrouillen vorüberziehen, welche die Posten verdoppelten. Um halb acht Uhr schlug man zum Rückzug.

»Wir sind verloren,« flüsterte d'Artagnan in Athos' Ohren.

»Ihr wollet sagen, wir haben verloren,« entgegnete Athos gelassen, und warf zehn Louisdor auf den Tisch, die er aus seiner Tasche genommen hatte. »Auf, meine Herren,« rief er, »man trommelt den Rückzug, gehen wir zu Bett.« Athos ging vom »Parpaillot« hinweg und d'Artagnan folgte ihm, Aramis reichte Porthos den Arm und schritt hinter ihnen her. Aramis murmelte Verse, und Porthos zupfte sich von Zeit zu Zeit aus Verzweiflung einige Haare aus dem Schnurrbart. Auf einmal aber zeigte sich in der Dunkelheit ein Schatten, dessen Umrisse d'Artagnan bekannt waren, und eine Stimme rief:

»Gnädiger Herr, ich bringe Ihnen Ihren Mantel, denn der heutige Abend ist kühl.«

»Planchet!« schrie d'Artagnan, vor Freude berauscht.

»Planchet!« riefen Porthos und Aramis.

»Nun ja, Planchet,« sagte Athos, »was gibt es da zu verwundern? Er hat ja versprochen, um acht Uhr zurückzukommen, und eben schlägt es acht Uhr! Bravo, Planchet! Du bist ein Bursche, der Wort hält, und trittst du je aus deinem Dienste, so will ich dich aufnehmen.«

»O, nein, niemals,« entgegnete Planchet, »ich werde Herrn d'Artagnan nie verlassen.«

In diesem Moment fühlte d'Artagnan, daß ihm Planchet ein Briefchen in die Hand schob. D'Artagnan empfand große Lust, Planchet zu umarmen; allein er fürchtete, dieser Beweis seiner Liebe gegen seinen Lakai auf offener Straße möchte einen Vorübergehenden befremden, und er hielt an sich. »Ich habe das Briefchen,« sprach er zu Athos und den andern Freunden.

»Das ist gut,« versetzte Athos, »kehren wir heim, um es zu lesen.« Das Briefchen glühte in d'Artagnans Hand. Er wollte seine Schritte verdoppeln, doch Athos faßte ihn bei der Hand, und so mußte der junge Mann gleichen Schritt mit seinem Freunde gehen. Endlich gelangte man in das Zelt, und zündete eine Lampe an. Während Planchet bei der Tür stehenblieb, damit die vier Freunde nicht überrascht würden, erbrach d'Artagnan mit bebender Hand das Siegel und eröffnete den heißersehnten Brief: Er enthielt eine halbe Zeile in echt britischer Schrift, und mit lakonischer Kürze. Thank you; be easy; das heißt: »Ich danke Euch; seid ruhig.« Athos nahm den Brief aus d'Artagnans Händen, hielt ihn zur Lampe hin, brannte ihn an, und ließ ihn nicht aus den Augen, bis er in Asche verwandelt war. Dann rief er Planchet und sprach:

»Jetzt, mein Lieber, kannst du siebenhundert Livres erlangen; doch wagtest du nicht viel mit einem Briefchen, wie das hier war.«

»Ich habe nichtsdestoweniger alle möglichen Mittel ersonnen, um es zu bewahren,« versetzte Planchet.

»Erzähle uns nun,« sagte d'Artagnan.

»O, das dauert lang, mein Herr!«

»Du hast recht, Planchet, außerdem hat man den Rückzug geschlagen, und man würde uns bemerken, wollten wir länger als die andern Licht brennen.«

»Wohlan,« sprach d'Artagnan, »wir begeben uns zur Ruhe. Planchet, schlaf wohl.«

Fatalitäten.

Inzwischen war Mylady, die auf dem Verdeck gleich einer Löwin schnaubte, die eingeschifft wird, in Versuchung gekommen, sich in das Meer zu werfen, um wieder an die Küste zu schwimmen; sie konnte ja den Gedanken nicht ertragen, daß sie von d'Artagnan beleidigt, von Athos bedroht worden war, und nun Frankreich verlassen sollte, ohne sich an ihnen gerächt zu haben. Dieser Gedanke wurde ihr alsbald so unausstehlich, daß sie auf die Gefahr hin, was auch Schreckliches erfolgen möge, den Kapitän bat, er wolle sie ans Land setzen; da aber dieser zwischen die französischen und englischen Kreuzer gestellt war, wie die Fledermaus zwischen die Ratten und Vögel, so lag ihm alles daran, sobald als möglich England zu erreichen. Infolgedessen weigerte er sich standhaft, dem nachzugeben, was er für eine Frauenlaune hielt, versprach aber seiner Reisenden, die ihm vom Kardinal besonders empfohlen worden war, er werde sie, wenn es das Meer und die Franzosen gestatten würden, in einem von den Häfen der Bretagne, entweder in Lorient oder in Brest ans Land setzen. Allein das Meer war feindselig, der Wind widrig, man mußte längs des Gestades lavieren. Erst neun Tage darauf, als man von Charente abgesegelt war, sah Mylady, ganz blaß vor Verdruß und Ingrimm, die bläulichen Küsten von Finistère. Ihren Berechnung gemäß brauchte man mindestens drei Tage, um die Ecke von Frankreich zu umschiffen und wieder in Nähe des Kardinals zu kommen. Dazu noch einen Tag zum Ausschiffen gerechnet, macht vier Tage. Rechnete sie nun zu diesen vier Tagen die neun andern, so ergaben sich dreizehn Tage, während welcher in London so viel des Wichtigen geschehen konnte. Auch erwog sie, der Kardinal würde ob ihrer Rückkehr zweifelsohne entrüstet und sonach viel mehr geneigt sein, solchen Klagen Gehör zu schenken, die man wider sie erheben, als den Anschuldigungen, die sie gegen andere vorbringen würde. Sie segelte somit bei Lorient und Brest vorüber, ohne daß sie bei dem Kapitän auf ihrem Willen beharrte, der sich seinerseits wohl hütete, sie daran zu erinnern. Sonach setzte Mylady ihre Reise fort, und an demselben Tage, wo sich Planchet in Portsmouth nach Frankreich einschiffte, steuerte die Botschafterin Seiner Eminenz triumphierend in den Hafen.

Die ganze Stadt war in einer ungewöhnlichen Bewegung. Vier große, erst fertig gewordene Schiffe wurden eben vom Stapel gelassen. Buckingham

stand auf dem Hafendamm, wie gewöhnlich von Gold, Diamanten und Edelsteinen funkelnd, den Hut geziert mit einer Feder, die auf seine Schulter herabfiel, und umgeben von seinem glänzenden Generalstab. Es war einer jener schönen und seltenen Tage, da sich England erinnert, daß es eine Sonne gibt. Man segelte in die Reede hinein; wie man aber daselbst die Anker werfen wollte, näherte sich ein kleiner, furchtbar bemannter Kutter dem Handelsschiff, und ließ ein Boot ins Meer setzen, das nach der Leiter zuruderte. Der Offizier allein stieg an Bord, wo er mit der Ehrfurcht empfangen wurde, welche die Uniform einflößt. Der Offizier besprach sich ein Weilchen mit dem Patron, gab ihm einige Papiere zu lesen, die er bei sich führte, und alle auf dem Schiffe befindlichen Personen, Matrosen und Passagiere wurden auf das Verdeck berufen. Als diese Art Aufruf geschehen war, erkundigte sich der Offizier nach dem Abfahrtspunkt der Brigg, nach ihrem Wege, nach ihren Landungen und der Kapitän beantwortete diese Fragen ohne Anstand und Schwierigkeit. Sodann hielt der Offizier über alle Personen Musterung, und als die Reihe an Mylady kam, faßte er sie mit der größten Aufmerksamkeit ins Auge, ohne daß er ein Wort zu ihr sprach. Hierauf kehrte er zu dem Kapitän zurück, sagte ihm noch einige Worte und gebot dann, als ob das Schiff jetzt ihm zugehörte, eine Bewegung, welche die Schiffsmannschaft auf der Stelle ausführte. Die Brigg ward stets von dem kleinen Kutter begleitet, der Bord an Bord mit ihr steuerte, und ihr mit den Mündungen seiner fünf Kanonen drohte, wogegen sich die Barke wie ein schwacher Punkt unter diesen Schiffsmassen ausnahm.

Während der Offizier Mylady forschend ins Auge faßte, hatte ihn Mylady, wie sich wohl erachten läßt, mit dem Blicke verschlungen. Allein wie sehr auch diese Frau mit ihren Flammenaugen daran gewöhnt war, im Herzen derjenigen zu lesen, in deren Geheimnis zu dringen sie für notwendig hielt, so fand sie doch diesmal ein Gesicht von solcher Festigkeit, daß ihr Forschen ohne Erfolg blieb. Es war schon Nacht, als man in den Hafen einlief. Wie stark auch Mylady war, so fühlte sie sich doch vom Schauer durchrieselt. Der Offizier ließ sich die Pakete der Mylady vorzeigen, sie sodann in das Boot schaffen, und nachdem das abgetan war, forderte er sie auf, selber hinabzusteigen und bot ihr dabei hilfreiche Hand. Mylady blickte ihn an und zauderte. »Wer sind Sie, mein Herr,« fragte sie, »der Sie so gütig sind, sich insbesondere mit mir allein zu beschäftigen?«

»Das sollten Sie wohl an meiner Uniform erkennen, Madame; ich bin Offizier der englischen Marine,« entgegnete der Offizier. »Allein, sagen Sie mir, ob es denn herkömmlich sei, daß sich die Offiziere der englischen Marine ihren Landsleuten zu Befehl stellen, wenn sie in einen Hafen Großbritanniens einlaufen, und ihre Artigkeiten sogar so weit treiben, daß sie dieselben ans Land begleiten?«

»Ja, Mylady, es ist herkömmlich, doch nicht aus Höflichkeit, sondern aus Klugheit, daß man die Fremden zur Zeit eines Krieges in ein gewisses Gasthaus führt, damit sie die Regierung überwachen könne, bis man volle Auskunft über sie erhält.« Diese Worte waren mit aller Artigkeit und vollkommener Ruhe gesprochen, waren jedoch nicht im stande, Mylady zu überzeugen. »Mein Herr,« sprach sie in der reinsten Mundart, wie man sie zwischen Portsmouth und Manchester hörte, »ich bin keine Fremde. Ich heiße Lady Winter, und diese Maßregel —-«

»Diese Maßregel ist allgemein, Mylady, und Sie würden sich fruchtlos ihr zu entziehen suchen.«

»Nun, so folge ich Ihnen, mein Herr!« Sie faßte die Hand des Offiziers und stieg die Treppe hinab, unter welcher das Boot harrte. »Fahret zu!« rief er zu den Matrosen. Die acht Ruder fielen mit einem Schlag ins Meer, hielten ein gleiches Tempo, und so schien das Boot auf der Oberfläche des Wassers hinzufliegen. Nach fünf Minuten war man ans Land gekommen. Der Offizier sprang auf das Kai und bot Mylady die Hand. Es wartet ein Wagen. »Ist dieser Wagen für uns?« fragte Mylady. »Ja, Madame,« erwiderte der Offizier. »Liegt also das Gasthaus fern von hier?«

»Am andern Ende der Stadt.«

»Wohlan!« rief Mylady und sprang entschlossen in den Wagen.

Ein so seltsamer Empfang mußte Mylady reichlichen Stoff zum Nachdenken darbieten. Als sie bemerkte, daß der Offizier ganz und gar nicht geneigt sei, in ein Gespräch einzugehen, lehnte sie sich in eine Ecke des Wagens, und ließ alle Vermutungen, die in ihrem Geist aufstiegen, an ihrem inneren Blick vorüberziehen. Aber betroffen ob der Länge des Wegs, neigte sie sich nach Verlauf einer Viertelstunde über den Kutschenschlag

hinaus, um zu sehen, wohin sie geführt werde. Man gewahrte keine Häuser mehr; Bäume zeigten sich in der Dunkelheit wie große, schwarze, sich verfolgende Gespenster. Mylady schauderte. »Mein Herr,« sprach sie, »wir sind nicht mehr in der Stadt.« Der Offizier beobachtete immer dasselbe Stillschweigen. »Ich fahre nicht mehr weiter, mein Herr, wenn Sie mir nicht sagen, wohin Sie mich führen; hören Sie?« Auf diese Anrede erfolgte keine Antwort. »Ha, das ist doch zu arg,« rief Mylady. »Zu Hilfe! zu Hilfe!« Keine Stimme antwortete der ihrigen. Der Wagen rollte ebenso schnell dahin wie bisher. Der Offizier war wie eine Bildsäule. Mylady sah dem Offizier mit jenem furchtbaren Ausdruck ins Antlitz, der nur selten seine Wirkung verfehlte. Ihre Augen funkelten vor Ingrimm in der Dunkelheit. Der junge Mann blieb regungslos. Mylady wollte den Kutschenschlag aufreißen und hinausspringen. »haben Sie acht, Madame,« sprach der junge Mann kalt, »Sie töten sich, wenn Sie hinausspringen.« Mylady setzte sich knirschend wieder zurück. Der Offizier neigte sich vor, blickte sie gleichfalls an, und war erstaunt zu bemerken, wie dieses kurz vorher noch so schöne Gesicht durch die Wut ganz verstört und fast häßlich geworden war. Das spitzfindige Weib fühlte, es gereiche ihr zum Nachteil, wenn sie sich in ihr Inneres blicken lasse. Sonach suchte sie ihre Züge wieder aufzuheitern und sagte mit seufzender Stimme: »Mein Herr, in des Himmels Namen sagen Sie mir doch, ob ich Ihnen, Ihrer Regierung oder irgend einem Feinde die Gewalttätigkeit, die Sie an mir üben, zuschreiben muß?«

»Man übt gegen Sie keine Gewalttätigkeit, Madame, und was Ihnen da begegnet, ist die Folge einer ganz einfachen Maßregel, die wir bei allen, die in England anlanden, zu nehmen genötigt sind.«

»Sie kennen mich also nicht?«

»Es ist das erstemal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen.«

»Und auf Ihr Wort, Sie haben keine Ursache zu einem Hasse gegen mich?«

»Keine, das schwöre ich Ihnen.« In der Stimme des jungen Mannes lag so viel Freimütigkeit, Festigkeit und Sanftmut, daß Mylady beschwichtigt wurde. Als man etwa eine Stunde lang gefahren war, hielt der Wagen vor einem eisernen Gitter an, das einen Hohlweg einschloß, der zu einem pomphaften Schlosse, von ernstem Aussehen führte. Wie nun die Räder

über einem feinen Sande dahinrollten, vernahm Mylady ein dumpfes Geräusch, daß sie als ein Getöse des Meeres erkannte, das an einem steilen Ufer brandete. Der Wagen fuhr unter zwei Gewölben hindurch, und hielt endlich in einem düsteren, viereckigen Hof an. Fast in demselben Moment ging der Kutschenschlag auf, der junge Mann sprang leicht auf die Erde und reichte Mylady die Hand. Sie stemmte sich darauf und stieg ziemlich gelassen aus dem Wagen. Indem nun Mylady um sich blickte, und dann ihre Augen mit dem holdseligsten Lächeln auf den jungen Mann warf, sprach sie zu ihm: »Es wird immer klarer, daß ich eine Gefangene bin. Doch werde ich es nicht lange bleiben, dessen bin ich versichert,« fügte sie hinzu. »Dafür bürgen mir mein Gewissen und Ihre Artigkeit, mein Herr.« Wie schmeichelhaft auch dieses Kompliment war, so gab doch der Offizier darauf keine Antwort, sondern zog aus seinem Gürtel eine kleine silberne Pfeife hervor, der Art, wie die Bootsmänner auf Kriegsschiffen haben, und pfiff dreimal in drei verschiedenen Modulationen. Alsogleich erschienen mehrere Männer, spannten die Pferde aus, und schoben den Wagen in einen Schuppen. Der Offizier forderte seine Gefangene, immer mit gleich ruhiger Artigkeit, auf, in das Haus zu treten. Diese ergriff, immer mit demselben lächelnden Gesicht, seinen Arm, und schritt mit ihm zu einer niedrigen Tür, die durch ein bloß im Hintergrund beleuchtetes Gewölbe nach einer steinernen Treppe führte; hier hielt man vor einer zweiten massiven Tür an, die sich, nachdem sie der junge Mann mit einem Schlüssel aufgesperrt hatte, den er bei sich trug, schwerfällig in ihren Angeln drehte, und den Eingang in das Zimmer gewährte, das für Mylady bestimmt war. Die Gefangene hatte dieses Gemach mit einem einzigen Blick in all seinen Teilen umfaßt. Es war ein Zimmer, dessen Einrichtung ein für ein Gefängnis reinliches und anständiges, für die Wohnung eines freien Menschen aber ein ziemlich strenges Aussehen hatte. Die Eisenstangen an den Fenstern und die Riegel an der Tür entschieden den Prozeß zu Gunsten eines Gefängnisses. Obwohl diese Kreatur ihre ganze Kraft aus einer mächtigen Quelle geschöpft hatte, so ward sie von derselben doch einen Augenblick lang vergessen. Sie sank auf einen Stuhl nieder, kreuzte die Arme, neigte den Kopf und erwartete jeden Augenblick einen Richter, der sie ins Verhör nehmen würde. Es kam jedoch niemand, ausgenommen zwei oder drei Marinesoldaten, welche die Koffer und Pakete brachten, diese in einer Ecke niederstellten, und, ohne ein Wort zu reden, wieder fortgingen. Der Offizier leitete alles das mit derselben Ruhe, die Mylady stets an ihm

bemerkt hatte, sprach selber kein Wort, und ließ sich auf eine Bewegung seiner Hand oder auf einen Ton seines Pfeifchens gehorchen. Mylady vermochte endlich nicht länger mehr an sich zu halten; sie brach das Schweigen und sagte: »Im Namen des Himmels! Mein Herr, was hat das alles zu bedeuten, was hier vorgeht? Ich habe den Mut, jeder Gefahr zu trotzen, die ich voraussehe, und jedem Unglück, das ich kenne. Wo bin ich? Bin ich frei? warum diese eisernen Gitter und Türen? Bin ich Gefangene? was für ein Verbrechen beging ich denn?«

»Madame, Sie befinden sich hier in der für Sie bestimmten Wohnung. Ich habe den Auftrag erhalten, Sie im Seehafen abzuholen und in dieses Schloß zu bringen. Dieser Auftrag vollzog ich mit aller Strenge eines Soldaten, und zugleich mit aller Artigkeit eines Edelmanns, wie ich glaube. Damit geht, wenigstens für jetzt, der Befehl zu Ende, den ich bei Ihnen zu erfüllen habe; das übrige geht eine andere Person an.«

»Und wer ist diese andere Person?« fragte Mylady. »Dürfen Sie mir nicht ihren Namen nennen?« In diesem Moment hörte man auf der Treppe ein lautes Klirren von Sporen, einige Stimmen ließen sich im Vorübergehen vernehmen und verhallten dann wieder. Das Geräusch eines einzelnen Trittes kam der Tür näher. »Madame, hier ist diese Person,« sprach der Offizier, indem er den Gang öffnete, und eine ehrfurchtsvolle Haltung annahm. Zu gleicher Zeit erschien ein Mann an der Schwelle; er war ohne Hut, trug einen Degen an der Seite, und zerkrümmte zwischen seinen Fingern ein Taschentuch. Mylady glaubte diesen Schatten im Schatten zu erkennen, sie stemmte sich an den Arm eines Lehnstuhls und streckte den Kopf lauschend vor, um Gewißheit zu erlangen. Der Fremde trat langsam naher; als er sich im Lichtkreis der Lampe befand, wich Mylady unwillkürlich zurück. Als ihr kein Zweifel mehr übrigblieb, rief sie höchlich verwundert: »Wie, mein Bruder! Ihr seid es?«

»Ja, schöne Dame,« erwiderte Lord Winter mit einer halb artigen, halb ironischen Begrüßung, »ich bin es.«

»Aber dieses Schloß?«

»Gehört mir.«

»Dieses Zimmer?«

»Ist das Eurige.«

»Bin ich also eine Gefangene?«

»So beiläufig.«

»Das ist ja ein häßlicher Mißbrauch der Gewalt!«

»Keine vielen Worte, setzen wir uns und reden wir ruhig zusammen, wie es sich für Bruder und Schwester geziemt.«

Gespräch zwischen einem Bruder und einer Schwester

»Ja, besprechen wir uns, mein Bruder,« sagte sie mit einer Art Freude, entschlossen, sich ungeachtet aller Verstellung, die Lord Winter anwenden möchte, Licht zu verschaffen, dessen sie bedurfte, um ihr Betragen danach einzurichten. »Sie haben also den Entschluß gefaßt, nach England zurückzukehren?« fragte Lord Winter, »und das taten Sie, wiewohl Sie mir in Paris oftmals erklärten, Sie wollten nie wieder einen Fuß auf den Boden Großbritanniens setzen?« Mylady antwortete auf eine Frage mit einer andern Frage. »Vor allem sagen Sie mir,« fragte sie, »weil Sie mich so streng beobachten ließen, daß Sie nicht allein von meiner Ankunft, sondern auch von dem Tage, von der Stunde und sogar von dem Hafen, wo ich einlief, in Kenntnis gesetzt waren?« Lord Winter beobachtete dieselbe Taktik wie Mylady. denn er dachte, sie müsse die richtige sein, weil sie sich derselben bediente. »Sagen Sie mir doch, liebe Schwester, was Sie in England zu tun vorhaben?«

»Nun, ich kam, um Sie zu sehen,« entgegnete Mylady, ohne dabei zu ahnen, wie sehr sie mit dieser Antwort den Verdacht vermehrte, den d'Artagnans Brief bei ihrem Schwager erweckt hatte, und bloß in der Absicht, sich durch eine Lüge das Wohlwollen ihres Zuhörers zu erwerben. »Um mich zu sehen?« fragte Lord Winter. »Ja, um Sie zu sehen. Was gibt es da Staunenswertes?«

»Sie hatten also mit Ihrer Reise nach England keinen andern Zweck, als den, mich zu besuchen?«

»Nein!«

»So haben Sie sich bloß meinetwegen die Mühe gemacht, den Kanal zu übersetzen?«

»Bloß Ihretwillen.«

»Potz Wetter! welche Zärtlichkeit, o Schwester!«

»Bin ich denn nicht Ihre nächste Verwandte?« fragte Mylady im Tone der rührendsten Naivität. »Und sogar meine einzige Erbin —- nicht wahr?« sprach Lord Winter, indem er seine Blicke auf Mylady heftete, »nämlich durch Ihren Sohn!« Wie groß auch die Herrschaft war, die Mylady über sich selbst ausübte, so konnte sie doch nicht umhin zu beben, und da Lord Winter bei den letzten Worten seine Hand auf den Arm seiner Schwester gelegt hatte, so entging ihm keineswegs dieses Beben. »Mylord, ich begreife nicht,« sagte sie, um Zeit zu gewinnen und ihren Gegner zum Sprechen zu bringen; »was wollen Sie mit Ihren Fragen, bergen Sie vielleicht einen unbekannten Sinn?«

»Ach, mein Gott, nein,« versetzte Lord Winter mit anscheinender Gutmütigkeit. »Sie hatten den Wunsch, mich zu sehen, und kamen nach England. Von diesem Wunsch aus weiß ich nun, oder vermute es wenigstens, daß Sie es empfinden, und damit ich Ihnen alle Unannehmlichkeiten einer nächtlichen Ankunft in einem Hafen, alle Mühsale des Anlandens ersparte, stellte ich Ihnen einen Wagen zur Verfügung. Er brachte Sie in dieses Schloß, dessen Gouverneur ich bin, und da ich täglich hierherkomme, so ließ ich ein Zimmer für Sie einrichten, um dem doppelten Wunsch, uns zu sehen, vollkommen zu genügen. Was liegt darin mehr Staunenswertes, als in dem, was Sie mir sagten?«

»Nein, ich verwundere mich bloß darüber, daß Sie im voraus von meiner Ankunft in Kenntnis gesetzt waren.«

»Das ist das einfachste von der Welt, meine Schwester! Sie haben zuverlässig gesehen, daß der Kapitän Ihres kleinen Fahrzeugs, ehe er noch in die Reede einlief, um die Erlaubnis zu bekommen, in den Hafen einzulaufen, einen Kahn vorausgeschickt hat, der sein Frachtbuch und Personenregister überbrachte. Ich bin Hafenkommandant, und man übergab mir dieses Buch, worin ich Ihren Namen erkannte. Mir sagte mein Herz, was mir soeben Ihr Mund bekräftigt hat; es sagte mir, in welcher Absicht Sie sich den Beschwernissen einer so gefahrvollen oder wenigstens so ermüdenden Reise unterzogen, und ich sandte Ihnen meinen Kutter entgegen. Das übrige ist Ihnen bekannt.« Mylady, wußte, daß Lord Winter log, und war darüber nur noch mehr beängstigt. »Mein Bruder,« fragte sie, »war es nicht Lord Buckingham, den ich diesen Abend bei meiner Ankunft auf dem Hafendamm gesehen?«

»Ja, er selbst. Ah, ich begreife, daß Sie bei seinem Anblick betroffen waren,« sprach Lord Winter. »Sie kommen aus einem Lande; wo man sich viel mit ihm beschäftigen muß, und ich weiß, daß seine Rüstungen gegen Frankreich Ihren Freund, den Kardinal, in große Unruhe versetzen.«

»Meinen Freund —- den Kardinal!« rief Mylady, da sie merkte, Lord Winter sei über diesen Punkt wie über den andern durchaus unterrichtet. »Ist er nicht Ihr Freund?« fragte der Baron mit gleichgültigem Ton. »Ah, verzeihen Sie; denn ich glaubte das. Allein wir wollen auf Mylord Herzog später zurückkommen, und uns nicht von der sentimentalen Wendung, die unsere Unterredung genommen hat, entfernen. Sie sagten, daß Sie gekommen sind, um mich zu sehen?«

»Ja.«

»Nun gut, so antworte ich Ihnen, Sie sollen nach Wunsch bedient werden, und wir werden uns täglich sehen.«

»Soll ich denn ewig hierbleiben?« fragte Mylady mit einem gewissen Schrecken. »Dünkt Ihnen diese Wohnung zu schlecht, meine Schwester, so begehren Sie, was Ihnen abgeht, und ich will mich beeilen, es Ihnen geben zu lassen.«

»Ich habe meine Frauen, meine Dienstleute nicht mitgenommen.«

»Das sollen Sie alles haben, Madame. Sagen Sie mir nur, wie Ihr erster Gemahl das Haus eingerichtet hat, und ich will es ebenso einrichten, obwohl ich nur Ihr Schwager bin.«

»Mein erster Gemahl?« rief Mylady und blickte Lord Winter mit verwirrten Mienen an. »Ja, Ihr französischer Gemahl; ich rede nicht von meinem Bruder. Wenn Sie es aber vergessen haben, so könnte ich ihm schreiben, da er noch lebt, und er wird mir darüber gewiß Auskunft erteilen.« Kalter Schweiß perlte auf Myladys Stirn. »Sie höhnen,« sprach sie mit dumpfer Stimme. »Sehe ich danach aus?« fragte der Baron, indem er sich erhob und einen Schritt zurückwich. »Oder vielmehr, Sie beleidigen mich,« fuhr sie fort, umspannte mit krampfhaften Händen die zwei Arme des Lehnstuhls und bemühte sich aufzustehen.

»Ich, Sie beleidigen – ich?« versetzte Lord Winter verächtlich! »Wahrlich, Madame, halten Sie das für möglich?«

»Mein Herr,« entgegnete Mylady, »entweder sind Sie betrunken oder verrückt. Gehen Sie doch, und schicken Sie mir meine Frauen.«

»Frauen sind sehr indiskret, meine Schwester; könnte ich Ihnen nicht als Zofe dienen? Solcherart würden die Geheimnisse in der Familie bleiben.«

»Unverschämter!« rief Mylady. Und gleich, als würde sie von einer Feder emporgeschnellt, sprang sie gegen den Baron, der sie ganz gelassen erwartete, die eine Hand aber an seinen Degengriff legte. »Ei doch,« sprach er, »ich weiß es wohl, daß es Ihre Gewohnheit ist, die Leute umzubringen, allein ich werde mich verteidigen, das sage ich Ihnen.«

»O, Sie haben recht!« entgegnete Mylady. »Sie scheinen mir feige genug, um Hand an eine Frau zu legen.«

»Für diesen Fall wäre ich entschuldigt; und außerdem, denke ich, wäre meine Hand nicht die erste, die sich an Sie gelegt hätte.« hier zeigte der Baron mit langsamer, anschuldigender Gebärde auf die linke Schulter Myladys und berührte sie fast mit dem Finger. Mylady erhob ein dumpfes Stöhnen und wich bis in die Ecke des Zimmers zurück, wie ein Panther, der sich zum Sprung ansetzt. »O, brüllen Sie, so lange es Ihnen beliebt,« sagte

Lord Winter, »nur versuchen Sie nicht zu beißen; denn ich warne Sie, die Sache würde nachteilig für Sie ausschlagen; wir haben da keine Prokuratoren, die im voraus die Erbfolge ordnen; wir haben da keinen fahrenden Ritter, welcher der schönen Dame zuliebe, die ich gefangen halte, mit mir Streit anfangen wollte; doch habe ich ganz in der Nähe Richter, die über eine Frau verfügen werden, die ruchlos genug ist, durch eine Doppelehe in die Familie von Lord Winter, meinem älteren Bruder, einzudringen, und die Richter werden Sie einem Henker überantworten, der Ihre beiden Schultern gleichmachen wird. Ja, ich sehe wohl ein, nachdem Sie meinen Bruder beerbt haben, wäre es Ihnen lieb gewesen, auch mich zu beerben. Allein, wissen Sie im voraus: Sie mögen mich umbringen ober umbringen lassen, meine Vorsichtsmaßregeln sind schon getroffen. Es soll nicht ein Pfennig von dem, was ich besitze, in Ihre Hände oder in die Ihres Sohnes gelangen. Sind Sie nicht reich, besitzen Sie nicht fast eine halbe Million, und konnten Sie nicht anhalten auf Ihrem heillosen Wege, wenn es nicht Ihre unbegrenzte Lust wäre, Böses zu tun? O, ich sage Ihnen, wäre mir das Andenken an meinen Bruder nicht so heilig, müßten Sie in einem Staatsgefängnis verkümmern, oder in Tilbury die Neugierde der Matrosen werden. Ich will schweigen, doch Sie haben Ihre Gefangenschaft ruhig zu ertragen. In vierzehn Tagen bis drei Wochen gehe ich mit dem Heere nach La Rochelle ab, aber am Vorabend meiner Abfahrt wird Sie ein Schiff abholen, das ich werde fortsteuern sehen, und das Sie nach unsern Kolonien im Süden führt, und seien Sie ruhig, ich gebe Ihnen an die Seite einen Gesellschafter, der Ihnen den Kopf zerschmettern wird bei dem ersten Versuch, den Sie wagen sollten, um nach England oder auf den Kontinent zurückzukehren.« Mylady hörte mit einer Spannung zu, die ihre entflammten Augen noch mehr erweiterte. Er ging nach der Tür und machte sie rasch auf. »Man rufe Herrn Felton!« sprach er. »Warten Sie noch ein bißchen, ich will Sie ihm empfehlen.« Es trat auf ein Weilchen zwischen diesen beiden Personen ein seltsames Stillschweigen ein, währenddessen man das Geräusch eines langsamen und regelmäßigen Ganges vernahm, der sich dem Zimmer näherte. Bald darauf bemerkte man im Schatten des Korridors eine menschliche Gestalt, und der junge Leutnant, den wir bereits kennen, erscheint an der Türschwelle, um die Befehle des Barons einzuholen. »Tretet ein, lieber John!« sprach Lord Winter, »tretet ein und macht die Tür zu.« Der junge Offizier trat ein. »Seht Euch nun diese Frau an,« sprach der Baron, »sie ist jung, sie ist schön, sie ist im Besitz aller

möglichen Verführungsmittel. Hört mich wohl, sie ist ein Ungetüm, das sich mit fünfundzwanzig Jahren so vieler Verbrechen schuldig gemacht hat, wie Ihr in einem Jahr in den Archiven unserer Tribunale lesen könnt. Ihre Stimme ist einnehmend, ihre Schönheit wird zum Köder für ihre Opfer. Sie wird Euch zu verlocken trachten, sie wird Euch selbst umzubringen versuchen. Ich habe Euch aus dem Elend gerissen, Felton, ich habe Euch zum Leutnant wählen lassen, ich habe Euch einmal das Leben gerettet, Ihr wisset, bei welcher Gelegenheit. Ich bin nicht bloß Euer Beschützer, sondern Euer Freund, ich bin nicht bloß Wohltäter, sondern ein Vater. Diese Frau kam nach England, um mir nach dem Leben zu trachten. Ich habe diese Schlange in meiner Gewalt; ich ließ Euch rufen und sage Euch nun: Freund Felton! John, mein Sohn, hüte dich und hüte mich vor dieser Frau. Schwöre mir bei deinem Seelenheil, daß du sie für die wohlverdiente Strafe aufbewahrst. Felton, ich baue auf dein Wort; John Felton, ich verlasse mich auf deine Redlichkeit.«

»Mylord,« entgegnete der Offizier, indem er sein Auge mit all dem Haß anfüllte, der in seinem Herzen aufflammte; »Mylord, ich schwöre Ihnen, daß es so kommen wird, wie Sie wünschen.« Mylady nahm diesen Blick auf wie ein Opfer, das sich in sein Schicksal ergibt. Es war unmöglich, einen ergebeneren und sanfteren Ausdruck zu sehen, als den, der sich jetzt in ihrem schönen Gesicht kundgab. Lord Winter erkannte kaum in ihr die Tigerin, gegen die er kurz zuvor noch anzukämpfen hatte. »Sie darf dieses Zimmer nie verlassen, John, hört wohl,« fuhr der Baron fort, »sie darf mit niemandem Briefe wechseln, sondern bloß mit Euch reden, wenn Ihr Euch überhaupt herablassen wollt, ein Wort mit ihr zu sprechen.«

»Genug Mylord, ich habe geschworen.«

»Und jetzt, Madame,« sagte der Baron, »jetzt versuchen Sie es, Frieden mit Gott zu schließen, denn von den Menschen sind Sie abgeurteilt!«

Offizier

Inzwischen erwartete der Kardinal Nachrichten aus England. Es kam jedoch keine Botschaft, außer eine unangenehme bedrohliche. Wie gut auch La Rochelle eingeschlossen war, wie sicher der Erfolg schien durch die Maßregeln, die man getroffen, und insbesondere durch den aufgeführten Damm, so konnte doch die Belagerung noch lange dauern, und das war eine große Schmach für die Waffe des Königs, und eine schwere Wucht für den Herrn Kardinal, der zwar nicht mehr Anna von Österreich mit Ludwig XIII. zu entzweien hatte, was schon geschehen war, wohl aber Herrn Bassompierre versöhnen sollte, der sich mit dem Herzog von Angoulême verfeindet hatte. Die Belagerer verhafteten von Zeit zu Zeit Boten, welche die Rocheller an Buckingham aussandten, oder Kundschafter, die Buckingham an die Rocheller schickte. Der Prozeß war in dem einen wie in dem andern Falle schnell abgetan. Der Kardinal sprach das einzige Wort: »gehenkt!« Man lud den König ein, die Exekution mit anzusehen; er kam herbei, und erkor sich einen guten Platz, denn das diente ihm einigermaßen zur Zerstreuung. Indes verstrich die Zeit, und die Rocheller ergaben sich nicht. Der letzte Kundschafter, den man ergriff, war der Überbringer eines Briefes. Dieser Brief meldete allerdings Buckingham, daß in der Stadt die äußerste Hungersnot herrschte, allein statt des Zusatzes: »Trifft Ihre Hilfe nicht noch vor vierzehn Tage» ein, so werden wir uns ergeben« – war ganz einfach beigefügt: »Trifft Ihre Hilfe nicht vor vierzehn Tagen ein, so wird uns bis zu Ihrer Ankunft der Hunger aufgerieben haben.« Somit setzten die Rocheller ihre Hoffnung auf Buckingham. Hätten sie eines Tages auf eine zuverlässige Weise erfahren, daß sie nicht mehr auf Buckingham zählen dürfen, so wäre ihnen der Mut offenbar mit der Hoffnung gesunken. Der Kardinal erwartete also sehr ungeduldig Kunde aus England, die ihm melden würde, daß Buckingham nicht komme. Der Kardinal konnte sich von der Besorgnis nicht losmachen, in die ihn seine furchtbare Emissärin versetzt hatte, denn auch er hatte die seltsamen Verhältnisse dieser Frau durchblickt, die bald eine Schlange, bald eine Löwin war. Hatte sie ihn verraten? War sie tot? Er kannte sie gut genug, um zu wissen, daß sie als Freundin oder Feindin, für ihn oder wider ihn handelnd, ohne große Hemmnisse nicht untätig blieb. Von welcher Seite kamen aber diese

Hemmnisse? Das war es, was er nicht ermitteln konnte. Er faßte somit den Entschluß, den Krieg ganz allein zu führen, und auf einen fremden Erfolg nur so wie aus einen günstigen Zufall zu warten, und fuhr fort in dem Bau des furchtbaren Dammes, der La Rochelle aushungern sollte. Als Heinrich IV. Paris belagerte, ließ er Brot und Lebensmittel über die Stadtmauer werfen. Der Kardinal aber ließ kleine Briefchen hinüber werfen, worin er den Rochellern vorstellte, wie ungerecht, selbstsüchtig und grausam das Verfahren ihrer Häupter sei. Diese Häupter hatten Getreide in Menge und verteilten dasselbe nicht. Ihr Grundsatz war – denn sie hatten Grundsätze – es liege wenig daran, ob die Weiber, Kinder und Greise umkommen, wenn nur die Männer, welche die Mauern zu verteidigen hatten, gesund und stark verbleiben. Bis jetzt war dieser Grundsatz, war es aus Ergebenheit oder aus Ohnmacht, dagegen anzukämpfen, von der Theorie zur Praxis übergegangen, ohne daß man ihn allgemein anerkannt hätte; durch die erwähnten Briefchen aber geschah auf ihn ein Angriff. Diese Briefe erinnerten die Männer daran, daß die Kinder, Weiber und Greise, die man umkommen ließ, ihre Söhne, Töchter, Frauen und Väter waren, und daß es billiger wäre, jedermann dem allgemeinen Elend zu unterwerfen, damit eine gleiche Lage aller zu einmütigen Entschließungen führen sollte.

Doch in dem Moment, wo der Kardinal sein Mittel schon Früchte bringen sah, und sich ob der Anwendung desselben Glück wünschte, kam ein Einwohner von La Rochelle, der durch die königlichen Linien geschlüpft war – Gott weiß, auf welche Art, denn Bassompierre, Schomberg und der Herzog von Angoulême beobachteten, selbst wieder vom Kardinal überwacht, eine strenge Wachsamkeit – ein Einwohner von La Rochelle, sagen wir, der von Portsmouth anlangte, kam in die Stadt und meldete, er habe eine prachtvolle Flotte gesehen, die noch vor acht Tagen absegeln würde. Außerdem ließ Buckingham dem Bürgermeister sagen, endlich habe sich das große Bündnis wider Frankreich erklärt, und es werden zu gleicher Zeit die englischen, kaiserlichen und spanischen Truppen das Königreich überfluten. Man verlas dieses Schreiben öffentlich auf allen Plätzen, klebte davon eine Abschrift an die Straßenecken, jene, die Unterhandlungen angeknüpft hatten, brachen dieselben wieder ab, da sie in so kurzer Zeit angekündigte Hilfe abzuwarten beschlossen. Dieser unvorhergesehene Umstand erweckte in Richelieu die vorigen Besorgnisse wieder, und zwang ihn, seine Blicke abermals nach dem Meere zu richten. Der Kardinal

gelangte eines Tages, nur von Cahusac und La Houdinière begleitet, indes er längs der Küste hinritt, und die Unermeßlichkeit seiner Träume mit der Unermeßlichkeit des Meeres vermengte, im kurzen Trabe seines Pferdes auf einen Hügel, von dessen Höhe herab er sieben Menschen, von leeren Flaschen umgeben, lagern sah. Vier von diesen Männern waren unsere Musketiere, die eben bedacht waren, das Vorlesen eines Briefes zu hören, den einer von Ihnen erhalten hatte. Dieser Brief war so wichtig, daß man um seinetwillen Karten und Würfel auf einer Trommel liegen ließ. Die andern drei waren eben bemüht, eine ungeheure, mit Stroh umflochtene Flasche Colliourewein zu öffnen, es waren die Bedienten jener Herren. Wie schon bemerkt, war der Kardinal in übler Gemütsstimmung, und in diesem Falle vermehrte seine düstere Laune nichts so sehr, wie die Heiterkeit anderer. Außerdem nährte er einen seltsamen Argwohn, denn er dachte, daß eben die Heiterkeit der Fremden die Ursache seiner Traurigkeit sei. Er gab La Houdinière und Cahusac einen Wink, anzuhalten, stieg vom Pferd und näherte sich diesen verdächtigen Lachern, in der Meinung, er könnte mit Hilfe des Sandes, der seine Tritte unhörbar machte, und des Gebüsches, das ihn barg, einige Worte von dem Gespräch erlauschen, das ihm so anziehend vorkam. Erst zehn Schritte von der Hecke erkannte er die gascognische Mundart d'Artagnans, und da er bereits wußte, daß diese Leute Musketiere waren, so zweifelte er nicht daran, die drei andern seien diejenigen, die man die drei Unzertrennlichen nannte, nämlich Athos, Porthos und Aramis.

Es läßt sich erachten, daß durch diese Entdeckung sein Wunsch, etwas von dem Gespräch zu hören, noch mehr gestachelt wurde; er vermochte noch nicht viel aufzufassen, als ihn plötzlich ein kurzer starker Ruf erschütterte, und zugleich die Musketiere aufmerksam machte. »Offiziere!« rief Grimaud, streckte den Zeigefinger in der Richtung der Hecke aus, und verriet mit dieser Gebärde den Kardinal und seine Begleitung. Die vier Musketiere standen mit einem Sprung auf den Beinen und grüßten ehrerbietig. Der Kardinal schien wütend. »Mich dünkt,« sprach er, »daß man sich bei den Musketieren bewachen läßt. Kommt der Engländer zu Land, oder betrachten sich die Musketiere als hohe Offiziere?«

»Monseigneur,« entgegnete Athos, denn er allein behielt bei dem allgemeinen Schrecken die Ruhe und Kaltblütigkeit eines vornehmen Mannes, die ihn nie verließ, »Monseigneur, wenn die Musketiere nicht im

Dienste stehen, oder wenn ihr Dienst beendigt, so trinken sie und spielen Würfel, und sind für ihre Bedienten sehr hohe Offiziere.«

»Bediente!« rief der Kardinal unwillig, »die den Auftrag haben, ihren Herren zu melden, wenn jemand vorüberkommt, das sind keine Bedienten, sondern Wachen.«

»Seine Eminenz sieht aber, hätten wir diese Vorsichtsmaßregeln nicht getroffen, so würden wir uns der Unannehmlichkeit ausgesetzt haben, Sie vorübergehen zu lassen, ohne Ihnen unsere Ehrfurcht zu bezeigen und unsern Dank zu sagen für die Huld, womit Sie uns vereinigt hat. – Und Sie d'Artagnan!« fuhr Athos fort, »der Sie soeben nach einer Gelegenheit seufzten, Monseigneur Ihren Dank zu beweisen, Sie haben sie nun gefunden und können sie benützen.« D'Artagnan trat herbei und stammelte einige Worte des Dankes, die alsbald unter dem düsteren Blick des Kardinals verhallten. »Gleichviel, meine Herren,« sagte der Kardinal, der sich durch den Zwischenfall, den Athos benutzt hatte, ganz und gar nicht von seiner ersten Absicht abbringen zu lassen schien; »gleichviel, ich habe es gar nicht gern, wenn einfache Soldaten bloß deshalb, weil sie in einem bevorzugten Korps dienen dürfen, auf diese Weise die großen Herren spielen; denn für sie ist die Kriegszucht dieselbe, wie für alle andern.« Athos ließ den Kardinal seinen Satz ganz aussprechen, verneigte sich dann zum Zeichen, daß er ihm beistimme und sagte: »Monseigneur, die Kriegszucht, glaube ich, ist von uns in keiner Hinsicht vergessen worden, wir stehen nicht im Dienste und da wir nicht im Dienste stehen, so dachten wir, unsere Zeit nach unserm Gefallen verwenden zu dürfen. Sollte uns Ew. Eminenz durch einige besondere Aufträge beglücken wollen, so sind wir bereit, zu gehorchen. Wie Monseigneur sieht,« fuhr Athos mit gerunzelter Stirn fort, da er über dieses Verhör ungeduldig zu werden anfing, »sind wir mit unsern Waffen ausgezogen, um auf den ersten Trommelschlag gerüstet dazustehen.«

»Wolle sich Ew. Eminenz für überzeugt halten,« fügte d'Artagnan hinzu, »daß wir Ihr entgegengeeilt wären, hätten wir nur vermuten können, Sie würden in so kleiner Begleitung zu uns herankommen.« Der Kardinal äußerte sichtlich seinen Ärger und sagte: »Wisset Ihr, wie Ihr Euch ausnehmet, da Ihr stets, wie in diesem Moment beisammen, bewaffnet, und

von Euren Bedienten bewacht seid? —- Ihr nehmt Euch aus wie Verschworene.«

»O, was das betrifft, Monseigneur, so ist das wahr,« versetzte Athos. »Wir sind allerdings verschworen, wie Seine Eminenz an jenem Morgen sehen konnte, doch nur gegen die Rocheller.«

»Nun, meine Herren Politiker,« erwiderte der Kardinal gleichfalls die Stirn runzelnd, »es ließe sich in Eurem Gehirn vielleicht das Geheimnis von allerlei Dingen finden, wenn man darin lesen könnte, wie Ihr in dem Briefe gelesen habt, den Ihr verstecktet, als Ihr saht, daß ich herbeikomme.« Athos stieg die Röte ins Antlitz, er machte einen Schritt gegen Seine Eminenz und sagte: »Man möchte glauben, Ew. Eminenz hege wirklich einen Verdacht gegen uns, uud wir müßten ein wahrhaftes Verhör bestehen.«

»Und wenn es in der Tat ein Verhör wäre?« fragte der Kardinal. »Monseigneur, ich habe gesagt: Ew. Eminenz habe nur zu fragen, und wir stehen bereit, zu antworten.«

»Was war das für ein Brief, den Ihr eben gelesen habt, Herr Aramis, und was habt Ihr versteckt?«

»Einen Brief von einer Frau, Monseigneur.«

»O, ich begreife,« versetzte der Kardinal, »bei derlei Briefen muß man diskret sein; allein mir, denke ich, könntet Ihr ihn doch wohl zeigen.«

»Monseigneur,« sprach Athos mit einer um so furchtbareren Gelassenheit, als bei dieser Antwort sein Kopf auf dem Spiele stand, »Monseigneur, der Brief ist von einer Frau, doch ist weder Marion Delorme, noch Frau von Combalet, noch Frau von Chalnes unterschrieben.« Der Kardinal wurde blaß wie der Tod. Ein grimmiger Blitz fuhr aus seinen Augen. Er wandte sich um, als wolle er Cahusac und La Houidière einen Auftrag erteilen. Athos bemerkte diese Bewegung und machte einen Schritt gegen die Musketen, auf welche die drei Freunde ihr Auge richteten, die sehr wenig geneigt waren, sich festnehmen zu lassen. Der Kardinal war zu zweien, die Musketiere mit Einschluß ihrer Lakaien waren sieben. Er dachte, die Partie wäre um so ungleicher, wenn Athos und seine Gefährten wirklich sich

verschworen hätten, und durch eine der schnellen Wendungen, die ihm stets zu Gebot standen, hatte sich sein Ingrimm in ein Lächeln verwandelt. »Nun ja,« sprach er, »Ihr seid brave junge Männer, stolz in der Sonne und getreu in der Dunkelheit, und es ist kein Fehler, über sich selbst zu wachen, wenn man so gut über andere wacht. Meine Herren, ich vergaß ganz und gar nicht auf jene Nacht, wo Ihr mir auf meinem Ritt nach dem ›Roten Taubenschlag‹ als Begleiter gedient habt. Stände irgend eine Gefahr auf dem Wege zu befürchten, den ich zu machen habe, so würde ich mir Euer Geleit erbitten. Da jedoch das nicht der Fall ist, so bleibt wo Ihr seid, und endigt Eure Flaschen, Eure Spielpartie und Euren Brief. Adieu, meine Herren!«

Alle machten bestürzte Gesichter, denn obwohl sie der Kardinal freundlich verlassen hatte, sahen sie doch, daß Seine Eminenz mit Groll im Herzen geschieden war. Athos allein lächelte gleichgültig. Als nun der Kardinal außer dem Bereich der Stimme und des Gesichts war, rief Porthos, der große Lust hatte, seine böse Laune auf andere fallen zu lassen: »Dieser Grimaud hat gar so spät gerufen!« Grimaud machte Miene, sich zu entschuldigen, doch Athos erhob seinen Finger und Grimaud schwieg. »Ich,« entgegnete Aramis mit einer flötenartigen Stimme, »ich war entschlossen. Hätte er die Auslieferung begehrt, so würde ich ihm mit der einen Hand den Brief übergeben, und mit der andern den Degen durch den Leib gestoßen haben.«

»Das habe ich auch erwartet,« versetzte Athos, »deshalb warf ich mich zwischen Euch und ihn. Dieser Mann ist wirklich unklug, daß er auf solche Weise mit andern Menschen spricht.«

»Lieber Athos,« sprach d'Artagnan, »ich bewundere Euch, allein im ganzen hatten wir doch unrecht.«

»Wie denn unrecht?« erwiderte Athos; »wem gehört diese Luft, die wir einatmen, wem dieses Meer, an dem wir gelagert sind? Wem dieser Brief von Eurer Geliebten? Etwa dem Kardinal, der sich ja nicht einbilden darf, ihm gehöre die ganze Welt. Ihr seid stammelnd, betroffen, vernichtet dagestanden, als ragte die Bastille vor Euch empor, und als hatte Euch die riesige Medusa in Stein verwandelt. Heißt verliebt sein sich verschwören? Ihr seid in eine Frau verliebt, die der Kardinal gefangen setzen ließ, das ist die Partie, die Ihr mit Seiner Eminenz spielt. Dieser Brief ist Euer Spiel.

Was sollet Ihr Euer Spiel dem Gegner zeigen? Er mag es erraten; wir durchblicken recht gut das seinige.«

»Dann sei nicht mehr die Rede von dem, was vorgegangen ist, und Aramis fahre in dem Briefe seiner Base da zu lesen fort, wo er vom Kardinal unterbrochen wurde.« Aramis nahm den Brief wieder aus der Tasche. Die drei Freunde traten näher, und die drei Bedienten lagerten sich aufs neue um ihre Strohflasche. »Ihr habt erst ein paar Zeilen weit gelesen,« sagte d'Artagnan. »Fangt also wieder von vorn an.«

»Recht gern,« versetzte Aramis. »Mein lieber Vetter! Ich denke wohl den Entschluß zu fassen, nach Bethune abzureisen, wohin meine Schwester unsere kleine Magd in ein Kloster der Karmeliterinnen gebracht hat. Dieses arme Kind hat sich gefügt, denn es weiß, daß es ohne Gefahr für sein Seelenheil anderswo nicht leben kann. Wenn aber unsere Familienangelegenheiten in Ordnung sind, wie wir es wünschen, so glaube ich, daß die Arme Gefahr laufen und zu denjenigen zurückkehren wird, nach denen sie sich um so mehr sehnt, als sie weiß, daß man immer an sie denkt. Ihr einziges Verlangen ist ein Brief von ihrem Bräutigam. Ich weiß recht gut, daß solche Waren schwierig durch die Gitter gelangen, allein im ganzen, lieber Vetter, bin ich – und ich gab Euch schon Beweise – gar nicht so ungeschickt, und will diesen Auftrag übernehmen. Meine Schwester dankt Euch für Eure beständige Erinnerung; sie war eine Weile in großer Besorgnis, doch sie ist jetzt wieder beruhigt, weil sie ihren Gehilfen hinabschickte, damit nichts Unvorhergesehenes geschehen könne. Adieu, lieber Vetter, gebt so oft wie möglich von Euch Nachricht, das heißt, so oft Ihr es mit Sicherheit tun zu können glaubt. Ich umarme Euch – Marie Michon.«

»O, wie bin ich Euch dankbar, Aramis!« rief d'Artagnan. »Constance, sie lebt in Sicherheit, lebt in einem Kloster; sie ist in Bethune! Athos, wo ist Bethune gelegen?«

»An der Grenze von Artois und Flandern; ist einmal die Belagerung vorüber, so können wir dahinreisen.«

»Und das wird nicht lange mehr dauern, wie ich hoffe,« versetzte Porthos, »denn es wurde diesen Morgen wieder ein Spion aufgeknüpft, der behauptet

hat, daß die Rocheller am Leder ihrer Schuhe nagen. Da ich nun annehme, daß sie ihre Sohlen essen, wenn sie das Oberleder zernagt haben, so sehe ich nicht ein, was ihnen dann noch übrigbliebe, außer sie wollten einander selbst aufzehren.«

In der Gefangenschaft

Mylady träumte, sie habe endlich d'Artagnan erhascht, und wohne seiner Hinrichtung bei; der Anblick seines verhaßten Blutes, das unter dem Beil des Henkers floß, erzeugte jenes reizende Lächeln auf ihren Lippen. Sie schlief, wie ein Gefangener schläft, den seine erste Hoffnung einwiegt. Als man am folgenden Morgen in ihr Gemach kam, war sie noch im Bette. Felton blieb im Korridor; er brachte die Frau, von der er tags zuvor gesprochen hatte. Diese Frau trat ein, näherte sich dem Bette Myladys und trug ihr ihre Dienste an. Mylady war blaß, somit konnte ihre Gesichtsfarbe diejenige berücken, die sie zum erstenmal sah. »Ich habe das Fieber,« sagte sie, »und konnte die ganze Nacht keinen Augenblick lang schlafen. Ich leide entsetzlich; werdet Ihr doch menschlicher sein, als man es gestern gegen mich war? Alles, was ich wünsche, ist, daß ich liegenbleiben kann.«

»Wollen Sie, daß man einen Arzt hole?« fragte die Frau. Felton hörte dieses Gespräch an, ohne daß er ein Wort sagte. »Einen Arzt holen,« entgegnete sie, »wozu? Diese Herren haben gestern erklärt, daß mein Übel nur eine Komödie sei; und heute würden sie sicher dasselbe sagen, denn seit gestern hätte man Zeit genug gehabt, einen Arzt zu rufen.«

»Nun, so sprechen Sie selbst,« sagte Felton ungeduldig, »was für eine Behandlung Sie wollen!«

»Ach, mein Gott! weiß ich es? Ich fühle nur, daß ich leidend bin. Man gebe mir, was man will, mir gilt es gleich.«

»Beruft Lord Winter.« sagte Felton der ewigen Klagen müde. »Ach, nein, nein!« rief Mylady, »nein, mein Herr, ich beschwöre Sie, rufen Sie ihn nicht; ich fühle mich wohl, ich bedarf nichts, holen Sie ihn nicht.« Sie legte in die Bitte so viel natürlichen Nachdruck, daß Felton, davon hingerissen, einige Schritte vorwärts trat. »Er ist gerührt,« dachte Mylady. »Wenn Sie

wirklich leidend sind, Madame,« sprach Felton, »so wird man nach einem Arzt schicken; und wenn Sie uns täuschen, nun, so fällt es für Sie um so schlimmer aus, wir haben uns mindestens keinen Vorwurf zu machen.« Mylady gab keine Antwort, sondern lehnte ihren schönen Kopf zurück auf das Kissen, vergoß Tränen und brach in Schluchzen aus. Felton betrachtete sie ein Weilchen mit seiner gewöhnlichen Fühllosigkeit; da er aber sah, daß sich die Krisis zu verlängern drohe, entfernte er sich. Die Frau folgte ihm. Lord Winter kam nicht. »Mich dünkt, daß ich klar zu sehen anfange,« murmelte Mylady mit wilder Freude und wühlte sich in ihre Kissen, um allen denen, die sie belauschen könnten, ihre innere Wonne zu verbergen. Zwei Stunden gingen so vorüber. »Nun ist es Zeit,« sagte sie, »mit der Krankheit aufzuhören. Wir wollen aufstehen, und noch heute einigen Erfolg zu erzielen trachten. Ich habe nur zehn Tage, und mit diesem Abend sind schon zwei Tage vorüber.« Als die Leute des Morgens in Myladys Zimmer kamen, brachten sie ihr das Frühmahl. Sie dachte, man würde nicht lange säumen, es wegzutragen, und da würde sie Felton wiedersehen. Mylady irrte nicht. Felton kam abermals, und ohne darauf zu achten, ob Mylady das Frühstück eingenommen habe oder nicht, gab er Befehl, den Tisch wegzuschaffen, der gewöhnlich ganz serviert hereingetragen wurde. Felton blieb zurück. Er hatte ein Buch in der Hand. Mylady, die neben dem Kamin in einem Armsessel lehnte, war schön, blaß und ergeben, und glich einer Jungfrau, die des Märtyrertums gewärtig ist. Felton trat zu ihr hin und sagte: »Lord Winter, der Katholik ist, wie Sie, Madame, dachte, daß Ihnen die Entbehrung der Gebräuche und Zeremonien Ihres Glaubens beschwerlich fallen dürfte; er erlaubte sonach, daß ich Ihnen dieses Erbauungsbuch bringe.« Bei der Miene, mit welcher Felton dieses Buch auf den Tisch legte, an dem Mylady saß, bei dem Tone seiner Worte: »Erbauungsbuch«, bei dem verächtlichen Lächeln, womit er dieselben begleitete, erhob Mylady den Kopf und faßte ihn aufmerksamer ins Auge. An dem ernsten Zuschnitt seiner Haare, an der höchst einfachen Kleidung, an der marmorglatten Stirn, die ebenso hart und undurchdringlich wie Marmor war, erkannte sie einen von den finsteren Puritanern, wie sie solche so oft an dem Hofe des Königs Jakob, wie an dem des Königs von Frankreich gesehen hatte, wo sie bisweilen ungeachtet der Erinnerung an die St. Bartholomäusnacht Zuflucht gesucht haben.

Sie hatte eine von den plötzlichen Eingebungen, wie sie nur Menschen von Genialität in großen Krisen und wichtigen Momenten haben, die über Glück und Leben entscheiden sollen und sagte: »Lord Winter weiß recht gut, daß ich nicht seines Glaubens bin, und es ist nur eine Schlinge, die er mir zu legen beabsichtigt.«

»Aber welchen Glaubens sind Sie denn, Madame?« fragte Felton mit einer Verwunderung, die er ungeachtet seiner Selbstbeherrschung nicht ganz verbergen konnte. »Ich werde es sagen,« sprach Mylady mit erkünstelter Begeisterung, »ich werde es an dem Tage sagen, da ich genug für meinen Glauben gelitten haben werde.« Feltons Blick enthüllte vor Mylady den ganzen Umfang des Raumes, den sie durch dieses einzige Wort aufgeschlossen hatte. Indes verhielt sich der junge Mann schweigend und unbeweglich. Nur sein Blick war beredt. »Ich befinde mich in den Händen meiner Feinde,« fuhr sie in jenem Tone der Begeisterung fort, der, wie sie wußte, den Puritanern eigen war. »Gott wolle mich erretten, oder ich will für meinen Gott untergehen. Diese Antwort bitte ich Lord Winter zu bringen,« fügte sie bei und zeigte mit dem Finger auf das Erbauungsbuch, ohne es aber zu berühren, »und das hier können Sie wieder mitnehmen und selbst gebrauchen, denn Sie sind zweifelsohne ein doppelter Mitschuldiger des Lord Winter; mitschuldig bei seiner Verfolgung und mitschuldig bei seiner Ketzerei.« Felton gab keine Antwort. Er nahm das Buch mit demselben Gefühl des Widerwillens, das er schon geäußert hatte, und entfernte sich tiefsinnig. Gegen fünf Uhr abends kam Winter. Mylady hatte den ganzen Tag Zeit, ihre Operationspläne zu entwerfen. Sie empfing ihn als eine Frau, die schon wieder im Besitz ihrer Vorteile ist. Der Baron setzte sich in einen Lehnstuhl, dem gegenüber, den Mylady einnahm, streckte die Füße bequem nach dem Kamin aus und sagte: »Es scheint, daß wir eine kleine Apostasie gemacht haben.«

»Was wollt Ihr damit sagen, mein Herr?«

»Ich will damit sagen, daß Ihr, seit wir uns das letztemal sahen, den Glauben verändert habt. Nun, habt Ihr etwa einen dritten protestantischen Gemahl genommen?«

»Erklärt Euch, Mylord,« erwiderte die Gefangene mit Majestät, »denn ich versichere, daß ich zwar Eure Worte höre, dieselben aber nicht verstehe.«

»Dann habt Ihr gar keinen Glauben, und das ist mir um so lieber,« entgegnete Lord Winter höhnisch lachend, »Das ist dann gewiß mehr nach Euren Grundsätzen,« sagte Mylady kalt. »Ich muß Euch bekennen, daß mir das ganz gleichgültig ist. Bekennt immerhin diese religiöse Gleichgültigkeit, Eure Laster und Verbrechen sind dafür zureichende Beweise.«

»Wie doch, Ihr redet von Lastern, Frau Messalina? Ihr redet von Verbrechen, Lady Macbeth? Entweder habe ich falsch verstanden, oder bei Gott! Ihr seid höchst unverschämt.«

»Ihr sprecht so, weil man uns hört, mein Herr!« versetzte Mylady mit kaltem Ton, »und weil Ihr Eure Kerkermeister und Henker gegen mich stimmen wollt.«

»Meine Kerkermeister, meine Henker! Potz Wetter, Madame, Ihr stimmt da einen seltsamen Ton an, und die Komödie von gestern verwandelt sich heute Abend in eine Tragödie. Übrigens werdet Ihr in acht Tagen da sein, wo Ihr sein sollt, und mein Geschäft ist abgetan.«

»Ruchlosigkeit, schändliche Ruchlosigkeit!« rief Mylady mit der Begeisterung des Opfers, das seinen Richter herausfordert. »Auf Ehre,« sprach Lord Winter aufstehend, »ich glaube, die drollige Person kommt von Sinnen. Gebt Euch zur Ruhe, Frau Puritanerin, oder ich lasse Euch in das Gefängnis stecken. Beim Himmel, mein spanischer Wein geht Euch zu Kopfe, nicht wahr? Doch seid unbekümmert, diese Trunkenheit ist gefahrlos und wird keine Folgen nach sich ziehen.«

Hier entfernte sich Lord Winter unter Flüchen, was damals eine ganz ritterliche Gewohnheit war. Felton, der stets an der Tür stand, hatte kein Wort von dieser Unterredung verloren. Mylady hatte ihn richtig durchblickt. »Ja geh nur, geh,« rief sie ihrem Schwager nach, »die Folgen kommen gewiß nach; doch, du sollst sie erst erfahren, wenn es nicht mehr Zeit ist, denselben auszuweichen.« Es trat abermals ein Stillschweigen ein; zwei Stunden vergingen, und man brachte das Abendbrot; man fand Mylady mit ihrem Gebet beschäftigt, mit einem Gebet, das sie von einem Diener ihres zweiten Gemahls, einem sehr eifrigen Puritaner, gelernt hatte. Sie schien derart in Andacht versunken, daß man hätte glauben mögen, sie achte gar

nicht auf das, was um sie her geschah. Felton gebot durch einen Wink, sie nicht zu stören, und als alles in Ordnung war, ging er mit den Soldaten geräuschlos fort. Mylady wußte wohl, daß sie belauscht werden konnte, darum setzte sie auch ihr Gebet bis ans Ende fort, und es dünkte sie, als ob der Soldat, der an ihrer Tür wachte, nicht mehr denselben Schritt hielt, sondern horchte. Für jetzt wollte sie nicht mehr; sie erhob sich, setzte sich zu Tisch, aß wenig und trank nichts als Wasser. Einige Stunden darauf kam man herbei, um den Tisch wegzutragen. Aber Mylady bemerkte, daß Felton diesmal die Soldaten nicht begleitete. Er war also beängstigt, daß er sie zu oft sehe. Sie wandte sich ab, um zu lächeln, denn in diesem Lächeln lag ein so triumphierender Ausdruck, daß sie sich schon dadurch hätte verraten können. Sie ließ wieder eine halbe Stunde vorübergehen, und da in diesem Augenblick im alten Schloß alles still war, und nur das ewige Rauschen des Meeres, dieses ungeheure Atemholen des Ozeans, gehört wurde, so stimmte sie mit ihrer reinen, klangvoll vibrierenden Stimme die erste Strophe eines Liedes an, das damals bei den Puritanern sehr beliebt war: »O Herr, du ziehst dich nur zurück, um uns zu prüfen in dem Leben, und dann nach Leid und Mißgeschick den Preis für unsre Kraft zu geben.« Diese Verse waren keineswegs ausgezeichnet, hierzu hätte noch viel gefehlt; allein die Protestanten kümmerten sich nicht um die Poesie. Während Mylady sang, lauschte sie zugleich. Der Soldat, der vor ihrer Tür Wache stand, verhielt sich still, als wäre er in Stein verwandelt worden. Danach konnte Mylady die Wirkung ihres Gesangs beurteilen. Indes scheint es, daß der wachhabende Soldat, der zweifelsohne eines andern Glaubens war, den Zauber abschüttelte, denn er öffnete das Gitter an der Tür und sagte: »Sind Sie doch still, Madame; Ihr Gesang ist so traurig wie eine de profundis, und müßte man außer der Freude, hier in Garnison zu liegen, auch noch solche Dinge anhören, so wäre es nicht zu ertragen.«

»Stille!« rief eine ernste Stimme, an der Mylady Felton erkannte. »In was mengt Ihr Euch, Bursche! Hat man Euch befohlen, dieser Frau das Singen zu wehren? Nein, man hat Euch gesagt, sie zu bewachen, und auf sie zu schießen, wenn sie es versuchen sollte, zu entfliehen. Bewacht sie, schießt auf sie, wenn sie entfliehen will, doch ändert nichts an Eurem Auftrag.« Mylady begann hierauf wieder zu singen: »Für so viel Tränen, so viel Schmerz, den ich in meinem Bann erleide, belohnet Gott mein reines Herz mit Jugend, mit Gebet und Freude.« Die höchst umfangreiche Stimme voll

erhabener Leidenschaft verlieh der rohen Poesie dieses Liedes eine Zauberkraft, die selbst die begeisterten Puritaner in den Gesängen ihrer Brüder nur selten fanden. Felton glaubte den Engel singen zu hören, der die drei Jünglinge im Feuerofen tröstete. Mylady fuhr fort: »Der Tag der Freiheit kommt heran. Gott wird zur Flucht die Feinde treiben, und trügt uns auch der fromme Wahn, wird doch der Märtyrtod uns bleiben!« Diese Strophe, in welche die furchtbare Zauberin ihre ganze Seele ergoß, hatte das Herz des jungen Offiziers vollends verwirrt. Er öffnete hastig die Tür, und Mylady sah ihn, zwar blaß, wie immer, doch mit funkelnden, fast irren Augen eintreten. »Warum singen Sie so?« fragte er, »und mit einer solchen Stimme?«

»Um Vergebung, mein Herr,« versetzte Mylady in sanftem Ton, »ich vergaß, daß meine Lieder in diesem Hause nicht üblich sind. Ich bin Ihnen gewiß in Ihrem Glauben nahegetreten, allein ich schwöre, daß es unwillkürlich geschah. Vergeben Sie mir also einen Fehler, der vielleicht groß, doch sicher absichtslos war.«

»Jawohl,« erwiderte er, »ja, Sie stören die Leute in diesem Schlosse, Sie bringen sie in Aufregung.« Der arme Verrückte gewahrte nicht einmal das Unzusammenhängende seiner Worte, während Mylady mit ihrem Luchsauge in den tiefsten Grund seiner Seele drang. »Ich will schweigen,« sagte sie und schlug die Augen mit der ganzen Weichheit nieder, die sie ihrer Stimme zu geben vermochte, mit der ganzen Resignation in Miene und Gebärde. »Nein, nein, Madame,« entgegnete Felton, »singen Sie nur etwas weniger laut, zumal des Nachts.« Nach diesen Worten stürzte Felton aus dem Gemach, da er fühlte, er vermöge seine Haltung der Gefangenen gegenüber nicht länger zu behaupten.

Felton war gekommen, doch blieb noch ein Schritt zu tun übrig; man mußte ihn zurückhalten, oder aber er mußte ganz allein bleiben und Mylady erblickte nur dunkel das Mittel, das sie zu diesem Resultat bringen sollte. Mylady konnte aber ungeachtet dieser Macht der Verführung an der geringsten Zufälligkeit scheitern, weil Felton schon in Kenntnis gesetzt war. Es war ein ziemlich hübscher Sommertag, und ein Strahl der blassen Sonne Englands, die wohl erleuchtet, aber nicht erwärmt, fiel durch die Gitter des Gefängnisses. Mylady sah durch das Fenster und tat, als hörte sie das

Öffnen der Tür nicht, durch die Lord Winter jetzt eintrat. »Ah, ah,« rief Lord Winter, »nachdem man Komödie gespielt hat und nachdem man Tragödie gespielt hat, spielt man jetzt Melancholie?« Die Gefangene gab gar keine Antwort. »Ja, ja, ich begreife wohl,« fuhr Lord Winter fort; »Ihr wäret auf diesem Seegestade gern in Freiheit, Ihr möchtet gern auf einem guten Schiffe die Fluten dieser smaragdenen See durchsteuern; Ihr möchtet mir gern, ob nun zu Wasser oder zu Land, eine jener guten, kleinen Schlingen legen, die Ihr so trefflich zu werfen versteht. Geduld, nur Geduld! In vier Tagen ist Euch das Gestade erlaubt, steht Euch das Meer offen, vielleicht weiter als Ihr wünschen möget, denn in vier Tagen ist England von Euch erlöst.« Mylady faltete die Hände und erhob ihre schönen Augen zum Himmel. »Herr, Herr!« rief sie mit engelmilder Weichheit in Ton und Miene, »vergib diesem Manne, wie auch ich ihm vergebe.«

»Ja, bete nur, Verdammte,« sprach der Baron, »dein Gebet ist um so edelmütiger, als du dich, das schwöre ich dir, in der Gewalt eines Menschen befindest, der dir nicht verzeihen wird.« Dann ging er fort. In dem Augenblick, wo er sich entfernte, glitt ein Blick durch die halb geöffnete Tür, und sie bemerkte Felton, der sich schnell zurückzog, damit sie ihn nicht sehen sollte. Sonach fiel sie auf die Knie und fing an zu beten. »Mein Gott, mein Gott,« sprach sie, »du weißt, weshalb ich leide; gib mir nur Kraft, mein Leid ertragen zu können.« Die Tür ging langsam auf; die schöne Andächtlerin stellte sich, als hätte sie es gar nicht gehört, und fuhr mit kläglicher Stimme fort: »O Gott, du Rächer! Gott der Güte! wirst du es zugeben, daß die schrecklichen Pläne dieses Mannes in Erfüllung gehen?« Jetzt erst machte sie Miene, als hörte sie das Geräusch der Tritte Feltons, und indem sie rasch wie ein Gedanke in die Höhe sprang, errötete sie, als ob sie sich schämte, daß man sie auf den Knien überrascht habe. »Madame, ich störe nicht gern die Andächtigen,« sagte Felton in ernstem Ton. »Ich beschwöre Sie also, lassen Sie sich durch mich nicht unterbrechen.«

»Wie wissen Sie denn, daß ich andächtig war, mein Herr?« fragte Mylady mit schluchzender Stimme. »Sie irren, ich habe nicht gebetet.«

»Glauben Sie denn, Madame,« erwiderte Felton mit demselben Ernst, doch mit etwas weicherer Betonung, »glauben Sie, daß ich mich für berechtigt

halte, ein Geschöpf, das sich vor seinem Schöpfer niederwerfen will, daran zu verhindern? Verhüte es Gott! Außerdem steht dem Schuldbewußten die Reue gut; welche Sünde Sie auch begangen haben mögen, so ist mir ein Schuldiger zu Gottes Füßen jederzeit heilig.«

»Ich eine Schuldige,« versetzte Mylady mit einem Lächeln, das einen Engel des Jüngsten Gerichts hätte täuschen können. »Ich eine Schuldige, o mein Gott! Du weißt es, ob ich es bin! Sagen Sie, mein Herr, ich sei verdammt; doch Sie wissen, der die Märtyrer liebt, läßt es oftmals geschehen, daß die Schuldlosen hienieden verurteilt werden.«

»Mögen Sie verurteilt, mögen Sie schuldlos, mögen Sie eine Märtyrin sein,« erwiderte Felton, »Sie haben um so mehr Ursache, andächtig zu sein, und ich will Sie mit meinem Gebet unterstützen.«

»O, Sie sind ein Gerechter!« rief Mylady und fiel ihm zu Füßen, »ach, ich kann mich nicht länger mehr zurückhalten, denn ich fürchte, daß es mir in dem Moment an Kraft gebreche, wo ich den Kampf bestehen und meinen Glauben bekennen soll: hören Sie das Flehen einer Frau, die ein Raub der Verzweiflung ist. Man hintergeht Sie, mein Herr, doch davon sei nicht die Rede. Ich bitte Sie nur um eine Gnade, und wenn Sie mir dieselbe gewähren, so segne ich Sie dafür in dieser und jener Welt.«

»Reden Sie mit dem Herrn, Madame,« antwortete Felton, »ich bin glücklicherweise nicht bevollmächtigt, zu verzeihen oder zu bestrafen. Gott hat diese Verantwortlichkeit einem Höheren eingeräumt.«

»Nein, mit Ihnen, nur mit Ihnen. Hören Sie mich, und tragen Sie nicht bei zu meiner Schmach, zu meinem Verderben.«

»Wenn Sie diese Schmach verdienen, wenn Sie diese Schande selbst auf sich geladen haben, Madame, so müssen Sie sich auch geduldig unterwerfen und dem Willen Gottes ergeben.«

»Was sprechen Sie da? O, Sie verstehen mich nicht. Wenn ich von Schande rede, so wähnen Sie, ich rede von einer Bestrafung, von Kerker oder Tod. Möchte es dem Himmel so gefallen. Was ist mir an Tod oder Kerker gelegen?«

»Nun begreife ich Sie nicht mehr, Madame,« sagte Felton. »Oder Sie stellen sich nur, als verständen Sie mich nicht, mein Herr,« versetzte die Gefangene mit einem verzweifelten Lächeln. »Nein, Madame, bei der Ehre eines Soldaten, bei dem Glauben eines Christen!«

»Wie doch, Sie kennen hinsichtlich meiner Person die Absichten von Lord Winter nicht?«

»Ich kenne Sie nicht.«

»Unmöglich! Sie, sein Vertrauter?«

»Madame, ich lüge niemals.«

»O, er verstellt sich wenig, als daß man dieselben nicht erraten könnte.«

»Ich suche nichts zu erraten, Madame, sondern ich warte, bis man mir das Vertrauen schenkt, und über das, was mir Lord Winter in ihrem Beisein sagte, hat er mir nichts anvertraut.«

»Nun,« rief Mylady mit einem unglaublichen Ausdruck von Wahrheit, »Sie sind also nicht sein Mitschuldiger! Sie wissen also nicht, daß er mir eine Schmach anzutun willens ist, die alle Strafen der Welt an Häßlichkeit übertrifft?«

»Sie irren, Madame,« erwiderte Felton errötend, »Lord Winter ist nicht fähig eines solchen Verbrechens.«

»Der Freund des Schändlichen ist zu allem fähig.«

»Wen nennen Sie den Schändlichen?« fragte Felton. »Gibt es in England zwei Menschen, denen dieser Name zukommen könnte?«

»Sprechen Sie von George Villiers?« fragte Felton mit funkelnden Augen. »Den die Heiden, die Ungläubigen, die Gotteslästerer Herzog von Buckingham nennen,« rief Mylady; »ich hätte nicht gedacht, es gebe in ganz England einen Menschen, der einer so langen Erörterung bedürfe, um den zu erkennen, voll dem ich reden wollte.«

»Die Hand des Herrn ist über ihn ausgestreckt, er wird der Züchtigung nicht entgehen, die er verdient.« Felton sprach rücksichtlich des Herzogs nur das Gefühl der Verwünschung aus, das alle Engländer gegen ihn nährten, von denen ihn viele ganz schlechthin Satan hießen. »O, mein Gott, mein Gott!« rief Mylady, »wenn ich zu dir flehe, du wolltest diesen Menschen bestrafen, wie er es verschuldete, so weißt du, es ist nicht mein eigenes Rachewerk, das ich verfolge, sondern die Befreiung eines Volkes, um die ich den Himmel bestürme.«

»Sie kennen ihn also?« fragte Felton. »Ob ich ihn kenne – ach, ja! zu meinem Unheil, zu meinem ewigen Unheil!« – dabei rang Mylady die Hände, als wäre sie von einem Paroxysmus des Schmerzes befallen. Felton empfand zweifelsohne in sich, daß ihn die Kraft verließ; er tat einige Schritte gegen die Tür; allein die Gefangene, die ihn nicht aus den Augen ließ, eilte ihm nach und hielt ihn zurück. »Mein Herr,« rief sie, »o seien Sie barmherzig, hören Sie meine Bitte, das Messer, das die unselige Vorsicht des Barons weggenommen hat, weil er weiß, welchen Gebrauch ich davon machen will... O, hören Sie mich bis zu Ende. Dieses Messer, ach! geben Sie es mir nur auf eine Minute zurück, geben Sie es mir aus Gnade, aus Mitleid. Ich umklammere Ihre Knie! —- Sie schließen die Tür. – Ach, ich will nicht Ihnen ans Leben gehen, Gott! Ihnen ans Leben gehen, Ihnen, dem einzigen gerechten, gütevollen und teilnehmenden Wesen, das ich hier gefunden habe – Ihnen – vielleicht meinem Retter! Eine Minute, nur eine Minute lang dieses Messer, und ich gebe es Ihnen wieder zurück durch das Gitter der Tür! Nur eine Minute, Herr Felton! und Sie haben mir die Ehre gerettet.«

»Sie töten!« rief Felton voll Schrecken, und vergaß seine Hände aus den Händen der Gefangenen zurückzuziehen; »Sie töten!«

»Ich habe es ausgesagt, mein Herr,« murmelte Mylady, senkte ihre Stimme und fiel kraftlos auf den Boden nieder, »ich habe mein Geheimnis ausgesagt, er weiß alles, mein Gott, ich bin verloren.« Felton blieb regungslos und unentschlossen stehen. Man hörte im Korridor gehen, Mylady erkannte den langsamen Tritt des Lord Winter. Auch Felton erkannte ihn und näherte sich der Tür. Mylady erhob sich rasch und sprach mit gedämpfter Stimme: »O, nicht ein Wort, reden Sie nicht ein Wort zu

diesem Menschen von alledem, was ich Ihnen gesagt habe, oder ich bin verloren – und Sie – Sie – –« Felton drückte Mylady sanft zurück, und diese sank auf einen Stuhl. Lord Winter schritt an der Tür vorbei, ohne daß er anhielt, und man hörte das Geräusch der Tritte, wie sie sich entfernten. Felton war blaß wie der Tod und horchte ein Weilchen mit gespannten Ohren, doch als das Geräusch gänzlich verhallte, atmete er wie ein Mensch, der aus dem Traum erwacht, und verließ eilig das Zimmer. »Wenn er mit dem Baron spricht,« sagte sie sich, »so bin ich verloren; denn der Baron, der recht gut weiß, daß ich mir das Leben nicht nehme, wird mir in seiner Gegenwart ein Messer in die Hände geben, und Felton wird sehen, daß diese ganze bedrohliche Verzweiflung nichts weiter war als ein Schauspiel.« Sie stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich; sie war noch nie so schön gewesen. Am Abend kam Lord Winter zugleich mit dem Mahl. Er nahm sofort einen Lehnstuhl, stellte ihn neben sie, nahm darauf Platz, zog ein Papier aus seiner Tasche und entfaltete es langsam. Dann sprach er: »Hört, ich wollte Euch diesen Reisepaß zeigen, den ich selbst abgefaßt habe, und der Euch als Verhaltungsnorm in dem Leben dienen soll, das ich Euch lasse.« Dann wandte er sich unter Myladys Augen und las: »Befehl. Die... – der Name ist noch ausgelassen,« unterbrach sich Lord Winter, »gebt Ihr einem Ort den Vorzug, so nennt mir denselben, beträgt die Entfernung mindestens eintausend Meilen von London, so soll Eurem Wunsche willfahrt werden. – Ich fahre nun fort: Befehl. – Charlotte Backson, gebrandmarkt durch die Gerichte des Königreichs Frankreich, doch nach der erhaltenen Strafe wieder in Freiheit gesetzt, ist zu bringen nach... Sie hat in diesem Orte zu verbleiben, ohne sich jemals über drei Meilen weit zu entfernen. Für den Fall eines Fluchtversuches soll über sie die Todesstrafe verhängt werden. Für Wohnung und Kost hat sie täglich fünf Schilling zu beziehen.«

»Dieser Befehl geht mich nicht an,« versetzte Mylady kalt, »indem ein anderer Name als der meinige eingeschrieben steht.«

»Ein Name! – habt Ihr denn einen Namen?«

»Ich habe den Eures Bruders.«

»Ihr irrt; mein Bruder ist nur Euer zweiter Gemahl, und der erste ist noch am Leben. Nennt mir den Namen, und ich will ihn an die Stelle von

Charlotte Backson setzen. Nun, wollt Ihr nicht? – Ihr schweigt. Gut, Ihr werdet unter dem Namen Charlotte Backson in die Gefangenenliste gesetzt.«

Mylady blieb stumm; nur geschah es diesmal nicht aus Heuchelei, sondern aus Schrecken. Sie dachte, man werde schnell diesen Befehl vollziehen, sie fürchtete, Lord Winter habe ihre Abreise beschleunigt und hielt sich schon für verurteilt, daß man sie diesen Abend noch wegbringen werde; für einen Augenblick wähnte sie schon alles verloren, als sie plötzlich bemerkte, daß der Befehl noch nicht mit einer Unterschrift ausgefertigt sei. Die Freude ob dieser Bemerkung war so groß, daß sie nicht im Stande war, dieselbe zu verhehlen. »Ja, ja!« sagte Lord Winter, als er gewahrte, was in ihr vorging, »ja, Ihr vermißt die Unterschrift; und sagt Euch, es wäre noch nicht alles verloren, weil das Aktenstück nicht unterfertigt ist. Man zeigt es mir bloß, um mich in Schrecken zu versetzen, das ist alles. – O, Ihr irrt, morgen wird dieser Befehl Lord Buckingham zugeschickt, übermorgen kommt er, von seiner Hand unterschrieben, und mit seinem Siegel versehen zurück, und vierundzwanzig Stunden darauf, das bürge ich, wird mit der Vollstreckung angefangen. Adieu, Madame, ich habe Euch nichts weiter mitzuteilen.«

»Und ich, mein Herr, sage Euch noch, dieser Mißbrauch der Gewalt, diese Verbannung unter einem fremden Namen ist eine Ruchlosigkeit.«

»Nun, Mylady, ist es Euch lieber, unter Eurem wahren Namen gehenkt zu werden? Ihr wißt, die englischen Gesetze sind unerbittlich in betreff einer Doppelehe; erklärt Euch freimütig; wiewohl mein Name, oder vielmehr der meines Bruders, in diese Sache verwickelt ist, so wehre ich mich doch nicht vor dem Skandal eines öffentlichen Prozesses, wenn ich überzeugt sein kann, mit einem Schlag Euer los zu werden.« Mylady, antwortete nicht, doch wurde sie leichenfahl. »Felton hat nicht geplaudert,« sprach Mylady zu sich selbst, »noch ist nichts verloren.« »Und jetzt, Madame, auf Wiedersehen; morgen werde ich Euch die Abreise meines Boten mitteilen.« Lord Winter stand auf, verneigte sich ironisch vor Mylady und ging fort. Mylady atmete wieder; sie hatte noch vier Tage vor sich; vier Tage waren für sie hinreichend, um Felton zu verführen.

Als Felton am folgenden Margen zu Mylady kam, traf er sie auf einem Lehnstuhl, wie sie eben einen Strick in der Hand hielt, den sie aus mehreren

Streifen zerrissener Batistsacktücher gedreht hatte. Bei dem Geräusch, das Felton mit dem Aufschließen der Tür verursachte, sprang Mylady leicht vom Stuhl herab und versuchte diesen improvisierten Strick mit der Hand hinter sich zu verstecken. Der junge Mann sah noch blasser aus als gewöhnlich, und seine von Schlaflosigkeit geröteten Augen gaben Zeugnis, daß er die Nacht im Fieber zugebracht hatte. Indes war seine Stirn mit einem tieferen Ernst bewaffnet als je. Er näherte sich langsam Mylady, die sich, gesetzt hatte, ergriff das mörderische Geflecht, das sie mit einem Ende hervorblicken ließ und fragte kalt: »Was soll das heißen, Madame?«

»Das? nichts,« entgegnete sie mit jenem schmerzhaften Ausdruck lächelnd, den sie ihrem Lächeln so gut zu geben verstand. »Die Langweile ist der Todfeind der Gefangenen, wie Sie wissen. Ich langweilte mich, und suchte Zerstreuung, indem ich diesen Strick drehte.« Felton wandte seine Augen nach dem Punkte der Wand, vor dem er Mylady auf dem Stuhl stehend angetroffen hatte, auf dem sie jetzt saß, und bemerkte über ihrem Kopf einen in der Mauer befestigten goldenen Haken, der zum Aufhängen von Waffen oder Kleidungsstücken gehörte. »Und warum sind Sie auf diesem Stuhl gestanden?« fragte er. »Was kümmern Sie sich um das?« erwiderte Mylady. »Nun, ich möchte es gern wissen.«

»Fragen Sie mich nicht, entgegnete die Gefangene, »Sie wissen ja, uns wahren Christen ist das Lügen verboten.«

»Nun,« versetzte Felton. »Ich will es Ihnen sagen, was Sie taten, oder vielmehr tun wollten. Sie wollten einen unseligen Gedanken ausführen, den Sie bei sich gefaßt haben. Wenn Ihr Gott das Lügen verbietet, Madame, so verbietet er noch viel strenger den Selbstmord.«

»Wenn Gott eines seiner Geschöpfe ungerecht verfolgt und zwischen Selbstmord und Schande gestellt sieht, erwiderte Mylady im Tone tiefer Überzeugung, »glauben Sie mir, mein Herr, so ist Gott dem Selbstmord gnädig, wenn er dabei zum Märtyrertum wird.«

»Sie sagen da zu viel oder zu wenig; reden Sie, Madame, im Namen des Himmels! erklären Sie sich.«

»Was soll ich denn die Unglücksfälle meines Lebens erzählen, damit Sie dieselben etwa für Märchen halten! Was soll ich Ihnen meine Pläne mitteilen, damit Sie dieselben meinen Verfolgern verraten! Nein, mein Herr; und was liegt Ihnen an dem Leben oder dem Tod einer unglücklich Verurteilten? Sie sind nur verantwortlich für meinen Leib, insofern man, wenn Sie einen Leichnam vorzeigen, den man als den meinigen erkennt, nicht mehr von Ihnen fordern wird; ja, man wird Ihnen vielleicht den Lohn sogar verdoppeln.«

»Mir. Madame, mir?« rief Felton; »Sie können glauben, daß ich den Preis Ihres Lebens annehmen würde? O, Sie denken nicht so, wie Sie da reden.«

»Lassen Sie mich gewähren, Felton, lassen Sie mich gewähren,« rief Mylady in großer Aufregung. »Jeder Soldat ist ehrsüchtig, nicht wahr? Sie sind Leutnant, nun, Sie werden meinen Leichenzug mit dem Rang eines Kapitäns begleiten.«

»Doch was habe ich Ihnen getan,« rief Felton erschüttert, »daß Sie mir vor Gott und den Menschen eine solche Verantwortlichkeit aufladen? In wenigen Tagen sind Sie von hier entfernt, Madame! Ihr Leben steht nicht mehr unter meiner Obhut, und dann,« fügte er mit einem Seufzer hinzu, »dann werden Sie tun, was Sie wollen.« Mylady erwiderte, als könnte sie einem heiligen Unwillen nicht widerstehen: »Sie also, ein heiliger Mann, Sie, den man einen Gerechten nennt, Sie fordern weiter nichts, als daß man Sie wegen meines Todes nicht einer Fahrlässigkeit beschuldige?«

»Ich muß Ihr Leben behüten, Madame, und werde es behüten.«

»Doch wissen Sie auch, welchen Befehl Sie da vollziehen? Ist er schon an und für sich grausam, selbst wenn ich schuldig wäre, welchen Namen werden Sie ihm geben, wenn ich schuldlos bin?«

»Ich bin Soldat, Madame, und vollziehe, was man mir befiehlt.«

»Glauben Sie wohl, Gott werde beim Jüngsten Gericht die verblendeten Henker von den ungerechten Richtern absondern? Sie wollen nicht, daß ich meinen Leib töte, und machen sich doch zum Werkzeug des Mannes, der meine Seele töten will.«

»Ich wiederhole Ihnen,« erwiderte Felton tiefbewegt, »daß Ihnen keine Gefahr droht; ich bürge Ihnen für Lord Winter wie für mich selber.«

»Unsinniger!« rief Mylady, »armer Unsinniger! der für einen andern Menschen bürgen will, indes die Weisesten, die Gottergebensten Anstand nehmen, für sich selbst zu bürgen und der sich zur stärksten, glücklichsten Partei wendet, um diese schwächste, unglücklichste zu zermalmen!«

»Unmöglich, Madame, unmöglich!« stammelte Felton, der im Grunde seines Herzens die Nichtigkeit dieser Worte empfand. »Sie werden durch mich als Gefangene nicht die Freiheit und als Lebende nicht den Tod erhalten.«

»Ja,« erwiderte Mylady, »ich werde verlieren, was mir kostbarer ist als das Leben; Felton, ich werde die Ehre verlieren, und Sie will ich über meine Schmach und Schande vor Gott und Menschen verantwortlich machen!« Sie bemerkte seine Unruhe, und gleich einem geschickten Heerführer erhob sie sich, ging würdevoll auf ihn zu, und rief mit ihrer so süßen Stimme, der sie nach Gelegenheit eine furchtbare Macht zu geben verstand: »Den Löwen wirft die Märtyrin, Und Baal das Opfer vor – du sollst es bereuen, Gott weiß es, daß ich schuldlos bin, Ich will zu ihm aus meinem Abgrund schreien.« Felton war wie versteinert und rief, die Hände faltend: »Wer sind Sie? Ha, wer sind Sie? O, sind Sie Engel oder Teufel? Heißen Sie Eloa oder Astartes?«

»Hast du mich nicht erkannt? Felton, ich bin weder ein Engel noch ein Teufel. Ich bin eine Tochter der Erde, bin eine Schwester deines Glaubens, weiter nichts.«

»Ja, ja,« versetzte Felton, »ich zweifelte noch, aber jetzt glaube ich.«

»Du glaubst, und doch bist du der Mitschuldige des Kindes Belials, Lord Winter zubenannt? Du glaubst, und kannst mich in den Händen des Mannes lassen, der mein Feind, der Englands Feind und Gottes Feind ist? Du glaubst, und doch überlieferst du mich demjenigen, der die Welt mit seinen Ketzereien und Ausschweifungen erfüllt und besudelt, diesem ruchlosen Sardanapal, welchen die Blinden Herzog von Buckingham und die Gläubigen Antichrist heißen.«

»Ich überliefere Sie Buckingham? Was sprechen Sie da?«

»Sie haben Augen,« rief Mylady, »und werden nicht sehen, Sie haben Ohren und werden nicht hören.«

»Ja, ja!« versetzte Felton, und fuhr mit der Hand über seine mit Schweiß bedeckte Stirn, als ob er den letzten Zweifel wegwischen wollte; »ja, ich erkenne die Stimme wieder, die in meinen Träumen mit mir spricht; ja, ich erkenne die Züge des Engels, der mir in jeder Nacht erscheint, und meiner schlaflosen Seele zuruft: 'Schlage, rette England, rette dich, denn du wirst sterben, ohne Gott entwaffnet zu haben.' Reden Sie, ach, reden Sie,« rief Felton, »denn jetzt kann ich Sie verstehen.« Ein Blitzstrahl entsetzlicher Freude, doch rasch wie der Gedanke, zuckte aus Myladys Augen. Wie flüchtig auch dieser mörderische Schimmer war, so entging er doch Felton nicht, und er schauderte, als hätte dieser Blitzstrahl die Abgründe des Herzens dieses Weibes erleuchtet. Felton gedachte auf einmal der Bemerkungen des Lord Winter, der Verführungen Myladys, und ihrer ersten Versuche, als sie ankam. Er trat einen Schritt zurück, senkte den Kopf, unterließ es aber dabei nicht, sie anzublicken, als wäre er von diesem seltsamen Wesen verzaubert, und als könnten sich seine Augen von ihr nicht losmachen. »Doch nein,« sagte sie, »mir geziemt es nicht, die Judith zu sein, die Bethulien von diesem Holofernes befreien wird. Das Schwert des Ewigen ist meinem Arme zu schwer. Lassen Sie mich also der Schande durch den Tod entgehen, lassen Sie mich zum Märtyrertum meine Zuflucht nehmen. Ich begehre von Ihnen nicht die Freiheit, wie dies eine Schuldige täte, nicht die Rache, wie es eine Heidin tun würde. Ich bitte Sie, ich bestürme Sie auf meinen Knien, lassen Sie mich sterben, und mein letzter Seufzer sei noch ein Segen für meinen Erretter.« Bei dieser sanften, bittfälligen Stimme, bei diesem schüchtern gesenkten Blick trat Felton näher. Die Zauberin hatte sich allmählich mit jenem magischen Gewand angetan, das sie nach Gefallen anlegte und ablegte, nämlich die Schönheit, die Sanftmut, die Tränen, vor allem aber jenen unwiderstehlich mystischen Reiz, der verzehrender als jeder andere wirkt. »Ach,« sagte Felton, »ich kann nur eins, Sie beklagen, wenn Sie mir beweisen, daß Sie ein Opfer sind. Allein Lord Winter erhebt wider Sie grausame Anschuldigungen. Sie sind Christin, sind meine Glaubensschwester; ich fühle mich zu Ihnen hingezogen, ich, der ich nie einen andern Menschen geliebt habe, als

meinen Wohltäter, ich, der ich auf meinem Lebensweg nur Verräter und Gottesleugner fand! Doch Sie, Madame, die Sie in Wirklichkeit so schön, und dem Anschein nach so rein sind, Sie haben also große Sünden begangen, weil Sie Lord Winter auf eine solche Weise verfolgt?« Da wiederholte Mylady mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Wehmut: »Sie haben Augen und sehen nicht; Sie haben Ohren und hören nicht.«

»O, so reden Sie doch!« rief der junge Offizier, »reden, ach, reden Sie!«

»Soll ich Ihnen meine Schmach anvertrauen?« sprach Mylady; das Antlitz mit Schamröte übergossen, »denn oft wird das Verbrechen des einen zur Schande des andern. Ich soll Ihnen meine Schande anvertrauen, ich, eine Frau einem Mann? Ach,« fuhr sie fort, die Hand verschämt über die schönen Augen breitend, »o, nie – nie werde ich dieses vermögen.«

»Mir, einem Bruder,« versetzte Felton. Mylady blickte ihn lange mit einem Ausdruck an, den der Offizier für Zweifel hielt, da es doch nichts anderes war, als Beobachtung und vorzüglich die Absicht, zu berücken. Jetzt faltete auch Felton die Hände. »Wohlan denn,« rief Mylady, »ich will mich einem Bruder anvertrauen, ich will es wagen.« In diesem Moment vernahm man die Tritte des Lord Winter; allein diemal war der furchtbare Schwager Myladys nicht damit zufrieden, daß er, wie tags zuvor, an der Tür vorbeiging und sich wieder entfernte, sondern er hielt an und wechselte ein paar Worte mit der Wache; die Tür ging auf und er trat ein. Felton hatte sich, während diese paar Worte gewechselt wurden, schnell zurückgezogen, und als Lord Winter eintrat, stand er von der Gefangenen einige Schritte weit entfernt. Der Baron ging langsam in das Zimmer, und ließ seinen Blick von der Gefangenen auf den jungen Offizier hinübergleiten. »Ihr seid schon recht lange hier, John!« sprach er. »Hat Euch diese Frau ihre Missetaten erzählt? Dann begreife ich die Dauer der Unterredung.« Felton zitterte und Mylady fühlte, wenn sie dem aus der Fassung gekommenen Puritaner nicht zu Hilfe käme, so wäre sie verloren, »Ha, Ihr seid in Furcht, daß Euch Eure Gefangene entschlüpfe,« sagte sie. »O, fragt nur Euren Kerkermeister, welche Gnade ich mir eben von ihm erbat.«

»Hm, Ihr batet um eine Gnade?« fragte der Baron argwöhnisch. »Ja, Mylord,« versetzte der junge Mann befangen. »Um welche Gnade? sagt an,« sprach Lord Winter. »Ein Messer, das sie mir eine Minute, nachdem sie

es bekommen, durch das Gitter der Tür wieder zurückreichen will,« entgegnete Felton. »Ist also hier jemand versteckt, den diese allerliebste Person totstechen will?« erwiderte Lord Winter in einem höhnischen und verächtlichen Ton. »Ich bin hier,« versetzte Mylady. »Ich ließ Euch die Wahl zwischen Amerika und Tyburn, sagte Lord Winter. »Wählt Tyburn, Mylady, glaubt mir, der Strang ist sicherer als das Messer.« Felton erblaßte und machte einen Schritt vorwärts, indem er daran dachte, daß Mylady einen Strick in der Hand hatte, als er eintrat. »Ihr habt recht,« sagte Mylady, »und ich habe bereits daran gedacht.« Dann fügte sie mit dumpfer Stimme hinzu: »Ich werde wieder daran denken.« Felton empfand einen Schauer durch das Mark seiner Knochen rieseln, und Lord Winter, der wahrscheinlich diese Erschütterung bemerkte, sprach: »Traue nicht, John! O, John, mein Freund, ich habe auf dich gebaut; nimm dich in acht, wie ich dich gewarnt habe. Sei übrigens guten Mutes, mein Kind! In drei Tagen werden wir dieses Geschöpf los sein, und an dem Orte, wohin ich sie schicke, wird sie niemandem einen Schaden zufügen.«

»Sie hören ihn,« rief Mylady mit zitternder Stimme, so daß der Baron meinte, sie wendete sich zum Himmel, und Felton erkannte, daß es ihm gelte. Felton senkte das Haupt und träumte. Der Baron faßte den Offizier am Arm und wandte sogleich den Kopf über seine Schulter zurück, damit er, bis er das Zimmer verließ, Mylady nicht aus den Augen verlor.

Als die Tür wieder geschlossen war, sagte die Gefangene zu sich selbst: »Ach, ich bin noch nicht so weit, wie ich dachte. Der Baron Winter hat seine gewöhnliche Dummheit in eine bisher unbekannte Klugheit umgewandelt; das ist die Rachsucht, die den Menschen bildet. Felton nimmt noch Anstand. Ach, dieser Mensch ist nicht so entschlossen wie der verfluchte d'Artagnan.« Indes harrte Mylady voll Ungeduld, denn sie vermutete mit Recht, der Tag würde nicht vergehen, ohne daß Felton zurückkehrte. Endlich nach einer Stunde vernahm sie an der Tür ein leises Gespräch. Diese ging auf, und sie erkannte Felton. Der junge Mann trat lebhaft in das Gemach, ließ hinter sich die Tür offen und gab Mylady einen Wink, daß sie schweigen möchte. Sein Antlitz war ganz verstört. »Was wollen Sie von mir?« fragte sie. »Hören Sie,« erwiderte Felton mit leiser Stimme, »ich habe die Wache fortgeschickt, um hierbleiben zu können, ohne daß man weiß, daß ich hierher kam, um mit Ihnen zu sprechen, und

ohne daß man hört, was ich Ihnen mitteile. Der Baron erzählte mir eine schreckliche Geschichte.« Mylady nahm wieder das Lächeln eines ganz ergebenen Opfers an und schüttelte den Kopf. »Sie sind entweder ein Dämon,« fuhr Felton fort, »oder der Baron, mein Wohltäter, mein Vater, ist ein Ungetüm. Ich kenne Sie erst seit vier Tagen, ihn liebe ich schon zehn Jahre lang. Ich darf somit zwischen Ihnen beiden Bedenken haben. Erschrecken Sie nicht über das, was ich Ihnen sage. Ich komme nach Mitternacht zu Ihnen, und Sie sollen mich überzeugen.«

»Nein, Felton! nein, mein Bruder!« sprach sie, »das Opfer ist zu groß, und ich fühle, was es Sie kostet. Nein, ich bin verloren; o, richten Sie sich nicht auch selbst zu Grunde. Mein Tod wird viel beredter sein als mein Leben, und das Schweigen des Leichnams wird Sie mehr überzeugen als die Sprache der Gefangenen.«

»O, schweigen Sie, Madame, und lassen Sie mich nicht solche Worte vernehmen. Ich kam hierher, daß Sie mir bei Ihrer Ehre beteuern und mir bei allem, was Ihnen heilig ist, schwören, sich nicht Gewalt anzutun.«

»Ich will nicht schwören,« erwiderte Mylady, »denn niemand achtet den Eid so sehr wie ich, und wenn ich einen Schwur machte, so mühte ich ihn auch halten.«

»Wohl,« versetzte Felton, »so geloben Sie es mindestens bis zu dem Augenblick, wo wir uns wiedersehen werden. Beharren Sie auch dann noch auf Ihrem Vorhaben, so sind Sie frei, und ich gebe Ihnen selbst die Waffe, die Sie von mir begehrt haben.«

»Nun ja,« sprach Mylady. »Ihretwegen will ich warten.«

»Schwören Sie.«

»Ich schwöre bei unserm Gott! – Sind Sie jetzt zufrieden?«

»Wohl,« antwortete Felton, »also in dieser Nacht.« Die Zeit bis Mitternacht schien Mylady eine Ewigkeit zu sein.

Es war noch nicht die verabredete Stunde, und Felton trat nicht ein. Als es zwei Stunden darauf Mitternacht schlug, wurde die Wache abgelöst. Jetzt war die Stunde gekommen, und Mylady harrte von diesem Augenblick an mit der größten Ungeduld. Der neue Wachposten ging im Korridor auf und nieder. Zehn Minuten danach kam Felton und ging zu Mylady hinein. Diese stand auf und sagte: »Ha! Sie sind hier?«

»Ich habe Ihnen versprochen zu kommen,« entgegnete Felton, »und so bin ich denn gekommen.«

»Sie haben mir noch etwas anderes versprochen.«

»Was denn? mein Gott!« stammelte der junge Mann, der ungeachtet seiner Selbstbeherrschung fühlte, wie ihm die Knie zitterten, und wie der Schweiß an seiner Stirn perlte. »Sie haben mir versprochen, ein Messer zu bringen, und es mir nach unserer Unterredung zu lassen.«

»O, reden Sie nicht solches, Madame,« sagte Felton, »es gibt keine Lage, die so entsetzlich wäre, daß sie ein Geschöpf Gottes berechtigt, sich selbst den Tod zu geben. Ich habe das bei mir bedacht, und könnte mich nie einer solchen Schuld teilhaftig machen.«

»Ha, Sie haben das bedacht,« rief die Gefangene, indem sie sich verächtlich lächelnd in ihrem Lehnstuhl warf. »Auch ich habe es bedacht.«

»Was?«

»Daß ich einem Menschen nichts zu sagen habe, der sein Wort nicht hält.«

»Ach, mein Gott!« stammelte Felton. »Sie können wieder fortgehen, ich werde nichts sprechen.«

»Hier ist das Messer,« sagte Felton und zog die Waffe hervor. »Lassen Sie sehen,« sprach Mylady. »Was wollen Sie damit tun?«

»Auf meine Ehre, ich stelle Ihnen das Messer sogleich wieder zurück. Sie legen es auf diesen Tisch, und bleiben zwischen ihm und mir.« Felton übergab Mylady die Waffe, sie prüfte bedächtig die Schärfe und versuchte

an ihren Fingern die Spitze. »Gut,« sprach sie und reichte dem jungen Offizier das Messer zurück. »Das ist ein guter und hübscher Stahl, Felton. Sie sind ein getreuer Freund.« Felton nahm die Waffe und legte sie auf den Tisch, wie er mit der Gefangenen übereingekommen war. Mylady folgte ihm mit den Augen und zeigte eine Miene der Zufriedenheit. »Felton,« sprach Mylady in einem feierlich-melancholischen Tone, »Felton, wenn Ihre Schwester, die Tochter Ihres Vaters, zu Ihnen sprechen würde: ‚Da ich noch jung und für das Unglück ziemlich schön war, hatte man mich in eine Schlinge gelockt, wiewohl ich widerstrebte; man verdoppelte die Fallstricke, die Hinterhalte, die Gewaltstreiche rings um mich – ich widerstrebte; man lästerte die Religion, der ich zugetan bin, den Gott, den ich anbetete – ich widerstrebte; dann überschüttete – man mich mit Schimpf, und weil man meine Seele nicht zu verderben im stande war, so wollte man meinen Leib für immer brandmarken: endlich...'« Mylady hielt inne, ein bitteres Lächeln schwebte über ihre Lippen. »Endlich,« wiederholte Felton, »was geschah endlich?«

»Endlich beschloß man eines Abends, dieses Widerstreben zu lähmen, weil man es nicht zu gewältigen vermochte, man vermengte mein Wasser mit einer narkotischen Substanz; ich hatte mein Mahl kaum eingenommen, so wurde ich schon von einem seltsamen Schlaf befallen, wiewohl ich kein Mißtrauen faßte, so ergriff mich doch eine gewisse Angst, und ich suchte den Schlaf zu bekämpfen; ich stand auf, und wollte zum Fenster eilen und um Hilfe rufen, doch meine Beine versagten mir den Dienst, mir kam vor, als stürzte der Plafond auf mich nieder; ich streckte den Arm aus und versuchte zu sprechen; allein ich konnte nur unartikulierte Töne ausstoßen; mich befiel eine unabwendbare Erstarrung, ich stützte mich an einen Stuhl, da ich mich dem Fallen nahe fühlte, aber alsbald war diese Stütze für meine schwachen Arme nicht mehr hinreichend, ich sank auf ein Knie, dann auf beide, ich wollte beten, doch meine Zunge war zu Eis erstarrt. Zweifelsohne sah und hörte mich Gott nicht, und ich glitt auf den Boden als Beute des Schlafes, der dem Tode glich. Ich habe von alledem keine Erinnerung mehr, was in diesem Schlafe vorging, ich weiß nur noch, daß ich in einem runden, reich geschmückten Zimmer erwachte, in welches das Tageslicht durch eine Öffnung in der Decke drang. Keine Tür schien da angebracht, so daß man es für ein herrliches Gefängnis hätte halten mögen. Mir kam der Zustand, in dem ich mich befand, eine Zeitlang so seltsam vor, daß ich zu träumen

wähnte. Allein die Wirklichkeit stellte sich allmählich schreckenvoll vor mich; ich war nicht mehr in dem Hause, welches ich sonst bewohnte; insoweit ich es nach dem Sonnenlicht zu beurteilen vermochte, war der Tag bereits zu zwei Drittel vorüber; am Abend vorher war ich eingeschlummert, und so hat mein Schlaf vierundzwanzig Stunden gewährt. Was war in dieser langen Zwischenzeit vorgegangen? Ich erhob mich schwankend. Alle meine langsamen und gehemmten Bewegungen deuteten an, daß der Einfluß des narkotischen Mittels noch nicht zu Ende war. Übrigens war das Zimmer zur Aufnahme eines weiblichen Wesens eingerichtet, und der empfindsamsten Kokette wäre kein Wunsch übriggeblieben, den sie nicht erfüllt gesehen hätte, wenn sie die Blicke in diesem Zimmer herumkreisen ließ. Ich war zuverlässig nicht die erste Gefangene, die sich in diesem prunkvollen Kerker eingeschlossen sah, doch Sie begreifen wohl, Felton, je schöner das Gefängnis war, um so mehr Angst mußte es mir einflößen. Ja, es war ein Gefängnis, denn ich suchte umsonst hinaus zu kommen: ich prüfte alle Wände, um eine Tür aufzufinden, doch überall gaben sie einen vollen und matten Klang zurück. Ich hatte wohl zwanzigmal die Runde im Zimmer gemacht, um irgendwo einen Ausgang zu entdecken, doch gab es keinen. Ich sank, von Ermattung und Schreck aufgerieben, in einen Lehnstuhl. Inzwischen kam die Nacht schnell heran, und mit der wachsenden Dunkelheit wuchs auch meine Angst; ich war unschlüssig, ob ich da sitzenbleiben sollte, wo ich saß, denn es war mir, als sei ich umrungen von unbekannten Gefahren, in die ich mit jedem Schritt geraten müßte. Ich hatte seit dem Tage zuvor nichts genossen, und empfand doch aus Furcht keinen Hunger. Auf einmal knarrte eine Tür in ihren Angeln und machte mich erbeben; eine feurige Kugel zeigte sich über der gläsernen Öffnung des Plafonds und ich gewährte mit dem größten Schrecken einen Mann, wenige Schritte von mir entfernt. Ein Tisch mit zwei Gedecken, auf dem ein vollkommenes Abendmahl kredenzt war, erhob sich mitten im Zimmer wie auf einen Zauberschlag. Das war derselbe Mann, der mich seit Jahresfrist verfolgte, der auch meine Entehrung geschworen hatte, und mir mit dem ersten Worte, das er sprach, zu verstehen gab, daß mich sein Entschluß der Hoffnung beraube, jemals frei zu werden.«

»Der Ruchlose!« stammelte Felton. »Jawohl, der Ruchlose!« er gab sich der Hoffnung hin, ich werde meine Schmach hinnehmen, weil einmal die Tat geschehen war, und bot mir gegen mein Herz sein Vermögen an. Ich ergoß

alles das über diesen Menschen, was nur ein weibliches Herz an stolzer Verachtung, an Worten des Abscheus in sich zu fassen vermag; er war zweifelsohne schon gewöhnt an derlei Vorwürfe, denn er hörte mich ruhig und gelassen an, die Arme über die Brust gekreuzt. Als er nun glaubte, daß ich alles gesagt hätte, trat er näher, um mich an der Hand zu fassen; allein ich sprang zu dem Tisch, ergriff ein Messer, zückte es auf meine Brust und rief: ‚Einen Schritt noch und Sie haben sich selbst nebst meiner Schmach auch noch meinen Tod vorzuwerfen'« ‚Ihren Tod?' sprach er zu mir, ‚o nein! Sie sind eine zu reizende Gefangene, als daß ich es zugeben könnte, Sie auf solche Weise zu verlieren. Gott befohlen, meine Schönste! Um Sie wieder zu besuchen, will ich warten, bis Sie in einer besseren Laune sind.' Nach diesen Worten pfiff er; die feurige Kugel stieg in die höhe und er verschwand; ich war wieder in Finsternis gehüllt. Bald darauf vernahm ich dasselbe Geräusch einer Tür, die auf und zu ging. Die feurige Kugel senkte sich wieder und ich befand mich allein. Dieser Augenblick war entsetzlich: hätte ich an meinem Unglück nur noch einigen Zweifel gehabt, er wäre verschwunden unter einer schreckenvollen Wirklichkeit; ich lag in der Gewalt eines Mannes, der mir bereits einen unseligen Beweis von dem, was er zu tun fähig war, geliefert hatte.«

»Wer war aber dieser Mann?« fragte Felton. Mylady antwortete auf diese Frage nicht, sondern fuhr fort zu erzählen: »Ich brachte die Nacht auf einem Stuhle zu, und bebte bei dem leisesten Geräusch. Um Mitternacht erlosch die Lampe und ich saß wieder in schwarzer Dunkelheit, allein die Stunden verflossen, ohne daß mein Verfolger zum zweitenmal gekommen wäre. Der Tag brach an, der Tisch war verschwunden; nur hielt ich noch immer das Messer in der Hand. Dieses Messer war meine ganze Hoffnung. Ich war von Ermattung aufgerieben, die Schlaflosigkeit glühte mir in den Augen, denn ich getraute mich nicht einen Augenblick lang zu schlummern. Der Tag machte mich etwas ruhiger, ich streckte mich auf mein Bett hin, ohne mein Befreiungsmesser von meiner Seite zu lassen; ich versteckte es hinter dem Kopfkissen. Als ich erwachte, stand abermals ein gedeckter Tisch im Zimmer. Diesmal hatte sich ungeachtet meiner Besorgnisse und meiner Angst ein peinlicher Hunger eingestellt, denn ich hatte seit achtundvierzig Stunden nichts genossen. Ich aß Brot und ein wenig Obst. Da ich mich jedoch an das narkotische Mittel erinnerte, mit dem das Wasser, das ich getrunken, vermengt war, so rührte ich das nicht an, was auf dem Tische

stand, sondern füllte mein Glas an einem marmornen Handbrunnen, der sich an der Wand über meiner Toilette befand. Ich blieb jedoch ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregel fortwährend in großer Beängstigung, nur war meine Furcht diesmal grundlos, ich brachte den Tag hin, ohne von dem etwas zu erfahren, wovor ich mich fürchtete. Auf daß man mein Mißtrauen nicht merken sollte, hatte ich die Flasche zur Hälfte ausgeleert. Der Abend kam heran, allein wie finster es auch wurde, meine Augen gewöhnten sich allmählich, und sahen auch in der Dunkelheit, wie der Tisch verschwand. Nach einer Viertelstunde kam er wieder mit einem Nachtmahl besetzt, und einen Augenblick darauf ward mein Gemach von derselben Lampe erhellt. Ich beschloß, nur solche Speisen zu genießen, die man unmöglich mit einem Schlaftrunk mengen konnte; zwei Eier und etwas Obst machten meine Mahlzeit aus, dann schöpfte ich aus meinem Schutzbrunnen ein Glas Wasser und trank dasselbe. Beim ersten Schluck dünkte es mich, als ob es nicht mehr denselben Geschmack hätte wie am Morgen, und schnell stieg ein Verdacht in mir auf; ich hielt inne, allein ich hatte schon ein halbes Glas getrunken. Den Rest verschüttete ich mit Ekel und wartete, mit Angstschweiß auf der Stirn. Zweifelsohne belauschte mich ein unsichtbarer Zeuge, als ich Wasser aus dem Brunnen schöpfte und nutzte geradezu mein Vertrauen, um mein so kalt beschlossenes Verderben ins Werk zu setzen. Eine halbe Stunde verfloß, als sich dieselben Symptome erneuerten; nur erwehrte ich mich länger, da ich kaum ein halbes Glas Wasser getrunken hatte, und anstatt völlig einzuschlummern, versank ich in eine Art Schlaftrunkenheit, wobei ich das Gefühl von allem, was um mich vorging, behielt, aber ohne fliehen zu können. Ich wankte nach meinem Bett, um dort das einzige Schutzmittel zu holen, das mir übrigblieb, mein Messer, allein ich konnte das Kopfkissen nicht mehr erreichen, sondern sank in die Knie, und klammerte mich mit den Händen an eine der Bettsäulen.« Felton wurde entsetzlich blaß, und ein krampfhafter Schauer durchrieselte seinen Körper. »Das Schrecklichste hierbei war,« fuhr Mylady mit zitternder Stimme fort, als wäre sie noch von derselben Angst erfüllt, wie in jenem schaudervollen Augenblick, »das Schrecklichste hierbei war, daß ich diesmal das Bewußtsein von dieser Gefahr hatte, die mir drohte, daß meine Seele sozusagen in einem entschlummerten Körper wachte, dass ich sah und hörte, das alles war freilich nur wie im Traum, allein deshalb war es um nichts weniger martervoll. Ich sah die Lampe hinaufziehen, und mich allmählich wieder in Dunkelheit versetzt. Dann vernahm ich das mir so

wohlbekannte Knarren der Tür, wiewohl sich dieselbe nur zweimal öffnete. Ich fühlte instinktartig, daß man sich mir näherte.«

»Doch sagen Sie endlich, wer war Ihr Verfolger?« fragte der junge Offizier. »Als er mich bemerkte, hörte ich ihn rufen: 'Diese elenden Puritaner. Ich wußte wohl, sie würden ihre Henker ermüden, doch habe ich sie hier weniger stark gegen ihre Verführer gehalten.' Meine erste Bewegung, als ich wieder zu mir kam, war, daß ich hinter dem Kopfkissen das Messer suchte, das ich vordem nicht zu erreichen vermochte; hatte es nicht zur Schutzwehr gedient, sollte es mindestens zur Sühnung dienen. Als ich aber dieses Messer anfaßte, Felton, kam mir ein schrecklicher Gedanke. Ich habe geschworen, Ihnen alles zu sagen, und werde Ihnen auch alles sagen; ich habe Ihnen Wahrheit versprochen, und will mein Wort halten, sollte es auch zu meinem Verderben ausfallen.«

»Es kam Ihnen der Gedanke, sich an diesem Manne zu rächen, nicht so?« fragte Felton. »Jawohl,« rief Mylady, »obgleich ich weiß, daß das nicht der Gedanke einer Christin war; zweifelsohne hatte ihn der Feind unserer Seele meinem Geist eingeflüstert. Nun, was soll ich Ihnen noch weiter sagen, Felton!« fuhr Mylady mit dem Ton eines Weibes fort, das sich einer Schuld anklagt. »Dieser Gedanke kam mir, und verließ mich nicht wieder. Vielleicht habe ich jetzt für dieses mörderische Vornehmen meine Strafe zu erleiden.«

»Fahren Sie fort, ach, fahren Sie fort, es drängt mich schon zu hören, wie Sie zur Rache gelangen.«

»Der Abend kam,« fuhr Mylady fort, »mit ihm traten die gewöhnlichen Vorfälle ein; mein Nachtmahl ward mir wie vordem im Dunkeln kredenzt, dann erhellte sich die Lampe und ich setzte mich zu Tisch. Ich aß nur ein bißchen Obst und, tat, als ob ich ein wenig Wasser ans der Flasche einschenkte, trank hierauf das, welches ich mir in meinem Glas aufbewahrt hatte, suchte aber dabei so geschickt zu verfahren, daß meine mutmaßlichen Lauscher keinen Verdacht schöpfen konnten. Nach der Abendmahlzeit stellten sich dieselben Merkmale der Erstarrung ein, wie tags zuvor, doch diesmal stellte ich mich, als ob ich einschliefe, der Ermattung unterliegend, oder als ob ich schon all die Gefahr gewöhnt wäre. Jetzt fand ich mein Messer, und während ich tat, als ob ich schliefe, preßte ich das Heft

krampfhaft in der Hand. Zwei Stunden verflossen, ohne daß etwas Neues vorgegangen wäre. Jetzt, ach, mein Gott! wer mir das am Tage vorher gesagt hätte, jetzt fürchtete ich, daß er nicht kommen möchte. Endlich gewahrte ich, wie sich die Lampe langsam erhob und in der Öffnung des Plafonds verschwand, in meinem Zimmer ward es ganz finster; allein ich strengte mich an, die Dunkelheit mit den Augen zu durchdringen. Es verflossen ungefähr zehn Minuten und ich vernahm noch kein anderes Geräusch als das meiner Herzschläge. Ich flehte zum Himmel, daß er ihn kommen lasse. Endlich vernahm ich das wohlbekannte Knarren der Tür, die auf- und wieder zuging; obwohl der Boden mit einem dichten Teppich belegt war, erschallte er doch unter einem Fußtritt, und ich sah trotz der Finsternis, wie sich mir ein Schatten näherte.«

»Ich nahm alle meine Kräfte zusammen, ich gedachte, es habe die Stunde der Rache oder vielmehr der Gerechtigkeit geschlagen; ich betrachtete mich als eine Judith, ich hielt mein Messer in der Hand, und als ich sah, daß er mir nahe genug war, stieß ich es ihm mit einem letzten Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung mitten in die Brust. Der Ruchlose, er sah das alles vorher, denn seine Brust war mit einem Panzer bedeckt und das Messer glitt ab. ‚Ha,' rief er, indem er mich bei dem Arme packte und mir die Waffe entwand, die mir so schlecht gedient hatte. ‚Sie streben mir nach dem Leben, schöne Puritanerin, allein das ist mehr als Haß, das ist Undank! Beschwichtigen Sie sich, schönes Kind, ich dachte, daß Sie sanfter geworden wären. Ich bin keiner von den Tyrannen, welche die Frauen gewaltsam festhalten. Sie lieben mich nicht? Ich habe in meiner Eitelkeit daran gezweifelt, doch jetzt bin ich überzeugt. Morgen sind Sie in Freiheit.' Ich hatte nur einen Wunsch, den, von ihm getötet zu werden. .Seien Sie auf Ihrer Hut,' versetzte ich, ‚denn meine Freiheit ist Ihre Schande.' .Erklären Sie sich, schöne Sibylle!' ‚Ja, wenn ich von hier weggekommen sein werde, will ich alles sagen; ich werde es sagen, wie Sie gegen mich gewaltsam waren, ich werde aller Welt von meiner Gefangenschaft und von diesem Schlosse der Ruchlosigkeit erzählen. Sie sind wohl sehr hochgestellt, nichtsdestoweniger zittern Sie; über Ihnen ist ein König, und über dem König regiert ein Gott.' ‚Dann sollen Sie nicht von hier wegkommen,' sprach er. ‚Gut,' versetzte ich, ‚gut, so wird der Ort meines Todes auch der Ort meines Grabes sein. Ich werde sterben, und Sie sollen sehen, ob ein Phantom, das Klage führt, nicht schrecklicher ist als ein Lebender mit

seinen Drohungen.' ‚Man wird Ihnen keine Waffe lassen.' ‚Doch gibt es eine, welche die Verzweiflung in den Bereich eines jeden Menschen gelegt hat, der Mut genug besitzt, dieselbe zu gebrauchen. Ich will Hungers sterben.' ‚Ha,' rief der Nichtswürdige, ‚ist denn der Friede nicht besser als ein solcher Krieg? Ich lasse Sie auf der Stelle frei, ich erkläre Sie als eine Tugend, ich gebe Ihnen den Namen: Englands Lukretia.' ‚Und ich werde Sie Sextus nennen, ich klage Sie an vor den Menschen, wie ich Sie vor Gott angeklagt habe, und wenn es sein muß, will ich, wie Lukretia, meine Anklage mit Blut unterschreiben.' ‚Ah, ah,' entgegnete mein Feind in höhnischem Tone, ‚das ist etwas anderes. Meiner Treue, Sie befinden sich hier recht wohl, es soll Ihnen an nichts mangeln, und wenn Sie Hungers sterben, so ist es nur Ihre Schuld.' Nach diesen Worten zog er sich zurück, ich hörte die Tür auf- und zumachen, und so blieb ich, offengestanden, weniger in dem Schmerz begraben, als vielmehr in der Schmach, daß ich nicht gerächt war. Er hielt mir Wort. Es vergingen der ganze Tag und die ganze Nacht, ohne daß ich ihn wieder sah; allein auch ich hielt Wort, und berührte weder Speise noch Trank, da ich mich durch Hunger zu töten, fest entschlossen war. In der zweiten Nacht ging die Tür auf. Ich lag auf dem Boden, die Kräfte fingen an, mich zu verlassen. Bei dem Geräusch erhob ich mich, auf meine Hand gestützt. ‚Nun,' sprach eine Stimme, die zu schreckenvoll in meine Ohren schallte, als daß ich sie nicht erkannt hätte, ‚nun, sind wir ein bißchen sanfter geworden? Werden wir unsere Freiheit mit dem einzigen Versprechen des Schweigens erkaufen? – Hören Sie mich,' fügte er hinzu, 'ich bin ein guter Mensch, und wiewohl ich den Puritanern nicht gewogen bin, so lasse ich Ihnen doch wie den Puritanerinnen Gerechtigkeit widerfahren, wenn sie hübsch sind. Nun, leisten Sie mir einen kleinen Eid auf das Kreuz, ich begehre nichts weiter.' 'Auf das Kreuz!' rief ich mit Zittern, denn bei dem Tone der verhaßten Stimme gewann ich wieder meine ganze Kraft; 'auf das Kreuz schwöre ich, daß mir kein Versprechen, keine Drohung, keine Folter den Mund verschließen soll; auf das Kreuz schwöre ich. Sie anzuklagen als einen Mörder, als einen Ehrenräuber, als einen Feigen; auf das Kreuz schwöre ich, daß ich, wenn ich jemals wieder diesen Ort verlasse, im Namen der ganzen Menschheit gegen Sie Rache fordern werde.' 'Haben Sie wohl acht,' entgegnete er in drohendem Tone, wie ich ihn noch nicht vernommen hatte, 'ich besitze ein Mittel, das ich nur im äußersten Fall anwenden werde, um Ihnen den Mund zu verschließen, oder mindestens zu verhindern, daß man

von dem, was Sie aussagen, nur ein Wörtchen glaubt.' Ich strengte alle Kräfte an, um ihm mit einem schallenden Gelächter zu antworten. Er sah, daß nun zwischen uns Krieg sei auf Leben und Tod. 'Hören Sie,' sprach er, 'ich gebe Ihnen noch den Rest der Nacht und den morgigen Tag. Überlegen Sie das wohl. Geloben Sie zu schweigen, und Reichtum, Ansehen, Ehre soll Sie umgeben; drohen Sie zu sprechen, so werde ich Sie der Schande überliefern.' 'Sie?' rief ich, 'Sie?' 'Der ewigen, unverlöschbaren Schande!' 'Sie?' wiederholte ich. Ha, ich sage Ihnen, Felton, ich hielt ihn für verrückt. 'O, lassen Sie mich,' sagte ich, 'und gehen Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich mir den Kopf an der Wand zerschlage.' 'Gut, Sie wollen es so haben, also morgen abend.' 'Morgen abend,' stammelte ich, stürzte auf den Boden nieder und biß vor Wut in den Teppich.« Felton stemmte sich an einen Schrank, und Mylady sah mit dämonischem Entzücken, der junge Offizier habe vielleicht gar nicht die Kraft, ihre Erzählung bis ans Ende anzuhören.

Ein Stoff zu einer klassischen Tragödie

Nach kurzem Stillschweigen, wobei Mylady den jungen Mann, der ihr zuhorchte, fest ins Auge faßte, fuhr sie fort zu erzählen: »Drei Tage hindurch hatte ich weder etwas gegessen noch getrunken, und dabei schreckliche Martern ausgestanden, bisweilen schwebte es wie Wolken um meine Stirn und verdüsterte mir die Augen; das war eine Geisteszerrüttung. Der Abend rückte heran, ich war so schwach, daß ich jeden Augenblick in Ohnmacht sank, und sooft das geschah, dankte ich Gott, weil ich meinen Tod schon nahe glaubte. Ich hörte mitten in einer solchen Ohnmacht die Tür aufgehen; der Schrecken brachte mich zum Selbstbewußtsein. Mein Verführer trat mit einem vermummten Mann ein; auch er selbst war vermummt; ich erkannte das imponierende Wesen, das die Hölle seiner Person zum Unheil der Menschen verliehen hat. 'Nun,' sprach er, 'sind Sie entschlossen, den verlangten Eid zu schwören?' 'Sie sagten ja schon, die Puritaner haben nur ein Wort; das meinige haben Sie bereits gehört, ich habe beteuert, daß ich Sie hienieden vor dem Gericht der Menschen und im Himmel vor dem Gericht Gottes belangen werde.' 'Sie verharrten also auf Ihrem Entschluß?' 'Das schwöre ich vor Gott, der mich hört.' 'Sie sind eine nichtswürdige Dirne!' rief er mit Donnerstimme','und sollen als eine solche gezüchtigt werden – Sie, gebrandmarkt in den Augen der Welt, die Sie anrufen, suchen Sie es dieser Welt zu beweisen, daß Sie weder schuldig sind, noch auch verrückt.' Darauf wandte er sich zu dem Manne, der ihn begleitete, und rief: 'Henker, versieh dein Amt!'«

»O, seinen Namen, seinen Namen!« stammelte Felton aufs neue, »nennen Sie seinen Namen.«

»Ungeachtet meines Schreiens, ungeachtet meines Widerstrebens – denn ich fing jetzt an einzusehen, man beabsichtigte mit mir noch etwas Schlimmeres als den Tod –, faßte mich der Henker an, riß mich zu Boden, band mir die Arme fest, und ich, fast erstickt von Schluchzen, fast ohne Bewußtsein und Gott anrufend, der mich nicht hörte, ich stieß plötzlich einen entsetzlichen Schrei des Schmerzes und der Schande aus; man drückte mir ein glühendes Eisen, ein rotes Eisen, das Eisen des Henkers auf

die Schulter.« Felton brach in ein Stöhnen aus. »Sehen Sie,« sagte Mylady, indem sie sich mit der Majestät einer Königin erhob, »sehen Sie, wie man für das reine Mädchen, das der Wildheit eines ruchlosen Übeltäters zum Opfer ward, ein neues Märtyrtum ersonnen hat. Lernen Sie das Herz der Menschen kennen und dienen Sie fürder nicht so leicht als Werkzeug ihrer ungerechten Rache.« Mylady öffnete mit einer raschen Bewegung ihr Kleid, zerriß den Battist, der ihre Schultern umhüllte, und zeigte, glühend vor entstelltem Zorn und erkünstelter Schamhaftigkeit, dem jungen Manne das unverlöschbare Merkmal, das ihre schöne Schulter entehrte. »Aber,« rief Felton, »was ich da sehe, ist eine Lilie.«

»Nun, das ist gerade die Ruchlosigkeit,« versetzte die Mylady. »Die Brandmarkung von England... er hätte es beweisen müssen, von welcher Gerichtsbarkeit mir dieselbe aufgedrückt sei, und ich hätte an alle Behörden des Reiches einen öffentlichen Aufruf ergehen lassen. Durch die Brandmarkung von Frankreich hingegen bin ich wirklich gebrandmarkt worden.« Das war zu viel für Felton. Blaß, regungslos, niedergeschmettert durch diese schreckliche Offenbarung, geblendet durch die übermenschliche Schönheit dieser Frau, die sich ihm mit einer Schamhaftigkeit entdeckte, die er erhaben fand, warf er sich endlich vor ihr auf die Knie nieder, wie dies die ersten Christen vor jenen Märtyrerinnen taten, welche die Verfolgung der Kaiser im Zirkus der blutgierigen Wildheit des Volkes preisgab. Das Brandmal verschwand, nur die Schönheit blieb übrig. »Vergebung! Vergebung!« rief Felton, »o, Vergebung!« Mylady las in seinen Augen: »Liebe! Liebe!«

»Vergebung, – für was?« fragte sie. »Dafür, daß ich mit Ihren Verfolgern verbunden war.« Mylady bot ihm die Hand. »So schön, so jung,« stammelte Felton. indem er ihre Hand mit Küssen bedeckte. Mylady ließ auf ihn einen jener Blicke fallen, die Könige zu Sklaven machen. Felton war Puritaner; er ließ die Hand dieser Frau los, um ihr die Füße zu küssen. Er liebte sie bloß nicht mehr, er betete sie an.

Als diese Krisis vorbei war, als Mylady ihre Kaltblütigkeit, die nie von ihr gewichen war, wiedergewonnen hatte, sagte er: »Ha, jetzt habe ich Sie nur noch um eines zu befragen, nämlich um den Namen Ihres wirklichen

Henkers, denn für mich gibt es nur einen, der andere weiter nichts als das Werkzeug war.«

»Wie doch, Bruder,« sagte Mylady, »ich soll ihn dir nennen? Du hast ihn noch nicht erraten?«

»Was,« entgegnete Felton, »Er? – wieder er? immer nur er? Was, er der wahrhafte Schuldige?«

»Der wahrhafte Schuldige ist der Zerstörer Englands, der Verfolger der Rechtgläubigen! Er, der aus bloßer Laune England so viel Blut vergießen läßt, der heute die Protestanten beschützt und morgen wieder verraten wird.«

»Buckingham, also Buckingham!« rief Felton in höchster Bewegung. »Die Menschen fürchten ihn und schonen seiner.«

»O, ich fürchte ihn nicht,« rief Felton, »und werde seiner nicht schonen.« Mylady fühlte, wie ihre Seele in höllischem Entzücken schwamm. »Wie ist aber,« fragte Felton, »wie ist Lord Winter, mein Beschützer, mein Vater, in dieser Sache verwickelt?«

»Hören Sie, Felton,« entgegnete Mylady; »neben feigen und verachtungswürdigen Menschen stehen auch große und edle Naturen; ich hatte einen Bräutigam, einen Mann, der mich liebte, und den ich liebte, ein Herz wie das Ihrige; Felton, ein Mann, so wie Sie. Ich ging zu ihm, und erzählte ihm alles. Er kannte mich, und zweifelte nicht einen Augenblick. Es war ein vornehmer Herr, ein Mann vom Range Buckinghams. Er sprach nichts, gürtete bloß sein Schwert um, hüllte sich in seinen Mantel und ging in den Palast Buckingham.«

»Ja, ja,« sagte Felton, »ich begreife, wiewohl für solche Menschen nicht das Schwert gehört, sondern der Dolch.«

»Buckingham war tags zuvor abgereist, als Gesandter nach Spanien geschickt, wo er für König Karl I., damals noch Prinz von Wales, um die Hand der Infantin zu werben hatte. Mein Bräutigam kehrte zurück. »Hören Sie«, sprach er zu mir, »dieser Mensch ist fortgereist, und somit für den

Augenblick meiner Rache entschlüpft; allein inzwischen schreiten wir zu unserer Verbindung, wie es unsere Absicht war, und dann rechnen Sie auf Lord Winter, daß er seine und die Ehre seiner Gattin zu behaupten wissen wird.«

»Lord Winter!« rief Felton aus. »Ja,« entgegnete Mylady, »Lord Winter, und nicht wahr, jetzt ist Ihnen alles einleuchtend. Buckingham blieb fast ein Jahr abwesend. Acht Tage vor seiner Ankunft starb Lord Winter plötzlich, indem er mich als seine einzige Erbin hinterließ. Woher kam der Schlag? Gott, der alles weiß, weiß gewiß auch das; ich will niemanden anklagen.«

»Ha, welch ein Abgrund!« rief Felton, »welch ein Abgrund!«

»Lord Winter war gestorben, ohne daß er vorher seinem Bruder etwas mitgeteilt hätte. Das schreckliche Geheimnis sollte allen verhüllt bleiben; bis es gleich einem Ungewitter über das Haupt des Schuldigen hereinbrechen würde. Ihr Beschützer sah die Heirat seines Bruders mit einem jungen, armen Mädchen nur mit Unwillen an. Ich fühlte, daß ich keine Stütze von einem Mann erwarten durfte, der in seinen Erbschaftshoffnungen getäuscht worden war, und so begab ich mich nach Frankreich, wo ich mein ganzes übriges Leben zubringen wollte. Da jedoch mein Vermögen in England lag, und durch den Krieg jede Verbindung abgebrochen wurde, so mangelte es mir an allem, und ich mußte notgedrungen wieder dahin zurückkehren; vor sechs Tagen bin ich in Portsmouth gelandet.«

»Und dann?« fragte Felton. »Nun, Buckingham erfuhr zweifelsohne meine Zurückkunft, er sprach darüber mit Lord Winter und sagte ihm, daß seine Schwägerin eine Entehrte, eine Gebrandmarkte sei. Die edle und reine Stimme meines Gemahls konnte mich nicht mehr in Schutz nehmen. Lord Winter glaubte alles, was man ihm sagte, um so leichter, als er dabei ein Interesse hatte; er ließ mich festnehmen, hierherführen, und unter Ihre Bewachung stellen. Das übrige ist Ihnen bekannt; übermorgen schickt er mich in die Verbannung, verstößt mich unter die ehrlosen Deportierten. Ach, der Faden ist gut gesponnen, das Komplott trefflich geschmiedet, doch meine Ehre wird es nicht überleben. Sie sehen wohl ein, Felton, daß ich sterben muß; Felton, geben Sie mir das Messer.« Mylady sank nach diesen Worten, als wäre sie an allen Kräften erschöpft, schwach und schmachtend

in die Arme des jungen Offiziers. »Nein, nein,« rief er, »du sollst leben, geehrt und rein sollst du leben und triumphieren sollst du über deine Feinde.« Mylady stieß ihn sanft mit der Hand zurück, zog ihn aber mit dem Blick an sich; verschleierte die Stimme und die Augen und rief: »O, den Tod, den Tod! Viel lieber den Tod als die Schande! Felton, mein Bruder, mein Freund, ich beschwöre dich!«

»Nein,« rief Felton, »nein, du sollst leben und gerächt werden.«

»Felton, ich bringe allem, was mich umgibt, nur Unglück; Felton, gib mich auf, Felton, last mich sterben.«

»Wohlan, so sterben wir zusammen!« rief er. Mehrere Schläge schallten an der Tür. »Horch,« sprach sie, »man hat uns belauscht; man kommt, es ist um uns geschehen, wir sind verloren!«

»Nein,« sagte Felton, »es ist die Wache, die mir bloß bedeutet, daß eine Runde kommt.«

»Nun, so gehen Sie schnell zur Tür, um selbst zu öffnen.« Felton tat es. Diese Frau war bereits sein ganzes Denken und Fühlen. Er stand dem Sergeanten gegenüber, der eine Wachpatrouille befehligte. »Nun, was ist's?« fragte der junge Leutnant. »Sie sagten mir, daß ich die Tür öffnen soll, wenn ich um Hilfe rufen hörte,« sagte der Soldat, »allein Sie haben vergessen, mir den Schlüssel zu lassen. Ich hörte Sie nun rufen, ohne zu verstehen, was sie verlangten, und wollte die Tür öffnen, doch war sie inwendig abgesperrt und so habe ich den Sergeanten gerufen.«

»Und da bin ich,« versetzte der Sergeant. Felton war sinnverwirrt, fast verrückt und sprachlos. Mylady sah ein, sie müsse sich hier der Umstände bemächtigen. Sie eilte nun zum Tisch und erfaßte das Messer, das Felton dort niedergelegt hatte. »Mit welchem Rechte«, sprach sie, »wollen Sie mir wehren, zu sterben?«

»Großer Gott!« rief Felton, als er das Messer in ihrer Hand blitzen sah. In diesem Moment ließ sich im Korridor ein ironisches Lachen hören. Der Baron ward von dem Lärm herbeigezogen, und stand im Schlafrock an der Türschwelle mit dem Degen in der Hand. »Ach, ach!« rief er, »wir sind nun

beim letzten Akt der Tragödie. Ihr seht, Felton, das Drama ist durch alle Phasen gegangen, die ich bezeichnete, aber seid ruhig, es wird kein Blut fließen.« Mylady fühlte, daß sie verloren wäre, würde sie nicht Felton einen unmittelbaren und fürchterlichen Beweis ihres Mutes geben. »Ihr irrt Euch, Mylord; das Blut wird fließen, und möchte es auf diejenigen zurückfallen, die daran schuld find.« Felton stieß einen Schrei aus und eilte zu ihr: es war zu spät, Mylady hatte schon gezückt. Zum Glück – wir sollten sagen, geschickterweise – traf das Messer auf das stählerne Blankscheit, das damals wie ein Panzer die Brust der Frauen schirmte. Es durchbohrte wohl das Kleid, glitt jedoch ab. und drang quer zwischen dem Fleisch und den Rippen ein. Nichtsdestoweniger ward Myladys Kleid sogleich mit Blut befleckt. Mylady fiel um und schien ohnmächtig. Felton entriß ihr das Messer und sprach mit finsterer Miene: »Seht, Mylord, diese Frau ward meiner Behütung anvertraut, und hat sich entleibt.«

»Seid ruhig, Felton!« entgegnete Lord Winter, »sie ist nicht tot.«

»Doch, Mylord!«

»Geht nur, ich befehl es.« Felton gehorchte dem Befehl seines Vorgesetzten, doch steckte er, als er fortging, das Messer in sein Wams.

Die Flucht

Wie es Lord Winter gedacht hatte, so war Myladys Wunde nicht gefährlich; als sie mit der Frau allein war, die der Baron gerufen hatte, und die sie entkleidete, öffnete sie die Augen wieder. Indes mußte man Schwachheit und Schmerz heucheln; und das war für eine Schauspielerin wie Mylady keine Schwierigkeit. Auch ward die arme Frau von der Gefangenen in der Art betört, daß sie ungeachtet aller Gegenvorstellungen darauf beharrte, die ganze Nacht bei ihr zu wachen. Aber die Anwesenheit dieser Frau störte Mylady in ihren Gedanken nicht. Es gab keinen Zweifel mehr, Felton war überzeugt, Felton gehörte ihr. Gegen vier Uhr traf der Arzt ein, allein in der Zwischenzeit hatte sich Myladys Wunde wieder geschlossen; somit konnte der Arzt weder ihre Richtung, noch ihre Tiefe ermessen. Er fühlte nur an dem Pulse der Kranken, daß der Fall nicht von Bedeutung war. Am Morgen entließ Mylady die Frau, die bei ihr wachte, unter dem Vorwand, sie habe

die ganze Nacht nicht geschlafen, und habe jetzt Ruhe nötig. Sie gab der Hoffnung Raum, daß Felton beim Frühmahl erscheine, allein er kam nicht. Waren ihre Besorgnisse in Erfüllung gegangen? Sollte ihr Felton, von dem Baron in Verdacht gezogen, in diesem Moment fehlen? Sie hatte nur noch einen Tag. Lord Winter verkündete ihr die Einschiffung auf den dreiundzwanzigsten und man war bereits am Morgen des zweiundzwanzigsten. Nichtsdestoweniger wartete sie noch duldsam bis zur Mittagsstunde. Wiewohl sie am Morgen nichts genossen hatte, wurde doch das Mittagmahl zur gewöhnlichen Stunde aufgetragen. Mylady bemerkte mit Schrecken, daß sich die Uniform der wachhabenden Soldaten verändert habe. Jetzt wagte sie es zu fragen, was mit Felton geschehen sei. Man gab ihr zur Antwort: »Felton habe sich vor einer Stunde zu Pferde gesetzt und sei fortgeritten.« Sie erkundigte sich, ob der Baron noch immer im Schlosse sei. Der Soldat bejahte diese Frage mit dem Bemerken, er habe den Auftrag erhalten, es ihm zu melden, wenn die Gefangene mit ihm sprechen wollte. Mylady erwiderte, für den Augenblick wäre sie zu schwach, und möchte gern allein bleiben. Felton war fort, die Seesoldaten abgelöst; also mißtraute man Felton. Das war der letzte Schlag für die Gefangene. Um sechs Uhr kam Lord Winter, bis an die Zähne bewaffnet. Dieser Mann, in dem Mylady vordem nur einen feinen, artigen Edelmann gesehen, war ein merkwürdiger Kerkermeister geworden. Er schien alles zu ahnen, alles zu erraten, allem zuvorzukommen. Ein einziger Blick, den er auf Mylady geworfen, sagte ihm, was in ihr vorging. »Wohlan,« sprach er, »doch heute werdet Ihr mich noch nicht töten; Ihr habt keine Waffen mehr, und außerdem bin ich auf meiner Hut. Ihr hattet bereits angefangen, meinen armen Felton zu umgarnen; er verspürte schon Euren höllischen Einfluß, allein ich will ihn retten, er wird Euch nicht mehr sehen. Alles ist vorüber. Bindet Eure Siebensachen zusammen, morgen reiset Ihr ab. Ich hatte die Abfahrt für den dreiundzwanzigsten festgesetzt, allein je näher die Sache gerückt wird, um so sicherer ist sie. Morgen mittag ist Euer Verhaftungsbefehl von Buckingham unterfertigt in meiner Hand. Redet Ihr ein einziges Wort zu irgend jemandem, ehe Ihr auf dem Schiffe seid, so jagt Euch laut Befehl mein Sergeant eine Kugel durch den Kopf. Redet Ihr ein einziges Wort auf dem Schiff, ehe es der Kapitän erlaubt, so läßt Euch dieser ins Meer hinausschleudern, das ist schon abgemacht. Auf Wiedersehen; das hatte ich Euch heute mitzuteilen, morgen sehe ich Euch wieder, um Euch mein Lebewohl zu sagen.«

Nach diesen Worten ging der Baron wieder fort. Mylady hörte diese ganze, bedrohliche Tirade an mit einem Lächeln auf den Lippen und mit Wut im Herzen. Man brachte das Abendbrot. Mylady fühlte, daß sie Kräfte nötig habe. Sie wußte nicht, was in dieser Nacht, die so drohend heranrückte, geschehen konnte; denn schwere Wolken jagten am Himmel, und ferne Blitze deuteten auf Sturm. Gegen zehn Uhr abends brach der Sturm auch wirklich los. Mylady fand darin einen Trost, daß die Natur die Zerrüttung ihres Herzens teilte. Der Donner dröhnte in der Luft, wie der Ingrimm in ihrer Seele. Es kam ihr vor, als ob der Wind über ihre Stirn hinbrauste, wie über die Bäume, deren Äste er beugte, und deren Blätter er fortriß: sie heulte wie der Orkan, und ihre Stimme verlor sich in der großen Stimme der Natur, die gleichfalls zu seufzen und zu verzweifeln schien. Sie betrachtete von Zeit zu Zeit einen Ring, den sie am Finger trug. Der Kasten dieses Ringes enthielt ein feines, heftiges Gift; das war ihre letzte Zuflucht. Auf einmal hörte sie an einer Fensterscheibe pochen, und bei dem Schein eines Blitzes bemerkte sie hinter dem Gitter ein männliches Gesicht. Sie eilte zum Fenster, machte es auf und rief: »Felton! ich bin gerettet!«

»Ja,« sprach Felton, »doch stille, stille. Ich habe einige Zeit nötig, um diese Gitterstangen zu durchsägen. Haben Sie acht, daß man Sie nicht durch das Türgitter bemerke.«

»O, Felton, das beweist, daß der Herr für uns ist,« sagte Mylady; »man hat das Gitter mit einem Brett vernagelt.«

»So ist es recht,« versetzte Felton, »Gott hat sie der Sinne beraubt.«

»Doch, was habe ich zu tun?« fragte Mylady. »Nichts, nichts! machen Sie nur dieses Fenster wieder zu. Gehen Sie schlafen, oder legen Sie sich wenigstens ganz angekleidet in das Bett. Wenn ich fertig bin, klopfe ich an die Scheibe. Können Sie mir aber folgen?«

»O ja!«

»Ihre Verwundung?«

»Verursacht mir wohl Schmerz, hindert mich aber nicht am Gehen.«

»Machen Sie sich also bereit auf den ersten Wink.« Mylady machte das Fenster zu, verlöschte die Lampe und streckte sich auf das Bett, wie es ihr Felton empfohlen hatte. Mitten unter dem Brausen des Sturmes vernahm sie das Scharren der Feile an der Stange, und bei dem Schein jedes Blitzes bemerkte sie hinter dem Schein Feltons Schatten. Sie brachte schweratmend eine Stunde zu, Schweiß auf der Stirn, das Herz von schrecklicher Angst beklommen bei jedem Geräusch im Korridor. Nach Verlauf einer Stunde pochte Felton aufs neue. Mylady sprang aus ihrem Bett und schloß auf; zwei durchsägte Spangen bildeten eine Öffnung, so daß ein Mensch hindurch konnte. »Sind Sie bereit?« fragte Felton. »Ja; habe ich etwas mit mir zu nehmen? Zum Glück ließ man mir das, was ich hatte.«

»Um so besser, denn ich verwendete das meinige, um ein Schiff zu mieten.«

»Nehmen Sie,« sagte Mylady und legte in Feltons Hände eine Börse voll Gold. Felton nahm die Börse und warf sie zu Fuß der Mauer. »Wollen Sie jetzt kommen?« fragte er. »Hier bin ich schon.« Mylady stieg auf einen Stuhl und schlüpfte mit dem ganzen Oberleib durch das Fenster. Sie sah, daß der junge Offizier über einem Abgrund auf einer Strickleiter stand. Sie ward durch eine Bewegung des Schreckens zum erstenmal daran erinnert, daß sie ein Weib sei. Es graute ihr vor der Tiefe des Abgrunds. »Das habe ich gedacht,« sprach Felton. »Es ist nichts,« versetzte Mylady, »ich will mit geschlossenen Augen hinabsteigen.«

»Setzen Sie Vertrauen in mich?« fragte Felton. »Wie können Sie so fragen!«

»Reichen Sie Ihre beiden Hände, kreuzen Sie dieselben; so ist's gut.« Felton band ihr mit seinem Sacktuch die zwei Faustgelenke zusammen, und wickelte darüber einen Strick. »Was tun Sie da?« fragte Mylady betroffen. »Schlingen Sie die Arme um meinen Hals und seien Sie ohne Angst.«

»Doch Sie werden durch mich das Gleichgewicht verlieren und wir fallen beide in den Abgrund.«

»Seien Sie ruhig, ich bin ein Seemann.« Es war keine Sekunde zu verlieren; Mylady schlang ihre Arme um Feltons Nacken und ließ sich aus dem Fenster gleiten.« Felton stieg allgemach von Sprosse zu Sprosse hinab. Der

Orkan, schaukelte die zwei Körper ungeachtet ihrer Schwere in der Luft. Auf einmal hielt Felton an. »Was ist's?« fragte Mylady. »Still,« flüsterte Felton, »ich höre Tritte.«

»Wir sind entdeckt!« Es ward wieder ein Weilchen stille. »Nein,« sagte Felton, »es ist nichts.«

»Doch was für ein Geräusch ist denn das?«

»Das ist die Patrouille auf ihrer Runde.«

»Wo ist die Runde?«

»Gerade unter uns.«

»Sie wird uns entdecken.«

»Wenn keine Blitze zucken, nicht.«

»Sie wird unten an die Leiter stoßen.«

»Zum Glück ist diese um sechs Fuß zu kurz.«

»Mein Gott, da sind sie!«

»Stille!« Beide blieben zwanzig Fuß über der Erde schweben, ohne Atem zu holen. Inzwischen gingen die Soldaten unter ihnen lachend und schwätzend weiter. Für die Flüchtlinge war das ein schreckenvoller Augenblick. Die Patrouille schritt vorüber; man vernahm, wie ihre Tritte stets entfernter verhallten, und das Gemurmel ihrer Stimmen stets schwächer wurde. »Jetzt sind wir gerettet,« sagte Felton. Mylady stieß einen Seufzer aus und wurde ohnmächtig. Felton fing wieder an tiefer zu steigen. Als er unten an der Leiter ankam, und für seine Füße keine Stütze mehr fühlte, klammerte er sich mit den Händen an, und als er bei der letzten Sprosse anlangte, ließ er sich an dem Handgelenk herab, und kam so auf die Erde. Er bückte sich, hob die Geldbörse auf und faßte sie zwischen die Zähne. Hierauf faßte er Mylady unter die Arme und ging rasch fort in entgegengesetzter Richtung von jener, welche die Patrouille genommen hatte. Er verließ alsbald den Rundgang, kletterte zwischen den Felsen hinab

und ließ einen scharfen Ton mit der Pfeife hören, als er ans Meeresufer kam. Ein ähnliches Signal gab Antwort, und fünf Minuten darauf sah er einen Mann auf einer Barke heranrudern. »Zur Schaluppe!« rief Felton, »und schnell vorwärts!« Die vier Männer fingen an zu arbeiten, allein die See ging zu hoch, als daß sie viel auszurichten vermocht hätten. Zum wenigsten entfernte man sich vom Schloß, und das war die Hauptsache. Die Nacht hüllte Wasser und Land in tiefe Dunkelheit, und schon konnte man von der Barke aus das Ufer nicht mehr wahrnehmen, wonach die Barke vom Ufer aus noch schwerer zu bemerken war. Ein schwarzer Punkt schwankte auf der See. Das war die Schaluppe. Indes die Barke unter dem kräftigen Ruderschlag der vier Männer vorwärtsrückte, band Felton den Strick und das Taschentuch los, welche Myladys Hände zusammenschnürte. Als er ihre Hände befreit hatte, schöpfte er Seewasser und spritzte ihr davon ins Angesicht. Mylady stieß einen Seufzer aus und rief dann: »Ha, wo bin ich?«

»Gerettet!« antwortete der junge Offizier. »O, gerettet,« stammelte sie, »gerettet! Ja, hier ist der Himmel, hier ist das Meer! Die Luft, die ich atme, ist die Freiheit. Ha, Dank, Felton, tausend Dank!« Der junge Mann preßte sie an sein Herz. »Doch was habe ich denn an den Händen?« fragte Mylady; »es ist, als hätte man sie mir in einen Schraubenstock gepreßt.« Mylady erhob die Arme; die Handgelenke waren wirklich gequetscht. »Ach!« seufzte Felton, indem er die schönen Hände anblickte und schmerzvoll den Kopf hin und her wiegte. »O, es ist nichts,« sagte Mylady, »es ist nichts; jetzt erinnere ich mich wieder.« Sie ließ ihre Augen herumkreisen. »Er ist hier,« sagte Felton und stieß mit dem Fuß an den Säckel des Goldes. Man näherte sich der Schaluppe. Der Matrose von der Wache rief die Barke an. Die Barke gab Antwort. »Was für ein Schiff ist das?« fragte Mylady. »Das, welches ich für Sie gemietet habe.«

»Wohin wird es mich führen?«

»Wohin Sie wünschen, nur müssen Sie mich in Portsmouth ans Land setzen.«

»Was wollen Sie tun in Portsmouth?« fragte Mylady. »Die Aufträge des Lord Winter vollziehen,« erwiderte Felton düster lächelnd. »Welche Aufträge?«

»Sie erraten nicht?«

»Nein, ich bitte, erklären Sie sich.«

»Aus Mißtrauen gegen mich wollte er Sie selbst bewachen, und schickte mich fort, daß ich Ihren Deportationsbefehl von Buckingham unterfertigen lasse.«

»Doch wenn er Ihnen mißtraute, wie konnte er Ihnen diesen Auftrag geben?«

»Konnte er denn glauben, daß ich darum wisse, was ich trage, da er mir nichts davon sagte, und ich das Geheimnis bloß von Ihnen habe?«

»Das ist wahr, und Sie gehen nach Portsmouth?«

»Ich habe keine Zeit zu verlieren; morgen ist der Dreiundzwanzigste und Buckingham segelt morgen mit der Flotte ab.«

»Er segelt morgen ab, und wohin?«

»Nach La Rochelle.«

»Er soll nicht absegeln,« rief Mylady und vergaß auf ihre gewöhnliche Geistesgegenwart. »Seien Sie unbekümmert,« sagte Felton, »er wird nicht absegeln.« Mylady zitterte vor Freude; sie las tief im Herzensgrund des jungen Mannes, der Tod Buckinghams stand mit allen Buchstaben darin geschrieben. »Felton,« sprach sie, »Sie sind groß wie Judas Makkabäus. Wenn Sie sterben, so sterbe ich mit Ihnen; das ist alles, was ich Ihnen sagen kann.«

»Still,« sagte Felton, »wir sind angelangt.« Man hatte wirklich die Schaluppe erreicht. Felton kletterte zuerst die Leiter hinan, und bot Mylady die Hand, indes sie die Matrosen unterstützten, denn die See ging noch hoch. Einen Augenblick danach waren sie auf dem Verdeck. »Kapitän!« fügte Felton, »das ist die Person, von der ich mit Ihnen gesprochen habe, und die Sie gesund und wohlbehalten nach Frankreich führen sollen.

»Gegen tausend Pistolen,« versetzte der Kapitän. »Ich habe Ihnen bereits fünfhundert gegeben.«

»Allerdings«, entgegnete der Kapitän. »Und hier find die andern fünfhundert,« sagte Mylady und fuhr mit der Hand in den Goldsäckel. »Nein,« antwortete der Kapitän, »ich habe nur ein Wort, und dieses gab ich dem jungen Manne; die andern fünfhundert Gulden ist man mir erst schuldig, wenn wir in Boulogne landen.«

»Und wir werden landen?«

»Gesund und wohlbehalten,« versetzte der Kapitän, »so wahr ich Jack Buttler heiße.«

»Gut,« sagte Mylady, »wenn Sie Ihr Wort erfüllen, will ich Ihnen nicht fünfhundert, sondern tausend Pistolen geben.«

»Dann, Hurra, schöne Dame!« rief der Kapitän, »und Gott schicke mir häufige Kunden wie Ew. Herrlichkeit.«

»Indes steuern Sie uns nach der kleinen Bucht von Chichester,« sprach Felton, »in der Nahe von Portsmouth; Sie wissen, wir sind dahin übereingekommen.« Der Kapitän antwortete damit, daß er Befehl zu dem notwendigen Manöver gab, und um sieben Uhr abends schon warf das kleine Fahrzeug in der benannten Bucht den Anker aus. Man kam überein, daß Mylady um zehn Uhr Felton erwarten sollte, kehrte er um zehn Uhr nicht zurück, so sollte sie fortsegeln. Für den Fall, daß er frei sei, sollte er mit ihr in Frankreich zusammenkommen, und zwar im Klöster der Karmeliterinnen zu Bethune.

Was sich am 23. August 1628 in Portsmouth ereignet hat

Felton beurlaubte sich von Mylady wie ein Bruder, der nur einen Spaziergang machen will, und küßte ihr die Hand wie einer Schwester. Es schien, als wäre seine ganze Person in den Zustand der Ruhe zurückgekehrt, nur strahlte aus seinen Augen ein ungewöhnlicher Glanz, ähnlich dem Widerschein eines Fiebers. Seine Stirn war noch blässer als früher, seine Zähne waren zusammengepreßt und seine Sprache war ein kurzes Abstoßen von Tönen, woraus erhellte, daß es in seinem Innern düster aussah. Felton stieg ans Land, kletterte auf den Damm, der nach der Höhe des abschüssigen Ufers führte, grüßte Mylady zum letztenmal und schlug den Weg nach der Stadt ein. Er kam gegen acht Uhr früh in Portsmouth an. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen. Die Trommeln wirbelten in den Straßen und im Hafen. Die zum Einschiffen bestimmten Truppen wogten nach dem Gestade hin. Felton erreichte, mit Schweiß übergossen und mit Staub bedeckt, den Admiralitätspalast. Sein sonst blasses Antlitz wurde purpurrot vor Hitze und Zorn. Die Wache wollte ihn zurückweisen, allein er rief den Anführer des Postens, nahm den Brief aus der Tasche, den er zu bestellen hatte und sprach bloß die Worte: »Eilbote von Lord Winter.« Auf den Namen eines Lords, von dem man wußte, daß er der vertrauteste Freund Seiner Herrlichkeit sei, gab der Anführer des Postens Befehl, Felton vorwärts zu lassen, da er noch überdies die Uniform eines Marineoffiziers trug. Felton stürzte in den Palast. In dem Moment, wo er in den Vorhof trat, erschien auch ein staubbedeckter, keuchender Mann, der vor der Tür ein Postpferd stehen ließ, das vor Ermattung in die Knie sank. Dieser und Felton wandten sich zugleich an Patrik, den ersten Kammerdiener des Herzogs. Felton nannte den Baron Winter, der Unbekannte wollte niemand nennen und gab vor, er dürfe sich bloß dem Herzog zu erkennen geben. Jeder wollte sich den Vorzug anmaßen. Patrik, der wohl wußte, daß Lord Winter durch Dienstgeschäfte, wie durch Freundschaft mit dem Herzog verbunden war, gab auch demjenigen den Vorzug, der im Namen des Lords kam. Der andere mußte warten, und wie er diesen Aufschub verwünschte, läßt sich leicht erachten. Der Kammerdiener ließ Felton in einen großen Saal treten, worin die Deputierten von La Rochelle mit dem Prinzen

Soubise an der Spitze harrten, und führte ihn von da in ein Kabinett, wo Buckingham, der eben aus dem Bade kam, mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich seine Toilette vollendete. »Der Leutnant Felton,« meldete Patrik, »geschickt von Lord Winter.«

»Von Lord Winter,« wiederholte Buckingham, »er möge eintreten.« Felton trat ein. In diesem Moment warf Buckingham einen reichen, goldgestickten Schlafrock auf das Kanapee, um ein ganz mit Perlen geschmücktes Wams von blauem Samt anzuziehen. »Weshalb kam denn der Baron nicht selber?« fragte Buckingham. »Ich habe ihn diesen Morgen erwartet.«

»Er gab mir den Befehl, Ew. Herrlichkeit zu melden,« versetzte Felton, »daß er es ungemein bedaure, nicht die Ehre haben zu können, doch sei er durch eine notwendige Bewachung im Schlosse verhindert.«

»Ja, ja,« sagte Buckingham, »ich weiß, er hat eine Gefangene.«

»Gerade von dieser Gefangenen wollte ich mit Ew. Herrlichkeit sprechen,« erwiderte Felton. »Gut, so sprecht.«

»Mylord, nur Ew. Herrlichkeit darf hören, was ich zu sagen habe.«

»Verlaß uns, Patrik,« sagte Buckingham, »doch bleib im Bereich der Glocke, ich werde dich sogleich wieder rufen.« Patrik entfernte sich. »Wir sind allein, mein Herr,« sagte Buckingham, »reden Sie.«

»Mylord,« sprach Felton, »der Baron von Winter hat Ihnen unlängst geschrieben, und Sie in seinem Briefe gebeten, Sie wollten in bezug auf eine junge Frau, namens Charlotte Backson, einen Deportationsbefehl unterfertigen.«

»Ja, mein Herr, und ich antwortete ihm, er soll mir diesen Befehl zur Unterfertigung schicken oder selbst bringen.«

»Hier ist er, Mylord.«

»Gebt,« sprach der Herzog. Er nahm aus Feltons Händen den Brief, und warf einen flüchtigen Blick darauf. Als er ihn als denjenigen erkannt, der

ihm angekündigt worden war, legte er ihn auf den Tisch und nahm eine Feder, um ihn zu unterschreiben. »Um Vergebung, Mylord!« rief Felton und hielt den Herzog zurück. »Weiß es Ew. Herrlichkeit, daß der Name Charlotte Backson nicht der wirkliche Name dieser jungen Frau ist?«

»Ja, mein Herr, das weiß ich,« entgegnete der Herzog und tauchte die Feder in die Tinte. »Kennt also Ew. Herrlichkeit ihren wirklichen Namen?« fragte Felton in kurzem Ton. »Ich kenne ihn.« Der Herzog näherte die Feder dem Papier, Felton erblaßte. »Und obwohl Ew. Herrlichkeit mit dem wahren Namen vertraut ist,« sagte Felton, »wird Sie dennoch unterfertigen?«

»Ja«, versetzte Buckingham, »lieber zweimal als einmal.«

»Ich kann es nicht glauben,« fuhr Felton mit einer Stimme fort, die immer kürzer und abgestoßener wurde, »ich kann es nicht glauben, daß Eure Herrlichkeit weiß, es handle sich hier um Lady Winter.«

»Ich weiß es ganz gewiß, wiewohl ich mich verwundere, daß Ihr es wisset.«

»Und Ew. Herrlichkeit wird diesen Befehl ohne Gewissensbisse unterschreiben?« Buckingham blickte den jungen Mann befremdet an und sagte: »He doch, mein Herr, wißt Ihr, daß Ihr an mich ganz sonderbare Fragen stellt, und ich albern wäre, sie Euch beantworten zu wollen?«

»Antworten Sie, Monseigneur,« sagte Felton, »die Lage der Dinge ist bedeutsamer, als Sie vielleicht glauben.« Buckingham dachte, weil der junge Mann von Lord Winter abgesandt war, so rede er gewiß in dessen Namen und besänftigte sich. »Ohne Gewissensbisse,« antwortete er, »und der Baron weiß es so gut wie ich, daß Mylady eine große Verbrecherin ist, und daß die auf Deportation beschränkte Strafe als eine Gnade anzusehen sei.« Der Herzog hielt die Feder an das Papier. »Mylord, Sie werden diesen Befehl nicht unterschreiben, sprach Felton und trat einen Schritt gegen den Herzog vor. »Ich werde ihn nicht unterschreiben?« fragte Buckingham, »und warum das nicht?«

»Nun, Sie werden in sich selbst gehen, und Mylady Gerechtigkeit widerfahren lassen.«

»Man würde ihr damit, daß man sie nach Tyburn schickte, Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn Mylady ist eine Ruchlose,« sagte Buckingham. »Monseigneur, Mylady ist ein Engel; Sie wissen das recht gut, und ich verlange für sie die Freiheit.«

»he doch,« rief Buckingham, »seid Ihr verrückt, daß Ihr so redet?«

»Mylord, entschuldigen Sie, ich rede, wie ich kann. Allein, bedenken Sie, Mylord, was Sie zu tun beabsichtigen, und fürchten Sie, das Maß zu überschreiten.«

»Was? Gott vergebe mir!« rief Buckingham, »ich glaube gar, er will mir drohen?!«

»Nein, Mylord, ich bitte noch und sage Ihnen, ein Wassertropfen reicht hin, um ein volles Gefäß zum Überlaufen zu bringen. Ein geringer Fehltritt kann die Strafe auf das Haupt herabrufen, das, ungeachtet so vieler Verbrechen, bis heute verschont geblieben ist.«

»Herr Felton!« sagte Buckingham, »fort von mir und auf der Stelle in Haft.«

»Und Sie, Mylord! Sie werden mich bis zum Schluß anhören. Sie haben das junge Mädchen verleitet, mißhandelt, gebrandmarkt. Machen Sie Ihre Schuld gegen sie wieder gut. lassen Sie sie frei, und ich will von Ihnen nichts weiter verlangen.«

»Ihr werdet nichts weiter verlangen?« wiederholte Buckingham, indem er Felton voll Staunen anblickte, und auf jede Silbe dieser fünf Worte einen besonderen Nachdruck legte. »Mylord,« fuhr Felton fort, und zwar mehr aufgeregt, je länger er sprach, »man ist Ihrer Frevel müde, Sie haben die Gewalt mißbraucht, die Sie sich anmaßten; Gott wird Sie später dafür bestrafen, aber ich —- ich bestrafe Sie heute.«

»Ha, das ist zuviel!« rief Buckingham und trat gegen die Tür vor. Felton versperrte ihm den Weg und sagte: »Ich bitte in Demut, unterzeichnen Sie den Freilassungsbefehl für Lady Winter, gegen die Sie sich vergangen haben.«

»Hinweg, mein Herr,« gebot Buckingham, »oder ich rufe meine Leute und lasse Euch forttreiben.«

»Sie werden nicht rufen,« sagte Felton und stellte sich schnell zwischen den Herzog und die Glocke, die auf einem mit Silber getäfelten Tischchen stand. »Haben Sie acht, Mylord, Sie sind jetzt in Gottes Hand.«

»In des Teufels Hand, wollt Ihr sagen!« rief Buckingham mit verstärkter Stimme, um Leute aufmerksam zu machen, ohne daß er sie unmittelbar gerufen hätte. »Unterschreiben Sie, Mylord, unterschreiben Sie die Freilassung der Lady Winter,« sprach Felton und stieß ein Papier gegen den Herzog hin. »Gewalt? was ist's? Holla, Patrik!«

»Unterschreiben Sie, Mylord!«

»Niemals!«

»Niemals?«

»Herbei!« schrie der Herzog und sprang auf seinen Degen los. Noch Felton ließ ihm nicht Zeit, denselben zu zücken, er hielt das entblößte Messer, mit dem sich Mylady verwundet hatte, unter seinem Wams verborgen, und mit einem Satz war er an dem Herzog. In diesem Moment trat Patrik in den Saal und rief: »Mylord, ein Brief aus Frankreich.«

»Aus Frankreich?« entgegnete der Herzog, der alles andere vergaß und nur daran dachte, von wem dieser Brief komme. Felton nützte diesen Moment und bohrte ihm das Messer bis ans Heft in die Seite. »Ha, Verräter!« schrie Buckingham, »du hast mich ermordet!«

»Mörder! Zu Hilfe!« kreischte Patrik, Felton wandte seine Blicke umher, um zu entfliehen; als er die Tür offen sah, stürzte er in das Nebenzimmer, worin, wie schon gesagt, die Deputierten von La Rochelle warteten, eilte durch dasselbe und floh der Treppe zu. Allein schon auf der ersten Stufe begegnete er Lord Winter, der ihn, als er ihn blaß, verstört, leichenfahl, an Hand und Gesicht mit Blut bespritzt, heraneilen sah, an der Kehle packte und ihm zurief: »Ich habe es geahnt, ich habe es gewußt! Eine Minute zu spät – o, ich Unglücklicher!« Felton leistete keinen Widerstand. Lord

Winter überlieferte ihn den Wachen, und diese führten ihn, bis auf weitere Befehle, nach einer kleinen, das Meer beherrschenden Terrasse, während er selbst in das Kabinett Buckinghams eilte.

Auf das Geschrei, das der Herzog ausgestoßen, und auf Patriks Hilferuf, stürzte der Mann, den Felton im Vorhof angetroffen, eilfertig in das Kabinett. Er fand den Herzog auf einem Sofa liegend, die Wunde mit krampfhafter Hand zusammenpressend. »Laporte!« rief der Herzog mit ersterbender Stimme, »Laporte, kommst du von ihr?«

»Ja, Monseigneur!« versetzte der getreue Diener der Königin Anna, »– aber ach, vielleicht schon zu spät.«

»Stille, Laporte, man könnte dich hören. O, ich sollte nicht mehr erfahren, was sie mir sagen läßt; mein Gott, ich sterbe!« Der Herzog ward ohnmächtig. Mittlerweile waren Lord Winter, die Deputierten, die Anführer der Expedition, die Beamten des Hauses Buckingham in das Kabinett gekommen. Überall erschallte ein Geschrei der Verzweiflung. Die Kunde, die den Palast mit Wehklagen und Seufzern erfüllte, verbreitete sich alsbald durch die ganze Stadt. Ein Kanonenschuß verkündete ein neues, unerwartetes Ereignis. Lord Winter raufte sich die Haare aus und stöhnte: »Um eine Minute zu spät, ach, um eine Minute zu spät! O, Gott, was ist das für ein Unglück!« Man hatte ihm in der Tat um sieben Uhr früh gemeldet, daß eine Strickleiter an einem Fenster des Schlosses hänge. Er lief auch zugleich in Myladys Zimmer, fand dasselbe leer, das Fenster geöffnet und die Gitterstangen durchgesägt. Er erinnerte sich wieder, was ihm d'Artagnan durch seinen Boten mündlich empfohlen hatte. Er zitterte für den Herzog, eilte in den Stall, und, ohne daß er sich Zeit nahm, ein Pferd satteln zu lassen, bestieg er das erste beste, sprengte im stärksten Galopp von hinnen, stieg im Hof ab, stürzte die Treppe hinauf und traf da Felton auf der ersten Stufe, wie wir erwähnt haben. Der Herzog war indes nicht gestorben. Er kam wieder zu sich, öffnete die Augen; und Hoffnung drang in aller Herzen. »Meine Herren,« sprach er, »laßt mich mit Patrik und Laporte allein. Ha, Ihr seid hier, Lord Winter? Ihr habt mir diesen Morgen einen sonderbaren Narren gesendet, seht Nur, in welchen Zustand er mich gebracht hat.«

»O, Mylord,« ächzte der Baron, »ich werde nie wieder Trost finden.«

»Daran tätest du unrecht, mein guter Winter,« versetzte Buckingham und bot ihm die Hand; »ich kenne keinen Menschen, der es verdiente, daß ihn ein anderer Mensch durch seine ganze Lebenszeit beklage. Doch bitte ich dich, laß uns allein.« Der Baron ging schluchzend hinaus. Im Kabinett blieben nur noch der verwundete Herzog, Laporte und Patrik. Man suchte einen Arzt, doch ließ er sich nicht finden. »Sie werden am Leben bleiben, Mylord,« wiederholte der Bote aus Frankreich, vor dem Bett des Herzogs kniend. »Was hat sie mir geschrieben?« fragte der Herzog mit matter Stimme, von Blut triefend und furchtbare Schmerzen niederkämpfend. »Was hat sie mir geschrieben? lies ihren Brief mir vor.«

»O, Mylord!« seufzte Laporte. »Nun, Laporte, siehst du nicht, daß ich keine Zeit zu verlieren, habe?« Laporte entsiegelte das Pergament und legte es dem Herzog vor Augen, allein Buckingham versuchte umsonst, die Schrift zu lesen. »Lies nur,« sagte er, »lies. Ich sehe nichts mehr, lies also, denn vielleicht werde ich bald auch nicht mehr hören und sterben, ohne daß ich erfuhr, was sie mir geschrieben hat.« LaPorte machte keine Schwierigkeiten mehr und las: »Mylord! Ich beschwöre Sie bei dem, was ich für Sie und durch Sie gelitten habe, seit ich Sie kenne, daß Sie, wenn Ihnen anders an meiner Ruhe etwas gelegen ist, von den großen Zurüstungen gegen Frankreich ablassen, und einen Krieg aufgeben, von dem ganz laut gesagt wird, die Religion sei bloß die scheinbare Ursache, und von dem ganz leise gesagt wird, Ihre Neigung zu mir sei der geheime Grund. Dieser Krieg kann nicht allein für Frankreich und England große Katastrophen, er kann auch für Sie ein Unglück herbeiführen, worüber ich nie wieder Trost fände. Behüten Sie Ihr Leben, das man bedroht, und das mir von dem Augenblick an teuer sein wird, wo ich nicht mehr gezwungen sein werde, Sie als einen Feind zu betrachten. Ihre wohlgeneigte Anna.« Buckingham raffte den ganzen Rest seiner Kraft zusammen, um diesen Brief anzuhören; und als er beendigt war, fragte er, als hätte er darin eine bittere Enttäuschung gefunden: »Laporte, hast du mir mündlich nichts mehr zu melden?«

»Ja, Monseigneur, die Königin gab mir den Auftrag, Ihnen zu sagen, daß Sie auf Ihrer Hut sein sollen, weil sie zuverlässige Kunde habe, daß man Ihnen nach dem Leben strebe.«

»Und das ist alles? Ha, das ist alles?« fragte Buckingham mit Ungeduld. »Auch hat sie mich noch beauftragt, Ihnen zu sagen, daß sie Ihnen fortan wohlgeneigt bleibe.«

»Ha!« rief Buckingham, »Gott sei gelobt! Mein Tod wird für sie nicht der Tod eines Fremden sein.« Laporte zerrann in Tränen. »Patrik,« sagte der Herzog, »bringe mir das Kästchen, worin die diamantenen Nestelstifte gelegen sind.« Patrik brachte den geforderten Gegenstand, den Laporte sogleich als ein vormaliges Eigentum der Königin erkannte. »Nun bring das kleine, weiße Atlaskissen, worauf ihre Namenschiffre in Perlen gestickt ist.« Patrik kam auch diesem Befehl nach. »Sieh, Laporte,« sagte Buckingham, »das sind die einzigen Pfänder, die ich von ihr besitze. Dies silberne Kästchen und diese zwei Briefe. Bring fie Ihrer Majestät zurück, und als letztes Andenken – er suchte nach einem kostbaren Gegenstand – füge noch bei...« Er suchte abermals, doch seine vom Tode schon verdunkelten Augen begegneten nur dem Messer, das den Händen Feltons entglitten, und dessen Klinge noch rauchend war von frischem Blut. »Füge noch dieses Messer bei,« fuhr der Herzog fort und drückte Laporte die Hand. Sonach legte er das kleine Kissen in das silberne Kästchen, ließ das Messer hineinfallen und gab Laporte ein Zeichen, daß er nicht mehr zu reden vermöge. Hierauf befiel ihn eine letzte krampfhafte Zuckung, der er sich nicht mehr erwehren konnte, und glitt vom Sofa auf die Erde nieder. Patrik stieß einen entsetzlichen Schrei aus. Buckingham wollte zum letztenmal lächeln, allein der Tod fesselte schon seine Gedanken, und so blieb dieses als ein letztes Lebewohl auf seinen Lippen und seiner Stirn abgedrückt.

Als Lord Winter sah, daß Buckingham ausgeatmet habe, ging er schnell zu Felton zurück, den die Soldaten auf der Terrasse des Palastes bewachten. »Niederträchtiger!« sprach er zu dem jungen Manne, der seit Buckinghams Hingang wieder jene Ruhe und Kaltblütigkeit gefunden hatte, die nicht mehr von ihm weichen sollte. »Niederträchtiger, was hast du getan?«

»Ich habe mich gerächt,« erwiderte Felton. »Du,« rief der Baron, »sage, du hast diesem verfluchten Weib als Werkzeug gedient; doch schwöre ich es dir, daß diese Missetat ihre letzte sei.«

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen,« versetzte Felton ruhig, »und begreife nicht, wovon Sie reden. Mylord, ich habe den Herzog von Buckingham getötet, weil er es Ihnen selbst zweimal verweigerte, mich zum Kapitän zu machen. Ich bestrafte ihn ob dieses Unrechts, das ist alles.« Lord Winter sah betroffen auf die Leute, die Felton fesselten, und wußte nicht, was er von einer solchen Unempfindlichkeit halten sollte.

Indes hatte sich nur eines gleich einer Wolke auf Feltons Stirn gelagert. Der naive Puritaner glaubte bei jedem Tritt, den Tritt und die Stimme Myladys zu vernehmen, die herbeieilte, um in seine Arme zu fallen, sich mit ihm anzuklagen und dem Verderben zu überliefern. Auf einmal erbebte er. Sein Blick war auf einen Punkt im Meere geheftet, das man von einer Terrasse aus beherrschte, auf der er sich befand. Er hatte mit dem Adlerblick eines Seemanns dort, wo ein anderer nichts als eine auf den Fluten sich wiegende Möwe erblickt hätte, das Segel der Schaluppe wahrgenommen, die in der Richtung nach der Küste Frankreichs steuerte. Er wurde blaß, griff mit der Hand nach seinem brechenden Herzen und fühlte, daß er verraten sei. »Eine letzte Gnade,« sprach er zu dem Baron. »Was für eine?« fragte dieser. »Wieviel Uhr ist es?« Der Baron nahm seine Uhr hervor und sagte: »Neun Uhr, weniger zehn Minuten.« Sonach hatte Mylady ihre Abfahrt um anderthalb Stunden vorgerückt. Als sie den Kanonenschuß hörte, der einen unglücklichen Vorfall im Schlosse anzeigte, ließ sie sogleich die Anker lichten. Die Barke schwamm unter blauem Himmel weit entfernt vom Ufer.

In Frankreich

Die erste Besorgnis, die Karl I., König von England, bei der Todesnachricht des Herzogs fühlte, war, daß die Rocheller auf diese schreckenvolle Kunde den Mut verlieren könnten. Wie nun Richelieu in seinen Memoiren bezeigt, suchte ihnen der König diesen Tod so lange wie möglich zu verheimlichen, ließ die Häfen im ganzen Königreich sperren und alle Sorge tragen, daß kein Schiff auslaufen könnte, bis das von Buckingham ausgerüstete Heer abgesegelt wäre, wobei er es auf sich nahm, die Abfahrt an Buckinghams Stelle zu leiten. Übrigens hatte sich im Lager von La Rochelle in der Zwischenzeit nichts Neues ergeben. Der König, der sich im Lager vielleicht noch mehr langweilte als anderswo, beschloß, das Fest des heiligen Ludwig

inkognito in Saint-Germain mitzufeiern, und ging den Kardinal an, daß er für ihn eine Eskorte von zwanzig Musketieren bereit halte. Der Kardinal besorgte mit Vergnügen, was sein königlicher Gebieter verlangte, der ihm versprach, bis zum 15. September wieder zurückzukehren. Herr von Tréville traf, von Sr. Eminenz benachrichtigt, sogleich Anstalten zur Reise, und da er, ohne die Ursache zu erfahren, den lebhaften Wunsch und sogar das dringende Bedürfnis seiner Freunde, nach Paris zurückzukehren, kannte, so nahm er sie in die Eskorte auf. Die vier jungen Männer erfuhren die Neuigkeit eine Viertelstunde nach Herrn von Tréville, da er sie ihnen zuerst bekanntmachte. Jetzt wußte d'Artagnan die Gunst zu schätzen, die ihm der Kardinal durch die Aufnahme unter die Musketiere erwiesen hatte. Widrigenfalls hätte er, während seine drei Freunde abreisten, im Lager zurückbleiben müssen.

Man wird es weiter unten sehen, daß dieser Wunsch, wieder nach Paris zu kommen, seinen Grund in der Furcht vor der Gefahr hatte, der Madame Bonacieux ausgesetzt sein mußte, träfe sie im Kloster zu Bethune mit Mylady, ihrer Todfeindin, zusammen. Auch Aramis hatte, wie schon gesagt, unmittelbar an Marie Michon, die Näherin in Tours, geschrieben, die sich so schöner Bekanntschaften erfreute, auf daß sie von der Königin für Madame Bonacieux die Erlaubnis erbitten möge, das Kloster verlassen und sich nach Lothringen oder Belgien zurückziehen zu dürfen. Die Antwort blieb nicht lange aus, nach acht bis zehn Tagen erhielt Aramis schon dieses Schreiben: »Mein lieber Vetter! Hiermit bekommt Ihr die Erlaubnis, unsere kleine Dienerin aus dem Kloster in Bethune wegnehmen zu dürfen, da ihr, Eurer Vermutung nach, die Luft daselbst nicht behagt. Meine Schwester sendet Euch diese Erlaubnis mit großen Freuden, denn sie ist dem kleinen Wesen recht liebreich zugetan und behält sich vor, ihm künftig nützlich zu sein. Ich umarme Euch, Maria Michon.« Diesem Schreiben war eine Vollmacht beigefügt, folgenden Inhalts: »Die Vorsteherin des Klosters in Bethune wird den Händen der Person, die ihr dieses Briefchen überbringt, die Novize übergeben, die auf meine Empfehlung und unter meinem Schutz in ihr Kloster getreten ist. Im Louvre, am 10. August 1628. Anna.« Es läßt sich erachten, daß diese Verwandtschaftsverhältnisse zwischen Aramis und einer Näherin, welche die Königin ihre Schwester nannte, unsere Freunde belustigte, da aber Aramis bei den derben Späßen von Porthos bis ins Weiß der Augen errötete, so bat er seine Freunde, sie möchten diesen Gegenstand

nicht wieder berühren, und erklärte auch, sollte man ihm hierüber nur noch ein Wort sagen, so würde er seine Base niemals wieder benutzen, in solchen Angelegenheiten Vermittlerin zu sein.

Der Kardinal begleitete Se. Majestät von Surgères bis Maubes, und hier trennten sich der König und sein Minister unter großen Freundschaftsbezeigungen; in der Nacht vom Dreiundzwanzigsten zog die Eskorte in Paris ein. Der König dankte Herrn von Tréville, und erteilte ihm die Vollmacht, auf vier Tage unter der Bedingung Urlaub auszugeben, daß sich keiner voll den Begünstigten, bei Strafe der Bastille, an einem öffentlichen Platz sehen lasse. Wie es sich erachten läßt, so hatten die vier ersten Urlaube, die erteilt wurden, unsere vier Freunde erhalten. Athos erhielt sogar sechs Tage statt vier, und fügte diesen sechs Tagen noch zwei Nächte bei, da sie am Vierundzwanzigsten abends um fünf Uhr abreisten, und der Urlaub durch Herrn von Tréville vom Fünfundzwanzigsten morgens ausgestellt wurde. »Ach, mein Gott!« sagte d'Artagnan, der, wie wir wissen, nie an einer Sache verzweifelte, »wir zerbrechen uns die Köpfe über etwas ganz Einfaches, wir reiten ein paar Pferde zu Tode, was ist daran gelegen, ich habe Geld; in zwei Tagen bin ich in Bethune, übergebe der Vorsteherin den Brief der Königin, und führe den kostbaren, heißersehnten Schatz nicht nach Lothringen oder Belgien, sondern nach Paris, wo er in besserer Sicherheit ist, zumal so lange, als der Herr Kardinal vor La Rochelle gelagert ist. Wenn wir einmal aus dem Felde zurückgekehrt sind, bekommen wir von der Königin, teils durch die Protektion ihrer Base, teils für unsere geleisteten Dienste, alles, was wir nur wollen. Bleibt also hier und müht Euch nicht ab unter fruchtlosen Anstrengungen. Ich und Planchet sind für eine so einfache Expedition hinreichend genug.«

Am Fünfundzwanzigsten abends, wo sie in Arras eintrafen, und d'Artagnan, um ein Glas Wein zu trinken, vor dem Gasthaus »Zur goldenen Egge« abstieg, kam ein Reiter vom Hofe des Posthauses hervor, wo er die Pferde gewechselt hatte, und sprengte in aller Eile auf der Straße nach Paris fort. In diesem Moment, wo er durch das Haustor auf die Straße ritt, schlug der Wind seinen Mantel auseinander, in den er sich gewickelt hatte, obschon es August war, und hob auch schon seinen Hut, den jedoch der Reisende noch schnell genug anfaßte und wieder in die Stirn drückte. D'Artagnan faßte diesen Mann ins Auge, wurde blaß und ließ sein Glas fallen. »Was ist

Ihnen, gnädiger Herr?« fragte Planchet; »holla, meine Herren, herbei! mein Gebieter ist unwohl.« Die drei Freunde stürzten herbei, sahen aber, daß d'Artagnan, statt sich unwohl zu befinden, nach seinem Pferd eilte. Sie hielten ihn an der Türschwelle auf. »Zum Teufel!« rief Athos, »wohin willst du denn?«

»Er ist's!« rief d'Artagnan blaß vor Ingrimm und die Stirn mit Schweiß bedeckt; »er ist's, laßt mich ihn einholen. Zu Pferde, meine Herren, zu Pferde, wir wollen ihn verfolgen und werden ihn wohl erreichen.«

»Mein Lieber,« versetze Aramis, »bedenkt aber, er ritt auf der entgegengesetzten Straße, die wir einschlagen müssen; er reitet ein frisches Pferd, während die unsrigen ermattet sind, so daß wir sie ohne Hoffnung, ihn einzuholen, zu Tode reiten müßten.«

»He, mein Herr!« rief ein Stalljunge, der dem Unbekannten nacheilte; »He, mein Herr, da ist ein Papier, das aus Ihrem Hut fiel. He, mein Herr!«

»Mein Freund!« rief ihm d'Artagnan zu, »da hast du für dein Papier eine halbe Pistole.«

»Meiner Treu! mit der größter Freude; hier ist's.« Der Stalljunge war über den guten Taglohn entzückt und kehrte in den Hofraum zurück; d'Artagnan entfaltete das Papier. »Nun?« fragten seine Freunde voll Neugier. »Nichts als ein einziges Wort,« versetzte d'Artagnan. »Ja,« sagte Aramis, »doch dieses Wort ist der Name einer Stadt. »Armentières,« las Porthos. »Armentières, das kenne ich nicht.«

»Und dieser Name der Stadt ist von ihrer Hand geschrieben,« sagte Athos. »Nun, lasset uns das Papier sorgsam aufbewahren,« versetzte d'Artagnan, »vielleicht ist meine halbe Pistole nicht hinausgeworfen. Zu Pferde, meine Freunde! zu Pferde!« Die vier Freunde sprengten im Galopp von hinnen auf der Straße nach Bethune.

Das Kloster der Karmeliterinnen zu Bethune

Die großen Verbrecher tragen in sich eine Art Vorausbestimmung, vermöge der sie alle Hindernisse bewältigen und allen Gefahren entgehen, doch nur bis zu dem Moment, den die Vorsehung, ihrer Frevel müde, als Klippe ihres unseligen Glückes bezeichnet. So war es auch bei der Mylady. Sie steuerte mitten durch die Kreuzer der beiden Nationen und landete ohne Unfall in Boulogne. Als sie in Portsmouth anlangte, war sie eine Engländerin und durch Frankreichs Verfolgungen aus La Rochelle vertrieben. Als sie sich nach einer zweitägigen Fahrt in Boulogne ausschiffte, gab sie sich für eine Französin aus, die von den Engländern in ihrem Haß gegen Frankreich mißhandelt worden sei. Sie gab in Boulogne einen Brief folgenden Inhalts auf: »An Se. Eminenz, Monseigneur Kardinal von Richelieu, im Lager von La Rochelle. Monseigneur! Ew. Eminenz mögen unbekümmert sein; Seine Herrlichkeit, der Herzog von Buckingham, wird nicht nach Frankreich kommen. Boulougne, den 25., abends. P.S. Dem Verlangen Ew. Eminenz gemäß verfüge ich mich in das Kloster der Karmeliterinnen nach Bethune, wo ich weiterer Befehle gewärtig sein werde.« Mylady begab sich auch in der Tat noch an demselben Abend auf den Weg. Die Nacht überraschte sie. Sie sah sich gezwungen, anzuhalten, um in einem Wirtshaus zu schlafen. Am folgenden Morgen um fünf Uhr reiste sie wieder ab, und nach drei Stunden kam sie nach Bethune. Sie ließ sich das Kloster der Karmeliterinnen zeigen, und begab sich auf der Stelle dahin. Die Vorsteherin kam ihr entgegen, Mylady wies ihr den Befehl des Kardinals vor; die Äbtissin ließ ihr ein Zimmer einräumen und das Frühmahl auftragen. Später kam die Äbtissin zu ihr. Es gibt wenig Zerstreuungen im Kloster, und so kam es, daß die Vorsteherin alsbald Bekanntschaft mit der neuen Kostgängerin schloß. Mylady lenkte das Gespräch unter anderm auf den Kardinal. Hierbei geriet sie jedoch in große Verlegenheit, da sie nicht wußte, ob die Äbtissin Royalistin oder Kardinalistin sei. Sie hielt sich sonach wohlweise in der Mitte. Allein die Äbtissin, die eine noch klügere Zurückhaltung bewies, verneigte sich mit dem Kopfe, sooft die Reisende des Namens Seiner Eminenz gedachte, hörte ihr bedächtig zu und lächelte. Die Mylady ging sodann auf die Verfolgung über, die sich der Kardinal gegen seine Feinde erlaubte. Die Äbtissin zeigte weder eine Miene der Billigung noch der Mißbilligung. Dies bestärkte Mylady in der Meinung, daß die Nonne mehr Royalistin als Kardinalistin sei, und sie fuhr mit steigendem Eifer fort. Endlich sprach die Äbtissin: »Ich bin sehr unwissend in all diesen Dingen; allein wie entfernt wir auch am Hofe leben, und

außerhalb des Kreises weltlicher Interessen, so haben wir doch sehr traurige Beispiele von der Wahrheit dessen, was Sie uns da sagen. Eine unserer Kostgängerinnen hat viel gelitten unter dem Zorn und den Verfolgungen des Kardinals.«

»Eine Ihrer Kostgängerinnen?« fragte Mylady; »so, mein Gott! wie sehr beklage ich die arme Frau.«

»Sie haben auch recht, sie ist sehr zu beklagen. Gefängnis, Drohungen, Mißhandlungen, alles mußte sie ausstehen. Indes«, fuhr die Äbtissin fort, »hatte der Kardinal wohl triftige Gründe, so zu verfahren, uud wiewohl sie aussieht wie ein Engel, so darf man die Menschen doch nicht nach ihrem Gesicht beurteilen.«

»Gut,« sprach Mylady zu sich selbst, »wer weiß, hier kann ich vielleicht etwas entdecken.«

»Ach, ich weiß es wohl,« versetzte Mylady, »man sagt, daß den Physiognomien nicht zu trauen sei. Wem soll man aber Glauben schenken, wenn nicht dem schönen Werke des Herrn? Was mich anbelangt, so wird man mich mein ganzes Leben lang hintergehen, allein, ich werde jederzeit einem Menschen vertrauen, wenn mir sein Gesicht Teilnahme einflößt.«

»Sie sind also geneigt, diese junge Frau für schuldlos zu halten?« fragte die Äbtissin. »Man pflegt nicht bloß immer die Verbrechen zu bestrafen, versetzte Mylady, »es gibt gewisse Tugenden, die oft heftiger als gewisse Frevel verfolgt werden.«

»Erlauben Sie, Madame,« sagte die Äbtissin, »daß ich mein Erstaunen ausdrücken darf.«

»Worüber denn?« fragte Mylady in naivem Ton. »Über die Sprache, die Sie führen.«

»Was finden Sie denn sonderbares in dieser Sprache?« fragte Mylady lächelnd. »Der Kardinal hat Sie hierhergeschickt, und dennoch sprechen Sie von ihm – wenigstens nichts Gutes.«

»Weil ich sein Opfer bin,« versetzte Mylady mit Seufzen. »Allein dieser Brief, worin er Sie mir empfiehlt...«

»Ist für mich ein Befehl, daß ich in einer Art Gefängnis bleibe, bis er mich abfordern wird...«

»Warum haben Sie aber nicht die Flucht ergriffen?«

»Wohin mich flüchten? Glauben Sie wohl, es gibt irgendwo einen Ort auf Erden, wohin der Kardinal, wenn er seinen Arm ausstrecken wollte, nicht reichen würde? – hat die junge Kostgängerin zu entfliehen gesucht, die Sie bei sich haben?«

»Nein, das ist wohl wahr, allein mit ihr verhält es sich ganz anders. Sie wird durch irgend eine Liebschaft in Frankreich zurückgehalten, wie ich glaube.«

»Wenn sie liebt, ist sie nicht ganz unglücklich,« sprach Mylady seufzend. »So sehe ich denn,« fragte die Äbtissin und blickte Mylady mit steigender Teilnahme an, »so sehe ich denn wieder vor mir eine arme Verfolgte?«

»Ach, ja!« erwiderte Mylady. Die Äbtissin betrachtete Mylady ein Weilchen mit großer Unruhe, als hätte sich in ihrem Geist ein neuer Gedanke geregt. Dann sagte sie: »Nicht wahr, Sie sind keine Feindin unseres heiligen Glaubens?«

»Ich?« erwiderte Mylady, »ich eine Protestantin? Ich rufe Gott zum Zeugen, daß ich eine eifrige Katholikin bin.«

»Dann, Madame,« entgegnete die Äbtissin lächelnd, »dann können Sie ruhig sein, denn das Haus, worin Sie sich befinden, soll für Sie kein harter Kerker sein, und wir wollen tun, was wir aus Kräften vermögen, um Ihre Gefangenschaft angenehm zu machen. Außerdem finden Sie hier die junge Frau, die zweifelsohne wegen einer Hofintrige verfolgt wird. Sie ist liebenswürdig, einnehmend und wird Ihnen gefallen.«

»Wie heißt sie?«

»Sie wurde von einer sehr vornehmen Person unter dem Namen Ketty empfohlen. Ihren andern Namen suchte ich nicht zu erfahren.«

»Ketty?« murmelte Mylady, »sind Sie dessen gewiß?«

»Daß sie sich so nennen läßt? Ja, Madame. Ist Sie Ihnen etwa bekannt?« Mylady lächelte bei dem Gedanken, daß diese junge Frau ihre vormalige Zofe sein könnte. In der Erinnerung an dieses Mädchen mengte sich eine Erinnerung des Zornes, und die Rachsucht verstörte sogleich Myladys Züge – doch nahm sie fast in demselben Moment wieder den ruhigen, wohlwollenden Ausdruck an, den sie ihren hundertfachen Gesichtern einverleibt hatte. »Wann könnte ich denn diese junge Dame sehen?« fragte Mylady, »ich empfinde für sie bereits eine große Sympathie in mir.«

»Diesen Abend – noch heute,« antwortete die Äbtissin. »Da Sie aber, wie Sie sagten, schon vier Tage lang reisen uud diesen Morgen um fünf Uhr aufgestanden sind, so bedürfen Sie der Ruhe. Legen Sie sich zu Bett und schlafen Sie; wir wollen Sie gegen Mittag aufwecken.« Obwohl sich Mylady recht leicht des Schlafes hätte begeben können, da sie durch alle ihre Aufregungen unterstützt war, die ein neues Abenteuer in ihrem intrigensüchtigen Gemüt hervorbrachte, so nahm sie nichtsdestoweniger das Anerbieten der Äbtissin an. Sie war ja seit zehn bis vierzehn Tagen von so verschiedenartigen Gemütserschütterungen hergenommen, daß wenigstens ihre Seele der Ruhe bedurfte, wenn auch ihr eiserner Körper die Anstrengungen zu ertragen im stande war. Sie beurlaubte sich somit von der Äbtissin und legte sich zu Bett, sanft gewiegt durch die Rachegedanken, die natürlich der Name Ketty in ihr erweckt hat.

Sie ward von einer sanften Stimme aufgeweckt, die am Fuß ihres Bettes ertönte. Mylady schlug die Augen auf, und sah die Äbtissin, begleitet von einer jungen Frau mit blonden Haaren und zartem Teint, die einen Blick voll wohlwollender Neugierde auf sie richtete. Das Gesicht der jungen Frau war ihr gänzlich unbekannt. Beide blickten sich forschend und mit ängstlicher Aufmerksamkeit an, indes sie sich wechselweise begrüßten. Beide waren sehr schön, nur war ihre Schönheit verschiedenartig. Die Äbtissin stellte sie gegenseitig vor, und als diese Förmlichkeiten vorüber waren, ließ sie die beiden jungen Frauen allein, da sie ihre Pflicht in die Kirche berief. Da die Novize sah, daß Mylady noch im Bett liege, wollte sie

der Äbtissin folgen, doch Mylady hielt sie zurück und sagte: »Wie doch, Madame, ich habe Sie noch kaum gesehen, und schon wollen Sie mich wieder Ihrer Gegenwart berauben, auf die ich, freigestanden, während meines Aufenthalts an diesem Ort ein bißchen gerechnet habe.«

»Nein, Madame,« erwiderte die Novize, »ich fürchte nur, die Zeit schlecht gewählt zu haben; Sie schliefen und sind ermüdet.«

»Wohl,« entgegnete Mylady, »was kann Schlafenden Angenehmeres zu teil werden, als ein gutes Erwachen? Dieses Erwachen wurde mir durch Sie zu teil; lassen Sie es mich nun genießen.« Hiermit faßte sie die junge Frau bei der Hand und zog sie auf einen Stuhl, der neben ihrem Bette stand. Die Novize setzte sich und sprach: »Ach, Gott! wie unglücklich bin ich nicht! Sechs Monate lang lebe ich bereits hier ohne einen Schatten von Zerstreuung; Sie kommen an; Ihre Gegenwart sollte für mich eine freundliche Gefährtin sein, und wahrscheinlich, muß ich in den nächsten Augenblicken schon das Kloster verlassen.«

»Wie,« versetzte Mylady, »Sie gehen bald von hier weg?«

»Ich hoffe es wenigstens,« antwortete die Novize mit einem Tone der Freude, die sie ganz und gar nicht zu verhehlen suchte. »Sie hatten viel auszustehen, wie ich gehört habe,« fuhr Mylady fort; »das ist ein Grund mehr zur Sympathie zwischen uns beiden.«

»Ist es also wahr, was mir unsere fromme Mutter gesagt hat – Sie sind gleichfalls ein Opfer des Kardinals?«

»Stille,« sagte Mylady, »wir dürfen selbst hier nicht von ihm sprechen. Mein ganzes Unglück rührt davon her, daß ich ungefähr das, was Sie zu mir sagen, in Gegenwart einer Frau gesprochen habe, die ich für meine Freundin hielt, die mich aber verraten hat. Sind nicht auch Sie ein Opfer der Verräterei?«

»Nein,« erwiderte die Novize, »sondern meiner Anhänglichkeit an eine Frau, die ich liebte, für die ich mein Leben hingegeben hätte, und auch noch jetzt hingeben würde.«

»Und die Sie dann verlassen hat, nicht so?«

»Ich war ungerecht genug, das zu erwähnen, doch seit einigen Tagen erhielt ich den Beweis vom Gegenteil und danke Gott dafür. Ich wäre darüber gestorben, hätte ich glauben müssen, daß sie mich ganz und gar vergessen hat. Allein Sie, Madame,« fuhr die Novize fort, »Sie scheinen mir frei zu sein, und wenn Sie fliehen wollten, so stände das nur bei Ihnen.«

»Aber wohin sollte ich denn gehen – ohne Freunde, ohne Geld, in einem Teile Frankreichs, den ich nicht kenne...«

»O,« entgegnete die Novize, »was die Freunde betrifft, so werden Sie dieselben überall finden, wo Sie nur wollen, da Sie so gut zu sein scheinen und so schön sind.«

»Ich bin aber darum nicht weniger allein und verfolgt,« sprach Mylady mit einem so milden Lächeln, daß es wahrhaft einen seraphischen Ausdruck annahm, »hören Sie,« sagte die Novize, »man muß seine Hoffnung auf den Himmel setzen. Sehen Sie, es kommt immer ein Moment, wo das Gute, das wir getan, vor Gott zu Gunsten unserer Sache spricht, und vielleicht ist es ein Glück für Sie, daß Sie, wie niedrig auch meine Stellung sei, und wie wenig Macht ich habe, mich getroffen haben; denn wenn ich diesen Ort verlasse, so werde ich einige mächtige Freunde haben, die auch für Sie zu Felde ziehen können, nachdem sie für mich ins Feld gerückt sind.«

»O, wenn ich gesagt habe, daß ich allein sei,« versetzte Mylady, in der Hoffnung, wenn sie selber spräche, würde sie auch die Novize zum Sprechen auffordern, »so bemerke ich das keineswegs, als hätte ich nicht auch Bekanntschaften, sondern weil diese Bekanntschaften vor dem Kardinal zittern. Selbst die Königin wagt es nicht, mir gegen diesen Mächtigen beizustehen.«

»Glauben Sie mir, Madame, es kann bei der Königin nur den Schein haben, als hätte sie diese Personen verlassen, doch soll man nicht dem Scheine glauben. Je mehr sie verfolgt werden, desto mehr denkt Ihre Majestät an dieselben, und sie erhalten den Beweis einer herzlichen Erinnerung oft in dem Augenblick, wo sie meinen, daß die Königin gar nicht ihrer gedenke.«

»Ach,« sagte Mylady, »ich glaube es; die Königin ist so gut...«

»Sie kennen also diese schöne, edle Königin, da Sie derart von ihr sprechen?« sprach die Novize mit Begeisterung. »Das heißt,« antwortete Mylady bedrängt in ihrem Rückhalt, »ich habe nicht die Ehre, sie persönlich zu kennen, doch kenne ich viele von ihren vertrautesten Freunden. Ich kenne zum Beispiel Herrn Putange, ich lernte in England Herrn Dujart kennen; ich kenne Herrn von Tréville.«

»Herrn von Tréville?« rief die Novize, »Sie kennen Herrn von Tréville?«

»Ja, und zwar recht gut.«

»Den Kapitän der Musketiere des Königs?«

»Den Kapitän der Musketiere des Königs.«

»O, jetzt werden Sie sehen,« sagte die Novize, »daß wir alsbald ganz gut miteinander bekannt, ja fast Freundinnen sein werden. Wenn Sie Herrn von Tréville kennen, so waren Sie gewiß auch in seinem Haus?«

»Oft,« entgegnete Mylady, welche die Lüge aufs äußerste treiben wollte, da sie sah, sie nähere sich auf diesem Pfad ihrem Ziele. »Sie mußten bei ihm wohl auch einige Musketiere gesehen haben?«

»Alle diejenigen, welche er gewöhnlich empfängt,« versetzte Mylady, für die diese Unterredung stets anziehender zu werden anfing. »Nennen Sie mir doch einige derselben, die Sie kennen, und Sie werden sehen, daß es meine Freunde sind.« Mylady antwortete etwas verlegen: »Ich kenne Herrn von Louvigny, Herrn von Coutivron, Herrn von Férussac.« Die Novize ließ sie ausreden, doch als sie sah, daß sie anhielt, so fragte sie: »Kennen Sie nicht auch einen Edelmann namens Athos?« Mylady wurde so blaß wie die Decke ihres Bettes, und wie sehr sie sich auch zu beherrschen verstand, konnte sie doch nicht umhin, einen Schrei auszustoßen, indem sie die Novize bei der Hand nahm und mit dem Blicke verschlang. »Wie, was ist Ihnen? mein Gott!« fragte die arme junge Frau; »sagte ich etwas, das Sie beleidigte?«

»Nein; allein der Name ist mir aufgefallen, weil ich diesen Mann gleichfalls kenne, und weil es mich seltsam befremdet, hier jemanden zu finden, der mit ihm so gut bekannt ist!«

»O, ja! recht gut bekannt und nicht bloß mit ihm, sondern auch mit seinen Freunden, den Herren Porthos und Aramis.«

»Wirklich? Auch ich kenne sie,« versetzte Mylady und fühlte dabei eine eisige Kälte durch ihr Herz schauern. »Nun, wenn Sie dieselben kennen, werden Sie auch wissen, daß sie gute und redliche Freunde sind. Warum wenden Sie sich nicht an sie, wenn Sie eines Beistands bedürfen?«

»Das heißt,« stammelte Mylady, »ich stehe nicht gerade in einer Verbindung mit irgend einem von ihnen. Ich kenne sie nur, weil ich einen ihrer Freunde, Herrn d'Artagnan, von ihnen reden hörte.«

»Sonach kennen Sie Herrn d'Artagnan?« fragte die Novize, während sie gleichfalls ihre Hände erfaßte und sie mit den Augen verschlang. Dann sprach sie, als sie in Myladys Blicke den seltsamen Ausdruck bemerkte: »Um Vergebung, Madame, in welcher Hinsicht kennen Sie ihn?«

»Nun,« erwiderte Mylady verlegen, »in freundschaftlicher Hinsicht.«

»Sie hintergehen mich, Madame,« versetzte die Novize, »Sie sind seine Geliebte gewesen.«

»Sie sind es gewesen, Madame,« erwiderte Mylady. »Ich!?« rief die Novize. »Ja, doch, Sie – jetzt kenne ich Sie. Sie sind Madame Bonacieux.« Die junge Frau trat betroffen und erschreckt zurück, »O, leugnen Sie nicht, antworten Sie,« sagte Mylady. »Nun ja, Madame, ich liebe ihn. Sind wir Nebenbuhlerinnen?« Myladys Antlitz erleuchtete sich von einem so wilden Feuer, daß sich Madame Bonacieux unter allen andern Umständen angstvoll gefühlt hätte; doch jetzt wurde sie einzig nur durch die Eifersucht beherrscht. »Reden, sprechen Sie, Madame,« fuhr Madame Bonacieux mit einer Energie fort, deren man sie gar nicht für fähig hielt, »waren Sie seine Geliebte?«

»Ach, nein,« erwiderte Mylady in einem Tone, der an der Wahrheit dessen, was sie sagte, gar nicht zweifeln ließ, »niemals, niemals!«

»Ich glaube Ihnen,« sagte Madame Bonacieux, »doch warum jenen Schrei?«

»Wie doch, Sie begreifen das nicht?« versetzte Mylady, die sich in ihrer Erschütterung gefaßt und wieder ihre volle Geistesgegenwart gewonnen hatte. »Wie soll ich es begreifen? Ich weiß ja nichts.«

»Sie begreifen nicht, daß mich Herr d'Artagnan, der mein Freund war, in sein Vertrauen einweihte?«

»Wirklich?«

»Sie begreifen nicht, wie ich alles weiß: Ihre Entführung aus dem kleinen Haus in St. Germain, seine Verzweiflung, das Leid seiner Freunde, ihre Nachforschungen seit jener Stunde? und ich soll nicht überrascht sein, wenn ich mich wider alles Vermuten in Ihrer Nähe befinde, nachdem wir so oft von Ihnen gesprochen haben, von Ihnen, die er mit der ganzen Innigkeit seiner Seele liebt, von Ihnen, die er mich lieben machte, ehe ich Sie noch gesehen habe! Ha, meine teure Konstanze! endlich – endlich habe ich Sie gefunden!« hier spannte Mylady ihre Arme gegen Madame Bonacieux aus, die jetzt in dieser Frau, die sie kurz zuvor noch für ihre Nebenbuhlerin hielt, einzig und allein eine ergebene und herzliche Freundin erblickte. »O, vergeben Sie, vergeben Sie mir,« stammelte sie und sank auf ihre Schulter hin, »ich liebe ihn so warm!« Die beiden Frauen hielten sich ein Weilchen umschlungen. Wären Myladys Kräfte ihrem Hasse gleichgekommen, so hätte diese Umarmung nur mit dem Tode der Madame Bonacieux geendet. Da sie aber die junge Frau nicht zu ersticken vermochte, so lächelte sie ihr zu und sprach zu ihr: »O, meine Liebe! meine schöne Kleine! wie fühle ich mich glücklich, Sie zu sehen! Lassen Sie meine Augen an Ihnen weiden.«

»Ja, Sie sind es! nach dem, was er mir von Ihnen erzählt hat, erkenne ich Sie zur Stunde, erkenne Sie ganz und gar.«

»Nun, Sie wissen, was ich ausgestanden habe,« sagte Madame Bonacieux, »da er Ihnen meine Lebensgeschichte erzählt hat. Doch achte ich es als ein

Glück, für ihn zu dulden.« Mylady wiederholte mechanisch: »Ja, es ist ein Glück!« Sie dachte an etwas anderes. »Und dann,« fuhr Madame Bonacieux fort, »mein Unglück erreicht bald sein Ende; morgen, vielleicht diesen Abend schon werde ich ihn wiedersehen, und dann gibt es für mich keine Vergangenheit mehr.«

»Diesen Abend? morgen?« fragte Mylady, durch diese Worte aus ihren Träumen gerüttelt. »Was wollen Sie damit sagen? Erwarten Sie etwa von ihm Nachricht?«

»Ich erwarte ihn selber!«

»Ihn selber?« – d'Artagnan hier!«

»Ihn selber!«

»Das ist unmöglich; er ist mit dem Kardinal bei der Belagerung von La Rochelle, und wird erst nach der Eroberung dieser Stadt nach Paris zurückkommen.«

»Das glauben Sie, allein meinen Sie denn, daß meinem d'Artagnan, diesem vortrefflichen und wackeren Edelmann, etwas unmöglich sei?«

»O, ich kann es nicht glauben.«

»Nun, so lesen Sie!« rief im Übermaß der Freude und des Stolzes die unglückselige junge Frau, indem sie Mylady einen Brief überreichte. »Das ist die Handschrift der Frau von Chevreuse!« sagte Mylady zu sich selbst. »Ich war versichert, daß von dieser Seite ein Einvernehmen statthatte.« Sie las die folgenden Zeilen mit Begierde: »Mein liebes Kind, sei gewärtig, unser Freund wird Euch bald besuchen, um Euch aus dem Gefängnis zu führen, wo Ihr Eurer Sicherheit halber versteckt sein mußtet. Macht Eure Anstalten zur Abreise und verzweifelt nie an uns. Unser wackerer Gascogner hat sich auch kürzlich wieder, wie immer, brav und getreu bewiesen. Sagt ihm, daß man ihm irgendwo recht dankbar sei für den Rat, den er gegeben hat!«

»Ja, ja,« versetzte Mylady, »ja, dieser Brief lautet bestimmt. Wissen Sie vielleicht, worin dieser Rat bestanden hat?«

»Nein, aber ich vermute, daß er die Königin von irgend einer Machination ihrer Feinde in Kenntnis gesetzt hat.«

»Ja, so wird es zweifelsohne sein,« entgegnete Mylady, reichte den Brief der Madame Bonacieux zurück und senkte ihr Haupt nachdenkend auf die Brust herab. In diesem Moment vernahm man den Galopp eines Pferdes. »Ha!« rief Madame Bonacieux und stürzte an das Fenster, »sollte er es sein?« Mylady war, von Betroffenheit verstimmt, im Bette geblieben. Es begegneten ihr plötzlich so unerwartete Dinge, daß sie zum erstenmal ihren Kopf verlor. »Er, er!« stammelte sie. »sollte er es sein?« sie verblieb in ihrem Bette mit stierem Blicke. »Ach, nein!« sagte Madame Bonacieux, »es ist ein Mann, den ich nicht kenne. Wie es scheint, kommt er hierher; er ritt langsamer – nun hält er vor dem Tore – nun läutet er.« Mylady sprang aus dem Bette. »Sind Sie dessen gewiß, daß er es nicht ist?« sagte sie, »Ach ja, ganz gewiß.«

»Sie haben doch vielleicht schlecht gesehen?«

»O, ich würde ihn kennen, erblickte ich nur die Feder seines Hutes, den Saum seines Mantels.« Mylady kleidete sich an. »Gleichviel, Sie sagen, daß dieser Mann hierherkomme?«

»Ja, er ist schon in das Kloster getreten.«

»Das geschieht entweder Ihretwillen oder meinetwegen.«

»O mein Gott! wie sind Sie doch aufgeregt!«

»Ich gestehe, daß ich nicht Ihre Zuversicht teile, sondern von seiten des Kardinals alles befürchte.«

»Stille!« mahnte Madame Bonacieux, »man kommt.« In der Tat ging die Tür auf und die Äbtissin trat ein. »Kommen Sie von Boulogne?« fragte sie Mylady. »Ja,« erwiderte diese und bemühte sich, ihre Kaltblütigkeit wiederzugewinnen. »Wer erkundigt sich nach mir?«

»Ein Mann, der seinen Namen nicht nennen will, aber von dem Kardinal kommt.«

»Und er will mich sprechen?« fragte Mylady. »Er will eine Dame sprechen, die von Boulogne gekommen sein soll.«

»Dann, Madame, bitte ich, ihn eintreten zu lassen.«

»Ach, mein Gott! mein Gott!« klagte Madame Bonacieux, »sollte er etwa schlimme Nachrichten bringen?«

»Das befürchte ich.«

»Ich lasse Sie allein mit diesem Fremdling; doch wenn er sich entfernt hat, komme ich mit Ihrer Erlaubnis wieder zurück.«

»Ich bitte Sie darum.« Die Äbtissin und Madame Bonacieux gingen mitsammen fort. Mylady blieb allein, die Augen starr nach der Tür gerichtet. Alsbald hörte man auf der Treppe das Klirren von Sporen. Darauf näherten sich die Tritte, die Tür ging auf und ein Mann trat ein. Mylady stieß einen Jubelschrei aus. Dieser Mann war der Graf von Rochefort, die ergebenste Seele Seiner Eminenz.

Zwei Spielarten von Teufeln.

»Ha!« riefen zu gleicher Zeit Rochefort und Mylady, »Sie sind es!«

»Ja, ich bin es.«

»Und Sie kommen?« fragte Mylady. »Von La Rochelle. Und Sie?«

»Von England.«

»Buckingham?«

»Tot – oder gefahrvoll verwundet. Als ich abreiste, ohne daß ich von ihm etwas zu erlangen vermochte, hat ihn ein Fanatiker umgebracht.«

»Ah!« sagte Rochefort lächelnd; »das ist ein ungemein glücklicher Zufall, worüber sich Se. Eminenz sehr freuen wird. Haben Sie ihm schon Nachricht gegeben?«

»Ich habe ihm aus Boulogne geschrieben. Doch wie kommen Sie hierher?«

»Seine Eminenz war beunruhigt und sandte mich ab, um Sie aufzusuchen.«

»Ich bin erst gestern hier angekommen.«

»Und was haben Sie seit gestern getan?«

»Ich habe meine Zeit nicht verloren.«

»O, das läßt sich wohl erraten.«

»Wissen Sie, wen ich hier angetroffen habe?«

»Nein.«

»Raten Sie.«

»Wie soll ich raten?«

»Die junge Frau, welche die Königin aus dem Gefängnis befreit hat.«

»Die Geliebte des kleinen d'Artagnan?«

»Ja, Madame Bonacieux, deren Aufenthalt dem Kardinal unbekannt war.«

»Nun,« sagte Rochefort, »das ist wieder ein Zufall, der das Seitenstück des andern bildet. Der Kardinal ist wirklich vom Glück bevorzugt.«

»Können Sie sich meine Verwunderung darstellen,« fuhr Mylady fort, »als ich hier diese Frau antraf?«

»Weiß sie, wer Sie sind?«

»Nein.«

»Sie glaubt, daß Sie eine Fremde sind?« Mylady sagte lachend: »Ich bin ihre beste Freundin.«

»Auf Ehre!« rief Rochefort, »nur Sie, meine liebe Gräfin, können solche Wunder verrichten.«

»Es geschah zu rechter Zeit, Chevalier,« versetzte Mylady, »denn wissen Sie, was vorgeht?«

»Nein.«

»Man will Sie morgen oder übermorgen im Auftrag der Königin abholen.«

»Wirklich? wer denn?«

»D'Artagnan und seine Freunde.«

»In Wahrheit? Sie treiben es so weit, daß man sie in die Bastille stecken muß.«

»Weshalb ist das nicht schon geschehen?«

»Nun, der Herr Kardinal hat für diese Menschen eine Schwäche, die mir unbegreiflich ist.«

»Was hat Ihnen der Kardinal hinsichtlich meiner Person gesagt?«

»Ich soll Ihre geschriebenen oder mündlichen Depeschen in Empfang nehmen, und mit Postpferden zurückeilen. Wenn er einmal weiß, was Sie getan haben, wird er Befehl geben, was Sie weiter tun sollen.«

»Jetzt soll ich also hier bleiben?«

»Hier oder in der Umgebung.«

»Sie können mich nicht mitnehmen?«

»Nein, der Befehl lautet bestimmt.«

»Nun, es ist wahrscheinlich, daß hier meines Bleibens nicht sei.«

»Weshalb?«

»Sie vergessen, daß meine Feinde jeden Augenblick eintreffen können.«

»Das ist wohl wahr, dann aber wird diese kleine Frau entkommen.«

»Bah,« versetzte Mylady mit einem ihr eigentümlichen Lächeln, »Sie vergessen wieder, daß ich ihre beste Freundin bin.«

»Ah, das ist wahr, ich darf also dem Kardinal sagen, bezüglich dieser Frau...«

»Dürfe er unbekümmert sein.«

»Ist das alles? und weiß er, was das sagen will?«

»Er wird alles erraten.«

»Nun, was soll ich jetzt tun?«

»Auf der Stelle abreisen, denn mich dünkt, die Nachrichten, die Sie überbringen, sind des Eilens wert.«

»Mein Wagen zerbrach im Hineinfahren nach Lilliers.«

»Recht hübsch.«

»Wie, recht hübsch?«

»Nun, ich brauche Ihren Wagen.«

»Wie soll ich dann reisen?«

»Flink zu Pferde.«

»Sie haben gut reden, hundertachtzig Meilen!«

»Was tut das?«

»Ich will sie zurücklegen. Und dann?«

»Wenn Sie durch Lilliers reiten, so schicken Sie mir den Wagen, und stellen Sie mir Ihren Bedienten zur Verfügung.«

»Gut.«

»Sie tragen sicher einen Befehl des Kardinals bei sich?«

»Ja, eine Vollmacht.«

»Zeigen Sie dieselbe der Äbtissin vor, mit der Meldung, man werde heute oder morgen kommen, mich abzuholen, und ich habe der Person zu folgen, die in Ihrem Namen kommen wird.«

»Sehr wohl!«

»Vergessen Sie nicht, mich streng zu behandeln, wenn Sie bei der Äbtissin von mir reden.«

»Wozu das?«

»Ich bin ein Opfer des Kardinals. Auch muß ich dieser armen, kleinen Madame Bonacieux Vertrauen einflößen.«

»Wollen Sie eine Karte?«

»O, ich kenne dieses Land recht gut.«

»Sie – wann waren Sie denn hier?«

»Ich wurde hier erzogen.«

»Wirklich?«

»Nun, sehen Sie, es ist doch zu etwas gut, wenn man irgendwo erzogen wurde.«

»Sie werden mich also erwarten?«

»Lassen Sie mich einen Augenblick nachdenken – gut, ja, in Armentières!«

»Was ist Armentières?«

»Eine kleine Stadt am Ufer des Lys. Ich brauche nur über den Fluß zu gehen, so bin ich in einem fremden Lande.«

»Recht gut, doch wohlverstanden, Sie setzen nur über den Fluß im Fall einer dringenden Gefahr.«

»Natürlich.«

»Wie kann ich aber wissen, wo Sie sich befinden?«

»Brauchen Sie Ihren Bedienten nicht?«

»Nein.«

»Ist er ein zuverlässiger Mensch?«

»In jeder Hinsicht.«

»Überlassen Sie ihn mir, niemand kennt ihn; ich lasse ihn an dem Orte zurück, von dem ich mich entferne, und er führt Sie dahin, wo ich bin.«

»Und Sie sagen, daß Sie mich in Armentières erwarten wollen?«

»Ja, in Armentières.«

»Schreiben Sie mir diesen Namen auf ein Blättchen Papier, damit ich ihn nicht vergesse. Nicht wahr, der Name einer Stadt kann nicht bloßstellen.«

»Wer weiß? Aber gleichviel,« versetzte Mylady und schrieb den Namen auf ein Stück Papier, »ich setze mich damit in Gefahr.«

»Gut,« sagte Rochefort, nahm Mylady das Papier aus der Hand, legte es zusammen und schob es in das Futter seines Hutes. »Seien Sie im übrigen

unbekümmert, ich mache es wie die Kinder, und wiederhole den Namen auf dem ganzen Wege, wenn ich das Papier verliere. Nun, ist weiter nichts?«

»Ich glaube nicht.«

Ein Tropfen Wasser

Rochefort hatte sich kaum entfernt, als Madame Bonacieux zurückkehrte und Mylady mit lachendem Gesicht antraf. »Nun,« sagte die junge Frau, »was Sie befürchtet haben, ist auch eingetroffen. Diesen Abend oder morgen läßt der Kardinal Sie abholen.«

»Wie wissen Sie das?«

»Ich hörte es aus dem Munde des Boten.«

»Setzen Sie sich zu mir,« sagte Mylady. »Hier sitze ich.«

»Warten Sie, ich will mich versichern, daß uns niemand behorche.«

»Wozu diese Vorsicht?«

»Sie sollen es erfahren.« Mylady erhob sich, ging zur Tür. öffnete sie, blickte hinaus in den Korridor, kehrte wieder zurück und nahm neben Madame Bonacieux Platz. »Er hat also seine Rolle gut gespielt!« sagte sie. »Wer denn?«

»Der Mann, der sich bei der Äbtissin als Gesandter des Kardinals angemeldet hat.«

»Hat er denn eine Rolle gespielt?«

»Ja, mein Kind!«

»Dieser Mensch ist also kein...«

»Dieser Mensch,« versetzte Mylady mit gedämpfter Stimme, »dieser Mensch ist mein Bruder.«

»Ihr Bruder!« rief Madame Bonacieux. »Um dieses Geheimnis weiß niemand, als Sie, mein Kind, und wenn Sie es irgend jemanden mitteilen, so bin ich verloren, und Sie vielleicht mit mir.«

»Ach, mein Gott!«

»Hören Sie, was geschehen ist: mein Bruder, der mir zu Hilfe kam und mich nötigenfalls gewaltsam von hier wegbringen wollte, traf den Emissär des Kardinals, welcher mich abholen sollte. Er folgte ihm nach, und als sie sich auf einem einsamen, verborgenen Wege befanden, zog er seinen Degen und begehrte vom Boten die Papiere, die er bei sich trüge. Dieser wehrte sich, und mein Bruder tötete ihn. »Ach!« seufzte Madame Bonacieux erschüttert. »Aber bedenken Sie, daß dieses das einzige Mittel war. Sonach beschloß mein Bruder, List statt Gewalt zu gebrauchen. Er nahm die Papiere, trat hier als Abgesandter des Kardinals auf, und in ein paar Stunden wird mich auf Befehl Seiner Eminenz ein Wagen abholen.«

»Ich begreife, diesen Wagen sendet Ihnen Ihr Bruder.«

»Richtig, doch das ist noch nicht alles. Der Brief, den Sie empfangen haben, und von dem Sie glauben, er komme von der Frau von Chevreuse...«

»Nun?«

»Er ist falsch.«

»Wieso?«

»Ja, falsch; es ist ein Fallstrick, damit Sie, wenn man Sie abholen will, keinen Widerstand leisten.«

»Aber d'Artagnan wird kommen und mich abholen.«

»Sie irren; d'Artagnan und seine Freunde sind bei der Belagerung von La Rochelle.«

»Woher wissen Sie das?«

»Mein Bruder hat (hat !!!) Emissäre des Kardinals in Musketieruniform begegnet. Man würde Sie vor die Tür gerufen haben, Sie wären der Meinung gewesen, Ihre Freunde seien angekommen; man hätte sie festgenommen, und nach Paris zurückgeschleppt.«

»Ach, Gott, mein Kopf verwirrt sich mitten in diesem Chaos von Schändlichkeiten. Ich fühle, daß ich verrückt werden müßte, wenn das noch lange fortdauern würde –« klagte Madame Bonacieux und preßte die Stirn in ihre Hände. »Hören Sie.«

»Was?«

»Ich höre den Tritt eines Pferdes. Es ist das meines Bruders, der wieder abreist. Kommen Sie, ich will ihm ein letztes Lebewohl sagen.« Mylady öffnete das Fenster und gab Madame Bonacieux einen Wink, daß sie zu ihr treten möge. Rochefort ritt im Galopp vorbei. »Leb' wohl, Bruder!« rief Mylady. Der Edelmann blickte in die Höhe, sah die zwei jungen Frauen und winkte Mylady im schnellen Ritte freundlich zu. »Der gute George,« sagte sie, indem sie mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit und Schwermut das Fenster wieder zuschloß. Dann setzte sie sich abermals auf ihren Platz, als wäre sie in rein persönliche Gedanken vertieft. »Liebe Dame,« sagte Madame Bonacieux, »um Vergebung, daß ich Sie störe, doch, mein Gott! was raten Sie mir denn zu tun? Sie haben mehr Erfahrung wie ich, sprechen Sie, ich höre.«

»Fürs erste,« entgegnete Mylady, »kann ich irren, und es ist wohl möglich, daß Ihnen d'Artagnan und seine Freunde in der Tat zu Hilfe kommen.«

»O,das wäre schön!« rief Madame Bonacieux, »aber so viel Glück gibt es für mich nicht auf dieser Welt.«

»Sie begreifen, daß es ganz einfach eine Zeitfrage, eine Art Wettlauf wäre, wer zuerst ankäme; tragen in der Schnelligkeit Ihre Freunde den Sieg davon, so sind Sie gerettet; gewinnen die Boten des Kardinals den Vorsprung, so sind Sie verloren.«

»Ach, ja! ja! ohne Barmherzigkeit verloren. Doch was tun; was anfangen?«

»Da gäbe es ein ganz einfaches, ganz natürliches Mittel.«

»O, nennen Sie es.«

»Es bestände darin, daß Sie, in der Umgebung verborgen, harren, um sich zu überzeugen, welche Menschen nach Ihnen verlangen.«

»Aber wo soll ich harren?«

»O, das hält nicht schwer, ich selbst verberge mich einige Meilen von hier, und bleibe dort, bis mich mein Bruder holt; wenn es Ihnen beliebt, so nehme ich Sie mit, wir verstecken uns mitsammen und harren gemeinschaftlich auf Rettung.«

»Man wird mich aber nicht fortlassen, da ich gleichsam als Gefangene hier bin.«

»Bei dem Glauben, daß ich im Auftrag des Kardinals reise, wird man nicht dafür halten, daß Sie große Eile hätten, mir zu folgen.«

»Und dann?«

»Der Wagen steht vor der Tür. Sie sagen mir Lebewohl, steigen auf den Fußtritt, um mich zum letztenmal zu umarmen, der Bediente meines Bruders, der mich fortführt, wird in Kenntnis gesetzt, er gibt dem Postillon einen Wink und wir rollen im Galopp von hinnen.«

»Aber d'Artagnan —- wenn d'Artagnan kommt.«

»Werden wir das nicht erfahren?«

»Wie denn?«

»Nichts ist leichter als das, wir schicken den Bedienten meines Bruders, auf den wir rechnen können, zurück; er mietet unter einer Verkleidung eine Wohnung dem Kloster gegenüber; kommen Emissäre des Kardinals, so rührt er sich nicht, kommen aber d'Artagnan und seine Freunde, so führt er sie an den Ort, wo wir verborgen sind.«

»Er kennt sie also?«

»Allerdings; hat er denn nicht Herrn d'Artagnan bei mir gesehen?«

»O ja, ja, Sie haben recht. Auf diese Weise wird alles gut gehen. Aber machen wir uns nicht bald auf den Weg?«

»Um sieben Uhr oder längstens um acht Uhr sind wir an der Grenze und verlassen Frankreich bei dem ersten Lärm.«

»Und was soll ich bis dahin tun?«

»Warten.«

»Wenn sie aber kommen?«

»Der Wagen meines Bruders wird noch vor ihnen eintreffen.«

»Wenn ich in dem Moment, da man Sie abholt, von Ihnen fern bin, etwa beim Mittag- oder Abendessen?«

»So hören Sie, was zu tun ist.«

»Was?«

»Bitten Sie unsere gute Äbtissin, das Mahl mit mir einnehmen zu dürfen, damit Sie mich so wenig wie möglich zu verlassen brauchen.«

»Wird sie das erlauben?«

»Was ist denn an der Sache Ungereimtes?«

»O schön, schön, auf diese Weise trennen wir uns nicht einen Augenblick.«

»Nun, gehen Sie jetzt hinab, und tragen Sie ihr die Bitte vor; mein Kopf ist mir so schwer, ich will einen Gang durch den Garten machen.«

»Gehen Sie, und wo werde ich Sie wieder treffen?«

»Hier, nach einer Stunde.«

»O, ich danke; wie gütig sind Sie doch!«

»Wie sollte ich nicht eine warme Teilnahme für Sie empfinden, da Sie so schön und liebenswürdig sind, und sind Sie nicht auch die Freundin von einem meiner besten Freunde?«

»Der liebe d'Artagnan, wie dankbar wird er Ihnen sein!« Die zwei Frauen wechselten ein holdseliges Lächeln und schieden.

Nach Verlauf einer Stunde vernahm Mylady eine süße Stimme, die ihr zurief. Es war Madame Bonacieux. Die gütige Äbtissin gab ihr natürlich die Erlaubnis zu allem, und für den Anfang sollten sie das Abendbrot gemeinschaftlich verzehren. Als sie in den Hof kamen, hörten sie einen Wagen rollen, der vor dem Tor anhielt. Mylady lauschte und sagte dann: »Hören Sie?«

»Ja, das Rollen eines Wagens.«

»Es ist derjenige, den uns mein Bruder sendet.«

»O, mein Gott!«

»Auf, nur mutvoll!« Man läutete an der Klosterpforte. Mylady hatte nicht geirrt. »Gehen Sie hinauf in Ihr Zimmer,« sprach sie zu Madame Bonacieux. »Sie haben wohl einige Kleinodien, die Sie gern mitnehmen.«

»Ich habe seine Briefe,« antwortete sie. »Gut, so holen Sie dieselben; kommen Sie dann wieder schnell zu mir, daß wir geschwind ein kleines Abendbrot nehmen; vielleicht reisen wir einen Teil der Nacht, wo wir Kräfte nötig haben.«

»Großer Gott!« rief Madame Bonacieux, »mein Herz droht zu brechen, ich kann nicht von hinnen.«

»Nur Mut, meine Teure, nur Mut! Bedenken Sie, daß Sie in einer Viertelstunde schon gerettet sind, und das, was Sie tun, nur für ihn tun.«

»Ja, ja, alles für ihn, alles. Sie erwecken mir durch ein einziges Wort den Mut wieder. Gehen Sie, ich folge.« Madame Bonacieux nahm das Glas, das vor ihr stand, zur Hand. In demselben Moment aber, wo sie trinken wollte,

erstarrte ihre Hand. Sie hörte von der Ferne das herannahende Stampfen eines Galopps, und fast zu gleicher Zeit glaubte sie Pferdegewieher zu vernehmen. Dieses Getöse riß sie aus ihrer Freude, wie uns das Brausen eines Sturmes mitten aus einem schönen Traume weckt; sie wurde blaß und lief nach dem Fenster, indes sich Madame Bonacieux am ganzen Leibe zitternd erhob und sich auf den Stuhl stemmte, um nicht umzusinken. Man sah noch nichts, doch hörte man den Galopp immer lauter. »O, mein Gott!« rief Madame Bonacieux, »was hat dieses Geräusch zu bedeuten?«

»Es kommt von unsern Freunden, oder von unsern Feinden,« entgegnete Mylady mit schauerlicher Kaltblütigkeit. »Bleiben Sie, wo Sie sind, ich werde es Ihnen sagen.« Madame Bonacieux blieb auf ihrem Platze stehen, stumm, regungslos und blaß wie eine Bildsäule. Indes wurde das Geräusch immer stärker. Die Pferde konnten nicht mehr über fünfhundert Schritte entfernt sein. Man konnte sie bloß deshalb nicht sehen, weil die Straße eine Biegung hatte. Allein das Stampfen war so deutlich, daß man fast die Anzahl der Pferde an dem Hufschlag unterscheiden konnte. Mylady spähte mit aller Anstrengung der Aufmerksamkeit. Es war gerade noch hell genug, um die Ankömmlinge erkennen zu können. Auf einmal sah sie an der Krümmung des Weges Tressenhüte schimmern und Federn flattern. Sie zählte zwei, dann fünf, endlich acht Reiter. Einer davon ritt den andern um zwei Pferdelängen voran. Mylady brach in Stöhnen aus. Sie erkannte in demjenigen, der voraus ritt, d'Artagnan. »O, mein Gott! seufzte Madame Bonacieux, »was ist es denn?«

»Es ist die Uniform der Leibwachen des Kardinals, verlieren wir keinen Augenblick,« schrie Mylady, »entfliehen wir, schnell hinweg!«

»Ja, ja, entfliehen wir,« wiederholte Madame Bonacieux, vermochte aber keinen Schritt zu tun, da sie der Schrecken an ihren Platz fesselte. Man hörte die Reiter unter dem Fenster vorübertraben. »So kommen Sie, kommen Sie doch,« rief Mylady und suchte die junge Frau am Arme fortzuzerren; »mit Hilfe des Gartens können wir noch entschlüpfen; ich habe den Schlüssel, doch schnell, denn in fünf Minuten wäre es schon zu spät.« Madame Bonacieux versuchte zu gehen, tat ein paar Schritte und sank in die Knie. In diesem Augenblick vernahm man das Rollen eines Wagens, der beim Anblick der Musketiere im Galopp davonsprengte.

Darauf erdröhnten drei oder vier Schüsse. »Zum letztenmal,« rief Mylady, »wollen Sie kommen?« Plötzlich funkelte ein fahler Blitz aus ihrem Auge. Sie lief zu dem Tisch und goß in das Glas von Madame Bonacieux den Inhalt eines Ringkastens, den sie mit eigentümlicher Hastigkeit geöffnet hatte. Es war ein rotes Kügelein, das auf der Stelle zerfloß. Hierauf ergriff sie das Glas mit fester Hand und sprach zu Madame Bonacieux: »Trinken Sie, dieser Wein wird Ihnen Kraft geben, trinken Sie.« Sie hielt das Glas an die Lippen der jungen Frau, die maschinenartig trank. »Ha! ich wollte mich nicht auf diese Weise rächen,« stammelte Mylady, während sie mit einem höllischen Grinsen das Glas auf den Tisch stellte; »aber meiner Treu, man tut nur, was man kann.« Darauf stürzte sie aus dem Zimmer. Madame Bonacieux sah sie fliehen, konnte ihr aber nicht folgen. Es war ihr wie jenen Menschen, die träumen, daß man sie verfolge, und umsonst zu laufen versuchen. So vergingen einige Minuten. Ein entsetzlicher Lärm entstand vor der Tür. Madame Bonacieux erwartete jeden Augenblick Myladys Zurückkunft, doch erschien sie nicht wieder. Es trat ihr zu öfterenmalen ein kalter Schweiß auf die brennende Stirn, zweifelsohne eine Wirkung des Schreckens. Endlich hörte sie das Knarren der Gitter, die man öffnete. Der Lärm von Stiefel u«d Sporen erdröhnte auf der Treppe; sie glaubte in einem starken Gemurmel von Stimmen, die sich näherten, ihren Namen nennen zu hören. Auf einmal erhob sich ein lautes Jubelgeschrei, und man stürzte nach der Tür; sie erkannte d'Artagnans Stimme. »D'Artagnan« rief sie, »d'Artagnan, sind Sie es? Hierher!«

»Konstanze! Konstanze!« erwiderte der junge Mann; »o Gott, wo sind Sie denn?« In demselben Moment ward die Tür der Zelle durch einen gewaltsamen Stoß aufgesprengt. Mehrere Männer traten in das Zimmer; Ma- Mehrere Männer traten in das Zimmer; Madame Bonacieux war in einen Lehnstuhl gesunken, ohne daß sie sich von der Stelle zu rühren vermochte. D'Artagnan schleuderte eine noch rauchende Pistole von sich und sank vor seiner Geliebten auf die Knie. Athos steckte seine Pistole in den Gürtel; Porthos und Aramis, die ihre entblößten Degen in der Hand hielten, steckten sie in die Scheide. »O, d'Artagnan, mein geliebter d'Artagnan, endlich kommst du; ha,du hast mich nicht getäuscht, du bist es.«

»Ja, ja, Konstanze! endlich vereinigt.«

»O, sie hatte gut sagen, daß du nicht kommest, ich hoffte dennoch und wollte nicht entfliehen. O, wie wohl tat ich daran, wie bin ich glücklich!« Bei dem Worte sie erhob sich Athos plötzlich, nachdem er sich schon gesetzt hatte. »Sie, wer sie?« fragte d'Artagnan. »Meine Gefährtin, diejenige, die mich aus Freundschaft meinen Verfolgern entreißen wollte, diejenige, die eben entflohen ist, weil sie Euch für Leibwachen des Kardinals gehalten hat.«

»Ihre Gefährtin?« fragte d'Artagnan und wurde so blaß wie der weiße Schleier seiner Geliebten. »Von welcher Gefährtin reden Sie?«

»Von derjenigen, deren Wagen vor der Tür stand; von einer Frau, die sich Ihre Freundin nannte, d'Artagnan; von einer Frau, der Sie alles vertraut haben.«

»Ihr Name!« rief d'Artagnan, »mein Gott! wissen Sie ihren Namen nicht?«

»Ja, man hat ihn in meiner Gegenwart genannt. Warten Sie, doch das ist sonderbar... ha, mein Gott! meine Sinne verwirren sich... ich sehe nichts mehr...«

»Seht nur, meine Freunde, seht; ihre Hände sind kalt wie Eis,« sprach d'Artagnan. »Großer Gott! sie verliert das Bewußtsein.« Während Porthos mit der ganzen Gewalt seiner Stimme um Hilfe rief, eilte Aramis zu dem Tisch, um ein Glas Wasser zu holen. Er blieb jedoch auf einmal stehen, als er die schreckliche Verstörung in Athos Gesichtszügen gewahrte, der am Tische stand, die Haare gesträubt, die Glieder starr vor Schreck, eines von den Gläsern betrachtete und von einer entsetzlichen Vermutung hingerafft schien. Dann sprach er: »O nein, das ist nicht möglich! Gott würde ein solches Verbrechen nicht zulassen.«

»Wasser, Wasser!« schrie d'Artagnan, »Wasser!«

»O, arme, arme Frau!« seufzte Athos mit gebrochener Stimme. Madame Bonacieux schlug unter d'Artagnans Küssen die Augen wieder auf. »Sie kommt zu sich!« rief der junge Mann, »o mein Gott, mein Gott! ich danke dir.«

»Madame,« fragte Athos. »Madame, in des Himmels Namen, wem gehört dieses leere Glas?«

»Mir,« erwiderte die junge Frau mit ersterbender Stimme. »Wer hat aber den Wein eingeschenkt, der in diesem Glase war?«

»Sie.«

»Doch, wer sie?«

»Ha, ich erinnere mich,« stammelte Madame Bonacieux. »die Gräfin Winter.« Die vier Freunde stießen einen einzigen, gleichzeitigen Schrei aus, aber Athos' Stimme beherrschte die andern. In diesem Moment wurde das Gesicht der Madame Bonacieux leichenfahl. Ein dumpfer Schmerz warf sie nieder. Sie sank schwer atmend in Porthos' und Aramis' Arme. D'Artagnan erfaßte Athos' Hände mit unsäglicher Angst und sagte: »Wie -— du meinst?« Seine Stimme ward von einem heftigen Schluchzen erstickt. »Ich glaube alles,« versetzte Athos und biß in seine Lippen, daß das Blut hervorrann. »D'Artagnan, d'Artagnan!« rief Madame Bonacieux, »ach wo bist du? Verlaß mich nicht; du siehst; daß ich sterbe.« D'Artagnan ließ Athos' Hände los, die er in seinen krampfhaft gepreßten Fäusten gehalten hatte. Ihr so schönes Angesicht war ganz verstört, ihre glasigen Augen hatten schon keinen Blick mehr, ein krampfhaftes Beben schüttelte ihren ganzen Leib, und der Schweiß floß ihr in Strömen von der Stirn. »Im Namen des Himmels, eilt!« rief Porthos. Aramis schrie um Hilfe. »Umsonst,« versetzte Athos, »umsonst! für das Gift, das sie eingeflößt, gibt es kein Gegengift.«

»Ja, Hilfe, Hilfe!« ächzte Madame Bonacieux. »Hilfe!« Dann raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, nahm den Kopf des jungen Mannes zwischen ihre beiden Hände, starrte ihn eine Sekunde lang an, als wäre ihre ganze Seele in ihren Blick übergeschmolzen, und preßte mit einem jammervollen Schrei ihre Lippen auf die seinigen. »Konstanze, Konstanze,« stammelte d'Artagnan. Ein Seufzer ertönte aus dem Munde von Madame Bonacieux, der den von d'Artagnan berührte. Dieser Seufzer war die so reine, so liebevolle Seele, die zum Himmel emporschwebte. D'Artagnan hielt nur noch eine Leiche in seinen Armen. Der junge Mann stieß einen Schrei aus und stürzte neben seiner Geliebten nieder, so blaß und starr wie sie. Porthos

weinte. Athos streckte die geballte Hand zum Himmel empor. Aramis schlug ein Kreuz. In diesem Augenblick erschien ein Mann an der Tür, der fast so blaß war wie diejenigen, die im Zimmer waren. Er blickte um sich, sah Madame Bonacieux entseelt und d'Artagnan ohnmächtig. Er traf gerade in dem Moment der Erstarrung ein, die immer auf große Katastrophen erfolgt. »Ich habe mich nicht geirrt,« sprach er, »hier ist Herr d'Artagnan, und Sie sind seine drei Freunde: Athos, Porthos und Aramis.« Die drei genannten Männer blickten den Fremden verwunderungsvoll an; allen dünkte, daß sie ihn kennen sollten. »Meine Herren,« sprach der Fremde, »Sie suchen wie ich eine Frau, und diese«, fügte er mit einem schauerlichen Lächeln hinzu, »muß wohl hier durchgereist sein, da ich dort eine Leiche sehe.« Die drei Freunde blieben stumm; nur erinnerte sie die Stimme wie vorher das Gesicht an einen Mann, den sie schon einmal gesehen hatten; sie konnten sich aber nicht entsinnen, unter welchen Umständen. »Meine Herren,« fuhr der Fremde fort, »indem Sie mich nicht wieder als denjenigen erkennen wollen, der Ihnen zweifelsohne sein Leben zu verdanken hat, so muß ich meinen Namen sagen: ich bin Lord Winter, der Schwager jener Frau.« Die drei Freunde drückten laut ihr Erstaunen aus. Athos erhob sich, bot ihm die Hand und sagte: »Willkommen, Mylord! Sie gehören zu uns.«

»Ich bin fünf Stunden nach ihr von Portsmouth abgesegelt,« sprach Lord Winter; »ich kam drei Stunden nach ihr in Boulogne an; ich verfehlte sie um zwanzig Minuten in Saint-Omer; endlich habe ich in Lilliers ihre Spur verloren. Ich reiste nun auf gut Glück und erkundigte mich nach Ihnen, als ich Sie im Galopp vorübersprengen sah. Ich erkannte Herrn d'Artagnan, rief Ihnen auch zu, doch gaben Sie keine Antwort. Ich wollte Ihnen nachreiten, doch war mein Pferd zu erschöpft, um mit den Ihrigen gleichen Schritt halten zu können, und doch scheint es, daß Sie bei all Ihrer Hast zu spät gekommen sind.«

»Sie sehen es,« versetzte Athos und zeigte auf die entseelte Madame Bonacieux und auf d'Artagnan, welchen Porthos und Aramis ins Leben zurückzurufen bemüht waren. »Sind denn beide tot?« fragte Lord Winter kalt. »Glücklicherweise nicht,« antwortete Athos, »d'Artagnan ist nur ohnmächtig.«

»Um so besser,« versetzte Lord Winter. D'Artagnan schlug die Augen wieder auf. Er entwand sich den Armen von Porthos und Aramis und stürzte sich wie ein Wahnsinniger auf den Leichnam seiner Geliebten. Athos stand auf, ging langsamen, feierlichen Schrittes auf seinen Freund zu, und als dieser in ein Schluchzen ausbrach, sagte er mit seiner so edlen, beschwichtigenden Stimme zu ihm: »Freund! sei du Mann, nur Weiber beweinen die Toten, aber Männer rächen sie.«

»O ja,« versetzte d'Artagnan, »wenn du von Rache sprichst, so bin ich bereit, dir zu folgen.« Athos nützte diesen Augenblick der Kraft, die seinem Freunde die Hoffnung auf Rache wieder erweckte, und gab Porthos und Aramis einen Wink, sie möchten die Äbtissin holen. Die Freunde trafen sie im Korridor, tief bestürzt ob dieser Vorfälle. Sie berief einige Nonnen, und diese erschienen gegen die klösterliche Regel vor den fünf Männern. »Madame,« sprach Athos und faßte d'Artagnan am Arme, »wir überlassen Ihrer frommen Obsorge den Leib dieser unglücklichen Frau. Sie war ein Engel auf Erden, ehe sie ein Engel im Himmel wurde. Behandeln Sie dieselbe so wie eine Ihrer Schwestern, wir wollen eines Tages zurückkommen, um auf Ihrem Grabe zu beten.« D'Artagnan verbarg sein Gesicht an seines Freundes Brust und brach abermals in ein Stöhnen aus. »Weine,« sprach Athos, »weine, du Herz voll Liebe, Jugend und Leben; ach! könnte ich doch so weinen wie du.« Er zog seinen Freund nach sich, zärtlich wie ein Vater, trostreich wie ein Priester, groß wie einer, der viel ausgestanden hat. Sonach begaben sich alle fünf mit ihren Bedienten, die ihre Pferde am Zügel nachführten, in die Stadt Bethune, und hielten vor der ersten Herberge an, die sie sahen. »Verfolgen wir denn nicht diese Frau?« fragte d'Artagnan. »Später,« erwiderte Athos, »erst muß ich meine Maßregeln treffen.«

»Sie wird uns entschlüpfen,« versetzte der junge Mann, »sie wird uns entschlüpfen, Athos, und daran bist du schuld.«

»Ich bürge für sie,« entgegnete Athos. »Ich glaube aber,« sagte Lord Winter, »es gehe mich an, wenn Maßregeln gegen die Gräfin zu nehmen sind, da sie meine Schwägerin ist.«

»Und sie ist meine Gemahlin,« sagte Athos. D'Artagnan bebte, denn er fühlte, daß Athos seiner Sache gewiß war, weil er ein solches Geheimnis

kundgab; Porthos und Aramis sahen sich erbleichend an; Lord Winter hielt Athos für wahnwitzig. »Ziehen Sie sich nun zurück,« sprach Athos, »und lassen Sie mich gewähren. Sie sehen wohl, daß die Sache mich angeht, als den Gemahl. Gebt mir nun das Papier, d'Artagnan, wenn Ihr es nicht verloren habt, das aus dem Hute jenes Mannes gefallen ist, und worauf der Name der Stadt geschrieben stand.«

»Ah,« rief d'Artagnan, »ich begreife, der Name von ihrer Hand geschrieben.«

»Du siehst wohl,« sagte Athos, »daß es einen Gott im Himmel gibt!«

Der Mann mit dem roten Mantel

Bei Athos wich die Verzweiflung einem niedergepreßten Schmerz, der die glänzenden Eigenschaften dieses Mannes noch heller ans Licht stellte. Er beschäftigte sich ganz allein mit dem Versprechen, das er geleistet, und mit der Verantwortlichkeit, die er auf sich genommen, begab sich in ein Zimmer, ersuchte den Wirt, ihm eine Karte dieser Gegend zu besorgen, beugte sich über dieselbe hin, betrachtete die Linie darauf, sah, daß von Bethune nach Armentières vier verschiedene Wege gingen, und ließ die Bedienten herbeikommen. Planchet, Grimaud, Mousqueton und Bazin eilten herbei und erhielten klare, genaue und ernste Aufträge von Athos. Sie sollten mit Tagesanbruch abgehen, wobei jeder einen andern Weg nach Armentières einzuschlagen hatte. Planchet, von allen der gewandteste, sollte auf demjenigen fortziehen, den der Wagen mit dem Bedienten von Rochefort genommen, und auf den die drei Freunde gefeuert hatten. Alle vier sollten sich am nächsten Morgen um elf Uhr an einem bezeichneten Orte versammeln, hätten sie Myladys Aufenthalt entdeckt, sollten drei zurückbleiben, um sie zu bewachen, der vierte sollte nach Bethune zurückeilen, um Athos Kunde zu bringen und den drei Freunden als Führer zu dienen. Als diese Maßregeln getroffen waren, begaben sich die Bedienten zur Ruhe. Nun erhob sich Athos von seinem Stuhle, gürtete sich das Schwert um, wickelte sich in seinen Mantel und verließ das Gasthaus. Es war zehn Uhr, und bekanntlich lassen sich in der Provinz um diese Zeit nur selten Menschen auf der Straße treffen. Es war offenbar, daß Athos

jemanden suchte, an den er eine Frage stellen könnte. Endlich ging ein Verspäteter vorbei, er trat zu ihm hin und sprach mit ihm einige Worte. Dieser Mann, an den er sich gewandt hatte, zog sich erschreckt zurück, doch beantwortete er durch Gebärden die Frage des Musketiers. Athos bot ihm eine halbe Pistole, wenn er ihn begleiten wollte, allein der Mann weigerte sich. Athos vertiefte sich in eine Gasse, die ihm dieser Mann mit dem Finger bezeichnet hatte, als er aber zu einem Querweg kam, geriet er aufs neue in sichtliche Verlegenheit. Er blieb jedoch an diesem Querweg stehen, weil er hier sicherer als irgendwo einen Menschen zu treffen hoffte. Bald darauf ging wirklich ein Nachtwächter vorüber. Athos wiederholte dieselbe Frage, die er bereits an jenen Mann gestellt hatte. Der Nachtwächter zeigte denselben Schrecken, weigerte sich gleichfalls, Athos zu begleiten, und wies ihm mit der Hand den Weg, den er zu nehmen hatte. Athos schritt in der angedeuteten Richtung weiter und erreichte die am entgegengesetzten Ende liegende Vorstadt. Hier schien er aufs neue unruhig und verlegen, und hielt zum drittenmal an. Glücklicherweise kam ein Bettler vorüber, der zu Athos trat und ihn um Almosen anflehte. Athos bot ihm einen Taler an, wenn er ihn begleiten wollte. Der Bettler zögerte einen Augenblick, da er aber in der Dunkelheit das Geldstück funkeln sah, entschloß er sich und ging Athos voraus. Als sie zu einer Straßenecke kamen, zeigte er ihm von fern ein kleines, einsam gelegenes und düsteres Haus. Athos ging rasch dahin, indes sich der Bettler nach empfangener Belohnung in aller Hast aus dem Staube machte. Athos ging rund um das Haus, ehe er an dem rotbemalten Hause die Tür wahrnahm. Kein Licht flimmerte durch die Spalten der Fensterbalken, kein Geräusch ließ vermuten, daß es bewohnt sei; es war stumm und traurig wie ein Grab. Athos pochte dreimal an, ohne daß man Antwort gab: beim dritten Schlage näherten sich im Innern Tritte, die Tür ging zur Hälfte auf und ein Mann von hohem Wuchs, blasser Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren und schwarzem Barte kam zum Vorschein. Athos sprach mit ihm einige Worte ganz leise, dann gab der Mann von hoher Gestalt dem Musketier einen Wink, daß er eintreten könne. Athos kam der Aufforderung nach, und hinter ihm schloß sich die Tür wieder. Der Mann, den Athos in so großer Entfernung aufgesucht, und nur mühevoll gefunden hatte, ließ ihn in ein Laboratorium eintreten, wo er eben damit beschäftigt war, die klappernden Gebeine eines Gerippes mittels Eisendraht zusammenzufügen. Bereits war der ganze Leib zusammengesetzt, und nur der Kopf lag noch auf dem Tisch.

Die ganze übrige Einrichtung zeigte an, daß sich dieser Mann, bei dem man sich befand, mit Naturwissenschaften befasse. Es gab hier gläserne Gefäße voll von Schlangen mit Aufschriften, je nach den Arten, getrocknete Eidechsen glänzten wie Smaragde in großen, hölzernen Rahmen, Bündel von wildwachsenden aromatischen Kräutern, sicherlich von Eigenschaften und Kräften, die dem gemeinen Haufen unbekannt waren, hingen am Plafond und in den Winkeln des Gemachs. Athos richtete einen kalten, gleichgültigen Blick auf diese erwähnten Gegenstände und setzte sich zu dem Manne, der ihm neben sich einen Platz angewiesen hatte. Er eröffnete ihm den Zweck seines Kommens und den Dienst, den er von ihm verlangte; aber kaum hatte er ihm seinen Wunsch mitgeteilt, als der Unbekannte, der vor dem Musketier stehengeblieben war, voll Schreck zurückwich unb sich weigerte, ihm Folge zu leisten. Athos nahm aus seiner Tasche ein kleines Papier, worauf zwei Zeilen standen, mit Unterschrift und Siegel versehen, und bot es demjenigen dar, der sein Widerstreben zu frühzeitig geäußert hatte. Der Mann von hoher Gestalt hatte die paar Zeilen kaum gelesen, die Unterschrift gesehen und das Siegel erkannt, als er sich verneigte, zum Zeichen, daß er keine Einwendung mehr mache, sondern Folge zu leisten bereit sei. Athos verlangte nichts weiter, stand auf, verließ das Haus, ging auf demselben Wege, den er gekommen war, wieder durch die Gassen, kehrte in das Gasthaus zurück und sperrte sich in seinem Zimmer ab. Mit Tagesanbruch kam d'Artagnan zu ihm und fragte, was zu tun sei. »Warten,« entgegnete Athos.

Bald darauf ließ die Äbtissin des Klosters den drei Musketieren melden, daß das Begräbnis des Opfers von Mylady um die Mittagsstunde stattfinde. Was die Giftmischerin betrifft, so hörte man nichts von ihr; man wußte nur, daß sie durch den Garten entschlüpft war, erkannte am Boden die Spuren ihrer Tritte, und fand die Tür, von welcher der Schlüssel verschwunden war, wieder zugeschlossen. Lord Winter und die vier Freunde verfügten sich zur angegebenen Stunde in das Kloster; alle Glocken wurden geläutet, die Kapelle stand offen, und nur das Chorgitter war geschlossen. Mitten im Chor war der Leichnam des Opfers in Novizenkleidung ausgesetzt. Auf jeder Seite des Chores und hinter dem Gitter waren alle Karmeliterinnen versammelt, hörten von hier aus den Gottesdienst an und vereinigten ihren Gesang mit dem Gesang der Priester, ohne daß sie die Laien sahen, oder von ihnen gesehen wurden. Am Eingang der Kapelle fühlte sich d'Artagnan

abermals mutlos; er wandte sich um, Athos aufzusuchen, doch dieser war verschwunden. Athos ließ sich, seiner Rachesendung getreu, in den Garten führen, verfolgte im Sande die leichten Fußstapfen der Frau, von der überall, wo sie nur erschien, eine blutige Spur zurückblieb, kam bis zu der Pforte, schloß sie auf und vertiefte sich in den Wald. Alle Vermutungen bestärkten sich; der Weg, auf dem der Wagen fortgefahren war, ging um den Wald herum. Athos ging auf demselben eine Strecke fort, die Augen auf den Boden geheftet; leichte Blutspuren, die entweder von der Verwundung des Mannes herrührten, der den Wagen als Kurier begleitete, oder von einem verletzten Pferde, besprengten den Pfad. Etwa nach dreiviertel Meilen, fünfzig Schritte von Festubert entfernt, zeigte sich ein größerer Blutfleck; der Boden war von Pferden zerstampft. Zwischen dem Wald und dieser verräterischen Stelle, eine kleine Strecke hinter dem zerstampften Boden, traf man dieselbe Spur von kleinen Tritten; hier hatte der Wagen angehalten. An dieser Stelle hatte Mylady den Wald verlassen, und war in den Wagen gestiegen. Athos war mit dieser Entdeckung zufrieden, wodurch sich alle seine Vermutungen bestärkten, und kehrte in das Gasthaus zurück, wo er Planchet fand, der schon sehnlichst auf ihn wartete. Alles war so, wie es Athos vorausgesehen hatte. Planchet bemerkte auf dem Wege, den er genommen, ebenso wie Athos die Blutspuren, und erkannte die Stelle, wo die Pferde anhielten; er ging jedoch weiter als Athos. denn er hatte im Wirtshaus des Dorfes Festubert, wo er einsprach, erfahren, daß um halb neun Uhr tags zuvor ein verwundeter Mann, der in einer Postchaise eine reisende Dame begleitete, einzukehren gezwungen war, weil es ihm die Schmerzen nicht erlaubten, weiterzureisen. Man setzte diesen Unfall auf Rechnung von Räubern, die den Wagen in jenem Wald angegriffen haben sollten. Der Mann war im Dorfe zurückgeblieben, aber die Frau nahm frische Pferde und setzte ihre Reise fort. Planchet suchte den Postillon auf, und fand ihn auch. Er hatte die Dame bis Fromelles geführt, von wo sie weiter nach Armentières reiste. Planchet kam auf einem Seitenpfad um acht Uhr nach Armentières. Hier war nur ein Gasthaus, das »Zur Post«. Planchet gab sich für einen dienstlosen Lakai aus, der einen Herrn suchte. Er unterhielt sich noch nicht zehn Minuten lang mit den Leuten dieses Hauses, als er schon in Erfahrung gebracht hatte, um elf Uhr abends sei eine Frau ganz allein angekommen, habe ein Zimmer genommen, den Wirt gerufen und ihm gesagt, daß sie sich einige Zeit in dieser Gegend aufhalten wolle. Planchet hatte nicht mehr zu wissen nötig. Er eilte an den bestimmten Ort

der Zusammenkunft, traf da die Lakaien pünktlich an ihrem Posten, stellte sie als Schildwachen vor alle Ausgänge des Wirtshauses und kehrte zu Athos zurück, der eben die letzte Kunde von Planchet vernommen hatte, als seine Freunde wieder zu ihm kamen. Auf den Gesichtern aller hatten sich düstere Wolken gelagert, selbst auf Aramis' Antlitz. »Was soll nun geschehen?« fragte d'Artagnan. »Warten,« entgegnete Athos. Um acht Uhr abends gab Athos Befehl, die Pferde zu satteln, und Lord Winter und seinen Freunden zu melden, da sie sich zu dem Zuge bereithalten mögen. Alle fünf waren im Augenblick bereit. Jeder suchte seine Waffen und setzte sie in gehörigen Stand. Athos kam zuletzt hinab, und traf d'Artagnan schon ungeduldig zu Pferde. »Geduld, d'Artagnan!« rief Athos, »es fehlt noch einer.« Die vier Freunde blickten erstaunt umher, denn es konnte ihnen nicht einleuchten, wer noch fehlen sollte. In diesem Moment führte Planchet Athos' Pferd herbei. Der Musketier schwang sich leicht in den Sattel. »Warten Sie auf mich,« sprach er, »ich komme alsbald wieder.« Er ritt im Galopp davon. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam er wirklich in Begleitung eines maskierten und in einem großen roten Mantel gehüllten Mannes wieder zurück. Lord Winter und die drei Musketiere warfen sich fragende Blicke zu. Sie wußten einander keine Auskunft zu geben, da keiner diesen Mann kannte. Indes dachten sie, es müsse so sein, weil es auf Athos' Anordnung geschah. Um neun Uhr setzte sich die kleine Reiterschar, von Planchet geführt, in Bewegung und schlug den Weg ein, den der Wagen genommen hatte.

Das Gericht.

Es war eine sturmbewegte, finstere Nacht; unheilschwangere Wolken trieben am Himmel hin und umflorten den Glanz der Sterne; der Mond sollte sich erst um Mitternacht erheben. Bisweilen bemerkte man beim Schein eines Blitzes, der am Horizont funkelte, die Straße, die sich weit und einsam hinzog; und mit dem Erlöschen des Blitzes kehrte dieselbe Dunkelheit zurück. Athos rief jeden Augenblick d'Artagnan zu, der immer dem kleinen Zug vorausritt, und forderte ihn auf, in sein Glied zurückzukehren, das er aber sogleich wieder verließ. Er hatte nur einen Gedanken, den, vorwärts zu gehen und er ging. Lord Winter, Porthos und Aramis hatten es wiederholt versucht, den Mann im roten Mantel

anzusprechen, allein dieser verneigte sich auf jede an ihn gestellte Frage, und gab keine Antwort. Somit sahen die Reisenden ein, daß der Unbekannte aus triftigen Ursachen stillschweige, und drangen nicht länger forschend in ihn. Außerdem nahm der Sturm immer mehr zu, die Blitze folgten sich rascher, der Donner brüllte, und der Wind, der Vorläufer des Orkans, brauste durch die Fläche. Der Reiterzug setzte sich in schnellen Trab. Als man über Frommelles hinaus war, brach der Sturm los. Man zog die Mäntel zusammen. Es waren noch drei Meilen zurückzulegen, man legte sie unter Regengüssen zurück. D'Artagnan hatte seinen Hut abgenommen, und den Mantel nicht angetan. Es machte ihm ein Vergnügen, das Wasser über seine glühende Stirn und seinen von Fieberfrost geschüttelten Leib rinnen zu lassen. Als die kleine Schar durch Goskal ritt und eben vor dem Posthaus stand, trat ein an einen Baum gelehnter Mann hervor, legte seinen Finger auf die Lippen und ging bis in die Mitte der Straße. Athos erkannte Grimaud. »Was ist es?« rief d'Artagnan. »hat sie etwa Armentières verlassen?« Grimaud machte mit dein Kopf ein bejahendes Zeichen. D'Artagnan knirschte mit den Zähnen. »Stille, d'Artagnan,« rief Athos, »ich nahm alles über mich, und so kommt es mir zu, Grimaud zu fragen.«

»Wo ist sie?« fragte Athos. Grimaud streckte die Hand in der Richtung des Lysflusses aus. »Weit von hier?« Grimaud wies seinem Herrn seinen gebogenen Zeigefinger. »Allein?« fragte Athos. Grimaud bejahte es durch ein Zeichen. »Meine Herren,« sprach Athos, »sie befindet sich eine halbe Meile von hier, in der Richtung des Flusses.«

»Gut,« versetzte d'Artagnan; »führe uns, Grimaud!« Grimaud schritt quer durch das Feld und diente dem Zug als Führer. Es zuckte ein Blitz; Grimaud streckte den Arm aus, und bei dem bläulichen Glanze der Feuerschlange gewahrte man ein kleines, vereinzeltes Haus am Ufer des Flusses, hundert Schritte von der Furt. Ein Fenster war erleuchtet. »Wir sind am Ziele,« sagte Athos. In diesem Moment erhob sich ein Mann in einem Graben, wo er lag; es war Mousqueton. Er zeigte mit dem Finger nach dem erhellten Fenster hin und sagte: »Hier ist sie.«

»Und Bazin?« fragte Athos. »Indes ich das Fenster bewachte, hütete er die Tür.« »Wohl,versetzte Athos, »Ihr seid alle treue Diener.« Athos sprang von seinem Pferde, dessen Zügel er in Grimauds Hände gab, und ging auf das

Fenster zu, nachdem er den andern durch einen Wink bedeutet hatte, sich nach der Tür zu wenden. Das kleine Häuschen ward von einer lebenden, zwei bis drei Fuß hohen Hecke umschlossen. Athos setzte über diesen Zaun und kam bis zu dem Fenster, das ohne Balken war, dessen Halbvorhänge aber sorgsam zugezogen waren. Er kletterte ans das steinerne Gesims, um sich mit dem Ange über die Höhe der Vorhänge zu erheben. Er sah beim Schimmer einer Lampe eine in einen dunkelfarbigen Mantel gehüllte Frau, die neben einem verglimmenden Feuer auf einem Schemel saß. Sie stemmte ihren Ellbogen auf einen armseligen Tisch, und legte ihren Kopf in ihre elfenbeinweißen Hände. Man vermochte ihr Antlitz nicht wahrzunehmen, doch zog ein finsteres Lächeln über Athos Lippen hin. Es war kein Irrtum annehmbar; es war dieselbe, die er suchte. In diesem Moment wieherte ein Pferd. Mylady blickte rasch empor, bemerkte dicht am Fenster das blasse Angesicht von Athos und stieß einen Schrei aus. Athos ersah, daß sie ihn erkannt habe, stieß mit dem Knie und der Hand an das Fenster; dieses wich, die Scheiben zerbrachen, und so sprang Athos in das Gemach, ähnlich einem Rachegespenst. Mylady stürzte nach der Tür und riß sie auf. D'Artagnan stand an der Schwelle, noch blasser und bedrohlicher als Athos. Mylady sprang mit einem Schrei zurück. D'Artagnan dachte, daß sie Mittel zur Flucht hätte, und da er ihr Entwischen befürchtete, zog er eine Pistole hervor; aber Athos hob die Hand und sagte: »Gib diese Waffe wieder an ihren Platz, d'Artagnan, diese Frau soll gerichtet und nicht umgebracht werden. Warte noch einen Augenblick, d'Artagnan, und du sollst zufriedengestellt werden. Meine Herren, tretet ein.« D'Artagnan leistete Folge, denn Athos' Stimme war so feierlich, seine Gebärde so mächtig, als wäre er ein vom Herrn des Himmels abgesandter Richter, hinter d'Artagnan traten Porthos, Aramis, Lord Winter und der Mann im roten Mantel ins Gemach. Die vier Lakaien bewachten die Tür und das Fenster. Mylady war auf ihren Sitz zurückgesunken und streckte die Hände aus, als ob sie diese schreckliche Erscheinung beschwören wollte. Als sie ihren Schwager erblickte, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus und rief: »Was verlangt Ihr von mir?«

»Wir verlangen«, erwiderte Athos, »Anna von Breuil, die sich anfangs Gräfin de la Fère und hierauf Lady Winter, Baronin von Sheffield nannte.«

»Ich bin es,« stammelte sie mit der größten Gemütserschütterung. »Was wollt Ihr von mir?«

»Wir wollen Sie nach Ihren Verbrechen richten,« versetzte Athos. »Es steht Ihnen frei, sich zu verteidigen; rechtfertigen Sie sich, wenn Sie es vermögen. Herr d'Artagnan! Euch steht die erste Anklage zu.« D'Artagnan trat vor und sprach: »Vor Gott und den Menschen klage ich diese Frau an, daß sie Konstanze Bonacieux, die gestern abend gestorben ist, vergiftet hat.« Er wandte sich um zu Porthos und Aramis. Diese zwei Musketiere riefen: »Wir bezeugen das« —- und d'Artagnan fuhr fort: »Vor Gott und den Menschen klage ich diese Frau an, daß sie mich zur Ermordung des Grafen von Wardes angereizt hat, und da niemand vorhanden ist, damit er die Wahrheit dieser Beschuldigung bezeuge, so bezeuge ich sie. Ich habe gesprochen.« Nach diesen Worten trat d'Artagnan mit Porthos und Aramis auf die andere Seite des Gemachs. »Nun ist's an Ihnen, Mylord,« sagte Athos. Der Baron trat gleichfalls vor und sagte: »Vor Gott und den Menschen klage ich diese Frau darüber an, daß sie den Herzog von Buckingham ermorden ließ.«

»Der Herzog von Buckingham ermordet!« riefen alle Anwesenden mit einem Schrei. »Ja,« entgegnete der Baron, »ermordet! Auf den Brief, den Sie mir geschrieben haben, um mich zu warnen, ließ ich diese Frau festnehmen, und übergab Sie einem rechtschaffenen Diener zur Behütung; sie verführte aber diesen Mann, steckte ihm den Dolch in die Hand, hieß ihn den Herzog durchbohren, und vielleicht muß in diesem Augenblick Felton mit seinem Kopfe die Missetat dieser Furie bezahlen.«

»Das ist noch nicht alles,« sprach Lord Winter. »Mein Bruder, der Euch zur Erbin erklärt hatte, starb innerhalb drei Stunden an einer sonderbaren Krankheit, die am ganzen Leibe schmerzliche Male hinterläßt. Meine Schwester, sagt, wie starb Euer Gemahl?«

»Das ist schaudervoll!« riefen Porthos und Aramis. »Mörderin von Buckingham! Mörderin von Felton! Mörderin meines Bruders! Ich fordere gegen Euch Gerechtigkeit, und wird sie mir nicht gegeben, so nehme ich sie mir selber.« Lord Winter trat nun zu d'Artagnan hin und räumte den Platz für einen andern Kläger. Mylady ließ ihre Stirn in die beiden Hände niedersinken und suchte ihre Gedanken zu entwirren, die von einem

tödlichen Schwindel herumgewirbelt wurden. »Jetzt ist an mir die Reihe,« sagte Athos, selber bebend, wie ein Löwe beim Anblick einer Schlange bebt, »jetzt ist an mir die Reihe. Ich heiratete diese Frau, da sie noch ein junges Mädchen war, ich heiratete sie wider Willen meiner Familie; ich gab ihr mein Vermögen, ich gab ihr meine Hand, und eines Tages entdeckte ich, daß diese Frau gebrandmarkt war. Diese Frau trägt an der linken Schulter das Brandmal einer Lilie.«

»Ha!« rief Mylady sich aufraffend, »ich fordere Euch auf, das Tribunal aufzufinden, das dieses schmähliche Urteil über mich verhängt hat; ich fordere Euch auf, denjenigen zu stellen, der es vollstreckt hat.«

»Still!« rief eine Stimme, »das zu beantworten kommt mir zu!« Der Mann im roten Mantel trat gleichfalls vor. »Wer ist dieser Mann? Wer ist dieser Mann?« rief, vom Schrecken fast zermalmt, Mylady, während ihre Haare sich lösten und sich auf dem leichenfahlen Haupte sträubten, als wären sie lebendig. Aller Augen wandten sich nach diesem Manne, denn er war, Athos ausgenommen, allen unbekannt. Aber auch Athos starrte ihn mit ebensoviel Verwunderung an als die andern; er wußte nicht, wie derselbe mit dem schaudervollen Drama, das sich eben entwickelte, im Zusammenhang stehen könne. Nachdem sich nun der Unbekannte langsamen und feierlichen Schrittes und auf eine Weise Mylady genähert hatte, daß ihn nur der Tisch von ihr schied, nahm er seine Vermummung ab. Mylady stielte eine Weile lang mit allen Zeichen eines wachsenden Schreckens das blasse, mit schwarzen Haaren und schwarzem Bart umwachsene Gesicht an, dessen einziger Ausdruck eine eisige Fühllosigkeit war. Dann sprang sie plötzlich in die Höhe, wich bis an die Mauer zurück und rief: »O nein! nein! nein! das ist eine höllische Erscheinung! Er ist es nicht! Ha, zu Hilfe! zu Hilfe!« kreischte sie mit heiserer Stimme und kehrte sich nach der Wand um, als wollte sie sich mit ihren Händen einen freien Ausweg bahnen. »Doch wer seid Ihr?« riefen alle Zeugen dieses Auftritts. »Fragen Sie diese Frau,« entgegnete der Mann im roten Mantel, »denn Sie sehen Wohl, daß sie mich wiedererkannt hat.«

»Der Henker von Lille! Der Henker von Lille!« kreischte Mylady, von einem wahnsinnigen Schrecken erfaßt und sich mit den Händen an die Mauer klammernd, um nicht zu fallen. Alle Anwesenden traten zurück, und

der Mann im roten Mantel stand allein mitten im Gemach. Die Ruchlose stürzte auf die Knie und ächzte: »O Gnade! Barmherzigkeit!« Der Unbekannte wartete, bis es wieder still wurde, dann sprach er: »Ich sagte es, daß sie mich wiedererkannt hat. Ja, ich bin der Henker von Lille. Vernehmen Sie meine Geschichte.«

Die Augen aller waren auf den Mann gerichtet, dessen Worten man mit ängstlicher Spannung entgegenhorchte. »Diese junge Frau war einst als ein junges Mädchen so schön, wie sie heute ist. Sie war in dem Kloster der Benediktinerinnen von Templemar. Ein junger Mann von unbefangenem, gläubigem Herzen, der sich dem geistlichen Stande widmen wollte, lernte sie kennen. Sie unternahm es, ihn zu verführen, und ihren Künsten ist es auch gelungen. Ihr Liebesverhältnis konnte nicht lange bestehen, ohne beide ins Verderben zu bringen. Sie wußte ihn zu bereden, mit ihr die Gegend zu verlassen; um aber gemeinschaftlich zu entfliehen, und einen andern Teil von Frankreich zu erreichen, wo sie unbekannt und eben deshalb ruhig leben könnten; war Geld vonnöten, das keines von beiden besaß. Der junge Mann entwendete die Kirchengefäße und verkaufte sie, doch wurden sie beide in dem Moment verhaftet, wo sie abreisen wollten. Acht Tage darauf hatte sie den Sohn des Kerkermeisters verführt, und sich geflüchtet. Jener liebende Jüngling wurde zu zehnjähriger Kettenstrafe und Brandmarkung verurteilt. Ich war, wie diese Frau sagte, Henker in der Stadt Lille. Ich mußte den Schuldigen brandmarken, und der Schuldige, meine Herren, war – mein Bruder. Ich schwur es dieser Frau, die ihn ins Verderben brachte und mehr als seine Mitschuldige war, da sie ihn zum Verbrechen anstachelte, daß sie mindestens seine Strafe teilen sollte. Ich vermutete den Ort ihres Aufenthaltes, verfolgte sie, erreichte sie auch, knebelte sie, und drückte ihr dasselbe Mal auf, das ich meinem Bruder eingebrannt habe. Am Tage nach meiner Zurückkunft nach Lille gelang es meinem Bruder, gleichfalls zu entwischen. Man klagte mich der Mitschuld an. und verurteilte mich so lange zum Gefängnis, bis er wieder dahin zurückgekehrt wäre. Mein armer Bruder wußte von diesem Richterspruch nichts. Er war mit seiner Geliebten wieder zusammengekommen und mit ihr nach Berry gegangen, wo er eine Bedienstung erhielt. Er gab diese Frau für seine Schwester aus. Der Herr jenes Gutes lernte diese vorgebliche Schwester kennen und verliebte sich in sie derart, daß er ihr die Ehe antrug. Sie verließ nun denjenigen, den sie ins Verderben gestürzt hatte, um dem Manne zu

folgen, den sie zu Grunde richten sollte, und wurde Gräfin de la Fère.« Alle blickten nun Athos an, denn das war sein wirklicher Name. Athos bekräftigte mit einem Kopfnicken, daß alles das wahr sei, was der Henker gesprochen. Dieser fuhr wieder fort. »Mein armer Bruder, dem sie Ehre, Glück und alles geraubt hatte, geriet in Verzweiflung, kehrte mit dem Entschluß, sein Dasein zu enden nach Lille zurück, und als er von dem Urteilsspruch hörte, der mich anstatt seiner verdammt hatte, begab er sich freiwillig in das Gefängnis, erhängte sich aber noch an demselben Abend am Luftloch seines Kerkers. Um denen Recht widerfahren zu lassen, die mich verurteilt hatten, muß ich anführen, daß sie Wort gehalten haben. Die Identität des Leichnams war kaum nachgewiesen, als man mich wieder frei ließ. Das ist das Verbrechen, weshalb ich sie anklage, das ist die Ursache, weshalb ich sie gebrandmarkt habe.«

»Herr d'Artagnan,« sagte Athos, »welche Strafe fordert Ihr gegen diese Frau?«

»Die Todesstrafe!« erwiderte d'Artagnan. »Mylord von Winter,« fuhr Athos fort, welche Strafe fordern Sie gegen diese Frau?«

»Die Todesstrafe!« entgegnete Lord Winter. »Meine Herren Porthos und Aramis,« sprach Athos, »Ihr, die Ihr Richter seid, welche Strafe verhängt Ihr über diese Frau?«

»Die Todesstrafe!« antworteten die beiden Musketiere mit dumpfer Stimme. Mylady brach in entsetzliches Heulen aus und zerrte sich auf den Knien einige Schritte gegen ihre Richter. Athos streckte seine Hand gegen sie aus und sagte: »Anna von Breuil, Gräfin de la Fère, Mylady Winter, Eure Missetaten, haben hienieden die Menschen und Gott im Himmel ermüdet. Wenn Ihr ein Gebet wisset, so verrichtet dasselbe, denn Ihr seid verurteilt und müsset sterben!« Mylady richtete sich bei diesen Worten, die ihr keine Hoffnung mehr übrigließen, in ihrer ganzen Höhe empor und versuchte zu sprechen. Es versagte ihr jedoch die Stimme. Sie fühlte es: eine gewaltige, unwiderstehliche und unversöhnliche Hand faßte sie an den Haaren und zerrte sie unaufhaltbar fort, wie das Verhängnis den Menschen fortzieht. Sie versuchte daher auch keinen Widerstand mehr und verließ das Häuschen. Lord Winter, d'Artagnan, Athos, Porthos und Aramis folgten ihr nach.

Die Hinrichtung

Zwei Bediente führten Mylady, indem sie jeder von ihnen an einem Arme hielt. Hinter ihr schritt der Henker und hinter diesem gingen Lord Winter, d'Artagnan, Athos, Porthos und Aramis. Planchet und Bazin kamen zuletzt. Die zwei Bedienten schleppten Mylady nach dem Fluß. Ihr Mund war wohl verstummt, doch ihre Augen sprachen mit jener unbeschreiblichen Beredsamkeit und flehten wechselweise jeden an, der sie anblickte. Als sie einige Schritte voraus war, sprach sie zu den Bedienten: »Tausend Pistolen bekommt jeder von Euch, wenn Ihr mir zur Flucht verhelft: liefert Ihr mich aber Euren Herren aus, so habe ich Rächer in der Nähe, die Euch meinen Tod schwer büßen lassen.« Grimaud zögerte, Mousqueton bebte an allen Gliedern. Athos, der Myladys Stimme vernommen hatte, trat schnell vor, Lord Winter tat dasselbe. »Schickt diese Bedienten weg,« sprach er, »sie hat mit ihnen gesprochen, wonach sie nicht mehr sicher sind.« Man berief Planchet und Bazin, die auch an die Stelle von Grimaud und Mousqueton traten. Als man zum Gestade des Flusses kam, näherte sich der Henker Mylady und band ihr die Hände und die Füße. Nun brach sie ihr Schweigen und rief: »Ihr seid feige und elende Mörder! Ihr versammelt Euch zu zehn, um eine Frau zu erwürgen, habt acht, kommt man mir auch nicht zu Hilfe, so wird man mich doch rächen!«

»Ihr seid kein Weib,« entgegnete Athos kalt, »Ihr gehört nicht dem Menschengeschlecht an. Ihr seid ein Dämon, aus der Hölle entwischt, und wir wollen ihn wieder dahin zurücktreiben!«

»O, meine tugendhaften Herren,« sagte Mylady, "habt wohl acht, daß nicht auch derjenige von Euch ein Mörder ist, der ein Haar auf meinem Kopfe berührt.«

»Der Henker kann töten, ohne daß er deshalb Mörder ist, Madame,« versetzte der Mann im roten Mantel und schlug dabei an sein breites Schwert. »Er ist der Nachrichter, er ist der letzte Richter und weiter nichts.« Während er sie unter diesen Worten band, stieß Mylady wiederholt ein Geschrei aus, das gar schaurig und seltsam klang, als es durch die Nacht ertönte und gar in der Tiefe des Waldes widerhallte. "Bin ich schuldig und habe ich die Verbrechen begangen, deren Ihr mich anklagt,« kreischte

Mylady, »so führt mich vor einen Richterstuhl, Ihr seid nicht die Richter, die mich verurteilen dürfen.«

»Ich brachte Tyburn in Vorschlag,« versetzte Lord Winter, »warum habt Ihr es nicht angenommen?«

»Weil ich nicht sterben will,« entgegnete Mylady, gegen den Henker sich wehrend, "weil ich zu jung bin, um zu sterben.«

»Die Frau, die ihr in Bethune vergiftet habt, war noch jünger als Ihr und ist doch gestorben,« sprach d'Artagnan. »Ich will in ein Kloster gehen, und den Schleier nehmen,« sagte Mylady. »Ihr waret in einem Kloster,« erwiderte der Henker, »und seid daraus entflohen, um meinen Bruder zu Grunde zu richten.« Mylady erhob wieder ein Angstgewimmer und sank auf die Knie. Der Henker hob sie bei den Armen empor und wollte sie nach dem Kahne tragen. »Ach, mein Gott! mein Gott!« wimmerte sie; »wollt Ihr mich denn ertränken?« Dieses Wehklagen war so herzzerreißend, daß sich d'Artagnan, der anfangs im Verfolgen Myladys der heftigste war, auf einen Baumstrunk setzte, das Haupt neigte und die Ohren mit seinen flachen Händen zuhielt; nichtsdestoweniger hörte er, wie sie heulte und drohte. D'Artagnan war der jüngste von diesen Männern, sein Herz ward weich. »Ach,« seufzte er, »ich kann dieses schreckliche Schauspiel nicht ansehen; ich kann es nicht zulassen, daß diese Frau sterbe.« Mylady, welche die letzten Worte vernahm, gab sich wieder einem Strahle von Hoffnung hin und stammelte: »D'Artagnan! d'Artagnan! gedenkst du noch, daß ich dich liebte?« Der junge Mann erhob sich, und trat ihr einen Schritt näher. Auch Athos stand auf, entblößte seinen Degen, stellte sich in den Weg und rief: »Tut Ihr noch einen Schritt, d'Artagnan, so sollen sich unsere Schwerter kreuzen.« D'Artagnan sank auf die Knie und betete. Athos fuhr fort: »Auf, Henker, und verrichte dein Geschäft.«

»Gern, gnädiger Herr.« versetzte der Henker, »denn so wahr ich Christ bin, so glaube ich, daß ich Gerechtigkeit übe, wenn ich mein Geschäft an dieser Frau verrichte.« Athos näherte sich Mylady und sagte: »Ich verzeihe Euch das Böse, das Ihr mir angetan, ich verzeihe Euch meine zerstörte Zukunft, meine verlorene Ehre, meine verunreinigte Liebe und mein Glück, das Ihr durch die Verzweiflung, in die Ihr mich gestürzt, für immer vernichtet habt. Sterbet in Frieden.« Lord Winter trat gleichfalls herbei und sprach: »Ich

verzeihe Euch die Vergiftung meines Bruder. Die Ermordung Sr. Herrlichkeit des Lord von Buckingham, ich verzeihe Euch den Tod des armen Felton, und verzeihe Euch das, was Ihr mir selber anzutun im Sinne gehabt. Sterbet in Frieden!«

»Und mir vergebt, Madame,« sprach d'Artagnan, »daß ich durch eine Täuschung, die eines Edelmann» unwürdig war Euren Zorn entflammt, wogegen ich Euch die Ermordung meiner armen Freundin und die grausame Rache vergebe, die Ihr an mir verübt habt. Sterbet in Frieden!«

»I am lost« (Ich bin verloren!)« stammelte Mylady englisch. »I must die« (Ich muß sterben!)« Darauf erhob sie sich und warf einen von den funkelnden Blicken um sich, die aus einem Flammenauge hervorzusprühen schienen. Sie gewahrte nichts. Sie lauschte und hörte nichts. Sie hatte rings um sich nur Feinde. »Wo soll ich sterben?« fragte sie. »Am andern Ufer,« entgegnete der Henker. Sodann ließ er sie in einen Kahn steigen, und als er auf denselben den Fuß setzte, um ihr zu folgen, reichte ihm Athos eine Summe Geldes. »Nehmt,« sagt« er, »das ist der Lohn der Hinrichtung, damit man sehe, daß wir als Richter zu Werke gehen.«

»Gut,« erwiderte der Henker, »nun soll diese Frau erfahren, daß ich nicht mehr Gewerbe treibe, sondern meiner Pflicht nachkomme.« Damit schleuderte er das Geld in den Fluß. »Hört,« sprach Athos, »diese Frau hat ein Kind, und doch gedachte sie mit keinem Wort ihres Kindes.« Der Kahn ruderte nach dem linken Ufer der Lys, und trug die Schuldige und den Nachrichter mit sich. Die andern blieben am rechten Ufer und fielen auf ihre Knie. Der Kahn schaukelte langsam den Strick der Fähre entlang unter dem Widerschein einer blassen Wolle, die eben über dem Gewässer schwebte. Man sah, wie er jenseits anlandete. Die Personen zeichneten sich schwarz ab am rötlichen Horizont. Während der Überfahrt gelang es Mylady, den Strick aufzulösen, der ihre Füße band. Als sie nahe am Ufer waren, sprang sie mit Leichtigkeit ans Land und ergriff die Flucht. Allein der Boden war feucht, als sie oben an der Böschung ankam, glitt sie aus und sank auf ihre Knie. Es stieg ihr zweifelsohne ein abergläubischer Gedanke auf. Sie fühlte, daß ihr der Himmel seinen Beistand verweigere, und verharrte in der Stellung, in der sie sich befand, das Haupt geneigt und die Hände fest geschlossen. Nun sah man vom andern Ufer, wie der Henker

langsam seine Arme erhob, und wie sich ein Strahl des Mondes auf der breiten Klinge seines Schwertes abspiegelte. Die zwei Arme fielen nieder, man vernahm das Sausen der Klinge, und unter dem Streiche zuckte eine verstümmelte Masse. Hierauf nahm der Henker seinen roten Mantel ab, legte den Körper darauf, fügte den Kopf hinzu, knüpfte den Mantel an den vier Enden zusammen, lud ihn auf seine Schultern und stieg wieder in den Kahn. Als das Schiff in die Mitte der Lys kam, hielt er an, hob seine Last empor und sprach mit lauter Stimme: »Lasset Gottes Gerechtigkeit walten!« Sonach versenkte er den Leichnam in die Tiefe des Wassers.

Eine Botschaft vom Kardinal.

Drei Tage darauf befanden sich die vier Musketiere wieder in Paris. Sie waren in den Grenzen ihres Urlaubs geblieben, und statteten noch an demselben Abend Herrn von Tréville ihren Besuch ab. »Nun, meine Herren,« fragte sie der würdige Kapitän, »habt Ihr Euch bei Eurem Ausflug gut unterhalten?«

»Vortrefflich,« antwortete Athos in seinem und im Namen seiner Freunde. Am sechsten des nächsten Monats verließ der König, seinem Versprechen gemäß, das er hinsichtlich seiner Rückkehr nach La Rochelle dem Kardinal gemacht hatte, die Stadt Paris, noch ganz betäubt von der Kunde, die sich über Buckinghams Ermordung verbreitet hatte. Obschon die Königin von der Gefahr wußte, die ihrem Günstling drohte, so glaubte sie doch nicht an die Nachricht seines Todes, und erklärte sie für falsch, da er ihr kurz zuvor noch geschrieben hatte. Allein am folgenden Tage mußte sie wohl dieser Nachricht Glauben beimessen. Laporte wurde, wie alle Menschen in England, auf den Befehl des Königs Karl I. zurückgehalten, und kam als Überbringer des letzten traurigen Geschenks an, das Buckingham der Königin zusandte. Der König war über die Botschaft ungemein erfreut. Er suchte nicht einmal die Freude zu verbergen, sondern äußerte sich sogar absichtlich in Gegenwart der Königin; denn Ludwig XIII. gebrach es an Edelmut. Doch bald darauf ward der König wieder düster und übelgelaunt. Seine Stirn ließ sich nie auf längere Zeit aufheitern. Er fühlte wohl, daß er sich wieder in seine Sklaverei begab, wenn er in das Lager zurückkehrte, und dennoch reiste er dahin ab. Auch war die Rückkehr nach La Rochelle

ungemein trübselig. Insbesondere setzten unsere Freunde ihre Waffengefährten in Erstaunen. Sie ritten eng nebeneinander, düsteren Blickes und gesenkten Hauptes. Athos allein hob von Zeit zu Zeit seine breite Stirn, ein Blitz funkelte in seinen Augen, ein bitteres Lächeln schwebte über seine Lippen hin, und er versank abermals, wie seine drei Freunde, in seine finsteren Traumgedanken. Wenn die Eskorte in einer Stadt anlangte, begaben sich die vier Freunde, sobald sie den König nach seiner Wohnung begleitet hatten, entweder in ihre Quartiere, oder zogen sich in eine abgelegene Herberge zurück, wo sie weder spielten noch auch zechten, sondern sich leise unterredeten und dabei herumspähten, ob sie niemand belausche. Als der König eines Tages anhielt, um Elstern zu beizen, und die vier Freunde, statt der Jagd beizuwohnen, wie gewöhnlich in einer Schänke an der Landstraße saßen, kam ein Mann von La Rochelle mit verhängten Zügeln herangesprengt, hielt vor der Tür, um ein Glas Wein zu trinken, und blickte in das Innere der Stube, wo die vier Musketiere saßen. »Hallo, Herr d'Artagnan!« rief er, »seid Ihr es nicht, den ich dort sitzen sehe?« D'Artagnan sah empor und erhob ein Jubelgeschrei. Der Unbekannte, der ihm zurief, war sein Gespenst, jener Fremde von Meung, von der Gasse Fossoyeurs und von Arras. D'Artagnan entblößte den Degen und stürzte nach der Tür. Doch der Unbekannte sprang, statt zu entfliehen, vom Pferde herab und schritt d'Artagnan entgegen, »Ha, mein Herr,« rief der junge Mann, »endlich treffe ich Euch, und diesmal werdet Ihr mir nicht entkommen.«

»Das ist auch diesmal gar nicht meine Absicht, indem ich Euch selber aufsuchte. Ich verhafte Euch in des Königs Namen.«

»Wie, was sprecht Ihr da?« sagte d'Artagnan. »Ihr habt mir Euren Degen auszuliefern, mein Herr, und zwar ohne alle Widersetzlichkeit. Ich sage Euch, es handelt sich um Euren Kopf.«

»Wer seid Ihr denn?« rief d'Artagnan, indem er den Degen senkte, ohne ihn auszuliefern. »Ich bin der Chevalier von Rochefort, der Stallmeister des Herrn Kardinal von Richelieu, und habe den Auftrag, Euch vor Se. Eminenz zu führen.«

»Wir kehren zurück zu Seiner Eminenz, Herr Chevalier,« versetzte Athos. »und Ihr werdet wohl dem Worte des Herrn d'Artagnan trauen, daß er sich

unmittelbar nach La Rochelle verfügt.«

»Ich habe ihn den Händen der Wachen zu übergeben, daß sie ihn nach dem Lager bringen.«

»Wir werden seine Wache sein, mein Herr, bei unserm edelmännischen Ehrenwort! Doch sage ich Euch auch,« fügte Athos mit gerunzelter Stirn hinzu, »ich sage Euch, Herr d'Artagnan wird sich nicht von uns trennen.« Der Chevalier von Rochefort schleuderte einen Blick zurück und bemerkte, daß sich Porthos und Aramis zwischen ihn und die Tür gestellt hatten. Er sah ein, daß er ganz der Willkür dieser vier Männer preisgegeben sei. »Meine Herren,« sprach er, »wenn mir d'Artagnan seinen Degen überliefern und Eurem Worte das seinige beifügen will, so begnüge ich mich mit Eurem Versprechen, daß Ihr Herrn d'Artagnan in das Quartier von Monseigneur, dem Herrn Kardinal führen werdet.«

»Ihr habt mein Wort,« sagte d'Artagnan, »und hier ist mein Degen!«

»Mir ist das um so lieber,« versetzte Rochefort, »als ich meine Reise fortsetzen muß.«

»Wenn Ihr es tut, um Mylady aufzusuchen,« sprach Athos kalt, »so gebt Euch keine Mühe, da Ihr sie nicht finden würdet.«

»Was ist denn mit ihr geschehen?« fragte Rochefort heftig. »Kommt zurück in das Lager, dort sollt Ihr es erfahren.« Rochefort blieb ein Weilchen in Gedanken vertieft. Da man aber nur noch eine Tagereise von Surgères entfernt war, bis wohin der Kardinal dem König entgegenziehen wollte, so entschloß er sich, Athos zu folgen, und mit ihm zurückzukehren. Außerdem hatte er bei dieser Rückkehr den Vorteil, daß er seinen Gefangenen selbst bewachen konnte. Man setzte sich in Bewegung.

Am folgenden Tag um drei Uhr nachmittags gelangte man nach Surgères. Der Kardinal harrte dagegen auf Ludwig XIII. Der König und der Minister sagten sich viel Schmeichelhaftes und beglückwünschten sich über den günstigen Zufall, der Frankreich von dem erbitterten Feinde befreite, der gegen dasselbe ganz Europa in Bewegung gesetzt hatte. Als das geschehen war, beurlaubte sich der Kardinal, der durch Rochefort d'Artagnans Ankunft

erfahren hatte, und diesen auf der Stelle vernehmen wollte, von dem König, wobei er ihn einlud, am nächsten Tage die fertig gewordenen Dammarbeiten in Augenschein zu nehmen. Als der Kardinal abends in sein Quartier an der Brücke Pierre zurückkehrte, fand er d'Artagnan ohne Degen und die drei Musketiere bewaffnet vor dem Hause, das er bewohnte. Da er ihnen mehr Kräfte entgegenzusetzen hatte, so faßte er sie streng ins Auge, und gab d'Artagnan mit dem Blick und der Hand einen Wink, daß er ihm folge. D'Artagnan gehorchte. »Wir warten deiner, d'Artagnan!« rief Athos so laut, daß es der Kardinal hören konnte. Seine Eminenz faltete die Stirn, hielt einen Augenblick an, und setzte erst dann wieder stillschweigend seinen Weg fort. D'Artagnan trat hinter dem Kardinal, Rochefort hinter d'Artagnan ein. Die Tür wurde bewacht. Seine Eminenz verfügte sich in sein Arbeitskabinett und gab Rochefort einen Wink. daß er d'Artagnan zu ihm führe. Rochefort gehorchte und entfernte sich. D'Artagnan stand allein dem Kardinal gegenüber. Es war das seine zweite Zusammenkunft mit Richelieu, und später äußerte er, er sei überzeugt gewesen, daß es auch seine letzte sei. Richelieu blieb am Kamin stehen. Ein Tisch war zwischen ihm und d'Artagnan. »Mein Herr,« sägte der Kardinal, »Ihr wurdet auf meinen Befehl verhaftet.«

»Man sagte mir das, Monseigneur.«

»Wisset Ihr auch Weshalb?«

»Nein, Monseigneur, denn der einzige Umstand, weshalb ich verhaftet werden könnte, ist Seiner Eminenz noch unbewußt.« Richelieu blickte den jungen Mann fest an und sprach: »Hm, was wollet Ihr damit sagen?«

»Will mir Monseigneur zuerst die Verbrechen bekanntgeben, die man mir zur Last legt, so will ich sagen, was ich getan habe.«

»Man legt Euch Dinge zur Last,« sagte der Kardinal, »wegen die schon höhere Häupter gefallen sind, als das Eurige ist.«

»Welche denn, Monseigneur?« fragte d'Artagnan mit einer Ruhe, worüber der Kardinal erstaunte. »Man beschuldigt Euch des Verkehrs mit den Feinden des Landes; man klagt Euch an, Staatsgeheimnisse belauscht zu

haben; man gibt Euch Schuld, daß Ihr die Pläne Eures Generals zu vereiteln getrachtet habt.«

»Und wer beschuldigt mich dessen, Monseigneur?« fragte d'Artagnan in der Vermutung, daß die Anklage von Mylady sei. »Ein von den Gerichten gebrandmarktes Weib, ein Weib, das einen Mann in Frankreich und einen andern in England geehelicht, ein Weib, das seinen zweiten Gemahl vergiftet und auch mich zu vergiften gesucht hat.«

»Ha, was redet Ihr da?« rief der Kardinal erstaunt, »von welchem Weibe sagt Ihr das?«

»Von Mylady Winter,« versetzte b'Artagnan, »deren Verbrechen Eure Eminenz gewiß nicht kannte, als Sie dieselbe mit Ihrem Vertrauen beehrte.«

»Mein Herr,« versetzte der Kardinal, »hat sich Mylady dieser Verbrechen, die Ihr da angebt, schuldig gemacht, so soll sie bestraft werden.«

»Sie ist bestraft.«

»Wer hat sie bestraft?«

»Wir.«

»Ist sie im Gefängnis?«

»Sie ist tot.«

»Tot!« rief der Kardinal, der an das, was er hörte, nicht gleich glauben konnte. »Habt Ihr nicht gesagt, daß sie tot sei?«

»Sie hat es dreimal versucht, mich umzubringen, und ich vergab ihr; allein sie vergiftete eine Frau, die ich liebte; dann nahmen wir sie, meine Freunde und ich, gefangen, hielten Gericht und verurteilten sie.« Nunmehr erzählte d'Artagnan die Vergiftung von Madame Bonacieux im Kloster der Karmeliterinnen zu Bethune, das Gericht in dem einsam gelegenen Haus und die Exekution am Ufer der Lys. Der Kardinal war im ganzen Leibe durchschauert, obwohl das sonst bei ihm so leicht nicht geschah. Jedoch, als erfaßte ihn plötzlich ein stiller Gedanke, erhellte sich allgemach sein bisher

so düsteres Antlitz und ward endlich völlig aufgeheitert. »Ihr habt Euch somit«, sprach er mit einer Stimme, deren Weichheit mit der Strenge seiner Worte seltsam kontrastierte, »Ihr habt Euch somit das Richteramt angemaßt, ohne zu bedenken, daß diejenigen Mörder sind, die ohne höheren Auftrag strafen.«

»Monseigneur! ich schwöre, daß es nicht einen Augenblick lang meine Absicht war, gegen Sie meinen Kopf zu verteidigen; ich will mich der Strafe unterwerfen, die Eure Eminenz über mich verhängt. Mir ist das Leben nicht in dem Grade lieb, daß ich den Tod fürchten sollte.«

»Ja, ich weiß, daß Ihr beherzt seid,« sagte der Kardinal in einem fast gutmütigen Ton; »ich kann Euch also im voraus melden: man wird über Euch Gericht halten, Euch sogar verurteilen.«

»Ein anderer könnte Seiner Eminenz erwidern, er trage seine Begnadigung in der Tasche, ich aber antworte bloß: »Monseigneur! ich bin Ihres Befehles gewärtig.«

»Eure Begnadigung? fragte Richelieu verwundert. »Ja, Monseigneur,« versetzte d'Artagnan. »Von wem unterfertigt? Etwa vom König?«

»Nein, von Eurer Eminenz.«

»Von mir? Ha, mein Herr, Ihr seid verrückt!«

»Monseigneur, Sie werden sicher Ihre Handschrift kennen.« Mit diesen Worten reichte d'Artagnan dem Kardinal jenes kostbare Papier, das Athos Mylady abgenötigt und d'Artagnan zugestellt hatte, damit es ihm als Schutzwehr diene. Seine Eminenz las es langsam und betonte jede Silbe. »In meinem Auftrag und zur Wohlfahrt des Staates hat der Träger des Gegenwärtigen gehandelt. Im Lager von La Rochelle, 3. August 1628. Richelieu.« Der Kardinal versank in tiefes Nachsinnen; doch gab er das Papier, nachdem er es gelesen, d'Artagnan nicht wieder zurück. »Er erwägt, durch welche Strafe er mich dem Tod überliefern soll,« sprach der Gascogner zu sich selbst. »Wohl, er sehe, wie ein Edelmann stirbt.« Der junge Musketier war in der besten Gemütsstimmung, um sich heldenmütig vom Leben zu trennen. Richelieu blieb immer gedankenvoll, und rollte das

Papier in seiner Hand auf und zu. Dann richtete er seinen Adlerblick auf diese edlen, offenen und geistvollen Züge, auf dieses Gesicht, das infolge eines monatelangen Leidens von Tränen durchfurcht war, und dachte zum dritten- und viertenmal, welche Zukunft dieser Knabe von zwanzig Jahren vor sich habe, und welche Mittel seine Regsamkeit, sein Mut und sein Geist einem guten Gebieter an die Hand geben könnten. Von der andern Seite hatte ihn die Zahl der Verbrechen, die Macht und der höllische Geist Myladys öfter als einmal mit Schreck erfüllt. Er empfand gleichsam eine geheime Freude darüber, daß er diese gefährliche Gläubigerin für immer los war. Sonach zerriß er langsam das Papier, das ihm d'Artagnan so edelmütig überlassen hatte. »Ich bin verloren.« sagte d'Artagnan zu sich selbst. Er verneigte sich tief vor dem Kardinal, wie ein Mensch, der da sagt: »Gnädiger Herr, es geschehe Ihr Wille!« Der Kardinal trat an den Tisch und schrieb, ohne daß er sich setzte, ein paar Zeilen auf ein Pergament, das schon zu zwei Dritteln vollgeschrieben war, und drückte darunter sein Siegel. »Das ist meine Verdammnis,« dachte d'Artagnan, »er verschont mich mit den Martern der Bastille und einem langwierigen Gerichtsgang. Ich finde es von ihm noch recht edelmütig. »Nehmt hier,« sprach der Kardinal zu dem jungen Mann, »ich nahm Euch ein Blankett, und gebe Euch dafür ein anderes. Der Name fehlt. Ihr mögt ihn selbst darauf setzen.« D'Artagnan faßte das Papier zögernd an und blickte darauf. Es war ein Leutnantspatent bei den Musketieren. D'Artagnan stürzte dem Kardinal zu Füßen und stammelte: »Monseigneur, von nun an gehört mein Leben Ihnen; verfügen Sie darüber; allein ich bin dieser zugestandenen Gnade nicht wert – ich habe drei Freunde, die würdiger wären...«

»Ihr seid ein wackerer Junker, d'Artagnan,« fiel der Kardinal ein und klopfte ihm, entzückt, diese halsstarrige Natur überwunden zu haben, traulich auf die Schulter. »Macht mit dieser Vollmacht, was Euch beliebt, da der Name weiß ist; nur erinnert Euch, daß ich sie Euch erteile.«

»Ich will nie darauf vergessen, dessen darf sich Em. Eminenz versichert halten.« Der Kardinal wandte sich um und rief mit lauter Stimme: »Rochefort.« Der Chevalier verweilte wahrscheinlich vor der Tür, denn er trat sogleich ein. »Rochefort,« sprach der Kardinal, »Ihr seht hier Herrn d'Artagnan, ich versetze ihn unter die Zahl meiner Freunde. Man umarme sich somit, und sei vernünftig, wenn man sein Leben liebt.« Rochefort und

d'Artagnan berührten sich mit den Spitzen ihrer Lippen, doch der Kardinal war hier, und faßte sie scharf ins Auge. Sie entfernten sich zugleich aus dem Zimmer. »Wir treffen uns wieder, nicht wahr, mein Herr?« sagten sie. »Wann es beliebig ist,« entgegnete d'Artagnan. »Die Gelegenheit wird kommen,« versetzte Rochefort. »He doch!« rief Richelieu, indem er die Tür öffnete. Die Männer lächelten sich zu, drückten sich die Hände und verneigten sich vor Seiner Eminenz.

Epilog

Nachdem La Rochelle der Unterstützung der englischen Flotte und der zugesagten Leitung Buckinghams beraubt war, hatte es sich nach einjähriger Belagerung ergeben; am 28. Oktober 1628 wurde die Kapitulation unterzeichnet. Der König hielt seinen Einzug in Paris den 23. Dezember desselben Jahres. Man feierte ihm einen Triumph, als hätte er nicht Franzosen, sondern auswärtige Feinde besiegt. Er hielt seinen Einzug unter Bogen von grünem Laubwerk durch die Vorstadt Saint-Jacques. D'Artagnan trat in seinen Rang ein. Porthos verließ den Dienst, und vermählte sich während des folgenden Jahres mit Madame Coquenard. Die so sehr beanspruchte Kiste hatte 800.000 Livres enthalten. Mousqueton bekam eine prachtvolle Livree und erfuhr die Freude, wonach er sein lebelang gestrebt hatte, nämlich hinter einer vergoldeten Kutsche stehen zu dürfen. Aramis war auf einer Reise nach Lothringen plötzlich verschwunden, und hörte auch auf, seinen Freunden zu schreiben. Später erfuhr man von Frau von Chevreuse, daß er zu Nancy ins Kloster gegangen sei. Bazin ist Laienbruder geworden. Athos blieb Musketier unter d'Artagnans Kommando bis zum Jahre 1633, wonach er infolge einer Reise, und unter dem Vorwand, daß er eine kleine Erbschaft gemacht habe, in Roussillon gleichfalls quittierte. Grimaud war Athos gefolgt. D'Artagnan hat sich dreimal mit Rochefort geschlagen und ihn dreimal verwundet. »Das viertemal werde ich Euch wahrscheinlich töten, sprach er zu ihm, während er ihm die Hand reichte, um ihn aufzurichten, »Es wäre sonach für mich wie für Euch besser, daß wir hier blieben,« sagte der Verwundete. »Potz Wetter! ich bin weit mehr Euer Freund, als Ihr dafür haltet, denn ich brauchte bei unserm ersten Zusammentreffen nur ein Wort zum Kardinal zu sprechen, und der Hals wäre Euch abgeschnitten worden.« Sie fielen sich in

die Arme, doch diesmal mit voller Herzlichkeit und ohne einen Hintergedanken. Planchet erhielt von Rochefort den Rang eines Sergeanten im Regiment Piemont. Herr Bonacieux lebte in vollkommener Ruhe, er wußte ganz und gar nicht, was seiner Gemahlin geschehen war, und kümmerte sich auch gar nicht darum. Eines Tages war er so unklug und rief sich dem Kardinal ins Gedächtnis zurück; und der Kardinal erteilte ihm den Bescheid, er werde Sorge tragen, daß ihm in der Zukunft nichts fehlen möge. Am folgenden Tage war Herr Bonacieux in der Tat um sieben Uhr abends ausgegangen, um sich nach dem Louvre zu begeben, doch war er nie wieder in der Gasse Fossoyeurs erschienen. Diejenigen, die sich für sehr gut unterrichtet hielten, waren der Ansicht, daß er auf Kosten Seiner freigebigen Eminenz in irgend einem königlichen Schloß untergebracht und erhalten werde.

Der Graf von Monte Christo

Am 28. Februar 1815 gab die Hafenwache von Notre-Dame das Signal vom Heransegeln des Dreimasters »Pharaon«, der von Smyrna, Triest und Neapel kam. Ein Küstenpilot steuerte alsogleich aus dem Hafen und erreichte das Fahrzeug zwischen dem Kap Morgion und der Insel Rion. Auch hatte sich, wie sonst immer, die Plattform des Kastells Saint-Jean mit Neugierigen gefüllt; denn in Marseille ist die Landung eines Schiffes stets von großer Wichtigkeit, zumal wenn es einem Reeder dieser Stadt gehört.

Schwer und langsam rückte der Koloß näher und näher heran, daß es die Zuschauenden wie mit unheilverkündender Ahnung packte.

Aller Aufmerksamkeit war einem jungen Manne zugewandt, der, neben dem Steuermann stehend, jede Schwenkung des Schiffs mit offenbarer Sachkenntnis verfolgte. Er war groß und schlank und hatte kohlschwarze Haare und Augen. Sein ganzes Wesen äußerte jene ruhige Sicherheit, wie sie Menschen eigen ist, denen das Leben von Kindheit an Kampf bedeutete.

Einer unter der harrenden Menge vermochte seine Unruhe nicht länger zu meistern. Er sprang in eine Barke und ließ sich zum »Pharaon« hinrudern.

Als der junge Seefahrer das Boot herankommen sah, lehnte er sich grüßend über die Brüstung des Schiffes, den Hut in der Hand.

»Ah, Sie sind's, Dantes!« rief der Mann in der Barke. »Was ist geschehen?«

»Ein großes Unglück, Mr. Morrel«, entgegnete der junge Mann. »Wir haben auf der höhe von Civita-Vechia den wackeren Kapitän Leclerc verloren.«

»Und die Ladung?« fragte der Reeder lebhaft.

»Sie kommt glücklich in den Hafen, Mr. Morrel. Ich glaube, Sie werden zufrieden sein. Aber der arme Kapitän Leclerc...«

»Was ist ihm denn geschehen?« fragte der Reeder.

»Er starb an einer Gehirnentzündung unter schrecklichen Leiden.« Dann wandte sich Dantes gegen seine Leute und rief: »Holla he! Jeder gehe zum Ankern an seinen Posten.«

Die Schiffsmannschaft gehorchte.

»Das ist ja traurig,« versetzte der Reeder; »aber wir alle sind sterblich, und es ist nun mal so, daß die Alten den Jungen Platz machen. In dem Augenblick, wo Sie mir versichern, daß die Schiffsladung...«

»Ist in gutem Zustand, Herr Morrel, dafür bürge ich. Wenn Sie jetzt hinaufsteigen wollen, Herr Morrel,« sagte Dantes, der die Unruhe des Reeders bemerkte, »da ist Ihr Rechnungsführer, Herr Danglars, der wird Ihnen Auskunft geben; was mich betrifft, so muß ich das Ankern überwachen und das Schiff in Trauer versetzen.«

Der Reeder ließ es sich nicht zweimal sagen; er faßte das Kabeltau, das ihm Dantes zuwarf, und kletterte mit einer Gewandtheit, die einem Seemanne Ehre gemacht hätte, an den Sprossen empor, die an die Schiffswand genagelt waren.

Herr Danglars war ein Mann von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, hatte ein finsteres Aussehen und war unterwürfig gegen seine Vorgesetzten, aber unwirsch wider seine Untergebenen, und außerdem, daß sein Titel »Rechnungsführer« an sich schon einen üblen Klang für die Matrosen hatte, betrachtete ihn die Mannschaft mit einem ebenso bösen Auge, wie sie mit Liebe auf Edmond Dantes blickte.

»Ja, ja! Der arme Lerlerc, er war ein braver, ehrenhafter Mann und ein ausgezeichneter Seemann, ergraut zwischen Himmel und Wasser, wie es sich für einen Mann schickt, dem die Interessen eines Hauses wie Morrel & Sohn anvertraut werden«, sagte Danglars.

»Nun,« meinte der Reeder, »es ist doch nicht nötig, ein alter Seemann zu sein, um sein Geschäft zu verstehn. Sehen Sie unsern Freund Edmond, der besorgt sein Amt, wie mir scheint, als ein Mann, der niemand um Rat zu fragen braucht.«

»Ja,« versetzte Danglars, einen scheelen Blick des Hasses auf Dantes werfend, »ja, er ist jung und fürchtet noch nichts. Kaum war der Kapitän tot, übernahm er das Kommando, ohne jemanden zu konsultieren, und ließ uns einen und einen halben Tag auf der Insel Elba verlieren, statt direkt nach Marseille zurückzukehren.«

»Was die Übernahme des Schiffskommandos betrifft,« sagte der Reeder, »so war es als Vizekapitän seine Pflicht; was aber den Verlust von anderthalb Tagen auf der Insel Elba anbelangt, so tat er unrecht daran.«

»Kommen Sie doch schnell mal her, Dantes!« rief der Reeder.

»Was steht zu Diensten?« fragte Dantes und trat rasch hinzu.

»Ich wollte Sie fragen, warum Sie bei der Insel Elba angehalten haben?«

»Es geschah auf die letzte Bitte des Kapitäns Leclerc, der mir sterbend ein Paket für den Großmarschall Bertrand übergeben hat.«

»Haben Sie ihn gesehen, Edmond?«

»Wen?«

»Den Großmarschall.«

»Ja.«

Morrel blickte um sich und zog Dantes beiseite. »Und wie befindet sich der Kaiser?« fragte er lebhaft.

»Gut, soviel ich von ferne seinem Aussehen nach schließen konnte.«

»Sie haben recht gehandelt, lieber Dantes, obgleich es Sie in Gefahr bringen kann.«

»Wie! Mich in Gefahr bringen? Ich weiß ja nicht einmal, was ich überbrachte«, rief der junge Mann. Da er aber die Zollbehörde ankommen sah, bat er, sich entfernen zu dürfen. Sogleich trat Danglars zu dem

Schiffsreeder: »Nun, er hat wohl triftige Gründe für sein Verhalten gehabt, wenn ich fragen darf?«

»Durchaus, mein lieber Danglars.«

»Und der Brief, den er mit dem Paket empfangen...?«

»Was meinen Sie für ein Paket, Danglars?«

»Das, was Dantes in Porto-Ferrajo abgegeben hat.«

»Wie wissen Sie, daß er in Porto-Ferrajo ein Paket abgegeben hat?«

Danglars errötete.

»Ich ging an der halb offenen Tür des Kapitäns vorüber und sah, wie er das Paket und den Brief Dantes übergab.«

»Er hat mir nichts davon gesagt,« versetzte der Reeder, »aber was den Brief betrifft, so wird er ihn mir gewiß einhändigen.«

Danglars dachte einen Augenblick nach: »Ich möchte nichts gesagt haben, Herr Morrel; ich kann mich ja auch irren.«

In diesem Augenblick kehrte der junge Mann zurück; Danglars entfernte sich.

»Sind Sie jetzt frei, lieber Dantes?« fragte der Reeder.

»Jawohl, Herr Morrel.«

»Da wäre es mir lieb, wenn Sie bei mir zu Mittag speisten.«

»Oh, verzeihen Sie gütigst, Herr Morrel – aber mein Vater...«

»Ja, richtig, Dantes! Ich weiß, Sie sind ein guter Sohn.«

»Wissen Sie vielleicht,« fragte Dantes stockend, »wie's ihm ergehen mag?«

»Ich glaube, gut, lieber Edmond. Hab' ihn nie zu Gesicht bekommen.«

»Hm, er hält sich in seinem kleinen Zimmer verschlossen.«

»Das beweist wenigstens, daß es ihm in Ihrer Abwesenheit an nichts fehlte.«

Dantes lächelte.

»Mein Vater ist stolz, mein Herr, und wenn es ihm auch an allem gefehlt hätte, so zweifle ich, daß er irgend jemand in der Welt, Gott ausgenommen, um etwas gebeten hätte.«

»Nun also: nach diesem ersten Besuch dürfen wir auf Sie zählen.«

Dantes wurde rot. »Nach diesem ersten Besuch liegt mir ein zweiter nicht weniger am Herzen ...

»Ach, daß ich's vergessen konnte! Die schöne Mercedes ... Da will ich Sie nicht aufhalten, mein lieber Edmond. Übrigens: brauchen Sie Geld?«

»Besten Dank, mein Herr! Ich habe noch mein ganzes Reisegehalt, das heißt den Sold von beinahe drei Monaten.«

»Edmond, Sie sind ein tüchtiger Kerl.«

»Bedenken Sie, Herr Morrel, daß ich einen armen Vater habe.«

»Ja, ja, ich weiß, daß Sie ein guter Sohn sind. Gehen Sie also zu Ihrem Vater.«

»Sie erlauben also?« sagte der junge Mann, indem er sich verneigte.

»Ja, wenn Sie mir nichts weiter zu sagen haben?«

»Nein.«

»Hat Ihnen der Kapitän Leclerc auf seinem Sterbelager nicht einen Brief an mich gegeben?«

»Es war ihm unmöglich, zu schreiben, mein Herr; doch dies erinnert mich, daß ich Sie um einige Tage Urlaub bitten möchte.«

»Um sich zu verheiraten?«

»Das fürs erste – und dann, um nach Paris zu reisen.«

»Gut, gut, Dantes! Nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie wollen. Wir brauchen wohl sechs Wochen, um das Schiff auszuladen, und werden vor drei Monden nicht wieder in See gehen. Sie müssen also in drei Monaten wieder hier sein. Der ›Pharaon‹«, fuhr der Reeder fort und klopfte auf die Schulter des jungen Seemannes, »könnte nicht absegeln ohne seinen Kapitän.«

»Ohne seinen Kapitän?« wiederholte Dantes mit freudefunkelnden Augen. »O Herr! Versteh' ich Sie recht?«

»Auf Wiedersehen, lieber Dantes«, sagte Herr Morrel, faßte den jungen Mann bei den Schultern und drängte ihn zur Eile.

»Oh, Herr Morrel!« rief der junge Seemann mit Tränen im Auge, die Hände des Reeders ergreifend. »Ich danke Ihnen in meines Vaters und in Mercedes' Namen.«

Die Nachricht von der Ankunft des »Pharaon« war noch nicht bis zum alten Dantes gedrungen, der auf einem Stuhl saß und eben beschäftigt war, einige Kapuzinerblumen und Winden, die sich am Fenstergitter emporrankten, mit zitternder Hand an Stäben zu befestigen.

Auf einmal fühlte er sich von einem Arm umschlungen und hörte eine wohlbekannte Stimme:

»Vater, mein guter Vater!«

Der Alte stieß einen Schrei aus und wandte sich; als er dann seinen Sohn sah, sank er zitternd und bleich in dessen Arme.

»Was ist dir denn, Vater?« rief der junge Mann. »Du bist doch nicht krank?«

»Nein, nein, mein lieber Edmond, mein Sohn, mein Kind! Nein; aber ich habe dich nicht erwartet, die Freude, die Überraschung, dich so unvermutet zu sehen! Ach Gott ... ich glaube zu sterben!«

Dem Greise schwanden die Kräfte, und er sank zurück.

»Schnell ein Glas Wein, mein Vater, das wird dich erfrischen«, sagte der Jüngling.

Er öffnete zwei oder drei Schränke.

»Du suchst umsonst, mein Sohn.«

»Wie? Kein Wein mehr da?« rief Dantes erschreckt und blickte bald auf die eingefallenen Wangen des Greises, bald auf die leeren Schränke. »Hat es dir an Geld gemangelt, Vater?«

»Es mangelt mir an nichts, da du bei mir bist«, sagte der Greis.

»Ja, ich bin hier,« sagte der junge Mann, »ich bin hier mit einer guten Aussicht und ein bißchen Geld; da sieh, Vater! Nimm, und laß sogleich etwas holen.«

Er leerte auf dem Tisch seine Taschen aus, die ein Dutzend Goldstücke, fünf oder sechs Fünffrankstücke und etwas Kleingeld enthielten.

Das Angesicht des Greises erheiterte sich.

»Wem gehört das?« sagte er.

»Mir, dir, uns – nimm, kauf' ein; morgen gibt es mehr. Vor allem aber nimm eine Magd, Vater! Ich will nicht, daß du länger allein bleibst. Ich habe Kaffee und vortrefflichen Tabak. Morgen sollst du alles haben. Doch still, es kommt jemand.«

»Das ist Caderousse, der deine Ankunft erfahren haben wird, und der gewiß kommt, um dir zu deiner Heimkehr Glück zu wünschen.«

»Das sind abermals Lippen, die manches sagen, was das Herz nicht denkt,« murmelte Edmond; »doch es ist ein Nachbar, der uns einst Dienste geleistet hat, darum sei er willkommen.«

Caderousse trat ein. Er war ein Mann von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren. »Nun, wieder zurück, Edmond?«

»Wie Sie sehen, Nachbar Caderousse. Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Danke bestens; ich habe nichts vonnöten.« Dabei streiften seine lüsternen Blicke das auf dem Tisch liegende Geld. Edmond machte eine ungeduldige Bewegung. »Vater, da ich dich nun gesehen habe, erlaubst du mir wohl, den Katalanern einen Besuch zu machen.«

»Geh, mein lieber Sohn. Gott segne dich. Grüß' mir deine Mercedes.«

Edmond umarmte seinen Vater, verabschiedete sich von Caderousse mit einem Kopfnicken und ging fort.

Caderousse blieb noch ein Weilchen, dann suchte er Danglars wieder auf, der an der Straßenecke auf ihn wartete.

»Nun,« rief ihm Danglars zu, »hast du ihn gesehen?«

»Ich komme soeben von ihm«, antwortete Caderousse.

»Der spielt jetzt den großen Herrn. Und die Katalanerin?«

»Er ging soeben zu ihr.« Caderousse lachte. »Hoffentlich erlebt er keine Enttäuschungen.«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe Mercedes oft in Begleitung eines großen, stattlichen, sehr temperamentvollen Katalaners angetroffen, den sie ›Vetter‹ zu nennen pflegt.«

»Hm... und Dantes ist jetzt zu Mercedes gegangen...«

»Weißt du, wir setzen uns beide zu Vater Pamphile und trinken ein paar Gläser Wein. Du aber bezahlst.«

»Freilich!« antwortete Danglars.

»Dantes muß an uns vorbei; da kann man vielleicht was erleben.«

Hundert Schritte von den beiden Kumpanen entfernt, die da weintrinkend auf der Lauer saßen, erhob sich auf nacktem, sonnverbranntem Felsen das seltsame und pittoreske Dorf der Katalaner.

Ein junges Mädchen von seltener Schönheit, mit Augen und Haaren dunkel wie Achat, steht einem schlanken Mann gegenüber, der nicht in allzu rosiger Stimmung zu sein scheint.

»Sehen Sie, Mercedes,« sagt er, »Ostern kommt. Wär's nicht die beste Gelegenheit, Hochzeit zu machen?«

»Sie fragen mich immer wieder dasselbe, Fernand, trotzdem ich...« sagte das Mädchen.

»Jawohl, Sie haben eine sehr schöne Offenheit mir gegenüber an den Tag gelegt, Gott sei's geklagt.«

»Und ich sage Ihnen nun zum letzten Male: Niemand anders als Edmond Dantes wird mein Gatte«, rief das Mädchen heftig. Der junge Mann ballte die Fäuste.

»Wenn er nun tot ist, Mercedes?«

»Dann sterbe ich auch.«

»Und wenn er Sie vergißt?«

»Mercedes!« rief eine frohe Stimme außerhalb der Hütte. »Mercedes!«

»Ah!« rief das Mädchen, vor Freude erglühend. »Er hat mich nicht vergessen; er ist da!«

Sie stürzte zur Tür: »Edmond! Edmond! hier bin ich!«

Fernand wich erblassend zurück.

Edmond und Mercedes lagen einander in den Armen. Die ganze Welt versank für sie.

Auf einmal gewahrte Edmond die finstere Gestalt Fernands, die bleich und bedrohlich im Schatten stand.

»Ah, Vergebung,« sagte Dantes, die Stirn runzelnd, »ich ahnte nicht, daß wir zu dreien sind.« Dann wandte er sich zu Mercedes und fragte: »Wer ist dieser Herr?«

»Dieser Herr wird dein bester Freund sein, Dantes, denn er ist mein Freund, mein Vetter, mein Bruder Fernand, das heißt der Mann, den ich nach dir, Edmond, am meisten in der Welt liebe.«

Edmond reichte mit Herzlichkeit dem Katalaner die eine Hand, während er mit der anderen die Hand Mercedes' in der seinigen hielt. Aber weit entfernt, daß Fernand diese freundschaftliche Begrüßung erwiderte, verharrte er stumm und unbeweglich wie eine Statue. Sodann ließ Edmond seinen forschenden Blick von Mercedes auf Fernand fallen. Dieser einzige Blick gab ihm Aufschluß über alles. Zorn malte sich auf seiner Stirn.

»Ich dachte nicht, Mercedes,« sagte er, »daß ich einen Feind hier treffen würde.«

»Einen Feind?« rief Mercedes mit zornglühendem Blick auf ihren Vetter. »Einen Feind bei mir, sagst du, Edmond? Wenn ich das wüßte, so würde ich dich am Arm fassen und nach Marseille gehen, um dieses Haus für immer zu verlassen.«

Fernands Auge schleuderte Blitze.

»Und begegnete dir ein Unglück, mein Edmond,« fuhr sie mit unveränderlicher Ruhe fort, die Fernand bewies, daß sie in der Tiefe seiner finsteren Gedanken gelesen hatte, »wenn dir ein Unglück begegnete, so

stiege ich auf das Kap von Morgion und stürzte mich kopfüber auf die Felsen nieder.«

Fernand wurde blaß.

»Nein, du hast dich geirrt, Edmond,« fuhr sie fort, »du hast hier keinen Feind, hier ist nur Fernand, mein Bruder, der dir die Hand reichen wird, wie ein erklärter Freund.«

Bei diesen Worten heftete das junge Mädchen ihren gebieterischen Blick auf den Katalaner, der, als wäre er bezaubert, sich langsam näherte und ihm die Hand entgegenstreckte. Er hatte aber kaum Edmonds Hand berührt, so stürzte er aus dem Hause.

»He, Katalaner! He, Fernand! Wohin läufst du?« rief eine Stimme dem Davoneilenden zu.

Der junge Mann blickte um sich und sah Caderousse, der mit Danglars in der Laube eines Schankwirts saß. Fernand blickte mit blöder Miene auf die beiden Männer und gab keine Antwort.

»He, Freundchen! Pech gehabt in der Liebe?« lachte Caderousse.

Fernand setzte sich zu ihnen und ließ stöhnend den Kopf in die Hände sinken.

Die beiden andern machten ihre rücksichtslosen Scherze dazu.

»Wann wird's denn Hochzeit geben?« fragte Danglars.

»So weit ist's noch nicht«, murmelte Fernand.

»Holla! Was ist denn da drüben für ein Pärchen, das über die Berge lustwandelt? Ihr habt bessere Augen als ich. Haha! Es glaubt sich ungesehen und küßt sich alle zehn Schritte«, rief Caderousse.

»Wahrhaftig, sie sind's: der schöne Edmond und Mercedes. Glück auf, mein Jungchen!«

Spöttisch schwenkte Danglars sein Glas in der Richtung nach den Hügeln zu.

Fernand ballte die Faust. Danglars schaute unentwegt zu den beiden Liebenden hinüber.

»Der Mann glaubt sich so sicher und ahnt gar nicht, auf welch wankendem Boden sein Glück steht.«

»Weshalb? Warum?« fragten die beiden andern begierig.

»Hm... das ist so eine Sache...«

»Rede, Mensch!« stießen die beiden andern ihn an.

»Tja...«, meinte Danglars, »es bedürfte nur eines Bogens Papier und Feder und Tinte.«

»He! Wirt! Papier her!«

Der Wirt brachte all das Gewünschte.

Danglars lächelte geheimnisvoll, nahm die Feder in die linke Hand und schrieb mit völlig veränderter Schrift:

»Der königliche Prokurator wird von einem Freunde des Thrones und der Religion in Kenntnis gesetzt, daß ein gewisser Edmond Dantes, Vizekapitän des Schiffes ›Pharaon‹, diesen Morgen von Smyrna ankam, nachdem er Neapel und Porto-Ferrajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Usurpator, und vom Usurpator mit einem Briefe für das bonapartistische Komitee in Paris beauftragt worden ist.

Den Beweis seines Verbrechens erlangt man mit seiner Verhaftung, denn man wird diesen Brief entweder bei ihm oder bei seinem Vater oder in seiner Kajüte an Bord des ›Pharaon‹ finden.«

»Sehen Sie!« flüsterte Danglars mit gemeinem Lächeln. »Damit wär's um den Mann geschehen.«

Die beiden andern sahen mit stieren Augen auf den ihnen hinübergereichten Bogen.

»Donnerwetter!« murmelte Caderousse, dem der Wein bereits in den Kopf gestiegen war.

»Und wohin müßte man solch ein Schriftstück schicken?«

Danglars schrieb spielend die Adresse.

»So so... so so...«, brummte Caderousse halb wie im Schlaf; dann sprang er plötzlich hoch: »Das ist eine Gemeinheit, Kinder! Man treibt mit dergleichen Sachen keine Narrenspossen. Her mit dem Wisch!«

Er griff danach. Danglars fiel ihm abwehrend in den Arm: »Komm, komm, lieber Freund; es ist Zeit, nach Hause zu gehen.«

»Den Brief will ich haben, den Brief! Ihr seid gemein gegen Dantes«, lallte Caderousse.

»Da liegt der Brief«, sagte Danglars, ließ das Schriftstück zur Erde fallen und trat mit dem Fuß drauf. »Deinem guten Dantes wird keiner ein Haar krümmen. Komm, komm...«

Er zog den Schwankenden mit sich fort, dabei beobachtete er heimlich mit scharfem Blick den Katalaner.

Fernand hatte mit zusammengepreßten Lippen die ganze Zeit hindurch dagesessen, ohne mitzureden. Kaum aber glaubte er die beiden andern außer Sehweite, so stürzte er sich wie ein wildes Tier auf den Brief, steckte ihn in die Tasche und rannte davon.

Wenige Tage darauf wurde die Verlobung Dantes' mit der schönen Mercedes feierlich begangen. Das Brautpaar, strahlend in seinem Glück, saß inmitten einer Schar von guten Freunden, Bekannten und Verwandten. Caderousse, Danglars und Fernand hatte man auch geladen. Durch Herrn Morrels Erscheinen aber hatte das junge Paar sich ganz besonders beehrt gefühlt.

Man aß und trank, schwatzte und lachte. Die allgemeine Fröhlichkeit hatte ihren Höhepunkt erreicht. Nur Fernand und Danglars verhielten sich auffallend still, Caderousse dagegen freute sich mit den Glücklichen; er schien die Vorgänge vom Tage vorher vollkommen vergessen zu haben.

Plötzlich ertönten drei laute Schläge. Erstaunt blickte alles zur Tür.

»Im Namen des Gesetzes!« schnarrte eine Stimme, der niemand antwortete.

Die Tür ging auf, und ein Kommissar, mit seiner Schärpe umgürtet, trat in den Saal, ihm folgten vier bewaffnete Soldaten, von einem Korporal geführt.

»Was gibt es?« fragte der Reeder, der den Kommissar kannte, »hier liegt doch sicher ein Irrtum vor.«

»Wenn da ein Irrtum im Spiele ist, Herr Morrel,« entgegnete der Kommissar, »so seien Sie überzeugt, daß er sogleich wieder gutgemacht wird. Indes bin ich der Überbringer eines Haftbefehls, und obschon ich meinem Auftrage mit Bedauern nachkomme, muß ich ihn doch pünktlich vollziehen. Wer von Ihnen, meine Herren, ist Edmond Dantes?«

Die Blicke aller wandten sich dem jungen Mann zu, der, zwar heftig bewegt, aber doch seine Würde bewahrend, einen Schritt vortrat und sagte: »Ich bin es, mein Herr, was wünschen Sie von mir?«

»Edmond Dantes!« erwiderte der Kommissar. »Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes.«

»Sie verhaften mich?« sagte Edmond mit einem leichten Erblassen. »Warum verhaften Sie mich?«

»Ich weiß das nicht, mein Herr, aber in Ihrem ersten Verhör wird es Ihnen kundwerden.«

Herr Morrel sah ein, daß sich im Augenblick nichts tun ließ, der alte Dantes aber stürzte dem Kommissar entgegen, es gibt eben Dinge, die das Herz eines Vaters oder einer Mutter nie zu begreifen vermag. Er bat und

beschwor den Beamten, und seine Verzweiflung war so groß, daß sie den Kommissar rührte.

»Mein Herr,« sagte er, »beruhigen Sie sich, vielleicht hat Ihr Herr Sohn nur eine Sanitätsförmlichkeit außer acht gelassen; hat man von ihm die Auskunft erhalten, die man verlangt, so wird er wieder in Freiheit gesetzt.«

»Sei ruhig, meine Mercedes, sei ruhig, Vater! Es muß sich ja alles aufklären«, sagte Dantes, küßte die Geliebte und drückte den Seinen die Hand. Dann stieg er hinter dem Kommissar, von Soldaten umgeben, die Treppe hinab. Ein Wagen mit geöffnetem Schlage erwartete ihn an der Tür, er stieg ein, und ihm folgten zwei Soldaten mit dem Kommissar. Der Schlag wurde geschlossen, und der Wagen rollte gegen Marseille hin.

»Edmond! Edmond!« rief Mercedes und stürzte nach der Balustrade.

Der Gefangene vernahm noch diesen letzten Schrei, der wie ein Schluchzen aus zerrissenem Herzen klang; er neigte seinen Kopf über den Schlag hinaus und rief: »Vertraue mir, Mercedes!« Dann verschwand er an einer Ecke des Fort Saint-Nicolas.

Eine namenlose Bestürzung hatte sich der ganzen Gesellschaft bemächtigt.

»So geht es nicht,« sagte Herr Morrel, »die Ungewißheit foltert mich. Ich will den ersten besten Wagen nehmen, um selbst nach Marseille zu fahren und zu sehen, was vorliegt.«

»Ach ja, tun Sie das, und kommen Sie bald zurück«, schluchzte Mercedes.

Als auch Herr Morrel gegangen war, blieben der Vater Dantes' und Mercedes für sich allein. Die Gäste standen beieinander und tuschelten. Da begegneten sich die Blicke der beiden Verlassenen. Sie fühlten ihre Zusammengehörigkeit in dieser Stunde der Verzweiflung doppelt und sanken sich laut weinend in die Arme.

Endlich kam Herr Morrel zurück. Mercedes und der alte Vater liefen ihm entgegen.

»Meine Lieben,« sagte der Schiffsherr bedrückt, »die Sache ist ernster, als man dachte.«

»Edmond ist unschuldig, Herr Morrel! Er ist unschuldig!« schrie Mercedes außer sich.

»Davon bin auch ich überzeugt«, sagte der gütige Mann.

»Wessen beschuldigt man ihn?« fragte mit trockener Kehle der alte Dantes.

»Ein Agent der bonapartistischen Partei zu sein.«

Mercedes schrie laut auf; der Greis aber brach zusammen.

»Was hast du getan, du Lump?« drang Caderousse keuchend auf Danglars ein. »Sofort geh' ich und sage alles.«

»Untersteh dich!« fauchte Danglars ihn an. »Wer sagt dir, daß Dantes nicht wirklich schuldig sei? Das Schiff hat die Insel Elba berührt, er ist dort ausgestiegen und einen Tag lang in Porto-Ferrajo geblieben. Fände man bei ihm einen Brief, der ihn bloßstellte, würden auch diejenigen für mitschuldig gelten, die ihn unterstützten.«

Caderousse begriff mit dem Instinkt der Selbstsucht die ganze Richtigkeit dieses Schlusses. Er blickte Danglars mit Augen voll Schmerz und Verachtung an, und für einen Schritt, den er vorwärts getan, wich er zwei Schritte zurück.

»Warten wir also«, murmelte er.

»Ja, warten wir,« sagte Danglars; »ist er unschuldig, so wird man ihn in Freiheit setzen, ist er aber schuldig, so wäre es unnütz, sich für einen Verschworenen bloßzustellen.«

Zur gleichen Zeit, da sich diese Tragödie abspielte, wurde in der Rue Grand Cours ein zweites Verlobungsfest gefeiert. Hatte es sich dort aber nur um Leute des bürgerlichen Mittelstandes gehandelt, fand man hier einen erlesenen Kreis der vornehmsten Marseiller Gesellschaft vor. Man saß bei Tisch, und die Unterhaltung wurde lebendig durch die Leidenschaften jener

Zeit. Leidenschaften, die um so heftiger und zündbarer waren, als seit fünfhundert Jahren der religiöse Haß dem politischen fort und fort neue Nahrung gab.

Der Kaiser – damals König auf der Insel Elba –, der einen großen Teil der Welt beherrscht hatte und sich nun mit dem kleinen Elba begnügen mußte, schien dieser Gesellschaft ein toter Mann und für immer erledigt.

So erhob denn der greise Marquis von Saint-Méran, der heute seine Tochter Renée mit dem Substitut des königlichen Prokurators Herrn de Villefort verlobt hatte, sein Glas, um ein Hoch auf das Wohl Ludwigs XVIII. auszubringen. Das rief allgemein eine stürmische Begeisterung hervor. Man schwang die Gläser auf englische Manier, und die Damen lösten ihre Blumensträuße auf, um die Tafel mit Blüten zu bestreuen.

In diesem Augenblick trat ein Kammerdiener ein, näherte sich dem Herrn de Villefort und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Villefort entschuldigte sich bei seiner Braut und verließ eilends die Festtafel.

Villefort hatte kaum den Speisesaal verlassen, als er auch sogleich eine gestrenge Amtsmiene aufzusetzen sich bemühte. Es gelang ihm dies heute nicht so leicht, da er sich froh und glücklich fühlte, wie es ein Mensch nur sein kann. Er hatte auch allen Grund dazu. So jung er noch war, bekleidete er bereits eine ansehnliche Stellung, und durch seine Verlobung mit der schönen Renée de Saint-Méran kam er in eine Familie, die bei Hofe zurzeit das größte Ansehen hatte. Dazu war Renée das einzige Kind ihrer Eltern und brachte ihm eine Mitgift von fünfzigtausend Franken in die Ehe. Sollte er da nicht guter Dinge sein?

Er traf vor der Tür den Polizeikommissar, der auf ihn wartete. Er trat zu ihm heran und sagte: »Es ist gut, daß Sie den Mann verhafteten. Wissen Sie bereits Näheres über dieses Komplott?«

»Von einem Komplott, mein Herr, weiß ich nichts. Alle Papiere, die man bei ihm fand, liegen versiegelt in Ihrem Bureau. Was den Verhafteten betrifft, so ist es ein gewisser Edmond Dantes, Kapitän des Handelsschiffes von Morrel & Sohn in Marseille.«

Auf dem Wege zum Justizpalast wurde Villefort von jemand angesprochen. Es war Herr Morrel.

»Ah, Herr von Villefortl« rief der redliche Mann, als er den Substituten erblickte. »Ich bin sehr erfreut, Ihnen hier zu begegnen. Man hat eben den seltsamsten und unerhörtesten Mißgriff getan und Edmond Dantes verhaftet, den Kapitän meines Schiffes.«

»Ich weiß es, mein Herr!« entgegnete Villefort. »Und ich gehe, um ihn zu verhören.«

»Ach, mein Herr,« fuhr Morrel, voller Angst und Sorge um seinen jungen Kapitän, dringend fort, »Sie kennen ihn nicht, den man beschuldigt; aber ich kenne ihn. Denken Sie sich den friedlichsten, rechtschaffensten Menschen, ich möchte fast sagen, den Mann, der bei der ganzen Handelsmarine seinen Platz am besten ausfüllt. Oh, Herr von Villefort, ich empfehle Ihnen den Mann aufrichtig und von ganzem Herzen.«

Wie man weiß, gehörte Villefort der Adelspartei der Stadt an und Morrel der bürgerlichen; der erste war Ultra-Royalist, der zweite des geheimen Bonapartismus verdächtig. Villefort blickte mit Geringschätzung auf Morrel und sprach zu ihm mit Kälte:

»Sie wissen, mein Herr, man kann friedlich sein im Privatleben, rechtschaffen im Handelsverkehr, geschickt in seinem Berufe und, politisch gesprochen, dennoch ein großer Verbrecher. Sie wissen das, Herr, nicht wahr? Im übrigen mögen Sie überzeugt sein, daß man Ihrem Schützling Gerechtigkeit widerfahren lassen wird.«

Damit grüßte er frostig und ließ den gütigen Mann auf der Straße stehen.

Der Vorraum des Justizpalastes war voll von Gendarmen und Polizeiagenten. Mitten unter ihnen stand regungslos der Gefangene.

Als Villefort eintrat, warf er einen scheelen Blick auf Dantes. Dann nahm er das Bündel Schriften in Empfang und sagte: »Man führe den Gefangenen vor!«

Als Dantes vor dem Richter stand, grüßte er höflich.

»Wer sind Sie? Wie ist Ihr Name?« fragte Villefort.

»Ich nenne mich Edmond Dantes, mein Herr,« antwortete der junge Mann mit einer ruhigen, klangvollen Stimme, »und bin Kapitän an Bord des Schiffes ›Pharaon‹ der Herren Morrel & Sohn.«

»Ihr Alter?« fragte Villefort weiter.

»Neunzehn Jahre«, entgegnete Dantes.

»Was haben Sie in dem Augenblick getan, als Sie verhaftet wurden?«

»Ich hielt mein eigenes Verlobungsmahl, mein Herr«, versetzte Dantes mit bewegter Stimme.

»Sie waren bei Ihrem Verlobungsmahl?« fragte der Substitut, unwillkürlich zitternd.

»Ja, mein Herr, ich stehe im Begriff, ein Mädchen zu heiraten, das ich seit drei Jahren liebe.«

Wie unempfindlich auch Villefort gewöhnlich war, so wurde er doch durch dieses Zusammentreffen der Umstände erschüttert.

»Man beschuldigt Sie stark übertriebener politischer Gesinnungen«, fuhr er nun fort.

»Was meine politischen Gesinnungen betrifft, mein Herr, so schäme ich mich beinahe, es zu sagen; ich habe nie das gehabt, was man solch eine Gesinnung nennt. Ich zähle kaum neunzehn Jahre, weiß nichts und bin nicht dazu bestimmt, irgendeine Rolle zu spielen; das wenige, was ich bin, habe ich Herrn Morrel zu verdanken. Sonach beschränken sich alle meine Gesinnungen einzig auf drei Empfindungen: ich liebe meinen Vater, ich achte Herrn Morrel und bete meine Mercedes an. Das ist alles, mein Herr, was ich dem Gericht sagen kann.«

Villefort grübelte vor sich hin.

»Haben Sie Feinde?« fragte er dann.

»Ich bin noch zu wenig, um Feinde zu haben«, äußerte Dantes bescheiden.

»Nun – oder Neider«, forschte Villefort. »Sie sind mit neunzehn Jahren zum Kapitän ernannt, ein schönes Mädchen hat Ihnen seine Neigung geschenkt, zwei Tatsachen, um die Sie wohl beneidet werden könnten.«

»Bisher habe ich nie an dergleichen gedacht; indessen, Sie mögen recht haben. Sollte ich die Neider aber unter meinen Freunden suchen müssen, wünschte ich sie lieber nicht zu kennen, um nicht genötigt zu sein, sie zu hassen.«

»Das ist töricht, mein Lieber. Wohl dem, der klar sieht. Ihnen wäre vielleicht all dies erspart geblieben, denn Sie scheinen mir wirklich ein Opfer von Neid und Mißgunst zu sein. Ich will Ihnen gern zur Aufklärung Ihrer Lage verhelfen. Sehen Sie einmal: kennen Sie diese Handschrift?«

Er reichte ihm den anonymen Anklagebrief hinüber.

Dantes las, und seine Stirn umdüsterte sich.

»Nein, mein Herr, ich kenne die Handschrift nicht. Sie ist verstellt, trotzdem sie Schwung hat.«

Villefort ging ein paarmal hin und her, dann wandte er sich an Dantes und sagte: »Jetzt antworten Sie mir mal ganz freimütig, nicht wie ein Angeklagter seinem Richter, sondern wie ein Mensch in einer schiefen Stellung einem andern Menschen antwortet, der ihm Teilnahme schenkt: Was ist Wahres an dieser anonymen Beschuldigung?«

»Alles und nichts, mein Herr! Das ist die reine Wahrheit, sie ist's bei meiner Seemannsehre, bei meiner Liebe zu Mercedes, bei dem Leben meines Vaters!«

»Sprechen Sie, Herr!« sagte Villefort.

»Wohlan! Als wir Neapel verließen, wurde Kapitän Leclerc von einer Gehirnentzündung befallen; als er den Tod herannahen fühlte, beschied er

mich zu sich und sagte: ›Mein lieber Dantes, schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, das zu tun, was ich Ihnen sagen werde, denn es ist von größter Wichtigkeit.‹ ›Ich schwöre es Ihnen, Kapitän!‹ war meine Antwort. ›Nun gut; da Ihnen als Vizekapitän nach meinem Tode das Schiffskommando gebührt, so übernehmen Sie dasselbe; Sie segeln nach der Insel Elba, landen in Porto-Ferrajo, fragen nach dem Großmarschall und überreichen ihm diesen Brief; vielleicht übergibt man Ihnen einen andern Brief und erteilt Ihnen irgendeinen Auftrag. Diese Sendung, Dantes, die mir zugedacht war, sollen Sie nun statt meiner übernehmen, und es wird Ihnen sodann alle Ehre zuteil werden.‹ ›Ich will es tun, Kapitän. Aber vielleicht kann man nicht so leicht, wie Sie glauben, zum Großmarschall gelangen.‹ ›Hier ist ein Ring, den Sie ihm zukommen lassen,‹ sagte der Kapitän, ›dieser wird alle Schwierigkeiten beseitigen.‹ Mit diesen Worten übergab er mir einen Ring; es war hohe Zeit, zwei Stunden darauf lag er im Delirium, am folgenden Tage war er tot.«

»Und was haben Sie getan?«

»Was ich tun mußte, mein Herr, und was an meiner Stelle jeder andre getan hätte. Die Bitten eines Sterbenden sind heilig; aber bei den Seeleuten sind die Bitten eines Vorgesetzten Befehle, die man erfüllen muß. Ich segelte also nach der Insel Elba, wo ich am folgenden Tage anlangte; ich gab der ganzen Mannschaft Befehl, auf dem Schiffe zu bleiben, und stieg allein ans Land. Wie ich es voraussah, machte man mir Schwierigkeiten, mich beim Großmarschall einzuführen; als ich ihm aber den Ring zuschickte, wurden mir alle Türen geöffnet. Er empfing mich, befragte mich um die letzten Lebensumstände des unglücklichen Kapitäns Leclerc und übergab mir einen Brief mit dem Auftrage, ihn persönlich nach Paris zu bringen. Ich versprach es ihm, denn dies hieß den letzten Willen meines Kapitäns vollziehen. Ich kehrte an Bord zurück, steuerte nach Marseille, wo ich gestern landete, und nachdem ich rasch alle Schiffsangelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, eilte ich zu meiner Braut. Morgen hatte ich die Absicht, nach Paris zu fahren.«

»Ja, ja,« murmelte Villefort, »das alles dünkt mich Wahrheit, und wenn Sie schuldig sind, so sind Sie es aus Unklugheit; ferner ward diese Unklugheit gesetzlich durch die Befehle Ihres Kapitäns. Übergeben Sie uns jenen Brief,

den man Ihnen auf der Insel Elba eingehändigt hat. Verbürgen Sie mir Ihr Ehrenwort, sich bei der ersten Vorladung zu stellen, und kehren Sie jetzt zu Ihren Freunden zurück.«

»Ich bin also frei, mein Herr?« rief Dantes voll Entzücken.

»Ja, nur geben Sie mir jenen Brief.«

»Er muß vor Ihnen liegen, mein Herr, denn man hat ihn mir mit meinen andern Papieren weggenommen, und ich erkenne einige davon in diesem Bündel.«

»Warten Sie,« sagte der Substitut zu Dantes, der schon seine Handschuhe und seinen Hut genommen hatte, »warten Sie, an wen war er adressiert?«

»An Herrn Noirtier, Rue Coq-Héron in Paris«, antwortete Dantes.

Als hätte ihn ein Blitz getroffen, sank Villefort auf seinen Stuhl zurück. Dann griff er mit zitternder Hand nach dem Brief.

»Mr. Noirtier, Rue Coq-Héron, Nummer 13?«

Stöhnend barg der Mann einen Augenblick sein Haupt in den Händen. Dann fragte er mit rauher Stimme: »Weiß noch jemand um den Brief?«

»Nein, Herr«, sagte Dantes verwundert.

»Und war dies der einzige Brief?«

»Ja. Herr.«

»Können Sie beides beschwören?«

»Ich beschwöre es.«

»Gut«, sagte der Richter mit Anstrengung. »Der Brief könnte für Sie sehr verhängnisvoll werden. Ich habe Interesse für Sie und möchte Ihnen helfen. Sehen Sie: ich vernichte den Brief, daß keine Spur von ihm bleibt.« Er war

zum Kamin gegangen und warf das Schriftstück in die lodernden Flammen. Dann sah er Dantes mit erloschenen Augen an.

»Dafür erwarte ich von Ihnen eine Art Gegenleistung ... zwar kann ich Sie im Augenblick doch noch nicht gehen lassen... ein anderer Beamter wird Sie noch einmal verhören. Sagen Sie alles, was Sie mir gesagt haben, aber kein Wort von dem Brief.«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Das ist recht so. Und nun noch ein wenig Geduld und den Kopf hoch.«

»Ich danke Ihnen, mein Herrl«

Villefort griff nach der Klingelschnur; der Kommissar trat ein. Der Richter flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Der Beamte nickte, dann wandte er sich an Dantes:

»Folgen Sie mir!«

Man hatte Dantes in ein ziemlich reinliches Zimmer geführt, allerdings mit Gittern und Riegeln versehen. Er suchte krampfhaft jedes Gefühl von Besorgnis zu unterdrücken und vergegenwärtigte sich immer aufs neue das wohlwollende Verhalten des Substituten, um daraus Mut und Hoffnung zu schöpfen. Die Tageshelle schwand, und Dantes befand sich im Dunkeln. Es verging Stunde um Stunde in Hangen und Bangen.

Endlich hörte er Schritte. Die Tür wurde geöffnet, und der Schein zweier Fackeln fiel ins Zimmer. Dantes sah vier Gendarmen mit Säbeln und Musketen.

»Kommt ihr, um mich zu holen?« fragte er.

»Ja«, erwiderte einer von den Leuten.

»Auf Befehl des Herrn Substituten des königlichen Prokurators?«

»Es wird wohl so sein.«

»Gut,« sagte Dantes, »ich bin bereit, euch zu folgen.« Der Glaube, daß man ihn auf Befehl des Herrn von Villefort hole, benahm dem unglücklichen Jüngling alle Furcht. Er schritt also vorwärts, ruhig im Geiste, frei im Gange, und stellte sich selbst mitten unter seine Begleitung. Ein Wagen hielt am Straßentor, der Kutscher saß auf dem Bock und neben ihm ein Gefreiter.

»Ist dieser Wagen für mich bestimmt?« fragte Dantes.

»Für Sie,« entgegnete einer der Gendarmen, »steigen Sie ein.«

Dantes wollte einige Bemerkungen machen, allein der Kutschenschlag ging auf, und er empfand, daß man ihn hineinschob.

Die Fenster des Fuhrwerks waren vergittert, doch Dantes vermochte zu erkennen, daß die Fahrt nach dem Kai ging. Der Wagen hielt. Ein Dutzend Soldaten eilten herbei und stellten sich auf. »Wie, meinetwegen solch ein militärisches Aufgebot?« fragte Dantes voller Staunen.

Der Gefreite öffnete den Wagenschlag und wies Dantes stumm den Weg zwischen zwei Reihen Bewachung, der zum Hafen führte.

Ehe er sich's versah, saß er, von den Gendarmen umringt, in einem Boot und wurde in die Nacht hinausgerudert.

Trotz seiner Abneigung, mit den Wächtern zu reden, konnte er nun doch nicht den Ausruf unterdrücken: »Mein Gott, wohin führt man mich denn?«

»Wenn Ihr nicht blind seid, schaut Euch doch um«, gab widerwillig einer von den Gendarmen zur Antwort.

Dantes suchte die Dunkelheit zu durchdringen, da sah er in einiger Entfernung aus steilen, schwarzen Felsen das schauerliche Schloß If aufragen. Der Anblick dieses unheimlichen Gebäudes wirkte auf Dantes so furchtbar, wie auf einen zum Tode Verurteilten der Anblick des Schafotts.

»Um des Himmels willen, was sollen wir da?« schrie er auf.

Der Gendarm lächelte.

Bei Dantes überstürzten sich Gedanken und Vermutungen.

»Führt man mich etwa dahin, um mich einzusperren? Das ist doch ein Staatsgefängnis für große politische Verbrecher. Ich habe kein Verbrechen begangen. Gibt es Untersuchungsrichter, Beamte im Schlosse If?«

»Wie ich vermute,« sagte der Gendarm, »gibt es dort einen Gouverneur, einen Kerkermeister, eine Garnison und gute Mauern. He, Freund!«

Die Gendarmen waren aufgesprungen und hielten Dantes gepackt, der sich in der Aufwallung grenzenloser Verzweiflung hatte ins Meer stürzen wollen.

Jetzt lag er auf dem Boden des Bootes, und ein Gendarm hatte ihm das Knie auf die Brust gesetzt:

»Noch eine Bewegung, und ich jage Euch eine Kugel durch den Kopf.«

Er richtete wirklich seinen Karabiner gegen Dantes, der die Mündung des Rohres wie einen eisigen Ring an der Schläfe verspürte.

Dantes hatte einen Augenblick lang wirklich den Gedanken, diese verpönte Bewegung zu machen und auf solche Art dem unerwarteten Unglück ein Ende zu bereiten; allein gerade weil dieses Unglück so unerwartet kam, meinte er, es sei nicht von Dauer. Jetzt wurde die Barke von einem heftigen Stoße erschüttert. Einer der Ruderknechte sprang auf den Felsen, ein Tau knarrte im Abrollen von einer Winde, und Dantes erkannte, daß man gelandet sei. Man packte ihn zugleich am Arme und Kragen, nötigte ihn, aufzustehen und vorwärts zu gehen.

Dantes leistete weiter keinen unnützen Widerstand, die Langsamkeit seines Ganges war viel mehr Erschlaffung als Widersetzlichkeit. Er war betäubt und wankte wie ein Betrunkener. Er sah aufs neue Soldaten kommen, die sich an der steilen Böschung aufstellten, er merkte Stufen, die ihn zwangen, seine Füße zu heben, und gewahrte, daß er unter ein Tor kam, das sich hinter ihm schloß – aber alles maschinenmäßig, wie im Nebel.

Einen Augenblick wurde in einem dunklen Hofe haltgemacht.

»Wo ist der Gefangene?« fragte eine Stimme.

»Hier«, antworteten die Gendarmen.

»Er folge mir; ich werde ihn in seine Zelle führen.«

»Vorwärts!« riefen die Gendarmen und gaben Dantes einen Stoß.

Der Gefangene folgte seinem Führer, der ihn in ein unterirdisches Gemach geleitete, dessen nackte und feuchte Mauern von Tränendunst geschwängert zu sein schienen. Eine Art Lampe, die auf einem Schemel stand und deren Docht in einem stinkenden Fett schwamm, erleuchtete die Wände dieses schauerlichen Aufenthaltes und zeigte Dantes seinen Führer, der, schlecht gekleidet, gemein aussah und ein untergeordneter Gefängniswärter zu sein schien.

»Sie bleiben hier für diese Nacht«, sagte er. »Es ist schon spät und der Herr Gouverneur bereits zu Bett. Wenn er morgen Ihre Papiere durchgesehen hat, wird er vielleicht Ihre Wohnung ändern. Hier ist Brot und Wasser und dort im Winkel Stroh. Gute Nacht!«.

Ehe Dantes noch den Mund auftun konnte, hatte der Wächter die Lampe genommen und die Tür von außen verriegelt.

So stand der Unglückliche allein in der Finsternis und in einer Stille, die so stumm und schauerlich war wie diese Gewölbe, die eine eisige Kälte auf seine glühende Stirn herabwehten.

Als die ersten Strahlen des Tages diese Höhle ein wenig erhellt hatten, kehrte der Gefangenwärter mit dem Befehl zurück, daß der Eingekerkerte da zu verbleiben habe, wo er eben war. Dantes war gar nicht von seinem Platz gewichen, eine eiserne Hand schien ihn an eben diese Stelle geheftet zu haben, wo er tags zuvor gestanden hatte. So hatte er die ganze Nacht stehend zugebracht, ohne einen Augenblick zu schlafen.

Der Gefängniswächter näherte sich und ging um ihn herum; aber Dantes schien ihn nicht zu sehen. Er klopfte ihm auf die Schulter, Dantes erbebte und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie denn nicht geschlafen?« fragte der Gefängniswächter.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Dantes.

Der Wächter blickte ihn mit Verwunderung an.

»Haben Sie keinen Hunger?« fuhr er fort.

»Ich weiß nicht«, entgegnete Dantes wieder.

»Wünschen Sie etwas?«

»Ich wünsche den Gouverneur zu sehen.«

Der Gefängniswächter zuckte die Achseln und ging fort; Dantes folgte ihm mit den Augen und streckte seine Hände gegen die halb geöffnete Tür aus; aber die Tür schloß sich. Dann schien seine Brust ein Schluchzen zu zerreißen. Die Tränen, die seine Augenlider aufschwellten, rieselten wie Bäche; er schlug mit der Stirn gegen die Erde, betete lange Zeit, durchging in seinem Geiste sein ganzes verflossenes Leben und befragte sich, was er, noch so jung, für ein Verbrechen begangen habe, das eine so grausame Strafe verdiente? So verlief der Tag; er aß kaum einige Bissen Brot, trank kaum einige Tropfen Wasser. Bald saß er in Gedanken verloren, bald kreiste er wie ein wildes Tier in seinem Käfig.

Am nächsten Morgen trat der Kerkermeister zur selben Stunde wieder ein.

»He,« sagte er, »sind Sie heute vernünftiger als gestern?«

Dantes antwortete nicht.

»Wenn Sie irgendeinen Wunsch haben, sagen Sie es doch.«

»Ich wünsche mit dem Gouverneur zu sprechen.«

»Ich sagte Ihnen schon gestern, daß das unmöglich ist.«

»Warum ist es unmöglich?«

»Weil es nach den Vorschriften einem Gefangenen nicht erlaubt ist, darum zu bitten.«

»Was ist denn hier erlaubt?« fragte Dantes.

»Eine bessere Kost, wenn man bezahlt, ein Spaziergang und zuweilen Bücher.«

»Ich brauche keine Bücher, habe nicht Lust, spazieren zu gehen, und finde meine Kost gut; ich will nur eins: den Gouverneur sehen.«

»Wenn Sie mich mit Ihrem Eigensinn quälen,« sagte der Gefängniswächter, »werde ich Ihnen nichts mehr zu essen bringen.«

»Auch gut,« versetzte Dantes, »wenn du mir nichts mehr zu essen bringst, werde ich verhungern.«

Der Ton, mit dem Dantes diese Worte aussprach, bewies dem Gefängniswächter, daß sein Gefangener glücklich wäre, wenn er sterben könnte. Da jeder Gefangene seinem Wärter täglich ungefähr zehn Sous einträgt, so berechnete er den Verlust, der ihm aus Dantes Tod erwüchse, und fuhr deshalb mit sanfterer Stimme fort:

»Was Sie verlangen, ist ganz unmöglich; der Gouverneur begibt sich niemals zu den Gefangenen. Seien Sie also vernünftig. Man wird Ihnen den Spaziergang gestatten, und so kann es eines Tages geschehen, daß der Gouverneur vorüberkommt. Dann mögen Sie ihn fragen. Ob er Ihnen antworten will, hängt von ihm ab.«

»Wie lange aber kann ich warten,« fragte Dantes, »bis sich dieser Zufall fügt?«

»Mein Gott,« entgegnete der Schließer, »einen Monat, drei Monate, sechs Monate, vielleicht ein Jahr.«

»Das ist zu lange,« sagte Dantes, »ich muß ihn sofort sehen.«

»Ach,« sprach der Gefangenwärter, »verrennen Sie sich nicht in diesen unmöglichen Wunsch, sonst sind Sie vor vierzehn Tagen noch ein Narr.«

»He, du glaubst das?« rief Dantes.

»Ja, auf solche Weise fängt die Narrheit immer an. Wir haben hier ein Beispiel: ein Abbé, der dem Gouverneur ohne Unterlaß eine Million anbot, wenn man ihn in Freiheit setzte.«

»Seit wann hat er dieses Zimmer verlassen?«

»Vor zwei Jahren.«

»Hat man ihn in Freiheit gesetzt?«

»Nein, man brachte ihn in einen Kerker.«

»Höre,« sprach Dantes, »ich bin kein Abbé, ich bin kein Narr, vielleicht werde ich's, aber unglücklicherweise bin ich noch bei Sinnen; ich mache dir einen andern Vorschlag.«

»Welchen?«

»Ich biete dir keine Million, denn ich könnte sie dir nicht geben, aber ich biete dir hundert Taler, wenn du zu den Katalanern gehst und einem jungen Mädchen namens Mercedes nicht etwa einen Brief, sondern nur zwei Zeilen einhändigen willst.«

»Wenn ich diese zwei Zeilen überbrächte und würde entdeckt, so verlöre ich meinen Platz, der jährlich tausend Livres einträgt, ohne die Nebenvorteile und die Kost zu rechnen. Sie sehen also, daß ich ein großer Tor wäre, wenn ich es täte.«

»Wohlan,« versetzte Dantes, »höre und merke es gut: Wenn du dich weigerst, den Gouverneur zu benachrichtigen, daß ich ihn zu sprechen wünsche, wenn du dich weigerst, zwei Zeilen zu Mercedes zu tragen oder ihr mindestens zu melden, daß ich hier bin, so erwarte ich dich eines Tages hinter meiner Tür und will dir in dem Augenblick, wo du eintrittst, mit diesem Schemel den Kopf zerschmettern.«

»Das sind Drohungen!« rief der Schließer, indem er einen Schritt zurückwich. »Es wirbelt offenbar schon in Ihrem Kopfe; der Abbé hat

ebenso angefangen wie Sie. Glücklicherweise gibt es in If noch Kerker.«

Dantes nahm den Schemel und schwenkte ihn wild.

»Gut, gut,« sprach der Gefangenwärter, »ich werde es dem Gouverneur melden.« Er ging fort und kehrte ein Weilchen darauf mit vier Soldaten und einem Korporal zurück.

»Auf Befehl des Gouverneurs,« sprach er, »führt den Gefangenen um ein Stockwert tiefer hinab.«

»Also in den Kerker?« fragte der Korporal.

»Ja, in den Kerker, man muß die Narren zu den Narren sperren.«

Die vier Soldaten ergriffen Dantes, der in eine Art Stumpfsinn verfiel und ihnen ohne Widerstand folgte. Man ließ ihn fünfzehn Stufen hinabsteigen und öffnete die Tür eines Kerkers, wo er eintrat und die Worte murmelte: »Er hat recht, man muß die Narren zu den Narren sperren!«

Als Villefort wieder zu seinen Schwiegereltern zurückkehrte, fand er die Gäste, die er bei Tisch verlassen hatte, im Salon, den Kaffee nehmend. Renée erwartete ihn mit einer Ungeduld, die sich der ganzen Gesellschaft mitteilte. Man empfing ihn nun mit einem Jubelruf.

»Gnädigste Marquise,« sprach Villefort, sich seiner künftigen Schwiegermutter nähernd, »ich bitte um Entschuldigung, wenn ich genötigt bin, Sie zu verlassen. – Herr Marquis, könnte ich die Ehre haben, mit Ihnen ein paar Worte allein zu sprechen?«

»Hm. die Sache ist also wirklich von Bedeutung?« fragte die Marquise, indem sie die Wolke wahrnahm, die Villeforts Stirn verdunkelte.

»Ja, so bedeutsam, daß ich mich auf einige Tage von Ihnen beurlauben muß.«

»Sie ersuchten mich auf einen Augenblick um eine Unterredung?« fagte der Marquis.

»Ja, gehen wir in Ihr Kabinett, wenn es Ihnen gefällig ist.« Der Marquis faßte Villefort am Arm und ging mit ihm fort.

Als sie allein waren, bat Villefort seinen Schwiegervater, ihm ein Schreiben mit auf den Weg zu geben, das ihm bei Hofe Tür und Tor öffne; er habe Sr. Majestät eine äußerst wichtige Mitteilung zu überbringen. Der greise Marquis erfüllte seinen Wunsch und übergab ihm bald einen Brief von Herrn de Salvieur an den Grafen von Blacas.

Villefort nahm darauf Abschied von seiner reizenden Braut und fuhr mit der Post auf der Straße von Aix davon.

Wenige Tage spater hatte er – durch Vermittlung des Grafen Blacas – die Ehre, Ludwig XVIII. gegenüberzustehen und seinen Bericht zu erstatten.

Er stieß zunächst nur einige Worte hervor: »Sire, der Usurpator Bonaparte hat drei Schiffe ausgerüstet und sinnt auf neue Schrecken, die den Thron Ew. Majestät bedrohen!«

Der König bewahrte seine Fassung, doch die Minister erblaßten, und das Gesicht des Polizeiministers zeigte die höchste Bestürzung. »Das kann nur ein Irrtum sein«, meinte er. Doch Villefort bewies durch das, was er wußte, wie ernst die Sache sei. Napoleon habe bereits Elba verlassen und werde demnächst in Neapel, an den Küsten Toskanas oder in Frankreich selbst zu landen versuchen.

Kaum hatte er das gesagt, als ein Sonderbericht an den Kriegsminister eintraf: Bonaparte sei am 1. März bereits in Frankreich gelandet.

Unheimliches Schweigen herrschte im Raum, dann erhob der König seine Stimme:

»Wohlan! So heißt's mit dem Kriegsminister verhandeln.« Doch als die anderen Minister sich zurückziehen wollten, rief er ihnen zu: »Halt, meine Herren? Was haben Sie Neues über die Affäre in der Rue St. Jaques erfahren? Es besteht kein Zweifel, daß der Tod des Generals Epinan mit dem großen Komplott zusammenhängt.«

»Sire,« begann der Polizeiminister, »Ew. Majestät durchschauen die Sache vollkommen; alles weist darauf hin, daß es sich nicht um einen Selbstmord handelt, sondern daß der General ermordet wurde. Ein unbekannter Mann hat ihn frühmorgens aufgesucht und ihn zu einer Besprechung in der Rue St. Jaques geladen.«

Villefort wurde bei diesen Worten bald blaß, bald rot.

»Was war das für ein Mann?« fragte der König weiter.

»Ein dunkelhaariger Fünfziger mit auffallend starken Brauen und Bart. Er trug einen blauen, zugeknöpften Überrock und im Knopfloch die Rosette eines Offiziers der Ehrenlegion.«

»Schafft mir diesen Mann, diesen Meuchelmörder, der uns im Augenblick des besten Generals beraubt hat. Ob er Bonapartist ist oder nicht, ich will, daß er mit aller Strenge bestraft wird«, rief der König voller Zorn.

Villefort stützte sich auf einen Stuhl, denn er fühlte den Boden unter den Füßen wanken.

»Sie fühlen sich von der Reise angegriffen, lieber Baron«, wandte sich der König an Villefort. »Eilen Sie, zu Ihrem Vater zu kommen.«

Ew. Majestät irren; ich habe nicht die Absicht, meinen Vater aufzusuchen, und wohne im Hotel de Madrid.«

»Ah, ich vergaß«, lächelte der König wohlwollend. »Politische Meinungsverschiedenheiten ... so, so. Nun, was Sie heute für Ihren König getan, ist ein Beweis für Ihre Ergebenheit.«

»Die Güte Ew. Majestät ist mir höchster Lohn.«

»Empfangen Sie zunächst dies Kreuz.« Damit nahm der König das Kreuz der Ehrenlegion, das er selbst neben dem Kreuz des heiligen Ludwig auf seinem Rocke trug, ab und reichte es Villefort. »Und sollte ich jemals Ihrer vergessen – das Gedächtnis der Könige ist kurz –, so scheuen Sie sich nicht, sich wieder in Erinnerung zu bringen.«

Villefort kehrte wie im Taumel nach seinem Hotel zurück. Er war gerade dabei, sich ein Frühstück servieren zu lassen, als er nebenan eine bekannte Stimme zu seinem Diener sagen hörte: »Ist das in Marseille etwa Sitte, daß Söhne ihre Väter im Vorzimmer warten lassen?«

Gleich darauf trat ein schwarzbärtiger Herr ins Zimmer, indes Baron Villefort noch immer mit seinem Erstaunen rang: also sein Vater – der Bonapartist – Herr Noirtier, dessen Namen er, um seiner ehrgeizigen Pläne willen, längst abgelegt hatte.

»Vater!« rief Villefort und gab dem verdutzt dreinschauenden Bedienten einen Wink, zu verschwinden,

Herr Noirtier trat zu ihm heran: »Wie kommt's, mein lieber Gerard, daß du trotz deiner Verlobungsfeier, die am 28. Februar stattfand, heut am 4. März in Paris bist?«

»Um Ihretwillen, Vater, um Sie zu retten.«

»Ach, wie hübsch!« sagte Herr Noirtier und streckte sich bequem im Sessel aus.

»Mein Vater, was ist's mit dem Klub in der Rue ...«

»St. Jaques Nr. 53. Ich bin dort Vizepräsident.«

»Vater – man hat den General dort hingelockt; drei Tage später wurde er ermordet aufgefunden.«

»Laß dir erzählen, wie sich's verhielt. Wir glaubten, General Epinan zähle zu den Unsrigen. So luden wir ihn denn ein und machten ihn mit unsern Plänen bekannt. Er hörte sich alles ruhig an und sagte zum Schluß, er sei Royalisit. Darauf ließen wir ihn frei nach Hause gehen.«

»Vater – man hat mir eine genaue Beschreibung der Persönlichkeit gegeben, die in Verdacht kommt...«

»Und diese Persönlichkeit hat verteufelte Ähnlichkeit mit... hahaha!« Herr Noirtier schlug sich lachend aufs Knie.

»Mein Vater, Sie zählen auf die Rückkehr des Usurpators?«

»Das tue ich.«

»O Vater, er kommt nicht zehn Meilen nach Frankreich hinein; er wird umlauert und gefangen werden wie ein wildes Tier.«

»Mein lieber Sohn, der Kaiser ist in diesem Augenblick auf dem Wege nach Grenoble. Den 10. oder 12. wird er in Lyon, den 20. oder 25. in Paris sein.«

»Das Volk wird sich erheben.«

»Um ihm entgegenzukommen.«

»Er hat nur einige Mann im Gefolge, und man wird ihn mit Armeen empfangen.«

»Sie werden ihm als Eskorte dienen bei seinem Einzug in Paris.«

»Grenoble und Lyon sind getreue Städte, und sie werden ihm eine unzerbrechliche Schranke entgegensetzen.«

»Grenoble wird ihm mit Begeisterung seine Tore öffnen, ganz Lyon wird ihm entgegengehen. Glaube mir, wir sind ebenso gut unterrichtet wie ihr, und unsere Polizei ist mehr wert als die eurige. Willst du einen Beweis? Sieh, du wolltest mir deine Reise verheimlichen, und doch habe ich deine Ankunft schon eine halbe Stunde darauf gewußt, nachdem du durch die Barrieren gefahren warst. Du hast deine Aresse niemandem gegeben als deinem Postillion, he, und ich wußte sie doch.«

Herr von Villefort nickte, immer noch den Vater mit Furcht und Staunen betrachtend.

Noirtier erhob sich plötzlich: »Ja, es wird Zeit sein, daß ich ein wenig Toilette mache.«

Er sah sich um, legte Oberrock und Halsbinde von sich, nahm ein Rasiermesser, seifte sich das Gesicht ein und befreite es mit sicherer Hand von dem Bart, der ihn bei der Polizei als ein so kostbares Dokument gefährdete. Dann gab er seinen Haaren eine andere Frisur, nahm statt der schwarzen Krawatte eine farbige Binde, die sich oben auf einem offenen Koffer vorfand, zog anstatt seines blauen, beknöpften Oberrocks einen

Rock Villeforts von kastanienbrauner Farbe und weitem Schnitte an, versuchte vor dem Spiegel den Hut des jungen Mannes, zeigte sich mit der Art, wie er ihm stand, ganz zufrieden, stellte seinen Rohrstock in den Winkel des Kamins und ließ mit seiner kräftigen Hand ein kleines Bambusstöckchen durch die Luft pfeifen, mit dem der elegante Substitut seinem Gange jene anmutige Geschmeidigkeit gab, die eine seiner vorzüglichsten Eigenschaften war.

»Nun,« wandte Herr Noirtier sich an seinen Sohn, »glaubst du, daß eure findige Polizei mich jetzt wiedererkennt?«

»Nein, mein Vater,« stammelte Villefort, »wenigstens hoffe ich es!«

»So träfe es denn diesmal wirklich zu, daß du gekommen bist, mir das Leben zu retten. Doch nur Geduld: ich revanchiere mich bald. So werden wir uns vielleicht noch oftmals gegenseitig unterstützen können, je nachdem die politische Schaukel auf und nieder geht.«

Kaum war Herr Noirtier gegangen, als Villefort bleich und aufgeregt ans Fenster eilte, um zu sehen, wie sein Vater ruhig und sorglos an zwei oder drei Leuten vorüberging, die an den Straßenecken lauerten, um sicherlich den Mann mit dem schwarzen Bart, dem blauen Rock und so weiter abzufangen.

Dann stürzte er sich auf die zurückgelassenen Sachen, versteckte sie tief auf dem Boden des Koffers und trat sofort die Rückreise nach Marseille an.

Herr von Noirtier war ein guter Prophet, die Angelegenheiten nahmen einen raschen Gang, wie er es gesagt hatte. Jedermann kennt die seltsame und wunderbare Zurückkunft von der Insel Elba, die in der Vergangenheit ohne Beispiel ist und für die Zukunft wahrscheinlich ohne Nachahmung bleiben wird. Ludwig XVIII. machte nur schwache Versuche, um diesen harten Schlag von sich abzuwenden; sein geringes Vertrauen zu den Menschen raubte ihm auch das Vertrauen zu den Ereignissen. Das Königtum zitterte auf der unsicheren Grundlage, und eine einzige Bewegung des Kaisers bewirkte den Einsturz dieses Gebäudes, das nichts als ein Durcheinander von alten Vorurteilen und neuen Ideen war. Villefort hatte also von seinem König einen Dank, der für den Augenblick nicht bloß nutzlos, sondern

sogar gefährlich war, und er war so klug, jenes Offizierskreuz der Ehrenlegion niemandem zu zeigen, obwohl ihm Herr von Blacas sorgfältig das Diplom ausfertigen ließ, wie es ihn der König geheißen hatte. Napoleon hätte Villefort ohne Noirtiers Schutz gewiß abgesetzt. Sonach hat der Girondist von 1793 und der Senator von 1806 denjenigen beschützt, der vorher ihn beschützt hatte. Die ganze Macht Villeforts hat sich also während dieser kurzen Berufung des Kaiserreichs, von dem sich übrigens gar leicht der zweite Sturz voraussehen ließ, darauf beschränkt, das Geheimnis zu unterdrücken, das Dantes hätte preisgeben können.

Kaum war indes die Kaisergewalt wieder hergestellt, das heißt, kaum bewohnte der Kaiser wieder die Tuilerien, die Ludwig XVIII. eben verlassen hatte, als Marseille der Stellung seiner Beamten ungeachtet zu fühlen anfing, daß sich die Brände des Bürgerkrieges, die im Süden nur schlecht erloschen waren, wieder aufs neue entzündeten. Es hat wenig gefehlt, so wären die Repressalien noch über einige Katzenmusiken gegangen, womit man die in ihren Häusern eingeschlossenen Royalisten belagerte, und noch über die öffentlichen Beschimpfungen, womit man diejenigen verfolgte, die den Mut hatten, auszugehen. Der würdige Reeder, Herr Morrel, stand nun auch mit seinen Anschauungen in einem anderen Lichte und konnte es unter diesen Umständen getrost wagen, zu Dantes' Gunsten sein Wort zu erheben.

Villefort, der sich trotz des Sturzes seiner Vorgesetzten gehalten hatte, schob seine Heirat zunächst für eine günstigere Zeit hinaus. Wenn sich der Kaiser auf dem Throne behauptete, so bedurfte Gerard einer anderen Verbindung, für die sein Vater gesorgt hätte. Brächte eine zweite Restauration Ludwig XVIII. wieder nach Frankreich zurück, so vergrößerte sich der Einfluß des Herrn von Saint-Méran ebenso wie der seinige, und so würde die beabsichtigte Verbindung wünschenswerter als je werden. Der Substitut des königlichen Prokurators war also gegenwärtig der erste Beamte von Marseille, als sich eines Morgens die Tür öffnete und Herr Morrel gemeldet wurde.

Herr Morrel war der Meinung, Villefort niedergeschlagen zu finden; er fand ihn so, wie er ihn vor sechs Wochen gesehen hatte, das heißt: ruhig, fest und voll jener kalten Höflichkeit, die als unübersteigliche Schranke den höhern

Menschen von dem geringeren scheidet. Er tat außerdem so, als könne er sich nur schwer auf den Reeder besinnen.

»Herr Morrel, wenn ich nicht irre.«

»Ja, mein Herr«, entgegnete der Reeder.

»Treten Sie näher«, fuhr der Beamte fort. »Was verschafft mir die Ehre?«

»Mein Herr!« sagte der Reeder, der allmählich mehr Sicherheit gewann und Halt fand in der Gerechtigkeit seiner Sache wie in der Parteilosigkeit seiner Stellung. »Sie erinnern sich wohl, daß ich einige Tage vorher, als die Landung Seiner Majestät bekannt wurde, zu Ihnen kam und um Nachsicht bat für einen unglücklichen jungen Seemann, den Kapitän an Bord meiner Brigg. Man hat ihn beschuldigt, daß er in Verbindung mit der Insel Elba stehe; diese Verbindungen, die damals ein Verbrechen waren, gelten jetzt als ein Verdienst. Sie dienten dem König Ludwig XVIII. und schonten seiner nicht, mein Herr, es war Ihre Amtspflicht, heute dienen Sie Napoleon und müssen ihn beschützen, das ist abermals Ihre Amtspflicht. Ich komme nun, zu fragen, was aus ihm geworden ist.«

Villefort nahm sich zusammen und entgegnete:

»Wie heißt der Mann? Seien Sie so gut, mir seinen Namen zu nennen.«

»Edmond Dantes.«

Villefort schlug ein dickes Register auf, das in einer Lade lag, und suchte darin.

»Sind Sie ganz gewiß, mein Herr, daß Sie sich nicht irren?«

»Nein, mein Herr, ich irre mich nicht,« sprach Morrel, »außerdem kenne ich den Jungen schon seit zehn und beschäftige ihn seit vier Jahren.«

»Halt, hier ist's! Ja... er war Seemann, wollte eine Katalanerin heiraten ... Ja, ja, ich erinnere mich; die Sache war schwierig und ernst.«

»Wie das?«

»Er kam ins Gefängnis des Justizpalastes.«

»Ja. und dann?«

»Dann machte ich meinen Bericht nach Paris und schickte die bei ihm vorgefundenen Papiere dahin; es war meine Amtspflicht, und acht Tage nach seiner Verhaftung wurde der Gefangene weggeführt.«

»Weggeführt?« rief Morrel. »Was kann man mit dem armen Jungen getan haben?«

»Oh, beruhigen Sie sich, man wird ihn nach Fenestrelles, nach Pignerol oder auf die Sankt-Margareten-Inseln gebracht haben, was man in der Amtssprache: in die Ferne schicken nennt, und an einem schönen Morgen werden Sie ihn zurückkommen und sein Schiffskommando übernehmen sehen.«

»Was das betrifft, so wird mein Haus ihm immer offenstehen. Warum ist er aber nicht schon gekommen? Mich dünkt, die erste Sorge der Kaiserregierung hätte es sein sollen, diejenigen freizulassen, die der royalistischen Justiz zum Opfer fielen.«

»Urteilen Sie nicht zu hart, Herr Morrell« entgegnete Villefort. »Man muß in allen Dingen gesetzlich zu Werke gehen. Der Befehl zur Einkerkerung kam von oben, es muß also auch von oben der Befehl zur Freilassung kommen. Nun sind es aber kaum vierzehn Tage, daß Napoleon zurückkehrte, und so kann auch der Begnadigungsbrief noch nicht ausgefertigt sein.«

»Herr von Villefort,« sagte Morrel, »was kann ich tun, um die Rückkehr des armen Dantes zu beschleunigen?«

»Verfassen Sie eine Bittschrift an den Justizminister.«

»Ach, mein Herr, Sie wissen recht gut, was Bittschriften zu bedeuten haben; der Minister erhält täglich zweihundert und liest davon nicht vier.«

»Ja,« erwiderte Villefort, »er wird aber eine Bittschrift lesen, die von mir abgeschickt, erörtert und unmittelbar adressiert sein wird.«

»Wie schreibt man an den Minister?«

»Setzen Sie sich, Herr Morrell« sagte Villefort. »Ich werde Ihnen diktieren. Verlieren wir keine Zeit, wir haben ohnedies schon zuviel verloren.«

Villefort schauderte bei dem Gedanken, wie ihm der Gefangene in der Stille und Dunkelheit fluchen möge, er war aber schon zu weit gegangen, um zurückweichen zu können. So diktierte er nun ein Bittgesuch, in dem er den Patriotismus des Dantes und seine der bonapartistischen Sache geleisteten Dienste mit Übertreibung schilderte. Nach dieser Bittschrift wäre Dantes einer der tätigsten Agenten für Napoleons Rückkehr gewesen. Es war wohl anzunehmen, daß sie nicht ohne Wirkung bleiben würde. Villefort überlas sie mit lauter Stimme.

»So ist's recht,« sprach er, »und nun bauen Sie auf mich.«

»Wird das Gesuch bald abgehen, mein Herr?«

»Heute noch!«

»Von Ihnen befürwortet?«

»Ich will tun, mein Herr, was ich vermag, und alles das bekräftigen, was Sie darin sagen.«

Villefort setzte sich gleichfalls nieder und schrieb an einer Ecke der Bittschrift sein Zertifikat.

»Und was soll ich beginnen, mein Herr?« fragte Morrel.

»Warten«, entgegnete Villefort. »Ich bürge für alles.«

Diese Zusicherung erweckte in Morrel Hoffnung; er war über den Substituten des königlichen Prokurators entzückt, als er ihn verließ, und kündigte sogleich dem alten Vater Dantes' an, er werde seinen Sohn bald wiedersehen. Statt daß aber Villefort diese Bittschrift nach Paris schickte,

verwahrte er sie sorgfältig, denn während sie Dantes für die Gegenwart retten konnte, gefährdete sie ihn furchtbar für die Zukunft bei Eintreffen eines Ereignisses, das sich bereits voraussehen ließ: nämlich eine zweite Restauration. Dantes blieb also gefangen, verloren in der Tiefe seines Kerkers; er hörte nichts von dem Sturz des Thrones Ludwigs XVIII., nichts von dem furchtbaren Zusammenkrachen des Kaiserreichs.

Allein Villefort beobachtete alles mit einem wachsamen Auge, hörte alles mit einem aufmerksamen Ohr. Während dieses kurzen kaiserlichen Auftrittes, den man die hundert Tage nennt, war Morrel zweimal zu Villefort gekommen und drang auf Dantes' Freilassung, allein dieser beschwichtigte ihn jedesmal mit Versprechungen und Hoffnungen. Endlich kam es zur Schlacht bei Waterloo. Herr Morrel zeigte sich nicht wieder bei Villefort. Der Reeder hatte für seinen jungen Freund alles getan, was menschlicherweise für ihn zu tun möglich gewesen. Neue Versuche unter dieser zweiten Restauration machen, hieß sich selbst in Gefahr setzen. Ludwig XVIII. bestieg abermals den Thron. Villefort, dem Marseille voll von Erinnerungen war, die ihm zu Gewissensbissen wurden, bewarb sich um die erledigte Stelle eines königlichen Prokurators in Toulouse und erhielt sie auch. Vierzehn Tage nach seiner Installierung heiratete er Fräulein Renée von Saint-Méran, deren Vater jetzt bei Hofe noch besser angeschrieben war als vorher. Somit war Dantes während der hundert Tage und nach der Schlacht bei Waterloo im Kerker geblieben; vergessen von den Menschen, wenn auch nicht von Gott.

Danglars, der nicht einen Augenblick seine Ruhe verloren hatte, befiel bei Napoleons Wiederkehr namenlose Furcht. Wenn jetzt Dantes auftauchen sollte, so konnte er dessen Rache sicher sein. So beschloß er denn, den Seedienst aufzugeben, und ließ sich durch Herrn Morrel an einen spanischen Handelsmann empfehlen, bei dem er gegen Ende März als Kommis eintrat, etwa zehn oder zwölf Tage nach Napoleons Rückkehr in die Tuilerien. Anders Fernand: Dantes war abwesend, das war ihm genug. Was aus dem Unglücklichen geworden, begehrte er nicht zu erfahren.

Während dieser so bewegten und traurigen Ereignisse verkündete das Kaiserreich den letzten Heerbann, und alle waffenfähigen Männer folgten dem Ruf des Herrschers. Fernand ging mit den andern; er verließ seine

Hütte und Mercedes, gefoltert von dem finstern Gedanken, daß mittlerweile sein Nebenbuhler zurückkommen und die Geliebte heiraten werde. Die treue Ergebenheit, die er dem unglücklichen Mädchen bewies, rührte schließlich ihr Herz. In den ersten Wochen, da Mercedes halb sinnlos vor Jammer und Schmerz von einem zum andern geeilt war, um Hilfe und Beistand zur Befreiung Dantes anzuflehen, war er nicht von ihrer Seite gewichen und hatte mit doppelter Treue zu ihr gehalten, je mehr man der Braut des »politischen Verbrechers« mit eisiger Kälte und Mißtrauen begegnete.

Nur Herr Morrel blieb ihr stets derselbe liebevolle Beschützer, und mit dem Vater Edmonds verband sie das gleiche namenlose Leid. Der beklagenswerte Greis vermochte es nicht lange zu ertragen: fünf Monate nach der Trennung von seinem Sohn hauchte er sein Leben in Mercedes' Armen aus. Herr Morrel bestritt alle Kosten der Beerdigung und bezahlte auch die armseligen kleinen Schulden, die der Greis während seiner Krankheit gemacht hatte. Es war dies mehr als bloße Wohltätigkeit, es gehörte Mut dazu, um so zu handeln; der Süden stand in Flammen, und es war ein Verbrechen, dem Vater eines so gefährlichen Bonapartisten, wie Dantes war, selbst noch auf dem Sterbebett Beistand zu leisten.

Die arme Mercedes aber wurde einsamer von Tag zu Tag, und sie gewöhnte sich daran, ihr Leid vor fremden Augen zu verschließen, so sehr es auch zum Himmel schrie. Sie wäre aber nicht der vornehme Charakter gewesen, der sie war, wenn sie Fernands zarte, stille Fürsorge nicht dankbar empfunden hätte.

Als er nun Abschied nahm, um in den Krieg zu ziehen, sagte sie weinend zu ihm: »Mein Bruder, mein einziger Freund, Gott gebe, daß ich nicht auch Sie noch verlöre!«

Diese Worte ließen bei Fernand die Hoffnung wieder neu aufflammen, daß er fast mit einem Glücksgefühl an Caderousses Seite ins Feld hinauszog.

Dantes machte alle Stadien der Verzweiflung durch, in die ein Mensch, der auf so furchtbare Art seiner Freiheit beraubt wird, verfallen muß.

Zuerst hielt ihn sein Stolz aufrecht, das Bewußtsein der völligen Schuldlosigkeit. Er klammerte sich krampfhaft an die Hoffnung und wartete Stunden, Tage Wochen, Monate in heißem Ringen. Raserei und Wutanfälle wechselten mit innigster Gottergebenheit. Dann begann er an seinem Verstande zu zweifeln und ersehnte den Tod. Standhaft verweigerte er alle Nahrung und lag nun bereits erschöpft im halben Dämmerzustand auf seinem harten Lager, der Erlösung harrend.

Plötzlich hörte er ein merkwürdiges Geräusch in der Wand, an der sein Bett stand. Eine unsinnige Freude überfiel den Kranken, in dem alle Lebensgeister aufs neue erwachten. Er hob den Kopf, um besser horchen zu können. Da er fühlte, wie schwach er bereits war, nahm er gierig einige Bissen zu sich.

Er hatte sich nicht getäuscht: es klang wie das Kratzen einer ungeheuren Klaue, wie ein Scharren mit einem breiten Instrument.

Edmond schlug das Herz bis zum Halse. »Ha,« frohlockte er, »ich will Antwort geben. Ist's ein Arbeiter, so wird er ein Weilchen aufhorchen, weshalb und woher die Klopfzeichen kommen. Ist's ein Gefangener, so wird er erschrecken und vielleicht erst des Abends wieder beginnen.«

Vorsichtig nahm er einen durch die Feuchtigkeit losgelösten Stein aus der Mauer und schlug damit dreimal gegen die Wand, an der das Geräusch am vernehmbarsten gewesen. Wie auf ein Zauberwort verstummte das Geräusch.

»Das ist ein Gefangener?« jauchzte Edmond in unaussprechlicher Freude. Er brachte die Nacht schlaflos zu, doch es erfolgte nichts weiter. Drei Tage hindurch blieb alles still, dann ließ sich von neuem ein kaum merkliches Gerausch vernehmen.

Diesmal war's kein Scharren; der Gefangene mochte sich wohl aus Furcht vor Entdeckung eines anderen Instrumentes bedienen. Wie gern würde er ihm zu Hilfe kommen! Aber auf welche Art? Da kam ihm ein guter Gedanke.

Der Wächter pflegte ihm stets in einer eisernen Kasserolle das Mittagsmahl zu bringen, um es in den für ihn bestimmten irdenen Suppennapf zu schütten. Nun stellte Edmond den Napf so nahe an die Tür, daß der Wächter beim Kommen dagegenstieß und ihn zerschlug. So war er denn gezwungen, ihm die Kasserolle zu lassen, falls er sich nicht die Mühe machen wollte, eine neue Schüssel zu holen. Mit dem Stiel dieser Kasserolle begann Edmond mit größtem Eifer, die Wand hinter seinem Bett zu bearbeiten. Plötzlich stieß er auf ein Hindernis und erkannte, daß es ein Balken war. Dieser Balken versperrte das ganze Loch, das Dantes eingegraben hatte. An solch ein Hindernis hatte der unglückliche junge Mann nicht gedacht.

»O Mein Gott? Mein Gott!« rief er. »Ich habe dich so inbrünstig gebeten und gehofft, daß du mich erhören werdest. O Gott! Nachdem du mir die Freiheit des Lebens, die Ruhe des Todes genommen und mich wieder ins Dasein zurückgerufen hast, mein Gott, habe doch Mitleid mit mir und laß mich nicht in Verzweiflung sterben.«

»Wer spricht zu gleicher Zeit von Gott und von Verzweiflung«, sprach eine Stimme, die wie aus dem Grab zu kommen schien.

Edmond fühlte, daß sich ihm die Haare auf dem Kopf sträubten.

»Ach,« stammelte er, »ich höre einen Menschen sprechen. In des Himmels Namen, sprechen Sie weiter, obwohl mich Ihre Stimme erschreckte. Wer sind Sie?«

»Wer sind Sie denn?« fragte die Stimme.

»Ein unglücklicher Gefangener!« erwiderte Dantes.

»Ihr Name?«

»Edmond Dantes, ein Seemann.« –

»Wie lange sind Sie schon hier?«

»Seit dem 28. Februar 1815.«

»Ihr Vergehen?«

»Ich bin schuldlos.«

»Doch wessen wurden Sie beschuldigt?«

»Für die Rückkehr des Kaisers konspiriert zu haben.«

»Wie? Ist also der Kaiser nicht mehr auf dem Thron?«

»Er hat 1814 zu Fontainebleau abgedankt und wurde auf die Insel Elba verwiesen. Seit wann aber sind Sie hier, daß Sie all das nicht wissen?«

»Seit 1811.«

Dantes schauderte; dieser Mann war vier Jahre länger als er im Gefängnis.

»Es ist gut, graben Sie nicht weiter,« versetzte die Stimme lebhaft; »nur sagen Sie mir, auf welcher Höhe befindet sich die Öffnung, die Sie hier gemacht haben?«

»Mit dem Boden gleichlaufend.«

»Wie ist sie verborgen?«

»Hinter meinem Bett.«

»Hat man Ihr Bett niemals abgerückt, seit Sie im Gefängnis sind?«

»Niemals.«

»Wo hinaus geht Ihr Zimmer?«

»Nach einem Korridor.«

»Und dieser Korridor?«

»Mündet im Hofe.«

»Ach!« seufzte die Stimme.

»O mein Gott! Was ist es denn?« rief Dantes.

»Ich habe mich geirrt; die Unvollkommenheit meiner Zeichnung betrog mich, der Mangel eines Kompasses war mein Verderben; ich habe die Mauer, die Sie durchgraben, für die der Festung gehalten.«

»Dann wären Sie aber an das Meer gekommen.«

»Das ist's, was ich wollte.«

»Und wenn es Ihnen gelungen wäre?«

»So hätte ich schwimmend eine der Inseln erreicht, die Schloß If umgeben, und – ich wäre gerettet.«

»Hätten Sie so weit zu schwimmen vermocht?«

»Gott hätte mir die Kraft dazu gegeben, doch jetzt ist alles verloren.«

»Alles?«

»Ja. Verstopfen Sie wieder vorsichtig das Loch, arbeiten Sie nicht weiter und erwarten Sie von mir Nachricht.«

»Wer sind Sie, sagen Sie mir doch, wer Sie sind?«

»Ich bin... ich bin Nummer 27.«

»Sie trauen mir nicht?« fragte Dantes.

Edmond glaubte ein bitteres Lachen durch das Gewölbe zu vernehmen.

»Oh, ich bin ein guter Christ,« beteuerte er, da er fühlte, dieser Mensch wolle ihn verlassen; »ich schwöre es Ihnen bei Christus, daß ich mich eher umbringen ließe, als daß unsere Henker auch nur einen Schatten der Wahrheit bemerken sollten; aber in des Himmels Namen: entziehen Sie mir nicht Ihre Gegenwart, nicht Ihre Stimme, oder, ich schwöre es Ihnen, ich zerschlage meinen Kopf an der Mauer, und Sie haben dann meinen Tod auf dem Gewissen.«

»Wie alt sind Sie?« fragte der Unbekannte wieder. »Ihre Stimme scheint die eines jungen Mannes zu sein.«

»Ich weiß mein Alter nicht, denn ich habe die Zeit nicht gemessen, seit ich hier bin. Ich weiß nur so viel, daß ich neunzehn Jahre alt war, als ich am 28. Februar 1815 verhaftet wurde.«

»Noch nicht ganz fünfundzwanzig Jahre«, murmelte die Stimme, »Ha, in diesem Alter ist man noch kein Verräter.«

»O nein, nein! Ich schwöre es Ihnen!« versetzte Dantes. »Ich sagte es schon und wiederhole es: eher ließe ich mich in Stücke zerhauen, als daß ich Sie verriete!«

»Sie taten wohl daran, mit mir zu sprechen und mich zu bitten,« erwiderte die Stimme, »denn ich war dabei, einen andern Plan zu entwerfen und mich von Ihnen zu trennen. Allein Ihr Alter beruhigt mich, ich werde wiederkommen, harren Sie meiner.«

Mit größter Vorsicht deckte Edmond nun das Loch wieder zu und schob sein Bett davor. Dann überließ er sich ganz dem Gefühl seiner Freude. Vielleicht schlug nun die Rettungsstunde, und wenn nicht, so hatte er doch einen Gefährten: geteiltes Leid ist halbes Leid.

Tagsüber ging er voller Unruhe im Kerker auf und ab. Auch in der Nacht vernahm er kein Geräusch; dagegen am folgenden Morgen, als er eben sein Bett von der Wand gerückt hatte, vernahm er drei Schläge in gleichen Zwischenräumen und fiel auf seine Knie.

»Sind Sie es?« sagte er. »Ich bin bereit.«

»Ist Ihr Wärter schon fort?« fragte die Stimme.

»Ja,« antwortete Dantes, »er kommt erst abends wieder. Wir haben zwölf Stunden Zeit.«

Auf einmal schien ein Teil der Erde unter Dantes zu weichen, worauf er, halb in der Öffnung steckend, beide Hände stützte. Danach sah er im

Grunde eines dunkeln Loches, dessen Tiefe er nicht ermessen konnte, einen Kopf, Schultern und endlich einen Menschen, der aus der Höhlung mit großer Beweglichkeit hervorstieg.

Dantes schloß den neuen Freund in die Arme und zog ihn zur Fensterluke hin, um ihn besser betrachten zu können. Er war von kleiner Statur, hatte graue Haare und einen langen, schwarzen Bart. Das kühngeschnittene Gesicht wie das kluge Auge verrieten, daß dieser Mann sich zeitlebens mehr geistigen Interessen hingegeben hatte denn anderen Dingen. Er schien ungefähr ein Alter von fünfundsechzig Jahren zu haben, obgleich seine Beweglichkeit etwas noch Jugendliches an sich hatte. Er dankte Edmond für alle Herzlichkeit, trotzdem seine Enttäuschung groß war, statt der ersehnten Freiheit einen zweiten Kerker zu finden.

»Lassen Sie uns fürs erste sorgfältig die Spuren meines Durchbruchs vertilgen. Unsere ganze Ruhe für die Zukunft hängt davon ab.«

Er betrachtete die Wand.

»Dieser Stein wurde sehr unachtsam abgelöst,« sagte er, den Kopf schüttelnd, »Sie haben keine Werkzeuge?«

»Haben Sie denn welche?« fragte Dantes erstaunt.

»Ich habe mir einige gemacht. Außer einer Feile habe ich alles, was ich bedarf: einen Meißel, eine Zange, einen Hebel.«

»Oh, ich wäre sehr neugierig, die Produkte Ihrer Geduld und industriellen Geschicklichkeit zu sehen«, sagte Dantes.

»Hier sehen Sie zuvörderst einen Meißel.«

Er zeigte ihm eine starke, scharfe Klinge mit einem Heft aus einem Stück Buchenholz.

»Womit haben Sie das gemacht?« fragte Dantes.

»Mit einem von den Bandnägeln meines Bettes. Mit diesem Werkzeug grub ich mir den Weg bis hierher; etwa fünfzig Fuß.«

»Fünfzig Fuß!« rief Dantes mit einer Art Schrecken.

»Ja, so weit sind wir voneinander getrennt. All meine Mühe ist nun leider umsonst gewesen, denn jener Korridor führt auf einen Hof, der voller Wachen ist.«

»Das ist wahr,« entgegnete Dantes, »allein dieser Korridor läuft nur an einer Seite meines Zimmers hin, und mein Zimmer hat vier.«

»Allerdings! Doch die nächste hier besteht aus Felsen, und jene andere muß rückwärts bis an die Wohnung des Gouverneurs reichen: wir würden da in den Keller fallen und wären gefangen. Die andere Seite geht – warten Sie – wohin geht die andere Seite?«

An dieser Wand befand sich die Fensterluke, mit Eisengittern versehen. Der Fremde schob den Tisch darunter und sagte zu Dantes:

»Steigen Sie auf.«

Dantes gehorchte, und die Absichten seines Gefährten erratend, reichte er ihm beide Hände. Dieser kletterte behender, als es sein Alter vermuten ließ, auf den Tisch, dann auf die Hände Edmonds und schließlich auf dessen Schultern. So vermochte er es, durch die Luke zu sehen. Einen Augenblick danach sprang er wieder herab.

»Oh, ich hab's vermutet!«

»Was haben Sie vermutet?« fragte Edmond.

»Daß die Außenwand eine Art Rundgang umgibt, auf dem die Patrouillen auf und ab gehen.«

»Haben Sie sich davon überzeugt?«

»Ja, ich sah einen Tschako und die Spitze eines Gewehrlaufs. Es ist also unmöglich, aus diesem Kerker zu entfliehen. Also geschehe Gottes Wille.«

Mit Rührung blickte Dantes dem Alten ins Gesicht.

»Wollten Sie mir nicht sagen, wer Sie sind?«

»O mein Gott, ja, wenn Ihnen etwas daran liegt, trotzdem ich Ihnen nicht nützen kann.«

»Oh, Sie können mich trösten und aufrichten, denn Sie scheinen ein Starker unter den Starken zu sein.«

Der Alte lächelte trübselig und sagte:

»Ich bin der Abbé Faria und seit 1811 im Schloß If gefangen. Drei Jahre vorher hab' ich in der Festung Fenestrelles gesessen. Im Jahre 1811 brachte man mich von Piemont nach Frankreich. Damals war Napoleon auf der Höhe seines Glanzes, und ich vermutete nicht, daß dieser Riese gestürzt werden könnte. Wer regiert denn jetzt in Frankreich?«

»Ludwig XVIII.«

»Ludwig XVIII., der Bruder Ludwigs XVI.? Die Beschlüsse des Himmels sind seltsam und geheimnisvoll! Welche Absichten hatte die Vorsehung, als sie den Mann erniedrigte, den sie erhoben, und den erhob, den sie erniedrigt hatte?«

Dantes fühlte Bewunderung für den Mann, der im Augenblick sein eigenes Schicksal vergaß, um sich mit den Geschicken der Welt zu beschäftigen.

»Weshalb hat man Sie gefangengenommen?«

»Weil ich davon träumte, daß es Napoleon gelingen würde, ein einiges Italien zu schaffen an Stelle all der kleinen Fürstentümer mit ihren Tyrannen.«

Dantes begriff dergleichen nicht und fragte nun schüchtern: »Sind Sie nicht der Priester, den man – – für krank hält?«

»Den man für verrückt hält, wollen Sie sagen, nicht wahr?« Dantes bewahrte ein verlegenes Schweigen.

»Ja, ja,« fuhr Faria mit einem bittern Lachen fort, »ja, ich gelte für einen Narren; ich unterhalte seit langer Zeit schon die Gäste dieses Gefängnisses und würde kleine Kinder belustigen, wenn es hier am Ort des Grauens Kinder gäbe.«

Dantes blieb einen Augenblick stumm und regungslos.

»Sie verzichten also auf die Flucht?«

»Ich halte sie für unmöglich; es hieße sich gegen Gott auflehnen, wollte man versuchen, was Gott nicht erfüllt wissen will.«

Dantes senkte den Kopf. Er freute sich so, einen Kameraden zu haben, daß er den Fehlschlag nicht mitzuempfinden vermochte. Er selber hatte niemals an Flucht gedacht; sie kam ihm ganz unmöglich vor. Da er nun aber diesen alten Mann geradezu hatte Beispielloses vollbringen sehen, wie sollte er mit seiner jungen Kraft sich nicht zu Ähnlichem entschließen können? Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

»Ich hab' einen guten Einfall.«

Der Alte sah ihn fragend an.

»Der Korridor, den Sie durchgraben haben, um von Ihnen zu mir zu gelangen, geht in derselben Richtung wie die äußere Galerie, nicht wahr? Er kann nur etwa fünfzig Schritte davon entfernt sein.«

»Das höchstens.«

»Gut, wir graben gegen die Mitte des Korridors einen Weg wie den Arm eines Kreuzes; wir münden dann bei der äußern Galerie, töten die Wache und ergreifen die Flucht. Zum Gelingen dieses Planes bedarf es nur des Muts, den haben Sie, und ich will ihn gern beweisen.«

»Mein lieber, junger Freund.« sagte der Abbé, »von welcher Art mein Mut ist, will ich Ihnen sagen. Wohl liegt mir alles daran, meine Freiheit wiederzugewinnen, und keine Mühe und Beschwerde soll mir dafür zu groß sein. Aber – um schuldlose Menschen anzugreifen und sie gar zu töten,

ihnen Unrecht zu tun, wie man mir Unrecht getan, sehen Sie, dazu fehlt es mir an Mut.«

Dantes schwieg beschämt.

»Übrigens,« fuhr der Alte fort, »wenn man an alle berühmten Befreiungsversuche denkt, so waren es allemal die sorgsam vorbereiteten und nicht die gewaltsamen, die Erfolg hatten. Oft ist's ein glücklicher Zufall, der sie veranlaßt, und das sind die besten.«

»Warten wir also auf den glücklichen Zufall«, sagte Edmond leise.

Die beiden Schicksalsgefährten kamen nun Tag für Tag zusammen; einmal kam der Abbé zu Edmond, dann ging dieser zu dem Alten. Mit jedem Tag aber lernte Dantes mehr und mehr erkennen, welch ein reiches Wissen dieser Mann besaß. Infolge seiner umfangreichen Kenntnisse und Fähigkeiten hatte er es verstanden, sich fast aus einem Nichts Geräte und Dinge herzustellen, die ihm die Möglichkeit anregender Beschäftigung boten. So hatte er sich nicht nur Kerzen, sondern auch Federn und Tinte, sogar aus altem Linnen eine Art Papier hergestellt, um ein großes Werk niederzuschreiben.

»Ach,« rief Dantes bewundernd aus, »ich seh's: Wissen ist Macht – Wissen ist Licht, das selbst die Kerkernacht zu erhellen vermag. Wie arm und unbedeutend dagegen ist mein Leben.«

»Es muß jedoch für andere eine Bedeutung gehabt haben, sonst wären Sie heute wohl nicht hier.«

Der Alte begann darauf, Edmond nach allen Einzelheiten seines Unglücks zu befragen. Er forschte genau wie Villefort: »Hatten Sie Feinde, hatten Sie Neider?«

»Ich war noch zu wenig, um dies annehmen zu können.«

»Sprechen Sie nicht so, mein Lieber, denn das klingt töricht. Und merken Sie eins: Willst du den Schuldigen entdecken, so forsche nach jenem, dem

das begangene Verbrechen nützlich war. Hatte jemand Vorteil davon, wenn Sie nicht Kapitän des ›Pharaon‹ wurden?«

»Nein. Ich war an Bord sehr beliebt. Hätten die Matrosen einen Chef wählen sollen, so hätten Sie mich gewählt. Ein einziger Mensch hatte Grund, mir zu grollen; ich hatte Streit mit ihm.«

»Nun also!... Wie hieß dieser Mensch?«

»Danglars.«

»Was war er an Bord?«

»Rechnungsführer.«

»Hätten Sie ihm seinen Posten gelassen?«

»Wenn es auf mich angekommen wäre, nicht; denn ich hatte ihn bei Veruntreuungen ertappt.«

»Wohl. Jetzt sagen Sie mir, war jemand bei Ihrer letzten Unterredung mit dem Kapitän Leclerc zugegen?«

»Nein, wir waren allein.«

»Konnte jemand euer Gespräch hören?«

»Ja, denn die Tür stand offen, und... warten Sie... Danglars ging im Augenblick vorüber, wo mir Kapitän Leclerc das für den Großmarschall bestimmte Paket übergab.«

»Gut,« sprach der Abbé, »wir sind nun auf der Spur. Stieg jemand mit Ihnen ans Land, als Sie bei der Insel Elba anhielten?«

»Niemand.«

»Man übergab Ihnen einen Brief?«

»Ja, der Großmarschall.«

»Was haben Sie mit diesem Brief getan?«

»Ich hielt ihn in der Hand.«

»Es konnte ihn also jeder sehen – auch Danglars. Jetzt passen Sie auf: Wiederholen Sie mir noch einmal wörtlich den anonymen Brief.«

Dantes sammelte sich einen Augenblick, dann sprach er: »Der Herr Prokurator des Königs wird von einem Freunde des Thrones und der Religion in Kenntnis gesetzt, daß ein gewisser Edmond Dantes, Kapitän auf dem Schiff ›Pharaon‹, das diesen Morgen, nachdem es in Neapel und Porto-Ferrajo gelandet, von Smyrna zurückkam, von Murat mit einem Paket an den Usurpator beauftragt worden sei, und vom Usurpator mit einem Brief für das bonapartistische Komitee in Paris.

Durch seine Verhaftung wird man sich des Belegs seines Verbrechens bemächtigen und den Brief bei ihm, bei seinem Vater oder in seiner Kajüte an Bord des ›Pharaon‹ finden.«

Der Abbé zuckte die Achseln.

»Alles ist klar wie der Tag,« sprach er, »und Sie müssen wahrlich ein ganz unverdorbenes, gutes Herz besitzen, daß Sie die ganze Sache nicht gleich durchschaut haben. Wie war Danglars' gewöhnliche Handschrift?«

»Sehr schwungvoll.«

»Und die Denunziation?«

»Sichtbar verstellt.«

»Also mit der linken Hand geschrieben. Doch nun zur anderen Frage: Hatte jemand Interesse daran, daß Sie Ihre Mercedes nicht heirateten?«

»Ja, ein junger Katalaner, namens Fernando.«

»Glauben Sie, daß dieser imstande war, den Brief zu schreiben?«

»Nein, der hätte mir einen Messerstich versetzt; ferner sind ihm die angegebenen Einzelheiten nicht bekannt gewesen.«

»Sie haben auch sonst niemand davon gesagt?«

»Niemand.«

»Nicht einmal Ihrer Braut?«

»Auch der nicht.«

»Dann war's kein anderer als Danglars. Warten Sie... kannte Danglars Fernando?«

»Nein... ja... ich erinnere mich... am Tage vor meiner Verlobung sah ich sie in der Laube Vater Pamphiles beisammensitzen. Danglars sah freundlich und munter, Fernando bleich und verstört aus.«

»Sie waren allein?«

»Nein, es war ein Dritter bei ihnen, ein Bekannter von mir, ein Schneider namens Caderousse; aber der war schon betrunken. Warten Sie ... ha! Warten Sie! Wie konnte ich mich nicht daran erinnern! Auf dem Tische, wo sie tranken, befanden sich Tinte, Papier und Federn.«

Dantes legte die Hand auf seine Stirn. »Oh, die Schändlichen, die Niederträchtigen!«

»Das also hätten wir ergründet! Nun aber weiter«, sprach der Abbé. »Wer hat Sie verhört? War's der Königliche Prokurator, sein Substitut oder der öffentliche Richter?«

»Es war sein Substitut.«

»Wie hat er sich gegen Sie benommen?«

»Eher milde als streng.«

»Haben Sie ihm alles erzählt?«

»Alles.«

»Und ward sein Benehmen im Laufe des Verhörs ein anderes?«

»Einen Augenblick schien er ergriffen, als er nämlich den Brief gelesen, der mich verdächtig machte. Er schien fast trostlos über mein Unglück.«

»War es wirklich Ihr Unglück, was ihm so zu Herzen ging?«

»Er gab mir einen sichtbaren Beweis seiner freundlichen Gesinnung.«

»Wodurch?«

»Er verbrannte die einzige Urkunde, die mich bloßstellen konnte.«

»Was war das für eine Urkunde? Etwa die Anklage?«

»Nein, der Brief. Er verbrannte ihn vor meinen Augen, indem er sagte: ›Es gibt nur diesen einen Beweis gegen Sie: sehen Sie: ich vertilge ihn‹«

»Dieser Mensch scheint mir ein größerer Bösewicht zu sein, als ich anfänglich vermutete. An wen war dieser Brief adressiert?«

»An Herrn Noirtier. Rue Coq-Héron Nr. 13 zu Paris.«

»Läßt es sich vermuten, daß Ihr Substitut irgendeinen Vorteil davon hatte, wenn dieser Brief verschwand?«

»Vielleicht, denn ich mußte ihm zwei- oder dreimal versprechen, niemandem etwas von diesem Briefe zu sagen, er ließ mich sogar schwören, nie den Namen zu nennen, der auf dem Briefe stand.«

»Noirtier,« sprach der Abbe, »Noirtier – ich habe einen Noirtier gekannt, einen Noirtier, der während der Revolution Girondist war. Wie hieß Ihr Substitut?«

»De Villefort.«

Der Abbé brach in Lachen aus. Dantes betrachtete ihn erstaunt.

»Was haben Sie?« fragte er.

Der Abbé sah ihn mit funkelnden Augen an: »Ach, Sie armer, unerfahrener junger Mensch! Und dieser Beamte meinte es gut mit Ihnen? Er hat den Brief verbrannt, vernichtet? Er ließ Sie schwören, nie den Namen Noirtier über Ihre Lippen kommen zu lassen?«

»Ja.«

»Wissen Sie, wer dieser Herr Noirtier war? Sein Vater!«

Hätte der Blitz zu Dantes' Füßen eingeschlagen und einen Schlund vor ihm aufgerissen, aus dessen innerster Tiefe heraus die Hölle gähnte, es hätte minder niederschmetternd auf ihn gewirkt als diese unerwarteten Worte. Mit beiden Händen sich den Kopf haltend, sprang er auf und rief:

»Sein Vater! Sein Vater!«

»Ja, sein Vater, der sich Noirtier von Villefort nennt«, versetzte der Abbé.

Da durchfuhr des Gefangenen Sinn ein blitzendes Licht; alles, was ihm bis jetzt dunkel gewesen, sah er aufgeklärt. Jene Ausflüchte Villeforts während des Verhörs, jener unterschlagene, vernichtete Brief, der verlangte Schwur, die bittende Stimme des Beamten, die eher zu flehen als zu drohen schien. Alles stand ihm wieder vor Augen. Er tat einen Schrei, schwankte wie ein Trunkener und rief: »Oh, ich muß allein sein, um dieses alles zu überdenken.« Und in seinem Kerker angelangt, warf er sich auf sein Lager, wo ihn der Gefangenwärter am Abend mit starren Blicken, verzerrten Mienen, stumm und unbeweglich wie eine Statue sitzen fand. Während jener Stunden gedankenvollen Hinbrütens war in ihm ein entsetzlicher Entschluß wach geworden; er schwur einen furchtbaren Eid.

Der alte Abbé sah bekümmert die Veränderung, die mit seinem jungen Gefährten vor sich gegangen war. Um ihn ein wenig zu zerstreuen, schlug er ihm vor, ihn in mancherlei Dingen unterrichten zu wollen.

»Das würde mich sehr glücklich machen«, sprach Dantes.

So setzten die beiden Gefangenen an diesem Abend noch einen Erziehungsplan fest, der vom nächsten Tage an ins Werk gesetzt wurde. Dantes besaß ein wunderbares Gedächtnis und eine außergewöhnlich leichte Fassungskraft; seine Begabung für Mathematik machte ihn fähig, alles durch Berechnung zu verstehen, während wieder das phantastische Gemüt des Seemanns alles ausglich, was die trockene Beweisführung durch Ziffern oder die Genauigkeit der Linien zu Materielles an sich haben mochte. Übrigens konnte er Italienisch und etwas Neugriechisch, das er auf seinen Reisen in den Orient erlernt hatte. Mittels dieser zwei Sprachen begriff er bald den Zusammenhang aller andern, und nach sechs Monaten begann er, Spanisch, Englisch und Deutsch zu sprechen. War es die durch das Studium herbeigeführte Zerstreuung, die ihm die Freiheit ersetzte, oder lieh er, wie wir es schon sahen, den Worten des Abbés ein nichts überhörendes Ohr: er sprach, wie er es zum Abbé gesagt, von keiner Flucht mehr, und rasch und belehrend flossen für ihn die Tage hin. Nach einem Jahre war er ein anderer Mensch.

Eines Tages, als Dantes wieder zu seinem Lehrer ging, fand er diesen mit einer Papierrolle in der Hand auf seinem Bette sitzend. Lächelnd zeigte er Dantes die Rolle: »Sehen Sie sich dies einmal gründlich an.«

»Meine Augen sind noch gut,« sprach Dantes, »doch sehe ich nichts als ein halbverbranntes Papier, worauf gotische Buchstaben stehen, die mit einer ganz besonderen Tinte geschrieben sind.«

»Dieses Papier, Freund,« sprach Faria, »ist mein Schatz, dessen Hälfte von heute an Ihnen gehört.«

»Ihr Schatz ...?« stotterte Dantes.

»Sie brauchen nicht zu erschrecken, Edmond; ich bin nicht wahnsinnig. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir und lassen Sie sich alles erzählen. Sie wissen, daß ich der Sekretär und Vertraute Freund des Grafen Spada, des letzten der Fürsten dieses Namens, war. Diesem Herrn danke ich alles Glück, das mir im Leben zuteil wurde. Er war nicht reich, obgleich der Reichtum seiner Familie fast sprichwörtlich war, und ich oft sagen hörte: ›Reich wie ein Spada.‹ Ich unterrichtete seine Neffen, die gestorben sind,

und als er allein in der Welt stand, vergalt ich ihm durch unbedingte Hingebung alles, was er seit zehn Jahren für mich getan hatte.

Im Hause des Grafen gab es bald kein Geheimnis mehr für mich. Oftmals sah ich den Grafen in alten Familienpapieren herumstöbern; darauf befragt, schlug er mir ein Buch auf und ließ mich folgendes lesen:

›Die langen Kriege der Romagna waren zu Ende; Cäsare Borgia brauchte nach beendigter Eroberung Geld, um ganz Italien zu gewinnen; auch der römische Schatz brauchte Mittel, um mit Ludwig VII., König von Frankreich, trotz seiner Niederlagen noch immer furchtbar, fertig zu werden. Es mußte also eine gute Spekulation gemacht werden, was in diesem armen, erschöpften Italien schwerhielt.

Man beschloß, zwei Fürstenhüte zu verleihen.

Durch die Wahl von zwei angesehenen, insbesondere aber reichen Männern Roms gelänge die Spekulation folgendermaßen: Zuerst müßten die beiden großen Chargen und herrlichen Ämter verliehen werden, in deren Besitz die beiden künftigen Würdenträger waren, und man könnte bei der Verleihung dieser zwei Stellen auf einen sehr glänzenden Preis rechnen.

Ferner handelte es sich um einen dritten Teil der Spekulation, der bald klar wird. Zuvörderst fanden sich die beiden Kandidaten, nämlich Johann Rospigliosi, der allein vier hohe Würden am Hofe bekleidete, dann Cäsare Spada, einer der adligsten und reichsten Römer. Beide sahen den Wert einer solchen Gunst ein. Sie waren ehrgeizig. Als nun diese gefunden waren, fand Cäsare auch Werber um ihre Stellen. Hieraus ergab sich, daß Rospigliosi und Spada Gelder vorschossen und daß acht andere Gleiches taten, um zu werden, was jene beiden früher waren.

Man überhäufte Rospigliosi und Spada mit Schmeicheleien und übertrug ihnen die Insignien ihrer Chargen, wofür sie, um sich nicht ihrer fingierten, sondern wirklichen Schuld zu entledigen, ihr Vermögen zusammenziehen und zu Geld machen mußten, um sich in Rom niederzulassen, wo sie Borgia zur Mahlzeit einlud.

Man deckte den Tisch in einem Weingarten bei San Pietro in Vincoli, einem herrlichen Wohnorte, der den beiden wohlbekannt war. Rospigliosi, ganz trunken von seiner neuen Würde, zeigte die freundlichste Miene, Spada aber, der ein kluger Mann war und seinen Neffen sehr liebte, nahm Papier und Feder und machte sein Testament. hierauf ließ er diesem Neffen sagen, er möchte ihn in der Nähe des Weingartens erwarten; aber es scheint, der Diener habe ihn nicht gefunden.

Gegen zwei Uhr begab sich Spada in den Weingarten; er wurde schon erwartet. Das erste, was Spada in die Augen fiel, war sein Neffe, anmutsvoll im Festgewande, den Cäsare Borgia mit Artigkeitsbezeigungen überhäufte. Spada erblaßte. Er konnte seinen Neffen bloß fragen: ›Hast du meine Botschaft erhalten?‹ Der Neffe antwortete: ›Nein‹, und verstand die Bedeutung dieser Frage wohl. Es war schon zu spät, denn soeben hatte er ein Glas herrlichen Weines getrunken. Zugleich sah Spada, wie man eine zweite Flasche auftrug, aus der man ihm gastfreundlich einschenkte. Eine Stunde danach erklärte ein Arzt, sie seien beide vergiftet. Spada starb an der Tür des Weingartens, der Neffe verröchelte an seiner Schwelle.

Alsbald beeilte sich Cäsare, die Erbschaft, unter dem Vorwand, die Papiere des Verstorbenen zu durchsuchen, an sich zu reißen. Das Erbteil bestand aber in einem Stück Papier, worauf Spada geschrieben hatte: ›Ich vermache meine Koffer, meine Bücher, worunter ein Gebetbuch mit goldbeschlagenen Ecken, meinem vielgeliebten Neffen mit dem Wunsche, er möge das Andenken seines ihn liebenden Onkels bewahren.‹ Die Erben suchten überall, bewunderten das Gebetbuch, erbrachen die Möbel und staunten darüber, daß Spada, der reiche Spada, offenbar der armseligste Onkel sei; von Schätzen war keine Spur, außer Schätzen von Wissenschaften in der Bibliothek und den Laboratorien. Cäsare und sein Vater suchten, wühlten, spähten überall herum: man fand nichts oder nur sehr wenig; aber der Neffe hatte noch Zeit gehabt, seiner Frau, als er nach Hause kam, zu sagen: ›Suche in den Papieren meines Onkels nach, du wirst ein wirkliches Testament finden.‹ Doch alles Suchen war vergeblich. Zwei Paläste und der Weingarten blieben der Familie, gleichsam unwürdig der Habgier der Borgia. Monate und Jahre vergingen, Alexander VI. starb, und Cäsare, gezwungen, Rom zu verlassen, kam in einem nächtlichen Scharmützel um.

Nach dem Tode der Borgia erwartete man allgemein, die Familie werde wieder auf so fürstlichem Fuße leben wie zu Spadas Zeit, aber es war dem nicht so: die Spada verharrten in zweifelhafter Wohlhabenheit, ewiges Geheimnis lastete über dieser dunklen Geschichte, und es ging öffentlich das Gerücht, Cäsare habe, als besserer Politiker, das Vermögen der beiden an sich gebracht; ich sage das Vermögen der beiden, weil Rospigliosi, der nicht die geringste Vorsichtsmaßregel getroffen hatte, ganz und gar ausgeplündert wurde.‹

Bis jetzt scheint Ihnen dies doch nicht allzu ungereimt, nicht wahr?« unterbrach sich Faria lächelnd.

»Oh, mein Freund,« sprach Dantes, »im Gegenteil, mir ist, als läse ich eine Chronik voll interessanter Dinge.«

»Ich fahre also fort. Die Familie gewöhnte sich an diese unansehnliche Lebensweise, die Jahre enteilten. Die einen der Nachkommen wurden Soldaten, die andern Staatsmänner und so weiter. Ich komme nun auf den letzten Sproß der Familie, auf den Grafen Spada zu sprechen. Oft, sehr oft, hörte ich ihn das Mißverhältnis seines Vermögens zu seinem Range beklagen; ich gab ihm den Rat, das wenige an Hab und Gut auf lebenslängliche Renten anzulegen; er folgte dem Rat und verdoppelte auf diese Weise seine Einkünfte. Das berühmte Gebetbuch war in der Familie geblieben, denn die bizarre Klausel des Testamentes machte daraus eine wahrhaft mit abergläubischer Verehrung bewahrte Reliquie. Es war ein mit den schönsten gotischen Figuren geziertes Buch und so schwer in Gold, daß an großen Festtagen es immer ein Diener vor dem Besitzer hertragen mußte.

Als ich diese mannigfachen Papiere, Urkunden, Kontrakte, Pergamente sah, die man in den Archiven der Familie aufbewahrte und die alle noch von dem Vergifteten herrührten, begann auch ich, wie zwanzig Diener, Intendanten, Sekretäre, die mir vorgegangen waren, diese mächtigen Päcke zu durchsuchen. Ungeachtet der Tätigkeit und Gewissenhaftigkeit meiner Nachforschungen fand ich aber nicht das geringste. Ich war aber gewiß, daß die Erbschaft weder zugunsten der Borgia noch der Familie ausgefallen, sondern ohne Besitzer geblieben sei.

Mein Gebieter starb. Von seiner lebenslänglichen Rente hatte er seine Familienpapiere sowie seine aus fünftausend Bänden bestehende Bibliothek und sein berühmtes Gebetbuch ausgeschlossen. Dies alles vermachte er mir mit tausend Talern unter der Bedingung, jährlich Messen lesen zu lassen und eine Geschichte seiner Familie zu verfassen, was ich aufs genaueste vollzog ...

Beruhigen Sie sich, Edmond, wir sind schon bald zu Ende. Im Jahre 1807, einen Monat vor meiner Verhaftung, vierzehn Tage nach dem Tode des Grafen Spada, las ich diese Papiere, die ich ordnete, zum tausendsten Male und schlief darüber ein. Als es sechs Uhr schlug, erwachte ich. Ich erhob den Kopf und war in tiefster Finsternis. Ich läutete, man solle mir Licht bringen. Niemand kam. Ich beschloß hierauf, mir selbst zu helfen. Mit der einen Hand nahm ich die aufgesteckte Kerze, und mit der andern suchte ich, da Zündhölzchen in der leeren Büchse fehlten, ein Papier, das ich an den letzten Funken auf dem Herde anzuzünden gedachte; aber in der Furcht, im Finstern statt eines unnützen Papieres ein wertvolles zu nehmen, zögerte ich noch, als ich mich erinnerte, in dem berühmten Gebetbuch, das auf dem Tische mir zur Seite lag, oben ein vergilbtes Papier gesehen zu haben. Tastend suchte ich jenes Blatt, fand es, bog es zusammen, und es an die verglimmende Flamme haltend, zündete ich es an. Unter meinen Fingern aber sah ich magisch in dem Maße, als das Feuer hinaufbrannte, gelbliche Buchstaben aus dem weißen Papier hervortreten und das Blatt bedecken. Da ergriff mich ein Bangen; ich zerdrückte das Papier mit den Händen, erstickte das Feuer, zündete die Kerze unmittelbar an der Herdflamme an, glättete dann das zerknitterte Blatt und erkannte, daß diese Buchstaben mit einer geheimnisvollen Tinte geschrieben, die erst durch Einwirkung der Hitze erkennbar wurde. Mehr als ein Drittel des Papiers war von den Flammen verzehrt. Das ist das Papier, das Sie heute früh gelesen haben. Lesen Sie es wieder, Dantes, dann will ich Ihnen, wenn Sie es zu wiederholtem Male gelesen haben, die abgebrochenen Sätze und den unvollständigen Sinn ergänzen.«

Und frohlockend hielt Faria Dantes das Papier hin, auf dem dieser gierig folgende, mit einer rötlichen, rostähnlichen Tinte geschriebenen Worte las:

An dem heutigen Tage, dem 25. April 1498 von Bor
zufrieden, mich die Stelle bezahlen zu lassen,
auch noch von mir erben möchte und mir
der Grafen Caprara und Bentivoglio
erkläre ich meinem Neffen, Guido Spada,
meinem Universalerben, daß ich an ei
ten der kleinen Insel Monte Christo
alles, was ich besit
Golde, Steinen, Diamanten, Schmuck
ben habe, daß ich allein von dem Vorhandensein
dieses Schatzes weiß, der sich ungefähr auf 2 Million
Taler beläuft, und den er, wenn er den 20.
östlich von der kleinen Bucht in gerader Linie
wegschiebt finden wi
welch obbenannten Schatz ich ihm vermache,
und ihm als meinen einzigen Erb

25. April 1498.

Ces

»Jetzt«, rief der Abbe, »lesen Sie dies Papier ...«

Bei diesen Worten hielt er Dantes ein zweites beschriebenes Blatt hin. Dieser las:

»An dem heutigen Tage, dem 25. April 1493, von Borgia zu Tische geladen und fürchtend, daß er, nicht zufrieden, mich die Stelle bezahlen zu lassen, auch noch von mir erben möchte und mir das Schicksal der Fürsten Caprara und Bentivoglio, welche vergiftet starben, aufbewahre, erkläre ich meinem Neffen Guido Spada, meinem Universalerben, daß ich an einer Stelle, die ihm, da er sie mit mir besucht hat, bekannt ist, und zwar in den Grotten der kleinen Insel Monte Christo, alles, was ich besitze, an Goldstangen, geprägtem Golde, Steinen, Diamanten, Schmuck, vergraben habe; daß ich allein von dem Vorhandensein dieses Schatzes weiß, der sich ungefähr auf 2 Millionen römische Taler beläuft, und den er, wenn er den 20. Felsen östlich von der kleinen Bucht in gerader Linie wegschiebt, finden wird. Zwei Öffnungen wurden in dieser Grotte angebracht, in der von der zweiten

entferntesten Ecke liegt der Schatz, welch obbenannten Schatz ich ihm vermache und ihm, als meinem einzigen Erben, zu vollem Besitztum einräume.

25. April 1498.

Cesare Spada.«

»Nun – verstehen Sie endlich?« sprach Faria.

»Dies war die Erklärung des Herrn Spada und das so lange gesuchte Testament?« sprach Edmond, noch immer ungläubig.

»Ja, tausendmal ja!«

»Wer hat es wieder so zusammengesetzt?«

»Ich, der ich mit Hilfe des gebliebenen Fragments den Rest erriet.«

»Und was haben Sie alsdann getan?«

»Ich reiste augenblicklich ab, indem ich den Anfang meines politischen Werkes mitnahm; aber seit langem schon hatte die Polizei ihre Blicke auf mich gerichtet; meine eilige Abreise, deren Ursache zu erraten nicht in ihrem Bereich lag, erweckte ihren Verdacht, und in dem Augenblick, als ich mich in Piombino einschiffte, wurde ich verhaftet. Jetzt aber«, rief der Greis voll herzlicher Wärme, »wissen Sie soviel hierüber wie ich; wenn wir uns jemals miteinander retten, so gehört die Hälfte meines Schatzes Ihnen, wenn ich aber hier sterbe und Sie sich bloß allein retten, so gehört er Ihnen ganz.«

»Hat denn dieser Schatz auf der Welt keinen rechtmäßigen Erben als uns?« fragte Dantes.

»Nein, nein, beruhigen Sie sich! Die Familie ist gänzlich ausgestorben; der letzte Graf Spada hat mich zum Erben eingesetzt. Wenn wir je dieses Vermögen besitzen, so können wir es ohne Gewissensangst genießen.«

»Mein Freund,« sprach Dantes, »dieser Schatz gehört Ihnen allein, ich habe darauf kein Recht; ich bin nicht Ihr Verwandter.«

»Sie sind mein Sohn, Dantes!« rief der Greis und breitete seine Arme aus. Da sank der junge Mann ihm weinend an die Brust.

So gingen die Tage für die beiden Unglücklichen erträglicher dahin. Faria, der während langer Jahre in bezug auf den Schatz geschwiegen hatte, sprach jetzt bei jeder Gelegenheit davon. In der Furcht, das beschriebene Blatt könnte verlorengehen, zwang Faria Dantes, es auswendig zu lernen, und Dantes wußte es von Anfang bis zu Ende. Eines Nachts erwachte Edmond plötzlich, in der Meinung, man habe ihn gerufen. Er schlug die Augen auf und versuchte, die Finsternis zu durchdringen. Eine klagende Stimme, die seinen Namen auszusprechen sich mühte, schlug an sein Ohr. Er richtete sich in seinem Bett empor, Angstschweiß auf der Stirn, und horchte. Kein Zweifel, der Klageton kam aus dem Kerker seines Gefährten.

»Großer Gott!« flüsterte Dantes. »Sollte er...?«

Schnell sprang er in den Korridor und gelangte auf die andere Seite; die Steinplatte war schon weggehoben.

Beim Schein einer selbstfabrizierten Kerze sah Edmond den Greis leichenblaß und zitternd an seinem Bette stehen. »Ich rief Sie, mein junger Freund; es geht zu Ende. Ein altes Leiden – Katalepsie – packt mich wieder. Zwei Anfälle ... überstand ich ... der dritte bringt den Tod.«

Der Alte wankte. Edmond nahm ihn in seine Arme und legte ihn aufs Bett.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?« stöhnte Dantes verzweifelt.

Der Greis schüttelte den Kopf. Dann aber kamen stoßweise die Worte hervor: »Sollte ich toben .... schäumen .... schreien ... verhindern, daß man es hört. Liege ich ... stumm ... starr ... zwölf Tropfen ... Fläschchen ... hinten im hohlen Bettfuß ...«

Edmond suchte sofort und fand das Fläschchen. Angstvoll sah er auf den Kranken. Der schien im Augenblick ruhiger zu sein.

»Mein junger Freund,« sagte er liebevoll, »Sie einziger Trost meines elenden Lebens, Sie, den mir der Himmel zwar spät, aber dennoch geschenkt hat, wofür ich ihm danke, jetzt wünsche ich Ihnen in meiner Todesstunde alles Glück, alles Wohlergehen, das Sie verdienen. Ich segne Sie, mein Sohn!«

Der junge Mann warf sich, sein Haupt an das Bett des Greises gelehnt, auf die Knie.

»Und beherzigen Sie, was ich sage: Der Schatz der Spada besteht. Es gibt keine Entfernung – kein Hemmnis mehr für mich: ich seh' ihn! Ich seh' ihn in der zweiten Grotte! Meine Augen durchdringen die Tiefen der Erde – sie sind geblendet von all dem Reichtum. Alles ist dein, mein Sohn – dein, dein!«

Und noch einmal hob er sich hoch mit aller Anstrengung. »Monte Christo... Monte Christo...« murmelnd, fiel er dann auf sein Lager zurück.

Die Krisis war schrecklich: krampfhaft gestreckte Glieder, aufgeschwollene Augenlider, blutiger Schaum, ein regungsloser Körper, dies war alles, was nun auf dem Schmerzenslager an Stelle des verständigen Wesens lag, das sich einen Augenblick früher darauf hingestreckt hatte. Dantes stand in zitternder Erwartung, das Heilmittel anwenden zu können. Als der Kranke ganz starr dalag, nahm Edmond ein Messer, um ihm die fest zusammengebissenen Zähne auseinanderzubringen, und flößte ihm zwölf Tropfen ein.

Er wartete zehn – zwanzig Minuten – noch länger in namenloser Angst – es trat keine Änderung ein. Da goß Dantes dem Sterbenden den ganzen Inhalt des Fläschchens in den Mund. Die Wirkung war furchtbar anzusehen. Der abgezehrte Körper wand sich in gräßlichen Zuckungen unter Ächzen und Stöhnen.

Edmond, über den Freund gebeugt, die Hand auf dessen Herzen, fühlte, wie der Leib sich reckte und streckte und das Herz immer dumpfer und langsamer schlug – bis alles ganz still war. Todesblässe bedeckte das Angesicht, die Augen blieben offen, doch der Blick verglaste sich.

Geräusche wurden laut. Dantes ergriff voller Schrecken die verräterische Kerze und entfloh, so gut es ging, die Steinplatte über sich zudeckend. Der Gefangenwärter kam erst zu ihm und ging dann zu Faria. Als Dantes sich wieder allein sah, betrat er vorsichtig den unterirdischen Gang, um zu hören, was im Kerker seines unglücklichen Freundes alles geschah.

Zunächst vernahm er die Hilferufe des Wärters. Soldaten kamen hinzu, schließlich der Gouverneur. Das Bett des Verstorbenen knarrte, da man die Leiche hin und her drehte. Der Gouverneur befahl, dem Alten Wasser ins Gesicht zu spritzen, und als das auch nicht half, schickte er zum Arzt. Dann verließ einer nach dem andern den Kerker. Nach einer Stunde geduldigen Wartens hörte Dantes von neuem Stimmen in der Zelle. Der Arzt untersuchte den Verstorbenen und erklärte ihn für tot. Man hantierte noch eine ganze Weile an der Leiche herum, ohne daß Dantes begriff, was dort geschah. Nur die Gefühllosigkeit, die aus jedem Wort, das da oben gesprochen wurde, hervorging, empörte ihn tief.

»Also heut abend!« sagte laut der Gouverneur.

»Soll eine Messe gelesen werden?« fragte irgend jemand. Rohes Gelächter war die Antwort.

»Soll der Tote bewacht werden?« hörte er nun die Stimme des Schließers.

»Unsinn!« sagte der Gouverneur. »Schließt die Zelle ab wie immer, und damit gut!«

Als die Schritte der Davongehenden verhallt waren, trat wahre Grabesstille ein. Dantes hob nun vorsichtig mit dem Kopf die Steinfliese auf und warf einen Blick durch das Zimmer.

Auf dem Bett sah er einen alten grauen Sack, unter dessen weiten Falten eine menschliche Gestalt erkennbar war. Das war das Leichentuch Farias.

Dantes setzte sich zu Häupten des Bettes und weinte.

»Könnte ich sterben und mit dir gehen, du mein väterlicher Freund! Aus diesem Kerker entkommen ja doch nur die Toten.«

Dantes sprang plötzlich auf, legte die Hand an die Stirn, als ob ihn schwindle, ging zwei- oder dreimal im Zimmer auf und ab, kehrte wieder zurück und hielt vor dem Bett an.

»Oh« flüsterte er. »Wer gibt mir diesen Gedanken ein? Bist du es, mein Gott? Da nur die Toten hier frei hinauskommen, so setzen wir uns an die Stelle des Toten.«

Und ohne sich Zeit zu lassen, viel zu überlegen, beugte er sich mit kühnem Entschluß zu dem gräßlichen Sacke hinab, riß ihn mit dem von Faria verfertigten Messer auf, zog den Leichnam aus dem Sack heraus, trug ihn in seinen Kerker hinüber, hüllte ihm den Kopf, wie er es mit sich zu tun pflegte, in einen Lappen, küßte zum Abschied die eisige Stirn des Toten und legte ihn, mit dem Gesicht nach der Wand, in sein Bett. Wenn der Wächter ihm nun das Abendbrot brachte, würde er glauben, er sei schon zu Bett, wie dies oftmals geschehen. Dann eilte er in den anderen Kerker zurück, warf seine Kleiderlumpen ab, kroch in den Sack hinein, nähte ihn von innen wieder zu und nahm die Stellung ein, die der Leichnam innegehabt. Wäre jetzt jemand dazugekommen, so hätte er den Herzschlag des Verwegenen hören müssen.

Wohl hätte Dantes bis nach dem Abendbesuch des Wächters warten können, aber er fürchtete, der Gouverneur könnte seinen Entschluß ändern, dann wäre seine letzte Hoffnung verloren. Jedenfalls stand sein Plan nun fest: Wenn die Totengräber während des Tragens bemerken sollten, daß sie einen Lebendigen statt eines Toten fortschafften, so wollte ihnen Dantes nicht Zeit lassen, ihn zu erkennen; mit einem kräftigen Messerstich würde er den Sack von oben bis unten aufreißen, ihren Schreck benutzen und entfliehen. Wer ihn zurückhalten wollte, bekäme sein Messer zu spüren. Sollte man ihn aber bis zum Gottesacker tragen, würde er sich ruhig mit Erde beschütten lassen. Zuviel würden sie abends wohl nicht graben, so daß er die Möglichkeit hätte, die leichte Erdschicht nach dem Fortgang der Männer aufzuheben und zu entfliehen. Sollte sie doch zu schwer werden, nun – so starb er den Tod der Erstickung.

Dantes hatte seit dem Tage vorher nichts mehr gegessen. Er ließ sich aber nicht Zeit, an Hunger zu denken; es stand zuviel auf dem Spiel.

Je länger er so dalag, um so größer wurde seine Aufregung. Eisige Schauer durchbebten seinen Leib, trotzdem ihm der Schweiß von der Stirn rann.

Endlich hörte er Schritte. Dantes vermutete die Totengräber. Man stellte eine Bahre nieder. Dann ging die Tür auf, trübes Licht fiel in die Zelle, und Dantes sah zwei Schatten seinem Lager nahen. Eine dritte Gestalt blieb an der Tür stehen mit einer Stocklaterne in der Hand. Nun faßten die beiden ersten den Sack am oberen und unteren Ende und schleppten ihn fort. Dantes nahm allen Mut zusammen und machte sich steif wie ein Brett.

»Daß der Alte so schwer ist, hätte ich nicht gedacht«, sagte der erste.

»Ach – weißt du nicht, daß Knochen mit jedem Jahr ein halbes Pfund mehr wiegen?« gab der zweite zur Antwort. Währenddessen hatte man ihn auf die Bahre gelegt, und nun ging's eine Treppe hinauf. Plötzlich wehte Dantes frische, rauhe Nachtluft an. Das war ein seltsames Gefühl. Die Bahre wurde wieder hingestellt, und einer der Träger entfernte sich, kam aber bald zurück. Er hob Dantes' Füße auf und umwand sie mit einem Strick, was Dantes heftigen Schmerz verursachte.

Wieder ging's eine Strecke weiter. Der Meerwind wehte kälter, und das Brausen der Wellen tönte Dantes in die Ohren.

»Schlechtes Wetter heut!« sagte einer der Träger.

»Ja – der Abbé wird naß werden«, lachte der andere.

Dantes sträubten sich die Haare auf dem Kopf.

»Los! Jetzt sind wir so weit!« meinte der vordere.

»Weiter, weiter!« mahnte der Hintermann. »Du weißt doch, daß neulich einer auf dem Felsen zerschmettert hängenblieb und wir tags darauf ordentlich was abbekamen.«

Sie stolperten noch ein paar Schritte vorwärts, dann fühlte Dantes, daß man ihn bei Kopf und Füßen packte und ihn schwang.

»Eins – zwei – drei!« Dantes sauste durch die Luft wie ein verwundeter Vogel und fiel und fiel mit einer Raschheit, die ihm das Herz erstarren ließ. Obgleich ihn etwas hinabzog mit aller Gewalt, schien ihm dieser Fall Jahrhunderte zu dauern. Endlich fuhr er mit aufklatschendem Geräusch in eisiges Wasser. Das entpreßte ihm einen gräßlichen Schrei, der sofort durch das Untertauchen erstickt wurde. Man hatte Dantes ins Meer geschleudert, auf dessen Grund ihn eine sechsunddreißigpfündige Kugel riß. Das war der Gottesacker von Schloß If.

Obwohl betäubt, ja fast erstickt, hatte Dantes doch Geistesgegenwart genug, seinen Atem anzuhalten, und da seine rechte Hand, aller Fälle gewärtig, das Messer offen hielt, schlitzte er rasch den Sack auf, streckte erst den Arm, dann den Kopf heraus; aber ungeachtet seiner Anstrengungen, die Kugel aufzuheben, fühlte er sich fort und fort hinabgezogen; da krümmte er sich zusammen, den Strick suchend, der seine Beine umschlang, und mit einem Ruck schnitt er ihn gerade in dem Augenblick durch, als er zu ersticken meinte. Dann schwang er sich mit einem kräftigen Stoß seiner Füße an die Oberfläche, während die Kugel in unbekannte Tiefen des Meeres das grobe Gewebe hinabriß, das bald sein Leichentuch geworden wäre. Dantes nahm sich kaum Zeit zum Aufatmen und tauchte ein zweites Mal unter; denn als erste Vorsichtsmaßregel galt es, Späherblicken zu entgehen.

Als er zum zweiten Male emportauchte, war er bereits fünfzig Schritt weiter hinausgeschwommen.

Er blickte zum Himmel auf; der war schwarz, und jagende Wolkenfetzen deuteten auf Sturm. Vor ihm breitete sich die heulende Wasserfläche aus. Doch schwärzer als der Himmel, schwärzer als das Meer ragte der Granitfelsen des Schlosses If wie ein drohendes Gespenst.

Auf einem Vorsprung des Felsgesteins sah er eine Stocklaterne. Zwei Schatten gingen hin und her und schienen sich nach dem Meer hinunterzubeugen. Hatten die seitsamen Totengräber seinen Schrei gehört?

Schleunigst tauchte Dantes von neuem unter und schwamm eine gute Strecke weiter fort. Wie hatte man ihn früher bereits als kühnen Schwimmer bewundert! Fürwahr, nun galt's, die Kunst zu beweisen!

Mit Freuden bemerkte er, daß die Jahre der Gefangenschaft ihm nicht seine Kraft und Geschicklichkeit geraubt hatten, und die Angst verdoppelte beide. Er schwamm immer weiter und weiter.

»Wenn es mir gelänge, die Insel Tiboulen zu erreichen, ich wäre gerettet«, sagte er sich. Er schwamm bereits eine Stunde. Das schreckliche Schloß war kaum mehr zu sehen; doch auch von Land schien immer noch keine Spur. Aufs neue begann er mit den Wassern zu ringen.

Da war's ihm, als käme eine dunkle Wolke auf ihn zu. Gleichzeitig durchzuckte sein Knie ein heftiger Schmerz, und seine Hand fühlte Festes unter sich: er war an Land.

Die drohende Wolke aber erkannte er als die Felsen der Insel Tiboulen.

Dantes taumelte einige Schritte vorwärts, dann lagerte er sich auf dem Gestein, das ihm in seiner Ermattung willkommener war als je der weichste Pfühl; bald verfiel er in festen Schlaf.

Nach einer Stunde wurde er von Donnerschlägen aufgeweckt. Der Sturm peitschte die Erde, und Blitze zuckten gleich Feuerschlangen über das dunkle Firmament.

Im Schein des Blitzes sah Dantes ein Fischerfahrzeug auf den Wellen tanzen. Verzweiflungsvolles Schreien drang bis zu seinem Ohr.

Ein zweiter Blitz, und Dantes sah, wie das Schiff im Sturmgebraus versank, als wäre es nie gewesen.

Das Unwetter hielt noch lange an, bis sich gegen Morgen der Sturm legte und rosige Wolken den Sonnenaufgang verkündeten.

Sonnenaufgang! Dantes Brust weitete sich. Dann irrten seine Blicke suchend über die Meeresfläche hin und entdeckten fern am Horizont ein kleines Fahrzeug mit geblähten Segeln. Er erkannte es als eine genuesische Tartane, die aus dem Hafen von Marseille kam.

Doch noch etwas anderes erregte Dantes Aufmerksamkeit: es war dies die phrygische Mütze eines der schiffbrüchigen Matrosen, die an einem Felsvorsprung hängengeblieben war und einige Balken des zerschellten Schiffes, die das Meer gegen den Fuß der Insel trieb. Augenblicklich war Dantes Entschluß gefaßt; wieder sprang er ins Meer, schwamm auf die Mütze zu, setzte sie auf, griff nach einem der Balken und richtete sich ein, die Linie zu schneiden, die das Fahrzeug nehmen mußte.

»Jetzt bin ich gerettet«, stammelte er.

Diese Überzeugung lieh ihm wieder Kraft. Er schwamm mit keuchenden Lungen und kam dem Schiff auch näher. Er richtete sich aus den Fluten empor, schwang seine Mütze und stieß einen Hilferuf aus.

Man sah und hörte ihn. Die Tartane ließ eine Schaluppe ins Meer, und zwei Matrosen ruderten ihm flott entgegen. Der Rettung so nah, verließen den Ärmsten nun doch die Kräfte, und er sank. Ein heftiger Stoß brachte ihn wieder hoch. Da fühlte er sich bei den Haaren gepackt, dann sah und hörte er nichts mehr; ihm schwanden die Sinne.

Als er die Augen wieder aufschlug, befand er sich auf dem Vordeck der Tartane, die ihren Weg fortsetzte. Sein erster Blick galt der Richtung, die das Fahrzeug nahm: Gott sei Dank, mehr und mehr verblaßte Schloß If in der Ferne.

Einer der Matrosen rieb ihn mit einer wollenen Decke, ein anderer hielt ihm eine Flasche mit Rum an die Lippen. Das tat wohl, und Dantes richtete sich auf.

»Wer seid Ihr?« fragte der Patron des Schiffes in schlechtem Französisch.

»Ich bin«, antwortete Dantes in schlechtem Italienisch, »ein Maltesermatrose, wir kamen von Syrakus und hatten Wein an Bord. Beim Kap Morgion erwischte uns der Sturm der heutigen Nacht und wir wurden an jene Klippen geschleudert.«

»Offen gestanden,« sagte der Patron, »war es mir nicht ganz geheuer, Euch aufzunehmen. Mit Eurem sechs Zoll langen Bart und dem wilden Haar

gleicht Ihr eher einem Räuber denn einem redlichen Menschen.«

»Ja,« sagte Dantes, »in einer Stunde schwerer Gefahr hab' ich einst das Gelübde getan, mir zehn Jahre weder den Bart noch das Haar zu schneiden. Heut sind die zehn Jahre um, und bald wäre ich ertrunken.«

»Kennt Ihr das Mittelmeer?«

»Ich befahre es seit meiner Kindheit.«

»Wißt Ihr Bescheid mit den Landungsplätzen?«

»Es gibt wenig Häfen, die ich nicht kenne.«

»Hoho,« lächelte der Patron, »wollen sehen.«

»Wohin segeln Sie?« fragte Dantes interessiert.

»Nach Livorno.«

»Warum kreisen Sie denn nicht einfach den Wind so nahe als möglich ab, statt auf Wegen herumzukreuzen und Zeit zu verlieren?«

»Weil wir dann gerade auf die Insel Rion lossteuerten.«

»Ihr kommt auf eine Entfernung von zwanzig Faden vorbei.«

»Nun denn, mein Freund, beweist Eure Kunst: 'ran ans Steuer!«

Freudig machte sich Dantes ans Werk. Die Matrosen befolgten jeden Wink, und das kleine Fahrzeug begann, langsam der Insel Rion zuzusteuern, an der es, wie Dantes verheißen, auf zwanzig Faden steuerbordab vorüberfuhr.

»Bravo!« rief der Patron.

»Bravo!« wiederholten die Matrosen.

Und staunend betrachteten alle den Mann, dessen Blick eine Verständigkeit und dessen Körper eine Kraftfülle verriet, die man an ihm nicht vermutete.

»Sie sehen,« sprach Dantes, die Stange verlassend, »daß ich Ihnen nützen kann; wenn Sie mich in Livorno nicht mehr brauchen, so können Sie mich dort zurücklassen. Von meinem ersten Sold zahle ich Ihnen gern zurück, was die Bekleidung kostet, die Sie mir geliehen.«

»Schon gut! Schon gut!« sprach der Patron. »Wenn Ihr nicht zu unbescheiden seid, werden wir schon einig werden.«

»Was einem recht ist, ist dem andern billig,« meinte Dantes, »was Sie den Kameraden geben, geben Sie auch mir.«

»Das wäre nicht ganz in der Ordnung,« sprach der Matrose, der Dantes aus dem Meer gezogen hatte, »denn er versteht mehr als wir.«

»Was Teufel geht das dich an, Jacopo?« schalt der Patron.

»Jedem steht es frei, zu fordern, was ihn gut dünkt.«

»Richtig,« sprach Jacopo, »es war nur eine einfache Bemerkung, die ich machte.«

»Nun denn, du tätest besser, dem braven Burschen etwas zu essen zu bringen; sicher wird er Hunger haben.«

Jacopo lief und brachte, was er vorfand, dazu wieder die Flasche mit Rum.

»Das Steuer in Backbord«, rief der Kapitän, sich zum Steuermann wendend.

Dantes tat einen Blick nach derselben Seite hin.

»Schau,« fragte der Patron, »was gibt's auf Schloß If?«

Ein weißes Wölkchen, das die Aufmerksamkeit Dantes schon auf sich gezogen, war über den Zinnen der südlichen Bastei von Schloß If sichtbar. Eine Sekunde darauf vernahm man das Krachen eines abgefeuerten Geschützes. Die Matrosen stutzten und schauten einander an.

»Was soll das bedeuten?« fragte der Patron.

»Sicher ist ein Gefangener heute nacht entsprungen, und man feuert die Lärmkanone ab.«

Der Patron warf einen Blick auf den jungen Mann, der bei diesen Worten die Flasche an den Mund setzte; er sah ihn aber die darin befindliche Flüssigkeit mit solcher Ruhe und Zufriedenheit schlürfen, daß sein Mißtrauen schwand.

»Ein teuflisch starker Rum«, sprach Dantes, sich mit dem Hemdärmel den Mund abwischend.

»Und wenn er's wäre,« dachte der Patron, »nun gut, so hab' ich mir jedenfalls einen tüchtigen Kerl angeworben.«

Dantes bat, sich ans Steuer setzen zu dürfen. Man überließ ihm gern diesen Platz. So saß er und schaute unverwandt auf Marseille.

»Den wievielten haben wir heute?« fragte er den Jacopo.

»Den 28. Februar 1829.«

Es waren also vierzehn Jahre her, daß Dantes verhaftet worden. Mit neunzehn Jahren war er ins Schloß If eingezogen, mit dreiunddreißig Jahren verließ er es. Ein schmerzliches Lächeln zuckte über seine Lippen; er fragte sich, was aus Mercedes während der Zeit, da sie ihn für tot hielt, geworden sein mochte. Und von neuem flammte unversöhnlicher Haß in ihm auf gegen jene Ruchlosen, die ihn ins Verderben getrieben. Jetzt war sein Racheschwur keine eitle Drohung mehr, denn nun hätte der gewandteste Segler des Mittelmeeres nicht mehr jene kleine Tartane erreicht, die mit geschwellten Segeln nach Livorno steuerte.

Kaum war man in Livorno angekommen, als Dantes einen Barbier aufsuchte. Verwundert schaute der Mann auf den Fremden mit dem wüsten Haarwuchs. Doch ohne eine Bemerkung darüber fallen zu lassen, machte er sich an sein Geschäft. Als dies geschehen, verlangte Dantes einen Spiegel. Zum erstenmal nach vierzehn Jahren sah er sein eigenes Angesicht wieder und erkannte sich selber nicht.

Fast hatte er Mühe, die tiefe Bewegung zu unterdrücken, die ihn überkam.

Wo war der frische, fröhliche Junge von einst geblieben, aus dessen Antlitz die hellste Lebenslust gestrahlt? Dies hier war das Gesicht eines ernsten, gereiften Mannes, dem schwerstes Seelenleid den Stempel aufgedrückt. Es war lang und schmal. Die Lippen lagen fest aufeinander, und die Augen hatten einen düsteren Glanz. Seine durch die lange Kerkernacht gebleichte Hautfarbe im Verein mit dem nachtschwarzen Haar verlieh seiner Erscheinung einen besonderen, schwermütigen Reiz. Mit einem Wort: es war der frühere Edmond Dantes nicht mehr.

Dantes war's zufrieden; sein bester Freund würde ihn nicht wiedererkennen, wenn er überhaupt je einen besessen. Ja, es hatte sich sogar seine Stimme verändert.

Nun ging er noch und kaufte sich einen schmucken Matrosenanzug. Als der Patron ihn so verändert wiederkommen sah, konnte er sich eines verschmitzten Lächelns nicht erwehren. Er hatte seinen Schützling gern und konnte so tüchtige Kerle, wie er einer war, wohl gebrauchen. Dantes wußte gut genug, warum.

Die Operationen der »jungen Amalia« waren ein ständiger Kampf mit den Steuerbeamten, denn ihr Patron war der Führer eines Schleichhändlerschiffes. Dantes empfand bei derartigen Scharmützeln oftmals ein ingrimmiges Vergnügen und war im Schleichhandel beinahe schon ebenso geschickt wie als Seefahrer.

So hatte ihm der Patron aus freien Stücken ein höheres Gehalt gewährt, und Dantes hatte es dankend angenommen.

Beinahe drei Monate waren über solchen Fahrten vergangen. Mehrmals war man bei der Insel Monte Christo vorübergekommen, ohne daß es Dantes möglich gewesen wäre, ohne Aufsehen dorthin zu gelangen. Ach, er hatte ja das Warten gelernt!

»Die glücklichen Zufälle sind immer die besten Gelegenheiten«, hatte Faria gesagt, und seine Worte sollten sich bald genug von neuem bewahrheiten.

Der Kapitän nahm ihn eines Tages beiseite; es handelte sich um eine wichtige Sache, nämlich um ein mit türkischen Teppichen, Stoffen aus der Levante und Kaschmir befrachtetes Schiff; es mußte, um den Austausch bewerkstelligen zu können, neutraler Boden gefunden, dann aber versucht werden, diese Dinge an die französische Küste zu bringen. Der Gewinn war ungeheuer, wenn es gelang; es handelte sich um fünfzig bis sechzig Piaster pro Kopf.

Der Patron schlug die Insel Monte Christo zum Ausladungsplatz vor, die ganz wüst und unbewohnt war und weder Soldaten noch Zöllner kannte. Beim Namen Monte Christo erbebte Dantes vor Freude. Er stimmte der Ansicht des Patrons vollkommen bei. So wurde denn beschlossen, sich für den Abend des nächsten Tages zur Ausführung des Planes segelfertig zu halten.

In fieberhafter Unruhe verbrachte Dantes die Zeit bis zur Abfahrt.

Man segelte unter einem azurnen Himmel, wo auch Gott seine Leuchttürme nach und nach anzündete, deren jeder eine Welt ist. Dantes erklärte, alle könnten zur Ruhe gehen, er übernehme das Steuer. Wenn der Malteser (so nannte man Dantes) eine solche Erklärung getan, so genügte es, und jeder ging ruhig zu Bett. Dies geschah manchmal. Da Dantes aus der Einsamkeit plötzlich in die Welt zurückgekehrt war, so fühlte er von Zeit zu Zeit das dringende Bedürfnis nach Einsamkeit. Welche Einsamkeit ist aber unendlicher und poetischer als die eines im Dunkel der Nacht, im Schweigen der Unermeßlichkeit auf dem Meer dahingleitenden Schiffes?

Als der Patron aufwachte, ging das Schiff unter vollen Segeln; kein Lappen Leinwand war, den der Wind nicht blähte, man legte in einer Stunde mehr als dritthalb Meilen zurück. Die Insel Monte Christo kam näher und näher.

Edmond übergab das Schiff nun wieder seinem Herrn, um sich in seine Hängematte zu legen; aber er konnte kein Auge schließen. Gegen fünf Uhr abends sah man schon die ganze Insel.

Edmond verschlang fast mit den Augen jene Felsenmasse, die in allen Farben der Dämmerung spielte. Nie hatte ein Spieler, dessen ganzes Vermögen gesetzt ist, so heftige Beklemmungen gefühlt, als Dantes in seinem Hoffnungsfieber. Es ward Nacht. Um zehn Uhr landete man. Die »junge Amalia« war die erste bei dem Stelldichein. Dantes mußte sich ordentlich Gewalt antun, um seine Unruhe zu meistern. Als er ans Land sprang, hätte er am liebsten gleich Brutus die Erde geküßt.

Ganz früh am nächsten Morgen nahm Dantes seine Flinte, um angeblich eine wilde Ziege zu schießen.

Am Strande entlang gehend, ließ er seine Blicke schweifen, auf daß ihnen nichts entginge. Da entdeckte er seltsame Einschnitte in den Felsen, die sich fortlaufend wiederholten. Eiligst ging er diesen Zeichen nach.

Inzwischen hatten die Schiffer ihre Arbeit erledigt und sich ein leckeres Mahl zubereitet. Sehnsüchtig schauten sie nun nach Edmond aus.

Da sahen sie ihn, leicht wie eine Gemse, von Abhang zu Abhang über die Felsen springen. Plötzlich strauchelte er, stieß einen Schrei aus und kollerte zwölf bis fünfzehn Fuß in eine Schlucht hinab.

Die Gefährten eilten ihm zu Hilfe, allen voran Jacopo.

Sie fanden ihn lang hingestreckt, blutend und fast bewußtlos. Man flößte ihm Rum ein, und wieder mit bestem Erfolg. Edmond schlug die Augen auf und klagte über einen heftigen Schmerz am Knie und in den Lenden.

Man versuchte es, ihn aufzuheben und zum Schiff zu bringen; allein Dantes erklärte, lieber sterben zu wollen, als die gräßlichen Schmerzen zu ertragen.

»Laßt mir einige Tage Ruhe, und alles ist wieder gut.«

Die Kameraden berieten untereinander.

»Das ist eine verteufelte Sache«, sagte der Patron. »Wir müssen machen, daß wir weiterkommen, und hierlassen kann man ihn doch auch nicht.«

»Ihr könnt mich unbesorgt hier zurücklassen. Gebt mir etwas Brot, eine Flinte, Pulver und Blei und für alle Fälle auch noch eine Hacke. Wenn Ihr dann nach einigen Tagen wiederkommt, holt Ihr mich ab.«

Man ging schließlich darauf ein; nur dem treuen Jacopo wollte die Sache nicht gefallen. Dantes hatte Mühe, ihn fortzuschicken. Er schleppte noch alles mögliche heran, um ihm die Verlassenheit zu erleichtern.

Nicht lange danach segelte das Schiff von dannen und war bald den Blicken des Verwundeten entschwunden.

Kaum wußte Dantes sich völlig unbeobachtet, als er flink und behend aufsprang, zum Gewehr und der Hacke griff und sich wieder auf den Weg begab, den die merkwürdigen Zeichen in den Felsen ihn geführt hatten. Sie endigten in einer Bucht, die nur so breit war, daß ein kleines Fahrzeug sich darin verstecken konnte.

»Ein guter Landungsplatz für Schätze«, dachte Dantes. »Wo ist aber die Grotte?« Er schaute sich um und um. Da fiel ihm ein kugelrunder Fels auf, der so aussah, als wäre sein Standort ihm von Menschenhand angewiesen. Eine viereckige Steinplatte lag unter ihm, und man hatte sie durch kleine Steine und Erde zu verdecken gesucht. Gras, Moos und Myrtenschößlinge wuchsen daraus empor. Dantes war überzeugt, daß er hier zu seinem Ziel gelangen müsse. Wie aber den Fels beiseite schieben?

Da fiel sein Blick auf ein mit Pulver gefülltes Horn, das ihm sein Freund Jacopo zurückgelassen hatte. Er lächelte: »Mög' mir die höllische Erfindung dienen.«

Mit seiner Hacke grub er nun zwischen dem oberen Fels und der untenliegenden Steinplatte eine Art Minengang, dann zupfte er Fäden aus seinem Taschentuch, tauchte sie in Salpeter und machte eine Lunte daraus. Nun legte er Feuer an und entfernte sich schnell. Die Explosion ließ nicht lange auf sich warten. Der obere Fels geriet ins Wanken, und seiner Stütze beraubt, rollte er polternd ins Meer. Dantes stieß einen Freudenschrei aus.

Rasch trat er näher. Die Steinplatte war zum Teil zertrümmert. Ein Eisenring war in der Mitte als Griff angebracht. Mit schier übermenschlichen Kräften faßte Dantes den Ring und hob den Rest der Steinplatte hoch. Auf die Knie niederfallend, sah er eine steile, schmale Treppe, die in die Tiefe einer unterirdischen Grotte führte.

Ehe Dantes die Stiegen hinabging, wandelte ihn eine Art von Schwäche an. So dicht vor dem Ziel... wenn er nun doch nichts fände? – Er legte die Hand an die eiskalte Stirn und zauderte. Er murmelte das letzte Wort aller menschlichen Weisheit: »Vielleicht...« und trat den Weg der Hoffnung an.

Statt tiefe Dunkelheit und dumpfe Grabesluft zu finden, umfing ihn sanftes, bläuliches Licht – durch kaum merkliche Felsspalten einfallend – und seltsame Wohlgerüche. Die Treppe führte in eine große geräumige Felsengrotte aus Granit. Er wiederholte die Worte des Testaments, das er auswendig kannte:

»Im entferntesten Winkel der zweiten Öffnung...«

Dies war nun aber die erste Grotte; jetzt galt's, den Eingang zur zweiten zu finden.

Er klopfte ringsum die Wände ab und fand nach langem Suchen eine Stelle, die nicht aus natürlichem Gestein bestand, sondern eine künstlich hergestellte Mauer von übereinandergelegten Steinen war. Unter unsäglicher Mühe gelang es ihm, einen der Steine zu lockern. Er jauchzte laut auf, als er zu Boden fiel. Nun folgten die andern bald nach, und Dantes sah die zweite Grotte vor sich liegen. Er schaute suchend umher. Wenn der Schatz wirklich existierte, so lag er in jener dunkeln Ecke vergraben. Die Stunde der Erfüllung war gekommen – oder die der bittersten Enttäuschung. Mit fiebernder Hast griff Dantes nun das Erdreich an. »Zwei Fuß tief...« murmelte er. Nachdem er eine Weile gearbeitet hatte, geriet er auf Widerstand und erkannte bald, daß es eine große eichene Truhe, mit Eisenbändern beschlagen, war. In der Mitte des Deckels sah er das Wappen der Familie »Spada« auf silbernem Grunde. Nun hackte, schaufelte und grub er mit Feuereifer, um den Deckel der Truhe freizubekommen und auch die Schlösser. Endlich war auch das getan; jedoch die schweren Schlösser

waren treue Hüter und ließen niemand an die Schätze heran, die Truhe selber aber war so schwer, daß sie nicht von der Stelle zu rücken war.

Es blieb Dantes nichts anderes übrig, als die Schneide seiner Hacke zwischen Truhe und Deckel zu stemmen. Ein Krach – und der Deckel sprang auf. Dantes taumelte zurück, rieb sich die Augen, sah – und sah...

Das war ja gar nicht möglich! Gold, Diamanten, Perlen, Rubine – – War er dem Wahnsinn nahe?

»O Faria! Faria!«

Die Truhe hatte drei Abteilungen. In der obersten befanden sich Goldtaler, in der zweiten Goldbarren, je zwei bis drei Pfund schwer. An der dritten aber funkelte es von Edelsteinen der köstlichsten Art. Dantes wühlte mit den Händen darin und wußte nicht, ob er wachte oder träumte. Er empfand eine Freude, die fast dem Schmerze gleichkam. Er hätte schreien mögen. Nun begann er sein Vermögen zu zählen; es war unmöglich: die Zahlen reichten nicht aus.

Der Tag ging zu Ende. Dantes überfiel die Furcht, man könnte ihm die Schätze rauben. Er ging mit der Flinte in der Hand wieder die Treppe hinauf, rückte den Stein zurecht, bedeckte die schadhafte Stelle mit Reisig und Laub und legte sich darauf zum Schlafe nieder. Diese Nacht war eine jener köstlichen und schrecklichen zugleich, wie der junge Mann sie in seinem bewegten Leben schon zwei- oder dreimal verbracht hatte.

Beim ersten Sonnenstrahl erhob sich Dantes wieder und stieg auf den höchsten Berggipfel, um Ausschau zu halten. Alles war öde und still wie tags zuvor. Da ging er hinunter in seine Grotte, füllte sich die Taschen mit Edelsteinen, versteckte die Kiste so gut es ging mit Sand und Schutt, legte oben die Platte wieder zurecht, bedeckte auch sie mit Steinen und erwartete dann die Kameraden.

Jetzt hieß es: in die Welt hinausziehen und die Stellung einnehmen, die die größte Macht, der Reichtum, einem zu geben vermag.

Am sechsten Tage kamen die Schleichhändler zurück. Sie staunten Dantes wiederhergestellt zu sehen und bedauerten ihn um den Verlust seines Anteils an dem Prisengeld, das gerade diesmal besonders reich ausgefallen war.

Edmond blieb still und verschlossen. In Livorno verkaufte er vier der kleinsten Diamanten und bekam für jeden fünfundzwanzigtausend Franken. Tags darauf erwarb er eine ganz neue Barke, die er Jacopo übergab, hundert Piaster fügte er diesem Geschenk bei zur Erwerbung der nötigen Mannschaft. Das alles aber unter der Bedingung, daß Jacopo nach Marseille segeln sollte, um Erkundigungen einzuziehen über einen Greis Louis Dantes und über ein junges Mädchen im Katalanerdorf, das Mercedes hieß.

Jacopo sah ihn mit offenem Munde an. Da erzählte ihm Edmond, daß er nur aus Trotz Seemann geworden, weil er sich mit seiner Familie entzweit hatte. In Livorno habe er nun erfahren, daß ein Onkel ihn zum alleinigen Erben eingesetzt habe. Nun glaubte Jacopo alles zu verstehen. Die vornehme Art Dantes und sein reiches Wissen hatten ihn ja stets die andern weit überragen lassen.

Darauf nahm Edmond, da seine Dienstfrist an Bord der »jungen Amalia« verstrichen, Abschied von dem Seemann, der ihn anfangs zurückzuhalten suchte, der aber, als er die Erbschaftsgeschichte vernommen, kein Wort mehr zu sagen wagte. Am andern Tage ging Jacopo nach Marseille unter Segel; er sollte Edmond auf Monte Christo erwarten. An demselben Tage reiste Dantes ab, ohne zu sagen wohin, von der Mannschaft der »jungen Amalia« mit glänzenden Geschenken und vom Patron mit dem Versprechen Abschied nehmend, er werde von sich hören lassen. Dantes ging nach Genua.

Soeben, als er ankam, versuchte man eine kleine Jacht, die ein Engländer kaufen wollte. Der Engländer hatte den Preis auf vierzigtausend Franken festgesetzt. Dantes bot sechzigtausend Franken unter der Bedingung, daß das Fahrzeug ihm noch an demselben Tage übergeben werde. Man wurde handelseinig. Der Schiffsbaumeister bot Dantes seine Dienste; ihm eine Bemannung zu verschaffen; Dantes aber dankte ihm dafür, indem er ihm versicherte, er habe die Gewohnheit, allein zu fahren, und daß er nichts wünsche, als daß in der Kajüte ein völlig geheimer Schrank mit drei festen

geheimen Schubfächern angebracht würde. Er gab die Maße an, und alles wurde aufs beste ausgeführt. Schon am folgenden Tage verließ Dantes Genua, von den Blicken vieler Neugieriger verfolgt, die den spanischen Herrn sehen wollten, der die Gewohnheit hatte, allein zu fahren. Dantes fuhr direkt nach Monte Christo. Am Ende des zweiten Tages langte er daselbst an. Das Schiff war ein ausgezeichneter Segler und hatte in fünfunddreißig Stunden die Fahrt vollbracht. Dantes hatte die Küstenlage sehr wohl erkannt, und statt am gewöhnlichen Landungsplatz vor Anker zu gehen, lief er in der kleinen Bucht ein. Er begab sich zu seinem Schatze; alles war in demselben Zustande, wie er es verlassen.

Am andern Tage abends war das ungeheure Vermögen an Bord der Jacht gebracht und in die drei Fächer des geheimen Schrankes verschlossen. Dantes wartete noch acht Tage; während dieser acht Tage ließ er seine Jacht um die Insel herumschiffen, ihre Eigenheiten belauschend, wie ein Stallmeister sein Pferd erprobt. Bald darauf kannte er alle ihre guten und üblen Eigenschaften. Am achten Tage sah Dantes ein Fahrzeug, das, alle Segel beigesetzt, auf ihn zusteuerte, und erkannte Jacopos Barke. Er gab ein Zeichen, das Jacopo beantwortete, und in zwei Stunden war die Barke neben der Jacht. Für jede der zwei von Dantes gemachten Anfragen brachte er eine traurige Antwort: Der alte Dantes war gestorben, Mercedes war verschwunden. Ruhigen Antlitzes vernahm Dantes diese zwei Botschaften. Den Tod des Vaters hatte er wohl vorausgesehen; was aber war aus Mercedes geworden?

Mit Hilfe zweier Matrosen von Jacopos Barke segelte er nun nach Marseille. Man hielt gegenüber der Stelle, wo man ihn an jenem unheilvollen Abend nach Schloß If eingeschifft hatte.

Nicht ohne heimliches Grauen sah Dantes in der Sanitätsschaluppe einen Gendarm herankommen. Dantes aber wies ihm mit jener vollkommenen Sicherheit, die er sich angewöhnt, einen englischen, in Livorno gekauften Paß und stieg ohne viel Umstände ans Land. Das erste, was Dantes, auf die Cannebière tretend, bemerkte, war einer seiner alten Matrosen vom »Pharaon«. Er ging geradezu auf den Mann los und richtete mehrere Fragen an ihn, die dieser beantwortete, ohne durch Wort oder Miene darzutun, daß er sich erinnere, ihn je gesehen zu haben.

Dantes setzte seinen Weg fort. Ans Ende der Noaillesstraße gekommen und die Allee von Meillan bemerkend, fühlte er seine Knie wanken und wäre beinahe unter die Räder eines Wagens gestürzt. Endlich gelangte er zu dem Hause, das sein Vater bewohnt hatte. Dantes lehnte sich an einen Baum und betrachtete die letzten Stockwerke dieses armen Häuschens; endlich schritt er dem Tor zu und fragte, ob nicht eine leere Wohnung zu vermieten sei. Obgleich alles besetzt war, bestand er so lange darauf, jene des fünften Stockes zu besichtigen, daß der Hausmeister hinaufstieg und die Leute, die sie bewohnten, im Namen eines Fremden ersuchte, zu erlauben, die Zimmer anzusehen.

Staunend betrachteten die Mieter, ein ganz junges Ehepaar, den Fremden, der in tiefer Ergriffenheit jeden Winkel in den Räumen betrachtete. Als sie Tränen in seinen Augen sahen, zogen sie sich achtungsvoll zurück.

Edmond fragte dann nach dem Schneider Laderousse. Der Hausmeister antwortete ihm, daß der Mann schlechte Geschäfte gemacht habe und jetzt das Wirtshaus zur Gardbrücke halte.

Dantes stieg nun hinab, fragte um die Adresse des Eigentümers des Hauses, begab sich zu ihm, ließ sich unter dem Namen Lord Wilmore melden (dies war der Name und Titel, der auf seinem Paß verzeichnet stand) und kaufte ihm jenes kleine Haus für die Summe von fünfundzwanzigtausend Franken ab. Dies waren zehntausend Franken mehr, als das Haus wert war.

An demselben Tage noch wurde den jungen Leuten im fünften Stock durch den Notar, der den Kontrakt aufgesetzt, bekanntgemacht, daß der neue Hausherr ihnen die Wahl einer Wohnung im ganzen Hause, ohne nur ihren Zins im geringsten zu vermehren, unter der Bedingung freistelle, daß sie ihm die zwei Zimmer, die sie bewohnten, abtreten. Dieses sonderbare Ereignis beschäftigte während acht Tagen alle Bewohner der Meillanstraße und gab zu tausenderlei Vermutungen Anlaß.

Ihre Verwunderung wurde noch größer, als man erfuhr, daß derselbe vornehme Herr im Katalanerdorf gewesen und bei einfachen Fischersleuten nach Personen gefragt habe, die längst gestorben oder verschwunden waren.

Wenige Tage danach saß Caderousse mit seinem kranken Weibe vor der Tür seines ärmlichen Gasthauses und hörte die Klagen der Frau über ihr elendes Dasein mit verdrießlicher Miene an.

»Sei still, Weib; Gott will es nicht anders!« schrie er sie schließlich an. Weshalb Gott es nicht anders wollte, schien ihm bewußt zu sein. Als er nun so saß und starren Blicks die Landstraße entlang sah, bemerkte er einen Reiter, der auf das Gasthaus zugeritten kam. Es war ein schwarzgekleideter Priester mit einem dreieckigen Hut. Caderousse ging ihm ehrfurchtsvoll entgegen und fragte nach seinem Begehr.

»Seid Ihr Gaspard Caderousse?« fragte der Priester.

»Stehe zu Diensten, Herr Abbé.«

»Und übtet damals das Schneiderhandwerk aus?«

»Ja, aber der Stand hat sich übel gewendet. In diesem Spitzbuben-Marseille ist's so heiß, daß man am Ende sich gar nicht anziehen wird. Aber da soeben von der Hitze die Rede ist, wollen Sie sich nicht erfrischen, Herr Abbé?«

»Ja, gebt mir eine Flasche von Eurem allerbesten Weine.«

Und um keine Zeit zu verlieren, eine seiner letzten Flaschen Weines von Bahors, die ihm geblieben waren, an den Mann zu bringen, beeilte sich Caderousse, eine Falltür zu öffnen, die ebenfalls in dem Boden jener Art ebenerdigen Zimmers angebracht war, das zugleich als Saal und Küche verwendet wurde. Als er nach fünf Minuten wiederkehrte, fand er den Abbé auf einer Bank mit auf den Tisch gestützten Ellbogen sitzen.

»Ihr seid allein?« fragte der Abbé seinen Wirt, während dieser die Flasche und ein Glas auf den Tisch stellte.

»O mein Gott, ja, allein oder wenigstens soviel wie allein, Herr Abbé, denn ich habe niemanden als mein Weib, die mir in nichts helfen kann, da sie nämlich immer krank ist, die arme Carconte.«

»Ach, seid Ihr verheiratet?« fragte der Priester mit einer Art Teilnahme und einen Blick um sich werfend, der den winzigen Wert der magern Wirtschafts- und Ausstattungsgeräte zu schätzen schien.

»Sie finden, daß ich nicht reich bin, nicht wahr, Herr Abbé?« sprach Caderousse seufzend. »Aber was wollen Sie, es reicht nicht aus, ein ehrlicher Mann zu sein, um in dieser Welt sein Glück zu machen.«

Der Abbé heftete einen durchdringenden Blick auf ihn.

»Ja, ein ehrlicher Mann, des kann ich mich rühmen, Euer Gnaden,« sprach der Wirt, die eine Hand auf seine Brust gelegt, mit dem Kopf nickend, indem er dem Blicke des Abbé standhielt, »und in unserer Zeit kann so was nicht jeder sagen.«

»Um so besser, wenn das, dessen Ihr Euch rühmt, wahr ist,« sprach der Abbé, »denn ich bin fest überzeugt davon, früh oder spät wird der Ehrenmann belohnt und der Bösewicht gezüchtigt.«

»So pflegt Ihr zu behaupten, Herr Abbé«, versetzte Caderousse mit bitterem Ausdruck. »Nachher bleibt es einem aber doch freigestellt, das, was Sie sagen, nicht zu glauben.«

»Ihr habt unrecht, so zu reden,« sprach der Abbé, »denn vielleicht werde ich alsogleich für Euch ein Beweis dessen sein, was ich behaupte.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Caderousse erstaunt.

»Ich will damit sagen, daß ich mich vor allem überzeugen muß, ob Ihr derjenige seid, den ich suche.«

»Was für Beweise wollen Sie denn von mir?«

»Kanntet Ihr im Jahre 1814 oder 1815 einen Seemann namens Dantes?«

»Dantes? Und ob ich ihn kannte, den armen Edmond! Er war sogar einer meiner besten Freunde!« rief Caderousse, dessen Antlitz sich purpurrot färbte, während der klare und feste Blick des Abbés sich zu erweitern schien, um den andern ganz und gar zu durchschauen.

»Ja, ich glaube, er hieß Edmond.«

»Ob er Edmond hieß, der Junge, glaub's gern, so wahr ich Gaspard Caderousse heiße; und was ist aus ihm geworden, gnädiger Herr, aus dem armen Edmond?« fuhr der Gastwirt fort, »hätten Sie ihn vielleicht gar gekannt? Ist er frei, glücklich?«

»Er starb als Gefangener, verzweifelter und elender als jene Zwangsarbeiter, die im Bagno von Toulon die Kugeln an den Füßen schleppen«, antwortete der Abbé. Tödliche Blässe folgte im Angesicht Caderousses auf die Röte, die es vordem überzogen. Er wandte sich um, und der Abbé sah ihn mit dem Tuche, das er am Kopfe trug, sich eine Träne aus dem Auge wischen.

»Armer Junge«, murmelte Caderousse vor sich hin. »Je nun, wieder ein Beweis dessen, was ich Ihnen sagte, Herr Abbé, daß der gute Gott nur für die Bösen gut sei. Ach,« fuhr Caderousse in der farbigen Sprache des Südländers fort, »in dieser Welt wird es immer ärger statt besser. So falle denn zwei Tage Pulver und eine Stunde lang Feuer vom Himmel nieder, und alles habe einmal ein Ende.«

»Ihr scheint den Jungen von ganzem Herzen zu lieben?« fragte der Abbé.

»Jawohl,« sprach Caderousse, »obgleich ich mir den Vorwurf machen muß, ihn eine Weile um sein Glück beneidet zu haben. Seitdem aber habe ich sein unglückliches Schicksal tief beklagt, auf Ehre, so wahr ich Caderousse heiße!« Einen Augenblick trat Stillschweigen ein, währenddessen der starre Blick des Abbés nicht eine Minute aufhörte, das bewegliche Gesicht des Gastwirts zu erforschen.

»Und Sie haben ihn gekannt, den armen Jungen?« fuhr Caderousse fort.

»Ich wurde an sein Sterbebett gerufen, um ihm die letzte Labung der Religion zu reichen«, antwortete der Abbé.

»Und woran starb er?« fragte Caderousse mit erstickter Stimme.

»Woran stirbt man im Gefängnis, wenn man im Alter von dreißig Jahren darin stirbt, wenn nicht am Gefängnis selbst?«

Caderousse wischte sich den Schweiß ab, der ihm von der Stirn rann.

»Was bei alledem das merkwürdigste war, ist, daß Dantes auf seinem Sterbebette mir bei Christus, dessen Füße er küßte, immer schwur, die wahrhafte Ursache seiner Gefangenschaft nicht zu wissen.«

»Wahr, wahr,« flüsterte Caderousse, »er konnte es nicht wissen, mein Herr Abbé, der arme Junge log nicht.«

»Daher kam es, daß er mich beauftragte, über sein Unglück Licht zu verbreiten, da er es nie zu tun imstande war, und sein Andenken wieder zu reinigen, wenn es irgendwo besudelt worden sein sollte.«

Und der Blick des Abbés, immer starrer und strenger werdend, verschlang beinahe den düstern Ausdruck, der das Angesicht Caderousses umzog.

»Ein reicher Engländer, sein Unglücksgenosse,« fuhr er fort, »der während der zweiten Restauration frei ward, war Besitzer eines Diamanten von großem Werte. Als er aus dem Gefängnis kam, wollte er Dantes, der ihn während einer Krankheit wie ein Bruder gepflegt hatte, einen Beweis der Dankbarkeit geben und ließ ihm diesen Diamanten. Anstatt sich dessen zu bedienen, um seine Gefängniswärter zu verführen, die ihm übrigens denselben wegnehmen und ihn vielleicht hätten verraten können, bewahrte ihn Dantes immer sorgfältigst für den Fall, daß er frei würde; denn wäre dies geschehen, so war sein Vermögen durch den Verkauf dieses einzigen Diamanten gesichert.«

»Es war also, wie Sie sagen, ein Diamant von bedeutendem Werte?« fragte Caderousse mit glühenden Blicken.

»Alles ist relativ,« versetzte der Abbé, »wenigstens außerordentlich wertvoll für Edmond; dieser Diamant ward auf fünfzigtausend Franken geschätzt.«

»Fünfzigtausend Franken!« sprach Caderousse. »Aber der muß ja so groß wie eine Nuß gewesen sein.«

»Nicht so ganz,« sprach der Abbé, »aber Sie können ihn selbst sehen, denn ich habe ihn bei mir.«

Caderousse schien in dessen Kleiderfalten das Besprochene zu suchen. Der Abbé zog aus seiner Tasche ein schwarzes Kästchen von Chagrin hervor und ließ in Caderousses geblendete Blicke das glitzernde Wunder funkeln, das in einen Ring von wundervoller Arbeit gefaßt war.

»Und das ist fünfzigtausend Franken wert?« fragte Caderousse gierig.

»Ohne die Fassung, die an und für sich schon einen gewissen Wert hat«, sprach der Abbé. Und er schloß das Kästchen und steckte den Diamant, der in den Tiefen von Caderousses Innerm fort und fort funkelte, wieder in die Tasche.

»Wie aber befinden Sie sich im Besitze dieses Diamanten, Herr Abbé?« fragte Caderousse. »Edmond setzte Sie also zu seinem Erben ein?«

»Nein, aber zu seinem Testamentsvollstrecker. ›Ich hatte drei gute Freunde und eine Verlobte‹, sprach Dantes zu mir; ›alle vier beweinen mich sehr, des bin ich gewiß; einer dieser guten Freunde hieß Caderousse.‹«

Caderousse bebte.

»›Der andere,‹« fuhr der Abbé fort, ohne scheinbar die Erregtheit Caderousses zu bemerken, »›der andere hieß Danglars; der dritte,‹« fügte er hinzu, » ›der dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich ebenfalls...‹«

Teuflisches Grinsen durchzuckte das Antlitz Caderousses, der eine Bewegung machte, um den Abbé zu unterbrechen.

»Warten Sie,« sprach der Abbé, »lassen Sie mich zu Ende kommen, und wenn Sie irgendeine Bemerkung zu machen haben, so können Sie es mir hernach sagen. ›Der dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich

ebenfalls und hieß Fernando; was meine Verlobte betrifft, so hieß sie...‹, ich erinnere mich nicht mehr recht ihres Namens«, sprach der Abbé.

»Mercedes!« sprach Caderousse.

»Ach ja, das ist's,« sprach der Abbé mit ersticktem Seufzer, »Mercedes.«

»Nun, dann?« fragte Caderousse.

»Gebt mir ein Glas Wasser«, sprach der Abbé.

Caderousse beeilte sich, zu gehorchen. Der Abbé nahm das Glas und trank mehrere Züge.

»Also,« bemerkte er dann von neuem, das Glas auf den Tisch stellend, »die Verlobte hieß Mercedes; ja, ja, so hieß sie. ›Sie werden sich nach Marseille begeben...‹ Immer spricht Dantes, versteht mich gut.«

»Ganz wohl.«

»›Verkaufen diesen Diamant, teilen das Geld in fünf Teile und verteilen es unter diese guten Freunde, die einzigen, die mich im Leben geliebt haben.‹«

»Wie, fünf Teile, Sie haben mir nur vier Personen genannt.«

»Weil, wie man mir gesagt, die fünfte gestorben ist... die fünfte war Dantes' Vater.«

»Leider ja!« sprach Caderousse, von den Leidenschaften tief erregt, die auf ihn einstürmten, »leider ja, der arme Mann starb!«

»Dies habe ich in Marseille vernommen,« antwortete der Abbé, gleichgültig bleibend, »aber es ist schon so lange, daß ich gar keine einzelnen Erkundigungen einziehen konnte... Wüßten Sie vielleicht etwas von dem Tode dieses Greises?«

»Ei,« sprach Caderousse, »wer könnte das besser wissen als ich?... Ich wohnte Tür an Tür mit dem guten Alten... Du lieber Gott! Ja, kaum ein Jahr nach dem Verschwinden seines Sohnes starb er, der arme Greis!«

»Aber woran starb er?«

»Die Ärzte gaben der Krankheit einen Namen; ich glaube, er starb an einer Magenentzündung; seine Bekannten sagten, er sei vor Schmerz gestorben... Ich aber, der ich ihn sterben gesehen, sage, er starb...«

Caderousse stockte.

»Woran?« fragte der Priester angstergriffen.

»Je nun, vor Hunger starb er.«

»Vor Hunger!« rief der Abbé, von seinem Sitze auffahrend.

»Vor Hunger! Das gemeinste Tier stirbt nicht vor Hunger; Hunde auf der Straße finden eine mitleidige Hand, die ihnen ein Stück Brot hinwirft, und ein Mensch, ein Christ stirbt inmitten der andern Menschen, die wie er sich Christen nennen, vor Hunger! Unmöglich, oh, unmöglich!«

»Ich sage, was ich sage«, versetzte Caderousse.

»Und hast unrecht,« sprach eine Stimme auf der Stiege, »was geht das dich an?«

Die beiden Männer wandten sich um und sahen durch das Gitter der Brüstung das kränkliche Gesicht der Carconte; sie hatte sich bis dahin geschleppt und hörte, auf der letzten Stufe sitzend, mit auf die Knie gestütztem Kopfe dem Gespräche zu.

»Was geht's dich selber an, Weib?« sprach Caderousse. »Der gnädige Herr verlangt Auskunft, die Artigkeit erfordert, daß ich sie ihm gebe.«

»Ja, aber die Klugheit will, daß du sie ihm verweigerst. Wer sagt dir, in welcher Absicht man dich zum Reden bringen will, du Pinsel?«

»In ganz ehrlicher Absicht, meine Liebe, ich stehe Ihnen dafür«, sprach der Abbé. »Ihr Mann hat nichts zu fürchten, er rede nur freiweg.«

»Nichts zu fürchten... Mit schönen Versprechungen fängt man an, dann begnügt man sich, einem zu sagen, man habe nichts zu fürchten, dann geht man, ohne zu halten, was man versprochen, und an einem lichten Morgen kommt Unglück über die armen Leute, ohne daß sie wissen, wie und wann.«

»Seien Sie ruhig, gute Frau«, antwortete der Abbé. »Ich stehe Ihnen dafür, von meiner Seite soll Ihnen kein Unglück widerfahren.«

Die Carconte schmälte einige unvernehmbare Worte, ließ ihren eine Weile emporgerichteten Kopf auf die Knie zurücksinken und stellte ihrem Manne frei, das Gespräch fortzusetzen, verblieb aber in einer Stellung, in der sie kein Wort überhören konnte.

Währenddessen hatte der Abbé einige Züge Wasser getrunken und war wieder bereit.

»Aber«, versetzte er, »war denn dieser unglückliche Greis so weltverlassen, daß er eines solchen Todes starb?«

»Oh, gnädiger Herr,« versetzte Caderousse, »es war nicht, weil ihn vielleicht die Katalanerin Mercedes oder Herr Morrel verlassen haben, aber der arme Alte empfand einen tiefen Abscheu vor Fernando, demselben,« fuhr Caderousse mit ironischem Lächeln fort, »den Dantes Ihnen als seinen Freund nannte.«

»War er's denn nicht?« sprach der Abbé.

»Gaspard, Gaspard,« raunte das Weib von der Stiege herab, »gib acht, was du zu sagen hast!«

Caderousse machte ein Zeichen der Ungeduld, und ohne der, die ihn unterbrach, anderweitige Antwort zu geben, sprach er weiter zum Abbé: »Kann ich ein Freund dessen sein, der nach meinem Weibe Begehren trägt? Dantes, der ein Goldjunge war, nannte alle die Leute seine Freunde... Armer Edmond! Am Ende ist es besser, daß er nichts davon wußte; es wäre ihm zu schwer geworden, ihnen in der Stunde des Todes zu verzeihen. Und man sage darüber, was man wolle,« fuhr Caderousse in seiner Redeweise fort,

der es nicht an einer Art rauher Poesie fehlte, »ich fürchte mich mehr vor dem Fluche der Toten als dem Hasse der Lebendigen.«

»Dummkopf!« sprach Carconte.

»Wißt Ihr denn,« sprach der Abbé weiter, »was Fernando Dantes getan hat?«

»Ob ich's weiß? Das will ich meinen!«

»So redet dann.«

»Gaspard, tue was du willst, du bist dein eigener Herr,« sprach das Weib, »wolltest du mir aber folgen, du würdest nichts sagen.«

»Diesmal, Weib, glaube ich, hast du recht«, sprach Caderousse.

»Also Ihr wollt nichts sagen?«

»Wozu!« sprach Caderousse. »Ja, wenn der Junge am Leben wäre und zu mir käme, und ein für allemal seine Freunde und Feinde kennenlernen möchte, sagte ich nicht nein; aber er liegt unter der Erde, wie Sie mir sagen, er kann nicht mehr hassen, er kann sich nimmer rächen, ersticken wir alles lieber.«

»Ihr wollt denn also,« sprach der Abbé, »ich soll jenen Leuten, die Ihr für unwürdige und falsche Freunde ausgebt, eine der Treue zugesprochene Belohnung zukommen lassen?«

»Wohl wahr, Sie haben recht«, sprach Caderousse. »Übrigens, was wäre jetzt das Vermächtnis des armen Edmond für sie? Ein Tropfen ins Meer.«

»Ohne zu rechnen, daß ihn diese Leute mit einem Winke vernichten können«, sprach das Weib.

»Wie das? Sind denn diese Leute reich und mächtig geworden?«

»Kennen Sie ihre Geschichte nicht?«

»Nein, erzählen Sie mir.«

Caderousse schien einen Augenblick zu sinnen.

»Nein, wahrhaftig, das wäre zu lang«, sprach er.

»Es steht Euch frei, zu schweigen, Freund,« sprach der Abbé im Tone größter Gleichgültigkeit, »und ich ehre Eure Skrupel; übrigens kommt das, was Ihr hier sagt, von ganz ehrlichem Herzen: reden wir also nicht mehr davon. Was war mein Auftrag? Ich werde also diesen Diamant verkaufen.«

Und wieder nahm er den Diamant hervor, öffnete das Kästchen und ließ ihn ein zweites Mal dem erstaunten Caderousse in die Augen funkeln.

»Komm doch her, Weib, und schau'«, sprach er mit rauher Stimme.

»Ein Diamant!« sprach die Carconte, aufstehend und ziemlich festen Schrittes von der Stiege herabkommend. »Was ist es denn mit diesem Diamanten?«

»Hast du's denn nicht gehört, Weib,« sprach Caderousse, »ein Diamant, den uns der Junge vermacht hat; erst seinem Vater, seinen Freunden Fernando, Danglars und mir, wie Mercedes, seiner Verlobten. Er ist fünfzigtausend Franken wert.«

»Oh, der schöne Stein!« sprach sie.

»Das Fünftel dieser Summe gehört dann uns?« sprach Caderousse.

»Ja,« sprach der Abbé, »um den Anteil von Dantes' Vater vermehrt, den ich unter euch vier zu verteilen mich ermächtigt glaube.«

»Und warum unter uns vier?« fragte Carconte.

»Weil ihr die vier Freunde Dantes' seid.«

»Verräter nennt man nicht Freunde«, sprach ihrerseits das Weib zwischen den Zähnen.

»Ja, ja,« sprach Caderousse, »das sage ich auch. Beinahe Entweihung, Schmach, Verrat, vielleicht gar Verbrechen zu belohnen.«

»Ihr wolltet es so,« versetzte der Abbé gelassen, den Diamant ruhig wieder in die Tasche seines Oberkleides steckend; »gebt mir jetzt die Adresse von Dantes' Freunden, damit ich seinen letzten Willen vollstrecke.«

In dicken Tropfen rann Caderousse der Schweiß von der Stirn; er sah den Abbé aufstehen, der Tür zuschreiten, als wolle er seinem Pferde einen auffordernden Blick zuwerfen, und wieder zurückkommen. Caderousse und sein Weib sahen einander mit unbeschreiblichem Ausdruck an.

»Der Diamant könnte ganz unser sein!« sprach Caderousse.

»Glaubst du?« antwortete das Weib.

»Ein Geistlicher wird uns nicht verführen wollen.«

»Tu, was du willst«, sprach das Weib. »Was mich betrifft, ich misch' mich nicht hinein.«

Und ganz von Frost durchschauert, stieg sie wieder die Treppe hinauf. Ungeachtet der glühenden Hitze klapperten ihre Zähne. Auf der letzten Stufe stand sie einen Augenblick still und sprach:

»Bedenke wohl, Gaspard!«

»Mein Entschluß ist gefaßt«, antwortete Caderousse. Die Carconte kehrte seufzend in ihr Zimmer zurück; man hörte die Zimmerdecke unter ihren Schritten knarren, bis sie ihren Lehnstuhl erreicht hatte, wo sie schwerfällig auf den Sitz sank.

»Was ist Euer Entschluß?« fragte der Abbé.

»Ihnen alles zu sagen.«

»Ich meine wahrhaftig, daß es das beste sei, was Ihr tun könnt,« sprach der Priester; »nicht, daß ich etwa Gewicht darauf lege, zu erfahren, was Ihr mir

verbergen wollt; wenn Ihr mich aber dahin leiten wollt, das Vermächtnis dem Willen des Testators gemäß zu verteilen, so wird es besser sein.«

»Ich hoffe«, antwortete Caderousse, die Wangen von der Röte der Hoffnung und Habgier entflammt.

»Ich höre Euch«, sprach der Abbé.

»Geduld,« versetzte Caderousse, »man möchte uns bei den interessantesten Stellen unterbrechen, und dies wäre unangenehm; übrigens ist es nicht nötig, daß jemand von Ihrer Anwesenheit etwas erfährt.«

Und er ging zur Gasthofstür, die er verschloß, und die er noch aus größerer Vorsicht mit dem Riegel verrammelte. Währenddessen hatte der Abbé seinen Platz gewählt, um bequem hören zu können; er hatte sich derart in einen Winkel gesetzt, daß er im Schatten blieb, während das volle Tageslicht auf das Angesicht des Erzählers fiel. Er selbst aber bereitete sich vor, mit hinabgebeugtem Haupte, gefalteten oder vielmehr krampfhaft ineinandergeflochtenen Händen mit Aug' und Ohr zuzuhören. Caderousse trug eine Bank her und setzte sich ihm gegenüber.

»Denk' daran, daß ich dich zu nichts dränge«, sprach die klappernde Stimme der Carconte, als hätte sie durch den Fußboden die Szene sehen können, die sich vorbereitete.

»Schon recht, schon recht.« sprach Caderousse; »reden wir hierüber nichts mehr, ich nehme alles auf mich.«

Und er begann.

»Vor allem«, sprach Caderousse, »müssen Sie mir, gnädiger Herr, eines versprechen.«

»Was?« fragte der Abbé.

»Daß man niemals, wenn Sie irgendeinen Gebrauch von den Nachrichten machen, die ich Ihnen geben werde, erfahre, daß sie von mir herrühren; denn jene, von denen ich Ihnen erzählen werde, sind reich und mächtig, und

berührten sie mich auch nur mit der Fingerspitze, sie zerbrächen mich wie Glas.«

»Seid ruhig, Freund!« sprach der Abbé. »Ich bin Priester, und Bekenntnisse sterben in meinem Busen; bedenkt, daß wir keinen andern Zweck haben, als den letzten Willen unseres Freundes würdig zu vollziehen; sprecht denn ohne Scheu wie ohne Haß, sagt die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange, die Personen, von denen Ihr mir erzählen werdet, kenne ich nicht und werde sie vermutlich nie kennenlernen; übrigens bin ich ein Italiener und kein Franzose, bin ein Diener Gottes und nicht der Menschen und werde mich in mein Kloster zurückbegeben, das ich nur verließ, um den letzten Willen eines Sterbenden zu vollziehen.«

Diese bestimmte Versprechung schien Caderousse einigermaßen Zuversicht zu verleihen.

»Je nun, wenn's so ist,« sprach Caderousse, »so will ich, so sage ich sogar mehr: Ich muß Ihnen über jene Freundschaften, die der arme Edmond für aufrichtig und hingebend hielt, die Augen öffnen.«

»Beginnen wir denn mit seinem Vater, wenn es Euch gefällt«, sprach der Abbé. »Edmond sprach viel von diesem Greise mit mir, für den er tiefwurzelnde Liebe empfand.«

»Die Geschichte ist traurig, gnädiger Herr«, sprach Caderousse, den Kopf schüttelnd. »Sie kennen ihren Anfang vermutlich schon?«

»Ja,« antwortete der Abbé, »Edmond hat mir alles bis auf den Augenblick erzählt, wo er in einem kleinen Gasthaus bei Marseille verhaftet wurde.«

»Zur Reserve, o mein Gott, ja, ich sehe es noch, als wenn ich dabeistünde.«

»War es nicht während des Verlobungsschmauses selbst?«

»Ja, und der Schmaus, der einen frohen Anfang hatte, nahm ein trauriges Ende. Ein Polizeikommissar, von vier Wachen begleitet, trat ein, und Dantes wurde verhaftet.«

»Bis hierher reicht alles, was ich hierüber weiß; Dantes selbst wußte nicht mehr, als was ihn persönlich betraf, denn er sah weder mehr eine von den fünf Personen, die ich Euch genannt habe, noch hörte er etwas von ihnen.«

»Je nun, wie Dantes einmal verhaftet war, beeilte sich Herr Morrel, Erkundigungen einzuziehen. Diese lauteten wohl sehr traurig, der Greis kehrte allein nach Hause zurück, legte weinend sein Hochzeitsgewand zusammen, verbrachte den ganzen Tag, indem er im Zimmer auf und ab schritt, und legte sich des Abends nicht zu Bett, denn ich wohnte unter ihm und hörte ihn die ganze Nacht auf und nieder gehen. Auf Ehre, ich selber schlief auch nicht; dieses armen Vaters Schmerz tat mir sehr weh, und jeder seiner Tritte zermalmte mir das Herz, als hätte er wirklich seinen Fuß auf meine Brust gesetzt. Am andern Morgen kam Mercedes nach Marseille, um die Verwendung des Herrn von Villefort zu erflehen; sie erreichte nichts; aber zu gleicher Zeit ging sie, dem Greise einen Besuch zu machen; als sie ihn so düster und niedergeschlagen sah und bemerkte, daß er die ganze Nacht, ohne sich ins Bett zu legen, zugebracht und seit dem Vorabend nichts gegessen hatte, wollte sie ihn mit sich fortführen, um ihn zu hegen und zu pflegen, aber der Greis wollte sich nicht hierzu herbeilassen. ›Nein,‹ sprach er, ›ich will das Haus nicht verlassen, denn mich liebt mein armes Kind vor allen am meisten, und wenn er frei wird, so bin ich es, zu dem er zuerst kommen wird. Was würde er sagen, wenn ich nicht hier wäre, seiner harrend?‹ Alles dies hörte ich von meinem Zimmer aus, denn ich hätte gern gewollt, Mercedes möchte den Greis bewegen, mit ihr zu gehen. Dieser Tag und Nacht über meinem Haupte knarrende Tritt ließ mir keinen Augenblick Ruhe.«

»Gingt Ihr denn nicht selbst zum Alten hinauf, um ihn zu trösten?«

»Ach, gnädiger Herr!« antwortete Caderousse, »trösten kann man nur jene, die getröstet sein wollen, und er wollte es nicht sein. Übrigens, ich weiß nicht warum, aber mir kam es vor, als wäre ihm mein Anblick zuwider. Nachts einmal konnte ich indessen, als ich ihn weinen hörte, nicht umhin und ging hinauf; aber als ich an die Tür kam, schluchzte er nicht mehr, er betete. Ich kann es Ihnen nicht wiederholen, gnädiger Herr, was er für beredte Worte und flehende Bitten hatte, es war mehr als Frömmigkeit, es war mehr als Schmerz; auch dachte ich mir, ich, der ich kein Scheinheiliger

bin und Frömmelei eben nicht liebe, ich dachte mir damals: Wahrhaftig ein Glück, daß ich allein bin und mir der gute Gott keine Kinder geschenkt hat; denn wäre ich Vater und litt ich einen dem des armen Greises ähnlichen Schmerz, ich ging geradeswegs und stürzte mich ins Meer, um nicht so lange leiden zu müssen, denn ich fände in meinem Kopf und Herzen nicht alles das, was er dem Herrgott sagte.«

»Armer Vater!« flüsterte der Priester.

»Von Tag zu Tag lebte er verlassener und einsamer. Oft kamen Herr Morrel und Mercedes auf Besuch zu ihm, aber seine Tür war versperrt, und er antwortete nicht, obgleich ich ganz gewiß wußte, daß er zu Hause war; einmal empfing er gegen seine Gewohnheit Mercedes, und als das arme Kind, selber in Verzweiflung, ihn aufzurichten suchte, sprach er zu ihr: ›Tochter, glaube mir, er ist tot, und anstatt daß wir ihn erwarten, erwartet er uns... Ich bin wohl glücklich, daß ich der Ältere bin und ihn folglich zuerst sehen werde...‹ Sehen Sie, man mag gut sein, wie man will, man hört bald auf, Leute zu besuchen, die uns traurig machen; am Ende blieb der alte Dantes immer allein. Seitdem sah ich nur mehr unbekannte Leute von Zeit zu Zeit zu ihm kommen, die mit irgendeinem schlecht versteckten Päckchen fortgingen; nun weiß ich es, was diese Päckchen enthielten: nach und nach verkaufte er, was er besaß, um davon zu leben. Endlich war der gute Alte mit seinen Lappen fertig... er war drei Zinse schuldig, man drohte, ihn aus dem Hause zu jagen, er bat noch um acht Tage, man gestand sie ihm zu, ich weiß diese Einzelheiten, weil der Hausherr, als er von ihm wegging, zu mir kam. Während der ersten drei Tage hörte ich ihn wie gewöhnlich auf und ab schreiten, am vierten Tage hörte ich aber nichts mehr. Ich schlich mich hinauf, die Tür war verschlossen, aber durch das Schlüsselloch sah ich ihn so bleich und entstellt, daß ich ihn für sehr krank hielt und Herrn Morrel davon benachrichtigen ließ und zu Mercedes lief. Beide beeilten sich, zu kommen, Herr Morrel brachte einen Arzt mit. Der Arzt erklärte die Krankheit für ein Magenfieber und verordnete Diät, ich stand dabei, Herr, und werde das Lächeln des Greises bei dieser Verordnung nie vergessen. Von dieser Zeit an ließ er seine Tür offen, er hatte ja eine Entschuldigung, nichts zu essen, der Arzt verordnete ihm Diät.«

Der Abbé stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Nicht wahr, gnädiger Herr, diese Geschichte geht Ihnen zu Herzen?« sprach Caderousse.

»Ja.« antwortete der Abbé, »so ist's.«

»Mercedes kam zurück; sie fand ihn so verändert, daß sie ihn wie zum ersten Male zu sich bringen lassen wollte. Dieser Meinung war auch Herr Morrel, der die Übersiedlung mit Gewalt bewerkstelligen wollte, aber der Greis schrie auf eine Art, daß sie Furcht bekamen. Mercedes blieb an seinem Lager, Herr Morrel entfernte sich, der Katalanerin winkend, er habe auf dem Kamine eine Börse gelassen; aber die Vorschrift des Arztes vorschützend, wollte der Greis nichts zu sich nehmen. Nach neun Tagen endlich, nach neun Tagen der Verzweiflung und des Hungers, gab der Greis, denen, die ihn unglücklich gemacht hatten, fluchend, seinen Geist auf und sprach zu Mercedes die Worte: ›Wenn Sie meinen Edmond sehen, sagen Sie ihm, daß ich sterbe, indem ich ihn segne.‹ «

Der Abbé stand auf, und die eine Hand knirschend an die beklemmte Kehle pressend, ging er zweimal im Zimmer auf und nieder.

»Und Ihr glaubt, daß sein Tod ...?«

»Hunger war... gnädiger Herr, Hunger,« sprach Caderousse, »dafür stehe ich, so wahr, als wir hier zwei Christen sind.«

Der Abbé ergriff mit krampfhaft bewegter Hand das mit Wasser gefüllte Glas, leerte es mit einem Zuge und setzte sich mit geröteten Blicken und bleichen Wangen nieder. »Gesteht, daß das ein großes Unglück ist«, sprach er mit rauher Stimme.

»Um so größer, gnädiger Herr, da Gott nichts dafür kann und die Menschen alles.«

»Gehen wir also auf diese Menschen über,« sprach der Abbé, »aber bedenkt wohl,« fuhr er in beinahe drohendem Tone fort, »Ihr habt Euch verbindlich gemacht, mir alles zu erzählen; laßt hören: welche Menschen sind es, die den Sohn vor Verzweiflung, den Vater vor Hunger sterben ließen?«

»Zwei Männer, gnädiger Herr, die mit Dantes eiferten, der eine aus Liebe, der andere aus Ehrgeiz, Fernando und Danglars.«

»Und was waren die Folgen dieser Eifersucht?«

»Sie klagten Edmond als bonapartistischen Agenten an.«

»Welcher von beiden aber klagte ihn an, welcher von ihnen war der wirklich Schuldige?«

»Beide, gnädiger Herr, der eine schrieb den Brief, der andere gab ihn auf die Post.«

»Und wo ward dieser Brief geschrieben?«

»In der ›Reserve‹ selbst, am Vorabend der Vermählung.«

»So war's wahrhaftig, wahrhaftig so war es«, flüsterte der Abbé. »O Faria; Faria; wie kanntest du die Menschen und die Dinge!«

»Sie meinen, gnädiger Herr?« fragte Caderousse.

»Nichts,« versetzte der Priester, »weiter.«

»Danglars schrieb die Anklage mit der linken Hand, damit man seine Schrift nicht erkennen konnte, und Fernando gab sie ab.«

»Aber Ihr waret ja dabei!« rief der Abbé plötzlich.

»Ich,« sprach Caderousse erstaunt, »wer hat Ihnen gesagt, daß ich dabei war?«

Der Abbé sah, daß er sich zu weit eingelassen habe, und sprach:

»Niemand, aber um von diesen Einzelheiten so wohl unterrichtet zu sein, mußtet Ihr Zeuge davon gewesen sein.«

»Ja, fürwahr, ich war dabei«, sprach Caderousse mit erstickter Stimme.

»Und habt Ihr Euch einer solchen Niederträchtigkeit nicht widersetzt?« sprach der Abbé. »Dann seid Ihr ein Mitschuldiger.«

»Herr,« sprach Caderousse, »sie gaben mir beide so viel zu trinken, daß ich darüber beinahe den Kopf verlor, alles, was ich sah, war wie von einer Nebelwolke verschleiert; ich brachte alles vor, was ein Mensch in einem solchen Zustande vorbringen kann, aber sie antworteten beide, es sei nur ein Spaß, den sie sich vorgenommen, und würde keine Folgen haben.«

»Am andern Tage saht Ihr aber wohl, daß er eine Folge hatte; dennoch sagtet Ihr nichts. Ihr waret dabei, als er verhaftet wurde?«

»Ja, Herr, ich war dabei und wollte reden, wollte alles sagen, aber Danglars hielt mich zurück und sprach zu mir: ›Und wenn er zufälligerweise schuldig ist, wenn er wirklich in Elba gelandet ist, wenn er wirklich mit einem Briefe an das bonapartistische Komitee in Paris beauftragt ist, wenn man diesen Brief bei ihm findet, so wird man jene, die ihn verteidigen, für seine Mitschuldigen halten.‹ Ich fürchte mich vor der Politik, wie sie damals gehandhabt wurde. Ich gestehe es, ich schwieg, es war eine Feigheit, ich gebe es zu, aber es war kein Verbrechen.«

»Ich verstehe, Ihr ließet bloß geschehen, nichts weiter.«

»Ja, gnädiger Herr,« antwortete Caderousse, »und das plagt mich Tag und Nacht; ich schwöre Ihnen, oft flehe ich um Verzeihung zu Gott, um so mehr, da diese Handlung, die einzige, die ich im Laufe meines ganzen Lebens mir vorzuwerfen habe, zweifelsohne die Ursache meines Unglücks ist – ich büße dafür, daß ich einen Augenblick selbstsüchtig war; auch sage ich immer zur Carconte, wenn sie sich beklagt: ›Schweig', Weib, Gott will es nicht anders.‹«

Und Caderousse ließ mit allen Anzeichen wahrhafter Reue sein Haupt sinken.

»Gut,« sprach der Abbé, »Ihr habt frei gesprochen; sich selbst so der Schuld zeihen, heißt Verzeihung verdienen.«

»Unglücklicherweise ist Edmond gestorben, und er hat mir nicht verziehen«, sprach Caderousse.

»Er wußte es nicht«, sprach der Abbé.

»Aber jetzt weiß er es vielleicht«, versetzte Caderousse. »Man sagt, die Toten wissen alles.«

Es trat ein augenblickliches Schweigen ein; der Abbé war aufgestanden und ging sinnend im Zimmer umher, kam auf seinen Platz zurück und setzte sich nieder.

»Ihr habt mir schon zwei- bis dreimal einen gewissen Herrn Morrel genannt,« sprach er, »wer war dieser Mann?«

»Er war Kaufherr des ›Pharaon‹, Patron des Dantes.«

»Und welche Rolle spielte dieser Mann im Verlaufe dieser traurigen Sache?«

»Die Rolle eines ehrenhaften, wackern und liebevollen Mannes, Herr! Zwanzigmal bat er für Edmond; als der Kaiser zurückkehrte, schrieb er, drohte er dermaßen, daß er bei der zweiten Restauration heftig als Bonapartist verfolgt wurde; wie gesagt, zehnmal kam er zu Dantes' Vater, und wie ich es Ihnen wieder gesagt habe, ließ er am letzten oder vorletzten Tage vor seinem Tode auf dem Kamin eine Börse zurück, mit der man die Schulden des guten Alten bezahlte und sein Begräbnis bestritt, so daß der arme Greis wenigstens sterben konnte, wie er gelebt, ohne daß jemand zu Schaden kam. Ich habe noch diese Börse, eine große, rot genetzte Börse.«

»Und lebt dieser Morrel noch?« fragte der Abbé.

»Ja«, sprach Caderousse.

»Wenn dem so ist,« versetzte der Abbé, »so muß er ein gottgesegneter Mann sein, reich, glücklich?«

Caderousse lächelte bitter.

»Ja, glücklich wie ich«, sprach er.

»Wie? Herr Morrel wäre unglücklich?« rief der Abbé.

»Dem Elende nahe, Herr, und was noch mehr ist, der Schande.«

»Wie das?«

»Ja,« versetzte Caderousse. »es ist dem so. Nach fünfundzwanzig Jahren der Mühe, nachdem Herr Morrel den ehrenhaftesten Platz im Handel von Marseille eingenommen, ist er nun völlig zugrunde gerichtet. In zwei Jahren hat er fünf Schiffe verloren, drei Bankrotte erlebt und jetzt keine Hoffnung mehr, als denselben ›Pharaon‹, den der arme Dantes kommandierte, und der mit Cochenille und Indigo befrachtet aus Indien zurückkommen soll; wenn's diesem Schiffe so geht wie den andern, so ist er verloren.«

»Und hat der Unglückliche Weib und Kinder?« sprach der Abbé.

»Ja, er hat eine Frau, die sich bei alledem wie eine Heilige benimmt; er hat eine Tochter, die einen Mann heiraten soll, der sie liebt, den aber seine Familie ein zugrunde gerichtetes Mädchen nicht heiraten lassen will; endlich hat er einen Sohn, Leutnant in der Armee; aber Sie begreifen wohl, das alles verdoppelt den Schmerz des armen, lieben Mannes, anstatt ihn zu lindern. Wäre er allein, er jagte sich eine Kugel durch den Kopf, und alles wäre aus.«

»Gräßlich!« flüsterte der Priester.

»So belohnt Gott die Tugend, Herr!« sprach Caderousse.

»Sehen Sie, ich, der nie eine böse Handlung verübte, das ungerechnet, was ich Ihnen erzählt, bin elend; ich werde, wenn ich mein armes Weib am Fieber, wider das ich nichts tun kann, habe sterben sehen, selbst vor Hunger sterben, wie Dantes' Vater starb, während Fernando und Danglars sich im Golde wälzen.«

»Und wie das?«

»Weil ihnen alles gelang, während ehrlichen Leuten alles mißlingt.«

»Was ist aus dem Hauptverräter, Danglars, geworden?«

»Den schlimmsten Halunken geht's immer am besten, Herr. Er verließ Marseille auf die Empfehlung des Herrn Morrel, der von seinem Verbrechen nichts wußte, und trat bei einem spanischen Bankier als Rechnungskommis in Dienst; zur Zeit des Krieges in Spanien übernahm er einen Teil der Lieferungen für die französische Armee und machte sein Glück. Dann legte er dieses Geld auf Leibrenten an und vervierfachte sein Kapital, und selber Witwer der Tochter seines Bankiers, heiratete er wieder eine Witwe, die Frau von Nargonne, Tochter des Herrn von Servieuz, Kammerherrn des jetzigen Königs, der in höchster Gunst steht; er machte sich zum Millionär, man machte ihn zum Baron, so daß er jetzt Baron Danglars ist, daß er in der Rue Montblanc ein Hotel, zehn Pferde in seinen Ställen, sechs Lakaien in seinem Vorzimmer und ich weiß nicht wieviel Millionen in seinem Kasten hat.«

»Ach!« rief der Abbé mit seltsamer Betonung. »Und Fernando?«

»Dem geht's noch besser als Danglars.«

»Erzählt Ihr mir da ein Märchen?«

»Freilich sieht's so aus, doch hören Sie. Einige Tage vor Dantes' Rückkehr war Fernando der Konskription verfallen. Die Bourbonen ließen ihn ruhig bei seinen Katalanern; Napoleon aber kehrte zurück, außerordentliche Aushebungen fanden statt, und Fernando mußte fort. Er wurde in die aktiven Truppen eingereiht, kam mit seinem Regiment an die Grenze und wohnte der Schlacht bei Ligny bei. In der Nacht, die auf die Schlacht folgte, stand er als Schildwache vor der Tür eines Generals, der geheime Beziehungen zu dem Feinde hatte. In derselben Nacht sollte der General zu den Engländern stoßen; er tat Fernando den Vorschlag, ihn zu begleiten, dieser nahm es an, verließ seinen Posten und folgte dem General. Was Fernando, wenn Napoleon auf dem Thron geblieben wäre, vor ein Kriegsgericht gestellt hätte, war in den Augen der Bourbonen ein Verdienst; er kehrte als Unterleutnant nach Frankreich zurück, und da ihn die Protektion des Generals, der in hohen Gunsten steht, nicht verließ, so ward

er im Jahre 1823 zur Zeit des spanischen Krieges Kapitän, gerade als Danglars seine ersten Spekulationen machte; Fernando war Spanier, er wurde nach Madrid gesandt, um die Gesinnung seiner Landsleute auszukundschaften. Er fand Danglars, kam mit ihm überein, versprach seinem General Hilfe unter den Royalisten der Hauptstadt und der Provinzen, erhielt Zusagen, ging seinerseits Verbindungen ein, führte sein Regiment auf ihm allein bekannten Wegen in von Royalisten bewachten Schluchten und leistete endlich während dieses kurzen Feldzuges solche Dienste, daß er zum Obersten ernannt wurde und das Offizierkreuz der Ehrenlegion mit dem Barontitel erhielt.«

»O Schicksal! Schicksal!« flüsterte der Abbé.

»Ja, aber hören Sie nur, das ist noch nicht alles. Der spanische Krieg war zu Ende; Fernandos Laufbahn sah sich durch den langen Frieden, der in Europa zu herrschen begann, gehemmt; Griechenland allein war gegen die Türkei aufgestanden und begann soeben seinen Freiheitskampf. Fernando erhielt die Erlaubnis, in griechische Dienste zu treten, indem er nichtsdestoweniger auf den Kontrollisten der Armee stehenblieb. Kurze Zeit darauf hörte man, daß der Baron Morcerf, diesen Namen trug er, mit dem Range eines Instruktionsgenerals in die Dienste Ali Paschas getreten sei. Ali Pascha starb, wie Sie wissen; bevor er aber starb, belohnte er Fernandos Dienste, indem er ihm eine bedeutende Summe hinterließ, mit der Fernando nach Frankreich zurückkehrte, wo er in seinem Range als Generalleutnant bestätigt wurde.«

»Also, daß er heutzutage...« fragte der Abbé.

»Daß er heutzutage«, fuhr Caderousse fort, »Graf, Deputierter ist und ein herrliches Hotel in der Rue de Helder Nummer 27 bewohnt.«

Der Abbé tat den Mund auf und verharrte einige Zeit lang wie ein Mensch, der zaudert; aber sich überwindend, fragte er: »Und Mercedes? Man hat mir versichert, sie sei verschwunden?«

»Verschwunden wie die Sonne am Abend, um am andern Morgen um so heller aufzugehen«, sprach Caderousse. »Mercedes ist eine der größten Damen von Paris. Anfangs hat sie namenlos gelitten. Da traf sie in ihrer

Verzweiflung ein neuer Schmerz, es war Fernandos Abreise, dessen Verbrechen ihr unbekannt und dem sie wie einem Bruder zugetan war. Fernando war fort, Mercedes blieb allein. Drei Monate verrannen in Tränen für sie; keine Kunde von Edmond, keine Kunde von Fernando, nichts vor den Augen als den Greis, der in Verzweiflung schmachtend dahinstarb. Eines Abends, nachdem sie sich tagüber müde geweint, tat sich die Tür auf, und der Unterleutnant Fernando erschien. Mercedes ergriff freudestrahlend seine Hände. Er nahm diese Freude für Liebe. Als er das erstemal ging, sprach er ihr nicht von Liebe. Jetzt dünkte es ihn an der Zeit. Mercedes bat ihn um sechs Monate Frist, und nach Ablauf der Zeit fand ihre Trauung in der Accoulerkirche statt.«

»Es war dieselbe Kirche, in der sie mit Edmond getraut werden sollte; nur den Bräutigam hatte man gewechselt«, sagte der Abbé voll Bitterkeit.

»Mercedes heiratete also, doch ihr Herz blieb leer. Fernando war glücklich in ihrem Besitz, doch ruhelos. Stets befürchtete er Dantes' Rückkehr. Um Mercedes allen Erinnerungen zu entreißen, zog er fort von hier.«

»Habt Ihr Mercedes wiedergesehen?« fragte der Priester.

»Ja. Zur Zeit des spanischen Krieges in Perpignan, wo sie Fernando zurückgelassen; sie widmete sich damals ganz der Erziehung ihres einzigen Sohnes.«

»Sie – die Fischerstochter ...?«

»Oh, sie war ein kluges Mädel und hat nie aufgehört, ihr Wissen zu vermehren. Dennoch weiß ich, daß sie nicht glücklich ist.«

Der Abbé seufzte schwer.

»Und Herr von Villefort?« fragte er dann.

»Von dem weiß ich nur, daß er bald nach Edmonds Verhaftung geheiratet hat und fortgezogen ist. Sicher geht's ihm gut, wie den andern Schurken. Nur auf mir ruht Gottes Zorn.«

»Ihr irrt. Gottes Mühlen mahlen langsam. Seht hier den Diamant! Er gehört Euch.«

Caderousse fuhr zurück: »Herr – treibt nicht Spott mit mir armen Mann.«

»Das liegt mir fern,« sagte der Abbé ernst, »wenn mir auch graut vor den Menschen, die einander soviel Böses tun. Nehmt den Stein als letzten Gruß des armen Dantes; Ihr meintet es wohl am wenigsten böse mit ihm. Doch eine kleine Gegenleistung erbitte ich dafür: gebt mir die alte rotseidene Börse des Herrn Morrel.«

Caderousse ging, beinahe verstört vor Überraschung, Freude, Schamgefühl, um das Gewünschte zu holen. Als er wiederkam, saß der Abbé schon zu Pferde und ritt eiligst davon, um den überschwenglichen Herzensergüssen und Danksagungen des Gastwirtes zu entgehen.

Kaum war der Abbé fort, als das Weib hinter der Tür hervorstürzte und nach dem Diamanten griff. »Fünfzigtausend Franken ... das ist Geld, das ist Geld! Aber noch kein Vermögen.«

Am nächsten Tag sah man einen vornehm gekleideten Engländer nach der Nouailles-Straße gehen, wo der Gefängnisinspektor Herr von Boville wohnte. Herr von Boville war zu Hause und empfing den Fremden. Dieser begann also:

»Mein Herr, ich komme im Auftrage des Hauses Thomson & French in Rom. Seit langem sind wir in Verbindung mit Morrel & Sohn und haben viel Geld dort stehen. Man sandte mich aus, um Erkundigungen einzuziehen. Der Maire der Stadt wies mich an Sie.«

»O Verehrtester,« rief Herr von Boville, »Ihre Besorgnis ist nur allzu begründet. Ich selbst habe zweihunderttausend Franken bei dem Hause angelegt. Diese sollten in zwei Raten abgezahlt werden. Da war nun vor einer Viertelstunde Herr Morrel hier, um mir zu sagen, daß, wenn sein Schiff, der ›Pharaon‹, nicht bis zum 15. einliefe, er ganz außerstande wäre, die Zahlungen zu leisten.«

»Ich kann begreifen, daß Ihnen um diese Schuldforderung bange ist.«

»Sie ist für mich verloren.«

»Gut – so verkaufen Sie sie mir für eine Gefälligkeit, die ich von Ihnen erbitte.«

Herr Boville sah den Engländer verwundert an. Als dieser jedoch die Brieftasche zog, die mit Wertscheinen gespickt war, beeilte er sich, zu sagen: »O bitte, stehe gern zu Diensten.«

»Also: ich ward zu Rom von einem armen Teufel, dem Abbé Faria, erzogen, der plötzlich verschwand. Es hieß, er werde in Schloß If gefangengehalten. Ich wüßte gern Näheres über ihn.«

»Ach – der alte Abbé, der Narr«, sagte Herr Boville. »Ja – der ist seit sechs Monaten verstorben – – – und sein Tod führte zu einer ganz merkwürdigen Entdeckung.«

»Darf man wissen ...?« fragte der Engländer.

»O – warum nicht?« Und Herr Boville erzählte von einem äußerst gefährlichen Verbrecher, der es gewagt, bis zur Zelle des Abbé hin einen fünfzig Fuß langen Gang zu graben, um zu entkommen, und wie schließlich seine Freiheitsgelüste im Meere ertränkt wurden.

»Mein armer Abbé«, sagte der Engländer. »Sie haben aber sicher Akten darüber; würden Sie mir wohl gestatten, sie einmal durchzusehen?«

Boville, der nur an die Rettung seiner zweihunderttausend Franken dachte, sprang eilfertig auf: »Bitte, folgen Sie mir in mein Dienstzimmer.« Hier nötigte er den Engländer in seinen Schreibtischsessel, legte ihm einen Stoß Akten vor und ließ ihm Muße, alles in Ruhe zu durchblättern während er selber Zeitungen las.

Leicht fand der Engländer die auf den Abbé Faria bezüglichen Akten, dann aber blätterte er fort, bis er zu Edmond Dantes kam. Hier fand er alles: die Anklage, das Verhör, Morrels Gesuch, Herrn von Villeforts Anmerkungen. Vorsichtig kniff er die Denunziation zusammen und steckte sie in die Tasche, las das Verhör und sah, daß der Name Noirtier nicht darauf stand,

durchlief das Gesuch mit dem Datum vom 10. April 1815, worin Morrel nach dem Rat des Substituten in bester Absicht die der kaiserlichen Sache geleisteten Dienste des Edmond Dantes rühmte – denn damals herrschte Napoleon –, Dienste, die das Zeugnis Villeforts unleugbar machte. Da durchschaute er alles. Diese an Napoleon gerichtete, von Villefort aufbewahrte Bittschrift war in den Händen des königlichen Prokurators zur schrecklichen Waffe geworden zur Zeit der zweiten Restauration. Nichts überraschte ihn mehr als eine seinem Namen beigefügt Note: »Edmond Dantes, wütender Bonapartist, nahm tätigen Anteil an Napoleons Zurückkunft von der Insel Elba. Mit größter Vorsicht und in engster Haft zu halten.« Unter diesen Zeilen stand mit anderer Schrift geschrieben: »Vidi die obige Note, nichts zu machen.«

Der Engländer prüfte die Akten genau und verglich auch die einzelnen Handschriften. Dann klappte er die Mappe zu: »Vielen Dank! Ich bin vollkommen orientiert. Doch jetzt will ich mein Wort einlösen. Geben Sie mir einen einfachen Schein, führen Sie darin an, den Betrag richtig erhalten zu haben, und ich zahle Ihnen die Summe aus.« Er räumte Herrn von Boville den Platz am Schreibtisch ein, der sich beeilte, den verlangten Schein auszustellen, während der Engländer die Banknoten auf die Platte des Schreibtisches legte.

Bald darauf ließ sich der Abgesandte des Hauses Thomson & French aus Rom bei Herrn Morrel melden. Herr Morrel kam dem Fremden entgegen, und dieser betrachtete den gütigen Mann mit offenbarer Teilnahme. Was hatten Kummer und Sorgen aus ihm gemacht!

»Sie kommen vom Hause Thomson & French?« sagte Morrel.

»Zu dienen, mein Herr. Im Laufe dieses und des künftigen Monats hat das Haus Thomson & French drei- oder vierhunderttausend Franken in Frankreich zu zahlen, und Ihre Gewissenhaftigkeit kennend, hat es alle mit Ihrem Siegel gestempelten Papiere zusammengefaßt und mich beauftragt, ich solle jedesmal, so oft diese Papiere fällig wären, die Fonds bei Ihnen erheben und verwenden.«

Morrel stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr mit der Hand über seine schweißbedeckte Stirn.

»Wie hoch ist die ganze Summe?« fragte Morrel mit einer Stimme, der er festen Ton zu verleihen suchte.

»Hier ist zuerst«, sprach der Engländer, »ein Übertragungsschein auf zweihunderttausend Franken, an unser Haus lautend, von Herrn von Boville, des Gefängnisverwalters. Dann sind hier zweiunddreißigtausend Franken von Ihnen signierte Wechsel, die fällig sind und uns durch Unterhändler zukamen. Ferner Beträge, die uns Haus Pascal und Haus Wild & Thurner von Marseille übertragen haben, beiläufig fünfundfünfzigtausend Franken, alles zusammengenommen zweihundertsiebenundachtzigtausend Franken.«

Was der unglückliche Morrel während dieser Aufzählung litt, ist unbeschreiblich.

»Herr Morrel,« fragte der Fremde leise, »werden Sie Ihren Verpflichtungen nachkommen können?«

Bei dieser fast rohen Frage wurde Morrel kreidebleich.

»Mein Herr,« sprach er, »bis jetzt wurde noch kein von Morrel & Sohn signierter Wechsel bei unserer Kasse vorgelegt, ohne bezahlt zu werden.«

»Ich weiß das, ja, ich weiß das,« antwortete der Engländer, »aber als Ehrenmann: werden Sie diese hier ebenso pünktlich bezahlen können?«

»Mit solcher Freimütigkeit gestellte Fragen müssen ebenso freimütig beantwortet werden. Ja, mein Herr, wenn, wie ich hoffe, mein Schiff glücklich einläuft, so werde ich bezahlen, denn seine Ankunft wird mir den Kredit wieder verschaffen, den eine Reihe von Unglücksfällen mir geraubt; wenn aber unglücklicherweise der ›Pharaon‹, diese letzte Hilfe, auf die ich rechne, mich im Stich läßt...«

Die Tränen stiegen dem armen Kaufherrn bei dieser Antwort in die Augen.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und mit gerungenen Händen stürzte ein junges Mädchen herein: »Vater, Vater! Der ›Pharaon‹!« Schluchzend warf sie sich dem Reeder an die Brust.

»Ist untergegangen, nicht wahr?« sagte Herr Morrel mit gebrochener Stimme. »Und die Mannschaft...?«

»Ist gerettet, Vater.«

»Gott sei gedankt«, sagte Morrel mit solch überzeugender Innigkeit, daß dem kühlen Engländer Tränen in die Augen stiegen.

»Jetzt laß mich einen Augenblick allein,« sprach der Reeder zu seiner Tochter, »ich habe mit diesem Herrn zu sprechen.«

»Nun, mein Herr,« sprach Morrel, sich müde in seinen Lehnstuhl niederlassend, »Sie sehen nun selbst...«

»Ich sehe, mein Herr,« sprach der Engländer, »daß Sie wieder ein neues Unglück traf, so unverdient wie alles frühere, und dies hat mich in dem Wunsche bestärkt, Ihnen einen Dienst zu erweisen. Wünschen Sie einen Aufschub für Ihre Zahlungen?«

»Ein Aufschub könnte meine Ehre retten«, sprach Morrel.

»Wieviel Frist verlangen Sie?«

»Vielleicht zwei Monate«, sprach er.

»Gut,« sprach der Fremde, »ich gebe Ihnen drei.«

»Aber«, sprach Morrel, »glauben Sie. daß das Haus Thomson & French...«

»Seien Sie ruhig, mein Herr, ich nehme alles auf mich... Wir haben heute den 5. Juni.«

»Ja.«

»Nun denn, so prolongieren Sie mir alle diese Papiere bis auf den 5. September, und am 5. September um elf Uhr morgens« (die Uhr zeigte gerade die elfte Stunde) »werde ich wieder hier sein.«

»Ich werde Sie erwarten, mein Herr,« sprach Morrel, »und Sie sollen bezahlt werden, oder ich bin tot.«

Diese letzteren Worte wurden so flüsternd gesprochen, daß der Fremde sie nicht vernehmen konnte. Die Papiere wurden erneut, man zerriß die alten, und der arme Reeder hatte wenigstens drei Monate Frist, um seine letzten Mittel zusammenzuziehen. Der Engländer nahm die Danksagungen mit dem seiner Nation eigenen Phlegma auf und verabschiedete sich von Morrel, der ihn segnend bis zur Tür begleitete. Auf der Treppe begegnete ihm Julie, die sich den Anschein gab, als stiege sie hinab, in der Tat aber erwartete sie ihn.

»O mein Herr!« sprach sie, die Hände faltend.

»Mein Fräulein;« sprach der Fremde, »Sie werden eines Tages einen Brief erhalten mit der Unterschrift: ›Sindbad, der Seefahrer.‹ Befolgen Sie Punkt für Punkt, was Ihnen der Brief sagen wird, so seltsam Ihnen auch seine Anordnungen vorkommen mögen.«

»Ja, mein Herr!« antwortete Julie.

»Versprechen Sie mir, es zu tun?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Gut, leben Sie wohl, mein Fräulein. Bleiben Sie stets eine gute und fromme Tochter, wie Sie sind, und ich hoffe wohl, Gott wird es Ihnen lohnen, indem er Ihnen Herrn Emanuel zum Gemahl gibt.«

Julie stieß einen leisen Seufzer aus, wurde rot wie eine Erdbeere und hielt sich am Geländer fest, um nicht zu Boden zu sinken.

Der Fremde setzte seinen Weg fort, ihr ein Zeichen des Lebewohls zuwinkend.

Dem armen Reeder schien in dem Augenblick, wo er es am wenigsten erwartete, jener von dem Geschäftsträger des Hauses Thomson & French bewilligte Aufschub einer von jenen Glücksfällen, welche dem Menschen anzeigen, daß das Geschick endlich müde sei, ihn zu verfolgen. An demselben Tage erzählte er seiner Frau, seiner Tochter und seinem künftigen Schwiegersohn, was ihm widerfahren, und wenn auch nicht Ruhe, so kehrte doch Hoffnung in die Familie zurück. Aber unglücklicherweise hatte Morrel nicht bloß mit dem Hause Thomson & French Geschäfte abzutun, welche sich für ihn so günstig erwiesen. Wie er es gesagt hatte: im Handel hat man wohl Korrespondenten, aber keine Freunde. Als er darüber nachsann, begriff er nicht einmal jenes edelmutige Benehmen der Herren Thomson & French und erklärte sich dasselbe nicht anders, als vermittels jener egoistisch vernünftigen Betrachtungen, welche dieses Haus angestellt haben mußte. Besser ist es, einen Menschen, der uns bei dreihunderttausend Franken schuldig ist, zu unterstützen und nach drei Monaten diese dreihunderttausend Franken zu besitzen, als seinen Untergang zu beschleunigen und nur sechs oder acht Prozent des Kapitals zu erhalten. Unglücklicherweise, war es nun aus Haß oder Blindheit, stellten nicht alle Korrespondenten Morrels dieselbe Betrachtung an, und einige taten gerade das Gegenteil. Die von Morrel unterzeichneten Wechsel wurden also bei der Kasse mit gewissenhafter Genauigkeit präsentiert, und man verdankte es dem von dem Engländer bewilligten Aufschübe, daß der Kassierer sie auszahlen konnte. So merkte niemand, wie es in Wahrheit stand, nur Morrel allein sah mit Schrecken, daß er, wenn er am Fünfzehnten die hunderttausend Franken des Herrn von Boville und am Dreißigsten die zweiunddreißigtausend Franken, für die er, sowie für die Schuld an den Gefangnisverwalter, einen Aufschub hatte, auszahlen müßte, er von diesem Monat an ein zugrunde gerichteter Mann sei.

Unter den Handelsleuten von Marseille war die Meinung vorherrschend, Morrel könne sich unter den rasch aufeinanderfolgenden Unglücksfällen, die über ihn hereinstürmten, nicht halten. Groß war also das Erstaunen, als man seinen Monatsabschluß mit der gewöhnlichen Genauigkeit erfüllt sah. Indes kehrte deshalb das Vertrauen noch nicht in die Gemüter zurück, und man verschob einstimmig die Bilanzniederlegung des unglücklichen Kaufherrn auf den nächsten Monatsschluß.

Der ganze Monat verging unter unerhörten Anstrengungen von seiten Morrels, um alle seine Mittel zu vereinigen. Ehemals nahm man, ohne sich weiter zu erkundigen, seine Papiere zutrauensvoll, mochte das Datum irgendwie lauten. Morrel versuchte, mit Wechseln auf neunzig Tage Geschäfte zu machen, aber alle Kassen verschlossen sich ihm. Glücklicherweise hatte Morrel selbst einige Einkünfte, worauf er rechnen konnte; diese Einkünfte kamen. Nochmals befand sich also Morrel in der Lage, seinen Geschäften Genüge zu leisten, als das Ende des Monats Juli herbeikam. Übrigens hatte man den Geschäftsträger des Hauses Thomson & French zu Marseille nicht wieder gesehen. Am ersten oder zweiten Tage nach dem bei Morrel gemachten Besuche verschwand er; da er nun zu Marseille nur mit dem Maire, Herrn Morrel und dem Gefängnisverwalter zu tun gehabt, so hatte seine Anwesenheit keine andere Spur hinterlassen als das verschiedene Andenken, das diese drei Männer von ihm bewahrten. Was die Matrosen des »Pharaon« betrifft, so schien es, daß sie irgendwo in Dienst getreten seien, denn auch sie waren verschwunden. Der Monat August verging mit stets wiederholten Versuchen von seiten Morrels, seinen früheren Kredit wiederzuerlangen oder sich neuen zu erwerben. Man wußte zu Marseille, daß er am 20. August einen Platz auf der Briefpost genommen, und flüsterte sich demnach in die Ohren, es wäre also gegen Ende des laufenden Monats, wo er die Bilanz niederlegen werde, und Morrel sei im voraus abgereist, um bei diesem traurigen Geschäft, welches er ohne Zweifel seinem ersten Kommis Emanuel und Corles überlassen, nicht zugegen zu sein. Aber wider alle Erwartung wurde die Kasse am 31. August wie gewöhnlich geöffnet. Corles erschien hinter dem Gitter, ruhevoll wie der Gerechte des Horaz, prüfte mit derselben Aufmerksamkeit die Papiere, welche man ihm präsentierte, und zahlte von Anfang bis zu Ende alles mit derselben Genauigkeit aus. Man wußte nicht mehr, was man davon halten sollte, und man verschob mit der übelweissagenden Propheten eigentümlichen Hartnäckigkeit den Konkurs auf das Ende des Monats September.

Am Ersten kam Morrel an; mit großer Angst ward er von seiner ganzen Familie erwartet; von dieser seiner Reise nach Paris hing sein letztes Heil ab. Morrel hatte an Danglars, heute Millionär und ehemals ihm verschuldet, gedacht, da auf Morrels Anempfehlung Danglars in den Dienst des spanischen Bankiers getreten war, bei dem er den Grund zu seinem

ungeheuren Vermögen gelegt hatte. Wie es hieß, besaß Danglars jetzt fünf bis sechs Millionen als Eigentum und einen unbegrenzten Kredit; Danglars konnte Morrel retten, ohne nur einen Taler aus der Tasche zu nehmen; er durfte nur für ein Darlehn bürgen, und Morrel war gerettet. Seit lange schon hatte Morrel an Danglars gedacht; aber es gibt eine so instinktmäßige Scheu, deren man nicht Meister werden kann. Morrel hatte solange als möglich gezaudert, zu diesem letzten Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Und Morrel hatte recht gehabt, denn er war von der Schmach einer Abweisung erniedrigt zurückgekehrt.

Auch hörte man von ihm bei seiner Rückkehr nicht die geringste Klage oder Gegenbeschuldigung. Weinend umarmte er seine Frau und Tochter, reichte Emanuel die Freundeshand, schloß sich in sein Kabinett im zweiten Stock ein und ließ seinen treuen Kassierer rufen.

»Diesmal«, sagten beide Frauen, »sind wir verloren.« Dann kam man in einer kurzen unter ihnen gehaltenen Beratung überein, daß Julie ihrem Bruder, der zu Nimes in Garnison stand, schreiben sollte, alsogleich hier einzutreffen. Die armen Frauen fühlten, daß sie ihrer ganzen Kraft bedurften, um den Schlag auszuhalten, der sie bedrohte. Übrigens hatte Maximilian, obgleich erst zweiundzwanzig Jahre alt, schon großen Einfluß auf seinen Vater. Er war ein gesetzter und gerader Junge. Als es galt, eine Laufbahn zu wählen, wollte ihm sein Vater nicht von vornherein seine Zukunft aufbürden und überließ dies Maximilians Neigung. Dieser hatte demzufolge erklärt, er wolle in Waffendienste treten; demgemäß machte er vorzügliche Studien, besuchte die polytechnische Schule und kam als Unterleutnant in das 53. Linienregiment. Seit einem Jahre bekleidete er diese Charge und hatte Hoffnung, bei der ersten Gelegenheit zum Leutnant ernannt zu werden. Im Regiment war Maximilian als strenger Beobachter nicht nur aller dem Soldaten, sondern auch aller dem Menschen auferlegten Pflichten bekannt, und man nannte ihn nie anders als den Stoiker. Freilich wiederholten viele, die ihm den Beinamen gaben, diesen nur dem Hörensagen nach und wußten nicht einmal, was er bedeute. Dies war der junge Mann, den Mutter und Tochter in der traurigen Lage, in der sie sich befanden, zu Hilfe riefen. Sie hatten sich ihre traurige Stellung nicht verhehlt, denn bald nachdem Herr Morrel mit seinem Kassierer, dem alten, treuen Torles, in sein Kabinett gegangen war, sah Julie den letzteren bleich,

zitternd und mit verstörtem Gesicht wieder herausgehen. Als er an ihr vorüberging, wollte sie ihn fragen, aber der wackere Mann ging mit rascher Eile die Stiege hinab, was sonst nie seine Gewohnheit war, und begnügte sich, mit himmelwärts gestreckten Armen auszurufen:

»Oh, mein Fräulein! Mein Fräulein! Welch gräßliches Unglück! Und wer hätte das je geglaubt!« Einen Augenblick später sah ihn Julie mit zwei oder drei großen Registern, einer Brieftasche und einem Geldsack hinaufsteigen. Morrel untersuchte die Register, öffnete die Brieftasche und zählte das Geld. Alle seine Mittel beliefen sich auf sechs- oder achttausend Franken, was höchstens einen Aktivbestand von vierzehntausend Franken ausmachte, um einem Wechsel von zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken Genüge zu leisten. Es war nicht möglich, einen solchen Abschlag zu bieten.

Indessen schien Herr Morrel, als er zum Speisen herabkam, ziemlich beruhigt. Diese Ruhe erschreckte die beiden Frauen mehr, als es die tiefste Niedergeschlagenheit hätte tun können. Nachmittags pflegte Herr Morrel auszugehen; er trank seinen Kaffee im Zirkus der Pheräer und las den »Sémaphore«; an jenem Tage ging er nicht aus und kehrte in sein Schreibzimmer zurück.

Torles schien gänzlich erschöpft. Einen Teil des Tages über hielt er sich im Hofe auf, bei einer Hitze von dreißig Grad mit unbedecktem Haupt auf einem Stein sitzend.

Emanuel suchte die Frauen zu beruhigen, war aber selbst beunruhigt. Der junge Mann war zu sehr in die Geschäfte des Hauses eingeweiht, um nicht zu ahnen, daß der Familie Morrel eine große Katastrophe bevorstand. Die Nacht kam; die beiden Frauen hatten gewacht, in der Hoffnung, Morrel werde, wenn er von seinem Kabinett herabkäme, bei ihnen eintreten; aber sie hörten ihn an ihrer Tür vorbeigehen, indem er leise auftrat, ohne Zweifel aus Furcht, gerufen zu werden. Sie horchten, er kehrte auf sein Zimmer zurück und schloß seine Tür von innen zu.

Frau Morrel schickte ihre Tochter zu Bett; dann, nach einer halben Stunde, nachdem sich Julie zurückgezogen, stand sie auf, zog ihre Schuhe aus und schlich in den Gang, um durch das Schlüsselloch zu sehen, was ihr Gemahl

tue. Im Gange bemerkte sie einen Schatten, der zurückwich. Julie war's, die, selbst unruhig, ihrer Mutter zuvorgekommen war. Das Mädchen ging auf Frau Morrel zu.

»Er schreibt«, sprach sie.

Beide Frauen errieten gegenseitig ihre Worte.

Wirklich schrieb Morrel; was aber ihre Tochter nicht bemerkte, das bemerkte Frau Morrel, nämlich, daß ihr Mann auf gestempeltem Papier schreibe. Es kam ihr der schreckliche Gedanke, er mache sein Testament; sie schauderte am ganzen Leibe, und dennoch hatte sie noch Kraft genug, kein Wort zu sagen.

Am andern Tage schien Herr Morrel ganz ruhig; er hielt sich wie gewöhnlich in seiner Schreibstube auf und kam wie gewöhnlich zum Frühstück herab; nur nach dem Mittagsmahl ließ er seine Tochter neben sich setzen, nahm des Kindes Kopf in die Arme und hielt ihn lange an seine Brust gepreßt. Abends sagte Julie zu ihrer Mutter, daß sie, obgleich ihr Vater scheinbar ganz ruhig war, bemerkt habe, wie sein Herz heftig schlug. Die beiden Tage vergingen auf fast gleiche Weise. Am Abend des 4. September begehrte Herr Morrel den Schlüssel des Kabinetts von seiner Tochter zurück.

Julie schauderte bei diesem Wunsch, der ihr unheilvoll schien. Warum verlangte der Vater jenen Schlüssel von ihr, den sie immer gehabt und den man ihr in ihrer Kindheit nur dann wegnahm, wenn man sie strafen wollte. Das junge Madchen betrachtete Herrn Morrel.

»Was habe ich denn getan, mein Vater, daß Sie mir diesen Schlüssel wegnehmen?« sprach sie.

»Nichts, mein Kind,« antwortete der unglückliche Morrel, dem diese einfache Frage Tränen in die Augen trieb, »nichts, ich brauche ihn nur.«

Julie tat, als suche sie den Schlüssel.

»Ich werde ihn auf meinem Zimmer gelassen haben«, sprach sie.

Und sie ging hinaus; anstatt aber auf ihr Zimmer zu gehen, stieg sie hinab und lief zu Emanuel, um ihn um Rat zu fragen.

»Geben Sie diesen Schlüssel Ihrem Vater nicht,« sprach dieser, »und morgen früh, wenn es möglich ist, gehen Sie ihm nicht von der Seite.«

Sie drang in Emanuel, aber dieser wußte entweder nicht mehr oder wollte nicht mehr sagen.

Während der ganzen Nacht vom 4. auf den 5. September verharrte Frau Morrel in Angst und Sorgen. Bis drei Uhr morgens hörte sie ihren Mann heftig auf und ab schreiten; um drei Uhr erst warf er sich auf sein Bett. Die beiden Frauen verbrachten die Nacht beisammen. Seit gestern abend erwarteten sie Maximilian. Um acht Uhr trat Herr Morrel in ihr Zimmer; er war ruhig, aber auf seinem aufgeregten und verstörten Gesicht sah man die Spuren der durchwachten Nacht. Die Frauen wagten es nicht, ihn zu fragen, ob er wohl geruht. Morrel war weicher gegen seine Frau und väterlicher gegen seine Tochter als je; er konnte sich nicht satt an seinem armen Kinde sehen, er konnte es nicht genug umarmen.

Julie vergaß Emanuels Auftrag nicht und wollte ihrem Vater, als er hinausging, folgen, aber dieser sprach, sie sanft zurückhaltend:

»Bleib bei deiner Mutter.«

Julie wollte darauf bestehen.

»Ich will es so«, sprach Morrel.

Dies war das erstemal, daß Morrel zu seiner Tochter sagte: »Ich will es so«, aber er sprach es in einem so von väterlicher Milde durchdrungenen Tone, daß Julie keinen Schritt vorwärts wagte. Sie blieb auf derselben Stelle aufrecht, unbeweglich und stumm stehen. Kurz darauf ging die Tür auf, und sie fühlte zwei Arme, die sie umfaßten, und zwei Lippen, die sich an ihre Stirn preßten. Sie schlug die Augen auf, stieß einen Schrei der Freude aus und rief: »Maximilian! Mein Bruder!«

Auf diesen Schrei kam Frau Morrel und warf sich ihrem Sohne in die Arme.

»Mutter!« sprach der junge Mann, abwechselnd Frau Morrel und ihre Tochter betrachtend. »Was gibt es denn und was geht hier vor? Ihr Brief entsetzte mich und ich eilte hierher.«

»Julie,« sprach Frau Morrel, dem jungen Mann winkend, »gehe und sage deinem Vater, daß Maximilian hier ist.«

Das junge Mädchen eilte aus dem Zimmer, aber auf der ersten Stiegenstufe traf sie einen Mann, der einen Brief in der Hand hielt.

»Sind Sie nicht das Fräulein Julie Morrel?« sprach jener Mann mit merklich italienischem Akzent.

»Ja, mein Herr«, antwortete Julie stotternd. »Aber was wollen Sie von mir, ich kenne Sie nicht.«

»Lesen Sie«, sprach der Mann, ihr einen Brief reichend. Julie zauderte.

»Es handelt sich darin um Ihres Vaters Heil«, sprach der Überbringer.

Das Mädchen riß ihm den Brief aus den Händen, erbrach ihn rasch und las:

»Begeben Sie sich alsogleich in die Alleen von Meillan; gehen Sie in das Haus Nr. 15; begehren Sie von dem Hausmeister den Schlüssel des fünften Stockwerks; nehmen Sie von der Kaminecke eine rotseidene genetzte Börse und bringen Sie diese Börse Ihrem Vater. Es ist dringend, daß er sie vor elf Uhr erhält. Sie haben mir versprochen, mir blind zu gehorchen, ich erinnere Sie daran. Sindbad, der Seefahrer.«

Das junge Mädchen stieß einen Schrei der Freude aus, erhob die Blicke, suchte den Mann, der ihr den Brief überbracht hatte, um ihn zu befragen, er war aber schon verschwunden. Hierauf betrachtete sie wieder den Brief, um ihn zum zweiten Male zu lesen, und bemerkte, daß eine Nachschrift angehängt war; sie las:

»Es ist wichtig, daß Sie persönlich und allein diesen Auftrag vollziehen; kämen Sie in Begleitung oder käme ein anderer, so würde der Hausmeister antworten, er wisse nicht, ob es dann seine Richtigkeit habe.«

Diese Nachschrift war für die Freude des jungen Mädchens eine wirksame Abkühlung, hatte sie nichts zu befürchten? War es nicht irgendeine Falle, die man ihr stellte? Ihre Harmlosigkeit ließ nicht zu, daß sie an die Gefahren dachte, welche ein Mädchen in ihrem Alter laufe; sogar eines muß noch bemerkt werden, daß gerade unbekannte Gefahren den größten Schrecken verursachen. Julie zögerte, sie faßte den Entschluß, um Rat zu fragen, aber ein sonderbares Gefühl trieb sie, nicht bei ihrem Bruder, nicht bei ihrer Mutter sich Rat zu holen, sondern bei Emanuel. Sie ging hinab, erzählte ihm, was ihr an dem Tage, als der Geschäftsträger des Hauses Thomson & French zu ihrem Vater gekommen war, begegnet sei; sie erzählte ihm die Szene auf der Stiege, wiederholte ihm ihr gemachtes Versprechen und zeigte ihm den Brief.

»Sie müssen hingehen, Fräulein«, sprach Emanuel.

»Hingehen?« flüsterte Julie.

»Ja, ich werde Sie begleiten.«

»Haben Sie denn nicht gelesen, daß ich allein sein soll«, sprach sie.

»Sie werden es auch sein,« antwortete der junge Mann, »aber ich werde Sie an der Ecke der Museumstraße erwarten, und wenn Sie so lange ausbleiben sollten, daß ich für Sie fürchten müßte, dann werde ich mich zu Ihnen begeben, und ich stehe Ihnen dafür: Wehe denen, über die Sie sich zu beklagen haben.«

»Also, Emanuel,« versetzte das Mädchen zaudernd, »sind Sie der Meinung, ich solle diesem Winke folgen?«

»Ja. Hat Ihnen der Überbringer nicht gesagt, es handle sich um Ihres Vaters Heil?«

»Aber was für eine Gefahr läuft er denn?« fragte das Mädchen.

Emanuel zauderte einen Augenblick, doch der Wunsch, das Mädchen auf einmal und ohne Zeitverlust zu bewegen, riß ihn fort.

»Hören Sie,« sprach er zu ihr, »heute ist der 5. September?«

»Ja.«

»Heute um elf Uhr muß Ihr Vater beinahe dreihunderttausend Franken auszahlen.«

»Ja, wir wissen es.«

»Nun denn,« sprach Emanuel, »er hat kaum vierzehntausend Franken in der Kasse.«

»Was wird da geschehen?«

»Wenn Ihr Vater heute vor elf Uhr nicht jemanden findet, der ihm behilflich ist, so wird er um zwölf Uhr fallieren müssen.«

»Oh, kommen Sie!« rief das jugendliche Mädchen, den jungen Mann mit sich fortziehend.

Indessen hatte Frau Morrel ihrem Sohn alles erzählt. Wohl wußte der junge Mann, daß nach den aufeinanderfolgenden Unglücksfällen, die seinen Vater betrafen, bedeutende Einschränkungen in den Hausausgaben gemacht wurden, aber das wußte er nicht, daß es schon so weit gekommen. Er blieb wie vernichtet; dann eilte er plötzlich aus dem Zimmer, sprang die Stiege hinauf, denn er glaubte, sein Vater sei im Kabinett, aber er klopfte vergeblich an. Als er an der Kabinettstür war, hörte er die Zimmertür öffnen; er wandte sich um und sah seinen Vater. Anstatt geradeswegs in sein Kabinett hinaufzugehen, war Herr Morrel in sein Zimmer gegangen und kam erst jetzt heraus. Herr Morrel stieß einen Schrei der Überraschung aus, als er Maximilian sah. Unbeweglich blieb er an derselben Stelle stehen, mit seiner linken Hand etwas haltend, das er unter seinem Rock versteckte. Maximilian stieg schnell die Stiege hinab und hing sich seinem Vater an den Hals; aber plötzlich wich er zurück, bloß seine rechte Hand auf Morrels Brust drückend.

»Mein Vater,« sprach er, bleich wie der Tod, »warum verbergen Sie denn ein Paar Pistolen unter Ihrem Rock?«

»Oh, das war's, was ich befürchtete!« sprach Morrel.

»Mein Vater, mein Vater, um des Himmels willen, wozu diese Waffen?« rief der junge Mann.

»Maximilian,« erwiderte Morrel, starr seinen Sohn ansehend, »du bist ein Mann und ein Ehrenmann, komm, ich werde es dir sagen.«

Und festen Schrittes ging Morrel in sein Kabinett hinauf, während Maximilian ihm wankend folgte. Morrel öffnete die Tür und verschloß sie hinter seinem Sohn, dann ging er durch das Vorzimmer, näherte sich dem Schreibzimmer, legte seine Pistolen auf den Tisch nieder und zeigte seinem Sohn mit dem Finger ein offenes Register. Auf diesem Register stand genau der Zustand seiner Lage verzeichnet: in einer halben Stunde sollte Morrel zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken bezahlen. Im ganzen aber besaß er nur fünfzehntausendzweihundertsiebenundfünfzig Franken.

»Lies«, sprach Morrel.

Der junge Mann las und war einen Augenblick lang wie zerschmettert. Morrel sprach kein Wort; was hätte er sagen können, das der unerbittlichen Zeugenschaft der Ziffern widersprochen hätte?

»Und Sie haben alles getan, mein Vater,« sprach darauf der junge Mann, »um diesem Unglück zu begegnen?«

»Ja«, antwortete Morrel.

»Sie haben auf gar keine Einkunft zu hoffen?«

»Auf keine.«

»Sie haben alle Ihre Hilfsquellen erschöpft?«

»Alle.«

»Und in einer halben Stunde«, fügte Maximilian hinzu, »ist unser Name entehrt?«

»Das Blut wäscht die Schmach ab«, sprach Morrel.

»Sie haben recht. Vater, und ich verstehe Sie«, sagte er. Dann nach den Pistolen langend, sprach er: »Eine für mich und eine für Sie!« Morrel hielt seine Hand zurück.

»Und deine Mutter... und deine Schwester... wer wird sie ernähren?«

Ein Schauer durchbebte den ganzen Leib des jungen Mannes.

»Mein Vater,« sprach er, »bedenken Sie auch, daß Sie mich leben heißen?«

»Ja, ich heiße es dich,« versetzte Morrel, »denn es ist deine Pflicht; du hast ein ruhiges und starkes Gemüt, Maximilian, du bist kein gewöhnlicher Mensch, ich befehle dir nichts, ich verbinde dich zu nichts, nur sage ich dir: Prüfe die Lage, als ob du ihr fremd wärest, und urteile selber.«

Der junge Mann sann eine Weile nach, dann flammte in seinen Blicken ein Ausdruck erhabener Ergebung empor; nun legte er langsam und traurig seine Epaulette und Kontreepaulette, die Zeichen seines Ranges, ab.

»Gut,« sprach er, Morrel die Hand reichend, »sterben Sie in Frieden, Vater, ich werde leben.«

Morrel machte eine Bewegung, als wollte er sich seinem Sohne zu Füßen werfen. Maximilian zog ihn an seine Brust, und diese beiden edlen Herzen schlugen einen Augenblick aneinander.

»Du weißt, daß ich nichts dafür kann«, sprach Morrel.

Maximilian lächelte.

»Ich weiß, mein Vater, daß Sie der ehrenhafteste Mann sind, den ich je kannte.«

»Gut, alles ist aus; kehre jetzt zu deiner Mutter und Schwester zurück.«

»Vater,« sprach der junge Mann niederkniend, »segnen Sie mich!«

Morrel nahm den Kopf seines Sohnes in beide Hände, zog ihn an sich, und mehrmals seine Lippen auf seine Stirn pressend, sprach er: »O ja, ja! Ich segne dich in meinem Namen und im Namen dreier Geschlechter von unbescholtenen Männern. Höre denn, was sie dir, aus meinem Munde redend, sagen: Das Gebäude, das das Unglück zusammenstürzt, kann die Vorsehung wieder aufbauen. Wenn sie mich eines solchen Todes werden haben sterben sehen, werden die Härtesten Mitleid für mich fühlen; dir gestattet man vielleicht die Frist, die man mir verweigerte; dann sieh, daß das Wort ›ehrlos‹ nicht gesagt werde; geh ans Werk, arbeite, junger Mensch, kämpfe heiß und mutig; lebt, du, deine Mutter und Schwester, lebt von dem Allnotwendigsten, damit sich mit jedem Tage das Gut derer, denen ich schuldig bin, vermehre und in deinen Händen fruchtbar werde. Bedenke, daß es ein großer, feierlicher, schöner Tag sein wird, jener Tag der Wiedereinsetzung, der Tag, wo du in derselben Schreibstube sagen wirst: ›Mein Vater starb, weil er nicht tun konnte, was ich heute tue, aber er starb ruhig und still, weil er im Tode wußte, daß ich es tun werde!‹«

»O mein Vater! Wenn Sie dennoch leben könnten?« rief der junge Mann.

»Wenn ich lebe, ist alles verloren; wenn ich lebe, wird das Interesse zum Zweifel, das Mitleid zur Verfolgung; wenn ich lebe, bin ich nichts als ein Mann, der sein Wort gebrochen, der seine Verpflichtungen nicht erfüllt hat, bin ich nichts weiter als ein Bankrotteur. Sterbe ich im Gegenteil, Maximilian, bedenke, so ist mein Leichnam doch wenigstens der eines unglücklichen Ehrenmannes. Wenn ich lebe, so fliehen meine besten Freunde mein Haus, sterbe ich, so folgt mir ganz Marseille weinend zu meiner letzten Behausung. Lebe ich, so mußt du über meinen Namen erröten, sterbe ich, so trägst du frei dein Haupt einher und sagst: ›Ich bin der Sohn desjenigen, der sich das Leben nahm, weil er zum ersten Male gezwungen war, sein Wort zu brechen.‹«

Der junge Mann seufzte, schien aber nachgiebig. Zum zweiten Male durchdrang die Überzeugung nicht sein Herz, aber seinen Geist.

»Und jetzt«, sprach Morrel, »laß mich allein und suche die Frauen fernzuhalten.«

»Wollen Sie meine Schwester nicht wiedersehen?« fragte Maximilian. Eine letzte und dumpfe Hoffnung lag in diesem Wiedersehen für den jungen Mann verborgen, daher schlug er es vor.

Herr Morrel schüttelte den Kopf.

»Ich sah sie heute morgen«, sprach er, »und sagte ihr Lebewohl.«

»Haben Sie mir keine besonderen Aufträge zu geben, mein Vater?« fragte Maximilian mit erregter Stimme.

»Ja, mein Sohn, einen unverbrüchlichen Auftrag.«

»Reden Sie, Vater!«

»Das Haus Thomson & French ist das einzige, das sich aus Barmherzigkeit, Egoismus vielleicht – doch mir steht es nicht zu, in den Herzen der Menschen zu lesen – meiner erbarmte. Des Hauses Geschäftsträger, derselbe, der sich in zehn Minuten präsentieren wird, um den Betrag von zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken zu fordern, hat mir die Frist von drei Monaten, ich sage nicht bewilligt, sondern angeboten; dieses Haus werde zuerst bezahlt, mein Sohn, dieser Mann sei geheiligt für dich.«

»Ja, mein Vater«, sprach Maximilian.

»Und jetzt nochmals Lebewohl,« sprach Morrel, »geh, geh, ich muß allein sein, im Sekretär meines Schlafzimmers wirst du mein Testament finden.«

Der junge Mann stand aufrecht und regungslos da, nur eine Kraft besitzend: die des Willens, nicht aber der Tat.

»Höre mich, Maximilian,« sprach der Vater, »nimm an, ich wäre Soldat wie du, ich hätte Befehl erhalten, eine Redoute zu nehmen, und du wüßtest, ich müsse sterben, indem ich sie nehme; würdest du mir nicht sagen, was du mir soeben sagtest: ›Gehen Sie, Vater, Sie entehrten sich, wenn Sie blieben, und besser ist der Tod als die Schande!‹«

»Ja ja.« sprach der junge Mann, »ja.«

Und krampfhaft Morrel mit den Armen umschlingend, sprach er: »Gehen Sie, mein Vater.«

Und er verließ das Kabinett.

Als sein Sohn draußen war, blieb Morrel einen Augenblick stehen und heftete die Blicke auf die Tür, dann streckte er die Hand aus, ergriff eine Glockenschnur und läutete. Augenblicklich kam Corles. Der war nicht mehr derselbe Mensch, diese drei Tage der Gewißheit hatten ihn gebrochen. Dieser Gedanke: das Haus Morrel wird seine Zahlungen einstellen, drückte ihn mehr zu Boden, als es zwanzig andere über seinen Scheitel gehäufte Jahre getan hätten.

»Mein guter Corles,« sprach Morrel in einem Tone, dessen Ausdruck sich unmöglich beschreiben läßt, »du wirst im Vorzimmer bleiben. Wenn jener Herr, der schon vor drei Monaten hier war, kommt, du weißt doch, der Geschäftsträger des Hauses Thomson & French, so melde ihn an.«

Corles gab keine Antwort; er nickte bloß mit dem Kopf, setzte sich im Vorzimmer nieder und wartete. Morrel fiel auf seinen Stuhl zurück, seine Blicke schauten nach der Uhr; es blieben ihm noch sieben Minuten, nicht mehr; der Zeiger ging mit unglaublicher Schnelligkeit; es schien ihm, als sähe er ihn gehen. Was dann und in diesem letzten Moment in dem Gemüt dieses Menschen vorging, der noch rüstig, infolge einer vielleicht falschen, aber scheinbar richtigen Schlußreihe, im Begriff war, sich von allem loszureißen, was er auf der Welt geliebt, und das Leben verließ, das ihm alle sanften Freuden des Familienlebens bot, ist unmöglich zu schildern. Man hätte es sehen müssen, um sich einen Begriff davon zu machen, man hätte seine schweißbedeckte und doch ergebene Stirn, seine tränenfeuchten und dennoch himmelan gewendeten Augen sehen müssen.

Der Zeiger schritt immer weiter vor; die Pistolen waren geladen; er streckte die Hand aus, nahm eine und flüsterte den Namen seiner Tochter; dann legte er wieder die tödliche Waffe weg, nahm eine Feder und schrieb einige Worte. Da schien es ihm dann, als hätte er von seinem geliebten Kinde nicht genug Abschied genommen; dann wandte er sich wieder um und schaute auf die Uhr – nicht nach Minuten zählte er mehr, sondern nach Sekunden. Er ergriff die Waffe mit halboffenem Munde und nach der Uhr starrenden

Blicken; dann erbebte er selber vor dem Geräusch, das er machte, indem er den Hahn spannte. In diesem Augenblick rann ihm noch kälterer Schweiß über die Stirn, noch tödlichere Angst schnürte ihm das Herz zusammen; er hörte die Treppentür in ihren Angeln knarren, dann die seines Kabinetts aufspringen; die Uhr war auf dem Punkte, elf zu schlagen.

Morrel wandte sich nicht um, er erwartete die Worte des Corles: »Der Geschäftsträger des Hauses Thomson & French«, und er hielt die Waffe an den Mund ... Plötzlich hörte er einen Schrei ... es war der seiner Tochter ... Er wandte sich um und sah Julie – die Pistole entfiel seinen Händen.

»Mein Vater!« rief das Mädchen außer Atem und fast sterbend vor Freude: »Gerettet! Sie sind gerettet!«

Und sie warf sich ihm in die Arme, eine aus roter Seide genetzte Börse in die Höhe haltend.

»Gerettet, mein Kind?« sprach Morrel. »Was willst du sagen?«

»Ja, gerettet! Sehen Sie, sehen Sie«, sprach das Mädchen.

Morrel nahm die Börse und erbebte, denn eine unbestimmte Erinnerung erwachte in ihm, als hätte diese Börse einst ihm gehört. Auf der einen Seite war der Wechsel, auf die zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken lautend – er war bereits bezahlt; auf der andern war ein Diamant von der Größe einer Haselnuß, mit folgenden zwei auf ein Stück Pergament geschriebenen Worten:

»Juliens Mitgift.«

Morrel fuhr mit der Hand über seine Stirn; er glaubte zu träumen. In diesem Augenblick schlug die Uhr elf. Der Glockenschlag ertönte ihm, als ob jeder Schlag des Stahlhammers sein eigenes Herz träfe.

»Laß sehen, mein Kind,« sprach er, »und sage mir, wo fandest du diese Börse?«

»In einem Hause in den Alleen von Meillan, Nummer 15, in einem armseligen Zimmer auf dem Kamin.«

Morrel drehte die Börse hin und her, und seine Brust hob und senkte sich schwer.

»Herr Morrell« rief eine Stimme auf der Treppe. »Herr Morrell Der ›Pharaon‹! Der ›Pharaon‹! Herr, man signalisiert den ›Pharaon‹! Der ›Pharaon‹ läuft in den Hafen ein!«

Herr Morrel sank auf seinen Stuhl zurück, die Kräfte versagten ihm; sein Verstand vermochte nicht, all diese unglaublichen, fabelhaften Ereignisse zu fassen.

»Herr, du mein Gott!« rief er fassungslos. »Geschehen denn noch Wunder?«

Bald aber befand er sich, von den Seinen begleitet, auf der Cannabière. Eine große Menschenmenge drängte zum Hafen. Ehrerbietig machte man Herrn Morrel Platz.

»Der ›Pharaon‹, der ›Pharaon‹!« schrie alles durcheinander.

In der Tat: gegenüber dem Turme St. Johann lief ein Schiff ein, groß und stattlich. Vorn prangte in weißer Schrift: »Der Pharaon, Morrel & Sohn in Marseille.« An Bord aber grüßte die alte Mannschaft, die Morrel hatte entlassen müssen. Und dieser »Pharaon« war wie der andere mit Cochenille und Indigo befrachtet. Morrel stand mit gefalteten Händen. Träumte er, so träumten die zehntausend Menschen um ihn herum mit ihm. Als Morrel und sein Sohn sich auf dem Hafendamm, unter dem Jubel der ganzen Stadt, in die Arme fielen, betrachtete ein Mann, dessen Gesicht zur Hälfte ein schwarzer Bart verdeckte und der hinter dem Schilderhause einer Wache verborgen war, diese Szene und murmelte: »Lieber, prächtiger Mann du, sei gesegnet für all das Gute, das du geübt hast und noch üben wirst, und möge meine Dankbarkeit in Dunkel gehüllt bleiben wie deine Wohltaten.«

Darauf wandte er sich und stieg eine der kleinen Anlegetreppen hinab und rief dreimal: »Jacopo! Jacopo! Jacopo!«

Hierauf näherte sich eine Schaluppe, nahm ihn an Bord und trug ihn zu einer reich besegelten Jacht, auf deren Deck er mit der Leichtigkeit eines Matrosen hinaufsprang; von da aus schaute er nochmals zu Morrel hinüber, der es nicht vermochte, alle Händedrücke zu erwidern, und mit feuchtem Blicke jenem unbekannten Wohltäter dankte, den er im Himmel zu suchen schien.

»Und jetzt«, sprach der Unbekannte, »lebt wohl, Güte, Menschenliebe, Dankbarkeit; lebt wohl, all ihr Gefühle, die ihr das Herz beglückt! Jetzt stehe mir der Rachegott bei, die Bösen zu strafen.«

Bei diesen Worten gab er ein Zeichen, und als ob die Jacht nur dies Signal erwartet hätte, stach sie sogleich in See.

Es war im Jahre 1838 zur Zeit des Karnevals, als zwei junge Leute der vornehmsten Pariser Gesellschaft Italien bereisten. Während der eine von ihnen, Albert von Morcerf, für einige Tage nach Neapel fuhr, unternahm der andere, Franz von Epinay, eine kleine Meerfahrt.

Er machte demnach eines Abends ein Schifflein von dem eisernen Ringe los, womit es im Hafen von Livorno angehängt war, wickelte sich dann in seinen Mantel und rief den Schiffsleuten bloß die Worte zu: »Nach der Insel Elba!«

Der Kahn verließ den Hafen, wie der Seevogel sein Nest verläßt, und am folgenden Tage landete er in Porto-Ferrajo. Franz durchstreifte die kaiserliche Insel, und nachdem er allen Spuren gefolgt war, die die Tritte des Riesen hinterlassen hatten, schiffte er sich in Marciana wieder ein. Zwei Stunden darauf ging er wieder ans Land, und zwar zu Pianoso, wo ihn, wie man ihm versicherte, zahllose Schwärme von roten Rebhühnern erwarteten. Die Jagd fiel schlecht aus, Franz erlegte mit großer Mühe einige magere Stücke und kehrte mit sehr übler Laune, wie jeder Jäger, der sich für nichts abgemüdet hat, zu seiner Barke zurück.

»Oh, wenn Eure Exzellenz wollten,« sagte der Patron zu ihm, »könnten Sie eine schöne Jagd haben.«

»Und wo das?«

»Sehen Sie jene Insel?« fuhr der Patron fort, indem er einen Finger gegen Mittag ausstreckte und auf eine kegelförmige Masse wies, die sich im schönsten Indigoblau mitten aus dem Meere erhob.

»Gut, was ist das für eine Insel?« fragte Franz.

»Die Insel Monte Christo«, antwortete der Livorner.

»Aber ich habe keine Erlaubnis, auf jener Insel jagen zu dürfen.«

»Eure Exzellenz brauchen sie auch nicht, denn die Insel ist öde.«

»Ach, bei Gott,« sagte der junge Mann, »eine wüste Insel mitten im Mittelmeere, das ist seltsam.«

»Es ist ganz natürlich, Eure Exzellenz! Diese Insel ist eine Felsenbank und hat vielleicht in ihrer ganzen Ausdehnung keinen Morgen urbares Land.«

»Wem gehört sie denn?«

»Toskana.«

»Werde ich dort ein Wildbret finden?«

»Tausende von wilden Ziegen.«

»Leben sie davon, daß sie an den Steinen lecken?« fragte Franz, ungläubig lächelnd.

»Nein, sie weiden das Heidekraut, die Myrten und die Mastixblätter ab, die dort streckenweise wachsen.

»Wo soll ich aber schlafen?«

»Auf der Erde, in den Grotten oder an Bord in Ihrem Mantel; wenn übrigens Eure Exzellenz wollen, so können wir sogleich nach der Jagd wieder abfahren; Sie wissen, daß wir des Nachts wie bei Tag steuern und daß wir in Ermangelung von Segeln Ruder haben.«

Da Franz genug Zeit übrigblieb, um mit seinem Gefährten wieder zusammenzutreffen, und da er sich um seine Wohnung in Rom nicht mehr zu kümmern brauchte, so ging er diesen Vorschlag ein, um sich für seine erste Jagd schadlos zu halten. Auf seine bejahende Antwort wechselten die Matrosen einige Worte unter sich mit leiser Stimme.

»Hm, was gibt es denn?« fragte er. »Sollte sich eine Schwierigkeit ergeben?«

»Nein,« erwiderte der Patron, »allein wir müssen Eure Exzellenz darauf aufmerksam machen, daß die Insel in Kontumaz steht.«

»Was will das sagen?«

»Das will sagen: Da Monte Christo unbewohnt ist und zuweilen den Schleichhändlern und Korsaren, die aus Korsika, Sardinien oder Afrika kommen, als Ruheplatz dient, so sind wir, wenn irgendein Zeichen unsern Aufenthalt auf der Insel andeutet, genötigt, bei unserer Zurückkunft nach Livorno eine Quarantäne von sechs Tagen zu halten.«

»Teufel! Das ändert die Sache! Sechs Tage. Geradesoviel bedurfte Gott, um die Welt zu erschaffen. Kinder, das ist ein bißchen lang.«

»Wer wird es aber sagen, daß Eure Exzellenz auf Monte Christo waren?«

»Oh, ich sag' es nicht!« rief Franz.

»Wir noch weniger«, versetzten die Matrosen.

»In diesem Falle auf nach Monte Christo!«

Der Patron gab Befehl zur Abfahrt; man faßte die Insel ins Auge und das Schiff nahm dahin die Richtung. Franz ließ die Schiffer gewähren, und als man auf dem neuen Wege war, als der Wind das Segel schwellte und die vier Seefahrer ihre Plätze einnahmen, drei vorn und einer am Steuerruder, knüpfte er die Unterredung wieder an.

»Mein lieber Gaetano,« sprach er zum Patron, »Ihr habt mir gesagt, glaube ich, daß die Insel Monte Christo den Schleichhändlern und Seeräubern als Zuflucht diene, und das scheint mir ein ganz anderes Wildbret als die Ziegen zu sein.«

»Ja, Eure Exzellenz, das ist wahr.«

»Ich wußte recht gut, daß es Schleichhändler gibt, allein ich dachte, seit der Eroberung von Algier und der Zerstörung der dortigen Regentschaft gäbe es keine Seeräuber mehr, außer in den Romanen des Cooper und Kapitän Marryat.«

»Ach, Eure Exzellenz irren, es gibt noch Seeräuber, wie es Banditen gibt, von denen man glaubt, Papst Leo XII. habe sie ausgerottet, indes sie täglich

die Reisenden bis unter die Tore Roms anhalten. Haben Sie nicht gehört, daß vor etwa sechs Monaten der französische Geschäftsträger beim heiligen Stuhl kaum fünfhundert Schritt von Velletri ausgeplündert wurde?«

»Richtig.«

»Wenn Eure Exzellenz in Livorno lebten wie wir, so würden Sie von Zeit zu Zeit hören, daß ein kleines, mit Waren befrachtetes Schiff oder eine hübsche englische Jacht, die man in Bastia, in Civita Vechia oder in Porto Ferrajo erwartet hat, nicht eingelaufen ist, wobei man nicht wisse, was mit ihm geschehen und ob es nicht vielleicht an einem Felsen gescheitert sei. Nun ist aber dieser Felsen, an den es stieß, eine niedrige und schmale Barke, von sechs oder acht Leuten bemannt, die es in einer dunklen oder stürmischen Nacht an der Krümmung eines wilden, unbewohnten Eilands angefallen und ausgeplündert haben, wie die Banditen an einer Waldesecke eine Postkutsche anhalten und ausrauben.«

Franz, der in seiner Barke stets ausgestreckt lag, fragte: »Wie kommt es aber, daß die, denen ein solches Unglück zustößt, nicht Klage führen? Warum fordern sie die französische, sardinische oder toskanische Regierung nicht zur Rache auf gegen die Korsaren?«

»Warum?« versetzte Gaetano mit einem Lächeln.

»Ja, warum?«

»Fürs erste wird von dem Schiffe oder von der Jacht alles, was wertvoll ist, in die Barke hinübergeschafft; dann bindet man die Mannschaft an Händen und Füßen, befestigt an den Hals jedes Schiffers eine vierundzwanzigpfündige Kugel, macht ein Loch von der Größe einer Tonne in den Boden des gekaperten Schiffes, steigt auf das Verdeck zurück, verschließt die Luken und begibt sich wieder in die Barke. Nach zehn Minuten fängt das Schiff an zu knarren und zu dröhnen und senkt sich immer tiefer. Anfangs sinkt nur eine Seite, dann die andere; hierauf erhebt es sich von neuem, sinkt sodann abermals und allmählich tiefer. Auf einmal knallt es wie ein Kanonenschuß; das ist die Luft, die das Verdeck zerreißt. Sofort schwankt das Schiff wie ein Ertrinkender, der mit dem Tode ringt, und erlahmt mehr und mehr mit jeder Bewegung. Alsdann wird das Wasser,

das in der Höhlung zu sehr gepreßt ist, durch die Öffnungen getrieben, wie flüssige Säulen, als ob sie ein riesenhafter Pottfisch durch seine Luftröhren ausspritzte. Endlich stößt es ein letztes Erdröhnen aus, macht einen letzten Kreis um sich selber, und indem es nach dem Abgrund einen weiten Trichter aushöhlt, der einen Augenblick herumwirbelt, versinkt es allgemach und verschwindet zuletzt ganz, so daß man nach Verlauf von fünf Minuten das Auge Gottes bedürfte, um das Schiff aufzusuchen, das bei ruhiger See in der Tiefe verschwunden ist. Sehen Sie jetzt ein,« fügte der Patron lächelnd hinzu, »warum das Schiff nicht in den Hafen zurückkehrt und warum die Mannschaft nicht Klage führt?« Hätte Gaetano das erzählt, ehe er diese Expedition in Vorschlag brachte, so würde sich Franz wahrscheinlich zweimal besonnen haben, auf denselben einzugehen; da aber die Barke einmal in der Richtung nach der Insel flott war, so dünkte es ihn Feigheit, wieder umzukehren. Er war einer von den Menschen, die der Gefahr nicht nachlaufen, die aber, wenn sich ihnen derartiges entgegenstellt, eine unbezwingbare Kaltblütigkeit beweisen, um mit ihr zu ringen; er war einer von denen, die eine Gefahr im Leben ganz ruhig wie einen Gegner im Zweikampfe betrachten, seine Bewegungen berechnen, seine Kräfte erforschen, abgemessen zu Werke gehen, um Atem zu holen und nicht feige zu erscheinen, mit einem Blicke alle Vorteile erlauschen und ihn mit einem Stoße töten.

»Bah!« erwiderte er. »Ich habe Sizilien und Kalabrien durchstreift, zweimal den Archipel durchsteuert und nie einen Schatten von einem Banditen oder Korsaren erblickt.«

»Auch habe ich das Euer Exzellenz nicht deshalb gesagt,« versetzte Gaetano, »daß Sie Ihr Vorhaben aufgeben möchten; Sie haben mich gefragt, und ich gab Antwort.«

»Ja, mein lieber Gaetano. Eure Mitteilung unterhält mich sehr, und da ich diesen Genuß solange als möglich haben will, so rudern wir nach Monte Christo.«

Indessen näherte man sich rasch dem Ziele der Fahrt; es wehte ein guter Wind, und die Barke legte in der Stunde sechs bis sieben Meilen zurück. Je mehr man sich der Insel näherte, desto größer schien sie aus dem Schoße des Meeres emporzutauchen, und durch die helle Atmosphäre der letzten

Sonnenstrahlen unterschied man, wie die Kugeln in einem Zeughaus, die Schichten der übereinander getürmten Felsen und sah in den Absätzen das rötliche Heidekraut und die ansprießenden Bäume. Was die Matrosen betrifft, so schienen sie zwar vollkommen ruhig, doch war ihre Wachsamkeit offenbar aufgeweckt, und ihr Blick erforschte den weiten Spiegel, auf dem sie dahinglitten und dessen Horizont nur einige Fischerkähne mit ihren weißen Segeln bevölkerten, indem sie sich auf den Rücken der Wellen wie Möwen wiegten.

Sie waren von Monte Christo nur noch etwa fünfzehn Meilen entfernt, als die Sonne hinter Korsika hinabtauchte, dessen Berge zur Rechten erschienen, wo sich ihre dunklen Zacken im Himmel verloren, indem die äußersten Enden dieser Steinmassen noch beleuchtet waren und wie der Riese Adamastor vor der Barke emporragten. Der Schatten stieg allmählich höher vom Meere auf und schien den letzten Rückstrahl des verlöschenden Tages vor sich her zu jagen; endlich wurde der Lichtschein bis zur Spitze des Kegels zurückgetrieben, wo er noch einen Augenblick anhielt, wie die Flammengarbe eines Vulkans; endlich verschlang der immer wachsende Schatten die Höhe ebenso, wie er die Tiefe verschlungen hatte, und die Insel erschien nur noch wie ein grauer, mehr und mehr sich bräunender Berg. Eine halbe Stunde darauf war es finstere Nacht. Glücklicherweise befanden sich die Schiffer auf einer Seehöhe, die ihnen bis auf das kleinste Riff des toskanischen Archipels bekannt war, denn mitten in der tiefen Finsternis, die die Barke umhüllte, wäre Franz nicht ganz unbekümmert geblieben.

Korsika war ganz verschwunden, die Insel Monte Christo selbst wurde unsichtbar; allein die Matrosen schienen, wie die Luchse, die Fähigkeit zu besitzen, die Finsternis zu durchdringen, und der Pilot, der sich am Steuerruder hielt, äußerte nicht das geringste Bedenken.

Ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang glaubte Franz auf eine Viertelmeile zur Linken eine düstere Masse wahrzunehmen, doch ließ es sich so unvollkommen unterscheiden, was es war, daß er aus Besorgnis schwieg, er möchte die Heiterkeit der Matrosen erwecken mit dem Wahne, daß einige schwebende Wolken Festland seien. Auf einmal zeigte sich ein

großer Lichtschein; das Land konnte einer Wolke gleichen, doch konnte das Feuer kein Meteor sein.

»Was ist das für ein Lichtschimmer?« fragte Franz.

»Still!« entgegnete der Patron. »Das ist Feuer.«

»Ihr habt aber gesagt, die Insel sei unbewohnt.«

»Ich sagte, sie habe keine feststehende Bevölkerung, ich sagte aber auch, sie sei ein Ruheplatz für die Schleichhändler.«

»Und für die Seeräuber?«

»Und für die Seeräuber,« fuhr Gaetano fort, »ich gab deshalb Befehl, darüber hinauszufahren, denn wie Sie sehen, ist das Feuer uns bereits im Rücken.«

»Allein dieses Feuer«, versetzte Franz, »scheint mir eher ein Beweggrund der Beruhigung als der Besorgnis zu sein; Leute, die sich fürchten, gesehen zu werden, hätten kein Feuer angezündet.«

»Oh, das will nichts beweisen,« antwortete Gaetano, »könnten Sie in der Dunkelheit die Lage der Insel bemessen, so würden Sie daraus ersehen, daß dieses Feuer an der Stelle, wo es brennt, weder von Korsika noch von Pianosa, sondern nur von der hohen See aus bemerkt werden kann.«

»Ihr fürchtet also, daß uns dieses Feuer schlechte Gesellschaft verkündet?«

»Man muß sich darüber Gewißheit verschaffen«, erwiderte Gaetano, indem er seine Augen stets auf diesen Erdenstern geheftet hielt.

»Wie kann man sich dessen versichern?«

»Sie werden sehen.«

Nach diesen Worten hielt Gaetano Rat mit seinen Genossen, und nach einer Unterredung von fünf Minuten wurde stillschweigend eine Vorkehrung getroffen, wodurch das Schiff im Augenblick umgewendet wurde; hierauf

schlug man den vorigen Weg wieder ein, und einige Sekunden nach dieser Änderung des Kurses verschwand das Feuer und verbarg sich hinter dem Terrain. Sonach gab der Pilot mit dem Steuerruder der Barke, die sich sichtlich der Insel näherte, eine neue Richtung, und bald darauf war man nur noch fünfzig Schritt vom Ufer entfernt. Gaetano zog das Segel ein, und das Fahrzeug stand still.

Alles das geschah in der größten Stille, und außerdem ward seit der veränderten Richtung nicht eine Silbe an Bord laut gesprochen. Da Gaetano die Expedition in Vorschlag brachte, so hatte er auch alle Verantwortlichkeit über sie. Die drei anderen Matrosen ließen ihn nicht aus den Augen, stellten sich an die Ruder und hielten sich offenbar bereit zur Flucht, die auch in dieser Dunkelheit und mittels der Ruder nicht schwer gewesen wäre. Franz untersuchte seine Waffen mit Ruhe und Kaltblütigkeit; er hatte zwei Doppelflinten und einen Karabiner, er lud sie, versicherte sich der Batterien und harrte.

Inzwischen hatte der Patron seinen Kittel und sein Hemd abgelegt, sein Beinkleid um die Lenden festgebunden, und da er barfuß war, brauchte er weder Schuhe noch Strümpfe auszuziehen. In diesem Anzug legte er einen Finger an die Lippen, zum Zeichen, daß man das tiefste Stillschweigen beobachte; hierauf ließ er sich in das Meer hinabgleiten und schwamm mit solcher Vorsicht an das Ufer, daß man nicht das geringste Geräusch vernehmen konnte. Man vermochte seine Spur nur an der leuchtenden Furche zu erkennen, die er im Schwimmen nach sich zog. Alsbald glättete sich auch diese Furche; Gaetano hatte offenbar das Land gewonnen. Jeder auf dem kleinen Schiffe verhielt sich eine halbe Stunde lang unbeweglich, und nach Verlauf derselben sah man die leuchtende Furche vom Ufer her wieder erscheinen und sich der Barke nähern. Nach wenigen Schwingungen hatte Gaetano die Barke wieder erreicht.

»Was ist's?« fragten Franz und die drei Matrosen zu gleicher Zeit.

»Hm, es sind spanische Schleichhändler, sie haben nur zwei korsische Banditen bei sich.«

»Und was tun diese zwei korsischen Banditen bei den spanischen Schleichhändlern?«

»Ach, mein Gott, Euer Exzellenz,« erwiderte Gaetano in einem Tone tiefen christlichen Mitleids, »man muß sich wohl gegenseitig unterstützen. Die Banditen fühlen sich auf dem Lande oft ein wenig bedrängt von den Gendarmen und Karabinieren, nun, da finden sie ein Schifflein und in dem Schifflein gute Kerle, wie wir sind. Sie ersuchen uns um Gastfreundschaft auf unserem herumschwimmenden Hause. Kann man einem armen Teufel, wenn er verfolgt wird, Zuflucht verweigern? Wir nehmen ihn auf und steuern um der größeren Sicherheit willen nach der hohen See. Das kostet uns nichts und rettet das Leben, oder bewahrt mindestens einem unseresgleichen die Freiheit, der dann, wenn sich eine Gelegenheit ergibt, den ihm geleisteten Dienst anerkennt und uns eine gute Stelle andeutet, wo wir unsere Waren ausladen können, ohne von Lauschern behelligt zu werden.«

»Wie doch!« versetzte Franz. »Lieber Gaetano, Ihr seid ja selbst ein bißchen Schleichhändler.«

»Was hat es auf sich, Eure Exzellenz,« erwiderte dieser mit einem Lächeln, das sich nicht schildern läßt, »man tut alles ein wenig, da man doch leben muß.«

»Ihr kennt also die Leute, die soeben auf Monte Christo sind?«

»So beiläufig. Wir Seemänner sind wie die Freimaurer, wir kennen einander an gewissen Zeichen.«

»Glaubt Ihr, daß wir nichts zu befürchten hätten, wenn wir gleichfalls landen wollten?«

»Ganz und gar nichts, da die Schleichhändler keine Räuber sind.«

»Aber die zwei korsischen Banditen?« entgegnete Franz, der im voraus alle Wechselfälle der Gefahr erwog.

»Ach, mein Gott,« versetzte Gaetano, »es ist nicht ihre Schuld, sondern die der Behörde, daß sie Banditen sind.«

»Wieso?«

»Nun, man verfolgt sie, weil sie eine Haut gemacht haben, nichts weiter, als läge es nicht in der Natur der Korsen, sich zu rächen.«

»Was versteht Ihr denn darunter, eine Haut machen? ... Etwa einen Menschen umbringen?« fragte Franz weiter forschend.

»Ich verstehe darunter: einen Feind töten,« erwiderte der Patron, »und das ist ein Unterschied.«

»Wohlan!« sprach der junge Mann. »Lasset uns diese Schleichhändler und Banditen um Gastfreundschaft ersuchen. Glaubt Ihr, sie werden uns dieselbe zugestehen?«

»Ohne allen Zweifel.«

»Wie viele sind ihrer?«

»Drei, Exzellenz, und zwei Banditen, also fünf.«

»Gut, das ist eben auch unsere Zahl, und wir sind, falls die Herren böse Miene machen sollten, an Streitkräften gleich und somit imstande, sie auszuhalten. Zum letzten Male also, nach Monte Christo!«

»Ja, Exzellenz, doch werden Sie mir gewiß erlauben, daß ich einige Vorsichtsmaßregeln treffe.«

»Je nun, mein Lieber, seid weise wie Nestor und klug wie Ulysses. Anstatt Euch die Vorsicht zu erlauben, ermahne ich Euch vielmehr dazu.«

»Also still!« rief Gaetano.

Und alle schwiegen.

Da Franz ein Mann war, der alle Dinge von ihrem wahren Gesichtspunkte aus betrachtete, so schien ihm die Lage der Dinge zwar nicht gefährlich, hatte aber für ihn doch einen gewissen Ernst. Er befand sich in der tiefsten Finsternis allein mitten auf dem Meere unter Seeleuten, die ihn nicht kannten und keine Ursache hatten, ihm ergeben zu sein, die ferner wußten, daß er in seinem Gürtel einige tausend Franken trage, und die schon

zehnmal, wo nicht mit Lüsternheit, doch mit Neugier, seine Waffen untersucht hatten, die sehr schön waren. Anderseits sollte er ohne ein anderes Geleit als diese Menschen auf einer Insel landen, die zwar einen religiösen Namen trug, die aber mit ihren Schleichhändlern und Banditen Franz keine andere Gastlichkeit zu verheißen schien, als die Schädelstätte für Christus bot; sodann schien ihm die Erzählung von dem auf den Grund versenkten Schiffe, die er bei Tag für übertrieben hielt, jetzt bei Nacht viel wahrscheinlicher. Indem er nun zwischen dieser doppelten Gefahr stand, die vielleicht eingebildet, vielleicht auch wirklich war, ließ er die Leute nicht aus den Augen und legte das Gewehr nicht aus der Hand. Mittlerweile hatten die Schiffer das Segel wieder aufgehißt und die vorher gezogene Furche aufs neue eingeschlagen. Franz, der bereits an die Dunkelheit gewöhnt war, unterschied den riesenhaften Granit, gegen den die Barke hinsteuerte, und als man abermals um eine Felsenkante bog, bemerkte er das Feuer, das noch heller brannte als zuvor, und um das vier bis fünf Menschen saßen. Der Widerschein des Herdes erstreckte sich auf hundert Fuß in das Meer hinaus.

Gaetano steuerte längs des Lichtscheines hin, doch hielt er sich an der nicht erleuchteten Seite, dann, als sich die Barke dem Herde gegenüber befand, wandte er das Vorderteil dahin und fuhr keck in den erleuchteten Kreis, indem er ein Fischerlied anstimmte, das im Refrain von den andern im Chor wiederholt wurde.

Bei dem ersten Laut des Gesanges standen die Männer auf, die um das Feuer herumsaßen, und näherten sich den Landenden, die Augen auf die Barke geheftet, deren Bemannung sie sichtlich zu ermessen und deren Gesinnung sie zu erraten bemüht waren. Sie schienen des Prüfens gar bald genug zu haben und lagerten sich wieder, mit Ausnahme eines einzigen, der am Ufer stehenblieb, rings um das Feuer, bei dem sie eine ganze Ziege zu braten im Begriffe waren.

Als sich das Schiff dem Lande auf zwanzig Schritt genähert hatte, machte der Mann am Ufer mit seinem Karabiner die Gebärde einer Schildwache, die auf eine Patrouille wartet, und rief in sardinischer Mundart:

»Wer da?«

Franz spannte kaltblütig seine Doppelflinte.

Sofort wechselte Gaetano mit diesem Manne einige Worte, von denen der Reisende nichts verstand, die aber offenbar ihn betrafen.

Der Patron fragte nun: »Wollen sich Seine Exzellenz nennen oder inkognito bleiben?«

»Mein Name bleibe diesen Leuten völlig unbekannt,« entgegnete Franz, »sagt ihnen also ganz einfach, daß ich ein Franzose bin, der zu seinem Vergnügen reist.«

Als Gaetano diese Antwort überbrachte, gab die Schildwache einem der am Feuer Sitzenden einen Befehl, und dieser stand alsogleich auf und verschwand hinter dem Felsen. Es herrschte Stillschweigen. Jeder schien mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, Franz mit seiner Landung, die Matrosen mit ihren Segeln, die Schleichhändler mit ihrer Ziege; aber mitten unter dieser anscheinenden Sorglosigkeit behielt man sich gegenseitig im Auge.

Der Mann, der sich entfernt hatte, erschien von der entgegengesetzten Seite plötzlich wieder; er gab der Schildwache mit dem Kopfe ein Zeichen, diese wandte sich um und ließ bloß die Worte vernehmen: »S'accomodi.« Dieses italienische S'accomodi läßt sich nicht übersetzen. Es will zu gleicher Zeit ausdrücken: »Kommt, tretet ein, seien Sie willkommen, machen Sie sich's bequem wie zu Hause, Sie sind der Gebieter.« Das S'accomodi ist jene türkische Redensart des Moliere, die den Bourgeois gentilhomme ob der Menge von Bedeutungen, die sie enthielt, in Erstaunen versetzte. Die Matrosen ließen es sich nicht zweimal sagen, mit vier Ruderschlägen war die Barke am Lande. Gaetano sprang ans Gestade und wechselte noch einige Worte leise mit der Schildwache; seine Gefährten stiegen ebenfalls einer nach dem andern aus, und endlich kam auch die Reihe an Franz.

Er hatte eine seiner Flinten am Bandelier, Gaetano trug die andere, ein Matrose hielt seinen Karabiner. Seine Kleidung hielt die Mitte zwischen einem Künstler und einem Stutzer, was den Gastfreunden keinen Argwohn und folglich auch keine Unruhe einflößte. Man befestigte die Barke am Ufer und ging einige Schritte vorwärts, um einen bequemen Lagerplatz zu

suchen; aber ohne Zweifel behagte der Punkt, auf dem man sich umsah, dem wachestehenden Schleichhändler nicht, denn er rief Gaetano zu: »Nein, nicht dort – wenn es sein kann.«

Gaetano murmelte eine Entschuldigung und ging, ohne weiter zu widersprechen, auf die entgegengesetzte Seite, während zwei Matrosen Fackeln am Herde anzündeten, um den Weg zu beleuchten. Man machte ungefähr dreißig Schritte und hielt auf einer Esplanade an, die ganz mit Felsen umgeben war, worin man eine Gattung Sitze ausgrub, die kleinen Schilderhäuschen ähnlich waren und worin man die Wache sitzend hielt. Ringsum wuchsen in den Adern vegetabilischer Erde Zwergeichen und dichte Gebüsche von Myrten. Franz hielt seine Fackel abwärts und erkannte an einem Haufen Asche, daß er nicht der erste war, der das Bequeme dieses Platzes bemerkte, und daß es eine gewöhnliche Station derer sein müsse, die die Insel Monte Christo besuchen.

Was seine Spannung auf Ereignisse betraf, so ließ sie nach. Da er einmal seinen Fuß auf dem Festland hatte und die, wenn auch nicht freundliche, doch wenigstens gleichgültige Gesinnung seiner Gastfreunde erkannte, so schwand bei ihm jede Besorgnis, und der Geruch, den die gebratene Ziege vom nahen Lager aus verbreitete, weckte die Eßlust in ihm. Er ließ ob dieser neuen Erscheinung ein paar Worte gegen Gaetano fallen, der ihm zur Antwort gab, es sei nichts Einfacheres als ein Nachtmahl, nur müßte man, wie sie, in der Barke Brot, Wein, sechs Rebhühner und ein gutes Feuer haben, um sie zu braten.

»Außerdem,« fügte er hinzu, »wenn Eure Exzellenz den Geruch der Ziege so anlockend finden, so kann ich hingehen und unseren Nachbarn zwei von unseren Vögeln gegen eine Schwarte ihres Vierfüßlers anbieten.«

»Tut das, Gaetano, tut es!« versetzte Franz. »Ihr seid wahrhaft mit einem Handelsgenie zur Welt gekommen.«

Während dieser Zeit hatten die Matrosen Arme voll Heidekraut ausgerissen, Bündel aus Myrten und grünen Eichen gemacht und ein Feuer darunter angezündet, aus dem bald ein respektabler Herd entstand. Franz, der immer den Wohlgeruch der Ziege einsog, erwartete mit Ungeduld die Zurückkunft

des Patrons, bis dieser wieder erschien und mit sehr verstörter Miene auf ihn zuging.

»Nun. was bringt Ihr Neues?« fragte er. »Weist man unser Anerbieten zurück?«

»Im Gegenteil,« antwortete Gaetano, »der Chef, dem man gesagt hat, Sie seien ein junger, französischer Edelmann, ladet Sie ein, mit ihm zu speisen.«

»Wohlan!« sagte Franz. »Dieser Chef hat sehr viel Lebensart, und ich sehe keinen Grund, warum ich mich weigern soll, zumal da ich meinen Teil zur Mahlzeit mitbringe.«

»Oh, es ist nicht das, man hat dort genug zum Mahle, allein er macht zu Ihrem Empfange eine gar seltsame Bedingung.«

»Wie das?« fragte der junge Mann, »hat er sich denn ein Haus bauen lassen?«

»Nein, aber wie man mir wenigstens versichert, hat er eins bei sich, das sehr komfortabel ist.«

»Kennt Ihr also diesen Häuptling?«

»Ich hörte von ihm sprechen.«

»Gutes, oder Schlimmes?«

»Beides.«

»Teufel! Und was für eine Bedingung stellt er mir?«

»Daß Sie sich die Augen verbinden lassen und die Binde nicht eher wegnehmen, als bis er Sie selbst dazu auffordern wird.«

Franz prüfte soviel als möglich Gaetanos Blick, um zu erforschen, was dieser Vorschlag in sich verbergen könne.

»Ah, zum Kuckuck,« erwiderte dieser, »die Sache verdient überlegt zu werden.«

»Was würdet Ihr an meiner Stelle tun?« fragte der junge Mann.

»Ich, der ich nichts zu verlieren habe, würde hingehen.«

»Ihr würdet die Einladung annehmen?«

»Ja, wäre es auch nur aus Neugierde.«

»Ist also bei diesem Anführer etwas Seltsames zu sehen?«

»Hören Sie,« sagte Gaetano mit leiserer Stimme, »ich weiß nicht, ob das wahr ist, was man sagt.«

Er hielt an und blickte um sich, ob ihn kein Fremder höre.

»Und was sagt man denn?«

»Man sagt, dieser Häuptling bewohne einen unterirdischen Palast, gegen den der Palast Pitti nur eine Kleinigkeit wäre.«

»Was für ein Traum!« rief Franz, sich wieder setzend.

»Oh, es ist kein Traum, es ist Wirklichkeit«, versetzte der Patron. »Cama, der Pilot des ›San Ferdinand‹, war eines Tages darin, er kam ganz begeistert zurück und sagte uns, nur in Feenmärchen gäbe es ähnliche Schätze.«

»Sieh an!« sagte Franz. »Wisset Ihr; daß mich solch Gerede bewegen könnte, in die Höhle des Ali-Baba hinabzusteigen?«

»Exzellenz, ich sage Ihnen, was man mir gesagt hat.«

»Ihr ratet mir also, dieser Einladung nachzukommen?«

»Oh, ich sage das nicht; Eure Exzellenz mögen nach eigenem Belieben handeln. Ich möchte Ihnen in diesem Falle keinen Rat erteilen.«

Franz überlegte einige Augenblicke, er sah ein, daß ein so reicher Mann gegen ihn, der nur einige tausend Franken bei sich trug, nichts Böses im Schilde führen könnte, und da er bei alledem nichts weiter im Auge hatte als ein vortreffliches Nachtmahl, so entschloß er sich, zu gehen. Gaetano überbrachte seine Antwort.

Wie schon gesagt, war Franz klug; auch wollte er über diesen seltsamen und geheimnisvollen Mann womöglich nähere Aufschlüsse haben. Er wandte sich also nach der Seite des Matrosen, der während jenes Gespräches die Rebhühner mit dem Ernste eines Mannes rupfte, der auf seine Verrichtungen stolz ist, und fragte ihn, wo denn die Leute landen könnten, da man weder Barken, noch Boote, noch Tartanen erblicke.

»Das macht mich nicht unruhig,« sagte der Matrose, »ich kenne das Schiff, auf dem sie steuern.«

»Ist es ein hübsches Fahrzeug?«

»Ich wünsche Eurer Exzellenz ein solches zu einer Reise um die Welt.«

»Was hat es für eine Größe?«

»Es faßt ungefähr hundert Tonnen. Es ist übrigens ein Phantasieschiff, eine Jacht, wie die Engländer sagen, aber sehen Sie, so trefflich gebaut, daß es sich bei jeder Witterung auf der See zu halten vermag.«

»Und wo wurde es gebaut?«

»Ich weiß es nicht, doch glaube ich in Genua.«

»Und wie,« fuhr Franz fort, »wie kann sich ein Häuptling von Schmugglern getrauen, im Hafen von Genua eine Jacht bauen zu lassen, die zur Ausübung seines Gewerbes bestimmt ist?«

»Ich habe nicht gesagt,« entgegnete der Matrose, »daß der Eigentümer dieser Jacht ein Häuptling von Schmugglern sei.«

»Nein, aber Gaetano sagte das, wie mir scheint.«

»Gaetano hat die Mannschaft nur von ferne gesehen, aber mit niemandem gesprochen.«

»Was ist nun dieser Mensch, wenn er nicht Oberhaupt von Schleichhändlern ist?«

»Ein reicher, vornehmer Herr, der zu seinem Vergnügen reist.«

Ei, dachte Franz, diese Person wird immer geheimnisvoller, weil die Aussagen so abweichend sind. »Wie nennt er sich denn?«

»Wenn man ihn fragt, so antwortet er, er sei Sindbad, der Seefahrer; allein ich zweifle, daß das sein wahrer Name ist.«

»Sindbad, der Seefahrer?«

»Ja.»

»Und wo wohnt denn dieser vornehme Herr?«

»Auf dem Meere.«

»Aus welchem Lande stammt er?«

»Das weiß ich nicht.«

»Habt Ihr ihn gesehen?«

»Einige Male.«

»Was ist er für ein Mensch?«

»Eure Exzellenz werden darüber selbst urteilen.«

»Wo wird er mich wohl empfangen?«

»Gewiß in dem unterirdischen Palast, von dem Ihnen Gaetano sagte.«

»Wenn Ihr da angelandet seid und die Insel öde sahet, hat Euch nie die Neugierde gestachelt, diesen Zauberpalast aufzusuchen und zu betreten?«

»Allerdings, Eure Exzellenz,« erwiderte der Matrose, »und zwar öfter als einmal, allein unsere Nachforschungen waren immer fruchtlos, wir haben die Grotte von allen Seiten durchwühlt, doch nirgends auch nur den kleinsten Eingang aufgefunden. Übrigens heißt es, die Pforte öffne sich nicht mit einem Schlüssel, sondern durch einen magischen Spruch.«

»Ha,« murmelte Franz, »man versetzt mich da offenbar in ein Märchen der Tausendundeinen Nacht.«

»Seine Exzellenz erwartet Sie«, sprach hinter ihm eine Stimme, die er für die der Schildwache erkannte.

Der neue Ankömmling war von zwei Männern aus der Mannschaft der Jacht begleitet. Statt aller Antwort zog Franz ein Schnupftuch aus der Tasche und reichte es dem, der jene Worte an ihn richtete. Ohne ein Wort zu reden, verband man ihm die Augen mit einer Vorsicht, welche anzeigte, wie sehr man seinerseits eine Indiskretion befürchtete. Hierauf ließ man ihn schwören, daß er durchaus keinen Versuch mache, seine Binde abzunehmen, bevor er nicht die Aufforderung hierzu erhielt. Er schwur.

Dann faßten ihn die beiden Männer jeder bei einem Arme, und er ging, von ihnen geführt, während die Schildwache voranschritt. Nach dreißig Schritten merkte er an der Wärme des Feuerbrandes und an dem immer lockenderen Geruche der Ziege, daß er an dem Lager vorbeiging; dann ließ man ihn seinen Weg noch fünfzig Schritt weit fortsetzen, wobei man sich offenbar nach der Seite hinwandte, nach der man Gaetano nicht vordringen lassen wollte, ein Verbot, das sich jetzt aufklärte. Bald darauf merkte Franz an der veränderten Atmosphäre, daß man unterirdisch einbog. Nach Verlauf von einigen Sekunden hörte er ein Gekrach, und es dünkte ihn, die Atmosphäre ändere sich abermals und werde jetzt lau und aromatisch; endlich fühlte er, daß seine Füße auf einem dichten und weichen Teppich wandelten, seine Führer verließen ihn. Es trat einen Augenblick Stillschweigen ein, worauf eine Stimme gut französisch, doch mit einem fremden Akzente, sprach: »Sie sind bei mir willkommen, mein Herr, und können Ihre Binde abnehmen!«

Wie sich wohl erachten läßt, ließ sich Franz diese Aufforderung nicht zweimal sagen; er nahm sein Taschentuch ab und sah sich einem Manne von dreißig bis vierzig Jahren, in tunesischer Kleidung, gegenüber. Obschon dieser Mann ein fast leichenfahles Gesicht hatte, so war seine Gestalt doch bemerkenswert schön; sein Auge war lebhaft und durchdringend, seine Nase gerade, mit der Stirn fast im gleichen Niveau, und verkündete den griechischen Typus in seiner ganzen Reinheit. Nur war diese Blässe seltsam; man hätte glauben mögen, er sei dem Grabe entstanden und könne die Farbe der Lebendigen nicht mehr annehmen. Aber Franz, der Gaetanos Bericht für einen Traum gehalten, verwunderte sich am meisten über die Kostbarkeit der Einrichtung.

Das ganze Zimmer war mit einem türkischen Stoffe ausgeschlagen, der von karmesinroter Farbe und mit goldenen Blumen durchwirkt war. In einem Erker stand ein Diwan, und über diesem hing eine Trophäe von arabischen Waffen, mit Scheiden in Vermeil gearbeitet, während die Griffe von Edelsteinen funkelten; am Plafond hing eine Lampe von venezianischem Glas, prachtvoll in Form und Farbe. Vorhänge hingen vor der Tür, durch die Franz eingetreten war, sowie vor einer anderen, die in ein zweites Gemach ging, welches hell erleuchtet zu sein schien. Der Gastgeber überließ Franz ein Weilchen ganz seinem Erstaunen, prüfte ihn übrigens, wie er von ihm geprüft wurde, und ließ ihn nicht aus den Augen.

»Mein Herr,« sprach er endlich, »ich bitte tausendmal um Vergebung ob der Vorsichtsmaßregeln, die man von Ihnen begehrte, als Sie zu mir geführt wurden; da indes diese Insel die meiste Zeit verlassen ist, so würde ich, wenn das Geheimnis dieses Aufenthaltsortes bekannt wäre, denselben bei meiner Zurückkunft ohne allen Zweifel in einem schlimmen Zustande antreffen, was mir höchst unangenehm wäre, nicht sowohl wegen des Schadens, den er erlitte, sondern weil ich nicht mehr die Gewißheit hätte, mich von der übrigen Welt absondern zu können, wann es mir eben beliebt. Indes will ich mich jetzt bemühen, bei Ihnen diese kleine Unannehmlichkeit in Vergessenheit zu bringen, indem ich Ihnen anbiete, was Sie hier zu finden nicht vermuteten, nämlich ein annehmbares Nachtmahl und gute Betten.«

»Meiner Treu, lieber Gastfreund,« entgegnete Franz, »Sie haben sich deshalb nicht zu entschuldigen. Ich habe immer gehört, daß man allen, die je in Zauberpaläste eintraten, die Augen verband, sehen Sie nur Raoul an in den ›Hugenotten‹; und ich habe mich wahrlich nicht zu beklagen, denn was Sie mir da zeigen, bildet die Fortsetzung von den Wundern der Tausendundeinen Nacht.«

»Ach, ich möchte Ihnen zurufen wie Lucullus: Hätte ich gewußt, daß mir die Ehre Ihres Besuches zuteil wird, so würde ich mich darauf vorbereitet haben. Allein, wie auch meine Einsiedelei ist, so steht sie zu Ihrer Verfügung, und mein Nachtmahl ist Ihnen angeboten, wie schmal es auch sein mag. Ali, hast du aufgetragen?«

Fast in demselben Augenblick ging der Türvorhang in die Höhe, und ein nubischer Mohr, schwarz wie Ebenholz und in eine einfache weiße Tunika gehüllt, machte seinem Gebieter das Zeichen, daß alles bereit sei.

»Nun weiß ich nicht,« sprach der Unbekannte zu Franz, »ob Sie wohl meiner Ansicht sind, allein ich finde nichts so unbehaglich, als wenn man sich zwei oder drei Stunden gegenübersitzt und nicht weiß, mit welchem Namen oder Titel man sich anreden soll. Befürchten Sie indes keine Indiskretion; ich bitte Sie bloß, mir irgendeine Benennung anzugeben, unter der ich meine Worte an Sie richten kann. Was mich betrifft, so sage ich Ihnen zu diesem Behufe, daß man mich Sindbad, den Seefahrer, zu nennen pflegt.«

Franz erwiderte: »Da mir, um in der Lage Aladdins zu sein, nichts abgeht als die berühmte Wunderlampe, so sehe ich darin keine Schwierigkeit, wenn Sie mir für den Augenblick den Namen Aladdin geben. Damit treten wir nicht aus dem Orient heraus, wohin mich, wie ich zu glauben versucht bin, die Macht eines guten Genius versetzt hat.«

»Wohlan, edler Herr Aladdin!« versetzte der fremde Amphitrion. »Sie haben gehört, daß aufgetragen ist, nicht wahr? Wollen Sie sich also in den Speisesaal bemühen, Ihr ergebener Diener schreitet voran, um Ihnen den Weg zu weisen.«

Nach diesen Worten hob Sindbad den Türvorhang in die Höhe und schritt Franz voran.

Franz wandelte von Zauber zu Zauber; die Tafel war prunkvoll bestellt. Da er einmal über diesen wichtigen Punkt im reinen war, wandte er die Augen ringsherum. Der Speisesaal war nicht weniger glänzend als das Wohnzimmer, das er eben verließ; er war ganz aus Marmor mit antiken Basreliefs von sehr hohem Werte, und an den vier Ecken dieses länglichen Saales standen vier prachtvolle Statuen, die Körbe auf ihren Köpfen trugen. Diese Körbe enthielten Pyramiden von köstlichen Früchten: es waren Ananas aus Sizilien, Granatäpfel aus Malaga, Orangen von den balearischen Inseln, Pfirsiche aus Frankreich und Datteln aus Tunis. Das Nachtmahl bestand aus einem gebratenen Fasan, umgeben mit Amseln aus Korsika, aus einer Eberkeule in Gelee, einem Viertel Ziege à la tatare, einem prächtigen Steinbutt und einer riesenhaften Languste. Die Zwischenräume der großen Schüsseln waren mit kleinen Schüsseln ausgefüllt, die Beigerichte enthielten. Die Schüsseln waren von Silber, die Teller aus japanischem Porzellan. Franz rieb sich die Augen, um sich zu vergewissern, daß er nicht träume. Ali allein ward zur Bedienung zugelassen und entledigte sich seines Amtes vortrefflich. Der Gast machte hierüber seinem Wirte ein Kompliment.

»Ja,« erwiderte dieser, indem er bei seinem Nachtschmause die Honneurs mit der größten Behendigkeit machte, »ja, es ist ein armer Teufel, der mir sehr ergeben ist und sein Geschäft nach Kräften versieht. Er erinnert sich, daß ich ihm das Leben gerettet habe, und da er einen Wert auf seinen Kopf zu legen scheint, so beweist er mir, um ihn zu bewahren, alle Erkenntlichkeit.«

Ali verstand zwar nicht Französisch, doch las er in den Blicken Sindbads, daß er von ihm redete; demzufolge näherte er sich und küßte die Hand seines Gebieters.

»Edler Herr Sindbad,« sagte Franz, »wäre es wohl zu unbescheiden, wenn ich Sie fragte, bei welcher Gelegenheit Sie diese schöne Handlung verübten?«

»O mein Gott,« erwiderte der Gefragte, »die Sache ist ganz einfach. Wie es scheint, ist der Bursche etwas näher bei dem Serail des Bei von Tunis herumgestrichen, als es für einen Menschen seiner Farbe geziemend war, wonach er von dem Bei verurteilt wurde, daß ihm die Zunge, die Hand und der Kopf abgeschnitten werde, und zwar die Zunge am ersten, die Hand am zweiten und der Kopf am dritten Tage. Ich hätte längst gern einen Stummen in meinem Dienst gehabt; ich wartete, bis ihm die Zunge abgeschnitten wurde, ging dann zum Bei, und machte ihm den Vorschlag, mir den Burschen gegen eine herrliche Doppelflinte zu überlassen. Seine Hoheit schwankte einen Augenblick, da ihm viel daran lag, diesen armen Teufel aus der Welt zu schaffen. Als ich aber jener Flinte ein englisches Jagdmesser beifügte, womit ich den Jatagan seiner Hoheit durchschnitten hatte, entschloß sich der Bei, ihn in bezug auf die Hand und den Kopf zu begnadigen, stellte jedoch die Bedingung, daß er nie wieder einen Fuß nach Tunis setze. Allein dieser Befehl war unnötig; wenn der arme Schlucker die Küste von Afrika aus der weitesten Ferne erblickt, so flüchtet er sich in den Grund des Schiffes und ist daraus nicht mehr hervorzubringen, als bis der dritte Weltteil aus den Augen entschwindet.«

Franz blieb einen Augenblick stumm und nachdenkend, indem er überlegte, was von der grausamen Gutherzigkeit zu halten sei, mit der ihm sein Gastgeber das erzählte.

Dann änderte er das Gespräch und sagte: »Bringen Sie also als ehrenwerter Seemann, wie Ihr Name besagt, Ihr Leben mit Reisen zu?«

»Ja,« entgegnete der Unbekannte lächelnd, »es ist ein Gelübde, das ich einstmals tat, wo ich es kaum erfüllen zu können glaubte.«

Obwohl Sindbad diese Worte mit der größten Kaltblütigkeit aussprach, so hatten doch seine Augen einen Blick von seltsamer Wildheit geschleudert.

»Sie haben wohl viel Leiden überstanden, mein Herr?« fragte Franz.

Sindbad zitterte, blickte ihn starr an und fragte:

»Woran sehen Sie das?«

»An allem,« entgegnete Franz, »an Ihrer Stirn, an Ihrem Blicke, an Ihrer Blässe und an dem Leben selbst, das Sie führen.«

»Ich? Oh, ich führe das glücklichste Leben, das ich kenne, das wahrhafte Leben eines Pascha; ich bin der König der Schöpfung: gefällt es mir an einem Orte, so bleibe ich, spür' ich Langeweile, so reise ich ab; ich bin frei wie der Vogel und habe Schwingen wie er. Die Leute, die mich umgeben, gehorchen mir auf einen Wink; bisweilen belustige ich mich damit, daß ich einen Banditen oder sonst einen verfolgten Verbrecher vor den Sbirren rette. Dann habe ich meine eigene Rechtspflege, eine niedere und hohe, ohne Aufschub und Appellation, die verdammt und losspricht, und wogegen niemand eine Einsprache zu tun hat. Oh, wenn Sie mein Leben gekostet hätten, würden Sie sich kein anderes mehr wünschen und nie wieder in die Welt zurückkehren, falls nicht irgendein Zwang besteht.«

»Zum Beispiel – eine Rache!« sagte Franz.

Der Unbekannte warf dem jungen Mann einen jener Blicke zu, die ins Tiefste des Herzens und der Gedanken eindringen.

»Und warum eine Rache?« fragte er.

»Weil Sie das Aussehen eines Mannes haben,« sagte Franz, »der mit der menschlichen Gesellschaft eine furchtbare Rechnung abzuhalten hat.«

Sindbad lächelte auf seltsame Weise und sagte: »Sie irren; wie Sie mich da sehen, bin ich eine Art Menschenfreund, und vielleicht gehe ich einmal nach Paris, um mich mit Herrn Appert und mit dem Mann im kleinen blauen Mantel zu messen.«

»Würden Sie diese Reise zum ersten Male machen?«

»Ja! Aber ich versichere Ihnen, es ist nicht meine Schuld, daß ich so lange gesäumt habe; es wird gewiß einmal geschehen.«

»Sind Sie gesonnen, diese Reise bald zu machen?«

»Das weiß ich noch nicht; es hängt von Umständen ab, die wieder mit gewissen Kombinationen in Verbindung stehen.«

»Ich wünschte, wenn Sie reisen, bis dahin gleichfalls dort zu sein, denn ich würde nach Kräften bemüht sein, Ihnen die Gastfreundschaft zu erwidern, die Sie mir auf Monte Christo so reichlich erwiesen.«

»Ich würde Ihr Anerbieten mit großer Freude annehmen,« erwiderte der Unbekannte, »doch werde ich wahrscheinlich, wenn ich hinreise, inkognito bleiben.«

Inzwischen hatte das Souper seinen Fortgang und schien auch bloß für Franz aufgetragen worden zu sein, denn der Unbekannte hatte kaum ein oder zwei Gerichte des glänzenden Festmahls gekostet, dem doch der unverhoffte Gast alle Ehren erwies. Endlich brachte Ali den Nachtisch oder nahm vielmehr die Körbe aus den Händen der Statuen und stellte sie auf den Tisch. Zwischen je zwei Körbe setzte er einen Becher von Vermeil, der mit einem Deckel von demselben Metall verschlossen war.

Die Achtsamkeit, mit der Ali diesen Becher brachte, steigerte die Neugierde des Franz; er nahm den Deckel weg und sah eine Art grünlichen Teiges, der den Angelika-Zuckerwerken glich, ihm aber ganz unbekannt war. Er legte den Deckel zurück und wußte ebensowenig wie vorher, was dieser Becher enthielt; als er die Augen zu seinem Wirte erhob, sah er ihn über seine Verwirrung lächeln.

»Sie können es nicht erraten,« sprach dieser, »was für ein Naschwerk diese kleine Vase enthält, und das ärgert Sie – nicht wahr?«

»Ich gestehe es.«

»Hm, diese Art Zuckerwerk von grünlicher Farbe ist nicht mehr und nicht weniger als die Ambrosia, die Hebe an Jupiters Tafel kredenzt hat.«

»Aber gewiß hat diese Ambrosia,« sagte Franz, »als sie durch die Hände der Menschen ging, ihren himmlischen Namen verloren, um einen menschlichen anzunehmen? Wie heißt denn im gemeinen Leben dieser Leckerbissen, für den ich übrigens kein großes Verlangen in mir verspüre?«

»Ach, eben das beurkundet unsern materiellen Ursprung,« rief Sindbad; »wir gehen so oft an unserm Glücke vorüber, ohne es zu sehen, ohne es anzublicken, oder, wenn wir es gesehen und angeblickt haben, ohne es zu erkennen. Sind Sie ein positiver Mensch und ist das Gold Ihr Gott? Kosten Sie das, und die Minen von Peru, Guzerate und Golkonda werden sich Ihnen aufschließen. Sind Sie ein Mann von Einbildungskraft? Sind Sie ein Dichter? Kosten Sie nur, und die Schranken des Möglichen werden Ihnen verschwinden, die Bereiche des Unendlichen werden sich Ihnen öffnen, und Sie wandeln frei im Herzen, frei im Geiste umher in dem markenlosen Gebiete des Traumlebens. Sind Sie ehrsüchtig? Jagen Sie nach irdischer Größe? Kosten Sie immerhin davon, und in einer Stunde werden Sie König sein, nicht etwa König eines kleinen Reiches, das wie Frankreich, Spanien oder England in einem Winkel der Erde verborgen liegt, sondern König der Welt, König des Universums, König der Schöpfung; Ihr Thron wird dort auf jenem Berge aufgerichtet sein, wohin Jesus vom Satan geführt ward; und ohne daß Sie diesem huldigen müssen, ohne daß Sie gezwungen werden, ihm die Krallen zu küssen, werden Sie unumschränkter Herr sein über alle Reiche der Erde. Sagen Sie nun, ist das nicht lockend, was ich Ihnen anbiete? Und ist das nicht etwas Leichtes, indem Sie nur dieses zu tun brauchen? Sehen Sie!«

Bei diesen Worten nahm er gleichfalls den Deckel von seinem kleinen Becher weg, der die so sehr gerühmte Substanz enthielt, nahm einen Kaffeelöffel voll von dem magischen Zuckerwerke, führte ihn an die Lippen und sog die Substanz langsam in den Mund, die Augen halb geschlossen und den Kopf übergeneigt. Franz ließ ihm Zeit, seinen Leckerbissen zu genießen, dann aber sprach er:

»Was ist das nun für ein kostbares Gericht?«

»Haben Sie schon vom ›Alten vom Berge‹ gehört,« fragte Sindbad, »jenem, den Philipp August umbringen lassen wollte?«

»Ja.«

»Gut, Sie wissen, daß er über ein reiches Tal regierte, das der Berg beherrschte, von dem er seinen Namen angenommen hat. In diesem Tale gab es prachtvolle Gärten, angelegt von Hassan-ben-Sabah, und in diesen

Gärten abgesonderte Pavillons. In diese Pavillons ließ er seine Auserwählten eintreten und sie daselbst, sagt Marco Polo, ein gewisses Kraut essen, das sie in das Paradies versetzte, mitten unter ewig blühende Pflanzen, ewig reife Früchte und immerwährende Jungfrauen. Was nun die seligen jungen Leute für Wirklichkeit hielten, war ein Traum, doch so sanft, berauschend und wonnig, daß sie Leib und Seele an den verkauften, der ihnen diese Seligkeit bescherte, daß sie seinen Aufträgen gehorchten wie göttlichen Geboten und bis ans Ende der Welt gingen, um das angedeutete Opfer zu erschlagen, unter Martern starben, ohne sich zu beklagen, nur daran denkend, daß der Tod, dem sie sich unterzogen, nur ein Übergang sei zu jenem wonnevollen Leben, von dem ihnen das Kraut, das man ihnen vorsetzte, einen Vorgeschmack gab.«

»Das ist also Haschisch«, rief Franz. »Ja, ich kenne es wenigstens dem Namen nach.«

»Sie haben es bei dem rechten Namen genannt, Herr Aladdin, es ist Haschisch; das beste und reinste, was es in Alexandria, was es von Abou-Gar gibt, dem großen Bereiter, dem einzigen, dem Manne, für den man einen Palast bauen sollte mit der Inschrift: ›Dem Glückverkäufer die dankbare Welt!‹«

»Wissen Sie wohl,« sagte Franz, »daß ich große Lust habe, mich selbst von der Wahrheit oder Übertreibung Ihres Lobes schiedsrichterlich zu überzeugen?«

»Urteilen Sie selbst, mein Gast, urteilen Sie! Doch bleiben Sie nicht schon bei der ersten Erfahrung stehen. Wie bei jeder Sache, muß man die Sinne an einen neuen Eindruck gewöhnen, ob er nun sanft oder heftig, düster oder angenehm sei. Es ergibt sich ein Kampf der Natur gegen diese göttliche Substanz, der Natur, die nicht geeignet ist für die Freude und sich an den Schmerz anklammert. Die überwundene Natur muß im Kampfe unterliegen; die Wirklichkeit muß dem Traume nachfolgen, dann herrscht der Traum unumschränkt. Hierauf wird der Traum zum Leben, das Leben zum Traume; doch wie groß ist der Unterschied in dieser Umgestaltung, wenn man nämlich die Schmerzen der wirklichen Existenz mit den Wonnen der scheinbaren vergleicht! Sie werden nicht mehr leben, sondern stets nur träumen wollen. Wenn Sie Ihre Welt verlassen und übergehen in die Welt

der andern, so dünkt es Sie, als träten Sie aus einem neapolitanischen Frühling in einen lappländischen Winter. Es wird Ihnen vorkommen, als ob Sie das Paradies mit der Erde, den Himmel für die Hölle vertauschen. Nehmen Sie Haschisch, mein Gast, nehmen Sie!«

Statt aller Antwort nahm Franz einen Löffel voll von diesem wunderbaren Teig nach dem Bemessen, was sein Amphitrion genossen, und führte ihn zum Munde. Nachdem er dieses göttliche Zuckerwerk verschluckt hatte, rief er: »Teufel! Ich weiß noch nicht, ob das Resultat so angenehm sein wird, wie Sie sagen, allein schmecken tut es scheußlich.«

»Weil Ihr Gaumen für die Erhabenheit dieses Genusses noch nicht geeignet ist. Sagen Sie mir, liebten Sie auf das erste Mal schon die Austern, den Tee, den Porter, die Trüffeln und alles das, wofür Sie nachher geschwärmt haben? Begreifen Sie jetzt, warum die Römer die Fasanen mit Assa foetida würzten und die Chinesen Schwalbennester essen? Ebenso verhält es sich mit dem Haschisch; genießen Sie es nur acht Tage nacheinander, und es wird Ihnen scheinen, daß keine Speise in der Welt der Feinheit dieses Genusses gleichkomme. Übrigens, gehen wir jetzt ins Nebengemach, das heißt in Ihr Zimmer; Ali wird uns Kaffee bringen.«

Franz trat in das anstoßende Zimmer.

Dieses war einfacher, jedoch nicht weniger reich möbliert. Es war von runder Form, und ringsherum lief ein Diwan. Aber Diwan, Wände, Plafonds und der Boden waren mit prachtvollen Häuten überzogen, die so sanft und weich wie die weichsten Teppiche waren; es waren Häute von Löwen des Atlas mit mächtigen Mähnen, Häute von Tigern aus Bengalen mit den warmen Streifen, hellgefleckte Häute von Panthern vom Kap, wovon Dante spricht, endlich Häute von Bären aus Sibirien, von Füchsen aus Norwegen, und alle diese Häute und Felle waren so verschwenderisch übereinander gehäuft, daß man auf dem üppigsten Rasen und dem weichsten Seidenbette zu ruhen vermeinte. Beide streckten sich auf die Diwans hin, Pfeifen mit Jasminröhren und Mundstücken aus Ambra waren in solcher Menge zur Hand, daß man nicht zweimal aus einer und derselben zu rauchen brauchte. Jeder nahm eine davon. Ali zündete sie an und ging dann fort, um den Kaffee zu bringen.

»Wie wollen Sie ihn nehmen?« fragte der Unbekannte.

»Auf französische oder auf türkische Art, stark oder schwach, mit oder ohne Zucker, durchsickert oder abgesotten? Nach Ihrem Belieben, er steht bereit in allen Arten.«

»Ich werde ihn auf türkische Weise nehmen«, entgegnete Franz.

»Oh, Sie haben recht,« rief der Wirt, »das beweist, daß Anlage zum orientalischen Leben in Ihnen ist. Ha, wissen Sie, daß die Orientalen die einzigen Menschen sind, die zu leben verstehen? Was mich betrifft,« fügte er mit einem seltsamen Lächeln hinzu, das dem jungen Manne nicht entging, »so werde ich mich, wenn meine Geschäfte in Paris abgetan sind, nach dem Orient begeben, um dort zu sterben, und wollen Sie mich dann wiedersehen, so müssen Sie mich in Kairo, in Bagdad oder Ispahan aufsuchen.«

»Bei meiner Treue!« sagte Franz. »Nichts in der Welt kann leichter geschehen, denn ich glaube, es wachsen mir Adlerflügel, und mit diesen Schwingen werde ich die Welt in vierundzwanzig Stunden umkreisen.«

»Haha! Es ist der Haschisch, der bereits wirkt. Wohlan, breiten Sie Ihre Flügel aus und fliegen Sie in überirdische Regionen; fürchten Sie nichts, man wird Sie behüten, und wenn Ihre Fittiche, wie die des Ikarus, an der Sonne schmelzen, so werden wir Sie auffangen.«

Dann sprach er einige arabische Worte zu Ali, der ein Zeichen des Gehorsams gab und sich zurückzog, aber ohne sich zu entfernen.

Mit Franz ging in kurzer Zeit eine seltsame Umwandlung vor; alle physische Anstrengung des Tages, alle Ermüdung des Geistes, die eine Folge der Ereignisse des Abends war, verschwand wie in einem ersten Moment der Ruhe, wo man noch genug lebt, um die Herannäherung des Schlafes zu fühlen. Sein Leib schien eine körperlose Leichtigkeit zu bekommen, sein Geist lichtete sich auf eine nie empfundene Weise, seine Sinne schienen ihre Fähigleiten zu verdoppeln. Der Horizont erweiterte sich mehr und mehr, doch war es nicht mehr jener düstere Horizont, der sich mit beklemmender Unruhe erfüllt, sondern ein blauer, heller, weiter Horizont,

mit allem dem, was das Meer an Azur, die Sonne an Goldflimmer, der Westwind an Wohlgerüchen an sich hat. Dann befand er sich plötzlich in einem prunkvollen, matt rosig erleuchteten Schlafgemach. Jungfrauen von wunderbarer Schönheit mit langwallendem Haar streckten ihre Arme nach ihm aus, als wollten sie ihn alle zugleich besitzen. Das war nun eine Wonne ohne Aufhören, eine Liebe ohne Ruhe, wie jene ist, die der Prophet seinen Auserwählten verheißen hat. Und Franz, dem die Gewalt des Haschisch zum erstenmal offenbar wurde, empfand diese Liebe fast als Schmerz, wie ihm diese Wonnen fast zur Marter wurden, da er fühlte, daß die Lippen dieser Schönen kalt wie Eis waren. Allein je mehr seine Arme diese unbekannte Liebe zurückzustoßen versuchten, desto mehr unterlagen seine Sinne den Reizen dieser geheimnisvollen Traumerscheinungen, so daß er nach einem Kampfe, für den man seine Seele hingegeben hätte, sich ohne Sträuben hingab und unter den Zaubern dieses bisher nie empfundenen Traumes keuchend, brennend und erschöpft zurücksank.

Als Franz wieder zu sich kam, dünkten ihn die äußeren Gegenstände wie ein zweiter Teil seines Traumes; er glaubte sich in einem Grabe, in das mühevoll ein Sonnenstrahl wie ein Blick des Mitleids hineindrang; er streckte die Hand aus und fühlte Stein; er richtete sich sitzend auf und sah, daß er in seinem Burnus auf einem Bett von dürrem, sehr weichem und wohlriechendem Heidekraut lag. Die Erscheinungen waren verschwunden. Er tat einige Schritte ostwärts, wo der Tag anbrach; auf die Erregung des Traumes folgte die Ruhe der Wirklichkeit. Er sah sich in einer Grotte, ging nach der Öffnung zu und erblickte durch die Bogentür den blauen Himmel und das azurne Meer. Luft und Wasser glänzten in den Strahlen der aufgehenden Sonne. Am Ufer saßen die Matrosen, wo sie schwatzten und lachten; zehn Schritt davon auf dem Meere schaukelte die Barke, die vor Anker lag.

Hierauf ließ er sich eine Zeitlang von dem erquickenden Westwinde die Stirn fächeln, er horchte auf das schwache Plätschern der Welle, die sich am Ufer brach, indem sie an den Felsen Spitzen von silberweißem Schaum zurückließ; er gab sich ohne Nachdenken und Überlegung jenem göttlichen Zauber hin, der in den Dingen der Natur liegt, zumal, wenn man aus einem phantastischen Traume erwacht; hierauf rief jenes äußere Leben, das so ruhig, so rein und großartig war, das Unwahrscheinliche seines Traumes in ihm zurück, und die Erinnerungen fingen an, in seinem Gedächtnisse aufzutauchen, übrigens war sein Kopf vollkommen frei, sein Körper vollkommen ausgeruht; sein Gehirn war nicht verdüstert, im Gegenteil fühlte er durchaus ein gewisses Wohlbehagen, eine Fähigkeit, Luft und Licht mehr als je in sich zu schlürfen. Er näherte sich also wohlgemut seinen Matrosen. Als sie ihn sahen, standen sie auf, und der Patron trat zu ihm.

»Herr Sindbad«, sprach er zu ihm, »hat uns alle seine besten Komplimente für Eure Exzellenz aufgetragen und uns gesagt, wie er bedaure, daß er von Ihnen nicht Abschied nehmen konnte; allein er hofft, Sie werden ihn entschuldigen, da ihn ein sehr wichtiges Geschäft nach Malaga beruft.«

»So ist denn alles Wahrheit gewesen? Existiert wirklich ein Mann, der mich auf dieser Insel empfangen, der mich königlich bewirtet hat und fortgereist ist, während ich noch schlief?«

»Er existiert dermaßen, daß Sie dort seine kleine Jacht mit vollen Segeln fortfahren sehen, und wenn Sie Ihre Lorgnette nehmen, so werden Sie Ihren Wirt wahrscheinlich mitten unter seiner Mannschaft erkennen.«

Während Gaetano dieses sprach, streckte er seine Hand in der Richtung eines kleinen Fahrzeuges aus, das gegen die Südspitze von Korsika lossteuerte. Franz zog seine Lorgnette hervor und wandte sich nach der angedeuteten Richtung. Gaetano hatte sich nicht geirrt. Auf dem Hinterteil des Schiffes stand der geheimnisvolle Fremde, ebenfalls wie er, ein Fernglas in der Hand. Er trug dieselbe Kleidung wie tags zuvor beim Empfange seines Gastes und wehte mit einem Schnupftuche zum Zeichen des Abschieds. Franz erwiderte seinen Gruß, indem er gleichfalls sein Taschentuch in der Luft flattern ließ.

»Was befehlen Eure Exzellenz nun?« fragte Gaetano.

»Fürs erste, daß Ihr mir eine Fackel anzündet.«

»O ja, ich verstehe, um den Eingang in die Zauberwohnung zu suchen. Viel Vergnügen, Exzellenz! Gern will ich Ihnen die verlangte Fackel geben. Auch ich machte schon mehrmals den Versuch, habe aber jedesmal wieder abgelassen.«

»Giovanni,« rief er, »zünde eine Fackel an und bringe sie Seiner Exzellenz.«

Giovanni gehorchte. Franz nahm die Fackel und trat in den unterirdischen Raum, wohin Gaetano ihm folgte.

Er erkannte die Stelle wieder, auf der er erwachte, an dem Lager von Heidekraut, das ganz zerdrückt war; er konnte aber seine Fackel noch so gut an der äußeren Oberfläche der Grotte hin und her wenden, er sah nichts, außer Spuren von Rauch, da bereits andere vor ihm vergeblich dieselbe Nachforschung gemacht hatten. Indes ließ er nicht einen Fußbreit ununtersucht an dieser Granitmauer, die undurchdringlich war wie die Zukunft. Er bemerkte keine Spalte, in die er nicht die Klinge seines Weidmessers gestoßen hätte. Er gewahrte keinen hervorspringenden Punkt, an dem er nicht in der Hoffnung rüttelte, daß er weichen würde; aber alles

war fruchtlos, er verlor ohne jeden Erfolg zwei Stunden mit diesen Nachforschungen. Da hörte er auf zu suchen. Gaetano triumphierte.

Als Franz zum Seegestade zurückkehrte, zeigte sich die Jacht nur noch als ein weißer Punkt am Horizonte; er nahm wieder sein Fernglas zur Hand, aber selbst mit diesem Instrumente vermochte er nichts mehr zu unterscheiden. Gaetano erinnerte ihn, daß er hierher gekommen sei, um Ziegen zu jagen, was er wohl ganz vergessen habe. Er griff nach seiner Flinte und durcheilte die Insel mit der Miene eines Menschen, der viel mehr einer Pflichterfüllung als seinem Vergnügen nachkommt, und erlegte nach Verlauf einer Viertelstunde eine alte und zwei junge Ziegen. Obwohl aber diese Ziegen wild und behende waren wie Gemsen, so hatten sie doch eine zu große Ähnlichkeit mit unsern Hausziegen, und Franz betrachtete sie nicht als ein Wildbret.

Hierauf beschäftigte sich sein Geist mit ganz anderen Gedanken. Er war seit gestern in der Tat ein Träumer aus Tausendundeiner Nacht, und unwiderstehlich zog es ihn nach der Grotte hin. Obschon seine erste Nachforschung nutzlos war, begann er doch noch eine zweite, nachdem er Gaetano den Auftrag erteilt hatte, zwei junge Ziegen zu braten. Diese zweite Nachsuchung dauerte sehr lange, denn als er zurückkehrte, waren die Ziegen gebraten, und das Frühmahl stand bereit.

Franz setzte sich an die Stelle, wo er tags zuvor von dem geheimnisvollen Wirte zum Nachtmahl eingeladen worden war, und sah noch, wie die kleine Jacht gleich einer Möwe, die über eine Welle hinschwebt, die Fahrt in der Richtung gegen Korsika fortsetzte.

»Aber«, sprach er zu Gaetano, »Ihr habt mir ja gesagt, Herr Sindbad segle nach Malaga, indes er, wie mir scheint, seine Richtung nach Porto Dechio nimmt.«

»Erinnern Sie sich nicht mehr,« entgegnete der Patron, »daß ich Ihnen gesagt habe, es befänden sich zwei korsische Banditen unter seiner Schiffsmannschaft?«

»Allerdings,« sprach Franz, »und er wird sie an der Küste aussetzen.«

»Richtig. Oh, das ist ein Mann,« sprach Gaetano, »der weder Gott noch den Teufel fürchtet, wie man sagt, und der einen Umweg von fünfzig Meilen macht, um einem armen Menschen einen Dienst zu erweisen.«

»Aber diese Art Dienstleistung könnte ihm wohl Verdruß von seiten der Behörden dieses Landes bringen, wo er diese Philanthropie ausübt.«

»Das wohl,« sagte Gaetano lachend, »aber was kümmert er sich um Behörden. Man möge ihn nur einmal verfolgen. Fürs erste ist seine Jacht kein Schiff, sondern ein Vogel, er würde einer Fregatte bei zwölf Knoten drei vorgeben, und dann brauchte er sich nur an die Küste zu flüchten, wo er überall Freunde finden würde.«

Bei alledem war es klar, daß Herr Sindbad, der Gastfreund Franzens, die Ehre hatte, mit den Schleichhändlern und Banditen aller Küsten des Mittelmeeres in Verbindung zu stehen, was ihn in eine seltsame Stellung bringen mußte. Franz hielt nun nichts länger auf Monte Christo zurück; er hatte alle Hoffnung aufgegeben, die Geheimnisse der Grotte aufzufinden. Er beeilte sich demnach, zu frühstücken, und befahl seinen Leuten, die Barke in Bereitschaft zu halten. Eine halbe Stunde darauf war er an Bord. Er schickte der Jacht einen letzten Blick nach; sie war eben im Begriff, im Golf von Porto Vechio zu verschwinden. Er gab das Zeichen zur Abfahrt. In dem Moment, wo die Barke sich in Bewegung setzte, verschwand die Jacht; mit ihr erlosch die letzte Wirklichkeit der vergangenen Nacht.

Die Barke steuerte den ganzen Tag und die ganze Nacht, und als sich am folgenden Morgen die Sonne erhob, war auch die Insel Monte Christo aus den Augen entschwunden. Als Franz seinen Fuß auf das Festland gesetzt, vergaß er, wenigstens für den Augenblick, alle die erlebten Vorfälle, um seine Angelegenheiten in Florenz zu erledigen und sich wieder mit seinem Gefährten zu vereinigen, der ihn in Rom erwartete. Er reiste somit ab, und Sonnabendabends war er mit der Mallepost auf dem Douanenplatz angelangt. Die Wohnung war, wie gesagt, schon im voraus gemietet, er brauchte sich also nur nach dem Hotel des Maestro Pastrini zu begeben, was keine leichte Sache war, indem die Menge die Gassen erfüllte, weil in Rom das dumpfe, fieberhafte Leben herrschte, das großen Ereignissen vorangeht. Nun gibt es in Rom jährlich vier großartige Ereignisse: den Karneval, die Karwoche, das Fronleichnamsfest und den heiligen Peterstag.

Übrigens verharrt die Stadt das ganze Jahr hindurch in ihrer düstern Melancholie, einem Mittelzustande zwischen Leben und Tod, wodurch sie eine Art Station zwischen dieser und jener Welt wird, eine erhabene Station, ein Halt von Poesie und von Charakter, den Franz schon fünf- bis sechsmal erfahren und jedesmal wunderbarer und sinnvoller gefunden hatte. Endlich durchschritt er das Gedränge, das immer mehr zunahm, immer ungestümer wurde, und erreichte das Hotel. Auf seine erste Frage antworteten ihm die Kutscher und Fiaker mit ihrer eigentümlichen Unverschämtheit: im »Hotel von London« gäbe es keinen Platz mehr. Da schickte er seine Karte zu Maestro Pastrini und ließ Albert von Morcerf rufen. Dieses Mittel gelang: Maestro Pastrini lief selbst herbei und entschuldigte sich, daß er Seine Exzellenz warten ließ, zankte mit seinen Kellnern, nahm den Leuchter aus der Hand des Cicerone, der sich bereits an den Reisenden gehängt hatte, und schickte sich an, ihn zu Albert zu geleiten, als ihm dieser schon entgegeneilte.

Die vorbehaltene Wohnung bestand aus zwei Zimmern und einem Kabinett. Beide Zimmer gingen auf die Gasse, ein Umstand, dem Maestro einen unschätzbaren Wert beizulegen bemüht war. Der übrige Teil des Stockwerkes ward von einem reichen Manne gemietet, der für einen Sizilianer oder Malteser galt; allein der Wirt konnte nicht bestimmt sagen, welcher von beiden Nationen der Reisende angehörte.

»Das ist recht gut, Maestro Pastrini,« sagte Franz, »allein wir bedürfen für diesen Abend unumgänglich ein Nachtmahl und für morgen und die folgenden Tage einen Wagen.«

»Was das Souper betrifft, so sollen Sie alsogleich bedient werden,« sagte der Wirt, »was aber den Wagen anbelangt...«

»Warum den Wagen?« rief Albert. »Keinen Scherz, Maestro, wir müssen ohne weiteres eine Kalesche haben.«

»Mein Herr,« erwiderte der Gastwirt, »man wird tun, was nur möglich ist; mehr kann ich nicht versprechen.«

»Und wann werden wir Antwort bekommen?« fragte Franz.

»Morgen früh«, entgegnete der Gastwirt.

»Zum Teufel!« sagte Albert. »Ich zahle gern mehr als den üblichen Preis.«

»Ich bedauere sehr, wenn die Herren auch das Doppelte böten, würde es nichts helfen.«

»So lasse man Pferde an meine Kutsche spannen – sie ist von der Reise zwar ein wenig mitgenommen, doch daran liegt nichts.«

»Man wird keine Pferde finden.«

Albert blickte Franz an wie ein Mensch, dem man eine Antwort gibt, die ihm unverständlich ist.

»Begreifen Sie das, Franz, keine Pferde? Aber Postpferde, kann man auch diese nicht bekommen?«

»Sie sind schon seid vierzehn Tagen vermietet, und man hat nur noch diejenigen, die man unumgänglich zum Dienst benötigt.«

»Was sagen Sie dazu?« sagte Franz.

»Ich sage, wenn etwas über meinen Verstand geht, so bleibe ich nicht dabei, sondern gehe auf etwas anderes über. Maestro Pastrini, ist das Souper bereit?«

»Ja, Exzellenz!«

»Gut, so wollen wir fürs erste essen.«

»Aber die Kalesche und die Pferde?« sagte Franz. »Seien Sie ganz ruhig, Freund, sie kommen von selbst, es wird sich nur um den Preis handeln.«

Morcerf setzte sich mit jener bewunderungswürdigen Philosophie eines Menschen, der nichts für unmöglich hält, solange er seine Börse rund und den Reisesack wohlgefüllt weiß, zu Tisch, legte sich zu Bett, schlief fest ein und träumte, daß er in einer Kalesche mit sechs Pferden im Karneval herumkutschiere.

Am folgenden Morgen erwachte Franz zuerst, und als er wach wurde, läutete er. Das Glöcklein vibrierte und schallte noch, als Maestro Pastrini eintrat.

Ohne daß der Wirt von Franz eine Frage abwartete, rief er schon triumphierend: »Eure Exzellenz, ich vermutete es gestern schon, als ich Ihnen nichts versprechen wollte: Sie haben sich zu spät vorgesehen, es ist in ganz Rom für die drei letzten Tage des Karnevals keine Kalesche mehr zu vermieten.«

»Was ist's?« fragte Albert eintretend. »Keine Kalesche?«

»Es ist so, lieber Freund!« erwiderte Franz.

»Das heißt, Eure Exzellenz,« antwortete Maestro Pastrini, »es ist keine Kalesche mehr zu haben von Sonntag früh bis Dienstag abend; außerdem aber finden Sie fünfzig, wenn Sie wollen.«

»Ha, das ist schon etwas,« sagte Albert; »wir haben heute Donnerstag, wer weiß, was sich bis Sonntag ereignen kann!«

»Es werden zehn- bis zwölftausend Reisende ankommen,« erwiderte Franz, »und die Schwierigkeit wird dadurch noch um so größer.«

»Mein Freund,« sagte Morcerf, »wir wollen die Gegenwart genießen und uns nicht die Zukunft verdüstern.«

»Können wir wenigstens«, fragte Franz, »ein Fenster haben?«

»Wohinaus?«

»Auf den Korso, parbleu!«

»Ah, ein Fenster!« rief Maestro Pastrini. »Unmöglich, das ist ganz unmöglich; ein einziges war noch übrig im fünften Stockwert des Palastes Doria, und dies ist für zwanzig Zechinen per Tag an einen russischen Fürsten vermietet.«

Die zwei jungen Leute schauten sich mit erstaunten Mienen an.

»He, mein Lieber,« sprach Franz zu Albert, »wissen Sie, was nun am besten zu tun ist? Wir bringen den Karneval in Venedig zu; finden wir auch keinen Wagen, so werden wir doch Gondeln finden.«

»Ach, meiner Treu, nein!« rief Albert. »Ich habe mir einmal vorgenommen, den Karneval in Rom zu sehen, und werde ihn auch sehen, wenn ich auch auf Stelzen gehen müßte.«

»He, das ist ein glorwürdiger Gedanke,« rief Franz, »zumal, um die Stumpflichter (Moccoletti) auszulöschen; wir wollen uns als Vampire oder als Bewohner des Landes maskieren und werden närrisches Aufsehen erregen.«

»Wünschen Eure Exzellenz noch immer einen Wagen für Sonntag?«

»Parbleu!« entgegnete Franz. »Glauben Sie denn, wir wollen in den Straßen Roms zu Fuß herumlaufen wie Amtsschreiber?«

»Ich werde mich beeilen, Eurer Exzellenz Aufträge zu befolgen, nur sage ich im voraus, Ihr Wagen wird pro Tag sechs Piaster kosten.«

»Und ich, mein lieber Herr Pastrini,« sagte Franz, »ich, der ich nicht der Besitzer einer Million bin, sage Ihnen meinerseits, daß ich bereits zum viertenmal in Rom bin und für gewöhnliche wie für Sonn- und Festtage den Preis der Kaleschen kenne; wir geben Ihnen zwölf Piaster für heute, morgen und übermorgen, und Sie werden noch einen sehr hübschen Gewinn davon haben.«

»Wann wünschen Sie den Wagen?«

»In einer Stunde.«

»Er wird in einer Stunde vor der Tür stehen.«

Und wirklich erwartete eine Stunde darauf der Wagen die beiden Freunde an der Tür; es war ein bescheidener Fiaker, aber wie mittelmäßig auch sein Aussehen war, so hätten sich die zwei jungen Leute doch glücklich

geschätzt, wenn sie für die drei letzten Tage einen solchen Wagen hätten finden können.

»Wohin wünschen Eure Exzellenzen geführt zu werden?«

»Fürs erste nach Sankt Peter, sodann ins Coliseum«, sagte Albert als echter Pariser.

Doch Albert wußte eines nicht, daß man einen Tag braucht, um die Peterskirche zu sehen, und einen Monat, um sie zu studieren. Der Tag verging also mit dem Anschauen der Peterskirche.

Auf einmal gewahrten die beiden Freunde, daß der Tag sich neigte. Franz zog seine Uhr hervor, es war halb fünf. Man nahm sogleich den Rückweg in das Gasthaus, und an der Tür gab Franz dem Kutscher Befehl, sich um acht Uhr bereit zu halten. Er wollte Albert das Coliseum bei Mondschein zeigen, wie er ihn die Peterskirche bei hellem Tage sehen ließ. Zeigt man einem Freunde eine Stadt, die man schon gesehen hat, so tut man es mit derselben Koketterie, als ob man ihm eine Frau zeigt, die man geliebt hat. Demzufolge beschrieb Franz dem Kutscher den Weg: er sollte bei der Porta del popolo hinausfahren, längs der äußeren Mauer sich halten und durch die Porta di San Giovanni zurückkehren. Sonach erschien ihnen das Coliseum ohne alle Vorbereitung und ohne daß sie das Kapitol, das Forum, den Triumphbogen des Septimius Severus, den Tempel des Antonin und der Faustina und die Via Sacra als Stufen berührten, um dort allgemach anzulangen. Man setzte sich zu Tisch. Maestro Pastrini hatte seinen Gästen ein vortreffliches Mahl versprochen, er setzte ihnen ein erträgliches vor, wogegen sich nichts sagen ließ.

Nach der Mahlzeit trat er selbst ein; Franz glaubte anfangs, es geschehe, um ihre Komplimente in Empfang zu nehmen, und schickte sich an, sie ihm seinerseits zu machen, doch der Wirt unterbrach ihn schon bei den ersten Worten und sagte:

»Exzellenz! Ihre Zufriedenheit schmeichelt mir, allein ich bin ganz und gar nicht deshalb zu Ihnen gekommen.«

»Etwa um uns zu melden, daß Sie einen Wagen gefunden haben?« fragte Albert, eine Zigarre anbrennend.

»Das noch weniger, Exzellenz, und Sie werden wohl daran tun, gar nicht mehr daran zu denken. In Rom sind die Dinge entweder möglich oder sie sind unmöglich. Wenn man Ihnen sagte, sie sind unmöglich, so ist alles vergebens.«

»In Paris ist es viel bequemer; ist etwas nicht möglich, so bezahlt man das Doppelte, und man hat im Augenblick, was man begehrt.«

»Ich höre das von allen Franzosen,« entgegnete Maestro Pastrini, ein wenig betroffen, »darum begreife ich nicht, warum die Franzosen reisen.«

»Auch ich nicht«, entgegnete Albert, indem er den Rauch phlegmatisch gegen den Plafond blies und sich auf den zwei Hinterfüßen des Stuhles schaukelte. »Das sind Narren und Dummköpfe wie wir, die reisen; die vernünftigen Leute verlassen nie ihr Hotel in der Rue Helder, den Boulevard de Gand und das Cafe de Paris.«

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß Albert in der benannten Gasse wohnte, täglich eine fashionable Promenade machte und auch täglich in dem einzigen Kaffeehause speiste, wo man zu Mittag essen kann, wenn man mit den Garçons auf gutem Fuße steht. Maestro Pastrini verharrte einen Augenblick im Stillschweigen; er dachte offenbar über die Antwort nach, da sie ihm nicht ganz klar erschien. Franz unterbrach die Betrachtungen des Wirtes und sagte:

»Sie sind aber doch aus einer gewissen Absicht zu uns gekommen; wollen Sie uns nicht den Grund Ihres Besuches bekanntgeben?«

»O richtig, sehen Sie, Sie haben die Kalesche auf acht Uhr bestellt?«

»Ja.«

»Sie sind gesonnen, das Colosseo zu besuchen?«

»Sie wollen sagen: Coliseum.«

»Das ist ganz gleich.«

»Also.«

»Sie sagten zu Ihrem Kutscher, er soll zur Porta del popolo hinausfahren und längs der Mauer fort durch die Porta San Giovanni zurückkehren?«

»So haben meine Worte gelautet.«

»Diese Fahrt ist unmöglich oder mindestens sehr gefahrvoll.«

»Gefahrvoll – und warum?«

»Des berüchtigten Luigi Vampa wegen.«

»Mein lieber Herr Wirt! Wer ist dieser berüchtigte Luigi Vampa?« fragte Albert. »Er kann wohl in Rom sehr verrufen sein, in Paris ist er ganz unbekannt.«

»Wie, Sie kennen ihn nicht?«

»Ich habe nicht die Ehre.«

»Nun, er ist ein Bandit, gegen den alle früheren gleichsam Chorknaben sind.«

»Was hat es denn mit diesem Luigi Vampa auf sich?« fragte Franz.

Der Wirt erzählte, daß er ursprünglich ein Hirtenknabe gewesen, der von einem Priester guten Unterricht im Lesen, Schreiben und anderen Dingen erhalten habe. Er sei eben ein außergewöhnlich begabter, eigenartiger und auch stolzer Junge gewesen. Um seiner geliebten Teresa herrliche Kleider und Schmuck zu verschaffen, habe er seinen ersten Raub begangen. Sonst aber zeige er oftmals Großherrenmanier.

»Eines Abends beobachtete er einen Reisenden zu Pferde, der einen Augenblick anhielt, als ob er des Weges ungewiß wäre.

Als der Reisende Luigi gewahr wurde, setzte er sein Pferd in Galopp und ritt auf ihn zu. Luigi hatte sich nicht geirrt; der Fremde, der von Palestrina nach Tivoli ritt, war über seinen Weg ungewiß. Der Jüngling zeigte ihm denselben; da sich aber eine Viertelstunde von hier die Straße in drei Pfade zerteilte und der Reisende sich dort aufs neue verirren konnte, so bat er Luigi, ihm als Wegweiser zu dienen. Luigi legte seinen Mantel weg, nahm sein Gewehr auf die Schulter und wandelte so, von aller schweren Kleidung entledigt, vor dem Reisenden mit jenem raschen Schritt eines Bergbewohners, dem ein Pferd kaum zu folgen vermag.

Nach zehn Minuten waren die beiden bei dem Kreuzwege, den der junge Hirt bezeichnet hatte. Hier streckte er mit der majestätischen Gebärde eines Kaisers die Hand nach jener der drei Richtungen aus, die der Fremde einzuschlagen hatte.

›Exzellenz, das ist Ihr Weg,‹ sprach er, ›jetzt können Sie nicht mehr fehlen.‹

›Hier ist dein Lohn‹, sagte der Reisende und bot dem Hirten einige Scheidemünzen.

›Ich danke,‹ versetzte Luigi, seine Hand zurückziehend, ›ich leiste einen Dienst, aber ich verkaufe ihn nicht.‹

Der Reisende, der übrigens an diesen Unterschied zwischen der knechtischen Dienstbarkeit der Städter und dem Stolze eines Landbewohners gewöhnt zu sein schien, sagte:

›Aber wenn du eine Bezahlung ausschlägst, nimmst du wenigstens ein Geschenk an?‹

›Ach ja, das ist etwas anderes.‹

›Gut,‹ sprach der Reisende, ›so nimm diese zwei venezianischen Zechinen und gib sie deiner Braut, daß sie sich ein Paar Ohrgehänge dafür kaufe.‹

›Und Sie nehmen diesen Dolch,‹ entgegnete der junge Hirt, ›Sie finden keinen mit einem so gut geschnitzten Griff von Albano bis Civita-Castellana.‹

›Ich nehme ihn an,‹ erwiderte der Reisende, ›aber dann bin ich dir verbunden, denn der Dolch gilt mehr als die zwei Zechinen.‹

›Vielleicht für einen Handelsmann, allein für mich, der ich ihn selbst geschnitzt habe, gilt er kaum einen Piaster.‹

›Wie nennst du dich?‹ fragte der Reisende.

›Luigi Vampa‹, erwiderte der Hirt mit einer Miene, als hätte er geantwortet: Alexander von Mazedonien. – ›Und Sie?‹

›Ich,‹ sagte der Reisende, ›ich nenne mich Sindbad, der Seefahrer!‹«

Franz d'Epinan stieß einen Schrei des Erstaunens aus.

»Sindbad, der Seefahrer?«

»Ja,« erwiderte der Erzähler, »diesen Namen legte sich der Reisende gegen Vampa bei.«

»Was gefällt Ihnen an diesem Namen nicht?« fragte Albert. »Es ist ein sehr hübscher Name, und die Abenteuer von dem Patron dieses Herrn haben mich in meiner Jugend sehr unterhalten.«

Franz schwieg. Eine ganze Welt von Erinnerungen tauchte vor ihm auf.

»Fahren Sie fort«, sprach er zum Gastwirt.

»Man sagt, die beiden wären seitdem im Zusammenhang geblieben; denn der sich ›Sindbad, der Seefahrer‹ nennt, sei ein mächtiger Mann und habe überall die Hand im Spiele.«

Am nächsten Tage machten die beiden jungen Leute die Bekanntschaft des Grafen von Monte Christo. Es war dies ein auffallend schöner Mann mit kohlschwarzem Haar und Bart; nur die fahle Leichenblässe seines edelgeschnittenen Gesichts rief den Eindruck hervor, als wäre er ein dem Grabe Entstiegener. Die Fremdartigkeit seiner Erscheinung trug nicht wenig dazu bei, das ungeheure Aufsehen noch zu vermehren, das er in Rom bereits durch sein luxuriöses Auftreten allgemein erregt hatte. Nicht minder

hielt eine junge, wunderschöne Griechin, die unter dem Schutz des Grafen stand, die Neugierde der Menge wach.

Baron Franz d'Epinan betrachtete diesen seltsamen Mann mit ebensoviel Bewunderung wie mit innerem Mißbehagen, so liebenswürdig er sich den beiden Freunden gegenüber auch zeigte. Er stellte ihnen mit Freuden seinen Wagen zur Verfügung, versäumte aber nicht, gleich dem Wirt, die jungen Herren vor einer zu weiten Fahrt zu warnen, da es in der Umgegend Roms nicht ganz geheuer sei. Franz nahm die Warnung an. Albert dagegen, der sich in eine reizende Maske verliebt hatte, fuhr auf eigene Hand zu einem Stelldichein mit der Schönen. Für den Abend hatte man sich zum Besuch eines Balles verpflichtet. Franz beschloß, auf Albert zu warten, solange es möglich wäre. Er bestellte also den Wagen erst bis elf Uhr und ersuchte Maestro Pastrini, ihn sogleich zu benachrichtigen, wenn Albert in den Gasthof zurückkehren würde. Um elf Uhr war Albert noch nicht erschienen. Franz kleidete sich an und fuhr fort, indem er bei dem Wirt hinterließ, daß er diese Nacht beim Herzog von Bracciano zubringe.

Das Haus des Herzogs von Bracciano war eines der prachtvollsten Häuser Roms; seine Gemahlin, eine der letzten Erbinnen der Colonna, machte die Honneurs auf eine vollkommene Weise, daher kam es, daß die Festlichkeiten daselbst einen europäischen Ruf genossen. Franz und Albert waren mit Empfehlungsbriefen an den Herzog nach Rom gekommen. Es war denn seine erste Frage, was aus Franzens Reisegefährten geworden sei. Franz antwortete ihm, er habe Albert in dem Moment, als man die Moccoletti auslöschte, verlassen und bei der Via Marello aus dem Gesicht verloren.

»Er kam also nicht nach Hause?« fragte der Herzog.

»Ich wartete auf ihn bis zu dieser Stunde«, erwiderte Franz.

»Wissen Sie, wohin er gegangen?«

»Nein, nicht bestimmt; ich glaube indes, daß es sich um etwas wie ein Stelldichein handelt.«

»Teufel,« sprach der Herzog, »das ist ein schlimmer Tag, oder vielmehr eine schlimme Nacht, um sich außen zu verspäten, nicht wahr, Frau Gräfin?«

Diese letzteren Worte waren an die Gräfin G... gerichtet, die eben hinzutrat und am Arme des Herrn Torlonia, Bruder des Herzogs, auf und ab ging.

»Ich finde im Gegenteil, daß es eine bezaubernde Nacht ist,« entgegnete die Gräfin, »und alle, die hier sind, werden sich nur darüber beklagen, daß sie zu schnell vergehen wird.«

Der Graf erwiderte lächelnd: »Ich spreche aber nicht von denen, die hier sind; hier laufen die Männer keine andere Gefahr, als daß sie sich in Sie verlieben, und die Frauen, als daß sie vor Eifersucht krank werden, wenn sie Ihre Schönheit betrachten, teure Gräfin, ich rede von denen, die in den Gassen Roms herumlaufen.«

»O mein Gott,« fragte die Gräfin, »wer läuft denn um diese Stunde in den Straßen Roms umher, außer daß er auf einen Ball geht?«

»Unser Freund Albert von Morcerf, Frau Gräfin, den ich verließ, als er um sieben Uhr abends seiner Unbekannten nachsetzte,« bemerkte Franz, »und den ich seither nicht wieder gesehen.«

»Wie, und Sie wissen nicht, wo er ist?«

»Ganz und gar nicht.«

»Hat er Waffen bei sich?«

»Er ist im Bajazzo-Anzug.«

»Sie hätten ihn nicht gehen lassen sollen,« sprach der Herzog zu Franz, »da Sie doch Rom besser kennen als er.«

»Jawohl, doch wäre es ebenso schwer gewesen, ein Rennpferd aufzuhalten«, entgegnete Franz. »Was kann ihm denn zustoßen?«

»Wer weiß? Die Nacht ist sehr finster und die Tiber hübsch nahe bei der Via Macello.«

Franz fühlte einen Schauer durch seine Adern laufen, als er sah, daß die Denkart des Herzogs und der Gräfin mit seiner eigenen Besorgnis so sehr im Einklang stand.

»Es scheint mir,« sprach der Herzog, »es sucht Sie eben einer von meinen Bedienten.«

Der Herzog irrte sich nicht; als der Bediente Franz bemerkte, näherte er sich ihm und sagte: »Exzellenz, der Inhaber des ›Hotels von London‹ läßt Ihnen melden, daß Sie bei ihm ein Mann erwarte mit einem Brief des Grafen von Morcerf.«

»Mit einem Brief des Grafen?« rief Franz.

»Ja.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Warum hat er mir den Brief nicht hierher gebracht?«

»Der Bote hat mir keine Erklärung gegeben.«

»Und wo ist der Bote?«

»Er ging sogleich wieder fort, als er mich in den Ballsaal treten sah, um es Ihnen zu melden.«

»O mein Gott!« sprach die Gräfin zu Franz. »Gehen Sie schnell. Der arme junge Mann! Es ist ihm vielleicht ein Unfall begegnet.«

»Ich eile«, sagte Franz.

»Werden Sie zurückkommen, um uns Nachricht zu geben?« fragte die Gräfin.

»Ja, wenn die Sache nicht von Wichtigkeit ist; widrigenfalls bürge ich nicht dafür, was mit mir geschehen wird.«

»Vor allem Klugheit!« sagte die Gräfin.

»Oh, seien Sie unbesorgt.«

Franz nahm seinen Hut und ging. Er hatte seinen Wagen fortgeschickt und ihm Befehl gegeben, erst um zwei Uhr wiederzukommen; aber zum Glück war der Palast Bracciano, der einerseits an den Korso, andererseits an die Piazza de Santi Apostoli stieß, kaum zehn Minuten vom »Hotel von London« entfernt. Als sich Franz dem Hotel näherte, sah er einen Mann mitten in der Straße stehen; er zweifelte keinen Augenblick, daß er der Bote Alberts sei. Er trat auf ihn zu, doch zu seiner großen Verwunderung redete ihn dieser Mann zuerst an.

»Was wollen Sie von mir, Exzellenz?« fragte er, indem er einen Schritt zurückwich, wie ein Mensch, der auf seiner Hut ist.

»Seid Ihr es,« fragte Franz, »der mir einen Brief vom Grafen von Morcerf bringt?«

»Nicht wahr, Eure Exzellenz wohnen im Hotel des Pastrini?«

»Ja.«

»Und Eure Exzellenz sind der Reisegefährte des Grafen?«

»Ja.«

»Wie nennen sich Eure Exzellenz?«

»Baron Franz d'Epinay.«

»So ist dieser Brief an Eure Exzellenz gerichtet.«

»Ist eine Antwort zu geben?« fragte Franz, indem er den Brief aus seinen Händen nahm.

»Ja, wenigstens hofft sie Ihr Freund.«

»Kommt mit mir herauf. Ich werde sie Euch geben.«

»Ich warte lieber hier«, sagte der Bote lachend.

»Warum das?«

»Eure Exzellenz werden die Sache begreifen, wenn Sie den Brief gelesen haben werden.«

»Also werde ich Euch hier finden?«

»Ganz gewiß.«

Franz ging hinein; auf der Stiege begegnete ihm Maestro Pastrini.

»Wie nun?« fragte er.

»Was?« entgegnete Franz.

»Haben Sie den Mann gesehen, der Sie in bezug auf Ihren Freund zu sprechen wünschte?« fragte er Franz.

»Ja, ich habe ihn gesehen,« antwortete dieser, »und er hat mir diesen Brief gebracht. Ich bitte, lassen Sie Licht auf mein Zimmer bringen.«

Der Wirt gab einem Diener Befehl, daß er Franz mit einer Kerze voranleuchte. Der junge Mann bemerkte, daß Maestro Pastrini sehr verstört aussah, und diese Miene spornte ihn um so mehr an, Alberts Brief zu lesen; er näherte sich also dem Licht und entfaltete das Papier. Der Brief war von Alberts Hand geschrieben und von ihm unterfertigt. Franz durchlas ihn zweimal, so weit war er davon entfernt, das zu erwarten, was er enthielt. Er lautete buchstäblich:

»Lieber Freund! Sobald Sie Gegenwärtiges erhalten, sind Sie so gütig, aus meinem Portefeuille, das Sie in der viereckigen Schublade des Sekretärs finden werden, den Wechselbrief herauszunehmen; fügen Sie den Ihrigen bei, wenn er hinreichend ist. Eilen Sie zu Torlonia, erheben Sie dort im

Augenblick viertausend Piaster und übergeben Sie diese dem Boten. Es ist dringend, daß ich die Summe unverweilt bekomme. Ich schreibe nichts weiter und rechne so auf Sie, wie Sie auf mich rechnen können.

P.S. I believe now to Italian banditi.

(Ich glaube jetzt an italienische Banditen.)

Ihr Freund Albert von Morcerf.«

Unter diese Zeilen waren von einer fremden Hand einige italienische Worte geschrieben:

»Se alle sei della mattina le quattro mila piastre non sono nelle mie mani, alle sette il conte Alberto avrà cessato di vivere.

Luigi Vampa.«

Wenn um sechs Uhr morgens die viertausend Piaster nicht in meinen Händen sind, so hat um sieben Uhr Graf Albert aufgehört zu leben.

Luigi Vampa.

Diese zweite Unterschrift hatte Franz alles erklärt, und er begriff, warum sich der Bote sträubte, zu ihm hinaufzukommen; die Gasse dünkte ihn sicherer als das Zimmer Franzens. Albert war also in die Hände des berüchtigten Banditen gefallen, an den er so lange nicht glauben wollte. Es war keine Zeit zu verlieren; er lief zum Sekretär, öffnete ihn, fand in der bezeichneten Schublade das Portefeuille und darin den Wechselbrief; er lautete im ganzen auf sechstausend Piaster, doch hatte Albert von diesen sechstausend Piastern bereits dreitausend verbraucht. Franz besaß keinen Kreditbrief; da er in Florenz wohnte und bloß für sieben oder acht Tage nach Rom gegangen war, so nahm er einhundert Louisdor mit sich, und von diesen hatte er höchstens noch fünfzig übrig. Es fehlten also noch sieben- oder achthundert Piaster zu der verlangten Summe, die Franz und Albert zusammenbringen sollten. Franz konnte in einem solchen Falle auf die Gefälligkeit der Herren Torlonia rechnen. Er schickte sich also an, in den

Palast Bracciano zurückzukehren, ohne einen Augenblick zu verlieren, als ihm ein Lichtgedanke durch den Kopf fuhr.

Er dachte an den Grafen von Monte Christo. Franz ließ also den Maestro Pastrini zu sich kommen, und als er ihn an der Türschwelle erscheinen sah, sprach er lebhaft zu ihm:

»Mein lieber Herr Pastrini, glauben Sie, daß der Graf zu Hause ist?«

»Ja, Exzellenz, soeben ist er zurückgekehrt.«

»Ist er wohl schon zu Bett gegangen?«

»Ich zweifle daran.«

»Oh, ich bitte Sie, läuten Sie an seiner Tür und bitten Sie für mich um die Erlaubnis, mich ihm vorstellen zu dürfen.«

Maestro Pastrini beeilte sich, diesem Auftrage nachzukommen. Fünf Minuten danach kam er wieder zurück und sagte: »Der Graf erwartet Eure Exzellenz.«

Franz eilte über den Quergang; ein Bedienter führte ihn zum Grafen. Er befand sich in einem kleinen Kabinett, das Franz noch nicht gesehen hatte, und das ganz mit Diwans umgeben war. Der Graf trat ihm entgegen.

»Was für ein guter Wind führt Sie in dieser Stunde zu mir?« fragte er. »Sollten Sie mit mir soupieren wollen? Das wäre schön von Ihnen.«

»Nein, ich komme, um mit Ihnen über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen.«

»Über eine Angelegenheit?« sprach der Graf, indem er Franz mit einem tiefen Blick, wie er ihm eigentümlich war, betrachtete. »Über welche Angelegenheit?«

»Sind wir allein?«

Der Graf ging zur Tür, kehrte wieder zurück und sagte: »Vollkommen allein.«

Franz übergab ihm Alberts Brief und sprach: »Lesen Sie!« Der Graf las den Brief. »Ah!« rief er aus.

»haben Sie auch die Nachschrift gelesen?«

»Ja.« sprach er. »ich sehe wohl:

›Se alle sei della mattina le quattro mila piastre non sono nelle mie mani; alle sette il conte Alberto avrà cessato di vivere.

Luigi Vampa.‹«

»Was sagen Sie dazu?« fragte Franz.

»Haben Sie die Summe, die da verlangt wird?«

»Ja, nur fehlen noch achthundert Piaster.«

Der Graf trat zu einem Sekretär, schloß ihn auf, zog eine Schublade voll Gold hervor und sagte zu Franz: »Ich hoffe, Sie werden mir nicht die Unbill zufügen und sich an jemand anders als an mich wenden.«

»Sie sehen im Gegenteil, daß ich geradeswegs zu Ihnen gegangen bin«, versetzte Franz.

»Ich danke Ihnen dafür, nehmen Sie«, sprach er zu Franz und gab ihm ein Zeichen, daß er in die Schublade langen möge.

»Ist es denn eine Notwendigkeit, an Luigi Vampa das Geld zu schicken?« fragte der junge Mann, indem er den Grafen gleichfalls fest ins Auge faßte.

»Bei Gott!« rief dieser. »Urteilen Sie selbst, die Nachschrift lautet bestimmt.«

Franz sah den Grafen durchdringend an und sagte:

»Mich dünkt, es würde Ihrerseits nur eines Wortes bedürfen, um Albert aus seiner Lage zu befreien.«

»Wie kommen Sie darauf?« fragte der Graf stirnrunzelnd.

»Ich denke mir dies aus verschiedenen Gründen«, sagte Franz sehr bestimmt.

Der Graf sah eine Weile schweigend vor sich hin; dann wandte er sich an Franz: »Gut – und wenn ich den Vampa aufsuchte, würden Sie mich begleiten?«

»Falls Ihnen meine Gesellschaft nicht lästig fiele.«

»Wohlan, es sei! Das Wetter ist schön, eine Promenade in die Campagna von Rom kann uns wohl bekommen.«

»Soll ich Waffen mitnehmen?«

»Wozu?«

»Geld?«

»Das ist unnötig. Wo ist der Mensch, der dieses Briefchen brachte?«

»Auf der Straße.«

»Wartet er auf eine Antwort?«

»Ja.«

»Er muß ein wenig wissen, wohin wir gehen; ich will ihn rufen.«

»Es ist umsonst, er wollte nicht heraufkommen.«

»Zu Ihnen vielleicht, doch zu mir wird er keine Schwierigkeiten machen.«

Der Graf trat an das Kabinettfenster, das auf die Gasse ging, und pfiff auf eine eigene Weise. Der Mann im Mantel entfernte sich von der Mauer und

ging vorwärts in die Mitte der Gasse.

»Salite!« sprach der Graf in einem Tone, als hätte er seinem Diener einen Befehl gegeben.

Der Bote gehorchte ohne Säumnis, ja sogar mit Eilfertigkeit, sprang über die Stufen der Treppe und flog in das Hotel. Nach fünf Sekunden war er an der Tür des Kabinetts.

»Ha, du bist es, Peppino!« sprach der Graf.

Peppino warf sich, statt zu antworten, auf die Knie, ergriff die Hand des Grafen und preßte sie zu öftern Malen an seine Lippen.

»Ah,« sagte der Graf, »hast du es noch nicht vergessen, daß ich dir das Leben erhalten? Es ist seltsam, da doch schon acht Tage darüber verflossen sind.«

Dann sprachen sie leise einige Worte miteinander. Auf die Frage des Grafen aber erzählte der Mann, daß der junge Graf Morcerf mit Teresa, der Geliebten des Luigi Pampa, geliebäugelt habe, und seine Gefangennahme die Rache dafür sei. Man halte ihn in den Katakomben von San Sebastiano gefangen.

»Hm,« sagte der Graf zu Franz, »wenn Sie mich nicht gefunden hätten, würde das Liebesabenteuer Ihrem Freunde ein wenig hoch zu stehen kommen; doch seien Sie beruhigt, er kommt diesmal mit der Angst davon.«

»Wir wollen ihn doch wohl noch aufsuchen?« bemerkte Franz.

»Bei Gott! Um so mehr, als er in einem sehr malerischen Orte ist. Kennen Sie schon die Katatomben von San Sebastiano?«

»Nein, ich bin nie hinabgestiegen, doch nahm ich mir vor, sie einmal zu besichtigen.«

»Gut, die Gelegenheit hat sich nun gefunden, es würde sich wohl schwerlich eine bessere finden lassen. Haben Sie Ihren Wagen?«

»Nein.«

»Das tut nichts; ich pflege Tag und Nacht einen Wagen angespannt zu lassen.«

»Angespannt?«

»Ja, ich bin ein sehr launenhaftes Wesen; ich muß Ihnen sagen, daß mich öfter, wenn ich aufstehe oder nach dem Mittagsmahle oder mitten in der Nacht die Lust anwandelt, nach irgendeinem Punkte der Welt zu fahren, und ich reise dann auch ab.«

Der Graf läutete, sein Kammerdiener trat ein.

»Der Wagen soll vorfahren,« sprach er, »und nehmet die Pistolen heraus, die in den Taschen sind; man braucht den Kutscher nicht aufzuwecken, Ali soll uns fahren.«

Nach einer kurzen Weile hörte man das Geräusch des Wagens, der vor dem Tore hielt. Der Graf zog seine Uhr und sprach:

»Halb ein Uhr, hm, wir könnten erst um fünf Uhr des Morgens fortfahren und kämen noch früh genug; doch würde diese Verzögerung Ihrem Freunde vielleicht eine schlimme Nacht verursachen, und so ist es besser, ihn unverweilt den Händen der Ungläubigen zu entziehen. Sind Sie also entschlossen, mich zu begleiten?«

»Mehr als jemals.«

»Gut, kommen Sie.«

Franz und der Graf gingen fort und Peppino folgte ihnen. Am Tore fanden sie den Wagen. Ali saß auf dem Bock. Franz erkannte in ihm wieder den stummen Sklaven aus der Grotte von Monte Christo. Franz und der Graf stiegen in den Wagen; Peppino setzte sich neben Ali und man fuhr im Galopp davon. Ali hatte im voraus seine Aufträge erhalten, denn er fuhr über den Korso, durchschnitt das Campo Vaccino, die Straße San Gregorio und kam zu der Porta di San Sebastiano; hier wollte der Torwächter einige

Schwierigkeiten machen, allein der Graf von Monte Christo zeigte ihm ein Erlaubnisschreiben des Gouverneurs von Rom, zu jeder Stunde bei Tag und Nacht aus- und einfahren zu dürfen; sonach wurden die Schranken aufgezogen, der Torwart erhielt einen Louisdor für seine Bemühung, und man fuhr weiter.

Der Weg, den der Wagen einschlug, war die alte Via Appia, ganz von Gräbern eingefaßt. Beim Scheine des Mondes, der eben aufging, dünkte es Franz von Zeit zu Zeit, als träte eine Wache hinter einer Ruine hervor; jedoch auf ein Zeichen des Peppino zog sich diese Schildwache wieder in den Schatten zurück und verschwand. Eine kurze Strecke vor dem Zirkus des Caracalla hielt der Wagen still; Peppino öffnete den Schlag, und der Graf stieg mit Franz aus.

»In zehn Minuten«, sprach der Graf zu seinem Gefährten, »haben wir unser Ziel erreicht.«

Hierauf nahm er Peppino beiseite und gab ihm ganz still einen Auftrag; Peppino nahm eine Fackel aus dem Koffer des Wagens und ging fort. Es verstrichen wieder fünf Minuten, während der Franz den Hirten auf einem schmalen Fußsteige mitten unter den Hügelreihen, die den von Erdbeben erschütterten Flächenraum von Rom bilden, sich entfernen und in jenem hohen, rötlichen Grase verschwinden sah, das die struppige Mähne eines riesenhaften Löwen zu sein schien.

»Nun gehen wir ihm nach«, sagte der Graf.

Franz und der Graf begaben sich auf denselben Fußpfad, der sie nach hundert Schritten zu einem Abhange nach einem engen Tale führte. Bald darauf sah man zwei Männer im Schatten plaudern.

»Müssen wir noch weiter vorwärts gehen oder warten?« fragte Franz den Grafen.

»Wir gehen noch weiter; Peppino mußte die Schildwache von unserer Ankunft benachrichtigen.«

Einer von diesen Männern war wirklich Peppino, der andere ein Bandit, als Schildwache ausgestellt. Franz und der Graf näherten sich, der Bandit grüßte.

»Exzellenz,« sprach Peppino, zum Grafen gewendet, »wenn Sie mir folgen wollen, zwei Schritte von hier ist der Eingang in die Katakomben.«

»Gut,« sagte der Graf, »geh voran.«

Hinter einem dichten Gebüsche und mitten unter Felsen zeigte sich wirklich eine Öffnung, durch die ein Mensch nur mühselig gelangen konnte. Peppino schlüpfte zuerst durch das Loch, aber kaum hatte er einige Schritte getan, so erweiterte sich der unterirdische Gang. Da hielt er still, zündete seine Fackel an und wendete sich, um zu sehen, ob man ihm folge.

Der Graf arbeitete sich zuerst durch diese Art Luftloch, und Franz kroch ihm nach. Der Raum vertiefte sich in einem sanften Abhange und vergrößerte sich, je weiter man vorwärts schritt; nichtsdestoweniger mußten Franz und der Graf noch immer gebeugt gehen und konnten nur mit Mühe nebeneinander schreiten. So machten sie ungefähr fünfzig Schritte, dann wurden sie durch den Zuruf: »Wer da?« angehalten. Zu gleicher Zeit sahen sie in der Dunkelheit an einem Gewehrlaufe den Widerschein von ihrer eigenen Fackel blinken.

»Gut Freund?« rief Peppino; er schritt allein vorwärts, flüsterte der zweiten Schildwache einige Worte zu, die gleich der ersten grüßte und dann den nächtlichen Besuchern ein Zeichen gab, daß sie ihren Weg fortsetzen könnten. Hinter der Schildwache war eine Stiege von zwanzig Stufen. Franz und der Graf stiegen diese Treppe hinab und befanden sich in einer Art viereckigen Friedhofes. Von da liefen fünf Gänge aus, wie die Strahlen eines Sternes, und die ausgehöhlten Wände mit den übereinanderliegenden Nischen, die die Gestalt von Särgen hatten, deuteten an, daß man die Katakomben betreten habe. In einer dieser Höhlungen, deren Ausdehnung sich nicht bestimmen ließ, bemerkte man einigen Widerschein der Lichtstrahlen. Der Graf legte die Hand auf die Schulter Franzens und sprach zu ihm:

»Wollen Sie ein Ruhelager der Banditen sehen?«

»Mit Vergnügen«, entgegnete Franz.

»Gut, kommen Sie mit mir. – Peppino, lösch' deine Fackel aus.«

Peppino gehorchte; Franz und der Graf befanden sich in der dichtesten Finsternis; nur etwa fünfzig Schritte vor ihnen tanzten längs den Wänden einige rötliche Lichtstreifen, die noch sichtbar blieben, nachdem Peppino seine Fackel ausgelöscht hatte. Sie schritten stillschweigend vorwärts, wobei der Graf Franz führte, als besäße er die besondere Gabe, im Finstern zu sehen. Übrigens unterschied Franz selbst immer leichter seinen Weg, je mehr er sich jenem Widerscheine näherte, der ihnen als Führer gedient hatte.

Drei Säulengänge, von denen der mittlere die Stelle der Tür vertrat, gewährten ihnen Durchlaß. Diese Säulengänge öffneten sich von der einen Seite nach dem Korridor, wo sich der Graf und Franz befanden, und von der andern nach einem großen, viereckigen Gemach, ganz von Nischen umgeben, die den obenerwähnten ähnlich waren. Mitten in diesem Gemach erhoben sich vier Steine, die einst als Altäre gedient hatten, wie es das Kreuz auf denselben anzuzeigen schien. Eine einzige Lampe, die auf einem Säulenstrunke stand, erleuchtete mit einem blassen und flimmernden Scheine die seltsame Szene, die sich den Augen der Besucher darbot, die im Schatten standen. Ein Mann saß mit dem Ellbogen auf diese Säule gestützt und las, seinen Rücken gegen den Säulengang, von wo aus ihn die Ankömmlinge betrachteten. Es war Luigi Vampa, der Hauptmann der Räuberbande. Rings um ihn gewahrte man an zwanzig Banditen, die teils in ihre Mäntel gehüllt auf dem Boden lagen, teils an einer Art Steinbank lehnten, die rings um das Kolumbarium lief. Jeder hatte seinen Karabiner im Bereiche seiner Hand. Im Hintergrunde ging schweigend und kaum sichtbar, wie ein Schatten, eine Schildwache vor einer Öffnung auf und ab, die man jedoch nicht sah, weil die Dunkelheit an dieser Stelle noch viel dichter war.

Als der Graf glauben konnte, daß Franz seine Blicke hinlänglich an dieser malerischen Gruppe geweidet hatte, legte er seinen Finger an die Lippen, um Stillschweigen anzudeuten, stieg über die drei Stufen, die vom Korridor zum Kolumbarium führten, trat durch den mittleren Säulengang in das

Gemach und schritt gegen Vampa vor, der in seine Lektüre so sehr vertieft war, daß er das Geräusch der Tritte nicht vernahm.

»Wer da?« rief die Schildwache, die nicht wenig überrascht schien, als sie beim Schimmer einer Lampe eine Art Schatten bemerkte, der sich hinter dem Hauptmann mehr und mehr vergrößerte.

Bei diesem Ruf richtete sich Vampa empor und zog zugleich eine Pistole aus dem Gürtel. Im Augenblick waren alle Banditen auf den Beinen, und zwanzig Gewehrläufe wandten sich gegen den Grafen.

Dieser blieb vollkommen ruhig, ohne daß sich eine Muskel in seinem Gesichte bewegte, und sprach: »Nun, mein lieber Vampa, mir scheint, Ihr setzt Euch in große Unkosten, um einen Freund zu empfangen.«

»Die Waffen nieder!« rief der Häuptling, während er mit der einen Hand ein gebieterisches Zeichen gab, mit der andern ehrfurchtsvoll seinen Hut abnahm, hierauf wandte er sich gegen den seltsamen Mann, der die ganze Szene beherrschte, und sprach zu ihm:

»Vergebung, Herr Graf! Allein ich war weit davon entfernt, mir die Ehre Ihres Besuches zu versprechen, so daß ich Sie gar nicht erkannt habe.«

»Ihr scheint in allen Dingen ein kurzes Gedächtnis zu haben, Vampa,« sagte der Graf, »denn Ihr vergeßt nicht bloß das Gesicht der Menschen, sondern auch die Bedingungen, die Ihr mit ihnen eingegangen.«

»Ha, welche Bedingungen sollte ich vergessen haben, Herr Graf?« fragte der Bandit wie ein Mensch, der, wenn er gefehlt, nichts weiter verlangt, als den Fehler wieder gutzumachen.

»Sind wir nicht übereingekommen,« sprach der Graf, »daß Euch nicht allein meine Person, sondern auch die meiner Freunde heilig sei?«

»Und habe ich diesen Vertrag gebrochen, Exzellenz?«

»Ihr habt diesen Abend den Vicomte Albert von Morcerf entführt und hierhergebracht; nun seht,« fuhr der Graf in einem Tone fort, der Franz

beben machte, »dieser junge Mann ist einer meiner Freunde, dieser junge Mann wohnte in demselben Hotel wie ich, dieser junge Mann hat durch acht Tage den Korso in meiner eigenen Kalesche gemacht, nichtsdestoweniger, ich wiederhole es, habt Ihr ihn entführt, habt ihn hierhergeschleppt und«, fügte er hinzu, den Brief aus der Tasche ziehend, »auf ihn, wie auf den ersten besten, ein Lösegeld gesetzt.«

»Warum habt Ihr mir das nicht angezeigt, ihr Gesellen?« rief der Häuptling gegen seine Leute gewendet, die vor seinem Blicke zurückbebten. »Warum ließet Ihr mich Gefahr laufen, mein Wort gegen einen Mann zu brechen, wie der Herr Graf ist, der das Leben von uns allen in seinen Händen hat? Beim Himmel! Dürfte ich es glauben, daß einer von euch wußte, der junge Mann sei ein Freund Seiner Exzellenz, ich würde ihm mit eigener Hand das Gehirn ausbrennen.«

Der Graf wandte sich zu Franz und sagte: »Nicht wahr, ich habe es Ihnen ja gesagt, daß hier ein Irrtum obwaltet.«

»Sind Sie nicht allein?« fragte Vampa mit Unruhe.

»Ich kam mit dem Herrn, an den dieser Brief gerichtet war, und dem ich beweisen wollte, daß Luigi Vampa ein Mann von Wort sei. Kommen Sie, Exzellenz,« sprach er dann zu Franz, »hier ist Luigi Vampa, der Ihnen selbst sagen wird, daß er den begangenen Irrtum bedauert.«

Franz trat hervor; der Häuptling ging ihm einige Schritte entgegen und sagte: »Seien Sie willkommen unter uns, Exzellenz! Sie haben gehört, was der Herr Graf gesprochen und was ich ihm geantwortet habe; ich füge noch hinzu, ich möchte nicht um die viertausend Piaster, die ich als Lösegeld für Ihren Freund festgesetzt, daß dergleichen geschehen wäre.«

»Wo ist der Gefangene?« fragte Franz, mit Unruhe umherblickend. »Ich sehe ihn nicht.«

»Es ist ihm doch nichts widerfahren, wie ich hoffe?« sprach der Graf, indem er die Stirne runzelte.

»Der Gefangene ist dort,« sagte Vampa, indem er mit der Hand nach der Vertiefung zeigte, vor welcher die Schildwache auf und ab ging, »ich will es ihm selbst verkünden, daß er frei ist.«

Der Häuptling schritt nach der bezeichneten Stelle hin, die Albert als Gefängnis diente, und Franz und der Graf folgten ihm.

»Was macht der Gefangene?« fragte Vampa die Schildwache.

»Meiner Treu, ich weiß es nicht, Hauptmann; seit einer Stunde schon höre ich nicht mehr, daß er sich rührt.«

»Kommen Sie, meine Herren!« sagte Vampa.

Der Graf und Franz stiegen sieben bis acht Stufen hinab; der Häuptling schritt ihnen stets voran, schob dann einen Riegel zurück und klopfte an eine Tür. Hierauf konnte man beim Schimmer einer Lampe, jener ähnlich, die das Kolumbarium erleuchtete, Albert sehen, der, eingehüllt in einen Mantel, den er von einem Banditen entlehnt hatte, in einem Winkel lag und in tiefen Schlaf versunken war.

»Sehen Sie,« sagte der Graf, auf seine eigentümliche Weise lächelnd, »das steht einem Manne nicht übel, der um sieben Uhr des Morgens erschossen werden soll.«

Vampa betrachtete den schlummernden Albert mit einer gewissen Bewunderung; man sah, daß er gegen einen solchen Beweis von Mut nicht unempfindlich war.

»Sie haben recht, Herr Graf,« sprach er, »dieser Mann muß einer Ihrer Freunde sein.«

Dann näherte er sich Albert und berührte ihn an der Schulter. »Exzellenz,« sprach er, »beliebt es Ihnen, aufzustehen?«

Albert streckte die Hände aus, rieb sich das Gesicht und öffnete die Augen. »Ah!« sprach er dann, »Ihr seid es, Hauptmann? Bei Gott! Ihr hättet mich

noch schlafen lassen sollen; ich hatte einen herrlichen Traum; ich träumte, daß ich bei Torlonia mit der Gräfin G... einen Galopp tanzte.«

Er zog seine Uhr, die er behalten hatte, um sich von dem Verlauf der Zeit zu überzeugen.

»Halb zwei Uhr des Morgens! – Aber zum Teufel! Warum habt Ihr mich um diese Stunde aufgeweckt?«

»Am Ihnen zu sagen, daß Sie frei sind, Exzellenz!«

»Mein Lieber,« entgegnete Albert mit völliger Freiheit des Geistes, »haltet Euch künftig an den Ausspruch Napoleons: »Weckt mich nur wegen schlimmer Nachrichten auf!« Ließet Ihr mich fortschlafen, so hätte ich meinen Galopp ausgetanzt und wäre Euch dankbar fürs ganze Leben. Man hat also mein Lösegeld entrichtet?«

»Nein, Exzellenz!«

»Was, wie bin ich denn frei?«

»Jemand, dem ich nichts abschlagen kann, hat Sie von mir gefordert.«

»Hier?«

»Ja, hier!«

»Ha, bei Gott, dieser Jemand ist sehr liebenswürdig!«

Albert blickte ringsum, bemerkte Franz und sagte: »Wie, Sie sind es, mein lieber Franz? Sie trieben die Aufopferung so weit?«

»Nicht ich,« entgegnete Franz, »sondern unser Nachbar, der Graf von Monte Christo.«

»Ah, bei Gott, Herr Graf,« rief Albert entzückt, indem er seine Krawatte und seine Manschetten ordnete, »Sie sind ein wahrhaft großer Mann, und ich hoffe, Sie werden mich als Ihren ewigen Schuldner betrachten, erstens

in Rücksicht des Wagens und dann namentlich wegen dieser Angelegenheit.«

Er reichte dem Grafen seine Hand, der in dem Momente zitterte, als er ihm die Rechte entgegenbot, sie ihm aber dennoch darreichte.

Der Bandit betrachtete diese Szene mit Erstaunen; er war offenbar daran gewohnt, seine Gefangenen zittern zu sehen, und hier war einer, der sich in seiner heiteren Stimmung gar nicht veränderte; Franz war darüber höchlich erfreut, daß Albert, selbst unter Banditen, die Nationalehre behauptet habe.

»Mein lieber Albert,« sprach er zu ihm, »wenn Sie sich beeilen wollen, so wird es noch Zeit sein, die Nacht bei Torlonia zu beschließen. Sie fangen Ihren Galopp da wieder an, wo Sie denselben unterbrochen haben, und zwar so, daß Sie gar keinen Groll gegen Herrn Luigi bewahren, der sich bei der ganzen Geschichte in der Tat recht artig und edel bewiesen hat.«

»Ja, Sie haben recht,« entgegnete Albert, »und wir können um zwei Uhr dort sein. Herr Luigi,« fuhr Albert fort, »bedarf es noch einer andern Förmlichkeit, um von Eurer Exzellenz Abschied zu nehmen?«

»Keiner, mein Herr!« erwiderte der Bandit. »Sie sind frei wie der Vogel in der Luft. Ich wünsche Ihnen also ein frohes, glückliches Leben. Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie.«

Vampa stieg die Treppe hinauf und durchschritt den großen, viereckigen Saal, während ihm Franz, Albert und der Graf nachfolgten. Alle Banditen standen mit dem Hut in der Hand.

»Peppino,« rief der Hauptmann, »gib mir die Fackel.«

»Hm, was tut Ihr denn?« fragte der Graf.

»Ich führe Sie zurück,« sagte der Hauptmann, »das ist wohl die geringste Ehre, die ich Eurer Exzellenz zu erweisen vermag.«

Er nahm die angezündete Fackel aus der Hand des Hirten und schritt seinen Gästen voran, nicht wie ein Bedienter, der ein knechtisches Werk verrichtet,

sondern wie ein König, der seinen Botschaftern vorangeht. Als er an die Pforte kam, verneigte er sich und sagte: »Herr Graf, jetzt erneuere ich Ihnen meine Entschuldigungen und hoffe, Sie werden gegen mich über das Geschehene keinen Groll bewahren.«

»Nein, mein lieber Vampa,« erwiderte der Graf, »übrigens macht Ihr Eure Fehler auf eine so artige Weise wieder gut, daß man fast versucht ist, Euch dafür zu danken, daß Ihr sie begangen habt.«

»Meine Herren,« versetzte der Häuptling, sich zu den jungen Männern wendend, »mein Anerbieten mag Ihnen vielleicht nicht sehr anziehend vorkommen, wenn Sie aber jemals Lust verspüren, mir einen zweiten Besuch zu machen, so werden Sie willkommen sein, wo ich mich auch immer aufhalten mag.«

Franz und Albert beurlaubten sich. Der Graf ging voran, Albert folgte, und Franz kam zuletzt.

»Haben Eure Exzellenz noch eine Frage zu stellen?« sagte Vampa lächelnd.

»Ja, ich gestehe es,« erwiderte Franz, »ich möchte gern wissen, in welchem Buche Ihr gelesen habt, als wir eintraten.«

»In den Kommentaren Cäsars,« antwortete der Bandit, »ich lese Sie mit Vorliebe.«

»Um Vergebung«, sagte Albert, indem er sich umwandte. »Wollet mir erlauben, Hauptmann?«

Er zündete seine Zigarre an Vampas Fackel an.

»Gehen wir jetzt so schnell als möglich, Herr Graf,« sprach er, »mich drängt es ungemein, die Nacht bei dem Herzog von Bracciano zu beschließen.«

Man traf den Wagen, wo man ihn verlassen hatte. Der Graf sprach ein einziges Wort arabisch zu Ali, und die Pferde sprengten von hinnen. Es war auf Alberts Uhr gerade zwei Uhr, als die beiden Freunde in den Tanzsaal

traten. Ihre Ankunft erregte Aufsehen, da sie aber zusammen eintraten, so schwand augenblicklich alle Besorgnis, die man Alberts wegen gehegt hatte.

Der Vicomte von Morcerf schritt auf die Gräfin zu und sagte: »Gnädige Frau, Sie hatten gestern die Güte, mir einen Galopp zu versprechen; ich komme zwar ein wenig spät, um Sie an dieses schmeichelhafte Versprechen zu erinnern, doch hier ist mein Freund, dessen Wahrheitsliebe Sie kennen, er wird es Ihnen bestätigen, daß die Schuld nicht an mir ist.«

Da die Musik in diesem Moment das Signal zu einem Walzer gab, so schlang Albert seinen Arm um die Hüften der Gräfin und verschwand mit ihr im Gewühl der Tanzenden. Mittlerweile dachte Franz an den seltsamen Schauer, der den ganzen Leib des Grafen von Monte Christo in dem Augenblick erschütterte, wo er genötigt war, Albert seine Hand zu reichen.

Am folgenden Morgen beeilte sich Albert, dem Grafen noch einmal seinen heißen Dank auszusprechen für den großen Dienst, den er ihm erwiesen hatte. Voll überströmender Herzlichkeit bat Albert den Grafen, ihn doch einmal in Paris zu besuchen; seine Eltern würden sich mit ihm freuen und ihn aufs herzlichste begrüßen.

Der Graf sagte mit immer gleichbleibender kalter Höflichkeit zu und gab zu Alberts Verblüffung genau Tag, Stunde und Minute an, wann er sich erlauben werde, in Paris nach Verlauf von drei Monaten bei ihm zu erscheinen.

Der Graf hielt Wort: mit Glockenschlag der verabredeten Zeit hielt sein Wagen vor dem Hause von Alberts Eltern, und der Graf ließ sich melden. Albert empfing ihn aufs liebenswürdigste, machte ihn mit seinen Freunden bekannt und führte ihn dann zu seinen Eltern. Der alte Graf Morcerf, ein Mann, der über seine Jahre hinaus ergraut war, befand sich allein im Salon. Rasch kam er auf Monte Christo zu:

»Sie haben uns den Sohn gerettet; wir werden Ihnen zu dauerndem Danke verpflichtet sein.«

Die beiden Männer wechseln miteinander kühl-höfliche Redensarten. Währenddessen kommt die Gräfin Morcerf dazu. Sie stutzt, als sie Monte Christos Stimme hört, und als er sich nach ihr umwendet, wird sie leichenblaß und ist dem Umsinken nah. Der Sohn eilt besorgt zur Mutter; diese aber beherrscht sich und begrüßt den Fremden mit steifem Zeremoniell. Dann aber dankt sie ihm mit warmen Worten, daß er ihr den Sohn erhalten. Da sie aber hört, daß der Graf erst eben von der Reise gekommen, bittet sie ihn, mit ihrer Gastfreundschaft vorliebzunehmen.

Der Graf lehnt dies dankend ab, da er begierig ist, zu erfahren, welch ein Haus in Paris sein Finanzmeister ihm gekauft habe, und wie sein stummer Nubier, den er vorausgeschickt, es wohl eingerichtet haben mochte.

Staunend hörten die andern das mit an, und die Gräfin sprach: »So wollen wir Sie nicht länger zurückhalten, denn ich möchte nicht, daß unsere Dankbarkeit Ihnen lästig wird. Hoffentlich haben wir ein andermal das Vergnügen...« Der Graf verbeugte sich stumm und sah dabei noch bleicher aus als sonst.

Als er jedoch unten im Wagen saß, schaute er sich noch einmal um und bemerkte, daß ein Vorhang am Fenster des Salons, in dem die Gräfin weilte, sich heimlich bewegte. Es dauerte keine sechs Minuten, als der Wagen im großen Bogen vor die Freitreppe des prächtigen Gebäudes fuhr, das Monte Christo in Paris als Stadtresidenz dienen sollte. Zwei Männer eilten dienstfertig an den Schlag: der eine war Ali, der seinem Herrn treuherzig zulächelte und sich durch einen Blick von Monte Christo beglückt fühlte, der andere war Bertuccio, der Finanzmeister.

Leichtfüßig sprang der Graf aus dem Wagen.

»Ist der Notar gekommen?«

»Er wartet im kleinen Salon, Exzellenz«, erwiderte Bertuccio.

»Und die Visitenkarten, die Ihr stechen lassen solltet, sobald Euch die Nummer meines Hauses ...«

»Sind besorgt, gnädiger Herr. Ich war beim ersten Kupferstecher von Paris. Die erste Karte, die abgezogen wurde, habe ich sofort auf Euer Gnaden Wunsch an den Baron Danglars, Chaussee d'Antin Nummer sieben, geschickt.«

Monte Christo gab Hut, Handschuhe und Stock seinem französischen Diener und ging in den kleinen Salon zu dem Notar.

»Sind Sie, mein Herr, der Notar, der bevollmächtigt ist, mir das Landhaus zu verkaufen?« fragte Monte Christo.

»Zu dienen, Exzellenz«, entgegnete der Notar.

»Ist der Kaufvertrag aufgesetzt?«

»Hier ist er.«

»Gut. Und wo liegt das Haus, das ich kaufe?« fragte Monte Christo nachlässig, halb zu Bertuccio, halb zum Notar gewendet.

Der Notar sah Monte Christo verwundert an, dann sagte er: »Das Haus ist in Auteuil gelegen.«

Bei diesen Worten wurde Bertuccio sichtlich blaß.

Der Graf unterzeichnete den Kontrakt, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Stelle geworfen hatte, wo die Lage des Hauses und die Namen der Eigentümer angegeben waren.

»Bertuccio,« sprach er, »geben Sie diesem Herrn fünfundfünfzigtausend Franken.«

Der Intendant ging mit wankenden Schritten hinaus und kehrte mit einem Bündel Banknoten zurück, die der Notar zählte wie ein Mann, der gewohnt ist, mit Geld umzugehen.

»Kann ich die Schlüssel haben?«

»Sie befinden sich in den Händen des Portiers, der das Haus behütet; doch es ist ihm Befehl gegeben, den Herrn Grafen in sein neues Besitztum einzuführen.«

»Recht so«, sagte der Graf und entließ mit einem Kopfnicken den Notar, der sich unter tiefen Verbeugungen entfernte.

»Und nun, Bertuccio: auf, nach Auteuil!«

»Nach Auteuil?« rief Bertuccio, dessen kupferige Gesichtsfarbe fast leichenfahl wurde.

»Was ist denn Staunenswertes dabei, daß Sie nach Auteuil gehen sollen? Wenn es mein Haus ist, werden Sie wohl oft dahin gehen müssen.«

Bertuccio senkte den Kopf vor dem gebieterischen Blick seines Herrn und blieb regungslos und stumm.

»Nun,« sagte der Graf, »ist der Wagen vorgefahren?«

Bertuccio sprang mit einem Satze aus dem kleinen Salon in das Nebengemach und rief mit heiserer Stimme:

»Die Pferde Seiner Exzellenz?«

Monte Christo schrieb zwei oder drei Briefe; als er den letzten siegelte, trat der Haushofmeister wieder ein und sprach:

»Der Wagen Seiner Exzellenz wartet.«

»So folgen Sie mir und geben dem Kutscher Bescheid.«

Bertuccio gehorchte ohne Widerspruch; ehe er den Wagen bestieg, rief er dem Kutscher zu:

»Auteuil? Rue Fontaine Nummer dreißig!«

Es war während der Fahrt bereits dunkel geworden. Das Haus befand sich am äußersten Ende des Dorfes. Der Wagen hielt, und der Graf schickte

Bertuccio voran, um ihn anzumelden.

Bertuciio klopfte an die Tür, und der Portier fragte: »Was gibt's?«

»Ihr neuer Gebieter ist hier, guter Mann.«

»Das Haus ist also verkauft?« sagte der Portier. »Und der Herr wird darin wohnen?«

»Ja, mein Freund,« sprach der Graf, »und ich werde danach trachten, daß Ihr um den vorigen Herrn kein Leid tragt.«

»Oh, mein Herr,« versetzte der Portier, »wir sahen ihn nur höchst selten; er ist schon über fünf Jahre nicht hierhergekommen.«

»Und wie heißt doch Euer früherer Herr?« fragte Monte Christo.

»Marquis von Saint-Méran. Er ist ein alter Edelmann und getreuer Diener der Bourbonen; er hatte eine einzige Tochter, die er an Herrn von Villefort verheiratete, den königlichen Prokurator in Nimes und dann in Versailles.« Monte Christo warf einen Blick auf Bertuccio, der bleicher als die Wand war, an die er sich lehnte.

»Nun wollen wir uns das Haus einmal ansehen. Können wir ein Licht bekommen, guter Mann?«

»Ach, Herr,« sagte der Portier, nachdem er vergeblich am Gesimse des Kamins und in dessen Nähe gesucht hatte, »hier sind keine Kerzen mehr.«

»Nehmen Sie eine Wagenlaterne, Bertuccio,« sagte der Graf, »und führen Sie mich durch die Zimmer.«

Der Hausmeister gehorchte; doch ließ das Zittern seiner Hand deutlich erkennen, was ihn der Gehorsam kostete.

Man durchschritt ein ziemlich großes Erdgeschoß, dann einen ersten Stock, der aus einem Salon, einem Badesaal und zwei Schlafzimmern bestand. Durch eines dieser Schlafzimmer gelangte man zu einer Wendeltreppe.

»Ah, sieh da! Ein Geheimgang!« rief der Graf. »Wir wollen sehen, wohin er führt.«

»In den Garten, Herr«, erwiderte Bertuccio tonlos.

»Woher wissen Sie das?«

»O Herr, Herr! Nun ist's genug! Ich kann nicht weiter!« stammelte Bertuccio in Todesangst.

»Was heißt das alles?« forschte der Graf.

»Herr, Herr!« schrie Bertuccio außer sich. »Des Schicksals Hand packt mich erbarmungslos. Warum mußtet Ihr gerade dieses Mörderhaus kaufen? Warum wollt Ihr gerade diese Treppe hinabgehen, die er hinabgegangen? Da, da! Gerade auf der Stufe, wo Ihr steht, da – hab' ich ihm – den tödlichen Streich versetzt.«

Keuchend preßte er beide Hände auf die Brust. »Und wenn Ihr nun weitergeht hier im Garten bis zwei Schritte vor dieser Platane,« fuhr er in höchster Erregung fort, »da ist's, Herr, wo er das Kind vergraben hat!«

Der Graf packte Bertuccio bei der Schulter und schüttelte ihn: »Mann, seid Ihr von Sinnen? Von wem sprecht Ihr da immerfort?«

»Von Herrn de Villefort, dem ehemaligen Königlichen Prokurator.«

»So so – von ihm«, sagte Monte Christo. »Ja – des Schicksals Wege sind gar wunderbar, habt also Achtung vor dieser Macht, und wenn Ihr auf meinen Schutz rechnen wollt, so legt ein ehrliches Bekenntnis ab.«

»Ja, Herr – das will ich tun«, sagte Bertuccio still und ergeben. »Die Sache geht zurück, Exzellenz, bis in das Jahr 1813«, begann Bertuccio mit leiser Stimme, wahrend er in bescheidener Haltung dem Grafen gegenüberstand, der sich auf eine Bank im Garten niedergelassen hatte. Und Bertuccio erzählte:

»Ich hatte einen älteren Bruder, der im Dienste des Kaisers stand. Er wurde Leutnant in einem ganz aus Korsen bestehenden Regiment. Dieser Bruder

war mein einziger Freund; wir sind Waisen geworden, ich mit fünf und er mit achtzehn Jahren; er hat mich erzogen, als ob ich sein Sohn gewesen wäre. Im Jahre 1814, unter den Bourbonen, verheiratete er sich; der Kaiser kehrte von Elba zurück, mein Bruder nahm sogleich wieder Dienste und zog sich mit der Armee hinter die Loire, nachdem er bei Waterloo leicht verwundet worden war. Eines Tages erhielten wir einen Brief; jener Brief war von meinem Bruder. Er meldete uns, die Armee sei entlassen und er käme über Nimes zurück. Ferner ersuchte er mich, wenn ich etwas Geld besäße, es ihm durch einen Wirt in Nimes zukommen zu lassen, mit dem ich in Verbindung stand.«

»In Konterbande«, bemerkte Monte Christo.

»Mein Gott, Herr, man muß doch leben!«

»Allerdings; fahren Sie nur fort.«

»Wie ich sagte, hing ich sehr an meinem Bruder und beschloß daher, ihm das Geld selbst zu überbringen. Es war gerade in den Tagen, wo man im Süden eine wahre Freude daran hatte, alles niederzumetzeln, was man für Bonapartisten hielt. Als ich in Nimes ankam, watete man buchstäblich im Blute. Ich eilte zu unserm Gastwirt; mein Bruder war am Vorabend in Nimes angekommen und vor dem Haus, in dem er Gastfreundschaft zu finden hoffte, meuchlerisch ermordet worden. Ich versuchte alles, um die Mörder ausfindig zu machen, allein sie waren so gefürchtet, daß mir niemand ihre Namen zu nennen wagte. Ich dachte an die französische Justiz und begab mich zum französischen Prokurator.«

»Zu Herrn von Villefort?« fragte Monte Christo.

»Ja, Exzellenz. Doch der drehte die Sache hin und her, daß ich bald merkte, welcher Gesinnung er war. Ich bat ihn flehentlich, sich meiner Angelegenheit anzunehmen und den Tod meines Bruders zu rächen.

›Warum sollte ich das?‹ sagte er. ›Ihr Bruder hat vermutlich Streit angefangen und sich geschlagen. All diese alten Soldaten treiben Exzesse, die ihnen unter der kaiserlichen Regierung hingingen, die aber jetzt übel für

sie auslaufen; unsere Leute hier im Süden haben weder Soldaten noch Exzesse gern.‹

›Wie, Herr! Ist's möglich, daß Sie, ein Staatsbeamter, so zu mir sprechen?‹ rief ich.

›Unverschämter?‹ schrie er mich darauf an. ›Ihr Korsen seid ja alle Narren!‹

Kaum hatte er das gesagt, so war ich auch schon neben ihm und raunte ihm zu: ›Gut! Wenn Sie so genau wissen, daß wir Narren sind, sollen Sie auch noch erfahren, wie diese Narren Wort zu halten pflegen. Blutrache schwöre ich Ihnen von diesem Augenblick an. Weh' Ihnen, wenn wir uns wiedersehen!‹

Ehe er sich von seinem Schrecken erholt hatte, war ich längst entflohen.

Ihn aber plagte die Furcht; er blieb nicht länger in Nimes. Er bat um seine Versetzung und kam nach Versailles. Doch für einen Korsen, der Blutrache geschworen, gibt's kein Hemmnis. Drei Monde hindurch lauerte ich auf Herrn von Villefort; drei Monde hindurch tat er keinen Schritt, machte keinen Spaziergang, ohne daß ihm mein Blick nicht gefolgt wäre. Endlich entdeckte ich, daß er öfters insgeheim nach Auteuil ging, ich schlich ihm abermals nach und sah ihn in dies Haus treten. Mochte er zu Wagen oder zu Pferde kommen, er ging nicht vorn durch das Tor, sondern schlich durch jene kleine Tür, die Sie dort sehen. Das Haus gehörte, wie Exzellenz wissen, dem Herrn von Saint-Méran, dem Schwiegervater des Herrn von Villefort. Herr von Saint- Méran wohnte in Marseilles, und man sagte, er habe es an eine junge Witwe vermietet, die man unter dem Namen »die Baronin« kannte.

Als ich eines Abends über die Mauer blickte, sah ich auch eine junge, schöne Frau, die allein in diesem Garten lustwandelte, nach dem kein Fenster zeigte; sie schaute oftmals nach der kleinen Tür hin, und ich begriff, daß sie diesen Abend Herrn von Villefort erwartete. Als sie mir etwas näher kam, sah ich, daß sie schön, blond, groß und achtzehn bis neunzehn Jahre alt war. Da sie ein einfaches Nachtkleid trug, bemerkte ich auch, daß sie hoch schwanger war.

Wenige Augenblicke später trat ein Mann durch jene kleine Pforte, und die junge Frau eilte ihm so schnell als möglich entgegen; sie fielen einander in die Arme, liebkosten sich und traten mitsammen in das Haus.

Dieser Mann war Herr von Villefort. Ich dachte, wenn er zurückkäme, zumal nachts, so müßte er allein durch den Garten kommen.

An diesem Abend wartete ich vergebens. Einige Tage danach sah ich ihn eilends durch die Pforte verschwinden. Mit kühnem Entschluß sprang ich über die Gartenmauer.

Meine erste Sorge war es, nach der Tür zu sehen; er hatte inwendig den Schlüssel stecken lassen, ihn aber aus Vorsicht zweimal umgedreht. Es stand also meiner Flucht nichts im Wege. Ich versteckte mich hinter dichtem Laubwerk. Wollte Herr von Villefort sich nach der kleinen Tür begeben, so mußte er an dieser Baumgruppe vorüberkommen.

Endlich kam ein Mann jene Treppe herab. Er trug ein zwei Fuß langes Kästchen unter dem Mantel und hatte einen Spaten in der Hand.

Er kam direkt auf die Baumgruppe zu, sah sich einen Moment scheu um und begann dann zu graben. Der Mond kam plötzlich hinter den Wolken hervor, und ich sah, daß es Herr von Villefort war. Es schlug zwölf Uhr. Er legte den Kasten in die Grube, schaufelte die Erde wieder darauf und begann dann, mit den Füßen den Boden gleichzutreten, um jede Spur zu vertuschen.

Ich hatte ihm neugierig zugesehen; da er sich nun wieder über jene Treppe ins Haus begeben wollte, stürzte ich auf ihn zu mit den Worten:

»Hier Giovanni Bertuccio! Blutrache heischt deinen Tod für den meines Bruders und deinen Schatz für seine Witwe!«

Ich weiß nicht, ob er diese Worte hörte; ich glaube kaum, denn er fiel zu Boden, ohne einen Laut auszustoßen, ich fühlte den Strahl seines Blutes heiß in mein Gesicht spritzen, allein ich war trunken, ich war wahnsinnig; dieses Blut erfrischte mich, statt daß es mich verbrannte. In einer Sekunde hatte ich darauf noch mittels des Spatens jenes Kistchen wieder

ausgegraben, und damit man nicht wahrnehme, daß ich es weggenommen, füllte ich das Loch wieder aus, warf den Spaten über die Mauer, schlüpfte durch die Tür, schloß sie doppelt von außen ab und steckte den Schlüssel zu mir.

Ich kam bis zum Fluß, und da ich neugierig war, was in dem Kistchen sei, habe ich das Schloß mit einem Messer aufgesprengt.

In Windeln von feinstem Battist lag ein neugeborenes Kind; sein purpurrotes Gesicht und die blauen Händchen deuteten an, daß man es erdrosselt hatte. Da aber noch Leben in dem kleinen Körper zu sein schien, nahm ich zuerst die Schnur ab, die um seinen Hals geschlungen war und tat alles, was in solchem Fall ein Arzt tun konnte, das heißt, ich blies ihm Luft in die Lungen, und nach einer Viertelstunde unerhörter Anstrengung sah ich es Atem holen und hörte seinen ersten Schrei.«

»Und was haben Sie mit dem Kinde gemacht?« fragte Monte Christo.

»Ich brachte es zunächst in ein Findelhaus. Da meine Schwägerin aber dies Erlebnis für eine Fügung Gottes ansah, ging sie am nächsten Tag und holte sich das Kind. Nun hatte ich für zwei zu sorgen: für meine arme Schwägerin und den Findling. Um reichlich zu verdienen, gab ich mich ganz dem Schmugglergeschäft hin. Wer das mit Umsicht und Energie betreibt, kann viel erreichen. Assunta war eine gute Hausfrau, und so konnten wir beide ohne Nahrungssorgen das Kind erziehen.

All unsere hingebende Liebe wurde aber bös vergolten. So hübsch der Junge war mit seiner zarten Hautfarbe, seinen blonden Haaren und blauen Augen, so war er doch eine bis in den Grund hinein verdorbene Kreatur. Etwas Nichtswürdigeres als die Schlauheit seines Blicks und die Bosheit seines Lächelns kann man sich gar nicht denken.

Anfangs wollten wir es gar nicht glauben, besonders meine Schwägerin liebte Benedetto, als wäre er ihr eigen Kind. Kaum war er elf Jahre alt geworden, als alle Strolche und Banditen schlimmster Sorte, die seine Wege kreuzten, mit ihm verbündet waren. Schon hatte die Justiz uns eine Warnung zukommen lassen.

Meine Schwägerin weinte, doch nahm sie des Jungen Partei. Da sie mir aber gestand, daß der Junge ihr bereits größere Summen entwendet hatte, gab ich ihr den Rat, unseren kleinen Schatz an einem sicheren Orte zu vergraben. Ich selbst war nur wenig zu Hause, und wieder mußte ich meinem Geschäft nachgehen. Diesmal sollten alle unsere Operationen im Golf von Lyon ausgeführt werden, doch wurde das immer schwieriger, denn wir waren im Jahre 1829. Die Ruhe war wiederhergestellt, der Küstendienst regelmäßiger und strenger als je.

Anfangs ging alles gut; als wir aber nachts dabei waren, die verbotene Ware auszupacken, sahen wir einige Gendarmen auf uns zukommen. Durch eine verborgene Falltür im Boote gelangte ich ungesehen in den Fluß und schwamm eine Strecke unter Wasser fort bis zu einem Graben, von wo aus ich ziemlich sicher bis zu einem Gasthaus in Nimes gelangen konnte, das ein Verbündeter von uns besaß.«

»Wie nannte sich dieser Mann?« fragte der Graf.

»Gaspard Caderousse. Er war mit einer Frau aus dem Dorfe Carronte verheiratet, die am Sumpffieber litt und elend hinsiechte. Der Mann war ein rüstiger Kerl von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, der uns in schwierigen Umständen öfter Proben von seiner Gewandtheit gab. Ich hatte also die Absicht, bei Caderousse Zuflucht zu suchen; da wir jedoch nie durch die Tür eintraten, die nach der Straße führt, so kletterte ich über den Gartenzaun, arbeitete mich kriechend durch ein Dickicht von Oliven- und Feigenbäumen und erreichte eine Art von Schuppen, worin ich schon manche Nacht ebenso gut zugebracht hatte wie im besten Bett. Dieser Schuppen war von der Schenkstube im Erdgeschoß nur durch eine Bretterwand geschieden, die zu unserer Sicherheit mit winzigen Gucklöchern versehen war. Während ich nun auf der Lauer liege, Caderousse meine Anwesenheit kundzutun, sehe ich ihn mit einem Fremden die Gaststube betreten.

»He, Weib!« schrie er. »Der Stein ist echt. Der Herr Juwelier will uns fünfzigtausend Franken dafür geben; doch sollst du ihm noch einmal erzählen, wie wir zu dem Diamanten gekommen.«

›Oh, Herr,‹ sagte die Frau, ›das kam so unerwartet, wie der Segen des Himmels immer kommt.‹ Und dann begann sie zu erzählen, wie ein armer, sterbender Gefangener den Abbé Busoni beauftragt habe, diesen Stein seinem Freunde Caderousse zu überbringen.

›So –‹, murmelte der Juwelier, ›nun, es ist ja möglich, daß die Sache sich so verhält. Doch mehr als fünfundvierzigtausend Franken kann ich dafür nicht zahlen.‹

›Der Abbé sagte, der Stein sei fünfzigtausend Franken wert.‹

›Mag sein, doch ihn unterzubringen, würde Ihnen Schwierigkeiten bereiten‹, sagte lächelnd der Juwelier.

Caderousse wechselte mit seiner Frau einen Blick. ›Nun gut‹, sagte er darauf. ›Ich überlasse Ihnen den Diamanten für fünfundvierzigtausend Franken; doch will meine Frau noch eine goldene Kette haben und ich ein Paar silberne Schnallen.‹

Der Juwelier zog aus seiner Tasche ein langes, plattes Kästchen, das mehrere Muster der verlangten Gegenstände enthielt.

›Hier‹, sagte er, ›Sie sollen sich nicht beklagen.‹

›Und wo sind die fünfundvierzigtausend Franken?‹ fragte das Weib mit heiserer Stimme.

›Hier sind sie!‹ entgegnete der Juwelier und zählte das Geld auf den Tisch. Dann nahm er das Etui mit dem Stein und ließ ihn im Lampenlicht funkeln. Draußen war inzwischen ein Unwetter ausgebrochen, und die Frau bot dem Juwelier an, bei ihnen zu übernachten. Schweigend nahmen die drei darauf miteinander das Abendessen ein; sie waren zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt. Doch wenn die Habgier sich derselben bemächtigt, dann sind sie niemals gut.

O Herr, lassen Sie's mich kurz erzählen: ich wurde mitten in der Nacht durch einen Pistolenschuß aus dem Schlaf getrieben. Ein gräßlicher Schrei folgte nach. Die Treppe knarrte, ein Mann stürzte in die Schenkstube und

zündete ein Licht an. Dieser Mann war Caderousse. Sein Gesicht war verzerrt und sein Hemd blutig. Er lief zum Schrank, holte das Geld hervor, stopfte sich die Taschen voll. Das Etui hielt er fest in der Hand.

Ich kroch aus meinem Versteck hervor; als ich jedoch das Zimmer betrat, war Caderousse auf und davon.

Nun eilte ich die Treppe hinauf. Ein Leichnam versperrte mir den Weg. Es war die Frau. Der Pistolenschuß, den ich gehört, hatte ihr gegolten. Ich stieg über sie hinweg, um nach dem Juwelier zu sehen. Der schwamm, im Bett liegend, in seinem Blut, von vier Messerstichen durchbohrt.

Jetzt wurden Stimmen unten laut: Gendarmen und Zollbeamte eilten herbei. Man hielt mich für den Mörder, nahm mich fest und schleppte mich vor die Richter. Bald wär's mir schlecht ergangen, Herr, hätte sich nicht der Abbé Busoni eingefunden, der meine Aussagen betreffs des Diamanten bestätigen konnte. Nicht lange danach wurde auch Caderousse ergriffen. Er gestand alles, wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, ich aber in Freiheit gesetzt.«

»Damals war's, als der Abbé Busoni Euch mit einem Empfehlungsschreiben zu mir sandte?« fragte der Graf.

»Ja, Herr, und ich frage Eure Exzellenz voller Stolz, ob Sie sich jemals über mich zu beklagen hatten?«

»Nein, Bertuccio; Ihr waret ein getreuer Untergebener. Doch warum habt Ihr mir nie erzählt, daß Ihr eine Schwägerin und einen Pflegesohn hattet?«

»Ach, Herr, erfahrt auch das letzte. Meine Schwägerin hatte meinen Rat nicht befolgt; der mißratene Junge vermutete das Geld im Hause und fiel mit zwei seiner Kumpanen über die Pflegemutter her. Da die Ärmste ihr Geheimnis nicht verraten wollte, haben die Unholde sie gebunden an das Herdfeuer gelegt. Man fand sie am nächsten Tage tot – ganz verkohlt. Die Schränke waren erbrochen, unser kleines Vermögen fort.

Gott gebe, daß ich nie wieder in meinem Leben diesem Muttermörder begegnen möge!

Begreift Ihr nun, Herr, weshalb mir vor diesem Hause graut?«

»Ich begreife das wohl, Bertuccio. Seit Ihr mir nun aber alles gesagt habt, wird Euch leichter zumute sein, besonders, da Ihr wißt, daß Ihr unter meinem Schutze steht.« Bertuccio verneigte sich tief.

Darauf kehrten sie nach Paris zurück, ohne noch weiter mit einem Wort all diese Dinge zu berühren. An seiner Stadtresidenz wieder angelangt, durchwanderte Monte Christo noch, obgleich es schon sehr spät war, die ganze Wohnung. Er tat dies mit einer Sicherheit, als wäre er längst zu Hause darin. Ali begleitete ihn auf diesem nächtlichen Rundgang und nahm einige Befehle in Empfang, die vorzunehmende Änderungen in der Einrichtung betrafen. Nun zog der Graf seine Uhr und sagte:

»Es ist halb zwölf; Haydee wird alsbald ankommen, sind die französischen Kammerfrauen schon da?«

Ali streckte seine Hand nach der für die schöne Griechin bestimmten Wohnung aus, die durch eine Tapetentür so verborgen war, daß man das ganze Haus besichtigen konnte, ohne zu vermuten, daß es hier noch einen Salon und zwei Wohnzimmer gäbe: Ali streckte also seine Hand aus, deutete die Zahl drei mit den Fingern an, legte dann auf diese seinen Kopf und schloß die Augen, als ob er schliefe.

»Ah,« sagte Monte Christo, der an diese Sprache gewöhnt war, »nicht wahr, es sind ihrer drei, die im Schlafzimmer warten?«

Ali bejahte, indem er mit dem Kopf nickte.

»Die Herrin wird diesen Abend sehr müde sein und gern schlafen wollen,« sagte Monte Christo; »die französischen Frauen sollen daher ihre neue Gebieterin begrüßen und sich gleich zurückziehen. Du wachst darüber, daß die griechische Kammerfrau mit den französischen nicht in Berührung kommt.«

Ali verneigte sich.

Bald darauf hörte man den Portier rufen, das Gitter ging auf, ein Wagen rollte in die Allee und hielt vor der Freitreppe. Der Graf ging hinab und begrüßte eine junge Frau, die in einen grünseidenen, goldgestickten Mantel gehüllt war. Die junge Frau ergriff die dargebotene Hand des Grafen und küßte sie mit Liebe und Ehrfurcht. Es wurden nun einige Worte gewechselt in der sang- und klangreichen Sprache des alten Vater Homer. Hierauf geleitete man die schöne Griechin, die man schon in Rom an der Seite des Grafen gesehen, in ihre Wohnung, und der Graf zog sich in seine Gemächer zurück.

Um halb ein Uhr waren alle Lichter im Hause gelöscht, daß man glauben konnte, alles schliefe.

Als der Graf am nächsten Vormittag wieder seinen eleganten Wagen bestieg, dem wahrhaft prächtige Rappen vorgespannt waren, rief er dem Kutscher zu:

»Rue Chaussée d'Antin: Baron Danglars!«

Wie in Windeseile ging's dahin, und bald befand sich der Graf im Palais Danglars. Man hatte ihn in einen äußerst prunkhaften Saal geführt. Bald darauf erschien der Baron und begrüßte den Grafen mit leichtem Kopfnicken und deutete auf einen vergoldeten, mit Brokat überzogenen Sessel hin.

Der Graf setzte sich.

»Mein Herr,« sagte Danglars, »ich habe da einen Brief von Thomson & French bekommen: doch ich gestehe, daß mir dessen Sinn nicht klar ist.«

»Was ist denn daran so unerklärlich, wenn ich fragen darf?«

»Dieser ›unbegrenzte‹ Kredit, der darin dem Grafen von Monte Christo auf mein Haus eröffnet wird.«

»Ach, ich verstehe: das Haus Thomson & French ist nicht ganz sicher. In der Tat! Das wäre mir unangenehm, denn ich habe einige Gelder dort angelegt«, sagte Monte Christo mit der harmlosesten Miene von der Welt.

»Oh, vollkommen sicher!« antwortete Danglars höhnisch. »Allein der Sinn des Wortes ›unbegrenzt‹ ist in finanzieller Hinsicht so ungewiß ...«

»Weil er unbegrenzt ist, nicht wahr?« sagte Monte Christo.

»Das wollte ich eben sagen, mein Herr! Das Unbestimmte ist Zweifel, und...«

»Sehr wohl, ich verstehe,« fiel der Graf mit leisem Lächeln ein, »aber ich bin auf solche Zwischenfälle immer gefaßt und habe daher noch zwei andere Briefe, dem ähnlich, der an Sie gerichtet war. Der eine ist von dem Hause Arnstein & Eskeles in Wien an den Herrn Baron von Rothschild, der andere von dem Hause Baring in London auf Herrn Lafitte. Sprechen Sie ein Wort, mein Herr, und ich enthebe Sie aller Besorgnis und wende mich an das eine oder das andere dieser beiden Häuser.«

Damit war's um Danglars geschehen. Er starrte den Grafen beinahe mit offenem Munde an, dann stand er auf, als wollte er in diesem Manne, der vor ihm saß, die personifizierte Macht des Geldes begrüßen, und sagte: »Oh, mein Herr, diese drei Unterschriften gelten Millionen! Drei unbegrenzte Kreditbriefe auf unsere drei Häuser! Vergeben Sie mir, Graf, allein, wenn auch das Mißtrauen ein Ende hat, so bleibt doch das Staunen.«

»Da die Mißverständnisse glücklich beseitigt sind,« begann Monte Christo von neuem, »könnten wir wohl, wenn es beliebt, eine allgemeine Summe für das erste Jahr festsetzen: sagen wir also sechs Millionen.«

»Sechs Millionen – wohlan!« sagte Danglars ganz betäubt.

»Brauche ich mehr,« fuhr Monte Christo gelassen fort, »so setzen wir mehr; allein ich denke nur ein Jahr in Frankreich zu bleiben, und während dieses Jahres glaube ich diese Summe nicht zu überschreiten. – Wir werden jedoch sehen ... Senden Sie mir morgen für den Anfang fünfhunderttausend Franken, ich werde bis Mittag zu Hause bleiben ... Sollte dies aber nicht der Fall sein, so werde ich meinem Hausmeister einen Empfangsschein hinterlassen.«

»Das Geld wird morgen um zehn Uhr zur Stelle sein«, antwortete Danglars. Der Graf stand auf.

Auch Danglars erhob sich. »Es würde mir eine Freude sein, Sie meiner Gattin vorstellen zu dürfen«, sagte er mit größter Liebenswürdigkeit.

Der Graf verneigte sich schweigend. Danglars klingelte; ein goldbetreßter Lakai erschien.

»Ist die Baronin zu Hause?«

»Ja, gnädiger Herr«, entgegnete der Diener.

»Allein?«

»Nein, Madame hat Besuch.«

»Wer ist bei Madame, Herr Debray?« fragte Danglars mit einer Gutmütigkeit, über die Monte Christo, da er bereits von den durchsichtigen Geheimnissen im Hause des Bankiers unterrichtet war, lächeln mußte.

»Ja, Herr Debray!« versetzte der Lakai.

Danglars nickte mit dem Kopf. Dann wandte er sich gegen Monte Christo und sprach:

»Herr Lucien Debray ist ein alter Freund von uns; darf ich also bitten?«

Der Baron durchschritt mit dem Grafen eine lange Reihe von Gemächern, von denen eins wie das andere mit plumper Pracht ausgestattet war, bis sie zu dem Boudoir der Madame Danglars kamen, das mit rosa Atlas tapeziert und mit indischem Musselin überspannt war. Über den Türen sah man Schäferszenen in der Manier Bouchers. Zwei hübsche Pastelle in Medaillon, die mit der übrigen Ausstattung harmonierten, machten dieses kleine Zimmer zu dem einzigen Raum im Hause, der geschmackvoll war. Madame Danglars, die mit ihren sechsunddreißig Jahren noch immer eine Schönheit genannt werden konnte, saß bei ihrem Klavier, während Lucien an einem Tisch ein »Album« durchblätterte.

Lucien hatte schon vor Ankunft des Grafen Zeit gehabt, der Baronin allerlei Dinge von ihm zu erzählen; denn er hatte Monte Christo bereits bei Albert kennen und bewundern gelernt. Dieser Eindruck war bei Debray noch nicht erloschen, und alle Mitteilungen, die er der Baronin machte, wurzelten in ihm und reizten nicht wenig die Neugier der Frau.

So empfing sie denn diesen Fürsten des Geldes mit bezaubernder Anmut und unterhielt sich aufs liebenswürdigste mit ihm. Seine Bekanntschaft versprach eine Reihe von Bällen, Diners und herrlichen Festen, was wohl verlockend schien. Der Graf blieb immer gleich kühl, höflich und artig. Nur einmal blitzte es in seinen Augen auf, als Madame Danglars davon sprach, daß sie ihr prächtiges Fuhrwerk Frau von Villefort zu einer Nachmittagsausfahrt versprochen hätte. Gleich darauf empfahl sich Monte Christo.

Am Nachmittag desselben Tages fügte es sich, daß bei der Spazierfahrt, die Frau Heloise von Villefort mit ihrem achtjährigen Söhnchen unternahm, plötzlich die Pferde in unerklärlicher Weise scheuten und mit dem Wagen durchgingen. Dies geschah in der Nähe des Landhauses, das dem Grafen von Monte Christo gehörte. Ali, der stumme Nubier, aber hatte in verwegenster Kühnheit die Pferde zum Stehen gebracht, und der Graf selber die ohnmächtige Frau nebst ihrem kleinen Sohn in sein Haus getragen. Die Aufregung in der Familie Villefort war darum groß, und Herr von Villefort machte sich nach einigen Tagen persönlich auf, um in seiner steifen, gespreizten Art dem Grafen den schuldigen Dank auszusprechen. Monte Christo begegnete der beleidigenden Anmaßung dieses Mannes mit kalter Überlegenheit. Als aber der königliche Prokurator endlich wieder gegangen war, seufzte er aus tiefstem Herzensgrund. Dann klingelte er nach Ali und sagte zu ihm: »Geh hinauf zu Madame und frage, ob ihr mein Besuch willkommen wäre.«

Die Wohnung der jungen Griechin war ganz für sich abgeschlossen. Die Einrichtung völlig orientalisch. Fußboden und Wände bedeckten kostbare Teppiche und ein breiter Diwan zog sich ringsherum, auf dem ein Haufen von seidenen Kissen lag.

Haydee ging dem Grafen freudig entgegen. Ihr Anzug war sehr malerisch: Pumphöschen aus weißem Atlas mit rosenfarbenen Blumen durchwirkt, eine blau und weiß gestreifte Seidenjacke mit weit geschlitzten Ärmeln, dazu einen leuchtendfarbigen Gürtel mit langen, seidenen Fransen. Den Kopf bedeckte eine mit Gold und Perlen gestickte kleine Mütze, die kaum die Fülle des herrlichen, blauschwarzen Haares zu bergen vermochte.

Was die Schönheit des Gesichtes betrifft, so bot sie den griechischen Typus in ganzer Vollkommenheit. Große, schwarze Augen, eine marmorne Stirn, Korallenlippen und Perlenzähne.

Über dieses reizende Gebild ergoß sich die Blüte der Jugend mit all ihrem Glanz, Haydee mochte neunzehn oder zwanzig Jahre zählen.

Als sie Monte Christo sah, rief sie:

»Was bittest du um Erlaubnis, bei mir eintreten zu dürfen? Bist du nicht mein Herr? Bin ich nicht mehr deine Sklavin?«

»Haydee,« entgegnete der Graf, »du weißt, daß wir in Frankreich sind, und folglich bist du frei.«

»Frei – und was soll ich damit?« fragte das junge Mädchen.

»Du kannst mich verlassen.«

»Dich verlassen ... dich verlassen?«

»Wenn du unter den jungen Leuten, die du hier antreffen wirst, einen Mann fändest, der dir gefiele, so ...«

»Ich habe noch nie einen schöneren Mann gesehen, als du bist, und nie einen andern geliebt als meinen Vater und dich.«

»Armes Kind,« sprach Monte Christo, »du kennst ja niemanden außer uns beiden. Jetzt aber wird das anders werden; solch eine orientalische Abgeschlossenheit wird hier in Paris nicht mehr möglich sein. Lerne das Leben in unsern nördlichen Ländern kennen, wie du es in Rom, Florenz, Mailand und Madrid getan hast, das wird dir nur von Nutzen sein, ob du nun hierbleibst oder nach dem Orient zurückkehrst.«

Das junge Mädchen sah den Grafen mit großen, feuchten Augen an: »Oder, daß ›wir‹ nach dem Orient zurückkehren.«

»Ja, meine Tochter,« erwiderte Monte Christo; »du weißt es wohl, ich werde dich niemals verlassen. Es ist nicht der Baum, der sich von der Blüte trennt, sondern die Blüte, die sich vom Baume löst. Doch eins bitte ich dich, mein Kind: sprich nie von deiner Vergangenheit. Im übrigen tu, was dir behagt, freu' dich deines Lebens ...«

»Herr, werde ich dich öfter sehen?«

»Alle Tage.«

»O Herr, was brauche ich mehr?«

»Ich fürchte, du wirst dich langweilen.«

»Nein, Herr, denn am Morgen denke ich, daß du kommen wirst, und am Abend erinnere ich mich, daß du hier warst; wenn ich sonst allein bin, so sind es Erinnerungen, die mich beschäftigen. Mit drei Gefühlen im Herzen langweilt man sich nie: Trauer, Liebe und Dankbarkeit.«

»O Haydee, du echtes Kind deiner Heimat! Sei ruhig: ich halte meine Hand über dich. Wenn du mich liebst wie deinen Vater, so sollst du mir wie ein Kind lieb sein.«

»Du irrst, Herr, ich liebte meinen Vater nicht so, wie ich dich liebe; meine Liebe für dich ist eine andere; mein Vater starb – ich bin nicht gestorben; wenn du aber stürbest, dann wäre alles aus.«

Der Graf reichte dem jungen Mädchen die Hand mit einem Lächeln voll tiefer Zärtlichkeit; sie preßte sie, wie gewöhnlich, an ihre Lippen.

Der Graf von Monte Christo ließ sich bei Frau von Villefort melden, um dem königlichen Prokurator den Besuch zu erwidern, was das ganze Haus in Bewegung setzte.

Frau von Villefort, die sich allein im Salon befand, ließ sogleich ihren Sohn kommen, damit das Kind seine Danksagung ausspräche.

Nach den ersten üblichen Redensarten erkundigte sich der Graf nach Herrn von Villefort.

»Mein Mann speist heute beim Kanzler,« erwiderte die junge Frau, »er ist eben erst fortgefahren, und er wird es sicher sehr bedauern, Sie nicht begrüßt zu haben. Doch darf ich Ihnen hier meine Stieftochter vorstellen?« Damit wies sie auf ein junges, schlankes Mädchen mit hübschen, blauen Augen, das soeben eintrat.

»Wie Figura zeigt: schön und melancholisch«, bemerkte hierzu der zwölfjährige Eduard, indem er sich bemühte, einem kreischenden Papagei die Schwanzfedern auszurupfen.

Valentine betrachtete die Ungezogenheit des jungen Stiefbruders nicht, sie kam artig näher und ohne mädchenhafte Ziererei mit einer Anmut, die die Aufmerksamkeit des Grafen erhöhte.

Doch sogleich ließ sich der naseweise Junge von neuem vernehmen, indem er auf den Grafen mit dem Finger zeigte: »Und hier, teure Schwester, der Herr Graf von Monte Christo, König von China, Kaiser von Kotschinchina.«

Madame Villefort erblaßte, doch der Graf lächelte und schien das Kind mit Wohlgefallen zu betrachten, was seine Mutter mit wahrer Begeisterung erfüllte.

»Verzeihung, Madame,« sagte der Graf, bald Frau von Villefort, bald Valentine anblickend, »hatte ich nicht schon einmal die Ehre, Sie und das

gnädige Fräulein irgendwo kennenzulernen? Ich glaube mich nicht zu irren.«

»Mein Herr, es ist nicht wahrscheinlich; meine Stieftochter liebt die Gesellschaft wenig, und wir gehen selten aus«, sagte die junge Frau.

»In Gesellschaft kann es auch nicht gewesen sein... Halt! Ich hab's: es war in Perugia, am Fronleichnamsfeste, im Gasthausgarten der Post, wo uns der Zufall zusammenführte und ich die Ehre hatte, Sie, Madame, das Fräulein und Ihren Kleinen zu sehen.«

»Ja, wirklich,« erwiderte die junge Frau errötend, »ich erinnere mich; ich sprach mit einem Manne in einem langen Mantel, mit einem Arzte, glaube ich.«

»Richtig, Madame, und dieser Mann war ich. Seit vierzehn Tagen wohnte ich in jenem Gasthause und heilte meinen Kammerdiener vom Fieber und den Wirt von der Gelbsucht, weshalb man mich für einen großen Mediziner hielt. Wir sprachen lange von gleichgültigen Dingen, über Perugia, über Raffael, über Sitten und Gebräuche, und dann von jener berüchtigten *Aqua-tofana*, wovon Sie mir sagten, daß noch einige Personen in Perugia das Geheimnis bewahrten.«

»Ah, es ist wahr,« sagte Madame de Villefort mit einer gewissen Unruhe, »ich erinnere mich.«

»Ich erinnere mich nicht mehr an alle Einzelheiten,« fuhr der Graf mit Ruhe fort, »doch weiß ich genau, daß Sie im Irrtum über meine Person mich wegen Fräulein von Villefort um Rat fragten.«

»Sie erwiesen sich jedoch wirklich als Arzt, da Sie die Kranken heilten.« Dann wandte sich Frau von Villefort der Stieftochter zu: »Valentine, willst du nicht sehen, ob dein Großvater zu speisen wünscht?«

Valentine erhob sich, empfahl sich dem Grafen und ging aus dem Zimmer, ohne ein Wort zu sagen.

»O mein Gott, Madame, haben Sie etwa Fräulein von Villefort meinetwegen fortgeschickt?« fragte der Graf, als sich Valentine entfernt hatte.

»Ganz und gar nicht,« entgegnete die junge Frau lebhaft, »es ist die Stunde, wo Herr Noirtier seine Mahlzeit einnimmt. Sie wissen, Graf, in welch einem traurigen Zustande sich der Vater meines Gemahls befindet... oh, es ist traurig.«

»Ja, Herr von Villefort hat mit mir davon gesprochen; ich glaube, es ist eine Lähmung.«

»Ja. Der arme Greis ist keiner Bewegung fähig, der Geist allein wacht in dieser menschlichen Maschine, wie eine Lampe, die dem Verlöschen nahe ist. Doch, Vergebung, mein Herr, Sie sagten, daß Sie ein geschickter Chemiker seien.«

»Oh, das habe ich nicht gesagt,« erwiderte der Graf lächelnd, »im Gegenteil, ich studierte die Chemie, weil ich entschlossen war, im Orient zu reisen und das Beispiel des Mithridates nachzuahmen.«

» *Mitridates, rex Ponticus,*« rief der naseweise Knabe, während er Bilder aus einem herrlichen Album schnitt, »nahm mit Vergnügen täglich eine Schale Gift.«

»Eduard, du garstiges Kind!« rief Frau von Villefort, indem sie ihm das verstümmelte Buch aus den Händen riß. »Du bist unausstehlich! Mach', daß du hinauskommst!«

Sie führte den Jungen am Arm hinaus und schloß die Tür hinter ihm ab.

Der Graf tat, als ob er es nicht bemerkte.

Sodann blickte die junge Frau vorsichtig rings umher und begann von neuem: »Was Eduard da von dem König Mithridates sagte, ob das wohl auf Wahrheit beruhen mag? Glauben Sie, daß er es tat, um sich solcher Art durch Gegengift vor Vergiftungen zu schützen?«

»Ganz sicher tat er das aus diesem Grunde und mit vollem Recht; denn ich selber, wie ich hier vor Ihnen sitze, habe mich dreimal im Leben durch solche Vorsichtsmaßregel vor Vergiftung bewahrt.«

Frau von Villefort fragte noch dies und das, und Monte Christo konnte nur staunen, welch ein reiches Wissen die junge Frau gerade auf diesem Gebiete besaß. Mit einer wahren Andacht hörte sie zu, wenn der Graf ihr Neues über diesen Gegenstand zu berichten wußte. So erzählte er ihr unter anderem, daß er ein Heilmittel besäße, das, in kleiner Dosis genommen, Wunder bewirkte, in großer Dosis dagegen den Tod brächte. Dieses Mittel sei um so unheimlicher, als es; in Wein genommen, nicht im geringsten dessen Geschmack verändere.

Frau von Villefort sah Monte Christo mit glänzenden Augen an.

»Und doch muß es als Glück betrachtet werden, solch ein vollendetes Heilmittel zu besitzen.«

»Zu diesem Glück, Madame, könnte ich Ihnen leicht verhelfen, falls Ihnen daran etwas liegt.«

»Oh – das wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, Graf. Wieviel Gutes könnte man damit stiften...«

»Ganz sicher, gnädigste Frau; doch Vorsicht!«

Damit empfahl sich der Graf. Am andern Morgen erhielt Frau von Villefort das gewünschte Rezept.

Es hatte abends sieben Uhr geschlagen, als vor dem Palaste des Grafen ein Fiaker hielt, dem ein älterer, etwas seltsam gekleideter Mann entstieg. Kaum hatte man ihn bei Monte Christo gemeldet, als dieser befahl, den Fremden in einen sehr einfachen Saal zu führen. Dort kam ihm der Graf lächelnd entgegen: »Willkommen,« sagte er, »mein lieber Marquis Cavalcanti!«

»Ja – richtig, ganz richtig: Bartolomeo Cavalcanti?« lachte der Fremde.

»Also – Sie waren Major in österreichischen Diensten – nicht wahr?«

»Sehr wohl, mein Herr, sehr wohl.«

»Übrigens kommen Sie nicht aus eigenem Antriebe zu mir, es hat Sie jemand an mich gewiesen?«

»Ja, der Abbé Busoni. Hier ist ein Brief von ihm.«

Monte Christo nahm und las ihn. Der Major sah den Grafen, wie alles rings umher, mit erstaunten Blicken an. »Es ist gut... der Abbé schreibt mir: ›Der Major Cavalcanti, ein würdiger Patrizier aus Lucca, stammt von den Cavalcantis aus Florenz. Er hat ein Vermögen von einer halben Million‹«

Monte Christo sah vom Briefe auf und sagte:

»Eine halbe Million, mein lieber Marquis...«

Der Luccaner rutschte unruhig auf dem Stuhle hin und her.

»Ja,« fuhr der Graf fort, »›und es fehlt ihm nichts zu seinem Glücke, als daß er seinen Sohn, den man ihm als Kind geraubt hat, wiederfinden möge!«

»In einem Alter von fünf Jahren, mein Herr!« antwortete der Luccaner mit einem tiefen Seufzer.

»Armer Vater«, sagte Monte Christo. »Der Abbé hofft nun, daß ich Ihnen den Sohn wiedergeben könnte; und ich kann es.« Dann las der Graf weiter: »'Um den Major Cavalcanti nicht zu veranlassen, Gelder von seinem Bankier zu erheben, bitte ich Sie, ihm die viertausend Franken auszuzahlen, die Sie mir noch schulden.'« Der Major folgte diesem Postskriptum mit sichtbarer Angst. Der Graf sagte nichts weiter als: »Gut! Gut!« Dann aber griff er nach einigen Akten und überreichte sie dem Major, »Hier Ihre Papiere, mein Lieber.«

»Meine Papiere...?«

»Nun ja: den Trauschein über Ihre Ehe mit Oliva Corsinari und den Taufschein Ihres Sohnes Andrea. Sie werden hier in Paris ihrer bedürfen.«

»Und die Frau ...?« fragte zaghaft der Major.

»Ist leider tot...«

Der Luccaner atmete erleichtert auf.

»Doch nun will ich Ihnen den Sohn zuführen. Er ist ein hübscher blonder Junge mit guten Manieren... na, Sie werden ja sehen.«

»Ein Wort noch, Exzellenz ...« hielt der Luccaner den Grafen zurück.

»Ah! Daß ich's vergaß! Natürlich: Sie brauchen Geld. Hier zunächst acht Banknoten zu je tausend Franken. Ihr Reisegepäck mit allem Nötigen, was Sie für die Geselligkeit hier brauchen, ist im 'Hotel des Princes' abgegeben worden. Dort ist auch das Logis für Sie bestellt.«

Der Major verneigte sich dankend; seine Augen funkelten vor verhaltener Seligkeit, als er dem Grafen nachblickte, der durch eine Tapetentür verschwand.

Der Graf von Monte Christo trat in das anstoßende Gemach, wo ihn ein junger Mann erwartete. Als er Monte Christo sah, sprang er rasch auf und sagte: »Habe ich die Ehre, den Grafen von Monte Christo vor mir zu sehen?«

»Ja, mein Herr,« versetzte dieser, »und Sie sind Graf Andrea von Cavalcanti, nicht wahr?«

»Graf Andrea Cavalcanti«, wiederholte der junge Mensch, diese Worte mit einem vertraulichen Lächeln begleitend.

»Haben Sie ein Empfehlungsschreiben?« fragte Monte Christo.

»Darf ich bitten«, sagte der junge Mann und überreichte Monte Christo ein Schreiben. Der las es und blickte dann prüfend auf den vor ihm Stehenden.

»Sie haben nun wohl die Güte, mir einige Auskunft über Sie und Ihre Familie zu geben.«

»Sehr wohl, Exzellenz«, erwiderte der Jüngling mit einer Geläufigkeit, die Zeuge seines guten Gedächtnisses war. »Ich bin, wie gesagt, Graf Andrea Cavalcanti, Sohn des Majors Bartolomeo Cavalcanti, Nachkomme der Cavalcantis, die im goldenen Buch zu Florenz eingetragen sind. Obgleich unsere Familie reich ist, mein Vater eine halbe Million Renten besitzt, hat sie doch viel Unglück gehabt, und ich selbst wurde im Alter von fünf bis sechs Jahren durch einen treulosen Erzieher entführt, so daß ich fünfzehn Jahre hindurch meinen Erzeuger nicht wiedersah. Seit ich frei und unabhängig bin, suchte ich ihn vergeblich. Endlich kündigt mir ein Brief an, daß mein Vater in Paris ist und ich von Ihnen das Nähere erfahren werde.«

»In der Tat, mein Herr, was Sie erzählen, ist sehr interessant«, entgegnete der Graf mit düsterer Genugtuung, das kecke Antlitz betrachtend, das die Schönheit eines bösen Engels hatte. »Indes verhält sich alles in Wirklichkeit so. Ihr Vater ist hier und sucht Sie. Er hat Sie immer gesucht. Endlich erhielt er die Nachricht, daß man ihm gegen eine große Geldsumme anzeigen würde, wo der Sohn wäre. Ihr Vater zögerte nicht; die Summe wurde abgesandt. Sie waren im südlichen Frankreich, glaube ich?«

»Ja«, antwortete Andrea in großer Verlegenheit.

»Ein Wagen erwartete Sie zu Nizza und brachte Sie von Nizza über Genf, Turin, Chambery nach Pont-de-Beauvoisin und sodann nach Paris.«

»Ganz recht«, sagte Andrea. »Übrigens – ist mein Vater wirklich so reich?«

»Ein Millionär!«

»Dann«, fragte der junge Mensch ängstlich, »werde ich mich in einer Lage befinden, die... die angenehm ist?«

»Äußerst angenehm, lieber Herr. Sie werden auf Wunsch Ihres Vaters einen monatlichen Kredit von fünftausend Franken bei Herrn Danglars, einem der sichersten Bankiers von Paris, eröffnet finden.«

»Gedenkt mein Vater lange in Paris zu bleiben?« fragte Andrea ängstlich.

»Nur einige Tage«, entgegnete Monte Christo. »Sein Dienst gestattet ihm nur ein Ausbleiben von zwei bis drei Wochen.«

»O teurer Vater!« sprach Andrea sichtlich erfreut.

»So zögern Sie nicht, mein junger Freund; in diesem Saal werden Sie den geliebten Vater finden.«

Andrea verbeugte sich tief vor dem Grafen und ging. Der Graf folgte ihm mit den Augen, und nachdem jener fort war, drückte er an einer Feder, die mit einem Gemälde in Verbindung stand, so daß man durch eine hinlänglich breite Spalte den andern Saal übersehen konnte.

Andrea schloß die Tür hinter sich und schritt gegen den Major hin, der sich erhob, als er die Schritte des sich Nahenden hörte.

»Ach, mein teurer Vater«, sagte Andrea so laut, daß es der Graf hören konnte.

»Guten Tag, mein Sohn!« sprach der Major würdevoll.

»Welche Freude gewährt das Wiedersehen!« sprach Andrea, nach der Tür schauend.

»Ja, es war eine lange Trennung.«

»Wollen wir uns umarmen, Vater?« versetzte Andrea.

»Wie es Ihnen beliebt, mein Sohn«, entgegnete der Major. Und die beiden umarmten sich mit theatralischer Kälte.

»So sind wir nun vereint,« sprach Andrea, »um uns gleich wieder zu trennen.«

»Ich kann außerhalb Lucca nicht existieren und kehre so bald wie möglich nach Italien zurück.«

»Doch vor der Abreise werden Sie mir, teuerster Vater, die Papiere geben, durch die ich meine Abkunft beweisen kann.«

»Hier sind sie.«

Andrea ergriff hastig den Trauschein seines Vaters und sein eigenes Taufzeugnis, und nachdem er sie mit einer sehr natürlichen Ungeduld eröffnet hatte, durchlief er beide Stücke mit Eile und schnellem Überblick.

Monte Christo wählte diesen Moment, um in den Saal zu treten; er fand die beiden in heißer Umarmung.

»Nun, Herr Marquis,« sprach Monte Christo, »Sie scheinen sehr glücklich zu sein, den Sohn gefunden zu haben.«

»Oh, mein Graf, ich sterbe vor Freude!«

»Und Sie, junger Mann?«

»Ich bin vor Wonne verstummt.«

»Glücklicher Vater, glücklicher Sohn!« rief Monte Christo.

»Eines betrübt mich,« sagte der Major, »die Notwendigkeit, Paris so schnell zu verlassen.«

»Oh, lieber Herr von Cavalcanti, Sie werden nicht eher reisen, bis ich Sie einigen Freunden vorgestellt habe.«

»Ich stehe ganz zu Diensten, Graf«, versetzte der Major. »Wann werden wir die Ehre haben, den Herrn Grafen wiederzusehen?«

»Samstag, wenn Sie wollen... ja... bestimmt am Samstag. Ich habe mehrere Personen zu einem Diner in meinem Hause zu Auteuil, Straße Fontaine Nr. 30, geladen, und unter diesen auch Ihren Bankier Danglars.«

Die beiden Cavalcanti verbeugten sich und gingen. Der Graf trat ans Fenster und sah beide Arm in Arm davongehen.

»Zwei ganz erbärmliche Kerle!« sagte er. »Schade, daß sie nicht wirklich Vater und Sohn sind; sie wären einander wert.«

Herr Noirtier saß in seinem Rollstuhl, in den er morgens hineingesetzt und abends wieder herausgehoben wurde. Ein großer Spiegel stand vor ihm, in dem er mühelos alles beobachten konnte, was um ihn herum geschah, Herr Noirtier war starr und unbeweglich wie eine Leiche. Nur Gesicht und Gehör belebten gleich zwei Funken den sonst so leblosen Körper, und der Blick seiner schwarzen Augen war heut noch so machtvoll wie sein starker Geist. Er befahl mit den Augen, er dankte mit ihnen. Er schien eine Statue mit zwei lebendigen Augen zu sein, und nichts war schrecklicher anzusehen, als wenn diese Augen in Zorn entflammten oder sich vor Freude verklärten. Valentine hatte sich die Aufgabe gestellt, die Gedanken des Greises zu erraten und ihm die ihrigen mitzuteilen, und dank ihres Eifers vermochten sie sich vorzüglich zu verständigen.

Der alte Diener, der seit fünfundzwanzig Jahren bei ihm war, kannte so genau alle seine Gewohnheiten, daß Noirtier nur selten etwas zu sagen hatte.

Heute nun waren Herr und Frau von Villefort bei Noirtier erschienen, um ihm mitzuteilen, daß sie gedächten, ihre Tochter Valentine mit Herrn Franz von Epinay zu verheiraten. Der Greis war außer sich, er verlangte einen Notar, mit dem er sich dank Valentinens Vermittlung zu verständigen wußte, und enterbte seine Enkelin für den Fall dieser Heirat. Sein Vermögen von neunhunderttausend Franken sollte alsdann den Armen zufallen.

Herr von Villefort, bebend vor Zorn, erklärte trotz allem, daß er seinen Entschluß nicht zu ändern gedenke. Als der Notar sowie Herr und Frau von Villefort wieder gegangen waren, kam Valentine, warf sich dem geliebten Großvater zu Füßen und dankte ihm unter Tränen, daß er versucht habe, sie vor der verhaßten Heirat zu bewahren. Sie weinte bitterlich und gestand, daß sie einen andern Mann, Maximilian Morrel, liebe, der ein Freund von Albert Morcerf, Kapitän sei und voll innigster Treue an ihr hinge. Sie schilderte dem Großvater dessen vornehmen, trefflichen Charakter und flehte den alten Mann um Schutz und Rettung an.

Der Greis gab ihr zu verstehen, daß er die Macht habe, sie zu schützen. Mit grenzenloser Liebe blickte er auf seinen Liebling herab.

Valentine umarmte den Großvater und fühlte sich durch sein Versprechen vollkommen beruhigt.

Als Herr und Frau von Villefort wieder unten in ihrer Wohnung waren, fanden sie den Grafen von Monte Christo im Salon vor. Obgleich Herr von Villefort einer geradezu fabelhaften Selbstbeherrschung fähig war, vermochte er seinen Unmut doch nicht sogleich zu verscheuchen, und so kam es, daß er sich dem Grafen gegenüber in betreff dieser Sache äußerte. Immer und immer wieder war es dieser Vater, der ihm Steine in den Weg warf.

»Also Herr von Noirtier enterbt Ihre Fräulein Tochter für den Fall, daß sie den Baron von Epinay heiratet?«

»So ist's.«

»War Ihr Herr Vater Bonapartist?«

»Er war vor allem Jakobiner«, rief Villefort unbesonnen aus.

»Ah – Ja! Richtig – jetzt besinne ich mich: General von Epinay wurde ja ermordet, als er eines Abends einen bonapartistischen Klub verließ.«

Voller Entsetzen sah Villefort zu Monte Christo auf. Dieser aber hatte sich in liebenswürdiger Weise Madame von Villefort zugewandt.

»Verehrte Frau, ich wollte nur daran erinnern, nicht zu vergessen, mich am Sonnabend mit Ihrer Gegenwart zu beehren.«

»Wir freuen uns, Ihr entzückendes Landhaus näher kennenzulernen«, sagte Frau von Villefort.

»Wo liegt es doch?« fragte der Gatte.

»In Auteuil, Rue de la Fontaine Nr. 30.«

Villeforts Antlitz verzerrte sich: »Rue de la...«

»Ich lasse keine Absage gelten«, scherzte der Graf.

»Natürlich, natürlich,« stotterte Villefort, »wir werden nicht verfehlen...«

Das Äußere des Hauses in Auteuil hatte nichts Glänzendes an sich, und Bertuccio durfte auf ausdrücklichen Befehl des Grafen daran nichts ändern. Ebenso mußte der Garten bleiben wie er war, und auch das Zimmer mit den roten Tapeten. Nichts darin durfte anders gestellt werden.

Um so mehr aber hatte Bertuccio seine Kunst bei allen übrigen Räumlichkeiten beweisen können, und es war geradezu erstaunlich, was er darin geleistet hatte.

Ein öder, leerer Hof war in ein kleines Paradies verwandelt, die Treppen und Gesimse waren in verschwenderischer Fülle mit den herrlichsten Blumen geschmückt. Kostbare Teppiche deckten den Boden, die schönsten Gemälde prangten an den Wänden, und bei allem war man mit einem Geschmack und einer Feinheit zu Werke gegangen, wie man sie bei dem Grafen überall antraf.

Bertuccio hatte mit rührender Treue an alle Eigenheiten und Neigungen seines Herrn gedacht, bis zu den geringfügigsten Kleinigkeiten. Vögel sangen in vergoldeten Käfigen. Diener liefen die Treppen auf und ab.

Das ganze Haus – vorher ein ödes, düsteres Gebäude – war nun eine behagliche Stätte munteren Lebens.

Der Graf kam pünktlich um fünf Uhr mit Ali an. Bertuccio führte ihn durch sämtliche Räume. Gespannt hing sein Blick an der Miene seines Gebieters. Als Monte Christo sein Schlafzimmer betrat und sah, mit welch zarter Aufmerksamkeit Bertuccio auch hier alles bedacht hatte, da legte er seinem Hofhausmeister die Hand auf die Schulter:

»Das haben Sie gut gemacht, Bertuccio.«

Über des Mannes Gesicht ging solch ein Leuchten, als wäre ihm das höchste Glück widerfahren; so groß war der Einfluß, den Monte Christo auf seine Umgebung ausübte.

Mit dem Schlage sechs Uhr ließ sich Pferdegetrappel vernehmen; es war Maximilian Morrel.

Mit einem gütigen Lächeln empfing ihn Monte Christo.

»Ich kam so früh,« begann der junge Mann voll gewinnender Offenheit, »um Sie ein wenig für mich allein zu haben.«

Es dauerte aber nicht lange, so rollten die Wagen der anderen Gäste vor die Freitreppe.

Es waren Herr und Frau Danglars. Die Frau warf einen scheuen Blick über das Haus, einen Blick, den Monte Christo allein zu deuten wußte. Da nahte sich der Bankiersgattin Herr Debray und bot ihr den Arm. So ging sie denn an seiner Seite die Freitreppe empor. Kaum hatte der Graf sie begrüßt, so meldete Baptistin: »Herr Major Bartolomeo Cavalcanti, Graf Andrea Cavalcanti!«

Mit schwarzer Atlasbinde, Majorsuniform, mit drei Sternen und fünf Kreuzen geschmückt, in der tadellosen Haltung eines alten Soldaten, so trat der Major ein, den wir bereits als zärtlichen Vater kennen. Neben ihm in nagelneuen Kleidern ging mit lächelnder Miene der Graf Andrea Cavalcanti, sein ehrerbietiger Sohn, den wir ebenfalls kennen.

»Wer sind diese Herren?« fragte Danglars den Grafen Monte Christo.

»Sie haben ja gehört, Cavalcanti.«

»Das ist ihr Name, aber sonst...«

»Ah, richtig, Sie kennen den Adel Italiens nicht; Cavalcanti ist ein Fürstenstamm.«

»Viel Geld?« fragte der Bankier.

»Fabelhaft.«

»Was treiben sie?«

»Sie versuchen, ihr Geld auszugeben, ohne es erschöpfen zu können. Sie haben überdies Anweisungen auf Ihr Haus, wie sie mir gestern abend sagten. Ich habe sie selbst aus Rücksicht für Sie eingeladen und werde sie Ihnen vorstellen.«

»Sie scheinen sehr gut Französisch zu sprechen«, sagte Danglars.

»Der Sohn wurde in einem Kollegium in Marseille erzogen. Er will sich durchaus in Paris eine Frau suchen.«

»Der Narr!« sagte Danglars achselzuckend.

Frau von Danglars sah ihren Gatten mit einem Ausdruck an, der zu einer anderen Zeit Sturm angekündigt hätte, diesmal schwieg sie, und schon zum zweiten Male.

»Herr und Frau von Villefort!« schrie Baptistin.

Beide traten ein, und Villefort war trotz seiner sonstigen Selbstbeherrschung sichtbar aufgeregt. Monte Christo fühlte, als er ihm die Hand drückte, daß sie zitterte.

»Nur die Frauen wissen sich ganz zu verstellen«, dachte Monte Christo und sah Frau von Danglars an, die dem königlichen Prokurator zulächelte und seine Frau küßte.

Nach den ersten Begrüßungen erblickte der Graf Bertuccio im kleinen anstoßenden Saal. »Was gibt es, Bertuccio?«

»Oh, Exzellenz! Die Frau, die Frau mit dem weißen Kleid und den vielen Diamanten.«

»Die blonde... Frau von Danglars?«

»Ich weiß ihren Namen nicht, aber sie ist es, sie ist es!«

»Wer – sie?«

»Die Frau vom Garten! Die in andern Umständen war!« Bertuccio stand da mit aufgerissenem Munde, er konnte kaum reden.

»Und da! Da! Der königliche Prokurator Villefort! Es ist kein Zweifel, ich sehe ihn. Also hab' ich ihn nicht getötet?«

»Nein, er ist nicht tot, das sehen Sie wohl; anstatt ihn zwischen der sechsten und siebenten Rippe an der linken Seite zu treffen, wie Ihr es sonst zu tun pflegt, ist der Stoß entweder zu hoch oder zu niedrig gegangen, und diese Herren von der Gerechtigkeit haben ein zähes Leben.«

Da tauchte im Rahmen der großen Saaltür die Gestalt des jungen Grafen Andrea Cavalcanti auf.

Diesmal setzte Bertuccio zu einem Schrei an, der aber durch einen Blick von Monte Christo im selben Moment erstarb.

»Benedetto!« murmelte er ganz still. »Das Verhängnis waltet.«

»Es schlägt halb sieben, Bertuccio!« sprach der Graf streng. »Um diese Stunde sollte man sich nach meinem Befehl zu Tisch setzen.«

Bertuccio ging. Fünf Minuten später taten sich die Flügeltüren auf, die zum Speisezimmer führten.

Beim Betreten des Speisesaals hatten alle Gäste das gleiche Gefühl: welch seltsame Schickung sie hierhergeführt und weshalb sie dies alle mehr oder weniger in Erstaunen setzte und beunruhigte. Nur die Cavalcanti, Vater und Sohn, schienen ungeachtet der Steifheit des ersteren und der Ungebundenheit des letzteren nicht befremdet zu sein, bei diesem Manne, dessen Absichten sie nicht erraten konnten, zu Gaste zu sein.

Das Festmahl war von einer Güte, wie es sich nur ein Mann von dem Reichtum Monte Christos erlauben konnte. Die seltensten und erlesensten Leckerbissen wurden den Gästen auf goldenen und silbernen Schalen serviert. Es war wie ein Märchen aus »Tausendundeiner Nacht«.

Während die Gäste ihre Verwunderung aussprachen, meinte Herr Chateau-Renaud, daß ihn die fabelhafte Schnelligkeit am meisten verblüffe, mit der alle Wünsche des Grafen ausgeführt würden.

Monte Christo lachte.

»Sie haben dies Haus doch erst seit fünf Tagen im Besitz, nicht wahr?« fuhr Chateau-Renaud fort. »Und schon ist es ein wahres Zauberschloß. Hu! Wenn man früher an diesem verödeten Gebäude vorüberkam, hätte man glauben können, es sei ein Schlupfwinkel für Räuber und Verbrecher.«

»Offen gestanden,« sagte der Graf, »ich habe denselben Eindruck gehabt, und so ganz geheuer ist es in diesem Hause nicht. Ich möchte Ihnen hinterher mal ein Zimmer zeigen, das so unheimlich wirkt, daß man sich kaum mit Neuerungen herantraut.«

Villefort griff nach einem Glase Wein und stürzte es hastig hinunter.

Nach Beendigung des Mahles führte Monte Christo die Gäste durch das ganze Haus und schließlich auch in das mysteriöse Zimmer.

»O mein Gott!« rief Madame Villefort, »hier ist's wirklich grauenhaft!«

»Nicht wahr?« sagte Monte Christo. »Sehen Sie dort das verlassene Bett und gegenüber auf der blutroten Wand die verblaßten Pastellporträte, die mit irren Augen dreinschauen, als wollten sie sagen: ›Wir haben's gesehen! Wir haben's gesehen!‹ Und hier an der Ecke...« Der Graf lief zu der Tapetentür und riß sie auf. »Da! Sehen Sie diese geheimnisvolle Treppe! Einem ist zumute, als sähe man noch die Mörder mit der unheilvollen Last die Stufen hinabtaumeln.«

Ein Jammerlaut wurde hörbar; Madame Danglars war auf einem Sessel ohnmächtig zusammengebrochen. Villefort stand kreidebleich neben ihr.

»Um Gottes willen, verehrte, gnädige Frau...« Monte Christo sprang herzu und suchte die Bewußtlose wieder ins Leben zu rufen. Als sie sich erholt hatte, führte er sie in den Garten hinab, wo Herr Danglars in eifrigstem Gespräch mit den beiden Cavalcantis saß.

»Wie konnten Sie uns nur mit so gräßlichen Hirngespinsten traktieren?« sagte einer der Herren zu Monte Christo.

»Wie? Hirngespinste?« rief dieser. »Sehen Sie, hier unter dieser Platane haben meine Leute die Leiche eines neugeborenen Kindes gefunden.«

»Ah, wie interessant!« schrie der Major Cavalcanti. »Was macht man hierzulande mit Kindesmördern?«

»Man köpft sie«, bemerkte nüchtern Herr Danglars, der eine Freude daran hatte, anderen Menschen etwas Unangenehmes zu sagen, und dies um so mehr, als ihm der ungeheuren Verluste wegen, die er in letzter Zeit gehabt, selber nicht wohl zumute war.

Das Gespräch schleppte sich von da an nur mühsam hin, bis einer von den Gästen an Aufbruch mahnte. Es dauerte darauf nicht lange, und das Haus war leer.

Als einer der letzten hatte sich der junge Cavalcanti verabschiedet. Als er, um auf sein Fuhrwerk zu warten, eine kleine Strecke weiter die Fahrstraße hinabgegangen war, legte sich ihm in der Dunkelheit plötzlich eine Hand schwer auf die Schulter. Andrea kehrte sich erstaunt um; da sah er einen starkknochigen, verwahrlost und verlumpt aussehenden Kerl, der ihm mit funkelnden Augen ins Gesicht starrte. »Benedetto... Söhnchen...« grinste der Kerl.

»Caderousse, du? – Was willst du von mir? Mach', daß du fortkommst.«

»Halt, halt, mein Junge; so haben wir nicht gewettet.«

Andrea zog den Menschen hinter ein Gebüsch. Mit gedämpfter Stimme redete er alsdann auf ihn ein.

»Wenn du versprichst, mich in Ruhe zu lassen, so will ich dir monatlich zweihundert Franken geben. Damit aber sei es genug.« Er holte aus seiner Börse die genannte Summe heraus und reichte sie dem Menschen.

Caderousse steckte das eben empfangene Geld in die Tasche, gab sein Wort, diesem Verlangen nachzukommen, und verschwand in dem Schatten der Nacht.

Am nächsten Morgen – noch ziemlich früh – wartete der Wagen vor dem Hause des Barons von Danglars, und Madame, tief verschleiert, fuhr bald darauf eiligst davon. In dem Hofe von Harlay hielt der Wagen. Frau von Danglars stieg aus, huschte über die Treppen, durchschritt den Saal des Pasperdues und stand dann im Vorzimmer des Herrn von Villefort. Das Gedränge war hier groß. Doch kaum hatte der Türhüter die vornehme Dame erblickt, als er sie fragte, ob sie von dem Herrn Prokurator herbestellt worden sei, und auf deren Bejahung sie in das Kabinett führte.

Der Staatsmann saß in seinem Stuhle, seinen Rücken der Tür zugewendet. Er hörte diese öffnen und die Worte des Dieners: »Treten Sie ein, Madame!« Die Tür schloß sich wieder, doch rührte er sich nicht. Kaum hatte sich aber der Türhüter entfernt, als er aufsprang, den Riegel vorschob, die Gardinen vorzog und jeden Winkel des Gemaches untersuchte. Als er dann Gewißheit hatte, daß man ihn weder sehen noch hören könne, sagte er beruhigt: »Dank, gnädige Frau, für Ihre Pünktlichkeit.«

Er bot ihr einen Stuhl an, den sie rasch nahm, weil ihr Herz gewaltig pochte.

»Nun,« sprach der königliche Prokurator, sich so setzend, daß er der Frau von Danglars ins Antlitz sehen konnte, »es ist schon lange her, seit ich das Glück genoß, mit Ihnen allein zu sprechen, und jetzt treffen wir zu einer sehr peinlichen Unterredung zusammen.«

»Dessenungeachtet, mein Herr, bin ich auf Ihre erste Aufforderung hierhergekommen, obschon diese Unterredung, für mich verhängnisvoller als für Sie werden könnte.«

Villefort lächelte bitter und sagte, indem er mehr seine Gedanken verfolgte: »So ist es denn wahr, daß alle unsere Taten Spuren hinterlassen, tiefere oder leichtere, wie Gewürm, das dem Sande Furchen eindrückt? Tränen fallen später in diese hinein.«

»Mein Herr,« sagte Frau von Danglars, »Sie begreifen wohl meine Aufregung? Ich bitte Sie daher um Schonung. Dieser Raum, wo so viele Schuldige schon gezittert haben, dieser Stuhl, auf dem auch ich nun sitze –

zitternd und schamrot – oh, ich muß meine ganze Vernunft aufbieten, um in Ihnen keinen drohenden Richter und in mir keine Verbrecherin zu sehen.«

Villefort seufzte und schüttelte den Kopf, dann versetzte er: »Und ich sage, daß mein Stuhl nicht der eines Richters, sondern der Sitz eines Angeklagten ist.«

Frau von Danglars war überrascht und sprach, während ein flüchtiger Glanz ihr Auge durchflog: »Ich glaube, Ihr Puritanismus übertreibt die Lage der Dinge. Diese Spuren, von denen Sie sprachen, hinterlassen alle glühenden Jugendjahre. Auf dem Grunde der Leidenschaften, unter dem Vergnügen ist stets etwas Reue verborgen, und uns armen Frauen hat das Evangelium in der Büßerin Trost gegeben. Auch ich denke manchmal, daß mir Gott die Irrtümer meiner Jugend verzeihen wird; denn wenn er sie auch nicht entschuldigt, so ist doch in meinen Leiden Vergeltung und Ausgleich zu finden. Doch ihr Männer geht aus all solchen Dingen unbehelligt hervor.«

»Madame,« entgegnete Villefort. »Sie kennen mich, ich bin kein Heuchler, wenigstens niemals ohne Ursache. Ist meine Stirn finster, so wurde sie es durch Unglück, ist mein Herz versteinert, wurde es so, um die Stöße auszuhalten, die es trafen. Ich war nicht so in meiner Jugend, nicht so an jenem Hochzeitsabend, wo wir beisammensaßen an einem Tische in der Straße du Cours zu Marseille. Doch seither hat sich viel geändert, in mir und außer mir, mein Leben wurde gewöhnt, Schwierigkeiten zu verfolgen und zu überwinden. Denn es ist selten, daß man ohne Hindernis von seiten anderer erreicht, wonach man glühend verlangt. Daraus entstehen die meisten schlechten Handlungen der Männer, die sie dann in die prunkende Gestalt der Notwendigkeit verhüllen; nachdem aber die schlechte Tat in einem aufgeregten Moment aus Furcht oder vor Begierde geschehen ist, sieht man erst ein, auf welche Art sie hätte vermieden werden können. Der Ausweg zeigt sich uns, die wir vordem so blind waren, ganz leicht, und man sagt sich: Wie konnte ich doch anders handeln?! Ihr Frauen aber werdet selten von Gewissensbissen gequält, weil die Entscheidung selten von euch abhängt; eure Mißgeschicke sind euch fast immer auferlegt, eure Vergehungen fast immer das Verbrechen anderer.«

»Jedenfalls müssen Sie zugeben, mein Herr, daß ich, wenn ich ein ganz besonderes Vergehen beging, gestern abend hart bestraft wurde.«

»Arme Frau,« sprach Villefort, ihr die Hände drückend, »zu schwer für Ihre Kraft, denn zweimal unterlagen Sie fast, und dennoch ...«

»Nun?«

»Ich muß Ihnen etwas sagen, Madame! Sammeln Sie sich, wir sind noch nicht zu Ende.«

»Mein Gott,« rief Frau von Danglars bestürzt, »was gibt es noch?«

»Sie sehen nur die Vergangenheit, obgleich sie dunkel ist. Aber denken Sie sich eine Zukunft, noch dunkler, ja schrecklich ... vielleicht blutig ...«

Die Baronin kannte Villeforts Ruhe, sie wurde über seine Aufregung so entsetzt, daß sie den Mund zum Schreien öffnete; doch erstarb ihr der Laut in der Kehle.

»Wie ist diese gräßliche Vergangenheit wieder erwacht,« schrie Villefort, »wie aus dem Grabe und unsern Herzen, wo sie schlief, aufgestanden, gleich einem Phantome, um unsere Wangen bleich und unsere Stirnen rot zu machen?«

»Nun,« sagte Hermine, »durch Zufall, ohne Zweifel.«

»Zufall? Nein, nein, kein Zufall, Madame!«

»Doch, doch; ist es nicht ein Zufall, daß der Graf von Monte Christo dieses Haus gekauft hat? Kein Zufall, daß er die Erde umgraben ließ? Kein Zufall, daß jenes unglückliche Kind gerade unter dem Baume begraben war? Armes, unschuldiges Geschöpf, das ich geboren und dem ich niemals einen Kuß gegeben, wohl aber viele Tränen geweiht habe! Ach, mein ganzes Herz floß dahin, als der Graf von jenem teuren Vermächtnis sprach, das er unter den Blumen gefunden.«

»Nun, Madame,« sagte Villefort mit rauher Stimme, »so hören Sie denn das Schreckliche, was ich Ihnen mitzuteilen habe: Unter den Blumen lag kein Kistchen, kein Kind wurde dort vergraben, und wir haben keine Ursache, es zu beweinen, sondern vor ihm zu zittern.«

»Was meinen Sie?« fragte Frau von Danglars schaudernd.

»Ich will sagen, daß Monte Christo beim Umgraben der Erde weder einen Koffer noch ein Kindergerippe finden konnte, weil sich weder das eine noch das andere dort befand.«

»Weder das eine noch das andere?« wiederholte Frau von Danglars, indem sie den Prokurator mit Augen anstarrte, die der Schreck und das Entsetzen weit aufriß. »Weder das eine, noch das andere?« sagte sie nochmals, wie jemand, der durch den Schall der Worte wirre Gedanken festhalten will.

»Nein,« sagte Villefort, seine Stirn bedeckend, »nein, hundertmal nein!«

»So haben Sie also das Kind nicht begraben, mein Herr? Warum täuschten Sie mich? Reden Sie!«

»Es ist so. Doch hören Sie, hören Sie mich, und Sie werden mich bedauern, mich, der ich ganz allein diese Last an Qualen trug, die ich Ihnen nun mitteilen werde.«

»Mein Gott, Sie erschrecken mich. Doch immerhin: reden Sie, ich höre ...«

»Sie erinnern sich noch an jene schreckliche Nacht, wo Sie seufzend in Ihrem Bette lagen, in jenem Zimmer mit dem roten Damast, während ich, ebenfalls stöhnend wie Sie, Ihre Entbindung abwartete. Das Kind kam zur Welt, doch ohne Laut, ohne Bewegung, ohne Atem; wir hielten es für tot.«

Frau von Danglars fuhr empor, als wollte sie aus dem Stuhle stürzen, doch Villefort hielt sie mit gekreuzten Händen zurück, als flehe er um ihre Aufmerksamkeit.

»Wir hielten es für tot,« wiederholte er, »ich tat es in einen Koffer, der des Sarges Stelle vertreten mußte, ging in den Garten, machte eine Grube und legte es rasch hinein. Kaum bin ich mit dem Darüberwerfen der Erde fertig, als sich der Arm des Korsen mir entgegenstreckte, ich sehe eine Schattenbewegung und ein Leuchten wie Blitz. Ich fühle einen Schmerz, will schreien, ein Schauer durchfährt meinen Körper und schnürt mir die Kehle zu... ich falle wie ein Sterbender zu Boden und glaube mich getötet.

Niemals werde ich Ihren hohen Mut vergessen, als ich, zu mir selbst gekommen, mich bis zur Stiege hinschleppte, wo Sie, selbst fast vergehend, zu mir kamen. Man mußte das größte Stillschweigen über diese unglückliche Katastrophe beobachten. Sie hatten die Stärke, das Haus unter Beihilfe Ihrer Amme zu erreichen, wegen meiner Verwundung wurde ein Duell vorgeschützt. Nur wir zwei wußten um das Geheimnis. Man brachte mich nach Versailles, und ich kämpfte drei Monate lang mit dem Tode; endlich riet man mir zur Heilung die Luft des Südens an. Vier Männer trugen mich von Paris nach Chalons zu, sechs Stunden täglich. Frau von Villefort folgte in ihrem Wagen nach. Auf der Saone und der Rhone kam ich nach Arles, wo ich wieder zu Land bis Marseille getragen wurde. Sechs Monate währte meine Genesung, ich hörte nichts mehr von Ihnen und wagte nicht, nach Ihrem Schicksal zu fragen. Als ich nach Paris zurückkam, hörte ich, daß Sie als Witwe des Herrn von Nargone Herrn Danglars geehelicht hätten. Woran dachte ich, als mir die Erkenntnis meiner Tat gekommen war? Immer an dieselbe Sache, immer an den Leichnam des Kindes, das aus der Erde stieg und, am Rande des Grabes niedersitzend, mir drohte. Gleich nach meiner Ankunft in Paris zog ich Erkundigungen ein; das Haus war unbewohnt geblieben, seit wir es verlassen hatten, doch eben auf neun Jahre vermietet worden. Ich suchte den Mietmann auf, gab vor, eine große Begierde zu haben, daß dieses Haus, das den Eltern meiner Frau gehöre, nicht in fremde Hände käme, und bot ihm eine Entschädigung an. Er verlangte sechstausend Franken, ich hätte zehn-, ja zwanzigtausend Franken gegeben. Ich hatte das Geld bei mir, alles wurde sogleich in Ordnung gebracht, und ich sprengte nach Auteuil, wo ich hörte, daß niemand in dem Hause gewesen sei.

Es war fünf Uhr nachmittags, ich stieg in das rote Zimmer und erwartete die Nacht. Dort zeigte sich alles, was ich sagte, seit einem jahrelangen Todeskampfe meinen Gedanken noch drohender als jemals. Der Korse, der mir Rache geschworen hatte, und mir von Nimes nach Paris gefolgt war, jener Korse, der im Garten versteckt war, mich das Kind eingraben sah und mich verwundete, er konnte Sie vielleicht auch kennen, und wenn das ist... müssen Sie nicht vielleicht eines Tages das Geheimnis dieser schrecklichen Begebenheit zahlen? Würde es etwa nicht eine noch süßere Rache für ihn sein, wenn er hörte, daß ich nicht durch seinen Dolchstoß gestorben sei? Es war also vor allem notwendig, jede äußere Spur des Begangenen zu

vertilgen, denn es würde ja ohnehin zu lebhaft in meinem Gedächtnisse bleiben. Darum machte ich die Miete rückgängig und war in dies Schreckenshaus gekommen. Die Nacht kam heran, und ich ließ sie weit vorrücken; ich blieb ohne Licht in jenem Gemach, wo der Zugwind die Türen bewegte, hinter denen ich stets einen Verräter zu sehen meinte. Dann und wann sprang ich auf, ich meinte, hinter mir in jenem Bett ein Stöhnen zu hören, und wagte nicht, zurückzukehren. Mein Herz pochte so heftig in diesem Schweigen um mich, daß ich meinte, es würde sich jene Wunde öffnen, denn außerhalb des Hauses war tiefe Ruhe eingetreten. Ich sah ein, daß ich nicht mehr fürchten durfte, gehört oder gesehen zu werden, und entschloß mich, hinabzugehen. Hören Sie, Hermine, ich halte mich für einen so mutigen Mann wie irgendeinen, doch als ich aus meiner Brusttasche den kleinen Schlüssel zur Treppe herauszog, den wir beide so wert hielten und den Sie an einen goldenen Ring fassen lassen wollten, als ich die Tür öffnete und der Mond seine Strahlen gleich Gespenstern durch die Fenster auf die Wendeltreppe warf: da mußte ich mich an die Mauer lehnen, und ich war nahe daran, zu schreien, denn es schien mir, als müßte ich wahnsinnig werden. Endlich errang ich wieder Mut. Ich stieg langsam die Stiege hinab, doch schlotterten mir wider Willen die Knie, und ich hielt mich am Geländer, sonst wäre ich hinabgestürzt. Endlich schritt ich durch die untere Tür, außen lehnte ein Spaten an der Mauer, den ich nahm und nach dem Gehölz ging. Eine Blendlaterne, die ich anzündete, zeigte mir den Weg. Es war zu Ende November und jedes Grün im Garten verschwunden; die Bäume glichen fleischlosen Skeletten, und die dürren Blätter knirschten unter meinen Füßen im Sande. Entsetzen ergriff mich, daß ich eine Pistole herausnahm, indem ich fürchtete, die Gestalt des Korsen zwischen den Zweigen zu erblicken. Das Gehölz war leer, ich forschte scharf umher, doch ich war ganz allein, kein Laut störte das Schweigen der Nacht außer der Stimme einer Eule, welche ihr heiseres und düsteres Geschrei wie einen Gespensterruf durch das Dunkel sendete. Ich hing meine Laterne an einen gelblichen Zweig und besah mir den Platz. Das Gras war während des Sommers sehr dicht gewesen, und niemand hatte es gemäht; eine minder dicht bewachsene Stelle zog meine Aufmerksamkeit an, es war ohne Zweifel diejenige, welche ich umgegraben hatte. Ich machte mich ans Werk, es war nun jene Stunde gekommen, die ich seit einem Jahre erwartete. Doch wie ich auch arbeitete und jedes Stück Rasen untersuchte, mein Spaten fühlte keinen Widerstand; ich grub daher einen Platz um, der

zwei- oder dreimal so groß war als der erste. Ich glaubte, mich im Orte geirrt zu haben, ich betrachtete die Bäume, ich suchte den Ort zu erkennen, wo mich der Dolch niedergestoßen hatte. Ein eisiger Nordwind schnitt durch die entlaubten Bäume, und dennoch rann mir der Schweiß von der Stirn. Ich erinnerte mich, daß ich den Stoß in demselben Augenblick erhalten hatte, wo ich die Grube zuschüttete und mich an einem Eibenholzbaume hielt und die Erde stampfte; hinter mir war ein künstlicher Fels als Ruhebank gewesen, denn während meines Falles hatte meine Hand die Kälte des Steines gefühlt. Die Umgebung war richtig so. Ich fiel jetzt abermals zur Erde, um mich besser zu erinnern, doch trotz meiner Gewißheit fand ich das Kistchen nicht, es war nicht mehr da.«

»Das Kistchen war nicht da?« murmelte Frau von Danglars, vor Entsetzen fast ohnmächtig.

»Denken Sie nicht, daß ich mich auf diesen Versuch beschränkte, nein. Ich durchwühlte das ganze Gehölz, in der Meinung, daß der Mörder, der vielleicht einen Schatz zu erbeuten glaubte, nach entdeckter Täuschung den Koffer irgendwo vergraben habe; dann fiel ich auf den Gedanken, daß er ihn ohne weiteres weggeworfen haben könne. Zu diesen Nachforschungen beschloß ich, den Tag zu erwarten, und begab mich daher wieder in jenes Gemach.«

»O mein Gott!«

»Bei Tagesanbruch stieg ich wieder hinab, in der Hoffnung, Spuren zu finden, die mir die Nacht verhüllt hatte. Ich hatte die Erde auf eine Strecke von zwanzig Fuß im Geviert und mehr als zwei Schuh Tiefe umgegraben. Kein Tagelöhner hätte das in einem Tage tun können, was ich in einer Stunde vollbrachte. Doch nichts, durchaus nichts entdeckte ich. Nun suchte ich, ob das Kistchen nicht in irgendeinem Winkel hingeworfen läge, doch auch diese neue Nachforschung war ebenso unnütz wie die frühere Mühe.«

»Oh,« rief Frau von Danglars, »es ist genug, um wahnsinnig zu werden!«

»Ich hoffte dies,« sagte Villefort, »doch hatte ich nicht das Glück. Darum tat ich mir Gewalt an und fragte mich:

»Warum hat jener Mensch den Leichnam mit sich genommen?«

»Nun, weil es ein Raub war«, versetzte Hermine.

»O nein, Madame, das konnte es nicht sein; man hebt einen Leichnam nicht ein Jahr lang auf, sondern man geht zum Gericht und macht Anzeige. Doch ist nichts dergleichen geschehen!«

»Und nachher?« sagte Hermine stammelnd.

»Dann ist noch etwas viel verhängnisvoller und schrecklicher für uns, es ist vielleicht das Kind am Leben gewesen, und der Mörder hat es gerettet.«

Frau von Danglars stieß einen furchtbaren Schrei aus und sagte, Villeforts Hande ergreifend:

»Mein Kind war lebend! Sie haben mein lebendiges Kind begraben, Sie waren nicht überzeugt, daß es tot war? O Herr, o Herr!«

Frau von Danglars hatte sich erhoben und fast drohend zu dem königlichen Prokurator gewendet.

»Was weiß ich,« sagte dieser mit starrem Blick, der anzeigte, daß dieser starke Mann der Verzweiflung und dem Wahnsinn nahe sei, »ich erzähle es, wie alles bisher.«

»Ach, mein Kind, mein armes Kind!« rief die Baronin, sich in den Stuhl werfend und ihre Seufzer mit dem Taschentuche erstickend.

Villefort kam zu sich und suchte diesen fürchterlichen Sturm, der sich in dem Mutterherzen gegen ihn erhob, zu beschwichtigen: er stand also auf und sagte zur Baronin in leisem Tone:

»Sie begreifen wohl, daß, wenn es so ist, wir verloren sind; das Kind lebt, und jemand weiß es, daß es lebt, folglich auch unser Geheimnis, und da Monte Christo zu uns von einem begrabenen Kinde gesprochen hat, welches nicht dort begraben ist, so weiß er davon.«

»Gott, gerechter, rächender Gott!« flüsterte Hermine.

Villefort antwortete mit einer Art Geheul.

»Aber dieses Kind, dieses Kind!« versetzte die entflammte Mutter.

»Oh, wie habe ich es gesucht,« versetzte Villefort mit gerungenen Händen, »wie oft habe ich es in schlaflosen Nächten gerufen! Wie oft wünschte ich, Millionen zu besitzen, um Tausenden von Menschen ihre Geheimnisse abzukaufen, um vielleicht das meinige zu entdecken. Endlich fragte ich mich, was der Korse mit dem Kinde habe tun können, das ihm ja auf der Flucht hinderlich sein mußte; vielleicht hat er es ins Wasser geworfen, als er bemerkte, daß es am Leben war.«

»Ach, unmöglich!« schrie die Baronin. »Man mordet Menschen aus Rache, doch nicht mit kaltem Blute ein Kind!«

»Vielleicht«, fuhr Villefort fort, »hat er es in das Findelhaus gegeben.«

»Ach, ja, ja,« rief Frau von Danglars, »mein Kind ist dort, mein Herr!«

»Ich lief hin und vernahm, daß in jener Nacht vom zwanzigsten September ein Kind in dem Turm abgegeben worden war; es war in eine absichtlich zur Hälfte abgeschnittene Serviette eingewickelt, die eine Hälfte trug eine Krone und den Buchstaben H.«

»Es ist's, es ist's, all mein Linnenzeug war so gemerkt; Herr von Nargone war Baron, und ich heiße Hermine. Dank dir, mein Gott, daß mein Kind nicht tot war!«

»Nein, es war nicht tot!«

»Und Sie sagen es mir ohne Furcht, daß mich die Freude töte? Wo ist mein Kind?«

Villefort zuckte die Achseln.

»Weiß ich es, und wenn ich es wüßte, würde ich Sie alle diese Steigerungen des Schreckens durchmachen lassen? Nein, nein, ich weiß es nicht. Ein Weib war ungefähr nach sechs Monaten gekommen, um das Kind

zurückzufordern, sie hatte alle nötigen Beweise nebst der andern Hälfte der Serviette für sich, und man folgte ihr das Kind aus.«

»Doch man mußte diesem Weibe nachfragen und schickte die feinsten Spürhunde unserer Polizei auf Kundschaft.«

»Bis Chalons traf man Spuren, dann verloren sie sich.«

»Verloren?«

»Ja, für immer.«

Frau von Danglars hatte dieser Erzählung mit Seufzern, Tränen und Ausrufen zugehört und sprach dann: »Und dies ist alles, worauf Sie sich beschränkten?«

»O nein,« sagte Villefort, »ich unterließ niemals Nachforschungen jeder Art, doch seit zwei oder drei Jahren gab ich mir nicht so eifrige Mühe. Aber heute will ich sie mit neuer Ausdauer beginnen, und nicht vergebens, denn nun treibt mich nicht mehr Reue, sondern Furcht.«

»Doch«, entgegnete die Baronin, »Graf Monte Christo weiß nichts, er würde sonst unsere Freundschaft nicht so sehr gesucht haben.«

»Oh, die Bosheit der Menschen ist sehr tief, sie ist tiefer als Gottes Güte. Haben Sie nicht die Blicke des Grafen bemerkt, als er mit uns sprach?«

»Nein.«

»Aber sonst haben Sie ihn wohl betrachtet?«

»Ja, er ist bizarr, weiter nichts; nur eines hat mich überrascht, daß er bei dem trefflichen Gastmahl nichts angerührt hat.«

»Ja, ich bemerkte es auch,« sagte Villefort, »hätte ich das gewußt, was ich jetzt weiß, so würde ich auch nichts angerührt haben, weil ich eine Vergiftung befürchtet hätte.«

»Und Sie würden sich sehr getäuscht haben.«

»Ja, ganz gewiß; doch glauben Sie mir, dieser Mensch hat andere Pläne, darum wollte ich mit Ihnen reden und Sie vor aller Welt, besonders aber vor ihm warnen. Sagen Sie mir,« fuhr Villefort fort, seine Blicke inniger als bisher auf die Augen der Baronin heftend, »haben Sie zu niemanden von unserem Verhältnis geredet?«

»Nie, zu niemanden.«

»Sie verstehen wohl,« versetzte Villefort zärtlich, »wen ich meine, wenn ich frage: niemanden?«

»Ja, ja, ich verstehe«, sagte die Baronin errötend.

»Haben Sie nicht die Gewohnheit, ein Tagebuch zu führen und alles Vorfallende aufzuschreiben?«

»Nein, o nicht doch, mein Leben schwindet leicht dahin, und ich vergesse jeden Tag sogleich.«

»Reden Sie nicht laut im Traume?«

»Ich habe einen Kinderschlaf, wissen Sie es nicht mehr?«

Die Baronin wurde hochrot, während Villefort erbleichte.

»Es ist wahr«, sprach er so leise, daß man es kaum hörte.

»Nun?« fragte die Baronin.

»Nun weiß ich, was ich zu tun habe,« entgegnete Villefort; »in acht Tagen werde ich wissen, wer jener Monte Christo ist, woher er kommt, wohin er geht, und warum er in unserer Gegenwart von verscharrten Kindern spricht.«

Villefort betonte diese Worte so eigentümlich, daß der Graf sich entsetzt hätte, würde er sie gehört haben. Dann drückte er der Baronin die Hand, die sie ihm wider Willen gab, und führte sie voll Höflichkeit zur Tür. Frau von Danglars fuhr darauf sofort wieder nach Hause.

Herr und Frau von Saint-Méran waren bei Villefort zum Besuch gewesen. Auf der Rückreise jedoch erkrankte Herr von Saint-Méran ganz plötzlich und verstarb, ehe noch Hilfe herbeigeholt werden konnte. Aufgelöst vor Jammer und Schmerz kehrte die alte Dame zum Schwiegersohn zurück, legte sich zu Bett und begann im Fieber von einer Geistererscheinung zu reden, die aus dem Zimmer der Frau von Villefort gekommen sei und ihr einen Trank bereitgestellt habe.

Nun müsse auch sie dahinscheiden, sagte die Kranke, ließ einen Notar kommen und vermachte das große Vermögen der Mérans einzig der geliebten Enkelin und flehte ihren Schwiegersohn an, damit sie in Frieden die Augen schließen könne, noch rasch an ihrem Sterbebette die Vermählung Valentinens mit Herrn von Epinay zu vollziehen. Villefort tat alles, um diesen Wunsch zu erfüllen.

Inzwischen kam der Arzt. Valentine ging ihm entgegen.

»Nicht wahr, Sie wissen schon von dem Unglück, das uns betroffen hat?«

»Ich weiß nichts«, entgegnete Herr d'Avrigny.

»Ach,« sprach Valentine, indem sie ihr Schluchzen unterdrückte, »mein Großvater ist gestorben.«

»Herr von Saint-Méran?«

»Ja.«

»Plötzlich?«

»An einem Schlagfluß.«

»An einem Schlagfluß?« wiederholte der Arzt.

»Ja. Und nun bildet sich meine Großmutter ein, daß ihr Gemahl, den sie niemals verlassen, sie rufe, und daß sie bald mit ihm vereinigt sein werde. Oh, Herr d'Avrigny, nehmen Sie sich meiner armen Großmutter an.«

»Wo ist sie?«

»In ihrem Zimmer, mit dem Notar.«

»Und Herr Noirtier?«

»Er ist sich immer gleich; sein Geist ist vollkommen hell, doch bleibt die Unbeweglichkeit und Stummheit dieselbe.«

»Und auch seine Liebe für Sie bleibt dieselbe, nicht wahr, mein Kind?«

»Ja,« entgegnete Valentine seufzend, »er hat mich recht lieb.«

»Wer sollte Sie nicht liebhaben?«

Valentine lächelte trübselig.

»Und was fehlt Ihrer Großmutter?«

»Sie hat eine seltsame Aufregung der Nerven, einen bewegten, sonderbaren Schlaf; diesen Morgen gab sie vor, daß ihre Seele während des Schlummers über ihrem Körper schwebe; das ist doch Delirium. Auch behauptet sie, daß sie ein Phantom in das Zimmer treten sah und ein Geräusch vernahm, das der vorgebliche Geist verursachte, als er ihr Glas berührte.«

»Das ist seltsam«, sprach der Doktor, »ich wußte nicht, daß Frau von Saint-Méran solchen Wallungen unterworfen sei.«

»Auch ich habe sie zum ersten Male so gesehen,« versetzte Valentine, »und diesen Morgen hat sie mir große Angst gemacht, denn ich hielt sie für verrückt; und mein Vater, Sie kennen doch den ernsten Geist meines Vaters, nun, Herr d'Avrigny, mein Vater selbst schien davon erschüttert.«

»Wir wollen sehen,« entgegnete Herr d'Avrigny, »was Sie mir da sagen, kommt mir sonderbar vor.«

Der Notar ging fort, man benachrichtigte Valentine, daß ihre Großmutter allein sei.

»Gehen Sie hinauf«, sprach sie zu dem Doktor.

»Und Sie?«

»Oh, ich wage es nicht, denn sie verbot mir, Sie holen zu lassen; dann bin ich, wie Sie sagten, selbst bewegt, fieberhaft, unpäßlich; ich will, um mich zu erholen, einen Gang in den Garten machen.«

Sie ging bis zum Ende des Gartens, wo an einer Stelle der Gitterzaun nicht mit Büschen bepflanzt war. Sie war noch nicht bis dahin gelangt, als sie sich bereits beim Namen rufen hörte.

Es war Morrel, der Valentine hier erwartete und der sich in keiner geringen Aufregung befand.

Valentine wußte aber nichts von dem Warten Morrels, auch war es nicht die Stunde, wo er gewöhnlich kam, und so schien es ein bloßer Zufall oder, wenn man lieber will, eine glückliche Sympathie, die sie in den Garten geführt hatte.

Als sie herankam, rief Morrel sie, und sie lief zum Gitter.

»Sie sind hier zu dieser Stunde?« sagte sie.

»Ja, arme Freundin!« entgegnete Morrel. »Ich komme, um schlimme Nachrichten zu holen und zu bringen.«

»Unser Haus ist wahrlich eine Unglücksstätte«, sagte Valentine. »Doch sprechen Sie, Maximilian, ich will's ertragen, wenn auch die Summe der Schmerzen schon groß genug ist.«

»Geliebte Valentine,« versetzte Morrel, indem er sich selbst zu fassen suchte, »ich bitte Sie, sagen Sie mir, um welche Zeit beabsichtigt man, Sie zu verheiraten?«

»Ich will Ihnen nichts verhehlen, Maximilian! Diesen Morgen sprach man von meiner Verheiratung, und meine Großmutter, auf die ich zu meinen Gunsten rechnete, erklärte sich nicht nur für diese Heirat, sondern wünscht sogar ganz entschieden, daß nur die Zurückkunft des Herrn d'Epinay sie

verzögert, und daß gleich am Tage nach seiner Ankunft der Vertrag in Richtigkeit gebracht wird.«

Ein schmerzvoller Seufzer rang sich aus der Brust des jungen Mannes, er starrte das junge Mädchen lange und traurig an, worauf er mit tiefer Stimme sprach:

»Ach, es ist doch entsetzlich, wenn man sagen hört: 'Der Augenblick deiner Hinrichtung ist festgesetzt, sie findet in wenigen Stunden statt.' Aber gleichviel, es muß so sein, und ich werde mich meinerseits gar nicht widersetzen. Also, da man nur noch auf Herrn d'Epinay wartet, wie Sie sagen, um den Vertrag zu unterfertigen, und da Sie am Tage nach seiner Ankunft ihm zugehören, so werden Sie morgen schon Herrn d'Epinays Gattin sein, denn er kehrte diesen Morgen nach Paris zurück.«

Valentine stieß einen Schrei aus.

»Ich war vor einer Stunde bei dem Grafen von Monte Christo,« sagte Morrel; »wir redeten zusammen, er von dem Schmerze Ihres Hauses, ich von Ihrem Leide, als plötzlich ein Wagen in den Hof fuhr. Ich glaubte nie an Ahnungen, allein jetzt, Valentine, muß ich meine Ansicht ändern; beim Rollen dieses Wagens ergriff mich ein Schauer; bald darauf vernahm ich Tritte auf der Stiege; die dröhnenden Schritte des Gouverneurs haben Don Juan nicht so sehr erschreckt, als mich dieser Gang erschreckte. Endlich ging die Tür auf, Albert von Morcerf trat zuerst ein, ich zweifelte an mir selber und glaubte mich zu irren, als hinter ihm ein anderer junger Mann vorschritt und der Graf ausrief: ›Ah, Baron Franz d'Epinay!‹ Ich nahm alle Kraft und Festigkeit meines Herzens zusammen, um mich zu fassen. Ich war vielleicht blaß und vielleicht zitterte ich, doch blieb ein Lächeln auf meinen Lippen; aber fünf Minuten darauf ging ich fort, ohne ein Wort von dem gehört zu haben, was inzwischen gesprochen wurde, denn ich war vernichtet.«

»Armer Maximilian!« seufzte Valentine,

»Hier steh' ich nun, Valentine, antworten Sie mir jetzt wie einem Manne, dem Ihre Antwort Tod oder Leben gibt: was werden Sie tun?«

Valentine neigte den Kopf, sie war niedergeschmettert.

»Valentine,« sagte Morrel, »es ist nicht das erste Mal, daß Sie an die Lage denken, in der wir uns befinden; sie ist schwierig, sie ist dringlich, es steht alles auf dem Spiele; ich glaube nicht, daß es an der Zeit ist, sich einem nutzlosen Grame hinzugeben, das mögen die tun, die nach ihrem Gefallen dulden, nach Muße ihre Tränen vergießen mögen. Es gibt solche Leute, und Gott wird ihnen gewiß im Himmel diese Resignation auf Erden anrechnen; allein wer den Willen hat, zu kämpfen, verliere die kostbare Zeit nicht und gebe dem Schicksal unmittelbar den Schlag zurück, den er empfangen hat. Ist es nun Ihr Wille, sich gegen das feindliche Schicksal aufzulehnen? Valentine, sprechen Sie, denn ich kam, Sie darum zu fragen.«

Valentine zitterte und starrte Morrel mit großen, verlorenen Augen an. Der Gedanke, sich ihrem Vater, ihrer Großmutter und der ganzen Familie zu widersetzen, war ihr nie in den Sinn gekommen.

»Was sagen Sie mir, Maximilian,« fragte Valentine, »und was nennen Sie Kampf? Nennen Sie es Verbrechen. Wie, ich sollte ankämpfen wider den Befehl meines Vaters, wider den Wunsch meiner sterbenden Großmutter? Das ist unmöglich!«

Morrel machte eine Bewegung, und sie fuhr fort: »Sie haben ein zu edles Herz, um mich etwa nicht zu verstehen, und verstehen mich so gut, lieber Maximilian, daß Sie schweigen. – Ich kämpfen? Gott bewahre mich! Nein, nein! Ich bewahre alle meine Kraft, um wider mich selbst zu kämpfen und meine Tränen zu trinken, wie Sie sagen; nie werde ich meinen Vater betrüben, nie die letzten Augenblicke meiner Großmutter stören!«

»Sie haben völlig recht«, entgegnete Morrel gelassen.

»Mein Gott, wie Sie das sagen!« rief Valentine verletzt.

»Ich sage Ihnen das, mein Fräulein, wie ein Mann, der Sie bewundert«, versetzte Maximilian.

»Mein Fräulein,« rief Valentine, »mein Fräulein! Oh, der Egoist! Er sieht mich in Verzweiflung und tut, als verstände er mich nicht.«

»Sie irren; im Gegenteil, ich verstehe Sie vollkommen. Sie wollen Herrn von Villefort nicht erzürnen, Sie wollen nicht unfolgsam gegen die Marquise sein und werden morgen den Vertrag unterschreiben, der Sie mit Ihrem Gemahl verbinden soll.«

»Aber, mein Gott, kann ich denn anders handeln?«

»Sie müssen in dieser Angelegenheit, wo ich ein schlechter Richter bin, nicht mich anrufen, mein Fräulein, denn mein Egoismus würde mich verblenden«, erwiderte Morrel, dessen dumpfe Stimme und geballte Hände die zunehmende Gemütsbewegung anzeigten.

»Was werden Sie mir also raten, Morrel, wenn Sie mich geneigt fänden, Ihren Vorschlag anzunehmen? Nun, antworten Sie doch, hier gilt es nicht, zu sagen: ›Sie machen die Sache schlecht,‹ hier muß man auch guten Rat erteilen.«

»Sagen Sie mir das im Ernst, Valentine? Soll ich Ihnen diesen Rat geben?«

»Allerdings, Maximilian, wenn er gut ist, will ich ihn befolgen, Sie wissen doch, daß ich in meiner Zuneigung beharrlich bin.«

»Valentine,« sprach Morrel, indem er ein loses Brett gänzlich beiseite schaffte, »reichen Sie mir Ihre Hand zum Beweise, daß Sie mir meinen Zorn vergeben; Sie sehen, mein Kopf ist ganz verwirrt, und seit einer Stunde haben die tollkühnsten Pläne mein Hirn durchspukt. Oh, im Falle Sie meinen Rat verwerfen würden...«

»Nun, dieser Rat?«

»Hören Sie, Valentine!«

Das junge Mädchen erhob die Augen gen Himmel und stieß einen Seufzer aus.

»Ich bin Herr für mich,« sagte Maximilian, »ich bin reich genug für uns beide; ich schwöre Ihnen zu Gott: Sie werden meine Gemahlin sein, ehe noch meine Lippen sich auf Ihre Stirn pressen.«

»Wie denken Sie sich das?« fragte das Mädchen.

»Folgen Sie mir,« fuhr Morrel fort, »ich führe Sie zu meiner Schwester, die würdig ist, Ihre Schwester zu sein; wir schiffen uns nach Algier, nach England oder nach Amerika ein, wenn Sie sich nicht lieber mit mir in eine Provinz zurückziehen wollen, wo wir abwarten könnten, bis unsere Freunde den Widerstand Ihrer Familie überwunden haben, um dann wieder nach Paris zurückzukehren.«

Valentine schüttelte den Kopf.

»Das habe ich vorausgesehen, Maximilian,« entgegnete sie, »das ist der Rat eines Wahnsinnigen, und ich wäre noch betörter als Sie, wenn ich Sie nicht alsogleich mit dem einzigen Worte zurückwiese: ›Unmöglich, Morrel! Unmöglich!‹«

»Sie folgen also Ihrem Schicksal, wie es immer kommen mag, ohne dagegen anzukämpfen?« fragte Morrel finster.

»Ja, sollte ich auch dabei sterben.«

»Nun, Valentine,« versetzte Morrel, »ich wiederhole Ihnen abermals, daß Sie recht haben. Wahrhaftig, ich bin verrückt, und Sie beweisen mir, daß die Leidenschaft die gerechtesten Geister verblendet. Meinen Dank also, da Sie ohne Leidenschaft urteilen. Es ist also eine entschiedene Sache: morgen werden Sie mit Herrn d'Epinay versprochen, und zwar nicht nur durch jene Komödienförmlichkeit, die man Unterschrift heißt, sondern durch Ihren eigenen Willen!«

»Maximilian, Sie bringen mich zur Verzweiflung«, versetzte Valentine. »Was würde wohl Ihre Schwester zu dem Rat sagen, den Sie mir da geben?«

»Mein Fräulein!« entgegnete Morrel mit einem bitteren Lächeln. »Ich bin ein Egoist, wie Sie gesagt haben, und als solcher denke ich nicht an das, was andere sagen könnten. Es ist ein Jahr her, daß ich Sie kenne. Seit dem ersten Tage, da ich Sie gesehen, liebe ich Sie. Alles, was mir das Leben hold machen könnte, liegt für mich in Ihrer Person. Ich glaubte, den

Himmel zu gewinnen – und hab' mir die Hölle erkoren. Ja... es kommt wohl oft genug vor, daß ein Spieler nicht nur das verliert, was er besitzt, sondern auch das, was er nicht besitzt.«

Morrel sprach diese Worte mit einer vollkommenen Ruhe; Valentine blickte ihn ein Weilchen mit ihren großen, prüfenden Augen an.

»Was aber wollen Sie tun?« fragte sie.

»Ich werde mir erlauben, Ihnen Lebewohl zu sagen, mein Fräulein, und wünsche Ihnen, dafür sei Gott mein Zeuge, der meine Worte hört und im Grunde meiner Seele liest, ich wünsche Ihnen ein so ruhiges, so glückliches und reichgesegnetes Leben, daß es in seiner Fülle nicht einmal mehr Raum für mein Andenken hat!«

»Oh!« seufzte Valentine.

»Leben Sie wohl, Valentine!« sprach Morrel und verneigte sich.

»Wohin gehen Sie?« rief das Mädchen, indem sie ihre Hand durch das Gitter streckte und Maximilian am Rock festhielt, aus der eigenen Gemütsverfassung schließend, daß seine Ruhe keine wirkliche sein könne. »Wohin gehen Sie?«

»Ich will trachten, keine neue Störung mehr in Ihre Familie zu bringen, und ein Beispiel geben, das alle ehrbaren und demutsvollen Menschen nachahmen mögen, die sich in meiner Lage befinden.«

»Ehe Sie mich verlassen, Maximilian, sagen Sie mir, was Sie tun wollen?«

Der junge Mann lächelte trübsinnig.

»Sagen Sie es mir, oh, sagen Sie!« rief Valentine. »Ich flehe Sie an!«

»Haben Sie Ihren Entschluß geändert, Valentine?«

»Ich kann ihn leider nicht ändern, das wissen Sie«, erwiderte das Mädchen.

»Nun, so leben Sie wohl, Valentine.«

Valentine rüttelte mit solcher Kraft am Gitter, als wolle sie es niederreißen, und als Morrel wegging, streckte sie beide Arme durch das Gitter, faltete und rang die Hände und schrie: »Was wollen Sie tun, ich muß es wissen, wohin gehen Sie?«

»Oh, seien Sie beruhigt,« sagte Maximilian, indem er drei Schritt vor der Tür stillestand; »meine Absicht ist es nicht; einen andern Menschen für die Härte, die das Schicksal mir erweist, verantwortlich zu machen. Ein anderer würde Ihnen drohen, daß er Franz aufsuchen, herausfordern und sich mit ihm schlagen werde, das alles wäre unsinnig. Was hat Franz bei der ganzen Sache zu tun? Er sah mich diesen Morgen zum ersten Male; er hat es schon vergessen, daß er mich gesehen; er wußte nicht einmal um meine Existenz, als Ihre zwei Familien übereinkamen, daß eins dem andern angehören sollte. Ich habe es also keineswegs mit Herrn Franz zu tun, und ich schwöre es Ihnen, daß ich ihm durchaus nicht zu nahe treten werde.«

»An wen wollen Sie sich halten? An mich?«

»An Sie, Valentine? Oh, bewahre mich Gott, die Frau ist unantastbar; die Frau, die man liebt, ist heilig.«

»Also an Sie selbst, Unglücklicher, an Sie selbst?«

»Weil ich der Schuldige bin, nicht wahr?«

»Maximilian!« sagte das Mädchen. »Maximilian! Kommen Sie her, ganz nahe zu mir.«

Maximilian trat mit einem sanften Lächeln näher, und seine Blässe abgerechnet, konnte man glauben, er befinde sich ganz so wie gewöhnlich.

»Hören Sie mich, meine teure, meine angebetete Valentine!« sprach er mit seiner ernsten, klangvollen Stimme, »Menschen wie wir, die nie einen Gedanken faßten, worüber sie vor der Welt, vor den Verwandten, vor Gott hätten erröten müssen; Menschen wie wir können einander im Herzen lesen wie in einem offenen Buch. Ich spielte nie den Romanhelden, war kein Manfred, kein Antony, sondern habe ohne Wort, ohne Beteuerungen, ohne Schwüre mein Leben ganz auf Sie gesetzt; Sie geben mich auf, und Sie

haben recht, so zu handeln, ich habe es oft gesagt und wiederhole es Ihnen; allein Sie geben mich auf, und so ist mein Leben verloren. Von dem Augenblick an, Valentine, wo Sie sich von mir entfernen, stehe ich allein da in der Welt. Meine Schwester ist glücklich bei ihrem Gatten. Ihr Gatte aber ist bloß mein Schwager, das heißt ein Mann, den nur die soziale Übereinkunft an mich knüpft, es bedarf also niemand auf Erden meines Daseins, das nutzlos geworden ist. Nun sehen Sie, was ich tun werde: Ich warte bis zur letzten Sekunde Ihrer Verheiratung, denn ich will nicht einen Schatten von jenen unerwarteten Wechselfällen verlieren, die uns der Zufall bisweilen vorbehält, indem bis dahin Herr Franz d'Epinay schließlich sterben kann; ja, in dem Moment, wo Sie zum Altar treten, kann der Blitz auf ihn niederschlagen. Demjenigen, der zum Tode verurteilt ist, wird alles glaublich, und die Wunder treten für ihn in die Klasse des Möglichen, wenn es sich um das Heil seines Lebens handelt. Ich werde somit bis zum letzten Moment warten, sage ich, und wenn mein Unglück gewiß ist, ohne Abhilfe, ohne Hoffnung, so werde ich einen Brief an meinen Schwager, einen zweiten an den Polizeipräfekten schreiben, um ihnen meinen Vorsatz zu melden, und in irgendeinem Winkel des Waldes, am Rande eines Grabens oder am Gestade eines Flusses will ich mir die Hirnschale zerschmettern, so wahr ich der Sohn des ehrbarsten Mannes bin, der jemals in Frankreich gelebt hat.«

Ein heftiges Zittern befiel Valentinens Glieder; sie ließ das Gitter los, das sie mit den Händen gefaßt hatte, ihre Arme sanken an ihrer Seite herab, und über die Wangen perlten ihr zwei schwere Tränen. Der junge Mann blieb vor ihr stehen, düster und entschlossen.

»Oh, Mitleid und Erbarmen?« schluchzte sie. »Nicht wahr, Sie werden am Leben bleiben?«

»Nein, auf Ehre, das werde ich nicht tun,« versetzte Maximilian; »doch was liegt Ihnen daran? Sie taten Ihre Pflicht, und das gute Gewissen wird Ihnen bleiben.«

Valentine sank auf die Knie und drückte ihre Hände auf das Herz. »Maximilian!« rief sie. »Maximilian, mein Freund, der du in Wahrheit allein mein Gatte bist, folge meinem Beispiel: trage das Schicksal mit Mut und Geduld. Vielleicht kommt doch noch ein Tag, der uns vereint.«

»Leben Sie wohl, Valentine!« wiederholte Morrel.

»Mein Gott!« schrie Valentine, indem sie ihre Hände zum Himmel hob. »Du siehst, ich habe alles getan, was ich vermochte, um eine ergebene Tochter zu sein, ich habe gebeten, gefleht, geschworen. Er aber achtet meine Bitten nicht, hört nicht auf mein Flehen. Gut!« fuhr sie fort, indem sie ihre Tränen trocknete und ihre Festigkeit wiedergewann. »Gut! Ich will nicht an Gewissensbissen sterben. Sie werden leben, Maximilian, denn ich will keinem andern als Ihnen angehören. Zu welcher Stunde? In welchem Augenblick? Etwa auf der Stelle? Reden, gebieten Sie, ich bin bereit!« Morrel, der sich aufs neue einige Schritte weit entfernt hatte, kehrte wieder zurück und reichte vor Freude und mit wonnetrunkenem Herzen Valentine seine beiden Hände durch das Gitter.

»Valentine,« sprach er, »Geliebte! Sie müssen nicht derart mit mir reden, oder Sie töten mich. Warum sollte ich Sie der Gewalt verdanken, wenn Sie mich lieben, wie ich Sie liebe? Nötigen Sie mich nur aus Menschlichkeit zum Leben zurück? In diesem Falle sterbe ich lieber.«

»Ach,« seufzte Valentine, »wer liebt mich denn in der Welt? Du, du ganz allein. Wer ist die Hoffnung, die einzige Freude meines Lebens? Du, und nochmals du, Maximilian! So gibt's denn keine Wahl mehr für mich. Ja, ich werde dir folgen, ich werde das väterliche Haus und alles verlassen. Oh, wie bin ich undankbar!« rief sie schluchzend aus. »Alles, selbst meinen guten Großvater, den ich vergessen habe.«

»Nein,« sagte Maximilian, »du wirst ihn nicht verlassen. Wie du gesagt hast, schien Herr Noirtier Sympathie für mich zu haben. Entdecke ihm alles, ehe wir entfliehen, seine Zustimmung wird dir ein Trost vor Gott sein. Sobald wir dann vermählt sind, kommt er zu uns und hat zwei Kinder statt des einen. Du hast mir gesagt, wie er mit dir spricht und wie du ihm antwortest; ich werde recht bald diese rührende Zeichensprache erlernen. Oh, ich schwöre es dir, Valentine, statt der Verzweiflung erwartet uns ein namenloses Glück.«

»Oh, sieh nur, Maximilian, was für eine Gewalt du über mich hast: du läßt mich beinahe das glauben, was du sagst, und doch ist es Wahnsinn, denn mein Vater wird mir fluchen, ich kenne ihn. Sein unbeugsames Herz wird

mir nie verzeihen. Aber höre, Maximilian, wenn ich durch einen Kunstgriff, durch Bitten, durch einen Zufall – was weiß ich – kurz, durch irgendein Mittel die Vermählung verzögern kann, nicht wahr, so wirst du warten?«

»Ja, ich schwöre es dir, wie du es mir schwörst, daß diese schreckliche Heirat nie zustande kommen wird und daß du stets ›Nein!‹ sagen willst, ob man dich auch vor den Magistrat oder den Priester schleppen sollte.«

»Ich schwöre es dir, Maximilian, bei dem, was mir in der Welt das Heiligste ist, bei meiner Mutter.«

»Wir warten also«, sagte Morrel.

»Ja, wir warten,« wiederholte Valentine, die bei diesem Worte tief Atem holte; »es gibt ja so viele Dinge, die Unglückliche, wie wir es sind, zu retten vermögen.«

»Ich verlasse mich auf dich, Valentine,« sagte Morrel; »was du immer tun magst, es ist wohlgetan. Wenn man aber gegen deine Bitten taub bleibt, wenn dein Vater, wenn Frau von Saint-Méran fordern, daß Herr d'Epinay gerufen wird, um morgen den Vertrag zu unterfertigen...«

»So hast du mein Wort, Morrel!«

»Anstatt zu unterschreiben...«

»Eile ich zu dir, und wir entfliehen; allein bis dahin, Morrel, laß uns Gott nicht versuchen; auch wollen wir uns nicht sehen; denn es ist ein Wunder der Vorsehung, daß wir noch nie überrascht worden sind; würde man uns belauschen, wüßte man, daß wir zusammenkommen, wäre uns alles zerstört.«

»Du hast recht, Valentine, doch wie erfahren wir...«

»Durch den Notar, Herrn Deschamps.«

»Ich kenne ihn.«

»Und durch mich selbst. Sei versichert, ich werde dir schreiben. Mein Gott, diese Heirat ist mir doch ebenso schrecklich wie dir, Maximilian.«

»Ich danke dir, meine angebetete Valentine! Nun ist alles abgemacht; sowie ich die Stunde erfahre, fliege ich hierher; du steigst über diese Mauer in meine Arme, es wird dir leicht werden; ein Wagen erwartet uns an der Tür der Umzäunung. Du steigst mit mir ein, und ich führe dich zu meiner Schwester; unbekannt, wenn du willst, mit Geräusch, wenn du es wünschest, werden wir dort das Bewußtsein unserer Kraft und unseres Willens haben und uns nicht hinschlachten lassen wie das Lamm, das keine andere Verteidigung hat als seine Seufzer.«

»So sei es, und ich erwidere dir: Was du tust, Maximilian, das ist wohlgetan.«

»Bist du mit deinem Weibe zufrieden?« sprach traurig das Mädchen.

»Meine angebetete Valentine, hier ›ja‹ sagen, hieße sehr wenig sagen.«

»Sag' es immerhin!«

Valentine näherte sich, oder vielmehr ihre Lippen, dem Gitter, und ihre Worte glitten mit ihrem duftigen Hauch zu Morrels Lippen, der von der andern Seite der kalten, unerbittlichen Scheidewand seinen Mund näherte.

»Auf Wiedersehen!« rief Valentine, indem sie sich dieser Wonne entriß. »Auf Wiedersehen!«

»Ich werde von dir einen Brief erhalten?«

»Ja.«

»Dank, Geliebte, auf Wiedersehen!«

Der junge Mann kehrte nach Hause zurück und harrte den Rest dieses Abends und den ganzen folgenden Tag, ohne einen Brief zu bekommen. Am zweiten Tage endlich, gegen zehn Uhr früh, als er eben zu dem Notar Deschamps gehen wollte, erhielt er durch die Post ein kleines Briefchen,

das er sogleich als von Valentine kommend erkannte, wiewohl er noch niemals ihre Handschrift gesehen.

Es war folgenden Inhalts:

»Nichts haben Tränen, Bitten und Beschwörungen vermocht. Gestern war ich in der Kirche Saint-Philipp-du-Roule und betete zwei Stunden lang zu Gott aus dem Grunde meiner Seele; Gott ist unempfindlich wie die Menschen, und die Unterfertigung des Vertrags ist auf neun Uhr abends festgesetzt worden.

Ich habe nur ein Wort, Morrel, wie ich nur ein Herz habe, und dieses Wort ist Dir verpfändet, wie das Herz Dein eigen ist.

Diesen Abend also um drei Viertel auf neun Uhr am Gitter.

Deine treue Valentine de Villefort.

P. S. Mit meiner Großmutter geht es immer schlimmer; gestern wurde ihre Aufregung fast Delirium, heute ist ihr Delirium beinahe Wahnsinn.

Du wirst mich recht innig lieben, nicht wahr, Morrel? Damit Du mich vergessen machest, daß ich sie in diesem Zustande verließ. Wie es mich dünkt, verhehlt man dem Großvater Noirtier meine bevorstehende Vermählung.«

Morrel begnügte sich nicht mit den Nachrichten, die ihm Valentine gab; er ging zum Notar, und dieser bekräftigte es ihm, daß die Unterfertigung des Vertrages auf neun Uhr festgesetzt sei.

Hierauf ging er zu Monte Christo, und da brachte er noch mehr in Erfahrung. Franz hatte dem Grafen Nachricht von dieser Feierlichkeit gegeben, Frau von Villefort ihn schriftlich um Entschuldigung gebeten, daß sie ihn deshalb nicht einlade, weil durch den Tod des Herrn von Saint-Méran und durch den Zustand, in dem seine Witwe sich befinde, eine Feier nicht möglich sei.

Tags zuvor war Franz der Frau von Saint-Méran vorgestellt worden, die zu diesem Zweck das Bett verlassen hatte, dann aber schnell wieder zur Ruhe ging.

Wie es sich leicht denken läßt, befand sich Morrel in einer solchen Aufregung, daß es einem so durchdringenden Scharfblick, wie dem des Grafen, nicht entgehen konnte. Monte Christo war liebevoller gegen ihn als jemals, so liebevoll, daß Maximilian zwei- oder dreimal auf dem Punkte stand, ihm alles zu entdecken. Er gedachte aber des förmlichen Versprechens, das er Valentine gegeben, und so blieb das Geheimnis im Grunde seiner Seele verschlossen. Alles war zur Flucht vorbereitet; zwei Leitern waren im Gehege verborgen, ein leichter Wagen, den Maximilian selbst führte, stand zur Verfügung.

Von Zeit zu Zeit fühlte sich Morrel von Schauern durchrüttelt; er gedachte des Augenblicks, wo er Valentine beim Herabsteigen von der Mauer beschützen, wo er die Geliebte zitternd und hingegeben in seinen Armen fühlen würde, der er bisher nur die Hand gedrückt und die Fingerspitzen geküßt hatte.

Als aber der Nachmittag kam und die Stunde immer näher heranrückte, fühlte Morrel das Bedürfnis, allein zu sein; sein Blut wallte; einfache Fragen, ja, schon die Stimme eines Freundes hätte ihn gereizt; er schloß sich ein und versuchte zu lesen; jedoch sein Blick glitt über die Seiten hin, ohne etwas zu verstehen, und kehrte immer wieder zurück zu den zu erwartenden Ereignissen. Endlich kam die Stunde heran.

Noch niemals ließ ein Verliebter die Uhren im friedlichen Gange gehen; Morrel stellte die seinigen dergestalt, daß sie um sechs Uhr schon halb neun zeigten. Nun sagte er sich, daß es Zeit wäre, fortzugehen, denn um neun Uhr wäre die Stunde, wo der Vertrag unterzeichnet werden sollte; aber wahrscheinlich würde Valentine auf diese nutzlose Unterfertigung nicht warten. Somit war Morrel seiner Pendeluhr nach um halb neun Uhr in der Rue Meslan aufgebrochen und kam nach dem Gehege, als es zu Saint-Philippe-du-Roule acht Uhr schlug.

Das Pferd und den Wagen stellte Morrel hinter die Trümmer eines alten Mauerwerkes, wo er sich sonst selbst zu verbergen pflegte.

Der Tag neigte sich mehr und mehr, und das Blätterwerk des Gartens hüllte sich in dichte, schwarze Finsternis. Nun trat Morrel aus seinem Versteck hervor und blickte klopfenden Herzens durch die Öffnung im Gitter; doch war noch niemand hier.

Es schlug halb neun Uhr.

Es verging wieder eine halbe Stunde mit Warten. Morrel streifte hin und her, dann hielt er in immer kürzeren Zwischenräumen sein Auge an die Bretter. Der Garten verfinsterte sich immer mehr, doch in der Dunkelheit suchte er vergeblich nach einem weißen Kleide und lauschte ganz umsonst auf ein Geräusch von Tritten.

Das Haus, das man durch das Blätterwerk erblickte, war düster und hatte ganz und gar nicht den Charakter eines Hauses, das sich für ein so wichtiges Ereignis öffnet, wie es die Vollziehung eines Ehegelöbnisses war.

Morrel befragte seine Taschenuhr; sie schlug drei Viertel auf zehn Uhr, doch fast in demselben Augenblick berichtigte der oft gehörte Klang der Turmuhr den Irrtum der Taschenuhr, indem sie halb zehn Uhr schlug.

Das Warten dauerte schon eine halbe Stunde länger, als Valentine es selbst anberaumt hatte; sie sagte: um neun Uhr, und lieber früher als später.

Das war für das Herz des jungen Mannes der schrecklichste Augenblick, da jede Sekunde wie ein bleierner Hammer auf ihn fiel.

Das mindeste Geflüster des Laubes, das leiseste Geräusch des Windes spannte sein Ohr und trieb ihm den Schweiß auf die Stirn; dann stellte er, am ganzen Leibe zitternd, die Leiter zurecht und setzte den Fuß auf die erste Sprosse, um keine Zeit zu verlieren.

Mitten in diesen Wechsel von Furcht und Hoffnung, unter furchtbaren Beklemmungen des Herzens verkündete die Kirchenuhr die zehnte Stunde.

»Ach,« murmelte Maximilian bekümmert, »unmöglich kann die Schließung eines Vertrages ohne einen unvorhergesehenen Zwischenfall so lange dauern; ich habe alle Möglichkeiten bedacht, die Zeit aller Formalitäten berechnet – es ist etwas Besonderes vorgegangen.«

Bald schritt er in ungestümer Bewegung am Gitter auf und ab, bald drückte er seine brennende Stirn an die kalten Eisenstangen. Ist Valentine nach dem Vertrage ohnmächtig geworden? Oder hat man sie auf der Flucht ergriffen? Das waren die einzigen Vermutungen, bei denen der junge Mann stehenblieb, und beide waren verzweiflungsvoll.

Auch bei dem Gedanken hielt er noch an: Valentine sei auf der Flucht schwach geworden und mitten in der Allee in Ohnmacht gefallen.

»Oh, wenn das wäre,« rief er, von der Höhe der Leiter herabspringend, »so müßte ich sie verlieren, und das durch meine Schuld.«

Der Dämon, der ihm diesen Gedanken eingab, verließ ihn nicht mehr und flüsterte mit jener Beharrlichkeit in sein Ohr, aus der gewisse Zweifel kraft der Schlüsse schnell zu Überzeugungen werden. Seine Augen, die die wachsende Dunkelheit zu durchbohren suchten, glaubten in der düstern Allee einen liegenden Körper wahrzunehmen; Morrel ging so weit, daß er rief, und es dünkte ihn, als brächte ihm der Wind eine hauchleise Klage zurück.

Endlich schlug es halb elf Uhr, es war unmöglich, diese Bedrängnis länger auszuhalten. Alles war zu vermuten. In Maximilians Schläfen schlug es ungestüm. Er bestieg die Mauer und sprang auf der andern Seite hinab.

Er war nun bei Villefort. Er kam durch das Einsteigen dahin; wohl dachte er an die Folgen, die ein solcher Schritt haben könnte, doch vermochte er es nicht mehr über sich, umzukehren.

Er ging eine Strecke längs der Mauer fort, durchflog rasch die Allee und versteckte sich dann in einem Gebüsch. In einem Augenblick hatte er das Gebüsch durchstreift und gelangte dahin, wo man das Haus überschauen konnte.

Nun versicherte sich Morrel eines Umstandes, den er schon vermutet hatte, als sein Blick durch die Baumzweige glitt; er sah statt der Lichter, die bei einer so feierlichen Zeremonie an jedem Fenster schimmern sollten, nichts weiter als eine graue Masse, die überdies noch von einem großen Schattenvorhang verschleiert wurde, den eine ungeheure, über den Mond ausgespannte Wolke verbreitete.

Ein Licht schweifte von Zeit zu Zeit wie verloren umher und ging an den drei Fenstern des ersten Stockes vorüber. Diese drei Fenster gehörten zur Wohnung der Frau von Saint-Méran.

Ein anderes Licht blieb unbeweglich hinter den roten Vorhängen. Diese roten Vorhänge befanden sich im Schlafgemach der Frau von Villefort.

Morrel erriet das alles. Um Valentine zu jeder Stunde des Tages im Geiste zu begleiten, hatte er sich so oft den Plan dieses Hauses gemacht und es gekannt, ohne es je im Innern gesehen zu haben.

Der junge Mann erschrak jetzt noch mehr über diese Dunkelheit und Stille, als früher über das Ausbleiben Valentinens.

Niedergebeugt, wahnsinnig vor Schmerz und entschlossen, alles zu wagen, um Valentine wiederzusehen und sich des geahnten Unglückes zu versichern, wie es auch beschaffen sei, drang er bis zum Rande des Gebüsches vor und schickte sich an, so schnell als möglich den ganz offenen Raum zu durcheilen, als der noch ferne Schall einer Stimme, den der Wind herantrug, zu ihm drang.

Bei diesem Geräusch wich er einen Schritt zurück; er versteckte sich wieder in dem Laubwerk, aus dem er herausgetreten war, und verhielt sich in dieser Dunkelheit unbeweglich und stumm.

Sein Entschluß war gefaßt; wäre es Valentine allein, so würde er ihr im Vorübergehen einen Wink geben, käme sie in Begleitung, so würde er sie mindestens sehen und sich versichern, daß ihr kein Leid geschehen sei; wären es aber Fremde, so könnte er einige Worte von ihrer Unterredung erlauschen und sich dadurch das Geheimnis erklären, das ihm bis jetzt unbegreiflich war.

Der Mond trat aus der Wolke, die ihn barg, hervor, und Morrel sah Villefort mit einem Manne in schwarzer Kleidung von der Gartentreppe kommen. Sie nahmen ihren Weg nach dem Gebüsch und hatten kaum vier Schritte gemacht, als er an dem schwarzgekleideten Manne den Doktor d'Avrigny erkannte.

Als der junge Mann die beiden herankommen sah, trat er schleunigst zurück bis zu dem Stamme einer Sykomore, die mitten in einem Dickicht stand, hier mußte er anhalten.

Der Sand knarrte bald nicht mehr unter den Tritten der Männer.

»Ach, lieber Doktor,« sprach der königliche Prokurator, »der Himmel erklärt sich entschieden gegen unser Haus. Welch ein entsetzlicher Tod; welch ein Schicksalsschlag! Bemühen Sie sich nicht, mich zu trösten, ach, für ein solches Unglück gibt es keinen Trost. Die Wunde ist zu tief, zu schmerzlich; tot, tot ist sie!«

Kalter Schweiß bedeckte die Stirn des jungen Mannes, als er diese Worte hörte. Wer starb in diesem Hause, das Villefort selbst ein verfluchtes nannte?

»Mein lieber Herr von Villefort,« erwiderte der Arzt in einem Tone, der den Schrecken des jungen Mannes verdoppelte, »ich führte Sie nicht hierher, um Sie zu trösten – im Gegenteil.«

»Was wollen Sie mir sagen?« fragte entsetzt der königliche Proturator.

»Ich will sagen, daß hinter diesem letzten Unglück, das Sie betroffen, vielleicht noch ein anderes, viel größeres steckt.«

»Oh, mein Gott,« stammelte Villefort, die Hände ringend, »was wollen Sie mir noch sagen?«

»Sind wir ganz allein, mein Freund?«

»Ja, ganz allein. Doch was bedeutet diese Vorsicht?«

»Sie bedeutet, daß ich Ihnen Entsetzliches anzuvertrauen habe«, sprach der Doktor. »Wir wollen uns setzen.«

Villefort setzte sich oder fiel vielmehr auf eine Bank. Der Doktor blieb vor ihm stehen, eine Hand auf seine Schulter legend.

Morrel hielt, vor Schreck erstarrt, mit der einen Hand seine Stirn, die andere preßte er auf sein Herz, aus Furcht, man könnte die Pulse desselben vernehmen.

»Tot, sie ist tot!« wiederholte er im Geiste mit der Stimme seines Herzens.

Er fühlte sich selbst dem Sterben nahe.

»Reden Sie, Doktor,« sagte Villefort, »ich höre. Sprechen Sie; ich bin auf alles gefaßt.«

»Frau von Saint-Méran war wohl schon sehr bejahrt, doch erfreute sie sich einer vortrefflichen Gesundheit.«

Morrel atmete nach langer Pause zum ersten Male wieder.

»Der Kummer hat sie getötet,« sagte Villefort; »ja, der Kummer, Doktor! Diese Gewohnheit des Zusammenlebens mit dem Marquis seit vierzig Jahren...«

»Das lag nicht am Kummer, mein lieber Villefort,« entgegnete der Doktor; »in seltenen Fällen kann der Kummer wohl töten, jedoch tötet er nicht an einem Tage, nicht in einer Stunde, nicht in zehn Minuten.«

Villefort antwortete nichts; er richtete nur den Kopf empor, den er bisher gesenkt hielt, und blickte den Doktor mit verstörten Augen an.

»Waren Sie während des Todeskampfes zugegen?« fragte Herr d'Avrigny.

»Allerdings,« antwortete der königliche Prokurator, »Sie sagten mir ja leise, ich solle nicht fortgehen.«

»Haben Sie die Symptome des Übels bemerkt, dem die Frau von Saint-Méran unterlag?«

»Ja, Frau von Saint-Méran hatte binnen weniger Minuten drei Anfälle aufeinander und jedesmal schneller und ungestümer. Als Sie ankamen, keuchte sie schon seit mehreren Minuten; hierauf hatte sie eine Krisis, die ich für einen Nervenanfall hielt; ich fing aber an, wirklich zu erschrecken, als ich sah, wie sie sich mit erstarrten Gliedern und starrem Halse im Bette erhob. Da las ich in ihrem Gesicht, daß die Sache viel bedenklicher sei, als ich wähnte. Als die Krisis vorüber war, suchte ich ihre Augen, begegnete ihnen aber nicht. Sie prüften den Puls, zählten die Schläge, und die zweite Krisis trat ein, ehe Sie noch zu mir zurückkamen. Diese zweite Krisis war viel schrecklicher als die erste; die Nervenzuckungen wiederholten sich, der Mund zog sich zusammen und wurde veilchenblau.«

»Bei der dritten Krisis atmete sie aus.«

»Ich erkannte bereits bei der ersten den Starrkrampf; Sie haben mich in dieser Meinung bekräftigt.«

»Ja, vor den anderen,« entgegnete der Doktor, »aber jetzt sind wir allein.«

»Was wollen Sie sagen? Ach, mein Gott!«

»Daß die Symptome des Starrkrampfes und der Vergiftung durch vegetabilische Materien ganz gleich sind.«

Herr von Villefort richtete sich auf, aber nach einem Augenblick der Unbeweglichkeit und des Schweigens fiel er wieder auf die Bank und stammelte:

»Oh, mein Gott, Doktor, bedenken Sie auch, was Sie mir da sagen?«

Morrel wußte nicht, ob er wache oder träume.

»Hören Sie,« sprach der Doktor, »ich kenne die Wichtigkeit meiner Behauptung und den Charakter des Mannes, gegen den ich sie mache.«

»Sprechen Sie zu dem Beamten oder zum Freunde?« fragte Villefort.

»Zu dem Freunde, in diesem Augenblick bloß zu dem Freunde; die Symptome des Starrkrampfes und der Vergiftung durch vegetabilische Substanzen sind so zusammentreffend, daß ich Anstand nähme, wenn ich unterschreiben müßte, was ich da spreche. Auch wiederhole ich Ihnen, daß ich mich nicht an den Beamten wende, sondern an den Freund. Nun, ich sage also dem Freunde: durch die Dauer der drei Viertelstunden studierte ich den Todeskampf, die Konvulsionen und das hinscheiden der Frau von Saint-Méran, und nach meiner Überzeugung starb sie nicht allein vergiftet, sondern ich könnte auch sagen, ja, ich weiß es, was für ein Gift sie getötet hat.«

»Doktor!«

»Sehen Sie, alles trifft zusammen: Schlafsucht, durch Nervenreize unterbrochen, Aufregung des Gehirns, Starrkrampf in den innersten Nervensträngen; Frau von Saint-Méran unterlag einer starken Dosis von Brucine oder Strychnin, die ihr zweifelsohne aus Zufall, vielleicht aus Versehen beigebracht wurde.«

Villefort ergriff die Hand des Doktors und sprach:

»Oh, es ist unmöglich, ich träume, mein Gott, ich träume; es ist entsetzlich, solche Dinge von einem Manne zu vernehmen, wie Sie sind! In des Himmels Namen bitte ich Sie, lieber Doktor, sagen Sie mir, daß Sie sich irren können.«

»Das kann ich allerdings, jedoch –«

»Jedoch?«

»Ich glaube es aber nicht.«

»Doktor, haben Sie Mitleid mit mir; seit einigen Tagen kommen so unerhörte Dinge über mich, daß ich glaube, verrückt werden zu müssen.«

»Hat noch irgend jemand Frau von Saint-Méran gesehen?«

»Niemand.«

»Ließ man bei einem Apotheker eine Arznei holen, die ich nicht angeordnet hatte?«

»Keine.«

»Hat Frau von Saint-Méran Feinde gehabt?«

»Mir sind keine bekannt.«

»Hatte jemand Interesse an ihrem Tode?«

»Aber nein, mein Gott, nein! Meine Tochter ist alleinige Erbin, Valentine allein ... Oh, wenn mir so ein Gedanke aufstiege, ich würde mich erdolchen, um mein Herz zu bestrafen, daß es einen Augenblick lang einen solchen Gedanken hegen konnte.«

»Oh, lieber Freund!« sagte Herr d'Avrigny, »Gott soll mich bewahren, daß ich jemanden beschuldige; ich spreche nur von einem Zufall, verstehen Sie, von einem Versehen. Aber Zufall oder Versehen, die Tatsache ist da, die ganz leise zu meinem Gewissen spricht und begehrt, daß mein Gewissen laut zu Ihnen spreche. Dem nachzuforschen, ist Ihre Pflicht!«

»Bei wem? Wie? Worüber?«

»Sehen Sie, konnte sich nicht der alte Diener Barrois geirrt und der Frau von Saint-Méran einen Trank gegeben haben, der für seinen Herrn bereitet war?«

»Für meinen Vater?«

»Ja.«

»Wie kann denn ein Trank, der für Herrn Noirtier bereitet ist, Frau von Saint-Méran vergiften?«

»Es gibt nichts Einfacheres. Sie wissen, daß die Gifte bei gewissen Krankheiten als Heilmittel dienen; die Lähmung ist eine von diesen Krankheiten. Nachdem ich schon alles versucht hatte, um Herrn Noirtier die Bewegung und Sprache wieder zu verschaffen, entschloß ich mich vor etwa drei Monaten, ein letztes Mittel in Anwendung zu bringen; seit drei Monden, sage ich, behandle ich ihn mit Brucine; so sind in dem letzten Trank, den ich verordnete, sechs Gramm enthalten; aber sechs Gramm, die auf die gelähmten Organe des Hern Noirtier nur wenig wirken, da er sich durch allmähliches Einnehmen daran gewöhnt hat, sechs Gramm sind hinreichend, jeden anderen zu töten.«

»Mein lieber Doktor, zwischen der Wohnung des Herrn Noirtier und jener der Frau von Saint-Mèran besteht keine Verbindung. Der alte Barrois aber kam nie zu meiner Schwiegermutter. Doktor, obwohl ich Sie als den geschicktesten und zumal gewissenhaftesten Mann von der Welt kenne, obwohl in jeder Hinsicht Ihr Wort für mich eine Leuchte ist, die mich leitet wie das Licht der Sonne, so muß ich Ihnen doch sagen, Doktor, daß es für mich trotz dieser Überzeugung doch ein Bedürfnis ist, mich auf diesen Satz zu stützen: 'Errare humanum est.' «

»Hören Sie, Villefort,« versetzte der Doktor, »kennen Sie einen meiner Kollegen, zu dem Sie so viel Vertrauen haben wie zu mir?«

»Warum das? Wo wollen Sie damit hinaus?«

»Rufen Sie ihn, ich werde ihm sagen, was ich gesehen und bemerkt, und wir nehmen eine Leichenuntersuchung vor.«

»Und werden Sie die Spuren des Giftes finden?«

»Nein, nicht des Giftes, das habe ich nicht gesagt, sondern wir werden die Überreizung des Nervensystems bestätigen und den augenfälligen Schlagfluß erkennen und Ihnen sagen, lieber Villefort: Geschah die Sache

aus Fahrlässigkeit, so überwachen Sie Ihre Dienerschaft; geschah sie aus Haß, so überwachen Sie Ihre Feinde!«

»Oh, mein Gott, was für einen Vorschlag machen Sie mir, d'Avrigny?« antwortete Villefort niedergebeugt. »Von dem Moment an, da noch ein anderer außer Ihnen in das Geheimnis gezogen wird, ist eine Untersuchung vonnöten, und eine Untersuchung bei mir? Unmöglich! Dennoch,« fuhr der königliche Prokurator fort, indem er unruhvoll den Arzt anblickte, »dennoch, wenn Sie es wollen und durchaus fordern, so mag es geschehen. Ich muß dieser Sache vielleicht wirklich Folge geben, mein Charakter gebietet es mir. Aber, Doktor, Sie sehen mich tief gebeugt; nach soviel Leid soll über mein Haus nun auch noch ein Skandal kommen! Oh, meine Gattin und Tochter werden darüber sterben; und ich - ich, Doktor, ein Mann gelangt nicht bis dahin, wo ich stehe, ein Mann ist nicht fünfundzwanzig Jahre lang königlicher Prokurator gewesen, ohne daß er sich nicht viele Feinde gemacht hätte. Die meinigen sind zahlreich. Wird dieser Vorfall ruchbar, so ist er für sie ein Triumph, wobei sie vor Freuden springen, während ich mit Schmach bedeckt würde. Doktor, vergeben Sie mir diese weltlichen Gedanken. Sie sind ein Mann, Sie kennen die Menschen; Doktor, Sie haben mir nichts gesagt – nicht wahr?«

»Lieber Herr von Villefort,« erwiderte der Doktor erschüttert, »meine erste Pflicht ist Menschlichkeit. Ich hätte Frau von Saint-Méran gerettet, hätte es in der Macht der Wissenschaft gelegen, das zu tun; nun sie aber tot ist, muß ich die Lebendigen berücksichtigen. Lassen Sie uns dieses schreckliche Geheimnis in die Tiefen unseres Herzens begraben. Gehen jemandem darüber die Augen auf, so will ich es zugeben, daß man das Stillschweigen, das ich beobachtete, meiner Unwissenheit zuschreibe. Indes, mein Freund, forschen Sie, forschen Sie eifrig nach, denn vielleicht bleibt die Sache nicht bei diesem Punkte stehen... Und haben Sie den Schuldigen gefunden, so werde ich Ihnen sagen: ›Sie sind Beamter, tun Sie, was Sie wollen‹«

»Oh, Dank, Dank, Doktor!« sprach Villefort mit unaussprechlicher Freude. »Ich hatte nie einen besseren Freund, als Sie sind.«

Und als ob er befürchtete, der Doktor d'Avrigny könnte von diesem Zugeständnis wieder abkommen, stand er auf und zog ihn fort, nach dem Hause.

Morrel streckte, als hätte er des Atems bedurft, den Kopf aus dem Gebüsch, und der Mond beschien dieses Gesicht, das so blaß war, daß man es für ein Gespenst hätte halten können.

»Gott schirmt mich auf eine offenbare, doch schreckliche Weise!« rief er. »Aber Valentine! Meine arme Valentine! Wie wird sie all diese Leiden ertragen?«

Bei diesen Worten blickte er abwechselnd bald nach dem Fenster mit den roten Vorhängen, bald nach den drei Fenstern mit den weißen Vorhängen.

Von dem Fenster mit den roten Vorhängen war das Licht beinahe ganz verschwunden. Sicher hatte Frau von Villefort ihre Lampe ausgelöscht, und nur das kleine Nachtlicht warf seinen Schein auf die Fensterscheiben.

Dagegen sah er am Ende des Hauses eines von den drei Fenstern mit den weißen Vorhängen aufmachen. Die Kerze auf dem Kamine warf einige Strahlen ihres blassen Lichtes nach außen, und ein Schatten lehnte sich einen Augenblick lang mit dem Ellbogen auf den Balkon.

Morrel erbebte; es dünkte ihn, als hätte er ein Schluchzen vernommen.

Man braucht sich nicht zu verwundern, daß diese sonst so mutige Seele abergläubischen Befürchtungen unterlag, denn sie war erschüttert, überreizt, und somit geschwächt durch die zwei stärksten menschlichen Leidenschaften: durch die Liebe und die Furcht.

Obgleich es unmöglich war, daß ihn Valentine in seiner Verborgenheit wahrnehmen konnte, so kam es ihm doch vor, als rufe ihn der Schatten am Fenster. Es sagte ihm dies sein verwirrter Geist, und sein glühendes Herz wiederholte es ihm. Dieser doppelte Irrtum wurde zur unwiderstehlichen Wirklichkeit, er sprang aus dem Versteck hervor und setzte, auf die Gefahr hin, gesehen zu werden und Valentine zu erschrecken, mit zwei Sätzen über das Parterre, das im Mondlicht breit und weiß aussah wie ein See, gelangte zu den Orangenbäumen, die vor dem Hause in Reihen aufgestellt waren, und stieß an eine Tür, die ohne Widerstand vor ihm aufging.

Valentine hatte ihn nicht gesehen; ihre zum Himmel erhobenen Augen folgten einer silbernen Wolke, die im Azur dahinglitt und einem Schatten ähnlich war, der zum Himmel emporschwebt; ihr aufgeregtes Gemüt sagte ihr, daß es die Seele ihrer Großmutter sei.

Inzwischen durchschritt Morrel das Vorhaus und fand das Treppengeländer; die über die Stufen gebreiteten Teppiche dämpften seine Tritte; übrigens befand sich Morrel in einem solchen Zustande von Aufregung, daß ihn selbst das Erscheinen des Herrn von Villefort nicht erschreckt hätte. Wenn ihm Villefort entgegenkäme, so war sein Entschluß schon gefaßt; er wollte sich ihm nähern, ihm alles gestehen, ihn bitten, daß er seine Liebe zu Valentine und die Gegenliebe derselben vergeben und entschuldigen möge; Morrel war völlig irr.

Zum Glück sah ihn niemand.

Jetzt besonders nützte ihm die Kenntnis, die er vom Innern des Hauses hatte; er kam ohne Zwischenfall oben an der Treppe an, und während er sich hier zurechtzufinden suchte, zeigte ihm ein Schluchzen, das er erkannte, den Weg, den er zu nehmen hatte; er wandte sich um, durch eine halbgeöffnete Tür sah er den Widerschein eines Lichtes. Er öffnete diese Tür und trat ein.

Die Verstorbene lag im Hintergrund eines Alkovens, ein weißes Tuch über dem Kopfe, das jedoch die Form erkennen ließ; der Anblick wurde noch schrecklicher für Morrel durch die Enthüllung jenes Geheimnisses, zu dem er durch Zufall gekommen war.

Neben dem Bett kniete Valentine, den Kopf versenkt in die breiten Kissen, zuckend und bebend von heftigem Schluchzen, die Hände über dem Haupte faltend und ringend.

Sie hatte das Fenster, das offen stand, verlassen und betete laut mit einem Ausdruck, der das Herz des Gefühllosesten gerührt hätte; die Worte entglitten ihren Lippen rasch, unzusammenhängend, unverständlich, so sehr ward ihre Kehle von Schmerz zusammengepreßt.

Der Mond, der durch die Öffnung der Vorhänge lugte, ließ den Schein der Kerze erbleichen und ergoß seine silberne Flut über das Bild der Trostlosigkeit.

Morrel blieb einige Augenblicke stumm; dann seufzte er beklommen. Valentine sah sich um und schaute ihn ohne Erstaunen an.

Es gibt Augenblicke, wo unser Herz in Verzweiflung stumpf wird und für weitere Eindrücke unempfindlich ist.

Beide wagten es nicht, in diesem Zimmer des Todes zu sprechen. Valentine wies nur mit einer erhabenen Gebärde auf das Sterbebett. Dann aber konnte sie sich doch nicht enthalten, mit leiser Stimme zu fragen: »Wie bist du hierhergekommen?«

»Valentine,« erwiderte Morrel mit zitternder Stimme und die Hände faltend, »ich wartete seit halb neun Uhr auf dich – du kamst und kamst nicht. Schließlich trieb mich die Unruhe, ich sprang über die Mauer, drang in den Garten, hörte Stimmen, die von dem Vorgefallenen sprachen...«

»Was für Stimmen?« fragte Valentine.

Morrel bebte, denn die Unterredung des Doktors mit Herrn von Villefort kam ihm jetzt erst recht zum Bewußtsein, und er wähnte, durch das Leichentuch die gekrampften Arme, den starren Hals, die blauen Lippen zu sehen.

»Es werden eure Bedienten gewesen sein; durch sie hörte ich von allem.«

»Doch hierherkommen heißt, uns zugrunde zu richten, mein Freund?« sagte Valentine ohne Schreck und ohne Zorn.

»Verzeihe mir,« sagte Morrel in demselben Tone, »ich will gleich wieder gehen.«

»Nein, bleib, man würde dir begegnen.«

»Doch wenn man käme?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte:

»Sei unbekümmert, es wird niemand kommen; hier ist unsere Schutzwache.«

Sie zeigte auf den verhüllten Leichnam.

»Aber ich bitte dich nun, sag', was ist mit Herrn d'Epinay geschehen?« fragte Morrel.

»In dem Augenblick, da er kam, hauchte meine Großmutter ihren letzten Seufzer aus«, erwiderte Valentine still.

»Oh!« rief Morrel mit einem Gefühl selbstsüchtiger Freude, denn er dachte, dieser Todesfall werde Valentinens Heirat auf unbestimmte Zeit verzögern.

»Was jedoch meinen Schmerz verdoppelt,« fuhr das Mädchen fort, als sollte jene Selbstsucht augenblicklich ihre Strafe erhalten, »ist der Umstand, daß meine liebe arme Großmutter noch im Sterben die schnellste Vollziehung dieser Heirat anbefohlen hat; oh, mein Gott, sie tat es in der Meinung, mich zu beschützen.«

»Gib acht!« sagte Morrel.

Die jungen Leute schwiegen.

Man hörte, wie eine Tür aufging und wie der Parkettfußboden des Korridors und die Stufen der Treppe knarrten.

»Das ist mein Vater, der aus seinem Kabinett geht«, sagte Valentine.

»Und den Doktor zurückbegleitet«, fügte Morrel bei.

»Wie weißt du, daß es der Doktor ist?« fragte Valentine erstaunt.

»Ich vermute es«, entgegnete Morrel.

Valentine blickte den jungen Mann an.

Nun hörte man die Haustür zuschließen. Herr von Villefort drehte auch den Schlüssel an der Gartenpforte um und stieg wieder die Treppe hinauf.

Im Vorgemach hielt er einen Augenblick an, als ob er unentschlossen sei, in sein Zimmer oder in das der Frau von Saint-Méran zu gehen. Morrel verbarg sich hinter einem Türvorhang. Valentine rührte sich nicht; man könnte sagen, daß sie der höchste Schmerz über die gewöhnliche Furcht erhob.

Herr von Villefort ging in sein Zimmer.

»Nun kannst du weder durch die Gartenpforte noch durch die Haustür hinausgelangen«, sagte Valentine.

Morrel starrte das Mädchen betroffen an.

»Jetzt gibt es nur noch einen erlaubten und sicheren Ausgang: durch die Wohnung meines Großvaters.«

Sie stand auf und sagte:

»Komm.«

»Wohin?« fragte Morrel.

»Zu meinem Großvater.«

»Ich, zu Herrn Noirtier!«

»Ja!«

»Kann ich das denn wagen, Valentine?!«

»Ich bedenke das schon lange. Ich habe keinen Freund mehr in der Welt als ihn, und wir brauchen ihn beide. Komm.« Valentine ging durch den Korridor und stieg über eine kleine Treppe, die zu Noirtier führte. Morrel folgte ihr auf den Fußspitzen nach. Vor der Wohnung trafen sie den alten Diener.

»Barrois,« sagte Valentine, »schließet die Tür und lasset niemanden ein.«

Sie ging voran.

Noirtier, der noch in seinem Lehnstuhle saß, auf das mindeste Geräusch horchte und durch seinen Diener von allem, was vorging, unterrichtet war, richtete seine durchdringenden Blicke nach dem Eingange des Zimmers; als er Valentine sah, strahlte sein Auge.

Im Gang und der Haltung des Mädchens lag etwas Ernstes, Feierliches, das dem Greise auffiel.

»Lieber Vater,« sprach Valentine mit gepreßter Stimme, »du weißt, daß Frau von Saint-Méran vor einer Stunde entschlafen ist und daß ich jetzt außer dir niemand mehr habe, der mich liebt.«

Ein Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit leuchtete in den Augen des Greises.

»Also zu dir allein darf ich mit meinem Kummer und mit meinen Hoffnungen kommen?«

Der Gelähmte machte ein bejahendes Zeichen.

Valentine faßte Maximilian bei der Hand und sagte:

»Sieh diesen Mann, lieber Großvater.«

Der Greis richtete etwas betroffen seinen prüfenden Blick auf Morrel.

»Es ist Maximilian Morrel, der Sohn des Kaufmanns Morrel in Marseille, von dem du sicher gehört hast.«

»Ja«, winkte der Greis.

»Ein tadelloser Name, den Maximilian in Ehren halten wird; denn mit dreißig Jahren ist er bereits Spahis-Kapitän und Offizier der Ehrenlegion.«

Der Greis bedeutete, daß er sich daran erinnere.

»Nun wohl, guter Vater,« sagte Valentine, indem sie vor dem Greise niederkniete und auf Morrel zeigte, »ich liebe Maximilian, und nur ihm allein will ich angehören; wenn man mich aber nötigen sollte, einen anderen zu heiraten, dann würde ich sterben.«

Aus den Augen des Gelähmten leuchtete eine ganze Welt von stürmischen Gedanken.

»Nicht wahr, Großvater, du wirst Maximilian deine Liebe schenken und ihn als Sohn willkommen heißen?« fragte das Mädchen.

»Ja«, winkte der regungslose Greis.

»Und du willst uns, da wir deine Kinder sind, gegen den Willen des Vaters in Schutz nehmen?«

Noirtier richtete einen prüfenden Blick auf Morrel, als wollte er sagen:

»Je nach Umständen.«

Maximilian verstand ihn und sagte:

»Mein Fräulein, wollen Sie mir einen Augenblick die Ehre überlassen, mit Herrn Noirtier zu sprechen?«

»Ja, ja?« bedeutete ihm das Auge des Greises.

Dann warf er einen unruhigen Blick auf Valentine.

»Du willst sagen, guter Vater, wie er dich verstehen wird?«

»Ja.«

»Oh, sei unbekümmert, wir haben so oft von dir gesprochen, daß er recht gut weiß, wie ich mit dir rede.«

Dann wandte sie sich mit einem trüb-holdseligen Lächeln zu Morrel und sagte:

»Er weiß alles, was ich weiß.«

Valentine stand auf, rückte für Morrel einen Stuhl herbei, gebot Barrois, niemand eintreten zu lassen, umarmte zärtlich ihren Großvater, sagte Maximilian still Lebewohl und ging fort.

Morrel nahm nun, um Noirtier zu beweisen, daß er Valentinens Vertrauen besaß und alle ihre Geheimnisse kannte, das Wörterbuch, Feder und Papier und legte alles auf den Tisch, auf dem eine Lampe brannte.

»Erlauben Sie mir zuvörderst,« sagte Morrel, »daß ich Ihnen mitteile, mein Herr, wer ich bin, daß ich Fräulein Valentine innig liebe, und was in bezug darauf meine Absichten sind.«

»Ich höre«, bedeutete Noirtier.

Mit tiefer Rührung sah Morrel auf den greisen Mann, der, scheinbar so überflüssig in der Welt, der einzige Beschützer, die einzige Stütze und der einzige Richter der beiden Liebenden war, die jung, schön und tatkräftig dem Leben gegenüberstanden.

Morrel begann mit seinen Ausführungen.

Er gestand, wie er Valentine kennen und lieben gelernt, und wie sie in ihrer traurigen Lage sein Anerbieten aufgenommen habe. Er sprach von seiner Abkunft, seiner Stellung, seinem Vermögen, und wenn er den Blick des Gelähmten befragte, so antwortete ihm dieser öfter als einmal:

»Es ist gut, fahren Sie nur fort.«

Nun begann Morrel von seinen Plänen zu sprechen. Er erzählte Noirtier alles: wie ein Wagen im Gehege warte, wie er Valentine entführen, zu seiner Schwester bringen und sie heiraten wolle in der ehrfurchtsvollen Erwartung, von Herrn von Villefort Vergebung zu erlangen.

»Nein«, bedeutete ihm Noirtier.

»Nein?« erwiderte Morrel. »Sollen wir nicht so handeln?«

»Nein!«

»Dieser Plan hat nicht Ihre Einwilligung?«

»Nein!«

»Nun gut,« sagte Morrel, »es gibt wohl auch noch andere Wege.«

Der forschende Blick des Greises fragte: »Wie denken Sie sich diese?«

»Ich will zu Franz d'Epinay gehen,« fuhr Maximilian fort; »ich bin glücklich, Ihnen das sagen zu können, wo Valentine nicht anwesend ist, und ich werde mich so gegen ihn betragen, daß er genötigt ist, als ein Mann von Mut und Ehre zu handeln. Ist er ein feinfühlender Mensch, dann wird er der Hand seiner Verlobten entsagen, und ich widme ihm von dieser Stunde an meine Freundschaft und Ergebenheit; weigert er sich, sei nun Eigennutz oder lächerlicher Stolz der Beweggrund, so will ich ihm beweisen, daß er Valentine Zwang antäte, daß sie mich liebt und keinen anderen lieben könnte. Gern will ich ihm alle möglichen Vorteile einräumen und mich mit ihm schlagen, dann werde ich ihn oder er mich töten. Sollte ich ihn töten, so kann er Valentine nicht heiraten, tötet er mich, so bin ich versichert, daß ihn Valentine nicht heiraten wird.«

Noirtier betrachtete mit unbeschreiblicher Wonne das edle und offene Antlitz, auf dem sich alle Regungen eines vornehmen männlichen Charakters so deutlich widerspiegelten. Als Morrel zu sprechen aufgehört hatte, schloß Noirtier mehrmals die Augen, womit er, wie man weiß, »nein« sagen wollte.

»Nein?« fragte Morrel. »Sie verwerfen also den zweiten Entschluß ebenso wie den ersten?«

»Ja, ich verwerfe ihn«, bedeutete ihm der Greis.

»Was soll ich also tun, mein Herr?« fragte Morrel. »Soll ich die Sache ihren Gang gehen lassen?«

Noirtier blieb unbeweglich.

»Ja, ich verstehe,« sprach Morrel, »ich soll warten.«

»Ja!«

»Doch jeder Aufschub bringt uns Verderben«, bemerkte der junge Mann. »Für sich allein ist Valentine ohne Kraft, und man wird sie nötigen wie ein Kind. Ich kam auf wundersame Weise hierher, um zu wissen, was hier vorgeht, und wurde auf wundersame Art zu Ihnen gelassen; allein ich kann vernünftigerweise nicht hoffen, daß sich diese Glücksfälle wiederholen sollten. Woher soll uns also Hilfe kommen? Vom Himmel?«

Der Greis lächelte mit den Augen, wie er zu tun pflegte, wenn man vom Himmel sprach. Es blieb noch immer ein bißchen Atheismus im Kopfe des alten Jakobiners zurück. »Nein!« antwortete er.

»Von Ihnen?«

»Ja!«

»Von Ihnen?«

»Ja«, wiederholte der Greis.

»Sie begreifen doch ganz, mein Herr, was ich Sie frage? Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit, denn mein Leben hängt von Ihrer Antwort ab. Wird unser Heil von Ihnen kommen?«

»Ja.«

»Sind Sie dessen ganz gewiß?«

»Ja.«

»Sie bürgen dafür?«

»Ja!«

In dem Blick, der diese Versicherung gab, lag eine solche Festigkeit, daß man, wenn auch an der Macht, doch nicht am Willen zweifeln konnte.

»Oh, Dank, mein Herr! Hundertfachen Dank! Da Sie aber stumm und regungslos an diesen Stuhl gekettet sind, wie können Sie sich dieser Heirat widersetzen, wenn Ihnen nicht der Herr durch ein Wunder die Sprache, die Gebärde und Bewegung zurückgibt?«

Ein Lächeln verklärte das Antlitz des Greises, ein seltsames Lächeln der Augen auf dem unbeweglichen Angesichte.

»Ich soll also warten?« fragte der junge Mann.

»Ja.«

»Und die beabsichtigte Eheschließung?«

Es zeigte sich dasselbe Lächeln.

»Sie wollen mir sagen, daß sie nicht zustande kommt?«

»Ja«, sagte Noirtier.

»Der Heiratsvertrag wird also nicht unterschrieben werden?« rief Morrel. »Oh, vergeben Sie mir, mein Herr, bei der Ankündigung eines großen Glückes ist es erlaubt, zu zweifeln; der Vertrag wird nicht unterschrieben?«

»Nein«, winkte der Gelähmte.

Ungeachtet dieser Zusicherung war Morrel doch noch nicht völlig überzeugt. Dies Versprechen eines ohnmächtigen Greises war so seltsam, daß es keine besondere Willenskraft, sondern ebensogut Schwäche bedeuten konnte, eine Schwäche, die sich selbst nicht mehr einzuschätzen weiß.

Ob nun Noirtier die Unentschlossenheit des jungen Mannes erriet, ob er der Willfährigkeit, die er gezeigt, keinen vollen Glauben schenkte, er heftete seinen Blick starr auf ihn.

»Was wünschen Sie, mein Herr?« fragte Morrel. »Soll ich Ihnen mein Versprechen wiederholen, daß ich nichts unternehmen werde?«

Der Blick Noirtiers blieb fest und starr, als ob er sagen wollte, ein Versprechen sei nicht hinreichend; dann ging er vom Gesicht auf die Hand über.

»Wollen Sie, mein Herr, daß ich schwöre?« fragte Maximilian.

»Ja,« winkte der Gelähmte mit derselben Feierlichkeit, »ich will es.«

Morrel sah ein, der Greis lege ein großes Gewicht auf diesen Schwur. Er erhob die Hand und sprach: »Bei meiner Ehre schwöre ich Ihnen, abzuwarten, was Sie gegen Herrn d'Epinay zu tun beschlossen haben.«

»Gut«, sprachen die Augen des Greises.

»Nun, mein Herr,« fragte Morrel, »wollen Sie, daß ich mich entferne?«

»Ja.«

»Ohne Fräulein Valentine wiederzusehen?«

»Ja.«

Morrel gab das Zeichen, daß er zu gehorchen bereit sei.

»Gestatten Sie mir, sehr verehrter Herr,« fuhr Morrel fort, »daß Ihr Sohn Sie umarmt, wie es eben Ihre Tochter getan hat?«

Man konnte sich nicht irren an Noirtiers ausdrucksvollen Augen.

Der junge Mann preßte seine Lippen auf die Stirn des Greises, und zwar auf dieselbe Stelle, auf die Valentine die ihrigen gepreßt hatte. Dann verneigte er sich zum zweiten Male und ging fort.

Im Vorhause stand der alte Diener, der von Valentine schon unterrichtet war; er wartete auf Morrel und führte ihn sodann durch die Krümmungen eines düstern Korridors, der zu einer kleinen Tür nach dem Garten ging. Morrel gelangte von da zu dem Gitter, von der Hecke im Augenblick auf die Mauer und mittels seiner Leiter in einer Sekunde nach der Luzernepflanzung, wo ihn noch immer sein Wagen erwartete.

Er stieg ein und war wohl erschöpft durch so viele Gemütsbewegungen, doch kehrte er freieren Herzens gegen Mitternacht in die Rue Meslay zurück; er warf sich in sein Bett und schlief wie in tiefer Trunkenheit.

Vor dem Hause des Herrn von Villefort hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt; galt es doch, heut ein seltenes Schauspiel mit anzusehen: ein doppeltes Leichenbegängnis. Die zahlreichen Zuschauer wurden auch nicht um ihre Erwartung betrogen; das Begräbnis wurde mit all dem Pomp vollzogen, wie es der Würde der vornehmen Persönlichkeiten entsprach, die Herr und Frau von Saint-Méran gewesen.

Unter all den Leidtragenden war aber wohl niemand, der so aufrichtige Trauer trug wie die arme Valentine, die nicht nur den Verlust der liebenden Großeltern zu beklagen hatte, sondern sich in zwiefacher Not befand, da der Gedanke an eine etwaige Vermählung mit Franz von Epinay immer von neuem gleich einem Schreckgespenst vor ihr auftauchte.

Der feinfühlige Franz sah den Schmerz des jungen Mädchens mit scheuer Ehrfurcht an.

Valentine hatte sich nicht geirrt. Kaum vom Begräbnis heimgekehrt, forderte Herr von Villefort seine Tochter auf, den Willen der Verstorbenen zu ehren und sich zur bürgerlichen Trauung sofort in den Salon zu begeben.

Valentine vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten. Angstvoll irrten ihre Blicke durch den Saal, ob denn nirgends Hilfe nahe.

Da tat sich plötzlich die Tür auf, und Herr Noirtier wurde in seinem Rollstuhl hereingefahren. Seine klugen, ausdrucksvollen Augen blickten prüfend über die Versammelten hin und blieben an der hübschen, schlanken Erscheinung Franz von Epinays haften. Barrois, der alte Diener Noirtiers, aber überreichte dem jungen Manne ein Schriftstück. Dieser nahm es voller Staunen, las es - und taumelte dann zurück: »Wie! Sie, Herr von Noirtier, haben damals am 5. Februar 1815 meinen Vater im Duell getötet, als er den bonapartistischen Klub verließ? – Und Sie, Herr von Villefort, wollten mir Ihre Tochter... O Gott!« Franz griff sich verzweifelt an die Stirn, Herr von Villefort aber stürzte aus dem Saal mit einem Fluch im Herzen, der dem Funken Leben in dem gelähmten Körper galt, der dort im Rollstuhl saß.

Es war eine Verwirrung sondergleichen. Valentine benutzte die Gelegenheit, um heimlich in die verborgene Gartenecke zu flüchten, wo Maximilian

Morrel ihrer harrte. Vorsichtig geleitete sie ihn in die Wohnung des Großvaters, wo die beiden Liebenden unter heißen Tränen dem Greise dankten, daß er sie so machtvoll in seinen Schutz genommen.

Gleich nach diesem Besuch hatte Herr von Noirtier noch einen anderen empfangen: Frau von Villefort war's, die da kam, um den alten Herrn in selbstlosester Weise zu bitten, seine Enkelin nun, wo sich die Heirat mit Franz von Epinay zerschlagen, wieder zu seiner Universalerbin einzusetzen.

Finster blickte der Greis auf die Schwiegertochter, als sähe er ihre Beweggründe nicht ganz klar; dann aber winkte er mit den Augen ein Ja.

Auf dem Hause des königlichen Prokurators lastete sichtlich ein Fluch: Der Tod ging weiter darin um. Kaum, daß er eben zwei Opfer gefordert, ging ein drittes dahin. Diesmal war's Barrois, der alte, treue Diener des Herrn von Noirtier.

Bleich und zitternd wie ein Gerichteter stand Villefort dem Arzte gegenüber.

»Oh, das Unglück verfolgt mich!« stöhnte er laut.

»Sagen Sie lieber das Verbrechen«, bemerkte schneidend der Arzt. »Zuerst waren Herr und Frau von Saint-Mèran zu beerben... dann Herr Noirtier...«

»Herr Noirtier...?« fragte entsetzt der Proturator.

»Nun - glauben Sie etwa, das Gift wäre für den armen Barrois bestimmt gewesen? O nein! Ein Zufall fügte es, daß dies Glas Limonade in die Hände des Dieners fiel. Wer aber hat ein Interesse an den Erbschaften hier? Herr königlicher Prokurator, ich frage Sie?«

»Doktor, um Gottes willen, Sie werden doch nicht meine Tochter Valentine beschuldigen!«

»Ich beschuldige niemanden. Den Schuldigen zu suchen, ist Ihr Amt, mein Herr.«

»Ich werde suchen... ich werde suchen... Gott sei mein Zeuge! Doch bitte ich Sie, um unserer Freundschaft willen, Doktor, schweigen Sie.«

Der Doktor rang mit einem Entschluß, dann sagte er: »Gut, ich werde warten. Doch eins, Herr von Villefort: falls von neuem jemand in Ihrem Hause erkranken sollte - ganz gleich, ob Sie oder ein anderer - lassen Sie mich nicht mehr rufen, denn ich möchte mich nicht zum Mitschuldigen machen.«

Damit verneigte sich der Arzt und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

Scheu und verstört sah die Dienerschaft dem Davongehenden nach; dann kam einer nach dem anderen zu Frau von Villefort und bat um seine Entlassung. Kein Zureden half, sie gingen alle. Unter heißem Bedauern nahmen sie Abschied von der immer gütigen Valentine. Diese weinte bitterlich. Villefort, gerührt von dem Anblick, sah zu seiner Gattin hinüber; da dünkte es ihn, als husche ein finsteres Lächeln über ihre schmalen Lippen.

Die Beziehungen der beiden Cavalcantis zu dem Hause Danglars wurden immer freundschaftlicher. Der alte Major reiste indes wieder nach Italien zurück, während Andrea sich mehr und mehr der Familie des Bankiers zugehörig fühlte.

So erschien er denn eines Tages geschniegelt und gebügelt feierlichst vor dem alten Danglars und hielt um die Hand seiner Tochter an.

Der Bankier hatte dies alles wohl kommen sehen und ließ sich nun der Form halber nochmals von Andrea dessen Verhältnisse klarlegen.

»Mein Vater zahlt mir«, begann der junge Mann, »vom Tage meiner Vermählung ab eine jährliche Leibrente von Hundertfünfzigtausend Lire. Es wäre aber leicht möglich, daß er mir das ganze Kapital auf einmal herausgibt. In den Händen meines geehrten Schwiegervaters würde es sicher gute Zinsen bringen.«

Danglars vermochte seinen Jubel kaum zu unterdrücken. Nachdem sie beide noch miteinander wie zwei gerissene Geschäftsleute verhandelt, drückten die Biedermänner einander die Hand und waren einig.

»So - die Sache mit meinem lieben Schwiegervater wäre nun erledigt; jetzt aber wende ich mich an den Bankier«, sagte Andrea mit süßestem Lächeln.

»Der Bankier steht zu Diensten«, erwiderte Danglars ebenso. Darauf legte Andrea eine eigenhändig vom Grafen Monte Christo unterzeichnete Anweisung von zwanzigtausend Franken vor.

»Ist es Ihnen recht so?«

»Oh,« rief der Bankier, »bringen Sie mir eine Million Anweisungen wie diese; ich akzeptiere sie.«

Als Andrea das Geld in der Tasche hatte, machte er sich auf, Caderousse zu besuchen, der ihm ein geheimes Briefchen gesandt hatte. Die Kameradschaft mit Caderousse war ihm eine große Sorge; trotzdem konnte er es doch nicht unterlassen, bei ihrer Zusammenkunft mit seiner demnächstigen Verlobung zu prahlen und sich der Gunst des allmächtigen Grafen zu rühmen.

Caderousse fing Feuer, als er hörte, in Monte Christos Palast liege das Geld umher wie Fallobst in einem Garten. Andrea lächelte seltsam, als er das bemerkte, und beschrieb Caderousse auf dessen Wunsch ganz genau die Räumlichkeiten des Palastes, stellte sogar eine Zeichnung her, die er ihm willig überließ. Schließlich ging er mit gründlich geleerten Taschen seufzend davon.

Am nächsten Abend war Monte Christo für einige Tage nach Auteuil gefahren. Da wurde ihm ein Brief überreicht: eilig und dringend. Der Graf las:

»Heute nacht gegen zwölf Uhr wird ein Mann in Ihre Pariser Wohnung einsteigen, um Ihren Geldschrank auszuleeren.

Ein guter Freund.«

Monte Christo lächelte, soupierte ruhig weiter und verließ dann unbemerkt, nur von Ali begleitet, sein Landhaus und kam ebenso unbemerkt durch eine Geheimtür in seinem Stadtpalaste an.

Der Geldschrank befand sich im Ankleidezimmer, das neben dem Schlafzimmer Monte Christos lag. Der Graf schloß den Schrank doppelt ab, ging mit Ali ins dunkle Schlafzimmer, legte Pistolen zurecht und wartete.

Es schlug dreiviertel auf zwölf, als man ein Geräusch vernahm. Eine Fensterscheibe wurde vermittels Pechpflaster eingedrückt, und jemand stieg ins Zimmer. Der Dieb tastete sich vorsichtig bis zum Geldschrank hin, was der Graf durch ein kleines Guckfenster in der Tür genau beobachten konnte. Da legte Ali ihm die Hand auf den Arm und wies auf die Straße hinab. Dort sahen sie einen zweiten stehen, der die Vorgänge im Palast zu verfolgen schien. »So ist's recht«, dachte Monte Christo. Dann aber entfuhr ihm beinahe ein Schrei; der Dieb hatte eine Blendlaterne entzündet, daß man sein Gesicht sehen konnte.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit warf der Graf seinen Rock ab und hüllte sich in einen langen Priestermantel. Seine vollen, schwarzen Haare versteckte er unter einer Perücke mit Tonsur, setzte sich einen dreieckigen Hut auf und öffnete die Tür.

»Ei, guten Abend, mein lieber Caderousse, was tun Sie denn hier?«

»Der Abbé Busoni!« lallte Caderousse und taumelte zurück. Dann aber zog er ein langes Messer hervor und stieß es gegen die Brust des Priesters. Das Messer jedoch prallte glatt ab; dagegen packte der Abbé den Arm des Banditen mit solcher Kraft, drehte und renkte ihn, daß der Mann aufheulend vor Schmerz zu Boden fiel. Der Graf stemmte den Fuß auf den Kopf des Verbrechers: »Ich müßte dir das Gehirn zertreten, nichtswürdiger Lump du!«

»Gnade, Gnade!« winselte Caderousse.

»Steh auf!« befahl Monte Christo, »Hier, nimm Tinte und Feder und schreibe, was ich dir diktieren werde.«

Caderousse folgte wie ein Hund und schrieb:

»Mein Herr! Der junge Mann, den Sie Ihrer Tochter zum Gatten bestimmen, ist ein Galeerensträfling, mit mir zugleich dem Bagno von Toulon entsprungen. Er war die Nummer 59, ich 58. Caderousse.«

»Nun noch die Adresse: Baron Danglars, Chaussée d'Antin.«

Caderousse tat, wie ihm geheißen, doch zitterte er an allen Gliedern.

»Jetzt mach', daß du fortkommst!« Der Graf wies auf das Fenster und blickte dem Zurückweichenden nach, bis er hinter der Mauer des Gartens wieder verschwunden war. Da klangen jammervolle Hilferufe an sein Ohr, Monte Christo eilte mit Ali hinab.

Da fanden sie Caderousse, aus tiefen Wunden blutend, an der Mauer liegen. Der Graf richtete den Sterbenden hoch. Der röchelte und stieß mühsam die Worte hervor: »Herr Abbé, ich sterbe, ermordet von dem Korsen Benedetto, meinem Kettengenossen in Toulon, Nr. 59.«

Kaum hatte er das gesagt, so fiel sein Kopf hintenüber: er war tot.

»Das ist der erste«, murmelte der Graf vor sich hin.

»Gottes Rache läßt lange auf sich warten, dann steigt sie um so furchtbarer vom Himmel hernieder.«

Vierzehn Tage hindurch war in Paris von nichts die Rede als von diesem Einbruch beim Grafen. Die Polizei wurde aufgefordert, dem Mörder auf allen Wegen nachzuspüren. Der Graf versicherte jedem, dieser Vorfall habe sich ereignet, während er in Auteuil weilte; folglich wisse er davon nur so viel, als ihm der Abbé Busoni berichtet habe, der an diesem Abend zufällig in seinem Hause war.

So vergingen Wochen, ohne daß irgendeine Aufklärung in dieser Sache erfolgte, und das Pariser Publikum wandte sich anderen Interessen zu. Da war die bevorstehende Vermählung des Grafen Cavalcanti mit Fräulein Danglars, die viel besprochen wurde. Der liebe Schwiegervater sei ganz vernarrt in den schönen Andrea, hieß es.

Dann aber kam wieder etwas anderes, das die Gemüter der sensationslüsternen Pariser erregte.

Eines Tages brachte das Morgenblatt eine Notiz folgenden Inhalts:

»Man meldet uns aus Janina: Eine bisher unbekannte Tatsache ist zu unserer Kenntnis gelangt. Die Burgen von Janina, von denen aus die Stadt verteidigt wurde, hat ein französischer Offizier, namens Fernand Mondego, auf den der Wesir Ali-Tebelen volles Vertrauen setzte, an die Türken verraten. Dieser Fernand Mondego nennt sich jetzt Graf von Morcerf und ist Mitglied der Pairskammer.«

Ein Sturm der Entrüstung brach los. Herr von Morcerf aber, außer sich über derart gehässige Verleumdungen, verlangte, daß eine Extrasitzung anberaumt werde, um ihm zu ermöglichen, sich durch klare Beweisführung von jeder Verdächtigung zu befreien.

Die Pairs waren damit einverstanden, und der Tag rückte heran.

Der Graf begann seine Verteidigungsrede, und alles lauschte ihm gespannt und teilnahmsvoll. Er zog Papiere hervor, die den Beweis lieferten, daß ihn der Wesir von Janina mit seinem ganzen Zutrauen beehrt hatte, denn er beauftragte ihn mit einer Unterhandlung beim Kaiser. Er zeigte auch den Ring, mit dem Ali seine Briefschaften zu siegeln pflegte und der ihm bei

seiner Rückkehr zu jeder Stunde Zutritt bei dem Wesir verschaffte. Leider scheiterten die Unterhandlungen, und als er zurückkehrte, um seinen Wohltäter zu schirmen, war er dem Tode verfallen. Aber sterbend noch habe ihm Ali Pascha – so groß sei sein Vertrauen gewesen – seine Lieblingsgattin und die Tochter anvertraut.

In diesem Augenblick wurde dem Präsidenten ein Schreiben überreicht. Er las und stutzte; dann wandte er sich Morcerf zu:

»Sie sagten eben, Graf, daß Ihnen der Wesir von Janina seine Frau und Tochter anvertraut habe?«

»Ja, mein Herr!« entgegnete Morcerf.

»Wohlan,« sagte der Präsident, »Ali-Tebelens Tochter steht draußen und bittet, selber ihre Aussagen machen zu dürfen.«

Eine Aufregung sondergleichen bemächtigte sich der Versammlung. Der Präsident rief: »Führen Sie die Dame herein!«

Aller Blicke wandten sich der Tür zu. Eine tief verschleierte, schwarz gekleidete Frau trat in den Saal, von einem Diener gefolgt. Der Präsident ersuchte sie, den Schleier zu lüften, und man sah ein junges, wunderschönes Weib – Haydee, die Griechin des Grafen von Monte Christo.

Das Staunen nahm kein Ende. Graf Morcerf aber war, wie vom Schlage gerührt, halb ohnmächtig in seinen Sessel gesunken.

»Meine Gnädigste,« sagte der Präsident, »Sie sind gewillt, uns Auskunft über die damaligen Vorgänge in Janina zu geben? Können Sie das?«

»Wohl vermag ich es«, sprach Haydee bescheiden, mit traurig klingender Stimme. »Zwar war ich damals erst vier Jahre alt; doch die Furchtbarkeit jenes Ereignisses hat jede Einzelheit mit Blut in mein Gedächtnis geschrieben.«

»Madame,« sagte der Präsident, sich tief verneigend, »wir zweifeln nicht daran, Ali Tebelens erhabene Tochter vor uns zu sehen, doch vermögen Sie

es zu beweisen?«

Da zog Haydee mit einer vornehm stolzen Bewegung eine Rolle hervor, die sie dem Präsidenten reichte, »hier meine Geburtsurkunde, von meinem Vater aufgesetzt und unterzeichnet von seinen höchsten Offizieren. Dann mein Taufschein – ich bin Christin; denn ich wurde im Glauben meiner Mutter erzogen –, und schließlich hier ein Dokument, das wohl von besonderer Bedeutung ist.«

Bleich vor höchster Erregung rollte sie ein Schriftstück auseinander, das ein herbeigerufener Dolmetsch zu übersetzen begann:

»Ich, El-Kobbir, Händler von Sklavinnen und Versorger des Harems Seiner Hoheit, erkläre hiermit, daß ich zur Übergabe an den erhabenen Kaiser von dem fränkischen Grafen von Monte Christo einen Smaragd im Werte von zweitausend Beuteln als Kaufpreis für eine christliche Sklavin, namens Haydee, anerkannte Tochter des verstorbenen Ali Tebelen, Pascha von Janina, erhalten habe; diese ist vor sieben Jahren mit ihrer bei der Ankunft in Konstantinopel verstorbenen Mutter durch einen fränkischen Obersten im Dienste des Wesirs Ali Tebelen, namens Fernand Mondego, an mich verkauft worden.

Der besorgte Verkauf geschah für Rechnung Seiner Hoheit und in dessen Auftrag gegen die Summe von eintausend Beuteln.

Geschehen in Konstantinopel mit der Autorisation Seiner Hoheit im Jahre der Hegyra 1247.

Unterfertigt: El-Kobbir.

Um gegenwärtiger Urkunde Glaubhaftigkeit zu verleihen, versieht es der Verkäufer mit dem kaiserlichen Insiegel.«

Nach diesem Vorlesen trat ein schauerliches Stillschweigen ein; der Graf saß regungslos mit starrem Blick, und dieser Blick, der sich auf Haydee heftete, war wie in Flamme und Blut getaucht.

»Madame,« sprach der Präsident, »könnte man den Grafen von Monte Christo nicht auch in dieser Sache befragen?«

»Der Graf von Monte Christo, mein zweiter Vater, befindet sich seit drei Tagen in der Normandie.«

»Wer aber riet Ihnen zu diesem Schritte?«

»Wer, mein Herr? Nun – die Verehrung für den geliebten Vater, der Wunsch, den an ihm begangenen Verrat zu rächen! Wenn mein Leben auch still und zurückgezogen verläuft, so sorgt mein edler Beschützer doch dafür, daß ich von allem, was vorgeht, unterrichtet bin. So las ich von dieser Sache in den Blättern und eilte her.«

»Und Sie erkennen in diesem Manne hier den Offizier Fernand Mondego?«

»Ob ich ihn erkenne!« rief Haydee. »Oh, meine Mutter! Du hast zu mir gesagt: ›Sieh dir diesen Menschen genau an: er hat dich zur Sklavin gemacht, er hat den Kopf deines Vaters auf einer Lanze herumgetragen, er hat uns verkauft und ausgeliefert! Betrachte seine rechte Hand, sie hat eine Narbe; wenn du auch sein Antlitz vergäßest, so müßtest du ihn doch wiedererkennen an dieser Hand, in die der Händler El-Kobbir ein Goldstück nach dem andern fallen ließ‹ O Mörder! Mörder!«

Wie Keulenschläge fielen diese Worte auf Morcerfs Haupt, und bei den letzten suchte er rasch die Hand zu verstecken, die durch eine Verwundung verstümmelt war.

»Graf Morcerf, was haben Sie auf all diese Anklagen zu erwidern?« fragte der Präsident.

Morcerf rang nach Atem, dann sagte er dumpf: »Nichts!« Plötzlich sprang er auf, griff an den Kragen seines Rockes, als müsse er ersticken, und rannte wie ein Wahnsinniger aus dem Saal.

Als Albert von all diesen Dingen erfuhr, schrie er laut auf, wie ein verwundetes Tier, und verfiel beinahe in eine Art von Raserei. Sein grundehrliches, vornehmes Empfinden vermochte all das Gehörte nicht zu

fassen, nicht zu erklären. Eins aber stand fest bei ihm: er mußte eilen, um den, der all das Unheil heraufbeschworen, zur Rechenschaft zu ziehen. Wer anders konnte dies sein, als er – der Graf von Monte Christo.

Es kam zu einem furchtbaren Auftritt zwischen den beiden, dessen Folge eine Herausforderung zum Duell war.

Übrigens rührte die Zeitungsnotiz nicht direkt von Monte Christo her, sondern von Danglars, der, allerdings auf eine Anspielung des Grafen hin, nach Janina schrieb, um über den Vermögensursprung der Familie seines in Aussicht genommenen Schwiegersohnes genauen Aufschluß zu erhalten.

Der Graf saß zu Hause an seinem Schreibtisch und hatte seinen kostbaren Pistolenkasten vor sich stehen. Da trat der Diener zu ihm herein und meldete, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche. Kaum aber hatte er das gesagt, als die Dame bereits das Zimmer betrat. Baptistin entfernte sich. Monte Christo blickte staunend auf; da schlug die Frau den Schleier zurück und kam mit gefalteten Händen auf ihn zu.

»Edmond! Töten Sie nicht meinen Sohn; Mercedes selbst kommt, um Ihr Erbarmen zu erflehen.«

Der Graf taumelte zurück, dann faßte er sich.

»Für mich gibt es keine Mercedes mehr, Madame.«

»Ach, Edmond! Edmond! Wollen Sie mich armes Weib das furchtbare Verhängnis entgelten lassen, das über uns gewaltet hat?«

»Weshalb kam es zu diesem Verhängnis?«

»Das weiß ich nicht, Edmond; ich weiß nur, daß ich Sie immer geliebt und als tot betrauert habe.«

»Sie wissen das nicht? Nun – ich will's hoffen. Doch lassen Sie's mich Ihnen sagen.«

Er holte aus dem Schreibtisch ein vergilbtes Papier hervor und legte es vor Mercedes hin. Es war dies die Denunziation, die er dem Gefängnisdirektor

Boville einstmals entwendet hatte. Mercedes las voll tiefer Ergriffenheit.

»Und dieses Schriftstück hatte der liebe Freund Danglars am Vorabend meiner Hochzeit aufgesetzt, und sein Kumpan Fernand Mondego bemüßigte sich, es eigenhändig zur Post zu tragen.«

Mercedes stieß einen Wehlaut aus. Sie schwankte und fiel in die Knie.

»O mein Gott, mein Gott!« wimmerte sie leise, den Kopf fast bis zur Erde geneigt.

Der Graf hob die Unglückliche auf und führte sie zu einem Sessel. Mercedes versuchte es, sich gleich wieder zu erheben.

»Dann habe ich hier nichts mehr zu erbitten noch zu erhoffen, Edmond.«

Monte Christo drückte sie sanft zurück. Er sprach zu ihr von allem, was geschehen. – »Vierzehn Jahre habe ich im Kerker geschmachtet, schuldlos, schuldlos, Mercedes! Ich säße noch heute darin, hätte mich nicht ein Wunder gerettet. Wissen Sie, was das bedeutet?«

Mercedes weinte fassungslos.

»Ach, Edmond, Edmond! Auch ich habe gelitten über alles Maß. Liebte ich doch nur dich. Fernand stand mir bei in meiner Not, und froh, die Hand eines Freundes fassen zu können, ging ich mit ihm; ahnte ich doch nichts. Froh bin ich mein Lebtag nie mehr geworden, und nun – nun kommt noch der Einziggeliebte und will mir den Sohn erschlagen.«

Da sprach Monte Christo mit gedämpfter Stimme:

»Sei getrost, Mercedes; dein Sohn wird leben.«

Mercedes griff nach der Hand des Grafen und zog sie schluchzend an ihre Lippen.

»Hab' Dank, Edmond! Hab' Dank! Ich kann dir nichts anderes mehr sagen. Dank auch dem gütigen Gott, der mir vergönnte, dich noch einmal

wiederzusehen – und dich so zu sehen, wie ich dein Bild immer im Herzen getragen, groß und gut, als Heiligtum meines Lebens. Gott segne dich.«

Damit stand sie auf und ging still von dannen. Der Graf hatte seine Augen mit der Hand bedeckt, denn er weinte. »Ja,« seufzte er, »ja, Mercedes, dein Sohn wird leben; dafür steige ich wieder in die Grabesnacht zurück, diesmal für immer.«

Als sich aber am nächsten Morgen die Gegner und die Zeugen auf dem Kampfplatze versammelten, trat Albert ernst und mit Totenblässe im Gesicht vor den Grafen hin und sagte zu ihm wie zu den anderen:

»Meine Herren! Es ist von seiten meiner Familie dem Grafen von Monte Christo ein unerhörtes Unrecht zugefügt worden. Ich habe keine Ahnung von all diesen Vorfällen gehabt und gestern abend zum erstenmal davon gehört. Mich hat diese Kenntnisnahme bis ins Tiefste erschüttert, und so kann ich nur sagen, daß ich beschämt und aufrichtig bekümmert vor dem Grafen stehe, der alle Ursache hat, ein Todfeind unserer Familie zu sein und doch stets vornehm gehandelt hat. Es wird mir wohl schwer, dies alles zu bekennen, doch gibt es nach meinem Gefühl nur eine Rechtlichkeit in solcher Lage: seine Schuld offen einzugestehen.

Wenn der Graf nun nach allem Vorgefallenen mich noch für würdig erachtet, mir die Hand zu reichen, so will ich sie ihm gern zum Abschied drücken, auf daß wir, wenn auch nicht als Freunde – das läßt das Verhängnis leider nicht zu –, so doch als Männer scheiden, die gegenseitig Achtung voreinander haben.«

Der Graf hatte mit zunehmender Bewegung den mutigen Worten des jungen Mannes gelauscht. Nun ging er auf ihn zu und reichte ihm voller Wärme die Hand. Albert ergriff sie und preßte sie mit einer Innigkeit, die fast einem ehrfurchtsvollen Erschrecken gleichkam.

Dann grüßte er die anderen mit kurzem Dank für ihr Bemühen und jagte gleich darauf auf seinem Rappen davon. Alberts Sekundanten standen verblüfft. »Was hat sich in dieser Nacht denn nur zugetragen? Ich glaube, wir spielen hier eine recht klägliche Rolle.«

»Ja,« sagte der andere nachdenklich und klopfte mit der Reitpeitsche gegen seine Stulpstiefel, »entweder hat der gute Albert ganz erbärmlich gehandelt oder außerordentlich groß und schön.«

Kaum war Monte Christo wieder zu Hause angelangt und von Haydee mit zitternder Freude empfangen worden, als Baptistin den General von Morcerf meldete.

»Ah, Herr General! Was verschafft mir die Ehre?« begrüßte ihn Monte Christo kühl.

»Mein Herr!« schrie Morcerf bebend vor zorniger Erregung. »Sie haben sich heute morgen mit meinem Sohn schlagen wollen. Ich kenne Ihre Entschuldigungen nicht, die mein Sohn hat gelten lassen. Ich will sie auch nicht kennen, sondern ich fordere Sie noch einmal heraus für meine Person und dies auf der Stelle.«

»Halt, Herr General!« rief Monte Christo streng. »Ihr Sohn hat sich bei mir entschuldigt, weil er erkannte, daß ich im Recht war, und – mit wem er es zu tun hatte.«

»Mit wem er es zu tun hatte...« schrie der General außer sich. »Ha, Nichtswürdiger – mit wem? Mit wem? Wer bist du überhaupt, du goldbeschütteter Abenteurer, der sich mit sieben Namen deckt? Raus mit der Sprache, du Lump, du!« Mit einem Satz war der Graf neben ihm und packte den Wütenden bei der Schulter. Dann raunte er ihm mit heiserer Stimme zu:

»Von all meinen vielen Namen will ich dir nur einen nennen, der dich mit seinem Klang zerschmettern soll. Doch nicht wahr, du errätst ihn. Sieh mir ins Antlitz, Fernand Mondego, heut ist's vom Glück der Rache verjüngt. Hast du's nicht oft seit deiner Heirat mit Mercedes, meiner Braut, im wüsten Traum gesehen?«

Der General stieß einen herzzerreißenden Schrei aus:

»Edmond Dantes!«

Hierauf wankte er mit einem Stöhnen, das nichts Menschliches mehr an sich hatte, die Treppen hinab bis zu seinem Wagen.

»Nach Hause! Nach Hause!«

Oben in seinem Schlafgemach hörte er, wie ein Wagen auf den Hof fuhr. Der General blickte durch den Fenstervorhang. Mercedes und Albert bestiegen in Reisekleidung das einfache Gefährt. Ach, er wußte es, sie flohen vor dem Gatten, vor dem Vater, dessen Schuld sie nicht auf sich nehmen wollten. Und im selben Moment, als der Wagen sich in Bewegung setzte, erdröhnte ein Schuß. Das Fenster im Schlafgemach zersprang und eine feine Rauchwolke wirbelte durch sie ins Freie.

Eines Tages wurde stürmisch an der Hausglocke des Doktors d'Avrigny gerissen. Der Portier öffnete, und Herr von Villefort stürzte an ihm vorüber, ohne ein Wort zu sagen, direkt bis ins Zimmer des Arztes.

»Doktor, Doktor! Erbarmen Sie sich und kommen Sie sofort mit mir!«

»Ist schon wieder jemand bei Ihnen erkrankt?«

»Valentine – jetzt ist Valentine an der Reihe!«

»Ihre Tochter?« rief d'Avrigny entsetzt.

»Sie sehen, daß Sie geirrt haben,« stammelte der Beamte; »kommen Sie, verlieren Sie keine Zeit.«

»So oft Sie mich riefen, war es schon zu spät,« sagte Herr d'Avrigny, »die Feinde, die in Ihrem Hause wüten, sind fürchterlich. Doch lassen Sie uns eilen.«

Die Mietkutsche, die Herrn von Villefort hergebracht, führte die beiden Männer mit Schnelligkeit wieder zum Unglückshause.

Zu gleicher Zeit jedoch, da Villefort bei Doktor d'Avrigny angeklingelt hatte, läutete Maximilian Morrel beim Grafen von Monte Christo Sturm.

Der Graf war zu Hause und empfing den jungen Mann. der bleich und verstört vor ihm stand, voller Staunen.

»O mein verehrter, lieber Freund, mein Vater, mein Beschützer,« sagte Morrel flehentlich und faßte des Grafen Hand, »Sie sagten einmal zu mir, wenn ich je des Beistandes oder der Hilfe bedürfte, sollte ich mich an Sie wenden.«

»Ich werde für Sie stets bereit sein, Maximilian, denn ich liebe Sie wie einen Sohn.«

»O Dank! Dank! Dann kommen Sie und hören Sie geschwind; ein junges Geschöpf, das ich von ganzem Herzen liebe, schwebt in größter Gefahr.«

»Lieber Maximilian, wollen Sie nicht Namen nennen?«

Da begann Morrel von seiner Liebe zu erzählen, kaum aber war ihm der Name Valentinens über die Lippen gegangen, als der Graf entsetzt zurückfuhr und mit furchtbarer Stimme schrie: »Wie, Unglücklicher! Du liebst die Tochter dieses verruchten Geschlechts?«

Maximilian erschrak; so hatte er den Grafen noch nie gesehen. Als sich die erste furchtbare Aufregung gelegt hatte, wagte der junge Mann es, dem Grafen Valentine zu schildern, ihre Güte, ihre Herzensreinheit und wie groß seine Angst sei, sie in jenem Unglückshause zu lassen, und wie er sie soeben, als er den alten Großvater besucht hatte, habe zusammenbrechen sehen.

Heiße Tränen liefen dem jungen Kapitän über die Wangen.

Monte Christo hatte sich vollständig gefaßt, nun sagte er gütig:

»Mut, Mut, mein lieber Junge, gehen Sie getrost nach Hause; Valentine ist von diesem Augenblick an in meiner Obhut. Ich werde Ihnen Nachricht geben.«

Während in Villeforts Hause die einzige Tochter mit dem Tode rang, rüstete man im Palais Danglars zur Hochzeit der einzigen Tochter.

Es war ein glänzendes Fest; halb Paris war beisammen, und in den lichterfüllten Räumen drängte alles zum Brautpaar hin, das mitten im Saale unter dem Kronleuchter stand.

Eugenie, kalt, stolz und schön wie immer, war in schneeweißen Atlas gehüllt. Sie verzog keine Miene.

Andreas Antlitz dagegen strahlte vor eitel Wonne, nicht minder das seines Schwiegervaters.

Als einer der letzten erschien der Graf von Monte Christo. Auf Danglars Befragen äußerte er, die Sache mit dem letztverübten Einbruch bei ihm habe ihn soeben wieder in Anspruch genommen. »Denn, denken Sie nur,« fuhr er fort, »meine Leute haben da nachträglich ein blutiges Bündel gefunden, das dem Erstochenen gehörte, und darin lag ein Brief, an Sie adressiert.«

»An mich...?« fragte Danglars erbleichend. »Und was haben Sie damit gemacht?«

»Natürlich sofort der Polizei übergeben«, erwiderte Monte Christo lächelnd.

Danglars Miene erstarrte, doch ehe er noch ein Wort zu sagen vermochte, entstand ein furchtbarer Tumult im Vorsaal. Ein Gendarmerieoffizier, gefolgt von mehreren Gendarmen, erschien unter der Flügeltür und rief:

»Wer von Ihnen, meine Herren, nennt sich Andrea Cavalcanti?«

Grabesstille folgte diesen Worten; dann trat Danglars taumelnden Schrittes vor und fragte mit heiserer Stimme: »Was ist denn mit diesem Andrea...?«

»Er ist ein aus dem Bagno entsprungener Galeerensklave und des Raubmordes an seinem Genossen Caderousse verdächtig.«

Entsetzensschreie ertönten von allen Seiten. So sehr man aber suchte, Andrea war spurlos verschwunden.

Dann aber war's, als sei die Pest im Hause ausgebrochen; all die Treppen, Gänge und Türen reichten nicht aus, um die drängende Menschenmenge

hinauszulassen.

Bald lag das festlich geschmückte Haus wie verödet. Selbst Eugenie Danglars war heimlich entflohen, um sich mit ihrer Freundin Luise nach Belgien zu begeben, wo sie sich, losgelöst von den Ihrigen, ganz der Kunst widmen wollte.

Eine Neuigkeit drang bei den Villeforts bis zu der Krankenstube Valentinens: der Abbé Busoni hatte das Haus nebenan gemietet und es unter Vorauszahlung einer großen Summe sofort bezogen. Bei der Besichtigung der Räume hatte man eine Verbindungstür vorgefunden, die zur Wohnung des Herrn von Noirtier führte. Der Abbé benutzte sie sogleich, um dem alten Herrn einen Besuch abzustatten und ihn in seinem Leid zu trösten. Herr Noirtier faßte ein sonderbares Zutrauen zu diesem Manne, der sich vorzüglich mit ihm zu verständigen wußte. So kam und ging der Abbé zu jeder Tag- und Nachtstunde bei Herrn von Noirtier aus und ein – wie es ihm gutdünkte – und so konnte er auch die Kranke, die Herr Noirtier nicht mehr aus seiner Wohnung bringen ließ, genau beobachten, ohne daß die Villeforts etwas davon wußten.

Da sah er denn, als alles still im Hause geworden, wie nächtlicherweile eine weißgekleidete Gestalt sich dem Bette des jungen Mädchens näherte, es leise beim Namen rief und, als keine Antwort erfolgte, schnell einige Tropfen aus einer Phiole in die Limonade fallen ließ, die auf dem Tisch stand.

Dann verschwand die Erscheinung ebenso lautlos, wie sie gekommen war.

Sogleich trat der Abbé aus seinem Versteck hervor, goß die Limonade fort und stellte ein Glas mit frischem Wasser hin, dem er seinerseits ein Präparat beimischte.

»Armes Kind,« murmelte er, »jetzt kann dich nur noch ein Gewaltstreich retten.«

Damit ging er und legte sich zur Ruhe nieder, denn seit vier Tagen hatte er kein Auge mehr geschlossen.

Am Morgen erfüllte lautes Wehklagen das ganze Haus: Valentine, die man bereits auf dem Wege zur Besserung geglaubt, war ganz plötzlich in der Nacht verstorben. Das Antlitz des armen Großvaters schien wie vor Schmerz versteinert.

Da erschien der Abbé, er ging auf den alten Herrn zu, drückte ihm fest die Hand und sah ihm bedeutsam in die Augen. Das rief eine wunderbare Wirkung bei dem Greise hervor, der nun ruhig alle Vorgänge mit stillen Blicken verfolgte.

Je ruhiger jedoch der Großvater sich zeigte, um so verzweifelter gebärdete sich der Vater. Und wie die Posaune des Jüngsten Gerichts klangen ihm die Worte des Arztes in die Ohren, der sich mit dem von Valentine benutzten Wasserglase zu schaffen machte.

»Ha! Also nicht mehr Brucin! Woll'n mal sehen, was es nun ist.«

Damit stellte er einige chemische Versuche an, wozu er alles Notwendige mitgebracht hatte.

»So so...«, sagte er dann mit der grimmigen Genugtuung eines Richters, der eine schreckliche Wahrheit erkannt hat.

In diesem Augenblick stürmte ein junger Mann ins Zimmer, ergriff Noirtiers Hand und rief:

»Vater! Vater! Sehen Sie! Was hat man aus ihr gemacht? O Valentine, Valentine!«

Schluchzend warf er sich vor dem Bett auf die Knie. Sein Schmerz war so ungestüm, so ergreifend, daß d'Avrigny sich abwandte und Villefort trotz seiner Verwunderung ihm die Hand auf die Schulter legte.

»Sie lieben meine Tochter – ich wußte nichts davon. Jetzt aber nehmen Sie Abschied von ihr; Valentine bedarf nur noch des Priesters.«

»Sie irren, mein Herr!« schrie Morrel mit schrecklicher Stimme. »Sie bedarf vor allem eines Rächers. Und wenn der eigene Vater zu schwach ist,

so werde ich für sie eintreten, so wahr ein Gott im Himmel lebt.«

»Ich stehe Herrn Morrel zur Seite«, sagte nun auch Doktor d'Avrigny mit eisiger Strenge.

Da gab der alte Noirtier dem Sohn einen Wink, daß er mit ihm allein sein wolle. Die beiden Herren gingen ins Nebenzimmer, doch dauerte es nicht lange, so rief Villefort sie wieder zurück, dessen Anblick erschreckend war.

Wenige Minuten hatten genügt, um aus diesem Manne einen Greis zu machen; trotzdem sprach er mit fester Stimme:

»Meine Herren, das Verbrechen ist aufgedeckt, und ich schwöre Ihnen, der Schuldige wird dem Richtspruche nicht entgehen. Nur bitte ich Sie, zu schweigen. Wenn die Heimgegangene zur Ruhe bestattet ist, wird das Verhängnis seinen Lauf nehmen.«

Es war ein schauerlicher Ernst, der aus diesen Worten sprach, und der alte Noirtier winkte düsteren Auges sein »Ja« dazu.

Gleich darauf trat der Abbé Busoni ein, um die Leiche zu segnen. Er betete bei ihr und hielt die Totenwache. Erst nach der Einsargung zog er sich zurück.

Am Tage darauf fand unter ungeheurem Zulauf die Beisetzung statt.

Monte Christos ganze Sorge galt von nun an Maximilian. Er ließ ihn nicht aus den Augen und suchte ihn durch energischen Zuspruch wieder aufzurichten. Anfangs wies Morrel ihn kalt ab, dann aber kam Zorn über ihn:

»Wer sind Sie eigentlich, der sich anmaßt, die Geschicke der Menschen zu lenken, als wäre er der liebe Herrgott selbst? Wer sind Sie in Wahrheit, der damit prahlt, Menschen heilen zu können und nicht einmal ein Gegengift wußte, um ein armes, junges Mädchen vom Tode zu erretten?«

»Wer ich bin, Maximilian?« sagte der Graf mit trauriger Stimme. »Der Mann, der deinen Vater verehrt, der dich als kleinen Jungen auf den Knien

geschaukelt hat – und der durch namenloses Leid gegangen ist. Edmond Dantes bin ich.«

Als wäre der Blitz neben Morrel niedergefahren, taumelte er und schrie auf: »Edmond Dantes!«

Dann fiel er auf die Knie nieder, umfaßte Dantes schluchzend und küßte seine Hand.

»Ja, dann, dann hast du ein Recht... über mich... über mein Leben... über alles, alles.«

Monte Christo hob den Weinenden auf und schloß ihn in seine Arme.

»Mein Sohn, mein lieber Sohn.«

Einen Tag darauf erschien Monte Christo bei Danglars. Der Bankier saß gerade am Schreibtisch. Nach der üblichen Begrüßung sagte er:

»Ah, ich war soeben dabei, ein paar kleine Anweisungen auszufertigen.«

»Bitte, bitte, mein lieber Baron, lassen Sie sich ja nicht stören. Was sind es für Papiere? Spanische, haitische oder neapolitanische?«

»Es sind Anweisungen an die Bank von Frankreich. Sehen Sie, verehrter König der Finanzen: jeder Papierfetzen eine Million.«

Danglars reichte Monte Christo die Scheine hinüber.

Dieser zählte:

»Eins, zwei, drei, vier, fünf! Alle Hochachtung, Baron. Das ist für Sie nur so ein Federstrich. Gut, daß sie schon ausgeschrieben sind; ich komme nämlich, um mein Guthaben in der Höhe von fünf Millionen abzuheben. Ich darf deshalb wohl die Scheine behalten. Die Quittung habe ich gleich mitgebracht.«

Der Graf legte vor den wie versteinert dastehenden Bankier das Schriftstück hin, der es nicht vermochte, sich gegen diese Forderung aufzulehnen. Kaum

aber war der Graf gegangen, als Herr von Boville erschien, der Generaleinnehmer der Hospitäler, und die Auszahlung der Depots erbat.

Danglars sagte, er habe soeben an den Grafen von Monte Christo fünf Millionen auszahlen lassen; wenn er nun noch einmal desselben Tages der Bank fünf Millionen entzöge, so würde das vielleicht auffallend sein. Ob Herr von Boville nicht bis morgen warten könne.

Herr von Boville versprach, morgen zu kommen und ging. Danglars sah ihm finster nach; dann ballte er plötzlich die Fäuste und schrie: »Kommt nur, kommt nur! Ihr sollt euch wundern.«

Darauf begann er wie ein Rasender in seinen Schubfächern zu wühlen. Zerriß und verbrannte Schriftstücke, holte einen Paß hervor: »Gut – noch auf zwei Monate gültig.«

Und ehe es einer im Hause bemerkte, war er auf und davon.

Benedetto saß längst wieder hinter Schloß und Riegel. Mit der ihm eigenen Frechheit blieb er guten Mutes, da er auf den mächtigen Beschützer baute.

Eines Tages wurde er ins Sprechzimmer geführt, wo Bertuccio seiner harrte.

»Benedetto! Dein Schicksal ruht in mächtiger Hand. Sei vernünftig und tue, wie man es dich heißt.«

Dann sprach Bertuccio noch ein Weile leise und eindringlich mit ihm und verließ das Gefängnis wieder.

Der Tag der Gerichtsverhandlung brach herein.

Villefort hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan. Erst gegen Morgen war er eingeschlafen. Die verglimmende Lampe weckte ihn durch ihr Knistern. Er sah seine Hände feucht und rot, als wären sie in Blut getaucht.

»Heute muß es sein! Das Schwert der Gerechtigkeit wird alle treffen, die schuldig sind, ohne Ausnahme.«

Dann klingelte er nach seinem Diener.

»Bestellen Sie der gnädigen Frau, daß ich sie in einer halben Stunde zu sprechen wünsche.«

Sorgfältig schwarz gekleidet, ein Bündel Akten unter dem Arm, stand er dann vor seiner Gattin, die ihn verwundert ansah.

»Madame,« sagte er kalt und ohne Umschweife, »Sie haben von dem Gift, dessen Sie sich zu bedienen pflegten, sicher noch den köstlichsten Tropfen aufgehoben. Bitte, diesen Tropfen sofort für sich zu verwenden.«

Frau von Villefort stieß einen Schrei aus, der wie ein Röcheln klang, und fiel in die Knie.

»Erbarmen, Erbarmen!« wimmerte sie.

»Wie,« rief der Prokurator, »Sie hatten den Mut, vier Menschenleben zu vernichten, und jetzt, wo es gilt, den letzten Rest von Ehre zu retten, da zeigen Sie sich feig? Ha, wahrlich! Giftmischer sind immer feig. Seit dem Tode der Frau von Saint-Méran wußten wir, daß wir einen Giftmischer im Hause hatten. Der Verdacht fiel – Gott sei's geklagt – auf einen Engel. Jetzt, nach Valentinens Heimgang, gibt's keinen Zweifel mehr. Da ich aber nicht will, daß Sie auf dem Blutgerüst enden, lasse ich Ihnen bis Mittag Zeit. Ich gehe jetzt, das Todesurteil über einen Mörder zu verhängen; treffe ich Sie bei meiner Rückkehr noch lebend an, so werden Sie die heutige Nacht im Kerker verbringen.«

»Spricht dies mein Gatte zu mir?« schrie die unglückselige Frau und wich voller Entsetzen mit hocherhobenen Armen zurück.

»Ihr Richter, Madame«, sagte Villefort eisig, verließ das Zimmer und schloß die Tür hinter sich ab.

Dann ging er, um unbestechlich weiter seines Amtes zu walten. Auf erhöhtem Platze saß er da, und aller Augen wandten sich ihm zu. Jetzt wurde der Angeklagte hereingeführt. Keck und unbekümmert begann er der Reihe nach alle Anwesenden zu mustern, und selbst Herrn von Villeforts

strenger Blick vermochte es nicht, ihn dahin zu bringen, daß er die Augen niederschlug.

Nachdem die Anklage verlesen, fragte der Präsident: »Wie ist Ihr Vor- und Zuname, Angeklagter?«

»Verzeihung, Herr Präsident, wenn ich in einer etwas anderen Reihenfolge Ihre Fragen beantworte; Sie werden später begreifen, warum.

In einigen Tagen werde ich einundzwanzig Jahre alt sein, da ich in der Nacht vom 27. zum 28. September 1817 geboren bin.«

Herr von Villefort blickte unruhig auf.

»Wo wurden Sie geboren?«

»In Auteuil bei Paris.«

Herr von Villefort sah zum zweitenmal Benedetto an, als habe er ein Medusenhaupt erblickt.

»Ihr Gewerbe?« fuhr der Präsident fort.

»Erst war ich Falschmünzer, dann Dieb, und zuletzt wurde ich Mörder.«

Ein Sturm des Unwillens erhob sich im Saal.

»Werden Sie nun endlich Ihren Namen nennen?«

»Meinen Namen weiß ich nicht, wohl aber den meines Vaters.«

»Wer ist also Ihr Vater?«

»Mein Vater ist königlicher Prokurator«, versetzte Andrea ruhig.

»Königlicher Prokurator?« rief der Präsident stutzend.

»Ja, und er heißt Villefort.«

Ein Ausbruch des Zorns erhob sich im Saale, bis der Präsident mit lauter Stimme rief:

»Angeklagter! Sie treiben Ihren Spott mit der Justiz und erfrechen sich, hier ein Schauspiel zu geben.«

Zehn Personen drängten sich zu dem königlichen Prokurator, der gebrochen in seinem Lehnstuhl saß, und boten ihm Trost und Teilnahme.

Andrea hatte währenddessen sein Antlitz lächelnd der Versammlung zugekehrt; anmutig stützte er die Hand auf das Geländer des Anklageabteils und sprach:

»Da sei Gott vor, meine Herren, daß ich mir so etwas erlauben sollte. Man fragt mich nach meinem Namen; ich weiß ihn nicht. Was aber den Namen meines Vaters anbelangt, so heißt er Villefort.«

Die Worte des Angeklagten hatten eine Gewißheit, die erdrückend wirkte.

»Wollen Sie noch die näheren Umstände bei meinem Erscheinen in der Welt erfahren?« fuhr Benedetto fort. »Ich wurde geboren im ersten Stockwerk des Hauses Nr. 30, Rue de la Fontaine, in einem Zimmer, das mit rotem Damast ausgeschlagen ist. Mein Vater nahm mich in seine Arme, indem er zu meiner Mutter sagte, ich wäre tot und wickelte mich in eine Serviette, die mit einem H und einem N gezeichnet war; dann trug er mich in den Garten, wo er mich lebendig begrub.«

Ein Schauer durchrieselte alle Anwesenden, als sie sahen, daß die Sicherheit des Angeklagten mit dem Entsetzen des Herrn von Villefort zunahm.

»Woher wissen Sie alle diese Einzelheiten?« fragte der Präsident.

»Herr Präsident, ich will es Ihnen sagen. In jener Nacht hatte sich ein Mensch in den Garten geschlichen, der meinen Vater tödlich haßte und ihm auflauerte, um Blutrache an ihm zu vollziehen. Dieser Mann war in einem Gebüsch versteckt; er sah, wie mein Vater eben ein Kistchen in die Erde verscharrte, und versetzte ihm während dieser Arbeit einen Messerstich. Da

er wähnte, das Kistchen enthalte einen Schatz, öffnete er die Grube und fand mich noch am Leben; dieser Mann trug mich nach dem Findelhause, wo man mich unter Nr. 37 einschrieb. Drei Monate darauf machte seine Frau, um mich zu holen, eine Reise von Rogliano nach Paris, reklamierte mich als ihren Sohn und trug mich fort. Sie sehen nun, daß ich in Auteuil geboren, doch in Korsika erzogen bin.«

Einen Augenblick lang herrschte ein so tiefes Stillschweigen, daß man den Saal für leer halten konnte.

»Und Ihre Mutter?« fragte der Präsident.

»Meine Mutter glaubte mich tot, sie ist nicht schuldig; ich verlangte ihren Namen nicht zu erfahren und weiß ihn nicht.«

In diesem Moment ertönte ein lauter Schrei, der in heißem Schluchzen endigte.

Eine Frau brach infolge eines heftigen Nervenanfalls zusammen und wurde aus dem Gerichtssaal getragen; während des Forttragens verschob sich der dichte Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, und man erkannte Madame Danglars.

Auch Herr von Villefort hatte ungeachtet der Lähmung seiner Sinne, ungeachtet der Art Wahnsinn, der sein Ohr durchbrauste, jene Frau erkannt und sich emporgerichtet.

»Angeklagter, haben Sie für alle diese furchtbaren Beschuldigungen Beweise?«

»Beweise?« entgegnete Benedetto lächelnd. »Sie wollen Beweise? Blicken Sie dort Herrn von Villefort an.«

Alles sah zum königlichen Prokurator hin, der in den Kreis des Tribunals wankte.

Ein Murmeln ging durch den Saal.

»Man begehrt Beweise von mir, mein Vater,« sagte Benedetto, »soll ich sie geben?«

»Nein, nein!« stammelte Herr von Villefort mit gedämpfter Stimme. »Nein, es ist nicht nötig.«

»Nicht nötig?« fragte der Präsident. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen,« erwiderte der königliche Prokurator, »daß ich in der Hand Gottes, des Rächers bin. Es bedarf keiner Beweise; es ist wahr, was dieser junge Mann gesagt hat, und ich stelle mich in meinem Hause dem königlichen Prokurator zur Verfügung, der mein Nachfolger sein wird.«

Als er diese Worte mit dumpfer, fast erstickender Stimme sprach, schritt er wankend der Tür zu, die ihm der Türhüter diensteifrig öffnete.

Die ganze Versammlung blieb wie betäubt zurück. Der Präsident hob die Sitzung auf, da der Prozeß neu eingeleitet werden mußte.

Andrea, immer gleich ruhig, verließ den Saal unter dem Geleit der Gendarmen, die ihm unfreiwillig einige Rücksicht bezeigten.

»Dem werden mildernde Umstände bewilligt werden«, hörte man eine Stimme sagen. Andrea sah sich um und lächelte.

In einem bedauernswerten Zustande wankte Villefort durch die Korridore. Es trieb ihn zu seiner Frau. Eiligst öffnete er die Tür zu ihrem Zimmer. Da stand seine Gattin – bleich, mit verzerrten Zügen – und starrte ihm in furchtbarer Not entgegen.

»Um Gottes willen! Heloise, was ist geschehen?«

»Was du wolltest – nun ist's vorbei«, antwortete die Frau mit schauerlich röchelnder Stimme und stürzte der Länge nach zu Boden.

Villefort kniete neben ihr und griff nach ihrer Hand, deren Finger krampfhaft ein kristallenes Fläschchen umklammert hielten.

Frau von Villefort war tot.

Halb von Sinnen vor Entsetzen sah Villefort die Leiche an, dann sprang er auf.

»Wo ist mein Sohn? Eduard! Eduard!«

Niemand wußte es zu sagen. Er rannte wieder zurück, um im Boudoir seiner Frau nachzusehen. Der Leichnam seines Weibes lag quer vor dem Eingang des Boudoirs, und es schien, als hielte er Wache an dieser Tür mit offenen, starren Augen und einer schauerlichen Ironie auf den Lippen.

Villefort mußte darüber hinweg, denn er sah durch den Vorhang sein Kind auf dem Diwan liegen.

Schlief es? War es tot? Der verzweifelte Vater nahm es in seine Arme, rief es an, drückte, schüttelte es. Vergeblich; es war kein Leben mehr in ihm. Da sah er einen Zettel an Eduards Bluse. Er las ihn in gieriger Hast.

»Aus Liebe zu meinem Sohn wurde ich zur Verbrecherin. Eine gute Mutter geht nicht ohne ihr Kind.«

Da brüllte der Unglückliche auf wie ein verwundetes Tier und eilte trostsuchend zum Vater, der mit friedlicher Miene auf die Worte hörte, die der Abbé Busoni zu ihm sprach.

Villefort sah den Geistlichen an, als müsse er sich besinnen, wen er vor sich habe.

»Ah, ich weiß: der Abbé Busoni. Sie spüren wohl aufs neue die Nähe des Todes?«

»Nein,« sprach der Abbé, sich hoch aufrichtend, »mich treibt heut ein anderes Verlangen. Ich komme, Ihnen zu sagen, daß Ihre Schuld nun gesühnt ist, und ich Gott bitten will, er möge es sich an dem Geschehenen genügen lassen, wie ich dies tun will.«

»Um Gott!« schrie Villefort auf. »Diese Stimme ... sie gehört nicht dem Abbé Busoni.«

»Nein!« erwiderte der Angeredete, riß die falsche Tonsur ab und schüttelte sein volles schwarzes Haar.

»Der Graf von Monte Christo!« keuchte Villefort.

»Auch der nicht, suche weiter und weiter.«

»Wer sind Sie denn?«

»Der Schatten eines Unglücklichen, den du in die Kerkernacht von Schloß If begraben hast. Diesem aus dem Grabe wieder erstandenen Schatten hat Gott die Maske des Grafen von Monte Christo verliehen und ihn mit Reichtümern überschüttet, auf daß du ihn nicht früher erkennen solltest.«

»Großer Gott! Jetzt begreife ich! Du bist Edmond Dantes.«

Damit packte Villefort den Grafen beim Arm, zog ihn mit sich fort und rief unermüdlich: »Komm, komm! Edmond Dantes!«

Endlich blieb er in dem Zimmer seiner Gattin stehen.

»Sieh! Edmond Dantes, sieh! Bist du zufrieden?«

Monte Christo stand tief ergriffen vor der Furchtbarkeit dieses Schicksalsschlages und fühlte mit Beben, daß er die Rechte seiner Rache überschritten hatte und nicht mehr sagen konnte: »Gott ist für mich und mit mir.«

Angstvoll neigte er sich über das Kind, nahm es auf seine Arme und trug es in die Wohnung Noirtiers, um noch Rettungsversuche anzustellen. Villefort, der ihn davongehen sah, schrie verzweifelt auf: »Mein Kind! Mein Kind! Er raubt mir mein Kind!«

Er wollte ihm nachstürzen, dann aber wurzelten seine Füße am Boden; er konnte sie nicht heben. In seinem Gehirn drehte und wälzte sich eine Masse von Leid und Schrecken, bis sie krachend zersprang. Da brach er in ein unsinniges Gelächter aus.

Monte Christo hatte sich vergeblich bemüht, das Kind ins Leben zurückzurufen. So kam er denn und legte die kleine Leiche beinahe demütig neben die tote Mutter hin. Dann fragte er nach Herrn von Villefort. Man wies ihn in den Garten. Da stand der Unglückliche mit einem Spaten in der Hand und grub – und grub.

Monte Christo ging zu ihm und sagte mit leiser, schöner Stimme:

»Mein Herr, Sie haben Ihren Sohn verloren ....«

»Ah,« lachte Villefort, »ich werde ihn schon finden, und sollte ich graben bis zum Jüngsten Tag.«

Monte Christo wich entsetzt zurück: »Großer Gott! Er ist wahnsinnig!«

Dann eilte er hinweg, als hätte er zu befürchten, daß die Mauern dieses verruchten Hauses einstürzen und auch ihn zerschmettern könnten.

»Oh, genug, genug jetzt der Rache! Suchen wir den letzten zu retten.«

Als Monte Christo nach Hause kam, empfing ihn Morrel, der nun ganz bei dem Grafen wohnte.

»Maximilian, morgen verlassen wir Paris.«

»Haben Sie hier nichts mehr zu tun?« fragte der junge Mann.

»Nein.« erwiderte der Graf, »wollte Gott, ich hätte nicht schon zuviel getan.«

Danglars befand sich auf dem Wege nach Rom. Dort begab er sich zum Hause Thomson & French, um die Quittung des Grafen von Monte Christo gegen Anweisungen aus Venedig und Wien umzusetzen. Er beabsichtigte, zunächst nach Venedig zu gehen. Auf der Fahrt dahin wurde er von Banditen überfallen, die ihn in eine vergitterte Felsenschlucht sperrten und ihm nur dann etwas zu essen brachten wenn er ganz unerhörte Summen dafür bezahlte. Der geizige Bankier raste und fluchte. Schließlich aber zwang ihn der furchtbare Hunger, nach und nach alles Geld herzugeben bis

auf einen Rest von fünfzigtausend Franken. Den hielt er krampfhaft fest, obgleich er vor Hunger sich kaum mehr auf den Füßen zu halten vermochte.

Da tat sich eines Tages die Tür auf, und ein hoher stattlicher Mann erschien, ganz in einen dunkeln Mantel gehüllt. Danglars fuhr zurück, als habe er ein Gespenst erblickt.

»Der Graf von Monte Christo!« ächzte er dann.

»Du irrst, Verräter; für dich bin ich noch ein anderer«, herrschte der Graf ihn an. »Der, den du gemein verraten, in Elend, Schande, Nacht und Grauen gestürzt hast, dessen Vater du dem Hungertode preisgegeben, dem du die Braut treulos gemacht, um niedrigster Mißgunst willen. Hast du ehrloser Schurke seinen Namen vergessen, so höre: Edmond Dantes steht vor dir!«

Danglars stieß einen Schrei aus und fiel zu Boden.

»Erhebe dich!« rief der Graf ihm zu. »Du magst mit dem Schrecken davonkommen. Deinen beiden Kumpanen ist's schlechter ergangen: der eine ist wahnsinnig geworden, der andere ist tot.«

Monte Christo wandte sich dann an seinen Begleiter:

»Vampa, geben Sie diesem Manne zu essen und zu trinken. Dann lassen Sie ihn frei. Die fünfzigtausend Franken mag er behalten, um ein besseres Leben anzufangen. Weh ihm, wenn er's nicht tut!«

Damit ging der Graf davon.

Danglars rührte sich nicht. Als er endlich vorsichtig den Kopf hob, sah er in der Ferne nur noch einen Schatten, vor dem die Banditen sich verneigten.

Wie der Graf gesagt, so geschah es. Als der Gefangene gesättigt war, brachte man ihn in einen Wagen und fuhr mit ihm in die Nacht hinaus. Dann setzte man ihn ab und lehnte ihn an einen Baum, wo er bis zum Morgen regungslos verharrte.

Von Durst geplagt, schleppte er sich dann bis zu einem nahen Bächlein. Als er beim Trinken ins Wasser sah, bemerkte er, daß seine Haare schneeweiß

geworden waren.

Der Graf war mit Maximilian auf mancherlei Umwegen bei der Insel Monte Christo gelandet. Nun ging er Arm in Arm mit dem jungen Mann durch seinen feenhaften, unterirdischen Palast, den er sich in den Grotten, die einst seine Schätze hüteten, hatte erbauen lassen.

Monte Christo sprach, erklärte dies und das und suchte die Aufmerksamkeit Morrels zu fesseln. Doch alles war vergebens; düster und teilnahmlos schaute Maximilian umher, ohne überhaupt etwas zu sehen.

Da fragte ihn Monte Christo voller Trauer:

»Dies alles ist einmal dein; ich liebe dich wie einen Sohn. Vermagst du es nicht, um meinetwillen deine Trauer zu bezwingen?«

»Mein Glück hängt nicht am Golde; mein Glück ist tot. Wenn ich jedoch am Leben bleibe, so ist dies meine Dankbarkeit für Sie. Wenn Sie aber, mein väterlicher Freund, der Sie so mächtig sind, mich nicht nur um Ihretwillen lieben, dann würden Sie mir endlich die Erlösung bringen.«

»Das heißt: Du wünschest aus meiner Hand den Tod zu empfangen?«

»Ja, so ist's«, sagte Morrel ernst.

Der Graf sah ihm fest in die Augen.

»Gut, mein Sohn: dann will ich dir diese Wohltat erweisen.«

Morrel blickte verwundert auf und sah, wie her Graf ein kleines silbernes Kästchen hervorholte, dessen Schlüssel er bei sich trug.

Diesem Kästchen entnahm er mit einem Teelöffel eine halb ölige, halb feste Masse, die er Morrel hinüberreichte. Maximilian empfing die Gabe und küßte stumm des Gebers Hand. Dann lehnte er sich in den Diwan zurück und harrte des Todes, der aus des Grafen Hand nur wonnesam und mild sein konnte.

Plötzlich begann um ihn her alles zu verschwimmen. Er sah den Grafen, dessen liebevoller Blick auf ihn gerichtet war, größer und immer größer werden. Dann tauchte ein anderes menschenähnliches Gebild vor ihm auf, schön und licht wie ein Engel.

Es mochte eine Stunde vergangen sein, da schlug Morrel die Augen wieder auf, und ihr Blick begegnete von neuem dem Traumgesicht, das sich lächelnd über ihn neigte, und eine süße Stimme sprach:

»Maximilian, mein lieber, lieber Freund!«

Morrel stieß einen lauten Freudenschrei aus und umschlang, ganz außer sich vor Wonne und Entzücken, die heißgeliebte Gestalt. »Valentine? Meine Valentine? Ist's denn möglich?«

Nachdem der unaussprechliche Jubel dieses seltsamen Wiedersehens sich unter Lachen und Weinen gelegt hatte, erzählte Valentine, daß der Graf auch sie durch scheinbaren Tod vor rettungsloser Vernichtung bewahrt habe.

Beide gingen nun, um dem gütigen Beschützer ihr Glück und ihren Dank zu sagen. Da sahen sie vor der Grotte einen Mann stehen.

»Das ist der treue Jacopo!« rief Valentine und ging ihm entgegen.

»Ich habe Ihnen einen Brief vom Grafen zu übergeben.«

»Vom Grafen?« rief verwundert das junge Paar.

Morrel entfaltete den Brief und las:

Mein lieber Maximilian!

Es liegt für Sie eine Feluke vor Anker. Jacopo wird Sie nach Livorno führen, wo Herr Noirtier seine Enkelin erwartet, um sie zu segnen, ehe sie Ihnen zum Traualtar folgt. Alles, was in dieser Grotte ist, mein Haus an den Champs-Elysées und mein kleines Schloß in Treport sind das Hochzeitsgeschenk Edmond Dantes' für den Sohn seines Prinzipals Morrel. Fräulein von Villefort wolle so gütig sein und die Hälfte davon annehmen,

denn ich bitte sie, daß sie den Armen von Paris das ganze Vermögen überlassen möge, das ihr von seiten ihres wahnsinnig gewordenen Vaters zukommt, und von seiten ihres Bruders, der im verflossenen Monat September mit ihrer Stiefmutter ins andere Leben überging.

Erfahren Sie in Beziehung auf sich, Morrel, das Geheimnis meines Verhaltens. Es gibt weder Glück noch Unglück in dieser Welt, es gibt nur eine Vergleichung des einen Zustandes mit dem andern, das ist alles. Nur derjenige, der das größte Mißgeschick erfahren, ist fähig, das höchste Glück zu empfinden. Man muß den Tod gewollt haben, um zu wissen, wie schön das Leben ist.

Also lebt und seid glücklich, Ihr meine geliebten Kinder, wie ich es mit meiner teuren Haydee zu werden hoffe. Vor allem aber behaltet treu in Eueren Herzen: Alle menschliche Weisheit liegt in den zwei Worten »Harren und Hoffen!«

Euer Freund
Edmond Dantes,
Graf von Monte Christo.

Als Maximilian diesen Brief las, war Valentine, da sie von der Geisteszerrüttung ihres Vaters und von dem Tode ihres Bruders nichts wußte, leichenblaß geworden. Glühende Tränen rollten über ihre Wangen; ihr Glück kam ihr teuer zu stehen.

Morrel blickte voller Unruhe ringsumher und sagte dann:

»Der Graf übertreibt seine Großmut. Valentine wäre mit einem bescheidenen Vermögen zufrieden gewesen. Wo ist der Graf, mein Freund? Führt mich zu ihm.«

Jacopo streckte die Hand nach dem fernen Horizont aus.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Valentine. »Wo ist der Graf? Wo ist Haydee?«

»Blicken Sie dahin«, versetzte Jacopo.

Die Augen des jungen Paares folgten der Richtung, die der Seemann andeutete; sie gewahrten am Horizont ein weißes Segel, so groß wie der Flügel eines Seeadlers.

»Abgereist?« rief Morrel. »Abgereist? Mein Freund, mein Vater!«

Valentine seufzte.

»Wer weiß, ob wir sie jemals wiedersehen!« sprach Morrel, und trocknete sich eine Träne.

»Freund,« tröstete Valentine, »hat der Graf nicht soeben gesagt: Harren und Hoffen?«

Das Halsband der Königin

(Denkwürdigkeiten eines Arztes II)

Erster Band

Die Weissagungen

Prolog

1.

Ein alter Edelmann und ein alter Haushofmeister

In den ersten Tagen des Monats April 1784, gegen ein Viertel auf vier Uhr Nachmittags, stieß der betagte Marschall von Richelieu, unser alter Bekannter, nachdem er seine Augenbrauen mit einer wohlriechenden Tinctur gefärbt hatte, mit der Hand den Spiegel zurück, den ihm sein Kammerdiener, der Nachfolger, aber kein Ersatzmann des getreuen Rafté, vorhielt, schüttelte den Kopf mit jener Miene, die nur ihm eigenthümlich war, und sagte:

»So, nun bin ich gut.«

Und er erhob sich aus seinem Lehnstuhl und stäubte mit einer ganz jugendlichen Geberde mit dem Finger die Atome weißen Puders ab, die von seiner Perrücke auf sein Beinkleid von himmelblauem Sammet gefallen waren. Dann, nachdem er, die Fußbiege ausstreckend, ein paar Gänge durch sein Ankleidecabinet gemacht hatte, rief er:

»Mein Haushofmeister!«

Nach fünf Minuten erschien der Haushofmeister im Gallakleid.

Der Marschall nahm eine ernste Miene an, wie die Lage der Dinge es erheischte, und sprach:

»Mein Herr, ich setze voraus, daß Sie ein gutes Diner gemacht haben.«

»Ja, Monseigneur.«

»Nicht wahr, ich habe Ihnen die Liste der Gäste übergeben lassen?«

»Und ich habe die Zahl wohl behalten; neun Couverts, ist es nicht so, Monseigneur?«

»Es ist ein großer Unterschied unter den Couverts, mein Herr!«

»Ja, Monseigneur... aber...«

Der Marschall unterbrach den Haushofmeister mit einer durch Majestät gemäßigten Bewegung der Ungeduld:

» *Aber*... ist keine Antwort, mein Herr, und so oft ich das Wort *aber* höre, und ich habe es seit achtundachtzig Jahren oft gehört, nun wohl! so oft ich dieses Wort gehört – es thut mir sehr leid, Ihnen dieß sagen zu müssen – ist es immer der Vorläufer einer Albernheit gewesen.«

»Monseigneur!...«

»Vor Allem, um wie viel Uhr lassen Sie mich speisen?«

»Monseigneur, die Bürgersleute speisen um zwei Uhr, die Robe um drei Uhr, der Adel um 4 Uhr.«

»Und ich, mein Herr?«

»Monseigneur wird heute um fünf Uhr speisen.«

»Ho! ho! um fünf Uhr!«

»Ja, Monseigneur, wie der König.«

»Und warum wie der König?«

»Weil auf der Liste, die Monseigneur mir zu übergeben die Gnade gehabt hat, ein Königsname steht.«

»Keineswegs, mein Herr, Sie täuschen sich; unter meinen heutigen Gästen sind nur einfache Edelleute.«

»Monseigneur beliebt ohne Zweifel mit seinem unterthänigsten Diener zu scherzen, und ich danke Ihnen für die Ehre, die er mir erweist. Doch der Herr Graf von Haga, der zu den Gästen von Monseigneur gehört...«

»Nun?«

»Der Graf von Haga ist ein König.«

»Ich kenne keinen König, der sich so nennt.«

»Dann verzeihe mir Monseigneur,« sprach der Haushofmeister sich verbeugend, »aber ich glaubte, ich muthmaßte...«

»Es ist nicht Ihr Auftrag, zu glauben, mein Herr! Es ist nicht Ihre Pflicht, zu muthmaßen; Sie haben nichts Anderes zu thun, als die Befehle zu lesen, die ich Ihnen gebe, ohne irgendeinen Commentar beizufügen. Will ich, daß man etwas wisse, so sage ich es; sage ich es nicht, so will ich, daß man es nicht wisse.«

Der Haushofmeister verbeugte sich zum zweiten Mal, und dießmal vielleicht ehrfurchtsvoller, als wenn er mit einem regierenden König gesprochen hätte.

»Sie werden also,« fuhr der alte Marschall fort, »Sie werden, da ich nur Edelleute bei Tisch habe so gut sein, mich zu meiner gewöhnlichen Stunde, das heißt, um vier Uhr speisen zu lassen.«

Bei diesem Befehl verdüsterte sich die Stirn des Haushofmeisters, als hätte er ein Todesurtheil aussprechen hören. Er erbleichte und beugte sich unter dem Schlag. Bald aber erhob er sich wieder mit dem Muth der Verzweiflung und sprach:

»Es mag geschehen, was Gotes Wille ist, doch Monseigneur wird erst um fünf Uhr speisen.«

»Warum und wie dieß« rief der Marschall, rasch sich aufrichtend.

»Weil es materiell unmöglich ist, daß Monseigneur früher speist.«

»Mein Herr,« sagte der alte Marschall, indem er voll Stolz seinen noch lebhaften und jungen Kopf schüttelte, »Sie sind, glaube ich, nun zwanzig Jahre in meinem Dienst?«

»Einundzwanzig Jahre, Monseigneur, einen Monat und zwei Wochen darüber.«

»Wohl, mein Herr, diesen einundzwanzig Jahren einem Monat und zwei Wochen werden Sie nicht einen Tag, nicht eine Stunde mehr beifügen. Hören Sie?« sagte der Greis, seine dünnen Lippen zusammenpressend und seine gemalte Stirne faltend, »schon diesen Abend werden Sie sich einen Herrn suchen. Ich will nicht, daß das Wort unmöglich in meinem Hause ausgesprochen wird. Ich mag in meinem Alter nicht die Lehre dieses Wortes durchmachen. Ich habe keine Zeit zu verlieren.«

Der Haushofmeister verbeugte sich zum dritten Mal und erwiderte:

»Diesen Abend nehme ich von Monseigneur Abschied, doch ich werde wenigstens bis zum letzten Augenblick meinen Dienst gethan haben, wie es anständig ist.«

Und er machte zwei Schritte rückwärts gegen die Thüre.

»Was nennen Sie, *wie es anständig ist*?« rief der Marschall. Erfahren Sie, mein Herr, daß die Dinge hier gethan werden müssen, wie *es mir anständig ist*, das ist der Anstand. Ich will aber um vier Uhr speisen, und wenn ich um vier Uhr speisen will, *ist es mir nicht anständig*, daß Sie mich um fünf Uhr speisen lassen.«

»Herr Marschall,« sprach trocken der Haushofmeister, »ich habe als Kellermeister beim Herrn Prinzen von Soubise, als Intendant beim Herrn Prinzen Cardinal Louis von Rohan gedient. Beim Ersten speiste Seine Majestät der selige König von Frankeich einmal im Jahr; bei dem Zweiten speiste Seine Majestät der Kaiser von Oestreich einmal im Monat. Ich weiß also, wie man Souveräne behandelt, Monseigneur. Bei Herrn von Soubise nannte sich der König Ludwig XV. vergebens Baron von Genesse, er blieb immer ein König; bei Herrn von Rohan nannte sich der Kaiser Joseph vergebens Graf von Bartenstein, er blieb immer der Kaiser. Heute empfängt

der Herr Marschall einen Gast, der sich vergebens Graf von Haga nennt: der Graf von Haga ist nichtsdestoweniger der König von Schweden. Ich verlasse diesen Abend das Hotel des Herrn Marschalls, oder der Herr Graf von Haga wird hier wie ein König behandelt.«

»Und das ist es gerade, was ich Ihnen durchaus verbiete, halsstarriger Mensch; der Graf von Haga will das strengste, undurchsichtigste Incognito. Daran erkenne ich Eure albernen Eitelkeiten, meine Herren von der Serviette! Es ist nicht die Krone, was Ihr ehrt, Euch selbst verherrlicht Ihr mit unsern Thalern.«

»Ich denke nicht, daß Monseigneur im Ernst mit mir von Geld spricht,« entgegnete bitter der Haushofmeister.

»Nein, mein Herr,« sagte der Marschall beinahe gedemüthigt; mein Gott! wer Teufels spricht von Geld? Ich bitte, gehen Sie nicht von der Frage ab, und ich wiederhole, daß von keinem König hier die Rede sein soll.«

»Aber, Herr Marschall, was glauben Sie von mir? Denken Sie denn, ich werde blindlings zutappen? Es soll keinen Augenblick von einem König die Rede sein.«

»Seien Sie also nicht hartnäckig und lassen Sie sich um vier Uhr speisen.«

»Nein, Herr Marschall, um vier Uhr wird das, was ich erwarte, nicht angekommen sein.«

»Was erwarten Sie? einen Fisch, wie Herr Vatel?«

»Herr Vatel, Herr Vatel,« murmelte der Haushofmeister.

»Nun, sind Sie ärgerlich über die Vergleichung?«

»Nein, aber wegen eines unglücklichen Degenstichs, den er sich durch den Leib versetzt hat, ist Herr Vatel unsterblich geworden!«

»Ah! ah! und Sie finden, Ihr College habe den Ruhm zu wohlfeil bezahlt?«

»Nein, Monseigneur, aber wie viele Andere leiden mehr als er bei unserem Gewerbe, und verschlucken Schmerzen und Demüthigungen, die hundertmal schlimmer sind als ein Degenstich, werden aber darum doch nicht unsterblich!«

»Ei! mein Herr, wissen Sie nicht, daß man, um unsterblich zu werden, von der Academie oder todt sein muß?«

»Monseigneur, wenn es sich so verhält, so ist es besser, ganz lebendig zu sein und seinen Dienst zu thun. Ich werde nicht sterben, und mein Dienst wird verrichtet werden, wie es der von Vatel geworden wäre, hätte der Prinz von Condé die Geduld gehabt, eine halbe Stunde zu warten.«

»Ah! Sie versprechen ein Wunder, das ist geschickt.«

»Nein, Monseigneur, kein Wunder.«

»Aber was erwarten Sie denn?«

»Soll ich es Monseigneur sagen?«

»Meiner Treue, ja, ich bin neugierig.«

»Wohl, Monseigneur, ich erwarte eine Flasche Wein.«

»Eine Flasche Wein? erklären Sie sich, die Sache fängt an, mich zu interessiren.«

»Hören Sie, um was es sich handelt, Monseigneur. Seine Majestät der König von Schweden, verzeihen Sie, Seine Excellenz der Graf von Haga, wollte ich sagen, trinkt nie andern Wein als Tokayer.«

»Nun! bin ich so entblößt, daß ich nicht einmal Tokayer im Keller habe? Dann müßte man den Kellermeister fortjagen.«

»Nein, Monseigneur, Sie haben im Gegentheil noch ungefähr sechzig Flaschen.«

»Glauben Sie denn, der Graf von Haga trinke einundsechzig Flaschen bei seinem Mittagsmahle?«

»Geduld, Monseigneur; als der Herr Graf von Haga zum ersten Mal nach Frankreich kam, war er nur Kronprinz; er speiste damals beim seligen König, der zwölf Flaschen Tokayer von Seiner Majestät dem Kaiser von Oestreich bekommen hatte. Sie wissen, daß der Tokayer erster Qualität für den Keller der Kaiser vorbehalten wird, und daß selbst die Souveräne von diesem Gewächs nur so viel trinken, als Seine Majestät der Kaiser ihnen zu schenken die Güte hat.«

»Ich weiß es.«

»Wohl, Monseigneur, von diesen zwölf Flaschen, von denen der Kronprinz kostete, und deren Wein er vortrefflich kennt, sind heute nur noch zwei übrig.«

»Ha! ha!«

»Die eine ist noch in den Kellern König Ludwigs XVI.«

»Und die andere?«

»Ah! das ist es, Monseigneur,« erwiderte der Haushofmeister mit einem triumphirenden Lächeln; denn er fühlte, daß nach dem langen Streit, den er ausgehalten, der Augenblick des Sieges herankam, »die andere, die andere wurde entwendet.«

»Durch wen?«

»Durch einen meiner Freunde, den Kellermeister des verstorbenen Königs, der große Verbindlichkeiten gegen mich hatte.«

»Ah! ah! Und er gab sie Ihnen?«

»Sicherlich, ja, Monseigneur,« sprach der Haushofmeister voll Stolz.

»Und was machten Sie damit?«

»Ich legte sie sorgfältig in den Keller meines Herrn.«

»Ihres Herrn? Wer war zu jener Zeit Ihr Herr?«

»Der Herr Cardinal Prinz Louis von Rohan.«

»Ah! mein Gott! in Straßburg?«

»In Saverne.«

»Und Sie haben Jemand abgeschickt, um diese Flasche für mich holen zu lassen?« rief der alte Marschall.

»Für Sie, Monseigneur,« antwortete der Haushofmeister mit dem Tone, den er gewählt hätte, um zu sagen: »Undankbarer.«

Der Herzog von Richelieu ergriff die Hand des alten Dieners und rief:

»Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr; Sie sind der König der Haushofmeister.«

»Und Sie jagten mich weg!« erwiderte dieser mit einer unübersetzbaren Bewegung des Kopfes und der Schultern.

»Ich bezahle Ihnen diese Flasche mit hundert Pistolen.«

»Und hundert Pistolen, die der Herr Marschall für die Reisekosten zu bezahlen haben wird, das macht zweihundert Pistolen. Doch Monseigneur muß gestehen, daß dieß nichts ist.«

»Ich werde Alles gestehen, was Ihnen beliebt, mein Herr? mittlerweile verdopple ich von heute an Ihren Gehalt.«

»Aber Monseigneur war mir hiefür nichts schuldig; ich habe nur meine Pflicht gethan.«

»Und wann wird Ihr Hundert-Pistolen-Courier ankommen?«

»Monseigneur mag urtheilen, ob ich meine Zeit verloren habe: an welchem Tag hat Monseigneur das Diner befohlen?«

»Ich glaube, vor drei Tagen.«

»Ein Courier, der mit verhängten Zügeln reitet, braucht vierundzwanzig Stunden, um an Ort und Stelle zu kommen, und vierundzwanzig Stunden zur Rückkehr.«

»Es blieben Ihnen vierundzwanzig Stunden übrig. Fürst der Haushofmeister, was haben Sie mit vierundzwanzig Stunden gemacht?«

»Ah! Monseigneur, ich habe sie verloren. Der Gedanke kam mir erst einen Tag, nachdem Sie mir die Liste Ihrer Gäste gegeben. Berechnen wir nun die Zeit, welche das Geschäft erfordert, und Sie werden sehen, Monseigneur, daß ich, wenn ich um Verzug bis fünf Uhr bitte, nur die streng nothwendige Zeit verlange.«

»Wie! die Flasche ist noch nicht hier?«

»Nein, Monseigneur.«

»Guter Gott! und wenn Ihr College in Saverne Herrn von Rohan eben so ergeben wäre, als Sie es mir sind?«

»Nun, Monseigneur?«

»Wenn er die Flasche verweigerte, wie Sie es selbst gethan hätten?«

»Ich, Monseigneur?'

»Ja, ich denke, Sie würden eine solche Flasche nicht hergeben, wenn sie sich in meinem Keller fände.«

»Ich bitte Monseigneur unterthänigst um Verzeihung; wenn ein College, der einen König zu bewirthen hätte, zu mir käme und mich um Ihre beste Flasche Wein bäte, so würde ich sie ihm auf der Stelle geben.«

»Ha! ha!« machte bei Marschall mit einer leichten Grimasse.

»Wenn man unterstützt, wird man unterstützt, Monseigneur.«

»Somit bin ich beinahe beruhigt,« sprach der Marschall mit einem Seufzer; doch wir haben noch einen schlimmen Fall zu befürchten.«

»Welchen?«

»Wenn die Flasche zerbricht.«

»Ahl Monseigneur. es gibt kein Beispiel, daß je ein Mensch eine Flasche von zweitausend Livres zerbrochen hat.«

»Ich hatte Unrecht, sprechen wir nicht mehr davon; um welche Stunde wird Ihr Courier ankommen?«

»Schlag vier Uhr.«

»Wer hindert uns dann, um vier Uhr zu speisen?« versetzte der Cardinal, halsstarrig wie ein castilianisches Maulthier.

»Monseigneur, mein Wein braucht eine Stunde um auszuruhen; und dazu bedarf es noch eines Verfahrens, dessen Erfinder ich bin, sonst mühte er drei Tage haben.«

Auch dießmal geschlagen, verbeugte sich der Marschall vor seinem Haushofmeister, um seine Niederlage zu bezeichnen.

»Ueberdieß,« fuhr der Haushofmeister fort, »überdieß werden die Gäste von Monseigneur, da sie wissen, daß sie die Ehre haben, mit dem Herrn Grafen von Haga zu speisen, erst um halb fünf Uhr kommen.«

»Ah! noch ein Grund!«

»Allerdings, Monseigneur; nicht wahr, die Gäste vo» Monseigneur sind Herr von Launay. die Frau Gräfin Dubarry, Herr von Laperouse, Herr von Favras, Herr von Condorcet, Herr von Cagliostro und Herr von Taverney?«

»Nun?«

»Nun, Monseigneur, gehen wir der Ordnung nach zu Werke: Herr von Launay kommt von der Bastille und braucht von Paris bei dem Eis, das auf den Straßen liegt, drei Stunden.«

»Ja, aber er wird sogleich nach dem Mittagessen der Gefangenen, das heißt um zwölf Uhr, abfahren; ich kenne das.«

»Verzeihen Sie, Monseigneur, seitdem der Herr Marschall in der Bastille gewesen, hat sich die Stunde des Mittagessens verändert; die Bastille speist um ein Uhr.«

»Mein Herr, man lernt alle Tage, und ich danke Ihnen. Fahren Sie fort!

»Madame Dubarry kommt von Luciennes, einer fortwährenden Senkung der Straße beim Glatteis.«

»Ah! das wird sie nicht verhindern, pünktlich zu sein. Seitdem sie nur noch die Favoritin eines Herzogs ist, spielt sie die Königin höchstens gegen Barone. Doch verstehen Sie mich wohl. Ich wollte frühzeitig speisen, wegen Herrn von Laperouse, der heute Abend abreist und sich nicht gern verspäten wird.«

»Monseigneur, Herr von Laperouse ist beim König; er plaudert mit Seiner Majestät über Geographie und Kosmographie. Der König wird Herrn von Laperouse nicht sobald loslassen.«

»Das ist möglich.«

»Das ist sicher, Monseigneur; ebenso wird es bei Herrn von Favras sein, der beim Herrn Grafen von Provence ist, und dort ohne Zweifel über das Stück des Herrn Barons von Beaumarchais spricht.«

»Ueber *Figaro's Hochzeit*?«

»Ja, Monseigneur.«

»Wissen Sie, daß Sie ganz gelehrt sind?

»In meinen verlorenen Augenblicken lese ich, Monseigneur.«

»Wir haben Herrn von Condorcet, der in seiner Eigenschaft als Geometer wohl seine Ehre in die Pünktlichkeit setzen könnte.«

»Ja, aber er wird sich in eine Rechnung vertiefen, und wenn er weggeht, wird er um eine halbe Stunde im Verzug sein. Was den Grafen von Cagliostro betrifft, so kennt dieser Herr, da er ein Fremder ist und erst seit Kurzem in Paris wohnt, wahrscheinlich das Leben in Versailles noch nicht vollkommen und wird auf sich warten lassen.«

»Ah! Sie haben, abgesehen von Tavernen, alle meine Gäste genannt, und zwar in einer Ordnung des Aufzählens, welche seiner und meines armen Rasté würdig wäre.«

Der Haushofmeister verbeugte sich und erwiderte dann:

»Ich habe von Herrn von Tavernen nicht gesprochen, weil dieser ein alter Freund ist und sich nach den Gebräuchen richten wird. Monseigneur, ich glaube wohl, dieß sind die acht Couverts von heute Abend.«

»Vollständig. Wo lassen Sie uns speisen?«

»Im großen Speisesaal, Monseigneur.«

»Wir werden dort erfrieren.«

»Es ist seit drei Stunden eingeheizt, und ich habe die Atmosphäre auf achtzehn Grade geregelt.«

»Sehr gut! Doch es schlägt halb.«

Der Marschall warf einen Blick auf seine Pendeluhr.

»Es ist halb fünf Uhr mein Herr.«

»Ja, Monseigneur, und eben tritt ein Pferd in den Hof ein; das ist meine Flasche Tokaner.«

»O! könnte ich noch zwanzig Jahre so bedient werden!« sprach der alte Marschall, zu seinem Spiegel zurückkehrend, während der Haushofmeister

nach seiner Tischgeräthkammer eilte.

»Zwanzig Jahre!« sagte eine heitere Stimme, die den Marschall beim ersten Blick, den er in den Spiegel warf, unterbrach, zwanzig Jahre! ich wünsche sie Ihnen, mein lieber Marschall; dann werde ich aber sechzig zählen, Herzog, und sehr alt sein.«

»Sie, Gräfin!« rief der Marschall, »Sie die Erste! Mein Gott! wie sind Sie doch stets so schön und frisch!«

»Sagen Sie, ich sei erfroren.«

»Ich bitte, gehen Sie in's Boudoir.«

»O! wir Beide allein, Marschall?«

»Zu Drei,« erwiederte eine schetternde Stimme.

»Taverney!« rief der Marschall. Die Pest über diesen Freudenstörer,« flüsterte er der Gräfin in's Ohr.

»Geck!« murmelte Madame Dubarry, ein Gelächter aufschlagend.

Und alle Drei gingen in das anstoßende Zimmer.

In demselben Augenblick verkündigte das dumpfe Rollen mehrerer Wagen auf dem schneebedeckten Pflaster dem Marschall die Ankunft der Geladenen, und bald nachher nahmen, unterstützt durch die Pünktlichkeit des Haushofmeisters, um den eirunden Tisch des Speisesaales Platz: neun Lakaien, schweigsam, wie Schatten, behend ohne Hast, zuvorkommend ohne Aufdringlichkeit, auf den Teppichen hin schlüpfend, zwischen den Gästen durchgehend, ohne je an ihren Armen anzustreifen, ohne je an ihre Fauteuils zu stoßen, Fauteuils, begraben in einer Masse von Pelzen, worein die Beine der Gäste bis an die Kniekehlen einsanken; das war es, was die Geladenen des Marschalls mit den milden Feuern der Oefen, dem Geruche der Fleische, dem Dufte der Weine und dem Gesumme der ersten Plaudereien nach der Suppe genossen.

Kein Geräusch außen, die Läden hatten Dämpfer; kein Geräusch im Innern, ausgenommen das, welches die Gäste machten; Teller, die den Platz wechselten, ohne daß man sie tönen hörte, Silberzeug, das ohne einen einzigen Klang von den Buffets auf den Tisch überging; ein Haushofmeister, dessen Geflüster man nicht einmal hören könnte . . . er gab seine Befehle mit den Augen.

So fühlten sich die Gäste nach Verlauf von zehn Minuten ganz allein in diesem Saale; so unfühlbare Sclaven mußten in der That stumm sein.

Herr von Richelieu war der Erste, der dieses feierliche Stillschweigen, das so lange dauerte als die Suppe, dadurch unterbrach, daß er zu seinem Nachbar zur Rechten sagte:

»Der Herr Graf trinkt nicht?«

Derjenige, an welchen er diese Worte richtete, war ein Mann von achtundreißig Jahren, blond von Haaren, klein von Wuchs, hoch von Schultern; sein hellblaues Auge war zuweilen lebhaft, häufig melancholisch: der Adel war in unverwerflichen Zügen auf seine edle offene Stirne geschrieben.

»Ich trinke nur Wasser,« antwortete er.

»Ausgenommen bei König Ludwig XV.,« entgegnete der Herzog. »Ich habe die Ehre gehabt, mit dem Herrn Grafen dort zu speisen, und damals hat er wohl Wein getrunken.«

»Sie rufen da eine herrliche Erinnerung in mir zurück, Herr Marschall; ja, im Jahre 1771 war es Tokayerwein vom kaiserlichen Gewächs.«

»Es war von demselben Wein, den mein Haushofmeister in diesem Augenblick Ihnen einzuschenken die Ehre hat, Herr Graf,« erwiderte Richelieu, sich verbeugend.

Der Graf von Haga hob das Glas bis zur Höhe seiner Augen empor und betrachtete es bei der Helle der Kerzen.

Der Wein funkelte im Glase wie ein flüssiger Rubin.

»Es ist wahr, Herr Marschall, ich danke,« sagte er.

Der Graf sprach die Worte: *ich danke*, mit einem so edlen und anmuthigen Tone, daß die Anwesenden electrisiert mit einer einzigen und gleichzeitigen Bewegung aufstanden und riefen: »Es lebe Seine Majestät!«

»Gewiß,« erwiderte der Graf von Haga: »Es lebe Seine Majestät der König von Frankreich! Sind Sie nicht meiner Ansicht, Herr von Laperouse?«

»Herr Graf,« erwiderte der Capitän mit dem zugleich freundlichen und ehrfurchtsvollen Ausdruck des Mannes, der mit gekrönten Häuptern zu sprechen gewohnt ist, »ich habe den König vor einer Stunde verlassen, und er war so voll Güte gegen mich, daß Niemand lauter: Es lebe der König! rufen wird, als ich es thue. Da ich mich in einer Stunde in eine Postchaise werfen werde, um die See zu erreichen, wo mich die zwei Flöten erwarten, die der König zu meiner Verfügung stellt, so bitte ich um Erlaubniß, so bald ich einmal draußen bin, rufen zu dürfen: Es lebe ein anderer König, dem ich sehr gern dienen würde, hatte ich nicht einen so guten Herrn!«

Nach diesen Worten erhob Laperouse sein Glas und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Grafen von Haga.

»Bei der Gesundheit, die Sie ausbringen wollen, sind wir Alle bereit einzustimmen, mein Herr,« sagte Madame Dubarry, die zur Linken des Marschalls saß. »Aber unser Altersdechant, wie man im Parlament sagen würde, muß diese Gesundheit ausbringen.«

»Ist dieses Wort an Dich gerichtet, Taverney, oder an mich?« fragte der Marschall lachend und seinen alten Freund anschauend.

»Ich glaube nicht,« erwiderte eine neue Person, die dem Marschall von Richelieu gegenüber saß.

»Was glauben Sie nicht, Herr von Cagliostro?« sagte der Graf von Haga, indem er seinen durchdringenden Blick auf den Redner heftete.

»Ich glaube nicht, Herr Graf, daß Herr von Richelieu unser Altersdechant ist,« antwortete Cagliostro, sich verbeugend.

»Oh! das ist gut, es scheint, Du bist es, Taverney,« rief der Marschall.

»Ah! ich zähle acht Jahre weniger, als Du. Ich bin von 1704,« erwiderte der alte Herr.

»Unartiger Bursche.« sagte der Marschall, »er verräth meine acht und achtzig Jahre.«

»Wahrhaftig, Herr Herzog, Sie sind achtundachtzig Jahre alt?« rief Herr von Condorcet.

»Ah! mein Gott, ja. Die Rechnung ist leicht zu machen, und gerade deßhalb ist sie eines Algebraisten von Ihrer Stärke unwürdig, Herr Marquis. Ich bin aus dem vorigen Jahrhundert, aus dem großen Jahrhundert, wie man es nennt, 1696, das ist ein Datum.«

»Unmöglich!« rief Herr von Launay.

»Oh! wenn Ihr Vater hier wäre, mein Herr Gouverneur der Bastille,« entgegnete Richelieu, »er würde nicht »unmöglich« sagen, er, der mich im Jahr 1714 als Kostgänger hatte.«

»Der Altersdechant,« sprach Herr von Favras, »das erkläre ich, ist der Wein, den sich der Herr Graf von Haga in diesem Augenblick einschenkt.

»Ein Tokayer von hundert und zwanzig Jahren, Sie haben Recht, Herr von Favras,« erwiderte der Graf. »Diesem Tokayer käme die Ehre zu, die Gesundheit des Königs auszubringen.«

»Einen Augenblick Geduld,« rief Cagliostio, indem er seinen großen, von Stärke und Verstand funkelnden Kopf über die Tafel erhob, »ich mache Anspruch darauf.«

»Sie machen diesem Tokayer gegenüber auf das Altersvorrecht Anspruch?« fragten die Gäste im Chor.

»Ganz gewiß,« erwiderte voll Ruhe der Graf, »denn ich selbst habe ihn in seiner Flasche versiegelt.«

»Sie?«

»Ja, ich, und zwar am Tage des Sieges, den im Jahr 1664 Montecuculi über die Türken davon trug.«

Diese Worte, welche Cagliostro mit einem unstörbaren Ernst ausgesprochen hatte, wurden mit einem ungeheuren Gelächter aufgenommen.

»Nach dieser Rechnung sind Sie so etwa hundert und dreißig Jahre alt,« sagte Madame Dubarry, »denn Sie mußten doch wohl zehn Jahre alt sein, als Sie diesen guten Wein in seine dicke Flasche füllten.«

»Ich zählte mehr als zehn Jahre, als ich diese Operation vornahm, Madame, denn zwei Tage nachher erhielt ich von Sr. Majestät, dem Kaiser von Oestreich, den ehrenvollen Auftrag, Montecuculi Glück zu wünschen, der durch den Sieg bei St. Gotthard den Tag von Espek in Slavonien gerächt hatte, wo die Ungläubigen die Kaiserlichen, meine Freunde und meine Waffengefährten von 1536, so gewaltig schlugen.«

»Ei!« sagte der Graf von Haga, ebenso kalt, als es Cagliostro that, »der Herr war damals mindestens zehn Jahre alt, da er dieser merkwürdigen Schlacht persönlich beiwohnte.«

»Eine furchtbare Niederlage, Herr Graf!« erwiderte Cagliostro mit einer Verbeugung.

»Minder grausam jedoch, als die Niederlage bei Crecy,« entgegnete Condorcet lächelnd.

»Es ist wahr, mein Herr,« sprach Cagliostro, ebenfalls lächelnd, »die Niederlage bei Crecy war etwas Schreckliches in der Hinsicht, daß nicht bloß eine Armee geschlagen wurde, sondern Frankreich. Wir müssen indessen zugeben, daß diese Niederlage kein ganz redlicher Sieg von Seiten Englands war. König Eduard hatte Kanonen, ein Philipp von Balois völlig unbekannter Umstand, oder vielmehr ein Umstand, an den Philipp von

Balois nicht glauben wollte, obschon ich ihn darauf aufmerksam machte, obschon ich ihm sagte, ich habe mit meinen eigenen Augen die vier Feldstücke gesehen, welche Eduard von den Venetianern gekauft.«

»Ah! ah!« rief Madame Dubarry, »ah! Sie haben Philipp von Balois gekannt?«

»Madame, ich hatte die Ehre, einer der fünf Herren zu sein, die seine Escorte bildeten, als er das Schlachtfeld verließ. Ich kam nach Frankreich mit dem armen, alten König von Böhmen, der blind war und sich in dem Augenblick tödten ließ, wo man ihm sagte, Alles sei verloren.«

»Oh! mein Gott, mein Herr!« sagte Laperouse, »Sie können nicht glauben, wie sehr ich es bedaure, daß Sie nicht, statt der Schlacht bei Crecy, der von Actium beigewohnt haben.«

»Und warum dieß, mein Herr?«

»Ah! weil Sie mir hätten einzelne nautische Umstände mittheilen können, die mir trotz der schönen Erzählung Plutarchs stets dunkel geblieben sind.«

»Welche Umstände meinen Sie? es würde mich sehr glücklich machen, wenn ich Ihnen von einigem Nutzen sein könnte.«

»Sie waren also dabei?«

»Nein, ich war damals in Aegypten. Die Königin Cleopatra hatte mich beauftragt, die Bibliothek in Alexandria wieder herzustellen, eine Sache, die ich besser als irgend ein Anderer auszuführen vermochte, da ich die besten Schriftsteller des Alterthums persönlich gekannt hatte.«

»Und Sie haben die Königin Cleopatra gesehen, Herr von Cagliostro?« rief Madame Dubarry.

»Wie ich Sie sehe, Madame.«

»War sie so hübsch, als man sagt?«

»Frau Gräfin, Sie wissen, die Schönheit ist etwas Relatives. Eine reizende Königin in Aegypten, hätte Cleopatra in Paris nur eine liebenswürdige Grisette sein können.«

»Sprechen Sie nicht schlimm von den Grisetten, Herr Graf.«

»Gott behüte mich!«

»Cleopatra war also ...«

»Klein, mager, lebhaft, geistreich, mit großen, mandelartig geschlitzten Augen, einer griechischen Nase, Perlzähnen, einer Hand wie die Ihrige, aber zu schwach, um das Scepter zu halten. Sehen Sie, hier ist ein Diamant, den sie mir geschenkt; sie hatte denselben von ihrem Bruder Ptolomäus erhalten und trug ihn am Daumen.«

»Am Daumen?« rief Madame Dubarry.

»Ja, das war eine ägyptische Mode, und ich kann ihn, wie Sie sehen, kaum an meinen kleinen Finger stecken.«

Und er zog den Ring ab und reichte ihn Madame Dubarry.

Es war ein herrlicher Diamant, der, so wunderbar war sein Wasser, so geschickt sein Schnitt, dreißig- bis vierzigtausend Franken werth sein mochte.

Der Diamant machte die Runde um die Tafel und kam zu Cagliostro zurück, der ihn ruhig wieder an seinen Finger steckte.

»Ah! ich sehe es wohl,« rief er, »Sie sind ungläubig; unselige Ungläubigkeit, die ich mein ganzes Leben zu bekämpfen hatte! Philipp von Valois wollte mir nicht glauben, als ich ihm sagte, er möge Eduard einen Rückzug öffnen; Cleopatra wollte mir nicht glauben, als ich ihr sagte, Antonius würde geschlagen werden. Die Trojaner wollten mir nicht glauben, als ich ihnen in Beziehung auf das hölzerne Pferd sagte: Cassandra ist inspirirt! höret auf Cassandra.«

»Oh! das ist wunderbar!« rief Madame Dubarry, die sich vor Lachen krümmte, »ich habe in der That noch nie einen zugleich so ernsten und so belustigenden Mann gesehen, wie Sie.«

»Ich versichere Sie,« sagte Cagliostro, sich verbeugend, »Jonathan war noch viel belustigender, als ich. Oh l bei herrliche Geselle! Als er von Saul getödtet wurde, wäre ich aber auch beinahe darüber verrückt geworden.«

»Wissen Sie, Graf,« sprach der Herzog von Richelieu, »wissen Sic, daß Sie, wenn Sie fortfahren, den armen Taverney verrückt machen werden, der eine solche Angst vor dem Tod hat, daß er Sie mit ganz bestürzten Augen anschaut, indem er Sie für unsterblich hält. Sprechen Sie aufrichtig: Sind Sie es, oder sind Sie es nicht?«

»Unsterblich?«

»Unsterblich.«

»Ich weiß es nicht, doch was ich weiß, ist, daß ich Eines versichern kann.«

»Was?« fragte Taverney, der gierigste von allen Zuhörern.

»Daß ich alle Dinge gekannt und mit allen Personen Umgang gepflogen habe, die ich Ihnen so eben angeführt.«

»Sie haben Montecuculi gekannt?«

»Wie ich Sie kenne, Herr von Favras, und sogar noch genauer; denn das ist das zweite oder dritte Mal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, während ich mit dem großen Strategiker, von dem wir sprechen, beinahe ein Jahr unter demselben Zelte lebte.«

»Sie haben Philipp von Valois gekannt?«

»Wie ich Ihnen zu sagen die Ehre hatte, Herr von Condorcet; als er aber nach Paris zurückgekehrt war, verließ ich Frankreich und begab mich wieder nach Böhmen.«

»Cleopatra?«

»Ja, Frau Gräfin, Cleopatra. Ich sagte Ihnen, sie habe schwarze Augen gehabt, wie Sie, und einen Hals, der beinahe so schön gewesen, als der Ihrige.«

»Aber, Graf, Sie wissen nicht, wie mein Hals ist.«

»Sie haben einen Hals wie Cassandra, und damit der Aehnlichkeit Nichts mangelt, hatte Cassandra wie Sie, oder Sie haben wie Cassandra ein kleines, schwarzes Mal in der Höhe der sechsten linken Rippe.«

»Ah! Graf, Sie sind einmal ein Zauberer.«

»Ei! nein, Madame,« entgegnete lächelnd der Marschall von Richelieu, »ich habe es ihm gesagt.«

»Und woher wissen Sie es?«

Der Marschall spitzte die Lippen und erwiderte:

»Hm! das ist ein Familiengeheimniß.«

»Es ist gut, es ist gut!« rief Madame Dubarry. »Wahrlich, Marschall, man hat sehr Recht, sich einer doppelten Lage Roth zu bedienen, wenn man zu Ihnen kommt.«

Dann wandte sie sich gegen Cagliostro und und sprach:

»In der That, mein Herr, Sie besitzen also das Geheimniß, zu verjüngen, denn mit Ihren drei- bis viertausend Jahren sehen Sie kaum wie ein Vierziger aus.«

»Ja, Madame, ich besitze das Geheimniß, zu verjüngen.«

»Oh! so verjüngen Sie mich.«

»Sie, Madame, das ist unnöthig. Das Wunder ist geschehen. Man hat das Alter, das man zu haben scheint, und Sie sind höchstens dreißig Jahre alt.«

»Das ist eine Galanterie.«

»Nein, Madame, es ist eine Thatsache.«

»Erklären Sie sich.«

»Das ist ganz leicht. Sie haben mein Verfahren für sich selbst benützt.«

»Wie so?»

»Sie haben von meinem Elixir genommen.«

»Ich?«

»Sie selbst, Gräfin. Oh! Sie haben das nicht vergessen.«

»Ohl oh!«

»Gräfin, erinnern Sie sich eines Hauses in der Rue Saint-Claude? erinnern Sie sich, in dieses Haus in gewissen, Herrn von Sartines betreffenden Angelegenheiten gekommen zu sein? erinnern Sie sich, einem meiner Freunde, Namens Joseph Balsamo, einen Dienst geleistet zu haben? erinnern Sie sich, daß Ihnen Joseph Balsamo ein Geschenk mit einem Fläschchen Elixir machte, wobei er Ihnen jeden Morgen drei Tropfen zu nehmen empfahl? erinnern Sie sich, seine Vorschrift bis zum letzten Jahre befolgt zu haben, zu welcher Zeit das Fläschchen leer war? Erinnern Sie sich aller dieser Umstände nicht mehr, Gräfin, so wäre dieß in der That nicht mehr Vergeßlichkeit, sondern Undank.«

»Oh! Herr von Cagliostro, Sie sagen mir da Dinge ...«

»Die nur Ihnen allein bekannt sind, ich weiß es wohl. Worin läge aber das Verdienst, ein Zauberer zu sein, wenn man die Geheimnisse seines Nächsten nicht wüßte?«

»Joseph Balsamo hatte also, wie Sie, das Recept dieses wunderbaren Elixirs?«

»Nein, Madame, da er aber einer meiner besten Freunde war, schenkte ich ihm drei bis vier Fläschchen.«

»Und er hat noch davon?«

»Oh! das weiß ich nicht. Seit drei Jahren ist der arme Balsamo verschwunden. Ich sah ihn zum letzten Mal in America, an den Ufern des Ohio; er unternahm eine Expedition nach den Rocky Mountains, und seitdem hörte ich sagen, er sei gestorben.«

»Genug, genug, Graf!« rief der Marschall; »ich bitte, lassen Sie die Galanterien. Das Geheimniß, Graf, das Geheimniß!«

»Sprechen Sie im Ernste, mein Herr?« fragte der Graf von Haga.

»Ganz im Ernste, Sire. Verzeihen Sie, ich will sagen, Herr Graf,« erwiderte Cagliostro, und dabei verbeugte er sich auf eine Weise, durch die er andeutete, der Irrthum, den er begangen, sei ganz freiwillig geschehen.

»Madame ist also nicht alt genug, um verjüngt zu werden?« sagte der Marschall.

»Wahrhaftig, nein.«

»Nun, so will ich Ihnen einen andern Gegenstand bezeichnen. Hier ist mein Freund Taverney. Was sagen Sie zu ihm? Sieht er nicht aus, als wäre er ein Zeitgenosse von Pontius Pilatus? Vielleicht ist es aber bei ihm gerade das Gegentheil, und er ist zu alt?«

Cagliostro schaute den Baron an und erwiderte:

»Nein.«

»Oh! mein lieber Graf,« rief Richelieu, »wenn Sie diesen verjüngen, so erkläre ich Sie für einen Zögling Medea's.«

»Sie wünschen es?« fragte Cagliostro, indem er sich mit dem Wort an den Herrn des Hauses und mit den Augen an das ganze Auditorium wandte.

Jeder machte ein bejahendes Zeichen.

»Und Sie wie die Andern, Herr von Taverney?«

»Ich mehr als die Andern, bei Gott!« rief der Baron.

»Nun! das ist leicht,« sprach Cagliostro.

Und er steckte zwei Finger in die Tasche und zog ein achteckiges Fläschchen heraus.

Dann nahm er ein noch reines Krystallglas und goß ein paar Tropfen von der Flüssigkeit darein, die das Fläschchen enthielt.

Hierauf vermengte er diese paar Tropfen mit einem halben Glas gefrorenen Champagner und reichte den Trank, so bereitet, dem Baron.

Aller Augen waren seinen geringsten Bewegungen gefolgt; alle Anwesenden saßen mit offenem Munde da.

Der Baron nahm das Glas, doch in dem Augenblick, wo er es an seine Lippen führen wollte, zögerte er.

Alles brach beim Anblick diese Zögerns in ein so geräuschvolles Gelächter aus, daß Cagliostro ungeduldig wurde.

»Beeilen Sie sich, Baron,« rief er, »oder Sie lassen einen Trank verloren gehen, von dem jeder Tropfen hundert Louisd'or werth ist.«

»Teufel!« sagte Richelieu, der zu scherzen suchte, »das ist etwas Anderes, als der Tokayer.«

»Ich muß also trinken?« fragte der Baron beinahe zitternd.

»Oder das Glas einem Andern geben, mein Herr, damit das Elixir irgend Einem etwas nützt.«

»Gib!« sagte der Herzog von Richelieu, die Hand ausstreckend.

Der Baron roch an seinem Glas, und ohne Zweifel bestimmt durch den starken balsamischen Duft, durch die schöne Rosenfarbe, welche die paar Tropfen Elixir dem Champagner mitgetheilt hatten, verschluckte er den Zaubertrank.

In demselben Augenblick war es ihm, als schüttelte ein Schauer seinen Körper und machte alles alte und langsame Blut, das von den Füßen bis zum Herzen in seinen Adern schlummerte, gegen die Oberhaut zurückfließen. Seine gerunzelte Haut spannte sich aus; schlaff bedeckt durch den Schleier ihrer Lider, erweiterten sich seine Augen, ohne daß der Wille daran Theil nahm; der Augapfel spielte lebhaft und groß, das Zittern seiner Hände machte einer nervigen Festigkeit Platz, seine Stimme kräftigte sich, und wieder elastisch geworden, wie in den schönsten Tagen seiner Jugend, richteten sich seine Kniee zugleich mit den Lenden auf, und zwar, als ob der Trank im Hinabsinken seinen ganzen Körper von einem Ende zum andern wiedergeboren hätte.

Ein Schrei des Erstaunens, der Bewunderung besonders erscholl im Gemach. Taverney, der mit dem Ende des Zahnfleisches aß, wurde hungerig. Er griff kräftig nach Teller und Messer, legte sich von einem Ragout vor, der zu seiner Rechten stand, zermalmte Rebhühnerknochen, und sagte, er fühle seine zwanzigjährigen Zähne wieder wachsen.

Er aß, lachte, trank und schrie eine halbe Stunde lang vor Freude, und während dieser halben Stunde schauten ihn die andern Gäste nur ganz verwundert an; dann sank er allmälig zusammen, wie eine Lampe, der das Oel ausgeht. Zuerst in seiner Stirne gruben sich die einen Augenblick verschwundenen alten Falten in neuen Ringeln ein, seine Augen verschleierten und verdunkelten sich. Er verlor den Geschmack; dann wölbte sich sein Rücken. Sein Appetit verschwand; seine Kniee fingen wieder an zu zittern.

»Oh!« machte er seufzend.

»Nun?« fragten alle Gäste.

»Nun! fahre hin, Jugend!«

Und er stieß einen tiefen Seufzer aus, in Begleitung von zwei Thränen, die seine Augenlider befeuchteten.

Instinctartig und bei dem Anblick des im Anfang verjüngten und durch diesen Umschlag der Jugend wieder älter gewordenen Greises drang ein

Seufzer, dem ähnlich, welchen Taverney ausgestoßen, aus der Brust jedes Gastes hervor.

»Das ist ganz einfach, meine Herren,« sprach Cagliostro, »ich habe dem Baron nur fünfunddreißig Tropfen Lebenselixir eingegossen, und er hat sich nur um fünfunddreißig Minuten verjüngt.«

»Oh! noch einmal! noch einmal, Graf!« rief der Greis voll Gierde.

»Nein, denn eine zweite Probe würde Sie vielleicht tödten,« erwiderte Cagliostro.

Von allen Gästen hatte Madame Dubarry, welche die Eigenschaft des Elixirs kannte, die Einzelnheiten dieser Scene am begierigsten verfolgt.

In gleichem Maße, wie die Jugend und das Leben die Arterien des alten Taverney anschwellten, folgte das Auge der Gräfin in den Arterien dem Fortschritt der Jugend und des Lebens. Sie lachte, sie klatschte Beifall, sie wurde gleichsam wiedergeboren durch den Anblick. Als der Erfolg des Trankes seinen Höhepunkt erreicht hatte, wäre die Gräfin beinahe auf die Hand Cagliostro's losgestürzt, um ihm das Fläschchen zu entreißen.

In diesem Augenblick aber, da Taverney schneller alterte, als er wieder jung geworden war, sprach sie traurig:

»Ach! ich sehe es wohl, Alles ist eitel, Alles ist Chimäre. Das wunderbare Geheimniß hat fünfunddreißig Minuten gedauert.«

»Das heißt,« versetzte der Graf von Haga, »um sich eine Jugend von zwei Jahren zu geben, müßte man einen Fluß austrinken.«

Alle lachten.

»Nein,« entgegnete Condorcet, »die Rechnung ist einfach: fünfunddreißig Tropfen für fünfunddreißig Minuten, das ist eine Erbärmlichkeit von drei Millionen hundert und dreiundfünfzig tausend und sechs Tropfen, wenn man ein Jahr jung bleiben will.«

»Eine Ueberschwemmung,« sagte Laperouse.

»Und dennoch,« sagte die Gräfin, »ist es, nach Ihrer Ansicht, nicht so bei mir gewesen, da eine kleine Flasche, die mir Ihr Freund Joseph Balsamo geschenkt, eine Flasche, etwa viermal so groß als Ihr Flacon, genügte, um bei mir das Fortschreiten der Zeit zehn Jahre lang aufzuhalten.«

»Ganz richtig, Madame, und Sie allein berühren mit dem Finger die geheimnißvolle Wirklichkeit. Der Mensch, der gealtert und zu sehr gealtert hat, bedarf dieser Quantität, wenn eine unmittelbare und mächtige Wirkung hervorgebracht werden soll. Aber eine Frau von dreißig Jahren, wie Sie waren, Madame, oder ein Mann von vierzig Jahren, wie ich war, Madame, als wir dieses Lebenselixir zu trinken anfingen ... diese Frau und dieser Mann, noch voll Frische und Jugend, brauchen nur zehn Tropfen von diesem Wasser bei jeder Periode der Abnahme zu trinken, und mittelst dieser zehn Tropfen wird die Person, welche sie trinkt, die Jugend und das Leben auf ewig in demselben Grade des Reizes fesseln.«

»Was nennen Sie die Periode der Abnahme?« fragte der Graf von Haga.

»Die natürlichen Perioden, Herr Graf. Im Naturzustande nehmen die Kräfte des Menschen bis zum fünfunddreißigsten Jahre zu. Hier angelangt, macht er einen Stillstand bis zum vierzigsten Jahre. Von vierzig fängt er an abzunehmen, aber beinahe unmerkbar bis zu fünfzig. Hernach rücken sich die Perioden näher und beschleunigen sich bis zum Todestag. Im Zustand der Civilisation, das heißt, wenn der Körper durch die Ausschweifungen, die Sorgen und Krankheiten aufgezehrt wird, bleibt das Wachsthum mit dreißig Jahren stillestehen. Die Abnahme fängt mit fünfunddreißig Jahren an. Dann muß man, mag man nun ein Mensch der Natur oder ein Mensch der Studien sein, die Natur in dem Augenblick, wo sie stillsteht, ergreifen, um sich ihrer Bewegung der Abnahme zu widersetzen, im Augenblick, wo diese Bewegung sich zu bewerkstelligen versuchen wird. Derjenige, welcher, im Besitz des Geheimnisses dieses Elixirs, wie ich es bin, den Angriff so zu combiniren weiß, daß er ihn erhascht und ohne Rückkehr zu sich selbst aufhält, der wird leben, wie ich lebe, stets jung, oder wenigstens jung genug, um zu thun, was ihm in diesem Leben zu thun zukommt.«

»Ei! mein Gott! Herr von Cagliostro,« rief die Gräfin, »warum haben Sie denn, als es in Ihrer Gewalt lag, Ihr Alter zu wählen, nicht zwanzig Jahre statt vierzig gewählt?«

»Frau Gräfin,« antwortete Cagliostro lächelnd, »weil es mir immer zusagt, eher ein vierzigjähriger gesunder, vollständiger Mann zu sein, als ein unverständiger junger Mensch von zwanzig Jahren.«

»Ha! ha!« lachte die Gräfin.

»Ei! gewiß! Madame,« fuhr Cagliostro fort, »mit zwanzig Jahren gefällt man den Frauen von dreißig, mit vierzig Jahren beherrscht man die Frauen von zwanzig und die Männer von vierzig.«

»Ich gebe nach, mein Herr,« sagte die Gräfin. »Wie sollte ich auch mit einem lebendigen Beweis streiten?«

»So bin ich also verurtheilt? sprach Taverney mit kläglichem Tone. »Bei mir ist es zu spät gewesen?«

»Herr von Richelieu war geschickter als Sie,« versetzte Laperouse mit seemännischer Offenherzigkeit, »ich habe immer sagen hören, der Herr Marschall besitze ein gewisses Recept.«

»Das ist ein Gerücht, das die Frauen verbreitet haben, sagte lachend der Graf von Haga.

»Ist das ein Grund, um nicht daran zu glauben?« fragte Madame Dubarry.

Der alte Marschall erröthete, er, der kaum zu erröthen vermochte.

Und alsbald rief er:

»Meine Herren, wollen Sie wissen, worin mein Recept bestanden hat?«

»Ja, gewiß, wir wollen es wissen.«

»Nun wohl, darin, daß ich mich schonte.«

»Ha! ha!« lachte die Gesellschaft.

»Es ist so,« sagte der Marschall.

»Ich würde dieses Recept bestreiten.« erwiderte die Gräfin, »hätte ich nicht so eben die Wirkung des Receptes von Herrn von Cagliostro gesehen. Halten Sie sich nur gut, Herr Zauberer, ich bin mit meinen Fragen noch nicht zu Ende.«

»Immer zu, Madame, immer zu.«

»Sie sagten, als Sie zum ersten Mal von Ihrem Elixir Gebrauch gemacht, seien Sie vierzig Jahre alt gewesen?«

»Ja, Madame ...«

«,Und Sie haben seit jener Zeit, nämlich seit der Belagerung Troja's ...«

»Ein wenig früher, Madame.«

»Gut; Sie haben Ihre vierzig Jahre erhalten?«

»Sie sehen es.«

»Aber, mein Herr,« sagte Condorcet, »Sie beweisen uns dann mehr, als Ihr Theorem zuläßt.«

»Was beweise ich Ihnen, Herr Marquis?«

»Sie beweisen uns nicht nur die Fortdauer der Jugend, sondern auch die Erhaltung des Lebens; denn wenn Sie seit dem trojanischen Kriege vierzig Jahre alt sind, so sind Sie nie gestorben.«

»Das ist wahr, Herr Marquis, ich bin nie gestorben, ich gestehe es in Demuth.«

»Sie sind aber doch nicht unverwundbar wie Achilles, und wenn ich sage unverwundbar wie Achilles – Achilles war nicht unverwundbar, da ihn Paris mit einem Pfeil in die Ferse tödtete.«

»Nein, ich bin nicht unverwundbar, und das zu meinem großen Bedauern,« sagte Cagliostro.

»Dann können Sie getödtet werden, eines gewaltsamen Todes sterben.«

»Leider ja.«

»Wie haben Sie es gemacht, um seit dreitausend fünfhundert Jahren den Unfällen zu entgehen?«

»Das ist eine Chance, Madame; wollen Sie meiner Schlußkette folgen?«

»Ich folge ihr.«

»Wir folgen ihr.«

Und mit unzweideutigen Zeichen der Theilnahme stützte sich Jeder mit dem Ellenbogen auf den Tisch und horchte.

Cagliostro's Stimme brach das Stillschweigen.

»Was ist die erste Bedingung des Lebens?« fragte er, indem er mit einer zierlichen, leichten Geberde zwei schöne, weiße Hände, beladen mit Ringen, enthüllte, worunter der der Königin Cleopatra wie ein Polarstern glänzte. »Die Gesundheit, nicht wahr?«

»Ja, gewiß,« antworteten alle Stimmen.

»Und die Bedingung der Gesundheit ist?«

»Diät,« sagte der Graf von Haga.

»Sie haben Recht, Herr Graf, die Diät ist es, was die Gesundheit erhält. Nun denn! warum sollten diese Tropfen von meinem Elixir nicht die bestmögliche Diät bilden?«

»Wer weiß es?«

»Sie, Graf.«

»Ja, allerdings, aber ...«

»Nicht andere?« versetzte Madame Dubarry.

»Madame, das ist eine Frage, die wir sogleich behandeln werden. Ich habe stets die Diät meiner Tropfen befolgt, und da sie die Verwirklichung des ewigen Traums der Menschen aller Zeiten sind, da sie das sind, was die Alten unter dem Namen Jugendwasser, die Neuern unter dem Namen Lebenselixir suchten, so habe ich beständig meine Jugend, folglich meine Gesundheit, folglich mein Leben bewahrt. Das ist klar.«

»Es nützt sich jedoch Alles ab, Graf, der schönste Körper wie die andern.«

»Der eines Paris, wie der eines Vulkan,« sagte die Gräfin.

»Sie haben ohne Zweifel Paris gekannt, Herr von Cagliostro?«

»Genau, Madame; es war ein sehr hübscher Junge; im Ganzen aber verdient er nicht, was Homer von ihm sagt und was die Frauen von ihm denken. Vor Allem war er roth.«

»Roth! oh pfui! wie abscheulich!« rief die Gräfin.

»Leider war Helena nicht Ihrer Ansicht, Madame,« erwiderte Cagliostro. »Doch kommen wir auf unser Elixir zurück.«

»Ja, ja,« riefen alle Stimmen.

»Sie behaupten also, Alles nütze sich ab. Herr von Taverney? Gut. Sie wissen aber auch, daß Alles sich wieder ausgleicht, sich regenerirt oder sich ersetzt, wie Sie wollen. Das bekannte Messer des heiligen Hubert, das so oft die Klinge und den Griff gewechselt hat, ist ein Beispiel hievon, denn trotz dieses doppelten Wechsels ist es das Messer vom heiligen Hubert geblieben. Der Wein, den die Mönche von Heidelberg in ihrem Keller aufbewahren, ist immer derselbe Wein, man gießt aber jedes Jahr ein Quantum neuen in das Riesenfaß. Der Wein der Mönche von Heidelberg ist daher immer rasch, klar und schmackhaft, während der von Opimus und mir in irdenen Amphoren versiegelte Wein, als ich hundert Jahre später davon kosten wollte, nur noch ein dicker Koth war, der vielleicht gegessen, aber nicht getrunken werden konnte.

»Nun denn! statt das Beispiel von Opimus zu befolgen, habe ich dasjenige errathen, welches die Mönche von Heidelberg geben mußten. Ich habe meinen Körper dadurch erhalten, daß ich jedes Jahr neue Principien darein goß, welche den Auftrag hatten, die alten Elemente zu regeneriren. Jeden Morgen hat ein junges und frisches Atom in meinem Blut, in meinem Fleisch, in meinen Knochen ein abgenutztes, träges Theilchen ersetzt. Ich habe die Trümmer wieder belebt, durch welche der gewöhnliche Mensch allmälig die ganze Masse seines Seins überwältigen läßt: ich habe alle die Soldaten in meinen Zügeln gehalten, die Gott der menschlichen Natur gegeben, um sich gegen die Zerstörung zu vertheidigen. Soldaten, welche der große Haufen verabschiedet oder im Müssiggang erlahmen läßt, habe ich zu einer beständigen Arbeit gezwungen, welche die Eingießung eines stets neuen Reizmittels erleichterte, sogar heischte; eine Folge von diesem unablässigen Studium des Lebens ist, daß mein Geist, meine Geberden, meine Nerven, mein Herz, meine Seele nie ihre Functionen verlernt haben; und da sich Alles in der Welt verkettet, da denjenigen eine Sache am besten gelingt, welche diese Sache immer treiben, so bin ich natürlich geschickter, als jeder Andere gewesen, um die Gefahren eines Daseins von dreitausend Jahren zu vermeiden, und zwar weil es mir gelungen ist, aus Allem eine solche Erfahrung zu ziehen, daß ich die Nachtheile jeder Lage vorhersehe und ihre Gefahren fühle. So werden Sie mich nie vermögen, in ein Haus einzutreten, das vom Einsturz bedroht ist. Oh! nein, ich habe schon zu viele Häuser gesehen, um nicht mit dem ersten Blick die guten von den schlechten zu unterscheiden. Sie werden mich nicht bewegen, mit einem ungeschickten Tölpel zu jagen, der seine Flinte schlecht handhabt. Seit Kephales, der seine Frau Prokris tödtete, bis auf den Regenten, der dem Herrn Prinzen das Auge ausstach, habe ich zu viele Ungeschickte gesehen; Sie werden mich im Kriege nicht veranlassen, diesen oder jenen Posten einzunehmen, den der erste Beste einnehmen würde, insofern ich im Augenblick alle geraden Linien und alle parabolischen Linien, die auf eine tödtliche Weise nach diesem Posten zulaufen, berechnet haben werde. Sie sagen mir, man sehe eine verlorene Kugel nicht vorher? Ich antworte Ihnen, ein Mann, der eine Million Flintenschüsse vermieden, sei nicht entschuldbar, wenn er sich durch eine verlorene Kugel tödten lasse. Ah! machen Sie keine Geberde der Ungläubigkeit, denn ich bin hier als ein lebendiger Beweis. Ich sage Ihnen nicht, ich sei unsterblich; ich sage Ihnen nur, ich wisse das, was Niemand weiß, nämlich den Tod zu vermeiden,

wenn er durch einen Zufall kommt. So würde ich, zum Beispiel, um keinen Preis der Welt hier allein mit Herrn von Launay bleiben, denn er denkt, wenn er mich in einer seiner Zellen in der Bastille hätte, so würde er meine Unsterblichkeit mit Hilfe des Hungers versuchen. Ich würde eben so wenig mit Herrn von Condorcet zusammenbleiben, denn er hat in diesem Augenblick den Gedanken, den Inhalt des Ringes, den er am Zeigefinger der linken Hand trägt, in mein Glas zu werfen, und dieser Inhalt ist Gift. Alles ohne irgend eine boshafte Absicht, sondern nur aus wissenschaftlicher Neugierde, um ganz einfach zu erfahren, ob ich daran sterben würde.«

Die zwei Personen, welche Cagliostro genannt hatte, machten eine Bewegung.

»Sie können es frei gestehen, Herr von Launay; wir sind kein Gerichtshof, und überdieß bestraft man die Absicht nicht. Lassen Sie hören, haben Sie gedacht, was ich gesagt habe? Und Sie, Herr Condorcet, tragen Sie wirklich in Ihrem Ring ein Gift, das Sie mir gern im Namen Ihrer vielgeliebten Gebieterin, der Wissenschaft, einflößen möchten?«

»Meiner Treue,« antwortete Herr von Launay, lachend und zugleich erröthend, »ich gestehe, daß Sie Recht hatten, Herr Graf, es war eine Tollheit. Doch diese Tollheit ging mir gerade in dem Augenblick, wo Sie mich anschuldigten, durch den Kopf.«

»Und ich,« sagte Condorcet, »ich will nicht minder offenherzig sein. Ich dachte wirklich, wenn Sie von dem kosteten, was in meinem Ring enthalten ist, gäbe ich nicht einen Obol mehr für Ihre Unsterblichkeit.«

Ein Schrei der Bewunderung war um den ganzen Tisch hörbar.

Dieses Geständnis; bestätigte nicht die Unsterblichkeit, wohl aber den Scharfsinn des Grafen von Cagliostro.

»Sie sehen wohl,« sagte Cagliostro ruhig, »Sie sehen, daß ich errathen habe. Nun denn! ebenso ist es mit Allem, was geschehen soll. Die Gewohnheit zu leben hat mir mit dem ersten Blick die Vergangenheit und die Zukunft der Leute, die ich sehe, enthüllt.

»Meine Unfehlbarkeit in dieser Hinsicht ist so groß, daß sie sich auf die Thiere, auf die träge Materie erstreckt. Steige ich in meinen Wagen, so sehe ich an der Miene der Pferde, daß sie durchgehen werden, an der Miene des Kutschers, daß er mich umwerfen oder mit mir hängen bleiben wird; schiffe ich mich auf einem Fahrzeuge ein. so errathe ich, der Capitän werde ein unwissender Tropf oder ein Starrkopf sein, und folglich nicht das erforderliche Manöver machen können oder wollen. Ich vermeide dann den Kutscher wie den Capitän; ich lasse die Pferde wie das Schiff. Ich leugne den Zufall nicht, ich verringere ihn. Statt ihm hundert Chancen zu lassen; wie es alle Welt thut, benehme ich ihm neunundneunzig. Hiebei kommt es mir sehr zu Statten, daß ich dreitausend Jahre gelebt habe.«

»Ah,« sagte Laperouse lachend unter dem durch die Worte Cagliostro's veranlaßten Enthusiasmus oder Aerger, »dann müßten Sie mich bis zu den Schiffen begleiten, auf denen ich die Reise um die Welt machen soll. Sie würden mir dadurch einen ausgezeichneten Dienst leisten.«

Cagliostro antwortete nicht.

»Herr Marschall,« fuhr lachend der Seemann fort, »da der Herr Graf von Cagliostro, und ich begreife das, eine so gute Gesellschaft nicht verlassen will, so müssen Sie *mir* erlauben, dieß zu thun. Verzeihen Sie, Herr Graf von Haga, verzeihen Sie, Madame, aber es hat sieben Uhr geschlagen, und ich habe dem König versprochen, um ein Viertel auf acht Uhr in den Wagen zu steigen. Da nun der Herr Graf von Cagliostro nicht Lust hat, meine zwei Stuten zu sehen, so sage er mir wenigstens, was mir zwischen Versailles und Brest begegnen wird. Von Brest bis zum Pol erlasse ich es ihm, das ist meine Sache. Aber bei Gott! von Versailles bis Brest ist er mir ein Gutachten schuldig.«

Cagliostro schaute Laperouse noch einmal an, und zwar mit einem so melancholischen Auge, mit einer zugleich so sanften und schwermüthigen Miene, daßdie Mehrzahl der Gäste seltsam davon berührt wurde. Der Seefahrer aber bemerkte nichts; er nahm von den Gästen Abschied, seine Diener hüllten ihn in einen schweren, weiten Pelzüberrock, und Madame Dubarry steckte ihm in seine Tasche einige jener dem Reisenden so angenehmen, herzstärkenden Mittel, an die dieser beinahe nie selbst denkt,

indeß sie ihn während der langen Nächte einer Reise in einer eisigen Atmosphäre an die abwesenden Freunde erinnern.

Immer lachend verbeugte sich Laperouse ehrfurchtsvoll vor dem Grafen von Haga und reichte dem Marschall die Hand.

»Gott befohlen, mein lieber Laperouse,« sagte der Herzog von Richelieu.

»Nein, Herr Herzog, auf Wiedersehen,« entgegnete Laperouse. »Es ist in der That, als ob ich für die Ewigkeit abreiste: ganz einfach eine Reise um die Welt, vier bis fünf Jahre Abwesenheit, nicht mehr; darum braucht man nicht von einander Abschied zu nehmen.«

»Vier bis fünf Jahre!« rief der Marschall. »Ei! mein Herr, warum sagen Sie nicht vier bis fünf Jahrhunderte? Die Tage sind in meinem Alter Jahre, und so wiederhole ich: Gott befohlen!««

»Bah! fragen Sie den Wahrsager,« erwiderte Laperouse lachend; »er verspricht Ihnen noch zwanzig Jahre. Nicht wahr, Herr von Cagliostro? Ah! Graf, warum haben Sie mir nicht früher von Ihren göttlichen Tropfen gesagt? Ich hätte um jeden Preis eine Tonne auf der *Afterliebe* eingeschifft. Dieß ist der Name meines Schiffes, meine Herren. Madame, noch einen Kuß auf Ihre schöne Hand, sicherlich die schönste, die ich von hier bis zu meiner Rückkehr zu sehen bestimmt bin. Auf Wiedersehen!«

Und er entfernte sich.

Cagliostro beobachtete stets dasselbe Stillschweigen von schlimmer Vorbedeutung.

Man hörte die Tritte des Capitäns auf den hallenden Stufen der Freitreppe, seine beständig heitere Stimme im Hofe und seine letzten Grüße an die zu einem letzten Lebewohl versammelten Personen.

Dann schüttelten die Pferde ihre mit Schellen beladenen Köpfe, der Kutschenschlag schloß sich mit dumpfem Geräusch und die Räder ächzten auf dem Straßenpflaster.

Laperouse hatte den ersten Schritt der geheimnißvollen Reise gemacht, von der er nicht mehr zurückkehren sollte.....

Jedermann horchte.

Als man nichts mehr hörte, fanden sich alle Blicke wie durch eine höhere Macht auf Cagliostro zurückgelenkt.

Es war in diesem Augenblicke in den Zügen dieses Menschen eine pythische Erleuchtung sichtbar, welche die Gäste beben machte.

Ein seltsames Stillschweigen dauerte einige Minuten fort.

Der Graf von Haga unterbrach es zuerst.

»Warum haben Sie ihm nicht geantwortet, mein Herr?«

Diese Frage war der Ausdruck der allgemeinen Bangigkeit.

Cagliostro bebte, als ob ihn die Worte des Grafen seiner inneren Betrachtung entzogen hätten.

»Weil,« antwortete er, »weil ich ihm eine Lüge oder etwas Hartes hätte sagen müssen.«

»Warum?«

»Weil ich hätte zu ihm sprechen müssen: Herr von Laperouse, der Herr Herzog von Richelieu hat Recht, Ihnen »Lebewohl« und nicht »Auf Wiedersehen« zu sagen.

»Ei! ei!« versetzte Richelieu erbleichend, »Herr von Cagliostro, was des Teufels sagen Sie da von Laperouse?«

»Oh! beruhigen Sie sich, Herr Marschall,« erwiderte Cagliostro lebhaft, »nicht für Sie ist die Weissagung traurig.«

»Wie!« rief Madame Dubarry, »der arme Laperouse, der mir so eben die Hand geküßt ...«

»Wird sie Ihnen nicht nur nicht mehr küssen, sondern er wird auch diejenigen nicht mehr sehen, welche er diesen Abend verlassen,« antwortete Cagliostro, während er aufmerksam sein Glas Wasser anschaute, in dem durch die Art, wie es gestellt war, leuchtende Schichten von einer Opalfarbe, schräge durchschnitten von den umstehenden Gegenständen, spielten.

Ein Schrei der Verwunderung kam aus Aller Mund hervor.

Jeden Augenblick steigerte sich das Interesse des Gesprächs; aus der ernsten, feierlichen, beinahe ängstlichen Miene, womit die Anwesenden, theils mit dem Blick, theils mit der Stimme, Cagliostro befragten, hätte man annehmen sollen, es handle sich um unfehlbare Weissagungen eines antiken Orakels.

Unter dieser Befangenheit der Gäste des Herzogs erhob sich Herr von Favras, das allgemeine Gefühl zusammenfassend, machte ein Zeichen und ging auf den Zehen in die Vorzimmer, um zu horchen, ob nicht einer der Bedienten laure.

Aber das Haus des Herrn Marschalls von Richelieu war, wie gesagt, ein wohlbestelltes Haus, und Herr von Favras fand im Vorzimmer nur einen alten Intendanten, der streng wie eine Schildwache auf einem verlorenen Posten die Zugänge des Speisesaales zur feierlichen Stunde des Nachtisches vertheidigte.

Er kam zurück, setzte sich nieder und bedeutete den Gästen, sie seien allein.

»Wenn es so ist,« sprach Madame Dubarry, die Versicherung des Herrn von Favras erwidernd, als wäre sie laut gegeben worden, »wenn es so ist, erzählen Sie uns, was des armen Laperouse harrt.«

»Immer zu, Herr von Cagliostro,« sagten die Männer.

»Ja, wir bitten Sie wenigstens darum.«

»Wohl, Herr von Laperouse geht ab, wie er Ihnen gesagt hat, in der Absicht, die Welt zu umsegeln und die Reisen Cooks, des armen Cook, fortzusetzen,

der, wie Sie wissen, auf den Sandwichsinseln ermordet worden ist.«

»Ja! ja! wir wissen es,« machten nicht sowohl alle Stimmen als vielmehr alle Köpfe.

»Alles weissagt der Unternehmung einen glücklichen Erfolg. Herr von Laperouse ist ein guter Seemann; überdieß hat ihm König Ludwig XVI. seine Reise geschickt vorgezeichnet.«

»Ja,« unterbrach ihn der Graf von Haga, »der König von Frankreich ist ein geschickter Geograph; nicht wahr, Herr von Condorcet?«

»Ein geschickterer Geograph, als es für einen König nöthig ist,« erwiderte der Marquis. »Die Könige sollten Alles nur nach der Oberfläche kennen, dann ließen sie sich vielleicht durch die Menschen leiten, die den Grund kennen.«

»Das ist eine Lection, Herr Marquis,« sagte lächelnd der Graf von Haga.

Erröthend entgegnete Condorcet:

»Oh! nein, es ist eine einfache Betrachtung, ein einfacher philosophischer Satz.«

»Er reist also ab,« sagte Madame Dubarry, die sich beeiferte, jedes Privatgespräch abzubrechen, das von dem Wege, den das allgemeine Gespräch genommen, hätte ablenken können.

»Er reist also ab,« wiederholte Cagliostro. »Glauben Sie aber nicht, daß er, so eilfertig er Ihnen geschienen hat, sogleich in See geht; nein, ich sehe ihn viel Zeit in Brest verlieren.«

»Das ist Schade,« fügte Condorcet, »es ist die Zeit der Abfahrten. Es ist sogar schon ein wenig spät, Februar oder März wäre besser gewesen.« »Oh! werfen Sie ihm diese paar Monate nicht vor, Herr von Condorcet, er lebt wenigstens während dieser Zeit, er lebt und hofft.«

»Ich denke, man hat ihm doch wohl gute Gesellschaft gegeben?« fragte Richelieu.

»Ja,« erwiderte Cagliostro, »derjenige, welcher das zweite Schiff befehligt, ist ein ausgezeichneter Officier. Ich sehe ihn noch jung, abenteuerlich, leider muthig.«

»Wie, leider?«

»Nun wohl! ein Jahr nachher suche ich diesen Freund und sehe ihn nicht mehr,« sprach Cagliostro, ängstlich sein Glas befragend. »Niemand von Ihnen ist mit Herrn von Langlé verwandt?«

»Nein.«

»Niemand kennt ihn?«

»Nein.«

»Nun denn! der Tod wird mit ihm anfangen. Ich sehe ihn nicht mehr.«

Ein Gemurmel des Schreckens drang aus der Brust aller Anwesenden hervor.

»Aber er ... er ... Laperouse?« fragten mehrere keuchende Stimmen.

»Er schwimmt auf der See, er landet, er schifft sich wieder ein. Ein Jahr, zwei Jahre glücklicher Schifffahrt. Man erhält Nachrichten von ihm. Und dann ...«

»Und dann?«

»Die Jahre vergehen.«

»Nun?«

»Der Ocean ist groß. Der Himmel ist düster, da und dort tauchen immer frische Länder empor, da und dort werden Gestalten, so häßlich wie die Ungeheuer des griechischen Archipels sichtbar. Sie belauern das Schiff, das, von der Strömung fortgerissen, im Nebel zwischen den Riffen hinflieht, dann der Sturm, der Sturm, gastlicher als das Gestade, dann unheilvolle Feuer. Oh! Laperouse, Laperouse! Wenn Du mich hören

könntest, würde ich zu Dir sagen: Du segelst ab wie Christoph Columbus, um eine Welt zu entdecken; mißtraue unbekannten Inseln!«

Er schwieg.

Ein eisiger Schauer durchlief die Versammlung, während über den Tisch noch seine letzten Worte vibrirten.

»Warum hatten Sie ihn aber nicht gewarnt?« rief der Graf von Haga, der wie die Anderen dem Einfluß dieses außerordentlichen Menschen erlag, welcher nach seiner Laune alle Herzen bewegte.

»Ja, ja,« sprach Madame Dubarry. »Warum ihm nicht nacheilen, warum ihn nicht einholen? Das Leben eines Mannes wie Laperouse ist wohl die Reise eines Couriers werth, mein lieber Marschall.«

Der Marschall begriff und stand halb auf, um zu läuten.

Cagliostro streckte den Arm aus.

Der Marschall sank in seinen Lehnstuhl zurück.

»Ach! jeder Rath wäre unnütz,« fuhr Cagliostro fort, »der Mensch, der das Verhängniß vorhersieht, ändert das Verhängniß nicht. Herr von Laperouse würde lachen, wenn er meine Worte gehört hätte, wie die Söhne des Priamus bei der Weissagung Cassandra's lachten; aber sehen Sie, Sie lachen selbst, Herr Graf von Haga, und das Lachen wird auch Ihre Gefährten anstecken. Oh! thun Sie sich keinen Zwang an, Herr von Condorcet, thun Sie sich keinen Zwang an, Herr von Favras; ich habe nie einen gläubigen Zuhörer gefunden.«

»Oh! wir glauben,« riefen Madame Dubarry und der alte Herzog von Richelieu.

»Ich glaube,« murmelte Taverney.

»Ich auch,« sagte der Graf von Haga verbindlich.

»Ja,« sprach Cagliostro, »Sie glauben, Sie glauben, weil es sich um Herrn von Laperouse handelt; handelte es sich aber um Sie, so würden Sie nicht glauben.«

»Oh!«

»Davon bin ich fest überzeugt.«

»Ich muß gestehen,« sprach der Graf von Haga, »was mich glauben machen könnte, wäre, wenn Herr von Cagliostro zu Herrn von Laperouse gesagt hätte: »»Hüten Sie sich vor unbekannten Inseln.«« Er hätte sich davor gehütet. Das war immer eine Chance.«

»Ich versichere Sie, mein Herr Graf, und würde er mir auch geglaubt haben – sehen Sie, wie furchtbar diese Offenbarung gewesen wäre – so hätte in Gegenwart der Gefahr, beim Anblick der unbekannten Inseln, der Unglückliche, an meine Prophezeiung glaubend, den geheimnißvollen Tod, der ihn bedroht, herannahen gefühlt, ohne ihm entfliehen zu können. Nicht Einen Tod, tausend Tode würde er erlitten haben, denn es heißt tausend Tode erleiden, wenn man mit der Verzweiflung an seiner Seite in der Finsterniß umhergeht. Bedenken Sie wohl, die Hoffnung, die ich ihm benommen hätte, ist der letzte Trost, den der Unglückliche unter dem Messer bewahrt, wenn ihn schon das Messer berührt, wenn ihn die Schärfe des Stahls berührt, wenn sein Blut fließt. Erlischt das Leben, so hofft der Mensch doch noch.«

»Es ist wahr,« sagten mit leiser Stimme einige Anwesende.

»Ja,« sprach Condorcet, »der Schleier, der das Ende unseres Lebens bedeckt, ist das einzige wahre Gute, das Gott dem Menschen auf der Erde gewährt hat.«

»Nun, wie dem auch sein mag,« sagte der Graf von Haga, »wenn ich zufällig von einem Mann wie Sie hörte: Mißtrauen Sie diesem oder jenem Menschen, dieser oder jener Sache – so würde ich die Warnung für gut annehmen und dem Rathgeber danken.«

Cagliostro schüttelte sanft den Kopf und begleitete diese Geberde mit einem Lächeln.

»In der That, Herr von Cagliostro,« fuhr der Graf von Haga fort, »geben Sie mir einen Wink, und ich werde Ihnen dankbar sein.«

»Sie möchten gern, daß ich *Ihnen* sagte, was ich Herrn von Laperouse nicht sagen wollte?«

»Ja, das möchte ich.«

Cagliostro machte eine Bewegung, als ob er sprechen wollte; doch er hielt wieder an sich und sagte nur:

»Oh! nein, Herr Graf, nein.«

»Ich bitte Sie inständig.«

Cagliostro wandte den Kopf ab und erwiderte:

»Nie! nie!«

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte lächelnd der Graf, »Sie werden mich abermals ungläubig machen.«

»Die Ungläubigkeit ist der Angst vorzuziehen.«

»Herr von Cagliostro,« sprach der Graf mit ernstem Ton, »Sie vergessen Eines.«

»Was?« fragte der Prophet voll Ehrfurcht.

»Daß, wenn es Menschen gibt, welche ohne Nachtheil über ihr Geschick im Ungewissen sein können, andere dagegen vorhanden sind, welche die Zukunft wissen mochten, weil ihr Geschick nicht nur für sie selbst, sondern für Millionen von Menschen von Gewicht und Bedeutung ist.«

»Einen Befehl also,« versetzte Cagliostro. »Nein, ich werde Nichts ohne einen Befehl thun.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Eure Majestät befehle, und ich werde gehorchen,« erwiderte Cagliostro mit leiser Stimme.

»Ich befehle Ihnen, mir mein Schicksal zu offenbaren, Herr von Cagliostro,« sprach der König mit einer Majestät voll Höflichkeit.

Zu gleicher Zeit, wo der Graf von Haga sich als König behandeln ließ und durch Ertheilung eines Befehls sein Incognito brach, stand der Herzog von Richelieu auf, verbeugte sich ehrerbietig vor dem Fürsten und sagte:

»Ich danke für die Ehre, die der König von Schweden meinem Hause angethan hat: Eure Majestät wollen den Ehrenplatz einnehmen. Von diesem Augenblick kann er nur Ihnen gehören, Sire.«

»Bleiben wir, bleiben wir, wie wir sind, Herr Marschall, und verlieren wir nicht ein Wort von dem, was mir der Herr Graf von Cagliostro sagen wird.«

»Den Königen sagt man die Wahrheit nicht, Sire.«

»Bah! ich bin nicht in meinem Königreich. Nehmen Sie Ihren Platz wieder ein, Herr Herzog; sprechen Sie, Herr von Cagliostro, ich beschwöre Sie darum.«

Cagliostro schaute sein Glas an; Kügelchen, denen ähnlich, welche den Champagner durchziehen, stiegen vom Boden zur Oberfläche auf, das Wasser schien sich, durch seinen mächtigen Blick angezogen, unter seinem Willen zu rühren.

»Sire, sagen Sie mir nur, was Sie wissen wollen, ich bin bereit zu antworten,« sprach Cagliostro.

»Sagen Sie mir, welchen Todes ich sterben werde.«

»Durch einen Schuß.«

Die Stirne Gustavs strahlte.

»Ah! in einer Schlacht,« sagte er, »den Tod eines Soldaten. Ich danke Ihnen, Herr von Cagliostro, ich danke tausendmal. Oh! ich sehe Schlachten vorher, und Gustav Adolph und Karl XII. haben mir gezeigt, wie Schwedenkönige sterben.«

Cagliostro neigte das Haupt, ohne zu antworten.

Der Graf von Haga faltete die Stirne.

»Ho! ho!« sagte er, »wird der Schuß nicht in einer Schlacht geschehen?«

»Nein, Sire.«

»Bei einem Aufruhr, ja das ist auch möglich.«

»Nicht bei einem Aufruhr.«

»Wo denn?«

»Auf einem Ball, Sire.«

Der König wurde träumerisch.

Cagliostro, der aufgestanden war, setzte sich wieder und ließ seinen Kopf in seine beiden Hände fallen, in denen er sich begrub.

Alle erbleichten um den Urheber der Prophezeiung und um den Gegenstand derselben.

Herr von Condorcet trat näher zu dem Glase Wasser, worin der Wahrsager die schlimme Vorbedeutung gelesen hatte, nahm es beim Fuß, hob es bis zu der Höhe seines Auges empor und prüfte sorgfältig die glänzenden Rauten und den geheimnißvollen Inhalt.

Man sah dieses verständige, aber kalt forschende Auge von dem doppelten, festen und flüssigen Krystall die Lösung eines Problems fordern, dem seine Vernunft nur den Werth einer rein physischen Speculation einräumte.

Der Gelehrte berechnete in der That die Tiefe, die leuchtenden Zusammenziehungen und microscopischen Augen des Wassers. Er, der für Alles eine Ursache haben wollte, fragte sich nach der Ursache und dem Vorwand dieser Charlatanerie, auf Menschen vom Range derjenigen, welche die Tafel umgaben, von einem Menschen ausgeübt, dem man ein außerordentliches Gewicht nicht absprechen konnte.

Ohne Zweifel fand er die Lösung seines Problems nicht, denn er hörte auf, das Glas prüfend zu betrachten, stellte es wieder auf den Tisch und sprach mitten unter dem durch die Wahrsagung Cagliostro's hervorgebrachten Erstaunen:

»Nun, ich werde unseren erhabenen Propheten auch bitten, seinen magischen Spiegel zu befragen. Leider,« fügte er bei, »leider bin ich kein mächtiger Herr, ich befehle nicht, und mein dunkles Leben gehört nicht Millionen von Menschen.«

»Mein Herr,« versetzte der Graf von Haga, »Sie befehlen im Namen der Wissenschaft und Ihr Leben ist nicht nur für ein Volk, sondern für die ganze Menschheit von Bedeutung.«

»Ich danke, Herr Graf; doch Ihre Ansicht über diesen Punkt ist vielleicht nicht die des Herrn von Cagliostro.«

Cagliostro erhob das Haupt wie ein gespornter Renner.

»Doch, Marquis,« sprach er mit einem Anfang nervöser Reizbarkeit, die man in alten Zeiten dem Einfluß des Gottes, von dem er gleichsam besessen war, zugeschrieben hätte, »doch, Sie sind ein mächtiger Herr im Reiche der Intelligenz. Schauen Sie mir in's Gesicht-; auch Sie wünschen im Ernst, daß ich Ihnen weissage?«

»Im Ernst, Herr Graf,« erwiderte Condorcet, »bei meiner Ehre, man kann es nicht ernstlicher wünschen.«

»Nun wohl! Marquis,« sprach Cagliostro mit dumpfem Tone, indem er das Augenlid über seinen starren Blick senkte, »Sie werden an dem Gift sterben, das Sie in dem Ring an Ihrem Finger tragen. Sie werden sterben ...«

»Aber wenn ich ihn wegwürfe?« unterbrach ihn Condorcet.

»Werfen Sie ihn weg.«

»Sie gestehen also, daß dieß sehr leicht ist.«

»Werfen Sie ihn weg, sage ich Ihnen.«

»Ohl ja, Marquis!« rief Madame Dubarry, »ich bitte, werfen Sie das abscheuliche Gift weg, werfen Sie es weg, und wäre es nur, um diesen unseligen Propheten, der uns Alle mit seinen Wahrsagungen betrübt, ein wenig Lügen zu strafen. Denn wenn Sie es wegwerfen, so ist es gewiß, daß Sie nicht durch dieses vergiftet werden, und da Herr von Cagliostro behauptet, es werde durch dieses geschehen, so wird Herr von Cagliostro wohl oder übel gelogen haben.«

»Die Frau Gräfin hat Recht,« sagte der Graf von Haga.

»Bravo! Gräfin!« rief Richelieu. »Auf, Marquis, werfen Sie das Gift weg; das wird um so besser sein, als ich nun, da ich weiß, daß Sie den Tod eines Menschen in der Hand tragen, zittern werde, so oft wir mit einander trinken. Der Ring kann sich von selbst öffnen. He! he!«

»Und zwei Gläser, die zusammenstoßen, sind sehr nahe bei einander,« sagte Taverney. »Werfen Sie es weg, Marquis, werfen Sie es weg.«

»Dieß ist vergeblich,« erwiderte Cagliostro, »Herr von Condorcet wird es nicht wegwerfen.«

»Nein,« sprach der Marquis, »ich werde es nicht von mir lassen, doch nicht, weil ich das Geschick unterstützen will, sondern weil Cabanis mir dieses Gift componirt hat, das ganz einzig, nemlich eine Substanz ist, die durch den Zufall ihre Tüchtigkeit erlangt hat, und weil er diesen Zufall vielleicht nie wieder finden wird, darum werde ich das Gift nicht wegwerfen. Triumphiren Sie, wenn Sie wollen, Herr von Cagliostro.«

»Das Geschick findet immer seine getreuen Agenten, um es im Vollzug seiner Sprüche zu unterstützen,« sprach Cagliostro.

»So werde ich durch Gift sterben,« sagte der Marquis. »Wohl! es sei. Es stirbt nicht Jeder, der will, durch Gift. Es ist ein bewunderungswürdiger Tod, den Sie mir prophezeien, ein wenig Gift auf die Spitze meiner Zunge, und ich bin vernichtet. Das ist nicht der Tod plus, sondern das Leben minus, wie wir in der Algebra sagen.«

»Es ist nicht mein Wille, daß Sie leiden, mein Herr,« erwiderte Cagliostro mit kaltem Tone.

Und er machte ein Zeichen, durch das er bedeutete, er wünsche hiebei stehen zu bleiben, wenigstens mit Herrn von Condorcet.

»Mein Herr,« sprach nun der Marquis von Favras, indem er sich über die Tafel ausstreckte, als wollte er Cagliostro entgegenkommen, »wir haben nun einen Schiffbruch, einen Schuß und eine Vergiftung, die mir das Wasser im Mund zusammenlaufen machen. Werden Sie nicht die Güte haben, mir auch einen Tod ähnlicher Art zu weissagen?«

»Oh! Herr Marquis,« erwiderte Cagliostro, der sich unter der Ironie zu beleben anfing, »Sie hätten in der That Unrecht, wenn Sie auf diese Herren eifersüchtig wären; denn so wahr ich ein Edelmann bin, Sie werden etwas Besseres haben.«

»Etwas Besseres?« rief Herr von Favras lachend, »nehmen Sie sich in Acht, Sie versprechen allzu viel; etwas Besseres als das Meer, das Feuer und das Gift? Das ist schwierig!«

»Es bleibt der Strang, Herr Marquis,« erwiderte Cagliostro mit freundlichem Tone.

»Ner Strang ... ho! ho! was sagen Sie mir da!«

»Ich sage Ihnen, daß Sie gehenkt werden« antwortete Cagliostro mit einer Art von prophetischer Wuth, über die er nicht mehr Meister war.

»Teufel! gehenkt!« rief die Versammlung.

»Sie vergessen, daß ich Edelmann bin,« entgegnete Favras, etwas abgekühlt; »und wollen Sie zufällig von einem Selbstmord sprechen, so sage ich Ihnen zum Voraus, daß ich mich bis zum letzten Augenblick genugsam zu achten gedenke, um mich keines Strickes zu bedienen, so lange ich noch einen Degen habe.«

»Ich spreche nicht von einem Selbstmord, mein Herr.«

»Sie sprechen von einer Hinrichtung?«

»Ja.»

»Sie sind ein Fremder, und in dieser Eigenschaft verzeihe ich Ihnen.«

»Was?«

»Ihre Unwissenheit. In Frankreich köpft man die Edelleute.«

»Sie werden diese Angelegenheit mit Ihrem Henker abmachen,« erwiderte Cagliostro, Herrn von Favras unter dieser brutalen Antwort niederschmetternd.

Es trat ein Augenblick banger Unruhe in der Versammlung ein.

»Wissen Sie, daß ich jetzt zittere!« sagte Herr von Launay, »meine Vorgänger haben so traurig gewählt, daß ich Schlimmes für mich vorhersehe, wenn ich denselben Sack durchwühle, wie sie.«

»Dann seien Sie vernünftiger, als sie, und wollen Sie die Zukunft nicht kennen; gut oder übel, ehren wir das Geheimniß Gottes.«

»Oh! oh! Herr von Launay,« sagte Madame Dubarry, »ich hoffe, Sie werden so viel Muth haben, als diese Herren.«

»Ich hoffe es auch, Madame,« erwiderte der Gouverneur, sich verbeugend.

Dann wandte er sich an Cagliostro und sprach:

»Mein Herr, ich beschwöre Sie, beschenken Sie mich nun auch mit einem Horoskop.«

»Das ist leicht,« antwortete Cagliostro, »ein Streich mit dem Beil auf den Kopf, und Alles ist abgethan.«

Hier erscholl ein Schrei des Schreckens im Saal. Die Herren von Richelieu und Taverney baten Cagliostro, nicht weiter zu gehen; doch die weibliche Neugierde gewann die Oberhand.

»Wenn man Sie hört, Graf, würde das ganze Weltall eines gewaltsamen Todes sterben,« sagte Madame Dubarry. »Wir sind zu acht, und von acht haben Sie bereits fünf zum Tode verurtheilt.«

»Ja, Sie begreifen wohl, daß dieß zum Voraus beschlossen worden ist, und daß wir darüber lachen, Madame,« sprach Herr von Favras, der wirklich zu lachen suchte.

»Gewiß lachen wir darüber, ob es nun wahr oder falsch ist,« versetzte der Graf von Haga.

»Ohl ich würde wohl auch lachen, denn ich möchte der Gesellschaft nicht gern durch meine Feigheit Schande machen,« sprach Madame Dubarry. »Doch leider bin ich nur ein Weib und werde nicht einmal die Ehre haben, in Beziehung auf einen unseligen Ausgang in Ihren Rang gestellt zu werden. Ein Weib, das stirbt in seinem Bett. Ach! mein Tod, der Tod einer traurigen und vergessenen alten Frau, wird die schlimmste von allen Todesarten sein, nicht wahr, Herr von Cagliostro?«

Indem sie diese Worte sprach, zögerte sie; sie gab nicht nur durch ihre Worte, sondern auch durch ihre Miene dem Wahrsager einen Vorwand, sie zu beruhigen; Cagliostro beruhigte sie aber nicht.

Die Neugierde war größer, als die Angst, und trug den Sieg über diese davon.

»Auf, Herr von Cagliostro, antworten Sie mir doch!« rief Madame Dubarry.

»Was soll ich Ihnen antworten? Sie befragen mich nicht.«

Die Gräfin zögerte.

»Aber...« sagte sie.

»Nun, Madame,« sprach Cagliostro, »wollen Sie mich befragen? Ja oder Nein!«

Die Gräfin strengte sich an, um ihre Furcht zu überwinden, und rief, nachdem sie in einem Lächeln der Gesellschaft Muth geschöpft hatte:

»Nun wohl! ja, ich wage es, sagen Sie, wie Jeanne von Vaubernier, Gräfin Dubarry endigen wird.«

»Auf dem Blutgerüst, Madame,« antwortete der finstere Prophet.

»Sie scherzen, nicht wahr, mein Herr?« stammelte die Gräfin, mit einem flehenden Blick.

Aber man hatte Cagliostro auf's Aeußerste getrieben und er sah diesen Blick nicht.

»Und warum scherzen?« fragte er.

»Weil man, um das Blutgerüste zu besteigen, getödtet, gemordet, ein Verbrechen begangen haben muß, während ich aller Wahrscheinlichkeit nach nie ein Verbrechen begehen werde. Nicht wahr. Sie scherzen?«

»Ei! mein Gott, ja,« erwiderte Cagliostro, »es ist ein Scherz, wie Alles, was ich prophezeit habe.«

Die Gräfin brach in ein Gelächter aus, das ein geschickter Beobachter ein wenig zu scharf gefunden hätte, um es für natürlich halten zu können.

»Auf! Herr von Favras,« sagte sie, »bestellen wir unsern Trauerwagen.«

»Oh! das wäre für Sie vergeblich, Gräfin,« sprach Cagliostro.

»Und warum dieß, mein Herr?«

»Weil Sie auf einem Karren nach dem Schaffot fahren werden.«

»Pfui! wie abscheulich!« rief Madame Dubarry. »Oh! der abscheuliche Mensch! Marschall, wählen Sie ein andermal Gäste von besserer Laune, oder ich komme nicht mehr zu Ihnen.«

»Entschuldigen Sie mich, Madame. Sie, wie die Andern, haben es gewollt,« versetzte Cagliostro.

»Ich, wie die Andern; nicht wahr, Sie werden mir wenigstens Zeit bewilligen, meinen Beichtvater zu wählen?«

»Das wäre ganz überflüssig, Gräfin,« erwiderte Cagliostro.

»Wie so?«

»Der Letzte, der mit einem Beichtvater das Schaffot besteigt, wird ...«

»Wird?« fragte die ganze Versammlung.

»Wird der König von Frankreich sein.«

Cagliostro sprach diese letzteren Worte mit einem so dumpfen, so traurigen Ton, daß es die Anwesenden wie ein Todeshauch umwehte und all ihr Mut in Eis verwandelte.

Es trat ein Stillschweigen von einigen Minuten ein.

Während dieses Stillschweigens näherte Cagliostro seine Lippen dem Glase Wasser, in dem er seine unheilvollen Prophezeiungen gelesen. Doch kaum hatte er es mit dem Munde berührt, als er es mit einem unüberwindlichen Widerwillen zurückschob, wie er etwa einen bittern Kelch zurückgeschoben hätte.

Wählend er diese Bewegung vollbrachte, richtete er seine Augen auf Taverney.

»Oh!« rief der Baron, im Glauben, er wolle sprechen, »sagen Sie mir nicht, was aus mir werden wird; ich frage Sie nicht darnach.«

»Wohl! ich frage Sie an seiner Stelle,« sprach Richelieu.

»Sie, Herr Marschall,« antwortete Cagliostro, »beruhigen Sie sich, Sie sind der Einzige von uns, der in seinem Bette sterben wird.«

»Der Caffee, meine Herren,« rief der alte Marschall, entzückt über diese Wahrsagung. »Der Caffee.«

Alle standen auf.

Doch ehe man in den Salon ging, näherte sich der Graf von Haga Cagliostro und sprach zu ihm:

»Mein Herr, ich gedenke nicht meinem Schicksal zu entfliehen, doch sagen Sie mir, was ich mißtrauen soll.«

»Einem Muff, Sire,« antwortete Cagliostro.

Herr von Haga entfernte sich.

»Und ich?« fragte Condorcet.

»Einem Pfannenkuchen.«

»Gut, ich verzichte auf die Eier.«

Und er folgte dem Grafen. »Und ich,« sprach Herr von Favras, »wovor habe ich mich zu fürchten?«

»Vor einem Brief.«

»Gut, ich danke.«

»Und ich?« fragte Herr von Launay.

»Vor der Einnahme der Bastille.«

»Oh! nun bin ich ruhig.«

Und er entfernte sich lachend.

»Nun ist die Reihe an mir,« sagte die Gräfin ganz ängstlich.

»Sie, schöne Gräfin, mißtrauen Sie der Place Louis XV.«

»Ach!« erwiderte Madame Dubarry, »ich habe mich schon eines Tags dort verirrt und sehr darunter gelitten. An diesem Tag hatte ich den Kopf verloren.«

»Nun, Sie werden ihn abermals verlieren, aber nicht mehr finden.«

Madame Dubarry stieß einen Schrei ans und entfloh zu den andern Gästen in den Salon.

Cagliostro wollte der Gesellschaft folgen.

»Einen Augenblick Geduld,« sprach Richelieu, »nur mir und Taverney haben Sie Nichts gesagt, mein lieber Zauberer.«

»Herr von Taverney hat mich gebeten, ihm Nichts zu sagen, und Sie, Herr Marschall, haben Nichts von mir verlangt.«

»Oh! ich bitte Sie abermals,« rief Taverney mit gefalteten Händen.

»Doch könnten Sie uns nicht, um die Macht Ihres Genies zu beweisen, etwas sagen, was wir zwei allein wissen?«

»Was?« fragte Cagliostro lächelnd.

»Nun denn! was dieser brave Taverney, in Versailles macht, statt ruhig auf seinem schönen Gute Maison-Rouge zu leben, das der König für ihn vor drei Jahren wiedererkauft hat?«

»Das ist ganz einfach,« antwortete Cagliostro; »vor zehn Jahren wollte der Herr Baron seine Tochter, Fräulein Andere, König Ludwig XV. geben; doch es ist dem Herrn nicht gelungen.«

»Ho! ho!« murrte Taverney.

»Heute will der Herr seinen Sohn, Philipp von Taverney, Marie Antoinette geben. Fragen Sie ihn, ob ich lüge.«

»Bei meiner Treue,« rief Taverney, »der Teufel soll mich holen, wenn dieser Mensch kein Zauberer ist.«

»Ho! ho!« versetzte der Marschall, »sprich nicht so leichthin vom Teufel.«

»Schrecklich! schrecklich!« murmelte Taverney.

Und er wandte sich, um Cagliostro zum letzten Mal um Discretion anzuflehen. Doch dieser war verschwunden.

»Gehen wir in den Salon, Taverney,« sagte der Marschall; »man würde den Caffee ohne uns nehmen, oder wir würden den Caffee kalt bekommen, was noch schlimmer wäre.«

Und er lief in den Salon.

Doch der Salon war verschlossen; nicht Einer von den Gästen hatte den Muth gehabt, dem Urheber so düsterer Weissagungen noch einmal in's Gesicht zu schauen.

Die Kerzen brannten auf den Candelabern; der Caffee rauchte in der Kanne; das Feuer knisterte im Kamin.

Alles vergeblich.

»Meiner Treue, mein alter Freund, es scheint, wir werden den Caffee unter vier Augen nehmen. Was Teufels, wohin bist Du denn gekommen?« sagte Richelieu.

Und er schaute nach allen Seiten, aber der kleine Greis hatte sich, wie die Andern, aus dem Staube gemacht.

»Gleichviel,« sagte der Marschall, spöttisch lächelnd, wie Voltaire, indem er seine trockenen, Weißen, ganz mit Ringen beladenen Hände an einander

rieb, »ich werde der einzige von allen meinen Tischgenossen sein, der in seinem Bette stirbt. He! he! in meinem Bett. Graf von Cagliostro, ich bin kein Ungläubiger. Nicht wahr, in meinem Bett werbe ich sterben, in meinem Bett, und zwar so spät als möglich? Holla! mein Kammerdiener und meine Tropfen!«

Der Kammerdiener trat mit einem Fläschchen in der Hand ein, und der Marschall und er gingen in's Schlafzimmer.

I.

Zwei unbekannte Frauen.

Den Winter von 1784, dieses Ungeheuer, das ein Sechstel von Frankreich verschlang, konnten wir, obgleich er vor den Fenstern stürmte, beim Herrn Herzog von Richelieu in dem so warmen und mit Wohlgerüchen geschwängerten Speisesaal, wo wir waren, nicht sehen.

Etwas Rauhreif an den Scheiben ist der Luxus der Natur dem Luxus der Menschen beigefügt. Der Winter hat seine Diamanten, seinen Puder und seine Silberstickereien für den Reichen, der unter seinem Pelzwerk vergraben oder in seinem Wagen verwahrt, oder in den Watten und Sammten einer geheizten Wohnung eingemummt ist. Jeder Frost ist ein Gepränge, jedes Unwetter eine Decorationsveränderung, die der Reiche durch seine Fensterscheiben von dem großen und ewigen Maschinisten, den man Gott nennt, ausführen sieht.

In der That, wer warm hat, kann die schwarzen Bäume bewundern und einen Reiz in den düstern Perspectiven der vom Winter einbalsamirten Ebenen finden.

Derjenige, welcher die süßen Wohlgerüche des Mittagsmahles, das seiner harrt, zu seinem Gehirn emporsteigen fühlt, kann von Zeit zu Zeit durch ein halbgeöffnetes Fenster den scharfen Duft des Nordostwinds und den eisigen Dunst des Schnees einschlürfen.

Derjenige endlich, welcher nach einem Tag ohne Leiden, wenn Millionen von seinen Mitbürgern gelitten haben, unter Eiderdunen, in seinen Leintüchern, in einem warmen Bett sich ausstreckt, der kann, wie jener Egoist des Lucretius, den Voltaire verherrlicht, finden, Alles sei gut in dieser besten der möglichen Welten.

Derjenige aber, welcher friert, sieht Nichts mehr von all' diesen Herrlichkeiten der Natur, die ebenso reich sind in ihrem Weißen, als in

ihrem grünen Mantel.

Derjenige, welcher Hunger hat, sucht die Erde und flieht den Himmel: den Himmel ohne Sonne und folglich ohne Lächeln für den Unglücklichen.

In der Epoche nun, zu der wir gelangt sind, nämlich gegen die Mitte des Monats April, seufzten dreimalhunderttausend Unglückliche, vor Kälte und Hunger sterbend, in Paris allein, wo man unter dem Vorwand, keine Stadt enthalte mehr Reiche, nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um es zu verhindern, daß die Armen durch die Kälte und die Noth umkamen.

Seit vier Monaten trieb ein eherner Himmel die Unglücklichen der Dörfer in die Städte, wie gewöhnlich der Winter die Wölfe aus den Wäldern in die Dörfer treibt.

Kein Brod, kein Holz mehr.

Kein Brod mehr für die Menschen, welche die Kälte auszustehen hatten, kein Holz mehr, um Brod zu backen.

Alle Vorräthe, die eingebracht worden waren, hatte Paris in einem Monat aufgezehrt; der Prevot der Handelsleute, ein unvorsichtiger und unfähiger Mann, verstand es nicht einmal, nach Paris, das seiner Fürsorge anvertraut war, zweimalhunderttausend in einem Umkreise von zehn Meilen um die Hauptstadt verfügbare Klafter Holz hereinzuschaffen.

Als Entschuldigung nannte er, wenn es gefror, das Eis, das die Pferde am Gehen verhindere; wenn es aufthaute, die Unzulänglichkeit der Wagen und Pferde. Ludwig XVI., stets gut, stets menschenfreundlich, stets zuerst berührt von den physischen Bedürfnissen des Volkes, dessen sociale Bedürfnisse ihm eher entgingen, fing damit an, daß er zweimalhunderttausend Livres zum Miethen von Wagen und Pferden anwies; dann nahm er die einen und die andern zwangsweise in Requisition.

Der Verbrauch fuhr indessen fort, das Ankommende wegzuraffen. Man mußte die Käufer taxiren. Niemand war berechtigt, vom allgemeinen Holzhof Anfangs mehr als eine Fuhre, dann mehr als eine halbe Fuhre

wegzunehmen. Man sah nun den Schweif der Käufer vor dem Thor der Holzhöfe sich verlängern, wie er sich später vor den Thüren der Bäcker verlängern sollte.

Der König verausgabte all sein Geld in Almosen. Er erhob drei Millionen von den Einnahmen des Octroi, und verwendete diese drei Millionen auf die Erleichterung der Unglücklichen, wobei er erklärte, jeder Drang müsse weichen und schweigen vor dem Drang der Kälte und des Hungers.

Die Königin gab ihrerseits fünfhundert Louisd'or von ihren Ersparnissen. Man verwandelte die Klöster, die Hospitäler, die öffentlichen Gebäude in Zufluchtsorte, und jeder Thorweg öffnete sich auf den Befehl seiner Gebieter, nach dem Beispiel der königlichen Schlösser, um in die Höfe der Hotels den Armen, die sich um ein großes Feuer kauerten, Zugang zu gewähren.

Man hoffte so das gute Thauwetter zu erreichen.

Doch der Himmel war unbeugsam! Jeden Abend breitete sich ein kupferrother Schleier über dem Firmament aus; die Sterne glänzten trocken und kalt, wie das Feuer einer Pechpfanne bei einer Beerdigung, und das nächtliche Gefrieren verdichtete abermals den bleichen Schnee, den die Mittagssonne ein wenig flüssig gemacht hatte, in einen Diamantsee.

Am Tag häuften Tausende von Arbeitern mit Hacke und Schaufel den Schnee und das Eis längs den Häusern auf, so daß ein doppelter, dichter, feuchter Wall die Hälfte der größtentheils schon zu engen Straßen versperrte. Gewichtige Wagen mit glitschenden Rädern, wankende, jeden Augenblick niederstürzende Pferde, zogen diese eisigen Mauern für den Vorübergehenden weg, welcher der dreifachen Gefahr des Fallens, des Zusammenstoßens und des Einstürzens ausgesetzt war.

Bald wurden die Schnee- und Eishaufen so groß, daß die Buden dadurch maskirt, die Durchgänge verstopft waren, und daß man darauf verzichten mußte, das Eis wegzunehmen, da die Kräfte und Mittel der Fuhren nicht mehr genügten.

Das ohnmächtige Paris erklärte sich für besiegt und ließ den Winter gewähren. So vergingen December, Januar, Februar und März; zuweilen verwandelte ein Thauwetter von zwei bis drei Tagen ganz Paris, dem es an Gossen und Abhängen gebrach, in einen Ocean.

In solchen Augenblicken konnte man sich nur schwimmend durch gewisse Straßen durcharbeiten. Pferde verloren sich und ertranken. Die Carrossen wagten sich nicht mehr hinein; sie hätten sich in Schiffe verwandelt.

Seinem Character getreu, machte Paris Lieder auf den Tod durch das Thauwetter, wie es Lieder über den Hungertod gemacht hatte. Man ging in Procession nach den Hallen, um die Fischweiber ihre Waaren verkaufen und ihren Kunden mit ungeheuren ledernen Stiefeln nachlaufen zu sehen, wobei sie Hosen in den Stiefeln und die Röcke bis zum Gürtel aufgeschlagen hatten; Alles lachend, gesticulirend und einander in dem Sumpf, den sie bewohnten, mit Koth bespritzend; da aber das Thauwetter ephemer war, da das Eis undurchsichtiger und hartnäckiger folgte, da die Seen vom vorhergehenden Tag am andern Tag schlüpfriger Crystall wurden, so ersetzten Schlitten die Wagen und fuhren, angetrieben von Schlittschuhläufern oder gezogen von scharf beschlagenen Pferden, auf den Chausseen der in glatte Spiegel verwandelten Straßen. Die Seine war, mehrere Fuß tief gefroren, der Sammelplatz der Müßiggänger geworden, die sich im Rennen, im Niederfallen durch Ausglitschen, im Schlittschuhlaufen, kurz in Spielen aller Art übten und, durch diese Gymnastik erwärmt, so bald die Müdigkeit sie zur Ruhe zwang, zum nächsten Feuer liefen, damit der Schweiß nicht auf ihren Gliedern gefror.

Man sah den Augenblick vorher, wo, da der Verkehr zu Wasser unterbrochen, zu Lande unmöglich geworden, die Lebensmittel nicht mehr ankommen würden und Paris, dieser riesige Körper, in Ermangelung von Nahrung unterliegen müßte, wie jene Cetaceen, die, nachdem sie ihre Bezirke entvölkert, in den Polareisen eingeschlossen bleiben und an Entkräftung sterben, weil es ihnen nicht möglich gewesen ist, wie die kleinen Fische, ihre Beute, durch die Spalten zu entkommen und gemäßigtere Zonen, fruchtbarere Wasser zu erreichen.

Der König versammelte in dieser verzweiflungsvollen Lage seinen Rath. Er beschloß, die Bischöfe, die Aebte. die Mönche, die sich gar zu wenig um

ihre Residenz bekümmerten, die Gouverneure, die Intendanten der Provinzen, die Paris zu ihrem Gouvernementssitz gemacht hatten, die Magistrate endlich, welche die Oper und die Gesellschaft ihren mit Lilien verzierten Amtsstühlen vorzogen, aus Paris zu verbannen, d. h. zur Rückkehr nach ihren Provinzen aufzufordern.

Man sollte auch noch alle adeligen Gutsbesitzer der Provinzen auffordern, sich in ihre Schlösser einzusperren. Aber Herr Lenoir, der Polizeilieutenant, bemerkte dem König, da alle diese Leute nicht dazu verpflichtet seien, so könne man sie nicht zwingen, Paris von einem Tag auf den andern zu verlassen; sie würden daher, um sich zu entfernen, mit einer Langsamkeit zu Werke gehen, welche theils dem bösen Willen, theils der Schwierigkeit der Wege zuzuschreiben wäre, und so müßte das Thauwetter eintreten, ehe man den Vortheil der Maßregel erlangt hätte, indeß alle möglichen Unannehmlichkeiten daraus hervorgegangen wären.

Das Mitleid des Königs, das die Cassen trocken legte, die Barmherzigkeit der Königin, die ihre Sparbüchse erschöpfte, hatten die sinnreiche Dankbarkeit des Volkes erregt, das durch ephemere Monumente das Andenken an die Wohlthaten heiligte, die Ludwig XVI. und die Königin den Dürftigen hatten zufließen lassen. Wie einst die Soldaten dem siegreichen Feldherrn Trophäen mit den Waffen des Feindes errichteten, von dem der Feldherr sie befreit hatte, so errichteten die Pariser auf dem Schlachtfeld selbst, auf dem sie gegen den Feind kämpften, dem König und der Königin Obeliske von Schnee und Eis. Jeder trug dazu bei, der Tagelöhner gab seine Arme, der Handwerker seine Industrie, der Künstler sein Talent, und die Obelisken erstanden zierlich, kühn und solid an jeder Ecke der Hauptstraßen, und der arme Schriftsteller, den die Wohlthat des Königs in seiner Mansarde aufgesucht hatte, brachte die Opfergabe einer mehr noch mit dem Herzen als mit dem Geist abgefaßten Inschrift herbei.

Am Ende des März trat das Thauwetter ein, aber ungleichmäßig, unvollständig, mit Wiederholungen des Gefrierens, welche die Noth, den Schmerz und den Hunger bei der Pariser Bevölkerung vermehrten, während sie zugleich die Schneemonumente aufrecht und fest erhielten.

Nie war das Elend so groß gewesen als in dieser letzten Periode; Zwischenblicke einer schon lauen Sonne ließen die Nächte des Frostes und

des Nordostwindes noch kälter erscheinen; die großen Eislagen waren geschmolzen und in die Seine abgelaufen, welche an allen Theilen austrat. Doch in den ersten Tagen des April zeigte sich eine jener Erneuerungen der Kälte, von denen wir gesprochen; die Obeliske. an denen schon jener Schweiß herabgelaufen war, der ihren Tod weissagt, die Obeliske befestigten sich, halb geschmolzen, abermals ungestalt und vermindert; eine schöne Schneelage bedeckte die Boulevards und die Quais, und man sah wieder die Schlitten mit ihren muntern Rossen erscheinen. Das war herrlich auf den Boulevards und den Quais. Doch in den Straßen wurden die Kutschen und Cabriolets der Schrecken der Fußgänger, die sie nicht kommen hörten, die Ihnen häufig, durch die Eismauern verhindert, nicht ausweichen konnten, die endlich am häufigsten unter die Räder fielen, wenn sie fliehen wollten.

In wenigen Tagen bedeckte sich Paris mit Verwundeten und Sterbenden. Hier ein auf dem Glatteis gebrochenes Bein, dort eine durch die Gabeldeichsel eines Cabriolets, das in seinem raschen Lauf auf dem Eise nicht hatte anhalten können, eingedrückte Brust. Da fing die Polizei an, sich damit zu beschäftigen, daß sie Diejenigen, welche der Kälte, dem Hunger oder den Überschwemmungen entgangen waren, vor den Rädern bewahrte. Man ließ die Reichen, welche die Armen zermalmten, Bußen bezahlen. In jener Zeit, wo die Aristocratie herrschte, gab es sogar Aristocratie in der Art, die Pferde zu führen; ein Prinz von Geblüt fuhr mit verhängten Zügeln, und ohne: Aufgepaßt! zu rufen; ein Herzog und Pair, ein Edelmann und eine Operntänzerin in gestrecktem Trab; ein Präsident und ein Banquier im Trab; ein Petitmaitre in seinem Cabriolet fuhr selbst wie auf der Jagd, und der Jockey, der hinten obenstand, rief: »Aufgepaßt!« wenn der Herr einen Unglücklichen angehakt oder niedergeworfen hatte.

Und dann raffte sich auf, wer konnte, wie Mercier sagt; insofern aber der Pariser die schönen Schlitten mit Schwanenhälsen auf dem Boulevard hineilen sah, insofern er in ihren Marder- oder Zobelpelzen die Damen des Hofes bewunderte, welche wie Meteore auf des Eises glänzenden Furchen fortgezogen wurden, insofern die goldenen Schellen, die Purpurgarne, und die Federbüsche der Pferde die neben all diesen schönen Dingen staffelförmig aufgestellten Kinder belustigten, vergaß der Pariser Bürger die Sorglosigkeit der Polizeileute und die Brutalitäten der Kutscher, während

der Arme seinerseits, wenigstens für einen Augenblick, sein Elend vergaß, denn in jener Zeit war er noch gewohnt, von den reichen Leuten oder von denen, die sich den Anschein davon gaben, in Schutz genommen zu werden.

Unter den von uns mitgetheilten Umständen sah man acht Tage nach dem Mittagsmahle des Herrn von Richelieu zu Versailles, in Paris bei einer schönen, aber kalten Sonne vier elegante Schlitten hereinfahren, welche über den verhärteten Schnee hinglitten, der den Cours-la-Reine und das Ende der Boulevards von den Champs-Elysées an bedeckte. Außerhalb Paris kann der Schnee lange seine jungfräuliche Weise bewahren, da die Füße des Wanderers selten sind. In Paris dagegen berauben hunderttausend Füße täglich den glänzenden Mantel des Winters rasch seiner Jungfräulichkeit und schwärzen ihn.

Die Schlitten, welche dumpf über die Straße hinglitten, hielten zuerst auf dem Boulevard an, das heißt, sobald der Koth auf den Schnee folgte. Die Sonne des Tages hatte in der That die Atmosphäre erweicht, und das augenblickliche Aufthauen begann; wir sagen augenblicklich, denn die Reinheit der Luft verhieß für die Nacht jenen eisigen Nordostwind, der im April die ersten Blätter und die ersten Blüthen versengt.

In dem Schlitten, der voran fuhr, befanden sich zwei Männer, in den weiten braunen doppelkragigen Reiserock von Tuch gekleidet; der einzige Unterschied, den man unter ihren Kleidern bemerkte, war der, daß der eine Knöpfe und Galonen von Gold, der andere Galonen und Knöpfe von Seide hatte.

Diese zwei Männer, gezogen von einem Rappen, dessen Nüstern einen dichten Rauch ausströmten, fuhren vor einem andern Schlitten, auf den sie von Zeit zu Zeit ihre Blicke warfen, als überwachten sie ihn.

In diesem zweiten Schlitten saßen zwei Damen, so gut in Pelz eingehüllt, daß Niemand ihre Gesichter hätte sehen können. Man dürfte sogar beifügen, es wäre schwierig gewesen, zu sagen, welchem Geschlechte diese zwei Personen angehörten, hätte man sie nicht an der Höhe ihres Kopfputzes erkannt, auf dessen Gipfel ein kleiner Hut seine Federn schüttelte.

Von dem kolossalen Gebäude dieses mit geflochtenen Bändern durchwirkten Kopfputzes fiel eine Wolke von weißem Puder hinab, wie im Winter eine Reifwolke von den Zweigen herabfällt, die der Nordost schüttelt.

Diese zwei Damen, welche dicht beisammen saßen, unterhielten sich miteinander, ohne auf die zahlreichen Zuschauer zu achten, die sie auf dem Boulevard vorüberfahren sahen.

Wir haben vergessen, zu bemerken, daß sie nach kurzem Zögern weiter gefahren waren.

Die Eine von ihnen, die größere und majestätischere, drückte an ihre Lippen ein Sacktuch von feinem, gesticktem Batist und hielt den Kopf gerade und fest trotz des Nordosts, der den Schlitten in seinem raschen Laufe durchschnitt. Es hatte fünf Uhr auf der Kirche Saint-Croix-d'Antin geschlagen, und die Nacht fing an, sich auf Paris herabzusenken, und mit der Nacht die Kälte.

In diesem Augenblick hatten die Equipagen ungefähr die Porte Saint-Denis erreicht.

Die Dame vom Schlitten, dieselbe, welche ein Sacktuch vor den Mund hielt, machte den zwei Männern der Vorhut, die sich, den Gang des Rappen beschleunigend, weiter vom Schlitten der zwei Damen entfernten, ein Zeichen. Dann wandte sich dieselbe Dame gegen die Nachhut um, welche aus zwei andern Schlitten, jeder geführt von einem Kutscher ohne Livree, bestand, und ihrerseits dem Zeichen gehorchend, das sie verstanden hatten, verschwanden die zwei Kutscher in der Rue Saint-Denis, in deren Tiefen sie sich verloren.

Der Schlitten der zwei Männer gewann, wie gesagt, einen bedeutenden Vorsprung vor den zwei Damen und verschwand am Ende in den ersten Nebeln des Abends.

Als der zweite Schlitten auf das Boulevard de Menilmontant kam, hielt er an; hier waren die Spaziergänger selten, die Nacht hatte sie zerstreut; überdieß wagten sich in dieses abgelegene Quartier wenige Bürger ohne

Stocklaternen und ohne Geleite, seitdem der Winter die Zähne von drei- bis viertausend Bettlern geschärft hatte, welche ganz sachte in Diebe verwandelt worden waren.

Die Dame, die wir schon als Befehle ertheilend bezeichnet haben, berührte mit der Fingerspitze die Schulter des Kutschers, der den Schlitten führte.

Der Schlitten hielt an.

»Weber,« sagte sie, »wie viel braucht Ihr Zeit, um das Euch bekannte Cabriolet zu bringen?«

»Madame nimmt das Cabriolet?« fragte der Kutscher mit einem scharfen deutschen Accent.

»Ja, ich werde durch die Straßen zurückkommen, um die Feuer zu sehen. Die Straßen sind aber noch kothiger, als die Boulevards, und man würde schlecht im Schlitten fahren. Und dann habe ich ein wenig kalt bekommen; Sie auch, nicht wahr Kleine?« sagte die Dame, sich an ihre Begleiterin wendend.

»Ja, Madame,« antwortete diese.

»Ihr hört also, Weber, oder Ihr wißt, mit dem Cabriolet?«

»Gut, Madame.«

»Wie viel Zeit braucht Ihr?«

»Eine halbe Stunde.«

»Es ist gut. Schauen Sie auf Ihre Uhr, Kleine.«

Die jüngere von den zwei Damen suchte in ihrem Pelz und schaute dann auf ihrer Uhr mit großer Schwierigkeit nach der Stunde, denn die Nacht verfinsterte sich, wie gesagt, immer mehr.

»Drei Viertel auf sechs Uhr,« antwortete sie.

»Um drei Viertel auf sieben Uhr also, Weber.«

Und, nachdem sie diese Worte gesagt, sprang die Dame leicht aus dem Schlitten, gab ihrer Freundin die Hand und fing an, sich zu entfernen, während der Kutscher mit Geberden ehrfurchtsvoller Verzweiflung laut genug, um von seiner Gebieterin gehört zu werden, murmelte:

»Unklugheit, oh! mein Gott, welche Unklugheit!«

Die zwei Frauen lachten, hüllten sich in ihre Pelze, deren Kragen bis zur Höhe ihrer Ohren gingen, und durchschritten die Gegenallee des Boulevard, wobei sie sich damit belustigten, daß sie den Schnee unter ihren kleinen, mit Pelzstiefelchen bekleideten Füßen krachen ließen.

»Sie, die Sie gute Augen haben, Andree,« sagte diejenige von den Damen, welche die ältere zu sein schien, und dennoch nicht über dreißig bis zweiunddreißig Jahre zählen mochte, »suchen Sie doch an dieser Ecke den Namen der Straße zu lesen.«

»Rue du Pont-aux-Choux, Madame,« antwortete die junge Dame lachend.

»Welche Straße ist das? Rue du Pont-aux Choux? Oh! mein Gott! wir sind verloren. Rue du Pont-aux-Choux! Man sagte mir, die zweite Straße rechts. Aber Andree, wie es hier so gut nach heißem Brod riecht!«

»Das ist kein Wunder, wir sind hier vor der Thüre eines Bäckers,« erwiderte ihre Begleiterin,

»Nun wohl, fragen wir, wo die Rue Saint-Claude ist.«

Und diejenige, welche gesprochen, machte eine Bewegung nach der Thüre.

»Oh! gehen Sie nicht hinein,« sagte rasch die andere Frau, »lassen Sie mich.«

»Die Rue Saint-Claude, meine niedlichen Damen,« sprach eine muntere Stimme, »Sie wollen wissen, wo die Rue Saint-Claude ist?«

Die zwei Damen wandten sich zu gleicher Zeit und mit einer einzigen Bewegung in der Richtung der Stimme um und erblickten in der Thür des Bäckers lehnend einen Gesellen, der nur in seine Jacke gehüllt war und, trotz der eisigen Kalte, welche eben herrschte, eine entblößte Brust und entblößte Beine hatte.

»Oh! ein nackter Mensch!« rief die jüngere von den beiden Frauen. »Sind wir denn in Oceanien?«

Und sie machte einen Schritt rückwärts und verbarg sich hinter ihrer Gefährtin.

»Sie suchen die Rue Saint-Claude?« fuhr der Bäckergeselle fort, der die Bewegung nicht begriff, welche die jüngere der zwei Damen gemacht hatte, und an seine Tracht gewöhnt, dieser entfernt nicht die Centrifugalkraft, deren Resultat wir gesehen, zuschrieb.

»Ja, mein Freund, die Rue Saint-Claude,« antwortete die ältere von den zwei Frauen, welche selbst eine starke Lachlust bewältigte.

»Oh! die ist nicht schwer zu finden, und überdieß will ich Sie führen,« sagte der heitere, bemehlte Junge, und die That mit dem Worte verbindend, fing er an, seine mageren Beine zu öffnen, an deren Ende zwei Schlappen, so weit wie Schiffe, hingen.

»Nein, nein!« versetzte die ältere von den beiden Frauen, welche ohne Zweifel nicht gern mit einem solchen Führer getroffen werden wollte; »bezeichnen Sie uns nur die Straße, ohne sich zu bemühen, und wir werden Ihrer Andeutung folgen.«

»Die erste Straße rechts, Madame,« erwiderte der Führer, indem er sich bescheiden zurückzog.

»Ich danke;« sagten gleichzeitig die zwei Frauen.

Und sie enteilten, ihr Gelächter unter ihren Aermeln erstickend, in der bezeichneten Richtung.

II.

Das Innere eines Hauses.

Ohne das Gedächtniß unseres Lesers in allzu große Unkosten zu versetzen, dürfen wir hoffen, daß er diese Rue Saint-Claude, welche östlich an das Boulevard, westlich an die Rue de St.-Louis stößt, bereits kennt; er hat in der That mehr als eine von den Personen, welche in dieser Geschichte eine Rolle gespielt oder spielen werden, sie zu einer andern Zeit durchlaufen sehen, nämlich zur Zeit, da der große Physiker Joseph Balsamo mit seiner Sibylle Lorenza und seinem Lehrer Althotas hier wohnte.

Im Jahre 1784, wie im Jahre 1770, in welcher Epoche wir zum ersten Mal unsere Leser dahin führten, war die Rue Saint-Claude eine gute, ehrliche Straße, nicht sehr hell, das ist wahr, nicht sehr reinlich, das ist auch wahr, wenig besucht, wenig mit Bauten geschmückt, wenig bekannt. Doch sie hatte ihren heiligen Namen und ihren Rang als Straße des Marais, und als solche beherbergte sie in den drei bis vier Häusern, die ihren Effectivstand bildeten, mehrere arme Rentiers, mehrere arme Handelsleute und mehrere auf den Etats des Kirchspiels vergessene neue Arme. Außer diesen drei bis vier Häusern gab es wohl noch an der Ecke des Boulevards ein Hotel von großartigem Aussehen, mit dem sich die Rue Saint-Claude als mit einem aristocratischen Gebäude hätte brüsten können. Aber dieses Gebäude, dessen hohe Fenster, über der Mauer des Hofes, sich an einem Festtage allein mit dem Widerschein seiner Candelaber und seiner Kronleuchter erhellt hätten, dieses Gebäude, sagen wir. war das schwärzeste, stummste und verschlossenste von allen Häusern des Quartiers.

Die Thüre öffnete sich nie; die mit ledernen Polstern verstopften Fenster hatten auf jedem Blatte der Jalousien, auf jeder Leiste der Laden eine Staublage, von der Physiologen und Geologen behauptet hätten, sie gehe auf zehn Jahre zurück.

Zuweilen näherte sich ein Pflastertreter, der gerade vorüberging, ein Neugieriger oder ein Nachbar dem Thorweg und betrachtete durch das

weite Schloß das Innere des Gebäudes.

Da erblickte er nichts als Grasbüschel zwischen den Pflastersteinen, Schimmel und Moos auf den Platten. Zuweilen durchschritt eine ungeheure Ratte, die souveräne Gebieterin dieser verlassenen Domäne, ruhig den Hof und versenkte sich in den Keller, eine sehr überflüssige Bescheidenheit, da sie zu ihrer unumschränkten Verfügung so bequeme Salons und Cabinets hatte, wo die Katzen sie nicht beunruhigen konnten.

War es ein Vorübergehender oder ein Neugieriger, so setzte er, nachdem er sich von der Einsamkeit des vor ihm stehenden Gebäudes überzeugt, seine Wanderung fort; war es aber ein Nachbar, so blieb er, da er ein viel größeres Interesse an dem Hotel hatte, beinahe immer lange genug auf seinem Beobachtungsposten, daß ein anderer Nachbar, durch eine ähnliche Neugierde angelockt, sich neben ihn stellte, und dann knüpfte sich ein Gespräch an, dessen Hauptinhalt, wenn auch nicht die Details, wir mit ziemlicher Sicherheit angeben können.

»Nachbar,« sagte derjenige, welcher nicht hineinschaute, zu dem Hineinschauenden, »was sehen Sie denn im Hause des Herrn Grafen von Balsamo?«

»Nachbar,« antwortete der Hineinschauende, »ich sehe die Ratte.«

»Ah! wollen Sie erlauben,« sagte der zweite Neugierige.

Und er stellte sich ebenfalls an das Schlüsselloch.

»Sehen Sie sie?« fragte der aus dem Besitz Verdrängte den im Besitz Befindlichen.

»Ja,« antwortete dieser, »ich sehe sie. Ah! mein Herr, sie ist fett geworden.«

»Sie glauben?«

»Ja, ich bin dessen sicher.«

»Ich glaube wohl, nichts stört sie.«

»Und es müssen, was man auch sagen mag, sicherlich noch gute Brocken in dem Hause übrig sein.«

»Gute Brocken, sagen Sie?«

»Ah! gewiß. Herr von Balsamo ist zu schnell verschwunden, um nicht etwas vergessen zu haben.«

»Ei! Nachbar, was soll man vergessen, wenn ein Haus halb verbrannt ist?«

»Sie können im Ganzen Recht haben, Nachbar.«

Und nachdem man die Ratte noch einmal angeschaut, trennte man sich, erschrocken darüber, daß man so viel über einen so geheimnißvollen und heikeln Gegenstand gesagt hatte.

Seit dem Brand dieses Hauses oder eines Theils vom Hause war Balsamo wirklich verschwunden, keine Wiedererscheinung hatte stattgefunden und das Hotel war verlassen geblieben.

Lassen wir es ganz düster und ganz feucht mit seinen schneebedeckten Terrassen und seinem von den Flammen ausgezackten Dach wiedererstehen, dieses alte Hotel, an dem wir nicht vorübergehen wollen, ohne uns dabei wie bei einem alten Bekannten aufzuhalten; dann betrachten wir, wahrend wir die Straßen durchschreiten, um von links nach rechts zu gehen, dicht neben einem durch eine Mauer geschlossenen Gärtchen, ein schmales, hohes Haus, das sich, einem langen weißen Thurm ähnlich, von dem blaugrauen Grund des Himmels abhebt.

Auf dem First dieses Hauses ragt ein Kamin wie ein Blitzableiter empor, und gerade im Zenith dieses Kamins wirbelt und funkelt ein glänzender Stern.

Der letzte Stock des Hauses würde sich unbemerkt im Raume verlieren, ohne einen Lichtstrahl, der zwei Fenster von dreien röthet, welche die Facade bilden.

Die anderen Stockwerke sind düster und traurig. Schlafen die Miethleute schon? sparen sie unter ihren Decken sowohl die theuren Lichter, als das in diesem Jahre so seltene Holz? So viel ist gewiß, daß die vier Stockwerke kein Lebenszeichen von sich geben, während der fünfte nicht nur lebt, sondern sogar mit einer gewissen Affectation strahlt.

Klopfen wir an die Thüre; steigen wir die finstere Treppe hinauf; sie endigt bei diesem fünften Stock, wo wir zu thun haben. Eine einfache an die Mauer angelehnte Leiter führt zum obersten Stockwerk.

Ein Rehfuß hängt an der Thüre; eine Strohmatte und eine hölzerne Schale zieren die Treppe.

Sobald die erste Thüre geöffnet ist, treten wir in eine dunkle, kahle Stube ein; es ist diejenige, deren Fenster nicht erleuchtet ist. Diese Stube dient als Vorzimmer und führt in eine andere, deren Ausstattung und nähere Umstände unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen.

Platten statt eines getäfelten Fußbodens, plump angemalte Thüren, drei Lehnstühle von weißem Holz mit gelbem Sammet überzogen, ein armseliger Sopha, dessen Kissen unter den Falten die Spuren einer von Alter erzeugten Abmagerung tragen.

Zwei an der Wand hängende Portraits ziehen sogleich die Blicke auf sich. Ein Licht und eine Lampe, das eine auf einem dreifüßigen Tischchen, die andere auf dem Kamin stehend, verbinden ihre Feuer so, daß sie ans diesen zwei Portraits zwei Lichtbrennpunkte machen.

Mit der Faltenmütze auf dem Kopf, mit dem langen, bleichen Gesicht, dem matten Auge, der Krause am Hals empfiehlt sich das erstere von den Portraits durch die Kennbarkeit; es ist das ähnliche Bildniß Heinrichs III., Königs von Frankreich und Polen.

Unten liest man eine Inschrift mit schwarzen Buchstaben auf eine schlecht vergoldete Rahme gezeichnet:

Henry de Valois

Das zweite Portrait, das in neuerer Zeit vergoldet worden und ebenso frisch in seinen Malereien erscheint, als das andere veraltet ist, stellt eine junge Frau mit schwarzem Auge, feiner, gerader Nase, hervorspringenden Backenknochen und behutsamen Mund vor. Ihr Kopf ist geschmückt oder vielmehr schwer gedrückt von einem Gebäude von Haaren und seidenen Bändern, neben dem die Faltenmütze Heinrichs III. sich wie ein Maulwurfshaufen gegen eine Pyramide ausnimmt.

Unter diesem Portrait liest man ebenfalls in schwarzen Buchstaben:

Jeanne de Valois

Und wenn man, nachdem man den erloschenen Herd, die armseligen baumwollenen Vorhänge des mit vergilbtem grünen Damast bedeckten Bettes betrachtet hat, wissen will, welche Beziehung diese Portraits zu den Bewohnern des fünften Stockes haben, so braucht man sich nur zu einem kleinen eichenen Tisch umzuwenden, auf welchem eine einfach gekleidete Frau, die sich mit dem linken Ellenbogen auflehnt, mehrere versiegelte Briefe übersieht und die Adressen derselben controlirt.

Diese junge Frau ist das Original des Portraits.

Drei Schritte von ihr, in einer halb neugierigen, halb ehrerbietigen Haltung, gekleidet wie eine Duenna von Greuze, wartet und schaut eine kleine alte Kammerfrau von sechzig Jahren.

»Jeanne von Valois,« sagte die Inschrift.

Doch wenn diese Dame eine Valois war, wie ertrug Heinrich III., der sybaritische König, der Wollüstling, selbst nur im Gemälde das Schauspiel eines solchen Elends, bei dem es sich nicht nur um eine Person seines Geschlechts, sondern auch um seinen Namen handelte?

Die Dame vom fünften Stock strafte übrigens den Ursprung, den sie sich gab, persönlich durchaus nicht Lügen. Sie hatte weiße, zarte Hände, die sie von Zeit zu Zeit unter ihren gekreuzten Armen erwärmte. Sie hatte einen kleinen, feinen, schmalen Fuß, bekleidet mit einem Pantoffel von noch zierlichem Sammet, den sie auch dadurch zu erwärmen suchte, daß sie

damit auf den Boden schlug, der so glänzend und kalt war wie das Eis, das Paris bedeckte.

Wenn dann der Nordost unter den Thüren und durch die Spalten der Fenster pfiff, schüttelte die Zofe traurig die Schultern und schaute den feuerlosen Kamin an.

Was die Dame, die Herrin der Wohnung, betrifft, so zählte sie fortwährend die Briefe und las die Adressen.

Jedesmal nachdem sie eine Adresse gelesen, machte sie eine Bewegung.

»Frau von Misery,« murmelte sie, »erste Staatsdame Ihrer Majestät. Hier darf ich nur sechs Louisd'or rechnen, denn man hat mir schon gegeben.«

Und sie stieß einen Seufzer aus.

»Madame Patrix, erste Kammerfrau Ihrer Majestät, zwei Louisd'or.

»Herr von Ormesson, eine Audienz.

»Herr von Calonne, einen Rath.

»Herr von Rohan, einen Besuch, und wir werden darauf bedacht sein, daß er ihn uns erwidert,« sagte lächelnd die junge Frau.

»Wir haben also für die nächsten acht Tage nur acht Louisd'or sicher,« fuhr sie mit demselben singenden Tone fort.

Und sie richtete den Kopf auf und sagte:

»Frau Clotilde, putzen Sie doch das Licht.«

Die Alte gehorchte und setzte sich ernst und aufmerksam wieder an ihren Platz.

Diese Art von Inquisition, deren Gegenstand sie war, schien die junge Frau zu ermüden.

»Meine Liebe,« sagte sie, »suchen Sie doch, ob nicht ein Stümpchen von einer Wachskerze übrig ist. Ich hasse es, Talglichter zu brennen.«

»Es ist keines mehr vorhanden,« erwiderte die Alte.

»Sehen Sie immerhin nach.«

»Wo denn?«

»Im Vorzimmer.«

»Es ist dort sehr kalt.«

»Ah! hören Sie, man läutet eben,« sagte die junge Frau.

»Madame täuscht sich,« erwiderte die hartnäckige Alte.

»Ich glaube es. Frau Clotilde.«,

Und da sie sah, daß die Alte widerstand, gab sie nach, leicht murrend jedoch, wie Personen, welche aus irgend einer Ursache geringere Rechte über sich eingeräumt haben, die ihnen nicht mehr gehören sollten.

Dann setzte sie ihre Berechnung fort.

»Acht Louisd'or, von denen ich drei für Quartier schuldig bin.«

Sie nahm die Feder und schrieb.

»Drei Louisd'or. Fünf Herrn von La Mothe versprochen, um ihm den Aufenthalt in Bar-sur-Aube erträglich zu machen... Armer Teufel! unsere Heirath hat ihn nicht bereichert; doch Geduld!«

Und sie lächelte abermals, doch indem sie sich dießmal in einem Spiegel betrachtete, der zwischen den zwei Portraits angebracht war.

»Nun,« sprach sie weiter, »Fahrten von Versailles nach Paris und von Paris nach Versailles. Fahrten einen Louisd'or.«

Und sie schrieb diese neue Zahl zu der Colonne der Ausgaben.

»Nun Lebensunterhalt für acht Tage, einen Louisd'or.«

Sie schrieb abermals.

»Toilette, Fiaker, Geschenke an die Portiers der Häuser, wo ich sollicitire: vier Louisd'or. Ist das wohl Alles? addiren wir.«

Doch mitten unter dem Addiren unterbrach sie sich und rief:

»Man läutet, sage ich Ihnen!«

»Nein, Madame, erwiderte die Alte wie erstarrt an ihrem Platze. »Es ist nicht hier, es ist unten im vierten.«

»Vier, sechs, elf, vierzehn Louisd'or: sechs weniger als ich brauche, um meine Garderobe zu erneuern und dieses alte Thier zu bezahlen, damit ich es endlich einmal entlassen kann!«

Dann rief sie plötzlich voll Zorn:

»Ich sage Ihnen, man läutet, Unglückliche.«

Dießmal, man muß es gestehen, hätte sich das ungelehrigste Ohr nicht weigern können, den Ruf von Außen zu verstehen: kräftig gezogen, bebte die Klingel in der Ecke und vibrirte so lange, daß der Schläger wenigstens ein dutzendmal an die Wände der Glocke anschlug.

Bei dem Geräusch und während die Alte, endlich erweckt, nach dem Vorzimmer lief, raffte ihre Gebieterin, behend wie ein Eichhörnchen, die auf dem Tische zerstreuten Briefe und Papiere zusammen, warf das Ganze in eine Schublade und setzte sich, nach einem raschen Blick im Zimmer umher, um sich zu versichern, daß hier Alles in Ordnung sei, auf den Sopha, wo sie die demüthige und traurige Haltung einer leidenden, aber in ihr Schicksal ergebenen Person annahm.

Nur, bemerken wir dieß sogleich, ruhten die Glieder allein. Thätig, unruhig, wachsam befragte das Auge den Spiegel, in dem die Eingangsthüre sichtbar

war, während das lauschende Ohr den geringsten Ton aufzufassen sich bereit hielt.

Die Duenna öffnete die Thüre und man hörte ein paar Worte im Vorzimmer flüstern.

Wann fragte eine frische und liebliche, dabei aber sehr feste Stimme:

»Wohnt hier die Frau Gräfin La Mothe?«

»Die Frau Gräfin La Mothe Valois?« wiederholte näselnd Clotilde.

»Sie ist es, meine gute Frau. Ist Frau von La Mothe zu Hause?«

»Ja, Madame, sie ist zu leidend, um auszugehen.«

Während dieses Gesprächs, von dem sie kein Wort verlor, schaute die angebliche Kranke in den Spiegel und sah, daß eine Frau Clotilde befragte, und daß diese Frau aller Wahrscheinlichkeit nach einer hohen Classe der Gesellschaft angehörte.

Sie verließ sogleich den Sopha und ging zum Lehnstuhl, um den Ehrenplatz der Fremden zu überlassen.

Während sie diese Bewegung ausführte, konnte sie nicht bemerken, daß sich der weibliche Besuch auf dem Ruheplatz umgedreht hatte, und zu einer andern Person, welche im Schatten geblieben sagte:

»Sie können eintreten, Madame, es ist hier.«

Die Thüre schloß sich wieder, und die zwei Frauen, die wir nach der Rue Saint-Claude fragen sahen, treten in die erste Stube der Gräfin La Mothe Valois ein.

»Wen soll ich der Frau Gräfin melden?« fragte Clotilde, indem sie neugierig, obgleich mit Respect, das Licht vor den Gesichtern der zwei Frauen hin- und herspazieren ließ.

»Melden Sie eine Dame vom guten Werk,« erwiderte die Aeltere.

»Von Paris?«

»Nein, von Versailles.«

Clotilde ging zu ihrer Gebieterin hinein, und die Fremden, die ihr folgten, befanden sich in dem Zimmer, das in dem Augenblick erleuchtet wurde, wo Jeanne von Valois sich mühsam von ihrem Stuhl erhob, um ihre zwei Gäste sehr höflich zu begrüßen.

Clotilde rückte die zwei anderen Stühle vor und zog sich dann in das Vorzimmer mit einer weisen Langsamkeit zurück, welche errathen ließ, daß sie das bevorstehende Gespräch an der Thüre belauschen würde.

III.

Jeanne von La Mothe Valois.

Die erste Sorge von Jeanne von La Mothe, als sie schicklicher Weise die Augen aufschlagen konnte, war, zu sehen, mit welchen Gesichtern man es zu thun hatte.

Die ältere der beiden Frauen mochte, wie gesagt, dreißig bis zweiunddreißig Jahre alt sein; sie war von merkwürdiger Schönheit, obgleich ein über ihr ganzes Gesicht verbreiteter Anstrich von Hochmuth natürlich ihrer Physignomie einen Theil des Zaubers, den sie haben konnte, nehmen mußte. So urtheilte wenigstens Jeanne nach dem Wenigen, was sie von den Zügen des Besuches erblickte.

Einen der Lehnstühle dem Sopha vorziehend, hatte sie den Lichtstrahl, der aus der Lampe hervorsprang, dadurch von sich fern gehalten, daß sie in eine Ecke des Zimmers zurückwich, und über ihre Stirne die Tafftkaputze ihres Mantels vorzog, wodurch ein Schatten auf ihr Gesicht geworfen wurde.

Doch die Haltung des Kopfes war so stolz, das Auge so lebhaft und so natürlich erweitert, daß man, wäre jede Einzelheit verschwunden, nach

ihrem Gesammtmaß hätte erkennen müssen, die Dame sei von schönem und besonders von edlem Stamme.

Ihre Gefährtin, minder schüchtern, scheinbar wenigstens, obgleich vier bis fünf Jahre jünger, verbarg ihre wirkliche Schönheit nicht.

Ein in Beziehung auf Haut und Farbe bewunderungswürdiges Gesicht, ein Kopfputz, der die Schläfe entblößt ließ und das vollkommene Eirund der Maske hervorhob; zwei große blaue Augen, ruhig bis zur Heiterkeit, hellsehend bis zur Tiefe, ein Mund von lieblicher Zeichnung, dem die Natur die Offenherzigkeit, dann die Erziehung und die Etikette die Discretion gegeben hatten; eine Nase, welche, was die Form betrifft, die der Venus von Medicis um nichts zu beneiden gehabt hätte; das ist es, was der rasche Blick von Jeanne auffaßte. Sodann konnte die Gräfin, noch zu andern Einzelnheiten überschweifend, bei der jüngeren von den zwei Frauen endlich eine Hand wahrnehmen: eine Taille zarter und biegsamer als die ihrer Gefährtin, eine Brust breiter und von reicherer Rundung als die der älteren, die ebenso fleischig als die der andern Dame nervig und fein war.

Jeanne von Valois machte alle diese Bemerkungen in einigen Secunden, das heißt, in weniger Zeit, als wir gebraucht haben, um sie hier zu bezeichnen.

Als sodann diese Wahrnehmungen gemacht waren, fragte sie sanft, welchem glücklichen Umstand sie den Besuch der Damen zu verdanken habe.

Die zwei Frauen schauten sich an und auf ein Zeichen der älteren sagte die jüngere:

»Madame, denn Sie sind, glaube ich, verheirathet?«

»Ich habe die Ehre, Madame, die Frau des Herrn Grafen von La Mothe, eines vortrefflichen Edelmanns, zu sein.«

»Nun, wohl, wir, Frau Gräfin, sind die Superiorinnen einer Stiftung zu guten Werken. Man hat uns hinsichtlich Ihrer Lage Dinge gesagt, die unsere Theilnahme erregen, und wir wollen dem zu Folge genauere Erkundigungen über Sie und Ihre Verhältnisse einziehen.«

Jeanne wartete einen Augenblick und sprach dann, als sie die Zurückhaltung der älteren Frau bemerkte:

»Meine Damen, Sie sehen hier das Portrait Heinrichs III., das heißt, des Bruders meines Ahnherrn; denn ich bin wirklich aus dem Blut der Valois, wie man Ihnen vielleicht gesagt hat.«

Und sie wartete auf eine neue Frage, indem sie ihre Gäste mit einer Art von stolzer Demuth anschaute.

»Madame,« sprach nun die ernste und zugleich sanfte Stimme der älteren von den zwei Frauen: Madame, ist es wahr, daß Ihre Frau Mutter Verwalterin eines Hauses, genannt Fontette bei Bar-sur-Seine, gewesen ist?«

Jeanne erröthete bei dieser Erinnerung, erwiderte aber sogleich, ohne sich stören zu lassen:

»Das ist Wahrheit, Madame, meine Mutter war Verwalterin eines Hauses, genannt Fontette.«

»Ah!« machte die Andere.

»Und da Marie Jossel, meine Mutter, von seltener Schönheit war,« fuhr Jeanne fort, »so verliebte sich mein Vater in sie und heirathete sie. Durch meinen Vater bin ich von edlem Geschlecht, Madame, mein Vater war ein Saint-Remy von Valois, ein directer Abkömmling der Valois, welche regiert haben.«

»Wie sind Sie aber zu diesem Grad von Armuth herabgesunken, Madame?« fragte die ältere der zwei Frauen.

»Ach! das ist leicht zu begreifen.«

»Ich höre.«

»Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß nach der Thronbesteigung Heinrichs IV., durch den die Krone Frankreichs vom Hause Valois auf das Haus Bourbon überging, erstere Familie noch einige Sprößlinge hatte, welche allerdings

im Dunkel blieben, doch unbestreitbar von dem gemeinschaftlichen Geschlecht der vier Brüder abstammten, die sämmtlich ein so unseliges Ende nahmen.«

Die Damen machten ein Zeichen, das wie eine Beipflichtung gelten konnte.

Jeanne fuhr fort:

»Befürchtend, sie könnten, trotz ihrer Dunkelheit, die neue königliche Familie in Schatten stellen, vertauschten die Sprößlinge der Valois diesen ihren Namen mit dem Namen Remy, den sie von einem Gut entlehnten, und man findet sie von Ludwig XIII. an unter diesem Namen in der Genealogie bis zum vorletzten Valois, meinem Großvater, der, da er die Monarchie befestigt und die ältere Linie vergessen sah, sich nicht länger eines ruhmwürdigen Namens, seiner einzigen Apanage, berauben zu dürfen glaubte. Er nahm also wieder den Namen Valois an und schleppte ihn im Schatten der Armuth in seiner Provinz fort, ohne daß es Jemand vom Hofe Frankreichs einfiel, daß außerhalb des Strahlenkreises des Throns ein Abkömmling der älteren, wenn nicht glorreichsten, doch wenigstens unglücklichsten Könige der Monarchie vegetirte.«

Jeanne unterbrach sich bei diesen Worten.

Sie hatte einfach und mit einer Mäßigung, die man bemerkt, gesprochen.

»Sie haben ohne Zweifel Ihre Beweise in guter Ordnung?« fragte die ältere der zwei Damen mit sanftem Tone, indem sie einen tiefen Blick auf diejenige heftete, welche sich die Abkömmlingin der Valois nannte.

»Ja. Madame,« erwiderte diese mit einem bittern Lächeln, »die Beweise fehlen mir nicht. Mein Vater hatte sie machen lassen und hinterließ sie mir sterbend in Ermangelung einer andern Erbschaft. Noch wozu sollen die Beweise einer unnützen Wahrheit, oder einer Wahrheit, die Niemand anerkennen will, dienen?«

»Ihr Vater ist gestorben?« fragte die jüngere der zwei Damen.

»Ach, ja.«

»In der Provinz?'

»Nein.«

»In Paris also?«

»Ja.«

»In dieser Wohnung?«

»Nein, Madame; mein Vater, Baron von Valois, ein Abkömmling des Bruders von Heinrich III., ist vor Armuth und Hunger gestorben.«

»Unmöglich!« riefen die zwei Frauen gleichzeitig.

»Und nicht hier, nicht in diesem dürftigen Winkel, nicht auf seinem armseligen Bett! Nein, mein Vater ist an der Seite der Elendesten und Leidendsten gestorben. Mein Vater ist im Hotel Dieu in Paris gestorben.«

Die zwei Frauen stießen einen Schrei des Erstaunens aus, der einem Schreckensschrei glich. Zufrieden mit der Wirkung, die sie durch die Kunst hervorgebracht, womit sie ihre Sätze gebildet und die Entwicklung herbeigeführt hatte, saß jeanne unbeweglich, mit niedergeschlagenen Augen und herabhängenden Händen da.

Die ältere der zwei Damen schaute sie aufmerksam und mit Verstand an, und da sie in diesem zugleich so einfachen und so natürlichen Schmerz durchaus keine Symptome von Charlatanerei und Gemeinheit fand, so nahm sie wieder das Wort und sprach:

»Nach dem, was Sie mir sagen, haben Sie großes Unglück erlitten, und der Tod Ihres Herrn Vaters besonders ...«

»Oh! wenn ich Ihnen mein Leben erzählte, Madame, so würden Sie sehen, daß der Tod meines Vaters nicht zu dem größten Unglück, das über mich ergangen, zu rechnen ist.«

»Wie, Madame, Sie betrachten den Tod Ihres Vaters als ein geringeres Unglück?« versetzte die Dame mit strengem Stirnrunzeln.

»Ja, Madame, und wenn ich dieß sage, spreche ich als fromme Tochter; denn mein Vater ist durch den Tod von allen Uebeln befreit worden, die ihn auf dieser Erde heimsuchten und die seine unglückliche Familie fortwährend bedrücken. Mitten unter dem Schmerz, den mir sein Tod verursacht, gewährt es mir eine gewisse Freude, denken zu können, mein Vater sei todt, und der Abkömmling der Könige sei nicht mehr darauf angewiesen, sein Brod zu betteln.«

»Sein Brod zu betteln?«

»Oh! ich sage es, ohne mich zu schämen, denn an unserem Unglück ist weder mein Vater Schuld, noch habe ich es verschuldet.«

»Doch Ihre Frau Mutter ...«

»Mit derselben Offenherzigkeit, mit der ich Ihnen so eben sagte, ich danke Gott, daß er meinen Vater zu sich gerufen, beklage ich mich über Gott, daß er meine Mutter hat leben lassen.«

Die zwei Frauen schauten sich beinahe bebend bei diesen seltsamen Worten an.

»Wäre es eine Unbescheidenheit, Madame, Sie um eine ausführlichere Erzählung Ihres Unglücks zu bitten?« sagte die Aeltere.

»Die Unbescheidenheit, Madame, käme von mir, da ich Ihre Ohren mit der Erzählung von Schmerzen ermüden würde, die Ihnen nur gleichgültig sein können.«

»Ich höre, Madame,« erwiderte die ältere der zwei Damen, an welche ihre Gefährtin sogleich einen Blick in Form einer Ermahnung zur Vorsicht richtete.

Frau von La Mothe war wirklich der gebieterische Ausdruck dieser Stimme aufgefallen und sie schaute die Dame voll Erstaunen an.

»Ich höre also,« wiederholte diese mit einer minder starken Betonung, »ich höre, wenn Sie so gefällig sein wollen, zu sprechen.«

Und einer Bewegung des Mißbehagens, das ohne Zweifel von der Kälte herrührte, nachgebend, schüttelte diejenige, welche gesprochen, mit einem Beben der Schultern den Fuß, der bei der Berührung des feuchten Bodens erstarrte.

Die Jüngere schob ihr dann eine Art von Fußteppich zu, der sich unter ihrem Stuhl befand, eine Aufmerksamkeit, welche ihrerseits ihre Gefährtin durch einen Blick tadelte.

»Behalten Sie diesen Teppich für sich, meine Schwester, Sie sind zarter, als ich.«

»Verzeihen Sie, Madame, ich bedaure es auf das Schmerzlichste, daß ich Sie frieren sehen muß; doch das Holz ist noch um sechs Livres theurer geworden, so daß die Fuhre siebenzig Livres kostet, und mein Vorrath ist vor acht Tagen zu Ende gegangen.«

»Sie sagten, Sie seien unglücklich, daß Sie eine Mutter haben?« sprach die ältere der zwei Damen.

»Ja, ich begreife, eine solche Blasphemie fordert eine Erläuterung, nicht war, Madame?« sagte Jeanne. »Ich werde mich erklären, da Sie es Ihrer Aeußerung nach wünschen.«

Die ältere Dame machte ein Zeichen mit dem Kopf.

»Ich sagte Ihnen schon, Madame, mein Vater habe eine Mißheirath gemacht.«

»Ja, indem er seine Hausverwalterin heirathete.«

»Nun wohl! statt beständig stolz und dankbar für die Ehre zu sein, die man ihr erwies, fing Marie Jossel, meine Mutter, damit an, daß sie meinen Vater zu Grunde richtete, was übrigens keine Schwierigkeit war, indem sie auf Kosten des Wenigen, was ihr Mann besaß, ihre Begierden und Bedürfnisse befriedigte. Dann, nachdem sie ihn dahin gebracht hatte, daß er sein letztes Stück Land verkaufen mußte, überredete sie ihn, nach Paris zu gehen, um die Rechte in Anspruch zu nehmen, die seinem Namen gebührten. Mein

Vater war leicht zu verführen, er rechnete wohl auch auf die Gerechtigkeit des Königs.

»Außer mir hatte mein Vater noch einen Sohn und eine Tochter. Unglücklich wie ich, vegetirt der Sohn auf den letzten Rangstufen der Armee; die Tochter, meine arme Schwester, wurde am Vorabend der Abreise meines Vaters nach Paris vor dem Hause eines Pächters, ihres Pathen, abgesetzt.

»Diese Reise erschöpfte das wenige Geld, das uns blieb. Mein Vater müdete sich in unnützen, fruchtlosen Gesuchen ab. Kaum sah man ihn zu Hause erscheinen, wo er, das Elend zurückbringend, ebenfalls nichts als Elend fand. Meine Mutter, die ein Opfer brauchte, erbitterte sich gegen mich. Sie fing damit an, daß sie mir meinen Antheil am Mahle zum Vorwurf machte. Ich aß allmälig lieber Brod oder gar Nichts, als daß ich mich an unsern dürftigen Tisch setzte; aber es gebrach meiner Mutter nicht an Vorwänden zum Strafen; beim geringsten Fehler, bei einem Fehler, über den eine andere Mutter gelächelt hätte, schlug mich die meinige; Nachbarn, die mir einen Dienst zu leisten glaubten, machten meinen Vater auf die schlimme Behandlung, deren Gegenstand ich war, aufmerksam. Mein Vater suchte mich gegen meine Mutter in Schutz zu nehmen, aber er bemerkte nicht, daß er durch seine Protection meine Feindin seit jenem Augenblick in eine ewige Stiefmutter verwandelte. Ach! ich konnte ihm keinen Rath in meinem eigenen Interesse geben, ich war zu jung, zu sehr Kind. Ich vermochte mir Nichts zu erklären. Ich empfand die Wirkungen, ohne daß ich die Ursachen zu errathen suchte. Ich kannte den Schmerz und nicht mehr.

»Mein Vater wurde krank und war Anfangs genöthigt, das Zimmer zu hüten. Da hieß man mich die Stube verlassen, unter dem Vorwand, meine Gegenwart ermüde ihn, und ich wisse das der Jugend inwohnende gebieterische Bedürfniß der Bewegung auch nicht zu unterdrücken. Sobald ich aus der Stube war, gehörte ich wie zuvor meiner Mutter. Sie lehrte mich eins Phrase, wobei ich stets Schläge und Püffe bekam; wenn ich dann diese demüthigende Phrase, die ich instinctartig durchaus nicht behalten wollte, auswendig wußte, wenn meine Augen von meinen Thränen geröthet waren, ließ sie mich vor die Hausthüre treten, und von der Thüre sandte sie mich

auf den ersten Vorübergehenden, der gut aussah, ab mit dem Befehl, ihm die erwähnte Phrase vorzusagen, wenn ich nicht auf den Tod geschlagen werden wollte.«

»Oh! gräßlich! gräßlich!« murmelte die jüngere der zwei Damen.

»Und wie lautet diese Phrase?«

»Diese Phrase lautete,« fuhr Jeanne fort: »»Mein Herr, haben Sie Mitleid mit einer kleinen Waise, welche in gerader Linie von Heinrich von Valois abstammt.««

»Oh! pfui!« rief die ältere mit einer Geberde des Ekels.

»Und welche Wirkung brachte diese Phrase bei denjenigen hervor, an die sie gerichtet war?« fragte die ältere.

»Die Einen hörten mich an und hatten Mitleid; die Andern erzürnten sich und drohten mir; wieder Andere noch mildherziger als die Ersten, machten mich darauf aufmerksam, daß ich große Gefahr laufe, wenn ich solche Worte spreche, die in ungünstig gestimmte Ohren fallen können. Doch ich, ich kannte nur Eine Gefahr, die, meiner Mutter ungehorsam zu sein. Ich hatte nur Eine Furcht, die, geschlagen zu werden.«

»Und was geschah?«

»Ohl mein Gott, Madame, was meine Mutter hoffte; ich brachte ein wenig Geld nach Hause und mein Vater konnte die schreckliche Aussicht, die seiner harrte, um einige Tage hinausschieben.«

Das Gesicht der jüngeren Dame zog sich zusammen, der älteren traten Thränen in die Augen.

»Endlich, welche Erleichterung es auch meinem Vater brachte, empörte mich dieses häßliche Gewerbe. Eines Tages setzte ich mich, statt den Vorübergehenden nachzulaufen und sie mit meiner gewöhnlichen Phrase zu verfolgen, an den Fuß eines Weichsteins, wo ich einen Theil des Tags wie

vernichtet blieb. Am Abend kehrte ich mit leeren Händen zurück. Meine Mutter schlug mich dergestalt, daß ich Tags darauf krank wurde.«

»Da war mein Vater, jedes Mittels beraubt, genöthigt, in's Hotel Dieu abzugehen, wo er starb.«

»Oh! welch eine furchtbare Geschichte!« murmelten die beiden Damen.

»Aber was machten Sie dann, als Ihr Vater todt war?« fragte die jüngere.

»Gott hatte Mitleid mit mir. Einen Monat nach dem Tode meines armen Vaters entfernte sich unsere Mutter mit einem Soldaten, ihrem Liebhaber, aus Paris, und ließ uns, meinen Bruder und mich, im Stich.«

»Sie blieben Waisen!«

»Oh! Madame, wir waren, im Gegensatz zu Anderen, nur Waisen, so lange wir eine Mutter hatten. Die öffentliche Wohlthätigkeit adoptirte uns. Da uns aber das Betteln widerstrebte, so bettelten wir nur nach Maßgabe unserer Bedürfnisse. Gott befiehlt seinen Geschöpfen, daß sie zu leben suchen.«

»Ach!«

»Was soll ich Ihnen sagen, Madame? Eines Tags hatte ich das Glück, einem Wagen zu begegnen, der langsam das Faubourg Saint Marcel hinauf fuhr; vier Lakaien standen hintenauf, eine noch junge Frau saß darin; ich streckte die Hand nach ihr aus; sie befragte mich; meine Antwort und mein Name setzten sie in Erstaunen, sie war aber ungläubig. Ich gab Adresse und Auskunft. Schon am andern Tag wußte sie, daß ich nicht gelogen hatte; sie nahm sich meines Bruders und meiner an, brachte meinen Bruder zu einem Regiment und mich in ein Nähhaus. Wir waren beide vor dem Hunger geschützt.«

»Ist diese Dame nicht Frau von Boulainvilliers?«

»Sie selbst.«

»Sie ist, glaube ich, gestorben?«

»Ja, und ihr Tod hat mich wieder in den Abgrund gestürzt.«

»Doch ihr Gatte lebt noch, er ist reich.«

»Ihrem Gatten habe ich alles Unglück als Mädchen zu verdanken, wie ich meiner Mutter alles Unglück als Kind zu verdanken habe. Ich war groß, vielleicht schön geworden; er bemerkte es und wollte einen Preis auf seine Wohlthaten setzen; ich weigerte mich. Mittlerweile starb Frau von Boulainvilliers, und ich, die sie an einen braven und redlichen Militär, Herrn von La Mothe, verheirathet hatte, fand mich, da ich von meinem Mann getrennt lebte, nach ihrem Tod noch verlassener, als ich nach dem Tod meines Vaters gewesen war.

»Dieß ist meine Geschichte, Madame; ich habe abgekürzt: die Leiden haben immer ihre Längen, mit denen man glückliche Menschen verschonen muß, und waren Sie auch so wohlthätigen Sinnes, wie Sie zu sein scheinen, meine Damen.«

Ein langes Stillschweigen folgte auf diese letzte Periode der Geschichte der Frau von La Mothe.

Die ältere der beiden Frauen brach es zuerst und fragte:

»Und Ihr Mann, was macht er?«

»Mein Mann ist in Garnison in Bar-sur-Aube, Madame; er dient bei der Gendarmerie und wartet auch auf bessere Zeiten.«

»Aber Sie haben bei Hofe sollicitirt?«

»Gewiß.«

»Durch Titel nachgewiesen, mußte der Name Valois Sympathie erwecken!«

»Ich weiß nicht, Madame, welche Gefühle mein Name erwecken konnte, denn ich habe auf keines meiner Gesuche eine Antwort erhalten.«

»Sie haben jedoch die Minister, den König und die Königin gesehen?«

»Niemand. Ueberall vergebliche Versuche,« erwiderte Frau von La Mothe.

»Sie können doch nicht betteln?«

»Nein, Madame, ich habe die Gewohnheit verlernt. Aber ...«

»Aber was?«

»Ich kann verhungern, wie mein Vater.«

»Sie haben kein Kind?«

»Nein, Madame, und mein Mann, wenn er sich für den Dienst des Königs tödten läßt, wird wenigstens seinerseits ein glorreiches Ende für sein Elend finden.«

»Können Sie, Madame, ich bedaure auf diesem Gegenstand beharren zu müssen, können Sie die rechtskräftigen Beweise Ihrer Genealogie liefern?«

Jeanne stand auf, suchte in einem Schrank und zog einige Papiere heraus, die sie der Dame reichte.

Da sie aber den Augenblick benützen wollte, wo diese Damen, um die Papiere zu untersuchen, sich dem Lichte nähern und ihr Gesicht ganz enthüllen würden, ließ Jeanne ihr Manöver durch die Sorgfalt errathen, mit der sie den Docht der Lampe abschnitt, um die Helle zu verdoppeln.

Da drehte die Dame vom Guten Werke, als ob das Licht ihre Augen verletzte, der Lampe und folglich Frau von La Mothe den Rücken zu.

In dieser Stellung durchging sie alle Stücke, eines nach dem andern.

»Das sind aber nur Abschriften von Urkunden und ich sehe kein authentisches Stück dabei,« sagte sie.

»Die Originale sind an sicherem Orte aufbewahrt, und ich werde sie beibringen.«

»Wenn sich eine ansehnliche Gelegenheit bieten würde, nicht wahr?« sagte lächelnd die Dame.

»Allerdings, Madame, eine ansehnliche Gelegenheit, wie die, welche mir die Ehre Ihres Besuches verschafft; doch die Documente, von denen Sie sprechen, sind so kostbar für mich, daß ...«

»Ich verstehe, Sie können sie nicht dem Ersten Besten übergeben.«

»Oh! Madame!« rief die Gräfin, welche endlich das würdevolle Antlitz der Beschützerin erschaut hatte; »oh! Madame, mir scheint, für mich sind Sie nicht die Erste Beste.«

Und sie öffnete sogleich einen andern Schrank, in dem eine Geheimschublade spielte, und zog die Originale der Beweisstücke heraus, welche sorgfältig in einem alten Portefeuille mit dem Wappen der Valois eingeschlossen waren.

Die Dame nahm sie und sprach nach einer Prüfung voll Verstand und Aufmerksamkeit:

»Sie haben Recht, diese Titel sind vollkommen in Ordnung; verfehlen Sie nicht, sie geeigneten Ortes zu überreichen.«

»Und was werde ich Ihrer Meinung nach dadurch erlangen, Madame?«

»Ohne Zweifel eine Pension für Sie und ein Avancement für Herrn von La Mothe, wenn dieser sich einigermaßen selbst empfiehlt.«

»Mein Mann ist ein Muster von Ehrenhaftigkeit, und nie hat er sich gegen die Pflichten des Militärdienstes verfehlt.«

»Dieß genügt, Madame,« sprach die Dame, während sie die Kaputze ganz über ihr Gesicht vorschlug.

Frau von La Mothe folgte ängstlich jeder dieser Bewegungen.

Sie sah sie in ihrer Tasche stöbern, aus der sie zuerst ein gesticktes Sacktuch zog, das ihr zum Verbergen ihres Gesichtes gedient hatte, als sie im

Schlitten die Boulevards entlang fuhr.

Auf das Sacktuch folgte ein Röllchen von einem Zoll im Durchmesser und drei bis vier Zoll lang.

Die Dame legte das Röllchen auf den Nähtisch und sprach:

»Das Bureau vom guten Werk bevollmächtigt mich, Madame, Ihnen in Erwartung von Besserem diese geringe Unterstützung anzubieten.«

»Drei-Livres-Thaler,« dachte sie; »das müssen wenigstens fünfzig oder sogar hundert sein. Das sind hundertundfünfzig oder dreihundert Livres, die uns vom Himmel herab zufallen. Für hundert ist es sehr kurz, für fünfzig aber ist es sehr lang.«

Während sie diese Beobachtungen anstellte, waren die zwei Damen in die erste Stube gegangen, wo Frau Clotilde auf einem Stuhl bei einem Licht schlief, dessen rother, rauchiger Docht sich in einer Lache von flüssigem Unschlitt erhob.

Der scharfe, stinkende Geruch versetzte derjenigen von den zwei Damen, welche das Röllchen auf den Nähtisch gelegt hatte, den Athem. Sie fuhr rasch in ihre Tasche und zog einen Flacon heraus.

Doch auf den Ruf von Jeanne erwachte Frau Clotilde und ergriff mit ihren Händen den Rest des Lichtes. Sie hielt es wie ein Leuchtfeuer über die dunklen Stufen, trotz der Einwendungen der beiden Damen, die man durch diese Dienstfertigkeit zugleich vergiftete.

»Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, Frau Gräfin!« riefen sie und eilten die Treppe hinab.

»Wo könnte ich die Ehre haben, Ihnen zu danken, meine Damen?« fragte Jeanne von Valois.

»Wir werden es Ihnen zu wissen thun,« erwiderte die ältere der beiden Damen, so rasch als möglich hinabsteigend.

Und das Geräusch ihrer Tritte verlor sich in der Tiefe der unteren Stockwerke.

Frau von Valois kehrte voll Ungeduld zu erfahren, ob ihre Beobachtungen sich als wahr erweisen werden, in ihre Wohnung zurück. Während sie aber durch die erste Stube schritt, stieß ihr Fuß an einen Gegenstand, der von der Strohmatte, die dazu diente, die Thür unten zu verstopfen, auf den Boden rollte.

Sich bücken, den Gegenstand aufheben, an die Lampe laufen, dieß war die erste Eingebung der Gräfin von La Mothe.

Es war eine runde, glatte und ziemlich einfach guillochirte goldene Büchse.

Diese Büchse enthielt einige Kügelchen von duftender Chocolade: aber so glatt sie auch war, so hatte diese Büchse doch sichtbar einen doppelten Boden, dessen Feder die Gräfin einige Zeit nicht finden konnte.

Endlich fand sie die Feder und ließ sie spielen.

Sogleich erschien ein ernstes, von kräftiger Schönheit und gebieterischer Majestät glänzendes Frauenportrait vor ihren Augen.

Ein deutscher Kopfputz, ein herrliches, dem eines Ordens ähnliches Halsband verliehen dem Portrait dieser Physiognomie eine Erstaunen erregende Seltsamkeit.

Eine Chiffre, bestehend aus den zwei in einem Lorbeerkränz verschlungenen Buchstaben *M* und *T*, nahm den unteren Theil der Büchse ein.

Nach der Aehnlichkeit dieses Portraits mit dem Gesichte der jungen Dame, ihrer Wohlthäterin, vermuthete Frau von La Mothe, es sei das Portrait einer Mutter oder einer Großmutter, und es muß hier bemerkt werden, ihre erste Regung war an die Treppe zu laufen, um die Damen zurückzurufen.

Die Thüre vom Gang schloß sich.

Sie lief an's Fenster, um die Damen zurückzurufen, da es zu spät war, sie einzuholen.

Doch am Ende der in die Rue Saint-Louis einmündenden Rue Saint-Claude war ein rasches Cabriolet der einzige Gegenstand, den sie erblickte.

Als die Gräfin keine Hoffnung mehr hatte, ihre zwei Beschützerinnen zurückzurufen, betrachtete sie abermals die Büchse und gelobte sich, dieselbe nach Versailles zu schicken; dann nahm sie die auf dem Nähtischchen liegen gebliebene Rolle und sagte:

»Ich täuschte mich nicht, es sind nur fünfzig Thaler.«

Und das ausgeleerte Papier fiel auf den Boden.

»Louisd'or! Doppellouisdor!« rief die Gräfin. »Fünfzig Doppellouisdor! zweitausend vierhundert Livres!«

Und die gierigste Freude malte sich in ihren Augen, während Frau Clotilde, ganz verblüfft beim Anblick einer größern Summe als sie je gesehen, mit aufgesperrtem Mund und gefalteten Händen dastand.

»Hundert Louisd'or!« wiederholte Frau von La Mothe... »Diese Damen sind also sehr reich? Oh! ich werde sie wiederfinden!«

IV.

Belus.

Frau von La Mothe täuschte sich nicht, wenn sie glaubte, das Cabriolet, das sie hatte verschwinden sehen, habe die wohlthätigen Damen entführt.

Die zwei Damen hatten wirklich unten vor dem Hause ein Cabriolet gefunden, wie man es damals baute, nämlich mit hohen Rädern, leichtem Kasten, erhabenem Spritzleder und einem bequemen Sitzchen für den Jokey, der sich hinten hielt.

Dieses Cabriolet, bespannt mit einem herrlichen irischen Pferd mit kurzem Schweif, fleischigem Kreuz, und von braunrother Farbe, war nach der Rue Saint-Claude von demselben Bedienten, dem Führer des Schlittens, gebracht worden, den die ältere Dame, wie wir oben bemerkt, Weber genannt hatte.

Weber hielt das Pferd am Gebiß, als die Damen kamen: er suchte die Ungeduld des hitzigen Thiers zu mäßigen, das mit einem nervigen Fuß den Schnee stampfte, der sich seit der Wiederkehr der Nacht allmälig verhärtete.

Sobald die beiden Damen erschienen, sagte Weber!

»Madame, ich hatte Scipio bestellen lassen, der sehr sanft und leicht zu führen ist; doch Scipio hat sich gestern Abend verrenkt; es blieb nur noch Belus und Belus ist schwierig.«

Oh! für mich. Ihr wißt das, Weber,« erwiderte die ältere der zwei Damen, »für mich ist das ohne Belang; ich habe eine kräftige Hand und bin an das Fahren gewöhnt.«

»Ich weiß, daß Madame sehr gut fährt, aber die Wege sind äußerst schlecht. Wohin fährt Madame?«

»Nach Versailles.«

»Ueber die Boulevards also?«

»Nein, Weber, es gefriert und die Boulevards werden voll Glatteis sein. Die Straßen müssen, da Tausende von Fußgängern den Schnee erwärmen, weniger Widerstand bieten. Geschwind, Weber, geschwind!«

Weber hielt das Pferd, während die Damen behend in das Cabriolet stiegen; dann schwang er sich hinten auf und meldete, daß er seinen Sitz eingenommen.

Die ältere der beiden Damen wandte sich nun an ihre Gefährtin und sagte:

»Was denken Sie von dieser Gräfin, Andree?«

Und während sie so sprach, ließ sie dem Pferd die Zügel schießen, und dieses jagte wie ein Blitz um die Ecke der Rue Saint-Louis.

Es war dieß der Augenblick, wo Frau von La Mothe das Fenster öffnete, um die beiden Damen zurückzurufen.

»Madame,« erwiderte diejenige von den zwei Frauen, welche man Andree nannte, »ich denke, Frau von La Mothe ist arm und unglücklich.«

»Gut erzogen, nicht wahr?«

»Ja, ohne Zweifel.«

»Sie sind kalt in Bezug auf diese Frau, Andree.«

»Sie hat, wenn ich es Ihnen gestehen soll, etwas Verschmitztes in ihrer Physiognomie, was mir mißfällt.«

»Oh! ich weiß, Sie sind mißtrauisch, Andree, und um Ihnen zu gefallen, muß man Alles vereinigen. Ich, ich finde diese kleine Gräfin interessant und einfach in ihrem Stolz, wie in ihrer Demuth.«

»Es ist sehr erfreulich für sie, Madame, daß sie das Glück gehabt hat, Ihnen zu gefallen.«

»Aufgepaßt!« rief die Dame lebhaft, indem sie ihr Pferd, das einen Lastträger umzuwerfen im Begriff war, auf die Seite zog.

»Aufgepaßt!« schrie Weber mit einer Stentorsstimme.

Und das Cabriolet fuhr weiter.

Nun hörte man die Verwünschungen des Menschen, der den Rädern entgangen war, und mehrere echoartig brummende Stimmen erhoben sogleich ein gegen das Cabriolet äußerst feindseliges Geschrei.

Doch in wenigen Secunden brachte Belus zwischen seine Gebieterin und den Lästerer den ganzen Raum, der sich von der Rue Sainte-Catherine bis zur Place Vaudoyer erstreckt.

Hier bildet der Weg bekanntlich eine Gabel, aber die geschickte Führerin warf sich entschlossen in die Rue de la Tixeranderie, eine volkreiche, schmale und sehr wenig aristocratische Straße.

Trotz der sehr wiederholten » *Aufgepaßt!*« die sie von sich gab, trotz des Brüllens von Weber, hörte man daher nichts als wüthende Ausrufungen der Fußgänger.

»Ohl das Cabriolet! ... Nieder mit dem Cabriolet!«

Belus blieb unaufhaltsam, und seine Führerin ließ ihn trotz ihrer kindlich zarten Hand rasch und ausnehmend geschickt in den Lachen flüssigen Schnees oder auf den noch gefährlicheren Eisanhäufungen laufen, welche Gossen und Pflasterabschüsse bildeten.

Es geschah indessen wider alles Erwarten kein Unglück; eine glänzende Laterne sandte ihre Strahlen voraus, und dieß war ein Luxus der Vorsicht, den die Polizei den Cabriolets jener Zeit nicht vorgeschrieben hatte.

Es geschah also lein Unglück, sagen wir. Kein Wagen wurde angehakt, kein Weichstein gestreift, kein Vorübergehender berührt; es war dieß ein Wunder, und dennoch folgten sich die Schreie und Drohungen unablässig.

Das Cabriolet fuhr mit derselben Geschwindigkeit und demselben Glück durch die Rue Mederic, die Rue Saint-Martin und die Rue Aubry-le-Boucher.

Unsere Leser denken vielleicht, als sich das aristocratische Gefährt den civilisirten Quartieren genähert, werde der Haß gegen dasselbe minder heftig geworden sein. Aber im Gegentheil; kaum kam Belus in die Rue de la Feronnerie, als Weber, beständig durch das Geschrei des Pöbels verfolgt, Gruppen auf dem Wege des Cabriolets erblickte. Mehrere Personen machten sogar Miene, ihm nachzulaufen, um es einzuholen.

Weber wollte indessen seine Gebieterin nicht beunruhigen. Er bemerkte, wie viel Kaltblütigkeit und Gewandtheit sie entwickelte, wie geschickt sie durch alle diese träge oder lebendige Hindernisse durchschlüpfte, die dem Pariser Kutscher zugleich zur Verzweiflung und zum Triumph gereichen.

Fest auf seinen stählernen Häksen war Belus nicht einmal ausgeglitscht, so sehr wußte die Hand, die ihn führte, die Abhänge und Gefährlichkeiten des Terrains für ihn vorherzusehen.

Man murrte nicht mehr um das Cabriolet her, man schrie: die Dame, welche die Zügel hielt, bemerkte es, und da sie diese Feindseligkeit einer alltäglichen Ursache, wie der Strenge der Zeiten oder auch der Mißstimmung zuschrieb, so beschloß sie, die Prüfung abzukürzen.

Sie schnalzte mit der Junge, und bei dieser Aufmunterung allein bebte Belus und ging vom kurzen Trab in den gestreckten über.

Die Buben flohen, die Fußgänger warfen sich auf die Seite.

Das: »Aufgepaßt! aufgepaßt! hörte nicht auf.

Das Cabriolet berührte beinahe das Palais-Royal und war an der Rue du Coq-Saint-Honoré vorübergefahren, vor welcher der schönste Schneeobelisk noch ziemlich stolz seinen durch das Aufthauen verminderten Gipfel, einer Stange Gerstenzucker ähnlich, welche die Kinder durch Saugen in Spitzen verwandeln, emporstreckte.

Ueber diesem Obelisk prangte ein Büschel von allerdings etwas verwitterten Bändern, welche eine Tafel hielten, auf die der öffentliche Schreiber des Quartiers mit großen Buchstaben folgende Strophe gezeichnet hatte, die zwischen zwei Laternen gaukelte:

> Reine dont la beauté surpasse les appas,
> Près d'un roi bienfaisant occupe ici ta place:
> Si ce frêle édifice est de neige et de glace,
> Nos coeurs pour toi eine le sont pas.

Hier stieß Belus zum ersten Mal auf ernstliche Schwierigkeiten. Das Monument, das man eben beleuchtete, hatte eine Menge von Neugierigen herbeigelockt; die Neugierigen bildeten eine Masse und man konnte im Trab nicht durch diese Masse kommen.

Belus war also genöthigt, im Schritt zu gehen.

Aber man hatte Belus wie der Blitz herbeischießen sehen, man hörte das Geschrei, das ihn verfolgte, und das Cabriolet schien, obgleich es beim Anblick des Hindernisses angehalten hatte, die schlimmste Wirkung hervorzubringen.

Die Menge öffnete sich indessen abermals.

Aber hinter dem Obelisk kam eine andere Ursache der Zusammenschaarung.

Die Gitter des Palais-Royal waren offen, und im Hofe erwärmten ungeheure Gluthpfannen ein ganzes Heer von Bettlern, unter welche die Bedienten des Herrn Herzogs von Orleans Suppen in irdenen Näpfen austheilten.

Doch die Leute, welche aßen und sich wärmten, waren immer noch weniger zahlreich, als diejenigen, welche ihnen beim Essen und Trinken zuschauten. In Paris ist es eine Gewohnheit: für einen Schauspieler, was er auch thun mag, gibt es immer einen Zuschauer.

Das Cabriolet, nachdem es das erste Hinderniß überwunden, war daher genöthigt, beim zweiten anzuhalten, wie ein Schiff mitten in der Brandung.

Sogleich gelangten die Schreie, welche die beiden Frauen bisher nur wie ein unbestimmtes, verworrenes Geschrei gehört hatten, deutlich aus der Menge zu ihren Ohren.

Man rief:

»Nieder mit dem Cabriolet! nieder mit den Zerquetschern!«

»Ist dieses Geschrei auf uns gemünzt?« fragte die ältere Dame ihre Gefährtin.

»Ich fürchte es in der That, Madame,« erwiderte diese.

»Haben wir denn Jemand niedergefahren?«

»Niemand.«

»Nieder mit dem Cabriolet! nieder mit den Zerquetschern!«

Der Sturm bildete sich, das Pferd wurde am Zügel gefaßt, und Belus, der wenig Geschmack an der Berührung dieser rohen Hände fand, stampfte und schäumte furchtbar.

»Zum Commissär! zum Commissär!« rief eine Stimme.

Die beiden Frauen schauten sich mit dem höchsten Erstaunen um.

Alsbald widerholten tausend Stimmen:

»Zum Commissär. Zum Commissär.«

Indessen kamen die neugierigen Köpfe unter dem Verdeck des Cabriolets hervor.

Die Commentare liefen in der Menge umher.

»Ah! es sind Frauen,« sagte eine Stimme.

»Ja, Puppen von Soubise, Frauenzimmerchen von Hennin.«

»Tänzerinnen von der Oper, die sich berechtigt glauben, die armen Leute niederzufahren, weil sie zehntausend Livres monatlich haben, um die Spitalkosten zu bezahlen.«

Diese letzte Geißelung wurde mit einem wüthenden Hurrah aufgenommen.

Dieses brachte eine verschiedenartige Wirkung auf die zwei Frauen hervor. Die Eine zog sich zitternd und bleich in den Hintergrund des Cabriolets zurück. Die Andere streckte entschlossen, mit gefalteter Stirne und zusammengepreßten Lippen den Kopf vor.

»Oh! Madame, was machen Sie?« rief ihre Gefährtin sie zurückziehend.

»Zum Commissär! zum Commissär!« riefen die Erbitterten, »man muß sie kennen lernen!«

»Oh! Madame, wir sind verloren,« sagte die jüngere der beiden Frauen ihrer Gefährtin in's Ohr.

»Muth, Andree, Muth!« erwiderte die Andere.

»Man wird Sie sehen, vielleicht erkennen!«

»Schauen Sie durch das Fensterchen, ob Weber immer noch hinten auf dem Cabriolet ist.«

»Er sucht hinabzusteigen, doch man belagert ihn; er vertheidigt sich. Ach! nun kommt er.«

»Weber! Weber!« sagte die Dame deutsch, »macht, daß wir aussteigen können.«

Weber gehorchte und öffnete mit Hilfe zweier Schulternstöße, wodurch er die Angreifenden zurücktrieb, das Spritzleder des Cabriolets.

Die zwei Frauen sprangen leicht zu Boden.

Mittlerweile fiel die Menge das Pferd und das Cabriolet an, dessen Kasten sie zu zerbrechen anfing.

»Aber was gibt es denn um Gottes willen?« fragte die ältere Dame deutsch; »versteht Ihr, was das bedeuten soll, Weber?«

»Meiner Treue, nein, Madame,« erwiderte der Diener, dem es in dieser Sprache viel behaglicher war, als in der französischen, während er nach allen Seiten mächtige Fußtritte austheilte, um seine Herrin frei zu machen.

»Das sind keine Menschen, das sind wilde Thiere,« fuhr die Dame immer deutsch fort; »was werfen sie mir denn vor?«

Alsbald antwortete eine artige Stimme, welche seltsam mit den Drohungen und Schmähworten contrastirte, deren Gegenstand die Damen waren, im reinsten Deutsch:

»Sie werfen Ihnen vor, Madame, daß Sie der Polizeiverordnung trotzen, die diesen Morgen in Paris erschienen ist und bis zum Frühjahr das Fahren der Cabriolets verbietet, die schon bei gutem Pflaster gefährlich sind, aber tödtlich werden, wenn es gefriert und man den Rädern nicht ausweichen kann.«

Die Dame wandte sich um, um zu sehen, woher diese artige Stimme mitten unter all diesen drohenden Stimmen käme.

Sie erblickte einen jungen Officier, der, um sich ihr zu nähern, sicherlich ebenso muthig hatte kämpfen müssen, als Weber, um sich auf seinem Platze zu behaupten.

Das liebreizende, ausgezeichnete Gesicht, die martialische Stimme des jungen Mannes gefielen der Dame und diese erwiderte sogleich deutsch:

»Oh! mein Gott! mein Herr, ich wußte nichts von dieser Verordnung, durchaus nichts.«

»Sie sind fremd, Madame?« fragte der junge Officier.

»Ja, mein Herr; doch sagen Sie mir, was soll ich thun? man zertrümmert mein Cabriolet.«

»Sie müssen es zertrümmern lassen, Madame, und mittlerweile verschwinden. Das Volk von Paris ist wüthend gegen die Reichen, welche den Luxus im Angesicht des Elends zur Schau tragen, und kraft der diesen Morgen erlassenen Verordnung wird man Sie zum Commissär führen.«

»Oh! wie,« rief die jüngere der beiden Damen, »wie!«

»Dann benützen Sie die Oeffnung, die ich in der Menge machen werde, und verschwinden Sie,« versetzte der junge Officier.

Diese Worte wurden mit einem leichten Ton gesprochen, der den Fremden begreiflich machte, der Offizier habe die Commentare des Volks über die von den Herren von Soubise und Hennin unterhaltenen Mädchen gehört.

Doch es war dieß nicht der Augenblick, um empfindlich zu sein.

»Geben Sie mir Ihren Arm bis zu einem Fiaker, mein Herr,« sprach die ältere der beiden Damen mit einem Ton voll Autorität.

»Ich wollte Ihr Pferd sich bäumen lassen, und in dem nothwendig durch diese Bewegung hervorgebrachten Getümmel wären Sie entflohen, denn,« fügte der junge Mann bei, der gern die Verantwortlichkeit eines gewagten Patronats von sich ablehnen wollte, »denn das Volk wird müde, uns eine Sprache sprechen zu hören, die es nicht versteht.«

»Weber,« rief die Dame mit starker Stimme, »laß Belus sich bäumen, daß die ganze Menge erschrickt und beiseit geht.«

»Und dann, Madame...«

»Und dann bleibe, während wir uns entfernen.«

»Und wenn sie den Kasten zertrümmern?«

»Sie mögen ihn zertrümmern, was ist daran gelegen? rette Belus, wenn Du kannst, und Dich besonders, das ist das Einzige, was ich Dir empfehle.«

»Gut, Madame,« erwiderte Weber.

Und in demselben Augenblick kitzelte er den reizbaren Irländer, der mitten im Hofe aufsprang und die Leidenschaftlichsten, die sich am Zügel und an der Gabeldeichsel angeklammert hatten, niederwarf.

Groß waren in diesem Augenblick der Schrecken und die Verwirrung.

»Ihren Arm, mein Herr,« sagte nun die Dame zu dem Officier; »kommen Sie, Kleine,« fügte sie bei, indem sie sich an Andree wandte.

»Vorwärts, muthige Frau,« flüsterte der Officier. Und er bot auf der Stelle und mit einer wirklichen Bewunderung derjenigen, welche ihn darum ersuchte, seinen Arm.

In einigen Minuten hatte er die zwei Frauen auf den nächsten Platz geführt, wo Fiakerkutscher, auf ihren Sitzen schlafend, der Kundschaft

entgegenharrten, während ihre Pferde mit halbgeschlossenen Augen und gesenkten Köpfen auf die magern Abendrationen warteten.

V.

Straße nach Versailles

Die beiden Damen befanden sich außerhalb der Angriffe der Menge. Doch es war zu befürchten, daß einige Neugierige, die ihnen gefolgt, sie erkennen und eine Scene erneuern möchten, der ähnlich, welche so eben stattgefunden und der sie dießmal vielleicht mit mehr Schwierigkeit entkommen würden.

Der junge Officier begriff diese Alternative: man sah es an der Thätigkeit, womit er den auf seinem Sitz mehr angefrorenen als eingeschlafenen Kutscher aufzuwecken bemüht war.

Es herrschte eine so furchtbare Kälte, daß gegen die Gewohnheit der Kutscher, die darin wetteifern, daß sie einander durch alle möglichen Mittel die Kunden zu stehlen suchen, keiner von den Automedons zu vierundzwanzig Sons die Stunde sich rührte, nicht einmal derjenige, an welchen man sich wandte.

Der Officier nahm den Kutscher am Kragen seines armseligen Oberrocks und schüttelte ihn so gewaltig, daß er ihn seiner Erstarrung entriß.

»Hollah! he!« rief ihm der junge Mann in's Ohr, als er sah, daß er ein Lebenszeichen von sich gab.

»Hier, Herr, hier,« sagte der Kutscher, noch träumend und wie ein Trunkener auf seinem Sitze wankend.

»Wohin wollen Sie, meine Damen?« fragte der Officier immer deutsch.

»Nach Versailles,« antwortete die ältere der zwei Frauen in derselben Sprache.

»Nach Versailles!« rief der Kutscher, »Sie haben gesagt, nach Versailles?«

»Allerdings.«

»Oh! ja wohl, nach Versailles. Vier und eine halbe Meile, bei einem solchen Eis! Nein, nein, nein.«

»Man wird gut bezahlen.« versetzte die ältere Dame.

»Man wird bezahlen,« wiederholte der Officier französisch dem Kutscher.

»Und wie viel wird man bezahlen?« fragte dieser von seinem Bock herab, denn er schien kein ungeheures Vertrauen zu haben. »Damit ist es nicht abgemacht, mein Officier, daß man nach Versailles fährt; ist man einmal dort, so muß man auch zurückkehren.«

»Einen Louisd'or, ist das genug?« sagte die jüngere der Damen, fortwährend deutsch sprechend, zu dem Officier.

»Man bietet Dir einen Louisd'or,« wiederholte der junge Mann.

»Ein Louisd'or, das ist nicht mehr als billig,« brummte der Kutscher, »denn ich laufe Gefahr, daß meine Pferde die Beine brechen.«

»Bursche! Du hast nur ein Recht auf drei Livres für die Fahrt von hier bis zum Schlosse der Muetten, was die Hälfte des Weges ist. Du siehst also, daß Du bei dieser Berechnung, wenn man Dir die Hin- und Herfahrt bezahlt, nur zwölf Livres ansprechen kannst, und statt zwölf sollst Du vierundzwanzig bekommen.«

»Oh! handeln Sie nicht,« sagte die ältere von den zwei Damen; »zwei Louisd'or, drei, zwanzig, wenn er nur auf der Stelle abgeht und, ohne anzuhalten, fortfährt.«

»Ein Louisd'or genügt;« entgegnete der junge Officier.

Dann kehrte er zu dem Kutscher zurück und rief ihm zu:

»Vorwärts, Bursche, von Deinem Bocke herab und öffne den Schlag.«

»Ich will zuerst bezahlt sein,« versetzte der Kutscher.

»Du willst!«

»Das ist mein Recht.«

Der Officier machte eine Bewegung vorwärts.

»Bezahlen wir voraus, bezahlen wir,« sagte die ältere der Damen.

Und sie stöberte rasch in ihrer Tasche. »Oh! mein Gott,« sprach sie leise zu ihrer Gefährtin, »ich habe meine Börse nicht.«

»Wahrhaftig?«

»Und Sie, Andree, haben Sie die Ihrige?«

Die jüngere Dame stöberte ebenfalls mit derselben Angst.

»Ich... ich, auch nicht.«

»Suchen Sie in allen Ihren Taschen.«

»Vergebens,« rief die junge Frau voll Aerger, denn sie sah den Officier ihnen wahrend dieser Erörterung mit dem Auge folgen, und der pöbelhafte Kutscher öffnete schon den Mund, um zu lächeln, denn er wünschte sich Glück zu dem, was er vielleicht leise eine glückliche Vorsicht nannte.

Die Damen suchten umsonst, weder die eine, noch die andere fand einen Sou.

Der Officier sah sie ungeduldig werden, erröthen, erbleichen; die Lage der Dinge verwickelte sich.

Die Damen waren eben im Begriff, eine Kette oder irgend ein Juwel als Pfand zu geben, als der Officier, um ihnen jeden Verdruß zu ersparen, der ihr Zartgefühl verletzt hätte, einen Louisd'or aus der Tasche zog und ihn dem Kutscher reichte.

Dieser nahm den Louisd'or, beschaute ihn, wog ihn auf der Hand, während eine der beiden Damen dem Officier dankte: dann öffnete er seinen Kutschenschlag und die Dame stieg, gefolgt von ihrer Gefährtin ein.

»Und nun, Bursche,« sagte der junge Mann zu dem Kutscher, »führe diese Damen und zwar tüchtig und redlich besonders, hörst Du?«

»Oh! Sie brauchen mir das nicht zu empfehlen, das versteht sich von selbst.«

Während dieses kurzen Gesprächs beriethen sich die Damen.

Sie sahen in der That ihren Führer, ihren Beschützer bereit, sie zu verlassen.

»Madame,« sagte leise die jüngere zu ihren Gefährtin, »er darf sich nicht entfernen.«

»Warum das? fragen wir ihn nach seinem Namen und seiner Adresse: morgen schicken wir ihm seinen Louisd'or mit einem Wörtchen des Dankes, das Sie ihm schreiben werden.

»Nein, Madame, nein, ich flehe Sie an, behalten wir ihn; wenn der Kutscher unredlich ist, wenn er unter Weges Schwierigkeiten macht ... Bei einer solchen Witterung sind die Wege schlecht; an wen könnten wir uns wenden, um Beistand zu verlangen?«

»Oh! wir haben seine Nummer und den Buchstaben der Regie.«

»Sehr gut, Madame, und ich leugne nicht, daß Sie ihn später kennen und lahm schlagen lassen würden; mittlerweile aber kommen Sie heute Nacht nicht nach Versailles, und was wird man dann sagen, großer Gott!«

Die ältere von den zwei Damen dachte nach.

»Es ist wahr,« sagte sie.

Doch schon verbeugte sich der Officier, um Abschied zu nehmen.

»Mein Herr, mein Herr,« sagte Andree in deutscher Sprache, »erlauben Sie nur noch ein Wort.«

»Zu Ihren Befehlen, Madame, erwiderte der Officier, sichtbar mißstimmt, wahrend er indessen in seiner Miene und im Ton seiner Stimme die äußerste

Höflichkeit beobachtete.

»Mein Herr,« fuhr Andree fort, »nach den vielen Diensten, die Sie uns schon geleistet, können Sie uns eine Gefälligkeit nicht abschlagen.«

»Sprechen Siel«

»Nun denn! wir müssen Ihnen gestehen, wir haben bange vor dem Kutscher, der die Unterhandlung auf eine so ärgerliche Weise angefangen hat.«

»Sie haben Unrecht, wenn Sie Besorgnisse hegen,« erwiderte der Officier. »Ich weiß seine Nummer 107, den Buchstaben der Regie Z. Sollte er Ihnen eine Unannehmlichkeit bereiten, so wenden Sie sich an mich.«

»An Sie?« entgegnete Andree, die sich vergaß, französisch; »wie sollen wir uns an Sie wenden, da wir nicht einmal Ihren Namen kennen?«

Der junge Mann machte einen Schritt rückwärts.

»Sie sprechen französisch!« rief er ganz erstaunt, »Sie sprechen französisch und verdammen mich seit einer halben Stunde, deutsch zu radebrechen! Oh! wahrhaftig, Madame, das ist boshaft!«

»Entschuldigen Sie, mein Herr,« erwiderte französisch die andere Dame, die ihrer verblüfften Gefährtin muthig zu Hilfe kam. »Sie sehen wohl, daß wir, ohne vielleicht Fremde zu sein, in Paris in einem Fiaker besonders nicht heimisch sind. Sie sind Weltmann genug, um zu begreifen, daß wir uns nicht in einer natürlichen Stellung befinden. Uns nur zu Hälfte verbinden, hieße uns unverbindlich begegnen. Minder discret sein, als Sie es bis jetzt gewesen sind, hieße indiscret sein. Wir urtheilen gut von Ihnen, mein Herr; wollen Sie nicht schlecht von uns urtheilen, und wenn Sie uns einen Dienst erweisen können, nun! so thun Sie es ohne Rückhalt, oder erlauben Sie uns, Ihnen zu danken und einen andern Beistand zu suchen.«

»Madame,« antwortete der Officier, betroffen von dem zugleich edlen und reizenden Ton der Unbekannten, »verfügen Sie über mich.«

»Dann haben Sie die Gefälligkeit, zu uns einzusteigen.«

»In den Fiaker?«

»Und uns zu begleiten.«

»Bis Versailles?«

»Ja, mein Herr.«

Ohne etwas zu erwidern, stieg der Officier ein, nahm Platz auf dem Vordersitz und rief dem Kutscher: »Vorwärts!« zu.

Sobald die Kutschenschläge geschlossen, die Mäntelchen und Pelze zu gemeinschaftlicher Benützung gelegt waren, schlug der Fiaker den Weg durch die Rue Saint-Thomas du Louvre ein, und fuhr bann über die Place du Carroussel und die Glacis entlang.

Der Officier kauerte sich, seinen Ueberrock sorgfältig über seinen Schooß ausgebreitet, in eine Ecke, der älteren von den zwei Damen gegenüber.

Es herrschte das tiefste Stillschweigen im Innern.

Der Kutscher, wollte er nun getreulich dem Vertrag nachkommen, oder hielt ihn die Gegenwart des Officiers durch eine ehrerbietige Furcht im Kreise der Redlichkeit, der Kutscher ließ seine mageren Rosse mit Beharrlichkeit auf dem schlüpfrigen Pflaster der Quais und des Weges der Conference laufen.

Der Hauch der drei Reisenden erwärmte indessen unmerklich den Fiaker. Ein zarter Geruch verdichtete die Luft und führte nach dem Gehirn des jungen Mannes Eindrücke, welche sich mit jedem Augenblick günstiger für seine Gefährtinnen gestalteten.

»Es sind,« dachte er, »es sind Frauen, die sich bei einem Rendezvous verspätet haben und nun, ein wenig erschrocken, ein wenig beschämt, nach Versailles zurückkehren.

»Warum,« sprach der Officier in seinem Innern weiter, »warum fahren diese Frauen, wenn es Damen von einiger Distinction sind, in einem Cabriolet, und warum fahren sie besonders selbst?«

»Oh! darauf gibt es eine Antwort.«

»Das Cabriolet war zu eng für drei Personen, und zwei Frauen werden sich keinen Zwang anthun, um einen Lakai zu sich sitzen zu lassen.

»Doch weder bei der Einen noch bei der Andern Geld! ein ärgerlicher Einwurf, der Ueberlegung verdient.

»Ohne Zweifel hatte der Lakai die Börse. Das Cabriolet, das nun in Stücke gegangen sein muß, war von einer vollkommenen Eleganz. Und das Pferd! ... wie ich mich auf Pferde verstehe, hatte es einen Werth von hundertundfünfzig Louisd'or.

»Nur reiche Frauen können ein solches Cabriolet und ein solches Pferd ohne Bedauern preisgeben. Der Mangel an Geld bedeutet also durchaus Nichts.

»Ja, doch die Manie, eine fremde Sprache zu sprechen, wenn man Französin ist!

»Gut; doch dieß beweist gerade eine ausgezeichnete Erziehung. Es ist nicht natürlich für Abenteurerinnen, daß sie Deutsch mit einer ganz germanischen Reinheit und Französisch wie Pariserinnen sprechen.«

»Ueberdieß ist eine angeborne Distinction bei diesen Frauen bemerkbar.

»Die Bitte der jüngeren war rührend.

»Das Ersuchen der älteren war edel, gebieterisch.

»Dann, wahrhaftig,« fuhr der junge Mann fort, wahrend er seinem Degen im Fiaker eine solche Richtung gab, daß er seine Nachbarinnen nicht belästigte, »sollte man nicht glauben, es sei gefährlich für einen Militär, zwei Stunden in einem Fiaker mit zwei hübschen Frauen zuzubringen?

»Hübsch und discret,« fügte er bei; denn sie reden nicht und warten, daß ich ein Gespräch anknüpfe.«

Die zwei Frauen dachten ohne Zweifel an den jungen Officier, wie der junge Officier an sie dachte; denn in dem Augenblick, wo er seine Gedanken vollends abgeschlossen hatte, wandte sich die eine der beiden Damen an ihre Gefährtin und sagte englisch:

»Meine liebe Freundin, dieser Kutscher führt uns wahrhaftig wie Todte; wir werden nie nach Versailles kommen. Ich wette, unser armer Gefährte langweilt sich zum Sterben.«

»Unsere Unterhaltung ist auch nicht sehr belustigend,« erwiderte lächelnd die jüngere.

»Finden Sie nicht auch, daß er das Aussehen eines durchaus anständigen Menschen hat?«

»Gewiß, Madame.«

»Ueberdieß haben Sie bemerkt, daß er Marine-Uniform trägt?«

»Ich verstehe mich nicht viel auf Uniformen.«

»Wohl! er trägt, wie ich Ihnen sage, die Uniform eines Marine-Officiers, und alle Officiere der Marine sind von gutem Haus; die Uniform steht ihm schön, und er ist ein hübscher Cavalier, nicht wahr?«

Die junge Frau wollte antworten und wahrscheinlich ihrer Gefährtin beipflichten, als der Officier eine Geberde machte, die ihr den Mund schloß.

»Verzeihen Sie, meine Damen,« sagte er in vortrefflichem Englisch, »ich glaube, Ihnen bemerken zu müssen, daß ich das Englische ziemlich leicht spreche und verstehe; doch Spanisch verstehe ich nicht, und wenn Sie dieser Sprache mächtig sind und sich darin unterhalten wollen, so sind Sie wenigstens sicher, daß ich den Sinn Ihrer Worte nicht zu erfassen vermag.«

»Mein Herr,« erwiderte die Dame lachend, »wir wollten nicht schlimm von Ihnen sprechen, wie Sie bemerken konnten; wir thun uns auch keinen

Zwang mehr an und sprechen nun Französisch, wenn wir uns etwas zu sagen haben.«

»Ich danke für diese Gunst, Madame; sollte übrigens meine Gegenwart Sie belästigen...«

»Sie können das nicht voraussetzen, mein Herr, da *wir* Sie gebeten haben.«

»Aufgefordert sogar,« sagte die jüngere von den zwei Frauen.

»Beschämen Sie mich nicht, Madame, und verzeihen Sie mir einen Augenblick der Unentschiedenheit; nicht wahr, Sie kennen Paris? Paris ist voll vor Schlingen, Täuschungen und, Widerwärtigkeiten.«

»Sie hielten uns also für? – Sagen Sie es offenherzig.«

»Der Herr hat uns ganz einfach für Schlingen gehalten.«

»Oh! meine Damen,« erwiderte der junge Mann, sich demüthigend, »ich schwöre Ihnen, daß mir nichts dergleichen eingefallen ist.«

»Verzeihen Sie, was gibt es denn? der Fiaker hält an.«

»Was ist geschehen?«

»Ich will nachsehen, meine Damen.«

»Ich glaube, wir werden umgeworfen, nehmen Sie sich in Acht, mein Herr,« sagte die jüngere Dame.

Und ihre Hand streckte sich mit ungestümer Bewegung aus und verweilte auf der Schulter des jungen Mannes.

Der Druck dieser Hand machte ihn beben.

Durch einen ganz natürlichen Antrieb suchte er sie zu fassen, schon aber hatte sich Andree, die einer ersten Bewegung der Angst nachgegeben, wieder in den Hintergrund des Fiakers zurückgeworfen.

Der Officier, den nun nichts mehr zurückhielt, sprang aus dem Wagen und fand den Kutscher beschäftigt, eines von seinen Pferden aufzuheben, das sich in der Deichsel und den Strängen verwickelte.

Man war in der Nähe der Brücke von Sèvres.

Durch die Hilfe, die der Officier dem Kutscher leistete, war das arme Thier bald wieder auf seinen Beinen.

Der Kutscher, der sich zu einem liebenswürdigen Kunden Glück wünschte, ließ seine Peitsche, ohne Zweifel in der doppelten Absicht, seine Rosse und sich selbst wieder zu beleben, lustig knallen.

Doch man hätte glauben sollen, die durch den offenen Schlag eindringende Kälte habe das Gespräch vereist und die zunehmende Vertraulichkeit gefrieren gemacht, worin der junge Mann einen Reiz zu finden anfing, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Man erkundigte sich einfach bei ihm nach dem Vorfall; er erzählte, was sich ereignet hatte.

Dieß war Alles und das Stillschweigen lastete abermals auf dem reisenden Trio.

Der Officier, den diese warme, zitternde Hand ungemein in Anspruch genommen hatte, wollte wenigstens einen Fuß dafür haben.

Er streckte daher das Bein aus, doch so geschickt er auch war, er traf nichts, oder vielmehr, wenn er etwas traf, so hatte er den Schmerz, das, was er vor sich getroffen, fliehen zu sehen.

Einmal sogar, als er am Fuß der älteren von diesen beiden Frauen anstreifte, sagte diese mit der größten Kaltblütigkeit:

»Nicht wahr, ich beenge Sie furchtbar, mein Herr? verzeihen Sie.«

Der junge Mann erröthete bis über die Ohren und wünschte sich Glück, daß die Nacht finster genug war, um seine Röthe zu verbergen.

Dann war Alles gesagt, und hier endigten die Unternehmungen.

Wieder stumm, unbeweglich und ehrerbietig geworden, als befände er sich in einem Tempel, fürchtete er sich zu athmen, und machte sich klein wie ein Kind.

Allmälig aber und unwillkürlich bemächtigte sich ein seltsamer Eindruck seines ganzen Geistes, seines ganzen Wesens.

Er fühlte die zwei reizenden Frauen, ohne sie zu berühren, er sah sie, ohne sie zu sehen; nach und nach gewöhnte er sich daran, in ihrer Nähe zu leben, und es kam ihm vor, als verschmelze sich ein Theilchen von ihrem Dasein mit dem seinigen. Um Alles in der Welt hätte er das erloschene Gespräch wieder anknüpfen mögen, allein er wagte es nicht, denn er fürchtete die Alltäglichkeiten, er, der es beim Abgang verachtete, nur eines von den einfachsten Worten der Weltsprache anzubringen. Er besorgte, albern oder frech vor diesen Frauen zu erscheinen, denen er eine Stunde zuvor viel Ehre zu erweisen glaubte, wenn er ihnen das Almosen eines Louisd'or und eine Artigkeit spende.

Mit einem Wort – alle Sympathien in diesem Leben erklären sich durch die Verwandtschaft der zu geeigneter Zeit in Berührung gesetzten Fluida, und so war es auch hier: ein mächtiger Magnetismus, den Düften und der jugendlichen Wärme dieser drei durch den Zufall zusammengebrachten Körper entströmt, beherrschte den jungen Mann, erschloß ihm den Geist und erweiterte zugleich sein Herz.

So entstehen, leben und sterben zuweilen binnen einigen Augenblicken die ächtesten, wonnigsten und glühendsten Leidenschaften.

Sie haben den Zauber, weil sie ephemer sind, sie haben die Stärke, weil sie im Raume gehalten werden.

Der Officier sagte nicht ein einziges Wort mehr. Die Damen sprachen leise unter sich.

Da indessen sein Ohr beständig offen war, so faßte er unzusammenhängende Worte auf, welche jedoch seiner Einbildungskraft

einen Sinn boten.

Er hörte:

»Die vorgerückte Stunde ... die Thore... der Vorwand für die Fahrt ...«

Der Fiaker hielt abermals an.

Dießmal war es weder ein gefallenes Pferd, noch ein zerbrochenes Rad. Nach drei Stunden muthiger Anstrengung hatte sich der brave Kutscher die Arme erwärmt, das heißt, er hatte seine Rosse vor Schweiß triefen gemacht und Versailles erreicht, dessen lange, düstere, öde Alleen unter dem röthlichen Schimmer einiger durch den Reif weiß gewordenen Laternen wie eine doppelte Procession schwarzer, fleischloser Schatten erschienen.

Der junge Mann begriff, daß man angelangt war. Durch welchen Zauber war ihm die Zeit so kurz vorgekommen?

Der Kutscher neigte sich gegen das Vorderfenster und sagte:

»Herr, wir sind in Versailles.«

»Wo soll er anhalten, meine Damen?« fragte der Officier.

»Auf der Place d'Armes.«

»Nach der Place d'Armes,« rief der junge Mann dem Kutscher zu.

»Ich soll nach der Place d'Armes fahren?« fragte dieser.

»Ja, da man es Dir sagt.«

»Es wird ein kleines Trinkgeld geben?« versetzte grinsend der Auvergnat.

»Immer zu.«

Die Peitschenhiebe fingen wieder an.

»Ich muß doch sprechen,« dachte der Officier. »Ich werde für einen Dummkopf gelten, nachdem ich für einen frechen Menschen gegolten habe.«

»Meine Damen,« sagte er, nicht ohne abermals zu zögern, »Sie sind nun zu Hause.«

»Durch Ihren edelmüthigen Beistand.«

»Welche Mühe haben wir Ihnen gemacht!« sprach die jüngere der beiden Damen.

»O! ich habe das mehr als vergessen. Madame.«

»Aber wir, mein Herr, wir werden es nicht vergessen. Ihr Name, wenn es gefällig wäre, mein Herr?«

»Mein Name? Oh!«

»Es ist dieß das zweite Mal, daß man Sie darum bittet. Nehmen Sie sich in Acht!«

»Und nicht wahr, Sie wollen uns kein Geschenk mit einem Louisd'or machen?«

»Oh! wenn dem so ist,« versetzte der Officier etwas gereizt, »so gebe ich nach: ich bin der Graf von Charny, dabei, wie Madame bemerkt hat, Officier in der königlichen Marine.«

»Charny!« wiederholte die ältere der beiden Damen in einem Ton, mit dem sie etwa gesagt hätte: »Es ist gut, ich werde es nicht vergessen.«

»Georges, Georges von Charny,« fügte der Officier bei.

»Georges,« murmelte die jüngere Dame.

»Und Sie wohnen?«

»Hotel des Princes, Rue de Richelieu.«

Der Fiaker hielt an.

Die ältere von den Damen öffnete selbst den Schlag zu ihrer Linken, sprang behend zur Erde und reichte ihrer Gefährtin die Hand.

Der junge Mann aber, der ihnen zu folgen sich anschickte, rief:

»Meine Damen, nehmen Sie wenigstens meinen Arm an, Sie sind noch nicht zu Hause, und die Place d'Armes ist keine Wohnung,«

»Rühren Sie sich nicht von der Stelle,« sagten gleichzeitig die zwei Frauen.

»Wie, ich soll mich nicht rühren?«

»Nein, bleiben Sie im Fiaker.«

»Aber allein gehen, bei Nacht, bei diesem Wetter? unmöglich!«

»Gut, nachdem Sie sich beinahe geweigert haben, uns zu verbinden, wollen Sie uns durchaus zu sehr verbinden,« versetzte mit heiterem Tone die ältere der beiden Damen.«

»Aber ...«

»Es gibt kein Aber. Seien Sie bis an's Ende ein artiger und biederer Cavalier. Ich danke Ihnen, Herr von Charny. ich danke Ihnen aus dem Grund meines Herzens, und da Sie ein artiger und biederer Cavalier sind, wie ich Ihnen so eben sagte, so verlangen wir nicht einmal Ihr Wort von Ihnen.«

»Mein Wort? wofür?«

»Daß Sie den Schlag schließen und den Kutscher nach Paris zurückkehren heißen; was Sie thun werden, nicht wahr, ohne nach uns umzuschauen.«

»Sie haben Recht, meine Damen, und mein Wort wäre unnütz. Kutscher, mein Freund, kehren wir zurück.«

Und der junge Mann drückte dem Kutscher noch einen Louisd'or in seine plumpe Hand.

Der würdige Auvergnat bebte vor Freude.

»Alle Teufel,« sagte er, »die Pferde mögen darüber krepiren, wenn sie wollen.«

»Ich glaube das wohl, sie sind bezahlt,« murmelte der Officier.

Der Fiaker rollte, und er rollte rasch. Er erstickte durch das Geräusch der Räder einen Seufzer des jungen Mannes, einen wollüstigen Seufzer, denn der Sybarite hatte sich auf die noch von den zwei unbekannten Schönen warmen Kissen gelegt.

Sie aber waren auf derselben Stelle geblieben, und erst als der Fiaker verschwunden, wandten sie sich nach dem Schloß.

VI.

Der Befehl.

In dem Augenblick, wo sie weiter gingen, trugen heftige Windstöße an das Ohr der Reisenden die drei Viertel, die es in der St. Ludwigs-Kirche schlug.

»Oh! mein Gott, drei Viertel auf zwölf Uhr,« riefen gleichzeitig die zwei Frauen.

»Alle Gitter sind geschlossen,« fügte die jüngere bei.

»Oh! das bekümmert mich wenig, liebe Andree, denn wäre das Gitter auch offen geblieben, so würden wir doch sicher nicht durch den Ehrenhof eingetreten sein. Geschwind, geschwind, gehen wir durch die Reservoirs.«

Beide wandten sich nach der Rechten des Schlosses.

Bekanntlich ist hier ein besonderer Gang, der nach den Gärten fühlt.

Man kam zu diesem Gang.

»Das kleine Thor ist geschlossen, Andree,« sagte unruhig die ältere.

»Klopfen wir an, Madame.«

»Nein, rufen wir. Laurent muß mich erwarten, ich habe ihn benachrichtigt, ich würde vielleicht spät zurückkommen.«

»Nun, so will ich rufen.«

Andree näherte sich der Thüre.

»Wer ist da?« fragte eine Stimme im Innern, die nicht einmal wartete, bis man rief.

»Oh! das ist nicht die Stimme von Laurent, »sprach erschrocken die junge Frau.«

»In der That, nein.«

Die andere Frau näherte sich ebenfalls.

»Laurent,« flüsterte sie durch das Thor.

Keine Antwort.

»Laurent,« wiederholte die Dame und klopfte zugleich an.

»Es ist kein Laurent hier,« erwiderte barsch die Stimme.

»Oeffnen Sie immerhin, mag es nun Laurent oder nicht Laurent sein,« rief Andree mit dringlichem Tone.

»Ich öffne nicht.«

»Aber, mein Freund, Sie wissen nicht, daß uns Laurent zu öffnen pflegt.«

»Ich kümmere mich den Teufel um Laurent, ich habe meinen Befehl.«

»Wer sind Sie denn?«

»Wer ich bin?«

»Ja.«

»Und Sie?« fragte die Stimme.

Die Frage war ein wenig brutal, doch es ließ sich nicht feilschen, man mußte antworten.

»Wir sind Damen vom Gefolge Ihrer Majestät. Wir wohnen im Schloß und möchten gern in unsere Wohnung zurückkehren.«

»Wohl! ich, meine Damen, ich bin ein Schweizer von der ersten Compagnie Salischamade, und ich werde ganz das Gegentheil von Laurent thun, ich werde Sie vor der Thüre lassen.«

»Oh!« murmelten die zwei Frauen, von denen die eine der andern voll Zorn die Hände drückte.

Dann, sich bewältigend, sagte sie:

»Ich begreife, daß Sie Ihre Vorschrift beobachten, das ist die Pflicht eines guten Soldaten und Sie sollen sich nicht dagegen verfehlen. Aber ich bitte Sie, erweisen Sie mir nur den Gefallen, Laurent, der nicht fern sein kann, zu benachrichtigen.«

»Ich kann meinen Posten nicht verlassen.«

»Schicken Sie Jemand.«

»Ich habe Niemand.«

»Ich bitte inständig.«

»Ei! alle Wetter, Madame, schlafen Sie in der Stadt. Ist das nicht eine schöne Geschichte! Oh! wenn man mir das Thor der Kaserne vor der Nase schlösse, ich würde wohl ein Lager finden.«

»Grenadier, hören Sie, sprach entschlossen die ältere der beiden Frauen. »Zwanzig Louisd'or für Sie, wenn Sie öffnen.«

»Und zehn Jahre Kettenstrafe; ich danke. Achtundvierzig Livres jährlich, das ist nicht genug.«

»Ich lasse Sie zum Sergenten ernennen.«

»Ja, und der, welcher mir den Befehl gegeben hat, läßt mich erschießen; ich danke.«

»Wer hat Ihnen denn diesen Befehl gegeben?«

»Der König.«

»Der König!« wiederholten die beiden Frauen erschrocken; »oh! wir sind verloren.«

Die Jüngere schien ganz außer sich zu sein.

»Sagen Sie,« fragte die Aeltere, »gibt es keine andern Thore?«

»Ohl Madame, wenn man dieses geschlossen hat, hat man die andern auch geschlossen.«

»Und wenn wir Laurent an diesem Thor nicht finden, welches das seinige ist, wo glauben Sie, daß wir ihn finden?«

»Nirgends, das ist eine abgekartete Sache.«

»Es ist wahr, und Sie haben Recht. Andree, Andree, das ist ein furchtbarer Streich vom König.«

Die Dame betonte die letzten Worte mit einer beinahe drohenden Verachtung.

Das Thor der Reservoirs war in der Dicke einer Mauer angebracht, welche tief genug war, um aus dieser Nische eine Art von Vorhaus zu bilden.

Eine steinerne Bank lief an beiden Seiten hin.

Die Damen sanken darauf in einen Zustand der Aufregung, der an Verzweiflung grenzte.

Man sah unter dem Thor einen leuchtenden Strahl; man hörte hinter dem Thor die Tritte des Schweizers, der sein Gewehr bald aufnahm, bald niedersetzte.

Jenseits dieses dünnen Hindernisses von Eichenholz die Rettung; diesseits die Schande, ein Aergerniß, beinahe der Tod. »Oh! morgen! morgen! wenn man es erfährt!« murmelte die ältere der beiden Frauen.

»Aber Sie werden die Wahrheit sagen?«

»Wird man es glauben?«

»Sie haben Beweise. Madame, der Soldat wird nicht die ganze Nacht wachen,« sagte die junge Frau, die in demselben Maße Muth zu fassen schien, wie ihre Gefährtin ihn verlor; »in einer oder der andern Stunde wird man ihn ablösen, und sein Nachfolger ist vielleicht gefälliger. Warten wir.«

»Ja, aber die Patrouillen werden nach Mitternacht vorüberkommen; man wird mich da außen wartend und mich verbergend finden. Das ist schändlich! Hören Sie, Andree, das Blut steigt mir zu Kopfe und erstickt mich.«

»Oh! Muth gefaßt, Madame; Sie sind gewöhnlich so stark, ich war vorhin noch so schwach, und nun muß ich Sie unterstützen!«

»Darunter steckt ein Komplott, Andree, wir sind die Opfer desselben. Das ist noch nie geschehen, nie ist dies Thor geschlossen worden. Ich werde darüber sterben, Andree, ich sterbe!«

Und sie warf sich rückwärts, als ob sie wirklich erstickte.

In demselben Augenblick erschollen auf dem zu dieser Stunde so wenig betretenen dumpfen weiten Pflaster von Versailles Schritte.

Gleichzeitig vernahm man eine Stimme, eine leichte, heitere Stimme, die Stimme eines singenden jungen Mannes.

Er sang eines von den manierirten Liedern, welche der Epoche angehören, die wir zu schildern versuchen.

Die Damen lauschten.

»Diese Stimme!« riefen sie.

»Ich kenne sie,« sagte die ältere.

»Es ist die von...«

»Er ist es!« sagte Andree der Dame in's Ohr, deren Unruhe sich so stark geoffenbart hatte, »er ist es, er wird uns retten.«

In diesem Augenblick trat ein junger Mann, in einen weiten Pelzüberrock gehüllt, in die Nische ein, klopfte, ohne die Frauen zu sehen, an die Thüre und lief:

»Laurent!«

»Mein Bruder!« sagte die ältere der beiden Frauen, den jungen Mann an der Schulter berührend.

»Die Königin!« rief dieser, indem er einen Schritt zurückwich und seinen Hut in die Hand nahm.

»So! Guten Abend, mein Bruder.«

»Guten Abend, Madame; guten Abend, meine Schwester, Sie sind nicht allein?«

»Nein, Fräulein Andree von Taverney ist bei mir.«

»Ah! schön! guten Abend, mein Fräulein.«

»Hoheit,« murmelte Andree sich verbeugend.

»Sie gehen aus, meine Damen?« fragte der junge Mann. – »Nein.« – »Sie kommen also nach Hause?« – »Wir möchten gern nach Hause kommen.« – »Haben Sie Laurent nicht gerufen?« – »Doch.« – »Nun?« – »Rufen Sie Laurent ebenfalls ein wenig; und Sie werden sehen.« – »Ja, ja, rufen Sie, Hoheit, und Sie werden sehen.«

Der junge Mann, in dem man ohne Zweifel den Grafen von Artois erkannt hat, näherte sich ebenfalls der Thür, klopfte an und rief:

»Laurent!«

»Gut! nun fängt der Spaß wieder an,« sprach die Stimme des Schweizers; »ich sage Ihnen, daß ich, wenn Sie mich länger quälen, den Officier rufen werde.«

»Was ist das?« fragte der junge Mann verblüfft, indem er sich gegen die Königin umwandte.

»Ein Schweizer, den man an die Stelle von Laurent gesetzt hat.«

»Wer hat dieß gethan?« – »Der König.« – »Der König!« – »Der Schweizer hat es uns selbst so eben gesagt.« – »Und mit einem Befehl?« – »Mit einem sehr strengen wie es scheint.« – »Teufel! capituliren wir!« – »Wie dieß?« – »Geben wir dem Burschen Geld.« – »Ich habe ihm geboten und er hat es ausgeschlagen.« – »Bieten wir ihm die Gallonen an.« – »Ich habe sie ihm angeboten.« – »Und?« – »Er wollte nichts hören.« – »Dann gibt es nur ein Mittel.« – »Welches?« – »Ich werde Lärmen machen.« – »Sie werden uns compromittiren; mein lieber Carl, ich flehe Sie an.« – »Ich werde Sie nicht im geringsten compromittiren.« – »Ah!« – »Sie treten beiseit, ich klopfe wie ein Tauber, ich schreie wie ein Blinder, man wird mir am Ende öffnen und Sie gehen hinter mir hinein.« – »Versuchen Sie es.«

Der junge Prinz rief abermals Laurent, dann klopfte er, dann machte er mit seinem Degengriff einen solchen Lärm, daß der Schweizer wüthend schrie:

»Ah! es ist so. Nun wohl! ich rufe meinen Officier.«

»Ei! bei Gott! rufe ihn, Bursche! Das ist es, was ich schon seit einer Viertelstunde verlange.«

Nach einem Augenblicke hörte man Schritte jenseits der Thüre. Die Königin und Andree stellten sich hinter den Grafen von Artois, bereit, den Durchgang zu benützen, der ohne Zweifel geöffnet werden würde.

Man hörte den Schweizer die ganze Ursache dieses Lärmens erklären.

»Nein Lieutenant, es sind Damen mit einem Manne, der mich Bursche genannt hat. Sie wollen mit Gewalt herein.«

»Nun, was ist darüber zu wundern, daß wir hinein zu kommen wünschen, da wir aus dem Schlosse sind?«

»Das kann ein natürlicher Wunsch sein, mein Herr, doch es ist verboten,« erwiderte der Officier.

»Verboten! Durch wen?«

»Durch den König.«

»Verzeihen Sie, der König kann nicht wollen, daß ein Officier des Schlosses auswärts schläft.«

»Mein Herr, es ist nicht meine Sache, die Absichten des Königs zu untersuchen; ich bin nur verpflichtet, zu thun, was mir der König befiehlt.«

»Hören Sie, Lieutenant, öffnen Sie ein wenig die Thüre, daß wir anders als durch ein Brett sprechen können.«

»Mein Herr, ich wiederhole, daß ich den Befehl habe, das Thor geschlossen zu halten. Wenn Sie aber Officier sind, wie Sie sagen, müssen Sie wissen, was ein Befehl bedeutet.«

»Lieutenant, Sie sprechen mit dem Obersten eines Regiments.«

»Mein Oberst, entschuldigen Sie, doch mein Befehl ist sehr bestimmt.«

»Der Befehl gilt nicht für Prinzen. Mein Herr, ein Prinz schläft nicht auswärts, ich bin Prinz.«

»Mein Prinz, Sie bringen mich in Verzweiflung, aber der König hat befohlen.«

»Hat Ihnen der König befohlen, seinen Bruder wie einen Bettler oder einen Dieb wegzujagen? Ich bin der Graf von Artois, mein Herr. Alle Teufel! Sie wagen viel, daß Sie mich so vor der Thüre frieren lassen.«

»Monseigneur Graf von Artois,« erwiderte der Lieutenant, »Gott ist mein Zeuge, daß ich all' mein Blut für Eure Königliche Hoheit hingeben würde, doch der König hat mir die Ehre erwiesen, mir, indem er mir die Bewachung dieser Thüre anvertraute, zu sagen, ich dürfe Niemand einlassen, selbst nicht ihn, den König, sollte er sich nach elf Uhr einfinden. Ich bitte Sie also um Verzeihung, Monseigneur, ich bin Soldat, und wenn ich an Ihrer Stelle vor diesem Thor Ihre Majestät die Königin vor Kälte erstarrt sähe, ich würde Ihrer Majestät antworten, was ich zu meinem Schmerz Ihnen antworten mußte.«

Hierauf murmelte der Officier ein äußerst ehrfurchtsvolles Gute Nacht und kehrte langsam nach seinem Posten zurück.

Der Soldat, der mit geschultertem Gewehr dicht am Verschlag stand, wagte nicht mehr zu athmen, und sein Herz schlug so stark, daß der Graf von Artois, der sich ebenfalls am Thor anlehnte, das Pulsiren fühlte.

»Wir sind verloren,« sagte die Königin zu ihrem Schwager, indem sie ihn an der Hand nahm.

Dieser erwiderte nichts.

»Es ist bekannt, daß Sie ausgegangen sind?« fragte er.

»Ach! ich weiß es nicht.«

»Vielleicht hat der König auch nur gegen mich diesen Befehl gegeben. Der König weiß, daß ich bei Nacht ausgehe und zuweilen spät zurückkomme.

Die Frau Gräfin von Artois wird etwas erfahren und sich bei Seiner Majestät beklagt haben; daher dieser tyrannische Befehl!«

»Oh! nein, nein, mein Bruder; ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Zartheit, mit der Sie mich zu beruhigen suchen, aber die Maßregel ist meinetwegen oder vielmehr gegen mich getroffen worden.«

»Unmöglich, meine Schwester, der König hat zu viel Achtung...«

»Mittlerweile bin ich vor der Thüre, und ein abscheulicher Scandal wird aus einer ganz unschuldigen Sache entstehen. Ah! ich weiß wohl, ich habe einen Feind beim König.«

»Es ist möglich, daß Sie einen Feind beim König haben, Schwesterchen. Ich aber habe eine Idee.«

»Eine Idee? lassen Sie geschwind hören.«

»Eine Idee, worüber Ihr Feind sich ärgern wird, wie ein Esel, der an seinem Halfter aufgeheult ist.«

»Oh! wenn Sie uns nur von der Lächerlichkeit dieser Lage erretten, mehr verlange ich nicht.«

»Ob ich Sie erretten werde! ich hoffe es wohl. Oh! ich bin nicht alberner als er, obgleich er gelehrter ist als ich.«

»Wer, er?«

»Ei! bei Gott! der Herr Graf von Provence!«

»Uh! Sie erkennen also wie ich, daß er mein Feind ist?«

»Ei! ist er nicht der Feind von Allem, was jung, von Allem, was schön, von allem dem, was kann, was er nicht kann?«

»Mein Bruder, Sie wissen etwas über diesen Befehl?«

»Vielleicht; doch vor Allem bleiben wir nicht unter diesem Thor, es ist eine Hundekälte hier. Kommen Sie mit mir, Schwester.«

»Wohin?«

»Sie werden es sehen, an einen Ort, wo es wenigstens minder kalt ist. Kommen Sie; und unter Wegs sage ich Ihnen, was ich von dem Thorschluß denke. Ah! Herr von Provence, mein theurer und unwürdiger Bruder! Geben Sie mir Ihren Arm, meine Schwester; nehmen Sie meinen andern Arm, Fräulein von Taverney, und wenden wir uns rechts.«

Man brach auf.

»Und Sie sagten also, Herr von Provence?« fragte die Königin.

»Ah! ja wohl. Diesen Abend, nach dem Mahle des Königs, kam er in das große Cabinet; der König hatte im Verlaufe des Tages viel mit dem Grafen von Haga gesprochen, und man hatte Sie nicht gesehen.«

»Um zwei Uhr bin ich nach Paris abgefahren.«

»Ich wußte es wohl, erlauben Sie mir, Ihnen das zu sagen, liebe Schwester. Der König dachte eben so wenig an Sie, als an Harun al Raschid und seinen Großvezier Giaffar, und unterhielt sich über Geographie. Ich hörte ziemlich ungeduldig zu, denn ich hatte auch auszugehen. Ah! verzeihen Sie, wir gingen ohne Zweifel nicht aus derselben Ursache aus, somit hatte ich Unrecht ...«

»Immerzu, immerzu.«

»Wenden wir uns links.«

»Wohin führen Sie uns denn?«

»Nur noch zwanzig Schritte. Nehmen Sie sich in Acht, es liegt hier ein Schneehaufen. Ah! Fräulein von Taverney, wenn Sie meinen Arm loslassen, werden Sie fallen, das sage ich Ihnen zum Voraus. Kurz, um auf den König zurückzukommen, er dachte nur an die Längen und Breiten, als Herr von

Provence zu ihm sagte: »Ich möchte doch gern der Königin meine Ehrfurcht bezeigen.«

»Oh! oh!« machte Marie Antoinette.

»Die Königin speist in ihren Zimmern zu Nacht,« erwiderte der König.

»Ah! ich glaubte, sie wäre in Paris,« fügte mein Bruder bei.

»Nein, sie ist zu Hause,« antwortete ruhig der König.

»Ich komme von ihrer Wohnung her, und man hat mich dort nicht empfangen,« entgegnete der Graf von Provence.

»Da sah ich, wie der König die Stirne faltete. Er entließ uns, meinen Bruder und mich, und erkundigte sich wohl, als wir weggegangen waren. Ludwig ist eifersüchtig, wie Sie wissen, wenn ihn gerade der Schuß ankommt; er wird Sie haben sehen wollen, man hat ihm wohl den Eintritt verweigert, und er hat dann etwas gemuthmaßt.«

»Ganz richtig, Frau von Misery hatte den Befehl.«

»So ist es; und um sich Ihrer Abwesenheit zu versichern, wird er die strenge Verordnung erlassen haben, die uns hinausschließt.«

»Oh! Sie müssen gestehen, Graf, das ist ein abscheulicher Streich.«

»Ich gestehe es, doch wir sind an Ort und Stelle.«

»Dieses Haus?«

»Mißfällt Ihnen, meine Schwester?«

»Oh! ich sage das nicht, es entzückt mich im Gegentheil. Doch Ihre Leute?«

»Nun?«

»Wenn sie mich sehen.«

»Meine Schwester, treten Sie immerhin ein, und ich bürge Ihnen dafür, daß Niemand Sie sieht.«

»Nicht einmal der, welcher mir die Thüren öffnet?« fragte die Königin.

»Nicht einmal der.«

»Unmöglich.«

»Wir wollen es versuchen,« erwiderte lachend der Graf hon Artois.

Und er näherte seine Hand der Thüre.

Die Königin hielt seinen Arm zurück.

»Ich flehe Sie an, mein Bruder, nehmen Sie sich in Acht.‹

Der Prinz drückte mit seiner andern Hand in eine zierlich geschnitzte Füllung.

Die Thüre öffnete sich.

Die Königin konnte eine Bewegung der Angst nicht unterdrücken.

»Treten Sie doch ein, meine Schwester, ich beschwöre Sie,« sagte der Prinz; »Sie sehen wohl, daß bis jetzt Niemand da ist.«

Die Königin schaute Fräulein von Taverney wie eine Person an, die sich der Gefahr aussetzen will; dann trat sie über die Schwelle mit einer jener Geberden, welche den Damen so reizend zu Gesicht stehen und besagen wollen:

»Unter der Obhut Gottes.«

Die Thüre schloß sich geräuschlos hinter ihr.

Sie befand sich dann in einem Vorhaus von Stuck mit marmornen Unterlagen: die Platten waren eine Mosaik, Blumensträucher vorstellend, während auf marmornen Wandtischchen hundert niedrige, buschige

Rosenstöcke ihre, um diese Jahreszeit so seltenen, wohlriechenden Blumenblätter aus ihren japanesischen Gefäßen regnen ließen.

Eine sanfte Wärme, ein süßer Duft fesselten die Sinne dermaßen, daß die zwei Damen, als sie in das Vorhaus kamen, nicht nur einen Theil ihrer Befürchtungen, sondern auch einen Theil ihrer Bedenklichkeiten vergaßen.

»Nun ist es gut; nun sind wir unter Obdach, und das Obdach ist sogar ziemlich bequem, wenn ich es Ihnen gestehen soll,« sagte die Königin. »Doch wäre es nicht ersprießlich, wenn Sie sich mit Einem beschäftigten, mein Bruder?«

»Womit?«

»Damit, daß Sie Ihre Diener entfernen.«

»Oh! das läßt sich leicht machen.«

Und der Prinz ergriff ein Glöckchen, das in der Auskehlung einer Säule stand, und ließ es nur einmal ertönen, dieser einzige Anschlag vibrirte aber geheimnißvoll in den Tiefen der Treppe.

Die zwei Frauen gaben einen schwachen Angstschrei von sich.

»Auf diese Art entfernen Sie Ihre Leute, mein Bruder?« fragte die Königin; »ich hätte im Gegentheil geglaubt, Sie würden dieselben so herbeirufen.«

»Läutete ich zum zweiten Mal, so würde allerdings Jemand kommen; da ich aber nur einmal geläutet habe, so können Sie unbesorgt sein, meine Schwester, Niemand wird kommen.«

Die Königin lachte.

»Sie sind ein Mann der Vorsicht,« sagte sie.

»Sie können nun nicht in einem Vorhaus wohnen, meine Schwester,« fuhr der Prinz fort, »wollen Sie sich die Mühe nehmen, hinaufzugehen?«

»Gehorchen wir,« sprach die Königin; »der Hausgeist scheint mir nicht zu böswillig zu sein.«

Und sie stieg hinauf.

Der Prinz ging ihr voran.

Man hörte nicht einen einzigen Tritt auf den Ambusson-Teppichen, mit denen die Treppe geschmückt war.

Im ersten Stock angelangt, ließ der Prinz ein zweites Glöckchen ertönen, bei dessen Geräusch die Königin und Fräulein von Taverney, da sie nicht darauf aufmerksam gemacht worden waren, abermals bebten.

Doch ihr Erstaunen verdoppelte sich, als sie die Thüren dieses Stockes sich allein öffnen sahen.

»In der That, Andree,« sagte die Königin, »ich fange an zu zittern; und Sie?«

»Ich, Madame, werde, so lange Eure Majestät vorangeht, voll Vertrauen folgen.«

»Meine Schwester, nichts kann einfacher sein, als das, was hier vorgeht,« sagte der junge Prinz: »Die Thüre Ihnen gegenüber ist die Ihrer Wohnung. Sehen Sie?«

Und er bezeichnete der Königin ein reizendes Plätzchen, dessen Beschreibung wir nicht unterlassen dürfen.

Ein kleines Vorzimmer von Rosenholz mit zwei Etagèren von Boule, Plafond von Boucher, Fußboden von RosenholZ ging in ein Boudoir von weißem Caschemir, gestickt mit Blumen, aus der Hand gearbeitet von den geschicktesten Stickerinnen.

Die Ausstattung dieses Zimmers war eine Tapisserie mit kleinem Seidenstich, mit jener Kunst nüancirt, welche aus einer Gobelins-Tapete in jener Zeit ein Meisterstück machte.

Nach dem Boudoir ein schönes, blaues Schlafzimmer mit Spitzen und Seide von Tours geschmückt, ein kostbares Bett in einem dunklen Alkoven, ein blendendes Feuer in einem Kamin von weißem Marmor, zwölf wohlriechende Kerzen, die auf Candelabern von Clodion brannten, ein Windschirm von lasurblauem Lack mit seinen goldenen Verzierungen in chinesischem Styl – dieß waren die Wunder, welche vor den Augen der Damen erschienen, als sie schüchtern in diesen eleganten Winkel eintraten.

Kein lebendes Wesen zeigte sich; überall Wärme, Licht, ohne daß man in irgend einer Hinsicht die Ursachen so vieler glücklichen Wirkungen errathen konnte.

Die Königin, welche schon mit einer gewissen Zurückhaltung in das Boudoir eingetreten war, blieb einen Augenblick auf der Schwelle des Schlafzimmers.

Der Prinz entschuldigte sich sehr verbindlich wegen der Nothwendigkeit, die ihn antreibe, seine Schwester in ein ihrer unwürdiges Vertrauen zu ziehen.

Die Königin antwortete durch ein Halblächeln, das viel mehr ausdrückte, als alle Worte, die sie hätte aussprechen können.

»Meine Schwester,« fügte der Graf von Artois bei, »Sie sehen hier meine Junggesellenwohnung; ich komme allein herein, und zwar immer allein.«

»Beinahe immer,« sagte Marie Antoinette.

»Nein, immer.«

»Ah!« sagte die Königin.

»Ueberdieß,« fuhr er fort, »überdieß finden sich in diesem Boudoir ein Sopha und eine Bergère, worauf ich sehr oft, wenn mich die Nacht auf der Jagd überraschte, so gut als in meinem Bett geschlafen habe.«

»Ich begreife, daß die Frau Gräfin von Artois zuweilen unruhig ist,« sagte die Königin.

»Allerdings, doch gestehen Sie, meine Schwester, daß die Frau Gräfin, wenn sie über mich unruhig ist, heute Nacht sehr Unrecht haben wird.«

»Heute Nacht, ich leugne es nicht, doch die anderen Nächte ...«

»Meine Schwester, wer einmal Unrecht hat, hat immer Unrecht.«

»Fassen wir uns kurz,« sagte die Königin, während sie sich auf ein Fauteuil setzte. »Ich bin furchtbar müde, und Sie, meine arme Andree?

»Oh! ich, ich breche vor Müdigkeit zusammen, und wenn Eure Majestät mir erlaubt ...«

»Sie erbleichen in der That, mein Fräulein,« rief der Graf von Artois.

»Immerzu, meine Liebe,« sprach die Königin, »setzen Sie sich, legen Sie sich sogar nieder, der Herr Graf von Artois tritt uns diese Wohnung ab, nicht wahr, Carl?«

»Als volles Eigenthum, Madame.«

»Einen Augenblick, Graf, ein letztes Wort.«

»Nun?«

»Wenn Sie weggehen, wie sollen wir Sie zurückrufen?«

»Sie bedürfen meiner nicht; einmal hier einquartiert, verfügen Sie über das ganze Haus.«

»Es hat also noch andere Zimmer als dieses?«

»Allerdings; es hat vor Allem ein Speisezimmer, zu dessen Besuch ich Sie einlade.«

»Ohne Zweifel mit einer vollkommen besetzten Tafel?«

»Ei! gewiß, worauf Fräulein von Taverney, die mir dessen sehr zu bedürfen scheint, eine Kraftbrühe, ein Hühnerflügelchen und etwas Xeres finden

wird, und wo Sie, meine Schwester, verschiedene Sorten von gekochten Früchten finden, die Sie so sehr lieben.«

»Und dieß Alles ohne Bedienten?«

»Ohne den geringsten.«

»Wir werden sehen. Doch hernach.«

»Hernach?«

»Ja, um in das Schloß zurückzukehren.«

»Sie dürfen gar nicht daran denken, in der Nacht zurückzukehren, da der Befehl gegeben ist. Doch der für die Nacht gegebene Befehl fällt mit dem Eintritt des Tages; um sechs Uhr öffnen sich die Thore. Gehen Sie um drei Viertel auf sechs Uhr von hier weg. Sie finden in den Schränken Mäntel von allen Farben und Formen, wenn Sie sich verkleiden wollen; gehen Sie in's Schloß hinein, wie ich Ihnen sage, begeben Sie sich in Ihr Gemach, legen Sie sich zu Bette und bekümmern Sie sich nicht um das Uebrige.«

»Aber Sie?«

»Wie, ich?«

»Ja, was werden Sie thun?«

»Ich verlasse das Haus.«

»Wie, wir vertreiben Sie, mein armer Bruder?«

»Es wäre nicht schicklich, daß ich die Nacht unter einem Dache mit Ihnen zugebracht hätte, meine Schwester.«

»Aber Sie müssen doch ein Lager haben, und wir berauben Sie des Ihrigen.«

»Oh! es bleiben mir noch drei ähnliche.«

Die Königin lachte.

»Und er sagt, die Frau Gräfin von Artois habe Unrecht, wenn sie sich beunruhige; ich werde sie in Kenntniß setzen,« sprach sie mit einer reizenden Geberde der Drohung.

»Dann werde ich dem König Alles sagen,« versetzte der Prinz in demselben Tone.

»Er hat Recht, wir sind von ihm abhängig.«

»Ganz und gar: das ist demüthigend: doch was kann man machen?«

»Sich unterwerfen. Sie sagen also, um morgen früh wegzugehen, um Niemand zu begegnen?« – »Einmal läuten an der Säule unten.« – »An welcher? an der rechts oder an der links?« _ »Gleichviel.« – »Die Thüre wird sich öffnen?« – »Und wieder schließen.« – »Ganz allein?« – »Ganz allein.«

– »Ich danke. Gute Nacht, mein Bruder.« – »Gute Nacht, meine Schwester.«

Der Prinz verbeugte sich. Andree schloß die Thüre hinter ihm und er verschwand.

VII.

Der Alkoven der Königin.

Am andern Tag, oder vielmehr an demselben Morgen, denn unser letztes Capitel endigte Nachts um zwei Uhr, an demselben Morgen, sagen wir, klopfte Ludwig XVI. in veilchenblauem Hauskleid, ohne Orden und ohne Puder, kurz so, wie er aus dem Bette gekommen, an die Thüre des Vorzimmers der Königin.

Eine Frau vom Dienst öffnete diese Thüre ein wenig und sagte, als sie den König erkannte:

»Sire...«

»Die Königin?« fragte der König mit barschem Ton.

»Ihre Majestät schläft, Sire.«

Der König machte eine Geberde, als wollte er die Frau entfernen. Doch diese wich nicht von der Stelle.

»Nun!« sagte der König, »wollen Sie sich wohl rühren? Sie sehen, daß ich hinein will.«

Der König hatte in gewissen Augenblicken eine Raschheit der Bewegung, die seine Feinde Brutalität nannten.

»Die Königin schläft,« entgegnete schüchtern die Frau vom Dienst.

»Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie mir Platz machen sollen,« erwiderte der König.

Und bei diesen Worten schob er wirklich die Frau auf die Seite und ging vorbei.

Als er vor die Thüre des Schlafzimmers kam, sah er Frau von Misery, die erste Kammerfrau der Königin, welche die Messe in ihrem Gebetbuche las.

Diese Dame stand auf, sobald sie den König erblickte.

»Sire,« sprach sie mit leiser Stimme und unter tiefer Verneigung, »Ihre Majestät hat noch nicht gerufen.«

»Ah! wahrhaftig!« versetzte der König mit einer spöttischen Miene.

»Sire, es ist, glaube ich, kaum halb sieben Uhr, und Ihre Majestät läutet nie vor sieben Uhr.«

»Und Sie wissen bestimmt, daß die Königin in ihrem Bette ist? Sie wissen bestimmt, daß sie schläft?«

»Ich möchte nicht behaupten, daß Ihre Majestät schläft; aber ich weiß bestimmt, daß sie in ihrem Bette ist.«

»Sie ist dort?«

»Ja, Sire.«

Der König konnte sich nicht mehr bewältigen. Er ging gerade auf die Thüre zu und drehte den vergoldeten Knopf mit einer geräuschvollen Hast.

Das Zimmer der Königin war dunkel, wie mitten in der Nacht; Läden und Vorhänge erhielten darin, hermetisch geschlossen, die dichteste Finsterniß.

Eine in der entferntesten Ecke des Zimmers auf einem Tischchen brennende Nachtlampe ließ den Alkoven der Königin völlig in Schatten getaucht und die ungeheuren weißen Seidenvorhänge mit goldenen Lilien hingen in wogenden Falten auf das ungeordnete Bett herab.

Der König ging mit raschen Schritten auf das Bett zu.

»Oh! Frau von Misery,« rief die Königin, »welchen Lärmen machen Sie... Sie haben mich nun aufgeweckt.«

Der König blieb erstaunt stehen und murmelte:

»Es ist nicht Frau von Misery.«

»Ah! Sie sind es, Sire,« versetzte die Königin, indem sie sich erhob.

»Guten Morgen, Madame,« sprach der König mit sauersüßem Tone.

»Was für ein guter Wind führt Sie hieher, Sire?« fragte die Königin. »Frau von Misery! Frau von Misery, öffnen Sie doch die Fenster.«

Die Frauen traten ein und öffneten nach der Gewohnheit, die ihnen Marie Antoinette beigebracht hatte, sogleich Thüren und Fenster, um die frische Luft einzulassen, welche die Königin beim Erwachen voll Wonne einschlürfte.

»Sie schlafen mit gutem Appetit,« sagte der König, nachdem er seinen forschenden Blick überall hatte umherlaufen lassen.

»Ja, Sire, ich habe lange gelesen, und würde folglich, wenn mich Eure Majestät nicht geweckt hätte, noch schlafen.«

»Woher kommt es, daß Sie gestern nicht empfangen haben, Madame?«

»Wen empfangen? Ihren Bruder, Herrn von Provence?« versetzte die Königin mit einer Geistesgegenwart, die dem Argwohn des Königs entgegentrat.

»Ganz richtig, meinen Bruder; er wollte Sie begrüßen, und man hat ihn nicht eingelassen.«

»Nun?«

»Man sagte ihm, Sie seien abwesend.«

»Hat man ihm das gesagt?« fragte nachlässig die Königin, »Frau von Misery! Frau von Misery!«

Frau von Misery erschien an der Thüre; sie hielt auf einer goldenen Platte eine Anzahl von Briefen an die Königin.

»Ihre Majestät ruft mich?« fragte Frau von Misery.

»Ja. Hat man gestern Herrn von Provence gesagt, ich sei vom Schlosse abwesend?«

Um nicht vor dem König vorüberzugehen, drehte sich Frau von Misery um diesen und reichte der Königin die Platte mit den Briefen. Sie hielt unter ihrem Finger einen dieser Briefe, dessen Handschrift die Königin erkannte.

»Antworten Sie dem König, Frau von Misery,« fuhr Marie Antoinette mit derselben Nachlässigkeit fort, »sagen Sie Seiner Majestät, was man gestern Herrn von Provence erwidert hat, als er vor meiner Thüre erschien; ich meinerseits erinnere mich dessen nicht mehr.«

»Sire,« sagte Frau von Misery, während die Königin den Brief entsiegelte, »Monseigneur der Graf von Provence kam gestern, um Ihrer Majestät seinen Respect zu bezeigen, und ich antwortete ihm, Ihre Majestät empfange nicht.«

»Auf wessen Befehl?«

»Auf Befehl der Königin.«

»Ah!« machte der König.

Während dieser Zeit hatte die Königin den Brief entsiegelt und folgende Zeilen gelesen:

»Sie sind gestern von Paris zurückgekommen und um acht Uhr Abends in das Schloß eingetreten, Laurent hat Sie gesehen.«

Mit derselben gleichgültigen Miene entsiegelte die Königin sodann ein halbes Dutzend Billet-Briefe und Bittschriften, welche unter ihren Eiderdunen lagen.

»Nun?« fragte sie zum König aufschauend.

»Ich danke, Madame,« sagte dieser zu der ersten Kammerfrau.

Frau von Misery entfernte sich.

»Verzeihen Sie, Sire,« sprach die Königin, »geben Sie mir über einen Punkt Aufklärung.«

»Ueber welchen?«

»Steht es mir frei oder nicht frei, Herrn von Provence zu sehen?«

»Oh! vollkommen frei, Madame, aber...«

»Was wollen Sie? sein Geist ermüdet mich; überdieß liebt er mich nicht; es ist wahr, ich gebe es ihm zurück. Ich erwartete seinen verdrießlichen Besuch und legte mich um acht Uhr in's Bett, um diesen Besuch nicht zu empfangen. Was haben Sie denn, Sire?«

»Nichts, nichts.« – »Man sollte glauben, Sie zweifeln.« – »Aber...« – »Was, aber?« – »Aber ich glaubte Sie gestern in Paris.« – »Um wie viel Uhr?« – »In den Stunden, wo Sie zu Bette gegangen zu sein behaupten.« – »Allerdings, ich bin nach Paris gefahren. Kommt man etwa nicht von Paris zurück?« – »Doch. Es hängt Alles von der Stunde ab, zu der man zurückkommt.« – »Ah, ah! Sie wollen genau die Stunde wissen, zu der ich von Paris zurückgekommen bin?« – »Ja.« – »Das ist ganz leicht, Sire!«

Die Königin rief:

»Frau von Misery!«

Die Kammerfrau erschien wieder.

»Wie viel Uhr war es, als ich gestern von Paris zurückkam, Frau von Misery?« fragte die Königin.

»Ungefähr acht Uhr, Eure Majestät.«

»Ich glaube nicht,« versetzte der König, »Sie müssen sich täuschen, Frau von Misery, erkundigen Sie sich.«

Die Kammerfrau drehte sich steif und unempfindlich nach der Thüre um und sagte:

»Madame Duval!«

»Madame!« erwiderte eine Stimme.

»Um wie viel Uhr ist Ihre Majestät gestern Abend von Paris zurückgekehrt?«

»Es mochte acht Uhr sein,« antwortete die zweite Kammerfrau.

»Sie müssen sich täuschen, Madame Duval,« sagte Frau von Misery.

Madame Duval neigte sich aus dem Fenster des Vorzimmers und rief:

»Laurent?«

»Wer ist das, Laurent?« fragte der König.

»Der Concierge des Thores, durch das Ihre Majestät gestern zurückgekommen ist,« antwortete Frau von Misery.

»Laurent,« rief Madame Duval, »um welche Stunde ist Ihre Majestät gestern Abend nach Hause gekommen?«

»Gegen acht Uhr,« erwiderte der Concierge unten von bei Terrasse.

Der König ließ den Kopf sinken.

Frau von Misery entließ Madame Duval, die sodann Laurent entließ.

Die beiden Gatten blieben allein.

Ludwig XVI. schämte sich und strengte sich gewaltig an, diese Scham zu verbergen.

Aber statt über den Sieg zu frohlocken, den sie davon getragen, sagte die Königin mit kaltem Ton zu Ludwig:

»Nun, Sire, was wünschen Sie noch zu wissen?«

»Oh! nichts,« rief der König, seiner Frau die Hände drückend, nichts.«

»Aber ...«

»Verzeihen Sie, Madame, ich weiß nicht recht, was mir durch den Kopf gegangen ist. Sehen Sie, meine Freude, sie ist so groß als meine Reue. Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse? Schmollen Sie nicht, bei meinem Wort, ich wäre in Verzweiflung.«

Die Königin zog ihre Hand aus der des Königs zurück.

»Nun! was machen Sie, Madame?« fragte der König.

»Sire,« erwiderte Marie Antoinette, »eine Königin von Frankreich lügt nicht.«

»Nun?« fragte der König erstaunt.

»Damit will ich sagen, daß ich nicht gestern Abend um acht Uhr zurückgekommen bin.«

Der König wich erstaunt zurück.

»Damit will ich sagen, daß ich erst diesen Morgen um sechs Uhr nach Hause gekommen bin,« fuhr die Königin mit derselben Kaltblütigkeit fort.

»Madame!«

»Und daß ich ohne den Herrn Grafen von Artois, der mir ein Asyl angeboten und mich in ein ihm gehöriges Haus einquartirt hat, wie eine Bettlerin vor der Thüre geblieben wäre.«

»Ah! Sie waren nicht nach Hause gekommen,« sagte der König mit düsterer Miene, »ich hatte also Recht?«

»Sire, ich bitte um Verzeihung, Sie ziehen aus dem, was ich gesagt habe, den Schluß eines Arithmetikers, aber nicht den Schluß eines galanten Mannes.«

»Inwiefern, Madame?«

»Insofern Sie, um sich zu versichern, ob ich früh oder spät nach Hause gekommen, nicht nöthig hatten, Befehle zu geben, sondern nur mich aufsuchen und fragen durften: »Um welche Stunde sind Sie zurückgekommen, Madame?«

»Ah!« machte der König.

»Es ist Ihnen nicht mehr erlaubt, zu zweifeln; Ihre Spione waren getäuscht, oder bestochen, Ihre Thore forcirt oder geöffnet, Ihre Besorgnisse waren bekämpft worden, Ihren Verdacht hatte man zerstreut; ich sah, daß Sie sich schämten, gegen eine in ihrem Recht befindliche Frau Gewalt gebraucht zu haben. Ich konnte fortfahren, mich an meinem Siege zu weiden. Aber ich finde ihr Benehmen schmählich für einen König, unanständig für einen Edelmann, und will mir die Befriedigung, Ihnen das zu bemerken, nicht versagen.«

Der König stäubte seinen Jabot ab, wie ein Mensch, der auf eine Erwiderung sinnt.

»Oh! Sie mögen machen, was Sie wollen, mein Herr, es wird Ihnen nicht gelingen, Ihr Benehmen gegen mich zu entschuldigen.«

»Im Gegentheil, es wird mir leicht gelingen,« versetzte der König. »Vermuthete zufällig irgend Jemand im Schloß, Sie wären nicht nach Hans gekommen? Nun wohl, wenn Jedermann wußte, Sie seien zurückgekehrt, so konnte Niemand glauben, mein Befehl, die Thore zu schließen, sei gegen Sie gerichtet. Ob man ihn den Ausschweifungen des Herrn Grafen von Artois oder irgend eines Andern zugeschrieben, darum bekümmere ich mich, wie Sie begreifen, nicht.«

»Weiter, Sire!«

»Ich fasse mich kurz und sage, wenn ich den Schein gegen Sie gerettet, Madame, habe ich Recht, und Sie haben Unrecht, indem Sie nicht so viel für mich thaten, und wenn ich Ihnen ganz einfach eine geheime Lection geben wollte, wenn Ihnen die Lection frommt, was ich nach der Gereiztheit,

die Sie gegen mich kundgeben, glaube, nun, so habe ich abermals Recht, und ich nehme nichts von dem zurück, was ich gethan.«

Die Königin hatte die Antwort ihres erhabenen Gemahls angehört, indem sie sich allmälig beruhigte; aber sie wollte alle ihre Kräfte für den Kampf bewahren, der ihrer Meinung nach, statt beendigt zu sein, kaum anfing.

»Sehr gut!« sagte sie. »Sie entschuldigen sich also nicht, daß Sie die Tochter Maria Theresia's, Ihre Frau, die Mutter Ihrer Kinder wie die nächste beste Person vor der Thüre Ihres Hauses schmachten ließen. Nein, das ist Ihrer Ansicht nach ein ganz königlicher Scherz voll attischen Salzes, dessen Moral seinen Werth verdoppelt. In Ihren Augen ist es also nur eine ganz natürliche Sache, daß Sie die Königin von Frankreich gezwungen haben, die Nacht in dem kleinen Hause zuzubringen, wo der Graf von Artois die Operndämchen und die galanten Frauen Ihres Hofes empfängt? Oh! das ist nichts, nein, ein König schwebt über all diesen Erbärmlichkeiten, besonders ein philosophischer König. Und Sie sind Philosoph, Sire! Bemerken Sie wohl, daß Herr von Artois hiebei die schöne Rolle gespielt hat. Bemerken Sie, daß er mir einen ausgezeichneten Dienst geleistet. Bemerken Sie wohl, daß ich dießmal dem Himmel zu danken gehabt habe, daß mein Schwager ein ausschweifender Mensch ist, da seine Ausschweifung meiner Schmach zum Deckmantel gedient hat, da seine Laster meine Ehre geschützt haben.«

Der König erröthete und bewegte sich geräuschvoll auf seinem Stuhle hin und her.

»Oh!« fuhr die Königin mit einem bitteren Lächeln fort, »ich weiß wohl, daß Sie ein moralischer König sind, Sire. Aber haben Sie bedacht, auf welches Resultat Ihre Moral hinausläuft? Niemand hat erfahren, daß ich nicht zurückgekehrt, sagen Sie? Und Sie selbst haben mich hier geglaubt! Werden Sie sagen, Herr von Provence, Ihr Aufhetzer, habe es geglaubt? Werden Sie sagen, meine Frauen, die Sie diesen Morgen auf meinen Befehl belogen, haben es geglaubt? Werden Sie sagen, Laurent, vom Grafen von Artois und mir erkauft, habe es geglaubt? Ah! der König hat immer Recht, doch die Königin kann auch Recht haben. Nehmen wir diese Gewohnheit an, wollen Sie? Sie, daß Sie mir Spione und Schweizer Wachen zuschicken, und ich; daß ich Ihre Schweizer und Ihre Spione besteche, und ich sage Ihnen, ehe ein Monat vergeht, denn Sie kennen mich und wissen, daß ich

nicht an mich halten werde, nun wohl! die Majestät des Thrones und die Würde der Ehe, wir addiren das Alles eines Morgens, wie zum Beispiel heute, zusammen, und werden sehen, was uns Beide dieß kostet.«

Diese Worte hatten offenbar eine große Wirkung auf denjenigen hervorgebracht, an den sie gerichtet waren.

»Sie wissen,« sprach der König mit bebender Stimme, »Sie wissen, daß ich aufrichtig bin, und daß ich mein Unrecht stets gestehe. Wollen Sie mir beweisen, daß Sie Recht haben, wenn Sie von Versailles im Schlitten mit Ihren Cavalieren wegfahren? Eine tolle Truppe, die Sie unter den meisten Umständen, unter denen wir leben, compromittirt? Wollen Sie mir beweisen, daß Sie Recht haben, wenn Sie mit ihnen in Paris verschwinden, wie Masken auf einem Ball, und erst in der Nacht, scandalös spät, wieder erscheinen, während sich meine Lampe bei der Arbeit verzehrt und alle Welt schläft? Sie sprechen von der Würde der Ehe, von der Majestät des Thrones und Ihren Eigenschaften als Mutter? Ist das, was Sie gethan haben, einer Gattin, einer Königin, einer Mutter angemessen?«

»Ich erwidere Ihnen hierauf zwei Worte, und ich sage zum Voraus, ich werde Ihnen noch verächtlicher antworten, als ich bis jetzt gethan habe, denn mir scheint in der That, daß gewisse Theile Ihrer Anklage nur meine Verachtung verdienen.

»Ich habe Versailles im Schlitten verlassen, um schneller nach Paris zu kommen; ich bin mit Fräulein von Taverney weggefahren, deren Ruf, Gott sei Dank! einer der reinsten des Hofes ist, und habe mich nach Paris begeben, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß der König von Frankreich, dieser Vater der großen Familie, dieser philosophische König, diese moralische Stütze aller Gewissen, er, der die fremden Armen ernährt, die Bettler erwärmt und die Liebe des Volkes durch seine Wohlthätigkeit verdient hat, ich wollte mich überzeugen, sage ich, daß der König eine Person aus seiner eigenen Familie, eine Abkömmlingin eines der Könige, welche Frankreich regiert, Hungers sterben, in der Vergessenheit verfaulen, allen Angriffen des Lasters und der Dürftigkeit ausgesetzt ließ.«

»Ich!« versetzte der König erstaunt.

»Ich stieg in eine Art von Speicher hinauf,« fuhr die Königin fort, »und sah die Enkelin eines großen Fürsten ohne Feuer, ohne Licht, ohne Geld; ich gab diesem Opfer der Vergessenheit, der königlichen Gleichgültigkeit hundert Louisd'or. Und da ich mich, über die Nichtigkeit unserer Größen nachdenkend, verspätete, denn auch ich bin zuweilen Philosophin, da es hart gefroren war und die Pferde auf dem Eise schlecht gehen, besonders die Fiaker-Pferde ...«

»Die Fiaker-Pferde!« rief der König. »Sie sind im Fiaker zurückgekommen?«

»Ja, Sire, in Nro. 167.«

»Ho! hol« murmelte der König, indem er sein rechtes, über das linke gekreuztes Bein schaukelte, was bei ihm das Symptom einer lebhaften Ungeduld war; »im Fiaker!«

»Ja, und ich durfte noch von Glück sagen, daß ich diesen Fiaker fand,« erwiderte die Königin.

»Madame,« unterbrach sie der König, »Sie haben wohl gethan; Sie haben stets edle Eingebungen, die sich vielleicht nur zu leicht erschließen; daran aber ist die Wärme des Edelmuths Schuld, wodurch Sie sich auszeichnen.«

»Ich danke, Sire,« erwiderte die Königin mit spöttischem Ton.

»Bedenken Sie wohl,« fuhr der König fort, »daß ich Sie nicht im Verdacht von etwas gehabt habe, was nicht vollkommen loyal und ehrlich gewesen wäre; der Schritt allein und das abenteuerliche Aussehen der Königin haben mir nicht gefallen; Sie haben das Gute gethan wie immer, doch indem Sie Andern Gutes erwiesen, haben Sie Mittel gefunden, Ihnen selbst Schlimmes zuzufügen. Das ist es, was ich Ihnen zum Vorwurf mache. Nun habe ich eine Vergeßlichkeit wieder gut zu machen, ich habe über dem Geschick einer Familie von Königen zu machen. Ich bin bereit: nennen Sie mir diese Mißgeschicke, und meine Wohlthaten werden nicht auf sich warten lassen.«

»Der Name Valois, Sire, ist, denke ich, berühmt genug, daß er Ihrem Gedächtniß gegenwärtig sein muß.«

»Ah!« rief Ludwig mit einem schallenden Gelächter, »ich weiß nun, was Sie beschäftigt. Die kleine Valois, nicht wahr, eine Gräfin von ... Warten Sie doch ...«

»Von La Mothe.«

»Von La Mothe, ganz richtig, ihr Mann ist Gendarm?«

»Ja, Sire.«

»Und die Frau ist eine Intrigantin. Oh! ärgern Sie sich nicht; sie setzt Himmel und Erde in Bewegung, sie überläuft die Minister, sie quält meine Tanten, sie erdrückt mich selbst mit Eingaben, mit Bittschriften, mit genealogischen Beweisführungen.«

»Ei! Sire, daraus geht nur hervor, daß sie bis jetzt vergebens reclamirt hat.«

»Ich läugne es nicht.«

»Ist sie ein Valois oder ist sie keine?«

»Ich glaube wohl, daß sie eine ist.«

»Nun denn! eine Pension, eine anständige Pension für sie, ein Regiment für ihren Mann, kurz einen entsprechenden Hausstand, für Sprößlinge von königlichem Stamm.«

»Oh! sachte, Madame, sachte! Teufel! wie rasch Sie zu Werke gehen! Die kleine Valois wird mir immerhin genug Federn ausrupfen, ohne daß Sie bemüht sind, ihr beizustehen. Sie hat ihren Schnabel, die kleine Valois.«

»Oh! ich befürchte nichts für Sie, Ihre Federn halten fest.«

»Eine anständige Pension, da danke ich! Wissen Sie, wie furchtbar sie diesen Winter meiner Cassette zur Ader gelassen hat? Ein Regiment diesem Gendarmen, der die Speculation gemacht, eine Valois zu heirathen? Ich habe kein Regiment mehr zu vergeben, Madame, nicht einmal an diejenigen, welche es bezahlen oder verdienen. Einen Hausstand würdig der Könige, von denen sie abstammen, diesen Bettlern! Gehen Sie doch!

während wir Könige selbst nicht einmal mehr einen reicher Privatleute würdigen Hausstand haben! Der Herr Herzog von Orleans hat seine Pferde und seine Mauthiere nach England geschickt, um sie verkaufen zu lassen, und zwei Drittel seines Haushalts aufgehoben. Ich habe mein Wolfszeug aufgegeben. Herr von Saint-Germain hat auch meine Haustruppen verabschieden lassen. Wir Alle, groß und klein, leben von Entbehrungen, meine Liebe.«

»Aber, Sire, Valois können nicht Hungers sterben.«

»Sagten Sie mir nicht, Sie haben hundert Louisd'or gegeben?«

»Ein schönes Almosen!«

»Es ist königlich.«

»Geben Sie eben so viel.«

»Ich werde mich wohl hüten. Was Sie gegeben, ist genug für uns Beide.«

»Eine kleine Pension also!«

»Keineswegs, nichts Fixes; diese Leute werden Ihnen genug für sich selbst auspressen; sie gehören zu der Familie der Nagethiere. Habe ich Lust zu geben, nun, so werde ich geben ohne Vorgänge, ohne Verpflichtungen für die Zukunft. Mit einem Wort, ich werde geben, wenn ich zu viel Geld habe. Die kleine Valois, doch wahrlich, ich kann Ihnen nicht Alles erzählen, was ich von ihr weiß. Ihr gutes Herz hat sich in der Falle fangen lassen, meine liebe Antoinette. Ich bitte Ihr gutes Herz um Vergebung.«

Indem er so sprach, reichte Ludwig seine Hand der Königin, die sie, einer innern Bewegung nachgebend, ihren Lippen näherte.

Doch plötzlich stieß sie seine Hand wieder zurück und rief:

»Sie sind nicht gut gegen mich. Ich grolle Ihnen.«

»Sie grollen mir, Sie! Nun wohl! ich...ich...«

»Oh! ja, sagen Sie mir, Sie seien mir nicht böse, Sie, der Sie mir die Thore von Versailles verschließen lassen; Sie, der Sie um halb sieben Uhr Morgens in mein Vorzimmer kommen; der Sie meine Thüre mit Gewalt öffnen und mit wüthenden Augen bei mir eintreten.«

Der König lachte.

»Nein,« sagte er, »ich grolle Ihnen nicht.«

»Sie grollen mir nicht? gut.«

»Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen beweise, daß ich Ihnen nicht einmal grollte, als ich hierher kam!«

»Zuerst will ich den Beweis von dem haben, was Sie sagen.«

»Oh! das ist leicht,« erwiderte der König, »ich habe den Beweis in der Tasche.«

»Bah!« rief die Königin neugierig, indem sie sich aufsetzte, »Sie haben mir etwas zu geben? Oh! dann sind Sie wirklich sehr liebenswürdig; doch verstehen Sie wohl, ich glaube Ihnen nicht, wenn Sie den Beweis nicht sogleich vorlegen. Oh! keine Ausflüchte. Ich wette, daß Sie abermals versprechen wollen.«

Mit einem Lächeln voll Güte steckte der König nun seine Hand in seine Tasche, wobei er mit der Langsamkeit zu Werke ging, die das Kind für sein Spielzeug, das Thier für seine Leckerbissen, die Frau für ihr Geschenk vor Ungeduld zittern macht. Dann zog er aus seiner Tasche ein rothes, künstlich gemodeltes und vergoldetes Safianetui.

»Ein Etui!« rief die Königin, »oh! lassen Sie sehen.«

Der König legte das Etui auf das Bett.

Die Königin ergriff es rasch und zog es an sich.

Kaum hatte sie das Etui geöffnet, als sie, berauscht, geblendet, ausrief:

»Oh! wie schön ist das! mein Gott! wie schön ist das!«

Der König fühlte etwas wie einen Schauer der Freude sein Herz kitzeln.

»Sie finden?« sagte er.

Die Königin war nicht im Stande, zu antworten, sie keuchte nur.

Dann zog sie aus dem Etui ein Halsband von so großen, so reinen, so leuchtenden, so geschickt zusammengestellten Diamanten, daß es ihr vorkam, als sehe sie über ihre schönen Hände einen Fluß von Phosphor und Flammen laufen.

Das Halsband wogte wie die Ringe einer Schlange, von der jede Schuppe ein Blitz gewesen wäre.

»Oh! das ist herrlich,« sagte die Königin, als sie die Sprache endlich wieder fand. »Herrlich,« wiederholte sie mit Augen, die sich, sei es nun bei der Berührung dieser glänzenden Diamanten, sei es, weil sie dachte, keine Frau der Erde könne ein solches Halsband haben, immer mehr belebten.

»Sie sind also zufrieden?« fragte der König.

»Begeistert, Sire. Sie machen mich zu glücklich.«

»Wahrhaftig?«

»Sehen Sie doch diese erste Reihe, die Diamanten haben die Größe von Haselnüssen.«

»In der That.«

»Und zusammengestellt! Man vermöchte sie nicht von einander zu unterscheiden. Wie die Stufenfolge der Größen geschickt geordnet ist! Wie geistreich sind die Proportionen der Verschiedenheiten zwischen der ersten und zweiten und der zweiten und dritten Reihe! Der Juwelier, der diese Diamanten verbunden und dieses Halsband gemacht hat, ist ein Künstler.«

»Es sind zwei.«

»Dann wette ich, es sind die Herren Böhmer und Bossange.«

»Sie haben es errathen.«

»Wahrlich, nur Sie können es wagen, solche Unternehmungen zu machen. Wie schön ist das, oh! Sire, wie schön!«

»Madame,« versetzte der König, »nehmen Sie sich in Acht, Sie bezahlen dieß Halsband viel zu theuer.«

»Oh!« rief die Königin, »oh! Sire!«

Und plötzlich verdüsterte und neigte sich ihre schöne Stirne.

Diese Veränderung in ihrem Gesicht ging so rasch vor sich und verschwand dann so rasch wieder, daß der König nicht einmal Zeit hatte, sie zu bemerken.

»Gönnen Sie mir ein Vergnügen,« sagte er.

»Welches?«

»Dieses Collier an Ihren Hals zu legen.«

Die Königin hielt ihn zurück.

»Nicht wahr,« sagte sie, »es ist sehr theuer?«

»Meiner Treue, ja,« erwiderte der König lachend, »doch, wie gesagt, Sie haben mehr dafür bezahlt, als es werth ist, und es wird erst an seinem Platze, nämlich an Ihrem Hals, seinen wahren Werth erlangen.«

So sprechend näherte sich Ludwig der Königin, in seinen Händen die beiden Enden des prachtvollen Halsbandes haltend, um es mittelst der Agraffe, die selbst aus einem großen Diamant gemacht war, zu befestigen.

»Nein, nein,« sagte die Königin, »keine Kinderei. Legen Sie dieses Halsband wieder in sein Etui, Sire.«

Und sie schüttelte den Kopf.

»Sie weigern sich, mich es zuerst an Ihnen sehen zu lassen?«

»Oh! Gott verhüte, daß ich Ihnen diese Freude versagte, wenn ich es annähme; aber ...«

»Aber ...« sagte der König erstaunt.

»Aber weder Sie, Sire, noch irgend Jemand wird ein Collier von diesem Preis an meinem Halse sehen.«

»Sie werden es nicht tragen, Madame?«

»Nie.«

»Sie schlagen es mir ab?«

»Ich weigere mich, mir eine Million, vielleicht anderthalb Millionen an den Hals zu hängen, denn ich schätze dieses Halsband zu fünfzehnmal hunderttausend Livres, ist es nicht so?«

»Ich läugne es nicht,« erwiderte der König.

»Ich weigere mich, an meinen Hals anderthalb Millionen zu hängen, während die Cassen des Königs leer sind, während der König genöthigt ist, Unterstützungen abzulehnen und zu den Armen zu sagen: Ich habe kein Geld mehr, Gott stehe Euch bei!«

»Wie, Sie sagen das im Ernste?«

»Sire, Herr von Sartines sagte mir eines Tages, um fünfzehnmal hunderttausend Livres könne man ein Linienschiff haben, und in der That, Sire, der König von Frankreich bedarf mehr eines Linienschiffs, als die Königin von Frankreich eines Halsbandes.«

»Oh!« rief der König entzückt und die Augen von Thränen befeuchtet, »oh, was Sie hier gethan haben, ist erhaben ... Ich danke, ich danke, Antoinette... Sie sind eine gute Frau.«

Und um auf eine würdige Weise seiner herzlichen, bürgerlichen Kundgebung die Krone aufzusetzen, umschlang er ihren Hals und küßte sie.

»Oh! wie wird man Sie in Frankreich segnen, Madame, wenn man das Wort erfährt, das Sie gesprochen haben!« rief Ludwig.

Die Königin seufzte.

»Es ist noch Zeit,« sagte der König lebhaft. »Ein Seufzer des Bedauerns?«

»Nein, Sire, ein Seufzer der Erleichterung; schließen Sie dieses Etui und geben Sie es dem Juwelier zurück.«

»Ich habe schon meinen Zahlungstermin bestimmt, das Geld liegt bereit; sprechen Sie, was soll ich thun? Seien Sie nicht so uneigennützig, Madame.«

»Nein, ich habe es mir wohl überlegt. Sire, ich will dieses Halsband entschieden nicht haben; doch ich will etwas Anderes.«

»Teufel! meine sechszehnmal hunderttausend Livres werden geschmälert.«

»Sechszehnmal hunderttausend Livres! Ah! ah! so theuer war das?

»Meiner Treue, Madame, es ist mir das Wort entfahren, und ich nehme es nicht zurück.«

»Beruhigen Sie sich, was ich nun von Ihnen erbitte, wird nicht so viel kosten.«

»Was wünschen Sie?«

»Daß Sie mich noch einmal nach Paris gehen lassen.«

»Oh! das ist leicht, und besonders nicht theuer.«

»Warten Sie, warten Sie.«

»Teufel!«

»Nach Paris, auf die Place Vendome.«

»Teufel! Teufel!«

»Zu Herrn Mesmer.«

Ner König kratzte sich am Ohr.

»Nun,« sagte er, Sie haben eine Phantasie von sechszehnmal hunderttausend Livres ausgeschlagen; ich kann diese wohl durchgehen lassen. Gehen Sie also zu Herrn Mesmer; doch ich stelle ebenfalls eine Bedingung.«

»Welche?«

»Sie werden sich von einer Prinzessin von Geblüt begleiten lassen.«

Die Königin dachte nach.

»Ist Ihnen Frau von Lamballe genehm?« sagte sie.

»Frau von Lamballe, gut.«

»Abgemacht.«

»Ich unterzeiche.«

»Meinen Dank.«

»Und auf der Stelle,« sprach der König, »auf der Stelle werde ich mein Linienschiff bestellen, und ich taufe es: *Das Halsband der Königin.* Sie sind die Pathin, Madame, dann schicke ich es Laperouse.«

Der König küßte seiner Frau die Hand, und verließ ganz freudig das Gemach.

VIII.

Das kleine Lever der Königin.

Kaum war der König weggegangen, als die Königin aufstand und an's Fenster trat, um die scharfe, eiskalte Morgenluft einzuathmen.

Der Tag kündigte sich glänzend und voll von jenem Reize an, den der Eintritt des Frühlings gewissen Apriltagen verleiht. Auf den Frost der Nacht folgte die sanfte Wärme einer schon fühlbaren Sonne. Der Wind hatte sich seit dem vorhergehenden Tag von Nord zu Ost gedreht.

Blieb er in dieser Richtung, so war es mit dem Winter, mit diesem furchtbaren Winter von 1784 vorbei.

Schon sah man in der That am rosenfarbigen Horizont den gräulichen Dunst hervortreten, der nichts Anderes ist, als die vor der Sonne fliehende Feuchtigkeit.

In den Garten fiel der Rauhreif allmälig von den Aesten und die kleinen Vögel fingen an, frei auf die schon gebildeten Knospen ihre zarten Klauen zu setzen.

Unter dem Frost gebeugt, wie jene armen Blüthen, von denen Dante spricht, erhob die Aprilblume, der Lack, ihr schwärzliches Haupt aus dem Schooße des kaum geschmolzenen Schnees, und unter den Blättern des Veilchens, dichten, harten, breiten Blättern, schoß die längliche Knospe der geheimnißvollen Blüthe ihre ecliptischen Foliolen, die bei ihr dem Erschließen und dem Wohlgeruch vorangehen.

In den Baumgängen auf den Statuen, an den Gittern glitt das Eis in raschen Diamanten herab; es war noch nicht Wasser, es war aber auch nicht mehr Eis.

Alles verkündigte den geheimen Kampf des Frühlings gegen die aufgehäuften Wirkungen der Kälte; Alles weissagte die nahe bevorstehende Niederlage des Winters.

»Wenn wir das Eis benützen wollen, müssen wir uns, glaube ich, beeilen,« rief die Königin, die Atmosphäre befragend. »Nicht wahr, Frau von Misery,« fügte sie bei, indem sie sich umwandte, »denn der Frühling tritt hervor?«

»Eure Majestät hatte schon lange Lust, eine Partie auf dem Schweizer-Teich zu machen,« erwiderte die erste Kammerfrau.

»Nun denn, wir werden diese Partie noch heute machen! denn morgen wäre es vielleicht zu spät,« sagte die Königin.

»Um welche Stunde soll die Toilette Eurer Majestät statthaben?«

»Sogleich; ich werde leicht frühstücken und dann ausfahren.«

»Sind dieß die einzigen Befehle Eurer Majestät?«

»Man erkundige sich, ob Fräulein von Taverney aufgestanden ist, und sage ihr, ich wünsche sie zu sprechen.«

»Fräulein von Taverney ist schon im Boudoir Eurer Majestät,« erwiderte die Kammerfrau.

»Schon?« fragte die Königin, die besser als irgend Jemand wußte, um welche Zeit sich Andree niedergelegt hatte.

»O! Madame, sie wartet schon über zwanzig Minuten.«

»Führen Sie sie ein.«

Andree trat wirklich ein, als der Schlag von neun Uhr im Marmorhof ertönte.

Bereits sorgfältig angekleidet wie jede Frau des Hofes, die nicht das Recht hatte, sich bei der Gebieterin im Negligé zu zeigen, erschien Fräulein von Taverney lächelnd und beinahe unruhig.

Die Königin lächelte auch, was Andree beruhigte.

»Genug, meine gute Misery,« sprach die Königin,» schicken Sie mir Leonard und meinen Schneider.«

Sie folgte Frau von Misery mit den Augen und sagte, als die Thür hinter ihr geschlossen war:

»Nichts, der König war allerliebst, er hat gelacht und ist entwaffnet worden.«

»Hat er erfahren?«

»Sie begreifen, daß man nicht lügt, wenn man nicht Unrecht hat und Königin von Frankreich ist.«

»Es ist wahr, Madame,« erwiderte Andree erröthend.

»Und dennoch scheint es, meine liebe Andree, daß wir ein Unrecht gehabt haben.«

»Ein Unrecht, Madame? ohne Zweifel mehr als eines.«

»Wohl möglich,; doch das erste besteht darin, daß wir Frau von La Mothe beklagten; der König kann sie nicht leiden; ich gestehe indessen, daß sie mir gefallen hat.«

»Oh! Eure Majestät ist eine zu gute Richterin, als daß man sich nicht vor Ihren Sprüchen beugen sollte.«

»Hier ist Leonard,« sagte Madame Misery, die nun wieder eintrat.

Die Königin setzte sich vor ihre Toilette von Vermeil, und der berühmte Friseur begann seinen Dienst.

Die Königin hatte die schönsten Haare der Welt, und ihre Eitelkeit bestand darin, daß sie diese Haare bewundern ließ.

Leonard wußte das, und statt rasch zu Werke zu gehen, wie er es bei jeder Frau gethan hätte, ließ er der Königin die Zeit und das Vergnügen, sich selbst zu bewundern.

An diesem Tag war Marie Antoinette zufrieden, freudig sogar; sie strahlte von Schönheit. Von ihrem Spiegel ging sie zu Andree über, der sie die zärtlichsten Blicke zusandte.

»Sie sind nicht ausgezahlt worden,« sagte die Königin, »Sie, die Freie, Stolze, Sie, vor der sich alle Welt ein wenig fürchtet, weil Sie, wie die göttliche Minerva, zu weise sind.«

»Ich, Madame?« stammelte Andree.

»Ja, ja, Sie, die unerbittliche Strenge gegen alle leichtfertigen Herrlein des Hofes. Oh! mein Gott! wie glücklich preise ich Sie, daß Sie noch ein Mädchen sind, und besonders, daß Sie sich glücklich fühlen, dieß zu sein.«

Andree erröthete, suchte zu lächeln und erwiderte:

»Es ist ein Gelübde, das ich gethan habe.«

»Und das Sie halten werden, meine schöne Vestalin?« fragte die Königin.

»Ich hoffe es.«

»Ah!« rief die Königin, »was fällt mir ein ...«

»Was, Eure Majestät?«

»Daß Sie, ohne verheirathet zu sein, doch seit gestern einen Herrn haben.«

»Einen Herrn, Madame?«

»Ja, Ihren theuren Bruder. Wie heißt er ... Philipp, glaube ich.«

»Ja, Madame, Philipp.«

»Er ist angekommen?«

»Seit gestern, wie Eure Majestät mir zu sagen die Gnade hatte.«

»Und Sie haben ihn noch nicht gesehen? Wie selbstsüchtig bin ich doch! ich entzog Sie ihm gestern, um Sie nach Paris mitzunehmen. Das ist in der That unverzeihlich.«

»Oh! Madame,« erwiderte Andree lächelnd, »ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen und Philipp auch.«

»Ist das sicher?« – »Ich stehe dafür.« – »Für Sie?« – »Für mich und für ihn.« – »Wie ist er?« – »Immer schön und gut, Madame.« – »Wie alt ist er nun?« – »Zweiunddreißig Jahre.«

»Armer Philipp! wissen Sie, daß ich ihn nun bald vierzehn Jahre kenne, und daß ich ihn von diesen vierzehn Jahren neun bis zehn nicht gesehen habe?«

»Will Eure Majestät die Gnade haben, ihn zu empfangen, so wird er glücklich sein, Eure Majestät zu versichern, daß die Abwesenheit den Gefühlen ehrfurchtsvoller Ergebenheit, die er für die Königin hegt, keinen Eintrag gethan hat.«

»Kann ich ihn sogleich sehen?«

»In einer Viertelstunde wird er zu den Füßen Eurer Majestät sein, wenn Eure Majestät es erlaubt.«

»Gut! gut! ich erlaube es, ich will es sogar.«

Die Königin vollendete kaum, als ein lebhaftes, rasches, geräuschvolles Wesen auf den Teppich des Ankleidezimmers sprang und ein lachendes, spöttisches Gesicht in demselben Spiegel zeigte, worin Marie Antoinette dem ihrigen zulächelte.

»Mein Bruder Artois,« sagte die Königin, »Sie haben mir in der That bange gemacht.«

»Einen guten Morgen Eurer Majestät,« erwiderte der junge Prinz, »wie hat Eure Majestät die Nacht zugebracht?«

»Sehr schlecht; ich danke, mein Bruder.«

»Und den Morgen?«

»Sehr gut.«

»Das ist die Hauptsache. Ich vermuthete soeben, die Prüfung sei glücklich überstanden worden, denn ich begegnete dem König, der mir köstlich zulächelte. Das ist das Vertrauen.«

Die Königin lachte; der Graf von Artois, der nicht mehr wußte, lachte auch, doch aus einem ganz andern Grund.

»Aber was fällt mir ein!« sagte er, »ich gedankenloser Mensch! Ich habe Fräulein von Taverney nicht einmal befragt, wie sie ihre Zeit angewendet.«

Die Königin schaute in ihren Spiegel, durch dessen Reflexe ihr nichts von dem, was im Zimmer geschah, entging.

Leonard hatte sein Werk beendigt, und von ihrem Frisirmantel von indischem Mousseline befreit, zog die Königin ihr Morgenkleid an.

Die Thüre öffnete sich.

»Ah!« sagte Marie Antoinette zum Grafen von Artois, »wenn Sie sich bei Andree nach Etwas erkundigen wollen, hier ist sie.«

Andree trat wirklich in demselben Augenblick ein; sie hielt an ihrer Hand einen schönen Cavalier, braun von Antlitz, mit schwarzen Augen, in denen ein tiefes Gepräge von Adel und Schwermuth unverkennbar, einen kräftigen Soldaten mit verständiger Stirne, einen Mann von ernster Haltung, einem von jenen schönen Portraits ähnlich, wie Coypel und Canisboroug sie gemalt haben.

Philipp von Taverney trug einen dunkelgrauen Rock, fein mit Silber gestickt, doch dieses Grau schien schwarz, dieses Silber schien Eisen zu sein; die weiße Halsbinde, der mattweiße Jabot stachen von der dunkelfarbigen Weste ab und der Puder der Frisur hob die männliche Energie der Gesichtshaut und der Züge hervor.

Philipp trat, eine Hand in der seiner Schwester, die andere um seinen Hut gerundet, vor.

»Eure Majestät,« sprach Andree, indem sie sich ehrerbietig verneigte, »hier ist mein Bruder.«

Philipp verbeugte sich ernst und langsam.

Als er den Kopf wieder erhob, hatte die Königin noch nicht aufgehört, in ihren Spiegel zu schauen. Sie sah allerdings in ihrem Spiegel Alles eben so gut, als wenn sie Philipp in's Gesicht geschaut hätte.

»Guten Morgen, Herr von Taverney,« sagte die Königin.

Und sie wandte sich um.

Sie war schön in jenem königlichen Glanz, der um ihren Thron her die Freunde des Königthums und die Anbeter des Weibes blendete. Sie hatte die Macht der Schönheit, und, man verzeihe uns diese Umkehrung des Gedankens, sie besaß die Schönheit der Macht.

Als Philipp sie lächeln sah, als er dieses durchsichtige, zugleich stolze und sanfte Auge auf sich geheftet fühlte, da erbleichte er und ließ an seiner ganzen Person die lebhafteste Aufregung gewahr werden.

»Herr von Taverney,« fuhr die Königin fort, »es scheint, Ihren ersten Besuch haben Sie uns gemacht? Meinen Dank hiefür!«

»Eure Majestät hat die Gnade, zu vergessen, daß es an mir ist, zu danken,« erwiderte Philipp.

»Wie viele Jahre sind vergangen, seitdem wir uns nicht mehr gesehen? ach! die schönste Zeit des Lebens.«

»Für mich, ja, Madame; doch nicht für Eure Majestät, für die alle Tage schöne Tage sind.«

Sie haben also viel Geschmack an America gefunden, Herr von Taverney, daß Sie dort geblieben sind, während alle Welt zurückkehrte?«

»Madame,« erwiderte Philipp, »Herr von Lafayette bedurfte, als er die neue Welt verließ, eines vertrauten Officiers, dem er einen Theil vom Commando der Hilfstruppen übergeben konnte, Herr von Lafayette hat dem zu Folge mich dem General Washington vorgeschlagen, der auch die Güte hatte, mich anzunehmen.«

»Es scheint, es kommen aus der neuen Welt, von der Sie sprechen, viele Helden zu uns zurück,« sprach die Königin.

»Eure Majestät sagt dieß nicht in Beziehung auf mich,« entgegnete Philipp lächelnd.

»Warum nicht?« versetzte die Königin.

Wann sich an den Grafen von Artois wendend:

»Betrachten Sie doch die schöne Miene und das martialische Aussehen des Herrn von Taverney, mein Bruder.«

Als Philipp sich so mit dem Grafen von Artois, den er nicht kannte, in Berührung gebracht sah, machte er einen Schritt gegen ihn und bat den jungen Prinzen durch eine Geberde um Erlaubniß, ihn begrüßen zu dürfen.

Der Graf machte ein Zeichen mit der Hand. Philipp verbeugte sich.

»Ein schöner Officier,« rief der junge Prinz, »ein edler Cavalier, dessen Bekanntschaft zu machen ich mich glücklich schätze. Was sind Ihre Absichten bei Ihrer Rückkehr nach Frankreich?«

Philipp schaute seine Schwester an.

»Sire,« sagte er, »das Interesse meiner Schwester beherrscht das meinige. Was sie will, daß ich thun soll, werde ich thun.«

»Es ist aber auch noch, wie ich glaube, Herr von Taverney Vater da?« versetzte der Graf von Artois.

»Gleichviel,« unterbrach ihn rasch die Königin, »es ist mir lieber, wenn Andree unter dem Schutze ihres Bruders und ihr Bruder unter Ihrer

Protection steht. Herr Graf, Sie werden sich des Herrn von Taverney annehmen. Nicht wahr, das ist abgemacht?«

Der Graf von Artois machte ein Zeichen der Einwilligung.

»Wissen Sie, daß uns sehr enge Bande vereinigen?« fuhr die Königin fort.

»Sehr enge Bande! Sie ... meine Schwester! Oh! ich bitte, erzählen Sie mir das.«

»Ja, Herr Philipp von Taverney war der erste Franzose, der sich meinen Augen bot, als ich in Frankreich ankam, und ich gelobte mir aufrichtig, das Glück des ersten Franzosen zu machen, den ich treffen würde.«

Philipp fühlte, wie ihm die Röthe zur Stirne stieg; er biß sich auf die Lippen, um unempfindlich zu bleiben.

Andree schaute ihn an und senkte dann ihren Kopf.

Marie Antoinette erhaschte einen der Blicke, welche Bruder und Schwester mit einander wechselten. Wie hätte sie errathen sollen, was Alles ein solcher Blick an schmerzlich angehäuften Geheimnissen verbarg!

Marie Antoinette wußte Nichts von den Ereignissen, die wir in der ersten Abtheilung dieser Geschichte erzählt haben.

Die Königin schrieb die sichtbare Traurigkeit, die sie wahrnahm, einer andern Ursache zu. Warum sollte Herr von Taverney, während sich so viele Leute im Jahre 1774 in die Dauphine verliebten, nicht auch ein wenig an dieser epidemischen Liebe für die Tochter Maria Theresia's gelitten haben?

Nichts ließ diese Vermuthung als unwahrscheinlich betrachten: nicht einmal die im Spiegel vorgenommene Inspection der Schönheit des Mädchens, das nun Frau und Königin geworden.

Marie Antoinette schrieb daher den Seufzer Philipps einer vertraulichen Mittheilung dieser Art zu, die der Bruder der Schwester gemacht; sie lächelte dem Bruder und liebkoste die Schwester mit ihren freundlichsten Blicken. Sie hatte nicht ganz errathen, sie hatte sich nicht ganz getäuscht;

und bei dieser unschuldigen Coketterie, in der Niemand ein Verbrechen sieht, war die Königin stets Weib; sie setzte ihren Ruhm darein, geliebt zu sein. Gewisse Seelen haben dieses Anstreben zur Sympathie von Allem, was sie umgibt. Das sind nicht die am wenigsten edeln Seelen dieser Welt.

Ach! Du arme Königin, es wird ein Augenblick kommen, wo Du dieses Lächeln gegen die Leute, die Dich lieben, das man Dir zum Vorwurf macht, vergebens an die Leute, die Dich nicht mehr lieben, richten wirst!

Der Graf von Artois näherte sich Philipp, während sich die Königin mit Andree über den Besatz eines Jagdkleides berieth.

»Sagen Sie mir im Ernste,« sprach der Graf von Artois, »ist Herr von Washington wirklich ein großer General?«

»Ein großer Mann, ja, Monseigneur.«

»Und welchen Effect machten die Franzosen dort?«

»Denselben im Guten, den die Engländer im Bösen machten.«

»Einverstanden; Sie sind ein Anhänger der neuen Ideen, mein lieber Herr Philipp von Taverney. Haben Sie aber Eines wohl bedacht?«

»Was, Monseigneur? Ich gestehe, daß ich dort auf dem Rasen der Lager, in den Savannen am Ufer der großen Seen oft Zeit gehabt habe, über viele Dinge nachzudenken.«

»Nun denn! darüber zum Beispiel, daß Sie, indem Sie dort Krieg führten, dieß weder gegen die Indianer, noch gegen die Engländer thaten.«

»Gegen wen denn, Monseigneur?«

»Gegen uns.«

»Oh! Monseigneur, ich werde Sie nicht Lügen strafen; das ist wohl möglich.«

»Sie gestehen . . .«

»Ich gebe den unglücklichen Gegenschlag eines Ereignisses zu, das die Monarchie gerettet hat.«

»Ja, doch ein Gegenschlag kann tödtlich für diejenigen sein, die vom ursprünglichen Unfall genesen waren.«

»Leider, Monseigneur.«

»Darum halte ich die Siege der Herren Washington und von Lafayette für kein so großes Glück, wie man das behauptet. Das ist Selbstsucht, ich will es nicht in Abrede ziehen, doch glauben Sie mir, es ist nicht Egoismus für mich allein.«

»Oh! Monseigneur.«

»Und wissen Sie, warum ich Sie mit allen meinen Kräften unterstützen werde?«

»Monseigneur, was auch die Ursache sein mag, ich werde Eurer Königlichen Hoheit den innigsten Dank wissen.«

»Mein lieber Herr von Taverney, Sie gehören nicht zu denjenigen, welche die Trompete auf unseren Gassen heroisirt hat. Sie haben Ihren Dienst muthig durchgemacht, Sie haben sich aber nicht unablässig in das Mundstück der Trompete gesteckt, man kennt Sie in Paris nicht, darum liebe ich Sie. Im andern Fall ... Oh! meiner Treue ... Herr von Taverney, im andern Fall ... sehen Sie, ich bin Egoist.«

Hierauf küßte der Prinz der Königin lachend die Hand, grüßte Andree mit einer freundlichen, viel liebreicheren Miene, als das bei Frauen seine Gewohnheit war, die Thüre öffnete sich und er verschwand.

Die Königin brach nun mit einem gewissen Ungestüm ihr Gespräch mit Andree ab, wandte sich gegen Philipp um und fragte ihn:

»Haben Sie Ihren Vater gesehen, mein Herr?«

»Ich fand ihn, ehe ich hierher kam, in den Vorzimmern; meine Schwester hatte mich benachrichtigen lassen.«

»Warum haben Sie Ihren Vater nicht zuerst besucht?«

»Ich schickte meinen Kammerdiener und mein geringfügiges Gepäcke zu ihm, Madame; Herr von Taverney schickte mir aber den Burschen mit dem Befehl zurück, mich zuerst zum König oder zu Eurer Majestät zu begeben.«

»Und Sie haben gehorcht?«

»Ich fühlte mich glücklich, zu gehorchen, Madame; ich konnte auf diese Art meine Schwester umarmen.«

»Das Wetter ist herrlich,« rief die Königin mit einer freudigen Bewegung. »Frau von Misery, morgen wird der Schnee geschmolzen sein, ich brauche sogleich einen Schlitten.«

Die erste Kammerfrau ging weg, um den Befehl zu vollziehen.

»Und meine Chocolade hierher,« fügte die Königin bei.

»Eure Majestät wird nicht frühstücken,« rief Frau von Misery; »oh! Eure Majestät hat gestern schon nicht zu Nacht gespeist.«

»Sie täuschen sich, meine liebe Misery, wir haben zu Nacht gespeist. Fragen Sie Fräulein von Taverney.«

»Und zwar sehr gut,« erwiderte Andree.

»Dessen ungeachtet werde ich meine Chocolade zu mir nehmen,« sagte die Königin. »Geschwind, geschwind, meine gute Misery: diese schöne Sonne lockt mich an. Es werden viele Leute auf dem Schweizer-Teich sein?«

»Gedenkt Eure Majestät Schlittschuh zu laufen?« fragte Philipp.

»Oh! Sie werden über uns spotten, Herr Americaner,« rief die Königin, »Sie, der Sie die ungeheuren Seen durchlaufen haben, auf denen man mehr Meilen macht, als wir hier Schritte machen.«

»Madame,« erwiderte Philipp, »hier hat Eure Majestät ihre Lust an der Kälte und am Weg, dort stirbt man daran.«

»Oh! da kommt meine Chocolade. Andree, Sie werden eine Tasse nehmen!«

Andree erröthete vor Vergnügen und verbeugte sich.

»Sie sehen, Herr von Taverney, ich bin immer dieselbe, die Etikette eckelt mich an, wie früher. Erinnern Sie sich der früheren Zeit, Herr Philipp, haben Sie sich verändert?«

»Nein, Madame,« erwiderte er mit kurzem Ton, »nein, ich habe mich nicht verändert, wenigstens nicht, was das Herz betrifft.«

»Wenn Sie dasselbe Herz bewahrt haben, so danken wir Ihnen, da das Herz gut war, auf unsere Weise,« sprach heiter die Königin. »Eine Tasse für Herrn von Taverney, Frau von Misery.«

»Oh! Madame,« rief Philipp ganz verwirrt, »es kann Eurer Majestät nicht Ernst sein; eine solche Ehre einem armen, dunkeln Soldaten, wie ich!«

»Einem alten Freund!« rief die Königin, »so ist es. Dieser Tag macht mir alle Wohlgerüche der Jugend zu Gehirn steigen; dieser Tag findet mich glücklich, frei, stolz und toll... Dieser Tag erinnert mich an meine ersten Tage in meinem geliebten Trianon, an die muthwilligen Streiche, die wir, Andree und ich, machten; dieser Tag erinnert mich an meine Rosen, an meine Erdbeeren, an mein Eisenkraut, an die Vögel, die ich in meinen Blumenbeeten zu bespähen suchte. An Alles, bis auf meine lieben Gärtner, deren gute Gesichter immer eine neue Blume, eine schmackhafte Frucht bedeuteten, an Herrn von Jussieu, an das Original Rousseau, der todt ist. Dieser Tag, sage ich Ihnen, dieser Tag macht mich toll. Aber was haben Sie, Andree? Sie sind roth. Was haben Sie, Herr Philipp? Sie sind bleich?«

Das Gesicht der zwei jungen Leute hatte wirklich diese grausame Erinnerung, in der die unbestimmte Gestalt von Gilbert schwebte, schlecht ausgehalten.

Aber beide riefen bei den letzten Worten der Königin ihren Muth zu Hilfe.

»Entschuldigen Sie mich, Madame, ich habe mir den Gaumen verbrannt,« sagte Andree,

»Und ich, Madame,« sprach Philipp, »ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß mich Eure Majestät beehrt, wie einen vornehmen Mann.«

»Gut, gut,« unterbrach ihn Marie Antoinette, indem sie selbst Chocolade in die Tasse Philipps goß, »Sie sind ein Soldat, wie Sie gesagt haben, und als solcher an das Feuer gewöhnt; verbrennen Sie sich muthig mit der Chocolade, ich habe nicht Zeit, zu warten.«

Hiebei lachte die Königin. Philipp nahm aber die Sache im Ernst, wie es ein Landmann hätte thun können; nur daß er aus Heldenmuth vollbrachte, was dieser aus Verlegenheit gethan haben würde.

Die Königin verlor ihn nicht aus dem Blick: ihr Gelächter verdoppelte sich.

»Sie haben einen vollkommenen Character,« sagte sie.

Und sie stand auf.

Schon hatten ihr ihre Frauen einen reizenden Hut, einen Hermelinmantel und Handschuhe gegeben.

Die Toilette Andree's war eben so schnell gemacht.

Philipp nahm seinen Hut unter den Arm und folgte den Damen.

»Herr von Taverney,« sagte die Königin, »Sie dürfen mich nicht verlassen. Ich will heute, aus Politik, einen Americaner confisciren. Gehen Sie zu meiner Rechten, Herr von Taverney.«

Taverney gehorchte; Andree trat an die Linke der Konigin.

Als die Königin die große Treppe hinabging, als die Trommeln den Feldmarsch rasselten, als die Töne der Trompeten der Gardes-du-Corps und das Klirren der Gewehre, die man bereit hielt, vom Winde der Vorhallen getragen, in den Palast hinaufstiegen, da machten dieses königliche

Gepränge, diese Ehrfurcht Aller, diese Anbetungen, die dem Herzen der Königin gezollt wurden und unter Wegs Taverney begegneten, da machten, sagen wir, diese Triumphe den zuvor schon verwirrten Kopf Taverney's schwindeln; ein Fieberschweiß perlte auf seiner Stirne; seine Schritte waren unsicher. Ohne den Wirbel der Kälte, der seine Augen und seine Lippen traf, wäre er sicherlich ohnmächtig geworden.

Es war dieß für den jungen Mann nach so vielen traurig im Kummer und in der Verbannung aufgezehrten Tagen eine zu plötzliche Rückkehr zu den Freuden des Stolzes und des Herzens.

Während sich auf dem Wege der von Schönheit strahlenden Königin die Stirnen beugten und die Gewehre präsentirt wurden, blieb ein kleiner Greis, den die Befangenheit die Etikette vergessen ließ, den Kopf vorgestreckt, das Auge auf Taverney und auf die Königin geheftet, unbeweglich, statt seinen Kopf und seine Blicke zu senken.

Sobald die Königin sich entfernte, brach der kleine Greis aus seiner Reihe, mit dem Spalier, das sich um ihn her auflöste, und man sah ihn so hastig laufen, als es ihm seine kleinen, siebenzigjährigen Beine erlaubten.

IX.

Der Schweizer-Teich.

Jedermann kennt das in der schönen Jahreszeit bläuliche, schillernde, im Winter weiße, runzelige Viereck, das man noch heute den Schweizer-Teich nennt.

Eine Allee von Linden, die ihre röthlichen Arme freudig in der Sonne ausstrecken, begränzt jedes Ufer des Teiches; diese Allee ist von Spaziergängern jedes Alters und jedes Rangs bevölkert, die sich an dem Schauspiel der Schlitten und der Schlittschuhläufer ergötzen.

Die Toiletten der Frauen bieten das glänzende Gemische des ein wenig beengenden Luxus vom alten Hof und der etwas launenhaften Ungezwungenheit der neuen Mode.

Die hohen Frisuren, die dunkeln Schleier, jugendliche Stirnen beschattend, die Stoffhüte in großer Mehrheit, die Pelzmäntel und die weiten Falten der seidenen Kleider bilden ein wunderliches Gemenge mit den orangefarbigen Röcken, den himmelblauen Ueberröcken, den gelben Livreen und den großen weißen Leviten.

Die blau und rothen Bedienten durchschneiden diese ganze Menge wie Klatschrosen und Kornblumen, die der Wind zwischen den Aehren oder auf dem Klee wogen läßt.

Zuweilen ward ein Schrei in der Versammlung hörbar; Saint-Georges, der kühne Schlittschuhläufer, hat einen so vollkommenen Kreis ausgeführt, daß ein Geometer, der denselben messen würde, keinen merklichen Fehler fände.

Während die Ufer des Teiches mit einer solchen Anzahl von Zuschauern bedeckt sind, daß sie durch die Berührung erwärmen und von fern aussehen, wie ein buntscheckiger Teppich, über dem ein Dunst schwebt, der

des Hauches, dessen sich die Kälte bemächtigt, bietet der Teich selbst, zu einem dichten Eisspiegel geworden, den geschmücktesten und besonders beweglichsten Anblick.

Hier ist es ein Schlitten, den drei ungeheure Molosse, nach russischer Manier angespannt, über das Eis hinfliegen machen.

In eine Sammetdecke gekleidet, darauf Wappen gestickt, auf dem Kopf flatternde Federn, gleichen die Hunde jenen chimärischen Thieren in den Teufelsscenen von Callot ober den Hexenbildern von Goya.

Nachlässig in seinem Schlitten sitzend, der mit Tigerfellen ausgestopft ist, neigt sich ihr Gebieter, Herr von Lauzun, auf die Seite, um frei zu athmen, was er wahrscheinlich nicht vermöchte, wenn er dem Strome des Windes folgen würde.

Einzelne Schlitten von bescheidenem Aussehen suchen da und dort sich abzusondern. Eine ohne Zweifel der Kälte wegen verlarvte Dame fährt in einem dieser Schlitten, während ein schöner Schlittschuhläufer in weitem Sammtüberrock mit goldenen Schnüren und Litzen sich auf die Lehnen neigt, um dem Schlitten, den er zugleich antreibt und lenkt, einen rascheren Impuls zu geben.

Die Worte werden zwischen der verlarvten Dame und dem Schlittschuhläufer im Sammetüberrock im Bereiche des Hauches ausgetauscht, und Niemand könnte diese Rendezvous unter dem Himmelsgewölbe im Angesicht von ganz Versailles tadeln.

Was ist den Andern daran gelegen, was sie sagen, da man sie sieht? was ist ihnen daran gelegen, daß man sie sieht, da man sie nicht hört? Sie fuhren offenbar inmitten dieser ganzen Welt ein abgesondertes Leben; sie ziehen durch die Menge wie Wandervögel. Wohin gehen sie? Nach der unbekannten Welt, welche jede Seele sucht und die man das Glück nennt. Plötzlich entsteht unter diesen Sylphen, die mehr gleiten als gehen, eine große Bewegung, erhebt sich ein gewaltiger Tumult.

Es ist nämlich die Königin beim Schweizer-Teich erschienen, man hat sie erkannt und schickt sich an, ihr den Platz zu überlassen; doch durch ein

Zeichen mit der Hand bedeutet sie Jedem, er möge bleiben. Der Ruf: es lebe die Königin! ertönt; die ertheilte Erlaubniß benützend bilden die fliegenden Schlittschuhläufer und die Schlitten, die man treibt, wie durch eine electrische Bewegung einen Kreis um die Stelle, wo die erhabene Fürstin angehalten hat.

Die allgemeine Aufmerksamkeit ist auf sie gerichtet.

Die Männer nähern sich durch geschickte Manöver; die Frauen machen sich mit einer ehrfurchtsvollen Wohlanständigkeit zurecht; Jeder findet ein Mittel, sich mit der Gruppe der Cavaliere und der hohen Officiere zu vermischen, welche der Königin ihre Huldigung darbringen.

Unter den Hauptpersonen, die das Publikum wahrgenommen hat, ist eine sehr bemerkenswerthe, die, statt dem allgemeinen Impuls zu folgen und der Königin entgegen zu kommen, sobald sie ihre Toilette und ihre Umgebung erkennt, ihren Schlitten verläßt und sich in eine Gegenallee wirft, wo sie mit den Leuten ihres Gefolges verschwindet.

Der Graf von Artois, den man unter der Zahl der leichtesten und zierlichsten Schlittschuhläufer gewahrte, durcheilte nicht zuletzt den Raum, der ihn von seiner Schwägerin trennte.

Er küßte ihr die Hand und flüsterte ihr zugleich zu:

»Sehen Sie, wie unser Bruder, Herr von Provence, uns aus dem Wege geht.«

So sprechend, deutete er mit dem Finger auf die Königliche Hoheit, die mit großen Schlitten in das mit Reif bedeckte Gehölz ging, um auf einem Umweg ihren Wagen aufzusuchen.

»Er will nicht, daß ich ihm Vorwürfe mache,« sagte die Königin.

»Oh! was die Vorwürfe betrifft, die er erwartet, so ist das meine Sache, und nicht darum fürchtet er Sie.«

»Seines Gewissens wegen also?« fragte die Königin mit ernstem Tone.

»Aus einem andern Grund, meine Schwester.«

»Warum denn?«

»Ich will es Ihnen sagen. Er hat erfahren, daß Herr von Suffren, der glorreiche Sieger, diesen Abend ankommen soll, und da die Nachricht wichtig ist, so will er Sie dieselbe nicht wissen lassen.«

Die Königin sah um sich her einige Neugierige, deren Ohren der Respect nicht so sehr entfernte, daß sie nicht die Worte ihres Schwagers hören konnten. »Herr von Taverney,« sagte sie, »haben Sie die Güte, für meinen Schlitten besorgt zu sein, und wenn Ihr Vater da ist, umarmen Sie ihn; ich gebe Ihnen für eine Viertelstunde Urlaub.«

Der junge Mann verbeugte sich und durchschritt die Menge, um den Befehl der Königin zu vollziehen.

Auch die Menge hatte begriffen, sie hat zuweilen wunderbare Instincte; sie erweiterte den Kreis, und die Königin und der Graf von Artois waren bequemer gestellt.

»Mein Bruder,« sagte nun die Königin, »ich bitte, erklären Sie mir, was mein Schwager dabei gewinnt, daß er mir die Ankunft des Herrn von Suffren nicht mittheilt?«

»Oh! meine Schwester, ist es denn möglich, daß Sie, Weib, Königin und Feindin, die Absicht dieser schlauen Politik nicht sogleich auffassen? Herr von Suffren kommt an, Niemand weiß es bei Hofe. Herr von Suffren ist der Held der indischen Meere und hat folglich auf einen prachtvollen Empfang in Versailles Anspruch zu machen. Herr von Suffren kommt also an. Dem König ist seine Ankunft unbekannt; der König vernachlässigt ihn, ohne es zu wissen, und folglich, ohne es zu wollen; Sie ebenso, meine Schwester. Wahrend dieser Zeit empfängt Herr von Provence, der die Ankunft des Herrn von Suffren weiß, ganz im Gegentheil den siegreichen Seemann, lächelt ihm zu, schmeichelt ihm, macht Verse auf ihn und wird, indem er sich an den Helden Indiens anhängt, der Held Frankreichs.«

»Das ist klar,« sagte die Königin.

»Ich glaube wohl, bei Gott!«

»Sie vergessen nur einen Punkt, mein lieber Zeitungsmann.«

»Welchen?«

»Woher wissen Sie dieses ganze schöne Project unseres lieben Bruders und Schwagers?«

»Woher ich es weiß! Das ist ganz einfach! wie ich Alles weiß, was er thut. Da ich bemerkte, daß Herr von Provence es sich zur Aufgabe machte, Alles in Erfahrung zu bringen, was ich thue, so bezahle ich Leute, die mir Alles sagen, was er thut. Oh! das kann mir dereinst nützlich sein, meine Schwester, – und Ihnen auch.«

»Ich danke für Ihr Bündniß, mein Bruder; doch der König?«

»Oh! der König ist benachrichtigt.«

»Durch Sie?«

»Nein, durch seinen Marineminister, den ich zu ihm geschickt habe. Sie begreifen; dieß Alles geht mich Nichts an; ich bin zu leichtfertig, zu sehr Verschwender, zu tollköpfig, um mich um Dinge von dieser Wichtigkeit zu bekümmern.«

»Und der Marineminister wußte auch nichts von der Ankunft des Herrn von Suffren in Frankreich?«

»Ei! mein Gott, meine liebe Schwester, nicht wahr, Sie haben in den vierzehn Jahren, seit Sie Dauphine oder Königin von Frankreich sind, genug Minister kennen gelernt, um zu wissen, daß eine wichtige Sache diesen Herrn stets unbekannt ist? Nun denn! ich habe den unsern in Kenntniß gesetzt, und er ist enthusiasmirt.«

»Ich glaube es wohl.«

»Sie begreifen, meine Schwester, das ist ein Mensch, der mir sein Leben lang dankbar sein wird, und ich bedarf gerade seiner Dankbarkeit.«

»Wozu?«

»Um ein Anlehen zu negociren.«

»Oh!« rief die Königin lachend, »nun verderben Sie mir Ihre schöne Handlung.«

»Meine Schwester,« erwiderte der Graf von Artois mit ernster Miene, »Sie müssen Geld nöthig haben, und ich stelle, so wahr ich ein Sohn Frankreichs bin, die Hälfte der Summe, die ich erhalten werde, zu Ihrer Verfügung.«

»Oh! mein Bruder,« rief Marie Antoinette, »behalten Sie das Ganze; ich brauche, Gott sei Dank, in diesem Augenblicke nichts.«

»Teufel! warten Sie nicht so lange, um meine Zusage in Anspruch zu nehmen.«

»Warum dieß?«

»Weil ich, wenn Sie länger warten würden, nicht mehr im Stande sein dürfte, mein Versprechen zu halten.«

»Nun, in diesem Fall werde ich es auch so einrichten, daß ich irgend ein Staatsgeheimniß entdecke.«

»Meine Schwester, Sie bekommen kalt,« versetzte der Graf von Artois. »Ihre Wangen werden blau, das muß ich Ihnen sagen.«

»Hier kehrt Herr von Taverney mit meinem Schlitten zurück.« – »Dann bedürfen Sie meiner nicht mehr?« – »Nein.« – »So jagen Sie mich fort, ich bitte Sie.« – »Warum? Bilden Sie sich etwa ein, Sie beengen mich in irgend einer Hinsicht?« – »Nein; aber ich bedarf meiner Freiheit.« – »Gott befohlen also!« – »Auf Wiedersehen, theure Schwester.« – Wann?« – »Diesen Abend.« – »Was ist denn diesen Abend?« – »Es ist noch Nichts, aber es wird Etwas sein.« – »Was denn?« – »Große Gesellschaft beim Spiel des Königs.« – »Warum dieß?« – Weil der Herr Minister heute Abend Herrn von Suffren bringen wird.« –- »Sehr gut. Heute Abend also.«

Bei diesen Worten grüßte der junge Prinz seine Schwägerin mit der ihm angeborenen anmuthsvollen Artigkeit und verschwand in der Menge.

Taverney Vater hatte seinem Sohne nachgeschaut, während er sich von der Königin entfernte, um sich mit dem Schlitten zu beschäftigen.

Bald aber war sein wachsamer Blick zu der Königin zurückgekehrt.

Das belebte Gespräch zwischen Marie Antoinette und ihrem Schwager bereitete ihm einige Unruhe, denn dieses Gespräch schnitt die seinem Sohn kurz zuvor von der Königin erwiesene Vertraulichkeit entzwei.

Er beschränkte sich auch darauf, daß er Philipp eine freundliche Geberde machte, als dieser vollends die zur Abfahrt des Schlittens unerläßlichen Vorbereitungen traf; und als der junge Mann nach der Vorschrift der Königin seinen Vater umarmen wollte, den er zehn Jahre nicht umarmt hatte, wies ihn dieser zurück und sagte:

»Später, später; komm nach Deinem Dienst heim, dann wollen wir plaudern.«

Philipp entfernte sich, und der Baron sah zu seiner Freude, daß der Graf von Artois von der Königin Abschied genommen hatte.

Diese stieg in den Schlitten und ließ Andree mit sich einsteigen; als aber zwei große Heiducken erschienen, um den Schlitten anzutreiben, sagte sie:

»Nein, nein, ich will nicht auf diese Art fahren; laufen Sie nicht Schlittschuh, Herr von Taverney?«

»Verzeihen Sie, Madame,« erwiderte Philipp.

»Geben Sie dem Herrn Chevalier Schlittschuhe,« befahl die Königin,

Dann wandte sie sich zu ihm um und fügte bei:

»Ich weiß nicht, was mir sagt, Sie laufen so gut Schlittschuh als Saint-Georges.«

»Früher schon lief Philipp sehr zierlich,« sagte Andree.

»Und nun kennen Sie keinen Nebenbuhler mehr, nicht wahr, Herr von Taverney?«

»Madame,« antwortete Philipp, »da Eure Majestät dieses Zutrauen zu mir hat, so werde ich thun, was ich nur immer vermag.«

So sprechend, hatte sich Philipp schon mit Schlittschuhen, so scharf und einschneidend, wie Klingen, versehen.

Er stellte sich hierauf hinter den Schlitten, gab ihm mit einer Hand den Impuls und die Fahrt begann.

Man sah nun ein seltsames Schauspiel.

Saint-Georges, der König der Gymnasten, Saint-Georges, der zierliche Mulatte, der Mann der Mode, der in allen Leibesübungen Ausgezeichnete, Samt-Georges erhielt einen Nebenbuhler in dem jungen Mann, der es wagte, sich neben ihm auf die Laufbahn zu werfen.

Augenblicklich umschwebte er auch den Schlitten der Königin mit so ehrerbietigen, so reizenden Verbeugungen, daß nie ein auf dem Boden von Versailles sehr fester Höfling sich so verführerisch angestellt hatte. Er beschrieb um den Schlitten die raschesten und richtigsten Kreise; er umschlang ihn mit einer Reihe von wunderbar verschlungenen Ringen, so daß die neue krumme Linie immer der Ankunft des Schlittens zuvorkam, der ihn hinter sich ließ, worauf er mit einem kräftigen Schlittschuhstoß Alles wieder gewann, was er durch den Umkreis verloren hatte.

Keiner konnte, auch nur mit dem Blick, ohne betäubt und geblendet zu werden, diesem Manöver folgen.

Hierdurch angespornt, faßte Philipp einen verwegenen Entschluß; er trieb den Schlitten mit einer so furchtbaren Geschwindigkeit an, daß Saint-Georges, statt sich vor ihm zu befinden, seinen Kreis hinter ihm vollendete, und als die Schnelligkeit des Schlittens vielen Leuten Angstschreie auspreßte, welche die Königin hätten erschrecken können, sagte er:

»Wenn Eure Majestät es wünscht, werde ich anhalten oder wenigstens langsamer fahren.«

»Oh! nein, nein,« rief die Königin mit dem Ungestüm, mit dem sie bei der Arbeit, wie bei dem Vergnügen zu Werke ging, »nein, ich habe keine Angst. Schneller, wenn Sie können, Chevalier, schneller!«

»Oh! desto besser! Ich danke für die Erlaubniß, Madame. Ich halte Sie gut, verlassen Sie sich auf mich.«

Und als seine kräftige Hand sich abermals am Triangel der Lehne befestigte, war die Bewegung so gewaltig, daß der ganze Schlitten zitterte.

Es war als hätte er ihn mit ausgestrecktem Arm aufgehoben.

Dann legte er seine zweite Hand an den Schlitten, was er bis jetzt zu thun verachtet hatte, und riß die Maschine fort, die ein Spielzeug unter seinen stählernen Armen geworden war.

Von diesem Augenblick an kreuzte er jeden der Kreise von Saint-Georges durch noch größere Kreise, so daß sich der Schlitten wie der geschmeidigste Mensch bewegte und sich seiner ganzen Länge nach hin und her drehte, als handelte es sich um die einfachen Sohlen, auf denen Saint-Georges das Eis bearbeitete. Trotz des Gewichts, trotz der Ausdehnung, hatte sich der Schlitten der Königin zum Schlittschuh gemacht. Er drehte sich, er flog, er wirbelte wie ein Tänzer.

Anmuthiger, seiner, pünktlicher in seinen Wendungen, fing Saint-Georges an, unruhig zu werden; er lief schon seit einer Stunde Schlittschuh. Als ihn Philipp ganz in Schweiß gebadet sah, als er die Anstrengungen seiner bebenden Kniebeugungen wahrnahm, beschloß er, ihn durch die Ermattung niederzukämpfen.

Er veränderte den Lauf, verzichtete auf die Kreise, die ihm die Mühe machten, den Schlitten jedesmal aufzuheben, und trieb die Equipage gerade aus.

Der Schlitten schoß rascher als ein Pfeil fort.

Saint-Georges hätte ihn mit einem einzigen Stoße bald eingeholt, aber Philipp ergriff den Augenblick, wo der zweite Impuls den Schwung des ersten vervielfältigt; er trieb auf eine noch unberührte Eislage und zwar von solcher Starrheit, daß er selbst zurückblieb.

Samt-Georges rannte fort, um den Schlitten einzuholen. Aber alle seine Kräfte zusammenraffend, glitt Philipp so fein auf der äußersten Krümmung des Schlittschuhs, daß er Saint-Georges voranfuhr und seine beiden Hände auf den Schlitten legte. Mit einer herculischen Bewegung drehte er hierauf den Schlitten völlig um und trieb ihn abermals in entgegengesetzter Richtung an, wahrend Saint-Georges, durch eine äußerste Anstrengung fortgerissen, im Laufe nicht anhalten konnte und, einen unwiederbringlichen Raum verlierend, ganz in der Entfernung blieb.

Die Luft erscholl von einem solchen Beifallsgeschrei, daß Philipp vor Scham erröthete.

Er war jedoch sehr erstaunt, als die Königin, nachdem sie selbst in die Hände geklatscht hatte, sich gegen ihn umwandte und mit dem Ausdruck einer wollüstigen Beklemmung zu ihm sagte:

»Oh! Herr von Taverney, nun, da der Sieg Ihnen geblieben ist, Gnade! Gnade! Sie würden mich tödten!«

X.

Der Versucher.

Auf diesen Befehl oder vielmehr auf diese Bitte der Königin zog Philipp seine stählernen Muskeln zusammen, klammerte sich auf seinen Kniebeugen fest, und der Schlitten hielt kurz an, wie das arabische Pferd, das im Sande der Ebene auf seinen Häcksen bebt.

»Und nun ruhen Sie aus,« sagte die Königin, während sie ganz schwankend aus dem Schlitten stieg. »Ich hätte in der That nie geglaubt, daß die Geschwindigkeit so berauschend ist. Sie hätten mich beinahe toll gemacht.«

Und sie stützte sich wirklich ganz wankend auf Philipps Arm.

Ein Beben des Erstaunens; das diese ganze goldbetreßte, buntscheckige Menge durchlief, verkündigte ihr, daß sie abermals einen jener Fehler gegen die Etikette begangen hatte, die in den Augen der Eifersucht und des Knechtsinnes so unverzeihlich sind.

Ganz betäubt durch dieses Uebermaß von Ehre zitterte Philipp stärker und war beschämter, als wenn seine Fürstin ihn öffentlich beleidigt hätte.

Er schlug die Augen nieder; sein Herz pochte, daß die Brust beinahe zersprungen wäre.

Eine seltsame Aufregung, ohne Zweifel von ihrer Fahrt herrührend, erfaßte auch die Königin, denn sie zog ihren Arm sogleich wieder zurück, nahm den des Fräuleins von Taverney und forderte einen Stuhl.

Man brachte ihr einen kleinen Feldstuhl.

»Verzeihen Sie, Herr von Taverney,« sagte sie zu Philipp.

Dann fügte sie plötzlich leise bei:

»Mein Gott! es ist doch ein großes Unglück, unablässig von Neugierigen und Einfaltspinseln umgeben zu sein.«

Die gewöhnlichen Kavaliere und die Ehrendamen hatten ihre Nähe wieder erreicht, und verschlangen mit ihren Augen Philipp, der, um seine Röthe zu verbergen, seine Schlittschuhe aufschnürte.

Nachdem dieß geschehen war, wich Philipp zurück, um den Höflingen den Platz zu überlassen.

Die Königin blieb einige Augenblicke nachdenklich. Dann erhob sie das Haupt und sprach:

»Oh! ich fühle, daß ich mich erkälten würde, wenn ich so unbeweglich bliebe; noch eine Fahrt.«

Und sie stieg wieder in den Schlitten.

Philipp wartete auf einen Befehl, aber vergebens.

Da traten zwanzig Edelleute heran.

»Nein, meine Herren, ich danke Ihnen; meine Heiducken,« sagte sie.

Dann, als die Bedienten an ihren Posten waren, sprach sie zu diesen:

»Sachte, nur sachte.«

Und sie schloß die Augen und überließ sich einer inneren Träumerei.

Der Schlitten entfernte sich, wie es die Königin befohlen hatte, sachte, gefolgt von einer Menge von Gierigen, Neugierigen und Eifersüchtigen.

Philipp blieb allein und wischte die Schweißtropfen von seiner Stirne.

Er suchte mit den Augen Saint-Georges, um ihn über seine Niederlage durch irgend ein redliches Compliment zu trösten.

Doch dieser hatte eine Botschaft vom Herzog von Orleans, seinem Protector, erhalten und war schon vom Schlachtfeld abgegangen.

Ein wenig traurig, ein wenig müde und beinahe selbst erschrocken über das Vorgefallene, blieb Philipp unbeweglich an seinem Platz und schaute dem Schlitten der Königin nach, als er etwas seine Seite streifen fühlte.

Er wandte sich um und erkannte seinen Vater.

Ganz zusammengeschrumpft wie eine Hoffmann'sche Figur, ganz in Pelze gehüllt wie ein Samojede, hatte der kleine Greis seinen Sohn mit dem Ellenbogen gestoßen, um die Hände nicht aus seinem Muff thun zu müssen, den er an seinem Kragen trug.

Seine Augen blitzten vor Freude.

»Du umarmst mich nicht, mein Sohn?« sagte er.

Er sprach diese Worte mit dem Ton, den der Vater des griechischen Athleten annehmen mußte, wenn er dem Sohn für den Sieg dankte, den er im Circus davongetragen.

»Mein lieber Vater, von ganzem Herzen,« erwiderte Philipp.

Aber es ließ sich begreifen, daß keine Harmonie zwischen dem Ton der Worte und ihrer Bedeutung herrschte.

»Gut, gut, und nun, da Du mich umarmt hast, geh geschwind!« sagte der Baron.

Und er schob seinen Sohn vorwärts.

»Wohin soll ich denn gehen, mein Herr?« fragte Philipp.

»Dorthin, bei Gott.«

»Dorthin?«

»Ja, zur Königin.«

»Oh! nein! mein Vater, ich danke.«

»Wie, nein! Wie, ich danke! Bist Du verrückt? Du willst nicht die Königin wieder einholen?«

»Nein, das ist unmöglich; es kann nicht Ihr Ernst sein, mein Vater.«

»Wie! unmöglich, die Königin einzuholen, die Dich erwartet?«

»Die mich erwartet?«

»Ja, ja, die Königin, die nach Dir begehrt?«

»Die nach mir begehrt?« sprach Taberney, den Baron starr anschauend.

Und er fügte kalt bei:

»In der That, mein Vater, ich glaube, Sie vergessen sich.«

»Bei meinem Ehrenwort, das ist zum Erstaunen!« rief der Greis, indem er sich aufrichtete und mit dem Fuß stampfte. »Ah! Philipp, mache mir das Vergnügen, und sage mir ein wenig, ob Du verrückt bist?«

»Mein Herr,« erwiderte der Chevalier traurig, »wahrlich, ich fürchte eine Gewißheit zu erlangen.«

»Welche?«

»Daß Sie meiner spotten, oder daß ...«

»Oder daß?«

»Verzeihen Sie, mein Vater, – daß Sie närrisch werden.«

Der Greis packte seinen Sohn mit einer so energischen, nervösen Bewegung beim Arme, daß der junge Mann vor Schmerz die Stirne faltete.

»Hören Sie, Herr Philipp,« sagte der Greis, »ich weiß wohl, America ist ein von Frankreich sehr weit entferntes Land.«

»Ja, mein Vater, weit entfernt,« wiederholte Philipp; »aber ich begreife nicht, was Sie damit sagen wollen. Ich bitte, erklären Sie sich doch.«

»Ein Land, wo es weder einen König noch eine Königin gibt.«

»Noch Unterthanen.«

»Sehr gut! Auch keine Unterthanen, Herr Philosoph; ich leugne das nicht. Dieser Punkt interessirt mich keineswegs und ist mir sehr gleichgültig; was mir aber nicht gleichgültig ist, was mich peinigt, was mich demüthigt, ist, daß ich auch eine Gewißheit zu erlange fürchte.«

»Welche, mein Vater? Ich denke, daß in jedem Fall unsere Gewißheiten sehr von einander verschieden sind.«

»Die meinige ist die, daß Du ein Einfaltspinsel bist, mein Sohn. Und das ist einem großen Burschen von Deinem Körperbau nicht erlaubt. Aber sieh, sieh doch dorthin!«

»Ich sehe, mein Herr.«

»Nun! die Königin wendet sich um, und zwar zum dritten Mal. Ja, mein Herr, die Königin hat sich dreimal umgedreht. Und schau doch! sie dreht sich abermals um; sie sucht wen? den Herrn Einfaltspinsel, den Herrn Puritaner, den Herrn von America. Oh! ...«

Und der kleine Greis biß, nicht mehr mit den Zähnen, sondern mit dem Zahnfleisch, auf den grauen hirschledernen Handschuh, der zwei Hände, wie die seinige, aufgenommen hätte.

»Wohl, mein Herr,« sprach der junge Mann, »wenn es wahr wäre, was aber nicht wahrscheinlich ist, daß die Königin mich suchte?«

»Ohl« rief der Greis, mit dem Fuß stampfend, »er hat gesagt, wenn es wahr wäre! Oh! dieser Mensch ist nicht von meinem Blut, dieser Mensch ist kein Taverney.«

»Ich bin nicht von Ihrem Blut!« murmelte Philipp.

Dann sprach er ganz leise und die Augen zum Himmel erhoben:

»Soll ich Gott dafür danken?«

»Mein Herr,« rief der Greis, »ich sage Ihnen, daß die Königin nach Ihnen verlangt; ich sage Ihnen, daß die Königin Sie sucht.«

»Sie haben ein gutes Gesicht, mein Vater,« erwiderte Philipp trocken.

»Höre,« fuhr der Greis sanfter fort, indem er seine Ungeduld zu mäßigen suchte, »laß mich Dir etwas erklären. Es ist wahr, Du hast Deine Gründe, aber ich, ich habe die Erfahrung. Sprich, Philipp, bist Du ein Mann, oder bist Du keiner?«

Philipp zuckte leicht die Achseln und erwiderte nichts.

Als der Greis sah, dah er vergebens auf eine Antwort wartete, heftete er seine Augen, mehr aus Verachtung als aus Bedürfnis, auf seinen Sohn, und gewahrte nun die ganze Würde, die ganze undurchdringliche Zurückhaltung, den ganzen unerklärlichen Willen, womit dieses Gesicht, leider! für das Gute bewaffnet war.

Er unterdrückte seinen Schmerz, strich sich mit dem Aermel über seine rothe Nasenspitze und sagte mit einer Stimme, so süß wie die von Orpheus, als er zu den thessalischen Felsen sprach:

»Philipp, mein Freund, höre mich.«

»Ei!« erwiderte der junge Mann, »mir scheint, ich thue seit einer Viertelstunde nichts Anderes, mein Vater.«

»Oh!« dachte der Greis, »ich will Dich von Deiner Höhe herabfallen machen, Herr Americaner, Du hast wohl Deine schwache Seite, Koloß. Laß mich diese Seite mit meinen alten Klauen packen, und Du sollst sehen.«

Dann sprach er laut:

»Du hast Eines nicht bemerkt.«

»Was?«

»Etwas, was Deiner Naivetät Ehre macht.«

»Sagen Sie es, mein Herr.«

»Es ist ganz einfach: Du kommst von America. Du bist in einem Augenblick abgereist, wo es nur noch einen König gab, und keine Königin mehr, außer etwa die Dubarry, eine nicht sehr achtbare Majestät; Du kommst zurück. Du siehst eine Königin, und sagst zu Dir: Achten wir sie.«

»Allerdings.«

»Armes Kind!« rief der Greis.

Und er erstickte in seinem Aermel zugleich einen Husten und ein Gelächter.

»Wie!« fragte Philipp, »Sie beklagen mich, weil ich das Königthum achte, Sie, ein Taverney Maison-Rouge, Sie, einer der guten Edelleute Frankreichs?«

»Warte doch, ich spreche nicht vom Königthum, ich spreche von der Königin.«

»Und Sie machen einen Unterschied?«

»Bei Gott! Was ist das Königthum, mein Lieber? eine Krone. Teufel! das rührt man nicht an! Was ist die Königin? eine Frau. Oh! eine Frau, das ist etwas Anderes, das rührt man an.«

»Das rührt man an!« rief Philipp erröthend vor Zorn und dieses Wort mit einer so stolzen Geberde begleitend, daß ihn keine Frau hätte sehen können ohne ihn zu lieben, keine Königin ohne ihn anzubeten.

»Du glaubst das nicht? Nun!« fuhr der kleine Greis mit einem beinahe grimmigen Ausdruck fort, so viel Cynismus legte er in das Lächeln, das zugleich auf seinem Gesichte hervortrat, »nun! so frage Herrn von Coigny, frage Herrn von Lauzun, frage Herrn von Vaudreuil.«

»Stille, stille, mein Vater,« rief Philipp mit dumpfem Tone, »oder ich werde für diese drei Blasphemien, da ich Sie nicht dreimal mit meinem Schwerte dafür schlagen kann, mich selbst schlagen, das schwöre ich Ihnen, und zwar ohne Mitleid, auf der Stelle!«

Taverney machte einen Schritt rückwärts, und drehte sich auf dem Absatz um, wie es Richelieu seinen Aermel schüttelnd mit dreißig Jahren gethan hätte.

»Oh! wahrhaftig,« sagte er, »das Thier ist dumm, das Pferd ist ein Esel, der Adler eine Gans, der Hahn ein Kapaun. Guten Abend, Du hast mich ergötzt. Ich hielt mich für den Ahnherrn, für den Kassander, und nun bin ich der Adonis, der Apollo. Guten Abend.«

Und er pirouettirte noch einmal auf seinen Absätzen.

Philipp war düster geworden; er hielt den Greis bei der halben Wendung an und sagte:

»Nicht wahr, mein Vater, Sie haben nicht im Ernste gesprochen? denn ein Edelmann von so gutem Geschlecht wie Sie kann unmöglich solchen Verläumdungen, die von den Feinden, nicht nur der Königin, sondern auch des Königthums, ausgestreut worden sind, länger Glauben beimessen.«

»Er zweifelt noch, der doppelte Dummkopf,« rief Taverney.

»Sie haben nicht mit mir gesprochen, wie Sie vor Gott sprechen?«

»Wahrhaftig!«

»Vor Gott, dem Sie sich jeden Tag nähern?«

Der junge Mann hatte das von ihm so verächtlich abgebrochene Gespräch wieder aufgenommen.

Das war ein Sieg für den Baron. Er trat näher zu ihm und sagte:

»Mir scheint, ich bin ein ziemlich guter Edelmann, mein Herr Sohn, und ich lüge nicht immer!«

Dieses *immer* war ein wenig lächerlich, Philipp lachte jedoch nicht.

»Mein Herr,« sprach er, »es ist also Ihre Meinung, die Königin habe Liebhaber gehabt?«

»Eine schöne Neuigkeit.«

»Diejenigen, welche Sie angeführt?«

»Und Andere, was weiß ich? Befrage die Stadt und den Hof; man muß von America zurückkommen, um nicht zu wissen, was man sagt.«

»Und wer sagt das? gemeine Pamphletisten!«

»Ho! ho! hältst Du mich etwa für einen Zeitungsschreiber?«

»Nein! und das ist gerade das Unglück, daß Menschen wie Sie dergleichen Schändlichkeiten wiederholen, die sich sonst wie die schädlichen Dünste auflösen würden, welche zuweilen die schönste Sonne verdunkeln. Sie und die Leute von Stand geben solchen Schmähungen, indem Sie dieselben wiederholen, eine erschreckliche Haltbarkeit! Oh! mein Herr, aus Religion wiederholen Sie dergleichen Dinge nicht.«

»Ich wiederhole sie dennoch.«

»Und warum thun Sie das?«

»Ei!« erwiderte der Greis, indem er sich am Arm seines Sohnes anklammerte und ihn mit seinem dämonischen Gelächter anschaute, »um Dir zu beweisen, daß ich nicht Unrecht hatte, wenn ich zu Dir sagte: Philipp, die Königin wendet sich um; Philipp, die Königin sucht Dich; Philipp, die Königin begehrt nach Dir; Philipp, lauf, lauf, die Königin wartet auf Dich.«

»Oh!« rief der junge Mann, sein Gesicht in seinen Händen verbergend, »um Gottes willen, mein Vater, schweigen Sie, Sie würden mich wahnsinnig machen.«

»In der That, Philipp, ich begreife Dich nicht,« sagte der Greis. »Ist es ein Verbrechen zu lieben? Das beweist, daß man Herz hat; und fühlt man nicht in den Augen dieser Frau, in ihrer Stimme, ihrem Benehmen ihr Herz? Sie liebt; liebt sie Dich? ich weiß es nicht; einen Andern, es ist möglich; glaube aber in diesem Augenblick meiner alten Erfahrung, sie liebt oder fängt an, Einen zu lieben, sage ich Dir, doch Du bist ein Philosoph, ein Puritaner, ein Quäker, ein Americaner; Du liebst nicht, laß sie also schauen, laß sie sich umwenden, laß sie warten, beleidige sie, verachte sie, stoße sie zurück, Philipp, das heißt Joseph von Taverney.«

Nach diesen Worten, die er mit einer derben Ironie betonte, entfloh der Greis, da er sah, welche Wirkung er hervorgebracht, wie der Versucher, nachdem er den ersten Rath zum Verbrechen gegeben.

Philipp blieb mit betäubtem Herzen und pochendem Hirne allein; er dachte nicht mehr daran, daß er seit einer halben Stunde an dieselbe Stelle

gefesselt gewesen war, daß die Königin ihre Spazierfahrt beendigt hatte, daß sie zurückkam, daß sie ihn anschaute und ihm, aus ihrem Gefolge heraus, im Vorüberfahren zurief:

»Sie müssen nun ausgeruht haben, Herr von Taverney! Kommen Sie doch, nur Sie allein vermögen eine Königin königlich spazieren zu führen. Treten sie auf die Seite, meine Herren.«

Philipp lief geblendet, betäubt, trunken auf sie zu.

Indem er die Hand auf die Lehne des Schlittens legte, war es ihm als brenne er; die Königin war nachlässig auf ihrem Sitze zurückgeworfen; die Finger des jungen Mannes hatten Marie Antoinette's schöne Hände gestreift.

XI.

Der Suffren

Gegen alle Gewohnheiten des Hofes war das Geheimniß von Ludwig XVI. und dem Grafen von Artois getreulich bewahrt worden.

Niemand wußte, zu welcher Stunde und wie Herr von Suffren kommen sollte.

Der König hatte sein Spiel für den Abend angekündigt.

Um sieben Uhr trat er mit den Prinzen und Prinzessinnen seiner Familie ein.

Die Königin führte Madame Noyale, die erst sieben Jahre alt war, bei der Hand.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend.

Während der Präliminarien der Versammlung, in dem Augenblick, wo Jedermann Platz nahm, näherte sich der Graf von Artois sachte der Königin und sprach zu ihr:

»Meine Schwester, schauen Sie umher.«

»Nun wohl, ich schaue.«

»Was sehen Sie?«

Die Königin ließ ihre Blicke im Kreise umherlaufen, durchsuchte die Massen, sondirte die leeren Räume und erwiderte, als sie überall Freunde, überall Diener erblickte, worunter Andree und ihr Bruder:

»Ich sehe angenehme und besonders sehr befreundete Gesichter.«

»Schauen Sie nicht, wen wir haben, meine Schwester, schauen Sie, wer uns fehlt.«

»Ah! es ist meiner Treue wahr!« rief Marie Antoinette.

Der Graf von Artois lachte.

»Abermals abwesend,« sagte die Königin. «Oh! wird er mich immer so fliehen?«

»Nein, der Scherz währt nur länger. Monsieur ist an die Barriere von Fontainebleau abgegangen, um den Bailli von Suffren zu erwarten.«

»Dann sehe ich nicht ein, warum Sie lachen, mein Bruder.«

»Sie sehen nicht ein, warum ich lache?«

»Allerdings, wenn Monsieur den Bailli von Suffren bei der Barriere erwartet, so ist er feiner als Sie gewesen, denn er wird ihn zuerst sehen und vor Jedermann beglückwünschen.«

»Ah! liebe Schwester,« entgegnete der Prinz lachend, »Sie haben einen sehr kleinen Begriff von unserer Diplomatie. Es ist wahr, Monsieur hat sich an die Barriere von Fontainebleau begeben, um den Bailli zu erwarten, aber wir haben Jemand, der ihn auf der Station von Villejuif erwartet.«

»Wahrhaftig?«

»So daß sich Monsieur allein an der Barrière erkälten wird, indeß auf einen Befehl des Königs Herr von Suffren Paris umfährt und unmittelbar nach Versailles kommt, wo wir ihn erwarten.«

»Das ist vortrefflich ausgedacht.«

»Nicht schlecht, und ich bin ziemlich zufrieden mit mir. Machen Sie Ihr Spiel, meine Schwester.«

Es waren in diesem Augenblick im Spielsaal wenigstens hundert Personen vom höchsten Rang, Herr von Condé, Herr von Penthièure, Herr de la Tremouille, die Prinzessinnen.

Der König allein bemerkte, daß der Graf von Artois die Königin lachen machte, und um ein wenig an ihrem Komplott Theil zu nehmen, sandte er ihnen einen äußerst bezeichnenden Blick zu.

Die Nachricht von der Ankunft des Kommandeur von Suffren hatte sich, wie wir gesagt, nicht verbreitet, und dennoch hatte man eine Art von Ahnung, die über den Geistern schwebte, nicht unterdrücken können.

Man fühlte etwas Verborgenes, was erscheinen, etwas Neues, was sich erschließen sollte; es war ein unbekanntes Interesse, das sich durch diese ganze Welt verbreitete, wo das geringste Ereigniß Wichtigkeit gewinnt, sobald der Herr die Stirne gefaltet hat, um zu mißbilligen, oder den Mund bewegt, um zu lächeln.

Der König, der um einen Sechs-Livres-Thaler zu spielen pflegte, um das Spiel der Prinzen und der Herren des Hofes zu mäßigen, der König bemerkte nicht, daß er Alles, was er an Geld in der Tasche hatte, auf den Tisch legte.

Ganz ihrer Rolle sich hingebend, ging die Königin mit List zu Werke und lockte die Aufmerksamkeit des Kreises durch den Eifer ab, mit dem sie ihr Spiel betrieb.

Philipp, der zu der Parthie zugelassen war und seinen Platz seiner Schwester gegenüber hatte, verschlang mit allen seinen Sinnen zugleich den

unerhörten, Staunen erregenden Eindruck dieser Gunst, die ihn unversehens wieder erhitzte.

Die Worte seines Vaters kamen ihm wieder in's Gedächtniß. Er fragte sich, ob der Greis, der drei bis vier Regierungen von Favoritinnen gesehen, nicht wirklich ganz genau die Geschichte der Zeiten und der Sitten kenne.

Er fragte sich, ob der Puritanismus, der eine Aehnlichkeit mit der religiösen Anbetung hat, nicht eine Lächerlichkeit mehr sei, die er aus entfernten Ländern mitgebracht.

War die so poetische, so schöne, gegen ihn so schwesterliche Königin nicht im Ganzen nur eine furchtbare Cokette, die eine Leidenschaft mehr ihren Erinnerungen einzureihen wünschte, wie ein Entomolog ein Insect oder einen Schmetterling mehr in seinem Kästchen anheftet, ohne sich darum zu bekümmern, was das arme Thier leidet, dessen Herz eine Nadel durchsticht?

Und dennoch war die Königin keine gewöhnliche Frau, kein alltäglicher Character: ein Blick von ihr bedeutete etwas, zumal da sie nie einen Blick fallen ließ, ohne das Gewicht desselben zu berechnen.

»Coigny, Vaudreuil,« wiederholte Philipp, »haben die Königin geliebt, und sind von ihr geliebt worden. Oh! warum ist diese Verläumdung so finster, warum dringt nicht ein Lichtstrahl in diesen tiefen Abgrund, den man ein Frauenherz nennt, und der noch tiefer ist, wenn er das Herz einer Königin ist?«

Und als Philipp diese zwei Namen genugsam in seinem Geiste hin- und hergeworfen hatte, erblickte er am Ende des Tisches die Herren von Coigny und Vaudreuil, die durch eine seltsame Laune des Zufalls, die Augen auf einen, andern Punkt gerichtet, als den, wo sich die Königin befand, sorglos, um nicht zu sagen vergeßlich, neben einander saßen.

Philipp sagte sich, diese zwei Menschen können unmöglich geliebt haben und so ruhig sein, geliebt worden sein und so vergessen haben. Oh! wenn die Königin ihn liebte, er würde vor Glück wahnsinnig werden; wenn sie

ihn vergäße, nachdem sie ihn geliebt, er würde sich vor Verzweiflung tödten.

Von den Herren von Coigny und Vaudreuil ging er zur Königin Marie Antoinette über.

Und beständig träumend befragte er diese so reine Stirne, diesen so gebieterischen Mund, diesen so majestätischen Blick; er verlangte von allen Schönheiten dieses Weibes die Enthüllung des Geheimnisses der Königin.

»Oh! nein! Verläumdungen, nichts als Verläumdungen können alle diese schwankenden Gerüchte sein, die beim Volk in Umlauf zu kommen anfangen, und denen die Interessen, die Gehässigkeiten oder die Intriguen des Hofes allein ihre Haltbarkeit verleihen.«

Philipp war so weit in seinen Betrachtungen gekommen, alz es drei Viertel auf acht Uhr im Saale der Garden schlug.

In diesem Saale erschollen hastige Schritte. Die Gewehrkolben stießen auf die Platten. Ein Geräusch von Stimmen erregte, durch die ein wenig geöffnete Thüre eindringend, die Aufmerksamkeit des Königs, der, um besser zu hören, den Kopf zurückwarf und dann der Königin ein Zeichen machte.

Diese begriff die Andeutung und hob die Sitzung sogleich auf.

Jeder Spieler raffte, was er vor sich hatte, zusammen, und wartete, um einen Entschluß zu fassen, bis die Königin den ihrigen errathen ließ.

Die Königin ging in den großen Empfangsaal.

Der König war vor ihr dahin gekommen.

Ein Adjutant des Marineministers, Herr von Castries, näherte sich dem König und sagte ihm ein paar Worte in's Ohr. »Gut,« erwiderte der König, »gehen Sie.«

Dann fügte er gegen die Königin gewendet bei:

»Alles geht gut.«

Jeder befragte seinen Nachbar mit dem Blick, denn das »Alles geht gut« gab den sämmtlichen Anwesenden viel zu denken.

Plötzlich trat der Marschall von Castries in den Saal und sprach laut:

»Geruht Seine Majestät den Herrn Bailli von Suffren, der von Toulon ankommt, zu empfangen?«

Bei diesem mit lauter, triumphirender, freudiger Stimme ausgesprochenen Namen entstand ein unaussprechlicher Tumult in der Versammlung.

»Ja, mein Herr, mit großem Vergnügen,« antwortete der König.

Herr von Castries ging hinaus.

Es fand beinahe eine Massenbewegung gegen die Thüre statt, durch welche Herr von Castries verschwunden war.

Um die Sympathie Frankreichs für Herrn von Suffren zu erklären, um das Interesse begreiflich zu machen, das ein König, eine Königin, Prinzen von königlichem Geblüt in den Genuß der Erstlinge eines Blickes von Herrn van Suffren setzten, werden wenige Worte genügen. Suffren ist ein wesentlich französischer Name, wie Turenne, wie Catinat, wie Jean Bart.

Seit dem Kriege mit England, ober vielmehr seit der letzten Periode der Kämpfe, die dem Frieden vorhergegangen waren, hatte der Herr Commandant von Suffren sieben große Seeschlachten geliefert, ohne eine Niederlage zu erleiden; er hatte Trinquemale und Gondelour genommen, die französischen Besitzungen gesichert, das Meer gesäubert und den Nabob Hander Ali gelehrt, daß Frankreich die erste Macht Europa's sei. Er hatte mit der Ausübung des Seemannsgewerbes die ganze Diplomatie eines seinen und redlichen Unterhändlers, die ganze Tapferkeit und die ganze Tactik eines Soldaten, die ganze Routine eines Administrators zu vermählen gewußt. Kühn, unermüdlich, stolz, wenn es sich um die Ehre der französischen Flagge handelte, hatte er zu Wasser und zu Land die Engländer dergestalt ermüdet, daß diese hoffärtigen Seeleute es nie wagten,

einen begonnenen Sieg zu vollenden, oder einen Angriff auf Suffren zu versuchen, wenn der Löwe seine Zähne zeigte.

Dann, nach dem Treffen, in dem er sein Leben mit der Sorglosigkeit des letzten Matrosen preisgegeben, hatte man ihn menschlich, großmüthig, mitleidig gesehen; das seit Jean Bart und Duguay-Trouin ein wenig in Vergessenheit gerathene Urbild eines ächten Seemanns war es, was Frankreich im Bailli von Suffren wieder fand.

Wir wollen es nicht versuchen, die geräuschvolle Begeisterung zu schildern, welche seine Ankunft unter den zu dieser Gesellschaft in Versailles zusammenberufenen Edelleuten hervorrief.

Suffren war ein Mann von sechsundfünfzig Jahren, stark, kurz, mit feurigem Auge und leichter, edler Geberde. Behend trotz seiner Beleibtheit, majestätisch trotz seiner Geschwindigkeit, trug er stolz seine Frisur oder vielmehr seine Mähne; wie ein Mensch, der gewohnt ist, aller Schwierigkeiten zu spotten, hatte er das Mittel gefunden, sich in seiner Postchaise ankleiden und frisiren zu lassen.

Er trug einen blauen, goldgestickten Rock, eine rothe Weste, blaue Beinkleider, und hatte den militärischen Kragen beibehalten, auf dem sich sein mächtiges Kinn wie die notwendige Ergänzung seines kolossalen Kopfes rundete.

Als er in den Saal der Garden eintrat, sagte Jemand ein Wort zu Herrn von Castries, der ungeduldig auf- und abging, und alsbald rief dieser:

»Herr von Suffren, meine Herren!«

Sogleich sprangen die Garden nach ihren Mousquetons und stellten sich von selbst in Linie auf, als hätte es sich um den König von Frankreich gehandelt, und sobald der Bailli vorüber war, formirten sie sich in guter Ordnung zu vier und vier, gleichsam um ihm als Geleite zu dienen.

Er drückte Herrn von Castries die Hand und suchte ihn zu umarmen; doch der Marineminister schob ihn sanft zurück und sprach:

»Nein, mein Herr, nein, ich will des Glücks, Sie zuerst zu umarmen, den Mann, der dessen würdiger ist, als ich, nicht berauben.«

Und auf diese Art fühlte er Herrn von Suffren bis zu Ludwig XVI.

»Herr Bailli,« rief der König ganz strahlend, sobald er ihn erblickte, »seien Sie in Versailles willkommen. Sie bringen dahin den Ruhm, Sie bringen Alles, was die Helden ihren Zeitgenossen auf Erden geben. Ich spreche nicht von der Zukunft, das ist Ihr Eigenthum. Umarmen Sie mich, Herr Bailli.«

Herr von Suffren hatte das Knie gebeugt, der König hob ihn auf und umarmte ihn so herzlich, daß ein langes Beben der Freude und des Triumphes die ganze Versammlung durchlief.

Ohne die dem König schuldige Achtung würden alle Anwesenden in Bravos und Beifallsrufe ausgebrochen sein.

Der König wandte sich gegen die Königin und sprach:

»Madame, das ist Herr von Suffren, der Sieger von Trinquemale und Gondelour, der Schrecken unserer Nachbarn, der Engländer, *mein* Jean Bart.«

»Mein Herr,« sagte die Königin, »ich habe Ihnen kein Lob zu spenden. Erfahren Sie nur, daß Sie keinen Kanonenschuß für den Ruhm Frankreichs gethan haben, ohne daß mein Herz vor Bewunderung und Dankbarkeit für Sie geschlagen.«

Die Königin hatte kaum geendigt, als der Graf von Artois mit seinem Sohne, dem Herzog von Angoulême, sich näherte und zu diesem sagte:

»Mein Sohn, Du siehst einen Helden. Schau ihn wohl an, das ist etwas Seltenes.«

»Monseigneur,« antwortete der junge Prinz seinem Vater, »kürzlich las ich die großen Männer von Plutarch, aber ich sah sie nicht. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Herrn von Suffren gezeigt haben.«

Es erhob sich ein Gemurmel um den Prinzen. Der Knabe konnte wahrnehmen, daß er ein Wort gesagt hatte, das bleiben würde.

Der König nahm Herrn von Suffren nun beim Arm und schickte sich an, ihn in sein Cabinet zu nehmen, um mit ihm über seine Reise und seine Expedition zu sprechen.

Herr von Suffren leistete aber einen ehrfurchtsvollen Widerstand und sprach:

»Sire, wollen Sie mir erlauben, da Eure Majestät so viel Güte für mich hat ...«

»Oh!« rief der König, »Sie wünschen, Herr von Suffren?«

»Sire, einer meiner Officiere hat einen so schweren Fehler gegen die Disciplin begangen, daß ich dachte, Eure Majestät allein könne Richter in dieser Sache sein.«

»Oh! Herr von Suffren, ich hoffte, Ihre erste Bitte werde eine Gunst und nicht eine Bestrafung betreffen.«

»Sire, Eure Majestät wird, wie ich zu sagen die Ehre hatte, selbst beurtheilen, was zu thun ist.«

»Ich höre.«

»Bei dem letzten Gefecht commandirte der Officier, von dem ich spreche, den Sévère.«

»Oh! das Schiff, das die Flagge strich,« sagte der König, die Stirne faltend.

»Sire, der Capitän des Sévère hatte in der That seine Flagge gestrichen,« antwortete Herr von Suffren, »und schon schickte Sir Hugues, der englische Admiral, ein Boot ab, um die Prise mit seinen Leuten zu bemannen; als aber der Lieutenant des Schiffes, der die Kanonen des Zwischendecks überwachte, wahrnahm, daß das Feuer aufhörte, und den Befehl erhielt, die Kanonen schweigen zu lassen, stieg er auf das Verdeck; er sah, daß die Flagge gestrichen und der Capitän bereit war, sich zu ergeben. Ich bitte

Eure Majestät um Verzeihung, Sire, aber bei diesem Anblick empörte sich Alles, was er von französischem Blut in sich hatte. Er nahm die Flagge, die sich im Bereich seiner Hand befand, griff nach einem Hammer, befahl das Feuer wieder zu beginnen und nagelte die Flagge über den Wimpel. Durch dieses Ereigniß, Sire, wurde der Sévère Eurer Majestät erhalten.«

»Ein schöner Zug, sagte der König.

»Eine wackere Handlung,« sprach die Königin.

»Ja, Sire, ja, Madame; aber eine schwere Rebellion gegen die Disciplin. Der Capitän hatte befohlen, der Lieutenant mußte gehorchen. Ich bitte Sie um Begnadigung dieses Officiers, Sire, ich bitte Sie um so dringender darum, als er mein Neffe ist.«

»Ihr Neffe!« rief der König, »und Sie haben mir nichts davon gesagt?«

»Dem König, nein; doch ich hatte die Ehre, dem Herrn Marine-Minister meinen Bericht abzustatten, und ersuchte ihn dabei, Eurer Majestät nichts zu sagen, bevor ich die Begnadigung des Schuldigen erlangt hätte.«

»Bewilligt! bewilligt!« rief der König, »und ich verspreche zum Voraus jedem Sünder gegen die Disciplin, der so die Ehre der Flagge und des Königs von Frankreich zu rächen weiß, meinen Schutz. Sie hätten mir diesen Offner vorstellen sollen, Herr Bailli.«

»Er ist hier,« erwiderte Herr von Suffren, »und da Eure Majestät erlaubt ...«

Dann sich umwendend:

»Nähern Sie sich, Herr von Charny.«

Die Königin bebte, dieser Name erweckte in ihrem Geiste eine Erinnerung, welche zu frisch war, um schon verwischt zu sein.

Da trennte sich ein junger Officier von der um Herrn von Suffren gebildeten Gruppe und erschien plötzlich vor den Augen des Königs.

Ganz begeistert von der Erzählung seiner schönen That, hatte die Königin ihrerseits eine Bewegung gemacht, um dem jungen Mann entgegen zu gehen.

Aber beim Namen und beim Anblick des Seemanns, den Herr von Suffren dem König vorstellte, blieb sie stehen, erbleichte und gab ein kleines Gemurmel von sich.

Fräulein von Taverney erbleichte auch und schaute voll Angst die Königin an.

Ohne etwas zu sehen, ohne etwas anzuschauen, ohne daß sein Gesicht irgend eine andere Bewegung als Ehrfurcht ausdrückte, verbeugte sich Herr von Charny vor dem König, der ihm die Hand zum Kusse reichte, dann kehrte er bescheiden und zitternd unter den gierigen Blicken der Versammlung in den Kreis der Officiere zurück, die ihn geräuschvoll beglückwünschten und mit Schmeicheleien erdrückten.

Da trat ein Augenblick des Stillschweigens und der Aufregung ein, in dem man den König strahlend, die Königin lächelnd und unentschlossen, und Philipp, dem die Bewegtheit der Königin nicht entgangen war, unruhig und fragend sehen konnte.

»Auf! auf!« sagte endlich der König, »kommen Sie Herr von Suffren, kommen Sie, daß wir plaudern; ich sterbe vor Verlangen, Sie zu hören und Ihnen zu beweisen, wie viel ich an Sie gedacht habe.« .

»Sire, so viel Güte...«

»Oh! Sie werden meine Karten sehen, Herr Bailli, Sie werden jede Phase Ihrer Expedition zum Voraus durch meine Sorgfalt errathen sehen. Kommen Sie, kommen Sie.«

Nachdem er hierauf, Herrn von Suffren mit sich fortziehend, einige Schritte gemacht hatte, wandte er sich plötzlich gegen die Königin um und sagte:

»Oh! Madame, ich lasse, wie Sie wissen, ein Schiff von hundert Kanonen bauen, ich habe meine Ansicht über den Namen, den es bekommen soll,

geändert; statt es zu nennen, wie wir gesagt habe, nicht wahr, Madame ...«

Marie Antoinette, die sich wieder ein wenig gefaßt hatte, griff den Gedanken des Königs im Fluge auf und antwortete:

»Ja, ja, wir nennen es den *Suffren*, und ich werde mit dem Herrn Bailli die Pathin sein.«

Bis dahin zurückgehaltene Rufe: Es lebe der König! es lebe die Königin! brachen mit Gewalt hervor.

»Es lebe der *Suffren*!« fügte der König mit großer Zartheit bei, den Niemand konnte in Gegenwart des Königs rufen: Es lebe Herr von Suffren! während die ängstlichsten Beobachter der Etikette rufen konnten: »Es lebe das Schiff Seiner Majestät!«

»Es lebe der Suffren!« wiederholte die Versammlung voll Begeisterung.

Der König machte ein Zeichen des Dankes dafür, daß man seine Gedanken so gut begriffen, und führte den Bailli mit sich fort.

XII.

Herr von Charny.

Sobald der König verschwunden war, gruppirte sich Alles, was sich von Prinzen und Prinzessinnen im Saale befand, um die Königin.

Der Bailli hatte seinem Neffen durch ein Zeichen zu warten befohlen, und nach einer Verbeugung, welche Gehorsam andeutete, war dieser in der Gruppe, wo wir ihn gesehen, geblieben.

Die Königin, welche mit Andree mehrere bezeichnende Blicke gewechselt hatte, verlor den jungen Mann beinahe nicht mehr aus dem Auge, und so oft sie ihn anschaute, sagte sie zu sich selbst:

»Er ist es, es läßt sich nicht bezweifeln.«

Fräulein von Taverney antwortete dann mit einer Pantomime, die der Königin keinen Zweifel übrig lassen sollte, denn sie bezeichnete:

»Oh! mein Gott, ja, Madame; er ist es, er ist es ganz gewiß.«

Philipp bemerkte, wie gesagt, die Bewegtheit der Königin; er sah sie und fühlte, wenn nicht die Ursache doch wenigstens den unbestimmten Sinn davon.

Nie täuscht sich derjenige, welcher liebt, über den Eindruck derjenigen, die er liebt.

Er errieth also, die Königin sei von einem seltsamen, geheimnißvollen, Jedermann, sie und Andree ausgenommen, unbekannten Ereigniß betroffen worden.

Die Königin hatte wirklich die Haltung verloren und eine Zuflucht hinter ihrem Fächer gesucht, während sie gewöhnlich alle Welt zwang, die Augen niederzuschlagen.

Während sich der junge Mann fragte, worauf diese Bewegtheit der Königin hinauslaufen dürfte, während er die Gesichter der Herren von Coigny und Vaudreuil zu sondiren suchte, um sich zu versichern, ob sie keinen Antheil an diesem Geheimniß hätten, und er sah, daß sie sich ganz gleichgültig mit Herrn von Haga unterhielten, der nach Versailles gekommen war, um seine Aufwartung zu machen, trat ein Mann im majestätischen Cardinalsgewand, gefolgt von Officianten und Prälaten, in den Salon.

Die Königin erkannte Herrn Ludwig von Rohan, sie sah ihn von einem Ende des Saals am andern, und wandte sogleich den Kopf ab, ohne daß sie sich auch nur die Mühe nahm, das Falten ihrer Stirne zu verbergen.

Der Prälat durchschritt die ganze Versammlung, ohne Jemand zu grüßen, und ging gerade auf die Königin zu, vor der er sich mehr als ein Weltmann, der eine Frau, denn als ein Unterthan, der eine Königin grüßt, verbeugte.

Dann richtete er ein äußerst galantes Compliment an Ihre Majestät, doch sie wandte kaum den Kopf um, murmelte ein paar eiskalt ceremoniöse Worte und setzte ihr Gespräch mit Frau von Lamballe und Frau von Polignac fort.

Der Prinz Ludwig schien den schlechten Empfang der Königin nicht bemerkt zu haben. Er beendigte seine Verbeugungen, drehte sich ohne Hast um und wandte sich mit aller Unmuth eines vollkommenen Hofmanns an Mesdames, die Tanten des Königs, mit denen er sich lange unterhielt, in Betracht daß ihm kraft des bei Hofe üblichen Schaukelspieles hier ein ebenso wohlwollender Empfang zu Theil wurde, als der der Königin eisig gewesen war.

Der Cardinal Ludwig von Rohan war ein Mann in der Kraft des Alters, von imposanter Gestalt und edler Haltung; seine Züge drückten Verstand und Sanftmuth aus; er hatte einen feinen, bedachtsamen Mund und eine bewunderungswürdige Hand; seine etwas entblößte Stirne deutete den Mann der Studien an, und bei dem Prinzen von Rohan fand sich wirklich das Eine und das Andere.

Er war ein Mann, dem die Frauen huldigten, welche die Galanterie ohne Geckenhaftigkeit und ohne Geräusch liebten; seine Freigebigkeit war

sprichwörtlich und er hatte wirklich das Mittel gefunden, sich mit einem Einkommen von sechzehnmal hunderttausend Livres für arm zu halten.

Der König liebte ihn, weil er gelehrt war, die Königin dagegen haßte ihn.

Die Gründe dieses Hasses sind nie genau bekannt geworben, aber sie unterliegen zwei Arten von Commentaren.

Einmal sollte der Prinz Ludwig als Botschafter in Wien, wie man sagte, dem König Ludwig XV. über Maria Theresia Briefe voll Ironie geschrieben haben, die Marie Antoinette diesem Diplomaten nie hätte verzeihen können.

Sodann, und dieß ist menschlicher und besonders wahrscheinlicher, sollte der Botschafter in Beziehung auf die Heirath der jungen Erzherzogin mit dem Dauphin an den König Ludwig XV., der den Brief laut bei einem Abendbrod bei Madame Dubarry vorgelesen, gewisse, für die Eitelkeit der damals sehr magern jungen Frau ungünstige Details geschrieben haben.

Diese Angriffe hätten Marie Antoinette tief verletzt, die sich nicht öffentlich als Opfer derselben anerkennen konnte, und sie hatte geschworen, den Urheber früher oder später dafür zu bestrafen.

Darunter fand sich natürlich eine ganz politische Intrigue.

Die Botschafterstelle in Wien war Herrn von Breteuil zu Gunsten des Herrn von Rohan entzogen worden.

Zu schwach, um offen gegen den Prinzen zu kämpfen, hatte Herr von Breteuil dann das angewandt, was man in der Diplomatie Geschicklichkeit nennt. Er hatte sich die Abschriften oder sogar die Originale des Prälaten, der damals Botschafter in Wien war, verschafft und, indem er wirklich von dem Prälaten geleistete Dienste durch die Feindseligkeiten gegen die österreichische Kaiserfamilie aufwog, in der Dauphine einen Bundesgenossen gefunden, entschlossen, eines Tags den Herrn Prinzen von Rohan zu Grunde zu richten.

Dieser Haß brütete dumpf bei Hofe fort und machte die Stellung des Cardinals sehr schwierig.

So oft er die Königin sah, hatte er den eisigen Empfang zu ertragen, von dem wir einen Begriff gegeben haben.

Doch über die Verachtung erhaben, war er nun wirklich stark oder riß ihn ein unwiderstehliches Gefühl hin, seiner Feindin Alles zu verzeihen, versäumte Ludwig von Rohan keine Gelegenheit, sich Marie Antoinette zu nähern, und hiezu fehlt es ihm nicht an Mitteln: Ludwig von Rohan war Großalmosenier des Hofes.

Nie hatte er sich beklagt, nie hatte er sich gegen Jemand ausgesprochen. Ein kleiner Kreis von Freunden, unter denen man den Baron von Planta, einen deutschen Officier, seinen innigen Vertrauten, auszeichnete, diente dazu, ihn über die königlichen Zurückstoßungen zu trösten, wenn die Damen des Hofes, die sich im Punkt der Strenge gegen den Cardinal nicht alle nach dem Muster der Königin richteten, dieses glückliche Resultat nicht bewerkstelligt hatten.

Der Kardinal war wie ein Schatten über das lachende Gemälde hingezogen, das in der Einbildungskraft der Königin spielte. Kaum hatte er sich entfernt, als sich Marie Antoinette wieder erheiterte und zur Frau Prinzessin von Lamballe sagte:

»Wissen Sie, daß die That dieses jungen Officiers, des Neffen des Herrn Bailli, eine der merkwürdigsten dieses Krieges ist? Wie heißt er doch?«

»Herr von Charny, glaube ich,« antwortete die Prinzessin.

Dann sich gegen Andree umwendend, fragte sie:

»Ist es nicht so, Fräulein von Taverney?«

»Charny, ja, Eure Hoheit,« erwiderte Andree.

»Herr von Charny,« fuhr die Königin fort, »muß uns diese Episode selbst erzählen, ohne daß er einen einzigen Umstand übergehen darf. Man suche ihn. Ist er noch hier?«

Ein Officier ging eiligst weg, um den Befehl der Königin zu vollziehen.

In demselben Augenblick, wo sie umherschaute, gewahrte sie Philipp, und ungeduldig, wie immer, rief sie ihm zu:

»Herr von Taverney, sehen Sie doch nach.«

Philipp erröthete; vielleicht dachte er, er hätte dem Wunsche seiner Fürstin zuvorkommen müssen. Er schickte sich also an, den glücklichen Officier aufzusuchen, den er seit seiner Vorstellung nicht mit dem Auge verlassen hatte.

Das Suchen war ihm daher sehr leicht.

Herr von Charny kam nach einem Augenblick zwischen den Boten der Königin.

Der Kreis erweiterte sich vor ihm; die Königin konnte ihn nun mit größerer Aufmerksamkeit prüfen, als ihr dieß am Abend zuvor möglich gewesen war.

Es war ein junger Mann von sieben- bis achtundzwanzig Jahren, von schlankem, geradem Wuchs, mit breiten Schultern und vollkommenem Bein. Sein feines und zugleich sanftes Gesicht nahm einen seltsamen Character von Energie an, so oft er sein großes, blaues Auge mit dem tiefen Blick erweiterte; er war, merkwürdigerweise für einen Mann, der kurz zuvor die Kriege in Indien mitgemacht, ebenso weiß von Teint, als Philipp braun. Von einer bewunderungswürdigen Zeichnung, spielte sein nerviger Hals in einer Binde von weniger glänzender Weise, als seine schöne Haut.

Als er sich der Gruppe näherte, in deren Mittelpunkt die Königin sich befand, hatte er noch auf keine Weise kundgegeben, daß er Fräulein von Taverney oder die Königin selbst kenne.

Umgeben von Officieren, die ihn befragten und denen er höflich antwortete, schien er vergessen zu haben, daß er mit einem König gesprochen, daß eine Königin ihn angeschaut.

Diese Höflichkeit, diese Zurückhaltung waren ganz geeignet, ihn noch viel bemerkbarer für die Königin zu machen, welche so zartfühlend war in

Allem, was das Benehmen betraf.

Herr von Charny hatte vollkommen Recht, vor Andern sein Erstaunen bei dem so unerwarteten Anblick der Damen vom Fiaker zu verbergen. Es war das höchste Maß von Klugheit und zarter Biederkeit, wo möglich sie selbst nicht wissen zu lassen, daß sie erkannt worden waren.

Natürlich und mit einer angemessenen Schüchternheit gleichsam belastet geblieben, erhob sich der Blick des Herrn von Charny nicht eher, als bis ihn die Königin angeredet hatte.

»Herr von Charny,« sagte sie, »diese Damen wünschen, und es ist dieß ein sehr natürlicher Wunsch, da ich ihn auch hege, diese Damen wünschen die Affaire des Schiffes in allen ihren Einzelnheiten zu kennen: ich bitte, erzählen Sie uns das.«

»Madame,« erwiderte der Seemann unter einem tiefen Stillschweigen, »ich bitte Eure Majestät flehentlich, nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Menschlichkeit, mich von dieser Erzählung freizusprechen; was ich als Lieutenant des Sévère gethan habe, gedachten zu gleicher Zeit wie ich zehn Officiere, meine Cameraden, zu thun; ich schritt zuerst zur Ausführung, das ist mein ganzes Verdienst. Dem Geschehenen die Wichtigkeit einer an Ihre Majestät gerichteten Erzählung zu geben, nein, Madame, das ist unmöglich, und Ihr großes Herz, Ihr Königliches Herz besonders, wird dich begreifen. Der Commandant des Sévère ist ein braver Officier, der an diesem Tag den Kopf verloren hatte. Ach! Madame, Sie können es die Muthigsten sagen hören, man ist nicht alle Tage tapfer; er brauchte zehn Minuten, um sich zu erholen; unser Entschluß uns nicht zu ergeben, hat ihm die Frist verliehen und der Muth ist bei ihm wiedergekehrt; von diesem Augenblick an war er der Tapferste von uns Allen; darum beschwöre ich Eure Majestät, das Verdienst meiner Handlung nicht zu übertreiben, das wäre eine Gelegenheit, den armen Officier niederzuschmettern, der tagtäglich seine Vergeßlichkeit einer Minute beweint.«

»Gut, gut,« sagte die Königin, gerührt und strahlend vor Freude, da sie das günstige Gemurmel hörte, das die edelmüthigen Worte des jungen Officiers um sie her hervorgerufen hatten, »gut, Herr von Charny, Sie sind ein redlicher Mann, als einen solchen kannte ich Sie.«

Bei diesen Worten erhob der Officier das Haupt; eine ächt jugendliche Röthe bepurpurte sein Antlitz; seine Augen gingen mit einer Art Angst von der Königin zu Andree über. Er fürchtete den Anblick dieser so edelmüthigen und in ihrem Edelmuth so schüchternen Natur.

Herr von Charny war in der That noch nicht beim Ende.

»Denn,« fuhr die unerschrockene Königin fort, »denn mögen Sie allesammt erfahren, daß Herr von Charny, dieser junge Officier, der sich gestern erst ausgeschifft, dieser Unbekannte uns sehr bekannt war, ehe er uns heute Abend vorgestellt wurde, und daß er allen Frauen bekannt zu sein und von allen bewundert zu werden verdient.«

Man sah, daß die Königin sprechen, daß sie eine Geschichte erzählen wollte, aus der Jeder einen kleinen Scandal, ein kleines Geheimniß auflesen konnte. Man bildete einen Kreis, man horchte, man drängte sich zusammen.

»Meine Damen,« sprach die Königin, »stellen Sie sich vor, daß Herr von Charny ebenso nachsichtig gegen die Damen ist, als unbarmherzig gegen die Engländer. Man hat mir von ihm eine Geschichte erzählt, die ihm, ich erkläre es Ihnen zum Voraus, in meinen Augen die größte Ehre macht.«

»Oh! Madame,« stammelte der junge Officier.

Man erräth, daß die Worte der Königin und die Gegenwart des Mannes, an welchen sie gerichtet waren, die Neugierde nur verdoppelten.

Ein Schauer durchlief das ganze Auditorium.

Die Stirne mit Schweiß bedeckt, hätte Charny ein Jahr seines Lebens dafür gegeben, wäre er noch in Indien gewesen.

»Man höre, wie sich die Sache verhält,« fuhr die Königin fort. «Zwei Damen von meiner Bekanntschaft hatten sich verspätet und waren in ein Gedränge gerathen. Sie liefen eine große Gefahr, Herr von Charny kam in diesem Augenblick zufällig oder vielmehr glücklicher Weise vorüber. Er trieb die Menge auf die Seite, nahm die zwei Damen, ohne sie zu kennen,

und obgleich es schwer war, ihren Rang zu unterscheiden, unter seinen Schutz und begleitete sie sehr weit, ich glaube zwei Meilen von Paris.«

»Ach! Eure Majestät übertreibt,« versetzte Herr von Charny lachend und beruhigt durch die Wendung, die die Erzählung genommen.

»Nun, so sagen wir fünf Meilen und sprechen wir nicht mehr davon,« unterbrach der Graf von Artois, der sich plötzlich in das Gespräch mischte.

»Gut, mein Bruder,« fuhr die Königin fort; »das Schönste dabei aber war, daß Herr von Charny nicht einmal den Namen der zwei Damen zu erfahren suchte, denen er diesen Dienst geleistet hatte, daß er sie an der Stelle, die sie ihm bezeichneten, absetzte, daß er sich entfernte, ohne nur den Kopf umzuwenden, so daß sie seinen schützenden Händen entkamen, ohne auch nur einen Augenblick beunruhigt worden zu sein.«

Man schrie, man bewunderte. Charny wurde von zwanzig Damen zugleich mit Complimenten überschüttet.

»Nicht wahr, das ist schön?« endigte die Königin; »ein Ritter von der Tafelrunde hätte es nicht besser gemacht.«

»Das ist herrlich!« rief der Chor.

»Herr von Charny,« sprach die Königin, »der König ist ohne Zweifel damit beschäftigt, Herrn von Suffren, Ihren Oheim, zu belohnen; ich, meinerseits, möchte gern etwas für den Neffen dieses großen Mannes thun.«

Sie reichte ihm die Hand.

Und während Charny bleich vor Freude seine Lippen darauf drückte, begrub sich Philipp, bleich vor Schmerz, in die weiten Vorhänge des Salons.

Andree war ebenfalls erbleicht, und dennoch konnte sie nicht errathen, was Alles ihr Bruder litt.

Die Stimme des Grafen von Artois brach diese Scene ab, welche so interessant für einen Beobachter gewesen wäre.

»Ah! mein Bruder Provence,« rief er; »kommen Sie doch, mein Herr, kommen Sie; Sie haben ein schönes Schauspiel versäumt, den Empfang des Herrn von Suffren; es war in der That ein Augenblick, den die französischen Herzen nie vergessen werden. Wie, Teufels, haben Sie was versäumt, mein Bruder, ein Mann von so außerordentlicher Pünktlichkeit!«

Monsieur preßte die Lippen zusammen, grüßte die Königin zerstreut und antwortete mit einer Alltagsphrase.

Dann sagte er leise zu Herrn von Favras, seinem Capitän der Garden:

»Wie kommt es, daß er in Versailles ist?«

»Ei! Monseigneur,« antworte dieser, »ich frage mich das seit einer Stunde und habe es noch nicht begriffen.«

XIII.

Die hundert Louisd'or der Königin.

Nun, da wir unsere Leser die Bekanntschaft mit den Hauptpersonen dieser Geschichte haben machen oder erneuern lassen, nachdem wir sie sowohl in das kleine Haus des Grafen von Artois, als in den Palast König Ludwigs XVI. eingeführt, wollen wir sie wieder in das Haus der Rue Saint-Claude führen, wo die Königin von Frankreich incognito erschienen und mit Andree von Taverney in den vierten Stock hinauf gestiegen war.

Sobald die Königin verschwunden war, zählte Frau von La Mothe, wie wir wissen, voll Freude die hundert Louisd'or, die ihr auf eine so wunderbare Weise vom Himmel zugefallen, einmal um's andere.

Fünfzig schöne Doppellouis von acht und vierzig Livres, die auf dem armseligen Tisch ausgebreitet und in den Reflexen der Lampe strahlend, durch ihre aristociatische Gegenwart all' die dürftigen Dinge in der elenden Dachstube zu demüthigen schienen.

Nach dem Vergnügen, zu haben, kannte Frau von La Mothe kein größeres, als das, sehen zu lassen. Der Besitz war nichts für sie, wenn er nicht Neid erregte.

Es war ihr schon seit ewiger Zeit widrig, ihre Kammerfrau zur Vertrauten ihres Elends zu haben; sie beeilte sich daher, sie zur Vertrauten ihres Glückes zu machen.«

Sie rief Frau Clotilde, die im Vorzimmer geblieben war, gab dem Licht der Lampe geschickt eine solche Richtung, daß das Gold auf dem Tische glänzte, und sprach:

»Clotilde!«

Die Haushälterin machte einen Schritt in's Zimmer.

»Kommen Sie hierher und schauen Sie,« fügte Frau von La Mothe bei.

»Oh! Madame!« rief die Alte, die Hände faltend und den Hals vorstreckend.

»Sie waren besorgt wegen Ihres Lohnes?« sagte die Gräfin.

»Ohl Madame, nie habe ich ein Wort hierüber gesagt. Ich fragte die Frau Gräfin nur, wann sie mich bezahlen könnte, und das war natürlich, da ich seit drei Monaten nichts erhalten hatte.«

»Glauben Sie, daß das hinreicht, um Sie zu bezahlen?«

»Herr Jesus! Madame, wenn ich hätte, was da liegt, so wäre ich reich für mein ganzes Leben.«

Frau von La Mothe schaute die Alte an, zuckte mit einer Geberde unaussprechlicher Verachtung die Achseln und sagte:

»Es ist ein Glück, daß sich gewisse Leute des Namens erinnern, den ich führe, während ihn diejenigen, welche sich desselben erinnern müßten, vergessen.«

»Und wozu werden Sie all' dieß Geld verwenden?« fragte Frau Clotilde.

»Zu Allem!«

»Was ich am wesentlichsten fände, Madame, wäre meiner Ansicht nach, daß Sie meine Küche einrichten würden, denn, nicht wahr, nun, da Sie Geld haben, werden Sie Gäste bewirthen?«

»St!« machte Frau von La Mothe, »man klopft.«

»Madame täuscht sich,« entgegnete die Alte, die mit ihren Schritten stets sehr sparsam war.

»Ich sage Ihnen aber, daß man klopft.»

»Oh! ich versichere Madame...«

»Sehen Sie nach.«

»Ich habe nichts gehört.«

»Ja, wie vorhin; vorhin hatten Sie auch nichts gehört: nun! wenn die zwei Damen hinweggegangen wären, ohne hereinzukommen!«

Dieser Grund schien überzeugend für Frau Clotilde, denn sie wandte sich der Thüre zu.

»Hören Sie?« rief Frau von La Mothe.

»Oh! es ist wahr,« sagte die Alte, »ich gehe, ich gehe.«

Frau von La Mothe strich eilig die fünfzig Doppellouis vom Tisch auf ihre Hand, warf sie in eine Schublade, stieß diese wieder zu und murmelte:

»O Vorsehung! noch hundert Louisd'or.«

Diese Worte wurden mit einem Ausdruck skeptischer Gierde gesprochen, der Voltaire lächeln gemacht hätte.

Mittlerweile öffnete man die Thüre des Ruheplatzes und der Tritt eines Mannes wurde im ersten Zimmer hörbar.

Der Unbekannte und Frau Clotilde wechselten ein Paar Worte, ohne daß die Gräfin den Sinn davon auffassen konnte.

Dann schloß man die Thüre wieder, die Tritte verloren sich auf der Treppe und die Alte kehrte mit einem Brief in der Hand zurück.

»Hier!« sagte sie, der Gebieterin den Brief reichend.

Die Gräfin betrachtete aufmerksam die Schrift, den Umschlag und das Siegel; dann schaute sie empor und sagte:

»Ein Bedienter?« – »Ja, Madame.« – »Was für eine Livree?« – »Er hatte keine.« - »Ein Vertrauter also?« – »Ja.«

»Ich kenne dieses Wappen,« sprach Frau von La Mothe, wahrend sie das Siegel noch einmal anschaute.

Dann näherte sie dieses Siegel der Lampe und sagte:

»Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten: wer hat Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten?«

Sie suchte einen Augenblick in ihren Erinnerungen, doch vergebens.

»Sehen wir immerhin den Brief an,« murmelte sie.

Und nachdem sie ihn sorgfältig geöffnet, um das Siegel nicht zu zerbrechen, las sie:

»Madame, die Person, an die Sie ein Gesuch gerichtet haben, wird Sie morgen Abend besuchen, wenn es Ihnen beliebt, Ihre Thüre für sie zu öffnen.«

»Und das ist Alles?«

Die Gräfin strengte abermals ihr Gedächtniß an.

»Ich habe an so viele Personen geschrieben,« sagte sie.

»An alle Welt.

»Ist die Person, die mir antwortet, ein Mann oder eine Frau?«

»Die Handschrift besagt nichts...unbedeutend...eine wahre Secretärshandschrift.

»Dieser Styl? ein Protectorstyl...flach und alt.«

Dann wiederholte sie:

»»Die Person, an die Sie ein Gesuch gerichtet haben ...««

»In dieser Phrase liegt die Absicht, zu demüthigen. Es kommt gewiß von einer Frau.«

Sie fuhr fort:

»»Wird Sie morgen Abend besuchen, wenn es Ihnen beliebt, Ihre Thüre für sie zu öffnen.««

»Eine Frau hätte gesagt: Wird Sie morgen Abend erwarten.

»Doch die Damen von gestern, sie sind wohl gekommen, und es waren vornehme Damen.

»Keine Unterschrift.

»Wer hat denn Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten?

»Oh!« rief die Gräfin plötzlich, »habe ich denn den Kopf verloren?« die Rohan, bei Gott!

»Ja; ich habe an Herrn von Guéménée und an Herrn von Rohan geschrieben: der Eine von ihnen antwortet mir, das ist ganz einfach.

»Doch der Wappenschild ist nicht in vier Felder getheilt, der Brief ist vom Cardinal.

»Oh! der Cardinal, dieser Galan, dieser Weiberknecht, dieser Ehrgeizige; er wird Frau von La Mothe besuchen, wenn Frau von La Mothe ihm ihre Thüre öffnet.

»Gut! er mag ruhig sein, die Thüre wird ihm geöffnet werden.

»Und wann ist das? Morgen Abend.«

Sie versank in eine Träumerei.

»Eine Dame vom Guten Werke, die hundert Louisd'or gibt, kann in einer Dachstube empfangen werden; sie kann auf meinem kalten Boden frieren, sie kann leiden auf meinen Stühlen, die so hart sind, wie der Rost des heiligen Lorenz, abgesehen vom Feuer. Aber ein Kirchenfürst, ein Boudoirmann, ein Herzenüberwinder? Nein, nein, die Armuth, die ein solcher Almosenier besucht, braucht mehr Luxus, als gewisse Reiche haben.«

Die Gräfin wandte sich nun gegen die Haushälterin um, die ihr Bett vollends zurecht machte, und sagte:

»Frau Clotilde, vergessen Sie nicht, mich morgen frühzeitig zu wecken.«

Um behaglicher denken zu können, bedeutete die Gräfin hierauf der Alten durch ein Zeichen, sie möge sie allein lassen.

Frau Clotilde fachte wieder das Feuer an, das man in der Asche begraben hatte, um der Stube ein elenderes Aussehen zu geben, schloß die Thüre und zog sich in den Dachwinkel zurück, wo sie ihre Lagerstätte hatte.

Jeanne von Valois wachte, statt zu schlafen, die ganze Nacht hindurch. Sie schrieb mit dem Bleistifte beim Schein der Nachtlampe Bemerkungen und versank erst, nachdem sie des kommenden Tages sicher war, gegen drei Uhr Morgens in die Ruhe des Schlummers, ans dem Frau Clotilde, welche kaum mehr als sie geschlafen hatte, sie mit dem ersten Dämmerlichte erweckte.

Gegen acht Uhr hatte sie ihre Toilette beendigt, die aus einem zierlichen seidenen Kleid und einem geschmackvollen Kopfputz bestand.

Zugleich als vornehme Dame und als hübsche Frau beschuht, das Schönpflästerchen auf dem linken Backenbein, die gestickte Militaire am Faustgelenke, ließ sie eine Art von Karren von dem Platze holen, wo man dergleichen Locomotiven fand, nämlich von der Rue du Pont-aux-Choux.

Sie würde eine Sänfte vorgezogen haben, aber diese hätte man zu fern herholen müssen.

Der Karren, ein vollendeter Stuhl, bespannt mit einem kräftigen Auvergnaten, erhielt Befehl, die Frau Gräfin nach der Place Royale zu führen, wo unter den südlichen Arcaden in dem alten Erdgeschoß eines verlassenen Hotels Meister Fingret, Tapezierer und Decorateur, wohnte, bei dem ältere und neuere Möbel zum Verkauf und zur Vermiethung wohlfeil zu finden waren.

Der Auvergnat karrte seine Kundin rasch don der Rue Saint-Claude nach der Place Royale.

Zehn Minuten nach ihrem Abgang gelangte die Gräfin in die Magazine von Meister Fingret, wo wir sie sogleich in Bewunderung und Auswahl begriffen in einer Art von Pandämonium finden, das wir zu skizziren suchen wollen.

Man stelle sich fünfzig Fuß lange und ungefähr dreißig Fuß breite Remisen mit einer Höhe von siebenzehn Fuß vor; an den Wänden allerlei Tapeten aus den Zeiten Heinrichs IV. und Ludwigs XIII., an den durch die Menge der aufgehängten Gegenstände verborgenen Decken Kronleuchter mit Girandolen, die an ausgestopfte Eidechsen, Kirchenlampen und fliegende Fische anstoßen.

Auf dem Boden aufgehäufte Teppiche und Matten, Möbel mit gedrehten Säulen, mit abgevierten Füßen, geschnitzte Schenktische von Eichenholz, Wandtische nach der Mode Ludwigs XV. mit vergoldeten Pfoten, Sophas mit rosa Damast oder Utrechter Sammet überzogen, Ruhebetten, große lederne Lehnstühle, wie Sully sie liebte, Schränke von Ebenholz mit Füllungen in Relief und messingenen Stäbchen, Tische von Boule mit Blättern von Schmelz oder Porzellan, Triktrake, Putztische mit

vollständiger Ausrüstung, Commoden mit eingelegter Arbeit von Instrumenten oder Blumen.

Lagerstätten von Rosen- oder Eichenholz mit Eckenden oder Baldachin-Vorhängen von allen Formen, von allen Dessins, von allen Stoffen sich verhalfternd, sich vermengend, sich verwählend oder sich zerstoßend in den Halbschatten der Remise.

Claviere, Spinette, Harfen, ägyptische Klappern mit einem Gueridon; der Hund Marlborough ausgestopft und mit Augen von Schmelz.

Sodann Weißzeug von allen Qualitäten: Damenkleider neben Sammetröcken hängend, Degengriffe von Stahl, von Silber, von Perlmutter.

Hohe Leuchter, Portraits von Ahnherren und Ahnfrauen, Bilder Grau in Grau, eingerahmte Stiche, und alle die Nachahmungen von Vernet, wie sie damals in der Mode, von jenem Vernet, zu dem die Königin so anmuthreich und so sein sagte:

»Entschieden, Herr Vernet, sind Sie der einzige Mann in Frankreich, der den Regen und das Wetter machen kann.«

XIV.

Meister Fingret.

Das Alles ist es, was die Augen und folglich die Einbildungskraft der wenig Begüterten in den Magazinen des Meisters Fingret auf der Place Royale verführte.

Lauter Waaren, die nicht ganz neu waren, wie es der Schild redlich sagte, die aber vereinigt einander Werth gaben und am Ende eine viel beträchtlichere Gesammtsumme darstellten, als die hochmüthigsten Käufer verlangt haben würden.

Frau von La Mothe bemerkte erst, als sie zur Betrachtung aller dieser Reichthümer zugelassen war, was ihr in der Rue Saint-Claude fehlte.

Es fehlte ihr ein Salon, um Sophas, Fauteuils und Bergères zu enthalten.

Ein Speisezimmer, um Schränke, Etagèren und Anrichtetisch aufzunehmen.

Ein Boudoir für die Zitzvorhänge, die Gueridons und die Feuerschirme.

Was ihr, wenn sie Salon, Speisezimmer und Boudoir hatte, noch fehlte, das war das Geld, um die Möbel zu bekommen, die sie in diese neue Wohnung stellen sollte.

Doch mit den Tapezierern von Paris ist jederzeit leicht eine Uebereinkunft zu treffen gewesen, und wir haben nie sagen hören, eine hübsche junge Frau sei auf der Schwelle einer Thüre gestorben, die sie sich nicht habe öffnen lassen können.

In Paris miethet man, was man nicht kauft, und die Möbelvermiether sind es, die das Sprüchwort: »Sehen ist haben,« in Umlauf brachten.

In der Hoffnung auf eine mögliche Miethe warf Frau von La Mothe, nachdem sie Maße genommen, ihr Auge auf ein Möbel von goldgelber Seide, das ihr beim ersten Anblick gefiel.

Um Alles zu ordnen, müßte man den dritten Stock, bestehend aus einem Vorzimmer, einem Speisezimmer, einem kleinen Salon und einem Schlafzimmer miethen.

So daß man im dritten Stock die Almosen der Cardinäle und im vierten die der Unterstützungsanstalten in Empfang nehmen würde, das heißt im Luxus die der Leute, welche Wohlthätigkeit aus Prahlerei üben, in der Armuth die Geschenke der mit Vorurtheilen Behafteten, die nicht gerne denjenigen geben, für welche der Empfang kein Bedürfniß ist.

Nachdem die Gräfin so ihren Entschluß gefaßt, wandte sie ihre Augen nach der dunklen Seite der Remise, nämlich nach derjenigen, wo sich die

Reichthümer am glänzendsten boten, nach der Seite der Krystalle, der Goldrahmen, der Spiegel.

Sie sah hier, mit ungeduldiger Miene und etwas unverschämtem Lächeln, mit der Mütze in der Hand, einen Pariser Bürgersmann, der auf den an einander gedrückten Nägeln seiner beiden Zeigefinger einen Schlüssel herumschnellen ließ.

Dieser würdige Aufseher der Gelegenheitswaaren war kein Anderer, als Herr Fingret, dem seine Commis den Besuch einer schönen Dame gemeldet hatten.

Man konnte im Hofe dieselben Commis sehen, kurz und eng in Bure und Camelot gekleidet, ihre kleinen Waden in etwas grellen Strümpfen. Sie waren beschäftigt, mit den älteren Möbeln die minder alten zu restauriren, oder besser gesagt, Sophas, Lehnstühle und antike Polster zu plündern und das Roßhaar und die Federn herauszuziehen, die zum Ausstopfen ihrer Nachfolger dienen sollten.

Der Eine krämpelte das Roßhaar, vermengte es großmüthig mit Werg und stopfte ein neues Geräthe damit voll.

Der Andere bauchte gute Fauteuils.

Der Dritte bügelte mit aromatischen Wassern gereinigte Stoffe aus.

Und mit diesen alten Ingredienzien richtete man die so schönen Möbel zurecht, welche Frau von La Mothe in diesem Augenblick bewunderte.

Da Herr Fingret bemerkte, daß seine Kundin die Operationen seiner Commis sehen und die Gelegenheit in einem minder günstigen Lichte anschauen konnte, als es für seine Interessen ersprießlich war, so schloß er eine Glasthüre, die nach dem Hofe ging, aus Furcht, wie er sagte, der Staub könnte blendend sein für Madame ...

Bei diesem »Madame« hielt er inne.

Es war dieß eine Frage.

»Die Frau Gräfin von La Mothe Valois,« erwiderte Jeanne nachläßig.

Bei diesem wohlklingenden Titel sah man nun Herrn Fingret seine Finger lösen, den Schlüssel in die Tasche stecken und sich der Gräfin nähern.

»Oh!« sprach er, »es ist nichts hier, was für Madame taugt. Ich habe Neues, Schönes, Prächtiges! Die Frau Gräfin darf nicht denken, weil es auf der Place Royale ist, habe das Haus von Meister Fingret nicht eben so schöne Möbel als der Tapezierer des Königs. Wollen Sie gefälligst dieß Alles lassen, Madame, und sehen wir im andern Magazin nach.«

Jeanne erröthete.

Alles, was sie hier gesehen, kam ihr sehr schön vor, so schön, daß sie nicht einmal hoffen durfte, es kaufen zu können.

Ohne Zweifel geschmeichelt, daß sie von Herrn Fingret so gut beurtheilt wurde, konnte sie sich der Furcht nicht erwehren, er beurtheile sie zu gut.

Sie verwünschte ihren Stolz und bereute, daß sie sich nicht als einfache Bürgersfrau angekündigt hatte.

Doch aus jeder schlimmen Lage zieht sich ein gewandter Geist mit Vortheil heraus.

»Nichts Neues, mein Herr,« sagte sie, »ich will nichts Neues haben.«

»Madame will ohne Zweifel eine Wohnung für Freunde möbliren?«

»Ganz richtig, eine Wohnung für Freunde, und Sie begreifen, daß für eine solche Wohnung ...«

»Vortrefflich, Madame wähle,« erwiderte Fingret, schlau wie ein Handelsmann von Paris, welcher seine Eitelkeit nicht darein setzt, daß er eher Altes als Neues verkauft, wenn er aus dem Einen so viel gewinnen kann, als aus dem Andern.

»Dieses kleine goldfarbige Möbel zum Beispiel?« fragte die Gräfin.

»Oh! das ist unbedeutend, es hat nur zehn Stücke.«

»Das Zimmer ist mittelmäßig,« entgegnete die Gräfin.

»Das Möbel ist ganz neu, wie Madame sehen kann.«

»Nun, und eine Gelegenheitswaare?«

»Allerdings,« versetzte Herr Fingret lachend; »doch so wie es ist, ist es achthundert Livres werth.«

Dieser Preis machte die Gräfin beben; wie, sollte sie gestehen, die Erben der Valois begnüge sich mit einem Gelegenheitsmöbel, könne aber die achthundert Livres nicht bezahlen?

Sie entschloß sich zu einer schlechten Laune und rief:

»Es ist nicht vom Kaufen die Rede, mein Herr. Woraus entnehmen Sie, ich wolle dergleichen alten Kram kaufen? Es handelt sich nur um ein Miethen und dabei ...«

Fingret machte ein saures Gesicht, denn unmerklich verlor seine Kundin an ihrem Werthe. Es handelte sich nicht mehr um den Verkauf eines neuen Möbels, oder nur eines Gelegenheitsmöbels, sondern bloß um eine Miethe.

»Sie wünschen dieses ganze goldgelbe Möbel zu miethen,« sagte er, »für ein Jahr etwa?«

»Nein, für einen Monat. Ich habe Jemand aus der Provinz zu möbliren.«

»Das macht hundert Livres im Monat,« sagte Meister Fingret.

»Sie scherzen, mein Herr, denn bei dieser Rechnung würde mein Möbel nach Ablauf von acht Monaten mir gehören.«

»Einverstanden, Frau Gräfin.«

»Nun und dann?«

»Wenn es Ihnen gehörte, würde es nicht mehr mir gehören, und folglich hätte ich mich nicht um die Auffrischung und Wiederherstellung zu bekümmern, lauter Dinge, welche Geld kosten.«

Frau von La Mothe dachte nach.

»Hundert Livres,« sagte sie zu sich selbst, »das ist viel; doch man muß die Sache mit Vernunft betrachten: entweder wird das in einem Monat zu theuer sein und dann gebe ich dem Tapezierer die Möbel zurück und lasse ihm eine große Meinung, oder ich kann in einem Monat ein neues Möbel bestellen. Ich gedachte fünf- bis sechshundert Livres aufzuwenden, machen wir die Sache großartig; geben wir hundert Thaler aus.«

»Ich behalte dieses goldfarbige Möbel für einen Salon mit allen ähnlichen Vorhängen,« sprach sie laut.

»Gut, Madame.«

»Und die Teppiche?«

»Hier sind sie.«

»Was werden Sie für ein anderes Zimmer geben?«

»Diese grünen Stühle ohne Lehne, diesen Schrank von Eichenholz, diesen Tisch mit gedrehten Füßen, diese grünen Damastvorhänge.«

»Gut; und für ein Schlafzimmer?«

»Ein breites, schönes Bett, vortreffliches Bettzeug, eine Bettdecke von Sammet, rosa und mit Silber gestickt, blaue Vorhänge, eine etwas gothische, aber reich vergoldete Kamingarnitur.«

»Toilette?«

»Mit Spitzen von Mecheln. Schauen Sie selbst, Madame. Commode von äußerst zarter, eingelegter Arbeit, ein ähnliches Nähtischchen, Sopha mit Stickerei, ebenso die Stühle, eleganter Kamin, kommt aus dem Schlafzimmer der Frau von Pompadour in Choisy.«

»Dieß Alles um welchen Preis?«

»Für einen Monat?«

Ja.«

»Vierhundert Livres.«

»Ah! Herr Fingret, ich bitte, halten Sie mich nicht für eine Grisette. Man blendet Leute meines Standes nicht mit Lappen. Wollen Sie gefälligst bedenken, daß vierhundert Livres monatlich viertausend achthundert Livres im Jahr ausmachen, und daß ich um diesen Preis ein ganz möblirtes Hotel bekäme.«

Meister Fingret kratzte sich hinter dem Ohr.

»Sie verleiden mir die Place Royale,« fuhr die Gräfin fort.

»Das brächte mich in Verzweiflung.«

»Beweisen Sie es mir. Ich will für dieses ganze Mobiliar nur hundert Thaler geben.«

Jeanne sprach diese letzten Worte mit so viel würdevoller Hoheit, daß der Handelsmann abermals an die Zukunft dachte.

»Es sei, Madame,« sagte er.

»Und zwar unter einer Bedingung.«

»Und welcher, Madame?«

»Daß dieß Alles heute Nachmittag um drei Uhr nach der Wohnung, die ich Ihnen bezeichnen werde, gebracht und in dieser geordnet ist.«

»Es ist zehn Uhr, Madame, bedenken Sie wohl, es schlägt eben zehn Uhr.«

»Ja oder nein.«

»Wohin soll es kommen?«

»Nach der Rue Saint-Claude, im Marais.«

»Gut, gut.«

Der Tapezierer öffnete die Hofthüre und rief: »Sylvain! Lanbry! Remy!«

Drei von seinen Gehilfen eilten herbei, entzückt, einen Vorwand zu haben, um ihre Arbeit zu unterbrechen, einen Vorwand, um die schöne Dame zu sehen.

»Die Tragbahren, meine Herren, die Handwagen.«

»Remy, Sie packen das goldgelbe Möbel auf; Sylvain, das Vorzimmer in den Wagen, während Sie, der Sie sehr pünktlich sind, das Schlafzimmer zu besorgen haben.«

»Setzen wir die Rechnung auf und ich unterzeichne den Empfang, Madame, wenn es Ihnen genehm ist.«

»Hier sind sechs Doppellouis und ein einfacher Louisd'or! geben Sie mir heraus.«

»Hier sind zwei Sechs-Livres-Thaler, Madame.«

»Von denen ich einen diesen Herren schenke, wenn das Geschäft beendigt ist.«

Nach diesen Worten reichte sie dem Tapezierer ihre Adresse und kehrte zu dem Schubkarren zurück, auf dem sie gekommen war.

Eine Stunde später hatte sie die Wohnung im dritten Stock gemiethet, und es waren noch nicht zwei Stunden vergangen, als schon der Salon, das Vorzimmer und das Schlafzimmer gleichzeitig möblirt wurden.

Der Sechs-Livres-Thaler war von den Herren Landry, Remy und Sylvain in zehn Minuten verdient.

Nachdem die Wohnung so verwandelt war, nachdem man die Fensterscheiben gereinigt und die Kamine mit Feuer versehen hatte, begab sich Jeanne an ihre Toilette; sie weidete sich an dem Glück, auf einem guten Teppich zu wandeln, an der warmen Atmosphäre, die von den wattirten Wänden zurückströmte, sie athmete mit Entzücken den Duft einiger Lackviolen ein, welche freudig ihren Stengel in japanesischen Vasen, ihren Kopf in dem lauen Dunst des Zimmers badeten.

Meister Fingret hatte die goldenen Arme nicht vergessen, welche die Kerzen tragen, und auf den beiden Seiten der Spiegel waren die Lichter mit Glasgirandolen angebracht, die unter dem Feuer der Wachslichter in allen Farben des Regenbogens spielen.

Feuer, Blumen, Kerzen, duftende Rosen, Alles wandte Jeanne zur Verschönerung des Paradieses an, das sie für Seine Exzellenz bestimmte.

Sie war sogar dafür besorgt, daß die Thüre des Schlafzimmers, mit absichtlicher Koketterie halb geöffnet, ein schönes, sanftes, rothes Feuer blicken ließ, in dessen Reflexen die Füße des Fauteuils, das Bettgestell und die Feuerböcke der Frau von Pompadour, Köpfe von Chimären, worauf der reizende Fuß der Marquise geruht, glänzten.

Darauf beschränkte sich die Coketterie von Jeanne nicht.

Wenn das Feuer das Innere dieses Zimmers hervorhob, wenn die Wohlgerüche die Frau verriethen, so verrieth die Frau eine Abstammung, eine Schönheit, einen Geist, einen Geschmack, würdig einer Eminenz.

Jeanne behandelte ihre Toilette mit einer Sorgfalt, über die Herr von La Mothe, ihr abwesender Gatte, Rechenschaft von ihr verlangt hätte. Die Frau war würdig der Wohnung und des von Meister Fingret gemietheten Mobiliars.

Nachdem sie ein nur leichtes Mahl eingenommen, um ihre ganze Geistesgegenwart zu besitzen und ihre elegante Blässe zu bewahren, begrub sich Jeanne in einen großen Fauteuil beim Feuer in ihrem Schlafzimmer.

Ein Buch in der Hand, einen Pantoffel auf einem Tabouret, wartete sie, zugleich auf das Picken der Unruhe ihrer Pendeluhr und das entfernte Geräusch der Wagen horchend, welche selten die Ruhe der Einöde des Marais störten.

Sie wartete, die Glocke schlug neun Uhr, zehn Uhr, elf Uhr; Niemand kam, Niemand im Wagen, Niemand zu Fuß.

Elf Uhr! das ist doch die Stunde der galanten Prälaten, die ihren Wohlthätigkeitssinn bei einem Souper im Faubourg geschärft haben und, da sie nur zwanzigmal ihre Räder drehen zu lassen brauchen, sich Beifall spenden, daß sie um einen so wohlfeilen Preis menschenfreundlich und religiös sind.

Es schlug mit düsteren Tönen Mitternacht bei den Filles du Calvaire.

Weder Prälat noch Wagen, die Kerzen fingen an zu erbleichen, einige überströmten in durchsichtigen Lachen ihre Schalen von vergoldetem Kupfer.

Unter Seufzern wieder angefacht, hatte sich das Feuer in Kohlenglut und dann in Asche verwandelt. Es herrschte eine africanische Hitze in den zwei Zimmern.

Die alte Dienerin, die sich aufgeputzt hatte, brummte und beklagte ihre Haube mit den anspruchsvollen Bändern, deren Knoten, die sich mit ihrem Kopfe beugten, wenn sie vor ihrer Kerze im Vorzimmer entschlief, nicht unberührt, sei es von den Beleckungen der Flamme, sei es von den Angriffen des flüssigen Wachses, wieder in die Höhe kamen.

Um halb ein Uhr stand Jeanne ganz wüthend von ihrem Lehnstuhle auf, den sie mehr als hundertmal am Abend verlassen hatte, um das Fenster zu öffnen und ihre Blicke in die Tiefen der Straßen zu tauchen.

Das Quartier war ruhig, wie vor der Erschaffung der Welt.

Sie ließ sich entkleiden, schlug das Abendbrod aus und entließ die Alte, deren Fragen ihr lästig zu werden anfingen.

Und allein, inmitten ihrer seidenen Tapeten, unter ihren schönen Vorhängen, in ihrem vortrefflichen Bett, schlief sie nicht besser, als am Tage vorher, denn am vorhergehenden Tage war ihre Sorglosigkeit glücklicher, sie entsprang aus der Hoffnung.

Doch indem sie sich dem schlimmen Geschick entgegen wandte, indem sie sich gegen dasselbe anstemmte, fand Jeanne eine Entschuldigung für den Cardinal.

Einmal die, daß der Kardinal Großalmosenier sei, daß er tausend Geschäfte habe, welche beunruhigend und folglich viel wichtiger seien als irgend ein Besuch in der Rue Saint-Claude.

Dann eine andere Entschuldigung:

Er kennt die kleine Gräfin von Valois nicht, eine sehr tröstliche Entschuldigung für Jeanne. Oh! gewiß, sie würde sich nicht getröstet haben, hätte Herr von Rohan sein Wort nach einem ersten Besuche gebrochen.

Dieser Grund, den Jeanne sich selbst angab, bedurfte eines Beweises, um ganz gut zu erscheinen.

Jeanne vermochte sich nicht zu bezwingen; sie sprang ganz weiß in ihrem Nachtgewande aus dem Bett, zündete die Kerzen an der Nachtlampe an und betrachtete sich lange im Spiegel.

Nach der Prüfung lächelte sie, blies die Lichter aus und legte sich wieder zu Bette.

Die Entschuldigung war gut.

XV.

Der Cardinal von Rohan

Ohne sich entmuthigen zu lassen, begann Jeanne am andern Tage wieder die Wohnungstoilette und die Frauentoilette.

Der Spiegel hatte sie belehrt, Herr von Rohan würde kommen, hätte er nur ein wenig von ihr sprechen hören.

Es schlug sieben Uhr und das Feuer des Salons brannte in seiner ganzen Pracht, als ein Wagen den Abhang der Rue Saint-Claude herabrollte.

Jeanne hatte noch nicht Zeit gehabt, sich an das Fenster zu stellen und ungeduldig zu werden.

Aus dem Wagen stieg ein Mann in weitem Ueberrock; sobald die Hausthüre wieder hinter diesem Mann geschlossen war, fuhr der Wagen in eine benachbarte Gasse, um die Rückkehr des Gebieters zu erwarten.

Bald ertönte die Klingel, und das Herz der Frau von La Mothe schlug so gewaltig, daß man es hätte hören können.

Aber Jeanne schämte sich, daß sie einer unvernünftigen Gemüthsbewegung nachgab, befahl ihrem Herzen Stillschweigen und legte so gut als möglich eine Stickerei auf dem Tisch, eine neue Composition auf dem Clavier, eine Zeitung auf der Ecke des Kamins zurecht.

Nach einigen Secunden meldete Clotilde der Frau Gräfin:

»Die Person, welche vorgestern geschrieben.«

»Laßt sie eintreten,« erwiderte Jeanne.

Ein leichter Tritt, krachende Schuhe, ein schöner Mann in Sammet und Seide gekleidet, den Kopf hochtragend und in diesem kleinen Gemach dem Anschein nach mehr als zehn Fuß hoch, dieß war es, was Jeanne wahrnahm, als sie sich zum Empfang erhob.

Das von der *Person* beobachtete *Incognito* hatte sie unangenehm berührt.

Sie beschloß auch den ganzen Vortheil einer Frau, welche überlegt hat, zu benützen, und fragte mit einer Verbeugung nicht eines Schützlings, sondern einer Beschützerin:

»Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?«

Der Prinz schaute die Thüre des Salons an, vor welcher die Alte verschwunden war, und antwortete:

»Ich bin der Cardinal von Rohan.«

Was Frau von La Mothe, die sich den Anschein gab, als erröthete sie und als würde sie ganz verwirrt vor lauter Demuth, mit einer Verneigung erwiderte, wie man sie nur vor den Königen macht.

Dann rückte sie ein Fauteuil vor, und statt sich auf einen Sessel zu setzen, wie die Etikette es verlangt hätte, nahm sie in dem großen Lehnstuhl Platz.

Als der Cardinal sah, daß man sich's bequem machen konnte, legte er seinen Hut auf den Tisch, schaute Jeanne, die ihn ebenfalls anschaute, in's Gesicht und sagte:

»Es ist also wahr, Mademoiselle ...«

»Madame,« unterbrach ihn Jeanne.

»Verzeihen Sie ... Ich vergaß ... Es ist also wahr, Madame.«

»Mein Mann nennt sich Graf von La Mothe, Monseigneur.«

»Richtig, richtig, Gendarme des Königs oder der Königin.«

»Ja, Monseigneur.«

»Und Sie, Madame, Sie sind eine geborene Valois?«

»Valois, ja, Monseigneur.«

»Ein großer Name,« sprach der Cardinal, die Beine kreuzend, »ein seltener, erloschener Name.«

Jeanne errieth den Zweifel des Kardinals.

»Erloschen,« sagte sie, »nein, Monseigneur, da ich ihn führe und einen Bruder habe, der Baron Valois ist.«

»Anerkannt?«

»Es bedarf keiner Anerkennung, Monseigneur; mag mein Bruder reich oder arm sein, er wird darum nicht minder das sein, als was er geboren ist, Baron von Valois.«

»Madame, ich bitte, erzählen Sie mir ein wenig diese Erbschaft. Sie interessiren mich, ich liebe die Wappenkunst.«

Jeanne erzählte einfach, nachlässig, was der Leser schon weiß.

Der Cardinal horchte und schaute.

Er gab sich nicht die Mühe, seine Eindrücke zu verbergen. Wozu? er glaubte weder an das Verdienst noch an den Stand von Jeanne; er sah sie hübsch, arm; er schaute, das war genug.

Jeanne, welche Alles bemerkte, errieth den schlimmen Gedanken des zukünftigen Protectors.

»Somit sind Sie wirklich unglücklich gewesen?« sagte Herr von Rohan mit gleichgültigem Wesen.

»Ich beklage mich nicht, Monseigneur.«

»Man hat mir in der That die Schwierigkeiten Ihrer Lage bedeutend übertrieben.«

Er schaute umher.

»Diese Wohnung ist bequem, angenehm möblirt.«

»Für eine Grisette allerdings,« entgegnete Jeanne hart und ungeduldig, das Treffen zu beginnen; »ja, Monseigneur.«

Der Cardinal machte eine Bewegung.

»Wie?« sagte er, »Sie nennen diese Einrichtung eine Grisetteneinrichtung?«

»Monseigneur,« erwiderte sie, »ich glaube nicht, daß Sie dieses Mobiliar eine Prinzessinneneinrichtung nennen können.«

»Und Sie sind Prinzessin,« sagte er mit einer von jenen unmerklichen Ironien, welche nur die ausgezeichneten Geister oder die Leute von sehr hohem Geschlecht ohne entschiedene Unverschämtheit mit ihrer Sprache zu vermischen das Geheimniß besitzen.

»Ich bin als eine Valois geboren, wie Sie als ein Rohan, das ist Alles, was ich weiß,« sagte sie.

Diese Worte sprach sie mit so sanfter Majestät des Unglücks, das sich empört, mit so viel Majestät des Weibes, das sich verkannt fühlt, sie waren zugleich so harmonisch und so würdig, daß der Fürst nicht dadurch verletzt, der Mensch aber bewegt wurde.

»Madame,« sagte er, »ich vergaß, daß mein erstes Wort eine Entschuldigung hätte sein sollen. Ich schrieb Ihnen gestern, ich würde hieher kommen, doch ich hatte in Versailles beim Empfang von Herrn Suffren zu thun und mußte auf das Vergnügen, Sie zu sehen, verzichten.«

»Monseigneur erweist mir noch zu viel Ehre, daß er heute an mich gedacht hat, und der Herr Graf von La Mothe, mein Gatte, wird noch lebhafter die Verbannung beklagen, in der ihn die Roth hält, da ihn diese Verbannung hindert, sich eines so erhabenen Besuches zu erfreuen.«

Das Wort Gatte erregte die Aufmerksamkeit des Cardinals.

»Sie leben allein, Madame?« sagte er.

»Ganz allein, Monseigneur.«

»Das ist schön von Seiten einer jungen und hübschen Frau.«

»Das ist einfach, Monseigneur, von Seiten einer Frau, die in jeder andern Gesellschaft, als in der, von welcher ihre Armuth sie entfernt, nicht an ihrem Platze wäre.«

Der Cardinal schwieg.

»Es scheint,« sagte er nach einer Pause, »es scheint, die Genealogen ziehen Ihre Abstammung nicht in Zweifel?«

»Wozu dient mir das?« erwiderte Jeanne mit verächtlichem Tone, wahrend sie mit einer reizenden Geberde die kleinen, rund gekräuselten, gepuderten Haarlocken von ihren Schläfen aufhob.

Der Cardinal rückte sein Fauteuil näher hinzu, als wollte er mit seinen Füßen das Feuer erreichen.

»Madame,« sagte er, »ich möchte gern wissen, wozu ich Ihnen nützlich sein könnte.«

»Zu nichts, Monseigneur.«

»Wie, zu nichts?«

»Eure Eminenz überhäuft mich mit Ehre.«

»Sprechen wir offenherziger.«

»Ich vermöchte nicht offenherziger zu sein, als ich es bin, Monseigneur.«

»Sie beklagten sich so eben,« sagte der Cardinal umherschauend, als wollte er Jeanne daran erinnern, daß sie ihr Mobiliar eine Grisetteneinrichtung genannt habe.

»Ja, es ist wahr, ich beklagte mich.«

»Nun, also. Madame ...«

»Nun, Monseigneur, ich sehe, daß mir Eure Eminenz ein Almosen spenden will, nicht wahr?«

»Oh! Madame ...«

»Nichts Anderes. Almosen habe ich empfangen, werde aber nicht ferner empfangen.«

»Was soll dieß bedeuten?«

»Monseigneur, ich bin seit einiger Zeit genug gedemüthigt; es ist mir nicht mehr möglich zu widerstehen.«

»Madame, Sie irren sich. Im Unglück ist man nicht entehrt ...«

»Selbst mit dem Namen, den ich führe? sagen Sie, würden Sie betteln, Herr von Rohan?«

»Ich spreche nicht von mir,« erwiderte der Cardinal in einer gewissen, mit Stolz gemischten Verlegenheit.

»Monseigneur, ich kenne nur zwei Arten, Almosen zu verlangen: im Wagen oder an einer Kirchenthüre; mit Gold und Sammet oder in Lumpen. Wohl denn! vor Kurzem erwartete ich nicht die Ehre Ihres Besuches; ich glaubte mich vergessen.«

»Ah! Sie wußten also, daß ich es war, der geschrieben?«

»Habe ich nicht Ihr Wappen auf dem Siegel des Briefes gesehen, womit Sie mich beehrten?«

»Sie stellten sich jedoch, als erkennten Sie mich nicht.«

»Weil Sie mir nicht die Ehre erwiesen, sich melden zu lassen.«

»Wohl! dieser Stolz gefällt mir.« sprach lebhaft der Cardinal, indem er mit wohlgefälliger Aufmerksamkeit die feurigen Augen und die hoffärtige Physiognomie von Jeanne anschaute.

»Ich sagte also,« fuhr diese fort, »ich sagte, ich habe, ehe ich Sie gesehen, den Entschluß gefaßt, den elenden Mantel, der meine Armuth verschleiert, der die Nacktheit meines Namens bedeckt, liegen zu lassen und in Lumpen, wie jede christliche Bettlerin, um mein Brod nicht den Stolz, sondern die Menschenliebe der Vorübergehenden anzuflehen.«

»Ihre Mittel sind hoffentlich noch nicht erschöpft?«

Jeanne antwortete nicht.

»Sie haben irgend ein Gut, und wäre es auch mit Hypotheken belastet; Familienschmuck? Dieses zum Beispiel.«

Er deutete auf eine Büchse, mit der die weißen und zarten Finger der jungen Frau spielten.

»Dieses?« sagte sie.

»Eine originelle Büchse, bei meinem Wort. Erlauben Sie?«

»Ah! ein Porträt.«

Er nahm sie.

Alsbald machte er eine Bewegung des Erstaunens.

»Sie kennen das Original dieses Porträts?« fragte Jeanne.

»Es ist Maria Theresia.«

»Maria Theresia?«

»Ja, die Kaiserin von Oestreich.«

»Wahrhaftig!« rief Jeanne. »Sie glauben, Monseigneur?«

Der Cardinal schaute noch einmal die Büchse an und fragte dann:

»Woher haben Sie das?«

»Von einer Dame, die vorgestern hier war.«

»Bei Ihnen?«

»Bei mir.«

»Von einer Dame ...«

Der Cardinal betrachtete die Büchse mit neuer Aufmerksamkeit.

»Ich irre mich, Monseigneur,« sagte die Gräfin, »es waren zwei Damen.«

»Und eine von den zwei Damen hat Ihnen diese Büchse gegeben?« fragte der Cardinal mißtrauisch.

»Nein, sie hat sie mir nicht gegeben.«

»Wie kommt sie dann in Ihre Hände?«

»Sie hat sie bei mir vergessen.«

Der Cardinal versank dermaßen in Gedanken, daß die Gräfin von Valois darüber besorgt wurde und dachte, sie thue wohl daran, auf ihrer Hut zu sein.

Dann erhob der Cardinal das Haupt, schaute die Gräfin aufmerksam an und sagt«:

»Und wie heißt diese Dame? Nicht wahr, Sie verzeihen mir, daß ich diese Frage an Sie richte? ich schäme mich dessen und komme mir vor wie ein Richter.«

»Monseigneur, die Frage ist in der That seltsam.«

»Indiscret vielleicht; aber seltsam ...«

»Seltsam, ich wiederhole es. Wenn ich die Dame kennte, welche die Bonbonniere hier hat liegen lassen ...«

»Nun!«

»So hätte ich sie ihr schon zurückgeschickt. Ohne Zweifel ist ihr daran gelegen, und ich möchte nicht gern ihren freundlichen Besuch durch eine Unruhe von achtundvierzig Stunden belohnen.«

»Ah! Sie kennen sie nicht ...«

»Nein, ich weiß nur, daß es die Superiorin einer Stiftung zu guten Werken ist.«

»Von hier?«

»Von Versailles.«

»Von Versailles ... die Superiorin einer Wohlthätigkeitsanstalt...«

»Monseigneur, ich empfange Frauen, die Frauen demüthigen eine arme Frau nicht, indem sie ihr Unterstützung bringen, und diese Dame, die durch menschenfreundliche Mittheilungen über meine Lage in Kenntniß gesetzt war, legte hundert Louisd'or auf mein Kamin, als sie mich besuchte.«

»Hundert Louisd'or!« sagte der Cardinal mit Erstaunen; dann, als er sah, er könnte die Empfindlichkeit von Jeanne verletzen, denn diese machte wirklich eine Bewegung, fügte er bei:

»Verzeihen Sie, Madame, ich wundere mich nicht, daß man Ihnen diese Summe gegeben hat. Sie verdienen im Gegentheil alle Fürsorge wohlthätiger Leute, und Ihre Geburt macht es für sie zum Gesetz, Ihnen nützlich zu sein. Nur der Titel: Dame vom guten Werke, setzte mich in Erstaunen; die Damen vom guten Werke pflegen kleinere Almosen zu spenden. Könnten Sie mir nicht das Porträt dieser Dame geben, Gräfin?«

»Das ist schwierig, Monseigneur,« erwiderte Jeanne, um die Neugierde des Kardinals zu stacheln.

»Wie, schwierig, da sie hier gewesen ist?«

»Allerdings. Die Dame, welche ohne Zweifel nicht erkannt sein wollte, verbarg ihr Gesicht in einer ziemlich weiten Kaputze; überdieß war sie in Pelze gehüllt. Doch ...«

Die Gräfin gab sich das Ansehen, als besinne sie sich.

»Doch ...« wiederholte der Cardinal. – »Doch glaubte ich zu sehen ... Ich behaupte nicht, Monseigneur.« – »Was glaubten Sie zu sehen?« – »Blaue Augen.« – »Der Mund?« – »Klein, obgleich die Lippen ein wenig dick, besonders die Unterlippe.« – »Von hohem oder mittlerem Wuchs?« – »Von mittlerem Wuchs.« – »Die Hände?« – »Vollkommen.« – »Der Hals?« – »Lang und dünn.« – »Die Physiognomie?« – »Streng und edel.« – »Der Accent?« – »Etwas gehemmt. Doch, Sie kennen vielleicht diese Dame, Monseigneur?«

»Wie sollte ich sie kennen, Frau Gräfin?« fragte lebhaft der Prälat.

»Nach der Art, wie Sie mich befragen, Monseigneur, oder sogar durch die Sympathie, welche alle Arbeiter guter Werke für einander hegen.«

»Nein, Madame, nein, ich kenne sie nicht.«

»Wenn Sie jedoch irgend eine Vermuthung hätten?«

»In welcher Hinsicht?«

»Etwa eine Vermuthung, die Ihnen dieses Porträt einflößte?«

»Ah!« erwiderte rasch der Cardinal, der befürchtete, er habe zu viel errathen lassen, »ja, allerdings, dieses Porträt ...«

»Nun, dieses Porträt, Monseigneur?«

»Nun! es kommt mir immer vor, als wäre dieses Porträt ...?«

»Nicht wahr, das der Kaiserin Maria Theresia?«

»Ich glaube, ja.«

»Somit denken Sie ...«

»Ich denke, daß Sie den Besuch von irgend einer deutschen Dame empfangen haben, einer von denjenigen etwa, welche eine Unterstützungsanstalt gegründet...«

»In Versailles?«

»In Versailles, ja, Madame.«

Der Cardinal schwieg hierauf.

Doch man sah klar, daß er noch zweifelte, und daß die Gegenwart der Büchse im Hause der Gräfin sein ganzes Mißtrauen wieder erweckt hatte.

Nur war das, was Jeanne nicht völlig unterschied, was sie vergebens zu erklären suchte, der Grund des Gedankens des Kardinals, ein sichtbar für sie unvortheilhafter Gedanke, der in nichts Geringerem bestand, als darin, daß er sie im Verdacht hatte, sie wolle ihm durch äußern Schein eine Falle stellen.

Man konnte wirklich erfahren haben, welches Interesse der Cardinal an den Angelegenheiten der Königin nahm; es war dieß ein Hofgerücht, das entfernt nicht im Zustand eines Halbgeheimnisses geblieben, und wir haben sogar angeführt, wie sehr gewisse Feinde sich Mühe gaben, die Erbitterung zwischen der Königin und ihrem Großalmosenier zu unterhalten.

Dieses Porträt von Maria Theresia, diese Büchse, deren sie sich gewöhnlich bediente – der Cardinal hatte sie hundertmal in ihren Händen gesehen – wie fand sich das in den Händen der Bettlerin Jeanne?

War die Königin wirklich selbst in diese armselige Wohnung gekommen?

Und wenn sie gekommen, war sie Jeanne unbekannt geblieben? aus welchem Grunde verheimlichte sie die Ehre, die ihr zu Theil geworden?

Der Prälat zweifelte.

Er zweifelte schon am Tage vorher. Der Name Valois hatte ihn auf seiner Hut zu sein gelehrt, und nun handelte es sich nicht mehr um eine arme Frau, sondern um eine von einer Königin, die ihre Wohlthaten persönlich brachte, unterstützte Prinzessin.

War Marie Antoinette auf diese Weise mildthätig?

Während der Cardinal so zweifelte, fühlte sich Jeanne die ihn nicht aus dem Blicke verlor, und der keines von den Gefühlen des Prinzen entging, auf der Folter. Für die mit einem Hintergedanken belasteten Gewissen ist der Zweifel derjenigen, die man gern mit der reinen Wahrheit überzeugen möchte, ein wirkliches Märtyrthum.

Das Stillschweigen war für Beide peinlich. Der Cardinal brach es durch eine neue Frage.

»Und die Dame, die Ihre Wohlthäterin begleitete, haben Sie dieselbe bemerkt? Können Sie mir sagen, wie sie aussah?«

»Oh! diese habe ich genau gesehen,« antwortete die Gräfin; »sie ist groß und schön, hat ein entschlossenes Gesicht, einen herrlichen Teint, reiche Formen.«

»Und die andere Dame hat sie nicht genannt?«

»Doch, einmal, bei ihrem Taufnamen.«

»Und ihr Taufname heißt?«

»Andree.«

»Andree!« rief der Cardinal. Und er bebte.

Diese Bewegung entging der Gräfin La Mothe so wenig, als die andern.

Der Cardinal wußte nun, woran er sich zu halten hatte, der Name Andree benahm ihm alle Zweifel.

Man wußte in der That, daß die Königin zwei Tage vorher mit Fräulein von Taverney in Paris gewesen. Eine gewisse Geschichte von einer Verzögerung, von einem geschlossenen Thor, von einem ehelichen Streit zwischen dem König und der Königin war in Versailles in Umlauf gekommen.

Der Cardinal athmete.

Es fand sich weder eine Falle noch ein Complott in der Rue Saint-Claude. Frau von La Mothe kam ihm schön und rein vor, wie der Engel der Unschuld.

Man mußte jedoch eine letzte Probe machen. Der Prinz war Diplomat.

»Gräfin,« sagte er, »ich muß gestehen, Eines wundert mich ganz besonders.«

»Was, Monseigneur?«

»Daß Sie sich mit Ihrem Namen und Ihren Titeln nicht an den König gewendet haben.«

»An den König?«

»Ja.«

»Monseigneur, ich habe zwanzig Eingaben, zwanzig Bittschriften an den König abgeschickt.«

»Ohne Erfolg?«

»Ohne Erfolg.«

»In Ermangelung des Königs würden alle Prinzen des Königlichen Hauses Ihre Reclamationen angenommen haben. Der Herr Herzog von Orleans zum Beispiel ist mildthätig, und dann liebt er es oft, das zu thun, was der König nicht thut.«

»Ich habe bei Seiner Hoheit dem Herzog von Orleans ansuchen lassen, doch vergebens.«

»Vergebens! Das setzt mich in Erstaunen.«

»Warum? Ist man nicht reich oder wird man nicht empfohlen, so geht jedes Gesuch im Vorzimmer der Fürsten verloren.«

»Da ist noch Monseigneur, bei Graf von Artois. Die verschwenderischen Leute verrichten zuweilen bessere Handlungen, als die wohlthätigen Leute.«

»Es war bei Monseigneur dem Grafen von Artois wie bei Seiner Hoheit dem Herzog von Orleans, wie bei Seiner Majestät dem König von Frankreich.«

»Doch Mesdames, die Tanten des Königs? Oh! Gräfin, diese mußten Ihnen, wenn mich nicht Alles täuscht, günstig antworten.«

»Nein, Monseigneur.«

»Oh! ich kann nicht glauben, daß Madame Elisabeth, die Schwester des Königs, ein unempfindliches Herz gehabt hat.«

»Es ist wahr, auf meine Bitte hat Ihre Königlich Hoheit mir versprochen, mich zu empfangen, doch ich weiß nicht, wie es gekommen ist, nachdem sie meinen Mann empfangen hatte, wollte sie, wie dringend ich auch bat, Nichts mehr von sich hören lassen.«

»Das ist in der That seltsam,« sagte der Cardinal.

Dann rief er plötzlich und als tauchte dieser Gedanke erst in diesem Augenblick in seinem Geiste auf:

»Aber, mein Gott! wir vergessen ...«

»Was?«

»Die Person, an die Sie sich vor Allem hätten wenden müssen.«

»An wen hätte ich mich wenden müssen?«

»An die Gnadenspenderin, an diejenige, welche nie eine verdiente Unterstützung versagt hat, an die Königin.«

»An die Königin?«

»Ja, an die Königin. Haben Sie sie gesehen?«

»Nie,« antwortete Jeanne mit vollkommener Einfachheit.

»Wie, Sie haben der Königin kein Gesuch überreicht?«

»Nie.«

»Sie haben nicht von Ihrer Majestät eine Audienz zu erlangen gesucht?«

»Ich habe mich bemüht, doch ist es mir nicht gelungen.«

»Sie haben es wenigstens versucht, sich ihr auf den Weg zu stellen, um bemerkt und an den Hof berufen zu werden. Das war ein Mittel.«

»Nein, wahrhaftig, ich bin in meinem Leben nur zweimal in Versailles gewesen, und habe nur zwei Personen dort gesehen, den Herrn Doctor Louis, der meinen unglücklichen Vater im Hotel Dieu behandelt hatte, und den Herrn Baron von Taverney, dem ich empfohlen war.«

»Und was hat Ihnen Herr von Taverney gesagt? Er war vollkommen im Stande, Ihnen Zugang zu der Königin zu verschaffen.«

»Er hat mir gesagt, ich sei sehr ungeschickt.«

»Warum?«

»Daß ich als einen Anspruch auf das Wohlwollen des Königs eine Verwandtschaft geltend mache, welche natürlich Seiner Majestät widrig sein müsse, da ein armer Verwandter nie gefalle.«

»Das ist der selbstsüchtige, brutale Baron,« sagte der Prinz.

Dann überlegt er sich wieder den Besuch Andree's bei der Gräfin und dachte:

»Es ist seltsam, der Vater weist die Bittstellerin zurück, und die Königin führt die Tochter zu ihr. In der That, aus diesem Widerspruch muß etwas hervorgehen.«

»So wahr ich ein Edelmann bin,« sprach er dann, ich bin ganz erstaunt, daß ich sagen höre, eine Bittstellerin, eine Frau vom ersten Adel, habe weder den König noch die Königin gesehen.«

»Höchstens gemalt,« sagte Jeanne lächelnd.

»Wohl denn,« rief der Cardinal, dießmal überzeugt von der Unwissenheit und Aufrichtigkeit der Gräfin, »ich werde Sie, wenn es sein muß, selbst nach Versailles führen und die Thüren für Sie öffnen lassen.«

»Oh! Monseigneur, welche Güte!« rief die Gräfin im höchsten Grad erfreut.

Der Cardinal näherte sich ihr und sprach:

»Gräfin, binnen Kurzem muß sich nothwendig alle Welt für Sie interessiren.«

»Ach! Monseigneur,« sagte Jeanne mit einem anbetungswürdigen Seufzer, »glauben Sie das aufrichtig?«

»Oh! ich bin davon überzeugt.«

»Ich glaube, Sie schmeicheln mir,« sagte Jeanne.

Und dabei schaute sie ihn fest an.

Diese plötzliche Veränderung mußte mit Recht die Gräfin in Erstaunen setzen, die der Cardinal zehn Minuten vorher mit einer ächt prinzlichen Vornehmheit behandelt hatte.

Wie der Pfeil eines Bogenschützen abgeschossen, traf Jeanne's Blick den Cardinal in sein Herz oder in seine Sinnlichkeit. Er enthielt das Feuer des

Ehrgeizes oder des Verlangens; aber es war Feuer.

Herr von Rohan, der sich auf die Frauen verstand, mußte sich zugestehen, er habe wenige so verführerische gesehen.

»Ah! Bei meiner Treue,« sagte er zu sich selbst mit dem ewigen Hintergedanken der durch die Diplomatie erzogenen Hofleute, »ah! bei meiner Treue, es wäre ein zu außerordentlicher oder zu glücklicher Fall, wenn ich zugleich eine ehrliche Frau, die das Aussehen einer Verschmitzten hat, und im Elend eine allmächtige Beschützerin fände.«

»Monseigneur,« unterbrach ihn die Sirene, »Sie beobachten bisweilen ein Stillschweigen, das mich beunruhigt; verzeihen Sie mir, daß ich es Ihnen sage.«

»Wie soll ich das verstehen, Gräfin?« fragte der Cardinal.

»Monseigneur, ein Mann, wie Sie, verfehlt sich gegen die Höflichkeit nur bei zwei Arten von Frauen.«

»Oh! mein Gott, was wollen Sie mir sagen, Gräfin? Bei meinem Wort, Sie erschrecken mich.«

Er nahm sie bei der Hand.

»Ja,« sprach die Gräfin, »bei zwei Arten von Frauen, ich habe es gesagt und wiederhole es.«

»Lassen Sie hören, bei welchen?«

»Bei Frauen, die man zu sehr liebt, und bei Frauen, die man nicht genug schätzt.«

»Gräfin, Gräfin, Sie machen mich erröthen. Ich hätte der Höflichkeit gegen Sie ermangelt?«

»Gewiß.«

»Sagen Sie das nicht, es wäre entsetzlich.«

»Wahrhaftig, Monseigneur, denn Sie können mich nicht zu sehr lieben, und ich habe Ihnen, bis jetzt wenigstens, nicht das Recht gegeben, mich zu wenig zu schätzen.«

Der Cardinal nahm Jeanne's Hand und erwiederte:

»Oh! Gräfin. Sie sprechen in der That, als wären Sie gegen mich aufgebracht.«

»Nein, Monseigneur, denn Sie haben meinen Zorn noch nicht verdient.«

»Und ich werde ihn nie verdienen, Madame, von diesem Tage an, wo ich das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen und Sie kennen zu lernen.«

»Oh! mein Spiegel, mein Spiegel!« dachte Jeanne.

»Und von diesem Tage an wird meine teilnehmende Sorge Sie nicht mehr verlassen.«

»Oh! Monseigneur, genug, genug,« sagte die Gräfin, die ihre Hand nicht aus den Händen des Cardinals zurückgezogen hatte.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sprechen Sie mir nicht von Ihrer Protection.«

»Gott verhüte, daß ich je das Wort Protection ausspreche. Oh! Madame, nicht Sie würde es demüthigen, sondern mich.«

»Dann nehmen wir Eines an, Herr Cardinal, was mir unendlich schmeicheln würde.«

»Wenn dem so ist, so nehmen wir das Eine an.«

»Nehmen wir an, Sie haben Frau von La Mothe Valois einen Höflichkeitsbesuch gemacht. Nicht wahr?«

»Natürlich nichts Geringeres als das,« erwiderte der galante Cardinal.

Und er hob Jeanne's Finger an seine Lippen und drückte einen ziemlich langen Kuß darauf.

Die Gräfin zog ihre Hand zurück.

»Oh! Höflichkeit,« sagte der Cardinal mit dem feinsten Geschmack und dem größten Ernst.

Jeanne gab ihre Hand zurück, die der Cardinal dießmal ganz ehrfurchtsvoll küßte.

»O! so ist es sehr gut, Monseigneur.«

Der Cardinal verbeugte sich; die Gräfin aber fuhr fort:

»Wenn ich wüßte, daß ich einen ob auch noch so geringen Theil an dem so erhabenen und so sehr in Anspruch genommenen Geiste einen Mannes, wie Sie sind, besäße, oh! ich schwöre Ihnen, das könnte mich ein Jahr trösten.«

»Ein Jahr! Das ist sehr kurz... hoffen wir mehr, Gräfin.«

»Nun! ich sage nicht nein, Herr Cardinal,« erwiderte sie lächelnd.

Heu Cardinal ganz kurz war eine Vertraulichkeit, deren sich Frau von La Mothe zum zweiten Male schuldig machte. Reizbar in seinem Stolz, hätte sich der Cardinal darüber wundern können, aber die Dinge hatten einen Grad erreicht, daß er sich nicht nur nicht darüber wunderte, sondern sogar damit, wie mit einer Gunst, zufrieden war.

»Oh! Vertrauen,« rief er, während er noch näher auf sie zurückte. »Das ist gut, das ist gut.«

»Ja, ich habe Vertrauen. Monseigneur, denn ich fühle in Eurer Eminenz...«

»Sie sagten vorhin Herr, Gräfin.«

»Sie müssen mir verzeihen, Monseigneur, ich kenne den Hof nicht. Ich sage also, ich habe Vertrauen, weil Sie im Stande sind, einen abenteuerlichen, muthigen Geist, wie der meinige, und ein ganz reines Herz zu begreifen.

Trotz der Prüfungen der Armuth, trotz der Kämpfe, welche niedrige Feinde gegen mich gekämpft haben, wird Eure Eminenz in mir, das heißt in meinem Gespräche, zu nehmen wissen, was Ihrer würdig ist. Im Uebrigen wird mir Eure Eminenz Nachsicht gewähren.«

»Somit sind wir Freunde, Madame. Das ist unterzeichnet, beschworen.«

»Mir ist es ganz lieb.«

Der Cardinal stand auf und ging auf Frau von La Mothe zu; da er aber die Arme für einen einfachen Schwur ein wenig zu weit offen hatte, so wich ihm die Gräfin leicht und geschmeidig aus.

»Freundschaft zu Drei,« sagte sie mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Spott und Unschuld.

»Wie, Freundschaft zu Drei?« fragte der Cardinal.

»Allerdings, gibt es nicht in der Welt einen armen Gendarmen, einen Verbannten, den man den Grafen von La Mothe nennt?«

»Oh! Gräfin, welch ein beklagenswerthes Gedächtniß besitzen Sie!«

»Ich muß wohl von ihm sprechen, da Sie nicht von ihm sprechen.«

»Wissen Sie, warum ich nicht von ihm spreche.«

»Sagen Sie es mir.«

»Weil er immerhin selbst genug sprechen wird; glauben Sie mir, die Ehemänner vergessen sich nie.«

»Und wenn er von sich spricht?«

»Dann wird man von Ihnen, man wird von uns sprechen.«

»Wie so?«

»Man wird Zum Beispiel sagen, der Herr Graf von La Mothe habe es gut oder habe es schlecht gefunden, daß der Herr Cardinal von Rohan drei-, vier- oder fünfmal in der Woche Frau von La Mothe in der Rue Saint-Claude besuche.«

»Aber werden Sie mir so viel sagen, Herr Cardinal, drei-, vier- oder fünfmal in der Woche?«

»Wo wäre dann die Freundschaft, Gräfin? Ich sagte fünfmal und irrte mich. Sechs- oder siebenmal mußte ich sagen, die Schalttage nicht gerechnet.«

Jeanne lachte.

Der Cardinal bemerkte, daß sie zum ersten Mal seinen Scherzen die Ehre erwies, und fühlte sich auch dadurch geschmeichelt.

»Werden Sie es verhindern, daß man spricht?« sagte sie.

»Sie wissen wohl, daß dieß unmöglich ist.« – »Ja,« erwiderte er. – »Und wie?« – »Ah! das ist eine ganz einfache Sache; mit Recht oder mit Unrecht kennt mich das Volk von Paris.« – »Oh! gewiß, und zwar mit Recht, Monseigneur.« – »Aber Sie ist es so unglücklich nicht zu kennen.« – ,»Nun!« – »Stellen wir die Frage anders.« – »Stellen Sie sie, das heißt...« – »Wie Sie wollen. Wenn Sie zum Beispiel ...« – »Vollenden Sie.« – »Wenn Sie ausgingen, statt daß Sie mich ausgehen machten.« – »Ich soll in Ihr Hotel gehen, Monseigneur?« – »Sie gingen wohl zu einem Minister.« – »Ein Minister ist kein Mann, Monseigneur.« – »Sie sind anbetungswürdig. Nun wohl! es handelt sich nicht um mein Hotel, ich habe ein Haus.« – »Ein kleines Haus, drücken wir uns deutlich aus.« – »Nein, ein Haus, das Ihnen gehört.« – »Oh!« rief die Gräfin, »ein Haus, das mir gehört. Und wie dieß? Ich wußte nichts von diesem Haus.«

Der Cardinal, der sich wieder gesetzt hatte, stand auf.

»Morgen früh um zehn Uhr werden Sie die Adresse davon erhalten.«

Die Gräfin erröthete, der Cardinal nahm artig ihre Hand.

Und dießmal war der Kuß zugleich ehrerbietig, zärtlich und kühn.

Beide grüßten sich sodann mit dem Reste von lächelnder Ceremonie, welche eine nahe bevorstehende Vertraulichkeit bezeichnet.

»Leuchten Sie Monseigneur,« rief die Gräfin.

Die Alte kam und leuchtete.

Der Prälat ging hinaus.

»Mir scheint, ich habe da einen großen Schritt in der Welt vorwärts gemacht,« dachte Jeanne.

»Ah! ah!« dachte der Cardinal, während er in seinen Wagen stieg, »ich habe ein doppeltes Geschäft gemacht. Diese Frau besitzt zu viel Geist, um nicht die Königin einzunehmen, wie sie mich eingenommen hat.«

XVI.

Mesmer und Saint-Martin.

Es gab eine Zeit, wo Paris ganz geschäftslos und voll Muße in Leidenschaft für Fragen glühte, welche in unsern Tagen das Monopol der Reichen sind, die man die Unnützen, und der Gelehrten, die man die Faullenzer nennt.

Im Jahre 1782, das heißt in der Zeit, zu der wir gelangt sind, war die Modefrage, die Frage, die obenauf schwamm, die in der Luft schwebte, die in allen ein wenig erhabenen Köpfen festhielt, wie die Dünste an den Bergen, der Mesmerismus, eine mystische Wissenschaft, schlecht definirt durch ihre Erfinder, die, da sie das Bedürfniß nicht fühlten, eine Entdeckung schon bei ihrer Geburt volksthümlich zu machen, diese den Namen eines Mannes, das heißt, einen aristokratischen Titel annehmen ließen, statt eines von den aus dem Griechischen geschöpften wissenschaftlichen Namen, mit deren Hilfe die schamhafte Bescheidenheit

der modernen Gelehrten heut zu Tage jedes scientivische Element verallgemeinert.

Wozu sollte es in der That im Jahre 1784 nützen, eine Wissenschaft zu democratisiren? Das Volk, das seit mehr als anderthalb Jahrhunderten von denen, die es regierten, nicht zu Rathe gezogen worden war, zählte es für Etwas im Staat? nein: das Volk war die fruchtbare Erde, die da einbrachte, es war die reiche Ernte, die man schnitt, der Herr der Erde aber war der König, und die Schnitter waren der Adel.

Heute hat sich Alles geändert: Frankreich gleicht einer uralten Sanduhr; neunhundert Jahre hat sie die Stunde des Königthums angegeben; die mächtige Hand des Herrn hat sie umgedreht; Jahrhunderte hindurch wird sie die Aera des Volks bezeichnen.

Im Jahre 1784 war also der Name eines Mannes eine Empfehlung. Heute würde im Gegentheil der höhere Werth einem von Dingen herrührenden Manne zuerkannt werden.

Doch lassen wir heute, um den Blick auf gestern zu werfen. Was ist bei der Rechnung der Ewigkeit diese Entfernung von einem halben Jahrhundert? nicht einmal so groß wie die zwischen dem gestrigen Tage und dem morgigen bestehende.

Der Doctor Mesmer war in Paris, wie Marie Antoinette selbst, da sie den König um Erlaubniß bat, ihm einen Besuch zu machen, uns mitgetheilt hat. Man erlaube uns also, ein paar Worte über Doctor Mesmer zu sagen, dessen Name, heute nur noch im Gedächtniß einer kleinen Anzahl von Adepten, in der Zeit, die wir zu schildern versuchen, in Aller Mund war.

Der Doctor Mesmer hatte im Jahre 1777 aus Deutschland, diesem Land der nebeligen Träume, eine ganz von Wolken und Blitzen angeschwollene Wissenschaft gebracht. Beim Schimmer dieser Blitze sah der Gelehrte nichts, als die Wolken, die über seinem Kopfe ein düsteres Gewölbe bildeten; der große Haufen sah nur die Blitze.

Mesmer war in Deutschland zuerst mit einer These über den Einfluß der Planeten aufgetreten. Er hatte zu begründen gesucht, die Himmelskörper

üben mittelst der Kraft, die ihre gegenseitige Anziehung hervorbringt, einen Einfluß auf die belebten Körper und besonders auf das Nervensystem durch die Vermittelung eines zarten Fluidums aus, welches das ganze Weltall erfülle. Diese erste Theorie war aber sehr abstract. Um sie zu begreifen, mußte man in die Wissenschaft eines Galilei und Newton eingeweiht sein. Es war eine Mischung von großen astronomischen Wahrheiten mit den astrologischen Träumereien, die, wie gesagt, nicht volksthümlich, sondern nur aristocratisch werden konnte. Denn hiezu hätte sich die Adelskörperschaft in eine gelehrte Gesellschaft verwandeln müssen. Mesmer gab daher dieses System auf, um sich in das der Magnete zu werfen.

Die Magnete wurden in jener Zeit stark studirt; ihre sympathetischen oder antipathetischen Eigenschaften verliehen den Mineralien ein Leben beinahe dem menschlichen ähnlich, indem sie ihnen die zwei großen Leidenschaften des menschlichen Lebens, die Liebe und den Haß, gaben. Demzufolge schrieb man den Magneten erstaunliche Kräfte, Heilung der Krankheiten zu. Mesmer verband die Wirksamkeit der Magnete mit seinem ersten System und versuchte zu sehen, was er aus dieser Zufügung ziehen könnte.

Zu seinem Unglück fand Mesmer, als er nach Wien kam, einen Nebenbuhler, der sich schon festgestellt hatte. Dieser Nebenbuhler hieß Hall und behauptete, Mesmer habe ihm sein Verfahren gestohlen. Sobald dieß Mesmer sah, erklärte er, als ein Mann von Phantasie, er gebe die Magnete als unnütz auf und werde nicht mehr mit dem mineralischen Magnetismus, sondern mit dem animalischen heilen.

Dieses Wort, als ein neues ausgesprochen, bezeichnete indessen keine neue Entdeckung; den Alten bekannt, bei den ägyptischen Einweihungen und dem griechischen Pythismus angewendet, hatte sich der Magnetismus im Mittelalter im Zustand der Überlieferung erhalten; einige gesammelte Fetzen von dieser Wissenschaft hatten die Hexenmeister des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts gebildet; Viele, die man verbrannte, bekannten sich mitten in den Flammen zu der seltsamen Religion, deren Märtyrer sie waren.

Urbain Grandier war nichts Anderes als ein Magnetiseur.

Mesmer hörte von den Wundern dieser Wissenschaft sprechen.

Joseph Balsamo, der Held eines unserer Bücher, hatte eine Spur von seinem Durchzug in Deutschland und besonders in Straßburg zurückgelassen. Mesmer forschte nach dieser Wissenschaft, welche so zerstreut und flatternd war, wie jene Irrlichter, die des Nachts über die Teiche hinlaufen; er machte eine vollständige Theorie, ein gleichförmiges System daraus, dem er den Namen Mesmerismus gab.

Zu diesem Punkte gelangt, theilte Mesmer sein System der Academie der Wissenschaften von Paris, der königlichen Gesellschaft von London und der Academie von Berlin mit; die zwei ersten antworteten nicht einmal, die dritte sagte, er sei ein Narr.

Mesmer erinnerte sich des griechischen Philosophen, der die Bewegung leugnete und den sein Gegner dadurch, daß er ging, in Verwirrung brachte. Er kam nach Frankreich, nahm aus den Händen des Doctors Storck und des berühmten Augenarztes Wenzel ein Mädchen von siebenzehn Jahren, das mit einer Leberkrankheit und mit dem schwarzen Staar behaftet war, und nach einer Behandlung von drei Monaten war die Kranke geheilt, sah die Blinde hell.

Diese Kur hatte viele Leute überzeugt, und unter andern einen Arzt Namens Deslon: aus einem Feinde wurde nun ein Apostel.

Von diesem Augenblick an nahm Mesmers Ruf immer mehr zu; die Academie hatte sich gegen den Neuerer erklärt, der Hof erklärte sich für ihn: es wurden Unterhandlungen vom Ministerium angeknüpft, um Mesmer zu veranlassen, die Menschheit durch Veröffentlichung seiner Lehre zu bereichern. Der Doctor machte seinen Preis; Herr von Breteuil bot ihm im Namen des Königs eine Leibrente von zwanzigtausend Livres und eine Besoldung von zehntausend, um drei von der Regierung bezeichnete Personen zur Ausübung seines Verfahrens heranzubilden. Aber entrüstet über die königliche Sparsamkeit schlug Mesmer das aus und reiste mit einigen seiner Kranken nach den Heilquellen von Spaa ab.

Eine unerwartete Katastrophe bedrohte Mesmer, Deslon, sein Schüler, Deslon, der Besitzer des großen Geheimnisses, das Mesmer um

dreißigtausend Livres jährlich zu verkaufen sich geweigert hatte, Deslon eröffnete in seinem Hause eine öffentliche Behandlung durch die Mesmer'sche Methode.

Mesmer erfuhr diese schmerzliche Kunde; er schrie über Diebstahl, Verrath, Betrug; er glaubte ein Narr zu werden. Da hatte einer seiner Kranken, Herr von Bergaffe, den glücklichen Einfall, mit der Wissenschaft des ausgezeichneten Professors eine Commandite zu errichten; es wurde ein Ausschuß von hundert Personen mit einem Capital von dreimalhundert und vierzigtausend Livres unter der Bedingung gebildet, daß er seine Lehren den Actionären enthülle. Mesmer machte sich zu dieser Enthüllung anheischig, nahm das Capital in Empfang und kehrte nach Paris zurück.

Die Stunde war günstig. Es gibt Augenblicke im Alter der Völker, diejenigen, welche die Epoche der Verwandlung berühren, wo die ganze Nation wie vor einem unbekannten Hindernisse stehen bleibt, zögert und den Abgrund fühlt, an dessen Rand sie gelangt ist, den sie erräth, ohne ihn zu sehen.

Frankreich befand sich in einem dieser Augenblicke; es bot den Anblick einer Gesellschaft, deren Geist bewegt ist; man war gleichsam in einem scheinbaren Glück erstarrt, dessen Ende man nur dunkel erschaut; wie man, am Saume eines Waldes anlangend, die Ebene durch die Zwischenräume der Bäume erräth. Diese Ruhe, welche nichts Beständiges, nichts Rechtes hatte, ermüdete; man suchte überall Aufregungen, und die Neuigkeiten, wie sie auch beschaffen sein mochten, wurden gut aufgenommen. Man war zu frivol, um sich, wie früher, mit ernsten Fragen der Regierung und des Molinismus zu beschäftigen. Aber man stritt sich über die Musik, man nahm Partei für Gluck oder für Piccini, man passionirte sich für die Musik, man entflammte für die Denkwürdigkeiten von Beaumarchais.

Die Erscheinung einer neuen Oper nahm mehr Phantasien in Anspruch, als der Friedensvertrag mit England und die Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. Kurz, es war eine jener Perioden, wo die Geister durch die Philosophen zum Wahren, das heißt zur Entzauberung hingeführt, der Durchsichtigkeit des Möglichen müde werden, die den Grund jeder Sache erscheinen läßt und durch einen Schritt vorwärts die Grenzen der

wirklichen Welt zu überschreiten sucht, um in die Welt der Träume und Fictionen einzutreten.

In der That, wenn es bewiesen ist, daß die sehr klaren, sehr durchsichtigen Wahrheiten die einzigen find, die sich schnell volkstümlich machen, so ist es nicht minder bewiesen, daß die Mysterien eine allmächtige Anziehungskraft auf das Volk ausüben.

Das französische Volk wurde daher auf eine unwiderstehliche Weise durch das seltsame Geheimniß des Mesmerischen Fluidums hingerissen, das nach der Behauptung der Aerzte den Kranken Gesundheit, den Narren Geist und den Weisen Narrheit verlieh.

Ueberall bekümmerte man sich um Mesmer. Was hatte er gethan? an wem hatte er seine göttlichen Wunder verrichtet? welchem vornehmen Mann hatte er das Gesicht und die Kraft wieder gegeben? welcher von einer durchwachten Nacht oder vom Spiel ermatteten Dame hatte er die Nerven wieder geschmeidig gemacht? welches Mädchen hatte er die Zukunft in einer magnetischen Crise vorhersehen lassen?

Die Zukunft! dieses große Wort aller Zeiten, dieses große Interesse aller Geister, die Lösung aller Probleme. Was war denn die Gegenwart?

Ein Königthum ohne Strahlen, ein Adel ohne Gewicht, ein Land ohne Handel, ein Volk ohne Rechte, eine Gesellschaft ohne Vertrauen.

Von der auf ihrem Throne besorgten und vereinzelten königlichen Familie an bis zu der in ihrer Dachkammer ausgehungerten Plebejerfamilie Armuth, Schmach, Angst.

Andere zu vergessen, um nur an sich zu denken; aus neuen, fremden, unbekannten Quellen die Sicherheit eines längeren Lebens und einer während dieser Daseinsverlängerung unstörbaren Gesundheit zu schöpfen; dem geizigen Himmel etwas zu entreißen, war das nicht der Gegenstand eines leicht begreiflichen Anstrebens zu dem Unbekannten, von dem Mesmer eine Falte enthüllte?

Voltaire war todt, und es fand sich in Frankreich kein einziges lautes Gelächter mehr, das Lachen von Beaumarchais ausgenommen, das noch bitterer war als das des Meisters. Rousseau war todt; es gab in Frankreich keine religiöse Philosophie mehr. Rousseau wollte Gott aufrecht halten; seitdem aber Rousseau nicht mehr lebte, mochte es Niemand wagen» um nicht unter der Last erdrückt zu werden.

Der Krieg war früher eine ernste Beschäftigung für die Franzosen gewesen. Die Könige unterhielten auf ihre Rechnung den nationalen Heldenmuth; nun war der einzige französische Krieg ein amerikanischer Krieg, um den sich überdieß der König persönlich nicht bekümmerte. Schlug man sich denn nicht wirtlich für die unbekannte Sache, welche die Americaner Unabhängigkeit nennen, ein Wort, das die Franzosen durch eine Abstraktion mit *Freiheit* übersetzen?

Dabei hatte dieser entfernte Krieg, dieser Krieg nicht nur eines andern Volks, sondern ein« andern Welt, sein Ende erreicht.

War es, Alles wohl erwogen, nicht besser, sich mit Mesmer, diesem deutschen Arzt, zu beschäftigen, der zum zweiten Mal seit sechs Jahren Frankreich in Leidenschaft versetzte, als mit Lord Cornwallis oder mit Herrn Washington, die so weit entfernt waren, daß man wahrscheinlich niemals den Einen oder den Andern zu sehen bekam?

Indeß man Mesmer, der anwesend war, sehen, berühren und, was der höchste Ehrgeiz von drei Vierteln von Paris war, von ihm berührt werden konnte.

Dieser Mann also, der bei seiner Ankunft von Niemand, nicht einmal von der Königin, seiner Landsmännin, unterstützt worden war, während er sogar die Leute seiner Heimath unterstützte, dieser Mann, der ohne den Doctor Deslon, welcher ihn seitdem verrathen, in der Dunkelheit geblieben wäre, beherrschte wahrhaft die öffentliche Meinung und ließ den König, von dem man nie gesprochen, Herrn von Lafayette, von dem man noch nicht sprach, und Herrn von Necker, von dem man nicht mehr sprach, weit hinter sich.

Und als hätte dieses Jahrhundert sich's zur Aufgabe gemacht, jedem Geist nach seiner Fähigkeit, jedem Herzen nach seiner Sympathie, jedem Körper

nach seinen Bedürfnissen zu geben, erhob sich Mesmer, dem Mann des Materialismus, gegenüber Saint-Martin, der Mann des Spiritualismus, dessen Lehre alle Seelen getröstet hatte, welche die Positivität des deutschen Doctors verwundete.

Man denke sich den Atheisten mit einer Religion, milder als die Religion selbst; man denke sich einen Republicaner voll von Artigkeiten und Rücksichten gegen die Könige, einen Edelmann liberal und zärtlich gegen das Volk; man denke sich den dreifachen Angriff dieses mit der logischsten, verführerischsten Beredtsamkeit begabten Mannes gegen die Culte der Erde, die er wahnsinnig nennt, einzig und allein aus dem Grunde, weil sie göttlich sind.

Man denke sich endlich Epikur weiß gepudert, in gesticktem Frack, in einer Weste mit Flittern, in Atlasbeinkleidern, mit seidenen Strümpfen und rothen Absätzen; Epikur nicht mit dem Sturze der Götter zufrieden, an die er nicht glaubt, sondern die Regierungen erschütternd, die er wie die Culte behandelt, weil sie nie übereinstimmen und beinahe immer nur auf das Unglück der Menschen auslaufen; gegen das Gesellschaftliche Gesetz wirkend, das er mit dem einzigen Worte: »es bestraft auf gleiche Weise ungleiche Vergehen, es bestraft die Wirkung, ohne die Ursache zu würdigen,« entkräftet.

Man denke sich nun, dieser Versucher, der sich den Titel: »der unbekannte Philosoph,« gibt, vereinige, um die Menschen in einen Kreis von verschiedenartigen Ideen zu bannen, alle Reize, welche die Einbildungskraft den Versprechungen eines moralischen Paradieses beizufügen vermag, und statt zu sagen, die Menschen seien sich gleich, was eine Albernheit ist, erfinde er folgende Formel, welche eben dem Munde, der sie läugnet, entsprungen zu sein scheint:

Alle verständige Menschen sind Könige.

Und dann gebe man sich Rechenschaft von einer solchen Moral, welche plötzlich mitten in eine Gesellschaft ohne Hoffnungen, ohne Führer fiel, in eine Gesellschaft, die ein mit Ideen, das heißt mit Klippen besäter Archipel war. Man erinnere sich, daß in jener Zeit die Frauen zärtlich und toll, die Männer gierig nach Macht, Ehrenstellen und Vergnügungen waren, daß die

Könige die Krone hängen ließen, auf die sich zum ersten Mal, im Schatten verloren, ein zugleich neugieriger und drohender Blick heftete – wird man es dann noch wunderbar finden, daß sie Proselyten fand, diese Lehre, die zu den Seelen sprach:

»Wählt unter euch die erhabene Seele, aber die Seele, die erhaben ist durch die Liebe, durch die Leutseligkeit, durch den mächtigen Willen, sehr zu lieben, sehr glücklich zu machen. Hat sich dann diese Seele zum Menschen gemacht, geoffenbart, so beugt euch, vernichtet euch, alle ihr untergeordneten, niedrigen Seelen, um der Dictatur dieser Seele Raum zu lassen, deren Aufgabe es ist, euch wieder einzusetzen in euer wesentliches Princip, das heißt in die Gleichheit der Leiden im Schooße der gezwungenen Ungleichheit der Fähigkeiten und Verrichtungen.«

Dem füge man bei, daß sich der unbekannte Philosoph mit Mysterien umgab, daß er den Schatten wählte, um im Frieden fern von Spähern und Schmarotzern die große sociale Theorie zu erörtern, welche die Politik der Welt werden konnte.

»Höret mich,« sagte er, »getreue Seelen, gläubige Herzen, höret mich und suchet mich zu verstehen, oder vielmehr, höret mich nur, wenn ihr Interesse und Begierde habt, mich zu verstehen, denn es wird euch Anstrengung kosten, und ich gebe meine Geheimnisse denen nicht preis, die den Schleier nicht davon abreißen werden.

»Ich sage Dinge, die ich nicht zu sagen scheinen will, darum werde ich oft Anderes zu sagen scheinen, als ich sage.«

Und Saint-Martin hatte Recht, und er hatte wirklich um sein Werk die schweigsamen, düsteren, auf keine Ideen eifersüchtigen Vertheidiger, ein geheimnißvolles Coenaculum, dessen dunkle und religiöse Mysticität Niemand durchdrang.

So arbeiteten an der Verherrlichung sowohl der Seele als der Materie, während sie von der Vernichtung Gottes und der Vernichtung der Religion Christi träumten, diese zwei Männer, welche alle intelligenten, alle auserwählten Naturen Frankreichs in zwei Lager vertheilt hatten.

So gruppirten sich um den Bottich Mesmers, aus dem das Wohlergehen hervorsprang, das ganze Leben der Sinnlichkeit, der ganze elegante Materialismus dieser entarteten Nation, während sich um das Buch der Irrthümer und der Wahrheit die frommen, wohlthätigen, liebenden Seelen vereinigten, die, nachdem sie Chimären genossen, jetzt nach Wirklichkeit dürsteten.

Ob nun unter diesen privilegirten Sphären die Ideen divergirten oder in Verwirrung geriethen, ob die daraus entschlüpfenden Geräusche sich in Donner verwandelten, wie sich die Schimmer in Blitze verwandelt hatten, immerhin wird man den Zustand des Anflugs begreifen, in dem die subalterne Gesellschaft, das heißt, das Bürgerthum und das Volk, was man später den dritten Stand nannte, verblieb, dieser Stand, der nur errieth, daß man sich mit ihm beschäftigte, und der in seiner Ungeduld und in seiner Resignation vor Verlangen brannte, wie Prometheus das heilige Feuer zu stehlen und damit eine Welt zu beleben, welche die seinige wäre und worin er seine Angelegenheiten selbst handhaben würde.

Die Conspirationen im Instand von Unterredungen, die Associationen im Zustand von gesellschaftlichen Kreisen, die socialen Parteien im Instand von Quadrillen, nämlich der Bürgerkrieg und die Anarchie, das ist es, was unter dem Allem dem Denker erschien, der das zweite Leben dieser Gesellschaft noch nicht sah.

Ach! heute, da die Schleier zerrissen, heute, da die Völkerprometheuse zehnmal durch das Feuer, das sie selbst gestohlen, niedergeworfen worden sind, sagt uns, was der Denker in dem Ende dieses seltsamen achtzehnten Jahrhunderts sehen konnte, außer etwas dem Aehnliches, was nach Cäsars Tod und vor Augusts Throngelangung vorfiel.

Augustus war der Mann, der die heidnische Welt von der christlichen Welt trennte, wie Napoleon der Mann war, der die feudale Welt von der democratischen Welt trennte.

Vielleicht haben wir unsere Leser in eine Abschweifung geworfen und nachgezogen, die ihnen ein wenig lang vorkommen mußte, aber es wäre in der That schwierig gewesen, diese Epoche zu schildern, ohne mit der Feder

die ernsten Fragen zu berühren, die das Fleisch und das Leben derselben sind.

Nun ist der Versuch gemacht, der Versuch eines Kindes, das mit seinem Nagel den Rost von einer antiken Statue abkratzen würde, um unter diesem Roste eine zu drei Vierteln verwischte Inschrift zu lesen.

Kehren wir zum äußeren Ansehen zurück. Wollten wir uns länger mit der Wirklichkeit beschäftigen, so würden wir zu viel für den Romandichter, zu wenig für den Geschichtschreib sagen.

XVII.

Der Bottich

Das Gemälde, das wir im vorhergehenden Capitel sowohl von der Zeit, in der man lebte, als von den Menschen, mit denen man sich in diesem Augenblick beschäftigte, zu entwerfen gesucht haben, kann in den Augen unserer Leser den unerklärlichen Eifer der Pariser für das Schauspiel der von Herrn Mesmer öffentlich bewerkstelligten Euren rechtfertigen.

König Ludwig XVI., der, wenn er auch nicht sehr begierig in Betreff der Neuigkeiten war, die in seiner guten Stadt Paris Aufsehen erregten, dieselben doch wenigstens zu würdigen wußte, hatte der Königin, unter der Bedingung, daß sich der erhabene Besuch von einer Prinzessin begleiten lasse, die Erlaubniß geben, einmal ebenfalls das zu sehen, was die ganze Welt gesehen.

Es begab sich dieß zwei Tage nach dem Besuch, den der Herr Cardinal von Rohan bei Frau von La Mothe gemacht hatte.

Das Wetter war milder geworden und ein kräftiges Aufthauen eingetreten. Eine Armee von Gassenkehrern, glücklich und stolz, mit dem Winter ein Ende zu machen, fegte mit dem Feuereifer der Soldaten, die einen Laufgraben eröffnen, den letzten, ganz beschmutzten und in schwarzen Bächen hinschmelzenden Schnee in die Gossen.

Blau und durchsichtig beleuchtete sich der Himmel mit den ersten Sternen, als Frau von La Mothe in eleganter Kleidung und von allem Anschein des Reichthums umgeben, in einem Fiaker, den Frau Clotilde so neu als möglich gewählt hatte, auf der Place Vendome erschien, wo sie an einem Hause von großartigem Aussehen, dessen hohe Fenster an der ganzen Facade glänzend erleuchtet waren, anhielt.

Dieses Haus war das von Doctor Mesmer.

Außer dem Fiaker von Frau La Mothe hielten viele Equipagen oder Chaisen vor diesem Hause, und außer diesen Equipagen oder Chaisen gingen zwei bis drei hundert Neugierige im Koth umher und warteten auf das Herauskommen der geheilten Kranken oder auf den Eintritt der zu heilenden Kranken.

Diese – beinahe insgesammt reich und mit Titeln versehen – kamen in ihren mit Wappen geschmückten Wagen an, ließen sich von ihren Lakaien herausheben und tragen, und die in Pelze gewickelten oder in Atlasmäntel gehüllten Ballen neuer Art waren kein geringer Trost für die ausgehungerten, halbnackten Unglücklichen, die vor der Thüre auf den schlagenden Beweis lauerten, daß Gott die Menschen krank mache, ohne ihren Stammbaum um Rath zu fragen.

War einer von diesen Kranken mit bleicher Gesichtsfarbe und matten Gliedern unter dem großen Thor verschwunden, so entstand ein Gemurmel unter den Anwesenden, und es kam selten vor, daß diese neugierige und verständige Menge, die vor der Thüre der Ballsäle und unter den Säulenlauben der Theater die ganze vergnügungssüchtige Aristocratie sich drängen sah, was *ihr* Vergnügen war, nicht diesen an einem Arm oder Bein gelähmten Herzog oder jenen Marschall erkannte, dem die Füße den Dienst versagten, weniger wegen der Strapazen bei militärischen Märschen, als wegen Erstarrung in Folge von Besuchen bei den Damen der Oper oder der italienischen Comödie.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Menge mit ihren Forschungen nicht bei den Männern stehen blieb.

Auch die Frau, die man in den Armen ihrer Heiducken, mit hängendem Kopf und glanzlosen Augen, gleich wie die römischen Damen, die sich nach dem Mahle von ihren Thessaliern herumtragen ließen, hatte vorüberkommen sehen, auch diese Dame, welche Nervenleiden unterworfen, oder durch Ausschweifungen und Nachtwachen geschwächt war, und von den Modecomödianten oder von den kräftigen Engeln, von denen Madame Dugazon so wunderbare Erzählungen zu machen wußte, nicht hatte geheilt oder wieder erweckt werden können, verlangte von Mesmers Bottich, was sie vergebens anderswo gesucht hatte.

Und man glaube nicht, daß wir hier zu unserem Vergnügen die Sittenverderbniß übertreiben. Man muß zugestehen, daß in jener Zeit ein Wettstreit zwischen den Damen des Hofes und den Demoisellen des Theaters stattfand. Die letztern nahmen den Frauen der vornehmen Welt ihre Liebhaber und ihre Männer, jene stahlen den Theaterfräulein ihre Cameraden und ihre selbstgemachten Vetter.

Einige dieser Damen waren eben so bekannt, als die Männer, und ihre Namen kreisten in der Menge auf eine nicht minder geräuschvolle Art; aber viele, und ohne Zweifel waren dieß nicht diejenigen, deren Namen das geringste ärgerliche Aufsehen erregt hatte, viele entgingen an dem genannten Abend wenigstens dem Lärmen und der Oeffentlichkeit, da sie, das Gesicht mit einer Atlasmaske bedeckt, zu Mesmer kamen.

An demselben Tage, der die Mitte des Faschings bezeichnete, fand nämlich ein Maskenball in der Oper statt, und diese Damen gedachten die Place-Vendome nur zu verlassen, um sich unmittelbar nach dem Palais-Royal zu begeben.

Mitten durch die Menge, die sich in Klagen, in Gespötte, in Bewunderung und besonders in Gemurre ausließ, schritt die Frau Gräfin von La Mothe, eine Larve vor dem Gesicht, aufrecht und fest, und ohne andere Spuren von ihrem Durchzug zurückzulassen als die auf dem Wege oft wiederholten Worte:

»Ah! diese muß nicht sehr krank sein.«

Man täusche sich hierin nicht, diese Worte schloßen keineswegs die Commentare aus.

Denn wenn Frau von La Mothe nicht krank war, was machte sie bei Mesmer?

Wäre die Menge, wie wir, mit den Ereignissen vertraut gewesen, die wir erzählt, so hätte sie gefunden, nichts sei einfacher, als diese Wahrheit.

Frau von La Mothe hatte wirklich viel über ihre Unterredung mit dem Herrn Cardinal von Rohan und besonders über die ganz eigenthümliche Aufmerksamkeit nachgedacht, womit der Cardinal die bei ihr vergessene oder vielmehr verlorene Büchse mit dem Porträt beehrt hatte.

Und da in dem Namen der Eigenthümerin dieser Büchse die ganze Enthüllung der plötzlichen Liebfreundlichkeit des Cardinals lag, so hatte Frau von La Mothe zwei Mittel ausgesonnen, um diesen Namen zu erfahren.

Zuerst nahm sie ihre Zuflucht zum einfacheren.

Sie ging nach Fontainebleau, um sich beim Wohlthätigkeitsbüreau der deutschen Damen zu erkundigen.

Hier erhielt sie, wie man sich leicht denken kann, keine Auskunft.

Es waren der deutschen Damen, die in Versailles wohnten, sehr viele, in Folge der offenen Sympathie, welche die Königin für ihre Landsmänninnen hegte: man zählte hundert und fünfzig bis zweihundert.

Alle waren sehr wohlttätig, doch es hatte keine den Gedanken gehabt, ein Schild an das Wohlthätigkeitsbüreau zu hängen.

Vergebens erkundigte sich daher Jeanne nach den zwei Damen, die sie besucht hatten; vergebens sagte sie, eine von den zwei Namen heiße Andree. Man kannte in Versailles keine deutsche Dame dieses Namens, der überdieß sehr wenig deutsch war.

Die Nachforschungen führten also auf dieser Seite kein Resultat herbei.

Wenn sie Herrn von Rohan unmittelbar nach dem Namen fragte, den er muthmaßte, so zeigte sie ihm, daß sie Gedanken über ihn hatte, und es sah aus als ob sie das Vergnügen und das Verdienst einer aller Welt zum Trotz und außer allen Möglichkeiten gemachten Entdeckung sich selbst zueignen wollte.

Da aber Geheimnis; in dem Schritte dieser Damen bei Jeanne, Geheimniß in dem Erstaunen und den halbsagereien des Herrn von Rohan gewesen war, so mußte man mit Geheimniß zu dem Schlüssel von so vielen Räthseln gelangen.

Es lag überdieß in Jeanne's Charakter eine gewaltige Neigung zu diesem Kampf mit dem Unbekannten.

Sie hatte in Paris sagen hören, es habe seit einiger Zeit ein Mann, ein Erleuchteter, das Mittel gefunden, aus dem Körper des Menschen die Krankheiten und Schmerzen auszutreiben, wie einst Christus die Teufel aus dem Leib der Besessenen ausgetrieben.

Sie wußte, daß dieser Mann nicht nur die körperlichen Uebel heilte, sondern daß er auch der Seele das schmerzliche Geheimniß entriß, das sie unterwühlte. Man hatte unter seiner allmächtigen Beschwörung den hartnäckigen Willen seiner Clienten sich erweichen und in eine sclavische Gelehrigkeit verwandeln sehen.

In dem Schlaf, der auf die Schmerzen folgte, nachdem der gelehrte Arzt die aufgeregteste Organisation, dadurch, daß er sie in die völligste Vergessenheit versenkt, beschwichtigt hatte, stellte sich also die über die Ruhe, welche sie dem Zauberer zu verdanken hatte, entzückte Seele ganz und gar zur Verfügung dieses neuen Gebieters; er leitete fortan alle ihre Operationen; er lenkte alle Fäden derselben; auch erschien ihm jeder Gedanke dieser dankbaren Seele übertragen durch eine Sprache, die gegen die menschliche Sprache den Vorzug oder den Nachtheil hatte, daß sie nie log.

Mehr noch, aus dem Leib, der ihr als Gefängniß diente, auf den ersten Befehl desjenigen, der sie für den Augenblick beherrschte, hervortretend, lief diese Seele in der Welt umher, vermengte sich mit den andern Seelen,

sondirte sie ohne Unterlaß, durchforschte sie unbarmherzig und ging so gut zu Werke, daß sie, wie der Jagdhund, der das Wild aus dem Gebüsch heraustreibt, worin es sich verbirgt, da es sich hier in Sicherheit glaubt, am Ende dieses Geheimniß aus dem Herzen herauskommen machte, wo es begraben war, es verfolgte, einholte und schließlich zu den Füßen des Gebieters niederlegte – ein getreues Bild des Falken oder des wohldressirten Sperbers, der unter den Wolken für Rechnung des Falkners, seines Herrn, den Reiher, das Rebhuhn oder die seinem grausam knechtischen Gehorsam bezeichnete Lerche sucht.

Daher die Enthüllung einer Menge von wunderbaren Geimnissen.

So fand Frau von Duras ein bei der Amme gestohlenes Kind wieder, Frau von Chantons einen faustgroßen englischen Hund, für den sie alle Kinder der Erde gegeben hätte, und Herr von Vaudreuil eine Haarlocke, für die er ein halbes Vermögen gegeben haben würde.

Diese Geständnisse waren von *Sehern* oder *Seherinnen* in Folge magnetischer Operationen des Doctors Mesmer gemacht worden.

Man konnte auch in dem Hause des berühmten Doctors die Geheimnisse wählen, welche am meisten geeignet waren, diese übernatürliche Divinationsgabe zu üben, und Frau von La Mothe zählte wohl darauf, sie würde, wenn sie einer Sitzung beiwohnte, den Phönix ihrer seltsamen Nachforschungen treffen und durch seine Vermittlung die Eigenthümerin der Büchse entdecken, die in diesem Augenblick den Gegenstand der glühendsten Wünsche ihres Innern bildete.

Darum begab sie sich in so großer Hast in den Saal, wo sich die Kranken versammelten.

Dieser Saal – wir bitten unsere Leser um Verzeihung – heischt eine ganz besondere Beschreibung.

Wir nehmen sie ohne Umschweife in Angriff.

Die Wohnung theilte sich in zwei Hauptsäle.

Hatte man die Vorzimmer durchschritten und die nothwendigen Pässe dem Huissier vom Dienst vorgezeigt, so wurde man in einen großen Salon eingelassen, dessen Fenster, hermetisch verschlossen, das Licht und die Luft bei Tage, das Geräusch und die Luft bei der Nacht auffingen und zurückhielten.

Mitten im Salon, unter einem Kronleuchter, dessen Kerzen nur eine gedämpfte und beinahe sterbende Helle gaben, bemerkte man eine große, mittelst eines Deckels geschlossene Kufe.

Diese Kufe hatte nichts Zierliches in ihrer Form; sie war nicht geschmückt, keine Draperie verbarg die Nacktheit ihrer metallenen Seiten.

Diese Kufe war es, was man den Bottich Mesmers nannte.

Welche Eigenschaft enthielt dieser Bottich? nichts ist leichter zu erklären.

Er war beinahe ganz angefüllt mit Wasser, das mit schwefeligen Bestandteilen geschwängert war, und dieses Wasser concentrirte seine Miasmen unter dem Deckel, um damit wiederum methodisch auf dem Grunde des Bottichs in umgekehrten Stellungen aufgereihte Flaschen zu sättigen.

So fand eine Kreuzung mysteriöser Strömungen statt, deren Einfluß die Kranken ihre Heilung verdankten.

An den Deckel war ein eiserner Ring angelöthet, der eine lange Schnur hielt, deren Bestimmung wir kennen lernen, wenn wir einen Blick auf die Kranken werfen.

Diese, die wir so eben in's Hotel eintreten sahen, saßen bleich und schmachtend in Lehnstühlen, die um die Kufe her aufgestellt waren.

Männer und Frauen erwarteten, mit einander vermischt, gleichgültig, ernst oder unruhig, das Resultat des Versuches.

Ein Bedienter nahm das Ende der langen, am Deckel des Bottichs befestigten Schnur und rollte sie ringförmig um die kranken Glieder, so daß

alle durch dieselbe Kette Gebundenen gleichzeitig die Wirkungen der im Bottich enthaltenen Electricität empfingen.

Um sodann auf seine Weise die Thätigkeit der an jede Natur übertragenen thierischen Fluida zu unterbrechen, waren die Kranken auf die Empfehlung des Arztes dafür besorgt, daß sie einander mit dem Ellenbogen oder den Schultern oder mit den Füßen berührten, so daß der rettende Bottich gleichzeitig allen Körpern seine mächtige Wärme und Wiedergeburt zusandte.

Sie bot allerdings ein seltsames Schauspiel, diese ärztliche Zeremonie, und man wird nicht darüber staunen, daß sie die Neugierde der Pariser in so hohem Grade erregte.

Zwanzig bis dreißig Kranke um diese Kufe gereiht; ein Bedienter, stumm wie die Umhersitzenden und sie mit einer Schnur umschlingend, wie einst Laokoon und seine Söhne von ihren Schlangen umwunden waren; dann dieser Mensch selbst, der sich in aller Stille wegschlich, nachdem er den Kranken die eisernen Stangen bezeichnet hatte, welche, in gewisse Löcher der Kufe eingefügt, der heilsamen Thätigkeit des Mesmer'schen Fluidums als mehr unmittelbar örtliche Leiter dienen sollten.

Und vor Allem begann, sobald die Sitzung eröffnet war, eine gewisse sanfte und eindringliche Wärme im Saale zu kreisen; sie erweichte die ein wenig gespannten Fibern der Kranken; sie stieg stufenweise vom Boden zur Decke auf und schwängerte sich mit zarten Wohlgerüchen, unter deren Dunst sich die widerspenstigen Gehirne beschwert neigten.

Dann sah man die Kranken dem ganz wollüstigen Eindruck dieser Atmosphäre sich hingeben, als plötzlich eine sanfte, vibrirende Musik, ausgeführt von unsichtbaren Instrumenten und unsichtbaren Musikern, sich wie eine milde Flamme inmitten dieser Wohlgerüche und dieser Wärme verlor.

Rein wie der Krystall, an dessen Rand sie ihren Ursprung nahm, traf diese Musik die Nerven mit einer unwiderstehlichen Macht. Man hätte glauben sollen, es wäre eines von jenen unbekannten und geheimnißvollen

Geräuschen, welche selbst die Thiere in Erstaunen setzen und entzücken, eine Klage des Windes, in den sonoren Schneckengewinden der Felsen.

Bald verbanden sich mit den Tönen der Harmonie wohlklingende Stimmen, gruppirt wie eine Masse von Blumen deren Noten, verstreut wie Blätter, den Anwesenden auf die Köpfe fielen.

Auf allen den Gesichtern, die das Erstaunen Anfangs belebt hatte, trat allmälig die materielle Befriedigung, der an allen ihren empfindlichen Stellen geschmeichelt wurde, hervor. Die Seele gab nach; sie verließ den Zufluchtsort, wo sie sich verbirgt, wenn die Leiden des Körpers sie belagern, und frei und freudig sich in der ganzen Organisation verbreitend bezähmte sich die Materie und verwandelte sich.

Dieß war bei Augenblick, wo jeder von den Kranken eine an den Deckel der Kufe angefügte eiserne Stange in seine Finger genommen hatte und diese Stange auf seine Brust, auf sein Herz, oder auf seinen Kopf, den specielleren Sitz der Krankheit richtete.

Man stellt sich nun die Glückseligkeit vor, die auf allen Gesichtern an die Stelle des Leidens und der Bangigkeit trat; man denke sich die selbstsüchtige Schlaftrunkenheit dieser absorbirenden Befriedigungen, das von Seufzern unterbrochene Stillschweigen, das auf der ganzen Versammlung lastet, und man wird die möglichst genaue Idee von der Scene haben, die wir zwei Drittelsjahrhunderte vor dem Tage, wo sie stattfand, skizzirt hauen.

Nun einige besondere Worte über die theilnehmenden Personen.

Vor Allem zerfielen diese Personen in zwei Classen.

Die einen Kranken, die sich wenig um das bekümmerten, was man den menschlichen Respect nennt, – eine von den Leuten von mittelmäßiger Lebensstellung tief verehrte Grenze, aber stets übersprungen von den sehr Großen oder sehr Kleinen, die Einen, sagen wir, wahre Theilnehmer, waren nur in diesen Salon gekommen, um geheilt zu werden, und sie suchten mit ganzem Herzen zu diesem Ziel gelangen.

Die Anderen, Skeptiker oder einfache Neugierige, an feiner Krankheit leidend, waren in das Haus Mesmers gedrungen, wie man in ein Theater eintritt, hatten sie sich nun Rechenschaft von der Wirkung geben wollen, deren man in der Umgebung des Zauberbottichs theilhaftig wurde, oder war es ihre Absicht nur, als Zuschauer einfach dieses neue physische System zu studiren, und beschäftigten sie sich nur damit, daß sie die Kranken und sogar diejenigen anschauten, welche an der Cur theilnahmen, während sie sich wohl befanden.

Unter den eisten leidenschaftlichen Adepten Mesmers, an seine Lehre vielleicht durch die Dankbarkeit gebunden, bemerkte man eine junge Frau von schönem Wüchse, von schönem Gesicht, vielleicht etwas ausschweifend gekleidet, die, der Thätigkeit des Fluidums unterworfen und sich selbst mittelst der Stange die stärksten Dosen auf den Kopf und den Oberleib zulenkend, ihre schönen Augen zu verdrehen anfing, als ob Alles in ihr schmachtete, während ihre Hände unter diesem ersten Nervenkitzel bebten, der den übermächtig werdenden Einfluß des magnetischen Fluidums anzeigt.

Warf sich ihr Kopf auf die Lehne des Stuhles zurück, so konnten die Anwesenden nach Belieben diese bleiche Stirne, diese krampfhaften Lippen und diesen schönen, allmälig durch den rascheren Strom und Rückstrom des Blutes gemarmorten Hals anschauen.

Unter den Anwesenden, von denen Viele ihre Augen mit Erstaunen auf diese junge Frau hefteten, theilten sich dann ein paar Köpfe, die sich gegen einander neigten, eine ohne Zweifel seltsame Idee mit, welche die gegenseitige Aufmerksamkeit dieser Neugierigen verdoppelte.

Unter der Zahl dieser Neugierigen war Frau von La Mothe; seine Erkennung fürchtend oder vielleicht auch sich nicht darum bekümmernd, hielt sie die Atlasmaske, die sie auf ihr Gesicht gesetzt hatte, um die Menge zu durchschreiten, in der Hand.

Durch die Art, wie sie sich gestellt hatte, entging sie übrigens beinahe allen Blicken.

Sie stand bei der Thüre an einen Pfeiler angelehnt, war durch eine Draperie verschleiert, und sah von hier aus Alles, ohne gesehen zu werden.

Doch unter Allem, was sie sah, war das, was ihr am meisten der Aufmerksamkeit würdig schien, ohne Zweifel das Antlitz der durch das Mesmer'sche Fluidum electrisirten jungen Frau.

Dieses Gesicht war ihr in der That so sehr aufgefallen, daß sie seit mehreren Minuten, gefesselt durch eine unüberwindliche Gierde, zu sehen und zu erfahren, an ihrem Platze blieb.

»Oh!« murmelte sie, ohne mit den Augen von der schönen Kranken zu lassen, »das ist – es läßt sich nicht bezweifeln – die Dame vom guten Werke, die mich eines Abends besucht hat, die seltsame Ursache aller Theilnahme, die mir Herr von Rohan bezeigt.«

Und fest überzeugt, sie täusche sich nicht, begierig den Zufall zu benützen, der für sie that, was ihre Nachforschungen nicht hatten thun können, trat sie naher hinzu.

Doch in diesem Augenblick schloß die junge Convulsionärin ihre Augen, zog ihren Mund krampfhaft zusammen und schlug mit ihren beiden Händen schwach die Luft.

Mit ihren beiden Händen, die, es muß hier bemerkt werden, nicht jene seinen, zarten, wachsartig weißen Hände waren, welche Frau von La Mothe in ihrer Wohnung einige Tage zuvor bewundert hatte.

Die Ansteckung der Crise war electrisch bei der Mehrzahl der Kranken, das Gehirn hatte sich gesättigt mit Geräuschen und Wohlgerüchen. Die ganze Nervenaufreizung war angestrebt. Durch das Beispiel ihrer jungen Gefährtin fortgerissen, fingen bald Männer und Frauen an, Seufzer, Gemurmel, Schreie von sich zu geben, bewegten Arme, Beine und Köpfe, und überließen sich frei und ohne Widerstand dem Anfall, dem der Meister den Namen Crise gegeben hatte.

In diesem Augenblick erschien ein Mann im Saale, ohne daß ihn Jemand hatte eintreten sehen, ohne daß Jemand sagen konnte, wie er eingetreten.

Kam er wie Phöbus aus der Kufe hervor? War er, ein Apollo des Wassers, der balsamische und harmonische Dunst des Saales, der sich verdichtete? So viel ist immerhin gewiß, daß er sich plötzlich anwesend fand, und daß sein lila Kleid, sanft und frisch für das Auge, und sein schönes, bleiches, verständiges und heiteres Antlitz den ein wenig göttlichen Character dieser Erscheinung nicht Lügen straften.

Er hielt in der Hand einen langen Stab, der auf den gepriesenen Bottich gestützt, oder vielmehr so zu sagen an diesem befestigt war.

Er machte ein Zeichen, die Thüren öffneten sich, zwanzig kräftige Diener liefen herbei, ergriffen behend und geschickt jeden von den Kranken, die auf ihren Stühlen das Gleichgewicht zu verlieren anfingen, und trugen sie in weniger als einer Minute in den anstoßenden Saal.

In dem Augenblick, wo diese Operation vorging, welche besonders durch den Paroxismus wüthender Glückseligkeit, dem sich die junge Convulsionärin hingab, anziehend geworden war, hörte Frau von La Mothe, die mit den Neugierigen bis zu diesem neuen, für die Kranken bestimmten Saal vorgerückt war, einen Mann schreien:

»Oh! sie ist es, sie ist es!«

Frau von La Mothe wollte eben diesen Mann fragen:

»Wer sie?«

Da erschienen plötzlich im ersten Saal, an einander gelehnt, zwei Frauen, denen in einiger Entfernung ein Mann folgte, der ganz das Aussehen eines vertrauten Dieners hatte, obgleich er das Kleid eines Bürgers trug.

Die Haltung dieser zwei Frauen, der einen besonders, fiel der Gräfin dergestalt auf, daß sie einen Schritt gegen dieselbe machte.

Ein gewaltiger Schrei, der aus dem zweiten Saal und von den Lippen der Convulsionärin kam, zog in diesem Augenblick Jedermann nach der Verzückten hin.

Alsbald rief der Mann, der schon gesagt hatte: »Sie ist es!« und der sich in der Nähe der Frau von La Mothe befand, mit dumpfem, geheimnißvollem Ton:

»Aber, meine Herren, schauen Sie doch, es ist die Königin!«

Bei diesem Worte bebte Jeanne.

»Die Königin!« riefen gleichzeitig mehrere erschrockene und erstaunte Stimmen.

»Die Königin bei Mesmerl«

»Die Königin in einer Crisel« wiederholten andere Stimmen.

»Oh! das unmöglich!« sagte der Eine.

»Schauen Sie,« erwiderte ruhig der Unbekannte, »kennen Sie die Königin, ja oder nein?«

»In der That,« murmelten die meisten Anwesenden, »die Aehnlichkeit ist unglaublich.«

Frau von La Mothe hatte eine Maske, wie alle Frauen, die, wenn sie von Mesmer weggingen, sich auf den Ball im Opernhause begeben wollten.

Sie konnte also, ohne Gefahr zu laufen, sich erkundigen.

»Mein Herr,« fragte sie den Mann der Ausrufungen, der einen umfangreichen Körper, ein volles, gefärbtes Gesicht und funkelnde, scharf beobachtende Augen hatte, »sagen Sie nicht, die Königin sei hier?«

»Oh! Madame, es ist nicht zu bezweifeln,« erwiderte der Unbekannte.

»Und wo dieß?«

»Jene junge Frau, die Sie dort auf veilchenblauen Kissen in einer so heftigen Crise erblicken, daß sie ihre Entzückungen nicht mäßigen kann, ist die Königin.«

»Aber, mein Herr, worauf gründen Sie die Idee, diese Frau sei die Königin?«

»Ganz einfach darauf, Madame, daß diese Frau die Königin ist,« erwiderte unstörbar der Anschuldigende.

Und er verließ Jeanne, um die Kunde in den Gruppen zu begründen und zu verbreiten.

Jeanne wandte sich von dem fast empörenden Schauspiel ab, das die Epileptische bot. Doch kaum hatte sie ein paar Schritte nach der Thüre gemacht, als sie sich von Angesicht zu Angesicht den zwei Damen gegenüber befand, die, bis sie zu den Convulsionären übergehen sollten, nicht ohne ein lebhaftes Interesse den Bottich, die Stangen und den Deckel anschauten.

Kaum hatte Jeanne das Gesicht der älteren von den zwei Damen gesehen, als sie ebenfalls einen Schrei ausstieß.

»Was gibt es?« fragte diese.

Jeanne riß rasch die Maske ab und fragte:

»Erkennen Sie mich?«

Die Dame machte eine Bewegung, bewältigte sie aber beinahe in demselben Augenblick wieder.

»Nein,« antwortete sie mit einer gewissen Befangenheit.

»Wohl, ich erkenne Sie, und will Ihnen einen Beweis hievon geben.«

Bei dieser Anrufung preßten sich die Damen ängstlich einander an.

Jeanne zog aus ihrer Tasche die Büchse und sagte:

»Sie haben das bei mir liegen lassen.«

»Aber wenn dem so wäre,« fragte die Aeltere, »warum sind Sie so bewegt?«

»Ich bin erschrocken über die Gefahr, die Eure Majestät hier lauft.«

»Erklären Sie sich.«

»Oh! nicht eher, als bis Sie diese Maske vorgenommen haben.«

Und sie reichte ihre Maske der Königin, doch diese zögerte, da sie sich unter ihrer Haube hinlänglich verborgen glaubte.

»Ich bitte, es ist kein Augenblick zu verlieren,« fuhr Jeanne fort.

»Thun Sie es, thun Sie es, Madame,« sagte leise die zweite Frau zur Königin.

Die Königin setzte maschinenmäßig die Larve auf ihr Gesicht.

»Und nun kommen Sie,« sprach Jeanne.

Und sie zog die zwei Frauen so rasch fort, daß sie erst bei der Hausthüre, wo sie sich in einigen Secunden befanden, anhielten.

»Aber was ist es denn?« fragte die Königin athmend.

»Eure Majestät ist von Niemand gesehen worden?«

»Ich glaube nicht.«

»Desto besser.«

»Werden Sie uns wohl erklären ...«

»Für den Augenblick glaube Eure Majestät ihrer getreuen Dienerin, wenn diese ihr sagt, sie laufe die größte Gefahr.«

»Was für eine Gefahr ist es denn?«

»Ich werde die Ehre haben, Ew. Majestät Alles zu sagen, wenn sie mir eines Tags eine Stunde Audienz zu bewilligen geruht. Doch die Sache ist lang, Ew. Majestät kann erkannt, kann bemerkt werden.«

Und als sie wahrnahm, daß die Königin einige Ungeduld kundgab, sagte sie zu der Prinzessin von Lamballe«:

»Oh! Madame, ich flehe Sie an, verbinden Sie sich mit mir, um Ihre Majestät zu bewegen, daß sie sich entfernt und zwar auf der Stelle.«

Die Prinzessin machte eine flehende Geberde.

»Gehen wir, da Sie es wollen,« sprach die Königin.

Dann wandte sie sich gegen Frau von La Mothe um und sagte:

»Sie haben mich um eine Audienz gebeten.«

»Ich strebe nach der Ehre, Eurer Majestät eine Erklärung über mein Benehmen zu geben.«

»Wohl, bringen Sie mir diese Büchse zurück, und fragen Sie nach dem Concierge Laurent, er wird unterrichtet sein.«

Hierauf rief sie deutsch nach der Straße hinaus:

»Kommen Sie hieher, Weber!«

Rasch näherte sich ein Wagen, die zwei Prinzessinnen sprangen hinein.

Frau von La Mothe blieb bei der Thüre, bis sie die Carrosse aus dem Gesicht verloren hatte.

»Oh!« sagte sie ganz leise, »es war gut, daß ich gethan, was ich gethan, auch für die Folge, ... überlegen wir.«

XVIII.

Mademoiselle Oliva.

Der Mann, der die angebliche Königin den Blicken der Anwesenden bezeichnet hatte, schlug während dieser Zeit einem von den Zuschauern, einem Menschen mit gierigem Auge und abgetragenem Kleid, auf die Schulter und sagte zu ihm:

»Für Sie, der Sie ein Journalist sind, ist dich ein schöner Stoff zu einem Artikel.«

»Wie so?« erwiderte der Zeitungsschreiber.

»Wollen Sie den Hauptinhalt davon?«

»Gern.«

»Hören Sie: »»Ueber die Gefahr als Unterthan eines Landes geboren zu sein, dessen König von der Königin beherrscht wird, welche Königin die Crisen liebt.««

Der Zeitungsschreiber lachte.

»Und die Bastille?« entgegnete er.

»Bah! bah! hat man nicht die Anagramme, mit deren Hilfe man alle königliche Censoren vermeidet? Ich frage Sie, ob Ihnen je ein Censor verbieten wird, die Geschichte des Prinzen Silou und der Prinzessin Etteniotna, Beherrscherin von Narfec, zu erzählen. Nun, was sagen Sie?«

»Oh! ja,« rief der Zeitungsschreiber entflammt, »die Idee ist bewundernswürdig.«

»Und ich bitte Sie, zu glauben, daß einem Capitel, betitelt: » *Die Crisen der Prinzessin Etteniotna bei dem Fakir Remsem*,« eine sehr günstige Aufnahme in den Salons zu Theil würde.«

»Ich glaube es, wie Sie.«

»Gehen Sie und schreiben Sie uns das mit Ihrer besten Tinte.«

Der Journalist drückte dem Unbekannten die Hand.

»Soll ich Ihnen einige Nummern schicken?« fragte er; »ich thue es mit großem Vergnügen, wenn Sie mir gefälligst Ihren Namen sagen wollen.«

»Gewiß, ja! Dieser Gedanke entzückt mich, und von Ihnen ausgeführt, wird er hundert Procent gewinnen. Wie viel Exemplare lassen Sie gewöhnlich von Ihren Pamphleten abziehen?«

»Zweitausend.«

»Erweisen Sie mir einen Gefallen.«

»Gern.«

»Nehmen Sie diese fünfzig Louisd'or und lassen Sie sechstausend drucken.«

»Wie, mein Herr! oh! Sie sind allzu gütig. Darf ich wenigstens den Namen eines so großmüthigen Beschützers der Wissenschaften kennen?«

»Sie sollen ihn erfahren, wenn ich bei Ihnen tausend Exemplare zu zwei Livres das Stück holen lasse – in acht Tagen, nicht wahr?«

»Ich werde Tag und Nacht daran arbeiten, mein Herr.«

»Und es sei belustigend.«

»Daß ganz Paris bis zu Thränen darüber lacht ... eine Person ausgenommen.«

»Nicht wahr, die Blut weinen wird?«

»Oh! mein Herr, wie viel Geist haben Sie?«

»Sie sind sehr gut. Ah! datiren Sie den Artikel von London.«

»Wie immer.«

»Mein Herr, ich bin Ihr Diener.«

Hiemit entließ der dicke Unbekannte den Zeitungsschreiber, der mit seinen fünfzig Louisd'or in der Tasche leicht wie ein Vogel von schlimmer Vorbedeutung entfloh.

Der Unbekannte, der allein, oder vielmehr ohne Gefährten geblieben war, schaute noch einmal im Saale der Elisen nach der jungen Frau; an die Stelle der Epoche war bei dieser eine gänzliche Entkräftung getreten, und eine Kammerfrau, bestimmt für die Damen in der Arbeit der Crise, schlug züchtiger Weise die etwas indiscreten Röcke nieder.

Er bemerkte in dieser zarten Schönheit jene seinen, wollüstigen Züge, die edle Grazie jenes sich hingebenden Schlummers, kehrte bann um und sagte zu sich selbst:

»Die Aehnlichkeit ist offenbar zum Erschrecken; Gott, der sie geschaffen, hatte seine Absichten; er hat zum Voraus jene dort, der diese hier gleicht, verurtheilt.«

In dem Augenblick, wo er diesen drohenden Gedanken vollendete, erhob sich die junge Frau von ihren Kissen und war, indem sie sich der Hilfe des Armes von einem schon aus der Extase erwachten Nachbar bediente, bemüht, ein wenig Ordnung in ihre die Gesetze des Wohlanstandes stark verletzende Toilette zu bringen.

Sie erröthete ein wenig, als sie sah, welche Aufmerksamkeit ihr die Anwesenden schenkten, und antwortete mit coketter Höflichkeit auf die ernsten und zugleich artigen Fragen Mesmers; dann streckte sie ihre runden Arme und ihre hübschen Beine aus, wie eine Katze, die aus dem Schlaf erwacht, durchschritt die drei Salons und erntete dabei, ohne einen einzigen zu verlieren, die theils spöttischen, theils begehrlichen, theils scheuen Blicke ein, die ihr die Anwesenden zusandten.

Was sie aber dergestalt in Erstaunen setzte, daß sie darüber lächeln mußte, war der Umstand, daß ihr, als sie an einer in einer Ecke des Salons

flüsternden Gruppe vorüberging, statt meuterischer Blicke oder galanter Redensarten eine Ladung ehrfurchtsvoller Verbeugungen zu Theil wurde, die kein französischer Hofmann steifer und ernster hätte finden können, um die Königin zu begrüßen.

Diese erstaunte, ehrerbietige Gruppe war in der That von dem unermüdlichen Unbekannten zusammengebracht worden, der, hinter der Gruppe verborgen, zu ihr sagte:

»Gleichviel, gleichviel, meine Herren, es ist nichtsdestoweniger die Königin von Frankreich; verbeugen wir uns, verbeugen wir uns tief.«

Die kleine Person, der Gegenstand von so viel Respect, ging mit einer gewissen Bangigkeit durch die letzte Hausflur und kam in den Hof.

Hier suchten ihre matten Augen einen Fiaker oder eine Sänfte; sie fand keines von beiden; doch ungefähr nach einer Minute der Unentschlossenst, als sie schon ihren niedlichen Fuß auf das Pflaster setzte, näherte sich ihr ein großer Lakai und sagte:

»Der Wagen von Madame.«

»Ich habe keinen Wagen,« entgegnete die junge Frau.

»Madame ist einem Fiaker gekommen?«

»Ja.«

»Von bei Rue Dauphine?«

»Ja.«

»Ich werde Madame nach Hause führen.«

»Gut, führen Sie mich,« sprach die kleine Person mit einer sehr ungezwungenen, entschlossenen Miene, ohne daß sie nur eine Minute die Unruhe behalten hatte, welche ein so unvorhergesehener Antrag bei jeder andern Frau verursacht hätte.

Der Lakai machte ein Zeichen, auf das sogleich eine hübsche Carrosse antwortete, von der die Dame aufgenommen wurde.

Der Lakai hob den Fußtritt auf und rief dem Kutscher zu:

»Rue Dauphine.«

Die Pferde entfernten sich rasch: als sie den Pont-Neuf erreicht hatte, bedauerte die kleine Dame, die viel Geschmack an dieser Art der Fortbewegung fand, ungemein, daß sie nicht am Jardin des Plantes wohnte.

Der Wagen hielt an. Der Fußtritt sank nieder; schon streckte der wohlunterichtete Lakai die Hand aus, um von der Dame den Hauptschlüssel zu empfangen, mittelst dessen die Bewohner von dreißigtausend Häusern in Paris, die keine Hotels waren und weder Hausmeister noch Schweizer hatten, heimkehrten.

Der Lakai öffnete also die Thüre, um die Finger der kleinen Dame zu schonen; dann in dem Augenblick, wo diese in den finstern Gang eindrang, grüßte er sie und schloß die Thüre wieder.

Die Carrosse rollte weiter und verschwand.

»Das ist wahrhaftig ein angenehmes Abenteuer,« rief die junge Frau. »Es ist sehr galant von Herrn Mesmer. O! wie müde bin ich! Er wird sich vorhergesehen haben. Er ist ein sehr großer Arzt.«

So sprechend, gelangte sie zum zweiten Stockwerk des Hauses, auf einen Ruheplatz, der von zwei Thüren beherrscht war.

Sobald sie geklopft hatte, öffnete ihr eine Alte.

»Oh! guten Abend. Mutter; ist das Nachtessen bereit?«

»Ja, es wird sogar kalt.«

»Ist er da?«

»Nein, noch nicht; doch der Herr ist da.«

»Welcher Herr?«

»Der, welchen Sie heute Abend nothwendig sprechen müssen.«

»Ich?«

»Ja. Sie.«

Diese Unterredung fand in einem kleinen, mit Glasscheiben versehenen Vorzimmer statt, das den Ruheplatz von einer großen, nach der Straße gehenden Stube trennte.

Durch das Fensterwerk sah man deutlich die Lampe, die diese Stube erhellte, deren Anblick, wenn nicht befriedigend, doch wenigstens erträglich war.

Alte Vorhänge von einer gelben Seide, welche die Zeit stellenweise geädert und abgebleicht hatte, einige Stühle von grünlichem Utrechter Sammet, ein großer Schrank mit zwölf Schubladen und mit eingelegter Arbeit, ein alter gelber Sopha, das waren die Herrlichkeiten des Gemaches.

Sie erkannte diesen Mann nicht, aber unsere Leser werden ihn wohl erkennen: es war derjenige, welcher die Neugierigen in Beziehung auf die angebliche Königin aufgewiegelt und die fünfzig Louisd'or für das Pamphlet gegeben hatte.

Die junge Frau öffnete ungestüm die Glasthüre, und kam bis zum Sopha, auf dem sie ruhig einen mehr fetten als mageren Mann von gutem Aussehen sitzen sah, dessen sehr schöne weiße Hand mit einem äußerst reichen Spitzenjabot spielte.

Die junge Frau hatte nicht Zeit, das Gespräch zu beginnen.

Dieser seltsame Mensch machte eine Art von Gruß, halb Bewegung, halb Verbeugung, heftete einen glänzenden Blick voll Wohlwollen auf seine Wirthin und sprach:

»Ich weiß, um was Sie mich ersuchen wollen, doch ich werde Ihnen besser antworten, wenn ich Sie selbst befrage. Sie sind Mademoiselle Oliva?«

»Ja, mein Herr.«

»Eine reizende, äußerst nervöse und für das System Messmers eingenommene Frau?«

»Ich komme gerade von ihm.«

»Sehr gut! das erklärt Ihnen nicht, wie mir Ihre schönen Augen sagen, warum Sie mich auf Ihrem Sopha finden, und das ist es doch, was Sie besonders zu wissen wünschen.«

»Sie haben richtig errathen, mein Herr.«

»Wollen Sie mir den Gefallen erweisen, sich zu setzen; wenn Sie stehen blieben, wäre ich genöthigt, mich auch zu erheben; dann würden wir nicht bequem plaudern.«

»Sie können sich schmeicheln, sehr außerordentliche Manieren zu haben,« erwiderte die junge Frau, die wir fortan Mademoiselle Oliva nennen werden, da sie auf diesen Namen zu antworten sich herbeiließ.

»Mademoiselle, ich habe Sie vorhin bei Mesmer gesehen und so gefunden, wie ich Sie wünschte.«

»Mein Herr!«

»Oh! erschrecken Sie nicht; ich sage Ihnen nicht, ich habe Sie reizend gefunden; nein, das würde auf Sie die Wirkung einer Liebeserklärung machen, und das ist nicht meine Absicht. Ich bitte, weichen Sie nicht zurück, Sie nöthigen mich, zu schreien, wie ein Tauber.«

»Was wollen Sie denn?« versetzte Oliva naiv.

»Ich weiß, daß Sie gewohnt sind, sich schön nennen zu hören,« fuhr der Unbekannte fort; »ich, der ich dies; übrigens auch denke, habe Ihnen etwas Anderes vorzuschlagen.«

»Mein Herr, Sie sprechen wahrhaftig in einem Ton mit mir. . .«

»Brausen Sie nicht auf, ehe Sie mich gehört haben . . « Ist Jemand hier verborgen?«

»Niemand ist hier verborgen, aber ...«

»Wenn Niemand hier verborgen ist, so sprechen wir ohne Scheu. Was würden Sie zu einem kleinen Bündniß zwischen uns sagen?«

»Ein Bündniß ... Sie sehen wohl ...«

»Sie verwechseln abermals. Ich sage Ihnen nicht, Bund, sondern Bündniß. Ich spreche nicht von Liebe, sondern von Geschäften.«

»Was für Geschäfte meinen Sie?« fragte Oliva, deren Neugierde sich durch ein sichtbares Erstaunen verrieth.

»Was thun Sie den ganzen Tag?«

»Aber ...«

»Seien Sie ohne Furcht; es fällt mir nicht ein, Sie zu tadeln; sagen Sie mir, was Ihnen beliebt.«

»Ich thue Nichts, oder mindestens so wenig, als möglich.«

»Sie sind träge.«

»..Oh!«

»Sehr gut.«

»Oh! Sie sagen, sehr gut.«

»Allerdings. Was macht es mir, daß Sie träge sind« Gehen Sie gern spazieren?«

»Sehr gern.«

»Lieben Sie die Schauspiele, die Bälle?«

»Stets.«

»Das Wohlleben?«

»Ganz besonders.«

»Wenn ich Ihnen fünfundzwanzig Louisd'or monatlich geben wollte, würden Sie es ausschlagen?«

»Mein Herr!«

»Meine liebe Demoiselle Oliva, Sie fangen wieder an zu zweifeln. Es war doch unter uns verabredet, daß Sie sich nicht erzürnen sollten. Ich sagte fünfundzwanzig Louisd'or, wie ich fünfzig gesagt hätte.«

»Fünfzig wären mir lieber, als fünfundzwanzig, doch was ich fünfzig vorziehe, das ist das Recht, mir meinen Geliebten zu wählen.«

»Zum Henker! ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht Ihr Liebhaber sein will: hören Sie mich also ruhig an.«

»Nun denn auch zum Henker, was soll ich thun, um Ihre fünfzig Louisd'or zu verdienen?«

»Haben wir gesagt: fünfzig?«

»Ja.«

»Gut, fünfzig. Sie empfangen mich bei sich, Sie machen mir das möglichst freundliche Gesicht, Sie geben mir den Arm, wenn ich es wünsche, Sie erwarten mich, wo ich Sie mich erwarten heiße.«

»Aber ich habt einen Liebhaber, mein Herr,« – »Nun, was dann?« – »Wie, was dann?« – »Ja, jagen Sie ihn zum Teufel!« – »Oh! man jagt Beausire nicht fort, wie man will.« – »Soll ich Ihnen dabei helfen?« – »Nein, ich liebe ihn.« – »Oh!« – »Ein wenig.« – »Das ist gerade zu viel.« – »Es ist so.« – »So will ich mir den Beausire gefallen lassen.« – »Sie sind bequem, mein Herr.« – »Unter dem Vorbehalte der Wiedervergeltung; sind Ihnen die Bedingungen genehm?« – »Sie sind es mir, wenn Sie mir dieselben

vollständig gesagt haben.« – »Hören Sie, meine Liebe, ich habe Alles gesagt, was ich für den Augenblick zu sagen hatte.« – »Bei Ihrem Ehrenwort? – »Bei meinem Ehrenwort. Doch Sie begreifen Eines?« ...« – »Was?« – »Daß, wenn ich zufällig nöthig hätte, daß Sie wirklich meine Geliebte wären ...« – »Ah! sehen Sie! man hat das nie nöthig, mein Herr.« – »Doch es zu scheinen.« – »Das will ich mir auch gefallen lassen.« – »Gut, abgemacht also.« – »Topp!« – »Hier ist der erste Monat zum Voraus.«

Er reichte ihr eine Rolle von fünfzig Louisd'or, ohne nur das Ende ihrer Finger zu berühren. Und da sie zögerte, ließ er die Rolle in die Tasche ihres Rockes gleiten, ohne diese so runden und so beweglichen Hüften, welche die Feinschmecker Spaniens nicht verachtet hätten, wie er, auch nur zu streifen.

Kaum war das Gold auf den Grund der Tasche gelangt, als ein zweimaliges Klopfen an die Hausthüre Oliva nach dem Fenster springen machte.

»Guter Gott!« rief sie, »entfliehen Sie geschwind, er ist es.«

»Er. Wer?«

»Beausire ... mein Liebhaber; rühren Sie sich doch.«

»Oh! meiner Treue, mir gleichviel.«

»Wie, gleichviel? er wird Sie in Stücke hauen.«

»Bah!«

»Hören Sie, wie er klopft; er wird die Thüre sprengen.«

»Lassen Sie ihm öffnen; warum des Teufels geben Sie ihm denn keinen Hauptschlüssel?«

Hiermit streckte sich der Unbekannte auf dem Sopha aus und sagte leise:

»Ich muß diesen Burschen sehen und ihn beurtheilen.«

Das Klopfen wurde fortgesetzt, darunter mischten sich Flüche, welche noch viel höher hinaufstiegen, als bis zum zweiten Stockwerk.

»Gehen Sie, Mutter, öffnen Sie,« sagte Oliva ganz wüthend. »Und was Sie betrifft, mein Herr, mir gleichviel, wenn Ihnen ein Unglück widerfährt.«

»Wie Sie sagen, gleichviel,« erwiderte der unempfindliche Unbekannte, ohne sich vom Sopha zu rühren.

Oliva horchte bebend auf dem Ruheplatz.

XIX.

Herr Beausire.

Oliva warf sich einem wüthenden Menschen entgegen, der mit ausgestreckten Händen, bleichem Gesicht und in ungeordnetem Anzug, heisere Verwünschungen ausstoßend, in die Wohnung hereinstürzte.

»Beausire, was gibt es, Beausire?« sagte sie mit einer Stimme, die nicht erschrocken genug klang, um dem Muthe dieses Weibes Eintrag zu thun.

»Laß mich los!« rief der Eintretende, während er sich mit roher Gewalt von der Umschlingung Oliva's befreite.

Und mit einem sich steigernden Ton fuhr er fort:

»Ah! weil ein Mann hier ist, öffnete man mir die Thüre nicht. Ah! ah!«

Der Unbekannte war erwähnter Maßen in ruhiger, unbeweglicher Haltung auf dem Sopha geblieben, in einer Haltung, welche Herrn Beausire wie Unentschlossenheit oder sogar wie Schrecken vorkommen mußte.

Mit einem Zähnefletschen von schlimmer Vorbedeutung trat er vor den Unbekannten und rief:

»Ich denke, Sie werden mir antworten, mein Herr!«

»Was soll ich Ihnen sagen, mein lieber Herr Beausire?« erwiderte der Andere.

»Was machen Sie hier, und vor Allem, wer sind Sie?«

»Ich bin ein ruhiger Mann, gegen den Sie furchtbare Augen machen, und dann plauderte ich mit dieser Dame in allen Ehren.«

»Ja, ja, gewiß in allen Ehren,« murmelte Oliva.

»Willst Du wohl schweigen!« brüllte Beausire.

»Stille, stille!« sagte der Unbekannte, »schnauzen Sie Madame nicht so heftig an, sie ist vollkommen unschuldig, und wenn Sie übler Laune sind ...«

»Ja, das bin ich.«

»Er wird im Spiel verloren haben,« flüsterte Oliva.

»Mord und Teufel, ich bin ausgeplündert!« brüllte Beausire.

»Und es wäre Ihnen nicht unangenehm, jetzt auch Jemand auszuplündern,« versetzte lächelnd der Unbekannte. »Das läßt sich begreifen, mein lieber Herr Beausire.«

»Genug der schlechten Späße! Und nun machen Sie mir das Vergnügen und packen Sie sich.«

»Oh! Herr Beausire, Nachsicht!«

»Tod und alle Teufel der Hölle ! Stehen Sie auf und gehen Sie, oder ich zerschmettere den Sopha und Alles, was darauf ist.«

»Ah! Mademoiselle, Sie haben mir nichts davon gesagt, daß Herr Beausire solche närrische Grillen hat. Mein Gott! welches Ungestüm!«

Außer sich, machte Beausire eine große Comödienbewegung und beschrieb, um den Degen zu ziehen, mit den Armen und der Klinge einen

Kreis von wenigstens zehn Fuß im Umfang.

»Ich sage Ihnen noch einmal,« rief er. »stehen Sie auf, ober ich nagle Sie an die Lehne.«

»Wahrhaftig, man ist sehr unangenehm.« erwiderte der Unbekannte, während er sachte und nur mit der linken Hand den kleinen Degen, den er hinter sich auf dem Sopha verborgen hatte, aus der Scheide zog.

Oliva stieß durchdringende Schreie aus.

»Ahl Mademoiselle, schweigen Sie,« sprach der ruhig« Mann, der endlich den Degen in der Faust hatte, ohne daß er von seinem Sitze aufgestanden war; »schweigen Sie, denn es werden zwei Dinge geschehen, einmal werden Sie Herrn Beausire betäuben und er wird sich spießen lassen; dann wird die Scharwache heraufkommen, Sie packen und geraden Weges nach Saint-Lazare führen.«

Oliva ersetzte die Schreie durch eine äußerst ausdrucksvolle Pantomime.

Es war ein seltsames Schauspiel. Auf der einen Seite führte Herr Beausire, beschmutzt, betrunken, zitternd vor Wuth, Stöße ohne Richtung, ohne Taktik auf einen undurchdringlichen Gegner.

Auf der andern ein Mann auf dem Sopha sitzend, eine Hand auf dem Knie ausgestreckt, die andere bewaffnet, mit Behendigkeit parirend, ohne zu stoßen, und dergestalt lachend, daß Saint-Georges selbst darüber erschrocken wäre.

Beständig durch die Paraden des Gegners herumgetrieben, war Beausire's Degen keinen Augenblick im Stande, die Linie zu behaupten.

Beausire fing an müde zu werden, zu schnaufen, doch der Zorn hatte einer unwillkürlichen Angst Platz gemacht; er bedachte, daß es, wenn dieser gefällige Degen sich ausstrecken und ernstlich ihm zu Leibe gehen wollte, um ihn, Beausire, geschehen wäre. Ein Bangen erfaßte ihn, er kam aus der Lage und berührte nur noch das äußerste Ende des Degens seines Gegners.

Dieser faßte ihn kräftig in Terz, wand ihm den Degen aus der Hand und schnellte ihn wie eine Feder in die Luft.

Der Degen flog durch das Zimmer, durchbrach eine Fensterscheibe und verschwand außen.

Beausire wußte nicht mehr, welche Haltung er beobachten sollte.

»Ei! Herr Beausire,« sagte der Unbekannte, »wenn Ihr Degen mit der Spitze niederfällt und Jemand durchsticht, sind Sie ein Mann des Todes!«

Zum Bewußtsein zurückgerufen, lief Beausire nach der Thüre und stürzte die Treppe hinab, um seine Waffe wieder zu erwischen und einem Unglück zuvorzukommen, das ihn mit der Polizei entzweit hätte.

Mittlerweile ergriff Oliva die Hand des Siegers und sprach zu ihm:

»Oh! mein Herr, Sie sind sehr muthvoll; doch Herr Beausire ist ein Schurke, und wenn Sie bleiben, gefährden Sie mich; sobald Sie weggegangen sind, wird er mich sicherlich schlagen.«

»Dann bleibe ich.«

»Nein, nein; ich bitte inständig; wenn er mich schlägt, schlage ich ihn auch, und ich bin immer die Stärkere, doch das ist so, weil ich nichts zu schonen habe. Ich flehe Sie an, entfernen Sie sich.«

»Haben Sie Eines Wohl im Auge, meine Schönste; gehe ich von hier weg, so lauert er mir unten oder auf der Treppe auf; man wird sich wieder schlagen; auf einer Treppe parirt man nicht immer mit so großer Sicherheit wie auf einem Canapee.«

»Nun, und dann?«

»Dann tödte ich Meister Beausire oder er tödtet mich.«

»Großer Gott! das ist wahr, wir hätten einen schönen Spectakel im Hause.«

»Dieß ist zu vermeiden: ich bleibe also.«

»Um des Himmels willen, entfernen Sie sich, gehen Sie in den oberen Stock hinauf, bis er wieder zu mir hereingekommen ist. Im Glauben, Sie hier zu finden, wird er nirgends suchen. Sobald er in meine Wohnung eingetreten ist, hören Sie mich die Thüre doppelt verschließen. Ich werde meinen Mann eingesperrt und den Schlüssel in meine Tasche gesteckt haben. Nehmen Sie dann Ihren Rückzug, indeß ich mich muthig schlage, um die Zeit auszufüllen.«

»Sie sind ein reizendes Mädchen, auf Wiedersehen!«

»Auf Wiedersehen! wann dieß?«

»Heute Nacht, wenn es Ihnen beliebt.«

»Wie, heute Nacht! Sind Sie verrückt?«

»Bei Gott, ja, heute Nacht. Ist nicht Ball im Opernhause?«

»Bedenken Sie, daß die Mitternachtsstunde schon geschlagen hat.«

»Ich weiß es wohl, doch was ist daran gelegen?«

»Man braucht Dominos.«

»Beausire wird holen, wenn Sie ihn durchgeprügelt haben.«

»Sie haben Recht,« versetzte Oliva lachend.

»Leben Sie wohl! Meinen Dank!«

Und sie schob ihn nach dem Ruheplatz.

»Gut! er schließt die Thüre unten,« sagte der Unbekannte.

»Es ist nur ein Riegel innen. Gehen Sie ... er kommt herauf.«

»Doch wenn zufällig Sie geschlagen würden, wie konnten Sie mir es sagen lassen?«

Sie überlegte und antwortete dann:

»Sie müssen Bediente haben.«

»Ja, ich werde einen unter Ihre Fenster stellen.«

»Gut, und er wird in die Luft schauen, bis ihm ein Billetchen auf die Nase fällt.«

»So sei es. Gott befohlen!«

Der Unbekannte stieg in die oberen Stockwerke hinauf. Das ließ sich sehr leicht thun, die Treppe war finster, und Oliva bedeckte, indem sie mit lauter Stimme Beausire rief, das Geräusch der Tritte ihres neuen Mitschuldigen.

»Willst Du wohl kommen, Hirnverrückter!« rief sie Beausire zu, der nicht heraufging, ohne Betrachtungen über die moralische und physische Ueberlegenheit dieses Eindringlings anzustellen, welcher sich auf eine so unverschämte Weise in der Wohnung eines Andern eingenistet hatte.

Er gelangte indessen zu dem Stockwerk, wo ihn Oliva erwartete.

Er hatte den Degen in bei Scheide und dachte über eine Rede nach, die er halten wollte.

Oliua nahm ihn bei den Schultern, stieß ihn in das Vorzimmer und schloß die Thüre doppelt, wie sie es versprochen hatte.

Der Unbekannte konnte, während er sich zurückzog, den Anfang eines Streites hören, in welchem durch ihren schallenden Ton, dem der Blechinstrumente im Orchester ähnlich, jene Schläge sich hervorheben, die man gewöhnlich und anomatopoetisch Kläpse nennt.

Mit den Kläpsen vermischten sich Schreie und Vorwürfe. Beausire's Stimme donnerte, die von Oliva erschütterte die Wände.

»In der That,« sagte der Unbekannte, indem er sich entfernte, »man hätte nie glauben sollen, daß diese Frau, welche die Ankunft des Gebieters vorhin so sehr verlegen machte, eine solche Widerstandskraft besäße.

Der Unbekannte verlor die Zeit nicht damit, daß er dem Ende der Scene folgte.

»Es waltet zu viel Wärme im Anfang der Scene ob, als daß die Entwickelung fern sein sollte.«

Er wandte sich um die Ecke der Rue d'Anjou-Dauphine, wo sein Wagen, der sich rückwärts in dieses Gäßchen hineingearbeitet hatte, seiner harrte.

Rasch sagte er ein Wort zu einem seiner Bedienten; dieser eilte weg, faßte Posto den Fenstern Oliva's gegenüber und verbarg sich im dichten Schatten einer kleinen Arcade, die den Gang eines alterthümlichen Hauses überdeckte.

So gestellt, konnte der Mann, der die beleuchteten Fenster sah, durch die Beweglichkeit der Silhouetten Alles beurtheilen, was im Innern vorging.

Die Anfangs sehr regsamen Bilder wurden allmälig ein wenig ruhig. Endlich blieb nur noch eines.

XX.

Das Gold.

Man vernehme, was hinter diesen Vorhängen vorgegangen.

Zuerst war Beausire erstaunt, die Thüre mit dem Riegel verschließen zu sehen.

Dann erstaunt, Oliva so laut rufen zu hören.

Endlich noch mehr erstaunt, in das Zimmer einzutreten und seinen gewaltigen Nebenbuhler nicht darin zu finden.

Nachforschungen, Drohungen, Anforderung; da sich der Mensch verbarg, so hatte er Angst; hatte er Angst, so siegte Beausire.

Oliva nöthigte ihn, seine Nachforschungen einzustellen und auf ihre Frage zu antworten.

Ein wenig angefahren, nahm Beausire selbst einen stolzen Ton an.

Oliva, die ihr Schuldbewußtsein verloren hatte, weil der sichtbare Gegenstand des Verbrechens verschwunden war, *quia corpus delicti aberat*, wie der Text sagt, Oliva schrie so laut, daß Beausire, um sie zum Schweigen zu bringen, ihr die Hand auf den Mund drückte oder wenigstens drücken wollte.

Doch er täuschte sich; Oliva verstand die überredende und versöhnende Geberde Beausire's anders. Dieser raschen Hand, die sich nach ihrem Gesichte wandte, setzte sie eine Hand entgegen, die ebenso behend und leicht war, als kurz zuvor der Degen des Unbekannten gewesen.

Diese Hand parirte Quart und Terz, fuhr gerade aus und schlug Beausire auf die Wange.

Beausire that mit der rechten Hand einen Gegenschlag, der die beiden Hände Oliva's niederschlug und ihre linke Wange unter einem ärgerlichen Geräusch röthete.

Dieß war die Stelle der Verhandlung, welche der Unbekannte bei seinem Abgang vernommen hatte.

Eine so begonnene Erklärung führt, wie wir sagten, rasch eine Entwickelung herbei, eine Entwicklung indessen, die, so gut sie auch darzustellen sein mag, einer Menge von Vorbereitungen bedarf, um dramatische Wirkung zu haben.

Oliva erwiderte die Ohrfeige Beausire's durch ein schweres und gefährliches Wurfgeschoß: einen Porzellankrug; Beausire setzte dem Wurfgeschoß die radförmige Bewegung eines Stockes entgegen, der mehrere Tassen zerbrach, eine Kerze abstieß und am Ende die Schulter der jungen Frau traf.

Wüthend sprang diese auf Beausire los und preßte ihm die Gurgel zusammen. Der Unglückliche war genöthigt, zu packen, was er an der drohenden Oliva finden konnte.

Er zerriß einen Rock. Empfindlich für diese Schmach und diesen Verlust, ließ Oliva los und schleuderte Beausire zu Boden. Schäumend erhob er sich wieder.

Da sich jedoch der Werth eines Feindes nach der Vertheidigung ermißt, und die Vertheidigung sich stets Achtung erwirbt, selbst beim Sieger, so knüpfte Beausire, der viel Respect vor Oliva bekommen hatte, die mündliche Verhandlung da wieder an, wo er sie gelassen.

»Du bist ein abscheuliches Geschöpf,« sagte er, »Du richtest mich zu Grunde.«

»Du richtest mich zu Grunde,« erwiderte sie.

»Oh! ich richte sie zu Grunde! Sie hat nichts.«

»Sage, ich habe nichts mehr. Sage, Du habest Alles, was ich besessen, verkauft und verfressen, vertrunken und verspielt.«

»Und Du wagst es, mir meine Armuth vorzuwerfen?«

»Warum bist Du arm? Das ist ein Laster.«

»Ich werde Dir die Deinigen alle auf einmal abgewöhnen.«

»Durch Schläge etwa?«

Und Oliva schwang eine ziemlich schwere Feuerzange, bei deren Anblick Beausire zurückwich.

»Das fehlte Dir noch, Liebhaber anzunehmen!« sagte er.

»Und Du, wie nennst Du denn alle die Schufte, die in den Spielhäusern, wo Du Deine Tage und Nächte zubringst, bei Dir sitzen?«

»Ich spiele, um zu leben.«

»Und das gelingt Dir ganz hübsch: wir müssen verhungern; meiner Treu, eine reizende Industrie!«

»Und Du mit der Deinigen bist genöthigt, zu flennen, wenn man Dir ein Kleid zerreißt, weil Du nicht die Mittel hast, Dir ein anderes zu kaufen. Eine schöne Industrie, bei Gott!«

»Eine bessere, als die Deinige,« rief Oliva wüthend, »hier der Beweis.«

Und sie nahm aus ihrer Tasche eine Handvoll Gold und warf sie im Zimmer umher.

Die Louisd'or rollten auf ihren Rändern und zitterten auf ihren Flächen; die einen verbargen sich unter den Schränken, die anderen setzten ihre klingenden Evolutionen bis zu den Thüren fort. Wieder andere blieben bald ermüdet platt liegen und ließen ihre Bilder wie Feuerflitter glänzen.

Als Beausire diesen Metallregen auf dem Holz der Geräthe und auf dem Boden des Zimmers klingen hörte, wurde er wie von einem Schwindel, wir müßten eigentlich sagen, wie von einem Gewissensbiß ergriffen.

»Louisd'or, Doppellouisd'or!« rief er niedergeschmettert.

Oliva hielt zwischen ihren Fingern eine zweite Handvoll von diesem Metall. Sie schleuderte sie Beausire, der dadurch geblendet wurde, in's Gesicht und in die offenen Hände.

»Ho! ho!« rief er. »Wie reich sie ist, diese Oliva!«

»Das trägt mir meine Industrie ein,« erwiderte cynisch das Weib, während es mit einem gewaltigen Pantoffelschlage zugleich das Gold, das auf dem Boden umherlag, und Beausire, der niederkniete, um es zusammenzuraffen, zurückstieß.

»Sechzehn, siebenzehn, achtzehn,« sagte Beausire kichernd vor Freude.

»Elender!« brummte Oliva.

»Neunzehn, einundzwanzig, zweiundzwanzig.«

»Erbärmlicher Schlingel!«

»Dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig.«

»Schuft.«

Hatte er nun gehört, war er erröthet, ohne zu hören, Beausire stand auf.

»Gut,« sprach er mit einem so ernsten Tone, daß nichts so sehr dem Komischen gleichen konnte, »gut, Mademoiselle, Sie machten also Ersparnisse, indem Sie es mir am Nothwendigen fehlen ließen.«

Etwas verwirrt, fand Oliva keine Antwort.

»Mich,« fuhr der Bursche fort, »mich ließen Sie mit zerrissenen Strümpfen, mit einem rothen Hut und aufgeschlitztem Futter umhergehen, während Sie Louisd'or in Ihrer Kasse aufbewahrten? Woher kommen diese Louisd'or? von dem Verkauf, den ich mit meinen Kleidern vornahm, als ich mein trauriges Geschick mit dem Ihrigen verband.«

»Schurke!« murmelte Oliva leise.

Und sie schleuderte ihm einen Blick voll Verachtung zu. Er erzürnte sich nicht darüber.

»Ich verzeihe Dir,« sprach er, »nicht Deinen Geiz, aber Deine Sparsamkeit.«

»Und vorhin wolltest Du mich umbringen.«

»Vorhin hatte ich Recht, jetzt hätte ich Unrecht.«

»Warum, wenn's beliebt?«

»Weil Du jetzt eine wahre Haushälterin bist, Du trägst der Haushaltung Etwas ein.«

»Ich sage Dir, Du bist ein Schuft.«

»Meine geliebte Oliva!«

»Und Du wirst mir das Gold zurückgeben.«

»Oh! meine Theuerste!«

»Du wirst es mir zurückgeben, oder ich renne Dir Deinen Degen durch den Leib.«

»Oliva!«

»Ja oder nein!«

»Nein, Oliva, ich werde nie zugeben, daß Du mir den Degen durch den Leib rennst.«

»Rühre Dich nicht, oder ich durchbohre Dich. Das Geld!«

»Schenke es mir!«

»Ah! Elender! ah! niedrige Creatur! Du bettelst. Du flehst mich um den Ertrag meiner schlechten Aufführung an! Ah! das nennt man einen Mann; ich habe Euch stets verachtet, Alle verachtet, hörst Du wohl? ... mehr noch den, der gibt, als den, welcher empfängt.«

»Derjenige, welcher gibt, kann geben,« erwiderte Beausire mit ernstem Tone, »er ist glücklich. Ich habe Dir auch gegeben, Nicole.«

»Ich will nicht, daß man mich Nicole nennt.«

»Verzeih! Oliva. Ich sagte also, ich habe Dir gegeben, so lange ich gekonnt.«

»Schöne Freigebigkeit, silberne Ringe, sechs Louisd'or, zwei seidene Kleider, drei gestickte Sacktücher.«

»Das ist viel für einen Soldaten.«

»Schweig; die Ringe hattest Du einem Andern gestohlen, um sie mir anzubieten; die Louisd'or hat man Dir geborgt, und Du hast sie nie zurückgegeben; die seidenen Kleider ...«

»Oliva! Oliva!«

»Gib mir mein Geld zurück.«

»Was willst Du dafür?«

»Das Doppelte.«

»Gut, es sei,« erwiderte der Bursche voll Ernst. »Ich gehe in's Spielhaus der Rue de Bussy und bringe Dir nicht bloß das Doppelte, sondern das Fünffache.«

Er machte ein paar Schritte gegen die Thüre. Sie packte ihn am Schooß seines mürben Rockes.

»Ah!« sagte er, »gut, der Rock ist zerrissen.«

»Desto besser, Du wirst einen neuen haben.«

»Sechs Louisd'or, Oliva, sechs Louisd'or! Gut, daß in der Rue de Bussy die Banquiers und Pointeurs im Punkte der Toilette nicht sehr streng sind.«

Oliva faßte ruhig den andern Rockschooß und ritz ihn ebenfalls ab. Beausire wurde wüthend.

»Tod und Teufel,« schrie er, »Du machst, daß ich Dich umbringe. Die freche Person entkleidet mich ganz. Ich kann nicht mehr ausgehen.«

»Im Gegentheil, Du wirst auf der Stelle gehen.«

»Das wäre seltsam, ohne Rock.«

»Du ziehst Deinen Winterüberrock an.«

»Durchlöchert, geflickt?«

»Du ziehst ihn nicht an, wenn Dir das lieber ist. Doch Du wirst gehen.«

»Nie.«

Oliva nahm aus ihrer Tasche, was sie noch an Gold übrig hatte, ungefähr vierzig Louisd'or, und ließ sie zwischen ihren beiden zusammengehaltenen Händen springen.

Beausire wäre beinahe närrisch geworden; er kniete abermals nieder.

»Befiehl!« rief er, »befiehl!«

»Du laufst nach dem Capucin-Magique in der Rue de Seine, man verkauft dort Dominos für den Maskenball.«

»Nun?« – »Du kaufst mir einen vollständigen.« – »Gut.«

– »Für Dich einen schwarzen, für mich einen weißen von Atlas.« – »Ja.« – »Und ich gebe Dir hiefür nur zwanzig Minuten.« – »Wir gehen auf den Ball?« – »Auf den Ball.« – »Und Du führst mich auf das Boulevard zum Abendbrot?« – »Gewiß; doch unter einer Bedingung.« – »Unter welcher?« – »Daß Du gehorsam bist.« – »Oh! immer, immer.« – »Auf, zeige Deinen Eifer.« – »Ich laufe.« – »Wie, Du bist noch nicht weggegangen?« – »Aber die Kosten ...« – »Du hast fünfundzwanzig Louisd'or.« – »Wie, ich habe fünfundzwanzig Louisd'or? Woher nimmst Du das?« – »Die Goldstücke, die Du aufgerafft hast.« – »Oliva, Oliva, das ist nicht schön von Dir.« – »Was willst Du damit sagen?« – »Oliva, Du hattest sie mir geschenkt.«

»Ich sage nicht, Du sollst sie nicht bekommen; doch wenn ich sie Dir jetzt gäbe, würdest Du nicht zurückkehren. Geh also und kehre rasch wieder.«

»Sie hat bei Gott Recht,« sagte der Bursche etwas verwirrt. »Es war meine Absicht, nicht zurückzukommen.«

»Fünfundzwanzig Minuten, hörst Du wohl?« rief sie.

»Ich gehorche.«

In diesem Augenblick geschah es, daß der den Fenstern gegenüber im Hinterhalt liegende Bediente eine der beiden redenden Personen verschwinden sah.

Es war Herr Beausire, der mit einem Rock ohne Schooß herunter kam, hinter welchem der Degen frech baumelte, während das Hemd unter der Weste wie zur Zeit Ludwigs XIII. aufgebauscht war.

Der Taugenichts nahm seine Richtung nach der Rue de Seine, und Oliva schrieb mittlerweile rasch auf ein Papier folgende Worte, welche die ganze Episode zusammenfaßten:

»Der Friede ist unterzeichnet, die Theilung gemacht, der Ball angenommen. Um zwei Uhr werden wir im Opernhause sein. Ich habe einen weißen Domino und auf der linken Schulter ein blaues Band.«

Oliva rollte das Papier um einen Scherben von dem zerbrochenen Porzellankrug, streckte den Kopf zum Fenster hinaus und warf das Billet auf die Straße.

Der Bediente stürzte auf seine Beute los, hob sie auf und entfloh.

Es ist beinahe gewiß, daß Herr Beausire nicht mehr als dreißig Minuten brauchte, um zurückzukehren; es folgten ihm zwei Schneidergesellen, welche um den Preis von achtzehn Louis d'or zwei Dominos von ausgezeichnetem Geschmack brachten, wie man sie im Capucin-Magique bei dem guten Arbeiter, dem Lieferanten Ihrer Majestät der Königin und der Hofdamen verfertigte.

XXI.

Das kleine Haus

Wir haben Frau von La Mothe bei bei Thür des Hotels gelassen, von wo aus sie mit den Augen dem rasch verschwindenden Wagen der Königin folgte.

Als die Form des Wagens sichtbar, als sein Rollen vernehmbar zu sein aufhörte, kehrte Jeanne ebenfalls in ihre Miethkutsche zurück und begab sich nach Hause, um einen Domino und eine andere Larve zu nehmen und zugleich zu sehen, ob nichts Neues in ihrer Wohnung vorgefallen.

Frau von La Mothe hatte auf diese so glückliche Nacht eine Erfrischung für alle Gemüthsbewegungen des Tages zugesagt. Als starke Frau, wie sie war, hatte sie beschlossen, den Mann zu spielen, wie man zu sagen pflegt, und dem zu Folge alle Wonnen des Unvorhergesehenen zu schlürfen.

Aber eine Widerwärtigkeit harrte ihrer beim ersten Schritt, den sie auf diesem für lebhafte und lang im Zaume gehaltene Phantasien so verführerischen Wege machte.

Ein Bedienter wartete auf sie beim Hausmeister.

Dieser Bediente gehörte dem Herrn Prinzen von Rohan und brachte von Seiner Eminenz ein in folgenden Worten abgefaßtes Billet:

»Frau Gräfin,

Ohne Zweifel haben Sie nicht vergessen, daß wir Geschäfte mit einander abzumachen haben. Sie haben vielleicht ein kurzes Gedächtnis; ich vergesse nie, was mir gefallen.

Ich habe die Ehre, Sie da zu erwarten, wohin der Ueberbringer Sie führen wird, wen» es Ihnen genehm ist.«

Der Brief war mit dem Hirtenkreuz unterzeichnet.

Anfangs ärgerlich über diesen Querstrich, dachte Frau von La Mothe einen Augenblick nach und entschied sich dann mit jener Raschheit des Entschlusses, die sie characterisirte.

»Steigen Sie mit meinem Kutscher auf oder geben Sie ihm die Adresse,« sagte sie zu dem Bedienten.

Der Bediente stieg mit dem Kutscher auf den Bock, Frau von La Mothe stieg in den Wagen.

Zehn Minuten genügten, um die Gräfin zum Eingang des Faubourg Saint-Antoine in eine neuerdings geebnete Vertiefung zu führen, wo große Bäume, so alt wie die Vorstadt selbst, vor Aller Augen eines jener hübschen, unter Ludwig XV. mit dem äußern Geschmack des sechzehnten und dem unvergleichlichen Comfort des achtzehnten Jahrhunderts erbauten Häuser verbargen.

»Ho! ho! ein kleines Haus,« murmelte die Gräfin: »das ist sehr natürlich von Seiten eines vornehmen Prinzen, aber sehr demüthigend für den Namen Valois! ... Nun!«

Dieses Wort, aus dem die Resignation einen Seufzer oder die Ungeduld eine Ausrufung gemacht hat, enthüllte Alles, was an verzehrendem Ehrgeiz und toller Gierde in ihrem Geiste schlummerte.

Doch sie hatte nicht so bald die Schwelle des Hauses überschritten, als ihr Entschluß gefaßt war.

Man führte sie von Zimmer zu Zimmer, das heißt von Ueberraschung zu Ueberraschung, bis zu einem kleinen, äußerst geschmackvollen Speisesaal.

Hier fand sie den Cardinal allein und wartend.

Seine Eminenz durchblätterte Broschüren, welche ungemein einer Sammlung von jenen Pamphleten glichen, die es in jener Zeit zu Tausenden regnete, wenn der Wind von Holland oder von England kam.

Als der Cardinal sie erblickte, stand er auf.

»Ah! Sie hier? ich danke, Frau Gräfin,« rief er.

Und er trat auf sie zu, um ihr die Hand zu küssen.

Die Gräfin wich mit einer hochmüthigen und verletzten Miene zurück.

»Was haben Sie denn, Madame?« fragte der Cardinal.

»Monseigneur, nicht wahr, Sie sind nicht gewohnt, ein solches Gesicht bei den Frauen zu sehen, denen Eure Eminenz die Ehre erweist sie hieher zu

rufen?«

»Oh! Frau Gräfin ...«

»Wir sind in Ihrem kleinen Hause, nicht wahr, Monseigneur?« sagte die Gräfin, mit einem verächtlichen Blicke umherschauend.

»Aber, Madame ...«

»Monseigneur, ich hoffte, Eure Eminenz würde die Gnade haben, sich zu erinnern, in welchem Stande ich geboren bin. Ich hoffte, Eure Eminenz würde die Gnade haben, sich zu erinnern, daß mir Gott, wenn er mich arm gemacht, doch wenigstens den Stolz meines Ranges gelassen hat.«

»Ah! ah! Gräfin, ich hielt Sie für eine Frau von Geist,« versetzte der Cardinal.

»Wie es scheint, Monseigneur, nennen Sie jede gleichgültige Frau, die zu Allem, selbst zur Schande lacht, eine Frau von Geist; diesen Frauen, ich bitte Eure Eminenz um Verzeihung, pflege ich einen andern Namen zu geben.«

»Nein, Gräfin, Sie täuschen sich, Frau von Geist nenne ich jede Frau, welche hört, wenn man zu ihr spricht, oder welche nicht spricht, ehe sie gehört hat.«

»Ich höre, reden Sie.«

»Ich habe mich mit Ihnen über ernste Dinge zu besprechen.«

»Und zu diesem Ende haben Sie mich in ein Speisezimmer kommen lassen?«

»Ja; wäre es Ihnen lieber gewesen, wenn ich Sie in einem Boudoir erwartet hätte, Gräfin?«

»Die Unterscheidung ist zart.«

»So glaube ich, Gräfin.«

»Es handelt sich also nur darum, mit Monseigneur zu Nacht zu speisen?«

»Nichts Anderes.«

»Eure Eminenz darf überzeugt sein, daß ich von dieser Ehre gebührender Maßen durchdrungen bin.«

»Sie spotten, Gräfin?«

»Nein, ich lache.«

»Sie lachen?«

»Ja, wäre es Ihnen lieber, wenn ich mich ärgerte? Ah! Monseigneur, Sie sind van einer wunderlichen Laune, wie es scheint.«

»Oh! Sie sind reizend, wenn Sie lachen, und nichts könnte mir angenehmer sein, als Sie beständig lachen zu sehen. Doch Sie lachen in diesem Augenblick nicht. Oh! nein, nein; es ist Zorn hinter diesen schönen Lippen, welche die Zähne zeigen.«

»Nicht im Geringsten, Monseigneur, und der Speisesaal beruhigt mich.«

»Vortrefflich!«

»Und ich hoffe, daß Sie wohl hier speisen werden.«

»Wie, daß ich wohl hier speisen werde! Und Sie?«

»Ich, ich habe keinen Hunger.«

»Wie, Madame, Sie weisen mich vom Abendbrot zurück?«

»Was beliebt?«

»Sie jagen mich fort?«

»Ich verstehe Sie nicht, Monseigneur.«

»Hören Sie, liebe Gräfin!«

»Ich höre.«

»Wären Sie weniger zornig, so würde ich Ihnen sagen, Sie mögen machen, was Sie wollen, Sie können es nicht verhindern, daß Sie reizend seien; da ich aber bei jedem Compliment verabschiedet zu werden fürchten muß, so enthalte ich mich.«

»Sie fürchten verabschiedet zu werden? In der That, Monseigneur, ich bitte Eure Eminenz um Verzeihung, aber Sie werden unverständlich.«

»Was vorgeht, ist doch so klar und durchsichtig.«

»Entschuldigen Sie meine Verblendung.«

»Nun wohl! neulich haben Sie mich mit großem Mißbehagen empfangen: Sie fanden Ihre Wohnung durchaus nicht passend für eine Person von Ihrem Rang und Ihrem Namen. Das zwang mich, meinen Besuch abzukürzen; das machte Sie ein wenig kalt gegen mich. Ich dachte damals, wenn ich Sie in die Ihnen gebührende Lebenslage versetzte, so würde ich dem Vogel, den der Physiker unter die Luftpumpe stellt, die Luft wiedergeben.«

»Und dann?« fragte die Gräfin ängstlich, denn sie fing an, zu verstehen.

»Dann, damit Sie mich mit Behagen empfangen könnten, damit ich Sie meinerseits besuchen könnte, ohne mich zu compromittiren oder Sie selbst zu compromittiren ...«

Der Cardinal schaute die Gräfin fest an.

»Nun?« fragte diese.

»Nun, ich hoffte, Sie würden die Güte haben, dieses enge Haus anzunehmen. Sie begreifen, ich sage nicht, kleines Haus.«

»Annehmen, ich? Sie schenken mir dieses Haus, Monseigneur?« rief die Gräfin, deren Herz zugleich vor Stolz und Gierde schlug.

»Sehr wenig, zu wenig, Gräfin; doch wollte ich Ihnen mehr geben, so würden Sie nicht annehmen.«

»Ohl weder mehr, noch weniger, Monseigneur,« sprach die Gräfin.

»Was sagen Sie, Madame?«

»Ich sage, es sei unmöglich, daß ich ein solches Geschenk annehme.«

»Unmöglich! Und warum?'

»Ganz einfach, weil es unmöglich ist.«

»Oh! sprechen Sie dieses Wort nicht bei mir aus, Gräfin.«

»Warum?«

»Weil ich bei Ihnen nicht daran glauben will.«

»Monseigneur!«

»Madame, das Haus gehört Ihnen, die Schlüssel liegen hier auf einer Vermeilplatte. Ich behandle Sie als einen Triumphator. Sehen Sie hierin abermals eine Beleidigung?«

»Nein, doch ...«

»Sie nehmen an?«

»Monseigneur, ich habe es Ihnen gesagt.«

»Wie, Madame, Sie schreiben an die Minister und bitten um eine Pension; Sie nehmen von zwei unbekannten Damen hundert Louisd'or an!«

»Das ist ein großer Unterschied, Monseigneur. Wer empfängt ...«

»Wer empfängt, verbindet, Gräfin,« sprach der Prinz mit edlem Tone. »Sehen Sie, ich habe Sie in Ihrem Speisesaal erwartet: ich habe weder das

Boudoir, noch die Salons, noch die Zimmer gesehen, ich setze nur voraus, daß dies Alles vorhanden ist.«

»Ah! Monseigneur, ich bitte um Verzeihung, denn Sie nöthigen mich, zu gestehen, daß es keinen zarteren Mann gibt, als Sie.«

Und die Gräfin, die sich so lange Zwang angethan, erröthete vor Freude bei dem Gedanken, sagen zu können: Mein Haus.

Dann, als sie plötzlich sah, daß sie sich hinreißen ließ, sagte sie auf eine Geberde, die der Prinz machte, indem sie einen Schritt zurückwich:

»Monseigneur, ich bitte Eure Eminenz um ein Abendbrod».«

Der Cardinal legte einen Mantel ab, dessen er sich noch nicht entledigt hatte, rückte einen Stuhl für die Gräfin herbei, und begann in einem Civilrock, der ihm vortrefflich stand, seinen Dienst als Haushofmeister.

Das Abendbrod war in einem Augenblick aufgetragen.

Während die Diener in das Vorzimmer kamen, hatte Jeanne wieder eine Maske auf das Gesicht gesetzt.

»Ich müßte mich maskiren,« sagte der Cardinal, »denn Sie sind zu Hause, denn Sie sind inmitten Ihrer Leute, denn ich bin ein Fremder.«

Jeanne lachte, behielt aber nichtsdestoweniger ihre Maske. Und obgleich von der Freude und dem Erstaunen im höchsten Grade aufgeregt, that sie doch dem Abendbrod alle Ehre.

Der Cardinal, wir haben es bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt, war ein Mann von großem Herzen und wahrem Geist.

Die lange Gewohnheit der civilisirtesten Höfe Europa's, von Königinnen regierter Höfe, die Gewohnheit der Frauen, welche in jener Zeit alle politischen Fragen verwickelten, aber häufig auch lösten, diese Erfahrung, so zu sagen durch den Weg des Blutes übertragen und durch ein persönliches Studium vervielfältigt, alle diese heut zu Tage so seltenen und auch damals schon seltenen Eigenschaften machten aus dem Prinzen einen

Mann, der für die Diplomaten, seine Nebenbuhler, oder für seine Geliebten äußerst schwer zu durchdringen war.

Seine guten Manieren und seine große Höflichkeit waren ein Panzer, den nichts durchbrechen konnte.

Der Cardinal glaubte sich dieser von Ansprüchen aufgeblähten Provinzdame sehr überlegen, die ihm, da sie unter ihrem falschen Stolz ihre Habgier nicht hatte verbergen können, als eine leichte Eroberung erschien – von Dauer vielleicht wegen ihrer Schönheit, wegen ihres Geistes, wegen eines gewissen herausfordernden Wesens, das viel mehr die übersättigten als die unschuldigen Männer verführt. Schwerer zu durchdringen, als er selbst durchdringend war, täuschte sich der Cardinal diesmal vielleicht; so viel ist aber gewiß, daß ihm Jeanne, schön wie sie war, kein Mißtrauen einflößte.

Das war das Verderben dieses erhabenen Mannes. Er machte sich nicht nur minder stark, als er war, er machte sich zum Pygmäen; zwischen Maria Theresia und Jeanne war der Unterschied zu groß, als daß ein Rohan von diesem Schlag sich die Mühe gegeben hätte, zu kämpfen.

Sobald der Kampf begonnen hatte, hütete sich Jeanne, welche ihre scheinbar geringere Kraft fühlte, wohl, ihre wirkliche Überlegenheit sehen zu lassen; sie spielte beständig die gefallsüchtige Provinzialin, sie spielte das einfältige Weib, um sich einen auf seine Stärke vertrauenden und darum in seinen Angriffen schwachen Gegner zu erhalten.

Der Cardinal, der bei ihr alle Bewegungen erlauert hatte, die sie nicht zu bewältigen im Stande gewesen war, hielt sie für berauscht von der Gegenwart, die er ihr geschaffen; sie war es in der That, denn die Gegenwart stand nicht nur über ihren Hoffnungen, sondern sogar über ihren Anmaßungen.

Nur vergaß er, daß er unter dem Ehrgeiz und dem Stolz einer Frau wie Jeanne war.

Was bei ihr bald den Rausch vertrieb, war die Reihenfolge neuer Wünsche und Begierden, welche unmittelbar an die Stelle der alten traten.

»Auf!« sagte der Cardinal, während er der Gräfin ein Glas Cyperwein in einen kleinen Crystallkelch mit goldenen Sternen goß, »auf, da Sie Ihren Vertrag mit mir unterzeichnet haben, schmollen Sie nicht mehr, Gräfin.«

»Ihnen schmollen, oh! nein.«

»Sie werden mich also zuweilen ohne zu großes Widerstreben hier empfangen?«

»Nie werde ich so undankbar sein, zu vergessen, daß Sie hier in Ihrem Hause sind, Monseigneur.«

»In meinem Hause, Tollheit!«

»Nein, nein, in Ihrem Hause, sehr in Ihrem Hause.«

»Ah! wenn Sie mir entgegen sind ... nehmen Sie sich in Acht!«

»Nun! was wird geschehen?« – »Ich werde Ihnen andere Bedingungen auferlegen.« – »Ah! nehmen Sie sich ebenfalls in Acht!« – »Wovor?« –»Vor Allem.«– »Sprechen Sie.« – »Ich bin in meinem Hause.« – »Und ...«

»Und wenn ich Ihre Bedingungen unvernünftig finde, so rufe ich meine Leute.«

Der Cardinal lachte.

»Nun! Sie sehen?« sagte sie.

»Ich sehe gar nichts,« erwiderte der Cardinal.

»Doch, Sie sehen wohl, daß Sie meiner spotteten.«

»Wie so?«

»Sie lachen!«

»Das ist der Augenblick, wie mir scheint.«

»Ja, es ist der Augenblick, denn Sie wissen wohl, daß, wenn ich meine Leute riefe, diese nicht kämen.«

»Oh! doch, der Teufel soll mich holen.«

»Pfui! Monseigneur.«

»Was habe ich denn gethan?«

»Sie haben geflucht, Monseigneur.«

»Ich bin nicht mehr Cardinal hier, Gräfin; ich bin bei Ihnen, das heißt im Glück.«

Und er lachte abermals.

»Ah! das ist entschieden ein vortrefflicher Mensch,« dachte die Gräfin.

»Ei! sagen Sie,« sprach plötzlich der Cardinal, als ob ein Gedanke, der sehr weit von seinem Geiste entfernt gewesen, zufällig in diesen zurückgekehrt wäre, »was erzählten Sie mir doch neulich von jenen zwei wohlthätigen Damen, von den zwei Deutschen?«

»Von den zwei Damen mit dem Porträt?« erwiderte Jeanne, welche, da sie die Königin gesehen, die Parade erlangte und sich zum Gegenstoß bereit hielt.

»Ja, von den Damen mit dem Porträt.«

»Monseigneur,« antwortete Jeanne, den Cardinal anschauend, »Sie kennen sie ebenso gut und sogar besser als ich, darauf wette ich.«

»Ich? Oh! Gräfin, Sie thun mir Unrecht. Wünschten Sie nicht, wie es schien, zu wissen, wer sie sind?«

»Allerdings, mich dünkt, es ist sehr natürlich, daß man seine Wohltäterinnen kennen zu lernen wünscht.«

»Nun, wenn ich wüßte, wer sie sind, so wüßten Sie es auch schon.«

»Herr Cardinal, Sie kennen diese Damen, sage ich Ihnen.«

»Nein.«

»Noch ein Nein, und ich nenne Sie einen Lügner.«

»Oh! und ich räche mich für die Beleidigung.«

»Wie? wenn ich fragen darf.«

»Durch einen Kuß.«

»Mein Herr Botschafter am Hofe zu Wien, mein Herr Freund der Kaiserin Maria Theresia, mir scheint, wenn es nicht sehr unähnlich ist, mußten Sie das Porträt Ihrer Freundin erkennen.«

»Wie, in der That, Gräfin, es war das Porträt Maria Theresia's?«

»Oh! spielen Sie doch den Unwissenden, Herr Diplomat.«

»Nun denn, wenn dem so wäre, wenn ich die Kaiserin Maria Theresia erkannt hätte, wohin würde uns das führen?«

»Ist das Porträt Maria Theresia's von Ihnen erkannt worden, so müssen Sie einen Verdacht in Beziehung auf die Damen haben, denen ein solches Porträt gehört.«

»Aber warum soll ich denn das wissen?« versetzte der Cardinal ziemlich unruhig.

»Ah! weil es nicht sehr gewöhnlich ist, das Porträt einer Mutter – denn bemerken Sie wohl, daß dieses Porträt das Porträt einer Mutter und nicht einer Kaiserin ist – in anderen Händen zu sehen, als in denen ...«

»Vollenden Sie.«

»Als in denen einer Tochter.«

»Die Königin!« rief Louis von Rohan mit einer Wahrheit der Betonung, von der Jeanne bethört wurde. »Die Königin! Ihre Majestät wäre bei Ihnen gewesen?«

»Wie! hatten Sie nicht errathen, daß sie es war, mein Herr?«

»Mein Gott! nein,« sprach der Cardinal in vollkommen einfachem Ton; »es ist in Deutschland Gewohnheit, daß die Porträts der regierenden Fürsten von Familie zu Familie übergehen. Ich, zum Beispiel, der ich mit Ihnen spreche, bin weder der Sohn, noch der Bruder, noch sogar ein Verwandter Maria Theresia's und habe dennoch ein Porträt von ihr bei mir.«

»Sie haben ein Porträt von ihr bei sich, Monseigneur?«

»Sehen Sie,« sprach kalt der Cardinal.

Und er zog aus seiner Tasche eine Tabatière und zeigte sie Jeanne.

»Sie sehen wohl,« fügte er bei, »daß, wenn ich dieses Porträt habe, während ich mich doch, wie ich Ihnen sagte, nicht der Ehre erfreue, von der kaiserlichen Familie zu sein, ein Anderer als ich es bei Ihnen vergessen haben kann, ohne deßhalb dem erhabenen Hause Oesterreich anzugehören.«

Jeanne schwieg verlegen. Sie besaß alle Instincte bei Diplomatie, aber die Praxis fehlte ihr noch.

»Ihrer Ansicht nach,« fuhr der Prinz Louis fort, »Ihrer Ansicht nach ist es also die Königin Marie Antoinette, die Ihnen einen Besuch gemacht hat?«

»Die Königin mit einer andern Dame.«

»Frau von Polignac?«

»Ich weiß es nicht.«

»Frau von Lamballe?«

»Eine sehr schöne und sehr ernste junge Frau.«

»Fräulein von Taverney vielleicht?«

»Es ist möglich, ich kenne sie nicht.«

»Hat Ihre Majestät Ihnen einen Besuch gemacht, so sind Sie nun der Protection der Königin sicher. Das ist ein großer Schritt zu Ihrem Glück.«

»Ich denke so, Monseigneur.«

»Ist Ihre Majestät, verzeihen Sie mir diese Frage, freigebig gegen Sie gewesen?«

»Sie hat mir ungefähr hundert Louisd'or gegeben.«

»Oh! Ihre Majestät ist nicht reich, besonders in diesem Augenblick.«

»Das verdoppelt meine Dankbarkeit.«

»Und hat sie Ihnen eine besondere Theilnahme bezeigt?«

»Eine ziemlich lebhafte.«

»Dann geht Alles gut,« sprach nachdenkend der Prälat, der den Schützling vergaß, um an die Beschützerin zu denken, »Sie haben nur Eines zu thun.«

»Was?«

»Sich Eintritt in Versailles zu verschaffen.«

Die Gräfin lächelte.

»Ah! verhehlen wir es nicht, Gräfin, hierin liegt die wahre Schwierigkeit.«

Der Cardinal lächelte ebenfalls.

»In der That,« sagte er, »Ihr Leute aus der Provinz zweifelt nie an Etwas. Weil Sie Versailles mit Gittern, die sich öffnen, und mit Treppen, die man hinaufsteigt, gesehen haben, bilden Sie sich ein, Jedermann öffne diese Gitter und Jedermann steige die Treppen hinauf. Haben Sie alle die

Ungeheuer von Erz, Marmor oder Blei gesehen, mit denen der Park und die Terrassen von Versailles ausgestattet sind?«

»Ja, Monseigneur.«

»Die Hippogryphen, die Chimären, die Gorgonen und andere bösartige Thiere, die es dort zu Hunderten gibt; nun Wohl! denken Sie sich zehnmal mehr boshafte lebendige Thiere zwischen den Fürsten und ihren Wohlthaten, als Sie künstliche Ungeheuer zwischen den Blumen des Gartens und den Vorübergehenden gesehen haben.«

»Eure Eminenz würde mir wohl zum Durchgang durch die Reihen dieser Ungeheuer verhelfen, wenn sie mir den Weg versperrten?«

»Ich würde es versuchen, doch es dürfte mir viel Beschwerden machen. Und vor Allem, wenn Sie meinen Namen aussprächen, wenn Sie Ihren Talisman entdeckten, so wäre er Ihnen nach Verlauf von zwei Besuchen unnütz geworden.«

»Zum Glück bin ich von dieser Seite durch die unmittelbare Protection der Königin gesichert,« sagte die Gräfin, »und wenn ich in Versailles eindringe, so komme ich mit dem guten Schlüssel hinein.«

»Welchen Schlüssel meinen Sie, Gräfin?«

»Ah! Herr Cardinal, das ist mein Geheimniß ... Nein, ich irre mich; wenn es mein Geheimniß wäre, so würde ich es Ihnen sagen, denn vor meinem liebenswürdigen Beschützer will ich nichts verborgen halten.«

»Es gibt hier ein Aber, Gräfin?«

»Leider ja, Monseigneur, es gibt ein Aber... da es aber nicht mein Geheimniß ist, so bewahre ich es. Es genüge Ihnen, zu wissen ... ««

»Was denn?«

»Daß ich mich morgen nach Versailles begeben werde; daß man mich empfangen, und zwar, ich habe alle Ursache, dieß zu glauben, gut empfangen wird, Monseigneur.«

Der Cardinal schaute die junge Frau an, deren Entschiedenheit ihm wie eine etwas unmittelbare Folge der ersten Dünste des Abendbrods vorkam.

»Gräfin,« sagte er lachend, »wir werden sehen, ob Sie hinein kommen.«

»Werden Sie die Neugierde so weit treiben, daß Sie mir folgen lassen?«

»Ganz gewiß.«

»Ich widerrufe nicht.«

»Mißtrauen Sie, Gräfin; von morgen an erkläre ich Ihre Ehre dabei betheiligt, daß Ihnen der Eintritt in Versailles gestattet wird.«

»In die kleinen Gemächer, ja, Monseigneur.«

»Ich versichere Sie, Gräfin, daß Sie ein lebendiges Räthsel für mich sind.«

»Eines von den kleinen Ungeheuern, die den Park von Versailles bewohnen?«

»Oh! nicht wahr, Sie halten mich für einen Mann von Geschmack?«

»Ja, gewiß, Monseigneur.«

»Wohl denn, da ich hier vor Ihnen kniee, da ich Ihre Hand nehme und küsse, so kann ich nicht mehr glauben, ich drücke meine Lippen auf einen Greif oder lege meine Hand auf den Schwanz eines Schuppenfisches.«

»Monseigneur,« erwiderte Jeanne mit kaltem Tone, »ich bitte Sie inständig, erinnern Sie sich, daß ich weder eine Grisette noch ein Mädchen von der Oper bin, das heißt, daß ich ganz mir gehöre, wenn ich nicht meinem Gatten gehöre, und daß ich mich jedem Menschen in diesem Königreich gleich fühle, frei und nach meinem eigenen Willen, so bald es mir beliebt, den Mann, der mir zu gefallen gewußt hat, nehmen werde. Achten Sie mich also ein wenig, Monseigneur, Sie werden damit den Adel achten, dem wir Beide angehören.«

Der Cardinal erhob sich und sprach:

»Ah! gut, Sie wollen, daß ich Sie im Ernste liebe?«

»Ich sage das nicht, Herr Cardinal, aber ich will Sie lieben. Glauben Sie mir, wenn der Augenblick gekommen ist, werden Sie es leicht errathen. Ich werde es Ihnen zu wissen thun, falls Sie es nicht selbst wahrnehmen würden, denn ich fühle mich jung genug, leidlich genug, um einige Avancen von meiner eigenen Seite nicht fürchten zu müssen. Ein ehrlicher Mann wird mich nicht zurückstoßen.«

»Gräfin,« sprach der Cardinal, »ich versichere Sie, daß Sie mich lieben werden, wenn es nur von mir abhängt»

»Wir werden sehen.«

»Nicht wahr, Sie hegen schon Freundschaft für mich?«

»Mehr.«

»Wahrhaftig, dann haben wir den halben Weg zurückgelegt.«

»Machen wir nicht Meilenschritte, gehen wir.«

»Gräfin, Sie sind eine Frau, die ich anbeten würde ...«

Und er seufzte.

»Die ich anbeten würde? ...« sagte sie erstaunt, »wenn? ...«

»Wenn Sie es erlaubten,« beeilte sich der Cardinal zu antworten.

»Monseigneur, ich werde es Ihnen vielleicht erlauben, wenn mir das Glück lange genug zugelächelt hat, daß Sie es sich erlassen, vor mir auf die Kniee zu fallen und mir so vor der Zeit die Hände zu küssen.«

»Wie?«

»Ja, wenn ich einmal über Ihren Wohlthaten stehe, werden Sie nicht mehr argwöhnen, ich wünsche Ihre Besuche aus irgend einem Interesse; Ihre

Absichten auf mich werden einen edleren Character annehmen, ich werde dabei gewinnen, Monseigneur, und Sie werden nichts dabei verlieren.«

Sie stand abermals auf, denn sie hatte sich wieder gesetzt, um ihre Moral besser auszukramen.

»Damit schließen Sie mich in Unmöglichkeiten ein,« sprach der Cardinal.

»Wie so?«

»Sie verhindern mich. Ihnen den Hof zu machen.«

»Nicht im Geringsten; gibt es, um einer Frau den Hof zu machen, nur das Mittel der Kniebeugung und des Blendwerks?«

»Fangen wir rasch an, Gräfin. Was wollen Sie mir gestatten?«

»Alles, was mit meinem Geschmack und mit meinen Pflichten verträglich ist.«

»Ho! ho! Sie nehmen da die zwei unbestimmtesten Gebiete, die es auf der Welt gibt.«

»Sie haben Unrecht gehabt, mich zu unterbrechen, Monseigneur, ich war im Begriff, ein drittes beizufügen.«

»Guter Gott! welches?«

»Das meiner Launen.«

»Ich bin verloren.«

»Sie weichen zurück?«

Der Cardinal unterlag in diesem Augenblick viel weniger der Richtung seines eigenen Gedankens, als der Zaubermacht dieses herausfordernden Weibes.

»Nein,« sagte er, »ich werde nicht zurückweichen.«

»Weder vor meinen Pflichten?«

»Noch vor Ihrem Geschmack, noch vor Ihren Launen.«

»Der Beweis?«

»Sprechen Sie.«

»Ich will heute Abend auf den Opernball gehen.«

»Das ist Ihre Sache, Gräfin, Sie sind frei wie die Luft, und ich weiß nicht, was Sie abhalten sollte, auf den Opernball zu gehen.«

»Einen Augenblick Geduld, Monseigneur, Sie sehen nur die Hälfte meines Wunsches; die andere ist, daß Sie auch dahin kommen.«

»Ich! in die Oper ... oh! Gräfin!«

Und der Cardinal machte eine Bewegung, welche, ganz einfach für einen gewöhnlichen Privatmann, für einen Rohan von diesem Rang ein ungeheurer Sprung war.

»Oh! wie Sie mir schon zu gefallen suchen!« sagte die Gräfin.

»Ein Cardinal geht nicht auf den Opernball, Gräfin; das ist, als schlüge ich Ihnen vor, in eine Gassenschenke zu gehen.«

»Nicht wahr, ein Cardinal tanzt auch nicht?«

»Oh! ... nein!«

»Nun, warum habe ich denn gelesen, der Herr Cardinal von Richelieu habe eine Sarabande getanzt?«

»Vor Anna von Oesterreich,« entschlüpfte dem Prinzen.

»Es ist wahr, nur vor einer Königin,« sprach Jeanne, den Cardinal fest anschauend. »Wohl! Sie würden das vielleicht für eine Königin thun ...«

Der Prinz konnte sich, so gewandt, so stark er auch war, des Erröthens nicht erwehren.

Hatte das boshafte Geschöpf Mitleid mit seiner Verlegenheit, dünkte es ihm zuträglich, dieses Mißbehagen nicht zu verlängern, rasch fügte die Gräfin bei:

»Warum sollte ich mich nicht verletzt fühlen, wenn Sie mich mit Betheuerungen überströmen und ich doch sehen muß, daß Sie mich weniger schätzen, als eine Königin, wenn es sich darum handelt, unter einem Domino und unter einer Larve verborgen zu sein, wenn es sich darum handelt, in meinen Augen mit einer Gefälligkeit, die ich nicht genug anzuerkennen vermöchte, einen jener Riesenschritte zu thun, mit denen sich Ihr Meilenschritt von vorhin nie zu messen vermöchte?«

Glücklich, so wohlfeilen Kaufes durchzukommen, glücklich besonders über den beständigen Sieg, den ihn die Geschicklichkeit Jeanne's bei jeder Unbesonnenheit davon tragen ließ, ergriff der Cardinal die Hand der Gräfin und drückte sie voll Inbrunst.

»Für Sie Alles, selbst das Unmögliche,« sprach er.

»Meinen Dank, Monseigneur, der Mann, der dieses Opfer für mich gebracht hat, ist ein sehr kostbarer Freund, ich entbinde Sie der Frohne, nun, da Sie sich derselben unterzogen haben.«

»Nein, nein, nur derjenige kann den Lohn fordern, welcher seine Aufgabe vollbracht hat. Gräfin, ich folge Ihnen, doch im Domino.«

»Wir fahren in die Rue Saint-Denis, die in der Nähe des Opernhauses ist; ich trete verlarvt in ein Magazin und laufe für Sie Domino und Maske; Sie kleiden sich im Wagen ...«

»Gräfin, wissen Sie, daß dieß eine reizende Partie ist?«

»Oh! Monseigneur, Sie sind von einer Güte gegen mich, die mich ganz verwirrt. Doch, da fällt mir eben ein, vielleicht hätte Eure Eminenz im

Hotel Rohan einen Domino gefunden, der mehr nach Ihrem Geschmack gewesen wäre, als der, welchen wir laufen wollten.«

»Das ist eine unverzeihliche Bosheit, Gräfin. Wenn ich auf den Opernball gehe, so glauben Sie mir Eines ... ««

»Was, Monseigneur?«

»Daß ich eben so erstaunt sein werde, mich dort zu sehe«, als Sie es waren, unter vier Augen mit einem andern Mann, als Ihrem Gatten, zu Nacht zu speisen.«

Jeanne fühlte, daß sie nichts zu antworten hatte; sie dankte.

Ein Wagen ohne Wappen nahm vor der kleinen Hausthüre die zwei Flüchtlinge auf und schlug in scharfem Trab den Weg nach den Boulevards ein.

XXII.

Einige Worte über die Oper.

Die Oper, dieser Tempel des Vergnügens in Paris, war im Juni 1781 abgebrannt.

Zwanzig Personen waren unter den Trümmern umgekommen, und da dieses Unglück sich seit achtzehn Jahren zum zweiten Mal ereignete, so erschien der gewöhnliche Ort der Oper, das Palais Royal, als unheilvoll für die Pariser Freuden, und eine königliche Ordonnanz wies ihr eine andere Stelle in einem minder centralen Quartier an.

Sie gereichte den Nachbarinnen zur Beängstigung, diese Stadt von Leinwand und weißem Holz, von Cartons und Malereien. Gesund und wohlbehalten entflammte die Oper die Herzen der Geldmänner und der Leute vom Stand, sie brachte Vermögen und Rang in andere Hände. Die Oper im Brand konnte ein Quartier, die ganze Stadt zerstören. Es handelte sich nur um einen Windstoß.

Die Oertlichkeit, die man wählte, war die Porte Saint-Martin. Der König, den es peinigte, daß seine gute Stadt Paris lange der Oper entbehren sollte, wurde traurig, wie er es immer wurde, wenn die Getreidezufuhren nicht ankamen, oder wenn der Brodpreis sieben Sous für vier Pfund überstieg.

Man mußte den ganzen alten Adel und die ganze junge Rechtsgelehrsamkeit, das ganze Militär und die ganze Geldaristocratie durch diese Leere am Abend aus dem Geleise gebracht sehen, man mußte auf den Promenaden die ihres Zufluchtsortes beraubten Gottheiten von den untersten Stufen bis zur ersten Sängerin umherirren sehen.

Um den König und auch ein wenig die Königin zu trösten, lieh man Ihre Majestäten einen Baumeister, Herrn Lenoir, sehen, der Wunderdinge versprach.

Dieser wackere Mann hatte neue Pläne, ein so vollkommenes Circulationssystem, daß selbst im Fall eines Brandes Niemand in den Gangen erstickt werden konnte. Er öffnete acht Thüren für die Flüchtlinge, abgesehen von einem ersten Stock mit fünf breiten und so niedrigen Fenstern, daß selbst die Feigsten auf das Boulevard springen konnten, ohne etwas Anderes als Verrenkungen zu befürchten.

Herr Lenoir gab, um den schönen Saal von Moreau und die Gemälde von Durameaur zu ersetzen, ein Gebäude von sechsundneunzig Fuß Facade auf dem Boulevard, eine Facade, geschmückt mit acht Karnatiden, die an Pfeiler angelehnt waren, um drei Eintrittsthore zu bilden; acht auf der Unterlage ruhende Säulen; ein Basrelief über, den Capitälern, einen Balcon mit drei durch Archivolten verzierten Kreuzstöcken.

Die Scene sollte sechsunddreißig Fuß Oeffnung, das Theater zweiundsiebzig Fuß Tiefe und vierundachtzig in seiner Breite von einer Mauer zur andern haben.

Die Foyers sollten mit Spiegeln von einfacher, aber edler Decoration geschmückt werden.

In der ganzen Breite des Saales, unter dem Orchester, wollte Herr Lenoir einen Raum von zwölf Fuß für ein ungeheures Reservoir und zwei Hauptpumpen bestimmen, für deren Bedienung zwanzig Mann aufgestellt sein sollten.

Um das Maß voll zu machen, verlangte der Baumeister fünfundsiebenzig Tage und fünfundsiebenzig Nächte, worauf der Saal dem Publicum übergeben werden sollte, nicht eine Stunde mehr oder weniger.

Dieser letzte Artikel schien eine Gasconnade zu sein; man lachte Anfangs viel darüber, aber der König machte seine Berechnung mit Herrn Lenoir und bewilligte Alles.

Herr Lenoir schritt zum Werke und hielt sein Versprechen. Der Saal war in der verabredeten Frist vollendet.

Doch das Publicum, das nie befriedigt oder beruhigt ist, bedachte nun, der Saal sei von Holz gebaut, das einzige Mittel, schnell zu bauen, die Schnelligkeit sei aber eine Bedingung der Schwäche und die neue Oper folglich nicht solid. Dieses Theater, nach dem man so sehr geseufzt, das die Neugierigen Balken für Balken sich hatten erheben sehen, dieses Monument, zu dem jeden Abend ganz Paris geströmt war, um seine Zunahme zu beschauen und sich zum Voraus seinen Platz darin zu bestimmen – Niemand wollte hinein, als es vollendet war. Die Verwegensten, die Wahnsinnigsten nahmen ihre Billets zu der ersten Vorstellung von *Adele von Panthieu*, Musik von Piccini, machten aber zu gleicher Zeit ihr Testament.

Als der Baumeister dieß sah, nahm er seine Zuflucht zum König, der ihm eine Idee gab.

»Die Feigherzigen in Frankreich sind die Leute, welche bezahlen,« sagte Seine Majestät; »diese wollen Ihnen wohl eine Rente von zehntausend Livres geben und sich im Gedränge ersticken lassen, aber sie wollen sich nicht der Gefahr aussetzen, unter den einstürzenden Plafonds begraben zu werden. Lassen Sie mir diese Leute und laben Sie nur die Muthigen ein, welche nicht bezahlen. Die Königin hat mir einen Dauphin geschenkt, die Stadt schwimmt in Freude. Lassen Sie ankündigen, zur frohen Feier der Geburt meines Sohnes werde die Oper durch ein Schauspiel mit freiem Eintritt eröffnet, und wenn zweitausendfünfhundert zusammengehäufte Personen, das heißt eine Mittelsumme von dreimalhunderttausend Pfund ihnen nicht genügen, um die Solidität zu beweisen, so bitten Sie alle diese kräftigen Bursche, sich ein wenig zu tummeln; Sie wissen, Herr Lenoir, daß sich das Gewicht verfünffacht, wenn es um vier Zoll fällt. Ihre zweitausendfünfhundert Brave werden fünfzehntausend Centner wiegen, wenn Sie sie tanzen lassen; geben Sie also einen Ball nach dem Schauspiel.«

»Sire, ich danke,« erwiderte der Architect.

»Zuvor bedenken Sie aber, das wird schwer sein.«

»Sire, ich bin meiner Sache sicher und werde auf diesen Ball gehen.«

»Ich,« sagte der König, »ich verspreche Ihnen, der zweiten Vorstellung beizuwohnen.«

Der Baumeister befolgte den Rath des Königs. Man spielte Adele von Ponthieu vor dreitausend Plebejern, welche mehr Beifall klatschten, als Könige.

Die Plebejer waren es wohl zufrieden nach dem Schauspiel zu tanzen und sich bedeutend zu belustigen. Sie verzehnfachten ihr Gewicht, statt es zu verfünffachen.

Nichts rührte sich im Saal.

Hätte man ein Unglück zu fürchten gehabt, so wäre es bei den nachfolgenden Vorstellungen gewesen, denn die Furchtsamen der hohen Stände füllten diesen Saal, in den sich drei Jahre nach seiner Eröffnung der Herr Cardinal von Rohan und Frau von La Mothe zum Ball begaben.

Dieß war der Eingang, den wir unsern Lesern schuldeten; nun aber suchen wir unsere Personen wieder auf.

XXIII.

Der Opernball

Der Ball hatte seinen höchsten Glanzpunkt erreicht, als der Cardinal Louis von Rohan und Frau von La Mothe verstohlen, der Prälat wenigstens, unter die Tausende von Masken und Dominos aller Art schlüpften.

Sie waren bald von der Menge umhüllt, unter der sie verschwanden, wie in den großen Wirbeln die einen Augenblick von den Spaziergängern am Ufer bemerkten, dann aber von der Strömung fortgerissenen Wirbelchen verschwinden.

Seite an Seite, so viel man sich in einem solchen Gedränge neben einander halten konnte, versuchten es zwei Dominos, ihre Kräfte vereinigend, der

Gewalt zu widerstehen; da sie aber sahen, daß es ihnen nicht gelang, so entschlossen sie sich, eine Zuflucht unter der Loge der Königin zu nehmen, wo die Menge weniger zusammengedrängt war und wo ihnen überdieß die Wand einen Anlehnungspunkt bot.

Schwarzer Domino und weißer Domino, der eins groß, drr andere von mittlerer Gestalt; der eine Mann, der andere Weib; der eine die Arme bewegend, der andere den Kopf hin und her drehend.

Diese zwei Dominos überließen sich offenbar einem sehr belebten Gespräch.

Horchen wir.

»Ich sage Dir, Oliva, daß Du Jemand erwartest,« wiederholte der Größere, »Dein Hals ist kein Hals mehr, er ist die Stütze einer Wetterfahne, die sich nicht nur nach jedem Winde, sondern nach Jedem, der da kommt, dreht.«

»Nun! und dann?«

»Wie! und dann?«

»Ja, was ist da zu staunen, daß mein Kopf sich dreht? Bin ich nicht deßhalb hier?«

»Ja, wenn Du ihn aber den Andern verdrehst!«

»Ei! warum geht man denn in's Opernhaus?«

»Aus tausend Gründen.«

»Oh ja, die Männer, doch die Frauen kommen nur aus einem einzigen.«

»Aus welchem?«

»Ich habe es Dir schon gesagt, um so viel als möglich Köpfe zu verdrehen. Du hast mich auf den Opernball geführt. Ich bin jetzt da, füge Dich.«

»Mademoiselle Oliva!«

»Oh! stimme nicht Deinen hochmüthigen Ton an. Es ist Dir längst bekannt, daß mir das nicht bange macht, und enthalte Dich besonders, mich bei meinem Namen zu nennen. Du weißt, daß es nichts Geschmackloseres gibt, als die Leute auf einem Opernball bei ihrem Namen zu nennen.«

Der schwarze Domino machte eine Geberde des Zorns, die plötzlich durch die Ankunft eines blauen, ziemlich dicken, ziemlich großen Dominos von schöner Tournure unterbrochen wurde.

»Sachte, sachte, mein Herr,« sagte der Ankömmling, »lassen Sie doch Madame sich nach ihrem Belieben belustigen. Was Teufel! es ist nicht alle Tage Mittfasten und man kommt nicht bei allen Mittfasten auf den Opernball.«

»Mischen Sie sich in das, was Sie angeht,« entgegnete brutal der schwarze Domino.

»Ei! mein Herr!« versetzte der blaue Domino, »erinnern Sie sich doch ein-für allemal, dah ein wenig Höflichkeit nie etwas verdirbt.«

»Ich kenne Sie nicht,« antwortete der schwarze Domino, »warum des Teufels sollte ich mich mit Ihnen geniren?«

»Sie kennen mich nicht, es mag sein; aber ...«

»Aber, was?«

»Aber ich kenne Sie, Herr von Beausire.«

Als er seinen Namen aussprechen hörte, er, der so leicht die Namen Anderer aussprach, bebte der schwarze Domino, eine Empfindung, die an den wiederholten Zuckungen seiner seidenen Capuze sichtbar war.

»Oh! haben Sie keine Angst, Herr von Beausire,« sprach die Maske, »ich bin nicht das, was Sie denken.«

»Ei! bei Gott, was denke ich denn? Werden Sie, der Sie die Namen errathen, sich nicht hiemit begnügen, oder sollten Sie die Anmaßung haben, auch die Gedanken errathen zu wollen?«

»Warum nicht?«

»Dann errathen Sie doch ein wenig, was ich denke. Ich habe noch nie einen Zauberer gesehen, und es würde mir wahrhaftig Vergnügen machen, einen zu treffen.«

»Oh! was Sie von mir verlangen, ist nicht so schwierig, daß ich damit einen Titel verdienen sollte, den Sie so leicht zu bewilligen scheinen.«

»Sagen Sie es immerhin.«

»Nein, finden Sie etwas Anderes.«

»Das genügt mir. Errathen Sie.«

»Sie wollen es?«

»Ja.«

»Wohl, Sie haben mich für einen Agenten des Herrn von Crosne gehalten.«

»Des Herrn von Crosne?«

»Ja, Sie kennen, bei Gott! nichts Anderes, des Herrn von Crosne, des Polizeilieutenant.«

»Mein Herr ...«

»Gemach, mein lieber Herr Beausire; man sollte in bei That glauben, Sie suchten einen Degen an Ihrer Seite.«

»Gewiß suche ich ihn.«

»Alle Teufel! welch eine kriegerische Natur! Doch fassen Sie sich, mein lieber Herr Beausire, Sie haben Ihren Degen zu Hause gelassen, und daran haben Sie wohl gethan. Sprechen wir von etwas Anderem. Wollen Sie mir gefälligst den Arm von Madame überlassen?«

»Den Arm von Madame?«

»Ja, von Madame. Das geschieht, wie mir scheint, auf dem Opernball. Oder sollte ich etwa aus Ostindien kommen?«

»Allerdings geschieht das, mein Herr, wenn es dem Cabalter gefällig ist.«

»Es genügt zuweilen, daß es der Dame beliebt, mein lieber Herr von Beaufire.«

»Verlangen Sie den Arm auf länge« Zeit?«

»Ah! mein lieber Herr Beaufire, Sie sind sehr neugierig: vielleicht auf zehn Minuten, vielleicht auf eine Stunde, vielleicht für die ganze Nacht.«

»Gehen Sie doch, mein Herr, Sie spotten meiner.«

»Lieber Herr, antworten Sie ja oder nein. Ja ober nein, wollen Sie mir den Arm von Madame geben?«

»Nein.«

»Ah! ah! spielen Sie nicht den Trotzkopf.«

»Warum?«

»Weil es, da Sie eine Maske haben, unnöthig ist, zwei zu nehmen.«

»Mein Gott, mein Herr! ...«

»Sehen Sie, wie Sie sich erzürnen, während Sie doch vorhin so sanft waren.«

»Wo dieß?«

»In der Rue Dauphine.«

»Rue Dauphine?« rief Beaufire erstaunt.

Oliva brach in ein Gelächter aus.

»Schweigen Sie, Madame,« fletschte der schwarze Domino sie an.

Dann sich gegen den blauen Domino wendend:

»Ich begreife nicht, was Sie mir da sagen. Quälen Sie mich auf eine ehrliche Weise, wenn es Ihnen möglich ist.«

»Mein lieber Herr, mir scheint, nichts ist ehrlicher, als die Wahrheit, nicht so, Mademoiselle Oliva?«

»Ei! ei!« versetzte diese, »Sie kennen mich also auch?«

»Hat dieser Herr Sie nicht so eben ganz laut bei Ihrem Namen genannt?«

»Und die Wahrheit,« sagte Beaufire, wieder auf das vorhergehende Gespräch zurückkommend, »und die Wahrheit ist ...«

»Daß Sie in dem Augenblick, wo Sie diese arme Dame umzubringen im Begriff waren, denn Sie wollten sie vor einer Stunde umbringen, beim Klange von etlichen und zwanzig Louisd'or inne gehalten haben.«

»Genug, mein Herr««

»Es sei; geben Sie mir aber den Arm von Madame, da Sie genug haben.«

»Oh! ich sehe wohl« murmelte Beausire; »ich sehe, daß Madame und Sie ...«

»Nun, Madame und ich?«

»Sie verstehen sich.«

»Ich schwöre Ihnen, daß das nicht der Fall ist.«

»Oh! wie kann man so sprechen?« rief Oliva.

»Und überdieß ...« fügte der blaue Domino bei.

»Wie, überdieß?«

»Wenn wir uns verstehen würden, so wäre es nur zu Ihrem Besten.«

»Zu meinem Besten?«

»Gewiß.«

»Wenn man etwas behauptet, beweist man es auch,« sprach Beausire mit einem Cavalierston.

»Gern.«

»Ah! ich wäre begierig.«

»Gut,« fuhr der blaue Domino fort, »ich werde also beweisen, daß Ihre Gegenwart hier Ihnen ebenso schädlich ist, als Ihre Abwesenheit für Sie nützlich wäre.«

»Für mich?«

»Ja, für Sie.«

»Ich bitte, in welcher Hinsicht?«

»Nicht wahr, Sie sind Mitglied einer gewissen Academie?«

»Ich?«

»Oh! ärgern Sie sich nicht, ich spreche nicht von der französischen Academie.«

»Academie ... Academie ...« brummte der Ritter Oliva's«

»Rue du Pot-de-Fer, einen Stock über dem Erdgeschoß; ist es so, mein lieber Herr von Beausire?«

»St!«

»Bah!«

»Ja, stille! Oh! wie unangenehm machen Sie sich doch!«

»Man sagt das nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil das nicht Ihr Ernst ist. Kommen wir also auf die Academie zurück.«

»Nun?«

Der blaue Domino zog seine Uhr, eine schöne, mit Brillanten verzierte Uhr, auf die sich Beausire's Augensterne wie zwei entflammte Linsen hefteten.

»Nun?« wiederholte der Letztere.

»Wohl, in einer Viertelstunde, mein lieber Herr von Beausire, wird man in Ihrer Academie der Rue du Pot-de-Fer ein kleines Project verhandeln, das darauf abzielt, einen Vortheil von zwei Millionen den wahren Verbündeten zu geben, von denen Sie Einer sind, Herr von Beausire.«

»Und von denen Sie auch Einer sind, sind Sie nicht gar etwa ...«

»Vollenden Sie.«

»Sind Sie nicht gar ein Polizeispion?«

»Ich hielt Sie in der That für einen Mann von Geist, Herr von Beausire, zu meinem Schmerz sehe ich aber, daß Sie nur ein Dummkopf sind; wäre ich von der Polizei, so hätte ich Sie schon zehnmal wegen gewisser Angelegenheiten verhaftet, die minder ehrenhaft sind, als die Speculation mit den zwei Millionen, die man in der Academie in einigen Minuten verhandeln wird.«

Beausire dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

»Zum Teufel, wenn Sie nicht Recht haben!«

Doch sich anders besinnend, fügte er bald bei:

»Ah! mein Herr, Sie schicken mich in die Rue du Pot-de-Fer.«

»Ich schicke Sie in die Rue du Pot-de-Fer,«

»Ich weiß wohl warum.«

»Sprechen Sie.«

»Um mich dort packen zu lassen. Doch ich bin kein solcher Narr.«

»Abermals eine Dummheit.«

»Mein Herr ...«

»Natürlich, denn wenn ich die Macht habe zu thun. was Sie sagen, wie ich die noch größere Macht habe zu errathen, was in Ihrer Academie angesponnen wird, warum bitte ich Sie dann um die Erlaubniß, mich mit Madame zu unterhalten? Nein. In diesem Fall ließe ich Sie auf der Stelle verhaften, und wir wären Ihrer entledigt, Madame und ich; dagegen will ich Alles bloß durch Sanftmuth und Ueberredung erringen, das ist mein Wahlspruch.«

»Ah!« rief plötzlich Beausire, indem er Oliva's Arm losließ, » *Sie* waren vor zwei Stunden auf dem Sopha von Madame! Rasch! antworten Sie.«

»Welchen Sopha meinen Sie?« fragte der blaue Domino, den Oliva leicht in die Spitze des kleinen Fingers kneipte, »ich kenne, was Sophas betrifft, nur den von Herrn Crebillon Sohn.«

»Im Ganzen ist mir das gleich,« sagte Beausire» »Ihre Gründe sind gut, mehr brauche ich nicht. Ich sage gut, vortrefflich hätte ich sagen sollen. Nehmen Sie also den Arm von Madame, und wenn Sie einem wackeren Mann schlimm mitgespielt haben, so schämen Sie sich.«

Der blaue Domino lachte über den Titel wackerer Mann, womit sich Beausire so freigebig beehrte; dann schlug er ihm auf die Schulter und sprach:

»Schlafen Sie ruhig; indem ich Sie dorthin schicke, mache ich Ihnen ein Geschenk von einem Antheil von wenigstens hunderttausend Livres; denn wenn Sie heute Abend nicht in die Akademie gingen, so würden Sie nach der Gewohnheit Ihrer Verbündeten von der Theilung ausgeschlossen, während, wenn Sie dahin gehen ...«

»Gut! es sei, alles Glück!« murmelte Beausire.

Und er grüßte mit einer Pirouette und verschwand.

Der blaue Domino nahm Besitz von dem durch Beausire's Verschwinden erledigten Arm Oliva's.

»Jetzt haben wir Beide es mit einander zu thun,« sagte diese. »Ich lieh Sie ganz nach Belieben den armen Beansire quälen, aber ich bemerke Ihnen zum Voraus, daß ich schwer außer Fassung zu bringen sein werde, da ich Sie kenne. Da es sich nun um eine Fortsetzung handelt, so finden Sie mir hübsche Dinge, oder ...«

»Ich kenne keine hübscheren Dinge, als Ihre Geschichte, meine liebe Mademoiselle Nicole,« erwiderte der blaue Domino, indem er auf eine angenehme Weise den runden Arm der jungen Frau preßte, die bei dem Namen, den ihr die Maske in's Ohr geflüstert, einen unterdrückten Schrei von sich gab.

Doch als eine Person, die sich nicht leicht durch Ueberrumpelung fangen ließ, erholte sie sich bald wieder und fragte:

»O mein Gott! was für ein Name ist das? Nicole! ... Soll ich damit gemeint sein? Wollen Sie mich zufällig mit diesem Namen bezeichnen? In diesem Fall scheitern Sie gleich beim Auslaufen aus dem Hafen, Sie scheitern beim ersten Felsen. Ich heiße nicht Nicole.«

»Nun weiß ich es, nun heißen Sie Nicole. Nicole roch zu sehr nach der Provinz. Es ist mir bekannt, es sind zwei Weiber in Ihnen, Oliva und Nicole. Wir werden sogleich von Oliva sprechen, zuerst aber sprechen wir von Nicole. Haben Sie die Zeit vergessen, wo Sie auf diesen Namen antworteten? Ich glaube es nicht. Ah! mein liebes Kind, wenn man einen

Namen als Mädchen geführt hat, so ist es immer dieser, welchen man wo nicht äußerlich, doch wenigstens im Grunde seines Herzens hehält, was auch der andere Name sein mag, den man anzunehmen genöthigt gewesen, um den ersten vergessen zu machen. Arme Oliva! Glückliche Nicole!«

Eine Woge von Masken stieß in diesem Augenblick wie vom Sturme gepeitscht an die mit den Armen verschlungenen Spaziergänger, und Nicole oder Oliva war gleichsam wider Willen genöthigt, sich noch enger als zuvor an ihren Gefährten anzuschmiegen.

»Sehen Sie,« sagte dieser, »sehen Sie die ganze buntscheckige Menge; sehen Sie alle diese Gruppen, die sich unter den Capuzen pressen, um die Worte der Galanterie oder der Liebe, die sie austauschen, zu verschlingen; sehen Sie diese Gruppen, die sich theils mit Gelächter, theils mit Vorwürfen zusammenballen oder auflösen. Alle diese Leute haben vielleicht ebenso viel Namen als Sie, und es sind Viele unter ihnen, die ich in Erstaunen setzen würde, wenn ich ihnen die Namen sagte, deren sie sich erinnern, während sie glauben, man habe sie vergessen.«

»Sie haben gesagt: arme Oliva ...«

»Ja.«

»Sie halten mich also nicht für glücklich!«

»Es wäre schwer für Sie, mit einem Menschen wie Beausire glücklich zu sein.«

Oliva stieß einen Seufzer aus.

»Ich bin es auch nicht,« sagte sie.

»Sie lieben ihn jedoch?«

»Oh! mit Vernunft.«

»Wenn Sie ihn nicht lieben, verlassen Sie ihn.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil ich ihn nicht so bald verlassen hätte, als ich es bedauern würde.«

»Sie würden es bedauern?«

»Ich fürchte.«

»Und was würden Sie denn an einem Trunkenbold, einem Spieler, einem Menschen, der Sie schlägt, einem Gauner, der eines Tages auf der Grève gerädert werden wird, bedauern?«

»Sie werden vielleicht nicht begreifen, was ich Ihnen sage.«

»Sagen Sie es immerhin.«

»Ich würde den Lärmen bedauern, den er um mich her macht.«

»Das hätte ich errathen sollen. So ist es, wenn man seine Jugend mit schweigsamen Leuten zugebracht hat.«

»Sie kennen meine Jugend?«

»Vollkommen.«

»Ah! mein lieb« Herr,« sagte Oliva lächelnd und mit einem herausfordernden Kopfschütteln.

»Sie zweifeln?«

»Oh! ich zweifle nicht, ich bin meiner Sache gewiß.«

»Wir wollen also von Ihrer Jugend plaudern, Mademoiselle Nicole.«

»Plaudern wir, doch ich bemerke Ihnen sogleich, daß ich nichts entgegnen werde.«

»Oh! ich bedarf dessen nicht.«

»Sprechen Sie.«

»Ich beginne nicht mit Ihrer Kindheit, einer Zeit, die im Leben nicht zählt, ich fasse Sie bei der Mannbarkeit in dem Augenblick auf, wo Sie wahrnahmen, daß Gott ein Herz, um zu lieben, in Sie gelegt habe.«

»Um wen zu lieben?«

»Um Gilbert zu lieben.«

Bei diesem Wort, bei diesem Namen durchlief ein Schauer alle Adern der jungen Frau, und der blaue Domino fühlte sie an seinem Arm beben.

»Oh! mein Gott, woher wissen Sie denn? ...« sagte sie.

Und sie hielt plötzlich inne und schoh durch ihre Maske und mit ein» unbeschreiblichen Bewegung ihre Augen auf den blauen Domino.

Der blaue Domino blieb stumm.

Oliva oder vielmehr Nicole stieß einen Seufzer aus.

»Ah! mein Herr,« sprach sie, ohne daß sie länger zu kämpfen suchte, »Sie haben da einen an Erinnerungen für mich sehr fruchtbaren Namen ausgesprochen. Sie kennen also diesen Gilbert?«

»Ja, da ich mit Ihnen von ihm spreche.«

»Ah!«

»Ein reizendet Junge, bei meiner Treue! Sie liebten ihn?«

»Er war schön? ... nein ... das ist er nicht ... aber ich fand ihn schön. Er war voll Geist. Er war meines Gleichen durch die Geburt. Doch nein, dießmal besonders täusche ich mich. Gleich! nein, nie. So lange es Gilbert will, wird keine Frau seines Gleichen sein.«

»Selbst ...«

»Selbst wer?«

»Selbst nicht Fräulein von Ta...!«

»Ohl ich weiß, was Sie damit sagen wollen,« unterbrach ihn Nicole, »oh! Sie sind sehr gut unterrichtet, mein Herr: ja, er liebte höher, als die arme Nicole.«

»Sie sehen, ich halte inne.«

»Ja, ja, Sie wissen furchtbare Geheimnisse, mein Herr,« versetzte Oliva bebend; »was ist nun ...«

Sie schaute den Unbekannten an, als könnte sie durch seine Maske lesen.

»Was ist nun aus ihm geworden?«

»Ich glaube, Sie könnten das besser sagen, als irgend Jemand.«

»Großer Gott! warum?«

»Weil, wenn *er* Ihnen von Taverney nach Paris gefolgt ist. *Sie* ihm von Paris nach Trianon gefolgt sind.«

»Ja. das ist wahr, doch das ist schon vor zehn Jahren geschehen. Ich spreche auch nicht von jener Zeit, sondern von den zehn Jahren, welche abgelaufen sind, seitdem ich entflohen bin und er verschwunden ist. Mein Gott! in zehn Jahren ereignen sich so viele Dinge.«

Der blaue Domino schwieg.

»Ich bitte Sie inständig,« sprach Nicole beinahe flehend, »sagen Sie mir, was aus Gilbert geworden ist? Sie schweigen, Sie wenden den Kopf ab. Vielleicht verwundet, betrübt Sie diese Erinnerung?«

Der blaue Domino hatte wirklich den Kopf, nicht abgewendet, aber geneigt, als wäre das Gewicht seiner Erinnerungen zu schwer gewesen.

»Als Gilbert Fräulein von Taverney liebte ...« sagte Oliva.

»Leiser die Namen,« flüsterte der blaue Domino, »haben Sie nicht bemerkt, daß ich selbst sie nicht ausspreche?«

»Als er so verliebt war,« fuhr Oliva mit einem Seufzer fort, »daß jeder Baum von Trianon seine Liebe kannte.«

»Sie lieben ihn nicht mehr?«

»Im Gegentheil, mehr als je, und diese Liebe war es, mich zu Grunde richtete. Ich bin schön, ich bin stolz, und wenn ich will, bin ich trotzig. Ich würde eher meinen Kopf auf den Block legen, daß man mir ihn abschlüge, als daß ich von mir sagen ließe, ich habe den Kopf gebeugt.«

»Sie haben Herz, Nicole.«

»Ja, ich hatte ... in jener Zeit,« sagte das Mädchen seufzend.

»Unser Gespräch macht Sie traurig?«

»Nein, im Gegentheil, es thut mir wohl, wieder zu meiner Jugend zurückzugehen. Es ist mit dem Leben, wie mit den Bächen: der trübste Bach hat eine reine Quelle. Fahren Sie fort und merken Sie nicht auf einen armen verlorenen Seufzer, der aus meiner Brust hervordringt.«

»Ah!« erwiderte der blaue Domino mit einem sanften Wiegen, das ein unter der Maske erschlossenes Lächeln verrieth: »von Ihnen, von Gilbert und von einer andern Person, mein armes Kind, weiß ich Alles, was Sie selbst wissen können.«

»Dann sagen Sie mir, warum Gilbert aus Trianon entflohen ist,« rief Oliva; »und wenn Sie mir's sagen ...«

»Werden Sie überzeugt sein? Nun denn, ich sage es Ihnen nicht, und Sie werden noch besser überzeugt sein.«

»Wie so?«

»Wenn Sie mich fragen, warum Gilbert Trianon verlassen habe, so ist es nicht eine Wahrheit, die Sie durch meine Antwort bestätigen wollen, es ist

eine Sache, die Sie nicht wissen und die Sie zu erfahren wünschen.«

»Ganz richtig.«

Plötzlich bebte sie noch heftiger als zuvor, faßte krampfhaft seine Hände und stammelte:

»Mein Gott! mein Gott!«

»Was haben Sie?«

Nicole schien sich zu erholen und den Gedanken zu entfernen, der sie zu dieser Kundgebung veranlaßt hatte.

»Nichts.«

»Doch, Sie wollten mich etwas fragen.«

»Ja, sagen Sie mir ganz offenherzig, was aus Gilbert geworden ist.«

»Haben Sie nicht sagen hören, er sei gestorben?«

»Ja, doch ...«

»Wohl! er ist todt!«

»Todt?« wiederholte Nicole mit einer Miene des Zweifels.

Dann sagte sie mit einem plötzlichen Zucken:

»Mein Herr, ich bitte Sie, thun Sie mir einen Gefallen.«

»Zwei, zehn, so viel Sie wollen, meine liebe Nicole.«

»Nicht wahr, ich habe Sie vor zwei Stunden in meinem Hause gesehen, denn Sie waren es?«

»Allerdings!«

»Vor zwei Stunden suchten Sie sich nicht vor mir zu verbergen?«

»Keines Wegs, ich suchte mich im Gegentheil sehr sichtbar zu machen.«

»Oh! ich Thörin, die ich bin, ich, die ich Sie oft angeschaut habe! Thöricht, toll, albern, Weib, nichts als Weib, wie Gilbert sagte.«

»Lassen Sie doch Ihre schönen Haare. Schonen Sie sich!«

»Nein, ich will mich dafür bestrafen, daß ich Sie angeschaut, ohne Sie gesehen zu haben.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Wissen Sie, was ich mir von Ihnen erbitte?«

»Bitten Sie.«

»Nehmen Sie Ihre Maske ab.«

»Hier? unmöglich.«

»Oh! es ist nicht die Furcht, von anderen Blicken als den meinigen gesehen zu werden, was Sie abhält; denn dort, hinter jener Säule, im Schatten der Gallerie. würde Sie Niemand sehen, als ich.«

»Was hält mich denn ab?«

»Sie befürchten, ich erkenne Sie!«

»Ich?«

»Und rufe aus: ›Sie sind es. es ist Gilbert!‹«

»Ahl Sie haben wohl gesagt: Thörin! Thörin!«

»Nehmen Sie Ihre Maske ab.«

»Gut! es sei; doch unter einer Bedingung.«

»Sie ist zum Voraus bewilligt.«

»Unter der, daß Sie, wenn ich will, Ihre Maske ebenfalls abnehmen ...«

»Ich werde sie abnehmen. Thue ich es nicht, so reißen Sie mir sie ab.«

Der blaue Domino ließ sich nicht lange bitten; er ging nach dem dunklen Ort, den ihm die junge Frau bezeichnet hatte; hier löste er seine Maske und stellte sich vor Oliva, die ihn eine Minute mit dem Blick verschlang.

»Ach! nein,« sagte sie, während sie mit dem Fuß auf den Boden stampfte und mit den Nägeln in das Innere ihrer Hände einschnitt. »Ach! nein, es ist nicht Gilbert.«

»Und wer bin ich?«

»Was liegt mir daran, sobald Sie nicht er sind?«

»Und wenn es Gilbert gewesen wäre?« fragte der Unbekannte, indem er seine Maske wieder festband.

»Wenn es Gilbert gewesen wäre!« rief das Mädchen voll Leidenschaft.

»Ja!«

»Wenn er zu mir gesagt hätte: ›Nicole! Nicole, erinnere Dich an Taverney-Maison-Rouge.‹ Oh! dann! ...«

»Dann?«

»Sehen Sie, dann hätte es keinen Beausire in der Welt mehr gegeben.«

»Mein liebes Kind, ich habe Ihnen gesagt, Gilbert sei todt.«

»Nun, das ist vielleicht besser,« seufzte Oliva.

»Ja, Gilbert hätte Sie nicht geliebt, so schön Sie auch sind.«

»Wollen Sie damit sagen, Gilbert habe mich verachtet?«

»Nein, er fürchtete Sie vielmehr.«

»Das ist möglich. Ich hatte etwas von seiner eigenen Natur in mir, und er kannte sich so gut, daß ich ihm bange machte.«

»Es ist also, wie Sie gesagt, besser, daß er todt ist.«

»Warum meine Worte wiederholen ... in Ihrem Munde verletzen Sie mich. Sagen Sie, warum ist es besser, daß er todt ist?«

»Weil Sie heute, meine liebe Oliva – Sie sehen, ich gebe Nicole auf – weil Sie heute, meine liebe Oliva, eine ganz glückliche, reiche, glänzende Zukunft in Aussicht haben.«

»Glauben Sie?«

»Ja, wenn Sie entschlossen sind, Alles zu thun, um zu dem Ziel zu gelangen, das ich Ihnen verspreche.«

»Oh! seien Sie unbesorgt.«

»Nur müssen Sie nicht seufzen, wie Sie vorhin geseufzt haben.«

»Gut! ich würde um Gilbert seufzen, und da es keine zwei Gilbert in der Welt gab, da Gilbert todt ist, so werde ich nicht mehr seufzen.«

»Gilbert war jung? ei hatte die Fehler und die guten Eigenschaften der Jugend. Heute ...«

»Gilbert ist heute nicht älter, als vor zehn Jahren.«

»Gewiß nicht, da Gilbert todt ist.«

»Sie sehen wohl, er ist todt; die Gilbert altern nicht, sie sterben.«

»Oh!« rief der Unbekannte, »o Jugend! o Muth! o Schönheit! ewige Keime der Liebe, der Tapferkeit, der Ergebenheit, wer dich verliert, verliert wahrhaft das Leben. Nie Jugend ist das Paradies, sie ist der Himmel, sie ist Alles. Was uns Gott hernach gibt, ist nur der traurige Ersatz für die Jugend.

Je mehr er den Menschen gibt, nachdem die Jugend einmal verloren ist, desto mehr hat er sie entschädigen zu müssen geglaubt. Aber, großer Gott! nichts ersetzt die Schätze, die diese Jugend an den Menschen verschwendete!«

»Gilbert hätte gedacht, was Sie so gut sagen; doch genug diesen Gegenstand.«

»Ja, sprechen wir von Ihnen.«

»Sprechen wir, von was Sie wollen.«

»Warum sind Sie mit Beausire entflohen?«

»Weil ich Trianon verlassen wollte, und weil ich mit irgend Einem entfliehen mußte. Es war mir unmöglich, länger für Gilbert ein Nothnagel, ein verachteter Ueberrest zu bleiben.«

»Zehn Jahre der Treue aus Hochmuth,« sagte der blaue Domino, »oh, wie theuer haben Sie diese Eitelkeit bezahlt!«

Oliva lachte.

»Oh! ich weiß wohl, worüber Sie lachen,« sagte der Unbekannte mit ernstem Tone: »Sie lachen darüber, daß ein Mensch, der Alles zu wissen behauptet, Sie einer zehnjährigen Treue beschuldigt, während Sie sich nicht bewußt sind, daß Sie sich einer solchen Lächerlichkeit schuldig gemacht. Oh! mein Gott! wenn von der materiellen Treue die Rede ist, armes junges Weib, so weiß ich, woran ich mich in diesem Punkte zu halten habe. Ja, ich weiß, daß Sie mit Beausire in Portugal gewesen sind; von da haben Sie sich nach Indien ohne Beausire mit einem Fregatte-Capitän begeben, der Sie in seiner Cajüte verbarg und in Chandernagor auf dem Festlande sitzen ließ, als er nach Europa zurückkehrte. Ich weiß, dah Sie zwei Millionen Rupien in dem Hause eines Nabobs auszugeben hatten, der Sie hinter drei Gittern einschloß. Ich weiß, daß Sie entflohen, indem Sie über diese Gitter aus die Schultern eines Sclaven sprangen. Ich weiß, daß Sie reich, denn Sie nahmen zwei Armspangen von seinen Perlen, zwei Diamanten und drei große Rubine mit, nach Frankreich zurückkamen und in Brest landeten, wo Ihr

böser Genius Sie beim Ausschiffen Beausire wiederfinden ließ, der beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als er Sie wieder erkannte, so bronzirt und abgemagert Sie auch im Vaterlande erschienen, arme Verbannte!«

»Oh, mein Gott! wer sind Sie denn, daß Sie alle diese Dinge wissen?« rief Nicole.

»Ich weiß endlich, dah Beausire Sie mit sich nahm. Ihnen bewies, dah er Sie liebe, Ihre Edelsteine verkaufte und Sie wieder in Armuth versetzte. Ich weiß, daß Sie ihn lieben, daß Sie es wenigstens sagen, und da die Liebe die Quelle alles Wohlergehens ist, so müssen Sie die glücklichste Frau von der Welt sein.«

Oliva neigte das Haupt, stützte ihre Stirne auf ihre Hand, und durch die Finger dieser Hand sah man zwei Thränen rollen, flüssige Perlen, kostbarer vielleicht, als die ihrer Armspangen, die aber dennoch Niemand Beausire hätte abkaufen wollen.

»Und diese so stolze, diese so glückliche Frau haben Sie heute Abend mit fünfzig Louisd'or gewonnen,« sagte Oliva.

»Oh! das ist zu wenig, Madame, ich weiß es wohl!« erwiderte der Unbekannte mit jener ausgezeichneten Anmuth und mit der feinen Höflichkeit, die den Mann von vollkommenem Anstand nie verläßt, spräche er selbst mit der geringsten der Courtisanen.

»Oh! das ist im Gegentheil viel zu theuer, und ich schwöre Ihnen, es hat mich seltsam in Erstaunen gesetzt, daß eine Frau wie ich noch fünfzig Louisd'or werth sein sollte.«

»Sie find wohl mehr werth, als dieses, und ich werde es Ihnen beweisen. Oh! antworten Sie mir nicht, denn Sie verstehen mich nicht, und dann ...« fügte der Unbekannte bei, indem er sich auf die Seite neigte.

»Und dann?«

»Ich bedarf in diesem Augenblick meiner ganzen Aufmerksamkeit.«

»Also soll ich schweigen?«

»Nein, im Gegentheil, sprechen Sie mit mir.«

»Worüber?«

»Oh! worüber Sie wollen. Mein Gott, sagen Sie mir die müßigsten Dinge der Welt, mir gleichviel, wenn wir nur beschäftigt aussehen.«

»Gut ... doch Sie sind ein sonderbarer Mensch.«

»Geben Sie mir den Arm und lassen Sie uns gehen.«

Und sie gingen unter die Gruppen, wobei Oliva ihrer zarten Taille eine weiche Rundung, ihrem selbst unter der Capuze hübschen Kopf und ihrem selbst unter dem Domino biegsamen Hals Bewegungen gab, die jeder Kenner mit Begierde betrachtete, denn auf dem Opernball folgte in jener Zeit galanter Heldenthaten jeder Vorübergehende mit dem Auge dem Gang einer Frau eben so neugierig, als heut zu Tage ein paar Liebhaber dem Schritte eines schönen Pferdes folgen.

Nach einigen Minuten wagte Oliva eine Frage.

»Stille!« sagte der Unbekannte; »oder vielmehr sprechen Sie, Wenn Sie wollen, so viel Sie wollen, nöthigen Sie mich aber nicht, zu antworten. Nur verstellen Sie Ihre Stimme, wenn Sie sprechen, halten Sie den Kopf aufrecht und kratzen Sie sich mit Ihrem Fächer am Hals.«

Sie gehorchte.

In diesem Augenblick kamen unsere zwei Spaziergänger zu einer ganz parfümirten Gruppe, in deren Mitte ein Mann von zierlichem Wuchs und freier, geschmeidiger Tournure zu drei Gefährten sprach, die ihm ehrerbietig zuzuhören schienen.

»Wer ist dieser junge Mann?« fragte Oliva, »oh! der reizende perlgraue Domino!«

»Es ist der Herr Graf von Artois,« antwortete der Unbekannte; »doch, ich bitte, sprechen Sie nicht mehr.«

In der Minute, wo Oliva, ganz erstaunt über den großen Namen, den ihr blauer Domino ausgesprochen, auf die Seite trat, um besser zu sehen, wobei sie sich, nach der mehrere Male wiederholten Empfehlung, ganz aufrecht hielt, flüchteten sich zwei andere Dominos, die sich von einer geschwätzigen, geräuschvollen Gruppe trennten, an den Umfang des Saales, zu einer Stelle, wo die Bänke fehlten«

Es war hier eine Art von verödeter Insel, zu der in Zwischenräumen die Spaziergänger kamen, die vom Centrum nach dem Umkreis zurückgedrängt wurden.

»Lehnen Sie sich an diesen Pfeiler an, Gräfin,« sagte ganz leise eine Stimme, die auf den blauen Domino Eindruck machte.

Und beinahe in demselben Augenblick durchschritt ein orangefarbiger Domino, der durch die Keckheit seines Ganges und seiner Haltung mehr den nützlichen Mann, als den angenehmen Höfling verrieth, die Menge und sagte zu dem blauen Domino:

»Er ist es.«

»Gut,« erwiderte dieser. Und« entließ mit einer Geberde den gelben Domino.

»Hören Sie mich,« flüsterte er dann Oliva in´s Ohr, »meine gute kleine Freundin, fangen wir an, uns ein wenig zu belustigen.«

»Das ist mir lieb, denn Sie haben mich zweimal traurig gestimmt, einmal, indem Sie mir Beausire raubten, der mich immer lachen machte, und das zweite Mal, da Sie von Gilbert sprachen, der mich so oft weinen gemacht hat.«

»Ich werde für Sie sowohl Gilbert als Beausire sein,« sprach der blaue Domino mit ernstem Tone.

»Oh!« seufzte Nicole.

»Verstehen Sie mich wohl, ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie mich lieben; ich verlange nur, daß Sie das Leben so hinnehmen, wie ich es Ihnen machen werde, daß heißt, die Erfüllung aller Ihrer Phantasien vorausgesetzt, daß Sie von Zeit zu Zeit die meinigen unterzeichnen. Ich will Ihnen nun eine sagen.«

»Welche?«

»Der schwarze Domino, den Sie dort sehen, ist einer von meinen Freunden, ein Deutscher.«

»Ah!«

»Ein Falscher, der es unter dem Vorwand einer Migräne ausgeschlagen hat, auf den Ball zu kommen.«

»Und dem Sie auch gesagt haben, Sie werden nicht dahin gehen?«

»Ganz richtig.«

»Er hat eine Frau bei sich?«

»Ja.«

»Wer ist sie?«

»Ich kenne sie nicht. Sie nähern sich uns, nicht wahr? Wir geben uns den Anschein, als wären Sie eine Deutsche; Sie öffnen den Mund nicht, weil man an Ihrem Accent erkennen könnte, daß Sie eine reine Pariserin sind.«

»Sehr gut. Und Sie werden ihn plagen?«

»Oh! dafür stehe ich Ihnen ... Fangen Sie an, mir ihn mit dem Ende Ihres Fächers zu bezeichnen!«

»So?«

»Ja, sehr gut, und flüstern Sie mir in's Ohr.«

Oliva gehorchte mit einer Gelehrigkeit und einem Verstand, daß ihr Gefährte ganz darüber entzückt war.

Der schwarze Domino, der Gegenstand dieser Kundgebung, wandte dem Saal den Rücken zu; er plauderte mit der Dame, die ihn begleitete. Diese, deren Augen unter der Maske funkelten, erblickte die Geberde Oliva's.

»Sehen Sie, Monseigneur,« sagte sie leise, »es sind dort zwei Masken, die sich mit uns beschäftigen.«

»Oh! seien Sie ohne Furcht, Gräfin; es ist nicht möglich, daß man uns erkennt. Lassen Sie mich, da wir nun auf dem Wege der Verderbniß sind, lassen Sie mich Ihnen wiederholen, daß nie eine Gestalt bezaubernder war, als die Ihrige, nie ein Blick so brennend; erlauben Sie mir. Ihnen zu sagen ...«

»Alles, was man unter der Maske sagt.«

»Nein, Gräfin, Alles, was man unter ...«

»Vollenden Sie nicht. Sie würden sich die Verdammniß zuziehen ...und dann, was eine noch größere Gefahr ist, unsere zwei Spione würden es hören.«

»Zwei Spione!« rief der Cardinal, den dieses Wort ergriff.

»Ja, nun fassen sie ihren Entschluß, sie nähern sich.«

»Verstellen Sie Ihre Stimme gut, Gräfin, wem man Sie zum Sprechen veranlaßt.«

»Und Sie die Ihrige, Monseigneur.«

Oliva und ihr blauer Domino näherten sich in der That.

Dieser wandte sich an den Cardinal und sagte:

»Maske.«

Und er neigte sich an das Ohr Oliva's, die ihm ein bestätigendes Zeichen machte.

»Was willst Du?« fragte der Cardinal mit verstellter Stimme.

»Die Dame, die mich begleitet, beauftragt mich, mehrere Fragen an Dich zu richten,« antwortete der blaue Domino.

»Beeile Dich,« sagte Herr von Rohan.

»Und sie mögen sehr indiscret sein,« fügte Frau von La Mothe mit einer Flötenstimme bei.

»So indiscret, daß Du sie nicht hören sollst, Naseweis,« erwiderte der blaue Domino.

Und er neigte sich abermals an das Ohr Oliva's, die dasselbe Spiel spielte.

Hierauf richtete der Unbekannte in einem tadellosen Deutsch die Frage an den Cardinal:

»Monseigneur, sind Sie in die Frau verliebt, die Sie begleitet?«

Der Cardinal bebte«

»Haben Sie nicht Monseigneur gesagt?« erwiderte er.

»Ja, Monseigneur.«

»So täuschen Sie sich, und ich bin nicht der, für welchen Sie mich halten.«

»Oh! Herr Cardinal, leugnen Sie es nicht, es ist vergebens; wenn ich Sie auch nicht selbst kennen würde, so beauftragt mich doch die Dame, der ich als Kavalier diene, Ihnen zu sagen, daß sie Sie vollkommen wiedererkennt.«

Er neigte sich an Oliva's Ohr und flüsterte ihr zu:

»Machen Sie ein Zeichen der Bejahung. Machen Sie dieses Zeichen, so oft ich Ihnen den Arm drücke.«

Sie machte das Zeichen.

»Sie setzen mich in Erstaunen,« sagte der Cardinal ganz verwirrt; »wer ist die Dame, die Sie begleitet?«

»Oh! Monseigneur, ich glaubte, Sie hätten sie schon erkannt. Meine Begleiterin hat Sie wohl errathen. Freilich die Eifersucht ...«

»Madame ist eifersüchtig über mich!« rief der Cardinal.

»Wir sagen das nicht,« erwiderte der Unbekannte mit einem gewissen Hochmuth.

»Was sagt man Ihnen da?« fragte lebhaft Frau von La Mothe,der dieses Deutsche, das heißt für sie unverständliche Gespräch im höchsten Grade zuwider war«

»Nichts, nichts.«

Frau von La Mothe stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß.

»Madame,« sagte dann der Cardinal zu Oliva, »ich bitte, ein Wort von Ihnen, und ich verspreche, Sie mit diesem einzigen Wort zu errathen.«

Herr von Rohan hatte deutsch gesprochen. Oliva verstand kein Wort und neigte sich zu dem blauen Domino.

»Ich beschwöre Sie, Madame, sprechen Sie nicht!« rief dieser.

Das Geheimnis; reizte die Neugierde des Cardinals. Er fügte bei:

»Wie! ein einziges deutsches Wort! das würde Madame sehr wenig gefährden.«

Der blaue Domino, der sich stellte, als hätte er Befehle von Oliva erhalten, erwiderte sogleich:

»Herr Cardinal, vernehmen Sie die eigenen Worte dieser Dame: »»Derjenige, dessen Geist nicht beständig wacht, derjenige, dessen Einbildungskraft nicht fortwährend die Gegenwart des geliebten Gegenstandes ersetzt, derjenige liebt nicht; er hätte Unrecht es zu sagen.««

Der Cardinal schien betroffen von dem Sinn dieser Worte. Seine ganze Haltung drückte im höchsten Grad das Erstaunen, die Ehrfurcht, die Exaltation der Zuneigung aus; dann fielen seine Arme wieder nieder, und er murmelte französisch:

»Es ist unmöglich.«

»Was denn unmöglich?« rief Frau von La Mothe, welche gierig diese paar im ganzen Gespräche entschlüpften Worte auffing.

»Nichts, Madame, nichts.«

Monseigneur, in der That, ich glaube, Sie lassen mich eine traurige Rolle spielen,« sagte sie voll Aerger.

Und sie verließ den Arm des Cardinals. Dieser nahm ihn nicht nur nicht wieder, sondern er schien es nicht einmal bemerkt zu haben, so groß war sein Eifer bei der deutschen Dame.

»Madame,« sagte er zu der Letzteren, die sich immer noch steif und unbeweglich hinter ihrem Atlaswall hielt, »die Worte, die mir Ihr Begleiter in Ihrem Namen gesagt hat, sind deutsche Verse die ich in einem Hause gelesen habe, das Ihnen vielleicht bekannt ist?«

Der Unbekannte drückte Oliva den Arm.

»Ja,« machte sie mit dem Kopf.

Der Cardinal bebte.

»Dieses Haus,« fragte er zögernd, »heißt es nicht Schönbrunn?«

»Ja,« erwiderte Oliva.

»Sie waren von einer erhabenen Hand auf einen Tisch von Kirschbaumholz mit einem goldenen Stichel geschrieben.«

»Ja,« machte Oliua.

Der Cardinal hielt inne. Es ging eine Art von Revolution in ihm vor. Er wankte und streckte die Hand aus, um einen Stützpunkt zu suchen.

Frau von La Mothe lauerte in einer Entfernung von zwei Schritten auf den Ausgang dieser seltsamen Scene.

Der Cardinal legte seinen Arm auf den des blauen Domino und sprach:

»Und die Fortsetzung lautet:

»»Aber derjenige, welcher überall den geliebten Gegenstand sieht» der ihn aus einer Blume, aus einem Wohlgeruch, unter undurchdringlichen Schleiern erräth, der kann schweigen, seine Stimme ist in seinem Herzen, es genügt zu seinem Glück, daß ein anderes Herz ihn versteht.««

»Ah! man spricht Deutsch hier!« sagte plötzlich eine junge, frische Stimme, die aus einer Gruppe hervorkam, welche sich zum Cardinal gesellt hatte« »Sehen wir das ein wenig an ... Sie verstehen Deutsch, Marschall?«

»Nein, Monseigneur.«

»Aber Sie, Charny?«

»Oh! ja, Eure Hoheit.«

»Der Herr Graf von Artois,« sagte Oliva, indem sie sich fester an den blauen Domino anschmiegte, denn die vier Masken hatten sie auf eine etwas ungezwungene Weise umschlossen.

In diesem Augenblick brach das Orchester in rauschende Fanfaren aus, und der Staub des Bodens stieg vermischt mit dem Puder der Frisuren in regenbogenfarbigen Wollen bis über die entflammten Kronleuchter hinauf, die diesen Ambra-Nebel vergoldeten.

Bei der Bewegung, welche die Masken machten, fühlte sich der blaue Domino gestoßen.

»Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren!« sagte er mit einem Tone gebietender Würde.

»Mein Herr,« erwiderte der Prinz, noch immer verlarvt, »Sie sehen, daß man uns bedrängt. Entschuldigen Sie uns, meine Damen.«

»Gehen wir, gehen wir, Herr Cardinal,« sagte leise Frau von La Mothe.

Plötzlich wurde die Capuze Oliva's zerknittert, von einer unsichtbaren Hand rückwärts gezogen, ihre gelöste Maske fiel herab; ihre Züge erschienen eine Secunde im Halbschatten des Simswerks, das die erste Gallerie über dem Parterre bildete.

Der blaue Domino stieß einen Schrei geheuchelter Angst aus, Oliva einen Schrei des Schreckens.

Drei bis vier Schreie des Erstaunens antworteten auf diesen doppelten Ausruf.

Der Cardinal wurde beinahe ohnmächtig. Wäre er in diesem Augenblicke gefallen, so würde er auf die Kniee gefallen sein. Frau von La Mothe hielt ihn aufrecht.

Eine von der Strömung fortgezogene Woge von Masken hatte den Grafen von Artois vom Cardinal und von Frau von La Mothe getrennt.

Der blaue Domino, der rasch wie der Blitz die Capuze Oliva's niedergeschlagen und die Maske wieder befestigt hatte, näherte sich dem Cardinal, drückte ihm die Hand und sprach:

»Mein Herr, das ist ein unersetzbares Unglück; Sie sehen, daß die Ehre dieser Dame Ihrer Gnade anheimgegeben ist ...«

»Oh! mein Herr,« murmelte der Prinz Louis, sich verbeugend. Und er fuhr über seine von Schweiß triefende Stirne mit einem Sacktuch, das in seiner Hand zitterte.

»Gehen wir geschwind,« sagte der blaue Domino zu Oliva.

Und sie verschwanden.

»Ich sehe nun, was der Herr Cardinal für unmöglich hielt,« sprach Frau von La Mothe zu sich selbst; »er glaubte, diese Frau sei die Königin, und das ist die Wirkung, welche diese Aehnlichkeit auf ihn hervorbringt. Gut, abermals eine Beobachtung, die wir zu bewahren haben.«

»Wollen Sie, daß wir den Ball verlassen, Gräfin?« fragte Herr von Rohan mit schwacher Stimme.

»Wie es Ihnen beliebt, Monseigneur,« antwortete Jeanne ruhig.

»Ich sehe hier kein großes Interesse, nicht wahr?«

»Oh! nein, ich sehe auch keines.«

Und sie bahnten sich mühsam einen Weg durch die Plaudernden. Der Cardinal, der hoch gewachsen war, schaute überall umher, ob er die verschwundene Vision nicht fände.

Aber blaue, rothe, gelbe, grüne und graue Dominos wirbelten nun vor seinen Augen in dem leuchtenden Dunst und vermischten ihre Nuancen wie die Farben des Prisma. Alles war aus der Ferne blau für den armen Herrn: nichts war es in der Nähe.

In diesem Zustand erreichte er den Wagen, der ihn und die Gräfin erwartete.

Dieser Wagen rollte seit fünf Minuten, und noch hatte der Prälat kein Wort an Jeanne gerichtet.

XXIV.

Sappho.

Frau von La Mothe, die sich nicht vergaß, entzog den Prälaten seiner Träumerei.

»Wohin fühlt mich dieser Wagen?« fragte sie.

»Gräfin, seien Sie unbesorgt,« rief der Cardinal; »Sie sind von Ihrem Hause ausgegangen. Wohl denn! der Wagen führt Sie dahin zurück.«

»Mein Haus ... im Faubourg?«

»Ja, Gräfin ... Ein sehr kleines Haus, um so viele Reize zu enthalten.«

Indem er diese Worte sprach, ergriff der Prinz eine von Jeanne's Händen und erwärmte sie mit einem galanten Kuß.

Die Carrosse hielt vor dem kleinen Hause, wo so viele Reize zu weilen versuchen sollten.

Jeanne sprang leicht aus dem Wagen; der Prälat schickte sich an, sie nachzuahmen.

»Es lohnt sich nicht der Mühe, Monseigneur,« flüsterte ihm dieser weibliche Dämon zu.

»Wie, Gräfin, es lohnt sich nicht der Mühe, einige Stunden bei Ihnen zuzubringen?«

»Und schlafen, Monseigneur?« sagte Jeanne.

»Ich glaube wohl, daß Sie mehrere Schlafzimmer in Ihrem Hause finden werden, Gräfin.«

»Für mich, ja, aber für Sie?«

»Für mich nicht?«

»Noch nicht,« erwiderte sie mit einer so anmuthigen und herausfordernden Miene, daß die Weigerung einem Versprechen gleichkam.

»Gott befohlen also!« sagte der Cardinal, der, auf das Lebhafteste gereizt, einen Augenblick die ganze Scene vom Ball vergaß.

»Auf Wiedersehen, Monseigneur.«

»Es ist mir im Ganzen lieber so,« sagte er, während er sich entfernte.

Jeanne trat allein in ihr neues Haus.

Sechs Lakaien, deren Schlaf durch das Klopfen des Läufers unterbrochen worden war, stellten sich in Reihe und Glied in der Hausflur auf.

Jeanne schaute sie alle mit jener Miene ruhiger Ueberlegenheit an, die das Glück nicht jedem Reichen verleiht.

»Und die Kammerfrauen?« fragte sie.

Einer von den Bedienten trat ehrerbietig vor und antwortete:

»Zwei Frauen warten im Zimmer, Madame.«

»Rufet sie.«

Der Bediente gehorchte. Zwei Frauen traten nach einigen Minuten ein.

»Wo schlafen Sie gewöhnlich?« fragte Jeanne.

»Wir sind noch nicht mit der Einrichtung bekannt,« antwortete die Aeltere; »wir werden schlafen, wo es der gnädigen Frau beliebt.«

»Die Schlüssel zu den Zimmern?«

»Hier sind sie, gnädige Frau.«

»Gut, für diese Nacht werden Sie außer dem Hause schlafen.«

Die Frauen schauten ihre Gebieterin mit Erstaunen an.

»Sie haben ein Lager auswärts?«

»Allerdings, Madame, doch es ist ein wenig spät; will indessen die gnädige Frau allein sein ...«

»Diese Herren werden Sie begleiten,« fügte die Gräfin bei, indem sie die Bedienten entließ, welche noch zufriedener waren, als die Kammerfrauen.

»Und wann sollen wir zurückkommen?« fragte schüchtern Einer von ihnen.

»Morgen um die Mittagsstunde.«

Die sechs Bedienten und die zwei Frauen schauten sich einen Moment an; doch durch das gebieterische Auge Jeanne's im Schach gehalten, wandten sie sich insgesammt nach der Thüre.

Jeanne führte sie zurück, ließ sie hinaus und fragte, ehe sie die Thüre wieder schloß:

»Ist noch Jemand im Hause?«

»Mein Gott! nein, gnädige Frau, es wird Niemand mehr hier sein. Doch die gnädige Frau kann unmöglich so verlassen bleiben. Es muß doch wenigstens eine Kammerjungfer in der Gesindewohnung oder sonst wo im Hause wachen,«

»Ich brauche Niemand.«

»Es kann Feuer auskommen, die gnädige Frau kam sich unwohl befinden.«

»Gute Nacht, geht Alle,« sprach die Gräfin.

Und sie zog ihre Börse.

»Hier etwas zum Eintritt in meinen Dienst.«

Ein freudiges Gemurmel, ein Dank von Bedienten aus guter Gesellschaft war die einzige Erwiderung, das letzte Wort der Diener. Alle verschwanden, indem sie sich bis zur Erde verbeugten.

Jeanne hörte sie von jenseits der Thüre; sie wiederholten einander, das Schicksal habe ihnen eine phantastische Gebieterin gegeben.

Als sich das Geräusch der Stimmen und die Tritte in der Ferne gedämpft hatten, schob Jeanne die Riegel vor und rief mit einer triumphirenden Miene:

»Allein! ich bin allein in meinem Hause!«

Sie ergriff einen dreiarmigen Leuchter, zündete die Lichter an den Kerzen an, die in der Hausflur brannten, und schloß gleichmäßig die Riegel der massiven Thüre dieses Vorzimmers.

Dann begann eine stumme und seltsame Scene, die einen der nächtlichen Zuschauer, welche die Fiktionen des Dichters über den Städten und Palästen haben schweben lassen, auf's Lebhafteste interessirt haben würde.

Jeanne untersuchte ihre Staaten; sie bewunderte Stück für Stück dieses ganze Haus, dessen kleinste Einzelheit in ihren Augen einen ungeheuren Werth erlangte, seitdem die Selbstsucht an die Stelle der Neugierde des Vorübergehenden getreten war.

Ganz getäfelt und verkleidet, enthielt das Erdgeschoß den Badesaal, die Küchenstuben, die Speisezimmer, drei Salons und zwei Empfangscabinette.

Das Mobiliar dieser großen Zimmer war nicht reich wie das der Guimard, oder cokett wie das der Freunde des Herrn von Soubise, aber es hatte das Ansehen des Luxus eines vornehmen Mannes; es war nicht neu. Das Haus hätte Jeanne weniger gefallen, wäre es am Tage vorher ausdrücklich für sie möblirt worden.

Alle diese alterthümlichen, von den Modedamen verachteten Reichthümer, diese wunderbaren Möbel von geschnitztem Ebenholz, diese Kronleuchter mit cristallenen Girandolen, deren vergoldete Aeste aus dem Schooße rosenfarbiger Kerzen glänzende Lilien warfen, diese gothischen Uhren, Meisterwerke in Ciselur und Email; diese ungeheuren japanesischen Töpfe, voll von den seltensten Blumen; diese Thürgemälde, Grau in Grau oder in

Farben von Watteau oder Boucher, versetzten die neue Eigenthümerin in unsägliche Extasen.

Hier trugen auf einem Kamin zwei vergoldete Tritone Garben von Korallen, in deren Zweigen als Früchte alle Phantasien und Juwelierkünste jener Zeit hingen. Dort, auf einer Console von vergoldetem Holz, worauf eine weiße Marmorplatte, diente ein ungeheurer Elephant von Celadon, mit Saphir-Berlocken in den Ohren, einem mit Parfümerien und Flacons gefüllten Thurm als Stütze.

Frauenbücher glänzten vergoldet und ausgemalt auf Etageren von Rosenholz, die Ecken mit goldenen Arabesken.

Ein ganzes Möbel von feinen Gobelinstapeten, ein Meisterwerk der Geduld, das die Manufactur selbst hunderttausend Livres gekostet hatte, füllte einen kleinen grau und goldenen Salon, in dem jedes Feld eine von Vernet oder Greuze gemalte Füllung war. Das Arbeitscabinet war voll der besten Porträts von Chardin, der feinsten Erzeugnisse von gebrannter Erde von Clodion.

Alles zeugte, nicht von dem Eifer, den ein reicher Emporkömmling anwendet, um seine Laune oder die seiner Geliebten zu befriedigen, sondern von der langen geduldigen Arbeit jener seit Jahrhunderten Reichen, welche auf die Schätze ihrer Väter Schätze für ihre Kinder häufen.

Jeanne untersuchte zuerst die Gesammtheit, sie zählte die Stücke ab, dann gab sie sich Rechenschaft von den Einzelheiten.

Und da ihr Domino sie beengte, ihr Fischbeinleib sie preßte, so trat sie in ihr Schlafzimmer, kleidete sich rasch aus und zog ein Gewand von wattirter Seide an, ein reizendes Kleidungsstück, das unsere Mütter, die nicht sehr scrupulös waren, wenn es sich darum handelte, die nützlichen Dinge zu benennen, mit einem Namen bezeichneten, denn wir nicht mehr schreiben können.

Schauernd, halbnackt in dem Atlas, der ihrem Busen und ihrer Taille schmeichelte, ihr feines, nerviges Bein gerundet in den Falten ihres kurzen Rockes, stieg sie mit ihrem Licht in der Hand muthig die Stufen hinauf.

Vertraut mit der Einsamkeit, sicher, daß sie nicht einmal mehr den Blick eines Bedienten zu fürchten hatte, sprang sie von Zimmer zu Zimmer und ließ nach dem Belieben des Windes, der unter den Thüren blies, ihren feinen battistenen Nachtmantel flattern, welcher zehnmal in zehn Minuten bis zu ihrem reizenden Knie emporgehoben wurde.

Und wenn sie, um einen Schrank zu öffnen, den Arm in die Höhe hob, wenn sich das Kleid verschob und die weiße Rundung der Schulter bis zum Ursprung des Armes sehen ließ, den einer von jenen röthlichen Lichtstrahlen vergoldete, mit welchen der Pinsel von Rubens so vertraut war, dann mußten sich die unsichtbaren, unter den Tapeten und hinter den Füllungen verborgenen Geister freuen, daß sie den reizenden Gast, der sie zu besitzen glaubte, in ihrem Besitz hatten.

Nach all diesen hastigen Gängen, nachdem ihre Kerze zu drei Vierteln abgebrannt war, kehrte sie erschöpft, keuchend in ihr Schlafzimmer zurück, das mit blauem Atlas, worauf große chimärische Figuren gestickt, ausgeschlagen war.

»Sie hatte Alles gesehen, Alles gezählt, Alles mit dem Blick und durch die Berührung geliebkost, es blieb ihr nichts mehr zu bewundern, als sie selbst.

Sie stellte ihren Leuchter auf einen Gueridon von Sèvres mit goldener Gallerie, und plötzlich heftete sich ihr Blick auf einen marmornen Endymion, eine zarte, wollüstige Figur von Bouchardon, welche liebestrunken auf einen Untersatz von rothbraunem Phorphyr zurücksank.

Jeanne schloß die Thüre und die Portièren ihres Zimmers, zog die dichten Vorhänge zu, stellte sich dann wieder vor die Statue und verschlang mit den Blicken diesen schönen Geliebten Phöbe's, die ihm den letzten Kuß gab, als sie wieder zum Himmel aufstieg. In Gluth verwandelt, erwärmte das rothe Feuer dieses Zimmer, wo Alles lebte, das Vergnügen ausgenommen.

Jeanne fühlte ihre Füße sacht in die hohe, so weiche Wolle des Teppichs einsinken; ihre Beine wankten, bogen sich unter ihr; eine Mattigkeit, die nicht Ermüdung oder Schlaf war, bedrängte ihren Busen und ihre Augenlider mit der Zartheit der Berührung eines Liebenden, während ein Feuer, das nicht die Wärme des Herdes war, von ihren Füßen zu ihrem Leib

aufstieg und beim Aufsteigen in ihren Adern die ganze lebendige Electricität zusammenwand, die man beim Thier das Vergnügen, beim Menschen die Liebe nennt.

In diesem Moment seltsamer Empfindungen erblickte Jeanne sich selbst in einem Pfeilerspiegel, der hinter dem Endymon angebracht war. Ihr Kleid war von ihren Schultern auf den Teppich herabgeglitten. Der so feine Batist war, vom schweren Atlas gezogen, bis zur Hälfte der weißen, gerundeten Arme niedergesunken.

Zwei schwarze Augen, sanft durch die Weichheit ihres Wesens, glänzend vor Verlangen, die zwei Augen Jeanne's trafen Jeanne in der tiefsten Tiefe des Herzens; sie fand sich schön, sie fühlte sich jung und glühend; sie gestand sich, von Allem, was sie umgab, sei nichts, nicht einmal Phöbe, so würdig geliebt zu werden. Sie näherte sich dem Marmor, um zu sehen, ob der Endymion sich belebte, und ob er um der Sterblichen willen die Göttliche hintansetzen würde.

Diese Entzückung berauschte sie; sie neigte den Kopf auf ihre Schulter mit unbekannten Schauern, drückte ihre Lippen auf ihr lebendes Fleisch, und da sie nicht aufgehört hatte, ihren Blick in die Augen zu tauchen, die sie im Spiegel riefen, so verschwammen plötzlich ihre Augen, ihr Kopf rollte mit einem Seufzer auf ihre Brust, und Jeanne sank eingeschlafen, leblos auf das Bett, dessen Vorhänge sich über ihr niederließen.

Die Kerze schleuderte eine letzte Flammenzuckung aus einer Lache flüssigen Wachses empor und strömte dann ihren letzten Wohlgeruch mit ihrer letzten Helle aus.

Ende des ersten Bandes.

Das Halsband der Königin

(Denkwürdigkeiten eines Arztes II)

Alexander Dumas

Zweiter Band

XXV.

Die Academie des Herrn von Beausire.

Beausire hatte den Rath des blauen Domino buchstäblich genommen und sich an den Ort begeben, den man seine Academie nannte.

Lüstern gemacht durch die ungeheure Zahl von zwei Millionen, hatte der würdige Freund Oliva's ganz besonders bange vor der Art von Ausschließung, die sich seine Collegen dadurch erlaubt, daß sie ihm keine Mittheilung von einem so vortheilhaften Plan machten.

Er wußte, daß man sich unter Leuten von der Academie nicht besonders viel mit Gewissenszweifeln trägt, und das war für ihn ein Grund, sich zu beeilen, denn die Abwesenden haben immer Unrecht, wenn sie aus Zufall abwesend sind, und noch viel mehr, wenn man ihre Abwesenheit benutzen will.

Beausire hatte sich unter den Verbündeten der Akademie einen Ruf als furchtbarer Mann erworben. Das war weder zum Erstaunen, noch schwierig; Beausire war Gefreiter gewesen; er hatte die Uniform getragen; er wußte eine Hand auf die Hüfte, die andere auf das Stichblatt seines Degens zu setzen. Er hatte die Gewohnheit, beim geringsten Wort seinen Hut auf seine Augen niederzudrücken. Lauter Manieren, die für nur mittelmäßig beherzte Leute erschreckend genug sind, besonders wenn diese

Leute den Lärmen eines Duells und die Neugierde der Justiz zu fürchten haben.

Beausire gedachte sich also für die Verachtung, die man gegen ihn kundgegeben, dadurch zu rächen, daß er seinen Genossen vom Spielhause der Rue du Pot-de-Fer etwas Angst machen würde.

Von der Porte Saint-Martin bis zur Saint-Sulpice-Kirche ist es weit; doch Beausire war reich; er warf sich in einen Fiaker und versprach dem Kutscher fünfzig Sous, das heißt ein Gnadengeschenk von einem Livre. Die Fahrt bei der Nacht kostete nach dem Tarif jener Zeit, was sie heute bei Tag kostet.

Die Pferde entfernten sich rasch. Beausire verlieh sich ein wüthendes Gesicht, und in Ermangelung eines Hutes, den er nicht hatte, da er einen Domino trug, in Ermangelung des Degens setzte er sich eine Miene zusammen, händelsüchtig genug, um jeden verspäteten Wanderer, der ihm begegnete, zu beunruhigen.

Sein Eintritt in die Academie brachte einen gewissen Eindruck hervor.

Es fanden sich hier im ersten Salon, einem schönen, ganz grauen Salon mit Kronleuchtern und vielen Spieltischen, etwa zwanzig Spieler, welche Bier und Syrup tranken und zähnefletschend sieben bis acht abscheulich geschminkten Weibern zulächelten, welche die Karten anschauten.

Man spielte Pharo am ersten Tisch; die Einsätze waren mager, die Belebtheit nach Maßgabe der Einsätze.

Bei der Ankunft des Domino, der sich an seiner Capuze rieb, während er sich in den Falten des Rockes aufblähte, kicherten einige Weiber, was halb als Spott, halb als Anlockung betrachtet werden konnte. Herr Beausire war ein Schönling und die Damen mißhandelten ihn nicht.

Er trat indessen vor, als ob er nichts gesehen, nichts gehört hätte, und erwartete, sobald er beim Tisch war, stillschweigend eine Erwiderung auf seine schlechte Laune.

Einer der Spieler, ein zweideutiger Finanzmann, dessen Gesicht es nicht an einer gewissen Treuherzigkeit gebrach, war die erste Stimme, welche Beausire ansprach.

»Alle Wetter, Chevalier,« sagte dieser brave Mann, »Sie kommen mit einem sehr verdrießlichen Gesicht vom Ball.«

»Es ist wahr,« sagten die Damen.

»Ei, lieber Chevalier!« rief ein anderer Spieler, »verwundet Sie der Domino am Kopf?«

»Es ist nicht der Domino, was mich verwundet,« antwortete Beausire mit hartem Tone.

»Ah! ah!« sagte der Banquier, der eben ein Dutzend Louisd'or zusammengeschaufelt hatte, »der Herr Chevalier von Beausire hat eine Untreue an uns begangen: sehen Sie nicht, daß er auf dem Opernball gewesen ist? in der Gegend des Opernhauses hat er einen guten Einsatz gefunden und verloren.«

Jeder lachte oder bemitleidete, je nach seinem Character; die Frauen hatten Mitleid.

»Es ist nicht wahr, daß ich eine Untreue an meinen Freunden begangen habe,« entgegnete Beausire, »dazu bin ich unfähig. Eine Untreue, ich! Das taugt für gewisse Leute von meiner Bekanntschaft, Treulosigkeiten gegen ihre Freunde zu begehen.«

Und um seinen Worten mehr Gewicht zu geben, nahm er Zuflucht zu einer Geberde, das heißt, er wollte seinen Hut auf seinen Kopf drücken. Zu seinem Unglück plattete er nur ein Stück Seide, was ihm eine lächerliche Breite gab, so daß er statt einer ernsten Wirkung nur eine komische hervorbrachte.

»Was wollen Sie damit sagen, lieber Chevalier?« fragten einige von den Verbündeten.

»Ich weiß, was ich damit sagen will,« antwortete Beausire.

»Aber das genügt uns nicht,« erwiderte der heitere Alte.

»Das geht Sie nichts an, Sie, mein Herr Finanzmann!« entgegnete Beausire tölpelhaft.

Ein ziemlich ausdrucksvoller Blick belehrte Beausire, seine Phrase sei übel angebracht gewesen. Man durfte in der That in dieser Gesellschaft keine Grenzscheidung zwischen denjenigen, welche bezahlten, und denjenigen, welche das Geld einsackten, vornehmen,

Beausire begriff das, aber er war einmal verrannt; die falschen Beherzten halten schwerer inne, als die erprobten Beherzten.

»Ich glaubte Freunde hier zu haben,« sagte er.

»Ja,« antworteten mehrere Stimmen.

»Wohl! ich habe mich getäuscht.«

»Worin?«

»Darin, daß viele Dinge ohne mich geschehen.«

Ein neues Zeichen vom Banquier, neue Betheuerungen von Seiten derjenigen Verbündeten, welche anwesend waren.

»Es genügt, daß ich es weiß,« versetzte Beausire, »und die falschen Freunde sollen bestraft werden.«

Er suchte den Griff seines Degens, fand aber nichts, als seine Hosentasche, welche voll von Louisd'or war und einen verrätherischen Ton von sich gab.

»Ho! ho!« liefen zwei Damen, »Herr von Beausire ist heute Abend in guter Stimmung.«

»Ja, wohl,« sagte der Banquier hinterhältisch; »mir scheint, daß er, wenn er verloren, nicht Alles verloren hat, und daß, wenn er eine Untreue gegen die

Legitimen begangen hat, dieß keine Untreue ohne Umkehr ist. Auf, setzen Sie, lieber Chevalier.«

»Ich danke!« erwiderte Beausire trocken, »da Jeder behält, was er hat, so behalte ich auch.«

»Was Teufels willst Du damit sagen?« flüsterte ihm einer der Spieler in's Ohr.

»Wir werden uns sogleich erklären.«

»Spielen Sie doch!« rief der Banquier.

»Einen einfachen Louisd'or,« sagte eine Dame, indem sie Beausire die Schulter streichelte, um sich so viel als möglich seiner Hosentasche zu nähern.

»Ich spiele nur um Millionen,« sprach Beausire voll Kühnheit, »und wahrhaftig, ich begreife nicht, daß man hier um elende Louisd'or spielt. Millionen!... Auf, meine Herren, da es sich um Millionen handelt, ohne daß man es vermuthet, fort mit den Einsätzen von einem Louisd'or! Millionen, Millionäre!«

Beausire hatte den Augenblick der Exaltation erreicht, der den Menschen über die Grenzen des gemeinen Menschenverstandes hinaustreibt. Eine Trunkenheit, gefährlicher als die vom Weine, belebte ihn. Plötzlich erhielt er von hinten an die Beine einen Stoß, der heftig genug war, daß er sich sogleich unterbrach.

Er wandte sich um und sah an seiner Seite eine große, olivenfarbene, steife, löcherige Figur mit schwarzen Augen, welche leuchteten wie glühende Kohlen.

Auf die zornige Geberde Beausire's antwortete dieser seltsame Mensch durch einen ceremoniösen Gruß, begleitet mit einem Blick so lang wie ein Raufdegen.

»Der Portugiese!« sagte Beausire, erstaunt über diese Begrüßung von Seiten eines Mannes, der ihm so eben einen Stoß gegeben hatte.

»Der Portugiese!« wiederholten die Damen. Und sie verließen Beausire, um den Fremden zu umflattern.

Dieser Portugiese war in der That der Liebling der Damen, denen er unter dem Vorwand, er spreche nicht Französisch, beständig Leckereien brachte, die zuweilen in ein Kassenbillet von fünfzig bis sechzig Livres eingewickelt waren.

Beausire kannte den Portugiesen als einen der Verbündeten. Der Portugiese verlor beständig bei den Stammgästen des Spielhauses. Er bestimmte seine Sätze auf ungefähr hundert Louisd'or in der Woche, und regelmäßig nahmen ihm die Stammgäste seine hundert Louisd'or ab.

Das war der Lockvogel der Gesellschaft. Wahrend er sich hundert goldene Federn ausrupfen ließ, plünderten die andern Genossen die angeköderten Spieler.

Die Verbündeten betrachteten daher den Portugiesen als den nützlichen Mann, die Stammgäste als den angenehmen Mann. Beausire hegte für ihn die stillschweigende Hochachtung, die sich stets an das Unbekannte anschließt, sollte auch das Mißtrauen einen Antheil daran haben.

Beausire, der also den kleinen Fußtritt empfangen, den ihm der Portugiese an die Waden ertheilt hatte, wartete, schwieg und setzte sich.

Der Portugiese nahm beim Spiel Platz, legte zwanzig Louisd'or auf den Tisch, und in zwanzig Coups, die einen Kampf von einer Viertelstunde kosteten, war er von seinen zwanzig Louisd'or durch sechs hungrige Pointeurs befreit, welche einen Augenblick die Krallen des Banquiers und der anderen Genossen vergaßen.

Es schlug drei Uhr Morgens. Beausire leerte vollends ein Glas Bier.

Zwei Bedienten traten ein, der Banquier ließ sein Geld in den doppelten Boden des Tisches fallen, denn die Statuten der Verbindung hatten so sehr

das Gepräge des Vertrauens gegen die Mitglieder, daß man nie einem von ihnen die vollständige Verwaltung des Fonds der Gesellschaft übertrug.

Das Geld fiel am Ende der Sitzung durch eine kleine Oeffnung in den doppelten Grund des Tisches, und es war als Nachschrift diesem Artikel der Gesellschaftsstatuten beigefügt, daß der Banquier nie lange Aermel haben dürfe, wie er auch nie Geld bei sich tragen könne.

Was bedeutete, daß man ihm verbot, zwanzig Louisd'or in die Aermel schlüpfen zu lassen, und daß sich die Gesellschaft das Recht vorbehielt, ihn zu durchsuchen, um ihm das Geld wegzunehmen, das er in seine Tasche spazieren zu lassen gewußt hatte.

Die Bedienten, sagen wir, brachten den Mitgliedern der Gesellschaft die Oberröcke, die Mäntel und die Degen; mehrere von den glücklichen Spielern gaben den Damen den Arm; die unglücklichen stiegen in eine Sänfte, was damals in diesen friedlichen Quartieren noch Mode war, und es wurde Nacht im Spielsaal.

Beausire hatte sich zum Schein auch in seinen Domino gehüllt, als wollte er eine ewige Reise antreten; aber er ging nicht über den ersten Stock hinab, sondern kehrte, sobald die Hausthüre wieder geschlossen war, in den Salon zurück, in den auch zwanzig von den Verbündeten zurückgekehrt waren.

»Endlich werden wir uns erklären,« sagte Beausire.

»Zünden Sie Ihre Zuglaterne wieder an und sprechen Sie nicht so laut,« erwiderte kalt und in gutem Französisch der Portugiese, der seinerseits eine auf dem Tisch stehende Laterne ansteckte.

Beausire brummte ein paar Worte, auf die Niemand Acht gab. Der Portugiese setzte sich an den Platz des Banquier. Man untersuchte, ob die Läden, die Vorhänge, die Thüren gut geschlossen seien. Man setzte sich sachte, die Ellenbogen auf dem Tisch, mit einer verzehrenden Neugierde.

»Ich habe eine Mittheilung zu machen,« sagte der Portugiese; »glücklicher Weise bin ich zu rechter Zeit eingetroffen, denn Herrn von Beausire juckt heute Abend die Zunge ganz unmäßig . . .«

Beausire wollte aufschreien.

»Friede! Friede!« sagte der Portugiese; »keine verlorenen Worte! Sie haben Worte ausgesprochen, welche mehr als unklug sind. Sie hatten Kenntniß von meinem Gedanken, gut! Sie sind ein Mann von Geist, Sie können ihn errathen haben, doch meiner Ansicht nach darf es die Eitelkeit nie dem Interesse zuvorthun.«

»Ich verstehe nicht.« versetzte Beausire.

»Wir verstehen nicht,« sprach die ehrenwerthe Versammlung.

»Doch wohl: Herr von Beausire wollte beweisen, er habe zuerst das Geschäft gefunden.«

»Welches Geschäft?« fragten die Betheiligten.

»Das Geschäft mit den zwei Millionen!« rief Beausire mit mächtigem Nachdruck.

»Zwei Millionen!« wiederholten die Verbündeten.

»Vor Allem,« fiel hastig der Portugiese ein, »Sie übertreiben; das Geschäft kann sich unmöglich so hoch belaufen, das werde ich Ihnen sogleich beweisen.«

»Niemand weiß hier, was Sie meinen!« rief der Banquier.

»Ja, wir sind aber nichtsdestoweniger ganz Ohr,« fügte ein Anderer bei.

»Sprechen Sie zuerst,« sagte Beausire.

»Das will ich wohl,« erwiderte der Portugiese.

Und er schenkte sich ein Glas Orgeatsyrup ein, das er ruhig trank, ohne etwas an seinem Wesen als eiskalter Mann zu ändern.

»Erfahren Sie,« sprach er, »ich sage es nicht wegen des Herrn von Beausire, daß das Halsband nicht mehr als fünfzehnmal hunderttausend Livres werth

ist.«

»Oh! wenn es sich um ein Halsband handelt!« versetzte Beausire.

»Ja, mein Herr, ist das nicht Ihr Geschäft?«

»Vielleicht.«

»Er spielt den Diskreten, nachdem er der Indiscrete gewesen ist.«

Und der Portugiese zuckte die Achseln.

»Zu meinem Bedauern sehe ich Sie einen Ton annehmen, der mir mißfällt.« sprach Beausire mit dem Ausdruck eines Hahns, der sich auf seine Sporen erhebt.

» *Mira! mira!*« sprach der Portugiese kalt wie Marmor, »Sie werden nachher sagen, was Sie sagen wollen, ich sage vorher, was ich zu sagen habe, und die Zeit drängt, denn Sie müssen wissen, daß der Gesandte spätestens in acht Tagen ankommt.«

»Das wird verwickelt,« dachte die Versammlung, bebend vor Interesse, »das Halsband, die fünfzehnmal hunderttausend Livres, ein Gesandter... was ist das?«

»Vernehmen Sie Alles mit zwei Worten,« sprach der Portugiese. »Die Herren Böhmer und Bossange haben der Königin ein Halsband von Diamanten im Werth von fünfzehnmal hunderttausend Livres anbieten lassen. Die Königin hat es ausgeschlagen. Die Juweliere wissen nicht, was sie damit thun sollen und verbergen es. Sie sind sehr in Verlegenheit, denn dieses Halsband kann nur durch ein königliches Vermögen erkauft werden; nun wohl! ich habe die königliche Person gefunden, die dieses Halsband kaufen und aus dem Kasten der Herren Böhmer und Bossange herausbringen wird.«

»Das ist?« fragten die Verbündeten.

»Es ist meine allergnädigste Gebieterin, die Königin von Portugal.«

Bei diesen Worten warf sich der Portugiese gehörig in die Brust.

»Wir begreifen weniger als je,« sagten die Verbündeten.

»Ich begreife gar nicht mehr,« dachte Beausire.

»Erklären Sie sich rein heraus, mein lieber Herr Manoel,« sagte er, »denn die Privatzwistigkeiten müssen vor dem öffentlichen Interesse welchen. Sie sind der Vater der Idee, ich muß es offenherzig anerkennen. Ich verzichte auf jedes Recht der Vaterschaft, aber um Gottes willen! Seien Sie klar.«

»Gut, gut,« erwiderte Manoel. Und er leerte einen zweiten Napf Orgeat. »Ich will die Frage durchsichtig machen.«

»Wir sind schon sicher, daß ein Halsband von fünfzehnmal hunderttausend Livres existirt,« sagte der Banquier. »Das ist ein wichtiger Punkt.«

»Und dieses Halsband befindet sich im Kasten der Herren Böhmer und Bossange. Das ist der zweite Punkt,« fügte Beausire bei.

»Aber Don Manoel hat gesagt, Ihre Majestät die Königin von Portugal kaufe das Halsband. Das führt uns irre.«

»Es kann doch nichts klarer sein,« versetzte der Portugiese. »Sie brauchen nur meinen Worten Aufmerksamkeit zu schenken. Der Gesandtschaftsposten ist erledigt; es findet ein Interim statt; der neue Gesandte, Herr von Suza, kommt frühestens in acht Tagen.«

»Gut,« sagte Beausire.

»Wer verhindert es, daß dieser Gesandte, den es drängt, Paris zu sehen, in acht Tagen ankommt und sich installiert?«

Die Anwesenden schauten einander mit Munde an.

»Begreifen Sie doch,« rief Beausire lebhaft, »Don Manoel will Ihnen sagen, es könne ein falscher oder ein wahrer Gesandter kommen.«

»Ganz richtig,« fügte der Portugiese bei. »Hätte der Gesandte, der sich einfinden wird, Lust zu dem Halsband für Ihre Majestät die Königin von Portugal, wäre er nicht berechtigt dazu?«

»Bei Gott!« riefen die Anwesenden.

»Und dann unterhandelt er mit den Herren Böhmer und Bossange. Das ist das Ganze.«

»Das Ganze!«

»Nur muß man bezahlen, wenn man unterhandelt hat,« bemerkte der Banquier vom Pharo.

»Oh! bei Gott! ja,« erwiderte der Portugiese.

»Die Herren Böhmer und Bossange werden das Halsband nicht in die Hände eines Gesandten übergehen lassen, und wäre es auch ein ächter Suza, ohne gute Garantien zu haben.«

»O! ich habe wohl an eine Garantie gedacht,« antwortete der zukünftige Gesandte.

»Welche?«

»Der Gesandtschaftsposten ist verlassen, haben wir gesagt?«

»Ja.«

»Es ist nur noch ein Kanzler vorhanden, ein braver Mensch von einem Franzosen, der die portugiesische Sprache so schlecht als irgend Jemand in der Welt spricht und entzückt ist. wenn die Portugiesen Französisch mit ihm sprechen, weil er sich dann nicht plagen muß; wenn die Franzosen Portugiesisch mit ihm reden, weil er glänzt.«

»Nun?« fragte Beausire.

»Nun! meine Herren, wir erscheinen vor diesem braven Mann mit dem ganzen Aeußern der neuen Gesandtschaft.«

»Das Aeußere ist gut.« entgegnete Beausire, »doch die Papiere sind mehr werth.«

»Man wird die Papiere haben,« erwiderte Don Manoel laconisch.

»Es wäre vergeblich zu bezweifeln, daß Don Manoel ein kostbarer Mann ist,« sagte Beausire.

»Sobald das Aeußere und die Papiere den Kanzler von der Identität der Gesandtschaft überzeugt haben, setzen wir uns auf dem Posten fest...«

»Ho! ho! das ist stark.« unterbrach ihn Beausire.

»Es ist nothwendig!« fuhr der Portugiese fort.

»Es ist ganz einfach,« versicherten die anderen Verbündeten.

»Aber der Kanzler?« warf Beausire ein.

»Wir haben es gesagt: Ueberzeugt.«

»Wäre er zufällig minder gläubig, so würde man ihn zehn Minuten, ehe er zweifelte, entlassen. Ich denke, ein Gesandter hat das Recht, mit seinem Kanzler zu wechseln?«

»Offenbar.«

»Wir sind also Herren der Gesandtschaft, und unsere erste Operation ist, daß wir den Juwelieren Böhmer und Bossange einen Besuch machen.«

»Nein, nein,« entgegnete Beausire lebhaft, »Sie scheinen mir einen Hauptpunkt nicht zu kennen, der mir vollkommen bekannt ist, da ich an den Höfen gelebt habe. Eine Operation, wie Sie es nennen, wird nicht von einem Gesandten vorgenommen, ohne daß er, vor jedem andern Schritt, in feierlicher Audienz empfangen worden ist, und hierin liegt eine Gefahr. Der berüchtigte Riza Bey, der in der Eigenschaft eines Gesandten des Schach von Persien Ludwig XIV. vorgestellt wurde und die Dreistigkeit hatte, Seiner allerchristlichsten Majestät für dreißig Franken Türkisse anzubieten, Riza Bey, sage ich, war sehr stark in der persischen Sprache, und der Teufel

soll mich holen, wenn es in Frankreich Gelehrte gab, welche im Stande waren, ihn zu überweisen, er komme nicht von Ispahan. Aber wir würden sogleich erkannt werden. Man würde uns auf der Stelle sagen, wir sprechen das Portugiesische in reinem Gallisch, und zum Vorstellungsgeschenk schickte man uns in die Bastille. Nehmen wir uns in Acht.«

»Ihre Einbildungskraft reißt Sie zu weit fort, lieber College,« sagte der Portugiese, »wir werden uns nicht allen diesen Gefahren entgegenwerfen; wir bleiben jeder in unserm Hotel.«

»Dann wird Herr Böhmer nicht so fest glauben, daß wir Gesandte, daß wir Portugiesen seien, als dieß nothwendig wäre.«

»Herr Böhmer wird begreifen, wir seien mit dem ganz einfachen Auftrag, das Halsband zu kaufen, nach Frankreich gekommen, da der Gesandte gewechselt worden, während wir unter Weges gewesen. Es ist uns nur der Befehl, ihn zu ersetzen, zugestellt worden. Nun, diesen Befehl zeigt man, wenn es sein muß, Herrn Bossange, dann wird man ihn auch wohl dem Herrn Kanzler der Gesandtschaft gezeigt haben; nur muß man bemüht sein, diesen Befehl den Ministern nicht zu zeigen, denn die Minister sind neugierig, sie sind mißtrauisch, sie würden uns mit einer Menge kleiner Einzelnheiten belästigen.«

»Oh! ja,« rief die Versammlung, »setzen wir uns nicht mit dem Ministerium in Verbindung.«

»Verlangen aber die Herren Böhmer und Bossange...«

»Was?« fragte Manoel.

»Eine Abschlagszahlung,« antwortete Beausire.

»Das würde die Sache verwickelt machen,« sagte der Portugiese verlegen.

»Denn,« fuhr Beausire fort, »denn es ist gebräuchlich, daß ein Gesandter mit Creditbriefen, wenn nicht mit baarem Geld, ankommt.«

»Das ist richtig,« sagten die Verbündeten.

»Die Angelegenheit würde hier scheitern,« fügte Beausire bei.

»Sie finden immer Mittel, das Geschäft scheitern zu machen,« entgegnete Manoel mit einer eisigen Schärfe. »Sie werden keine finden, um es gelingen zu machen.«

»Gerade weil ich solche finden will, erhebe ich Schwierigkeiten,« erwiderte Beausire. »Und... halt, halt, ich finde sie.«

Alle Köpfe näherten sich in einem Kreise.

»In jeder Kanzlei ist eine Casse.«

»Ja, eine Casse und ein Credit.«

»Sprechen wir nicht vom Credit,« erwiderte Beausire; »nichts ist so theuer, um es sich zu verschaffen. Um Credit zu bekommen, müßten wir Pferde, Equipagen, Bediente, Möbel und Geräthe aller Art haben, was die Grundlage jedes möglichen Credits ist. Reden wir von der Casse. Was denken Sie von der Ihrer Gesandtschaft?

»Ich betrachtete meine Gebieterin, Ihre Allergläubigste Majestät, immer als eine herrliche Königin. Sie muß die Dinge gut gemacht haben.«

»Das werden wir sehen; und dann nehmen wir an, es sei nichts in der Casse.«

»Das ist möglich,« sprachen seufzend die Verbündeten.

»Dann gibt es keine Verlegenheit mehr, denn sogleich fragen wir, der Gesandte, die Herren Böhmer und Bossange, wer ihr Correspondent in Lissabon sei, und wir unterzeichnen, stempeln, siegeln ihnen Wechsel auf diesen Correspondenten für die verlangte Summe.«

»Ah! das ist gut,« sagte Don Manoel majestätisch, von der Erfindung eingenommen, »ich war nicht zu den Details hinabgestiegen.«

»Welche köstlich sind,« rief der Banquier vom Pharo, indem er mit der Zunge über seine Lippen hinstrich.

»Nun laßt uns bedacht sein, die Rollen unter uns aufzutheilen,« sprach Beausire. »Ich sehe Don Manoel im Gesandten.«

»Oh! gewiß, ja,« rief im Chor die Versammlung.

»Und ich sehe Herrn von Beausire in meinem Secretär-Dolmetscher,« fügte Don Manoel bei.

»Wie so?« fragte Beausire ein wenig ängstlich.

»Ich darf kein Wort Französisch sprechen, ich, der ich Herr von Suza bin; denn ich kenne ihn, diesen Herrn, und wenn er spricht, was selten vorkommt, so ist es höchstens das Portugiesische, seine Muttersprache. Sie, im Gegentheil, Herr von Beausire, der Sie gereist sind, bei Sie eine große Uebung in den Pariser Unterhandlungen haben, der Sie das Portugiesische angenehm sprechen . . ««

»Schlecht,« unterbrach Beausire.

»Genug, daß man Sie nicht für einen Pariser hält.«

»Das ist wahr ... Aber ...«

»Und dann,« fügte Don Manoel, sein schwarzes Auge auf Beausire heftend, bei, »den nützlichsten Agenten der größte Vortheil.«

»Gewiß!« sprachen die Verbündeten.

»Abgemacht, ich bin Secretär-Dolmetscher.«

»Sprechen wir sogleich hiervon,« unterbrach der Banquier; »wie wird man die Sache vertheilen?«

»Ganz einfach,« antwortete Don Manoel, »wir sind unser zwölf.«

»Ja, zwölf,« wiederholten die Verbündeten, die sich zählten.

»In Zwölfteln also,« sagte Don Manoel, »mit dem Vorbehalt indessen, daß Gewisse unter uns anderthalb Theile bekommen sollen; ich, zum Beispiel,

als Vater der Idee und als Gesandter: Herr von Beausire, weil er den Streich gewittert hatte und von Millionen sprach, als er hierher kam.«

Beausire machte ein Zeichen der Beipflichtung.

»Und endlich auch anderthalb Theile demjenigen, welcher die Diamanten verkaufen wird,« fügte der Portugiese bei.

»Oh!« riefen einstimmig die Verbündeten, »diesem nichts, nichts als einen halben Theil.«

»Warum denn?« fragte Don Manoel erstaunt; »dieser scheint mir viel zu wagen.«

»Ja,« sagte der Banquier, »aber er wird die Weinkäufe, die Prämien, die Rimessen bekommen, wodurch ihm ein herrliches Stück zufällt.«

Alle lachten; diese ehrlichen Leute verstanden sich vortrefflich.

»So ist also die Hauptsache geordnet,« sprach Beausire, »morgen die einzelnen Punkte, es ist spät.«

Er dachte an Oliva, welche auf dem Ball allein mit dem blauen Domino geblieben war, für den, so leicht er auch Louisd'or verschenkte, der Liebhaber von Nicole sich nicht durch ein blindes Vertrauen eingenommen fühlte.

»Nein, nein, endigen wir sogleich,« riefen die Verbündeten, »was sind die einzelnen Punkte?«

»Ein Reisewagen mit dem Wappen von Suza,« antwortete Beausire.

»Das Malen und besonders das Trocknen wird zu viel Zeit kosten.« entgegnete Manoel.

»Ein anderes Mittel also,« rief Beausire. »Der Wagen des Herrn Gesandten wird unter Weges gebrechen und er genöthigt gewesen sein, den seines Secretärs zu nehmen.«

»Sie haben also einen Wagen, Sie?« fragte der Portugiese.

»Ich habe den ersten besten.«

»Aber Ihr Wappen?«

»Das erste beste.«

»Oh! das vereinfacht Alles. Viel Staub, viele Kothspritzer auf den Feldern bei der Stelle, wo das Wappen angebracht ist, und der Kanzler wird nichts sehen, als Staub und Kothspritzer.«

»Aber der übrige Theil der Gesandtschaft?« fragte der Banquier.

»Wir kommen am Abend an, das ist bequemer für ein Debüt, und Sie, Sie treffen am andern Morgen ein, wenn wir schon Alles vorbereitet haben.«

»Sehr gut!«

»Jeder Gesandte braucht, außer seinem Secretär, einen Kammerdiener,« bemerkte Manoel, »eine delicate Function.«

»Mein Herr Commandeur,« sprach der Banquier, indem er sich an einen der Schlauköpfe wandte, »Sie werden die Rolle des Kammerdieners übernehmen.«

Der Commandeur verbeugte sich.

»Und die Gelder für die Einkäufe?« sagte Don Manoel; »ich bin auf dem Trockenen.«

»Ich habe Geld,« sprach Beausire, »aber es gehört meiner Geliebten.«

»Wie viel ist in der Casse?« fragten die Verbündeten.

»Ihre Schlüssel, meine Herren,« rief der Banquier.

Jeder von den Verbündeten zog aus seiner Tasche ein Schlüsselchen, das einen der zwölf Riegel öffnete, mit denen der doppelte Grund des

trefflichen Tisches verschlossen war, so daß in dieser ehrlichen Gesellschaft keiner die Casse ohne die Erlaubniß seiner elf Collegen untersuchen konnte.

Man schritt zur Beurkundung.

»Hundert und achtundneunzig Louisd'or außer dem Reservefonds,« sagte der Banquier, der überwacht worden war.

»Geben Sie diese Summe Herrn von Beausire und mir,« sprach Manoel, »das ist nicht zu viel.«

»Geben Sie uns zwei Drittel, lassen Sie das übrige Drittel dem Rest der Gesandtschaft,« sprach Beausire mit einer Großmuth, durch die er alle Stimmen für sich gewann.

»Auf diese Art bekommen Don Manoel und Beausire hundert und zweiunddreißig Louisdor, und sechsundsechzig bleiben für die Andern.«

Man trennte sich, nachdem man sich auf den andern Tag Rendez-vous gegeben hatte; Beausire rollte hastig seinen Domino unter seinen Arm und lief nach der Rue Dauphine, wo er Mlle. Oliva im Besitz alles dessen, was sie an alten Tugenden und neuen Louisd'or hatte, wiederzufinden hoffte.

XXVI.

Der Gesandte.

Um andern Tag, gegen Abend, kam ein Reisewagen, genug bestaubt, genug mit Koth bespritzt, daß Niemand das Wappen unterscheiden konnte, durch die Barrière de l'Enfer.

Die vier Pferde, die ihn führten, liefen in größter Eile; die Postillone sputeten sich, als ob sie einen Fürsten bedienten.

Der Wagen hielt vor einem Hotel von ziemlich hübschem Aussehen in der Rue de la Jussienne an.

Vor der Thüre dieses Hotels warteten zwei Männer, der eine in einer Kleidung, welche durch ihren Glanz die Ceremonie verkündigte, der andere in einer Art von Alltagslivree, wie sie jeder Zeit die öffentlichen Officianten der verschiedenen Pariser Administrationen gehabt haben.

Mit anderen Worten, der Letztere glich einem Portier im Prachtgewand.

Der Wagen fuhr in das Hotel hinein, dessen Thüren sogleich wieder mehreren Neugierigen vor der Nase zugemacht wurden.

Der Mann im Staatskleid näherte sich sehr ehrfurchtsvoll dem Kutschenschlag und begann mit einer meckernden Stimme eine Rede in portugiesischer Sprache.

»Wer sind Sie?« fragte aus dem Innern eine etwas trotzige Stimme ebenfalls Portugiesisch, nur sprach diese Stimme ein vortreffliches Portugiesisch.

»Der unwürdige Kanzlei der Gesandtschaft, Excellenz.«

»Sehr gut. Wie schlecht sprechen Sie unsere Sprache, mein lieber Kanzler! Sagen Sie, wo steigt man aus?«

»Hier, gnädigster Herr, hier.«

»Ein trauriger Empfang,« rief der edle Don Manoel, der sich gewaltig in die Brust warf, während er sich auf seinen Kammerdiener und seinen Secretär stützte.

»Eure Excellenz wird mir gnädigst verzeihen,« sagte der Kanzler in seiner schlechten Sprache, »der Courier Seiner Excellenz ist erst heute Mittag um zwei Uhr bei der Gesandtschaft abgestiegen, um Ihre Ankunft zu melden. Ich war abwesend, gnädigster Herr, abwesend in Geschäften der Gesandtschaft. Bei meiner Rückkehr fand ich sogleich den Brief Eurer Excellenz. Ich hatte nur noch Zeit, die Zimmer zu öffnen; man beleuchtet sie.«

»Gut. gut.«

»Ah! es ist eine große Freude, die erhabene Person unseres neuen Gesandten zu sehen.«

»Stille! lassen wir nichts bekannt werden, bis neue Befehle von Lissabon eingetroffen sind. Wollen Sie nur die Güte haben, mich in mein Schlafzimmer zu führen, ich falle um vor Müdigkeit. Sie werden sich mit meinem Secretär besprechen, er soll Ihnen meine Befehle mittheilen.«

Der Kanzlei verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Beausire; dieser erwiderte die Verbeugung durch einen freundlichen Gruß und sagte mit einer höflich ironischen Miene:

»Sprechen Sie Französisch, mein lieber Herr, das wird Ihnen bequemer sein, und mir ist es auch genehm.«

»Ja, ja,« murmelte der Kanzler, »es wird bequemer für mich sein, denn ich muß gestehen, Herr Secretär, meine Aussprache ...«

»Ich sehe es wohl,« erwiderte Beausire mit Dreistigkeit.

»Ich benütze diese Gelegenheit, da ich in Ihnen einen so liebenswürdigen Mann finde,« sprach der Kanzler mit hastigem Erguß, »ich benütze die Gelegenheit, sage ich, um Sie zu fragen, ob Sie glauben, Herr von Suza werde mir nicht böse sein, daß ich das Portugiesische so radebreche.«

»Keineswegs, wenn Sie das Französische rein sprechen.«

»Ich!« sagte der Kanzler freudig; »ich, ein Pariser aus der Rue Saint-Honoré?«

»Oh! das ist zum Entzücken!« rief Beausire. »Wie heißen Sie? Ducorneau, glaube ich?«

»Ducorneau, ja, Herr Secretär, ein ziemlich glücklicher Name, denn er hat eine spanische Endung, wenn man will. Der Herr Secretär wußte meinen Namen, das ist sehr schmeichelhaft für mich.«

»Ja, Sie sind dort sehr gut angeschrieben, so gut angeschrieben, daß Ihr Ruf uns abgehalten hat, einen Kanzler von Lissabon mitzubringen.«

»Oh! wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, und welch ein Glück ist für mich die Ernennung des Herrn von Suza!«

»Oh! ich glaube, der Herr Gesandte läutet.«

»Laufen wir!«

Man lief in der That. Der Herr Gesandte hatte sich, eifrigst unterstützt von seinem Kammerdiener, schon ausgekleidet und einen prachtvollen Schlafrock angezogen. In Eile gerufen, war ein Barbier mit ihm beschäftigt. Einige dem Anschein nach ziemlich reiche Schachteln und Reisenecessaires schmückten die Tische und Consoles.

Ein großes Feuer flammte im Kamin.

»Treten Sie ein, treten Sie ein, Herr Kanzler,« rief der Gesandte, der sich in einen ungeheuern Lehnstuhl mit Polstern, ganz nach der Quere vor dem Kamin, begraben hatte.

»Der Herr Gesandte wird ärgerlich werden, wenn ich ihm französisch antworte,« sagte leise der Kanzler zu Beausire.

»Nein, nein, immer zu.«

Ducorneau machte sein Compliment in französischer Sprache.

»Ah! das ist sehr bequem, Sie sprechen das Französische bewunderungswürdig, Herr du Corno.«

»Er hält mich für einen Portugiesen,« dachte der Kanzler, trunken vor Freude.

Und er drückte Beausire die Hand.

»Wohlan! kann man zu Nacht speisen?«

»Gewiß, ja, Eure Excellenz. Ja, das Palais-Royal ist zwei Schritte von hier, und ich kenne einen vortrefflichen Traiteur, der Eurer Excellenz ein gutes Abendbrod bringen würde.«

»Als ob es für Sie wäre, Herr du Corno.«

»Ja, gnädigster Herr ... Und ich, wenn es Eure Excellenz erlaubt, würde mir die Freiheit nehmen, ein Paar Flaschen von einem Landwein anzubieten, wie Eure Excellenz keinen in Porto selbst gefunden haben wird.«

»Ei! unser Kanzler hat also einen guten Keller?« sagte Beausire munter.

»Das ist mein einziger Luxus,« erwiderte demüthig der brave Mann, dessen lebhafte Augen, dicke, runde Backen und blüthenreiche Nase Beausire und Don Manoel zum ersten Mal beim Schein der Kerzen sehen konnten.

»Thun Sie, wie es Ihnen beliebt, Herr du Corno,« sagte der Gesandte; »bringen Sie uns von Ihrem Wein, und speisen Sie mit uns zu Nacht.«

»Eine solche Ehre ...«

»Ohne Etikette, heute bin ich noch ein Reisender, ich werde erst morgen der Gesandte sein. Und dann werden wir von den Geschäften sprechen.«

»Oh! der gnädige Herr wird mir doch erlauben, daß ich einen Blick auf meine Toilette werfe.«

»Sie sind herrlich,« sagte Beausire.

»Empfangstoilette, nicht Gala,« erwiderte Ducorneau.

»Bleiben Sie, wie Sie sind, und widmen Sie unseren Anstalten die Zeit, die Sie brauchen würden, um das Galakleid anzuziehen.«

Entzückt verließ Ducorneau den Gesandten und lief eiligst weg, um zehn Minuten für den Appetit Seiner Excellenz zu gewinnen.

Während dieser Zeit ließen die drei Schelme das Mobiliar und die übrigen Gegenstände ihrer neuen Gewalt die Revue passiren.

»Schläft dieser Kanzlei im Hotel?« fragte Don Manoel.

»Nein: der Bursche hat einen guten Keller und muß irgendwo eine hübsche Frau oder eine Grisette haben. Es ist ein alter Junggeselle.«

»Der Portier?«

»Man wird sich seiner entledigen müssen.«

»Ich übernehme das.«

»Die anderen Bedienten des Hotel?«

»Miethbediente, deren Stelle unsere Verbündeten morgen einnehmen werden.«

»Was sagt die Küche? was die Vorrathskammer?«

»Todt! todt! der frühere Gesandte erschien nie im Hotel. Er hatte sein Haus in der Stadt.«

»Was sagt die Casse?«

»Was die Casse betrifft, so müssen wir den Kanzler befragen; das ist delicat.«

»Das übernehme ich,« sagte Beausire, »wir sind schon die besten Freunde der Welt.«

»Stille! er kommt.«

Ducorneau kam wirklich athemlos zurück. Er hatte den Traiteur in der Rue des-Bons-Enfans benachrichtigt, aus seinem Cabinet sechs Flaschen von ehrwürdigem Aussehen genommen, und sein freudiges Gesicht verkündigte alle die guten Geneigtheiten, welche die zwei Sonnen, Natur und Diplomatie, zu combiniren wissen, um das zu vergolden, was die Cyniker die menschliche Façade nennen.

»Eure Excellenz wird nicht in den Speisesaal hinabgehen?« fragte er.

»Nein, nein, wir speisen auf dem Zimmer, unter uns, am Kamin.«

»Der gnädigste Herr erfüllt mich mit Freude. Hier ist der Wein.«

»Topase!« sagte Beausire, indem er eine der Flaschen zur Höhe einer Kerze emporhob.

»Setzen Sie sich, Herr Kanzler, wahrend mein Kammerdiener den Tisch deckt.«

Ducorneau setzte sich.

»An welchem Tag sind die letzten Depeschen angekommen?« fragte der Gesandte.

»Am Vorabend bei Abreise Ihres ... des Vorgängers Eurer Excellenz.«

»Wohl! die Gesandtschaft ist in gutem Zustand?«

»Oh! ja, gnädigster Herr.«

»Keine schlechten Geldangelegenheiten?«

»Nicht. daß ich wüßte.«

»Keine Schulden? ... Oh! sprechen Sie. Wenn solche vorhanden wären, so würden wir damit anfangen, daß wir sie bezahlten. Mein Vorgänger ist ein wackerer Mann, für den ich mich solidarisch verbindlich mache.«

»Gott sei Dank, der gnädige Herr wird das nicht nöthig haben; die Credite sind angewiesen worden, und am andern Tage nach der Abreise des vorigen Gesandten kamen hunderttausend Livres hier an.«

»Hunderttausend Livres!« riefen, ganz erschrocken vor Freude, gleichzeitig Beausire und Don Manoel.

»In Gold,« sagte der Kanzler.

»In Gold,« wiederholte der Gesandte, der Secretär und sogar der Kammerdiener.

»Somit,« sagte Beausire, seine Aufregung bewältigend, »somit enthält die Casse ...«

»Einmal hunderttausend dreihundert und achtundzwanzig Livres, Herr Secretär.«

»Das ist wenig,« sprach Don Manoel kalt; »doch Ihre Majestät hat zum Glück Fonds zu unserer Verfügung gestellt. Ich sagte Ihnen ja, mein Lieber,« fuhr er, sich an Beausire wendend, fort, »ich sagte Ihnen, es würde uns in Paris daran fehlen.«

»Ja, wenn Eure Excellenz nicht ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte,« erwiderte Beausire ehrerbietig.

Von dieser wichtigen Mittheilung des Kanzlers an nahm die Heiterkeit der Gesandtschaft beständig zu.

Ein gutes Abendbrod, bestehend aus einem Salmen, ungeheuren Krebsen, Schwarzfleisch und Cremen, vermehrte die Begeisterung der portugiesischen Herren nicht wenig.

Ducorneau, dem man es behaglich gemacht, aß wie zehn Granden Spaniens und zeigte seinen Vorgesetzten, wie ein Pariser aus der Rue Saint-Honoré die Weine von Porto und Xeres als Weine von Brie oder Tonnerre behandelte.

XXVII.

Die Herren Böhmer und Bossange.

Herr Ducorneau segnete noch den Himmel, daß er ihm einen Gesandten geschickt, der die französische Sprache der portugiesischen und die portugiesischen Weine den französischen vorzog; er schwamm in jener köstlichen Glückseligkeit, die der befriedigte und dankbare Magen dem Gehirn bereitet, als ihn Herr von Suza zum Schlafengehen ermahnte.

Ducorneau stand auf, und in einer sehr gefährlichen Reverenz, die sich an eben so vielen Möbeln anhing wie der Zweig eines wilden Rosenstocks an Blättern in einem Gebüsch, erreichte der Kanzler die Thüre und die Straße.

Beausire und Don Manoel hatten dem Wein der Gesandtschaft nicht genug zugesprochen, um sogleich dem Schlafe zu unterliegen.

Ueberdieß mußte der Kammerdiener nach seinen Herren ebenfalls zu Nacht speisen, ein Geschäft, das der *Commandeur* mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit den von dem Herrn Gesandten und seinem Secretär gegebenen Vorschriften gemäß vollführte.

Der ganze Plan für den nächsten Tag war entworfen. Die drei Verbündeten nahmen eine Recognoscirung im Hotel vor, nachdem sie sich versichert hatten, daß der Portier schlief.

Durch die Thätigkeit des nüchternen Ducorneau ging am andern Morgen die Gesandtschaft aus ihrer Lethargie hervor. Schreibtische, Mappen, Schreibzeuge, Galakleider, im Hofe tänzelnde Pferde zeigten das Leben da an, wo am Tage zuvor noch Alles still und todt gewesen war.

Rasch verbreitete sich das Gerücht im Quartier, eine hohe Person, mit wichtigen Geschäften beauftragt, sei in der Nacht von Portugal angekommen.

Dieses Gerücht, das unfern drei Schelmen Credit geben sollte, war für sie eine Quelle immer neuer Beängstigungen.

Die Polizei der Herren von Crosne und von Breteuil hatte in der That große Ohren, die sie bei einer solchen Vorkommenheit gut zu schließen sich wohl hüten mußte; sie hatte Argus-Augen, die sie sicherlich nicht zumachte, wenn es sich um die Herren Diplomaten von Portugal handelte.

Don Manoel bemerkte aber Beausire, mit Kühnheit könnte man es verhindern, daß die Nachforschungen der Polizei vor acht Tagen zu Verdachten, die Verdachte vor vierzehn Tagen zu Gewißheiten würden, daß folglich vor zehn Tagen, was der Mittelzeitpunkt, nichts die Verbindung in ihrer Bewegung beengen würde, welche Verbindung, um gut zu Werke zu gehen, ihre Operationen vor Ablauf von sechs Tagen beendigt haben mußte.

Die Morgenröthe war eben angebrochen, als zwei Miethwagen das Gepäcke der neun Bursche, welche das Personal der Gesandtschaft zu bilden bestimmt waren, in's Hotel brachten.

Sie wurden von Beausire sehr rasch in ihre Stellen eingesetzt. Einen verwendete man bei der Casse, den Andern bei den Archiven, ein Dritter nahm die Stelle des bisherigen Portier ein, dem Ducorneau selbst unter dem Vorwand, er verstehe nicht Portugiesisch, den Abschied gab. Das Hotel war also von dieser Garnison bevölkert, welche die Zugänge jedem Profanen verwehren sollte.

Die Polizei ist im höchsten Grade profan gegen diejenigen, welche politische oder andere Geheimnisse haben.

Gegen Mittag stieg Don Manoel, genannt Suza, sehr elegant gekleidet, in einen anständigen Wagen, den Beausire um 500 Livres für einen Monat, wobei er vierzehn Tage vorausbezahlte, gemiethet hatte.

Er fuhr nach dem Hause der Herren Böhmer und Bossange in Gesellschaft seines Secretärs und seines Kammerdieners.

Der Kanzler erhielt den Befehl, unter seinem Couvert und wie gewöhnlich in Abwesenheit der Gesandten alle Geschäfte in Beziehung auf Pässe, Entschädigungen und Unterstützungen zu besorgen, mit dem Auftrage jedoch, nur mit dem Gutheißen des Herrn Secretärs Zahlungen zu machen oder Rechnungen zu berichtigen.

Diese Herren wollten die Summe von hunderttausend Livres, die Hauptwurzel der ganzen Operation, unberührt erhalten.

Man belehrte den Herrn Gesandten, die Juweliere der Krone wohnen auf dem Quai de l'Ecole, wo sie gegen ein Uhr Nachmittags vorfuhren.

Der Kammerdiener klopfte bescheiden an die Thüre des Juweliers, welche mittelst starker Schlösser verschlossen und wie eine Gefängnißthüre mit großen breiten Nägeln versehen war.

Die Kunst hatte diese Nägel so angebracht, daß sie mehr oder minder angenehme Zeichnungen bildeten. Nur war erwiesen, daß nie Bohrer, Säge oder Feile ein Stück Holz hätte angreifen können, ohne sich einen Zahn auf einem Stück Eisen zu zerbrechen.

Ein Schieber, vor welchem ein Gitter, öffnete sich, und eine Stimme fragte den Kammerdiener, was er zu wissen wünsche.

»Der Herr Gesandte von Portugal will die Herren Böhmer und Bossange sprechen,« antwortete der Kammerdiener.

Alsbald erschien ein Gesicht im ersten Stock, dann vernahm man hastige Schritte auf der Treppe. Die Thüre wurde geöffnet.

Don Manoel stieg mit vornehmer Langsamkeit aus dem Wagen.

Beausire war zueist ausgestiegen, um Seiner Excellenz den Arm anzubieten.

Der Mann, der den beiden Portugiesen mit so großem Eifer entgegenkam, war Herr Böhmer selbst, der, als er den Wagen halten gehört, durch die Fensterscheiben hinausgeschaut hatte und, als das Wort *Gesandter* zu seinen Ohren gedrungen, fortgeeilt war, um Seine Excellenz nicht warten zu lassen.

Der Juwelier verwickelte sich ganz in Entschuldigungen, während Don Manoel die Treppe hinaufstieg.

Herr Beausire bemerkte, daß hinter ihnen eine stämmige alte Magd Schlösser und Riegel schloß, wovon ein großer Luxus an der Hausthüre vorhanden war.

Da Herr Beausire diese Beobachtungen geflissentlich zu machen schien, so sagte Herr Böhmer zu ihm:

»Verzeihen Sie, mein Herr, wir sind bei unserem unglücklichen Gewerbe dergestalt gefährdet, daß jede Vorsichtsmaßregel in unserem Hause zur Gewohnheit geworden ist.«

Don Manoel war gleichgültig geblieben; Böhmer sah es und wiederholte ihm selbst die Worte, auf welche Beausire ein angenehmes Lächeln gespendet hatte. Als aber der Gesandte sein Gesicht eben so wenig beim ersten Male, als beim zweiten veränderte, sagte Böhmer, aus der Fassung gebracht:

»Verzeihen Sie, Herr Gesandter ...«

»Seine Excellenz spricht nicht Französisch und kann Sie nicht verstehen, mein Herr,« erwiderte Beausire; »ich will ihm aber Ihre Entschuldigung übersetzen, wofern Sie nicht,« fügte er eiligst bei, »wofern Sie nicht selbst Portugiesisch sprechen, mein Herr.«

»Nein, mein Herr, nein.«

»Ich werde also für Sie sprechen.«

Und Beausire wälschte einige portugiesische Worte zu Don Manoel, die dieser in derselben Sprache erwiderte.

»Seine Excellenz der Herr Graf von Suza, Gesandter Ihrer Allergläubigsten Majestät, nimmt gnädigst Ihre Entschuldigungen an, mein Herr, und beauftragt mich, Sie zu fragen, ob es wahr sei, daß Sie ein schönes Halsband von Diamanten noch in Ihrem Besitze haben.«

Böhmer hob den Kopf in die Höhe und schaute Beausire wie ein Mann an, der seine Leute zu messen weiß.

Beausire hielt den Angriff als geschickter Diplomat aus.

»Ein Halsband von Diamanten,« sprach Böhmer langsam, »ein sehr schönes Halsband.«

»Das, welches Sie der Königin von Frankreich angeboten und wovon Ihre Allergläubigste Majestät hat sprechen hören,« fügte Beausire bei.

»Der Herr ist bei der Gesandtschaft angestellt?« fragte Böhmer.«

»Ich bin der Privatsecretär des Herrn Gesandten.«

Don Manoel hatte sich als vornehmer Mann gesetzt und schaute die Malereien eines zierlich schönen Zimmers an, das auf den Quai ging.

Eine herrliche Sonne beleuchtete die Seine, und die ersten Pappelbäume zeigten ihre zartgrünen Schützlinge über dem noch vom Aufthauen angeschwollenen und gelben Wasser.

Don Manoel ging von der Betrachtung der Gemälde auf die der Landschaft über.

»Mein Herr,« sprach Beausire, »es scheint, Sie haben nicht ein Wort von dem, was ich Ihnen gesagt habe, gehört.«

»Wie, mein Herr!« erwiderte Böhmer, etwas verblüfft durch den lebhaften Ton von Beausire.

»Ich sehe, daß Seine Excellenz ungeduldig wird, Herr Juwelier.«

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagte Böhmer, »ich darf mein Halsband nicht zeigen, ohne daß mein Associé, Herr Bossange. anwesend ist.«

»Nun. so lassen Sie Ihren Associé kommen.«

Don Manoel näherte sich und begann mit seiner eisigen Miene, bei es nicht an einer gewissen Majestät gebrach, in portugiesischer Sprache eine Anrede, bei welcher Beausire wiederholt respektvoll sein Haupt verneigte.

Dann drehte er den Rücken und setzte seine Beschauung an den Fensterscheiben fort.

»Mein Herr, Seine Excellenz sagt zu mir, sie warte schon zehn Minuten, und sie sei nicht gewohnt, irgendwo zu warten, nicht einmal bei den Königen.«

Böhmer verbeugte sich, ergriff eine Klingelschnur und zog daran.

Nach einer Minute trat eine andere Gestalt in das Zimmer. Es war Herr Bossange, der Associé.

Böhmer setzte ihm die Sache mit ein paar Worten aus einander. Bossange warf einen Blick auf die zwei Portugiesen und verlangte dann von Böhmer seinen Schlüssel, um die Casse zu öffnen.

»Mir scheint,« dachte Beausire, »die ehrlichen Leute nehmen eben so viele Vorsichtsmaßregeln gegen einander, als die Diebe.«

Nach zehn Minuten kam Herr Bossange zurück und brachte ein Etui iu seiner linken Hand; seine rechte war unter seinem Rock verborgen. Beausire sah sehr deutlich das Relief von zwei Pistolen.

»Wir können gut aussehen,« sagte Don Manoel ernst in portugiesischer Sprache, »aber diese Kaufleute halten uns eher für Spitzbuben, als für Gesandte.«

Und während er diese Worte sprach, schaute er die Juweliere scharf an, um in ihren Gesichtern die geringste Bewegung zu erhaschen, falls sie Portugiesisch verstehen sollten.

Nichts erschien, nichts als ein Halsband, so wunderbar schön, daß der Glanz ihn blendete.

Vertrauensvoll gab man das Etui in die Hände von Don Manoel, doch rasch und zornig sprach dieser zu seinem Secretär:

»Mein Herr, sagen Sie diesen Burschen, sie machen Mißbrauch von der Erlaubniß, die ein Kaufmann hat, dumm zu sein. Sie zeigen mir Straß,

während ich die Diamanten von ihnen verlange. Sagen Sie ihnen, ich werde mich beim französischen Ministerium beklagen und im Namen meiner Königin Unverschämte, die einen Gesandten Portugals mystificiren, in die Bastille werfen lassen.«

So sprechend, schleuderte er das Etui mit umgekehrter Hand auf das Comptoir.

Beausire hatte nicht nöthig, alle diese Worte zu übersetzen, die Pantomime genügte.

Böhmer und Bossange überstürzten sich in Entschuldigungen und sagten, in Frankreich zeige man Modelle von Diamanten, falschen Schmuck, Alles, um ehrliche Leute zu befriedigen, aber um nicht Diebe anzulocken oder in Versuchung zu führen.

Herr von Suza machte eine energische Geberde und ging unter den Augen der erschrockenen Kaufleute auf die Thüre zu.

»Seine Excellenz beauftragt mich, Ihnen zu sagen« fuhr Beausire fort, »er sei ärgerlich, daß Leute, die den Titel Juweliere der Krone von Frankreich führen, einen Gesandten nicht von einem Schuft zu unterscheiden wissen, und Seine Excellenz kehrt in ihr Hotel zurück.«

Die Herren Böhmer und Bossange machten sich ein Zeichen und verbeugten sich, wobei sie abermals ihre ganze Achtung betheuerten.

Herr von Suza trat ihnen beinahe auf die Füße und ging hinaus.

Die Kaufleute schauten sich offenbar ängstlich an und bückten sich beinahe bis auf den Boden.

Beausire folgte stolz seinem Gebieter.

Der Alte öffnete die Schlösser der Thüre.

»Nach dem Gesandtschaftshotel. Rue de la Jussienne!« rief Beausire dem Kammerdiener zu.

»Nach dem Gesandtschaftshotel!« rief der Kammerdiener dem Kutscher zu.

Böhmer horchte beim Schieber.

»Ein verfehltes Geschäft,« brummte der Bediente.

»Ein abgemachtes Geschäft,« sagte Beausire; »In einer Stunde werden diese Tölpel bei uns sein.«

Der Wagen rollte fort, als ob er von acht Rossen gezogen würde.

XXVIII.

Bei der Gesandtschaft.

Bei ihrer Rückkehr in's Gesandtschaftshotel fanden diese Herren Ducorneau, der ruhig in seiner Schreibstube zu Mittag speiste.

Beausire bat ihn, zum Gesandten hinaufzugehen, und sprach folgende Worte zu ihm:

»Sie begreifen, lieber Kanzler, daß ein Mann, wie Herr von Suza, nicht ein gewöhnlicher Mann ist.«

»Ich habe es bemerkt,« erwiderte der Kanzler.

»Seine Excellenz will in Paris einen ausgezeichneten Platz unter den Reichen und den Leuten von Geschmack einnehmen,« fuhr Beausire fort; »damit sage ich Ihnen, daß der Aufenthalt in diesem gemeinen Hotel in der Rue Jussienne für Seine Excellenz unerträglich ist; dem zu Folge würde es sich darum handeln, eine andere Privatwohnung für Herrn von Suza zu finden.«

»Das wird den diplomatischen Verkehr erschweren,« entgegnete der Kanzler; »wir werden der Unterschriften wegen viel zu laufen haben.«

»Seine Excellenz wird Ihnen einen Wagen geben, mein lieber Herr Ducorneau,« antwortete Beausire.

Ducorneau wäre vor Freude beinahe in Ohnmacht gefallen.

»Mir einen Wagen!« rief er.

»Es ist ärgerlich, daß Sie nicht daran gewöhnt sind,« fuhr Beausire fort, »ein würdiger Gesellschafts-Kanzler muß seinen Wagen haben; doch hievon zu geeigneter Zeit. Legen wir dem Kanzler für den Augenblick Rechenschaft von dem Zustand der auswärtigen Angelegenheiten ab; die Casse, wo ist sie?«

»Hier oben, in der Wohnung des Gesandten!«

»So fern von Ihnen?«

»Eine Sicherheitsmaßregel, mein Herr; es ist schwieriger für die Diebe, im ersten Stock einzudringen, als hier im Erdgeschosse.«

»Diebe,« versetzte Beausire mit verächtlichem Tone, »wegen einer so kleinen Summe!«

»Hunderttausend Livres!« rief Ducorneau. »Teufel! man sieht wohl, daß Herr von Suza reich ist! Es sind keine hunderttausend Livres in allen Gesandtschafts-Cassen.«

»Wollen wir die Untersuchung und Beurkundung vornehmen?« sagte Beausire; »ich habe Eile, an meine Geschäfte zu gehen.«

Die Casse wurde gestürzt, und es fanden sich die hunderttausend Livres in schöner, klingender Münze, halb Silber, halb Gold.

Ducorneau bot seinen Schlüssel; Beausire schaute ihn eine Zeit lang an, um die sinnreichen Guillochuren und die complicirten Kleezüge zu bewundern.

Er hatte geschickt einen Abdruck mit Wachs genommen.

Dann gab er ihn dem Kanzler zurück und sagte zu diesem:

»Herr Ducorneau, er ist besser in Ihren Händen, als in den meinigen; gehen wir zum Herrn Gesandten.«

Man fand Don Manoel unter vier Augen mit der nationalen Chocolade. Er schien sehr von einem mit Ziffern bedeckten Papier in Anspruch genommen. Als er seinen Kanzler erblickte, fragte er:

»Kennen Sie die Geheimschrift der früheren Korrespondenz?«

»Nein, Eure Excellenz.«

»Nun! Sie sollen fortan eingeweiht sein, mein Herr; Sie werden mich dadurch einer Menge langweiliger Details überheben; ah! wie ist es mit der Casse?« fragte er Beausire.

»Im besten Zustand, wie Alles, was zum Ressort von Herrn Ducorneau gehört,« erwiderte Beausire.

»Die hunderttausend Livres?«

»Liquid, mein Herr.«

»Gut, setzen Sie sich, Herr Ducorneau; Sie sollen mir eine Auskunft geben.«

»Ich bin zu den Befehlen Eurer Excellenz,« sagte der Kanzler strahlend.

»Hören Sie, wie sich die Sache verhält: Staatsangelegenheit, Herr Ducorneau.«

»Oh! ich höre, gnädiger Herr,« sprach der würdige Kanzler.

Und er rückte seinen Stuhl näher hinzu.

»Eine wichtige Angelegenheit, bei der ich Ihrer Erleuchtung bedarf. Kennen Sie ehrliche Juweliere in Paris?«

»Da sind die Herren Böhmer und Bossange, Juweliere der Krone,« antwortete der Kanzler.

»Gerade diese sind es, deren ich mich nicht bedienen will,« sprach Don Manoel, »ich verlasse sie eben, um sie nie wieder zu sehen.«

»Haben sie das Unglück gehabt, die Unzufriedenheit Eurer Excellenz zu erregen?«

»In hohem Grade, Herr Corno.«

»Oh! wenn ich etwas minder zurückhaltend sein dürfte, wenn ich es wagte ...«

»Wagen Sie es.«

»Ich würde fragen, worin diese Leute, die in ihrem Gewerbe im besten Rufe stehen ...«

»Es sind wahre Juden, Herr Corno, und ihr schlechtes Benehmen hat zur Folge, daß sie eine oder zwei Millionen verlieren.«

»Oh!« rief Ducorneau gierig.

»Ich war von Ihrer Allergetreusten Majestät abgesandt, um ein Halsband von Diamanten zu kaufen.«

»Ja, ja, das bekannte Halsband, das der selige König für Madame Dubarry bestellt hatte, ich weiß, ich weiß.«

»Sie sind ein kostbarer Mann, Sie wissen Alles. Nun! ich wollte also das Halsband kaufen; da die Sachen aber so gehen, so kaufe ich es nicht.«

»Soll ich einen Schritt thun?«

»Herr Corno!«

»Einen diplomatischen, sehr diplomatischen, gnädigster Herr?«

»Das wäre gut, wenn Sie diese Leute kennen würden.«

»Bossange ist ein entfernter Verwandter von mir.«

Don Manoel und Beausire schauten sich an.

Es trat ein Stillschweigen ein.

Plötzlich öffnete einer der Bedienten die Thüre und meldete:

»Die Herren Böhmer und Bossange.«

Don Manoel stand rasch auf und rief mit zorniger Stimme:

»Schicken Sie diese Leute weg!«

Der Bediente machte einen Schritt, um zu gehorchen.

»Nein, jagen Sie sie selbst fort, Herr Secretär,« fügte der Gesandte bei.

»Um Gottes willen!« sprach Ducorneau flehend, »lassen Sie mich den Befehl Seiner Excellenz vollziehen; ich werde ihn mildern, da ich ihn nicht aufheben kann.«

»Thun Sie es, wenn Sie wollen,« sagte Don Manoel mit gleichgültigem Tone.

Beausire näherte sich ihm in dem Augenblick, wo Ducorneau hinauseilte.

»Ah! diese Sache ist also zu scheitern bestimmt,« sagte Don Manoel.

»Nein, Ducorneau wird das Geschäft wieder in's Geleise bringen.«

»Er wird es vollends in Verwirrung bringen. Unglücklicher; wir haben nur Portugiesisch bei den Juwelieren gesprochen. Sie sagten, ich verstehe kein Wort Französisch, Ducorneau wird Alles verderben.«

»Ich laufe nach.«

»Es ist vielleicht gefährlich, wenn Sie sich zeigen, Beausire.«

»Sie werden sehen, daß dieß nicht der Fall ist; geben Sie mir Vollmacht.«

»Bei Gott!«

Beausire ging hinaus.

Ducorneau hatte unten Böhmer und Bossange getroffen, deren Haltung sich seit ihrem Eintritt im Gesandtschaftshotel im Sinne der Höflichkeit, wenn auch nicht in dem des Vertrauens gänzlich geändert hatte.

Sie rechneten wenig auf den Anblick eines bekannten Gesichtes und bewegten sich sehr steif in den ersten Zimmern.

Als Bossange Herrn Ducorneau erblickte, gab er einen Schrei freudigen Erstaunens von sich.

»Sie hier!« sagte er.

Und er näherte sich, um ihn zu umarmen.

»Ah! ah! Sie sind sehr liebenswürdig,« sprach Ducorneau. »Sie haben die Güte, mich hier anzuerkennen, mein Herr Vetter, der reiche Kauz. Etwa, weil ich bei einer Gesandtschaft bin?«

»Meiner Treue! ja,« erwiderte Bossange, »verzeihen Sie mir, wenn wir ein wenig fremd waren, und thun Sie mir einen Gefallen.«

»Ich bin deßwegen hierher gekommen.«

»Oh! ich danke. Sie sind also der Gesandtschaft beigegeben?«

»Ja.«

»Eine Auskunft!«

»Welche, und worüber?«

»Ueber die Gesandtschaft selbst.«

»Ich bin der Kanzler derselben.«

»Oh! vortrefflich. Wir wollen mit dem Gesandten sprechen.«

»Ich komme in seinem Auftrage.«

»In seinem Auftrage! um uns was zu sagen?«

»Daß er Sie auffordere, sein Hotel zu verlassen, und zwar rasch, meine Herren.«

Die zwei Juweliere schauten sich bestürzt an.

»Weil Sie,« sprach Ducorneau mit gewichtiger Miene, »weil Sie ungeschickt und unverständig gewesen sind, wie es scheint.«

»Hören Sie uns doch an.«

»Das ist unnöthig,« sagte plötzlich Beausire, der kalt und stolz auf der Schwelle des Zimmers erschien. »Herr Ducorneau, Seine Excellenz hat Sie beauftragt, diese Herren wegzuschicken, thun Sie das.«

»Herr Sekretär ...«

»Gehorchen Sie!« rief Beausire mit verächtlichem Tone.

Und er ging vorüber.

Der Kanzler nahm seinen Verwandten bei der rechten Schulter, den Associé des Verwandten bei der linken Schulter und schob Beide sachte hinaus.

»Das ist ein verfehltes Geschäft,« sagte er.

»Wie empfindlich doch diese Fremden sind,« murmelte Böhmer, der ein Deutscher war.

»Wenn man Herr von Suza heißt und neunmal hunderttausend Livres Einkünfte hat, mein lieber Vetter,« sagte der Kanzler, »so ist man berechtigt, zu sein, was man will.«

»Ah!« seufzte Bossange, »ich habe es Ihnen wohl gesagt, Böhmer, Sie sind zu starr in den Geschäften.«

»Ei!« erwiderte der hartnäckige Deutsche, »bekommen wir sein Geld nicht, so bekommt er unser Halsband nicht.«

Man näherte sich der Hausthüre.

Ducorneau lachte. »Wißt Ihr, was ein Portugiese ist?« sagte er verächtlich; »wißt Ihr, was ein Gesandter ist, Ihr Bürgersleute, die Ihr seid? Nein. Nun wohl, ich will es Euch sagen. Der Lieblingsgesandte einer Königin, Herr Potemkin, kaufte jedes Jahr am ersten Januar für die Königin einen Korb Kirschen, der hunderttausend Thaler kostete, tausend Livres die Kirsche: nicht war, das ist hübsch? Wohl! Herr von Suza wird die Bergwerke Brasiliens kaufen, um in den Gängen einen Diamant zu finden, der so groß ist, als die Eurigen alle zusammen. Das kostet ihn zwanzig Jahre von seinen Einkünften, zwanzig Millionen; doch, was ist ihm daran gelegen, er hat keine Kinder . . . Verstanden!«

Und er war im Begriff, die Thüre zuzumachen; da besann sich Bossange eines Bessern und sagte zu ihm:

»Bringen Sie das wieder in Ordnung, und Sie bekommen ...«

»Hier ist man unbestechlich,« erwiderte Ducorneau.

Und er schloß die Thüre.

An demselben Abend erhielt der Graf folgenden Brief:

»Euere Excellenz!

»Ein Mann, der Ihre Befehle erwartet und die ehrerbietigen Entschuldigungen Ihrer unterthänigen Diener zu überbringen wünscht, ist vor der Thüre ihres Hotels; auf ein Zeichen Eurer Excellenz wird er in die Hände eines Ihrer Leute das Halsband niederlegen, dem das Glück zu Theil geworden ist, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

»Genehmigen Sie, gnädigster Herr, die Versicherung tiefer Ehrfurcht u. s. w. u. s. w.

»Böhmer und Bossange.«

»Nun!« sprach Don Manoel, nachdem er diesen Brief gelesen hatte, »das Halsband gehört uns.«

»Nein, nein,« entgegnete Beausire, »es gehört uns erst, wenn wir es gekauft haben; kaufen wir es?«

»Wie?«

»Eure Excellenz versteht das Französische nicht, das ist abgemacht; vor Allem aber entledigen wir uns des Herrn Kanzlers.«

»Wie?«

»Auf die allereinfachste Art; man muß ihm eine wichtige diplomatische Sendung geben, das übernehme ich.«

»Sie haben Unrecht, er wird hier unsere Bürgschaft sein.«

»Er wird sagen, Sie sprechen Französisch wie Herr Bossange und ich.«

»Er wird es nicht sagen, wenn ich ihn darum bitte.«

»Gut, er bleibe, lassen Sie den Mann mit den Diamanten eintreten.«

Der Mann wurde eingeführt; es war Herr Böhmer in Person, Böhmer, der die tiefsten Bücklinge schnitt und die demüthigsten Entschuldigungen stammelte: worauf er seine Diamanten überreichte und Miene machte, sie zur Prüfung zurückzulassen.

Don Manoel behielt sie.

»Genug der Proben,« sagte Beausire, »Sie sind ein mißtrauischer Kaufmann; Sie müssen ehrlich sein. Setzen Sie sich hierher und lassen Sie uns sprechen, da Ihnen der Herr Gesandte verzeiht.«

»Ach! welche Mühe hat man, was muß man ausstehen, um zu verkaufen!« seufzte Böhmer.

»Welche Mühe macht man sich, um zu stehlen!« dachte Beausire.

XXIX.

Der Handel.

Nun verstand sich der Herr Gesandte dazu, das Halsband im Einzelnen zu untersuchen.

Herr Böhmer zeigte begierig jedes Stück und hob jede Schönheit hervor.

»Ueber die Gesammtheit dieser Steine,« sagte Beausire, mit dem Don Manoel portugiesisch gesprochen hatte, »über die Gesammtheit weiß der Herr Gesandte nichts zu sagen, diese ist befriedigend. Was die Diamanten selbst betrifft, so ist nicht dasselbe der Fall: Seine Excellenz hat zehn ein wenig gepickte, ein wenig fleckige gezählt.«

»Oh!« machte Böhmer.

»Seine Excellenz,« unterbrach ihn Beausire, »versteht sich besser als Sie auf Diamanten; die adeligen Portugiesen spielen in Brasilien mit Diamanten, wie hier die Kinder mit Glas.«

Don Manoel legte wirklich den Finger auf mehrere Diamanten hinter einander, und machte mit bewunderungswürdiger Scharfsicht die unscheinbaren Fehler bemerkbar, die vielleicht sogar ein Kenner nicht getadelt hätte.

»So aber, wie es ist,« sprach Böhmer, etwas erstaunt darüber, daß er in einem so vornehmen Herrn einen so feinen Juwelier erblickte, »so wie es ist, ist dieses Halsband die schönste Verbindung von Diamanten, die es in diesem Augenblick in Europa gibt.«

»Das ist wahr,« erwiderte Don Manoel, und auf ein Zeichen fügte Beausire bei:

»Wohl, Herr Böhmer; hören Sie, wie sich die Sache verhält. Ihre Majestät die Königin von Portugal hat von dem Halsband sprechen gehört; sie hat Seine Excellenz beauftragt, über den Ankauf zu unterhandeln, nachdem der Herr Gesandte die Diamanten gesehen. Die Diamanten sagen Seiner Excellenz zu; was verlangen Sie für das Halsband?«

»Sechzehnmal hunderttausend Livres.«

Beausire wiederholte seinem Gesandten die Zahl.

»Das ist um hunderttausend Livres zu theuer,« sprach Don Manoel.

»Gnädiger Herr,« erwiderte Böhmer, »man kann den Nutzen bei einem Gegenstand von dieser Bedeutung nicht genau berechnen; es waren, um einen Schmuck von diesem Werth zu verfertigen, Nachforschungen und Reisen erforderlich, über die man erschrecken würde, wenn man sie kannte, wie ich.«

»Hunderttausend Livres zu theuer,« wiederholte der zähe Portugiese.

»Und wenn Ihnen der Herr Gesandte dieß sagt,« fügte Beausire bei, »so muß es bei ihm Ueberzeugung sein, denn Seine Excellenz handelt nie.«

Böhmer schien ein wenig erschüttert. Nichts beruhigt argwöhnische Kaufleute so sehr, als ein Käufer, der handelt.

Nachdem er einen Augenblick gezögert, sprach er:

»Ich kann unmöglich eine Preisherabsetzung unterschreiben, welche die Differenz des Gewinns oder Verlustes zwischen meinem Associé und mir bildet.«

Don Manoel hörte die Übersetzung von Beausire und stand auf.

Beausire schloß das Etui und gab es Böhmer.

»Ich werde indessen mit Herrn Bossange reden,« sagte der Letztere; »ist das Euer Excellenz genehm?«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Beausire.

»Ich will damit sagen, der Herr Gesandte scheine fünfzehnmal hunderttausend Livres für das Halsband geboten zu haben.«

»Ja.«

»Bleibt Seine Excellenz bei ihrem Preis?«

»Seine Excellenz geht nie von dem, was sie gesagt hat, zurück,« erwiderte Beausire, »aber Seine Excellenz weicht nicht immer vor dem Verdruß zurück, zu handeln oder mit sich handeln zu lassen.«

»Herr Secretär, begreifen Sie nicht, daß ich mit meinem Associé sprechen muß?«

»Oh! vollkommen, Herr Böhmer.«

»Vollkommen,« erwiderte in portugiesischer Sprache Don Manoel, zu welchem die Aeußerung Böhmers gelangt war; »aber für mich ist auch eine rasche Lösung nothwendig.«

»Wohl! gnädiger Herr, wenn mein Associé die Herabsetzung annimmt, so nehme ich sie zum Voraus an.«

»Gut.«

»Der Preis ist also nun fünfzehnmal hunderttausend Livres.«

»Es sei.«

»Es bleibt nur noch,« sagte Böhmer, »abgesehen von der Ratification des Herrn Bossange ...«

»Natürlich.«

»Es bleibt nur noch die Zahlungsweise.«

»Sie werden in dieser Hinsicht nicht die geringste Schwierigkeit haben,« erwiderte Beausire. »Wie wollen Sie bezahlt sein?«

»Ei! in baarem Gelde, wenn es möglich ist!« rief Böhmer lachend.

»Was nennen Sie baares Geld?« fragte Beausire kalt.

»Oh! ich weiß wohl, daß Niemand anderthalb Millionen in klingender Münze zu geben hat!« rief Böhmer seufzend.

»Und Sie würden selbst darüber in Verlegenheit sein, Herr Böhmer.«

»Herr Secretär, ich werde indessen nie in den Verkauf ohne Barzahlung einwilligen.«

»Das ist nicht mehr als billig,« erwiderte Beausire.

Und er wandte sich gegen Don Manoel und fragte:

»Wie viel würde Euere Excellenz Herrn Böhmer baares Geld geben?«

»Hunderttausend Livres,« antwortete der Portugiese.

»Hunderttausend Livres bei Unterzeichnung des Kaufes,« sagte Beausire zu Böhmer.

»Und das Uebrige?« fragte dieser.

»In der Zeit, die eine Tratte braucht, um von Paris nach Lissabon zu gehen, wenn Sie nicht lieber den von Lissabon nach Paris abgeschickten Avis abwarten wollen.«

»Oh!« erwiderte Böhmer, »wir haben einen Correspondenten in Lissabon; schreiben wir ihm ...«

»Gut,« sagte Beausire, spöttisch lachend, »schreiben Sie ihm; fragen Sie ihn, ob Herr von Suza zahlungsfähig und ob Ihre Majestät die Königin für

vierzehnmal hunderttausend Livres gut sei.«

»Mein Herr,« stammelte Böhmer ganz verwirrt.

»Nehmen Sie an, oder ziehen Sie andere Bedingungen vor?«

»Die, welche der Herr Secretär mir zuerst stellen wollte, scheinen mir annehmbar. Sollen Raten bei der Bezahlung stattfinden?«

»Drei Raten, jede von fünfmalhunderttausend Livres, und daraus ginge für Sie eine schöne Reise hervor.«

»Eine Reise nach Lissabon?«

»Warum nicht? In drei Monaten anderthalb Millionen eincassiren, das lohnt sich doch der kleinen Mühe.«

»Oh! gewiß, aber ...«

»Ueberdieß reisen Sie auf Kosten der Gesandtschaft, und ich, oder der Herr Kanzler, wir werden Sie begleiten.«

»Ich würde die Diamanten bei mir haben?«

»Ohne allen Zweifel, wenn Sie es nicht vorziehen, die Tratten von hier abzuschicken und die Diamanten allein gehen zu lassen.«

»Ich weiß nicht ... ich ... glaube ... die Reise wäre unnöthig, und ...«

»Das ist auch meine Ansicht. Man würde hier unterzeichnen. Sie würden Ihre hunderttausend Livres baar Geld hier in Empfang nehmen, den Verkauf unterzeichnen und die Diamanten Ihrer Majestät überbringen ... Wer ist Ihr Correspondent?«

»Die Herren Nunez Balboa und Gebrüder.«

Don Manuel schaute empor und sprach lächelnd:

»Das sind meine Banquiers.«

»Das sind die Banquiers Seiner Excellenz,« sagte Beausire ebenfalls lächelnd.

Böhmer schien zu strahlen; sein Gesicht hatte keine Wolke behalten; er verbeugte sich, als wollte er danken und Abschied nehmen.

Plötzlich führte ihn eine Betrachtung zurück.

»Was gibt es?« fragte Beausire unruhig.

»Das Wort ist gegeben?« sagte Böhmer.

»Ja gegeben.«

»Abgesehen ...«

»Abgesehen von der Ratifikation des Herrn Bossange, das haben wir gesagt.«

»Abgesehen von einem andern Fall,« fügte Böhmer bei.

»Ah! ah!«

»Mein Herr, das ist ganz zarter Natur, und die Ehre des portugiesischen Namens ist ein zu mächtiges Gefühl, als daß Seine Excellenz meinen Gedanken nicht begreifen sollte.«

»Welche Umschweife! Zur Sache!«

»Hören Sie. Das Halsband ist Ihrer Majestät der Königin von Frankreich angeboten worden.«

»Die es ausgeschlagen hat. Weiter?«

»Wir können das Halsband nicht für immer aus Frankreich weggehen lassen, ohne die Königin davon zu benachrichtigen; und die Ehrfurcht, die Loyalität sogar fordern, daß wir Ihrer Majestät der Königin den Vorzug geben.«

»Das ist richtig,« sprach Don Manoel mit Würde. »Ich wollte, ein portugiesischer Kaufmann würde ebenso sprechen, wie Herr Böhmer.«

»Ich bin sehr glücklich und sehr stolz, daß Seine Excellenz mir beizustimmen die Gnade hat. Folgendes sind also die zwei vorhergesehenen Fälle: Ratifikation der Bedingungen durch Bossange, zweite und definitive abschlägige Antwort Ihrer Majestät der Königin von Frankreich. Hiezu bitte ich Sie um drei Tage.«

»Von unserer Seite,« sagte Beausire, »hunderttausend Livres baar Geld, drei Tratten von fünfmal hunderttausend Livres in Ihre Hände gelegt, das Diamantkästchen dem Herrn Kanzler der Gesandtschaft oder mir übergeben, die wir geneigt sind, Sie nach Lissabon zu den Herren Nunez Balboa und Gebrüder zu begleiten. Vollständige Zahlung in drei Monaten. Reisekosten frei.

»Ja, Ew. Excellenz, ja, mein Herr,« sprach Böhmer sich verbeugend.

»Oh!« sagte Don Manoel, der nur Portugiesisch sprach.

»Was denn?« versetzte Böhmer, nun ebenfalls unruhig.

»Als Nadelgeld,« sprach der Gesandte, »einen Ring von tausend Bistolen für meinen Secretär, einen für meinen Kanzler, Ihren Reisegefährten, Herr Juwelier.«

»Das ist nur zu billig, gnädiger Herr,« murmelte Böhmer »ich hatte diese Ausgabe schon in meinem Geiste gemacht.«

Don Manoel entließ den Juwelier mit der Geberde eines vornehmen Herrn.

Die zwei Verbündeten blieben allein.

»Wollen Sie mir erklären,« sagte Don Manoel mit einer gewissen Heftigkeit zu Beausire, »erklären Sie mir, was für einen Teufelsgedanken Sie gehabt haben, daß die Diamanten nicht hier ausgeliefert werden sollen? Eine Reise nach Portugal, sind Sie verrückt? Konnte man nicht den Juwelieren die hunderttausend Livres geben und ihre Diamanten dagegen nehmen?«

»Sie nehmen Ihre Gesandtenrolle zu sehr im Ernst,« erwiderte Beausire. »Sie sind noch nicht ganz Herr von Suza für Herrn Böhmer.«

»Würde er unterhandelt haben, wenn er Verdacht gehabt hätte?«

»So lange es Ihnen beliebt. Es ist möglich, er hätte nicht unterhandelt; aber jeder Mensch, der fünfzehnmal hunderttausend Livres besitzt, glaubt sich über allen Königen und allen Gesandten der Welt. Jeder Mensch, der fünfzehnmal hunderttausend Livres gegen Papierstücke tauscht, will wissen, ob diese Papiere etwas werth sind.«

»Sie gehen also nach Portugal, Sie, der Sie gar nicht Portugiesisch verstehen? Ich sage Ihnen, Sie sind verrückt.«

»Keines Wegs. Sie werden selbst dahin gehen.«

»Oh! nein!« rief Don Manoel, »ich, nach Portugal zurückkehren, ich habe zu vortreffliche Gründe! Nein, nein.«

»Ich erkläre Ihnen, daß Böhmer seine Diamanten nie gegen Papiere gegeben hätte.«

»Papiere mit der Unterschrift eines Suza!«

»Ich sagte ja, er hält sich für Suza!« rief Beausire, in die Hände klatschend.

»Ich will lieber sagen hören, das Geschäft sei verfehlt.«

»Entfernt nicht. Kommen Sie hierher, Herr Commandeur,« sprach Beausire zu dem Kammerdiener, der auf der Schwelle erschien. »Nicht wahr, Sie wissen, um was es sich handelt?«

»Ja.«

»Sie behorchten mich?«

»Gewiß.«

»Sehr gut. Sind Sie der Ansicht, ich habe eine Dummheit begangen?«

»Ich bin der Ansicht, daß Sie hunderttausendmal Recht haben.«

»Sagen Sie, warum?«

»Herr Böhmer hätte nie aufgehört, das Hotel der Gesandtschaft und den Gesandten zu überwachen.«

»Nun?« fragte Don Manoel.

»Mit seinem Geld in der Hand, seinem Etui an der Seite wird Herr Böhmer keinen Verdacht haben und ruhig nach Portugal abreisen.«

»Wir werden nicht so weit gehen, Herr Gesandter,« sagte der Kammerdiener, »nicht wahr, Herr Chevalier von Beausire?«

»Oh! das ist ein Junge von Geist!« rief der Liebhaber Oliva's.

»Erklären Sie Ihren Plan,« sprach Don Manoel ziemlich kalt.

»Fünfzig Meilen von Paris,« sagte Beausire, zeigt dieser Junge von Geist, mit einer Maske vor dem Gesicht, unserem Postillon ein paar Pistolen; er raubt uns unsere Tratten, unsere Diamanten, prügelt Herrn Böhmer durch, und Alles ist abgethan.«

»Ich verstand das nicht so,« sagte der Kammerdiener. »Ich sah Herrn Beausire sich mit Herrn Böhmer nach Portugal einschiffen.«

»Sehr gut.«

»Herr Böhmer liebt, wie alle Deutsche, das Meer und geht auf dem Verdeck spazieren. An einem Tag, wo das Schiff schwankt, neigt er sich hinaus und fällt. Man glaubt, das Etui sei mit ihm hinabgefallen. Warum sollte die See nicht für fünfzehnmal hunderttausend Livres Diamanten behalten, während sie die indischen Galionen behalten hat?«

»Ah! ja, ich begreife,« sagte der Portugiese.

»Das ist ein Glück,« brummte Beausire.

»Nur,« versetzte Don Manoel, »nur wird man dafür, daß man Diamanten entwendet, in die Bastille geworfen, dafür, daß man den Herrn Juwelier hat in's Meer schauen lassen, gehenkt.«

»Hat man Diamanten gestohlen, so kann man festgenommen werden,« entgegnete der Commandeur; »dafür aber, daß man diesen Menschen ertränkt, kann man nicht eine Minute in Verdacht kommen.«

»Wir werden überdieß sehen, wenn wir einmal dort sind,« sagte Beausire. »Nun zu unseren Rollen. Betreiben wir die Gesandtschaft als Muster-Portugiesen, damit man von uns sage: Waren sie nicht ächte Gesandte, so sahen sie wenigstens so aus. Das ist immerhin schmeichelhaft. Warten wir die drei Tage ab.

XXX.

Das Haus des Zeitungsschreiber.

Es war am Tage, nachdem die Portugiesen mit Böhmer das Geschäft gemacht hatten, und drei Tage nach dem Opernball, dem wir einige von den Hauptpersonen dieser Geschichte beiwohnen sahen.

In der Rue Montorgueil, im Hintergrunde eines durch ein Gitter geschlossenen Hofes, erhob sich ein kleines, langes, schmales Haus, geschützt vor dem Geräusch der Straße durch Läden, welche an das Provinzleben erinnerten.

Im Hintergrunde dieses Hofes bot das Erdgeschoß, das man mittelst einer Sondirung der verschiedenen Furten von zwei oder drei stinkenden Pfützen suchen mußte, eine Art von halboffener Bude, wenn man das Hinderniß des Gitters überwunden und den Raum des Hofes durchschritten hatte.

Es war dieß das Haus eines ziemlich bekannten Journalisten, eines Zeitungsschreibers, wie man damals sagte. Der Redacteur bewohnte den ersten Stock. Das Erdgeschoß diente zur Aufhäufung der Zeitungslieferungen, welche mit Nummern versehen waren. Die zwei andern Stockwerke gehörten ruhigen Leuten, welche sehr wohlfeil die Unannehmlichkeit bezahlten, mehrere Male im Hofe geräuschvollen Scenen beizuwohnen, die dem Zeitungsschreiber durch Polizeiagenten, durch beleidigte Privatleute oder durch Schauspieler, welche er als Heloten behandelt hatte, gemacht wurden.

An diesem Tage schloßen die Miethleute vom Hause mit dem Gitter, so nannte man es im Quartier, ihre vorderen Fenster, um besser das Gezänke des Zeitungsschreibers zu hören, der, wenn er verfolgt wurde, sich gewöhnlich in die Rue des Vieux-Augustins durch einen Ausgang flüchtete, welcher auf gleichem Boden mit seinem Zimmer lag.

Eine Geheimthüre öffnete und schloß sich wieder, der Lärm hörte auf; der bedrohte Mensch war verschwunden; die Angreifer befanden sich allein vor vier Füsilieren der französischen Garde, welche eine Magd in der Eile auf dem Posten in der Halle requirirt hatte.

Es geschah wohl zuweilen, daß die Angreifenden, wenn sie Niemand fanden, gegen den sie ihren Zorn losbrechen lassen konnten, sich an die befeuchteten Papierwische des Erdgeschosses hielten und eine Anzahl schuldiger Papiere zerrissen, zerstampften oder verbrannten, wenn sich unglücklicher Weise Feuer in der Gegend befand.

Aber was ist ein Stück Zeitung für eine Rache, welche Stücke von der Haut des Zeitungsschreibers fordert?

Abgesehen von diesen Scenen war die Ruhe des Hauses mit dem Gitter beinahe sprichwörtlich.

Herr Reteau ging Morgens aus, machte seine Runde auf den Quais, auf den Plätzen und den Boulevards. Er fand die Lächerlichkeiten, die Laster, schrieb Noten dazu, zeichnete sie nach der Natur und nahm sie ganz porträtirt in seine nächste Nummer auf.

Die Zeitung erschien wöchentlich.

Das heißt vier Tage hindurch machte Herr Reteau seine Artikeljagd, die drei andern Tage ließ er drucken, und der Tag, an dem er die Nummer veröffentlichte, war für seine Belustigung bestimmt.

Das Blatt war an dem Tag, von dem wir sprechen, erschienen, gerade zweiundsiebenzig Stunden nach dem Opernball, wo Mlle. Oliva so viel Vergnügen am Arm eines blauen Domino gefunden hatte.

Herr Reteau stand um acht Uhr auf und empfing von seiner alten Magd die noch feuchte und unter ihrem graurothen Umschlag stinkende Nummer des Tages.

Er beeilte sich, diese Nummer mit der Sorgfalt zu lesen, die ein zärtlicher Vater darauf verwendet, daß er die guten Eigenschaften oder Fehler seines

geliebten Sohnes die Revue passieren läßt.

Als er geendigt hatte, sagte er zu der Alten:

»Aldegonde, das ist eine hübsche Nummer, hast Du sie gelesen?«

»Nein, noch nicht, meine Suppe ist noch nicht fertig,« antwortete die Alte.

»Ich bin mit dieser Nummer zufrieden,« sagte der Zeitungsschreiber, indem er über seinem mageren Bett seine noch viel magereren Arme erhob.

»Ja,« versetzte Aldegonde, »doch wissen Sie, was man in der Druckerei sagt?«

»Was sagt man?«

»Man sagt, sicherlich werden Sie dießmal der Bastille nicht entgehen.«

Reteau setzte sich auf und sprach mit ruhigem Tone:

»Aldegonde, Aldegonde! mach mir eine gute Suppe und mische Dich nicht in die Literatur.

»Oh! immer derselbe!« rief die Alte, »frech wie ein Spatz!«

»Ich kaufe Dir Ohrringe mit der heutigen Nummer,« sprach der Zeitungsschreiber, während er sich in sein zweideutig weißes Leintuch hüllte. »Hat man schon viele Exemplare gekauft?«

»Noch nicht, und meine Ohrringe werden nicht sehr glänzend sein, wenn das so fortgeht. Erinnern Sie sich der guten Nummer gegen Herrn von Broglie? Es war noch nicht zehn Uhr, als man schon hundert Nummern verkauft hatte.«

»Und ich war dreimal durch die Rue des Vieux-Augustins passirt,« sagte Reteau; »jedes Geräusch machte mir Fieber; diese Militäre sind so roh.«

»Daraus schließe ich,« fuhr die alte zähe Aldegonde fort, »daß die heutige Nummer nicht so viel Werth sein wird, als die des Herrn von Broglie.«

»Es mag sein; doch ich werde nicht so viel zu laufen haben und in Ruhe meine Suppe essen. Weißt Du warum, Aldegonde?«

»Meiner Treue, nein, Herr.«

»Statt einen Menschen anzugreifen, greife ich einen Körper an; statt einen Militär anzugreifen, greife ich eine Königin an.«

»Die Königin! Gott sei gelobt,« murmelte die Alte; »dann seien Sie unbesorgt, greifen Sie die Königin an, so werden Sie im Triumph getragen; wir verkaufen die Nummern, und ich bekomme meine Ohrringe.«

»Man läutet,« sagte Reteau, der wieder in sein Bett zurückgekehrt war.

Die Alte lief nach der Bude, um den Besuch zu empfangen. Nach einem Augenblick kam sie leuchtend, triumphirend wieder herauf.

»Tausend Exemplare auf einmal, tausend: das ist eine Bestellung.«

»In wessen Namen?« fragte Reteau lebhaft.

»Ich weiß es nicht.«

»Ich muß es wissen, lauf geschwind.«

»Oh! wir haben Zeit; es ist keine Kleinigkeit, tausend Nummern zu zählen, mit Schnur zu umbinden und aufzuladen.«

»Lauf geschwind, sage ich Dir, und frage den Bedienten ... ist es ein Bedienter?«

»Es ist ein Commissionär, ein Auvergnate, mit seinem Reff.«

»Gut! forsche ihn aus, frage ihn, wohin er diese Nummern trage.«

Aldegonde beeilte sich; ihre plumpen Beine machten die hölzerne Treppe ächzen und ihre fragende Stimme ertönte unablässig durch die Bretter.

Der Commissionär erwiderte, er trage diese Nummern nach der Rue Neuve-Saint-Gilles im Marais zu dem Grafen von Cagliostro.

Der Zeitungsschreiber machte einen Freudensprung, der sein Lager beinahe umgestürzt hätte. Er stand auf und beschleunigte selbst die Expedition, die der Sorge eines einzigen Commis, einer Art von hungrigem Schatten, noch durchsichtiger als die gedruckten Blätter, anvertraut war. Die tausend Exemplare wurden auf das Reff des Auvergnaten geladen und dieser verschwand, gebückt unter seiner Last, durch das Gitter.

Herr Reteau schickte sich an, für die nächste Nummer den günstigen Erfolg von dieser aufzuzeichnen und einige Zeilen dem edelmüthigen Mann zu widmen, der die Gnade gehabt, tausend Nummern von einem angeblich politischen Pamphlet zu nehmen. Herr Reteau, sagen wir, wünschte sich Glück, eine so vortreffliche Bekanntschaft gemacht zu haben, als die Klingel abermals im Hofe ertönte.

»Noch einmal tausend Exemplare,« sagte Aldegonde, angelockt durch die erste Gunst des Schicksals. »Ah! Herr, darüber darf man sich nicht wundern; sobald es sich um die Oesterreicherin handelt, macht alle Welt Chorus.«

»Stille! stille, Aldegonde: sprich nicht so laut, das ist eine Beleidigung, die mir die Bastille eintragen würde, welche Du mir geweissagt hast.«

»Nun! was,« versetzte die Alte mit bissigem Ton, »ja oder nein, ist sie die Oesterreicherin?«

»Das ist ein Wort, welches wir Journalisten in Umlauf bringen, mit dem man aber nicht verschwenderisch umgehen darf.«

Abermaliges Läuten.

»Sieh nach, Aldegonde, ich glaube nicht, daß dieß ist, um Nummern zu kaufen.«

»Warum glauben Sie das?« fragte die Alte hinabsteigend.

»Ich weiß es nicht; mir scheint, ich sehe einen Menschen von unheilverkündendem Gesicht am Gitter.«

Aldegonde stieg fortwährend hinab, um zu öffnen.

Herr Reteau schaute mit einer Aufmerksamkeit, die man begreifen wird, nachdem wir den Menschen und seine Officin geschildert haben.

Aldegonde öffnete in der That einem einfach gekleideten Mann, der sich erkundigte, ob man den Redacteur der Zeitung zu Hause finde.

»Was haben Sie ihm zu sagen?« fragte Aldegonde etwas mißtrauisch.

Und sie machte die Thüre kaum ein wenig auf, bereit, sie beim ersten Anschein von Gefahr wieder zuzuschlagen.

Der Mann ließ Thaler in seiner Tasche klingen.

Dieser Metallton erweiterte das Herz der Alten.

»Ich komme,« sagte er, »um die tausend Exemplare der heutigen Zeitung zu bezahlen, die man im Namen des Herrn Grafen von Cagliostro geholt hat.«

»Ah! wenn es so ist, treten Sie ein.«

Der Mann ging durch das Gitter; doch er hatte es noch nicht wieder geschlossen, als hinter ihm ein anderer Besuch, ein großer junger Mann von schönem Aussehen, dieses Gitter mit den Worten: »Verzeihen Sie, mein Herr!« zurückhielt.

Und ohne anders um Erlaubniß zu bitten, schlüpfte er hinter dem vom Grafen von Cagliostro abgesandten Bezahler herein.

Ganz nur mit dem Gewinn beschäftigt, bezaubert durch den Klang der Thaler, kam Aldegonde zu ihrem Gebieter.

»Ah!« sagte sie, »Alles geht gut. Hier sind die fünfhundert Livres von dem Herrn mit den tausend Exemplaren.«

»Empfangen wir sie auf eine noble Weise,« sprach Reteau, Larive in seiner neuesten Schöpfung parodirend.

Und er drapirte sich mit einem ziemlich schönen Schlafrock, den er der Freigebigkeit oder vielmehr der Angst von Madame Dugazon zu verdanken hatte, welcher er seit ihrem Abenteuer mit dem Kunstreiter Astley viele Geschenke aller Art entlockte.

Der Bezahler des Grafen von Cagliostro erschien, legte ein Säckchen mit Sechs-Livres-Thalern auf den Tisch und zählte davon bis hundert, die er in zwölf Haufen setzte.

Reteau zählte sehr genau nach und schaute, ob die Stücke nicht beschnitten waren. Als er die Rechnung richtig fand, dankte er, gab eine Quittung und entließ mit einem freundlichen Lächeln den Zahler, bei dem er sich boshafter Weise nach dem Befinden des Herrn Grafen von Cagliostro erkundigte.

Der Mann mit den Thalern dankte wie für ein ganz natürliches Compliment und zog sich zurück.

»Sagen Sie dem Herrn Grafen, ich erwarte ihn bei seinem ersten Wunsche,« sagte Reteau, »und fügen Sie bei, er möge ruhig sein, ich wisse ein Geheimniß zu bewahren.«

»Es ist unnöthig,« erwiderte der Zahler, »der Herr Graf von Cagliostro ist unabhängig, er glaubt nicht an den Magnetismus; er will, daß man über Herrn Mesmer spotte, und verbreitet das Abenteuer mit der Kufe zu seinem kleinen Vergnügen.«

»Gut!« murmelte eine Stimme auf der Thürschwelle, »wir werden bemüht sein, daß man auch auf Kosten des Herrn von Cagliostro lacht.«

Und Herr Reteau sah in seinem Zimmer eine Person erscheinen, die ihm noch viel finsterer als die erste vorkam.

Es war, wie gesagt, ein kräftiger junger Mann, doch, Reteau theilte keines Wegs die Ansicht, die wir über sein gutes Aussehen ausgesprochen haben.

Er hatte in der That die linke Hand auf dem Knopf eines Degens und die rechte Hand auf dem Knopf eines Stockes.

»Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?« fragte Reteau mit einem gewissen Zittern, das ihn bei jeder etwas schwierigen Gelegenheit befiel.

Daraus geht hervor, daß Reteau, da die schwierigen Gelegenheiten nicht selten waren, oft zitterte.

»Sind Sie Herr Reteau?« fragte der Unbekannte.

»Ich bin es.«

»Der sich de Billette nennt?«

»Ich bin es, mein Herr.«

»Zeitungsschreiber?«

»Das bin ich immer.«

»Verfasser dieses Artikels?« sagte kalt der Unbekannte, indem er aus seiner Tasche eine noch frische Nummer der Zeitung des Tages zog.

»Ich bin in Wirklichkeit nicht der Verfasser, sondern der Veröffentlicher.«

»Sehr gut; das kommt genau auf dasselbe heraus, denn wenn Sie nicht den Muth besaßen, den Artikel zu schreiben, so hatten Sie doch wenigstens die Feigheit, ihn erscheinen zu lassen. Ich sage, Feigheit,« fuhr der Unbekannte mit kaltem Tone fort, »denn als Edelmann bin ich bemüht, meine Ausdrücke selbst in dieser Baracke abzumessen. Doch Sie dürfen das, was ich sage, nicht buchstäblich nehmen, denn was ich sage, drückt meinen Gedanken nicht aus. Drückte ich meinen Gedanken aus, so würde ich sagen: Derjenige, welcher den Artikel geschrieben hat, ist ein Schandbube; derjenige, welcher ihn veröffentlicht hat, ist ein Elender.«

»Mein Herr!« rief Reteau erbleichend.

»Ah! bei Gott! das ist eine schlimme Geschichte, es ist wahr,« fuhr der junge Mann fort, der sich immer mehr belebte, je mehr er sprach. »Aber hören Sie doch, mein Herr Schmierer, jedes Ding hat seine Zeit; soeben haben Sie die Thaler erhalten, nun sollen Sie die Prügel bekommen,«

»Oh! wir wollen sehen!« rief Reteau.

»Und was wollen wir sehen?« versetzte mit kurzem, ganz militärischem Ton der junge Mann, der, während er diese Worte sprach, auf seinen Gegner zuging.

Doch Reteau war nicht bei dem ersten Fall dieser Art; er kannte die Gelegenheit seines Hauses, er brauchte sich nur umzuwenden, um eine Thüre zu finden, durch diese hinauszuschlüpfen, den Flügel zuzuschlagen, sich desselben als eines Schildes zu bedienen und von da in ein anliegendes Zimmer zu eilen, das nach dem erwähnten Nebenausgang ausmündete, der auf die Rue des Vieux-Augustins führte.

Sobald er hier war, war er auch in Sicherheit: er fand ein anderes Gitter, das er mit einem Umdrehen des Schlüssels – und der Schlüssel war immer bereit – öffnete, wornach er aus Leibeskräften entlaufen konnte.

Dieser Tag war aber ein Unglückstag für den armen Zeitungsschreiber, denn in dem Augenblick, wo er die Hand an den Schlüssel legte, erblickte er durch die Oeffnung in der Mauer einen andern Mann, der ihm, ohne Zweifel vergrößert durch die Aufregung des Blutes, wie ein Hercules vorkam, und der, unbeweglich, drohend, zu warten schien, wie der hesperische Drache auf die Esser der goldenen Aepfel wartete.

Reteau wäre gern umgekehrt, aber der junge Mann mit dem Stock, derjenige, welcher zuerst vor seinen Augen erschienen war, hatte mit einem Fußtritt die Thüre eingestoßen, war ihm gefolgt und durfte nun, da Reteau durch den Anblick der anderen, ebenfalls mit Stock und Degen bewaffneten Schildwache zurückgehalten wurde, nur die Hand ausstrecken, um ihn zu packen.

Reteau fand sich zwischen zwei Feuern gefaßt, oder vielmehr zwischen zwei Stöcken, in einem kleinen, dunkeln, dumpfen Hofe, der zwischen den

letzten Zimmern der Wohnung und dem glückseligen Gitter lag, das auf die Rue des Vieux-Augustins ging, d. h. wenn der Weg unbesetzt gewesen wäre, Rettung und Freiheit gebracht hätte.

»Mein Herr, lassen Sie mich gehen, ich bitte Sie,« sagte Reteau zu dem jungen Mann, der das Gitter bewachte.

»Mein Herr!« rief der junge Mann, der Reteau verfolgte, »mein Herr, nehmen Sie diesen Elenden fest.«

»Seien Sie unbesorgt, Herr von Charny, er wird nicht durchkommen,« erwiederte der junge Mann vom Gitter.

»Herr von Taverney, Sie hier!« rief Charny, denn er war es wirklich, der sich zuerst bei Reteau hinter dem Bezahler und durch die Rue Montorgueil eingefunden hatte.

Beiden war am Morgen, als sie die Zeitung gelesen, derselbe Gedanke gekommen, weil sie dasselbe Gefühl im Herzen trugen, und ohne denselben auch nur entfernt einander mitzutheilen, hatten sie diesen Gedanken in Ausführung gebracht. Sie wollten zu dem Zeitungsschreiber gehen, Genugthuung von ihm verlangen und ihn durchprügeln, im Fall er keine geben wollte.

Nur empfand Jeder von ihnen, als er den Andern erblickte, eine Regung übler Laune; Jeder errieth einen Nebenbuhler in dem Mann, der dasselbe Gefühl, wie er, gehabt hatte.

Herr von Charny sprach daher mit einem ziemlich verdrießlichen Ausdruck die fünf Worte: »Herr von Taverney, Sie hier?«

»Ich selbst,« erwiderte Philipp mit demselben Ausdruck der Stimme, wahrend er seinerseits eine Bewegung gegen den flehenden Zeitungsschreiber machte, der seine beiden Arme durch das Gitter streckte, »ich selbst, doch mir scheint, ich bin zu spät gekommen. Nun Wohl, ich werde nur dem Feste beiwohnen, wofern Sie nicht die Güte haben, mir die Thüre zu öffnen.«

»Dem Feste,« murmelte erschrocken der Zeitungsschreiber, »dem Feste, was sagen Sie da? Wollen Sie mich etwa erwürgen, meine Herren?«

»Oh!« erwiderte Charny, »das Wort ist stark. Nein, mein Herr, wir wollen Sie nicht erwürgen, aber wir werden Sie befragen und dann sehen. Sie erlauben, Herr von Taverney, daß ich nach meinem Gutdünken gegen diesen Menschen verfahre?«

»Gewiß, mein Herr.« erwiderte Philipp, »Sie haben den Vortritt, da Sie zuerst gekommen sind.«

»Lehnen Sie sich an die Wand und rühren Sie sich nicht,« sprach Charny zu dem Zeitungsschreiber, während er zugleich mit der Geberde dankte. »Sie gestehen also, mein lieber Herr, daß Sie gegen die Königin das kurzweilige Mährchen, so nennen Sie es, das diesen Morgen in Ihrer Zeitung erschienen ist, geschrieben und veröffentlicht haben?«

»Mein Herr, es ist nicht gegen die Königin.«

»Ah! das fehlte nur noch.«

»Ah! Sie sind sehr geduldig, mein Herr!« rief Philipp von der andern Seite des Gitters.

»Seien Sie unbesorgt,« erwiderte Charny, »der Bursche wird durch das Warten nicht verlieren.«

»Ja,« murmelte Philipp, »aber ich warte auch.«

Charny antwortete nicht, wenigstens nicht Taverney. Aber wandte sich gegen den unglücklichen Reteau und sagte:

»Etteniotna ist umgekehrt Antoinette ... Oh! lügen Sie nicht, mein Herr, das wäre so gemein, daß ich Sie, statt Sie zu schlagen oder anständig umzubringen, bei lebendigem Leibe schinden würde. Antworten Sie also und zwar kategorisch. Ich frage Sie, ob Sie der einzige Urheber dieses Pamphlets sind?«

»Ich bin kein Angeber,« erwiderte Reteau, sich aufrichtend.

»Sehr gut! damit sagen Sie, daß Sie einen Mitschuldigen haben; vor Allem der Mann, der Ihnen tausend Exemplare von dieser Schmähschrift abkaufen ließ, der Graf von Cagliostro, wie Sie vorhin sagten, wohl! der Graf wird für sich selbst bezahlen, wenn Sie für Ihre Person bezahlt haben werden.«

»Mein Herr, ich klage ihn nicht an,« jammerte der Zeitungsschreiber, der sich dem Doppelzorn dieser zwei Männer auszusetzen fürchtete, abgesehen von dem Zorn Philipps, welcher jenseits des Gitters erbleichte.

»Da ich Sie aber zuerst in meinen Händen habe, so werden Sie auch zuerst bezahlen.«

Und er hob seinen Stock in die Höhe.

»Mein Herr, wenn ich einen Degen hätte,« heulte der Zeitungsschreiber.

Charny ließ seinen Stock sinken. »Herr Philipp,« sagte er, »ich bitte Sie, leihen Sie diesem Burschen Ihren Degen.«

»Oh! keineswegs, ich leihe meinen ehrlichen Degen diesem Menschen nicht; hier ist mein Stock, wenn Sie nicht genug an dem Ihrigen haben. Doch nach meinem Gewissen kann ich nichts Anderes für ihn und für Sie thun.«

»Alle Wetter! einen Stock,« sagte Reteau außer sich; »wissen Sie, mein Herr, daß ich ein Edelmann bin?«

»So leihen Sie mir Ihren Degen,« sagte Charny, indem er den seinigen dem erbleichenden Zeitungsschreiber vor die Füße warf. »Ich werde dadurch quitt sein, daß ich diesen nicht mehr berühre.«

Philipp hatte keine Einwendung mehr zu machen. Er zog seinen Degen aus der Scheide und reichte ihn durch das Gitter Charny.

Charny nahm ihn mit einer Verbeugung.

»Ah! Du bist Edelmann,« sagte er, sich gegen Reteau umwendend, »Du bist Edelmann und schreibst über die Königin von Frankreich solche

Schändlichkeiten! Wohl! so hebe diesen Degen auf und beweise, daß Du Edelmann bist.«

Aber Reteau rührte sich nicht; es war, als hätte er eben so sehr Angst vor dem Degen, der zu seinen Füßen lag, als vor dem Stock, der einen Augenblick über seinem Haupte geschwebt hatte.

»Alle Teufel!« rief Philipp außer sich, »öffnen Sie mir doch dieses Gitter.«

»Verzeihen Sie, mein Herr,« erwiderte Charny, »Sie haben zugestanden, daß dieser Herr zuerst mir gehöre.«

»So machen Sie schnell ein Ende, denn es drängt mich, auch anzufangen.«

»Ich mußte zuerst alle Mittel erschöpfen, ehe ich zu diesem Aeußersten greife, denn ich finde, daß es beinahe eben so viel kostet, Prügel zu geben, als zu empfangen; da aber der Herr die Stockschläge entschieden den Degenstichen vorzieht, so soll er nach seinem Gefallen bedient werden.«

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein von Reteau ausgestoßener Schrei verkündigte, daß Charny die That mit den Worten verbunden hatte. Fünf bis sechs gut aufgemessene Schläge, von denen jeder einen dem Schmerz, den er hervorbrachte, gleichkommenden Schrei entriß, folgten auf den ersten.

Diese Schreie zogen die alte Aldegonde herbei; doch Charny kümmerte sich eben so wenig um ihre Schreie, als er sich um die ihres Herrn bekümmerte.

Während dieser Zeit zernagte sich Philipp, der sich wie Adam jenseits des Paradieses befand, die Finger und ging wie ein Bär, welcher das rohe Fleisch vor seinem Gitter riecht, im Ringe umher.

Endlich hielt Charny, des Prügelns müde, inne, und Reteau, der an seiner Prügelsuppe mehr als genug hatte, warf sich zu Boden.

»Mein Herr!« rief Philipp, »sind Sie fertig?«

»Ja.« sagte Charny.

»Wohl! so geben Sie mir nun meinen Degen zurück, der Ihnen unnütz gewesen ist, und öffnen Sie mir gefälligst.«

»Oh! mein Herr,« flehte Reteau, der einen Vertheidiger in dem Manne sah, welcher seine Rechnung mit ihm abgeschlossen.

»Sie begreifen, daß ich den Herrn nicht vor der Thüre lassen kann,« erwiderte Charny; »ich werde ihm also öffnen.«

»Oh! das ist ein Mord!« rief Reteau, »tödten Sie mich auf der Stelle mit einem Degenstich, und damit sei es vorbei.«

»Beruhigen Sie sich,« sagte Charny, »ich glaube, dieser Herr wird Sie nicht einmal anrühren.«

»Und Sie haben Recht,« sprach Philipp, der eben eingetreten war, mit erhabener Verachtung. »Sie sind geprügelt worden, das ist gut und wie der juridische Grundsatz sagt: *non bis in idem* , aber es sind Nummern von der Auflage übrig, und es ist wichtig, sie zu zerstören.«

»Ah! sehr gut!« rief Charny, »Sie sehen, es ist besser, zu zwei als allein zu sein; ich hätte es vielleicht vergessen; doch durch welchen Zufall waren Sie vor diesem Gitter, Herr von Taverney?«

»Hören Sie,« erwiderte Philipp. »Ich habe mich in dem Quartier nach den Gebräuchen dieses Schuftes erkundigt und erfahren, es sei seine Gewohnheit, zu entfliehen, wenn man ihm den Daumen auf das Auge drücke. Ich ließ mich über seine Mittel zur Flucht unterrichten und dachte, wenn ich mich durch die Geheimthüre einfände, statt durch die gewöhnliche Thüre zu kommen, so würde ich meinen Fuchs in seinem Bau fangen. Derselbe Rachegedanke war Ihnen gekommen, nur hatten Sie, eiliger als ich, weniger vollständige Erkundigungen eingezogen. Sie sind durch die allgemeine Thüre eingetreten, und er war nahe daran, Ihnen zu entkommen, als Sie zum Glück mich hier fanden.«

»Und ich freue mich darüber! Kommen Sie, Herr von Taverney ... dieser Bursche soll uns zu seiner Presse führen.«

»Meine Presse ist nicht hier,« sagte Reteau.

»Lüge!« rief Charny drohend.

»Nein, nein,« entgegnete Philipp, »Sie sehen, daß er Recht hat, die Lettern sind schon abgelegt; es ist nur noch die Auflage vorhanden. Die Auflage aber muß, außer den an Herrn von Cagliostro verkauften Exemplaren, vollständig sein.«

»Dann soll er diese Auflage in unserer Gegenwart zerreißen; nein, er soll sie verbrennen, das ist sicherer.«

Philipp billigte diese Art der Befriedigung und schob Reteau nach der Bude fort.

XXXI.

Wie zwei Freunde Feinde werden.

Aldegonde, welche ihren Herrn hatte schreien hören und die Thüre verschlossen fand, war indessen weggelaufen, um die Wache zu holen. Doch ehe sie zurückkam, hatten Philipp und Charny Zeit gehabt, ein glänzendes Feuer mit den ersten Nummern der Zeitung anzuzünden und dann zerrissen die andern Blätter darauf zu werfen, die in Brand geriethen, sobald die Flamme sie berührte.

Die Nachrichter waren bei den letzten Nummern, als die Wache hinter Aldegonde am Ende des Hofes erschien, und zugleich mit der Wache hundert Straßenjungen und Gevatterinnen aller Art.

Die ersten Gewehre erschollen auf den Platten des Vorhauses, als die letzte Nummer der Zeitung flammte.

Zum Glück kannten Philipp und Charny den Weg, den Reteau ihnen unkluger Weise gezeigt hatte; sie eilten durch den geheimen Gang, schoben die Riegel vor, traten durch das Gitter in die Rue des Vieux-Augustins

hinaus, schloßen das Gitter dreifach und warfen den Schlüssel in die erste Rinne, die sich fand.

Mittlerweile schrie Reteau, der frei geworden war:

»Zu Hülfe! Meuchler! Mörder! zu Hülfe!« und Aldegonde, welche die Fensterscheiben von den Reflexen des brennenden Papiers sich entflammen sah, schrie: »Feuer! Feuer!«

Die Fusiliere kamen; da sie aber die zwei jungen Leute weggegangen und das Feuer erloschen fanden, so hielten sie es nicht für geeignet, ihre Nachforschungen weiter fortzusetzen; sie ließen Reteau sich den Rücken mit Kampferspiritus einreiben und kehrten nach dem Wachhause zurück.

Aber stets neugieriger als die Wache, lagerte die Menge bis Nachmittag im Hofe des Herrn Reteau, immer in der Hoffnung, daß die Scene vom Morgen sich wiederholen würde. Aldegonde blasphemirte in ihrer Verzweiflung den Namen Marie Antoinette, indem sie diese die Oesterreicherin hieß, und segnete Herrn von Cagliostro, den sie den Beschützer der Wissenschaften nannte.

Als Taverney und Charny sich auf der Rue des Vieux-Augustins befanden, sagte Charny:

»Mein Herr, darf ich nun, da unsere Execution abgethan ist, hoffen, daß ich das Glück haben werde, Ihnen in etwas zu Diensten sein zu können?«

»Ich danke tausendmal, mein Herr, ich wollte eben dieselbe Frage an Sie richten, mein Herr; ich war nach Paris in Privatangelegenheiten gekommen, die mich wahrscheinlich einen Theil des Tages hier aufhalten werden.«

»Und ich auch, mein Herr.«

»Erlauben Sie also, daß ich Abschied von Ihnen nehme und mir zu der Ehre, sie getroffen zu haben, Glück wünsche.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen dasselbe Compliment zu machen und beizufügen, es würde mich ungemein freuen, wenn die Angelegenheit, wegen deren Sie

hierher gekommen sind, einen glücklichen Verlauf nähme.«

Und die zwei Männer grüßten sich mit einem Lächeln und einer Höflichkeit, wobei leicht zu sehen war, daß bei all den Worten, die sie ausgetauscht, die Lippen allein im Spiele gewesen.

Als sie sich verließen, wandten sie sich den Rücken zu; Philipp ging gegen die Boulevards hinauf, Charny ging am Fluß hinab.

Beide wandten sich zwei- bis dreimal um, bis sie sich aus dem Gesichte verloren hatten. Dann nahm Charny, der, wie gesagt, am Fluß hinabgegangen war, den Weg durch die Rue Beaurepaire, dann nach der Rue Beaurepaire durch die Rue du Renard, dann die Rue du Grand-Hurleur, die Rue Jean-Robert, die Rue des Gravilliers, die Rue Pastourel, die Rue d'Anjou, du Perche, Culture Sainte-Catherine, Saint-Anastase und Saint-Louis.

Hier angelangt ging er die Rue Saint-Louis hinab und schritt nach der Rue Neuve-Saint-Gilles zu.

Als er sich aber dieser Straße näherte, fiel sein Auge auf einen jungen Mann, der ebenfalls die Rue Saint-Louis hinaufging, und den er zu erkennen glaubte. Er blieb einige Male zweifelnd stehen, doch bald verschwand der Zweifel. Der Hinaufgehende war Philipp.

Philipp, der seinerseits den Weg durch die Rue Mauconseil, die Rue aux Ours, die Rue du Grenier-Saint Lazare, die Rue Michel-le-Comte, die Rue des Vieilles-Audriettes, die Rue de l'Homme-Armé, die Rue des Rosiers genommen hatte, war an dem Hotel Lamoignon vorbeigegangen und endlich durch die Rue Saint-Louis an der Ecke der Rue de l'Egout-Sainte-Catherin herausgekommen.

Die zwei jungen Leute fanden sich beim Eingang der Rue Neuve-Saint-Gilles zusammen.

Beide blieben stehen und schauten sich mit Augen an, die sich dießmal nicht die Mühe nahmen, ihre Gedanken zu verbergen.

Jeder hatte dießmal denselben Gedanken, nemlich zum Grafen von Cagliostro zu gehen und Genugthuung zu verlangen.

Zu dieser Stelle gelangt, konnte weder der Eine noch der Andere mehr an dem Vorhaben desjenigen zweifeln, welchem er sich abermals gegenüber befand.

»Herr von Charny,« sagte Philipp, »ich habe Ihnen den Verkäufer gelassen, Sie könnten mir wohl den Käufer lassen. Ich ließ Sie die Stockschläge austheilen, lassen Sie mich die Degenstiche geben.«

»Mein Herr,« erwiderte Charny, »ich glaube, Sie haben diese Galanterie gegen mich gehabt, weil ich der Erste war, und aus keinem andern Grund.«

»Ja; aber hierher komme ich zu gleicher Zeit mit Ihnen, und hier, das sage ich Ihnen sogleich, werde ich nichts einräumen.«

»Und wer sagt Ihnen, daß ich eine Einräumung von Ihnen verlange? ich werde nur mein Recht vertheidigen.«

»Und Ihrer Ansicht nach, Herr von Charny, besteht Ihr Recht in was? . . .«

»Darin, daß ich Herrn von Cagliostro die tausend Exemplare, die er von diesem Elenden gekauft hat, verbrennen lasse.«

»Sie werden sich erinnern, mein Herr, daß ich zuerst den Gedanken gehabt habe, sie in der Rue Montorgueil zu verbrennen.«

»Wohl! es sei, Sie haben dieselben in der Rue Montorgueil verbrennen lassen, ich lasse sie in der Rue Neuve-Saint-Gilles zerreißen.«

»Alles, was ich für Sie thun kann, mein Herr, ist, daß ich mich dem Schicksal überlasse; ich werde einen Louisd'or in die Luft werfen; wer gewinnt, hat den Vorgang.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr; im Allgemeinen habe ich wenig Glück, und vielleicht werde ich so unglücklich sein, zu verlieren.«

Und Philipp machte einen Schritt vorwärts.

Charny hielt ihn zurück.

»Mein Herr,« sagte er, »ein Wort, und ich glaube, daß wir uns verständigen werden.«

Philipp wandte sich lebhaft um. Es lag in Charny's Stimme ein Ausdruck der Drohung, der ihm gefiel.

»Ah!« sagte er. »es sei.«

»Wenn wir, um von Herrn von Cagliostro Genugthuung zu verlangen, durch das Bois de Boulogne gingen, so wäre dieß, ich weiß es wohl, der längste Weg, aber ich glaube, das würde unserer Differenz ein Ende machen. Der Eine von uns würde ohne Zweifel auf dem Wege bleiben, und derjenige, welcher zurückkäme, hätte Niemand Rechenschaft abzulegen.«

»In der That, mein Herr,« erwiderte Philipp, »Sie kommen meinem Gedanken entgegen: ja, das ist es, was Alles ausgleicht. Wollen Sie mir sagen, wo wir uns wiederfinden werden?«

»Wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht zu unerträglich ist . . .«

»Wie so?«

»So brauchten wir uns nicht zu trennen. Ich habe meinem Wagen Befehl gegeben, mich auf der Place-Royale zu erwarten, und das ist, wie Sie wissen, nur zwei Schritte von hier.«

»Sie würden mir also wohl gütigst einen Platz geben?«

»Oh! mit dem größten Vergnügen.«

Und die zwei jungen Leute, die sich beim ersten Blick als Nebenbuhler gefühlt, die bei der ersten Gelegenheit Feinde geworden, fingen an, ihre Schritte zu verlängern, um die Place-Royale zu erreichen. An der Ecke der Rue du Pas-de-la-Mule erblickten sie den Wagen Charny's. Dieser machte, ohne daß er sich die Mühe nahm, weiter zu gehen, dem Bedienten ein Zeichen. Der Wagen näherte sich. Charny lud Philipp ein, neben ihm Platz zu nehmen, und der Wagen fuhr in der Richtung der Champs-Elysees ab.

Ehe Charny in den Wagen stieg, hatte er ein paar Worte auf ein Blatt seiner Brieftasche geschrieben und diese paar Worte durch seinen Bedienten in sein Hotel in Paris tragen lassen.

Die Pferde des Herrn von Charny waren vortrefflich, in weniger als einer halben Stunde befanden sie sich im Bois de Boulogne.

Charny ließ seinen Kutscher halten, sobald er in dem Wäldchen einen passenden Ort gefunden hatte.

Das Wetter war herrlich, die Luft ein wenig frisch, schon saugte die Sonne mit Gewalt den ersten Wohlgeruch der Veilchen und der jungen Fliederschößlinge am Rande der Wege und unter dem Saume des Gehölzes ein.

Auf den vergoldeten Blättern des vorhergehenden Jahres stieg das Gras stolz mit seinen beweglichen Halmen empor, die Goldviolen ließen ihre duftenden Häupter längs der alten Mauern herabfallen.

»Es ist heute schönes Wetter für einen Spaziergang, nicht wahr, Herr von Taverney?« sagte Charny.

»Ein schönes Wetter, ja, mein Herr.«

Und Beide stiegen aus.

»Fahre ab, Dauphin,« sagte Charny zu seinem Kutscher.

»Mein Herr,« sprach Taverney, »Sie haben vielleicht Unrecht, Ihren Wagen wegzuschicken, einer von uns könnte wohl desselben bedürfen, um zurückzugehen.«

»Vor Allem, mein Herr, Geheimhaltung,« erwiderte Charny, »Geheimhaltung dieser ganzen Angelegenheit; einem Lakai anvertraut, läuft sie Gefahr, morgen Gegenstand der Gespräche von ganz Paris zu sein.«

»Ganz wie es Ihnen beliebt, mein Herr, aber der Bursche, der uns gebracht hat, weiß sicherlich schon, um was es sich handelt. Dergleichen Menschen

kennen die Manieren des Adels zu genau, um nicht zu vermuthen, daß, wenn sich Edelleute in das Wäldchen von Boulogne, von Vincennes oder Satory führen lassen, und zwar so, wie wir uns führen ließen, dieß nicht geschieht, um eine einfache Promenade zu machen. Ich wiederhole also, Ihr Kutscher weiß schon, woran er sich zu halten hat. Ich nehme nun an, er wisse es nicht. Er wird mich oder Sie verwundet, getödtet vielleicht sehen, und das wird genug für ihn sein, daß er begreift, obgleich ein wenig spät. Ist es nicht besser, ihn zu behalten, um denjenigen von uns, der nicht zurückkehren kann, mitzunehmen, als einen von uns in der Verlegenheit des Alleinseins zu lassen?«

»Sie haben Recht, mein Herr,« erwiderte Charny.

Dann wandte er sich gegen seinen Kutscher um und rief diesem zu:

»Dauphin, halt! Du wirst hier warten.«

Dauphin hatte vermuthet, man würde ihn zurückrufen; er hatte seine Pferde nicht angetrieben und war folglich nicht über den Bereich der Stimme hinausgekommen.

Dauphin hielt also an und da er, wie Philipp vorhergesehen, vermuthete, was vorgehen sollte, so machte er es sich auf seinem Sitze bequem, um durch die noch blätterlosen Bäume die Scene zu sehen, bei der ihm sein Herr eine der spielenden Personen sein zu müssen schien.

Philipp und Charny gingen in das Wäldchen hinein; nach Verlauf von fünf Minuten waren sie in der bläulichen Halbtinte, welche die Horizonte desselben gleichsam mischte, verloren.

Philipp, der voranging, traf unter seinem Fuß einen trockenen harten Platz; dieser Platz bildete ein langes, für die Sache, welche die jungen Leute herbeiführte, wunderbar geeignetes Viereck.

»Unbeschadet Ihrer Ansicht, Herr von Charny, scheint mir dieß eine vortreffliche Stelle zu sein.«

»Vortrefflich, mein Herr,« erwiderte Charny, während er seinen Rock auszog. Philipp legte seinen Rock ebenfalls ab, warf seinen Hut auf die Erde und zog vom Leder.

»Mein Herr,« sprach Charny, dessen Degen noch in der Scheide war, »zu jedem Andern, als zu Ihnen, würde ich sagen: Chevalier, ein Wort, wenn nicht der Entschuldigung, doch wenigstens der Milde, und nun sind wir gute Freunde, aber zu Ihnen, aber zu einem Braven, der aus America, das heißt, aus einem Lande kommt, wo man sich so gut schlägt, kann ich nur . . .«

»Und ich,« erwiderte Philipp, »ich würde sagen: Mein Herr! ich habe Ihnen gegenüber vielleicht den Anschein eines Unrechts, aber zu Ihnen, zu dem braven Seemann, der eines Abends die Bewunderung des ganzen Hofes durch eine so glorreiche Waffenthat bildete, zu Ihnen, mein Herr von Charny, kann ich nichts anderes sagen als: Herr Graf, erweisen Sie mir die Ehre, sich auszulegen.«

Der Graf verbeugte sich und zog ebenfalls seinen Degen.

»Mein Herr, ich glaube, wir berühren uns, weder der Eine noch der Andere, bei der wahren Ursache des Streites.«

»Ich begreife Sie nicht, Graf,« erwiderte Philipp.

»Oh! Sie begreifen mich im Gegentheil, und zwar vollkommen, und da Sie aus einem Lande kommen, wo man nicht zu lügen versteht, so sind Sie erröthet, als Sie mir sagten, Sie begreifen mich nicht.«

»Ausgelegt!« wiederholte Philipp.

Die Degen kreuzten sich.

Bei den ersten Ausfällen bemerkte Philipp, daß er eine bedeutende Überlegenheit über seinen Gegner hatte; doch statt ihm einen neuen Eifer zu verleihen, schien diese Sicherheit ihn gänzlich abzukühlen.

Da diese Überlegenheit Philipp seine ganze Kaltblütigkeit lieh, so entsprang hieraus, daß sein Spiel bald so ruhig wurde, als wäre er in einem Fechtsaale gewesen und als hätte er statt eines Degens ein Rappier in der Hand.

Philipp beschränkte sich auf das Pariren, und der Kampf dauerte über eine Minute, ohne daß er einen Stoß gethan hatte. »Sie schonen mich, mein Herr,« sagte Charny, »darf ich Sie fragen, aus welchem Grunde?«

Und eine rasche Finte markirend, fiel er weit gegen Philipp aus.

Aber Philipp umkreiste den Degen seines Gegners in einem noch viel rascheren Contre, und der Stoß war parirt.

Obgleich die Parade Taverney's den Degen Charny's von der Linie abgebracht hatte, that Taverney doch keinen Gegenstoß.

Charny wiederholte sein Manöver, Taverney vereitelte es abermals durch eine einfache Parade; Charny sah sich genöthigt, sich rasch zu erheben.

Charny war jünger, glühender besonders, er schämte sich, daß sein Blut so gewaltig kochte, während sein Gegner völlig ruhig blieb; er wollte ihn nöthigen, aus dieser Ruhe hinauszutreten.

»Ich sagte Ihnen, mein Herr, weder der Eine, noch der Andere von uns habe die wahre Ursache des Duells berührt.«

Philipp antwortete nicht.

»Die wahre Ursache, ich will Sie Ihnen nennen: Sie haben Streit mit mir gesucht, denn der Streit rührt von Ihnen her; Sie haben aus Eifersucht Streit mit mir gesucht.«

Philipp blieb stumm.

»Sprechen Sie,« sagte Charny, den Philipps Kaltblütigkeit immer mehr aufregte, »welches Spiel spielen Sie, Herr von Taverney? Ist es Ihre Absicht, mir die Hand zu ermüden? Das wäre eine Ihrer unwürdige Berechnung. Alle Teufel! tödten Sie mich, wenn Sie können, aber tödten Sie mich wenigstens in voller Verteidigung.«

Philipp schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ja, mein Herr, der Vorwurf, den Sie mir machen, ist ein verdienter; ich habe Streit mit Ihnen gesucht und ich habe Unrecht gehabt.«

»Es handelt sich jetzt nicht mehr um das, mein Herr; Sie haben den Degen in der Hand, bedienen Sie sich Ihres Degens zu etwas Anderem, als zum Pariren, oder, wenn Sie mich nicht besser angreifen, vertheidigen Sie sich weniger.«

»Mein Herr,« erwiderte Philipp, »ich gebe mir die Ehre, Ihnen zum zweiten Male zu sagen, daß ich Unrecht gehabt habe und daß ich es bereue.«

Aber Charny's Blut war zu sehr entflammt, als daß er die Großmuth seines Gegners begriffen hätte; er nahm sie als eine Beleidigung auf.

»Ah!« sagte er, »ich begreife, Sie wollen mir gegenüber Großmuth üben, nicht wahr, so ist es, Chevalier? Heute Abend oder morgen gedenken Sie einigen schönen Damen zu sagen, Sie haben mich auf den Kampfplatz geführt und mir hier das Leben geschenkt.«

»Mein Herr Graf,« entgegnete Philipp, »ich befürchte in der That, daß Sie ein Narr werden.«

»Sie wollten Herrn von Cagliostro tödten, um der Königin zu gefallen, nicht wahr? und um der Königin noch sicherer zu gefallen, wollen Sie mich auch umbringen, aber durch die Lächerlichkeit.«

»Ah! das ist ein Wort zu viel,« rief Philipp, die Stirne faltend. »Und dieses Wort beweist mir, daß Ihr Herz nicht so edel ist, als ich glaubte.«

»Wohl! so durchbohren Sie dieses Herz!« rief Charny. indem er sich gerade in dem Augenblick bloßgab, wo Philipp rasch seinen Degen losmachte und ausfiel.

Der Degen glitt an den Rippen hin und öffnete eine blutige Furche unter dem feinen Leinwandhemd.

»Endlich bin ich verwundet!« rief Charny freudig. »Nun werde ich, wenn ich Sie tödte, die schöne Rolle haben.«

»Ah! mein Herr! Sie sind entschieden verrückt; Sie werden mich nicht tödten und nur eine alltägliche Rolle haben, denn Sie werden ohne Ursache und ohne Nutzen verwundet sein, da Niemand weiß, warum wir uns geschlagen haben.«

Charny that einen so raschen, geraden Stoß, daß Philipp kaum noch zur rechten Zeit zur Parade kam; als er aber zur Parade kam, band er den Degen und schleuderte ihn mit einer kräftigen Drehung zehn Schritte von seinem Gegner weg.

Sogleich stürzte er auf diesen Degen zu und zerbrach ihn mit einem Tritt seines Absatzes.

»Herr von Charny,« sagte er, »Sie haben mir nicht zu beweisen, daß Sie ein Braver sind; Sie hassen mich also ungemein, da Sie sich mit einer solchen Erbitterung mit mir zu schlagen suchten?«

Charny antwortete nicht; er erbleichte sichtbar.

Philipp schaute ihn ein paar Secunden an, um ein Geständniß oder ein Leugnen bei ihm hervorzurufen.

»Ah! mein Herr Graf,« sagte er, »das Loos ist geworfen, wir sind Feinde.«

Charny wankte. Philipp eilte auf ihn zu, um ihn zu halten; doch der Graf stieß seine Hand zuriick.

»Ich danke,« sagte er, »ich hoffe, bis zu meinem Wagen gehen zu können.«

»Nehmen Sie wenigstens dieses Sacktuch, um das Blut zu hemmen.«

»Gern.«

Und er nahm das Sacktuch.

»Und meinen Arm, mein Herr; bei dem geringsten Hinderniß, auf das Sie stoßen, werden Sie, wankend wie Sie sind, fallen, und Ihr Fall wird Ihnen einen unnöthigen Schmerz verursachen.«

»Der Degen hat nur das Fleisch durchstoßen. Ich fühle nichts in meiner Brust.«

»Desto besser, mein Herr.«

»Und ich hoffe bald geheilt zu sein.«

»Abermals desto besser. Doch wenn Sie Ihre Heilung durch Ihre Wünsche beschleunigen, um diesen Kampf wieder anzufangen, sage ich Ihnen zum Voraus, daß Sie in mir schwer einen Gegner finden werden.«

Charny suchte zu antworten, aber die Worte erstarben auf seinen Lippen; er wankte, und Philipp hatte kaum Zeit, ihn in seinen Armen aufzufangen.

Dann hob er ihn wie ein Kind in die Höhe und trug ihn halb ohnmächtig bis zu seinem Wagen.

Dauphin, der durch die Bäume gesehen hatte, was vorging, kürzte allerdings den Weg dadurch ab, daß er seinem Herrn entgegenkam.

Man legte Charny in den Wagen, er dankte Philipp mit einem Kopfnicken.

»Fahren Sie im Schritt, Kutscher,« sagte Philipp.

»Aber Sie, mein Herr?« murmelte der Verwundete.

»Oh! kümmern Sie sich nicht um mich.«

Und er grüßte ebenfalls und schloß den Kutschenschlag.

Philipp schaute dem Wagen nach, wie er sich langsam entfernte; sobald er aber an der Biegung einer Allee verschwunden war, schlug er selbst den kürzesten Weg nach Paris ein.

Doch er drehte sich noch ein letztes Mal um; da erblickte er den Wagen, der, statt wie er nach Paris zurückzukehren, seine Richtung nach Versailles nahm und sich unter den Bäumen verlor. Und er sprach die vier Worte, die nach einem tiefen Nachsinnen tief aus seinem Herzen gerissen wurden;

»Sie wird ihn beklagen,«

XXXII.

Das Haus der Rue Saint-Gilles.

Vor der Thüre des Aufsehers fand Philipp einen Miethwagen und sprang hinein.

»Rue Neuve Saint-Gilles,« sagte er zum Kutscher, »und rasch gefahren.«

Ein Mann, der sich so eben geschlagen und eine siegreiche Miene behalten hat, ein kräftiger Mann, dessen Gestalt den Adel verkündigt, ein Mann in bürgerlicher Kleidung, dessen Tournure einen Militär verräth, das war mehr als es brauchte, um den ehrlichen Kutscher anzueifern, dessen Peitsche, wenn nicht, wie der Dreizack Neptuns, das Scepter der Welt, doch wenigstens für Philipp ein sehr wichtiges Scepter war.

Der Automedon zu vierundzwanzig Sous durchflog also den Raum und brachte Philipp ganz bebend nach der Rue Saint-Gilles vor das Hotel des Grafen von Cagliostro.

Das Hotel war von einer großen äußern Einfachheit, von einer großen Majestät der Linien, wie die Mehrzahl der unter Ludwig XIV. errichteten Gebäude, nach den verschrobenen, bizarren Bauten von Marmor oder Backstein, welche unter ber Regierung Ludwigs XIII. bei der Renaissance errichtet wurden.

Ein großer, mit zwei Pferden bespannter Wagen schaukelte sich auf seinen weichen Federn in einem geräumigen Ehrenhofe.

Der Kutscher schlief auf seinem Bock, in einen weiten, mit Fuchspelz ausgeschlagenen Oberrock gehüllt; zwei Bediente; von denen einer einen Hirschfänger trug, gingen schweigsam auf der Freitreppe auf und ab.

Außer diesen handelnden Personen erschien kein Lebenszeichen im Hotel.

Der Fiaker Philipps, obgleich nur Fiaker, hatte Befehl erhalten, hinein zu fahren; er rief den Portier an, und dieser machte sogleich die Angel des massiven Thores krächzen.

Philipp sprang zu Boden, eilte gegen die Freitreppe und wandte sich zugleich an die beiden Bedienten mit der Frage:

»Der Herr Graf von Cagliostro?«

»Der Herr Graf ist im Begriff auszufahren,« antwortete einer der Bedienten.

»Ein Grund mehr, daß ich mich beeile,« sagte Philipp, »denn ich muß ihn nothwendig sprechen, ehe er ausfährt. Melden Sie den Chevalier Philipp von Taverney.«

Und er folgte dem Lakai so hastig, daß er zu gleicher Zeit mit ihm in den Salon kam.

»Der Chevalier Philipp von Taverney!« wiederholte nach dem Bedienten eine zugleich männliche und sanfte Stimme. »Lassen Sie ihn eintreten.«

Philipp trat unter dem Einflusse einer gewissen Gemüthsbewegung, welche diese so ruhige Stimme in ihm veranlaßt hatte, ein.

»Entschuldigen Sie, mein Herr,« sagte Philipp, indem er einen Mann von hohem Wuchse, von ungewöhnlicher Stärke und Frische begrüßte, der keine andere Person war, als diejenige, welche wir nach und nach an der Tafel des Marschalls von Richelieu, bei der Kufe Mesmers, im Zimmer von Mademoiselle Oliva und auf dem Opernball erscheinen sahen.

»Sie entschuldigen, mein Herr! Und worüber?« erwiderte er.

»Darüber, daß ich Sie im Ausfahren abhalte.«

»Sie hätten sich entschuldigen müssen, wenn Sie später gekommen wären, Chevalier.«

»Warum?«

»Weil ich Sie erwartete.«

Philipp faltete die Stirne.

»Wie, Sie erwarteten mich?«

»Ja, ich war von Ihrem Besuche in Kenntniß gesetzt.«

»Von *meinem* Besuche waren Sie in Kenntniß gesetzt?«

»Ja, seit zwei Stunden. Nicht wahr, es müssen etwa zwei Stunden sein, daß Sie hieher kommen wollten, als ein von Ihrem Willen unabhängiger Zufall Sie nöthigte, die Ausführung Ihres Vorhabens zu verzögern?«

Philipp zog die Fäuste zusammen; er fühlte, daß dieser Mann einen seltsamen Einfluß auf ihn gewann.

Aber ohne im Mindesten die Nervenbewegungen zu bemerken, welche Philipp schüttelten, sagte der Graf:

»Ich bitte Sie, setzen Sie sich, Herr von Taverney.«

Und er rückte Philipp einen Lehnstuhl zu, der vor dem Kamin stand.

»Dieser Lehnstuhl ist für Sie hieher gestellt worden,« fügte er bei.

»Lassen wir die Scherze, Herr Graf,« erwiderte Philipp mit einer Stimme, welche er so ruhig zu machen suchte, als die von Cagliostro war, aus der er aber ein leichtes Zittern nicht zu entfernen vermochte.

»Ich scherze nicht; ich erwartete Sie, sage ich Ihnen.«

»Genug jetzt der Charlatanerie, mein Herr; sind Sie ein Wahrsager, so bin ich doch nicht gekommen, um Ihre Wahrsagerkunst auf die Probe zu stellen; sind Sie ein Wahrsager, desto besser für Sie, denn Sie wissen schon, was ich Ihnen sagen will, und können sich zum Voraus schützen.«

»Mich schützen ...« versetzte der Graf mit einem seltsamen Lächeln, »und wovor, wenn es beliebt?«

»Errathen Sie, wenn Sie ein Wahrsager sind.«

»Gut. Um Ihnen Vergnügen zu machen, will ich Ihnen die Mühe, mir den Beweggrund Ihres Besuches auseinander zu setzen, ersparen: Sie kommen, um Streit mit mir zu suchen.«

»Sie wissen das?«

»Allerdings.«

»So wissen Sie auch, aus welcher Veranlassung!« rief Philipp.

»Wegen der Königin. Nun ist aber die Reihe an Ihnen. Fahren Sie fort, ich höre Sie.«

Diese letzten Worte wurden nicht mehr mit dem höflichen Ausdruck des Wirthes, sondern mit dem trockenen, kalten Tone des Gegners gesprochen.

»Sie haben Recht, mein Herr,« sagte Philipp, »und das ist mir lieber.«

»So kommt die Sache vortrefflich.«

»Mein Herr, es gibt ein gewisses Pamphlet ...«

»Es gibt viele Pamphlete, mein Herr.«

»Veröffentlicht durch einen gewissen Zeitungsschreiber.«

»Es gibt viele Zeitungsschreiber.«

»Warten Sie ... dieses Pamphlet ... wir werden uns mit dem Zeitungsschreiber später beschäftigen.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, mein Herr,« unterbrach Cagliostro mit einem Lächeln, »Sie haben sich schon mit ihm beschäftigt.«

»Es ist gut, ich sagte also, es gebe ein gewisses gegen die Königin gerichtetes Pamphlet.«

Cagliostro machte ein Zeichen mit dem Kopf.

»Sie kennen dieses Pamphlet?«

»Ja, mein Herr.«

»Sie haben sogar tausend Exemplare davon gekauft?«

»Ich leugne es nicht.«

»Diese tausend Exemplare sind zum großen Glück nicht in Ihre Hände gelangt.«

»Was bringt Sie auf diesen Gedanken, mein Herr?«

»Daß ich dem Commissionär, der den Ballen trug, begegnet bin, daß ich ihn bezahlt und in mein Haus geschickt habe, wo mein Bedienter, zuvor benachrichtigt, ihn empfangen mußte.«

»Warum besorgen Sie Ihre Angelegenheiten nicht selbst bis zum Ende?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, sie würden besser besorgt.«

»Ich habe meine Angelegenheiten nicht bis zum Ende abgemacht, weil ich, während mein Bedienter diese tausend Exemplare Ihrer sonderbaren Bibliomanie zu entziehen beschäftigt war, den Rest der Ausgabe zerstörte.«

»Sie find also sicher, daß die für mich bestimmten tausend Exemplare nicht zu mir gekommen sind?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Sie täuschen sich, mein Herr.«

»Wie so?« versetzte Taverney mit einer Beklemmung des Herzens, »und warum sollten sie nicht bei mir sein?«

»Weil sie hier sind,« erwiderte ruhig der Graf, indem er sich an den Kamin anlehnte.

Philipp machte eine drohende Geberde.

»Ah! Sie glauben,« sprach der Graf so phlegmatisch, als Nestor, »Sie glauben, ich, ein Wahrsager, wie Sie mich nennen, lasse so ein Spiel mit mir treiben? Sie glaubten einen Gedanken gehabt zu haben, als Sie den Commissionär bestachen? Wohl! ich habe einen Intendanten; mein Intendant hat auch einen Gedanken gehabt. Ich bezahle ihn hiefür; er hat errathen; das ist ganz natürlich, daß der Intendant eines Wahrsagers erräth; er hat errathen, daß Sie zu dem Zeitungsschreiber kommen, dem Commissionär begegnen und ihn bestechen würden; er folgte dem Commissionär und drohte ihm, er werde ihn zur Herausgabe des Geldes zwingen, das er von Ihnen erhalten: der Mann bekam Angst, und statt seinen Weg nach Ihrem Hause fortzusetzen, folgte er meinem Intendanten hierher. Sie bezweifeln das?«

»Ich bezweifle es.«

» *Vides pedes, vides manus!* hat Jesus zum heiligen Thomas gesagt. Ich sage Ihnen, Herr von Taverney: Sehen Sie den Schrank und befühlen Sie die Broschüren.«

So sprechend, öffnete er einen bewunderungswürdig geschnitzten Schrank von Eichenholz, und in dem Hauptfach zeigte er dem erbleichenden Chevalier die noch von dem schimmligen Geruch des feuchten Papiers geschwängerten tausend Exemplare der Broschüre.

Philipp näherte sich dem Grafen. Dieser rührte sich nicht, obgleich die Haltung des Chevalier äußerst drohend war.

»Mein Herr,« sagte Philipp, »Sie scheinen mir ein muthiger Mann zu sein» ich fordere Sie auf, mir mit dem Degen in der Hand Genugthuung zu geben.«

»Genugthuung, wofür?« fragte der Graf.

»Für die der Königin widerfahrene Beleidigung, eine Beleidigung, deren Sie sich mitschuldig machen, indem Sie auch nur ein Exemplar von diesem Blatt behalten.«

»Mein Herr,« erwiderte Cagliostro, ohne seine Stellung zu verändern, »Sie find in der That in einem Irrthum begriffen, der mir leid thut. Ich liebe die Neuigkeiten, die ärgerlichen Gerüchte, die ephemeren Dinge. Ich sammle dergleichen, um mich später an tausend Dinge zu erinnern, die ich ohne diese Vorsicht vergessen würde. Ich habe diese Zeitungen gekauft; wie können Sie ersehen, daß ich durch diesen Kauf irgend Jemand beleidigt habe?«

»Sie haben mich beleidigt!«

»Sie?«

»Ja, mich! mich, mein Herr; verstehen Sie?«

»Nein, bei meiner Ehre, ich verstehe nicht.«

»Ich frage Sie, warum sind Sie mit einem solchen Eifer darauf bedacht, eine so garstige Broschüre zu kaufen?«

»Ich habe es Ihnen schon gesagt, die Manie der Sammlungen.«

»Ist man ein Mann von Ehre, mein Herr, so sammelt man keine Schändlichkeiten.«

»Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, ich bin nicht Ihrer Ansicht über die Betitelung dieser Broschüre: es ist vielleicht ein Pamphlet, aber es ist keine Schändlichkeit.«

»Sie werden wenigstens gestehen, dah es eine Lüge ist?«

»Sie täuschen sich abermals, mein Herr, denn Ihre Majestät die Königin ist bei Mesmers Kufe gewesen.«

»Das ist falsch, mein Herr.«

»Sie wollen damit sagen, ich habe gelogen?«

»Ich will es nicht sagen, ich sage es.«

»Wohl! da es so ist, so antworte ich Ihnen mit einem einzigen Wort: Ich habe sie gesehen.«

»Sie haben sie gesehen?«

»Wie ich Sie sehe, mein Herr.«

Philipp schaute dem Grafen in's Gesicht; er wollte mit seinem so treuherzigen, so edlen, so schönen Blick gegen den leuchtenden Blick von Cagliostro kämpfen, doch dieser Kampf ermüdete ihn am Ende, er wandte das Gesicht ab und rief:

»Nun denn, ich beharre nicht minder auf der Behauptung, daß Sie lügen.«

Cagliostro zuckte die Achseln, als ob er von einem Narren beleidigt worden wäre.

»Hören Sie mich nicht?« sprach Philipp mit dumpfem Tone. »Im Gegentheil, mein Herr, ich habe kein Wort von dem, was Sie sagen, verloren.«

»Nun wissen Sie nicht, was die Beschuldigung einer Lüge heißt?«

»Doch, mein Herr,« erwiderte Cagliostro, »es gibt sogar ein französisches Sprichwort, welches sagt: auf die Beschuldigung einer Lüge gebühre eine Ohrfeige.«

»So wundere ich mich über Eines.«

»Worüber?«

»Daß ich Ihre Hand noch nicht zu meinem Gesicht sich erheben sah, während Sie Edelmann sind und das französische Sprichwort kennen.«

»Ehe mich Gott zum Edelmann gemacht und das französische Sprichwort gelehrt hat, hat er mich zum Menschen gemacht und mir meines Gleichen zu lieben befohlen.«

»Mein Herr, Sie verweigern mir also Genugthuung mit bewaffneter Hand?«

»Ich bezahle nur, was ich schuldig bin.«

»Sie werden mir also auf eine andere Weise Genugthuung geben?«

»Wie dies?«

»Ich werde Sie nicht schlimmer behandeln, als ein Mann von Adel einen andern behandeln soll; ich verlange nur von Ihnen, daß Sie in meiner Gegenwart alle in diesem Schrank vorhandenen Exemplare verbrennen.«

»Und ich, ich weigere mich dessen.«

»Bedenken Sie wohl ...«

»Ich habe bedacht.«

»Sie werden mich in die Notwendigkeit versetzen, gegen Sie zu verfahren, wie ich gegen den Zeitungsschreiber verfahren bin.«

»Ah! Stockschläge,« sagte Cagliostro lachend und ohne daß er sich mehr rührte, als eine Bildsäule gethan hätte.

»Weder mehr noch weniger, mein Herr; oh, Sie werden Ihre Leute nicht rufen.«

»Ich? ah! bah! warum sollte ich meine Leute rufen? das geht sie nichts an, ich werde wohl meine Sachen selbst abmachen. Ich bin stärker, als Sie; Sie bezweifeln es? Ich schwöre es Ihnen. Bedenken Sie es also *Ihrerseits*. Nähern Sie sich mit Ihrem Stocke, so nehme ich Sie beim Hals und beim Rückgrat und schleudere Sie zehn Schritte von mir, und zwar, verstehen Sie wohl, dieß so oft, als Sie wieder an mich zu kommen versuchen werden.«

»Spiel des englischen Lord, das heißt Reffträgerspiel. Wohl! es sei, mein Herr Hercules; ich nehme es an.«

Und außer sich vor Wuth, warf sich Philipp auf Cagliostro, doch plötzlich steifte dieser seine Arme wie zwei stählerne Klammern, packte den Chevalier am Hals und am Gürtel und schleuderte ihn ganz betäubt auf

einen Haufen von Polster, die auf einem Sopha in einer Ecke des Salons lagen.

Nach dieser Probe wunderbarer Stärke stellte er sich wieder vor den Kamin und nahm seine vorige Haltung an, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Philipp erhob sich bleich und schäumend, doch die Rückkehr kalter Beurtheilung gab ihm rasch seine moralischen Fähigkeiten wieder. Er stand auf, richtete seinen Rock und seine Manchetten zurecht und sprach mit düsterem Tone:

»Sie sind in der That so stark wie vier Männer, mein Herr, doch Ihre Logik ist nicht so nervig, als Ihre Faustgelenke. Indem Sie mich behandelten, wie Sie es so eben gethan, vergaßen Sie, daß ich, besiegt, gedemüthigt, für immer Ihr Feind, das Recht erlangt habe, Ihnen zu sagen: Den Degen in die Hand, Graf, oder ich tödte Sie.«

Cagliostro rührte sich nicht.

»Den Degen in die Hand, sage ich Ihnen, oder Sie sind ein Mann des Todes,« fuhr Philipp fort.

»Mein Herr, Sie sind noch nicht nahe genug bei mir, daß ich Sie behandle, wie das erste Mal,« erwiderte der Graf, »und ich werde mich nicht der Gefahr aussetzen, verwundet, sogar getödtet zu werden, wie der arme Gilbert.«

»Gilbert!« rief Philipp wankend, »Sie sprechen da . . . »Zum Glück haben Sie dießmal kein Schießgewehr, sondern einen Degen.«

»Mein Herr!« rief Philipp, »Sie sprechen da einen Namen aus ...«

»Ja, nicht wahr, der ein furchtbares Echo in Ihren Erinnerungen erweckt hat?«

»Mein Herr!«

»Einen Namen, den Sie nicht mehr zu hören glaubten, denn Sie waren allein mit dem armen Jungen in jener Grotte der Azorischen Inseln, als Sie

ihn ermordeten, nicht wahr?«

»Oh!« rief Philipp, »vertheidigen Sie sich! vertheidigen Sie sich!«

»Wenn Sie wüßten,« entgegnete Cagliostro, Philipp anschauend, »wenn Sie wüßten, wie leicht es wäre, den Degen aus Ihren Händen fallen zu machen!«

»Mit Ihrem Degen?«

»Ja, vor Allem mit meinem Degen, wenn ich wollte.«

»Auf denn! auf denn!«

»Oh! ich werde mich nicht dem aussetzen, ich habe ein sichereres Mittel!«

»Ich sage Ihnen zum letzten Mal, den Degen in die Hand, oder Sie sind ein Mann des Todes!« rief Philipp, gegen den Grafen springend.

Doch dießmal von der kaum drei Zoll von seiner Brust entfernten Degenspitze bedroht, nahm der Graf aus seiner Tasche ein Fläschchen, entpfropfte es und spritzte Philipp den Inhalt in's Gesicht.

Kaum hatte die Flüssigkeit den Chevalier berührt, als dieser wankte, den Degen fallen ließ, sich um sich selbst drehte, auf die Kniee fiel, als hätten seine Beine die Kraft verloren, ihn zu tragen, und einige Secunden lang gänzlich den Gebrauch seiner Sinne verlor.

Cagliostro verhinderte ihn, ganz und gar zu Boden zu fallen, hob ihn auf, übergab ihm seinen Degen in der Scheide, setzte ihn in einen Lehnstuhl, wartete, bis seine Vernunft völlig wiedergekehrt war, und sagte dann:

»In Ihrem Alter macht man keine Tollheiten mehr; hören Sie also auf, närrisch zu sein wie ein Kind, und hören Sie mich.«

Philipp schüttelte sich, stemmte sich an, vertrieb die Ermattung, die sich seines Gehirnes bemächtigt hatte, und murmelte:

»Oh! mein Herr, ist es das, was Sie eines Edelmanns Waffen nennen?«

Cagliostro zuckte die Achseln und erwiderte:

»Sie wiederholen immer dieselbe Phrase. Wenn wir Leute vom Adel unsern Mund weit geöffnet haben, um das Wort Edelmann durchzulassen, so ist Alles gesagt. Was nennen Sie eines Edelmanns Waffen? Etwa Ihren Degen, der Sie so schlecht gegen mich bedient hat? Oder Ihr Schießgewehr, das Sie so gut gegen Gilbert bedient hat? Was macht die erhabenen Männer, Chevalier? Glauben Sie, es sei das klangvolle Wort: Edelmann? Nein. Es ist vor Allem die Vernunft, sodann die Stärke und endlich die Wissenschaft. Dieß Alles habe ich Ihnen gegenüber benützt; mit meiner Vernunft habe ich Ihren Beleidigungen Trotz geboten, im Glauben, daß Sie mich anhörten; mit meiner Stärke habe ich Ihrer Stärke getrotzt; mit meiner Wissenschaft habe ich zugleich Ihre körperlichen und moralischen Kräfte ausgelöscht; es bleibt nur noch übrig, Ihnen zu beweisen, daß Sie, indem Sie mit Drohungen im Munde hierher kamen, zwei Fehler begingen.«

»Sie haben mich vernichtet,« erwiderte Philipp, »ich kann mich nicht mehr bewegen, Sie haben sich zum Herrn meiner Muskeln und meines Geistes gemacht und fragen mich nun, ob ich Sie anhören will, während ich nichts Anderes thun kann?«

Da nahm Cagliostro ein goldenes Fläschchen, das ein auf dem Kamin stehender Aesculap von Bronze hielt, und sprach mit einer Sanftheit voll Adel:

»Riechen Sie an diesem Fläschchen, Chevalier.«

Philipp gehorchte; die Dünste, die sein Gehirn verdunkelten, zerstreuten sich, und es kam ihm vor, als ob die Sonne, in die Wände seines Schädels herabsteigend, alle Ideen darin erleuchtete.

»Oh! ich werde wiedergeboren!« sagte er.

»Und Sie fühlen sich wohl, das heißt frei und stark?«

»Ja.«

»Mit der Erinnerung an das Vorgefallene?«

»Oh! ja!«

»Und da ich es mit einem Manne von Herz zu thun habe, der Geist besitzt, so gewährt mir diese Erinnerung, die bei Ihnen wiederkehrt, jeden Vortheil bei dem, was zwischen uns vorgegangen ist?«

»Nein,« sagte Philipp, »denn ich handelte kraft eines Lebensprincips, kraft eines heiligen Princips.«

»Was thaten Sie denn?«

»Ich vertheidigte die Monarchie.«

»Sie, Sie vertheidigten die Monarchie?«

»Ja, ich.«

»Sie, ein Mann, der nach America gegangen ist, um die Republik zu vertheidigen! Ei! mein Gott, seien Sie doch offenherzig, oder es ist nicht die Republik, was Sie dort vertheidigten, oder es ist nicht die Monarchie, was Sie hier vertheidigen.«

Philipp schlug die Augen nieder.

»Lieben,« fuhr Cagliostro fort, »lieben Sie diejenigen, welche Sie verachten; lieben Sie diejenigen, welche Sie vergessen; lieben Sie diejenigen, welche Sie hintergehen ... es ist das Eigenthümliche großer Seelen, daß sie in ihren großen Zuneigungen verrathen werden; es ist das Gesetz Jesu Christi, Böses mit Gutem zu vergelten. Sie sind ein Christ, Herr von Taverney.«

»Mein Herr!« rief Philipp ganz erschrocken, daß er Cagliostro so in der Vergangenheit und in der Gegenwart lesen sah, »kein Wort mehr, denn wenn ich das Königthum nicht vertheidige, so vertheidige ich die Königin, d.h. eine achtungswerthe, unschuldige Frau, achtungswerth noch, wenn sie es nicht mehr wäre, denn es ist ein göttliches Gesetz, die Schwachen zu vertheidigen.«

»Die Schwachen! Nennen Sie eine Königin ein schwaches Wesen? eine Frau, vor welcher achtundzwanzig Millionen lebendiger denkender Wesen das Knie beugen? oh! gehen Sie!«

»Mein Herr! man verleumdet sie.«

»Was wissen Sie davon?«

»Ich will es glauben.«

»Sie denken, das sei Ihr Recht?«

»Allerdings.«

»Wohl! *mein* Recht ist, das Gegentheil zu glauben.«

»Sie handeln wie ein böser Geist.«

»Wer sagt Ihnen das?« rief Cagliostro, dessen Auge plötzlich funkelte und Philipp mit Glanz übergoß, »woher kommt die Vermessenheit, zu glauben, Sie haben Recht und ich habe Unrecht? Woher kommt die Kühnheit, Ihr Princip dem meinigen vorzuziehen? *Sie* vertheidigen das Königthum! Wohl! wenn ich die Menschheit vertheidigte? Sie sagen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist; ich sage: Gebt Gott, was Gottes ist. Republikaner von America, Ritter vom Cincinnatusorden, ich erinnere Sie an die Liebe zu den Menschen, an die Liebe zur Gleichheit. *Sie* gehen auf den Völkern, um den Königinnen die Hände zu küssen; *ich*, ich trete die Königinnen mit Füßen, um die Völker um einen Grad zu erhöhen. Ich störe Sie nicht in Ihren Anbetungen, stören Sie mich nicht in meiner Arbeit. Ich lasse Ihnen das große Licht des Tages, die Sonne des Himmels und die Sonne der Höfe; lassen Sie mir den Schatten und die Einsamkeit. Sie begreifen die Stärke meiner Sprache, wie Sie vorhin die Stärke meiner Individualität begriffen haben. Sie sagten zu mir: Stirb, da Du den Gegenstand meiner Verehrung beleidigt hast; ich sage: Lebe, obschon Du meine Anbetungen bekämpfst, und wenn ich dieß sage, so geschieht es, weil ich mich mit meinem Princip stark fühle, weil weder Sie, noch die Ihrigen, so sehr Sie sich auch anstrengen mögen, mich nur einen Augenblick in meinem Gange aufhalten werden.«

»Mein Herr! Sie erschrecken mich,« sagte Philipp; »mit Ihrer Hilfe bin ich vielleicht der Erste in diesem Land, der die Tiefe des Abgrundes erblickt, dem das Königthum zuläuft.«

»Seien Sie klug, wenn Sie den Absturz gesehen haben.«

»Sie, der Sie mir dieß sagen,« erwiderte Philipp, bewegt durch den väterlichen Ton, mit dem Cagliostro zu ihm gesprochen hatte, »Sie, der Sie mir so furchtbare Geheimnisse enthüllen, Sie ermangeln noch des Edelmuthes; denn Sie wissen wohl, daß ich mich in den Schlund werfen werde, ehe ich diejenigen, welche ich vertheidige, hineinfallen sehe.«

»Wohl denn! ich werde Sie gewarnt haben und wasche mir, wie jener Präfect des Tiberius, die Hände, Herr von Taverney.«

»Wohl! ich!« rief Philipp, mit einer fieberhaften Heftigkeit auf Cagliostro zulaufend, »ich, der ich nur ein schwacher und Ihnen gegenüber untergeordneter Mensch bin, ich werde mich gegen Sie der Waffen des Schwachen bedienen, ich werde Sie mit feuchtem Auge, mit zitternder Stimme und gefalteten Händen ansprechen; ich werde Sie anflehen, mir nur dießmal Gnade für den Gegenstand Ihrer Verfolgung zu gewähren. Ich werde Sie für mich bitten, hören Sie wohl, für mich, der ich mich, ich weiß nicht warum, nicht daran gewöhnen kann, in Ihnen einen Feind zu sehen; ich werde Sie erweichen, ich werde Sie überzeugen, ich werde es endlich bei Ihnen erlangen, daß Sie mich nicht dem Gewissensbiß preisgeben, den Untergang der armen Königin gesehen und ihn nicht beschworen zu haben. Kurz, mein Herr, nicht wahr, ich werde es bei Ihnen dahin bringen, daß Sie das Pamphlet verbrennen, das einer Frau Thränen auspressen wird; ich werde das von Ihnen erlangen, oder, bei meiner Ehre, bei der unseligen Liebe, die Sie so wohl kennen, mit diesem gegen Sie ohnmächtigen Degen durchbohre ich mir das Herz zu Ihren Füßen.«

»Ah!« murmelte Cagliostro, indem er Philipp mit Augen voll beredten Schmerzes anschaute: »ah! warum sind sie nicht Alle, wie Sie sind! ich würde ihnen gehören und sie wären nicht verloren!«

»Oh! mein Herr! ich bitte Sie, antworten Sie auf meine Frage.«

»Zählen Sie,« erwiderte Cagliostro nach einem Stillschweigen, »zählen Sie, ob die tausend Exemplare wirklich da sind, und verbrennen Sie dieselben bis auf das letzte.«

Philipp fühlte, daß sein Herz zu seinen Lippen aufstieg; er lief zu dem Schrank, zog die Broschüren heraus, warf sie in's Feuer, drückte Cagliostro voll Innigkeit die Hand und sprach:

»Gott befohlen, mein Herr, hundertmal Dank für das, was Sie für mich gethan haben.«

Und er entfernte sich.

»Ich war dem Bruder,« sagte Cagliostro, als er ihn weggehen sah, »ich war dem Bruder diese Entschädigung für das schuldig, was die Schwester ausgestanden hatte.«

Und die Achseln zuckend, rief er:

»Meine Pferde!«

XXXIII.

Das Haupt der Familie Taverney.

Während diese Dinge sich in der Rue Neuve-Saint-Gilles ereigneten, ging Herr von Taverney, Vater, in seinem Garten spazieren, gefolgt von zwei Lakaien, die einen Lehnstuhl schoben.

Es gab in Versailles und gibt vielleicht noch einige jener alten Hotels mit französischen Gärten, die, durch eine knechtische Nachahmung des Geschmackes und der Ideen des Gebieters, im Kleinen an das Versailles von Le Notre und Mansard erinnerten.

Mehrere Höflinge, Herr de la Feuillade war das Muster von ihnen, hatten sich in verjüngtem Maßstäbe eine unterirdische Orangerie, einen Schweizer-Teich und Apollo-Bäder bauen lassen.

Man fand auch den Ehrenhof und die Trianons, Alles in einem fünfhundertstels Maßstab: jedes Bassin war von einem Eimer Wasser dargestellt.

Herr von Taverney hatte dasselbe gethan, seitdem von S. M. Ludwig XV. die Trianons beliebt worden waren. Das Haus in Versailles hatte seine Trianons, seine Obstgärten und seine Blumenbeete bekommen. Seitdem S. M. König Ludwig XVI. seine Schlosserwerkstätte und seine Drechselbank eingerichtet, besaß Herr von Taverney seine Schmiede und seine Hobelbank. Seitdem Marie-Antoinette englische Gärten, künstliche Flüsse, Prairien und Schweizerhütten gezeichnet, hatte Herr von Taverney in einer Ecke seines Gartens ein Trianon für Puppen und einen Bach für junge Enten gemacht.

In dem Augenblick, wo wir ihn auffassen, schlürfte er indessen die Sonne in der einzigen Allee vom großen Jahrhundert ein, die ihm blieb, in einer Allee von Linden mit den langen Fasern, so roth wie der Eisendraht, der aus dem Feuer kommt. Er ging in kurzen Schritten, die Hände im Aermel, und alle fünf Minuten näherte sich ihm der Stuhl, der von den Bedienten geschoben wurde, um ihm nach der Leibesübung Ruhe anzubieten.

Er genoß, der großen Sonne zublinzelnd, diese Ruhe, als vom Hause ein Portier herbeilief und ihm zurief:

»Der Herr Chevalier!«

»Mein Sohn!« sagte der Greis mit stolzer Freude.

Dann wandte er sich und sprach, als er Philipp erblickte, der dem Portier folgte:

»Mein lieber Chevalier!«

Und durch eine Geberde entließ er die Bedienten.

»Komm, Philipp, komm,« fuhr der Baron fort, »Du erscheinst zu rechter Zeit, mein Geist ist voll freudiger Gedanken. Ei! was für ein Gesicht machst Du denn? Du schmollst?«

»Ich, mein Vater, nein.«

»Du weißt schon das Resultat der Sache?«

»Welcher Sache?«

Der Greis wandte sich um, als wollte er sehen, ob man horchte.

»Sie können sprechen, Niemand horcht, mein Herr,« sagte Philipp.

»Ich meine die Geschichte vom Ball.«

»Ich begreife noch weniger.«

»Vom Opernball.«

Philipp erröthete, der boshafte Greis bemerkte es.

»Unkluger!« sagte er, »Du machst es wie die schlechten Seeleute: sobald sie günstigen Wind haben, setzen sie alle Segel ein. Auf, setze Dich auf diese Bank und höre meine Moral.«

»Mein Herr ...«

»Du treibst Mißbrauch, Du schneidest zu scharf durch; während Du einst so schüchtern, so zart, so zurückhaltend warst, compromittirst Du sie jetzt.«

Philipp stand auf.

»Von wem sprechen Sie, mein Herr?«

»Von ihr, bei Gott, von ihr.«

»Wer ist das?«

»Ah! Du glaubst, ich wisse nichts von Deinem muthwilligen Streich, von dem Streich, den Ihr Beide auf dem Opernball machtet? das ist hübsch.«

»Mein Herr, ich betheure Ihnen ...«

»Aergere Dich nicht; was ich Dir sage, sage ich Dir zu Deinem Besten; Du hast keine Vorsicht, was Teufels, man wird Dich erwischen! Man hat Dich dießmal mit ihr auf dem Ball gesehen, man wird Dich ein anderes Mal anderswo sehen.«

»Man hat mich gesehen?«

»Bei Gott! hattest Du, ja oder nein, einen blauen Domino?«

Taverney wollte aufschreien, er habe keinen blauen Domino, und man täusche sich, er sei nicht auf dem Ball gewesen, er wisse nicht, welchen Ball sein Vater meine; aber es widerstrebt gewissen Herzen, sich bei so delicaten Umständen zu vertheidigen; nur diejenigen vertheidigen sich energisch, welche wissen, daß man sie liebt, und daß sie, indem sie sich vertheidigen, dem Freund, der sie anschuldigt, einen Dienst thun.

»Wozu soll es nützen, daß ich meinem Vater Erklärungen gebe?« dachte Philipp, »überdieß muß ich Alles wissen.«

Er neigte das Haupt, wie ein Schuldiger, der gesteht.

»Du siehst wohl,« fuhr der Greis triumphirend fort, »Du bist erkannt worden, dessen war ich sicher. Herr von Richelieu, der Dich ungemein liebt, und der, trotz seiner einundachtzig Jahre, auf dem Ball war, Herr von Richelieu forschte nach, wer der blaue Domino sein könnte, dem die Königin den Arm gab, und er fand nur Dich, den er im Verdacht haben konnte; denn er hat alle andern gesehen, und Du weißt, ob er sich darauf versteht, der Herr Marschall.«

»Daß man mich im Verdacht gehabt hat. begreife ich,« erwiderte Philipp mit kaltem Tone; »daß man aber die Königin erkannt hat, das ist noch viel auffallender.«

»Es war nicht schwer, sie zu erkennen, da sie die Maske abnahm! Oh! siehst Du, das übersteigt jede Einbildungskraft. Eine solche Verwegenheit! Diese Frau muß rasend in Dich verliebt sein.«

Philipp erröthete. Weiter zu gehen und das Gespräch im Gang zu erhalten, war ihm unmöglich geworden.

»Wenn es nicht Verwegenheit ist,« fuhr Taverney fort, »so kann es nur ein sehr ärgerlicher Zufall sein. Nimm Dich in Acht, es gibt Eifersüchtige, und zwar Eifersüchtige, die zu fürchten sind. Es ist ein beneideter Posten, der Posten des Günstlings der Königin, besonders wenn die Königin der wahre König ist,« fügte Vater Taverney bei.

Und er nahm langsam eine Prise Tabak.

»Du wirst mir meine Moral verzeihen, nicht wahr, Chevalier? Verzeih' sie mir, mein Lieber. Ich hege Dankbarkeit gegen Dich, und ich möchte es gern verhüten, daß der Hauch des Zufalls, da es nun einmal der Zufall ist, das Gerüste zerstöre, welches Du so geschickt aufgebaut hast.«

Philipp erhob sich in Schweiß gebadet, die Fäuste krampfhaft zusammengezogen. Er schickte sich an wegzugehen, um das Gespräch abzubrechen, mit der Freude, mit der man einer Schlange das Wirbelbein abbricht; doch ein Gefühl hielt ihn zurück, ein Gefühl schmerzlicher Neugierde, eine jener wüthenden Begierden, das Schlimme zu erfahren, ein unbarmherziger Stachel, der die liebevollen Herzen antreibt.

»Ich sagte also, man beneide uns,« sprach der Greis; »das ist ganz einfach. Wir haben indessen den Gipfel noch nicht erreicht, zu dem Du uns hinaufsteigen machst. Dir gebührt der Ruhm, Dir haben wir es zu verdanken, daß der Name Taverney über seine demüthige Quelle emporgesprungen ist. Nur sei klug, sonst werden wir nicht zum Ziele gelangen und Deine Pläne werden unter Wegs scheitern. Es wäre in der That Schade. Wir gehen wacker voran.«

Philipp wandte sich ab, um den tiefen Eckel, die blutige Verachtung zu verbergen, die seinen Zügen in diesem Augenblick einen Ausdruck verlieh, worüber der Greis erstaunt, vielleicht erschrocken wäre.

»In einiger Zeit wirst Du eine hohe Stelle verlangen,« sagte der Greis, sich belebend. »Du lässest mir irgendwo, doch nicht zu fern von Paris, eine königliche Lieutenance geben; Du lässest sodann Taverney-Maison-Rouge

zu einer Pairie erheben; Du lässest mich bei der nächsten Promotion des Ordens in die Liste aufnehmen. Du kannst Herzog, Pair und Generallieutenant werden. In zwei Jahren lebe ich noch, dann lässest Du mir ...«

»Genug! genug!« brummte Philipp.

»Oh! wenn Du mich für befriedigt hältst, ich bin es nicht. Du hast ein ganzes Leben; ich habe nur ein paar Monate. Diese Monate müssen mir die traurige, mittelmäßige Vergangenheit bezahlen. Uebrigens habe ich mich nicht zu beklagen, Gott schenkte mir zwei Kinder. Das ist viel von einem Mann ohne Vermögen; doch wenn meine Tochter für unser Haus unnütz geblieben ist, so machst Du es wieder gut. Du bist der Baumeister des Tempels. Ich sehe in Dir den großen Taverney, den Helden. Du flößest mir Respekt ein, und siehst Du, das ist etwas. Allerdings ist Dein Benehmen gegen den Hof bewunderungswürdig. Oh! ich habe noch nichts Geschickteres gesehen.«

»Was denn?« versetzte der junge Mann, den es beunruhigte, daß er sich von dieser Schlange gelobt sah.

»Dein Benehmen ist herrlich. Du zeigst keine Eifersucht. Du lässest das Feld scheinbar Jedermann frei und behauptest es in Wirklichkeit. Das ist stark, aber es zeugt von Beobachtung.«

»Ich verstehe nicht,« entgegnete Philipp, immer mehr gereizt.

»Keine Bescheidenheit, siehst Du, das ist Wort für Wort das Benehmen des Herrn von Potemkin, der die Welt durch sein Glück in Erstaunen setzte. Er sah, daß Katharina die Eitelkeit besonders bei ihren Liebschaften liebte; daß sie, wenn man sie frei ließe, von Blume zu Blume flattern und dann zu der fruchtbarsten und schönsten zurückkehren würde; daß sie, wenn man sie verfolgte, über jeden Bereich hinaus entfliehen würde. Er faßte seinen Entschluß. Er war es, der der Kaiserin die neuen Günstlinge, die sie auszeichnete, angenehmer machte; indem er sie auf einer Seite gelten ließ, behielt er sich ihre verwundbare Seite vor; er ermüdete die Fürstin mit den vorübergehenden Launen, statt sie seiner eigenen Vorzüge überdrüssig zu machen. Indem er das ephemere Reich der Günstlinge, die man ironisch die

zwölf Cäsaren nennt, vorbereitete, machte Potemkin seine Herrschaft ewig, unzerstörbar.«

»Aber das sind unbegreifliche Schändlichkeiten,« murmelte der arme Philipp, indem er seinen Vater erstaunt ansah.

Der Greis fuhr unstörbar fort:

»Nach Potemkins System wirst Du indessen einen kleinen Fehler begehen. Er gab die Ueberwachung nicht zu sehr auf, und Du erschlaffst. Freilich ist die französische Politik nicht die russische.«

Bei diesen Worten, mit einer Affectation von Feinheit gesprochen, die selbst den stärksten diplomatischen Kopf aus seinem Gange gebracht hätte, glaubte Philipp, sein Vater delirire, und antwortete nur mit einem nicht ehrfurchtsvollen Achselzucken.

»Ja, ja,« sagte der Greis, »Du glaubst, ich habe Dich nicht errathen? Du sollst es sehen.«

»Sprechen Sie, mein Herr.«

Taverney kreuzte sich die Arme.

»Wirst Du mir etwa sagen,« sprach er, »daß Du Deinen Nachfolger nicht heranziehest?«

»Meinen Nachfolger?« versetzte Philipp erbleichend.

»Wirst Du mir sagen, Du wissest nicht, welche Entschiedenheit in den Liebesgedanken der Königin liegt, wenn sie besessen ist, und in der Voraussicht der Veränderung von ihrer Seite wollest Du nicht völlig geopfert, aus dem Besitze gesetzt werden? was immer bei der Königin geschieht, denn sie kann nicht die Gegenwart lieben und die Vergangenheit dulden.«

»Sie sprechen hebräisch, mein Herr Baron.«

Der Greis brach in jenes scharfe, unheimliche Gelächter aus, das Philipp, wie der Ruf eines bösen Geistes, beben machte.

»Du wirst mich glauben machen, daß es nicht Tactik sei, Herrn von Charny zu schonen?«

»Charny?«

»Ja, Deinen zukünftigen Nachfolger, den Mann, der Dich, wenn er einmal regiert, verbannen lassen kann, wie Du die Herren von Coigny, von Vaudreuil und Andere verbannen lassen kannst.«

»Das Blut stieg Philipp gewaltig zu den Schläfen, und er rief noch einmal:

»Genug, mein Herr! genug; ich schäme mich in der That, daß ich so lange zugehört habe! Wer sagt, die Königin von Frankreich sei eine Messaline, der ist ein verbrecherischer Verleumder.«

»Gut! sehr gut!« rief der Greis. »Du hast Recht, das ist Deine Rolle; doch ich versichere Dich, daß uns Niemand hören kann.«

»Oh!«

»Und was Charny betrifft, Du siehst, daß ich Dich ergründet habe. So geschickt auch Dein Plan sein mag, siehst Du, das Errathen liegt im Blute der Taverney. Fahre fort, Philipp, fahre fort. Schmeichle Charny; besänftige, tröste ihn, hilf ihm sanft und ohne Unannehmlichkeit vom Zustande des Grases zum Zustande der Blume übergehen und sei versichert, er ist ein Edelmann, der Dir später, wenn er in der Gunst steht, vergelten wird, was Du für ihn gethan hast.«

Nach diesen Worten machte Herr von Taverney, ganz stolz auf die Auseinandersetzung seiner Scharfsicht, einen kleinen Luftsprung, der an den jungen Mann, und zwar an den durch sein Glück frech gewordenen jungen Mann erinnerte.

Philipp packte ihn beim Aermel, hielt ihn wüthend auf und rief:

»So ist es, wohl! mein Herr, Ihre Logik ist bewunderungswürdig.«

»Ich habe errathen, nicht wahr, und Du bist mir deßhalb böse? Bah! Du verzeihst mir meiner Aufmerksamkeit wegen. Ich liebe übrigens Charny, und es freut mich sehr, daß Du so gegen ihn verfährst.«

»Ihr Herr von Charny ist zu dieser Stunde so sehr mein Günstling, mein Liebling, mein von mir geätzter Vogel, daß ich ihm in der That soeben einen Fuß von dieser Klinge durch die Rippen gestoßen habe.«

Und Philipp zeigte seinem Vater seinen Degen.

»Wie!« versetzte Taverney, erschrocken bei dem Anblick dieser stammenden Augen, bei der Kunde von diesem kriegerischen Ausfall, »sagst Du nicht, Du habest Dich mit Herrn von Charny geschlagen?«

»Und ich habe ihn gespießt! Ja.«

»Großer Gott!«

»Das ist meine Manier, meine Nachfolger zu besänftigen, zu pflegen und zu schonen,« fügte Philipp bei; »nun, da Sie dieselbe kennen, wenden Sie Ihre Theorie auf meine Praxis an.«

Und er machte eine verzweifelte Bewegung, um zu entfliehen. Der Greis klammerte sich an seinen Arm an.

»Philipp! Philipp! sage mir, daß Du scherztest.«

»Nennen Sie das einen Scherz, wenn Sie wollen, doch es ist geschehen.«

Der Greis schlug die Augen zum Himmel auf, murmelte ein paar zusammenhangslose Worte, verließ seinen Sohn und lief bis in sein Vorzimmer.

»Geschwind! geschwind! ein Berittener! man eile zu Herrn von Charny, der verwundet worden ist, man erkundige sich nach ihm und vergesse nicht, zu sagen, man komme in meinem Auftrage! Dieser Verräther Philipp,« sprach er, während er in seine Wohnung zurückkehrte, »ist er nicht der Bruder seiner Schwester! Und ich, der ich ihn für gebessert hielt! Oh! es gab nur Einen Kopf in der Familie, den meinigen.«

XXXIV.

Der Vers des Herrn von Provence.

Während alle diese Ereignisse in Paris und in Versailles vorfielen, befand sich der König, ruhig wie gewöhnlich, seitdem er seine Flotten siegreich und den Winter besiegt wußte, in seinem Cabinet, mitten unter kleinen Karten und Weltkarten, kleinen mechanischen Plänen, und beschäftigte sich damit, neue Furchen auf dem Meere für die Schiffe des Herrn von Laperouse zu ziehen.

Ein leichtes Klopfen an der Thüre entzog ihn seinen durch ein gutes Vesperbrod, das er zu sich genommen, ganz erhitzten Träumereien.

In diesem Augenblick machte sich eine Stimme hörbar.

»Darf ich hinein, mein Bruder?« fragte sie.

»Der Herr Graf von Provence, der Unwillkommene!« brummte der König, indem er ein offenes Buch voll der größten Figuren von sich schob.

»Treten Sie ein,« sagte er.

Ein dicker, kurzer, rothbackiger Mann mit lebhaften Augen trat ein; sein Schritt war zu ehrfurchtsvoll für einen Bruder zu vertraulich für einen Unterthanen.

»Sie erwarteten mich nicht, mein Bruder,« sprach er.

»Meiner Treue, nein.«

»Ich störe Sie?«

»Nein, doch sollten Sie mir etwas Interessantes zu sagen haben?«

»Ein Gerücht, so drollig, so grotesk ...«

»Ah! ah! eine Verleumdung.«

»Meiner Treue, ja, mein Bruder.«

»Die Sie belustigt hat?«

»Oh! ihrer Seltsamkeit wegen.«

»Irgend eine Bosheit gegen mich?«

»Gott ist mein Zeuge, daß ich, wenn dem so wäre, nicht lachen würde.«

»Gegen die Königin also?«

»Sire, stellen Sie sich vor, daß man mir im Ernste, ganz im Ernste gesagt hat ... oh! ich lasse Sie hundertmal, ich lasse Sie tausendmal rathen.«

»Mein Bruder, seitdem mein Lehrer mich diese oratorische Vorsicht als Muster des Genre bei Frau von Sévigné hat bewundern lassen, bewundere ich sie nicht mehr .... Zur Sache.«

»Wohl! mein Bruder,« sprach der Graf von Provence, etwas abgekühlt durch diesen brutalen Empfang, »man sagt, die Königin habe einmal auswärts geschlafen, ha! ha! ha!« Und er strengte sich an, zu lachen.

»Das wäre sehr traurig, wenn es wahr wäre,« sagte der König voll Ernst.

»Aber das ist nicht wahr mein Bruder?«

»Nein.«

»Es ist ebenso nicht wahr, daß man die Königin vor dem Thore des Reservoirs hat warten sehen?«

»Nein.«

»Sie wissen, an dem Tag, wo Sie das Thor um eilf Uhr zu schließen befahlen.«

»Ich weiß nicht.«

»Wohl! stellen Sie sich vor, mein Bruder, das Gerücht behauptet ...«

»Was ist das, das Gerücht? wo ist es? wer ist es?«

»Das ist ein tiefer Zug, mein Bruder, ein sehr tiefer. In der That, wer ist das Gerücht? Wohl! dieses unfaßbare, unbegreifliche Wesen, welches man Gerücht nennt, behauptet, man habe die Königin mit dem Grafen von Artois Arm in Arm eine halbe Stunde nach Mitternacht an diesem Tage gesehen.«

»Wo?«

»Auf dem Weg nach einem Hause, das Herr von Artois besitzt, hinter den Ställen. Hat Eure Majestät nicht von dieser seltsamen Geschichte sprechen hören?«

»Doch wohl, mein Bruder, ich muß davon gehört haben.«

»Wie so, Sire?«

»Ja, haben Sie nicht etwas gemacht, damit ich davon sprechen höre?«

»Ich?«

»Sie.«

»Was denn, Sire, was habe ich gemacht?«

»Einen Quatrain z. B., der im *Mercure* abgedruckt worden ist.«

»Einen Quatrain?« versetzte der Graf, röther als bei seinem Eintritt.

»Man erklärt Sie für einen Liebling der Musen.«

»Nicht in dem Grade, um ...«

»Um einen Quatrain zu machen, der mit dem Verse endigt:

» *Héléne n'en dit rien au bon roi Ménelas*«.

»Ich, Sire?«

»Leugnen Sie es nicht, hier ist das Autograph des Gedichtes; Ihre Handschrift! Ich verstehe mich schlecht auf Poesie, aber auf Handschriften, oh! wie ein Experter.«

»Sire, eine Thorheit zieht eine andere nach sich.«

»Herr von Provence, ich versichere Sie, daß nur auf Ihrer Seite eine Thorheit stattgefunden, und ich wundere mich, daß ein Philosoph diese Thorheit begangen hat; behalten wir diese Betitelung für Ihr Gedicht.«

»Sire, Eure Majestät ist hart gegen mich.«

»Die Strafe der Wiedervergeltung, mein Bruder! Statt Ihr Gedicht zu machen, hätten Sie sich über das Geschehene unterrichten lassen können; ich habe das gethan; und statt des Quatrain gegen Ihre Schwägerin, folglich gegen mich, würden Sie ein Madrigal für sie geschrieben haben. Sie werden am Ende sagen, das sei kein Gegenstand, der begeistere; aber eine schlechte Epistel ist mir immer lieber, als eine gute Satyre. Horaz sagt das auch, Horaz, Ihr Dichter.«

»Sire, Sie beugen mich nieder.«

»Wären Sie der Unschuld der Königin nicht sicher gewesen, wie ich es bin,« fuhr der König mit Heftigkeit fort, »so hätten Sie wohl daran gethan, Ihren Horaz wieder zu lesen. Hat er nicht die schönen Worte gesagt? verzeihen Sie, ich radebreche das Lateinische:

Rectius hoc est:
Hoc faciens vivam melius, sic dilcis amicis
Occurram.

»›Das ist besser; wenn ich das thue, werde ich redlicher sein; wenn ich es thue, werde ich gut gegen meine Freunde sein.‹«

»Sie, mein Bruder, würden das zierlicher übersetzen.«

Und der gute König, nachdem er diese Lection mehr als Vater, denn als Bruder gegeben, wartete, daß der Schuldige eine Rechtfertigung begänne.

Der Graf sann eine Zeit lang über seine Antwort nach, doch dieß nicht gerade wie ein verlegener Mensch, sondern mehr wie ein Redner, der Delicatessen sucht.

»Sire, sagte er, »so streng auch der Spruch Eurer Majestät ist, ich habe ein Mittel der Entschuldigung, und darf hoffen, daß Sie mir verzeihen werden.«

»Sprechen Sie, mein Bruder.«

»Nicht wahr. Sie beschuldigen mich, ich habe mich getäuscht, und nicht, ich habe eine schlimme Absicht gehabt?«

»Einverstanden.«

»Wenn dem so ist, so wird Eure Majestät, welche weiß, daß derjenige, welcher sich nicht täuscht, kein Mensch ist, zugeben, daß ich mich nicht grundlos getäuscht habe.«

»Nie werde ich Ihren Geist anklagen, denn er ist groß und erhaben, mein Bruder.«

»Wohl, Sire, warum sollte ich mich nicht dadurch getäuscht haben, daß ich Alles anhöre, was preisgegeben wird? Wir Prinzen, wir leben in der Luft der Verleumdung, wir sind damit geschwängert. Ich sage nicht, ich habe geglaubt, ich sage, man habe mir erzählt.«

»Ah! gut, wenn dem so ist; doch ...«

»Das Gedicht? Oh! die Dichter sind bizarre Wesen; und dann, ist es nicht besser, durch eine sanfte Kritik, die eine Warnung sein kann, als durch eine gefaltete Stirne zu antworten? Drohende Stellungen in Verse gebracht beleidigen nicht, Sire; es ist nicht wie bei den Pamphleten, in Beziehung auf welche man so heftige Zwangsmaßregeln von Eurer Majestät verlangte; Pamphlete wie das, welches ich selbst Eurer Majestät zeigen werde.«

»Ein Pamphlet!«

»Ja, Sire: ich brauche nothwendig einen Haftbefehl gegen den elenden Verfasser dieser Schändlichkeit.«

Der König erhob sich ungestüm und rief:

»Lassen Sie hören!«

»Ich weiß nicht, ob ich soll, Sire ...«

»Gewiß, Sie müssen; es ist hiebei nichts zu schonen. Haben Sie dieses Pamphlet?«

»Ja, Sire.«

»Geben Sie.«

Der Graf von Provence zog aus seiner Tasche ein Exemplar von der Geschichte Etteniotna's, ein unseliges Beweisstück, das der Degen Philipps, der Stock Charny's, das Feuer Cagliostro's der Circulation nicht entzogen hatten.

Der König warf die Augen auf das Papier, wie Jemand, der gewohnt ist, die interessanten Stellen eines Buches oder einer Zeitung zu lesen.

»Schändlichkeit!« sagte er, »Schändlichkeit!«

»Sie sehen, Sire, daß man behauptet, meine Schwägerin sei bei der Kufe von Mesmer gewesen.«

»Nun wohl! ja, sie ist dort gewesen!«

»Sie ist dort gewesen!« rief der Graf von Provence.

»Mit meiner Genehmigung.«

»Oh! Sire!«

»Und nicht wegen ihrer Gegenwart erhebe ich eine Anschuldigung gegen ihre Weisheit, da ich ihr den Gang nach der Place Vendome erlaubt hatte.«

»Eure Majestät hat aber der Königin nicht erlaubt, sich der Kufe zu nähern, um in eigener Person zu versuchen ...«

Der König stampfte mit dem Fuße. Der Graf hatte diese Worte gerade in dem Moment ausgesprochen, wo die Augen Ludwigs XVI. die für Marie Antoinette beleidigendste Stelle durchliefen, die Geschichte von ihrer vorgeblichen Crise, von ihren Verdrehungen, von ihrer wollüstigen Unordnung, von allem dem endlich, was den Besuch Oliva's bei Mesmer bezeichnet hatte.

»Unmöglich! unmöglich!« sagte der König, der bleich geworden war. »Oh! die Policei muß wissen, was sie hiebei zu thun hat!«

Er läutete.

»Herr von Crosne,« rief er, »man hole mir Herrn von Crosne!«

»Sire, es ist heute der Tag des Wochenberichts, Herr von Crosne wartet im Oeil-de-Boeuf.«

»Er trete ein.«

»Erlauben Sie mir, mein Bruder,« sagte der Graf von Provence mit heuchlerischem Tone. Und er machte Miene, wegzugehen.

»Bleiben Sie,« sprach Ludwig XVI. zu ihm. »Ist die Königin schuldig, wohl! *mein Herr*, so gehören Sie zur Familie und dürfen es wissen; ist sie unschuldig, so müssen Sie es ebenfalls wissen, da Sie meine Gemahlin im Verdacht hatten.«

Herr von Crosne trat ein.

Als dieser Beamte Herrn von Provence beim König sah, begann er damit, daß er den zwei Größten des Reiches seine Huldigung darbrachte; dann wandte er sich an den König und sprach:

»Der Bericht ist fertig, Sire.«

»Vor Allem, mein Herr,« sagte Ludwig XVI., »erklären Sie mir, wie in Paris ein so schändliches Pamphlet gegen die Königin veröffentlicht werden konnte?«

»Etteniotna?« fragte Herr von Crosne.

»Ja.«

»Wohl, Sire, das ist ein Zeitungsschreiber Namens Reteau.«

»Ja. Sie wissen seinen Namen und haben ihn nicht an der Veröffentlichung verhindert, oder nach der Veröffentlichung verhaftet!«

»Sire, nichts war leichter, als ihn zu verhaften: ich will Eurer Majestät den Einsperrungsbefehl ganz ausgefertigt in meinem Portefeuille zeigen.«

»Warum ist dann die Verhaftung nicht erfolgt?«

Herr von Crosne wandte sich gegen Herrn von Provence.

»Ich verabschiede mich von Eurer Majestät,« sprach dieser langsam.

»Nein, nein,« erwiderte der König. »Ich habe Ihnen schon gesagt, Sie sollen bleiben. Bleiben Sie.«

Der Graf verbeugte sich.

»Sprechen Sie, Herr von Crosne; sprechen Sie offenherzig, ohne Rückhalt: sprechen Sie rasch und unumwunden.«

»Wohl, also,« sagte der Policei-Lieutenant, »ich habe den Zeitungsschreiber Reteau nicht verhaften lassen, weil ich ganz nothwendig, ehe ich diesen Schritt that, eine Erklärung mit Eurer Majestät gehabt haben mußte.«

»Ich ersuche Sie darum.«

»Sire, es wäre vielleicht besser, diesem Zeitungsschreiber einen Sack Geld zu geben und ihn fortzuschicken, daß er anderswo, sehr fern von hier, gehenkt würde.«

»Warum?«

»Sire, weil, wenn diese Elenden eine Lüge sagen, das Publicum, dem man es beweist, sehr erfreut ist, sie peitschen, ihnen die Ohren abschneiden, sie sogar aufhängen zu sehen. Wenn sie aber unglücklicher Weise eine Wahrheit aufgreifen ...«

»Eine Wahrheit?«

Herr von Crosne verbeugte sich.

»Ja, ich weiß es. Die Königin ist in der That bei der Kufe Mesmers gewesen. Sie ist dort gewesen, das ist ein Unglück, wie Sie sagen, aber ich habe es ihr erlaubt.«

»Oh! Sire!« rief Herr von Crosne.

Dieser Ausruf des ehrfurchtsvollen Unterthanen fiel dem König noch mehr auf, als er ihm aus dem Munde des eifersüchtigen Verwandten aufgefallen war.

»Die Königin ist aber darum nicht verloren, denke ich,« sprach er.

»Nein, Sire, aber compromittirt.«

»Herr von Crosne, lassen Sie hören, was hat Ihnen Ihre Policei gesagt?«

»Sire, viele Dinge, die bei aller Achtung, welche ich Eurer Majestät schuldig bin, bei aller ehrfurchtsvollen Anbetung, die ich für die Königin hege, mit einigen Angaben des Pamphlets im Einklang stehen.«

»Im Einklang, sagen Sie?«

»Hören Sie, wie. Eine Königin von Frankreich, die in der Tracht einer gewöhnlichen Frau, angelockt von den magnetischen Bizarrerien Mesmers, in diese zweideutige Gesellschaft geht, und die allein geht ...«

»Allein!« rief der König.

»Ja, Sire.«

»Sie täuschen sich, Herr von Crosne.«

»Ich glaube nicht, Sire.«

»Sie haben schlechte Berichte.«

»So genaue, Sire, daß ich die Einzelnheiten der Toilette Ihrer Majestät, die Gesammterscheinung ihrer Person, ihre Schritte, ihre Geberden, ihre Schreie angeben kann.«

»Ihre Schreie!«

Der König erbleichte und zerknitterte die Broschüre.

»Ihre Seufzer sogar sind von meinen Agenten aufgezeichnet worden,« fügte Herr von Crosne schüchtern bei.

»Ihre Seufzer! Die Königin hätte sich dergestalt vergessen! ... Die Königin hätte so wohlfeil meine Ehre als König, ihre Ehre als Frau gegeben!«

»Das ist unmöglich,« sprach der Graf von Provence, »das wäre mehr als scandalös, und Ihre Majestät ist unfähig ...«

Diese Worte waren mehr eine neue Anklage, als eine Entschuldigung. Der König fühlte das. Alles in ihm empörte sich.

»Mein Herr,« sprach er zum Policei-Lieutenant, »Sie behaupten, was Sie gesagt haben?«

»Ach! bis zum letzten Worte, Sire.«

»Ihnen, mein Bruder,« sagte Ludwig XVI., indem er mit dem Sacktuch über seine von Schweiß befeuchtete Stirne fuhr, »Ihnen bin ich einen Beweis für meine Erklärung schuldig. Die Ehre der Königin ist die Ehre meines ganzen Hauses. Ich gebe sie nie preis. Ich habe der Königin erlaubt, zur Kufe Mesmers zu gehen, sie aber zugleich beauftragt, eine sichere, tadellose, sogar fromme Person mitzunehmen.«

»Ah!« versetzte Herr von Crosne, »wenn es so gewesen wäre ...«

»Ja,« sprach der Graf von Provence, »wenn eine Dame wie Frau von Lamballe z.B. ...«

»Ganz richtig, mein Bruder, es ist die Frau Prinzessin von Lamballe, die ich der Königin bezeichnet hatte.«

»Leider, Sire, ist die Prinzessin nicht mitgenommen worden.«

»Wohl,« fügte der König bei, »wenn der Ungehorsam so weit gegangen ist, so muß ich bestrafen, und ich werde strafen.«

Ein ungeheurer Seufzer schloß ihm die Lippen, nachdem er ihm das Herz zerrissen.

»Nur,« fügte er leiser bei, »nur bleibt mir ein Zweifel; diesen Zweifel theilen Sie nicht, das ist natürlich; Sie sind nicht der König, der Gatte, der Freund derjenigen, welche man anschuldigt ... diesen Zweifel, ich will ihn aufklären.«

Er läutete; der Officier vom Dienst erschien.

»Man sehe nach, ob die Frau Prinzessin von Lamballe nicht bei der Königin oder in ihrer Wohnung ist,« sagte der König.

»Sire, Frau von Lamballe geht in dem kleinen Garten mit Ihrer Majestät und einer andern Dame spazieren.«

»Bitten Sie die Frau Prinzessin, sogleich heraufzukommen.«

Der Officier trat ab.

»Nun, meine Herren, noch zehn Minuten; bis dahin kann ich keinen Entschluß fassen.«

Gegen seine Gewohnheit faltete Ludwig XVI. seine Stirne und warf auf die zwei Zeugen seines tiefen Schmerzes einen beinahe drohenden Blick.

Die zwei Zeugen schwiegen. Herr von Crosne war von einer wirklichen Traurigkeit erfüllt, Herr von Provence heuchelte eine Traurigkeit, die sich dem Gotte Momus in Person mitgetheilt hätte.

Ein leichtes Rauschen von Seidestoff hinter den Thüren verkündigte dem König die Ankunft der Prinzessin von Lamballe.

XXXV.

Die Prinzessin von Lamballe.

Die Prinzessin von Lamballe trat ein, schön und ruhig, die Stirne entblößt, die zerstreuten Locken ihrer hohen Frisur stolz hinter die Schläfe zurückgeworfen, ihre Augbrauen schwarz und fein, wie zwei Sepiastriche, ihre Augen blau, durchsichtig, ausgedehnt, voll Perlmutter, die Nase gerade und rein, ihre Lippen keusch und wollüstig zugleich: all diese Schönheit auf einem Körper von unvergleichlicher Schönheit entzückte und beherrschte zugleich.

Die Prinzessin brachte mit und um sich jenen Duft von Tugend, Anmuth, Unkörperlichkeit, den Lavallière ehe sie in Gunst gekommen und seitdem sie in Ungnade gefallen, verbreitete.

Als der König sie lächelnd und bescheiden erscheinen sah, fühlte er sich von Schmerz durchdrungen.

»Ach!« dachte er, »was aus diesem Munde hervorgeht; wird eine Verurteilung sein, gegen welche keine Appellation möglich ist.«

»Setzen Sie sich, Prinzessin.« sprach er, indem er sich tief vor ihr verbeugte.

Herr von Provence näherte sich, um ihr die Hand zu küssen.

Der König sammelte sich.

»Was wünscht Eure Majestät von mir?« fragte die Prinzessin mit der Stimme eines Engels.

»Eine Mittheilung, Madame, eine genaue Mittheilung, meine Cousine.«

»Ich warte, Sire.«

»An welchem Tag sind Sie in Gesellschaft der Königin nach Paris gefahren? Besinnen Sie sich wohl!«

Herr von Crosne und der Graf von Provence schauten sich erstaunt an.

»Sie begreifen, meine Herren,« sagte der König, » *Sie* zweifeln nicht, *ich* zweifle noch; ich frage folglich wie ein Mensch, der zweifelt.«

»Am Mittwoch, Sire,« erwiderte die Prinzessin.

»Sie verzeihen mir,« fuhr Ludwig XVI. fort, »aber, meine Cousine, ich wünsche die Wahrheit zu hören.«

»Sie werden sie hören, Sire, indem Sie mich fragen.«

»Was machten Sie in Paris, meine Cousine?«

»Ich ging zu Herrn Mesmer, auf der Place Vendome, Sire.«

Die zwei Zeugen bebten, der König erröthete vor Aufregung.

»Allein?« fragte er.

»Nein, Sire, mit Ihrer Majestät der Königin.«

»Mit der Königin? Sie sagen, mit der Königin!« rief Ludwig XVI, indem er sie gierig bei den Händen nahm.

»Ja, Sire.«

Herr von Provence und Herr von Crosne näherten sich erstaunt.

»Eure Majestät hatte der Königin Erlaubniß dazu gegeben,« sprach Frau von Lamballe; »wenigstens sagte mir das Ihre Majestät.«

»Und Ihre Majestät hatte Recht, meine Cousine. Nun ... athme ich wieder auf; denn Frau von Lamballe lügt nie.«

»Nie, Sire,« erwiderte die Prinzessin mit sanftem Tone.

»Oh! nie!« rief Herr von Crosne mit der achtungsvollsten Ueberzeugung. »Doch dann erlauben Sie mir, Sire ...«

»Oh! ja, ich erlaube Ihnen, Herr von Crosne; fragen, verhören Sie, ich setze meine arme Prinzessin auf das Schemelchen des Verbrechers, ich überlasse sie Ihnen.«

Frau von Lamballe lächelte und erwiderte:

»Ich bin bereit; doch die Folter ist aufgehoben, Sire.«

»Ja, ich habe sie für die Anderen aufgehoben, aber man hat sie nicht für mich aufgehoben,« sagte der König mit einem Lächeln.

»Madame,« sprach der Policei-Lieutenant, »haben Sie die Güte, dem König zu sagen, was Sie mit Ihrer Majestät bei Herrn Mesmer machten, und vor Allem: wie war die Königin gekleidet?«

»Ihre Majestät trug ein Kleid von perlgrauem Taffet eine Mante von gestickter Mousseline, einen Muff von Hermelin, einen Hut von rosa Sammet, mit großen schwarzen Bändern.«

Dieses Signalement widersprach dem für Oliva angegebenen gänzlich.

Herr von Crosne offenbarte ein lebhaftes Erstaunen, der Graf von Provence biß sich auf die Lippen.

Der König rieb sich die Hände.

»Und was hat die Königin bei ihrem Eintritt gethan?« fragte er.

»Sire, Sie haben Recht, zu sagen, bei ihrem Eintritt, denn kaum waren wir eingetreten ...«

»Mit einander?«

»Ja, Sire, mit einander; kaum waren wir in den ersten Salon eingetreten, wo uns Niemand hatte wahrnehmen können, so groß war die Aufmerksamkeit, die man den magnetischen Geheimnissen widmete, als eine Frau sich Ihrer

Majestät näherte, ihr eine Maske bot und sie anflehte, nicht weiter zu gehen.«

»Und Sie gingen nicht weiter?« fragte lebhaft der Graf von Provence.

»Nein, mein Herr««

»Und Sie haben die Schwelle des ersten Salons nicht überschritten?« fragte Herr von Crosne.

»Nein, mein Herr.«

»Und Sie haben den Arm der Königin nicht verlassen?« fragte der König mit einem Reste von Angst.

»Nicht eine Secunde; der Arm Ihrer Majestät war unablässig auf den meinigen gestützt.«

»Nun!« rief plötzlich der König, »was denken Sie hievon. Herr von Crosne? Was sagen Sie hiezu, mein Bruder?«

»Das ist außerordentlich, übernatürlich,« sprach Herr von Provence, der eine Heiterkeit heuchelte, welche mehr als jeder Zweifel seinen ganzen Aerger über den Widerspruch offenbarte.

»Darin ist nichts Uebernatürliches,« erwiderte eilig Herr von Crosne, dem die sehr natürliche Freude des Königs eine Art von Gewissensbiß bereitete; »was die Frau Prinzessin gesagt hat, kann nur die Wahrheit sein.«

»Daraus geht hervor ...« sagte Herr von Provence.

»Daraus geht hervor, Monseigneur, daß meine Agenten sich getäuscht haben.«

»Sprechen Sie im Ernste?« fragte Herr von Provence mit demselben Nervenzittern.

»Ganz im Ernste, Monseigneur, meine Agenten haben sich getäuscht; Ihre Majestät hat gethan, was Frau von Lamballe so eben gesagt, und nichts

Anderes. Was den Zeitungsschreiber betrifft: wenn ich von den vollkommen wahren Worten der Frau Prinzessin überzeugt bin, so muß es dieser Kerl auch sein, und ich lasse den Befehl abgehen, ihn sogleich einzusperren.«

Frau von Lamballe drehte den Kopf hin und her, mit der Freundlichkeit der Unschuld, die sich mit mehr Neugierde als Furcht erkundigt.

»Einen Augenblick Geduld,« sprach der König, »es wird immer noch Zeit sein, den Zeitungsschreiber festnehmen zu lassen. Sie haben von einer Frau gesprochen, welche die Königin am Eingang des Salons zurückgehalten: Prinzessin, sagen Sie uns, wer diese Frau war?«

»Ihre Majestät scheint sie zu kennen; Sire, ich sage sogar, gerade weil ich nicht lüge, Ihre Majestät kennt sie, ich weiß es.«

»Cousine, ich muß diese Frau sprechen, das ist unerläßlich. Dort liegt die ganze Wahrheit; dort nur ist der Schlüssel des Geheimnisses.«

»Das ist auch meine Meinung,« sagte Herr von Crosne, gegen den sich der König gewandt hatte.

»Geschwätz,« murmelte der Graf von Provence. »Es ist eine Frau die den Eindruck des Gottes der Entwickelungen auf mich macht.«

»Meine Cousine,« sprach er laut, »die Königin hat Ihnen gestanden, Sie kenne diese Frau?«

»Ihre Majestät hat mir nicht gestanden, sie hat mir erzählt.«

»Ja, ja, verzeihen Sie.«

»Mein Bruder will Ihnen damit sagen,« unterbrach der König, »wenn die Königin diese Frau kenne, so wissen Sie ihren Namen auch.«

»Es ist Frau von La Mothe-Valois.«

»Die Intrigantin!« rief der König ärgerlich.

»Diese Bettlerin!« sagte der Graf. »Teufel! Teufel! sie wird schwer zu befragen sein; sie ist sein.«

»Wir werden so fein sein als sie,« sprach Herr von Crosne. »Und überdieß bedarf es, seit der Erklärung der Frau von Lamballe, keiner Feinheit. Ich werde auch auf das erste Wort des Königs ...«

»Nein, nein,« sprach Ludwig XVI. entmuthigt, »ich bin müde, diese schlechte Gesellschaft um die Königin zu sehen. Die Königin ist so gut, daß der Vorwand der Dürftigkeit Alles zu ihr führt, was es an zweideutigen Leuten beim niedrigsten Adel des Königreiches gibt.«

»Frau von La Mothe ist wirklich eine Valois,« entgegnete Frau von Lamballe.

»Mag sie sein, was sie will, meine Cousine, sie soll keinen Fuß hierher setzen. Ich will lieber die unermeßliche Freude entbehren, die mir die vollständige Freisprechung der Königin gemacht hätte, ja, ich will lieber auf diese Freude verzichten, als dieser Creatur in's Gesicht sehen.«

»Und dennoch werden Sie diese Frau sehen!« rief die Königin, welche, bleich vor Zorn, die Thüre des Cabinets öffnete und sich, schön von Adel und Entrüstung, vor den geblendeten Augen des Grafen von Provence zeigte, der sich linkisch hinter dem gegen ihn zurückgeschobenen Thürflügel verbeugte.

»Ja, Sire,« fuhr die Königin fort, »es handelt sich nicht darum, zu sagen: Ich will diese Creatur gern sehen, oder ich fürchte, diese Creatur zu sehen, diese Creatur ist eine Zeugin, welche der Verstand meiner Ankläger ...«

Sie schaute ihren Schwager an.

»Und die Freimüthigkeit meiner Richter ...«

Und sie wandte sich gegen den König und Herrn von Crosne.

»Welcher endlich ihr eigenes Gewissen, so entartet es auch sein mag, einen Schrei der Wahrheit entreißen wird. Ich, die Angeklagte, verlange, daß man

sie höre, und man wird sie hören.«

»Madame,« erwiderte der König hastig, »Sie begreifen wohl, daß man Frau von La Mothe nicht holen lassen wird, um ihr die Ehre zu erweisen, für oder gegen Sie aussagen zu dürfen. Ich lege Ihre Ehre nicht mit der Wahrhaftigkeit dieser Frau in die Wagschale.«

»Man wird Frau von La Mothe nicht holen lassen, Sire, denn sie ist hier.«

»Hier!« rief der König, indem er sich umwandte, als wäre er auf eine Schlange getreten, »hier!«

»Sire, ich hatte, wie Sie wissen, eine unglückliche Frau besucht, welche einen berühmten Namen führt. An diesem Tag, an welchem man, wie Sie wissen, so viele Dinge gesagt hat ...«

Und sie schaute fest über die Achsel den Grafen von Provence an, der gern hundert Fuß unter der Erde gewesen wäre, während sein breites Gesicht einen grimassenhaften Ausdruck der Anschmiegung annahm.

»Nun?« fragte Ludwig XVI.

»Nun! Sire, an diesem Tage ließ ich bei Frau von La Mothe ein Porträt, eine Büchse liegen. Sie bringt sie mir heute zurück und sie ist hier.«

»Nein, nein ... ich bin überzeugt!« rief der König, »und das ist mir lieber.«

»Oh! ich bin nicht befriedigt,« sprach die Königin; »ich will sie einführen. Warum übrigens dieses Widerstreben? wer ist sie denn? was hat sie denn gethan? Wenn ich es nicht weiß, so belehren Sie mich. Auf, Herr von Crosne, sprechen Sie, der Sie Alles wissen ...«

»Ich weiß nichts, was dieser Dame nachtheilig wäre,« erwiderte der Beamte.

»Wahrhaftig?«

»Gewiß. Sie ist nur arm; ein wenig ehrgeizig vielleicht.«

»Der Ehrgeiz, das ist die Stimme des Blutes. Haben Sie nur dieses gegen sie einzuwenden, so kann sie der König wohl zulassen, um Zeugniß abzulegen.«

»Ich weiß nicht,« erwiderte Ludwig XVI., »aber ich habe Ahnungen, Instincte; ich fühle, daß diese Frau ein Unglück, eine Widerwärtigkeit in meinem Leben veranlassen wird ... und das ist genug.«

»Oh! Sire, Aberglauben! Hole sie geschwind,« sagte die Königin zur Prinzessin von Lamballe.

Nach fünf Minuten trat Jeanne ganz bescheiden, ganz verschämt, aber vornehm in ihrer Haltung wie in ihrem Anzug, in das Cabinet des Königs ein.

Unüberwindlich in seiner Antipathie, hatte der König der Thüre den Rücken zugewendet. Die zwei Ellenbogen auf seinem Schreibtische, den Kopf in seinen Händen, schien er ein Fremder mitten unter den Anwesenden.

Der Graf von Provence schoß auf Jeanne so forschende und belästigende Blicke ab, daß, wenn die Bescheidenheit von Jeanne eine ächte gewesen wäre, diese Frau alle Fassung verloren und kein Wort aus dem Munde gebracht hätte.

Aber es brauchte etwas Anderes, um Jeanne's Gehirn zu stören und zu beunruhigen.

Weder König, noch Kaiser mit ihren Sceptern, noch der Papst mit seiner Tiare, noch himmlische Mächte, noch Mächte der Finsterniß hätten auf diesen ehernen Geist durch Furcht oder Verehrung eingewirkt.

»Madame,« sprach die Königin, indem sie die Gräfin hinter den König führte, »ich bitte Sie, sagen Sie gefälligst, was Sie am Tage meines Besuches bei Herrn Mesmer gethan haben; wollen Sie es von Punkt zu Punkt sagen.«

Jeanne schwieg.

»Kein Verschweigen, keine Schonung. Nichts als die Wahrheit, so wie sie in Ihrem Gedächtniß ist.«

Nach diesen Worten setzte sich die Königin in einen Lehnstuhl, um nicht durch ihren Blick einen Einfluß auf die Zeugin zu üben.

Welche Rolle für Jeanne! Für sie, die schon errathen hatte, daß ihre Souveränin ihrer bedurfte, für sie, welche fühlte, daß Marie Antoinette in falschem Verdachte stand, und daß man sie, ohne sich von der Wahrheit zu entfernen, rechtfertigen konnte.

Jede Andere hätte bei dieser Ueberzeugung dem Vergnügen nachgegeben, die Unschuld der Königin durch die Uebertreibung der Beweise darzuthun.

Jeanne war aber eine so verschmitzte, so feine und so starke Natur, daß sie sich innerhalb des reinen Ausdruckes der Thatsache hielt.

»Sire,« sprach sie, »ich ging zu Herrn Mesmer aus Neugierde, wie ganz Paris dahin geht. Das Schauspiel kam mir ein wenig plump vor. Ich wandte mich um, als ich plötzlich auf der Schwelle der Eingangsthüre Ihre Majestät erblickte, die ich zwei Tage vorher, ohne sie zu kennen, zu sehen die Ehre gehabt hatte, Ihre Majestät, deren Freigebigkeit mir ihren Rang verrathen hat. Als ich ihre erhabenen Züge sah, die nie meinem Gedächtnisse entschwinden werden, da schien es mir, die Gegenwart Ihrer Majestät sei nicht an ihrem Orte in jenem Haus, wo viele Leiden und Heilungen als Schauspiele ausgestellt werden. Ich bitte Ihre Majestät in Demuth um Verzeihung, daß ich es gewagt habe, so frei über ihr Benehmen zu denken, aber es war ein Blitz, ein weiblicher Instinct; ich bitte auf den Knieen um Verzeihung, wenn ich die Linie der Ehrfurcht, die ich den geringsten Bewegungen Ihrer Majestät schuldig bin, überschritten habe.«

Eine tiefe Gemüthsbewegung heuchelnd, den Kopf senkend und durch eine unerhörte Kunst beinahe zu der Stockung des Athems gelangt, welche den Thränen vorhergeht, hielt sie inne.

Herr von Crosne war dadurch ergriffen. Frau von Lamballe fühlte sich zum Herzen dieser Frau hingezogen, die zugleich zart, schüchtern, geistreich und gut zu sein schien.

Herr von Provence war betäubt.

Die Königin dankte Jeanne durch einen Blick, den der Blick der Gräfin nachsuchte oder vielmehr duckmäuserisch belauerte.

»Nun! Sire, Sie haben gehört,« sagte die Königin.

Der König rührte sich nicht.

»Ich bedurfte des Zeugnisses dieser Frau nicht,« sagte er.

»Man hat mich sprechen heißen, und ich mußte gehorchen,« warf Jeanne schüchtern ein.

»Genug!« sprach Ludwig XVI. mit brutalem Tone; »wenn die Königin etwas sagt, so braucht sie keine Zeugen, um ihre Aussagen zu controliren. Hat die Königin meine Billigung, so braucht sie von Niemand Etwas zu verlangen, und sie hat meine Billigung.«

Nach diesen Worten, welche Herrn von Provence niederschlugen, stand er auf.

Die Königin ermangelte nicht, ein verächtliches Lächeln beizufügen.

Der König wandte seinem Bruder den Rücken zu und küßte Marie Antoinette, sowie der Prinzessin von Lamballe die Hand.

Er entließ die letztere, indem er sie um Verzeihung bat, daß er sie, wie er beifügte, um Nichts belästigt habe.

An Frau von La Mothe richtete er weder ein Wort, noch einen Blick; da er aber an ihr vorübergehen mußte, um zu seinem Lehnstuhl zurückzukehren, und da er die Königin zu beleidigen fürchtete, wenn er es in ihrer Gegenwart an Höflichkeit gegen eine von ihr empfangene Dame fehlen ließe, so zwang er sich zu einem kurzen Gruß gegen Jeanne, den diese ohne Hast durch eine tiefe Verbeugung erwiderte, die ihren ganzen Anstand geltend zu machen fähig war.

Frau von Lamballe verließ zuerst das Cabinet, dann Frau von La Mothe, welche die Königin vor sich herschob, endlich die Königin, die einen letzten, beinahe liebkosenden Blick mit dem König wechselte.

Und dann hörte man in der Flur die drei Frauenstimmen, die sich zischelnd entfernten.

»Mein Bruder,« sprach nun Ludwig XVI. Zum Grafen von Provence, »ich halte Sie nicht mehr zurück. Ich muß meine Wochenarbeit mit dem Herrn Policeilieutenant beendigen. Ich danke Ihnen jedoch, daß Sie dieser vollständigen und glänzenden Rechtfertigung Ihrer Schwägerin Ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Es ist leicht zu sehen, daß Sie sich ebensosehr darüber freuen, als ich, und das will nicht wenig sagen. Nun ist die Reihe an uns Beiden, Herr von Crosne. Ich bitte Sie, setzen Sie sich hierher.«

Der Graf von Provence verbeugte sich, beständig lächelnd, und ging hinaus, als er die Damen nicht mehr hörte und sich außer dem Bereiche eines boshaften Blickes oder eines bitteren Wortes glaubte.

XXXVI.

Bei der Königin.

Als die Königin das Cabinet Ludwigs XVI. verlassen hatte, untersuchte sie die ganze Tiefe der Gefahr, die sie gelaufen war.

Sie wußte zu würdigen, mit welcher Zartheit und Zurückhaltung Jeanne bei ihrer improvisirten Angabe zu Werke gegangen war, sie wußte auch den wahrhaft merkwürdigen Takt zu schätzen, mit dem sie nach dem günstigen Erfolge im Schalten blieb.

Jeanne, die durch ein unerhörtes Glück mit dem ersten Schlag in jene vertraulichen Geheimnisse eingeweiht worden war, nach denen die Höflinge zehn Jahre lang jagen, ohne sie zu erreichen, und folglich sicher darauf rechnen konnte, fortan von großem Gewicht an einem für die

Königin bedeutungsvollen Tage zu sein, verrieth hierüber nicht jene Freude, welche die hoffärtige Empfindlichkeit der Großen auf den Gesichtern von Untergeordneten zu errathen weiß.

Statt das Anerbieten Jeanne's, der Königin ihre Ehrfurcht zu bezeigen und dann wegzugehen, anzunehmen, hielt daher Marie Antoinette Frau von La Mothe durch ein liebenswürdiges Lächeln zurück und sagte zu ihr:

»Es ist ein wahres Glück, Gräfin, daß Sie mich abgehalten haben mit der Prinzessin von Lamballe bei Mesmer einzutreten, denn sehen Sie die Anschwärzung, man hat mich bei der Thüre oder im Vorzimmer gesehen und dieß zum Text genommen, um zu behaupten, ich sei in dem gewesen, was Sie den Saal der Crisen nennen, nicht so?«

»Den Saal der Crisen, ja, Madame.«

»Aber,« sprach Frau von Lamballe, »wie kommt es, daß, wenn die Anwesenden wußten, die Königin sei da, die Agenten des Herrn von Crosne sich getäuscht haben? Darin liegt das Geheimniß meiner Ansicht nach; die Agenten des Policeilieutenants versichern in der That, die Königin sei im Saale der Crisen gewesen.«

»Das ist wahr,« sprach die Königin nachdenkend. »Und es waltet kein Interesse von Seiten des Herrn von Crosne ob, der ein ehrlicher Mann ist und mich liebt, doch die Agenten können bestochen worden sein, meine liebe Lamballe. Ich habe Feinde, wie Sie sehen. Dieses Gerücht muß indessen immer auf etwas beruhen. Sagen Sie uns die einzelnen Umstände, Gräfin. Vor Allem stellt mich die schändliche Broschüre berauscht, bezaubert, dergestalt magnetisirt dar, daß ich alle weibliche Würde verloren haben soll. Was ist Wahrscheinliches hieran? Ist wirklich an jenem Tag eine Frau dort gewesen? ...«

Jeanne erröthete. Das Geheimniß stellte sich hier abermals dar, das Geheimniß, von dem ein einziges Wort ihren unseligen Einfluß auf das Geschick der Königin zerstören konnte.

Enthüllte Jeanne dieses Geheimniß, so verlor sie die Gelegenheit, Ihrer Majestät nützlich, sogar unentbehrlich zu sein. Diese Lage richtete ihre

Zukunft zu Grunde; sie blieb zurückhaltend, wie das erste Mal.

»Madame,« sagte sie, »es war wirklich eine sehr bewegte Frau dort, die sich durch ihre Verdrehungen und ihr Delirium ungemein zur Schau stallte. Doch mir scheint ...«

»Es scheint Ihnen,« fiel die Königin rasch ein, »diese Frau war eine Frau vom Theater oder das. was man ein Weltmädchen nennt, und nicht die Königin von Frankreich, nicht wahr?«

»Gewiß nicht. Madame.«

»Gräfin, Sie haben dem König sehr gut geantwortet, und nun ist es an mir, für Sie zu sprechen. Lassen Sie hören, wie weit sind Sie mit Ihren Angelegenheiten? zu welcher Zeit gedenken Sie Ihre Rechte zur Anerkennung zu bringen? Doch ist nicht Jemand hier, Prinzessin?«

Frau von Misery trat ein.

»Will Eure Majestät Fräulein von Taverney empfangen?« fragte die Kammerfrau.

»Sie! sicherlich. Oh! das ceremoniöse Ding! nie würde sie sich gegen die Etikette verfehlen. Andree! Andree! kommen Sie doch.«

»Eure Majestät ist zu gut gegen mich,« sprach diese, indem sie sich anmuthig verbeugte.

Und sie erblickte Jeanne, welche, da sie die zweite Dame vom Unterstützungsbureau erkannte, eine Röthe und eine Bescheidenheit auf Kommando sich zu Hilfe rief.

Die Prinzessin von Lamballe benützte die Verstärkung, die der Königin zugekommen, um nach Sceaux zum Herzog von Venthiévre zurückzukehren. Andree setzte sich an die Seite von Marie Antoinette und heftete ihren ruhigen, forschenden Blick auf Frau von La Mothe.

»Nun! Andree,« sagte die Königin, »hier ist die Dame, die wir am letzten Tage des Eises besuchten.«

»Ich habe sie erkannt,« erwiderte Andree sich verneigend.

Schon hochmüthig, beeilte sich Jeanne, auf den Zügen Andree's ein Symptom von Eifersucht zu suchen, doch sie fand nichts als völlige Gleichgültigkeit.

Andree, mit denselben Leidenschaften, wie die Königin, Andree, eine Frau und erhaben über alle Frauen an Güte, an Geist und an Großmuth, wenn sie glücklich gewesen wäre, Andree verschloß sich in ihre undurchdringliche Verstellung, welche der ganze Hof für die stolze Schamhaftigkeit der jungfräulichen Diana hielt.

»Wissen Sie,« sprach die Königin zu ihr, »wissen Sie, was man dem König über mich sagte?«

»Oh! man mußte ihm Alles sagen, was es Schlimmes gibt,« erwiderte Andree, »gerade weil man ihm nicht zu sagen vermöchte, was Gutes an Ihnen ist.«

»Das ist das schönste Wort, das ich gehört,« sprach Jeanne einfach. »Ich sage, das schönste, weil es in seiner ganzen Stärke das Gefühl wiedergibt, welches das meines Lebens ist, und das mein schwacher Geist nie so auszudrücken vermocht hätte.«

»Ich werde Ihnen die Sache erzählen, Andree.«

»Oh! ich weiß sie,« sagte diese; »der Herr Graf von Provence hat sie so eben erzählt, und eine Freundin von mir hat zugehört.«

»Das ist ein glückliches Mittel, die Lüge zu verbreiten, nachdem man der Wahrheit gehuldigt hat,« sprach zornig die Königin. »Doch lassen wir das. Ich war eben mit der Gräfin an der Auseinandersetzung ihrer Lage. Wer protegirt Sie, Gräfin?«

»Sie, Madame,« erwiderte Jeanne muthig, »Sie, die Sie mir erlauben, Ihnen die Hand zu küssen.«

»Sie hat Gemüth, und ich liebe ihre Ergüsse,« sagte Marie Antoinette zu Andree.

Andree antwortete nicht.

»Madame,« fuhr Jeanne fort, »wenige Personen haben es gewagt, mich zu protegiren, als ich in der Noth und in der Dunkelheit war; nun aber, wenn man mich einmal in Versailles gesehen, wird sich alle Welt um das Recht streiten, der Königin, ich will sagen, einer Person angenehm zu sein, die Ihre Majestät eines Blickes zu würdigen die Gnade gehabt hat.«

»Wie!« rief die Königin, indem sie sich setzte; »Niemand war muthig oder verdorben genug, Sie zu protegiren?«

»Ich hatte Anfangs Frau von Boulainvilliers,« antwortete Jeanne, »eine wackere Frau; dann Herrn von Boulainvilliers, einen verdorbenen Beschützer; doch seit meiner Verheirathung Niemand, oh! Niemand!« sagte sie mit einer äußerst geschickten Uebergehung. »Oh! verzeihen Sie, ich vergaß einen braven Mann, einen edelmüthigen Prinzen ...«

»Einen Prinzen! wen denn, Gräfin?«

»Den Herrn Cardinal von Rohan.«

Die Königin machte eine ungestüme Bewegung gegen Jeanne.

»Mein Feind!« sagte sie lächelnd.

»Feind Eurer Majestät! Er! der Cardinal!« rief Jeanne. »Oh! Madame!«

»Man sollte glauben, Gräfin, Sie wundern sich darüber, daß eine Königin einen Feind hat. Wie sieht man doch, daß Sie nicht bei Hofe gelebt haben!«

»Madame, der Cardinal betet Eure Majestät an, wenigstens glaubte ich das zu wissen, und wenn ich mich nicht getäuscht habe, so kommt seine Ehrfurcht für die erhabene Gemahlin des Königs seiner Ergebenheit gleich.«

»Oh! ich glaube Ihnen, Gräfin,« erwiderte Marie Antoinette, die sich wieder ihrer gewöhnlichen Heiterkeit überließ, »ich glaube Ihnen theilweise» Ja, so ist es, der Cardinal betet mich an.«

Und so sprechend wandte sie sich mit einem treuherzigen Gelächter gegen Andree von Taverney.

»Nun! Gräfin, ja, der Cardinal betet mich an, und darum ist er mein Feind.«

Jeanne von La Mothe heuchelte das Erstaunen einer Frau aus der Provinz.

»Ah! Sie sind der Schützling des Herrn Prinzen Erzbischofs Louis von Rohan?« fuhr die Königin fort. »Erzählen Sie uns das, Gräfin.«

»Das ist ganz einfach, Madame. Seine Excellenz hat mich auf die großmüthigste, zarteste Weise mit der geistreichsten Freigebigkeit unterstützt.«

»Sehr gut. Der Prinz Louis ist verschwenderisch, das kann man ihm nicht streitig machen. Denken Sie nicht, Andree, der Herr Cardinal könnte wohl auch einige Anbetung für diese hübsche Gräfin fühlen? Wie? Gräfin, sagen Sie es uns.«

Marie Antoinette fing wieder ihr freudiges, treuherziges, glückliches Gelächter an, wozu indeß die fortwährend ernste Andree sie nicht ermuthigte.

»Diese geräuschvolle Heiterkeit muß nothwendig bloß scheinbar sein,« dachte Jeanne. »Wir wollen sehen.«

»Madame,« sprach sie mit einer ernsten Miene und einem Ausdruck inniger Rührung, »ich habe die Ehre Eure Majestät zu versichern, daß Herr von Rohan ...«

»Es ist gut, es ist gut,« unterbrach die Königin. »Da Sie so eifrig für ihn sind ... da Sie seine Freundin sind ...«

»Oh! Madame,« machte Jeanne mit einem köstlichen Ausdruck von Schamhaftigkeit und Ehrfurcht.

»Gut! liebe Kleine, gut,« fuhr die Königin mit einem sanften Lächeln fort; »aber fragen Sie ihn doch einmal, was er mit gewissen Haaren gethan, welche er mir durch einen Friseur hat stehlen lassen, den dieser Spaß theuer zu stehen kam, denn ich jagte ihn fort.«

»Eure Majestät setzt mich in Erstaunen,« sagte Jeanne. »Wie! Herr von Rohan hätte dieß gethan?«

»Ah! ja ... die Anbetung, immer die Anbetung. Nachdem er mich in Wien verwünscht, nachdem er Alles angewendet, Alles versucht hatte, um die Zwischen dem Könige und mir beabsichtigte Heirath abzubrechen, bemerkte er eines Tages, daß ich Frau und seine Königin war; daß er, ein großer Diplomat, eine Schule durchgemacht, und daß er immerhin mit mir viel zu kämpfen bekommen würde. Da hatte er bange für seine Zukunft, der liebe Prinz, und er machte es dann, wie alle Leute von seinem Gewerbe, die denjenigen am meisten schmeicheln, vor welchen sie sich am meisten fürchten; und da er wußte, daß ich jung war, da er mich für albern und eitel hielt, so verwandelte er sich in den Seladon. Nach den Seufzern und den schmachtenden Gesichtern hat er sich in die Anbetung versetzt, wie Sie sagen. Er betet mich an, nicht wahr, Andree?«

»Madame!« erwiderte diese sich verbeugend.

»Ja. Andree will sich auch nicht gefährden; doch ich, ich wage es; das Königthum muß doch zu etwas nütz sein, Gräfin; ich weiß und Sie wissen, daß der Cardinal mich anbetet. Das ist eine abgemachte Sache; sagen Sie ihm, sagen Sie ihm, ich grolle ihm darum nicht.«

Diese Worte, welche eine bittere Ironie enthielten, berührten tief das brandige Herz Jeanne's von La Mothe.

Wäre sie edel, rein und redlich gewesen, so hätte sie hierin nichts gesehen, als die stolze Verachtung der Frau mit dem erhabenen Herzen, die gänzliche Geringschätzung einer großen Seele gegen die niedrigen Intriguen, die sich unter ihr bewegen. Diese Art von Frauen, diese so seltenen Engel vertheidigen ihren Ruf nie gegen die Hinterhalte, die ihnen auf Erden gelegt werden.

Sie wollen ihn nicht einmal ahnen, den Koth, an dem sie sich beschmutzen, den Vogelleim, an dem sie die glänzendsten Federn ihrer Flügel hängen lassen.

Jeanne, eine gemeine und verdorbene Natur, erblickte einen großen Aerger bei bei Königin in der Kundgebung dieses Zornes über das Benehmen des Herrn Cardinals von Rohan. Sie erinnerte sich der Gerüchte des Hofes, Gerüchte mit ärgerlichen Sylben, die sich aus dem Innern des Schlosses bis in die Tiefe der Vorstädte von Paris verbreitet und so viel Echo gefunden hatten.

Der Cardinal, der die Frauen wegen ihres Geschlechtes liebte, hatte zu Ludwig XV., welcher die Frauen auch auf diese Art liebte, gesagt, die Dauphine sei nur eine unvollständige Frau. Man kennt die seltsamen Ausdrücke Ludwigs XV. im Augenblick der Verheirathung seines Enkels und seine Fragen an einen gewissen neuen Botschafter.

Jeanne, eine vollständige Frau, wie es nur eine geben konnte, ein Weib vom Scheitel bis zu den Zehen, eitel auf ein einziges von ihren Haaren, die sie auszeichneten, Jeanne, die das Bedürfniß zu gefallen und durch alle ihre Vorzüge zu siegen empfand, konnte nicht glauben, eine Frau denke anders, als sie, über diese zarte Materie.

»Ihre Majestät hat einen Aerger,« sagte sie zu sich selbst. »Wenn sie aber einen Aerger hat, so muß noch etwas Anderes obwalten.«

Bedenkend, daß der Anstoß das Licht erzeugt, fing sie an, Herrn von Rohan mit all dem Geiste zu vertheidigen, mit dem die Natur als gütige Mutter sie so reichlich begabt hatte.

Die Königin hörte zu.

»Sie hört zu,« sagte Jeanne zu sich selbst.

Und getäuscht durch ihre schlimme Natur, bemerkte Jeanne nicht einmal, daß die Königin aus Edelmuth zuhörte, weil es bei Hofe gebräuchlich ist, daß nie ein Mensch Gutes von denjenigen spricht, von denen der Gebieter Schlimmes denkt.

Dieser Eingriff in die Traditionen, dieses Abgehen von den Gewohnheiten des Schlosses machten die Königin zufrieden und beinahe glücklich.

Marie Antoinette sah ein Herz da, wohin Gott nur einen trockenen, verdorbenen Schwamm gelegt hatte.

Das Gespräch ging so auf dem Fuße wohlwollender Vertraulichkeit von Seiten der Königin fort. Jeanne war auf Nadeln, sie fühlte sich verlegen, denn sie wußte nicht mehr, wie sie wegkommen sollte, ohne entlassen zu werden; sie, die so eben noch diese schöne Rolle der Fremden hatte, welche um Abschied bittet; doch plötzlich erscholl eine muntere, geräuschvolle, junge Stimme im anstoßenden Cabinet.

»Der Graf von Artois!« sagte die Königin.

Andree stand sogleich auf. Jeanne schickte sich an, wegzugehen, aber der Prinz war so rasch in das Zimmer, wo sich die Königin befand, eingedrungen, daß der Abgang beinahe unmöglich wurde. Frau von La Mothe that jedoch das, was man auf dem Theater einen Abgang bezeichnen nennt.

Der Prinz blieb stehen, als er diese hübsche Person sah, und grüßte sie.

»Die Frau Gräfin von La Mothe,« sagte die Königin, Jeanne dem Prinzen vorstellend.

»Ah! ah!« versetzte der Graf von Artois. »Ich will Sie nicht vertreiben, Frau Gräfin.«

Die Königin machte Andree ein Zeichen, und diese hielt Jeanne zurück.

Das Zeichen wollte besagen: Ich hatte Frau von La Mothe ein Geschenk zu machen; ich habe nicht die Zeit dazu gehabt, verschieben wir es auf später.

»Sie sind also von der Wolfsjagd zurückgekehrt?« sagte die Königin, indem sie dem Prinzen nach der englischen Mode, die damals schon in Gunst kam, die Hand reichte.

»Ja, meine Schwägerin, und ich habe eine gute Jagd gemacht, denn ich habe sieben erlegt, und das ist ungeheuer,« erwiderte der Prinz.

»Sie haben selbst so viel erlegt?«

»Ich bin dessen nicht ganz sicher,« rief er lachend, »doch man hat es mir gesagt. Wissen Sie indessen, meine Schwägerin, daß ich siebenhundert Livres verdient habe?«

»Bah! und wie?«

»Sie werden wissen, daß man hundert Livres für jeden Kopf von diesen furchtbaren Thieren bezahlt. Das ist viel, doch ich gebe von ganzem Herzen zweihundert für jeden Kopf von einem Zeitungsschreiber. Und Sie, meine Schwägerin?«

»Ah!« sagte die Königin, »Sie wissen schon die Geschichte?«

»Herr von Provence hat sie mir erzählt.«

»Nun sind es drei,« versetzte Marie Antoinette: »Herr von Provence ist ein unerschrockener, unermüdlicher Erzähler. Sagen Sie uns das doch ein wenig.«

»So daß Sie weißer scheinen als Hermelin, weißer als Venus Aphrodite. Es gibt wohl noch einen andern Namen, der mit ène endigt, die Gelehrten könnten Ihnen denselben sagen, mein Bruder von Provence z.B.«

»Es ist darum nicht minder wahr, daß er Ihnen das Abenteuer erzählt hat?«

»Vom Zeitungsschreiber? Ja, meine Schwägerin. Doch Eure Majestät ist mit Ehren daraus hervorgegangen. Man könnte sogar, wenn man einen Calembourg machen wollte, wie Herr von Bièvre jeden Tag macht, sagen: Die Sache der Kufe ist gewaschen.«

»Oh! das abscheuliche Wortspiel.«

»Meine Schwägerin, mißhandeln Sie nicht einen Paladin, der seine Lanze und seinen Arm zu Ihrer Verfügung gestellt hat. Zum Glück brauchen Sie

Niemand. Ah! liebe Schwägerin, Sie haben ein wahres Glück.«

»Sie nennen das Glück! Hören Sie ihn an, Andree.«

Jeanne lachte; der Graf, der sie unablässig anschaute, verlieh ihr Muth. Man sprach zu Andree, Jeanne antwortete.

»Das ist Glück,« wiederholte der Graf von Artois, »denn es konnte am Ende wohl sein, meine liebe Schwägerin, erstens daß Frau von Lamballe nicht bei Ihnen gewesen wäre.«

»Würde ich allein dahin gegangen sein?«

»Zweitens daß Frau von La Mothe sich nicht dort vorgefunden hätte, um Sie am Eintritt zu verhindern.«

»Ah! Sie wissen, daß die Frau Gräfin dort war?«

»Meine Schwägerin, wenn der Herr Graf von Provence erzählt, so erzählt er Alles. Es konnte endlich sein, daß sich Frau von La Mothe zu geeigneter Zeit nicht in Versailles befunden hätte, um Zeugschaft abzulegen. Ohne Zweifel werden Sie mir sagen, die Tugend und die Unschuld seien wie ein Veilchen, das nicht gesehen zu werden braucht, um gekannt zu werden; doch was das Veilchen betrifft, meine Schwägerin, so macht man Sträuße daraus, wenn man es sieht, und man wirft es weg, wenn man seinen Wohlgeruch eingeathmet hat. Das ist meine Moral.«

»Sie ist schön.«

»Ich nehme sie, wie ich sie finde, und ich habe Ihnen bewiesen, daß Sie Glück gehabt.«

»Schlecht bewiesen.«

»Soll ich es besser beweisen?«

»Das wird nicht überflüssig sein.«

»Ei! Sie sind ungerecht, daß Sie das Schicksal anklagen,« sagte der Graf, der sich um und um drehte, um auf einen Sopha neben der Königin zu fallen, »denn am Ende gerettet bei dem bekannten Sprung aus dem Cabriolet ...«

»Eins,« sagte die Königin, an ihren Fingern zählend.

»Gerettet bei der Kufe.«

»Gut, ich zähle das. Zwei. Weiter?«

»Und gerettet bei der Geschichte auf dem Ball,« sagte er ihr in's Ohr.

»Welchen Ball meinen Sie?«

»Den Opernball.«

»Wie beliebt?«

»Ich sage den Opernball, meine Schwägerin.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

Er lachte.

»Welch ein Dummkopf bin ich, daß ich mit Ihnen von einem Geheimnis spreche!«

»Ein Geheimniß! In der That, mein Schwager, man sieht, daß Sie vom Opernball sprechen, denn ich bin ganz verwirrt.«

Die Worte: Ball, Oper, trafen Jeanne's Ohr, und sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit.

»Stille davon!« sagte der Prinz.

»Nein, nein, durchaus nicht! Erklären wir uns,« erwiderte die Königin. »Sie sprechen von einer Geschichte im Opernhause; was ist das?«

»Ich flehe Ihr Mitleid an, meine Schwägerin.«

»Graf, ich beharre darauf, daß ich es wissen will.«

»Und ich beharre darauf, daß ich schweige.«

»Wollen Sie mich ärgerlich machen?«

»Keines Wegs. Ich denke, ich habe genug gesagt, daß Sie begreifen.«

»Sie haben gar nichts gesagt.«

»Oh! nun quälen Sie mich, mein Schwesterchen ... seien Sie aufrichtig.«

»Bei meinem Ehrenwort, ich scherze nicht.«

»Wollen Sie, daß ich spreche?«

»Auf der Stelle.«

»Nicht hier, anderswo,« sagte er, auf Jeanne und Andree deutend.

»Hier! hier! es können nie zu viel Leute für eine Erklärung anwesend sein.«

»Nehmen Sie sich in Acht, meine Schwägerin.«

»Ich will es wagen.«

»Sie waren nicht auf dem letzten Opernball?«

»Ich!« rief die Königin; »ich auf dem Opernball?«

»Ich bitte, leise.«

»Oh! nein, schreien wir das, mein Schwager! ich sei aus dem Opernball gewesen, sagen Sie?«

»Gewiß, ja, Sie waren dort.«

»Sie haben mich vielleicht gesehen?« versetzte sie mit Ironie, aber bis dahin scherzend.

»Ich habe Sie gesehen.«

»Mich! mich!«

»Sie! Sie!«

»Das ist stark.«

»Das habe ich mit auch gesagt.«

»Warum behaupten Sie nicht auch vollends, Sie haben mit mir gesprochen? das wäre noch drolliger.«

»Bei meiner Treue, ich war eben im Begriff, Sie anzureden, als ein Schwarm von Masken uns trennte.«

»Sie sind verrückt!«

»Ich war fest überzeugt, Sie würden mir das sagen. Ich hatte mich dem nicht aussetzen sollen, das ist mein Fehler.«

Die Königin stand plötzlich auf und machte in großer Aufregung ein paar Schritte im Zimmer.

Der Graf schaute sie mit erstaunter Miene an.

Jeanne drückte sich die Nägel in's Fleisch, um eine gute Haltung zu beobachten.

Die Königin blieb wieder stehen und sagte zu dem jungen Prinzen:

»Mein Freund, scherzen wir nicht, ich habe einen so schlimmen Character, daß Sie sehen, ich verliere schon die Geduld; gestehen Sie geschwind, daß Sie sich auf meine Kosten haben belustigen wollen, und ich werde sehr glücklich sein.«

»Ich gestehe Ihnen das, wenn Sie wollen, meine Schwägerin.«

»Seien Sie ernst, Carl.«

»Ernst wie ein Fisch.«

»Ich bitte inständig, sagen Sie mir, nicht wahr, Sie haben dieses Märchen geschmiedet?«

Er schaute blinzelnd die Damen an und antwortete dann:

»Ich habe geschmiedet, wollen Sie mich entschuldigen.«

»Sie haben mich nicht verstanden, mein Schwager,« wiederholte die Königin mit großer Heftigkeit. »Ich frage Sie, ja oder nein, nehmen Sie vor diesen Damen zurück, was Sie gesagt haben? Lügen Sie nicht, schonen Sie mich nicht.«

Andree und Jeanne verschwanden hinter der Gobelinstapete.

»Nun! meine liebe Schwägerin,« sprach der Prinz mit leiser Stimme, als sie nicht mehr da waren, »ich habe die Wahrheit gesagt; warum warnten Sie mich nicht früher.«

»Sie haben mich auf dem Opernball gesehen?«

»Wie ich Sie jetzt sehe, und Sie haben mich auch gesehen?«

Die Königin stieß einen Schrei aus, rief Jeanne und Andree, lief selber weg, um sie von der andern Seite der Tapete zu holen, nahm jede von ihnen bei einer Hand und zog sie rasch Beide herein.

»Meine Damen, der Herr Graf von Artois behauptet, er habe mich im Opernhause gesehen,« sagte sie.

»Oh!« murmelte Andree.

»Es ist nicht mehr Zeit zurückzuweichen,« fuhr die Königin fort. »Beweisen Sie, beweisen Sie ...«

»Hören Sie,« sprach der Prinz. »Ich war mit dem Marschall von Richelieu, mit Herrn von Calonne, mit ... mein Gott, mit einer ganzen Gesellschaft. Ihre Maske ist abgefallen.«

»Meine Maske!«

»Ich wollte Ihnen sagen: das ist mehr als verwegen, meine Schwägerin! da waren Sie verschwunden, fortgezogen von dem Cavalier, der Ihnen den Arm reichte.«

»Der Cavalier! Oh! mein Gott! Sie machen mich toll.«

»Ein blauer Domino,« fügte der Prinz bei.

Die Königin fuhr mit ihrer Hand über die Stirne.

»An welchem Tag war dieß?« fragte sie.

»Am Sonnabend, am Tag vor meiner Abfahrt zur Jagd. Sie schliefen noch am Morgen, als ich aufbrach, sonst hätte ich Ihnen da schon gesagt, was ich Ihnen so eben gesagt habe.«

»Mein Gott, mein Gott! Um welche Stunde haben Sie mich gesehen?«

»Es mochte zwischen zwei und drei Uhr sein.«

»Es ist entschieden, entweder bin ich verrückt oder sind Sie es.«

»Ich wiederhole Ihnen, daß ich es bin; ich werde mich getäuscht haben ... doch ...«

»Doch? ...«

»Kümmern Sie sich nicht so sehr, man hat nichts erfahren ... Einen Augenblick glaubte ich, Sie wären mit dem König, doch Ihr Begleiter sprach Deutsch, und der König versteht nur Englisch.«

»Deutsch ... ein Deutscher! Oh! ich habe einen Beweis, mein Schwager. Am Sonnabend legte ich mich um eilf Uhr zu Bette.«

Der Graf verbeugte sich lächelnd wie ein ungläubiger Mensch.

Die Königin läutete.

»Frau von Misery wird Ihnen Alles sagen.«

Der Graf lachte.

»Warum rufen Sie nicht auch Laurent, den Portier? er wird auch Zeugschaft ablegen. Ich habe diesen Lauf gegossen, Schwesterchen, schießen Sie nicht auf mich.«

»Oh!« rief die Königin voll Wuth. »Oh! daß man mir nicht glauben will!«

»Ich würde Ihnen glauben, wenn Sie weniger in Zorn geriethen. Doch wie ist das möglich! sage ich Ihnen ja, so werden Andere, wenn sie kommen, nein sagen.«

»Andere? welche Andere?«

»Bei Gott! diejenigen, welche gesehen haben, wie ich.«

»Ah! das ist wahrlich seltsam! Es gibt Leute, die mich gesehen haben. Wohl! so zeigen Sie mir diese Leute.«

»Sogleich ... ist Philipp von Taverney da?«

»Mein Bruder!« sagte Andree.

»Er war dort, mein Fräulein,« antwortete der Prinz: »wollen Sie, daß man ihn befrage, meine liebe Schwägerin?«

»Ich bitte inständig darum.«

»Mein Gott!« murmelte Andree.

»Was?« machte die Königin.

»Mein Bruder zur Zeugschaft berufen!«

»Ja, ja, ich will es.«

Und die Königin rief; man lief, um Philipp zu suchen, bis zu seinem Vater, den er eben nach der von uns geschilderten Scene verlassen hatte.

Herr des Schlachtfeldes bei seinem Duell mit Charny, ging Philipp, der der Königin einen Dienst geleistet hatte, freudig nach dem Schlosse Versailles.

Man fand ihn auf dem Weg, theilte ihm den Befehl der Königin mit, und er eilte, zu gehorchen.

Marie Antoinette stürzte ihm entgegen, stellte sich gerade vor ihn und rief:

»Mein Herr, sind Sie im Stande, die Wahrheit zu sagen?«

»Ja, Madame, ich bin unfähig, zu lügen,« erwiderte er.

»So sagen Sie ... sprechen Sie offenherzig, ob ... ob Sie mich seit acht Tagen an einem öffentlichen Orte gesehen haben.«

»Ja, Madame.« antwortete Philipp.

Die Herzen schlugen im Zimmer, daß man sie hätte hören können.

»Wo haben Sie mich gesehen?« fragte die Königin mit einer furchtbaren Stimme.

Philipp schwieg.

»Oh! seien Sie ohne Schonung, mein Herr, mein Schwager hier behauptet, er habe mich auf dem Opernball gesehen; und Sie, wo haben Sie mich gesehen?«

»Wie Monseigneur der Graf von Artois, auf dem Opernball, Madame.«

Die Königin sank, wie vom Blitze getroffen, auf den Sopha.

Dann erhob sie sich wieder mit der Raschheit eines verwundeten Tigers und rief:

»Das ist nicht möglich, da ich nicht dort gewesen bin. Hüten Sie sich wohl, Herr von Taverney, ich bemerke, daß Sie hier Puritaner-Manieren annehmen; das ist gut in America bei Herrn von Lafayette, doch in Versailles sind wir Franzosen, und höflich und einfach.«

»Eure Majestät verletzt Herrn von Tavernay,« sprach Andree, bleich vor Zorn und Entrüstung. »Wenn er sagt, er habe gesehen, so hat er gesehen.«

»Sie auch!« rief Marie Antoinette: »Sie auch! Es fehlt wahrhaftig nur noch, daß Sie mich auch gesehen haben. Bei Gott! wenn ich Freunde habe, die mich vertheidigen, so habe ich auch Feinde, die mich ermorden. Ein einziger Zeuge gibt kein Zeugniß, meine Herren.«

»Sie erinnern mich daran,« sprach der Graf von Artois, »daß ich in dem Augenblick, wo ich Sie sah, und wo ich wahrnahm, der blaue Domino sei nicht der König, glaubte, es sei der Neffe des Herrn von Suffren. Wie heißt er doch, der brave Officier, der die Heldenthat auf der See vollführt hat? Sie haben ihn eines Tags so gut empfangen, daß ich glaubte, er sei Ihr Ehrenritter.«

Die Königin erröthete; Andree wurde bleich wie der Tod. Beide schauten sich an und bebten, als sie sich so sahen.

Philipp wurde bleifarbig.

»Herr von Charny,« murmelte er.

»Charny! so ist es.« fuhr der Graf von Artois fort. »Nicht wahr, Herr Philipp, die Tournure dieses blauen Domino hatte Aehnlichkeit mit der des Herrn von Charny?«

»Ich habe es nicht bemerkt, Monseigneur,« erwiderte Philipp, beinahe erstickend.

»Aber,« fuhr der Graf von Artois fort, »ich habe bald bemerkt, daß ich mich getäuscht, denn Herr von Charny bot sich plötzlich meinen Augen, er war da, bei Herrn von Richelieu, Ihnen gegenüber, meine Schwägerin, in dem Augenblick, wo Ihre Maske fiel.«

»Und er hat mich gesehen?« rief die Königin mit Hintansetzung aller Klugheit.

»Wenn er nicht blind ist,« erwiderte der Prinz.

Die Königin machte eine verzweifelte Geberde und schüttelte abermals die Glocke.

»Was machen Sie?« sagte der Prinz.

»Ich will auch Herrn von Charny befragen, den Kelch bis auf die Hefe leeren.«

»Ich glaube nicht, daß Herr von Charny in Versailles ist,« murmelte Philipp.

»Warum nicht?«

»Man hat mir, glaube ich, gesagt, er sei ... unpäßlich.«

»Oh! die Sache ist ernst genug, daß er kommen muß, mein Herr. Ich bin auch unpäßlich, und dennoch würde ich mit bloßen Füßen bis an's Ende der Welt gehen, um zu beweisen ...«

Mit zerrissenem Herzen näherte sich Philipp Andree, welche durch das Fenster schaute, das auf die Blumenbeete ging.

Plötzlich konnte sich Andree eines Schreies nicht erwehren.

»Was gibt es?« fragte die Königin, indem sie auf Andree zuging.

»Nichts, nichts ... Man sagte, Herr von Charny sei krank, und ich sehe ihn.«

»Du siehst ihn?« rief Philipp an's Fenster laufend.

»Ja, er ist es.«

Alles vergessend, öffnete die Königin mit einer außerordentlichen Stärke das Fenster, und rief mit lauter Stimme:

»Herr von Charny!«

Dieser drehte den Kopf um, und wandte sich dann, ganz bestürzt vor Erstaunen, nach dem Schlosse.

XXXVII.

Ein Alibi.

Herr von Charny trat, etwas bleich, aber aufrecht und ohne ein scheinbares Leiden ein.

Beim Anblick dieser hohen Gesellschaft nahm er die achtungsvolle und steife Haltung des Weltmannes und des Soldaten an.

»Nehmen Sie sich in Acht, meine liebe Schwägerin,« sagte der Graf von Artois leise zur Königin, »mir scheint, Sie befragen viele Leute.«

»Mein Schwager, ich werde die ganze Welt befragen, bis es mir gelingt, Einen zu treffen, der mir sagt, daß Sie sich getäuscht haben.«

Mittlerweile hatte Charny Philipp gesehen und diesen höflich begrüßt.

»Sie sind ein Henker Ihrer Gesundheit.« sagte Philipp leise zu seinem Gegner. »Verwundet ausgehen! wahrhaftig, Sie wollen sterben!«

»Man stirbt nicht daran, daß man sich an einem Strauch im Bois de Boulogne geritzt hat,« erwiderte Charny, glücklich, seinem Feinde einen moralischen Stich zu geben, welcher wohl schmerzlicher war als der vom Degen.

Die Königin näherte sich, um diesem Gespräche ein Ende zu machen, das mehr ein doppeltes Beiseit als ein Dialog gewesen war.

»Herr von Charny,« sagte sie, »Sie waren, wie diese Herren behaupten, auf dem Opernball?«

»Ja, Eure Majestät,« erwiderte Charny, sich verbeugend.

»Sagen Sie mir, was Sie dort gesehen haben.«

»Fragt mich Eure Majestät, was ich dort gesehen, oder wen ich dort gesehen?«

»Ganz richtig ... wen Sie dort gesehen, und keine Discretion, Herr von Charny, kein gefälliges Verschweigen.«

»Ich soll Alles sagen, Madame?«

Die Wangen der Königin bekamen die Blässe wieder, die an diesem Morgen schon zehnmal an die Stelle einer fieberhaften Röthe getreten war.

»Um nach der Hierarchie, nach dem Gesetze meiner Ehrfurcht zu beginnen . . .« sprach Charny.

»Gut, Sie haben mich gesehen?«

»Ja, Eure Majestät, in dem Augenblick, wo die Maske der Königin durch ein Unglück gefallen ist.«

Marie Antoinette zerknitterte in ihren nervigen Händen die Spitzen ihres Halstuches.

»Mein Herr!« sagte die Königin mit einer Stimme, in der ein verständigerer Beobachter ein dem Ausbruche nahes Schluchzen errathen hätte, »schauen Sie mich wohl an, sind Sie Ihrer Sache sicher?«

»Madame, die Züge Eurer Majestät sind in die Herzen aller Ihrer Unterthanen eingegraben. Wer Eure Majestät einmal gesehen hat, sieht sie immer.«

Philipp schaute Andree an, Andree tauchte ihre Blicke in die von Philipp. Diese zwei Schmerzen, diese zwei Eifersuchten schloßen ein peinliches Bündniß.

»Mein Herr,« wiederholte die Königin, indem sie sich Charny näherte, »ich versichere Sie, daß ich nicht auf dem Opernball gewesen bin.«

»Oh! Madame!« rief der junge Mann, seine Stirne tief gegen den Boden neigend, »hat Eure Majestät nicht das Recht, zu gehen, wohin es ihr gutdünkt, und wäre es in die Hölle? sobald Eure Majestät den Fuß darein gesetzt hat, ist die Hölle gereinigt.«

»Ich bitte Sie nicht, meinen Schritt zu entschuldigen,« versetzte die Königin; »ich bitte Sie, zu glauben, daß ich ihn nicht gethan habe.«

»Ich werde Alles glauben, was mir Eure Majestät zu glauben befiehlt,« erwiderte Charny, bis in den Grund seines Herzens durch diese Dringlichkeit der Königin, durch diese einnehmende Demuth der stolzen Frau bewegt.

»Meine Schwägerin, das ist zu viel,« flüsterte der Graf von Artois Marie Antoinette in's Ohr.

Denn diese Scene hatte alle Anwesenden zu Eis erstarren gemacht: die Einen durch den Schmerz ihrer Liebe oder ihrer verwundeten Eitelkeit; die Anderen durch die Erschütterung, welche immer eine angeklagte Frau hervorbringt, die sich muthig gegen niederschmetternde Beweise vertheidigt.

»Man glaubt es! man glaubt es!« rief die Königin, außer sich vor Zorn; und entmuthigt sank sie in einen Lehnstuhl und trocknete mit dem Ende ihres Fingers die Spur einer Thräne, die der Stolz am Rande ihres Augenlides versengte. Plötzlich erhob sie sich.

»Meine Schwägerin! verzeihen Sie mir,« sagte zärtlich der Graf von Artois, »Sie sind unter ergebenen Freunden; das Geheimniß, vor dem sie übermäßig erschrecken, kennen wir allein, und aus unseren Herzen, in denen es eingeschlossen ist, wird es Niemand, außer mit unserem Leben, herausziehen.«

»Das Geheimniß! das Geheimniß!« rief die Königin, »ich will keines.«

»Meine liebe Schwägerin!«

»Kein Geheimniß. Einen Beweis!«

»Madame, man kommt,« sprach Andree.

»Madame, der König,« sagte Philipp langsam.

»Der König!« rief ein Huissier im Vorzimmer.

»Der König! desto besser. Oh! der König ist mein einziger Freund, der König würde mich nicht für schuldig halten, selbst wenn er mich bei einem Fehler gesehen zu haben glaubte; der König ist willkommen.«

Der König trat ein. Sein Blick contrastirte gegen diese ganze Unordnung und Verstörtheit der Gesichter um die Königin her.

»Was gibt es?« fragte der König, vorschreitend.

»Mein Herr, ein Gerücht, ein schändliches Gerücht verbreitet sich. Helfen Sie mir, helfen Sie mir, Sire, denn dießmal sind es nicht mehr Feinde, die mich anklagen, es sind meine Freunde.«

»Ihre Freunde?«

»Diese Herren, mein Schwager, verzeihen Sie; der Herr Graf von Artois, Herr von Taverney, Herr von Charny versichern, sie haben mich auf dem Opernball gesehen.«

»Auf dem Opernball?« rief der König, die Stirne faltend.

»Ja. Sire.«

Ein furchtbares Stillschweigen lastete eine Zeit lang auf der ganzen Versammlung.

Frau von La Mothe sah die düstere Unruhe des Königs; sie sah die Todesblässe der Königin: mit einem Worte konnte sie eine so beklagenswerthe Pein verschwinden machen; sie konnte alle diese Anklagen aus der Vergangenheit vernichten und die Königin für die Zukunft retten.

Doch ihr Herz zog sie nicht dahin; ihr Interesse hielt sie von einer solchen Handlungsweise ab. Sie sagte sich, es sei nicht mehr Zeit, sie habe schon in Beziehung auf die Kufe gelogen, und wenn sie ihr Wort zurücknehme, wenn sie sehen lasse, sie habe einmal gelogen, wenn sie der Königin zeige, sie habe sie bei der ersten Anklage nicht schnell genug unterstützt, so richte

sich die neue Günstlingin auf den ersten Schlag zu Grunde, zerstöre den Nutzen ihrer zukünftigen Gunst; sie schwieg.

Da wiederholte der König mit einer Miene voll Bangigkeit:

»Auf dem Opernball? Wer hat hievon gesprochen? Weiß es der Herr Graf von Provence?«

»Aber es ist nicht wahr!« rief die Königin mit dem Ausdruck einer verzweifelten Unschuld. »Es ist nicht wahr; der Herr Graf von Artois täuscht sich; Herr von Taverney täuscht sich. Sie täuschen sich, Herr von Charny. Oh! man kann sich täuschen.«

Alle verbeugten sich.

»Auf!« rief die Königin, »man lasse meine Leute, man lasse alle Welt kommen. Man befrage! Nicht wahr, am Sonnabend war dieser Ball?«

»Ja, meine Schwägerin.«

»Nun! was habe ich am Sonnabend gethan? Man sage es mir, denn ich werde wahrhaftig toll, und wenn das so fortgeht, so werde ich am Ende selbst glauben, ich sei auf diesem infamen Opernball gewesen; doch wenn ich dahin gegangen wäre, meine Herren, so würde ich es sagen.«

Plötzlich näherte sich der König mit fröhlichem Auge, heiterer Stirne, ausgestreckten Händen, und fragte:

»Sonnabend, nicht wahr, meine Herren, Sonnabend?«

»Ja, Sire.«

»Nun wohl!« fuhr er immer ruhiger, immer heiterer fort, »darüber darf man Niemand als Ihre Kammerfrau fragen, Marie« Sie wird sich vielleicht erinnern, zu welcher Stunde ich an diesem Tage bei Ihnen eingetreten bin; es war, glaube ich, gegen elf Uhr Abends.«

»Ah!« rief die Königin, berauscht vor Freude, »ja, Sire.«

Und sie warf sich in seine Arme; dann plötzlich roth und verwirrt, weil sie sich angeschaut sah, verbarg sie ihr Gesicht an der Brust des Königs, der zärtlich ihre schönen Haare küßte.

»Wohl!« sagte der Graf von Artois, ganz verblüfft zugleich vor Erstaunen und Freude, »ich werde mir eine Brille kaufen; doch, bei Gott! ich gäbe diese Scene nicht für eine Million, nicht wahr, meine Herren?«

Philipp war, bleich wie der Tod, an das Täfelwerk angelehnt. Kalt und unempfindlich, hatte Charny seine von Schweiß triefende Stirne abgewischt.

»Darum, meine Herren,« sprach der König, freudig bei der Wirkung verweilend, die er hervorgebracht, »darum ist es unmöglich, meine Herren, daß die Königin in jener Nacht auf dem Opernball war. Glauben Sie es, wenn es Ihnen gutdünkt; ich bin fest überzeugt, die Königin begnügt sich damit, daß ich ihr glaube.«

»Gut,« fügte der Graf von Artois bei, »der Herr Graf von Provence mag davon denken, was er will, aber ich fordere seine Frau heraus, auf dieselbe Art ein Alibi zu beweisen, wenn man sie einmal anklagen wird, sie habe die Nacht auswärts zugebracht.«

»Mein Bruder!«

»Sire, ich küsse Ihnen die Hände.«

»Carl, ich gehe mit Ihnen,« sagte der König, nachdem er der Königin einen letzten Kuß gegeben.

Philipp hatte sich nicht gerührt.

»Herr von Taverney!« sprach die Königin mit strengem Tone, »begleiten Sie den Herrn Grafen von Artois nicht?«

Philipp erhob sich plötzlich. Das Blut strömte nach seinen Schläfen und seinen Augen. Er war einer Ohnmacht nahe. Kaum hatte er die Kraft, zu

grüßen, Andree anzuschauen, einen furchtbaren Blick auf Charny zu werfen und den Ausdruck seines wahnsinnigen Schmerzes zurückzudrängen.

Er ging hinaus.

Die Königin behielt Andree und Herrn von Charny bei sich.

Die Lage Andree's, welche zwischen ihren Bruder und die Königin zwischen ihre Freundschaft und ihre Eifersucht gestellt war, hätten wir nicht zu skizziren vermocht, ohne den Gang der dramatischen Scene, worin der König wie eine glückliche Entwickelung erschien, langsamer zu machen.

Nichts verdient indessen mehr unsere Aufmerksamkeit, als das Leiden Andree's. Sie fühlte, daß Philipp sein Leben gegeben hätte, um dieses Zusammensein von Marie Antoinette und Charny zu verhindern, und sie gestand sich, daß sie selbst ihr Herz brechen gefühlt haben würde, hätte sie; um Philipp zu folgen und ihn zu trösten, wie sie es thun mußte, Charny allein frei mit Frau von La Mothe und der Königin, das heißt freier als allein, gelassen.

Was sie empfand, wie sollte sie es sich erklären?

War es Liebe? Oh! die Liebe, hätte sie sich gesagt, keimt nicht, wächst nicht in der kalten Atmosphäre der Hofgefühle. Die Liebe, diese seltene Pflanze, blüht gern in edlen, reinen, unberührten Herzen. Sie schlägt nicht ihre Wurzeln in einem durch Erinnerungen entheiligten Herzen, in einem Boden, der durch Thränen erweicht worden, welche sich seit Jahren zusammendrängen. Nein, es war nicht Liebe, was Fräulein von Taverney für Herrn von Charny empfand. Sie stieß mit Gewalt einen solchen Gedanken zurück, weil sie sich geschworen hatte, nie etwas auf dieser Welt zu lieben.

Warum hatte sie aber denn so sehr gelitten, als Charny einige Worte der Ehrfurcht und Ergebenheit an die Königin gerichtet? Das war sicherlich Eifersucht.

Ja. Andree gestand sich, daß sie eifersüchtig, nicht auf die Liebe, die ein Mann für eine andere Frau als sie fühlen mochte, sondern auf die Frau war,

die diese Liebe einflößen, empfangen, ermächtigen konnte.

Mit Schwermuth sah sie alle die schönen Verliebten des neuen Hofes um sie hergehen: diese muthigen Leute voll Eifer, die sie nicht begriffen und sich entfernten, nachdem sie ihr einige Huldigungen dargebracht, die Einen, weil ihre Kälte nicht Philosophie war, die Anderen, weil diese Kälte einen seltsamen Contrast mit den alten Leichtfertigkeiten bildete, in welchen Andree geboren worden sein mußte.

Und dann mißtrauen die Männer, mögen sie das Vergnügen suchen oder von Liebe träumen, der Kälte einer Frau von fünfundzwanzig Jahren, die schön, reich, die Günstlingin bei Königin ist, und allein, schweigsam, eisig und bleich, auf einem Wege geht, wo es zum höchsten Glück und zur höchsten Freude gereicht, einen ungeheuren Lärmen zu machen.

Ein lebendiges Räthsel sein ist kein Reiz, kein Anziehungsmittel; das hatte Andree wohl bemerkt; sie hatte die Augen allmälig sich von ihrer Schönheit abwenden, die Geister ihrem Geiste mißtrauen oder ihn leugnen sehen. Sie sah sogar mehr: diese Vernachlässigung wurde eine Gewohnheit bei den Alten, ein Instinct bei den Neuen; es war ebenso wenig gebräuchlich, Fräulein von Taverney anzureden und mit ihr zu sprechen, als es Gewohnheit war, Latona oder Diana in Versailles in ihrem kalten Gürtel von geschwärztem Wasser anzureden. Jeder, der Fräulein von Taverney gegrüßt, seine Pirouette gemacht und einer andern Frau zugelächelt hatte, hatte auch seine Pflicht erfüllt.

Alle diese Nuancen entgingen dem scharfen Auge Andree's nicht. Sie, deren Herz allen Kummer empfunden hatte, ohne ein einziges Vergnügen zu kennen; sie, die das Alter mit einem Gefolge von bleichem Verdrusse und schwarzen Erinnerungen vorrücken fühlte, sie rief in der Stille denjenigen, welcher bestraft, mehr an, als denjenigen, welcher verzeiht, und indem sie, in ihren schmerzlichen Schlaflosigkeiten, die den glücklichen Liebenden von Versailles als Futter gebotenen Wonnen an sich vorüberziehen ließ, seufzte sie mit einer tödtlichen Bitterkeit:

»Und ich! mein Gott! Und ich!«

Als sie am Tag der großen Kälte Charny fand, als sie die Augen des jungen Mannes sich neugierig auf sie heften und sie allmälig mit einem sympathischen Netze umgeben sah, da erkannte sie nicht mehr die seltsame Zurückhaltung, welche alle Höflinge ihr gegenüber zeigten. Für diesen Mann war sie eine Frau. Er hatte in ihr die Jugend wiedererweckt und den Tod galvanisirt; er hatte den Marmor Diana's und Latona's erröthen gemacht.

Fräulein von Taverney schloß sich auch rasch an diesen Regenerator an, der ihr selbst ihre eigene Lebenskraft wieder zum Bewußtsein gebracht hatte. Sie fühlte sich glücklich, diesen Mann anzuschauen, für den sie kein Räthsel war. Sie war unglücklich bei dem Gedanken, eine andere Frau werde ihrer azurblauen Phantasie die Flügel abschneiden, ihren Traum rauben, der kaum aus dem goldenen Thore hervorgegangen.

Man wird uns verzeihen, daß wir auf diese Art erklärt haben, warum Andree Philipp nicht aus dem Cabinet der Königin folgte, obgleich sie unter der ihrem Bruder angethanen Beleidigung gelitten hatte, obgleich dieser Bruder für sie eine Vergötterung, eine Religion, beinahe eine Liebe war.

Fräulein von Taverney, welche nicht wollte, daß die Königin unter vier Augen mit Charny blieb, mischte sich, nachdem man ihren Bruder weggeschickt, nicht mehr in's Gespräch.

Sie setzte sich an die Ecke des Kamins, den Rücken beinahe der Gruppe zugewendet, die die Königin, welche saß, Charny, der halb vorgebeugt stand, und Frau von La Mothe bildeten, die sich aufrecht in der Fenstervertiefung hielt, wo ihre falsche Bescheidenheit ein Asyl, ihre wirkliche Neugierde einen günstigen Beobachtungspunkt suchte.

Die Königin blieb einige Minuten schweigsam; sie wußte nicht, wie sie ein neues Gespräch an die so heikle Erklärung, welche so eben stattgefunden, anknüpfen sollte.

Charny schien leidend, und seine Haltung mißfiel der Königin nicht.

Marie Antoinette brach am Ende das Stillschweigen und sagte plötzlich, sowohl ihren eigenen Gedanken, als den der Andern beantwortend:

»Das beweist, daß es uns nicht an Feinden fehlt. Sollte man glauben, daß so erbärmliche Dinge am Hof von Frankreich vorgehen? Sollte man es glauben?«

Charny erwiderte nichts.

»Welch ein Glück,« fuhr die Königin fort, »welch ein Glück, auf Ihren Schiffen in der freien Luft, auf der See zu leben! Man spricht uns Stadtleuten vom Zorne, von der Bosheit der Wellen vor. Oh! mein Herr, mein Herr, schauen Sie sich an! Haben die Wellen des Oceans, die wüthendsten Wellen nicht den Schaum ihres Zornes auf Sie geworfen? Haben ihre Stürme Sie nicht zuweilen, ja sogar oft auf dem Verdeck Ihres Schiffes umgeworfen? Schauen Sie sich an, Sie sind jung, Sie sind gesund, Sie sind geehrt.«

»Madame!«

»Haben die Engländer Ihnen nicht auch ihren Zorn von Flammen und Kartätschen zugeschleudert, einen für das Leben so gefährlichen Zorn? Doch was ist Ihnen daran gelegen? Sie sind unversehrt, Sie sind stark, und wegen des Zornes der Feinde, die Sie besiegt, hat Sie der König beglückwünscht, geliebkost, das Volk kennt und liebt Sie.«

»Nun! Madame?« murmelte Charny, der mit Bangigkeit fah, daß Marie Antoinette sich allmälig fieberisch exaltirte.

»Worauf will ich kommen?« sagte sie; »ah! ja: Gesegnet seien die Feinde, die auf uns die Flamme, das Eisen, die schäumende Welle schleudern; gesegnet seien die Feinde, die nur mit dem Tode drohen!«

»Mein Gott! Madame,« erwiderte Charny, »es gibt keine Feinde für Eure Majestät; so wenig als es Schlangen für den Adler gibt. Alles, was unten am Boden kriecht, bewegt diejenigen nicht, welche in den Wolken schweben.«

»Mein Herr,« entgegnete rasch die Königin, »ich weiß, Sie sind gesund und unversehrt aus der Schlacht, gesund und unversehrt aus dem Sturme zurückgekommen; Sie sind triumphirend und geliebt zurückgekommen, während diejenigen, deren Ruf ein Feind, wie wir sie haben, mit seinem

verleumderischen Geifer beschmutzt, allerdings für ihr Leben keine Gefahr laufen, aber nach jedem Sturme altern; sie gewöhnen sich daran, die Stirne zu beugen, weil sie fürchten müssen, wie ich heute, der doppelten, in einem einzigen Angriff verschmolzenen Beleidigung durch Feinde und Freunde zu begegnen. Und dann, mein Herr, wenn Sie wüßten, wie hart es ist, gehaßt zu werden!«

Andree erwartete voll Angst die Antwort des jungen Mannes; sie zitterte, er würde mit der liebevollen Tröstung antworten, um welche die Königin anzusuchen schien.

Charny aber wischte, ganz im Gegentheil, mit seinem Sacktuch die Stirne ab, suchte einen Stützpunkt auf der Lehne eines Fauteuil und erbleichte.

Die Königin schaute ihn an.

»Ist es nicht zu warm hier?« fragte sie.

Frau von La Mothe öffnete das Fenster mit ihrer kleinen Hand, welche an der Stange rüttelte, wie es nur die kräftige Faust eines Mannes gethan hätte. Charny schlürfte die Luft nur mit Wonne ein.

»Der Herr ist an den Seewind gewöhnt, er wird in den Boudoirs von Versailles ersticken.«

»Das ist es nicht, Madame, aber ich habe um zwei Uhr einen Dienst, und wenn mir Eure Majestät nicht zu bleiben befiehlt ...«

»Nein, mein Herr,« sagte die Königin, »wir wissen, was ein Befehl ist, nicht wahr, Andree?«

Dann wandte sie sich gegen Charny um und fügte mit leicht gereiztem Tone bei:

»Sie sind frei, mein Herr.«

Und sie entließ den jungen Mann mit einer Geberde.

Charny verbeugte sich wie ein Mensch, der Eile hat, und verschwand hinter dem Thürvorhang.

Nach einigen Secunden hörte man im Vorzimmer etwas wie eine Klage und wie ein Geräusch, das mehrere Personen machen, die sich drängen.

Die Königin war nahe an der Thüre – ob nun aus Zufall, oder daß sie Charny nachschauen wollte, dessen hastiger Abgang ihr seltsam vorgekommen war.

Sie hob den Thürvorhang auf, stieß einen schwachen Schrei aus und war im Begriff, hinauszustürzen.

Doch Andree, die sie nicht aus dem Auge verloren hatte, befand sich zwischen ihr und der Thüre.

»Oh! Madame!« rief sie.

Die Königin schaute Andree starr an, doch diese hielt den Blick fest aus.

Frau von La Mothe streckte den Kopf vor.

Zwischen der Königin und Andree war ein unbedeutender Zwischenraum, und durch diesen Zwischenraum konnte sie den ohnmächtigen Charny sehen, dem die Diener und die Wachen Hilfe leisteten.

Als die Königin die Bewegung der Frau von La Mothe sah, machte sie rasch wieder die Thüre zu.

Doch zu spät; Frau von La Mothe hatte gesehen.

Mit gefalteter Stirne und nachdenklicher Haltung setzte sich Marie Antoinette wieder in ihren Lehnstuhl; sie war der düsteren Beklemmung preisgegeben, welche auf jede heftige Gemüthsbewegung folgt. Sie schien gar nicht zu ahnen, daß um sie her Leute lebten.

Andree, obgleich sie stehen geblieben war und sich an eine Wand angelehnt hatte, schien nicht minder zerstreut, als die Königin.

Es herrschte einen Augenblick tiefes Stillschweigen.

»Das ist doch seltsam,« sprach laut und plötzlich die Königin, deren Wort ihre erstaunten Gefährtinnen beben machte, so unerwartet war dieses Wort: «Herr von Charny scheint noch zu zweifeln ...«

»Woran zu zweifeln, Madame? fragte Andree.

»An meiner Anwesenheit im Schlosse in jener Ballnacht.«

»Oh! Madame!«

»Nicht wahr, Gräfin?« sagte die Königin, »habe ich nicht Recht, Herr von Charny zweifelt noch?«

»Trotz des Wortes Seiner Majestät, oh! Madame, das ist unmöglich!« erwiderte Andree.

»Man kann denken, der König sei mir aus Eitelkeit zu Hilfe gekommen. Oh! er glaubt nicht! nein, er glaubt nicht! das ist leicht zu sehen.«

Andree biß sich auf die Lippen.

»Mein Bruder ist nicht so ungläubig, als Herr von Charny,« sagte sie; »er schien wohl zu glauben.«

»Oh! das wäre schlimm,« fuhr die Königin fort, welche die Erwiderung Andree's nicht gehört hatte. »In diesem Falle hätte der junge Mann kein so redliches, reines Herz, wie ich dachte.«

Dann schlug sie zornig in ihre Hände und rief:

»Aber warum sollte er am Ende glauben, wenn er gesehen hat? Der Herr Graf von Artois hat auch gesehen, Herr Philipp hat auch gesehen, er sagt es wenigstens; alle Welt hat gesehen, und es bedurfte des Wortes meines Gemahls, daß man glaubte, oder daß man sich vielmehr den Anschein gab, als glaubte man. Oh! hinter Allem dem steckt etwas, was ich aufklären muß, da Niemand daran denkt. Nicht wahr, Andree, ich muß den Grund von Allem dem suchen und entdecken?«

»Eure Majestät hat Recht,« sagte Andree, »und ich bin fest überzeugt, daß Frau von La Mothe auch meiner Ansicht ist und denkt, Eure Majestät müsse suchen, bis sie findet. Nicht wahr, Madame?«

Unversehens überfallen, bebte Frau von La Mothe und antwortete nicht.

»Denn man sagt auch, man habe mich bei Mesmer gesehen,« sprach die Königin.

»Eure Majestät war dort,« sagte hastig und mit einem Lächeln Frau von La Mothe.

»Gut,« erwiderte die Königin, »aber ich habe dort nicht gethan, was das Pamphlet sagt. Und dann hat man mich im Opernhause gesehen, und da war ich nicht.«

Marie Antoinette dachte nach; dann rief sie plötzlich:

»Oh! ich habe die Wahrheit.«

»Die Wahrheit?« stammelte die Gräfin.

»Oh! desto besser!« sagte Andree.

»Man lasse Herrn von Crosne kommen!« rief die Königin freudig der eintretenden Frau von Misery zu.

XXXVIII.

Herr von Crosne.

Herr von Crosne, der ein sehr höflicher Mann war, befand sich in höchster Verlegenheit seit der Erklärung des Königs und der Königin.

Es ist nichts so Leichtes um die vollkommene Kenntniß aller Geheimnisse einer Frau, besonders wenn diese Frau die Königin ist und man den Auftrag hat, die Interessen der Krone zu wahren und über einem Rufe zu wachen.

Herr von Crosne fühlte, daß er das ganze Gewicht des Zornes einer Frau und der Entrüstung einer Königin tragen sollte; doch er war muthig in seiner Pflicht verschanzt, und seine wohlbekannte Höflichkeit mußte ihm als Panzer dienen, um die ersten Streiche zu schwächen.

Er trat gemächlich, mit einem Lächeln auf den Lippen ein.

Die Königin lächelte nicht.

»Oh! Herr von Crosne,« sagte sie, »nun ist die Reihe der Erklärungen an uns.«

»Ich bin zu den Befehlen Eurer Majestät.«

»Sie müssen die Ursache von Allem dem, was mir begegnet, wissen, Herr Policei-Lieutenant.«

Herr von Crosne schaute mit einer etwas ängstlichen Miene umher.

»Seien Sie unbesorgt,« fuhr die Königin fort, »Sie kennen vollkommen diese zwei Damen; Sie kennen die ganze Welt.«

»So ungefähr,« erwiderte der Beamte; »ich kenne die Personen, ich kenne die Wirkungen, aber ich kenne die Ursachen dessen nicht, wovon Eure Majestät spricht.«

»Ich werde also das Mißvergnügen haben, sie Ihnen zu offenbaren,« sagte die Königin, ärgerlich über diese Ruhe des Policei-Lieutenant. »Es ist klar, daß ich Ihnen mein Geheimniß, wie dieß gewöhnlich der Brauch ist, leise ober beiseit mittheilen könnte; aber ich bin dahin gekommen, mein Herr, daß ich immer den hellen Tag und die volle Stimme vorziehe. Wohl denn! ich schreibe die Wirkungen, Sie nennen das so, ich schreibe die Wirkungen, über die ich mich beklage, dem schlechten Benehmen einer Person zu, die mir gleicht, und die sich überall, wo Sie selbst oder Ihre Agenten mich zu sehen glauben, zur Schau stellt.«

»Eine Ähnlichkeit!« rief Herr von Crosne, zu sehr beschäftigt, den Angriff der Königin auszuhalten, um die vorübergehende Unruhe Jeanne's und den

Ausruf Andree's zu bemerken.

»Würden Sie diese Annahme für unmöglich halten, Herr Policei-Lieutenant? Würden Sie lieber glauben, ich täusche mich oder ich hintergehe Sie?«

»Madame, ich sage das nicht; wie groß aber auch die Ähnlichkeit zwischen jener Frau und Eurer Majestät sein mag, so besteht doch noch ein solcher Unterschied, daß kein geübtes Auge sich täuschen kann.«

»Man kann sich täuschen, mein Herr, da man sich täuscht.«

»Und ich würde Eurer Majestät ein Beispiel liefern,« sagte Andree.

»Als wir mit meinem Vater in Taverney-Maison-Rouge wohnten, hatten wir ein Dienstmädchen, das durch eine seltsame Bizarrerie...«

»Mir glich.«

»Ja, Eure Majestät, es war zum Täuschen.«

»Und was ist aus diesem Mädchen geworden?«

»Wir wußten nicht, in welchem Grade der Geist Eurer Majestät edel und erhaben ist; mein Vater fürchtete, diese Aehnlichkeit könnte der Königin mißfallen, und als wir in Trianon warm, verbargen wir das Mädchen vor den Augen des ganzen Hofes.«

»Sie sehen wohl, Herr von Crosne. Ah! ah! das interessirt Sie.«

»Ungemein, Madame.«

»Hernach, meine liebe Andree?«

»Dieses Mädchen, ein unruhiger, ehrgeiziger Geist, langweilte sich, daß es so abgeschlossen war; es machte ohne Zweifel eine schlechte Bekanntschaft, und eines Abends, bei meinem Schlafengehen, war ich erstaunt, die Dienerin nicht mehr zu sehen. Man suchte sie. Nichts! Sie war verschwunden.«

»Sie hatte Sie wohl ein wenig bestohlen, meine Liebe?«

»Nein, Madame, ich besaß nichts.«

Jeanne hatte diesem Gespräch mit einer leicht begreiflichen Aufmerksamkeit zugehört.

»Sie wußten dieß Alles also nicht, Herr von Crosne?« fragte die Königin.

»Nein, Madame.«

»Es gibt also eine Frau, deren Aehnlichkeit mit mir auffallend ist; und Sie wissen es nicht? Ein Ereigniß dieser Art kommt im Königreich vor, es veranlaßt ernste Unordnungen, und Sie sind nicht zuerst von diesem Ereigniß unterrichtet? Ah! mein Herr, gestehen Sie, die Policei ist sehr schlecht bestellt.«

»Ich versichere Sie, nein, Madame,« erwiderte der Beamte. »Es steht dem großen Haufen frei, die Functionen eines Policei-Lieutenant bis zu den Functionen eines Gottes zu erheben. Aber Eure Majestät, die hoch über mir in dem irdischen Olymp thront, weiß wohl, daß die Beamten des Königs nur Menschen sind; ich befehle den Ereignissen nicht. Es gibt so seltsame Ereignisse, daß der menschliche Geist kaum genügt, um sie zu begreifen.«

»Mein Herr, wenn ein Mensch alle möglichen Gewalten erhalten hat, um bis in die Gedanken von seines Gleichen einzudringen, wenn er nebst den Agenten Spione bezahlt, wenn er mittelst seiner Spione Alles sehen kann, sogar die Geberden, die ich vor dem Spiegel mache, wenn dieser Mann nicht der Herr der Ereignisse ist ...«

»Madame, als Eure Majestät die Nacht außer ihrer Wohnung zubrachte, habe ich es erfahren. War meine Policei gut bestellt? Ja, nicht wahr? An diesem Tage hat Eure Majestät diese Dame hier, in der Rue Saint-Claude, im Marais, besucht. Das geht mich nichts an. Als Sie bei der Mesmerschen Kufe erschienen, waren Sie, glaube ich, wohl dahin gegangen; meine Policei war gut bestellt, da meine Agenten Sie gesehen haben. Als Sie in's Opernhaus gingen ...«

Die Königin hob lebhaft den Kopf empor.

»Lassen Sie mich sprechen, Madame. Ich sah Sie, wie der Herr Graf von Artois Sie gesehen hat. Täuschte sich der Schwager in den Zügen der Schwägerin, so wird sich noch viel mehr ein Agent täuschen, der einen kleinen Thaler per Tag bezieht. Der Agent hat Sie zu sehen geglaubt, er hat es gesagt. Werden Sie auch behaupten, meine Agenten haben nicht gut die Sache des Zeitungsschreibers Reteau verfolgt, der von Herrn von Charny so schon gestriegelt worden ist?«

»Von Herrn von Charny?« riefen gleichzeitig Andree und die Königin.

»Das Ereigniß ist nicht alt, Madame, und die Stockschläge sind noch warm auf den Schultern des Zeitungsschreibers. Das ist eines der Abenteuer, die den Triumph des Herrn von Sartines, meines Vorgängers, bildeten, wenn er sie dem seligen König oder der Favoritin in seiner geistreichen Weise erzählte.«

»Herr von Charny hat sich mit diesem Elenden eingelassen?«

»Ich habe es nur durch meine so verleumdete Policei erfahren, und Sie werden zugeben, daß es einigen Scharfsinnes für diese Policei bedurfte, um das Duell zu entdecken, das auf diese Angelegenheit folgte.«

»Ein Duell des Herrn von Charny! Herr von Charny hat sich geschlagen!« rief die Königin.

»Mit dem Zeitungsschreiber?« fragte hastig Andree.

»Oh! nein, meine Damen; der so geschlagene Zeitungsschreiber hätte Herrn von Charny den Degenstich nicht gegeben, in Folge dessen es ihm in Ihrem Vorzimmer übel geworden ist.«

»Verwundet! er ist verwundet!« rief die Königin. »Verwundet! wann? wie? Ganz gewiß, Sie irren sich, Herr von Crosne.«

»Oh! Madame, Eure Majestät findet mich oft genug schlecht unterrichtet, um mir dießmal zuzugeben, daß ich es nicht bin.«

»So eben war er hier.«

»Ich weiß es wohl.«

»Oh! ich habe wohl gesehen, daß er litt,« sagte Andree.

Diese Worte sprach sie auf eine Weise, daß die Königin die Feindseligkeit bemerkte und sich rasch umwandte.

Der Blick der Königin war ein Gegenstoß, den Andree kräftig aushielt.

»Was sagen Sie?« sprach Marie Antoinette. »Sie bemerkten, daß Herr von Charny litt, und Sie haben es nicht gesagt?«

Andree antwortete nicht. Jeanne wollte der Günstlingin, aus der man sich eine Freundin machen mußte, zu Hilfe kommen und sprach:

»Ich habe auch zu bemerken geglaubt, daß sich Herr von Charny nur mit Mühe während der Zeit, die Ihre Majestät mit ihm zu reden die Gnade hatte, aufrecht hielt.«

»Nur mit Mühe, ja,« sagte die stolze Andree, die der Gräfin nicht einmal mit dem Blick dankte.

Herr von Crosne, er, den man befragte, schlürfte mit Wohlbehagen seine Beobachtungen über die drei Frauen ein, von denen keine, Jeanne ausgenommen, daran dachte, daß sie vor einem Policei-Lieutenant saß.

Endlich fragte die Königin:

»Mein Herr, mit wem und warum hat sich Herr von Charny geschlagen?«

Während dieser Zeit konnte Andree wieder Haltung gewinnen.

»Mit einem Edelmanne, der ... Aber, mein Gott! Madame, das ist jetzt sehr unnütz. Die zwei Gegner leben zu dieser Stunde im besten Einvernehmen, da sie so eben noch vor Eurer Majestät mit einander sprachen.«

»Vor mir ... hier?«

»Hier ... von wo der Sieger vor ungefähr zwanzig Minuten zuerst weggegangen ist.«

»Herr von Taverney!« rief die Königin mit einem Blitze der Wuth in den Augen.

»Mein Bruder!« murmelte Andree, die es sich zum Vorwurfe machte, daß sie selbstsüchtig genug gewesen, um nicht Alles zu begreifen.

»Ich glaube in der That, daß Herr von Taverney es war, mit dem sich Herr von Charny geschlagen hat,« sagte Herr von Crosne.

Die Königin schlug heftig die Hände an einander, was bei ihr das Anzeichen ihres heißesten Zornes war.

»Das ist unschicklich ... unschicklich,« sagte sie. »Wie! ... man bringt die Sitten von America nach Versailles ... Oh! nein, darein werde ich mich nicht fügen.«

Andree neigte das Haupt, Herr von Crosne ebenfalls.«

»Weil man mit Herrn Lafayette und Herrn Wasington,« die Königin affectirte, diesen Namen auf französische Art auszusprechen, »weil man mit diesen Herren herumgelaufen ist, will man meinen Hof in einen Turnierplatz des sechszehnten Jahrhunderts verwandeln; nein, abermals nein! Andree, Sie mußen wissen, daß sich Ihr Bruder geschlagen hat!«

»Ich erfahre es so eben,« erwiderte Andree.

»Warum hat er sich geschlagen?«

»Wir hätten dieß Herrn von Charny fragen können, der sich mit ihm geschlagen hat,« versetzte Andree bleich und mit leuchtenden Augen.

»Ich frage nicht,« entgegnete die Königin hochmüthig, »ich frage nicht, was Herr von Charny gethan hat, sondern was Herr Philipp von Taverney gethan?«

»Hat sich mein Bruder geschlagen, so konnte das nicht gegen den Dienst Eurer Majestät sein,« erwiderte das Mädchen mit langsamer Betonung jedes Wortes.

»Wollen Sie damit sagen, Herr von Charny habe sich nicht für meinen Dienst geschlagen, mein Fräulein?«

»Ich habe die Ehre, Eurer Majestät zu bemerken,« sagte Andree mit demselben Tone, »daß ich mit der Königin nur von meinem Bruder, und von keinem Andern rede.«

Marie Antoinette hielt sich ruhig. Damit ihr das gelang, bedurfte sie der ganzen Stärke, deren sie fähig war.

Sie stand auf, ging im Zimmer auf und ab, stellte sich, als schaute sie in den Spiegel, nahm einen Band aus einem lackirten Fachkasten, durchlief sieben bis acht Zeilen und warf ihn dann weg.

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« sagte sie zu dem Beamten, »Sie haben mich überzeugt. Mein Kopf war ein wenig in Verwirrung durch alle diese Muthmaßungen, durch alle diese Berichte. Ja, die Policei ist sehr gut bestellt, mein Herr, doch ich bitte Sie, denken Sie an die Aehnlichkeit, von der ich gesprochen, nicht wahr? Adieu!«

Sie reichte ihm die Hand mit einer erhabenen Anmuth, und er entfernte sich doppelt glücklich und zehnfach unterrichtet.

Andree fühlte die Nuance des Wortes: Adieu; sie machte eine lange und feierliche Verbeugung.

Die Königin sagte ihr nachlässig, aber ohne scheinbaren Groll, guten Tag.

Jeanne verbeugte sich wie vor einem heiligen Altar und schickte sich an, Abschied zu nehmen.

Frau von Misery trat ein.

»Madame,« sagte sie zur Königin, »hat Eure Majestät nicht den Herren Böhmer und Bossange Audienz bewilligt?«

»Ah! es ist wahr, meine gute Misery, es ist wahr. Sie mögen eintreten. Bleiben Sie noch, Frau von La Mothe; der König soll einen vollständigeren Frieden mit Ihnen schließen.«

Indem sie dieses sagte, belauerte die Königin in einem Spiegel den Ausdruck des Gesichtes von Andree, welche langsam auf die Thüre des großen Cabinets zuging.

Durch diese Begünstigung der Neuangekommenen wollte sie vielleicht ihre Eifersucht reizen.

Andree verschwand unter den Flügeln des Thürvorhangs; sie hatte weder eine Miene verzogen, noch gebebt.

»Stahl! Stahl!« rief die Königin seufzend. »Ja, Stahl, alle diese Taverney, aber auch Gold.«

»Ah! guten Morgen, meine Herren Juweliere. Was bringen Sie mir Neues? Sie wissen wohl, daß ich kein Geld habe.«

XXXIX.

Die Versucherin.

Frau von La Mothe hatte ihren Posten wieder eingenommen: sie stand als bescheidene Frau auf der Seite und war aufmerksam wie eine Frau, der man zu bleiben und zuzuhören erlaubt hat.

Die Herren Böhmer und Bossange erschienen in Galakleidern in der Audienz der Souveränin. Sie vervielfältigten ihre Verbeugungen bis zum Lehnstuhl von Marie Antoinette.

»Juweliere kommen nur hierher, um von Juwelen zu sprechen,« sagte sie plötzlich. »Sie haben es schlecht getroffen, meine Herren.«

Herr Böhmer nahm das Wort, er war der Redner der Association.

»Madame,« sprach er, »wir kommen nicht hierher, um Waaren anzubieten, denn wir müßten befürchten, unbescheiden zu sein.«

»Oh!« versetzte die Königin, die es schon bereute, zu viel Muth gezeigt zu haben. »Man kann Juwelen sehen, ohne sie zu kaufen.«

»Allerdings, Madame.« fuhr Böhmer fort, der den Faden feiner Phrase suchte, »doch wir kommen, um eine Pflicht zu erfüllen, und das hat uns ermuthigt.«

»Eine Pflicht?« verfetzte die Königin erstaunt.

»Es handelt sich abermals um das schöne Halsband von Diamanten, das Eure Majestät nicht zu nehmen geruhte.«

»Ah ... gut ... das Halsband ... Hiebei sind wir also wieder!« rief die Konigin lachend.

Böhmer blieb ernst.

»Es war in der That schön!« fuhr Marie Antoinette fort.

»So schön, Madame,« sagte Bossange schüchtern, »daß Eure Majestät allein würdig war, es zu tragen.«

»Was mich tröstete,« sprach Marie Antoinette mit einem leichten Seufzer, der Frau von La Mothe nicht entging, »was mich tröstete, war der Umstand, daß es anderthalb Millionen kostete; nicht wahr, Herr Böhmer?«

»Ja. Eure Majestät.«

»Und daß,« fuhr die Königin fort, »und daß es in der liebenswürdigen Zeit, in der wir leben, wo die Herzen der Völker erkaltet sind, wie die Sonne Gottes, keinen Fürsten mehr gibt, der fünfzehnmal hunderttausend Livres für ein Halsband bezahlen kann.«

»Fünfzehnmal hunderttausend Livres!« wiederholte Frau von La Mothe wie ein treues Echo.

»So daß Niemand haben wird, was ich nicht kaufen konnte, nicht kaufen durfte, meine Herren ... Sie werden mir antworten, die Stücke davon seien gut. Das ist wahr, doch ich werde Niemand um zwei oder drei Diamanten beneiden; ich würde um sechzig beneiden.«

Die Königin rieb sich die Hände mit einer Art von Befriedigung, woran das Verlangen, die Herren Böhmer und Bossange zu ärgern, einigen Theil hatte.

»Das ist es gerade, worin sich Eure Majestät irrt,« sprach Böhmer, »und dieser Art ist auch die Pflicht, die wir bei ihr zu erfüllen gekommen find: das Halsband ist verkauft.«

»Verkauft!« rief die Königin, sich umwendend.

»Verkauft!« sagte Frau von La Mothe, der die Bewegung ihrer Beschützerin Unruhe über ihre angebliche Verleugnung einflößte.

»An wen denn?« fragte die Königin.

»Ah! Madame, das ist ein Staatsgeheimniß.«

»Ein Staatsgeheimniß! gut, wir können darüber lachen,« rief freudig Marie Antoinette. »Was man nicht sagt, das kann man oft nicht sagen, nicht wahr, Böhmer?«

»Madame...«

»Oh! die Staatsgeheimnisse... damit sind wir Leute vertraut. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Böhmer, wenn Sie mir das Ihrige nicht anvertrauen, so lasse ich es Ihnen durch einen Agenten des Herrn von Crosne stehlen.«

Und sie lachte treuherzig und offenbarte unverschleiert ihre Ansicht über das vorgebliche Geheimniß, das Böhmer und Bossange abhielt, den Käufer des Halsbandes zu nennen.

»Gegen Eure Majestät benimmt man sich nicht, wie gegen andere Kunden,« erwiderte Böhmer ernst; »wir sind gekommen, um Eurer Majestät zu sagen, das Halsband sei verkauft, weil es wirklich verkauft ist, und wir mußten den

Namen des Käufers verschweigen, weil der Kauf in der That geheim in Folge der Reise eines incognito abgeschickten Botschafters geschehen ist.«

Bei dem Worte Botschafter wurde die Königin von einem neuen Anfall von Heiterkeit ergriffen. Sie wandte sich gegen Frau von La Mothe um und sagte zu ihr:

»Was ich an Böhmer bewundere, ist seine Fähigkeit Alles das zu glauben, was er mir so eben gesagt hat. Ah! Böhmer, nennen Sie mir nur das Land, aus dem dieser Botschafter kommt! ... Nein, das ist zu viel!« rief sie lachend ... »Den ersten Buchstaben seines Namens, nicht mehr.«

»Es ist der Herr Gesandte von Portugal,« antwortete Böhmer, die Stimme dämpfend, als wollte er sein Geheimniß wenigstens vor den Ohren von Frau La Mothe beschützen.

Bei dieser so entschiedenen, so scharf ausgesprochenen Erwiderung hielt die Königin plötzlich inne. »Ein Gesandter von Portugal!« sagte sie, »es gibt keinen hier, Böhmer.«

»Er ist ausdrücklich gekommen, Madame.«

»Zu Ihnen ... incognito?«

»Ja, Madame.«

»Wer ist es denn?«

»Herr von Suza.«

Die Königin erwiderte nichts. Sie wiegte einen Augenblick ihren Kopf; dann sagte sie wie eine Frau, die ihren Entschluß gefaßt hat:

»Nun! desto besser für Ihre Majestät die Königin von Portugal; die Diamanten sind schön. Sprechen wir nicht mehr davon.«

»Im Gegentheil, Madame; Eure Majestät wird die Gnade haben, mir zu gestatten, daß ich davon spreche ...«

»Uns zu gestatten,« sagte Böhmer,« seinen Associé anschauend.

Bossange verbeugte sich.

»Kennen Sie diese Diamanten, Gräfin?« rief die Königin mit einem Blick auf Jeanne.

»Nein, Madame.«

»Schöne Diamanten! ... Es ist Schade, daß diese Herren sie nicht mitgebracht haben.«

»Hier sind sie,« erwiderte Böhmer voll Eifer.

Und er zog aus dem Grunde seines Hutes, den unter dem Arm trug, das kleine platte Etui, das den Schmuck enthielt.

»Sehen Sie, Gräfin, Sie sind ein Weib, das wird Sie ergötzen,« sagte die Königin.

Und sie entfernte sich ein wenig von dem Guéridon von Sèvres, auf welchem Böhmer mit Kunst das Halsband so ausgebreitet hatte, daß das Tageslicht, auf die Steine fallend, das Feuer aus einer größeren Anzahl von Facetten hervorspringen ließ.

Jeanne stieß einen Schrei der Bewunderung aus. Man konnte in der That nichts Schöneres sehen; man hätte glauben sollen, es wäre eine Zunge von Feuern, bald grün und roth, bald weiß wie das Licht selbst. Böhmer ließ das Etui Schwingungen machen und die Wunder dieser flüssigen Flamme rieseln.

»Bewunderungswürdig! bewunderungswürdig!« rief Jeanne im Wahnwitz begeisterter Bewunderung.

»Fünfzehnmal hunderttausend Livres, die in meiner hohlen Hand Platz hätten,« sprach die Königin, ein philosophisches Phlegma heuchelnd, wie Herr Rousseau von Genf unter solchen Umständen es entwickelt haben würde.

Jeanne sah aber in dieser Verachtung etwas Anderes, als die Verachtung selbst, denn sie verlor die Hoffnung nicht, die Königin zu überreden, und nach einer langen prüfenden Beschauung sagte sie:

»Der Herr Juwelier hat Recht, es gibt auf der Welt nur Eine Königin, welche würdig ist, dieses Halsband zu tragen, und das ist Eure Majestät.«

»Meine Majestät wird es aber nicht tragen,« entgegnete die Königin.

»Wir durften es nicht aus Frankreich lassen, ohne unser ganzes Bedauern Eurer Majestät zu Füßen zu legen. Es ist ein Juwel, den ganz Europa jetzt kennt. Daß in Folge der Weigerung der Königin von Frankreich irgend eine andere Fürstin sich damit schmücke, wird uns unser Nationalstolz nur dann erlauben, wenn Sie, Madame, ihn noch einmal entschieden und unwiderruflich zurückgewiesen haben.«

»Meine abschlägige Antwort ist ausgesprochen, sie ist öffentlich geworden,« sagte die Königin. »Man hat mich zu sehr gelobt, als daß ich es bereuen sollte.«

»Oh! Madame,« erwiderte Böhmer, »hat es das Volk schön gefunden, daß Eure Majestät ein Schiff einem Halsband vorzog, so würde es der Adel, der französisch ist, auch nicht befremdend gefunden haben, wenn die Königin von Frankreich ein Halsband kaufte, nachdem sie ein Schiff gekauft.«

»Sprechen wir nicht mehr hievon,« sagte Marie Antoinette, indem sie einen letzten Blick auf das Etui warf. Jeanne seufzte, um den Seufzer der Königin zu unterstützen.

»Ah! Sie seufzen, Gräfin! Wenn Sie an meiner Stelle wären, würden Sie es machen wie ich.«

»Ich weiß nicht,« murmelte Jeanne.

»Haben Sie wohl angeschaut?« fragte die Königin hastig.

»Ich würde immer anschauen, Madame.«

»Lassen Sie diese Neugierige, meine Herren, sie bewundert. Das benimmt den Diamanten nichts: sie sind leider immer fünfzehnmal hunderttausend Livres werth.«

Das Wort leider schien der Gräfin eine günstige Gelegenheit.

Die Königin bedauerte, folglich hatte sie Lust gehabt. Hatte sie Lust gehabt, so mußte sie noch ein Verlangen tragen, da sie nicht befriedigt worden.

»Fünfzehnmal hunderttausend Livres, die an Ihrem Halse allen Frauen, und wären sie Cleopatra, wären sie Venus, den tödtlichsten Neid einflößen würden.«

Und sie nahm das königliche Halsband aus dem Etui und befestigte es so geschickt, so zauberhaft auf der Atlashaut von Marie Antoinette, daß diese sich in einem Augenblick von Phosphor und einem Schimmer von allen Farben des Regenbogens überströmt fand.

Marie Antoinette näherte sich rasch dem Spiegel: sie blendete.

Ihr Hals, so geschmeidig und zart wie der von Johanna Gray, dieser Hals, so zierlich wie ein Lilienstengel, bestimmt, wie die Blumen Birgils unter dem Eisen zu fallen, erhob sich anmuthig, umgeben von seinen goldenen, gekräuselten Locken aus dem Schooße dieser leuchtenden Woge.

Jeanne hatte es gewagt, die Schultern der Königin zu entblößen, so daß-die letzten Reihen des Halsbandes auf ihre perlmutterartige Brust fielen. Die Königin war strahlend, die Frau war herrlich. Liebende oder Unterthanen, Alles hätte sich niedergeworfen.

Marie Antoinette vergaß sich dergestalt, daß sie sich selbst bewunderte. Dann wollte sie, von Furcht ergriffen, das Halsband von ihren Schultern reißen und sprach:

»Genug, genug!« »Es hat Eure Majestät berührt,« rief Böhmer, »es kann Niemand mehr anstehen.«

»Unmöglich,« entgegnete fest die Königin. »Meine Herren, ich habe ein wenig mit den Diamanten gespielt; aber es wäre ein Fehler, wenn ich das Spiel weiter fortsetzte.«

»Eure Majestät hat jede erforderliche Zeit, um sich an diesen Gedanken zu gewöhnen,« flüsterte Böhmer der Königin zu; »wir kommen morgen wieder.«

»Spät bezahlen bleibt immer bezahlen. Und dann warum spät bezahlen? Sie haben Eile. Man bezahlt Sie ohne Zweifel vortheilhafter?«

»Ja, Eure Majestät, baar,« erwiderte der Kaufmann, der wieder Kaufmann geworden.

»Nehmen Sie, nehmen Sie!« rief die Königin, »die Diamanten in das Etui! Geschwind, geschwind!«

»Eure Majestät vergißt vielleicht, daß ein solches Kleinod Geld ist, und daß in hundert Jahren das Halsband immer so viel werth sein wird, als es heute werth ist.«

»Geben Sie mir fünfzehnmal hunderttausend Livres, Gräfin, und wir werden sehen,« sagte die Königin mit einem gezwungenen Lächeln.

»Wenn ich sie hätte!« rief Jeanne, »oh! ...«

Sie schwieg; die langen Sätze haben oft nicht den Werth eines glücklichen Schweigens.

Böhmer und Bossange mochten immerhin eine Viertelstunde brauchen, um ihre Diamanten einzulegen und zu verschließen, die Königin rührte sich nicht.

Man sah an ihrer gezwungenen Miene, an ihrem Stillschweigen, daß der Eindruck lebhaft, der Kampf peinlich gewesen.

Ihrer Gewohnheit gemäß, wenn sie ärgerlich war, streckte sie die Hand nach einem Buche aus und blätterte ein wenig darin, ohne zu lesen.

Die Juweliere nahmen Abschied und fragten noch einmal:

»Eure Majestät hat es ausgeschlagen?«

»Ja ... und abermals ja,« seufzte die Königin, die dießmal für Jedermann seufzte.

Sie entfernten sich.

Jeanne sah, daß der Fuß von Marie Antoinette sich über dem Sammetpolster, auf dem noch sein Eindruck bezeichnet war, bewegte.

»Sie leidet,« dachte die unbewegliche Gräfin.

Plötzlich stand die Königin auf und ging einmal im Zimmer auf und ab, dann blieb sie vor Jeanne, deren Blick sie blendete, stehen und sprach:

»Gräfin, es scheint, der König kommt nicht mehr. Unsere kleine Bittschrift ist auf eine nächste Audienz verschoben.«

Jeanne verneigte sich ehrerbietig und wich bis zur Thüre zurück.

»Doch ich werde an Sie denken,« fügte die Königin wohlwollend bei.

Jeanne drückte ihre Lippen auf die Hand der Königin, als ob sie ihr Herz darauf legte, ging hinaus und ließ Marie Antoinette ganz belagert und bestürmt von Verdruß und Schwindel zurück.

»Der Verdruß der Ohnmacht, der Schwindel des Verlangens,« sagte Jeanne zu sich selbst. »Und sie ist Königin! Oh! nein, sie ist Weib!«

Die Gräfin verschwand.

XL.

Ein doppelter Ehrgeiz, der für eine doppelte Liebe gelten will.

Jeanne war auch Weib, und zwar ohne Königin zu sein.

Daraus ging hervor, daß jeanne, als sie kaum in ihrem Wagen saß, diesen schönen Palast von Versailles, dieses reiche und glänzende Ameublement mit ihrem vierten Stock in der Rue Saint-Gilles, diese prächtigen Lakaien mit ihrer alten Magd verglich.

Aber sogleich wieder verschwanden die demüthige Mansarde und die alte Magd im Schatten der Vergangenheit, wie eine jener Visionen, die, da sie nicht mehr bestehen, nie bestanden haben, und Jeanne sah ihr kleines Haus im Faubourg Saint-Antoine, so anmuthig, so comfortabel, wie man in unsern Tagen sagen würde, mit Lakaien, an deren Livreen weniger Stickereien sichtbar waren, als an denen von Versailles, die sich aber darum nicht minder ehrerbietig und gehorsam benahmen.

Dieses Haus und diese Lakaien, das war ihr Versailles; sie war hier nicht minder Königin, als Marie Antoinette, und wenn sie Wünsche aussprach, so wurden sie, vorausgesetzt, daß sie dieselben nicht auf das Nothwendige, sondern auf das Vernünftige zu beschränken wußte, eben so rasch erfüllt, als hätte sie den Scepter in der Hand gehalten.

Darum kehrte Jeanne mit glatter Stirne und einem Lächeln auf den Lippen nach ihrem Hause zurück.

Es war noch früh, sie nahm Papier, eine Feder und Tinte, schrieb ein paar Zeilen, legte sie in einen seinen parfümirten Umschlag, schrieb eine Adresse und läutete.

Kaum hatte der letzte Schall der Glocke vibrirt, als die Thüre sich öffnete und ein Bedienter auf der Schwelle stehend wartete.

»Ich hatte Recht,« murmelte Jeanne, »die Königin ist nicht besser bedient.«

Dann streckte sie die Hand aus und sprach:

»Diesen Brief an Monseigneur Cardinal von Rohan.«

Der Lakai schritt herbei, nahm das Billet und entfernte sich wieder, ohne ein Wort zu sagen, mit dem stummen Gehorsam der Diener von gutem Hause.

Die Gräfin versank in eine tiefe Träumerei, eine Träumerei, die nicht neu war, sondern eine Fortsetzung der auf der Straße begonnenen bildete.

Es waren nicht fünf Minuten vergangen, als man an die Thüre klopfte.

»Herein!« sagte Frau von La Mothe.

Derselbe Lakai erschien.

»Nun?« fragte Frau von La Mothe mit einer leichten Bewegung der Ungeduld, als sie sah, daß ihr Befehl noch nicht vollzogen war.

»In dem Augenblick, wo ich wegging, um den Befehl der Frau Gräfin zu vollziehen, klopfte Monseigneur an die Thüre,« meldete der Lakai. »Ich sagte ihm, ich gehe nach seinem Hotel. Er nahm den Brief der Frau Gräfin, las ihn, sprang aus seinem Wagen, trat ein und rief mir zu:

»Es ist gut, melde mich.«

»Weiter?«

»Monseigneur ist da und wartet, daß ihm die gnädige Frau einzutreten erlaube.«

Ein leichtes Lächeln umschwebte die Lippen der Gräfin. Nach zwei Secunden sprach sie mit einem klaren Ausdruck der Befriedigung:

»Lassen Sie ihn eintreten.«

War der Zweck dieser zwei Secunden, einen Kirchenfürsten in ihrem Vorzimmer warten zu lassen, oder bedurfte Frau von La Mothe derselben, um ihren Plan zu vollenden? Der Prinz erschien auf der Schwelle. Als sie nach Hause zurückkehrte, als sie den Cardinal holen ließ, als sie eine so große Freude darüber empfand, daß der Cardinal da war, hatte Jeanne also einen Plan?

Ja, denn einem jener Irrwische ähnlich, welche ein ganzes Thal mit seinen düsteren Abhängen beleuchten, hatte diese Phantasie einer Königin und eines Weibes besonders vor den Blicken der intriganten Gräfin alle Falten einer Seele geöffnet, die zu hoffärtig war, um sie mit großer Vorsicht zu verbergen.

Der Weg von Versailles nach Paris war weit; und macht man ihn Seite an Seite mit dem Dämon der Gierde, so hat dieser Zeit, uns die kühnsten Berechnungen zuzuflüstern.

Jeanne fühlte sich trunken von der auf dem weißen Atlas des Etui der Herren Böhmer und Bossange prangenden Zahl: fünfzehnmal hunderttausend Livres.

Fünfzehnmal hunderttausend Livres, war dieß nicht in der That ein fürstliches Vermögen, besonders für die arme Bettlerin, die noch einen Monat zuvor die Hand nach den Almosen der Reichen ausstreckte?

Es war allerdings eine größere Entfernung von der Jeanne von Valois der Rue Saint-Gilles zur Jeanne von Valois des Faubourg Saint-Antoine, als von der Jeanne von Valois des Faubourg Saint-Antoine bis zur Jeanne von Valois als Besitzerin des Halsbandes.

Sie hatte also schon mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, der zum Vermögen führte.

Und dieses Vermögen, nach dem Jeanne begehrte, war keine Illusion, wie das Wort eines Vertrages, wie ein Grundbesitz, allerdings Sachen vom ersten Werth, denen sich aber notwendig die Intelligenz des Geistes oder der Augen beifügen muß.

Nein, dieses Halsband war etwas ganz Anderes, als ein Vertrag oder ein Landgut; dieses Halsband war das sichtbare Vermögen; es war auch da, immer da vor ihr, brennend, blendend, bezaubernd; und da die Königin es zu besitzen wünschte, so konnte Jeanne von Valois schon davon träumen; da die Königin desselben zu entbehren wußte, so konnte Frau von La Mothe ihren Ehrgeiz wohl hierauf beschränken.

Tausend unbestimmte Ideen, diese seltsamen Gespenster mit den wolkigen Umrissen, von denen der Dichter Aristophanes sagte, sie verähnlichen sich mit dem Menschen, tausendfacher Neid, tausendfache Wuth, zu besitzen, nahmen für Jeanne auf dem Wege von Versailles nach Paris die Form von Wölfen, von Füchsen und geflügelten Schlangen an.

Der Cardinal der diese Träume verwirklichen sollte, unterbrach sie, indem er durch seine unerwartete Gegenwart dem Wunsch der Frau von La Mothe ihn zu sehen entgegenkam.

Er hatte auch seine Träume, er hatte auch seinen Ehrgeiz, den er unter einer Maske von Eifer, unter einem Anschein von Liebe verbarg.

»Ah! theure Jeanne,« sagte er, »Sie sind es, Sie sind mir in der That so nothwendig geworden, daß sich mein ganzer Tag bei dem Gedanken, Sie seien fern von mir, verfinsterte. Sie sind doch wenigstens gesund von Versailles zurückgekommen?«

»Wie Sie sehen, Monseigneur.«

»Und zufrieden?«

»Entzückt.«

»Die Königin hat Sie also empfangen?«

»Sogleich bei meiner Ankunft wurde ich bei ihr eingeführt.«

»Sie haben Glück; nach Ihrer triumphirenden Miene wette ich, daß Sie die Königin gesprochen.«

»Ich habe ungefähr drei Stunden im Cabinet Ihrer Majestät zugebracht.«

Der Cardinal bebte, und es fehlte nicht viel, daß er ausgerufen hätte:

»Drei Stunden!«

Doch er bewältigte sich..

»Sie sind in der That eine Zauberin, und Niemand vermöchte Ihnen zu widerstehen.«

»Oh ho! Sie übertreiben, mein Prinz.«

»Nein, wahrhaftig nicht; und Sie sagen, Sie seien drei Stunden bei der Königin geblieben?« Jeanne machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf.

»Drei Stunden,« wiederholte der Cardinal lächelnd, »wie Viele Dinge kann eine Frau von Geist in drei Stunden nicht sagen!«

»Oh! Monseigneur, ich stehe Ihnen dafür, daß ich meine Zeit nicht verloren habe.«

»Ich wette,« versetzte der Cardinal, »während dieser drei Stunden haben Sie nicht eine Minute an mich gedacht.«

»Undankbarer!«

»Wahrhaftig!« rief der Cardinal.

»Ich habe mehr gethan, als an Sie gedacht.«

»Was haben Sie gethan?«

»Ich habe von Ihnen gesprochen.«

»Von mir gesprochen und mit wem?« fragte der Prälat, dessen Herz zu pochen anfing, mit einer Stimme, deren Erschütterung er mit seiner ganzen Selbstbeherrschung nicht zu verbergen vermochte.

»Mit wem anders als mit der Königin!«

Indem sie diese für den Cardinal so kostbaren Worte sprach, hatte Jeanne die Kunst, dem Prinzen nicht in's Gesicht zu schauen, als ob sie sich wenig um die Wirkung bekümmerte, die sie hervorbringen mußten.

Herr von Rohan zitterte.

»Ah!« sagte er, »lassen Sie hören, liebe Gräfin, erzählen Sie mir das. In der That, ich interessire mich so sehr für das, was Ihnen begegnet, daß sie mir nicht den geringsten Umstand verschweigen sollen.«

Jeanne lächelte; sie wußte, was den Cardinal interessirte, eben so gut, als er selbst.

Doch da diese umständliche Erzählung zum Voraus in ihrem Geiste festgestellt war, da sie dieselbe von selbst zum Besten gegeben haben würde, wenn der Cardinal sie nicht darum gebeten hätte, so fing sie langsam an, und ließ sich jede Sylbe herausziehen; sie erzählte die ganze Zusammenkunft, das ganze Gespräch; sie hob bei jedem Wort den Beweis hervor, daß sie durch einen jener günstigen Zufälle, welche das Glück der Höflinge bilden, in Versailles zu einem bei seltsamen Vorfälle geführt worden war, die an einem einzigen Tag eine Fremde zu einer beinahe unentbehrlichen Freundin machen. Jeanne war in der That an einem Tag in alles Unglück der Königin, in alle Ohnmacht des Königthums eingeweiht worden.

Herr von Rohan schien von der Erzählung nur das aufzufassen und zu behalten, was die Königin zu Gunsten von Jeanne gesagt hatte.

Jeanne legte in ihrer Erzählung nur auf das Nachdruck, was die Königin zu Gunsten von Herrn von Rohan gesagt hatte.

Die Erzählung war kaum beendigt, als derselbe Lakai eintrat und meldete, das Abendbrod sei aufgetragen.

Jeanne lud den Cardinal mit einem Blick ein. Der Cardinal nahm mit einem Zeichen an.

Er gab der Gebieterin des Hauses, die sich so schnell daran gewöhnt, die Honneurs desselben zu machen, den Arm und ging in das Speisezimmer.

Als das Abendbrod beendigt war, als der Prälat mit langen Zügen die Hoffnung und die Liebe aus den zwanzigmal wieder aufgenommenen und zwanzigmal von der Zauberin abgebrochenen Erzählungen getrunken hatte, war er genöthigt, endlich mit dieser Frau zu rechnen, welche die Herzen der betheiligten Mächte in ihren Händen hielt.

Denn er bemerkte mit einem Erstaunen, das an Schrecken grenzte, daß sie, statt sich geltend zu machen, wie jede Frau, die man aufsucht und deren man bedarf, seinen Wünschen mit einer Holdseligkeit entgegenkam, welche sehr verschieden war von dem weiblichen Stolze beim letzten Abendbrod, das man an demselben Platz und in demselben Hause eingenommen.

Jeanne machte dießmal die Honneurs als eine Frau, die nicht nur sich selbst, sondern auch Andere zu beherrschen weiß. Keine Verlegenheit in ihrem Blick, keine Zurückhaltung in ihrer Stimme. Hatte sie nicht, um diese hohen Lectionen in der Aristocratie zu nehmen, den ganzen Tag die Blüthe des französischen Adels besucht? hatte nicht eine Königin ohne ihres Gleichen sie meine liebe Gräfin genannt? Unterjocht von dieser Erhabenheit, machte der Cardinal, selbst ein erhabener Mann, nicht einmal einen Versuch zu widerstehen.

»Gräfin,« sagte er, indem er sie bei der Hand nahm, »es sind zwei Frauen in Ihnen.«

»Wie so?« fragte die Gräfin.

»Die von gestern und die von heute.«

»Und welche zieht Eure Eminenz vor?«

»Ich weiß es nicht. Nur ist die von heute Abend eine Armida, eine Circe, etwas Unwiderstehliches.«

»Und dem zu widerstehen Sie hoffentlich nicht versuchen werden, Monseigneur, so sehr Sie auch Prinz sind?«

Der Prinz glitt von seinem Stuhle herab und fiel vor Frau von La Mothe auf die Kniee.

»Sie verlangen ein Almosen?« fragte sie.

»Und ich erwarte, daß Sie es mir geben.«

»Ein Tag der Freigebigkeit,« erwiderte Jeanne; »die Gräfin von Valois hat ihren Rang eingenommen, sie ist eine Frau vom Hofe; binnen Kurzem wird sie unter den stolzesten Damen des Hofes zählen; sie kann folglich ihre Hand öffnen und reichen, wem es ihr gutdünkt.«

»Selbst einem Prinzen?« fragte Herr von Rohan.

»Selbst einem Cardinal,« erwiderte Jeanne.

Der Cardinal drückte einen langen, brennenden Kuß auf diese hübsche, widerspenstige Hand; dann, nachdem er mit den Augen den Blick und das Lächeln der Gräfin befragt, stand er auf, ging in das Vorzimmer und sagte ein paar Worte zu seinem Läufer.

Zwei Minuten nachher hörte man das Geräusch eines Wagens, der sich entfernte.

Die Gräfin schaute empor.

»Meiner Treue, Gräfin,« sprach der Cardinal, »ich habe meine Schiffe verbrannt.«

»Dabei ist kein großes Verdienst, da Sie im Hafen sind,« erwiderte die Gräfin.

XLI.

Worin man die Gesichter unter der Maske zu sehen anfängt.

Lange Plaudereien sind das glückliche Vorrecht der Leute, die sich nichts mehr zu sagen haben. Nach dem Glück, zu schweigen oder durch Zwischenworte zu wünschen, ist unstreitig das größte Glück, viel zu sprechen ohne Phrasen.

Zwei Stunden, nachdem man den Wagen weggeschickt, waren der Cardinal und die Gräfin auf dem Punkt, von dem wir sagen. Die Gräfin hatte nachgegeben, der Cardinal hatte gesiegt, und dennoch war der Cardinal der Sclave; die Gräfin war der Triumphator.

Zwei Männer hintergehen sich, indem sie sich die Hand geben. Ein Mann und eine Frau hintergehen sich in einem Kuß.

Hier täuschte aber Jedes das Andere nur, weil das Andere getäuscht sein wollte.

Jedes hatte einen Zweck. Für diesen Zweck war die Vertraulichkeit nothwendig. Jedes hatte also sein Ziel erreicht.

Der Cardinal gab sich auch gar nicht die Mühe, seine Ungeduld zu verbergen. Er beschränkte sich darauf, daß er einen kleinen Umweg machte und dann das Gespräch wieder auf Versailles und auf die Ehren zurückführte, die dort der neuen Günstlingin der Königin harrten.

»Sie ist freigebig,« sagte er, »und nichts ist ihr zu theuer für die Leute, die sie liebt. Sie hat den seltenen Verstand, vielen Leuten ein wenig und wenigen Freunden viel zu geben.«

»Sie halten sie also für reich?« fragte Frau von La Mothe.

»Sie weiß sich mit einem Wort, mit einer Geberde, mit einem Lächeln Mittel zu schaffen. Nie hat ein Minister, Turgot vielleicht ausgenommen, den Muth gehabt, der Königin abzuschlagen, was sie verlangte.«

»Nun! mir,« sprach Frau von La Mothe, »mir kommt sie minder reich vor, als Sie sie machen. Arme Königin, oder vielmehr, arme Frau!«

»Wie so?«

»Ist man reich, wenn man sich Entbehrungen auferlegen muß?«

»Entbehrungen! Erzählen Sie mir das, liebe Jeanne.«

»Oh! mein Gott, ich werde Ihnen sagen, was ich gesehen habe, nicht mehr, nicht weniger.«

»Sprechen Sie, ich höre.«

»Stellen Sie sich zwei furchtbare Martern vor, welche die unglückliche Königin ausgestanden hat.«

»Zwei Martern? Was für denn?«

»Wissen Sie, was ein Frauenverlangen ist, mein lieber Prinz?«

»Nein, aber ich wünschte, Sie würden es mir sagen, Gräfin.«

»Wohl! die Königin hat ein Verlangen, das sie nicht befriedigen kann.«

»Nach wem?«

»Nein, nach was.«

»Gut! nach was?«

»Nach einem Halsband von Diamanten.«

»Ah! warten Sie doch, ich weiß. Meinen Sie nicht die Diamanten von Böhmer und Bossange?«

»Ganz richtig.«

»Oh! die alte Geschichte, Gräfin.«

»Alt oder neu. Ist es nicht eine wahre Verzweiflung für eine Königin, das nicht besitzen zu können, was beinahe eine einfache Favoritin besessen hatte? Noch vierzehn Tage Leben für König Ludwig XV., und Jeanne Vauvernier hatte, was Marie Antoinette nicht haben kann.«

»Ah! meine liebe Gräfin, darin täuschen Sie sich, die Königin konnte fünf- bis sechsmal diese Diamanten haben, und hat sie immer ausgeschlagen.«

»Oh!«

»Ich sage Ihnen, der König hat sie ihr selbst angeboten, und sie hat sie aus der Hand des Königs ausgeschlagen.«

Und der Cardinal erzählte die Geschichte von dem Schiff.

Jeanne hörte gierig, und als der Cardinal geendigt hatte, sagte sie:

»Nun! und hernach?«

»Wie, hernach?«

»Ja, was beweist das?«

»Daß sie nicht wollte, wie mir scheint.«

Jeanne zuckte die Achseln.

»Sie kennen die Frauen, Sie kennen den Hof, Sie kennen die Königin, und lassen sich von einer solchen Antwort bethören?«

»Ah! ich bestätige eine Weigerung.«

»Mein lieber Prinz, das constatirt Eines: daß die Königin nothwendig einen glänzenden, einen volksthümlichen Ausspruch thun mußte und daß sie ihn gethan hat.«

»Gut!« sprach der Cardinal, »so glauben Sie an die königlichen Tugenden? Ah! Sie Skeptikerin! Der heilige Thomas war ein Gläubiger gegen Sie.«

»Skeptisch oder gläubig, ich kann Sie eines Umstandes versichern.«

»Nun?«

»Daß die Königin nicht so bald das Halsband ausgeschlagen hatte, als sie von einer tollen Begierde nach demselben ergriffen wurde.«

»Sie schmieden sich solche Ideen, meine Theure, und glauben Sie mir vor Allem, daß die Königin bei allen ihren Fehlern eine ungeheure Tugend hat.«

»Welche?«

»Sie ist uneigennützig. Sie liebt weder das Gold, noch das Silber, noch die Edelsteine. Sie wiegt die Mineralien nach ihrem Werthe ab; für sie ist eine Blume am Schnürleibe so viel werth, als ein Diamant im Ohr.«

»Ich leugne, das nicht. Nur behaupte ich zu dieser Stunde, daß sie Lust hat, sich mehrere Diamanten an den Hals zu hängen.«

»Oh! Gräfin! beweisen Sie das.«

»Nichts kann leichter sein; ich habe heute das Halsband gesehen.« – »Sie?« – »Ich habe es nicht nur gesehen, sondern auch berührt.« – »Wo dieß?« – »In Versailles.« – »In Versailles?« – »Ja, wohin die Juweliere es brachten, um die Königin zum letzten Mal in Versuchung zu führen.« – »Ist es schön?« – »Es ist wunderbar.« – »Dann begreifen Sie als ein wahres Weib, daß man an dieses Halsband denkt?« – »Ich begreife, daß man den Appetit und den Schlaf darüber verliert.« – »Ah! warum habe ich nicht dem König ein Schiff zu geben?« – »Ein Schiff?« – »Ja, er gäbe mir das Halsband, und sobald ich es hatte, könnten Sie ruhig essen und schlafen.« – »Sie scherzen.« – »Nein, ich schwöre Ihnen.« – »Nun, so will ich Ihnen etwas sagen, worüber Sie sich ungemein wundern werden.« – »Sprechen Sie.« – »Ich möchte dieses Halsband nicht.« – »Desto besser, Gräfin, denn ich könnte es Ihnen nicht geben.« – »Ach! weder Sie, noch irgend Jemand, das ist es, was die Königin fühlt, und warum sie darnach verlangt.« – »Ich wiederhole Ihnen, daß der König es ihr angeboten hat.«

Jeanne machte eine rasche, beinahe ungestüme Bewegung und erwiderte:

»Und ich, ich sage Ihnen, daß die Frauen solche Geschenke ganz besonders lieben, wenn sie nicht von Leuten gemacht werden, die ihre Annahme

erzwingen können.«

Der Cardinal schaute Jeanne noch aufmerksamer an und sagte dann:

»Ich verstehe nicht ganz.«

»Desto besser; brechen wir hievon ab. Was geht Sie das Halsband an, da wir es nicht haben können?«

»Oh! wäre ich der König und Sie wären die Königin, so würde ich Sie wohl nöthigen, es anzunehmen.«

»Wohl! ohne der König zu sein, nöthigen Sie die Königin, es anzunehmen, und Sie werden sehen, ob sie über diese Gewaltthat so ärgerlich ist, als Sie glauben.«

Der Cardinal schaute Jeanne noch einmal an.

»Wahrhaftig,« sagte er, »sind Sie sicher, daß Sie sich nicht täuschen? Die Königin hat dieses Verlangen?«

»Sie wird davon verzehrt. Hören Sie, lieber Prinz, haben Sie mir nicht einmal gesagt, oder habe ich nicht sagen hören, es wäre Ihnen nicht unangenehm, Minister zu sein?«

»Es ist wohl möglich, daß ich dieß gesagt habe, Gräfin.«

»Wohl! so wetten wir, mein lieber Prinz.«

»Was?«

»Daß die Königin den Mann, der es so einzurichten wüßte, daß das Halsband in acht Tagen auf ihrem Putztische läge, zum Minister machen würde.«

»Oh! Gräfin.«

»Ich sage, was ich sage ... Wollen Sie lieber, daß ich ganz leise denke?«

»Oh! nie.«

»Was ich übrigens sage, betrifft Sie nicht. Es ist sehr klar, daß Sie nicht anderthalb Millionen von einer königlichen Laune verschlingen lassen; das hieße, bei meiner Treue! zu theuer ein Portefeuille bezahlen, das Sie umsonst haben werden und das man Ihnen schuldig ist. Nehmen Sie also das, was ich gesagt habe, für Geschwätz. Ich bin wie die Papageie, man hat mich an der Sonne geblendet, und nun wiederhole ich beständig, es sei heiß. Ah! Monseigneur, welch eine harte Prüfung ist doch ein Tag der Gunst für ein Provinzdämchen! man muß Adler sein, wie Sie, um diesen Strahlen in's Gesicht zu schauen.«

Der Cardinal wurde träumerisch.

»Ah! ah!« sagte Jeanne, »nun beurtheilen Sie mich schlecht; nun finden Sie mich so gemein und elend, daß Sie nicht einmal mit mir sprechen mögen.«

»Ah! ich bitte.«

»Die Königin, wie ich sie beurtheilt habe, bin ich selbst.«

»Gräfin!«

»Was wollen Sie? ich glaubte, sie verlange nach den Diamanten, weil sie seufzte, als sie dieselben sah; ich glaubte es, weil ich an ihrer Stelle darnach verlangt hätte; entschuldigen Sie meine Schwäche.«

»Sie sind eine anbetungswürdige Frau, Gräfin, Sie haben durch eine unglaubliche Verbindung die Schwäche des Herzens und die Stärke des Geistes: Sie sind in gewissen Augenblicken so wenig Weib, daß ich darüber erschrecke. Sie sind es in andern auf eine so liebenswürdige Weise, daß ich den Himmel darüber preise und Sie anbete.«

Der artige Cardinal punctirte diese Galanterie durch einen Kuß.

»Wir wollen nicht mehr von allen diesen Dingen sprechen,« sagte er.

»Gut!« murmelt« Jeanne leise, »doch ich glaube, daß die Angel das Fleisch gepackt hat.«

Doch während der Cardinal sagte: Sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen, fuhr er fort:

»Und Sie glauben, Herr Böhmer habe diesen Angriff erneuert?«

»Mit Bossange, ja,« antwortete unschuldig Frau von La Mothe.

»Bossange ... warten Sie doch,« sagte der Cardinal, als ob er sich besänne, »Bossange, ist das nicht sein Associé?«

»Ja, ein großer, dürrer Mann.«

»Ganz richtig.«

»Er wohnt? ...«

»Er muß irgendwo, wie auf dem Quai de la Ferraille, oder auch de l'Ecole wohnen, ich weiß nicht genau, doch in jedem Fall in der Gegend des Pont-Neuf.«

»Des Pont-Neuf, Sie haben Recht. Ich habe diese Namen im Vorüberfahren über einer Thüre gelesen.«

»Ahl ahl« murmelte Jeanne, »der Fisch beißt immer mehr an.«

Jeanne hatte Recht, und die Angel war auf das Tiefste bei der Beute eingedrungen. Am andern Morgen, als er sich aus dem kleinen Hause des Faubourg Saint-Antoine entfernte, ließ sich der Cardinal also unmittelbar zu Böhmer führen.

Er gedachte das Incognito zu behaupten, doch Böhmer und Bossange waren die Juweliere des Hofes, und bei den ersten Worten, die er sprach, nannten sie ihn Monseigneur.

»Nun wohl, ja, Monseigneur,« sprach der Cardinal, »doch da Sie mich erkennen, seien Sie darauf bedacht, daß mich die Andern nicht erkennen.«

»Monseigneur kann ruhig sein. Wir erwarten die Befehle von Monseigneur.«

»Ich komme, um Ihnen das Halsband von Diamanten abzukaufen, das Sie der Königin gezeigt haben.«

»Wahrhaftig! wir sind in Verzweiflung, doch Monseigneur kommt zu spät.«

»Wie so?«

»Es ist verkauft.«

»Unmöglich! da Sie es gestern Ihrer Majestät abermals angeboten haben.«

»Die es abermals ausgeschlagen hat, Monseigneur, darum bleibt es bei dem alten Handel.«

»Und mit wem ist dieser Handel abgeschlossen worden?« fragte der Cardinal.

»Das ist ein Geheimniß, Monseigneur.«

»Zu viel der Geheimnisse, Herr Böhmer!« sagte der Cardinal. Und er stand auf.

»Aber, Monseigneur ...«

»Mein Herr,« fuhr der Cardinal fort, »ich glaubte, ein Juwelier der Krone Frankreichs müßte damit zufrieden sein, daß er in Frankreich diese schönen Steine verkaufe; Sie ziehen Portugal vor; nach Ihrem Belieben, Herr Böhmer.«

»Monseigneur weiß Alles!« rief der Juwelier.

»Wohl! was sehen Sie Erstaunliches hierin?«

»Wenn Monseigneur Alles weiß, so kann es nur durch die Königin sein.«

»Und wenn dem so wäre?« sagte Herr von Rohan, ohne die Vermuthung, die seiner Eitelkeit schmeichelte, zurückzuweisen.

»Oh! das würde die Sache sehr ändern, Monseigneur.«

»Erklären Sie sich, ich verstehe nicht.«

»Will mir Monseigneur erlauben, ganz frei mit ihm zu sprechen?«

»Sprechen Sie.«

»Wohl! die Königin hat Lust zu unserem Halsband.«

»Sie glauben?«

»Wir sind dessen sicher.«

»Ah! und warum kauft sie es dann nicht?«

»Weil sie es dem König ausgeschlagen hat, und weil es launisch erscheinen würde, wenn sie von diesem Beschluß abginge, der Ihrer Majestät so viel Lob eingetragen.«

»Die Königin steht über allem Gerede.«

»Ja, wenn das Volk, oder sogar wenn die Höflinge sprechen; doch wenn der König spricht ...«

»Der König wollte, wie Sie wohl wissen, der Königin dieses Halsband geben.«

»Allerdings, doch er beeilte sich, der Königin zu danken, als sie es ausschlug.«

»Was schließt Herr Böhmer hieraus?«

»Daß die Königin das Halsband gern bekommen möchte, ohne den Anschein zu haben, als kaufte sie es.«

»Wohl! Sie täuschen sich, mein Herr,« sagte der Cardinal, »es handelt sich nicht hierum.«

»Das ist ärgerlich, Monseigneur, denn es wäre dieß für uns die einzige entscheidende Ursache gewesen, dem Herrn Gesandten von Portugal das

Wort zu brechen.«

Der Cardinal dachte nach. So stark die Diplomatie der Diplomaten auch sein mag, die der Kaufleute ist ihr überlegen ... Vor Allem unterhandelt die Diplomatie beinahe immer um Werthe, die sie nicht hat; der Kaufmann hält den Gegenstand, der die Neugierde erregt, in seiner Klaue fest; wenn man ihm denselben abkauft und noch theuer bezahlt, so ist es beinahe, als ob man ihn plünderte. Als Herr von Rohan sah, daß er in der Gewalt dieses Mannes war, sagte er:

»Mein Herr, nehmen Sie, wenn Sie wollen, an, die Königin habe Lust zu Ihrem Halsband.«

»Das ändert Alles, Monseigneur. Ich kann alle Händel brechen, wenn der Königin der Vorzug gegeben werden soll.«

»Wie hoch verkaufen Sie Ihr Halsband?«

»Zu fünfzehnmal hunderttausend Livres.«

»Wie ordnen Sie die Bezahlung?«

»Der Portugiese bezahlte mir etwas auf Abschlag, ich sollte das Halsband selbst nach Lissabon bringen, wo man mich nach Sicht bezahlen würde.«

»Diese Zahlungsweise ist bei uns nicht ausführbar, Herr Böhmer, aber eine Abschlagszahlung sollen Sie bekommen, wenn sie vernünftig ist.«

»Hunderttausend Livres.«

»Man kann sie finden. Was das Uebrige betrifft?«

»Eure Eminenz möchte gern Zeit haben?« sagte Böhmer. »Mit der Garantie Eurer Eminenz ist Alles thunlich. Nur zieht Zügelung einen Verlust nach sich; denn bemerken Sie wohl, Monseigneur, bei einer Sache von dieser Bedeutung wachsen die Zahlen von selbst, ohne Grund. Die Interessen von fünfzehnmal hunderttausend Livres zu fünf Procent machen fünfundsiebzigtausend Livres, und fünf Procent sind ein Ruin für die Kaufleute. Zehn Procent sind höchstens ein annehmbarer Preis.«

»Das wären hundertfünfzigtausend Livres für Ihre Rechnung?«

»Ja, Monseigneur.«

»Nehmen wir an, Sie verkaufen das Halsband um sechszehnmal hunderttausend Livres, Herr Böhmer, und vertheilen die Bezahlung der fünfzehnmal hunderttausend Livres auf drei vierteljährige Zieler. Ist es abgemacht?«

»Monseigneur, wir verlieren fünfzigtausend Livres bei diesem Handel.«

»Ich glaube das nicht, mein Herr. Hätten Sie morgen fünfzehnmal hunderttausend Livres einzunehmen, so wären Sie in Verlegenheit. Ein Juwelier kauft kein Gut um einen solchen Preis.«

»Wir sind zu zwei, Monseigneur, mein Associé und ich.«

»Ich will es wohl glauben, doch gleichviel, und Sie werden viel bequemer die fünfmal hunderttausend Livres jedes Vierteljahr einziehen, das heißt zweimal hundert und fünfzigtausend Livres Jeder.«

»Monseigneur vergißt, daß diese Diamanten nicht uns gehören. Oh! wenn sie uns gehörten, so wären wir reich genug um uns weder um die Bezahlung, noch um die Anlage bei Eingang der Gelder zu kümmern.«

»Wem gehören sie denn?«

»Vielleicht zehn Gläubigern, denen wir diese Edelsteine im Einzelnen abgekauft haben. Wir sind den einen in Hamburg, den andern in Neapel, einem in Buenos-Ayres, zwei in Moskau schuldig. Unsere Gläubiger erwarten den Verkauf des Halsbandes, um befriedigt zu werden. Der Profit, den wir machen, ist unser einziges Eigenthum; aber ach! Monseigneur, seitdem dieses unglückliche Halsband dem Verkauf ausgesetzt ist, das heißt, seit zwei Jahren verlieren wir schon zweimal hunderttausend Livres Interesse. Beurtheilen Sie, ob wir im Vortheil sind.«

Herr von Rohan unterbrach Böhmer.

»Bei dem Allem,« sagte er, »habe ich es noch nicht gesehen, dieses Halsband.«-

»Es ist wahr, Monseigneur, hier ist es.«

Und nach allen üblichen Vorsichtsmaßregeln, legte Böhmer das kostbare Kleinod aus.

»Herrlich!« rief der Cardinal, indem er voll Liebe die Schließen berührte, die sich auf dem Halse der Königin hatten eindrücken müssen.

Als er geendigt und als seine Finger zur Genüge auf den Steinen die sympathetischen Ausflüsse, die daran hängen geblieben sein konnten, gesucht hatten, sagte er: »Abgeschlossener Handel?«

»Ja, Monseigneur, und ich gehe auf der Stelle zur Gesandtschaft, um abzusagen.«

»Ich glaubte nicht, daß es in diesem Augenblick in Paris einen Gesandten von Portugal gäbe.«

»In der That, Monseigneur, Herr von Suza befindet sich in diesem Augenblick hier.«

»Um in dieser Angelegenheit zu unterhandeln?« rief der Cardinal lachend.

»Ja, Monseigneur.«

»Oh! armer Suza! ich kenne ihn genau. Armer Suza!«

Und er verdoppelte seine Heiterkeit.

Herr Böhmer glaubte sich der Heiterkeit seines Kunden anschließen zu müssen.

Man belustigte sich lange über diesen Schmuck auf Kosten des Portugiesen.

Herr von Rohan wollte sprechen.

Böhmer hielt ihn zurück.

»Will mir Monseigneur sagen, wie er die Angelegenheiten ordnen wird? fragte er.

»Auf eine ganz natürliche Weise.«

»Der Intendant von Monseigneur?«

»Nein, Niemand außer mir; Sie werden nur mit mir zu thun haben.«

»Und wann?«

»Schon morgen.«

»Die hunderttausend Livres?«

»Ich bringe sie Ihnen morgen hierher.«

»Gut, Monseigneur. Und die Papiere?«

»Ich unterzeichne sie morgen hier.«

»Vortrefflich, Monseigneur.«

»Und da Sie ein discreter Mann sind, Herr Böhmer, so bedenken Sie, daß Sie eines der wichtigsten Geheimnisse in Händen haben.«

»Monseigneur, ich fühle es, und ich werde Ihr Vertrauen verdienen, sowie das Ihrer Majestät der Königin,« fügte er sein bei.

Herr von Rohan erröthete und ging unruhig, aber glücklich weg, wie jeder Mensch, der sich in einem Paroxismus der Leidenschaft zu Grunde richtet.

Am andern Tag wandte sich Herr Böhmer mit einer ernsthaften Miene nach dem Hotel der portugiesischen Gesandtschaft.

In dem Augenblick, wo er im Begriffe war, anzuklopfen, ließ sich Herr Beausire, der erste Secretär, Rechnungen von Herrn Ducorneau, dem

Canzler, vorlegen, und Don Manoel Suza, der Gesandte, erklärte seinem Verbündeten, dem Kammerdiener, einen neuen Feldzugsplan.

Seit dem letzten Besuche von Herrn Böhmer in der Rue de la Jussienne hatte das Hotel viele Veränderungen erlitten.

Das ganze Personal, das, wie wir gesehen, aus den zwei Postchaisen ausgestiegen war, hatte sich je nach den Bedürfnissen und in den verschiedenen Attributen, die es zu versehen hatte, im Hause des Gesandten aufgepflanzt.

Man muß sagen, daß die Verbündeten, indem sie so unter sich die Rollen theilten, welche sie bewunderungswürdig gut durchführten, da sie dieselben wechseln mußten, Gelegenheit hatten, ihre Interessen selbst zu überwachen, was immer, selbst bei den peinlichsten Geschäften, ein wenig Muth gibt.

Entzückt über die Verständigkeit all dieser Leute, bewunderte Herr Ducorneau zugleich, daß der Gesandte sich wenig genug um das nationale Vorurtheil bekümmert hatte, um ein vom ersten Secretär bis zum dritten Kammerdiener herab vollständig französisches Haus anzunehmen.

Ueber diesen Punkt knüpfte er daher, als er mit Herrn von Beausire die Rechnungen machte, auch mit dem Letzteren ein Gespräch voll Lobeserhebungen auf den Chef der Gesandtschaft an.

»Sehen Sie,« sagte Beausire, »die Suza gehören nicht zu jenen eingetrockneten Portugiesen, die sich an das Leben des vierzehnten Jahrhunderts halten, wie Sie viele in unsern Provinzen sehen würden. Nein, es sind reisende Edelleute, Millionen reich, und sie wären irgendwo Könige, wenn sie die Lust dazu ankäme.«

»Doch die Lust kommt sie nicht an,« versetzte geistreich Herr Ducorneau.

»Wozu denn, Herr Kanzler? Ist man denn mit einer Anzahl von Millionen und einem fürstlichen Namen nicht so viel als ein König?«

»Oh! das sind philosophische Lehren,« erwiderte Ducorneau ganz erstaunt. »Ich erwartete solche Gleichheitsmaximen nicht aus dem Munde eines

Diplomaten.«

»Wir machen eine Ausnahme,« sprach Beausire, ein wenig verblüfft über seinen Anachronismus; »ohne gerade ein Voltarianer oder ein Armenier auf Rousseau's Weise zu sein, kennt man doch seine philosophische Welt, man kennt die natürlichen Theorien der Ungleichheit der Lagen und der Kräfte.«

»Wissen Sie,« rief der Kanzler begeistert, »wissen Sie, daß es gut ist, daß Portugal nur ein kleiner Staat ist?«

»Ei! warum?«

»Weil es mit solchen Männern an seiner Spitze schnell sich vergrößern würde, mein Herr.«

»Oh! Sie schmeicheln uns, lieber Kanzler. Nein, nein, wir treiben philosophische Politik. Das ist scheinbar, aber nicht sehr practisch. Doch brechen wir hievon ab. Es sind also hundert und achttausend Livres in der Casse, sagen Sie?«

»Ja, Herr Secretär, hundert und achttausend Livres.«

»Und keine Schulden?«

»Kein Pfennig.«

»Das ist musterhaft. Ich bitte, geben Sie mir den Sortenzettel.«

»Hier ist er ... Wann soll die Vorstellung stattfinden, Herr Secretär? Ich sage Ihnen, daß dieß im Quartier ein Gegenstand der Neugierde, unerschöpflicher Commentare, beinahe der Unruhe ist.«

»Ah! ah!«

»Ja, man sieht von Zeit zu Zeit Leute um das Hotel schweifen, welche gerne möchten, daß die Thüre von Glas wäre.«

»Leute! ...« versetzte Beausire, »Leute aus dem Quartier?«

»Und Andere. Oh! da die Sendung des Herrn Botschafters eine geheime ist, so können Sie sich wohl denken, daß sich die Polizei rasch damit beschäftigen wird, die Motive dazu zu ergründen.«

»Ich habe das gedacht wie Sie,« erwiderte Beausire ziemlich unruhig.

»Hören Sie, Herr Secretär,« sagte Ducorneau, indem er Beausire an das Gitter eines Fensters führte, das sich gegen die abgeschnittene Mauer vor einem Pavillon des Hauses öffnete, »sehen Sie dort auf der Straße jenen Menschen in einem schmutzigen braunen Ueberrock?«

»Ja. ich sehe ihn.«

»Wie er schaut, was?«

»In der That. Was glauben Sie, daß dieser Mensch ist?«

»Was weiß ich! ... Ein Spion des Herr von Crosne.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Unter uns gesagt, Herr Secretär, Herr von Crosne ist kein Beamter von der Stärke des Herrn von Sartines. Haben Sie Herrn von Sartines gekannt?«

»Nein, mein Herr, nein.«

»Oh! dieser hätte Sie schon zehnmal errathen. Sie gebrauchten allerdings Vorsichtsmaßregeln ...«

Man klingelte.

»Der Herr Gesandte ruft,« sagte hastig Beausire, den das Gespräch zu beängstigen anfing.

Und er öffnete mit ganzer Kraft die Thüre und stieß mit den beiden Flügeln dieser Thüre zwei Verbündete zurück, die, der Eine mit der Feder hinter dem Ohr, der Andere mit dem Besen in der Hand, der Eine ein Dienstbote vierten Rangs, der Andere Livreebedienter, das Gespräch sehr lang fanden und daran Theil nehmen wollten, und wäre es auch nur durch den Sinn des

Gehörs. Beausire dachte, er werde beargwöhnt, unb nahm sich vor, seine Wachsamkeit zu verdoppeln.

Er ging also zu dem Gesandten hinauf, nachdem er in der Dunkelheit seinen beiden Freunden und Mitbeteiligten die Hand gedrückt hatte.

XLII.

Worin Herr Ducorneau durchaus nichts von dem, was vorgeht, begreift.

Don Manoel von Suza war weniger gelb als gewöhnlich, er war nämlich röther. Er hatte soeben mit dem Herrn Commandeur Kammerdiener eine unangenehme Erklärung gehabt.

Diese Erklärung war noch nicht beendigt.

Als Beausire eintrat, rupften sich die zwei Hähne die letzten letzten Federn aus.

»Ah! Herr von Beausire,« sagte der Commandeur, »setzen Sie uns doch in Einklang.«

»Worin?« fragte der Secretär, der eine Schiedsrichtermiene annahm, nachdem er mit dem Gesandten, seinem natürlichen Verbündeten, einen Blick gewechselt hatte.

»Sie wissen,« sprach der Kammerdiener, »daß Herr Böhmer heute hierher kommen und die Sache mit dem Halsband vollends abschließen soll.«

»Ich weiß es.«

»Und daß man ihm die hunderttausend Livrez ausbezahlen soll.«

»Ich weiß es auch.«

»Diese hunderttausend Livres sind das Eigenthum der Gesellschaft, nicht wahr?«

»Wer zweifelt daran?«

»Ah! Herr von Beausire gibt mir Recht,« sagte der Commandeur, indem er sich gegen Don Manoel umwandte.

»Warten wir, warten wir,« entgegnete der Portugiese und machte dabei ein Zeichen der Geduld mit der Hand.

»Ich gebe Ihnen nur in dem Punkte Recht, daß die hunderttausend Livres den Verbündeten gehören,« sagte Beausire.

»Das ist das Ganze; mehr verlange ich nicht.«

»Wohl! dann darf die Casse, welche dieselben enthält, nicht in dem Bureau der Gesandtschaft stehen, das an das Zimmer des Herrn Gesandten stößt.«

»Warum nicht?« fragte Beausire.

»Und der Herr Gesandte muß Jedem von uns einen Schlüssel zu dieser Casse geben,« fuhr der Commandeur fort.

»Nein,« erwiderte der Portugiese.

»Ihre Gründe?«

»Ah! ja, Ihre Gründe?« fragte Beausire.

»Man mißtraut mir,« antwortete der Portugiese, seinen frischen Bart streichelnd, »warum soll ich nicht den Andern mißtrauen! Beschuldigt man mich, ich bestehle den Bund, so kann ich, wie mir scheint, den Bund im Verdacht haben, er wolle mich bestellten. Wir sind Leute von gleichem Werth.«

»Einverstanden,« sagte der Kammerdiener, »doch gerade deßhalb haben wir gleiche Rechte.«

»Mein lieber Herr, wenn Sie hier Gleichheit treiben wollen, so hätten Sie darauf dringen sollen, daß Jeder von uns seinerseits die Rolle des Gesandten spiele. Das wäre in den Augen des Publicums vielleicht weniger wahrscheinlich gewesen, doch die Verbündeten hätten sich dabei beruhigt. Das ist Alles nicht wahr?«

»Und dann,« unterbrach ihn Beausire, »mein Herr Commandeur, Sie handeln nicht als guter College: hat der edle Don Manoel nicht ein unbestreitbares Vorrecht, das der Erfindung?«

»Ah! ja ...« sagte der Gesandte, »und Herr von Beausire theilt es mit mir.«

»Oh!« entgegnete der Commandeur, »wenn einmal eine Sache im Gang ist, so achtet man nicht mehr auf die Vorrechte.«

»Einverstanden, doch man achtet beständig auf das Verfahren,« sagte Beausire.

»Ich stelle diese Forderung nicht allein,« murmelte der Commandeur ein wenig beschämt. »Alle unsere Cameraden denken wie ich.«

»Und sie haben Unrecht,« versetzte der Portugiese.

»Sie haben Unrecht,« wiederholte Beausire.

Der Commandeur erhob das Haupt und sprach ärgerlich:

»Und ich habe Unrecht gehabt, dem Vorschlag des Herrn von Beausire beizutreten. Der Secretär mußte sich unfehlbar mit dem Gesandten verständigen.«

»Herr Commandeur,« erwiderte Beausire mit einem erstaunlichen Phlegma, »Sie sind ein Schuft, dem ich die Ohren abschneiden würde, wenn Sie noch Ohren hätten, doch man hat sie Ihnen zu oft beschnitten.«

»Wie beliebt?« versetzte der Commandeur sich aufrichtend.

»Wir sind hier ruhig im Cabinet des Herrn Gesandten, und wir werden die Sache unter uns behandeln können. Sie aber beleidigen mich, indem Sie sagen, ich sei im Einverständniß mit Don Manoel.«

»Sie haben mich auch beleidigt,« sprach kalt Don Manoel, der Beausire zu Hilfe kam.

»Sie müssen uns Genugthuung geben, Herr Commandeur.«

»Oh! ich bin kein Bramarbas!« rief der Kammerdiener.

»Ich sehe es wohl,« erwiderte Beausire; »Sie werden folglich durchgeprügelt, Commandeur.«

»Zu Hilfe!« rief dieser, den der Liebhaber Oliva's schon gepackt und der Portugiese beinahe erwürgt hatte.

Doch in dem Augenblick, wo die beiden Chefs sich selbst auf solche Art Recht schaffen wollten, verkündigte die Klingel von unten, daß ein Besuch erschien.

»Lassen wir ihn los,« sagte Don Manoel.

»Und er thue seinen Dienst,« fügte Beausire bei.

»Die Cameraden sollen das erfahren,« sprach der Commandeur, während er sich wieder zurecht machte.

»Oh! sagen Sie! fügen Sie ihnen, was Sie wollen; wir wissen, was wir ihnen antworten werden.«

»Herr Böhmer!« rief der Portier von unten.

»Ah! das macht Allem ein Ende, lieber Commandeur,« sagte Beausire, indem er seinem Gegner einen leichten Schlag in's Genick versetzte.

»Wir werden keinen Streit mehr wegen der hunderttausend Livres haben, da die hunderttausend Livres mit Herrn Böhmer verschwinden. Auf, seien Sie freundlich, Herr Kammerdiener.«

Der Kammerdiener ging brummend hinaus und nahm wieder seine demüthige Miene an, um den Juwelier der Krone auf geziemende Weise einzuführen.

Zwischen seinem Abgang und dem Eintritt Böhmers hatten Beausire und der Portugiese einen zweiten Blick gewechselt, der eben so bezeichnend war als der erste.

Böhmer trat ein, gefolgt von Bossange. Beide hatten eine demüthige, gleichsam verdutzte Haltung, in der sich die seinen Beobachter der Gesandtschaft nicht täuschen konnten.

»Während sie die von Beausire angebotenen Sitze einnahmen, setzte dieser seine Forschung fort und belauerte das Auge Don Manoels, um die Correspondenz zu unterhalten.

Manoel behauptete seine würdige, officielle Miene.

Böhmer, der Mann der Initiative, nahm das Wort unter diesen schwierigen Verhältnissen.

Er erklärte, daß ihn politische Gründe von hoher Wichtigkeit abhalten, der angefangenen Unterhandlung Folge zu geben.

Manoel schrie auf.

Beausire machte ein: »Hm!«

Herr Böhmer gerieth immer mehr in Verlegenheit.

Don Manoel bemerkte ihm, der Handel sei abgeschlossen, das Geld für die Abschlagszahlung liege bereit.

Böhmer bedauerte.

Stets durch die Vermittlung Beausire's entgegnete der Gesandte, seine Regierung habe oder müsse Kenntniß von dem Abschluß des Handels haben; eine Zurücknahme desselben wäre eine wahre Beleidigung gegen Ihre portugiesische Majestät.

Herr Böhmer sagte, er habe alle Folgen dieser Reflexionen abgewogen, aber er könne schlechterdings nicht mehr anders.

Beausire entschloß sich nicht, den Bruch anzunehmen. Er erklärte Böhmer unumwunden, seine Zusage zurückzunehmen, sei die Sache eines schlechten Kaufmannes, eines Mannes ohne Wort.

Da ergriff Bossange das Wort, um den in seiner und in seines Associé Person angeschuldigten Handel zu vertheidigen.

Doch er war nicht beredt.

Beausire schloß ihm den Mund mit dem einzigen Wort:

»Sie haben einen Steigerer gefunden?«

Die Juweliere, welche nicht außerordentlich stark in der Politik waren und von der Diplomatie im Allgemeinen sowie von den portugiesischen Diplomaten in's Besondere einen ausnehmend hohen Begriff hatten, erröteten, da sie sich durchschaut glaubten.

Beausire sah, daß er richtig getroffen, und da es für ihn von Bedeutung war, dieses Geschäft, in dem er ein ganzes Vermögen fühlte, zu Ende zu führen, so gab er sich den Anschein, als beriethe er sich in portugiesischer Sprache mit seinem Gesandten.

»Meine Herren,« sprach er dann zu den Juwelieren, »man hat Ihnen einen Nutzen angeboten; nichts kann natürlicher sein, und das beweist, daß die Steine einen schönen Werth haben. Wohl! Ihre portugiesische Majestät will nicht einen guten Handel machen, der redlichen Kaufleuten schaden würde. Darf ich Ihnen fünfzigtausend Livres anbieten?«

Böhmer machte ein verneinendes Zeichen.

»Hunderttausend und hundert und fünfzigtausend Livres,« fuhr Beausire fort, der, ohne sich zu compromittiren, entschlossen war, eine Million mehr anzubieten, um seinen Antheil an den fünfzehnmal hunderttausend Livres zu gewinnen.

Die Juweliere waren geblendet und standen einen Augenblick verblüfft da; dann, als sie mit einander beratschlagt hatten, sagten sie zu Beausire:

»Mein Herr Secretär, geben Sie sich nicht die Mühe, uns in Versuchung zu führen; der Handel ist abgethan; ein Wille, der mächtiger als der unsrige, zwingt uns, das Halsband im Lande zu verkaufen. Sie begreifen ohne

Zweifel, entschuldigen Sie uns, wir sind es nicht, die Ihr Anerbieten ausschlagen, und grollen Sie uns nicht; Jemand, der größer ist als wir, größer ist als Sie, widersetzt sich dem Abschluß mit Ihnen.«

Beausire und Manoel fanden nichts zu erwidern. Sie machten im Gegentheil den Juwelieren eine Art von Compliment und suchten sich gleichgültig zu zeigen.

Ihre ganze Aufmerksamkeit war jedoch dergestalt nur dieser Sache zugewendet, daß sie im Vorzimmer den Herrn Commandeur-Kammerdiener nicht sahen, der damit beschäftigt war, daß er an den Thüren horchte, um zu erfahren, wie das Geschäft betrieben würde, von dem man ihn ausschließen wollte.

Dieser würdige Verbündete war indessen ungeschickt, denn indem er sich gegen die Thüre neigte, glitschte er aus und fiel dergestalt an die Füllung, daß diese laut erdröhnte.

Beausire stürzte nach dem Vorzimmer und fand den Kammerdiener ganz erschrocken.

»Was machst Du hier, Unglücklicher?« fragte Beausire.

»Gnädiger Herr,« antwortete der Commandeur, »ich brachte den Courier von diesem Morgen.«

»Gut! gehe,« sagte Beausire.

Und er nahm die Depeschen und schickte den Commandeur weg.

Diese Depeschen waren die ganze Correspondenz der Kanzlei: Briefe von Portugal und Spanien, der Mehrzahl nach sehr unbedeutend, welche die tägliche Arbeit von Herrn Ducorneau bildeten, aber, da sie stets durch die Hände von Beausire oder Don Manoel gingen, ehe sie in die Kanzlei kamen, den zwei Chefs schon nützliche Unterweisungen über die Angelegenheiten der Gesandtschaft geliefert hatten.

Bei dem Wort »Depeschen«, das die Juweliere hörten, standen sie erleichtert auf, wie Leute, die ihren Abschied nach einer peinlichen Audienz erhalten haben.

Man ließ sie gehen, und der Kammerdiener erhielt Befehl, sie bis in den Hof zu begleiten.

Kaum hatte er die Treppe verlassen, als Don Manoel und Beausire sich ein paar Blicke von jener Art zusandten, welche rasch eine Thätigkeit eröffnet. Sie näherten sich einander und Don Manoel sagte:

»Nun! die Sache ist gescheitert.«

»Ganz und gar,« sprach Beausire.

»Von hunderttausend Livres, einem mittelmäßigen Diebstahl, bekommen wir jeder achttausend vierhundert Livres.«

»Das ist nicht der Mühe werth,« erwiderte Beausire.

»Nicht wahr? Während dort in der Casse ...«

Er deutete auf die Casse, nach der es den Commandeur so sehr gelüstet hatte.

»Dort in der Casse sind einmal hundert und achttausend Livres.«

»Wohl! das ist abgemacht,« sprach Don Manoel. »Theilen wir.«

»Es sei, doch der Commandeur wird uns nicht verlassen, da er jetzt weiß, daß das Geschäft verfehlt ist.«

»Ich will ein Mittel suchen,« sagte Don Manoel mit einer seltsamen Miene.

»Und ich, ich habe eines gefunden,« erwiderte Beausire.

»Welches?«

»Nicht wahr, der Commandeur wird zurückkehren?«

»Ja.«

»Er wird seinen Antheil für sich und die Verbündeten fordern?«

»Ja.«

»Wir werden das ganze Haus auf dem Nacken haben?«

»Ja.«

»Rufen wir den Commandeur, als wollten wir ihm ein Geheimniß erzählen, und lassen Sie mich machen.«

»Mir scheint, ich errathe,« sagte Don Manoel, »gehen Sie ihm entgegen.«

»Ich war im Begriff, Sie zu bitten, ihm selbst entgegenzugehen.«

Weder der Eine noch der Andere wollte seinen Freund allein bei der Casse lassen. Es ist ein seltenes Kleinod um das Vertrauen.

Don Manoel erwiderte, seine Eigenschaft als Gesandter halte ihn ab, diesen Schritt zu thun.

»Nein, Sie sind kein Gesandter für ihn, doch gleichviel.«

»Sie gehen?«

»Nein; ich rufe ihn aus dem Fenster.«

Beausire rief in der That aus dem Fenster den Commandeur, der sich eben anschickte, ein Gespräch mit dem Portier anzuknüpfen.

Als der Commandeur sich rufen hörte, ging er hinauf.

Er fand die zwei Chefs in dem Zimmer, welches an dasjenige stieß, wo die Casse war.

Beausire wandte sich mit lächelnder Miene gegen ihn und sprach:

»Wetten wir, ich weiß, was Sie zu dem Portier gesagt haben?«

»Ich?«

»Ja. Sie haben ihm erzählt, das Geschäft mit Böhmer sei gescheitert.«

»Meiner Treue, nein.«

»Sie lügen.«

»Ich schwöre Ihnen, nein!«

»Das ist gut, denn wenn Sie gesprochen hätten, so würden Sie eine schöne Geldsumme verloren haben.«

»Wie so?« rief der Commandeur ganz erstaunt.

»Sie begreifen wohl, daß wir drei allein das Geheimniß wissen.«

»Das ist wahr.«

»Daß wir drei folglich die hundert und achttausend Livres behalten, da Alle glauben, Böhmer und Bossange haben sie mit fortgenommen.«

»Alle Wetter!« rief der Commandeur, von Freude ergriffen, »das ist wahr.«

»Dreiunddreißigtausend dreihundert und drei und dreißig Franken und sechs Sou für Jeden,« sagte Manoel.

»Mehr! mehr!« rief der Commandeur, »es ist dabei ein Bruch von achttausend Livres.«

»Ganz richtig,« sagte Beausire, »Sie nehmen es an?«

»Ob ich es annehme!« versetzte der Kammerdiener sich die Hände reibend. »Ah! schön, das heiße ich sprechen.«

»Das heiße ich sprechen wie ein Schurke,« rief Beausire mit einer Donnerstimme; »ich sagte Ihnen ja, Sie seien nur ein Schuft. »Auf, Don

Manoel, Sie, der Sie stark sind, packen Sie mir diesen Burschen und überliefern wir ihn unsern Verbündeten in seiner wahren Eigenschaft.«

»Gnade! Gnade!« rief der Unglückliche, »ich wollte nur scherzen.«

»Vorwärts!« sprach Beausire, »in die schwarze Stube, bis auf weitere Justiz.«

»Gnade!« rief abermals der Commandeur.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte Beausire zu Don Manoel, der den treulosen Commandeur kräftig würgte, »nehmen Sie sich in Acht, daß Herr Ducorneau nichts hört.«

»Wenn Ihr mich nicht loslaßt, zeige ich Euch Alle an,« rief der Commandeur.

»Und ich erdroßle Dich,« sprach Don Manoel mit zorniger Stimme, indem er den Kammerdiener in ein nahes Ankleidecabinet fortschob.

»Schicken Sie Herrn Ducorneau weg,« flüsterte er Beausire zu.

Dieser ließ sich dieß nicht zweimal sagen. Er ging rasch in die an das Zimmer des Gesandten stoßende Stube, während der Letztere den Kammerdiener in dem für ihn bestimmten dumpfen Gefängniß einschloß.

Es verging eine Minute, Beausire kam nicht zurück. Don Manoel hatte einen Gedanken; er fühlte sich allein, die Casse war nur zehn Schritte entfernt: um sie zu öffnen und die hunderttausend Livres in Billets daraus zu nehmen, durch ein Fenster zu entspringen und durch den Garten mit der Beute davon zu laufen, dazu brauchte jeder wohl organisirte Räuber nur zwei Minuten.

Don Manoel berechnete, daß Beausire, um Ducorneau wegzuschicken und in das Zimmer zurückzukehren, wenigstens fünf Minuten verlieren würde.

Er eilte nach der Thüre des Zimmers, worin die Casse war. Man hatte diese Thüre mit einem Riegel verschlossen. Don Manoel war stark, geschickt, ei hätte ein Stadtthor mit einem Uhrenschlüssel geöffnet.

»Beausire hat mir mißtraut, weil ich allein den Schlüssel habe,« dachte er; »er hat den Riegel vorgeschoben, das ist in der Ordnung.«

Mit seinem Degen sprengte er den Riegel.

Er kam zur Casse und stieß einen furchtbaren Schrei aus. Die Casse sperrte den Mund weit und völlig leer auf. Nichts in ihren gähnenden Tiefen.

Beausire, der einen zweiten Schlüssel hatte, war durch die andere Thüre hineingegangen und hatte die Summe zusammengerafft.

Don Manoel lief wie ein Wahnsinniger bis zur Loge des Portier, der ein Liebchen sang.

Beausire hatte fünf Minuten voraus.

Als der Portugiese durch sein Geschrei und durch sein Wehklagen das ganze Haus von dem Abenteuer unterrichtet, als er, um sich durch ein Zeugniß zu unterstützen, den Commandeur in Freiheit gesetzt hatte, fand er nur Ungläubige und Wüthende. Man beschuldigte ihn, er habe dieses Complott mit Beausire angezettelt, der ihm voranlaufe und ihm die Hälfte des Diebstahles aufbewahren müsse.

Keine Masken, keine Geheimnisse mehr, der ehrliche Herr Ducorneau begriff nicht mehr, mit was für Leuten er in Verbindung stand. Er wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als er sah, wie diese Diplomaten sich anschickten, Don Manoel, der nicht an dem Vorfall schuldig war, unter einem Wagenschoppen zu hängen.

»Herrn von Suza hängen!« rief der Kanzler, »das ist ein Verbrechen beleidigter Majestät; nehmen Sie sich in Acht!«

Man beschloß, ihn in einen Keller zu werfen, doch schrie zu stark.

Drei Schläge, feierlich an die Thüre gethan, machten die Verbündeten beben.

Es wurde wieder stille unter ihnen«

Die drei Schlage wiederholten sich.

Dann rief eine spitzige Stimme in portugiesischer Sprache:

»Oeffnen Sie im Namen des Herrn Gesandten von Portugal.«

»Der Gesandte!« murmelten die Schufte alle. Und sie zerstreuten sich im ganzen Hotel, und einige Minuten lang war es durch die Gärten, über die Mauern der Nachbarschaft, über die Dächer eine allgemeine Flucht, ein ungeheurer Wirrwarr,

Der ächte Gesandte, der wirklich so eben angekommen war, konnte in seine Wohnung nur mit Hilfe der Policeisoldaten eindringen, welche die Thüre in Gegenwart einer ungeheuren, durch dieses seltsame Schauspiel angelockten Menge einstießen.

Dann bemächtigte man sich aller Gegenstände, verhaftete Herrn Ducorneau und führte ihn in's Chatelet, wo er nunmehr sein Nachtlager hatte.

So endigte das Abenteuer der falschen Gesandtschaft von Portugal.

XLIII.

Illusionen und Wirklichkeiten.

Hätte der Portier der Gesandtschaft Beausire, wie ihm Don Manoel befahl, nachlaufen können, er würde, das müssen wir gestehen, viel zu thun gehabt haben.

Beausire hatte, als er kaum das Haus verlassen, in kurzem Galopp die Rue Coquillière und in gestrecktem Galopp die Rue Saint-Honors erreicht.

Immer argwöhnend, man könnte ihn verfolgen, hatte er seine Spuren dadurch gekreuzt, daß er in den winkeligen, aller Richtung entbehrenden Gassen, welche unsere Getreidehalle umgeben, lavirte; nach einigen Minuten war er beinahe sicher, daß ihm Niemand hatte folgen können; er

war auch noch in einem anderen Punkte sicher, darin, daß seine Kräfte erschöpft waren, und daß ein gutes Jagdpferd nicht mehr hätte thun können.

Beausire setzte sich auf einen Getreidesack in der Rue de Biarmes, die sich um die Halle dreht, und stellte sich, als betrachte er mit der größten Aufmerksamkeit die Säule von Medicis, welche Bachaumont gekauft hatte, um sie dem Hammer der Zerstörer zu entziehen und dem Stadthause ein Geschenk damit zu machen.

Es ist gewiß, daß Herr von Beausire weder die Säule von Philibert Delorme, noch die Sonnenuhr, womit Herr von Bingré sie geschmückt, betrachtete. Er zog mühsam aus der Tiefe seiner Lunge einen scharfen, heiseren Athem, ähnlich dem Schnaufen einer ermüdeten Schmiede.

Mehrere Augenblicke gelang es ihm nicht, die Masse des Athems vollständig zu machen, die er aus seiner Luftröhre herausarbeiten mußte, um das Gleichgewicht in seinen Athmungswerkzeugen wieder herzustellen.

Endlich gelang es ihm, und dieß geschah mit einem Seufzer, den die Bewohner der Rue de Biarmes gehört hätten, wären sie nicht mit dem Verkauf oder mit dem Abwägen ihres Getreides beschäftigt gewesen.

»Ah!« dachte Beausire, »also ist mein Traum verwirklicht ich habe ein Vermögen.«

Und er athmete abermals.

»Ich kann also ein vollkommen ehrlicher Mann sein; mir scheint, daß ich schon fetter werde.«

Und wahrhaftig, wenn er nicht fetter wurde, so schwoll er doch an.

»Ich will,« fuhr er in seinem stillschweigenden Monolog fort, »ich will aus Oliva eine eben so ehrliche Frau machen, als ich ein ehrlicher Manu sein werde. Sie ist schön, sie ist naiv in ihren Neigungen.«

Der Unglückliche!

»Sie wird ein zurückgezogenes Leben in der Provinz nicht hassen; ein Leben in einer Meierei, die wir unser Gut nennen unfern von einem Städtchen, wo man uns leicht für vornehme Leute halten wird.

»Nicole ist gut; sie hat nur zwei Fehler: die Trägheit und die Hoffart.«

Nicht mehr! Armer Beausire, zwei Todsünden!

»Und mit diesen Fehlern, die ich befriedigen werde, ich der zweideutige Beausire, werde ich mir eine vollkommene Frau gemacht haben.«

Er ging nicht weiter, der Athem war ihm wiedergekehrt.

Er wischte seine Stirne ab, versicherte sich, daß er die hunderttausend Livres noch in seiner Tasche hatte, und wollte, freier an Geist, als an Körper, nachdenken.

Man würde ihn nicht in der Rue de Biarmes suchen, doch man würde ihn suchen. Die Herren von der Gesandtschaft waren nicht die Leute, die gutwillig ihren Antheil an der Beute verloren gaben.

Man würde sich in mehrere Banden theilen und mit einer Haussuchung bei dem Dieb anfangen.

Hierin lag die ganze Schwierigkeit. In diesem Haus wohnte Oliva. Man würde sie von der Sache in Kenntniß setzen, vielleicht mißhandeln; wer weiß, man würde es vielleicht so weit treiben, daß man sie als Geißel nahm.

Warum sollten diese Schufte nicht wissen, daß Oliva die Leidenschaft des Herrn von Beausire war, und wenn sie es wußten, warum sollten sie nicht auf diese Leidenschaft speculiren?

Am Rande dieser zwei tödtlichen Gefahren wäre Beausire beinahe ein Narr geworden.

Die Liebe trug den Sieg davon.

Niemand sollte den Gegenstand seiner Liebe berühren. Er lief wie ein Pfeil nach dem Hause der Rue Dauphine.

Uebrigens hatte er ein unbegrenztes Vertrauen zu der Schnelligkeit seines Laufes; seine Feinde, so behend sie auch waren, konnten ihm nicht zuvorgekommen sein.

Er warf sich indessen in einen Fiaker; dem Kutscher zeigte er einen Sechs-Livres-Thaler, und sagte:

»Nach dem Pont-Neuf!«

Die Pferde liefen nicht, sie flogen.

Der Abend kam.

Beausire ließ sich hinter die Statue Heinrichs IV. führen. Es war dieß ein trivialer Ort zu einem Stelldichein, aber er wurde viel benützt.

Hier streckte er seinen Kopf behutsam zu dem Kutschenschlag hinaus und tauchte mit seinen Blicken in die Rue Dauphine.

Beausire war nicht ganz unbekannt mit den Leuten der Policei; er hatte zehn Jahre damit zugebracht, sie kennen zu lernen, um ihnen geeigneten Ortes und zur geeigneten Zeit auszuweichen.

Er bemerkte auf dem Abhang der Brücke, auf der Seite der Rue Dauphine, zwei in einiger Entfernung von einander stehende Männer, welche ihre Halse gegen diese Straße vorstreckten, um darin irgend ein Schauspiel zu betrachten.

Diese Männer waren Spione. Spione auf dem Pont-Neuf waren nichts Seltenes, denn ein Sprüchwort jener Epoche sagt, um zu jeder Zeit einen Prälaten, ein Freudenmädchen und ein weißes Roß zu sehen, könne man nichts Besseres thun, als über den Pont-Neuf gehen.

Die weißen Rosse aber und die Prälatenkleider und die Freudenmädchen sind stets Beobachtungspunkte für die Leute von der Policei gewesen.

Beausire war nur ärgerlich, nur beengt; ei machte sich ganz buckelig, ganz hinkend, um seinen Gang zu verdecken, durchschnitt die Menge und erreichte die Rue Dauphine.

Keine Spur von dem, was er für sich befürchtete. Er erblickte schon das Haus, an dessen Fenstern sich die schöne Oliva, sein Gestirn, häufig zeigte.

Die Fenster waren ohne Zweifel geschlossen, sie ruhte auf dem Sopha, oder las irgend ein schlechtes Buch, oder knusperte an einer Leckerei.

Plötzlich glaubte Beausire den Oberrock eines Soldaten von der Scharwache im Gang gegenüber zu sehen.

Mehr noch, er sah einen am Fenster des kleinen Wohnzimmers erscheinen.

Der Schweiß erfaßte ihn wieder: ein kalter Schweiß; dieser ist ungesund. Ein Zurückweichen war unmöglich; man mußte am Hause vorübergehen.

Beausire hatte diesen Muth; er ging vorüber und betrachtete dieses Haus.

Welch ein Schauspiel!

Ein Gang vollgepfropft mit Fußgängern der Garde von Paris, unter denen man einen ganz schwarz angekleideten Commissär des Chatelet erblickte.

Diese Leute ... der rasche Blick Beausire's sah sie unruhig, verblüfft, aufgebracht. Man hat sie oder man hat sie nicht, die Gewohnheit, in den Gesichtern der Policei zu lesen; hat man sie, wie Beausire, so braucht man keinen doppelten Anlauf zu nehmen, um zu errathen, daß diese Herren ihren Streich verfehlt haben.

Beausire sagte sich, ohne Zweifel, gleichviel wie oder von wem unterrichtet, habe Herr von Crosne Beausire verhaften lassen wollen, habe aber nur Oliva gefunden. *Inde irae.* Daher der Aerger. Hätte sich Beausire unter gewöhnlichen Umständen befunden, hätte er nicht hunderttausend Livres in seiner Tasche gehabt, so würde er sich sicherlich mitten unter die Alguazils geworfen und wie Nisus gerufen haben: Hier bin ich! hier bin ich! Ich bin es, der Alles gethan hat!

Doch der Gedanke, diese Leute würden seine hunderttausend Livres betasten und sich ihr ganzes Leben lang damit lustig machen; der Gedanke, sein so kühn und fein ausgeführter Handstreich würde nur den Agenten des

Policei-Lieutenants Nutzen bringen, siegte über alle Bedenklichkeiten und erstickte jeden Liebeskummer.

»Logik ...« sagte er zu sich selbst, »mache ich, daß man mich festnimmt, mache ich, daß man die hunderttausend Livres nimmt, so nütze ich Oliva nichts ... Ich richte mich zu Grunde. Ich beweise ihr, daß ich sie liebe wie ein Wahnsinniger ... Doch ich verdiente, daß sie zu mir sagt: Du hättest mich weniger lieben und mich retten sollen.

»Wir wollen lieber tüchtig ausgreifen und das Geld in Sicherheit bringen, denn das ist die Quelle von Allem: die Quelle der Freiheit, des Glücks, der Philosophie.«

Nach diesen Worten drückte Beausire die Cassenbillets an sein Herz und fing wieder an nach dem Luxembourg zu laufen. Denn seit einer Stunde ging er nur noch durch den Instinct, und da er Oliva hundertmal im Garten des Luxembourg aufgesucht hatte, so ließ er sich von seinen Beinen dahin trage«.

Für einen Menschen, der so sehr für die Logik eingenommen ist, war dieß ein armseliges Raisonnement.

Die Häscher, welche die Gewohnheiten der Diebe so gut kennen, als Beausire die Gewohnheiten der Häscher kannte, hätten natürlich Beausire im Luxembourg aufgesucht.

Doch der Himmel oder der Teufel hatte beschlossen, Herr von Crosne sollte dießmal nichts mit Beausire zu thun haben.

Kaum wandte sich der Liebhaber Nicole's um die Ecke der Rue Saint-Germain-des-Prés, als er durch einen schönen Wagen, dessen Pferde stolz nach der Rue Dauphine liefen, beinahe niedergeworfen worden wäre. Beausire hatte nur Zeit, mit der den übrigen Europäern unbekannten Pariser Leichtigkeit der Deichsel auszuweichen; allerdings wich er dem Fluche und dem Peitschenhiebe des Kutschers nicht aus; doch ein Eigentümer von hunderttausend Livres verweilt nicht bei den Erbärmlichkeiten eines solchen Ehrenpunktes, besonders wenn er die Compagnien der Etoile und die Garden von Paris auf seinen Fersen hat.

Beausire warf sich also auf die Seite; doch indem er sich bog, sah er in diesem Wagen Oliva und einen sehr schönen Mann, welche eifrig mit einander sprachen. Er stieß einen schwachen Schrei aus, der die Pferde nur noch mehr belebte. Wohl wäre er dem Wagen gefolgt, aber dieser Wagen fuhr in die Rue Dauphine, die einzige Straße von Paris, durch welche Beausire in diesem Augenblick nicht gehen wollte.

Und dann, welche Erscheinung war Oliva, die in dem Wagen saß, – Gespenster, Visionen, Albernheiten, das hieß nicht trübe, sondern doppelt sehen, es hieß Oliva sehen, obschon . ..

Wie sollte sich denn das zusammenräumen? Oliva konnte unmöglich in dem Wagen sitzen, da die Häscher in der Rue Dauphine sie verhafteten.

Moralisch und physisch gehetzt, warf sich der arme Beausire in die Rue des Fossés-Monsieur-le-Prince, erreichte das Luxembourg, durcheilte das schon verödete Quartier und kam vor die Barrière, wo er sich in ein kleines Cabinet flüchtete, dessen Wirthin jede Rücksicht für ihn hatte.

Er quartirte sich in dieser Schenke ein, verbarg seine Billets unter einer Fließe des Zimmers, stellte auf diese Fließe den Fuß seines Bettes und legte sich nieder, wobei er schwitzte und fluchte, aber seine Blasphemien mit Danksagungen gegen Mercur, seine fieberhaften Uebelkeiten mit einem Aufguß von Wein, der mit Zimmet und Zucker gewürzt, vermischte, ein Getränke, das ganz geeignet war, die Transspiration bei der Haut und das Vertrauen im Herzen wiederzubeleben.

Er war fest überzeugt, die Policei würde ihn nicht finden. Er war fest überzeugt, Niemand würde ihn seines Geldes berauben. Er war fest überzeugt, Nicole könne, falls sie verhaftet würde, keines Verbrechens schuldig sein, und die Zeit der ewigen Einsperrungen ohne allen Rechtsgrund sei vorüber.

Er war endlich fest überzeugt, die hunderttausend Livres würden ihm, sollte man Oliva, seine unzertrennliche Gefährtin, zurückbehalten wollen, dazu dienen, sie dem Gefängniß zu entreißen.

Es blieben die Gefährten von der Gesandtschaft; mit ihnen war die Rechnung schwieriger abzumachen.

Doch Beausire hatte die Chicanen vorhergesehen; er ließ sie alle in Frankreich und reiste nach der Schweiz, einem freien und moralischen Lande, sobald Oliva frei war.

Viel von dem, was Beausire, während er seinen Glühwein trank, ausdachte, erfolgte nicht nach seiner Vorhersehung: das stand geschrieben.

Der Mensch hat beinahe immer das Unrecht, sich einzubilden, er sehe die Dinge, wenn er sie nicht sieht. Er hat noch viel mehr Unrecht, sich einzubilden, er habe sie nicht gesehen, wenn er sie wirklich gesehen hat.

XLIV.

Worin Mademoiselle Oliva sich zu fragen anfängt, was man mit ihr wolle.

Hätte Herr Beausire auf seine Augen vertrauen wollen, welche vortrefflich waren, statt seinen Geist arbeiten zu lassen, den damals Alles verblendete, so würde er sich vielen Verdruß und viele Täuschungen erspart haben. Es war in der That Mademoiselle Oliva, die er in dem Wagen an der Seite eines Mannes gesehen, den er nicht erkannt, weil er ihn nur einmal angeschaut hatte, und den er erkannt haben würde, hätte er ihn zweimal angeschaut: Oliva, die am Morgen wie gewöhnlich ihren Spaziergang im Garten des Luxembourg gemacht hatte und, statt um zwei Uhr zum Mittagessen nach Hause zu gehen, von dem seltsamen Freund, den sie am Tage des Opernballs kennen gelernt, getroffen, angeredet und befragt worden war.

In der That, in dem Augenblick, wo sie ihren Sessel bezahlte, um zurückzukehren, und dem Cafetier zulächelte, dessen beständige Kundin sie war, kam Cagliostro aus einer Allee hervor, lief auf sie zu und nahm sie beim Arm.

Sie stieß einen schwachen Schrei ans.

»Wohin gehen Sie?« sagte er.

»Nach unserer Wohnung in der Rue Dauphine.«

»Das entspricht ganz und gar den Wünschen der Leute, die Sie dort erwarten,« erwiderte der unbekannte Herr.

»Leute .. die mich erwarten? wie so? Niemand erwartet mich.«

»Oh! doch, ungefähr ein Dutzend Besuche.«

»Ein Dutzend Besuche!« versetzte Oliva lachend; »warum nicht sogleich ein ganzes Regiment?«

»Meiner Treue! wäre es möglich gewesen, ein Regiment in die Rue Dauphine zu schicken, so befände es sich dort.«

»Sie setzen mich in Erstaunen.«

»Ich werde Sie noch viel mehr in Erstaunen setzen, wenn ich Sie in die Rue Dauphine gehen lasse.«

»Warum?«

»Weil man Sie dort verhaften wird, meine Liebe.«

»Verhaften, mich!«

»Sicherlich! die zwölf Herren, die Sie erwarten, sind von Herrn von Crosne abgeschickte Häscher.«

Oliva bebte: gewisse Leute haben immer Angst vor gewissen Dingen. Nichtsdestoweniger richtete sie sich nach einer etwas gründlicheren Gewissensinspection hoch auf und erwiderte:

»Ich habe nichts gethan. Warum sollte man mich verhaften?«

»Warum verhaftet man eine Frau? Wegen Intriguen, wegen Lappereien.«

»Ich habe keine Intriguen.«

»Sie haben vielleicht viele gehabt.«

»Oh! ich leugne das nicht.«

»Kurz, man hat ohne Zweifel Unrecht, Sie zu verhaften, doch man sucht dieß zu thun, das ist gewiß. Gehen wir immer noch nach der Rue Dauphine?«

Oliva blieb bleich und beklommen stehen.

»Sie spielen mit mir, wie eine Katze mit einer armen Maus,« sprach sie. »Wissen Sie etwas, so sagen sie es mir. Nicht wahr, man will an Beausire?«

Und sie heftete auf Cagliostro einen flehenden Blick.

»Vielleicht wohl. Ich habe halb und halb den Verdacht, daß sein Gewissen minder rein ist, als das Ihrige.«

»Armer Junge! ...«

»Beklagen Sie ihn, doch wenn er festgenommen wird, ahmen Sie sein Beispiel nicht dadurch nach, daß Sie sich ebenfalls festnehmen lassen.«

»Welches Interesse haben Sie denn, mich zu beschützen? welches Interesse haben Sie dabei, daß Sie sich mit mir beschäftigen? Hören Sie!« rief sie kühn, »es ist nicht natürlich, daß ein Mann wie Sie ...«

»Vollenden Sie nicht, Sie würden eine Albernheit sagen und die Augenblicke sind kostbar, weil die Agenten Crosne's, wenn sie Sie nicht zurückkehren sehen, im Stande wären, Sie hier aufzusuchen.«

»Hier! man weiß, daß ich hier bin!«

»Eine schöne Aufgabe, das zu wissen, ich weiß es wohl. Ich fahre fort. Da ich mich für Ihre Person interessire und Ihnen wohlwill, so geht Sie das

Uebrige nichts an. Geschwind, eilen wir nach der Ruc d'Eufer, mein Wagen erwartet Sie dort. Ah! Sie zweifeln noch?«

»Ja.«

»Wohl! wir sind im Begriff, etwas sehr Unvorsichtiges Zu thun. was Sie aber hoffentlich ein- für allemal überzeugen wird. Wir fahren in meinem Wagen an Ihrem Hause vorüber, und haben Sie diese Herren von der Policei fern genug gesehen, um nicht festgenommen zu werden, und nahe genug, um ihre Stimmung zu beurtheilen, dann werden Sie meine guten Absichten nach ihrem wahren Werth schätzen.«

Wahrend er so sprach, führte er Oliva bis zum Gitter der Rue d'Enfer.

Der Wagen kam herbei, nahm das Paar auf und führte Cagliostro und Oliva in die Rue Dauphine zu der Stelle, wo Beausire Beide erblickt hatte.

Hätte er in diesem Augenblicke geschrieen, wäre er dem Wagen nachgelaufen, so würde Oliva sicherlich Alles gethan haben, um sich ihm zu nähern, um ihn, wenn er verfolgt wurde, zu retten, oder, wenn er frei war, mit ihm zu entfliehen.

Cagliostro sah aber diesen Unglücklichen und lenkte die Aufmerksamkeit Oliva's dadurch ab, daß er ihr die Menge zeigte, welche sich schon aus Neugierde um die Scharwache versammelte.

Sobald Oliva die Policeisoldaten erkannt hatte, sobald sie gesehen, daß ihr Haus belagert war, warf sie sich in die Arme ihres Beschützers, was jeden andern Menschen, als diesen Eisenmann gerührt hätte.

Er beschränkte sich darauf, daß er der jungen Frau die Hand drückte und sie selbst durch das Herablassen des Vorhangs verbarg.

»Retten Sie mich! retten Sie mich!« wiederholte mittlerweile das arme Mädchen.

»Ich verspreche es Ihnen,« erwiderte er.

»Doch da Sie sagen, diese Menschen von der Police! wissen Alles, so werden sie mich immer finden.«

»Nein, nein! an dem Orte, wo Sie sein werden, entdeckt Sie Niemand, denn wenn man Sie auch in Ihrem Haufe festnehmen will, so wird man Sie doch nicht bei mir festnehmen.«

»Oh!« rief sie mit einem Schrecken, »bei Ihnen ... wir gehen also zu Ihnen?«

»Sie sind verrückt,« erwiderte er, »man sollte glauben, Sie erinnern sich dessen nicht mehr, was wir verabredet haben. Ich bin nicht Ihr Liebhaber, meine Schöne, und will es nicht sein.«

»So bieten Sie mir also das Gefängniß an?«

»Ziehen Sie das Hospital vor, so sind Sie frei.«

»Wohl denn!« sprach sie voll Bangigkeit, »ich überlasse mich Ihnen; machen Sie aus mir, was Sie wollen.«

Er führte sie nach der Rue Neuve-Saint-Gilles in das Haus, wo wir ihn Philipp von Taverney empfangen sahen.

Als er sie fern vom Gesinde und von jeder Überwachung in einer kleinen Wohnung im zweiten Stock einquartirt hatte, sagte er:

»Es ist mir daran gelegen, daß Sie hier glücklich sein mögen.«

»Glücklich! Wie so?« versetzte sie tief betrübt. »Glücklich, ohne Freiheit, ohne Spaziergang! Es ist traurig hier. Nicht einmal ein Garten. Ich werde darüber sterben.«

Und sie warf einen irren, verzweifelten Blick auf das Aeußere.

»Sie haben Recht,« sagte er, »es ist mein Wille, daß es Ihnen an nichts fehle. Sie wären hier schlimm, und überdieß würden meine Leute Sie hier sehen und beengen.«

»Oder gar verkaufen,« fügte sie bei.

»Was das betrifft, seien Sie unbesorgt, meine Leute verkaufen nur, was ich ihnen abkaufe, mein liebes Kind. Damit Sie aber jede wünschenswerthe Ruhe haben, werde ich darauf bedacht sein, Ihnen eine andere Wohnung zu verschaffen.«

Oliva zeigte sich ein wenig getröstet durch diese Versprechungen. Uebrigens gefiel ihr der Aufenthalt in ihrer neuen Wohnung. Sie fand hier Behaglichkeit und unterhaltende Bücher. Als ihr Beschützer sie verließ, sagte er zu ihr:

»Ich will Ihnen den Brodkorb nicht hoch hängen, mein liebes Kind. Wollen Sie mich sehen, so läuten Sie mir, ich komme auf der Stelle, wenn ich mich zu Hause befinde, und sogleich nach meiner Rückkehr, wenn ich ausgegangen sein sollte.«

Er küßte ihr die Hand und verließ sie.

»Ah!« rief Oliva, »lassen Sie mir besonders Nachricht von Beausire zukommen.«

»Vor Allem,« erwiderte der Graf.

Und er schloß sie in ihr Zimmer ein.

Dann, als er träumerisch die Treppe hinabstieg, sagte er:

»Es ist eine Entheiligung, wenn ich sie in dem Haufe der Rue Saint-Claude einquartiere. Doch Niemand darf sie sehen, und in diesem Hause wird Niemand sie sehen. Muß es dagegen sein, daß sie eine einzige Person erblickt, so wird sie diese Person nur in dem Haufe der Rue Saint-Claude allein erblicken. Wohl denn, auch noch dieses Opfer. Löschen wir diesen letzten Funken der Fackel aus, die einst brannte.«

Der Graf nahm einen weiten Oberrock, suchte Schlüssel in seinem Secretär, wählte mehrere davon, die er mit gerührter Miene anschaute, verließ allein und zu Fuß sein Hotel und ging die Rue Saint-Louis im Marais hinauf.

XLV.

Das öde Haus.

Herr von Cagliostro kam allein nach dem alten Hause der Rue Saint-Claude, das unsere Leser nicht ganz vergessen haben können. Es wurde Nacht, als er vor der Thüre stehen blieb, und man erblickte nur noch einige seltene Wanderer auf der Chaussee des Boulevard.

Der in der Rue Saint-Louis erschallende Tritt eines Pferdes, ein Fenster, das unter dem Geräusch alter Schlösser geschlossen wurde, das Knarren der Querbäume und der Riegel am massigen Thorweg nach der Rückkehr des Herrn vom anstoßenden Hause, dieß waren die einzigen Bewegungen dieses Quartiers zu der Stunde, von der wir sprechen.

Ein Hund bellte oder heulte vielmehr in dem kleinen Gehäge des Klosters, und ein lauer Windstoß rollte bis in die Rue Saint-Claude, als es die schwermüthigen drei Viertel in Saint-Paul schlug.

Es war drei Viertel auf neun Uhr.

Der Graf kam, wie gesagt, vor den Thorweg, zog unter seinem Oberrock einen schweren Schlüssel hervor und zermalmte, um ihn in das Schloß zu bringen, eine Menge von Trümmern, die sich, vom Winde fortgetrieben, darein geflüchtet hatten.

Das dürre Stroh, von dem sich ein Hälmchen in den bogenförmigen Eingang des Schlosses geschoben hatte, das kleine Samenkorn, das nach Süden lief, um eine Mauernelke oder eine Malve zu werden, und sich eines Tages in diesem finstern Behälter eingeschlossen befand, der von einem nahen Gebäude abgesprungene Steinsplitter, die seit zehn Jahren in diesem eisernen Hospital einkasernirten Fliegen, deren Leichname am Ende die Tiefe ausgefüllt hatten, dieß Alles krachte und zermahlte sich unter dem Drucke des Schlüssels in Staub.

Sobald der Schlüssel seine Bewegungen vollendet hatte, handelte es sich nur noch darum, die Thüre zu öffnen.

Aber die Zeit hatte ihr Werk gethan. Das Holz war in den Fugen aufgeschwollen, der Rost hatte in die Angeln eingebissen. Das Gras war in den Zwischenräumen des Pflasters gewachsen und bildete durch seine feuchten Ausströmungen einen grünen Ueberzug an dem untern Theile des Thores; eine Art von Kitt, dem der Schwalbennester ähnlich, verstopfte jeden Zwischenraum, und die kräftige Vegetation der steinartigen Madreporen, die ihre Arcaden über einander legten, hatte das Holz unter dem lebendigen Fleisch ihrer Samenlappen verborgen.

Cagliostro fühlte den Widerstand; er drückte die Faust, dann die Ellenbogen, dann die Schulter darauf und überwältigte alle diese Barricaden, welche eine nach der andern mit übellaunigem Gekrach nachgaben.

Als diese Thüre sich öffnete, erschien der ganze Hof verödet, moosbewachsen, vor Cagliostro's Augen.

Er schloß die Thüre wieder, und seine Tritte drückten sich in das widerspänstige dürre Queckengras ein, das sich auch des Pflasters bemächtigt hatte.

Niemand hatte ihn eintreten sehen, Niemand sah ihn in der Umfriedung dieser ungeheuren Mauer. Er konnte einen Augenblick stille stehen und allmälig in sein vergangenes Leben zurückkehren, wie er in sein Haus zurückgekehrt war.

Das eine war trostlos und leer, das andere in Trümmern und verödet.

Die Freitreppe von zwölf Staffeln hatte nicht mehr drei ganze Stufen.

Durch die Arbeit des Regenwassers unterwühlt, durch das gewaltsame Spiel des Mauerkrauts und des Mohns untergraben und gelockert, hatten die andern Anfangs gewankt und waren endlich fern von ihren Haltpunkten weggerollt. Beim Fallen waren die Steine zerbrochen, das Gras hatte sich auf die Trümmer emporgearbeitet und stolz, wie die Standarten der Verwüstung, seine Federbüsche über denselben aufgepflanzt.

Cagliostro stieg die unter seinen Füßen zitternde Freitreppe hinauf und gelangte mit Hilfe eines zweiten Schlüssels in das ungeheure Vorzimmer.

Hier erst zündete er eine Laterne an, die er vorsichtiger Weise mitgenommen hatte; doch so behutsam er auch das Licht angesteckt, der unheimliche Hauch des Hauses löschte es plötzlich wieder aus.

Der Athem des Todes reagirte gewaltsam gegen das Leben; die Finsterniß tödtete das Licht. Cagliostro zündete seine Laterne noch einmal an und ging weiter.

Im Speisesaal hatten die in ihren Ecken verschimmelten Anrichttische ihre ursprüngliche Form verloren, die klebrigen Platten davon hielten nicht mehr am Fuße fest. Alle inneren Thüren waren geöffnet und ließen den Geist frei mit dem Blick in die finsteren Tiefen eindringen, wo sie schon den Tod durchgelassen hatten.

Der Graf fühlte, wie ein Schauer sein Fleisch beben machte, denn am Ende des Saales, da, wo einst die Treppe anfing, hatte sich ein Geräusch hörbar gemacht.

Dieses Geräusch verkündigte einst eine theure Gegenwart, dieses Geräusch erweckte in allen Sinnen des Herrn dieses Hauses das Leben, die Hoffnung, das Glück. Dieses Geräusch, das in der gegenwärtigen Stunde nichts darstellte, erinnerte an Alles in der Vergangenheit.

Die Stirne gefaltet, langsam athmend, die Hand kalt, wandte sich Cagliostro nach der Statue des Harpokrates, bei der die Feder der ehemaligen Verbindungsthüre spielte, ein geheimnißvoller, ungreifbarer Ort, der das bekannte Haus mit dem geheimen verband.

Die Feder arbeitete ohne Mühe, obschon das wurmstichige Täfelwerk in der Umgegend zitterte. Doch kaum hatte der Graf den Fuß auf die Geheimtreppe gesetzt, als sich dasselbe Geräusch abermals hörbar machte. Cagliostro streckte seine Hand mit der Laterne aus, um die Ursache davon zu entdecken: er sah nur eine große Natter, welche langsam die Treppe herabkam und mit ihrem Schwanz jede Stufe peitschte.

Die Natter heftete ruhig ihr schwarzes Auge auf Cagliostro, schlüpfte dann in das erste Loch des Täfelwerks und verschwand.

Ohne Zweifel war dieß der Geist der Einsamkeit.

Der Graf setzte seinen Gang fort.

Ueberall bei diesem Aufsteigen verfolgte ihn eine Erinnerung oder, besser gesagt, ein Schatten, und wenn das Licht an den Wänden eine bewegliche Silhouette zeichnete, bebte der Graf, denn er dachte, sein eigener Schatten sei ein fremder Schatten, der erweckt worden, um auch diesem geheimnißvollen Ort einen Besuch zu machen.

So weiter schreitend gelangte er bis zu der Platte jenes Kamins, das als Durchgang zwischen dem Waffenzimmer Balsamo's und dem wohlriechenden Cabinet von Lorenza Feliciani gedient hatte.

Die Mauern waren kahl, die Zimmer leer. In dem gähnenden Herd lag noch ein ungeheurer Haufen von Asche, worunter einige kleine Gold- und Silberstangen funkelten.

Diese seine, weiße und duftende Asche war das Zimmergeräthe Lorenza's, das Balsamo bis auf das kleinste Theilchen verbrannt hatte; es waren die Armoires von Schildplatt, das Clavier und das Körbchen von Rosenholz, die schönen Porzellane von Sèvres, deren Staub man glimmerartig, dem Staube des Marmors ähnlich, wiederfand; es waren die beim großen hermetischen Feuer geschmolzenen Gesimse und Ornamente; es waren die Vorhänge und Teppiche von Seidenbrocat; es waren die Schachteln von Aloe und Sandelholz, deren durchdringender, zur Zeit des Brandes durch die Kamine ausströmender Duft die ganze Zone von Paris, über welche der Rauch hingegangen war, mit Wohlgerüchen geschwängert hatte, so daß zwei Tage lang die Vorübergehenden ihre Köpfe in die Höhe hoben, um diese seltsamen, mit der Pariser Luft vermischten Arome einzuathmen, so daß der Ladendiener vom Quartier der Hallen und die Kammerjungfer vom Quartier Saint-Honoré sich berauscht hatten in diesen heftigen, entflammten Aromen, die der Wind den Abhängen des Libanon und den Ebenen Syriens entführt.

Diese Wohlgerüche, sagen wir, bewahrte das öde, kalte Zimmer immer noch. Cagliostro bückte sich, nahm ein Pfötchen voll Asche und roch lange mit wilder Leidenschaft daran.

»Könnte ich so,« murmelte er, »einen Rest von dieser Seele verschlingen, die sich einst diesem Staube mittheilte!«

Dann sah er die eisernen Gitter wieder und die Traurigkeit des benachbarten Hofes, und durch die Treppe die hohen Risse, welche der Brand an diesem inneren Hause gemacht, dessen oberes Stockwerk er vernichtet hatte.

Ein trauriges und schönes Schauspiel, das Zimmer von Althotas war verschwunden; es blieben nur noch von den Mauern sieben bis acht Auszackungen, auf denen das Feuer seine verzehrenden und schwärzenden Jungen hatte umherlaufen lassen.

Für Jeden, der die schmerzliche Geschichte Balsamo's und Lorenza's nicht gelaunt hätte, wäre es unmöglich gewesen, diese Ruine nicht zu beweinen.

Alles in diesem Hause athmete die gesunkene Größe, den erloschenen Glanz, das verlorene Glück.

Cagliostro erfüllte sich mit diesen Erinnerungen und Träumen. Der Mann stieg von den Höhen seiner Philosophie herab, um sich neu zu beleben in dem Bischen zarter Menschlichkeit, das man die Gefühle des Herzens nennt, welche kein Raisonnement sind.

Nachdem er die holden Phantome der Einsamkeit heraufbeschworen und mit dem Himmel abgerechnet hatte, glaubte er mit der menschlichen Schwäche quitt zu sein, als seine Augen auf einen unter all diesem Unstern und all diesem Elend noch glänzenden Gegenstand fielen.

Er bückte sich und sah in der Fuge des Bodens, halb unter dem Staub begraben, einen kleinen silbernen Pfeil, der kürzlich erst den Haaren einer Frau entfallen zu sein schien.

Es war eine jener italienischen Nadeln, wie die Damen jener Zeit sie gerne wählten, um die gekräuselten Locken ihres Haares zu halten, das zu schwer

wurde; wenn es gepudert war.

Der Philosoph, der Gelehrte, der Prophet, der Verächter der Menschheit, derjenige, nach dessen Willen der Himmel mit ihm abrechnen sollte, dieser Mann, der so viele Schmerzen bei sich zurückgedrängt und so viele Blutstropfen den Herzen Anderer entzogen hatte, Cagliostro, der Atheist, der Charlatan, der skeptische Spötter hob diese Nadel auf, hielt sie an seine Lippen, ließ, sicher, daß man ihn nicht sehen konnte, eine Thräne bis zu seinen Augen aufsteigen und murmelte: »Lorenza!«

Und dieß war Alles. Es war ein Dämon in diesem Menschen.

Er suchte den Kampf und unterhielt ihn zu seinem eigenen Glücke in sich selbst.

Nachdem er glühend diese heilige Reliquie geküßt, öffnete er das Fenster, streckte seinen Arm durch das Gitter und schleuderte dieses zerbrechliche Stück Metall in das Gehäge des nahen Klosters, in Aeste, in die Luft, in den Staub, man weiß nicht wohin.

So bestrafte er sich dafür, daß er von seinem Heizen Gebrauch gemacht.

»Fahre wohl!« sagte er zu dem unempfindlichen Gegenstand, der sich vielleicht für immer verlor. »Fahre wohl, Erinnerung, die mir geschickt worden war, um mich zu erweichen, zu verkleinern, ohne Zweifel. Ich werde fortan nur noch an die Erde denken.

»Ja, dieses Haus wird entheiligt werden. Was sage ich? es ist dieß vielleicht schon. Ich habe die Thüren wieder geöffnet, ich habe das Licht an die Wände gebracht, ich habe das Innere des Grabes gesehen, ich habe die Asche des Todes durchwühlt.

»Entheiligt ist also dieses Haus! Es sei dieß ganz und gar, und zwar für ein gutes Werk.

»Eine Frau wird abermals diesen Hof durchschreiten, eine Frau wird ihre Füße auf die Treppe setzen, eine Frau wird unter diesem Gewölbe singen, wo noch der letzte Seufzer Lorenza's vibrirt.

»Es sei. Doch alle diese Entheiligungen werden zu einem Zwecke stattfinden, zu dem Zwecke, meiner Sache zu dienen. Das Mysterium wird entfliegen; das Hotel wird ein Schlupfwinkel bleiben und aufhören, ein Allerheiligstes zu sein.«

Er schrieb hastig in seine Brieftasche folgende Zeilen: »An Herrn Lenoir, meinen Baumeister.

»Hof und Vorhaus reinigen; Remisen und Ställe wiederherstellen; den innern Pavillon zerstören; das Haus auf zwei Stockwerke zurückführen; acht Tage.«

»Sehen wir nun,« sagte er, »ob man von hier aus das Fenster der kleinen Gräfin erblickt.«

Er näherte sich einem Fenster im zweiten Stock des Hauses.

Man überschaute von hier die ganze entgegengesetzte Façade der Rue Saint-Claude über dem Thorweg.

Gegenüber, auf höchstens sechzig Schritte, sah man die Wohnung, welche Jeanne von La Mothe inne hatte.

»Das ist unfehlbar; die zwei Frauen werden sich sehen,« sagte Cagliostro. »Gut.«

Er nahm wieder seine Laterne und stieg die Treppe hinab.

Nach einer starken Stunde war er nach Hause zurückgekehrt und überschickte dem Baumeister seinen Auftrag.

Schon am andern Morgen bemächtigten sich fünfzig Arbeiter des Hotels: der Hammer, die Säge und die Spitzhauen ertönten überall, das aufgehäufte Gras fing in einer Ecke des Hofes zu rauchen, und am Abend bei seiner Rückkehr sah der seiner täglichen Inspection getreue Vorübergehende eine fette Ratte an einer Pfote unten an einem Reif im Hof hängen, inmitten eines Kreises von Handarbeitern und Maurern, die ihren grauen Bart und ihren ehrwürdigen Bauch verspotteten.

Die schweigsame Bewohnerin des Hauses war durch den Fall eines Quadersteines in ihr Loch eingemauert worden. Halbtodt, als der Krahn den Stein wieder aufhob, wurde sie am Schwanz gepackt und der Belustigung junger Auvergnaten, die den Kalk einrührten, geopfert; war es Scham, war es Erstickung, sie starb darüber.

Der Vorübergehende hielt ihr folgende Leichenrede:

»Hier ist ein Geschöpf, das zehn Jahre glücklich gewesen! » *Sic transit gloria» mundi,*«

Das Haus war in acht Tagen wiederhergestellt, wie Cagliostro dem Baumeister befohlen.

XLVI.

Jeanne als Beschützerin.

Der Herr Cardinal von Rohan erhielt zwei Tage nach seinem Besuche bei Böhmer ein also abgefaßtes Billet:

»Seine Eminenz der Herr Cardinal von Rohan weiß ohne Zweifel, wo er heute zu Nacht speisen wird.«

»Von der kleinen Gräfin,« sagte er, am Papier riechend. »Ich werde kommen.«

Man höre, warum Frau von La Mothe diese Zusammenkunft vom Cardinal verlangte.

Von den fünf vom Herrn Cardinal zu ihrer Bedienung bestellten Lakaien hatte Frau von La Mothe einen ausgezeichnet, einen Menschen mit schwarzen Haaren und braunen Augen, mit der blühenden Gesichtsfarbe des Sanguinischen, womit sich die solide Färbung des Gallichten vermischte. Es waren dieß für die Beobachterin alle Merkmale einer thätigen, verständigen und hartnäckigen Organisation.

Sie ließ diesen Menschen kommen, und in einer Viertelstunde erhielt sie von seiner Gelehrigkeit, von seinem Scharfblick Alles, was sie daraus gewinnen wollte.

Dieser Mensch folgte dem Cardinal und meldete, er habe Seine Eminenz zweimal in zwei Tagen zu den Herren Böhmer und Bossange gehen sehen.

Jeanne wußte genug. Ein Mann wie Herr von Rohan feilscht nicht. Gewandte Kaufleute, wie die Herren Böhmer und Bossange, lassen den Käufer nicht gehen. Das Halsband mußte verkauft sein.

Von Böhmer verkauft.

Von Herrn von Rohan gekauft! und der Letztere hätte kein Wort davon bei seiner Vertrauten, bei seiner Geliebten verlauten lassen! Dieses Symptom war ernster Natur. Jeanne faltete ihre Stirne, kniff ihre zarten Lippen und schrieb an den Cardinal das Billet, das wir gelesen.

Herr von Rohan kam am Abend. Er hatte einen Korb Tokayer und einige Seltenheiten vorausgeschickt, gerade als ob er bei der Guimard oder bei Mlle. Dangeville speisen würde.

Diese Nuance entging Jeanne eben so wenig, als ihr so viele andere entgangen waren; absichtlich ließ sie nichts von dem auftragen, was der Cardinal geschickt hatte; dann, als sie allein waren, eröffnete sie das Gespräch mit einer gewissen Zärtlichkeit und sagte:

»In der That, Monseigneur, Eines verdrießt mich ungemein.«

»Oh! was denn, Gräfin?« rief der Cardinal, mit jener Affectation von Kummer, die nicht immer als ein Zeichen wirklicher Bekümmernis; betrachtet werden darf.

»Wohl! Monseigneur, es verdrießt mich, sehen zu müssen, nicht daß Sie mich nicht mehr lieben, sondern daß Sie mich nie geliebt haben.«

»Oh! Gräfin, was sagen Sie da?«

»Entschuldigen Sie sich nicht, Monseigneur, das wäre verlorene Zeit.«

»Für mich!« erwiderte galant der Cardinal.

»Nein, für mich,« entgegnete gerade heraus Frau von La Mothe. »Uebrigens ...«

»Oh! Gräfin!« rief der Cardinal.

»Seien Sie nicht trostlos hierüber, Monseigneur, das ist mir ganz gleichgültig?«

»Ob ich Sie liebe, oder ob ich Sie nicht liebe?«

»Ja.«

»Und warum ist Ihnen das gleichgültig?«

»Weil ich Sie nicht liebe.«

»Gräfin, wissen Sie, daß die Erklärung, womit Sie mich da beehren, ganz und gar nicht artig ist?«

»In der That, es ist wahr, wir beginnen nicht mit Süßigkeiten; das ist eine Thatsache, die wir außer Zweifel setzen wollen.«

»Welche Thatsache?«

»Daß ich Sie nie geliebt habe, Monseigneur, daß Sie mich nie geliebt haben.«

»Oh! was mich betrifft, das dürfen Sie nicht sagen,« rief der Prinz mit einem Ausdruck beinahe der Wahrheit. »Ich habe viel Zuneigung für Sie gehabt, Gräfin. Beurtheilen Sie mich also nicht nach Ihnen selbst.«

»Monseigneur, schätzen wir uns genug, um uns die Wahrheit zu sagen.«

»Und was ist die Wahrheit?«

»Es gibt unter uns ein Band, das stärker ist, als die Liebe.«

»Welches?«

»Das Interesse.«

»Das Interesse? Pfui, Gräfin!«

»Monseigneur, ich muß Ihnen sagen, wie der normannische Bauer vom Galgen zu seinem Sohne sagte: Hast Du einen Ekel davor, so mache nicht, daß es den Andern davor ekelt. Pfui über dem Interesse. Monseigneur! Wie Sie das sagen!«

»Wohl denn! nehmen wir an, Gräfin, wir seien interessirt: worin kann ich Ihren Interessen, und worin können Sie den meinigen dienen?«

»Vor Allem, Monseigneur, habe ich Lust, Streit mit Ihnen anzufangen.«

»Thun Sie das, Gräfin.«

»Sie haben des Vertrauens, das heißt der Achtung gegen mich ermangelt.«

»Ich! ich bitte, wann dieß?«

»Wann? Werden Sie leugnen, daß Sie, nachdem Sie meinem Geiste Einzelnheiten entlockt, die ich Ihnen gar zu gern gab ...«

»Worüber, Gräfin?«

»Ueber den Geschmack einer gewissen hohen Dame für eine gewisse Sache; daß Sie sich, sage ich, in den Stand gesetzt haben, diesen Geschmack zu befriedigen, ohne mit mit darüber zu sprechen.«

»Einzelnheiten entlocken, den Geschmack einer gewissen Dame für eine gewisse Sache errathen, diesen Geschmack befriedigen! wahrhaftig, Gräfin, Sie sind ein Räthsel, eine Sphinx. Ah! ich hatte wohl den Kopf und den Hals der Frau gesehen, aber noch nicht die Krallen des Löwen. Es scheint, Sie wollen mir dieselben zeigen, gut.«

»Nein, ich werde Ihnen gar nichts zeigen, Monseigneur, in Betracht, daß Sie nicht mehr Lust haben, etwas zu sehen. Ich werde Ihnen nur ganz einfach

den Schlüssel zum Räthsel geben: die Einzelheiten sind das, was in Versailles vorgefallen; der Geschmack einer gewissen Dame, das sind die Diamanten; die gewisse Dame ist die Königin, und die Befriedigung dieses Geschmackes der Königin ist der Ankauf des vielbesprochenen Halsbandes, den Sie gestern bei den Herren Böhmer und Bossange gemacht haben.«

»Gräfin!« murmelte der Cardinal, ganz wankend und bleich.

Jeanne heftete ihren klarsten Blick auf ihn und sprach:

»Sagen Sie, warum Sie mich mit einer so verblüfften Miene anschauen; haben Sie nicht gestern einen Handel mit den Juwelieren des Quai de l'Ecole eingegangen?«

Ein Rohan lügt nie, nicht einmal gegen ein Weib. Der Cardinal schwieg.

Und da er zu erröthen anfing, eine Widerwärtigkeit, die ein Mann einer Frau nie verzeiht, so fügte sie rasch bei:

»Verzeihen Sie, mein Prinz, ich muß Ihnen sogleich sagen, worin Sie sich über mich täuschten. Sie hielten mich für albern und boshaft.«

»Oh! oh! Gräfin!«

»Kurz ...««

»Nicht ein Wort mehr; lassen Sie mich nun ebenfalls sprechen. Ich werde Sie vielleicht überzeugen, denn von heute an sehe ich klar, mit wem ich zu thun habe. Ich glaubte in Ihnen eine hübsche Frau, eine Frau von Geist, eine reizende Geliebte zu finden. Sie sind etwas Besseres, als dieses. Hören Sie.«

Jeanne näherte sich dem Cardinal und ließ dabei ihre Hand in seinen Händen.

»Sie wollten meine Geliebte, meine Freundin sein, ohne mich zu lieben. Sie haben mir das selbst gesagt.«

»Und ich wiederhole es Ihnen noch einmal,« versetzte Frau von La Mothe.

»Der Zweck, Gräfin?«

»Muß ich Ihnen denselben erklären?«

»Nein, ich berühre ihn mit dem Finger. Sie wollen mein Glück machen. Ist es nicht gewiß, daß, wenn einmal mein Glück gemacht ist, meine ernste Sorge sein wird, das Ihrige zu sichern? Habe ich mich getäuscht?«

»Sie haben sich nicht getäuscht, Eminenz, es ist so. Nur glauben Sie mir ohne Phrasen, ich habe diesen Zweck nicht unter Widerstreben, nicht unter Antipathien verfolgt, der Weg war angenehm.«

»Sie sind eine liebenswürdige Frau, Gräfin, und es ist ein wahres Vergnügen, mit Ihnen über Geschäftssachen zu sprechen. Ich sagte Ihnen also, Sie haben richtig errathen. Sie wissen, daß ich irgendwo eine ehrfurchtsvolle Zuneigung hege.«

»Ich habe das auf dem Opernball gesehen, mein Prinz.«

»Diese Zuneigung wird nie getheilt werden. Oh! Gott behüte mich, daß ich das glaube.«

»Ei!« versetzte die Gräfin, »eine Frau ist nicht immer die Königin, und Sie stehen, wie ich weiß, dem Herrn Cardinal Mazarin in Nichts nach.«

»Das war auch ein sehr schöner Mann,« sagte lachend Herr von Rohan.

»Und ein vortrefflicher erster Minister,« erwiderte Jeanne mit der größten Ruhe.

»Gräfin, bei Ihnen ist es verlorene Mühe, zu denken, es ist zwanzigmal überflüssig, zu sagen. Sie denken und sprechen für Ihre Freunde. Ja, ich strebe darnach, erster Minister zu werden. Alles treibt mich dazu an: die Geburt, die Gewandtheit in den Geschäften, ein gewisses Wohlwollen, das mir die fremden Höfe bezeigen, viel Sympathie, welche mir vom französischen Volke gewährt wird.«

»Kurz Alles,« sagte Jeanne, »nur Eines ausgenommen.«

»Einen Widerwillen ausgenommen, wollen Sie sagen.«

»Ja, der Königin; und dieser Widerwille ist das wahre Hinderniß. Was sie, die Königin, liebt, muß der König immer am Ende auch lieben; was sie haßt, verabscheut er zum Voraus.«

»Und sie haßt mich?«

»Oh!«

»Seien wir offenherzig. Ich glaube nicht, daß es uns gestattet ist, auf so schönem Wege zu bleiben, Gräfin.«

»Wohl! Monseigneur, die Königin liebt Sie nicht.«

»Dann bin ich verloren. Was Halsband kommt nicht in Betracht.«

»Hierin könnten Sie sich täuschen. Prinz.«

»Das Halsband ist gekauft.«

»Die Königin wird wenigstens sehen, daß, wenn Marie Antoinette Sie nicht liebt, sie von Ihnen geliebt wird.«

»Oh! Gräfin!«

»Sie wissen, Monseigneur, wir sind übereingekommen, die Dinge bei ihren Namen zu nennen.«

»Gut! Sie sagen also, Sie zweifeln nicht daran, mich eines Tags als ersten Minister zu sehen?«

»Ich bin fest davon überzeugt.«

»Ich würde mir verargen, wenn ich nicht fragte, wornach Sie streben.«

»Ich werde es Ihnen sagen, wenn Sie einmal im Stande sind, mein Streben zu befriedigen.«

»Das heiße ich sprechen; ich erwarte Sie an diesem Tage.«

»Ich danke; speisen wir nun zu Nacht.«

Der Cardinal nahm Jeanne's Hand und drückte sie, wie Jeanne einige Tage vorher gewünscht hatte, daß sie gedrückt würde. Doch diese Zeit war vorüber.

Sie zog ihre Hand zurück,

»Nun, Gräfin?«

»Speisen wir zu Nacht, sage ich Ihnen, Monseigneur.«

»Ich habe keinen Hunger mehr.«

»So plaudern wir.«

»Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.«

»So verlassen wir uns.«

»Ah! das nennen Sie unser Bündniß? Sie geben mir den Abschied?«

»Um wahrhaft einander zu gehören, wollen wir, Monseigneur, Beide uns selbst gehören.«

»Sie haben Recht, Gräfin, verzeihen Sie mir, daß ich mich abermals über Sie getäuscht habe. Oh! ich schwöre Ihnen, daß dieß das letzte Mal sein wird.«

Er nahm wieder ihre Hand und küßte sie so ehrfurchtsvoll, daß er das höhnische, teuflische Lächeln der Gräfin in dem Augenblick, wo die Worte: »Es wird das letzte Mal sein, daß ich mich in Beziehung auf Sie getäuscht habe,« ertönten, nicht sah.

Jeanne stand auf und geleitete den Prinzen in's Vorzimmer zurück. Hier blieb er stehen und fragte ganz leise:

»Die Folge, Gräfin?«

»Das ist ganz einfach.«

»Was werde ich thun?«

»Nichts. Warten Sie auf mich.«

»Und Sie gehen?«

»Nach Versailles.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Und ich werde Antwort bekommen?«

»Sogleich.«

»Wohl, meine Beschützerin, ich übergebe mich Ihnen.«

»Lassen Sie mich gewähren.«

Nach diesen Worten kehrte sie zurück und legte sich zu Bette. Sie betrachtete noch mit einem unentschiedenen Blick den schönen marmornen Endymion, der auf Diana wartete, und murmelte:

»Die Freiheit ist entschieden mehr werth,«

XLVII.

Jeanne als Schützlingin.

Herrin eines solchen Geheimnisses, reich von einer solchen Zukunft, unterstützt von zwei so bedeutenden Mächten, fühlte sich Jeanne stark genug, um eine Welt aus den Angeln zu heben.

Sie gab sich vierzehn Tage Frist, um voll in die saftige Traube zu beißen, die das Glück über ihre Stirne aufhing.

Bei Hofe nicht mehr als eine Bittstellerin, nicht mehr als die von Frau von Boulainvilliers aus dem Elend gezogene arme Bettlerin, sondern als eine Abkömmlingin der Valois mit einem Reichthum von hunderttausend Livres Einkünften zu erscheinen, einen Herzog und Pair zum Gemahl zu haben, sich die Günstlingin der Königin zu nennen und in dieser Zeit der Intriguen und Stürme den König durch Marie Antoinette, somit also den Staat zu regieren, dieß war ganz einfach das Panorama, das sich vor der unerschöpflichen Einbildungskraft der Gräfin von La Mothe aufrollte.

Als es Tag war. machte sie nur einen Sprung bis Versailles. Sie hatte keinen Audienzbrief, aber ihr Vertrauen zu ihrem Glück war so mächtig geworden, daß Jeanne nicht daran zweifelte, die Etikette würde sich vor ihrem Wunsche beugen. Sie hatte Recht.

Alle die Dienstfertigen des Hofes, die so eifrig darauf bedacht sind, den Geschmack des Gebieters zu errathen, hatten schon bemerkt, welches Vergnügen die Königin an der Gesellschaft der hübschen Gräfin fand.

Das war genug, daß ein verständiger Huissier, der sich einzuschmeicheln wünschte, sich der Königin, welche aus der Capelle kam, in den Weg stellte und hier, wie durch Zufall, vor dem Kammerherrn vom Dienst die Worte sprach:

»Mein Herr, was soll ich mit der Gräfin von La Mothe-Valois machen, welche keinen Audienzbrief hat?«

Die Königin sprach leise mit Frau von Lamballe. Der Name Jeanne's, geschickt von diesem Menschen hingeworfen, unterbrach sie in ihrem Gespräche.«

Sie wandte sich um.

»Sagt man nicht, Frau van La Mothe-Valois sei da?«

»Ich glaube, ja, Eure Majestät,« erwiderte der Kammerherr.

»Wer sagt das?«

»Dieser Huissier, Madame.«

Der Huissier verbeugte sich bescheiden.

»Ich werde Frau von La Mothe-Valois empfangen,« sprach die Königin, welche immer weiter ging.

Dann, ehe sie ganz verschwand, fügte sie bei:

»Sie werden sie in das Badecabinet führen.«

Jeanne, der dieser Mensch einfach erzählte, was er gethan, fuhr sogleich mit der Hand nach ihrer Börse, doch der Huissier hielt sie durch ein Lächeln zurück und sagte:

»Frau Gräfin, ich bitte, wollen Sie die Güte haben, diese Schuld anwachsen zu lassen. Sie werden sie mir vielleicht bald nüt besseren Interessen bezahlen können.«

»Sie haben Recht, mein Freund, ich danke,« erwiderte Jeanne, und sie steckte ihr Geld wieder in die Tasche.

»Warum sollte ich nicht einen Huissier begünstigen, der mich begünstigt hat?« sagte sie zu sich selbst. »Ich thue eben so viel für einen Cardinal.«

Jeanne befand sich bald in Gegenwart ihrer Souveränin. Marie Antoinette war ernst, scheinbar nicht ganz gut gestimmt, vielleicht gerade weil sie die Gräfin mit einem unerwarteten Empfang zu sehr begünstigt hatte.

»Die Königin bildet sich wohl am Ende ein, ich wolle wieder betteln,« dachte die Freundin des Herrn von Rohan ... »Ehe ich zwanzig Worte gesprochen habe, wird sie entrunzelt sein, oder sie hat mich vor die Thüre werfen lassen.«

»Madame,« sagte die Königin, »ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mit dem König zu sprechen.«

»Ah! Madame, Eure Majestät ist nur zu gut gegen mich gewesen, und ich erwarte nichts mehr. Ich komme ...«

»Warum kommen Sie?« versetzte die Königin, welche die Uebergänge geschickt aufzugreifen verstand. »Sie hatten keine Audienz verlangt. Es ist vielleicht eine dringliche Sache ... für Sie?«

»Dringlich ... ja, Madame; doch für mich ... nein.«

»Für mich also ... lassen Sie hören, sprechen Sie, Gräfin.«

Und die Königin führte Jeanne in das Badecabinet, wo ihre Kammerfrauen auf sie warteten.

Als die Gräfin alle diese Leute um die Königin sah, fing sie ihr Gespräch nicht an.

Sobald die Königin im Bade war, schickte sie ihre Frauen weg.

»Madame,« sagte Jeanne, »Eure Majestät sieht mich in großer Verlegenheit.«

»Wie so?«

»Eure Majestät weiß, ich glaube es ihr gesagt zu haben, mit welcher Huld der Herr Cardinal mich zu verbinden sucht.«

Die Königin faltete die Stirne.

»Ich weiß es nicht,« sagte sie.

»Ich glaubte ...«

»Gleichviel ... sprechen Sie.«

»Wohl! Madame, Seine Eminenz erwies mir vorgestern die Ehre, mich zu besuchen.«

»Ah!«

»Es war wegen einer Wohltätigkeitsanstalt, deren Vorsteherin ich bin.«

»Sehr gut, sehr gut, Gräfin. Ich werde auch schenken ... Ihrer Wohltätigkeitsanstalt.«

»Eure Majestät täuscht sich. Ich habe die Ehre gehabt, ihr zu sagen, daß ich nichts fordere. Der Herr Cardinal sprach mit mir nach seiner Gewohnheit von der Güte der Königin, ihrer unerschöpflichen Gnade.«

»Und verlangte, daß ich seine Schützlinge beschütze?«

»Einmal. Ja, Eure Majestät.«

»Ich werde es thun, nicht des Herrn Cardinals wegen, sondern der Unglücklichen wegen, die ich immer gut aufnehme, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Nur sagen Sie Seiner Eminenz, ich sei sehr beschränkt.«

»Ach! Madame, das sagte ich ihm, und daher rührt die Verlegenheit, die ich Eurer Majestät bezeichnet habe.«

»Ah! ah!«

»Ich schilderte dem Herrn Cardinal den so glühenden Wohlthätigkeitssinn, von dem das Herz Eurer Majestät bei der Mittheilung irgend eines

Unglücks erfüllt ist; ich schilderte ihm die ganze Freigebigkeit, welche unablässig die stets zu schmale Börse der Königin leert.«

»Gut! gut!«

»»Hören Sie, Monseigneur,«« sagte ich zu ihm als Beispiel, »»Ihre Majestät macht sich zur Sclavin ihrer eigenen Güte. Sie opfert sich ihren Armen, das Gute, was sie thut, gereicht ihr zum Nachtheil,«« und hierüber klagte ich mich selbst an.«

»Wie so, Gräfin?« sagte die Königin, welche horchte, sei es nun daß Jeanne sie bei ihrer schwachen Seite zu fassen gewußt hatte, oder daß der ausgezeichnete Geist Marie Antoinette's unter der Länge dieses Eingangs ein lebhaftes, für sie aus der Vorbereitung entspringendes Interesse fühlte.

»Ich sagte, Madame, Eure Majestät habe mir einige Tage zuvor eine starke Summe gegeben; es sei dies; wenigstens tausendmal seit zwei Jahren der Königin begegnet, und wenn die Königin minder gefühlvoll, minder großmüthig gewesen wäre, so hätte sie zwei Millionen in der Casse, in deren Besitz keine Erwägung sie abhalten würde, sich das schöne Halsband zu verschaffen, das sie so edel, so muthig, aber, verzeihen Sie mir. wenn ich es sage, Madame, so ungerecht zurückgewiesen.«

Die Königin erröthete und schaute Jeanne an. Offenbar war der Schluß in den letzten Worten enthalten. Lag eine Falle darunter? war es nur Fuchsschwänzerei? Da die Frage so gestellt war, so mußte unfehlbar eine Gefahr für eine Königin dabei sein. Doch Ihre Majestät fand auf dem Gesichte Jeanne's so viel Sanftmuth, so viel unschuldiges Wohlwollen, so viel reine Wahrheit, daß nichts eine solche Physiognomie der Treulosigkeit oder der Schmeichelei beschuldigte. Und da die Königin selbst eine Seele voll wahrer Großmuth hatte, da die Großmuth immer die Stärke, die Stärke immer die Wahrheit in sich schließt, so sagte Marie Antoinette, einen Seufzer ausstoßend:

»Ja, das Halsband ist schön; es war schön, will ich sagen, und es freut mich, daß eine Frau von Geschmack mich lobt, daß ich es zurückgewiesen.«

»Wenn Sie wüßten, Madame,« rief Jeanne, die Phrase geschickt durchschneidend, »wie man am Ende die Gefühle der Leute kennen lernt, wenn man ein Interesse für diejenigen hegt, welche diese Leute lieben!«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, Madame, ich habe Herrn von Rohan, als er Ihr heldenmüthiges Opfer des Halsbandes erfuhr, erbleichen sehen.«

»Erbleichen!«

»In einem Moment sah ich seine Augen sich mit Thränen füllen. Ich weiß nicht, Madame, ob es der Wahrheit entspricht, daß Herr von Rohan ein schöner Mann und ein vollendeter Cavalier sei, wie viele Leute behaupten; ich weiß nur, daß in diesem Augenblick sein Gesicht, erleuchtet von dem Feuer seiner Seele und ganz durchfurcht von Thränen, die durch Ihre edelmüthige Uneigennützigkeit, was sage ich? durch Ihre erhabene Selbstberaubung hervorgerufen würden – ... dieses Gesicht wird nie aus meinem Gedächtniß kommen.«

Die Königin hielt einen Augenblick inne, um das Wasser aus dem vergoldeten Schwanenschnabel, der sich in ihre marmorne Badewanne herabsenkte, fallen zu lassen.

»Wohl! Gräfin,« sprach sie dann, »da Ihnen Herr von Rohan so schön und so vollendet vorgekommen ist, wie Sie so eben gesagt, so fordere ich Sie auf, ihn das nicht sehen zu lassen. Er ist ein weltlicher Prälat, ein Hirte, der das Lamm eben so wohl für sich selbst, als für den Herrn nimmt.«

»Oh! Madame!«

»Was denn? Verleumde ich ihn etwa? Ist das nicht sein Ruf? Macht er sich nicht eine Art von Ruhm daraus? Sehen Sie ihn nicht an Ceremonientagen seine schönen Hände in der Luft schütteln, – es ist wahr, sie sind schön, – um sie noch weißer zu machen und auf diese vom Hirtenring funkelnden Hände die andächtigen Augen zu heften, welche noch viel glänzender sind, als der Diamant des Cardinals?«

Jeanne verbeugte sich.

»Die Trophäen des Kardinals,« fuhr die Königin fort, »sind zahlreich. Einige haben Aergerniß erregt. Der Prälat ist verliebt wie die Herren von der Fronde. Lobe ihn, wer da will, ich bleibe fern davon.«

»Wohl! Madame,« erwiderte Jeanne, der es bei dieser Vertraulichkeit, wie auch bei der ganzen physischen Lage der Königin behaglich wurde. »Ich weiß nicht, ob der Herr Cardinal an die Andächtigen dachte, als er zu mir mit einer solchen Gluth von den Tugenden Eurer Majestät sprach; doch Alles, was ich weiß, ist, daß seine schonen Hände, statt in der Luft zu schweben, an sein Herz gedrückt waren.«

Die Konigin schüttelte den Kopf und fing an, gezwungen zu lachen.

»Ah! ah!« dachte Jeanne, »sollten die Sachen besser gehen, als wir glaubten, sollte der Aerger uns zur Unterstützung gereichen? oh! dann hätten wir zu leichte Arbeit.« Die Königin nahm rasch wieder ihre edle, gleichgültige Miene an.

»Fahren Sie fort.« sagte sie.

»Eure Majestät verwandelt mich in Eis, diese Bescheidenheit, die das Lob sogar zurückweist ... «

»Das des Cardinals! Oh! ja.«

»Aber warum. Madame?«

»Weil es mir verdächtig ist.«

»Es geziemt sich nicht für mich,« erwiderte Jeanne mit der tiefsten Ehrfurcht, »es geziemt sich nicht, denjenigen zu vertheidigen, der das Unglück gehabt hat, bei Eurer Majestät in Ungnade zu fallen; wir wollen auch nicht einen Augenblick zweifeln, daß er sehr strafbar ist, da er Eurer Majestät mißfallen hat.«

»Herr von Rohan hat mir nicht mißfallen, er hat mich beleidigt. Doch ich bin Königin und Christin, und folglich doppelt angetrieben, Beleidigungen

zu vergessen.«

Die Königin sprach diese Worte mit jener majestätischen Güte, die nur ihr eigenthümlich war.

Jeanne schwieg.

»Sie sagen nichts?«

»Ich wäre Eurer Majestät verdächtig, ich würde mich der Gefahr Ihrer Ungnade, Ihres Tadels aussetzen, drückte ich eine Meinung aus, welche der Ihrigen widerspräche.«

»Sie denken das Gegentheil von dem, was ich in Beziehung auf den Cardinal denke?«

»Gerade das Gegentheil, Madame.«

»Sie würden nicht so sprechen, wenn Sie erführen, was der Prinz Louis gegen mich gethan hat.«

»Ich weiß nur, was ich ihn für den Dienst Eurer Majestät habe thun sehen.«

»Galanterien?«

Jeanne verneigte sich.

»Höflichkeiten, Wünsche, Complimente?« fuhr die Königin fort.

Jeanne schwieg. »Sie hegen für den Herrn von Rohan eine lebhafte Freundschaft, Gräfin; ich werde ihn in Ihrer Gegenwart nicht mehr angreifen,« sagte die Konigin.

Und sie lachte abermals.

»Madame,« sprach Jeanne, »Ihr Zorn wäre mir lieber, als Ihr Gespötte. Was der Herr Cardinal für Eure Majestät empfindet, ist ein so ehrerbietiges Gefühl, daß er, ich bin fest davon überzeugt, wenn er die Königin über ihn lachen sähe, sich zu Tod grämen würde.«

»Oh! oh! er hat sich also sehr verändert?«

»Eure Majestät hatte neulich die Gnade, mir zu sagen, schon seit zehn Jahren sei Herr von Rohan leidenschaftlich ...«

»Ich scherzte, Gräfin,« sprach die Königin mit ernstem Tone.

Zum Stillschweigen genöthigt, schien Jeanne sich in die Aufgebung des Kampfes zu fügen; doch Marie Antoinette täuschte sich. Bei diesen Frauen, einem Gemisch von Tiger und Schlange, ist der Augenblick ihres Zurückbiegens immer das Vorspiel des Angriffs; die zusammengedrängte Ruhe geht dem Sprunge vorher.

»Sie sprachen von jenen Diamanten,« sagte unkluger Weise die Königin. »Gestehen Sie, daß Sie daran gedacht haben.«

»Tag und Nacht, Madame,« sprach Jeanne mit der Freude eines Generals, der auf dem Schlachtfelde seinen Feind einen entscheidenden Fehler machen sieht. »Sie sind so schon, sie werden Eurer Majestät so gut stehen.«

»Wie so?«

»Ja, Madame, ja, Eurer Majestät.«

»Sie sind aber verkauft!«

»Ja, sie sind verkauft.«

»An den Gesandten von Portugal?«

Jeanne schüttelte sachte den Kopf.

»Nein!« rief freudig die Königin.

»Nein, Madame.«

»An wen denn?«

»Herr von Rohan hat sie gekauft.« Die Königin machte gleichsam einen Sprung, doch plötzlich wieder erkaltet, ließ sie nur ein halblautes »Ah!« vernehmen.

»Hören Sie, Madame,« sagte Jeanne mit einer Beredtsamkeit voller Begeisterung, »was Herr von Rohan gethan hat, ist herrlich; es ist ein Augenblick des Edelmuths und der Gutherzigkeit; es ist eine schöne Bewegung: eine Seele, wie die Eurer Majestät, kann nicht umhin, mit Allem zu sympathisiren, was gut und gefühlvoll ist. Kaum hatte Herr von Rohan durch mich, ich gestehe es, die augenblickliche Beengung Eurer Majestät erfahren, als er ausrief:

»»Wie! die Königin von Frankreich versagt sich Etwas, was die Frau eines Generalpächters sich nicht versagen würde! Wie! die Königin kann sich der Widerwärtigkeit aussetzen, eines Tages Madame Necker mit diesen Diamanten geschmückt zu sehen?««

»Herr von Rohan wußte noch nicht, daß der, Gesandte von Portugal sie erhandelt hatte. Ich theilte es ihm mit. Seine Entrüstung verdoppelte sich. »»Es handelt sich hier nicht mehr,«« sagte er, »»es handelt sich hier nicht mehr um ein Vergnügen, das der Königin gemacht werden soll, es handelt sich um die königliche Würde ... Ich kenne den Geist der fremden Höfe: Eitelkeit, Scheingepränge « . . man wird dort lachen über die Königin von Frankreich, die kein Geld hat, um einen erlaubten Wunsch zu befriedigen; und ich, ich sollte dulden, daß man der Königin von Frankreich spottet! Nein, niemals!««

»Und er verließ mich ungestüm. Eine Stunde nachher erfuhr ich, daß er die Diamanten gekauft hatte.«

»Um fünfzehnmal hunderttausend Livres?«

»Um sechzehnmal hunderttausend.«

»Und was war seine Absicht, als er sie kaufte?«

»Daß sie, da sie nicht Eurer Majestät gehören konnten, wenigstens keiner andern Frau gehörten.«

»Und Sie sind sicher, daß Herr von Rohan das Halsband nicht gekauft hat, um damit irgend einer Geliebten seine Huldigung darzubringen?«

»Ich weiß gewiß, daß er es gekauft hat, um es eher zu vernichten, als an einem andern Hals, als an dem der Königin glänzen zu sehen.«

Marie Antoinette dachte einen Augenblick nach, und ihr edles Gesicht ließ unverdeckt Alles sehen, was in ihrer Seele vorging.

»Was Herr von Rohan gethan hat, ist gut,« sprach sie. »es ist ein edler Zug, ein Zug zarter Ergebenheit.«

Jeanne verschlang gierig diese Worte.

»Sie werden also Herrn von Rohan danken,« fuhr die Königin fort.

»Oh! ja, Madame.«

»Sie werden beifügen, die Freundschaft des Herrn von Rohan sei mir erwiesen, und als ehrlicher Mann, wie Katharina sagt, nehme ich von der Freundschaft Alles an; jedoch unter der Bedingung der Wiedervergeltung. Ich nehme auch nicht das Geschenk des Herrn von Rohan ...«

»Was denn?«

»Sondern seinen Vorschuß an ... Herr von Rohan hat die Güte gehabt, sein Geld oder seinen Credit vorzuschicken, um mir Vergnügen zu machen. Ich werde es ihm zurückbezahlen. Böhmer hatte, glaube ich, Baargeld verlangt?«

»Ja, Madame.«

»Wie viel?«

»Zweimal hundert und fünfzigtausend Livres.«

»Zweimal hundert und fünfzigtausend Livres, das ist das vierteljährige Nadelgeld, das mir der König gibt, man hat es mir diesen Morgen geschickt, allerdings zum Voraus, aber man hat es mir geschickt.«

Marie Antoinette läutete rasch ihren Frauen; diese hüllten sie in feine gewärmte Batiste und kleideten sie an.

Wieder allein mit Jeanne und in ihr Zimmer zurückgekehrt, sprach sie zu der Gräfin:

»Ich bitte, öffnen Sie diese Schublade.«

»Die erste?«

»Nein, die zweite, Sie sehen ein Portefeuille?«

»Hier ist es, Madame.«

»Es enthält zweimal hundert und fünfzigtausend Livres, zählen Sie dieselben.«

Jeanne gehorchte.

»Bringen Sie das Geld dem Cardinal, danken Sie ihm noch einmal, sagen Sie ihm, ich werde es jeden Monat einrichten, um so zu bezahlen. Die Interessen wird man berechnen. Auf diese Art bekomme ich das Halsband, das mir so sehr gefallen hat, und wenn ich mich beenge, um es zu bezahlen, so werde ich wenigstens den König nicht beengen.«

Sie sammelte sich eine Minute.

»Und dabei gewinne ich,« fuhr sie fort, »daß ich erfahre, ich habe einen zartfühlenden Freund, der mir gedient ...«

Sie zögerte wieder.

»Und eine Freundin, die mich errathen hat,« fügte sie dann bei, indem sie Jeanne ihre Hand bot, auf welche sich die Gräfin stürzte.

Dann, als sie wegzugehen im Begriff war, sagte sie, nachdem sie abermals gezögert, ganz leise, als hätte sie Furcht vor dem, was sie sprach:

»Sie werden Herrn von Rohan davon unterrichten, daß er in Versailles willkommen ist, und daß ich ihm meinen Dank abzustatten habe.«

Jeanne eilte aus dem Zimmer, nicht trunken, sondern wahnsinnig von Freude und befriedigtem Stolz.

Sie preßte ihre Cassenbillette zusammen, wie ein Geier seinen Raub.

XLVIII.

Das Portefeuille der Königin.

Dieses wirkliche oder eingebildete Vermögen, das Jeanne von Valois mit sich forttrug. Niemand fühlte die Wichtigkeit desselben so sehr, als die Pferde, welche sie von Versailles wegführten.

Wenn je Pferde, die angetrieben wurden, einen Preis zu gewinnen, auf der Rennbahn flogen, so waren es diese zwei armen Rosse eines Miethwagens.

Von der Gräfin angestachelt, machte der Kutscher sie glauben, sie seien die leichten Vierfüßler der Landschaft Elis. und es seien zwei Talente Gold für den Herrn und eine dreifach« Ration geschälte Gerste für sie zu gewinnen.

Der Cardinal war noch nicht ausgefahren, als Frau von La Mothe mitten in seinem Hotel und mitten unter seinen Leuten bei ihm ankam.

Sie ließ sich ceremoniöser melden, als sie dich bei der Königin gethan hatte.

»Sie kommen von Versailles?« sagte er.

»Ja, Monseigneur.«

Er schaute sie an, sie war unerforschlich.

Sie sah seinen Schauer, seine Traurigkeit, sein Mißbehagen, und hatte mit nichts Mitleid.

»Nun?« fragte er.

»Nun! lassen Sie hören, Monseigneur, was wünschen Sie? Sprechen Sie ein wenig, damit ich mir nicht zu viel Vorwürfe mache.«

»Ah! Gräfin, Sie sagen mir das mit einer Miene ...«

»Nicht wahr, mit einer betrübenden?«

»Mit einer tödtenden.«

»Sie wollten, ich solle die Königin sehen?«

»Ja.«

»Ich habe sie gesehen. Sie sollte mich von Ihnen sprechen lassen, sie, die wiederholt ihre Abneigung gegen Sie und ihre Unzufriedenheit, wenn sie Ihren Namen aussprechen hörte, bezeigt hatte?«

»Ich sehe, daß ich, wenn ich diesen Wunsch gehabt habe, auf die Erfüllung desselben verzichten muß.«

»Nein, die Königin hat mit mir von Ihnen gesprochen.«

»Oder vielmehr, Sie sind so gut gewesen, mit ihr von mir zu sprechen?«

»Es ist wahr.«

»Und Ihre Majestät...hat zugehört?«

»Das verdient eine Erläuterung.«

»Sagen Sie mir kein Wort mehr, Gräfin, ich sehe, welchen Widerwillen Ihre Majestät gehabt hat ...«

»Nicht zu sehr ... Ich habe es gewagt, vom Halsband zu sprechen.«

»Sie wagten es, zu sagen, ich habe daran gedacht...«

»Es für sie zu kaufen, ja.«

»Oh! Gräfin, das ist herrlich: und sie hat zugehört?«

»Ja.«

»Sie haben ihr gesagt, ich biete ihr die Diamanten an?«

»Sie hat es geradezu ausgeschlagen.«

»Ich bin verloren.«

»Ausgeschlagen, das Geschenk anzunehmen, ja; das Darlehen...«

»Das Darlehen!...Sie hatten dem Anerbieten eine so zarte Wendung gegeben?«

»So zart, daß sie es angenommen hat.«

»Ich leihe der Königin, ich!....Gräfin, ist das möglich?«

»Das ist mehr, als wenn Sie schenkten, nicht wahr?«

»Tausendmal mehr.«

»Ich dachte es wohl. Jedenfalls nimmt Ihre Majestät an.« Der Cardinal stand auf und setzte sich dann wieder. Er rückte bis zu Jeanne, ergriff ihre Hände und sagte:

»Täuschen Sie mich nicht, bedenken Sie wohl, daß Sie mich mit einem einzigen Worte zum allerunglücklichsten Menschen machen können.«

»Man spielt nicht mit Leidenschaften, Herr Cardinal; das ist gut bei der Lächerlichkeit, doch die Männer von Ihrem Rang und Verdienst können nie lächerlich sein.«

»Das ist wahr. Was Sie mir sagen, ist also...«

»Die strenge Wahrheit.«

»Ich habe ein Geheimniß mit der Königin?«

»Ein Geheimniß...ein tödtliches...«

Der Cardinal eilte auf Jeanne zu und drückte ihr zärtlich die Hand.

»Ich liebe diesen Händedruck,« sprach die Gräfin, »so drücken wahre Menschen einander die Hand.«

»So drückt ein glücklicher Mensch seinem Schutzengel die Hand.«

»Monseigneur, übertreiben Sie nicht.«

»Oh! meine Freude, meine Dankbarkeit, nie...«

»Sie übertreiben die eine und die andere. Anderthalb Millionen einer Königin leihen, ist es nicht das, was Sie brauchten?«

Der Cardinal seufzte.

»Buckingham hätte etwas Anderes verlangt, nachdem er seine Perlen auf dem Boden des königlichen Gemaches ausgestreut.«

»Was Buckingham bekommen hat, Gräfin, will ich mir nicht einmal wünschen, und wäre es im Traum.«

»Sie werden sich hierüber mit der Königin erklären, denn sie hat mir Befehl gegeben, Ihnen zu verkündigen, Monseigneur, sie würde Sie mit Vergnügen in Versailles sehen.«

Die Unvorsichtige batte nicht so bald dieses Wort ausgesprochen, als der Cardinal weiß wurde wie ein Jüngling unter dem ersten Liebeskuß, Er tappte wie ein Betrunkener nach dem Lehnstuhl, der in seinem Bereiche stand. »Ah! ah!« dachte Jeanne, »das ist noch ernster, als ich glaubte. Ich hatte von der Herzogswürde, von der Pairie, von hunderttausend Livres Einkünfte geträumt, ich werde bis zum Fürstentitel, bis zur halben Million gelangen, denn Herr von Rohan handelt weder aus Ehrfucht, noch aus Geiz, sondern aus Liebe.«

Herr von Rohan erholte sich schnell. Die Freude ist keine Krankheit, welche lange währt, und da er ein starker Geist war, so hielt er es für geeignet, mit Jeanne von den Angelegenheiten zu reden, um sie vergessen zu machen, daß er mit ihr von der Liebe gesprochen.

Sie ließ ihn gewähren.

»Meine Freundin,« sagte er, indem er Jeanne in die Arme schloß, »was gedenkt die Königin bei dem Anlehen zu thun, das Sie ihr unterbreitet haben?«

»Sie fragen mich das, weil man glaubt, die Königin habe kein Geld?«

»Ganz richtig.«

»Wohl! sie verlangt sie zu bezahlen, als ob sie Böhmer bezahlte, nur mit dem Unterschied, daß, wenn sie von Böhmer gekauft hätte, ganz Paris es erführe, was seit dem berühmten Worte mit dem Schiff unmöglich ist, und daß, wenn sie den König das Maul hängen machte, ganz Frankreich Grimassen schneiden würde. Die Königin will also die Diamanten im Einzelnen haben und sie im Einzelnen bezahlen. Sie liefern ihr die Gelegenheit dazu; Sie sind ihr ein verschwiegener Cassier, ein zahlungsfähiger Cassier, falls sie in Verlegenheit käme; sie ist glücklich und sie bezahlt; verlangen Sie nicht mehr.«

»Sie bezahlt! Wie?«

»Die Königin, eine Frau, welche Alles begreift, weiß Wohl, daß Sie Schulden haben, Herr Cardinal, und dann ist sie stolz; es ist keine Freundin, welche Geschenke annimmt...Als ich ihr sagte, Sie haben zweimal hundert und fünfzigtausend Livres vorausbezahlt...«

»Sie haben ihr das gesagt?«

»Warum nicht?«

»Das hieß ihr die Sache sogleich unmöglich machen.«

»Das hieß ihr das Mittel, den Grund der Annahme verschaffen. Nichts für Nichts, das ist der Wahlspruch der Konigin.«

»Mein Gott!«

Jeanne steckte ruhig die Hand in ihre Tasche und zog bann das Portefeuille Ihrer Majestät hervor.

»Was ist das?« fragte Herr von Rohan.

»Ein Portefeuille, welches für zweimal hundert und fünfzigtausend Livres Cassenbillets enthält.«

»Wahrhaftig?«

»Und die Königin schickt sie Ihnen mit einem schönen Gruß.«

»Oh!«

»Das Geld ist darin, ich habe es gezählt.«

»Es handelt sich wohl hierum!«

»Doch nach was schauen Sie?«

»Ich schaue dieses Portefeuille, von dem ich nicht wußte, daß Sie es besaßen.«

»Es gefällt Ihnen, obgleich es weder schön, noch reich ist.«

»Es gefällt mir, ich weiß nicht, warum.«

»Sie haben einen guten Geschmack.«

»Sie spotten meiner? In welcher Hinsicht sagen Sie, ich habe einen guten Geschmack.«

»Allerdings, da Sie denselben Geschmack haben, wie die Königin.«

»Dieses Portefeuille ...«

»Gehörte der Königin, Monseigneur.«

»Ist Ihnen daran gelegen?«

»Oh! viel.«

Herr von Rohan seufzte.

»Das begreift sich,« sagte er.

»Wenn es Ihnen jedoch Vergnügen machen würde,« versetzte die Gräfin mit einem Lächeln, das die Heiligen in's Verderben führt.

»Zweifeln Sie nicht daran, Gräfin; doch ich will Sie nicht berauben.«

»Nehmen Sie es.«

»Gräfin!« rief der Cardinal, fortgerissen von seiner Freude,

»Sie sind die kostbarste Freundin, Sie sind die, geistreichste Freundin, die...«

»Ja. ja.«

»Und es ist unter uns...«

»Auf Leben und Tod! man sagt das immer. Nein, ich habe nur ein einziges Verdienst.«

»Welches?«

»Das, Ihre Angelegenheiten mit ziemlich viel Glück und mit großem Eifer betrieben zu haben.«

»Wenn Sie nur dieses Glück hätten, meine Freundin, so würde ich sagen, ich komme Ihnen an Werth beinahe gleich, insofern ich, während Sie nach Versailles gingen, arme Theure, auch für Sie gearbeitet habe.«

Jeanne schaute den Cardinal mit Erstaunen an.

»Ja, eine Erbärmlichkeit,« sagte er. »Ein Mann, mein Banquier, kam zu mir und trug mir Actien bei einem Geschäfte an, das die Austrocknung oder Ausbeutung von Sümpfen betrifft.«

»Ah!«

»Der Nutzen war sicher, und ich nahm den Vorschlag an.«

»Und Sie haben wohl daran gethan.«

»Oh! Sie werden sehen, daß ich Sie in meinem Geiste immer auf den ersten Rang stelle.«

»Auf den zweiten, das ist noch mehr, als ich verdiene; doch lassen Sie hören.«

»Mein Banquier gab mir zweihundert Actien, ich nahm für Sie den vierten Theil, die letzten.«

»Oh! Herr Cardinal.«

»Lassen Sie mich doch machen. Zwei Stunden nachher kam er zurück. Nur die Thatsache des Unterbringens der Actien an diesem Tage allein hatte ein Steigen von hundert Procent bewerkstelligt. Er gab mir hunderttausend Livres.«

»Eine schöne Speculation!«

»Von der hier Ihr Antheil ist, liebe Gräfin, ich will sagen, theure Freundin.«

Und er ließ aus dem Päckchen von zweimal hundertfünfzigtausend Livres, die ihm die Königin geschickt, fünf und zwanzigtausend Livres, in die Hand Jeanne's schlüpfen.

»Es ist gut, Monseigneur, wer gibt, soll auch empfangen. Was mir jedoch am meisten schmeichelt, ist, daß Sie an mich gedacht haben.«

»Es wird immer so sein,« erwiderte der Cardinal, indem er ihr die Hand küßte.

»Seien Sie auf ein Gleiches gefaßt,« sprach Jeanne... »Monseigneur, auf baldiges Wiedersehen in Versailles!«

Und sie entfernte sich, nachdem sie ihm eine Liste der von der Königin gewählten Termine gegeben hatte, deren erster, auf einen Monat gestellt, eine Summe von fünfmal hunderttausend Livres betrug.

XLIX.

Worin man den Doctor Louis wiederfindet.

Erinnern sich unsere Leser, in welcher schwierigen Lage wir Herrn von Charny verlassen haben, so werden sie uns vielleicht einigen Dank wissen, wenn wir sie in das kleine Vorzimmer der Gemächer von Versailles zurückführen, in welches dieser brave Seemann, den weder die Menschen, noch die Elemente je eingeschüchtert hatten, geflohen war, um nicht vor drei Frauen: der Königin, Andree und Frau von La Mothe, unwohl zu werden. Als Herr von Charny sich mitten im Vorzimmer befand, sah er ein, daß es ihm unmöglich war, weiter zu gehen. Er streckte, ganz schwankend, die Arme aus. Man bemerkte, daß ihn seine Kräfte verließen, und man kam ihm zu Hilfe.

Da wurde der junge Offizier ohnmächtig; nach einigen Augenblicken kam er aber wieder zu sich, jedoch ohne zu vermuthen, daß die Königin es gesehen, und daß sie vielleicht in einer ersten Bewegung der Angst herbeigelaufen wäre, wenn nicht Andree, mehr noch durch eine glühende Eifersucht, als durch ein kaltes Gefühl der Schicklichkeit, sie zurückgehalten hätte,

Es war indessen gut für die Königin, daß sie auf den von Andree gegebenen Rath in ihrem Zimmer blieb, welches Gefühl auch diesen Rath dictirt haben mochte, denn kaum war die Thüre hinter ihr zugemacht, als sie durch dieselbe den Ruf des Huissier: »Der König!« vernahm.

Es war in der That der König, der aus seinen Gemächern nach der Terrasse ging und, vor der Sitzung des Rathes, seine Jagdequipagen, die er seit einiger Zeit etwas vernachlässigt fand, besichtigen wollte.

Als der König, dem einige Officianten seines Hauses folgten, in das Zimmer eintrat, blieb er stehen; er sah einen Mann, der auf ein Fenstergesimse zurückgelehnt war, in einer Lage, welche zwei Leibwachen, die ihm beisprangen, nicht wenig beunruhigte, denn sie waren nicht gewohnt, einen Offizier um nichts in Ohnmacht fallen zu sehen.

Während sie Herrn von Charny unterstützten, riefen sie:

»Mein Herr, was haben Sie denn?«

Doch die Stimme versagte dem Kranken, und es war ihm unmöglich zu antworten.

An diesem Stillschweigen die Bedeutung des Nebels erkennend, beschleunigte der König seine Schritte.

»Ja,« sagte er, »ja, es ist Einer, der das Bewußtsein verliert.«

Bei der Stimme des Königs wandten sich die zwei Leibwachen um und ließen durch eine maschinenmäßige Bewegung Herrn von Charny los, der, nur noch durch einen Rest von Stärke unterstützt, auf die Platten sank.

»Oh! mein Herr,« sagte der König, »was machen Sie denn?«

Man stürzte herbei. Man hob Herrn von Charny, der gänzlich das Bewußtsein verloren hatte, sachte auf und legte ihn auf einen Lehnstuhl.

»Ah! es ist Herr von Charny!« rief plötzlich der König, als er den jungen Offizier erkannte.

»Herr von Charny!« riefen die Umstehenden.

»Ja, der Neffe des Herrn von Suffren.«

Diese Worte brachten eine magische Wirkung hervor. Herr von Charny war in einem Augenblick von Riechwasser übergossen, nicht mehr, nicht minder, als befände er sich unter zehn Frauen. Ein Arzt wurde gerufen, er untersuchte rasch den Kranken.

Neugierig bei jeder Wissenschaft und mitleidig bei jedem Uebel, wollte der König sich nicht entfernen; er wohnte der Consultation bei.

Die erste Sorge des Arztes war, daß er die Weste und das Hemd des jungen Mannes zurückschob, damit die Luft seine Brust berührte; während er aber dieß that, fand er, was er nicht gesucht hatte.

»Eine Wunde,« sagte der König, seine Theilnahme verdoppelnd, indem er so nahe hinzutrat, daß er mit seinen eigenen Augen sehen konnte.

»Ja, ja,« murmelte Herr von Charny, der sich zu erheben suchte und mit geschwächten Augen umherschaute, »eine alte Wunde, die sich wieder geöffnet hat. Es ist nichts... nichts...«

Und seine Hand drückte unmerklich die Finger des Arztes.

Ein Arzt begreift Alles und muß Alles begreifen. Dieser war aber kein Hofarzt, sondern ein Wundarzt von Versailles. Er wollte sich ein Ansehen geben und erwiderte:

»Oh! alt... das beliebt Ihnen zu sagen; die Lefzen sind zu frisch, das Blut zu hochroth: diese Wunde ist nicht vierundzwanzig Stunden alt«

Charny, dem dieser Widerspruch seine Kräfte wiedergab, stellte sich auf seine Füße und sprach:

»Ich denke, Sie werden mich nicht lehren, mein Herr, in welchem Augenblick ich meine Wunde bekommen habe; ich sage Ihnen und wiederhole, daß sie alt ist.«

In diesem Moment erkannte er den König. Er knüpfte seine Weste zu, als schämte er sich, daß er einen so erhabenen Zuschauer bei seiner Schwäche hatte.

»Der König!« sagte er.

»Ja, Herr von Charny, ja, ich selbst, und ich segne den Himmel, daß ich hierher gekommen bin, um Ihnen ein wenig Erleichterung zu bringen.«

»Eine Schramme, Sire,« stammelte Charny, »eine alte Wunde, Sire, nichts Anderes.«

»Alt oder neu,« erwiderte der König, »diese Wunde hat mich Ihr Blut sehen lassen, das kostbare Blut eines wackeren Edelmannes.«

»Dem zwei Stunden im Bette seine Gesundheit wiedergeben werden,« fügte Charny bei, und er wollte aufstehen, doch er hatte ohne seine Kräfte gerechnet. Sein Kopf war schwer, seine Beine wankten, und kaum hatte er sich erhoben, als er in den Lehnstuhl zurückfiel.

»Ah!« sagte der Konig, »er ist sehr krank.«

»Oh! ja,« versetzte der Wundarzt mit einer feinen, diplomatischen Miene, die nach einer Eingabe um Beförderung roch, »doch man kann ihn retten.«

Der König war ein redlicher Mann; er hatte errathen, daß Charny etwas verbarg. Dieses Geheimniß war ihm heilig. Jeder Andere hätte es von den Lippen des Arztes, der es so höflich anbot, aufgefangen: Ludwig XVI. aber zog es vor, dieses Geheimniß seinem Eigenthümer zu lassen.

»Herr von Charny soll sich nicht durch seine Rückkehr nach Hause einer Gefahr aussetzen,« sagte der König. »Man pflege Herrn von Charny in Versailles; man rufe seinen Oheim, Herrn von Suffren, und hat man diesem Herrn gedankt,« er bezeichnete den dienstfertigen Wundarzt, »so rufe man meinen Leibarzt, den Doctor Louis. Er hat, glaube ich, den Dienst.«

Ein Offizier eilte weg, um die Befehle des Königs zu vollziehen. Zwei andere bemächtigten sich des Herrn von Charny und trugen ihn an das Ende der Gallerie in's Zimmer des Officiers der Garden.

Diese Scene ging rascher vor sich, als die zwischen der Königin und Herrn von Crosne.

Herr von Suffren wurde benachrichtigt, und der Doctor Louis an die Stelle des Ueberzähligen gerufen.

Wir kennen diesen redlichen, weisen und bescheidenen Mann, einen weniger glänzenden, als nützlichen Verstand, diesen muthigen Bearbeiter des unermeßlichen Feldes der Wissenschaft, Wo derjenige mehr geehrt ist, der das Korn erntet, wo derjenige nicht minder ehrenwerth ist, welcher die Furche öffnet.

Hinter dem Arzte, der sich schon über seinen Kunden neigte, erschien in aller Eile der Bailli von Suffren, dem eine Staffette die Nachricht überbracht hatte.

Der berühmte Seemann begriff diese Ohnmacht, dieses plötzliche Unwohlsein durchaus nicht.

Als er Charny's Hand ergriffen und seine trüben Augen angeschaut hatte, sagte er:

»Seltsam! seltsam! Wissen Sie, Doctor, daß mein Neffe nie krank gewesen ist?«

»Das beweist nichts, Herr Bailli,« erwiderte der Doctor.

»Die Luft von Versailles ist also sehr schwer, denn ich wiederhole Ihnen, ich habe Olivier zehn Jahre auf der See gesehen, und er war immer kräftig und aufrecht, wie ein Mastbaum.«

»Es ist seine Wunde,« sagte einer der anwesenden Officiere.

»Wie, seine Wunde!« rief der Admiral; »Olivier ist in seinem Leben nicht verwundet worden.«

»Oh! verzeihen Sie,« erwiderte der Officier, auf den gerötheten Batist deutend, »doch ich glaubte ...«

Herr von Suffren sah Blut.

»Es ist gut, es ist gut,« sagte der Doctor, der dem Kranken den Puls gefühlt hatte, mit vertraulicher Barschheit, »wir wollen uns nicht über den Ursprung des Uebels streiten. Wir haben das Uebel, begnügen wir uns damit und heilen wir dasselbe, wenn es möglich ist.«

Der Bailli liebte Aussprüche, die keine Widerrede gestatteten; er hatte die Wundärzte seiner Schiffe nicht daran gewöhnt, ihre Worte zu wattiren.

»Ist es sehr gefährlich, Doctor?« fragte er mit einer stärkeren Gemüthsbewegung, als er zeigen wollte.

»Ungefähr wie der Schnitt eines Rasirmessers am Kinn.«

»Gut. Danken Sie dem König, meine Herren. Olivier, ich werde Dich wieder besuchen.«

Olivier bewegte die Augen und die Finger, als wollte er zugleich seinem Oheim, der ihn verließ, und dem Doctor, der ihn in seine Hände nahm, danken.

Glücklich in seinem Bette zu sein, glücklich sich einem Manne von Verstand und Milde überlassen zu sehen, stellte er sich dann, als entschliefe er.

Der Doctor schickte Jedermann weg.

Olivier entschlief nun in der That, doch nicht ohne dem Himmel für Alles, was ihm begegnet, oder vielmehr für das Schlimme, was ihm unter so ernsten Umständen nicht begegnet war, zu danken.

Das Fieber hatte sich seiner bemächtigt; jenes wunderbare, die Menschheit wiedergebärende Fieber, ein ewiger Saft, der im Blute des Menschen treibt und, den Absichten Gottes, das heißt der Menschheit dienend, die Gesundheit im Kranken keimen läßt, oder den Lebendigen mitten in der Gesundheit wegrafft.

Als Olivier mit jener Hitze der vom Fieber Befallenen die Scene mit Philipp, die Scene mit der Königin, die Scene mit dem König gründlich

überlegt hatte, verfiel er in jenen furchtbaren Kreis, den das wüthende Blut wie ein Netz über den Verstand wirft ... Er delirirte.

Drei Stunden später hätte man ihn von der Gallerie aus hören können, wo einige Wachen auf und ab gingen! als der Doctor dieß bemerkte, rief er seinen Bedienten und befahl ihm, Olivier in seine Arme zu nehmen. Olivier stieß einige Klageschreie aus.

»Wickle ihm die Decke über den Kopf,«

»Wie soll ich das machen?« sagte der Bediente. »Er ist zu schwer und vertheidigt sich zu sehr. Ich will einen von den Herren Garden um Beistand bitten.«

»Du bist ein Hasenfuß, wenn Du Dich vor einem Kranken fürchtest,« entgegnete der Doctor.

»Herr Doctor ...«

»Und findest Du ihn zu schwer, so bist Du nicht so stark, wie ich geglaubt habe. Ich werde Dich nach Auvergne zurückschicken.«

Die Drohung wirkte. Schreiend, heulend, heftig sich geberdend und delirirend, wurde Charny von dem Auvergnaten wie eine Feder im Angesicht der Leibwachen aufgehoben.

Diese umgaben Louis und befragten ihn.

»Meine Herren,« sagte der Doctor, der stärker schrie, als Charny, um dessen Schreie zu übertäuben, »Sie begreifen, daß ich nicht alle Stunden eine Meile machen werde, um den Kranken zu besuchen, den mir der König anvertraut hat. Ihre Gallerie liegt am Ende der Welt.«

»Wohin bringen Sie ihn, Doctor?«

»Zu mir, da ich ein träger Mensch bin. Ich habe hier, wie Sie wissen, zwei Zimmer, ich lege ihn in eines derselben, und übermorgen, wenn Niemand mit ihm verkehrt, werde ich Ihnen Bericht erstatten.«

»Aber, Doctor.« sagte der Officir, »ich versichere Sie, daß der Kranke hier sehr gut gewesen wäre, wir lieben Alle Herrn von Suffren, und ...«

»Ja, ich kenne diese Pflege des Cameraden für den Cameraden. Der Verwundete hat Durst, man ist gut gegen ihn; man gibt ihm zu trinken, und er stirbt. Zum Teufel mit der guten Pflege der Herren Garden! Man hat so zehn Kranke getödtet.«

Der Doctor sprach noch, als schon Olivier nicht mehr gehört werden konnte.

»Ah! ja,« fuhr der würdige Arzt fort; »das ist sehr wohl gethan, das ist sehr verständig. Dabei ist nur ein Unglück, daß der König den Kranken wird sehen wollen ... Und wenn er ihn sieht, wird er ihn hören ... Teufel! da ist nicht zu zögern. Ich will die Königin benachrichtigen. Sie wird mir einen guten Rath geben.«

Nachdem der gute Doctor diesen Entschluß mit der Raschheit des Menschen gefaßt hatte, dem die Natur die Secunden abzählt, übergoß er das Gesicht des Verwundeten mit frischem Wasser und legte ihn auf eine solche Art in ein Bett, daß er sich nicht tödtete, wenn er sich heftig bewegte oder fiel. Er schloß die Läden mit einem Vorhängeschloß, drehte den Schlüssel der Zimmerthüre zweimal um, steckte diesen Schlüssel in die Tasche und begab sich zu der Königin, nachdem er sich, außen horchend; versichert hatte, daß keiner von den Schreien Olivier's vernommen oder verstanden werden konnte.

Es versteht sich von selbst, daß zu größerer Vorsicht der Auvergnat mit dem Kranken eingeschlossen war.

Er traf gerade vor dieser Thüre Frau von Misery, welche die Königin abgeschickt hatte, um sich nach dem Verwundeten zu erkundigen.

Sie wollte durchaus hinein.

»Kommen Sie, kommen Sie, Madame,« sagte der Doctor, »ich gehe weg.«

»Aber, Doctor, die Königin wartet.«

»Ich gehe zur Königin, Madame.«

»Die Königin wünscht ...«

»Die Königin wird so viel erfahren, als sie zu wissen wünscht; das sage ich Ihnen, Madame. Gehen wir.«

Und er nöthigte die Kammerfrau Marie Antoinette's zu laufen, um zu gleicher Zeit mit ihm an Ort und Stelle zu kommen.

L.

Aegri Somnia.

Die Königin wartete auf die Antwort der Frau von Misery; sie erwartete den Doctor nicht.

Dieser trat mit seiner gewöhnlichen Vertraulichkeit ein.

»Madame,« sprach er laut, »bei dem Kranken, für den sich der König und Eure Majestät interessiren, geht es so gut, als es geben kann, wenn man das Fieber hat.«

Die Königin kannte den Doctor; sie wußte, wie er die Leute haßte, die, wie er sagte, volle Schreie ausstießen, wenn sie halbe Leiden empfinden.

Sie bildete sich ein, Herr von Charny habe seine Lage ein wenig übeltrieben» Die starken Frauen sind geneigt, die starken Männer schwach zu finden.

»Der Verwundete,« sagte sie, »ist ein Verwundeter zum Lachen?«

»He! he!« machte der Doctor.

»Eine Schramme ...«

»Nein, nein, Madame; aber Schramme oder Wunde, ich weiß nur, daß er das Fieber hat.«

»Armer Junge! Ein ziemlich starkes Fieber?«

»Ein furchtbares Fieber.«

»Bah!« versetzte die Königin erschrocken; »ich dachte nicht, daß so ... auf der Stelle ... das Fieber ...«

Der Doctor schaute einen Augenblick die Königin an.

»Es gibt Fieber und Fieber,« sagte er.

»Mein lieber Louis, Sie erschrecken mich. Sie, der Sie gewöhnlich so beruhigend sind ... ich weiß nicht, was Sie heute Abend haben.«

»Nichts Außerordentliches.«

»Ah! ah! Sie drehen sich um, Sie schauen nach rechts und nach links, Sie sehen aus wie ein Mensch, der mir gern in großes Geheimniß anvertrauen möchte.«

»Ei! wer sagt nein?«

»Ah! nicht wahr? Ein Geheimnis, das Fieber betreffend?«

»Ja.«

»Das Fieber des Herrn von Charny?«

»Ja wohl.«

»Und Sie kommen dieses Geheimnisses wegen zu mir?«

»Ja wohl.«

»Geschwind zur Sache! Sie wissen, daß ich neugierig bin. Fangen wir beim Anfang an.«

»Nicht wahr, wie Petit-Jean?«

»Ja, mein lieber Doctor.«

»Wohl! Madame ...«

»Ich warte, Doctor.«

»Nein, ich warte.«

»Worauf?«

»Daß Sie mich befragen, Madame. Ich erzähle nicht gut; wenn man jedoch Fragen an mich richtet, so antworte ich wie ein Buch.«

»Gut! ich habe Sie gefragt, wie es mit dem Fieber des Herrn von Charny gehe.«

»Nein, das ist schlecht begonnen. Fragen Sie mich zuerst, wie es komme, daß Herr von Charny sich bei mir in einem meiner zwei kleinen Cabinete befinde, statt in der Gallerie oder auf dem Posten des Officiers der Leibwachen zu sein.«

»Wohl! ich frage Sie das wirklich. Das ist zum Erstaunen.«

»Madame, ich wollte Herrn von Charny nicht in dieser Gallerie, auf diesem Posten lassen, weil Herr von Charny kein gewöhnlicher Fieberkranker ist.«

Die Königin machte eine Geberde der Verwunderung.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Herr von Charny delirirt sogleich, wenn er das Fieber hat.«

»Oh!« machte die Königin, die Hände faltend.

»Und,« fuhr Louis fort, indem er sich der Königin näherte, »und wenn er delirirt, der arme Junge, sagt er eine Menge Sachen von zu delicater Natur,

als daß die Herren Garden des Königs oder irgend Jemand sie anhören dürften.«

»Doctor!«

»Ah! Sie mußten mich nicht befragen, wenn ich Ihnen nicht antworten sollte.«

»Sprechen Sie immerhin, mein lieber Doctor.«

Hiebei nahm die Königin die Hand des guten Gelehrten.

»Dieser junge Mensch ist vielleicht ein Gottesleugner, und in seinem Fieberwahnwitz blasphemirt er?«

»Nein, nein, er hat im Gegentheil eine sehr tiefe Religion.«

»Sollte es vielleicht eine Ueberspannung in seinen Ideen sein?«

»Ueberspannung, das ist das richtige Wort.«

Die Königin gab ihrem Gesicht eine den Umständen angemessene Haltung, nahm die stolze Kaltblütigkeit an, welche immer die Handlungen der an die Ehrfurcht der Anderen und an die Selbstschätzung gewöhnten Fürsten begleitet, eine Fähigkeit, welche unerläßlich ist für die Großen der Erde, um zu herrschen und sich nicht zu verrathen; dann sprach sie:

»Herr von Charny ist mir empfohlen. Er ist der Neffe des Herrn von Suffren, unseres Helden. Er hat mir Dienste geleistet; ich will ihm eine Verwandte, eine Freundin sein. Sagen Sie mir also die Wahrheit, ich muß und will sie wissen.«

»Ich kann sie Ihnen nicht sagen,« erwiderte Louis, »und da Eurer Majestät so viel daran liegt, sie kennen zu lernen, so weiß ich nur ein Mittel: Eure Majestät höre selbst. Wenn dann der junge Mann etwas mit Unrecht sagt, so wird er auf diese Art weder dem Indiscreten, der dieses Geheimniß verlauten ließ, noch dem Unklugen, der es unterdrückt, böse sein.«

»Ich liebe Ihre Freundschaft!« rief die Königin, »und sobald Herr von Charny in seinem Delirium seltsame Dinge sagt ...«

»Dinge, die Eure Majestät nothwendig hören muß, um sie zu würdigen,« versetzte der gute Doctor.

Und er nahm sachte die bewegte Hand der Königin.

»Doch vor Allem, nehmen Sie sich in Acht!« rief die Königin, »ich thue hier keinen Schritt, ohne zu wissen, welcher liebreiche Spion hinter mir sein wird.«

»Sie werden heute Abend nur mich haben. Es handelt sich einzig und allein darum, meinen Gang zu durchschreiten, der eine Thüre an jedem Ende hat. Ich schließe die, durch welche wir hineingehen, und Niemand wird bei uns sein, Madame.«

»Ich überlasse mich Ihnen, mein lieber Doctor,« sagte die Königin.

Und sie nahm den Arm von Louis und schlüpfte, ganz bebend vor Neugierde, aus ihren Gemächern.

Der Doctor hielt sein Versprechen. Nie wurde ein König, der in den Kampf zog oder eine Recognoscirung in der belagerten Stadt vornahm, nie eine bei einem Abenteuer geleitete Königin auf eine geeignetere Weise von einem Capitän der Leibwachen, oder von einem Oberofficier des Palastes geführt.

Der Doctor schloß die erste Thüre, näherte sich der zweiten und hielt sein Ohr daran.

»Nun,« fragte die Königin, »ist hier Ihr Kranker?«

»Nein, Madame, er ist im zweiten Zimmer. Oh! wenn er in diesem wäre, hätten Sie ihn vom Ende des Ganges gehört. Horchen Sie nur an diesem.«

Man vernahm wirklich das unartikulirte Gemurmel einiger Klagen.

»Er seufzt, er leidet, Doctor.«

»Nein, nein, er seufzt nicht. Er spricht ganz einfach ... Ich will diese Thüre öffnen.«

»Ich will aber nicht bei ihm eintreten!« rief die Königin, rasch zurückweichend.

»Das ist es auch nicht, was ich Ihnen vorschlage. Ich spreche nur davon, Sie mögen in das erste Zimmer eintreten, und von da werden Sie, ohne Furcht gesehen zu werden oder zu sehen, Alles hören, was der Kranke zu sich sagt.«

»Alle diese Vorbereitungen, alle diese Geheimnisse machen mir bange,« murmelte die Königin.

»Wie wird es sein, wenn Sie gehört haben!« erwiderte der Doctor.

Und er trat allein bei Charny ein.

Mit seiner Uniformshose bekleidet, woran der gute Doctor die Schnallen losgemacht hatte, sein nerviges, feines Bein in einem seidenen Strumpfe mit Schneckenlinien von Opal und Perlmutter, die Arme wie die eines Leichnams ausgestreckt und ganz steif in den Aermeln von zerknittertem Batist, suchte Herr von Charny auf sein Kissen seinen Kopf zu erheben, der schwerer als Blei war.

Ein siedender Schweiß rieselte in Perlen von seiner Stirne und klebte die aufgelösten Locken seiner Haare an seine Schläfe.

Niedergeschlagen, gelähmt, träge, hatte er nur noch einen Gedanken, ein Gefühl, eine Betrachtung; sein Körper lebte nur noch bei dieser Flamme, die sich immer in seinem Gehirn selbst wieder anfachte, wie das Lichtstümpchen in der alabasternen Nachtlampe.

Wir haben nicht ohne Absicht diese Vergleichung gewählt, denn diese Flamme, das einzige Dasein Charny's, beleuchtete phantastisch und auf eine gemilderte Weise gewisse einzelne Umstände, die das Gedächtniß allein nicht in lange Gedichte verwandelt hätte.

Charny erzählte sich eben sein Zusammentreffen im Fiaker mit der deutschen Dame auf dem Wege von Paris nach Versailles.

»Eine Deutsche! eine Deutsche!« wiederholte er beständig.

»Ja, eine Deutsche, wir wissen das, auf dem Wege nach Versailles,« sagte Louis.

»Königin von Frankreich!« rief er plötzlich.

»He!« machte der Doctor, in das Zimmer der Königin schauend. »Weiter Nichts? Was sagen Sie dazu, Madame?«

»Oh! das ist gräßlich,« murmelte Charny; »einen Engel lieben, eine Frau wahnsinnig lieben, sein Leben für sie geben, und, wenn man sich ihr nähert, nichts Anderes mehr vor sich haben, als eine Königin von Sammet und Gold, ein Metall oder einen Stoff, kein Herz!«

»Oh!« rief der Doctor mit einem gezwungenen Gelächter.

Charny achtete nicht auf die Unterbrechung.

»Ich würde eine verheirathete Frau lieben,« sagte er. »Ich würde sie mit der heftigen Liebe lieben, welche macht, daß man Alles vergißt. Ich würde zu dieser Frau sagen: Es bleiben uns einige schöne Tage auf dieser Erde; werden diejenigen, welche uns außerhalb der Liebe erwarten, so viel werth sein als diese Tage? Komm, meine Heißgeliebte, so lange Du mich liebst und ich Dich liebe, wird es das Leben der Auserwählten sein. Hernach, nun! hernach wird es der Tod sein, das heißt das Leben, das wir in diesem Augenblick haben. Gewinnen wir also die Vortheile der Liebe.«

»Nicht schlecht geurtheilt für einen Fieberkranken,« murmelte der Doctor, »obgleich die Moral nicht ganz stichhaltig ist.«

»Aber ihre Kinder!« rief plötzlich Charny voll Wuth; »sie wird ihre zwei Kinder nicht zurücklassen!«

»Das ist das Hinderniß, *hic nodus* sagte, während er den Schweiß auf Charny's Stirne trocknete, der Doctor Louis mit einer Mischung von Spott

und Gutherzigkeit.

»Oh!« fuhr der junge Mann, unempfindlich gegen Alles, fort, »Kinder würde man im Flügel eines Reisemantels mitnehmen.«

»Sage, Charny. da Du die Mutter, sie, die leichter ist, als eine Grasmückenfeder, in Deinen Armen fortträgst, da Du sie aufhebst, ohne etwas Anderes zu fühlen, als einen Liebesschauer statt einer Last, würdest Du nicht auch die Kinder von Marie forttragen? ... Ah!«

Er stieß einen furchtbaren Schrei aus.

»Die Kinder eines Königs, das ist so schwer, daß man die Leere in der Hälfte der Welt fühlen würde.«

Louis verließ seinen Kranken und näherte sich der Königin.

Sie stand kalt und zitternd da; er ergriff ihre Hand, sie schauerte auch.

»Sie hatten Recht,« sagte Marie Antoinette. »Das ist mehr als Delirium. Der junge Mann würde wirklich Gefahr laufen, wenn man ihn hörte.«

»Hören Sie! hören Sie!« fuhr der Doctor fort.

»Nein, kein Wort mehr.«

»Er besänftigt sich. Hören Sie, nun betet er.«

Charny hatte sich wirklich erhoben und faltete die Hände: er heftete die Augen weit aufgesperrt und erstaunt auf das unbestimmte, chimärische Unendliche.

»Marie,« sagte er mit vibrirender, sanfter Stimme, »Marie, ich habe wohl gefühlt, daß Sie mich liebten. Oh! ich werde nichts davon sagen. Ihr Fuß hat sich im Fiaker dem meinigen genähert, und es war mir, als müßte ich sterben, Ihre Hand ist auf die meinige herabgesunken ... stille ... stille ... ich werde nichts davon sagen, das ist das Geheimniß meines Lebens. Marie, das Blut mag immerhin aus meiner Wunde fließen, das Geheimniß wird nicht mit ihm hinausgehen ...

»Mein Feind hat seinen Degen in mein Blut getaucht; hat er aber ein wenig von *meinem* Geheimniß, so hat er doch nichts von dem *Ihrigen*. Seien Sie also unbesorgt, Marie; sagen Sie mir nicht einmal, daß Sie mich lieben: das ist unnöthig; da Sie erröthen, so haben Sie mir nichts mitzutheilen.«

»Ho! ho!« sagte der Doctor, »das ist nicht mehr allein Fieber, sehen Sie, wie ruhig er ist ... es ist ...«

»Es ist? ...« fragte die Königin ängstlich.

»Es ist eine Entzückung, Madame; die Entzückung gleicht der Erinnerung. Das ist in der That das Gedächtniß einer Seele, wenn sie sich des Himmels erinnert.«

»Ich habe genug gehört,« murmelte die Königin, so beunruhigt, daß sie zu entfliehen versuchte.

Der Doctor hielt sie mit Gewalt bei der Hand zurück und sagte:

»Madame, Madame, was wollen Sie?«

»Nichts, Doctor, nichts.«

»Doch wenn der König seinen Schützling sehen will?«

»Ah! ja. Oh! das wäre ein Unglück.«

»Was werde ich sagen?«

»Doctor, ich habe keinen Gedanken, ich habe kein Wort mehr, dieses gräßliche Schauspiel hat mir das Herz zermartert.«

»Und Sie haben ihm sein Fieber genommen, diesem Entzückten,« sagte leise der Doctor; »es sind hundert Pulsschläge weniger.«

Die Konigin antwortete nicht, sie machte ihre Hand los und verschwand.

LI.

Worin nachgewiesen wird, daß die Öffnung des Herzens viel schwieriger ist, als die des Körpers.

Der Doctor blieb nachdenkend stehen und schaute der weggehenden Königin nach.

Dann sagte er den Kopf schüttelnd zu sich selbst:

»Es gibt in diesem Schloß Geheimnisse, die nicht in's Gebiet der Wissenschaft gehören. Gegen die einen bewaffne ich mich mit der Lancette und durchsteche ihnen die Adern, um sie zu heilen; gegen die anderen bewaffne ich mich mit dem Vorwurf, und durchsteche ihnen das Herz; werde ich sie heilen?«

Dann, als der Anfall vorüber war, schloß er Charny die Augen, welche offen und starr geblieben, erfrischte ihm die Schläfe mit Wasser und Essig, und traf um ihn her die Vorkehrungen, welche die glühende Atmosphäre des Kranken in ein Paradies der Wonne verwandeln.

Hierauf, als er Ruhe in die Züge des Kranken zurückkehren sah, als er bemerkte, daß sich sein Schluchzen ganz sachte in Seufzer verwandelte, daß unbestimmte Sylben statt wüthender Worte aus seinem Munde kamen, sagte er:

»Ja, ja, das war nicht nur Sympathie, sondern auch Einfluß; dieses Delirium hatte sich erhoben, als wollte es dem Besuch, den der Kranke erhalten, entgegenkommen; ja, die menschlichen Atome versetzen sich wie der befruchtende Staub; ja, der Geist hat unsichtbare Verbindungen, die Herzen haben geheime Beziehungen.«

Plötzlich bebte er, wandte sich, gleichsam mit dem Auge und mit dem Ohr horchend, um und murmelte:

»Wer ist wieder da?«

Er hatte wirklich etwas wie ein Gemurmel, wie das Rauschen eines Kleides am Ende der Flur gehört.

»Das kann unmöglich die Königin sein,« sagte er; »sie würde von einem ohne Zweifel unabänderlichen Entschluß nicht abgehen. Wir wollen sehen.«

Und er öffnete sachte eine andere Thüre, welche auch auf den Corridor ging, streckte geräuschlos den Kopf hinaus und sah zehn Schritte von sich eine Frau in langem Gewande mit unbeweglichen Falten und der kalten, trägen Bildsäule der Verzweiflung ähnlich.

Es war Nacht, das schwach Licht, das im Gange stand, konnte diesen nicht von einem Ende zum andern beleuchten; doch durch ein Fenster drang ein Mondstrahl, der auf sie fiel und sie sichtbar machte, bis zu dem Augenblick, wo eine Wolke zwischen sie und den Strahl treten würde.

Der Doctor kehrte sachte zurück und durchschritt den Raum, der eine Thüre von der andern trennte; dann öffnete er geräuschlos, aber rasch diejenige, hinter welcher die Frau verborgen war.

Sie gab einen Schrei von sich, streckte die Hände aus und begegnete den Händen des Doctors.

»Wer ist da?« fragte er mit einer Stimme, in der mehr Mitleid, als Drohung lag; denn gerade an der Unbeweglichkeit dieses Schattens errieth er, daß derselbe mehr mit dem Herzen als mit dem Ohr horchte.

»Ich, Doctor, ich,« erwiderte eine sanfte und traurige Stimme.

Obgleich diese Stimme dem Doctor nicht unbekannt war, erweckte sie doch in ihm nur eine unbestimmte, entfernte Erinnerung.

»Ich, Andree von Taverney, Doctor.«

»Ah! mein Gott, was gibt es denn?« rief der Doctor. »Ist sie unpäßlich geworden?«

» *Sie*!« rief Andree. » *Sie*! welche *sie* denn?«

Der Doctor fühlte, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hatte.

»Verzeihen Sie, ich sah so eben eine Frau weggehen. Vielleicht waren Sie es?«

»Ah! ja,« versetzte Andree, »nicht wahr, es ist eine Frau vor mir hierher gekommen?«

Andree sprach diese Worte mit einer glühenden Neugierde, die dem Doctor über das Gefühl, das sie dictirt hatte, keinen Zweifel ließ.

»Mein liebes Kind,« sagte der Doctor, »mir scheint, wir mißverstehen uns. Von wem sprechen Sie? was wollen Sie von mir? erklären Sie sich.«

»Doctor,« erwiderte Andree mit einem so traurigen Ton, daß er dem Frager bis in die Tiefen seines Herzens drang. »Guter Doctor, versuchen Sie es nicht, mich zu täuschen, Sie, der Sie die Gewohnheit haben, mir die Wahrheit zu sagen; gestehen Sie, daß soeben eine Frau hier war, gestehen Sie es mir, denn ich habe sie gesehen.«

»Ei! wer sagt Ihnen denn, es sei Niemand hierher gekommen?«

»Ja, aber eine Frau, eine Frau, Doctor!«

»Allerdings eine Frau; wollen Sie nicht etwa die These behaupten, eine Frau sei nur bis zum vierzigsten Jahre Frau?«

»Diejenige, welche hierher gekommen ist, war vierzig Jahre alt, Doctor!« rief Andree, zum ersten Male athmend, »ah!«

»Wenn ich sage vierzig, schenke ich ihr noch fünf bis sechs gute Jahre; doch man muß artig gegen seine Freundinnen sein, und Frau von Misery gehört zu meinen Freundinnen, und zwar zu meinen guten Freundinnen,«

»Frau von Misery?«

»Gewiß.«

»Sie ist dagewesen?«

»Warum des Teufels sollte ich es Ihnen denn nicht sagen, wenn es eine Andere gewesen wäre?«

»Oh! weil ...«

»Wahrhaftig, die Frauen sind alle dieselben, unerklärlich; ich glaubte Sie doch zu kennen, Sie besonders. Nein, ich kenne Sie so wenig als die andern. Man möchte wahnsinnig werden.«

»Guter, lieber Doctor!«

»Genug. Zur Sache!«

Andree schaute ihn unruhig an.

»Ist es schlimmer bei ihr geworden?« fragte er.

»Bei wem denn?«

»Bei der Königin.«

»Die Königin?«

»Ja, die Königin, für die mich Frau von Misery soeben geholt hat; die Königin, welche an Bangigkeiten, an Herzklopfen leidet. Eine traurige Krankheit, mein liebes Fraulein, unheilbar. Geben Sie mir doch Nachricht von der Königin, wenn Sie in ihrem Auftrage gekommen sind, und kehren wir zu ihr Zurück.«

Der Doctor machte eine Bewegung, die seine Absicht, den Platz, wo er sich befand, zu verlassen, andeutete.

Doch Andree hielt ihn sanft zurück und sagte, leichter athmend:

»Nein, lieber Doctor, ich komme nicht im Auftrag der Königin. Ich wußte sogar nicht einmal, daß sie leidend ist. Arme Königin, wenn ich es gewußt hätte! ... Verzeihen Sie mir, Doctor, ich weiß nicht mehr, was ich sage.«

»Ich sehe es wohl.«

»Ich weiß nicht nur nicht mehr, was ich sage, sondern auch nicht, was ich thue.«

»Oh! was Sie thun. weih ich wohl: Sie sind unpäßlich.«

Andree hatte wirklich den Arm des Doctors losgelassen; ihre kalte Hand fiel an ihrem Leibe herab; sie neigte sich leichenbleich.

Der Doctor hob sie auf, belebte, ermuthigte sie.

Andree that sich große Gewalt an. Diese kräftige Seele, die sich nie, weder durch den körperlichen, noch durch den moralischen Schmerz hatte niederbeugen lassen, spannte ihre stählernen Federn.

»Doctor, Sie wissen, daß ich nervös bin, und daß mir die Dunkelheit furchtbare Beängstigungen verursacht? Ich habe mich in der Dunkelheit verirrt. Daher rührt der seltsame Zustand, in dem ich mich befinde.«

»Und warum des Teufels setzen Sie sich der Dunkelheit aus? Wer zwingt Sie dazu? Es schickte Sie doch Niemand hierher, es führte Sie nichts hierher?«

»Ich habe nicht gesagt, *nichts*, Doctor, ich habe gesagt, *Niemand*.«

»Ah! ah! das sind Spitzfindigkeiten. Wir sind hier schlecht, um solche zu machen. Gehen wir anderswohin, besonders wenn Sie lange bleiben wollen.«

»Doctor, zehn Minuten, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange.«

»Zehn Minuten, es sei, doch nicht stehend, meine Beine sträuben sich entschieden gegen diese Gesprächsweise, setzen wir uns.«

»Wohin denn?«

»Auf das Bänkchen im Gange.«

»Und Sie glauben, es werde Sie hier Niemand hören, Doctor?« fragte Andree voll Angst.

»Niemand.«

»Nicht einmal der Verwundete dort?« fuhr sie mit demselben Tone fort, indem sie dem Doctor das durch einen sanften, bläulichen Reflex beleuchtete Zimmer bezeichnete, in welchem sie ihren Blick tauchte.

»Nein, nicht einmal jener arme Junge, und ich möchte beifügen, daß wenn Einer uns hört, er es nicht ist.«

Andree faltete die Hände.

»Oh! mein Gott, es steht also sehr schlimm bei ihm?« sagte sie.

»Es steht allerdings nicht gut. Doch sprechen wir von dem, was Sie hierher führte; geschwind, mein Kind, geschwind; Sie wissen, daß mich die Königin erwartet.«

»Nun, Doctor,« erwiderte Andree seufzend, »mir scheint, wir sprechen davon.«

»Wie, Herr von Charny?«

»Um ihn handelt es sich, Doctor, und ich wollte mich nach ihm erkundigen.«

Das Stillschweigen, mit dem der Doctor diese Worte aufnahm, auf die er doch gefaßt sein mußte, war eisig. Der Doctor stellte in der That in diesem Augenblick den Schritt Andree's mit dem Schritte der Königin zusammen; er sah diese zwei Frauen von einem und demselben Gefühle angetrieben und glaubte an den Symptomen zu erkennen, dieses Gefühl sei eine heftige Liebe.

Andree, welche nichts von dem Besuche der Königin wußte und im Geiste des Doctors nicht lesen konnte, was Alles an traurigem Wohlwollen und barmherzigem Mitleid darin enthalten war, hielt das Stillschweigen des Doctors für einen, vielleicht etwas hart ausgeprägten Tadel und richtete sich wie gewöhnlich unter diesem Drucke auf, so stumm er auch war.

»Mir scheint, Sie können diesen Schritt entschuldigen, Doctor,« sagte sie; »denn Herr von Charny ist in Folge einer in Duelle erhaltenen Wunde krank, und diese Wunde hat ihm mein Bruder beigebracht.«

»Ihr Bruder!« rief der Doctor; »Herr Philipp von Taverney hat Herrn von Charny verwundet?«

»Allerdings.«

»Oh! dieser Umstand war mir nicht bekannt.«

»Nun aber, da Sie ihn kennen, begreifen Sie nicht, daß ich mich nach seinem Zustand erkundigen muß?«

»Oh! doch,« sprach der Doctor, entzückt, daß er eine Gelegenheit fand, nachsichtig zu sein. »Ich wußte die wahre Ursache nicht, ich konnte sie nicht errathen.«

Und er legte auf seine letzten Worte einen solchen Nachdruck, daß er Andree dadurch bewies, er nehme ihre Schlüsse nur unter allen möglichen Vorbehalten an.

»Sprechen Sie, Doctor,« sagte Andree, indem sie ihre beiden Hände auf den Arm von Louis legte und ihm in's Gesicht schaute, »sprechen Sie Ihren ganzen Gedanken aus.«

»Ich habe ihn ausgesprochen. Warum sollte ich damit hinter dem Berg halten?«

»Ein Duell zwischen zwei Edelleuten ist ein alltägliches Ereigniß.«

»Der einzige Umstand, der diesem Duell eine Bedeutung geben könnte, wäre, wenn sich unsere zwei jungen Leute einer Frau wegen geschlagen hätten.«

»Einer Frau wegen, Doctor?«

»Ja. Ihretwegen, zum Beispiel.«

»Meinetwegen!« Andree stieß einen tiefen Seufzer aus. »Nein, Doctor, meinetwegen hat sich Herr von Charny nicht geschlagen.«

Der Doctor hatte die Miene, als begnügte er sich mit der Antwort, doch auf die eine oder andere Weise wollte er die Ursache des Seufzers erfahren.

»Dann begreife ich,« sagte er, »Ihr Bruder hat Sie also geschickt, um genauen Bericht über den Zustand des Verwundeten zu bekommen.«

»Ja, mein Bruder! ja, Doctor!« rief Andree.

Der Doctor schaute ihr ebenfalls in's Gesicht und murmelte:

»Oh! was Du im Herzen hast, unbeugsame Seele, werde ich wohl erfahren.«

Dann sprach er laut:

»Wohl! ich will Ihnen die ganze Wahrheit sagen, wie, man sie Jedermann schuldet, der dabei interessirt ist, sie kennen zu lernen. Theilen Sie dieselbe Ihrem Bruder mit, und er treffe dem gemäß seine Vorkehrungen. Sie verstehen?«

»Nein, Doctor, denn ich besinne mich, was Sie mit den Worten: Er treffe dem gemäß seine Vorkehrungen – sagen wollen.«

»Hören Sie. Ein Duell ist eine dem König nicht angenehme Sache. Es ist wahr, der König läßt die Edicte nicht mehr beobachten; erregt aber ein Duell Aergerniß, s« straft Seine Majestät mit Verbannung oder Gefängniß.«

»Das ist richtig, Doctor.«

»Und würde unglücklicher Weise ein Mensch getödtet, oh! dann ist Seine Majestät unbarmherzig. Rathen Sie folglich Ihrem lieben Bruder, seine Person für einige Zeit in Sicherheit Zu bringen.«

»Doctor!« rief Andree, »Doctor, es steht also bei Herrn von Charny sehr schlimm?«

»Hören Sie, mein liebes Fräulein, ich habe Ihnen Wahrheit versprochen: Sie sehen den armen Jungen, der dort schläft oder vielmehr in jenem Zimmer röchelt?«

»Doctor, ja,« erwiderte Andree mit erstickter Stimme; »nun?«

»Ist er morgen um diese Stunde nicht gerettet, hat das Fieber, das kürzlich entstanden ist und ihn verzehrt, nicht aufgehört, so ist Herr von Charny morgen um diese Stund todt.«

Andree fühlte, daß sie einen Schrei auszustoßen im Begriffe war, sie preßte sich die Kehle zusammen, sie drückte die Nägel in das Fleisch, um in dem körperlichen Schmerz Etwas von der Beklemmung zu ersticken, die ihr das Herz zerriß.

Louis konnte in ihren Zügen die furchtbare Verheerung nicht sehen, welche dieser Kampf hervorgebracht hatte.

Andree beherrschte sich wie eine Spartanerin.

»Mein Bruder,« sagte sie, »wird nicht fliehen, er hat mit Herrn von Charny als ein Mann von Herz gekämpft; hat er das Unglück gehabt, ihn zu treffen, so war er dazu gezwungen; hat er ihn getödtet, so wird Gott richten.«

»Sie war nicht für ihre Rechnung gekommen,« sagte der Doctor zu sich selbst, »für die Königin also. Wir wollen sehen, ob Ihre Majestät den Leichtsinn so weit getrieben hat.«

»Wie hat die Königin dieses Duell aufgenommen?« fragte er.

»Die Königin? ich weiß es nicht,« erwiderte Andree. »Was liegt der Königin daran?«

»Ich denke, Herr von Taverney ist ihr angenehm.«

»Wohl! Herr von Taverney ist unversehrt; wir wollen hoffen, daß Ihre Majestät meinen Bruder selbst vertheidigt, wenn man ihn anklagt.«

Auf zwei Seiten in seiner doppelten Hypothese geschlagen, gab Louis die Partie auf.

»Ich bin kein Physiologe,« sagte er, »ich bin nur ein Wundarzt. Warum des Teufels soll ich mich, wenn ich das Spiel der Muskeln und der Nerven so gut kenne, in das Spiel der Launen und Leidenschaften der Weiber mischen? ... Mein Fräulein, Sie haben erfahren, was Sie zu wissen wünschten. Machen Sie, daß Herr von Taverney entflieht, oder machen Sie es nicht, das ist Ihre Sache. Meine Pflicht ist es, daß ich den Verwundeten ... heute Nacht zu retten suche, sonst würde mir ihn der Tod, der seine Arbeit ruhig fortsetzt, in vierundzwanzig Stunden entführen. Gott befohlen!«

Und er schloß sachte, aber entschieden die Thüre hinter ihr.

Andree fuhr krampfhaft mit der Hand über die Stirne, sie sah sich allein, allein mit dieser gräßlichen Wirklichkeit. Es kam ihr vor, als stiege der Tod, von welchem der Doctor so kalt gesprochen, in dieses Zimmer herab und ginge in weißem Schweißtuch durch die finstere Flur.

Der Wind der Grauen erregenden Erscheinung vereiste ihre Glieder; sie entfloh bis in ihre Wohnung, drehte den Schlüssel dreimal im Schlosse um, fiel auf den Teppich vor ihrem Bette auf beide Kniee und rief mit einer wilden Energie und unter Strömen glühender Thränen:

»Mein Gott! mein Gott! Du bist nicht ungerecht, Du bist nicht thöricht; Du bist nicht grausam, mein Gott! Du vermagst Alles, Du wirst diesen jungen Mann nicht sterben lassen, der nichts Böses gethan hat und auf dieser Welt geliebt wird. Wein Gott! wir armen Menschen glauben wahrhaftig nur an die Macht Deiner Gutthätigkeit, obschon wir bei jedem Anlaß vor der Macht Deines Zornes zittern. Doch ich ... ich ..., die ich Dich anflehe, bin auf dieser Welt genug geprüft worden, ich habe genug gelitten, ohne ein Verbrechen begangen zu haben ... Nun! ich habe mich nie beklagt, nicht einmal bei Dir, ich habe nie an Dir gezweifelt. Wenn Du heute, da ich Dich bitte, heute, da ich Dich beschwöre, heute, da ich um das Leben eines jungen Mannes bitte, mich zurückwiesest, o mein Gott, ich würde sagen, Du habest gegen mich alle Deine Kräfte mißbraucht, und Du seist ein Gott des düsteren Zorns, der unbekannten Rache, ich würde sagen ... Oh! ich blasphemire, vergib, ich blasphemire ... und Du schlägst mich nicht.

Vergebung, Vergebung! Du bist wohl der Gott der Milde und Barmherzigkeit.«

Andree fühlte ihre Sehkraft erlöschen, ihre Muskeln sich biegen; sie warf sich leblos, mit aufgelösten Haaren, zurück und blieb wie eine Leiche auf dem Boden liegen.

Als sie wieder aus diesem kalten Schlafe erwachte, und ihr Alles in den Geist kam, Gespenster und Schmerzen, murmelte sie mit einem düsteren Ausdruck:

»Mein Gott, Du bist unbarmherzig gewesen; Du hast mich bestraft, ich liebe ihn! Oh! ... ja, ich liebe ihn! nicht wahr, das ist genug? Wirst Du mir ihn jetzt tödten?«

LII.

Delirium.

Gott hatte ohne Zweifel das Gebet Andree's gehört. Herr von Charny unterlag seinem Fieberanfall nicht.

Am andern Tage, als sie voll Gierde alle Nachrichten verschlang, die ihr von dem Verwundeten zukamen, ging dieser durch die Wege des guten Doctors Louis vom Tode zum Leben über. Die Entzündung hatte der Energie und dem Gegenmittel nachgegeben. Die Heilung begann.

Sobald Charny gerettet war, beschäftigte sich Louis um die Hälfte weniger mit ihm; der Gegenstand hörte auf, interessant zu sein. Für den Arzt ist der Lebende sehr wenig, besonders wenn er in der Genesung begriffen ist, oder wenn er sich wohl befindet.

Nach Verlauf von acht Tagen jedoch, in denen sich Andree völlig beruhigte, hielt es Louis, der alle Offenbarungen des Kranken während der Krise auf dem Herzen hatte, für gut, Charny an einen entfernten Ort bringen zu lassen. Er wollte das Delirium in eine andere Gegend versetzen.

Aber Charny weigerte sich bei den ersten Versuchen, welche gemacht wurden. Er schlug von Zorn funkelnde Augen zum Doctor auf und sagte ihm, er sei beim König, und Niemand habe das Recht, einen Mann wegzujagen, dem Seine Majestät ein Asyl gebe.

Der Doctor, der gegen widerspänstige Genesende nicht geduldig war, ließ ganz einfach vier Knechte eintreten und befahl ihnen, den Verwundeten aufzuheben.

Aber Charny klammerte sich an das Holz seines Bettes an, schlug heftig einen der Männer und bedrohte die Anderen wie Carl XII. bei Bender. Der Doctor versuchte es mit vernünftigem Zureden. Charny war Anfangs ziemlich logisch; als aber die Knechte beharrlich ihre Arbeit fortsetzen

wollten, machte er eine so gewaltige Gegenanstrengung, daß seine Wunde sich wieder öffnete und mit seinem Blute seine Vernunft entfloh. Er war in einen Anfall von Delirium zurückgekehrt, der heftiger wurde, als der erste.

Da fing er an zu schreien, mau wolle ihn entfernen, um ihn der Visionen zu berauben, die er im Schlafe gehabt, aber es sei vergebens, die Visionen lächeln ihm immer zu, man liebe ihn und werde trotz des Doctors kommen, um ihn zu besuchen: diejenige, welche ihn liebe, sei von einem Range, daß sie keines Menschen Zurückweisung fürchte.

Bei diesen Worten schickte der Doctor zitternd in aller Eile die Knechte weg, legte einen Verband auf die Wunde, und versetzte, entschlossen die Vernunft mit dem Körper zu Pflegen, die Wunden in einen befriedigenden Zustand, hielt aber das Fieber nicht auf, was ihn zu erschrecken anfing, in Betracht, daß der Kranke von der Verirrung des Verstandes zur Tollheit übergehen konnte.

Alles verschlimmerte sich an einem Tag, so daß der Doctor Louis an die heroischsten Mittel dachte. Der Kranke stürzte nicht nur sich, sondern auch die Konigin in's Verderben; dadurch, daß er viel sprach, schrie er; dadurch, daß er sich viel erinnerte, erfand er; das Schlimmste dabei war, daß Charny in seinen lichten Augenblicken, und er hatte deren viele, toller war, als in seiner Tollheit.

Im höchsten Grad verlegen, beschloß Louis, der sich nicht auf die Autorität des Königs stützen konnte, denn der Kranke stützte sich auch darauf, zu der Königin zu gehen und ihr Alles zu sagen, und er benützte, um diesen Schritt zu thun, einen Augenblick, wo Charny, müde durch das Erzählen seiner Träume und das Herbeirufen seiner Vision, schlief.

Er fand Marie Antoinette ganz nachdenklich und ganz strahlend zugleich, denn sie dachte, der Doctor würde ihr gute Nachricht von seinem Kranken bringen. Aber sie war sehr erstaunt; gleich bei ihrer ersten Frage antwortete Louis gnade heraus, der Kranke sei sehr krank.

»Wie!« rief die Königin, »gestern ging es so gut.«

»Nein, Madame, es ging sehr schlecht.«

»Ich schickte doch Misery zu ihnen, und Sie antworteten durch ein gutes Bulletin.«

»Ich gab mich einer tollen Hoffnung hin und wollte Sie hoffen lassen.«

»Was soll das bedeuten?« erwiderte die Königin sehr bleich; »wenn es schlecht geht, warum es mir verbergen? Was habe ich Anderes zu fürchten, Doctor, als ein leider allzu gewöhnliches Unglück?«

»Madame ...«

»Und wenn es gut geht, warum mich in eine Unruhe versetzen, die ganz natürlich ist, da es sich um einen guten Diener des Königs handelt? Antworten Sie also offenherzig mit ja oder nein. Wie steht es mit der Krankheit, wie steht es mit dem Kranken? Ist Gefahr vorhanden?«

»Für ihn noch weniger, als für Andere, Madame.«

»Da fangen die Räthsel an!« rief die Königin ungeduldig. «Erklären Sie sich.«

»Das ist schwer,« antwortete der Doctor. »Es genüge Ihnen, zu erfahren, daß das Uebel des Grafen von Charny lediglich ein moralisches ist. Die Wunde ist nur eine Beigabe zu dem Leiden, ein Vorwand für das Delirium.«

»Ein moralisches Uebel! Herr von Charny!«

»Ja, Madame, und ich nenne moralisch Alles, was sich nicht mit dem Zergliederungsmesser analysiren läßt. Erlassen Sie mir, Eurer Majestät mehr zu sagen.«

»Sie meinen, der Graf ...« versetzte die Königin.

»Sie wollen?«

»Gewiß, ich will.«

»Ich will sagen, der Graf sei verliebt, das will ich sagen. Eure Majestät fordert eine Erklärung; ich erkläre mich.«

Die Königin machte eine kleine Bewegung mit den Schultern, welche bedeutete: eine schöne Geschichte!

»Und Sie glauben, man genese hievon, wie von einer Wunde?« fuhr der Doctor fort; »nein, das Uebel wird schlimmer, und vom vorübergehenden Delirium wird Herr von Charny in eine tödtliche Monomanie verfallen. Dann ...«

»Dann, Doctor?«

»Dann werden Sie den jungen Mann in's Verderben gestürzt haben, Madame.«

»In der That, Doctor, man muß sich Wundern über Ihre Manieren. Ich werde diesen jungen Mann in's Verderben gestürzt haben! Bin ich die Ursache, wenn er verrückt ist?«

»Allerdings.«

»Sie empören mich, Doctor.«

»Sind Sie nicht in diesem Augenblick schuld,« fuhr der unbeugsame Doctor, die Achseln zuckend, fort, »so werden Sie es später sein.«

»Geben Sie also einen Rath, wie dieß Ihr Gewerbe ist,« sagte die Königin ein wenig besänftigt.

»Das heißt, ich soll eine Verordnung machen?«

»Wenn Sie wollen.«

»Hören Sie, Madame. Der junge Mann werde durch den Balsam oder durch das Eisen geheilt; die Frau, deren Namen er jeden Augenblick anruft, tödte oder heile ihn.«

»Das sind wieder Ihre Extreme,« unterbrach die Königin, auf's Neue in ihre Ungeduld verfallend. »Tödten! ... heilen! ... große Worte! Tödtet man einen Mann mit einer Härte? heilt man einen armen Narren mit einem Lächeln?«

»Ah! wenn Sie auch ungläubig sind, so habe ich nichts mehr zu thun, als Eurer Majestät meinen unterthänigsten Respect zu bezeugen.«

»Lassen Sie vor Allem hören, handelt es sich um mich?«

»Ich weiß nichts davon und will nichts davon wissen; ich wiederhole Ihnen nur, daß Herr von Charny ein vernünftiger Narr ist, daß die Vernunft zugleich wahnsinnig machen und tödten kann, daß die Tollheit zugleich vernünftig machen und heilen kann. Wenn Sie also dieses Schloß von Schreien, von Träumen und von Aergerniß befreien wollen, so werden Sie einen Entschluß fassen.«

»Welchen?«

»Ah! ja, welchen? Ich mache nur Verordnungen und rathe nicht. Bin ich ganz sicher, gehört zu haben, was ich gehört habe, gesehen zu haben, was meine Augen gesehen?«

»Nehmen Sie an, ich verstehe Sie, was wird daraus hervorgehen?«

»Ein zweifaches Glück: das eine, das Bessere für Sie wie für Alle, ist, daß der Kranke, durch das untrügliche Stilett, welches man die Vernunft nennt, im Herzen getroffen, seinen Todeskampf, welcher beginnt, endigen sieht; das andere ... nun wohl ... das andere ... Oh! Madame, entschuldigen Sie mich, ich habe mir das Unrecht zu Schulden kommen lassen, zwei Ausgänge aus dem Labyrinth zu sehen. Es gibt nur einen für Marie Antoinette, die Königin von Frankreich.«

»Ich verstehe Sie, Sie haben offenherzig gesprochen, Doctor. Die Frau, für welche Herr von Charny die Vernunft verloren hat, soll ihm diese Vernunft gutwillig oder mit Gewalt zurückgeben.«

»Sehr gut, das ist es.«

»Sie soll den Muth haben, ihm seine Träume, das heißt, die nagende Schlange, zu entreißen, welche aufgerollt im tiefsten Grunde seines Herzens liegt.«

»Ja, Eure Majestät.«

»Lassen Sie Jemand benachrichtigen; Fräulein von Taverney zum Beispiel.«

»Fräulein von Taverney?« versetzte der Doctor.

»Ja, Sie werden Alles einrichten, daß uns der Kranke auf eine geziemende Weise empfängt.«

»Das ist geschehen, Madame.«

»Ohne irgend eine Schonung?«

»Es muß wohl sein.«

»Aber, Doctor,« murmelte die Königin, »es ist trauriger, als Sie glauben, so das Leben oder den Tod eines Menschen aufzusuchen.«

»Das thue ich alle Tage, wenn ich eine unbekannte Krankheit anfasse. Werde ich sie durch das Mittel angreifen, welches das Uebel tödtet, oder durch das Mittel, das den Kranken tödtet?«

»Sie, Sie sind sicher, die Krankheit zu tödten?« fragte bebend die Königin.

»Ei!« erwiderte der Doctor mit düsterer Miene, »wenn auch ein Mann für die Ehre einer Königin stärbe, wie viele sterben nicht alle Tage für die Laune eines Königs? – Gehen wir, Madame.«

Die Königin seufzte und folgte dem alten Doctor, ohne daß sie Andree hatte finden können.

Es war elf Uhr Morgens. Charny schlief ganz angekleidet in einem Lehnstuhl nach der Aufregung einer furchtbaren Nacht. Sorgfältig geschlossen, ließen die Laden nur einen schwachen Reflex, des Tageslichtes durch. Alles war darauf eingerichtet, von dem Kranken die nervöse Empfindlichkeit, die erste Ursache seines Leidens, abzuhalten.

Kein Lärm, keine Berührung, kein Anblick. Der Doctor Louis faßte geschickt alle Vorwände zu einem Wiederaufleben krankhafter Erscheinungen an, und dennoch wich er, entschlossen einen großen Schlag zu thun, nicht vor einer Krise zurück, die seinen Kranken tödten könnte. Allerdings konnte sie ihn auch retten.

In einem Morgenkleide, mit einer ganz nachlässigen Eleganz frisirt, trat die Königin ungestüm in die Hausflur, welche zu Charny's Zimmer führte. Der Doctor hatte ihr empfohlen, nicht zu zögern, nicht zu versuchen, sondern auf der Stelle mit einer Entschlossenheit zu erscheinen, um eine heftige Wirkung hervorzubringen.

Sie drehte so rasch den ciselirten Knopf der ersten Thüre des Vorzimmers um, daß eine Person, die sich gegen die Thüre von Charny's Zimmer neigte, eine in ihre Mantille gehüllte Frau, nur Zeit hatte, sich aufzurichten und eine Haltung anzunehmen, deren Ruhe ihr verstörtes Gesicht und ihre zitternden Hände Lügen straften. »Andree!« rief die Königin erstaunt. »Sie hier!«

»Ich!« antwortete Andree, bleich und ängstlich, »ja, Eure Majestät. Doch ist Eure Majestät nicht auch selbst hier?«

»Ho! ho! Verwickelung!« murmelte der Doctor.

»Ich suchte Sie überall,« sagte die Königin; »wo waren Sie?«

Es lag in diesen Worten der Königin ein Ausdruck, welcher nicht der ihrer gewöhnlichen Güte war. Es war wie das Vorspiel eines Verhörs, wie das Symptom eines Verdachtes.

Andree hatte bange; sie fürchtete besonders, ihr unüberlegter Schritt könnte den Schlüssel zu ihren für sie so furchtbaren Gefühlen geben. So stolz sie auch war, so entschloß sie sich doch, zum zweiten Male zu lügen.

»Hier, wie Sie sehen.«

»Allerdings, doch, wie hier?«

»Madame,« erwiderte sie, »man hat mir gesagt, Eure Majestät lasse mich suchen; ich bin gekommen.«

Die Königin war nicht am Ende mit ihrem Mißtrauen, sie blieb beharrlich und fuhr fort:

»Wie haben Sie es gemacht, um zu errathen, wohin ich ging?«

»Das war leicht, Madame; Sie waren mit dem Doctor Louis, und man hatte Sie durch die kleinen Gemächer gehen sehen; von da an hatten Sie kein anderes Ziel, als diesen Pavillon.«

»Gut errathen,« erwiderte die Königin, immer noch unentschieden, aber ohne Härte, »gut errathen.«

Andree strengte sich gewaltig an und sprach lächelnd:

»Madame, wenn es die Absicht Eurer Majestät war, sich zu verbergen, so hätte sie sich nicht auf den unbedeckten Gallerieen zeigen müssen, wie sie es so eben gethan, um hieher zu kommen. Schreitet die Königin über die Terrasse, so sieht Fräulein von Taverney sie von ihrer Wohnung aus, und es ist nicht schwierig, Jemand zu folgen oder voranzugehen, den man von ferne gesehen hat.«

»Sie hat Recht,« sagte die Königin, »und zwar hundertmal Recht. Ich habe eine unglückliche Gewohnheit, welche darin besteht, daß ich nie errathe; wenig nachdenkend, glaube ich nicht an die Reflexionen der Andern.«

Die Königin fühlte, sie würde vielleicht der Nachsicht bedürfen, weil sie der Vertrauten bedurfte.

Ihre Seele war überdieß keine Zusammensetzung von Coketterie und Mißtrauen, wie die der gewöhnlichen Weiber; sie hatte Glauben an ihre Freundschaften, denn sie wußte, daß sie lieben konnte. Die Frauen, welche sich selbst mißtrauen, mißtrauen noch viel mehr den Andern. Ein großes Unglück, das die Coketten bestraft, ist, daß sie sich nie von ihren Liebhabern geliebt glauben.

Marie Antoinette vergaß also sehr rasch den Eindruck, den Fräulein von Taverney vor Charny's Thüre auf sie gemacht hatte. Sie nahm Andree bei der Hand, ließ sie den Schlüssel dieser Thüre umdrehen und drang mit einer außerordentlichen Schnelligkeit in das Zimmer des Kranken, während der Doctor mit Andree außen blieb.

Kaum hatte diese die Königin verschwinden sehen, als sie zum Himmel einen Blick voll Zorn und Schmerz erhob, einen Blick, dessen Ausdruck einer wüthenden Verwünschung glich.

Der gute Doctor nahm ihren Arm, durchschritt mit ihr die Flur und sagte:

»Glauben Sie, daß es ihr gelingen wird?«

»Gelingen? mein Gott! was?« rief Andree.

»Den armen Narren, der hier sterben wird, wenn sein Fieber noch ein wenig fortdauert, anderswohin bringen zu lassen.«

»Anderswo wird er also genesen?« fragte Andree hastig.

Der Doctor schaute sie erstaunt, unruhig an und antwortete: »Ich glaube, ja.«

»Oh! dann möge es ihr gelingen!« rief das arme Mädchen.

LIII.

Genesung.

Die Königin war indessen gerade auf den Lehnstuhl Charny's zugegangen.

Dieser erhob den Kopf beim Geräusche der Pantoffeln, welche auf dem Boden krachten.

»Die Konigin,« murmelte er, indem er aufzustehen suchte.

»Die Königin, ja, mein Herr,« erwiderte rasch Marie Antoinette. »Die Königin, welche weiß, wie Sie daran arbeiten, die Vernunft und das Leben zu verlieren, die Königin, welche Sie in Ihren Träumen und wachend beleidigen, die Königin, welche für ihre eigene Ehre, und für Ihre Sicherheit, mein Herr, besorgt ist. Darum kommt sie zu Ihnen, mein Herr, und Sie sollten sie nicht so empfangen.«

Charny war zitternd, verwirrt aufgestanden, dann, bei den letzten Worten war er auf seine Kniee gesunken, so zermalmt durch den physischen und den moralischen Schmerz, daß er, gebeugt wie ein Schuldiger, sich weder erheben wollte noch konnte.

»Ist es möglich,« fuhr die Königin, gerührt von dieser Ehrfurcht und diesem Stillschweigen, fort, »ist es möglich, daß ein Edelmann, den man einst den loyalsten beizählte, sich wie ein Feind an den Ruf einer Frau hängt! Denn bemerken Sie wohl, Herr von Charny, schon bei unserem ersten Zusammensein war es nicht die Konigin, was Sie gesehen, und was ich Ihnen gezeigt habe, es war eine Frau, und das hätten Sie nie vergessen müssen.«

Hingerissen durch diese aus dem Herzen hervorgegangenen Worte, wollte Charny versuchen, etwas zu seiner Verteidigung zu sprechen, aber Marie Antoinette ließ ihm nicht Zeit dazu.

»Was werden meine Feinde thun,« sagte sie, »wenn Sie das Beispiel des Verraths geben?«

»Verrath!« stammelte Charny.

»Mein Herr, wollen Sie wählen? entweder sind Sie ein Wahnsinniger, und ich werde Ihnen das Mittel, Schlimmes zu thun, entziehen, oder Sie sind ein Verräther, und ich werde Sie bestrafen.«

»Madame, sagen Sie nicht, ich sei ein Verräther. Im Munde der Königin geht diese Anklage dem Todesurtheil voran, im Munde einer Frau entehrt sie. Als Königin tödten Sie mich, als Frau schonen Sie mich.«

»Sind Sie bei gesundem Verstande, Herr von Charny?« sagte die Königin mit bewegter Stimme.

»Ja, Madame.«

»Haben Sie das Bewußtsein Ihres Unrechts gegen mich, Ihres Verbrechens gegen den König?«

»Mein Gott!« murmelte der Unglückliche.

»Denn Ihr vergeßt es zu leicht, Ihr Herren Edelleute, der Konig ist der Gemahl der Frau, die Ihr Alle beleidigt, indem Ihr die Augen zu ihr erhebt; der König ist der Vater Eures zukünftigen Herrn, meines Dauphin. Der König ist ein größerer und besserer Mann, als Ihr Alle, ein Mann, den ich verehre und liebe.«

»Oh!« murmelte Charny, einen dumpfen Seufzer ausstoßend; und um nicht vollends niederzustürzen, war er genöthigt, eine seiner Hände auf den Boden zu stützen.

Sein Schrei durchdrang das Herz der Königin. Sie las in dem erloschenen Blick des jungen Mannes, daß er auf den Tod getroffen war, wenn sie nicht rasch den Pfeil, den sie gegen ihn abgedrückt, aus der Wunde zog.

Barmherzig und sanft, erschrack sie deßhalb über die Blässe und Schwäche des Schuldigen, und sie war einen Augenblick nahe daran, um Hilfe zu rufen.

Aber sie bedachte, der Doctor und Andree würden diese Ohnmacht des Kranken schlecht deuten. Sie hob ihn mit ihren Händen auf und sagte:

»Sprechen wir, ich als Königin, Sie als Mann. Der Doctor Louis hat es versucht, Sie zu heilen; diese Wunde, welche nichts war, verschlimmert sich burch die Ausschweifungen Ihres Gehirns. Wann wird sie geheilt sein, diese Wunde? Wann werden Sie aufhören, dem Doctor das ärgerliche Schauspiel einer Tollheit zu geben, die ihn beunruhigt? Wann werden Sie vom Schlosse abreisen?«

»Madame,« stammelte Charny, »Eure Majestät jagt mich fort ... Ich gehe! ich gehe!«

Und er machte eine so heftige Bewegung, um wegzugehen, daß er, aus seinem Gleichgewicht herausgeworfen, sich schwankend in den Armen der Konigin drehte, die ihm den Weg versperrte.

Kaum hatte er die Berührung dieser glühenden Brust, die ihn zurückhielt, gefühlt, kaum hatte er sich unter dem unwillkürlichen Drucke des Armes, der ihn trug, gebogen, als seine Vernunft ihn eilig verließ, als sein Mund sich öffnete, um einen verzehrenden Hauch durchzulassen, der kein Wort war und kein Kuß zu sein wagte.

Durch diese Berührung selbst versengt, durch diese Schwäche bewegt, hatte die Königin nicht die Zeit, den leblosen Körper auf seinen Stuhl zurückzustoßen. Sie wollte entfliehen, aber Charny's Kopf war rückwärts gefallen; er schlug an das Holz des Stuhles, eine leichte rosenrothe Nuance färbte den Schaum seiner Lippen, ein lauer rosenfarbener Tropfen war von seiner Stirne auf die Hand der Königin gefallen.

»Oh! so ist es gut,« murmelte er, »so ist es gut! ich sterbe von Ihrer Hand.«

Die Königin vergaß Alles. Sie kam zurück, nahm Charny in ihre Arme, preßte seinen todten Kopf an ihren Busen und legte eine eiskalte Hand auf das Herz des jungen Mannes.

Die Liebe bewirkte ein Wund». Charny erwachte wieder. Er öffnete die Augen. Die Erscheinung verschwand. Die Frau erschrack, eine Erinnerung da zurückgelassen zu haben, wo sie nur ein letztes Lebewohl zu geben glaubte. Sie machte drei Schritte gegen die Thüre mit einer solchen Hast, daß Charny kaum Zeit hatte, den Saum ihres Kleides zu ergreifen und auszurufen:

»Madame, bei all meiner Verehrung für Gott, die weniger groß ist als meine Verehrung für Sie ...«

»Leben Sie wohl!« rief die Königin.

»Madame! oh! verzeihen Sie mir!«

»Ich verzeihe Ihnen, Herr von Charny!-

»Madame, einen letzten Blick!«

»Herr von Charny,« sprach die Königin zitternd vor Aufregung und Zorn, »wenn Sie nicht der elendeste Mensch sind, so werden Sie heute Abend oder jedenfalls morgen entweder todt oder vom Schlosse abgereist sein.«

Eine Königin bittet, wenn sie in solchen Ausdrücken befiehlt. Charny faltete voll Trunkenheit die Hände und schleppte sich auf den Knieen bis zu den Füßen von Marie Antoinette.

Diese hatte schon die Thüre geöffnet, um schneller der Gefahr zu entfliehen.

Andree, deren Augen diese Thüre seit dem Anfang der Unterredung verschlungen, sah den jungen Mann niedergeworfen, die Königin schwankend; sie sah die Augen jenes vor Stolz und Hoffnung glänzen, die Blicke dieser sich erloschen gegen den Boden senken.

Im Herzen getroffen, verzweiflungsvoll, erfüllt von Haß und Verachtung, beugte sie den Kopf nicht. Als sie die Königin zurückkommen sah, schien es ihr, Gott habe dieser Frau zu viel gegeben, indem er ihr als Ueberfluß einen Thron und die Schönheit gegeben, da er ihr so eben nun auch diese halbe Stunde mit Herrn von Charny geschenkt.

Der Doctor sah zu viele Dinge, um eines zu bemerken.

Ganz dem Erfolg der gepflogenen Unterhandlung entgegenhaltend, begnügte er sich, zu fragen:

»Nun, Madame?«

Die Königin brauchte eine Minute, um sich zu erholen und ihre durch die Schläge ihres Herzens erstickte Stimme wiederzuerlangen.

»Was wird er thun?« wiederholte der Doctor.

»Er wird abreisen,« murmelte die Königin.

Und ohne auf Andree, welche die Stirne faltete, und auf Louis zu achten, der sich die Hände rieb, durchschritt sie rasch die Flur und die Gallerie, hüllte sich maschinenmäßig in ihre Mantille mit einer Spitzenkrause, und kehrte in ihre Wohnung zurück.

Andree drückte dem Doctor, der wieder zu seinem Kranken eilte, die Hand; dann kehrte sie ebenfalls, mit einem Schritt so feierlich wie der eines Schattens, gesenkten Kopfes, starren Auges und abwesenden Geistes, in ihr Zimmer zurück.

Es war ihr nicht einmal eingefallen, die Konigin nach ihren Befehlen zu fragen. Für eine Natur wie Andree ist die Königin nichts, die Nebenbuhlerin Alles.

Wieder der Sorge von Louis anheimgegeben, schien Charny nicht mehr derselbe Mensch wie am Tage vorher zu sein.

Stark bis zur Uebertreibung, kühn bis zur Prahlerei, richtete er an den guten Doctor so dringende, so energische Fragen über seine nahe bevorstehende Genesung, über die zu befolgende Diät, über die Transportmittel, daß Louis glaubte, es sei ein noch gefährlicherer Rückfall, hervorgebracht durch eine Manie anderer Art, eingetreten.

Charny enttäuschte ihn bald; er glich jenen im Feuer gerötheten Eisen, deren Färbung sich vor dem Auge in dem Maße schwächt, in welchem die Hitze an Intensität abnimmt. Das Eisen ist schwarz und spricht nicht mehr zu dem Blick, aber es ist noch glühend genug, um Alles zu verzehren, was man ihm darbieten wird.

Louis sah den jungen Mann wieder seine Ruhe und seine Logik aus den guten Tagen annehmen. Charny war in der That so vernünftig, daß er sich für verpflichtet hielt, dem Arzt die plötzliche Veränderung seines Entschlusses zu erklären.

»Die Königin,« sagte er, »hat mich, indem sie mich beschämte, mehr geheilt, als Ihre Wissenschaft, mein lieber Doctor, dieß mit vortrefflichen

Mitteln gethan hätte. Wer mich bei der Eitelkeit packt, sehen Sie, der bändigte mich wie man ein Pferd mit dem Gebiß bändigt.«

»Desto besser, desto besser,« murmelte der Doctor.

»Ja, ich erinnere mich, daß ein Spanier – sie sind prahlerisch genug – eines Tags, um mir seine Willensstärke zu beweisen, zu mir sagte, bei einem Duell, in dem er verwundet worden, habe es für ihn genügt, sein Blut zurückhalten zu wollen, damit sein Gegner sich nicht am Anblick seines Blutes habe erlaben können. Ich habe über diesen Spanier gelacht, indessen bin ich ein wenig wie er: wenn mein Fieber, wenn das Delirium, das Sie mir vorwerfen, wiedererscheinen wollten, so würde ich sie, darauf wette ich, verjagen, indem ich sagte: Delirium und Fieber, ihr werdet nicht wiedererscheinen.«

»Wir haben Beispiele von diesem Phänomen,« sprach der Doctor mit ernstem Tone. »Jedenfalls erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Glück wünsche. Sie sind nun moralisch geheilt.«

»Oh! ja.«

»Wohl! Sie werden alsbald sehen, welcher Zusammenhang zwischen dem moralischen und dem physischen Theil des Menschen stattfindet. Das ist eine schöne Theorie, die ich in einem Buche ausführen würde, wenn ich Zeit dazu hätte. Gesund an Geist, werden Sie in acht Tagen auch körperlich gesund sein.«

»Lieber Doctor; ich danke Ihnen.«

»Und um anzufangen: werden Sie also abreisen?«

»Wann es Ihnen beliebt. Auf der Stelle.«

»Wir wollen diesen Abend abwarten. Mäßigen wir uns. Mit Extremen zu Werke gehen, heißt Alles auf's Spiel setzen.«

»Warten wir bis zum Abend, Doctor.«

»Werden Sie weit gehen?«

»Bis an's Ende der Welt, wenn es sein muß.«

»Das ist zu weit für einen ersten Ausflug,« sprach der Doctor mit demselben Phlegma. »Begnügen wir uns vorerst mit Versailles.«

»Versailles, es sei, da Sie es wollen.«

»Mir scheint, die Heilung Ihrer Wunde ist für Sie kein Grund, das Land zu verlassen.«

Diese studirte Kaltblütigkeit bewog Charny vollends, auf seiner Hut zu sein.

»Es ist wahr, Doctor, ich habe ein Haus in Versailles.«

»Gut! das ist es, was wir brauchen, man wird Sie heute Abend dahin bringen.«

»Sie haben mich nicht recht verstanden, Doctor, ich wünschte eine Fahrt nach meinen Gütern zu machen.«

»Ah! ja wohl. Ihre Güter, was Teufels, Ihre Güter sind nicht am Ende der Welt.«

»Sie liegen an der Gränze der Picardie, fünfzehn bis zwanzig Meilen von hier.«

»Ah! Sie sehen wohl.«

Charny drückte dem Doctor die Hand, als wollte er ihm für alle seine Zartheiten danken.

Am Abend trugen die vier Knechte, die er bei ihrem ersten Versuche so heftig zurückgeschlagen hatte, Charny bis zu seinem Wagen, der ihn vor dem Pförtchen des Gesindehauses erwartete.

Der König hatte den ganzen Tag gejagt, sodann zu Nacht gespeist und schlief nun. Charny, welcher ein wenig darüber besorgt war, daß er sich, ohne Abschied zu nehmen, entfernte, wurde durch den Doctor vollständig

beruhigt; dieser versprach ihm, seinen Abgang zu entschuldigen und durch das Bedürfniß der Ortsveränderung zu motiviren.

Ehe Charny in seinen Wagen stieg, gab er sich die schmerzliche Befriedigung, bis zum letzten Augenblick nach den Fenstern der Wohnung der Königin zu schauen. Niemand konnte ihn sehen. Einer von den Lakaien, der eine Fackel in der Hand trug, beleuchtete den Weg, ohne das Gesicht zu beleuchten.

Charny traf auf den Stufen nur mehrere Officiere, seine Freunde, welche zeitig genug benachrichtigt worden waren, daß sein Abgang nicht das Ansehen einer Flucht hatte.

Von diesen heiteren Gefährten bis an den Wagen begleitet, konnte Charny seinen Augen wohl erlauben, an den Fenstern umherzuschweifen; die der Königin glänzten von Licht. Ein wenig leidend, hatte Ihre Majestät die Damen in ihrem Schlafzimmer empfangen. Düster und schwarz, verbargen die Fenster *Andree's* hinter den Falten ihres Damastvorhangs eine ganz angsterfüllte, ganz zitternde Frau, welche, ohne bemerkt zu werden, jeder Bewegung des Kranken und seines Geleites folgte.

Der Wagen fuhr endlich ab, doch so langsam, daß man jedes Hufeisen der Pferde auf dem schallenden Pflaster hörte.

»Wenn er nicht mir gehört, so gehört er doch wenigstens Niemand mehr,« murmelte Andree.

»Erfaßt ihn wieder die Lust, zu sterben,« sagte der Doctor, während er in seine Wohnung zurückkehrte, »so wird er doch wenigstens weder bei mir, noch in meinen Händen sterben. Der Teufel hole die Seelenkrankheiten, man ist nicht der Arzt von Antiochus und Stratonice, um solche Krankheiten zu heilen.«

Charny kam gesund und wohlbehalten in seinem Hause an. Der Doctor besuchte ihn am Abend und fand ihn so gut, daß er ihm sogleich ankündigte, es sei dieß sein letzter Besuch.

Der Kranke aß von einer Hühnerbrust und einen Löffel voll eingemachtes Obst von Orleans.

Am andern Tag erhielt er einen Besuch von seinem Oheim, Herrn von Suffren, einen von Herrn von Lafayette, sowie von einem Abgesandten des Königs. Es war ungefähr dasselbe am zweiten Tag, und dann kümmerte man sich nicht mehr um ihn.

Er stand auf und ging in seinen Garten.

Nach acht Tagen konnte er ein frommes Pferd besteigen; seine Kräfte waren wiedergekehrt. Da sein Haus noch nicht ganz verlassen war, so verlangte er nach dem Arzte seines Oheims, und ließ den Doctor Louis um Erlaubniß bitten, nach seinen Gütern abreisen zu dürfen.

Louis antwortete mit Zuversicht, die Bewegung von einem Ort zum andern sei der letzte Grad der ärztlichen Behandlung der Wunden: Herr von Charny habe einen guten Wagen, die Straße nach der Picardie sei glatt wie ein Spiegel, und es wäre eine Narrheit in Versailles zu bleiben, wenn man so gut und so glücklich reisen könne.

Charny ließ einen großen Wagen mit Gepäcke belade«, verabschiedete sich beim König, der ihn mit Aeußerungen seines Wohlwollens überhäufte, bat Herrn von Suffren, der Königin seine Ehrfurcht zu bezeugen, stieg dann vor dem Thore des königlichen Schlosses in seinen Wagen und reiste nach dem Städtchen Villers-Coterets ab, von wo aus er das Schloß Boursonnes erreichen sollte; dieses lag eine halbe Meile von dem Städtchen, welches die ersten Poesien von Demoustier bereits verherrlichten.

LIV.

Zwei blutende Herzen.

Einen Tag, nachdem Andree die Königin gesehen hatte, wie sie dem vor ihr knieenden Charny entfloh, trat Fräulein von Taverney ihrer Gewohnheit

gemäß in das königliche Zimmer, zur Stunde der kleinen Toilette, vor der Messe.

Die Königin hatte noch keinen Besuch empfangen. Sie hatte nur ein Billet von Frau von La Mothe gelesen, und ihre Laune war äußerst heiter.

Noch bleicher als am Tage vorher, hatte Andree in ihrer ganzen Person jenen Ernst und jene kalte Zurückhaltung, welche die Aufmerksamkeit erregt und selbst die Größten zwingt, mit den Kleinsten zu rechnen.

Einfach, so zu sagen streng in ihrer Toilette, glich Andree einer Botin des Unglücks. War dieses Unglück für sie oder für Andere?

Die Königin hatte einen ihrer Tage der Zerstreutheit; sie achtete daher nicht auf den langsamen, ernsten Gang Andree's, auf ihre gerötheten Augen, auf die matte Weiße ihrer Schläfe und ihrer Hände. Sie drehte den Kopf gerade nur so viel, als nöthig war, um ihren freundschaftlichen Gruß hören zu lassen.

»Guten Morgen, Kleine!«

Andree wartete, daß ihr die Königin eine Gelegenheit zum Sprechen gäbe. Sie wartete in der festen Ueberzeugung, ihr Stillschweigen und ihre Unbeweglichkeit würden am Ende die Augen von Marie Antoinette auf sich ziehen.

Dieß geschah. Als die Königin keine andere Antwort, als eine tiefe Verbeugung erhielt, wandte sie sich um und bemerkte durch einen Seitenblick dieses Gesicht mit dem scharfen Gepräge des Schmerzes und der Strenge.

»Guter Gott! was gibt es, Andree?« fragte sie, indem sie sich ganz umwandte, »ist Dir Unglück widerfahren?«

»Ein großes Unglück, ja, Madame,« antwortete die junge Frau.

»Was denn?«

»Ich werde Eure Majestät verlassen.«

»Mich verlassen? Du gehst von hier weg?«

»Ja. Madame.«

»Wohin gehst Du denn? welche Ursache kann diese plötzliche Abreise haben?«

»Madame, ich bin nicht glücklich in meinen Zuneigungen.«

Die Königin schaute empor.

»In meinen Familienzuneigungen,« fügte Andree erröthend bei.

Die Königin erröthete ebenfalls, und der Blitz ihrer beiden Blicke kreuzte sich glänzend wie bei einem Zusammenstoß von Schwertern.

Die Königin erholte sich zuerst.

»Ich verstehe Sie nicht,« sagte sie; »mir scheint, Sie waren gestern glücklich?«

»Nein, Madame,« erwiderte Andree mit festem Tone; »gestern war abermals einer der unglücklichen Tage meines Lebens.«

»Oh!« machte die Königin, welche träumerisch geworden.

Und sie fügte bei: »Erklären Sie sich.«

»Ich müßte mich entschließen, Eure Majestät mit Einzelnheiten zu ermüden, welche unter ihrer Würde sind. Ich habe keine Befriedigung in meiner Familie; ich hübe nichts von den Gütern der Erde zu erwarten, und ich bitte Eure Majestät um meinen Abschied, um mich mit meinem Seelenheil zu beschäftigen.«

Die Königin stand auf, nahm, obgleich dieser Schritt ihren Stolz schwer anzukommen schien, Andree bei der Hand und sprach:

»Was bedeutet dieser Entschluß eines störrischen Kopfes? Hatten Sie nicht gestern auch einen Bruder, einen Vater, wie heute? Waren sie minder

beschwerlich und minder schädlich, als heute? Glauben Sie, ich sei fähig, Sie in Verlegenheit zu lassen, und bin ich nicht mehr die Familienmutter, die denjenigen, welche keine Familie haben, eine solche gibt?«

Andree fing an zu zittern, wie eine Schuldige; sie verbeugte sich vor der Königin und erwiderte:

»Madame, ich bin durchdrungen von Ihrer Güte, aber sie wird mich nicht von meinem Vorhaben abbringen. Ich habe beschlossen, den Hof zu verlassen. Es ist für mich Bedürfniß, in die Einsamkeit zurückzukehren; setzen Sie mich nicht der Gefahr aus, meine Pflichten gegen Sie dadurch zu verrathen, daß ich mich gegen den Beruf verfehle, den ich in mir fühle.«

»Seit gestern also?«

»Eure Majestät wolle mir nicht befehlen, über diesen Gegenstand zu sprechen.«

»Seien Sie frei,« sprach die Königin mit Bitterkeit; »nur bewies ich Ihnen Vertrauen genug, daß Sie solches auch zu mir haben könnten. Doch ein Thor ist, wer einen Menschen, der nicht sprechen will, um ein Wort fragt. Behalten Sie Ihre Geheimnisse, mein Fräulein, seien Sie glücklicher in der Ferne, als Sie es hier gewesen sind. Erinnern Sie sich jedoch stets des Umstandes, daß meine Freundschaft die Leute trotz ihrer Launen nicht verläßt, und daß Sie nicht aufhören werden, für mich eine Freundin zu sein. Nun gehen Sie, Andree, gehen Sie, Sie sind frei.«

Andree machte eine Hofverbeugung und entfernte sich. An der Thüre rief die Königin sie zurück.

»Wohin gehen Sie, Andree?«

»In die Abtei Samt-Denis, Madame,« antwortete Fräulein von Taverney.

»In's Kloster! ah! es ist gut, mein Fräulein, Sie haben sich vielleicht nichts vorzuwerfen; doch wäre es nur die Undankbarkeit und die Vergessenheit... so ist das schon zu viel; Sie sind sehr strafbar gegen mich; gehen Sie, Fräulein von Taverney, gehen Sie.«

Folge hievon war, daß Andree, ohne andere Erklärungen zu geben, auf welche das gute Herz der Königin rechnete, ohne sich zu demüthigen, ohne sich rühren zu lassen, die Erlaubniß der Königin rasch benützte und verschwand.

Marie Antoinette konnte gewahren und gewahrte, daß Fräulein von Taverney auf der Stelle das Schloß verließ.

Sie begab sich in der That in das Haus ihres Vaters, wo sie, wie sie erwartete, ihren Bruder im Garten fand. Der Bruder träumte, die Schwester handelte.

Als er Andree erblickte, die ihr Dienst im Schlosse zurückhalten mußte, ging Philipp erstaunt, beinahe erschrocken auf sie zu.

Erschrocken, besonders über diese düstere Miene, da Andree ihn nie anders als mit einem Lächeln zärtlicher Freundschaft anredete. Er fing an, wie die Königin angefangen hatte; er fragte.

Andree teilte ihm mit, sie habe soeben den Dienst der Konigin verlassen, ihr Abschied sei angenommen, und sie werde in's Kloster treten.

Philipp schlug heftig in seine Hände, wie ein Mensch, der einen unerwarteten Streich empfangt.

»Wie?« rief er, »Du auch, meine Schwester?«

»Was! ich auch? was willst Du damit sagen?«

»Die Berührung mit den Bourbonen bringt also unserer Familie Nichts als Fluch?« rief er; »Du glaubst Dich genöthigt, das Gelübde abzulegen? Du! Nonne aus Neigung, aus Gemüth! Du, die am Mindesten weltliche der Frauen und am wenigsten zum ewigen Gehorsam gegen die Gesetze des Ascetismus fähig! Laß hören, was wirfst Du der Königin vor?«

»Man hat der Königin nichts vorzuwerfen, Philipp,« erwiderte kalt die junge Frau. »Du, der Du so sehr auf die Gunst der Höfe gezählt hast, Du, der Du mehr, als irgend Jemand, darauf zählen mußtest, warum hast Du

nicht bleiben können? warum bliebst Du nicht drei Tage? Ich bin drei Jahre geblieben!«

»Die Königin ist zuweilen launenhaft. Andree?«

»Ist es so, so konntest Du als Mann es ertragen; ich als Weib muß und will es nicht; hat sie Launen, nun wohl! so sind ihre Dienerinnen da.«

»Meine Schwester,« erwiderte der junge Mann mit einem düstern Wesen, »das erklärt mir nicht, wie Du Zwistigkeiten mit, der Königin bekommen hast.«

»Keine, das schwöre ich Dir; hast Du welche gehabt, Philipp, der Du sie verlassen? Oh! sie ist undankbar, diese Frau.«

»Man muß ihr verzeihen, Andree; die Schmeichelei hat sie ein wenig verdorben. Sie ist im Grunde gut.«

»Beweis ist, was sie für Dich gethan hat, Philipp.«

»Was hat sie gethan?«

»Du hast es schon vergessen? Oh! ich, ich habe ein besseres Gedächtniß! Ich bezahle auch an einem und demselben Tage, mit einem und demselben Entschluß Deine und meine Schuld, Philipp.«

»Zu theuer, wie mir scheint. In Deinem Alter, mit Deiner Schönheit verzichtet man nicht auf die Welt. Nimm Dich in Acht, liebe Freundin, Du verlassest sie jung, Du wirst Dich alt wieder nach ihr sehnen, und wenn es nicht mehr Zeit ist, wirst Du gegen den Willen aller Deiner Freunde, von denen eine Tollheit Dich getrennt hat, dahin zurückkehren.«

»Du urtheiltest nicht so als ein braver, ganz aus Ehre und Gefühl zusammengesetzter Officier, der Du Dich aber um Ruf oder Vermögen so wenig bekümmerst, daß Du da, wo hundert Andere Vermögen und Titel aufgehäuft haben, nur Schulden zu machen und Dich zu verkleinern wußtest; Du urtheiltest nicht so, als Du zu mir sagtest: sie ist launenhaft, Andree, sie ist cokett, sie ist treulos, ich will ihr lieber nicht dienen. Diese

Theorie praktisch anwendend, hast Du auf die Welt verzichtet, obgleich Du kein Klosterbruder geworden bist, und wer von uns Beiden den unwiderruflichen Gelübden am nächsten steht, bin nicht ich, die ich sie ablegen will, sondern Du, der sie schon abgelegt hat.«

»Du hast Recht, meine Schwester, und ohne unsern Vater ...«

»Unser Vater! ah! Philipp, sprich nicht so,« erwiderte Andree voll Bitterkeit, »muß ein Vater nicht die Stütze seiner Kinder sein oder ihre Unterstützung annehmen? Nur unter dieser Bedingung ist er der Vater. Was thut der unsere? frage ich Dich. Hast Du je den Gedanken gehabt, Herrn von Taverney ein Geheimniß anzuvertrauen? Und hältst Du ihn für fähig, Dich zu sich zu rufen, um Dir eines von seinen Geheimnissen mitzutheilen? Nein,« fuhr Andree mit einem Ausdruck von Kummer fort, »Herr von Taverney ist gemacht, um allein in dieser Welt zu leben.«

»Das will ich wohl glauben, Andree, doch er ist nicht gemacht, um allein zu sterben.«

Diese mit sanfter Strenge gesprochenen Worte erinnerten die junge Frau daran, daß sie ihrem Zorn, ihrer Bitterkeit, ihrem Groll gegen die Welt zu viel Platz in ihrem Herzen ließ.

»Ich möchte nicht, daß Du mich für ein Mädchen ohne Gemüth hieltest,« erwiderte sie; «Du weißt, ob ich eine zärtliche Schwester bin, aber es wollte hienieden Jeder in mir den sympathetischen Instinct tödten, der ihm entsprach. Gott hatte mir bei der Geburt, wie jedem Geschöpf, eine Seele und einen Leib gegeben; über diese Seele und diesen Leib kann jedes menschliche Geschöpf zu seinem Glück in dieser und in der andern Welt verfügen. Ein Mann, den ich nicht kannte, hat meine Seele genommen – Balsamo; ein Mann, den ich kaum kannte, und der kein Mann für mich war, hat meinen Leib genommen – Gilbert. – Ich wiederhole Dir, Philipp, um eine gute und fromme Tochter zu sein, fehlt mir nur ein Vater. Gehen wir zu Dir über, untersuchen wir, was Dir der Dienst bei den Großen der Erde eingetragen hat, Dir, der Du sie liebtest.«

Philipp neigte das Haupt.

»Schone mich,« sagte er, »die Großen der Erde waren für mich nur mir gleiche Geschöpfe; ich liebte sie: Gott hat uns befohlen, einander zu lieben.«

»Oh! Philipp!« rief Andree, »es geschieht nie auf dieser Erde, daß das liebende Herz dem, welcher es liebt, unmittelbar entspricht; diejenigen, welche wir gewählt haben, lieben Andere.«

Philipp erhob seine bleiche Stirne und betrachtete lange seine Schwester, ohne einen andern Ausdruck, als den des Erstaunens.

»Warum sagst Du mir das? worauf zielst Du ab?« fragte er.

»Auf nichts,« erwiderte edelmüthig Andree, welche vor dem Gedanken, zu geheimen Mittheilungen oder zu Ohrenbläsereien herabzusteigen, zurückwich. »Ich bin geschlagen, mein Bruder. Ich glaube, daß meine Vernunft leidet; schenke meinen Worten keine Aufmerksamkeit.«

»Aber ...«

Andree näherte sich Philipp, nahm ihn bei der Hand und sprach:

»Genug über diesen Gegenstand, mein geliebter Bruder. Ich bin gekommen, um Dich zu bitten, mich in ein Kloster zu führen: ich habe Saint-Denis gewählt; sei unbesorgt, ich will dort kein Gelübde ablegen. Das wird später kommen, wenn es nothwendig ist. Statt in einem Asyl das zu suchen, was die meisten Frauen darin finden wollen, nämlich Vergessenheit, verlange ich hier die Erinnerung. Mir scheint, ich habe den Herrn zu sehr vergessen. Er ist der einzige König, der einzige Gebieter, der einzige Trost, wie er der Einzige ist, der wirklich niederschlägt. Indem ich mich ihm heute, da ich begreife, nähere, werde ich mehr für mein Glück gethan haben, als wenn Alles, was es Reiches, Starkes, Mächtiges und Liebenswürdiges auf dieser Welt gibt, sich verschworen hätte, um mir ein glückliches Leben zu bereiten. In die Einsamkeit, mein Bruder, in die Einsamkeit, dieses Vorhaus der ewigen Glückseligkeit! ... In der Einsamkeit spricht Gott zum Herzen der Menschen.«

Philipp hielt Andree durch eine Geberde zurück.

»Erinnere Dich,« sagte er, »daß ich mich moralisch diesem verzweifelten Vorhaben widersetze; Du hast mich nicht zum Richter der Ursachen Deiner Verzweiflung gemacht.«

»Verzweiflung!« rief sie mit einer erhabenen Verachtung, »Du sagst Verzweiflung l Oh! Gott sei Dank, ich gehe nicht in Verzweiflung von hinnen! Bedauern mit Verzweiflung! Nein! nein! tausendmal nein!«

Und mit einer Geberde voll unbändigen Stolzes warf sie über ihre Schultern die seidene Mantille, welche in ihrer Nähe auf einem Lehnstuhl lag.

»Gerade dieses Uebermaß von Verachtung offenbart bei Dir einen Zustand, welcher nicht fortwähren kann,« sprach Philipp. »Du willst das Wort Verzweiflung nicht, nimm das Wort Trotz.«

»Trotz!« entgegnete die junge Frau, indem sie ihr höhnisches Lächeln in ein Lächeln voll Stolz verwandelte: »mein Bruder, Du hältst Fräulein von Taverney nicht für so schwach, daß sie ihren Platz auf der Welt aus einer Regung des Trotzes abträte. Der Trotz ist die Schwäche der Gefallsüchtigen oder der Dummen. Das Auge, das sich durch den Trotz entzündet Hai, befeuchtet sich bald mit Thränen, und der Trotz ist gelöscht. Ich habe keinen Trotz, Philipp. Ich möchte gern, daß Du mir glaubtest, und zu diesem Ende brauchtest Du Dich nur selbst zu befragen, wenn Du eine Beschwerde haben zu können vermeinst. Antworte mir, Philipp, wenn Du Dich morgen nach la Trappe zurückzögest, wenn Du Carthäuser wurdest, wie würbest Du die Ursache nennen, die Dich zu diesem Entschluß angetrieben hätte?«

»Ich würde diese Ursache einen unheilbaren Kummer nennen, meine Schwester,« antwortete Philipp mit der sanften Majestät des Unglücks.

»Gut, Philipp, das ist ein Wort, welches mir zusagt und das ich annehme. Wohl! es ist also ein unheilbarer Kummer, was mich nach der Einsamkeit treibt.«

»Gut, und der Bruder und die Schwester werden im Leben keine Unähnlichkeit gehabt haben. Gleich glücklich, werden sie stets in

demselben Grade unglücklich gewesen sein. Das macht die gute Familie, Andree.«

Andree glaubte, durch seine Gemüthsbewegung fortgerissen, Philipp werde neue Fragen an sie richten, und vielleicht wäre ihr unbeugsames Herz unter dem Drucke der brüderlichen Freundschaft gebrochen.

Aber Philipp wußte aus Erfahrung, daß die großen Seelen sich selbst genügen; er beunruhigte Andree nicht in der Verschanzung, die sie sich gewählt hatte.

»In welcher Stunde und an welchem Tage gedenkst Du abzugehen?«

»Morgen; heute noch, wenn es Zeit wäre.«

»Wirst Du nicht einen letzten Spaziergang mit mir im Parke machen?«

»Nein!« antwortete sie.

Er begriff wohl an dem Händedruck, der diese Weigerung begleitete, daß die junge Frau nur eine Gelegenheit, sich erweichen zu lassen, zurückwies.

»Ich bin bereit, wenn Du mich benachrichtigst,« sagte er.

Und er küßte ihr die Hand, ohne ein Wort beizufügen, das die Bitterkeit ihres Herzens zum Ueberströmen gebracht hätte.

Nachdem Andree die ersten Vorbereitungen getroffen, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, wo sie folgendes Billet von Philipp erhielt:

»Du kannst unsern Vater heute Abend um fünf Uhr besuchen. Der Abschied ist unerläßlich. Herr von Taverney würde über Vernachlässigung, über schlechtes Benehmen schreien.«

Sie antwortete:

»Um fünf Uhr werde ich im Reisekleid bei Herrn von Taverney sein. Um sieben Uhr können wir in Samt-Denis ankommen. Wirst Du mir Deinen Abend schenken?«

Statt jeder Antwort rief Philipp aus seinem Fenster, welches nahe genug bei der Wohnung Andree's lag, daß diese es hören konnte:

»Um fünf Uhr die Pferde an den Wagen.«

LV.

Ein Finanzminister.

Wir haben gesehen, daß die Königin, ehe sie Andree empfing, ein Billet von Frau von La Mothe gelesen und gelächelt hatte.

Dieses Billet enthielt nur, mit allen möglichen Formeln des Respects, die Worte:

» ... Und Eure Majestät kann versichert sein, daß ihr Credit gegeben, und die Waare im Vertrauen abgeliefert wird.«

Die Königin hatte also gelächelt und das Billet von Jeanne verbrannt.

Nachdem sie sich in der Gesellschaft des Fräuleins von Taverney ein wenig verdüstert, kam Frau von Misery und meldete, Herr von Calonne warte auf die Ehre, bei ihr zugelassen zu werden.

Es kann nicht ungeeignet erscheinen, wenn wir diese Person dem Leser ein wenig erklären. Die Geschichte hat ihm dieselbe so ziemlich bekannt gemacht, aber der Roman, der die Perspectiven und die großen Züge minder genau zeichnet, gibt vielleicht der Einbildungskraft ein befriedigenderes Detail. Herr von Calonne war ein Mann von Geist, sogar von unendlich viel Geist, welcher, aus der nicht sehr an Thränen gewöhnten, obwohl vernünftig urtheilenden Generation der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hervorgehend, in Beziehung auf das über Frankreich schwebende Unglück mit sich im Klaren war, sein Interesse mit dem gemeinschaftlichen Interesse vermischte, wie Ludwig XV. sagte: Nach uns das Ende der Welt! und überall Blumen suchte, um seinen letzten Tag zu schmücken.

Er war vertraut mit den Geschäften und zugleich Hofmann. Alle Frauen, die sich durch ihren Geist, durch ihren Reichthum und ihre Schönheit auszeichneten, hatte er durch seine Huldigungen cultivirt, wie etwa die Biene den mit Aromen und Säften erfüllten Pflanzen ihre Huldigungen darbringt.

Die Conversation von sieben bis acht Männern und zehn bis zwölf Frauen war damals der Inbegriff aller Kenntnisse. Herr von Calonne hatte mit d'Alembert rechnen, mit Diderot Vernunftschlüsse machen, mit Voltaire spotten, mit Rousseau trauern können. Er war endlich stark genug gewesen, der Volksthümlichkeit Neckers in's Gesicht zu lachen.

Herrn Necker, den Weisen und Tiefen, dessen Rechenschaftsbericht ganz Frankreich zu erhellen geschienen hatte, machte Calonne, nachdem er ihn von allen Seiten beobachtet, am Ende lächerlich, selbst in den Augen derjenigen, welche ihn am meisten fürchteten, und der König und die Königin, welche dieser Name beben machte, hatten sich nur zitternd daran gewöhnt, ihn durch einen eleganten Staatsmann von gutem Humor schmähen zu hören, der, um auf so viele schöne Ziffern zu antworten, sich auf die Bemerkung beschränkte: »Wozu nützt es, zu beweisen, daß man nichts beweisen kann?«

Necker hatte in der That nur Eines bewiesen, die Unmöglichkeit, worin er sich befand, noch ferner die Finanzen zu verwalten. Herr von Calonne übernahm sie wie eine für seine Schultern zu leichte Last.

Was wollte Herr Necker? Reformen. Diese theilweisen Reformen erschreckten alle Geister. Wenige Menschen gewannen dabei, und diejenigen, welche dabei gewannen, gewannen wenig; viele dagegen verloren dabei, und sie verloren zu viel. Wenn Necker eine gerechte Vertheilung der Steuer in's Werk setzen wollte, wenn er die Güter des Adels und die Einkünfte der Geistlichkeit mit Abgaben zu belasten beabsichtigte, bezeichnete er brutaler Weise eine unmögliche Revolution. Er spaltete die Nation und schwächte sie zum Voraus, während er alle Kräfte hätte concentriren müssen, um sie zu einem allgemeinen Resultat der Regeneration zu führen.

Dieses Ziel bezeichnete Necker, aber seine Erreichung machte er schon dadurch unmöglich, daß er es bezeichnete. Wer von einer Reform von Mißbräuchen mit denjenigen spricht, welche nicht wollen, daß diese Mißbräuche reformirt werden, setzt sich der nicht dem Widerstande der Betheiligten aus? Darf man den Feind von der Stunde in Kenntniß setzen, zu der man einen Platz stürmen wird?

Das hatte Calonne begriffen, und in dieser Hinsicht war er wirklich mehr Freund der Nation, als der Genfer Necker, mehr Freund, sagen wir, in Betreff der vollendeten Thatsachen, denn, statt einem unvermeidlichen Uebel zuvorzukommen, beschleunigte Calonne den Einbruch der Geißel.

Sein Plan war kühn, riesenhaft, sicher; es handelte sich darum, iu zwei Jahren zum Bankerott den König und den Adel fortzureißen, die ihn um zehn Jahre verzögert hätten; aber wenn der Bankerott gemacht war, zu sagen: »Nun, ihr Reichen, bezahlt für die Armen, denn sie haben Hunger und werden diejenigen verschlingen, welche sie nicht nähren.«

Warum sah der König nicht von Anfang an die Folgen dieses Planes oder diesen Plan selbst? Er, der bei Durchlesung des Rechenschaftsberichts vor Wuth gezittert hatte, warum schauerte er nicht, indem er seinen Minister errieth? Warum wählte er nicht zwischen diesen Systemen, und zog es vor, sich dem Zufall zu überlassen? Das ist die einzige wirkliche Rechnung, welche Ludwig XVI. als Politiker mit der Nachwelt zu ordnen hat. Es war das bekannte Princip, dem sich stets Jeder widersetzt, der nicht Macht genug hat, um das Uebel abzuschneiden, wenn es eingewurzelt ist.

Aber um zu erklären, warum sich die Binde dergestalt vor den Augen des Königs verdichtete, warum die in ihren Wahrnehmungen so scharfsichtige und klare Königin sich in Beziehung auf das Benehmen des Ministers so blind als ihr Gemahl zeigte, wird die Geschichte, man müßte vielmehr sagen der Roman, hier ist er willkommen, ewige unerläßliche Details geben.

Herr von Calonne trat bei der Königin ein.

Er war schön, groß von Wuchs und edel von Manieren. Er wußte die Königin lachen und seine Geliebten weinen zu machen. Obschon fest

überzeugt, Marie Antoinette habe in einem dringenden Bedürfnisse nach ihm verlangt, kam er mit einem Lächeln auf den Lippen. Viele Andere wären mit einer verdrießlichen Miene gekommen, um hernach das Verdienst ihrer Einwilligung zu verdoppeln.

Die Königin war auch sehr freundlich, sie hieß den Minister sitzen und sprach zuerst von tausend bedeutungslosen Dingen.

»Haben wir Geld, mein lieber Herr von Calonne?« sagte sie sodann.

»Geld!« rief Herr von Calonne, »gewiß haben wir, wir haben immer.«

»Das ist herrlich!« rief die Königin, »ich habe nie einen Mann gekannt, der so wie Sie bei Geldfragen antwortete; als Finanzmann sind Sie unvergleichlich.«

»Welche Summe braucht Eure Majestät?«

»Ich bitte, erklären Sie mir zuerst, wie haben Sie es gemacht, um Geld da zu finden, wo Herr Necker sagte, es gebe keines?«

»Herr Necker hatte Recht, es war kein Geld mehr in den Cassen, und das ist so wahr, daß ich am Tag, wo ich das Ministerium übernahm, am 3. November 1783, man vergißt dergleichen Dinge nicht, Madame, als ich den öffentlichen Schatz suchte, in der Casse nicht mehr als mehr als zwei Säcke mit zwölf hundert Livres fand.«

Die Königin lachte.

»Nun?« sagte sie.

»Nun! Madame, wenn Necker, statt zu sagen: Es ist kein Geld mehr vorhanden, so wie ich hundert Millionen im ersten Jahre und hundert und fünf und zwanzig im zweiten entlehnt und die Ueberzeugung von einem weiteren Anlehen von achtzig Millionen für das dritte gehabt hätte, so wäre Necker ein wahrer Finanzmann gewesen; Jedermann kann sagen: Es ist kein Geld mehr in der Casse; aber nicht Jeder weiß zu antworten: Es ist vorhanden.«

»Das sagte ich Ihnen, hierüber beglückwünschte ich Sie. Wie wird man bezahlen? das ist die Schwierigkeit.«

»Oh! Madame,« erwiderte Calonne mit einem Lächeln, dessen tiefe, erschreckliche Bedeutung kein menschliches Auge ermessen konnte, »ich stehe Ihnen dafür, daß man bezahlen wird.«

»Ich verlasse mich auf Sie,« sagte die Königin, »doch sprechen wir immerhin von den Finanzen; bei Ihnen ist es eine Wissenschaft voll Interesse; ein Strauch bei den Andern, ist es bei Ihnen ein Baum mit Früchten!«

Calonne verbeugte sich.

»Haben Sie einige neue Gedanken?« fragte die Königin; »ich bitte, geben Sie mir den ersten davon.«

»Ich habe einen Gedanken, der zwanzig Millionen in die Taschen der Franzosen und sieben bis acht in die Ihrige bringen wird; verzeihen Sie, in die Casse Seiner Majestät.«

»Diese Millionen werden hier willkommen sein. Woher werden sie fließen?«

»Es ist Eurer Majestät nicht unbekannt, daß die Goldmünze nicht denselben Werth in allen Staaten Europa's hat!«

»Ich weiß es. In Spanien ist das Gold theurer, als in Frankreich.«

»Eure Majestät hat vollkommen Recht, und es ist ein Vergnügen, mit Eurer Majestät über Finanzangelegenheiten zu plaudern. Das Gold gilt in Spanien seit fünf bis sechs Jahren achtzehn Unzen mehr der Mark nach, als in Frankreich. Daraus geht hervor, daß die Exportanten mit einer Mark Gold, die sie von Frankreich nach Spanien ausführen, den Werth von ungefähr vierzehn Unzen Silber gewinnen.«

»Das ist unbedeutend!«

»So daß in einem Jahre,« fuhr der Minister fort, »wenn die Capitalisten wüßten, was ich weiß, kein einziger Louisd'or mehr in unserem Land wäre.«

»Sie werden das verhindern?«

»Unmittelbar, Madame; ich will den Werth des Goldes auf fünfzehn Mark vier Unzen erhöhen, ein Fünfzehntel Nutzen. Eure Majestät begreift, daß kein Louisd'or in den Cassen bleiben wird, so bald man erfährt, daß in der Münze denjenigen, welche Gold bringen, dieser Nutzen gegeben wird. Es wird die Umschmelzung dieser Münze vorgenommen werden, und in der Mark Gold, welche heute dreißig Louisd'or enthalt, finden wir zwei und dreißig.«

»Ein gegenwärtiger Nutzen, ein zukünftiger Nutzen!« rief die Königin; »das ist eine herrliche Idee, welche Furore machen wird.«

»Ich glaube es, Madame, und bin sehr glücklich, daß sie so vollkommen Ihre Billigung erhalten hat.«

»Haben Sie immer solche, und ich bin sicher, daß Sie alle unsere Schulden bezahlen werden.«

»Erlauben Sie mir, Madame, daß ich auf das, was Sie von mir wünschen zurückkomme.«

»Wäre es möglich, mein Herr, hätten Sie in diesem Augenblick ...«

»Welche Summe?«

»Oh! sie ist vielleicht viel zu stark.«

Calonne lächelte auf eine Weise, welche die Königin ermuthigte.

»Fünfmal hunderttausend Livres,« sagte sie.

»Ah! Madame!« rief Calonne, »welche Angst hat mir Eure Majestät gemacht! ich glaubte, es handle sich um eine wahre Summe.«

»Sie können also?«

»Sicherlich.«

»Ohne daß der König . . ««

»Ah! Madame, das ist unmöglich; alle meine Rechnungen werden jeden Monat dem König vorgelegt; aber es gibt kein Beispiel, daß bei Konig sie gelesen hat, und ich schätze es mir zur Ehre!«

»Wann kann ich auf diese Summe zählen?«

»An welchem Tage braucht Eure Majestät das Geld?«

»Erst am fünften des nächsten Monats.«

»Die Zahlungen sollen für den zweiten befohlen werden; Sie werden Ihr Geld am dritten haben, Madame.«

»Herr von Calonne, ich danke.«

»Mein höchstes Glück ist, Eurer Majestät zu gefallen. Ich flehe Sie an, sich bei meiner Casse nie Zwang anzuthun. Das wird ein Vergnügen voll Eigenliebe für Ihren Generalcontroleur der Finanzen sein.«

Er stand auf und verbeugte sich demüthig; die Königin reichte ihm ihre Hand zum Kuß.

»Noch ein Wort.« sagte sie.

»Ich höre, Madame.«

»Dieses Geld kostet mich einen Gewissensbiß.«

»Einen Gewissensbiß ...«

»Ja. Es dient zur Befriedigung einer Laune.«

»Desto besser, desto besser. Es wird bei der Summe wenigstens die Hälfte Nutzen für unsere Industrie, für unsern Handel und unsere Vergnügungen sein.«

»Das ist in der That wahr,« murmelte die Königin, »und Sie haben eine reizende Art mich zu trösten, mein Herr!«

»Gott sei gelobt, Madame; mögen wir nie andere Gewissensbisse haben, als die Eurer Majestät, und wir werden geraden Weges in's Paradies eingehen.«

»Sehen Sie, Herr von Calonne, es wäre zu grausam für mich, wenn ich das arme Volk meine Launen bezahlen ließe.«

»Wohl!« erwiderte der Minister, indem er auf jedes seiner Worte einen Nachdruck mit seinem unheimlichen Lächeln legte, »haben Sie keine Bedenklichkeiten mehr, Madame, denn ich schwöre Ihnen, es wird nie das arme Volk sein, das bezahlt.«

Warum nicht?« fragte die Königin erstaunt.

»Weil das arme Volk nichts mehr hat,« antwortete unstörbar der Minister, »und weil da, wo nichts ist, der Kaiser sein Recht verliert.«

Er verbeugte sich und ging ab.

LVI.

Wiedergefundene Illusionen. – Verlorenes Geheimniß.

Kaum hatte Herr von Calonne die Gallerie durchschritten, um nach Hause zurückzukehren, als der Nagel einer eilfertigen Hand an der Thüre des Boudoirs der Königin kratzte.

Jeanne erschien.

»Madame,« sagte sie, »er ist da.«

»Der Cardinal?« fragte die Königin, ein wenig erstaunt über das Wort *er*, das, von einer Dame ausgesprochen, so viele Dinge bezeichnet.

Sie vollendete nicht. Jeanne hatte schon Herrn von Rohan eingeführt und sich, dem beschützten Beschützer verstohlen die Hand drückend, wieder entfernt.

Der Prinz befand sich allein, drei Schritte von der Königin, vor der er ehrerbietig die schuldigen Bücklinge machte. Die Königin, als sie diese taktvolle Zurückhaltung sah, war gerührt; sie reichte dem Cardinal, bei seine Augen noch nicht zu ihr erhoben hatte, ihre Hand.

»Mein Herr,« sprach sie, »man hat mir einen Zug von Ihnen mitgetheilt, der viel Unrecht tilgt.«

»Erlauben Sie mir,« erwiderte der Prinz, zitternd vor einer Gemüthsbewegung, welche nicht geheuchelt war, »erlauben Sie mir, Madame, Sie zu versichern, daß das Unrecht, von dem Eure Majestät spricht, durch ein Wort der Erklärung zwischen ihr und mir sehr geschwächt würde.«

»Ich verbiete Ihnen durchaus nicht, sich zu rechtfertige«,« sprach die Königin mit Würde, »aber das, was Sie mir sagen würden, wärfe einen Schatten auf die Liebe und die Achtung, die ich für mein Vaterland und meine Familie hege. Sie können sich nur entlasten, indem Sie mich verletzen, Herr Cardinal. Doch wir wollen dieses schlecht erloschene Feuer nicht anrühren, es würde vielleicht noch Ihnen und mir selbst die Finger verbrennen; Sie unter dem neuen Lichte sehen, das Sie mir geoffenbart haben, verbindlich, ehrerbietig, ergeben...«

»Ergeben bis zum Tod,« unterbrach der Cardinal.

»Gut. Doch,« sagte Marie Antoinette lächelnd, »doch bis jetzt handelt es sich nur um den Ruin. Sie wären mir bis zum Ruin ergeben, Herr Cardinal? Das ist sehr schön, das ist schön genug. Zum Glück bringe ich Ordnung in

die Sache. Sie werden leben und nicht ruinirt sein, wenn Sie nicht etwa, wie man sagt, sich selbst ruiniren.«

»Madame...«

»Das ist Ihre Sache. Als Freundin, da wir nun gute Freunde sind, will ich Ihnen indessen einen Rath geben: Seien Sie sparsam, das ist eine Hirtentugend; der König wird Sie mehr lieben, wenn Sie sparsam, als wenn Sie verschwenderisch sind.«

»Ich werde geizig werden, um Eurer Majestät zu gefallen.«

»Der König,« versetzte die Königin mit einer zarten Nüance, »der König liebt auch die Geizigen nicht...«

»Ich werde werden, was Eure Majestät will,« fiel der Cardinal mit einer schlecht verkleideten Leidenschaft ein.

»Ich sagte Ihnen also,« schnitt die Königin kurz ab, »Sie werden durch meine Schuld nicht zu Grunde gerichtet werden. Sie find für mich gut gestanden, ich danke Ihnen dafür, aber ich habe Mittel, meinen Verbindlichkeiten zu entsprechen; kümmern Sie sich also nicht mehr um diese Angelegenheiten, welche von der ersten Zahlung an nur mich angehen werden.«

»Damit die Sache beendigt sein möge, Madame,« sprach der Cardinal, sich verbeugend, »habe ich Eurer Majestät nur noch das Halsband anzubieten.«

Zu gleicher Zeit zog er das Etui aus seiner Tasche und überreichte es der Königin.

Sie schaute es nicht einmal an, was bei ihr ein sehr großes Verlangen, es zu sehen, offenbarte, und zitternd vor Freude legte sie es auf ein Arbeitstischchen, doch so, daß sie es unter ihrer Hand behielt.

Der Cardinal versuchte sodann einige Worte der Höflichkeit, welche sehr gut aufgenommen wurden, und kam hernach auf das zurück, was die Königin in Betreff ihrer Versöhnung gesagt hatte.

Da sie sich aber gelobt hatte, die Diamanten nicht in seiner Gegenwart anzuschauen, und da sie vor Begierde, dieselben zu sehen, brannte, so hörte sie ihn nur noch zerstreut an.

Aus Zerstreuung überließ sie ihm auch ihre Hand, die er mit entzückter Miene küßte. Dann nahm er Abschied, da er zu geniren glaubte, was ihn mit Freude erfüllte. Ein einfacher Freund genirt nie, ein gleichgültiger noch viel weniger.

Das war der Verlauf dieser Zusammenkunft, welche alle Wunden im Herzen des Kardinals schloß. Er verließ die Königin begeistert, trunken von Hoffnung, und bereit, Frau von La Mothe für die Unterhandlung, die sie so glücklich geführt, eine grenzenlose Dankbarkeit zu beweisen.

Jeanne erwartete ihn mit ihrem Wagen, hundert Schritte von der Barriere; sie empfing die glühende Betheurung seiner Freundschaft.

»Nun,« sagte sie nach dem ersten Ausbruch dieser Dankbarkeit, »weiden Sie Richelieu oder Mazarin sein? Hat Ihnen die österreichische Lippe Ermuthigungen des Ehrgeizes oder der Zärtlichkeit gegeben? Sind Sie in die Politik oder in die Intrigue versetzt?«

»Scherzen Sie nicht, Gräfin, ich bin wahnsinnig vor Glück.«

»Schon!«

»Stehen Sie mir bei, und in drei Wochen kann ich ein Ministerium in den Händen haben.«

»Teufel! in drei Wochen; wie lange das ist! der Verfall der ersten Verbindlichkeiten ist auf vierzehn Tage gestellt.«

»Ah! alles Glück kommt zugleich; die Königin hat Geld, sie wird bezahlen; ich werde mir das Verdienst der Absicht haben. Das ist Zu wenig, Gräfin, auf Ehre, es ist zu wenig. Gott ist mein Zeuge, daß ich diese Versöhnung gern um den Preis von fünfmal hunderttausend Livres bezahlt hätte...«

»Seien Sie unbesorgt,« unterbrach ihn lächelnd die Gräfin, »Sie werben dieses Verdienst neben den anderen haben. Ist Ihnen viel daran gelegen?«

»Ich gestehe, daß ich es vorzöge, wenn die Königin meine Schuldnerin geworden wäre ...«

»Monseigneur, es sagt mir Etwas, daß diese Befriedigung Ihnen werden soll. Sind Sie darauf vorbereitet?«

»Ich habe meine letzten Güter verkaufen lassen, und für das nächste Jahr meine Einkünfte und Pfründen verpfändet.«

»Sie haben also die fünfmalhunderttausend Livres?«

»Ich habe sie; nur weiß ich nicht, wenn die Zahlung geleistet ist, wie ich es nachher machen werde.«

»Diese Zahlung,« rief Jeanne, »gibt uns ein Vierteljahr Ruhe. In drei Monaten, guter Gott! welche Ereignisse können da eintreten!«

»Das ist wahr; doch der König läßt mir sagen, ich solle keine Schulden machen.«

»Ein Aufenthalt von zwei Monaten im Ministerium wird alle Ihre Schulden bereinigen.«

»Oh! Gräfin...«

»Empören Sie sich nicht. Wenn Sie es nicht thäten, würden es Ihre Vetter thun.«

»Sie haben immer Recht. Wohin gehen Sie?«

»Ich will die Königin wieder aufsuchen und in Erfahrung bringen, welche Wirkung Ihre Gegenwart gemacht hat.«

»Sehr gut, ich kehre nach Paris zurück.«

»Warum? Sie wären heute Abend zum Spiel zurückgekommen. Das ist gute Tactik; verlassen Sie den Platz nicht.«

»Ich muß leider bei einem Rendezvous sein, das ich diesen Morgen vor meinem Abgang erhalten habe.«

»Ein Rendezvous?«

»Von ziemlich ernster Natur, nach dem Inhalt des Billets zu urtheilen, das man mir zugeschickt hat. Sehen Sie.«

»Eine männliche Handschrift,« sagte die Gräfin.

Und sie las:

»»Monseigneur, es will sich Jemand mit Ihnen über die Deckung einer bedeutenden Summe besprechen. Diese Person wird sich heute Abend bei Ihnen in Paris einfinden, um die Ehre einer Audienz zu erhalten.««

»Anonym ... Ein Bettler.«

»Nein, Gräfin, man setzt sich nicht mit heiterem Herzen der Gefahr aus, von meinen Leuten durchgeprügelt zu werden, weil man mich hintergangen hat. »Ich weiß nicht warum, doch mir scheint, ich kenne diese Handschrift.«

»Wohl denn! Monseigneur; überdieß wagt man nie viel bei Leuten, welche Geld versprechen. Das Schlimmste wäre, wenn sie nicht bezahlen würden. Guten Tag, Monseigneur.«

»Gräfin, ich rechne auf das Glück, Sie wiederzusehen.«

»Ah! Monseigneur, zwei Dinge!«

»Sprechen Sie.«

»Wenn Ihnen unerwartet eine große Summe einginge?«

»Nun. Gräfin!«

»Etwas Verlorenes; ein Fund! ein Schatz!«

»Ich verstehe Sie, Schlimme, Halbpart, nicht wahr?«

»Meiner Treue, Monseigneur!«

»Sie bringen mir Glück, Gräfin, warum sollte ich Ihnen nicht dafür Rechnung tragen? Das wird geschehen. Nun daß Andere?«

»Hören Sie. Lassen Sie sich nicht einfallen, die fünfmal hunderttausend Livres anzugreifen.«

»Oh! seien Sie unbesorgt.«

Und sie trennten sich. Der Cardinal kehrte in einer Atmosphäre himmlischer Glückseligkeit nach Paris zurück.

Das Leben nahm für ihn in der That seit zwei Stunden ein anderes Gesicht an. War er nur verliebt, so hatte ihm die Königin mehr gegeben, als er von ihr zu hoffen gewagt hatte; war er ehrgeizig, so ließ sie ihn noch mehr hoffen.

Geschickt von seiner Frau geleitet, wurde der König das Werkzeug eines Glückes, das fortan kein Hindernis; mehr kannte. Der Prinz Louis fühlte sich voll Ideen: er hatte so viel politisches Genie, wie keiner von seinen Nebenbuhlern, er verstand die Frage der Verbesserung, er versöhnte die Geistlichkeit mit dem Volk, um eine jener festen Majoritäten zu bilden, welche lange durch die Stärke und das Recht regieren.

An die Spitze dieser Reformbewegung die Königin stellen, die er anbete, und deren beständig zunehmende Unbeliebtheit er in eine Popularität ohne Gleichen verwandelt hätte: das war der Traum des Prälaten, und diesen Traum konnte ein einziges zärtliches Wort der Königin Marie Antoinette in eine Wirklichkeit verwandeln.

Dann Verzichtete der Unbesonnene auf seine leichten Siege, der Weltmensch machte sich zum Philosophen, der Müßiggänger wurde ein unermüdlicher Arbeiter. Es ist eine leichte Aufgabe für große Charactere,

die Blässe der Schwelgereien mit der Ermüdung durch das Studium zu vertauschen. Fortgezogen durch das Gespann, das man den Ehrgeiz und die Liebe nennt, war Herr von Rohan weit gegangen.

Er glaubte sich schon bei seiner Rückkehr nach Paris am Werke, verbrannte auf einmal eine Kiste voll Liebesbillets, rief seinen Intendanten, um Reformen anzuordnen, ließ durch einen Secretär Federn schneiden, um Memoiren über die Politik Englands zu schreiben, die er vortrefflich verstand, und, seit einer Stunde bei der Arbeit, fing er an wieber in ben Besitz seiner selbst zurückzukehren, als ihm der Ton einer Klingel in seinem Cabinet einen wichtigen Besuch verkündigte.

Ein Huissier trat ein.

»Wer ist da?« fragte der Prälat.

»Die Person, welche diesen Morgen an Monseigneur geschrieben hat.«

»Ohne zu unterzeichnen?«

»Ja, Monseigneur.«

»Doch diese Person hat einen Namen. Fragen Sie danach.«

Der Huissier kam nach einem Augenblick zurück und meldete:

»Der Herr Graf von Cagliostro.«

Der Prinz bebte.

»Er trete ein.«

Der Graf trat ein, die Thüren schlössen sich wieder hinter ihm.

»Großer Gott!« rief der Cardinal, »was sehe ich?«

»Nicht wahr, Monseigneur, daß ich mich kaum verändert habe.«

»Ist es möglich ...« murmelte Herr von Rohan, »Joseph Balsamo am Leben, während man sagte, er sei bei jenem Brand umgekommen, Joseph Balsamo...«

»Graf von Fönix am Leben, ja, Monseigneur, und lebendiger, als je.«

»Aber mein Herr, unter welchem Namen erscheinen Sie denn? und warum haben Sie nicht den alten behalten?«

»Gerade, Monseigneur, weil er alt ist und, vor Allem bei mir, sodann bei den Andern zu viel traurige oder lustige Erinnerungen zurückruft. Ich spreche nur von Ihnen, Monseigneur, hätten Sie Joseph Balsamo nicht von Ihrer Thüre gewiesen?«

»Ich? oh! nein, mein Herr, nein.«

Und der Cardinal bot, immer noch erstaunt, Cagliostro nicht einmal einen Stuhl an.

»Dann hat Eure Eminenz mehr Gedächtniß und Ehrlichkeit, als alle Menschen miteinander,« sagte Cagliostro.

»Mein Herr, Sie haben mir einst einen solchen Dienst geleistet ...«

»Nicht wahr, Monseigneur, ich habe mein Alter nicht verändert,« unterbrach ihn Balsamo, »und ich bin ein schönes Muster der Resultate meiner Lebenstropfen.«

»Ich gestehe es, mein Herr, doch Sie stehen über der Menschheit, da Sie so freigebig Allen Gold und Gesundheit spenden.«

»Die Gesundheit, ich leugne das nicht, Monseigneur; doch das Gold ... nein, oh! nein ...«

»Sie machen kein Gold mehr?«

»Nein, Monseigneur.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich das letzte Theilchen einer unentbehrlichen Ingredienz verloren habe, die mir mein Lehrer, der weise Althotas, nach seinem Abgange aus Aegypten gegeben hatte; es ist dieß das einzige Recept, welches ich nicht eigen besaß.«

»Er hat es behalten?«

»Nein, das heißt, ja, behalten oder mit in's Grab genommen, wie Sie wollen.«

»Er ist gestorben?«

»Ich habe ihn verloren.«

»Warum haben Sie nicht das Leben dieses Mannes, des unumgänglich notwendigen Verwahrers dieses unumgänglich notwendigen Recepts, verlängert, während Sie doch sich selbst seit Jahrhunderten lebendig und jung erhalten haben, wie Sie sagen?«

»Weil ich Alles gegen die Krankheit, gegen die Wunde vermag, aber Nichts gegen den Unfall, der tödtet, ohne daß man mich ruft.«

»Und es war ein Unfall, der die Tage von Althotas endigte?«

»Sie müssen es erfahren haben, da Sie meinen Tod wußten.«

»Der Brand der Rue Saint-Claude, bei welchem Sie verschwanden ...«

»Hat Althotas allein getödtet, oder der Weise wollte vielmehr, des Lebens müde, sterben.«

»Das ist seltsam.«

»Nein, es ist natürlich, ich meinerseits habe schon hundertmal daran gedacht, ich sollte zu leben aufhören.«

»Aber Sie haben dennoch auf dem Leben beharrt.«

»Weil ich mir einen Jugendzustand wählte, in welchem die schöne Gesundheit, die Leidenschaften oder Vergnügungen des Körpers mir noch eine Zerstreuung verschaffen; Althotas dagegen hatte sich den Alterszustand gewählt.«

»Althotas mußte es machen, wie Sie.«

»Nein, er war ein tiefer und erhabener Mann; von allen Dingen dieser Welt wollte er nur die Wissenschaft. Und diese Jugend mit dem gebieterischen Blut, diese Leidenschaften, diese Vergnügungen hätten ihn von der ewigen Beschauung abgelenkt; Monseigneur, es ist von Gewicht, daß man immer fieberfrei ist; um gut zu denken, muß man sich in einer unstörbaren Schlafsucht absorbiren können. Der Greis sinnt besser nach, als der junge Mann; wenn ihn die Traurigkeit erfaßt, gibt es auch kein Mittel mehr. Althotas ist als ein Opfer seiner Ergebenheit für die Wissenschaft gestorben. Ich lebe wie ein Weltkind, verliere meine Zeit und thue durchaus nichts. Ich bin eine Pflanze. Ich darf nicht sagen, eine Blume, ich lebe nicht, ich athme.«

»Oh!« murmelte der Cardinal, »mit dem wiedererstandenen Mann ersteht auch wieder mein ganzes Erstaunen. Sie geben mich jener Zeit zurück, mein Herr, wo die Zauberkraft Ihrer Worte, wo die Wunderbarkeit Ihrer Handlungen alle meine Fähigkeiten verdoppelten und in meinen Augen den Werth eines Geschöpfes erhöhten. Sie erinnern mich an die zwei Träume meiner Jugend. Wissen Sie, es sind siebzehn Jahre, daß Sie mir erschienen.«

»Ich weiß es, wir haben Beide sehr abgenommen. Monseigneur, ich bin kein Weiser mehr, sondern ein Gelehrter. Sie, Sie sind nicht mehr ein schöner junger Mann, sondern ein schöner Fürst. Erinnern Sie sich, Monseigneur, jenes Tages, wo ich in meinem heute durch die Tapeten verjüngten Cabinet Ihnen die Liebe einer Frau versprach, deren blonde Haare meine Seherin befragt hatte?«

Der Cardinal erbleichte und erröthete dann plötzlich. Der Schrecken und die Freude hatten hinter einander die Schläge seines Herzens unterbrochen.

»Ich erinnere mich,« sagte er, »doch nur verworren.«

»Wir wollen sehen,« sprach Cagliostro lächelnd, »wir wollen sehen, ob ich noch für einen Zauberer gelten könnte. Warten Sie, bis ich diese Idee fest erfasse.«

Er dachte nach.

»Die blonde junge Person Ihrer Liebesträume,« sagte er nach einem Stillschweigen, »wo ist sie? was macht sie? Ah! bei Gott, ich sehe sie; ja ... und Sie selbst haben sie heute gesehen. Mehr noch, Sie kommen von ihr her.«

Der Cardinal drückte eine eiskalte Hand auf sein klopfendes Herz.

»Mein Herr!« sagte er so leise, daß Cagliostro es kaum hörte, »ich bitte ...«

»Wollen Sie, daß wir von etwas Anderem sprechen?« versetzte der Wahrsager mit höflichem Tone. »Oh! ich bin ganz zu Ihren Befehlen, Monseigneur. Haben Sie die Güte, über mich zu verfügen.«

Und er streckte sich ziemlich frei auf einem Sopha aus, den der Cardinal ihm zu bezeichnen seit dem Anfang dieses interessanten Gesprächs vergessen hatte.

LVII.

Gläubiger und Schuldner.

Der Cardinal sah seinem Gaste mit einer beinahe verdutzten Miene zu.

»Nun!« sagte Cagliostro, »da wir unsere Bekanntschaft erneuert haben, Monseigneur, plaudern wir, wenn es Ihnen beliebt.«

»Ja,« erwiderte der Prälat, der sich allmälig erholte, »ja sprechen wir von der Deckung, welche ... welche ...«

»Die ich in meinem Briefe bezeichnet habe. Nicht wahr, Eure Eminenz wünscht eiligst zu erfahren ...«

»Oh! das war ein Vorwand ... so denke ich wenigstens.«

»Nein, mein Herr, durchaus nicht, es war eine Wirklichkeit, und zwar eine höchst ernste. Diese Deckung lohnt sich wohl der Mühe, bewerkstelligt zu werden, da es sich um fünfmal hunderttausend Livres handelt und fünfmal hunderttausend Livres eine Summe sind.«

»Und zwar eine Summe, die Sie mir zuvorkommend geliehen haben!« rief der Cardinal, auf dessen Gesicht eine leichte Blasse erschien.

»Ja, Monseigneur, die ich Ihnen geliehen habe,« sprach Balsamo; »ich sehe mit Vergnügen bei einem so großen Fürsten wie Sie ein so gutes Gedächtniß.«

Der Cardinal hatte den Schlag empfangen; er fühlte einen kalten Schweiß von seiner Stirne nach seinen Wangen herabrieseln.

»Ich glaubte einen Augenblick,« sagte er, indem er zu lächeln suchte, »Joseph Balsamo, der übernatürliche Mann, habe seine Schuldforderung in sein Grab mitgenommen, wie er meinen Schein in's Feuer geworfen hatte.«

»Monseigneur,« erwiderte der Graf mit ernstem Tone, »das Leben von Joseph Balsamo ist unzerstörbar, wie dieses Blatt Papier, das Sie für vernichtet hielten. Der Tod vermag nichts gegen das Lebenselixir, das Feuer vermag nichts gegen den Asbest.«

»Ich verstehe nicht,« sagte der Cardinal, dem eine Blendung vor den Augen vorüberzog.

»Sie werden verstehen, Monseigneur, dessen bin ich sicher.«

»Wie so?«

Und er gab dem Prinzen ein zusammengelegtes Papier, und dieser rief, sogar ehe er es geöffnet:

»Mein Schein!«

»Ja, Monseigneur, Ihr Schein,« erwiderte Cagliostro mit einem leichten Lächeln, das noch durch eine kalte Verbeugung gemildert wurde.

»Sie verbrannten ihn doch, ich sah die Flamme davon.«

»Ich habe das Papier allerdings in's Feuer geworfen, aber, wie gesagt, Monseigneur. der Zufall wollte, daß Sie auf ein Stück Asbest geschrieben hatten, statt auf ein gewöhnliches Papier, so daß ich den Schein unversehrt auf den verbrannten Kohlen gefunden habe.«

»Mein Herr,« sprach der Cardinal mit einem gewissen Stolz, denn er glaubte in der Vorweisung des Scheins ein Zeichen von Mißtrauen zu sehen, »mein Herr, glauben Sie mir, daß ich diese Schuld eben so wenig ohne dieses Papier geläugnet hätte, als ich sie mit diesem Papier läugne. Sie hatten also Unrecht, daß Sie mich täuschten.«

»Ich, Sie täuschen? Ich hatte nicht einen Augenblick diese Absicht, das schwöre ich Ihnen.«

»Sie haben mich glauben gemacht, das Unterpfand sei vernichtet.«

»Um Ihnen den ruhigen und glücklichen Genuß der fünfmal hunderttausend Livres zu lassen,« erwiderte Balsamo mit einer leichten Bewegung der Schultern.

»Aber, mein Herr,« fuhr der Cardinal fort, »warum haben Sie zehn Jahre lang eine solche Summe ausgesetzt gelassen?«

»Monseigneur, ich wußte, bei wem ich sie angelegt hatte. Die Ereignisse, das Spiel, die Diebe haben mich allmälig aller meiner Güter beraubt. Da ich aber wußte, daß ich dieses Geld in Sicherheit hatte, so wartete ich geduldig bis zum letzten Augenblick.«

»Und der letzte Augenblick ist gekommen?«

»Ach! ja, Monseigneur.«

»So, daß Sie sich weder mehr gedulden, noch warten können?«

»Das ist mir in der That unmöglich,« antwortete Cagliostro.

»Sie verlangen also Ihr Geld von wir zurück?«

»Ja, Monseigneur.«

»Schon heute?«

»Wenn es Ihnen beliebt.«

Der Cardinal beobachtete ein verzweiflungsvolles Stillschweigen.

Dann sprach er mit bebender Stimme:

»Herr Graf, die unglücklichen Fürsten der Erde improvisiren nicht so rasche Vermögen, wie Ihr Zauberer, die Ihr über die Geister der Finsterniß und des Lichtes gebietet.«

»Oh! Monseigneur, glauben Sie mir, ich würde diese Summe nicht von Ihnen gefordert haben, hätte ich nicht vorher gewußt, daß Sie dieselbe besitzen.«

»Ich habe fünfmal hunderttausend Livres, ich?« rief der Cardinal.

»50.000 Livres in Gold, 10.000 in Silber, das Uebrige in Bankscheinen.«

Der Cardinal erbleichte.

»Welche dort in jenem Schranke von Boule sind,« fügte Cagliostro bei.

»Oh! mein Herr, Sie wissen das?«

»Ja, Monseigneur, und ich kenne auch alle die Opfer, die Sie bringen mußten, um sich diese Summe zu verschaffen. Ich hörte sogar sagen, Sie haben dieses Geld um seinen doppelten Werth gekauft.«

»Oh! das ist wahr.«

»Doch ...«

»Doch?« rief der unglückliche Prinz.

»Doch ich, ich wäre seit zehn Jahren zwanzigmal beinahe vor Hunger oder in Verlegenheit neben diesem Papier gestorben, das für mich eine halbe Million darstellte, und dennoch habe ich, um Sie nicht zu beunruhigen, gewartet. Ich glaube daher, daß wir so ungefähr quitt sind, Monseigneur.«

»Quitt, mein Herr!« rief der Prinz, »oh! sagen Sie nicht, wir seien quitt, da Ihnen der Vortheil bleibt, mir so großmüthig eine Summe von dieser Bedeutung geliehen zu haben; quitt! oh! nein, nein! ich bin und bleibe ewig Ihr Schuldner. Nur frage ich Sie, Herr Graf, warum Sie, der Sie seit zehn Jahren diese Summe von mir zurückverlangen konnten, geschwiegen haben? Seit zehn Jahren hätte ich zwanzigmal Gelegenheit gehabt, Ihnen dieses Geld zurückzugeben, ohne daß es mir schwer gefallen wäre.«

»Während heute?« ... fragte Cagliostro.

»Oh! heute verberge ich Ihnen nicht, daß diese Wiedererstattung, die Sie fordern, denn nicht wahr, Sie fordern sie...«

»Leider, Monseigneur.«

»Mir gewaltig schwer fällt.«

Cagliostro machte mit dem Kopf und den Schultern eine kleine Bewegung, welche bedeutete: Was wollen Sie, Monseigneur? es ist einmal so und kann nicht anders sein.

»Aber Sie, der Sie Alles errathen!« rief der Prinz, »Sie, der Sie im Grunde der Herzen wie im Grunde der Schränke, was zuweilen noch viel schlimmer ist, zu lesen vermögen, Sie brauchen ohne Zweifel nicht erst zu erfahren, warum mir so viel an diesem Gelde liegt, und was der geheimnißvolle und heilige Gebrauch ist, zu dem ich es bestimme?«

»Sie irren sich, Monseigneur.« erwiderte Cagliostro mit einem eisigen Ton, »nein, ich habe keine Ahnung, und meine Geheimnisse haben mir Betrübnis;, Täuschungen und Jammer genug zugezogen, daß ich mich durchaus nicht um die Geheimnisse Anderer bekümmere, wenn sie mich nicht interessiren. Es interessirte mich, zu wissen, ob Sie Geld hatten oder ob Sie keines hatten, insofern ich von Ihnen zu fordern befugt war. Als ich aber einmal wußte, daß Sie hatten, lag mir wenig daran, zu erfahren, wozu Sie es bestimmten. Ueberdieß, Monseigneur, wenn ich in diesem Augenblick die Ursache Ihrer Verlegenheit wüßte, würde sie mir vielleicht gewichtig genug und so achtenswerth erscheinen, daß ich die Schwäche hätte, noch zuzuwarten, was mir unter den gegenwärtigen Umständen, ich wiederhole es Ihnen, den größten Nachtheil brächte. Ich ziehe es daher vor, nichts zu wissen.«

»Oh! mein Herr!« rief der Cardinal; dessen Stolz und Empfindlichkeit diese letzten Worte wieder erweckt hatten, »glauben Sie wenigstens nicht, ich wolle Ihr Mitleid in Beziehung auf meine persönlichen Verlegenheiten erregen; Sie haben Ihre Interessen, sie sind vertreten und garantirt durch diesen Schein, dieser Schein ist von meiner Hand unterzeichnet, das ist genug. Sie sollen Ihre fünfmal hunderttausend Livres bekommen.«

Cagliostro verbeugte sich.

»Ich weiß wohl.« sprach der Cardinal, verzehrt von dem Schmerz in einer Minute so viel mühsam aufgehäuftes Geld zu verlieren, »ich weiß, daß

dieses Papier nur eine Anerkennung der Schuld ist und keine Verfallzeit für die Bezahlung bestimmt.«

»Eure Eminenz wolle mich entschuldigen,« erwiderte der Graf, »ich berufe mich auf den Buchstaben des Scheins und sehe hier geschrieben:

»»Ich bescheinige, von Herrn Joseph Balsamo die Summe von 500,000 Livres empfangen zu haben, die ich ihm auf seine erste Forderung zurückbezahlen werde.

»Unterz. *Louis von Rohan*.«

Der Cardinal schauerte an allen seinen Gliedern; er hatte nicht nur die Schuld, sondern auch die Worte, in denen sie bescheinigt war, vergessen.

»Sie sehen, Monseigneur, daß ich nicht das Unmögliche verlange,« fuhr Balsamo fort. »Sie können nicht, gut. Nur bedaure ich, daß Eure Eminenz zu vergessen scheint, daß die Summe aus freien Stücken von Joseph Balsamo in einer bedeutungsvollen Stunde gegeben worden ist, und dieß wem? Herrn von Rohan, den er nicht kannte. Das ist, wie mir scheint, das Benehmen eines vornehmen Mannes, das Herr von Rohan, in jeder Hinsicht ein so vornehmer Mann, bei der Wiedererstattung hätte nachahmen können. Noch Sie dachten, das müßte nicht so geschehen, sprechen wir also nicht mehr davon; ich nehme meinen Schein zurück. Gott befohlen, Monseigneur.«

Nach diesen Worten legte Cagliostro das Papier kalt zusammen und schickte sich an, es wieder in seine Tasche zu stecken,.

Der Cardinal hielt ihn zurück.

»Herr Graf,« sagte er, »ein Rohan duldet nicht, daß ihm irgend Jemand in der Welt Lectionen in der Großmuth gibt« Ueberdieß wäre es hier ganz einfach eine Lection der Redlichkeit. Ich bitte Sie, mein Herr, geben Sie mir den Schein, damit ich ihn bezahle.«

Nun war es Cagliostro, der seinerseits zu zögern schien.

Das bleiche Gesicht, die angeschwollenen Augen, die bebende Hand des Kardinals schienen in der That ein lebhaftes Mitleid in ihm zu erregen.

Der Cardinal, so stolz er war, begriff diesen guten Gedanken von Cagliostro. Einen Augenblick hoffte er, es würde ein gutes Resultat daraus hervorgehen.

Plötzlich aber verhärtete sich das Auge des Grafen, eine Wolke lief über seine gefaltete Stirne hin und er streckte die Hand und den Schein gegen den Cardinal aus.

Im Herzen getroffen, verlor Herr von Rohan nicht einen Augenblick; er wandte sich nach dem Schranke, den Cagliostro bezeichnet hatte, und zog daraus ein Bündel Anweisungen auf die Wasser- und Forstkasse; dann bezeichnete er mit dem Finger mehrere Säcke Silber und öffnete eine Schublade voll Gold.

»Herr Graf,« sagte er, »hier sind Ihre fünfmal hunderttausend Livres! nur bin ich Ihnen zu dieser Stunde noch weitere zweimal hundert und fünfzig tausend Livres schuldig, indem ich annehme, daß Sie Zins aus Zins ausschlagen, was eine noch viel beträchtlichere Summe machen würde. Ich will die Rechnungen durch meinen Intendanten stellen lassen und Ihnen Sicherheiten für diese Bezahlung geben, wobei ich Sie bitte, mir Zeit bewilligen zu wollen.«

»Monseigneur,« erwiderte Cagliostro, »ich habe Herrn von Rohan fünfmal hunderttausend Livres geliehen. Herr von Rohan ist mir fünfmal hunderttausend Livres schuldig und nicht mehr. Hätte ich Interessen ziehen wollen, so würde ich sie in dem Schein ausbedungen haben. Mandatar oder Erbe von Joseph Balsamo, wie es Ihnen beliebt, denn Joseph Balsamo ist wirklich todt, darf ich nur die in der Schuldurkunde ausgesprochenen Summen annehmen. Sie bezahlen mir dieselben, dafür sage ich Ihnen meinen ehrerbietigen Dank. Ich nehme also die Anweisung an, Monseigneur, und da ich noch am heutigen Tage der ganzen Summe bedarf, so werde ich das Gold und das Silber, was ich Sie bereit zu halten bitte, abholen lassen.«

Nach diesen Worten, auf welche der Cardinal nichts zu erwidern wußte, steckte Cagliostro das Bündel mit den Papieren in die Tasche, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Prinzen, in dessen Hände er den Schein legte, und entfernte sich.

»Das Unglück,« seufzte der Prinz, nach dem Abgang Cagliostro's, »das Unglück trifft nur mich, da die Königin zu bezahlen im Stande ist, und zu ihr wenigstens kein unerwarteter Joseph Balsamo kommen wird, um einen Rückstand von fünfmal hunderttausend Livres zu fordern.«

LVIII.

Haushaltungsrechnungen.

Es war zwei Tage vor der ersten von bei Königin bestimmten Zahlung. Herr von Calonne hatte sein Versprechen noch nicht gehalten. Seine Rechnungen waren noch nicht vom König unterzeichnet.

Der Minister hatte viel zu thun gehabt und dadurch die Königin ein wenig vergessen. Sie ihrerseits hielt es nicht ihrer Würbe angemessen, das Gedächtniß des Controleur der Finanzen aufzufrischen. Da sie seine Zusage erhalten hatte, so wartete sie.

Sie fing indessen an unruhig zu werden und sich zu erkundigen, sie sann eben auf Mittel, Herrn von Calonne, zu sprechen, ohne die Königin zu compromittiren, als ihr ein Billet folgenden Inhalts vom Minister zukam:

»Diesen Abend wird die Sache, mit der mich Eure Majestät gnädigst beauftragt hat, im Rathe unterzeichnet werden, und die Gelder werden morgen früh bei der Königin sein.«

Ihre ganze Heiterkeit kehrte auf Marie Antoinette's Lippen zurück. Sie dachte an nichts mehr.

Man sah sie sogar auf ihren Spaziergängen die einsamsten Alleen suchen, als wollte sie ihre Gedanken von aller materiellen und weltlichen

Berührung absondern.

Sie ging noch mit Frau von Lamballe und dem Grafen von Artois spazieren, als der König nach seinem Mittagsmahle in der Sitzung des Rathes erschien.

Der König war von einer wunderlichen Laune. Aus Rußland kamen schlimme Nachrichten. Ein Schiff war im Golf von Lyon untergegangen. Einige Provinzen verweigerten die Steuerbezahlung, Eine schöne, vom König selbst polirte und gefirnißte Weltkugel war vor Hitze zersprungen, und Europa fand sich bei der Vereinigung des 30. Grades der Breite mit dem 55. der Länge in zwei Theile geschnitten. Seine Majestät schmollte mit der ganzen Welt, selbst mit Herrn von Calonne.

Vergebens bot dieser sein schönes parfümirtes Portefeuille mit seiner lachenden Miene an. Schweigsam und verdrießlich kritzelte der König auf ein Stück weißes Papier Schraffirungen, welche Sturm bedeuteten, wie die Gliedermännchen und die Pferde schön Wetter bedeuteten.

Es war eine Manie des Königs, während der Rathssitzungen zu zeichnen. Ludwig XVI. liebte es nicht, den Leuten in's Gesicht zu sehen, er war schüchtern: eine Feder in seiner Hand gab ihm Sicherheit und Haltung. Während er sich so beschäftigte, konnte der Redner seine Beweisgründe entwickeln; der König, indem er das Auge verstohlen aufschlug, gebrauchte von Zeit zu Zeit ein wenig von dem Feuer seiner Blicke – gerade so viel, als nöthig war, um die Idee zu beurtheilen und den Menschen nicht zu vergessen.

Sprach er selbst, und er sprach gut, so benahm seine Zeichnung seiner Rede jedes Ansehen der Anmaßung: er brauchte keine Geberde mehr zu machen; er konnte nach Belieben sich unterbrechen oder erwärmen, der Zug auf dem Papier ersetzte im Nothfall die Zierrathen des Wortes.

Der König nahm also seiner Gewohnheit gemäß die Feder, und die Minister fingen an Entwürfe oder diplomatische Noten vorzulesen.

Der König gab keine Sylbe von sich, er ließ die auswärtige Korrespondenz vorüber gehen, als begriffe er kein Wort von dieser Art von Arbeit.

Aber man kam zum Detail der Rechnungen des Monats; er erhob das Haupt.

Herr von Calonne hatte eine Denkschrift in Beziehung auf das für das folgende Jahr beabsichtigte Anlehen zu lesen angefangen.

Der König machte mit der größten Wuth Schraffirungen.

»Immer entlehnen, ohne zu wissen, wie man es zurückgeben wird,« sagte er; »das ist doch ein Problem, Herr von Calonne.«

»Sire, ein Anlehen ist ein Aderlaß, den man an einer Quelle macht, das Wasser verschwindet hier, um dort im Ueberfluß zu strömen. Mehr noch, es verdoppelt sich durch die unterirdischen Anpumpungen. Und vor Allem, statt zu sagen: wie werden wir bezahlen? müßte man sagen: wie und worauf werden wir entlehnen? Denn das Problem, von dem Eure Majestät sprach, heißt nicht: womit wird man zurückgeben? sondern: wird man wohl Gläubiger finden?«

Der König trieb seine Schraffirungen bis zum undurchsichtigsten Schwarz, doch er fügte kein Wort mehr bei; seine Züge sprachen von selbst.

Nachdem Herr von Calonne seinen Plan, mit dem Gutheißen seiner Collegen, auseinandergesetzt hatte, nahm der König den Entwurf und unterzeichnete ihn, obwohl seufzend.

»Nun, da wir Geld haben, geben wir aus,« sagte Herr von Calonne lachend.

Der König schaute seinen Minister mit einer Grimasse an und machte aus der Schraffirung einen ungeheuren Tintenklecks.

Herr von Calonne gab ihm einen Etat, aus Ruhegehalten, Gratificationen, Aufmunterungen, Geschenken und Besoldungen bestehend.

Die Arbeit war kurz, gut auseinandergesetzt. Der König wandte die Blätter um und eilte zur Gesammtsumme.

»Eine Million und viermal hunderttausend Livres für so wenig! Wie kommt das?«

Und er lieh die Feder ruhen.

»Lesen Sie, Sire, lesen Sie, und wollen Sie bemerken, daß bei den elfmal hunderttausend Livres ein einziger Artikel auf fünfmal hunderttausend Livres gestellt ist.«

»Welcher Artikel, Herr Generalcontroleur?«

»Der Vorschuß für Ihre Majestät die Königin, Sire.«

»Für die Königin!« rief Ludwig XVI. »Fünfmal hunderttausend Livres der Königin! Ei, mein Herr, das ist nicht möglich!«

»Verzeihen Sie, Sire, die Zahl ist vollkommen richtig.«

»Fünfmal hunderttausend Livres der Königin!« wiederholte der König. »Es muß ein Irrthum obwalten. In der vorigen Woche, nein, vor vierzehn Tagen habe ich Ihrer Majestät ihre drei Monate ausbezahlen lassen.«

»Sire, wenn die Königin Geld nöthig hat, und man weiß, wie Ihre Majestät Gebrauch davon macht, so ist es nichts Außerordentliches ...«

»Nein, nein!« rief der König; – er fühlte nämlich das Bedürfniß, von seiner Sparsamkeit sprechen zu machen, um der Königin einiges Jubelgeschrei zu verschaffen, wenn sie in die Oper gehen würde –; »die Königin will diese Summe nicht, Herr von Calonne. Die Königin hat mir gesagt, ein Schiff sei mehr werth, als Juwelen. Die Königin denkt, wenn Frankreich entlehne, um seine Armen zu ernähren, so müssen die reichen Leute Frankreich borgen. Braucht die Königin dieses Geld, so wird ihr Verdienst größer sein, wenn sie darauf wartet; und ich stehe Ihnen dafür, daß sie warten wird.«

Die Minister zollten diesem patriotischen Erguß des Königs, den der göttliche Horaz in diesem Augenblick nicht *Uxorius* genannt hätte, großen Beifall.

Nur Herr von Calonne, der die Verlegenheit der Königin kannte, beharrte auf der Genehmigung des Postens.

»Wahrhaftig,« sprach der König, »Sie sind mehr für uns interressirt, als wir selbst. Beruhigen Sie sich, Herr von Calonne.«

»Die Königin, Sire, wird mich beschuldigen, ich sei nicht sehr eifrig für ihren Dienst gewesen.«

»Ich werde Ihre Sache bei ihr vertheidigen.«

»Die Königin, Sire, verlangt nie, wenn sie nicht durch die Notwendigkeit gezwungen wird.«

Hat die Königin Bedürfnisse, so sind sie, wie ich hoffe, minder gebieterisch, als die der Armen, und das wird sie zuerst zugestehen.«

»Sire...«

»Besagter Artikel ...« sprach der König entschlossen.

Und er nahm die Feder von den Schraffirungen.

»Sie durchstreichen diesen Credit, Sire?« rief Herr von Calonne bestürzt.

»Ich durchstreiche ihn,« antwortete Ludwig XVI. majestätisch. »Und es ist mir, als hörte ich hier die edle Stimme der Königin mir danken, daß ich ihr Herz so gut erkannt.«

Herr von Calonne biß sich auf die Lippen. Mit diesem heldenmütigen persönlichen Opfer zufrieden, unterschrieb der König alles Ueblige in blindem Vertrauen.

Und er zeichnete ein schönes Zebra, umgeben von Nullen, und wiederholte;

»Ich habe heute Abend fünfmal hunderttausend Livres gewonnen, ein schöner Königstag, Herr von Calonne; Sie werden diese gute Kunde der Königin überbringen, Sie werden sehen, Sie werden sehen.«

»Ah! mein Gott. Sire,« murmelte der Minister, »ich wäre in Verzweiflung, wenn ich Ihnen die Freude dieses Bekenntnisses rauben sollte. Jedem nach seinen Verdiensten!«

»Es sei,« erwiderte der König, »heben wir die Sitzung auf. Genug der Arbeit, wenn die Arbeit gut ist. Ah! dort kommt die Königin; gehen wir ihr entgegen, Calonne.«

»Sire, ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, ich habe meine Unterschrift.«

Und er machte sich so schnell als möglich durch den Corridor aus dem Staube.

Der König ging muthig und ganz strahlend Marie Antoinette entgegen, welche, mit ihrem Arm auf den Grafen von Artois gestützt, im Vorhause sang.

»Madame,« sagte er, »nicht wahr, Sie haben einen guten Spaziergang gemacht?«

»Einen vortrefflichen, und Sie, haben Sie eine gute Arbeit gemacht?«

»Beurtheilen Sie selbst, ich habe fünfmal hunderttausend Livres für Sie gewonnen.«

»Calonne hat Wort gehalten,« dachte die Königin.

»Stellen Sie sich vor,« fügte Ludwig XVI. bei, »Calonne hatte Sie für eine halbe Million auf den Credit gesetzt.«

»Oh!« machte Marie Antoinette lächelnd.

»Und ich ... ich habe durchstrichen. So sind fünfmal hunderttausend Livres mit einem Federstrich gewonnen.«

»Wie, durchstrichen?« rief die Königin erbleichend.

»Gerade zu; das wird Ihnen ungeheuer nützen. Guten Abend, Madame, guten Abend «

»Sire! Sire!»

»Ich verspüre gewaltigen Hunger unb kehre in meine Gemächer zurück. Habe ich mein Abendbrod nicht wohl verdient?«

»Sire, hören Sie doch.«

Doch Ludwig hüpfte und entfloh, hocherfreut über seinen Scherz. Die Königin blieb erstaunt, stumm und bestürzt zurück.

»Mein Schwager,« sagte sie endlich zum Grafen von Artois, »lassen Sie mir Herrn von Calonne holen, dahinter ist ein schlimmer Streich.«

Gerade in diesem Augenblick brachte man der Königin folgendes Billet des Ministers:

»Eure Majestät wird erfahren haben, daß der Credit vom König verweigert worden ist. Das ist unbegreiflich, Madame, und ich habe mich krank und von Schmerz durchdrungen aus dem Rathe entfernt.«

»Lesen Sie,« sagte sie, das Billet dem Grafen von Artois reichend.

»Und es gibt Leute, welche behaupten, wir verschleudern die Staatseinkünfte, meine Schwägerin!« rief der Prinz. »Das ist das Verfahren ...«

»Eines Ehemanns,« murmelte die Königin. »Guten Abend, mein Schwager.«

»Empfangen Sie meine Beileidsbezeigungen, liebe Schwägerin; ich bin nun gewarnt, denn ich hatte morgen verlangen wollen.«

»Man hole mir Frau von La Mothe,« sagte die Königin nach langem Nachsinnen zu Frau von Misery, »wo sie auch sein mag, und auf der Stelle.«

LIX.

Marie Antoinette als Königin. Frau von La Mothe als Weib.

Der Courier, den man nach Paris an Frau von La Mothe absandte, fand die Gräfin oder fand sie vielmehr nicht beim Cardinal von Rohan.

Jeanne hatte Seiner Eminenz einen Besuch gemacht, sie hatte hier zu Mittag gespeist, sie speiste hier zu Nacht und unterhielt sich mit ihm von der unseligen Rückerstattung, als der Läufer anfragte, ob sich die Gräfin bei Herrn von Rohan befinde.

Der Portier, als ein gewandter Man, erwiderte, Seine Eminenz sei ausgefahren, und Frau von La Mothe befinde sich nicht im Hotel, doch nichts sei leichter, als ihr das sagen zu lassen, womit Ihre Majestät ihren Boten beauftragt habe, insofern sie wahrscheinlich diesen Abend in das Hotel kommen würde.

»Sie soll sich so schnell als möglich nach Versailles begeben,« sagte der Läufer; und er entfernte sich, nachdem er denselben Auftrag in allen muthmaßlichen Wohnungen bei nomadischen Gräfin hinterlassen hatte.

Doch kaum war der Läufer weggegangen, als der Portier, der seinen Auftrag besorgte, ohne weit zu gehen, Frau von La Mothe durch seine Frau bei Herrn von Rohan, wo die zwei Verbündeten nach Muße über die Unhaltbarkeit großer Geldsummen philosophirten, benachrichtigen ließ.

Die Gräfin begriff bei dieser Mittheilung, es sei dringend, daß sie sogleich abgehe. Sie verlangte ein Paar gute Pferde vom Cardinal, der sie selbst in eine Berline ohne Wappen setzte, und während er viele Commentare über diese Botschaft machte, fuhr die Gräfin so gut, daß sie in einer Stunde vor das Schloß kam.

Hier wartete Jemand, um sie ohne Verzug bei Marie Antoinette einzuführen.

Die Königin hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Der Nachtdienst war abgethan und keine Frau mehr in den Gemächern, außer Frau von Misery,

welche im kleinen Boudoir las.

Marie Antoinette stickte, oder gab sich den Anschein, als stickte sie, und horchte dabei mit unruhigem Ohr auf alles Geräusch außen, als Jeanne auf sie zustürzte.

»Ah!« rief die Königin, »Sie sind hier, desto besser. Eine Neuigkeit, Gräfin ...«

»Eine gute, Madame?«

»Beurtheilen Sie. Der König hat die fünfmal hunderttausend Livres verweigert.«

»Herrn von Calonne?«

»Jedermann. Der König will mir kein Geld mehr geben. Dergleichen Dinge begegnen nur mir.«

»Mein Gott!« murmelte die Gräfin.

»Das ist unglaublich, nicht wahr, Gräfin? Verweigern, die schon ausgefertigte Anweisung durchstreichen! Doch, sprechen wir nicht mehr von dem, was todt ist. Sie werden sogleich nach Paris zurückkehren.«

»Ja. Madame.«

»Und dem Cardinal sagen, da ei mit so viel Hingebung zu Werke gegangen, um mir Vergnügen zu machen, so nehme ich seine fünfmal hunderttausend Livres bis zum nächsten Quartal an. Das ist selbstsüchtig von mir, Gräfin, doch ich muß ... ich mißbrauche seine Güte.«

»Ah! Madame,« murmelte Jeanne, »wir sind verloren, Der Herr Cardinal hat kein Geld mehr.«

Die Königin sprang auf, als wäre sie verwundet oder beleidigt worden.

»Kein ... Geld ... mehr?« stammelte sie.

»Madame, eine Schuldforderung, an die Herr von Rohan nicht mehr dachte, ist an ihn gestellt worden. Es war eine Ehrenschuld, er hat bezahlt.«

»Fünfmal hunderttausend Livres!«

»Ja, Madame.«

»Aber ...«

»Sein letztes Geld ... Kein Mittel mehr.«

Die Königin hielt, wie betäubt durch dieses Unglück, inne.

»Nicht wahr, ich bin wohl wach?« sagte sie dann. »Alle diese Widerwärtigkeiten müssen mir zustoßen? Woher wissen Sie, Gräfin, daß Herr von Rohan kein Geld mehr hat?«

»Er erzählte mir diesen Unstern vor anderthalb Stunden, Madame. Das Unglück ist um so weniger wieder gut zu machen, als diese fünfmal hunderttausend Livres das waren, was man den Boden der Schublade nennt.«

Die Königin stützte ihre Sinne auf ihre beiden Hände.

»Man muß einen großen Entschluß fassen.« sagte sie.

»Was will die Königin thun?« dachte Jeanne.

»Sehen Sie, Gräfin, das ist eine furchtbare Lection, die mich dafür bestrafen wird, daß ich hinter dem Rücken des Königs eine Handlung mittelmäßigen Ehrgeizes, kleinlicher Coketterie begangen habe. Gestehen Sie, dieses Halsband war kein Bedürfniß für mich.«

»Das ist wahr, Madame, doch wenn eine Königin nur ihre Bedürfnisse und nicht auch ihre Neigungen um Rath fragte...«

»Ich will vor Allem meine Ruhe, das Glück meines Hauses zu Rathe ziehen. Es brauchte nicht mehr, als diese erste Niederlage, um mir darzuthun, wie vielen Verdrießlichkeiten ich mich auszusetzen im Begriff

stand, wie furchtbar an Widerwärtigkeiten der Weg war, den ich gewählt hatte. Gehen wir offen, gehen wir frei, gehen wir einfach zu Werke.«

»Madame!«

»Und um anzufangen, opfern wir unsere Eitelkeit auf dem Altar der Pflicht, wie Herr Dorat sagen würde.«

Dann murmelte sie mit einem Seufzer:

»Oh! das Halsband war doch sehr schön!«

»Es ist noch so.«

»Von nun an ist es nur noch ein Haufen Steine für mich. Mit den Steinen macht man, wenn man damit gespielt hat, was die Kinder nach dem Mühlenspiel damit machen, man wirft sie weg, man läßt sie liegen.«

»Was will die Königin hiemit sagen?«

»Die Königin will sagen, liebe Gräfin, Sie werden das von Herrn von Rohan mir überbrachte Etui zurücknehmen und wieder zu den Juwelieren Böhmer und Bossange tragen.«

»Es ihnen zurückgeben?«

»Allerdings.«

»Aber, Madame, Eure Majestät hat zweimal hundert und fünfzigtausend Livres Angeld gegeben?«

»Dabei gewinne ich abermals zweimal hundert und fünfzigtausend Livres, und ich bin nun im Einklang mit den Rechnungen des Königs.«

»Madame! Madame!« rief die Gräfin, »so eine Viertelsmillion verlieren! Denn es kann geschehen, daß die Juweliere Schwierigkeiten machen, die Gelder zurückzugeben, über die sie verfügt haben werden.«

»Darauf zähle ich und ich überlasse ihnen das Angeld unter der Bedingung, daß der Handel rückgängig wird. Seitdem ich dieses Ziel sehe, Gräfin, fühle ich mich viel leichter. Mit diesem Halsband haben sich hier Sorgen, Verdruß, Angst, Argwohn einquartiert. Nie hatten diese Diamanten Feuer genug gehabt, um alle die Thränen zu trocknen, die ich in Wolken über mir lasten fühle. Gräfin, tragen Sie mir dieses Etui auf der Stelle fort. Die Juweliere machen da ein gutes Geschäft. Zweimal hundert und fünfzigtausend Livres Reukauf, das ist ein Gewinn; es ist der Nutzen, den sie an mir machten, und dabei haben sie noch das Halsband. Ich denke, sie werden sich nicht beklagen, und Niemand wird etwas davon erfahren.«

»Aber Herr von Rohan, Madame?«

»Der Cardinal hat nur in der Absicht, mir Vergnügen zu machen, gehandelt. Sie sagen ihm, es sei mein Vergnügen, das Halsband nicht mehr zu haben, und wenn er ein Mann von Geist ist, so wird er mich verstehen; ist er ein guter Priester, so wird er mein Benehmen billigen und mich in meinem Opfer bestärken.«

So sprechend, reichte die Königin Jeanne das geschlossene Etui. Diese schob es sanft zurück und sagte:

»Madame, warum wollen Sie es nicht versuchen, noch eine Frist zu erlangen?«

»Verlangen ... nein!«

»Ich habe gesagt erlangen, Madame.«

»Verlangen, heißt sich demüthigen, Madame; erlangen, heißt gedemüthigt werden. Ich würde vielleicht begreifen, daß man sich für eine geliebte Person demüthigte, daß man sich demüthigte, um ein lebendes Geschöpf zu retten, und wäre es nur sein Hund; doch um das Recht zu haben, diese Steine zu behalten, welche brennen wie die angezündete Kohle, ohne mehr zu leuchten und ebenso dauerhaft zu sein, oh! Gräfin, nie wird mich ein Rath bestimmen, das anzunehmen! Tragen Sie das Etui fort, meine Liebe, tragen Sie es fort.«

»Aber bedenken Sie, Madame, welchen Lärmen diese Juweliere machen werden, aus Höflichkeit wenigstens, und um Sie zu beklagen. Ihre Zurückweisung wird Sie eben so sehr dem Verdruß und der Nachrede aussetzen, als Ihre Einwilligung. Das ganze Publicum wird erfahren, daß Sie die Diamanten in Ihrer Gewalt gehabt haben.«

»Niemand wird es erfahren. Ich bin diesen Juwelieren nichts mehr schuldig; ich werde sie nicht mehr empfangen; es ist doch des Wenigste, daß sie für meine zweimal hundert und fünfzigtausend Livres schweigen; und meine Feinde, statt zu sagen, ich kaufe für anderthalb Millionen Diamanten, werden nun sagen, ich werfe mein Geld in den Handel. Das ist minder unangenehm. Tragen Sie es fort, Gräfin, tragen Sie es fort, und danken Sie Herrn von Rohan für seine Freundlichkeit und seinen guten Willen.«

Und mit einer gebieterischen Geberde reichte die Königin das Etui abermals Jeanne, welche diese Last nicht ohne eine Bewegung in ihren Händen fühlte.

»Sie haben keine Zeit zu verlieren,« fuhr die Königin fort; »je weniger die Juweliere Unruhe haben werden, desto sicherer werden wir der Geheimhaltung sein; fahren Sie rasch zurück, und Niemand sehe das Etui. Begeben Sie sich zuerst in Ihre Wohnung, denn ich befürchte, ein Besuch bei Böhmer zu dieser Stunde könnte Verdacht bei der Police! erregen, die sich sicherlich mit dem beschäftigt, was man bei mir thut; dann wenn Ihre Rückkehr die Spione von der Fährte abgebracht hat, gehen Sie zu den Juwelieren und bringen Sie mir einen Empfangschein von ihnen.«

»Ja, Madame, es soll so geschehen, da Sie es wollen.«

Sie steckte das Etui unter ihr Mäntelchen, wobei sie besorgt war, daß nichts den Umfang desselben verrieth, und stieg in den Wagen mit all dem Eifer, den die Genossin ihrer Handlung forderte.

Zuerst fuhr sie nach Hause und schickte den Wagen zu Herrn von Rohan zurück, um dem Kutscher, der sie geführt, nichts von dem Geheimniß zu enthüllen. Dann ließ sie sich umkleiden, um ein minder elegantes und für dieses nächtliche Unternehmen besser geeignetes Gewand anzulegen.

Ihre Kammerfrau kleidete sie rasch an, und bemerkte, daß sie während dieser Operation, welche gewöhnlich mit der ganzen Aufmerksamkeit einer Dame vom Hof beehrt wurde, nachdenklich und zerstreut war.

Jeanne dachte in der That nicht an ihre Toilette, sie ließ mit sich machen, und richtete ihr Nachdenken auf eine seltsame, ihr von der Gelegenheit eingegebene Idee.

Sie fragte sich, ob der Cardinal nicht einen großen Fehler begehe, wenn er die Königin diesen Schmuck zurückgeben lasse, und ob der begangene Fehler nicht eine Verminderung des Glückes herbeiführen werde, das Herr von Rohan träume, und welches zu erreichen er, die kleinen Geheimnisse der Königin theilend, sich schmeicheln könne.

Wenn sie Marie Antoinette's Befehl vollzog, ohne sich mit Herrn von Rohan zu berathen, verfehlte sie sich nicht gegen die ersten Pflichten des Bündnisses? Würde der Cardinal, wenn er mit allen seinen Mitteln am Ende wäre, nicht lieber sich selbst verkaufen, als die Königin eines Gegenstandes beraubt lassen, nach dem sie begehrt hatte?

»Ich kann es nicht anders machen, ich muß mich mit dem Cardinal berathen,« sagte Jeanne zu sich selbst.

»Vierzehnmal hunderttausend Livres,« fügte sie in ihrem Geiste bei; »nie wird er vierzehnmal hunderttausend Livres haben!«

Dann wandte sie sich plötzlich gegen ihre Kammerfrau um und sagte:

»Gehen Sie, Rose.«

Die Kammerfrau gehorchte, und Frau von La Mothe setzte ihren geistigen Monolog fort.

»Welche Summe! welch ein Vermögen, und wie all die Glückseligkeit, all der Glanz, den eine solche Summe verschafft, durch die kleine Schlange in Edelsteinen, welche in diesem Etui hier flammt, so gut dargestellt sind!«

Sie öffnete das Etui und versengte sich die Augen bei der Berührung dieser rieselnden Flammen. Sie zog das Halsband aus dem Atlas, rollte es in ihren Fingern, schloß es in ihre zwei kleinen Hände und sagte:

»Vierzehnmal hunderttausend Livres, welche hierin Raum haben, denn dieses Halsband hat wirklich einen Geldwerth von vierzehnmal hunderttausend Livres, und die Juweliere würden noch heute diesen Preis bezahlen.

»Ein seltsames Geschick, das Jeanne von Valois, der Bettlerin, der Unbekannten gestattet, mit ihrer Hand die Hand der Königin, der größten Fürstin der Welt, zu berühren, und auch in ihren Händen, allerdings nur für eine Stunde, vierzehnmal hunderttausend Livres zu besitzen, eine Summe, die in dieser Welt nie allein geht, und die man stets durch bewaffnete Wächter oder durch Garantien begleiten läßt, welche in Frankreich nicht geringer sein können, als die eines Cardinals und einer Königin.

»Das Alles in meinen Fingern! Wie schwer das ist und wie es leicht ist!

»Um in Gold, diesem kostbaren Metall, das Aequivalent dieses Kleinods fortzuschaffen, hätte ich zwei Pferde nöthig; um es in Cassenbillets fortzuschaffen ... und werden die Cassenbillets immer bezahlt? muß man nicht unterzeichnen, controliren? Und dann ist ein Billet Papier; das Feuer, die Luft, das Wasser zerstören es. Ein Cassenbillet hat nicht in allen Ländern Curs; es verräth seinen Ursprung, es offenbart den Namen seines Inhabers. Ein Cassenbillet verliert nach einiger Zeit einen Theil seines Werthes, oder seinen ganzen Werth. Die Diamanten dagegen sind die harte Materie, welche Allem widersteht, und die Jedermann kennt, schätzt, bewundert und kauft, in London, in Berlin, in Madrid, in Brasilien sogar. Alle verstehen einen Diamanten, besonders von dem Schnitt und Wasser, die man in diesen findet! Wie schön sind sie! Wie bewunderungswürdig! Welches Ganze und welche Einzelheiten! Jeder von ihnen ist für sich allein vielleicht verhältnißmäßig mehr werth, als alle miteinander!

»Doch woran denke ich!« sagte sie plötzlich; »fassen wir rasch den Entschluß, entweder den Cardinal aufzusuchen, oder das Halsband, dem Auftrage der Königin gemäß, Böhmer zurückzugeben.«

Sie erhob sich, immer in ihrer Hand die Diamanten haltend, die sich erwärmten und glänzten.

»Sie werden also zu dem kalten Juwelier zurückkehren, der sie abwägen und mit seiner Bürste Poliren wird. Diese Juwelen, die an Marie Antoinette's Hals glänzen könnten ... Böhmer wird zuerst aufschreien, dann sich bei dem Gedanken, er habe den Nutzen und behalte die Waare, beruhigen. Ah! ich vergaß, in welcher Form soll ich den Empfangschein für die Juwelen abfassen lassen? Das ist ernster Natur, man muß bei dieser Abfassung mit viel Diplomatie zu Werke gehen. Die Schrift darf weder Böhmer, noch die Königin, noch den Cardinal, noch mich verbindlich machen.

»Ich werde nie eine solche Urkunde allein entwerfen. Ich bedarf eines Rathes.

»Der Cardinal ... Oh! nein, wenn der Cardinal mich liebte oder reicher wäre und mir die Diamanten schenkte ...«

Sie setzte sich auf ihren Sopha, die Diamanten um ihre Hand gewickelt, den Kopf brennend, voll verworrener Gedanken, die sie bald erschreckten, bald von ihr mit einer fieberhaften Energie zurückgestoßen wurden.

Plötzlich ward ihr Auge ruhiger, fester, mehr auf ein Bild des Geistes geheftet; sie gewahrte nicht, daß die Minuten vergingen, daß Alles in ihr eine fortan unerschütterliche Haltung annahm; daß sie, jenen Schwimmern ähnlich, die den Fuß in den Schlamm der Flüsse gesetzt haben, durch jede Bewegung, die sie machte, um sich zu befreien, weiter hinabgezogen wurde. Eins Stunde verging in dieser stummen und tiefen Beschauung eines geheimnißvollen Ziels.

Dann stand sie langsam auf, erbleicht wie die Priesterin durch die Inspiration, und läutete ihrer Kammerfrau.

Es war zwei Uhr Morgens.

»Suchen Sie mir einen Fiaker,« sagte sie, »oder einen Handwagen, wenn kein anderes Gefährt mehr da ist.«

Die Dienerin fand einen Fiaker, der in der Vieille Rue du Temple schlief.

Frau von La Mothe stieg allein ein und schickte ihre Kammerfrau zurück.

Nach zehn Minuten hielt der Fiaker vor der Thüre des Pamphletschreibers Reteau von Villette.

LX.

Der Empfangschein Böhmers und die Verschreibung der Königin.

Das Resultat dieses nächtlichen Besuchs bei dem Pamphletschreiber Reteau von Billette erschien erst am andern Tag, und zwar auf folgende Weise:

Um sieben Uhr Morgens übersandte Frau von La Mothe der Königin einen Brief, der den Empfangschein der Juweliere enthielt. Dieses wichtige Aktenstück war also abgefaßt:

»Wir, die Unterzeichneten, anerkennen, das ursprünglich an die Königin gegen eine Summe von sechszehnmal hunderttausend Livres verkaufte Diamanten-Halsband wieder in Besitz genommen zu haben, da die Diamanten Ihrer Majestät nicht anstanden, welche uns für unsere Bemühungen und Auslagen durch die Überlassung einer in unsere Hände bezahlten Summe von zweimal hundert und fünfzigtausend Livres entschädigt hat. Unterz. *Böhmer und Bossange*.«

Nunmehr über die Angelegenheit, welche sie lange gequält hatte, beruhigt, schloß die Königin den Schein in ihr Arbeitstischchen ein und dachte nicht mehr daran.

Aber in einem seltsamen Widerspruch mit diesem Schein, erhielten die Juweliere Böhmer und Bossange zwei Tage nachher einen Besuch vom Cardinal von Rohan, der einige Bangigkeit über die Bezahlung der zwischen den Verkäufern und der Königin festgesetzten ersten Rate gehegt hatte.

Herr von Rohan fand Böhmer in seinem Hause auf dem Quai de l'Ecole. Seit dem Morgen, der VErfallzeit der ersten Rate, mußte, wenn Verzug oder Weigerung stattgefunden hätte, Lärm im Lager der Juweliere sein.

Aber das Haus Böhmer athmete ganz im Gegentheil Ruhe, und Herr von Rohan fühlte sich glücklich, als er ein gutes Gesicht bei den Dienern, einen runden Rücken und einen wedelnden Schwanz bei dem Hunde des Juweliers fand. Böhmer empfing seinen vornehmen Kunden mit der freudigen Miene der Befriedigung.

»Nun!« sagte Herr von Rotzan, »es ist heute Zahlungstermin. Die Königin hat also bezahlt?«

»Monseigneur, nein,« antwortete Böhmer. »Ihre Majestät konnte kein Geld geben. Sie wissen, daß Herr von Calonne vom König abgewiesen wurde; die ganze Welt spricht davon.«

»Ja, die ganze Welt spricht davon, Böhmer, und gerade diese Abweisung ist es, was mich hierher führt.«

»Doch Ihre Majestät ist vortrefflich und vom besten Willen. Da sie nicht bezahlen konnte, so hat sie die Schuld garantirt, und wir verlangen nicht mehr.«

»Ah! desto besser!« rief der Cardinal, »die Schuld garantirt, sagen Sie? Das ist sehr gut, doch ... wie?«

»Auf die einfachste und zarteste Weise,« erwiderte der Juwelier, »auf eine ganz königliche Weise.«

»Durch die Vermittelung der geistreichen Gräfin vielleicht?«

»Nein, Monseigneur, nein. Frau von La Mothe ist nicht einmal erschienen, und das hat Herrn Bossange und mir ungemein geschmeichelt.«

»Nicht erschienen! die Gräfin ist nicht erschienen? Glauben Sie mir, daß sie bei dieser Sache ein Wort mitzusprechen hat, Herr Böhmer. Jede gute

Eingebung muß von der Gräfin kommen. Sie begreifen, ich will damit Ihrer Majestät nicht zu nahe treten.«

»Monseigneur wird beurtheilen, ob Ihre Majestät zart und gut gegen uns gewesen ist. Es hatten sich Gerüchte über die Weigerung des Königs in Betreff der Anweisung der fünfmal hunderttausend Livres verbreitet; wir schrieben an Frau von La Mothe.«

»Wann?«

»Gestern, Monseigneur«

»Was antwortete sie?«

»Eure Eminenz weiß nichts davon?« fragte Böhmer mit einer unmerklichen Nuance ehrerbietiger Vertraulichkeit.

»Nein, seit drei Tagen habe ich nicht die Ehre gehabt, die Frau Gräfin zu sehen,« erwiderte der Prinz als wahrer Prinz.

»Wohl! Frau von La Mothe erwiderte mir die zwei Worte: »»Warten Sie.««

»Schriftlich?«

»Nein, Monseigneur, mündlich. In unserem Briefe baten wir Frau von La Mothe, Sie um eine Audienz zu ersuchen und die Königin darauf aufmerksam zu machen, daß der Zahlungstermin herannahe.«

»Das Wort: Warten Sie, war ganz natürlich,« sagte der Cardinal.

»Wir warteten also, Monseigneur, und gestern Abend erhielten wir von der Königin, durch einen sehr geheimnisvollen Courier, einen Brief.«

»Einen Brief! an Sie, Böhmer?«

»Oder vielmehr eine Verschreibung in guter Form, Monseigneur.«

»Lassen Sie sehen.«

»Oh! ich würde sie Ihnen zeigen, hätten wir, mein Associé und ich, nicht geschworen, sie Niemand sehen zu lassen.«

»Und warum?«

»Weil diese Behutsamkeit uns von der Königin selbst auferlegt worden ist; beurtheilen Sie, Ihre Majestät empfiehlt Geheimhaltung.«

»Ah! das ist etwas Anders; Sie sind sehr glücklich, meine Herren Juweliere, daß Sie Briefe von der Königin besitzen.«

»Für dreizehnmal hundert und fünfzigtausend Livres, Monseigneur,« sagte kichernd der Juwelier, »kann man allerlei haben . . .«

»Zehn Millionen, hundert Millionen bezahlen gewisse Dinge nicht,« erwiderte der Kardinal mit strengem Tone; »Sie haben also gute Garantie?«

»So gut als möglich, Monseigneur.«

»Die Königin hat die Schuld anerkannt?«

»In gebührender Form.«

»Und macht sich verbindlich zu bezahlen ...«

»In drei Monaten fünfmal hunderttausend Livres; den Rest in einem halben Jahr.«

»Und ... die Interessen?«

»Oh! Monseigneur, ein Wort Ihrer Majestät verbürgt uns dieselben. »» *Machen wir*,«« fügt Ihre Majestät voll Güte bei, »» *machen wir diese Angelegenheit unter uns* ab;«« *unter uns*, Eure Eminenz begreift die Empfehlung: »» *Sie werden keinen Anlaß haben, es zu bereuen*.«« Und sie unterzeichnet. Von nun an, sehen Sie, ist das für mich und meinen Associé eine Ehrensache.«

»Ich bin nun quitt gegen Sie, Herr Böhmer,« sagte der Cardinal entzückt; »bald ein anderes Geschäft.«

»Wenn uns Eure Eminenz mit Ihrem Vertrauen beehren wird ...«

»Doch bemerken Sie abermals hierin die Hand dieser liebenswürdigen Gräfin...«

»Wir sind Frau von La Mothe sehr dankbar, Monseigneur, und Herr Bossange und ich haben beschlossen, für diese Güte erkenntlich zu sein, wenn uns die vollständige Bezahlung des Halsbandes wieder zu baarem Gelde verholfen haben wird.«

»St! st!« machte der Cardinal, »Sie haben mich nicht begriffen.«

Und er kehrte zu seinem Wagen zurück, geleitet von den Ehrfurchtsbezeigungen des ganzen Hauses.

Man kann nun die Larve aufheben. Für Niemand ist der Schleier auf der Bildsäule geblieben. Was Jeanne von La Mothe gegen ihre Wohlthäterin gethan, hat Jedermann begriffen, als er sie die Feder des Pamphletschreibers Reteau von Billette entlehnen sah. Keine Unruhe bei den Juwelieren, keine Bedenklichkeiten bei bei Königin, keine Zweifel bei dem Cardinal mehr. Drei Monate sind der Ergründung des Betrugs und Verbrechens vergönnt; in diesen drei Monaten werden die unseligen Früchte hinreichend gereift sein, daß die ruchlose Hand sie pflücken kann,

Jeanne kehrte zu Herrn von Rohan zurück, und dieser fragte sie, wie die Königin es angestellt habe, um auf solche Art den Forderungen der Juweliere zu entsprechen.

Frau von La Mothe erwiderte, die Königin habe den Juwelieren eine vertrauliche Mittheilung gemacht; Geheimhaltung sei empfohlen worden; eine Königin welche bezahle, habe schon genug nöthig, sich zu verbergen, aber sie sei hiezu noch weit mehr gezwungen, wenn sie Credit verlange.

Der Cardinal gab ihr Recht, und zu gleicher Zeit fragte er, ob man sich noch seiner guten Absichten erinnere.

Jeanne entwarf ein solches Gemälde von der Dankbarkeit der Königin, daß Herr von Rohan viel mehr als Liebhaber, denn als Unterthan, viel mehr in

seinem Stolze, als in seiner Ergebenheit begeistert war.

Indem Jeanne diese Unterredung zu ihrem Ziele führte, hatte sie beschlossen, friedlich nach Hause zurückzukehren, sich mit einem Edelsteinhändler zu besprechen, für hunderttausend Thaler Diamanten zu verkaufen und damit nach England oder Rußland zu entweichen, freien Ländern, wo sie mit dieser Summe fünf bis sechs Jahre reich leben würde, nach deren Ablauf sie, ohne beunruhigt werden zu können, den Rest der Diamanten vortheilhaft einzeln verkaufen würde.

Doch es gelang nicht alles nach ihren Wünschen. Bei den ersten Diamanten, die sie zwei Kenner sehen ließ, erschreckten das Erstaunen und das zurückhaltende Benehmen dieser Argusse die Verkäuferin. Der Eine bot verächtliche Summen, der Andere gerieth in Extase über die Steine und sagte, er habe nie ähnliche gesehen, außer in dem Halsband Böhmers.

Jeanne hielt inne. Sie begriff, daß die Unvorsichtigkeit in einem solchen Fall der Ruin, daß der Ruin der Schandpfahl und lebenslängliches Gefängnis war. Sie verschloß die Diamanten in das tiefste ihrer Verstecke und faßte den Entschluß, sich mit so soliden Vertheidigungs-, mit so scharfen Angriffswaffen zu versehen, daß im Falle eines Krieges diejenigen, welche sich im Kampfe zeigen würden, zum Voraus verloren wären.

Zwischen dem Verlangen des Cardinals, der immer zu erfahren suchen, zwischen den Indiscretionen der Königin, die immer sich rühmen würde, daß sie ausgeschlagen habe, laviren, war eine furchtbare Gefahr. Ein Wort zwischen der Königin und dem Cardinal, und Alles war entdeckt. Jeanne tröstete sich wieder dadurch, daß sie bedachte, verliebt in die Königin, habe der Cardinal, wie alle Verliebte, eine Binde auf der Stirne und würde folglich in alle Fallen stürzen, die ihm die List unter einem Schatten von Liebe stellen würde.

Doch diese Falle mußte eine geschickte Hand so legen, daß die zwei Interessirten darin gefangen wurden. Entdeckte die Königin den Diebstahl, so durfte sie es nicht wagen, sich zu beklagen; entdeckte der Cardinal den Betrug, so mußte er sich verloren fühlen. Es war ein Meisterstreich, gegen

zwei Gegner zu spielen, welche zum Voraus die ganze Gallerie für sich hatten.

Jeanne wich nicht zurück. Sie gehörte zu jenen unerschrockenen Naturen, welche das Böse bis zum Heldenmuth, das Gute bis zum Schlimmen treiben. Ein einziger Gedanke beschäftigte sie von diesem Augenblick an, der, eine Zusammenkunft des Cardinals mit der Königin zu verhindern.

So lange sie, Jeanne, zwischen ihnen stand, war nichts verloren; wechselten sie hinter ihr ein Wort, so richtete dieses Wort bei Jeanne das Glück der Zukunft zu Grunde, dessen Gerüste auf der Harmlosigkeit der Vergangenheit errichtet war.

»Sie werden sich nicht mehr sehen,« sagte sie. «Nie mehr.«

»Aber,« warf sie ein, »der Cardinal wird die Königin wiedersehen wollen; er wird Versuche zu diesem Ende machen.«

»Warten wir nicht, bis er es versucht,« dachte die Schlaue; »geben wir ihm einen Gedanken ein. Er wolle sie sehen, er bitte sie darum; er compromittire sich, indem er darum bittet. »Ja, doch wenn nur er compromittirt ist?«

Dieser Gedanke versetzte sie in eine schmerzliche Verlegenheit.

»Wäre er allein compromittirt, so hätte die Königin ihre Zuflucht; sie spricht so laut, die Königin; sie weiß so gut den Betrügern eine Larve abzureißen.

»Was ist zu thun? Damit die Königin nicht anschuldigen kann, muß sie den Mund nicht öffnen können; um diesen edlen und muthigen Mund zu schließen, muß man die Federn desselben durch die Initiative einer Anklage niederdrücken.

»Vor einem Gerichte seinen Diener eines Diebstahls zu bezüchtigen, wagt derjenige nicht, der durch seinen Diener eines Verbrechens, so entehrend als der Diebstahl, überwiesen werden kann. Wird Herr Rohan in Beziehung auf die Königin compromittirt, so ist es beinahe sicher, daß die Königin in Beziehung auf Herrn von Rohan compromittirt werden wird.

»Doch der Zufall nähere einander diese zwei Personen nicht, in deren Interesse es liegt, das Geheimniß zu entdecken.«

Jeanne wich Anfangs vor der Unermeßlichkeit des Felsen zurück, den sie über ihrem Haupte aufgehängt hatte. So keuchend, erschrocken, angstvoll, unter der Drohung eines solchen Sturzes leben!

Ja, doch wie dieser Angst entgehen? Durch die Verbannung, durch die Flucht! durch die Ueberschaffung der Diamanten vom Halsband der Königin in ein fremdes Land!

Entfliehen! ein Leichtes. Eine gute Chaise bringt die Sache in zehn Stunden zu Wege; die Zeit, welche die Königin zu einem guten Schlafe braucht; der Zwischenraum, den der Cardinal zwischen ein Abendbrod mit seinen Freunden und sein Aufstehen am andern Tag legt. Die Landstraße entrolle sich vor Jeanne, sie biete ihr endloses Pflaster den brennenden Füßen der Rosse, das genügt. Jeanne wird in zehn Stunden frei und unversehrt sein.

Doch welches Aergerniß! welche Schmach! Verschwunden, obgleich frei; in Sicherheit, obgleich geächtet; Jeanne ist keine Frau von Stand mehr, sie ist eine Diebin, eine dem Gerichte Entwichene, welche von der Justiz nicht erreicht, aber bezeichnet, in Folge der weiten Entfernung nicht vom Eisen des Henkers gebrandmarkt, aber von der öffentlichen Meinung zermalmt wird.

Nein. Sie wird nicht fliehen. Der Gipfel der Verwegenheit und der Gipfel der Gewandtheit sind wie jene zwei Spitzen des Atlas, die den Zwillingen der Erde gleichen. Der eine führt zum andern, der eine hat denselben Werth, wie der andere. Wer den einen sieht, sieht den andern.

Jeanne beschloß, Verwegenheit zum Wahlspruch zu nehmen und zu bleiben. Sie beschloß dieß besonders, als sie die Möglichkeit gesehen hatte, zwischen dem Cardinal und der Königin eine Solidarität der Angst für den Tag zu schaffen, wo der Eine oder die Andere wahrnehmen wollte, es sei ein Diebstahl innerhalb ihrer innigen Freundschaft begangen worden.

Jeanne hatte sich gefragt, wie viel in zwei Jahren die Gunst der Königin und die Liebe des Cardinals eintragen würden; sie hatte den Ertrag dieser beiden

glücklichen Umstände zu sechsmal hunderttausend Livres geschätzt, worauf Ueberdruß, Ungnade und Vernachlässigung sühnend an die Stelle der Günstingschaft und des lustigen Lebens treten würden.

»Ich gewinne bei meinem Plan sieben bis achtmal hunderttausend Livres,« sagte die Gräfin zu sich selbst.

Man wird sehen, wie diese tiefe Seele den gekrümmten Weg zurücklegte, der zur Schande für sie, zur Verzweiflung für die Andern auslaufen sollte.

»In Paris bleiben,« faßte die Gräfin zusammen, »festen Fußes dem ganzen Spiele der zwei Personen beiwohnen, sie nur die meinen Interessen nützliche Rolle spielen lassen; unter den guten Augenblicken einen für die Flucht günstigen Augenblick wählen, mag dieß ein von der Königin gegebener Auftrag oder eine Ungnade sein, die man im Flug auffangen würde.

»Den Cardinal verhindern, sich je mit Marie Antoinette zu unterreden.

»Das ist hauptsächlich die Schwierigkeit, da Herr von Rohan verliebt ist, da er Prinz ist, da er mehrere Male im Jahr das Recht des Eintritts bei der Königin hat, und die Königin, cokett, huldigungssüchtig, überdieß dankbar gegen den Cardinal, nicht entfliehen wird, wenn man sie aufsucht.

»Das Mittel, diese zwei erhabenen Personen zu trennen, wird der Zufall liefern. Man wird die Ereignisse unterstützen.

»Nichts wäre so gut, so geschickt, als bei der Königin den Stolz anzustacheln, der die Keuschheit krönt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine etwas lebhafte Dringlichkeit des Cardinals die zarte und empfindliche Frau verletzt. Naturen wie die Königin lieben die Huldigungen, fürchten aber die Angriffe und weisen sie zurück.

»Ja, das Mittel ist unfehlbar. Indem man Herrn von Rohan räth, sich frei zu erklären, wird man im Geiste der Königin eine Regung des Ekels, des Widerwillens hervorrufen, welche, nicht den Fürsten von der Fürstin, sondern den Mann von der Frau, das Männchen vom Weibchen auf immer trennen wird. Aus diesem Grunde wird man Waffen gegen den Cardinal

ergriffen haben, dessen Manöver man insgesammt am großen Tage der Feindseligkeiten lähmt.

»Gut. Doch ich wiederhole, wenn man den Cardinal der Königin zuwider macht, wirkt man nur auf den Cardinal; man läßt die Tugend der Königin strahlen, das heißt, man befreit die Fürstin, und man gibt ihr jene Freiheit der Sprache, welche jede Anklage erleichtert und ihr das Gewicht des Ansehens verleiht.

»Was man braucht, ist ein Beweis gegen Herrn von Rohan und die Königin; es ist ein zweischneidiges Schwert, das rechts und links verwundet, das verwundet, indem es aus der Scheide geht, das verwundet, indem es die Scheide selbst zerschneidet.

»Was man braucht, ist eine Anklage, welche die Königin erbleichen, den Cardinal erröthen machen muß, eine Anklage, der man Glauben verschaffen muß, so daß Jeanne, die Vertraute der zwei Hauptschuldigen, von allem Verdachte reingewaschen wird. Was man braucht, ist eine Combination, hinter der Jeanne, zu rechter Zeit und geeigneten Ortes verschanzt, sagen kann: Klagt mich nicht an, ober ich klage Euch an; richtet mich nicht zu Grunde, oder ich richte Euch zu Grunde. Laßt mir das Geld, ich werde Euch die Ehre lassen.

»Das lohnt der Mühe, daß man sich besinnt,« dachte die treulose Gräfin, »und ich werde mich besinnen. Meine Zeit wird mir von heute an bezahlt.«

In der That, Frau von La Mothe versenkte sich in gute Polster, rückte näher zu ihrem, von einer milden Sonne beschienen Fenster und suchte in Gegenwart Gottes mit der Fackel Gottes.

Ende des zweiten Bandes

Das Halsband der Königin

(Denkwürdigkeiten eines Arztes II)

Alexander Dumas.

Dritter Band

LXI.

Die Gefangene.

Während dieser geistigen Erregungen der Gräfin, während ihrer Träumerei, ereignete sich eine Scene anderer Art in der Rue Saint-Claude, dem von Jeanne bewohnten Hause gegenüber.

Herr von Cagliostro hatte, wie man sich erinnert, in das ehemalige Hotel Balsamo's die flüchtige, von der Policei des Herrn von Crosne verfolgte Oliva einquartirt.

Sehr in Angst, hatte Mlle. Oliva mit Freuden die Gelegenheit, zugleich der Policei und Beausire zu entfliehen, angenommen; sie lebte also zurückgezogen, verborgen, zitternd in der geheimnißvollen Wohnung, welche so viele furchtbare Dramen, ach! furchtbarer, als das tragikomische Abenteuer von Mlle. Nicole Legay, beherbergt hatte.

Cagliostro hatte jede Fürsorge, jede Zuvorkommenheit für sie gehabt; es kam der jungen Frau süß vor, von diesem vornehmen Herrn beschützt zu werden, der nichts verlangte, aber viel zu hoffen schien.

Und was hoffte er? das fragte sich die Klausnerin vergebens.

Für Mlle. Oliva war Herr von Cagliostro, der Beausire gebändigt und über die Policeiagenten gesiegt hatte, ein rettender Gott. Er war auch ein sehr

verliebter Liebhaber, da er respectirte.

Denn die Eitelkeit Oliva's erlaubte ihr nicht, zu glauben, Cagliostro habe eine andere Absicht mit ihr, als sie eines Tages zu seiner Geliebten zu machen.

Es ist eine Tugend bei den Frauen, welche keine mehr haben, zu glauben, man könne sie ehrfurchtsvoll lieben. Das Herz ist sehr verwelkt, lehr dürr, sehr todt, das nicht mehr auf die Liebe zählt, und auf die Achtung, welche der Liebe folgt.

Oliva baute Luftschlösser in der Tiefe ihrer Behausung in der Rue Saint-Claude, chimärische Schlösser, worin, man muß es gestehen, der arme Beausire selten seinen Platz fand.

Wenn sie am Morgen, geschmückt mit allen Annehmlichkeiten, womit Cagliostro ihr Ankleidecabinet ausgestattet hatte, die vornehme Dame spielte und die Nüancen der Rolle von Celimene durchging, lebte sie nur für die Stunde des Tags, zu der Cagliostro zweimal in der Woche kam, um sich zu erkundigen, ob sie das Leben leicht ertrage.

In ihrem schönen Salon, inmitten eines wirklichen Luxus und eines verständigen Luxus, gestand dann die kleine Creatur berauscht sich selbst, Alles in ihrem vergangenen Leben sei Täuschung, Irrthum gewesen; im Widerspruch mit der Behauptung des Moralisten, daß die Tugend das Glück macht, sei es das Glück, was unfehlbar die Tugend mache.

Leider fehlte es bei der Zusammensetzung dieses Glücks an einem für seine Dauer unerläßlichen Element.

Oliva war glücklich, aber Oliva langweilte sich.

Bücher, Gemälde, musikalische Instrumente hatten sie nicht hinreichend zerstreut. Die Bücher waren nicht frei genug, oder die, welche es waren, hatte sie zu schnell gelesen. Die Gemälde sind immer dasselbe, wenn man sie einmal angeschaut hat – Oliva urtheilt, und nicht wir – und die musikalischen Instrumente haben nur einen Schrei und nie eine Stimme für die unwissende Hand, die bei ihnen ansucht.

Es ist nicht zu leugnen, Oliva langweilte sich bald schrecklich bei ihrem Glück, und oft sehnte sie sich unter Thränen nach jenen guten, kleinen, am Fenster in der Rue Dauphine zugebrachten Morgen zurück, da sie die Straße mit ihren Blicken magnetisirte, so daß alle Vorübergehenden ihre Köpfe erhoben.

Und welche liebliche Spaziergänge im Quartier Saint-Germain, als, indem der zierliche Pantoffel auf seinen Absätzen um zwei Zoll einen Fuß von wollüstiger Biegung erhöhte, jeder Schritt der Wandlerin ein Triumph war und den Bewunderern einen kleinen Schrei der Angst, wenn er ausglitschte, oder des Verlangens, wenn sich nach dem Fuß das Bein zeigte, entriß.

Das dachte die eingeschlossene Nicole. Allerdings waren die Agenten des Herrn Policei-Lieutenants furchtbare Leute; allerdings hatte das Hospital, wo die Weiber in einer schmutzigen Gefangenschaft ersticken, nicht den Werth der ephemeren und glänzenden Einkerkerung der Rue Saint-Claude. Doch wozu würde es dienen, Frau zu sein und das Recht der Frauen zu haben, wenn man sich nicht zuweilen gegen das Gute empörte, um es in Böses zu verwandeln, oder wenigstens in Träume?

Und dann wird bald Alles schwarz für denjenigen, welcher sich langweilt. Nicole bedauerte die Abwesenheit Beausire's, nachdem sie den Verlust ihrer Freiheit beklagt hatte. Gestehen wir, daß nichts in der Welt die Frauen ändert, seit der Zeit, wo die Töchter Judä am Vorabend einer Liebesheirath ihre Jungfrauschaft auf den Bergen beweinten.

Wir sind zu einem Tage der Trauer, der Gereiztheit gelangt, an welchem Oliva, seit zwei Wochen jeder Gesellschaft, jedes Anblicks beraubt, in die traurigste Periode des Uebels der Langweile eintrat.

Nachdem sie Alles erschöpft, da sie es weder wagte, an's Fenster zu treten, noch auszugehen, fing sie an den Appetit des Magens zu verlieren, aber nicht den der Einbildungskraft, der im Gegentheil in demselben Maße sich verdoppelte, in welchem der andere abnahm.

In diesem Augenblick moralischer Aufregung erhielt sie einen an diesem Tage unerwarteten Besuch von Cagliostro.

Er trat, wie dieß seine Gewohnheit war, durch die hintere Thüre des Hotel ein, ging durch den neu angelegten Garten in die Höfe und klopfte an die Läden von Oliva's Wohnung.

Vier Schläge, in bestimmten Zwischenräumen gethan, waren das verabredete Zeichen, daß die junge Frau die Riegel zurückzog, welche sie als Sicherheit zwischen ihr und einem mit Schlüsseln versehenen Besuch fordern zu müssen geglaubt hatte.

Oliva dachte, die Vorsichtsmaßregeln seien nicht unnöthig, um eine Tugend zu bewahren, die sie bei gewissen Gelegenheiten lästig fand.

Bei dem von Cagliostro gegebenen Signal öffnete sie die Riegel mit einer Geschwindigkeit, welche für ihr Bedürfniß einer Unterredung zeugte.

Lebhaft wie eine Pariser Grisette, eilte sie den Schritten des edlen Kerkermeisters entgegen, ergriff seine Hände, mehr um ihn zu kneipen, als um ihn zu liebkosen, und rief mit einer gereizten, heisern, abgestoßenen Stimme:

»Mein Herr, ich langweile mich; erfahren Sie das.«

Cagliostro schaute sie mit einer leichten Kopfbewegung an.

»Sie langweilen sich,« sagte er, während er die Thüre wieder schloß, »ach! meine Liebe, das ist ein garstiges Uebel.«

»Ich mißfalle mir hier. Ich sterbe hier.«

»Wahrhaftig!«

»Ja, ich habe schlimme Gedanken.«

»La! la!« machte der Graf, indem er sie besänftigte, wie man einen Pudel besänftigt; »wenn Sie sich nicht behaglich bei mir fühlen, so grollen Sie mir darum nicht zu sehr. Bewahren Sie all Ihren Zorn für den Herrn Policei-Lieutenant, der Ihr Feind ist.«

»Sie bringen mich in Verzweiflung mit ihrer Kaltblütigkeit,« sagte Oliva. »Ein guter Zorn, ein Aufbrausen ist mir lieber, als eine solche Gelassenheit; Sie finden das Mittel, mich zu beruhigen, und das macht mich toll vor Wuth.«

»Gestehen Sie, daß Sie ungerecht sind,« erwiderte Cagliostro, indem er sich fern von ihr mit jener Affectation von Achtung oder von Gleichgültigkeit niedersetzte, die ihm so gut bei Oliva gelang. »Sie sprechen sehr nach Ihrem Gefallen, Sie,« sagte Oliva, »Sie gehen, Sie kommen, Sie athmen, Ihr Leben besteht aus einer Anzahl von Vergnügungen, die Sie sich wählen; ich vegetire in dem Raum, den Sie begrenzt haben; ich athme nicht, ich zittere. Ich erkläre Ihnen, mein Herr, daß mir Ihr Beistand unnütz ist, wenn er mich nicht am Sterben hindert.«

»Sterben! Sie!« versetzte lächelnd der Graf, »gehen Sie doch!«

»Ich sage Ihnen, daß Sie sich sehr schlecht gegen mich benehmen; Sie vergessen, daß ich tief, leidenschaftlich Einen liebe.«

»Herrn Beausire?«

»Ja, Beausire. Ich liebe ihn, sage ich Ihnen. Ich denke, ich habe es Ihnen nie verborgen. Sie konnten sich nicht einbilden, ich würde meinen theuren Beausire vergessen?«

»Ich habe es so wenig gedacht, daß ich Alles aufbot, um Nachricht von ihm zu erhalten, und ich bringe Ihnen welche.«

»Ah!« machte Olivia.

»Herr von Beausire,« fuhr Cagliostro fort, »ist ein reizender Junge.«

»Bei Gott!« rief Oliva, welche nicht sah, wohin man sie führte.

»Jung und hübsch.«

»Nicht wahr?«

»Voll Einbildungkraft.«

»Voll Feuer ... Ein wenig brutal gegen mich. Doch ... wer gut liebt, züchtigt gut.«

»Sie sprechen goldene Worte. Sie haben ebenso viel Gemüth als Geist, ebenso viel Geist als Schönheit, und ich, der ich das weiß, der ich mich für jede Liebe in der Welt interessire – das ist eine Manie – ich habe daran gedacht, Sie Beausire näher zu bringen.«

»Das war vor einem Monat nicht Ihre Idee,« sagte Oliva mit einem gezwungenen Lächeln.

»Hören Sie doch, mein liebes Kind, jeder galante Mann, der eine hübsche Person sieht, sucht ihr zu gefallen, wenn er frei ist, wie ich es bin. Sie werden jedoch gestehen, daß wenn ich Ihnen ein Bischen den Hof machte, dieß nicht lange gedauert hat, nicht so?«

»Das ist wahr,« erwiderte Oliva in demselben Ton, »höchstens eine Viertelstunde.«

»Es war sehr natürlich, daß ich abließ, da ich sah, wie sehr Sie Herrn von Beausire liebten.«

»Oh! spotten Sie meiner nicht.«

»Nein, auf Ehre; Sie haben mir sehr widerstanden.«

»Oh! nicht wahr?« rief Oliva, entzückt, auf frischer That des Widerstandes ertappt worden zu sein. »Ja, gestehen Sie, daß ich widerstanden habe.«

»Das war die Folge Ihrer Liebe,« bemerkte Cagliostro phlegmatisch.

»Doch die Ihrige,« entgegnete Oliva, »sie war nicht sehr zähe.«

»Ich bin weder alt, noch häßlich, noch dumm, noch arm genug, um die Weigerungen oder die Chancen einer Niederlage zu ertragen, Mademoiselle; Sie hätten stets Herrn von Beausire mir vorgezogen, das habe ich gefühlt und ich habe mich gefügt.«

»Ah! nein, nein!« rief die Cokette. »Das herrliche Bündniß, das Sie mir vorgeschlagen, Sie wissen wohl, das Recht, mir den Arm zu geben, mich zu besuchen, mir in allen Ehren den Hof zu machen, war das nicht ein kleiner Rest von Hoffnung?«

Und indem sie diese Worte sprach, versenkte die Treulose mit ihren zu lange müßig gewesenen Augen den Besuch, der sich in der Falle gefangen hatte.

»Ich muß es bekennen,« erwiderte Cagliostro, »Sie sind von einem Scharfsinn, dem nichts widersteht.«

Und er stellte sich, als schlüge er die Augen nieder, um nicht von dem doppelten Flammenstrom verzehrt zu werden, der aus den Blicken Oliva's hervorsprang.

»Kommen wir auf Beausire zurück,« sagte sie, gereizt durch die Unbeweglichkeit des Grafen; »was macht er, wo ist er, der theure Freund?«

Da schaute Cagliostro sie mit einem Reste von Schüchternheit an und erwiderte:

»Ich sagte, ich habe Sie mit ihm vereinigen wollen.«

»Nein, Sie sagten das nicht,« murmelte sie mit Verachtung; »doch da Sie es mir sagen, so nehme ich es für gesagt an. Fahren Sie fort. Warum haben Sie ihn nicht gebracht? Das wäre liebreich gewesen. Er ist frei, er...«

»Weil,« antwortete Cagliostro, ohne sich vor dieser Ironie zu scheuen, »weil Herr vou Beausire, der ist wie Sie, der zu viel Geist besitzt, auch einen kleinen Handel mit der Policei auf den Hals bekommen hat.«

»Auch!« rief Oliva erbleichend, denn dießmal erkannte sie das Gepräge der Wahrheit.

»Auch,« wiederholte Cagliostro artig.

»Was hat er gemacht?« stammelte die junge Frau.

»Einen reizenden Schelmenstreich, ein äußerst geistreiches Stückchen, ich nenne das einen drolligen Einfall; aber die verdrießlichen Leute, Herr von Crosne zum Beispiel, Sie wissen, wie schwerfällig er ist, dieser Herr von Crosne; nun! sie nennen das einen Diebstahl.«

»Ein Diebstahl!« rief Oliva erschrocken; »mein Gott!«

»Ah! ein hübscher Diebstahl! das beweist, wie viel Neigung dieser arme Beausire für schöne Dinge hat.«

»Mein Herr ... mein Herr ... er ist verhaftet?«

»Nein, doch er ist signalisirt.«

»Sie schwören mir, daß er nicht verhaftet ist, daß er keine Gefahr läuft?«

»Ich kann Ihnen wohl schwören, daß er nicht verhaftet ist; was aber den zweiten Punkt betrifft, da bekommen Sie mein Wort nicht. Sie fühlen, mein liebes Kind, daß man, wenn man signalisirt ist, verfolgt oder wenigstens aufgesucht wird, und daß Herr von Beausire mit seiner Gestalt, mit seiner Haltung, mit all seinen wohlbekannten Eigenschaften, wenn er sich zeigte, sogleich von den Leithunden des Herrn von Crosne gewittert würde. Bedenken Sie ein wenig, welchen Netzzug Herr von Crosne machen würde ... Sie durch Herrn von Beausire, und Herrn von Beausire durch Sie festnehmen ...«

»Oh! ja, ja, er muß sich verbergen! Armer Junge! Ich will mich auch verbergen. Lassen Sie mich aus Frankreich fliehen, mein Herr. Suchen Sie mir diesen Dienst zu leisten; denn sehen Sie, eingeschlossen, erstickt, würde ich hier nicht dem Verlangen widerstehen, eines Tages eine Unvorsichtigkeit zu begehen.«

»Was nennen Sie Unvorsichtigkeit, meine Liebe?«

»Mich zeigen, mir ein wenig Luft schaffen.«

»Uebertreiben Sie nicht, meine Freundin. Sie sind schon ganz bleich, und Sie werden am Ende Ihre schöne Gesundheit verlieren. Herr von Beausire

würde Sie nicht mehr lieben. Nein, nehmen Sie so viel Luft, als Sie wollen, machen Sie sich das Vergnügen, einige menschliche Gestalten vorübergehen zu sehen.«

»Oh!« rief Oliva, »nun sind Sie gegen mich aufgebracht, und Sie werden mich auch verlassen. Ich bin Ihnen vielleicht beschwerlich?«

»Mir! sind Sie toll? Warum sollten Sie mir beschwerlich sein?« sprach der Graf mit einem eisigen Ernst.

»Weil ... ein Mann, der Geschmack für eine Frau hat, ein so bedeutender Mann wie Sie, ein so schöner Herr wie Sie, berechtigt ist, in Zorn zu gerathen, sogar Ekel zu bekommen, wenn eine Tolle, wie ich, ihn abweist. Oh! verlassen Sie mich nicht, richten Sie mich nicht zu Grunde, fassen Sie keinen Haß gegen mich, mein Herr!« rief die junge Frau.

Und eben so erschrocken, als sie cokett gewesen war, schlang sie ihren Hals um Cagliostro's Hals.

»Arme Kleine!« sagte dieser, indem er einen keuschen Kuß auf Oliva's Stirn hauchte, »wie sie bange hat! Haben Sie keine so abscheuliche Meinung von mir, meine Tochter, Sie liefen Gefahr, ich habe Ihnen einen Dienst geleistet; ich hatte Ideen mit Ihnen, ich bin davon zurückgekommen, doch das ist das Ganze. Ich habe Ihnen nicht mehr Haß zu bezeigen, als Sie mir Dankbarkeit zu bieten haben. Ich habe für mich gehandelt, Sie haben für sich gehandelt, wir sind quitt.«

»Oh! mein Herr, wie viel Güte, welch ein edelmüthiger Mann sind Sie!«

Und Oliva legte zwei Arme statt eines einzigen auf Cagliostro's Schultern.

Doch dieser schaute sie mit seiner gewöhnlichen Ruhe an und sprach:

»Sie sehen wohl, Oliva, trügen Sie mir jetzt Ihre Liebe an, ich ...«

»Nun?« fragte sie ganz roth.

»Trügen Sie mir jetzt Ihre anbetungswürdige Person an, ich würde sie zurückweisen, so sehr liebe ich es, nur wahre, reine und von allem Interesse

freie Gefühle einzuflößen. Sie haben mich für interessirt gehalten. Sie sind in Abhängigkeit von mir gerathen. Sie halten sich für verbunden; ich möchte glauben, Sie seien mehr dankbar, als gefühlvoll, mehr erschrocken, als verliebt: bleiben wir, wie wir sind. Ich erfülle in dieser Hinsicht Ihren Wunsch. Ich komme allen Ihren zartsinnigen Rücksichten zuvor.«

Oliva ließ ihre Arme fallen und entfernte sich einige Schritte beschämt, gedemüthigt, bethört durch diese Großmuth Cagliostro's, worauf sie nicht gerechnet hatte.

»Es ist also,« sagte der Graf, »es ist also abgemacht, meine liebe Oliva, Sie werden mich als Freund behalten; Sie werden alles Zutrauen zu mir haben, Sie werden sich meines Hauses, meiner Börse, meines Kredits bedienen, und ...«

»Und ich werde mir sagen, es gebe Menschen auf dieser Welt, welche weit erhaben über alle diejenigen sind, die ich kennen gelernt habe.«

Oliva sprach diese Worte mit einem Zauber und einer Würde, welche einen Zug in diese eherne Seele eingruben, deren Körper man einst *Balsamo* nannte.

»Jede Frau ist gut,« dachte er, »wenn man in ihr die Saite berührt hat, welche dem Herzen entspricht.«

Dann sich Oliva nähernd:

»Von diesem Abend an werden Sie den obersten Stock des Hauses bewohnen. Es ist dieß eine Wohnung, bestehend aus drei als Observatorium angebrachten Zimmern, über dem Boulevard und der Rue Saint-Claude. Die Fenster gehen auf Menilmontant und Belleville. Einige Personen werden Sie dort sehen können. Das sind friedliche Nachbarn, fürchten Sie dieselben nicht. Brave Leute ohne Verbindungen, ohne Argwohn über das, was Sie sein dürften. Lassen Sie sich von ihnen sehen, doch ohne daß Sie sich aussetzen, und besonders, ohne daß Sie sich jedem Vorübergehenden zeigen, denn die Rue Saint-Claude wird zuweilen von den Agenten des Herrn von Crosne durchforscht; dort werden Sie wenigstens Sonne haben.«

Oliva klatschte freudig in ihre Hände.

»Soll ich Sie dahin führen?« fragte Cagliostro.

»Diesen Abend?«

»Gewiß, diesen Abend. Ist Ihnen das lästig?«

Oliva schaute Cagliostro tief an. Eine unbestimmte Hoffnung kehrte in ihr Herz oder vielmehr in ihren eitlen und verdorbenen Kopf zurück.

»Gehen wir,« sagte sie.

Der Graf nahm im Vorzimmer eine Laterne, öffnete selbst mehrere Thüren, stieg, von Oliva gefolgt, eine Treppe hinauf und gelangte zum dritten Stock in die von ihm bezeichnete Wohnung. Sie fand dieselbe ganz ausgestattet, ganz blühend, ganz wohnlich.

»Man sollte glauben, ich wäre hier erwartet worden,« sagte sie.

»Nicht Sie,« erwiderte der Graf, »sondern ich, der ich die Aussicht von diesem Pavillon liebe und oft hier schlafe.«

Oliva's Blick nahm die falben, blitzenden Tinten an, welche oft die Augensterne der Katzen färben.

Ein Wort drängte sich auf ihre Lippen, Cagliostro hielt es durch die Aeußerung zurück:

»Es wird Ihnen an nichts fehlen, Ihre Kammerjungfer wird in einer Viertelstunde bei Ihnen sein. Gute Nacht, Mademoiselle.«

Und er verschwand, nachdem er eine tiefe, durch ein freundliches Lächeln gemilderte Verbeugung gemacht hatte.

Die arme Gefangene sank, bestürzt, vernichtet, auf das in einem zierlichen Alkoven für sie bereit stehende Bett.

»Ich begreife durchaus nichts von dem, was mir widerfährt,« murmelte sie, mit den Augen dem wirklich für sie unbegreiflichen Manne folgend.

LXII.

Das Observatorium.

Oliva legte sich nach dem Abgang der Kammerjungfer, welche Cagliostro ihr schickte, zu Bett.

Sie schlief wenig, die Gedanken aller Art, welche aus ihrer Unterredung mit dem Grafen entstanden, gaben ihr nur wache Träume, schlaftrunkene Beängstigungen; man ist nicht lange Zeit glücklich, wenn man zu reich und zu ruhig ist, nachdem man zu arm oder zu bewegt gewesen.

Oliva beklagte Beausire, sie bewunderte den Grafen, den sie nicht begriff, sie hielt ihn nicht für schüchtern, sie hatte ihn nicht im Verdacht der Unempfindlichkeit. Sie hatte gewaltig bange, von einem Sylphen während ihres Schlafes beunruhigt zu werden, und das geringste Geräusch des Bodens verursachte ihr die jeder Romanheldin, welche in dem *Nordthurme* schläft, bekannte Aufregung.

Mit dem Morgenroth entflohen die Schrecknisse, welche nicht ohne Reiz waren ... Wir, die wir uns nicht fürchten, Herrn Beausire Argwohn einzuflößen, wir können wohl behaupten, daß Nicole die Stunde der vollkommenen Sicherheit nicht ohne einen Rest coketten Aergers erblickte. Eine unübersetzbare Nuance für jeden Pinsel, der nicht *Watteau*, für jede Feder, die nicht *Marivaux* oder *Crebillon Sohn* unterzeichnet hat.

Am Tag erlaubte sie sich zu schlafen, sie genoß dann die Wollust, in ihrem duftenden Zimmer die purpurnen Strahlen der aufgehenden Sonne einzusaugen, die Vögel auf der kleinen Terrasse hinlaufen zu sehen, wo ihre Flügel mit lieblichem Geräusch die Blätter der Rosenstöcke und die Blüthen des spanischen Jasmins streiften.

Und sie stand sehr spät auf, als zwei bis drei Stunden eines süßen Schlafes auf ihren Augenlidern gelastet hatten, als sie, gewiegt zwischen dem Lärmen der Straße und der weichen Lähmung der Ruhe, sich stark genug fühlte, um wieder die Bewegung zu suchen, zu stark, um müßig liegen zu bleiben.

Dann lief sie in allen Winkeln ihrer neuen Wohnung umher, wo der unbegreifliche Sylphe in seiner Unwissenheit nicht einmal eine Fallthüre hatte finden können, um mit einem Flügelschlag um das Bett zu gleiten, und doch hatten die Sylphen in jener Zeit, dem Grafen von Gabalis sei es gedankt, nichts von ihrem unschuldigen Rufe verloren.

Oliva erschaute die Reichthümer ihrer Wohnung in der Einfachheit des unvorhergesehenen. Diese Weiberhaushaltung war Anfangs ein Männermobiliar gewesen. Man fand hier Alles, was das Leben theuer machen kann, man fand hier besonders den hellen Tag und die frische Luft, welche die Kerker in Gärten verwandeln würden, wenn je die Luft und das Licht in ein Gefängniß drängen.

Die kindliche, das heißt die vollkommene Freude schildern, mit der Oliva auf die Terrasse lief, sich auf die Platten, mitten unter die Blumen und Moose, legte, einer Natter ähnlich, welche aus ihrem Neste kommt, wir würden es sicherlich thun, hätten wir nicht ihr Erstaunen zu malen, so oft ihr eine Bewegung ein neues Schauspiel enthüllte.

Anfangs, wie wir gesagt, liegend, um nicht von Außen gesehen zu werden, betrachtete sie durch das Gitter des Balcons die Gipfel der Bäume auf den Boulevards, die Häuser des Quartier Popincourt, einen nebeligen Ocean, dessen ungleiche Wogen sich zu ihrer Rechten aufthürmten.

Von Sonne übergossen, das Ohr auf das Geräusch der allerdings etwas spärlich auf dem Boulevard rollenden Wagen gespannt, blieb sie auf diese Art sehr glücklich zwei Stunden lang. Sie frühstückte sogar Chocolade, die ihre Kammerjungfer ihr vorsetzte, und las eine Zeitung, ehe sie daran dachte, auf die Straße zu schauen.

Das war ein gefährliches Vergnügen.

Die Leithunde des Herrn von Crosne, diese menschlichen Hunde, welche mit weit geöffneten Nasen jagen, konnten sie sehen. Welch ein furchtbares Erwachen nach einem so süßen Schlafe!

Doch diese horizontale Lage konnte nicht fortwähren, so gut sie war. Nicole erhob sich auf einen Ellenbogen.

Und nun sah sie die Nußbäume von Menilmontant, die großen Bäume des Friedhofs, die Myriaden Häuser von allen Farben, welche am Abhang des Berges von Charonne bis zu den Chaumont-Hügeln unter grünem Gesträuche oder auf gypshaltigen, mit Heidekraut und Disteln bekleideten Abstürzen emporragten.

Da und dort auf den Wegen, schmalen am Halse der Bergchen wogenden Bändern, auf den Fußpfaden der Weingärten, auf den weißen Straßen, traten kleine lebende Wesen hervor, Bauern auf ihren Eseln trabend, Kinder über das auszugätende Feld hingebückt, Winzerinnen, die Traube für die Sonne entblößend. Die Ländlichkeit entzückte Nicole, die immer nach der schönen Gegend von Taverney geseufzt hatte, seitdem sie diese Gegend verlassen, um sich nach dem ersehnten Paris zu begeben.

Endlich aber war sie des Landes satt, und da sie eine bequeme sichere Stellung in ihren Blumen genommen hatte, da sie zu sehen verstand, ohne daß sie Gefahr lief, gesehen zu werden, so senkte sie ihre Blicke von dem Berge nach dem Thal, vom entfernten Horizont zu den Häusern gegenüber.

Ueberall, das heißt in dem Raume, den drei Häuser umfassen können, fand Oliva die Fenster geschlossen oder wenig ansprechend. Hier drei Stockwerke bewohnt von alten Rentiers, welche Käfige außen anhingen oder Katzen innen fütterten; dort vier Stockwerke, von denen nur der Auvergnat, der oberste Bewohner, in Sehweite kam ... die anderen Miethleute schienen abwesend, irgendwohin nach dem Lande verreist. Endlich, ein wenig zur Linken, im dritten Hause, gelbe seidene Vorhänge, Blumen, und gleichsam um dieses Wohlbehagen zu möbliren, ein weicher Lehnstuhl, der am Fenster seinen Träumer oder seine Träumerin zu erwarten schien.

Oliva glaubte in diesem Zimmer, dessen schwarze Dunkelheit die Sonne hervorhob, etwas wie einen mit regelmäßigen Bewegungen wandelnden Schatten zu bemerken.

Sie beschränkte hierauf ihre Ungeduld, verbarg sich noch besser, als bis jetzt, rief ihre Kammerjungfer und knüpfte mit ihr ein Gespräch an, um Abwechslung in die Vergnügungen der Einsamkeit durch die Gesellschaft eines denkenden und besonders sprechenden Geschöpfes zu bringen.

Doch die Kammerjungfer war gegen alle Ueberlieferungen zurückhaltend. Sie wollte wohl ihrer Gebieterin Belleville, Charonne und den Père-Lachaise erklären. Sie sagte die Namen der Kirchen Saint-Ambroise und Saint-Laurent; sie bezeichnete in krummer Linie das Boulevard und seine Neigung zum rechten Ufer der Seine; als aber die Frage auf die Nachbarn fiel, fand die Kammerjungfer kein Wort. Sie kannte dieselben ebenso wenig als ihre Gebieterin.

Das helldunkle Zimmer mit den gelben seidenen Vorhängen wurde Oliva nicht erklärt. Nichts über den wandelnden Schatten, nichts über den Lehnstuhl.

Hatte Oliva nicht die Befriedigung, ihre Nachbarin zum Voraus zu kennen, so konnte sie sich wenigstens versprechen, ihre Bekanntschaft auf eigene Faust zu machen. Sie schickte also ihre allzu verschwiegene Dienerin weg, um sich ohne Zeugen ihrer Forschung hinzugeben.

Die Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Die Nachbarn fingen an ihre Thüren zu öffnen, ihre Siesta nach dem Mahle zu halten, sich zum Spaziergange auf der Place Royale oder auf dem Chemin Vert anzukleiden.

Oliva zählte sie. Es waren sechs, gut assortirt in ihrer Unähnlichkeit, wie es sich für Leute geziemt, die sich die Rue Saint-Claude zur Wohnstätte gewählt haben.

Oliva brachte einen Theil des Tages damit zu, daß sie ihre Geberden betrachtete und ihre Gewohnheiten studirte. Sie ließ Alle die Revue passiren, mit Ausnahme des erwähnten Schattens, der, ohne sein Gesicht zu

zeigen, sich in den Lehnstuhl beim Fenster begraben hatte und in eine unbewegliche Träumerei versunken war.

Es war eine Frau. Sie hatte ihren Kopf ihrer Haarkünstlerin überlassen, welche in anderthalb Stunden auf dem Schädel und den Schläfen eines von jenen babylonischen Gebäuden errichtete, in welche Mineralien und Vegetabilien kamen, und worein auch Thiere gekommen wären, hätte sich Leonard darein gemischt und hätte eine Frau jener Zeit eingewilligt, aus ihrem Kopfe eine Arche Noä mit ihren Bewohnern zu machen.

Dann als die Frau frisirt, gepudert, weiß an Putz und Spitzen war, quartirte sie sich wieder in ihren Lehnstuhl ein, den Kopf von Kissen getragen, welche hart genug waren, daß dieser Theil das Gleichgewicht des ganzen Körpers hielt und dem Monumente des Haares unberührt zu bleiben gestattete, ohne eine Angst vor Erdbeben, welche die Grundlage erschüttern konnten.

Diese unbewegliche Frau glich jenen indischen auf ihre Sitze gekeilten Göttern, denn in Folge der Starrheit des Gedankens rollte das Auge allein in seiner Höhle. Eine Schildwache und ein thätiger Diener verrichteten nach den Bedürfnissen des Körpers oder den Launen des Geistes allein den Dienst des Idols.

Oliva bemerkte, wie hübsch diese Dame in ihrer Frisur war, wie sehr ihr Fuß, auf den Rand des Fensters gestellt und in einem kleinen Pantoffel von rosa Atlas geschaukelt, zart und sinnreich war. Sie bewunderte die Rundung des Armes und des Busens, der den Schnürleib und das Morgengewand zurückstieß.

Was ihr aber ganz besonders auffiel, das war die Tiefe des stets auf ein unsichtbares, unbestimmtes Ziel gespannten Gedankens, eines so gebieterischen Gedankens, daß er den Leib zu gänzlicher Unbeweglichkeit verurtheilte, daß er ihn durch seinen Willen vernichtete.

Diese Frau, welche wir erkannt haben, während Oliva sie nicht zu erkennen vermochte, ahnte nicht, daß man sie sehen konnte. Ihren Fenstern gegenüber hatte sich nie ein Fenster geöffnet. Das Hotel des Herrn von Cagliostro hatte nie, trotz der Blumen, welche Nicole gefunden, trotz der

Vögel, die sie hatte fliegen sehen, irgend Jemand sein Geheimniß entdeckt, und abgesehen von den Malern, die es wiederhergestellt, hatte sich nie ein lebendes Wesen am Fenster sehen lassen.

Um die Erscheinung zu erklären, welcher Cagliostro's angebliches Wohnen im Pavillon widerspricht, wird ein Wort genügen. Der Graf hatte diese Wohnung am Abend bereiten lassen, als hätte er sie für sich selbst einrichten heißen. Er hatte sich so zu sagen selbst belogen, so gut waren seine Befehle vollzogen worden.

Die Dame mit der schönen Frisur blieb also in ihren Gedanken begraben; Oliva bildete sich ein, so träumend, träume die hübsche Person von ihren durchkreuzten Liebschaften.

Sympathie in der Schönheit, Sympathie in der Einsamkeit, im Alter, in der Langweile, wie viele Bande, um zwei Seelen mit einander zu verknüpfen, die einander vielleicht in Folge der geheimnißvollen, unwiderstehlichen und unübersetzbaren Combination der Geschicke suchten!

Seitdem Oliva diese nachdenkliche Einsiedlerin gesehen hatte, konnte sie ihr Auge nicht mehr von ihr losmachen.

Es lag eine Art von moralischer Reinheit in dieser Anziehung der Frau zur Frau. Diese Zartheiten sind gewöhnlicher, als man im Allgemeinen glaubt, unter den unglücklichen Geschöpfen, für welche der Körper der Hauptagent in den Functionen des Lebens geworden ist.

Arme Verbannte aus dem geistigen Paradies, sehnen sie sich nach den verlorenen Gärten und den lächelnden Engeln zurück, die sich unter den mystischen Schatten verbergen.

Oliva glaubte eine Schwester ihrer Seele in der schönen Klausnerin zu sehen. Sie baute einen Roman ähnlich ihrem eigenen auf, denn sie bildete sich in ihrer Naivetät ein, man könne nicht hübsch, elegant sein und in der Rue Saint-Claude verloren wohnen, ohne ein großes Unglück im Grunde seines Lebens oder eine schwere Bangigkeit im Grunde seines Herzens zu haben.

Als sie ihre romantische Fabel gut aus Erz und Diamanten geschmiedet hatte, ließ sich Oliva, wie alle exzeptionellen Naturen, durch ihre Feerei entführen, sie nahm Flügel, um im Raum ihrer Gefährtin entgegen zu eilen, der sie, in ihrer Ungeduld, hätte Flügel wie die ihrigen wachsen sehen mögen.

Doch die Dame mit dem Monument rührte sich nicht, sie schien auf ihrem Stuhle zu schlummern. Zwei Stunden waren vergangen, ohne daß sie um einen Grad aus ihrer Linie gewichen war.

Oliva war in Verzweiflung. Sie wäre Adonis oder Beausire nicht den vierten Theil so weit entgegengekommen wie der Unbekannten.

Der Sache überdrüssig und von der Zärtlichkeit zum Haß übergehend, öffnete und schloß sie zehnmal ihr Fenster; zehnmal scheuchte sie die Vögel aus dem Blätterwerk auf, und machte gefährdende telegraphische Geberden, welche das stumpfste der Werkzeuge des Herrn von Crosne, wenn es über das Boulevard oder am Ende der Rue Saint-Claude gegangen wäre, unfehlbar gesehen und zum Gegenstand einer scharfen Aufmerksamkeit gemacht hätte.

Endlich machte Nicole sich selbst weiß, die Dame mit den schönen Flechten habe alle ihre Geberden wohl gesehen, alle ihre Signale wohl begriffen, aber sie verachte dieselben; sie sei eitel oder einfältig; einfältig! mit so feinen, geistreichen Augen, mit einem so beweglichen Fuß, einer so unruhigen Hand! Unmöglich!

Eitel, ja; eitel, wie es in dieser Zeit eine Frau vom hohen Adel gegenüber einer Bürgerlichen sein konnte.

Oliva, welche in der Physiognomie der jungen Frau alle Merkmale der Aristocratie erkannte, schloß, sie sei hoffärtig und folglich unmöglich zu bewegen.

Sie verzichtete.

Mit einem reizenden Schmollen den Rücken wendend, setzte sie sich wieder in die Sonne, diesmal in die untergehende Sonne, um in die

Gesellschaft ihrer Blumen zurückzukehren, gefälliger Gespielinnen, welche auch adelig, auch zierlich, auch gepudert, auch cokett wie die vornehmsten Damen, sich doch berühren, einathmen lassen und in Wohlgeruch, in Kühle und in bebenden Berührungen den Freundschafts- oder Liebeskuß erwidern.

Nicole bedachte nicht, daß diese vermeintlich hochmüthige Dame Jeanne von Valois, Gräfin von La Mothe war, die seit dem vorhergehenden Tag eine Idee suchte.

Daß diese Idee zum Zweck hatte, ein Zusammentreffen zwischen Marie Antoinette und dem Cardinal von Rohan zu verhindern.

Daß ein noch größeres Interesse heischte, daß der Cardinal, während er die Königin nicht mehr unter vier Augen sah, fest glaubte, er sehe sie noch immer, folglich mit dieser Vision sich begnügte und aufhörte, den wirklichen Anblick zu verlangen.

Ernste Gedanken, sehr triftige Entschuldigungen für eine solche Vertieftheit einer jungen Frau, daß sie zwei tödtliche Stunden hindurch den Kopf nicht bewegte.

Hätte Nicole dieß Alles gewußt, sie würde sich nicht aus Zorn unter ihre Blumen geflüchtet haben.

Sie hätte nicht, indem sie sich hineinsetzte, vom Balcon einen Topf mit Eschwurz gestoßen, der mit einem furchtbaren Lärmen in die öde Straße hinabfiel.

Erschrocken schaute Oliva schnell, welchen Schaden sie wohl angerichtet habe.

Die in Gedanken versunkene Dame erwachte bei dem Geräusch, sah den Topf auf dem Pflaster und stieg von der Wirkung zur Ursache auf, das heißt ihre Augen stiegen vom Pflaster der Straße zu der Terrasse des Hauses auf.

Und sie sah Oliva.

Als sie dieselbe sah, stieß sie einen heftigen Schrei aus, einen Schrei des Schreckens, einen Schrei, der mit einer raschen Bewegung ihres ganzen, kurz zuvor noch so steifen und eisigen Körpers endigte.

Die Augen Oliva's und dieser Dame begegneten sich endlich, befragten sich, durchdrangen einander.

Jeanne rief zuerst:

»Die Königin!«

Dann murmelte sie, indem sie die Hände und die Stirne faltete, ohne daß sie sich zu rühren wagte, damit die seltsame Erscheinung nicht entfliehen möchte:

»Oh! ich suchte ein Mittel, hier ist es.«

In diesem Augenblick hörte Oliva Geräusch hinter sich, und sie wandte sich rasch um.

Der Graf war in ihrem Zimmer; er hatte die gegenseitige Erkennung bemerkt.

»Sie haben sich gesehen!« sagte er.

Oliva verließ hastig den Balcon.

LXIII.

Die zwei Nachbarinnen.

Von dem Augenblick an, wo die Frauen sich gesehen hatten, stellte sich Oliva, schon bezaubert durch die Anmuth ihrer Nachbarin, nicht mehr, als verachte sie dieselbe, und indem sie sich vorsichtig unter ihren Blumen umwandte, erwiderte sie mit einem Lächeln jedes Lächeln, das man an sie richtete.

Cagliostro hatte bei seinem Besuch nicht unterlassen, ihr die größte Umsicht zu empfehlen.

»Besonders halten Sie nicht zur Nachbarschaft,« hatte er gesagt.

Dieses Wort war wie ein böser Hagel auf das Haupt Oliva's gefallen, die sich bereits mit den Geberden und Grüßen der Nachbarin beschäftigte.

Nicht zur Nachbarschaft halten hieß den Rücken dieser reizenden Frau zuwenden, deren Augen so glänzend und so sanft waren, bei der jede Bewegung eine Verführung enthielt; es hieß auf einen telegraphischen Notenwechsel über den Regen und das schöne Wetter verzichten, es hieß mit einer Freundin brechen. Denn die Einbildungskraft Oliva's lief dergestalt, daß Jeanne bereits ein interessanter und theurer Gegenstand für sie war.

Die Duckmäuserin antwortete ihrem Beschützer, sie würde sich wohl hüten, ihm ungehorsam zu sein, und nichts unternehmen, um mit der Nachbarschaft in Verbindung zu treten. Doch er war nicht so bald weggegangen, als sie sich so auf dem Balcon einrichtete, daß sie die ganze Aufmerksamkeit ihrer Nachbarin in Anspruch nahm.

Dieser, man kann es wohl glauben, war nichts lieber; denn die ersten Avancen, die man ihr machte, erwiderte sie mit Grüßen und mit Kußhänden.

Oliva entsprach nach besten Kräften diesen liebenswürdigen Zuvorkommenheiten; sie bemerkte, daß die Unbekannte das Fenster nicht

mehr verließ, und daß sie, immer aufmerksam, um entweder ein Lebewohl zu senden, wenn sie wegging, oder einen guten Morgen, wenn sie zurückkam, alle ihre Liebesfähigkeiten auf den Balcon Oliva's concentrirt zu haben schien.

Auf einen solchen Zustand der Dinge mußte rasch ein Annäherungsversuch folgen.

Man vernehme, was geschah.

Als Cagliostro zwei Tage nachher zu Oliva kam, beklagte er sich über einen Besuch, der im Hotel von einer unbekannten Person gemacht worden sei.

»Wie so?« fragte Oliva, ein wenig erröthend.

»Ja,« erwiderte der Graf, »eine sehr hübsche, junge, elegante Dame ist erschienen und hat mit einem Bedienten gesprochen, den sie durch ihr beharrliches Läuten herbeigezogen. Sie fragte diesen Menschen, wer die junge Person sein möchte, die den Pavillon des dritten Stockes, Ihre Wohnung, meine Theure, inne hätte. Diese Frau bezeichnete sicherlich Sie. Sie wollte Sie sehen. Sie kennt Sie also; sie hat Absichten auf Sie; Sie sind also entdeckt. Nehmen Sie sich in Acht, die Policei hat weibliche Spione, wie männliche Agenten, und ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich es Herrn von Crosne nicht abschlagen kann, Sie herauszugeben, wenn er Sie von mir fordert.«

Statt zu erschrecken, erkannte Oliva schnell das Bild ihrer Nachbarin, sie wußte ihr unendlich Dank für ihre Zuvorkommenheit, und entschlossen, ihr dieß durch alle in ihrer Gewalt stehenden Mittel zu beweisen, verstellte sie sich vor dem Grafen.

»Sie zittern nicht?« sagte Cagliostro.

»Niemand hat mich gesehen,« erwiderte Nicole.

»Also wollte man nicht Sie besuchen?«

»Ich denke nicht.«

»Doch um zu errathen, daß eine Frau in diesem Pavillon ... Ah! nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht.«

»Ei! Herr Graf,« entgegnete Oliva, »wie könnte ich fürchten? Hat man mich gesehen, was ich nicht glaube, so wird man mich nicht mehr sehen, und wenn man mich sähe, so wäre es von fern, denn nicht wahr, das Haus ist undurchdringlich?«

»Undurchdringlich, ganz richtig,« erwiderte der Graf, »denn wenn man nicht die Mauern erklettert, was nicht sehr bequem ist, oder die Eingangsthüre mit einem Schlüssel, wie der meinige, öffnet, was nicht leicht ist, insofern ich ihn nicht von mir lasse ...«

Bei diesen Worten zeigte er den Schlüssel, der ihm zum Eintritt durch die hintere Thüre diente.

»Da ich aber,« fuhr er fort, »da ich kein Interesse dabei habe, Sie in's Verderben zu stürzen, so werde ich den Schlüssel Niemand leihen, und da Ihnen kein Vortheil daraus erwüchse, wenn Sie Herrn von Crosne in die Hände fielen, so werden Sie Ihre Mauern nicht erklettern lassen. Sie sind also gewarnt, mein liebes Kind, richten Sie Ihre Sache so ein, wie es Ihnen beliebt.«

Oliva ergoß sich in Betheurungen aller Art und beeilte sich, den Grafen zur Thüre hinauszubringen, was ihr nicht schwer wurde, da er nicht auf längerem Bleiben bestand.

Am andern Morgen war sie von sechs Uhr an auf dem Balcon; sie athmete die reine Luft der benachbarten Hügel ein und schoß neugierige Blicke nach den geschlossenen Fenstern ihrer artigen Freundin.

Diese, die gewöhnlich erst gegen elf Uhr erwachte, zeigte sich, sobald Oliva erschien. Es war sogar, als lauerte sie hinter den Vorhängen auf die Gelegenheit, sich sehen zu lassen.

Die zwei Frauen grüßten sich, und Jeanne legte sich vor ihr Fenster hinaus und schaute nach allen Seiten, ob sie Jemand hören könnte.

Niemand erschien. Nicht nur die Straße, sondern auch die Fenster der Häuser waren verlassen.

Sie hielt nun ihre beiden Hände in Form eines Sprachrohrs vor ihren Mund und sagte mit einer vibrirenden und getragenen Betonung, welche kein Schreien ist, aber weiter geht, als der Schall der Stimme, zu Oliva:

»Ich wollte Sie besuchen, Madame.«

»St!« machte Oliva, indem sie erschrocken zurückwich.

Und sie legte einen Finger auf ihre Lippen.

Jeanne tauchte ihrerseits hinter ihre Vorhänge, im Glauben, es sei eine indiscrete Person zugegen; doch sogleich erschien sie wieder, beruhigt durch Nicole's Lächeln.

»Man kann Sie also nicht besuchen?« fragte sie.

»Leider nein!« antwortete Oliva mit der Geberde.

»Warten Sie,« sagte Jeanne. »Kann man Briefe an Sie richten?«

»Oh! nein,« rief Oliva erschrocken.

Jeanne dachte einige Augenblicke nach.

Oliva, um ihr für ihre zarte Theilnahme zu danken, sandte ihr einen reizenden Kuß zu, den Jeanne doppelt zurückgab, worauf sie ihr Fenster schloß und ausging.

Oliva sagte sich, ihre Freundin habe ein neues Mittel gefunden, das Schaffen ihrer Einbildungskraft habe sich in ihrem letzten Blicke geoffenbart.

Jeanne kehrte in der That nach zwei Stunden zurück; die Sonne strahlte in ihrer ganzen Kraft; das Pflaster der Straße glühte wie der Sand Spaniens während des Fuego.

Oliva sah ihre Nachbarin an ihrem Fenster mit einer Armbrust erscheinen. Jeanne bedeutete ihr lachend durch ein Zeichen, sie möge auf die Seite treten.

Oliva gehorchte wie ihre Gefährtin lachend, und flüchtete sich hinter ihren Laden.

Jeanne zielte sorgfältig und schoß eine kleine bleierne Kugel ab, welche leider, statt über den Balcon zu fliegen, an einer der eisernen Stangen anprallte und auf die Straße fiel.

Oliva stieß einen Schrei des Verdrusses aus. Jeanne zuckte zornig die Achseln, suchte einen Moment ihr Wurfgeschoß auf der Straße und verschwand dann auf einige Minuten.

Oliva schaute, vorgebeugt, vom Balcon hinab; eine Art von Lumpensammler ging rechts und links suchend vorüber: sah er die Kugel in der Gosse oder sah er sie nicht? Oliva wußte es nicht; sie verbarg sich, um selbst nicht gesehen zu werden.

Jeanne's zweiter Versuch war glücklicher.

Ihre Armbrust schleuderte getreu über den Balcon in Nicole's Zimmer eine zweite Kugel, um welche ein in folgenden Worten abgefaßtes Billet gewickelt war:

»Sie interessiren mich, schönste Dame. Ich finde Sie reizend und liebe Sie schon vom bloßen Sehen. Sie sind also eine Gefangene? Wissen Sie, daß ich einen vergeblichen Versuch gemacht habe Sie zu besuchen? Wird der Zauberer, der Sie mit scharfen Augen bewacht, je mich Ihnen nähern lassen, damit ich Ihnen sagen kann, welche Sympathie ich für ein armes Opfer der Männertyrannei empfinde?

»Ich habe, wie Sie, die Einbildungskraft, um meinen Freundschaften zu dienen. Wollen Sie meine Freundin sein? Es scheint, Sie können nicht ausgehen; doch Sie können ohne Zweifel schreiben, und da ich ausgehe, wann ich will, warten Sie, bis ich unter Ihrem Balcon vorüberkomme, und werfen Sie mir Ihre Antwort zu.

»Würde das Spiel mit der Armbrust gefährlich und man entdeckte es, so wählen wir ein Mittel, leichter zu correspondiren. Lassen Sie von Ihrem Balcon in der Abenddämmerung einen Knäuel Bindfaden herabhängen; befestigen Sie Ihr Billet daran, ich werde dann das meinige daran knüpfen, das Sie hinaufziehen können, ohne gesehen zu werden.

»Bedenken Sie, daß ich, wenn Ihre Augen keine Lügner sind, ein wenig auf die Zuneigung zähle, die Sie mir eingeflößt haben, und daß wir Beide das Weltall besiegen werden, Ihre Freundin.«

»P.S. Haben Sie Jemand mein erstes Billet aufheben sehen?«

Jeanne unterzeichnete nicht; sie hatte sogar ihre Handschrift gänzlich verstellt.

Oliva bebte vor Freude, als sie dieses Billet erhielt. Sie antwortete mit folgenden Zeilen:

»Ich liebe Sie, wie Sie mich lieben. Ich bin in der That ein Opfer der Männerbosheit. Doch derjenige, welcher mich hier zurückhält, ist ein Beschützer und kein Tyrann. Er besucht mich insgeheim einmal des Tags. Ich erkläre Ihnen dieß Alles später. Das Heraufziehen des Billets am Ende eines Fadens ist mir lieber, als die Armbrust.«

»Ach! nein, ich kann nicht ausgehen; ich bin unter Schloß und Riegel, doch das ist zu meinem Besten. Oh! wie viele Dinge hätte ich Ihnen zu sagen, wäre ich je so glücklich, mit Ihnen zu plaudern! Es gibt so viele Einzelnheiten, die man nicht schreiben kann.«

»Ihr erstes Billet ist von Niemand aufgehoben worden außer vielleicht von einem schmutzigen Lumpensammler, der vorüberging, doch solche Leute können nicht lesen, und für sie ist Blei Blei«

Ihre Freundin
Oliva Legay.«

Oliva unterzeichnete unbedenklich.

Sie machte der Gräfin das Zeichen des Abwickelns eines Fadens. Sie wartete dann bis der Abend kam, und ließ den Knäuel auf die Straße hinabrollen.

Jeaune war unter dem Balcon, ergriff den Faden und nahm das Billet ab, lauter Bewegungen, welche ihre Correspondentin an dem Faden, der als Leiter diente, bemerkte; dann kehrte sie in ihr Haus zurück, um zu lesen.

Nach einer halben Stunde knüpfte sie an die beglückende Schnur ein Billet folgenden Inhalts:

»Man thut Alles, was man will ... Sie werden nicht unablässig bewacht, da ich Sie immer allein sehe ... Sie müssen also alle Freiheit haben, die Leute zu empfangen, oder vielmehr selbst auszugeben. Wie wird Ihr Haus geschlossen? mit einem Schlüssel? Wer hat diesen Schlüssel? nicht wahr, der Mann, der Sie besucht? Bewacht er diesen Schlüssel so hartnäckig, daß Sie ihn nicht entwenden oder einen Abdruck davon nehmen können? ... Es handelt sich nicht darum, Böses zu thun, sondern Ihnen einige Stunden der Freiheit, süße Spaziergänge am Arm einer Freundin zu verschaffen, die Sie über all Ihr Unglück trösten und Ihnen mehr geben wird, als Sie verloren haben. Es handelt sich sogar, wenn Sie durchaus wollen, um vollständige Freiheit. Wir wollen diesen Gegenstand bei der ersten Zusammenkunft, die wir haben werden, in allen seinen Einzelnheiten verhandeln.«

Oliva verschlang dieses Billet. Sie fühlte das Fieber der Unabhängigkeit zu ihrer Wange, die Wollust der verbotenen Frucht zu ihrem Herzen emporsteigen.

Sie hatte bemerkt, daß der Graf, so oft er zu ihr eintrat, wobei er ihr bald ein Buch, bald einen Juwel brachte, seine Blendlaterne auf ein Arbeitstischen stellte und seinen Schlüssel aus die Laterne legte.

Sie hielt zum Voraus ein Stück geknetetes Wachs bereit, womit sie den Abdruck seines Schlüssels bei dem ersten Besuche Cagliostro's nahm.

Dieser wandte nicht ein einziges Mal den Kopf um; während sie diese Operation bewerkstelligte, schaute er auf dem Balcon die neu erschlossenen Blumen an. Oliva konnte also ohne Bangen ihr Vorhaben durchführen.

Als der Graf weggegangen war, ließ Oliva in einer Schachtel den Abdruck des Schlüssels hinab, den Jeanne mit einem kleinen Billet empfing.

Und schon am andern Tag gegen Mittag schleuderte die Armbrust, ein außerordentlich rasches Beförderungsmittel, das gegen die Korrespondenz mit dem Faden dasselbe war, was der Telegraph gegen den berittenen Curier ist, schleuderte, sagen wir, die Armbrust ein also abgefaßtes Billet:

»Meine Theuerste, heute Abend um elf Uhr, wenn der Graf weggegangen sein wird, kommen Sie herab; Sie ziehen die Riegel zurück und befinden sich in den Armen derjenigen, welche sich nennt Ihre zärtliche Freundin.«

Oliva bebte vor Freude stärker, als sie es je bei Gilberts zärtlichsten Billeten im Frühling der ersten Liebe und der ersten Rendezvous gethan.

Sie ging um elf Uhr hinab, ohne daß sie irgend einen Argwohn bei dem Grafen bemerkt hatte. Sie fand unten Jeanne, die sie zärtlich in die Arme schloß, in einen auf dem Boulevard stehenden Wagen steigen ließ, und ganz betäubt, ganz bebend, ganz berauscht, machte sie mit ihrer Freundin eine Spazierfahrt von zwei Stunden, während welcher Geheimnisse, Küsse, Entwürfe für die Zukunft ohne Unterlaß zwischen den zwei Gefährtinnen ausgetauscht wurden.

Jeanne rieth zuerst Oliva, nach Hause zurückzukehren, um keinen Verdacht bei ihrem Beschützer zu erregen. Sie hatte erfahren, daß dieser Beschützer Cagliostro war. Sie fürchtete den erhabenen Geist dieses Mannes und sah nur im tiefsten Geheimniß Sicherheit für ihre Pläne.

Oliva hatte sich ohne Rückhalt erschlossen; Beausire, die Policei, sie hatte Alles gestanden.

Jeanne gab sich für ein Fräulein aus, das ohne Wissen seiner Familie mit einem Geliebten lebe.

Die Eine wußte Alles, die Andere wußte gar nichts; so war die beschworene Freundschaft zwischen diesen zwei Frauen beschaffen.

Van diesem Tage an hatten sie weder Die Armbrust, noch den Faden mehr nöthig. Jeanne hatte ihren Schlüssel. Sie ließ Oliva nach ihrer Laune herabkommen.

Ein feines Abendbrod, eine geheime Spazierfahrt waren die Köder, an denen sich Oliva immer fangen ließ.

»Entdeckt Herr von Cagliostro nichts?« fragte Jeanne zuweilen ängstlich.

»Er! wahrhaftig, wenn ich es ihm sagte, er würde es mir nicht glauben wollen,« erwiderte Oliva.

Acht Tage machten aus diesen nächtlichen Entweichungen eine Gewohnheit, ein Bedürfniß und mehr noch, ein Vergnügen. Nach Verlauf von acht Tagen fand sich der Name von Jeanne noch viel öfter auf Oliva's Lippen, als je die Namen Gilbert und Beausire.

LXIV.

Rendezvous.

Kaum war Herr von Charny auf seinen Gütern angekommen, kaum hatte er sich nach den ersten Besuchen in seine Wohnung eingeschlossen, als ihm der Arzt verordnete, Niemand mehr zu empfangen und das Zimmer zu hüten, was mit einer solchen Strenge ausgeführt wurde, daß nicht ein einziger Bewohner des Cantons den Helden des Seetreffens mehr erblickte, welches so viel Lärmen durch ganz Frankreich gemacht hatte, während alle junge Mädchen ihn zu sehen suchten, weil er anerkannt tapfer war und man ihn schön nannte.

Charny war indessen nicht so krank an Körper, als man glaubte. Er hatte nur ein Uebel im Herzen und im Kopf, und guter Gott! welch ein Uebel ... einen scharfen und unablässigen, unbarmherzigen Schmerz, den Schmerz einer Erinnerung, welcher brannte, ein Sehnsuchtsschmerz, welcher zerriß.

Die Liebe ist nur ein Heimweh: der Abwesende beweint ein ideales Paradies, statt ein materielles Vaterland zu beweinen.

Herr von Charny hielt es nicht drei Tage aus. Wüthend, alle seine Träume durch die Unmöglichkeit entkräftet, durch den Raum vernichtet zu sehen, ließ er die von uns erwähnte Verordnung des Arztes den ganzen Canton durchlaufen; dann übertrug Olivier die Bewachung seiner Thüren einem erprobten Diener und ritt in der Nacht auf einem sehr sanften und sehr raschen Pferde fort. Nach acht Stunden war er in Versailles, wo er durch die Vermittelung seines Kammerdieners ein kleines Haus hinter, dem Park miethete.

Dieses Haus, das seit dem tragischen Tod eines adeligen Jägermeisters, der sich den Hals abgeschnitten, verlassen war, sagte Charny vortrefflich zu, denn er wollte sich hier mehr verbergen, als auf seinen Gütern.

Er war anständig ausgestattet, hatte zwei Thüren, von denen die eine auf eine öde Straße, die andere auf die Rundallee des Parkes ging, und von den Fenstern gegen Süden konnte Charny in die Hagenbuchenalleen schauen, denn die Fenster, deren Läden sich umgeben von Weinreben und Epheu öffneten, waren nur Thüren eines, für Jeden, der in den königlichen Park hätte springen wollen, etwas erhabenen Erdgeschosses.

Diese damals schon sehr seltene Nachbarschaft war das Privilegium, das man einem Jagdaufseher gegeben hatte, damit er ohne Mühe das Damwild und die Fasanen Seiner Majestät bewachen konnte.

Man stellte sich, wenn man nur diese heiter von einem kräftigen Grün umrahmten Fenster sah, den schwermüthigen Jägermeister vor, wie er sich an einem Herbstabend mit den Ellbogen auf das mittlere Fenster stützte, während die Hirschkühe ihre schlanken Beine auf dem dürren Laub krachen ließen und auf dem von Bäumen umschlossenen Rasen unter einem falben Strahl der untergehenden Sonne spielten.

Diese Einsamkeit gefiel Charny vor allem Anderen. Ob dieß Liebe für die Landschaft war, werden wir bald sehen.

Sobald er eingerichtet, sobald Alles gut verschlossen war und sein Bedienter die ehrerbietige Neugierde der Nachbarschaft getilgt hatte, fing Charny, vergessen wie er vergaß, ein Leben an, das schon in der Idee, Jeden beben machen wird, welcher in seinem Erdenwallen geliebt oder von Liebe sprechen gehört hat.

In weniger als vierzehn Tagen kannte er alle Gewohnheiten des Schlosses, wie der Wachen, er kannte die Stunden, zu denen der Vogel aus den Lachen trinkt, zu denen der scheue Damhirsch den scheuen Kopf vorstreckend vorüberzieht. Er wußte die guten Augenblicke der Stille, die Stunden der Spaziergänge der Königin oder ihrer Damen, den Augenblick der Runden; er lebte mit einem Wort von fern mit denjenigen, welche in diesem Trianon, dem Tempel seiner wahnsinnigen Anbetungen, lebten.

Da die Jahreszeit schön war, da die milden, duftenden Nächte seinen Augen mehr Freiheit und seiner Seele mehr unbestimmte Träumerei gaben, so brachte er einen Theil derselben unter den Jasminen seines Fensters zu, lauschte auf die entfernten Geräusche, welche vom Palast kamen, und folgte durch die Oeffnungen im Blätterwerk dem Spiel der bis zur Stunde des Schlafengehens in Bewegung gesetzten Lichter.

Bald genügte ihm das Fenster nicht mehr. Er war zu entfernt von diesem Geräusch und diesen Lichtern. Sicher, zu dieser Stunde Niemand zu begegnen, nicht Hunden, nicht Wachen, sprang er von seinem Hause auf den Rasen hinab und suchte die köstliche, die gefährliche Wollust, bis an den Saum des Gehölzes zu gehen, auf die Grenze, welche den dichten Schatten vom glänzenden Mondschein trennt, um von da die Silhouetten zu befragen, welche schwarz und bleich hinter den weißen Vorhängen der Konigin hinzogen.

Auf diese Art sah er sie alle Tage, ohne daß sie es wußte.

Er erkannte sie auf eine Viertelmeile, wenn sie, mit ihren Damen oder mit einem ihr befreundeten Cavalier wandelnd, mit ihrem chinesischen Sonnenschirm spielte, der ihren großen, mit Blumen verzierten Hut beschützte.

Kein Gang, keine Haltung konnte ihn täuschen. Er wußte alle Kleider der Königin auswendig und errieth mitten unter den Blättern den großen grünen Ueberwurf mit schwarzen moirirten Bändern, den sie durch eine keusch verführerische Körperbewegung wogen ließ.

Und wenn die Erscheinung verschwunden war, wenn der Abend, die Spaziergänger vertreibend, ihm gestattet hatte, bis zu den Statuen des Säulenganges die letzten Schwingungen dieses geliebten Schattens zu belauern, kam Charny zu seinem Fenster zurück, betrachtete von fern durch eine Oeffnung, die er im Walde zu machen gewußt hatte, das glänzende Licht an den Fenstern der Königin, hernach das Verschwinden dieses Lichtes, dann lebte er von der Erinnerung und der Hoffnung, wie er von der Bewegung und der Bewunderung gelebt hatte.

Eines Abends, als er nach Hause zurückgekehrt war, als er zwei Stunden mit seinem letzten Lebewohl an die abwesenden Schatten zugebracht hatte, als der von den Sternen fallende Thau seine weißen Perlen auf den Epheublättern zu destilliren anfing, war Charny im Begriff, sein Fenster zu verlassen und sich zu Bette zu begeben; da klirrte das Geräusch eines Schlosses schüchtern an sein Ohr, er kehrte auf seinen Beobachtungsposten zurück und horchte.

Die Stunde war vorgerückt, es schlug Mitternacht in den von Versailles entferntesten Kirchspielen. Charny wunderte sich, daß er ein Geräusch hörte, an das er nicht gewöhnt war.

Dieses widerspenstige Schloß war das eines Pförtchens vom Park, ungefähr fünf und zwanzig Schritte vom Hause Oliviers, das nie geöffnet wurde, außer etwa an großen Jagdtagen, um die Wildpretkörbe durchzulassen.

Charny bemerkte, daß diejenigen, welche öffneten, nicht sprachen; sie schlossen wieder und traten in die Allee, die sich unter den Fenstern seines Hauses vorbeizog.

Die Baumstämme und die hängenden Weinreben verkleideten Mauern und Läden stark genug dadurch, daß man sie im Vorübergehen nicht genau erblickte.

Ueberdieß bückten die Gehenden ihre Köpfe und beschleunigten ihre Schritte. Charny sah sie verworren im Schatten. Nur erkannte er am Rauschen der flatternden Röcke zwei Frauen, deren seidene Mantillen an den Zweigen hinstreiften.

Diese Frauen wurden, indem sie sich um die große, dem Fenster Charny's gegenüber liegende Allee wandten, vom freisten Mondstrahl umhüllt, und Charny hätte beinahe einen Schrei freudigen Erstaunens ausgestoßen, als er die Haltung und den Kopfputz von Marie Antoinette, sowie den untern Theil ihres Gesichtes trotz des düsteren Reflexes vom Hutschild erkannte. Sie hielt eine schöne Rose in der Hand.

Mit bebendem Herzen glitt Charny von seinem Fenster herab in den Park. Er lief auf dem Grase, um kein Geräusch zu machen, verbarg sich dabei hinter den dicksten Bäumen, und folgte mit dem Blick den zwei Frauen, welche jede Minute langsamer gingen.

Was solle er thun? Die Königin hatte eine Begleiterin; sie lief keine Gefahr. Oh! warum war sie nicht allein! er hätte den Foltern getrotzt, um sich ihr zu nähern und auf den Knieen zu ihr zu lagen: Ich liebe Sie! Oh! warum war sie nicht von einer ungeheuren Gefahr bedroht! er hätte sein Leben hingeworfen, um dieses kostbare Leben zu retten.

Während er, tausend tolle Zärtlichkeiten träumend, an dieß Alles dachte, standen die zwei Wandlerinnen plötzlich stille: die Eine, die Kleinere, sagte ein paar Worte zu ihrer Gefährtin und verließ sie.

Die Königin blieb allein; man sah die andere Dame ihren Gang gegen ein Ziel beschleunigen, das Charny noch nicht errieth. Die Königin, welche mit ihrem kleinen Fuß auf den Sand klopfte, lehnte sich an einen Baum an und hüllte sich so in ihre Mantille, daß sie sogar den Kopf mit der Caputze bedeckte, welche einen Augenblick zuvor in weiten seidenen Falten auf ihren Schultern wogte.

Als Charny sie allein und so träumerisch sah, machte er einen Sprung, als wollte er ihr zu Füßen fallen.

Doch er überlegte, daß wenigstens dreißig Schritte ihn von ihr trennten, daß sie ihn, ehe er diese dreißig Schritte zurückgelegt, sehen und, wenn sie ihn nicht erkannte, Angst bekommen, daß sie schreien oder entfliehen würde, daß ihr Geschrei zuerst ihre Gefährtin und dann einige Wachen herbeiziehen müßte; daß man den Park durchsuchen; mindestens den Indiscreten, vielleicht aber auch den Zufluchtsort entdecken würde, und daß es dann um das Geheimniß, um das Glück und die Liebe geschehen wäre.

Er wußte sich zurückzuhalten und that wohl daran. Denn kaum hatte er diesen unwiderstehlichen Ausbruch bewältigt, als die Gefährtin der Königin wiedererschien und nicht allein zurückkam.

Charny sah zwei Schritte hinter ihr einen Mann von schöner Gestalt, begraben unter einem breiten Hut, verloren unter einem weiten Mantel, gehen.

Dieser Mann, der Herrn von Charny vor Haß und Eifersucht zittern machte, schritt nicht wie ein Triumphator einher. Er schwankte, schleppte den Fuß mit Zögern und schien tappend in der Nacht zu gehen, als hätte er nicht die Gefährtin der Königin zur Führerin und die Königin selbst, weiß und aufrecht unter ihrem Baume stehend, zum Ziel gehabt.

Sobald er Marie Antoinette erblickte, wurde das Zittern das Charny an ihm bemerkt hatte, nur noch stärker. Der Unbekannte zog seinen Hut ab und fegte damit gleichsam den Boden. Er schritt weiter. Charny sah ihn in den dichten Schatten eintreten; er verbeugte sich tief und zu wiederholten Malen.

Charny's Staunen hatte sich indessen in starre Verwunderung verwandelt. Von der Verwunderung sollte er bald zu einer andern Gemüthsbewegung übergehen. Was wollte die Königin im Park zu einer so vorgerückten Stunde? Was wollte dieser Mann? Warum hatte er verborgen gewartet? Warum hatte ihn die Königin durch ihre Begleiterin holen lassen, statt selbst zu ihm zu gehen?

Charny hätte beinahe den Kopf verloren. Er erinnerte sich indessen, daß sich die Königin mit geheimnißvoller Politik beschäftigte, daß sie oft

Intriguen mit den deutschen Höfen anknüpfte, Verbindungen, auf welche der König eifersüchtig war und die er streng verbot.

Vielleicht war dieser mysteriöse Cavalier ein Curier aus Berlin oder Schönbrunn, ein adeliger Herr, der eine geheime Botschaft überbrachte, eine jener deutschen Figuren, wie Ludwig XVI keine mehr in Versailles sehen wollte, seitdem der Kaiser Joseph II. sich erlaubt hatte, in Frankreich einen Cursus der Philosophie und der kritischen Politik zum Nutzen seines Schwagers, des allerchristlichsten Königs, zu halten.

Der Eisbinde ähnlich, welche der Arzt auf eine vom Fieber glühende Stirne legt, erquickte diese Idee Olivier, den armen Olivier, gab ihm den Verstand wieder und beschwichtigte das Delirium seines ersten Zornes. Die Königin beobachtete übrigens eine Haltung voll Anstand und sogar voll Würde.

Drei Schritte entfernt stehend, unruhig, aufmerksam, lauernd, wie die Freundinnen oder die Duennen bei Watteau'schen *parties carées*, störte die Begleiterin durch ihre diensteifrige Angst Herrn von Charny in seinem ganz keuschen Visiren. Doch es ist ebenso gefährlich, bei politischen Rendezvous ertappt zu werden, als es beschämend ist, bei Liebesrendezvous ertappt zu werden. Und nichts gleicht mehr einem Verliebten, als ein Verschwörer. Beide haben denselben Mantel, dieselbe Empfindlichkeit des Ohrs, dieselbe Unsicherheit der Beine.

Charny hatte nicht viel Zeit, diesen Betrachtungen nachzuhängen. Die Begleiterin verließ ihre Stellung und durchbrach das Gespräch. Der Cavalier machte eine Bewegung, als wollte er sich niederwerfen; er erhielt ohne Zweifel seinen Abschied nach der Audienz.

Charny versteckte sich hinter einem dicken Baum. Sicherlich mußte die Gruppe, indem sie sich trennte, theilweise an ihm vorüberkommen. Seinen Athem zurückhalten, die Gnomen und Sylphen bitten, daß sie alle Echos der Erde und des Himmels unterdrücken möchten, dieß war das Einzige, was ihm zu thun übrig blieb.

In diesem Augenblick glaubte er einen Gegenstand von heller Nuance an der königlichen Mantille hinabgleiten zu sehen; der Cavalier verbeugte sich lebhaft bis zum Grase, erhob sich dann wieder mit einer ehrfurchtsvollen

Bewegung und entfloh, denn die Geschwindigkeit seines Abgangs ließ sich unmöglich anders bezeichnen.

Doch er wurde in seinem Laufe von der Begleiterin der Königin aufgehalten, die ihn mit einem kurzen Schrei zurückrief und ihm, als er angehalten hatte, mit halber Stimme das Wort zuwarf:

»Warten Siel«

Es war ein sehr gehorsamer Kavalier, denn er blieb auf der Stelle stehen und wartete.

Charny sah nun die zwei Frauen, Arm in Arm, zwei Schritte von seinem Verstecke vorübergehen; die durch den Rock der Königin bewegte Luft machte die Pflanzenstiele des Rasens beinahe unter Charny's Händen wogen.

Er fühlte den Wohlgeruch, den er bei der Königin anzubeten gewohnt war: Eisenkraut und Reseda vermischt – eine doppelte Trunkenheit für seine Sinne und seine Erinnerung.

Die Frauen gingen vorüber und verschwanden.

Dann, nach einigen Minuten, kam der Unbekannte, um den sich der junge Mann während des ganzen Ganges der Königin bis zur Thüre nicht mehr bekümmert hatte: er küßte mit Leidenschaft, mit Wahnsinn eine ganz frische, balsamische Rose, welche sicherlich diejenige war, deren Schönheit Charny bemerkt hatte, als die Königin in den Park eintrat, und die er so eben den Händen seiner Fürstin hatte entfallen sehen.

Eine Rose, ein Kuß auf diese Rose! Handelte es sich um Botschaft und Staatsgeheimnisse?

Charny wäre beinahe von Sinnen gekommen. Er war im Begriff, auf diesen Menschen loszustürzen und ihm die Blume zu entreißen, als die Begleiterin der Königin wiedererschien und dem Unbekannten zurief:

»Kommen Sie, Monseigneur.«

Charny glaubte, ein Prinz von Geblüt sei gegenwärtig, und lehnte sich an einen Baum, um nicht halb todt auf den Rasen zu sinken.

Der Unbekannte eilte auf die Seite, woher die Stimme kam, und verschwand mit der Dame.

LXV.

Die Hand der Königin.

Als Charny, von diesem furchtbaren Schlag ganz zermalmt, in seine Wohnung zurückgekehrt war, fand er keine Kräfte mehr gegen das neue Unglück, das ihn traf.

So hatte ihn die Vorsehung nach Versailles zurückgeführt, ihm dieses kostbare Versteck gegeben, einzig und allein, um seiner Eifersucht zu dienen und ihn auf die Spur eines Verbrechens zu leiten, das die Königin mit Hintansetzung aller ehelichen Redlichkeit, aller königlichen Würde, aller Liebestreue beging.

Es ließ sich nicht bezweifeln, der auf solche Art im Park empfangene Mann war ein neuer Liebhaber. Im Fieber der Nacht, im Delirium seiner Verzweiflung suchte sich Charny vergebens zu überreden, der Mann, der die Rose erhalten, sei ein Botschafter, und die Rose sei nur ein Pfand geheimer Uebereinkunft, bestimmt, einen allzu gefährdenden Brief zu ersetzen.

Nichts konnte gegen den Verdacht die Oberhand gewinnen. Es blieb dem armen Olivier nichts mehr übrig, als sein eigenes Benehmen zu prüfen und sich zu fragen, warum er sich in Gegenwart eines solchen Unglücks so durchaus leidend verhalten habe.

Mit ein wenig Nachdenken war nichts leichter, als den Instinct zu begreifen, der diese Passivität geboten hatte.

In den heftigsten Crisen des Lebens springt die Handlung augenblicklich aus dem Grunde der menschlichen Natur hervor, und dieser Instinct, der den Impuls gegeben hat, ist nichts Anderes, als eine Zusammensetzung der Gewohnheit und der Ueberlegung auf ihren höchsten Grad von Geschwindigkeit und Bequemlichkeit getrieben. Hatte Charny nicht gehandelt, so war dieß der Fall, weil ihn die Angelegenheiten der Fürstin nichts angingen, weil er, seine Neugierde zeigend, seine Liebe zeigte, weil er die Königin compromittirend, sich selbst verneth, und der beiderseitige Verrath eine schlechte Stellung bei Verräthern ist, die man überweisen will.

Hatte er nicht gehandelt, so war dieß der Fall, weil er, um einen mit dem königlichen Vertrauen geehrten Mann anzugehen, Gefahr laufen mußte, in einen gehässigen, widerlichen Streit, in eine Art von Hinterhalt zu gerathen, was die Königin nie verziehen hätte.

Das Wort Monseigneur, das die gefällige Begleiterin zuletzt hingeschleudert, war ferner gleichsam eine heilsame, wenn auch späte Warnung, welche Charny, indem sie ihm gerade in seiner größten Wuth die Augen öffnete, gerettet hatte. Was wäre aus ihm geworden, wenn er, den Degen gegen diesen Mann in der Hand, ihn hätte Monseigneur nennen hören? Und welches Gewicht bekam nicht sein Fehler, indem er von einer so großen Höhe herabfiel?

Dieß waren die Gedanken, welche Charny während der ganzen Nacht und der ersten Hälfte des folgenden Tages in Anspruch nahmen. Sobald die Mittagsstunde geschlagen hatte, war der vorhergehende Tag nichts mehr für ihn. Es blieb nur noch die fieberhafte, verzehrende Erwartung der kommenden Nacht, während welcher vielleicht andere Offenbarungen erscheinen konnten.

Mit welcher Bangigkeit stellte sich der arme Charny an das Fenster, das der einzige Aufenthalt, der unüberschreitbare Rahmen seines Lebens geworden war! Betrachtete man ihn unter den Weinranken, hinter den im Laden angebrachten Löchern, denn er befürchtete, sehen zu lassen, daß dieses Haus bewohnt war, betrachtete man ihn in diesem Viereck von Eichenholz und grünem Laubwerk, hätte man nicht glauben sollen, er wäre eines von den alten Porträts, verborgen unter den Vorhängen, welche den Ahnen in den alten Herrenhäusern die fromme Sorge der Familien zuwirft?

Der Abend kam und brachte unserem glühenden Späher die düsteren Wünsche und die tollen Gedanken.

Die gewöhnlichen Geräusche schienen ihm neue Bedeutungen zu haben. Er erblickte in der Ferne die Königin, welche mit einigen Fackeln, die man ihr vorantrug, über die Freitreppe schritt. Die Haltung der Königin kam ihm nachdenkend, unsicher, ganz bewegt von der Aufregung der Nacht vor.

Allmälig erloschen alle Lichter vom Dienste. Der Park füllte sich mit Stillschweigen und Kühle. Sollte man nicht glauben, die Bäume, welche sich bei Tage anstrengen, zu strotzen, um den Blicken zu gefallen und die Vorübergehenden zu liebkosen, arbeiten in der Nacht, wenn Niemand sie sieht und Niemand sie berührt, an her Wiederherstellung ihrer Frische, ihrer Wohlgerüche und ihrer Geschmeidigkeit? Die Bäume und die Pflanzen schlafen in der That wie wir.

Charny hatte die Stunde des Rendezvous der Königin wohl behalten. Es schlug Mitternacht.

Charny's Herz wäre bald in seiner Brust gebrochen. Er drückte sein Fleisch an das Geländer des Fensters, um die Schläge zu ersticken, welche laut und geräuschvoll wurden. »Bald,« sagte er zu sich selbst, »bald wird die Thüre sich öffnen, werden die Riegel klirren.«

Nichts störte den Frieden des Gehölzes.

Charny wunderte sich dann, daß er zum ersten Mal daran dachte, zwei Tage hinter einander fallen dieselben Ereignisse nicht vor; nichts sei verbindlich in dieser Liebe, außer die Liebe selbst, und diejenigen seien sehr unklug, welche, so starke Gewohnheiten annehmend, nicht zwei Tage hinbringen könnten, ohne sich zu sehen.

»Ein gewagtes Geheimniß,« dachte Charny, »wenn sich die Tollheit darein mischt.«

Ja, es war eine unbestreitbare Wahrheit, die Königin würde am zweiten Tag die Unvorsichtigkeit vom vorhergehenden nicht wiederholen.

Plötzlich klirrten die Riegel und die kleine Thüre wurde geöffnet.

Todesblässe überströmte Oliviers Wangen, als er die zwei Damen in der Kleidung der vorhergehenden Nacht erblickte.

»Wie muß sie verliebt sein!« murmelte er.

Die zwei Damen machten dasselbe Manöver, das sie an Tage vorher gemacht hatten, und gingen rasch unter Charny's Fenstern vorüber.

Er sprang wie am vorhergehenden Tage hinab, so bald sie fern genug waren, daß sie ihn nicht mehr hören konnten, und während er hinter jedem ein wenig dicken Baum ging, schwur er sich, klug, stark, unempfindlich zu sein; nicht zu vergessen, daß er der Unterthan war und sie die Königin; er ein Mann, das heißt zur Ehrfurcht verbunden, sie eine Frau, das heißt berechtigt, Rücksichten zu verlangen.

Und da er seinem ungestümen, stets zum Ausbruch geneigten Character mißtraute, so warf er seinen Degen hinter einen Holderbusch, der einen Kastanienbaum umgab.

Mittlerweile waren die zwei Damen zu demselben Ort wie am Tage zuvor gelangt. Ebenfalls wie am vorhergehenden Tage, erkannte Charny die Königin, und diese umhüllte ihre Stirne mit ihrer Caputze, während die diensteifrige Freundin den Unbekannten, den man Monseigneur nannte, aus seinem Versteck holte.

Dieses Versteck, was war es? das fragte sich Charny. Wohl lag in der Richtung, welche die Gefällige nahm, der Saal der Apollo-Bäder, beschützt von den hohen Hagebuchen und dem Schatten seiner marmornen Piaster; doch wie konnte sich der Unbekannte hier verbergen? wo kam er herein?

Charny erinnerte sich, daß auf dieser Seite des Parks eine kleine Thüre vorhanden war, ähnlich der, welche die Damen öffneten, um zum Rendezvous zu kommen. Der Unbekannte hatte ohne Zweifel einen Schlüssel zu dieser Thüre. Er schlüpfte hier durch bis zu den Apollo-Bädern und wartete, bis man ihn holte.

Alles war auf diese Art festgestellt; dann entfloh Monseigneur durch dieselbe Thüre nach seiner Unterredung mit der Königin.

Charny erblickte nach einigen Minuten den Mantel und den Hut, wie er es am Tage vorher gesehen hatte.

Dießmal ging der Unbekannte auf die Königin nicht mehr mit der ehrfurchtsvollen Zurückhaltung zu; er kam mit großen Schritten, ohne daß er zu laufen wagte, doch fehlte nicht viel dazu.

An ihren großen Baum angelehnt, setzte sich die Königin auf den Mantel, den dieser moderne Raleigh für sie ausbreitete, und während die wachsame Freundin, wie am Tage vorher, lauerte, kniete der verliebte Herr auf das Moos nieder und fing an mit einer leidenschaftlichen Geschwindigkeit zu reden.

Einer verliebten Schwermuth preisgegeben, neigte die Königin das Haupt. Charny hörte die Worte des Cavaliers nicht, aber die Melodie. Die Rede hatte das Gepräge der Poesie und Liebe. Jede der Betonungen ließ sich in eine glühende Betheurung übersetzen.

Die Königin antwortete nichts. Der Unbekannte verdoppelte indessen die Liebkosung seiner Reden; zuweilen kam es Charny, dem unglückseligen Charny, vor, als sollte das Wort, in jenes harmonische Schauern gehüllt, verständlich werden, und dann wäre er vor Wuth und Eifersucht gestorben. Doch nichts, nichts. In dem Augenblick, wo die Stimme sich aufklärte, zwang eine bezeichnende Geberde der horchenden Begleiterin den leidenschaftlichen Redner, den Klang seiner Elegie zu dämpfen.

Die Königin beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen.

Bitten auf Bitten häufend, was Charny aus der vibrirenden Melodie seiner Tonbiegungen errieth, erhielt der Andere nur die süße Einwilligung des Stillschweigens, eine ungenügende Gunst für die glühenden Lippen, welche die Liebe zu trinken angefangen haben.

Doch plötzlich entschlüpften der Königin ein paar Worte. Man muß es wenigstens glauben. Sehr unterdrückte, sehr erstickte Worte, da der

Unbekannte allein sie vernommen hatte; doch kaum hatte er sie vernommen, als er im Uebermaß seines Entzückens, so daß er sich selbst hörbar machte, ausrief:

»Dank, o meinen Dank, süße Majestät! Morgen also?«

Die Königin verbarg ihr schon so gut verborgenes Gesicht vollends gänzlich.

Charny fühlte einen eisigen Schweiß, den Todesschweiß, langsam in schweren Tropfen von seinen Schläfen herabfließen.

Der Unbekannte hatte die beiden Hände der Königin gegen sich ausstrecken sehen. Er nahm sie in die seinigen und drückte einen so langen und zärtlichen Kuß darauf, daß Charny während seiner Dauer den Schmerz aller Martern kennen lernte, welche die wilde Menschheit den höllischen Barbareien gestohlen hat.

Als dieser Kuß gegeben war, erhob sich die Königin rasch und ergriff den Arm ihrer Gefährtin.

Beide entflohen, wie am Tage vorher, an Charny vorüber.

Der Unbekannte entfloh ebenfalls, und Charny, der den Boden nicht hatte verlassen können, an den ihn die Lähmung eines unsäglichen Schmerzes gefesselt hielt, vernahm unbestimmt das gleichzeitige Geräusch zweier Thüren, die man wieder schloß.

Wir werden es nicht versuchen, die Lage zu schildern, in der sich Charny nach dieser gräßlichen Entdeckung befand.

Die Nacht verging für ihn in wüthenden Gängen durch den Park, durch die Alleen, denen er in Verzweiflung ihre strafbare Mitschuld zum Vorwurf machte.

Einige Stunden lang wahnsinnig, fand Charny seine Vernunft erst wieder, als er in seinem blinden Lauf an den Degen stieß, den er weggeworfen hatte, um nicht in Versuchung zu gerathen, sich desselben zu bedienen.

Diese Klinge, die ihm zwischen die Beine kam und seinen Fall verursachte, rief ihn plötzlich zum Gefühl seiner Stärke wie seiner Würde zurück. Ein Mann, der einen Degen in seiner Faust fühlt, kann, wenn er noch wahnwitzig ist, nur entweder sich selbst oder seinen Beleidiger damit durchbohren; er hat kein Recht mehr, schwach oder furchtsam zu sein.

Charny wurde wieder, was er immer war, ein starker Geist, ein kräftiger Körper. Er unterbrach seine wahnsinnigen Läufe, bei denen er an die Bäume anrannte, und ging gerade und schweigsam in die noch von den Tritten der zwei Frauen und des Unbekannten durchfurchte Allee.

Er wollte den Platz besuchen, wo die Königin gesessen hatte. Die noch niedergedrückten Moose enthüllten ihm sein Unglück und das Glück eines Andern. Statt zu seufzen, statt die Dünste des Zorns abermals in sein Gehirn aufsteigen zu lassen, dachte Olivier über die Natur dieser verborgenen Liebe und über den Rang der Person nach, die dieselbe einflößte.

Er untersuchte die Tritte dieses vornehmen Herrn mit derselben Aufmerksamkeit, womit er bei Untersuchung der Fährte eines wilden Thieres zu Werke gegangen wäre. Er erkannte die Thüre hinter den Apollo-Bädern, Er sah, indem er die Mauerkappe erkletterte, Eindrücke von Pferdehufen und eine Verheerung im Grase.

»Er kommt von dort her! Er kommt nicht von Versailles, sondern von Paris,« dachte Olivier. »Er kommt allein, und morgen wird er wieder kommen, da man ihm gesagt hat: Morgen.

»Bis dahin will ich schweigend, nicht mehr die Thränen, die meinem Auge entfließen, sondern das Blut, das in Wellen aus meinem Herzen strömt, verschlucken.

»Morgen wird der letzte Tag meines Lebens sein, sonst bin ich ein Feigling und habe nie geliebt.

»Sachte, sachte,« sprach er, indem er sanft an sein Herz klopfte, wie der Reiter seinem Pferde, das in Hitze geräth, auf den Hals klopft, »Ruhe, Stärke, da die Prüfung noch nicht beendigt ist.«

Nach diesen Worten schaute er zum letzten Male umher und wandte die Augen vom Schlosse ab, indem er das Fenster der treulosen Königin beleuchtet zu sehen fürchtete; denn dieses Licht wäre eine Lüge, ein neuer Flecken gewesen.

»Bedeutet nicht in der That ein beleuchtetes Fenster ein bewohntes Zimmer? und warum so lügen, wenn man das Recht der Unverschämtheit und der Ehrlosigkeit besitzt, wenn man eine so geringe Entfernung zwischen der verborgenen Schande und dem öffentlichen Aergerniß zurückzulegen hat?«

Das Fenster der Königin war erleuchtet.

»Glauben zu machen, sie sei zu Hause, während sie in Gesellschaft eines Liebhabers im Parke umherläuft! Wahrhaftig, das ist ganz vergebliche Keuschheit!« sagte Charny, der seine Worte mit einer bittern Ironie abstieß.

»Sie ist zu gut, diese Königin, daß sie sich so gegen uns verstellt. Allerdings fürchtet sie vielleicht, ihren Gemahl zu ärgern.«

Charny drückte sich nun die Nägel in's Fleisch und schlug mit gemessenen Schritten wieder den Weg nach seinem Hause ein.

»Sie haben gesagt: Morgen,« fügte er bei, nachdem er über den Balcon geschritten war. »Ja, morgen! ... für alle Welt, denn morgen werden wir zu vier beim Rendezvous sein, Madame!«

LXVI.

Frau und Königin.

Der andere Tag brachte dieselben Verlegenheiten, dieselben Leiden herbei.

Die Thüre öffnete sich beim letzten Schlage der zwölften Stunde. Die zwei Frauen erschienen.

Es war, wie in den arabischen Mährchen, die Beharrlichkeit der Genien, welche den Talismanen zu bestimmter Stunde gehorchten.

Charny hatte alle seine Entschlüsse gefaßt; er wollte an diesem Abend den glücklichen Mann erforschen, den die Königin begünstigte.

Getreu seinen Gewohnheiten, obgleich diese bei ihm nicht verkörpert waren, schritt er, sich hinter den Bäumen verbergend, weiter; doch als er die Stelle erreicht, wo seit zwei Tagen die Liebenden zusammengetroffen waren, fand er hier Niemand.

Die Gefährtin der Königin zog Ihre Majestät gegen die Apollo-Bäder fort.

Eine furchtbare Angst, ein ganz neues Leiden schmetterte Charny nieder. In seiner unschuldigen Redlichkeit hatte er sich nicht eingebildet, daß das Verbrechen so weit gehen könnte.

Lächelnd und kichernd ging die Königin auf das dunkle Asyl zu, auf dessen Schwelle der unbekannte Herr sie mit offenen Armen erwartete.

Sie trat, ebenfalls die Arme ausstreckend, ein. Das eiserne Gitter schloß sich hinter ihr.

Die Gefährtin blieb außen und lehnte sich an eine ganz zerbröckelte, von Blätterwerk umgebene Halblaute an.

Charny hatte seine Kräfte schlecht berechnet. Sie vermochten einem solchen Schlage nicht zu widerstehen. In dem Augenblick, wo er in seiner Wuth sich auf die Vertraute der Königin stürzen wollte, um sie zu entlarven, zu erkennen, mit Schmähungen zu überhäufen, vielleicht sogar zu erdrosseln, floß das Blut wie ein siedender Strom nach seinen Schläfen, nach seinem Halse und erstickte ihn. Er fiel auf die Moose nieder und röchelte einen Seufzer, welcher eine Stunde lang die Ruhe der vor den Thüren der Apollo-Bäder aufgestellten Schildwache stören sollte.

Eine innere Blutung, verursacht durch seine Wunde, die sich wieder geöffnet hatte, erstickte ihn.

Charny wurde durch die Kälte des Thaus, durch die Feuchtigkeit der Erde, durch den lebhaften Eindruck seines eigenen Schmerzes in's Leben zurückgerufen.

Er erhob sich strauchelnd, erkannte die Oertlichkeit, seine Lage, erinnerte sich und suchte.

Die Schildwache war verschwunden, kein Geräusch machte sich hörbar. Es schlug zwei Uhr auf einem Kirchturme von Versailles, und dieß belehrte ihn, daß seine Ohnmacht lange gedauert habe.

Ohne allen Zweifel hatte die gräßliche Vision verschwinden müssen: Königin, Liebhaber, Begleiterin hatten Zeit gehabt, zu fliehen. Charny konnte sich hievon überzeugen, indem er über die Mauer schaute und die frischen Spuren des Abgangs eines Reiters erblickte.

Diese Spuren und die Brüche einiger Zweige in der Umgegend der Apollo-Bäder bildeten das ganze Beweismittel des armen Charny.

Die Nacht war ein langes Delirium. Am Morgen hatte er sich nicht beruhigt.

Bleich wie ein Todter, um zehn Jahre gealtert, rief er seinen Kammerdiener und ließ sich in schwarzen Sammet kleiden, wie ein reicher Civilist.

Düster, stumm, alle seine Schmerzen verschluckend, ging er nach dem Schlosse Trianon in dem Augenblick, wo die Wache abgelöst worden war, das heißt gegen zehn Uhr.

Die Königin trat aus der Capelle, wo sie die Messe gehört hatte.

Auf ihrem Wege neigten sich ehrfurchtsvoll die Köpfe und die Degen.

Charny sah einige Frauen roth vor Aerger, weil sie fanden, daß die Königin schön war.

Schön in der That, mit ihren schönen, auf den Schläfen emporgehaltenen Haaren, ihrem Gesichte mit den zarten Zügen, ihrem lächelnden Munde, ihren ermüdeten, aber von einer sanften Klarheit glänzenden Augen.

Plötzlich erblickte sie Charny am Ende der Reihe. Sie erröthete und gab einen Ausruf des Erstaunens von sich.

Charny bückte den Kopf nicht. Ei schaute fortwährend diese Königin an, in deren Blick er ein neues Unglück las. Sie kam auf ihn zu und sagte mit strengem Tone:

»Ich glaubte, Sie wären auf Ihren Gütern, Herr von Charny?«

»Ich bin von dort zurückgekehrt, Madame,« erwiderte er mit kurzem, beinahe unhöflichem Ausdruck.

Sie blieb erstaunt stehen, da ihr nie eine Nuance entging.

Nach diesem Austausch von Blicken und beinahe feindlichen Worten wandte sie sich gegen die Frauen.

»Guten Morgen, Gräfin,« sagte sie freundschaftlich zu Frau von La Mothe. Und sie blinzelte ihr ganz vertraulich mit den Augen zu.

Charny bebte. Er schaute aufmerksamer.

Unruhig über dieses, eine Absichtlichkeit verrathende Anschauen wandte Frau von La Mothe den Kopf ab.

Charny folgte ihr wie ein Verrückter, bis sie ihm noch einmal ihr Gesicht gezeigt hatte.

Dann drehte er sich um sie, um ihren Gang zu studiren.

Rechts und links grüßend, folgte jedoch die Königin diesem Manöver der beiden Beobachter.

»Sollte er den Verstand verloren haben?« dachte sie. »Armer Junge!«

Und sie kehrte zu ihm zurück und fragte mit milderem Ton:

»Wie befinden Sie sich, Herr von Charny?«

»Sehr gut, Madame, doch, Gott sei Dank, minder gut als Eure Majestät.«

Und er verbeugte sich auf eine Art, daß er die Königin mehr erschreckte, als er sie in Erstaunen gesetzt hatte.

»Dahinter ist Etwas,« sagte die aufmerksame Jeanne.

»Wo wohnen Sie denn gegenwärtig?« fuhr die Königin fort.

»In Versailles, Madame,« erwiderte Olivier.

»Seit wie lange?«

»Seit drei Nächten,« sprach der junge Mann, indem er mit dem Blick, mit der Geberde und mit der Stimme einen Nachdruck auf die Worte legte.

Die Königin offenbarte keine Bewegung; Jeanne bebte.

»Haben Sie mir nicht etwas zu sagen?« fragte die Königin Charny mit einer engelgleichen Sanftmuth.

»Oh! Madame,« erwiderte dieser, »ich hätte Eurer Majestät nur zu viel zu sagen.«

»Kommen Sie!« sprach Marie Antoinette ungestüm.

»Wachen wir,« dachte Jeanne.

Die Königin ging mit großen Schritten nach ihren Gemächern. Jedermann folgte ihr nicht minder bewegt.

Was Frau von La Mothe providentiell vorkam, war der Umstand, daß Marie Antoinette, um den Anschein zu vermeiden, als suchte sie unter vier Augen zu sein, mehrere Personen aufforderte, ihr zu folgen.

Mitten unter diese Personen schlüpfte Jeanne.

Die Königin trat in ihr Gemach und entließ Frau von Misery und ihren ganzen Dienst.

Es war ein mildes, verschleiertes Wetter; die Sonne durchdrang die Wolken nicht, ließ jedoch ihre Wärme und ihr Licht durch ihre dichte Weiße und blaue Fütterung sickern.

Die Königin öffnete das Fenster, das auf eine kleine Terrasse ging; sie setzte sich an ihr mit Briefen überdecktes Arbeitstischchen und wartete.

Die Personen, welche ihr gefolgt waren, begriffen allmälig ihren Wunsch, allein zu sein, und entfernten sich.

Ungeduldig, vom Zorn verzehrt, zerknitterte Charny seinen Hut zwischen den Händen.

»Sprechen Sie! sprechen Sie!« sagte die Königin; »Sie scheinen sehr beunruhigt zu sein, mein Herr?«

»Wie werde ich anfangen?« sagte Charny, der laut dachte; »wie werde ich es wagen, die Ehre, die Treue, die Majestät anzuklagen?«

»Wie beliebt?« rief Marie Antoinette, indem sie sich lebhaft mit einem flammenden Blick umwandte.

»Und dennoch werde ich nur sagen, was ich gesehen habe,« fuhr Charny fort.

Die Königin erhob sich und sprach mit kaltem Ton:

»Mein Herr, es ist noch zu früh am Morgen, daß ich Sie für betrunken halte; und dennoch nehmen Sie hier eine Haltung an, die sich schlecht für nüchterne Edelleute geziemt!«

Sie erwartete, ihn durch diese verächtliche Anrede niedergeschmettert zu sehen. Doch er fuhr unbeweglich fort:

»Im Ganzen, was ist eine Königin? ein Weib. Und ich, was bin ich? ein Mann ebensowohl als ein Unterthan.«

»Mein Herr!«

»Madame, verwirren wir nicht das, was ich Ihnen sagen muß, durch einen Zorn, der auf eine Tollheit auslaufen würde. Ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, daß ich Ehrfurcht vor der königlichen Majestät hegte; ich befürchte, bewiesen zu haben, daß ich eine wahnsinnige Liebe für die Person der Königin hegte. Treffen Sie auch Ihre Wahl: auf welche von Beiden, auf die Königin oder die Frau, soll dieser Anbeter die Anklage der Schande oder der Unredlichkeit werfen?«

»Herr von Charny!« rief die Königin, indem sie erbleichend auf den jungen Mann zuschritt, »wenn Sie sich nicht sogleich entfernen, so werde ich Sie durch meine Wachen wegjagen lassen.«

»Ich will Ihnen also, ehe ich weggejagt werde, sagen, warum Sie eine unwürdige Königin und eine Frau ohne Ehre sind!« rief Charny trunken vor Wuth. »Seit drei Nächten folge ich Ihnen in Ihrem Parke!«

Statt sie, wie er hoffte, unter diesem furchtbaren Schlage aufspringen zu sehen, sah Charny nur, daß die Königin das Haupt erhob und sich ihm näherte.

»Herr von Charny,« sagte sie, seine Hand ergreifend. »Sie sind in einem Zustand, der mein Mitleid erregt; nehmen Sie sich in Acht, Ihre Augen funkeln, Ihre Hand zittert, Blässe bedeckt Ihre Wangen, all Ihr Blut fließt nach Ihrem Herzen. Sie leiden, soll ich rufen?«

»Ich habe Sie gesehen,« wiederholte er kalt, »gesehen mit dem Mann, als Sie ihm die Rose gaben; gesehen mit dem Mann, als er Ihnen die Hände küßte; gesehen, als Sie mit ihm in die Apollo-Bäder eintraten.«

Die Königin fuhr mit einer Hand über ihre Stirne, als wollte sie sich versichern, daß sie nicht schlafe.

»Herr von Charny,« sprach sie, »setzen Sie sich, denn Sie werden umfallen, wenn ich Sie nicht halte, setzen Sie sich, sage ich Ihnen.«

Charny sank in der That in einen Lehnstuhl, die Königin setzte sich zu ihm auf ein Tabouret, nahm seine beiden Hände, schaute ihm bis in den Grund seiner Seele und sprach:

»Seien Sie ruhig, beschwichtigen Sie Geist und Herz und wiederholen Sie mir, was Sie so eben gesagt haben.«

»Oh! wollen Sie mich tödten!« murmelte der Unglückliche.

»Lassen Sie mich Sie befragen. Seit wann sind Sie von Ihren Gütern zurückgekehrt?«

»Seit vierzehn Tagen.«

»Wo wohnen Sie?«

»Im Hause des Jägermeisters, das ich ausdrücklich gemietet habe.«

»Ah! ja, das Haus des Selbstmörders, an der Grenze des Parks?«

Charny bejahte durch eine Geberde.

»Sie sprechen von einer Person, die Sie mit mir gesehen hatten?«

»Ich spreche zunächst von Ihnen, die ich gesehen habe.«

»Wo dieß?«

»Im Parke.«

»Zu welcher Stunde, an welchem Tag?«

»Um Mitternacht, am Dienstag zum ersten Mal.«

»Sie haben mich gesehen?«

»Wie ich Sie jetzt sehe, und ich habe auch diejenige gesehen, welche Sie begleitete.«

»Es begleitete mich Jemand? Würden Sie diese Person erkennen?«

»Vorhin kam es mir vor, als sähe ich sie hier; doch ich will es nicht behaupten. Nur die Haltung ist ähnlich; was das Gesicht betrifft, so verbirgt

man es, wenn man solche Verbrechen begeht.«

»Gut!« sagte die Königin mit Ruhe; »Sie haben meine Begleiterin nicht erkannt, aber mich ...«

»Oh! Sie, Madame, ich habe Sie gesehen ... Wie! sehe ich Sie nicht?«

Sie stampfte ängstlich auf den Boden.

»Und ... der Gefährte,« sagte sie, »derjenige, welchem ich eine Rose gegeben habe ... denn Sie haben mich eine Rose geben sehen?«

»Ja: dieser Kavalier, ich konnte ihn nie erreichen.«

»Sie kennen ihn jedoch?«

»Man nennt ihn Monseigneur; das ist Alles, was ich weiß.«

Die Königin schlug sich mit concentrirter Wuth vor die Stirne und rief:

»Fahren Sie fort; am Dienstag habe ich eine Rose gegeben ... und am Mittwoch?«

»Am Mittwoch haben Sie Ihre beiden Hände zu küssen gegeben.«

»Oh!« murmelte sie, indem sie sich in die Hände biß. »Am Donnerstag endlich, gestern?«

»Gestern haben Sie anderthalb Stunden mit diesem Manne in der Apollo-Grotte zugebracht, wo Ihre Begleiterin Sie allein gelassen hatte.«

Die Königin stand ungestüm auf.

»Und ... Sie ... haben mich ... gesehen?« sagte sie, jede Sylbe abstoßend.

Charny hob eine Hand zum Himmel empor, um zu schwören.

»Oh! ... er schwört!« rief die Königin ebenfalls von der Wuth fortgerissen«

Charny wiederholte feierlich seine anklagende Geberde.

»Mich? mich?« sagte die Königin, indem sie sich auf den Busen schlug, »mich haben Sie gesehen?«

»Ja, Sie. Am Dienstag trugen Sie Ihr grünes Kleid mit goldmoirirten Streifen; am Mittwoch Ihr Kleid mit blauem und rostfarbigem Astwerk; gestern Ihr braungelbes Kleid, das Sie anhatten, als ich Ihnen zum ersten Mal die Hand küßte. Sie waren es! Sie waren es! Ich sterbe vor Schmerz und Scham, indem ich Ihnen auf mein Leben, auf meine Ehre, auf meinen Gott sage, Sie waren es, Madame! Sie waren es!«

Die Königin ging mit großen Schritten auf der Terrasse auf und ab, ohne sich darum zu bekümmern, daß sie ihre seltsame Aufregung ihre Zuschauer sehen ließ, welche sie von unten mit den Augen verschlangen.

»Wenn ich einen Eid thäte,« sagte sie ... »wenn ich auch bei meinem Sohne, bei meinem Gott schwüre! ... Ich habe einen Gott, wie Sie! ... Nein, er glaubt mir nicht! ... er würde mir nicht glauben!«

Charny neigte das Haupt.

»Wahnsinniger!« fügte die Königin bei, indem sie ihm voll Energie die Hand schüttelte und ihn von der Terrasse in ihr Zimmer zog. »Es ist also eine sehr seltene Wollust, die Wollust, eine unschuldige, tadellose Frau anzuklagen; es ist also ein mächtiges Glück, das Glück, eine Königin zu entehren... Glaubst Du mir, wenn ich Dir sage, daß nicht ich es bin, welche Du gesehen hast? glaubst Du, wenn ich auf Christus schwöre, daß ich seit drei Tagen nach neun Uhr nicht mehr ausgegangen bin? Soll ich Dir durch meine Frauen, durch den König, der mich hier gesehen, beweisen lassen, daß ich nicht anderswo sein konnte? Nein ... er glaubt mir nicht! er glaubt mir nicht!«

»Ich habe gesehen!« erwiderte Charny kalt.

»Oh!« rief plötzlich die Königin, »ich weiß, ich weiß! Ist mir nicht schon öfter diese grausame Verleumdung in's Gesicht geschleudert worden? Hat man mich nicht auf dem Opernball gesehen, wo ich dem ganzen Hof ein

Aergerniß gab? Hat man mich nicht bei Mesmer in Extase, den Neugierigen und den Freudenmädchen ein Aergerniß gebend, gesehen? ... Sie wissen es wohl, da Sie sich für mich geschlagen haben!«

»Madame, zu jener Zeit habe ich mich geschlagen, weil ich nicht daran glaubte. Heute würde ich mich schlagen, weil ich daran glaube.«

Die Königin hob ihre durch die Verzweiflung starren Arme zum Himmel empor, zwei brennende Thränen rollten von ihren Wangen auf ihren Busen!

»Mein Gott,« sprach sie, »schicke mir einen Gedanken, der mich rettet. Dieser hier soll mich nicht verachten, o mein Gott!«

Charny fühlte sich bis in den Grund des Herzens durch dieses einfache und kräftige Gebet gerührt. Er verbarg seine Augen in beiden Händen.

Die Königin dachte einen Augenblick stillschweigend nach, dann sprach sie:

»Mein Herr, Sie sind mir eine Genugthuung schuldig. Vernehmen Sie die, welche ich von Ihnen fordere. Drei Nächte hinter einander haben Sie mich in meinem Park in Gesellschaft eines Mannes gesehen. Sie wußten jedoch, daß man schon Mißbrauch von der Aehnlichkeit gemacht, welche irgend eine Frau im Gesicht und im Gang mit mir, der unglücklichen Königin, hat; doch da Sie lieber glauben wollen, ich sei es, welche in der Nacht herumlaufe, da Sie sagen werden, ich sei es, so kehren Sie in den Park zu derselben Stunde zurück, kehren Sie mit mir dahin zurück. Bin ich es, die Sie gestern gesehen, so werden Sie mich nothwendig heute nicht mehr sehen, da ich bei Ihnen sein werde. Ist es eine Andere, warum sollten wir sie mit einander nicht wiedersehen? Und wenn wir sie sehen ... Ah! mein Herr! wie werden Sie all die Leiden bereuen, die Sie mir so eben bereitet haben!«

Charny preßte sein Herz mit beiden Händen und erwiderte:

»Sie thun zu viel für mich, Madame; ich verdiene den Tod; schmettern Sie mich nicht durch Ihre Güte nieder.«

»Oh! ich werde Sie mit Beweisen niederschmettern,« sagte die Königin, »gegen Niemand ein Wort! Diesen Abend um zehn Uhr; erwarten Sie vor der Thüre der Jägermeisterei, was ich, um Sie zu überzeugen, beschlossen haben werde. Gehen Sie, mein Herr, und lassen Sie außen nichts sichtbar werden.«

Charny kniete, ohne ein Wort zu sagen, nieder und entfernte sich sodann.

Am Ende des zweiten Salons ging er unwillkürlich unter dem Blicke Jeanne's vorüber, die ihn mit den Augen verschlang und sich bereit hielt, auf den ersten Ruf der Königin bei Ihrer Majestät einzutreten.

LXVII.

Weib und Dämon.

Jeanne hatte die Unruhe Charny's, die Besorgniß der Königin, das beiderseitige Verlangen nach einer Besprechung bemerkt.

Für eine Frau von der Stärke Jeanne's war dieß mehr als es brauchte, um viele Dinge zu errathen; wir haben nicht nöthig, beizufügen, was schon alle Welt begriffen hat.

Nach dem durch Cagliostro zwischen Frau von La Mothe und Oliva veranlaßten Zusammentreffen kann die Comödie der letzten drei Tage der Commentare entbehren.

Zu der Königin zurückgekehrt, horchte, beobachtete Jeanne; sie wollte auf dem Gesichte Marie Antoinettens die Beweise dessen erkennen, was sie argwöhnte.

Doch die Königin war seit einiger Zeit gewohnt, aller Welt zu mißtrauen. Sie ließ nichts durchschauen. Jeanne war also auf die Muthmaßungen beschränkt.

Schon hatte sie einem ihrer Lakaien befohlen, Herrn von Charny zu folgen. Der Diener kam zurück und meldete, Herr von Charny sei an einem Hause am Ende des Parkes in der Nähe der Hagebuchen verschwunden.

»Es unterliegt keinem Zweifel mehr,« dachte Jeanne, »dieser Mensch ist ein Verliebter, der Alles gesehen hat.«

Sie hörte die Königin zu Frau von Misery sagen:

»Ich fühle mich sehr schwach, meine liebe Misery, und ich werde mich heute Abend um acht Uhr zu Bette legen.«

Und als die Ehrendame fragend in sie drang, fügte die Königin bei:

»Ich werde Niemand empfangen.«

»Das ist klar genug,« sagte Jeanne zu sich selbst, »eine Wahnsinnige, die das nicht begreifen würde.«

Einer heftigen Gemüthsbewegung in Folge der Scene, die sie mit Charny gehabt, preisgegeben, entließ die Königin bald ihr ganzes Gefolge. Jeanne wünschte sich zum ersten Mal, seitdem sie bei Hofe eingetreten, Glück.

»Die Karten sind verwirrt,« sagte sie; »nach Paris! Es ist Zeit, aufzulösen, was ich verwickelt habe.«

Und sie fuhr sogleich von Versailles weg.

Nach ihrem Hause in der Rue Saint-Claude geführt, fand sie hier ein herrliches Geschenk in Silberzeug, das der Cardinal an demselben Morgen geschickt hatte.

Nachdem sie diesem Geschenk, obgleich es werthvoll war, nur einen gleichgültigen Blick gegönnt hatte, schaute sie hinter ihrem Vorhänge nach Oliva, deren Fenster noch nicht geöffnet waren. Oliva schlief ohne Zweifel noch vor Müdigkeit; es herrschte eine sehr große Hitze an diesem Tag.

Jeanne fuhr zum Cardinal, den sie strahlend, aufgeblasen, unverschämt vor Freude und Stolz fand; an seinem reichen Schreibtisch, einem Meisterstück

von Boule, sitzend, zerriß und schrieb er wieder, ohne müde zu werden, einen Brief, der immer wieder anfing und nie endete.

Bei der Meldung seines Kammerdieners rief der Cardinal:

»Diese theure Gräfin!«

Und er stürzte ihr entgegen.

Jeanne empfing die Küsse, mit denen der Prälat ihre Arme und ihre Hände bedeckte. Sie setzte sich bequem, um so gut als möglich das Gespräch auszuhalten.

Monseigneur begann mit Betheuerungen seiner Dankbarkeit, denen es nicht an einer aufrichtigen Beredtsamkeit mangelte.

Jeanne unterbrach ihn und sagte:

»Wissen Sie, daß Sie ein zartfühlender Liebhaber sind, Monseigneur, und daß ich Ihnen danke?«

»Warum?«

»Nicht wegen des reizenden Geschenkes, das Sie mir diesen Morgen zustellen ließen, sondern weil Sie so vorsichtig waren, es mir nicht in das kleine Haus zu schicken. Wahrhaftig, das ist zartfühlend.«

»Bei wem anders kann man von Zartgefühl sprechen als bei Ihnen?« erwiderte der Cardinal.

»Sie sind kein glücklicher Mensch,« sagte Jeanne; »Sie sind ein triumphirender Gott.«

»Ich gestehe es, und das Glück erschreckt mich; es beengt mich; es macht mir den Anblick der anderen Menschen unerträglich. Ich erinnere mich der heidnischen Fabel von Jupiter der seiner Strahlen müde geworden.«

Jeanne lächelte.

»Sie kommen von Versailles?« fragte er gierig.

»Ja.«

»Sie haben sie gesehen?«

»Ich ... komme so eben von ihr ...«

»Sie hat ... hat... nichts gesagt?«

»Ei! was soll sie sagen?«

»Verzeihen Sie; es ist nicht mehr Neugierde, es ist Wuth.«

»Fragen Sie mich nicht.«

»Oh! Gräfin.«

»Nein, sage ich Ihnen.«

»Wie Sie das ankündigen! man sollte glauben, wenn man Sie sieht, Sie bringen eine schlimme Nachricht.«

»Monseigneur, heißen Sie mich nicht sprechen.«

»Gräfin! Gräfin ...«

Und der Cardinal erbleichte.

»Ein zu großes Glück,« sagte er, »gleicht dem Culminationspunkte eines Glücksrades; neben seinem höchsten Punkt ist der Anfang der Abnahme. Doch schonen Sie mich nicht, wenn ein Unglück im Anzug ist; nicht wahr ... es ist nicht so?«

»Ich werde das im Gegentheil ein sehr großes Glück nennen» Monseigneur,« erwiderte Jeanne.

»Das? ... was denn? ... was wollen Sie damit sagen? welche Sache ist ein Glück?«

»Nicht entdeckt worden zu sein,« erwiderte Jeanne trocken.

»Oh! ...« rief lächelnd der Cardinal. »Mit Vorsichtsmaßregeln, mit dem Verstande zweier Herzen und eines Geistes ...«

»Ein Geist und zwei Herzen, Monseigneur, verhindern die Augen nie, im Blätterwerk zu sehen.«

»Man hat gesehen!« rief Herr von Rohan erschrocken.

»Ich habe alle Ursache, es zu glauben.«

»Dann ... wenn man gesehen hat, hat man auch erkannt?«

»Oh! daran denken Sie nicht, Monseigneur; wenn man erkannt hätte, wenn sich dieses Geheimniß in der Gewalt irgend eines Menschen befände, so wäre Jeanne von Valois schon am Ende der Welt, und Sie, Sie müßten todt sein.«

»Das ist wahr, Gräfin; mit allem diesem Zögern, mit all diesem absichtlichen Schweigen braten Sie mich am kleinen Feuer. Man hat gesehen, gut ... doch man hat Leute in einem Park spazieren gehen sehen, ist das nicht erlaubt?«

»Fragen Sie den König.«

»Der König weiß!«

»Ich wiederhole Ihnen noch einmal, wenn der König wüßte, wären Sie in der Bastille und ich im Hospital. Doch da ein vermiedenes Unglück so viel werth ist, als zwei verheißene Glücke, so komme ich, um Ihnen zu sagen: versuchen Sie Gott nicht noch einmal.«

»Wie beliebt?« rief der Cardinal; »was bedeuten Ihre Worte, theure Gräfin?«

»Begreifen Sie dieselben nicht?«

»Ich fürchte ...«

»Ich hätte bange, wenn Sie mich nicht beruhigten.«

»Was muß ich zu diesem Ende thun?«

»Nicht mehr nach Versailles gehen.«

Der Cardinal machte einen Sprung.

»Bei Tage?« sagte er lächelnd.

»Zuerst bei Tage, und dann bei Nacht!«

Herr von Rohan bebte und ließ die Hand der Gräfin los.

»Unmöglich,« sagte er.

»Nun ist die Reihe an mir, Ihnen in's Gesicht zu schauen,« sprach sie; »Sie haben, glaube ich, gesagt, unmöglich. Warum unmöglich?«

»Weil ich im Herzen eine Liebe habe, die nur mit meinem Leben endigen wird.«

»Ich bemerke es,« unterbrach die Gräfin ironisch, »und um schneller zum Resultat zu gelangen, beharren Sie darauf, nach dem Parke zurückzukehren. Ja, wenn Sie dahin zurückkehren, wird Ihre Liebe nur mit Ihrem Leben endigen, und beide werden mit einem Schlage abgeschnitten werden.«

»Welche Beängstigungen, Gräfin ... Sie, die gestern noch so muthig waren?«

»Ich habe den Muth der Thiere. Ich fürchte nichts, so lange nicht eine Gefahr vorhanden ist.«

»Ich, ich habe den Muth meines Geschlechtes. Ich bin nur glücklich in Gegenwart der Gefahr selbst.«

»Sehr gut; doch dann erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen ...«

»Nichts, Gräfin, nichts!« rief der verliebte Prälat, »das Opfer ist gebracht, der Würfel liegt, den Tod, wenn man will, oder die Liebe! Ich werde nach Versailles zurückkehren.«

»Ganz allein?«

»Sollten Sie mich verlassen?« erwiderte Herr von Rohan im Tone des Vorwurfs.

»Ich zuerst.«

»Sie wird kommen.«

»Sie täuschen sich, sie wird nicht kommen.«

»Haben Sie mir das etwa von ihrer Seite anzukündigen?« fragte zitternd der Cardinal.

»Das ist der Streich, den ich seit einer halben Stunde für Sie zu schwächen suchte.«

»Sie will mich nicht mehr sehen?«

»Nie, und ich selbst habe ihr das gerathen.«

»Madame,« sprach der Prälat mit innigem Tone, »es ist schlimm von Ihnen, daß Sie das Messer in ein Herz bohren, welches Sie als so zart kennen.«

»Es wäre noch viel schlimmer von mir, Monseigneur, wenn ich zwei tolle Geschöpfe in Ermangelung eines guten Rathes sich in's Verderben stürzen ließe. Ich gebe den Rath, benütze ihn, wer da will.«

»Gräfin, Gräfin, eher sterben.«

»Das ist Ihre Sache, und es ist leicht.«

»Sterben, um zu sterben,« sprach der Cardinal mit dumpfer Stimme, »das Ende des Verdammten ist mir lieber. Gesegnet sei die Hölle, wo ich meine Mitschuldige finden werde.«

»Frommer Prälat, Sie blasphemiren,« sagte die Gräfin; »Unterthan, Sie entthronen Ihre Königin! Mann, Sie stürzen eine Frau in's Verderben.«

Der Cardinal faßte die Gräfin bei der Hand und rief wie in einem Delirium:

»Gestehen Sie. daß sie Ihnen das nicht gesagt hat, und daß sie mich nicht so verleugnen wird?«

»Ich spreche zu Ihnen in ihrem Namen.«

»Sie verlangt eine Frist?«

»Nehmen Sie es, wie Sie wollen, doch beobachten Sie ihren Befehl.«

»Der Park ist nicht der einzige Ort, wo man sich sehen kann, es gibt tausend sicherere Orte ... Die Königin ist ja zu Ihnen gekommen?«

»Monseigneur, nicht ein Wort mehr; ich trage ein tödtliches Gewicht in mir, das Ihres Geheimnisses. Ich fühle mich nicht stark genug, es lange zu tragen. Was die Indiscretionen, was der Zufall, was die Böswilligkeit Ihrer Feinde nicht thun, werden die Gewissensbisse thun. Sehen Sie, ich weiß, daß sie fähig ist, dem König in einem Augenblick der Verzweiflung Alles zu gestehen.«

»Guter Gott! ist es möglich!« rief der Cardinal, »sie würde das thun!«

»Wenn Sie sie sähen, sie müßte Ihr Mitleid erregen!«

Der Cardinal stand hastig auf.

»Was ist zu thun? sagte er.

»Man muß ihr den Trost des Stillschweigens geben.«

»Sie wird glauben, ich habe sie vergessen.«

Jeanne zuckte die Achseln.

»Sie wird mich beschuldigen, ich sei ein Feigling.«

»Feigling, um sie zu retten, nie!«

»Verzeiht eine Frau, daß man sich ihrer Gegenwart beraubt?«

»Beurtheilen Sie diese nicht, wie Sie mich beurtheilen würden ...«

»Ich halte sie für groß und stark. Ich liebe sie wegen ihres Muthes und ihres edlen Herzens. Sie kann also auf mich zählen, wie ich auf sie zählen werde. Ich will sie ein letztes Mal sehen; sie soll meinen ganzen Gedanken erfahren, und was sie nun, nachdem sie mich angehört hat, entscheiden mag, das werde ich erfüllen, wie ein heiliges Gelübde.«

Jeanne stand auf.

»Wie es Ihnen beliebt. Gehen Sie, nur werden Sie allein gehen. Ich habe den Schlüssel zum Park in die Seine geworfen, als ich heute zurückkehrte. Sie werden also nach Ihrem Belieben nach Versailles gehen, während ich nach der Schweiz oder nach Holland abreise. Je weiter ich von der Bombe entfernt bin, desto weniger werde ich ihr Zerplatzen fürchten.«

»Gräfin, Sie würden mich verlassen! Oh! mein Gott, mit wem würde ich dann von ihr sprechen?«

Jeanne erinnerte sich hier der Scenen von Molière; nie hatte ein wahnsinnigerer Valère einer verschmitzteren Dorine bequemere Erwiderungen in den Mund gegeben.

»Haben Sie nicht den Park und die Echos?« sagte Jeanne, »Sie werden sie den Namen Amaryllis lehren.«

»Gräfin, haben Sie Mitleid. Ich bin in Verzweiflung,« rief der Prälat mit einem aus dem Herzen hervorgegangenen Ausdruck.

»Nun wohl!« sprach Jeanne mit der ganz rohen Energie des Wundarztes, der die Amputation eines Gliedes entscheidet; »sind Sie in Verzweiflung, Herr von Rohan, so lassen Sie sich nicht zu Kindereien verleiten, welche gefährlicher sind als Pulver, Pest und Tod! Ist Ihnen so viel an dieser Frau gelegen, so erhalten Sie sich dieselbe, statt sie zu Grunde zu richten, und

wenn es Ihnen nicht durchaus an Herz und an Gedächtniß gebricht, wagen Sie es nicht, diejenigen in Ihren Ruin hineinzuziehen, welche Ihnen aus Freundschaft gedient haben. Ich spiele nicht mit dem Feuer. Schwören Sie mir, keinen Schritt zu thun, um die Königin zu sehen. Nur sie zu sehen, hören Sie? ich sage nicht, sie innerhalb vierzehn Tagen von heute an zu sprechen; schwören Sie das, so bleibe ich, und werde Ihnen noch dienen können. Sind Sie entschlossen, Allem zu trotzen, um mein Verbot und das ihrige zu übertreten? ich werde es erfahren, und zehn Minuten nachher reise ich ab! Sie werden sich herausziehen, wie Sie können.«

»Das ist gräßlich,« murmelte der Cardinal, »der Sturz ist zerschmetternd; von diesem Glück herabfallen! Oh! ich werde darüber sterben.«

»Gehen Sie doch,« flüsterte ihm Jeanne in's Ohr, »Sie liebten ohnedieß nur aus Eitelkeit.«

»Heute aus wahrer Liebe,« entgegnete der Cardinal.

»So leiden Sie also heute; das ist eine Bedingung des Standes. Auf, Monseigneur, entscheiden Sie sich; bleibe ich hier? bin ich auf dem Wege nach Lausanne?«

»Bleiben Sie, Gräfin, aber finden Sie nur ein schmerzstillendes Mittel. Die Wunde ist zu gräßlich.«

»Schwören Sie mir, zu gehorchen?«

»Bei meinem Worte als Rohan.«

»Gut! Ihr schmerzstillendes Mittel ist gefunden. Ich verbiete Ihnen die Zusammenkünfte, aber ich verbiete Ihnen die Briefe nicht.«

»Wahrhaftig!« rief der Wahnsinnige, wieder belebt durch diese Hoffnung. »Ich werde schreiben können?«

»Versuchen Sie es.«

»Und ... sie würde mir antworten?«

»Ich werde es versuchen.«

Der Cardinal verschlang Jeanne's Hand mit seinen Küssen. Er nannte sie seinen Schutzengel.

Er mußte sehr lachen, der Dämon, der im Herzen der Gräfin wohnte.

LXVIII.

Die Nacht.

An demselben Tage, gegen vier Uhr Abends, hielt ein Reiter am Saume des Parks hinter den Apollo-Bädern.

Dieser Reiter machte eine Vergnügenspromenade im Schritt; nachdenkend wie Hippolyt, schön wie dieser, ließ seine Hand die Zügel auf dem Halse des Rosses schwanken.

Er hielt, wie gesagt, an der Stelle, wo Herr von Rohan seit drei Tagen sein Pferd anhalten ließ. Der Boden war ganz durch das Hufeisen zerstampft, und er sah die jungen Zweige rings um die Eiche abgefressen, an deren Stamm das Thier angebunden gewesen.

Der Reiter stieg ab.

»Das ist ein sehr verwüsteter Platz,« sagte er.

Und er näherte sich der Mauer.

»Hier sind die Spuren vom Hinaufsteigen; hier ist eine kürzlich geöffnete Thüre. Das hatte ich mir gedacht.

»Man hat nicht den Krieg mit den Indianern der Savannen geführt, ohne sich auf die Spuren von Thieren und Menschen zu verstehen. Seit vierzehn Tagen aber ist Herr von Chancy zurückgekehrt; seit vierzehn Tagen hat sich Herr von Charny nicht gezeigt. Diese Thüre ist es, welche Herr von Charny zu seinem Eintritt in Versailles gewählt hat.«

So sprechend seufzte der Reiter geräuschvoll, als risse er sich seine Seele mit diesem Seufzer aus.

»Lassen wir dem Nächsten sein Glück,« murmelte er, während er die genannten Spuren auf dem Rasen und den Mauern eine um die andere betrachtete. »Was Gott dem Einen gibt, verweigert er dem Andern. Nicht umsonst macht Gott Glückliche und Unglückliche; sein Wille sei gepriesen.

»Man müßte aber einen Beweis haben. Um welchen Preis, durch welches Mittel ihn erlangen?

»Oh! nichts ist einfacher. Im Gebüsche, in der Nacht, vermöchte man einen Menschen nicht zu entdecken, und von seinem Versteck aus vermöchte er diejenigen zu sehen, welche hierher kommen. Heute Abend werde ich im Gebüsche sein.«

Der Reiter nahm die Zügel seines Pferdes zusammen, stieg langsam auf und verschwand, ohne den Schritt seines Rosses zu beschleunigen, an der Ecke der Mauer.

Charny aber hatte sich, den Befehlen der Königin gehorchend, in seiner Wohnung eingeschlossen und erwartete eine Botschaft von ihr.

Es wurde Nacht, nichts erschien. Statt am Fenster des Pavillons zu lauern, das auf den Park ging, lauerte Charny in demselben Zimmer an dem Fenster, das auf die kleine Gasse ging. Die Königin hatte gesagt: bei der Thüre der Jägermeisterei; aber Fenster und Thüre in diesem Pavillon, das war nur Eines, nur Erdgeschoß, und die Hauptsache war, daß man Alles sehen konnte, was vorging.

Er befragte die tiefe Nacht und hoffte von einer Minute zur andern den Galopp eines Reiters oder den hastigen Schritt eines Läufers zu hören.

Es schlug elf Uhr Nachts. Die Königin hatte Charny hintergangen. Sie hatte im ersten Augenblick der Ueberraschung ein Zugeständnis; gemacht. Beschämt hatte sie versprochen, was ihr zu halten nie möglich war, und sie hatte – ein schrecklicher Gedanke – versprochen mit dem Bewußtsein, daß sie nich halten würde.

Mit jener Leichtigkeit des Argwohns, welche die heftig verliebten Leute characterisirt, machte es sich Charny schon zum Vorwurf, daß er so leichtgläubig gewesen.

»Wie konnte ich,« rief er, »ich, der ich gesehen, Lügen glauben und meine Ueberzeugung, meine Gewißheit einer albernen Hoffnung opfern?«

Er entwickelte mit Wuth diesen düsteren Gedanken, als das Geräusch einer Handvoll Sand, die man an das andere Fenster warf, seine Aufmerksamkeit erregte und ihn nach der Seite des Parkes laufen machte.

Er sah nun, in einem weiten schwarzen Mantel, unten bei den Hagebuchen des Parkes eine weibliche Gestalt, welche ein bleiches, ängstliches Gesicht gegen ihn erhob.

Charny konnte einen Schrei der Freude und zugleich des Bedauerns nicht unterdrücken. Die Frau, die ihn erwartete, die ihn rief, war die Königin!

Mit einem Sprunge setzte er zum Fenster hinaus und fiel gerade vor die Königin nieder.

»Oh! Sie sind da, mein Herr? Das ist ein Glück!« sagte Marie Antoinette leise und ganz bewegt; »was machten Sie denn?«

»Sie! Sie! Madame! ... Sie selbst? ist es möglich?« erwiderte Charny.

»Warteten Sie so?«

»Ich wartete auf der Seite der Gasse.«

»Konnte ich durch die Gasse kommen, während es es einfach ist, durch den Park zu kommen?«

»Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, daß ich Sie sehen würde. Madame,« sprach Charny mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Dankbarkeit.

Marie Antoinette unterbrach ihn:

»Bleiben wir nicht hier; es ist hier so hell: haben Sie Ihren Degen?«

»Ja.«

»Gut! ... Wo sagen Sie, daß die Leute hereingekommen seien, die Sie gesehen?«

»Durch diese Thüre.«

»Und zu welcher Stunde?«

»Jedes Mal um Mitternacht.«

»Es ist kein Grund vorhanden, daß sie heute Abend nicht auch kommen sollten. Sie haben mit Niemand gesprochen?«

»Mit Niemand.«

»Gehen wir in's Gebüsch und warten wir.«

»Oh! Eure Majestät ...«

Die Königin ging voran und machte mit ziemlich raschem Schritt ein Stück Weges in umgekehrter Richtung.

»Sie begreifen wohl,« sagte sie plötzlich, als wollte sie dem Gedanken Charny's entgegenkommen, »Sie begreifen, daß ich mir das Vergnügen gemacht habe, die Sache dem Policei-Lieutenant zu erzählen. Seitdem ich mich beklagt, hätte mir Herr von Crosne schon müssen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn die Creatur, die meinen Namen usurpirt hat, nachdem sie sich eine Aehnlichkeit mit mir angemaßt, noch nicht verhaftet, wenn dieses ganze Geheimnis; noch nicht aufgeklärt ist, so fühlen Sie wohl, daß zwei Gründe obwalten: entweder die Unfähigkeit des Herrn von Crosne – was nicht der Fall ist – oder seine Genossenschaft mit meinen Feinden. Mir scheint es aber schwierig, daß man sich bei mir, in meinem Parke, die schmähliche Comödie erlauben soll, die Sie mir bezeichnet haben, ohne eines unmittelbaren Beistands oder einer stillschweigenden Genossenschaft sicher zu sein. Darum scheinen mir diejenigen, welche sich dessen schuldig gemacht haben, gefährlich genug zu sein, daß ich mich bei der Sorge, sie zu entlarven, nur auf mich selbst verlasse. Was denken Sie davon?«

»Ich bitte Eure Majestät um Erlaubniß den Mund nicht mehr zu öffnen. Ich bin in Verzweiflung; ich habe noch Befürchtungen, und ich habe keinen Verdacht mehr.«

»Sie sind wenigstens ein redlicher Mann,« sagte die Königin lebhaft: »Sie wissen die Dinge in's Gesicht zu sagen; das ist ein Verdienst, welches hie

und da die Unschuldigen verwunden kann, wenn man sich in Beziehung auf sie täuscht; aber eine Wunde heilt.«

»Oh! Madame, es schlägt elf Uhr: ich zittere.«

»Versichern Sie sich, ob Niemand hier ist,« sagte die Königin, um ihren Gefährten zu entfernen.

Charny gehorchte. Er lief in den Gebüschen umher bis zu den Mauern.

»Niemand,« sprach er, als er zurückkam.

»Wo ist die Scene vorgefallen, die Sie erzählten?«

»Madame, in diesem Augenblick, als ich von meiner Nachforschung zurückkehrte, habe ich einen furchtbaren Stich in's Herz bekommen. Ich erblickte Sie an derselben Stelle, wo ich in den vergangenen Nächten die falsche Königin von Frankreich sah.«

»Hier!« rief die Königin, indem sie sich mit Ekel von der Stelle entfernte, die sie einnahm.

»Unter diesem Kastanienbaume, ja, Madame.«

»Dann bleiben wir nicht hier, mein Herr « sagte Marie Antoinette, »denn wenn sie hierher gekommen sind, so werden sie wieder hierher kommen.«

Charny folgte der Königin in eine andere Allee. Sein Herz schlug so stark, daß er das Geräusch der Thüre, die sich öffnen würde, nicht zu hören fürchtete.

Schweigsam und stolz wartete sie auf die Erscheinung des lebendigen Beweises ihrer Unschuld.

Es schlug Mitternacht. Die Thüre öffnete sich nicht.

Es verging eine halbe Stunde, während welcher Marie Antoinette Charny mehr als zehnmal fragte, od die Betrüger sehr pünktlich bei jedem ihrer Rendezvous gewesen seien?

Es schlug drei Viertel nach Mitternacht auf Saint-Louis von Versailles.

Die Königin stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

»Sie werden sehen, daß sie heute nicht kommen,« sagte sie; »solche Unglücksfälle widerfahren nur mir!«

Und während sie diese Worte sprach, schaute sie Charny an, als suchte sie Streit mit ihm, wenn sie in seinen Augen den geringsten Schimmer von Triumph oder Ironie entdeckt hätte.

Aber in demselben Maße erbleichend, in welchem sein Verdacht wiederkehrte, beobachtete Charny eine so ernste und schwermüthige Haltung, daß sein Gesicht gewiß in diesem Augenblick der Widerschein der seelenreinen Geduld der Märtyrer und der Engel war.

Die Königin nahm ihn beim Arm und führte ihn zu dem Kastanienbaum, unter dem sie ihren ersten Halt gemacht hatten,

»Sie sagen,« flüsterte sie, »hier sei es gewesen, wo Sie diese Leute gesehen?«

»Hier, auf dieser Stelle, Madame.«

»Hier hat die Frau dem Mann eine Rose gegeben?«

»Ja, Eure Majestät.«

Die Königin war so schwach, so angegriffen von dem langen Verweilen in diesem feuchten Park, daß sie sich an den Stamm des Baumes anlehnte und den Kopf auf ihre Brust sinken ließ.

Allmälig bogen sich ihre Beine! er gab ihr den Arm nicht; sie fiel nun mehr auf das Gras und das Moos, als daß sie sich darauf setzte.

Er blieb unbeweglich und düster.

Sie drückte ihre beiden Hände auf ihr Gesicht, und Charny konnte nicht sehen, wie eine Thräne dieser Königin zwischen ihren langen weißen

Fingern herabglitt.

Plötzlich erhob sie den Kopf und sprach:

»Mein Herr, Sie haben Recht; ich bin verurtheilt. Ich hatte versprochen, heute zu beweisen, daß Sie mich verleumdet; Gott will es nicht; ich beuge mich.«

»Madame ...« murmelte Charny.

»Ich habe gethan,« fuhr sie fort, »was keine Frau an meiner Stelle gethan hätte. Ich spreche nicht von Königinnen. Oh! mein Herr, was ist eine Königin, wenn sie nicht einmal über ein Herz gebieten kann? Was ist eine Königin, wenn sie nicht einmal die Wertschätzung eines redlichen Mannes erlangt? Oh! mein Herr, helfen Sie mir wenigstens aufstehen, damit ich gehen kann; verachten Sie mich nicht so sehr, daß Sie mir Ihre Hand verweigern.«

Charny stürzte wie ein Wahnsinniger auf seine Kniee.

»Madame,« sagte er, während er mit seiner Stirne auf die Erde schlug, »nicht wahr, wenn ich nicht ein Unglücklicher wäre, der Sie liebt, Sie würden mir vergeben?«

»Sie!« rief die Königin mit einem bittern Gelächter, »Sie! Sie lieben mich, und Sie halten mich für schändlich! ...«

»Oh! ... Madame.«

»Sie! ... Sie, der Sie ein Gedächtniß haben müßten, Sie beschuldigen mich, ich habe hier eine Rose, dort einen Kuß, dort meine Liebe einem andern Mann geschenkt! ... Mein Herr, keine Lüge, Sie lieben mich nicht!«

»Madame, dieses Gespenst war da, dieses Gespenst einer verliebten Königin. Da auch, wo ich bin, war das Gespenst des Geliebten. Reißen Sie mir das Herz aus, da diese zwei höllischen Bilder in meinem heizen leben und es verzehren.«

Sie nahm seine Hand und zog ihn mit einer exaltirten Geberde zu sich.

»Sie haben gesehen ... Sie haben gehört ... Nicht wahr, ich war es sicherlich?« sprach sie mit erstickter Stimme ... »Oh! ich war es, suchen Sie nichts Anderes. Nun wohl! wenn ich auf eben diesem Platze, unter eben diesem Kastanienbaum sitzend wie ich saß, Sie zu meinen Füßen, wie der Andere war, wenn ich Ihnen die Hände drücke, wenn ich Sie an meine Brust ziehe, wenn ich Sie in meine Arme nehme, wenn ich Ihnen sage: Ich, die ich dieß Alles dem Andern gethan habe, nicht wahr? ich, die ich dasselbe dem Andern gesagt habe, nicht wahr? wenn ich Ihnen sage: Herr von Charny, nur ein einziges Wesen auf der Welt liebte, liebe und werde ich lieben ... und das sind Sie! ... Mein Gott! mein Gott! wird das genügen, um Sie zu überzeugen, daß von keiner Schande die Rede sein kann, wenn man im Herzen, neben dem Blute der Kaiserinnen, das göttliche Feuer einer Liebe wie diese hat?«

Charny stieß einen Seufzer aus, ähnlich dem eines Verscheidenden. Die Königin hatte ihn, indem sie so mit ihm sprach, mit ihrem Athem berauscht: er hatte sie sprechen gefühlt, ihre Hand hatte auf seiner Schulter gebrannt, ihre Brust hatte sein Herz versengt, ihr Athem hatte seine Lippen verzehrt.

»Lassen Sie mich Gott danken,« flüsterte er. »Oh! wenn ich nicht an Gott dächte, dächte ich zu viel an Sie.«

Sie erhob sich langsam; sie heftete auf ihn zwei Augen, deren Thränen die Flammen ertränkten.

»Wollen Sie mein Leben?« sagte er ganz verwirrt.

Sie schwieg einen Augenblick, ohne daß sie ihn anzuschauen aufhörte.

»Geben Sie mir Ihren Arm,« sagte sie, »und führen Sie mich überallhin, wohin die Anderen gegangen sind. Zuerst hier ... hier, wo eine Rose gegeben wurde ...«

Sie zog unter ihrem Kleide eine noch von dem Feuer, das ihre Brust versengte, warme Rose hervor und sprach:

»Nehmen Siel«

Er athmete den balsamischen Duft der Blume ein und verschloß sie in seiner Brust.

»Hier,« sagte sie, »hier hat die Andere ihre Hand zum Kusse gegeben.«

»Ihre beiden Hände!« sprach Charny schwankend und trunken in dem Augenblick, wo sich sein Gesicht in den brennenden Händen der Königin eingeschlossen fand.

»Das ist ein gereinigter Platz,« sagte die Königin mit einem anbetungswürdigen Lächeln» »Sind sie nun nicht in die Apollo-Bäder gegangen?«

Charny blieb, als wäre der Himmel auf seinen Kopf gefallen, erstaunt, halb todt stehen.

»Das ist ein Ort,« sagte die Königin heiter, »wo ich nie anders, als bei Tage eintrete. Sehen wir mit einander die Thüre, durch welche der Liebhaber der Königin entfloh.«

Freudig, leicht, am Arme des glücklichsten Mannes hängend; den Gott je gesegnet, schritt sie, beinahe laufend, über den Rasen hin, der das Gebüsch von der Rundmauer trennte. So kamen sie an die Thüre, vor welcher man die Spuren der Pferdehufe sah.

»Es ist hier, außen,« sagte Charny.

»Ich habe alle Schlüssel,« erwiderte die Königin. »Oeffnen Sie, Herr von Charny, wir wollen uns unterrichten.«

Sie gingen hinaus und bückten sich, um zu sehen; der Mond trat aus einer Wolke hervor, als wollte er sie in ihren Nachforschungen unterstützen.

Der weiße Strahl hing sich zärtlich an dem schönen Gesichte der Königin an, die sich horchend und im Gesträuche umherschauend auf Charny's Arm stützte.

Als sie wohl überzeugt war, ließ sie Charny zurückkehren, indem sie ihn mit einem sanften Drucke an sich zog.

Die Thüre schloß sich wieder hinter ihnen.

Es schlug zwei Uhr.

»Gute Nacht,« sagte sie. »Kehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Morgen.«

Sie drückte ihm die Hand und entfernte sich, ohne ein weiteres Wort, rasch unter den Hagebuchen, in der Richtung des Schlosses.

Jenseits der Thüre, die sie geschlossen hatten, erhob sich ein Mann mitten aus dem Gesträuche und verschwand unter den Bäumen längs der Straße.

Dieser Mann trug das Geheimniß der Königin mit sich fort.

LXIX.

Der Abschied.

Die Königin stand am andern Morgen ganz lächelnd und ganz schön auf, um in die Messe zu gehen.

Ihre Wachen hatten Befehl, Jedermann zu ihr kommen zu lassen. Es war ein Sonntag, und Ihre Majestät hatte beim Erwachen gesagt:

»Das ist ein schöner Tag; heut ist's eine Freude zu leben.«

Sie schien auch mit mehr Vergnügen, als gewöhnlich, den Wohlgeruch ihrer Lieblingsblumen einzuathmen; sie zeigte sich freigebiger in den Geschenken, die sie bewilligte; sie beeiferte sich mehr ihre Seele in die Nahe Gottes zu bringen.

Sie hörte die Messe ohne Zerstreuung, und hatte nie ihren majestätischen Kopf so tief gebückt.

Während sie mit Inbrunst betete, schaarte sich die Menge, wie an den anderen Sonntagen, auf dem Wege von den Gemächern zur Capelle zusammen, und selbst die Stufen der Treppen waren bedeckt mit Cavalieren

und Damen. Unter den letztern glänzte bescheiden, aber elegant gekleidet, Frau von La Mothe.

Und in dem doppelten Spalier, das die Edelleute bildeten, sah man rechts Herrn von Charny, dem viele von seinen Freunden zu seiner Genesung, zu seiner Rückkehr und besonders zu seinem strahlenden Gesichte Glück wünschten.

Die Gunst ist ein feiner, durchdringender Wohlgeruch, er vertheilt sich mit einer solchen Leichtigkeit in der Luft, daß von den Kennern lange vor der Oeffnung des Räucherpfännchens das Aroma erkannt, festgestellt und geschätzt wird. Olivier war erst seit sechs Stunden der Freund der Königin, aber schon nannte sich Jedermann den Freund Oliviers.

Während er alle diese Glückwünsche mit der guten Miene eines wahrhaft seligen Menschen hinnahm und, um ihm mehr Ehre und Freundschaft zu erweisen, die ganze Linke des Spaliers zur Rechten überging, gewahrte Olivier, genöthigt, seine Blicke auf der Gruppe, die ihn umschwärmte, umherlaufen zu lassen, allein sich gegenüber ein Gesicht, dessen düstere Blässe und Unbeweglichkeit ihm mitten unter seiner Berauschung auffiel.

Er erkannte Philipp von Taverney, der, in seine Uniform eingezwängt, die Hand am Griffe seines Degens hielt.

Seit den Höfllichkeitsbesuchen, die der Letztere im Vorzimmer seines Gegners gemacht, seit der Einsperrung Charny's durch den Doctor Louis hatte keine Berührung zwischen den zwei Nebenbuhlern stattgefunden.

Charny, als er Philipp sah, der ihn ruhig, ohne Wohlwollen und ohne Drohung anschaute, begann mit einem Gruße, den ihm Philipp von fern erwiderte.

Hierauf sagte Olivier, indem er mit seiner Hand durch die Gruppe schnitt, die ihn umgab:

»Verzeihen Sie, meine Herren ... lassen Sie mich eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen.«

Und er durchschritt den zwischen dem Spaliere rechts und dem Spaliere links liegenden Raum, und ging gerade auf Philipp zu, der sich nicht rührte.

»Herr von Taverney,« sagte er, während er noch höflicher, als das erste Mal, grüßte, »ich mußte Ihnen für den Antheil danken, den Sie an meiner Gesundheit zu nehmen die Güte hatten, doch ich bin gestern erst hier angekommen.«

Philipp erröthete und schaute ihn an, dann schlug er die Augen nieder.

»Nein,« fuhr Charny fort, »ich werde die Ehre haben, Ihnen morgen Ihren Besuch zurückzugeben, und ich hoffe, Sie hegen keinen Groll mehr gegen mich.«

»Durchaus nicht, mein Herr,« erwiderte Philipp.

Charny war im Begriff, seine Hand auszustrecken, damit Philipp die seinige darauf legte, als die Trommel die Ankunft der Königin verkündigte.

»Die Königin kommt, mein Herr,« sprach Philipp langsam, ohne daß er die freundschaftliche Geberde Charny's erwidert hatte.

Und er punctirte diese Worte durch eine mehr schwermüthige, als kalte Verbeugung.

Ein wenig erstaunt, beeilte sich Charny, zu seinen Freunden im Spalier links zurückzukehren.

Philipp seinerseits blieb, als ob er Schildwache stände.

Die Königin näherte sich, man sah sie Mehreren zulächeln, Bittschriften nehmen oder abnehmen lassen, denn von fern hatte sie Charny erblickt, und indem sie mit jenem verwegenen Muthe, dem sie bei ihren Freundschaften die Zügel schießen ließ und den ihre Feinde Schamlosigkeit nannten, keinen Blick mehr von ihm Verwandte, sprach sie ganz laut die Worte:

»Bitten Sie heute, meine Herren, bitten Sie, ich vermöchte heute nichts abzuschlagen.«

Charny war bis in die Tiefe seines Herzens durchdrungen von dem Ausdruck, von dem Sinn dieser Zauberworte. Er bebte vor Wonne, und dieß war sein einziger Dank gegen die Königin.

Plötzlich wurde diese ihrer süßen, aber gefährlichen Beschallung durch das Geräusch eines Trittes, durch den Ton einer fremden Stimme entzogen.

Der Tritt knarrte zu ihrer Linken auf der Platte, die bewegte aber ernste Stimme sprach:

»Madame ...«

Die Königin erblickte Philipp; sie vermochte eine erste Bewegung des Erstaunens nicht zu unterdrücken, als sie sich so zwischen diese zwei Männer gestellt sah, deren einen zu sehr und den andern nicht genug zu lieben sie sich vielleicht zum Vorwurf machte.

»Sie Herr von Taverney!« rief sie rasch sich fassend; »Sie! Sie haben sich etwas von mir zu erbitten? Oh! sprechen Sie.«

»Zehn Minuten Audienz, nach der Mußе Eurer Majestät,« antwortete Philipp, indem er sich verbeugte, ohne die strenge Blässe seiner Stirne entwaffnet zu haben.

»Auf der Stelle, mein Herr,« erwiderte die Königin, während sie einen verstohlenen Blick auf Charny warf, welchen sie nicht ohne ein unwillkürliches Beben so nahe bei seinem ehemaligen Gegner sehen konnte; »folgen Sie mir.«

Und sie ging rascher, als sie den Tritt Philipps hinter dem ihrigen hörte, während Charny an seinem Platz geblieben war.

Sie setzte indessen ihre Ernte an Briefen, Eingaben und Bittschriften fort, gab einige Befehle und trat in ihre Gemächer.

Eine Viertelstunde nachher wurde Philipp in die Bibliothek gefühlt, wo die Königin am Sonntag empfing.

»Ah! Herr von Taverney,« sprach sie mit freudigem Tone, »treten Sie ein und machen Sie mir sogleich ein gutes Gesicht. Ich muß Ihnen gestehen, ich habe eine Unruhe, so oft ein Taverney mich zu sprechen wünscht. Sie sind von schlimmer Vorbedeutung in ihrer Familie. Beruhigen Sie mich geschwind, Herr von Taverney ... und sagen Sie mir, Sie kommen nicht, um mir ein Unglück mitzutheilen.«

Noch bleicher nach diesem Eingang, als er es während der Scene mit Charny gewesen war, beschränkte sich Philipp, da er sah, wie wenig Absichtlichkeit die Königin in ihre Sprache legte, darauf, daß er erwiderte:

»Madame, ich habe die Ehre, Eure Majestät zu versichern, daß ich ihr dießmal nur eine gute Nachricht bringe.«

»Ah! es ist eine Nachricht!« rief die Königin.

»Ach! ja, Eure Majestät.«

»Oh! mein Gott!« sagte Marie Antoinette, die den heitern Ton wieder annahm, der Philipp so unglücklich machte, »Sie haben gesagt; ach! Ich Arme, die ich bin! würde eine Spanierin ausrufen, Herr von Taverney hat gesagt: ach!«

»Madame,« erwiderte Philipp mit ernstem Tone, »zwei Worte werden Eure Majestät so vollständig beruhigen, daß Ihre edle Stirne sich nicht bloß heute nicht bei der Annäherung eines Taverney verschleiern, sondern daß sie sich nie mehr durch die Schuld eines Taverney Maison-Rouge verschleiern wird. Heute noch, Madame, wird der letzte dieser Familie, dem Eure Majestät einige Gunst zu bewilligen die Gnade gehabt hat, verschwinden, um nie mehr an den französischen Hof zurückzukehren.«

Alsbald warf die Königin die freudige Miene von sich, die sie als Hilfsmittel gegen die muthmaßlichen Gemüthsbewegungen bei dieser Zusammenkunft angenommen hatte.

»Sie gehen!« rief sie.

»Ja, Eure Majestät.«

»Sie ... auch!«

Philipp verbeugte sich und erwiderte:

»Meine Schwester hat schon den Kummer gehabt, Eure Majestät zu verlassen; ich, ich war der Königin noch weit unnützer, und ich gehe.«

Die Königin setzte sich ganz unruhig bei dem Gedanken, daß Andree ihren lebenslänglichen Abschied am Tage nach einem Zusammensein bei Louis verlangt hatte, wo Herrn von Charny das erste Anzeichen des Gefühles, das man für ihn hegte, zu Theil geworden war.

»Seltsam!« murmelte sie träumerisch, und sie fügte kein Wort mehr bei.

Philipp blieb wie eine marmorne Bildsäule stehen und wartete auf die Geberde, die ihn entlassen sollte.

Die Königin erwachte plötzlich aus ihrer Erstarrung.

»Wohin gehen Sie?« fragte sie.

»Ich will mich zu Herrn von Lapeyrouse begeben.«

»Herr von Lapeyrouse ist in diesem Augenblicke in Neu-Foundland.«

»Ich habe alle Anstalten getroffen, um zu ihm zu gelangen.«

»Sie wissen, daß man ihm einen gräßlichen Tod geweissagt hat?«

»Gräßlich, das weiß ich nicht,« entgegnete Philipp, »doch einen schnellen Tod, das ist mir bekannt.«

»Und Sie reisen?«

Er lächelte mit einer so edlen und so sanften Schönheit.

»Gerade darum will ich Lapeyrouse nachfolgen,« sagte er.

Die Königin versank abermals in ihr banges Stillschweigen.

Philipp wartete noch einmal ehrfurchtsvoll.

Die so edle und so muthige Natur Marie Antoinette's erwachte verwegener, als je.

Sie stand auf ... trat auf den jungen Mann zu und sprach zu ihm, indem sie ihre weißen Arme auf ihrer Brust kreuzte:

»Warum gehen Sie?«

»Weil ich sehr reiselustig bin,« antwortete er mit sanftem Tone.

»Aber Sie haben schon die Reise um die Welt gemacht,« entgegnete die Königin, die sich einen Augenblick durch diese heldenmüthige Ruhe bethören ließ.

»Die neue Welt, ja, Madame,« fuhr Philipp fort, »doch nicht um die alte und die neue Welt zusammen.«

Die Königin machte eine Geberde des Aergers und wiederholte, was sie zu Andree gesagt hatte:

»Eisernes Geschlecht, stählerne Herzen, diese Taverney. Ihre Schwester und Sie, Sie sind zwei furchtbare Leute, Freunde, die man am Ende haßt. Sie gehen, nicht um zu reisen, denn Sie sind dessen müde, sondern um mich zu verlassen. Ihre Schwester wurde, wie sie sagte, von der Religion berufen, sie verbirgt ein Feuerherz unter der Asche. Kurz, sie wollte gehen, und sie ist gegangen. Gott mache sie glücklich! Sie, Sie, der Sie glücklich sein könnten, Sie gehen nun auch ... ich sagte Ihnen vorhin, die Taverney bringen mir Unglück!«

»Schonen Sie uns, Madame; wenn Eure Majestät die Gnade hätte, besser in unsern Herzen zu suchen, so würde sie eine grenzenlose Ergebenheit darin sehen.«

»Hören Sie,« rief die Königin zornig, » *Sie* sind ein Quäker, Ihre Schwester ist eine Philosophin, unmögliche Geschöpfe; sie stellt sich die Welt wie ein Paradies vor, wo man nur unter der Bedingung Eintritt finde, daß man zu

den Heiligen gehöre; Sie halten die Welt für die Hölle, in welche nur die Teufel eintreten; und Sie beide haben die Welt geflohen: der Eine, weil Sie darin das finden, was Sie nicht suchen; die Andere, weil sie nicht darin finden, was Sie suchen. Habe ich Recht? Ei! mein lieber Herr von Taverney, lassen Sie die menschlichen Geschöpfe unvollkommen sein; verlangen Sie von den königlichen Familien nur, daß sie die unvollkommensten der menschlichen Geschlechter seien; seien Sie duldsam oder seien Sie vielmehr nicht selbstsüchtig.«

Sie betonte diese Worte mit zu viel Leidenschaft.

Philipp war im Vortheil.

»Madame,« sagte er, »die Selbstsucht ist eine Tugend, wenn man sich derselben bedient, um die Gegenstände seiner Anbetung noch zu erhöhen.«

Marie Antoinette erröthete.

»Alles was ich weiß,« sagte sie, »ist, daß ich Andree liebte, und daß sie mich verlassen hat; daß ich große Stücke auf Sie hielt, und daß Sie mich ebenfalls verlassen. Es ist demüthigend für mich, zwei so vollkommene Personen ... ich scherze nicht, mein Herr ... mein Haus verlassen zu sehen.«

»Nichts kann eine Person demüthigen, die so erhaben ist, wie Sie,« erwiderte Taverney kalt; »die Beschämung erreicht hohe Stirnen, wie die Ihrige, nicht.«

»Ich besinne mich auf's Ernstlichste, was Sie verletzt haben mochte,« fuhr die Königin fort.

»Nichts, nichts hat mich verletzt,« erwiderte Philipp lebhaft.

»Ihr Grad ist bestätigt worden; Ihr Glück ist im besten Zuge; ich zeichnete Sie aus ...«

»Ich wiederhole Eurer Majestät, daß mir nichts bei Hofe mißfällt.«

»Und wenn ich Ihnen sagte, Sie sollen bleiben ... und wenn ich es Ihnen befehlen würde? ...«

»Ich hätte den Schmerz, Eurer Majestät mit einer Weigerung zu antworten.«

Die Königin versenkte sich zum dritten Mal in jene stillschweigende Zurückhaltung, die für ihre Logik das war, was bei dem ermüdeten Fechter die Handlung ist, durch die er seinen Gegner aus der Lage zu bringen sucht.

Und da sie aus dieser Ruhe immer durch einen unerwarteten Schlag heraustrat, so sagte sie, indem sie ihren klaren Blick auf Philipp heftete:

»Es ist vielleicht Jemand hier, der Ihnen mißfällt? Sie sind argwöhnisch.«

»Niemand mißfällt mir.«

»Ich glaubte, Sie ständen schlecht ... mit einem Cavalier ... mit Herrn von Charny ... den Sie im Duell verwundet haben ...« sagte die Königin, sich stufenweise belebend. »Und da es einfach ist, daß man die Leute flieht, die man nicht liebt, so werden Sie, sobald Sie die Rückkehr des Herrn von Charny bemerkten, den Hof zu verlassen gewünscht haben.«

Philipp antwortete nicht.

Die Königin, die sich in Beziehung auf diesen so redlichen, so wackern Mann täuschte, glaubte es mit einem gewöhnlichen Eifersüchtigen zu thun zu haben. Sie setzte ihm ohne Schonung zu.

»Sie wissen erst seit heute, daß Herr von Charny zurückgekommen ist,« fuhr sie fort. »Ich sage, seit heute! und heute verlangen Sie Ihren Abschied von mir?«

Philipp wurde mehr bleifarbig, als bleich. So angegriffen, so mit Füßen getreten, erhob er sich grausam.

»Madame,« sagte er, »es ist wahr, ich weiß die Rückkehr des Herrn von Charny erst seit heute; nur ist es länger, als Eure Majestät denkt, denn ich habe Herrn von Charny gegen zwei Uhr Morgens an der Parkthüre getroffen, welche mit den Apollo-Bädern in Verbindung steht.«

Die Königin erbleichte ebenfalls, und nachdem sie mit einer Bewunderung, gemischt mit Schrecken, die vollkommene Höflichkeit betrachtet hatte, die

der Edelmann in seinem Zorne behielt, murmelte sie mit erloschener Stimme:

»Gut, mein Herr, gehen Sie, ich halte Sie nicht zurück.«

Philipp verbeugte sich zum letzten Mal und ging mit langsamem Schritte weg.

Die Königin fiel, wie vom Blitze getroffen, in einen Lehnstuhl und rief:

»Frankreich, du Land der edlen Herzen!«

LXX.

Die Eifersucht des Cardinals.

Indessen hatte der Cardinal drei Nächte aufeinander folgen sehen, die sehr verschieden von denen waren, welche seine Einbildungskraft ihm unaufhörlich von Neuem vorführte.

Keine Nachricht von irgend Jemand, keine Hoffnung auf einen Besuch. Diese Todesstille nach der Aufregung der Leidenschaft war die Dunkelheit eines Kellers nach dem heitern Sonnenlicht.

Der Cardinal schmeichelte sich Anfangs mit der Hoffnung, seine Geliebte, ein Weib, bevor sie Königin war, wolle erproben, welcher Natur die Liebe sei, die man ihr bezeigte, und ob sie nach der Prüfung, wie vor derselben gefalle. Ein ganz männliches Gefühl, dessen Materialismus eine zweischneidige Waffe wurde, die den Cardinal sehr schmerzlich verwundete, wenn sie sich gegen ihn kehrte.

Als er nichts kommen sah und nichts hörte als das Stillschweigen, wie Herr Delille sagt, da fürchtete der Unglückliche in der That, diese Prüfung sei für ihn selbst ungünstig gewesen. Hievon rührte eine Angst, eine Bangigkeit her, von der man sich keinen Begriff machen kann, wenn man nicht an den allgemeinen Nervenschmerzen gelitten hat, die jede nach dem Gehirn

ausmündende Fiber zu einer Feuerschlange machen, die sich durch ihren eigenen Willen krümmt oder abspannt.

Dieses Mißbehagen wurde dem Cardinal unerträglich; er schickte zehnmal an einem halben Tage in die Wohnung der Frau von La Mothe, zehnmal nach Versailles.

Der zehnte Eilbote brachte ihm endlich Jeanne, welche dort Charny und die Königin bewachte und sich innerlich zu dieser Ungeduld des Cardinals, der sie bald den günstigen Erfolg ihres Unternehmens zu verdanken haben sollte, Glück wünschte.

Sobald der Cardinal sie erblickte, brach er los.

»Wie!« rief er, »Sie leben mit dieser Ruhe! Wie! Sie wissen, daß ich auf der Folter bin, und Sie, die Sie sich meine Freundin nennen, lassen diese Folter bis zum Tode gehen!«

»Ei, Monseigneur,« erwiderte Jeanne, »Geduld, wenn's beliebt. Was ich in Versailles fern von Ihnen that, ist viel nützlicher, als was Sie hier in Ihrer Sehnsucht nach mir thaten.«

»Man ist nicht in diesem Grade grausam,« sagte Seine Eminenz, besänftigt durch die Hoffnung, Nachrichten zu erhalten. »Sprechen Sie, was sagt man, was thut man dort?«

»Die Abwesenheit ist ein schmerzliches Uebel, mag man nun in Paris oder in Versailles daran leiden.«

»Das entzückt mich, und ich danke Ihnen dafür; aber ...«

»Aber?«

»Beweise!«

»Oh! guter Gott,« rief Jeanne, »was sagen Sie da, Monseigneur! Beweise! ... Sind Sie bei Troste, Monseigneur, daß Sie von einer Frau Beweise für ihre Fehler verlangen?«

»Ich verlange keine Urkunde für einen Proceß, Gräfin; ich verlange ein Liebespfand.«

»Mir scheint,« erwiderte sie, nachdem sie Seine Eminenz auf eine gewisse Weise angeschaut hatte, »Sie werden sehr anspruchsvoll, wo nicht sehr vergeßlich.«

»Oh! ich weiß, was Sie mir sagen wollen ... ich weiß, daß ich mich für sehr befriedigt ... für sehr geehrt halten müßte; doch beurtheilen Sie mein Herz nach dem Ihrigen,, Gräfin ... Wie nähmen Sie es auf, wenn Sie so, nachdem Sie den Anschein der Gunst genossen, auf die Seite geworfen würden?«

»Sie haben, glaube ich, gesagt, den Anschein?« erwiderte Jeanne mit demselben spöttischen Tone.

»Oh! es ist gewiß, Sie können mich ungestraft schlagen, Gräfin, es ist wahr, nichts berechtigt mich zu einer Klage; doch ich beklage mich ...«

»Monseigneur, ich kann nicht für Ihre Unzufriedenheit verantwortlich sein, wenn sie nur unstichhaltige oder gar keine Gründe hat.«

»Gräfin, Sie behandeln mich schlecht.«

»Monseigneur, ich wiederhole Ihre Worte. Ich folge Ihrer Erörterung.«

»Inspiriren Sie sich durch sich selbst, statt mir meine Tollheiten vorzuwerfen: helfen Sie mir, statt mich zu martern.«

»Ich kann Ihnen nicht helfen, wo ich nichts zu thun sehe.«

»Sie sehen nichts zu thun?« sagte der Cardinal, indem er auf jedes Wort einen Nachdruck legte.

»Nichts.«

»Wohl! Madame,« rief Herr von Rohan voll Heftigkeit, »es sagt vielleicht nicht Jedermann, was Sie sagen.«

»Ach! Monseigneur, nun sind wir bis zum Zorn gelangt und wir verstehen uns nicht mehr. Eure Eminenz wird mir verzeihen, wenn ich ihr dieß bemerke.«

»Zum Zorn! ja ... Ihr böser Wille treibt mich dazu, Gräfin.«

»Und Sie berechnen nicht, ob dieß Ungerechtigkeit ist?«

»Oh! nein! Wenn Sie mir nicht mehr dienen, so ist dieß der Fall, weil Sie es nicht mehr anders machen können, das sehe ich wohl.«

»Sie beurtheilen mich gut; warum klagen Sie mich dann an?«

»Weil Sie mir die ganze Wahrheit sagen müßten, Madame.«

»Die Wahrheit! ich habe Ihnen diejenige gesagt, welche ich weiß.«

»Sie sagen mir nicht, daß die Königin eine Treulose, eine Cokette ist, daß sie die Leute anreizt sie anzubeten und sie hernach der Verzweiflung überantwortet.«

Jeanne schaute ihn mit erstaunter Miene an.

»Erklären Sie sich,« sagte sie zitternd, nicht vor Angst, sondern vor Freude.

Sie hatte in der That in der Eifersucht des Cardinals einen Ausgang erblickt, den ihr die Umstände vielleicht nicht gegeben hätten, um aus einer so schwierigen Lage herauszukommen.

»Gestehen Sie mir,« fuhr der Cardinal fort, der mehr mit seiner Leidenschaft rechnete, »gestehen Sie mir, ich bitte Sie, daß die Königin sich weigert, mich zu sehen.«

»Ich sage das nicht, Monseigneur.«

»Gestehen Sie, daß sie, wenn sie mich nicht mit ihrem vollen Willen zurückstößt, was ich immer noch hoffe, mich aus dem Besitze setzt und fern von sich hält, um nicht irgend einen andern Liebhaber zu beunruhigen, bei dem meine Huldigungen Verdacht erregt haben.«

»Ah! Monseigneur,« rief Jeanne mit einem so honigsüßen Tone, daß sie noch viel mehr errathen ließ, als sie verbergen wollte.

»Hören Sie mich,« sagte der Cardinal, »als ich Ihre Majestät zum letzten Male sah, glaubte ich im Gebüsche gehen zu hören.«

»Tollheit!«

»Und ich werde Alles sagen, was ich muthmaße.«

»Sagen Sie nicht ein Wort mehr, Monseigneur, Sie beleidigen die Königin, und überdieß, wenn es wahr wäre, wenn sie so unglücklich wäre, daß sie die Ueberwachung eines Liebhabers befürchten müßte, was ich nicht glaube, wären Sie ungerecht genug, ihr ein Verbrechen aus der Vergangenheit zu machen, die sie Ihnen zum Opfer bringt?«

»Die Vergangenheit! die Vergangenheit! Das ist ein großes Wort; aber es fällt, Gräfin, wenn diese Vergangenheit noch die Gegenwart ist und die Zukunft sein soll!«

»Pfui! Monseigneur; Sie sprechen mit mir, als sprächen Sie mit einem Mäkler, dem Sie vorwerfen würden, er habe Sie zu einem schlechten Geschäfte veranlaßt. Ihr Argwohn, Monseigneur, ist so verletzend für die Königin, daß er es am Ende auch für mich wird.«

»Dann, Gräfin, beweisen Sie mir ...«

»Ah! Monseigneur, wenn Sie dieses Wort wiederholen, so nehme ich die Beleidigung auf meine Rechnung.«

»Kurz! ... liebt sie mich ein wenig?«

»Da gibt es etwas ganz Einfaches, Monseigneur,« sagte Jeanne, indem sie auf den Tisch des Cardinals und auf das darauf stehende Schreibzeug deutete. »Setzen Sie sich dorthin und fragen Sie die Königin selbst.«

Der Cardinal ergriff voll Entzücken Jeanne's Hand und rief:

»Sie werden ihr das Billet zustellen?«

»Wenn ich es ihr nicht zustellte, wer würde es denn sonst übernehmen?«

»Und ... Sie versprechen mir eine Antwort?«

»Wenn Sie keine Antwort bekämen, wie würden Sie erfahren, woran Sie sich zu halten haben?«

»Oh! so ist es gut, Gräfin, so liebe ich Sie.«

»Nicht wahr?« sagte sie mit ihrem feinen Lächeln.

Er setzte sich, nahm die Feder und fing einen Brief an. Herr von Rohan hatte eine beredte Feder, einen leichten Brief; doch er zerriß zehn Blätter, ehe er sich selbst gefiel.

»Wenn Sie immer so fortmachen, werden Sie nie zum Ziele kommen,« sagte Jeanne.

»Sehen Sie, Gräfin, ich mißtraue meiner Zärtlichkeit; sie überströmt unwillkürlich und würde vielleicht die Königin ermüden.«

»Ah!« versetzte Jeanne mit Ironie, »wenn Sie ihr als Politiker schreiben, so wird sie Ihnen mit einem diplomatischen Billet antworten. Das ist Ihre Sache.«

»Sie haben Recht, und Sie sind eine ächte Frau nach Geist und Herz. Hören Sie, Gräfin, warum sollten wir ein Geheimniß vor Ihnen haben, da Sie das unsere besitzen?«

Sie lächelte.

»Es ist wahr,« sagte sie, »Sie haben mir wenig zu verbergen.«

»Lesen Sie über meine Schulter, lesen Sie so schnell, als ich schreiben werde; denn mein Herz brennt, meine Feder wird das Papier verzehren.«

Er schrieb in der That; er schrieb einen Brief so glühend, so toll, so voll von Liebesvorwürfen und gefährlichen Betheuerungen, daß, als er geendet hatte,

Jeanne, die seinen Gedanken bis zur Unterschrift folgte, zu sich selbst sagte:

»Er hat geschrieben, was ich ihm nicht zu dictiren gewagt hätte.«

Der Cardinal überlas sein Billet und fragte dann Jeanne:

»Ist es so gut?«

»Wenn die Königin Sie liebt,« erwiderte die Verrätherin, »so werden Sie sie morgen sehen; nun aber verhalten Sie sich ruhig.«

»Bis morgen, ja.«

»Ich verlange nicht mehr, Monseigneur.«

Sie nahm das versiegelte Billet, ließ sich von Monseigneur auf die Augen küssen, und kehrte gegen Abend nach Hause zurück. Ausgekleidet, erfrischt, fing sie hier an nachzudenken.

Die Lage war so, wie sie sich dieselbe seit ihrem ersten Auftreten versprochen hatte.

Noch zwei Schritte, und sie war am Ziel.

Wen von beiden war es besser zum Schilde zu wählen: die Königin oder den Cardinal?

Dieser Brief des Cardinals versetzte ihn in die Unmöglichkeit, je Frau von La Mothe anzuklagen, wenn sie ihn nöthigen würde, die für das Halsband schuldige Summe zurückzubezahlen.

Angenommen, der Cardinal und die Königin würden sich sehen, um sich zu verständigen, wie sollten sie es wagen, Frau von La Mothe, die Verwahrerin eines so ärgerlichen Geheimnisses, zu Grunde zu richten?

Die Königin würde keinen Lärmen machen und an den Haß des Cardinals glauben, der Cardinal würde an die Coketterie der Königin glauben, doch die Debatte, wenn eine entstände, würde bei geschlossenen Thüren

stattfinden, und beim ersten Argwohn würde Frau von La Mothe diesen Vorwand ergreifen, um sich mit der schönen Summe von anderthalb Millionen aus dem Vaterlande zu verbannen.

Der Cardinal würde wohl wissen, daß Jeanne diese Brillanten genommen, die Königin würde es wohl errathen; doch wozu sollte es ihnen nützen, eine Angelegenheit ruchbar zu machen, welche so eng mit der des Parks und der Apollo- Bäder in Verbindung gebracht war?

Nur genügte ein einziger Brief nicht, um dieses ganze Vertheidigungssystem festzustellen; der Cardinal hatte gute Federn, er würde sieben- bis achtmal schreiben.

Was die Königin betrifft, wer weiß, ob sie nicht mit Herrn von Charny Waffen für Jeanne von La Mothe schmiedete?

So viele Wirrsale und Umwege liefen im schlimmsten Fall auf eine Flucht aus, und Jeanne vergegenwärtigte sich zum Voraus die ganze Stufenfolge.

Zuerst Verfall des Termins, Anzeige der Juweliere. Die Königin ging gerade zu Herrn von Rohan.

Wie?

Durch die Vermittlung Jeanne's, das war unvermeidlich. Jeanne benachrichtigte den Cardinal und forderte ihn auf, zu bezahlen.

Weigerte er sich ... Drohung, die Briefe zu veröffentlichen; er bezahlte.

Nach geleisteter Bezahlung keine Gefahr mehr. Was den öffentlichen Lärm betrifft, so blieb noch die Intriguenfrage auszubeuten. In diesem Punkt vollkommene Befriedigung. Die Ehre einer Königin und eines Kirchenfürsten um den Preis von anderthalb Millionen, das war noch zu wohlfeil. Jeanne glaubte sicher zu sein, sie würde drei Millionen bekommen, wenn sie wollte.

Und warum war Jeanne ihrer Sache in Beziehung auf die Intriguenfrage so sicher?

Weil der Cardinal der Ueberzeugung lebte, er habe drei Nächte hinter einander die Königin in den Gebüschen von Versailles gesehen ... und weil keine Macht der Erde dem Cardinal beweisen würde, er habe sich getäuscht ... Weil ein einziger Beweis des Betrugs übrig blieb, ein lebendiger, unverwerflicher Beweis, den aber Jeanne aus der Debatte zu entfernen im Begriff stand.

Bei diesem Punkt ihres Nachsinnens angelangt, trat Jeanne an's Fenster und erblickte Oliva, die ganz unruhig, ganz neugierig auf ihrem Balcon stand.

»Jetzt haben wir beide miteinander zu schaffen,« dachte Jeanne, indem sie ihre Gefährtin zärtlich grüßte ...

Die Gräfin machte Oliva das verabredete Zeichen, daß sie am Abend herabkomme.

Ganz freudig über diese officielle Mittheilung kehrte Oliva in ihr Zimmer zurück, und Jeanne versank wieder in ihr Nachdenken.

Was Werkzeug zerbrechen, wenn es nicht mehr dienen kann, das ist die Gewohnheit aller Intriganten; nur scheitert die Mehrzahl derselben, entweder weil sie dieses Werkzeug so zerbrechen, daß es einen Seufzer ausstößt, der das Geheimniß verräth, oder weil sie es unvollständig genug zerbrechen, daß es noch Andern zu dienen vermag.

Jeanne dachte, die lebenslustige kleine Oliva würde sich nicht zerbrechen lassen, ohne einen Seufzer von sich zu geben.

Man mußte nothwendig für sie eine Fabel ersinnen, die sie zur Flucht bestimmte, und eine andere, die ihr sehr gern zu fliehen gestattete.

Die Schwierigkeiten erhoben sich auf jedem Schritt; doch gewisse Geister finden ein eben so großes Vergnügen daran, die Schwierigkeiten aufzulösen, als andere, die Rosen mit Füßen zu treten.

So entzückt Oliva über die Gesellschaft ihrer neuen Freundin war, war sie es doch nur beziehungsweise, das heißt, insofern sie diese Verbindung durch die Scheiben ihres Gefängnisses erschaute, fand sie dieselbe kostbar.

Noch die aufrichtige Nicole verbarg ihrer Freundin nicht, der lichte Tag, die Spazierfahrten im hellen Sonnenschein, kurz alle die Wirklichkeiten des Lebens wären ihr lieber gewesen, als die nächtlichen Promenaden und das erdichtete Königthum.

Jeanne, ihre Liebkosungen und ihre Vertraulichkeit waren für sie nur ein halbes Leben; die Wirklichkeit des Lebens waren Geld und Beausire.

Jeanne, welche diese Theorie gründlich studirt hatte, gelobte sich, dieselbe bei der ersten Gelegenheit anzuwenden.

Indem sie sich zusammenfaßte, gab sie als Thema ihrer Unterredung mit Nicole die Nothwendigkeit, den Beweis der strafbaren im Park von Versailles begangenen Betrügereien ganz und gar verschwinden zu machen.

Die Nacht brach ein, Oliva kam herab. Jeanne erwartete sie vor der Thüre.

Beide gingen wieder die Rue Saint-Claude bis zu dem verödeten Boulevard hinauf, wo sie ihren Wagen erreichten, den sie, um besser mit einander sprechen zu können, im Schritt auf dem Wege fahren ließen, welcher sich kreisförmig nach Vincennes zieht.

Nicole war wohl eingehüllt in ein einfaches Kleid und in eine weite Caputze; Jeanne war als Grisette gekleidet, und Niemand vermochte sie zu erkennen. Man hätte zu diesem Behuf überdieß in den Wagen tauchen müssen, und die Policei allein war hiezu befugt. Nichts aber hatte bis jetzt Verdacht bei der Policei erweckt.

Dabei trug dieser Wagen, statt nur glatt zu sein, an seinen Füllungen das Wappen der Valois, eine beachtenswerthe Schildwache, deren Verbot zu durchbrechen oder zu überschreiten die Gewaltthat eines Agenten nie gewagt hätte.

Oliva fing damit an, daß sie Jeanne mit Küssen bedeckte, und diese erwiderte dieselben mit Wucher.

»Oh! was habe ich mich gelangweilt,« sagte Oliva, »ich suchte Sie, ich rief nach Ihnen.«

»Unmöglich, meine Freundin, ich konnte Sie unmöglich besuchen, ich wäre eine zu große Gefahr gelaufen und hätte Sie auch einer solchen preisgegeben.«

»Wie dieß?« fragte Nicole erstaunt.

»Eine furchtbare Gefahr, meine Kleine, worüber ich noch zittere.«

»Oh! erzählen Sie mir das geschwind.«

»Sie wissen, daß Sie hier viele Feinde haben?«

»Leider, ja!«

»Und daß Sie, um sich zu zerstreuen, auszugehen wünschten?«

»Wozu Sie mir so freundschaftlich verholfen haben.«

»Sie wissen auch, daß ich Ihnen von jenem Mundschenk sprach, der etwas verrückt, aber sehr angenehm und in die Königin verliebt ist, welcher Sie ein wenig gleichen.«

»Ja, ich weiß das.«

»Ich hatte die Schwäche, Ihnen eine unschuldige Unterhaltung vorzuschlagen, die darin bestand, daß wir uns über den armen Jungen lustig machen und ihn so mystificiren wollten, daß er an eine Laune der Königin für ihn glauben sollte.«

»Ach! ja,« seufzte Oliva,

»Ich erinnere Sie nicht an die zwei ersten Promenaden, die wir bei Nacht im Garten von Versailles in Gesellschaft dieses armen Jungen machten.«

Oliva seufzte abermals.

»In diesen zwei Nächten spielten Sie Ihre kleine Rolle so gut, daß unser Verliebter die Sache im Ernste nahm.«

»Das war vielleicht schlimm,« sagte Oliva leise; »denn in der That, wir täuschten ihn, und er verdient es nicht; es ist ein reizender Cavalier.«

»Nicht wahr?«

»Oh! ja.«

»Doch! warten Sie, hierin liegt das Schlimme nicht. Daß Sie ihm eine Rose geschenkt haben, daß Sie sich Majestät nennen ließen ... daß Sie ihm Ihre Hand zum Küssen gaben, das sind muthwillige Streiche ... Aber ... meine kleine Oliva, es scheint, das ist noch nicht Alles.«

Oliva erröthete so sehr, daß Jeanne ohne die tiefe Nacht es hätte bemerken müssen. Als gescheidtes Weib schaute sie allerdings den Weg und nicht ihre Gefährtin an.

»Wie ...« stammelte Nicole, »in welcher Hinsicht ... ist das noch nicht Alles?«

»Es fand eine dritte Zusammenkunft statt,« erwiderte Jeanne.

»Ja,« sagte Oliva zögernd; »Sie wissen es, da Sie dabei waren.«

»Verzeihen Sie, liebe Freundin, ich war, wie immer, in der Entfernung und lauerte, oder gab mir den Anschein, als lauerte ich, um Ihrer Rolle mehr Wahrheit zu verleihen. Ich habe also weder gehört, noch gesehen, was in jener Grotte vorgegangen ist. Ich weiß nur das, was Sie mir davon erzählt haben. Sie erzählten mir aber, als Sie zurückkamen, Sie seien spazieren gegangen, Sie haben geplaudert, und die Rosen und die Handküsse haben ihr Spiel fortgesetzt. Ich, meine Kleine, glaube Alles, was man mir sagt.«

»Nun denn! ... aber ...« machte Oliva zitternd.

»Nun denn! meine Liebenswürdigste, es scheint, unser Narr sagt mehr, als ihm die vorgebliche Königin bewilligt hat.«

»Was?«

»Berauscht, betäubt, verwirrt, rühmte er sich, wie es scheint, von der Königin einen unverwerflichen Beweis getheilter Liebe erhalten zu haben. Dieser arme Teufel ist entschieden ein Narr.«

»Mein Gott! mein Gott!« murmelte Oliva.

»Es ist ein Narr, schon weil er lügt, nicht wahr?«

»Gewiß,« stammelte Oliva.

»Sie hätten sich nicht einer so furchtbaren Gefahr aussetzen sollen, ohne es mir zu sagen, meine liebe Kleine.«

Oliva schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen.

»Welche Wahrscheinlichkeit hat es,« fuhr die furchtbare Freundin fort, »daß Sie, die Herrn Beausire liebt und mich als ihre Gefährtin besitzt, daß Sie, eine Dame, welcher der Graf von Cagliostro den Hof macht, dessen Bemühungen Sie zurückweisen, daß Sie aus Laune diesem Narren das Recht geben ... zu ... sagen ... Nein, er hat den Kopf verloren, das lasse ich mir nicht nehmen.«

»Nun!« rief Nicole, »was für eine Gefahr ist dabei? sprechen Sie.«

»Bemerken Sie wohl, wir haben es mit einem Narren zu thun, der nichts fürchtet und nichts schont. So lange es sich nur um eine geschenkte Rose, um einen Handkuß handelte, da war nichts zu sagen; eine Königin hat Rosen in ihrem Park, sie hat Hände zur Verfügung aller ihrer Unterthanen; doch wenn es wahr wäre, daß bei der dritten Zusammenkunft ... Ach! ich lache nicht mehr, seitdem ich diese Idee habe.«

Oliva fühlte, wie sich ihre Zähne aus Angst an einander preßten.

»Was wird dann geschehen, meine gute Freundin?« fragte sie.

»Es wird vor Allem geschehen, daß Sie nicht die Königin sind, wenigstens nicht, daß ich wüßte.«

»Nein.«

»Und daß, da Sie die Eigenschaft Ihrer Majestät usurpirt haben, um eine Leichtfertigkeit dieser Art zu begehen...«

»Nun?«

»Nun, das nennt man Majestätsbeleidigung. Man führt die Leute sehr weit mit diesem Wort.«

Oliva verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

»Im Ganzen,« fuhr Jeanne fort, »da Sie nicht das gethan haben, womit er sich brüstet, so werden Sie damit davon kommen, daß Sie es beweisen. Die zwei vorhergehenden Leichtfertigkeiten werden mit zwei bis vier Jahren Gefängniß und mit der Verbannung bestraft.«

»Gefängniß! Verbannung!« rief Oliva bestürzt.

»Das ist kein Unglück, das sich nicht wieder gut machen ließe; aber ich will immerhin meine Vorsichtsmaßregeln nehmen und mich sicher stellen.«

»Wie! Sie würden auch beunruhigt?«

»Bei Gott! wird dieser Wahnsinnige nicht auch mich sogleich angeben? Oh! meine arme Oliva, diese Mystification wird uns theuer zu stehen kommen.«

Oliva zerfloß in Thränen.

»Und ich, ich,« sagte sie, »die ich nicht einen Augenblick ruhig sein kann! Oh! wüthender Geist! Oh! Dämon! Sehen Sie, ich bin besessen. Nach diesem Unglück werde ich mir noch ein anderes zuziehen.«

»Verzweifeln Sie nicht, suchen Sie nur das Aufsehen zu vermeiden.«

»Oh! wie werde ich mich bei meinem Beschützer einsperren! Wenn ich ihm Alles sagen würde?«

»Ein schöner Gedanke! Ein Mann, der Sie ätzt, während er Ihnen seine Liebe verbirgt; ein Mann, der nur ein Wort von Ihnen erwartet, um Sie anzubeten ... einem solchen Mann wollen Sie gestehen, Sie haben diese

Unvorsichtigkeit mit einem Andern begangen! Ich sage Unvorsichtigkeit, bemerken Sie das wohl... abgesehen davon, daß er argwöhnen wird.«

»Mein Gott! Sie haben Recht.«

»Mehr noch: das Gerücht von dieser Sache wird sich verbreiten, die Nachforschungen der Beamten werden Bedenklichkeiten bei Ihrem Beschützer erregen. Wer weiß, ob er Sie nicht, um sich bei Hofe angenehm zu machen, ausliefern wird?«

»Oh!«

»Nehmen Sie an, er jage Sie ganz einfach weg, was wird dann aus Ihnen werden?«

»Ich weiß, daß ich verloren bin.«

»Und Herr Beausire, wenn er dieß erfährt?« sagte Jeanne langsam, die Wirkung dieses letzten Streiches studirend.

Oliva sprang auf. Mit einem heftigen Stoß zerstörte sie das ganze Gebäude ihrer Frisur.

»Er wird mich umbringen. Oh! nein, ich werde mich selbst tödten.«

Dann wandte sie sich gegen Jeanne um und sagte ganz in Verzweiflung:

»Sie können mich nicht retten, nein, da Sie selbst verloren sind.«

»Ich habe,« erwiderte Jeanne, »tief in der Picardie ein Gütchen, einen Pachthof. Wenn man, ohne gesehen zu werden, diesen Zufluchtsort, ehe der Lärm ausbricht, erreichen könnte, so bliebe vielleicht noch eine Möglichkeit.«

»Aber dieser Narr, er kennt Sie, er wird Sie wohl auffinden.«

»Oh! wenn Sie weggegangen, wenn Sie verborgen, wenn Sie unfindbar wären, würde ich den Narren nicht mehr fürchten. Ich würde laut zu ihm sagen: ›Sie sind ein Narr, da Sie solche Dinge behaupten, beweisen Sie

dieselben,‹« was ihm unmöglich wäre; und ganz leise würde ich zu ihm sagen: ›Sie sind ein Schurke!‹«

»Ich werde abreisen, wann und wie es Ihnen beliebt,« sprach Oliva.

»Ich glaube, das ist vernünftig,« erwiderte Jeanne.

»Soll ich sogleich gehen?«

»Nein, warten Sie, bis ich alle Anstalten für einen günstigen Erfolg getroffen habe. Verbergen Sie sich, zeigen Sie sich nicht, nicht einmal mir. Verkleiden Sie sich sogar, wenn Sie in Ihren Spiegel schauen.«

»Ja, ja, zählen Sie auf mich, theure Freundin.«

»Und um anzufangen, kehren wir nach Hause zurück: wir haben einander nichts mehr zu sagen.«

»Kehren wir zurück. Wie viel Zeit brauchen Sie zu Ihren Vorbereitungen?«

»Ich weiß es nicht; doch merken Sie wohl auf Eines: von jetzt an bis zum Tag Ihrer Abreise werde ich mich nicht mehr an meinem Fenster zeigen. Wenn Sie mich daran sehen, so rechnen Sie darauf, daß Ihre Abreise noch an demselben Tag stattfinden soll.«

»Ja; ich danke, meine liebe Freundin.«

Sie kehrten langsam nach der Rue Saint-Claude zurück: Oliva wagte es nicht mehr, mit Jeanne zu sprechen, Jeanne war zu tief in Gedanken versunken, um mit Oliva zu sprechen. Als sie an Ort und Stelle waren, umarmten sie sich: Oliva bat ihre Freundin demüthig um Verzeihung für alles Unglück, das sie durch ihre Unbesonnenheit verursacht habe.

»Ich bin Weib, und keine Weiberschwäche ist mir fremd,« sprach Frau von La Mothe, den römischen Dichter parodirend.

LXXI.

Die Flucht.

Was Oliva versprochen hatte, hielt sie.

Was Jeanne versprochen hatte, that sie.

Schon am folgenden Tag hatte Nicole ihr Dasein vor Jedermann verborgen, Niemand konnte errathen, daß sie in dem Hause der Rue Saint-Claude wohnte.

Sie war beständig hinter einem Vorhang oder Windschirm verborgen, sie hielt ihre Fenster verhängt, den Sonnenstrahlen zum Trotz, welche dieselben freudig angriffen.

Jeanne, die ihrerseits alle Anstalten traf, da sie wußte, daß der kommende Tag den Verfall der ersten Zahlung von fünfmal hunderttausend Livres herbeiführen mußte – Jeanne richtete sich so ein, daß sie für den Augenblick, wo die Bombe platzen würde, keine greifbare Stelle hinter sich ließ.

Dieser furchtbare Augenblick war das letzte Ziel ihrer Beobachtungen.

Sie hatte die Alternative einer leichten Flucht weise berechnet, doch diese Flucht war die bestimmteste Anklage.

Bleiben, unbeweglich bleiben, wie der Duellant unter dem Streiche des Gegners; bleiben mit der Möglichkeit zu fallen, aber auch seinen Gegner zu tödten: das war der Entschluß der Gräfin.

Darum zeigte sie sich schon am Tag nach ihrer Zusammenkunft mit Oliva gegen zwei Uhr an ihrem Fenster, um der falschen Königin zu bezeichnen, daß sie am Abend das Weite zu suchen habe.

Die Freude und zugleich den Schrecken Oliva's zu schildern, wäre nicht möglich, die Nothwendigkeit zu fliehen bedeutete Gefahr; die Möglichkeit zu fliehen bedeutete Rettung.

Sie sandte Jeanne einen beredten Kuß zu und traf dann ihre Vorbereitungen, wobei sie in ihr Päckchen Einiges von den kostbaren Effecten ihres Beschützers legte.

Jeanne verschwand, nachdem sie das Signal gegeben hatte, aus ihrer Wohnung, um sich mit Aufsuchung des Wagens zu beschäftigen, den man mit dem theuren Geschicke von Mlle. Nicole betrauen konnte.

Und dieß war dann Alles – Alles, was der neugierigste Beobachter unter den gewöhnlich bezeichnenden Merkmalen des Einverständnisses der zwei Freundinnen hätte entwirren können.

Geschlossene Vorhänge, geschlossene Fenster, spät umherirrendes Licht. Hernach irgend ein Streifen und Rauschen, einige geheimnißvolle Geräusche, einige Umwerfungen, worauf Schatten und Stillschweigen folgten.

Es schlug elf Uhr auf St.-Paul, und der Wind des Flusses trug die düster abgemessenen Schläge bis nach der Rue Saint- Claude, als Jeanne in die Rue Saint-Louis mit einem Postwagen kam, der mit vier kräftigen Pferden bespannt war.

Ein auf dem Bocke sitzender, in einen Mantel gehüllter Mann bezeichnete dem Postillon die Adresse.

Jeanne zog diesen Mann am Saume seines Mantels und ließ ihn an der Ecke der Rue du Roi doré halten.

Der Mann sprach mit seiner Gebieterin.

»Der Wagen bleibe hier, mein lieber Herr Reteaux,« sagte Jeanne, »eine halbe Stunde wird genügen. Ich werde Jemand hierher führen, der einsteigen wird, und Sie lassen, indem Sle doppelte Trinkgelder bezahlen, nach meinem kleinen Hause in Amiens fahren.«

»Ja, Frau Gräfin.«

»Dort übergeben Sie diese Person meinem Meier Fontaine, welcher weiß, was er zu thun hat.«

»Ja, Madame.«

»Ich vergaß ... Sie sind bewaffnet, mein lieber Herr Reteaux?«

»Ja, Madame.«

»Diese Dame ist von einem Narren bedroht ... Man wird sie vielleicht unter Weges festnehmen wollen ...«

»Was soll ich dann thun?«

»Sie werden auf Jeden, der Sie in ihrer Fahrt aufhalten will, Feuer geben.«

»Gut, Madame.«

»Sie haben zwanzig Louisd'or Belohnung für das Bewußte von mir verlangt, ich gebe hundert dafür und bezahle die Reise, die Sie nach England machen werden, wo Sie mich vor Ablauf von drei Monaten zu erwarten haben.«

»Gut Madame.«

»Hier sind die hundert Louisd'or. Ich sehe Sie ohne Zweifel nicht mehr, denn Sie werden wohl daran thun, Saint- Valery zu erreichen und sich sogleich nach England einzuschiffen.«

»Zählen Sie auf mich.«

»Es ist Ihretwegen.«

»Es ist unsertwegen,« sagte Herr Reteaux, der Gräfin die Hand küssend. »Ich warte also.«

»Und ich werde Ihnen die Dame zuschicken.«

Reteaux stieg in die Chaise statt Jeanne's, und diese eilte leichten Fußes in die Rue Saint-Claude und stieg die Treppe ihres Hauses hinauf.

Alles schlief in diesem unschuldigen Quartier. Jeanne zündete selbst die Kerze an, deren Emporhaltung über den Balcon für Oliva das Signal zum Hinabgehen sein sollte.

»Das Mädchen ist vorsichtig,« sagte die Gräfin zu sich selbst, als sie das Fenster dunkel sah.

Jeanne hob und senkte dreimal ihre Kerze.

»Nichts. Aber es kam ihr vor, als hörte sie etwas wie einen Seufzer oder ein ja, unmerklich unter dem Blätterwerk des Fensters hervor in die Luft geschleudert.

»Sie wird ohne Zweifel hinabgehen, ohne zuvor etwas anzuzünden,« sagte Jeanne zu sich; »das ist kein Uebel.«

Und sie ging selbst auf die Straße hinab.

Die Thüre wurde nicht geöffnet. Olivia hatte sich ohne Zweifel mit einigen lästigen Päcken beschwert.

»Das einfältige Ding!« sagte die Gräfin murrend; »wie viel Zeit geht wegen einiger Fetzen verloren!«

Nichts kam. Jeanne ging bis zur Thüre gegenüber.

Nichts. Sie hielt ihr Ohr an die breitköpfigen eisernen Nägel und horchte.

So verging eine Viertelstunde; es schlug halb zwölf Uhr.

Jeanne schritt bis zum Boulevard, um von ferne zu sehen, ob sich die Fenster erleuchteten.

Es kam ihr vor, als sähe sie eine sanfte Zelle in dem leeren Raum der Blätter unter den doppelten Vorhängen hin- und hergehen.

»Mein Gott! was macht sie! was macht sie! die kleine Elende! Sie hat vielleicht das Signal nicht gesehen.«

»Auf! Muth, wir wollen wieder hinaufgehen.«

Und sie stieg in der That wieder in ihre Wohnung hinauf, um noch einmal den Telegraphen ihrer Kerzen spielen zu lassen.

Kein Zeichen antwortete auf die ihrigen.

»Ah!« sagte Jeanne zu sich selbst, während sie voll Wuth ihre Manchetten zerknitterte, »die Gaunerin muß krank sein und sich nicht rühren können. Oh! was ist daran gelegen? lebendig oder todt, wird sie heute Abend abreisen.«

Sie ging abermals mit der Hast einer verfolgten Löwin die Treppe hinab. Sie hielt in ihrer Hand den Schlüssel, der so oft Oliva die nächtliche Freiheit verschafft hatte.

Im Augenblick, wo sie diesen Schlüssel in das Schloß des Hauses stecken wollte, hielt sie inne.

»Wenn Jemand oben bei ihr wäre?« dachte die Gräfin.

»Unmöglich, ich werde die Stimmen hören, und es wird noch Zeit sein, wieder herabzugehen. Wenn ich Jemand auf der Treppe begegnete ... Oh!«

Bei dieser gefährlichen Annahme wäre sie beinahe zurückgewichen.

Das Geräusch des Stampfens ihrer Pferde auf das schallende Pflaster bestimmte sie.

»Ohne Gefahr nichts Großes,« sagte Jeanne. »Mit Kühnheit nie Gefahr!«

Und sie drehte den Schlüssel in dem schwerfälligen Schloß und öffnete die Thüre.

Jeanne kannte die Oertlichkeiten; ihr Verstand würde ihr dieselben geoffenbart haben, selbst wenn sie sich nicht, als sie jeden Abend auf Oliva

wartete, genau darüber unterrichtet hätte.

Die Treppe war links, Jeanne eilte auf die Treppe.

Kein Geräusch, kein Licht, Niemand.

So kam sie auf den Treppenabsatz der Wohnung Nicole's.

Hier, unter der Thüre, sah man einen beleuchteten Streifen; hier, hinter der Thüre, hörte man das Geräusch eines hastigen Schrittes.

Keuchend, aber ihren Athem erstickend, horchte Jeanne. Man sprach nicht. Oliva war also allein, sie ging, sie räumte ohne Zweifel zusammen.

Sie war also nicht krank und es handelte sich nur um eine Verzögerung.

Jeanne kratzte sachte an dem Holze der Thüre.

»Oliva! Oliva!« sagte sie; »Freundin, liebe Freundin!«

Die Schritte näherten sich auf dem Teppich.

»Oeffnen Sie! öffnen Sie!« sagte Jeanne hastig.

Die Thüre wurde geöffnet, eine Lichtfluth überströmte Jeanne, und diese stand einem Mann gegenüber, der einen dreiarmigen Leuchter in der Hand hielt. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus und verbarg ihr Gesicht.

»Olivia!« sagte dieser Mann. »Sind Sie es nicht?«

Und er hob sachte den Ueberwurf der Gräfin auf.

»Die Frau Gräfin von La Mothe!« rief er im Tone eines bewunderungswürdig natürlichen Erstaunens.

»Herr von Cagliostro!« murmelte Jeanne wankend und einer Ohnmacht nahe.

Unter all den Gefahren, welche Jeanne hatte voraussetzen können, war diese ihr nie vor die Augen getreten. Sie schien auf den ersten Blick nicht sehr furchtbar; aber wenn man ein wenig nachdachte, wenn man die düstere Miene und die tiefe Verstellung dieses seltsamen Mannes ein wenig beobachtete, mußte die Gefahr schrecklich erscheinen.

Jeanne hätte bald den Kopf verloren, sie wich zurück und hatte große Lust, sich die Treppe hinab zu stürzen.

Cagliostro reichte ihr artig die Hand und lud sie ein, sich zu setzen.

»Welchem Umstande habe ich die Ehre Ihres Besuches zu verdanken, Madame?« sagte er mit sicherer Stimme.

»Mein Herr ...« stammelte die Intrigantin, die ihre Augen nicht von denen des Grafen losmachen konnte, »ich kam ... ich suchte ...«

»Erlauben Sie, Madame, daß ich klingle, um diejenigen meiner Leute zu bestrafen, welche die Unschicklichkeit gehabt haben, eine Frau von Ihrem Rang allein eintreten zu lassen.«

Jeanne zitterte und hielt den Grafen bei der Hand zurück.

»Sie müssen,« fuhr dieser unstörbar fort, »Sie müssen zu diesem Tölpel von einem Deutschen gerathen sein, der mein Portier ist und sich betrinkt. Er wird Sie nicht erkannt und seine Thüre, ohne etwas zu thun, ohne etwas zu sagen, geöffnet haben, und dann wird er wohl wieder eingeschlafen sein.«

»Ich bitte, schelten Sie ihn nicht,« erwiderte die Gräfin, welche die Falle nicht ahnte, etwas weniger beklommen.

»Nicht wahr, er hat geöffnet, Madame?«

»Ich glaube, ja ... Aber Sie haben mir versprochen, ihn nicht zu schelten.«

»Ich werde mein Wort halten,« erwiderte lächelnd der Graf. »Doch wollen Sie nun die Gute haben, sich zu erklären.«

Sobald einmal die Sache so stand, sobald man Jeanne nicht mehr im Verdacht hatte, daß sie selbst die Thüre geöffnet, konnte sie über die Veranlassung ihres Besuchs lügen, was sie zu thun auch nicht ermangelte.

»Ich kam,« sagte sie sehr rasch, »ich kam, um Sie über gewisse Gerüchte um Rath zu fragen, die im Umlauf sind.«

»Welche Gerüchte, Madame?«

»Ich bitte, bedrängen Sie mich nicht,« erwiderte Jeanne, sich zierend, »mein Schritt ist sehr zarter Natur.«

»Suche! suche!« dachte Cagliostro; »ich habe gefunden.«

»Sie sind ein Freund Seiner Eminenz des Herrn Cardinals von Rohan,« sprach Jeanne.

»Ah! ah! nicht schlecht.« dachte Cagliostro. »Geh bis an's Ende des Fadens, den ich in der Hand habe«. Doch weiter, das verbiete ich Dir.«

»Ich stehe in der That ziemlich gut mit Seiner Eminenz,« sprach er.

»Und ich,« fuhr Jeanne fort, »ich wollte mich bei Ihnen erkundigen über ...«

»Ueber?« fragte Cagliostro mit einer Färbung von Ironie.

»Ich habe Ihnen gesagt, meine Stellung sei sehr zarter Natur, mein Herr, machen Sie keinen Mißbrauch davon. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß mir Herr von Rohan einige Zuneigung bezeigt, und ich wollte wissen, bis auf welchen Grad ich darauf zählen kann, daß ... Ah! mein Herr, Sie lesen, wie man sagt, in der dichtesten Finsterniß der Geister und der Herzen.«

»Noch ein wenig Helle, Madame, damit ich besser in bei Finsterniß Ihres Herzens und Ihres Geistes zu lesen vermag.«

»Mein Herr! man sagt, Seine Eminenz liebe anderswo ... Seine Eminenz liebe hohen Ortes ... Man sagt sogar ...«

Hier heftete Cagliostro auf Jeanne, welche beinahe rückwärts gefallen wäre, einen Blick voll von Blitzen.

»Madame,« sagte er, »ich lese in der That in der Finsterniß; aber um gut zu lesen, muß ich unterstützt werden. Wollen Sie auf folgende Fragen antworten:

»Wie kommt es, daß Sie mich hier aufgesucht haben? Ich wohne nicht hier.«

Jeanne bebte.

»Wie sind Sie hier hereingekommen? Denn es gibt weder einen Portier noch einen Bedienten in diesem Theil des Hotels. Und wenn Sie nicht mich suchten, wen suchten Sie dann? Sie antworten mir nicht?« sagte Cagliostro zu der zitternden Gräfin; »ich will also Ihren Verstand unterstützen. Sie sind mit einem Schlüssel hereingekommen, den ich hier in Ihrer Tasche fühle. Sie wollten hier eine junge Frau aufsuchen, die ich aus reiner Gutmüthigkeit bei mir verbarg.«

Jeanne schwankte wie ein entwurzelter Baum.

»Und wenn dem so wäre?« sprach sie ganz leise, »welches Verbrechen hatte ich begangen? Ist es einer Frau nicht erlaubt, eine andere Frau zu besuchen? Haben Sie die Güte, sie zu rufen, sie wird Ihnen sagen, ob unsere Freundschaft nicht eingestanden werden darf ...«

»Madame,« unterbrach Cagliostro, »Sie sagen mir das, weil Sie wohl wissen, daß sie nicht mehr hier ist.«

»Daß sie nicht mehr hier ist! ... rief Jeanne erschrocken, Oliva ist nicht mehr hier?«

»Oh!« versetzte Cagliostro, »Sie wissen vielleicht nicht, daß sie abgereist ist, während Sie doch zur Entführung geholfen haben?«

»Zur Entführung! ich!« rief Jeanne, die wieder Hoffnung faßte. »Man hat sie entführt, und Sie beschuldigen mich?«

»Ich thue mehr, ich überweise Sie,« sprach Cagliostro.

»Beweisen Sie!« rief die Gräfin unverschämt.

Cagliostro nahm ein Papier vom Tisch und zeigte es ihr:

»Mein Herr und edler Gönner,« sagte das an Cagliostro gerichtete Billet, »verzeihen Sie mir, daß ich Sie verlasse; doch vor Allem liebte ich Herrn Beausire; er kommt, er entführt mich, ich folge ihm. Leben Sie wohl. Empfangen Sie den Ausdruck meiner Dankbarkeit.«

»Beausire! ...« sagte Jeanne wie versteinert, »Beausire ... Er wußte ja Oliva's Adresse nicht.«

»Oh! doch, Madame,« erwiderte Cagliostro, indem er ihr ein zweites Papier zeigte, das er aus seiner Tasche zog; »sehen Sie, ich habe dieses Papier auf der Treppe aufgehoben, als ich hierherkam, um meinen täglichen Besuch zu machen. Dieses Papier wird Herrn Beausire aus der Tasche gefallen sein.«

Die Gräfin las bebend:

»Herr von Beausire wird Mademoiselle Oliva in der Rue Saint-Claude, an der Ecke des Boulevard, finden. Er wird sie finden und auf der Stelle wegführen. Es ist Zeit.«

»Oh!« machte die Gräfin, das Papier zerknitternd.

»Und er hat sie weggeführt,« sprach Cagliostro kalt.

»Aber wer hat dieses Billet geschrieben?«

»Sie augenscheinlich, Sie, die aufrichtige Freundin Oliva's.«

»Aber wie ist er hier hereingekommen?« rief Hanne, indem sie voll Wuth den unempfindlichen Grafen anschaute.

»Kann man nicht mit Ihrem Schlüssel eintreten?« fragte Cagliostro.

»Da ich ihn habe, hat ihn Herr Beausire nicht.«

»Wenn man einen Schlüssel hat, kann man auch zwei haben,« erwiderte Cagliostro, der Gräfin in's Gesicht schauend.

»Sie haben da überweisende Stücke,« erwiderte langsam die Gräfin, »während ich nur Verdacht habe.«

»Oh! ich habe auch einen Verdacht, und zwar einen solchen, der so viel werth ist, als der Ihrige, Madame.«

So sprechend, entließ er sie mit einer unmerklichen Geberde.

Sie zögerte nicht hinabzugehen, doch diese verödete Treppe entlang, die, als sie heraufgegangen, finster gewesen war, fand sie zwanzig Kerzen angezündet und zwanzig Bedienten aufgestellt, vor denen Cagliostro sie laut und zu wiederholten Malen Frau Gräfin von La Mothe nannte.

Sie trat aus dem Hause, Wuth und Rache schnaubend, wie der Basilisk Feuer und Gift schnaubt.

LXXII.

Der Brief und der Empfangschein.

Am folgenden Tage war die letzte Frist der von der Königin selbst den Juwelieren Böhmer und Bossange bestimmten Bezahlung.

Da das Schreiben Ihrer Majestät Vorsicht empfahl, so warteten sie, bis ihnen die fünfmal hunderttausend Livres gebracht würden.

Und da bei allen Kaufleuten, so reich sie auch sein mögen, der Einzug von fünfmal hunderttausend Livres eine wichtige Sache ist, so hielten die Associés einen Empfangsschein von der schönsten Handschrift des Hauses bereit.

Der Schein blieb unnütz: Niemand kam, um ihn gegen die fünfmal hunderttausend Livres auszutauschen.

Die Nacht verging für die Juweliere sehr qualvoll in der Erwartung eines beinahe unwahrscheinlichen Boten. Doch die Königin hatte so außerordentliche Ideen; sie mußte sich verbergen: ihr Bote würde vielleicht erst nach Mitternacht kommen.

Die Morgenröthe des andern Tages enttäuschte Böhmer und Bossange in ihren Chimären. Böhmer faßte seinen Entschluß, und begab sich nach Versailles in einem Wagen, in dessen Hintergrund sein Associé auf ihn wartete.

Er verlangte bei der Königin eingeführt zu werden. Man antwortete ihm, wenn er nicht einen Audienzbrief habe, könne es nicht sein.

Erstaunt, unruhig, beharrte er auf seinem Verlangen, und da er seine Leute kannte, da er das Talent hatte, da und dort in den Vorzimmern einen kleinen, für ihn unnützen Stein anzubringen, so begünstigte man ihn so, daß man ihn auf den Weg Ihrer Majestät stellte, wenn sie von ihrem Spaziergange in Trianon zurückkommen würde.

Noch ganz bebend von ihrer Zusammenkunft mit Charny, wo sie die Liebhaberin gespielt hatte, ohne die Geliebte zu werden, kehrte Marie Antoinette wirklich voll Vergnügen und Freude in's Schloß zurück, als sie das ein wenig zerknirschte, jedoch ehrfurchtsvolle Gesicht Böhmers erblickte.

Sie lächelte ihm zu, was er auf die glücklichste Weise deutete, und er wagte es, um einen Augenblick Audienz zu bitten; die Königin bewilligte ihm dieß auf zwei Uhr, das heißt, nach ihrem Mittagsmahle. Er überbrachte diese vortreffliche Kunde Bossange; dieser wartete auf ihn in einem Wagen; an einem Flusse leidend, hatte er ihrer Majestät kein unfreundliches Gesicht zeigen wollen.

»Es ist kein Zweifel,« sagten sie zu einander, indem sie sich die geringsten Geberden, die kleinsten Worte Marie Antoinette's auslegten, »es unterliegt keinem Zweifel, Ihre Majestät hat in ihrer Schublade die Summe, die sie gestern noch nicht bekommen konnte; sie hat gesagt, um zwei Uhr, weil sie um zwei Uhr allein sein wird.«

Und sie fragten sich, wie die Cameraden in der Fabel, ob sie die Summe in Billets, in Gold, oder in Silber wegbringen würden.

Es schlug zwei Uhr, der Juwelier war an seinem Posten, man führte ihn in's Boudoir Ihrer Majestät ein.

»Was haben Sie wieder, Böhmer?« fragte die Königin, sobald sie ihn von fern erblickte, »wollen Sie mir von Juwelen sprechen? Sie wissen, Sie haben Unglück.«

Böhmer glaubte, es sei irgend Jemand verborgen, die Königin fürchte gehört zu werden. Er nahm also eine Miene des Einverständnisses an und erwiderte umherschauend:

»Ja, Madame.«

»Was suchen Sie da?« sagte die Königin erstaunt.

Ein wenig bedrückt durch diese Verstellung, antwortete er nichts.

»Dasselbe Geheimniß wie neulich; ein Geschmeide zu verkaufen,« fuhr die Königin fort; »ein unvergleichliches Stück? Oh! erschrecken Sie nicht so; es ist Niemand hier, der uns hören könnte.«

»Dann ...« murmelte Böhmer.

»Nun, dann! was?«

»Dann darf ich Ihrer Majestät sagen ...

»Sagen Sie geschwind, mein lieber Böhmer.«

Der Juwelier näherte sich mit einem anmuthigen Lächeln und sprach, seine etwas gelben, aber ganz wohlwollenden Zähne zeigend:

»Ich darf Ihrer Majestät sagen, daß die Königin uns gestern vergessen hat.«

»Vergessen! worin?« fragte die Königin erstaunt.

»Darin; daß gestern der ... Termin war ...«

»Der Termin? ... welcher Termin?«

»Oh! ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, wenn ich mir erlaube ... Ich weiß Wohl, daß es eine Unbescheidenheit ist. Vielleicht ist die Königin nicht vorbereitet. Das wäre ein großes Unglück, aber ... -«

»Ah! Böhmer, ich begreife kein Wort von Allem, was Sie mir da sagen. Erklären Sie sich doch, mein Lieber.«

»Eure Majestät hat es aus dem Gedächtniß verloren, das ist inmitten so vieler Sorgen und Geschäfte ganz natürlich.«

»Was habe ich aus dem Gedächtnis verloren?«

»Es war gestern der erste Termin der Bezahlung des Halsbandes,« antwortete Böhmer schüchtern.

»Sie haben also Ihr Halsband verkauft?«

»Nun ja, freilich ...« versetzte Böhmer, der die Königin ganz erstaunt anschaute, »ich glaube es wohl.«

»Und diejenigen, an welche Sie es verkauft, haben Sie nicht bezahlt, mein armer Böhmer; das ist schlimm. Diese Leute müssen es machen, wie ich es gemacht habe; wenn sie das Halsband nicht kaufen können, so müssen Sie es Ihnen zurückgeben und Ihnen die Abschlagszahlung überlassen.«

»Wie beliebt?« stammelte der Juwelier, welcher schwankte, dem unvorsichtigen Reisenden ähnlich, der einen Sonnenstich auf den Kopf bekommen. »Was erweist mir Ihre Majestät die Ehre zu sagen?«

»Mein armer Böhmer, ich sage, wenn Ihnen zehn Käufer Ihr Halsband zurückgeben, wie ich es Ihnen zurückgegeben habe, das heißt, indem sie Ihnen zweimal hunderttausend Livres Reukauf lassen, so haben Sie zwei Millionen nebst dem Halsband.«

»Eure Majestät ...« rief Böhmer, von Schweiß triefend, »Eure Majestät sagt wohl, sie habe mir das Halsband zurückgegeben?«

»Ja wohl, ich sage das,« erwiderte die Königin ganz ruhig. »Was haben Sie?«

»Wie!« fuhr der Juwelier fort. »Eure Majestät leugnet, das Halsband gekauft zu haben?«

»Ah! was für eine Komödie spielen wir da?« sprach die Königin mit strengem Tone. »Hat dieses verdammte Halsband die Bestimmung, daß immer Jemand den Kopf darüber verlieren muß?«

»Aber versetzte Böhmer, an allen seinen Gliedern zitternd, »mir schien, als hätte ich aus dem Munde Eurer Majestät selbst gehört, Sie haben es mir *zurückgegeben*. Eure Majestät hat gesagt, das Diamanthalsband *zurückgegeben.*«

Die Königin schaute Böhmer mit gekreuzten Armen an und sprach:

»Zum Glück habe ich hier etwas, womit ich Ihr Gedächtnis auffrischen kann, denn Sie sind ein sehr vergeßlicher Mensch, Herr Böhmer, um Ihnen nichts Unangenehmeres zu sagen.«

Sie ging gerade auf einen Arbeitstisch zu, zog ein Papier heraus, öffnete es, durchflog es und reichte es dann langsam dem unglücklichen Böhmer.

»Der Styl ist ziemlich klar, wie mir scheint,« sagte sie. Und sie setzte sich, um den Juwelier, während er las, besser anzuschauen.

Das Gesicht des Mannes drückte zuerst gänzliche Ungläubigkeit und dann stufenweise den furchtbarsten Schrecken aus

»Nun!« sagte die Königin, »Sie erkennen diesen Schein, der in so guter Form bezeugt, daß Sie das Halsband zurückerhalten; und wenn Sie nicht auch vergessen haben, daß Sie Böhmer heißen ...«

»Aber, Madame,« stammelte Böhmer, zugleich vor Wuth und Angst erstickend, »ich habe diesen Schein nicht unterzeichnet.«

Die Königin wich, den Juwelier mit ihren flammenden Augen niederschmetternd, zurück und rief:

»Sie leugnen!«

»Durchaus ... Ich habe, und müßte ich für die Freiheit meiner Sprache das Leben lassen, das Halsband nie zurückerhalten, diesen Schein nie unterzeichnet. Wäre der Block hier, stände der Henker hier, ich würde abermals wiederholen: nein, Eure Majestät, dieser Empfangsschein ist nicht von mir.«

»Mein Herr,« sagte die Königin leicht erbleichend, dann habe ich Sie also betrogen, dann habe ich also Ihr Halsband?«

Böhmer suchte in seinem Portefeuille und zog ein Papier heraus, das er ebenfalls der Königin überreichte.

»Madame,« sagte er mit ehrerbietiger, aber vor Aufregung bebender Stimme; »ich glaube nicht, daß Eure Majestät, wenn sie mir das Halsband hätte zurückgeben wollen, diese Schuldurkunde hier geschrieben haben würde.«

»Ei! was für ein Fetzen ist denn das?« rief die Königin. »Ich habe das nicht geschrieben! Ist das meine Handschrift?«

»Es ist unterzeichnet,« entgegnete Böhmer vernichtet.

» *Marie Antoinette von Frankreich* ... Sie sind verrückt! bin ich *von Frankreich*? Bin ich nicht Erzherzogin von Österreich? Ist es nicht albern, daß ich das geschrieben haben soll? Gehen Sie doch, Herr Böhmer, die Falle ist zu plump, sagen Sie das Ihren Fälschern.«

»Meinen Fälschern ...« stammelte der Juwelier, der beinahe in Ohnmacht fiel, als er diese Worte hörte. »Eure Majestät hat mich, Böhmer, im Verdacht?«

»Sie haben wohl mich, Marie Antoinette, im Verdacht?« versetzte Marie Antoinette voll Stolz.

»Aber diese Schrift,« entgegnete abermals der Juwelier, auf das Papier deutend, das sie immer noch in ihren Händen hielt.

»Und dieser Empfangschein?« sagte sie, auf das Papier deutend, das er nicht von sich gelassen hatte.

Böhmer war genöthigt, sich auf einen Lehnstuhl zu stützen; der Boden wirbelte unter ihm. Er athmete die Luft in großen Wogen ein, und die Purpurfarbe des Schlagflusses ersetzte die Leichenblässe der Ohnmacht.

»Geben Sie mir meinen Schein zurück,« sagte die Königin, »ich halte ihn für gut, und nehmen Sie Ihre Schrift, unterzeichnet *Antoinette von Frankreich;* der Staatsanwalt wird Ihnen sagen, was das werth ist.«

Und sie warf ihm die Verschreibung zu, nachdem sie ihm den Schein aus den Händen gerissen hatte; dann wandte sie sich um, ging in ein anstoßendes Zimmer und überließ der Etikette zuwider den Unglücklichen, der gar keinen Gedanken mehr hatte und in einen Lehnstuhl sank, sich selbst. Nach einigen Minuten jedoch, in denen er sich wieder ein wenig erholte, stürzte er ganz betäubt aus dem Gemach und suchte Bossange auf, dem er das Abenteuer so erzählte, daß er selbst bei seinem Associé in Verdacht gerieth.

Doch er widerholte so gut und so oft seine Aussage, daß Bossange anfing, seine Perücke auszureißen, während Böhmer seine Haare ausriß, was für die Vorübergehenden, die ihren Blick in den Wagen tauchten, zugleich das schmerzlichste und komischste Schauspiel war.

Da man jedoch nicht einen ganzen Tag im Wagen zubringen kann, da man, nachdem man sich Haare oder Perücke ausgerissen, die Hirnschale findet, und da unter der Hirnschale Gedanken sind oder sein sollen, so fanden die zwei Juweliere für gut, sich zu verbünden, um wo immer möglich die Thüre der Königin zu sprengen und etwas einer Erklärung Aehnliches zu erlangen.

Sie gingen nach dem Schlosse in einem Zustand, daß sie Mitleid erregen mußten, als ihnen einer der Officianten der Königin begegnete, der den Einen oder Andern von ihnen zu berufen hatte. Man denke sich ihre Freude und den Eifer, mit dem sie gehorchten.

Sie wurden ohne Verzug eingeführt.

LXXIII.

König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht, Rohan bin ich.

Die Königin schien ungeduldig zu warten; sie rief daher, sobald sie die Juweliere erblickte:

»Ah! hier ist Herr Bossange; Sie haben Verstärkung genommen, Böhmer, desto besser.«

Böhmer hatte nichts zu sagen; er dachte viel. Das Beste, was man in einem solchen Falle thun kann, ist daß man mit Geberden zu Werke geht; Böhmer warf sich Marie Antoinette zu Füßen.

Die Geberde war ausdrucksvoll.

Bossange ahmte ihn als sein Associé nach.

»Meine Herren,« sprach die Königin, »ich bin nun ruhig und werde mich nicht mehr ärgern. Es ist mir überdieß ein Gedanke gekommen, der meine Gefühle in Beziehung auf Sie ändert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, Sie und ich bei dieser Angelegenheit durch ein kleines Geheimniß hintergangen worden sind ... welches kein Geheimniß mehr für mich ist.«

»Ah! Madame,« rief Böhmer, begeistert durch diese Worte der Königin, »Sie haben mich also nicht mehr im Verdacht, daß ich ... Oh! es ist abscheulich auszusprechen, das Wort Fälscher ...«

»Es ist eben so hart für mich, dasselbe zu hören, als für Sie, es auszusprechen,« erwiderte die Königin, »nein, ich habe Sie nicht mehr im Verdacht.«

»Eure Majestät hat aber Jemand im Verdacht?«

»Beantworten Sie mir meine Fragen. Sie sagen, Sie haben die Diamanten nicht mehr?«

»Wir haben sie nicht mehr,« antworteten gleichzeitig die Juweliere.

»Es ha! für Sie keinen Werth, zu erfahren, wem ich das Geschmeide für Sie übergeben habe, das ist meine Sache ... Haben Sie ... die Frau Gräfin von La Mothe nicht gesehen?«

»Verzeihen Sie, Madame, wir haben sie gesehen.«

»Und sie hat Ihnen nichts ... in meinem Auftrage übergeben?«

»Nein, Madame, die Frau Gräfin hat uns nur gesagt: »»Warten Sie.««

»Wer ha! Ihnen aber die Verschreibung von mir überbracht?«

»Die Verschreibung? ...« erwiderte Böhmer; »das Papier, das Eure Majestät in den Händen gehabt hat, ist uns in der Nacht von einem unbekannten Boten überbracht worden.«

Und er zeigte die falsche Schrift.

»Ah! ah! rief die Königin, »gut; Sie sehen, daß die Schrift nicht unmittelbar von mir kommt.«

Sie läutete; ein Bedienter erschien.

»Man lasse die Frau Gräfin von La Mothe zu mir rufen,« sprach die Königin ruhig.

»Und,« fuhr sie dann mit derselben Ruhe fort, »Sie haben Niemand gesehen, Sie haben Herrn von Rohan nicht gesehen?«

»Herrn von Rohan? Doch, Madame, er hat uns besucht und sich erkundigt ...«

»Sehr gut; gehen wir nicht weiter; sobald der Herr Cardinal von Rohan abermals bei dieser Angelegenheit betheiligt ist, hätten Sie Unrecht, zu verzweifeln. Ich errathe. Als Frau von La Mothe die Worte: *Warten Sie!* zu Ihnen sagte, wollte sie ... Nein, ich errathe nichts, ich will nichts errathen ...

Suchen Sie nur den Cardinal auf und erzählen Sie ihm, was Sie mir gesagt haben; verlieren Sie keine Zeit und fügen Sie bei, ich wisse Alles.«

Wiederbelebt durch diese kleine Flamme der Hoffnung, wechselten die Juweliere unter einander einen minder ängstlichen Blick.

Bossange allein, der sein Wort anbringen wollte, wagte es, leise zu sagen, die Königin habe jedoch einen falschen Empfangschein in ihren Händen, und eine Fälschung sei ein Verbrechen.

Marie Antoinette faltete die Stirne und erwiderte:

»Es ist wahr, wenn Sie das Halsband nicht zurückerhalten haben, so bildet diese Schrift eine Fälschung. Doch um die Fälschung nachzuweisen, ist es unerläßlich, daß ich Sie mit der Person confrontire, die ich beauftragt habe, Ihnen die Diamanten zurückzugeben.«

»Wann Eure Majestät will,« rief Bossange; »wir scheuen das Licht nicht, wir sind ehrliche Handelsleute.«

»Dann holen Sie das Licht beim Herrn Cardinal, der allein kann Ihnen in dieser ganzen Sache Aufklärung geben.«

»Und Eure Majestät erlaubt uns, ihr die Antwort zu überbringen?« fragte Böhmer.

»Ich werde vor Ihnen unterrichtet sein,« erwiderte die Königin, »und ich werde Sie aus dieser Verlegenheit ziehen. Gehen Sie.«

Sie entließ die Juweliere, und als sie weggegangen waren, gab sie sich ihrer ganzen Unruhe hin und schickte Eilboten auf Eilboten an Frau von La Mothe.

Wir werden ihr nicht in allen ihren Nachforschungen und in allen Vermuthungen folgen, wir verlassen sie im Gegentheil, um rascher mit den Juwelieren der so sehr ersehnten Wahrheit entgegenzulaufen.

Der Cardinal war zu Hause und las mit einer unbeschreiblichen Wuth ein Briefchen, das ihm Frau von La Mothe so eben, wie sie sagte, von

Versailles geschickt hatte. Der Brief war hart und benahm dem Cardinal jede Hoffnung; er fordert: ihn auf, an nichts mehr zu denken; er verbot ihm, vertraulich in Versailles wieder zu erscheinen; er appellirt an seine Biederkeit, daß er *unmöglich gewordene* Verbindungen nicht wieder anzuknüpfen suche.

Der Prinz schäumte, während er diesen Brief noch einmal las; er buchstabirte die Charactere einen um den andern; er schien von dem Papier Rechenschaft über die Härten zu verlangen, womit eine grausame Hand ihn niederdrückt.

»Cokette, launenhaft, treulos!« rief er in seiner Verzweiflung, »oh! ich werde mich rächen!«

Er häufte sodann alle Armseligkeiten auf, welche die schwachen Herzen in ihren Liebesschmerzen erleichtern, aber sie nicht von der Liebe selbst heilen.

»Hier,« sagte er, »hier sind vier Briefe, die sie mir geschrieben hat, und von denen der eine immer ungerechter ist, als der andere. Sie hat mich aus Laune genommen! Das ist eine Demüthigung, die ich ihr kaum verzeihen würde, wenn sie mich nicht einer neuen Laune opferte.«

Und der getäuschte Unglückliche las abermals mit der Inbrunst der Hoffnung all diese Briefe, deren Strenge mit unbarmherziger Kunst stufenweise sich gesteigert hatte.

Der letzte war ein Meisterwerk barbarischer Grausamkeit; das Herz des armen Kardinals ward davon gleichsam durchlöchert, und dennoch liebte er in einem Grade, daß er aus Widerspruchsgeist eine Freude daran fand diese nach der Angabe der Frau von La Mothe aus Versailles überbrachten kalten Unbarmherzigkeiten einmal um's andere wieder zu lesen.

In diesem Augenblick erschienen die Juweliere in seinem Hotel. Er war sehr erstaunt, daß sie, trotz des Verbots, so hartnäckig Einlaß bei ihm begehrten. Dreimal jagte er seinen Kammerdiener hinaus, der zum vierten Mal seinen Angriff mit der Aeußerung erneuerte, die Herren Böhmer und

Bossange haben erklärt, sie würden nur weggehen, wenn man sie durch Gewalt dazu zwänge.

»Was soll das bedeuten?« dachte der Cardinal. »Sie mögen eintreten.«

»Sie traten ein. Die verstörten Gesichter zeugten von dem heftigen Kampf, den sie moralisch und körperlich auszustehen gehabt hatten. Waren die Unglücklichen bei einem der Kämpfe Sieger geblieben, so hatten sie dagegen in dem andern eine Niederlage erlitten. Nie waren mehr aus dem Geleise gebrachte Köpfe berufen gewesen, vor einem Kirchenfürsten zu functioniren.

»Vor Allem,« rief der Cardinal, als er sie sah, »was soll diese Brutalität, meine Herren Juweliere? ist man Ihnen etwas schuldig?«

Der Ton dieses Eingangs verwandelte die zwei Associés vor Schrecken in Eis.

»Fangen die Scenen von dort wieder an?« sagte Böhmer schielend zu seinem Verbündeten.

»Oh! nein, nein,« erwiderte der Letztere, indem er seine Perücke mit einer sehr kriegerischen Bewegung zurechtrichtete, »ich, meinerseits, bin auf alle Stürme gefaßt.«

Und er machte einen fast drohenden Schritt, während der klügere Böhmer zurückblieb.

Der Cardinal hielt sie für Narren und sagte es ihnen unumwunden.

»Monseigneur,« sprach Böhmer in seiner Verzweiflung, jede Sylbe mit einem Seufzer zerhackend, »Gerechtigkeit! Barmherzigkeit! verschonen Sie uns mit Ihrer Wuth und zwingen Sie uns nicht, die Achtung gegen den größten, erhabensten Fürsten zu verletzen.«

»Meine Herren,« sagte der Cardinal, »entweder sind Sie keine Narren, und dann wird man Sie zum Fenster hinauswerfen, oder Sie sind Narren, und dann wirft man Sie ganz einfach vor die Thüre. Wählen Sie.«

»Monseigneur, wir sind keine Narren, wir sind bestohlen!«

»Was geht das mich an? ich bin nicht Policeilieutenant.«

»Aber Sie haben das Halsband in Ihren Händen gehabt, Monseigneur,« entgegnete Böhmer schluchzend. »Sie werden gerichtliche Aussage machen. Sie werden ...«

»Ich habe das Halsband gehabt?« versetzte der Prinz. »Das Halsband ist also gestohlen worden?«

»Ja, Monseigneur.«

»Nun! was sagt die Königin?« rief der Cardinal mit einer Bewegung lebhafter Theilnahme.

»Die Königin hat uns zu Ihnen geschickt, Monseigneur.«

»Das ist sehr liebenswürdig von Ihrer Majestät. Doch was kann ich hiebei machen, meine armen Leute?«

»Sie vermögen Alles, Monseigneur; Sie können sagen, was man damit gethan hat.«

»Ich?«

»Gewiß.«

»Mein lieber Herr Böhmer. Sie könnten diese Sprache gegen mich führen, wenn ich bei der Räuberbande wäre, die der Königin das Halsband gestohlen hat.«

»Nicht der Königin ist das Halsband gestohlen worden.«

»Mein Gott! wem denn?«

»Die Königin leugnet es in ihrem Besitze gehabt zu haben.«

»Wie! sie leugnet?« sagte zögernd der Cardinal; »Sie haben doch eine Handschrift von ihr?«

»Sie sagt, die Handschrift sei falsch.«

»Ah! meine Herren, Sie verlieren den Kopf!« rief der Cardinal.

»Ist es wahr?« sagte Böhmer zu Bossange, und dieser antwortete mit einer dreifachen Beipflichtung.

»Die Königin,« sprach der Cardinal, »die Königin hat geleugnet, weil Jemand bei ihr war, als Sie mit ihr sprachen.«

»Niemand, Monseigneur, doch das ist noch nicht Alles.«

»Was denn noch?«

»Die Königin hat nicht nur geleugnet, sie hat nicht nur behauptet, die Verschreibung sei falsch; sondern sie hat uns auch einen Schein von uns gezeigt, in dem bezeugt wird, daß wir das Halsband zurückgenommen haben.«

»Einen Schein von Ihnen? ... Und dieser Schein?«

»Ist falsch, wie der andere; Sie wissen das wohl, Herr Cardinal.«

»Falsch ... Zwei Fälschungen ... Und Sie sagen, ich wisse das wohl?«

»Sicherlich, da Sie gekommen sind, um uns in dem zu bestätigen, was uns Frau von La Mothe gesagt hatte; denn Sie, Sie wußten, daß wir das Halsband wirklich verkauft hatten, und daß es in den Händen der Königin war.«

»Ahl ah!« sagte der Cardinal, während er mit einer Hand über seine Stirn fuhr, »das sind, wie mir scheint, sehr ernste Dinge. Verständigen wir uns ein wenig. Meine Operationen mit Ihnen waren folgende.«

»Gut, Monseigneur.«

»Zuerst durch mich für Rechnung Ihrer Majestät gemachter Ankauf eines Halsbandes, auf welches ich Ihnen zweimal hundert und fünfzigtausend Livres bezahlt habe.«

»Das ist wahr, Monseigneur.«

»Dann von der Königin unmittelbar unterschriebener Verkauf, Sie haben mir das wenigstens gesagt, mit Terminen von ihr selbst und auf die Verantwortlichkeit ihrer Unterschrift?«

»Ihrer Unterschrift ... Sie sagen, es sei die Unterschrift der Königin, nicht wahr, Monseigneur?«

»Zeigen Sie sie mir!«

»Hier ist sie.«

Die Juweliere zogen die Verschreibung aus ihrem Portefeuille. Der Cardinal warf einen Blick darauf.

»Ei! Sie sind Kinder!« rief er. » *Marie Antoinette von Frankreich* ... Ist die Königin nicht eine Tochter des Hauses Österreich? Sie sind betrogen: die Schrift und die Unterzeichnung, Alles ist falsch!«

»Aber Frau von La Mothe muß den Fälscher und den Dieb kennen,« riefen die Juweliere ganz außer sich.

Die Wahrheit dieser Behauptung wirkte schlagend auf den Cardinal.

»Rufen wir Frau von La Mothe,« sagte er sehr beunruhigt.

Und er läutete, wie es die Königin gethan hatte.

Seine Leute stürzten fort, um Jeanne zu verfolgen, deren Wagen noch nicht fern sein konnte»

Die Herren Böhmer und Bossange kauerten sich indessen, wie Hasen in's Lager, in die Versprechungen der Königin und wiederholten:

»Wo ist das Halsband? wo ist das Halsband?«

»Sie werden mich taub machen,« sagte der Cardinal sehr ärgerlich. »Weiß ich, wo Ihr Halsband ist? Ich habe es selbst der Königin übergeben, mehr weiß ich nicht.«

»Das Halsband, wenn wir kein Geld bekommen! das Halsband!« wiederholten die zwei Kaufleute.

»Meine Herren, das geht mich nichts an,« schrie der Cardinal außer sich und nahe daran, seine zwei Gläubiger aus der Thüre zu werfen.

»Frau von La Mothe, die Frau Gräfin,« schrieen Böhmer und Bossange, heiser durch ihr verzweifeltes Gejammer, »sie ist es, die uns zu Grunde gerichtet hat.«

»Frau von La Mothe ist von einer Redlichkeit, welche zu verdächtigen ich Ihnen verbiete, wenn Sie nicht in meinem Hause krumm und lahm geschlagen werden wollen.«

»Ein Schuldiger ist doch da,« entgegnete Böhmer mit kläglichem Tone, »diese zwei Fälschungen sind von Jemand gemacht worden.«

»Etwa von mir?« rief Herr von Rohan hoffärtig.

»Monseigneur, das wollen wir gewiß nicht sagen.«

»Nun also?«

»Monseigneur, um Gottes willen eine Erklärung.«

»Warten Sie, bis ich selbst eine habe.«

»Aber, Monseigneur, was sollen wir der Königin antworten? denn Ihre Majestät schreit ebenso laut gegen uns.«

»Und was sagt sie?«

»Die Königin sagt, Sie oder Frau von La Mothe haben das Halsband, nicht sie.«

»Wohl denn!« sprach der Cardinal, bleich vor Scham und Zorn, »sagen Sie der Königin, daß ... Nein, sagen Sie ihr nichts ... Genug des Aergernisses. Doch morgen ... morgen, hören Sie, halte ich das Amt in der Capelle von Versailles; kommen Sie, Sie werden sehen, wie ich mich der Königin nähere, wie ich sie frage, ob sie das Halsband nicht in ihrem Besitze habe, und Sie werden dann hören, was sie antwortet! leugnet sie mir gegenüber, dann, meine Herren, bin ich Rohan, und ich werde bezahlen!«

Und nach diesen Worten, die er mit einer Größe sprach, wovon die einfache Prosa keinen Begriff geben kann, entließ der Prinz die zwei Kaufleute, und diese gingen rückwärts, sich mit den Ellenbogen berührend, hinaus.

»Morgen also,« stammelte Böhmer noch, »nicht wahr, Monseigneur?«

»Morgen Vormittag um elf Uhr in der Kapelle von Versailles,« antwortete der Cardinal«

LXXIV.

Fechtkunst und Diplomatie.

Am andern Tag gegen zehn Uhr kam ein Wagen mit dem Wappen des Herrn von Breteuil in Versailles an.

Diejenigen von unsern Lesern, welche sich der Geschichte Balsamo's und Gilberts erinnern, werden nicht vergessen haben, daß Herr von Breteuil, ein Nebenbuhler und persönlicher Feind des Herrn von Rohan, seit langer Zeit auf jede Gelegenheit lauerte, um seinem Gegner einen tödtlichen Schlag beizubringen.

Die Diplomatie ist der Fechtkunst in der Hinsicht sehr überlegen, daß bei letzterer Wissenschaft ein Gegenstoß in einer Secunde gegeben sein muß, während die Diplomaten fünfzehn Jahre und mehr, wenn es sein muß,

haben, um den Stoß, den sie zurückgeben, zu combiniren und so tödtlich als möglich zu machen.

Herr von Breteuil hatte den König eine Stunde vorher um eine Audienz bitten lassen, und er fand Seine Majestät, als sie sich gerade ankleiden ließ, um zur Messe zu gehen.

»Ein herrliches Wetter!« sagte Ludwig XVI. ganz heiter, als der Diplomat in sein Cabinet eintrat, »ein wahres Mariae- Himmelfahrts-Wetter; sehen Sie, es ist keine Wolke mehr zu sehen.«

»Sire, bedaure unendlich, daß ich Ihrer Ruhe eine Wolke bringen muß,« erwiderte der Minister.

»Oh!« rief der König, dessen heitere Miene sich verdüsterte, »der Tag fängt schlimm an; was gibt es?«

»Sire, ich bin sehr in Verlegenheit, wie ich Ihnen das erzählen soll, um so mehr, als es nicht zum Geschäftskreise meines Ministeriums gehört. Es ist eine Art von Diebstahl, und das wäre Sache des Policei-Lieutenants.«

»Ein Diebstahl! ... Sie sind Siegelbewahrer, und die Diebe begegnen am Ende immer der Justiz.«

»Wohl, Sire, vernehmen Sie, wie sich die Sache verhält: Eure Majestät hat wohl von einem Diamantenhalsband sprechen hören?«

»Das von Herrn Böhmer?«

»Ja, Sire.«

»Das, welches die Königin ausgeschlagen hat?«

»Ganz richtig.«

»Eine Zurückweisung, die mir ein schönes Schiff eingetragen hat, den *Suffren*,« sagte der König, sich die Hände reibend.

»Nun, Sire,« sprach der Baron von Breteuil, unempfindlich für alles Schlimme, was er zu thun im Begriffe war, »dieses Halsband ist gestohlen worden.«

»Ah! das ist ein Unglück!« rief der König. »Es war theuer, doch die Diamanten sind kennbar. Wenn man sie zerschnitte, würde man die Frucht des Diebstahls verlieren. Man wird sie ganz lassen, und die Policei wird sie wieder auffinden ...«

»Sire,« unterbrach der Baron von Breteuil, »das ist kein gewöhnlicher Diebstahl. Es vermischen sich damit Gerüchte.«

»Gerüchte? wie soll ich das verstehen?«

»Sire, man behauptet, die Königin habe das Halsband behalten.«

»Wie, behalten? In meiner Gegenwart hat sie es ausgeschlagen, ohne es nur anschauen zu wollen. Albernheiten, Tollheiten, Baron; die Königin hat das Halsband nicht behalten.«

»Sire, ich habe mich nicht des geeigneten Wortes bedient: die Verleumdungen sind stets so blind in Beziehung auf Fürsten, daß der Ausdruck für königliche Ohren zu verletzend ist. Das Wort behalten ...«

»Ah! Herr von Breteuil,« sprach der König mit einem Lächeln, »man wird doch wohl nicht behaupten, die Königin habe das Halsband gestohlen?«

»Nein,« erwiderte lebhaft Herr von Breteuil, »man sagt, die Königin habe den von ihr abgebrochenen Handel wieder aufgenommen; man sagt, und ich brauche Eurer Majestät nicht zu wiederholen, wie sehr meine Ehrfurcht und meine Ergebenheit diese schändlichen Muthmaßungen verachten, man sagt, die Juweliere besitzen von Ihrer Majestät der Königin einen Schein, in welchem bezeugt sei, daß sie das Halsband behalte.«

Der König erbleichte.

»Man sagt das?« wiederholte er. »Was sagt man nicht? Doch im Ganzen setzt mich das in Erstaunen. Hatte die Königin das Halsband unter der Hand

gekauft, so würde ich es nicht tadeln. Die Königin ist ein Weib, das Halsband war ein seltenes, wunderbares Stück. Die Königin kann, Gott sei Dank, anderthalb Millionen für ihre Toilette ausgeben, wenn sie es wollte. Ich werde es billigen, und sie wird nur darin Unrecht gehabt haben, daß sie mir ihren Wunsch verschwiegen. Doch es geziemt sich nicht für den König, sich in diese Sache zu mischen; sie geht den Mann an. Der Mann wird seine Frau tadeln, wenn er will oder wenn er kann; ich erkenne Niemand das Recht zu, dazwischen zu treten, nicht einmal mit einer üblen Nachrede.«

Der Baron verbeugte sich vor diesen so edlen und so kräftigen Worten des Königs. Aber Ludwig XVI. Festigkeit war eitel Schein. Einen Augenblick, nachdem er sie gezeigt, wurde er schwankend, unruhig.

»Und dann,« fuhr er fort, »was sprechen Sie von einem Diebstahl? ... Wenn ein Diebstahl stattgefunden hätte, so wäre daß Halsband, Wie mir scheint, nicht in den Händen der Königin. Wir wollen logisch sein!«

»Eure Majestät hat mich durch Ihren Zorn eiskalt gemacht, und ich konnte nicht vollenden ...«

»Oh! mein Zorn! ... ich zornig! ... Was das betrifft, Baron ... Baron!«

Und der gute König lachte geräuschvoll.

»Fahren Sie fort und sagen Sie mir Alles; sagen Sie mir sogar, die Königin habe das Halsband an Juden verkauft. Arme Frau, sie braucht oft Geld, und ich gebe ihr nicht immer.«

»Das wollte ich gerade Eurer Majestät zu sagen die Ehre haben. Die Königin hatte vor zwei Monaten durch Herrn von Calonne fünfmal hunderttausend Livres fordern lassen, und Eure Majestät hat sich geweigert, zu unterzeichnen.«

»Das ist wahr.«

»Wohl, Sire, dieses Geld sollte, *wie man sagt*, dazu dienen, das erste Quartal der von der Königin beim Ankauf des Halsbandes unterzeichneten

Termine zu bezahlen. Da die Königin kein Geld hatte, so weigerte sie sich, zu bezahlen.«

»Nun?« fragte der König, allmälig interessirt, wie es geschieht, wenn auf den Zweifel ein Anfang von Wahrscheinlichkeit folgt.

»Sire, hier fängt die Geschichte an, die mir mein Eifer Eurer Majestät zu erzählen befiehlt.«

»Wie! Sie sagen, die Geschichte fange hier an: mein Gott! was ist es denn?« rief der König, seine Verlegenheit vor den Augen des Barons verrathend, der von da an im Vortheil blieb.

»Sire, man sagt, die Königin habe sich an Jemand gewendet, um Geld zu bekommen.«

»An wen? an einen Juden, nicht wahr?«

»Nein, Sire, nicht an einen Juden.«

»Ei, mein Gott! Sie sagen mir das mit einer seltsamen Miene, Breteuil. Oh! gut, ich errathe; eine auswärtige Intrigue: die Königin hat das Geld von ihrem Bruder, von ihrer Familie verlangt? Oesterreich steckt dahinter?«

Man weiß, wie empfindlich der König in Betreff des Wiener Hofes war.

»Das wäre besser,« erwiderte Herr von Breteuil.

»Wie! das wäre besser? Aber von wem hat denn die Königin Geld verlangen können?«

»Sire, ich wage es nicht ...«

»Sie setzen mich in Erstaunen, mein Herr,« sprach der König, indem er das Haupt erhob und wieder seinen königlichen Ton annahm: »Sprechen Sie auf der Stelle, wenn's beliebt, und nennen Sie mir den Geldleiher.«

»Herr von Rohan, Sire.«

»Wie! Sie erröthen nicht, mir Herrn von Rohan, den ruinirtesten Mann dieses Königreichs, zu nennen!«

»Sire ...« sagte Herr von Breteuil, die Augen niederschlagend.

»Das ist eine Miene, die mir mißfällt,« fügte der König bei, »und Sie werden sich sogleich erklären, mein Herr Siegelbewahrer.«

»Nein, Sire; um keinen Preis der Welt; denn nichts würde mich zwingen, ein die Ehre meines Königs und meiner Souveränin bloßstellendes Wort von meinen Lippen fallen zu lassen.«

Der König faltete die Stirne.

»Wir steigen sehr tief hinab, Herr von Breteuil; diese Policeimeldung ist ganz geschwängert von den Dünsten des Pfuhls, von dem sie ausgeht.«

»Sire, jede Verleumdung dünstet tödtliche Miasmen aus, und darum müssen die Könige die Luft rein machen, und zwar durch große Mittel, wenn nicht ihre Ehre durch diese Gifte, selbst auf dem Throne, umgebracht werden soll.«

»Herr von Rohan,« murmelte der König; »welche Wahrscheinlichkeit! ... Der Cardinal läßt also sagen? ...«

»Sire, Eure Majestät wird sich überzeugen, daß Herr von Rohan Unterredungen mit den Juwelieren Böhmer und Bossange gehabt hat, daß die Sache des Ankaufs von ihm geordnet worden ist, daß er die Zahlungsbedingungen angenommen und festgestellt hat.«

»Wahrhaftig!« rief der König, ganz bebend vor Zorn und Eifersucht.

»Es ist dieß eine Thatsache, welche daß kleinste Verhör erweisen wird. Ich mache mich hiezu gegen Eure Majestät anheischig.«

»Sie sagen, Sie machen sich hiezu anheischig?«

»Ohne Rückhalt, unter meiner Verantwortlichkeit, Sire.«

Der König ging rasch in seinem Cabinet ans und ab.

»Das sind furchtbare Dinge,« sagte er; »ja, doch in dem Allem sehe ich den Diebstahl noch nicht.«

»Sire, die Juweliere haben, wie sie behaupten, einen von der Königin unterzeichneten Schein erhalten, und das Halsband muß in den Händen der Königin sein.«

»Ah!« rief der König in einem Ausbruch der Hoffnung; »sie leugnet! Sie sehen wohl, daß sie leugnet, Breteuil.«

»Ei! Sire, habe ich je Eure Majestät glauben lassen, ich wisse nicht, daß die Königin unschuldig ist? Sollte ich so beklagenswerth sein, daß Eure Majestät nicht sähe, welche Ehrfurcht und Liebe für die reinste der Frauen in meinem Herzen wohnt?«

»Sie klagen also nur Herrn von Rohan an?«

»Sire, der Anschein räth ...«

»Eine schwere Anschuldigung, Baron.«

»Welche vielleicht vor einer Untersuchung fallen wird; doch die Untersuchung ist unerläßlich. Bedenken Sie doch, Sire, daß die Königin das Halsband nicht zu haben behauptet; daß die Juweliere es an die Königin verkauft zu haben behaupten; daß sich das Halsband nicht wiederfindet, und daß das Wort *Diebstahl* vom Volk zwischen dem Namen Rohan und dem geheiligten Namen der Königin ausgesprochen worden ist.«

»Es ist wahr, es ist wahr,« sagte der König ganz verwirrt; »Sie haben Recht, Breteuil, diese ganze Sache muß aufgeklärt werden.«

»Durchaus, Sire.«

»Mein Gott! was geht dort in der Gallerie vor? ist das nicht Herr von Rohan, der sich in die Capelle begibt?«

»Sire, Herr von Rohan kann sich noch nicht in die Capelle begeben. Es ist noch nicht elf Uhr; und dann hätte Herr von Rohan, der heute das Amt hält, sein priesterliches Gewand an. Er ist es nicht, der dort geht. Eure Majestät hat noch über eine halbe Stunde zu verfügen.«

»Was soll ich dann thun? mit ihm sprechen? ihn kommen lassen?«

»Nein, Sire; erlauben Sie mir, Eurer Majestät einen Rath zu geben; machen Sie die Sache nicht ruchbar, ehe Sie mit Ihrer Majestät der Königin gesprochen haben.«

»Ja, sie wird mir die Wahrheit sagen.«

»Zweifeln wir nicht einen Augenblick daran, Sire.«

»Hören Sie, Baron, kommen Sie hierher und sagen Sie mir unverholen, ohne Milderung, jede Thatsache, jede Deutung.«

»Ich habe Alles in diesem Portefeuille auseinandergesetzt, mit den Beweisen zur Bekräftigung.«

»An's Geschäft also; warten Sie, daß ich die Thüre meines Cabinets schließen lasse; ich hatte diesen Morgen zwei Audienzen, ich werde sie verschieben.«

Der König gab seine Befehle, setzte sich dann wieder und warf einen letzten Blick durch das Fenster.

»Dießmal,« sagte er, »ist es gewiß der Cardinal, schauen Sie.«

Herr von Breteuil stand auf, trat an's Fenster und erblickte Herrn von Rohan, der im großen Gewande eines Cardinals und Erzbischofs sich nach dem Gemach wandte, das für ihn bestimmt war, so oft er ein feierliches Amt in Versailles hielt.

»Endlich ist er *da*!« rief der König sich erhebend.

»Desto besser,« sagte Herr von Breteuil, »die Erklärung wird keinen langen Aufschub erleiden.«

Und er begann den König mit allem Eifer eines Mannes zu unterweisen, der einen Andern zu Grunde richten will.

Eine höllische Kunst hatte in seinem Portefeuille Alles zusammengestellt, was den Cardinal erdrücken konnte. Der König sah wohl die Beweise für die Schuld des Herrn von Rohan sich häufen, aber er verzweifelte, daß er nicht so schnell die Beweise für die Unschuld der Königin kommen sah.

Er ertrug ungeduldig seit einer Viertelstunde diese Marter, als plötzlich Rufe in der anstoßenden Gallerie ertönten.

Der König horchte, Herr von Breteuil unterbrach sich im Lesen.

Ein Officier kratzte an der Thüre des Cabinets.

»Was gibt es?« fragte der König, bei dem seit der Mittheilung des Herrn von Breteuil alle Nerven in Bewegung gesetzt waren.

Der Officier trat ein.

»Sire, Ihre Majestät die Königin bittet Eure Majestät, zu ihr kommen zu wollen.«

»Es gibt etwas Neues,« sprach der König erbleichend.

»Vielleicht,« sagte Breteuil.

»Ich gehe zur Königin!« rief der König. »Erwarten Sie mich hier, Herr von Breteuil.«

»Wir stehen der Entwicklung nahe,« murmelte Herr von Breteuil.

LXXV.

Edelmann, Cardinal und Königin.

In der Stunde, wo Herr von Breteuil beim König erschienen war, hatte Herr von Charny, bleich, bewegt, sich eine Audienz bei der Königin erbitten lassen.

Diese kleidete sich an; sie sah durch das Fenster ihres Boudoir, das auf die Terrasse ging, Charny, der demüthig eingeführt zu werden verlangte.

Marie Antoinette ertheilte Befehl, ihn eintreten zu lassen, als er kaum sein Gesuch ausgesprochen hatte.

Denn sie gab dem Bedürfnisse ihres Herzens nach; denn sie sagte sich mit einem edlen Stolz, eine reine und unkörperliche Liebe, wie die seinige, habe das Eintrittsrecht zu jeder Stunde selbst in den Palast der Königinnen.

Charny trat ein, berührte zitternd die Hand, die ihm die Königin reichte, und sprach mit erstickter Stimme:

»Ah! Madame, welch ein Unglück!«

»Was haben Sie denn?« rief die Königin erbleichend, als sie ihren Freund so bleich sah.

»Madame, wissen Sie, was ich so eben erfahren habe? wissen Sie, was man sagt? wissen Sie, was der König vielleicht weiß, oder was er morgen erfahren wird?«

Sie schauderte beim Gedanken an die Nacht keuscher Wonne, wo vielleicht ein eifersüchtiges, feindseliges Auge sie mit Charny im Park von Versailles gesehen hatte.

»Sagen Sie Alles, ich bin stark,« erwiderte sie, eine Hand auf ihr Herz drückend.

»Madame, man sagt, Sie haben ein Halsband von Böhmer und Bossange gekauft.«

»Ich habe es zurückgegeben,« entgegnete rasch Marie Antoinette.

»Hören Sie, man sagt, Sie haben es nur scheinbar zurückgegeben. Sie haben es bezahlen zu können geglaubt, der König habe Sie dadurch daran verhindert, daß er es verweigert, eine Anweisung des Herrn von Calonne zu unterzeichnen; dann haben Sie sich an Jemand gewendet, um Geld zu finden, und dieser Jemand sei Ihr Geliebter.«

»Sie!« rief die Königin mit einer Bewegung erhabenen Vertrauens. »Sie! mein Herr? he! lassen Sie diejenigen reden, welche das sagen. Die im Titel eines Geliebten liegenden Injurie kann ihnen nicht so angenehm sein, als der Freundestitel eine süße, fortan zwischen uns Beiden geheiligte Wahrheit ist.« Charny hielt, ganz verwirrt durch die männliche und fruchtbare Beredtsamteit, welche aus der wahren Liebe entströmt, wie der wesentliche Wohlgeruch aus dem Herzen jeder edelmüthigen Frau, inne.

Doch der Zwischenraum, den er zwischen die Worte der Königin und eine Erwiderung von ihm setzte, verdoppelte die Bangigkeit Marie Antoinettes, und sie rief:

»Wovon wollen Sie sprechen, Herr von Charny? Die Verleumdung hat eine Sprache, die ich nie verstehe; haben Sie dieselbe verstanden?«

»Madame, wollen Sie mir eine ununterbrochene Aufmerksamkeit schenken, denn die Sache ist sehr ernster Natur. Gestern ging ich mit meinem Oheim, Herrn von Suffren, zu den Hofjuwelieren Böhmer und Bossange; mein Oheim hatte nämlich Diamanten von Indien mitgebracht und wollte sie schätzen lassen. Man sprach von Allem und von Allen. Die Juweliere erzählten dem Herrn Bailli eine abscheuliche Geschichte mit den Commentaren der Feinde Eurer Majestät. Madame, ich bin in Verzweiflung; haben Sie das Halsband gekauft, so sagen Sie es mir; haben Sie es nicht bezahlt, so sagen Sie es mir auch. Aber lassen Sie mich nicht glauben, Herr von Rohan habe es bezahlt.«

»Herr von Rohan!« rief die Königin.

»Ja, Herr von Rohan, der Mann, welcher für den Liebhaber der Königin gilt; der Mann, von welchem die Königin Geld entlehnt; der Mann, den ein Unglücklicher, welchen man Herrn von Charny nennt, im Parke von

Versailles der Königin zulächeln, vor der Königin niederknieen, der Königin die Hand küssen sah; der Mann ...«

»Mein Herr,« rief Marie Antoinette, »glauben Sie, wenn ich nicht mehr da bin, so geschieht dieß, weil Sie mich nicht lieben, wenn ich da bin.«

»Oh!« erwiderte der junge Mann, »es waltet eine dringliche Gefahr ob; ich komme weder um Offenherzigkeit, noch um Muth von Ihnen zu fordern; ich komme, um einen Dienst von Ihnen zu erflehen.«

»Sagen Sie mir vor Allem, welche Gefahr dieß ist.«

»Welche Gefahr! Madame, ein Wahnsinniger ist der, welcher sie nicht erräth. Indem der Cardinal sich für die Königin verbürgt, indem er für die Königin bezahlt, richtet er sie zu Grunde. Ich spreche hier nicht von dem tödtlichen Mißvergnügen, das Herrn von Charny ein Vertrauen, wie das, welches Herr von Rohan Ihnen einflößt, verursachen kann. Nein. An solchen Schmerzen stirbt man, aber man beklagt sich nicht darüber.«

»Sie sind verrückt!« entgegnete Marie Antoinette zornig.

»Ich bin nicht verrückt, Madame, aber Sie sind unglücklich,, Sie sind verloren. Ich habe Sie im Park gesehen ... Ich sagte es Ihnen wohl. Ich hatte mich nicht getäuscht. Heute ist die gräßliche, die tödtliche Wahrheit an's Tageslicht gekommen ... Herr von Rohan rühmt sich vielleicht ...«

Die Königin ergriff Charny beim Arm und wiederholte mit unaussprechlicher Bangigkeit:

»Wahnsinniger! Wahnsinniger! glauben Sie an den Haß, glauben Sie an Schatten, glauben Sie an das Unmögliche; aber in des Himmels Namen! nach dem was ich Ihnen gesagt habe, glauben Sie nicht, ich sei schuldig!... Schuldig! Dieses Wort würde mich in einen Haufen glühender Kohlen springen machen. Schuldig ... mit ... Ich, die ich nie an Sie gedacht habe, ohne Gott zu bitten, er möge mir diesen einzigen Gedanken verzeihen, den ich ein Verbrechen nannte. Oh! Herr von Charny, wenn Sie nicht wollen, daß ich heute verloren, morgen todt bin, sagen Sie mir, Sie beargwöhnen

mich nicht, oder fliehen Sie so weit, daß Sie nicht einmal das Geräusch meines Sturzes im Augenblick meines Todes hören.«

Olivier rang voll Angst die Hände und rief:

»Hören Sie mich an, wenn ich Ihnen einen wirksamen Dienst leisten soll.«

»Ein Dienst von Ihnen!« rief die Königin, »von Ihnen, der Sie grausamer sind, als meine Feinde; ... denn meine Feinde schuldigen mich nur an, während Sie Verdacht gegen mich hegen! Ein Dienst von Seiten des Mannes, der mich verachtet, nie ... mein Herr! nie! ...«

Olivier näherte sich der Königin, nahm ihre Hand in die seinige und sprach:

»Sie werden wohl sehen, daß ich kein Mann bin, der seufzt und weint; die Augenblicke sind kostbar; diesen Abend wäre es zu spät, um zu thun, was uns zu thun übrig bleibt. Wollen Sie mich von der Verzweiflung retten, indem Sie sich selbst von der Schande retten?«

»Mein Herr! ...«

»Oh! im Angesicht des Todes werde ich meine Worte nicht mehr ängstlich abwägen. Wenn Sie mich nicht hören, sage ich Ihnen, so sind wir heute Abend Beide gestorben, Sie aus Scham, ich, weil ich Sie habe sterben sehen.«

»Mein Herr!«

»Gerade auf den Feind los, Madame, wie in unseren Schlachten! gerade der Gefahr entgegen! gerade in den Tod! Gehen wir mit einander, ich als der unbekannte, aber muthige Soldat. Sie mit der Majestät, mit der Stärke in das dichteste Kampfgewühl. Unterliegen Sie, wohl, dann werden Sie nicht allein sein. Hören Sie, Madame, sehen Sie in mir einen Bruder ... Sie brauchen vielleicht ... Geld, um ... das Halsband zu bezahlen?«

»Ich?«

»Leugnen Sie es nicht.«

»Ich sage Ihnen ...«

»Sagen Sie nicht, dah Sie das Halsband nicht haben.«

»Ich schwöre Ihnen ...«

»Schwören Sie nicht, wenn Sie wollen, daß ich Sie noch liebe.«

»Olivier!«

»Es bleibt Ihnen ein Mittel, zugleich Ihre Ehre und meine Liebe zu retten. Das Halsband kostet sechszehnmal hunderttausend Livres, Sie haben zweimal hundert und fünfzigtausend bezahlt; hier sind anderthalb Millionen, nehmen Sie dieselben.«

»Was ist das?«

»Schauen Sie nicht, nehmen und bezahlen Sie.«

»Ihre Güter verkauft! Olivier! Ihre Güter von mir erkauft und berichtigt! Sie berauben sich um meinetwillen! Sie sind ein gutes und edles Herz, und ich werde bei einer solchen Liebe nicht mehr um die Geständnisse feilschen. Olivier, ich liebe Sie!«

»Nehmen Sie an?«

»Nein; doch ich liebe Sie.«

»Herr von Rohan wird also bezahlen? Bedenken Sie wohl, Madame, das ist keine Großmuth mehr von Ihrer Seite, sondern eine Grausamkeit, die mich zu Boden drückt. Sie nehmen vom Cardinal an?«

»Ich! gehen Sie doch, Herr von Charny! Ich bin die Königin, und wenn ich meinen Unterthanen Liebe oder Vermögen gebe, so nehme ich doch nie an.«

»Was werden Sie denn thun?«

»Sie sollen mir mein Benehmen vorschreiben. Was sagen Sie, daß Herr von Rohan denkt?«

»Er denkt, Sie seien seine Geliebte.«

»Sie sind hart, Olivier ...«

»Ich spreche, wie man im Angesicht des Todes spricht.«

»Was sagen Sie, daß die Juweliere denken?«

»Da die Königin nicht bezahlen könne, so werde Herr von Rohan bezahlen.«

»Was sagen Sie, daß man im Publikum in Betreff des Halsbandes denkt?«

»Daß Sie es haben, daß Sie es verborgen haben, daß Sie es erst zugestehen werden, wenn es entweder vom Cardinal aus Liebe für Sie, oder vom König aus Furcht vor dem Aergerniß bezahlt sei.«

»Gut; und Sie, Charny, Ihrerseits, ich schaue Ihnen in's Gesicht und frage Sie: Was halten Sie von den Scenen, die Sie im Parke von Versailles gesehen?«

»Madame, ich glaube, daß Sie Ihre Unschuld zu beweisen nöthig haben,« erwiderte energisch der würdige Edelmann.

Die Königin wischte sich den Schweiß ab, der von ihrer Stirne floß.

»Der Prinz Louis, Cardinal von Rohan, Großalmosenier von Frankreich!« rief die Stimme eines Huissier im Vorgemach,

»Er!« murmelte Charny.

»Sie sind nach Wünschen bedient,« sagte die Königin.

»Sie wollen ihn empfangen?«

»Ich war im Begriff, ihn rufen zu lassen.«

»Aber ich ...«

»Treten Sie in mein Boudoir und lassen Sie die Thüre ein wenig offen, um gut zu hören.«

»Madame!«

»Gehen Sie geschwind, der Cardinal kommt.«

Sie schob Herrn von Charny in das Zimmer, das sie ihm bezeichnet hatte, zog die Thüre so viel als nöthig an und ließ den Cardinal eintreten.

Herr von Rohan erschien auf der Schwelle des Gemaches; er war glänzend in seiner priesterlichen Tracht. Hinter ihm, in einer gewissen Entfernung, erblickte man ein zahlreiches Gefolge, dessen Kleider glänzten, wie das ihres Gebieters.

Unter diesen gebückten Leuten konnte man die Herren Böhmer und Bossange wahrnehmen, die in ihren Galakleidern etwas verlegen aussahen.

Die Königin ging dem Cardinal entgegen und versuchte dabei ein Lächeln, das jedoch bald auf ihren Lippen erstarb.

Louis von Rohan war ernst, sogar traurig. Er hatte die Ruhe des muthigen Mannes, der kämpfen soll, die unmerkliche Drohung des Priesters, der zu verzeihen haben kann.

Die Königin bezeichnete ihm durch die Geberde ein Tabouret; der Cardinal blieb stehen.

»Madame«, sagte er, nachdem er sich sichtbar zitternd verbeugt, »ich hatte mehrere wichtige Dinge Eurer Majestät mitzutheilen, die es sich zur Aufgabe macht, mir auszuweichen.«

»Ich!« entgegnete die Königin, »ich weiche Ihnen so wenig aus, Herr Cardinal, daß ich im Begriff war, Sie rufen zu lassen.«

Der Cardinal warf einen Blick nach dem Boudoir und fragte dann mit leiser Stimme:

»Bin ich allein mit Eurer Majestät? habe ich das Recht, mit voller Freiheit zu sprechen?«

»In voller Freiheit, Herr Cardinal; thun Sie sich keinen Zwang an, wir sind allein.«

Und ihre Stimme schien ihre Worte dem im anstoßenden Zimmer verborgenen Edelmann zusenden zu wollen.

Sie freute sich voll Stolz über ihren Muth und die Gewißheit, welche der ohne Zweifel sehr aufmerksame Charny gleich bei den ersten Worten bekommen würde.

Der Cardinal faßte seinen Entschluß. Er rückte das Tabouret zum Lehnstuhl der Königin, um sich so fern als möglich von der Doppelthüre zu befinden.

»Das sind viele Vorbereitungen,« rief die Königin, Heiterkeit heuchelnd.

»Dieß geschieht, weil ...« sagte der Cardinal.

»Weil ...?« wiederholte die Königin.

»Wird der König nicht kommen?« fragte Herr von Rohan.

»Fürchten Sie sich weder vor dem König, noch vor irgend Jemand,« erwiderte lebhaft Marie Antoinette.

»Oh! nur vor Ihnen habe ich bange,« versetzte der Cardinal mit bewegter Stimme.

»Ein Grund mehr, ich bin nicht sehr furchtbar; sprechen Sie in wenigen Worten, sprechen Sie mit lauter und vernehmlicher Stimme, ich liebe die Offenherzigkeit, und wenn Sie mich schonen, werde ich glauben, Sie seien kein Mann von Ehre. Oh! keine Geberden mehr: man hat mir gesagt, Sie haben Beschwerden gegen mich. Sprechen Sie, ich liebe den Krieg, ich bin von einem Blut, das nicht erschrickt! Sie auch, ich weiß es wohl. Was haben Sie mir vorzuwerfen?«

Der Cardinal stieß einen Seufzer aus und stand auf, als wollte er die Luft des Zimmers in größerem Umfang einsaugen.

LXXVI.

Erklärungen.

Die Königin und der Cardinal befanden sich erwähnter Maßen einander von Angesicht zu Angesicht gegenüber, Charny konnte im Cabinet auch das geringste Wort der Sprechenden hören, und die auf beiden Seiten ungeduldig erwarteten Erklärungen sollten endlich beginnen.

»Madame,« sagte der Cardinal, sich verbeugend, »Sie wissen, was in Beziehung auf unser Halsband vorgeht!«

»Nein, mein Herr, ich weiß es nicht, und es ist mir lieb, wenn ich es von Ihnen erfahre.«

»Warum beschränkt mich Eure Majestät seit langer Zeit darauf, daß ich mich ihr nur durch Vermittlung mittheilen kann? Warum läßt sie es zu keiner Erklärung kommen, wenn sie einen Grund des Hasses gegen mich hat?«

»Ich weiß nicht, was Sie hiemit sagen wollen, Herr Cardinal, und ich habe keinen Grund, Sie zu hassen. Doch das ist, glaube ich, nicht der Gegenstand unserer Unterredung. Wollen Sie mir also über das unglückliche Halsband eine bestimmte Auskunft geben, und vor Allem ... wo ist Frau von La Mothe?«

»Ich war im Begriff, dieß Eure Majestät zu fragen.«

»Verzeihen Sie, wenn Jemand wissen kann, wo Frau von La Mothe ist, so sind Sie es, Herr Cardinal, glaube ich.«

»Ich. Madame, aus welchem Grunde?«

»Oh! ich bin nicht hier um Bekenntnisse entgegenzunehmen, Herr Cardinal, ich muß Frau von La Mothe nothwendig sprechen, ich habe sie rufen lassen, man hat sie zehnmal in ihrem Hause gesucht, sie hat nicht geantwortet. Dieses Verschwinden ist seltsam, das werden Sie zugestehen.«

»Ich wundere mich auch über dieses Verschwinden, Madame, denn ich habe Frau von La Mothe bitten lassen, zu mir zu kommen; sie hat mir eben so wenig geantwortet, als Eurer Majestät.«

»Dann lassen wir die Gräfin, mein Herr, und sprechen wir von uns selbst.«

»Oh! nein, Madame, sprechen wir zuerst von ihr, denn gewisse Worte Eurer Majestät haben einen schmerzlichen Verdacht bei mir erregt: mir scheint, Eure Majestät warf mir emsige Bewerbungen um die Gunst der Gräfin vor.«

»Ich habe Ihnen noch gar nichts vorgeworfen, mein Herr, doch Geduld.«

»Oh! Madame, ein solcher Verdacht würde mir alle Empfindlichkeiten Ihrer Seele erklären, und dann würde ich, während ich verzweifeln müßte, die bis daher unfaßliche Strenge begreifen, die Sie mir gegenüber gebraucht haben.«

Hier ist es wo wir aufhören, uns zu verstehen,« sprach die Königin; »Sie sind von einer undurchdringlichen Dunkelheit, und damit wir uns nicht mehr im Nebel verlieren, verlange ich Erläuterungen von Ihnen. Zur Sache! zur Sache!«

»Madame!« rief der Cardinal, indem er die Hände faltete und sich der Königin näherte, »haben Sie die Gnade, das Gespräch nicht zu wechseln: zwei Worte mehr über den Gegenstand,, den wir so eben verhandelten, und wir hätten uns verständigt.«

»In der That, mein Herr, Sie sprechen eine Sprache, die ich nicht verstehe; ich bitte, lassen Sie uns zum Französischen zurückkehren. Wo ist das Halsband, das ich den Juwelieren zurückgegeben habe?«

»Das Halsband, das Sie zurückgegeben haben?« rief Herr von Rohan.

»Ja, was haben Sie damit gemacht?«

»Ich! ei ich weiß nicht, Madame ...«

»Hören Sie, Eines ist da ganz einfach ... Frau von La Mothe hat das Halsband genommen, sie hat es in meinem Namen zurückgegeben. Die Juweliere behaupten, sie haben es nicht zurückerhalten. Ich habe in meinen Händen einen Empfangschein, der das Gegentheil beweist; die Juweliere sagen, der Schein sei falsch. Frau von La Mothe könnte mit einem Worte Alles aufklären ... sie findet sich nicht; nun denn! lassen Sie mich Muthmaßungen an die Stelle dunkler Thatsachen setzen: Frau von La Mothe hat das Halsband zurückgeben wollen. Sie, dessen ohne Zweifel wohlwollende Manie es immer war, mich zum Ankauf des Halsbandes zu veranlassen, Sie, der Sie es mir brachten, mit dem Anerbieten, für mich zu bezahlen, einem Anerbieten ...«

»Das Eure Majestät sehr hart ausgeschlagen hat,« fiel der Cardinal mit einem Seufzer ein.

»Nun wohl! ja, Sie beharrten bei der fixen Idee, daß ich im Besitze des Halsbandes bleiben sollte, und werden es den Juwelieren nicht zurückgegeben haben, in der Absicht, es mir bei irgend einer Gelegenheit wieder in die Hand zu spielen. Frau von La Mothe war schwach, während sie mein Widerstreben, die Unmöglichkeit, in der ich mich in Betreff des Bezahlens befand, und meinen unerschütterlichen Entschluß, das Halsband mir nicht ohne Geld zu erwerben, kannte; Frau von La Mothe hat aus Eifer für mich mit Ihnen conspirirt, und heute fürchtet sie meinen Zorn und zeigt sich nicht. Ist es so? habe ich die Sache mitten in der Finsternis wiederaufgebaut? sagen Sie ja. Lassen Sie mich Ihnen diesen Leichtsinn, diesen Ungehorsam gegen meine förmlichen Befehle vorwerfen, Sie werden mit einem Verweise davon kommen, und Alles ist dann abgethan. Ich thue mehr, ich verspreche Ihnen Verzeihung für Frau von La Mothe, sie trete aus ihrer Reue hervor. Doch ich bitte, Klarheit, mein Herr, ich will nicht, daß in diesem Augenblick ein Schatten über meinem Leben schwebe, ich will das nicht, hören Sie wohl!«

Die Königin hatte diese Worte mit einer solchen Lebhaftigkeit gesprochen, sie hatte sie so kräftig betont, daß der Cardinal sie weder unterbrechen

konnte noch wollte; aber sobald sie aufgehört, sagte er, einen Seufzer unterdrückend:

»Madame, ich will alle Ihre Muthmaßungen erwidern. Nein, ich beharrte nicht bei der Idee, Sie müßten das Halsband bekommen, in Betracht, daß ich der festen Ueberzeugung lebte, es sei in Ihren Händen. Nein, ich habe durchaus nicht mit Frau von La Mothe in Betreff dieses Halsbands conspirirt; nein, ich habe es ebenso wenig als die Juweliere es haben, als wie Sie sagen, Sie selbst es haben.«

»Das ist nicht möglich,« rief die Königin ganz erstaunt: »Sie haben das Halsband nicht?«

»Nein, Madame.«

»Sie haben Frau von La Mothe nicht gerathen, sich fern zu halten?«

»Nein, Madame.«

»Sie verbergen sie nicht?«

»Nein. Madame.«

»Sie wissen nicht, was aus ihr geworden ist?«

»Ebenso wenig als Sie, Madame.«

»Aber wie erklären Sie sich dann das, was geschieht?«

»Madame, ich bin genöthigt, zu gestehen, daß ich es mir nicht erklären kann. Ueberdieß ist das nicht das erste Mal, daß ich mich bei der Königin beklage, nicht von ihr verstanden worden zu sein.«

»Wann ist dieß schon vorgekommen? Ich erinnere mich nicht.«

»Madame, haben Sie die Gnade, in Gedanken noch einmal meine Briefe zu durchlesen.«

»Ihre Briefe!« rief die Königin erstaunt. »Sie haben mir geschrieben?«

»Zu selten Madame, für Alles, was ich im Herzen hatte.«

Die Königin erhob sich und sprach:

»Mir scheint, wir täuschen uns Beide; endigen wir rasch diesen Scherz. Was sprechen Sie von Briefen, und was haben Sie auf dem Herzen oder im Herzen, ich weiß nicht genau, wie Sie das so eben gesagt haben?«

»Mein Gott! Madame, ich habe mich vielleicht hinreißen lassen, das Geheimniß meiner Seele zu laut auszusprechen.«

»Welches Geheimniß? Sind Sie denn bei gesundem Verstand, Herr Cardinal?«

»Madame!«

»Oh! lassen wir die Ausflüchte ... Sie sprechen wie ein Mensch, der mir eine Falle stellen oder mich vor Zeugen in Verwirrung bringen will.«

»Ich schwöre Ihnen, Madame, daß ich nichts gesagt habe ... Horcht wirklich Jemand?«

»Nein, mein Herr, tausendmal nein, es ist Niemand da... erklären Sie sich also, jedoch vollständig, und wenn Sie im Besitze Ihrer Vernunft sind, beweisen Sie es.«

»Oh! Madame, warum ist Frau von La Mothe nicht da? Sie, unsere Freundin, würde mir, wenn nicht die Zuneigung, doch das Gedächtniß Eurer Majestät wiedererwecken helfen.«

» *Unsere* Freundin? meine Zuneigung? mein Gedächtniß? Ich falle aus den Wolken.«

»Ah! Madame, ich bitte Sie,« rief der Cardinal, empört durch den scharfen Ton der Königin, »schonen Sie mich. Es steht Ihnen frei, nicht mehr zu lieben, aber beleidigen Sie nicht.«

»Ah! mein Gott!« rief die Königin erbleichend, »ah! mein Gott! was sagt dieser Mann!«

»Sehr gut! fuhr Herr von Rohan fort, der immer lebhafter wurde, je mehr sein Zorn aufsprudelte; »sehr gut! Madame, ich glaube discret und zurückhaltend genug gewesen zu sein, daß Sie mich nicht mißhandeln sollten; ich werfe Ihnen auch nur unbedeutende Benachtheiligungen vor. Ich begehe das Unrecht, daß ich mich wiederhole, denn ich hätte wissen sollen, daß, wenn eine Königin gesagt hat: ich will nicht mehr, dieß ein ebenso gebieterisches Gesetz ist, als wenn eine Frau gesagt hat: ich will!«

Die Königin stieß einen heftigen Schrei aus, faßte den Cardinal bei seinem Spitzenärmel und rief mit zitternder Stimme:

»Sprechen Sie geschwind, mein Herr. Ich habe gesagt: *Ich will nicht mehr*; und ich hatte gesagt: *Ich will*. Wem habe ich das Eine, wem habe ich das Andere gesagt?«

»Mir Beides.«

»Ihnen?«

»Vergessen Sie, daß Sie das Eine gesagt, ich werde nicht vergessen, daß Sie das Andere gesagt haben.«

»Sie sind ein Elender, Herr von Rohan, Sie sind ein Lügner.«

»Ich!«

»Sie sind ein Verräther, Sie beleidigen die Königin.«

»Und Sie, Sie sind eine Frau ohne Herz, eine Königin ohne Treue.«

»Unglücklicher!«

»Sie haben mich stufenweise dazu gebracht, daß ich eine tolle Liebe für Sie faßte. Sie ließen mich Hoffnungen nähren ...«

»Hoffnungen! Mein Gott! Bin ich eine Wahnsinnige? Ist er ein Ruchloser?«

»Hätte ich es je gewagt, mir die nächtlichen Audienzen von Ihnen zu erbitten, die Sie mir bewilligten?«

Die Königin gab ein Wuthgeschrei von sich, worauf ein Kreischen im Nebenzimmer antwortete.

»Würde ich,« fuhr Herr von Rohan fort, »würde ich es gewagt haben, allein in den Park von Versailles zu kommen, hätten Sie nicht Frau von La Mothe zu mir geschickt?«

»Mein Gott!«

»Hatte ich es gewagt, den Schlüssel zu stehlen, der die Thüre der Jägermeisterei öffnet?«

»Mein Gott!«

»Hätte ich es gewagt, Sie zu bitten, mir diese Rose hier zu bringen? Eine angebetete Rose! eine verfluchte Rose! eine unter meinen Küssen verdorrte, versengte Rose!«

»Mein Gott!«

»Hätte ich Sie genöthigt, am andern Tag herabzukommen und mir Ihre beiden Hände zu geben, deren Duft unablässig mein Gehirn verzehrt und mich wahnsinnig machte? Sie haben Recht mit Ihren Vorwürfen!«

»Oh! genug! genug!«

»Hatte ich es endlich in meinem wüthendsten Stolze gewagt, mir jene dritte Nacht mit dem weißen Himmel, mit dem süßen Schweigen, mit der treulosen Liebe zu träumen?«

»Mein Herr! mein Herr!« rief die Königin vor dem Cardinal zurückweichend, »Sie blasphemieren!«

»Mein Gott! sprach der Cardinal, die Augen zum Himmel aufschlagend, »Du weißt, ob ich, um fortwährend von dieser betrügerischen Frau geliebt zu werden, meine Güter; meine Freiheit, mein Leben hingegeben hätte!«

»Mein Herr, wenn Sie dieß Alles behalten wollen, so werden Sie hier auf der Stelle sagen, daß Sie mich zu Grunde zu richten suchen; daß Sie alle

diese Abscheulichkeiten erfunden haben; daß Sie nicht in der Nacht nach Versailles gekommen sind ...«

»Ich bin gekommen,« erwiderte hochherzig der Cardinal.

»Sie sind ein Mann des Todes, wenn Sie diese Sprache behaupten.«

»Ein Rohan lügt nicht. Ich bin gekommen.«

»Herr von Rohan, Herr von Rohan, im Namen des Himmels, sagen Sie, Sie haben mich nicht im Parke gesehen ...«

»Ich werde sterben, wenn es sein muß, wie Sie mich so eben bedrohten; aber ich habe nur Sie im Parke von Versailles gesehen, wohin mich Frau von La Mothe führte.«

»Noch ein Mal!« rief die Königin leichenbleich und zitternd »nehmen Sie zurück?«

»Nein!«

»Zum zweiten Male, sagen Sie, Sie haben diese Schändlichkeit gegen mich angezettelt!«

»Nein!«

»Zum zweiten Male, Herr von Rohan, gestehen Sie zu, daß man Sie selbst getäuscht haben kann, daß dieß Alles eine Verleumdung, ein Traum, die Unmöglichkeit, ich weiß nicht was war? aber gestehen Sie, daß ich unschuldig bin, daß ich es sein kann?«

»Nein.«

Die Königin erhob sich furchtbar und feierlich und sprach:

»Sie werden es also mit der Gerechtigkeit des Königs zu thun haben, da Sie die Gerechtigkeit Gottes verwerfen.«

Der Cardinal verbeugte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Die Königin läutete so heftig, daß mehrere von ihren Frauen zugleich eintraten.

»Man melde seiner Majestät, ich bitte ihn, er möge mir die Ehre erweisen, zu mir zu kommen,« sprach sie, indem sie sich die Lippen trocknete.

Der Befehl wurde sogleich vollzogen. Zu Allem entschlossen, blieb der Cardinal unerschrocken in einer Ecke des Zimmers.

Marie Antoinette ging zehnmal zu der Thüre des Boudoir, ohne einzutreten, als ob sie ihre Vernunft, nachdem sie dieselbe verloren, zehnmal vor dieser Thüre wiederfände.

Es waren nicht zehn Minuten in diesem furchtbaren Scenenwechsel vergangen, als der König, die Hand in seinem Spitzenjabot, auf der Schwelle erschien.

Man sah immer noch in der Tiefe der Gruppe außen die angstvollen Mienen von Böhmer und Bossange, die den Sturm witterten.

LXXVII.

Die Verhaftung.

Kaum erschien der König auf der Schwelle des Cabinets, als ihn die Königin mit einer außerordentlichen Geläufigkeit anrief.

»Sire,« sagte sie, »der Herr Cardinal von Rohan hier sagt ganz unglaubliche Dinge; wollen Sie ihn bitten, Ihnen dieselben zu wiederholen.«

Bei diesen unerwarteten Worten, bei dieser plötzlichen Anrede erbleichte der Cardinal. Die Lage war in der That so seltsam, daß der Prälat zu begreifen aufhörte. Konnte er, der angebliche Liebhaber, seinem König wiederholen, konnte er, der ehrerbietige Unterhan, erklären, welche Rechte er auf die Königin und auf die Frau zu haben glaubte?

Doch der König wandte sich an den Cardinal, der in seine Betrachtungen versunken war, und sagte:

»Nicht wahr, in Betreff eines gewissen Halsbands, mein Herr, haben Sie mir unglaubliche Dinge zu sagen und habe ich unglaubliche Dinge zu hören? Sprechen Sie also!«

Herr von Rohan faßte auf der Stelle seinen Entschluß; von zwei Schwierigkeiten wollte er die geringste wählen, von zwei Angriffen wollte er den für den König und die Königin ehrenvollsten über sich nehmen, und sollte man ihn unkluger Weise in die zweite Gefahr versetzen, nun denn! dann wollte er wie ein muthiger Mann, wie ein beherzter Ritter daraus hervorgehen.

»In Betreff des Halsbands, ja, Sire,« murmelte er.

»Aber, mein Herr,« sagte der König, »Sie haben also das Halsband gekauft?«

»Nein ...«

»Ja oder nein?« rief Marie Antoinette.

Der Cardinal schaute die Königin an und antwortete nicht.

»Ja oder nein?« wiederholte sie. »Die Wahrheit, mein Herr, die Wahrheit; man verlangt von Ihnen nichts Anderes.«

Herr von Rohan wandte den Kopf ab und erwiderte nichts.

»Da Herr von Rohan nicht antworten will, antworten Sie, Madame,« sprach der König, »Sie müssen etwas von dem Allem wissen. Haben Sie dieses Halsband gekauft, ja oder nein?«

»Nein!« sagte die Königin mit Kraft.

Herr von Rohan bebte.

»Das ist das Wort einer Königin!« rief feierlich der König; »haben Sie wohl darauf Acht, Herr Cardinal.«

Herr von Rohan lieh ein Lächeln der Verachtung über seine Lippen gleiten.

»Sie sagen nichts!« rief der König.

»Worüber klagt man mich an?«

»Die Juweliere sagen, sie haben ein Halsband verkauft, an Sie oder an die Königin. Sie zeigen einen Schein von Ihrer Majestät.«

»Der Schein ist falsch!« sprach die Königin.

»Die Juweliere,« fuhr der König fort, »behaupten, in Ermanglung der Königin sei Ihnen Bürgschaft durch Verbindlichkeiten geleistet worden, die Sie übernommen haben, Herr Cardinal.«

»Ich weigere mich nicht, zu bezahlen,« sprach der Cardinal. »Es muß dieß die Wahrheit sein, da die Königin es sagen läßt,«

Und ein zweiter Blick, noch verachtender als der erste, schloß seinen Satz und seinen Gedanken.

Die Königin schauderte. Diese Verachtung des Kardinals war für sie keine Beleidigung, da sie dieselbe nicht verdiente, sondern sie mußte die Rache eines ehrlichen Mannes sein, und darüber erschrak sie.

»Mein Herr Cardinal,« sagte der König, »es bleibt nichtsdestoweniger in dieser Sache eine Fälschung, welche die Unterschrift der Königin von Frankreich gefährdet hat.«

»Eine andere Fälschung!« rief die Königin, »und kann diese einem Edelmann beigemessen werden? Diese behauptet, die Juweliere haben das Halsband zurückerhalten.«

»Es steht der Königin frei, mir die beiden Fälschungen zuzuschreiben,« sprach Herr von Rohan mit demselben Ton; »ob man eine gemacht, ob man zwei fabricirt hat, worin liegt der Unterschied?«

Die Königin wäre vor Entrüstung beinahe losgebrochen, der König hielt sie durch eine Geberde zurück.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte er zu dem Cardinal, »Sie erschweren Ihre Lage, mein Herr. Ich sage, rechtfertigen Sie sich, und Sie geben sich die Miene eines Anklägers.«

Der Cardinal dachte einen Augenblick nach; dann schien er unter der Wucht der geheimnißvollen Verleumdung, die seine Ehre zusammenpreßte, zu erliegen und rief:

»Mich rechtfertigen ... unmöglich!«

»Mein Herr, es sind Leute da, welche sagen, es sei ihnen ein Halsband gestohlen worden; indem Sie sich anheischig machen, zu bezahlen, gestehen Sie zu, daß Sie schuldig ...«

»Wer wird es glauben?« versetzte der Cardinal mit stolzer Verachtung. G

»Dann, mein Herr, wenn Sie nicht annehmen, daß man dies glaube, wird man also glauben ...«

Und ein Beben des Zorns verstörte das gewöhnlich so freundliche Gesicht des Königs.

»Sire,« erwiderte der Cardinal, »ich weiß nichts von dem was man sagt; ich weiß nichts von dem, was geschieht; ich kann nur versichern, daß ich das Halsband nicht gehabt habe; ich weiß nur, daß die Diamanten in der Gewalt von Jemand sind, der sich nennen sollte, der es nicht will, und der mich nöthigt, ihm das Wort der Schrift zu sagen: Das Böse falle auf das Haupt dessen, der es begangen hat.«

Bei diesen Worten machte die Königin eine Bewegung, um den Arm des Königs zu nehmen. Doch dieser sagte zu ihr: »Die Streitigkeit findet zwischen Ihnen und ihm statt. Ich frage Sie zum letzten Male: haben Sie das Halsband?«

»Nein! bei der Ehre meiner Mutter! beim Leben meines Sohnes!« antwortete Marie Antoinette.

Voll Freude nach dieser Erklärung wandte sich der König gegen den Cardinal und sprach:

»Dann ist es eine Angelegenheit zwischen den Gerichten und Ihnen, mein Herr ... wenn Sie es nicht etwa vorziehen, es meiner Gnade anheimzustellen.«

»Die Gnade der Könige ist für die Schuldigen gemacht, Sire,« antwortete der Cardinal, » *ich* ziehe die Gerechtigkeit der Menschen vor.«

»Sie wollen nichts gestehen?«

»Ich habe nichts zu sagen.«

»Aber, mein Herr!« rief die Königin, »Ihr Schweigen läßt meine Ehre im Spiel!«

Der Cardinal schwieg.

»Wohl denn!« fuhr die Königin fort, »ich werde nicht schweigen; dieses Stillschweigen verletzt mich; es zeigt eine Großmuth, die ich nicht haben will. Erfahren Sie, Sir«, daß das ganze Verbrechen des Herrn Cardinals nicht im Verkaufen ober Stehlen des Halsbands besteht.«

Herr von Rohan erhob das Haupt und erbleichte.

»Was soll das bedeuten?« fragte der König unruhig.

»Madame! ...« murmelte der Cardinal erschrocken.

»Oh! keine Rücksicht, keine Furcht, keine Schwäche wird mir den Mund verschließen, ich habe hier in meinem Herzen Beweggründe, die mich veranlassen würden, meine Unschuld auf einem öffentlichen Platz auszurufen.«

»Ihre Unschuld!« entgegnete der König« »Wer wäre vermessen oder schändlich genug, Eure Majestät zu nöthigen, dieses Wort auszusprechen!«

»Ich flehe Sie an, Madame,« sagte der Cardinal.

»Ah! Sie fangen an zu zittern. Ich hatte also richtig errathen, Ihre Complotte lieben die Dunkelheit! Ich liebe das Tageslicht! Sire, fordern Sie den Herrn Cardinal auf, Ihnen zu sagen, was er mir so eben auf diesem Platze gesagt hat.«

»Madame! Madame!« rief Herr von Rohan, »nehmen Sie sich in Acht, Sie überschreiten die Grenzen!«

»Wie beliebt?« entgegnete der König voll Stolz. »Wer spricht so mit bei Königin? Ich selbst nicht einmal.«

»Das ist es gerade,« sagte Marie Antoinette. »Der Herr Cardinal spricht so zur Königin, weil er das Recht dazu zu haben glaubt.«

»Sie, mein Herr!« murmelte der König, der leichenbleich geworden.

»Er!« rief die Königin mit Verachtung, »er!«

»Der Herr Cardinal hat wohl Beweise?« fragte der König, indem er einen Schritt auf den Prinzen zutrat.

»Herr von Rohan hat Briefe, wie er behauptet!« sprach die Königin.

»Sprechen Sie, mein Herr!« rief der König.

»Die Briefe!« rief die Königin voll Heftigkeit. »Die Briefe!«

Der Cardinal fuhr mit der Hand über seine durch den Schweiß eiskalte Stirne und schien Gott zu fragen, wie er seinem Geschöpfe so viel Falschheit und Frechheit habe geben können. Doch er schwieg.

»Oh! das ist noch nicht Alles!« fuhr die Königin fort, die sich allmälig gerade unter dem Einfluß seiner Großmuth belebte. »Der Herr Cardinal hat Rendezvous erhalten.«

»Madame, haben Sie Mitleid!« rief der König.

»Haben Sie Scham!« sagte der Cardinal.

»Kurz, mein Herr,« sprach die Königin, »wenn Sie nicht der elendeste aller Menschen sind, wenn Sie etwas auf dieser Welt für heilig halten ... Sie haben Beweise, liefern Sie dieselben.«

Herr von Rohan erhob langsam das Haupt und erwiderte:

»Nein, Madame, ich habe keine.«

»Sie werden nicht dieses Verbrechen den andern beifügen,« fuhr die Königin fort. »Sie werden nicht Schmach um Schmach auf mich häufen. Sie haben einen Helfershelfer, einen Genossen, einen Zeugen bei dem Allem, nennen Sie ihn oder sie.«

»Wer ist es denn?« fragte der König.

»Frau von La Mothe, Sire,« antwortete die Königin.

»Oh!« sprach der König, als er sah, daß seine vorgefaßte Meinung gegen Jeanne sich endlich rechtfertigte; »oh! so ist es. Nun denn! man sehe diese Frau, man befrage sie.«

»Oh! ja wohl!« rief die Königin, »sie ist verschwunden. Fragen Sie diesen Herrn, was er mit ihr gemacht hat. Er hatte ein zu großes Interesse dabei, daß sie nicht mehr in der Sache betheiligt war.«

»Andere, die ein noch größeres Interesse dabei hatten als ich, werden sie haben verschwinden lassen,« erwiderte der Cardinal.

»Aber, mein Herr,« sagte die Königin voll Wuth, »da Sie unschuldig sind, helfen Sie uns die Schuldigen finden.«

Doch der Cardinal, nachdem er einen letzten Bück geschleudert, drehte den Rücken und kreuzte die Arme.

»Mein Herr,« sprach der beleidigte König, Sie werden sich in die Bastille begeben.«

»So gekleidet?« entgegnete er; »in meinem priesterlichen Gewande? vor dem ganzen Hofe? Wollen Sie bedenken, Sire, das Aergerniß ist ungeheuer. Es wird nur um so schwerer für das Haupt sein, auf welches es einst fällt.«

»Ich will es so,« sprach der König sehr aufgeregt.

»Das ist ein ungerechter Scherz, den Sie vor der Zeit einen Prälaten ausstehen lassen, Sire, und die Folter vor der Anklage ist nicht gesetzlich.«

»Es muß so sein,« sprach der König, indem er die Thüre des Gemachs öffnete, um mit den Augen Jemand zu suchen, dem er seinen Befehl ertheilen könnte.

Herr von Breteuil war da, seine gierigen Augen hatten in der Exaltation der Königin, in der Aufregung des Königs, in bei Haltung des Cardinals den Untergang eines Feindes errathen.

Der König hatte nicht so bald leise mit ihm zu sprechen aufgehört, als der Siegelbewahrer, sich die Functionen des Capitäns der Garde anmaßend, mit einer donnernde Stimme, welche bis in den Hintergrund der Gallerien wiederhallte, ausrief:

»Verhaftet den Herrn Cardinal!«

Herr von Rohan bebte. Das Gemurmel, das er unter den Gewölben hörte, die Bewegung der Höflinge, das rasche Erscheinen der Leibwachen gaben dieser Scene einen Charakter finsterer Vorbedeutung.

Der Cardinal ging an der Königin vorbei, ohne sie zu grüßen, was das Blut der stolzen Fürstin kochen machte. Er verbeugte sich sehr demüthig vor dem König und nahm, als er an Herrn von Breteuil vorüberkam, einen so geschickt nuancirten Ausdruck des Mitleids an, daß der Baron glauben mußte, er habe sich nicht genug gerächt.

Ein Lieutenant von der Leibwache trat schüchtern auf den Cardinal zu und schien von ihm die Bestätigung des Befehls zu fordern, den er gehört hatte.

»Ja, mein Herr,« sagte Herr von Rohan, »ja, ich bin verhaftet.«

»Sie werden den Herrn in sein Zimmer führen und erwarten, was ich während der Messe beschließe,« sprach der König unter einer Todesstille.

Der König blieb, bei geöffneten Thüren, allein bei der Königin, während der Cardinal, dem der Lieutenant von der Leibwache, den Hut in der Hand, voranschritt, sich langsam durch die Gallerie entfernte.

»Madame,« sprach der König keuchend, denn er hatte nur mit großer Mühe an sich gehalten, »Sie wissen, daß dich auf ein öffentliches Urtheil, das heißt, auf ein Aergerniß hinausläuft, unter dem die Ehre der Schuldigen fallen wird.«

»Meinen Dank!« rief die Königin, voll Innigkeit dem König die Hände drückend; »Sie haben das einzige Mittel, mich zu rechtfertigen, gewählt.«

»Sie danken mir!«

»Von ganzer Seele. Sie haben als König gehandelt, ich als Königin; glauben Sie mir!«

»Es ist gut,« erwiderte der König, von der lebhaftesten Freude erfüllt. »Wir werden endlich Genugthuung für alle diese Gemeinheiten erhalten. Ist ein für allemal die Schlange durch Sie und durch mich zertreten, dann werden wir hoffentlich ruhig leben.«

Er küßte die Königin auf die Stirne und kehrte in seine Gemächer zurück.

Am Ende der Gallerte hatte Herr von Rohan Böhmer und Bossange gefunden, die einander halb ohnmächtig in den Armen lagen. Dann, einige Schritte davon, erblickte der Cardinal seinen Läufer, der, erschrocken über dieses Unglück, auf einen Blick seines Herrn lauerte.

»Mein Herr,« sagte der Cardinal zu dem Officier, der ihn führte, »wenn ich den ganzen Tag hier zubringe, werde ich viele Menschen in Unruhe

versetzen; kann ich nicht meinem Hause verkündigen, daß ich verhaftet bin?«

»Oh! Monseigneur, unter der Voraussetzung, daß Niemand Sie steht,« erwiderte der junge Officier.

Der Cardinal dankte, dann sprach er ein paar Worte deutsch mit seinem Läufer und schrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er aus seinem Meßbuche riß.

Und hinter dem Officier, welcher lauerte, um nicht überrascht zu werden, rollte der Cardinal das Blatt zusammen und ließ es fallen.

»Ich folge Ihnen, mein Herr,« sagte er zu dem Officier.

Sie verschwanden in der That Beide.

Der Läufer warf sich auf das Papier, wie ein Geier auf seine Beute, eilte aus dem Schlosse, schwang sich auf sein Pferd und entfloh gegen Paris.

Der Cardinal konnte ihn durch eines von den Fenstern der Treppe, die er mit seinem Führer hinabstieg, auf den Felder sehen.

»Sie stürzt mich in's Verderben,« murmelte er, »ich rette Sie! Für Sie, mein König, handle ich; um Deinetwillen, mem Gott, der Du den Beleidigern zu verzeihen befiehlst, um Deinetwillen vergebe ich den Andern ... Vergib mir!«

LXXVIII.

Die Protocolle.

Kaum war der König ganz glücklich in sein Gemach zurückgekehrt, kaum hatte er den Befehl, Herrn von Rohan in die Bastille zu führen, unterzeichnet, als der Graf von Provence erschien, der bei seinem Eintritt in das Cabinet Herrn von Breteuil Zeichen machte, die dieser, trotz seiner Ehrfurcht und seines guten Willens, nicht verstehen konnte.

Doch nicht an den Siegelbewahrer waren diese Zeichen gerichtet; der Prinz vervielfältigte sie, in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Königs, der, während er seinen Befehl abfaßte, in den Spiegel sah, auf sich zu ziehen.

Der Prinz verfehlte seinen Zweck nicht, der König erblickte die Zeichen und fragte seinen Bruder, nachdem er Herrn von Breteuil weggeschickt hatte:

»Warum machten Sie Herrn von Breteuil Zeichen?«

»Oh! Sire ...«

»Diese Lebhaftigkeit der Geberden, diese geschäftige Miene haben etwas zu bedeuten?«

»Allerdings, aber...«

»Es steht Ihnen frei, nicht zu sprechen, mein Bruder,« versetzte der König mit einer gereizten Miene.

»Sire, ich habe so eben die Verhaftung des Herrn Cardinals von Rohan erfahren.«

»Nun! in welcher Hinsicht, mein Bruder, kann diese Nachricht eine solche Aufregung bei Ihnen verursachen? Scheint Ihnen Herr von Rohan nicht schuldig? Habe ich Unrecht, selbst den Mächtigen zu schlagen?«

»Unrecht? nein, mein Bruder, Sie haben nicht Unrecht. Das ist es nicht, was ich sagen will.«

»Ich hätte mich sehr gewundert, Herr Graf von Provence, wenn Sie den Proceß gegen die Königin einen Menschen gewinnen liehen, der sie zu entehren sucht. Ich bin so eben bei der Königin gewesen, mein Bruder, ein Wort von ihr hat genügt ...«

»Oh! Sire, Gott soll mich behüten, daß ich die Königin anklage, das wissen Sie wohl. Ihre Majestät... meine Schwägerin hat keinen ergebeneren Freund, als mich. Wie oft ist es mir im Gegentheil geschehen, daß ich sie vertheidigt habe, und zwar, es sei dich ohne Vorwurf gesagt, sogar gegen Siel«

»Wahrhaftig, mein Bruder, klagt man sie denn so oft an!«

»Ich habe Unglück, Sire; Sie packen mich bei jedem von meinen Worten ... Ich wollte nur sagen, die Königin selbst würde mir nicht glauben, wenn ich an ihrer Unschuld zu zweifeln schiene.«

»So gratuliren Sie mir zu der Demüthigung, die ich den Cardinal erdulden lasse, zu dem Proceß, der daraus hervorgehen muß, zu dem Aergerniß, das all den Verleumdungen ein Ziel stecken soll, die man sich gegen eine einfache Frau von Hofe nicht erlauben würde, während Jeder sich zum Echo derselben zu machen wagt, weil die Königin, wie Sie sagen, über all diesen Erbärmlichkeiten steht.«

»Ja, Sire, ich billige ganz und gar das Benehmen Eurer Majestät, und ich sage, in Betreff des Halsbandes gehe Alles auf's Beste.«

»Bei Gott! mein Bruder, nichts kann klarer sein. Sieht man nicht von hier Herrn von Rohan sich der vertrauten Freundschaft der Königin rühmen, in ihrem Namen einen Handel für Diamanten abschließen, die sie ausgeschlagen, und sagen lassen, diese Diamanten seien von der Königin oder bei der Königin genommen worden ... das ist ganz abscheulich und, wie sie bemerkte: Was würde man sagen, wenn ich Herrn von Rohan zum Theilnehmer bei diesem geheimnißvollen Handel hätte?«

»Sire!«

»Und dann wissen Sie nicht, mein Bruder, daß nie eine Verläumdung auf halbem Weg stehen geblieben ist, daß die Leichtfertigkeit des Herrn von Rohan die Königin compromittirt, daß die Erzählung dieser Leichtfertigkeiten sie entehrt?«

»Oh! ja, mein Bruder, ja, Sie haben sehr Recht gehabt, was die Angelegenheit mit dem Halsbande betrifft.«

»Nun!« fragte der König erstaunt, »gibt es noch eine andere Angelegenheit?«

»Sire ... die Königin mußte Ihnen sagen ...«

»Was denn?«

»Sire ... Sie wollen mich in Verlegenheit bringen, die Königin muß Ihnen nothwendig gesagt haben ...«

»Was denn, mein Herr? was denn?«

»Sire ...«

»Ah! die Prahlereien des Herrn von Rohan? sein absichtliches Schweigen, der vorgebliche Briefwechsel?«

»Nein, Sire, nein.«

»Was also? die Unterredungen, welche die Königin Herrn von Rohan in der fraglichen Halsbandsache bewilligt haben soll?«

»Nein, Sire, das ist es nicht.«

»Ich weiß nur so viel,« sprach der König, »daß ich zu der Königin ein unbegrenztes Vertrauen habe, welches sie durch den Adel ihres Characters verdient. Es war ihr leicht, zu bezahlen oder schwatzen zu lassen; die Königin, die diese Geheimnisse, welche zu Aergernissen wurden, plötzlich im Laufe aufhielt, hat mir bewiesen, daß sie an mich appellire, ehe sie an

das ganze Publikum appelliren würde. Mich hat die Königin rufen lassen, mir wollte sie die Sorge, ihre Ehre zu rächen, anvertrauen. Sie hat mich zum Beichtiger, zum Richter genommen, die Königin hat mir folglich Alles gesagt.«

»Nun wohl,« erwiderte der Graf von Provence, minder verlegen, als er es hätte sein sollen, weil er fühlte, daß die Ueberzeugung des Königs weniger fest war, als er zur Schau stellen wollte, »Sie machen abermals meiner Freundschaft, meiner Ehrfurcht vor der Königin, meiner Schwägerin, den Proceß; wenn Sie gegen mich mit dieser Empfindlichkeit Verfahren, so werde ich Ihnen nichts mehr sagen, denn während ich vertheidige, muß ich fürchten, für einen Feind oder einen Ankläger gehalten zu werden. Und dennoch setzen Sie, wie sehr Sie sich in dieser Hinsicht gegen die Logik verfehlen. Die Bekenntnisse der Königin haben Sie schon dahin geführt, daß Sie eine Wahrheit finden, die meine Schwägerin vertheidigt. Warum wollten Sie nicht, daß man in Ihren Augen andere Klarheiten glänzen ließe, die noch viel mehr geeignet wären, die ganze Unschuld unserer Königin zu offenbaren?«

»Mein Bruder,« erwiderte der König verlegen, »Sie beginnen immer mit Umschweifen und Krümmungen, in denen ich mich verliere.«

»Oratorische Vorsichtsmaßregeln, mein Bruder, in Ermangelung von Wärme. Ach! ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, es ist das ein Erziehungsfehler bei mir. Cicero hat mich verdorben.«

»Mein Bruder, Cicero ist immer nur dann trübe, wenn er eine schlimme Sache vertheidigt; Sie haben eine gute, seien Sie um Gottes willen klar.«

»Wenn Sie mich in meiner Sprechweise critisieren, so verurtheilen Sie mich zum Stillschweigen.«

»Ah! ja, irritabile genus rhetorum, das sogleich in Hitze geräth,« rief der König, bethört durch dieses verschmitzte Wesen des Grafen von Provence, »zur Sache, Advocat, zur Sache! was wissen Sie mehr, als mir die Königin gesagt hat?«

»Mein Gott! Sire, Nichts und Alles. Erörtern wir zuerst das, was die Königin gesagt hat.«

»Die Königin hat mir gesagt, sie besitze das Halsband nicht.«

»Gut.«

»Sie hat mir gesagt, sie habe den Schein der Juweliere nicht unterzeichnet.«

»Gut.«

»Sie hat mir gesagt, Alles was sich auf eine Verabredung mit Herrn von Rohan beziehe, sei eine von ihren Feinden erfundene Unwahrheit.«

»Sehr gut, Sire.«

»Sie behauptet endlich, nie habe sie Herrn von Rohan das Recht gegeben, zu glauben, er sei mehr als einer ihrer Unterthanen, mehr als ein Gleichgültiger, mehr als ein Unbekannter.«

»Ah! ... sie hat das gesagt?«

»Und zwar mit einem Tone, der keine Erwiderung zuließ, denn der Cardinal hat nichts erwidert.«

»Somit, Sire, da der Cardinal nichts erwiderte, bekennt er sich als Lügner, und durch diesen Widerruf gibt er anderen Gerüchten Recht, welche über gewisse von der Königin gewissen Personen zugestandene Bevorzugungen im Umlauf sind.«

»Ei, mein Gott! was denn noch?« rief der König entmuthigt.

»Etwas ganz Albernes, wie Sie sehen werden. Sobald erwiesen ist, daß Herr von Rohan nicht mit der Königin spazieren gegangen ...«

»Wie!« sprach der König, »man sagt, Herr von Rohan sei mit der Königin spazieren gegangen ...«

»Was durch die Königin selbst, Sire, und durch den Widerruf des Herrn von Rohan vollkommen Lügen gestraft worden ist; doch sobald sich dieß erwiesen hat, mußte man, wie Sie wohl begreifen, zu erforschen suchen – die Bosheit hat sich dessen auch nicht enthalten – wie es komme, daß die Königin bei Nacht im Parke von Versailles spazieren gegangen.«

»Bei Nacht! im Parke von Versailles! ... die Königin? ...«

»Und mit wem sie spazieren gegangen,« fuhr kalt der Graf von Provence fort.

»Mit wem? ...« murmelte der König.

»Gewiß ... sind nicht Aller Augen auf das gerichtet, was eine Königin thut? sind diese Augen, die der Glanz des Tages oder der Glanz der Majestät nie blendet, nicht noch viel scharfsichtiger, wenn es sich darum handelt, in der Nacht zu sehen?«!

»Aber, mein Bruder, nehmen Sie sich in Acht. Sie sagen da schändliche Dinge.«

»Sire, ich wiederhole, und ich wiederhole mit einer solchen Entrüstung, daß ich ganz gewiß Eure Majestät zur Entdeckung der Wahrheit antreiben werde.«

»Wie, mein Herr! man sagt, die Königin sei bei Nacht in Gesellschaft ... im Parke von Versailles spazieren gegangen!«

»Nicht in Gesellschaft, Sire, sondern mit einer einzigen Person ... Oh! wenn man sagte, *in Gesellschaft*, dann Ware es nicht der Mühe werth, daß wir darauf achteten.«

Der König brach plötzlich los:

»Sie werden mir beweisen, was Sie wiederholen, und zu diesem Ende beweisen Sie, was man gesagt hat.«

»Oh! das ist allzu leicht,« erwiderte Herr von Provence. »Es sind vier Zeugnisse da: das erste ist das meines Jagdcapitäns, der die Königin zwei

Tage, oder vielmehr zwei Nächte hintereinander aus dem Parke von Versailles durch die Thüre der Jägermeisterei herausgehen sah; hier ist der Beweis, er ist mit seiner Unterschrift versehen, lesen Sie.«

Der König nahm zitternd das Papier, las es und gab es dann seinem Bruder zurück.

»Sie werden ein noch interessanteres Schreiben sehen, Sire: es ist von dem Nachtwächter, der in Trianon aufgestellt ist. Er erklärt, die Nacht sei gut gewesen, ein Schutz sei gefallen, ohne Zweifel von Wildschützen im Walde von Satory: in den Parken sei es ruhig geblieben, ausgenommen an dem Tag, an welchem die Königin mit einem Cavalier, dem sie den Arm gegeben, spazieren gegangen. Sehen Sie, das Protocoll ist ausführlich.«

Der König las abermals, schauerte und ließ seine Arme an seinem Leib herabfallen.

»Der dritte Zeuge,« fuhr unstörbar der Herr Graf von Provence fort, »ist ein Portier vom Ostthor. Dieser Mann hat die Königin gesehen und erkannt, in dem Augenblick, wo sie durch die Thüre der Jägermeisterei herauskam. Er sagt, wie die Königin gekleidet gewesen, sehen Sie, Sire; er sagt auch, von fern habe er den Cavalier, der Ihre Majestät gerade verlassen, nicht zu erkennen vermocht, doch seiner Haltung nach habe es ihm geschienen, es sei ein Officier gewesen. Dieses Protocoll ist unterzeichnet. Er fügt etwas Interessantes bei, nämlich, die Anwesenheit der Königin könne nicht in Zweifel gezogen werden, weil Ihre Majestät von Frau von La Mothe, einer Freundin der Königin, begleitet gewesen sei.«

»Einer Freundin der Königin!« rief wüthend der König. »Ja, es steht hier so, Freundin der Königin!«

»Seien Sie deßhalb einem ehrlichen Diener nicht böse, Sire, er kann nur eines Uebermaßes von Eifer beschuldigt werden, er ist beauftragt zu hüten, und er hütet, zu wachen, und er wacht.

»Der letzte Bericht,« fuhr der Graf von Provence fort, »scheint mir der klarste von Allen. Er ist vom Schlossermeister, welcher den Auftrag hat, nachzusehen, ob alle Thüren und Thore, nachdem man Retraite geschlagen,

gut geschlossen seien. Dieser Mann, Eure Majestät kennt ihn, bezeugt, er habe die Königin mit einem Cavalier in die Apollo-Bäder eintreten gesehen.«

Bleich und seinen Groll erstickend riß der König dem Grafen das Papier aus den Händen und las es.

Herr von Provence fuhr nichtsdestoweniger während dieses Lesens fort:

»Es ist wahr, Frau von La Mothe war außen, etwa zwanzig Schritte von den Bädern entfernt, und die Königin blieb nur ungefähr eine halbe Stunde im Saale.«

»Aber der Name des Cavaliers!« rief der König.

»Sire, er ist in dem Berichte nicht genannt, und Eure Majestät muß sich zu diesem Behuf die Mühe nehmen, ein letztes Certificat, das ich hier habe, zu durchgehen; es ist von einem Forstwart, der hinter der Ringmauer bei den Apollo-Bädern auf dem Anstand war.«

»Datirt vom andern Tag,« sagte der König.

»Ja, Sire, und er hat die Königin aus dem Park durch die kleine Thüre hervorkommen und hinausschauen sehen; sie war am Arme des Herrn von Charny.«

»Am Arme des Herrn von Charny!« rief der König, halb wahnsinnig vor Zorn und Scham, »gut ... gut. Warten Sie hier auf mich, Graf, wir werden endlich die Wahrheit erfahren.«

Und der König stürzte aus seinem Cabinet.

LXXIX.

Eine letzte Anschuldigung.

In dem Augenblick, wo der König das Zimmer der Königin verlassen hatte, lief diese nach dem Boudoir, wo Herr von Charny Alles zu hören im Stande gewesen.

Sie öffnete die Thüre, kehrte sogleich wieder zurück und schloß die ihres Gemachs. Dann fiel sie, als wäre sie zu schwach, solchen Stößen zu widerstehen, in einen Lehnstuhl und erwartete stillschweigend, was Herr von Charny, ihr furchtbarster Richter, über sie beschließen würde.

Doch sie wartete nicht lange, der Graf kam trauriger und bleicher, als er je gewesen, aus dem Nebenzimmer heraus.

»Nun?« sagte sie.

»Madame,« erwiderte er, »Sie sehen, daß Alles unserer Freundschaft entgegentritt. Wenn es nicht meine Ueberzeugung ist, was Sie verletzt, so wird es fortan das öffentliche Gerücht sein; bei dem Aergerniß, das heute geschehen, ist keine Ruhe mehr für mich, kein Waffenstillstand mehr für Sie. Erbitterter nach dieser ersten Wunde, die sie Ihnen beigebracht haben, werden die Feinde auf Sie niederstürzen, um Ihr Blut zu trinken, wie die Mücken bei einer verwundeten Gazelle.«

»Sie suchen sehr lange ein natürliches Wort und können keines finden,« sagte schwermüthig die Königin.

»Ich glaubte Eurer Majestät nie Anlaß gegeben zu haben, einen Verdacht gegen meine Offenherzigkeit zu hegen; ist sie zuweilen losgebrochen, so geschah es mit zu viel Härte, und ich bitte deßhalb um Verzeihung.«

»Was ich also gemacht habe,« versetzte die Königin sehr bewegt, »dieser Lärm, dieser gefährliche Angriff gegen einen der vornehmsten Herren des Reiches, die Thatsache, daß ich meine Feindschaft mit der Kirche erklärt, meinen Ruf den Leidenschaften des Parlaments ausgesetzt habe, dieß Alles genügt Ihnen nicht. Ich spreche nicht von dem für immer erschütterten Vertrauen des Königs, Sie dürfen sich nicht darum bekümmern, nicht wahr? Der König! was ist das ... ein Gatte!«

Und sie lächelte mit einer solchen Bitterkeit, daß die Thränen ihren Augen entstürzten.

»Oh!« rief Charny, »Sie sind die edelste, die hochherzigste der Frauen. Wenn ich Ihnen nicht auf der Stelle antworte, wie mich mein Herz dazu zwingt, so ist dieß der Fall, weil ich mich Allem untergeordnet fühle, und ich dieses erhabene Herz nicht dadurch, daß ich einen Platz darin verlange, zu entheiligen wage.«

»Herr von Charny, Sie halten mich für schuldig?«

»Madame! ...«

»Herr von Charny, Sie haben den Worten des Cardinals Glauben geschenkt?«

»Madame!«

»Herr von Charny, ich fordere Sie auf, mir zu sagen, welchen Eindruck die Haltung des Herrn von Rohan auf Sie gemacht hat?«

»Ich muß sagen, Madame, Herr von Rohan ist weder ein Wahnsinniger gewesen, wie Sie es ihm vorgeworfen, noch ein schwacher Mensch, wie man dieß glauben könnte: er ist ein überzeugter Mann, er ist ein Mann, der Sie liebte, der Sie noch liebt und in diesem Augenblick das Opfer eines Irrthums ist, der *ihn* zum Untergang führen wird, und Sie ...«

»Mich?«

»Sie zu einer unvermeidlichen Schmach.«

»Mein Gott! vor mir erhebt sich ein drohendes Gespenst, jenes verhaßte Weib, Frau von La Mothe, welche verschwunden ist, als ihre Zeugschaft uns Alles, Ruhe, Ehre, Sicherheit für die Zukunft wiedergeben konnte.«

»Diese Frau ist der böse Genius Ihrer Person, sie ist die Geißel des Königreiches; diese Frau, die Sie unkluger Weise zur Theilnahme an Ihren Geheimnissen und leider vielleicht auch an Ihrer innigen Vertraulichkeit zugelassen haben ...«

»Meine Geheimnisse, meine Vertraulichkeit, ah! mein Herr, ich bitte Sie!« rief die Königin.

»Madame, der Cardinal hat klar genug gesagt und klar genug bewiesen, daß Sie mit ihm Verabredungen in Bezug auf den Ankauf des Halsbandes getroffen hatten.«

»Ah! ... Sie kommen hierauf zurück, Herr von Charny,« sagte die Königin erröthend.

»Verzeihen Sie, Sie sehen wohl, ich bin unwürdig, berufen zu sein, Ihre Gedanken zu kennen. Ich suche zu mildern und ich reize auf.«

»Hören Sie, mein Herr,« sprach die Königin, zu einem mit Stolz gemischten Zorne zurückkehrend, »was der König glaubt, kann alle Welt glauben; ich werde gegen meine Freunde nicht gefälliger sein als gegen meinen Gemahl. Mir scheint, ein Mann kann eine Frau nicht gern sehen, wenn er nicht Achtung vor ihr hegt. Ich spreche nicht in Beziehung auf Sie,« unterbrach sie sich lebhaft; »ich bin kein Weib, ich bin eine Königin, Sie sind für mich kein Mann, sondern ein Richter.«

Charny verbeugte sich so tief, daß die Königin die Genugthuung und die Demüthigung dieses getreuen *Unterthans* hinreichend finden mußte. Plötzlich sprach sie:

»Ich hatte Ihnen gerathen, auf Ihren Gütern zu bleiben; das war ein weiser Plan. Fern vom Hofe, dem Ihre Gewohnheiten, Ihre Biederkeit, Ihre Unerfahrenheit, erlauben Sie mir dieß zu sagen, widersprechen, fern vom Hofe hätten Sie die Personen, die ihre Rolle auf diesem Theater spielen, besser gewürdigt. Man muß die optische Täuschung wahren, Herr von Charny, man muß seine Schminke und seine hohen Absätze vor der Menge festhalten. Eine zu rasch zur Herablassung geneigte Königin, habe ich es vernachlässigt, bei denjenigen, welche mich liebten, das blendende Zauberwerk des Königthums zu unterhalten. Ah! Herr von Charny, die Glorie, welche eine Krone um die Stirne der Königinnen zeichnet, überhebt sie der Keuschheit, der Sanftmuth, des Geistes und des Herzens besonders. Man ist Königin, mein Herr, man herrscht es, sich Liebe zu erwerben?«

»Ich vermöchte Ihnen nicht zu sagen, Madame, wie weh mir die Strenge Eurer Majestät thut,« erwiderte Charny sehr bewegt. »Ich konnte vergessen, daß Sie meine Königin waren, doch lassen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich nie vergessen habe, Sie seien die erste der Frauen, welche würdig meiner Achtung und meiner ...«

»Vollenden Sie nicht, ich bettle nicht. Ja, ich habe es gesagt, eine Abwesenheit ist für Sie nothwendig. Es sagt mir etwas, Ihr Name werde am Ende bei dem Allem ausgesprochen werden.«

»Madame, unmöglich!«

»Sie sagen, unmöglich! Ei! denken Sie doch an die Macht derjenigen, welche seit sechs Monaten mit meiner Ruhe, meinem Leben spielen. Sagten Sie nicht, der Herr Cardinal sei *überzeugt*, er handle in Folge eines *Irrthums*, in den man ihn versenkt? Diejenigen, welche solche Ueberzeugungen bewerkstelligen, diejenigen, welche solche *Irrthümer* veranlassen, sind stark genug, Ihnen zu beweisen, Sie seien ein unredlicher Unterthan für den König und für mich ein schmählicher Freund. Diejenigen, welche so glücklich das Falsche ersinnen, entdecken sehr leicht die Wahrheit! Verlieren Sie keine Zeit, die Gefahr ist ernst; ziehen Sie sich auf Ihre Güter zurück, fliehen Sie das Aergerniß, das aus dem Kampfe entspringen muß, den man mit mir beginnen wird; mein Geschick soll Sie nicht fortreißen, Ihre Laufbahn soll nicht verloren gehe«. Ich, die ich, Gott sei Dank, die Unschuld und die Stärke habe; ich, die ich keine Flecken an meinem Leben habe; ich, die ich entschlossen bin, nöthigenfalls meine Brust zu öffnen, um meinen Feinden die Reinheit meines Herzens zu zeigen; ich werde widerstehen. Für Sie wäre hier der Ruin, die Verleumdung, der Kerker vielleicht. Tragen Sie dieses so hochherzig gebotene Geld wieder fort; nehmen Sie die Versicherung mit sich, daß keine der edelmüthigen Regungen Ihrer Seele mir entgangen ist; daß keiner Ihrer Zweifel mich verletzte, keines Ihrer Leiden mich kalt gelassen hat; reisen Sie ab und suchen Sie anderswo, was Ihnen die Königin von Frankreich nicht mehr geben kann: den Glauben, die Hoffnung, das Glück. Von jetzt an, bis Paris die Verhaftung des Cardinals weiß, bis das Parlament zusammenberufen ist, bis die Zeugschaften beigebracht sind, rechne ich ungefähr vierzehn Tage. Reisen Sie! Ihr Oheim hat zwei Schiffe in

Cheerbourg und in Nantes bereit liegen; wählen Sie; aber entfernen Sie sich von mir. Ich bringe Unglück; entfernen Sie sich von mir. Ich hing nur an einer einzigen Sache in dieser Welt, und da sie mir entgeht, so fühle ich mich verloren.«

Nach diesen Worten stand die Königin auf und schien Charny die Entlassung zu geben, welche die Audienzen endigt.

Er näherte sich ihr eben so ehrfurchtsvoll, aber rascher, und sprach mit bebender Stimme:

»Eure Majestät hat mir so eben meine Pflicht vorgeschrieben. Nicht auf meinen Gütern, nicht außerhalb Frankreichs ist die Gefahr; in Versailles werden Sie beargwöhnt, in Paris gerichtet. Es ist von Gewicht, Madame, daß jeder Verdacht verschwinde, daß jeder Spruch eine Rechtfertigung sei, und da Sie keinen redlicheren Zeugen, keine entschlossenere Stütze zu haben vermöchten, so bleibe ich. Diejenigen, welche so viele Dinge wissen, Madame, werden Sie sagen. Aber wir werden wenigstens das für Leute von Herz unschätzbare Glück haben, unsere Feinde von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sie mögen zittern vor der Majestät einer unschuldigen Königin und vor dem Muthe eines Mannes, der besser ist, als sie. Ja, ich bleibe, Madame, und glauben Sie, Eure Majestät hat nicht nöthig, mir länger ihre Gedanken zu verbergen; sie weiß wohl, daß ich nicht fliehe; sie weiß wohl, daß ich nichts fürchte; sie weiß auch wohl, daß sie, um mich nicht mehr zu sehen, nicht nöthig hat, mich in die Verbannung zu schicken. Oh! Madame, von fern verstehen sich die Herzen, von fern sind die Aufathmungen glühender, als von der Nähe. Sie wollen, daß ich reise, um Ihretwillen, nicht meinetwegen; seien Sie unbesorgt; nahe genug, um Ihnen beizustehen, um Sie zu vertheidigen, werde ich doch nicht im Stande sein, Sie zu beleidigen oder Ihnen zu schaden. Nicht wahr, Sie haben mich nicht gesehen, als ich acht Tage lang hundert Klafter von Ihnen entfernt wohnte, jede Ihrer Geberden belauerte, Ihre Schritte bewachte und in Ihrem Leben lebte? Nun wohl! es wird dießmal ebenso sein, denn ich kann Ihren Willen nicht vollziehen, ich kann nicht reisen! Ueberdieß ... was ist Ihnen daran gelegen? Werden Sie an mich denken?«

Sie machte eine Bewegung, welche sie von dem jungen Manne entfernte, und erwiderte:

»Wie es Ihnen beliebt ... Doch Sie haben mich begriffen, Sie sollen sich nie in meinem Worte täuschen, ich bin keine Cokette, Herr von Charny; sagen was sie denkt, denken was sie sagt, das ist das Privilegium einer wahren Königin! ich bin so. Eines Tags, mein Herr, habe ich Sie unter Allen auserwählt. Irgend etwas zog mein Herz zu Ihnen hin. Ich dürstete nach einer starken und reinen Freundschaft, ich habe Sie dieß wohl sehen lassen, nicht wahr? Heute ist es nicht mehr ebenso, ich denke nicht mehr, was ich dachte. Ihre Seele ist keine Schwester der meinigen mehr. Ich sage Ihnen ebenso offenherzig: schonen wir einander.«

»Es ist gut, Madame,« sprach Charny, »nie glaubte ich, Sie haben mich erwählt, nie glaubte ich ... Ah! Madame, ich widerstehe dem Gedanken nicht, Sie zu verlieren. »Madame ich bin trunken vor Eifersucht und Angst. Madame, ich werde es nicht ertragen, daß Sie mir ihr Herz entziehen, es gehört mir, Sie haben es mir geschenkt, nur mit meinem Leben wird man es mir nehmen. Seien Sie Weib, seien Sie gut, mißbrauchen Sie meine Schwäche nicht, denn Sie haben mir so eben meine Zweifel vorgeworfen und schmettern mich in diesem Augenblick mit den Ihrigen nieder.«

»Kinderherz, Weiberherz ... ich soll auf Sie zählen! ... Was für schöne Vertheidiger sind wir für einander! Schwach! oh! ja, Sie sind es; und ich, ach! ich bin nicht stärker als Sie.«

»Ich würde Sie nicht lieben, wären Sie anders, als Sie sind.«

»Wie!« rief sie mit einem lebhaften, leidenschaftlichen Ausdruck, »diese verfluchte Königin, diese verlorene Königin, diese Frau, über welche ein Parlament richten, welche die öffentliche Meinung verurtheilen und ein König, ihr Gatte, vielleicht fortjagen wird, diese Frau findet ein Herz, das sie liebt!«

»Einen Diener, der sie verehrt und ihr alles Blut seines Herzens für eine Thräne bietet, die sie so eben vergoß.«

»Diese Frau,« rief die Königin »ist gesegnet, sie ist stolz, sie ist die erste der Frauen, sie ist die glücklichste von allen, diese Frau ist zu glücklich, Herr von Charny, ich weiß nicht, wie diese Frau sich beklagen konnte, verzeihen Sie ihr.«

Charny fiel zu den Füßen der Königin und küßte sie in einem religiösen Liebesentzücken.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des geheimen Ganges, und der König blieb zitternd und wie vom Blitze getroffen auf der Schwelle stehen.

Er hatte den Mann, den Herr von Provence anschuldigte, zu den Füßen der Königin überrascht.

LXXX.

Die Brautbewerbung.

Die Königin und Charny wechselten einen so entsetzten Blick, daß ihr grausamster Feind in diesem Augenblick Mitleid mit ihnen gehabt hätte.

Charny erhob sich langsam und verbeugte sich vor dem König mit tiefer Ehrfurcht.

Man sah das Herz Ludwigs XVI. heftig unter den Spitzen seines Jabot schlagen.

»Oh!« sagte er mit dumpfer Stimme ... »Herr von Charny!«

Der Graf antwortete nur durch eine neue Verbeugung. Die Königin fühlte, daß sie nicht sprechen konnte, und daß sie verloren war.

Der König fuhr mit einer unglaublichen Maßhaltung fort:

»Herr von Charny, es ist nichts weniger als ehrenvoll für einen Edelmann, auf dem Verbrechen des Diebstahls ertappt zu werden.«

»Diebstahl!« murmelte Charny.

»Diebstahl!« wiederholte die Königin, welche noch an ihren Ohren die furchtbaren Anschuldigungen in Betreff des Halsbands zischen zu hören glaubte und vermuthete, der Graf sollte befleckt werden, wie sie.

»Ja,« sprach der König, »vor der Frau eines Andern niederknieen, ist ein Diebstahl; und wenn diese Frau eine Königin ist, mein Herr, so nennt man dieß Majestätsverbrechen; ich werde Ihnen das durch meinen Siegelbewahrer sagen lassen.«

Der Graf wollte sprechen, er wollte seine Unschuld betheuern, doch, ungeduldig in ihrer Großmuth, wollte es die Königin nicht dulden, daß man den Mann, den sie liebte, einer Schändlichkeit beschuldige; sie kam ihm zu Hilfe und sagte rasch:

»Sire, Sie sind, wie mir scheint, auf einem Wege schlimmer Verdachte und ungünstiger Muthmaßungen; diese Verdachte, diese vorgefaßten Meinungen treffen falsch, das muß ich Ihnen bemerken. Ich sehe, daß die Ehrfurcht die Zunge des Grafen fesselt; doch ich, die ich sein Herz aus dem Grunde kenne, werde ihn nicht anklagen lassen, ohne ihn zu vertheidigen.«

Hier hielt sie inne. erschöpft durch ihre Aufregung, erschrocken über die Lüge, die sie zu finden genöthigt sein sollte, verwirrt endlich, weil sie dieselbe nicht fand.

Doch dieses Zögern, das ihr, dem stolzen Geiste der Königin, selbst verhaßt vorkam, war ganz einfach die Rettung der Frau. In diesen gräßlichen Treffen, wo häufig um die Ehre das Leben derjenigen, welche man ertappt, gespielt wird, genügt eine gewonnene Minute, um zu retten, wie eine verlorene Secunde genügt hatte, um in's Verderben zu stürzen.

Einzig und allein durch den Instinkt hatte die Königin die Gelegenheit des Aufschubs ergriffen; sie hatte den Verdacht des Königs plötzlich im Laufe aufgehalten; sie hatte seinen Geist irre geleitet und den des Grafen befestigt. Diese entscheidenden Minuten haben rasche Flügel, auf denen die Ueberzeugung eines Eifersüchtigen so fern weggetragen wird, daß sie sich beinahe nie wieder einfindet, wenn nicht der Schutzdämon der Liebesneidischen sie auf den seinigen zurückträgt.

»Werden Sie mir zufällig sagen,« erwiderte Ludwig XVI., der von der Rolle des Königs in die Rolle des beängstigten Gatten fiel, »werden Sie mir sagen, ich habe Herrn von Charny nicht vor Ihnen knieen sehen, Madame? Um aber niederzuknieen, ohne aufgehoben zu werden, muß ...«

»Muß, mein Herr!« sprach die Königin mit strengem Tone, »muß ein Unterthan der Königin von Frankreich eine Gnade von dieser zu erbitten haben ... Das ist, glaube ich, ein Fall, der ziemlich häufig bei Hofe vorkommt.«

»Eine Gnade von Ihnen erbitten!« rief der König.

»Und zwar eine Gnade, die ich nicht bewilligen konnte,« fuhr die Königin fort, »sonst wäre Herr von Charny nicht so dringlich gewesen, das schwöre ich Ihnen, und ich hätte ihn sehr rasch mit der Freude aufgehoben, einem Edelmann, den ich ganz besonders hoch schätze, seinen Wunsch zu bewilligen.«

Charny athmete. Das Auge des Königs war unentschieden geworden; seine Stirne entwaffnete sich allmälig von der ungewöhnlichen Drohung, welche diese Ueberraschung zu ihr aufsteigen gemacht hatte.

Mittlerweile besann sich Marie Antoinette, besann sich mit der Wuth, zu einer Lüge genöthigt zu sein, mit dem Schmerz, nichts Wahrscheinliches zu finden.

Indem sie sich unfähig bekannt, dem Grafen die Gnade zu bewilligen, um die er nachsuchte, hatte sie die Neugierde des Königs in Fesseln zu schlagen geglaubt; sie hatte geglaubt, das Verhör würde hiebei stehen bleiben. Sie täuschte sich; jede andere Frau hätte weniger Starrheit und mehr Geschicklichkeit an den Tag gelegt, aber für sie war es eine gräßliche Marter, vor dem Mann, den sie liebte, zu lügen. Sich unter dem elenden und falschen Lichte des Comödienbetrugs zeigen, hieß all diese Falschheiten, all diese Ränke, all diese Manöver der Intrigue des Parks durch eine ihrer Schändlichkeit entsprechende Entwicklung schließen; es hieß beinahe sich strafbar zeigen; es war schlimmer als der Tod.

Sie zögerte noch; sie würde ihr Leben gegeben haben, hätte Charny die Lüge gefunden; doch er, der redliche Edelmann, konnte es nicht, er dachte nicht einmal daran. Er fürchtete in seinem Zartgefühle zu sehr, auch nur einige Geneigtheit zur Vertheidigung der Königin zu verrathen.

Was wir hier in vielen, in zu vielen Zeilen vielleicht, obgleich die Lage furchtbar ist, schreiben, eine halbe Minute genügte für die drei Personen dieser Scene, es zu fühlen und auszudrücken.

Marie Antoinette wartete, an den Lippen des Königs hängend, auf die Frage, welche endlich vortrat.

»Sprechen Sie, Madame, sagen Sie, welche Gnade es ist, die Herr von Charny vergebens nachgesucht und die ihn veranlaßt hat, daß er vor Ihnen niederkniete?«

Und als wollte er die Härte dieser argwöhnischen Frage mildern, fügte der König bei:

»Ich bin vielleicht glücklicher, als Sie, Madame, und Herr von Charny wird nicht nöthig haben, vor mir niederzuknieen.«

»Sire, ich habe Ihnen schon gesagt, Herr von Charny verlange eine unmögliche Sache.«

»Nennen Sie mir dieselbe wenigstens.«

»Was kann man auf den Knieen erbitten?« sagte die Königin zu sich selbst ... »was kann man von mir erflehen, was zu bewilligen unmöglich ist? ... oh! mein Gott!«

»Ich warte,« sprach der König.

»Sire, die Bitte des Herrn von Charny ist ein Familiengeheimniß.«

»Es gibt keine Geheimnisse für mich, für den König, für ihn, der Herr seines Reiches, Familienvater und interessirt ist bei der Ehre, bei der Sicherheit aller seiner Unterthanen, die seine Kinder sind, selbst,« fügte Ludwig mit einer furchtbaren Würde bei, »selbst wenn diese entarteten Kinder die Ehre und die Sicherheit ihres Vaters antasten.«

Die Königin sprang unter dieser drohenden Gefahr auf.

»Herr von Charny!« rief sie, mit verstörtem Geist und zitternder Hand, »Herr von Charny wollte von mir verlangen ...«

»Was denn, Madame?«

»Eine Erlaubniß;, um zu heirathen.«

»Wahrhaftig!« rief der König, zuerst beruhigt; dann aber sogleich wieder in seine eifersüchtige Bangigkeit zurücksinkend, sagte er, ohne zu bemerken, wie sehr die arme Frau in Folge ihrer Erklärung litt und wie bleich Charny durch das Leiden der Königin war:

»Nun! in wiefern ist es denn unmöglich, daß Herr von Charny heirathet? Ist er nicht von gutem Adel? Hat er nicht ein schönes Vermögen? Ist er nicht tapfer und schön? Wahrhaftig, um ihm den Zutritt in einer Familie zu verweigern und ihn auszuschlagen, muß eine Dame Prinzessin von Geblüt oder verheirathet sein; ich sehe nur diese zwei Gründe, welche eine Unmöglichkeit denkbar machen. Sagen Sie mir also den Namen der Frau, Madame, welche Herr von Charny gern heirathen möchte, und ist sie weder in dem einen, noch in dem andern Fall, so stehe ich dafür, daß ich die Schwierigkeiten besiegen werde ... um Ihnen zu gefallen.«

Hingezogen durch die immer mehr wachsende Gefahr, fortgerissen durch die Folge ihrer ersten Lüge, sprach die Königin mit Kraft:

»Nein, mein Herr, nein es gibt Schwierigkeiten, die Sie nicht besiegen können. Die, welche uns in Anspruch nimmt, ist von dieser Art ...«

»Ein Grund mehr, daß ich erfahre, was dem König unmöglich ist,« fiel Ludwig XVI. mit dumpfem Zorn ein.

Charny schaute die Königin an; sie schien dem Wanken nahe. Er hätte einen Schritt gegen sie gemacht, der König hielt ihn durch seine Unbeweglichkeit zurück ... Mit welchem Recht hätte er, der nichts für diese Frau war, seine Hand und seinen Beistand derjenigen angeboten, die ihr König und ihr Gatte verließ?

»Welches ist die Macht, gegen die der König keine Wirksamkeit hat?« fragte sie sich. »Mein Gott! noch diese Idee, diese Hülfe!«

Plötzlich durchzuckte ein Lichtstrahl ihren Geist.

»Ah! Gott selbst schickt mir diese Hilfe,« murmelte sie. »Diejenigen, welche Gott gehören, können ihm nicht genommen werden, nicht einmal durch den König.«

»Dann erhob sie das Haupt und sprach zu Ludwig XVI.:

»Sire, diejenige, welche Herr von Charny gern heirathen möchte, ist in einem Kloster.«

»Ah!« rief der König, »das ist ein Grund; es ist in der That schwierig, Gott sein Gut zu nehmen, um es den Menschen zu geben. Aber es ist seltsam, daß Herr von Charny so schnell diese Liebe gefaßt hat: nie hat Jemand mit mir davon gesprochen, nicht einmal sein Oheim, der Alles von mir erlangen kann. Wer ist die Frau, die Sie lieben, Herr von Charny? sagen Sie es mir, ich bitte Sie.«

Die Königin fühlte einen stechenden Schmerz. Sie sollte einen Namen aus Oliviers Munde kommen hören, sie sollte die Qual dieser Liebe erdulden, und wer weiß, ob nicht Charny einen einst geliebten Namen, eine noch blutende Erinnerung an die Vergangenheit, oder einen Namen, der der Keim einer Liebe, eine unbestimmte Hoffnung auf die Zukunft war, zu nennen im Begriff stand? Um diesen furchtbaren Schlag nicht zu empfangen, kam Marie Antoinette zuvor und rief plötzlich:

»Sire, Sie kennen diejenige, welche Herr von Charny zu heirathen verlangt, es ist ... es ist Fräulein Andree von Taverney.«

Charny gab einen Schrei von sich und verbarg sein Gesicht in beiden Händen.

Die Königin drückte ihre Hand an ihr Herz und wäre beinahe ohnmächtig in ihren Lehnstuhl gefallen.

»Fräulein von Taverney,« wiederholte der König, »Fräulein von Taverney, die sich nach Saint-Denis zurückgezogen hat?«

»Ja, Sire,« antwortete die Königin mit schwachem Tone.

»Sie hat aber noch nicht das Gelübde abgelegt; so viel ich weiß?«

»Doch sie muß es thun.«

»Wir werden dabei eine Bedingung stellen,« sagte der König. »Warum sollte sie übrigens das Gelübde ablegen?« fügte er mit einem letzten Sauerteig von Mißtrauen bei.

»Sie ist arm ... Sie haben nur ihren Vater bereichert,« sprach Marie Antoinette mit hartem Tone.

»Das ist ein Unrecht, das ich wieder gut machen werde. Herr von Charny liebt sie ...«

Die Königin bebte und warf Charny einen gierigen Blick zu, als wollte sie ihn anflehen, daß er leugne.

Charny schaute Marie Antoinette starr an und antwortete nicht.

»Wohl!« sagte der König, der dieses Stillschweigen für eine ehrfurchtsvolle Beistimmung nahm, »und ohne Zweifel liebt Fräulein von Taverney Herrn von Charny? Ich werde Fräulein von Taverney aussteuern; ich gebe ihr die fünfmal hunderttausend Livres, die ich eines Tages für Sie Herrn von Calonne abschlagen mußte. Danken Sie der Königin, Herr von Charny, daß sie die Güte gehabt hat, mir diese Sache zu erzählen und so das Glück Ihres Lebens zu sichern.«

Charny machte einen Schritt vorwärts und verbeugte sich wie eine bleiche Bildsäule, der Gott durch ein Wunder einen Augenblick das Leben gegeben hätte.

»Oh! das ist wohl der Mühe werth, daß Sie noch einmal niederknieen,« sagte der König mit jener leichten Nuance von plattem Spott, der zu oft bei ihm den traditionellen Adel seiner Ahnen verminderte.

Die Königin bebte und reichte mit einer freiwilligen Bewegung dem jungen Mann ihre beiden Hände. Er kniete vor ihr nieder und drückte auf diese schönen eiskalten Hände einen Kuß, in dem er seine Seele aushauchen zu dürfen Gott anflehte.

»Auf!« sprach der König, »überlassen wir nun der Königin die Sorge für ihre Angelegenheiten, kommen Sie, mein Herr, kommen Sie.«

Und er ging sehr rasch voran, so daß sich Charny auf der Schwelle umdrehen und den unaussprechlichen Schmerz dieses ewigen Abschieds sehen konnte, den ihm die Augen der Königin zusandten.

Die Thüre schloß sich wieder zwischen ihnen, eine fortan unübersteigliche Schranke für unschuldige Liebe.

LXXXI.

Saint-Denis.

Die Königin war allein und in Verzweiflung. So viele Schläge trafen sie zugleich, daß sie nicht mehr wußte, von welcher Seite der heftigste Schmerz kam.

Nachdem sie eine Stunde in diesem Zustand des Zweifels und der Niedergeschlagenheit geblieben war, sagte sie sich, es sei Zeit, einen Ausgang zu suchen. Die Gefahr wuchs. Stolz auf einen über falschen Anschein davon getragenen Sieg, würde sich der König beeilen, das Gerücht zu verbreiten. Es könnte geschehen, daß dieses Gerücht auswärts so aufgenommen würde, daß der ganze Vortheil des begangenen Betrugs verloren ginge.

Dieser Betrug, ach! wie sehr machte sich ihn die Königin zum Vorwurf! wie gern hätte sie das entflogene Wort wieder zurückgenommen, wie gern hätte sie selbst Andree das chimärische Glück entzogen, das diese vielleicht ausschlagen würde!

Hier erhob sich in der That eine andere Schwierigkeit. Der Name Andree hatte Alles vor dem König gerettet. Aber wer konnte für diesen launenhaften, unabhängigen, eigenwilligen Geist stehen, den man Fräulein von Taverney nannte? wer konnte darauf zählen, daß diese stolze Person sich ihrer Freiheit, ihrer Zukunft zu Gunsten einer Königin entäußern würde, welche wenige Tage zuvor als Feindin von ihr geschieden war?

Was würde dann geschehen? weigerte sich Andree, und dieß war wahrscheinlich, so stürzte das ganze Lügengerüste ein. Die Königin wurde eine Intrigantin von mittelmäßigem Geiste, Charny ein flacher Cicisbeo, und in eine Anklage verwandelt, nahm die Verleumdung die Verhältnisse eines unzweifelhaften Ehebruchs an.

Marie Antoinette fühlte, wie ihr Verstand bei diesen Betrachtungen sich verwirrte; sie hätte beinahe der Möglichkeit derselben nachgegeben; sie senkte ihren brennenden Kopf in ihre Hände und wartete.

Wem sich anvertrauen? Wer war denn die Freundin der Königin? Frau von Lamballe? Oh! die reine Vernunft, die kalte, unbeugsame Vernunft! Warum diese jungfräuliche Einbildungskraft versuchen, welche überdieß die Hofdamen nicht verstehen würden? Waren diese nicht knechtische Schmeichlerinnen der Wohlfahrt, zitternd bei dem Hauche der Ungnade, vielleicht geneigt, eine Lection ihrer Königin zu geben, während sie eines Beistands bedurfte?

Es blieb nur Fräulein von Tavernen selbst. Das war ein Diamantherz, dessen Beschlüsse das Glas zerschneiden konnten, dessen unbesiegbare Festigkeit, dessen tiefe Reinheit aber allein mit den großen Schmerzen einer Königin zu sympathisiren vermochten.

Marie Antoinette würde also Andree aufsuchen. Sie würde derselben ihr Unglück auseinandersetzen und sie anflehen, sie möge sich aufopfern. Ohne Zweifel würde sich Andree weigern, denn sie gehörte nicht zu denjenigen, welche sich Unterwürfigkeit einflößen lassen; doch allmälig durch ihre Bitten besänftigt, würde sie nachgeben. Wer weiß übrigens, ob man nicht einen Aufschub bewirken könnte? ob der Konig nicht, beschwichtigt durch die scheinbare Einwilligung der beiden Verlobten, am Ende vergäße? Eine Reise würde dann Alles in's Reine bringen. Charny und Andree könnten

sich auf einige Zeit, bis die Hyder der Verleumdung keinen Hunger mehr hätte, entfernen und hernach aussprengen, sie haben sich gültig ihr Wort zurückgegeben, dann würde Niemand errathen, daß dieses Heirathsproject ein Spiel gewesen.

So wäre die Freiheit von Fräulein von Taverney nicht gefährdet worden; Charny würde die seinige ebenso wenig verlieren. Es gäbe für die Königin nicht mehr den gräßlichen Gewissensbiß, zwei Existenzen der Selbstsucht ihrer Ehre geopfert zu haben, und doch wäre diese Ehre, welche die Ehre ihres Gemahls und ihrer Kinder in sich schloß, nicht angegriffen: sie würde sie unbefleckt an die zukünftige Königin von Frankreich übertragen.

Dieß waren ihre Betrachtungen.

So glaubte sie Alles zum Voraus ausgeglichen zu haben, Wohlanstand und Privatinteressen. Man mußte wohl mit dieser Festigkeit der Logik in Gegenwart einer so furchtbaren Gefahr calculiren. Man mußte sich wohl mit allen Beweisstücken gegen eine Gegnerin bewaffnen, welche so schwer zu bekämpfen war, wie Fräulein von Taverney, wenn sie auf ihren Stolz und nicht auf ihr Herz hörte.

Als sie vorbereitet war, entschloß sie sich, auszugehen. Wie gern hätte sie Charny ermahnt, keinen falschen Schritt zu machen! aber sie wurde davon durch die Idee abgehalten, daß ohne Zweifel Spione sie belauerten; Alles werde auf ihrer Seite in einem solchen Augenblick schlecht ausgelegt; und sie hatte den geraden Sinn, die Ergebenheit und Entschlossenheit Charny's genugsam erprobt, um überzeugt zu sein, er würde Alles gutheißen, was sie zu thun für geeignet erachtete.

Es wurde drei Uhr. Mittagsmahl in großer Ceremonie, Vorstellungen, Besuche. Die Königin empfing alle Welt mit einem heitern Gesicht und einer Freundlichkeit, die ihrem wohlbekannten Stolze nichts benahm. Sie war sogar bemüht, gegen diejenigen, welche sie als ihre Feinde betrachtete, eine Festigkeit zu zeigen, die gewöhnlich den Schuldigen wenig ansteht.

Nie war der Andrang so groß bei Hofe gewesen; nie hatte die Neugierde so tief in den Zügen einer in Gefahr schwebenden Königin gewühlt. Marie Antoinette bot Allem Trotz, schmetterte ihre Feinde nieder, berauschte ihre

Freunde, verwandelte die Gleichgültigen in Eifrige, die Giftigen in Enthusiasten, und erschien so schön und so groß, daß der König hierüber öffentlich seine Glückwünsche gegen sie aussprach.

Dann, als Alles wohl beendigt war, legte sie ihr erzwungenes Lächeln nieder und kehrte zu ihren Erinnerungen, das heißt zu ihrem Schmerz, allein, ganz allein in der Welt, zurück; sie wechselte ihre Toilette, nahm einen grauen Hut mit blauen Bändern und Blumen, ein Kleid von mauergrauer Seide, stieg in ihren Wagen und ließ sich, ohne Leibwachen, nur mit einer einzigen Dame nach Saint-Denis führen.

Es war die Stunde, wo die Nonnen, in ihre Zellen zurückgekehrt, vom bescheidenen Geräusch des klösterlichen Speisesaals zum Stillschweigen der Mediationen übergingen, denen sie sich vor dem Abendgebet Hingaben.

Die Königin ließ Fräulein Andree von Taverney in's Sprachzimmer rufen.

Knieend, in ihr Nachtgewand von weißer Wolle gehüllt, betrachtete Andree aus ihren Fenstern den Mond, der hinter den großen Linden aufging, und in dieser Poesie der beginnenden Nacht fand sie das Thema zu all den inbrünstigen, leidenschaftlichen Gebeten, die sie zur Erleichterung ihrer Seele an Gott sandte.

Sie trank mit langen Zügen den unheilbaren Schmerz der freiwilligen Abwesenheit. Diese Marter ist nur starken Seelen bekannt: sie ist zugleich eine Qual und ein Vergnügen. Sie gleicht, was das Leiden betrifft, allen gewöhnlichen Schmerzen. Sie läuft auf eine Wollust aus, welche nur diejenigen fühlen können, die das Glück dem Stolz zu opfern wissen.

Andree hatte aus freien Stücken den Hof verlassen; aus freien Stücken hatte sie mit Allem gebrochen, was ihre Liebe unterhalten konnte. Stolz wie Cleopatra, hatte sie nicht einmal die Idee ertragen können, Herr von Charny habe an eine andere Frau gedacht, und wäre diese Frau die Königin selbst.

Kein Beweis für sie von dieser für eine Andere glühenden Liebe. Sicherlich hatte die eifersüchtige Andree aus diesem Beweise die ganze Überzeugung gezogen, die ein Herz bluten machen kann. Hatte sie aber nicht Herrn von Charny gleichgültig an ihr vorübergehen sehen? Hatte sie nicht die Königin

im Verdacht gehabt, sie nehme für sich, freilich unschuldig, die Huldigungen Charny's in Anspruch, den sie so sehr bevorzugte?

Wozu sollte es fortan nützen, in Versailles zu bleiben? Um Complimente zu erbetteln? um die Nachlese mit lächelnden Mienen zu halten? um von Zeit zu Zeit mit einem angebotenen Arm. mit einer berührten Hand abgespeist zu werden, wenn die Königin auf der Promenade ihr die Artigkeiten Charny's leihen würde, weil die Königin in diesem Augenblick nicht im Stande war, sie für sich zu behalten?

Nein, keine feige Schwäche, kein Vergleich für diese stoische Seele. Das Leben mit der Liebe und der Bevorzugung, das Kloster mit der Liebe und dem verwundeten Stolz.

»Nie! nie!« wiederholte sich die stolze Andree, »derjenige welchen ich im Schatten liebe, ist für mich nur eine Wolke, ein Porträt, eine Erinnerung; dieser verletzt mich nie, er lächelt immer mir zu, er lächelt nur mir zu.«

Darum hatte sie so viele Nächte in Schmerzen, aber frei zugebracht; darum zog Andree, glücklich zu weinen, wenn sie sich schwach fand, zu verfluchen, wenn sie sich exaltirte, die freiwillige Abwesenheit, welche ihr die Unversehrtheit ihrer Liebe und ihrer Würde ließ, der Fähigkeit vor, einen Mann wiederzusehen, den sie haßte, weil sie gezwungen war, ihn zu lieben.

Und überdieß bereiteten diese stummen Beschauungen der reinen Liebe, diese göttlichen Entzückungen des einsamen Traumes der unbändigen Andree weit mehr Lebensfreude als die leuchtenden Feste in Versailles, die Nothwendigkeit, sich vor Nebenbuhlerinnen zu beugen, und die Furcht, das in ihrem Heizen eingeschlossene Geheimniß an das Tageslicht entschlüpfen zu lassen.

Am Abend des St. Ludwigstages suchte also die Königin Andree in Saint-Denis auf, und sie fand sie träumerisch.

Man meldete Andree wirklich, die Königin sei soeben angekommen, das Capitel empfange sie im großen Sprachzimmer, und Ihre Majestät habe

nach dem ersten Komplimente gefragt, ob man Fräulein von Taverney sprechen könnte.

Eine seltsame Erscheinung! es bedurfte für Andree, ein durch die Liebe erweichtes Herz, nicht mehr, daß sie diesem Wohlgeruch entgegensprang, der von Versailles zu ihr kam, einem Wohlgeruch, den sie am Tage vorher verflucht, einem Wohlgeruch, der in demselben Maße kostbarer wurde, in dem er sich mehr entfernte, kostbar wie Alles, was sich verdunstet, wie Alles, was sich vergißt, kostbar wie die Liebe.

»Die Königin!« murmelte Andree, »die Königin in Saint- Denis! Die Königin, die mich ruft!«

»Geschwind, beeilen Sie sich,« erwiderte man ihr.

Sie beeilte sich in der That, sie warf auf ihre Schultern die lange Mante der Nonnen, befestigte um ihren weiten Rock den wollenen Gürtel, und folgte, ohne einen Blick in ihren kleinen Spiegel zu thun, der Pförtnerin, welche sie geholt hatte.

Doch kaum hatte sie hundert Schritte gemacht, als sie sich gedemüthigt fühlte, daß sie so viel Freuden empfunden.

»Warum,« sagte sie, »warum hat mein Herz gebebt? In welcher Hinsicht berührt es Andree von Taverney, daß die Königin von Frankreich das Kloster Saint-Denis besucht? Ist es Stolz, was ich empfinde? Die Königin ist nicht meinetwegen hier. Ist es Glück? ich liebe die Königin nicht mehr. Ruhig doch, schlimme Nonne, die weder Gott noch der Welt gehört; sei wenigstens bemüht, Dir selbst zu gehören.«

Andree schalt sich so, während sie die große Treppe hinabging, und Herrin ihres Willens, tilgte sie auf ihren Wangen die flüchtige Rede der Hast, mäßigte die Raschheit ihrer Bewegungen. Doch um hiezu zu gelangen, brauchte sie mehr Zeit, die letzten sechs Stufen vollends hinabzugehen, als sie zu den dreißig ersten gebraucht hatte.

Als sie hinter den Chor zum Ceremonien-Sprachzimmer kam, in welchem der Glanz der Kronleuchter und der Wachskerzen unter den geschäftigen

Händen einiger Laienschwestern zunahm, war Andree kalt und bleich.

Als sie ihren Namen von der Pförtnerin aussprechen hörte, als sie Marie Antoinette auf dem äbtlichen Stuhle sitzen sah, während zu ihrer Seite die edelsten Stirnen sich beeiferten und beugten, wurde Andree von einem Herzklopfen erfaßt, das ihren Gang mehrere Secunden hemmte.

»Ah! kommen Sie doch, daß ich mit Ihnen reden kann, mein Fräulein,« sagte die Königin halb lächelnd.

Andree näherte sich und beugte den Kopf.

»Sie erlauben, Madame,« sprach die Königin, sich gegen die Superiorin umwendend.

Diese antwortete durch eine Verneigung und verließ das Sprachzimmer, gefolgt von allen ihren Nonnen.

Die Königin blieb allein mit Andree, deren Herz so gewaltig schlug, daß man es ohne das langsamere Geräusch der Unruhe einer alten Uhr hätte hören können.

LXXXII.

Ein todtes Herz.

Die Königin begann das Gespräch, das war in Ordnung.

»Ah! mein Fräulein, wissen Sie, daß Sie als Nonne einen seltsamen Eindruck auf mich machen?«

Andree antwortete nicht.

»Eine alte Gefährtin,« fuhr die Königin fort, »schon für die Welt, in der wir Andere noch leben, verloren zu sehen, ist wie ein ernster Rath, den uns das Grab gibt. Sind Sie nicht meiner Ansicht, mein Fräulein?«

»Madame,« erwiderte Andree, »wer würde sich erlauben, Eurer Majestät Rathschläge zu geben? Der Tod selbst wird die Königin nicht eher, als an dem Tage benachrichtigen, wo er sie abholt. In der That, wie sollte er es anders machen?«

»Warum?«

»Madame, weil eine Königin durch die Natur ihrer Erhabenheit dazu bestimmt ist, in dieser Welt nur die unvermeidlichen Notwendigkeiten zu erdulden. Alles was ihr Leben verbessern kann, hat sie; Alles was bei Anderen ihre Laufbahn verschönern helfen kann, nimmt eine Königin Anderen.«

Die Königin machte eine Bewegung des Erstaunens.

»Und das ist ein Recht,« fügte Andree hastig bei; »die Andern sind für eine Königin eine Schaar von Unterthanen, deren Leben, Ehre und Güter den Fürsten gehören. Leben, Ehre und Güter, moralische oder materielle, sind also das Eigenthum der Königinnen.«

»Das sind Lehren, die mich in Erstaunen setzen,« sprach Marie Antoinette langsam. »Sie machen aus einer Souveränin in diesem Land irgend eine Wehrwölfin der Mährchen, die das Vermögen und das Glück einfacher Bürger verschlingt. Bin ich diese Frau, Andree? Haben Sie sich im Ernste über mich zu beklagen gehabt, als Sie bei Hofe waren?«

»Eure Majestät hatte die Güte, diese Frage an mich zu richten, als ich sie verließ,« erwiderte Andree; »ich antwortete, wie heute: Nein, Madame.«

»Aber oft,« fuhr die Königin fort, »verletzt uns ein Verdruß, der nicht persönlich ist. Habe ich einem der Ihrigen geschadet und folglich die harten Worte verdient, die Sie soeben zu mir gesprochen? Andree, die Einsamkeit, die Sie sich gewählt, ist ein Asyl gegen alle schlimmen Leidenschaften der Welt. Gott lehrt uns Sanftmuth, Mäßigung, Vergessen der Beleidigungen, Tugenden, deren reinstes Muster er ist. Muß ich, während ich als Freundin herbeieile, Vorwürfe oder die verschleierte Leidenschaftlichkeit einer unversöhnlichen Feindin treffen?«

Andree schlug die Augen auf, erstaunt über diese Leutseligkeit, an welche Marie Antoinette ihre Diener nicht gewöhnt hatte. Sie war hochmüthig und schroff, wenn sie auf Widerstand stieß.

Die Worte, welche Andree gesprochen, anzuhören, ohne sich zu erhitzen, war eine Anstrengung der Geduld und der Freundschaft, welche die heißblütige Einsiedlerin merkbar rührte.

»Eure Majestät weiß wohl, daß die Taverney nicht ihre Feinde sein können,« sagte sie leiser.

»Ich begreife,« sprach die Königin; »Sie verzeihen mir nicht, daß ich kalt gegen Ihren Bruder war, und er selbst klagt mich vielleicht des Leichtsinns, der Launenhaftigkeit sogar an.«

»Mein Bruder ist ein zu ehrerbietiger Unterthan, um die Königin anzuklagen,« entgegnete Andree, die ihre Starrheit zu behaupten sich bemühte.

Die Königin sah wohl, daß sie sich verdächtig machen würde, wenn sie die Dosis Honig, welche den Cerberus bändigen sollte, vermehrte. Sie hielt mitten in ihren Zuvorkommenheiten inne und sagte:

»Es ist immerhin gewiß, daß ich, als ich nach Saint-Denis kam, um mit Madame zu sprechen, Sie sehen und Ihnen die Versicherung geben wollte, ich sei von nahe wie von fern Ihre Freundin.«

Andree fühlte diese Nuance; sie befürchtete, diejenige, welche ihr schmeichelte, beleidigt zu haben; sie befürchtete noch viel mehr, ihre schmerzliche Wunde vor dem stets hellsehenden Auge einer Frau enthüllt zu haben.

»Eure Majestät überschüttet mich mit Ehre und Freude,« sagte sie traurig.

»Sprechen Sie nicht so, Andree,« erwiderte die Königin, indem sie ihr die Hand drückte; »Sie zerreißen mir das Herz. Wie! es soll nicht gesagt werden, eine elende Königin könne eine Freundin haben, könne über eine Seele verfügen, könne mit Vertrauen ihre Augen auf reizenden Augen, wie

die Ihrigen, ruhen lassen, ohne im Grunde dieser Augen Interesse oder Groll zu vermuthen! Ja, ja, Andree, beneiden Sie diese Königinnen, diese Herrinnen der Güter, der Ehre und des Lebens Aller. Oh! ja, sie sind Königinnen! oh! ja, sie besitzen das Gold und das Blut ihrer Völker, doch das Herz! nie! nie! Sie können es nicht nehmen, und man muß es ihnen schenken.«

»Ich versichere Sie, Madame,« sprach Andree, erschüttert durch diese warme Anrede, »ich habe Eure Majestät so sehr geliebt, als ich je in dieser Welt lieben werde.«

So sprechend erröthete sie und neigte das Haupt.

»Sie ... haben mich ... geliebt!« rief die Königin, diese Worte auffangend, »Sie lieben mich nicht mehr?«

»Oh! Madame!«

»Ich verlange nichts von Ihnen, Andree ... Verflucht sei das Kloster, das so schnell die Erinnerung in gewissen Herzen vertilgt!«

»Klagen Sie mein Herz nicht an,« rief Andree lebhaft »es ist todt!«

»Ihr Herz ist todt! Sie Andree, wie können Sie bei Ihrer Jugend und Schönheit sagen, Ihr Herz sei todt! Ah! spielen Sie nicht mit diesen unseligen Worten! Das Herz ist nicht todt bei derjenigen, welche dieses Lächeln, diese Schönheit bewahrt; sagen Sie das nicht, Andree.«

»Ich wiederhole Ihnen, Madame, nichts bei Hofe, nichts in der Welt ist mehr für mich. Hier lebe ich wie das Gras und die Pflanze; ich habe Freuden, die nur ich allein verstehe; darum habe ich, als ich Sie vorhin glänzend und fürstlich wiederfand, ich, die schüchterne und dunkle Nonne, nicht sogleich begriffen: meine Augen haben sich, geblendet durch Ihren Glanz, geschlossen; ich flehe Sie an, mir zu verzeihen: es ist kein sehr großes Verbrechen, dieses Vergessen der stolzen Eitelkeiten der Welt; mein Beichtvater wünscht mir jeden Tag Glück hiezu; ich flehe Sie an, seien Sie nicht strenger, als er.«

»Wie! Sie gefallen sich im Kloster?«

»Ich umfasse mit Wonne das Leben der Einsamkeit.«

»Es ist nichts mehr da, was Sie gebieterisch zu den Freuden der Welt hinzieht?«

»Nichts.«

»Mein Gott!« dachte voll Angst die Königin, »sollte ich scheitern?«

Und ein tödtlicher Schauer durchlief ihre Adern.

»Wir wollen sie in Versuchung führen,« sagte sie zu sich selbst; »scheitert dieses Mittel, so nehme ich meine Zuflucht zu den Bitten. Oh! sie zu diesem Ende bitten, sie bitten, Herrn von Charny anzunehmen ... gütiger Himmel! muß ich so unglücklich sein!«

»Andree,« sagte Marie Antoinette, ihre Aufregung beherrschend, »Sie haben Ihre Zufriedenheit in Worten ausgesprochen, die mir die Hoffnung rauben, welche ich gefaßt hatte.«

»Welche Hoffnung, Madame?«

»Sprechen wir nicht mehr davon, wenn Sie entschieden sind, wie Sie soeben geschienen haben ... Ach! das war für mich ein Schatten von Vergnügen, er ist entflohen! Ist nicht Alles ein Schatten für mich? Denken wir nicht mehr daran.«

»Ah! Madame, gerade weil Sie hieraus eine Befriedigung ziehen sollen, sprechen Sie.«

»Wozu soll es nützen? Sie haben sich von der Welt zurückgezogen, nicht wahr?«

»Ja, Madame.«

»Sehr gern?«

»Oh! ganz mit meinem freien Willen.«

»Und Sie wünschen sich Glück zu dem, was Sie gethan?«

»Mehr als je.«

»Sie sehen wohl, daß es überflüssig ist, mich sprechen zu lassen. Gott ist jedoch mein Zeuge, daß ich einen Augenblick glaubte, ich würde Sie glücklich machen.«

»Mich?«

»Ja, Sie Undankbare, die Sie mich anklagten! Doch heute haben Sie andere Freuden erschaut, Sie kennen besser als ich Ihren Geschmack und Beruf. Ich verzichte ...«

»Ah! Madame, erweisen Sie mir die Ehre, mir etwas Näheres zu sagen.«

»Oh! das ist sehr einfach, ich wollte sie an den Hof zurückführen.«

»Oh!« rief Andree mit einem Lächeln voll Bitterkeit, »ich! an den Hof zurückkehren ... mein Gott! ... nein! nein! Madame, nie, so schwer es mich ankommt, ungehorsam gegen Eure Majestät zu sein.«

Die Königin schauerte, ihr Herz füllte sich mit einem unaussprechlichen Schmerz; sie scheiterte, das mächtige Fahrzeug, an einem Atom von Granit.

»Sie schlagen es aus?« murmelte sie.

Und um ihre Angst zu verbergen, verschloß sie ihr Gesicht in ihren Händen.

Andree hielt sie für niedergebeugt, sie warf sich vor ihr auf die Kniee, als wollte sie durch ihre Ehrfurcht die Wunde lindern, die sie der Freundschaft oder dem Stolze geschlagen.

»Madame,« sagte sie, »was hätten Sie aus mir gemacht, aus einer so traurigen, nichtsbedeutenden, armen, ja verfluchten Person, die jeder flieht, weil ich nicht einmal den Frauen die gewöhnliche Unruhe der Rivalitäten, den Männern die gewöhnliche Sympathie der Verschiedenheit der

Geschlechter einzuflößen gewußt habe ... Ah! Madame und theure Gebieterin, lassen Sie diese Nonne, sie wird nicht einmal mehr von Gott angenommen, der sie für noch zu mangelhaft hält, während er doch die Schwachen an Körper und Herz aufnimmt. Ueberlassen Sie mich meinem Elend, meiner Vereinzelung: lassen Sie mich.«

»Ah!« erwiderte die Königin aufschauend, »der Stand, den ich Ihnen vorschlagen wollte, bietet allen Demüthigungen, über die Sie sich beklagen, Trotz! Die Heirath, um die es sich handelt, würde Sie zu einer der vornehmsten Frauen Frankreichs machen.«

»Eine Heirath!« stammelte Andree erstaunt.

»Sie schlagen es aus,« sprach die Königin, immer mehr entmuthigt.

»Oh! ja, ich schlage es aus!«

Da ging die Königin in den Ton der Bitte über und sagte:

»Andree ...«

»Ich schlage es aus, Madame, ich schlage es aus!

Marie Antoinette bereitete sich nun mit einer ungeheuren Herzensangst vor, das Flehen zu beginnen. Andree warf sich quer durch in dem Augenblick, wo sie unentschlossen, zitternd, verwirrt aufstand, ohne auch nur das erste Wort ihrer Rede festzuhalten.

»Madame,« sagte sie, die Königin an ihrem Kleide zurückhaltend, denn sie glaubte sie weggehen zu sehen, »haben Sie die hohe Gnade, mir den Mann zu nennen, der mich zur Gefährtin annehmen würde; ich habe so sehr in meinem Leben durch die Demüthigung gelitten, daß der Name dieses edelmüthigen Mannes ...«

Und sie lächelte mit einer stechenden Ironie und fuhr dann fort:

»Der Balsam sein wird, den ich fortan auf alle Wunden meines Stolzes legen werde.«

Die Königin zögerte, doch es war für sie eine Nothwendigkeit, die Sache bis zum Ende zu treiben.

»Herr von Charny,« sprach sie mit traurigem, gleichgültigem Tone.

»Herr von Charny!« rief Andree mit einem furchtbaren Ausbruch, »Herr Olivier von Charny!«

»Herr Olivier, ja,« erwiderte die Königin, indem sie das Mädchen ganz verwunderungsvoll anschaute.

»Der Neffe des Herrn von Suffren?« fuhr Andree fort, deren Wangen sich mit Purpur übergossen, deren Augen glänzten wie Sterne.

»Der Neffe des Herrn von Suffren,« antwortete die Königin, immer mehr ergriffen von der Veränderung, die in Andree's Zügen vorging.

»Wie, Madame, mit Herrn Olivier wollen Sie mich verheirathen?«

»Mit ihm selbst.«

»Und ... er willigt ein?«

»Er bittet um Ihre Hand.«

»Oh! ich gebe sie ihm, ich gebe sie ihm,« rief Andree entzückt, toll. »Mich hat er also geliebt! ... mich liebt er, wie ich ihn liebte?«

Die Königin wich leichenbleich und zitternd mit einem dumpfen Seufzer zurück; sie war nahe daran, vernichtet in einen Lehnstuhl zu fallen, während die wahnsinnige Andree ihre Kniee, ihr Kleid küßte und abwechselnd ihre Hände mit Thränen befeuchtete und mit glühenden Küssen versengte.

»Wann gehen wir?« sagte sie endlich, als sie auf die erstickten Schreie und die Seufzer Worte folgen lassen konnte.

»Kommen Sie,« murmelte die Königin, welche ihr Leben entfliehen fühlte und ihre Ehre retten wollte, ehe sie starb.

Sie stand auf, stützte sich auf Andree, deren brennende Lippen ihre eiskalten Wangen suchten, und während das Mädchen Anstalten zu ihrer Abreise traf, sprach die unglückliche Fürstin, die Frau, welche das Leben und die Ehre von dreißig Millionen Unterthanen besaß, unter Schluchzen:

»Mein Gott! ist es nun genug der Leiden für ein einziges Herz!«

»Und dennoch muß ich Dir danken, mein Gott!« fügte sie bei; »denn Du rettest meine Kinder vor der Schande, Du gibst mir das Recht, unter meinem königlichen Mantel zu sterben! ...«

LXXXIII.

Worin es sich erklärt, warum der Baron fett wurde.

Während die Königin über das Schicksal des Fräuleins von Taverney in Saint-Denis entschied, beschleunigte Philipp, auf den Tod betrübt über Alles was er erfahren und entdeckt hatte, die Vorkehrungen zu seiner Abreise.

Ein Soldat, der in der Welt umherzulaufen gewohnt ist, braucht nie lange, um zu packen und seinen Reisemantel anzuziehen. Aber Philipp hatte mächtigere Beweggründe, als jeder Andere, um sich rasch von Versailles zu entfernen; er wollte nicht Zeuge der wahrscheinlichen und nahe bevorstehenden Schande der Königin, seiner einzigen Leidenschaft, sein.

Man sah ihn daher eifriger als je beschäftigt, seine Pferde satteln zu lassen, seine Gewehre zu laden, in einem Mantelsack das Vertrauteste zusammenzuhäufen, was er besaß, um das Leben der Gewohnheit fortzuführen, und als er dieß Alles beendigt, ließ er Herrn von Taverney, Vater, melden, er habe mit ihm zu sprechen.

Der kleine Greis kam von Versailles zurück; er schüttelte nach besten Kräften seine mageren Waden, die einen rundlichen Bauch trugen. Der Baron wurde seit drei bis vier Monaten fett, was ihm einen Stolz verlieh, der sich leicht begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß die große Rundung des Leibes bei ihm das Merkmal einer vollkommenen Zufriedenheit sein mußte.

Die vollkommene Zufriedenheit Taverney's ist ein Wort, das mancherlei Sinn in sich schließt.

Der Baron kam also ganz heiter von seiner Promenade nach dem Schloß zurück. Er hatte am Abend seinen Theil an dem Scandal des Tages genommen. Er hatte Herrn von Breteuil gegen Herrn von Rohan zugelächelt; Herrn von Soubise und Herrn von Guémenée gegen Herrn von

Breteuil; Herrn von Provence gegen die Königin; Herrn von Artois gegen Herrn von Provence; er hatte hundert Personen gegen hundert zugelächelt, und nicht einer einzigen *für* Jemand. Er hatte seine Vorräthe an Bosheiten und kleinen Schändlichkeiten eingesammelt und kehrte ganz glücklich mit dem vollen Korbe zurück.

Als er von seinem Bedienten erfuhr, sein Sohn wünsche ihn zu sprechen, durchschritt er, statt auf Philipps Besuch zu warten, einen ganzen Ruheplatz, um den Reisenden aufzusuchen.

Er trat, ohne sich melden zu lassen, in das Zimmer ein, das von jener Unordnung voll war, welche einer Abreise vorhergeht.

Philipp erwartete keine Ausbrüche von Empfindsamkeit, wenn sein Vater seine Abreise erfahren würde, aber er erwartete auch keine allzu große Gleichgültigkeit. In der That, Andree hatte schon das väterliche Haus verlassen, das war eine Existenz weniger, die er quälen konnte; der Baron mußte die Leere fühlen, und wenn diese Leere durch die Abwesenheit des letzten Märtyrers vollständig gemacht wurde, konnte der Baron, den Kindern ähnlich, denen man ihren Hund und ihren Vogel nimmt, wohl wimmern, und wäre es nur aus Selbstsucht.

Aber Philipp war sehr erstaunt, als er den Baron mit einem jubelnden Gelächter ausrufen hörte:

»Ah! mein Gott! er reist ...«

Philipp hielt inne und schaute seinen Vater ganz verwundert an.

»Ich war dessen sicher,« fuhr der Baron fort!, »ich hätte darauf gewettet. Gut gespielt, Philipp, gut gespielt.«

»Wie beliebt, mein Herr,« sagte der junge Mann, »ich bitte, was ist gut gespielt?«

Der Greis trällerte auf einem Beine hüpfend und seinen zunehmenden Bauch mit beiden Händen haltend.

Er blinzelte zu gleicher Zeit Philipp angestrengt mit den Augen zu, damit dieser seinen Kammerdiener entließe.

Philipp begriff dieß und gehorchte. Der Baron schob Champagne hinaus und schloß die Thüre hinter seinen Fersen. Dann kehrte er zu seinem Sohn Zurück und sagte mit leiser Stimme:

»Bewunderungswürdig! bewunderungswürdig!«

»Sie spenden mir viel Lob, mein Herr, ohne daß ich weiß, wodurch ich es verdient habe,« erwiderte Philipp mit kaltem Tone.

»Ah! ah! ah!« rief der Greis, sich auf den Hüften wiegend.

»Wenn nicht etwa diese Heiterkeit durch meine Abreise verursacht wird, die Sie von mir befreit, mein Herr.«

»Oh! oh! oh! ...« lachte der alte Baron aus einer andern Tonart. »La! la! ärgere Dich nicht vor mir, es ist nicht der Mühe werth, Du weißt wohl, daß ich mich nicht von Dir bethören lasse ... Ah! ah! ah!«

Philipp kreuzte die Arme und fragte sich, ob dieser Greis nicht verrückt würde.

»Bethören, wodurch?« fragte er.

»Durch Deine Abreise, bei Gott! bildest Du Dir etwa ein, ich glaube an Deine Abreise?«

»Sie glauben nicht daran?«

»Ich wiederhole Dir, Champagne ist nicht mehr hier, ärgere Dich nicht mehr; überdies; gestehe ich, daß Du keinen andern Entschluß zu fassen hattest, und Du fassest ihn, das ist gut.«

»Mein Herr, Sie setzen mich dermaßen in Erstaunen ...«

»Ja, es ist ziemlich wunderbar, daß ich dieß errathen habe; aber was willst Du, Philipp? es gibt keinen Menschen, der neugieriger ist, als ich, und wenn

ich neugierig bin, suche ich; es gibt keinen Menschen, der glücklicher im Finden ist, als ich, wenn ich suche; ich habe also gefunden, daß Du Dir den Anschein gibst, als wolltest Du abreisen, und ich wünsche Dir Glück hiezu.«

»Ich gebe mir den Anschein?« rief Philipp ärgerlich.

Der Greis näherte sich ihm, berührte die Brust des jungen Mannes mit seinen Fingern, welche so knochig waren wie die eines Todtengerippes, und sprach immer vertraulicher:

»Bei meinem Ehrenwort, ich bin fest überzeugt, ohne dieses Auskunftsmittel war Alles entdeckt. Du greifst die Sache zur rechten Zeit an. Höre, morgen wäre es zu spät gewesen. Geh geschwind, mein Sohn, geh geschwind.«

»Mein Herr,« sprach Philipp mit eisigem Tone, »ich betheure Ihnen, daß ich nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort von Allem dem, was Sie mir zu sagen mich beehren, verstehe.«

»Wo wirst Du Deine Pferde verbergen?« fuhr der Greis fort, ohne unmittelbar zu antworten; »Du hast eine Stute, welche sehr leicht zu erkennen ist; nimm Dich in Acht, daß man sie nicht hier sieht, während man glauben wird, Du seist ... Ah! wohin reisest Du dem Anschein nach?«

»Ich gehe nach Taverney Maison-Rouge, mein Herr.«

»Gut ... sehr gut ... Du stellst Dich, als gingest Du nach Maison-Rouge ... Niemand wird sich hierüber Klarheit verschaffen ... Oh! sehr gut. Doch sei vorsichtig; es sind sehr viele Augen auf euch Beide gerichtet.«

»Auf uns Beide! ... Wen meinen Sie denn?«

»Sie ist ungestüm, siehst Du,« fuhr der Greis fort. »Sie hat Ausbrüche des Zorns, durch welche sie Alles zu Grunde zu richten im Stande ist. Nimm Dich in Acht, sei vernünftiger als sie.«

»Ah! in der That,« lief Philipp mit einem dumpfen Zorn, »ich denke, Sie belustigen sich auf meine Kosten, was nicht liebreich ist, das schwöre ich Ihnen, was nicht gut ist, denn Sie setzen mich, betrübt und gereizt wie ich bin, der Unannehmlichkeit aus, die Achtung gegen Sie zu verletzen.«

»Ah! ja wohl, die Achtung; ich spreche Dich davon frei, Du bist groß genug, um *unsere* Angelegenheiten zu betreiben, und Du entledigst Dich derselben so gut, daß Du *mir* Achtung einflößest. Du bist der Geronte, ich bin der Etourdi; gib mir eine Adresse, an welche ich Dir eine Nachricht zukommen lassen kann, im Fall sich etwas Dringendes ereignet.«

»Nach Taverney, mein Herr,« sprach Philipp im Glauben, der Greis kehre endlich zu seinem gesunden Verstande zurück.

»Ei! Du gibst mir eine schöne Adresse! ... nach Taverney, auf achtzig Meilen. Du bildest Dir ein, wenn ich Dir einen wichtigen, dringenden Rath zukommen zu lassen habe, werde ich mich damit belustigen, daß ich Couriere auf der Landstraße nach Taverney der Wahrscheinlichkeit wegen umbringe? Ich sage nicht, Du sollst mir die Adresse von Deinem Hause im Park geben, weil man meinen Emissären dahin folgen oder meine Livreen erkennen könnte, aber wähle eine dritte Adresse, in der Entfernung von einer Viertelstunde; Du hast Einbildungskraft... was Teufels, hat man für seine Liebschaft gethan, was Du gethan hast, so ist man ein Mann von Mitteln.«

»Ein Haus im Park, Liebschaft, Einbildungskraft! Mein Herr, wir spielen Räthsel, nur behalten Sie die Schlüssel für sich.«

»Ich kenne kein schrofferes und verschlossenes Thier, als Du bist,« rief der Vater voll Aerger, »ich kenne keines, dessen Zurückhaltung verletzender ist. Sollte man nicht glauben, Du habest bange, von mir verrathen zu werden? Das wäre seltsam!«

»Mein Herr!« rief Philipp außer sich.

»Es ist gut! es ist gut! behalte Deine Geheimnisse für Dich; behalte das Geheimniß der von Dir gemietheten alten Jägermeistern für Dich.«

»Ich habe die Jägermeisterei gemiethet? ich!«

»Behalte das Geheimniß Deiner nächtlichen Spaziergänge, die Du zwischen zwei anbetungswürdigen Freundinnen gemacht hast.«

»Ich!... ich bin spazieren gegangen?« murmelte Philipp erbleichend.

»Bewahre das Geheimniß der honigsüßen unter den Blumen und dem Thau gewechselten Küsse.«

»Mein Herr,« brüllte Philipp, trunken vor wüthender Eifersucht, »mein Herr, werden Sie schweigen?«

»Es ist gut, sage ich Dir noch einmal. Alles was Du gethan, habe ich erfahren. Du hast nur bezweifelt, daß ich es wüßte. Alle Teufel! das müßte Dir Vertrauen geben. Dein inniges Verhältniß mit der Königin, Deine begünstigten Unternehmungen, Deine Ausflüge in die Apollo-Bäder, mein Gott! das bringt uns Allen Leben und Glück. Habe also nicht bange vor mir, Philipp ... Vertraue Dich mir an.«

»Mein Herr, Sie sind Entsetzen erregend,« rief Philipp, indem er sein Gesicht in seine Hände verbarg.

Es war allerdings ein Entsetzen, was der unglückliche Philipp gegen den Mann empfand, der seine Wunden entblöste und, nicht zufrieden sie entblöst zu haben, sie vergrößerte und mit einer Art von Wuth auseinanderriß. Es war Entsetzen, was er gegen den Mann empfand, der ihm das ganze Glück eines Andern zuschrieb und ihn, im Glauben, er liebkose, mit dem Glück eines Andern geißelte.

Alles was der Vater erfahren, Alles was er errathen hatte, Alles was die Böswilligen auf Rechnung des Herrn von Rohan. die besser Unterrichteten auf Rechnung des Herrn von Charny setzten, berichtete der Baron seinem Sohn. Für ihn war es Philipp, den die Königin liebte und allmälig im Schatten auf die höchsten Stufen des Günstlingthums emporhob. Daher die Zufriedenheit, welche seit einigen Wochen den Bauch des Herrn von Taverney rundete.

Als Philipp diesen neuen Sumpf von Schändlichkeit entdeckt hatte, schauderte er, da er sich durch das einzige Wesen darein versenkt sah, das mit ihm gemeinschaftliche Sache für die Ehre hatte machen müssen; doch der Schlag war so heftig gewesen, daß er betäubt, stumm blieb, wahrend der Baron eifriger als je schwatzte.

»Siehst Du, Du hast da ein Meisterstück gemacht,« sagte er, »Du hast alle Welt von der Fährte abgebracht. Diesen Abend sagten mir fünfzig Augen: Es ist Rohan. Hundert sagten mir: Es ist Charny! Zweihundert sagten mir: Es ist Rohan und Charny! Nicht ein einziges hat mir gesagt: Es ist Taverney. Ich wiederhole Dir, Du hast ein Meisterstück gemacht, und es ist das Wenigste, daß ich Dir mein Kompliment hierüber ausspreche... Uebrigens gereicht es Dir wie ihr zur Ehre, mein Lieber. Ihr, weil sie Dich genommen hat, Dir, weil Du sie festhältst.«

In dem Augenblick, wo Philipp, durch diesen letzten Zug wüthend gemacht, mit einem verzehrenden, Sturm verkündenden Blick den unbarmherzigen Greis niederschmetterte, vernahm man das Rasseln eines Wagens im Hof des Hotels, und gewisse Geräusche, ein gewisses Hin- und Hergehen von seltsamem Charakter lenkten die Aufmerksamkeit nach Außen.

Man hörte Champagne rufen.

»Das Fräulein! es ist das Fräulein!«

Und mehrere Stimmen wiederholten:

»Das Fräulein!«

»Wie, das Fräulein?« fragte Taverney, »welches Fräulein ist da?«

»Es ist meine Schwester,« murmelte Philipp, als er Andree erkannte, die aus dem durch das Licht des Portier beleuchteten Wagen stieg.

»Deine Schwester!« wiederholte der Greis ... »Andree ... ist es möglich?«

Champagne trat ein, um zu bestätigen, was Philipp angekündigt hatte.

»Gnädiger Herr,« sagte er zu Philipp, »das Fräulein, Ihre Schwester, ist im Boudoir neben dem großen Salon: sie erwartet den gnädigen Herrn, um mit ihm zu sprechen.«

»Gehen wir ihr entgegen,« rief der Greis.

»Mit mir will sie sprechen,« erwiderte Philipp, sich vor dem Greise verbeugend; ich werde zuerst gehen, wenn Sie mir erlauben.«

In demselben Augenblick fuhr ein zweiter Wagen geräuschvoll in den Hof.

»Wer Teufels kommt noch!« murmelte der Baron, »das ist eine Stunde der Abenteuer.«

»Der Graf Olivier von Charny!« rief die mächtige Stimme des Portier den Bedienten zu.

»Führen Sie den Grafen in den Salon,« sagte Philipp zu Champagne, »der Herr Baron wird ihn empfangen ... ich gehe in das Boudoir, um mit meiner Schwester zu sprechen.«

Die zwei Männer stiegen langsam die Treppe hinab.

»Was will der Graf hier?« fragte sich Philipp.

»Warum ist Andree hierhergekommen?« dachte der Baron.

LXXXIV.

Der Vater und die Braut.

Der Salon des Hauses lag im Erdgeschoß; zu seiner Linken war das Boudoir, mit einem Ausgang auf die Treppe, welche nach der Wohnung Andree's führte.

Zu seiner Rechten war ein anderer Salon, durch den man in den großen eintrat.

Philipp kam zuerst in das Boudoir, wo ihn seine Schwester erwartete. Er hatte in der Flur seine Schritte verdoppelt, um früher in den Armen dieser theuren Gefährtin zu sein.

Sobald er die Doppelthüre des Salons geöffnet hatte, nahm ihn Andree beim Halse und umarmte ihn mit einer freudigen Miene, an welche dieser traurige Liebende, dieser unglückliche Bruder seit langer Zeit nicht mehr gewöhnt war.

»Gütiger Himmel! was begegnet Dir denn?« fragte der junge Mann Andree.

»Etwas Glückliches! ... oh! etwas sehr Glückliches, mein Bruder!«

»Und Du kommst zurück, um es mir mitzutheilen?«

»Ich komme für immer zurück!« sagte sie mit einem Entzücken des Glücks, das aus ihrem Ausruf einen schallenden Schrei machte.

»Leise, Schwesterchen, leise.« sagte Philipp; »das Täfelwerk dieses Hauses ist nicht an die Freude gewöhnt, und dann ist dort, oder wird sogleich dort in dem Salon Jemand sein, der Dich hören könnte.«

»Jemand, wer denn?« fragte Andree.

»Horche,« erwiderte Philipp.

»Der Herr Graf von Charny,« meldete der Lakai, Olivier aus dem kleinen Saale in den großen einführend.

»Er! er!« lief Andre«, ihre Liebkosungen bei ihrem Bruder verdoppelnd. »Oh! ich weiß wohl, was er hier will.«

»Du weißt es?«

»Ich weiß es so gut, daß ich die Unordnung in meinem Anzug wahrnehme, und daß ich, da ich den Augenblick vorhersehe, wo ich ebenfalls in den Salon werde eintreten müssen, um dort mit meinen Ohren zu hören, was Herr von Charny zu sagen beabsichtigt ...«

»Sprichst Du im Ernste, meine liebe Andree?«

»Höre, höre, Philipp, und laß mich in mein Zimmer hinaufgehen. Die Königin hat mich ein wenig schnell zurückgeführt; ich will mein Klosternegligee gegen ein Gewand ... gegen ein Brautgewand vertauschen.«

Und nach diesen Worten, die sie leise und in Begleitung eines freudigen Kusses zu Philipp sprach, verschwand Andree leicht und brausend auf der Treppe, die nach ihrer Wohnung führte.

Philipp blieb allein, legte seine Wange an die Thüre, welche das Boudoir mit dem Salon verband, und horchte.

Der Graf von Charny war eingetreten. Er ging langsam auf und ab und schien mehr nachzusinnen, als zu warten.

Herr von Taverney Vater trat ebenfalls ein und begrüßte den Grafen mit ausgezeichneter, wenn auch gezwungener Höflichkeit.

»Welchem Umstand,« sagte er, »verdanke ich die Ehre dieses unerwarteten Besuches, Herr Graf? in jedem Fall glauben Sie mir, daß ich im höchsten Grade darüber erfreut bin.«

»Ich komme, wie Sie sehen, in Ceremonie, mein Herr, und ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, wenn ich meinen Oheim, den Herrn Bailli von Suffren, nicht mitgebracht habe, wie ich es hätte thun sollen.«

»Wie!« stammelte der Baron, »ich entschuldige Sie, mein lieber Herr von Charny.«

»Ich weiß, es wäre dieß der Schicklichkeit gemäß gewesen, bei der Bitte, die ich Ihnen vorzutragen im Begriff bin.«

»Eine Bitte?«

»Ich habe die Ehre,« sprach Charny mit einer Stimme, welche seine Aufregung beherrschte, »ich habe die Ehre, um die Hand von Fräulein Andree von Taverney, Ihrer Tochter, zu bitten.«

Der Baron machte gleichsam einen Sprung in seinem Lehnstuhl. Er riß funkelnd die Augen auf, welche jedes von den Worten, die der Graf von Charny gesprochen, zu verschlingen schienen.

»Meine Tochter!« murmelte er, »Sie verlangen Andree von mir zur Frau?«

»Ja, Herr Baron; wenn nicht etwa Fräulein von Taverney einen Widerwillen gegen diese Verbindung hegt.«

»Ah!« dachte der Greis, »steht Philipp schon so hoch in der Gunst, daß einer seiner Nebenbuhler diese durch eine Heirath mit seiner Schwester ausbeuten will? Meiner Treu, das ist auch nicht schlecht gespielt, Herr von Charny.«

Und mit einem Lächeln erwiderte er laut:

»Dieses Gesuch ist so ehrenvoll für unser Haus, Herr Graf, daß ich ihm, was mich betrifft, mit großer Freude entspreche, und da mir daran gelegen ist, daß Sie eine vollständige Einwilligung von hier mitnehmen, so werde ich meine Tochter benachrichtigen lassen ...«

»Mein Herr,« unterbrach ihn der Graf mit kaltem Tone, »Sie machen sich eine unnöthige Mühe. Die Königin hat die Gnade gehabt, Fräulein von Taverney hierüber zu befragen, und die Antwort des Fräuleins ist günstig für mich gewesen.«

»Ah!« rief der Baron, immer mehr erstaunt, »die Königin ist es ...«

»Die sich zu diesem Behufe nach Saint-Denis begeben hat, ja, mein Herr,«

Der Baron stand auf und sprach:

»Herr Graf, ich habe Sie nur noch von den Verhältnissen des Fräuleins von Taverney in Kenntniß zu setzen. Ich habe hier oben die Urkunden vom Vermögen ihrer Mutter. Sie heirathen kein reiches Mädchen, Herr Graf, und ehe Sie abschließen ...«

»Unnöthig, Herr Baron,« unterbrach ihn Charny trocken. »Ich bin reich für Zwei, und Fräulein von Taverney gehört nicht zu den Frauen, um die man

handelt. Doch es ist für mich unerläßlich, die Frage, die Sie für Ihre Rechnung behandeln wollten, für die meinige zu behandeln.«

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als sich die Thüre des Boudoir öffnete und Philipp bleich, verstört, eine Hand in seiner Weste, die andere krampfhaft geschlossen, erschien.

Charny begrüßte ihn ceremoniös und empfing einen ähnlichen Gruß.

»Mein Herr,« sprach Philipp, »mein Vater hatte Recht. Ihnen eine Unterredung über die Familienrechnungen vorzuschlagen; wir haben Ihnen Beide Aufklärungen zu geben. Während der Herr Baron in sein Zimmer hinauf geht, um die Papiere zu holen, von denen er sprach, werde ich die Ehre haben, die Frage mit Ihnen mehr im Einzelnen zu verhandeln.«

Und mit einem Blicke unabweisbarer Autorität schickte Philipp den Baron weg. der sich mit großem Mißbehagen entfernte, da er einen Querstrich vorhersah.

Philipp begleitete den Baron bis an die Ausgangsthüre des kleinen Salons, um sicher zu sein, daß dieses Zimmer leer blieb. Er schaute auch in das Boudoir, kreuzte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er von Niemand gehört werden konnte, als vom Grafen, diesem gegenüber die Arme und sprach:

»Herr Graf, wie kommt es, daß Sie es wagen, die Hand meiner Schwester zu verlangen?«

Olivier wich zurück und erröthete. Philipp aber fuhr fort:

»Etwa, um besser Ihre Liebschaft mit der Frau zu verbergen, welche Sie verfolgen, mit der Frau, die Sie liebt? Damit man, wenn man Sie verheirathet sieht, nicht sagen könne, Sie haben eine Geliebte?«

»Wahrhaftig, mein Herr ...« stammelte Charny schwankend, niedergeschmettert.

»Etwa,« fügte Philipp bei, damit Sie als Gatte einer Frau, welche zu jeder Stunde in der Nähe Ihrer Geliebten kommen wird, bessere Gelegenheit haben, diese angebetete Geliebte zu sehen?«

»Mein Herr, Sie überschreiten die Grenzen.«

»Es geschieht vielleicht, und ich glaube das eher,« fuhr Philipp näher tretend fort, »es geschieht ohne Zweifel, damit ich, Ihr Schwager geworden, nicht enthülle, was ich von Ihren früheren Liebesgeschäften weiß?«

»Was Sie wissen?« rief Charny erschrocken, »nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht!«

»Ja,« sagte Philipp, sich belebend, »das von Ihnen gemiethete Haus des Jägermeisters; Ihre geheimnißvollen Spaziergange im Parke von Versailles ... in der Nacht... Ihre Händedrücke... Ihre Seufzer, und besonders jener zärtliche Austausch von Blicken an der kleinen Thüre des Parks ...«

»Mein Herr, im Namen des Himmels ... mein Herr, Sie wissen nichts, sagen Sie, daß Sie nichts wissen.«

»Ich weiß nichts?« rief Philipp mit einer blutigen Ironie. »Wie sollte ich nichts wissen, ich, der ich im Gesträuche vor der Thüre der Apollo-Bäder verborgen war, als Sie mit der Königin am Arm heraustraten?«

Charny machte zwei Schritte, wie ein Mensch, der auf den Tod getroffen ist und eine Stütze um sich her sucht.

Philipp schaute ihn mit einem finstern Stillschweigen an. Er ließ ihn leiden, er ließ ihn durch diese vorübergehende Marter die Stunden unaussprechlicher Wonne sühnen, die er ihm zum Vorwurf machte.

Charny erhob sich von seinem Zusammensinken und sprach zu Philipp:

»Nun wohl, mein Herr, selbst nach dem, was Sie mir gesagt haben, bitte ich *Sie* um die Hand des Fräuleins von Taverney. Wäre ich nur ein feiger Berechner, wie Sie dieß vor einem Augenblick vermutheten; heirathete ich meinetwegen, so wäre ich so erbärmlich, daß ich vor dem Mann, der mein

Geheimniß und das der Königin in seiner Gewalt hält, bange hätte. Aber die Königin muß gerettet werden, das muß geschehen.«

»In welcher Beziehung ist die Königin verloren?« sagte Philipp. »Weil Herr von Taverney, sie den Arm des Herrn von Charny drücken und vom Glück feuchte Augen zum Himmel aufschlagen sah? In welcher Hinsicht ist sie verloren? weil ich weiß, daß sie Sie liebt? Oh! das ist kein Grund, meine Schwester zu opfern, mein Herr, und ich werde sie nicht opfern lassen.«

»Mein Herr,« erwiderte Olivier, »wissen Sie, warum die Königin verloren ist, wenn diese Heirath nicht zu Stande kommt? Weil diesen Morgen, während man Herrn von Rohan verhaftete, der König mich auf den Knieen vor der Königin überrascht hat.«

»Mein Gott!«

»Und von ihrem eifersüchtigen Gemahl befragt, hat die Königin geantwortet, ich sei vor ihr niedergekniet, um mir die Hand Ihrer Schwester zu erbitten. Darum, mein Herr, ist die Königin, wenn ich Ihre Schwester nicht heirathe, verloren. Begreifen Sie nun?«

Ein doppeltes Geräusch unterbrach hier Olivier: ein Schrei und ein Seufzer; der eine kam aus dem kleinen Salon, der andere aus dem Boudoir.

Olivier lief zum Seufzer; er sah in dem Boudoir Andree von Taverney, weiß gekleidet wie eine Braut. Sie hatte Alles gehört und war in Ohnmacht gefallen.

Philipp lief zum Schrei in den kleinen Salon. Er erblickte den Leib des Barons von Taverney, den diese Offenbarung der Liebe der Königin für Charny auf den Ruin aller seiner Hoffnungen niedergeschmettert hatte.

Vom Schlage getroffen, hatte der Baron den letzten Seufzer von sich gegeben.

Die Weissagung Cagliostro's war in Erfüllung gegangen.

Philipp begriff Alles, selbst die Schmach dieses Todes, verließ stillschweigend den Leichnam und kehrte in den Salon zu Charny zurück, der dieses kalte, leblose schöne Mädchen, zitternd und ohne daß er es zu berühren wagte, betrachtete.

Die zwei offenen Thüren ließen die zwei Körper erblicken, welche gleichsam symmetrisch an dem Orte lagen, wo der Schlag dieser Enthüllung sie getroffen hatte.

Die Augen angeschwollen, das Herz kochend, hatte Philipp den Muth, das Wort zu nehmen und zu Herrn von Charny zu sagen:

»Der Herr Baron von Taverney ist so eben gestorben. Nach ihm bin *ich* das Haupt der Familie. Wenn Fräulein von Taverney wieder zum Leben kommt, so gebe ich sie Ihnen zur Frau.«

Charny schaute den Leichnam des Barons mit Entsetzen, den Körper Andree's mit Verzweiflung an.

Philipp riß sich die Haare mit beiden Händen aus, und schleuderte zum Himmel einen Ausruf, der das Herz Gottes auf seinem ewigen Thron bewegen mußte.

»Graf von Charny,« sagte er, nachdem er den Sturm in seinem Innern beschwichtigt hatte, »ich übernehme diese Verbindlichkeit im Namen meiner Schwester, die mich nicht hört: sie wird ihr Glück unserer Königin geben, und ich werde vielleicht eines Tags glücklich genug sein, für sie mein Leben hinzugeben. Gott befohlen, Herr von Charny; Gott befohlen, mein Schwager.«

Nach diesen Worten grüßte er Olivier, der nicht wußte, wie er sich entfernen sollte, ohne an einem der Opfer vorbeizukommen; er hob Andree auf, erwärmte sie in seinen Armen und machte so den Weg für den Grafen frei, worauf dieser durch das Boudoir verschwand.

LXXXV.

Nach dem Drachen die Natter.

Es ist Zeit für uns, daß wir zu den Personen unserer Geschichte zurückkehren, welche die Notwendigkeit und die Intrigue sowohl, als die historische Wahrheit auf den zweiten Plan verwiesen haben.

Oliva schickte sich an, für Rechnung Jeanne's zu fliehen, als Beausire, der nach der Wiedererlangung Nicole's keuchte, durch eine anonyme Nachricht in Kenntniß gesetzt, sich bis in ihre Arme geleitet sah und sie von Cagliostro entführte, während Herr Reteau von Billette vergebens in der Rue du Roi-Doré wartete.

Um das glückliche Liebespaar, das zu entdecken Herr von Crosne ein so großes Interesse hatte, wieder aufzufinden, ließ Frau von La Mothe alle ihre vertrauten Leute in's Feld ziehen.

Sie wollte lieber, wie man leicht begreift, selbst über ihrem Geheimniß wachen, als es den Händen Anderer überlassen, und zur guten Durchführung der Angelegenheit, die sie vorbereitete, war es unerläßlich, daß Nicole nicht aufgefunden werden konnte.

Unbeschreiblich war ihre Angst, als jeder von ihren Emissären bei seiner Rückkehr ihr meldete, die Nachforschungen seien vergeblich gewesen.

Dabei erhielt sie in ihrem Versteck Befehl auf Befehl, vor der Königin zu erscheinen und über ihr Benehmen in Beziehung auf das Halsband Rede zu stehen.

Verschleiert, reiste sie nächtlicher Weile nach Bar-sur-Aube ab, wo sie ein Absteigequartier hatte, und als sie auf Umwegen unerkannt dort anlangte, nahm sie sich Zeit, ihre Lage unter ihrem wahren Lichte in's Auge zu fassen.

Sie gewann so zwei bis drei Tage, nur mit sich allein, und sie gab sich die Zeit und mit der Zeit die Stärke, durch eine solide innere Befestigung das Gebäude ihrer Verleumdungen zu behaupten.

Zwei Tage der Einsamkeit waren für diese tiefe Seele der Kampf, nach dessen Beendigung Körper und Geist gebändigt sein müßten, nach dem das gehorsame Gewissen sich nicht mehr, ein gefährliches Werkzeug, gegen die Schuldige umkehren würde, nach dem das Blut die Gewohnheit angenommen hätte, um das Herz zu kreisen, ohne je zum Gesicht aufzusteigen, um hier die Scham oder die Ueberraschung zu verrathen.

Der König und die Königin erfuhren ihren Aufenthalt in Bar-sur-Aube erst in dem Augenblick, wo sie schon zum Kriegführen vorbereitet war. Sie schickte einen eigenen Boten ab, um sie zu holen. Da erfuhr sie die Verhaftung des Cardinals.

Jede Andere als sie wäre durch diese kräftige Offensive niedergeschmettert worden; doch Jeanne hatte nichts mehr zu schonen. Was war eine Freiheitsfrage in der Wagschale gegen Fragen über Leben und Tod, die sich jeden Tag darin anhäuften?

Als sie die Einkerkerung des Kardinals und den Lärm erfuhr, den die Königin gemacht hatte, berechnete sie kalt:

»Die Königin hat ihre Schiffe verbrannt, sie kann unmöglich die Vergangenheit zurücknehmen. Indem sie sich weigert, sich mit dem Cardinal zu vergleichen und die Juweliere zu bezahlen, spielt sie quitt oder doppelt. Das beweist, daß sie ohne mich rechnet und nicht vermuthet, welche Kräfte ich zu meiner Verfügung habe.«

Aus diesen Stücken war die Rüstung gemacht, welche Jeanne trug, als ein Mann, halb Gefreiter, halb Bote, Plötzlich vor ihr erschien und ihr ankündigte, er sei beauftragt, sie *an den Hof zurückzubringen*.

Der Bote, welcher beauftragt war, sie an den Hof zurückzubringen, wollte sie unmittelbar zum König führen; doch mit jener uns bekannten Gewandtheit sagte Jeanne:

»Mein Herr, nicht wahr, Sie lieben die Königin?«

»Zweifeln Sie daran, Frau Gräfin?« erwiderte der Bote.

»Nun wohl! im Namen dieser redlichen Liebe und der Ehrfurcht, welche Sie für die Königin hegen, beschwöre ich Sie, mich zuerst zu der Königin zu führen.«

Der Officier wollte Einwendungen machen.

»Sie wissen sicherlich besser als ich, um was es sich handelt,« sprach die Gräfin. »Sie werden daher begreifen, daß eine geheime Unterredung der Königin mit mir unerläßlich ist.«

Ganz zusammengeknetet von den verleumderischen Ideen, welche die Luft von Versailles seit mehreren Monaten verpesteten, glaubte der Bote, der Königin wirklich einen Dienst zu leisten, wenn er Frau von La Mothe zu ihr führte, ehe er sie dem König zeigte.

Man denke sich den Hochmuth, das stolze Bewußtsein der Königin, als sie diesem Dämon gegenüber stand, den sie noch nicht kannte, dessen schändlichen, treulosen Einfluß auf ihre Angelegenheiten sie aber wohl muthmaßte. Man denke sich Marie Antoinette, eine noch trostlose Wittwe ihrer Liebe, die dem Aergerniß unterlegen war, Marie Antoinette niedergeschmettert durch die Beleidigung einer Anklage, die sie nicht widerlegen konnte; man denke sich Marie Antoinette endlich, wie sie sich nach so vielen Leiden anschickte, den Fuß auf den Kopf der Schlange zu setzen; welche sie gebissen hatte.

Die erhabenste Verachtung, der schlecht bewältigte Zorn, der Haß der Frau gegen die Frau, das Gefühl eines unvergleichlichen Uebergewichts der Lage, dieß waren die Waffen einer der Gegnerinnen. Ein Herz voll von Geheimnissen, ein Geist voll von Ideen, die Verzweiflung als letzte Triebfeder, dieß war die zweite Person des Kampfes. Die Königin begann damit, daß sie als Zeugen zwei von ihren Frauen, mit gesenkten Augen, geschlossenen Lippen und langsamer feierlicher Vernetzung, eintreten ließ. Frau von La Mothe sagte, sobald sie die zwei Frauen erblickte, zu sich selbst:

»Gut, das sind zwei Zeugen, die man sogleich wegschicken wird.«

»Ah! endlich sind Sie da, Madame!« rief die Königin, »man findet Sie endlich!«

Jeanne verneigte sich zum zweiten Mal. »Sie verbergen sich also?« fragte die Königin voll Ungeduld.

»Mich verbergen, Madame! nein, Madame,« erwiderte Jeanne mit einer sanften, kaum tonenden Stimme, als ob die durch die königliche Majestät hervorgebrachte Gemüthsbewegung allein ihren gewöhnlichen Klang dämpfte; »wenn ich mich verborgen hätte, so würde man mich nicht gefunden haben.«

»Sie sind aber doch davon gelaufen? Nennen Sie das, wie es ihnen beliebt.«

»Das heißt, ich habe Paris verlassen, ja, Madame.«

»Ohne meine Erlaubniß?«

»Ich befürchtete, Ihre Majestät würde mir den kleinen Urlaub nicht bewilligen, dessen ich bedurfte, um meine Angelegenheiten in Bar-sur-Aube zu ordnen, wo ich mich seit sechs Tagen aufhielt, ich muß es sagen, glaubte ich nicht, Eurer Majestät so nothwendig zu sein, daß ich genöthigt wäre, Sie wegen einer Abwesenheit von acht Tagen in Kenntniß zu setzen.«

»Sie haben Recht, Madame; warum haben Sie eine Verweigerung des Urlaubs von mir gefürchtet? Welchen Urlaub haben Sie von mir zu verlangen? Welchen Urlaub habe ich Ihnen zu bewilligen? Nehmen Sie eine Stelle hier ein?«

Es lag zu viel Verachtung in diesen letzten Worten. Verletzt, aber ihr Blut zurückhaltend, wie die von einem Pfeil verwundete Tigerkatze, erwiderte Jeanne demüthig:

»Madame, es ist wahr, ich habe keine Stelle bei Hofe, doch Eure Majestät beehrte mich mit einem so kostbaren Vertrauen, daß ich mich viel mehr bei ihr durch die Dankbarkeit gebunden glaubte, als Andere es durch die Pflicht sind.«

Jeanne hatte lange gesucht, sie hatte das Wort Vertrauen gefunden und legte einen Nachdruck darauf.

»Dieses Vertrauen,« wiederholte die Königin mit noch niederschmetternderer Verachtung, als bei ihrer ersten Anrede, »wir werden die Rechnung darüber sogleich in Ordnung bringen. Haben Sie den König gesehen?«

»Nein, Madame.«

»Sie werden ihn sehen. Jeanne verbeugte sich und erwiderte:

»Das wirb eine große Ehre für mich sein.«

Die Königin suchte ein wenig Ruhe, um ihre Fragen mit Vortheil zu beginnen.

Jeanne benützte diese Frist und sagte:

»Aber, mein Gott! Madame! wie streng zeigt sich Eure Majestät gegen mich! Ich zittere ganz.«

»Sie sind noch nicht beim Ende!« rief die Königin voll Ungestüm, »wissen Sie, daß Herr von Rohan in der Bastille ist?«

»Man hat es mir gesagt, Madame.«

»Sie errathen wohl, warum?«

Jeanne schaute die Königin fest an, wandte sich dann gegen die Frauen, deren Gegenwart sie zu beengen schien, und erwiderte:

»Ich weiß es nicht, Madame.«

»Sie wissen jedoch, daß Sie uns von einem Halsband gesprochen haben, nicht wahr?«

»Von einem Diamantenhalsband; ja, Madame.«

»Und daß Sie mir von Seiten des Cardinals ein Abkommen vorgeschlagen haben, um das Halsband zu bezahlen?«

»Das ist wahr, Madame.«

»Habe ich das Abkommen angenommen oder ausgeschlagen?«

»Eure Majestät hat es ausgeschlagen.«

»Ah!« machte die Königin mit einer Mischung von Zufriedenheit und Erstaunen.

»Ihre Majestät hat sogar eine Abschlagszahlung von zweimal hunderttausend Livres gegeben,« fügte Jeanne bei.

»Gut ... und hernach?«

»Hernach hat Ihre Majestät, da sie nicht bezahlen konnte, weil Herr von Calonne ihr das Geld verweigerte, das Etui den Juwelieren Böhmer und Bossange zurückgeschickt.«

»Durch wen zurückgeschickt?«

»Durch mich.«

»Und Sie, was haben Sie gethan?«

»Ich,« erwiderte langsam Jeanne, die das ganze Gewicht der Worte fühlte, welche sie auszusprechen im Begriffe war, »ich habe die Diamanten dem Herrn Cardinal gegeben.«

»Dem Herrn Cardinal!« rief die Königin, »und warum, wenn's beliebt, statt sie den Juwelieren zuzustellen?«

»Madame, weil ich Herrn von Rohan, der sich für diese Sache, die Eurer Majestät gefiel, interessirte, verletzt hätte, wenn ich ihm nicht die Gelegenheit bot, sie selbst zu beendigen.«

»Aber wie kommt es, daß Sie einen Empfangsschein von den Juwelieren erhalten haben?«

»Herr von Rohan hat mir denselben übergeben.«

»Doch der Brief, den Sie dem Juwelier, als von *meiner* Hand kommend, eingehändigt haben sollen?«

»Herr von Rohan bat mich, ihn zu bestellen.«

»Herr von Rohan hat sich also überall und immer in diese Sache gemischt?« rief die Königin.

»Ich weiß weder, was Eure Majestät hiemit sagen will, noch in was Herr von Rohan sich gemischt hat,« erwiderte Jeanne mit zerstreuter Miene.

»Ich sage, der Empfangschein der Juweliere sei falsch!«

»Falsch!« rief Jeanne voll Unschuld, »oh! Madame!«

»Ich sage, die vorgebliche Verschreibung für das Halsband, welche ich unterzeichnet haben soll, sei falsch.«

»Oh!« rief Jeanne, scheinbar noch mehr erstaunt, als das erste Mal.

»Ich sage endlich,« fuhr die Königin fort, »es sei nothwendig, Sie mit Herrn von Rohan zu confrontiren, damit wir Aufklärung über diese ganze Sache erhalten.«

»Confrontiren! Warum ist es nothwendig, Madame, mich mit dem Herrn Cardinal zu confrontiren?«

»Er selbst hat es verlangt.«

»Er?«

»Er suchte Sie überall.«

»Madame, das ist unmöglich.«

»Er wollte Ihnen, wie er sagte, beweisen, daß Sie ihn hintergangen haben.«

»Oh! Madame, zu diesem Ende verlange ich die Confrontation.«

»Sie wird stattfinden, Madame, das dürfen Sie glauben. Sie leugnen also, zu wissen, wo das Halsband ist?«

»Wie sollte ich es wissen?«

»Sie leugnen, den Herrn Cardinal bei gewissen Intriguen unterstützt zu haben?«

»Eure Majestät hat jedes Recht, ihre Ungnade auf mich zu werfen, aber keines, mich zu beleidigen. Ich bin eine Valois, Madame.«

»Der Herr Kardinal hat vor dem König Verleumdungen behauptet, die er gebührend zu begründen hofft.«

»Ich verstehe nicht.«

»Der Cardinal hat erklärt, er habe mir geschrieben.«

Jeanne schaute der Königin in's Gesicht und antwortete nichts.

»Hören Sie mich?« sagte die Königin.

»Ich höre, ja, Eure Majestät.«

»Und was antworten Sie?«

»Ich werde antworten, wenn man mich mit dem Herrn Cardinal confrontirt hat.«

»Bis dahin, wenn Sie die Wahrheit wissen, helfen Sie uns.«

»Die Wahrheit ist, daß Eure Majestät mich ohne Anlaß erniedrigt und ohne Grund mißhandelt.«

»Das ist keine Antwort.«

»Ich werde hier keine andere geben, Madame.«

Jeanne schaute die zwei Frauen noch einmal an.

Die Königin begriff, aber sie gab nicht nach. Die Neugierde konnte nicht die Oberhand über die menschliche Achtung gewinnen. In den Halbsagereien Jeanne's, in ihrer zugleich demüthigen und frechen Haltung drang die Dreistigkeit durch, welche aus einem erlangten Geheimnisse entspringt. Dieses Geheimniß hatte die Königin vielleicht durch Milde erkaufen können. Aber sie wies ein solches Mittel als ihrer unwürdig von sich.

»Herr von Rohan ist in die Bastille gebracht worden, weil er zu viel sprechen wollte,« sagte Marie Antoinette: »nehmen Sie sich in Acht, Madame, daß Sie nicht dasselbe Schicksal erfahren, weil Sie nichts sprechen wollen.«

Jeanne preßte ihre Nägel in ihre Hände, aber sie lächelte.

»Was kümmert sich ein reines Gewissen um die Verfolgung?« sagte sie; »wird die Bastille mich eines Verbrechens überweisen, das ich nicht begangen habe?«

Die Königin schaute Jeanne mit zornigem Auge an und rief:

»Werden Sie sprechen, Madame?«

»Ich habe nichts zu sagen, Madame, außer Ihnen.«

»Nun! sprechen Sie etwa nicht mit mir?«

»Nicht mit Ihnen allein.«

»Ah! steht es so?« rief die Königin, »Sie wollen verschlossene Thüren. Sie fürchten das Aergerniß des öffentlichen Geständnisses, nachdem Sie mir das Aergerniß des öffentlichen Verdachtes auferlegt hatten.«

Jeanne richtete sich auf und erwiderte:

»Sprechen wir nicht mehr davon; was ich gethan, habe ich für Sie gethan.«

»Welche Frechheit!«

»Ich unterwerfe mich in Ehrfurcht den Beleidigungen meiner Königin,« sagte Jeanne, ohne die Farbe zu wechseln.

»Sie werden diesen Abend in der Bastille schlafen, Frau von La Mothe.«

»Es sei, Madame. Doch ehe ich mich schlafen lege, werde ich meiner Gewohnheit gemäß zu Gott beten, er möge Eurer Majestät die Ehre und die Freude erhalten,« erwiderte die Angeklagte.

Die Königin stand wüthend auf, ging in das anstoßende Zimmer und schlug voll Heftigkeit die Thüren zu.

»Nachdem ich den Drachen besiegt habe, werde ich wohl die Natter zertreten,« sagte sie.

»Ich kann ihr Spiel auswendig, und ich glaube, daß ich gewonnen habe,« dachte Jeanne.

LXXXVI.

Wie es kam, daß Herr von Beausire, während er den Hasen jaget, selbst von den Agenten des Herrn von Crosne gejagt wurde.

Frau von La Mothe wurde nach dem Willen der Königin eingesperrt.

Kein Ersatz konnte angenehmer für den König sein, der diese Frau instinktartig haßte. Der Proceß über das Halsband wurde mit all der Wuth instruirt, womit zu Grunde gerichtete Kaufleute, die sich aus der Verlegenheit zu ziehen hoffen, Angeklagte, die der Anklage entgehen wollen, und volksthümliche Richter zu Werke gehen können, welche in den

Händen die Ehre oder das Leben einer Königin haben, abgesehen von der Eitelkeit oder dem Parteigeist.

Es war nur *ein* Schrei durch ganz Frankreich. An den Nuancen dieses Schreies vermochte die Königin ihre Parteigänger oder ihre Feinde zu erkennen und zu zählen.

Herr von Rohan verlangte seit seiner Einsperrung dringend, mit Frau von La Mothe confrontirt zu werden. Diese Befriedigung wurde ihm gewährt. Der Prinz lebte in der Bastille wie ein vornehmer Herr in einem Hause, das er gemiethet. Außer der Freiheit wurde ihm auf sein Verlangen Alles bewilligt.

Der Proceß hatte im Anfang geringfügige Verhältnisse angenommen, wenn man den Stand der angeschuldigten Personen in's Auge faßt. Man wunderte sich, wie ein Rohan des Diebstahls angeklagt werden konnte. Die Officiere und der Gouverneur der Bastille bezeigten auch dem Cardinal jede Ehrfurcht, jede dem Unglück schuldige Achtung. Für sie war er kein Angeklagter, sondern ein in Ungnade Gefallener.

Das wurde noch ganz anders, als es sich im Publicum verbreitete, Herr von Rohan falle als Opfer von Hofintriguen. Es war nicht mehr Sympathie für den Prinzen, sondern Begeisterung.

Und Herr von Rohan, einer der Ersten unter den Edlen des Reiches, begriff nicht, daß ihm die Liebe des Volks einzig und allein dadurch zukam, daß er durch Edleres als er verfolgt wurde. Herr von Rohan, das letzte Opfer des Despotismus, war factisch einer der ersten Revolutionäre von Frankreich.

Seine Unterredung mit Frau von La Mothe ward durch einen merkwürdigen Umstand bezeichnet. Der Gräfin, der man, so oft es sich um die Königin handelte, leise zu sprechen gestattete, gelang es, zum Cardinal zu sagen:

»Entfernen Sie Jedermann und ich werde Ihnen die Aufklärungen geben, die Sie haben wollen.«

Da verlangte Herr von Rohan allein zu sein und leise zu fragen.

Man verweigerte es ihm, aber man ließ seinen Consulenten sich mit der Gräfin besprechen.

Was das Halsband betrifft, so erwiderte sie, sie wisse nicht, was daraus geworden, aber man hätte es wohl ihr geben können.

Und als der Consulent, betäubt von der Frechheit dieser Frau, darüber aufschrie, fragte sie ihn, ob der Dienst, den sie der Königin und dem Cardinal geleistet, nicht eine Million werth sei.

Der Advocat wiederholte diese Worte dem Cardinal. Dieser erbleichte, neigte das Haupt und errieth, daß er in die Schlinge dieser höllischen Vogelfängerin gerathen war.

Doch wenn er schon daran dachte, den Lärm dieser Angelegenheit, welcher die Königin zu Grunde richtete, zu ersticken, so trieben ihn seine Freunde an, die Feindseligkeiten nicht zu unterbrechen.

Man wandte ihm ein, seine Ehre sei im Spiel; es handle sich um einen Diebstahl; ohne einen Spruch des Parlaments wäre die Unschuld nicht erwiesen.

Um aber diese Unschuld zu beweisen, mußte man die Beziehungen des Cardinals zu der Königin und folglich das Verbrechen dieser Letzteren beweisen.

Bei dieser Betrachtung erwiderte Jeanne, sie würde die Königin eben so wenig anklagen, als den Cardinal; wenn man sie aber beharrlich für das Halsband verantwortlich mache, so würde sie thun, was sie nicht thun wollte, das heißt, sie würde beweisen, daß die Königin und der Cardinal ein Interesse dabei haben, sie der Lüge zu beschuldigen.

Als man diese Schlüsse dem Cardinal mittheilte, bezeigte der Prinz seine ganze Verachtung gegen diejenige, welche davon sprach, ihn opfern zu wollen. Er fügte bei, er begreife bis auf einen gewissen Grad das Benehmen Jeanne's, aber er begreife das der Königin durchaus nicht.

Der Königin überbracht und mit Commentaren versehen, erzürnten diese Worte Marie Antoinette dermaßen, daß sie von ihrem Sitz auffuhr. Sie wollte dann, daß ein besonderes Verhör auf die geheimnißvollen Theile dieses Processes gelenkt werden sollte. Der große Beschwerdepunkt der nächtlichen Zusammenkünfte erschien nun enthüllt im breitesten Lichte vor den Verleumdern und Neuigkeitskrämern.

Da sah sich aber die unglückliche Königin schwer bedroht ... Jeanne behauptete, das, wovon man ihr sprach, nicht zu kennen, und zwar vor den Leuten der Königin; doch den Leuten des Cardinals gegenüber war sie nicht so discret, und sie wiederholte immer:

»Man lasse mich in Ruhe, sonst werde ich sprechen.«

Diese Halbsagereien, diese Bescheidenheiten hatten ihr die Stellung einer Heldin gegeben und verwirrten den Proceß dergestalt, daß die muthigsten Actenklauber beim Studium der Beweisstücke erbebten und daß kein Instructionsrichter es wagte, die Verhöre der Gräfin fortzusetzen.

War der Cardinal schwächer, war er offenherziger? gestand er einem Freunde, was er sein Liebesgeheimniß nannte? Man weiß es nicht; man darf es nicht glauben. Denn der Prinz war ein edles, ein sehr ergebenes Herz. Aber so loyal er auch in seinem Stillschweigen gewesen war, so verbreitete sich doch das Gerücht von seiner Unterredung mit der Königin. Alles, was der Graf von Provence gesagt, Alles, was Charny und Philipp erfahren oder gesehen hatten, alle diese Heimlichkeiten, welche für jeden Andern, als einen Prätendenten, wie der Bruder des Königs, oder für Liebesnebenbuhler, wie Philipp und Charny, unverständlich blieben, dieses ganze Geheimniß der so sehr verleumdeten und so keuschen Liebesangelegenheit verdunstete wie ein Wohlgeruch und verlor, zerschmolzen in der gemeinen Atmosphäre, das herrliche Aroma seines Ursprungs.

Man kann sich denken, ob die Königin warme Vertheidiger, ob Herr von Rohan eifrige Streiter fand.

Die Frage war nicht mehr: Hat die Königin das Diamanten-Halsband gestohlen, oder hat sie es nicht gestohlen?

Eine doch an und für sich genugsam entehrende Frage; aber das genügt nicht einmal. Die Frage war:

Hat die Königin das Halsband durch Jemand stehlen lassen, der in das Geheimniß ihrer ehebrecherischen Liebschaft eingedrungen war?

So hatte Frau von La Mothe die Schwierigkeit zu drehen gewußt. So fand sich die Königin auf einem Wege eingeschlossen, der keinen andern Ausgang hatte als die Schande.

Sie ließ sich niederschlagen; sie beschloß zu kämpfen; der König unterstützte sie.

Das Ministerium unterstützte sie auch und zwar mit allen seinen Kräften. Die Königin erinnerte sich, daß Herr von Rohan ein ehrlicher Mann und unfähig war, eine Frau zu Grunde zu richten. Sie erinnerte sich seiner Sicherheit, als er schwur, zu den Rendezvous in Versailles zugelassen worden zu sein.

Sie schloß daraus, der Cardinal sei nicht ihr unmittelbarer Feind, und er habe wie sie nur ein Interesse der Ehre bei der Frage.

Man lenkte von da an den Proceß mit aller Anstrengung gegen die Gräfin; und man suchte auf's Eifrigste die Spuren des verlorenen Halsbands.

Der Debatte über die Beschuldigung ehebrecherischer Schwäche anwohnend, warf die Königin auf Jeanne die niederschmetternde Anklage des Betrugs und des Diebstahls zurück.

Alles sprach gegen die Gräfin, die Vorgänge in ihrem früheren Leben, ihre erste Armuth, ihre seltsame Erhebung; der Adel nahm diese Zufallsprinzessin nicht an, das Volk konnte sie nicht als sein Eigenthum zurückfordern; das Volt haßt instinctartig die Abenteurer, es verzeiht ihnen nicht einmal den glücklichen Erfolg.

Jeanne bemerkte, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen hatte, und daß die Königin, indem sie sich der Anklage unterzog, indem sie der Furcht vor dem Lärmen nicht wich, den Cardinal aufforderte, sie nachzuahmen: daß

diese zwei redlichen Personen am Ende sich verständigen und das Licht finden würden, und daß, selbst wenn sie unterlägen, dieß in einem so furchtbaren Sturze geschehen müßte, daß sie, die arme kleine Valois, diese Prinzessin einer gestohlenen Million, die sie nicht einmal mehr bei der Hand hatte, um ihre Richter zu bestechen, unter sich zermalmten.

Man war so weit, als eine neue Episode eintrat, die das Angesicht der Dinge veränderte.

Herr von Beausire und Mademoiselle Oliva lebten glücklich und reich in einem Landhause, als eines Tages der gnädige Herr, der Madame allein gelassen hatte, um auf die Jagd zu gehen, in die Gesellschaft zweier Agenten gerieth, welche Herr von Crosne über ganz Frankreich aussandte, um eine Entwicklung dieser Intrigue zu erlangen.

Die zwei Liebenden wußten nichts von dem, was in Paris vorging; sie dachten um an sich selbst. Mademoiselle Oliva wurde fett wie ein Wiesel auf einem Speicher, und Herr von Beausire hatte, mit dem Glück, jene unruhige Neugierde verloren, die das unterscheidende Merkmal der Raubvögel wie der Raubmenschen bildet, den Charakter, welchen die Natur den Einen und den Andern für ihre Erhaltung gegeben hat.

Beausire war, wie gesagt, an diesem Tage auf die Hasenjagd gegangen. Er stieß auf einen Flug Rebhühner, was ihn veranlaßte, quer über eine Straße zu gehen. So fand er, etwas Anderes suchend, als er hätte suchen sollen, das was er nicht suchte.

Auch die Agenten suchten Oliva, und sie fanden Beausire. Das sind die gewöhnlichen Launen der Jagd.

Einer von diesen Spürhunden war ein Mensch von Geist. Als er ihn erkannt hatte, machte er, statt ihn ohne alles Weitere zu verhaften, was nichts eingetragen haben würde, folgenden Entwurf mit seinem Gefährten:

»Beausire jagt, er ist also ziemlich reich und ziemlich frei; er hat vielleicht fünf oder sechs Louisd'or in seiner Tasche, aber er kann möglicher Weise drei bis vierhundert Louisd'or in seiner Behausung haben: dringen wir dort ein und setzen wir ihn auf Lösegeld. Nach Paris zurückgebracht, wird uns

Beausire nur hundert Livres eintragen, wie jeder gewöhnliche Fang; man wird uns noch ausschelten, daß wir das Gefängniß wegen einer unbedeutenden Person überfüllt haben. Machen wir aus Beausire eine persönliche Speculation.«

Sie fingen an, Rebhühner zu jagen wie Herr Beausire, Hasen wie Herr Beausire, und indem sie den Hund aufmunterten, wenn es dem Hasen galt, und durch den Klee trieben, wenn es dem Rebhuhn galt, verließen sie ihren Mann nicht um eine Sohle.

Als Beaustre die Fremden sah, die sich in die Jagd mischten war er Anfangs sehr erstaunt, dann sehr zornig. Er war eifersüchtig auf sein Wildpret geworden, wie jeder gute Strohjunker; er war aber auch argwöhnisch in Betreff neuer Bekanntschaften. Statt diese Jünger, die ihm der Zufall gab, selbst zu befragen, ging er gerade auf einen Feldschützen zu, den er auf der Ebene fand, und beauftragte ihn, die Herren zu fragen, warum sie auf diesem Gute jagten.

Der Feldschütz erwiderte, er kenne die Herren nicht als in der Gegend zu Hause, und fügte bei, es sei sein Wunsch, sie in ihrer Jagd zu unterbrechen, was er auch that. Doch die zwei Fremden erwiderten, sie jagen mit ihrem Freunde, dem Herrn dort.

So bezeichneten sie Beausire. Der Feldschütze führte sie zu ihm, trotz alles Verdrusses, den diese Confrontation dem edlen Jäger bereitete.

»Herr von Linville,« sagte er, »diese Herren behaupten, sie jagen mit Ihnen.«

»Mit mir!« rief Beausire aufgebracht; »ah! ja wohl.«

»Wie!« sagte einer von den Agenten leise zu ihm, »Sie heißen also auch Herr von Linville, mein lieber Beausire?«

Beausire bebte; er hatte seinen Namen in dieser Gegend so gut verborgen.

Er schaute den Agenten, dann dessen Gefährten betreten an, glaubte unbestimmt diese Gesichter zu erkennen, und entließ, um die Dinge nicht

zu verschlimmern, den Feldschützen mit der Bemerkung, er nehme die Jagd dieser Herren auf sich.

»Sie kennen sie also?« fragte der Feldschütze.

»Ja, wir haben uns erkannt,« erwiderte einer der Agenten.

Beausire fand sich nun, sehr verlegen, wie er mit ihnen sprechen sollte, ohne sich zu gefährden, den zwei Jägern gegenüber.

»Bieten Sie uns ein Frühstück an, Beausire,« sagte der Gewandtere von den beiden Agenten; »in Ihrem Hause.«

»In meinem Hause! aber ...« rief Beausire.

»Sie werden nicht so unhöflich gegen uns sein, Beausire ...«

Beausire hatte den Kopf verloren, er ließ sich mehr führen, als er führte.

Die Agenten, sobald sie das kleine Haus erblickten, lobten seine Eleganz, seine Lage, die Bäume, die Aussicht, wie es Leute von Geschmack thun mußten, und Beausire hatte auch in der That einen reizenden Ort gewählt, um sein Liebesnest darein zu setzen.

Es war ein Thal mit vielen Baumgruppen und von einem Flüßchen durchschnitten; das Haus erhob sich auf einer Anhöhe gegen Osten. Ein Schilderhaus, eine Art von Glockenthurm ohne Glocke, diente Beausire als Observatorium, um die Gegend au Tagen des Spleen zu überschauen, wenn seine rosigen Ideen verwelkten und er in jedem über seinen Pflug gebückten Ackersmann einen Alguazil erblickte.

Nur auf einer Seite war dieses Gebäude lachend und sichtbar, auf der andern verschwand es unter den Baumgruppen und den Erhöhungen des Terrain.

»Wie gut ist man da innen verborgen!« sagte einer der Agenten mit Bewunderung zu ihm.

Beausire bebte bei dem Scherz und trat zuerst in sein Haus, unter dem Gebell der Hofhunde.

Die Agenten folgten ihm mit vielen Ceremonien.

LXXXVII.

Die Turteltauben werden in den Käfig gebracht.

Mit seinem Eintritt durch die Hofthüre hatte Beausire seine Idee; er wollte Lärm genug erregen, um Oliva aufmerksam zu machen, daß sie auf ihrer Hut sein sollte. Ohne etwas von der Halsband-Angelegenheit zu wissen, wußte Beausire genug vom Opernball und der Mesmer'schen Kufe, daß er bange hatte, Oliva Fremden zu zeigen.

Er handelte vernünftig, denn die junge Frau, welche leichtfertige Romane auf dem Sopha ihres kleinen Salons las, hörte die Hunde bellen, schaute in den Hof und sah Beausire mit Begleitern, was sie abhielt, ihm wie gewöhnlich entgegen zu gehen.

Zum Unglück waren diese zwei Turteltauben nicht außer dem Bereich der Geiersklauen. Man mußte das Frühstück bestellen, und ein ungeschickter Diener – die Leute vom Lande find keine Frontins – fragte zwei- oder dreimal, ob er die Befehle von Madame einholen sollte.

Bei diesem Wort spitzten die Spürhunde die Ohren. Sie verspotteten Beausire angemessen über diese verborgene Dame, deren Gesellschaft für einen Einsiedler die Würze aller Glückseligkeit sei, welche die Einsamkeit und das Geld verleihen.

Beausire ließ sich verspotten, aber er zeigte Oliva nicht.

Man trug ein reichliches Mal auf, dem die Agenten Ehre anthaten. Man trank viel und brachte oft die Gesundheit der abwesenden Dame aus.

Beim Nachtisch hatten sich die Köpfe erhitzt, die Herren von der Policei dachten, es wäre unmenschlich, die Folter dieses Wirthes noch mehr zu verlängern, und brachten das Gespräch geschickt darauf, welches Vergnügen es guten Herzen gewähre, alte Bekannte wiederzufinden.

Worauf Beausire, während er ein Fläschchen mit Liqueur von den Inseln entpfropfte, die zwei Unbekannten fragte, an welchem Orte und unter welchen Umständen er mit ihnen zusammengetroffen sei.

»Wir waren,« sagte der eine von ihnen, »wir waren die Freunde eines Ihrer Verbündeten zur Zeit eines kleinen Geschäftes, das Sie auf Theilung mit mehreren machten, des Geschäftes mit der portugiesischen Gesandtschaft.«

Beausire erbleichte. Wenn solche Angelegenheiten berührt werden, glaubt man immer ein Strickende in den Falten seines Halsbandes zu fühlen.

»Ah! wahrhaftig,« sagte er, zitternd vor Verlegenheit, »und Sie kommen und verlangen von mir für Ihren Freund...«

»In der That, das ist eine Idee,« sprach der Alguazil leise zu seinem Cameraden, »die Einführung hat so ein ehrlicheres Aussehen. Eine Wiedererstattung im Namen eines abwesenden Freundes fordern, das ist moralisch.«

»Mehr noch. Damit sind alle Rechte auf das Uebrige vorbehalten,« erwiderte der Freund des Moralischen mit einem süßsauren Lächeln, das Beausire vom Scheitel bis zu den Zehen beben machte.

»Also?« sagte er.

»Mein lieber Herr Beausire, es wäre uns also angenehm, wenn Sie einem von uns den Theil unseres Freundes zurückgeben würden. Ich glaube, so etwa zehntausend Livres.«

»Wenigstens, denn man spricht nicht von den Interessen,« sagte der Camerad Positiv.

»Meine Herren,« erwiderte Beausire, dem die Festigkeit dieser Forderung die Kehle zusammenschnürte, »man hat nicht zehntausend Livres bei sich auf dem Lande.«

»Das versteht sich, lieber Herr, und wir fordern nur das Mögliche. Wie viel können Sie sogleich geben?«

»Ich habe fünfzig bis sechzig Louisd'or, nicht mehr.«

»Wir fangen damit an, daß wir sie nehmen, und werden Ihnen für Ihre Höflichkeit danken.«

»Ah!« dachte Beausire, entzückt über ihre Bereitwilligkeit, »sie sind von sehr guter Beschaffenheit. Sollten sie etwa so sehr bange vor mir haben, als ich vor ihnen habe? Versuchen wir es.«

Und er überlegte sich, daß diese Herren, sollten sie sehr laut schreien, es nur dahin brächten, daß sie sich als Mitschuldige von ihm bekennen würden, und daß dieß für die Provinzbehörden eine schlechte Empfehlung wäre. Beausire schloß, diese Leute würden sich zufrieden erklären und ein vollkommenes Stillschweigen beobachten.

In seinem unvorsichtigen Vertrauen ging er so weit, daß er es bereute, ihnen nicht dreißig Louisd'or statt sechzig angeboten zu haben; aber er gelobte sich, nachdem er die Summe gegeben, sich sehr rasch dieser Leute zu entledigen.

Er machte die Rechnung ohne seine Gäste, diese befanden sich sehr wohl bei ihm; sie genossen jene selige Zufriedenheit, welche eine angenehme Verdauung verschafft; sie waren gut für den Augenblick, weil ein bösartiges Auftreten sie angestrengt hätte.

»Es ist ein reizender Freund, dieser Beausire,« sagte Positiv zu seinem Cameraden. »Sechzig Louisd'or, die er uns gibt, sind lieblich zu nehmen.«

»Ich will sie ihnen sogleich geben,« rief der Wirth erschrocken, als er seine Gäste in bacchische Vertraulichkeiten ausbrechen sah.

»Es hat keine Eile,« erwiderten die zwei Freunde.

»Doch, doch, mein Gewissen wird erst dann frei sein, wenn ich Sie bezahlt habe. Man ist delicat, oder man ist es nicht.«

Und er wollte sie verlassen, um das Geld zu holen.

Doch diese Herren hatten Gerichtsdienergewohnheiten, eingewurzelte Gewohnheiten, die man schwer verliert, wenn man sie einmal angenommen hat. Diese Herren wußten sich nicht von ihrer Beute zu trennen, wenn sie dieselbe einmal in den Händen hielten. So läßt der gute Jagdhund sein verwundetes Feldhuhn nur los, um es dem Jäger zu übergeben.

Der gute Gerichtsdiener ist derjenige, welcher, wenn einmal der Fang gemacht ist, diesen weder mit dem Finger, noch mit dem Auge mehr verläßt. Er weiß zu genau, wie launenhaft das Schicksal gegen die Jäger ist und wie sehr das, was man nicht mehr festhält, sich entfernt.

Mit einem bewunderungswürdigen Einklang riefen alle Beide, so sehr sie betäubt waren:

»Herr Beausire! mein lieber Beausire!«

Und sie hielten ihn am Flügel seines grünen Tuchrockes zurück.

»Was gibt es?« fragte Beausire.

»Haben Sie die Güte, verlassen Sie uns nicht,« erwiderten sie, während sie ihn zum Niedersitzen nöthigten.

»Aber wie soll ich Ihnen denn das Geld geben, wenn Sie mich nicht hinaufgehen lassen?«

»Wir werden Sie begleiten,« antwortete Positiv mit einer erschrecklichen Zärtlichkeit.

»Es ist ... es ist das Zimmer meiner Frau,« entgegnete Beausire.

Dieses Wort, das er als eine Einwendung betrachtete, der nicht widersprochen werden konnte, war für die Sbirren der Funke, der das Feuer an das Pulver legte.

Ihre brütende Unzufriedenheit – ein Gerichtsdiener ist immer über etwas unzufrieden – nahm eine Form, einen Körper, eine Ursache an.

»Ah!« rief der Erste von den Agenten, »warum verbergen Sie uns Ihre Frau?«

»Ja, sind wir nicht präsentabel?« sagte der Zweite.

»Wenn Sie wüßten, was man für Sie gethan hat, wären Sie artiger,« sprach der Erste.

»Und Sie würden uns Alles geben, was wir verlangen,« fügte keck der Zweite bei.

»Ah! Sie stimmen einen sehr hohen Ton an, meine Herren,« sagte Beausire.

»Wir wollen Deine Frau sehen,« erwiderte der Sbirre Positiv.

»Und ich, ich erkläre Ihnen, daß ich Sie hinauswerfen werde,« entgegnete Beausire, auf ihre Betrunkenheit pochend.

Sie antworteten ihm mit einem schallenden Gelächter, das ihn hätte klug machen müssen. Er trug dem keine Rechnung, wurde hartnäckig und rief:

»Nun sollt Ihr auch nicht einmal das Geld bekommen, das ich Euch versprochen habe, und Ihr werdet Euch aus dem Staube machen.«

Sie lachten noch furchtbarer, als das erste Mal.

Zitternd vor Zorn, sprach Beausire mit erstickte Stimme:

»Ich begreife Euch, Ihr werdet Lärm machen und sprechen; doch wenn Ihr sprecht, stürzt Ihr Euch in's Verderben, wie mich.«

Sie lachten fortwährend unter sich, der Spaß kam ihnen trefflich vor. Das war ihre einzige Antwort.

Beausire glaubte sie durch einen Kraftstreich zu erschrecken und stürzte nach der Treppe, nicht wie ein Mensch, der Louisd'or, sondern wie ein Wüthender, der eine Waffe holen will. Die Sbirren standen vom Tische auf, liefen, ihrem Grundsatz getreu, Beausire nach und legten ihre breiten Hände an ihn.

Dieser schrie, eine Thüre öffnete sich, und eine Frau erschien ängstlich, erschrocken auf der Schwelle der Zimmer des ersten Stockes.

Als sie diese Frau sahen, ließen sie Beausire los und stießen auch einen Schrei aus, doch einen Schrei der Freude, des Triumphs, wilder Exaltation.

Sie hatten diejenige getroffen, welche so sehr der Königin von Frankreich glich.

Beausire glaubte sie einen Augenblick durch die Erscheinung einer Frau entwaffnet, aber er war bald grausam enttäuscht.

Der Positiv näherte sich Mlle. Oliva und sprach mit einem, in Rücksicht auf die Aehnlichkeit, zu wenig höflichen Ton:

»Ah! ah! ich verhafte Sie.«

»Sie verhaften!« rief Beausire; »und warum?«

»Weil uns Herr von Crosne den Befehl gegeben hat,« erwiderte der andere Agent, »und weil wir im Dienste des Herrn von Crosne sind.«

Hätte der Blitz zwischen dem Liebespaare eingeschlagen, es wäre weniger darüber erschrocken, als über diese Erklärung.

»So ist es wenn man sich nicht artig benimmt,« sagte der Positiv zu Beausire.

»Du hast Recht, Legrigneux; denn wenn Beausire artig gewesen wäre, hätte er uns Madame gezeigt, und wir hätten Madame mit allem Anstand

festgenommen.«

Beausire drückte seinen Kopf in seine Hände. Er dachte nicht einmal daran, daß seine zwei Dienstboten, ein männlicher und ein weiblicher, diese Scene, welche mitten auf den Stufen vorging, unten von der Treppe hörten.

Er hatte eine Idee; sie lächelte ihn an; sie erfrischte ihn sogleich.

»Ihr seid gekommen, um mich zu verhaften?« sagte er zu den Agenten.

»Nein, das ist Zufall,« antworteten sie naiver Weise.

»Gleichviel. Ihr konntet mich verhaften und für sechzig Louisd'or ließet ihr mich in Freiheit.«

»Oh! nein, es war unsere Absicht, noch sechzig zu verlangen.«

»Und wir haben nur ein Wort,« fuhr der Andere fort; »für hundert und zwanzig Louisd'or lassen wir Sie auch frei.«

»Aber ... Madame?« fragte Beausire zitternd.

»Ah! Madame ... das ist etwas Anderes,« antwortete der Positiv.

»Madame ist zweihundert werth, nicht wahr?« sagte Beausire hastig.

Die Agenten fingen wieder das furchtbare Gelächter an, das Beausire dießmal leider begriff.

»Dreihundert ...« sagte er, »vierhundert ... tausend Louisd'or ... Ich gebe Euch tausend Louisd'or, aber Ihr werdet sie frei lassen.«

Beausire's Augen funkelten, während er so sprach:

»Ihr antwortet nicht,« sagte er; »Ihr wißt, daß ich Geld habe, und Ihr wollt mich bezahlen lassen. Das ist nur zu billig. Ich gebe zweitausend Louisd'or, acht und vierzig tausend Livres, ein Vermögen für euch Beide, aber laßt ihr die Freiheit.«

»Du liebst sie also sehr, diese Frau?« fragte der Positiv.

Nun war die Reihe zu lachen an Beausire, und dieses höhnische Gelächter war so erschrecklich, es malte so scharf die verzweifelte Liebe, die dieses verwelkte Herz verzehrte, daß die zwei Sbirren bange davor bekamen und sich entschlossen, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um den Ausbruch der Verzweiflung zu vermeiden, die man in dem irren Auge Beausire's las.

Sie nahmen jeder ein Paar Pistolen aus der Tasche, hielten sie Beausire auf die Brust, und einer von ihnen sagte:

»Nicht für hunderttausend Thaler würden wir diese Frau zurückgeben. Herr von Rohan bezahlt uns fünfmal hunderttausend Livres und die Königin eine Million.«

Beausire schlug die Augen zum Himmel mit einem Ausdruck auf, der jedes andere Thier, als einen Alguazil, erweicht hatte.

»Gehen wir,« sagte der Positiv. »Sie müssen ein Wägelchen, irgend etwas Rollendes hier haben: lassen Sie dieses Gefährt für Madame anspannen; wir sind ihr das wohl schuldig.«

»Und da wir gute Teufel sind, so wollen wir keinen Mißbrauch von unserer Gewalt machen. Man nimmt Sie der Form wegen auch mit; unter Wegs wenden wir die Augen ab, Sie springen vom Gefährt herab, und wir bemerken es erst, wenn Sie tausend Schritte Vorsprung haben. Ist das ein gutes Benehmen, wie?«

Beausire antwortete nur:

»Wohin sie geht, werde ich gehen. Ich verlasse sie nie in diesem Leben.«

»Oh! weder in diesem, noch in dem andern!« fügte Oliva eiskalt vor Schrecken bei.

»Desto besser!« sprach der Positiv, »je mehr man Herrn von Crosne Gefangene zuführt, desto mehr lacht er.«

Eine Viertelstunde nachher fuhr der Wagen mit dem gefangenen Liebespaar und seinen Begleitern vom Hause ab.

LXXXVIII.

Herr von Crosne.

Man kann sich denken, welche Wirkung dieser Fang auf Herrn von Crosne hervorbrachte.

Die Agenten erhielten wahrscheinlich die Million nicht, auf die sie hofften, doch man hat allen Grund, anzunehmen, daß sie befriedigt wurden.

Als der Policei-Lieutenant die Hände zum Zeichen der Zufriedenheit sich wohl gerieben hatte, begab er sich nach Versailles in einem Wagen, dem ein anderer hermetisch verschlossener Wagen folgte.

Es war am Morgen nach dem Tag, an welchem der Positiv und sein Freund Nicole in die Hände des Policeichefs übergeben hatten.

Herr von Crosne ließ seine zwei Wagen in Trianon einfahren, stieg aus dem, welchen er inne hatte, und übergab den andern der Obhut seines ersten Schreibers.

Er ließ sich zur Königin führen, von der er sich sogleich eine Audienz in Trianon erbeten hatte.

Die Königin, welche seit einem Monat Wohl darauf bedacht war, nichts zu vernachlässigen, was von Seiten der Policei kam, entsprach sogleich der Bitte des Ministers; sie begab sich schon am Morgen in ihr Lieblingshaus, und zwar mit kleiner Begleitung, falls Geheimhaltung nöthig wäre.

Sobald Herr von Crosne bei ihr eingeführt war, erkannte sie an seiner strahlenden Miene, daß die Nachrichten gut waren.

Die arme Frau! seit geraumer Zeit sah sie um sich her nur düstere und zurückhaltende Gesichter.

Ein Klopfen der Freude, das erste seit dreißig Tagen, bewegte ihr durch so viele tiefe Erschütterungen verwundetes Herz.

Der Beamte, nachdem er ihr die Hand geküßt, sprach:

»Madame, hat Ihre Majestät in Trianon ein Zimmer, wo sie, ohne selbst gesehen zu werden, sehen kann, was vorgeht?«

»Ich habe meine Bibliothek,« antwortete die Königin; »hinter den Verschlagen habe ich Löcher in meinem Imbißsalon machen lassen. Und zuweilen, während ich vesperte, belustigte ich mich mit Frau von Lamballe und Fräulein von Taverney, als ich sie hatte, damit, daß ich die komischen Grimassen des Abbé Vermond betrachtete, wenn er auf ein Pamphlet stieß, worin von ihm die Rede war.«

»Sehr gut, Madame. Ich habe nun unten einen Wagen, den ich in das Schloß einfahren lassen möchte, ohne daß der Inhalt dieses Wagens von irgend Jemand, außer Eurer Majestät, gesehen würde.«

»Das geht ganz leicht,« erwiderte die Königin; »wo ist Ihr Wagen?«

»Im ersten Hof, Madame.«

Die Königin läutete; es kam Jemand, um ihre Befehle in Empfang zu nehmen.

»Lassen Sie den Wagen, den Ihnen Herr von Crosne bezeichnen wird, in die große Vorhalle einfahren,« sprach Marie Antoinette, »schließen Sie die beiden Thüren derselben, so daß es finster darin ist, und Niemand sehe vor mir die Curiositäten, die mir Herr von Crosne bringt.«

Der Befehl wurde vollzogen. Man wußte die Launen der Königin viel mehr zu respektiren, als ihre Befehle. Der Wagen fuhr unter das Gewölbe bei der Wohnung der Garden und ergoß seinen Inhalt in die düstere Vorhalle.

»Madame,« sprach Herr von Crosne, »wollen Sie nun mit mir in Ihren Imbißsalon kommen und Befehl geben, daß man meinen Schreiber mit dem, was er in die Bibliothek bringen wird, eintreten läßt.«

Zehn Minuten nachher spähte die Königin bebend hinter ihren Fenstern.

Sie sah in die Bibliothek eine verschleierte Gestalt eintreten; der Schreiber nahm ihr den Schleier ab, und die Königin stieß, als sie dieselbe erkannte, einen Schrei des Schreckens aus. Es war Oliva, und zwar in einem der Costüme, welche Marie Antoinette am meisten liebte.

Sie hatte ein grünes Kleid mit breiten schwarzmoirirten Schleifen, die hohe Frisur, welche die Königin bevorzugte, Ringe den ihrigen ähnlich, Pantoffeln von grünem Atlas mit ungeheuren Absätzen: es war Marie Antoinette selbst, abgesehen vom Blute der Cäsaren, welches durch die bewegliche plebejische Flüssigkeit aller Wollüste des Herrn Beausire ersetzt wurde.

Die Königin glaubte sich in einem entgegengesetzten Spiegel zu sehen; sie verschlang mit den Augen diese Erscheinung.

»Was sagt Eure Majestät von dieser Aehnlichkeit?« fragte nun Herr von Crosne triumphirend über die Wirkung, die er hervorgebracht hatte.

»Ich sage ... ich sage, mein Herr,« stammelte die Königin ganz verwirrt ... »Ah! Olivier,« dachte sie, »warum sind Sie nicht da?«

»Was will Eure Majestät?«

Nichts, mein Herr, nichts, außer daß der König wohl erfahre ...«

»Und daß Herr von Provence sehe, nicht wahr, Madame?«

»Ah! meinen Dank, Herr von Crosne, meinen Dank ... Doch was wird man mit dieser Frau machen?«

»Schreibt man dieser Frau Alles zu, was geschehen ist?« fragte Herr von Crosne.

»Sie haben wohl die Fäden dieses Complotts?«

»Ungefähr, Madame.«

»Und Herr von Rohan?«

»Herr von Rohan weiß noch nichts.«

»Oh!« rief die Königin, ihr Gesicht in ihren Händen verbergend, »diese Frau, mein Herr, das sehe ich wohl, ist der ganze Irrthum des Cardinals.«

»Es mag sein, Madame, doch wenn es der Irrthum des Cardinals ist, so ist es das Verbrechen eines Andern.«

»Suchen Sie, mein Herr. Sie haben die Ehre des Hauses Frankreich in Ihren Händen.«

»Und glauben Sie mir, Madame, sie ist wohl versorgt,« erwiderte Herr von Crosne.

»Der Proceß?« fragte die Königin.

»Ist im Gange. Ueberall leugnet man; doch ich erwarte den günstigen Augenblick, um das Ueberführungsmittel, das sie in Ihrer Bibliothek haben, in's Feld zu stellen.«

»Und Frau von La Mothe?«

»Sie weiß nicht, daß ich dieses Mädchen gefunden, und bezüchtigt Cagliostro, er habe dem Cardinal den Kopf erhitzt, bis er den Verstand verloren.«

»Und Herr von Cagliostro?«

»Herr von Cagliostro, den ich befragen ließ, hat mir versprochen, mich noch diesen Morgen zu besuchen.«

»Das ist ein gefährlicher Mann.«

»Er wird ein nützlicher Mann sein. Von einer Schlange wie Frau von La Mothe gestochen, wird er das Gift verschlucken und uns Gegengift geben.«

»Sie hoffen auf Offenbarungen?«

»Ich bin fest davon überzeugt.«

»Wie so, mein Herr? oh! sagen Sie mir Alles, was mich beruhigen kann.«

»Vernehmen Sie meine Gründe, Madame: Frau von La Mothe wohnte in der Rue Saint-Claude ...«

»Ich weiß es, ich weiß es,« erwiderte die Königin erröthend.

»Ja, Eure Majestät erwies dieser Frau die Ehre, wohlthätig gegen sie zu sein.«

»Sie hat mich gut dafür belohnt, nicht wahr? ... Sie wohnte also in der Rue Samt-Claude?«

»Und Herr von Cagliostro wohnt gerade gegenüber.«

»Und Sie vermuthen?«

»Daß, wenn ein Geheimniß für die Eine oder für den Andern von diesen beiden Nachbarn stattgefunden hat, dieses Geheimniß der Einen wie dem Andern gehören muß ... Doch verzeihen Sie, Madame, es ist bald die Stunde, zu der ich in Paris Herrn von Cagliostro erwarte, und um nichts in der Welt möchte ich diese Erklärungen verzögern.«

»Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie, und seien Sie noch einmal meiner Dankbarkeit versichert.«

»Endlich,« rief sie ganz in Thränen, als Herr von Crosne weggegangen war, »endlich beginnt meine Rechtfertigung. Ich werde meinen Triumph auf allen Gesichtern lesen. Das des einzigen Freundes, welchem ich so gerne beweisen möchte, daß ich unschuldig bin, dieses allein werde ich nicht sehen!«

Mittlerweile flog Herr von Crosne nach Paris und kam nach Hause, wo ihn Herr von Cagliostro erwartete.

Dieser wußte Alles seit dem vorhergehenden Tag. Er ging zu Beausire, dessen Zufluchtsort er kannte, um ihn anzutreiben, Frankreich zu verlassen,

als er ihn auf der Straße zwischen den zwei Agenten im Wagen erblickte. Oliva war ganz beschämt und ganz in Thränen zerfließend im Hintergrund verborgen.

Beausire sah den Grafen, der sich in seiner Postchaise mit ihnen kreuzte, und erkannte ihn. Der Gedanke, dieser geheimnißvolle und mächtige Herr könnte ihm von einigem Nutzen sein, änderte plötzlich seinen Entschluß, Oliva nie zu verlassen.

Er wiederholte den Agenten den Vorschlag einer Entweichung, die sie ihm gemacht. Sie nahmen hundert Louisd'or an und ließen ihn frei, trotz der Thränen Nicole's.

Beausire umarmte indessen seine Geliebte und sagte ihr in's Ohr:

»Hoffe ... ich will an Deiner Rettung arbeiten.«

Und er enteilte mit kräftigen Schritten in der Richtung der Straße, welche Cagliostro verfolgte.

Dieser hatte schon angehalten; er brauchte Beausire nicht mehr zu suchen, da Beausire zurückkam. Es war ihm dienlich, auf Beausire zu warten, wenn dieser zuweilen sich nachlaufen machte.

Cagliostro wartete also seit einer halben Stunde an der Biegung der Straße, als er den unglücklichen Liebhaber bleich, athemlos, halb todt ankommen sah.

Beim Anblick des stehenden Wagens stieß Beausire den Freudenschrei des Schiffbrüchigen aus, der ein Brett berührt,

»Was gibt es, mein Junge?« sagte der Graf indem er ihm zu sich einsteigen half.

Beausire erzählte ihm seine ganze klägliche Geschichte; Cagliostro hörte ihn stillschweigend an und sprach dann:

»Sie ist verloren.«

»Wie so?« rief Beausire.

Cagliostro erzählte Beausire, was er nicht wußte, nämlich die Intrigue der Rue Saint-Claude und die von Versailles, Beausire wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

»Retten Sie sie.« sprach er im Wagen auf die Kniee sinkend, »und ich gebe sie Ihnen, wenn Sie Oliva immer noch lieben.«

»Mein Freund.« entgegnete Cagliostro, »Sie sind in einem Irrthume begriffen. Ich habe Mademoiselle Oliva nie geliebt; ich hatte nur Einen Zweck, nemlich, sie dem ausschweifenden Leben zu entziehen, welches Sie mit ihr führten.«

»Aber ...« versetzte Beausire erstaunt.

»Sie wundern sich hierüber? Erfahren Sie, daß ich einer von den Vorstehern einer Gesellschaft für sittliche Reform bin, deren Zweck es ist, dem Laster Alles zu entreißen, was Aussichten auf Heilung bieten kann. Ich hätte Oliva geheilt, indem ich sie Ihnen wegnahm, und darum habe ich sie Ihnen weggenommen. Sie sage, ob sie von meinem Munde ein Wort der Galanterie gehört hat; sie sage, ob meine Dienste nicht immer uneigennützig gewesen sind!«

»Ein Grund mehr, mein Herr, retten Sie sie!«

»Ich will es wohl versuchen; doch das hängt von Ihnen ab.«

»Verlangen Sie mein Leben von mir.«

»Ich werde nicht so viel verlangen. Kehren Sie mit mir nach Paris zurück, und wenn Sie Punkt für Punkt meine Vorschriften befolgen, so werden wir vielleicht Ihre Geliebte retten. Ich stelle hiebei nur eine Bedingung.«

»Welche, mein Herr?«

»Ich werde sie Ihnen sagen, wenn wir in mein Haus in Paris zurückkommen.«

»Oh! ich unterschreibe zum Voraus; doch sie wiedersehen! sie wiedersehen!«

»Daran denke ich gerade; ehe zwei Stunden vergehen, werden Sie Oliva wiedersehen.«

»Und sie umarmen?«

»Ich zähle darauf; mehr noch, Sie werden ihr sagen, was ich Ihnen zu sagen beabsichtige.«

Cagliostro schlug mit Beausire wieder den Weg nach Paris ein.

Zwei Stunden nachher, es war dich am Abend, hatte er den Wagen der Agenten eingeholt.

Und eine Stunde später erkaufte sich Beaufire um fünfzig Louisd'or von den beiden Agenten das Recht, Nicole zu umarmen und ihr die Aufträge des Grafen zuzuflüstern.

Die Agenten bewunderten diese leidenschaftliche Liebe. Sie versprachen sich so etwa fünfzig Louisd'or auf jeder Poststation.

Beausire erschien jedoch nicht mehr, und die Chaise Cagliostro's führte ihn rasch nach Paris, wo sich so viele Ereignisse vorbereiteten.

Dieß mußten wir dem Leser nothwendig mittheilen, ehe wir ihm Herrn von Cagliostro im Gespräche mit Herrn von Crosne zeigen.

Nun aber können wir ihn in das Cabinet des Policei-Lieutenants einführen.

Herr von Crosne wußte von Cagliostro Alles, was ein gewandter Policei-Lieutenant von einem in Frankreich wohnenden Mann wissen kann, und das will nicht wenig sagen. Er kannte alle seine früheren Namen, er kannte alle seine Geheimnisse als Alchymist, als Magnetiseur und als Wahrsager, er kannte die Ansprüche, die er auf Allgegenwart, auf fortwährende Wiedergeburt machte, und betrachtete ihn als einen vornehmen Charlatan.

Herr von Crosne war ein starker Geist, mit allen Mitteln seines Amtes vertraut, bei Hofe wohl angeschrieben, gleichgültig gegen die Gunst, die sich nicht mit seinem Stolz vertrug, ein Mann, auf den nicht Jeder, der da wollte, Einfluß zu üben vermochte.

Diesem konnte Cagliostro nicht, wie Herrn von Rohan, noch vom hermetischen Ofen heiße Louisd'or anbieten; diesem hätte Cagliostro nicht das Ende einer Pistole geboten, wie Balsamo Herrn von Sartines; von diesem hatte Balsamo nicht mehr eine Lorenza zurückzufordern, sondern Cagliostro hatte Rechenschaft abzulegen.

Darum hatte der Graf, statt die Ereignisse abzuwarten, sich von dem Beamten eine Audienz erbitten zu müssen geglaubt.

Herr von Crosne fühlte den Vortheil seiner Stellung, Cagliostro fühlte das Peinliche der seinigen und war bemüht, sich daraus zu befreien. Bei dieser offen gespielten Schachpartie fand ein Einsatz statt, den einer von den Spielern nicht muthmaßte, und dieser Spieler war nicht Herr von Crosne.

Dieser kannte, wie gesagt, von Cagliostro nur den Charlatan, der Adept war ihm ganz unbekannt. An den Steinen, welche die Philosophie auf dem Wege der Monarchie aussäte, haben sich so viele Leute nur deßhalb gestoßen, weil sie dieselben nicht sahen.

Herr von Crosne erwartete von Herrn von Cagliostro Enthüllungen über das Halsband, über die Händel von Frau von La Mothe; hierin lag sein Nachtheil. Doch er hatte das Recht, zu befragen, zu verhören, einzukerkern, und dieß war seine Überlegenheit.

Er empfing den Grafen wie ein Mann, der sein Gewicht fühlt, aber der es nicht an Höflichkeit gegen irgend Jemand fehlen lassen will, nicht einmal gegen einen Emporkömmling.

Cagliostro bewachte sich. Er wollte nur vornehmer Herr bleiben, seine einzige Schwäche, von der er glaubte, er müsse sie vermuthen lassen.

»Mein Herr, sagte der Policei-Lieutenant zu ihm, »Sie haben sich eine Audienz von mir erbeten. Ich komme ausdrücklich von Versailles, um sie

Ihnen zu geben.«

»Mein Herr, ich dachte, Sie hätten ein Interesse, mich über das, was vorgeht, zu befragen, und als ein Mann, der Ihr ganzes Verdienst und die ganze Bedeutung Ihrer Functionen kennt, bin ich zu Ihnen gekommen.«

»Sie befragen?« versetzte der Beamte, Erstaunen heuchelnd, »worüber denn? und in welcher Eigenschaft?«

»Mein Herr,« sprach Herr Cagliostro gerade heraus, »Sie beschäftigen sich sehr viel mit Frau von La Mothe und dem Verschwinden des Halsbands.«

»Sollten Sie es gefunden haben?« fragte Herr von Crosne beinahe spöttisch.

»Nein,« antwortete der Graf mit ernstem Tone. »Aber wenn ich es nicht gefunden habe, so weiß ich doch wenigstens, daß Frau von La Mothe in der Rue Saint-Claude wohnte.«

»Ihnen gegenüber, mein Herr, das wußte ich auch.«

»Dann wissen Sie, was Frau von La Mothe machte, mein Herr ... Sprechen wir nicht mehr davon.«

»Im Gegentheil,« erwiderte Herr von Crosne mit gleichgültiger Miene, »sprechen wir noch mehr davon.«

»Oh! das hatte nur Salz in Beziehung auf die kleine Oliva; doch da Sie Alles über Frau von La Mothe wissen, so werde ich Ihnen nichts mehr mitzutheilen haben.«

Bei dem Namen Oliva bebte Herr von Crosne.

»Was sagen Sie von Oliva?« fragte er. »Wer ist das, Oliva?«

»Sie wissen es nicht? Ah! mein Herr, ich würde mich wundern, wenn ich Sie hierüber zu belehren hätte. Stellen Sie sich ein sehr hübsches Mädchen vor, einen Wuchs ... blaue Augen, das Eirund des vollkommenen Gesichts; hören Sie, eine Art von Schönheit, welche an die Ihrer Majestät der Königin erinnert.«

»Ah! ah!« machte Herr von Crosne, »nun?«

»Dieses Mädchen lebte schlecht, und das war mir betrübt; sie hatte einst bei einem alten Freunde von mir, bei Herrn von Taverney, gedient.«

»Bei dem Baron, der kürzlich gestorben ist?«

»Ganz richtig, ja, der kürzlich gestorben ist. Sie war überdieß in Diensten bei einem gelehrten Mann gewesen, den Sie nicht kennen, Herr Policei-Lieutenant, und der ... Doch ich bemerke, daß ich auf Abschweifungen gerathe, und daß ich Sie zu belästigen anfange.«

»Mein Herr, ich bitte Sie im Gegentheil, wollen Sie fortfahren. Diese Oliva, sagten Sie?«

»Lebte schlecht, wie ich Ihnen zu bemerken die Ehre hatte. Sie lebte unter einer großen Dürftigkeit mit einem gewissen Burschen, ihrem Liebhaber, der sie schlug und bestahl: einer von Ihren gewöhnlichen Galgenvögeln, mein Herr, den Sie nicht kennen müssen ...«

»Ein gewisser Beausire vielleicht,« erwiderte der Beamte, glücklich, wohlunterrichtet zu erscheinen.

»Ah! Sie kennen ihn, das ist erstaunlich,« sprach Cagliostro mit Bewunderung; »sehr gut, mein Herr, Sie sind noch mehr Wahrsager, als ich. Eines Tags nun, als Beausire die Arme mehr geschlagen und bestohlen hatte, als gewöhnlich, flüchtete sie sich zu mir und bat mich um meinen Schutz. Ich bin gut, ich gab ihr irgend einen Winkel in einem meiner Hotels.«

»Bei Ihnen! ... Sie war bei Ihnen?« rief der Beamte erstaunt.

»Allerdings,« erwiderte Cagliostro, ebenfalls Erstaunen heuchelnd, »warum sollte ich sie nicht bei mir aufgenommen haben? ich bin Junggeselle.«

Und er lachte mit einer so geschickten Treuherzigkeit, daß Herr von Crosne völlig in's Garn ging.

»Bei Ihnen!« wiederholte er; »darum haben also meine Agenten so sehr gesucht, um sie zu finden.«

»Wie gesucht!« rief Cagliostro. »Man suchte die Kleine? hat sie denn etwas gethan, was ich nicht wüßte?«

»Nein, mein Herr, nein; ich beschwöre Sie, fahren Sie fort.«

»Oh! mein Gott! ich bin zu Ende. Ich quartierte sie bei mir ein, das ist das Ganze.«

»Nein, mein Herr Graf, das ist nicht das Ganze, da Sie vorhin den Namen Oliva mit dem Namen der Frau von La Mothe zu verbinden schienen.«

»Ah! wegen der Nachbarschaft.«

»Es ist noch etwas Anderes, Herr Graf ... Sie haben nicht umsonst gesagt, Frau von La Mothe und Mlle. Oliva seien Nachbarinnen gewesen.«

»Oh! das bezieht sich auf einen Umstand, dessen Mittheilung unnütz wäre. Man muß nicht dem ersten Beamten des Königreichs Hirngespinste eines müßigen Rentier erzählen.«

»Sie interessiren mich, mein Herr, und zwar mehr als Sie glauben; denn diese Oliva, von der Sie sagen, Sie haben sie bei sich aufgenommen, habe ich in der Provinz gefunden.«

»Sie haben sie gefunden?«

»Mit Herrn von Beausire!«

»Ich vermuthete es,« rief Cagliostro. »Sie war mit Beausire? Ah! sehr gut, sehr gut! Ich muß Frau von La Mothe Abbitte thun.«

»Wie? was wollen Sie damit sagen?« fragte Herr von Crosne.

»Ich sage, mein Herr, nachdem ich einen Augenblick Frau von La Mothe im Verdachte gehabt, lasse ich ihr vollständige Genugthuung widerfahren.«

»Im Verdacht! worüber?«

»Guter Gott! Sie hören also geduldig all dieses Geschwätz an? Nun denn! so erfahren Sie, daß in dem Augenblick, wo ich Hoffnung hatte, diese Oliva zu bessern, sie zur Arbeit und zur Rechtschaffenheit zurückzuleiten ... ich beschäftige mich mit der Sittlichkeit ... Jemand gekommen ist und sie mir entführt hat.«

»Sie Ihnen entführt! aus Ihrem Hause?«

»Aus meinem Hause.«

»Das ist seltsam.«

»Nicht wahr? Und ich hätte mich darauf verdammen lassen, daß es Frau von La Mothe gewesen sei. An welchen Fäden hängen die Urtheile der Welt!«

Herr von Crosne näherte sich Cagliostro und sprach:

»Ich bitte Sie, erklären Sie sich umständlicher.«

»Oh! mein Herr, nun, da Sie Oliva mit Beausire gefunden haben, wird mich nichts mehr auf den Gedanken an Frau von La Mothe, an ihre Bestrebungen, an ihre Zeichen, an ihre Correspondenzen bringen.«

»Mit Oliva?«

»Ja wohl.«

»Frau von La Mothe und Oliva waren im Einverständniß?«

»Vollkommen.«

»Sie sahen sich?«

»Frau von La Mothe hatte Mittel gefunden, sie jede Nacht ausgehen zu lassen.«

»Jede Nacht! sind Sie dessen sicher?«

»So sicher, als ein Mensch dessen, was er gehört hat, sein kann.«

»Oh! mein Herr, Sie sagen mir da Dinge, die ich mit tausend Livres für jedes Wort bezahlen würde. Welches Glück für mich, daß Sie Gold machen!«

»Ich mache keines mehr, mein Herr, es war zu theuer.«

»Doch Sie sind der Freund des Herrn von Rohan?«

»Ich glaube es.«

»Aber Sie müssen wissen, wie viel dieses Intriguenelement, das man Frau von La Mothe nennt, Antheil au seiner ärgerlichen Angelegenheit hat?«

»Nein, ich will das nicht wissen.«

»Doch, Sie wissen vielleicht die Folgen der Spaziergänge, welche Oliva und Frau von La Mothe mit einander gemacht haben?«

»Mein Herr, es gibt Dinge, welche der kluge Mann immer nicht zu wissen suchen muß,« erwiderte Cagliostro spruchreich.

»Ich werde nur noch die Ehre haben, Sie Eines zu fragen,« sagte lebhaft Herr von Crosne. Haben Sie Beweise, daß Frau von La Mothe mit Oliva correspondirte?«

»Hundert.«

»Welche?«

»Billete von Frau von La Mothe, die sie zu Oliva mit einer Armbrust schleuderte, welche man ohne Zweifel in ihrer Wohnung finden wird. Um ein Stück Blei gewickelt, haben mehrere von diesen Billeten das Ziel nicht erreicht. Sie fielen auf die Straße, wo einige von meinen Leuten oder von mir aufgehoben wurden.«

»Mein Herr, würden Sie dieselben dem Gerichte überliefern?«

»Oh! sie sind von einer solchen Unschuld, daß ich mir kein Bedenken daraus machte, und daß ich deßhalb keinen Vorwurf von Seiten der Frau von La Mothe zu verdienen glaubte.«

»Und ... die Beweise des Einverständnisses, der Rendezvous?«

»Tausend.«

»Ich bitte Sie, geben Sie mir einen einzigen.«

»Den besten. Es scheint, daß es Frau von La Mothe leicht war, in mein Haus einzutreten, um Oliva zu besuchen, denn ich habe sie dort an demselben Tage gesehen, an dem die junge Frau verschwand.«

»An demselben Tage?«

»Alle meine Leute haben sie gesehen, wie ich.«

»Ah! ... und was wollte sie, wenn Oliva verschwunden war?«

»Das fragte ich mich auch sogleich, und ich konnte es mir nicht erklären. Ich hatte Frau von La Mothe aus einer Postchaise aussteigen sehen, welche in der Rue du Noi-Doré wartete. Meine Leute hatten diesen Wagen lange auf derselben Stelle halten sehen, und mein Gedanke, ich muß es gestehen, war, Frau von La Mothe wolle sich Oliva beigesellen.«

»Sie ließen gewähren?«

»Warum nicht? Es ist eine mildherzige und vom Schicksal begünstigte Dame, diese Frau von La Mothe. Sie wird bei Hofe empfangen. Warum sollte ich sie verhindert haben, mich von Oliva zu befreien? Ich hätte Unrecht gehabt, wie Sie sehen, da ein Anderer sie mir entführte, um sie abermals zu verderben.«

»Ah!« sagte Herr von Crosne tief nachsinnend, »Mlle. Oliva war bei Ihnen einquartiert?«

»Ja, mein Herr.«

»Ah! Mlle. Oliva und Frau von La Mothe kannten sich, sahen sich und gingen mit einander aus?«

»Ja, mein Herr.«

»Ah! Frau von La Mothe ist am Tag der Entführung Oliva's bei Ihnen gesehen worden?«

»Ja, mein Herr.«

»Ah! Sie dachten, die Gräfin habe sich das Mädchen beigesellen wollen?«

»Was sollte ich Anderes denken?«

»Aber was hat Frau von La Mothe gesagt, als sie Oliva nicht mehr bei Ihnen fand?«

»Sie kam mir sehr beunruhigt vor.«

»Sie vermuthen, dieser Beausire habe sie entführt?«

»Ich vermuthe es einzig und allein, weil Sie mir sagen, daß er sie wirklich entführt habe, sonst würde ich nichts vermuthen. Dieser Mensch wußte Oliva's Wohnung nicht, wer kann sie ihm genannt haben?«

»Oliva selbst.«

»Ich glaube nicht, denn statt sich von ihm aus meinem Hause entführen zu lassen, wäre sie selbst von mir zu ihm entflohen, und ich bitte Sie, zu glauben, daß er nicht in mein Hotel hereingekommen wäre, hätte ihm nicht Frau von La Mothe einen Schlüssel zustellen lassen.«

»Sie hatte einen Schlüssel?«

»Es läßt sich nicht daran zweifeln.«

»Bitte, an welchem Tage entführte man sie?« fragte Herr von Crosne, plötzlich erleuchtet durch die Fackel, die ihm Cagliostro so geschickt reichte.

»Oh! mein Herr, darin werde ich mich nicht täuschen, es war gerade am Tag vor dem Ludwigsfest.«

»So ist es!« rief der Policei-Lieutenant, »so ist es! mein Herr, Sie haben dem Staat einen ausgezeichneten Dienst geleistet.«

»Das macht mich sehr glücklich.«

»Und Sie werden den gebührenden Dank dafür erhalten.«

»Vor Allem durch mein Gewissen,« sagte der Graf.

Herr von Crosne verbeugte sich.

»Darf ich auf die Niederlegung der Beweise, von denen Sie sprechen, hoffen?« sagte er noch.

»Mein Herr, ich gehorche den Gerichten in allen Dingen.«

»Wohl, mein Herr, ich nehme Sie bei Ihrem Wort; auf die Ehre, Sie wiederzusehen!«

Und er entließ Cagliostro. Während dieser wegging, sagte er:

»Ah! Gräfin, ah! Natter, Du wolltest mich anklagen; ich glaube, Du hast auf die Feile gebissen; gib Acht auf Deine Zähne.«

LXXXIX.

Herr von Breteuil.

Während Herr von Crosne diese Unterredung mit Cagliostro hatte, erschien Herr von Breteuil in der Bastille im Auftrage des Königs, um Herrn von

Rohan zu befragen.

Die Zusammenkunft zwischen diesen zwei Feinden drohte stürmisch zu werden. Herr von Breteuil kannte aber den Stolz des Herrn von Rohan; er hatte ihm eine Rache abgewonnen, welche furchtbar genug war, daß er sich fortan an ein höfliches Verfahren halten konnte. Er war mehr als höflich. Herr von Rohan weigerte sich, zu antworten.

Der Siegelbewahrer blieb beharrlich; doch Herr von Rohan erklärte, er werde sich auf die Maßregeln verlassen, welche das Parlament und seine Richter beschlößen.

Herr von Breteuil mußte sich vor dem unerschütterlichen Willen des Angeklagten zurückziehen.

Er ließ Frau von La Mothe zu sich rufen; welche eben mit der Abfassung ihrer Denkwürdigkeiten beschäftigt war; sie gehorchte voll Eifer.

Herr von Breteuil erklärte ihr unumwunden ihre Lage, die sie besser als irgend Jemand kannte. Sie antwortete, sie habe Beweise von ihrer Unschuld, die sie liefern werde, wenn es nöthig sei. Herr von Breteuil bemerkte ihr, nichts könne dringlicher sein.

Jeanne gab jetzt die ganze Fabel preis, welche sie zusammengesetzt hatte: es waren immer dieselben Insinuationen gegen alle Welt, dieselbe Behauptung, die Fälschungen, die man ihr zum Vorwurf mache, rühren, sie wisse nicht, woher.

Sie erklärte auch, da das Parlament die Sache in die Hände genommen, so werde sie nichts absolut Wahres mehr, außer in Gegenwart des Cardinals und nach den Anschuldigungen, die er gegen sie erhebe, sprechen.

Herr von Breteuil sagte ihr sodann, der Cardinal lasse Alles auf ihr lasten.

»Alles?« versetzte Jeanne, »selbst den Diebstahl?«

»Selbst den Diebstahl!«

»Wollen Sie dem Herrn Cardinal erwidern,« sagte Jeanne mit kaltem Tone, »ich lasse ihn ermahnen, nicht länger ein so schlechtes Vertheidigungssystem zu behaupten.«

Und dieß war Alles. Doch Herr von Breteuil fühlte sich nicht befriedigt. Er brauchte einige geheime Einzelheiten. Er brauchte für seine Logik den Ausspruch der Ursachen, welche den Cardinal zu so großen Verwegenheiten gegen die Königin, die Königin zu einem solchen Zorn gegen den Cardinal geführt hatten.

Er brauchte die Erläuterungen aller vom Herrn Grafen von Provence gesammelten und in den Zustand öffentlicher Gerüchte übergegangenen Protocolle.

Der Siegelbewahrer war ein Mann von Geist, er verstand es, auf den Character einer Frau zu wirken; er versprach Frau von La Mothe Alles, wenn sie unumwunden Jemand bezüchtigte.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sprach er zu ihr, »indem Sie nichts sagen, bezüchtigen Sie die Königin; nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie hiebei beharren, werden Sie als der Majestätsbeleidigung schuldig verurtheilt; das ist die Schande, das ist der Strang.«

»Ich klage die Königin nicht an,« erwiderte Jeanne, »doch warum klagt man mich an?«

»So bezüchtigen Sie Jemand,« sprach der unbeugsame Breteuil; »Sie haben nur dieses Mittel, um sich frei zu machen.«

Sie verschloß sich in ein kluges Stillschweigen, und diese erste Zusammenkunft zwischen ihr und dem Siegelbewahrer hatte kein Resultat.

Indessen verbreitete sich das Gerücht, es haben sich Beweise erhoben; die Diamanten seien in England verkauft worden, wo man Herrn Reteau von Billette durch die Agenten des Herrn von Vergennes verhaftete.

Der erste Sturm, den Jeanne auszuhalten hatte, war furchtbar. Mit Reteau confrontirt, den sie für ihren Verbündeten bis zum Tod halten mußte, hörte

sie diesen zu ihrem Schrecken ganz demüthig gestehen, er sei ein Fälscher, er habe einen Empfangschein für die Diamanten, einen Schuldbrief der Königin geschrieben und zugleich die Unterschrift der Juweliere und Ihrer Majestät gefälscht.

Befragt, aus welchem Beweggründe er diese Verbrechen begangen, antwortete er, es sei auf das Verlangen von Frau von La Mothe geschehen.

Verwirrt, wüthend, vertheidigte sie sich wie eine Löwin; sie behauptete, Herrn Reteau von Villette nie gesehen, nie gekannt zu haben. Doch hier erhielt sie zwei harte Stöße; zwei Zeugnisse schmetterten sie nieder.

Das erste kam von einem durch Herrn von Crosne aufgefundenen Fiakerkutscher, welcher erklärte, er habe an dem von Reteau bezeichneten Tag und zu der von ihm genannten Stunde eine so gekleidete Dame nach der Rue Montmartre geführt.

Diese Dame, welche sich mit so vielen Geheimnissen umgab, die der Kutscher im Quartier Marais aufgenommen, wer konnte sie anders sein als Frau von La Mothe, die in der Rue Saint-Claude wohnte?

Und was die Vertraulichkeit betrifft, welche zwischen diesen zwei Schuldgenossen bestand, wie ließ sie sich leugnen, wenn ein Zeuge behauptete, er habe am Tag vor dem Ludwigsfeste auf dem Bock einer Postchaise, aus der Frau von La Mothe ausgestiegen, Herrn Reteau von Villette gesehen, welcher an seinem bleichen, ängstlichen Gesichte kenntlich gewesen?

Der Zeuge war einer der ersten Diener des Herrn von Cagliostro.

Dieser Name machte Jeanne aufspringen und trieb sie zum Aeußersten. Sie verbreitete sich in Anklagen gegen Cagliostro, von dem sie erklärte, er habe durch seine Hexereien und Zaubermittel den Geist des Cardinals von Rohan geblendet und diesem dadurch strafbare Gedanken gegen die königliche Majestät eingegeben.

Dieß war der erste Ring von der Kette der Anklage auf Ehebruch.

Herr von Rohan vertheidigte sich, indem er Cagliostro vertheidigte. Er leugnete Alles, was Beziehung auf die Königin hatte. Er leugnete so hartnäckig, daß Jeanne, außer sich, zum ersten Mal die Bezüchtigung einer wahnsinnigen Liebe des Cardinals für die Königin aussprach.

Herr von Cagliostro verlangte sogleich eingesperrt zu werden, was er auch erhielt, um für seine Unschuld gegen Jedermann zu bürgen. Ankläger und Richter entflammten sich, wie dieß geschieht, bei dem ersten Hauche der Wahrheit, und die öffentliche Meinung nahm unmittelbar für den Cardinal und für Cagliostro gegen die Königin Partei.

Da geschah es, daß diese unglückliche Fürstin, um ihre Beharrlichkeit in Verfolgung des Processes begreiflich zu machen, die an den König über die nächtlichen Spaziergänge erstatteten Berichte veröffentlichen ließ, und, hierüber an Herrn von Crosne appellirend, diesen aufforderte, zu erklären, was er wußte.

Geschickt berechnet, fiel der Schlag auf Jeanne, und hätte sie beinahe auf immer vernichtet.

Der Verhörrichter forderte in vollem Instructionsrath Herrn von Rohan auf, zu erklären, was er von den Promenaden in den Gärten von Versailles wisse.

Der Cardinal erwiderte, er verstehe nicht zu lügen und berufe sich auf das Zeugniß der Frau von La Mothe.

Diese leugnete, daß je Promenaden mit ihrer Theilnahme oder ihrem Wissen vorgekommen seien.

Sie erklärte die Protocolle und Berichte, welche aussagten, sie sei in den Gärten in Gesellschaft der Königin oder des Cardinals erschienen, für eitel Lügen.

Diese Erklärung sprach die Unschuld der Königin aus, wenn es möglich gewesen wäre, an die Worte einer des Diebstahls und der Fälschung bezüchtigten Frau zu glauben. Doch von dieser Seite kommend, schien die

Rechtfertigung ein Act der Gefälligkeit zu sein, und die Königin ertrug es nicht, auf diese Weise gerechtfertigt zu werden.

Als Jeanne am Stärksten schrie, sie sei nie nächtlicher Weise im Garten von Versailles erschienen, und nie habe sie etwas von den Privatangelegenheiten der Königin und des Cardinals gesehen oder erfahren, da erschien Oliva, ein lebendiges Zeugniß, das die Meinung veränderte und das ganze Gerüste der von der Gräfin aufgehäuften Lügen zerstörte.

Wie wurde sie nicht unter den Trümmern begraben, wie erhob sie sich wieder gehässiger und schrecklicher als je? Wir erklären uns diese Erscheinung nur durch ihren Willen, wir erklären uns dieselbe nur durch den unseligen Einfluß, der sich an Marie Antoinette anhing.

Oliva mit dem Cardinal confrontirt, welch ein furchtbarer Schlag! Herr von Rohan bemerkte endlich, daß er auf eine schändliche Weise betrogen worden war; dieser Mann voll Zartgefühl und voll edler Leidenschaften mußte entdecken, daß eine Abenteurerin in Verbindung mit einer Spitzbübin ihn dahin gebracht, daß er ganz laut die Königin von Frankreich verachtet hatte, eine Frau, die er liebte und die nicht schuldig war!

Die Wirkung dieser Erscheinung auf Herrn von Rohan wäre, wenn wir wollten, die dramatischste und gewichtigste Scene dieser Angelegenheit, würden wir nicht, indem wir uns der Geschichte näherten, in den Koth, in das Blut und das Entsetzen fallen.

Als Herr von Rohan Oliva, diese Königin von der Straßenecke, sah und sich der Rose, des Händedrucks und der Apollo- Bäder erinnerte, da erbleichte er, und er hätte all sein Blut zu den Füßen von Marie Antoinette vergossen, würde er sie in diesem Augenblick an der Seite der Andern gesehen haben.

Welche Verzeihungen, welche Gewissensbisse sprangen aus seiner Seele hervor, um mit seinen Thränen hinzugehen und die letzten Stufen dieses Thrones zu reinigen, wo er eines Tages seine Geringschätzung nebst der Sehnsucht einer verachteten Liebe ergossen hatte!

Doch auch dieser Trost war ihm versagt; doch er konnte die Identität Oliva's nicht annehmen, ohne zu gestehen, er liebe die wahre Königin; doch das

Geständniß seines Irrthums selbst war eine Anschuldigung, eine Befleckung. Er ließ Jeanne Alles leugnen und schwieg.

Und als Herr von Breteuil mit Herrn von Crosne Jeanne nöthigen wollte, sich weiter zu erklären, sprach sie:

»Das beste Mittel, zu beweisen, daß die Königin nicht in der Nacht im Parke spazieren gegangen, ist, eine Frau zu zeigen, die der Königin gleicht und behauptet, sie sei im Park gewesen. Man zeigt sie; es ist gut.«

Diese schändliche Insinuation hatte günstigen Erfolg, sie entkräftete noch einmal die Wahrheit.

Als aber Oliva in ihrer treuherzigen Angst alle Einzelheiten angab und alle Beweise lieferte, als sie nichts ausließ, als sie es dahin brachte, daß man ihr viel mehr glaubte, als der Gräfin, da nahm Jeanne ihre Zuflucht zu einem verzweifelten Mittel: sie gestand.

Sie gestand, sie habe den Cardinal nach Versailles geführt, Seine Eminenz habe um jeden Preis die Königin sehen und ihr die Versicherung seiner ehrfurchtsvollen Zuneigung geben wollen; sie gestand, weil sie hinter sich eine ganze Partei fühlte, die sie nicht hatte, wenn sie beim Leugnen verblieb; sie gestand, weil sie, indem sie die Königin anschuldigte, alle Feinde der Königin, und ihre Zahl war groß, zum Beistand für sich gewann.

Da wechselten zum zehnten Mal die Rollen in diesem höllischen Proceß: der Cardinal spielte die eines Bethörten, Oliva die einer gemeinen Dirne ohne Poesie und ohne Verstand, Jeanne die einer Intrigantin; sie konnte sich keine bessere wählen.

Doch um diesen niederträchtigen Plan gelingen zu machen, mußte die Königin auch eine Rolle darin spielen: man gab ihr die gehässigste, die verworfenste, wodurch die königliche Würde am meisten an den Pranger gestellt wurde, die Rolle einer unbesonnenen Cokette, einer Grisette, welche Mystificationen anzettelt. Marie Antoinette wurde Dorimene, wie sie mit Frosine gegen Herrn Jourdain, den Cardinal, sich verschwört.

Jeanne erklärte, diese Promenaden haben mit dem Gutheißen von Marie Antoinette stattgefunden, welche hinter einer Hagenbuche sich halb todt gelacht habe, all sie die leidenschaftlichen Reden des verliebten Herrn von Rohan gehört.

Diese letzte Verschanzung wählte die Diebin, welche nicht mehr wußte, wo sie ihren Diebstahl verbergen sollte; dieß war der königliche Mantel, gemacht aus der Ehre von Maria Theresia und Maria Leczinska.

Die Königin erlag dieser letzten Anschuldigung, denn sie konnte ihre Falschheit nicht beweisen, sie konnte sie nicht beweisen, weil Jeanne, auf das Aeußerste getrieben, erklärte, sie würde alle von Herrn von Rohan an die Königin geschriebenen Liebesbriefe veröffentlichen, und weil sie in der That diese von wahnsinniger Liebe glühenden Briefe besaß.

Sie konnte es nicht, weil Mademoiselle Oliva, welche von Jeanne in den Part geführt worden zu sein behauptete, keinen Beweis hatte, daß Jemand hinter den Hagebuchen gehorcht oder nicht gehorcht.

Endlich konnte die Königin ihre Unschuld nicht beweisen, weil zu viele Personen ein Interesse hatten, diese schändlichen Lügen für die Wahrheit zu nehmen.

XC.

Eine letzte Hoffnung.

Bei der Wendung, welche Jeanne der Sache gegeben hatte, wurde es, wie man sieht, unmöglich, die Wahrheit zu entdecken.

Auf eine unverwerfliche Weise durch zwanzig von glaubwürdigen Personen herrührende Zeugschaften des Diamanten-Diebstahls überwiesen, konnte sich Jeanne nicht entschließen, für eine gemeine Diebin zu gelten. Sie bedurfte der Schande von irgend Jemand an der Seite der ihrigen. Sie überredete sich, der Lärm von dem Scandal in Versailles werde ihr eigenes

Verbrechen so vollständig übertäuben, daß im Fall einer Verurtheilung der Spruch hauptsächlich die Königin treffen müßte.

Ihre Berechnung war gescheitert. Die Königin, indem sie offen die Debatte über die doppelte Ungelegenheit annahm, der Cardinal, indem er sich seinem Verhör, den Richtern und dem Scandal unterzog, raubten ihrer Feindin die Glorie der Unschuld, die sie mit allen ihren heuchlerischen Zurückhaltungen zu vergolden sich gefallen hatte.

Aber eine seltsame Erscheinung! Das Publicum sollte vor seinen Augen einen Proceß sich entrollen sehen, in dem Niemand unschuldig wäre, selbst nicht diejenigen, welche die Gerichte freisprechen würden.

Nach zahllosen Confrontationen, in denen der Cardinal beständig ruhig und artig blieb, selbst gegen Jeanne, während diese sich heftig und bösartig gegen Alle geberdete, war die öffentliche Meinung im Allgemeinen und die der Richter in's Besondere unwiderruflich festgestellt.

Alle Zwischenfälle waren beinahe unmöglich geworden, alle Offenbarungen waren erschöpft. Jeanne bemerkte, daß sie keine Wirkung auf ihre Richter hervorgebracht hatte.

Sie faßte in der Stille des Kerkers alle ihre Kräfte, alle ihre Hoffnungen zusammen.

Von Allem, was Herrn Breteuil umgab oder ihm diente, kam Jeanne der Rath zu, die Königin zu schonen und den Cardinal mitleidslos im Stich zu lassen.

Von Allem, was mit dem Cardinal in Berührung stand, einer mächtigen Familie, für die volksthümliche Sache parteiischen Richtern, einer an Mitteln fruchtbaren Geistlichkeit, kam Frau von La Mothe der Rath zu, die volle Wahrheit zu sagen, die Intriguen des Hofes zu entlarven und den Lärm auf einen Grad zu treiben, daß daraus eine für die gekrönten Häupter tödtliche Betäubung erfolgte.

Diese Partei suchte Jeanne einzuschüchtern, sie stellte ihr abermals vor, was sie nur zu gut wußte, nämlich, daß die Mehrzahl der Richter sich auf die

Seite des Cardinals neige, daß sie ohne Nutzen in dem Kampf scheitern und in Stücke gehen werbe, und man fügte bei, halb verloren, wie sie sei, wäre es besser für sie, sich wegen der Sache der Diamanten verurtheilen zu lassen, als Verbrechen der Majestätsbeleidigung aufzurühren, einen blutigen, im Grunde der Feudalgesetzbücher eingeschlafenen Schlamm, den man nie an die Oberfläche eines Processes rufe, ohne auch zugleich den Tod aufsteigen zu machen.

Diese Partei schien ihres Sieges gewiß. Sie war es. Die Begeisterung des Volks gab sich mit dieser zu Gunsten des Cardinals kund. Die Männer bewunderten seine Geduld und die Frauen seine Discretion. Die Männer waren darüber entrüstet, daß man ihn so schändlich hintergangen; die Frauen wollten es nicht glauben. Oliva, obgleich sie lebte, existirte für eine Anzahl Leute mit ihrer Aehnlichkeit und ihren Geständnissen gar nicht, oder wenn sie existirte, so hatte die Königin sie ausdrücklich für diesen Umstand erfunden.

Jeanne überlegte dieß Alles. Ihre Advocaten selbst verließen sie, ihre Richter verhehlten ihren Widerwillen nicht; die Rohan belasteten sie kräftig; die öffentliche Meinung verachtete sie. Sie beschloß einen letzten Schlag zu thun, um ihren Richtern Unruhe, den Freunden des Kardinals Angst einzuflößen, und den öffentlichen Haß gegen Marie Antoinette noch mehr aufzustacheln.

Ihr Mittel in Beziehung auf den Hof sollte folgendes sein:

Glauben machen, sie habe fortwährend die Königin geschont, und sie würde Alles entschleiern, wenn man sie auf das Aeußerste triebe.

In Beziehung auf den Cardinal mußte sie glauben machen, sie behaupte ihr Stillschweigen nur, um seine Zartheit nachzuahmen; doch sobald er spräche, würde sie, durch dieses Beispiel ihrer Pflicht entbunden, auch sprechen, und alle Beide würden zugleich ihre Unschuld und die Wahrheit enthüllen.

Das war wirklich nur ein Inbegriff ihres Benehmens während der Instruction des Processes. Doch ist es nicht zu leugnen, alle bekannte

Gerüchte lassen sich durch neue Würze verjüngen. Man vernehme, was die Gräfin ersann, um ihre zwei Stratageme aufzufrischen.

Sie schrieb an die Königin einen Brief, dessen Ausdrücke allein seinen Character und seine Tragweite enthüllen können:

»Madame,

»Was meine Lage auch Peinliches und Hartes hat, es ist mir doch nicht eine Klage entschlüpft. Alle Winkelzüge und Schleichwege, deren man sich bedient, um mir Geständnisse zu erpressen, haben nur dazu beigetragen, mich zu bestärken in dem Entschluß, meine Gebieterin nicht *bloßzustellen*.

»So sehr ich aber überzeugt bin, daß meine *Beharrlichkeit* und meine *Verschwiegenheit* mir die Mittel erleichtern müssen, der Verlegenheit zu entkommen, in der ich mich befinde, so bekenne ich doch, daß die Anstrengungen der Familie des Sclaven (so nannte die Königin den Cardinal in den Tagen ihrer Versöhnung) mich befürchten lassen, daß ich ihr Opfer werde.

»Eine lange Haft, Confrontationen, welche kein Ende nehmen, die Scham und die Verzweiflung, daß ich mich eines Verbrechens bezüchtigt sehe, dessen ich nicht schuldig bin, haben meinen Muth geschwächt, und ich habe bange, meine Standhaftigkeit könnte so vielen gleichzeitigen Schlägen erliegen.

»Madame könnte dieser unglücklichen Angelegenheit mit einem einzigen Wort ein Ziel setzen durch die Vermittlung des Herrn von Breteuil, der ihr in den Augen des Ministers (des Königs) die Wendung zu geben im Stande ist, die ihm sein Verstand einflüstern wird, ohne daß *Madame auf irgend eine Weise bloßgestellt* ist. Die Furcht, ich dürfte genöthigt sein, *Alles zu enthüllen*, veranlaßt mich zu dem Schritt, den ich heute in der Ueberzeugung thue, Madame werde die Beweggründe berücksichtigen, die mich zwingen, meine Zuflucht hiezu zu nehmen, und sie werde Befehle geben, mich der schmerzlichen Lage zu entziehen, in der ich mich befinde.

»Ich bin mit tiefer Ehrfurcht Eurer Majestät unterthänigste Dienerin,

Gräfin *Valois von La Mothe*.«

Jeanne hatte, wie man sieht, Alles berechnet.

Entweder würde der Brief an die Königin gelangen und sie durch die Beharrlichkeit, die er nach so vielen Querzügen verrieth, erschrecken, und dann würde sich die Königin, die des Kampfes müde sein müßte, entschließen, der Sache durch die Freilassung Jeanne's ein Ende zu machen, da ihre Haft und ihr Proceß zu nichts geführt hatten.

Oder, was noch viel wahrscheinlicher und durch das Ende des Briefes selbst dargethan ist, Jeanne zahlte in keiner Hinsicht auf den Brief, und das ist leicht zu erweisen: denn so in den Proceß hinein versetzt, konnte die Königin nichts aufhalten, ohne sich selbst zu verurtheilen. Es ist also augenscheinlich, daß Jeanne nie darauf gerechnet hatte, der Brief würde der Königin übergeben werden.

Sie wußte, daß alle ihre Wächter dem Gouverneur der Bastille, das heißt Herrn von Breteuil ergeben waren. Sie wußte, daß alle Welt in Frankreich aus der Halsband-Sache eine ganz politische Speculation machte, was seit den Parlamenten des Herrn von Maupeou nicht mehr geschehen. Es war gewiß, daß der Bote, den sie mit diesem Briefe beauftragte, wenn er ihn nicht dem Gouverneur gab, ihn für sich oder für die Richter von seiner Meinung behalten würde. Sie hatte endlich Alles so eingerichtet, daß dieser Brief, in irgend welche Hände fallend, darin einen Sauerteig von Haß, Verachtung und Unehrerbietigkeit gegen die Königin niederlegte.

Zu gleicher Zeit, da sie diesen Brief an die Königin schrieb, faßte sie einen anderen an den Cardinal ab:

»Ich kann nicht begreifen, Monseigneur, warum Sie sich hartnäckig weigern, klar zu sprechen. Mir scheint, Sie können nichts Besseres thun, als unseren Richtern ein unbegrenztes Vertrauen gewähren: unser Loos würde sich glücklicher gestalten. Ich meines Theils bin entschlossen, zu schweigen, wenn Sie mir nicht beistehen wollen. Doch warum sprechen Sie nicht? Erklären Sie alle Umstände dieser geheimnißvollen Angelegenheit, und ich schwöre Ihnen, daß ich Alles bestätige, was Sie behaupten werden, bedenken Sie wohl, Herr Cardinal, wenn ich es auf mich nehme, zuerst zu

sprechen, und Sie in Abrede ziehen, was ich sagen dürfte, so bin ich verloren, so werde ich der Rache *derjenigen* nicht entgehen, welche uns aufopfern will.

»Doch Sie haben nichts Aehnliches von meiner Seite zu befürchten, meine Ergebenheit ist Ihnen bekannt. Sollte sie unversöhnlich sein, so wäre Ihre Sache immer die meinige; ich würde Alles opfern, um Sie den Wirkungen *ihres* Hasses zu entziehen, oder unsere Ungnade wäre eine gemeinschaftliche.

»N.S. Ich habe einen Brief an *sie* geschrieben, der sie hoffentlich bestimmen wird, wenn nicht die Wahrheit zu sagen, doch wenigstens uns nicht zu erdrücken, da wir uns kein anderes Verbrechen vorzuwerfen haben, als unsern Irrthum oder unser Stillschweigen.«

Diesen künstlichen Brief übergab sie dem Cardinal bei ihrer letzten Confrontation im großen Sprachzimmer der Bastille, und man sah den Cardinal einer solchen Frechheit gegenüber erröthen. erbleichen, beben. Er ging hinaus, um Athem zu schöpfen.

Den Brief an die Königin übergab die Gräfin in demselben Augenblick dem Abbé Lekel, Almosenier der Bastille, der den Cardinal in's Sprachzimmer begleitet hatte und den Interessen der Rohan ergeben war.

»Mein Herr,« sagte sie zu ihm, »Sie können, indem Sie diesen Auftrag vollziehen, eine Aenderung im Schicksal des Herrn von Rohan und in dem meinigen herbeiführen. Nehmen Sie Kenntniß von dem, was er enthält. Sie sind ein durch seine Pflichten zur Verschwiegenheit verbundener Mann. Sie werden sehen, daß ich an der einzigen Thüre angeklopft habe, wo wir, der Cardinal und ich, Hilfe suchen können.

Der Almosenier weigerte sich.

»Sie sehen keinen andern Geistlichen als mich,« erwiderte er, »Ihre Majestät wird glauben, Sie haben meinen Rathschlägen gemäß geschrieben, und Sie haben mir alles gestanden; ich kann mich nicht selbst ins Verderben stürzen.«

»Nun wohl!« sprach Jeanne, am Gelingen ihrer List verzweifelnd, während sie jedoch den Cardinal durch die Einschüchterung zwingen wollte, »sagen Sie dem Herrn Cardinal, es bleibe mir ein Mittel, meine Unschuld zu beweisen, nemlich wenn ich die Briefe lesen lasse, die er an die Königin geschrieben hat. Es widerstrebte mir, von diesem Mittel Gebrauch zu machen; doch in unserem gemeinschaftlichen Interesse werde ich mich hiezu entschließen.«

Und als sie den Almosenier über diese Drohung erschrocken sah, versuchte sie es zum letzten Mal, ihm ihren furchtbaren Brief an die Königin in die Hand zu schieben.

»Nimmt er den Brief,« sagte sie zu sich selbst, »so bin ich gerettet, weil ich ihn dann in voller Sitzung frage, was er damit gemacht, ob er ihn der Königin übergeben und sie aufgefordert habe, darauf zu antworten; hat er ihn nicht übergeben, so ist die Königin verloren; das Zögern der Rohan wird ihr Verbrechen und meine Unschuld bewiesen haben.«

Doch kaum hatte der Abbé Lekel den Brief in den Händen, so gab er ihr denselben zurück, als ob er ihn brennte.

»Bedenken Sie wohl, daß sie keine Gefahr laufen,« sagte Jeanne bleich vor Zorn, »ich habe den Brief der Königin in einem Umschlag unter der Adresse der Frau von Misert verborgen.«

»Ein Grund mehr!« rief der Abbé, »zwei Personen würden das Geheimiß erfahren. Ein doppeltes Motiv des Unwillens für die Königin. Nein, nein, ich thue es nicht.«

Und er stieß dis Finger der Gräfin zurück.

»Bemerken Sie wohl,« sagte sie, »Sie treiben mich so weit, daß ich von den Briefen des Herrn von Rohan Gebrauch mache.«

»Gut,« erwiderte der Abbé, »machen sie davon Gebrauch, Madame.«

»Aber,« sprach Jeanne zitternd vor Wuth, »da ich Ihnen erkläre, daß der Beweis eines geheimen Briefwechsels mit Ihrer Majestät den Kopf des

Cardinals auf einem Schaffot fallen macht, steht es Ihnen frei, zu sagen: Gut! ... Ich werde Sie gewarnt haben.«

Die Thüre öffnete sich wieder, der Cardinal erschien stolz und zornmüthig auf der Schwelle und rief:

»Lassen Sie das Haupt eines Rohan auf einem Schaffot fallen, Madame, es wird nicht das erste Mal sein, daß die Bastille dieses Schauspiel gesehen hat. Doch da dem so ist, erkläre ich Ihnen, daß ich dem Schaffot, auf das mein Kopf rollt, nichts zum Vorwurf machen werde, wenn ich nur das Gerüste sehe, auf dem man Sie als Diebin und Fälscherin brandmarken wird. Kommen Sie, Abbé, kommen Sie.«

Nach diesen niederschmetternden Worten wandte er Jeanne den Rücken zu, ging mit dem Almosenier hinaus und überließ diese Unglückliche, welche keine Bewegung machen konnte, ohne immer tiefer in den Koth zu gerathen, in dem sie bald ganz versinken sollte, ihrer Wuth und Verzweiflung.

XCI.

Die Taufe des kleinen Beausire.

Frau von La Mothe hatte sich in allen ihren Berechnungen geirrt. Cagliostro irrte sich in keiner.

Kaum in der Bastille, bemerkte er, daß ihm der Vorwand gegeben war, endlich offen auf den Untergang dieser Monarchie hinzuwirken, die er seit so vielen Jahren durch Illuminismus und verborgene Arbeiten untergrub.

Sicher, in nichts überwiesen zu werden, zu der für seine Absichten günstigsten Entwickelung gelangt, hielt er gewissenhaft sein Versprechen gegen alle Welt.

Er bereitete die Materialien zu dem von London datirten berüchtigten Brief vor, der einen Monat nach der Epoche, die wir erreicht haben, erschien und

der erste Stoß des Sturmbocks gegen die alten Mauern der Bastille war, die erste Feindseligkeit der Revolution, der erste materielle Angriff, der dem vom 14. Juli 1789 vorherging.

In diesem Brief, worin Cagliostro, nachdem er König, Königin, Cardinal, öffentliche Agioteurs zu Grunde gerichtet hatte, Herrn von Breteuil, der Personification der ministeriellen Tyrannei, das Verderben bereitete, drückte sich unser Zerstörer also aus:

»Ja, ich wiederhole es frei, nachdem ich es als Gefangener gesagt habe, es gibt kein Verbrechen, das nicht durch sechs Monate in der Bastille abgebüßt wird. Es fragte mich Jemand, ob ich je nach Frankreich zurückkehren werde? Sicherlich, antwortete ich, *unter der Bedingung, daß die Bastille eine öffentliche Promenade geworden* ist. Möge es Gottes Wille sein! Ihr habt Alles, was man braucht, um glücklich zu sein, Ihr Franzosen: einen fruchtbaren Boden, ein mildes Klima, ein gutes Herz, eine allerliebste Heiterkeit, Genie und Anmuth; Ihr seid zu Allem brauchbar, ohne Gleichen in der Kunst zu gefallen, ohne Meister in den andern Künsten; es fehlt Euch, meine Freunde, nur ein kleiner Punkt, nemlich die Gewißheit in Eurem eigenen Bette zu schlafen, wenn Ihr Euch in Nichts vergangen habt.«

Cagliostro hatte sein Wort auch Oliva gehalten. Diese war ihrerseits gewissenhaft treu. Es entschlüpfte ihr kein Wort, das ihren Gönner bloßstellte. Ihre Geständnisse waren nur für Frau von La Mothe verderblich und stellten auf eine unumwundene und unverwerfliche Weise ihre unschuldige Theilnahme an einer Mystification heraus, bei der es, nach ihrer Aussage, auf einen unbekannten Cavalier abgesehen war, den man ihr unter dem Namen Louis bezeichnet hatte.

Während der Zeit, die für die Gefangenen unter Schloß und Riegel und in den Verhören verlaufen war, hatte Oliva ihren theuren Beausire nicht wieder gesehen, sie war jedoch nicht ganz von ihm verlassen, und sie besaß, wie man sehen wird, von ihrem Geliebten ein Andenken, daß sich Dido wünschte, als sie träumend sprach: »Ach! wenn es mir vergönnt wäre, auf meinem Schooße einen kleinen Ascan spielen zu sehen!«

Im Monat Mai des Jahres 1776 wartete ein Mann mitten unter den Armen auf den Stufen des Portals in der Rue Saint-Antoine. Er war unruhig, keuchend, und schaute, ohne die Augen abwenden zu können, nach der Bastille.

In seine Nähe stellte sich ein Mann mit langem Bart, einer von den deutschen Dienern Cagliostro's, derjenige, welchen der Graf als Kämmerer bei seinen geheimnißvollen Aufnahmen im alten Hause der Rue Saint-Claude benützte.

Dieser Mann hemmte die stürmische Ungeduld Beausire's und sagte leise zu ihm:

»Warten Sie, warten Sie, sie werden kommen.«

»Ah!« rief der unruhige Mann, »Sie sind es!«

Und da das *sie werden kommen*, wie es scheint, den unruhigen Mann nicht befriedigte, da dieses mehr als vernünftig zu gesticuliren fortfuhr, sagte ihm der Deutsche in's Ohr:

»Herr Beausire, Sie machen so viel Lärm, daß uns die Policei sehen wird. Mein Herr versprach Ihnen Nachrichten, ich gebe Ihnen.«

»Geben Sie, geben Sie, mein Freund.«

»Leise ... Mutter und Kind befinden sich wohl.«

»Oh! oh!« rief Beausire in unbeschreiblichem Entzücken, »sie ist entbunden! sie ist gerettet!«

»Ja, mein Herr; doch ich bitte, treten Sie auf die Seite.«

»Von einem Mädchen?«

»Nein, mein Herr, von einem Knaben.«

»Desto besser! Oh! mein Freund, wie glücklich bin ich, wie glücklich bin ich! Danken Sie Ihrem Herrn, sagen Sie ihm, mein Leben, Alles, was ich

habe, gehöre ihm.«

»Ja, Herr Beausire, ja, ich werde ihm das sagen, wenn ich ihn sehe.«

»Mein Freund, warum sagten Sie mir vorhin ... Doch nehmen Sie diese zwei Louisd'or.«

»Ich nehme nur von meinem Herrn an.«

»Oh! verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht beleidigen.«

»Ich glaube es. Doch Sie sagten mir? ...«

»Ah! ich fragte Sie, warum Sie vorhin ausgerufen: »»Sie werden kommen!«« Wer wird kommen, wenn's beliebt?«

»Ich meinte den Wundarzt der Bastille und Frau Chopin, die Hebamme, welche Mlle. Oliva entbunden haben.«

»Sie werden hierher kommen? Warum?«

»Um das Kind taufen zu lassen.«

»Ich werde mein Kind sehen!« rief Beausire, indem er wie ein Verzückter in die Höhe sprang. »Sie sagen, ich werde den Sohn Oliva's sehen? hier, sogleich?«

»Hier, sogleich; doch ich bitte Sie inständig, mäßigen Sie sich; sonst werden die Agenten des Herrn von Crosne, die ich unter den Lumpen dieser Bettler verborgen errathe, Sie entdecken und wittern, daß Sie mit den Gefangenen der Bastille in Verbindung gestanden sind. Sie stürzen sich selbst in's Verderben und gefährden meinen Herrn.«

»Oh!« rief Beausire mit der Religion der Ehrfurcht und Dankbarkeit, »eher sterben, als eine Sylbe aussprechen, welche meinem Wohlthäter schaden könnte. Ich werde ersticken, wenn es sein muß, aber ich sage nichts mehr. Sie kommen nicht! ...«

»Geduld!«

Beausire näherte sich dem Deutschen und fragte, die Hände faltend:

»Ist sie ein wenig glücklich dort?«

»Vollkommen glücklich,« erwiderte der Andere. »Oh! hier kommt ein Fiaker.«

»Ja, ja.«

»Er hält an.«

»Ich sehe Weißes, Spitzen ...«

»Das Taufzeug des Kindes.«

»Guter Gott!« rief Beausire.

Und er war genöthigt, sich an eine Säule anzulehnen, um nicht zu wanken, als er aus dem Fiaker die Hebamme, den Wundarzt und einen Schließer der Bastille aussteigen sah, der bei dieser Veranlassung als Zeuge diente.

Als diese drei Personen vorübergingen, geriethen die Bettler in Bewegung und näselten ihre Forderungen.

Man sah nun seltsamer Weise den Pathen und die Pathin diese Elenden mit dem Ellenbogen stoßen und weiter schreiten, während ein Fremder, vor Freude weinend, seine Münze und seine Thaler unter sie vertheilte.

Als dann der kleine Zug in der Kirche eingetreten war, trat Beausire hinter ihnen mit den Priestern und den Neugierigen ein und suchte sich den besten Platz in der Sacristei aus, wo das Sacrament der Taufe vollzogen werden sollte.

Sobald der Priester die Hebamme und den Wundarzt erkannte, welche schon mehrere Male unter ähnlichen Umständen seine Dienste in Anspruch genommen hatten, nickte er ihnen freundlich lächelnd zu.

Beausire grüßte und lächelte mit dem Priester.

Die Thüre schloß sich, der Priester nahm seine Feder und fing an in sein Register die sacramentlichen Phrasen zu schreiben, welche den Act der Einregistrirung bilden.

Als er nach dem Namen und Vornamen des Kindes fragte, antwortete der Wundarzt:

»Es ist ein Knabe, mehr weiß ich nicht.«

Und ein Gelächter punktirte diese Erklärung, was Beaustre nicht sehr ehrerbietig vorkam.

»Es hat doch einen Namen und wäre es der irgend eines Heiligen.«

»Ja, es war der Wille der Demoiselle, daß es den Namen Toussaint bekommen solle.«

»Dann hat es den aller Heiligen!« sagte der Priester lachend über sein Wortspiel, was die Sacristei mit neuer Heiterkeit erfüllte.

Beausire fing an die Geduld zu verlieren, doch der weise Einfluß des Deutschen hielt ihn noch zurück. Er bewältigte sich.

»Nun,« sagte der Priester, »mit diesem Vornamen, mit allen Heiligen als Patronen, kann man eines Vaters entbehren. Schreiben wir: »»Es ist uns heute ein Kind männlichen Geschlechts, geboren gestern in der Bastille, vorgewiesen worden; Sohn von Nicole Oliva Legay und von ... Vater unbekannt.««««

Beausire sprang wüthend an die Seite des Priesters, packte ihn beim Faustgelenke und rief:

»Toussaint hat einen Vater, wie er eine Mutter hat. Er hat einen zärtlichen Vater, der sein Blut nicht verleugnen wird. Ich bitte Sie, schreiben Sie, daß Toussaint, gestern geboren von Nicole Oliva Legay, der Sohn von dem hier gegenwärtigen Jean Baptiste Toussaint von Beausire ist!«

Man denke sich das Erstaunen des Priesters, des Pathen und der Pathin. Die Feder entfiel den Händen des Ersten, das Kind wäre beinahe aus den

Händen der Hebamme gefallen.

Beausire empfing es in den seinigen, bedeckte es mit gierigen Küssen und ließ auf die Stirne des armen Kleinen die erste Taufe, die heiligste in dieser Welt nach der, welche von Gott kommt, die Taufe der väterlichen Thränen fallen.

Obgleich an dramatische Scenen gewöhnt und trotz des den wahren Voltairianern dieser Zeit anklebenden Skepticismus, waren die Anwesenden gerührt. Der Priester allein behauptete seine Kaltblütigkeit und zog die Vaterschaft in Zweifel. Vielleicht ärgerte es ihn, daß er seine Schreibereien wieder anfangen mußte.

Doch Beausire errieth die Schwierigkeit; er legte auf den Taufstein drei Louisd'or, welche viel besser, als seine Thränen, sein Vaterrecht begründeten und seine Glaubwürdigkeit an's Licht stellten.

Der Priester verbeugte sich, hob die zwei und siebenzig Livres auf und durchstrich die zwei Sätze, die er spottend in sein Register eingeschrieben hatte.

»Nur, mein Herr,« sagte er, »nur, da die Erklärung des Herrn Wundarztes der Bastille und der Frau Chopin eine förmliche gewesen ist, werden Sie die Güte haben, selbst zu schreiben und zu beurkunden, daß Sie sich als Vater dieses Kindes erklären.«

»Ich!« rief Beausire, in der höchsten Freude, »ich würde mit meinem Blute schreiben.«

Und er ergriff die Feder voll Begeisterung.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte ganz leise der Schließer Guyon, der seine Rolle als bedenklicher Mann nicht vergessen hatte, zu ihm: »Ich glaube, mein lieber Herr, Ihr Name klingt schlecht an gewissen Orten; es ist gefährlich, ihn in die öffentlichen Register einzuschreiben mit einem Datum, das zugleich den Beweis von Ihrer Gegenwart und von Ihrem Umgang mit einer Angeklagten gibt.«

»Ich danke für Ihren Rath, Freund,« erwiderte Beausire mit Stolz; »er ist der eines redlichen Mannes und wohl die zwei Louisd'or werth, die ich Ihnen anbiete. Doch den Sohn meiner Frau verleugnen ...«

»Sie ist Ihre Frau?« rief der Wundarzt.

»Gesetzlich?« rief der Priester.

»Gott schenke ihr die Freiheit,« erwiderte Beausire zitternd vor Vergnügen, »und am andern Tag wird Nicole Legay von Beausire heißen, wie ihr Sohn und ich.«

»Mittlerweile setzen Sie sich einer Gefahr aus,« wiederholte der Schließer, »ich glaube, daß man Sie sucht.«

»Ich werde Sie nicht verrathen,« sagte der Wundarzt.

»Ich auch nicht,« sprach die Hebamme.

»Ich ebenso wenig,« rief der Priester.

»Und wenn man mich verriethe,« fuhr Beausire mit der Begeisterung der Märtyrer fort, »ich werde dulden bis zum Rade, um mich des Trostes zu erfreuen, meinen Sohn anzuerkennen.«

»Wenn er gerädert würde,« sagte Herr Guyon, der sich auf eine Gegenansicht etwas zu Gut that, ganz leise zur Hebamme, »so geschähe es nicht, weil er sich als Vater des kleinen Toussaint bekannt hat.«

Nach diesem Scherz, der Frau Chopin lächeln machte, wurde nach den Formen zu der Einregistrirung und zu der Anerkennung des kleinen Beausire geschritten.

Beausire schrieb seine Erklärung in herrlichen, aber ein wenig geschwätzigen Phrasen, wie es die Berichte von jeder That sind, auf welche der Autor stolz ist.

Er überlas sie, punktirte sie, unterzeichnete mit einem Namenszug und ließ von den vier anwesenden Personen unterzeichnen; dann, nachdem er Alles

noch einmal gelesen und bestätigt hatte, küßte er seinen gebührender Maßen getauften Sohn, schob ihm zehn Louisd'or unter das Tauftuch, hing ihm einen Ring an den Hals, ein Geschenk, das für die Wöchnerin bestimmt war, und öffnete, stolz wie Xenophon bei seinem berühmten Rückzug, die Thüre der Sacristei, entschlossen, nicht die geringste List zu gebrauchen, nicht die kleinste Vorsichtsmaßregel zu nehmen, um den Sbirren zu entgehen, sollte er solche finden, welche entartet genug wären, ihn in diesem Augenblick festnehmen zu wollen.

Die Gruppen der Bettler hatten die Kirche nicht verlassen; hätte Beausire sie mit festeren Augen anschauen können, so hatte er vielleicht den berüchtigten Positiv, den Urheber seines Unglücks unter ihnen erkannt, doch nichts rührte sich. Die neue Austheilung, welche Beausire machte, wurde mit maßlosen: »Vergelt's Gott!« aufgenommen, und der glückliche Vater ging von Saint-Paul mit allem Anschein eines verehrten, auserkorenen, gesegneten, von allen Armen des Kirchspiels umschmeichelten Ehrenmanns weg.

Die Taufzeugen entfernten sich ebenfalls und kehrten, ganz verwundert über dieses Abenteuer, zu dem Fiaker zurück.

Beausire belauerte sie von der Ecke der Rue Culture-Sainte- Catherine, sah sie in den Wagen steigen, warf seinem Sohn ein paar bebende Küsse zu, und als sein Herz sich völlig ergossen hatte, als der Fiaker aus seinen Augen verschwunden war, dachte er, er dürfe weder Gott, noch die Policei mehr versuchen, und wandte sich nach einem Zufluchtsort, der nur ihm allein, Cagliostro und Herrn von Crosne bekannt war.

Das heißt, Herr von Crosne hatte sein Wort auch gehalten und Beausire nicht beunruhigen lassen.

Als das Kind in die Bastille zurückkam und Frau Chopin Oliva so viele erstaunliche Abenteuer mitgetheilt hatte, steckte diese an ihren dicksten Finger den Ring von Beausire, fing auch an zu weinen, küßte ihr Kind, für das man schon eine Amme suchte, und sagte:

»Nein, Herr Gilbert, ein Schüler von Herrn Rousseau, behauptete einst, eine gute Mutter müsse ihr Kind selbst stillen, ich werbe meinen Sohn stillen;

ich will wenigstens eine gute Mutter sein.«

XCII.

Das Schemelchen.

Nach langen Debatten war endlich der Tag gekommen, wo der Spruch des Parlamentshofes durch die Anträge des Generalanwalts hervorgerufen werden sollte.

Die Angeklagten waren mit Ausnahme des Herrn von Rohan in die Conciergerie gebracht worden, um dem Sitzungssaale, der um sieben Uhr jeden Morgen geöffnet wurde, näher zu sein.

Vor den Richtern, bei denen der erste Präsident d'Aligre den Vorsitz führte, war die Haltung der Angeklagten beständig dieselbe geblieben, wie während der Instruction.

Oliva treuherzig und schüchtern; Cagliostro ruhig, erhaben und zuweilen strahlend in jenem mystischen Glänze, mit dem sich so gern umgab.

Villette verlegen, niedrig und weinend.

Jeanne unverschämt, das Auge funkelnd, immer drohend, und giftig.

Der Cardinal einfach, träumerisch und in eine Erschlaffung versunken.

Jeanne hatte sehr schnell die Gewohnheiten der Conciergerie angenommen und durch ihre honigsüßen Schmeicheleien und ihre kleinen Geheimnisse sich die Gewogenheit der Concierge des Palastes, ihres Mannes und ihres Sohnes errungen.

Auf diese Art hatte sie sich das Leben angenehmer und die Verbindungen leichter gemacht. Der Affe braucht immer mehr Platz als der Hund, der Intrigant mehr als der ruhige Geist.

Die Debatten lehrten Frankreich nichts Neues. Es war immer dasselbe von der einen oder der andern der zwei Personen, die man anschuldigte und die sich gegenseitig anschuldigten, auf frechste Weise gestohlene Halsband.

Zwischen diesen beiden entscheiden, wer der Dieb, dieß war der ganze Proceß.

Der Geist, der die Franzosen immer zu Extremen führt und sie namentlich zu jener Zeit dazu führte, hatte einen andern Proceß auf den ersten gepropft.

Es handelte sich darum, ob die Königin Recht gehabt, daß sie den Cardinal hatte verhaften lassen und ihn vermessener Unhöflichkeiten bezüchtigte.

Für Jeden, der in Frankreich über Politik raisonnirte, bildete dieser Anhang bei dem Proceß die wahre Sache. Hatte Herr von Rohan der Königin sagen zu können geglaubt, was er ihr gesagt? hatte er in ihrem Namen handeln können, wie er es gethan? war er der geheime Agent von Marie Antoinette gewesen, ein Agent, den man verleumdet hatte, sobald die Sache Aufsehen gemacht? Mit einem Wort, hatte bei diesem Zwischenfall der begünstigte Cardinal in gutem Glauben, als ein inniger Vertrauter, der Königin gegenüber gehandelt?

Hatte er in gutem Glauben gehandelt, so war die Königin also schuldig aller jener Vertraulichkeiten, selbst der unschuldigen, welche sie geleugnet, die aber, den Insinuationen der Frau von La Mothe zufolge, wirklich bestanden hatten. Und dann, als Gesammtsumme in den Augen der Meinung, welche nichts schont, sind Vertraulichkeiten unschuldig, die man vor seinem Gatten, seinen Ministern und seinen Unterthanen abzuleugnen genöthigt ist?

Dieß ist der Proceß, den die Antrage des Generalanwalts nunmehr zu seinem Ziele, zu seiner Moral führen sollten.

Der Generalanwalt nahm das Wort.

Er war das Organ des Hofes, er sprach im Namen der mißkannten, beleidigten königlichen Würde. Er plaidirte für das ungeheure Princip der königlichen Unverletzlichkeit.

Der Generalanwalt ging in den für gewisse Angeklagte wirklichen Proceß ein; er faßte den Nebenproceß in Beziehung auf den Cardinal fest an. Er konnte nicht zugeben, daß die Königin in der Halsbandgeschichte auch nur ein einziges Unrecht auf sich nehmen sollte. Hatte sie keines, so fielen folglich alle auf das Haupt des Cardinals

Er trug unbeugsam an:

Auf Verurteilung Villette's zu den Galeeren.

Auf die Verurtheilung Jeanne's zur Brandmarkung, zum Staubbesen und zu lebenslänglicher Einsperrung im Hospital.

Auf Lossprechung Cagliostro's.

Auf einfache Instanzentbindung für Oliva.

Beim Cardinal aber, daß er zum Geständnis einer beleidigenden Vermessenheit gegen die königliche Majestät gezwungen, nach diesem Geständniß aus der Gegenwart des Königs und der Königin verbannt, und endlich aller seiner Stellen und Würden entsetzt werden sollte.

Dieses Requisitorium hatte bei den Richtern Unentschiedenheit und bei den Angeklagten Schrecken zur Folge. Der königliche Wille erklärte sich darin so mächtig, daß, wenn man ein Vierteljahrhundert früher gelebt hätte, zur Zeit, da die Parlamente ihr Joch abzuschütteln und ihre Prärogative zurückzufordern angefangen hatten, diese Anträge des Staatsanwalts durch den Eifer und die Achtung der Richter für das noch verehrte Princip der Unfehlbarkeit des Thrones überschritten worden wären.

Doch nur vierzehn Räthe traten völlig der Meinung des Generalprocurators bei, und von da an herrschte eine Spaltung in der Versammlung.

Man schritt zum letzten Verhör, eine beinahe unnütze Förmlichkeit bei solchen Angeklagten, da es den Zweck hatte, Geständnisse vor dem Spruch hervorzurufen, und da weder Friede noch Waffenstillstand von den erbitterten Gegnern zu erlangen war, welche schon seit so geraumer Zeit

kämpften. Es war weniger ihre eigene Freisprechung, was sie forderten, als die Verurteilung ihrer Gegenpartei.

Dem Gebrauche gemäß hatte der Angeklagte vor seinen Richtern auf einem hölzernen Stühlchen sitzend zu erscheinen, auf einem demüthigen, niedrigen, schmählichen, durch die Berührung der Angeklagten, welche von diesem Sitze aus nach dem Schaffot gegangen waren, entehrten Schemel.

Dahin setzte sich der Fälscher Villette, der mit seinen Thränen und seinen Gebeten um Gnade flehte.

Er erklärte, was man schon weiß, nämlich, er sei schuldig der Fälschung, schuldig der Genossenschaft mit Jeanne von La Mothe. Er bezeugte, seine Reue, seine Gewissensbisse seien schon für ihn eine Strafe, welche die Richter zu entwaffnen im Stande sein sollte.

Dieser interessirte Niemand. Er war und erschien nur als ein Spitzbube. Vom Gerichtshof entlassen, kehrte er flennend in seine Zelle in der Conciergerie zurück. Nach ihm erschien am Eingange des Saales Frau von La Mothe, geführt von dem Gerichtsschreiber Fremyn.

Sie trug eine Mantille und ein Oberkleid von Linon-batiste, hatte eine Haube von Gaze ohne Bänder; eine Art von weißer Gaze; ihre Haare ohne Puder. Ihre Erscheinung machte einen lebhaften Eindruck auf die Versammlung.

Schon hatte sie die erste der Beschimpfungen, welche ihr vorbehalten waren, auszuhalten gehabt: man hatte sie über die kleine Treppe gehen lassen, wie die gemeinen Verbrecher.

Die Hitze des Saales, das Geräusch der Gespräche, die Bewegung der Köpfe, welche in allen Richtungen wogten, fingen an sie zu beunruhigen; ihre Augen schwankten einen Moment, als wollten sie sich an die Spiegelung von diesem ganzen Gesammtwesen gewöhnen.

Nun führte derselbe Gerichtsschreiber, der sie bei der Hand hielt, sie ziemlich rasch zu dem im Mittelpunkte des Halbkreises stehenden

Schemelchen, das jenem kleinen unheimlichen Blocke glich, der sich auf den Schaffoten erhebt.

Bei dem Anblick dieses entehrenden Sitzes, den man für sie bestimmte, für sie, die stolz darauf war, sich Valois zu nennen und in ihren Händen das Geschick einer Königin von Frankreich zu halten, erbleichte Jeanne von La Mothe und warf einen zornigen Blick umher, als wollte sie die Richter einschüchtern, die sich diese Beschimpfung erlaubten; doch da sie überall nur festen Willen und Neugierde statt des Mitleids oder der Barmherzigkeit traf, so drängte sie ihre wüthende Entrüstung in ihr Inneres zurück und setzte sich nieder, um nicht das Aussehen zu haben, als fiele sie auf den Schemel.

Man bemerkte in den Verhören, daß sie ihren Antworten all die Unbestimmtheit gab, aus der die Gegner der Königin am meisten Nutzen zur Vertheidigung ihrer Sache hätten ziehen können. Sie drückte nichts scharf aus, als die Versicherungen ihrer Unschuld, und nöthigte den Präsidenten, eine Frage an sie über die Existenz der Briefe zu richten, von denen sie behauptete, sie seien vom Cardinal an die Königin geschrieben worden, so wie auch derer, welche die Königin an den Cardinal geschrieben haben sollte.

Jeanne fing damit an, daß sie betheuerte, es sei ihr inniger Wunsch, die Königin nicht bloßzustellen, und fügte dann bei, Niemand könne diese Frage besser beantworten als der Cardinal.

»Fordern Sie ihn auf,« sprach sie, »diese Briefe oder die Abschriften davon zu produciren, damit man sie vorlesen und Ihre Neugierde befriedigen kann. Ich für meine Person kann nicht behaupten, ob diese Briefe vom Cardinal an die Königin, oder von der Königin an den Cardinal geschrieben sind; ich finde diese zu frei und zu vertraulich von einer Fürstin an einen Unterthan; ich finde jene zu unehrerbietig als von einem Unterthan an eine Königin gerichtet.«

Das tiefe, furchtbare Stillschweigen, welches auf diesen Angriff folgte, mußte Jeanne beweisen, daß sie nur ihren Feinden Abscheu, ihren Parteigängern Schrecken, ihren unparteiischen Richtern Mißtrauen eingeflößt hatte. Sie verließ indessen den Schemel mit der süßen Hoffnung,

der Cardinal würde nach ihr darauf sitzen. Diese Rache genügte ihr so zu sagen. Wie wurde ihr aber, als sie sich umwandte, um zum letzten Mal diesen Stuhl der Schmach zu betrachten, auf den sie einen Rohan nach ihr niederzusitzen zwang, als sie den Schemel nicht mehr sah, den auf Befehl des Parlamentshofes die Gerichtsdiener weggeschafft und durch einen Lehnstuhl ersetzt hatten!

Ein Gebrüll der Wuth entströmte ihrer Brust; sie sprang aus dem Saal und biß sich mit einer wahren Raserei in die Hände.

Ihre Strafe begann. Der Cardinal kam langsam herbei, er war aus einem Wagen gestiegen, man hatte das große Thor für ihn geöffnet.

Zwei Gerichtsdiener und zwei Gerichtsschreiber begleiteten ihn; der Gouverneur der Bastille ging an seiner Seite.

Bei seinem Eintritt erhob sich ein langes Gemurmel des Mitgefühls und der Achtung von den Bänken des Parlamentshofes. Es wurde durch einen mächtigen Zuruf von Außen erwidert. Das war das Volk, das den Angeklagten begrüßte und seinen Richtern empfahl.

Der Prinz Louis war bleich und sehr bewegt. In einem langen Galakleid erschien er mit der Ehrfurcht und der Unterwürfigkeit, welche ein Angeklagter den Richtern schuldig ist, deren Gerichtsbarkeit er annimmt und anruft.

Man bezeichnete dem Cardinal, dessen Augen den Umkreis geschaut hatten, einen Lehnstuhl, und nachdem der Präsident ihn begrüßt und ein ermuthigendes Wort zu ihm gesprochen hatte, bat ihn der ganze Hof mit einem Wohlwollen, das die Blässe und die Gemüthserschütterung des Angeklagten verdoppelte, er möchte sich setzen.

Als er das Wort nahm, erregten seine zitternde, von Seufzern gehemmte Stimme, seine getrübten Augen, seine demüthige Haltung ein tiefes Mitleid bei den Versammelten. Er erklärte sich langsam, bewegte sich mehr in Entschuldigungen, als in Beweisen, in Bitten, als in Schlußketten, und als er, der beredte Mann, plötzlich inne hielt, brachte er durch diese Lähmung

seines Geistes und seines Muthes eine mächtigere Wirkung hervor, als alle Vertheidigungsreden und Beweisführungen.

Dann erschien Oliva; das arme Mädchen fand wieder den Schemel. Viele Leute bebten, als sie dieses lebendige Ebenbild der Königin auf dem Sitze der Schande sahen, den Jeanne von La Mothe eingenommen hatte; dieses Gespenst von Marie Antoinette, der Königin von Frankreich, auf dem Schemel der Diebinnen und Fälscherinnen erschreckte die eifrigsten Verfolger der Monarchie. Doch das Schauspiel lockte auch Mehrere an, wie daß Blut, das man den Tiger kosten läßt.

Man sagte sich überall, die arme Oliva habe soeben in der Kanzlei ihr Kind verlassen, das sie stillte, und als die Thüre sich geöffnet, hatte auch das Gewimmer des Sohnes von Herrn Beausire schmerzlich zu Gunsten seiner Mutter plaidirt.

Nach Oliva erschien Cagliostro, der am Mindesten Schuldige von Allen. Man hieß ihn nicht sitzen, obgleich man den Lehnstuhl in der Nähe des Schemels beibehalten hatte.

Der Parlamentshof hatte eine Furcht vor der Vertheidigungsrede von Cagliostro. Ein Anschein von Verhör, abgeschnitten durch das: » *es ist gut!*« des Präsidenten d'Aligre, entsprach den Bedürfnissen der Formalitäten.

Und nun verkündigte der Parlamentshof, die Debatten seien geschlossen und die Berathung beginne. Die Menge verlief sich langsam in den Straßen und auf den Quais, mit dem Vorsätze, in der Nacht wiederzukommen, um das Urtheil zu hören, das, wie man sagte, bald ausgesprochen werden sollte.

XCIII.

Von einem Gitter und einem Abbé.

Nach Beendigung der Debatten, nach dem Wiederhall des Verhöres und den Erschütterungen des Schemels wurden alle Gefangenen für diese Nacht in der Conciergerie einquartirt.

Die Menge stellte sich, wie gesagt, am Abend in stillschweigenden, obgleich belebten Gruppen auf dem Platze vor dem Palast auf, um frisch die Kunde von dem Spruch zu erhalten, sobald er gefällt wäre.

In Paris sind seltsamer Weise die großen Geheimnisse gerade diejenigen, welche die Menge kennt, ehe sie in ihrer ganzen Entwickelung an's Licht gekommen sind.

Die Menge wartete also, mit Anis gewürztes Süßholzwasser schlürfend, dessen Hauptbestandtheil ihre wandernden Lieferanten unter dem ersten Bogen des Pont au Change fanden.

Es war heiß. Die Juniwolken rollten schwerfällig übereinander wie dicke Rauchwirbel. Der Himmel glänzte am Horizont in bleichen, zuckenden Feuern.

Während der Cardinal, welchem die Gunst, auf den Verbindungsterrassen zwischen den Thürmen spazieren zu gehen, bewilligt worden war, sich mit Cagliostro über den wahrscheinlichen Erfolg ihrer gegenseitigen Vertheidigung unterhielt; während Oliva in ihrer Zelle ihr kleines Kind liebkoste und in ihren Armen wiegte; während Reteau, mit trockenen Augen und an seinen Nägeln kauend, in Gedanken die ihm von Herrn von Crosne versprochenen Thaler zählte und sie als Gesammtsumme den Monaten der Gefangenschaft, die ihm das Parlament versprach, gegenüberstellte, versuchte es Jeanne, welche sich in die Stube der Concierge, Frau Hubert, zurückgezogen hatte, ihren brennenden Geist mit einigem Geräusch, einiger Bewegung zu zerstreuen.

Diese Stube war sehr hoch bis zu ihrer Decke, weit und geräumig wie ein Saal, geplattet wie eine Gallerie, und am Quai durch ein gewölbtes Fenster erleuchtet. Die kleinen Scheiben dieses Fensters fingen den größten Theil des Lichtes auf, und, als ob man selbst in diesem Zimmer, das freie Menschen bewohnten, die Freiheit hätte erschrecken müssen, verdoppelte ein ungeheures, eisernes, außen unmittelbar an den Scheiben angebrachtes Gitter die Dunkelheit durch die Durchkreuzung der Stangen und der bleiernen Streifen, mit denen jede Glasraute eingerahmt war.

Das durch dieses Doppelsieb gedämpfte Licht war gleichsam gemildert für das Auge der Gefangenen. Es hatte nichts, um diejenigen zu verletzen, welche nicht heraus konnten. Es gibt in allen Dingen, selbst in den schlimmen, die der Mensch gemacht hat, wenn die Zeit, diese Wiederherstellen« des Gleichgewichts zwischen dem Menschen und Gott, darüber gegangen ist, es gibt Harmonien, welche mildern und einen Uebergang vom Schmerz zum Lächeln gestatten.

In dieser Stube lebte Frau von La Mothe, seitdem sie in der Conciergerie eingesperrt war, in Gesellschaft der Concierge, ihres Sohnes und ihres Mannes. Sie hatte sich bei diesen Leuten beliebt gemacht; sie hatte Mittel gefunden, ihnen zu beweisen, daß die Königin im höchsten Grad strafbar sei. Es müsse ein Tag kommen, wo in derselben Stube eine andere Concierge, von Mitleid ergriffen bei dem Unglück einer Gefangenen, diese für unschuldig halten würde, weil sie dieselbe geduldig und gut sehe, und diese Gefangene werde die Königin sein.

Frau von La Mothe vergaß also – sie selbst sagte es – in Gesellschaft dieser Concierge und ihrer Bekannten ihre schwermüthigen Gedanken und bezahlte durch ihre gute Laune die Gefälligkeiten, die man gegen sie hatte. Als Jeanne am Schließungstag der Sitzungen zu den guten Leuten zurückkam, fand sie dieselben sorgenvoll und verlegen.

Keine Nuance war dieser schlauen Frau gleichgültig; sie hoffte bei einem Nichts, sie beunruhigte sich über Alles. Vergebens versuchte sie Frau Hubert die Wahrheit zu entreißen, sie und die Ihrigen verschlossen sich in nichtssagende Allgemeinheiten.

An diesem Tag erblickte Jeanne an einer Ecke des Kamins einen Abbé, der von Zeit zu Zeit ein Tischgenosse des Hauses war. Es war ein ehemaliger Secretär vom Hofmeister des Grafen von Provence. Ein Mann von einfachen Manieren, satyrisch mit Maßhaltung, mit Allem, was den Hof betraf, wohl vertraut, war er, nachdem er geraume Zeit vom Hause der Frau Hubert weggeblieben, seit der Ankunft der Frau von La Mothe in der Conciergerie wieder ein fleißiger Gast geworden.

Es waren auch ein paar höhere Beamte des Palastes da; mau schaute Frau von La Mothe viel an; man sprach wenig.

Sie ergriff heiter die Initiative und sagte:

»Ich bin fest überzeugt, man spricht lauter da oben, als wir hier sprechen.«

Ein schwaches Gemurmel der Beistimmung, vom Concierge und seiner Frau herrührend, erwiderte allein diese Herausforderung.

»Oben?« versetzte der Abbé, den Unwissenden spielend. »Wo dieß, Frau Gräfin?«

»In dem Saale, wo meine Richter sich berathen,« antwortete Jeanne.

»Oh! ja, ja,« sagte der Abbé.

Und das frühere Stillschweigen trat wieder ein.

»Ich glaube, meine heutige Haltung hat eine gute Wirkung hervorgebracht?« fragte sie. »Sie müssen das wissen, nicht wahr?«

»Ja, Madame,« antwortete schüchtern der Concierge.

Und er stand auf, als wollte er das Gespräch abbrechen.

»Was ist Ihre Meinung. Herr Abbé?« sage Jeanne. »Gewinnt meine Angelegenheit nicht ein gutes Ansehen? Man spricht keinen Beweis aus.«

»Es ist wahr, Madame, Sie haben auch viel zu hoffen,« erwiderte der Abbé.

»Nicht wahr?« rief sie.

»Bedenken Sie jedoch,« fügte der Abbé bei, »daß der König ...«

»Nun! was wird der König thun?« fragte Jeanne voll Heftigkeit.

»Ei! Madame, der König kann nicht wollen, daß man ihn Lügen straft.«

»Er würde also Herrn von Rohan verurtheilen lassen... das ist unmöglich.«

»Es ist allerdings schwierig,« antwortete man von allen Seiten.

»Und wer in dieser Sache Herr von Rohan sagt, sagt auch Gräfin von La Mothe,« fügte sie eiligst bei.

»Nein, nein, Sie machen sich eine Illusion, Madame,« entgegnete der Abbé. »Ein Angeklagter wird freigesprochen werden. Ich denke, Sie werden es sein, und hoffe es sogar. Doch es wird nur Einer sein. Der König braucht einen Schuldigen, was sollte sonst aus der Königin werden?«

»Das ist wahr,« sprach Jeanne, beleidigt, daß man ihr selbst bei einer nur geheuchelten Hoffnung widersprach. »Der König braucht einen Schuldigen. Nun! dann ist Herr von Rohan eben so gut dazu als ich.«

Ein für die Gräfin schreckliches Stillschweigen trat nach diesen Worten ein.

Der Abbé unterbrach es zuerst.

Madame,« sagte er, »der König hegt keinen Groll, und ist sein erster Zorn befriedigt, so wird er nicht mehr an die Vergangenheit denken.«

»Was nennen Sie denn einen befriedigten Zorn?« fragte Jeanne ironisch. »Nero hatte seine Zornanfälle, wie Titus die seinigen hatte.«

»Irgend eine Verurtheilung,« antwortete hastig der Abbé, »das ist eine Befriedigung.«

»Irgend eine ... mein Herr!« rief Jeanne, »welch ein abscheuliches Wort! ... Es ist zu unbestimmt. Irgend eine... das heißt Alles sagen.«

»Oh! ich spreche nur von einer Einsperrung in ein Kloster,« erwiderte kalt der Abbé; »das ist nach den Gerüchten, die im Umlaufe sind, der Gedanke, dem der König in Beziehung auf Sie am liebsten beigetreten sein soll.«

Jeanne schaute diesen Mann mit einem Schrecken an, der alsbald der wüthendsten Exaltation Platz machte.

»Einschließung in ein Kloster!« sagte sie; »das heißt ein langsamer, durch die Einzelnheiten schmählicher Tod; ein grausamer Tod, der als ein Act der Milde erscheinen wird. Die Einschließung in das *Inpace* nicht wahr? Die Qualen des Hungers, der Kälte und der Züchtigungen! Nein, genug der Strafen, genug der Schmach, genug des Unglücks für die Unschuld, während die Schuldige frei, mächtig und geehrt ist. Den Tod auf der Stelle, aber den Tod, den ich mir gewählt haben werde. Den freien Willen, mich dafür zu bestrafen, daß ich auf dieser Welt geboren bin.«

Und ohne auf Vorstellungen und Bitten zu hören, ohne es zu dulden, daß man sie aufhielt, stieß sie den Concierge zurück, warf den Abbé nieder, schob Frau Hubert auf die Seite und lief nach einem Anrichttisch, um ein Messer zu suchen.

Den drei Personen gelang es, sie von dieser Seite abzubringen; doch sie nahm ihren Ansatz wie ein Pantherthier, das die Jäger beunruhigt, aber nicht erschreckt haben; stieß ein Gebrülle des Zorns aus, das zu geräuschvoll war, um natürlich zu sein, stürzte in ein an die Stube stoßendes Cabinet, hob eine ungeheure Vase von Fayence auf, worin ein ärmlicher Rosenstock vegetirte, und schlug sich damit zu wiederholten Malen an den Kopf.

Die Vase zerbrach, ein Stück davon blieb in der Hand dieser Furie; man sah das Blut auf ihrer Stirne durch die Ritze der Haut stießen, die sich gespalten hatte. Die Concierge warf sich weinend in ihre Arme. Man setzte sie in einen Lehnstuhl und begoß sie mit Riechwasser und Essig. Sie war nach gräßlichen Konvulsionen ohnmächtig geworden.

Als sie wieder zu sich kam, dachte der Abbé, sie ersticke.

»Seht,« sagte er, »dieses Gitterwerk fängt das Licht und die Luft auf. Ist es nicht möglich, die arme Frau athmen zu lassen?«

Alles vergessend, lief nun Frau Hubert an einen Schrank, der beim Kamin stand, zog einen Schlüssel heraus, welcher ihr zum Oeffnen dieses Gitters diente, und sogleich strömten Luft und Leben in Wogen in die Stube.

»Ah!« rief der Abbé, »ich wußte nicht, daß sich dieses Gitter mit Hilfe eines Schlüssels öffnen läßt. Mein Gott! warum solche Vorsichtsmaßregeln!«

»Es ist der Befehl,« erwiderte die Concierge.

»Ja, ich verstehe,« sagte der Abbé mit einer markirten Absichtlichkeit, »dieses Fenster ist nur ungefähr sieben Fuß vom Boden und geht auf den Quai. Wollten Gefangene aus dem Innern der Conciergerie durch Ihre Stube entweichen, so fänden sie die Freiheit, ohne auf einen Schließer oder eine Schildwache zu stoßen.

»Ganz richtig,« erwiderte der Concierge.

Der Abbé bemerkte aus dem Augenwinkel, daß Frau von La Mothe gehörig verstanden, daß sie sogar gebebt und sogleich, nachdem sie die Worte des Abbé aufgefaßt, die Augen zu dem nur mit einem messingenen Knopf verschlossenen Schrank aufgeschlagen hatte, in welchem die Concierge den Schlüssel des Gitters verwahrte.

Das war genug für ihn. Seine Gegenwart schien von keinem Nutzen mehr zu sein, und er nahm Abschied.

Er kehrte jedoch noch einmal um, wie die Theaterpersonen, die sich einen falschen Abgang machen, und sagte:

»Wie viel Leute sind auf dem Platz! Die ganze Menge drängt sich mit solchem Ungestüm nach dem Palaste zu, daß nicht eine Seele mehr auf dem Quai ist.«

Der Concierge beugte sich hinaus.

»Es ist wahr,« bestätigte er.

»Denkt man nicht,« fuhr der Abbé fort, als ob Frau von La Mothe ihn nicht hören könnte, – und sie hörte ihn sehr gut, – »glaubt man nicht, der Spruch werde in der Nacht gefällt werden? Nein, nicht wahr?«

»Ich denke nicht, daß das Urtheil vor morgen früh gesprochen wird,« sagte der Concierge.

»Nun wohl!« fügte der Abbé bei, »seien Sie bemüht, diese arme Frau von La Mothe ein wenig ruhen zu lassen. Nach so vielen Erschütterungen muß sie der Ruhe bedürfen.«

»Wir werden uns in unser Zimmer zurückziehen und Madame hier in dem Lehnstuhl lassen,« sagte der brave Concierge zu seiner Frau, »wenn sie sich nicht etwa zu Bette legen will.«

Jeanne erhob sich und begegnete dem Auge des Abbé, der auf ihre Antwort lauerte.

Sie stellte sich, als entschliefe sie wieder.

Da verschwand der Abbé, und der Concierge und seine Frau gingen auch weg, nachdem sie das Gitter wieder geschlossen und den Schlüssel an seinen Platz gelegt hatten.

Sobald Jeanne allein war, öffnete sie die Augen.

»Der Abbé räth mir, zu fliehen,« dachte sie. »Kann man mir klarer sowohl die Notwendigkeit der Flucht, als das Mittel hiezu bezeichnen? Man bedroht mich schon vor dem Richterspruch mit einer Verurteilung; das kann nur ein Freund thun, der mich antreibt, meine Freiheit zu suchen, nicht ein Barbar, der mich beleidigt.

»Um zu fliehen, brauche ich nur einen Schritt zu machen; ich öffne den Schrank, dann dieses Gitter, und bin auf dem verödeten Quai.

»Verödet, ja! ... Niemand; der Mond selbst verbirgt sich in den Wolken.

»Fliehen! ... Oh! die Freiheit! Das Glück, meine Reichthümer wiederzufinden ... das Glück, meinen Feinden zu vergelten, was sie mir

gethan haben!«

Sie stürzte nach dem Schrank und ergriff den Schlüssel. Schon näherte sie sich dem Schlosse des Gitters.

Plötzlich glaubte sie auf der schwarzen Linie der Brüstung der Brücke eine schwarze Gestalt zu sehen, welche die eintönige Regelmäßigkeit unterbrach.

»Ein Mann ist dort im Schatten!« sagte sie; »der Abbé vielleicht: er wacht über meiner Flucht; er wartet, um mir Beistand zu leisten. Ja, doch wenn es eine Falle wäre, wenn ich, auf den Quai hinabgestiegen, ergriffen, auf der That der Entweichung ertappt würde? ... Die Entweichung, das ist das Geständnis; des Verbrechens, wenigstens das Zugeständniß der Furcht! Wer entweicht, flieht vor seinem Gewissen ... Woher kommt dieser Mensch? ... Er scheint mit Herrn von Provence in Verbindung zu stehen ... Wer sagt mir, daß er nicht ein Emissär der Königin oder der Rohan ist? ... Wie theuer würde man auf dieser Seite einen falschen Schritt von mir bezahlen ... Ja, es lauert Jemand dort!

»Mich ein paar Stunden vor dem Spruch fliehen lassen? Konnte man das nicht früher, wenn man mir wirklich dienen wollte? Mein Gott! wer weiß, ob meinen Feinden nicht schon die Kunde von meiner im Rathe der Richter beschlossenen Freisprechung zugekommen ist? wer weiß, ob man nicht diesen für die Königin furchtbaren Schlag mit einem Beweise oder einem Geständniß meiner Schuld pariren will? Geständniß und Beweis lägen in meiner Flucht. Ich werde bleiben!«

Von diesem Augenblick an war Jeanne überzeugt, sie sei einer Falle entgangen. Sie lächelte, richtete ihren schlauen, kühnen Kopf auf, ging mit sicherem Schritt auf den kleinen Schrank am Kamin zu und legte den Schlüssel des Gitters wieder hinein.

Dann setzte sie sich in den Lehnstuhl zwischen dem Licht und dem Fenster, und beobachtete von ferne, während sie sich schlafend stellte, den Schatten des lauernden Mannes, der, ohne Zweifel des Wartens müde, endlich aufstand und mit dem ersten Schimmer der Morgendämmerung, um halb

drei Uhr, als das Auge das Wasser des Flusses zu unterscheiden anfing, verschwand.

XCIV.

Der Spruch.

Am Morgen, als alle Geräusche wieder erwachten, als Paris wieder Leben annahm und einen neuen Ring an den Kettenring des vorhergehenden Tages befestigte, hoffte die Gräfin, die Kunde von einer Freisprechung würde plötzlich mit der Freude und den Glückwünschen ihrer Freunde in ihr Gefängniß dringen.

Hatte sie Freunde? Ach! das Vermögen, der Credit bleiben nie ohne Gefolge, und Jeanne war doch reich und mächtig geworden; sie hatte empfangen, sie hatte gegeben, ohne sich auch nur den alltäglichen Freund gemacht zu haben, der am Tag nach einem Unglück verbrennen muß, was er den vorhergehenden Tag beschmeichelt hat.

Aber nach ihrem Triumph, den sie erwartete, würde Jeanne Parteigänger und Anhänger, sie würde Bewunderer und Neider haben.

Vergebens erwartete sie diese geschäftige Woge von Leuten mit freudigen Gesichtern in die Stube der Conciergerie Hubert eindringen zu sehen.

Von der Unbeweglichkeit einer überzeugten und kummerlosen Person ging Jeanne, dieß war die Abschüssigkeit ihres Characters, zu einer maßlosen Unruhe über.

Und da man sich nicht immer verstellen kann, so nahm sie sich nicht einmal bei ihren Wächtern die Mühe, ihre Eindrücke zu verbergen.

Es war ihr nicht gestattet hinauszugehen, um sich zu erkundigen, aber sie hielt ihren Kopf an ein Guckfenster, und hier horchte sie angstvoll, keuchend, auf die Geräusche des benachbarten Platzes, auf die Geräusche,

die sich in einem verworrenen Gemurmel auflösten, nachdem sie die Mauern des alten St. Ludwigspalastes durchdrungen hatten.

Jeanne hörte sodann nicht einen Lärmen, sondern einen wahren Ausbruch von Bravos, von Schreien, von stampfenden Füßen und klatschenden Händen, etwas ganz Ungewöhnliches, Brausendes, was sie erschreckte, denn sie hatte nicht das Bewußtsein, daß man *ihr* so viel Sympathie bezeuge.

Diese lärmenden Salven wiederholten sich zweimal und machten Geräuschen anderer Art Platz.

Es kam ihr vor, als wäre es auch ein Beifall, doch ein ruhiger Beifall, der ebenso rasch starb, als er geboren war.

Bald wurden die Vorübergehenden auf dem Quai zahlreicher, als ob sich die Gruppen des Platzes auflösten und im Einzelnen ihre zerstreuten Massen abschickten.

»Ein herrlicher Tag für den Cardinal,« sagte ein Schreiber des Generalanwalts, auf dem Pflaster der Brüstung hüpfend.

Und er warf einen Stein in den Fluß mit jener Geschicklichkeit des jungen Parisers, der dieser von der Schleuder der Alten entlehnten Leibesübung gar manchen Tag seines Lebens gewidmet hat.

»Für den Cardinal,« wiederholte Jeanne. »Es ist also Nachricht da, daß der Cardinal freigesprochen ist?«

Ein Tropfen Galle, ein Tropfen Schweiß fiel von Jeanne's Stirne.

Sie kehrte hastig in die Stube zurück und fragte Frau Hubert:

»Madame, Madame, was höre ich sagen: *was ist ein Glück für den Cardinal?* Ich bitte, was ist denn ein Glück?«

»Ich weiß es nicht,« erwiderte diese.

Jeanne schaute ihr scharf in's Gesicht und fügte bei:

»Haben Sie die Güte, Ihren Mann zu fragen.«

Die Concierge gehorchte aus Gefälligkeit, und Hubert antwortete von Außen:

»Ich weiß es nicht!«

Ungeduldig, bebend, blieb sie einen Augenblick mitten im Zimmer stehen und rief:

»Was meinten die Vorübergehenden mit ihren Worten? man täuscht sich nicht in solchen Orakeln. Sie sprachen sicherlich vom Proceß.«

»Vielleicht,« erwiderte die mildherzige Hubert, »vielleicht wollten sie nur sagen, wenn Herr von Rohan freigesprochen worden, so werde dieß ein schöner Tag für ihn sein.«

»Sie glauben, man werde ihn freisprechen?« rief Jeanne, ihre Finger krampfhaft zusammenpressend.

»Das kann wohl geschehen.«

»Aber ich?«

»Oh Sie, Madame ... Sie wie er; warum Sie nicht?«

»Eine seltsame Voraussetzung,« murmelte Jeanne.

Und sie stellte sich wieder an die Scheiben.

»Madame,« sprach der Concierge, »Sie haben Unrecht auf solche Art Aufregungen zu suchen, die Ihnen unverständlich von Außen zukommen. Glauben Sie mir, bleiben Sie ruhig, bis Ihr Consulent oder Herr Fremyn kommen, um Ihnen vorzulesen ...«

»Den Spruch ... Nein! nein!«

Und sie horchte.

Eine Frau ging mit ihren Freundinnen vorüber. Sie hatten Festhauben auf und große Sträuße in den Händen. Der Geruch dieser Rosen stieg wie ein kostbarer Balsam zu Jeanne empor, welche Alles von unten einathmete.

»Er soll meinen Strauß haben,« rief diese Frau, »und noch hundert andere, der liebe Mann! oh! wenn ich kann, werde ich ihn küssen.«

»Und ich auch,« sagte eine Gefährtin.

»Er muß mich küssen,« sprach eine Dritte.

»Wen meinen sie?« dachte Jeanne.

»Ah! er ist ein sehr schöner Mann. Du bist keine Kostverächterin,« fügte eine letzte Freundin hinzu.

Und Alles ging vorbei.

»Abermals dieser Cardinal! immer er!« murmelte Jeanne. »Er ist freigesprochen, er ist freigesprochen!«

Und sie sprach diese Worte mit solcher Entmuthigung und zugleich Sicherheit, daß der Concierge und seine Frau, um keinen Sturm wie am vorhergehenden Tag mehr zu veranlassen, gleichzeitig ihr zuriefen:

»Ei! Madame, warum sollte denn dieser arme Mann nicht losgesprochen und in Freiheit gesetzt werden?«

Jeanne fühlte den Schlag, sie fühlte besonders die Veränderung ihrer Wirthe, und sagte, da sie nichts von ihrer Sympathie verlieren wollte:

»Oh! Sie verstehen mich nicht. Ach! halten Sie mich für so neidisch oder für so boshaft, daß ich meinem Unglücksgefährten das Schlimme wünsche? mein Gott! er werde freigesprochen, der Herr Cardinal; oh ja, er werde freigesprochen. Aber endlich möchte ich doch erfahren ... Glauben Sie mir, meine Freunde, es ist die Ungeduld, die mich so macht.«

Hubert und seine Frau schauten einander an, als wollten sie die Tragweite dessen, was sie zu sagen im Begriffe waren, ermessen.

Ein fahler Blitz, der unwillkürlich aus den Augen Jeanne's hervorsprang, hielt sie zurück, als sie eben den Entschluß faßten.

»Sie sagen mir nichts?« rief sie, ihren Fehler wahrnehmend.

»Wir wissen nichts,« erwiderten sie leise.

In diesem Augenblick rief ein Befehl Hubert aus seiner Wohnung. Die Concierage, welche mit Jeanne allein blieb, suchte sie zu zerstreuen; es war vergebens, alle Sinne der Gefangenen, ihr ganzer Verstand waren außen durch die Geräusche, durch die Athemzüge in Anspruch genommen, die sie mit einer durch das Fieber verzehnfachten Empfänglichkeit auffaßte.

Plötzlich entstand ein gewaltiger Lärm, eine mächtige Bewegung auf dem Platz. Die Menge strömte bis auf die Brücke, bis auf den Quai zurück, und dieß mit so starken, so oft wiederholten Schreien, daß Jeanne auf ihrem Beobachtungsposten darüber bebte.

Diese Schreie hörten nicht auf: sie waren an einen offenen Wagen gerichtet, dessen Pferde, weniger durch die Hand des Kutschers als durch die Menge zurückgehalten, kaum im Schritte gingen.

Die Menge bedrängte, umschloß sie und trug am Ende Pferde, Wagen und zwei Personen, welche darin saßen, auf ihren Schultern und Armen.

In den großen Strahlen der Sonne, unter einem Blumenregen, unter einem Gewölbe von Blätterwerk, das tausend Hände über ihren Köpfen bewegten, erkannte die Gräfin diese zwei Männer, welche die begeisterte Menge berauschten.

Bleich über seinen Triumph, erschrocken über seine Volksthümlichkeit, blieb der Eine ernst, betäubt, zitternd. Frauen stiegen bis auf die Felgen seiner Räder, rissen seine Hände an sich, um sie mit Küssen zu verzehren, und machten sich mit heftigen Stößen die Spitzen seiner Manchetten streitig, die sie mit den frischesten und seltensten Blumen bezahlt hatten.

Andere noch Glücklichere waren mit den Lakaien hinten auf den Wagen gestiegen; sie entfernten unmerklich die Hindernisse, die ihrer Liebe im

Weg waren, nahmen den Kopf des vergötterten Mannes, drückten einen ehrfurchtsvollen und zugleich sinnlichen Kuß darauf und machten dann neuen Glücklichen Platz. Dieser angebetete Mann war der Cardinal von Rohan.

Frisch, freudig, funkelnd, erhielt der Zweite einen minder lebhaften, aber verhältnißmäßig eben so schmeichelhaften Empfang. Man belohnte ihn mit Freudenschreien und Vivats; die Frauen theilten sich in den Cardinal, die Männer riefen: »Es lebe Cagliostro!«

Diese Trunkenheit brauchte eine halbe Stunde, um über den Pont-au-Change zu gelangen, und Jeanne bemerkte die Triumphatoren bis zum Gipfelpunkt derselben. Sie verlor nicht den kleinsten Umstand.

Diese Kundgebung des öffentlichen Enthusiasmus für die Opfer der Königin, denn so nannte man sie, gewährte Jeanne einen Augenblick der Freude.

Doch plötzlich sagte sie:

»Wie! sie sind schon frei; schon sind für sie die Förmlichkeiten erfüllt, und ich, ich weiß nichts; warum sagt man mir nichts?«

Ein Schauer erfaßte sie.

Sie hatte neben sich Frau Hubert gefühlt, welche, stillschweigend, aufmerksam auf Alles was vorging, doch begriffen haben mußte und dennoch keine Erklärung gab.

Jeanne wollte eine unerläßlich gewordene Erklärung hervorrufen, als ein neuer Lärm ihre Aufmerksamkeit gegen den Pont-au-Change zog.

Ein Fiaker, umgeben von Leuten, fuhr ebenfalls den Abhang der Brücke hinauf.

In diesem Fiaker erkannte Jeanne, lächelnd und ihr Kind dem Volke zeigend, Oliva, welche auch wegfuhr, frei und toll vor Freude über die etwas ungebundenen Scherze, über die dem frischen appetitlichen Mädchen

zugesandten Küsse. Das war allerdings plumper Weihrauch, doch mehr als genügend für Mlle. Oliva, dieser Weihrauch, den die Menge als letzte Würze des glänzenden, dem Cardinal gebotenen Festes ihr zusandte.

Mitten auf der Brücke wartete eine Postchaise. Herr Beausire verbarg sich darin hinter einem seiner Freunde, der allein sich der öffentlichen Bewunderung zu offenbaren wagte. Er machte Oliva ein Zeichen, und diese stieg mitten unter einem Geschrei, das sich ein wenig in Gezische verwandelt hatte, ein. Aber was ist für gewisse Schauspieler das Zischen, wenn man sie mit Wurfgeschossen bearbeiten und von bei Bühne jagen konnte?

Als Oliva in die Chaise gestiegen war, fiel sie in die Arme Beausire's, der sie zum Ersticken wie eine Beute an sich drückte, eine ganze Wegstunde weit nicht mehr losließ, sie mit Thränen und Küssen überströmte und nicht athmete bis Saint-Denis, wo man die Pferde wechselte, ohne von der Policei belästigt worden zu sein.

Als Jeanne alle diese Leute frei, glücklich, gefeiert sah, fragte sie sich, warum sie allein keine Nachrichten erhalte.

»Aber ich! ich!« rief sie, »in Folge welcher ausgesuchten Grausamkeit eröffnet man mir nicht den Spruch, der mich betrifft?«

»Beruhigen Sie sich, Madame,« sprach Hubert eintretend, »beruhigen Sie sich.«

»Es ist nicht möglich, daß Sie nichts wissen,« erwiderte Jeanne; Sie wissen! Sie wissen! unterrichten Sie mich.«

»Madame ...«

»Wenn Sie kein Barbar sind, unterrichten Sie mich, Sie sehen, wie sehr ich leide.«

»Madame, es ist uns niederen Officianten des Gefängnisses verboten, die Sprüche zu offenbaren, deren Lesung den Greffiers der Höfe zukommt.«

»Es lautet also so gräßlich, daß Sie es nicht wagen,« rief Jeanne in einem Ausbruch von Wuth, der dem Concierge bange machte und ihn die Erneuerung der Scenen vom vorhergehenden Tag ahnen ließ.

»Nein,« sagte er, »beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich!«

»Sprechen Sie doch.«

»Werden Sie geduldig sein und mich nicht bloßstellen?«

»Ich gelobe es Ihnen, ich schwöre es Ihnen, reden Sie.«

»Nun wohl: der Cardinal ist freigesprochen.«

»Ich weiß es.«

»Herr von Cagliostro freigesprochen.«

»Ich weiß es! ich weiß es!«

»Alle. Oliva von der Anklage entbunden.«

»Weiter! weiter!«

»Herr Reteau von Villette ist verurtheilt ...«

Jeanne bebte.

»Zu den Galeeren! ...«

»Und ich! und ich?« rief sie vor Wuth mit den Füßen stampfend.

»Geduld, Madame, Geduld. Ist es das, was Sie versprochen haben?«

»Ich bin geduldig; reden Sie! Ich?«

»Zur Verbannung,« sprach mit schwacher Stimme der Concierge, die Augen abwendend.

Ein Blitz der Freude glänzte in den Augen der Gräfin, ein Blitz, der so schnell erlosch, als er erschienen war.

Dann stellte sie sich, als fiele sie mit einem gewaltigen Schrei in Ohnmacht, und stürzte rückwärts in die Arme ihrer Wirthin.

»Was wäre geschehen, wenn ich ihr die Wahrheit gesagt hätte?« flüsterte Hubert seiner Frau in's Ohr.

»Die Verbannung,« dachte Jeanne, einen Nervenanfall heuchelnd, »das ist die Freiheit, das ist der Reichthum, das ist die Rache, das ist, was ich geträumt ... Ich habe gewonnen!«

XCV.

Die Execution.

Jeanne erwartete immer, daß der vom Concierge versprochene Gerichtsschreiber käme, um ihr den gegen sie gefällten Spruch vorzulesen.

Da sie die Bangigkeiten des Zweifels nicht mehr hatte und kaum die der Vergleichung, das heißt des Stolzes behielt, sagte sie in der That zu sich selbst:

»Was kann mir, einem, sollte ich meinen, gediegenen Geist daran liegen, daß Herr von Rohan minder schuldig erachtet worden ist, als ich?

»Bin ich es, über die man die Strafe eines Fehlers verhängt? Nein. Wäre ich gebührender Maßen von aller Welt als Valois anerkannt worden, hätte ich, wie dieß beim Herrn Cardinal der Fall war, ein ganzes Spalier von Prinzen und Herzogen, welche durch ihre Haltung, durch ihren Flor am Degen, durch ihre Trauerbinden flehten, am Wege aufgestellt gehabt, ich glaube nicht, daß man der armen Gräfin von La Mothe etwas verweigert haben würde, und sicherlich hätte man, in Voraussetzung dieser vornehmen Supplit, der Abkömmlingin der Valois die Schmach des Schemels erspart.

»Doch warum sich mit dieser ganzen Vergangenheit beschäftigen, welche todt ist? Sie ist nun beendigt, diese große Angelegenheit meines Lebens. Auf eine zweideutige Weise in die Welt gestellt, der Gefahr ausgefetzt, vom ersten von oben kommenden Hauch niedergeworfen zu werden, vegetirte ich bloß, ich kehrte vielleicht zu dem ursprünglichen Elend zurück, das die schmerzliche Lehrzeit meines Lebens war. Nun nichts Aehnliches mehr.

»Verbannt, ich bin verbannt! das heißt, ich habe das Recht, meine Million in meiner Casse mitzunehmen, unter den Pomeranzenbäumen von Sevilla oder von Agrigent im Winter, in Deutschland oder England im Sommer zu leben; das heißt, jung, schon, berühmt und im Stande, meinen Proceß selbst zu erklären, wird mich nichts abhalten, zu leben, wie es mir beliebt, sei es mit meinem Mann, wenn er wie ich verbannt ist, und ich ihn frei weiß, sei es mit den Freunden, welche das Glück und die Jugend immer geben!

»Und,« fügte Jeanne in ihre glühenden Gedanken verloren bei, »man komme dann und sage mir, mir, der Verurtheilten, mir, der Verbannten, mir, der armen Gedemüthigten, ich sei nicht reicher als die Königin, ich sei nicht geehrter als die Königin, ich sei nicht vollständiger freigesprochen als die Königin; denn es handelte sich bei ihr nur um eine Verurtheilung. Dem Löwen ist nichts am Erdenwurm gelegen. Es handelte sich darum, Herrn von Rohan zu verurtheilen, und Herr von Rohan ist freigesprochen.

»Wie werden sie sich nun benehmen, um mir den Spruch mitzutheilen, und wie, um mich aus dem Königreich zu führen? Werden sie sich an einer Frau dadurch rächen, daß sie sie dem strengsten Vollzuge der Strafe unterwerfen? Werden sie mich den Schützen übergeben, um mich an die Gränze zu führen? Wird man mir öffentlich sagen: Unwürdige! der König verbannt Sie aus seinem Reiche? Nein, meine Herren sind gutmüthig,« sprach sie lächelnd; »sie grollen mir nicht mehr. Sie grollen nur dem guten Pariser Volk, das unter ihren Balconen brüllt: Es lebe der Herr Cardinal! es lebe Cagliostro! es lebe das Parlament! Das ist ihr wahrer Feind: das Volk. Oh! ja, es ist ihr unmittelbarer Feind, da ich auf die moralische Unterstützung der öffentlichen Meinung rechnete ... und da es mir gelungen ist!«

Jeanne war so weit, sie machte im Stillen ihre kleinen Vorbereitungen und ordnete mit sich ihre Rechnungen. Sie beschäftigte sich schon mit der Unterbringung ihrer Diamanten, mit ihrer Niederlassung in England, man war im Sommer, als plötzlich die Erinnerung an Reteau von Billette, nicht ihr Herz, sondern ihren Geist durchzuckte.

»Armer Junge,« sagte sie mit einem boshaften Lächeln, »er hat für Alle bezahlt. Es bedarf also für die Sühnungen immer einer niederträchtigen Seele im philosophischen Sinn, und so oft dergleichen Notwendigkeiten entstehen, erhebt sich der Sündenbock von der Erde, mit dem Streich, der ihn vernichten wird.

»Armer, gebrechlich«, elender Reteau, er bezahlt heute seine Pamphlete gegen die Königin, seine Federverschwörungen, und Gott, der Jedem seinen Theil in der Welt zurechnet, hat ihm wohl eine Existenz von Stockprügeln, von zeitweisen Louisd'ors, von Hinterhalten, von Verstecken mit einer Endentwicklung von Galeeren zugedacht. So geht es der Verschmitztheit

statt des Verstandes, der Arglist statt der Bosheit, dem Geiste des Angriffs ohne die Ausdauer und die Stärke. Wie viele böse, schädliche Wesen gibt es in der Schöpfung von der giftigen Milbe an bis zum Scorpion, dem ersten der kleinen Wesen, das sich bei den Menschen gefürchtet macht. Alle diese ärmlichen Geschöpfe wollen schaden, aber sie haben nicht die Ehre des Kampfes; man zertritt sie.«

Und Jeanne begrub mit diesem bequemen Wortschwall ihren Genossen Reteau, fest entschlossen, sich nach dem Bagno zu erkundigen, wo der Elende eingeschlossen wäre, um auf ihrer Reise nicht dahin zu gerathen, um nicht einem Unglücklichen die Demüthigung anzuthun, ihm das Glück einer alten Bekannten zu zeigen. Jeanne hatte ein gutes Herz.

Sie nahm heiter ihr Mahl mit dem Concierge und seiner Frau ein. Diese aber hatten ihre Heiterkeit gänzlich vergessen; sie gaben sich nicht einmal die Mühe, ihre Beklemmung gänzlich zu verbergen. Jeanne schrieb ihre Kälte der Verurtheilung zu, deren Gegenstand sie war. Sie machte ihnen eine Bemerkung darüber. Sie antworteten, nichts sei so schmerzlich für sie, als der Anblick der Personen nach einem gefällten Urtheil.

Jeanne war im Grunde ihres Herzens so glücklich, es that ihr so wehe, ihre Freude verbergen zu müssen, daß ihr die Gelegenheit, allein, frei mit ihren Gedanken zu bleiben, nur sehr angenehm sein konnte. Sie gedachte sich nach dem Mittagessen auf ihr Zimmer zurückführen zu lassen.

Wie staunte sie, als der Concierge Hubert beim Nachtisch das Wort nahm und mit einer gezwungenen Feierlichkeit, die seinen Reden sonst durchaus fremd war, zu ihr sprach:

»Madame, wir haben den Befehl, die Personen, über deren Schicksal das Parlament entschieden, nicht in der Kerkermeisterei, zu behalten.«

»Gut,« dachte Jeanne, »er kommt meinen Wünschen entgegen.«

Und sie stand auf und erwiderte:

»Ich möchte Sie nicht zu einer Uebertretung Ihrer Vorschriften veranlassen ... Da» hieße die Güte, die Sie für mich gehabt haben, schlecht erkennen ...

Ich kehre also in mein Zimmer zurück.«

Sie schaute das Ehepaar an, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten. Hubert drehte einen Schlüssel in seinen Fingern hin und her. Die Concierge wandte ihren Kopf ab, als wollte sie eine neue Bewegung ihres Gemüths verbergen.

»Aber wohin wird man denn kommen, um mir den Spruch zu verlesen, und wann wird man kommen?« fragte die Gräfin.

»Man wartet vielleicht, bis Madame in ihrem Zimmer ist,« antwortete Hubert hastig.

»Er entfernt mich entschieden,« dachte Jeanne.

Und ein unbestimmtes Gefühl der Bangigkeit machte sie beben, doch kaum in ihrem Herzen erschienen, verdunstete es wieder.

Jeanne stieg die drei Stufen hinauf, welche von dieser Stube in den Gang der Kanzlei führten.

Als Frau Hubert die Gräfin weggehen sah, eilte sie auf sie zu und ergriff ihre Hände, nicht mit Ehrfurcht, nicht mit wahrer Freundschaft, nicht mit jener Empfindungsfülle, die für beide Theile gleich ehrenvoll ist, sondern mit einem Erguß tiefen Mitleids, welcher der verständigen Jeanne, ihr, die Alles bemerkte, nicht entging.

Dießmal war der Eindruck so scharf, daß Jeanne sich gestand, der Schrecken erfasse sie; doch der Schrecken wurde abgeschüttelt, wie sie die Bangigkeit abgeschüttelt hatte, und aus der bis an den Rand mit Freude und Hoffnung erfüllten Seele vertrieben.

Jeanne wollte sich von Frau Hubert die Ursache ihres Mitleids erklären lassen; sie öffnete den Mund und stieg wieder zwei Stufen herab, um eine Frage, so entschieden und kräftig wie ihr Geist, zu stellen. Doch sie hatte keine Zeit dazu. Hubert nahm sie, weniger höflich als lebhaft, bei der Hand und öffnete die Thüre.

Die Gräfin sah sich im Gange. Acht Schützen von der Vogtei warteten hier. Worauf warteten sie? das fragte sich Jeanne, als sie dieselben erblickte. Doch die Thüre des Concierge war schon wieder geschlossen. Vor den Schützen stand einer der gewöhnlichen Gefängnißschließer, derjenige, welcher die Gräfin jeden Abend in ihr Zimmer zurückführte.

Dieser Mensch schritt der Gräfin voran, als wollte er ihr den Weg zeigen.

»Ich gehe in mein Zimmer zurück?« sagte die Gräfin mit dem Tone einer Frau, welche dessen, was sie sagt, gern sicher scheinen möchte, aber zweifelt.

»Ja, Madame,« erwiderte der Schließer.

Jeanne faßte das eiserne Geländer an und stieg hinter dem Mann hinauf. Sie hörte die Schützen, welche einige Schritte von ihr entfernt zischelten, aber sich nicht von der Stelle rührten.

Beruhigt, ließ sie sich in ihr Zimmer einsperren und dankte sogar freundlich dem Schließer. Dieser entfernte sich.

Jeanne sah sich nicht so bald frei und allein, als ihre Freude ausschweifend hervorbrach, eine Freude, welche zu lange durch die Larve geknebelt gewesen war, unter der sie heuchlerisch ihr Gesicht beim Concierge verborgen hatte. Dieses Zimmer der Conciergerie war ihr Behältniß, das Behältnis; eines einen Augenblick durch die Menschen gefesselten wilden Thieres, das durch eine Laune Gottes abermals in den freien Raum der Welt versetzt werden sollte.

Und in seiner Höhle oder in seinem Behältniß, wenn es finstere Nacht ist, wenn kein Geräusch dem gefangenen Thiere die Wachsamkeit seiner Hüter verkündigt, wenn sein seiner Geruch keine Spur in der Umgegend erkennt, beginnen dann die Sprünge dieser wilden Natur. Es reckt seine Glieder, um sie für die Bewegungen der erwarteten Unabhängigkeit geschmeidig zu machen. Dann hat es Schreie, dann hat es Aufschwingungen und Extasen, welche das Auge des Menschen nie erlauert.

Bei Jeanne war es so. Plötzlich hörte sie in ihrer Flur gehen; sie hörte die Schlüssel am Bunde des Schließers klirren; sie hörte das massenhafte Schloß berühren.

»Was will man von mir?« dachte sie, indem sie sich stumm und aufmerksam erhob.

»Was gibt es, Jean?« fragte die Gräfin mit sanftem, gleichgültigem Tone.

»Madame wolle mir folgen,« erwiderte er.

»Wohin?«

»Hinab.«

»Wie? hinab ...«

»In die Kanzlei.«

»Ich bitte, warum?«

»Madame ...«

Jeanne ging auf diesen Mann zu, welcher zögerte, und sah am Ende der Flur die Schützen der Vogtei, welche sie zuerst unten getroffen hatte.

»Sagen Sie mir doch, was man in der Kanzlei von mir will?« rief sie bewegt.

»Madame, Herr Voillot, Ihr Vertheidiger, möchte Sie gern sprechen.«

»In der Kanzlei? Warum nicht hier, da er mehrere Male die Erlaubnis; gehabt hat, hierher zu kommen?«

»Madame, Herr Voillot hat Briefe von Versailles erhalten, und er will Ihnen Kenntniß davon geben.«

Jeanne bemerkte nicht, wie unlogisch diese Antwort war. Ein einziges Wort fiel ihr auf: Briefe von Versailles, Briefe vom Hof ohne Zweifel, vom

Vertheidiger selbst überbracht.

Sollte die Königin beim König nach Verkündigung des Spruches vermittelt haben? Sollte ...

Doch wozu Muthmaßungen? hatte man Zeit dazu, war das nöthig, wenn man in zwei Minuten die Lösung des Räthsels finden konnte?

Ueberdieß wurde der Schließer dringlich; er schüttelte seine Schlüssel wie ein Mensch, der in Ermangelung guter Gründe einen Befehl entgegenhält.

»Warten Sie ein wenig auf mich,« sagte Jeanne, »Sie sehen, daß ich mich schon ausgekleidet hatte, um ein wenig zu ruhen; ich bin in den letzten Tagen so müde geworden.«

»Ich werde warten, Madame, aber bedenken Sie, daß Herr Voillot Eile hat.«

Jeanne schloß ihre Thüre, zog ein etwas frischeres Kleid an, nahm eine Mantille und ordnete rasch ihre Haare. Sie brauchte keine fünf Minuten zu diesen Vorbereitungen. Ihr Herz sagte ihr, Herr Voillot bringe den Befehl, auf der Stelle abzugehen, und das Mittel, Frankreich auf eine zugleich discrete und bequeme Weise zu durchreisen. Ja, die Königin mußte dafür gesorgt haben, daß ihre Feindin so bald als möglich weggeführt wurde. Die Königin mußte, nachdem man den Spruch gefällt, sich's angelegen sein lassen, diese Feindin so wenig als möglich zu reizen, denn ist der Panther in Fesseln gefährlich, wie muß man ihn erst fürchten, wenn er frei ist? In diesen glücklichen Gedanken gewiegt, ging oder flog vielmehr Jeanne hinter dem Schließer her, der sie die kleine Treppe hinabgehen ließ, auf der man sie schon in den Sitzungssaal geführt hatte. Doch statt bis zu diesem Saale zu gehen, statt sich links zu wenden, um in die Kanzlei einzutreten, wandte sich der Schließer nach einer kleinen Thüre rechts.

»Wohin gehen Sie denn?« fragte Jeanne, »die Kanzlei ist dort.«

»Kommen Sie, kommen Sie, Madame,« sagte mit honigsüßem Tone der Schließer, »hier erwartet Sie Herr Voillot.«

Er trat zuerst ein und zog die Gefangene nach, welche geräuschvoll die äußeren Riegel dieser dicken Thüre hinter ihr schließen hörte.

Erstaunt, doch ohne noch etwas in der Finsterniß zu sehen, wagte es Jeanne nicht mehr, ihren Wächter zu fragen.

Sie machte ein paar Schritte und blieb dann stehen. Ein bläuliches Licht verlieh der Stube, in der sie sich befand, das Aussehen vom Innern eines Grabes.

Die Helle drang oben von einem alterthümlichen Gitterwerk durch Spinnengewebe und eine hundertfache Lage uralten Staubes ein, und nur einige bleiche Strahlen gaben den Wänden ein wenig von ihrem Wiederschein.

Jeanne fühlte plötzlich die Kälte, sie fühlte die Feuchtigkeit des Kerkers; sie errieth etwas Entsetzliches an den flammenden Augen des Schließers.

Indessen sah sie noch nichts, als diesen Mann; er allein mit der Gefangenen nahm in diesem Augenblick das Innere dieser vier Wände ein, welche ganz mit Grün überzogen waren von dem Wasser, das sie überall ausschwitzten, ganz schimmelig vom Durchzug einer Luft, welche die Sonne nie erwärmt hatte.

»Mein Herr,« sagte sie nun, den Eindruck des Schreckens beherrschend, der sie schauern machte, »was thun wir Beide hier?« Wo ist Herr Voillot, zu welchem Sie mich zu führen versprochen haben?«

Der Schließer antwortete nicht: er wandte sich um, als wollte er nachschauen, ob die Thüre, durch die sie eingetreten waren, fest geschlossen sei.

Jeanne folgte dieser Bewegung voll Angst. Es kam ihr der Gedanke, sie habe es, wie in den schwärzlichen Romanen jener Zeit, mit einem jener Kerkermeister zu thun, welche, in wilder Liebe für ihre eingekerkerten Frauen entbrannt, an dem Tage, wo ihnen ihre Beule durch die offene Thüre ihres Käfigs entgehen soll, sich zu Tyrannen der *schönen Gefangenen* machen und ihnen Freiheit gegen Liebe antragen.

Jeanne war stark, sie fürchtete sich nicht vor Ueberfällen, sie hatte nicht die Schamhaftigkeit der Seele. Ihre Einbildungskraft kämpfte mit Vortheil gegen die sophistischen Launen der Herren Crebillon Sohn und Louvet. Sie ging mit lächelndem Auge gerade auf den Schließer zu und sagte:

»Mein Herr, was verlangen Sie von mir? Haben Sie mir etwas zu sagen? Die Zeit einer Gefangenen, wenn sie der Freiheit nahe steht, ist kostbar. Sie scheinen, um mit mir zu sprechen, einen sehr unheimlichen Ort der Zusammenkunft gewählt zu haben.«

Der Schließer antwortete nicht, weil er nicht begriff. Er setzte sich an die Ecke des niedrigen Kamins und wartete.

»Ich frage Sie noch einmal: was machen wir?« sagte sie.

Sie fürchtete, es mit einem Narren zu thun zu haben.

»Wir warten auf Herrn Voillot.«

Den Kopf schüttelnd entgegnete Jeanne:

»Sie werden mir zugestehen, daß Herr Voillot, wenn er mir Briefe von Versailles mitzutheilen hat, seine Zeit und sein Audienzzimmer schlecht wählte. Herr Voillot kann mich unmöglich hier warten lassen. Es ist etwas Anderes.«

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als eine Thüre, die sie nicht bemerkt hatte, ihr gegenüber sich öffnete.

Es war eine von den runden Fallthüren, wahren Monumenten von Holz und Eisen, welche, wenn sie sich in dem Hintergrund, den sie verbargen, öffnen, ein kabbalistisches Rund ausschneiden, in dessen Mittelpunkt Mensch oder Landschaft durch Zauberei lebendig zu sein scheinen.

Hinter dieser Thüre waren in der That Stufen, die sich in einen schlecht beleuchteten Corridor voll Wind und Kühle senkten, und jenseits dieses Korridors sah Jeanne in einem einzigen Augenblick so schnell wie der

Blitz, indem sie sich auf die Zehen erhob, eine Art von öffentlichem Platz, wo ein Haufe von Männern und Weibern mit funkelnden Augen wartete.

Doch wir wiederholen, es war dieß für Jeanne mehr eine Vision, als ein Anblick; sie hatte nicht einmal Zeit, sich Rechenschaft davon zu geben. Vor ihr, auf einem Plan, der viel näher war, als der erwähnte Platz, erschienen drei Personen, die letzte Stufe heraufsteigend.

Hinter diesen Personen, ohne Zweifel von den unteren Stufen, erhoben sich vier Bajonette, weiß und scharf, unheimlichen Kerzen ähnlich, welche diese Scene hätten beleuchten wollen.

Doch die runde Thüre schloß sich wieder. Die drei Männer traten allein in den Kerker ein, in dem sich Jeanne befand.

Diese ging von einem Erstaunen zum andern, oder vielmehr von der Unruhe zum Schrecken über.

Den Schließer, den sie einen Augenblick zuvor fürchtete, suchte sie nun auf, um seinen Schutz gegen die Unbekannten anzusprechen.

Der Schließer lehnte sich an die Wand des Kerkers an und zeigte durch diese Bewegung, daß er passiver Zuschauer dessen, was geschehen sollte, bleiben wolle und müsse.

Jeanne wurde angeredet, ehe ihr der Gedanke, das Wort zu nehmen, gekommen war.

Einer von den drei Männern, der jüngste, fing an. Er war schwarz gekleidet, hatte seinen Hut auf dem Kopf und drehte in seiner Hand Papiere hin und her, die gleich der Skytala der Alten geschlossen waren.

»Madame,« sagte der Unbekannte, »Sie sind Jeanne von Saint-Remy von Valois, Gattin von Marie Antoine Nicolas Grafen von La Mothe?«

»Ja, mein Herr,« erwiderte Jeanne.

»Sie sind geboren in Fontette am 22. Juli 1756?«

»Ja, mein Herr.«

»Sie wohnen in Paris in der Rue Neuve-Saint-Gilles?«

»Ja, mein Herr ... Doch wozu richten Sie alle diese Fragen an mich?«

»Madame, es thut mir leid, daß Sie mich nicht erkennen: ich bin der Gerichtsschreiber des Hofes.«

»Ich erkenne Sie.«

»Dann kann ich meine Functionen in meiner Eigenschaft, die Sie anerkannt haben, vollziehen.«

»Ich bitte einen Augenblick ... Wollen Sie mir sagen, wozu Ihre Functionen Sie verpflichten?«

»Ihnen den Spruch vorzulesen, der in der Sitzung vom 31. Mai 1786 gegen Sie gefällt worden ist.«

Jeanne bebte. Sie ließ einen Blick voll Bangigkeit und Mißtrauen umherlaufen. Nicht ohne Grund setzen wir das Wort Mißtrauen, das als das minder starke erscheinen dürfte, zuletzt. Jeanne schauerte von einer unsäglichen Angst; sie ließ ein in der Finsternis; furchtbares Augenpaar stammen, um Acht zu geben.

»Sie sind der Kanzleischreiber Breton,« sagte sie; »doch wer sind diese beide Herren, Ihre Gehülfen?«

Der Gerichtsschreiber wollte antworten, als der Schließer, seinem Worte zuvorkommend, auf ihn zueilte und ihm die von einer Angst oder einem beredten Mitleid erfüllten Worte zuflüsterte:

»Sagen Sie es ihr nicht.«

Jeanne hörte dieß; sie schaute die zwei Männer aufmerksamer an, als sie bis dahin gethan hatte. Sie wunderte sich, als sie den eisengrauen Rock und die eisernen Knöpfe des Einen, das behaarte Wamms und die Pelzmütze des Andern sah; die seltsame Schürze, welche die Brust des Letzteren bedeckte,

erregte Jeanne's Aufmerksamkeit; diese Schürze schien an verschiedenen Stellen verbrannt, an andern mit Blut und mit Oel befleckt.

Sie wich zurück. Es war, als böge sie sich, um einen kräftigen Ansatz zu nehmen.

Der Gerichtsschreiber näherte sich ihr und sprach:

»Knieen Sie nieder, Madame.«

»Ich, niederknieen!« rief Jeanne; »niederknieen! ich! ... ich, eine Valois, niederknieen!«

»So lautet der Befehl, Madame,« sprach der Gerichtsschreiber sich verbeugend.

»Aber, mein Herr,« entgegnete Jeanne mit einem unseligen Lächeln, »was fällt Ihnen ein? ich muß Sie also das Gesetz lehren? Man kniet nur nieder, um öffentliche Abbitte zu thun!«

»Nun, Madame?«

»Nun! mein Herr, man thut nur Abbitte in Folge eines Spruchs, der zu einer entehrenden Strafe verurtheilt. Die Verbannung ist, so viel ich weiß, keine entehrende Strafe im französischen Gesetz.«

»Madame, ich habe Ihnen nicht gesagt, Sie seien zur Verbannung verurtheilt,« sprach der Gerichtsschreiber mit tiefer Traurigkeit.

»Nun!« rief Jeanne ausbrechend, »wozu bin ich beim verurtheilt?«

»Das werden Sie erfahren, wenn Sie den Spruch anhören, und um ihn anzuhören, wollen Sie für's Erste niederknieen.«

»Nie, nie!«

»Madame, das ist der erste Artikel meiner Instruktionen.«

»Nie, nie, sage ich Ihnen.«

»Madame, es ist geschrieben, wenn die Verurtheilte sich weigere niederzuknieen ...«

»Nun?«

»So werde man sie mit Gewalt dazu zwingen.«

»Gewalt! gegen eine Frau!«

»Eine Frau darf eben so wenig als ein Mann der dem König und der Gerechtigkeit schuldigen Achtung ermangeln.«

»Und der Königin! nicht wahr?« rief Jeanne wüthend, »denn ich erkenne wohl hierin die Hand eines feindseligen Weibes.«

»Sie haben Unrecht, die Königin anzuklagen, Madame. Ihre Majestät hat keinen Antheil an der Abfassung der Parlamentssprüche. Auf, Madame, ersparen Sie uns die Nothwendigkeit, Gewalt zu brauchen; auf die Kniee!«

»Nie! nie! nie!«

Der Gerichtsschreiber rollte sein Papier zusammen und zog aus seiner weiten Tasche ein sehr dickes, das er in Voraussicht dessen, was jetzt geschah, in Reserve hielt.

Und er las den vom Generalanwalt an die öffentliche Gewalt erlassenen Befehl, die widerspänstige Angeklagte zum Niederknieen zu zwingen, *um der Gerechtigkeit Genüge zu leisten.*

Jeanne stemmte sich in eine Ecke des Gefängnisses und forderte mit ihren Blicken die öffentliche Gewalt heraus, welche sie in den Bajonetten zu erblicken geglaubt hatte, die sich aus der Treppe vor der Thüre erhoben.

Doch der Gerichtsschreiber ließ diese Thüre nicht öffnen, er machte den erwähnten zwei Männern ein Zeichen, und diese näherten sich ruhig, wie jene untersetzten, unerschütterlichen Kriegsmaschinen, mit denen man eine Mauer bei Belagerungen angreift.

Ein Arm jedes dieser Männer packte Jeanne unter der Schulter und zog sie mitten in den Saal, trotz ihres Geschreis, trotz ihres Brüllens.

Der Gerichtsschreiber setzte sich unempfindlich und wartete.

Jeanne sah nicht, daß sie, um sich so schleppen zu lassen, zu drei Vierteln hatte niederknieen müssen. Ein Wort des Gerichtsschreibers machte sie darauf aufmerksam.

»Es ist gut so,« sagte er.

Sogleich spannte sich die Feder ab, Jeanne sprang zwei Fuß vom Boden in den Armen der Männer, die sie hielten.

»Es ist ganz unnütz, daß Sie so schreien,« sagte der Gerichtsschreiber, »denn man hört Sie außen nicht, und dann werden Sie das Urtheil nicht hören, das ich Ihnen jetzt vorlesen muß.«

»Erlauben Sie, daß ich stehend höre, und ich werde stillschweigend zuhorchen,« rief Jeanne keuchend.

»Sobald die Schuldige zum Staupbesen verurtheilt wird,« sprach der Gerichtsschreiber, »ist die Strafe entehrend und zieht die Kniebeugung nach sich.«

»Zum Staupbesen!« brüllte Jeanne. »Zum Staupbesen! Ah! Elender! Zum Staupbesen, sagen Sie? ...«

Und diese Schreie wurden so gewaltig, daß sie den Schließer, den Gerichtsschreiber und die zwei Gehülfen betäubten, und daß diese Leute den Kopf verloren und gleich Betrunkenen die Materie durch die Materie bändigen zu wollen anfingen.

Da warfen sie sich auf Jeanne und suchten sie niederzuziehen, doch sie widerstand siegreich. Sie wollten sie die Kniee biegen machen, aber sie stemmte ihre Muskeln an wie stählerne Klingen.

Sie blieb in der Luft in den Händen dieser Männer schweben und bewegte ihre Hände und ihre Füße so, daß sie ihnen grausame Wunden beibrachte.

Sie theilten sich in die Arbeit; einer von ihnen hielt ihr die Füße wie in einem Schraubstock; die zwei Andern hoben sie an den Faustgelenken auf und riefen dem Gerichtsschreiber zu:

»Lesen Sie, lesen Sie immerhin Ihren Spruch, Herr Gerichtsschreiber, sonst werden wir mit dieser Wüthenden nie zu Ende kommen!«

»Nie werde ich einen Spruch lesen lassen, der mich zur Ehrlosigkeit verurtheilt,« rief Jeanne, sich mit einer übermenschlichen Stärke sträubend. Und sie verband die That mit der Drohung und übertäubte die Stimme des Gerichtsschreibers durch ein so gellendes Gebrüll und Geschrei, daß sie kein Wort von dem Vorgelesenen hörte.

Nach beendigter Lesung legte er seine Papiere wieder zusammen und steckte sie in seine Tasche.

Als Jeanne glaubte, er habe geendigt, schwieg sie und suchte wieder Kraft zu sammeln, um diesen Männern abermals zu trotzen. Sie ließ aus das Gebrülle ein Gelächter folgen, das noch wilder war.

»Und,« sprach der Gerichtsschreiber, indem er gelassen mit der herkömmlichen Formel schloß, »und der Spruch wird aus dem Executionsplatz im Justizhof vollzogen werden!«

»Oeffentlich!« brüllte die Unglückliche ... »Oh!«

»Meister von Paris, ich überantworte Euch dieses Weib,« vollendete der Gerichtsschreiber, indem er sich an den Mann mit der ledernen Schürze wandte.

»Wer ist dieser Mann?« fragte Jeanne in einem letzten Paroxismus der Angst und Wuth.

»Der Henker,« antwortete der Gerichtsschreiber, wahrend er seine Manchetten zurecht richtete, mit einer Verbeugung.

Kaum hatte der Gerichtsschreiber dieses Wort gesprochen, als sich die zwei Henker der Gräfin bemächtigten und sie aufhoben, um sie nach der Gallerie

zu tragen, welche sie bemerkt hatte. Wir müssen darauf verzichten, die Art zu schildern, wie sie sich zur Wehr setzte. Diese Frau, welche im gewöhnlichen Leben über eine Schramme in Ohnmacht fiel, ertrug beinahe gegen eine Stunde die Mißhandlungen und Schläge der beiden Henker; sie wurde bis zur äußeren Thüre geschleppt, ohne daß sie einen Augenblick aufgehört hatte, das gräßlichste Geschrei auszustoßen.

Jenseits dieser Pforte, wo die versammelten Soldaten die Menge im Zaum hielten, erschien plötzlich der kleine Hof, genannt der Justizhof, mit den zwei- bis dreitausend Zuschauern, welche die Neugierde seit den Vorbereitungen und der Errichtung des Schaffots herbeigelockt hatte.

Auf einer ungefähr acht Fuß hohen Estrade erhob sich ein schwarzer Pfahl, mit eisernen Ringen versehen und überragt von einer Schrift, welche der Gerichtsschreiber, ohne Zweifel auf Befehl, unleserlich zu machen bemüht gewesen war.

Diese Estrade hatte kein Geländer, man stieg auf einer Leiter ebenfalls ohne Geländer zu ihr hinauf. Die einzige Einfassung, die man hier bemerkte, waren die Bajonette der Schützen. Sie schlossen den Zugang wie ein Gitter mit glänzenden Spitzen.

Als die Menge sah, daß die Thüren des Palastes sich öffneten, und daß die Commissäre mit ihren Stäbchen kamen, daß der Gerichtsschreiber mit seinen Papieren in der Hand herbeischritt, fing sie ihre wellenförmige Bewegung an, welche ihr Ähnlichkeit mit dem Meere verleiht.

Bon allen Seiten erschollen die Rufe: »Hier kommt sie! hier kommt sie!« mit nicht sehr ehrenvollen Beiwörtern für die Verurtheilte, und da und dort mit nicht sehr freundlichen Bemerkungen für die Richter.

Denn Jeanne hatte Recht, sie hatte sich seit ihrer Verurtheilung eine Partei gemacht. Leute, die sie zwei Monate vorher verachteten, hatten sie wieder in Ehren eingesetzt, seitdem sie sich als Gegnerin der Königin aufgeworfen.

Herr von Crosne hatte Alles vorhergesehen. Die ersten Reihen dieses Schauspielsaales waren von einem Parterre besetzt, das denjenigen ergeben war, welche die Kosten des Schauspiels bezahlten. Man bemerkte hier,

neben breitschultrigen Agenten, die eifrigsten Anhängerinnen des Cardinals von Rohan. Man hatte Mittel gefunden, für die Königin die gegen sie erweckten Leidenschaften des Zorns zu benützen. Diejenigen sogar, welche Herrn von Rohan aus Antipathie gegen Marie Antoinette so stark Beifall zugeklatscht hatten, zischten oder pfiffen Frau von La Mothe aus, welche so unklug gewesen war, ihre Sache von der des Cardinals abzusondern.

Folge hievon war, daß bei ihrer Erscheinung auf dem kleinen Platze die wüthenden Schreie: » *Nieder mit La Mothe! Hol die Fälscherin*,« die Mehrzahl bildeten und ben kräftigsten Lippen entströmten.

Es geschah auch, daß diejenigen, welche ihr Mitleid für Jeanne oder ihre Entrüstung gegen den Spruch, der sie traf, auszudrücken versuchten, von den Damen der Halle für Feinde des Cardinals, von den Agenten für Feinde der Königin gehalten und in dieser doppelten Eigenschaft von den beiden Geschlechtern mißhandelt wurden, welche bei der Erniedrigung von Frau von La Mothe interessirt waren. Jeanne war mit ihren Kräften zu Ende, aber noch nicht mit ihrer Wuth; sie hörte auf zu schreien, weil sich ihre Schreie in der Gesammtheit der Geräusche und des Kampfes verloren. Doch mit ihrer scharfen, vibrirenden, metallischen Stimme schleuderte sie ein paar Worte unter die Menge, welche wie durch einen Zauber alles Gemurmel zum Schweigen brachten.

»Wißt Ihr, wer ich bin!« sagte sie, »wißt Ihr, daß ich vom Blute Eurer Könige bin? Wißt Ihr, daß man in mir nicht eine Schuldige, sondern eine Nebenbuhlerin schlägt? Nicht nur eine Nebenbuhlerin, sondern eine Genossin!«

Hier wurde sie zu rechter Zeit durch das Geschrei der verständigsten Agenten des Herrn von Crosne unterbrochen.

Aber sie hatte, wenn nicht die Theilnahme, doch wenigstens die Neugierde erregt, und die Neugierde des Volks ist ein Durst, der gestillt werden will.

»Ja,« wiederholte sie. »eine Genossin! Man bestraft in mir diejenige, welche genau eingeweiht war in die Geheimnisse von ...«

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte ihr der Gerichtsschreiber in's Ohr.

Sie wandte sich um, der Henker hielt eine Peitsche in der Hand.

Bei diesem Anblick vergaß Jeanne ihre Rede, ihren Haß, ihren Wunsch, die Menge für sich zu gewinnen; sie sah nur noch die Schande, sie fürchtete nur noch den Schmerz.

»Gnade! Gnade!« rief sie mit einer herzzerreißender Stimme.

Ein ungeheures Gezische übertönte ihr Flehen. Jeanne klammerte sich, vom Schwindel ergriffen, an die Kniee des Henkers an. und es gelang ihr, seine Hand zu fassen. Doch er hob den andern Arm auf und ließ die Peitsche weich auf die Schultern der Gräfin fallen.

Da ereignete sich etwas Unerhörtes; diese Frau, welche der körperliche Schmerz vielleicht niedergeworfen, geschmeidig gemacht, gezähmt hätte, erhob sich, als sie sah, daß man sie schonte; sie stürzte sich auf den Andern, auf den Gehülfen, und suchte ihn auf den Boden zu schleudern, um sich vom Schaffot herab auf den Platz zu werfen. Plötzlich wich sie zurück.

Dieser Mann hielt in der Hand ein geröthetes Eisen, das er so eben aus glühenden Kohlen gezogen hatte. Er hob dieses Eisen auf, und die verzehrende Hitze, die es ausströmte, machte Jeanne unter einem wilden Gebrülle zurückspringen.

»Gebrandmarkt!« rief sie, »gebrandmarkt!«

Alles Volk antwortete auf ihren Schrei durch einen nicht minder furchtbaren Schrei.

»Ja! ja!« brüllten dreitausend Stimmen.

»Zu Hilfe!« stöhnte Jeanne ganz verwirrt, indem sie die Stricke, mit welchen man ihre Hände gebunden hatte, zu zerreißen suchte.

Zu gleicher Zeit schlitzte der Henker das Kleid der Gräfin, da er es nicht öffnen konnte, auf, und während er mit zitternder Hand den zerfetzten Stoff auf die Seite schob, suchte er das glühende Eisen zu nehmen, das sein Gehülfe ihm darbot.

Doch Jeanne stürzte sich auf diesen Mann, und machte ihn beständig zurückweichen, denn er wagte es nicht, sie zu berühren, so daß der Henker, daran verzweifelnd, daß er das unselige Werkzeug nehmen könnte, zu horchen anfing, ob sich in den Reihen der Menge eine Verfluchung gegen ihn erhebe. Die Eitelkeit hatte sich seiner bemächtigt.

Die Menge begann die kräftige Vertheidigung dieser Frau zu bewundern und bebte von dumpfer Ungeduld; der Gerichtsschreiber war die Leiter hinabgestiegen; die Soldaten betrachteten dieses Schauspiel: es herrschte eine Unordnung, eine Verwirrung, die einen bedrohlichen Anblick bot.

»Macht ein Ende!« rief eine Stimme, welche aus der ersten Reihe der Menschen hervorkam.

Eine gebieterische Stimme, die der Henker ohne Zweifel erkannte, denn mit einem kräftigen Ansatz warf er Jeanne zurück, drückte sie nieder, und bog mit seiner linken Hand ihren Kopf auf die Seite.

Sie erhob sich glühender als das Eisen, mit dem sie bedroht war, und rief mit einer Stimme, welche den ganzen Tumult des Platzes, alle Verwünschungen der ungeschickten Henker beherrschte:

»Feige Franzosen, Ihr vertheidigt mich nicht, Ihr laßt mich martern!«

»Schweigen Sie!« lief der Gerichtsschreiber.

»Schweigen Sie!« rief der erste Commissär.

»Ich, schweigen! ... Ah! ja wohl!« schrie Jeanne, »was wird man mir thun? ... Ja, wenn ich diese Schmach erdulde, ist es meine Schuld ...«

»Ah! ah! ah!« rief die Menge, die sich im Sinn dieses Bekenntnisses täuschte.

»Schweigen Sie!« wiederholte der Gerichtsschreiber.

»Ja, meine Schuld,« fuhr Jeanne sich krümmend fort, »denn wenn ich hätte sprechen wollen ...«

»Schweigen Sie!« schrieen Gerichtsschreiber, Commissäre und Henker.

»Wenn ich Alles hätte sagen wollen, was ich über die Königin weiß ... nun, ich wäre gehenkt, aber nicht entehrt worden.«

Sie konnte nicht mehr sprechen, denn der Commissär sprang auf das Schaffot, gefolgt von Agenten, welche die Elende knebelten und sie ganz zuckend, ganz gequetscht, das Gesicht angeschwollen, bleifarbig, blutend, den zwei Henkern übergaben, von denen der eine sein Opfer abermals niederbog; zu gleicher Zeit ergriff er das Eisen, das ihm sein Gehülfe zu reichen vermochte. Doch Jeanne benützte wie eine Natter die Unzulänglichkeit dieser Hand, die ihr Genick preßte; sie sprang zum letzten Mal auf, wandte sich mit einer wüthenden Freude um, und bot dem Henker, indem sie ihn mit einem herausfordernden Auge anschaute, ihre Brust, so daß das unselige Werkzeug, das sich auf ihre Schulter senkte, sie am rechten Busen traf und seine rauchende, verzehrende Furche in das lebendige Fleisch eindrückte. was dem Opfer, trotz des Knebels, ein Gebrülle entriß, dem keine Intonation gleichkommt, welche die menschliche Stimme hervorzubringen vermag.

Jeanne sank unter ihrer Schmach zusammen. Sie war besiegt. Ihre Lippen ließen keinen Ton mehr entschlüpfen, ihre Glieder hatten kein Beben mehr; dießmal war sie wirklich ohnmächtig.

Der Henker trug sie, gleichsam auf seiner Schulter entzweigebogen, fort und stieg unsicheren Tritts die Leiter der Schande mit ihr hinab.

Das Volk, mochte es nun den Vorgang billigen oder bestürzt sein, war ebenfalls verstummt, verlief sich aber durch die vier Ausgänge des Platzes erst, nachdem es hinter Jeanne die Thüren der Conciergerie hatte schließen, nachdem es das Schaffot langsam, Stück für Stück, hatte zerstören sehen, nachdem es sich versichert hatte, daß es keinen Epilog bei dem furchtbaren Drama gab, womit das Parlament ihm eine Vorstellung gegeben.

Die Agenten überwachten Alles bis auf die letzten Eindrücke der Anwesenden; ihre ersten Einschärfungen wurden so klar ausgesprochen, daß es Tollheit gewesen wäre, ihrer mit Knütteln und Handschellen bewaffneten Logik irgend eine Einwendung entgegenzusetzen.

Die Einwendung, wenn eine vorkam, war gelassen und ganz innerlich. Allmälig nahm der Platz seine gewöhnliche Ruhe wieder an. Nur hatten am Ende der Brücke, als der ganze Haufe sich zerstreut, zwei Männer, junge und bedächtliche Männer, welche sich ebenfalls entfernten, folgendes Gespräch mit einander:

»Ist es wirklich Frau von La Mothe, die der Henker gebrandmarkt hat, Glauben Sie es, Maximilian?«

»Man sagt es, doch ich glaube es nicht,« erwiderte der Größere von den zwei Sprechenden.

»Nicht wahr, Sie sind der Meinung, daß sie es nicht sei? sagte der Andere, ein kleiner Mann mit gemeinem Gesicht, mit einem Auge rund und leuchtend wie das der Nachtvögel, mit kurzem, schmierigem Haar, »nicht wahr, es ist nicht Frau von La Mothe, die man gebrandmarkt hat? Die Stützen dieser Tyrannen haben ihre Mitschuldige verschont. Sie haben, um Marie Antoinette von der Anklage zu entlasten, eine Mlle. Oliva gefunden, die sich als prostituirt bekannte; sie werden auch eine falsche Frau von La Mothe haben finden können, die sich als Betrügerin bekannte. Sie werden mir sagen, es sei da die Brandmarkung ... Bah! Comödie, wofür sich der Henker und das Opfer haben bezahlen lassen, das ist nur theurer!«

Der Begleiter dieses Mannes horchte, den Kopf wiegend. Er lächelte, ohne zu antworten.

»Warum antworten Sie nicht?« fragte der häßliche kleine Mann; »billigen Sie meine Ansicht nicht?«

»Es will viel heißen, wenn man sich am Busen brandmarken läßt,« erwiderte er; »die Comödie, von der Sie sprechen, scheint mir nicht erwiesen. Sie sind mehr Arzt als ich, und Sie hätten das verbrannte Fleisch riechen müssen. Ich gestehe, ein unangenehmes Andenken.«

»Eine Geldsache, habe ich Ihnen gesagt: man bezahlt eine Verurtheilte, welche wegen irgend einer andern Sache gebrandmarkt würde, man bezahlt sie dafür, daß sie drei bis vier pomphafte Phrasen sagt, dann knebelt man sie, wenn sie im Begriff ist, zu verzichten ...«

»La, la, la!« rief phlegmatisch derjenige, welchen man Maximilian genannt hatte, »ich werde Ihnen nicht auf diesen Boden folgen, er ist nicht solid.«

»Hm!« sprach der Andere, »dann werden Sie es machen, wie die übrigen Maulaffen, Sie werden am Ende sagen, Sie haben Frau von La Mothe brandmarken sehen. Das sind so Ihre Launen. Vorhin drückten Sie sich nicht so aus, denn Sie sagten positiv: »Ich glaube nicht, daß es Frau von La Mothe ist, die man gebrandmarkt hat.«

»Nein, ich glaube es noch nicht,« erwiderte lächelnd der junge Mann, »doch es ist auch keine von jenen Verurtheilten, die Sie nennen.«

»Wer ist es denn? Sprechen Sie, wer ist die Person, die man hier auf dem Platze statt der Frau von La Mothe gebrandmarkt hat?«

»Es ist die Königin!« sagte der junge Mann mit scharfem Tone zu seinem unheimlichen Gefährten, und er punktirte diese Worte mit einem unerklärbaren Lächeln.

Der Andere wich laut lachend und diesem Scherze Beifall klatschend zurück, dann schaute er umher und rief:

»Adieu, Robespierre.«

»Adieu, Marat,« erwiderte der Andere.

Und sie trennten sich.

XCVI.

Die Hochzeit.

Am Tage dieser Execution, gegen Mittag, kam der König aus seinem Cabinet in Versailles, und man sah ihn Herrn von Provence mit den hart ausgesprochenen Worte entlassen:

»Mein Herr, ich wohne heute einer Hochzeitmesse bei. Sprechen Sie mir nicht von Ehe und schlechter Ehe; das wäre ein schlimmes Vorzeichen für die Verlobten, die ich liebe und beschützen werde.«

Der Graf von Provence faltete lächelnd die Stirne, verbeugte sich tief vor seinem Bruder und kehrte in seine Gemächer zurück.

Seinen Weg mitten unter den in den Gallerien zerstreuten Höflingen verfolgend, lächelte der König dem Einen zu und schaute den Andern stolz an, je nachdem er sie in der Angelegenheit, worin das Parlament sein Urtheil gefällt, ihm günstig oder ungünstig gesehen hatte.

Er kam bis in den viereckigen Salon, in welchem die Königin ganz geschmückt im Kreise ihrer Ehrendamen und ihrer Edelleute verweilte.

Bleich unter ihrer Schminke, hörte Marie Antoniette mit einer geheuchelten Aufmerksamkeit auf die freundlichen Fragen, welche Frau von Lamballe und Frau von Calonne über ihre Gesundheit an sie richteten.

Doch oft schaute sie verstohlen nach der Thüre, suchend wie eine Frau, die vor Verlangen zu sehen brennt, und sich abwendend, wie eine, die gesehen zu haben zittert.

»Der König!« lief einer der Huissiers. Und in einer Woge von Spitzen; Stickereien und Licht sah sie Ludwig XVI. eintreten, dessen erster Blick von der Schwelle des Salons aus auf sie gerichtet war.

Die Königin stand auf und machte drei Schritte gegen den König, der ihr liebreich die Hand küßte.

»Sie sind heute schön, Madame, wunderschön.« sagte er.

Sie lächelte traurig und suchte noch einmal mit irrem Auge unter der Menge den unbekannten Punkt, von dem wir gesagt, sie suche ihn.

»Unsere jungen Verlobten sind nicht da?« fragte der König. »Mir scheint, die Mittagsstunde wird sogleich schlagen.«

»Sire,« erwiderte die Königin mit einer so heftigen Anstrengung, daß ihre Schminke aufsprang und stellenweise abfiel »Herr von Charny ist allein angekommen; er wartet in der Gallerie, bis Eure Majestät ihm einzutreten befiehlt.«

»Charny!« rief der König, ohne das ausdrucksvolle Stillschweigen zu bemerken, das auf die Worte der Königin gefolgt war, »Charny ist da? er komme! er komme!«

Einige Edelleute machten sich von der Gruppe los, um Herrn von Charny entgegenzugehen.

Die Königin drückte ihre Finger nervig an ihr Herz und setzte sich wieder, der Thüre den Rücken zuwendend.

»Es ist wahrhaftig Mittag,« wiederholte der König, »die Braut müßte da sein.«

Als der König dieß sagte, erschien Charny am Eingang des Salons; er hörte die letzten Worte des Königs und erwiderte sogleich:

»Eure Majestät wolle die unwillkürliche Zögerung von Fräulein von Taverney entschuldigen; seit dem Tode ihres Vaters hat sie das Bett nicht verlassen. Heute steht sie zum ersten Mal auf, und sie hätte schon den Befehlen des Königs entsprochen, wäre sie nicht von einer Ohnmacht befallen worden.«

»Die Theure liebte ihren Vater so sehr,« sprach der König laut; »doch da sie einen guten Gatten findet, so dürfen wir hoffen, daß sie sich trösten wird.«

Die Königin horchte, oder hörte vielmehr, ohne eine Bewegung zu machen. Jeder, der ihr mit den Augen gefolgt wäre, so lange Charny sprach, hätte sehen können, wie ihr Blut, gleich einem sich senkenden Niveau, von ihrer Stirne in ihr Herz sich zurückzog.

Als der König wahrnahm, wie der herbeiströmende Adel und die Geistlichkeit den Salon füllten, erhob er plötzlich das Haupt und sprach:

»Herr von Breteuil, haben Sie den Verbannungsbefehl für Cagliostro ausgefertigt?«

»Ja, Sire,« erwiderte demüthig der Minister.

Der Athem eines schlafenden Vogels hätte die Stille der Versammlung gestört.

»Und diese La Mothe, welche sich von Valois nennt,« fuhr der König mit starker Stimme fort, »hat man sie gebrandmarkt?«

»In diesem Augenblick muß es geschehen sein,« erwiderte der Siegelbewahrer.

Das Auge der Königin funkelte. Ein billigendes Gemurmel durchkreiste den Saal.

»Es wird den Herrn Cardinal ärgern, wenn er erfährt, daß man seine Genossin gebrandmarkt hat,« sprach Ludwig XVI. mit einer zähen Strenge, die man vor dieser Angelegenheit nie an ihm wahrgenommen hatte.

Und nach diesem Worte *Genossin*, gegen einen Angeklagten gebraucht, den das Parlament freigesprochen, nach diesem Worte, welches den Götzen der Pariser brandmarkte, nach diesem Worte, das einen der ersten Kirchenfürsten, einen der ersten französischen Prinzen als Dieb und Fälscher verdammte, ließ der König, als hätte er der Geistlichkeit, dem Adel, den Parlamenten, dem Volke eine feierliche Herausforderung zugesandt, um die Ehre seiner Frau zu behaupten, ein Auge umherlaufen, flammend von jenem Zorn und jener Majestät, wie Niemand in Frankeich sie empfunden, seitdem die Augen Ludwigs XIV. sich zum ewigen Schlummer geschlossen hatten.

Kein Gemurmel, kein Wort der Beipflichtung wurde dieser Rache zu Theil, die der König an Allen nahm, welche zur Entehrung der Monarchie conspirirt hatten. Dann näherte er sich der Königin, und diese reichte ihm ihre beiden Hände mit dem Erguß tiefer Dankbarkeit.

In demselben Augenblick erschienen am Ende der Gallerie Fräulein von Taverney, weiß von Gewändern, wie eine Braut, weiß von Angesicht, wie ein Gespenst, und Philipp von Taverney, der ihr seine Hand gab.

Andree kam mit raschen Schritten, unruhigen Blicken, keuchendem Busen herbei: sie sah und hörte nicht; die Hand ihres Bruders verlieh ihr die Stärke, den Muth und gab ihr die Richtung.

Die Menge der Höflinge lächelte, als die Braut vorüberkam. Alle Frauen nahmen Platz hinter der Königin, alle Männer stellten sich hinter den König.

Der Bailli von Suffren, der Olivier von Charny an der Hand hielt, kam Andree und ihrem Bruder entgegen, begrüßte sie und vermischte sich dann mit der Gruppe der Freunde und Verwandten.

Philipp schritt weiter, ohne daß sein Auge dem von Olivier begegnet war, ohne daß der Druck seiner Finger Andree benachrichtigt hatte, daß sie ihren Kopf erheben müsse.

Als er vor den König gelangt war, drückte er seiner Schwester die Hand, und diese öffnete, wie eine galvanisirte Todte, ihre großen Augen und sah Ludwig XVI., der ihr voll Güte zulächelte.

Sie verbeugte sich unter dem allgemeinen Gemurmel der Anwesenden, welche ihrer Schönheit Beifall spendeten.

»Mein Fräulein,« sprach der König, indem er sie bei der Hand nahm, »Sie mußten das Ende Ihrer Trauer abwarten, um Herrn von Charny zu heirathen; hätte ich Sie nicht ersucht, die Heirath zu beschleunigen, würde Ihnen Ihr zukünftiger Gatte, trotz seiner Ungeduld, vielleicht noch einen Monat Aufschub gestattet haben; doch Sie leiden, wie ich höre, und das ist mir sehr leid; aber ich muß mir das Glück guter Edelleute sichern, die mir dienen wie Herr von Charny; hätten Sie ihn nicht heute geheirathet, so wohnte ich Ihrer Hochzeit nicht bei, da ich morgen mit der Königin eine Reise durch Frankreich antrete. So aber werde ich das Vergnügen haben, Ihren Heirathsvertrag heute zu unterzeichnen und Sie in meiner Capelle

getraut zu sehen. Begrüßen Sie die Königin, mein Fräulein, und danken Sie ihr, denn Ihre Majestät ist sehr gut gegen Sie.«

Zu gleicher Zeit führte er selbst Andree zu Marie Antoinette.

Diese hatte sich erhoben; ihre Kniee zitterten, ihre Hände waren eiskalt. Sie wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen, und sah nur etwas Weißes, was sich ihr näherte und sich vor ihr verneigte.

Das war das Hochzeitkleid Andree's.

Der König gab sogleich die Hand der Braut Philipp zurück, reichte die seinige Marie Antoinette und sprach mit lauter Stimme:

»In die Capelle, meine Herren!«

Diese ganze Menge ging stillschweigend hinter Ihren Majestäten, um ihre Plätze zu nehmen.

Die Messe begann alsbald. Die Konigin hörte sie, auf ihr Betpult gebeugt, den Kopf in ihren Händen begraben, an. Sie betete mit ihrer ganzen Seele, mit allen ihren Kräften; sie sandte zum Himmel so glühende Gelübde empor, daß der Hauch ihrer Lippen die Spuren ihrer Thränen verzehrte.

Bleich und schön, die Last aller Blicke auf sich fühlend, war Herr von Charny ruhig und muthig, wie er es an seinem Bord gewesen, inmitten der Flammenwirbel und Orkane der englischen Geschütze.

Das Auge auf seine Schwester geheftet, die er beben und wanken sah, schien Philipp bereit, dieser den Beistand eines Wortes, einer Geberde des Trostes oder der Freundschaft zu leisten.

Doch Andree verleugnete sich nicht;, sie blieb, den Kopf erhoben, jede Minute an ihrem Fläschchen mit Salzen riechend, sterbend und schwankend wie die Flamme einer Wachskerze, aber aufrecht und beharrlich lebend durch die Stärke ihres Willens.

Sie richtete keine Gebete an den Himmel, sie that keine Gelübde für die Zukunft, sie hatte nichts zu hoffen, nichts zu fürchten; sie war nichts für die

Menschen, nichts für Gott.

Als der Priester sprach, als die Glocke ertönte, als um sie her das göttliche Mysterium in Erfüllung ging, da sagte sie zu sich selbst:

»Bi« ich auch eine Christin? Bin ich ein Wesen wie die anderen, ein Geschöpf den anderen ähnlich? Hast Du mich für das Mitleid gemacht. Du, den man den erhabenen, unumschränkten Gott, den Gebieter aller Dinge nennt? Du, den man vorzugsweise gerecht nennt, und der Du mich immer bestraft hast, ohne daß ich je gesündigt? Du, den man den Gott des Friedens und der Liebe nennt, und dem ich es verdanke, daß ich in der Bangigkeit, im Zorn, in der blutigen Rache lebe? Du, dem ich es verdanke, daß ich den einzigen Mann, den ich geliebt hatte, zum tödtlichsten Feind habe?

»Nein,« fuhr sie fort, »nein, die Dinge dieser Welt und die Gesetze Gottes gehen mich nichts an. Ohne Zweifel bin ich schon vor meiner Geburt verflucht gewesen und nach derselben außer das Gesetz gestellt worden.«

Dann zu ihrer schmerzlichen Vergangenheit zurückkehrend murmelte sie:

»Seltsam! seltsam! Es ist hier in meiner Nähe ein Mann, dessen Name, wenn er nur ausgesprochen wurde, mich vor Glück sterben machte. Hätte mich dieser Mann um meiner selbst willen verlangt, ich wäre genöthigt gewesen, mich zu seinen Füßen zu wälzen und ihn wegen meines Fehlers von Einst, wegen Deines Fehlers, mein Gott, um Verzeihung zu bitten! Und der Mann, den ich anbetete, würde mich vielleicht zurückgestoßen haben. Heute heirathet mich dieser Mann, und er wird mich auf beiden Knieen um Verzeihung bitten. Seltsam! oh! ja, sehr seltsam!«

In diesem Augenblick traf die Stimme des Priesters an ihr Ohr. Sie sprach:

»Jacques Olivier von Charny, nehmen Sie Marie Andree von Taverney zur Gattin?«

»Ja,« antwortete mit fester Stimme Olivier.

»Und Sie, Marie Andree von Taverney, nehmen Sie Jacques Olivier von Charny zum Gatten?«

»Ja,« antwortete Andree mit einer beinahe wilden Betonung, welche die Königin schaudern und mehr als eine Frau in der Versammlung beben machte.

Dann steckte Charny den goldenen Ring an den Finger seiner Frau, und dieser Ring glitt daran zurück, ohne daß Andree die Hand, die ihr denselben bot, gefühlt hatte.

Bald stand der König auf. Die Messe war beendigt. Alle Höflinge begrüßten in der Gallerie das neue Ehepaar.

Herr von Suffren nahm, als er zurückkehrte, die Hand seiner Nichte und versprach ihr im Namen Oliviers alles Glück, das sie verdiente.

Andree dankte dem Bailli, ohne sich einen Augenblick zu entrunzeln, und bat nur ihren Oheim, sie rasch zum König zu führen, um ihm danken zu können, denn sie fühlte sich schwach.

Zu gleicher Zeit überströmte eine furchtbare Blässe ihr Gesicht.

Der Bailli durchschritt den großen Salon und führte Andree zum König. Dieser küßte sie auf die Stirne und sprach:

»Frau Gräfin, gehen Sie zur Königin; Ihre Majestät will Ihnen Ihr Hochzeitgeschenk geben.«

Nach diesen Worten, die er für äußerst liebreich hielt, zog sich der König, gefolgt vom ganzen Hofe, zurück und ließ die Neuvermählte verwirrt, in Verzweiflung, am Arm Philipps.

»Oh!« murmelte sie, »das ist zu viel, das ist zu viel, Philipp! Mir schien doch, ich habe genug erduldet.«

»Muth,« sagte Philipp leise, noch diese Prüfung, meine Schwester.«

»Nein, nein!« erwiderte Andree, »ich vermag es nicht. Die Kräfte eines Weibes sind begrenzt; vielleicht werde ich thun, was man von mir verlangt; doch bedenke, Philipp, wenn *sie* mit mir spricht, wenn *sie* mich beglückwünscht, so werde ich sterben.«

»Du wirst sterben, wenn es sein muß, meine theure Schwester,« sagte bei junge Mann, »und dann wirst Du glücklicher sein als ich, denn wie gern wäre ich todt!«

Er sprach diese Worte mit einem so düstern und so schmerzlichen Ausdruck, daß Andree, als würde sie von einem Stachel zerrissen, vorwärts stürzte und zur Königin drang.

Olivier sah sie vorübergehen; er trat an die Wand zurück, um nicht ihr Kleid zu streifen.

Er blieb allein im Salon mit Philipp, neigte das Haupt, wie sein Schwager, und erwartete den Ausgang der Unterredung, welche die Königin mit Andree haben sollte.

Diese fand Marie Antoinette in ihrem großen Cabinet. Trotz der Jahreszeit, im Monat Juni, hatte sich die Königin Feuer anzünden lassen; sie saß in ihrem Lehnstuhl, den Kopf zurückgeworfen, die Augen geschlossen, die Hände gefaltet wie eine Todte.

Sie bebte vor Kälte.

Frau von Misery, welche Andree eingeführt hatte, zog die Thürvorhänge zu, schloß die Thüre und verließ das Gemach.

Zitternd vor Aufregung und Zorn, zitternd auch vor Schwäche, wartete Andree mit niedergeschlagenen Augen, daß ein Wort zu ihrem Herzen käme; sie wartete auf die Stimme der Königin, wie der Verurtheilte auf das Beil wartet, das sein Leben durchschneiden soll.

Hätte Marie Antoinette den Mund in diesem Augenblick geöffnet, Andree würde, gelähmt wie sie war, unterlegen sein, bevor sie begriffen oder geantwortet.

Eine Minute, ein Jahrhundert dieses gräßlichen Leidens verging, ehe die Königin eine Bewegung gemacht hatte.

Endlich stand sie auf, indem sie ihre Hände auf die Arme ihres Lehnstuhles stützte, und nahm von ihrem Tisch ein Papier, das ihre wankenden Finger mehrere Male entschlüpfen ließen.

Dann schritt sie wie ein Schatten, ohne daß man ein anderes Geräusch, als das Streifen ihres Kleides auf dem Teppich hörte, die Arme gegen Andree ausgestreckt, auf diese zu und überreichte ihr das Papier, ohne ein Wort zu sprechen.

Zwischen diesen beiden Herzen war das Wort überflüssig: die Königin hatte nicht nöthig, das Verständnis Andree's hervorzurufen; Andree konnte keinen Augenblick an der Seelengröße Marie Antoinette's zweifeln.

Jede Andere hätte vermuthet, die Königin werde ihr ein reiches Leibgedinge, die Urkunde einer Güterschenkung oder das Patent einer Stelle bei Hof bieten.

Andree errieth, daß das Papier etwas Anderes enthielt. Sie nahm es und las, ohne sich von der Stelle zu rühren, auf der sie stand.

»Andree,« hatte die Königin geschrieben, »Sie haben mich gerettet. Meine Ehre kommt mir von Ihnen zu, mein Leben gehört Ihnen. Im Namen dieser Ehre, die Sie so viel kostet, schwöre ich Ihnen, daß Sie mich Ihre Schwester nennen können. Versuchen Sie es, Sie werden mich nicht erröthen sehen.

»Ich lege diese Schrift in Ihre Hände; es ist das Pfand meiner Dankbarkeit; es ist die Mitgift, die ich Ihnen schenke.

»Ihr Herz ist das edelste aller Herzen; es wird mir Dank wissen für das Geschenk, das ich Ihnen biete.

»Unterz.: *Marie Antoinette von Oesterreich Lothringen.*«

Andree schaute ihrerseits die Königin an. Sie sah ihre Augen mit Thränen befeuchtet, sie sah sie, den Kopf zurückgeworfen, auf eine Antwort warten.

Sie durchschritt langsam das Zimmer, verbrannte an dem beinahe erloschenen Feuer das Billet der Königin, verbeugte sich tief, ohne ein Wort

zu sprechen, und verließ das Cabinet.

Marie Antoinette machte einen Schritt, um sie aufzuhalten oder ihr zu folgen; aber die unbeugsame Gräfin, welche die Thüre offen ließ, kehrte wieder zu ihrem Bruder in den anstoßenden Salon zurück.

Philipp rief Charny, nahm seine Hand und legte sie in die Hand Andree's, während die Königin auf der Schwelle des Cabinets, hinter dem Thürvorhang, den sie mit dem Arm auf die Seite schob, dieser schmerzlichen Scene beiwohnte.

Charny ging wie der Bräutigam des Todes, den seine leichenbleiche Braut wegführt; er ging und schaute rückwärts nach dem blassen Gesichte Marie Antoinette's, die ihn Schritt für Schritt auf immer verschwinden sah.

Sie glaubte es wenigstens.

Vor dem Thore des Schlosses warteten zwei Reisewagen. Andree stieg in den ersten. Als Charny sich anschickte, ihr zu folgen, sagte die neue Gräfin:

»Mein Herr, Sie reisen, glaube ich, nach der Picardie ab.«

»Ja, Madame,« erwiderte Charny.

»Und ich, ich reise nach der Gegend, wo meine Mutter gestorben ist, Herr Graf. Gott befohlen!«

Charny verbeugte sich, ohne zu antworten. Die Pferde führten Andree allein fort.

»Bleiben Sie bei mir, um mir anzukündigen, daß Sie mein Feind sind?« sagte nun Olivier zu Philipp.

»Nein, Herr Graf,« erwiderte dieser; »Sie sind nicht mein Feind, da Sie mein Schwager sind.«

Olivier reichte ihm die Hand, stieg in einen zweiten Wagen und fuhr ebenfalls weg.

Philipp, der allein geblieben, rang einen Augenblick mit der Bangigkeit der Verzweiflung die Hände und sprach dann mit erstickter Stimme:

Mein Gott, behältst Du denen, welche ihre Pflicht auf Erden thun, ein wenig Freude im Himmel vor? Freude,« wiederholte er verdüstert, indem er zum letzten Mal nach dem Schlosse schaute, »ich spreche von Freude! ... Wozu! ... Diejenigen allein dürfen auf ein anderes Leben hoffen, welche dort oben die Herzen, die sie liebten, finden werden. Niemand liebt mich hienieden, ich habe nicht einmal, wie sie, die Wonne, den Tod zu wünschen!«

Dann warf er einen Blick ohne Galle, einen sanften Vorwurf des Christen, dessen Glauben wankte, zum Himmel empor, und nun verschwand er wie Andree, wie Charny, im letzten Wirbel des Sturmes, der einen Thron entwurzelt und dabei so viel Ehre und so viel Liebe zermalmt hatte!

Alexander Dumas

Ange Pitou. Band 1

oder:

Die Erstürmung der Bastille.

(Denkwürdigkeiten eines Arztes III.)

Erster Band.

Bekanntschaft mit dem Helden dieser Geschichte und seinem Geburtsorte.

An der Grenze der Picardie und des Soissonais, auf jenem Teile des Nationalgebietes, der unter dem Namen Ile-de-France zum alten Erbgut der französischen Könige gehörte; in der Mitte eines ungeheuren Halbmondes, den ein Wald von fünfzigtausend Morgen bildet, erhebt sich im Schatten eines von Franz I. und Heinrich II. gepflanzten ungeheuren Parkes das Städtchen Villers-Cotterets, berühmt als Geburtsort von Charles Albert Demoustiers, der hier zur großen Zufriedenheit der hübschen Frauen jener Zeit seine *Briefe an Emilie über die Mythologie* schrieb, bei deren Erscheinen die Leserinnen sich förmlich darum rissen.

Um den poetischen Ruf dieses Städtchens zu vervollständigen, dem seine Verleumder, trotz seines königlichen Schlosses und seiner zweitausendvierhundert Einwohner hartnäckig den Namen Marktflecken geben, fügen wir bei, daß es zwei Meilen von Laferté-Milon, dem Geburtsorte von Racine, und acht Meilen von Chateau-Thierry, dem Geburtsorte von Lafontaine, liegt; auch führen wir ferner an, daß die Mutter des Verfassers von Britannicus und Athalia von Villers-Cotterets war.

Kehren wir nun zu seinem königlichen Schloß und zu seinen zweitausendvierhundert Einwohnern zurück.

Angefangen von Franz I., dessen Salamander es bewahrt, und vollendet von Heinrich II., dessen Namenszug es verschlungen mit dem von Katharina von Medicis und umkreist von den drei Halbmonden von Diana von Poitiers führt, war dieses Schloß, nachdem es die Liebschaften des ritterlichen Königs mit Frau von Etampes und die von Louis Philipp von Orleans mit der schönen Frau von Montesson beschützt hatte, beinahe unbewohnt seit dem Tode des letzteren Prinzen, da es sein Sohn, Philipp von Orleans, später Egalité genannt, von dem Range einer fürstlichen Residenz zu dem eines Jagdrendezvous hatte herabsinken lassen.

Bekanntlich bildete das Schloß und der Wald von Villers-Cotterets einen Teil der Apanagen, die Ludwig XIV. seinem Bruder Monsieur gab, als der Sohn von Anna von Österreich die Schwester von König Karl II., Madame Henriette von England heiratete.

Was die zweitausendvierhundert Einwohner betrifft, so waren sie, wie überall, wo sich zweitausendvierhundert Individuen beisammen finden, ein Gemisch:

1. Von einigen Adeligen, die den Sommer in ihren Schlössern und den Winter in Paris zubrachten, und die, um den Prinzen nachzuäffen, nur ein Absteigequartier in der Stadt hatten.

2. Von einer großen Anzahl von Bürgern, die man, wie auch das Wetter sein mochte, einen Regenschirm in der Hand, aus ihren Häusern weggehen sah, um nach dem Mittagessen ihren täglichen Spaziergang zu machen, der regelmäßig sein Ziel an einem, den Park vom Walde trennenden, eine Viertelmeile von der Stadt liegenden breiten Graben fand, welchen man ohne Zweifel wegen des Ausrufs, den sein Anblick der Brust der Asthmatischen entlockte, die darüber zufrieden waren, daß sie einen so langen Weg zurückgelegt, ohne zu sehr atemlos geworden zu sein, den Haha nannte.

3. Von einer Menge von Handwerksleuten, die die ganze Woche arbeiteten und sich nur Sonntags den Spaziergang erlaubten, dessen sich ihre mehr vom Glück begünstigten Mitbürger alle Tage erfreuten.

4. Und endlich von einigen elenden Proletariern, für die die Woche nicht einmal einen Sonntag hatte und die, nachdem sie sechs Tage im Lohne entweder der Adeligen oder der Bürger, oder sogar der Handwerker gearbeitet, sich am siebenten im Forste verbreiteten, um hier das dürre oder abgebrochene Holz zu sammeln, das der Sturm zerstreut auf den düstern, feuchten Boden des Hochwaldes, der herrlichen Apanagen des Prinzen, warf.

Zur Zeit, wo diese Geschichte beginnt, waren die königlichen Besitztümer, obschon sehr wankend, noch nicht bis zu dem Grade in Zerfall geraten, wie gegenwärtig. Allerdings war das Schloß nicht mehr von einem Prinzen,

aber auch nicht von andern Leuten bewohnt; es stand ganz leer und hatte als Mietsleute nur die für seine Unterhaltung unerläßlichen Personen, unter denen man den Hausmeister, den Ballmeister und den Kastellan bemerkte; alle Fenster des ungeheuren Gebäudes, die teilweise nach dem Park, teilweise nach einem Platz gingen, den man aristokratisch den Schloßplatz nannte, waren geschlossen, was noch dessen Traurigkeit und Einsamkeit vermehrte.

An dem einen Ende des Platzes erhob sich ein Häuschen, von dem man gleichsam nur den Rücken sah. Aber wie bei gewissen Personen, hatte dieser Rücken den Vorzug, daß es die vorteilhafteste Partie seiner Individualität war. Die Fassade, die sich nach der Rue des Soissons, einer der Hauptstraßen, durch ein ungeschickt gewölbtes Thor öffnete, das verdrießlicherweise von den vierundzwanzig Stunden des Tags achtzehn verschlossen war, stellte sich in der That lachend und heiter auf der entgegengesetzten Seite dar. Auf dieser Seite fand sich nämlich ein Garten, über dessen Mauern die Gipfel der Kirsch-, Apfel- und Pflaumenbäume emporragten, während auf jeder Seite einer kleinen Thüre, die Ausgang nach dem Platze und Eingang in den Garten gewährte, zweihundertjährige Akazien sich erhoben, die im Frühjahr ihre Arme über die Mauer auszustrecken schienen, um im ganzen Umfang ihres Blätterwerks den Boden mit ihren wohlriechenden Blüten zu bestreuen.

Dieses Haus bewohnte der Schloßkaplan, der, während er zugleich den Gottesdienst in der herrschaftlichen Kirche versah, wo man, trotz der Abwesenheit des Gebieters, alle Sonntage Messe las, auch eine kleine Pension hielt, mit der durch eine besondere Gunst zwei Stipendien, eines für das College du Plessis, das andere für das Seminar von Soissons, verbunden waren. Es versteht sich von selbst, daß die Familie Orleans die Kosten dieser zwei Stipendien trug, von denen das des Seminars vom Sohn des Regenten, das des College vom Vater des Prinzen gestiftet worden war, und daß diese zwei Stipendien den Gegenstand der Ehrbegierde der Eltern und die Verzweiflung der Zöglinge bildeten, für die sie eine Quelle außerordentlicher Kompositionen waren, die an den Donnerstagen jeder Woche stattfanden.

An einem Donnerstag des Juli 1789 nun, einem ziemlich düsteren, stürmischen Tag, als es in dem spitzigen, mit Schiefer bedeckten Glockenturme der Stadt elf Uhr schlug, erscholl ein Hurrah, so durchdringend, wie wenn es von einem ganzen Regiment Trabanten ausgestoßen würde. Die zwischen den Akazien angebrachte Thüre öffnete sich und ließ einen Kinderstrom durch, der sich auf dem Platze verbreitete, wo sich sogleich fünf bis sechs muntere, lärmende Gruppen bildeten, und zwar die einen um einen zum Zurückhalten der gefangenen Kreisel bestimmten Ring, die anderen vor einem mit weißer Kreide gezeichneten Mühlenspiel, wieder andere vor mehreren regelmäßig ausgegrabenen Löchern, in denen eine Kugel gewinnen oder verlieren machte.

Zu gleicher Zeit, wenn die spielenden Schüler, die von den Nachbarn, deren spärliche Fenster auf den Platz gingen, mit dem Namen schlechte Subjekte bezeichnet wurden, und die in der Regel in Hosen mit Löchern an den Knieen und in Wämser mit zerrissenen Ellbogen gekleidet waren, auf dem Platze erschienen, sah man auch die sog. vernünftigen Schüler, die, nach der Behauptung der Gevatterinnen, die Freude und den Stolz ihrer Eltern bilden mußten, sich von der Masse trennen und auf verschiedenen Straßen mit langsamem Schritt, ihren Korb in der Hand nach dem väterlichen Hause zurückkehren, wo Butterbrötchen oder kleine Kuchen mit Eingemachtem, als Entschädigung dafür, daß sie auf die Spiele verzichteten, ihrer harrten. Diese waren im allgemeinen mit Wämsern in ziemlich gutem Zustand und mit ungefähr tadellosen Hosen bekleidet, was sie aber mit ihrer so sehr belobten Weisheit zu Gegenständen des Spottes oder sogar des Hasses für ihre minder gut bekleideten und besonders minder gut disziplinierten Gefährten machte.

Außer den zwei genannten Klassen, der spielenden und vernünftigen Schüler, bestand noch eine dritte, der trägen Schüler, die beinahe nie mit den andern herauskamen, um auf dem Schloßplatz zu spielen oder nach dem väterlichen Hause zurückzukehren, und zwar deswegen, weil diese unglückliche Klasse beinahe beständig zurückgehalten blieb. Während ihre Kameraden, nachdem sie ihre Übersetzungen und Aufgaben gemacht, mit dem Kreisel spielten oder Törtchen aßen, blieben diese Schüler an ihre Bänke oder vor ihre Pulte gefesselt, um während der Erholungsstunden die Uebersetzungen und Aufgaben zu machen, die sie während der Klasse nicht

gemacht hatten, wenn nicht gar die Gewichtigkeit ihres Fehlers dem Zurückbehalten die höhere Strafe der Peitsche, der Rute oder der Schulgeißel beifügte.

An jenem Donnerstag nun ertönte eine mächtige Stimme von der Treppe herab in den Hof des Gebäudes, während ein Schüler, den unsere Geschichtsschreiber-Unparteilichkeit in die dritte Klasse, das heißt in die Klasse der Faulen einzureihen uns zwingt, hastig die Stufen herab stieg und dabei mit den Schultern die Bewegung machte, welche die Esel anwenden, um ihren Reiter abzuwerfen, und die Schüler, die einen Geißelhieb bekommen haben, um den Schmerz abzuschütteln.

Ah! Unglücklicher, ah! kleiner Ausbund, sagte die Stimme, ah, Otterngezücht, entferne dich, gehe *vade, vade*. Erinnere dich, daß ich drei Jahre geduldig gewesen bin, daß es aber Bursche giebt, welche die Geduld des ewigen Vaters ermüden. Heute ist es vorbei und zwar ganz vorbei. Nimm deine Eichhörnchen, nimm deine Frösche, nimm deine Eidechsen, nimm deine Seidenwürmer, nimm deine Maikäfer und gehe zu deiner Tante, gehe zu deinem Oheim, wenn du einen hast, zum Teufel, kurz, wohin du willst, wenn ich dich nur nicht wiedersehe! *Vade, vade*.

O mein guter Herr Fortier, verzeihen Sie mir, erwiderte auf der Treppe eine andere Stimme; ist es denn der Mühe wert, daß Sie so in Zorn geraten über einige armselige kleine Sprachfehler, Solöcismen, wie sie es nennen?

Drei Barbarismen und sieben Solöcismen in einem Thema von fünfundzwanzig Zeilen! entgegnete die zornige Stimme.

Das war heute so, Herr Abbé, ich gebe zu, der Donnerstag ist mein Unglückstag; wäre aber zufällig morgen meine Aufgabe gut, würden Sie mein heutiges Mißgeschick nicht verzeihen? sprechen Sie, Herr Abbé.

Seit drei Jahren wiederholst du mir alle Kompositionstage dasselbe, Taugenichts; und die Prüfung ist auf den ersten November festgesetzt und ich, der ich auf die Bitte deiner Tante Angelique die Schwäche gehabt habe, dich als Kandidat für das in diesem Augenblick beim Seminar von Soissons erledigte Stipendium aufzuführen, ich werde die Schmach erleben, meinen

Zögling zurückweisen zu sehen und überall ausrufen zu hören: Ange Pitou ist ein Esel: *Angelus Pitovius asinus est*.

O mein guter Herr Fortier! o mein lieber Lehrer! erwiderte der Schüler in Verzweiflung.

Ich dein Lehrer! rief der Abbé, tief gedemütigt durch diese Benennung. Gott sei Dank, ich bin eben so wenig dein Lehrer, als du mein Schüler bist; ich verleugne dich, ich kenne dich nicht! ich wollte, ich hätte dich nie gesehen, ich verbiete dir mich zu nennen, und sogar, mich zu grüßen. *Retro*, Unglücklicher, *retro*!

Herr Abbé, beharrte der unglückliche Pitou, für den es von ernstem Interesse zu sein schien, daß er sich nicht mit seinem Lehrer entzweite, Herr Abbé, ich flehe Sie an, entziehen Sie mir nicht Ihre Teilnahme wegen einer verstümmelten Aufgabe.

Ah! rief außer sich gebracht durch diese letzte Bitte der Abbé, indem er die vier ersten Stufen hinabstieg, während durch eine gleiche Bewegung Ange Pitou die vier letzten hinabeilte und im Hofe zu erscheinen anfing, ah, du machst Logik, während du nicht einmal ein Thema machen kannst; du berechnest die Kräfte meiner Geduld, während du nicht einmal den Nominativ vom Accusativ zu unterscheiden weist?

Herr Abbé, Sie sind so gut gegen mich gewesen, daß Sie nur ein Wort zum hochwürdigsten Bischof, der uns prüft, zu sagen brauchen, erwiderte der Barbarismenmacher.

Ich Unglücklicher soll wider mein Gewissen lügen?

Wenn es einer guten Handlung wegen geschieht, so wird Ihnen unser Herrgott verzeihen.

Und dann, wer weiß? Die Examinatoren werden vielleicht nicht strenger gegen mich sein, als sie es zu Gunsten von Sebastian Gilbert, meinem Milchbruder, gewesen sind, als er sich im vergangenen Jahr um das Stipendium bewarb. Er war doch ein Barbarismenmacher, Gott sei Dank! obgleich er erst dreizehn Jahre zählt und ich siebzehn.

Ah! das ist doch einfältig, rief der Abbé, der die übrigen Stufen vollends herabstieg und nun mit seiner Geißel in der Hand ebenfalls erschien, während Pitou klugerweise zwischen sich und seinem Professor die erste Entfernung behauptete. Ja, ich sage einfältig, fügte er, die Arme kreuzend und seinen Schüler mit Entrüstung anschauend, bei. Das ist also der Preis meiner Lektionen in der Dialektik! dreifaches Tier! erinnerst du dich so des Axioms: *Noti minora, loqui majora volens*. Gerade weil Gilbert jünger war als du, ist man nachsichtig gegen ein vierzehnjähriges Kind gewesen, während man es nicht gegen einen großen Dummkopf von achtzehn Jahren sein wird.

Ja, und auch weil er der Sohn von Herrn Honors Gilbert ist, der achtzehntausend Livres Einkünfte aus guten Gütern nur auf der Ebene von Pilleleux hat, erwiderte mit kläglichem Ton der Logiker.

Der Abbé Fortier schaute Pitou, die Lippen vorstreckend und die Stirne faltend, an.

Das ist minder dumm, brummte er, nachdem er seinen Schüler stillschweigend einen Augenblick betrachtet hatte. Indessen ist es nur scheinbar und nicht begründet.

Oh, wenn ich der Sohn eines Mannes von achtzehntausend Livres Rente wäre! wiederholte Ange Pitou, der bemerkt zu haben glaubte, seine Antwort habe einigen Eindruck auf seinen Professor gemacht.

Ja, doch du bist es nicht. Dagegen bist du unwissend wie der Bursche, von dem *Juvenal* spricht; eine profane Citation, – der Abbé bekreuzte sich – aber nicht minder richtig. Arcadius Juvenis. Ich wette, daß du nicht einmal weißt, was Arcadius sagen will.

Bei Gott! arcadisch, antwortete Ange Pitou, indem er sich mit Stolz aufrichtete.

Und dann weiter?

Was weiter?

Arcadien war das Land der Esel und bei den Alten wie bei uns Asinus synonym mit stultus.

Ich wollte die Sache nicht so verstehen, sagte Pitou, indem der Gedanke, der strenge Geist, meines würdigen Professors könnte sich bis zur Satire erniedrigen, weit von mir entfernt war.

Und der Abbé Fortier schaute ihn zum zweiten Male mit nicht minder tiefer Aufmerksamkeit als das erste Mal an.

Bei meinem Wort, murmelte er, ein wenig besänftigt durch den Weihrauch seines Schülers, es giebt Augenblicke, wo man darauf schwören würde, der Bursche sei nicht so dumm, als er aussieht.

Ah! Herr Abbé, sagte Pitou, der, wenn nicht die Worte des Professors gehört, doch in seinem Gesicht den Ausdruck der Rückkehr zum Mitleid erhascht hatte, verzeihen Sie mir, und Sie sollen sehen, welch ein schönes Thema ich morgen machen werde.

Nun denn, ich willige ein, erwiderte der Abbé, indem er zum Zeichen des Waffenstillstands seine Geißel in seinen Gürtel steckte und sich Pitou näherte, der auf diese friedliche Demonstration an seinem Platze zu bleiben sich entschloß.

Oh! ich danke, ich danke! rief der Schüler.

Warte und danke nicht so rasch; ja ich verzeihe dir, doch unter einer Bedingung.

Pitou neigte das Haupt und wartete mit Resignation, da er der Willkür des Lehrers anheimgegeben war.

Unter der, daß du mir ohne Fehler auf eine Frage antwortest, die ich an dich richten werde.

In lateinischer Sprache? fragte Pitou ängstlich.

Lateinisch, erwiderte der Professor.

Pitou stieß einen Seufzer aus. In einem kurzen Zwischenraume, der nun eintrat, drangen die freudigen Schreie der Schüler, welche auf dem Schloßplatz spielten, bis zu den Ohren von Ange Pitou.

Pitou stieß einen noch tieferen Seufzer aus.

Quid virtus, quid religio? fragte der Abbé.

Mit dem Nachdruck des Pädagogen ausgesprochen, erschollen diese Worte in den Ohren des armen Pitou wie der Trompetenstoß des Engels vom jüngsten Gericht. Eine Wolke zog vor seinem Auge hin, und es ging in seinem Verstande eine solche Anstrengung vor, daß er einen Augenblick die Möglichkeit, ein Narr zu werden, begriff.

Infolge dieser Hirnarbeit, die, so gewaltig sie war, doch kein Resultat herbeiführte, ließ die verlangte Antwort unbestimmte Zeit auf sich warten; man hörte nun das gedehnte Geräusch einer Prise Tabak, welche langsam der furchtbare Frager schnupfte.

Pitou sah wohl, daß er ein Ende machen mußte.

Nescio, sagte er, in der Hoffnung, seine Unwissenheit würde ihm verziehen werden, wenn er sie in lateinischer Sprache gestände. Du weißt nicht was die Tugend ist? rief der Abbé, erstickend vor Zorn; du weißt nicht, was die Religion ist?

Ich weiß es wohl französisch, erwiderte Ange, aber ich weiß es nicht lateinisch.

So gehe nach Arcadien, Juvenis, alles ist vorbei zwischen uns. Wicht!

Pitou war so niedergeschmettert, daß er nicht einen Schritt machte, um zu fliehen, obgleich der Abbé Fortier seine Geißel aus seinem Gürtel mit ebenso viel Würde gezogen hatte, als im Augenblick der Schlacht ein Heerführer sein Schwert aus der Scheide gezogen hätte.

Aber was soll aus mir werden? fragte der arme Junge, indem er seine beiden Arme träge an seiner Seite hinabhängen ließ, was soll aus mir

werden, wenn ich die Hoffnung, in das Seminar einzutreten, verliere?

Werde, was du kannst, das ist mir, bei Gott gleichgültig.

Wissen Sie denn nicht, daß meine Tante glaubt, ich sei schon Abbé?

Nun, sie wird erfahren, daß du nicht einmal zum Meßner taugst.

Aber, Herr Fortier ...

Ich sage dir, gehe Limina lingue.

Auf denn! sagte Pitou, wie ein Mensch, der einen schmerzlichen Entschluß faßt, aber ihn dennoch faßt.

Wollen Sie mir mein Pult lassen? fragte Pitou, in der Hoffnung, während der kurzen Frist, die ihm gegönnt wäre, würde das Herz des Abbes Fortier zu mitleidigeren Gefühlen zurückkehren.

Ich glaube wohl, antwortete dieser, dein Pult und alles, was es enthält.

Pitou stieg mit kläglicher Miene die Treppe hinauf zur Klasse im ersten Stock. Er trat in die Stube ein, wo um einen großen Tisch versammelt etwa vierzig Schüler sich den Anschein gaben, als arbeiteten sie, öffnete vorsichtig den Deckel seines Pultes, um zu sehen, ob die Gäste, die es enthielt, vollzählig wären, hob es mit einer Behutsamkeit auf, die von seiner großen Sorgfalt für seine Zöglinge zeugte, und schlug mit langsamem, abgemessenem Schritt wieder den Weg nach der Hausflur ein.

Oben auf der Treppe stand mit ausgestrecktem Arm der Abbé Fortier und deutete mit dem einen Ende seiner Geißel die Stufe hinab.

Man mußte durch die cautinischen Pässe gehen; Ange Pitou machte sich so demütig und klein, als er nur immer konnte. Dessenungeachtet erhielt er beim Durchgang noch eine letzte Tracht mit dem Werkzeug, dem der Abbé Fortier seine besten Schüler zu verdanken gehabt hatte, und dessen Anwendung, obgleich sie häufiger und ausgedehnter bei Ange Pitou, als irgend einem andern, vorgekommen, von einem nur mittelmäßigen Resultat gewesen war.

Während Ange Pitou, eine letzte Thräne trocknend, mit seinem Pulte auf dem Kopfe nach dem Pleux, dem Quartier der Stadt wandert, wo seine Tante wohnt, sagen wir ein paar Worte von seinem Aeußern und seinen Lebensvorgängen.

Die Tante.

Louis Ange Pitou war in der Zeit, wo diese Geschichte anfängt, siebzehn und ein halbes Jahr alt. Er war ein langer, hagerer Junge, mit gelben Haaren, roten Wangen und fayenceblauen Augen. Die Blüte der frischen, unschuldigen Jugend dehnte sich auf seinem breiten Mund aus, dessen dicke Lippen zwei vollständige Reihen furchtbarer Zähne entblößten, furchtbar für diejenigen, deren Mittagsbrot sie zu teilen bestimmt waren. Am Ende seiner langen, knochigen Arme hingen, solid befestigt, Hände so breit wie Tennenpatschen; ziemlich gebogene Beine, Kniee so dick wie Kindsköpfe, die seine engen schwarzen Hosen springen machten; ungeheure Füße, die jedoch bequem in den durch den Gebrauch geröteten kalbsledernen Schuhen Platz hatten: dies war, mit einer Art von Kittel von brauner Sersche, das genaue Signalement vom Exschüler des Abbes Fortier.

Ange Pitou wurde im Alter von zwölf Jahren Waise, zu welcher Zeit er das Unglück gehabt, seine Mutter zu verlieren, deren einziger Sohn er gewesen. Damit ist gesagt, daß Ange Pitou seit dem Tode seines Vaters, der starb, ehe der Knabe das Alter des Bewußtseins erreichte, als Hätschelkind seiner Mutter ungefähr that, was er wollte, was seine physischen Eigenschaften zwar ungemein entwickelte, aber seine moralische Erziehung gänzlich im Rückstand ließ. In dem reizenden Dorfe Haramont geboren, das eine Meile von der Stadt mitten im Walde lag, galten seine ersten Ausflüge der Erforschung des heimatlichen Waldes und die erste Anwendung seines Verstandes der Bekriegung der Tiere, die ihn bewohnten. Aus diesem, einem einzigen Ziele zugewendeten Streben erfolgte, daß Ange Pitou bereits mit zehn Jahren ein ausgezeichneter Wilddieb und ein Vogelsteller ersten Ranges war, und zwar ohne Arbeit und besonderen Unterricht, ganz allein durch die Stärke des von der Natur dem inmitten der Wälder geborenen Menschen verliehenen Instinktes, der ein Teil des Triebes zu sein scheint, den sie Tieren gegeben hat. Es war ihm auch nicht eine Fährte von

Hasen oder Kaninchen unbekannt. Auf drei Meilen in der Runde war nicht ein Tränkherd seiner Forschung entgangen, und überall fand man die Spuren seines Messers auf den für den Vogelfang geeigneten Bäumen. Durch diese unablässig wiederholten Uebungen hatte Pitou eine ganz außerordentliche Stärke erlangt.

Mittelst seiner langen Arme und seiner starken Kniee, die ihm die mächtigsten Stämme zu umfangen gestatteten, stieg er auf die Bäume, um die höchsten Nester mit einer Behendigkeit und Sicherheit auszunehmen, die ihm die Bewunderung seiner Kameraden zuzog und ihm unter einer dem Aequator näheren Breite bei der Jagd der Lockpfeife sogar das Anstaunen von seiten der Affen erworben hätte, bei dieser selbst für die erwachsenen Personen so anziehenden Jagd, wobei der Jäger die Vögel auf einen mit Leimruten versehenen Baum lockt, indem er das Geschrei des Hähers oder der Nachteule nachahmt, dieser Individuen, die bei dem Federvolk so allgemein verhaßt sind, daß jeder Fink, jede Meise, jeder Grünling herbeieilt in der Hoffnung, seinem Feinde eine Feder zu entreißen, während er meistens die seinigen dabei verliert. Die Kameraden von Pitou bedienten sich einer wirklichen Nachteule, eines natürlichen Hähers, um, gut oder schlecht, das Geschrei von einem oder dem andern dieser Tiere nachzuahmen. Ange Pitou aber vernachlässigte immer diese Vorbereitungen, verachtete eine solche List. Mit seinen eigenen Hilfsquellen kämpfte er, mit seinen natürlichen Mitteln stellte er die Falle. Mit seinem eigenen Munde bildete er die kreischenden, widerlichen Töne, die nicht allein die andern Vögel, sondern auch die von derselben Gattung herbeiriefen, die sich durch dieses gut nachgeahmte Geschrei täuschen ließen. Was die Jagd an Pfützen betrifft, wohin die Vögel zum Trinken kamen, so war diese für Pitou eine Eselsbrücke, und er hätte sie als Gegenstand der Kunst sicher verachtet, wäre sie in Bezug auf den Ertrag minder ergiebig gewesen. Nichtsdestoweniger, und trotz der Verachtung, die er selbst gegen diese so leichte Jagd hegte, wußte nicht einer von den Erfahrensten gleich Pitou eine Pfütze mit Farnkraut zu bedecken, wenn sie zu groß war, um völlig überspannt zu werden; nicht einer wußte wie er die passende Neigung seinen Leimruten zu geben, so daß die schlauesten Vögel weder darunter, noch darüber trinken konnten; nicht einer besaß die Sicherheit der Hand und die genaue Kenntnis der verschiedenen

Mischungsverhältnisse von Baumharz, Oel und Vogelleim, damit dieser Leim weder zu flüssig noch zu spröde werde.

Da nun die Achtung, die man den Eigenschaften der Menschen zollt, nach dem Schauplatz, wo sie dieselben, und nach den Zuschauern, vor denen sie dieselben produzieren, wechselt, so genoß Pitou in seinem Dorfe Haramont mitten unter seinen Bauern – das heißt unter Menschen, die gewohnt sind, wenigstens die Hälfte ihrer Mittel von der Natur zu verlangen, wie alle Bauern, einen instinktartigen Haß gegen die Civilisation haben – ein Ansehen, das bei seiner armen Mutter die Vermutung nicht aufkommen ließ, er gehe auf einem falschen Wege, und die vollkommenste Erziehung, die man einem Menschen mit großen Kosten geben könne, sei nicht diejenige, welche sich ihr ausgezeichneter Sohn unentgeltlich selber gab.

Als aber die gute Frau krank wurde, als sie den Tod herannahen sah, als sie begriff, sie werde ihr Kind allein und vereinzelt in der Welt zurücklassen, da fing sie an zu zweifeln und suchte eine Stütze für die zukünftige Waise. Sie erinnerte sich sodann, daß zehn Jahre vorher ein junger Mann mitten in der Nacht an ihre Thüre geklopft, der ihr ein neugeborenes Kind gebracht, für das er nicht nur bar eine ziemlich runde Summe zurückgelassen, sondern auch eine andere, noch viel größere Summe beim Notar in Villers-Cotterets deponiert hatte. Von diesem geheimnisvollen jungen Mann hatte sie anfangs nichts weiteres gewußt, als daß er Gilbert heiße. Doch vor drei Jahren hatte sie ihn wieder erscheinen sehen: er war damals ein Man von siebenundzwanzig Jahren, mit etwas steifer Haltung, mit dogmatischem Wort und einem etwas kalten Wesen. Diese erste Eislage war aber geschmolzen, als er sein Kind wiedergesehen; und da er es schön, stark und freundlich, und, wie er es selbst verlangt, nur naturwüchsig erzogen gefunden, so hatte er der guten Frau die Hand gedrückt und ihr bloß die Worte gesagt:

Rechnet auf mich im Notfall.

Dann hatte er das Kind genommen, sich nach dem Wege nach Ermenonville erkundigt, mit seinem Sohne eine Pilgerfahrt nach dem Grabe von Rousseau gemacht und war nach Villers-Cotterets zurückgekehrt. Verführt ohne Zweifel durch die gesunde Luft, die man hier atmete, sowie durch das Gute, das ihm der Notar von der Pension des Abbes Fortier gefügt, hatte er

den kleinen Gilbert bei dem würdigen Mann zurückgelassen, dessen philosophisches Aussehen er mit dem ersten Blick gewürdigt; denn in jener Zeit war die Philosophie eine so große Macht, daß sie sich selbst bei den Geistlichen eingeschlichen hatte. Nachdem er seine Adresse dem Abbé Fortier hinterlassen, reiste er wieder nach Paris zurück.

Die Mutter von Pitou kannte alle diese einzelnen Umstände. In dem Augenblick, wo sie sterben sollte, erinnerte sie sich der Worte: Rechnet auf mich im Notfall. Das war eine Erleuchtung. Ohne Zweifel hatte die Vorsehung dies alles so gelenkt, damit der arme Pitou mehr fände, als er vielleicht verlor. Sie ließ den Geistlichen kommen, da sie nicht zu schreiben verstand; der Geistliche schrieb, und an demselben Tage wurde der Brief dem Abbé Fortier gebracht, der sich beeilte, die Adresse beizufügen und ihn auf die Post zu bringen.

Es war Zeit; zwei Tage nachher starb sie.

Pitou war zu jung, um den Verlust, den er erlitten, in seinem ganzen Umfang zu fühlen; er beweinte seine Mutter, nicht weil er die ewige Trennung des Grabes begriff, sondern weil er seine Mutter kalt, bleich, entstellt sah, weil der Arme instinktartig erriet, der Schutzengel des Herdes sei entflohen; seiner Mutter beraubt, werde das Haus öde und unbewohnbar; er begriff nicht nur seine zukünftige Existenz nicht, sondern nicht einmal die am andern Tag. Als er seine Mutter nach dem Friedhofe geleitet, als der Sarg vom Wurf der Erde ertönte, als sich diese, einen frischen Hügel bildend, gerundet hatte, setzte er sich auf das Grab und antwortete jedem, der ihn aufforderte, aus dem Friedhof wegzugehen, mit Kopfschütteln, er habe seine Mutter Madeleine nie verlassen und wolle bleiben, wo sie bleibe.

Er verweilte auch den ganzen übrigen Tag und die ganze Nacht auf dem Grabe.

Hier fand ihn der würdige Doktor, – haben mir gesagt, daß der zukünftige Beschützer von Pitou Arzt war? – hier fand ihn der würdige Doktor, als er, den ganzen Umfang der Pflicht begreifend, die ihm durch sein Versprechen auferlegt war, selbst ankam, um sie, kaum achtundvierzig Stunden nach dem Abgange des Briefs, zu erfüllen.

Ange war sehr jung gewesen, als er den Doktor zum ersten Mal gesehen. Bekanntlich aber empfängt die Jugend tiefe Eindrücke, die ewige Erinnerungen hinterlassen, und die Erscheinung des geheimnisvollen jungen Mannes hatte seine Spur im Hause fest eingeprägt. Hierher hatte er das von uns erwähnte Kind und mit ihm den Wohlstand gebracht; so oft Ange den Namen Gilberts von seiner Mutter hatte aussprechen hören, war es mit einem Gefühle gewesen, das der Anbetung glich. Als er sodann als ein gemachter Mann und mit dem neuen Doktorstitel wieder im Hause erschienen war, als er den Wohlthaten der Vergangenheit das Versprechen für die Zukunft beigefügt, da hatte Pitou aus der Dankbarkeit seiner Mutter geschlossen, er müsse selbst dankbar sein; und ohne genau zu wissen, was sie sagte, hatte er die Worte ewiger Erinnerung, tiefer Erkenntlichkeit gesammelt, die seine Mutter in seiner Gegenwart ausgesprochen.

Sobald er also den Doktor durch die Gitterthüre des Kirchhofs erblickte, sobald er ihn mitten unter den grasbewachsenen Gräbern und den zerbrochenen Kreuzen herbeischreiten sah, erkannte er ihn, stand auf und ging ihm entgegen; denn er begriff, daß er demjenigen, welcher auf den Ruf seiner Mutter kam, nicht nein sagen konnte, wie den andern; er leistete auch keinen weitern Widerstand, als er den Kopf rückwärts drehte, da ihn Gilbert bei der Hand nahm und weinend aus dem Kirchhof hinauszog. Ein elegantes Cabriolet war vor der Thüre. Er hieß den armen Knaben einsteigen, ließ für den Augenblick das Haus seiner Mutter unter dem Schutze des öffentlichen Vertrauens und der Teilnahme, die das Unglück einflößt, führte seinen kleinen Schützling nach der Stadt und stieg mit ihm im besten Gasthofe, im *Dauphin* ab. Kaum hatte er sich hier einquartiert, als er einen Schneider holen ließ; zum voraus benachrichtigt, kam dieser sogleich mit fertigen Kleidern. Er wählte vorsichtig für Pitou Kleider, die zwei bis drei Zoll zu lang waren, ein Ueberfluß, der nach der Art, wie unser Held wuchs, von keiner langen Dauer zu sein versprach, und wanderte sodann mit ihm nach dem schon genannten Quartier, genannt der Pleux.

Je näher er diesem Quartier kam, desto mehr hemmte Pitou seinen Schritt; denn offenbar führte man ihn zu seiner Tante Angelique, und trotz der wenigen Male, die er seine Patin gesehen – die Tante Angelique hatte nämlich Pitou mit ihrem poetischen Taufnamen beschenkt – bewahrte er doch eine furchtbare Erinnerung an diese ehrwürdige Verwandte.

Die Tante Angelique besaß in der That nichts Anziehendes für ein Kind, das sich an alle Zärtlichkeiten mütterlicher Fürsorge gewöhnt hatte. Sie war in jener Zeit eine alte Jungfer von fünfundfünfzig bis achtundfünfzig Jahren, verdumpft durch den Mißbrauch der ängstlichen Religionsübungen, bei der eine mißverstandene Frömmigkeit alle mitleidigen, menschlichen Gefühle verengt und zusammengeschnürt hatte, um an ihrer Stelle eine starke Portion gierigen Verstandes zu pflegen, die sich täglich im beständigen Umgang mit den Betschwestern der Stadt vermehrte. Sie lebte nicht gerade von Almosen, doch außer dem Verkauf von flächsenem Garn, das sie am Rädchen spann, und der Vermietung der Kirchenstühle, die ihr vom Kapitel bewilligt worden war, empfing sie von Zeit zu Zeit von frommen Personen, die sich von ihrer Scheinheiligkeit bethören ließen, kleine Summen, welche sie allmählich von Kupfermünze in Silbermünze, und von Silbermünze in Louis d'or verwandelte. Ohne daß jemand ihr Vorhandensein mutmaßte, verschwanden sie einer um den andern in den Kissen des Lehnstuhls, auf dem sie arbeitete. Und befanden sie sich einmal in diesem Versteck, so trafen sie eine gewisse Anzahl ihrer Kameraden, die bestimmt waren, fortan von der Cirkulation ausgeschlossen zu sein, bis zu dem unbekannten Tag, wo der Tod der alten Jungfer sie in die Hände ihres Erben bringen würde.

Nach der Wohnung dieser ehrwürdigen Verwandten begab sich also der Doktor Gilbert, den großen Pitou an der Hand fortziehend, den großen Pitou, weil vom ersten Vierteljahr nach seiner Geburt Pitou für sein Alter immer zu groß gewesen war.

Mademoiselle Rose Angelique Pitou war in dem Augenblick, als sie ihre Thüre öffnete, um ihren Neffen und den Doktor einzulassen, in sehr freudiger Laune. Während man die Totenmesse über dem Leichnam ihrer Schwägerin in der Kirche von Haramont las, hatten Hochzeiten und Taufen in der Kirche von Villers-Cotterets stattgefunden, so daß die Einnahme für die Stühle an einem Tage auf sechs Livres angewachsen war. Mademoiselle Angelique hatte ihre Sous in einen großen Thaler verwandelt, der wiederum mit den drei anderen zu verschiedenen Zeiten in Reserve gelegten Thalern einen Louisd'or gab. Dieser Louisd'or war soeben den übrigen beigesellt worden, und der Tag, an dem eine solche Vereinigung stattfand, bildete natürlich einen Festtag für Mademoiselle Angelique.

Gerade in dem Augenblick, als die Tante eine letzte Runde um ihren Lehnstuhl gemacht hatte, um sich zu versichern, daß nichts von außen den im Innern verborgenen Schatz verrate, traten der Doktor und Pitou ein.

Die Scene wäre rührend gewesen; doch in den Augen eines so richtigen Beobachters, wie der Doktor Gilbert, war sie nur grotesk. Als sie ihren Neffen erblickte, sprach die alte Frömmlerin ein paar Worte von ihrer armen teuren Schwester, die sie so sehr geliebt, und gab sich die Miene, als wischte sie eine Thräne ab. Der Doktor, der erst einen Blick in die tiefste Tiefe des Herzens der alten Jungfer werfen wollte, bevor er in Beziehung auf sie einen Entschluß fassen würde, hielt zum Schein Mademoiselle Angelique eine Rede über die Pflichten der Tanten gegen die Neffen. Doch in dem Maße, in welchem die Rede sich entwickelte und die Worte von den Lippen des Doktors strömten, trank das Auge der alten Jungfer die Thräne, die es befeuchtet hatte, alle ihre Züge nahmen die Trockenheit des Pergaments wieder an, mit dem sie bedeckt zu sein schienen. Sie hob die linke Hand bis zur Höhe ihres spitzigen Kinns empor und fing an, mit der rechten an ihren dürren Fingern die annähernde Zahl der Sous zu berechnen, die ihr das Vermieten der Stühle jährlich eintrug, so daß sie, da es der Zufall gefügt, daß die Rechnung zugleich mit der Rede geschlossen war, auf der Stelle antworten konnte: wie sehr sie auch ihre arme Schwester geliebt, und in welch hohem Grade sie auch Teilnahme für ihren Neffen hege, so gestatten ihr doch ihre geringen Einnahmen, trotz ihres doppelten Titels als Tante und Patin, keinen Zuwachs an Ausgaben.

Der Doktor war übrigens auf diese Weigerung gefaßt gewesen, sie überraschte ihn daher nicht. Er gehörte zu den großen Parteigängern der neuen Ideen, und da der erste Band vom Werke Lavaters erschienen war, so hatte er die physiognomische Lehre des Philosophen von Zürich schon auf das hagere gelbe Gesicht von Mademoiselle Angelique angewendet.

Aus dieser Untersuchung ergab sich für ihn folgendes: die kleinen, glühenden Augen der alten Jungfer, ihre lange Nase und ihre dünnen Lippen bieten die Vereinigung der Habgier, der Selbstsucht und der Heuchelei in einer Person.

Die Antwort erregte bei ihm, wie gesagt, nicht das geringste Erstaunen. Als Beobachter wollte er jedoch sehen, wie weit die Frömmlerin die

Entwickelung dieser drei gemeinen Laster treiben würde.

Aber Mademoiselle, sagte er, Ange Pitou ist ein armes Waisenkind, der Sohn Ihres Bruders, und Sie können, im Namen der Menschlichkeit, den Sohn Ihres Bruders nicht der öffentlichen Wohlthätigkeit überlassen.

Oh! hören Sie doch, Herr Gilbert, erwiderte die alte Jungfer, das ist eine Mehrausgabe von wenigstens sechs Sous täglich, und zwar noch gering gerechnet; denn dieser Junge muß mindestens ein Pfund Brot den Tag essen.

Pitou schnitt ein Gesicht; er aß gewöhnlich anderthalb Pfund nur bei seinem Frühstück.

Abgesehen von der Seife für seine Wäsche, fuhr die Betschwester fort, und ich erinnere mich, daß er erschrecklich verschmutzt.

Pitou verschmutzte allerdings sehr, und das ist begreiflich, wenn man sich des Lebens erinnern will, das er führte; doch man mußte ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: er zerriß noch viel mehr, als er verschmutzte.

Ah! sagte der Doktor, pfui, Mademoiselle Angelique; Sie, die Sie so sehr die christliche Liebe üben, machen solche Berechnungen bei einem Neffen und Paten!

Abgesehen von der Unterhaltung der Kleider, rief die alte Frömmlerin aus, die sich erinnerte, ihre Schwester Madeleine beständig mit Flickereien und Ausbesserungen an den Wämsern und Hosen ihres Neffen beschäftigt gesehen zu haben.

Sie weigern sich also, Ihren Neffen zu sich zu nehmen? sagte der Doktor; von der Schwelle seiner Tante zurückgestoßen, wird die Waise genötigt sein, Almosen auf der Schwelle fremder Häuser zu fordern.

So habgierig sie auch war, so begriff die Betschwester doch das Gehässige, das ganz natürlich auf sie zurückfallen müßte, wäre ihr Neffe, durch ihre Weigerung, ihn aufzunehmen, genötigt, diese Aeußerste zu ergreifen.

Nein, sagte sie, ich behalte ihn bei mir.

Ah! sprach der Doktor, glücklich, ein gutes Gefühl in diesem Herzen zu finden, das er für vertrocknet hielt.

Ja, fuhr die alte Jungfer fort, ich werde ihn den Augustinern von Bourg-Fontaine empfehlen, und er wird bei ihnen als Laienbruder eintreten.

Der Doktor war, wie gesagt, Philosoph. Man kennt den Wert des Wortes Philosoph in jener Zeit.

Er beschloß daher auf der Stelle, den Augustinern einen Neophyten zu entreißen, und zwar mit demselben Eifer, den die Augustiner ihrerseits angewandt hätten, den Philosophen einen Adepten zu entführen.

Nun wohl! sprach er, indem er die Hand an seine tiefe Tasche drückte, da Sie in einer so schlimmen Lage sind, meine liebe Demoiselle Angelique, da Sie sich in Ermanglung eigener Mittel genötigt sehen, Ihren Neffen der Wohlthätigkeit anderer zu empfehlen, so werde ich jemand suchen, der wirksamer als Sie zum Unterhalt des armen verwaisten Knaben die Summe anzuwenden vermag, die ich für ihn bestimmt habe ... Ich muß nach Amerika zurückkehren und werde vor meinem Abgang Ihren Neffen Pitou in die Lehre bei einem Tischler oder bei einem Stellmacher bringen. Er selbst soll übrigens einen Stand nach seiner Neigung wählen. Während meiner Abwesenheit wird er groß werden, und bei meiner Rückkehr wird er schon geschickt in seinem Handwerk sein, und ich werde dann sehen, was sich für ihn thun läßt. Auf, mein Kind, küsse deine Tante und laß uns gehen, fügte der Doktor bei.

Der Doktor hatte noch nicht vollendet, als Pitou schon mit seinen zwei langen Armen auf die Jungfer zustürzte; es drängte ihn in der That sehr, seine Tante zu küssen, unter der Bedingung, daß dieser Kuß zwischen ihm und ihr das Zeichen einer ewigen Trennung wäre.

Doch bei dem Worte die *Summe*, bei der Gebärde des Doktors, der seine Hand in seine Tasche steckte, beim silbernen Klang, den diese Hand eine Masse von großen Thalern, deren Quantum man nach der Ausdehnung des

Rockes berechnen konnte, von sich geben ließ, hatte die alte Jungfer die Hitze der Habgier bis zu ihrem Herzen aufsteigen gefühlt.

Ah! sagte sie, mein lieber Herr Gilbert, Sie wissen eines wohl.

Was? fragte der Doktor.

Ei! mein guter Gott! daß niemand in der Welt das arme Kind so sehr lieben wird, als ich!

Und ihre magern Arme mit den ausgestreckten Armen von Pitou verschlingend, drückte sie auf jede seiner Wangen einen sauren Kuß, der ihn von den Fußspitzen bis zu den Haarwurzeln schauern machte.

Oh! gewiß, sagte der Doktor, ich weiß das wohl, und ich zweifelte so wenig an Ihrer Freundschaft für ihn, daß ich ihn unmittelbar zu Ihnen, als seiner natürlichen Stütze, brachte. Aber was Sie mir soeben sagten, liebe Demoiselle, hat mich zugleich von Ihrem guten Willen und von Ihrem Unvermögen überzeugt und Sie sind, wie ich wohl einsehe, selbst zu arm, um einem noch Aermeren zu helfen.

Ei! mein guter Herr Gilbert, entgegnete die alte Frömmlerin, ist nicht der liebe Herrgott im Himmel, und ernährt er nicht vom Himmel herab alle seine Geschöpfe?

Das ist wahr, aber wenn er den Vögeln Futter giebt, so bringt er doch die Waisen nicht in die Lehre. Das muß nun für Ange Pitou geschehen, und das wird Sie bei Ihren geringen Mitteln nicht zu viel kosten.

Wenn Sie aber diese Summe geben, Herr Doktor?

Welche Summe?

Die Summe, von der Sie gesprochen, die Summe, die hier in ihrer Tasche ist? fügte die Betschwester bei, indem sie ihren gekrümmten Finger gegen den Schoß des kastanienbraunen Rockes ausstreckte.

Ich werde sie sicherlich geben, liebe Demoiselle Angelique, doch ich sage Ihnen zum voraus, nur unter einer Bedingung.

Unter welcher?

Daß das Kind ein bestimmtes Gewerbe erlernt.

Es soll eines haben, ich verspreche es Ihnen bei meinem Wort, Herr Doktor, sagte die Frömmlerin.

Sie versprechen mir im Ernste?

Ich nehme den guten Gott zum Zeugen der Wahrheit meines Schwures, erwiderte Angelique. Und sie streckte ihre fleischlose Hand in die Höhe.

Gut, es sei, sagte der Doktor, während er aus seiner Tasche einen Sack mit rundem prallem Bauche zog; ich bin bereit, das Geld zu geben, wie Sie sehen; sind Sie Ihrerseits bereit, mir für das Kind zu haften?

Bei dem wahrhaftigen Kreuze, Herr Gilbert.

Schwören wir nicht so sehr, liebe Demoiselle, und unterzeichnen wir ein wenig.

Ich werde unterzeichnen, Herr Gilbert, ich werde unterzeichnen.

So gehen wir ein wenig zu dem Notar Niguet.

Der Papa Niguet, dem infolge einer langen Bekanntschaft der Doktor diesen freundschaftlichen Titel gab, war, wie diejenigen von unsern Lesern schon wissen, die mit unserem Buche *Joseph Balsamo* vertraut sind, der angesehenste Notar des Ortes.

Mademolselle Angelique, deren Notar Meister Niguet auch war, hatte nichts gegen die vom Doktor getroffene Wahl einzuwenden. Sie folgte ihm daher in die bezeichnete Schreibstube. Hier protokollierte der Notar das von Demoiselle Rose Angelique Pitou geleistete Versprechen, ihren Neffen Louis Ange Pitou zu sich zu nehmen und zur Ausübung eines ehrenhaften Gewerbes gelangen zu lassen, wogegen sie jährlich die Summe von zweihundert Livres erhalten sollte.

Am andern Tag verließ der Doktor Villers-Cotterets, nachdem er einige Rechnungen mit seinem Pächter geordnet hatte. Und Mademoiselle Pitou, die wie ein Geier über die genannten, zum voraus zahlbaren zweihundert Livres herfiel, schloß acht schöne Louisd'or in ihren Lehnstuhl ein.

Was die übrig bleibenden acht Livres betrifft, so warteten sie in einer kleinen Unterschale von Porzellan, die seit dreißig bis vierzig Jahren eine Menge Münzen von allen möglichen Sorten hatte durchziehen sehen, bis die Ernte von einigen Sonntagen die Summe von vierundzwanzig Livres vervollständigte, eine Zahl, bei der immer die genannte Summe eine Verwandlung in Gold durchmachte und von der Schale in den Lehnstuhl überging.

Ange Pitou bei seiner Tante.

Wir haben gesehen, wie wenig Sympathie Ange Pitou für einen zu langen Aufenthalt bei seiner guten Tante Angelique hegte; mit einem, dem der Tiere gleichen oder ihm vielleicht überlegenen Instinkte begabt, hatte der arme Knabe zum voraus erraten, was bei diesem Aufenthalt seiner harrte an Verdrießlichkeiten, Plackereien und Widerwärtigkeiten.

Einmal, sobald der Doktor Gilbert abgereist – und das hatte Pitou nicht am meisten gegen seine Tante mißgestimmt – war nicht einen Augenblick mehr davon die Rede gewesen, das Kind in die Lehre zu bringen. Wohl hatte der Notar mit einem Worte die förmliche Uebereinkunft berührt; aber Mademoiselle Angelique antwortete, ihr Neffe sei noch zu jung und besonders von zu zarter Gesundheit, um Arbeiten unterworfen zu werden, die vielleicht seine Kräfte übersteigen würden. Bei dieser Bemerkung bewunderte der Notar das gute Herz von Mademoiselle Pitou und verschob die Lehre auf das nächste Jahr. Dabei war keine Zeit verloren, denn der Knabe hatte erst sein zwölftes Jahr erreicht.

Sobald er bei seiner Tante war, und während sie darüber nachsann, wie sie den besten Nutzen aus ihrem Neffen ziehen könnte, hatte Pitou, der sich wieder in seinem Walde befand, auch schon alle seine topographischen Anordnungen getroffen, um in Villers-Cotterets dasselbe Leben zu führen, wie in Haramont. Denn eine Wanderung in der Runde hatte ihn in der That

gelehrt, die besten Tränkherde wären die am Wege nach Dampleux, am Wege nach Compiegne und am Wege nach Vivieres, und der wildreichste Bezirk sei der der Wolfsheide.

Nachdem er diese Rekognoszierung vorgenommen, traf Pitou demgemäß seine Vorkehrungen.

Das, was er sich am leichtesten verschaffen konnte, insofern es keine Anlage von Kapitalien erforderte, war der Leim und die Leimruten. Die Rinde der Stechpalme, mit einer Mörserkeule zermalmt und im heißen Wasser gewaschen, verschaffte den Leim; die Ruten aber wuchsen zu tausenden auf den Birken der Umgegend. Pitou verfertigte sich, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen, ein tausend Leimruten und einen Topf Leim erster Qualität, und an einem schönen Morgen, nachdem er tags zuvor auf Rechnung seiner Tante einen vierpfündigen Laib Brot beim Bäcker genommen hatte, ging er in der Dämmerung weg, blieb den ganzen Tag auswärts und kehrte erst bei sinkender Nacht wieder zurück.

Pitou hatte einen solchen Entschluß nicht gefaßt, ohne die Folgen davon zu berechnen. Er hatte einen Sturm vorhergesehen. Ohne die Weisheit von Sokrates zu besitzen, kannte er doch die Laune seiner Tante Angelique ebensogut, als der berühmte Lehrer von Alcibiades die seiner Frau Xantippe.

Pitou hatte sich in seiner Vorhersehung nicht getäuscht, doch gedachte er dem Sturme dadurch die Stirne zu bieten, daß er der alten Frömmlerin den Ertrag seines Tagewerkes überreichen würde. Nur hatte er den Platz nicht erraten können, wo ihn der Blitzstrahl treffen würde.

Der Blitzstrahl traf ihn bei seinem Eintritt.

Mademoiselle Angelique hatte sich hinter der Thür in den Hinterhalt gelegt, um ihren Neffen beim Vorübergehen nicht zu verfehlen, so daß er in dem Augenblick, wo er den Fuß in die Stube setzte, einen Schlag an das Hinterhaupt erhielt, an dem er, ohne einer andern Belehrung zu bedürfen, vollkommen die dürre Hand der Betschwester erkannte.

Zum Glück hatte Pitou einen harten Kopf, und obgleich ihn der Schlag kaum erschütterte, gab er sich doch, um seine Tante zu rühren – deren Zorn sich dadurch vermehrte, daß sie sich durch ein maßloses Schlagen an den Fingern sehr wehe gethan – den Anschein, als fiele er stolpernd an das andere Ende der Stube. Sobald er hier angelangt war und seine Tante, ihren Rock in der Hand, auf sich zukommen sah, zog er hastig aus seiner Tasche den Talisman, auf den er gerechnet hatte, um sich Verzeihung für sein Ausbleiben zu verschaffen.

Das waren zwei Dutzend Vögel, worunter ein Dutzend Rotkehlchen und ein halbes Dutzend Drosseln.

Mademoiselle Angelique riß ihre Augen ganz erstaunt auf und fuhr der Form wegen fort zu zanken; aber während sie schalt, bemächtigte sich ihre Hand des Jagdertrags ihres Neffen, sie machte drei Schritte gegen die Lampe und fragte:

Was ist das?

Sie sehen es wohl, mein gutes Tantchen Angelique erwiderte Pitou, es sind Vögel.

Gut zum essen? sagte rasch die alte Jungfer, welche in ihrer Eigenschaft als Betschwester natürlich eßgierig war.

Gut zum essen! wiederholte Pitou, entschuldigen Sie; Rotkehlchen und Drosseln, ich glaube wohl.

Und wo hast du diese Tiere gestohlen, kleiner Unglücklicher? Ich habe sie nicht gestohlen, ich habe sie gefangen.

Wie? Am Tränkherd.

Was ist das, ein Tränkherd?

Pitou schaute Tante mit erstaunter Miene an; er konnte nicht begreifen, daß es in der Welt eine Person gebe, die in ihrer Erziehung vernachlässigt genug sei, um nicht zu wissen, was der Tränkherd bedeute.

Der Tränkherd? erwiderte er. Bei Gott! das ist der Tränkherd.

Ja, kleiner Schlingel, aber ich weiß nicht, was das ist.

Da Pitou voll Mitleid gegen alle Unwissenheiten war, so antwortete er:

Der Tränkherd ist eine kleine Lache, es finden sich solche ungefähr dreißig im Wald; man legt Leimruten rings umher, und wenn die Vögel, die das nicht kennen, die Dummköpfe, kommen, um zu trinken, so fangen sie sich.

Woran?

Am Leim.

Ah! ah! sagte die Tante Angelique, ich begreife; doch wer hat dir Geld gegeben?

Geld? erwiderte Pitou, erstaunt, daß man glauben konnte, er habe je einen Pfennig besessen; niemand.

Mit was hast du denn den Leim gekauft?

Ich habe den Leim selbst gemacht.

Und die Leimruten?

Auch.

Diese Vögel kosten dich also nichts?

Die Mühe, mich zu bücken und sie zu nehmen.

Und kann man oft an den Tränkherd gehen?

Man kann alle Tage dahin gehen, nur muß man nicht...

Was muß man nicht?

Alle Tage dahin gehen.

Aus welchem Grunde?

Weil das ruiniert.

Was ruiniert das?

Den Tränkherd. Sie begreifen, Tante Angelique, die Vögel, die man gefangen hat ... Nun?

Sie sind nicht mehr da.

Das ist richtig, erwiderte die Tante.

Zum ersten Mal, seitdem er sich in ihrem Hause befand, gab die Tante Angelique ihrem Neffen recht; diese ungewohnte Billigung entzückte auch Pitou.

Doch, sagte er, an den Tagen, wo man nicht an den Tränkherd geht, geht man anderswo hin. An den Tagen, wo man keine Vögel fängt, fängt man etwas anderes.

Und was fängt man denn?

Man fängt Kaninchen; man ißt das Fleisch und verkauft den Balg. Ein Kaninchenbalg ist zwei Sous wert.

Die Tante Angelique schaute ihren Neffen mit ganz erstaunten Augen an; sie hatte nie in ihm einen so großen Oekonomen gesehen. Pitou hatte sich geoffenbart.

Aber ich werde die Kaninchenbälge verkaufen?

Allerdings, wie es Mama Madeleine machte.

Es war dem Kinde nie der Gedanke gekommen, es könnte von dem Ertrage seiner Jagd etwas anderes in Anspruch nehmen, als seinen Teil am Verzehren.

Und wann wirst du Kaninchen fangen? fragte Mademoiselle Angelique.

Ah! sobald ich Schlingen habe, erwiderte Pitou.

Nun denn! so mache Schlingen.

Pitou schüttelte den Kopf. Du hast ja Leim und Leimruten gemacht!

Ah! ich verstehe wohl Leim und Leimruten zu machen, das ist wahr; aber ich verstehe nicht Messingdraht zu machen; das kauft man fertig bei den Krämern.

Und wie viel kostet das?

Oh! mit vier Sous werde ich wohl zwei Dutzend machen, antwortete Pitou an den Fingern rechnend.

Und wie viel kannst du mit zwei Dutzend Kaninchen fangen?

Das ist, wie es gerade kommt: vier, fünf, sechs vielleicht; und dann dienen diese Schlingen mehrere Male, wenn sie der Aufseher nicht findet. Hier hast du vier Sous, sagte Tante Angelique, kaufe Messingdraht bei Herrn Dambrun und gehe morgen auf die Kaninchenjagd.

Ich werde die Schlingen morgen legen, erwiderte Pitou, doch erst übermorgen früh erfahre ich, ob sich Kaninchen gefangen haben.

Der Messingdraht war minder teuer in der Stadt, als auf dem Lande, weil die Krämer von Haramont sich in Villers-Cotterets damit versahen. Pitou erhielt also vierundzwanzig Schlingen für drei Sous. Er brachte einen Sou seiner Tante zurück.

Diese unerwartete Ehrlichkeit ihres Neffen rührte beinahe die alte Jungfer. Sie hatte einen Augenblick den Gedanken, mit diesem Sou, der nicht verwendet worden war, ihren Neffen zu beschenken. Zum Unglück für Pitou war es ein mit dem Hammer breit geschlagener Sou, der in der Dämmerung für zwei Sous gelten konnte. Mademoiselle Angelique dachte, man müsse ein Geldstück nicht ausgeben, das hundert Prozent tragen könne; und steckte den Sou wieder in die Tasche.

Pitou hatte die Bewegung bemerkt, aber nicht analysiert. Es wäre ihm nie eingefallen, seine Tante könnte ihm einen Sou geben.

Er verfertigte seine Schlingen, und am andern Morgen verlangte er einen Sack von Mademoiselle Angelique.

Wozu? fragte die alte Jungfer.

Weil ich einen brauche, antwortete Pitou, der voller Geheimnisse war.

Mademoiselle Angelique gab ihm den verlangten Sack, legte den Vorrat an Brot und Käse hinein, der zum Frühstück und Mittagessen ihres Neffen dienen sollte, und dieser ging sogleich nach der Wolfsheide ab.

Die Tante Angelique ihrerseits fing damit an, daß sie die zwölf Rotkehlchen rupfte, die sie zu ihrem Frühstück und ihrem Mittagessen bestimmt hatte. Sie brachte zwei Drosseln dem Abbé Fortier und verkaufte die vier andern an den Wirt zur Goldenen Kugel, der sie ihr mit drei Sous das Stück bezahlte und ihr alle, die sie ihm bringen würde, um denselben Preis abzunehmen versprach. Die Tante Angelique kehrte strahlend zurück. Der Segen des Himmels war mit Pitou in ihrem Hause eingekehrt.

Ah! sagte sie, während sie ihre Rotkehlchen aß, die fett waren wie Ortolane und zart wie Feigenschnepfen: man hat recht, wenn man behauptet, eine Wohlthat sei nie verloren.

Am Abend kam Ange nach Hause; er trug auf seinem Rücken einen herrlich gerundeten Sack. Diesmal erwartete ihn die Tante nicht hinter der Thüre, sondern auf der Schwelle, und statt mit einer Kopfnuß empfangen zu werden, wurde der Knabe mit einer Grimasse aufgenommen, die beinahe einem Lächeln glich.

Hier bin ich! rief Pitou, als er in die Stube mit jener Dreistigkeit eintrat, die das Bewußtsein eines gut ausgefüllten Tages bezeichnet.

Was ist in deinem Sack? fragte die Tante Angelique.

Bucheln. Sie begreifen wohl, Tante Angelique, wenn der Vater La Jeunesse, der Schütze der Wolfsheide, mich auf seinem Bezirke ohne meinem Sack hätte herumstreichen sehen, so würde er gesagt haben: Was machst du hier, kleiner Landstreicher? Abgesehen davon, daß er etwas vermutet hätte. Während ich mit meinem Sack, wenn er mich fragt, was ich machen wolle, ihm antwortete: ich komme zur Buchellese; ist es denn verboten, zur Buchellese zu gehen? Nein. Nun wenn das nicht verboten ist, so haben Sie mir nichts zu sagen. In der That, wenn er etwas sagt, der Vater La Jeunesse, so hat er unrecht.

Also hast du deinen Tag damit zugebracht, daß du Bucheln gelesen, statt die Schlingen zu legen, Träger! rief die Tante Angelique, die unter allen diesen Kniffen ihres Neffen die Kaninchen sich entgehen zu sehen glaubte.

Im Gegenteil, ich habe meine Schlingen gelegt, während ich Bucheln las, so daß er mich bei der Arbeit sah.

Und er hat dir nichts gesagt?

Doch. Er hat mir gesagt: du wirst deiner Tante Pitou meine Komplimente ausrichten. Nun! ist das ein braver Mann, der Vater La Jeunesse. Aber die Kaninchen? versetzte die Tante Angelique, die nichts von ihrem Hauptgedanken abbringen konnte.

Die Kaninchen? Der Mond geht um Mitternacht auf, und ich werde um ein Uhr nachsehen, ob sie gefangen sind.

Wo dies?

Im Walde.

Wie, du willst um ein Uhr morgens in den Wald?

Jawohl!

Ohne Angst zu haben?

Angst, wovor?

Die Tante Angelique war ebenso erstaunt über den Mut von Pitou, als sie über seine Spekulationen erstaunt gewesen war.

Einfach wie ein Kind der Natur, kannte Pitou allerdings keine von den scheinbaren Gefahren, die die Kinder der Städte erschrecken.

Er brach auch um Mitternacht auf und ging längs der Kirchhofmauer hin, ohne sich abzuwenden. Das unschuldige Kind, das in seinem Leben, wenigstens in seinen Unabhängigkeitsideen, weder Gott noch die Menschen beleidigt hatte, fürchtete sich ebenso wenig vor den Toten, als vor den Lebendigen.

Ange fürchtete eine einzige Person: den Vater La Jeunesse; er hatte auch die Vorsicht, einen Umweg zu machen, um an seinem Hause vorüberzugehen. Da alles im Innern erloschen, da Thüren und Läden geschlossen waren, so fing Pitou, um sich zu versichern, ob der Schütze zu Hause und nicht in seinem Bezirk sei, an, das Bellen des Hundes nachzuahmen, so daß Ronflot, der Dachshund des Vaters La Jeunesse, sich in der Herausforderung täuschte, ebenfalls mit voller Kehle Laut gab und unter der Thüre durchschnüffelte.

Von diesem Augenblick an fühlte sich Pitou ruhig. War Ronflot zu Hause, so war Vater La Jeunesse auch zu Hause; Ronflot und der Vater La Jeunesse waren unzertrennlich, und sobald man den einen erblickte, konnte man sicher sein, man würde sogleich auch den andern erscheinen sehen.

Vollkommen beruhigt, wanderte also Pitou nach der Wolfsheide. Die Schlingen hatten ihr Werk verrichtet; zwei Kaninchen waren gefangen und erdrosselt.

Pitou steckte sie in die weite Tasche jenes zu langen Rockes, der nach Verlauf eines Jahres zu kurz geworden sein sollte, und kehrte zu seiner Tante zurück.

Die alte Jungfer war zu Bette gegangen, doch die Habgier hatte sie wach erhalten; wie Perette, hatte sie berechnet, was ihr vier Kaninchenbälge wöchentlich eintragen konnten, und diese Rechnung hatte sie so weit

geführt, daß sie nicht ein Auge zu schließen imstande war: sie fragte auch mit einem nervösen Zittern den Knaben, was er bringe.

Ein Paar! Ah! Tante Angelique, es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht mehr habe bringen können; aber es scheint, sie sind boshaft, die Kaninchen des Vaters Jeunesse.

Die Hoffnungen der Tante Angelique waren mehr als erfüllt. Sie nahm, bebend vor Freude, die zwei unglücklichen Tiere, untersuchte ihren unversehrt gebliebenen Balg und schloß sie in ihre Speisekammer ein, die in ihrem Leben keine Vorräte gesehen hatte, wie die, die sie enthielt, seitdem es Pitou eingefallen war, sie zu verfolgen.

Dann forderte sie mit ziemlich sanftem Tone Pitou auf, sich niederzulegen; das ermüdete Kind that dies auf der Stelle, ohne ein Abendbrot zu verlangen, was ihn vollends aufs beste in der Meinung seiner Tante stellte. Zwei Tage nachher wiederholte Pitou seinen Versuch, und er war diesmal noch glücklicher als das erste Mal. Er fing drei Kaninchen.

Zwei nahmen den Weg nach dem Wirtshause zur goldenen Kugel, das dritte den nach dem Pfarrhause. Die Tante Angelique trug sehr Sorge für den Abbé Fortier, der sie seinerseits den guten Seelen des Kirchspiels empfahl.

So gingen die Dinge drei bis vier Monate. Die Tante Angelique war entzückt, und Pitou fand seine Lage erträglich. Doch ein unerwarteter Umstand, auf den man indessen gefaßt sein mußte, machte der Tante einen Strich durch die Rechnung und unterbrach die Expeditionen des Neffen.

Es war ein Brief von Doktor Gilbert, datiert von New-York, angekommen. Als der philosophische Reisende den Fuß auf den Boden Amerikas setzte, vergaß er seinen kleinen Schützling nicht. Er schrieb an Meister Niguet, um sich zu erkundigen, ob seine Vorschriften befolgt worden seien, und um den Vollzug des Vertrags, wenn man dies nicht gethan, oder seinen Bruch zu fordern; wenn man diese Vorschriften nicht befolgen wollte.

Der Fall war ernster Natur. Die Verantwortlichkeit des Notars stand auf dem Spiel: er fand sich bei der Tante Pitou ein und stellte sie, den Brief des Doktors in der Hand, über den Vollzug des Vertrags zur Rede.

Man konnte nicht zurückweichen; jede Entschuldigung mit schlechter Gesundheit wurde durch das Aussehen von Pitou Lügen gestraft. Pitou war groß und mager; aber die jungen Bäume des Waldes waren auch groß und mager, was sie nicht verhinderte, sich äußerst wohl zu befinden.

Mademoiselle Angelique verlangte acht Tage, um ihren Geist auf die Wahl des Standes vorzubereiten, den sie ihren Neffen wollte ergreifen lassen.

Pitou war ebenso traurig als seine Tante. Das Gewerbe, das er trieb, kam ihm vortrefflich vor, und er wünschte sich kein anderes.

Während dieser acht Tage war weder von der Vogeltränke, noch vom Wildern mehr die Rede. Ueberdies befand man sich im Winter, und im Winter trinken die Vögel überall. Dann war Schnee gefallen, und beim Schnee wagte es Pitou nicht, seine Schlingen zu legen. Der Schnee bewahrt den Eindruck der Sohlen, und Pitou besaß ein paar Füße, das dem Vater La Jeunesse die schönste Aussicht gab, innerhalb vierundzwanzig Stunden zu erfahren, wer der Dieb gewesen, der den seiner Obhut anvertrauten Bezirk entvölkert.

Während dieser acht Tage wuchsen der alten Jungfer die Klauen wieder. Pitou hatte seine Tante Angelique von einst wiedergefunden, diejenige, welche ihm so sehr Furcht eingeflößt, und die das Interesse, diese mächtige Bewegkraft ihres ganzen Lebens, einen Augenblick Sammetpfoten hatte machen lassen. Je näher man dem Ziele rückte, desto mürrischer wurde die Laune der alten Jungfer, dergestalt, daß am fünften Tag Pitou wünschte, seine Tante möchte sich sogleich für irgend einen Stand entschließen, gleichviel welcher es wäre, wenn nur nicht der eines Schmerzendulders, den er bei der alten Jungfer einnahm.

Plötzlich erschloß sich ein Gedanke in diesem so grausam bewegten Kopf. Dieser Gedanke gab ihr die Ruhe wieder, die sie seit sechs Tagen verloren hatte. Er bestand darin, daß sie den Abbé Fortier bat, den armen Pitou unentgeltlich in seine Klasse aufzunehmen und ihm das von Seiner Hoheit, dem Herzog von Orleans, im Seminar gestiftete Stipendium zu verschaffen. Das war eine Lehre, die der Tante Angelique nichts kostete, und Herr Fortier, abgesehen von den Krammetsvögeln, den Amseln und den Kaninchen, mit denen ihn die alte Frömmlerin seit sechs Monaten

überhäufte, war dem Neffen der Vermieterin seiner Kirchenstühle etwas mehr schuldig, als jedem andern. So unter der Glocke gehalten, trug Ange in der Gegenwart ein und versprach für die Zukunft.

Ange wurde in der That beim Abbé ohne irgend eine Bezahlung aufgenommen. Es war ein braver Mann, dieser Abbé; nicht im geringsten interessiert, gab er seine Wissenschaft denen, die arm am Geiste, sein Geld denen, die arm am Körper; aber unlenkbar in einem einzigen Punkt: die Solöcismen brachten ihn außer sich, die Barbarismen machten ihn wütend. In diesem Fall kannte er weder einen Freund, noch einen Feind, weder einen Armen, noch einen Reichen, weder einen bezahlenden Schüler, noch einen nicht bezahlenden. Er schlug mit unbestechlicher Unparteilichkeit und mit einem lacedämonischen Stoicismus, und da er einen starken Arm hatte, so schlug er tüchtig. Das war den Eltern bekannt; es hing von ihnen ab, ihre Kinder zum Abbé Fortier zu bringen oder nicht; brachten sie ihre Kinder aber dahin, so mußten sie sie gänzlich seiner Willkür überlassen; denn auf alle mütterlichen Reklamationen antwortete der Abbé mit dem Wahlspruch: Wer gut liebt, der züchtigt gut, den er auf den Handgriff seiner Rute und auf den Stiel seiner Schulgeißel hatte gravieren lassen.

Ange Pitou wurde also auf die Empfehlung seiner Tante unter die Schüler des Abbes Fortier aufgenommen. Ganz stolz auf diese Aufnahme, die Pitou viel weniger angenehm war, begab sich die alte Andächtlerin zu Meister Niguet und benachrichtigte ihn, sie habe sich nicht nur mit den Absichten des Doktors Gilbert in Einklang gesetzt, sondern dieselben sogar übertroffen. Der Doktor hatte in der That für Ange Pitou ein ehrenhaftes Gewerbe verlangt. Sie gab ihm viel mehr als dies, da sie ihm eine ausgezeichnete Erziehung gab; und wo gab sie ihm diese Erziehung? In derselben Pension, wo Sebastian Gilbert, für den er fünfzig Livres bezahlte, die seinige erhielt.

Es ist nicht zu leugnen, Ange erhielt seine Erziehung gratis, aber es war keine Notwendigkeit vorhanden, dies dem Doktor Gilbert mitzuteilen; und teilte man es ihm mit, so kannte man die Unparteilichkeit und die Uneigennützigkeit des Abbes Fortier. Wie sein erhabener Meister, öffnete er die Arme und sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Nur waren diese zwei Hände, die das Ende der zwei väterlichen Arme bildeten, die eine mit

einer Sprachlehre, die andere mit einem Bündel Ruten bewaffnet, so daß meistens, ganz im Gegenteil zu Jesus, der die Kinder in Thränen empfing und getröstet wegschickte, der Abbé Fortier die armen Kinder voll Angst auf sich zukommen sah und weinend wegschickte.

Der junge Schüler trat in die Klasse ein, mit einer Truhe unter dem Arm, ein hornenes Tintenfaß in der Hand und ein paar Federstümpfe hinter dem Ohr. Die Truhe war bestimmt, um, so gut es eben ging, das Pult zu ersetzen. Das Tintenfaß war ein Geschenk vom Krämer, und die Federstümpfe hatte Mademoiselle Angelique aufgelesen, als sie am Tage vorher Meister Niguet ihren Besuch machte.

Ange Pitou wurde mit jener sanften Brüderlichkeit empfangen, die bei den Kindern entsteht und bei den Männern sich fortpflanzt, nämlich mit Hohngelächter. Die ganze Klasse machte sich über ihn lustig. Zwei Schüler mußten zur Strafe zurückbleiben wegen seiner gelben Haare, und zwei andere wegen seiner sonderbaren Kniee, die wir schon mit einem Worte berührt haben. Diese zwei letzteren sagten, die Beine von Pitou gleichen Brunnenseilen, an die man einen Knoten gemacht. Das Wort fand eine günstige Aufnahme, machte die Runde um die Tafel, erregte die allgemeine Heiterkeit und folglich Aerger beim Abbé Fortier.

Als er am Mittag wegging, nachdem er vier Stunden in der Klasse gewesen war, hatte Pitou, ohne daß er ein Wort an jemand gerichtet, ohne daß er etwas anderes gethan, als hinter seinem Pult gegähnt, sechs Feinde in der Klasse und zwar sechs umso erbittertere Feinde, als er kein Unrecht gegen sie hatte. Sie leisteten auch auf den Ofen, der in der Klasse den Altar des Vaterlandes vorstellt, den feierlichen Eid, die einen, ihm seine gelben Haare auszuraufen, die andern, ihm seine fayenceblauen Augen grün zu schlagen, die letzten, ihm seine vorwärts gebogenen Kniee gerade aufzurichten.

Pitou wußte daraus nichts von diesen feindseligen Gesinnungen. Als er die Schule verließ, fragte er einen seiner Nachbarn, warum sechs von ihren Kameraden zurückbleiben, während sie weggehen.

Der Nachbar schaute ihn von der Seite an, nannte ihn einen boshaften Anzeiger und entfernte sich, ohne ein Gespräch mit ihm anknüpfen zu wollen.

Pitou fragte sich, wie er, der nicht ein einziges Wort während der ganzen Klasse gesagt, ein boshafter Anzeiger sein könne. Doch während der Dauer eben dieser Klasse hatte er entweder durch die Schüler oder durch den Abbé Fortier so viele Dinge sagen hören, die er nicht begriffen, daß er die Anklage des Nachbars in die Zahl der für seinen Geist zu hohen Dinge einreihte.

Als Tante Angelique, die unendlich eifrig sich bei einer Erziehung benahm, von der man glaubte, sie koste sie so große Opfer, Pitou um Mittag zurückkommen sah, fragte sie ihn, was er gelernt habe. Pitou antwortete, er habe schweigen gelernt. Die Antwort wäre eines Pythagoräers würdig gewesen. Nur hätte sie ein Pythagoräer durch Zeichen gegeben.

Der neue Schüler kehrte um ein Uhr ohne zu großen Widerwillen in die Klasse zurück. Die Morgenklasse war von den Schülern zur Prüfung des Äußeren von Pitou angewendet worden; die Abendklasse wurde vom Professor zur Prüfung des Innern angewendet. Als das Examen vorüber war, blieb der Abbé Fortier überzeugt, Pitou habe alle möglichen Anlagen, um ein Robinson Crusoe zu werden, aber sehr geringe Aussichten, dereinst ein Fontenelle oder ein Bossuet zu sein.

Während der ganzen Dauer dieser Klasse, die für den zukünftigen Seminaristen noch viel ermüdender war, als die am Morgen, wiesen ihm die seinetwegen bestraften Schüler zu wiederholtem Malen die Faust. In allen Ländern, zivilsierten oder nicht zivilisierten, gilt diese Demonstration als ein Zeichen der Drohung. Pitou war also auf seiner Hut.

Unser Held hatte sich nicht getäuscht: als er wegging oder vielmehr, sobald man außerhalb der Zubehör des Schulhauses war, wurde Pitou durch die sechs Schüler, die zur Strafe hatten zurückbleiben müssen, bedeutet, er habe ihnen die zwei Stunden Gefangenschaft mit Kosten, Zinsen und Kapital zu bezahlen.

Pitou begriff, es handle sich um einen Zweikampf auf die Fäuste. Er erklärte also, er sei bereit sich in einen Kampf mit demjenigen von seinen Gegnern einzulassen, welcher beginnen wolle, und hintereinander seinen sechs Feinden standzuhalten. Durch diese Erklärung erwarb sich der neue Schüler schon ein ziemlich großes Ansehen.

Die Bedingungen wurden festgestellt, wie sie Pitou vorgeschlagen. Es bildete sich ein Kreis um den Kampfplatz, und die Streiter rückten, nachdem sie, der eine sein Wams, der andre seinen Rock abgelegt hatten, gegeneinander an.

Wir haben von den Händen von Pitou gesprochen. Diese Hände, die nicht angenehm anzusehen waren, waren noch minder angenehm zu fühlen. Pitou ließ am Ende jedes Armes eine Faust so groß wie ein Kindskopf baumeln, und obgleich das Boxen in Frankreich noch nicht eingeführt war und folglich Pitou kein Elementarprinzip von dieser Kunst erhalten hatte, gelang es ihm doch, seinem ersten Gegner einen so hermetisch angepaßten Faustschlag auf das Auge zu geben, daß es sich auf der Stelle mit einem schwarzen Kreise umzog.

Der zweite trat vor. Hatte Pitou gegen sich die Anstrengung eines zweiten Kampfes, so war sein Gegner seinerseits sichtbar minder stark, als der erste. Der Kampf dauerte daher nicht lange. Die furchtbare Faust senkte sich auf die Nase, und die zwei Nasenlöcher zeugten sogleich für die Gültigkeit des Schlages, indem sie einen doppelten Blutbach entströmen ließen.

Der dritte kam mit einem zerbrochenen Zahn davon; dieser war am wenigsten von allen beschädigt. Die andern erklärten sich für befriedigt.

Pitou durchschritt die Menge, die sich vor ihm mit der einem Triumphator schuldigen Achtung öffnete, und zog sich gesund und wohlbehalten nach seinem Herde, d.h. nach dem seiner Tante, zurück.

Als am andern Morgen die drei besiegten Schüler ankamen, wurde eine Untersuchung vom Abbé Fortier angestellt. Doch die Schüler haben auch ihre gute Seite. Nicht einer von den Verstümmelten war schwatzhaft, und auf mittelbarem Wege, nämlich durch einen Zeugen des Streites, der der Schule völlig fremd, erfuhr der Abbé Fortier am andern Tag, Pitou habe auf den Gesichtern seiner Zöglinge den Schaden angerichtet, durch den am Tage vorher seine Besorgnis erregt worden war.

Der Abbé Fortier bürgte in der That den Eltern nicht nur für das Moralische, sondern auch für das Physische seiner Schüler. Der Abbé Fortier hatte eine dreifache Klage von den drei Familien erhalten. Eine Genugthuung war

unerläßlich. Pitou mußte drei Tage zurückbleiben. Einen Tag für das Auge, einen andern Tag für die Nase, einen Tag für den Zahn. Diese drei Tage Schulstubenarrest gaben Mademoiselle Angelique eine geistreiche Idee ein, nämlich die, Pitou sein Mittagessen zu entziehen, so oft ihm der Abbé Fortier den Ausgang entziehen würde. Dieser Entschluß mußte notwendig zum Nutzen der Erziehung von Pitou ausfallen, weil er sich zweimal besinnen würde, ehe er Fehler beginge, die eine doppelte Strafe nach sich zögen.

Nur begriff Pitou nie recht, warum er Anzeiger genannt und warum er bestraft worden war, weil er diejenigen geschlagen, die ihn hatten schlagen wollen; doch wenn man alles in der Welt begriffe, so würde man dadurch einen von den Hauptreizen des Lebens, den des Geheimnisses und des Unvorhergesehenen, verlieren.

Pitou blieb seine drei Tage in der Schule zurück und begnügte sich während dieser drei Tage mit seinem Frühstück und seinem Nachtessen, war jedoch mit dieser Entbehrung nicht gerade zufrieden.

Die Strafe, die Pitou erstanden, ohne daß es ihm nur entfernt einfiel, den Angriff zu verraten, den er nur erwidert hatte, trug ihm indessen die allgemeine Achtung ein. Es ist nicht zu leugnen, die drei majestätischen Faustschläge, die man ihn hatte erteilen sehen, waren vielleicht von einigem Gewicht bei dieser Achtung.

Von diesem Tage an war das Leben von Pitou ungefähr das der andern Schüler, nur mit dem Unterschied, daß die andern Schüler die Wechselfälle der Komposition durchmachten, während Pitou beharrlich unter den fünf bis sechs Letzten blieb, und beinahe immer eine Summe von Schulstubenarresten doppelt so groß, als die seiner Mitschüler, anhäufte.

Doch eines, was in der Natur von Pitou lag, was von der ersten Erziehung herrührte, die er erhalten, oder vielmehr nicht erhalten hatte, eines, was man wenigstens für ein drittel bei seinen zahlreichen Schulstubenarresten rechnen mußte, war seine Neigung für die Tiere.

Die erwähnte Truhe, die seine Tante Angelique mit dem Namen Pult geschmückt hatte, war infolge ihres Umfangs und der zahlreichen Fächer,

mit denen Pitou ihr Inneres bereicherte, eine Art von Arche Noah geworden, welche alle Arten von kletternden, kriechenden und fliegenden Tieren enthielt. Es fanden sich darin Schlangen, Eidechsen, Ameisenlöwen, Käfer und Frösche, welche Tiere Pitou um so teurer wurden, als er ihretwegen, mehr oder minder harte Strafen zu erdulden hatte.

Bei seinen Spaziergängen in der Woche sammelte Pitou für seine Menagerie. Er hatte sich Salamander gewünscht, die in Villers-Cotterets als das Wappen von Franz I., das dieser an allen Kaminen hatte anbringen lassen, sehr populär sind: es war ihm gelungen, sich solche zu verschaffen. Ein Umstand nahm ihn hierbei sehr in Anspruch, und er setzte dies am Ende unter die Zahl der Dinge, die seinen Verstand überstiegen: er hatte nämlich diese Reptile immer im Wasser gefunden, von denen die Dichter behaupteten, sie leben im Feuer. Dieser Umstand erregte in Pitou, der ein genauer Geist war, eine tiefe Verachtung gegen die Dichter.

Als Pitou Eigentümer von zwei Salamandern war, suchte er das Chamäleon auf. Doch diesmal waren alle seine Forschungen vergeblich, und kein Resultat krönte seine Bemühung. Pitou schloß am Ende aus diesen fruchtlosen Versuchen, das Chamäleon existiere nicht, oder es existiere wenigstens unter einer andern Breite.

Die zwei andern drittel der Arreste von Pitou rührten von den verdammten Solöcismen und den verfluchten Barbarismen her, die in den Aufgaben von Pitou wuchsen, wie die Trespe in den Kornfeldern wächst.

Was die Donnerstage und Sonntage betrifft, an denen er frei hatte, so wurden sie auf den Tränkherd und die Wilderei verwendet; nur, da Pitou immer mehr wuchs und sechszehn Jahre zählte, kam ein Umstand hinzu, der Pitou ein wenig von seinen Lieblingsbeschäftigungen ablenkte.

An dem Wege nach der Wolfsheide lag das Dorf Pisseleu. In diesem Dorf war der Pachthof des Vaters Billot, und auf der Schwelle dieses Pachthofs stand beinahe jedes Mal, wenn Pitou daran vorbeiging, ein hübsches, frisches, lebendiges heiteres Mädchen, das man nach seinem Taufnamen Katherine, viel öfter aber noch nach dem Namen ihres Vaters, die Billotte nannte.

Pitou fing damit an, daß er die Billotte grüße. Allmählig faßte er sich sodann ein Herz und grüßte sie lächelnd; dann an einem schönen Tag, nachdem er gegrüßt, nachdem er gelächelt hatte, blieb er stehen und wagte errötend die Worte, die er als eine große Kühnheit betrachtete:

Guten Morgen, Jungfer Katharine.

Katharine war ein gutes Mädchen, sie empfing Pitou als einen alten Bekannten. Es war in der That ein alter Bekannter, denn seit zwei Jahren sah sie ihn vor dem Pachthofe wenigstens einmal in der Woche hin und her gehen, nur sah Katharine Pitou, und Pitou sah Katharine nicht. Als nämlich Pitou so vorüberging, war Katharine sechszehn Jahre alt und Pitou vierzehn.

Allmählig war Katharine dahin gekommen, daß sie die Talente von Pitou schätzte, denn Pitou teilte ihr Proben davon mit, indem er ihr seine schönsten Vögel und seine fettesten Kaninchen bot. Infolgedessen machte Katharine Pitou Komplimente, und Pitou, der um so empfänglicher für Komplimente war, als er selten solche erhielt, überließ sich dem Zauber der Neuheit, und statt wie früher, seine Wanderung bis zur Wolfsheide fortzusetzen, blieb er auf halbem Wege stehen; und statt seinen ganzen Tag mit der Buchellese oder mit dem Legen der Schlingen zuzubringen, verlor er seine Zeit damit, daß er bei dem Pachthofe des Vaters Billot umherstrich, in der Hoffnung, Katharine einen Augenblick zu sehen.

Daraus ging eine merkliche Verminderung im Ertrage der Kaninchenbälge und ein beinahe völliger Mangel an Rotkehlchen und Drosseln hervor.

Die Tante Angelique beklagte sich. Pitou antwortete, die Kaninchen werden mißtrauisch, und die Vögel, welche die Fallen erkannt haben, trinken aus der Höhlung der Blätter und der Baumstämme. Eines tröstete die Tante Angelique über den Verstand der Kaninchen und diese Schlauheit der Vögel, die sie den Fortschritten der Philosophie zuschrieb, nämlich, daß ihr Neffe das Stipendium erhalten, in das Seminar eintreten, hier drei Jahre zubringen und das Seminar wieder als Abbé verlassen werde. Haushälterin eines Pfarrers zu sein, war aber das ewige Trachten von Mademoiselle Angelique.

Dieses Trachten mußte sich notwendig verwirklichen: denn war Ange Pitou einmal Abbé, so konnte er nicht umhin, seine Tante als Haushälterin zu nehmen, besonders nach dem, was diese Tante für ihn gethan hatte.

Der einzige Umstand, der die goldenen Träume der armen Jungfer störte, war der, daß, als sie von ihrer Hoffnung mit dem Abbé Fortier sprach, dieser den Kopf schüttelnd erwiderte:

Meine liebe Mademoiselle Pitou, um Abbé zu werden, müßte sich Ihr Neffe viel weniger der Naturgeschichte und viel mehr dem De viris illustribus oder dem Selecta e profanis scriptoribus widmen.

Das will besagen?

Daß er viel zu viel Barbarismen und unendlich zu viel Solöcismen macht, antwortete der Abbé Fortier.

Eine Antwort, die Mademoiselle Angelique in der betrübendsten Unbestimmtheit ließ.

Ueber den Einfluß, den auf das Leben eines Menschen ein Barbarismus und sieben Solöcismen haben können.

Pitou befand sich also außerhalb der Schule. Einer von seinen Armen hing an der Seite herab, der andere hielt seine Truhe auf dem Kopfe im Gleichgewicht, sein Ohr surrte noch von den wütenden Ausbrüchen des Abbes Fortier, und so ging er nach dem Pleux mit einer Sammlung des Geistes, die nichts anderes war, als die auf den höchsten Grad gestiegene Bestürzung. Endlich machte sich eine Idee Licht in seinem Geiste, und drei Worte, die seinen ganzen Gedanken enthielten, entschlüpften seinen Lippen:

Jesus! meine Tante!

In der That, was würde Mademoiselle Angelique Pitou über den Umsturz aller ihrer Hoffnungen sagen?

Was aus den Betrachtungen von Ange Pitou hervorging und was von seinen Lippen den kläglichen Ausruf springen gemacht hatte, war, daß Ange Pitou begriff, die Unzufriedenheit werde bei der alten Jungfer groß sein, wenn sie die unselige Kunde erfahre. Er kannte aber aus Erfahrung das Resultat einer Unzufriedenheit von Mademoiselle Angelique. Nur mußten diesmal, da die Ursache der Unzufriedenheit sich zu einer unberechenbaren Macht erhob, die Resultate eine unberechenbare Summe erreichen.

Er hatte beinahe eine Viertelstunde gebraucht, um den Weg, der vom großen Thore des Abbes Fortier zum Eingang der Straße in Pleux führte, zurückzulegen, und das war doch nur ungefähr dreihundert Schritte von einander entfernt.

In diesem Augenblick schlug die Glocke der Kirche ein Uhr.

Er bemerkte nun, daß ihn seine letzte Unterredung mit dem Abbé und die Langsamkeit, mit der er den Weg zurückgelegt, um sechszig Minuten

verspätet hatten, und daß demnach seit dreißig Minuten die unerstreckbare Frist abgelaufen war, nach der man bei der Tante Angelique nicht mehr zu Mittag aß.

Dies war in der That der heilsame Zügel, den die alte Jungfer zugleich den Schularresten und den tollen Leidenschaften ihres Neffen angelegt hatte; dabei ersparte sie, ein Jahr in das andere gerechnet, ungefähr sechszig Mittagsmahle an dem armen Jungen.

Doch diesmal war es nicht das magere Mittagessen der Tante, was den saumseligen Schüler beunruhigte: so karg auch das Frühstück gewesen, Pitou hatte ein zu volles Herz, um zu bemerken, sein Magen sei leer.

Es giebt eine furchtbare, dem Schüler, ein so großer Wicht er auch sein mag, wohlbekannte Qual; das ist der unrechtmäßige Aufenthalt in irgend einem abgelegenen Winkel nach einer Austreibung aus der Schule; es ist der entschiedene und gezwungene Urlaub, den er zu benützen genötigt ist, während seine Mitschüler, die Mappe und die Bücher unter dem Arm, vorüberziehen, um zur täglichen Arbeit zu gehen. Diese verhaßte Schule nimmt eine wünschenswerte Gestalt an. Der Schüler beschäftigt sich ernstlich mit der großen Angelegenheit der Aufgaben und Uebersetzungen, mit der er sich nie beschäftigt hat, und die dort während seiner Abwesenheit verhandelt wird. Es findet eine große Ähnlichkeit zwischen diesem von seinem Lehrer weggeschickten Schüler und dem wegen seiner Gottlosigkeit Exkommunizierten statt, der nicht mehr das Recht hat, in die Kirche zurückzukehren, während er vor Verlangen, eine Messe zu hören, brennt.

Darum dünkte dem armen Pitou, je näher er zu dem Hause seiner Tante kam, desto schrecklicher der Aufenthalt in diesem Hause. Darum stellte er sich zum ersten Male in seinem Leben vor, die Schule sei ein irdisches Paradies, aus dem ihn der Abbé Fortier als ein Würgengel mit seiner Geißel in Form eines flammenden Schwertes vertrieben habe.

So langsam er indessen ging, und obgleich Pitou von zehn zu zehn Schritten Stationen machte, die immer länger wurden, je mehr er sich dem Schreckensorte näherte, er mußte nichtsdestoweniger zur Schwelle des so sehr gefürchteten Hauses kommen. Pitou erreichte also die Schwelle, indem

er seine Schuhe schleppte und maschinenmäßig seine Hand auf der Naht seiner Hose rieb.

Ah! ich bin sehr krank, Tante Angelique, sagte er, um jedem Spott oder jedem Vorwurf zuvorzukommen, und vielleicht auch, um es zu versuchen, das arme Kind beklagen zu machen.

Gut, erwiderte Mademoiselle Angelique, ich kenne diese Krankheit, und man würde sie leicht heilen, wenn man den Zeiger der Pendeluhr um anderthalb Stunden zurückrückte. Oh mein Gott, nein! rief Pitou bitter, denn ich habe keinen Hunger.

Die Tante Pitou war erstaunt und beinahe unruhig; eine Krankheit beunruhigt gleich sehr die guten Mütter und die Stiefmütter; die guten Mütter wegen der Gefahr, welche die Krankheit herbeiführt, die Stiefmütter wegen des Nachteils, den sie der Börse zufügt.

Nun, was Hast du denn, laß hören? fragte die alte Jungfer.

Bei diesen Worten, die indessen ohne eine sehr zärtliche Sympathie ausgesprochen wurden, zerfloß Ange Pitou in Thränen, und es ist nicht zu leugnen, die Grimasse, die er von der Klage zu den Thränen übergehend machte, gehörte zu den häßlichsten und unangenehmsten Grimassen, die man sehen kann.

Oh! meine gute Tante, es ist mir ein sehr großes Unglück begegnet, sagte er.

Welches? fragte die alte Jungfer.

Der Herr Abbé hat mich weggeschickt, rief Ange Pitou in ein ungeheures Schluchzen ausbrechend.

Weggeschickt? wiederholte die Tante, als ob sie ihn nicht recht verstanden hätte.

Ja, meine Tante.

Von wo?

Von der Schule.

Hier verdoppelte sich das Schluchzen von Pitou.

Von der Schule? Also keine Prüfungen, keine Stipendien, kein Seminar mehr?

Das Schluchzen von Pitou verwandelte sich in ein Geheule. Mademoiselle Angelique schaute ihn an, als hätte sie in der Tiefe des Herzens ihren Neffen den Grund seiner Ausweisung lesen wollen.

Wetten wir, daß du wieder hinter die Schule gegangen bist? sagte sie; wetten wir, daß du abermals beim Pachthof des Vaters Billot herumgestrichen bist? Pfui! ein zukünftiger Pfarrer!

Ange schüttelte den Kopf. Du lügst! lief die alte Jungfer, deren Zorn in demselben Maße zunahm, in dem sie die Gewißheit erlangte, daß die Lage der Dinge ernst war; du lügst! noch am letzten Sonntag hat man dich in der Seufzerallee mit der Billotte gesehen.

Mademoiselle Angelique log; doch zu jeder Zeit haben sich die Frömmlerinnen für berechtigt geglaubt, zu lügen, kraft des jesuitischen Axioms: Es ist erlaubt, das Falsche vorzugeben, um das Wahre zu erfahren.

Man hat mich nicht in der Seufzerallee gesehen, erwiderte Ange; das ist unmöglich, denn wir sind bei der Orangerie gegangen!

Ah! Unglücklicher! du siehst wohl, daß du mit ihr warst.

Aber, meine Tante, entgegnete Ange errötend, es handelt sich hier durchaus nicht um Jungfer Billot.

Ja, nenne sie Jungfer, um dein Spiel zu verbergen. Unreiner! Aber ich werde den Beichtvater von diesem Zieraffen benachrichtigen.

Aber, meine Tante, ich schwüre Ihnen, daß Jungfer Billot kein Zieraffe ist.

Ah, du verteidigst sie, während du der Entschuldigung bedarfst. Gut, ihr versteht euch immer besser. Oh! mein Gott, wie weit kommt es noch! ...

Kinder von sechszehn Jahren!

Meine Tante, ganz im Gegenteil, ich verstehe mich nicht mit Katharine, Katharine jagt mich immer fort.

Siehst du, wie du dich verhaspelst! nun nennst du sie Katharine kurzweg. Ja, sie jagt dich fort, die Heuchlerin, wenn man sie beobachtet.

Ah! sagte Pitou plötzlich erleuchtet zu sich selbst, ah! daran hatte ich nicht gedacht.

Siehst du! rief die alte Jungfer, den naiven Ausdruck ihres Neffen benützend, um ihn der Genossenschaft der Billotte zu überweisen; aber nur zu, ich will das alles ins Reine bringen. Herr Fortier ist ihr Beichtvater; ich werde ihn bitten, dich einsperren zu lassen und auf, vierzehn Tage auf Wasser und Brot zu setzen, und was Mademoiselle Katharine betrifft, wenn sie das Kloster braucht, um ihre Leidenschaft für dich zu mäßigen, wohl! so soll sie es kosten, wir schicken sie nach Saint-Remy.

Die alte Jungfer sprach ihr letztes Wort mit einer Autorität und einer Ueberzeugung von ihrer Macht, daß Pitou bebte.

Meine gute Tante, sagte er die Hände faltend. Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, Jungfer Billot habe irgend eine Schuld an meinem Unglück.

Die Unkeuschheit ist die Mutter aller Laster, unterbrach ihn salbungsreich Mademoiselle Angelique.

Meine Tante, ich wiederhole Ihnen, der Herr Abbé hat mich nicht weggeschickt, weil ich unkeusch bin, sondern er hat mich weggeschickt, weil ich zu viel Barbarismen, vermischt mit Solöcismen, die mir auch von Zeit zu Zeit entschlüpfen, machte, und die mir, wie er sagt, alle Aussicht benehmen, das Stipendium des Seminars zu erhalten.

Wie, alle Aussicht? also wirst du das Stipendium nicht erhalten, also wirst du nicht Pfarrer werden, also werde ich nicht deine Haushälterin sein?

Mein Gott! nein, meine Tante.

Und, was wirst du denn werden? fragte die alte Jungfer ganz bestürzt.

Ich weiß es nicht. Pitou schlug die Augen ganz wehmütig zum Himmel auf. Was es der Vorsehung aus mir zu machen gefällt, fügte er bei.

Der Vorsehung? Ah! ich sehe, was es ist, rief Mademoiselle Angelique, man hat ihm etwas in den Kopf gesetzt, man hat ihm von den neuen Ideen gesprochen, man hat ihm Grundsätze der Philosophie eingeprägt.

Das kann es nicht sein, meine Tante, da man nur in die Philosophie eintreten darf, nachdem man seine Rhetorik gemacht hat, während ich nie meine dritte zu übersteigen imstande gewesen bin.

Bah! bah! ich spreche nicht von dieser Philosophie, ich spreche von der Philosophie der unglücklichen Philosophen; ich spreche von der Philosophie des Herrn Arouet, ich spreche von der Philosophie des Herrn Jean Jacques, von der Philosophie der Herrn Diderot, der die Nonne gemacht hat.

Mademoiselle Angelique bekreuzte sich.

Die *Nonne*? fragte Pitou; was ist das, meine Tante.

Du hast sie gelesen. Unglücklicher.

Meine Tante, ich schwöre Ihnen, nein.

Darum willst du nichts von der Kirche.

Meine Tante, Sie täuschen sich, die Kirche will nichts von mir.

Dieser Bursche ist entschieden eine Schlange. Ich glaube, er widerspricht.

Nein, meine Tante, ich antworte nur.

Oh! er ist verloren, rief Mademoiselle Angelique mit allen Zeichen der tiefsten Niedergeschlagenheit, während sie in ihren Lieblingslehnstuhl sank.

Die Gefahr war groß. Die Tante Angelique faßte einen äußersten Entschluß: sie erhob sich, als ob eine Feder sie auf ihre Beine geschnellt hätte und lief zum Abbé Fortier, um sich Erklärungen von ihm zu erbitten, und besonders, um einen letzten Versuch bei ihm zu wagen.

Pitou folgte mit den Augen seiner Tante bis auf die Schwelle der Türe; dann, als sie verschwunden war, trat er ebenfalls auf diese Schwelle und sah sie mit einer Geschwindigkeit, von der er keinen Begriff hatte, nach der Rue de Soissons gehen. Von da an blieb ihm kein Zweifel mehr über die Absichten von Mademoiselle Angelique, und er war überzeugt, sie begebe sich zu seinem Lehrer.

Das bedeutete wenigstens eine Viertelstunde Ruhe. Pitou beschloß, diese Viertelstunde, die ihm die Vorsehung bewilligte, zu benützen. Er raffte die Ueberreste des Mittagsmahles seiner Tante zusammen, um seine Eidechsen zu füttern; er haschte ein paar Fliegen für seine Ameisen und seine Frösche; dann öffnete er nach und nach den Brotkasten und den Schrank, und sorgte für seine eigene Sättigung, denn mit der Einsamkeit war bei ihm der Appetit wiedergekehrt.

Als er alle seine Anordnungen getroffen hatte, lauerte er an der Thüre, um nicht bei der Rückkehr seiner zweiten Mutter überrascht zu werden.

Mademoiselle Angelique betitelte sich die zweite Mutter von Pitou.

Während er so lauerte, kam eine hübsche junge Person am Ende des Pleux, dem Gäßchen folgend, das von der Rue de Soissons nach der Rue de l'Ormet führt, vorüber. Sie saß auf dem Kreuz eines mit zwei Körben beladenen Pferdes, wovon der eine mit Hühnern, der andere mit Tauben gefüllt war; das war Katharine. Als sie Pitou auf der Schwelle seiner Tante erblickte, hielt sie an.

Pitou errötete seiner Gewohnheit gemäß; dann verharrte er mit aufgesperrtem Mund und schaute, d. h. bewunderte, denn die Billotte war für ihn der höchste Ausdruck menschlicher Schönheit.

Das junge Mädchen warf einen Blick in die Straße, grüßte Pitou durch ein leichtes Nicken mit dem Kopf und zog ihres Weges.

Pitou erwiderte den Gruß, bebend vor Behagen.

Diese kleine Scene dauerte gerade lange genug, daß der große Schüler, ganz seiner Betrachtung hingegeben und beständig nach dem Platze schauend, wo Katharine gewesen war, seine Tante nicht gewahrte, die vom Abbé Fortier zurückkam und ihn plötzlich, erbleichend vor Zorn, bei der Hand faßte.

Durch diese elektrische Erschütterung, die bei ihm immer das Berühren von Mademoiselle Angelique verursachte, unversehens aus seinem schönen Traume aufgeweckt, wandte sich Ange um, richtete seine Augen vom zornigen Gesicht seiner Tante auf seine eigene Hand und sah sich zu seinem Schrecken mit einer ungeheuren Hälfte von einer Semmel versehen, auf der, zu freigebig aufgestrichen, zwei Lagen frische Butter und darüber weißer Käse erschienen.

Mademoiselle Angelique stieß einen Schrei der Wut und Pitou einen Seufzer der Angst aus. Angelique hob ihren gekrümmten Finger auf, Pitou neigte das Haupt: Angelique bemächtigte sich eines Besenstiels, der nur zu nahe bei ihr stand, Pitou ließ seine Semmel fallen und lief ohne weitere Erklärung davon.

Diese zwei Herzen hatten sich verstanden, sie hatten begriffen, daß fortan nichts mehr unter ihnen bestehen könne.

Mademoiselle Angelique ging hinein und schloß die Thüre doppelt. Pitou, den das Knirschen des Schlosses wie eine Fortsetzung des Sturmes erschreckte, verdoppelte seine Geschwindigkeit.

Aus dieser Scene ging eine Wirkung hervor, die Mademoiselle Angelique entfernt nicht vorhersah, und die Pitou sicherlich ebenso wenig erwartete.

Ein philosophischer Pächter.

Pitou lief, als ob ihm alle Teufel der Hölle auf den Fersen wären, und war in einem Augenblick außerhalb der Stadt.

Als er sich um die Ecke des Kirchhofs wandte, wäre er beinahe mit der Nase auf das Hinterteil eines Pferdes gefallen.

Ei! mein Gott, sagte eine sanfte Stimme, wohin laufen Sie denn so, Herr Ange? Sie haben uns so erschreckt, daß Cadet beinahe durchgegangen wäre.

Ah! Jungfer Katharine, rief Pitou, mehr seine eigenen Gedanken, als die Frage des Mädchens beantwortend, ah! Jungfer Katharine, welch ein Unglück, mein Gott, welch ein Unglück!

Jesus! Sie machen mir bange, sagte das Mädchen, sein Pferd mitten auf der Straße anhaltend. Was giebt es denn, Herr Ange?

Es giebt, antwortete Pitou, als ob er ein Sündengeheimnis enthüllen sollte, es giebt, daß ich nicht Abbé sein werde, Jungfer Katharine.

Doch statt sich in dem Sinne zu gebärden, den Pitou erwartete, schlug die Billotte ein gewaltiges Gelächter auf.

Sie werden nicht Abbé sein? sagte sie.

Nein, antwortete Pitou bestürzt; es scheint, das ist unmöglich.

Nun! so werden Sie Soldat, versetzte Katharine.

Soldat?

Allerdings. Mein Gott! man muß wessen einer solchen Kleinigkeit nicht in Verzweiflung geraten! Anfangs glaubte ich, Sie hätten mir den Tod Ihrer Jungfer Tante zu verkündigen.

Ah! sprach Pitou mit Empfindung, es ist gerade dasselbe für mich, wie wenn sie tot wäre, da sie mich fortjagt.

Verzeihen Sie, es fehlt Ihnen die Befriedigung, sie beweinen zu können, entgegnete Katharine.

Und sie lachte auf das heiterste, was bei Pitou abermals ein Aegernis bereitete.

Haben Sie denn nicht gehört, daß sie mich fortjagt! rief der Schüler in Verzweiflung.

Ei! desto besser!

Sie sind sehr glücklich, daß Sie so lachen können, und das beweist, daß Sie einen äußerst angenehmen Charakter haben, da der Kummer der andern keinen großen Eindruck auf Sie macht.

Und wer sagt Ihnen denn, daß ich Sie, wenn Ihnen ein wahres Unglück zustieße, nicht beklagen würde, Herr Ange Pitou.

Sie würden mich beklagen, wenn mir ein wahres Unglück zustieße? Sie wissen also nicht, daß ich keine Mittel mehr habe?

Abermals desto besser! rief Katharine. Pitou wußte gar nicht mehr, was er denken sollte.

Und essen! sagte er, man muß doch essen, Jungfer! besonders ich, der ich immer Hunger habe.

Sie wollen also nicht arbeiten, Herr Pitou?

Arbeiten! was? Herr Fortier und meine Tante Angelique haben mir mehr als hundertmal wiederholt, ich tauge zu nichts. Ah! wenn man mich zu einem Tischler, oder zu einem Stellmacher in die Lehre gethan hätte, statt einen Abbé aus mir machen zu wollen! Hören Sie Jungfer Katharine, fügte Pitou mit einer Gebärde der Verzweiflung bei, es ruht offenbar ein Fluch auf mir.

Ach! sprach Katharine mitleidig, denn sie kannte, wie jedermann, die klägliche Geschichte von Pitou, es ist etwas Wahres an dem, was Sie da sagen, mein lieber Herr Ange, doch warum thun Sie eines nicht?

Was? fragte Pitou, der sich an den zukünftigen Vorschlag von Katharine anklammerte, wie ein Ertrinkender sich an einen Weidenzweig anklammert. Sprechen Sie, was?

Sie haben einen Gönner, wie mir scheint.

Den Herrn Doktor Gilbert.

Sie waren der Klassenkamerad seines Sohnes, da er, wie Sie, beim Abbé Fortier erzogen worden ist.

Ich glaube wohl, und ich habe es mehr als einmal verhindert, daß er geprügelt wurde.

Nun denn! warum wenden Sie sich nicht an seinen Vater? Er wird Sie nicht verlassen.

Ah! ich würde das sicherlich thun, wenn ich wüßte, was aus ihm geworden ist. Aber vielleicht weiß es Ihr Vater, Jungfer Billot, da der Doktor Gilbert sein Grundherr ist.

Ich weiß, daß er ihm einen Teil der Pachtgelder nach Amerika zu schicken hatte, und daß er das andere einem Notar in Paris übergeben mußte.

Ah! sagte Pitou seufzend, nach Amerika; das ist sehr fern.

Sie würden nach Amerika gehen? fragte das Mädchen, beinahe erschrocken über den Entschluß von Pitou.

Ich, Jungfer Katharine? Nie! nie! Wenn ich wüßte, wo und was ich essen sollte, so befände ich mich sehr wohl in Frankreich.

Sehr wohl, wiederholte Katharine.

Pitou schlug die Augen nieder. Das Mädchen schwieg. Dieses Stillschweigen dauerte einige Zeit. Pitou war in Träumereien versunken, die den Abbé Fortier, einen logischen Mann, sehr in Erstaunen gesetzt hätten.

Von einem dunkeln Punkte ausgegangen, hatten sich diese Träumereien aufgeklärt; dann wurden sie verworren, obgleich glänzend wie Blitze, deren Ursprung verborgen, deren Quelle verloren ist.

Cadet hatte sich indessen im Schritt in Marsch gesetzt, und Pitou ging neben Cadet, eine Hand auf einen der Körbe gestützt. Katharine aber, die ihrerseits träumte wie Pitou seinerseits, ließ die Zügel auf dem Halse ihres Renners hängen, ohne daß sie befürchtete, er konnte durchgehen. Ueberdies gab es kein Ungeheuer auf dem Wege, und Cadet war von einer Rasse, die keine Ähnlichkeit mit den Pferden von Hippolyt hatte.

Pitou blieb maschinenmäßig stehen, als das Pferd stehen blieb. Man war vor dem Pachthof angekommen.

Ah! Du bist es, Pitou, rief ein Mann von mächtiger Gestalt, der ziemlich stolz vor einer Lache aufgepflanzt war, wo er sein Pferd trinken ließ.

Ei! mein Gott! ja, Herr Billot, ich bin es.

Abermals begegnet diesem armen Pitou ein Unglück, sagte Katharine, während sie vom Pferde sprang, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihr auffliegender Rock die Farbe ihrer Kniebänder zeigen würde. Seine Tante jagt ihn fort.

Und was hat er denn wieder der alten Betschwester gethan? fragte der Pächter.

Es scheint, ich bin nicht stark genug im Griechischen, antwortete Pitou.

Er prahlte, der Geck; im Lateinischen, hätte er sagen müssen.

Nicht stark genug im Griechischen? fragte der Mann mit den breiten Schultern, und warum willst du stark im Griechischen sein?

Um den Theokrit zu erklären und die Iliade zu lesen.

Und wozu würde es dir nützen, den Theokrit zu erklären und die Iliade zu lesen?

Das würde mir helfen Abbé zu werden.

Bah! versetzte Herr Billot; kann ich Griechisch? kann ich Lateinisch? kann ich Französisch? kann ich schreiben? kann ich lesen? Verhindert mich das,

zu säen, zu ernten und einzufahren?

Ja, doch Sie, Herr Billot, Sie sind nicht Abbé, Sie sind Ackermann, *agricola,* wie Virgil sagt. *O fortunatos nimium* ... Nun, glaubst du denn, ein Ackermann komme einem Pfaffen nicht gleich, sprich doch, schlimmer Chorknabe, besonders wenn dieser Ackermann sechzig Morgen Land in der Sonne und eintausend Louisd'or im Schatten hat?

Man hat mir immer gesagt, Abbé zu sein, sei das beste, was es auf der Welt gebe; es ist wahr, fügte Pitou auf seine angenehmste Weise lächelnd bei, ich hörte nicht immer auf das, was man mir sagte.

Und das war nicht schlecht, sondern recht. Du siehst, daß ich Verse mache, wenn ich mich damit befasse. Mir scheint, es ist in dir der Stoff, um etwas Besseres zu werden als ein Abbé, und es ist für dich ein Glück, wenn du diesen Stand nicht ergreifst, besonders in diesem Augenblick. Siehst du, in meiner Eigenschaft als Pächter verstehe ich mich auf die Zeit, und die Zeit ist schlecht für die Abbes.

Bah! versetzte Pitou.

Ja, es wird Sturm geben, sprach der Pächter. Glaube also mir. Du bist ehrlich, du bist geschickt.

Pitou verbeugte sich sehr geehrt, denn zum ersten Male in seinem Leben hatte man ihn geschickt genannt.

Du kannst also ohne dieses deinen Lebensunterhalt verdienen, fuhr der Pächter fort.

Während sie die Hühner und die Tauben niedersetzte, horchte Katharine mit Interesse auf das Gespräch, das sich zwischen Pitou und ihrem Vater entsponnen hatte.

Meinen Lebensunterhalt verdienen? versetzte Pitou; das kommt mir schwierig vor.

Was kannst du thun?

Ich kann Leimruten stellen und Schlingen legen! ich ahme ziemlich gut den Gesang der Vögel nach, nicht wahr, Jungfer Katharine?

Oh! was das betrifft, das ist wahr, er singt wie ein Fink.

Ja, doch dies alles ist noch kein Gewerbe, erwiderte der Vater Billot.

Das sage ich ja, beim Blitz!

Du fluchst? das ist schon gut.

Wie, ich habe geflucht! rief Pitou; ich bitte um Verzeihung, Herr Billot.

Oh! keine Ursache, das begegnet mir auch zuweilen. Ei! Donner Gottes, fuhr er fort, indem er sich gegen sein Pferd umwandte, willst du ein wenig ruhig sein! diese verteufelten Percherons können doch nicht einen Augenblick still halten. Sprich, fügte er sodann wieder zu Pitou, bist du träge?

Ich weiß es nicht; ich habe nie etwas anderes getrieben, als Lateinisch und Griechisch, und ... ich muß sagen, das habe ich nicht besonders eifrig angegriffen.

Desto besser, das beweist, daß du noch nicht so dumm bist, als ich glaubte.

Pitou riß die Augen in einer erschrecklichen Dimension auf: es war das erste Mal, daß er diese Ordnung von Ideen bekennen hörte, die alle Theorien, die er bis dahin gehört, umstürzte.

Ich frage dich, sagte Billot, ob du bei der Strapaze träge seist.

Oh! bei der Strapaze, das ist etwas anderes, antwortete Pitou; nein, nein, nein, ich würde zehn Meilen machen, ohne müde zu werden.

Gut, das ist schon etwas; läßt man dich noch um einige Pfunde abmagern, so kannst du Läufer werden.

Abmagern? versetzte Pitou, während er seine dünne Gestalt, seine langen knochigen Arme und seine langen, pfahlartigen Beine anschaute; Herr

Billot, mir scheint, ich sei schon mager genug.

Wahrhaftig, mein Freund, sagte der Pächter lachend, du bist ein Schatz.

Das war ebenfalls das erste Mal, daß man Pitou zu einem so hohen Preis angeschlagen hatte. Er ging auch von einem Erstaunen zum andern über.

Höre mich, fuhr der Pächter fort, ich frage dich, ob du träge bei der Arbeit seist?

Ich weiß es nicht; ich habe nie gearbeitet. Das Mädchen lachte; doch diesmal nahm der Vater Billot die Sache im Ernst.

Diese Schufte von Priestern! rief er, seine dicke Faust gegen die Stadt ausstreckend; so erziehen sie die Jugend in der Faulenzerei und der Unbrauchbarkeit. Ich frage, wozu kann ein solcher Bursche seinen Brüdern nützen?

Oh! nicht zu viel, das weiß ich wohl. Zum Glück habe ich keine Brüder.

Keine Brüder? ich meine die Menschen im allgemeinen. Willst du zufällig sagen, es seien nicht alle Menschen Brüder?

Oh! doch; überdies steht das im Evangelium.

Und gleich? fuhr der Pächter fort.

Ah! das ist etwas anderes; wenn ich mit dem Abbé Fortier gleich gewesen wäre, so hätte er mir nicht so oft die Rute und die Schulgeißel gegeben; und wenn ich meiner Tante gleich gewesen wäre, so hätte sie mich nicht fortgejagt.

Ich sage dir, daß alle Menschen gleich sind, sprach der Pächter, und wir werden das wohl den Tyrannen beweisen. Und zum Belege dient, daß ich dich zu mir nehme.

Sie nehmen mich zu sich, mein lieber Herr Billot, nicht wahr, um meiner zu spotten, da Sie solche Dinge sagen?

Nein. Sprich, was brauchst du, um zu leben?

Ei! drei Pfund Brot ungefähr im Tage.

Und nebst deinem Brot?

Ein wenig Butter oder Käse.

Ah! ah! ich sehe, daß du nicht schwer zu ernähren bist. Nun denn! man wird dich ernähren.

Herr Pitou, sagte Katharine, haben Sie nichts anderes von meinem Vater zu verlangen?

Ich? oh, mein Gott, nein.

Und warum sind Sie denn hierher gekommen?

Weil Sie kamen.

Ah! das ist ganz galant, doch ich nehme das Kompliment nur für das an, was es wert ist. Sie sind gekommen, Herr Pitou, um sich bei meinem Vater nach Ihrem Gönner zu erkundigen.

Oh! das ist wahr. Wie drollig! ich hatte das vergessen.

Du meinst den würdigen Herrn Gilbert? sagte der Pächter mit einem Ton, der den Grund der tiefen Achtung bezeichnete, die er für seinen Grundherrn hegte.

Ganz richtig, erwiderte Pitou, doch ich bedarf seiner nicht mehr, und da Herr Billot mich zu sich nimmt, so kann ich ruhig seine Rückkehr von Amerika abwarten.

In diesem Fall wirst du nicht lange zu warten haben, mein Freund, denn er ist zurückgekehrt.

Ah! rief Pitou, und wann dies?

Ich weiß das nicht genau, aber ich weiß, daß er vor acht Tagen in Havre war, denn es steckt dort in meinen Holftern ein Päckchen, das von ihm kommt. Er hat es bei seiner Ankunft, an mich adressiert, und es ist mir heute morgen in Villers-Cotterets zugestellt worden.

Wer sagt Ihnen denn, es sei von ihm, mein Vater?

Es war ja ein Brief in dem Päckchen.

Entschuldigen Sie, mein Vater, versetzte lächelnd Katharine, ich glaubte, Sie könnten nicht lesen. Ich sage Ihnen das, Papa, weil Sie sich rühmen, daß Sie es nicht können!

Ja wohl, ich rühme mich dessen! man soll sagen können: Der Vater Billot ist niemand etwas schuldig, nicht einmal einem Schulmeister. Der Vater Billot hat sein Glück durch sich selbst gemacht! Das soll man sagen können! Ich habe also den Brief nicht gelesen, sondern der Quartiermeister der Gendarmerie, den ich traf.

Und was steht in diesem Brief, mein Vater? Nicht wahr, er ist immer noch mit uns zufrieden?

Urteile selbst. Und der Pächter zog aus seiner ledernen Tasche einen Brief, den er seiner Tochter reichte.

Katharine las:

Mein lieber Herr Billot!

Ich komme aus Amerika, wo ich ein Volk gefunden habe, das reicher, größer und glücklicher ist, als das unsere. Das rührt davon her, daß es frei ist, während wir es nicht sind. Doch wir gehen auch einer neuen Zeit zu, und jeder muß daran arbeiten, den Tag zu beschleunigen, wo das Licht scheinen wird. Ich kenne Ihre Grundsätze, mein lieber Herr Billot; ich weiß, welchen Einfluß Sie auf die anderen Pächter, und besonders auf die ganze brave Bevölkerung von Arbeitern und Ackerleuten üben, denen Sie nicht als ein König, sondern als ein Vater befehlen. Pflanzen Sie ihnen die Grundsätze der Aufopferung und der Brüderschaft, die ich in Ihnen erkannt

habe, ein. Die Philosophie ist allgemein, alle Menschen müssen ihre Rechte und ihre Pflichten beim Scheine ihrer Kerzen lesen. Ich sende Ihnen ein kleines Buch, in dem alle diese Pflichten und alle diese Rechte bezeichnet sind. Das Buch ist von mir, obgleich mein Name nicht auf dem Titel steht. Verbreiten Sie die Grundsätze desselben: es sind die der allgemeinen Gleichheit. Lassen Sie das Buch an den langen Winterabenden vorlesen. Das Lesen ist die Nahrung des Geistes, wie das Brot die Nahrung des Körpers ist.

An einem dieser Tage werde ich Sie besuchen und Ihnen eine neue Art der Pachtung vorschlagen, die in Amerika sehr üblich ist. Sie besteht darin, daß die Ernte zwischen dem Pächter und dem Grundeigentümer geteilt wird, was mir mehr nach den Gesetzen der Urgesellschaft und besonders nach dem Herzen Gottes zu sein scheint.

Gruß und Brüderschaft.

Honoré Gilbert, Bürger von Philadelphia.

Ho! ho! rief Pitou, das ist ein Brief, der mir gut abgefaßt zu sein scheint.

Nicht wahr? sagte Billot.

Ja, mein lieber Vater, sprach Katharine, doch ich bezweifle, ob der Gendarmerieleutnant Ihrer Ansicht ist.

Und warum dies?

Weil meines Dafürhaltens dieser Brief nicht nur den Doktor Gilbert, sondern auch Sie gefährden kann.

Bah! sagte Billot, du hast immer Angst; nichtsdestoweniger ist hier die Broschüre, und dein Geschäft, Pitou, ist völlig gefunden. Am Abend wirst du lesen. Und am Tage?

Am Tage wirst du die Schafe und die Kühe hüten. Hier ist indessen deine Broschüre, sagte der Pächter.

Und er zog aus seinen Holftern eine von jenen kleinen Broschüren mit roter Decke, wie man sie in großer Anzahl in jener Zeit mit und ohne Erlaubnis der Behörden veröffentlichte.

Nur wagte in letzterem Fall der Verfasser die Galeere.

Lies mir den Titel hievon, Pitou, damit ich einstweilen vom Titel sprechen kann, bis ich vom Werte spreche. Du wirst mir das übrige später lesen.

Pitou las auf der ersten Seite die Worte, die der Gebrauch seitdem sehr unbestimmt und sehr unbedeutend gemacht hat, die aber in jener Zeit einen tiefen Widerhall in allen Herzen fanden:

Von der Unabhängigkeit des Menschen und von der Freiheit der Nation.

Was sagst du dazu, Pitou? fragte der Pächter.

Mir scheint, Herr Billot, die Unabhängigkeit und die Freiheit, das ist dasselbe; mein Gönner wäre von Herrn Fortier wegen dieses Pleonasmus aus der Schule gejagt worden.

Pleonasmus oder nicht, dieses Buch ist das eines Mannes, erwiderte der Pächter.

Gleichviel, mein Vater, sagte Katharine mit jenem wunderbaren Instinkt der Frauen, ich bitte Sie inständig, verbergen Sie es. Ich weiß, daß ich zittere, wenn ich es nur sehe.

Und warum soll es mir schaden, wenn es seinem Verfasser nicht geschadet hat?

Was wissen Sie davon, mein Vater; dieser Brief ist vor acht Tagen geschrieben worden, und das Päckchen konnte nicht acht Tage brauchen, um von Havre hierherzukommen. Ich habe heute morgen auch einen Brief erhalten.

Von wem?

Von Sebastian Gilbert, der uns seinerseits schreibt; er beauftragt mich sogar, viele Dinge seinem Milchbruder Pitou zu sagen; ich hatte den Auftrag vergessen. Nun?

Nun, er schreibt, seit drei Tagen erwarte man in Paris seinen Vater, der ankommen sollte und nicht ankommt.

Die Jungfer hat recht, sagte Pitou, mir scheint, dieser Verzug ist beunruhigend.

Schweige, Furchtsamer, und lies die Abhandlung, des Doktors, rief der Pächter; dann wirst du nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Mensch werden.

Man sprach so in jener Zeit, denn man war bei der Vorrede von jener großen griechischen und römischen Geschichte, welche die französische Nation, zehn Jahre hindurch in allen ihren Phasen: Aufopferungen, Ächtungen, Siegen und Sklaverei, kopierte.

Pitou schob das Buch mit einer so feierlichen Geberde unter den Arm, daß er vollends das Herz des Pächters gewann.

Sage nun, hast du zu Mittag gegessen?« fragte Billot,

Nein, Herr, antwortete Pitou, die halb religiöse, halb heroische Stellung behauptend, die er, seitdem er das Buch empfangen, angenommen hatte.

Er wollte eben essen, als er fortgejagt wurde, sagte das Mädchen.

Nun denn! sprach der Pachter, verlange von der Mutter Billot die Kost des Pachthofes, und morgen wirst du deine Funktionen antreten.

Pitou dankte mit einem beredten Blick Herrn Billot und trat, geführt von Katharine, in die Küche ein, welcher Teil des Hauses unter der unumschränkten Herrschaft von Frau Billot stand.

Hirtengedichte.

Frau Billot war eine dicke Mama von fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahren, kugelrund, frisch, fleischig, herzlich; sie trabte ohne Unterschied vom Taubenhaus zum Hühnerhaus, vom Schafstall zum Kuhstall, inspizierte ihre Öfen, ihre Kessel und ihren Braten, beurteilte mit einem einzigen Blick, ob alles an seinem Platze stand, und nach dem Geruch allein, ob Thymian und Lorbeer in den Kasserollen in genügender Quantität verteilt waren; brummte aus Gewohnheit, aber ohne die entfernte Absicht, daß ihnen ihre Brummerei unangenehm sein sollte, gegen ihren Mann, den sie ehrte, wie den höchsten Potentaten, ihre Tochter und gegen ihre Taglöhner, die sie speiste, wie keine Pächterin auf zehn Meilen in der Runde die ihrigen speiste. Es fand sehr große Konkurrenz statt, um bei Herrn Billot unterzukommen. Aber auch hier waren leider, wie im Himmel, im Vergleich zu denen, die erschienen, viele Berufene und wenig Auserwählte.

Wir haben gesehen, daß Pitou, ohne berufen zu sein, auserwählt worden war. Das war ein Glück, das er zu seinem wahren Wert schätzte, besonders als er das goldgelbe Brot sah, das man zu seiner Linken legte, den Äpfelmostkrug, den man zu seiner Rechten stellte, und das Stück gesalzene Fleisch, das man ihm vorsetzte. Seit der Zeit, wo er seine arme Mutter verloren, und das war fünf Jahre her, hatte Pitou selbst an Festtagen keine solche Kost genossen.

Voll Dankbarkeit fühlte auch Pitou in demselben Maße, in dem er das Brot verschluckte und das gesalzene Fleisch mit einem reichlichen Aufguß von Äpfelmost befeuchtete, seine Bewunderung für den Pächter, seine Achtung für dessen Frau und seine Liebe für ihre Tochter zunehmen. Ein einziger Umstand quälte ihn: das war die demütigende Funktion, der zufolge er am Tage die Schafe und die Kühe hüten sollte, eine Funktion, die so wenig im Einklang mit der stand, welche ihm für den Abend vorbehalten war und die Belehrung der Menschheit über die erhabensten Grundsätze der Gesellschaft und der Philosophie zum Zwecke hatte. Pitou träumte davon nach seinem Mittagessen, doch selbst in dieser Träumerei machte sich der Einfluß des vortrefflichen Mahles fühlbar. Pitou sing an, die Dinge unter einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten, als er dies nüchtern gethan hatte. Die Funktionen eines Schäfers und Kuhhirten, die er als so

sehr unter seiner Person ansah, waren von Göttern und Halbgöttern verrichtet worden.

In einer der seinigen ungefähr ähnlichen Lage, nämlich von Jupiter aus dem Olymp weggejagt, wie er, Pitou, durch seine Tante Angelique vom Pleux weggejagt worden, hat sich Apollo zum Hirten gemacht und die Herden von Admetos gehütet; allerdings war Admetos ein König-Hirte, Apollo war aber auch ein Gott.

Herkules war etwas wie Kuhhirte gewesen, da er, wie die Mythologie sagt, die Kühe von Geryon am Schweif gezogen; und ob man die Kühe am Schweif oder am Kopf führt, das ist ein Unterschied in den Gewohnheiten von demjenigen, welcher sie führt, und nichts anderes; im ganzen bleibt er immer ein Kuhführer oder Kuhhirte.

Mehr noch, jener von Virgil erwähnte Titerus, der am Fuße einer Buche liegt und sich in so schönen Versen zu der Ruhe, die ihm Augustus bereitet hat. Glück wünscht, war auch ein Schäfer. Ferner war ein Schäfer jener Mecibeus, der sich so poetisch darüber beklagt, daß er seinen Herd verlassen soll.

Sicherlich sprachen alle diese Leute gut genug Lateinisch, um Abbes zu werden, und dennoch wollten sie lieber ihre Ziegen den bittern Geißklee abweiden sehen, als Messe lesen oder Vesper singen. Es mußte also, im ganzen genommen, der Stand eines Hirten auch seine Reize haben. Wer hielt übrigens Pitou ab, ihm die Würde und die Poesie zurückzugeben, die er verloren? Wer hielt Pitou ab, den Palämons und Menalkes der umliegenden Dörfer Gesangskämpfe vorzuschlagen? Niemand. Sicherlich hatte Pitou mehr als einmal auf dem Chor gesungen, und wenn er nicht von dem Abbé Fortier, der ihn sogleich mit seiner gewöhnlichen Strenge der Würde als Chorknabe entsetzte, beim Austrinken des Weines der Meßkännchen ertappt worden wäre, so konnte ihn dieses Talent weit führen. Er verstand es allerdings nicht, die Hirtenflöte zu blasen, aber er wußte in allen Tonarten das Röhrchen zu spielen, was sich ungemein gleichen mußte. Er schnitt zwar seine Flöte nicht selbst aus Röhren von ungleicher Größe, aber aus Zweigen vom Lindenbaum und vom Kastanienbaum machte er Pfeifen, deren Vollkommenheit ihm den Beifall seiner Kameraden eintrug. Pitou konnte also Schäfer sein, ohne sich zu sehr herabzuwürdigen; er stieg

zu diesem in neuerer Zeit schlecht geschätzten Stande nicht herab, er hob ihn vielmehr zu sich hinauf.

Überdies waren die Schäfereien unter die Leitung von Jungfer Billot gestellt, und Befehle aus dem Munde Katharinens erhalten, hieß nicht Befehle erhalten.

Doch Katharine wachte ihrerseits über der Würde von Pitou.

Als an demselben Abend der junge Mann auf sie zutrat und sie fragte, um welche Stunde er abgehen müsse, um mit den Schäfern zusammenzutreffen, antwortete Katharine lächelnd:

Sie werden nicht abgehen

Warum nicht? fragte Pitou erstaunt.

Ich habe meinem Vater begreiflich gemacht, die Erziehung, die Sie erhielten, stelle Sie über die Beschäftigung, die er Ihnen zugeschieden. Sie werden im Pachthofe bleiben.

Ah! desto besser, rief Pitou; somit werde ich Sie nicht verlassen.

Der Ausruf war dem naiven Pitou entschlüpft. Doch er war nicht so bald aus seinem Munde, als ihm die Röte bis über die Ohren stieg, während Katharine ihrerseits den Kopf senkte und lächelte.

Ach! verzeihen Sie, das ist mir unwillkürlich aus dem Herzen gekommen. Sie dürfen mir darum nicht grollen, sagte Pitou.

Ich grolle Ihnen auch nicht, Herr Pitou, erwiderte Katharine, es ist nicht Ihre Schuld, wenn Sie ein Vergnügen daran finden, bei mir zu bleiben.«

Hier trat ein kurzes Stillschweigen ein. Darüber darf man sich nicht wundern; die zwei armen Kinder hatten sich so viele Dinge in so wenig Worten gesagt!

Aber ich kann nicht im Pachthofe bleiben, ohne hier etwas zu thun. Was werde ich im Pachthofe thun? fragte Pitou.

Sie werden thun, was ich that. Sie werden die Schreibereien, die Abrechnungen mit den Taglöhnern besorgen, die Einnahmen und Ausgaben verzeichnen. Sie können doch rechnen, nicht wahr?

Ich weiß meine vier Regeln, antwortete Pitou stolz.

Also eine mehr als ich, sagte Katharine., Ich habe es nie über die dritte bringen können. Sie sehen wohl, mein Vater wird dabei gewinnen, daß er Sie als Rechnungsführer hat; und da ich meinerseits dabei gewinnen werde, und da Sie Ihrerseits dabei gewinnen werden, so wird alle Welt gewinnen.

Und was gewinnen Sie dabei, Jungfer Katharine? fragte Pitou.

Ich gewinne dabei Zeit, und während dieser Zeit werde ich mir Hauben machen, um hübscher zu sein.

Ah! rief Pitou, ich finde Sie schon sehr hübsch ohne Haube.

Wohl möglich! doch das ist Ihr eigentümlicher Geschmack, erwiderte lachend das Mädchen. Übrigens kann ich am Sonntag nicht in Villers-Cotterets tanzen; ohne eine Art von Haube auf dem Kopfe zu haben. Das ist gut für die vornehmen Damen, die Puder zu nehmen und mit bloßem Kopfe zu gehen berechtigt sind.

Ich finde Ihre Haare schöner, als wenn sie Puder hätten.

Ah! ah! ich sehe, Sie sind gekommen, um mir Komplimente zu machen.

Nein, Jungfer Katharine, das verstehe ich nicht. Beim Abbé Fortier hat man das nicht gelernt.

Hat man dort tanzen gelernt?

Tanzen, beim Abbé Fortier? Jesus! Jungfer Katharine, ah! ja wohl, tanzen!

Also können Sie nicht tanzen?

Nein.

Nun! so werden Sie mich am nächsten Sonntag zum Tanze begleiten und zusehen, wie Herr von Charny tanzt; er tanzt am besten von allen jungen Leuten der Umgegend.

Wer ist das, Herr von Charny?

Er ist der Eigentümer des Schlosses Boursonne.

Er wird also am Sonntag tanzen?

Gewiß.

Und mit wem?

Mit mir.

Das Herz von Pitou schnürte sich zusammen, ohne daß er wußte, warum.

Also um mit ihm zu tanzen, wollen Sie sich schön machen?

Um mit ihm zu tanzen, um mit den anderen zu tanzen, um mit aller Welt zu tanzen.

Mit mir ausgenommen.

Und warum nicht mit Ihnen?

Weil ich nicht zu tanzen verstehe.

Sie werden es lernen.

Ah! wenn Sie es mir zeigen wollten, Sie, Jungfer Katharine, so würde ich es viel besser lernen, als wenn ich Herrn von Charny zuschaue, das versichere ich Sie.

Wir werden sehen, sagte Katharine; mittlerweile ist es Zeit, zu Bette zu gehen; gute Nacht, Pitou.

Gute Nacht, Jungfer Katharine.

Es war Gutes und Schlimmes in dem, was Katharine Pitou gesagt hatte: das Gute, daß er von der Stelle eines Hirten zu der eines Buchhalters erhoben worden war; das Schlimme, daß er nicht tanzen konnte, während es Herr von Charny konnte; nach der Aussage von Katharine tanzte dieser sogar besser als alle anderen.

Pitou träumte die ganze Nacht, er sähe Herrn von Charny tanzen, und er tanze sehr schlecht.

Am andern Tage ging Pitou unter der Leitung von Katharine ans Geschäft; da fiel ihm eines auf: wie nämlich das Studieren bei gewissen Lehrern eine sehr angenehme Sache ist. Nach zwei Stunden war er vollkommen in seiner Arbeit bewandert. Ah! Jungfer Katharine, sagte er, wenn Sie mich das Lateinische gelehrt hätten, statt daß es der Abbé Fortier that, ich glaube, ich hätte keine Barbarismen gemacht.

Und Sie wären Abbé geworden?

Und ich wäre Abbé geworden.

Somit hätten Sie sich in ein Seminar eingeschlossen, in das nie eine Frau hätte kommen können?

Ah! rief Pitou, daran habe ich nie gedacht, Jungfer Katharine ... ich will lieber nicht Abbé sein.

Um neun Uhr kam der Vater Billot zurück; er war weggegangen, ehe sich Pitou von seinem Lager erhoben hatte. Jeden Morgen um drei Uhr beaufsichtigte der Pächter persönlich den Abgang seiner Pferde und seiner Fuhrleute; dann lief er bis um neun Uhr auf den Feldern umher, um zu sehen, ob jedermann an seinem Posten sei, und ob alle ihre Arbeit verrichteten; um neun lehrte er zum Frühstück zurück, um zehn Uhr begab er sich abermals von Hause weg; um ein Uhr aß man zu Mittag, und der Nachmittag, wie die Stunden des Vormittags, war der Beaufsichtigung gewidmet. Die Geschäfte des Vaters Billot gingen auch vortrefflich. Er besaß, wie er gesagt hatte, seine sechzig Morgen in der Sonne und eintausend Louisd'or im Schatten,

Beim Frühstück eröffnete der Pächter Pitou, die erste Vorlesung des Werkes von Doktor Gilbert werde in zwei Tagen in der Scheune, um zehn Uhr morgens, stattfinden.

Pitou bemerkte hierauf schüchtern, zehn Uhr morgens sei die Stunde der Messe; aber der Pächter erwiderte, er habe gerade diese Stunde gewählt, um seine Arbeiter auf die Probe zu stellen.

Der Vater Billot war, wie gesagt, Philosoph.

Er haßte die Priester als Apostel der Tyrannei, und fand er eine Gelegenheit, Altar gegen Altar zu errichten, so ergriff er sie voll Eifer.

Frau Billot und Katharine wagten auch einige Bemerkungen; doch der Pächter erwiderte, die Frauen werden in die Messe gehen, wenn sie wollen, in Betracht, daß die Religion für die Weiber gemacht sei; was aber die Männer betreffe, so sollen sie die Vorlesung des Werkes vom Doktor anhören, oder bei ihm austreten.

Der Philosoph Villot war sehr Despot in seinem Hause; Katharine allein hatte das Vorrecht, die Stimme gegen seine Entscheidungen zu erheben; waren aber diese Entscheidungen dergestalt im Geiste des Pachters festgestellt, daß er Katharine antwortete mit finsterer Stirne, so schwieg diese wie die andern.

Nur gedachte Katharine aus den Umständen Nutzen für Pitou zu ziehen. Während sie vom Tische aufstand, bemerkte sie ihrem Vater, um alle die schönen Dinge vorzutragen, die er am zweiten Tage zu sagen habe, sei Pitou sehr ärmlich gekleidet; er spiele die Rolle des Lehrers, der da unterrichte, und der Lehrer dürfe nicht vor seinen Schülern zu erröten haben.

Billot bevollmächtigte seine Tochter, über die Kleidung von Pitou mit Herrn Dulauroy, dem Schneider von Villers-Cotterets, übereinzukommen.

Katharine hatte recht, und eine neue Kleidung war keine Sache des Luxus für den armen Pitou: er trug immer noch die Hosen, die ihm fünf Jahre vorher der Doktor Gilbert hatte machen lassen, die von zu lang zu kurz

geworden waren, aber sich, das ist nicht zu leugnen, durch die Sorge von Mademoiselle Angelique um zwei Zoll jährlich verlängert hatten. Was den Rock und die Weste betrifft, so waren diese Kleidungsstücke seit mehr als zwei Jahren verschwunden und durch den serschenen Kittel ersetzt worden, mit dem unser Held schon in den ersten Kapiteln dieser Geschichte vor den Augen unserer Leser erschienen ist.

Pitou hatte nie an seinen Anzug gedacht. Der Spiegel war etwas Unbekanntes bei Mademoiselle Angelique, und da er nicht wie der schöne Narcissus die Urneigung hatte, in sich selbst verliebt zu werden, so war es ihm auch nie eingefallen, sich in den Quellen, an denen er seine Ruten stellte, zu beschauen.

Doch seit dem Augenblick, wo ihm Katharine gesagt hatte, er könne sie zum Tanze begleiten, seit dem Augenblick, wo von Herrn von Charny, dem eleganten Kavalier, die Rede gewesen, seit der Stunde, wo die Geschichte mit den Hauben, auf die Katharine, um ihre Schönheit zu vermehren, rechnete, in das Ohr von Pitou gedrungen war, hatte Pitou in einen Spiegel geschaut und sich betrübt über den Verfall seiner Kleidung gefragt, auf welche Art auch er seine natürlichen Vorzüge etwas erhöhen könnte.

Leider war Pitou nicht imstande gewesen, sich auf diese Frage eine Antwort zu geben. Der Verfall seiner Kleidung beruhte auf ihrem Alter, um aber neue zu bekommen, mußte man Geld haben, und Pitou hatte in seinem Leben keinen Pfennig besessen.

Wohl hatte Pitou die Hirten, wenn sie sich um den Preis der Flöte oder der Verse stritten, sich mit Rosen bekränzen sehen; doch er dachte mit Recht, dieser Kranz, so gut er ihm auch zu Gesichte stehen dürfte, würde nur noch mehr die Armut seiner übrigen Kleidung hervorheben.

Pitou war also äußerst angenehm überrascht, als am Sonntag um acht Uhr morgens, während er über die Mittel, seine Person zu verschönern, nachsann, Herr Dulauroy eintrat und auf einen Stuhl einen Rock und himmelblaue Hosen nebst einer großen weißen, rosa gestreiften Weste legte.

Zu gleicher Zeit trat die Nähterin ein und legte auf einen andern Stuhl ein Hemd und eine Halsbinde; paßte das Hemd gut, so hatte sie Befehl, ein halbes Dutzend zu machen.

Es war die Stunde der Ueberraschungen: hinter der Nähterin erschien der Hutmacher. Er brachte einen kleinen Dreispitz von der neuesten Form, voll Eleganz, kurz das beste, was man bei Herrn Corau, dem ersten Hutmacher von Villers-Cotterets verfertigte.

Es hatte überdies der Schuster den Auftrag, für Pitou ein Paar Schuhe mit silbernen Schnallen anzufertigen.

Pitou erholte sich nicht von seinem Erstaunen, er konnte nicht glauben, alle diese Reichtümer seien für ihn. In seinen übertriebensten Träumen hätte er es nicht gewagt, sich eine solche Garderobe zu wünschen. Thränen der Dankbarkeit befeuchteten seine Augenlider, und er vermochte nur die Worte zu murmeln: Oh! Jungfer Katharine, Jungfer Katharine, ich werde nie vergessen, was Sie für mich thun!

Alles dies ging ganz vortrefflich, als ob man das Maß an Pitou genommen hätte; nur die Schuhe fanden sich um die Hälfte zu klein. Herr Lautereau, der Schuster, hatte das Maß am Fuße seines Sohnes genommen, der vier Jahre älter war, als Pitou.

Dieser Vorzug von Pitou vor dem jungen Lautereau machte einen Augenblick unsern Helden stolz; doch die Bewegung des Stolzes war bald gemäßigt durch den Gedanken, er werde genötigt sein, ohne Schuhe zu dem Tanze zu gehen, oder mit seinen alten Schuhen, die durchaus nicht mehr zu seinem übrigen Anzug paßten. Doch diese Besorgnis war von kurzer Dauer: ein Paar Schuhe, das man zu gleicher Zeit dem Vater Billot schickte, machte die Sache ab. Es fand sich zum Glück, daß der Vater Billot und Pitou denselben Fuß hatten, was man sorgfältig, aus Furcht, ihn zu demütigen, vor dem Vater Billot verbarg.

Während Pitou damit beschäftigt war, diese kostbare Kleidung anzuziehen, trat der Friseur ein. Er teilte die gelben Haare von Pitou in drei Massen: die eine, und das war die stärkste, sollte unter der Form eines Zopfes auf seinen Rock herabfallen; die zwei anderen hatten die Bestimmung, die zwei

Schläfen zu bekleiden, und zwar unter dem wenig poetischen Namen Hundsohren; doch was ist da zu sagen, das war einmal der Name.

Als Pitou gekämmt, frisiert, mit seinem blauen Rock und seinen blauen Hosen, mit seiner rosa Weste und seinem Jabot-Hemde, mit seinem Zopf und seinen Hundsohren sich im Spiegel betrachtete, hatte er große Mühe, sich selbst zu erkennen, und er wandte sich um, um zu sehen, ob nicht Adonis in Person auf die Erde herabgestiegen wäre.

Er war allein. Er lächelte sich freundlich zu und, den Kopf hoch, die Daumen in den Hosentaschen, sagte er zu sich selbst, indem er sich auf den Zehen erhob:

Wir werden diesen Herrn von Charny sehen! ...

Es ist wahr, daß Ange Pitou in seiner neuen Tracht nicht einem Schäfer von Virgil, wohl aber einem Schäfer von Watteau glich, wie sich zwei Wassertropfen gleichen.

Der erste Schritt, den Pitou bei seinem Eintritte in die Küche that, war auch ein Triumph.

Ah! sehen Sie doch, Mama, rief Katharine, wie hübsch er ist!

Er ist allerdings nicht zu erkennen, sagte Frau Billot.

Zum Unglück ging Katharine von der Gesamtheit, die das Mädchen angenehm berührt hatte, zu den Einzelheiten über. Pitou war minder hübsch in den Einzelheiten, als in der Gesamtheit

Oh! wie drollig! rief Katharine, was für große Hände haben Sie!

Ja, sagte Pitou, nicht wahr, ich habe tüchtige Hände.

Und große Kniee.

Das ist ein Beweis, daß ich wachsen soll.

Aber mir scheint, Sie sind schon sehr groß, Herr Pitou.

Ich werde immerhin wachsen, denn ich bin erst siebenzehn und ein halbes Jahr alt.

Und keine Waden.

Ah! das ist wahr, durchaus keine; doch sie werden kommen.

Man muß es hoffen, sagte Katharine. Gleichviel, Sie sind sehr hübsch.

Pitou verbeugte sich.

Oho! rief der Pächter, der nun eintrat und Pitou ebenfalls betrachtete. Wie stattlich bist du nun, mein Junge! Ich möchte wohl, daß deine Tante Angelique dich sehen würde.

Ich auch, sagte Pitou.

Ich wäre begierig, zu wissen, was sie sagen würde, versetzte der Pächter.

Sie würde nichts sagen, sie würde wüten.

Aber, Papa, sprach Katharine mit einer gewissen Besorgnis, hätte sie nicht das Recht, ihn zurückzunehmen? Da sie ihn fortgejagt hat!

Und dann sind die fünf Jahre abgelaufen, sagte Pitou.

Welche Jahre? fragte Katharine.

Die, für welche der Doktor Gilbert tausend Franken hinterlegt hatte.

Er hatte also tausend Franken für deine Tante hinterlegt?

Ja, ja, ja, um mich in eine Lehre zu schicken.

Das ist ein Mann! rief der Pächter. Wenn man bedenkt, daß ich alle Tage Aehnliches erzählen höre! Für ihn auch, er machte eine Gebärde mit der Hand, auf Leben und Tod!

Er wollte, daß ich ein Gewerbe lerne, sagte Pitou.

Und er hatte recht. So werden die guten Absichten vereitelt. Man hinterlegt tausend Franken, um einen Knaben ein Gewerbe lehren zu lassen, und statt ihn ein Gewerbe zu lehren, bringt man ihn zu einem Pfaffen, der einen Seminaristen aus ihm machen will. Und wie viel bezahlte sie deinem Abbé Fortier?

Sie bezahlte ihm nichts.

Also steckte sie die zweihundert Livres des guten Herrn Gilbert ein?

Wahrscheinlich.

Höre, soll ich dir einen guten Rat geben, Pitou, so rate ich dir, wenn deine alte bigotte Tante abfährt, überall wohl nachzuschauen, in den Schränken, in den Strohsäcken, in den Gurkenhäfen.

Warum? fragte Pitou.

Siehst du, weil du in einem wollenen Strumpf einen Schatz finden wirst. Ei! gewiß, denn sie wird keine Börse gefunden haben, die groß genug gewesen wäre, um ihre Ersparnisse darin unterzubringen.

Sie glauben?

Ich bin fest davon überzeugt. Doch wir werden zu geeigneter Zeit hievon sprechen ... Hast du das Buch von Doktor Gilbert?

Ich habe es hier in meiner Tasche.

Mein Vater, sagte Katharine, haben Sie wohl überlegt? Es bedarf keiner Ueberlegung, um gute Dinge zu thun, mein Kind, erwiderte der Pächter; der Doktor hat mir gesagt, ich soll das Buch lesen lassen, die Grundsätze, die es enthält, verbreiten; das Buch wird gelesen, und die Grundsätze werden verbreitet werden.

Und, fragte Katharine schüchtern, wir können in die Messe gehen, meine Mutter und ich?

Geht in die Messe, antwortete Billot; ihr seid Weiber, wir sind Männer, das ist etwas anderes; komm, Pitou.

Pitou grüßte Frau Billot, und Katharine und folgte dem Pächter, ganz stolz darauf, daß man ihn einen Mann nannte.

Lange Beine, wenn sie auch ein wenig beim Tanzen beschwerlich werden, können doch sehr nützlich beim Laufen sein.

Es war zahlreiche Versammlung in der Scheune. Billot stand, wie gesagt, in großer Achtung bei seinen Leuten, in Betracht, daß er sie oft schalt, aber sehr gut nährte und sehr gut bezahlte.

Es hatte sich auch jeder beeifert, seiner Einladung Folge zu leisten.

Ueberdies war zu jener Zeit unter dem Volke das seltsame Fieber im Umlauf, das die Nationen erfaßt, wenn sie zur Arbeit zu schreiten im Begriffe sind. Sonderbare, neue, beinahe unbekannte Worte kamen aus dem Munde vieler Leute, die sie nie ausgesprochen hatten. Das waren die Worte Freiheit, Unabhängigkeit, Emanzipation, und seltsamerweise hörte man nicht nur unter dem Volke solche Worte aussprechen; nein, diese Worte waren vom Adel zuerst ausgesprochen worden, und die Stimme, die ihnen antwortete, war nur ein Echo.

Vom Westen war das Licht gekommen, das leuchten sollte, bis es brennen würde. In Amerika hatte sich die Sonne erhoben, die ihren Lauf vollbringend, aus Frankreich einen weiten Brand machen sollte, bei dessen Schein die erschrockenen Nationen das Wort »Republik«, mit blutigen Buchstaben geschrieben, lesen würden.

Diese Versammlungen, in denen man sich mit politischen Angelegenheiten beschäftigte, waren auch minder selten, als man glauben dürfte. Männer, von denen man nicht wußte, woher sie gekommen, Apostel eines unsichtbaren Gottes und beinahe unbekannt, liefen in den Städten und auf dem Lande umher und streuten überall Freiheitsworte aus. Bis dahin blind, fing die Regierung an, die Augen zu öffnen. Diejenigen, welche an der Spitze der großen Maschine standen, die man die öffentliche Sache nennt, fühlten gewisse Räder lahm werden, ohne daß sie begreifen konnten, woher das Hindernis kam. Die Opposition war überall in den Geistern, wenn sie noch nicht in den Armen und in den Händen war, unsichtbar, aber

gegenwärtig, untastbar, aber bedrohlich und zuweilen um so bedrohlicher, als sie ungreifbar war und man sie erriet, ohne sie erdrücken zu können.

Zwanzig bis fünfundzwanzig Bauern, alle von Billot abhängig, waren in der Scheune versammelt.

Billot trat, gefolgt von Pitou, ein. Alle Häupter neigten sich, alle Hüte bewegten sich. Man begriff, daß alle diese Menschen bereit waren, sich auf einen Befehl des Herrn töten zu lassen.

Der Pächter erklärte den Bauern, die Broschüre, die Pitou ihnen vorlesen werde, sei das Werk des Doktors Gilbert. Der Doktor Gilbert war sehr bekannt im ganzen Kanton, wo er mehrere Güter hatte, unter denen die Pachtung von Billot das bedeutendste war.

Ein Faß stand für den Leser bereit. Pitou bestieg diese improvisierte Tribüne und begann seine Vorlesung.

Es ist zu bekannt, daß diese Leute aus dem Volk mit um so größerer Aufmerksamkeit zuhören, je weniger sie begreifen. Offenbar entging der allgemeine Sinn der Broschüre den klarsten Geistern der bäuerischen Versammlung und Billot selbst. Doch mitten aus dieser dunkeln Phraseologie zuckten, wie die Blitze an einem dunkeln, mit Elektrizität beladenen Himmel, die leuchtenden Worte: Unabhängigkeit, Freiheit und Gleichheit hervor. Mehr brauchte es nicht; der Beifallssturm brach los; von allen Seiten erscholl der Ruf: Es lebe der Doktor Gilbert! Ungefähr das drittel der Broschüre war gelesen worden; man beschloß, sie an drei Sonntagen zu lesen.

Die Zuhörer wurden eingeladen, sich am darauf folgenden Sonntag zu versammeln, und jeder versprach, zu erscheinen.

Pitou hatte sehr gut gelesen. Nichts ermuntert so sehr, wie der günstige Erfolg. Der Vorleser nahm seinen Teil von dem dem Werke gespendeten Beifall, und Billot, der selbst diesem gegenseitigen Einfluß unterlag, fühlte in seinem Innern eine gewisse Achtung für den Zögling des Abbes Fortier entstehen. In körperlicher Hinsicht schon übermäßig groß, war Pitou moralisch um zehn Ellen gewachsen.

Ein einziges fehlte ihm: Jungfer Katharine hatte seinem Triumphe nicht beigewohnt.

Doch entzückt über die Wirkung, welche die Broschüre des Doktors hervorgebracht, beeilte sich der Vater Billot diesen günstigen Erfolg seiner Frau und seiner Tochter mitzuteilen. Frau Billot antwortete nichts, das war ein kurzsichtiges Weib, Katharine aber lächelte traurig.

Nun! was hast du wieder? fragte der Pächter.

Mein Vater! mein Vater! rief Katharine, ich befürchte, Sie gefährden sich.

Ah! willst du nicht den Unglücksvogel machen? Ich bemerke dir, daß mir die Lerche lieber ist, als die Nachteule.

Mein Vater, man hat mir schon gesagt, ich möge Sie warnen, denn Sie werden beobachtet.

Und wer hat dir das gesagt?

Ein Freund.

Ein Freund? Jeder Rat verdient Dank. Du wirst mir den Namen dieses Freundes nennen. Wer ist es, sprich?

Ein Mann, der gut unterrichtet sein muß.

Wer denn?

Herr Isidor von Charny.

In was mischt er sich, dieser Stutzer? warum giebt er mir Ratschläge über meine Denkungsart? Gebe ich ihm einen Rat über die Art, wie er sich kleidet? Mir scheint, es wäre doch ebensoviel auf der einen wie auf der andern Seite zu sagen.

Mein Vater, ich sage Ihnen das nicht, um Sie zu ärgern. Der Rat ist in guter Absicht gegeben worden.

Wohl! ich werde denselben durch einen andern erwidern, und du kannst ihn in meinem Auftrag ausrichten, er und seine Standesgenossen mögen auf sich acht geben; man schüttelt sie ganz sonderbar in der Nationalversammlung, die Herren Adeligen, und mehr als einmal ist von den Günstlingen und Günstlinginnen die Rede gewesen. Das mag sich sein Bruder, Herr Olivier von Charny merken, der dort ist und gar nicht schlecht mit der Österreicherin stehen soll.

Mein Vater, sagte Katharine, Sie haben mehr Erfahrung als wir, handeln Sie nach Ihrem Gefallen.

In der That, murmelte Pitou, den der günstige Erfolg seiner Vorlesung mit Vertrauen erfüllt hatte, worein mischt sich denn Herr Isidor?

Katharine hörte nicht, oder sie stellte sich, als hörte sie nicht, und das Gespräch hatte damit ein Ende.

Das Mittagessen fand wie gewöhnlich statt. Nie war Pitou ein Mahl länger vorgekommen. Es drängte ihn, sich in seinem neuen Glanze, mit Jungfer Katharine am Arm, zu zeigen. Dieser Sonntag war ein großer Tag für ihn, und er gelobte sich, das Datum des dreizehnten Juli wohl im Kopfe zu behalten.

Man ging endlich gegen drei Uhr ab. Katharine sah reizend aus. Sie war eine hübsche Blondine mit schwarzen Augen, schlank und biegsam wie die Weiden, welche die kleine Quelle beschatteten, aus der man das Wasser für den Pachthof schöpfte. Sie war überdies mit jener natürlichen Koketterie gekleidet, die alle Reize des Weibes hervorhebt, und ihre von ihr selbst verfertigte Haube stand ihr vortrefflich.

Der Tanz begann gewöhnlich um sechs Uhr. Vier Spielleute, die auf einer Estrade von Brettern saßen, machten gegen eine Bezahlung von drei Sous für den Kontretanz die Honneurs dieses Ballsaales in freier Luft. In Erwartung der sechsten Stunde ging man in der bekannten Seufzerallee spazieren, von der die Tante Angelique gesprochen hatte, oder man schaute den jungen Herren der Stadt oder der Umgegend zu, die unter der Direktion von Varolet, dem Oberballmeister von Seiner Hoheit Monseigneur dem Herzog von Orleans, Ball spielten. Herr Varolet wurde für ein Orakel

gehalten, und seine Entscheidungen in allen Fällen des Ballspiels nahm man mit der ganzen Verehrung auf, die man seinem Alter und seinem Verdienste schuldig war.

Ohne genau zu wissen, warum, hätte Pitou in der Seufzerallee zu bleiben gewünscht; doch nicht um im Schatten dieser doppelten Buchenreihe zu bleiben, hatte Katharine die glänzende Toilette gemacht, die Pitou so sehr mit Bewunderung erfüllte.

Die Frauen sind wie die Blumen, die der Zufall im Schatten hat wachsen lassen; sie streben unablässig nach dem Licht, und auf die eine oder die andere Weise muß ihre frische, balsamisch duftende Krone sich in der Sonne öffnen, die sie welk macht und verzehrt.

Katharine zog so lange und kräftig am Arm von Pitou, daß man den Weg zum Ballspiel einschlug. Pitou ließ sich indessen nicht zu sehr am Arm ziehen. Er hatte ebenso große Eile, seinen himmelblauen Rock und seinen zierlichen Dreispitz zu zeigen, als Katharine ihre Haube à la Galetée und ihren taubenhalsfarbenen Leib zur Schau zu stellen.

Eines schmeichelte besonders unserem Helden und gab ihm einen augenblicklichen Vorzug vor Katharine. Da ihn niemand erkannte, denn Pitou war nie in so prächtigen Kleidern gesehen worden, so hielt man ihn für einen jungen Fremden, für einen Neffen, für einen Vetter der Familie Billot, für einen Bräutigam von Katharine sogar. Doch Pitou war zu viel daran gelegen, seine Identität darzuthun, als daß der Irrtum lange währen konnte. Er nickte soviel seinen Freunden zu, er nahm so oft seinen Hut vor seinen Bekannten ab, daß man endlich in dem schön geputzten jungen Landmann den unwürdigen Schüler des Abbes Fortier erkannte, und daß sich eine Art von Geschrei erhob, das besagte: Das ist Pitou! habt ihr Ange Pitou gesehen?

Das Geschrei gelangte bis zu Mademoiselle Angelique; da aber dieses Geschrei ihr sagte, ihr Neffe sei ein hübscher Junge, der die Füße auswärts und die Arme rundend gehe, so schüttelte die alte Jungfer, die Pitou immer die Füße einwärts und die Ellenbogen am Leib hatte gehen sehen, ungläubig den Kopf und beschränkte sich auf die Erwiderung: Ihr täuscht euch, das ist nicht mein Schlingel von einem Neffen.

Die zwei jungen Leute kamen zum Ballspiel. Es fand an diesem Tag eine Herausforderung zwischen den Spielern von Soissons und den Spielern von Villers-Cotterets statt, so daß die Partie äußerst belebt war. Katharine und Pitou stellten sich auf die Höhe des Seiles, in der Nähe der Böschung. Katharine hatte diesen Posten als den besten gewählt.

Nach einem Augenblick hörte man die Stimme von Meister Varolet rufen: Zu zwei passiert. Die Spieler passierten wirklich, das heißt, jeder begann seine Chasse zu verteidigen und die seiner Gegner anzugreifen. Einer von den Spielern, als er passierte, grüßte Katharine mit einem Lächeln. Katharine erwiderte dies durch einen Knix und errötete; zu gleicher Zeit fühlte Pitou, wie den Arm von Katharine, der sich auf den seinigen stützte, ein kleines Nervenzittern durchlief.

Etwas wie eine unbekannte Bangigkeit schnürte Pitou das Herz zusammen.

Ist das Herr von Charny? sagte er, seine Gefährtin anschauend.

Ja, antwortete Katharine; Sie kennen ihn also?

Ich kenne ihn nicht, doch ich habe es erraten. Pitou hatte nach dem, was ihm Katharine am Tage vorher gesagt, in der That Herrn von Charny in diesem jungen Mann erraten können.

Dieser war ein Kavalier von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, gut gewachsen, elegant gekleidet und anmutig in seinen Bewegungen, wie dies diejenigen zu sein pflegen, welche schon in der Wiege eine aristokratische Erziehung festgenommen hat. Alle die Leibesübungen, die man nur unter der Bedingung gut macht, daß man sie von Kindheit an geübt hat, führte Herr Isidor von Charny mit einer merkwürdigen Vollkommenheit aus; dabei gehörte er zu denjenigen, deren Tracht stets mit der Übung, für die sie bestimmt ist, im Einklang steht. Seine Jagdlivreen wurden überall als äußerst geschmackvoll angeführt; seine Reitkleider waren durch die Art, wie er sie trug, von einem ganz besondern Schnitt.

Mit der ganzen Schmucklosigkeit einer Morgentoilette frisiert, trug Herr von Charny, der jüngere Bruder unseres alten Bekannten, des Grafen von Charny, eine Art von engem Pantalon von heller Farbe, das die Form seiner

Lenden und seiner zugleich feinen und muskeligen Beine hervorhob; elegante Ballspielsandalen ersetzten, durch Riemen gehalten, für den Augenblick entweder den Schuh mit rotem Absatz oder den Stulpenstiefel; eine Weste von weißem Piquee umschloß seinen Leib, als ob er in einem Korsett gefangen wäre; auf der Böschung endlich hielt sein Diener einen grünen Rock mit goldenen Galonen.

Die Aufregung gab ihm in diesem Augenblick den ganzen Reiz und die ganze Frische der Jugend, die er, trotz seiner dreiundzwanzig Jahre, durch lange Nachtwachen, durch nächtliche Schwärmereien und die Spielpartien, welche die Sonne bei ihrem Aufgang beleuchtet, schon verloren hatte.

Keiner der Vorzüge, die ohne Zweifel von dem Mädchen bemerkt worden waren, entging Pitou. Als er die Hände und die Füße von Herrn von Charny sah, fing er an minder stolz auf diese Verschwendung der Natur zu sein, die ihm den Sieg über den Sohn des Schuhmachers verliehen hatte, und er dachte, eben diese Natur hätte auf eine geschicktere Art auf alle Partien seines Körpers die Elemente, aus denen er bestand, verteilen können.

Mit dem, was zu viel an den Händen, an den Füßen und an den Knien von Pitou war, hätte die Natur Stoff gehabt, um ihm ein sehr hübsches Bein daraus zu machen. Die Dinge waren nur nicht an ihrem Platze: wo es der Feinheit bedurfte, war Überfülle, und wo Rundung hätte sein sollen, war Leere.

Pitou schaute seine Beine mit der Miene an, mit welcher der Hirsch der Fabel die seinigen anschaute.

Was haben Sie denn, Herr Pitou? fragte Katharine.

Pitou antwortete nicht, er seufzte nur.

Die Partie war zu Ende. Der Vicomte von Charny benützte den Zwischenraum zwischen der beendigten Partie und der, welche beginnen sollte, um Katharine zu begrüßen. Als er näher kam, sah Pitou das Blut dem Mädchen zu Gesichte steigen, und er fühlte, wie der Arm seiner Gefährtin immer mehr zitterte.

Der Vicomte nickte Pitou zu; mit jener vertraulichen Artigkeit, welche die Adeligen jener Zeit gegen die kleinen Bürgerinnen und die Grisetten so gut anzunehmen wußten, erkundigte er sich bei Katharine nach ihrer Gesundheit und forderte den ersten Kontretanz von ihr. Katharine willigte ein. Ein Lächeln war der Dank des jungen Adeligen. Die Partie sollte wieder anfangen, man rief ihn. Er grüßte Katharine und entfernte sich mit derselben Ungezwungenheit, mit der er gekommen war.

Pitou fühlte die ganze Überlegenheit, die über ihn ein Mann hatte, der auf diese Art sprach, lächelte, sich näherte und entfernte.

Ein Monat auf den Versuch verwendet, die einfache Bewegung von Herrn von Charny nachzuahmen, hätte Pitou nur zu einer Parodie geführt, deren ganze Lächerlichkeit er selbst fühlte. Hätte das Herz von Pitou den Haß gekannt, er würde von diesem Augenblick an den Vicomte von Charny gehaßt haben.

Katharine schaute dem Ballspiel bis zu dem Augenblick zu, wo die Spieler ihren Bedienten riefen, um ihre Röcke anzuziehen. Sie wandte sich sodann zum Tanze, zur großen Verzweiflung von Pitou, der an diesem Tage bestimmt schien, gegen seinen Willen überall hin zu gehen, wohin er ging. Herr von Charny ließ nicht auf sich warten. Eine leichte Veränderung in seinem Anzug hatte aus dem Ballspieler einen eleganten Tänzer gemacht. Die Geigen gaben das Signal, und er reichte seine Hand Katharine.

Was Pitou empfand, als er den Arm von Katharine sich von dem seinigen losmachen fühlte und er das Mädchen ganz errötend mit seinem Kavalier in den Kreis treten sah, war vielleicht eine der unangenehmsten Empfindungen seines Lebens. Ein kalter Schweiß drang ihm auf die Stirne, eine Wolke zog vor seinen Augen vorüber; er streckte die Hand aus und stützte sich auf das Geländer, denn er fühlte, daß seine Kniee, so kräftig sie auch sein mochten, nahe daran waren, unter ihm zu weichen.

Katharine hatte dem Anscheine und wohl auch der Wirklichkeit nach keinen Begriff von dem, was in dem Herzen von Pitou vorging; sie war zugleich glücklich und stolz: glücklich, zu tanzen, stolz, mit dem schönsten Kavalier der Umgegend zu tanzen. War Pitou gezwungen gewesen, Herrn von Charny als Ballspieler zu bewundern, so mußte er auch Herrn von

Charny als Tänzer Gerechtigkeit widerfahren lassen. In jener Zeit hatte sich die Mode, zu gehen, statt zu tanzen, noch nicht eingeschlichen. Der Tanz war eine Kunst, die einen Teil der Erziehung bildete. Abgesehen von Herrn Lauzun, der der Art, wie er seine erste Courante bei der Quadrille des Königs getanzt, sein Glück zu verdanken hatte, verdankte mehr als ein Kavalier die Gunst, in der er bei Hofe stand, der Art, wie er den Kniebug anspannte und die Fußspitze vorwärts stieß. In dieser Hinsicht war der Vicomte ein Muster an Grazie und Vollkommenheit, und er hätte, wie Ludwig XIV., mit der Aussicht, beklatscht zu werden, auf einem Theater tanzen können, obgleich er weder König noch Schauspieler war.

Zum zweiten Mal schaute Pitou seine Beine an, und er war genötigt, sich zu gestehen, wenn nicht eine große Veränderung in diesem Teil seiner Person vorgehe, müsse er darauf verzichten, sich um derartige Siege, die Herr von Charny in diesem Augenblick davontrug, zu bewerben.

Der Kontretanz ging zu Ende; für Katharine hatte er kaum einige Sekunden gedauert, Pitou aber war er wie ein Jahrhundert vorgekommen. Als sie zurückkehrte und den Arm ihres Kavaliers nahm, bemerkte Katharine die Veränderung, die in seiner Physiognomie vorgegangen. Er war bleich; der Schweiß perlte auf seiner Stirne, und eine durch die Eifersucht halb verzehrte Thräne befeuchtete sein Auge.

Ah! mein Gott! sagte Katharine, was haben Sie denn?

Ach! erwiderte der arme Junge, ich werde es nie wagen, mit Ihnen zu tanzen, nachdem ich Sie mit Herrn von Charny habe tanzen sehen!

Bah! Sie brauchen sich darum nicht zu grämen; Sie werden tanzen, wie Sie können, und es wird mir nicht weniger Vergnügen machen, mit Ihnen zu tanzen.

Ah! Sie sagen das, um mich zu trösten; doch ich lasse mir Gerechtigkeit widerfahren, und es wird Ihnen immerhin mehr Vergnügen machen, mit diesem jungen Adeligen, als mit mir zu tanzen.

Katharine antwortete nichts, denn sie wollte nicht lügen; nur bezeigte sie ihm, da sie ein vortreffliches Geschöpf war und zu bemerken anfing, es

gehe etwas Seltsames im Herzen des armen Jungen vor, viel Freundschaft; doch diese Freundschaftsbezeigungen konnten ihm seine verlorene Heiterkeit nicht wiedergeben. Der Vater Billot hatte wahr gesprochen: Pitou fing an ein Mensch zu sein – er litt.

Katharine tanzte noch fünf bis sechs Kontretänze, worunter einen zweiten mit Herrn von Charny. Ohne weniger zu leiden, war Pitou diesmal scheinbar ruhiger. Er folgte mit den Augen jeder Bewegung von Katharine und ihrem Kavalier. Er versuchte es, aus der Bewegung ihrer Lippen zu erraten, was sie sich sagten, und wenn bei den Figuren, die sie ausführten, ihre Hände sich vereinigten, suchte er zu erraten, ob diese Hände nur zusammenkamen oder ob sie, während sie sich vereinigten, sich auch drückten.

Ohne Zweifel wartete Katharine nur diesen zweiten Kontretanz ab, denn kaum war er beendigt, als das Mädchen Pitou mit ihr nach dem Pachthofe zurückzukehren aufforderte. Nie wurde eine Aufforderung mit größerem Eifer angenommen; doch der Schlag war geschehen, und Pitou, während er Schritte machte, die Katharine von Zeit zu Zeit mäßigen mußte, beobachtete das vollkommenste Stillschweigen.

Was haben Sie denn? fragte Katharine; und warum sprechen Sie nicht mit mir?

Ich spreche nicht mit Ihnen, Jungfer Katharine, erwiderte Pitou, weil ich nicht zu sprechen weiß, wie Herr von Charny. Was soll ich Ihnen noch sagen nach all den schönen Dingen, die er Ihnen beim Tanze gesagt hat?

Sehen Sie, wie ungerecht Sie sind, Herr Ange; wir sprachen von Ihnen.

Von mir, und wie dies?

Ah! Herr Pitou, wenn Ihr Gönner sich nicht wiederfindet, wird man wohl einen andern für Sie wählen müssen.

Ich bin also nicht mehr dazu gut, die Schreibereien des Pachthofes zu besorgen? fragte Pitou mit einem Seufzer.

Im Gegenteil, Herr Ange, ich glaube die Schreibereien des Pachthofes sind nicht gut für Sie. Mit der Erziehung, die Sie erhalten haben, können Sie zu etwas besserem gelangen.

Ich weiß nicht, wozu ich gelangen werde, aber ich weiß, daß ich zu nichts gelangen will, wenn ich nur durch den Herrn Vicomte von Charny zu etwas gelangen kann.

Und warum sollten Sie seine Protektion ausschlagen? Sein Bruder, der Graf von Charny, ist, wie es scheint, vortrefflich bei Hofe angeschrieben. Er sagte mir, wenn es Ihnen angenehm sein könnte, so würde er Ihnen einen Platz beim Salzsteueramt verschaffen.

Sehr verbunden, Jungfer Katharine, doch ich befinde mich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, sehr wohl so, wie ich bin, und wenn Ihr Vater mich nicht fortschickt, werde ich im Pachthofe bleiben.

Und warum, des Teufels, sollte ich dich fortschicken? rief eine gewichtige Stimme, in der Katharine bebend die ihres Vaters erkannte.

Mein lieber Pitou, sagte leise Katharine, ich bitte Sie, sprechen Sie nicht von Herrn Isidor.

Wie! antworte doch!

Ich weiß nicht, erwiderte Pitou sehr verlegen, vielleicht finden Sie mich nicht geschickt genug, um Ihnen nützlich zu sein.

Nicht geschickt genug, während du rechnest wie Bareme, und liesest, um unsern Schulmeister zu korrigieren, der sich doch für einen großen Gelehrten hält! Nein, Pitou, der gute Gott führt in mein Haus die Leute, die bei mir eintreten, und sind sie einmal eingetreten, so bleiben sie, so lange es dem guten Gott gefällt.

Pitou kehrte auf diese Versicherung in den Pachthof zurück; aber obgleich dies etwas war, war es doch nicht viel; eine große Veränderung hatte sich in ihm zwischen seinem Abgang und seiner Rückkehr bewerkstelligt; er hatte eines verloren, was sich, ist es einmal verloren, nicht wiederfindet: das war

das Selbstvertrauen; Pitou schlief auch gegen seine Gewohnheit sehr schlecht. In seinen schlaflosen Augenblicken erinnerte er sich des Buches von Doktor Gilbert; dieses Buch war hauptsächlich gegen den Adel, gegen die Mißbräuche der privilegierten Klassen, gegen die Feigheit derjenigen, welche sich dem unterwerfen, gerichtet; es kam Pitou vor, als fänge er erst an, alle die schönen Dinge, die er am Morgen gelesen, zu begreifen, und er nahm sich vor, sobald es Tag wäre, für sich allein und ganz leise das Meisterwerk wiederzulesen, das er laut und vor aller Welt gelesen hatte.

Da aber Pitou schlecht geschlafen hatte, so erwachte er spät. Nichtsdestoweniger beschloß er, seinen Leseplan in Ausführung zu bringen. Es war sieben Uhr; der Pächter sollte erst um neun Uhr zurückkehren; kam er indessen auch zurück, so konnte er einer Beschäftigung, die er selbst empfohlen, nur Beifall spenden.

Er stieg eine kleine Leiter hinab und setzte sich auf eine Bank unter dem Fenster von Katharine. War es der Zufall, der Pitou gerade an diesen Ort geführt hatte, oder kannte er die beziehungsweisen Situationen dieses Fensters und dieser Bank? So viel ist gewiß, daß Pitou, der wieder seine Werktagskleidung, die man durch eine andere ersetzen noch nicht Zeit gehabt hatte, nämlich seine schwarzen Hosen, seinen grünen Kittel und seine geröteten Schuhe trug, die Broschüre aus seiner Tasche zog und zu lesen anfing.

Wir möchten nicht behaupten, die Anfänge dieser Lesung haben stattgefunden, ohne daß sich die Augen des Lesers zuweilen vom Buche nach dem Fenster abwandten, da aber das Fenster in seinem Rahmen von Kapuzinern und Winden durchaus kein Brustbild von einem jungen Mädchen bot, so hefteten sich die Augen von Pitou am Ende unabänderlich auf das Buch.

Insofern jedoch seine Hand es versäumte, die Blätter umzuschlagen, und insofern diese Hand sich um so weniger bewegte, je tiefer seine Aufmerksamkeit zu sein schien, konnte man allerdings glauben, sein Geist sei anderswo und er träume, statt zu lesen.

Plötzlich kam es Pitou vor, als fiele auf die bis dahin durch die Morgensonne beleuchteten Seiten ein Schatten. Dieser Schatten war zu

dicht, um der einer Wolke zu sein, und konnte also nur von einem undurchsichtigen Körper herrühren; es giebt aber so reizend anzuschauende undurchsichtige Körper, daß Pitou sich rasch umwandte, um zu sehen, wer derjenige wäre, welcher ihm die Sonne auffing.

Pitou täuschte sich. Es war in der That ein undurchsichtiger Körper, der ihm denjenigen Teil des Lichtes und der Wärme entzog, den Diogenes von Alexander forderte. Doch dieser undurchsichtige Körper bot, statt reizend zu sein, im Gegenteil einen sehr unangenehmen Anblick.

Es war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, noch länger und hagerer als Pitou, in einem Kleid, das beinahe so abgetragen war, als das seinige; er neigte den Kopf über seine Schulter und schien eben so neugierig zu lesen, als Pitou dies zerstreut that.

Pitou war sehr erstaunt; ein freundliches Lächeln erschien auf den Lippen des schwarzen Mannes und zeigte einen Mund, in dem nur vier Zähne blieben, zwei oben und zwei unten, die sich kreuzten und wetzten wie die Hauzähne eines Wildschweins.

Amerikanische Ausgabe, sagte dieser Mann mit näselnder Stimme, Format in Oktav: *Von der Freiheit der Menschen und der Unabhängigkeit der Nationen.* – Boston 1788.

Während der schwarze Mann so sprach, öffnete Pitou die Augen mit einem stufenweisen Erstaunen, so daß, als der Mann zu sprechen aufhörte, die Augen von Pitou die größte Entwickelung, zu der sie gelangen konnten, erreicht hatten.

Boston 1788. So ist es, mein Herr, wiederholte Pitou.

Es ist die Abhandlung des Doktors Gilbert, sagte der schwarze Mann.

Ja, mein Herr, erwiderte Pitou artig, und er stand auf, denn er hatte immer sagen hören, es sei unhöflich, sitzend mit einem Höheren zu reden, und in dem noch naiven Geist von Pitou hatte jeder Mensch einen Vorrang vor ihm anzusprechen.

Doch während er aufstand, bemerkte Pitou beim Fenster etwas Rosiges, Bewegliches, was ihm zublinzelte. Dieses Etwas war Jungfer Katharine. Das Mädchen schaute ihn auf eine seltsame Weise an und machte sonderbare Zeichen.

Mein Herr, ohne unbescheiden zu sein, fragte der schwarze Mann, der, da er dem Fenster den Rücken zugewendet hatte, dem was vorging völlig fremd geblieben war, mein Herr, wem gehört dieses Buch? Und er deutete mit den Fingern, jedoch ohne sie zu berühren, auf die Broschüre.

Pitou war im Begriff zu antworten, da gelangten zu ihm die von einer beinahe flehenden Stimme gesprochenen Worte:

Sagen Sie, es gehöre Ihnen.

Der schwarze Mann, der ganz Auge war, hörte diese Worte nicht.

Mein Herr, antwortete Pitou majestätisch, dieses Buch gehört mir.

Der schwarze Mann schaute empor, denn er fing an zu bemerken, daß ihn von Zeit zu Zeit die erstaunten Blicke von Pitou verließen, um sich zu einem besondern Punkte zu erheben. Er sah das Fenster; doch Katharine hatte dessen Bewegung erraten und war rasch wie ein Vogel verschwunden.

Nach was schauen Sie denn da oben? fragte er.

Ah! mein Herr, erwiderte Pitou lächelnd, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie sehr neugierig sind. *Curiosus* oder vielmehr *avidus cognoscendi*, wie der Abbé Fortier, mein Lehrer, sagte.

Sie sagen also, sprach der Frager, ohne daß er im geringsten durch die Probe des Wissens eingeschüchtert schien, die Pitou in der Absicht gegeben hatte, dem Fremden eine höhere Idee von sich beizubringen, Sie sagen also, das Buch gehöre Ihnen?

Pitou blinzelte so mit dem Auge, daß sich das Fenster wieder in seinem Lichtstrahl befand. Der Kopf von Katharine erschien abermals und machte ein bejahendes Zeichen.

Ja, mein Herr, antwortete Pitou. Sollten Sie begierig sein, es zu lesen? *Avidus legendi libri* oder *legendae historiae*?

Mein Herr, sprach der schwarze Mann, Sie scheinen mir sehr über dem Stande zu sein, den Ihre Kleider bezeichnen: *Non dives vestitu sed ingenio*. Demzufolge verhafte ich Sie.

Wie, Sie verhaften mich? rief Pitou, im höchsten Maße erstaunt.

Ja, mein Herr, ich bitte also, folgen Sie mir.

Pitou schaute nicht mehr in die Luft, sondern um sich her, und erblickte zwei Sergeanten, die aus der Erde zu kommen schienen.

Nehmen wir das Protokoll auf, meine Herren, sprach der schwarze Mann.

Der Sergeant band mit einem Strick die Hände von Pitou und in seinen Händen das Buch des Doktors fest.

Dann band er Pitou selbst an einen Ring, der unter dem Fenster angebracht war.

Pitou wollte aufschreien, doch er hörte, wie dieselbe Stimme ihm zuflüsterte: Lassen Sie machen.

Pitou ließ also mit einer Folgsamkeit machen, welche die Sergeanten und besonders den schwarzen Mann entzückten, so daß sie ohne irgend ein Mißtrauen in das Haus des Pächters eintraten, die zwei Sergeanten, um einen Tisch zu holen, der schwarze Mann ... wir werden später erfahren, warum.

Kaum waren die Sergeanten und der schwarze Mann in das Haus eingetreten, als die Stimme sich hören ließ.

Heben Sie die Hände auf, sagte die Stimme.

Pitou hob nicht nur die Hände, sondern auch den Kopf empor und erblickte das bleiche, erschrockene Gesicht von Katharine; sie hielt ein Messer in der Hand: Noch mehr ... noch mehr ... sagte sie.

Pitou erhob sich auf den Fußspitzen.

Katharine neigte sich hinaus; die Klinge berührte den Strick, und Pitou erlangte die Freiheit seiner Hände wieder.

Nehmen Sie das Messer, sagte Katharine, und durchschneiden Sie den Strick, der Sie am Ring festhält.

Pitou ließ sich das nicht zweimal sagen; er durchschnitt den Strick und war völlig frei.

Hier ist ein Doppel-Louisd'or, sagte Katharine; Sie haben gute Beine, retten Sie sich; gehen Sie nach Paris und benachrichtigen Sie den Doktor.

Sie konnte nicht mehr sprechen; die Sergeanten erschienen wieder, und der Doppel-Louisd'or fiel zu den Füßen von Pitou.

Pitou raffte ihn behende auf. Die Sergeanten waren in der That auf der Thürschwelle; sie verweilten hier einen Augenblick, erstaunt, Pitou, den sie kurz zuvor so gut gebunden, frei zu sehen. Bei ihrem Anblick sträubten sich die Haare auf dem Haupte von Pitou, und er erinnerte sich verworren des *in crinibus angues* der Eumeniden.

Die Sergeanten und Pitou blieben einen Moment in der Lage des Hasen und eines stehenden Hundes: sie schauten sich unbeweglich an. Wie aber bei der geringsten Bewegung des Hundes der Hase aufpackt, so machte bei der ersten Bewegung der Sergeanten Pitou einen wunderbaren Sprung und befand sich auf der andern Seite einer Hecke.

Die Sergeanten stießen einen Schrei aus, der den Gefreiten, der eine kleine Kassette unter seinem Arm trug, herbeilaufen machte. Der Gefreite verlor seine Zeit nicht mit Redensarten und fing an, Pitou nachzulaufen. Die zwei Sergeanten thaten dasselbe. Doch sie waren nicht stark genug, um wie Pitou über eine Hecke von drei und einem halben Fuß Höhe zu springen, und sahen sich daher genötigt, einen Umweg zu machen.

Als sie aber an die Ecke der Hecke kamen, erblickten sie Pitou auf mehr als fünfhundert Schritte in der Ebene; er steuerte geradeswegs auf den Wald zu,

von dem er kaum eine Viertelmeile entfernt war, und den er folglich in wenigen Minuten erreichen mußte.

In diesem Augenblicke wandte sich Pitou um, und als er die Sergeanten erblickte, die ihn mehr zur Befreiung ihres Gewissens, als in der Hoffnung, ihn zu erreichen, verfolgten, verdoppelte er seine Schnelligkeit und verschwand bald am Saume des Waldes.

Pitou lief so noch eine Viertelstunde; er würde zwei Stunden gelaufen sein, wenn es nötig gewesen wäre: er hatte den Atem des Hirsches, wie er auch dessen Geschwindigkeit hatte.

Doch nach Verlauf einer Viertelstunde, als er instinktartig dachte, er sei außer Gefahr, blieb er stehen, atmete, horchte, und nachdem er sich versichert hatte, daß er ganz allein war, sagte er: Es ist unglaublich, daß so viele Ereignisse in drei Tagen Raum haben konnten.

Dann schaute er abwechselnd seinen Doppel-Louisd'or und sein Messer an und sprach:

Oh! ich hätte gerne Zeit haben mögen, um meinen Doppel-Louisd'or zu wechseln und zwei Sous Jungfer Katharine zurückzugeben, denn ich befürchte sehr, dieses Messer schneidet unsere Freundschaft ab. Gleichviel, fügte er bei, da sie mich hat heute nach Paris gehen heißen, so gehe ich dahin.

Und nachdem er sich orientiert und erkannt hatte, daß er sich zwischen Boursonne und Yvors befand, wählte er einen kleinen durch den Wald gehauenen Pfad, der ihn in gerader Linie zu den Heiden von Gondreville führen mußte, welche die Straße nach Paris durchzieht.

Warum der schwarze Mann zu gleicher Zeit mit den zwei Sergeanten in das Haus des Pächters eingetreten war.

Kehren wir nun zum Pachthof zurück und erzählen die Katastrophe, von der die Episode von Pitou nur die Entwickelung war.

Gegen sechs Uhr morgens kam ein Polizeiagent von Paris in Begleitung von zwei Sergeanten in Villers-Cotterets an; er erschien beim Polizeikommissär und ließ sich die Wohnung des Pächters Billot bezeichnen.

Fünfhundert Schritte vom Pachthof bemerkte der Gefreite einen Knecht, der auf dem Felde arbeitete, er näherte sich ihm und fragte ihn, ob er Herrn Billot zu Hause fände. Der Knecht antwortete, Herr Billot kehre nie vor neun Uhr, das heißt vor der Stunde seines Frühstücks zurück. Doch in diesem Moment schlug der Knecht zufällig die Augen auf, deutete mit dem Finger auf einen Reiter, der in einer Entfernung von ungefähr einer Viertelmeile mit einem Schäfer plauderte, und sagte:

Ah! dort ist gerade Herr Billot.

Jener Reiter?

Er ist es.

Mein Freund, sprach der Gefreite, wollen Sie Ihrem Herrn wohl ein Vergnügen machen?

Das würde ich sehr gern thun.

So gehen Sie und sagen Sie ihm, ein Herr von Paris erwartet ihn im Pachthofe.

O! rief der Bauer, sollte es der Doktor Gilbert sein?

Gehen Sie immerhin, sagte der Gefreite.

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen; er lief querfeldein, während die Gefreiten und die zwei Sergeanten sich hinter einer halb zerfallenen Mauer, beinahe dem Thore des Pachthofes gegenüber, in den Hinterhalt legten.

Nach einem Augenblick hörte man den Galopp eines Pferdes: Billot kam an.

Er ritt in seinen Hof, stieg ab, warf den Zügel einem Stallknechte zu und stürzte in die Küche, überzeugt, das erste, was er sehen würde, wäre der unter dem weiten Mantel des Kamins stehende Doktor Gilbert; doch er sah nur Frau Billot, die mitten in der Küche saß und ihre Enten mit der ganzen Sorgfalt und der ganzen Pünktlichkeit rupfte, die diese schwierige Operation erfordert.

Katharine war in ihrem Zimmer beschäftigt, eine Haube für den nächsten Sonntag zurecht zu richten; Katharine sorgte, wie man sieht, lange vorher; doch für die Frauen ist, wie sie sagen, das Vergnügen, sich mit ihrem Putz zu beschäftigen, beinahe eben so groß, als das, sich wirklich zu putzen.

Billot blieb auf der Schwelle stehen und schaute umher.

Wer verlangt nach mir? sagte er.

Ich, antwortete eine flötenartige Stimme in der Nähe.

Billot wandte sich um und erblickte den schwarzen Mann und die zwei Sergeanten.

Potz tausend! rief er, indem er zwei Schritte rückwärts machte, was wollen Sie?

Oh! mein Gott, beinahe nichts, mein lieber Herr Billot, antwortete der Mann mit der Flötenstimme, eine Haussuchung in Ihrem Pachthofe vornehmen, das ist das Ganze.

Eine Haussuchung! rief Billot.

Billot warf einen Blick nach seiner Flinte, die über dem Kamin hing, und sagte dann:

Seitdem wir eine Nationalversammlung haben, glaubte ich, wir seien nicht mehr solchen Plackereien ausgesetzt, die einer anderen Zeit angehören und

nach einer anderen Regierung riechen. Was wollen Sie von mir, der ich ein friedlicher und rechtschaffener Mann bin?

Die Agenten aller Polizei der Welt haben das miteinander gemein, daß sie nie auf die Fragen ihrer Opfer antworten. Nur, während sie dieselben durchsuchen, verhaften, binden und knebeln, beklagen sie einige, und das sind die gefährlichsten, weil sie die besten zu sein scheinen.

Derjenige, welcher bei dem Pächter Billot erschien, war aus der Schule der Tapin und der Desgres, ganz in Süßigkeit eingemachter Leute, die immer eine Thräne für diejenigen haben, welche sie verfolgen, aber dennoch ihre Hände nie gebrauchen, um sich die Augen abzuwischen.

Der Erwähnte winkte, während er einen Seufzer ausstieß, den zwei Sergeanten mit der Hand; sie näherten sich Billot, der einen Sprung rückwärts machte und die Hand ausstreckte, um seine Flinte zu ergreifen. Doch seine Hand wurde von der Waffe abgewendet, – die in diesem Augenblick doppelt gefährlich, insofern sie sogleich denjenigen, welcher sich ihrer bediente, und den, gegen welchen sie gerichtet war, töten konnte, – und zwischen zwei kleinen, aber durch den Schrecken starken und durch das Flehen mächtigen Händen eingeschlossen.

Katharine war nämlich auf das Geräusch aus der Stube herausgetreten und zu rechter Zeit angekommen, um ihren Vater vor dem Verbrechen der Rebellion gegen das Gericht zu bewahren.

Als der erste Augenblick vorüber war, leistete Billot keinen Widerstand mehr. Der Gefreite befahl, ihn in einen Saal des Erdgeschosses, Katharine in eine Stube des ersten Stocks einzuschließen: Frau Billot hielt man für so harmlos, daß man sich nicht mit ihr beschäftigte und sie in ihrer Küche ließ. Wonach der Gefreite, der sich als Herrn des Platzes sah, Sekretäre, Kommoden und Schränke durchsuchte.

Billot, als er allein war, wollte fliehen. Doch wie die meisten Stuben des Erdgeschosses, so war auch die, in der er eingeschlossen, vergittert. Der schwarze Mann hatte das Gitter mit dem ersten Blick bemerkt, während es Billot, auf dessen Geheiß es angebracht worden war, vergessen hatte.

Durch das Schloß erblickte er den Gefreiten und seine zwei Leute, die das ganze Haus umkehrten.

Ah! rief er, was macht Ihr denn da?

Sie sehen es wohl, mein lieber Herr Billot, antwortete der Gefreite, wir suchen etwas, was wir noch nicht gefunden haben.

Ihr seit aber Banditen, Schurken, Diebe vielleicht.

Oh! mein Herr, antwortete der Gefreite, Sie thun uns unrecht, wir sind ehrliche Leute, wie Sie, nur stehen wir im Solde Seiner Majestät und sind folglich genötigt, ihre Befehle zu vollziehen.

Die Befehle Seiner Majestät! rief Billot; König Ludwig XVI. hat euch Befehle gegeben, meinen Sekretär zu durchsuchen und in meinen Kommoden und Schränken das Oberste zu unterst zu lehren?

Ja.

Seine Majestät, sprach Billot, Seine Majestät, als im vorigen Jahre die Hungersnot so groß war, daß wir schon daran dachten, unsere Pferde zu verzehren. Seine Majestät, als uns vor zwei Jahren der Hagel am 13. Juli unsere Ernte zerschlug, Seine Majestät geruhte nicht, sich um uns zu bekümmern. Was hat sie denn heute mit meinem Pachthof zu thun, den sie nie gesehen, und mit mir, den sie nicht kennt?

Sie werden mir verzeihen, mein Herr, sagte der Gefreite – indem er die Thüre vorsichtig ein wenig öffnete und seinen vom Polizeileutnant unterzeichneten, aber dem Gebrauche gemäß mit dem Eingang: Im Namen des Königs, versehenen Befehl vorzeigte – Seine Majestät hat von Ihnen sprechen hören, und wenn sie Sie nicht persönlich kennt, so weisen Sie darum doch nicht die Ehre zurück, die sie Ihnen anthut, und empfangen Sie diejenigen, welche in ihrem Namen erscheinen, mit Anstand.

Und mit einer artigen Verbeugung und mit einem kleinen freundschaftlichen Augenwink schloß der Gefreite die Thüre wieder, wonach die Ausspäherei ihren Fortgang nahm.

Billot schwieg und ging mit gekreuzten Armen, wie ein Löwe im Käfig, in der Stube umher; er fühlte sich gefangen und in der Gewalt dieser Menschen.

Das Werk der Durchsuchung wurde stillschweigend fortgesetzt. Diese Menschen schienen vom Himmel gefallen zu sein. Niemand hatte sie gesehen als der Taglöhner, der ihnen den Weg gezeigt. In den Höfen hatten die Hunde nicht gebellt; der Anführer der Häscher mußte unter seinen Genossen ein Meister sein von Kraft und nicht zum erstenmal bei der Ausführung eines ähnlichen Handstreichs.

Billot hörte das Seufzen seiner in der Stube über ihm eingeschlossenen Tochter. Er erinnerte sich ihrer prophetischen Worte, denn es unterlag keinem Zweifel, daß der Grund der Verfolgung, die den Pächter traf, das Buch des Doktors war.

Es hatte indessen neun Uhr geschlagen, und Billot konnte durch sein vergittertes Fenster, einen nach dem andern, seine Knechte zählen, die von der Arbeit zurückkamen. Bei diesem Anblick begriff er, daß im Falle eines Zusammenstoßes wohl die Stärke, wenn auch nicht das Recht, auf seiner Seite wäre. Diese Überzeugung machte das Blut in seinen Adern kochen. Er hatte nicht die Geduld, sich länger zu bewältigen, packte die Thüre beim Handgriff und rüttelte einmal so gewaltig daran, daß er mit ein paar ähnlichen Erschütterungen das Schloß gesprengt hätte.

Die Polizeiagenten öffneten sogleich und sahen den Pächter hoch aufgerichtet und drohend auf der Schwelle erscheinen; überall war das Oberste zu unterst gekehrt.

Aber was sucht ihr denn bei mir? rief Billot. Sagt es, oder beim Teufel, ich schwöre, daß ich Euch zwinge, es zu sagen.

Die allmählige Rückkehr der Leute des Pachthofes war einem Mann von so geübtem Auge, wie das des Gefreiten, nicht entgangen. Er hatte die Knechte gezählt und die Überzeugung erlangt, er könnte im Falle eines Zusammenstoßes das Schlachtfeld nicht wohl behaupten. Er näherte sich daher Billot mit einer Höflichkeit, die noch honigsüßer als gewöhnlich, bückte sich bis auf den Boden und sprach:

Ich will es Ihnen sagen, lieber Herr Billot, obgleich das gegen unsere Gewohnheiten ist. Wir suchen bei Ihnen ein Buch, das den Umsturz predigt, eine aufrührerische Broschüre, die von unseren königlichen Zensoren verboten worden ist.

Ein Buch bei einem Pächter, der nicht lesen kann?

Darüber darf man sich nicht wundern, wenn Sie der Freund des Verfassers sind und er es Ihnen geschickt hat.

Ich bin nicht der Freund des Doktors Gilbert, erwiderte der Pächter, ich bin sein ergebenster Diener; Freund des Doktors, das wäre eine zu große Ehre für einen armen Pächter meiner Art.

Dieser unüberlegte Ausfall, in dem sich Billot dadurch verriet, daß er gestand, er kenne nicht nur den Verfasser, was als ganz natürlich erscheinen mußte, da der Verfasser sein Grundherr war, sondern auch das Buch, sicherte dem Agenten den Sieg. Er richtete sich auf, nahm seine liebenswürdigste Miene an, berührte den Arm von Billot mit einem Lächeln, das sein Gesicht wie durch einen Querschnitt zu teilen schien, und sprach:

Du bist's, der ihn genannt – kennen Sie diesen Vers, mein guter Herr Billot?

Ich kenne keine Verse.

Er ist von Herrn Racine, einem sehr großen Dichter.

Nun, was bedeutet dieser Vers? fragte Billot ungeduldig.

Er bedeutet, daß Sie sich verraten haben.

Ich? Wie dies?

Indem Sie zuerst Herrn Gilbert nannten, dessen Namen wir verschwiegen haben aus Anstandsgefühl.

Das ist wahr, murmelte Billot.

Sie gestehen also?

Ich werde mehr thun.

Oh! mein lieber Herr Billot, Sie sind allzu gütig; was werden Sie thun?

Wenn es dieses Buch ist, was Sie suchen, und wenn ich Ihnen sage, wo Sie es finden können, erwiderte der Pächter mit einer Unruhe, die er nicht völlig verbergen konnte, werden Sie dann aufhören, alles umzukehren?

Der Gefreite gab den zwei Häschern ein Zeichen.

Ganz gewiß, sagte er, da dieses Buch der Gegenstand der Haussuchung ist. Nur werden Sie uns vielleicht ein Exemplar eingestehen, während Sie zehn haben? fügte er mit seiner lächelnden Grimasse bei.

Ich habe nur eines, das schwöre ich Ihnen.

Lieber Herr Billot, sprach der Gefreite; wir sind verpflichtet, die genaueste Nachforschung zu halten. Gedulden Sie sich also noch fünf Minuten; wir sind nur arme Agenten, die Befehle von der Behörde erhalten haben, und Sie werden sich nicht gern dem widersetzen, daß Leute von Ehre, – es gibt in allen Ständen, lieber Herr Billot, – Sie werden sich nicht gern dem widersetzen, daß Leute von Ehre ihre Schuldigkeit thun.

Der schwarze Mann hatte den rechten Ton gefunden. So mußte man mit Billot sprechen. Thun Sie es, aber geschwinde, sagte er.

Und er wandte ihnen den Rücken zu.

Der Gefreite machte ganz sachte die Thüre zu und drehte nicht minder sachte den Schlüssel einmal um. Billot ließ ihn, die Achseln zuckend, gewähren, denn er war sicher, die Thüre an sich ziehen zu können, sobald er wollte.

Der schwarze Mann gab seinerseits den Häschern ein Zeichen und sie gingen ans Geschäft, und in einem Augenblick hatten alle drei, ihre Thätigkeit verdoppelnd, Bücher, Papiere und Wäsche geöffnet, entfaltet, entziffert.

Plötzlich erblickte man hinten in einem geöffneten Schranke ein Kistchen von Eichenholz mit eisernem Beschlag. Der Gefreite fiel darüber her, wie ein Geier über seine Beute. Schon beim Anblick, schon beim Geruch, schon bei der Berührung allein erkannte er ohne Zweifel das, was er suchte, denn rasch verbarg er das Kistchen unter seinem Mantel und bedeutete den zwei Häschern durch ein Zeichen, die Sendung sei erfüllt.

Gerade in diesem Augenblick wurde Billot ungeduldig: er blieb vor seiner geschlossenen Thüre stehen.

Aber ich sage euch, daß ihr es nicht finden werdet, wenn ich euch nicht bezeichne, wo es ist, rief er. Es ist ganz unnötig, alle meine Sachen um nichts und wieder nichts unter einander zu werfen. Was Teufels! ich bin kein Verschwörer! Hört ihr mich? Antwortet, oder beim Gewitter! ich gehe nach Paris und beklage mich dort beim König, bei der Nationalversammlung, bei aller Welt!

In jener Zeit setzte man den König noch vor das Volk.

Ja, mein lieber Herr Billot, wir hören Sie, und wir sind ganz bereit, uns Ihren vortrefflichen Gründen zu fügen. Sagen Sie uns, wo das Buch ist, und sobald wir uns überzeugt haben, daß Sie nur dieses einzige Exemplar besitzen, so werden wir es in Beschlag nehmen, und uns sodann ganz einfach entfernen. Wohl denn! erwiderte Billot, dieses Buch ist in den Händen eines ehrlichen Jungen, dem ich es heute morgen anvertraut habe, um es zu einem Freunde zu bringen.

Und wie heißt dieser ehrliche Junge? fragte mit aller Einfalt der schwarze Mann.

Ange Pitou. Er ist eine arme Waise, die ich aus Barmherzigkeit bei mir aufgenommen habe, und die gar nicht weiß, von was das Buch handelt.

Ich danke, lieber Herr Billot, sprach der Gefreite, indem er die Wäsche wieder in den Schrank warf, und den Schrank über der Wäsche, aber nicht mehr über dem Kistchen schloß. Aber wo ist, wenn es beliebt, dieser liebenswürdige Junge?

Ich glaube ihn bei meiner Rückkehr, bei den Feuerbohnen, unter dem Laube bemerkt zu haben. Gehen Sie, nehmen Sie das Buch, aber thun Sie ihm kein Leid an.

Ein Leid, wir! oh! lieber Herr Billot, Sie kennen uns schlecht! Wir würden keiner Fliege ein Leid anthun.

Und sie rückten gegen den bezeichneten Ort vor. Bei den Feuerbohnen angelangt, gewahrten sie Pitou, den sein großer Wuchs noch furchtbarer erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit es war. Da der Gefreite nun dachte, die zwei Häscher würden, um mit dem jungen Riesen fertig zu werden, seiner Hilfe bedürfen, so machte er seinen Mantel los, wickelte das Kistchen darein und verbarg das Ganze in einer nah gelegenen dunkeln Ecke. Doch Katharine, die an der Thüre horchte, unterschied unbestimmt die Worte: *Buch*, *Doktor* und *Pitou*. Als sie den Sturm, den sie geahnt hatte, losbrechen sah, kam ihr auch der Gedanke, seine Wirkung zu schwächen. Da flüsterte sie Pitou zu, er möge sich als Eigentümer des Buches erklären. Was weiter vorfiel, haben wir bereits gesagt, wir haben gesagt, wie Pitou von dem Gefreiten und seinen Leuten gebunden, geknebelt, und sofort von Katharine, die den Augenblick benützte, wo die Häscher hineingingen, um einen Tisch, und der schwarze Mann, um seinen Mantel und das Kistchen zu holen, in Freiheit gesetzt wurde. Ebenso wie Pitou, über eine Hecke springend, die Flucht ergriff, aber wir haben nicht gesagt, daß der Gefreite als ein Mann von Geist diese Flucht benützte.

In der That, da die dem Gefreiten anvertraute doppelte Sendung vollbracht war, bot die Flucht von Pitou dem schwarzen Mann und seinen zwei Agenten eine vortreffliche Gelegenheit, selbst zu entfliehen.

Der schwarze Mann, obgleich er keine Hoffnung hatte, den Flüchtigen einzuholen, trieb daher seine zwei Häscher durch die Stimme und durch sein Beispiel an, so daß jeder, der sie durch den Klee, das Getreide und die Luzerne hätte fliegen sehen, diese drei Menschen für die erbittertsten Feinde des armen Pitou gehalten haben würde, während sie im Grunde ihres Herzens seine langen Beine segneten.

Doch kaum war Pitou in den Wald eingedrungen, kaum hatten sie dessen Saum erreicht, als sie hinter einem Gebüsch stehen blieben. Wahrend ihres

Laufes waren zwei weitere Agenten zu ihnen gestoßen, die sich in der Umgegend des Pachthofes verborgen hielten und erst in dem Fall, daß ihr Anführer rufen würde, herbeieilen sollten.

Bei meiner Treue, sagte der Gefreite, es ist ein Glück, daß dieser Bursche nicht das Kistchen gehabt hat, statt das Buch zu haben. Wir wären genötigt gewesen, die Post zu nehmen, um ihn zu erwischen. Großer Gott! das ist nicht der Kniebug eines Menschen, sondern eine Hirschsehne.

Ja, sprach einer von den Häschern, doch er hatte das Kistchen nicht, nicht wahr, Herr Pasdeloup Im Gegenteil, es befindet sich in Ihren Händen.

Gewiß, mein Freund, hier ist es, antwortete derjenige, dessen Namen oder vielmehr Zunamen, den man ihm wegen der Leichtigkeit und Schrägheit seines Ganges gegeben, wir zum ersten Mal genannt.

Dann haben wir ein Recht auf die versprochene Belohnung.

Hier ist sie, sagte der Gefreite. Und er zog aus seiner Tasche vier Louisd'or und verteilte sie unter seine vier Agenten, ohne daß er denjenigen, welche handelnd eingegriffen, einen Vorzug vor denen gab, welche bloß gewartet hatten.

Es lebe der Herr Leutnant! riefen die Häscher.

Es ist nicht schlimm zu rufen: Es lebe der Herr Leutnant! sagte Pasdeloup; doch so oft man das thut, muß man es mit Unterscheidung thun. Nicht der Herr Leutnant bezahlt.

Wer denn?

Einer von seinen Freunden, oder eine von seinen Freundinnen, ich weiß nicht genau, welcher oder welche, da die betreffende Person anonym zu bleiben wünscht.

Ich wette, es ist die Person, die das Kistchen erhält.

Rigoulot, mein Freund, ich habe immer behauptet, du seist ein Junge voll Scharfsinn; doch mittlerweile, bis dieser Scharfsinn seine Früchte trägt und

seine Belohnung herbeiführt, wollen wir ausreißen; der verdammte Pächter sieht nicht sehr mild und umgänglich aus, und wenn er wahrnimmt, daß das Kistchen fehlt, könnte er uns alle seine Knechte nachsetzen lassen, und das sind Bursche, die ihren Schuß so richtig thun, als der beste Schweizer von der Garde Seiner Majestät.

Diese Ansicht war wohl die der Majorität, denn die fünf Agenten setzten ihren Marsch unaufhaltsam im Saume des Waldes fort, der sie vor aller Augen verbarg und drei Viertelmeilen von da wieder zur Straße führte.

Die Vorsicht war nicht überflüssig, denn kaum hatte Katharine den schwarzen Mann und die zwei Sergeanten in Verfolgung von Pitou verschwinden sehen, als sie voll Vertrauen zu der Schnellfüßigkeit des Verfolgten, – der, wenn kein Unfall dazwischen trat, seine Verfolger weithin entführen mußte, – die ängstlich lauernden Knechte rief, ihr die Thüre zu öffnen. Die Knechte liefen herbei, und sobald Katharine befreit war, beeilte sie sich, ihren Vater auch in Freiheit zu setzen.

Billot schien zu träumen. Statt aus der Stube zu stürzen, ging er nur mißtrauisch und kehrte von der Thüre mitten in das Zimmer zurück. Es war, als getraute er sich nicht, am Platze zu bleiben, und hätte zugleich bange, seinen Blick auf das von den Agenten gesprengte und geleerte Hausgeräte zu werfen. Und sie haben ihm das Buch genommen, nicht wahr? fragte Billot.

Ja, mein Vater, doch sie haben *ihn* nicht genommen.

Wen, ihn?

Pitou. Er ist entflohen. Und wenn sie ihm immer noch nachlaufen, so müssen sie nun in Cayolles oder in Vauciennes sein.

Desto besser! Armer Junge! ich habe ihm das zugezogen.

Oh! mein Vater, bekümmern sie sich nicht um ihn, und denken wir an uns. Seien Sie unbesorgt, Pitou wird sich schon heraus helfen. Doch, mein Gott! welche Unordnung! Sehen Sie doch meine Mutter!

Oh! mein Weißzeugschrank, rief Frau Billot. Sie haben nicht einmal meinen Weißzeugschrank respektiert. Das sind ruchlose Gesellen!

Sie haben im Weißzeugschrank gesucht! rief Billot.

Und er stürzte auf den Schrank zu, den, wie gesagt, der Sergeant sorgfältig wieder geschlossen hatte, und fuhr mit seinen beiden Armen durch die Haufen umgeworfener Servietten.

Oh! rief er, das ist unmöglich!

Was suchen Sie, mein Vater? fragte Katharine.

Billot schaute in einer Art von Geistesverwirrung umher.

Sieh, ob du es irgendwo findest. Doch nein; in dieser Kommode – nein; in diesem Sekretär auch nicht; übrigens war es da, denn ich hatte es selbst hierher gestellt. Noch gestern habe ich es gesehen. Nicht das Buch suchten diese Elenden, sondern das Kistchen.

Welches Kistchen? fragte Katharine.

Ei! Du weißt es wohl.

Das Kistchen des Doktors Gilbert? sagte Frau Billot, die bei Umständen von hoher Bedeutung schwieg und die andern handeln und sprechen ließ.

Ja, das Kistchen des Doktors Gilbert, rief Billot, indem er die Hände in seine dichten Haare versenkte. Das so kostbare Kistchen!

Sie erschrecken mich, mein Vater, sprach Katharine.

Oh! ich Unglücklicher! rief Billot voll Wut; und ich habe mir das nicht ahnen lassen! ich habe gar nicht an dieses Kistchen gedacht! Oh! was wird der Doktor sagen? was wird er von mir halten? Er muß glauben, ich sei ein Verräter, ein Feiger, ein Elender!

Aber, mein Gott, was enthielt denn das Kistchen, mein Vater?

Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich mich dem Doktor mit meinem Leben dafür verbürgt habe, und daß ich mich hätte müssen töten lassen, um es zu verteidigen, rief Billot.

Und er machte eine so verzweifelte Geberde, daß seine Frau und seine Tochter vor Schrecken zurückwichen.

Mein Gott, mein Gott, werden Sie wahnsinnig, mein Vater? sagte Katharine.

Und sie brach in ein Schluchzen aus.

Antworten Sie mir doch! rief sie, um des Himmels willen, antworten Sie mir doch.

Mein Freund, sprach Frau Billot, antworte doch deiner Frau, antworte doch deiner Tochter.

Mein Pferd, mein Pferd! rief der Pächter; man führe mir mein Pferd vor.

Wohin wollen Sie denn, mein Vater?

Den Doktor benachrichtigen, der Doktor muß Nachricht haben.

Aber wo werden Sie ihn finden?

In Paris. Hast du in dem Brief, den er uns geschrieben, nicht gelesen, er begebe sich nach Paris? Er muß dort sein. Ich gehe nach Paris. Mein Pferd! mein Pferd!

Und Sie verlassen uns so, mein Vater, Sie verlassen uns in einem solchen Augenblick! Sie lassen uns in Angst und Unruhe zurück?

Es muß sein, mein Kind; es muß sein, sagte der Pächter, während er den Kopf seiner Tochter zwischen seine Hände nahm und krampfhaft seinen Lippen näherte. Wenn du je dieses Kistchen verlörest, hat der Doktor zu mir gesagt, oder wenn man es dir vielmehr stehlen würde, brich sogleich auf, komm und benachrichtige mich überall, wo ich auch sein werde; nichts halte dich auf, nicht einmal das Leben eines Menschen.

Herr, was kann denn dieses Kistchen enthalten?

Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß man es mir zur Aufbewahrung übergeben hatte, und daß ich es mir habe nehmen lassen. Ah! hier ist mein Pferd. Durch den Sohn, der im Kollege ist, werde ich wohl erfahren, wo sich der Vater befindet.

Hiernach umarmte der Pächter seine Frau und seine Tochter zum letztenmal, schwang sich auf den Sattel und sprengte querfeldein in der Richtung der Straße nach Paris.

Straße nach Paris.

Kehren wir zu Pitou zurück.

Pitou wurde vorwärts getrieben durch die zwei größten Anstachelungsmittel der Welt: die Furcht und die Liebe.

Die Furcht hatte ihm unmittelbar gesagt:

Du kannst verhaftet oder geschlagen werden, nimm dich in acht, Pitou.

Und das genügte, um ihn wie einen Hirsch laufen zu machen.

Die Liebe hatte ihm durch die Stimme von Katharine gesagt:

Entfliehen Sie geschwinde, mein lieber Pitou.

Die zwei Anstachelungsmittel machten, wie gesagt, daß Pitou nicht lief, sondern flog.

Wie kamen ihm seine langen Beine und seine ungeheuren Kniee, die bei einem Ball so unlieblich erschienen, nun so nützlich auf dem Felde vor, wo sein Herz, von Angst beklommen, drei Pulsschläge in der Sekunde that.

Herr von Charny mit seinen kleinen Füßen, seinen feinen Knieen und seinen symmetrisch an ihren Platz gestellten Beinen wäre sicherlich nicht so gelaufen.

Pitou lief also unaufhaltsam durch das Gehölz, ließ Cayolles zu seiner Rechten, Yvors zu seiner Linken und drehte sich bei jeder Ecke des Waldes, um zu sehen, oder vielmehr, um zu horchen; denn seit langer Zeit sah er nichts mehr, da seine Verfolger durch die Schnelligkeit, von der Pitou eine so glänzende Probe gegeben, gleich von Anfang um tausend Schritte von ihm entfernt waren, eine Entfernung, die jeden Augenblick zunahm.

Es ist wahr, daß sich die Agenten von Pasdeloup, ganz entzückt, ihre Beute in Händen zu haben, nicht im geringsten mehr um Pitou bekümmerten;

doch Pitou wußte das nicht. Ihn verfolgten in seiner Angst noch immer die Schatten der Häscher, obgleich sie in Wirklichkeit schon längst von ihm abgelassen hatten.

Was die schwarzen Männer betrifft, so hatten sie das Selbstvertrauen, welches das Geschöpf träge macht.

Laufe, laufe! sagten sie, indem sie die Hände in ihre Hosentaschen steckten und darin die Belohnung klingen ließen, mit der sie Herr Pasdeloup beehrt hatte: laufe, wir werden dich immerhin finden, wann wir wollen.

Und Pitou lief immer weiter, als ob er die Worte der Agenten von Herrn Pasdeloup hätte hören können.

Als er durch schlaue Kreuzung seiner Laufspuren – wie es die Tiere des Waldes thun, um die Meute von ihrer Fährte abzubringen – seine Fußstapfen in ein so verworrenes Netz verwickelt hatte, daß sich Nimrod selbst nicht ausgekannt haben würde, faßte er plötzlich den Entschluß, nach rechts einen Haken zu machen, um die Straße von Villers-Cotterets nach Paris, ungefähr auf der Höhe der Heide von Gondreville, zu erreichen.

Sobald dieser Entschluß gefaßt war, stürzte er durch das Gehölze, machte einen rechten Winkel und erblickte nach Verlauf von einer Viertelstunde die Landstraße, eingerahmt von ihrem gelben Sandboden und begrenzt von ihren grünen Bäumen.

Eine Stunde nach seinem Abgang vom Pachthofe befand er sich auf dem Pflaster des Königs.

Er hatte ungefähr vier und eine halbe Meile in dieser Stunde gemacht. Das ist alles, was man von einem guten Pferde in scharfem Trab verlangen kann.

Er warf einen Blick rückwärts. Und nirgends zeigte sich was auf dem Wege, nur vor ihm ritten zwei Weiber auf Eseln.

Ein wenig beruhigt durch das, was er sah oder vielmehr nicht sah, machte Pitou einen Purzelbaum auf dem Rasen am Saume des Waldes, trocknete

sich mit dem Aermel sein dickes, ganz rotes Gesicht ab, legte sich auf den frischen Klee und überließ sich der Wollust, in Ruhe zu schwitzen.

Doch die süßen Düfte der Luzerne und des Majorans konnten bei ihm das gesalzene Fleisch der Mutter Billot und das anderthalb Pfund schwere Laibchen schwarzes Brot, das ihm Katharine bei jedem Mahl, d. h. dreimal täglich, zuschied, nicht in Vergessenheit bringen.

Pitou sagte sich philosophisch, Jungfer Katharine sei die freigebigste Prinzessin der Welt, und der Pachthof des Vaters Billot der kostbarste Palast des Weltalls.

Dann sandte er einen sehnsuchtsvollen Blick in die Richtung des glückseligen Pachthofes und seufzte. Er fühlte, wie seine einen Augenblick sehr verworrenen und sehr gestörten Ideen mit dem ruhigen Atem wieder zu ihrer Regelmäßigkeit zurückkehrten.

Warum, sagte er zu sich selbst, warum sind mir so viele außerordentliche Ereignisse in einem so kurzen Zeitraum begegnet? Warum mehr Vorfälle in drei Tagen, als in der ganzen übrigen Zeit meines Lebens? Weil mir von einer Katze geträumt hatte, die Händel mit mir suchte, antwortete er sich.

Und er machte eine Geberde, die besagte, die Quelle seines Unglücks sei ihm hinreichend klar.

Ja, fügte Pitou bei, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, doch das ist keine Logik wie die meines verehrungswürdigen Abbes Fortier. Nicht, weil ich von einer gereizten Katze geträumt habe, begegnen mir alle diese Abenteuer. Der Traum ist den Menschen nur als Warnung gegeben worden.

Darum hat, ich weiß nicht welcher Schriftsteller, gesagt: Du hast geträumt, hüte dich: *cave, somniasti*.

Somniasti? fragte sich Pitou bestürzt. Sollte ich denn abermals einen Barbarismus gemacht haben? Ei! nein, ich habe nur eine Elision gemacht; *somniavisti* hätte ich in grammatikalischer Sprache sagen müssen.

Es ist erstaunlich, fuhr Pitou in Selbstbewunderung fort, wie ich das Lateinische kann, seitdem ich es nicht mehr lerne. Nach dieser Verherrlichung seiner eigenen Person setzte sich Pitou wieder in Marsch.

Pitou ging mit langen Schritten, aber ruhiger. Diese Schritte konnten zwei Meilen in der Stunde zurücklegen.

Infolgedessen hatte Pitou innerhalb zweier Stunden, nachdem er sich wieder in Marsch gesetzt, Manteuil hinter sich und steuerte auf Dammartine zu.

Plötzlich überbrachte ihm sein feines Gehör, das nicht minder geübt war, als das eines wilden Osagen, das Geräusch eines auf dem Pflaster schallenden Hufeisens.

Ho! ho! rief Pitou; und er skandierte den bekannten Vers von Virgil: *Quadru pe dante pu trem soni tu quatit ungula campum*. Und er schaute, doch er sah nichts.

Waren es die Esel, die er in Levignan gelassen und die einen Galopp angeschlagen hatten? Nein, denn das klirrende Eisen erscholl auf dem Pflaster; Pitou aber hatte in Haramont und selbst in Villers-Cotterets nur den Esel der Mutter Sabot gekannt, der beschlagen war, und zwar, weil die Mutter Sabot den Postdienst zwischen Villers-Cotterets und Crespy verrichtete.

Er vergaß daher für den Augenblick das Geräusch, das er gehört hatte, um zu seinen Betrachtungen zurückzukehren.

Wer waren die schwarzen Männer, die ihn über den Doktor Gilbert gefragt, die ihm die Hände gebunden, ihn verfolgt hatten, und die er so weit zurückgelassen?

Woher kamen diese im ganzen Kanton völlig unbekannten schwarzen Männer?

Was hatten sie besonders mit Pitou abzumachen? mit ihm, der sie nie gesehen und folglich auch nicht kannte?

Wie, da er sie gar nicht kannte, war es ihnen möglich, ihn zu kennen? Warum hatte ihn Jungfer Katharine nach Paris gehen heißen, und warum hatte sie ihm, um ihm die Reise zu erleichtern, einen Louisd'or von achtundvierzig Franken gegeben? das heißt zweihundert und vierzig Pfund Brot, das Pfund Brot zu vier Sous gerechnet, also Mittel, um achtzig Tage oder beinahe drei Monate bei einiger Mäßigkeit zu leben?

Vermutete Jungfer Katharine, Pitou könnte oder müsse achtzig Tage vom Pachthause entfernt bleiben?

Pitou bebte plötzlich.

Ho! ho! sagte er; abermals dieses Hufeisen.

Und er richtete sich auf. Diesmal täusche ich mich nicht. Das Geräusch, das ich höre, ist das eines galoppierenden Pferdes, ich will es auf der Steige sehen.

Pitou hatte sein Selbstgespräch noch nicht vollendet, als ein Pferd auf der Höhe eines kleinen Abhanges hinter ihm auf ungefähr vierhundert Schritt erschien.

Die Furcht, die ihn auf einen Augenblick verlassen hatte, ergriff Pitou abermals und gab ihm noch längere und unerschrockenere Beine, als die, von denen er zwei Stunden vorher einen so wunderbaren Gebrauch gemacht, da er sich von einem der Agenten verfolgt glaubte.

Ohne zu überlegen, ohne rückwärts zu schauen, ohne daß er nur seine Flucht zu verhehlen suchte, schwang sich Pitou, auf die Vortrefflichkeit seines stählernen Kniebugs rechnend, mit einem einzigen Satz auf die andere Seite des Grabens, der die Straße begrenzte, und fing an, querfeldein in der Richtung von Ermenonville zu entfliehen. Pitou wußte nicht, was Ermenonville war. Er erblickte nur am Horizont den Gipfel von einigen Bäumen und sagte zu sich selbst:

Wenn ich diese Bäume erreiche, die ohne Zweifel der Saum eines Waldes sind, bin ich gerettet.

Und er eilte gegen Ermenonville.

Diesmal handelte es sich darum, ein Pferd im Laufe zu besiegen. Pitous Füße waren nicht Füße mehr, sondern Flügel. Und das um so mehr, weil Pitou, nachdem er sich ungefähr hundert Schritte querfeldein geflüchtet, im Zurücksehen bemerkt hatte, wie der Reiter sein Pferd den ungeheuern Sprung machen ließ, den er selbst über den Straßengraben gemacht.

Von diesem Augenblicke an gab es für den Flüchtigen keinen Zweifel mehr, daß es der Reiter auf ihn abgesehen habe, und der Flüchtige verdoppelte seine Geschwindigkeit, ohne nur noch den Kopf umzuwenden, weil er hierdurch Zeit zu verlieren fürchtete. Was seinen Lauf nun beschleunigte, war nicht mehr das Geräusch der Hufeisen auf dem Pflaster (denn das Geräusch dämpfte sich im Klee und auf dem Brachfelde); sondern es war etwas wie ein Schrei, der ihn verfolgte, die letzte Silbe seines Namens vom Reiter ausgesprochen, – ein Hu! Hu! welches das Echo seines Zornes zu sein schien und durch die Luft zog, die er durchschnitt.

Doch nach zehn Minuten dieses furchtbaren Laufes fühlte Pitou seine Brust schwer werden, seinen Kopf sich verstopfen. Seine Augen fingen an, in ihren Höhlen zu schwanken. Es kam ihm vor, als erhielten seine Kniee eine beträchtliche Ausdehnung, als füllten sich seine Lenden mit kleinen Steinen. Von Zeit zu Zeit stolperte er in den Furchen, er, der gewöhnlich die Füße beim Laufen so hoch aufhob, daß man alle Nägel an der Sohle seiner Schuhe sah.

Endlich triumphierte das Pferd, das in der Kunst zu laufen erhabener als der Mensch geboren ist, über den zweifüßigen Pitou; und dieser hörte zugleich die Stimme des Reiters nicht mehr: Hu! Hu! sondern: Pitou! Pitou! rufen.

Es war um ihn geschehen: alles war verloren.

Pitou versuchte es indessen, seinen Lauf fortzusetzen; das war eine Art von maschinenmäßiger Bewegung geworden; er ging, durch die repulsive Kraft fortgerissen; plötzlich wichen seine Kniee. Er wankte und fiel, einen großen Seufzer ausstoßend, mit dem Gesicht gegen die Erde nieder.

Zu gleicher Zeit aber, als er niederfiel, fest entschlossen, wenigstens mit seinem Willen nicht mehr aufzustehen, erhielt er einen Peitschenhieb um die Lenden. Ein schwerer Fluch, der ihm nicht fremd war, erscholl, und eine wohlbekannte Stimme rief ihm zu:

Ah! Tölpel, ah! Dummkopf, du hast also geschworen, Cadet krepieren zu machen!

Der Name Cadet setzte der Unentschlossenheit von Pitou ein Ziel.

Ah! rief er, indem er sich halb um sich selbst wandte, so daß er, statt auf dem Bauch zu liegen, auf den Rücken zu liegen kam. Ah! ich höre die Stimme von Herrn Billot.

Es war in der That der Vater Billot. Als sich Pitou von der Identität wohl überzeugt hatte, setzte er sich auf.

Der Pächter hatte seinerseits Cadet, der ganz von Schweiß troff, angehalten.

Ah! lieber Herr Billot, rief Pitou, wie gut sind Sie, daß Sie mir so nachrennen! Ich schwöre Ihnen, daß ich in den Pachthof zurückgekommen wäre, nachdem ich den Doppel-Louisd'or von Jungfer Katharine verzehrt gehabt hätte. Doch da Sie da sind, so nehmen Sie hier Ihren Doppel-Louisd'or wieder, denn im ganzen gehört er doch Ihnen, und lassen Sie uns in den Pachthof zurückkehren.

Tausend Teufel! entgegnete Billot, es handelt sich wohl darum, in den Pachthof zurückzukehren, wo die Mouchards sind.

Die Mouchards! fragte Pitou, der die Bedeutung dieses Wortes, das erst seit kurzer Zeit in das Wörterbuch der Sprache aufgenommen worden war, nicht recht begriff.

Ja, ja, die Mouchards, sagte Billot, die schwarzen Männer, wenn du das besser begreifst.

Ah, die schwarzen Männer! Sie können sich wohl denken, Herr Billot, daß ich nicht zu meinem Vergnügen auf sie gewartet habe.

Bravo! sie sind also zurück.

Ich schmeichle mir damit; doch nach einem Laufe, wie ich ihn vollbracht, ist das, wie mir scheint, das wenigste.

Wenn du deiner Sache gewiß warst, warum bist du dann noch immer geflohen?

Weil ich glaubte, es sei ihr Anführer, der mich, um mit Ehren zu bestehen, zu Pferde verfolge.

Ah! ah! du bist nicht so ungeschickt, als ich dachte. Sobald also der Weg frei ist, auf! auf! nach Dammartine.

Wie! auf, auf?

Ja, erhebe dich und komm mit mir.

Wir gehen also nach Dammartine?

Ja, ich werde ein Pferd beim Gevatter Lefranc nehmen; ich lasse ihm Cadet, der nicht mehr weiter kann, und wir marschieren heute abend bis nach Paris.

Gut, Herr Billot, gut.

Wohl denn! auf! auf!

Pitou strengte sich an, um zu gehorchen.

Ich möchte wohl, lieber Herr Billot, aber ich kann nicht, sagte er.

Du kannst nicht aufstehen?

Nein.

Du hast wohl vorhin den Karpfensprung gemacht?

Oh! vorhin, darüber dürfen Sie sich nicht wundern. Ich hörte Ihre Stimme, und bekam zugleich einen Peitschenhieb auf den Rückgrat. Doch dergleichen Dinge gelingen nur einmal; jetzt bin ich an Ihre Stimme gewöhnt, und was Ihre Peitsche betrifft, so bin ich nun fest überzeugt, daß Sie dieselbe nur noch zur Führung des armen Cadet, der beinahe so heiß hat, als ich, anwenden werden.

Die Logik von Pitou, welche im ganzen genommen keine andre war, als die des Abbes Fortier, überzeugte und rührte beinahe den Pächter.

Ich habe keine Zeit, mich durch dein Schicksal erweichen zu lassen, sagte er zu Pitou; doch strenge dich an und steige auf das Kreuz von Cadet.

Ah! ah, da wird der arme Cadet krepieren!

Bah! in einer halben Stunde sind wir beim Vater Lefranc.

Ei! mein lieber Herr Billot, mir scheint, es ist vollkommen unnütz, daß ich zum Vater Lefranc gehe.

Und warum?

Weil, wenn Sie etwas in Dammartine bedürfen, ich doch nichts dort bedarf.

Ja, aber ich, ich bedarf, daß du nach Paris kommst. In Paris wirst du mir dienen; du hast solide Fäuste, und ich bin fest überzeugt, daß man sich dort demnächst Püffe austeilen wird.

Ah! ah! versetzte Pitou, nicht sehr entzückt über diese Aussicht: Sie glauben?

Und er hißte sich auf Cadet, wobei ihn Billot wie einen Mehlsack an sich zog. Der gute Pächter erreichte die Landstraße wieder und agierte so gut mit dem Zaum, mit den Knieen und mit den Sporen, daß man in weniger als einer halben Stunde, wie er gesagt hatte, in Dammartine war.

Billot war in die Stadt durch ein ihm bekanntes Gäßchen eingeritten. Er gelangte in den Pachthof des Vaters Lefranc, ließ Pitou und Cadet mitten im Hof, lief geradeswegs in die Küche, wo der Vater Lefranc, eben im Begriffe

auszureiten, um eine Runde in den Feldern zu machen, seine Gamaschen zuknöpfte.

Geschwinde, geschwinde, Gevatter, sagte er zu Lefranc, ehe sich dieser von seinem Erstaunen erholt hatte, dein stärkstes Pferd.

Das ist Margot, erwiderte Lefranc; das gute Tier ist gerade gesattelt; ich war im Begriff, aufzusitzen.

Gut also, Margot; nur ist es möglich, daß ich sie zu Tode reite, das sage ich dir zum voraus.

Ah! Margot zu Tode reiten, und warum dies? frage ich dich.

Weil ich heute abend in Paris sein muß, sagte Billot mit düsterer Miene.

Und er machte Lefranc eine äußerst bezeichnende Freimaurergeberde.

Dann reite Margot zu Tode, sprach der Vater Lefranc, du wirst mir Cadet geben.

Abgemacht.

Ein Glas Wein?

Zwei.

Doch du bist nicht allein, wie mir scheint?

Nein, ich habe einen braven Burschen bei mir, den ich mit mir nehme; er ist so abgemattet, daß er nicht die Kraft gehabt hat, bis hierher zu kommen; laß ihm etwas geben.

Sogleich, sogleich, sagte der Pächter. In zehn Minuten hatten die zwei Freunde jeder seine Flasche Wein getrunken, und Pitou hatte einen zweipfündigen Laib Brot und ein halbes Pfund Speck verschlungen. Wahrend er aß, rieb ihn ein Knecht vom Pachthof, ein guter Teufel, mit einer Handvoll frischer Luzerne, wie er es mit einem Lieblingspferde gemacht hätte.

So gerieben, so erquickt, verschluckte Pitou auch ein Glas Wein von einer dritten Flasche, die mit um so größerer Schnelligkeit geleert wurde, als, wie gesagt, Pitou daran teil nahm, wonach Billot Margot bestieg und Pitou, steif wie ein Stück Holz, auf das Kreuz gesetzt wurde.

Vom Sporne angetrieben, trabte das gute Tier bald unter der doppelten Last mutig gen Paris, wobei es ohne Unterlaß mit seinem kräftigen Schweif nach den Fliegen jagte, dem armen Pitou den staubigen Rücken ausklopfte und von Zeit zu Zeit mit der dicken Rute aus Roßhaar auch an seine dünnen, wegen schlecht aufgezogener Strümpfe schutzlosen Waden schlug.

Was in Paris vorging.

Von Dammartine nach Paris sind es noch acht Meilen. Die vier ersten legte man ziemlich leicht zurück; doch von Bourget an wurden die Beine von Margot, obgleich durch die langen Beine von Pitou angetrieben, am Ende steif.

Als man nach La Villete kam, glaubte Billot in der Nähe von Paris eine große Flamme zu erschauen.

Er machte Pitou auf den rötlichen Schein aufmerksam, der am Horizont aufstieg.

Sie sehen also nicht, sagte Pitou, daß das Truppen sind, die biwakieren und Feuer angezündet haben?

In der That, indem er aufmerksam zu seiner Rechten schaute, sah der Vater Billot die Ebene von Saint-Denis besät mit schwarzen Abteilungen, die schweigsam, Infanterie und Kavallerie, in der Finsternis marschierten.

Ihre Waffen glänzten zuweilen in den bleichen Strahlen der Sterne. Pitou, der durch seine nächtlichen Wanderungen in der Dunkelheit zu sehen gewöhnt war, zeigte sogar seinem Herrn mitten auf dem feuchten Felde Kanonen, die bis zur Hälfte der Räder im Kot versunken waren.

Ho! ho! sagte Billot, es giebt also neues dort? Beeilen wir uns, Junge, beeilen wir uns.

Ja, ja, es giebt Feuer dort, erwiderte Pitou, der sich auf dem Kreuze von Margot erhoben hatte. Sehen sie, sehen Sie die Funken!

Margot blieb stehen. Billot sprang von ihrem Rücken auf das Pflaster und trat zu einer Gruppe blau und gelber Soldaten, die unter den Bäumen an der Straße biwakierten.

Kameraden, fragte er sie, könnt Ihr mir wohl sagen, was es neues in Paris giebt?

Doch die Soldaten beschränkten sich darauf, daß sie ihm durch einige Flüche in deutscher Sprache antworteten.

Was Teufel sagen sie? fragte Billot Pitou.

Pitou antwortete mit gewaltigem Zittern: Lieber Herr Billot, ich kann Sie bloß versichern, daß es nicht lateinisch ist, was sie reden.

Billot dachte nach und schaute.

Ich Dummkopf, der ich bin, daß ich mich an Kaiserliche wende, rief er.

Und in seiner Neugierde blieb er unbeweglich mitten auf der Straße.

Ein Offizier kam auf ihn zu.

Ziehen Sie Ihres Weges, sagte er, und zwar geschwinde.

Verzeihen Sie, Kapitän, erwiderte Billot, ich gehe nach Paris.

Nun?

Und da ich Sie quer auf dem Wege sehe, so befürchte ich, daß man nicht bis zu den Barrieren passiert.

Man passiert.

Billot stieg wieder zu Pferde und passierte wirklich; aber nur, um unter die Husaren von Bercheny zu geraten, die La Villette versperrten. Diesmal hatte er es mit Landsleuten zu thun, und er fragte daher mit besserem Erfolg.

Mein Herr, sagte er, was giebt es denn neues in Paris?

Eure wütenden Pariser, antwortete ein Husar, wollen ihren Necker haben, und sie schießen auf uns, als ob das uns anginge.

Necker haben! rief Billot, Sie haben ihn also verloren?

Gewiß, da ihn der König abgesetzt hat.

Der König hat Herrn Necker abgesetzt? sprach Billot mit dem Erstaunen eines Adepten, der über Ruchlosigkeit schreit; der König hat diesen großen Mann abgesetzt?

Oh, mein Gott, ja, mein Braver; dieser große Mann ist sogar schon unterwegs nach Brüssel.

Wohl! dann werden wir lachen, rief Billot mit einer furchtbaren Stimme, ohne sich um die Gefahr zu bekümmern, die er dadurch lief, daß er mitten unter zwölf bis fünfzehnhundert royalistischen Säbeln sich als Aufrührer gebärdete.

Und er bestieg abermals Margots Rücken und trieb sie mit grausamen Fersenstößen bis zur Barriere.

Während er immer weiter ritt, sah er den Brand um sich greifen und sich röten; eine lange Feuersäule stieg von der Barriere zum Himmel auf. Die Barriere selbst brannte.

Eine brüllende, wütende Menge, vermischt mit Weibern, die ihrer Gewohnheit gemäß lauter drohten und schrieen als die Männer, schürte die Flamme mit Trümmern von Zimmerwerk, Hausgeräte und Effekten des Octroieinnehmers.

Auf der Straße schauten die ungarischen und deutschen Regimenter, das Gewehr bei Fuß, der Verwüstung zu und verzogen keine Miene.

Billot hielt nicht bei diesem Flammenwall an. Er trieb Margot durch den Brand. Margot setzte mutig über die weißglühende Barriere; doch jenseits der Barriere mußte Billot vor einer dichtgedrängten Volksmenge anhalten, die aus dem Mittelpunkte der Stadt in die Vorstädte zurückströmte, wobei die einen sangen, die andern: Zu den Waffen! riefen.

Billot hatte das Aussehen von dem, was er war, nämlich von einem guten Pächter, der in seinen Geschäften nach Paris kommt. Er schrie, vielleicht ein wenig zu laut: Platz! Platz! Doch Pitou wiederholte so artig hinter ihm: Platz, wenn's beliebt! Platz! daß der eine den andern verbesserte. Niemand hatte ein Interesse dabei, Billot zu verhindern, zu seinen Geschäften zu gehen: man ließ ihn vorüber.

Margot hatte ihre Kräfte wiedergefunden! das Feuer hatte ihr die Haare versengt: all dieses ungewöhnliche Geschrei ängstigte sie. Billot war nun genötigt, ihre letzte Anstrengung zu zügeln, denn er befürchtete, die zahlreichen, vor den Thoren zusammengescharten Neugierigen niederzureiten.

Billot rückte immerhin vor, indem er Margot, bald rechts, bald wieder links lenkte, bis zum Boulevard.

Es defilierte eben ein Zug, der von der Bastille kam und nach dem Garde-Meubles marschierte. Dieser Zug versperrte den Boulevard und folgte einer Bahre, auf der zwei Büsten getragen wurden: die eine durch einen Flor verschleiert, die andere mit Blumen bekränzt.

Die durch einen Flor verschleierte Büste war die Büste von Necker, dem nicht in Ungnade gefallenen, aber entlassenen Minister; die andere war die Büste des Herzogs von Orleans, der bei Hofe für den Finanzmann von Genf offen Partei genommen hatte.

Billot erkundigte sich, was diese Prozession bedeute. Man sagte ihm, es sei eine Herrn Necker und seinem Verteidiger, dem Herrn Herzog von Orleans, vom Volke dargebrachte Huldigung.

Billot war in einer Gegend geboren, wo man den Namen des Herzogs von Orleans seit anderhalb Jahrhunderten verehrte. Billot gehörte zur philosophischen Sekte und betrachtete folglich Necker nicht nur als einen großen Minister, sondern auch als einen Apostel der Menschheit. Das war mehr, als es brauchte, um Billot zu begeistern. Er sprang von seinem Pferde, ohne genau zu wissen, was er that, und schrie: Es lebe der Herzog von Orleans! es lebe Necker! und mischte sich unter die Menge.

Hat man sich einmal unter die Menge gemischt, so verschwindet die individuelle Freiheit. Billot war es übrigens um so leichter, sich fortreißen zu lassen, als er vielmehr an der Spitze, als an dem Schweife der Bewegung ging.

Der Zug rief aus vollem Halse: Es lebe Necker! Keine fremden Truppen mehr! Nieder mit den fremden Truppen!

Billot vermischte seine mächtige Stimme mit allen diesen Stimmen,

Ein Vorzug, welcher es auch sein mag, wird immer vom Volke geschätzt. Der Pariser der Vorstädte mit der schwächlichen, heiseren, durch die Entkräftung geschwächten, oder durch den Wein zerfressenen Stimme würdigte die frische, reine, klangreiche Stimme von Billot und machte ihm Platz, so daß Billot, ohne zu sehr gepufft, mit den Ellbogen gestoßen, des Atems beraubt zu werden, bis zu der Bahre gelangte.

Nach Verlauf von zehn Minuten trat ihm einer von den Trägern, dessen Enthusiasmus seine Kräfte überstieg, seinen Platz ab.

Billot hatte, wie man sieht, rasch seinen Weg gemacht.

Am Tage vorher noch einfacher Verbreiter der Broschüre des Doktors Gilbert, war er am andern Abend eines der Werkzeuge des Triumphes von Necker und vom Herzog von Orleans.

Doch kaum zu diesem Posten gelangt, durchzuckte ein Gedanke seinen Geist. Was war aus Pitou, was war aus Margot geworden?

Während er seine Bahre trug, wandte Billot seinen Kopf um und sah beim Scheine der Fackeln, die den Zug begleiteten und erhellten, beim Schimmer der Lämpchen, die alle diese Fenster beleuchteten, mitten im Zuge eine Art von wandernder Erhöhung, gebildet von fünf bis sechs gestikulierenden und schreienden Menschen.

Unter diesen Gestikulationen und unter diesem Geschrei war die Stimme von Pitou leicht zu unterscheiden, ließen sich seine langen Arme leicht erkennen.

Pitou that, was er konnte, um Margot zu verteidigen, aber trotz seiner Anstrengung war Margot gleichsam im Sturme genommen worden. Margot trug nicht mehr Pitou und Billot, schon eine ehrenwerte Last für das arme Tier.

Margot trug alles, was auf ihrem Rücken, auf ihrem Kreuz, auf ihrem Hals und auf ihrem Widerrist Platz hatte finden können.

Margot glich in der Nacht, die durch die Phantasie alle Gegenstände vergrößert, einem mit Schützen, die auf eine Tigerjagd ausziehen, beladenen Elephanten.

Auf dem breiten Rückgrat von Margot hockten fünf bis sechs Besessene und schrieen: Es lebe Necker! es lebe der Herzog von Orleans! nieder mit den Fremden! Worauf Pitou erwiderte: Ihr werdet Margot erdrücken! Die Trunkenheit war allgemein. Billot halte einen Augenblick den Gedanken, Pitou und Margot Hilfe zu bringen; doch hielt ihn die Furcht wieder davon ab, er könnte, wenn er nur eine Minute auf die von ihm eroberte Ehre, eine von den Stangen der Bahre zu tragen, verzichtete, den Platz an seiner Stange verlieren. Dann dachte er, daß durch den mit dem Vater Lefranc abgeschlossenen Tausch von Cadet gegen Margot, Margot ihm gehörte, und daß, sollte Margot Unglück widerfahren, dies nur eine Sache von drei- bis vierhundert Livres wäre, und daß er, Billot, reich genug sei, um dem Vaterland drei- bis vierhundert Livres zum Opfer zu bringen.

Mittlerweile marschierte der Zug immer weiter; er hatte eine schräge Richtung angenommen und war von der Rue Montmartre bis zur Place des Victoires hinabgegangen. Als man zum Palais Royal kam, fand man eine

große Zusammenscharung, die den Weg völlig versperrte. Ein Haufen Menschen mit grünen Blättern am Hut schrie: Zu den Waffen!

Man mußte sich erst erkundigen, waren die Menschen, welche die Rue Vivienne versperrten, Freunde oder Feinde? Grün war die Farbe des Grafen d'Artois. Warum die grünen Kokarden?

Nach einer kurzen Verhandlung erklärte sich alles.

Als man die Entlassung Neckers erfuhr, war ein junger Mann aus dem Kaffee Foy herausgetreten, auf einen Tisch gestiegen und hatte, eine Pistole zeigend, gerufen: Zu den Waffen!

Bei diesem Rufe hatten sich alle Spaziergänger des Palais um ihn versammelt und geschrieen: Zu den Waffen.

Alle fremden Regimenter waren, wie gesagt, um Paris zusammengeschart. Man hatte glauben sollen, es wäre eine österreichische Invasion; die Namen dieser Regimenter klangen entsetzlich für französische Ohren. Sie hießen: Reynac, Salis Samade, Diesbach, Esterhazy, Römer; man brauchte sie nur zu nennen, um der Menge begreiflich zu machen, man spreche feindliche Namen aus. Der junge Mann nannte sie und verkündigte, Schweizer seien auf den Champs-Elysees mit vier Kanonen gelagert und müssen an demselben Abend im Gefolge der Dragoner des Prinzen von Lambesq in Paris einziehen. Er schlug eine neue Kokarde vor, die nicht die ihrige wäre, riß ein Blatt von einem Kastanienbaume und steckte es auf seinen Hut. In demselben Augenblick ahmten ihm alle Anwesenden nach, und in zehn Minuten hatten dreitausend Personen die Bäume des Palais Royal geplündert.

Am Morgen war der Name des jungen Mannes unbekannt, am Abend war er in aller Mund.

Der Name des jungen Mannes war Camille Desmoulins.

Man begrüßte sich, man schloß Brüderschaft, man umarmte sich. Dann marschierte der Zug weiter.

Während des kurzen Haltes, den man gemacht, hatten die Neugierigen, die nichts sehen konnten, selbst wenn sie sich auf den Fußspitzen erhoben, Margot mit einer neuen Last an seinem Zaum, an seinem Sattel, an seinem Schwanzriemen, an seinen Steigbügeln so sehr überbürdet, daß das arme Tier in dem Augenblick, wo es sich wieder in Marsch setzen sollte, buchstäblich unter dem übermäßigen Gewicht zusammensank.

An der Ecke der Rue Richelieu schaute Billot zurück; Margot war verschwunden.

Er stieß, dem Andenken des unglücklichen Tieres gewidmet, einen Seufzer aus. Dann raffte er die Kräfte seiner Stimme zusammen und rief dreimal Pitou, wie es die Römer bei den Leichenbegängnissen ihrer Verwandten thaten; es war ihm, als hörte er aus dem Schoße der Menge eine Stimme hervordringen, die auf die seinige antwortete. Doch diese Stimme ging in dem verworrenen Geschrei verloren, das halb in Drohungen, halb in Beifallsrufen zum Himmel emporstieg.

Der Zug marschierte weiter.

Alle Läden waren geschlossen; doch alle Fenster geöffnet, und aus allen Fenstern kamen Ermutigungen und fielen voll Berauschung auf die Umhergehenden.

So erreichte man die Place Vendôme. Doch hier wurde der Zug durch ein unvorhergesehenes Hindernis aufgehalten.

Jenen Baumstämmen ähnlich, die, von einem ausgetretenen Flusse fortgewälzt, auf einen Brückenpfeiler stoßen und gegen die Trümmer, die ihnen folgen, zurückspringen, fand das Volksheer eine Abteilung von Royal-Allemand auf der Place Vendôme.

Die fremden Soldaten waren Dragoner, die, als sie die durch die Straße Saint-Honoré steigende Volksmasse sahen, die nun gegen die Place Vendôme auszuströmen anfing, ihren Pferden, die durch einen Halt von fünf Stunden ungeduldig geworden, die Zügel schießen ließen und gegen das Volk ansprengten.

Die Träger der Bahre bekamen den ersten Stoß und wurden unter der Last niedergeworfen. Ein Savoyard, der vor Billot ging, stand zuerst wieder auf, ergriff das Bildnis des Herzogs von Orleans, befestigte es auf dem Ende eines Stockes, hob es über seinen Kopf empor und schrie: Es lebe der Herzog von Orleans! den er nie gesehen, oder: Es lebe Necker! den er nicht kannte.

Villot wollte dasselbe mit der Büste von Necker thun, doch war man ihm zuvorgekommen. Ein junger Mann von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, elegant genug gekleidet, um den Namen eines Muscadin zu verdienen, war der Büste mit den Augen gefolgt, was für ihn viel leichter, als für Billot war, der sie trug, und hatte sich auf dieselbe gestürzt, sobald sie den Boden berührte.

Der Pächter suchte daher vergebens auf der Erde; die Büste von Necker steckte schon an der Spitze einer Art von Pike und versammelte, neben derjenigen des Herzogs von Orleans getragen, einen großen Teil des Zuges um sich.

Plötzlich beleuchtet ein Feuerschein den Platz. In demselben Augenblick vernimmt man ein Gekrache, Kugeln pfeifen; etwas Schweres schlagt Billot vor die Stirne; er fällt; im ersten Augenblick hält sich Billot für tödlich getroffen.

Doch da ihn das Bewußtsein nicht verlassen hat, da ihm, abgesehen von einem heftigen Schmerz am Kopfe, durchaus nichts wehe thut, so begreift Billot, daß er höchstens verwundet ist; fährt mit der Hand an die Stirne, um sich der Bedeutung seiner Wunde zu versichern, und bemerkt zugleich, daß er nur eine Quetschung am Kopfe hat, und daß seine Hände von Blut gerötet sind.

Dem jungen Manne mit den schönen Kleidern, der Billot voranging, hatte eine Kugel die Brust in der Mitte durchbohrt. Er war tot. Dieses Blut, es war das seinige. Der Schlag, den Villot empfunden hatte, war die Büste von Necker, die ihm, ihre Stütze verlierend, auf den Kopf gefallen war. Billot stößt einen Schrei aus, halb vor Wut, halb vor Schrecken.

Er tritt von dem jungen Manne zurück, der sich in den Konvulsionen des Todeskampfes zerarbeitet. Diejenigen, welche ihn umgeben, treten, wie er, zurück, und von der Menge wiederholt, verlängert sich der Schrei, den er ausgestoßen, wie ein Leichenecho in den letzten Gruppen der Rue Saint-Honoré.

Dieser Schrei ist ein neuer Aufruhr; man vernimmt ein zweites Krachen, und alsbald bezeichnen tiefe, in die Masse gegrabene Löcher den Durchzug des Geschosses.

Die Büste, deren ganzes Gesicht mit Blut befleckt ist, aufraffen, sie über seinen Kopf erheben, mit seiner männlichen Stimme Einsprache thun, auf die Gefahr hin, sich töten zu lassen gleich dem schönen jungen Mann, dessen Körper zu seinen Füßen liegt, daß ist es, was die Entrüstung Billot eingießt, und was er im ersten Augenblicke seines Enthusiasmus thut.

Doch bald legt sich eine breite, kräftige Hand auf die Schulter des Pächters und drückt dergestalt darauf, daß er genötigt ist, sich unter dem Gewichte zu biegen. Der Pächter will sich dem Druck entziehen, eine andere Hand, nicht minder schwer als die erste, fällt auf seine andere Schulter. Er dreht sich entrüstet um, um zu schauen, mit was für einem Gegner er es zu thun habe.

Pitou? ruft er.

Ja, ja, antwortet Pitou, bücken Sie sich ein wenig und Sie werden sehen.

Und er verdoppelt seine Anstrengung, bis es ihm gelingt, den widerspenstigen Pächter neben sich niederzudrücken.

Kaum hat er ihm das Gesicht gegen die Erde gedrückt, da ertönt eine zweite Salve. Der Savoyard, der die Büste des Herzogs von Orleans trägt, bückt sich auch, von einer Kugel in den Schenkel getroffen.

Dann hört man das Aufschlagen der Hufeisen auf dem Pflaster. Die Dragoner greifen zum zweiten Mal an; ein Pferd mit zerzauster Mähne und wütend, rennt über den unglücklichen Savoyarden, und er fühlt die kalte Spitze einer Lanze in seine Brust eindringen. Er fällt auf Billot und Pitou.

Der Sturm zieht, Schrecken und Tod verbreitend, weiter und weiter bis in die Tiefe der Straße! Die Leichname allein bleiben auf dem Pflaster. Alles flieht durch die anliegenden Gassen. Die Fenster schließen sich. Eine Todesstille folgt auf die Rufe der Begeisterung und auf das Geschrei des Zorns.

Billot wartete einen Augenblick, immer noch durch den klugen Pitou niedergehalten. Als er dann fühlte, daß die Gefahr sich mit dem Lärmen entfernte, erhob er sich auf ein Knie, während Pitou, nach Art der Hafen im Lager, nicht den Kopf aufzurichten, sondern das Ohr zu spitzen anfing.

Nun, Herr Billot, fügte Pitou, ich glaube, Sie haben wahr gesprochen, wir sind im rechten Augenblick angekommen.

Auf, hilf mir!

Wozu? zu entfliehen?

Nein; der junge Muscadin ist tot, doch der arme Savoyard ist, wie ich denke, nur ohnmächtig. Hilf mir ihn auf meinen Rücken laden, wir können ihn nicht hier lassen, daß ihm die verdammten Deutschen den Rest geben.

Billot sprach eine Sprache, die Pitou gerade zum Herzen ging. Er fand nichts zu antworten und konnte nur gehorchen. Darum nahm er den Körper des ohnmächtigen, blutenden Savoyarden, lud ihn, wie er es mit einem Sacke gethan hätte, auf die Schulter des kräftigen Pächters, und dieser schlug, als er die Rue Saint-Honore frei und scheinbar verlassen sah, mit Pitou den Weg nach dem Palais-Royal ein.

Die Nacht vom 12. auf den 13. Juli.

Die Straße war anfangs Billot und Pitou leer und verlassen vorgekommen, weil sich die Dragoner, in Verfolgung der Masse der Flüchtigen begriffen, in den Rues Louis-le-Grand und Gaillon verbreitet hatten, als aber Billot, instinktartig und mit halber Stimme das Wort Rache brummend, dem Palais-Royal näher kam, erschienen Menschen an den Straßenecken, in den Öffnungen der Gänge, auf der Schwelle der Thorwege; sie schauten anfangs

stumm und erschrocken umher, versicherten sich der Abwesenheit der Dragoner, schlossen sich dann diesem Leichenzuge an, und wiederholten zuerst mit halber Stimme, dann laut, und endlich mit gewaltigem Geschrei das Wort: Rache! Rache!

Pitou ging, die schwarze Mütze des Savoyarden in der Hand, hinter dem Pächter.

Sie kamen so, eine unheimliche, traurige Prozession, auf den Platz des Palais-Royal, wo ein ganzes, vor Zorn trunkenes Volk beratschlagte und die Unterstützung der französischen Soldaten gegen die fremden forderte.

Was für Menschen in Uniform sind das? fragte Billot, als er vor die Fronte einer Kompagnie kam, die, das Gewehr bei Fuß, den Platz des Palais-Royal vom großen Thore des Schlosses bis zur Rue de Chartres versperrt hielt.

Es sind französische Garden, riefen mehrere Stimmen.

Ah! sagte Billot, indem er näher auf sie zutrat und den Soldaten den Körper des Savoyarden zeigte, der nur noch eine Leiche war. Ah! ihr seit Franzosen, und laßt uns durch Deutsche erwürgen!

Die französischen Garden machten unwillkürlich eine Bewegung rückwärts.

Tot! murmelten einige Stimmen in den Reihen.

Ja, tot, ermordet, er und viele andere.

Und durch wen?

Durch die Dragoner von Royal-Allemand. Habt ihr denn das Geschrei, die Schüsse, den Galopp der Pferde nicht gehört?

Doch! doch! riefen zwei- bis dreihundert Stimmen; man ermordete das Volk auf der Place Vendôme.

Und ihr seid vom Volk, tausend Götter! rief Billot den Soldaten zu. Es ist also eine Feigheit von euch, daß ihr eure Brüder ermorden laßt!

Eine Feigheit! murmelten einige drohende Stimmen in den Reihen.

Ja ... eine Feigheit! ich habe es gesagt und wiederhole es. Ah, fuhr Billot fort, indem er drei Schritte gegen den Punkt machte, woher die Drohungen gekommen waren, werdet ihr mich nicht töten, um zu beweisen, daß ihr keine Feige seid?

Es ist gut ... es ist gut, sagte einer von den Soldaten; Sie sind ein Braver, mein Freund; doch Sie sind Bürger und können thun, was Sie wollen; aber der Militär ist Soldat und hat einen Befehl.

Somit, rief Billot, wenn ihr den Befehl bekämet, auf uns, das heißt, auf Unbewaffnete, zu schießen, so würdet ihr schießen, die Nachfolger der Männer von Fontenoi!

Ich, ich weiß wohl, daß ich nicht feuern würde, rief eine Stimme in den Reihen.

Ich auch nicht, ich auch nicht, wiederholten hundert Stimmen.

So verhindert also die andern, auf uns zu schießen. Uns durch die Deutschen ermorden lassen, ist gerade, als ob ihr uns selbst ermorden würdet.

Die Dragoner! die Dragoner! schrieen mehrere Stimmen, während zugleich die Menge, zurückgedrängt und durch die Rue Richelieu fliehend, auf den Platz auszuströmen anfing.

Und man hörte noch in der Ferne, aber näher kommend, den Galopp einer schweren Kavallerie auf dem Platze schallen.

Zu den Waffen! zu den Waffen! schrieen die Flüchtigen.

Tausend Götter! sagte Billot, während er den Körper des Savonarden, den er bis jetzt noch nicht losgelassen, auf den Boden warf; gebt uns wenigstens eure Gewehre, wenn ihr euch derselben nicht bedienen wollt.

Doch, doch, tausend Donner! wir wollen uns derselben bedienen, sagte der Soldat, an den sich Billot gewendet, während er aus den Händen des

Pächters sein Gewehr losmachte, das der andere schon gepackt hatte. Auf, auf, ergreift die Patronen, und wenn die Österreicher etwas zu diesen braven Leuten sagen, so werden wir sehen.

Ja, ja, wir werden sehen, schrieen die Soldaten, und sie griffen mit der Hand an die Patrontasche, um Patronen herauszuholen.

Oh! Donner! rief Billot, mit dem Fuße stampfend, daß ich mein Jagdgewehr nicht mitgenommen habe! Doch es wird wohl einer von diesen österreichischen Schuften getötet werden, dem nehme ich seine Muskete.

Mittlerweile, sagte eine Stimme, nehmen Sie diese Büchse, sie ist geladen.

Und zugleich schob ein unbekannter Mann Billot eine reiche Büchse in die Hände.

Gerade in diesem Augenblicke mündeten die Dragoner, alles, was sich vor ihnen fand, niederwerfend und niedersäbelnd, auf den Platz aus.

Der Offizier, der die französischen Garden kommandierte, machte vier Schritte vorwärts.

Holla! meine Herren Dragoner, halt da, wenn's beliebt! rief er.

Sei es nun, daß die Dragoner nicht hörten, sei es, daß sie nicht hören wollten, sei es, daß sie durch einen zu stürmischen Lauf fortgerissen wurden, um anzuhalten, sie schwenkten rechts auf den Platz ein und warfen eine Frau und einen Greis nieder, die unter den Füßen der Pferde verschwanden.

Feuer also, Feuer! rief Billot.

Billot war ganz nahe bei dem Offizier, und man konnte glauben, der Offizier selbst rufe. Die französischen Garden schlugen an und machten ein Rottenfeuer, worauf die Dragoner rasch anhielten.

Ei! meine Herren Garden, sagte ein deutscher Offizier, der vor die Front der in Unordnung gebrachten Schwadron ritt, wissen Sie, daß Sie auf uns feuern?

Bei Gott! ob wir das wissen! rief Billot.

Und er schoß den Offizier vom Pferde.

Da gaben die französischen Garden eine zweite Salve, und die Deutschen, als sie sahen, daß sie es diesmal nicht mit Bürgern, die beim ersten Säbelhieb entflohen, sondern mit Soldaten zu thun hatten, die sie festen Fußes erwarteten, kehlten um und erreichten die Place Vendôme wieder unter einem so furchtbaren Ausbruch von Bravos und Triumphgeschrei, daß viele Pferde durchgingen und sich die Hirnschale an den geschlossenen Fensterläden zerschmetterten.

Es leben die französischen Garden! rief das Volk.

Es leben die Soldaten des Vaterlandes! rief Billot.

Wir danken, antworteten diese, wir haben das Feuer gesehen und sind nun getauft.

Und ich habe das Feuer auch gesehen, sagte Pitou.

Nun? fragte Billot.

Nun! ich finde es nicht so erschrecklich, als ich es mir vorstellte. Wem gehört nun das Gewehr? sagte Billot, der die Büchse zu untersuchen Zeit gehabt und in derselben eine Waffe von großem Wert erkannt hatte.

Meinem Herrn, erwiderte dieselbe Stimme, die schon einmal hinter ihm gesprochen. Doch mein Herr findet, Sie bedienen sich desselben zu gut, um es von Ihnen zurückzunehmen.

Billot wandte sich um und erblickte einen Piqueur in der Livree des Herzogs von Orleans.

Und wo ist dein Herr? fragte er.

Der Piqueur deutete auf eine halb geöffnete Jalousie, hinter der der Prinz alles, was vorgefallen war, gesehen hatte.

Er ist also mit uns, dein Herr? fragte Billot.

Mit Herz und Seele beim Volk, erwiderte der Piqueur.

Dann noch einmal: Es lebe der Herzog von Orleans! rief Billot: Freunde, der Herzog von Orleans ist für uns; es lebe der Herzog von Orleans!

Und er deutete auf den Laden, hinter dem der Prinz stand.

Der Laden wurde ganz geöffnet, und der Herzog von Orleans verbeugte sich dreimal.

Dann schloß sich der Laden wieder.

So kurz die Erscheinung gewesen war, sie hatte die Begeisterung auf den höchsten Grad gesteigert.

Es lebe der Herzog von Orleans! schrieen zwei- bis dreitausend Stimmen.

Brechen wir die Buden der Waffenschmiede auf, sagte eine Stimme in der Mitte.

Laufen wir ins Invalidenhaus! riefen einige alte Soldaten. Sombreuil hat zwanzigtausend Gewehre.

Ins Invalidenhaus!

Ins Stadthaus! riefen mehrere Stimmen; der Stadtvogt Flesselles hat den Schlüssel zum Waffendepot der Garden, er wird sie uns geben.

Ins Stadthaus! wiederholte ein Teil der Anwesenden.

Und alle Welt lief in den drei Richtungen weg, die bezeichnet worden waren.

Mittlerweile hatten sich die Dragoner wieder um den Baron Bezenval und den Prinzen von Lambesq auf der Place Louis XV. gesammelt. Das wußten Billot und Pitou nicht; sie waren keinem von den drei Haufen gefolgt und befanden sich beinahe allein auf dem Platze des Palais-Royal.

Nun; lieber Herr Billot, wohin gehen wir, wenn ich fragen darf? sagte Pitou.

Ei! ich hätte große Lust, diesen braven Leuten zu folgen, nicht zu den Waffenschmieden, da ich eine so schöne Büchse habe, sondern nach dem Stadthause, oder ins Invalidenhaus. Insofern ich aber nach Paris gekommen bin, nicht um mich zu schlagen, sondern um die Adresse von Herrn Gilbert zu erfahren, so müßte ich, wie mir scheint, in das College Louis-le-Grand gehen, wo sein Sohn ist, mit dem Vorbehalt, wenn ich den Doktor gesehen habe, mich wieder in diesen ganzen Wirrwarr zu stürzen. Und die Augen des Pächters schleuderten Blitze.

Zuerst in das College Louis-le-Grand zu gehen, kommt mir logisch vor, da wir zu diesem Ende nach Paris gekommen sind, sprach Pitou pathetisch.

Nimm also einen Musketon, einen Säbel, irgend eine Waffe von einem der Faulenzer, die dort liegen, sagte Billot, auf einen der fünf bis sechs auf der Erde ausgestreckten Dragoner deutend, und laß uns nach dem College Louis-le-Grand gehen.

Aber diese Waffen, entgegnete Pitou zögernd, gehören nicht mir.

Wem gehören sie denn? fragte Villot.

Sie gehören dem König.

Sie gehören dem Volk, sagte Billot.

Stark durch das Gutheißen des Pächters, den er als einen Mann kannte, der seinen Nachbar nicht um ein Hirsenkörnchen hätte benachteiligen wollen, näherte sich Pitou mit allen Arten von Vorsichtsmaßregeln dem Dragoner, der ihm am nächsten lag, und nahm ihm, nachdem er sich versichert hatte, daß er wirklich tot war, seinen Säbel, seinen Musketon und seine Patrontasche.

Pitou hatte große Lust, ihm auch seinen Helm zu nehmen. nur wußte er nicht, ob das, was der Vater Billot von den Angriffswaffen gesagt hatte, sich auch auf die Verteidigungswaffen erstreckte.

Doch während er sich bewaffnete, horchte Pitou nach der Place Vendôme hin.

Ho! ho! sagte er, mir scheint, Royal-Allemand kommt zurück.

Man hörte in der That das Geräusch eines Reiterhaufens, der im Schritt zurückkehrte. Pitou neigte sich an die Ecke des Kaffees de la Regence und erblickte auf der Höhe des March Saint-Honore eine herbeireitende Dragoner-Patrouille.

Geschwinde, geschwinde, sie kommen zurück, sagte Pitou. Billot schaute umher, um zu sehen, ob man Widerstand zu leisten im stande wäre. Der Platz war beinahe leer.

Gehen wir ins College Louis-le-Grand, sagte er.

Und er nahm den Weg nach der Rue de Chartres, gefolgt von Pitou, der, mit dem Gebrauche des Wehrgehängs nicht vertraut, seinen großen Säbel schleppte.

Tausend Götter! Du siehst aus wie ein Alteisenhändler. Hänge dir doch diese Latte an.

Und er befestigte den Säbel von Pitou an seinem Wehrgehänge, was ihm eine Schnelligkeit im Gehen gab, die er ohne dieses Mittel nicht erlangt hätte.

Der Marsch wurde ohne einen Unfall bis zur Place Louis XV. fortgesetzt; hier aber fanden Billot und Pitou die Kolonne wieder, die sich nach dem Invalidenhause begeben wollte und plötzlich angehalten worden war.

Nun! fragte Billot, was giebt es denn?

Man passiert nicht auf dem Pont Louis XV.

Und auf den Quais?

Auch nicht.

Und durch die Champs Elysees?

Ebenso wenig.

So kehren wir um und gehen über die Brücke der Tuilerien.

Der Vorschlag war ganz einfach, und die Menge zeigte dadurch, daß sie Billot folgte, sie sei bereit, ihm beizutreten; doch ungefähr auf der Hälfte des Wegs zum Garten der Tuilerien sah man Säbel glänzen. Der Quai war durch eine Schwadron Dragoner abgeschnitten.

Ah! diese verfluchten Dragoner sind also überall? murmelte der Pächter.

Hören Sie, lieber Herr Billot, sagte Pitou, ich glaube, wir sind gefangen.

Bah! erwiderte Billot, man fängt nicht nur so fünf- bis sechstausend Menschen.

Die Dragoner des Quais rückten allerdings langsam doch merklich vor.

Es bleibt uns die Rue Royal, sagte Billot, komm hier durch, komm, Pitou.

Pitou folgte dem Pächter wie sein Schatten.

Doch eine Linie von Soldaten schloß die Straße auf der Höhe der Porte Saint-Honore.

Ah! ah! sagte Billot, du konntest wohl recht haben, Pitou, mein Freund.

So! begnügte sich Pitou zu erwidern.

Doch dieses einzige Wort bezeichnete durch den Ausdruck, mit dem es Pitou gesprochen, wie sehr er es bedauerte, sich nicht getäuscht zu haben.

Die Menge bewies durch ihre Bewegungen und durch ihr Geschrei, daß sie nicht minder empfindlich für die Lage war, in der sie sich befand.

Durch ein geschicktes Manöver hatte der Prinz von Lambesq in der That Neugierige und Aufrührer, fünf bis sechstausend an der Zahl, umringt und

hielt sie, indem er den Pont Louis XV., die Quais, die Champs-Elysees, die Rue Royale und die Feuillans absperrte, in einen großen eisernen Bogen eingeschlossen, dessen Sehne die schwer zu erkletternde Mauer des Gartens der Tuilerien und das beinahe nicht zu sprengende Gitter des Pont Tournant bildeten.

Billot erwog die Lage der Dinge: sie dünkte ihm nicht gut. Da er aber ein ruhiger, kalter Mann war, ein Mann, nicht verlegen wegen Hilfsmittel in der Gefahr, so schaute er umher und sagte, als er einen Haufen Zimmerstücke auf dem Ufer des Flusses erblickte, zu Pitou:

Ich habe einen Gedanken, komm.

Pitou folgte dem Vater Billot, und Billot ging auf die Zimmerstücke zu, faßte eines an und sagte einfach zu Pitou: Hilf mir.

Pitou half Billot, ohne ihn zu fragen, wozu; daran war ihm wenig gelegen. Er hatte zu dem Pächter ein solches Vertrauen, daß er mit ihm in die Hölle hinabgestiegen wäre.

Der Vater Billot hatte den Balken am einen Ende genommen, Pitou nahm ihn am andern. Beide kehrten nach dem Quai zurück; sie trugen eine Last, die fünf bis sechs Männer von gewöhnlicher Stärke kaum hätten aufheben können.

Die Stärke ist immer ein Gegenstand der Bewunderung für die Menge; so geschäftig sie auch war, sie trat vor Billot und vor Pitou auf die Seite.

Nachdem man begriffen hatte, daß das Manöver, ohne Zweifel ein Manöver von allgemeinem Interesse sei, gingen einige Menschen vor Billot her und riefen: Platz! Platz!

Sagen Sie, Vater Billot, fragte Pitou nach ungefähr dreißig Schritten, gehen wir sehr weit so?

Wir gehen bis zum Gitter der Tuilerien.

Ho! ho! rief die Menge, die begriff.

Und sie trat noch rascher, als zuvor, auf die Seite.

Pitou schaute und sah, daß er von dem Platz, wo er war, bis zum Gitter nur noch ungefähr dreißig Schritte zu machen hatte.

Ich werde gehen! sagte er mit der Kürze eines Pythagoräers.

Die Arbeit wurde indessen Pitou um so leichter, als fünf bis sechs Männer von den Stärksten am Tragen der Last teilnahmen. In fünf Minuten war man vor dem Gitter.

Auf! sagte Billot, alle zugleich.

Sogleich in Bewegung gesetzt, zerschmetterte der Balken mit einem furchtbaren Stoß das Schloß des Gitters.

Die Soldaten, die im Innern der Tuilerien die Wache bezogen, liefen herbei, um sich dem Einfall zu widersetzen. Doch beim dritten Stoß gab die Thüre nach, drehte sich ungestüm auf ihren Angeln, und die Menge stürzte in den gähnenden, düsteren Schlund.

Aus der hiebei stattfindenden Bewegung ersah der Prinz von Lambesq, daß ein Ausgang für diejenigen geöffnet war, die er für seine Gefangenen hielt. Der Zorn bemächtigte sich seiner. Er ließ sein Pferd einen furchtbaren Sprung vorwärts machen, um die Lage besser beurteilen zu können. Die hinter ihm aufgestellten Dragoner glaubten, es sei ihnen Befehl zum Angriff gegeben, und folgten ihm. Schon erhitzt, konnten die Pferde ihren Lauf nicht mäßigen; die Männer, die eine Genugthuung für ihre Niederlage auf dem Platze des Palais-Royal zu nehmen hatten, versuchten es wahrscheinlich nicht, sie zurückzuhalten.

Der Prinz, als er sah, daß es ihm unmöglich war, die Bewegung zu mäßigen, ließ sich fortreißen, und ein von den Weibern und Kindern ausgestoßenes herzzerreißendes Geschrei stieg zum Himmel auf, um Rache von Gott zu verlangen.

Es ereignete sich in der Finsternis eine gräßliche Scene. Die Angegriffenen wurden wahnsinnig vor Schmerz, die Angreifer wahnsinnig vor Zorn.

Von den Terrassen herab wurde schnell eine Art Verteidigung organisiert. Die Stühle flogen auf die Dragoner. An den Kopf getroffen, erwiderte der Prinz von Lambesq den Streich durch einen Säbelhieb, ohne zu bedenken, daß er einen Unschuldigen schlug, statt einen Schuldigen zu bestrafen, und ein siebzigjähriger Greis sank zu Boden.

Billot sah den Mann fallen und stieß einen Schrei aus.

Flugs war seine Büchse an seiner Schulter, ein Feuerstreif durchzuckte die Finsternis, und der Prinz wäre tot gewesen, hätte sich nicht in diesem Augenblick aus Zufall sein Pferd gebäumt. Das Pferd erhielt die Kugel in den Hals und stürzte nieder.

Man hielt den Prinzen für tot. Da sprengten die Dragoner in die Tuilerien und verfolgten die Flüchtigen mit Pistolenschüssen. Doch die Flüchtigen hatten nun einen großen Raum, sie zerstreuten sich unter den Bäumen. Billot lud wieder ruhig seine Büchse, indem er sagte, Pitou, ich glaube bei meiner Treue, du hattest recht; wir sind zur rechten Zeit angekommen.

Wenn ich tapfer würde, versetzte Pitou und feuerte seinen Musketon in das dichteste Gedränge der Dragoner ab.

Ja, erwiderte Billot, doch die unnütze Tapferkeit ist keine Tapferkeit. Komm hieher, Pitou, und nimm dich in acht, daß du dir die Beine nicht in deinem Säbel verwickelst.

Warten Sie auf mich, lieber Herr Billot. Wenn ich Sie verlöre, wüßte ich nicht, wohin ich gehen sollte. Ich kenne Paris nicht, wie Sie; ich bin nie hier gewesen.

Komm, komm, sagte Billot, und er schlug den Weg über die Terrasse am Rande des Wassers ein, bis er die Linie der Truppen überschritten hatte, die auf den Quais vorrückten, doch diesmal so rasch, als sie konnten, um, wenn es nötig wäre, den Dragonern des Prinzen von Lambesq Verstärkung zu bringen.

Am Ende der Terrasse angelangt, setzte sich Billot auf die Brüstung und sprang auf den Quai hinab. Pitou that dasselbe.

Was in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1789 vorfiel.

Als die zwei Landleute auf dem Quai waren und auf der Brücke der Tuilerien die Waffen eines neuen Trupps glänzen sahen, der aller Wahrscheinlichkeit nach kein befreundeter war, schlichen sie bis an das Ende des Quais und stiegen sodann das steile Ufer der Seine hinab.

Die Glocke der Tuilerien schlug elf Uhr. Einmal unter den Bäumen angelangt, die sich längs des Flusses hin erstreckten, einmal unter dem Dunkel ihres Blätterwerks verloren, legten sich der Pächter und Pitou auf dem Rasen nieder und eröffneten eine Beratung.

Es handelte sich um die Entscheidung, und die Frage wurde von dem Pächter gestellt: ob man bleiben sollte, wo man war, das heißt in ziemlicher Sicherheit; oder ob man sich wieder mitten in den Tumult werfen und an dem Kampfe teilnehmen sollte, der den Anschein hatte, die größere Hälfte der Nacht hindurch fortzudauern.

Als diese Frage gestellt war, wartete Billot auf die Antwort von Pitou.

Pitou war in der Achtung des Pächters nicht wenig gestiegen, einmal durch das Wissen, das er am vorhergehenden Tage geoffenbart, und dann durch den Mut, von dem er am Abend eine Probe abgelegt hatte. Pitou fühlte das instinktartig, doch statt deshalb stolzer zu sein, war er nur um so dankbarer gegen den guten Pächter. Pitou war von Natur demütig.

Herr Billot, sagte er, Sie sind offenbar tapferer, und ich bin minder feig, als ich glaubte. Horaz, der doch ein anderer Mann war, als wir, hinsichtlich der Poesie wenigstens, warf seine Waffen weg und entfloh beim ersten Angriff. Ich, ich habe meinen Musketon, meine Patrontasche und meinen Säbel, was beweist, daß ich beherzter bin, als Horaz.

Nun, worauf zielst du ab?

Ich ziele darauf ab, daß der tapferste Mann von einer Kugel getroffen werden kann.

Hernach?

Hernach, lieber Herr, hören Sie. Da Sie, als Sie den Pachthof verließen, äußerten, es sei Ihre Absicht, wegen eines wichtigen Gegenstandes nach Paris zu gehen ...

Oh! tausend Götter! das ist wahr, ich bin wegen des Kistchens gekommen, tausend Donner! und aus keinem andern Grund.

Wenn Sie sich durch eine Kugel töten lassen, so wird sich die Angelegenheit, wegen der Sie gekommen sind, nicht abmachen lassen.

Wahrhaftig, du hast zehnmal recht, Pitou.

Hören Sie von hier aus, wie man zerschmettert, wie man schreit? fuhr Pitou ermutigt fort. Das Holz zerreißt wie Papier, das Eisen dreht sich wie Hanf. Das Volk ist aufgebracht, Pitou.

Aber, bemerkte Pitou, mir scheint, der König ist auch nicht wenig erbost.

Wie, der König?

Allerdings; die Oesterreicher, die Deutschen, die Kaiserlichen, wie Sie sie nennen, sind die Soldaten des Königs. Nun also, wenn sie das Volk angreifen, so ist es der König, der ihnen anzugreifen befiehlt, und um solche Befehle zu geben, muß der König auch erbost sein.

Du hast zugleich recht und unrecht, Pitou.

Das scheint mir nicht möglich, lieber Herr Billot, und ich darf Ihnen vielleicht sagen, Sie würden, wenn Sie Logik studiert hätten, ein solches Paradoxon nicht wagen.

Du hast recht und hast unrecht, Pitou, und du wirst sogleich einsehen, warum.

Das soll mir sehr lieb sein; doch ich bezweifle ...

Siehst du, Pitou, es giebt zwei Parteien bei Hofe, die des Königs, der das Volk liebt, und die der Königin, welche die Oesterreicher liebt.

Das kommt davon her, daß der König Franzose und die Königin Oesterreicherin ist, erwiderte Pitou philosophisch.

Warte! Mit dem König sind Herr Turgot, Herr Necker; mit der Königin Herr von Breteuil und die Polignac. Der König ist nicht Gebieter, da er genötigt gewesen ist, Herrn Turgot und Herrn Necker zu entlassen. Die Königin ist also Gebieterin, das heißt, die Breteuil und die Polignac. Darum geht alles schlecht! ... Siehst du, Pitou, das Uebel kommt von Madame Defizit; Madame Defizit ist erzürnt, und in ihrem Namen greifen die Truppen an; die Oesterreicher verteidigen die Oesterreicherin: das ist ganz einfach.

Verzeihen Sie, Herr Billot, erwiderte Pitou, deficitist ein lateinisches Wort, das bedeutet: *es fehlt*. Was fehlt denn?

Das Geld, tausend Götter! und weil das Geld fehlt, und weil die Günstlinge dieses Geldes, das fehlt, verzehrt haben, nennt man die Königin Madame Defizit. Nicht der König also ist erzürnt, sondern die Königin. Der König ist ärgerlich, ärgerlich, weil alles so schlecht geht.

Ich begreife, sagte Pitou, doch das Kistchen?

Richtig, Pitou! diese verteufelte Politik reißt mich immer weiter fort, als ich gehen will; ja vor allem das Kistchen. Du hast recht, Pitou; erst wenn ich den Doktor Gilbert gesehen habe, erst dann wollen wir zur Politik zurückkehren. Das ist eine heilige Pflicht.

Es giebt nichts heiligeres, als die heiligen Pflichten, sprach Pitou.

Laß uns also in das College Louis-le-Grande gehen, wo sich Sebastian Gilbert befindet, sagte Billot.

Gehen wir, erwiderte Pitou seufzend, denn er mußte ein weiches Rasenbett verlassen, das ihm lieb geworden war. Ueberdies stieg, trotz der

übermäßigen Aufregung des Abends, der Schlaf, der beständige Geist reiner Gewissen und ermatteter Kräfte, mit all seinem Schlummersaft auf den tugendhaften und ermüdeten Pitou herab.

Villot war schon aufgestanden, und Pitou erhob sich, als es halb zwölf Uhr schlug.

Doch um halb zwölf Uhr wird das College Louis-le-Grand geschlossen sein, wie mir scheint, sagte Billot.

Oh! ganz gewiß, erwiderte Pitou.

Dann kann man bei Nacht in einen Hinterhalt geraten; mir scheint, ich sehe Biwakfeuer in der Nähe des Justizpalastes; man könnte mich verhaften oder töten; du hast recht, Pitou, man soll mich nicht verhaften, soll mich nicht töten.

Seit diesem Morgen war es das dritte Mal, daß Billot in die Ohren Pitous die drei für den Menschen so schmeichelhaften Worte klingen ließ: du hast recht.

Pitou fand dagegen nichts besseres zu thun, als die Worte Billots zu wiederholen.

Sie haben recht, wiederholte er, während er sich auf den Rasen niederlegte. Man darf Sie nicht töten, lieber Herr Billot.

Und mit dem letzten Wort dieses Satzes erlosch die Stimme in der Kehle Pitous. *Vox faucibus haesit* hätte er sagen können, wenn er wach gewesen wäre. Aber er war eingeschlafen.

Billot bemerkte es nicht.

Ein Gedanke, rief er.

Ah! schnarchte Pitou.

Höre mich, ich habe einen Gedanken! Trotz aller Vorsicht, mit der ich zu Werke gehe, kann ich getötet werden, von nahe oder von fern getroffen,

vielleicht auf den Tod getroffen werden und sogleich sterben; würde dies geschehen, so mußt du wissen, was du statt meiner dem Doktor Gilbert sagen sollst.

Pitou hörte nicht und antwortete folglich auch nicht.

Wenn ich auf den Tod verwundet würde und meine Sendung nicht erfüllen könnte, so müßtest du statt meiner den Doktor Gilbert aufsuchen und ihm sagen ... hörst du mich wohl, Pitou? sprach Billot, indem er sich gegen den jungen Mann hinabbückte, und du wirst ihm sagen ... Doch er schnarcht, der Unglückliche.

Die ganze gewaltsame Aufregung Billots erlitt sofort eine Abspannung durch den Anblick des schlafenden Pitou.

Schlafen wir also, sagte er. Denn wie sehr auch der Pächter an Strapazen gewohnt war, der Ritt am Tage und die Ereignisse des Abends waren für ihn nicht ohne einschläfernde Gewalt.

Und nach drei Stunden ihres Schlummers oder vielmehr ihrer Erstarrung, erschien der Tag.

Als sie die Augen wieder öffneten, hatte Paris nichts von der wilden Physiognomie verloren, die sie am Tage zuvor an ihm wahrgenommen.

Nur sahen sie mehr Soldaten und überall Volk.

Das Volk bewaffnete sich mit Piken, die man in der Eile fabriziert hatte; mit Schießgewehren, deren sich die meisten nicht zu bedienen wußten; mit herrlichen Waffen aus einem andern Zeitalter, an denen die Träger ihre Verzierung von Gold, Elfenbein und Perlmutter bewunderten, ohne den Gebrauch und den Mechanismus davon zu verstehen.

Sogleich nach dem Rückzug der Soldaten hatte man das Garde-Meuble geplündert.

Und das Volk rollte zwei kleine Kanonen gegen das Stadthaus.

Die Sturmglocke erscholl in Notre-Dame, im Stadthause, in allen Kirchen. Man sah, und wußte nicht, von wo Legionen von bleichen, magern, nackten Männern und Weibern kommen, welche am Tage zuvor: Brot! geschrieen hatten und heute: Waffen! schrieen.

Es läßt sich nichts entsetzlicheres denken, als die Gespensterbanden, die seit ein paar Monaten aus der Provinz eintrafen, stillschweigend durch die Barrieren zogen und sich in dem selbst ausgehungerten Paris einquartierten, wie die arabischen Goules auf einem Friedhof.

Ganz Frankreich rief, an diesem Tage in Paris durch die Ausgehungerten jeder Provinz vertreten, seinem Könige zu: Mache uns frei! und seinem Gott: Sättige uns!

Billot, der zuerst wach geworden war, weckte Pitou auf, und beide wanderten nach dem College Louis-le-Grand, wobei sie, erschreckt durch dieses blutige Elend, schauernd umherschauten.

Als sie näher zu dem Teil der Stadt kamen, den wir heute das Quartier Latin nennen, als sie sodann die Rue de la Harpe hinaufstiegen, und endlich gegen die Rue Saint-Jacques, das Ziel ihres Marsches, vordrangen, sahen sie, wie zur Zeit der Fronde, Barrikaden sich erheben. Weiber und Kinder schleppten in die oberen Stockwerke der Häuser Folianten, schwere Möbel, kostbare Marmorarbeiten, in der Absicht, die fremden Soldaten niederzuschmettern, falls sie sich in die gekrümmten, engen Straßen des alten Paris wagen würden.

Von Zeit zu Zeit bemerkte Billot ein paar französische Gardesoldaten im Mittelpunkte einer Versammlung, die sie organisierten und mit einer wunderbaren Schnelligkeit die Handhabung eines Schießgewehres lehrten, eine Übung, welche die Weiber und Kinder mit Neugierde und beinahe mit dem Wunsche, sie selbst zu lernen, verfolgten.

Billot und Pitou fanden das College Louis-le-Grand im Aufruhr; die Schüler hatten sich erhoben und ihre Lehrer fortgejagt. In dem Augenblick, wo der Pächter und sein Gefährte vor das Gitter kamen, belagerten die Schüler dieses Gitter mit Drohungen, die der erschrockene Vorsteher durch Thränen erwiderte.

Der Pächter schaute einen Augenblick dieser Empörung im Innern zu und rief dann plötzlich mit einer Stentorstimme:

Welcher von euch heißt Sebastian Gilbert?

Ich, antwortete ein junger Mensch von einer beinahe weiblichen Schönheit, der mit Hilfe von drei bis vier seiner Kameraden eine Leiter brachte, um die Mauer zu erklettern, da er sah, daß er das Gitter nicht sprengen konnte.

Kommen Sie näher hierher, mein Kind.

Was wollen Sie von mir, mein Herr? fragte der junge Sebastian den Pächter.

Wollen Sie ihn mitnehmen? rief der Vorsteher, erschrocken bei dem Anblick der zwei bewaffneten Menschen, von denen der eine ganz mit Blut bedeckt war.

Der Knabe schaute seinerseits diese zwei Menschen mit Erstaunen an und suchte mit vergeblicher Mühe seinen Milchbruder Pitou wiederzuerkennen, denn er war seit der Zeit ihrer Trennung übermäßig gewachsen und in der kriegerischen Rüstung völlig verändert.

Ihn mitnehmen! rief Billot, den Sohn von Herrn Gilbert mitnehmen; ihn in dieses Gemenge führen; ihn der Gefahr aussetzen, einen schlimmen Schlag zu bekommen! Oh! bei meiner Treue, nein!

Sehen Sie, Sebastian, sagte der Vorsteher, sehen Sie, Wütender, sogar Ihre Freunde wollen nichts von Ihnen. Denn diese Herren scheinen Ihre Freunde zu sein. Höret, meine Herren, höret, junge Zöglinge, höret, meine Kinder, rief der arme Vorsteher, gehorchet mir, gehorchet, ich befehle es; gehorchet, ich bitte euch inständig. Oro obtestorque, sagte Pitou.

Mein Herr, sprach der junge Gilbert mit einer für einen Knaben von seinem Alter außerordentlichen Festigkeit, behalten Sie meine Kameraden zurück, wenn es Ihnen gutdünkt, aber ich, verstehen Sie wohl, ich will hinaus.

Er machte eine Bewegung gegen das Gitter. Der Professor hielt ihn am Arm zurück.

Doch er schüttelte seine schönen kastanienbraunen Haare auf seine bleiche Stirn und rief:

Mein Herr, geben Sie wohl acht, was Sie thun. Ich bin nicht in der Lage der andern; mein Vater ist verhaftet, eingesperrt worden; mein Vater ist in der Gewalt der Tyrannen!

In der Gewalt der Tyrannen! rief Billot; sprich, mein Kind, was willst du damit sagen?

Ja! ja! riefen die Knaben, Sebastian hat recht; man hat seinen Vater verhaftet; und da das Volk die Gefängnisse geöffnet hat, so will er, daß man auch das Gefängnis seines Vaters öffne.

Ho! ho! sprach der Pächter, indem er mit seinem Herkulesarm am Gitter rüttelte, man hat den Doktor Gilbert verhaftet. Alle Wetter! die kleine Katharine hatte also recht!

Ja, mein Herr, fuhr der junge Gilbert fort, man hat meinen Vater verhaftet, und darum will ich fliehen, darum will ich ein Gewehr nehmen, darum will ich mich schlagen, bis ich meinen Vater befreit habe!

Seine Worte wurden begleitet und unterstützt durch hundert tobende Stimmen, die riefen:

Waffen! Waffen! man gebe uns Waffen!

Auf diese Rufe stürzte die Menge, die sich, ebenfalls von heldenmütigem Eifer beseelt, in der Straße zusammengeschart hatte, nach dem Gitter, um den jungen Leuten die Freiheit zu geben.

Der Vorsteher warf sich zwischen den Schülern und den Stürmenden auf die Kniee und streckte seine Arme flehend durch das Gitter.

Oh! meine Freunde! meine Freunde! rief er, respektieren Sie diese Kinder! Ob wir sie respektieren! sagte einer von der französischen Garde; ich glaube wohl! Das sind hübsche Jungen, welche die Übung wie die Engel machen werden.

Meine Freunde! meine Freunde! Diese Kinder sind ein Gut, das ihre Eltern mir anvertraut haben; ich bin für sie verantwortlich; ihre Eltern rechnen auf mich; ich bin ihnen mein Leben schuldig: o in des Himmels Namen, führt die Kinder nicht weg!

Hohngelächter, das aus der Tiefe der Straße, das heißt, aus den letzten Reihen der Menge kam, war die Antwort auf diese schmerzlichen Bitten.

Billot stürzte vor, widersetzte sich den französischen Garden, der Menge, den Schülern selbst, und rief:

Er hat recht, das ist ein ihm anvertrautes heiliges Gut; die Männer sollen sich schlagen, sollen sich töten lassen, tausend Götter; doch die Kinder sollen leben; man braucht Samen für die Zukunft.

Ein mißbilligendes Gemurre empfing diese Worte.

Wer murrt hier? rief Billot; sicherlich ist es kein Vater. Mir, der ich mit euch spreche, sind gestern zwei Menschen in meinen Armen getötet worden; seht ihr Blut auf meinem Hemd, seht!

Und er deutete auf seine gerötete Weste und sein blutiges Hemd mit einer Bewegung von Erhabenheit, welche die Versammlung elektrisierte.

Gestern, fuhr Billot fort, gestern habe ich mich beim Palais-Royal und bei den Tuilerien geschlagen, und dieser Knabe hat sich auch geschlagen; doch dieser Knabe hat weder Vater noch Mutter, und überdies ist er beinahe ein Mann.

Und er deutete auf Pitou, der sich in die Brust warf.

Heute, fuhr Billot fort, werde ich mich abermals schlagen; doch niemand soll sagen: die Pariser waren nicht stark genug gegen die fremden Soldaten, und sie haben die Kinder zu Hilfe gerufen.

Ja! ja! schrieen von allen Seiten Stimmen von Weibern und Soldaten. Er hat recht. Kinder! geht hinein, geht hinein! Oh! meinen Dank! meinen Dank!

lieber Herr, murmelte der Vorsteher, der die Hände von Billot durch das Gitter zu fassen suchte.

Und unter allen hüten Sie besonders Sebastian gut, sagte dieser.

Mich, mich hüten? ich sage Ihnen, daß man mich nicht hüten wird, rief der junge Mensch, bleich vor Zorn, während er sich in den Händen der Diener des Hauses, die ihn wegführten, sträubte. Lassen Sie mich hinein, sprach Billot, ich übernehme es, ihn zu beruhigen.

Die Menge trat auf die Seite. Der Pächter zog Ange Pitou nach sich und drang in den Hof des College ein.

Schon bewachten drei bis vier Soldaten und ein Dutzend anderer Männer die Thüren und verschlossen jeden Ausgang für die aufrührerischen jungen Leute.

Billot ging gerade auf Sebastian zu, nahm die weißen feinen Händchen des Knaben in seine großen, schwieligen Hände und sagte zu ihm:

Sebastian, erkennen Sie mich nicht mehr?

Nein.

Ich bin Billot, der Pächter Ihres Vaters.

Ich kenne Sie, mein Herr.

Und diesen Jungen, fuhr er, auf seinen Gefährten deutend, fort, kennst du ihn?

Ange Pitou? fragte der Knabe.

Ja, Sebastian, ja, ich, ich.

Und Pitou fiel weinend vor Freude seinem Milchbrudcr und Studienkameraden um den Hals.

Aber ohne sich zu erheitern, sagte der Knabe:

Nun! – hernach?

Hernach? ... Wenn man dir deinen Vater genommen hat, so werde ich ihn dir zurückgeben; ich, hörst du wohl?

Sie?

Ja, ich! ich! und alle diejenigen, welche dort mit mir sind. Was Teufels! wir haben es gestern mit den Österreichern zu thun gehabt, und wir haben ihre Patrontaschen gesehen.

Zum Beweise dient, daß ich eine besitze, sagte Pitou.

Nicht wahr, wir werden seinen Vater befreien? rief Billot, sich an die Menge wendend.

Ja, ja! brüllte die Menge, wir werden ihn befreien,

Sebastian schüttelte den Kopf.

Mein Vater ist in der Bastille, sprach er schwermütig.

Nun? rief Billot.

Nun, man nimmt die Bastille nicht, erwiderte der Knabe.

Was wolltest du dann thun, da du diese Überzeugung hattest?

Ich wollte auf den Platz gehen; man wird sich dort schlagen; mein Vater hätte mich vielleicht durch das Gitter eines Fensters bemerkt.

Unmöglich.

Unmöglich! und warum? Ich habe eines Tages, als ich mit meinen Mitschülern spazieren ging, den Kopf eines Gefangenen am Gitter der Bastille gesehen. Wenn ich meinen Vater gesehen hätte, wie ich diesen Gefangenen sah, so hätte ich ihn erkannt und ihm zugerufen: Sei ruhig, guter Vater, ich liebe dich.

Und wenn die Soldaten der Bastille dich getötet hätten?

Nun! so hätten sie mich unter den Augen meines Vaters getötet!

Tod und alle Teufel! Du bist ein böser Knabe, Sebastian. Du willst dich vor den Augen deines Vaters töten lassen! Du willst machen, daß er vor Schmerz in seinem Käfig stirbt, er, der nur dich auf der Welt hat, der dich so sehr liebt! Du bist offenbar ein schlimmes Herz, Sebastian!

Und der Pachter stieß den Knaben zurück.

Ja, ja, ein schlimmes Herz, rief Pitou, in Thränen zerfließend. Sebastian antwortete nicht.

Und wahrend er in einem düstern Stillschweigen träumte, bewunderte Billot dieses edle, weiße, perlmutterartige Antlitz, das Feuerauge, den spöttischen feinen Mund, die Adlernase und das kräftige Kinn, das zugleich Adel der Seele und Adel des Blutes verriet. Du sagst, dein Vater sei in der Bastille? fragte endlich der Pächter.

Ja.

Und warum?

Weil mein Vater ein Freund von Lafayette und Washington ist; weil mein Vater für die Unabhängigkeit Amerikas mit dem Schwerte, und für die Freiheit Frankreichs mit der Feder gekämpft hat; weil mein Vater in beiden Weltteilen dafür bekannt ist, daß er die Tyrannei haßt; weil er die Bastille, wo die andern leiden, verflucht hat... Darum brachte man ihn dahin.

Wann dies?

Vor sechs Tagen.

Und wo hat man ihn verhaftet?

In Havre, wo er gelandet.

Woher weißt du das?

Ich habe einen Brief von ihm erhalten.

Und man hat ihn in Havre selbst verhaftet?

In Lillebonne.

Auf, mein Kind! schmolle nicht mit mir und gieb mir alle Umstände an, die du weißt. Ich schwöre dir, daß ich entweder meine Knochen auf dem Platz der Bastille lasse, oder du siehst deinen Vater wieder.

Sebastian schaute den Pächter mit großen Augen an; und als er wahrnahm, daß er aus dem Grunde des Herzens zu sprechen schien, besänftigte er sich.

Nun, sagte er, in Lillebonne hatte er Zeit gefunden, mit Bleistift folgende Worte in ein Buch zu schreiben:

Sebastian, man verhaftet mich, und führt mich in die Bastille.

Geduld. Hoffe und arbeite.

Lillebonne, den 7. Juli 1789. N. S.

Man verhaftet mich der Freiheit wegen.

Ich habe einen Sohn im College Louis-le-Grand in Paris. Derjenige, welcher dies Buch findet, wird gebeten, es im Namen der Menschenliebe ihm zukommen zu lassen; er heißt Sebastian Gilbert. Und dieses Buch? fragte Billot, schnaubend vor Aufregung.

Er legte ein Goldstück hinein, umband es mit einer Schnur, und warf es durch das Fenster.

Und? ...

Und der Pfarrer fand es. Er wählte unter den Gemeindeangehörigen einen kräftigen jungen Mann und sagte zu ihm:

Laß zwölf Franken deiner Familie, die kein Brot hat, und mit den andern zwölf trage dieses Buch nach Paris zu einem armen Knaben, dem man den

Vater genommen, weil er das Volk zu sehr liebt.

Der junge Mann ist gestern mittag hier angekommen und hat mir das Buch meines Vaters übergeben, daher weiß ich, daß mein Vater verhaftet ist.

Ah! ah! rief Billot, das söhnt mich ein wenig mit den Pfarren aus. Leider sind sie nicht alle wie dieser; und der brave junge Mann, wo ist er?

Er ist gestern abend wieder abgegangen; er hofft seiner Familie noch fünf Franken von den zwölf, die er mitgenommen, zurückzubringen.

Schön! schön! sagte Billot, fast vor Freude weinend. Oh, das Volk! es hat viel Gutes, Gilbert. Nun wissen Sie alles. Sie versprachen mir, wenn ich reden würde, mir meinen Vater zurückzugeben. Ich habe geredet, denken Sie an Ihr Versprechen.

Ich habe dir gesagt, ich werde ihn retten, oder mich töten lassen. Zeige mir nun das Buch, sprach Billot.

Hier ist es, erwiderte der Knabe, indem er aus seiner Tasche einen Band vom Contrat social zog.

Und wo ist die Schrift deines Vaters?

Sehen Sie, sagte der Knabe. Und er zeigte ihm die Schrift des Doktors.

Der Pächter küßte die Buchstaben.

Sei nun ruhig, sprach er, ich will deinen Vater in der Bastille aufsuchen.

Unglücklicher! rief der Vorsteher, indem er Billot bei den Händen nahm, wie werden Sie zu einem Staatsgefangenen gelangen?

Dadurch, daß ich die Bastille nehme, tausend Götter!

Einige Soldaten von der französischen Garde lachten. Nach einem Augenblick war das Gelächter allgemein.

Sprecht, rief Billot, indem er einen vor Zorn funkelnden Blick um sich her laufen ließ, was ist denn die Bastille, wenn's beliebt?

Steine, sagte ein Soldat.

Und Eisen, sagte ein anderer.

Und Feuer, sprach ein dritter. Nehmen Sie sich in acht, mein braver Mann, man verbrennt sich dort.

Ja! ja! man verbrennt sich dort, wiederholte die Menge voll Schrecken.

Ah! Pariser! brüllte der Pächter, ah! Ihr habt Hacken, und fürchtet die Steine; Ihr habt Blei, und fürchtet das Eisen; Ihr habt Pulver, und Ihr fürchtet das Feuer. Pariser, Prahler; Pariser, Feiglinge; Pariser, Maschinen für die Sklaverei. Tausend Teufel! Wer ist ein Mann von Herz, der mit mir und Pitou die Bastille des Königs nehmen will? Ich heiße Billot, Pächter auf der Ile de France. Vorwärts!

Billot hatte sich auf den höchsten Grad der Begeisterung emporgeschwungen. Die entflammte Menge bebte um ihn her und rief: Nach der Bastille! nach der Bastille!

Sebastian wollte sich an Billot anklammern, doch dieser schob ihn sanft zurück und sagte:

Kind, was ist das letzte Wort deines Vaters?

Arbeite, antwortete Sebastian.

Arbeite also hier; wir werden dort *arbeiten*. Nur heißt unsere Arbeit zerstören und töten.

Der junge Mann erwiderte nicht ein Wort: er verbarg sein Gesicht in seinen Händen, ohne nur Ange Pitou, der ihn umarmte, die Finger zu drücken, und fiel in so heftigen Konvulsionen nieder, daß man genötigt war, ihn in das Krankenzimmer der Anstalt zu tragen.

Nach der Bastille! riefen Billot und Pitou.

Nach der Bastille! wiederholte die Menge. Und man zog nach der Bastille.

Die drei Gewalten Frankreichs.

Billot zog immer weiter. Von seinem martialischen Gesicht angezogen, erkannte die Menge in diesem Mann einen der ihrigen; die Menge, die seine Worte und sein Unternehmen billigte, folgte ihm immer mehr anwachsend, wie die Wellen der steigenden Flut.

Hinter Billot, als er auf den Quai Saint-Michel gelangte, waren mehr als dreitausend mit Säbeln, Aexten, Piken und Schießgewehren bewaffnete Männer.

Alles schrie: Nach der Bastille! nach der Bastille!

Billot dachte nach. Die Betrachtungen, die wir am Ende des vorhergehenden Kapitels angestellt haben, machte er ebenfalls, und allmählich fiel der ganze Durst seiner fieberhaften Aufregung.

Da sah er klar in seinem Geiste.

Das Unternehmen war groß, erhaben, aber unsinnig. Das war leicht zu begreifen nach den bestürzten und ironischen Physiognomieen, auf denen sich der Eindruck des Rufes: Nach der Bastille wiederspiegelte.

Doch sein Entschluß stand um so fester.

Nur begriff er, daß er Müttern, Frauen, Kindern für das Leben aller dieser Männer verantwortlich war, die ihm folgten, und er wollte daher alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreifen.

Billot fing also damit an, daß er seine Leute nach dem Platz vor dem Stadthause führte.

Hier ernannte er einen Leutnant und Offiziere.

Ah! dachte Billot, es giebt eine Gewalt in Frankreich, es giebt zwei, es giebt sogar drei.

Beraten wir uns.

Er trat nun in das Stadthaus ein und fragte, wer der Vorstand der Municipalität sei.

Man antwortete ihm, es sei der Stadtvogt, Herr von Flesselles.

Ah! ah! sagte er mit einer durchaus nicht zufriedenen Miene, Herr von *Flesselles*, ein Adeliger, das heißt, ein Feind des Volks.

Nein, erwiderte man ihm, ein Mann von Geist.

Billot stieg die Treppe des Stadthauses hinauf, und im Vorzimmer traf er einen Ratsdiener.

Ich will Herrn von Flesselles sprechen, sagte Billot, als er bemerkte, daß der Ratsdiener auf ihn zutrat, um ihn zu fragen, was er wünsche.

Unmöglich, antwortete der Ratsdiener; er ist damit beschäftigt, daß er die Cadres einer Bürgermiliz vervollständigt, welche die Stadt in diesem Augenblick organisiert.

Das kommt vortrefflich; ich organisiere auch eine Miliz, und da ich schon dreitausend eingereihte Leute habe, so bin ich so viel wert, als Herr von Flesselles, der keinen Mann auf den Beinen hat. Lassen Sie mich also mit Herrn von Flesselles sprechen, und zwar auf der Stelle. Oh! schauen Sie zum Fenster hinaus, wenn Sie wollen.

Der Ratsdiener warf einen raschen Blick auf die Quais und gewahrte die Leute von Billot. Er beeilte sich daher, dem Stadtvogt Meldung zu machen und ihm gleichsam als Nachricht zu seiner Botschaft die fraglichen dreitausend Mann zu zeigen.

Dies flößte dem Stadtvogt eine Art von Achtung für den Ankömmling ein; er verließ den Rat und kam in das Vorzimmer zu Billot.

Sie verlangen nach mir? sagte er lächelnd.

Sind Sie Herr von Flesselles, der Stadtvogt? erwiderte Billot.

Ja, mein Herr. Was steht zu Ihren Diensten? Beeilen Sie sich nur, denn mein Kopf ist zu sehr in Anspruch genommen.

Herr Stadtvogt, wie viel Gewalten giebt es in Frankreich?

Ei! je nachdem Sie das verstehen, mein lieber Herr, antwortete von Flesselles. Sagen Sie, wie Sie es selbst verstehen.

Wenn Sie Herrn Bailly fragen, so wird er Ihnen sagen, es gebe nur eine, die Nationalversammlung; wenn Sie Herrn von Dreux-Breze fragen, so wird er Ihnen antworten, es gebe nur eine, den König.

Und Sie, Herr Stadtvogt, welche ist unter diesen zwei Meinungen die Ihrige?

Meine Meinung ist auch, daß es in diesem Augenblicke nur eine giebt.

Die Nationalversammlung oder der König? fragte Billot.

Weder die eine, noch der andere; die Nation, erwiderte Herr von Flesselles, seine Hemdkrause zerknitternd.

Ah! ah! die Nation! rief der Pächter.

Ja, nämlich diese Herren, welche unten auf dem Platze mit Messern und Spießen warten; die Nation, das heißt für mich jedermann.

Sie können wohl recht haben, Herr von Flesselles, sprach Billot, und nicht mit Unrecht hat man mir gesagt, Sie seien ein Mann von Geist.

Herr von Flesselles verbeugte sich.

An welche von diesen drei Gewalten gedenken Sie zu appellieren, mein Herr? fragte Flesselles.

Bei meiner Treue, erwiderte Billot, ich glaube, das einfachste, wenn man etwas Wichtiges zu verlangen hat, ist, daß man sich an den guten Gott wendet, und nicht an seine Heiligen.

Damit wollen Sie sagen, daß Sie sich an den König wenden wollen?

Ich habe große Lust.

Wäre es unbescheiden, zu fragen, was Sie von dem König zu verlangen gedenken?

Die Freiheit des Doktors Gilbert, der in der Bastille ist.

Des Doktors Gilbert? fragte Flesselles hochmütig; ist das nicht ein Broschürenmacher?

Sagen Sie ein Philosoph, mein Herr.

Das ist ganz das Gleiche, mein lieber Herr. Ich glaube, daß Sie wenig Aussichten haben, so was vom König zu erlangen.

Und warum?

Einmal, weil der König, wenn er den Doktor Gilbert in die Bastille stecken ließ, seine Gründe hiefür haben mußte.

Gut! er wird seine Gründe angeben, und ich werde ihm die meinigen mitteilen.

Mein lieber Herr Billot, der König ist sehr beschäftigt und wird Sie nicht einmal empfangen.

Oh! wenn er mich nicht empfängt, so werde ich wohl Mittel finden, ohne seine Erlaubnis hineinzukommen.

Sind Sie einmal innen, so werden Sie Herrn von Dreux-Breze treffen, der Sie vor die Thüre werfen läßt.

Der mich vor die Thür werfen läßt?

Ja, er hat dies mit der Nationalversammlung in Masse thun wollen; allerdings ist es ihm nicht gelungen; doch das ist ein Grund mehr, daß er wütet und seine Wut an Ihnen ausläßt.

Gut, dann wende ich mich an die Nationalversammlung.

Der Weg nach Versailles ist abgeschnitten.

Ich werde mit meinen dreitausend Mann gehen.

Nehmen Sie sich in acht, mein lieber Herr. Sie finden auf der Straße vier- bis fünftausend Schweizer und zwei- bis dreitausend Österreicher, die nur einen Mund voll aus Ihnen und Ihren dreitausend Leuten machen, und in einem Augenblick sind Sie verschlungen.

Ah! Teufel, was soll ich denn machen!

Machen Sie, was Sie wollen; thun Sie mir aber den Gefallen, Ihre dreitausend Mann wegzuführen, die mit ihren Hellebarden auf das Pflaster stoßen und rauchen. Es sind siebzig bis achtzig Zentner Pulver in unseren Kellern, und ein Funke kann uns in die Luft sprengen.

Wenn es so ist, so werde ich mich weder an den König, noch an die Nationalversammlung, sondern an die Nation wenden, und wir nehmen die Bastille.

Womit? Mit den achtzig Zentnern Pulver, die Sie mir geben werden, Herr Stadtvogt.

Ah! wahrhaftig? sagte Flesseles mit spöttischem Tone.

Es ist so, mein Herr. Die Schlüssel zu den Gewölben, wenn ich bitten darf.

Wie! scherzen Sie? sagte der Stadtvogt.

Nein, mein Herr, ich scherze nicht, sprach Billot.

Und er packte Flesselles mit beiden Händen an seinem Rockkragen und fügte bei: Die Schlüssel, oder ich rufe meine Leute.

Flesselles wurde bleich wie der Tod. Seine Lippen und seine Zähne preßten sich krampfhaft zusammen; doch ohne daß die Stimme die geringste Veränderung erlitt, ohne daß er einen Augenblick von dem spöttischen Ton abließ, den er angenommen hatte, erwiderte er:

Mein Herr, Sie leisten mir im ganzen einen Dienst, wenn Sie mich von diesem Pulver befreien. Ich werde Ihnen also die Schlüssel nach Ihrem Wunsche zustellen lassen. Nur vergessen Sie nicht, daß ich Ihre erste Obrigkeit bin, und daß Sie, wenn Sie das Unglück hätten, mir vor der Welt das zu thun, was Sie mir unter vier Augen gethan haben, eine Stunde nachher von den Wachen der Stadt gehängt wären. Sie beharren also dabei, daß Sie dieses Pulver haben wollen?

Ich beharre dabei, sprach Billot.

Und Sie werden es selbst austeilen?

Ich selbst.

Wann dies?

Auf der Stelle.

Verzeihen Sie, verständigen wir uns; ich habe hier noch ungefähr eine Viertelstunde zu thun, und es wäre mir, wenn es Ihnen gleichgültig ist, lieber, wenn die Verteilung erst anfinge, nachdem ich weggegangen bin. Man hat mir prophezeit, ich werde eines gewaltsamen Todes sterben; ich gestehe aber, ich habe einen Widerwillen dagegen, daß ich in die Luft gesprengt werde.

Gut, in einer Viertelstunde also. Doch nun eine Bitte von meiner Seite. Treten wir beide an dieses Fenster. Wozu?

Ich will Sie beim Volke beliebt machen.

Billot führte den Stadtvogt ans Fenster.

Freunde, sprach er, nicht wahr, ihr wollt die Bastille immer noch nehmen?

Ja! ja! riefen drei- bis viertausend Stimmen.

Aber nicht wahr, es fehlt euch an Pulver?

Ja! Pulver! Pulver!

Seht, hier ist der Herr Stadtvogt, der die Güte haben will, uns zu geben, welches in den Gewölben des Stadthauses sich befindet. Dankt ihm, meine Freunde!

Es lebe der Herr Stadtvogt! Es lebe Herr von Flesselles! brüllte die Menge.

Ich danke! ich danke für mich, ich danke für ihn! rief Billot.

Dann wandte er sich gegen den Stadtvogt um und sprach:

Mein Herr, nun brauche ich Sie weder mehr unter vier Augen, noch vor aller Welt am Kragen zu nehmen, denn wenn Sie mir das Pulver nicht geben, so wird Sie die Nation, wie Sie das nennen, in Stücke zerhauen.

Hier sind die Schlüssel, mein Herr, sagte der Stadtvogt, Sie haben eine Art, zu bitten, die keine Weigerung zuläßt.

In diesem Fall ermutigen Sie mich, erwiderte Billot, der in seinem Innern einen Plan zur Reife zu bringen schien.

Ah! Teufel! sollten Sie noch etwas von mir zu verlangen haben?

Ja. Kennen Sie den Gouverneur der Bastille, Herrn de Launay?

Er ist einer meiner Freunde.

Dann müssen Sie wünschen, daß ihm kein Unglück widerfahre.

Ich wünsche es in der That.

Nun denn, ein Mittel, daß ihm kein Unglück widerfahre, ist, daß er mir die Bastille, oder wenigstens den Doktor übergibt.

Nicht wahr. Sie hoffen nicht, ich werde den Einfluß haben, ihn zu bewegen, Ihnen seinen Gefangenen oder die Festung zu übergeben? Das ist meine Sache; ich bitte Sie nur um meine Einführung bei ihm.

Mein lieber Herr Billot, ich sage Ihnen zum voraus, daß Sie, wenn Sie in die Bastille hineinkommen, nur allein hineinkommen werden.

Sehr gut.

Ich sage Ihnen ferner, daß Sie, wenn Sie in die Bastille hineinkommen, vielleicht nicht mehr herauskommen werden.

Vortrefflich!

Ich will Ihnen einen Einlaßschein für die Bastille geben, doch nur unter einer Bedingung.

Unter welcher?

Daß Sie nicht morgen bei mir erscheinen und von mir einen Einlaßschein für den Mond verlangen. Ich sage Ihnen, daß ich in jener Welt niemand kenne.

Flesselles! Flesselles! sprach eine dumpfe, mürrische Stimme hinter dem Stadtvogt. Wenn du fortfährst, zwei Gesichter zu haben, eines, das den Aristokraten, ein anderes, das dem Volke zulächelt, so wird vielleicht zwischen jetzt und morgen ein Passierschein für jene Welt, aus der niemand mehr zurückkommt, für dich unterzeichnet sein.

Der Stadtvogt wandte sich bebend um.

Wer spricht so? sagte er.

Ich, Marat.

Marat, der Philosoph, Marat, der Arzt! rief Billot.

Ja, Marat, der Philosoph, Marat, der Arzt, sagte Flesselles, der in letzter Eigenschaft bemüht sein müßte, die Narren zu heilen, was ihm Gelegenheit

böte, heute eine große Anzahl von Kunden zu haben.

Herr von Flesselles, erwiderte der finstere Redner, dieser braue Mann verlangt von Ihnen einen Einlaßschein zum Herrn de Launay. Ich bemerke Ihnen, daß nicht nur er auf Sie wartet, sondern daß auch dreitausend Menschen auf ihn warten.

Es ist gut, mein Herr, er soll ihn haben.

Flesselles trat an seinen Tisch, fuhr mit der Hand über seine Stirn, ergriff eine Feder und schrieb rasch ein paar Zeilen. Hier ist Ihr Einlaßschein, sprach er, Billot das Papier reichend.

Lesen Sie, sagte Marat.

Ich kann nicht lesen.

Nun, so geben Sie, ich werde lesen.

Billot reichte das Papier Marat.

Der Einlaßschein war in folgenden Worten abgefaßt:

Herr Gouverneur!

Wir, der Vogt der Stadt Paris, schicken Ihnen Herrn Billot, um sich mit Ihnen über die Interessen genannter Stadt zu bereden.

14. Juli 1789. *Von Flesselles*.

Gut, sagte Billot, geben Sie.

Sie finden diesen Einlaßschein gut so? fragte Marat.

Allerdings.

Warten Sie; der Herr Stadtvogt wird eine Nachschrift beifügen, die ihn noch besser machen soll.

Und er näherte sich Herrn von Flesselles, der, die Faust auf den Tisch gestützt, stehen geblieben war und mit einer hochmütigen Miene sowohl die zwei Männer als einen dritten halbnackten betrachtete, der, auf einen Musketon gelehnt, bei der Thüre erschien.

Dieser dritte war Pitou; er war seinem Herrn gefolgt und hielt sich bereit, den Befehlen des Pächters zu gehorchen, welche es auch sein möchten.

Mein Herr, sagte Marat zu Fesselles, die Nachschrift, die Sie beifügen werden und die den Einlaßschein besser machen soll, ist folgende:

Da der Bürger Billot den Charakter eines Parlamentärs hat, so anvertraue ich sein Leben Ihrer Ehre.

Flesselles schaute Marat wie ein Mensch an, der mehr Lust hatte, dieses platte Gesicht mit einem Faustschlag zu zermalmen, als zu thun, was es forderte.

Sollten Sie zögern, mein Herr? fragte Marat.

Nein, erwiderte Fesselles; denn im ganzen verlangen Sie nur etwas Gerechtes vor mir.

Und er schrieb die verlangte Nachschrift.

Doch, meine Herren, sagte er, merken Sie wohl: ich stehe nicht für die Sicherheit des Herrn Billot.

Und ich, ich stehe dafür, sprach Marat, indem er ihm das Papier aus den Händen zog, denn Ihre Freiheit ist da, um für die seinige zu haften, Ihr Kopf, um für seinen Kopf zu haften. Braver Villot, hier haben Sie Ihren Einlaßschein.

Labrie! rief Herr von Flesselles, Labrie!

Ein Lakai in großer Livree trat ein.

Meinen Wagen! sprach er.

Er erwartet den Herrn Stadtvogt im Hofe.

Gehen wir hinab! sagte der Stadtvogt. Sie wünschen nichts anderes, meine Herren?

Nein! antworteten gleichzeitig Billot und Marat.

Soll ich ihn durchlassen? fragte Pitou.

Mein Freund, sprach Flesselles, ich muß Ihnen bemerken, daß Sie ein wenig zu unanständig gekleidet sind, um die Wache vor der Thüre meines Zimmers zu beziehen. Wenn Sie durchaus hier bleiben wollen, so drehen Sie wenigstens Ihre Patrontasche nach vorne und lehnen Sie das Hinterteil an die Wand an.

Soll ich ihn durchlassen? wiederholte Pitou, indem er Herrn von Flesselles mit einer Miene anschaute, die besagte, er finde nur wenig Geschmack an dem Scherz, dessen Gegenstand er gewesen.

Ja, antwortete Billot.

Pitou trat auf die Seite.

Sie haben vielleicht unrecht gehabt, diesen Mann gehen zu lassen, sprach Marat; das war ein vortrefflicher Geisel zum behalten; doch in jedem Fall, wo immer er auch sein mag, seien Sie unbesorgt, ich werde ihn wiederfinden.

Labrie! sagte der Stadtvogt, während er in seinen Wagen stieg, man wird sogleich hier Pulver austeilen. Sollte das Stadthaus in die Luft springen, so möchte ich nicht gern Spritzer bekommen. Aus dem Bereiche, Labrie, aus dem Bereiche!

Der Wagen rollte unter das Gewölbe und erschien auf dem Platz, wo vier- bis fünftausend Menschen murrten und tobten, Flesselles befürchtete, man würde seinen Abgang, der ebenso wohl auch eine Flucht sein konnte, übel deuten. Er legte sich mit dem halben Leib über den Wagenschlag hinaus und rief dem Kutscher zu:

Zur Nationalversammlung!

Was ihm von seiten der Menge eine kolossale Salve von Beifallsgeschrei eintrug.

Marat und Billot waren auf dem Balkon und hatten die letzten Worte non Flesselles gehört.

Meinen Kopf gegen den seinigen, er geht nicht in die Nationalversammlung, sondern zum König, sagte Marat.

Soll ich ihn verhaften lassen? fragte Billot.

Nein, erwiderte Marat mit seinem häßlichen Lächeln. Seien Sie unbesorgt, so schnell er auch gehen mag, wir werden noch schneller gehen, als er. Nun zum Pulver!

Ja, zum Pulver! sagte Billot.

Hierauf gingen beide, gefolgt von Pitou, hinab.

Herr de Launay, Gouverneur der Bastille.

Es waren, wie Herr von Flesselles gesagt hatte, achtzig Zentner Pulver in den Gewölben des Stadthauses.

Marat und Billot traten in das erste Gewölbe mit einer Laterne ein, die sie an der Decke aufhingen.

Pitou bezog die Wache vor der Thüre. Das Pulver war in Fäßchen, von denen jedes ungefähr fünfundzwanzig Pfund enthielt. Man stellte Leute auf der Treppe auf. Diese Leute bildeten eine Kette, und man begann den Transport der Fäßchen.

Es fand einen Augenblick eine Verwirrung statt. Man wußte nicht, ob Pulver für alles Volk da war, und jeder stürzte hinzu, um seinen Teil zu nehmen. Den von Billot ernannten Chefs gelang es jedoch, sich Gehör zu verschaffen, und die Verteilung nahm ihren Fortgang mit einer gewissen Ordnung.

Jeder Bürger bekam ein halbes Pfund Pulver, ungefähr also hinreichend für dreißig bis vierzig Schüsse. Als jeder das Pulver hatte, bemerkte man, daß die Flinten fehlten: kaum fünfhundert Mann waren bewaffnet.

Während die Austeilung fortgesetzt wurde, ging ein Haufen von dieser wütenden Bevölkerung in das Zimmer hinauf, wo die Wähler ihre Sitzungen hielten. Sie waren beschäftigt, die Nationalgarde zu organisieren, wovon der Ratsdiener ein Wort zu Billot gesagt hatte. Man hatte dekretiert, diese Miliz sollte achtundvierzigtausend Mann stark werden. Diese Miliz bestand aber bis jetzt nur im Dekret, und schon stritt man sich über die Ernennung des Generals.

Mitten unter dieser Verhandlung bestürmte das Volk das Stadthaus. Es hatte sich ganz allein organisiert. Es verlangte zu marschieren, und es fehlte ihm nur an Waffen.

In diesem Augenblick hörte man das Geräusch eines Wagens, der hereinfuhr. Es war der Stadtvogt, den man, obgleich er den Befehl des Königs, der ihn nach Versailles berief, vorgezeigt, nicht hatte wollen passieren lassen und mit Gewalt nach dem Stadthause zurückbrachte.

Waffen! Waffen! rief man von allen Seiten, als man ihn erblickte.

Waffen? sagte er; ich habe keine, doch im Arsenal muß es geben.

Nach dem Arsenal! nach dem Arsenal! rief die Menge. Und fünf- bis sechstausend Menschen stürzten nach dem Quai de la Grève. Das Arsenal war leer. Sie kehrten um und brüllten:

Nach dem Stadthaus!

Der Stadtvogt besaß keine Waffen oder wollte vielmehr keine geben. Durch das Volk bedrängt, hatte er den Gedanken, sie zu den Chartreux zu schicken.

Die Chartreux öffneten ihre Thore; man suchte überall, fand aber keine Taschenpistole.

Während dieser Zeit machte Flesselles, als er erfuhr, Villot und Marat seien noch in den Gewölben des Stadthauses und teilen das Pulver aus, den Vorschlag, eine Deputation von Wählern an Herrn de Launay zu schicken und bei ihm darauf anzutragen, daß er seine Kanonen verschwinden lasse.

Was am Tage zuvor die Menge am wütendsten brüllen gemacht hatte, waren die Kanonen, die ihren Hals durch die Zinnen hervorstreckten. Flesselles hoffte, wenn man sie verschwinden lasse, so werde sich das Volk mit dieser Einräumung begnügen und sich zufrieden zurückziehen.

Die Deputation war eben abgegangen, als das Volk tobend zurückkehrte.

Sobald Villot und Marat die Schreie vernahmen, die es ausstieß, gingen sie in den Hof hinauf.

Flesselles suchte von einem inneren Balkon herab das Volk zu beschwichtigen. Er schlug ein Dekret vor, das die Distrikte ermächtigen

sollte, fünfzigtausend Piken schmieden zu lassen.

Das Volk war bereit, dies anzunehmen.

Dieser Mensch ist offenbar ein Verräter, sagte Marat.

Dann wandte er sich gegen Billot und sprach:

Thun Sie in der Bastille, was Sie dort zu thun haben.

In einer Stunde schicke ich Ihnen dahin zwanzigtausend Mann, jeden mit einem Gewehr.

Billot hatte mit dem ersten Blick großes Zutrauen zu diesem Manne gefaßt, dessen Name schon so populär war, daß er bis zu ihm gedrungen. Er fragte ihn nicht einmal, wie er sich die Gewehre zu verschaffen gedenke. Ein Abbé war da, der die allgemeine Begeisterung teilte und wie alle Welt: Nach der Bastille! schrie. Billot liebte die Abbes nicht; doch dieser gefiel ihm. Er beauftragte ihn, die Austeilung des Pulvers fortzusetzen; der wackere Abbé willigte ein. Da stellte sich Marat auf einen Weichstein. Es fand ein entsetzlicher Tumult statt.

Stille, sagte! er, ich bin Marat und will sprechen.

Jeder schwieg wie durch einen Zauber, und aller Augen wandten sich nach dem Redner.

Wollt ihr Waffen, um die Bastille zu nehmen? sagte er.

Ja! ja! ja! Wohl! so kommt mit mir, und ihr sollt welche haben. Im Invalidenhause sind zwanzigtausend Flinten.

Zu den Invaliden! zu den Invaliden! riefen alle Stimmen.

Nun, werden Sie nach der Bastille gehen? sagte Marat zu Villot, der Pitou gerufen hatte.

Ja.

Warten Sie. Sie können vor der Ankunft meiner Leute der Hilfe bedürfen.

In der That, das ist möglich, erwiderte Villot.

Marat riß ein Blatt aus einer kleinen Brieftasche und schrieb mit Bleistift die zwei Worte:

Von Marat.

Dann fügte er auf dem Papier ein Zeichen bei.

Nun! fragte Billot, was soll ich mit diesem Zettel machen, da weder der Name, noch die Adresse desjenigen, welchem ich ihn übergeben soll, darauf steht?

Was die Adresse betrifft, so hat der, an welchen ich Sie empfehle, keine; was seinen Namen betrifft ... er ist wohlbekannt. Fragen Sie den ersten, den besten Arbeiter, dem Sie begegnen, nach Gonchon, dem Mirabeau des Volkes,

Gonchon, du wirst dich dieses Namens erinnern, Pitou.

Goncho, oder Gonchonius, sagte Pitou, ich werde mich erinnern.

Zu den Invaliden! zu den Invaliden! brüllten die Stimmen mit wachsender Wildheit.

Vorwärts! sprach Marat zu Billot, und der Genius der Freiheit gehe dir voran.

Zu den Invaliden! rief nun Marat selbst.

Und er zog, von mehr als zwanzigtausend Menschen gefolgt, den Quai de Sèvres hinab.

Billot nahm in seinem Gefolge fünf- bis sechshundert mit. Das waren diejenigen, welche Gewehre hatten.

In dem Augenblick, wo der eine am Fluß abwärts zog, während der andere gegen den Boulevard hinaufstieg, stellte sich der Stadtvogt an ein Fenster und sprach: Meine Freunde, warum sehe ich an euren Hüten die grüne Kokarde?

Das war das Lindenblatt von Camille Desmoulins, das viele aufgesteckt hatten, weil sie es andere aufstecken sahen, doch ohne nur zu wissen, was sie thaten.

Hoffnung! Hoffnung! riefen einige Stimmen.

Ja; doch die Farbe der Hoffnung ist zugleich die des Grafen d'Artois. Wollt Ihr das Aussehen haben, als traget ihr die Livree eines Prinzen?

Nein, nein, riefen im Chor alle Stimmen und die von Billot über allen.

Nun denn; so wechselt diese Kokarde, und wenn ihr eine Livree tragen wollt, so sei es wenigstens die der Stadt Paris, der Mutter von uns allen – blau und rot. Freunde, blau und rot.

Ja, ja, riefen alle Stimmen, blau und rot.

Bei diesen Worten tritt jeder seine grüne Kokarde mit den Füßen, jeder verlangt Bänder; da öffnen sich wie durch einen Zauber die Fenster, und es regnet rote und blaue Bänder in Strömen.

Die Schürzen, die seidenen Kleider, die Halstücher, die Vorhänge werden zerstückt und in Fetzen zerrissen; ihre Fragmente bilden sich zu Knoten, zu Rosetten, zu Schärpen. Jeder nimmt seinen Teil davon.

Hernach setzte sich das kleine Heer von Villot wieder in Marsch.

Unterwegs rekrutierte es sich: alle Arterien des Faubourg Saint-Antoine schickten ihm, als es vorüber marschierte, zu, was sie heißestes und lebhaftestes an Volksblut hatten.

Man gelangte in ziemlich guter Ordnung zur Höhe der Rue Lesdiguieres, wo schon eine Masse von Neugierigen, die von einer glühenden Sonne geschwärzten Türme der Bastille anschauten.

Die Ankunft der Trommler des Volks vom Faubourg Saint-Antoine her, die Ankunft von hundert französischen Garden vom Boulevard, die Ankunft von Villot und seinem Haufen, der nun aus tausend bis zwölfhundert Mann bestehen mochte, veränderten sogleich den Charakter und den Anblick der Menge: die Schüchternen faßten ein Herz, die Ruhigen begeisterten sich, die Übermütigen fingen an zu drohen.

Nieder mit den Kanonen! nieder mit den Kanonen! schrieen zwanzigtausend Stimmen, mit der Faust die schweren Geschütze bedrohend, die ihre ehernen Hälse durch die Schießscharten der Plattformen streckten.

Gerade in diesem Augenblick, und als ob der Gouverneur der Festung den Aufforderungen der Menge gehorchte, traten die Artilleristen zu den Kanonen, und diese wichen zurück, bis sie völlig verschwunden waren.

Die Menge klatschte in die Hände, sie war also eine Macht, da man ihren Drohungen nachgab.

Die Schildwachen gingen jedoch fortwährend auf den Plattformen auf und ab. Ein Invalide kreuzte einen Schweizer.

Nachdem man gerufen hatte: Nieder mit den Kanonen! rief man: Nieder mit den Schweizern! Das war die Fortsetzung des Rufes vom vorhergehenden Tag: Nieder mit den Deutschen!

Doch die Schweizer kreuzten nichtsdestoweniger die Invaliden.

Einer von denjenigen, welche: Nieder mit den Schweizern! riefen, wurde ungeduldig; er hatte eine Flinte in der Hand, legte auf die Schildwache an und feuerte.

Die Kugel schlug an die graue Mauer der Bastille, einen Fuß unter dem Kranze des Turmes, gerade vor der Stelle, wo die Schildwache vorüberging. Der Ort, wo die Kugel eingeschlagen hatte, erschien wie ein weißer Punkt, doch die Schildwache blieb nicht stehen, wandte nicht einmal den Kopf um.

Ein großer Tumult entstand um den Mann, der das Signal zu einem unerhörten, wahnsinnigen Angriff gegeben hatte. Es waltete mehr Schrecken als Wut bei diesem Tumulte ob.

Viele begriffen nicht, daß es nicht ein mit dem Tode zu bestrafendes Verbrechen war, einen Schuß nach der Bastille zu thun.

Billot betrachtete diese schwarzgrünliche Steinmasse, nicht unähnlich jenen fabelhaften Ungeheuern, die das Altertum uns mit Schuppen bedeckt zeigt. Er zählte die Schießscharten, wo die Kanonen jeden Augenblick wieder ihre Plätze einnehmen konnten; er zählte die Wallbüchsen, die ihr finsteres Auge aufthaten, um durch die Öffnungen hinauszuschauen. Und Billot schüttelte, sich der Worte von Flesselles erinnernd, den Kopf.

Wir werden nie dazu gelangen, murmelte er.

Und warum werden wir nie dazu gelangen? sagte eine Stimme hinter ihm.

Und er wandte sich an den Unbekannten und sprach zu ihm:

Ja, Geduld, doch nur noch eine Viertelstunde.

Billot sah einen in Lumpen gekleideten Mann mit grimmiger Miene, der seine Augen wie zwei Sterne funkeln ließ.

Weil es mir unmöglich scheint, eine solche Masse mit Gewalt zu nehmen.

Die Einnahme der Bastille ist keine Kriegsthat, es ist ein Akt des Vertrauens; glaube, und du wirst siegen.

Geduld, sagte Billot, während er seinen Einlaßschein in seiner Tasche suchte, Geduld!

Der Unbekannte täuschte sich in seiner Absicht.

Geduld! erwiderte er. Ja, ich verstehe, du bist fett; du hast das Aussehen eines Pächters.

Ich bin in der That einer.

Dann begreife ich, daß du sagst, Geduld. Du bist immer gut genährt gewesen; doch betrachte ein wenig hinter dir alle diese Gespenster, die uns umgeben; sieh ihre vertrockneten Adern; zähle ihre Knochen und die Löcher ihrer Kleider und frage sie, ob sie das Wort Geduld begreifen.

Das ist einer, der sehr gut spricht; doch er macht mir bange, sagte Pitou. Mir macht er nicht bange, erwiderte Billot.

Ah! ah! rief der Mann lächelnd; eine Viertelstunde! das ist in der That nicht zu viel! und was wirst du bis in einer Viertelstunde thun?

Ich werde die Bastille besucht haben; ich werde die Stärke der Garnison kennen, ich werde die Absichten des Gouverneurs kennen. Ich werde endlich wissen, wo man hinein kommt.

Ja, wenn du weißt, wo man heraus kommt.

Nun! wenn ich nicht herauskomme, so wird mich ein Mann herausbringen.

Und wer ist dieser Mann?

Gonchon, der Mirabeau des Volks.

Der Unbekannte bebte; seine Augen schleuderten zwei Flammen.

Kennst du ihn? fragte er.

Nein, aber ich werde ihn kennen lernen; denn man hat mir gesagt, die erste Person, an die ich mich auf dem Platze der Bastille wende, werde mich zu ihm führen. Du bist auf dem Platze der Bastille, führe mich zu ihm.

Was willst du von ihm?

Ihm dieses Papier übergeben.

Von wem ist es?

Von Marat, dem Arzte.

Von Marat! du kennst Marat? rief der Mann.

Ich habe ihn soeben im Stadthause verlassen.

Was macht er?

Er ist nach dem Invalidenhause gezogen, um zwanzigtausend Menschen zu bewaffnen.

Dann gieb mir dieses Papier. Ich bin Gonchon.

Billot wich einen Schritt zurück.

Du bist Gonchon? fragte er.

Freunde, sprach der Mann in Lumpen, hier ist einer, der mich nicht kennt und mich fragt, ob ich wirklich Gonchon sei.

Die Menge schlug ein Gelächter auf; allen diesen Menschen dünkte es unmöglich, daß man ihren Lieblingsredner nicht kenne.

Es lebe Gonchon! riefen zwei- bis dreitausend Stimmen. Hier, sagte Billot, indem er ihm das Papier reichte.

Nachdem Gonchon gelesen, klopfte er Billot auf die Schulter und sprach: Freunde, das ist ein Bruder; Marat empfiehlt ihn mir. Man kann also auf ihn rechnen. Wie heißest du?

Ich heiße Billot.

Und ich, sagte Gonchon, ich heiße Hache, und wir beide werden hoffentlich etwas machen.

Die Menge lächelte bei dem blutigen Wortspiel.

Nun! was werden mir machen? fragten einige Stimmen.

Ei! bei Gott, wir werden die Bastille nehmen, antwortete Gonchon.

Gut, gut! rief Billot, das heiße ich sprechen. Höre, braver Gonchon, über wieviel Leute verfügst du?

Ungefähr über dreißigtausend.

Dreißigtausend, über die du verfügst, zwanzigtausend, die vom Invalidenhause zu uns kommen werden, und zehntausend, die schon hier sind: das ist mehr, als wir brauchen, um zu siegen, oder wir siegen nie.

Ich glaube es.

Wohl denn! sammle deine dreißigtausend Mann; ich gehe zum Gouverneur hinein und fordere ihn auf, sich zu ergeben. Ergiebt er sich, desto besser, wir werden Blut ersparen; ergiebt er sich nicht, so wird das vergossene Blut auf ihn fallen, und in den gegenwärtigen Zeitläuften bringt das für eine ungerechte Sache vergossene Blut Unglück. Fragt das die Deutschen!

Wie lange wirst du beim Gouverneur bleiben?

So lange, als ich kann, bis die Bastille gänzlich eingeschlossen ist; wenn das möglich ist, so wird der Angriff beginnen, sobald ich herauskomme.

Abgemacht.

Du mißtraust mir nicht? fragte Billot Gonchon, indem er ihm die Hand reichte.

Ich? erwiderte Gonchon mit einem verächtlichen Lächeln, indem er die Hand, die ihm der robuste Pächter reichte, mit einer Stärke drückte, die man bei einem so abgezehrten, fleischlosen Körper nicht erwartet hätte. Ich dir mißtrauen? Und warum? Wenn ich will, lasse ich dich auf ein Wort, auf ein Zeichen von mir wie Glas zerstoßen, und wärest du unter dem schützenden Obdach dieser Türme, die morgen nicht mehr existieren werden. Gehe also und rechne auf Gonchon, wie er auf Billot rechnet.

Billot war überzeugt und schritt auf den Eingang der Bastille zu, während der andere unter dem tausendmal wiederholten Rufe: Es lebe Gonchon! es lebe der Mirabeau des Volks! in die Tiefe des Faubourg eilte.

Ich weiß nicht, wie der Mirabeau der Adeligen aussieht, sagte Pitou zum Vater Billot, doch den unseren finde ich sehr häßlich.

Die Bastille und ihr Gouverneur.

Wir beschreiben die Bastille nicht; das wäre etwas Unnützes.

Sie lebt wie ein ewiges Bild zugleich im Gedächtnis der Greise und der Kinder.

Wir erinnern nur daran, daß sie, vom Boulevard aus gesehen, dem Platze der Bastille zwei Zwillingstürme bot, während die zwei Seiten parallel mit den zwei Ufern des Kanals von heute liefen.

Der Eingang der Bastille war beschützt, einmal durch eine Hauptwache, sodann durch zwei Linien von Schildwachen, und endlich durch zwei Zugbrücken.

Nachdem man sich durch die verschiedenen Hindernisse durchgearbeitet hatte, kam man in den Hof des Gouvernements, wo der Gouverneur wohnte. Von diesem Hofe führte eine Gallerie zu den Gräben der Bastille.

Bei diesem zweiten Eingang, der auch an die Gräben grenzte, fanden sich eine Zugbrücke, eine Hauptwache und eine eiserne Barriere. Beim ersten Eingang will man Billot anhalten; Billot zeigt aber seinen Einlaßschein von Flesselles, und man läßt ihn passieren.

Billot bemerkt nun, daß ihm Pitou folgt. Pitou besaß nicht die Kraft, auf eigene Faust etwas anzufangen, doch auf den Fersen, des Pächters wäre er bis in die Hölle hinabgestiegen.

Bleibe außen, sagte Billot, komme ich nicht heraus, so ist es gut, wenn einer da ist, der das Volk daran erinnert, daß ich eingetreten bin.

Das ist richtig, erwiderte Pitou; nach wie viel Zeit soll ich es daran erinnern?

Nach einer Stunde.

Und das Kistchen? fragte Pitou.

Ach! ja. Nun denn! wenn ich nicht herauskäme, wenn Gonchon die Bastille nicht nimmt, oder wenn man mich, nachdem er sie genommen, nicht wiederfindet, so ist dem Doktor, den man vielleicht finden wird, zu sagen: Leute, die von Paris gekommen, haben mir das Kistchen gestohlen, das er mir vor fünf Jahren anvertraut; ich sei sogleich von Hause aufgebrochen, um ihn davon in Kenntnis zu sehen; bei meiner Ankunft in Paris habe ich erfahren, er sei in der Bastille; ich habe die Bastille nehmen wollen, und hierbei habe ich meine Haut gelassen, die ganz zu seinen Diensten gewesen.

Gut, Vater Billot, sagte Pitou; nur ist das sehr lang, und ich befürchte, es zu vergessen.

Was ich sage?

Ja.

Ich will es dir wiederholen.

Nein, sprach eine Stimme in der Nähe von Billot, schreiben ist besser.

Ich kann nicht schreiben, entgegnete Billot.

Ich kann das, ich bin Gerichtsdiener.

Ah! Sie sind Gerichtsdiener?

Stanislas Maillard, Gerichtsdiener des Chatelet.

Und er zog aus seiner Tasche ein langes, hornenes Tintenfaß, in dem eine Feder, Papier, Tinte, kurz alles war, was man zum schreiben braucht.

Er war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, lang, hager, ernst, ganz schwarz gekleidet, wie es sich für sein Gewerbe geziemte.

Das ist einer, der teufelmäßig einem Leichenträger gleicht, murmelte Pitou.

Sie sagen, fragte der Gerichtsdiener teilnahmlos, Leute, die von Paris gekommen, haben Ihnen ein Kistchen gestohlen, das Ihnen der Doktor Gilbert anvertraut hatte? Das ist ein Vergehen.

Diese Leute gehörten zur Polizei von Paris.

Schändliche Diebe! murmelte Maillard.

Dann gab er das Papier Pitou und sprach:

Nun, junger Mann, hier ist die verlangte Note; und wenn er getötet wird – er deutete auf Billot – wenn du getötet wirst, so darf man doch hoffen, daß ich nicht getötet werde.

Und wenn Sie nicht getötet werden, was werden Sie thun? fragte Pitou.

Ich werde thun, was du hättest thun sollen.

Ich danke, sprach Billot.

Und er reichte dem Gerichtsdiener die Hand.

Ich kann also auf Sie rechnen? fragte Billot.

Wie auf Marat, wie auf Gonchon.

Gut, sagte Pitou, das ist eine Dreieinigkeit, die ich sicherlich im Paradies nicht wiederfinde.

Dann wandte er sich an Billot:

Ah! Papa Billot, nicht wahr, Klugheit?

Pitou, sprach der Pächter mit seiner Beredsamkeit, worüber man oft staunen mußte, sie bei dieser bäuerischen Natur zu finden, vergiß eines nicht: daß das klügste, was es in Frankreich giebt, der Mut ist.

Und er durchschritt die erste Linie der Schildwachen, während Pitou wieder nach dem Platze hinaufstieg.

Bei der Zugbrücke mußte man abermals parlamentieren. Billot zeigte seinen Einlaßschein; die Zugbrücke wurde niedergelassen; das Gitter öffnete sich.

Hinter dem Gitter war der Gouverneur.

Dieser innere Raum, in dem der Gouverneur Billot erwartete, war der Hof, der den Gefangenen zum Spaziergang diente. Er wurde von seinen acht Türmen, das heißt, von acht Riesen bewacht. Kein Fenster ging darauf. Nie drang die Sonne bis zu seinem feuchten, beinahe schlammigen Pflaster; man hätte glauben sollen, es sei der Boden eines tiefen Brunnens.

Eine Uhr, Gefangene in Ketten darstellend, von denen sie getragen ward, maß in diesem Hofe die Stunde und ließ das langsame, abgemessene Geräusch ihrer Minuten fallen, wie ein Kerker den Wassertropfen, der durch seine Decken sickert, auf die Platten fallen läßt, die er zerfrißt.

Von der Tiefe des Brunnens aus, gleichsam in einem steinernen Abgrund verloren, betrachtete der Gefangene einen Augenblick die unerbittliche Nacktheit der Steine und verlangte bald, in sein Gefängnis zurückzukehren.

Hinter dem Gitter, das in diesen Hof führte, stand, wie, gesagt, Herr de Launay.

Herr de Launay war ein Mann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren. Er trug an diesem Tag einen flachsblütfarbenen Rock, das rote Band vom Kreuze des heiligen Ludwig, und hielt in der Hand einen Degenstock.

Es war ein schlimmer Mann, dieser de Launay. Die Denkwürdigkeiten von Lingues haben ihn mit einer traurigen Berühmtheit beleuchtet; er war beinahe ebenso verhaßt, als das Gefängnis.

Die de Launay, wie die Chateauneuf, die Lavailliere und die Saint-Florentin, welche das Amt der Verhaftbriefe vom Vater auf den Sohn vererbten, übertrugen in der That vom Vater auf den Sohn auch die Bastille.

Denn bekanntlich war es nicht der Kriegsminister, der die Beamten des Gefängnisses ernannte. In der Bastille wurden alle Plätze gekauft, von dem

des Gouverneurs bis zu dem des Küchenjungen herab. Der Gouverneur der Bastille war ein Hausmeister im großen, ein Garkoch mit Epauletten, der seinen 60.000 Franken Gehalt noch 60.000 Franken Raub und Erpressungen beifügte.

Man mußte doch wieder zum Kapital und den Interessen des ausgelegten Geldes kommen.

Herr de Launan hatte im Punkte des Geizes alle seine Vorgänger übertroffen. Vielleicht hatte er den Platz teurer bezahlt und sah vorher, er würde ihn weniger lang behalten.

Er unterhielt sein eigenes Hauswesen auf Kosten der Gefangenen, hatte die Heizung beschränkt und den Preis von jedem Stück ihres Mobiliars verdoppelt.

Er war berechtigt, hundert Stückfaß Wein octroifrei in Paris einzuführen. Dieses Recht verkaufte er an einen Schenkwirt, der auf diese Art vortreffliche Weine einführte. Dann kaufte er mit dem zehnten Teil dieses Geldes den Essig, den er seine Gefangenen trinken ließ.

Ein einziger Trost war bis jetzt den in der Bastille eingeschlossenen Unglücklichen noch geblieben: das war ein auf einer Bastei angelegtes Gärtchen. Hier gingen sie spazieren; hier fanden sie auf einen Augenblick die Luft, die Blumen, das Licht, die Natur.

Auch dieses Gärtchen hatte er nun an einen Gärtner verpachtet, und so für fünfzig Livres jährlich, die er davon einnahm, den Gefangenen diesen letzten Genuß geraubt.

Allerdings gab es für die reichen Gefangenen außerordentliche Gefälligkeiten: er führte den einen von ihnen zu seiner Geliebten, die bei den Meubles beteiligt war und solcherweise unterhalten wurde, ohne daß sie ihn, den Herrn de Launay selbst, etwas kostete.

Man lese die entschleierte Bastille, und man wird diese Thatsache und noch viele andere finden.

Dabei war dieser Mann mutig.

Seit dem vorhergehenden Tage tobte der Sturm um ihn her. Seit dem vorhergehenden Tage fühlte er die Woge des Aufruhrs, immer hoher steigend, an den Fuß seiner Mauern schlagen. Er erschien zwar bleich, aber ruhig.

Allerdings hatte er hinter sich vier Kanonen bereit, Feuer zu geben; um sich eine Garnison von Schweizern und Invaliden, vor sich nur einen entwaffneten Mann; denn bei seinem Eintritt in die Bastille hatte Villot die Büchse Pitou zur Aufbewahrung gegeben.

Er hatte wohl eingesehen, daß ihm jenseits des Gitters, das er erblickte, eine Waffe mehr schädlich, als nützlich wäre.

Mit einem Blick erfaßte Billot sofort seine ganze Umgebung: die ruhige, beinahe drohende Haltung des Gouverneurs; die in den Wachhäusern bereit stehenden Schweizer; die Invaliden auf den Plattformen, und die stillschweigende Thätigkeit der Artilleristen, welche die Behälter ihrer Vorratswagen mit Stückpatronen füllten.

Die Schildwachen hielten das Gewehr im Arm, die Offiziere hatten den Degen entblößt.

Der Gouverneur blieb unbeweglich, Billot war genötigt, bis zu ihm zu gehen. Das Gitter schloß sich hinter dem Parlamentär des Volkes mit dem widrigen Geräusch von knirschendem Eisen, daß ihn, so mutig er sonst war, doch ein heimlicher Schauer durchrieselte bis ins Mark der Knochen.

Was wollen Sie noch von mir? fragte de Launay.

Noch? wiederholte Billot, mir scheint, das ist das erste Mal, daß ich Sie sehe, und Sie haben folglich keinen Grund, meines Anblicks müde zu sein.

Man sagt mir, Sie kommen vom Stadthaus.

Das ist wahr, ich komme von dort.

Nun! ich habe soeben schon eine Deputation von der Munizipalität empfangen.

Was wollte sie hier?

Sie forderte von mir das Versprechen, das Feuer nicht zu beginnen.

Und Sie haben es versprochen?

Ja. Sie forderte ferner von mir, daß ich die Kanonen zurückschieben lasse.

Und Sie haben sie zurückschieben lassen. Ich weiß das; ich war auf dem Platz der Bastille, als das Manöver stattfand.

Und Sie glaubten ohne Zweifel, ich gehorche den Drohungen dieses Volkes?

Ah! sprach Billot, das sah wohl so aus.

Ich sagte Ihnen ja, meine Herren, rief de Launay, indem er sich gegen die Offiziere umwandte, ich sagte Ihnen ja, man werde uns dieser Feigheit fähig halten!

Dann fragte er wieder Billot:

Und Sie, in wessen Auftrag kommen Sie?

Im Auftrag des Volkes, antwortete Billot stolz.

Es ist gut, erwiderte de Launay lächelnd; doch ich denke, Sie werden noch eine andere Empfehlung haben, denn mit der, auf die Sie sich stützen, wären Sie nicht durch die erste Linie der Schildwachen gekommen.

Ja, ich habe einen Geleitsbrief von Herrn von Flesselles, Ihrem Freund.

Flesselles! Sie haben gesagt, er sei mein Freund? entgegnete de Launay, indem er Billot anschaute, als hätte er in der tiefsten Tiefe seines Herzens lesen wollen. Woher wissen Sie, daß Herr von Flesselles mein Freund ist?

Ich habe vermutet, er sei es.

Vermutet; nicht mehr? Es ist gut, lassen Sie den Geleitsbrief sehen.

Billot reichte ihm das Papier.

De Launay las es ein erstes, dann ein zweites Mal, öffnete es, um zu sehen, ob es nicht eine zwischen den zwei Seiten verborgene Nachschrift enthalte, hielt es an das Licht, um zu ergründen, ob es nicht einige zwischen die Zeilen geschriebene Worte verberge.

Und das ist alles, was er mir sagt? fragte er.

Alles.

Sie sind dessen sicher?

Vollkommen sicher.

Nichts Mündliches?

Nichts. Das ist seltsam! sprach de Launay, während er durch eine der Schießscharten seinen Blick auf den Platz der Bastille senkte.

Aber was soll er Ihnen denn sagen? fragte Billot.

De Launay machte eine Bewegung.

Im ganzen nichts, gar nichts. Sagen Sie, was Sie wollen, doch beeilen Sie sich, denn ich habe wenig Zeit.

Ich will, daß Sie die Bastille übergeben.

Wie beliebt? rief de Launay, indem er sich rasch umwandte, als ob er schlecht gehört hätte. Sie sagen?.....

Ich sage, ich komme im Namen des Volkes, um Sie aufzufordern, die Bastille zu übergeben.

De Launay zuckte die Achseln.

Das Volk ist in der That ein sonderbares Tier, sprach er.

Wie? versetzte Billot.

Und was will es mit der Bastille machen?

Es will sie zerstören.

Ei! was Teufels thut denn die Bastille diesem Volke? Ist denn je ein Mensch aus dem Volke in die Bastille gesteckt worden? Das Volk müßte im Gegenteil jeden Stein der Bastille segnen. Wen steckt man in die Bastille? Die Philosophen, die Gelehrten, die Aristokraten, die Minister, die Prinzen, das heißt, die Feinde des Volkes.

Nun! das beweist, daß das Volk nicht selbstsüchtig ist.

Mein Freund, sprach de Launay mit einer Art von Mitleid, es ist leicht zu sehen, daß Sie nicht Soldat sind.

Sie haben recht, ich bin Pächter.

Daß Sie nicht von Paris sind.

Ich bin in der That aus der Provinz.

Daß Sie die Bastille nicht aus dem Grunde kennen.

Sie haben recht, ich kenne nur das, was ich davon gesehen habe, nämlich die äußeren Mauern.

So kommen Sie mit mir, ich will Ihnen zeigen, was die Bastille ist.

Ho! ho! dachte Billot, er will mich über eine Oubliette gehen lassen, die sich plötzlich unter meinen Füßen öffnen wird, und dann gute Nacht, Vater Billot. Doch der unerschrockene Pächter verzog keine Miene und schickte sich an, dem Gouverneur der Bastille zu folgen.

Zuerst, sagte de Launay, zuerst erfahren Sie, daß ich in meinen Gewölben Pulver genug habe, um die Bastille, und mit der Bastille die Hälfte des Faubourg Saint-Antoine in die Luft zu sprengen.

Ich weiß das, erwiderte Billot ruhig.

Gut. Sehen Sie einmal diese vier Kanonen an.

Ich sehe sie.

Sie bestreichen – wie Sie auch sehen können – diese ganze Gallerie, und diese Gallerie wird beschirmt, einmal durch eine Hauptwache, sodann durch zwei Gräben, über die man nur mit Hülfe von zwei Zugbrücken kommen kann; endlich durch ein Gitter.

Oh! ich sage nicht, die Bastille sei schlecht verteidigt, erwiderte Billot ruhig, ich sage nur, sie werde gut angegriffen werden.

Fahren wir fort, sprach de Launay.

Billot nickte beipflichtend mit dem Kopf.

Hier ist ein Schlupfthor, das auf die Gräben geht, sagte der Gouverneur, sehen Sie, wie dick die Mauern sind.

Ungefähr vierzig Fuß.

Ja, vierzig Fuß unten und fünfzehn oben. Sie sehen, daß das Volk seine Nägel, so gut sie auch sein mögen, sich auf diesen Steinen verstauchen und umbiegen wird.

Ich habe nicht gesagt, entgegnete Billot, das Volk werde die Bastille zerstören, bevor es dieselbe genommen. Ich habe gesagt, es werde sie nach ihrer Einnahme zerstören.

Gehen wir hinauf, sprach de Launay.

Sie stiegen ungefähr dreißig Stufen hinauf.

Der Gouverneur blieb stehen.

Sehen Sie, sagte er, hier ist abermals eine Schießscharte, die auf den Durchgang geht, durch den Sie herein wollen; diese wird nur durch eine Wallbüchse verteidigt, doch sie hat einen gewissen Ruf. Sie kennen das Lied:

O mein zarter Dudelsack, Dudelsack, ich liebe dich.

Gewiß kenne ich es, erwiderte Billot, doch ich glaube nicht, daß es die Stunde ist, es zu singen.

Warten Sie doch. Der Marschall von Sachsen nannte diese kleine Kanone seinen Dudelsack, weil sie es war, die am richtigsten die Melodie sang, welche er am meisten liebte. Das ist ein geschichtliches Detail.

Ho! machte Billot.

Gehen wir weiter hinauf.

Man kam auf die Plattform des Turmes der Comté.

Ah! ah! rief Billot, Sie haben die Kanonen nicht hinab bringen lassen?

Ich habe sie nur zurückschieben lassen.

Sie wissen, daß ich dem Volke sagen werde, die Kanonen seien noch da.

Sagen Sie es!

Sie wollen sie nicht hinunterschaffen?

Nein. Die Kanonen des Königs sind da auf einen Befehl des Königs, mein Herr. Sie werden nur auf einen Befehl des Königs hinabkommen.

Herr de Launay, sprach Billot, der sein Wort in sich zur Höhe der Lage der Dinge anwachsen und steigen sah, Herr de Launay, der wahre König, dem zu gehorchen ich Ihnen rate, ist da.

Und er zeigte dem Gouverneur die graue, an gewissen Stellen durch den Kampf am vorhergehenden Tage mit Blut besudelte Menge, die vor den Gräben wogte und die Waffen in der Sonne glänzen ließ.

Mein Herr, sprach de Launay, indem er den Kopf mit hoffärtiger Miene zurückwarf, es ist möglich, daß Sie zwei Könige kennen; doch ich, der Gouverneur der Bastille, kenne nur einen: das ist Ludwig, der Sechzehnte seines Namens, der seine Unterschrift unten an ein Patent gesetzt hat, kraft dessen ich hier über Menschen und Dinge gebiete.

Sie sind also nicht Bürger? rief Billot zornig.

Ich bin französischer Edelmann, erwiderte der Gouverneur.

Ah! es ist wahr. Sie sind Soldat und Sie sprechen als Soldat. Sie haben das rechte Wort gesagt, mein Herr, erwiderte de Launay sich verbeugend, ich bin ein Soldat und vollziehe meinen Befehl.

Und ich, mein Herr, ich bin Bürger, und da meine Bürgerpflicht im Widerspruch steht mit Ihrem Soldatenbefehl, so wird einer von uns sterben, entweder derjenige, welcher seinen Befehl befolgt, oder derjenige, welcher seine Pflicht erfüllt.

Das ist wahrscheinlich mein Herr.

Sie sind also entschlossen, auf das Volk zu schießen?

Nein, solange es nicht auf mich schießt. Ich habe den Abgesandten des Herrn von Flesselles mein Wort verpfändet. Sie sehen, daß die Kanonen zurückgezogen sind. Doch beim ersten Schuß vom Platze aus nach meinem Schloß nähere ich mich einer von den Kanonen, dieser zum Beispiel. Ich schiebe sie selbst bis zur Schießscharte, ich richte sie selbst, und gebe selbst mit dieser Lunte hier Feuer.

Oh! wenn ich das glaubte, sagte Billot. Ehe Sie ein solches Verbrechen begehen würden ...

Ich habe Ihnen schon gesagt, mein Herr, ich sei Soldat, und ich kenne meinen Befehl.

Wohl denn! schauen Sie, sprach Billot, indem er de Launay bis an eine Schießscharte zog und nacheinander mit dem Finger zwei verschiedene Punkte, den Faubourg Saint-Antoine und den Boulevard bezeichnete, dort ist dasjenige, was Ihnen fortan Ihren Befehl geben wird.

Und er zeigte de Launan zwei schwarze, dichte, brüllende Massen, die, genötigt, sich nach den Straßenwindungen der Boulevards zu fügen, wogten wie eine ungeheure Schlange, von der man den Kopf und den Leib sah, während ihre letzten Ringe sich in den Krümmungen des Terrains verloren, auf dem sie sich bewegte.

Und alles, was man von dem riesigen Reptil sah, blinkte von leuchtenden Schuppen.

Es war der doppelte, einerseits von Marat, andererseits von Gonchon geführte Haufen, mit dem sich Billot auf dem Platze der Bastille zusammenbeschieden hatte.

Seine Waffen schwingend und furchtbares Geschrei ausstoßend, rückte er von beiden Seiten heran.

Bei diesem Anblick erbleichte de Launay; er hob seinen Stock in die Höhe und rief: Zu euren Kanonen!

Dann trat er mit einer Geberde der Drohung auf Billot zu und sagte: Und Sie, Unglücklicher, Sie, der Sie unter dem Vorwande, zu parlamentieren, hierher kommen, während die andern angreifen, wissen Sie, daß Sie den Tod verdienen? Und er zog halb den Degen aus dem Stock, der ihn verbarg.

Billot sah die Bewegung, packte schnell wie der Blitz de Launay beim Kragen und beim Gürtel und rief ihm, während er ihn von der Erde aufhob, zu:

Und Sie, Sie würden verdienen, daß ich Sie über die Brüstung in die Tiefe der Gräben schleuderte... Doch, Gott sei Dank! ich werde Sie auf eine

andere Weise bekämpfen.

In diesem Augenblick durchzog, von unten emporsteigend, ein ungeheures, allgemeines Geschrei die Luft wie ein Orkan, und zugleich erschien Herr von Losme, der Major der Bastille, auf der Plattform.

Mein Herr, rief er, sich an Billot wendend, ich bitte, haben Sie die Güte, sich zu zeigen; all dieses Volk glaubt, es sei Ihnen ein Unglück widerfahren, und verlangt nach Ihnen.

Der Name Billot wurde in der That, von Pitou in der Menge verbreitet, unter dem Geschrei hörbar.

Billot ließ Herrn de Launay los, und dieser stieß seinen Degen wieder in die Scheide.

Dann trat ein Augenblick des Zögerns unter diesen drei Männern ein, während sich Schreie der Drohung und der Rache vernehmen ließen.

Zeigen Sie sich doch, mein Herr, sagte de Launay, nicht als ob dieses Geschrei mich einschüchterte, sondern damit man wisse, ich sei ein redlicher Mann.

Billot streckte nun den Kopf durch eine Schießscharte und winkte mit der Hand.

Bei diesem Anblick brach das Volk in einen Beifallssturm aus. Das war gewissermaßen die Revolution, die sich auf den Zinnen der Bastille in der Person dieses Mannes aus dem Volke erhob, der zuerst auf ihre Plattform als Herrscher trat.

Es ist gut, sagte de Launay, alles ist nun zwischen uns beendigt. Sie haben nichts mehr hier zu thun. Man «erlangt Sie unten; gehen Sie hinab.

Billot begriff diese Mäßigung von seiten eines Mannes, in dessen Gewalt er sich befand; er stieg dieselbe Treppe hinab, auf der er heraufgekommen war; der Gouverneur folgte ihm.

Der Major aber blieb. Der Gouverneur hatte ihm leise einige Befehle gegeben.

Herr de Launau hatte offenbar nur noch einen Wunsch: daß sein Parlamentär so schnell als möglich sein Feind würde.

Billot durchschritt den Hof, ohne ein Wort zu sagen. Er sah die Kanoniere bei ihren Stücken. Die Lunte rauchte am Ende der Stange.

Billot blieb vor ihnen stehen.

Freunde! sprach er zu ihnen, erinnert euch, daß ich gekommen bin, um euren Chef aufzufordern, das Blutvergießen, zu vermeiden, und daß er es verweigert hat.

Mein Herr, im Namen des Königs! rief Herr de Launay, mit dem Fuße stampfend, gehen Sie von hier weg.

Nehmen Sie sich in acht, entgegnete Billot, wenn Sie mich im Namen des Königs weggehen heißen, so werde ich im Namen des Volkes zurückkehren.

Dann wandte er sich gegen die Hauptwache der Schweizer und sagte: Sprecht, für wen seid ihr?

Die Schweizer schwiegen.

De Launay deutete mit dem Finger auf die eiserne Thüre.

Billot wollte einen letzten Versuch wagen.

Mein Herr, sprach er zu de Launay, im Namen der Nation! im Namen Ihrer Brüder!

Meiner Brüder? Sie nennen meine Brüder diejenigen, welche schreien: Nieder mit der Bastille! Tod ihrem Gouverneur! Das sind vielleicht Ihre Brüder, mein Herr, aber sicherlich sind es nicht die meinigen.

Im Namen der Menschheit also.

Im Namen der Menschheit! die euch antreibt, zu Hunderttausend hundert in diesen Mauern eingeschlossene unglückliche Soldaten zu erwürgen.

Eben dadurch, daß Sie dem Volke die Bastille übergeben, retten Sie ihnen das Leben.

Und ich verliere meine Ehre.

Billot schwieg, diese Logik des Soldaten vernichtete ihn; doch er wandte sich noch einmal an die Schweizer und an die Invaliden und rief: Ergebt euch, meine Freunde, es ist noch Zeit. In zehn Minuten wird es zu spät sein.

Wenn Sie nicht auf der Stelle von hier weggehen, mein Herr, rief de Launay, so lasse ich Sie niederschießen, so wahr ich ein Edelmann bin.

Billot blieb einen Augenblick stehen, kreuzte seine Arme herausfordernd, traf mit seinem Blick zum letzten Mal auf den von Launay und entfernte sich.

Die Bastille.

Die Menge wartete, durch die glühende Julisonne verbrannt, bebend, berauscht. Die Leute von Gonchon hatten ihre Verbindung mit denen von Marat bewerkstelligt. Der Faubourg Saint-Antoine erkannte und grüßte seinen Bruder, den Faubourg Saint-Martin.

Gonchon stand an der Spitze seiner Patrioten. Marat war verschwunden.

Der Platz bot einen erschrecklichen Anblick.

Als man Billot gewahrte, verdoppelte sich das Geschrei.

Nun? fragte Gonchon, indem er auf ihn zuging.

Dieser Mann ist brav, erwiderte Billot.

Was wollen Sie damit sagen?

Ich will sagen, daß er fest beharrt.

Er will die Bastille nicht übergeben?

Nein.

Er beharrt dabei, daß er die Belagerung aushalten will? Ja.

Und Sie glauben, er werde sie lange aushalten?

Bis zum Tod.

Es sei; er wird den Tod haben.

Doch wie viel Menschen werden wir töten lassen? sagte Billot, der wohl bezweifelte, daß ihm Gott das Recht gegeben, das sich die Generale, die Könige und die Kaiser anmaßen als Herren, die Blut zu vergießen privilegiert sind.

Bah! versetzte Gonchon, es sind zu viele Menschen vorhanden, da es nicht Brot genug für die Hälfte der Bevölkerung giebt. Nicht wahr, meine Freunde? fuhr Gonchon, sich an die Menge wendend, fort.

Ja! ja! rief die Menge mit einer erhabenen Selbstverleugnung.

Aber der Graben? fragte Billot.

Er braucht nur an einer einzigen Stelle ausgefüllt zu werden, antwortete Gonchon, und ich habe berechnet, das man mit der Hälfte unserer Leiber den Graben ganz ausfüllen würde; nicht wahr, meine Freunde?

Ja! ja! wiederholte die Menge mit nicht weniger Begeisterung, als das erste Mal.

Wohl! es sei, sprach Billot überwunden.

In diesem Augenblick erschien de Launay auf einer Terrasse, gefolgt vom Major von Losme und einigen Offizieren.

Mach' den Anfang! rief Gonchon dem Gouverneur zu.

Dieser drehte den Rücken, ohne zu antworten.

Gonchon, der vielleicht die Drohung ertragen hätte, ertrug die Verachtung nicht; er legte rasch seine Büchse an seine Schulter, und im Gefolge des Gouverneurs siel ein Mann.

Hunderttausend Flintenschüsse gingen zugleich los, als ob sie nur auf dieses Signal gewartet hätten, und besprenkelten mit weißen Stellen die grauen Türme der Bastille.

Ein Stillschweigen von einigen Sekunden folgte auf diese Salve, als wäre die Menge über das, was sie gethan, selbst erschrocken.

Dann bekränzte ein Flammenstrahl, der sich in einer Rauchwolke verlor, den Kamm eines Turmes; Schmerzensschreie machten sich in der gedrängten Menge hörbar; der erste Kanonenschuß war von der Bastille

gefeuert worden; das erste Blut war vergossen; die Schlacht hatte sich entsponnen.

Was diese, einen Augenblick zuvor noch so drohende Menge empfand, glich dem Schrecken. Die Bastille, die sich durch diese einzige Handlung zur Wehr stellte, erschien in ihrer furchtbaren Unüberwindlichkeit. Das Volk hatte ohne Zweifel gehofft, in dieser Zeit der Einräumungen, die man ihm machte, werde auch diese ohne Blutvergießen in Erfüllung gehen.

Das Volk täuschte sich. Der auf dasselbe abgefeuerte Kanonenschuß gab ihm das Maß von dem Titanenwerk, das es unternommen hatte.

Dem Kanonenschuß folgte unmittelbar von der Plattform der Bastille herab ein wohlgerichtetes Musketenfeuer.

Dann entstand ein neues Stillschweigen, unterbrochen durch einige Schreie, durch einiges Stöhnen, durch einige da und dort ausgestoßene Klagen.

Da konnte man ein gewaltiges Neben in dieser Menge sehen: das Volk hob seine Toten und seine Verwundeten auf.

Doch das Volk dachte an keine Flucht, oder wenn es daran dachte, schämte es sich, indem es sich zählte.

In der That, die Boulevards, die Rue Saint-Antoine, der Faubourg Saint-Antoine waren nur ein weites Menschenmeer; jede Welle hatte einen Kopf, jeder Kopf zwei flammende Augen, einen drohenden Mund.

In einem Augenblick waren alle Fenster des Quartiers mit Planklern besetzt, selbst diejenigen, welche sich außer dem Bereiche befanden.

Erschien auf den Terrassen oder in den Schießscharten ein Invalide oder ein kleiner Schweizer, so wurden hundert Gewehre auf ihn angelegt, und der Hagel der Kugeln stieß die Ecken des Steins ab, hinter dem sich der Soldat schirmte.

Doch man wird bald müde, auf unempfindliche Mauern zu schießen. Nach Fleisch zielten die Schüsse, Blut wollte man unter dem Blei hervorspringen

sehen, und nicht Staub.

Jeder gab seinen Rat mitten unter der Menge und dem Geschrei.

Man bildete einen Kreis um den Redner, und wenn man bemerkte, daß der Vorschlag unsinnig war, so entfernte man sich.

Ein Stellmacher schlug vor, eine Katapulte nach dem Muster der alten römischen Maschinen zu bauen und in die Bastille eine Bresche zu schießen.

Die Pompiers machten den Vorschlag, wonach sie mit ihren Feuerspritzen das Zündkraut der Kanonen und die Lunten der Artilleristen auslöschen wollten, ohne zu bedenken, daß die stärkste von ihren Spritzen das Wasser nicht bis zu zwei dritteln der Höhe von den Bastillemauern schleudern würde.

Ein Brauer, der den Faubourg Saint-Antoine befehligte, und dessen Name seitdem eine unselige Berühmheit erlangt hat, schlug vor, die Festung dadurch in Brand zu stecken, daß man Mohnsamenöl und Spiekül, das man am Tage vorher weg' genommen, hineinwerfen und mit Phosphor entzünden solle.

Billot hörte diese Vorschläge einen nach dem andern an. Beim letzten nimmt er eine Axt aus den Händen eines Zimmermanns, schreitet unter einem Hagel von Kugeln, der um ihn her die dicht gescharten Menschen trifft und wie die Ähren auf einem Kornfelde niederwirft, vor, erreicht ein kleines Wachhaus in der Nähe einer ersten Zugbrücke und haut unter Kartätschengeschoß, das auf dem Dache pfeift und prasselt, die Ketten ab und macht die Brücke fallen.

Während einer Viertelstunde, die dieses fast wahnsinnige Unternehmen dauerte, blieb die Menge keuchend. Bei jedem Schuß glaubte wanden kühnen Arbeiter niederstürzen zu sehen. Die Menge vergaß die Gefahr, der sie selbst preisgegeben war, um nur an die Gefahr zu denken, die dieser Mann lief. Als die Brücke siel, ertönte ein gewaltiges Geschrei, und man stürzte in den ersten Hof.

Die Bewegung war so rasch, so ungestüm, so unwiderstehlich, daß man es nicht versuchte, den Hof zu verteidigen.

Die wütenden Freudenschreie verkündigten de Launan, daß das Volk diesen ersten Vorteil errungen hatte.

Man gab nicht einmal darauf acht, daß ein Mensch unter der Holzmasse zermalmt worden war.

Da brechen, wie aus der Tiefe einer Höhle, die sie beleuchten, die vier Kanonen, welche der Gouverneur Billot gezeigt hatte, auf einmal mit einem gräßlichen Lärmen los und fegen diesen ganzen ersten Hof.

Der eiserne Orkan hat in der Menge einen langen Blutstreifen gezogen; zehn bis zwölf Tote, fünfzehn bis zwanzig Verwundete sind auf dem Wege der Kartätschen geblieben.

Billot ist von seinem Dach auf den Boden geglitten; doch auf dem Boden hat er Pitou gefunden, der, er weiß nicht wie, hierher gekommen ist. Pitou hat ein rasches Auge; das ist eine Gewohnheit des Wilddiebes. Er hat die Artilleristen die Lunte dem Zündloche nähern sehen; er hat Billot beim Flügel seines Rockes gepackt und rasch rückwärts gezogen. Eine Mauerecke hat beide vor dieser ersten Salve geschützt.

Von diesem Augenblick an ist die Sache ernst; der Tumult wird gräßlich, das Gemenge tödlich; gleichzeitig gehen um die Bastille her zehntausend Flintenschüsse los, die noch gefährlicher für die Belagernden, als für die Belagerten sind. Endlich mischt eine Kanone, von Soldaten der französischen Garde bedient, ihren Donner mit dem Gekrache des Musketenfeuers.

Es ist ein entsetzlicher Lärm, bei dem sich die Menge berauscht, und dieser Lärm fängt an, die Belagerten zu erschrecken, die sich zählen und einsehen, sie werden ein ähnliches Getöse, das sie betäubt, nimmer hervorzubringen imstande sein.

Die Offiziere der Bastille fühlen instinktartig, daß ihre Soldaten schwach werden; sie nehmen selbst Gewehre zur Hand und schießen.

In diesem Augenblick, mitten unter dem Geräusch von schwerem Geschütz und Kleingewehrfeuer, unter dem Gebrülle der Menge, als das Volk abermals vorstürzte, um die Toten aufzuheben und sich eine Wehr aus diesen Leichnamen zu machen, die durch den Mund ihrer Wunden um Rache schreien, erscheint am Eingang des ersten Hofes ein kleiner Haufen von ruhigen Bürgern ohne Waffen. Sie durchschneiden die Menge, und schreiten vor, bereit, ihr Leben zu opfern, das nur durch die weiße Fahne, die ihnen voranzieht und Parlamentäre bezeichnet, geschützt wird.

Das ist eine Deputation des Stadthauses; die Wähler wissen, daß sich die Feindseligkeiten entsponnen haben; sie wollen dem Blutvergießen Einhalt thun, und man zwingt Flesselles, dem Gouverneur neue Vorschläge zu machen.

Diese Deputierten kommen im Namen der Stadt, um Herrn de Launay aufzufordern, das Feuer einzustellen und, um zugleich das Leben der Bürger, das seinige und das der Garnison zu schirmen, hundert Mann Bürgergarde im Innern der Festung aufzunehmen.

Das ist es, was die Deputierten auf ihrem Wege verbreiten. Selbst erschrocken über die Unternehmung, die es begonnen, ist das Volk, das die Verwundeten und die Toten auf Bahren vorübertragen sieht, bereit, diesen Vorschlag zu unterstützen; de Launay soll eine halbe Niederlage annehmen, und es wolle sich mit einem halben Siege begnügen.

Bei ihrem Anblick hört das Feuer des zweiten Hofes auf; man bedeutet ihnen durch ein. Zeichen, daß sie näher kommen können, und sie nähern sich in der That, im Blute ausgleitend, über die Leichnahme steigend, den Verwundeten die Hand reichend.

Das Volk gruppiert sich zu ihrem Schütze. Leichname und Verwundete werden weggetragen; mit großen purpurroten Flecken das Pflaster der Hofe färbend, starrt das vergossene Blut.

Von seiten der Festung hat das Feuer aufgehört. Billot geht hinaus, um es zu versuchen, auch das Feuer der Belagernden einzustellen. Vor dem Thore trifft er Gonchon ohne Waffen, der Gefahr trotzend wie ein Inspirierter, ruhig, als ob er unverwundbar wäre.

Nun! fragte er Billot, was ist aus der Deputation geworden?

Sie ist in die Bastille eingetreten, erwiderte Billot; lassen Sie das Feuer einstellen.

Es ist unnötig, entgegnete Gonchon mit derselben Sicherheit, als ob er die Fähigkeit gehabt hätte, in der Zukunft zu lesen.

Gleichviel, respektieren wir die Kriegsgewohnheiten, da wir uns zu Soldaten gemacht haben.

Es sei, sagte Gonchon.

Dann wandte er sich an zwei Männer aus dem Volk, die unter ihm diese ganze Masse zu befehligen schien, und sprach:

Geht, Elie, geht, Hullin, und es falle kein Schuß mehr!

Auf die Stimme ihres Führers eilten die zwei Adjutanten, die Wogen des Volkes durchschneidend, fort, und bald nahm das Geräusch des Musketenfeuers allmählich ab, bis es endlich ganz erlosch.

Es trat ein Augenblick der Ruhe ein. Man benützte ihn, um für die Verwundeten, deren Zahl sich schon auf fünfunddreißig bis vierzig belief, Sorge zu tragen.

Wahrend dieses Augenblicks der Ruhe hört man zwei Uhr schlagen. Der Angriff hat um Mittag begonnen. Man kämpft also schon zwei Stunden.

Nillot ist an seinen Posten zurückgekehrt, und Gonchon ist ihm nun gefolgt.

Sein Auge wendet sich unruhig nach dem Gitter; seine Ungeduld ist sichtbar.

Was haben Sie? fragte ihn Billot.

Ist die Bastille nicht in zwei Stunden genommen, so ist alles verloren, antwortete Gonchon.

Und warum dies?

Der Hof wird erfahren, mit welcher Arbeit wir beschäftigt sind, und uns die Schweizer von Bezenval und die Dragoner von Lambesa schicken, und dann werden wir zwischen drei Feuer genommen.

Billot war genötigt, zu gestehen, es sei Wahres an dem, was Gonchon sagte.

Endlich erschienen die Deputierten wieder. Aus ihrer düsteren Miene ersah man, daß sie nichts erlangt hatten.

Nun! rief Gonchon strahlend vor Freude, was sagte ich? Die prophezeiten Dinge werden in Erfüllung gehen; die verfluchte Festung ist verurteilt.

Ohne nur die Deputation zu fragen, stürzte er sodann aus dem ersten Hof und schrie:

Zu den Waffen! Kinder, zu den Waffen! Der Kommandant verweigert!

Der Kommandant hatte in der That kaum den Brief von Flesselles gelesen, als sein Gesicht sich aufklärte, und statt den Vorschlägen, die man ihm machte, nachzugeben, rief er:

Meine Herren Pariser, Sie haben den Kampf gewollt, nun ist es zu spät.

Die Parlamentäre drangen in ihn und stellten ihm all das Unglück vor, das seine Verteidigung herbeiführen könne. Doch er wollte nichts hören und sagte am Ende zu den Parlamentären, was er zwei Stunden zuvor schon zu Billot gesagt hatte: Geht, oder ich lasse Euch erschießen.

Und die Parlamentäre entfernten sich.

Diesmal ist es Herr de Launay, der die Offensive ergriffen hat. Er scheint trunken vor Ungeduld. Noch ehe die Deputierten die Schwelle des Hofes überschritten haben, hat der Dudelsack des Herzogs von Sachsen ein Lied gespielt. Drei Personen sind gefallen; die eine ist tot, die zwei andern sind verwundet.

Diese zwei Verwundeten sind: der eine ein Soldat von der französischen Garde, der andere ein Parlamentär.

Beim Anblick dieses Mannes, den sein Charakter heilig machte, und den man mit Blut bedeckt wegträgt, erhitzt sich die Menge abermals.

Die zwei Adjutanten von Gonchon sind zurückgekehrt und haben wieder ihren Platz an seiner Seite eingenommen; doch jeder von ihnen hat Zeit gehabt, nach Hause zu gehen und seine Kleider zu wechseln.

Allerdings wohnt der eine beim Arsenal und der andere in der Rue de Charonne.

Hullin, anfangs Uhrmacher in Genf, sodann Jäger beim Marquis von Conflans, kommt mit seiner Livree zurück, die der Tracht eines ungarischen Offiziers gleicht.

Elie, Exoffizier im Regiment der Königin, hat seine Uniform wieder angezogen, die dadurch, daß sie glauben machen wird, das Heer sei für das Volk und mit demselben, dem Volke mehr Vertrauen geben muß.

Das Feuer beginnt mit größerer Erbitterung und Heftigkeit, als je.

In diesem Augenblick näherte sich Herr von Losme, der Major der Bastille, dem Gouverneur.

Das war ein braver und tapferer Soldat; aber es war etwas vom Bürger in ihm geblieben, und er sah zu seinem Schmerz, was vorging, und besonders, was vorgehen sollte.

Herr Gouverneur, sagte er, wir haben keine Lebensmittel, wie Sie wissen.

Ich weiß es, erwiderte de Launay.

Sie missen auch, daß wir keinen Befehl haben.

Ich bitte um Verzeihung, Herr von Lozme, ich habe den Befehl, die Bastille zu schließen, darum giebt man mir die Schlüssel.

Herr Gouverneur, die Schlüssel dienen ebenso gut dazu, die Thüren zu öffnen, als sie zu schließen. Hüten Sie sich, die ganze Garnison niedermetzeln zu lassen, ohne das Schloß zu retten. Zwei Triumphe für denselben Tag! Betrachten Sie die Menschen, die wir töten, sie wachsen aus dem Pflaster hervor. Heute morgen waren sie zu fünfhundert, vor zwei Stunden waren es zehntausend, nun sind es mehr als sechzigtausend; morgen werden es hunderttausend sein. Wenn unsere Kanonen schweigen, und das müssen sie am Ende thun, so wird dieses Volk stark genug sein, die Bastille mit seinen Händen zu zerstören.

Sie sprechen nicht wie ein Militär, Herr von Losme.

Ich spreche wie ein Franzose, mein Herr. Ich sage, da Seine Majestät uns keinen Befehl gegeben ... ich sage, da uns der Stadtvogt einen sehr annehmbaren Vorschlag hat zukommen lassen: den Vorschlag, hundert Mann Bürgergarde in das Schloß aufzunehmen, so können Sie, um das Unglück, das ich vorhersehe, zu vermeiden, dem Vorschlag des Herrn von Flesselles beitreten.

Ihrer Ansicht nach, Herr von Losme, ist also die Gewalt, welche die Stadt Paris vertritt, eine Autorität, der wir gehorchen müssen?

In Abwesenheit der unmittelbaren Autorität Seiner Majestät, ja, Herr Gouverneur, das ist meine Ansicht.

Wohl denn, sprach Herr de Launay, indem er den Major in eine Ecke des Hofes zog, lesen Sie, Herr von Losme.

Und er reichte ihm ein Blättchen Papier.

Der Major las: Halten Sie fest; ich belustige die Pariser mit Kokarden und Versprechungen. Vor dem Ende des Tages wird Ihnen Herr von Bezenval Verstärkung schicken.

Von Flesselles.

Wie, dieser Zettel ist Ihnen zugekommen, Herr Gouverneur? fragte der Major.

In dem Brief, den mir die Herren Parlamentäre übergeben haben. Sie glaubten, mir den Befehl zur Übergabe der Festung zuzustellen und brachten mir den Befehl, sie zu verteidigen.

Der Major neigte das Haupt.

Gehen Sie an Ihren Posten, mein Herr, sagte de Launay, und verlassen Sie ihn nur, wenn ich Sie rufe.

Herr von Losme gehorchte.

Herr de Launay legte kalt das Papier zusammen, steckte es in seine Tasche, kehrte zu seinen Kanonieren zurück und befahl ihnen, tief und richtig zu zielen.

Die Kanoniere gehorchten, wie Herr von Losme gehorcht hatte.

Doch das Geschick der Festung war bestimmt, keine menschliche Macht konnte die Erfüllung verzögern.

Auf jeden Kanonenschuß antwortete das Volk: Wir wollen die Bastille!

Und während die Stimmen verlangten, handelten die Arme.

Unter der Zahl der Stimmen, die am energischsten verlangten, unter der Zahl der Arme, die am wirksamsten handelten, waren die Stimmen und die Arme von Billot und Pitou.

Nur ging jeder nach seiner Natur zu Werke.

Billot hatte sich mutig und vertrauensvoll, nach Art der Bulldoggs, Kugeln und Kartätschen trotzend, mit einem Schlag vorwärts geworfen.

Klug und umsichtig wie der Fuchs, im höchsten Grade mit dem Instinkte der Erhaltung begabt, benützte Pitou alle seine Fähigkeiten, um die Gefahr zu überwachen und zu vermeiden.

Seine Augen kannten die mörderischen Schießscharten, sie unterschieden die unmerkliche Bewegung des Erzes, das zu schießen im Begriff ist. Er

hatte endlich genau den Moment erraten, wo die Batterie der Wallbüchse über die Zugbrücke spielen würde.

Hatten dann seine Augen ihren Dienst gethan, so war die Reihe an seinen Gliedern, für ihren Eigentümer zu arbeiten.

Die Schultern verschwanden, die Brust zog sich ein, sein Körper bot keine beträchtlichere Oberfläche dar, als ein Brett von der Seite gesehen.

Er hatte einen Winkel in dem Gang von der ersten zur zweiten Zugbrücke gewählt, eine Art von senkrechter Brüstung, gebildet durch Steinvorsprünge.

Von seiner Ecke aus, in die er geduckt war, wie ein Hase in seinem Lager, that er dahin und dorthin einen Flintenschuß zur Befreiung seines Gewissens; denn er hatte vor sich nur Mauern und Holzstücke; doch das machte offenbar dem Vater Billot Vergnügen, da er ihm beständig zurief:

Schieße doch, Träger, schieße!

Dagegen rief er dem Vater Billot, um seinen Eifer zu dämpfen, statt aufzuregen, von Zeit zu Zeit zu:

Entblößen Sie sich doch nicht so, Vater Billot!

Oder auch:

Nehmen Sie sich in acht, Herr Billot, treten Sie zurück; die Kanone schießt auf Sie, der Hahn des Dudelsacks kracht.

Und kaum hatte er diese Worte voll Vorsicht gesprochen, als der Kanonendonner oder das Kleingewehrfeuer losbrach und die Kartätsche den Gang fegte.

Trotz aller dieser Ermahnungen verrichtete Villot Wunder der Stärke und der Bewegung, alles jedoch vergeblich. Da er sein Blut nicht vergießen konnte, und das war sicherlich nicht seine Schuld, so vergeudete er seinen Schweiß in großen Tropfen.

Zehnmal faßte ihn Pitou beim Schoß seines Rockes und zog ihn gegen seinen Willen gerade in dem Augenblick zu Boden, wo ihn ein Schuß niedergeschmettert hätte.

Doch Billot erhob sich immer wieder, stärker als zuvor, mit einer neuen Idee.

Bald bestand diese Idee darin, daß er auf dem Holze der Zugklappe der Brücke selbst die Balken zusammenhieb, welche die Ketten festhielten, wie er es schon gethan hatte.

Dann stieß Pitou ein Gebrülle aus, um den Pächter zurückzubringen; wenn er aber sah, daß dieses Gebrülle vergeblich war, so stürzte er aus seinem Schlupfwinkel hervor und sagte:

Herr Billot, lieber Herr Billot, Frau Billot wird eine Witwe sein, wenn Sie getötet werden.«

Und man sah die Schweizer ihre Gewehrläufe schräge durch die Schießscharte strecken, um den Kühnen zu treffen, der es versuchte, ihre Brücke in Späne zu verwandeln.

Bald rief Billot die Kanone herbei, um die Zugklappe zu durchschießen; da spielte aber der Dudelsack, die Artilleristen wichen zurück, und Billot blieb allein, um die Kanone zu bedienen, was Pitou abermals aus seinem Winkel zog.

Herr Billot, rief er: Herr Billot! ich beschwöre Sie im Namen von Mademoiselle Katharine; bedenken Sie noch, wenn Sie sich töten lassen, wird Mademoiselle Katharine ein Waise sein.«

Billot fügte sich in diesen Grund, der mächtiger auf seinen Geist zu wirken schien, als der erste.

Endlich ersann die fruchtbare Einbildungskraft des Pächters eine letzte Idee.

Er lief nach dem Platze und schrie:

Einen Karren! einen Karren!

Pitou dachte, was gut sei, müsse, wenn es sich verdopple, vortrefflich sein. Er folgte Billot und rief:

Zwei Karren! zwei Karren!«

Man brachte auf der Stelle zehn Karren.

Stroh und trockenes Heu! rief Billot. Stroh und trockenes Heu! wiederholte Pitou.

Und sogleich schleppten zweihundert Menschen jeder seinen Bund Heu oder Stroh herbei.

Andere häuften getrockneten Mist auf Tragbahren.

Man war genötigt, zu rufen, man habe zehnmal mehr, als man brauche. In einer Stunde hätte man einen Haufen Fourage gehabt, der an Höhe der Bastille gleichgekommen wäre.

Billot stellte sich zwischen die Gabel eines mit Stroh beladenen Karrens und schob ihn vorwärts, statt ihn zu ziehen.

Pitou that dasselbe, ohne zu wissen, was er that; doch er dachte, es sei gut dem Pächter nachzuahmen.

Elie und Hullin errieten, was Billot vorbereitete; sie ergriffen jeder einen Karren und schoben ihn in den Hof.

Kaum hatten sie die Schwelle überschritten, als ein Kartätschenfeuer sie empfing. Man hörte die Kugeln und das Geschoß der Wallmuskete mit einem scharfen Geräusch in das Stroh oder in das Holz der Räder und der Karrenleitern eindringen. Doch keiner von den Angreifenden wurde berührt.

Sobald diese Salve vorüber war, stürzten zwei- bis dreihundert Füsiliere hinter die Karrenführer und, sich ein Obdach aus diesem Wall bildend, stellten sie sich unter die Zugklappe selbst.

Hier zog Billot aus seiner Tasche einen Feuerstahl und Zunder, legte ein Griffchen voll Pulver mitten in ein Papier und steckte das Pulver an.

Das Pulver zündete das Papier, das Papier das Stroh an.

Jeder teilte sich einen Brand mit, und die vier Karren entzündeten sich gleichzeitig.

Um das Feuer auszulöschen, mußte man herauskommen; kam man heraus, so gab man sich einem sichern Tode preis.

Die Flamme erreichte die Zugklappe, biß mit ihren scharfen Zähnen in das Holz und schlängelte sich die Balken entlang.

Ein Freudenschrei, der vom Hofe ausging, wurde von der ganzen Place Saint-Antoine wiederholt. Man sah den Rauch über die Türme emporsteigen und vermutete, etwas für die Belagerten Verhängnisvolles gehe in Erfüllung.

Die geröteten Ketten machten sich in der That von den Bohlen los; die Brücke fiel, halb zerbrochen, halb verbrannt, rauchend und knatternd.

Die Pompiers liefen mit ihren Spritzen herbei. Der Gouverneur befahl, zu feuern; doch die Invaliden weigerten sich. Die Schweizer allein gehorchten; doch die Schweizer waren keine Artilleristen, und man mußte die Kanonen verlassen.

Die französischen Garden dagegen, als sie das Feuer der Artillerie erloschen sahen, pflanzten ihr Geschütz auf; ihr dritter Schuß zerschmetterte das Gitter.

Der Gouverneur war auf die Plattform des Schlosses gestiegen, um zu sehen, ob die versprochene Hülfe käme, als er sich plötzlich von Rauch umhüllt sah. Da ging er hastig hinab und befahl den Artilleristen, zu feuern.

Die Weigerung der Invaliden brachte ihn außer sich. Nachdem das Gitter in Stücke gegangen war, kam er zur Einsicht, daß alles verloren sei.

Herr de Launay fühlte sich gehaßt. Er erriet, daß es keine Rettung mehr für ihn gab. Während der ganzen Zeit, die der Kampf gedauert, hatte er den Gedanken genährt, sich unter den Trümmern der Bastille zu begraben.

In dem Augenblick, wo er fühlt, daß jede Verteidigung unnütz ist, reißt er eine Lunte aus den Händen eines Artilleristen und springt nach dem Gewölbe, wo die Munition ist.

Das Pulver! riefen zwanzig erschrockene Stimmen, das Pulver! das Pulver!

Man hat in den Händen des Gouverneurs die Lunte glänzen sehen. Man errät seine Absicht. Zwei Soldaten stürzen vor und kreuzen das Bajonett auf seiner Brust in dem Augenblick, wo er die Thüre öffnet.

Ihr könnt mich töten, sagte Herr de Launay; doch Ihr werdet mich nicht so schnell töten, daß ich nicht Zeit hätte, diese Lunte unter die Pulverfässer zu werfen, und dann springt Ihr alle Belagernde und Belagerte, in die Luft.

Die Soldaten stehen still. Die Bajonette bleiben auf der Brust von de Launay gekreuzt; doch es ist immer noch de Launay, der befiehlt, und man weiß es, daß er das Leben von allen in seinen Händen hat. Seine Handlung hat alle an ihren Platz gefesselt. Die Angreifenden bemerken, daß etwas Außerordentliches vorgeht. Sie tauchen ihre Blicke in das Innere des Hofes und sehen den Gouverneur drohend und bedroht.

Höret mich, sprach de Launay; so wahr ich den Tod von Euch allen in der Hand halte, wenn einer von Euch einen Schritt macht, um in diesen Hof zu dringen, so stecke ich das Pulver in Brand.

Diejenigen, welche diese Worten hörten, glaubten den Boden unter ihren Füßen zittern zu fühlen.

Was wollen Sie? was verlangen Sie! riefen mehrere Stimmen mit dem Ausdruck des Schreckens.

Ich will eine Kapitulation, und zwar eine ehrenhafte Kapitulation.

Die Angreifenden nahmen auf die Worte de Launays keine Rücksicht; sie glaubten nicht an diesen Akt der Verzweiflung und wollten eindringen. Billot ist an ihrer Spitze. Plötzlich zittert, erbleicht Billot: er hat an den Doktor Gilbert gedacht.

Solange Billot nur an sich selbst dachte, war ihm wenig daran gelegen, ob die Bastille und er mit ihr in die Luft sprang; aber der Doktor Gilbert muß um jeden Preis leben.

Haltet ein, rief Billot, indem er sich Elie und Hullin entgegen warf; haltet ein, im Namen der Gefangenen!

Und diese Männer, die den Tod für sich nicht fürchteten, wichen ebenfalls blaß und zitternd zurück.

Was wollen Sie? sagten sie, an den Gouverneur die Frage wiederholend, die schon von der Garnison an ihn gemacht worden war.

Ich will, daß alle sich entfernen, erwiderte Herr de Launay. Ich werde keine Vorschläge annehmen, solange ein Fremder in den Höfen der Bastille ist.

Werden Sie aber nicht unsere Abwesenheit benützen, um alles wieder in stand zu setzen? entgegnete Billot.

Wird die Kapitulation verweigert, so finden Sie alle Dinge, wie sie sind. Sie an jenem Thore, ich an diesem.

Sie geben uns Ihr Wort? Bei meinem adeligen Ehrenwort.

Einige schüttelten den Kopf.

Bei meinem adeligen Ehrenwort! wiederholte de Launay. Ist einer hier, der zweifelt, wenn ein Edelmann bei seinem Worte geschworen hat?

»Nein, nein, niemand, wiederholten fünfhundert Stimmen.

Man bringe mir hierher Papier, eine Feder und Tinte.

Die Befehle des Gouverneurs wurden auf der Stelle vollzogen.

Es ist gut, sagte de Launay.

Dann wandte er sich gegen die Angreifenden um und rief ihnen zu: Und nun, Ihr Leute, zieht euch zurück.

Billot, Hullin und Elie gaben das Beispiel und zogen sich zuerst zurück.

Alle anderen folgten ihnen.

De Launay legte die Lunte auf die Seite und fing an, die Kapitulation auf seinem Knie zu schreiben.

Die Invaliden und die Schweizer begriffen, daß es sich um ihre Rettung handelte, und sahen ihm stillschweigend und mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Grauen zu.

De Launay wandte sich um, ehe er die Feder auf das Papier setzte. Die Höfe waren frei.

In einem Augenblick erfuhr man außen alles, was innen vor sich ging.

Die Bevölkerung kam, wie Herr von Losme gesagt hatte, unter dem Pflaster hervor. Hunderttausend Menschen umgaben die Bastille.

Es waren nicht allein Arbeiter, es waren Bürger von allen Klassen. Es waren nicht nur Männer, es waren Kinder, es waren Greise.

Und alle hatten eine Waffe, alle stießen einen Schrei aus.

Da und dort sah man mitten unter den Gruppen eine in Thränen zerfließende Frau mit zerzausten Haaren, die Hände ringend und den steinernen Riesen mit einer verzweifelten Geberde verfluchend.

Es war eine Mutter, deren Sohn die Bastille niedergeschmettert, es war eine Tochter, der die Bastille den Vater niedergeschmettert; es war ein Weib, dem die Bastille den Mann niedergeschmettert hatte.

Doch seit einem Augenblick hatte die Bastille keinen Lärm, keine Flamme, keinen Rauch mehr. Die Bastille war erloschen. Die Bastille war stumm wie

ein Grab.

Vergebens hätte man es versucht, alle die Flecken von Kugeln zu zählen, die ihre Oberfläche besprenkelten. Jeder hatte seinen Schuß diesem Granitungeheuer, dem sichtbaren Symbol der Tyrannei, zusenden wollen.

Als man erfuhr, die furchtbare Bastille sei zu kapitulieren im Begriff, der Gouverneur habe sie zu übergeben versprochen, wollte es niemand glauben.

Unter dem allgemeinen Zweifel, als man es noch nicht wagte, sich Glück zu wünschen, als man noch stillschweigend wartete, sah man durch eine Schießscharte einen an die Spitze eines Degens gesteckten Brief hervorkommen.

Nur war zwischen dem Brief und den Belagernden der breite, tiefe mit Wasser gefüllte Graben.

Billot verlangt ein Brett: drei werden gebracht; er versucht, ohne daß sie, da sie zu kurz sind, das Ziel erreichen zu können. Ein viertes berührt die zwei Ränder des Grabens.

Billot befestigt sie, so gut er es vermag, und wagt sich, ohne zu zögern, auf die zitternde Brücke.

Die ganze Menge bleibt stumm. Aller Augen sind auf den Mann gerichtet, der über dem Graben zu schweben scheint. Zitternd setzt sich Pitou auf die Rückseite der Böschung und verbirgt seinen Kopf zwischen seinen Beinen.

Das Herz bricht ihm, er weint.

Plötzlich, in dem Augenblick, wo Billet die zwei Drittel des Uebergangs erreicht hat, schwankt das Brett. Billot streckt die Arme aus, fällt und verschwindet im Graben.

Pitou stürzt ihm brüllend nach, wie ein Neufundländer Hund seinem Herrn.

Da nähert sich ein Mensch dem Brett, von dem Billot herabgefallen war. Ohne Zögern schlägt er denselben Weg ein. Dieser Mensch ist Stanislaus Maillard, der Gerichtsdiener im Chatelet.

An der Stelle angelangt, wo Billot und Pitou im Schlamme zappeln, schaut er einen Augenblick unter sich, und da er sieht, daß sie den Rand des Grabens unversehrt erreichen werden, schreitet er vorwärts.

Eine halbe Minute nachher ist er auf der andern Seite des Grabens und hat das Billet, das man ihm an der Degenspitze reicht.

Mit derselben Ruhe, mit derselben Festigkeit des Ganges kehrt er über das Brett zurück.

Doch in dem Augenblick, wo alle Welt sich um ihn drängt, um zu lesen, stürmt ein Hagel von Kugeln von den Zinnen herab, während man zugleich einen entsetzlichen Donner des Geschützes vernimmt.

Ein einziger Schrei, doch einer von den Schreien, welche die Rache des Volkes verkündigen, dringt aus der Brust aller hervor.

Traut den Tyrannen! ruft Gonchon.

Und ohne sich mehr mit der Kapitulation zu beschäftigen, ohne sich um das Pulver zu bekümmern, ohne an sich, ohne an die Gefangenen zu denken, ohne auf etwas anderes, als auf Rache zu sinnen, zu wünschen, zu verlangen, stürzt das Volk in die Höfe, nicht mehr zu Hunderten, sondern zu Tausenden.

Was das Volk einzudringen verhindert, ist nicht das Musketenfeuer: es sind die zu engen Thore.

Bei diesem Donner des Geschützes weisen sich die zwei Soldaten, die ihn nicht verlassen haben, auf Herrn de Launay, ein dritter bemächtigt sich der Lunte und zertritt sie unter seinem Fuß.

De Launay zieht seinen in seinem Stocke verborgenen Degen und will sich damit erstechen; man zerbricht den Degen zwischen seinen Händen.

Er begreift nun, daß er nichts anderes mehr zu thun hat, als zu warten, und er wartet.

Das Volk rückt heran, die Garnison reicht ihm die Hände, und die Bastille ist im Sturm, mit Gewalt, ohne Kapitulation genommen.

Seit hundert Jahren ist es nicht mehr die träge Materie, die man in die königliche Feste einschließt, es ist der Geist. Der Geist hat die Bastille gesprengt, und das Volk ist durch die Bresche eingedrungen.

Was das Schießen mitten unter dem allgemeinen Schweigen, während des Waffenstillstandes, betrifft, was diesen, unvorhergesehenen, unpolitischen, tödlichen Angriff betrifft, niemand hat je erfahren, wer den Befehl dazu gegeben, wer ihn angeregt, vollbracht.

Es giebt Augenblicke, wo die Zukunft einer ganzen Nation in der Wage des Schicksals gewogen wird. Eine von den Schalen gewinnt die Oberhand. Schon glaubt jeder das vorgesetzte Ziel erreicht zu haben. Plötzlich läßt eine unsichtbare Hand die Klinge eines Dolches oder die Kugel einer Pistole in die andere Schale fallen. Da verändert sich alles, und man hört nur noch einen einzigen Schrei: Wehe dem Besiegten!

Der Doktor Gilbert.

Während das Volk, brüllend zugleich vor Freude und vor Wut, in die Höfe der Bastille stürmt, plätschern zwei Menschen im schlammigen Wasser der Gräben.

Diese zwei Menschen sind Billot und Pitou.

Pitou unterstützt Billot; keine Kugel hat ihn getroffen, kein Schuß hat ihn erreicht, doch sein Sturz hat den guten Pächter ein wenig betäubt.

Man wirft ihnen Stricke zu, man reicht ihnen Stangen.

Pitou erwischt eine Stange, Billot einen Strick.

Nach fünf Minuten werden sie im Triumph umhergetragen und umarmt, so kotig sie auch sind.

Der eine giebt Billot einen Schluck Branntwein, der andere stopft Pitou mit Wurst und gießt Wein darauf.

Ein dritter reibt sie ab und führt sie in die Sonne.

Plötzlich durchzuckt ein Gedanke, oder vielmehr eine Erinnerung den Geist von Billot; er entreißt sich der geschäftigen Sorge der Teilnehmenden und eilt gegen die Bastille zu.

Zu den Gefangenen! ruft er im Laufe, zu den Gefangenen!

Ja, zu den Gefangenen! ruft Pitou, dem Pächter nacheilend.

Die Menge, die bis dahin nur an die Henker gedacht hatte, bebt im Gedanken an die Opfer.

Sie wiederholt mit einem Schrei: Ja, ja, zu den Gefangenen!

Und ein neuer Strom von Angreifenden durchbricht die Dämme und scheint die Seiten der Festung zu erweitern, um die Freiheit hineinzutragen.

Ein entsetzliches Schauspiel bot sich nun den Augen von Billot und Pitou. Trunken, wütend, rasend, war die Menge in die Höfe gestürzt. Den ersten Soldaten, der ihr in die Hände gefallen, hatte sie in Stücke gehauen.

Gonchon ließ sie gewähren. Ohne Zweifel dachte er, der Zorn des Volkes sei wie der Strom der großen Flüsse, er richte mehr Unheil an, wenn man ihn aufzuhalten suche, als wenn man ihn ruhig sich verlaufen lasse.

Elie und Hullin dagegen hatten sich den Schlächtern entgegengeworfen: sie baten, sie flehten, sie sagten – eine großmütig erhabene Lüge – sie hatten der Garnison die Erhaltung ihres Lebens versprochen.

Die Ankunft von Billot und Pitou war eine Verstärkung für sie.

Billot, den man rächen wollte, Billot lebte; Billot war nicht einmal verwundet, es hatte sich nur das Brett unter seinem Fuße gedreht. Er hatte nur ein Schlammbad genommen, und nichts andres.

Auf die Schweizer war man hauptsächlich erbost; doch man fand keine Schweizer mehr. Sie hatten Zeit gehabt, Kittel von grauer Leinwand anzuziehen, und man hielt sie für Knechte oder für Gefangene. Die Menge zerschmetterte mit Steinwürfen die zwei Gefesselten der Uhrtafel. Die Menge eilte auf die Höhe der Türme, um die Kanonen zu beschimpfen, die den Tod gespieen hatten. Die Menge packte die Steine an und machte sich die Hände blutig, indem sie dieselben ausreißen wollte. Als man die ersten Sieger auf der Plattform erscheinen sah, ließ alles, was außen war, das heißt, hunderttausend Menschen, ein ungeheures Geschrei vernehmen.

Dieses Geschrei erhob sich über Paris und schwang sich wie ein Adler mit raschen Flügeln über Frankreich hin:

Die Bastille ist genommen!

Bei diesem Ruf zerschmolzen die Herzen, befeuchteten sich die Augen, öffneten sich die Arme; es gab keine entgegengesetzte Parteien, keine feindliche Kasten mehr; alle Pariser fühlten, daß sie Brüder, alle Menschen begriffen, daß sie frei waren.

Eine Million Menschen hielt sich in gegenseitiger Umarmung.

Billot und Pitou waren im Gefolge den einen und den andern voranschreitend eingedrungen; sie wollten nicht ihren Anteil am Triumph, sondern die Freiheit der Gefangenen.

Als sie durch den Hof des Gouvernements kamen, gingen sie an einem Mann in grauem Rock vorüber, der ruhig und die Hand auf einen Stock mit goldenem Knopf gestützt da stand. Dieser Mann war der Gouverneur. Er wartete unbeweglich, bis entweder seine Freunde ihn retten, oder seine Feinde ihn erschlagen würden.

Billot, als er ihn erblickte, erkannte ihn sogleich, gab einen Schrei von sich und ging gerade auf ihn zu.

De Launay erkannte den Pächter auch. Er kreuzte die Arme und wartete, Billot anschauend, als wollte er zu ihm sagen:

Bist du es, der mir den ersten Streich versetzen wird?

Billot begriff und blieb stehen.

Wenn ich mit ihm spreche, sagte er zu sich selbst, so mache ich, daß man ihn erkennt; wird er erkannt, so ist er tot.

Doch wie den Doktor Gilbert inmitten dieses Chaos finden? Wie der Bastille das in seinen Eingeweiden verschlossene Geheimnis entreißen?

Dieses ganze Zögern, dieses ganze heldenmütige Bedenken begriff de Launay ebenfalls.

Was wollen Sie? fragte halblaut de Launay.

Nichts, erwiderte Billot, indem er mit dem Finger auf das Thor deutete, um ihm zu bezeichnen, die Flucht sei noch möglich. Nichts. Ich werde den Doktor Gilbert wohl finden können.

Dritte Bertaudiere, antwortete de Launay mit weicher, beinahe gerührter Stimme.

Und er blieb auf derselben Stelle.

Plötzlich sprach eine Stimme hinter Billot:

Ah! hier ist der Gouverneur.

Die Stimme war ruhig, als ob sie nicht dieser Welt angehört hätte, und dennoch fühlte man, daß jedes Wort, das sie gesprochen, ein scharfer, gegen die Brust von de Launay gerichteter Dolch war.

Gonchon hatte so gesprochen.

Bei seinen Worten, wie beim Schalle einer Sturmglocke bebten alle diese rachetrunkenen Menschen; sie schauten mit flammenden Augen umher, erblickten de Launay und stürzten auf ihn los.

Retten Sie ihn, oder er ist verloren, sagte Billot, an Elie und Hullin vorübergehend.

Helfen Sie uns, erwiderten die zwei Männer.

Ich muß hier bleiben, ich habe auch einen zu retten.

In einem Augenblick war de Launay von tausend Händen bedroht, emporgehoben, fortgeschleppt.

Elie und Hullin eilten ihm nach und riefen:

Haltet ein, wir haben ihm Schonung seines Lebens zugesagt.

Das war nicht wahr; doch die erhabene Lüge drang gleichzeitig aus diesen zwei edlen Herzen hervor.

Unter dem Geschrei: Nach dem Stadthaus! nach dem Stadthaus! war de Launay, gefolgt von Elie und Hullin, in einer Sekunde durch den Gang verschwunden, der aus der Bastille führt.

De Launay, eine lebendige Beute, war für gewisse Sieger so viel wert, als die tote Beute der Bastille.

Sie bot übrigens ein seltsames Schauspiel, die traurige, schweigsame Feste, seit vier Jahrhunderten nur durch Wachen, Kerkermeister und einen düstern Gouverneur besucht, nun aber die Beute des Volks geworden, das in den Höfen umherlief, die Treppen auf- und abstieg, wie ein Bienenschwarm summte und den Granitkorb mit Bewegung und Geräusch erfüllte.

Billot schaute de Launay einen Augenblick nach; dieser wurde mehr fortgetragen, als geführt, und schien über der Menge zu schweben.

Doch in einer Sekunde war er verschwunden. Billot seufzte, sah umher, erblickte Pitou, eilte nach einem Turme und rief: Dritte Bertaudiere!

Ein zitternder Gefangenwärter fand sich auf seinem Wege.

Dritte Bertaudiere, sagte Billot.

Dorthin, mein Herr, erwiderte der Gefangenwärter, doch ich habe die Schlüssel nicht.

Wo sind sie denn?

Man hat sie mir genommen.

Bürger, leihe mir deine Axt, sprach Billot zu einem Vorstädter.

Ich gebe sie dir, antwortete dieser, ich brauche sie nicht mehr, da die Bastille genommen ist.

Billot ergriff die Axt und eilte, von dem Gefangenwärter geführt, eine Treppe hinauf.

Der Gefangenwärter blieb vor einer Thüre stehen.

Dritte Bertaudiere? fragte er.

Ja.

Das ist hier.

Heißt der Gefangene, der in diesem Zimmer eingeschlossen ist, nicht Doktor Gilbert?

Ich weiß es nicht.

Und nun griff er die Thüre mit gewaltigen Axtstreichen an.

Sie war von Eichenholz; doch unter den Streichen des kräftigen Pächters zersprang das Holz in Splitter.

Nach einigen Sekunden konnte der Blick in die Zelle dringen.

Billot hielt sein Auge an die Öffnung. Durch die Öffnung tauchte sein Blick in das Gefängnis.

In der Linie des Lichtstrahls, der in den Kerker durch das vergitterte Fenster des Turms eindrang, stand, ein wenig zurückgebogen, in der Hand ein aus seinem Bett gerissenes Querholz haltend, ein Mann in verteidigender Stellung. Dieser Mann hielt sich offenbar bereit, den ersten, der eintreten würde, niederzuschlagen.

Trotz seines langen Bartes, trotz seines bleichen Gesichtes, trotz seiner kurz geschnittenen Haare erkannte ihn Billot. Es war der Doktor Gilbert.

Doktor! Doktor! sind Sie es?

Wer ruft mich? fragte der Gefangene.

Ich, ich, Billot, Ihr Freund.

Sie, Billot?

Ja! ja! er! er! wir! wir! riefen zwanzig Stimmen, die bei den furchtbaren Streichen, die Billot that, auf dem Ruheplatz stehen geblieben waren.

Wer, ihr?

Wir, die Sieger der Bastille! Die Bastille ist genommen. Sie sind frei!

Die Bastille ist genommen! ich bin frei! rief der Doktor.

Und er streckte seine beiden Hände durch die Öffnung und rüttelte so gewaltig an der Thüre, daß die Angeln und das Schloß sich losreißen zu wollen schienen, und daß ein schon durch Billot erschütterter eichener Flügel krachte, zerbrach und in den Händen des Gefangenen blieb.

Warten Sie, warten Sie, sagte Billot, denn er begriff, eine zweite der ersten ähnliche Anstrengung würde des Doktors überreizten Kräfte erschöpfen, warten Sie.

Und er verdoppelte seine Streiche.

Durch die Öffnung, die sich immer mehr vergrößerte, konnte er den Gefangenen sehen. Dieser war wieder auf seinen Stuhl gesunken, bleich

wie ein Gespenst und unfähig, das Querholz aufzuheben, das bei ihm lag, der kurz vorher, einem Simson ähnlich, beinahe die Bastille erschüttert hätte.

Billot! Billot! murmelte er.

Ja! ja! und auch ich, der Pitou, Herr Doktor; Sie erinnern sich wohl des armen Pitou, den Sie bei Tante Angelique in die Kost gebracht haben; auch Pitou kommt, um Sie zu befreien.

Aber ich kann ja durch diese Öffnung schlüpfen, sagte der Doktor. Nein! nein! antworteten die Stimmen; warten Sie.

Alle Anwesenden vereinigten ihre Kräfte in einer gemeinschaftlichen Anstrengung. Die einen schoben ein Brecheisen zwischen die Mauer und die Thüre, andere ließen einen Hebel am Schloß spielen; wieder andere drückten und stießen mit ihren angestemmten Schultern und ihren krampfhaft zusammengezogenen Händen. Das Eichenholz ließ ein letztes Krachen hören, die Wand schieferte sich ab, und alle stürzten miteinander durch die zerbrochene Thür, durch die abgestoßene Mauer wie ein Strom in das Innere des Gefängnisses. Gilbert befand sich in den Armen von Pitou und von Billot.

Gilbert, der kleine Bauer vom Schlosse Tavernen, Gilbert, den wir in seinem Blute gebadet in einer Grotte der Azoren gelassen haben, war nun ein Mann von vier- bis fünfunddreißig Jahren, von bleicher, aber nicht krankhafter Gesichtsfarbe, mit leuchtenden Augen, voll entschlossener Willenskraft. Nie verlor sich sein Blick umherirrend im Räume; heftete er ihn nicht auf einen äußeren Gegenstand, der ihn zu fesseln würdig war, so heftete er ihn auf seine eigenen Gedanken, und wurde darum nur umso düsterer und tiefer. Seine Nase war gerade und stand mit seiner Stirne durch eine direkte Linie in Verbindung; sie überragte eine stolze Oberlippe, die durch einen leichten Zwischenraum, der sie von ihrer Unterlippe trennte, den blendenden Schmelz seiner Zähne sehen ließ. In gewöhnlichen Zeiten war sein Anzug einfach und streng, wie der eines Quäkers. Doch diese Strenge grenzte durch die außerordentliche Reinlichkeit an die Eleganz. Sein etwas mehr als mittlerer Wuchs war schön geformt; was seine ganz nervöse Stärke betrifft, so haben mir soeben gesehen, wie weit sie in einer

ersten Bewegung der Gereiztheit gehen konnte, mochte diese Gereiztheit nun den Zorn oder den Enthusiasmus zur Ursache haben.

Obschon seit sechs Tagen im Kerker, hatte doch der Gefangene dieselbe Sorge auf sich verwendet; sein mehrere Linien langer Bart hob noch mehr sein blasses Gesicht hervor und zeigte die einzige Spur von Vernachlässigung.

Nachdem er Pitou und Billot in seine Arme geschlossen. wandte er sich gegen die in sein Gefängnis eingedrungene Menge.

Dann, als ob ein Augenblick genügt hätte, ihm die ganze Herrschaft über sich selbst wieder zu verleihen, sprach er:

Der Tag, den ich vorhergesehen, ist gekommen. Dank Euch, meine Freunde, Dank dem ewigen Geiste, der über der Freiheit der Völker wacht.

Und er reichte seine beiden Hände der Menge, die, an der Erhabenheit seines Blickes, an der Würde seiner Stimme einen großen Mann erkennend, dieselben kaum zu berühren wagte.

Dann verließ er seine Zelle und ging, gestützt auf die Schulter von Billot und gefolgt von Pitou und seinen Befreiern, allen diesen Menschen voran.

Der erste Augenblick war von Gilbert der Freundschaft und der Dankbarkeit geschenkt worden, der zweite hatte die Entfernung erwogen, die den gelehrten Doktor getrennt von dem unwissenden Pächter, dem guten Pitou und dieser ganzen Menge, die ihn befreite.

Bei der Thüre angelangt, blieb Gilbert vor dem Lichte des Himmels, das ihn überströmte, stehen. Er blieb stehen, kreuzte die Arme auf seiner Brust, schlug die Augen zum Himmel auf und sprach: Gegrüßet seist du, schöne Freiheit; ich habe deiner Geburt bereits drüben in der neuen Welt beigewohnt, und wir sind alte Freunde. Gegrüßet feist du, schone Freiheit!

Und das Lächeln des Doktors besagte in der That: der Jubel, den er hier von einem ganzen freiheitstrunkenen Volke vernahm, sei für ihn nichts neues.

Nachdem er sich sodann einige Sekunden gesammelt hatte, fragte er:

Billot, das Volk hat also den Despotismus besiegt?

Ja, Herr.

Und Sie haben sich geschlagen?

Ich bin gekommen, um Sie zu befreien.

Sie wußten von meiner Verhaftung?

Ihr Sohn hat mich heute morgen davon unterrichtet.

Armer Emil! haben Sie ihn gesehen?

Ich habe ihn gesehen.

Ist er ruhig in seiner Kostschule geblieben?

Ich habe ihn, sich sträubend, in den Händen von vier Krankenwärtern gelassen.

Ist er krank, hat er das Delirium?

Er wollte mit uns ziehen, um sich zu schlagen.

Ah! rief der Doktor, und ein Lächeln des Triumphes umspielte seine Lippen. Sein Sohn entsprach seiner Hoffnung.

Sie haben also gesagt? fragte er Billot.

Ich habe gesagt, da der Doktor Gilbert in der Bastille ist, so nehmen wir die Bastille. Nun ist die Bastille genommen. Das ist noch nicht alles.

Was giebt es noch?

Das Kistchen ist gestohlen.

Das Kistchen, das ich Ihnen anvertraute?

Ja.

Und durch wen gestohlen?

Durch Leute, die sich unter dem Vorwand, Ihre Broschüre in Beschlag zu nehmen, bei mir eingeschlichen, mich verhaftet, eingeschlossen, das Haus durchsucht, das Kistchen gefunden und fortgenommen haben.

An welchem Tage?

Gestern.

Ho! ho! es findet offenbar ein Zusammenhang zwischen meiner Verhaftung und dem Diebstahl statt. Dieselbe Person, die mich festnehmen ließ, hat zu gleicher Zeit auch das Kistchen stehlen lassen. Erfahre ich den Urheber der Verhaftung, so kenne ich auch den Urheber des Diebstahls. Wo sind die Archive? fragte der Doktor den Gefangenwärter.

Im Hofe des Gouvernements, mein Herr, antwortete dieser.

Zu den Archiven also, Freunde, zu den Archiven! rief der Doktor.

Mein Herr, sagte der Gefangenwärter, der ihn einen Augenblick zurückhielt, lassen Sie mich Ihnen folgen, oder empfehlen Sie mich diesen wackern Leuten, damit mir kein Unglück widerfährt.

Es sei, sprach Gilbert.

Dann wandte er sich an die Menge, die ihn mit einer Mischung von Neugierde und Ehrfurcht umgab, und sagte:

Freunde, ich empfehle euch diesen braven Mann; er trieb sein Handwerk, indem er die Thüren öffnete und schloß; doch er war mild gegen die Gefangenen, und es werde ihm kein Leid angethan.

Nein! nein! rief man von allen Seiten; nein, er fürchte sich nicht, er braucht nicht bange zu haben, er komme.

Ich danke, mein Herr, sagte der Gefangenwärter; doch wenn Sie in die Archive wollen, beeilen Sie sich; ich glaube, man verbrennt die Papiere.

Oh! dann ist kein Augenblick zu verlieren! rief Gilbert; in die Archive!

Und er eilte nach dem Hofe des Gouvernements; die Menge, an deren Spitze beständig Billot und Pitou marschierten, folgte ihm auf den Fersen.

Vor der Thüre des Saales der Archive brannte ein ungeheures Feuer von Papieren.

Man hatte sich der Archive der Bastille bemächtigt. Es war ein weiter, mit Registern und Plänen gefüllter Saal; die Akten von allen seit hundert Jahren in der Bastille eingeschlossenen Gefangenen lagen hier aufgehäuft. Das Volk zerriß diese Papiere voll Wut; ohne Zweifel dünkte es ihm, wenn es alle die Gefängnisregister zerreiße, gebe es auf eine gesetzliche Weise den Gefangenen die Freiheit.

Gilbert trat ein; unterstützt von Pitou, durchsuchte er die Register, die noch aufrecht in den Fächern standen; die Register des laufenden Jahres fanden sich nicht.

Der Doktor, sonst ein ruhiger, kalter Mann, stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße. In diesem Augenblicke gewahrte Pitou einen von den heldenmütigen Straßenjungen, deren es immer noch bei den Volkssiegen giebt; er lief nach dem Feuer und trug auf seinem Kopf einen Band, der seiner ganzen Form nach demjenigen ähnlich war, welchen der Doktor Gilbert durchblätterte.

Pitou eilte ihm nach und hatte ihn mit seinen langen Beinen bald eingeholt. Es war das Register vom Jahre 1789.

Die Unterhandlung dauerte nicht lange. Pitou gab sich als Sieger zu erkennen, erklärte, ein Gefangener bedürfe des Registers, und der Straßenjunge trat es ihm ab und tröstete sich mit den Worten: Bah! ich werde ein andres verbrennen.

Pitou öffnete das Register, suchte, blätterte, las, und fand, bei der letzten Seite angelangt, die Worte: Heute, am 9. Juni 1789, ist Herr Gilbert,

Philosoph und sehr gefährlicher Publizist, eingetreten; in den engsten Gewahrsam zu bringen.

Er brachte das Register dem Doktor.

Herr Gilbert, ist das nicht das, was Sie suchen?

Oh! rief der Doktor, das Register ergreifend, ja, das ist es. Wir wollen sehen, von wem der Befehl kommt.

Und er suchte am Rande.

Necker! rief er, der Befehl, mich zu verhaften, von Necker, meinem Freunde, unterzeichnet. Oh! hier waltet sicherlich ein Irrtum ob.

Necker ist Ihr Freund? rief die Menge voll Achtung, denn man erinnert sich, welchen Einfluß dieser Name auf das Volk übte.

Ja, ja, mein Freund, ich behaupte es, sagte der Doktor, und Necker, davon bin ich fest überzeugt, wußte nicht, daß ich im Gefängnis war. Doch ich will ihn aufsuchen und ...

Wo aufsuchen? fragte Billot.

In Versailles.

Herr Necker ist nicht in Versailles; Herr Necker ist in der Verbannung, in Brüssel.

Aber seine Tochter?

Die Tochter wohnt auf dem Gute Saint-Ouen, sprach eine Stimme aus der Menge.

Ich danke, sagte Gilbert, ohne nur zu wissen, an wen er seinen Dank richtete.

Dann wandte er sich gegen die Verbrenner und sprach:

Freunde, im Namen der Geschichte, die in diesen Archiven die Verurteilung der Tyrannen finden wird, flehe ich euch an, haltet ein mit der Verwüstung! Zerstört die Bastille Stein um Stein, daß keine Spur davon übrig bleibt, aber verschont die Papiere, verschont die Register, das Licht der Zukunft liegt darin.

Kaum hatte die Menge diese Worte gehört, als sie dieselben mit ihrem erhabenen Verstande erwog.

Der Doktor hat recht, riefen hundert Stimmen, keine Verwüstung! Nach dem Stadthause alle Papiere!

Ein Pompier, der mit fünf bis sechs von seinen Kameraden, eine Feuerspritze schleppend, in den Hof gekommen war, richtete die Röhre seines Werkzeugs nach dem Herd und löschte ihn aus.

Und auf wessen Verlangen sind Sie verhaftet worden? fragte Billot.

Ah! das ist es gerade, was ich suche und nicht herausbringen kann, der Name ist nicht beigeschrieben, antwortete der Doktor.

Und nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, fügte er hinzu: Doch ich werde es erfahren.

Und er riß das Blatt, das ihn betraf, heraus, legte es zusammen und steckte es in seine Tasche. Dann sprach er zu Billot und Pitou: Freunde, laßt uns gehen, wir haben nichts mehr hier zu thun.

Gehen wir, erwiderte Billot; nur ist das leichter gesagt, als ausgeführt.

Durch die Neugierde gedrängt, strömte gegen das Innere der Höfe eine solche Menge durch den Eingang der Bastille, daß sie deren Thore versperrte. Am Eingang der Bastille waren die andern Gefangenen.

Acht Gefangene, Gilbert mitgezählt, hatte man befreit.

Sie hießen: Jean Bechade, Bernard Laroche, Jean Lacaurege, Antoine Pujade, von White, der Graf von Solage und Tavernier.

Die vier ersten flößten nur ein geringes Interesse ein. Sie waren beschuldigt, einen Wechsel gefälscht zu haben, ohne daß sich je ein Beweis gegen sie erhoben hatte, was auf den Glauben führen sollte, die Anklage sei falsch gewesen. Sie befanden sich erst seit zwei Jahren in der Bastille.

Die anderen waren der Graf von Solage, von White und Tavernier.

Der Graf von Solage war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, voll freudigen Ergusses; er umarmte seine Befreier, pries ihren Sieg und erzählte ihnen seine Gefangenschaft. Im Jahr 1782 verhaftet und in Vincennes infolge eines von seinem Vater erlangten Geheimbriefes eingesperrt, war er von Vincennes nach der Bastille gebracht worden, wo er fünf Jahre geblieben, ohne daß er einen Richter gesehen, ohne daß man ihn ein einziges Mal verhört hatte. Seit zwei Jahren war sein Vater tot, und niemand hatte an ihn gedacht; wäre die Bastille nicht genommen worden, so hätte sich wahrscheinlich keine Seele mehr seiner erinnert.

Von White war ein Greis von sechzig Jahren; er sprach mit einem fremden Accent unzusammenhängende Worte. Auf die vielen sich kreuzenden Fragen antwortete er, er wisse nicht, seit wie langer Zeit er verhaftet sei und aus welchem Grunde man ihn verhaftet habe. Er erinnerte sich nur, daß Herr von Sartines ein Vetter von ihm war, mehr nicht. Ein Schließer, Namens Guyon, hatte in der That einmal gesehen, wie Herr von Sartines in den Kerker von White eingetreten war und ihn eine Vollmacht hatte unterzeichnen lassen. Doch der Gefangene hatte diese Umstände völlig vergessen.

Tavernier war der Älteste von allen. Er zählte zehn Jahre Gefangenschaft auf den Sainte-Marguerite-Inseln und dreißig in der Bastille; er war ein Greis von neunzig Jahren, mit weißen Haaren und weißem Bart; seine Augen hatten sich in der Dunkelheit abgestumpft, und er sah nur noch wie durch eine Wolke. Als man in sein Gefängnis eintrat, begriff er nicht, was man hier wollte; und als man ihm von Freiheit sprach, schüttelte er den Kopf; erst dann, als man ihm bemerkte, die Bastille sei genommen, rief er aus: Ho! ho! was werden König Ludwig XV., Frau von Pompadour und der Herzog von La Vailliere dazu sagen? Tavernier war durch die lange Gefangenschaft noch nicht zum Narren geworden; er war nur, wie White, Idiot.

Die Freude dieser Menschen war gräßlich anzuschauen, sie schrie nach Rache, sie war eine Freude mit Angst und Schrecken gepaart. Zwei oder drei schienen nahe daran, unter diesem, aus einem hunderttausendfachen Geschrei bestehenden Tumult zu verscheiden. Sie, die seit ihrem Eintritt in die Bastille nie mehr die Stimmen von zwei zugleich sprechenden Menschen gehört hatten; sie, die nur noch an das langsame geheimnisvolle Geräusch des Holzes, das in der Feuchtigkeit knarrt, der Spinne, die heimlich ihr Gewebe mit einem Picken, ähnlich dem einer unsichtbaren Pendeluhr, verfertigt; oder an das Geräusch der Ratte gewöhnt waren, die kratzt und weiter läuft.

Ange Pitou. Band 2

oder:

Die Erstürmung der Bastille.

(Denkwürdigkeiten eines Arztes III.)

Von

Alexander Dumas

Zweiter Band.

Sebastian Gilbert.

In dem Augenblick, wo Gilbert erschien, machten die Enthusiasten den Vorschlag, die Gefangenen im Triumphe umherzutragen, welcher Vorschlag einstimmig angenommen wurde.

Gilbert hätte sehr gewünscht, dieser Huldigung zu entgehen, aber es war nicht möglich; er, Billot und Pitou waren bereits erkannt.

Das Geschrei: Nach dem Stadthaus! nach dem Stadthaus! erscholl abermals, und Gilbert sah sich auf die Schultern von zwanzig Personen zugleich emporgehoben.

Vergebens wollte der Doktor widerstehen, vergebens teilten Billot und Pitou ihre kräftigsten Faustschläge an ihre Waffenbrüder aus: die Freude und die Begeisterung hatten die Haut des Volkes abgehärtet. Faustschläge, Schläge mit Pikenschäften, mit Flintenkolben kamen den Siegern wie Liebkosungen vor und verdoppelten nur ihre Berauschung.

Gilbert war also genötigt, sich auf den Schild erheben zu lassen.

Der Schild war ein Tisch, in dessen Mitte man eine Lanze aufgepflanzt hatte, die dem Triumphator als Stützpunkt dienen sollte.

So beherrschte der Doktor Gilbert diesen Ocean von Köpfen, der von der Bastille nach der Arcade Saint-Jean seine Wogen schlug, ein Meer voller Stürme, dessen Wellen mitten unter Piken, Bajonetten und Waffen von allen Arten, von allen Formen und Epochen die Gefangenen im Triumph davontrugen.

Doch zu gleicher Zeit wälzte der erschreckliche, unwiderstehliche Ozean eine andere Gruppe fort, die so fest zusammengedrängt war, daß sie eine Insel zu sein schien. Diese Gruppe führte de Launay als Gefangenen weg. In ihrem Umkreis machten sich nicht minder geräuschvolle, nicht minder

enthusiastische Schreie hörbar, doch es waren keine Siegesrufe, sondern Todesdrohungen.

Von dem erhabenen Punkte aus, wo er sich befand, verlor Gilbert nicht den kleinsten Umstand von dem furchtbaren Schauspiel.

Unter all den Gefangenen, denen man die Freiheit wiedergegeben, war nur Gilbert im vollen Besitz seiner Fähigkeiten. Die fünf Tage Gefangenschaft bildeten nur einen dunkeln Punkt in seinem Leben. Sein Auge hatte nicht Zeit gehabt, in der Finsternis der Bastille zu erlöschen oder schwach zu werden.

Seit seinem Abgang aus der Bastille war der Marsch des Gouverneurs der Anfang seiner Hinrichtung.

Elie, der das Leben von Herrn de Launay unter seine Verantwortlichkeit genommen hatte, ging an der Spitze, beschützt durch seine Uniform und die Bewunderung des Volks, das ihn zuerst hatte ins Feuer gehen sehen. Er hielt in der Hand, an der Spitze seines Degens, das Billet, das Herr de Launay durch eine der Schießscharten der Bastille dem Volke hatte zukommen lassen. Nach ihm kam der Aufseher der königlichen Steuern, die Schlüssel der Festung in der Hand haltend; dann Maillard mit der Fahne; dann ein junger Mann, der das Reglement der Bastille, von seinem Bajonett durchlöchert, zeigte, ein verhaßtes Reskript, kraft dessen so viele Thränen geflossen waren.

Endlich kam der Gouverneur, beschützt durch Hullin und zwei bis drei andere, die aber unter der Masse von drohenden Fäusten, unter den geschwungenen Säbeln und den bebenden Lanzen verschwanden.

Neben dieser Gruppe schleppte man den Major von Losme. Der Major von Losme war ein guter, braver, vortrefflicher Mann. Viele Unglückliche hatten ihm, seitdem er in der Bastille war, eine Linderung zu verdanken gehabt. Doch das Volk wußte das nicht, das Volk hatte ihn mit den Waffen in der Hand gefangen genommen. Das Volk hielt ihn nach seiner glänzenden Uniform für den Gouverneur, während der Gouverneur in seinem grauen Rock, ohne irgend eine Stickerei, ohne das Ordensband des

heiligen Ludwig, das er mit eigener Hand abgerissen, sich in einen gewissen beschützenden Zweifel flüchtete.

So war das Schauspiel, das der sichere Blick von Gilbert beherrschte, dieser immer beobachtende und ruhige Blick des Mannes, der sich selbst unter Gefahren, die ihn persönlich bedrohten, seine mutvolle Fassung bewahrte.

Als Hullin aus der Bastille trat, rief er seine sichersten und ergebensten Freunde, die mutigsten, an diesem Tag volkstümlichen Soldaten zu sich; vier bis fünf antworteten auf seinen Ruf und suchten seine edelmütige Absicht durch Beschirmung des Gouverneurs zu unterstützen. Es waren drei Männer, deren Andenken die unparteiische Geschichte geheiligt hat; sie hießen: Arnet, Chollat und Lepine. Diese Männer suchten also das Leben eines Mannes zu verteidigen, dessen Tod hunderttausend Stimmen forderten.

Um sie gruppierten sich einige Grenadiere von den französischen Garden, deren Uniform, seit drei Tagen populärer geworden, ein Gegenstand der Verehrung für das Volk war.

Herr de Launay, entging den Streichen, solange die Arme seiner edelmütigen Verteidiger die Streiche parieren konnten; aber den Schmähreden und Drohungen vermochte er nicht zu entgehen.

An der Ecke der Rue de Jouy war von den fünf Grenadieren der französischen Garden, die sich dem Zuge beim Abgange aus der Bastille angeschlossen hatten, nicht einer mehr übrig. Sie waren unterwegs einer nach dem andern durch die Begeisterung der Menge und vielleicht auch durch die Berechnung der Mörder entführt worden, und Gilbert hatte sie, einen nach dem andern, verschwinden sehen, wie die Kügelchen eines Rosenkranzes, den man abkörnt.

Von da an sah er voraus, der Sieg würde sich trüben durch Blut. Er wollte sich deswegen von dem Tische losreißen, der ihm als Schild diente, doch es hielten ihn eiserne Arme darauf fest. In seiner Ohnmacht forderte er Billot und Pitou zur Verteidigung des Gouverneurs auf; beide gehorchten seinem Befehle und strengten alle ihre Kräfte an, um diese Menschenwogen zu durchschneiden und bis zu ihm zu gelangen.

Die Gruppe der Verteidiger bedurfte in der That der Unterstützung. Chollat, der seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen, war aus Erschöpfung ohnmächtig geworden; nur mit großer Mühe hatte man ihn aufgehoben und es verhindert, daß die Menge nicht mit Füßen auf ihn trat. Durch diesen Vorfall entstand eine Bresche an der Mauer, ein Durchbruch am Damm.

Rasch stürzte ein Mann durch diese Bresche, schwang seine Flinte verkehrt und führte mit dem Kolben einen furchtbaren Schlag nach dem Kopfe des Gouverneurs.

Lepine sah die Keule sich senken, er hatte Zeit, sich mit ausgestreckten Armen zwischen dem Gouverneur und sie zu werfen, und erhielt auf seine eigene Stirne den Schlag, der für den Gouverneur bestimmt war.

Durch den Streich betäubt, durch das Blut geblendet, fuhr er schwankend mit den Händen nach seinem Gesicht, und als er sehen konnte, war er schon zwanzig Schritte vom Gouverneur entfernt. In diesem Augenblick kam Billot, Pitou im Schlepptau nachziehend, in die Nähe des Gouverneurs.

Billot glaubte bemerkt zu haben, das verräterische Zeichen, an dem man de Launay hauptsächlich erkannte, sei, daß der Gouverneur allein barhäuptig war.

Billot nahm daher seinen Hut, streckte den Arm aus und setzte ihn dem Gouverneur auf den Kopf.

De Launay wandte sich um und erkannte Billot. Ich danke, sagte er, doch was Sie auch machen mögen, Sie werden mich nicht retten.

Lassen Sie uns nur das Stadthaus erreichen, und ich stehe für alles, versetzte Hullin.

Ja, erwiderte de Launay, doch werden wir es erreichen?

Mit Gottes Hilfe werden wir es wenigstens versuchen, erwiderte Hullin.

Man konnte es in der That hoffen, denn man fing an auf den Platz vor dem Stadthause auszumünden; doch dieser Platz war überströmt von Menschen

mit nackten Armen, die Säbel und Piken schwangen. Das in den Straßen umherlaufende Gerücht hatte ihnen verkündigt, man bringe den Gouverneur und den Major der Bastille, und sie warteten wie eine Meute, die man lange, die Nase im Winde, die Zähne fletschend, zurückgehalten hat.

Sobald sie den Zug erscheinen sahen, stürzten sie auf ihn los.

Hullin bemerkte, daß hier die äußerste Gefahr war, der letzte Kampf stattfinden sollte. Konnte er es dahin bringen, daß de Launay die Stufen der Freitreppe hinaufzusteigen vermochte, konnte er ihn bis zu den inneren Stiegen fortreißen, so war der Gouverneur gerettet.

Herbei, Elie; herbei, Maillard; herbei, Ihr Männer von Herz! rief er, es handelt sich um die Ehre von uns allen.

Elie und Maillard hörten den Ruf; sie machten einen Seitensprung mitten unter das Volk, doch das Volk unterstützte sie nur zu gut: es öffnete sich vor ihnen und schloß sich hinter ihnen.

Elie und Maillard fanden sich von der Hauptgruppe getrennt, die sie nicht mehr erreichen konnten.

Die Menge sah, was sie gewonnen hatte, und machte eine wütende Anstrengung. Wie eine Riesenschlange rollte sie ihre Ringe um die Gruppe. Billot wurde aufgehoben, fortgeschleppt; Pitou, der sich in allem Billot anschloß, überließ sich demselben Wirbel; Hullin stolperte auf den ersten Stufen des Stadthauses und fiel. Einmal erhob er sich wieder, doch nur, um beinahe in demselben Augenblick abermals zu fallen, und diesmal folgte ihm de Launay in seinem Sturze.

Der Gouverneur blieb, wie er war; bis zum letzten Augenblicke gab er keine Klage von sich, bat er nicht um Gnade; er schrie nur mit scharfer Stimme:

Ihr Tiger, die ihr seid, laßt mich wenigstens nicht verschmachten.

Nie wurde ein Befehl mit größerer Pünktlichkeit vollzogen, als diese Bitte; im einem Nu neigten sich um den gefallenen de Launay die Köpfe drohend,

erhoben sich die Arme bewaffnet. Man sah einen Augenblick nur noch krampfhaft zusammengezogene Hände, niedertauchende Eisen; dann kam ein Kopf, vom Rumpfe gelöst, zum Vorschein und wurde am Ende einer Pike von Blut triefend emporgehoben; er bewahrte noch sein bleiches, verächtliches Lächeln.

Das war der erste.

Gilbert hatte auch diese ganze Szene mit angesehen, und auch diesmal hatte er herabspringen wollen, um dem Unglücklichen beizustehen; doch er war von zweihundert Armen zurückgehalten worden. Er wandte sich ab und seufzte.

Der Kopf mit den offenen Augen erhob sich gerade, als wollte er ihn mit einem letzten Blick begrüßen, dem Fenster gegenüber, wo Flesselles stand, umgeben und beschützt von den Wählern.

Es wäre schwierig gewesen, zu sagen, wer bleicher ausgesehen, der Lebendige oder der Tote.

Plötzlich erhob sich ein ungeheurer Tumult bei der Stelle, wo der Leichnam von de Launay lag. Man hatte ihn durchsucht und in seiner Westentasche das vom Stadtvogt an ihn gerichtete Billet, das er Losme gezeigt, vorgefunden.

Dieses Billet war, wie man sich erinnert, in folgenden Wortlauten abgefaßt:

Halten Sie fest! ich belustige die Pariser mit Kokarden und Versprechungen. Am Ende des Tages wird Ihnen Herr von Bezenval Verstärkung schicken.

Von Flesselles.

Ein gräßlicher Fluch stieg von dem Pflaster der Straße zum Fenster des Stadthauses auf, wo sich Flesselles befand.

Ohne die Ursache davon zu erraten, begriff er doch die Drohung und warf sich rückwärts.

Doch er war bereits gesehen worden, man wußte, daß er anwesend sei; man stürzte nach den Treppen, und zwar diesmal mit einer so allgemeinen Bewegung, daß die Männer, die Gilbert trugen, diesen verließen, um der unter dem Sturmwind des Zornes steigenden Flut zu folgen.

Gilbert wollte auch in das Stadthaus hinein, doch nicht um zu drohen, sondern um Flesselles zu beschützen. Er hatte schon die ersten drei bis vier Stufen der Freitreppe überschritten, als er sich heftig nach rückwärts gezogen fühlte; er wandte sich um, in der Absicht, sich von diesem neuen Zwang loszumachen; aber diesmal erkannte er Billot und Pitou.

O! rief Gilbert, der von dem hohen Punkte aus, auf dem er stand, den ganzen Platz überschaute, was geht denn dort vor?

Und er bezeichnete mit der Hand die Rue de la Tixeranderie.

Kommen Sie, Doktor, kommen Sie, sagten gleichzeitig Billot und Pitou.

Oh! die Mörder! rief der Doktor, die Mörder! ...

In diesem Augenblick fiel der Major von Losme von einem Axthieb getroffen; das Volk vermengte in seinem Zorn den selbstsüchtigen, barbarischen Gouverneur, der der Verfolger der unglücklichen Gefangenen gewesen war, und den edelmütigen Mann, der sie beständig unterstützt hatte.

Oh! ja, ja, sagte Gilbert, gehen wir, denn ich fange an mich zu schämen, daß ich von solchen Menschen befreit worden bin.

Doktor, sprach Billot, seien Sie unbesorgt, nicht diejenigen, welche dort gekämpft haben, schlachten hier.

Doch in demselben Augenblick, wo der Doktor die Stufen hinabstieg, die er eben hinaufgestiegen war, um Flesselles zu Hilfe zu eilen, wurde die Woge, die sie bis zum Stocken unter dem Gewölbe zusammengedrängt hatte, von diesem wieder ausgespieen. Unter dem großen Menschenstrom sträubte sich ein Mann, den man fortriß.

Nach dem Palais Royal! nach dem Palais Royal! schrie die Menge.

Ja, meine Freunde, ja, meine guten Freunde, nach dem Palais Royal! wiederholte dieser Mann.

Und er rollte gegen den Fluß, als ob die menschliche Überschwemmung ihn nicht nach dem Palais Royal führen, sondern in die Seine hätte fortziehen wollen.

O! rief Gilbert, hier ist abermals einer, den sie erwürgen wollen! Versuchen wir es, wenigstens ihn zu retten.

Doch kaum waren diese Worte gesprochen, als man einen Pistolenschuß vernahm, und Flesselles im Rauche verschwand.

Gilbert bedeckte in einer Bewegung erhabenen Zornes seine Augen mit seinen beiden Händen; er verfluchte dieses Volk, das während es so groß war, nicht die Stärke, rein zu bleiben, besaß und seinen Sieg durch einen dreifachen Mord befleckte.

Denn, als er seine Hände wieder von seinen Augen entfernte, sah er drei Köpfe an der Spitze von drei Piken.

Der erste war der Kopf von Flesselles, der zweite der von Losme, der dritte der von de Launay.

Der eine erhob sich auf den Stufen des Stadthauses, der andere in der Mitte der Rue de la Tixanderie, der dritte auf dem Quai Pelletier.

Durch ihre Stellung bildeten sie ein Dreieck.

O! Balsamo! Balsamo! murmelte der Doktor mit einem Seufzer, symbolisiert man mit einem solchen Dreieck die Freiheit?

Und Billot und Pitou nach sich ziehend, entfloh er durch die Rue de la Vannerie.

An der Ecke der Rue Blanche-Mibray traf der Doktor einen Fiaker; er winkte ihm, zu halten, und stieg ein.

Billot und Pitou nahmen bei ihm Platz.

Nach dem College Louis-le-Grand, sagte Gilbert. Und er warf sich in den Hintergrund des Wagens und versank in eine tiefe Träumerei, in der ihn Billot und Pitou nicht störten.

Man fuhr über den Pont-au-Change, schlug den Weg durch die Rue de la Cite und die Rue Saint-Jacques ein und gelangte zum College Louis-le-Grand.

Ganz Paris schüttelte ein Schauer. Die Kunde hatte sich nach allen Seiten verbreitet, die Gerüchte von den Ermordungen auf der Greve vermischten sich mit den glorreichen Erzählungen von der Einnahme der Bastille; man sah die verschiedenen Eindrücke, welche die Geister ergriffen, sich wiederspiegeln auf den Gesichtern ... Blitze der Seele, die sich nach außen verrieten.

Gilbert hatte den Kopf nicht an den Wagenschlag gehalten, kein Wort hatte er gesprochen. An den Huldigungen des Volks findet sich immer auch eine lächerliche Seite, und Gilbert sah seinen Triumph von dieser Seite an. Dann kam es ihm dennoch vor -- wie sehr er sich auch angestrengt hatte, das Blutvergießen zu verhindern -- als ob einige Tropfen von dem vergossenen Blut auf ihn zurückspritzten.

Der Doktor stieg vor der Thüre des College aus, und hieß Billot ihm folgen. Pitou blieb bescheiden im Fiaker.

Sebastian war noch im Krankenzimmer; bei der Meldung der Ankunft des Doktors Gilbert führte ihn der Vorsteher persönlich ein.

Billot, der, so wenig er auch Beobachter war, den Charakter des Vaters und des Sohnes kannte, betrachtete aufmerksam die Szene, die unter seinen Augen vorging.

So sehr der Knabe in der Verzweiflung sich schwach und reizbar gezeigt hatte, ebenso ruhig und zurückhaltend zeigte er sich in der Freude. Als er seinen Vater sah, erbleichte er, und es versagte ihm die Sprache. Ein leiser Schauer lief über seine Lippen.

Dann warf er sich Gilbert mit einem einzigen Freudenschrei um den Hals und hielt ihn schweigend in seinen Armen.

Der Doktor erwiderte mit demselben Schweigen dieses stille Umfangen. Nur schaute er seinen Sohn, nachdem er ihn umarmt hatte, lange an mit einem mehr traurigen als freudigen Lächeln.

Ein geschickterer Beobachter als Billot würde sich gesagt haben, es walte ein Unglück oder ein Verbrechen zwischen diesem Knaben und diesem Manne ob.

Der Knabe war weniger zurückhaltend gegen Billot. Sobald er etwas andres sehen konnte, als seinen Vater, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, lief er auf den guten Pächter zu, umschlang dessen Hals mit seinen Armen und sagte: Sie sind ein braver Mann, Herr Billot, Sie haben mir Wort gehalten, und ich danke Ihnen.

Ho! Ho! Herr Sebastian, rief Billot, das ist nicht ohne Mühe abgegangen; Ihr Vater war hübsch eingesperrt, und man mußte nicht wenig Schaden anrichten, ehe man ihn herausbringen konnte.

Sebastian, fragte der Doktor mit einer gewissen Besorgnis, bist du gesund?

Ja, mein Vater, antwortete der junge Mann, obgleich Sie mich im Krankenzimmer finden.

Gilbert lächelte und sagte: Ich weiß, warum du hier bist.

Der Knabe lächelte ebenfalls.

Fehlt es dir hier an nichts? fuhr der Doktor fort.

An nichts, durch Ihre Fürsorge.

Mein lieber Freund, ich will dir also immer dieselbe, dieselbe und einzige Ermahnung geben: arbeite!

Ja, mein Vater.

Ich weiß, daß dieses Wort für dich kein leerer Schall ist; wenn ich das glaubte, so würde ich es dir nicht mehr sagen.

Mein Vater, es ist nicht an mir, Ihnen hierauf zu antworten, erwiderte Sebastian. Es ist an Herrn Berardier, unserem vortrefflichen Vorsteher.

Der Doktor wandte sich gegen Herrn Berardier um, und dieser bedeutete ihm, er habe ein paar Worte mit ihm zu sprechen.

Warte Sebastian, sagte der Doktor.

Und er ging auf den Vorsteher zu.

Mein Herr, fragte Sebastian teilnehmend den Pächter, sollte Pitou ein Unglück widerfahren sein? Der arme Junge ist nicht bei Ihnen.

Er ist vor der Thüre in einem Fiaker.

Mein Vater, sagte Sebastian, wollen Sie erlauben, daß Herr Billot Pitou hieher bringt? es würde mich sehr freuen, ihn zu sehen.

Gilbert nickte mit dem Kopfe; Billot ging hinaus.

Was haben Sie mir zu sagen? fragte Gilbert den Abbé Berardier.

»Ich wollte Ihnen sagen, mein Herr, daß es nicht die Arbeit ist, was Sie diesem Knaben empfehlen müßten, sondern vielmehr die Zerstreuung.

Wieso, Herr Abbé?«

Ja, er ist ein vortrefflicher junger Mensch, denn jeder hier liebt ihn wie einen Sohn oder einen Bruder, doch wenn man nicht darauf acht giebt, so wird ihn etwas töten.

Was denn? rief Gilbert.

Die Arbeit, zu der Sie ihn ermahnen. Würden Sie ihn an seinem Pulte sehen, die Arme gekreuzt, die Nase im Wörterbuch, das Auge starr ...«

Arbeitend oder träumend? fragte Gilbert.

Arbeitend: den guten Ausdruck, die antike Wendung, die griechische oder lateinische Form ganze Stunden lang suchend; und sehen Sie, gerade in diesem Augenblick ...«

Der junge Mensch, obgleich sein Vater sich kaum seit fünf Minuten von ihm entfernt, obgleich Billot kaum die Thüre hinter sich zugemacht hatte, war er in eine Art von Träumerei versunken, die der Ekstase glich.

Ist er oft so? fragte Gilbert mit Besorgnis.

Mein Herr, ich könnte beinahe sagen, das sei sein gewöhnlicher Zustand. Sehen Sie, wie er sucht.

Sie haben recht, Herr Abbé, und wenn Sie ihn so suchen sehen, müßten Sie ihn zerstreuen.

Das wäre schade, denn es gehen aus seiner Arbeit Kompositionen hervor, die unsrer Anstalt die größte Ehre machen werden. Ich prophezeie, daß dieser Knabe in drei Jahren alle Preise beim Konkurs davon trägt.

Geben Sie wohl acht, sagte der Doktor, diese Art von Vertiefung des Geistes, in die Sie Sebastian versunken sehen, ist eher ein Beweis von Schwäche, als von Stärke, ein Symptom von Krankheit, als von Gesundheit. Sie hatten recht, Herr Abbé, man darf dem Knaben die Arbeit nicht zu sehr empfehlen, oder man muß wenigstens die Arbeit von der Träumerei zu unterscheiden wissen.

Mein Herr, ich versichere Ihnen, daß er arbeitet, und zum Beweise dient, daß seine Aufgabe immer früher als die der andern gemacht ist. Sehen Sie seine Lippen sich bewegen? Er wiederholt seine Lektionen.

Wohl denn! wenn er seine Lektionen so wiederholt, Herr Berardier, zerstreuen Sie ihn; er wird darum sie nicht schlechter wissen und sich dabei besser befinden.

Ah! sprach der gute Abbé, Sie müssen sich darauf verstehen, Sie, den die Herren von Condorcet und Cabanis für einen der gelehrtesten Männer erklärt haben, die wir gegenwärtig besitzen.

Nur, sagte der Doktor, nur gehen Sie mit Vorsicht zu Werke, so oft Sie genötigt sind, ihn solchen Träumereien zu entziehen, um ihn stufenweise zu dieser Welt, die er verlassen hat, zurückzuführen.

Der Abbé schaute den Doktor ganz erstaunt an. Es fehlte wenig, daß er ihn für einen Narren gehalten hätte.

Herr Abbé, sprach der Doktor, Sie sollen sogleich den Beweis von dem, was ich Ihnen sage, gewahr werden.

Billot und Pitou kehrten in diesem Augenblick zurück. Mit drei Sprüngen war Pitou bei Sebastian.

Du hast nach mir verlangt, Sebastian? sagte Pitou, während er den Knaben beim Arm faßte. Du bist sehr artig, ich danke dir. Und er näherte seinen großen Kopf der blassen Stirne des Knaben.

Schauen Sie, sprach Gilbert, den Arm des Abbes ergreifend.

Plötzlich durch die herzliche Berührung von Pitou aus seiner Träumerei aufgeweckt, wankte Sebastian in der That, sein Angesicht wurde noch blässer, sein Kopf neigte sich, als ob sein Hals nicht mehr die Kraft gehabt hätte, ihn zu tragen. Ein schmerzlicher Seufzer drang aus seiner Brust hervor, dann färbte eine lebhafte Röte seine Wangen.

Er schüttelte den Kopf und lächelte.

Ah! Du bist es, Pitou, sagte er. Ja, es ist wahr, ich habe nach dir verlangt.

Und er schaute ihn an und rief: Du hast dich also geschlagen?

Ja, und als ein braver Junge, sprach Billot.

Warum haben Sie mich nicht mitgenommen? versetzte der Knabe mit einem Ton des Vorwurfs; ich hätte mich auch geschlagen, und würde wenigstens

etwas für meinen Vater gethan haben.

Sebastian, sprach Gilbert, indem er sich seinem Sohne näherte und seinen Kopf an sein Herz drückte, du kannst noch bei weitem mehr für deinen Vater thun als dich für ihn schlagen; du kannst seine Ratschläge anhören, sie befolgen, und ein ausgezeichneter, berühmter Mann werden.

Nicht wahr, wie Sie? sagte der Knabe mit Stolz. Oh! das ist es auch, wonach ich trachte.

Sebastian, sprach der Doktor, willst du, nachdem du Billot und Pitou umarmt und diesen unsern guten Freunden gedankt hast, mit mir im Garten einen Augenblick plaudern?

Das wird mich glücklich machen, mein Vater. Zwei- oder dreimal in meinem Leben konnte ich ganz allein mit Ihnen sein, und diese Augenblicke sind noch immer mit all ihren einzelnen Umständen meinem Gedächtnis gegenwärtig.

Herr Abbé, Sie erlauben? fragte Gilbert.

Gewiß.

Billot, Pitou, es ist vielleicht für euch Bedürfnis, etwas zu euch zu nehmen.

Bei meiner Treue, ja, antwortete Billot, ich habe seit dem Morgen nichts gegessen, und Pitou ist, denke ich, so nüchtern als ich.

Verzeihen Sie, entgegnete Pitou, ich habe so etwas wie einen Laib Brot und ein paar Würste kurz vorher, ehe ich Sie aus dem Wasser gezogen, verzehrt; doch das Bad macht Hunger.

Nun, so kommen Sie in den Speisesaal, sagte der Abbé Berardier, man soll Ihnen Mittagsbrot vorsetzen.

Ho! ho! rief Pitou.

Sie fürchten die Kost der Anstalt? versetzte der Abbé. Beruhigen Sie sich, man wird Sie als Eingeladenen behandeln. Übrigens scheint mir, fuhr der

Abbé fort, es ist bei Ihnen nicht nur der Magen im Verfall, mein lieber Herr Pitou.

Pitou warf einen Blick voll Scham auf sich selbst.

Und wenn man Ihnen zugleich mit dem Mittagsbrot Hosen anböte ...

Ich würde sie in der That annehmen, Herr Abbé! antwortete Pitou.

Kommen Sie also, die Hosen und das Mittagsbrot sind zu Ihren Diensten.

Und er führte Billot und Pitou auf der einen Seite weg, während, ihnen mit der Hand winkend, Gilbert und Sebastian sich auf der andern entfernten.

Beide durchschritten den für die Erholungen bestimmten Hof und erreichten ein den Lehrern vorbehaltenes Gärtchen, einen frischen, schattigen Winkel, in dem der ehrwürdige Abbé Berardier seinen Tacitus und seinen Juvenal zu lesen pflegte.

Gilbert setzte sich auf eine von Rebwinden beschattete Bank, zog Sebastian zu sich, strich mit der Hand seine langen Haare, die auf seine Stirne herabfielen, auseinander und sprach:

Nun, mein Kind, nun sind wir wieder vereinigt.

Sebastian schlug die Augen zum Himmel auf.

Durch ein Wunder Gottes, ja, mein Vater.

Gilbert lächelte.

Wenn es ein Wunder giebt, sagte Gilbert, so hat es das brave Volk von Paris verrichtet.

Mein Vater, entgegnete der Knabe, trennen Sie nicht Gott von dem, was vorgefallen ist, denn ich, als ich Sie sah, dankte instinktartig Gott.

Und Billot?

Billot kam nach Gott.

Gilbert dachte nach.

Du hast recht, mein Kind, sprach er. Gott ist im Grunde von allen Dingen. Doch kommen wir auf dich zurück und laß uns ein wenig miteinander reden, ehe wir uns wieder trennen.

Werden wir uns abermals trennen, mein Vater?

Nicht für lange Zeit, denke ich. Doch es ist ein Kistchen, das wertvolle Papiere enthält, zu gleicher Zeit, als man mich in die Bastille einsperrte, verschwunden. Ich muß wissen, wer mich hat einsperren lassen, wer das Kistchen gestohlen.

Es ist gut, mein Vater, ich werde warten. Sie wiederzusehen, bis Ihre Nachforschungen beendigt sind, sagte der Knabe.

Und er seufzte.

Warum bist du traurig, Sebastian? fragte der Doktor.

Ich weiß es nicht; mir scheint, das Leben ist nicht für mich gemacht, wie für die andern Kinder: Alle haben Zerstreuungen, Vergnügen; ich, ich habe keine.

Du hast keine Zerstreuungen, kein Vergnügen?

Mein Vater, ich will damit sagen, ich finde keine Unterhaltung bei den Spielen meines Alters.

Nimm dich in acht, Sebastian; ich würde es bedauern, wenn du einen solchen Charakter hättest. Sebastian, die Geister, die eine glorreiche Zukunft versprechen, sind wie die guten Früchte während ihres Wachstums: sie haben ihre Bitterkeit, ihre Säure, ihre Herbe, ehe sie den Gaumen durch ihre wohlschmeckende Reife erquicken. Glaube mir, mein Kind, es ist gut, jung gewesen zu sein.

Wenn ich es nicht bin, so ist es nicht meine Schuld, antwortete der junge Mensch mit einem schwermütigen Lächeln.

Gilbert drückte fortwährend die Hände seines Sohnes in den seinigen, heftete seine Augen auf die von Sebastian und sprach: Dein Alter, mein Sohn, ist das der Saat; nichts darf noch von dem, was das Studium in dich gelegt hat, außen zum Vorschein kommen. Mit vierzehn Jahren, Sebastian, ist der Ernst Hochmut oder Krankheit. Ich habe dich gefragt, ob deine Gesundheit gut sei; du hast mir geantwortet: ja. Ich will dich nun fragen, ob du hochmütig seist; suche mir mit nein zu antworten.

Mein Vater, erwiderte der Knabe, beruhigen Sie sich; was mich traurig macht, ist weder Krankheit, noch Hochmut; nein, es ist ein Kummer.

Ein Kummer, armes Kind! Mein Gott! welchen Kummer kannst du in deinem Alter haben? Sprich, sprich!

Nein, mein Vater, nein, später. Sie sagten, Sie haben Eile, Sie können mir nur eine Viertelstunde schenken. Sprechen wir von etwas anderm, als von meinen Tollheiten.

Nein, Sebastian, ich würde dich unruhig verlassen. Sage mir, woher dieser Kummer rührt.

Wahrhaftig, ich wage es nicht, mein Vater.

Was befürchtest du?

Ich befürchte, in Ihren Augen für einen Geisterseher zu gelten, oder mit Ihnen von Dingen zu reden, die Sie betrüben würden.

Du betrübst mich noch viel mehr, wenn du dein Geheimnis bewahrst, liebes Kind.

Sie wissen wohl, daß ich vor Ihnen kein Geheimnis habe.

So sprich.

In der That, ich wage es nicht.

Sebastian, du, der du ein Mann zu sein dir einbildest?

Gerade deshalb.

Auf, fasse Mut!

Wohlan denn, mein Vater, es ist ein Traum!

Ein Traum, der dich erschreckt?

Ja und nein; denn wenn ich in diesen Traum mich versenke, bin ich nicht erschrocken, sondern wie in eine andere Welt versetzt. Schon als ein kleines Kind hatte ich solche Visionen. Sie wissen, zwei- oder dreimal habe ich mich in den großen Wäldern verirrt, die das Dorf umgeben, wo ich aufgezogen wurde.

Ja, man hat es mir gesagt.

Wohl! ich folgte etwas wie einem Gespenst.

Du sagst? ... fragte Gilbert, indem er seinen Sohn mit einem Erstaunen anschaute, das dem Schrecken glich.

Hören Sie, mein Vater, was geschah: Ich spielte wie die andern Kinder im Dorfe, und solange ich im Dorfe war, solange andre Kinder mit mir oder bei mir waren, sah ich nichts; wenn ich mich aber von ihnen trennte, wenn ich die letzten Gärten überschritt, so fühlte ich in meiner Nähe etwas wie das Rauschen eines Kleides; ich streckte die Arme aus, um es zu fassen, und ich umfing nur die Luft. Doch wie sich dieses Rauschen mehr entfernte, wurde das Gespenst sichtbar. Anfangs war es ein Dunst, durchsichtig wie eine Wolke, dann verdichtete sich der Dunst und nahm eine menschliche Form an. Diese Form war die einer Frau, die mehr glitt, als ging, und um so sichtbarer wurde, je mehr sie sich in die dunkelsten Stellen des Waldes vertiefte.

Dann zog eine unbekannte, fremde, unwiderstehliche Gewalt mich fort auf den Spuren von den Schritten dieser Frau. Ich verfolgte sie mit ausgestreckten Armen, stumm wie sie; denn oft habe ich es versucht, sie

anzurufen, und nie konnte meine Stimme einen Ton bilden. Und ich verfolgte sie so, ohne daß sie anhielt, ohne daß ich sie zu erreichen vermochte, bis mir das Wunder, das mir ihre Gegenwart verkündigt hatte, ihren Abgang bezeichnete. Diese Frau verschwand allmählich; das Leibliche wurde Dunst, der Dunst verflüchtigte sich, und alles war vorbei. Und ich fiel, erschöpft von der Anstrengung, an der Stelle nieder, wo sie verschwunden war. Hier fand mich Pitou zuweilen an demselben Tag, zuweilen erst am andern.

Gilbert schaute den Knaben unablässig mit einer wachsenden Unruhe an. Seine Finger hatten sich auf den Puls von Sebastian gelegt.

Dieser begriff das Gefühl, das den Doktor bewegte und sprach: Oh! Seien Sie unbesorgt, mein Vater, ich weiß, daß nichts Wirkliches an dem allen ist; ich weiß, daß es eine Vision ist, und nicht mehr.

Und diese Frau, fragte der Doktor, welches Aussehen hatte sie?

Oh! ein majestätisches gleich einer Königin.

Und ihr Gesicht, hast du es bisweilen gesehen, mein Kind?

Ja.

Seit wann? fragte der Doktor bebend.

Erst seitdem ich hier bin, antwortete der junge Mann.

Aber in Paris hast du ja den Wald von Villers-Cotterets nicht, wo die Bäume ein düsteres, geheimnisvolles grünes Gewölbe bilden? In Paris hast du nicht die Stille, die Einsamkeit, dieses Element der Gespenster?

Doch, mein Vater, ich habe dies alles hier.

Wie, hier? Ist dieser Garten nicht den Lehrern vorbehalten?

Allerdings, mein Vater. Doch zwei- oder dreimal kam es mir vor, als sähe ich diese Frau in den Garten gleiten. Jedesmal wollte ich ihr folgen, immer hielt mich die geschlossene Thüre zurück. Als mich dann eines Tages der

Abbé Berardier, der mit meiner Komposition sehr zufrieden war, fragte, was ich wünsche, bat ich ihn, zuweilen im Garten mit ihm spazieren gehen zu dürfen. Er erlaubte es mir. Ich benützte diese Erlaubnis, und hier, hier, mein Vater, ist die Vision wieder erschienen.

Gilbert schauerte. Eine seltsame Sinnestäuschung, sagte er, jedoch möglich bei einer nervösen Natur, wie die deinige; und du hast ihr Gesicht gesehen?

Ja, mein Vater.

Du erinnerst dich desselben?

Der Knabe lächelte.

Hast du es je versucht, dich ihr zu nähern?

Ja.

Ihr die Hand zu reichen?

Dann verschwand sie.

Und wer ist diese Frau deiner Ansicht nach, Sebastian?

Mir scheint, es ist meine Mutter.

Deine Mutter! rief Gilbert erbleichend.

Und er drückte seine Hand auf sein Herz, als wollte er das Blut einer schmerzlichen Wunde stillen.

Das ist ein Traum, und ich bin beinahe so verrückt als du, sprach er.

Der Knabe schwieg und schaute mit nachdenkendem Auge seinen Vater an.

Nun? fragte dieser.

Nun! es kann möglicherweise ein Irrwahn sein. Doch die Wirklichkeit meines Traumes existiert, denn während der letzten Pfingsten führte man

uns im Walde von Satory bei Versailles spazieren, und dort, wahrend ich seitwärts träumte ...

Ist dir dieselbe Vision erschienen?

Ja; doch diesmal in einem mit vier prächtigen Pferden bespannten Wagen ... doch diesmal sehr reell, sehr lebend. Ich wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

Und welcher Eindruck ist dir von dieser neuen Erscheinung geblieben?

Daß es nicht meine Mutter war, die ich im Traume erscheinen sah, denn diese Frau war dieselbe wie die meiner Erscheinung; aber meine Mutter ist tot.

Gilbert stand auf und fuhr mit seiner Hand über seine Stirne. Eine seltsame Blendung hatte sich seiner bemächtigt.

Der Knabe bemerkte seine Unruhe und erschrak über seine Blässe.

Ah! sagte er, sehen Sie, daß ich unrecht gehabt habe, Ihnen alle diese Thorheiten zu erzählen.

Nein, mein Kind, nein; im Gegenteil, sprich mir oft hiervon, sprich davon, so oft du mich siehst, und wir werden dich zu heilen suchen.

Sebastian schüttelte den Kopf. Mich heilen ... und warum? sagte er. Ich habe mich an diesen Traum gewöhnt; er ist ein Teil meines Lebens geworden; ich liebe die Vision, obgleich sie mich flieht, obgleich es mir manchmal vorkommt, als stieße sie mich zurück. Heilen Sie mich nicht, mein Vater. Sie können abermals mich verlassen, abermals reisen, nach Amerika zurückkehren. Habe ich diese Vision, so bin ich doch nicht so allein.

Wohl denn, murmelte der Doktor.

Und er drückte Sebastian an seine Brust und sprach:

Auf Wiedersehen, mein Kind; ich hoffe, daß wir uns nicht verlassen werden; denn wenn ich reise, nun! so werde ich es diesmal so einrichten, daß du mit mir kommst.

War meine Mutter schön? fragte der Knabe.

Oh! ja, sehr schön, antwortete der Doktor mit erstickter Stimme.

Und sie liebte Sie ebensosehr, als ich Sie liebe?

Sebastian! Sebastian! sprich nimmer von deiner Mutter, rief der Doktor.

Und er drückte seine Lippen zum letztenmal auf die Stirne des Knaben und eilte dann aus dem Garten weg.

Statt ihm zu folgen, sank der Knabe düster und niedergeschlagen auf seine Bank zurück.

Im Hofe fand Gilbert Billot und Pitou wieder, die sich vollkommen gestärkt hatten und dem Abbé Berardier die einzelnen Umstände von der Einnahme der Bastille erzählten.

Nachdem er dem Vorsteher aufs neue Sorgfalt in der Behandlung von Sebastian empfohlen, stieg er mit seinen zwei Gefährten wieder in den Fiaker.

Frau von Staël.

Als Gilbert im Fiaker seinen Platz neben Billot und Pitou gegenüber wieder eingenommen hatte, war er bleich, und ein Schweißtropfen perlte an der Wurzel von jedem seiner Haare.

Doch es lag nicht im Charakter dieses Mannes, unter der Macht irgend einer Gemütsbewegung gebeugt zu bleiben. Er warf sich in die Ecke des Wagens zurück, drückte seine beiden Hände an seine Stirne, als hätte er die Gedanken darin zusammenpressen wollen, ließ, nachdem er einen Augenblick unbeweglich gewesen, die Hände wieder fallen und zeigte, statt eines verstörten Gesichtes, eine vollkommen ruhige Physiognomie.

Sie sagten also, sprach er dann, Sie sagten, mein lieber Herr Billot, der König habe dem Herrn Baron von Necker seinen Abschied gegeben?

Ja, Herr Doktor.

Und die Unruhen in Paris rühren von dieser Ungnade her?

Sie fügten bei, Herr von Necker habe sogleich Paris verlassen?

Er erhielt sein Entlassungsdekret, als er eben zu Mittag speiste; eine Stunde nachher war er unterwegs nach Brüssel.

Wo er sein soll ... Hörten Sie nicht sagen, er habe unterwegs angehalten?

Doch, in Saint-Ouen, um von seiner Tochter, Frau von Staël, Abschied zu nehmen.

Ist Frau von Staël mit ihm abgereist?

Wie ich sagen hörte, ist er mit seiner Frau allein abgereist.

Kutscher, rief Gilbert, halten Sie bei dem ersten besten Schneider an.

Wollen Sie die Kleider wechseln? fragte Billot.

Jawohl. Dieser Rock hat sich ein wenig zu stark an den Mauern der Bastille abgerieben, und in solchem Anzug macht man keinen Besuch bei der Tochter eines in Ungnade gefallenen Ministers. Suchen Sie in Ihren Taschen und sehen Sie, ob Sie nicht ein paar Louis d'or darin finden.

Ho! ho! sagte der Pächter, es scheint, Sie haben Ihre Börse in der Bastille gelassen.

So verlangt es die Vorschrift des Gefängnisses, erwiderte Gilbert lächelnd; jeder Gegenstand von Wert wird in der Kanzlei niedergelegt.

Und bleibt dort, sprach der Pächter.

Und er öffnete seine große Hand, die etwa zwanzig Louis d'or enthielt, und setzte hinzu: Nehmen Sie, Doktor.

Gilbert nahm zehn Louis d'or. Einige Minuten nachher hielt der Fiaker vor dem Laden eines Trödlers an. Das war damals noch der Gebrauch. Gilbert vertauschte seinen alten gegen einen neuen schwarzen Rock, wie ihn die Herren vom dritten Stand in der Nationalversammlung trugen,

Ein Friseur in seiner Bude, ein Savoyard auf seinem Stühlchen vollendeten die Toilette des Doktors.

Der Kutscher führte Gilbert über die äußeren Boulevards nach Saint-Ouen, und er stieg vor dem Hause des Herrn von Necker in dem Augenblick ab, als es sieben Uhr auf der Dagoberts-Kathedrale schlug.

Um dieses Haus, wo es kurz zuvor noch von eifrigen Besuchen wimmelte, herrschte eine tiefe Stille, die nur die Ankunft des Fiakers von Gilbert unterbrach; und dennoch war es nicht jene Melancholie der verlassenen Schlösser, jene grämliche Traurigkeit der von der Ungnade getroffenen Häuser.

Die geschlossenen Gitter, die verödeten Blumenbeete verkündigten wohl den Abgang der Gebieter; doch keine Spur von Schmerz oder allzu großer Eile.

Überdies hatte ein ganzer Teil des Schlosses, der östliche Flügel, die Sommerläden offen behalten, und als Gilbert sich nach dieser Seite wandte, kam ein Lakai in der Livree des Herrn von Necker dem Besuch entgegen.

Durch das Gitter entspann sich nun folgendes Gespräch: Mein Freund, befindet sich Herr von Necker nicht mehr im Schlosse?

Nein, der Herr Baron ist mit der Frau Baronin vergangenen Sonnabend nach Brüssel abgereist.

Aber Frau von Staël?

Madame ist hier geblieben. Doch ich weiß nicht, ob Madame empfangen kann; es ist die Zeit ihrer Promenade.

Ich bitte, erkundigen Sie sich, wo sie ist, und melden Sie ihr den Doktor Gilbert.

Ich will mich erkundigen, ob Madame in ihren Zimmern ist. Ohne Zweifel wird sie den Herrn empfangen. Geht sie aber spazieren, so habe ich den Befehl, sie nicht in ihrer Promenade zu stören.

Der Lakai öffnete das Gitter; Gilbert trat ein.

Während der Lakai das Gitter wieder schloß, warf er einen forschenden Blick auf den Wagen, der den Doktor gebracht hatte, und auf die seltsamen Gestalten seiner zwei Reisegefährten.

Dann entfernte er sich, den Kopf schüttelnd wie ein Mensch, bei dem der Verstand nicht ausreicht; der aber jeden andern Verstand herauszufordern scheint, da klar zu sehen, wo der seinige in der Finsternis geblieben ist.

Gilbert blieb zurück und wartete allein.

Nach fünf Minuten kam der Lakai zurück.

Die Frau Baronin geht spazieren, sagte er.

Und er verbeugte sich, um Gilbert den Abschied zu geben.

Der Doktor aber hielt sich nicht für geschlagen und erwiderte:

Mein Freund, ich bitte, wollen Sie Ihr Verbot ein wenig übertreten, mich der Frau Baronin melden und ihr sagen, ich sei der Freund des Herrn Marquis von Lafayette.

Ein in die Hand des Lakais gedrückter Louisd'or besiegte die Bedenklichkeiten, die der vom Doktor ausgesprochene Name schon halb gehoben hatte.

Treten Sie ein, mein Herr, sagte der Lakai.

Gilbert folgte ihm. Doch statt ihn in das Haus eintreten zu lassen, führte er den Doktor in den Park.

Hier ist die Lieblingsseite der Frau Baronin, sagte der Lakai, Gilbert den Eingang zu einer Art von Labyrinth bezeichnend. Wollen Sie einen Augenblick hier warten.

Zehn Minuten nachher vernahm man ein Geräusch im Blätterwerk, und eine große Frau von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, von mehr edlen, als anmutigen Formen, erschien vor den Augen von Gilbert.

Sie schien erstaunt, als sie einen noch so jungen Mann gewahrte, wo sie ohne Zweifel einen Menschen von schon ziemlich reifem Alter erwartet hatte.

Gilbert war in seinem Äußeren in der That merkwürdig genug, um bei einer Beobachterin von der Schärfe der Frau von Staël schon beim ersten Anblick Eindruck zu machen.

Wenige Männer besaßen ein aus so reinen Linien gebildetes Gesicht, und diese Linien hatten durch die Übung eines gewaltigen Willens den Charakter außerordentlicher Unbeugsamkeit angenommen. Seine schönen schwarzen, immer so seelenvollen Augen hatten durch Arbeit und Leiden eine milde Festigkeit angenommen, und dadurch jene Unruhe verloren, die einer von den Reizen der Jugend ist.

Eine tiefe und zugleich anmutige Falte höhlte am Winkel seiner Lippen jene geheimnisvolle Vertiefung aus, in welche die Physiognomiker den Sitz der Bedachtsamkeit legen. Es schien, als ob bloß die Zeit und ein frühzeitiges Alter Gilbert diese Eigenschaft gegeben hätten, die er von Natur aus nicht besaß.

Seine breite, wohlgerundete Stirne mit einer leichten Flucht, die seine schönen schwarzen Haare dämmten, verriet zugleich den streng wissenschaftlichen Geist und die Macht der Phantasie. Bei Gilbert, wie bei seinem Lehrer Rousseau, warf das Vorstehen der Augenbrauen einen dichten Schatten auf die Augen, und aus diesem Schatten sprang der leuchtende Punkt hervor, der das geistige Leben offenbarte.

Trotz seines bescheidenen Anzugs erschien also Gilbert vor den Augen der zukünftigen Verfasserin von Corinna unter einem merkwürdig schönen und ausgezeichneten Anblick, dessen Gesamtwesen sich noch durch seine langen, weißen Hände und durch seine schmalen, an ein feines, muskulöses Bein sich wohl anschließenden Füße vervollständigte.

Frau von Staël verlor einige Augenblicke damit, daß sie Gilbert prüfend betrachtete.

Diese Zeit verwendete Gilbert seinerseits zu einem steifen Gruß, der einigermaßen an die bescheidene Höflichkeit der Quäker in Amerika erinnerte, die der Frau, statt des lächelnden Respektes, nur die brüderliche Höflichkeit zugestehen.

Dann analysierte er mit einem raschen Blick die ganze Person der schon berühmten jungen Frau, deren verständigen und ausdrucksvollen Zügen es durchaus an Reiz gebrach; denn es war eher der Kopf eines unbedeutenden und trivialen jungen Mannes, als ein Frauenkopf auf einem Leibe voll wollüstiger Üppigkeit.

Sie hielt den Zweig eines Granatbaumes in der Hand, und aß in der Zerstreuung von dessen Blüten.

Mein Herr, Sie sind der Doktor Gilbert? fragte die Baronin.

Ja, Madame, der bin ich.

Noch so jung, haben Sie sich bereits einen sehr großen Ruf erworben; oder sollte vielleicht dieser Ruf Ihrem Vater, oder irgend einem älteren Verwandten von Ihnen gelten?

Madame, außer mir kenne ich keinen Gilbert, und wenn wirklich, wie Sie sagen, ein wenig Ruf mit meinem Namen verknüpft ist, so habe ich alles Recht, ihn in Anspruch zu nehmen.

Mein Herr, Sie haben sich des Namens des Marquis von Lafayette bedient, um zu mir zu gelangen, und der Marquis hat uns in der That von Ihrer unerschöpflichen Wissenschaft gesprochen.

Gilbert verbeugte sich.

Eine Wissenschaft, die um so merkwürdiger, um so interessanter, fuhr die Baronin fort, als Sie, wie es scheint, kein gewöhnlicher Chemiker, kein Praktiker, wie die andern, sind und alle Geheimnisse der Wissenschaft des Lebens ergründet haben.

Ich sehe wohl, Madame, erwiderte Gilbert lächelnd, der Herr Marquis von Lafayette wird Ihnen gesagt haben, ich sei ein wenig Zauberer; und wenn er Ihnen das gesagt hat, so weiß ich, daß er Geist genug hat, um Ihnen, sobald dies seine Absicht war, auch den Beweis hierfür nicht schuldig zu bleiben.

In der That, mein Herr, er hat uns von wunderbaren Kuren gesprochen, die Sie, sei es auf dem Schlachtfelde, sei es in den amerikanischen Hospitälern an verzweifelten Subjekten machten; Sie versenkten dieselben, wie uns der General gesagt hat, in einen scheinbaren Tod, der dem wirklichen so ähnlich war, daß dieser selbst sich darin täuschte.

Dieser scheinbare Tod, Madame, ist das Resultat einer beinahe unbekannten, heute nur den Händen von einigen Eingeweihten anvertrauten Wissenschaft, die am Ende allgemein werden wird.

Mesmerismus, nicht wahr? fragte Frau von Staël lächelnd.

Mesmerismus, ja, so ist es.

Sollten Sie Lektionen bei dem Meister selbst genommen haben ?

Ach! Madame, Mesmer selbst war nur der Schüler. Der Mesmerismus oder vielmehr der Magnetismus war eine schon den Ägyptern und Griechen bekannte Wissenschaft. Sie verlor sich im Ozean des Mittelalters. Shakespeare errät sie im Macbeth. Urbain Grandier findet sie wieder auf und stirbt dafür, daß er sie aufgefunden hat. Doch der Großmeister, mein Meister, ist der Graf von Cagliostro.

Dieser Charlatan? rief Frau von Staël.

Madame! Madame! hüten Sie sich davor, mit den Zeitgenossen zu urteilen, statt mit der Nachwelt. Diesem Charlatan verdanke ich mein Wissen, und die Welt wird ihm vielleicht die Freiheit zu verdanken haben.

Es mag sein, versetzte lächelnd Frau von Staël. Ich spreche, ohne die Sache zu kennen, und Sie sprechen mit Kenntnis davon. Es ist wahrscheinlich, daß Sie recht haben und daß ich unrecht habe ... Doch kommen wir auf Sie zurück. Warum haben Sie sich solange von Frankreich entfernt gehalten? Warum sind Sie nicht zurückgekehrt, um Ihren Platz unter den Lavoisier, den Cabanis, den Condorcet, den Bailly und den Louis einzunehmen?

Bei diesem letzten Namen errötete Gilbert unmerklich.

Madame, ich habe zu viel zu studieren gehabt, um mich sogleich unter die Meister einzureihen.

Nun sind Sie endlich hier, doch in einem für uns schlimmen Augenblick. Mein Vater, der sich, ich bin es fest überzeugt, glücklich geschätzt hätte, Ihnen nützlich sein zu können, ist in Ungnade gefallen und vor drei Tagen abgereist.

Gilbert lächelte. Frau Baronin, sprach er, leicht sich verbeugend, vor sechs Tagen bin ich auf Befehl des Herrn Barons von Necker in die Bastille gesteckt worden.

Frau von Staël errötete ebenfalls.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie sagen mir da etwas, was mich ungemein in Erstaunen setzt. Sie in der Bastille? Was hatten Sie denn gethan?

Diejenigen, welche mich haben einsperren lassen, könnten es mir allein sagen.

Aber Sie sind wieder herausgekommen?

Ja, Madame, weil es keine Bastille mehr giebt.

Wie, keine Bastille mehr? rief Frau von Staël mit scheinbarem Erstaunen.

Haben Sie die Kanonen nicht gehört?

Ja, doch Kanonen, das sind nur Kanonen.

»O! erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen: es ist unmöglich, daß Frau von Staël, die Tochter des Herrn von Necker, zu dieser Stunde nicht weiß, daß die Bastille vom Volke genommen worden ist.

Ich versichere Ihnen, mein Herr, erwiderte verlegen die Baronin, allen Ereignissen seit dem Abgange meines Vaters fremd, beschäftige ich mich nur damit, daß ich über seine Abwesenheit weine.

Madame! Madame! versetzte Gilbert, den Kopf schüttelnd, die Staatskuriere sind zu sehr an den Weg gewöhnt, der nach dem Schlosse Saint-Quen führt, als daß nicht wenigstens einer in den vier Stunden, seitdem die Bastille kapituliert hat, gekommen sein sollte.

Die Baronin sah, daß es ihr unmöglich war, zu antworten, ohne entschieden zu lügen. Die Lüge widerstrebte ihr, und sie veränderte das Gespräch. Und welchem Umstande verdanke ich die Ehre Ihres Besuches? fragte sie.

Ich wünschte die Ehre zu haben, Herrn von Necker zu sprechen, Madame.

Aber Sie wissen, daß er nicht mehr in Frankreich ist?

Madame, es schien mir so außerordentlich, daß Herr von Necker sich entfernt haben, so unpolitisch, daß er die Ereignisse nicht überwacht haben sollte, daß ich, ich gestehe es, darauf zählte, *Sie* würden mir den Ort angeben, wo ich ihn finden könnte.

Sie werden ihn in Brüssel finden, mein Herr.

Gilbert heftete seinen forschenden Blick auf die Baronin.

Ich danke, Madame, sagte er, sich verbeugend, ich werde also nach Brüssel abreisen, da ich ihm Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzuteilen habe.

Frau von Staël machte eine Bewegung des Zögerns, dann erwiderte sie: Zum Glück kenne ich Sie, mein Herr, und ich weiß, daß Sie ein ernster Mann sind; denn diese so wichtigen Dinge könnten wohl an ihrem Werte verlieren, wenn sie durch einen andern Mund gingen ... Was kann es aber nach der Ungnade, nach dem Vorgefallenen, noch wichtiges für meinen Vater geben?

Es giebt die Zukunft, Madame, und ich soll vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf die Zukunft sein. Doch dies alles ist unnütz. Wissen Sie, was zwanzig Stunden in Revolutionszeiten sind, und wie viele Dinge in zwanzig Stunden vorfallen können? Oh! welche Unklugheit hat Herr von Necker begangen, daß er zwanzig Stunden zwischen sich und die Ereignisse, zwischen seine Hand und das Ziel gelegt hat.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie erschrecken mich, sagte Frau von Staël, und ich fange in der That an zu glauben, daß mein Vater eine Unklugheit begangen hat.

Was wollen Sie, Madame? nicht wahr, die Dinge sind nun einmal so? Ich habe mich nur noch der Störung wegen, die ich Ihnen verursacht, auf das demütigste zu entschuldigen. Leben Sie wohl, Madame.

Doch die Baronin hielt ihn zurück und sprach: Ich sage Ihnen, mein Herr, daß Sie mich erschrecken, Sie sind mir über dies alles, was mich so sehr beunruhigt, eine Erklärung schuldig.

Ah! Madame, ich habe in diesem Augenblick so viele persönliche Interessen zu überwachen, daß es mir durchaus unmöglich ist, an die der andren zu denken; es handelt sich um mein Leben und um meine Ehre, wie es sich um das Leben und die Ehre des Herrn von Necker handeln würde, wenn er sogleich hätte die Worte hören können, die ich ihm nun erst in zwanzig Stunden sagen werde.

Mein Herr, erlauben Sie mir, mich eines Umstandes zu erinnern, den ich zu lange vergessen habe: daß nämlich solche Fragen nicht unter dem freiem Himmel, in einem Parke, im Bereiche der Ohren aller verhandelt werden sollen.

Madame, ich nehme mir die Freiheit, Ihnen zu erwidern, daß ich mich bei Ihnen befinde, und daß es folglich bei Ihnen stand, den Ort unseres Zusammenseins zu bestimmen. Was wünschen Sie? Ich bin zu Ihren Befehlen.

Sie sollen mir den Gefallen thun, dieses Gespräch in meinem Kabinett zu beendigen.

Ah! ah! sagte Gilbert zu sich selbst, wenn ich sie nicht in Verlegenheit zu bringen befürchtete, würde ich sie fragen, ob ihr Kabinett in Brüssel sei.

Doch er fragte nichts und beschränkte sich darauf, daß er der Baronin folgte, die nun sehr rasch auf das Schloß zuging.

Vor der Fassade fand man denselben Lakai, der Gilbert empfangen hatte. Frau von Staël machte ihm ein Zeichen, öffnete selbst die Thüren und führte Gilbert in ihr Kabinett, ein reizendes Gemach, doch mehr männlichen als weiblichen Geschmack verratend, dessen zweite Thüre und zwei Fenster auf eine nicht nur für fremde Personen, sondern auch für fremde Ohren unzugängliches Gärtchen gingen.

Hier angelangt, schloß Frau von Staël die Thüre wieder, wandte sich gegen Gilbert um und sagte: Mein Herr, im Namen der Menschlichkeit fordere ich Sie auf mir zu sagen, worin das Geheimnis besteht, das Sie nach Saint-Quen geführt hat, und dessen Mitteilung meinem Vater ersprießlich sein kann. Madame, erwiderte Gilbert, wenn Ihr Herr Vater mich hier hören

könnte, wenn er wissen könnte, daß ich der Mann bin, der dem König die geheime Denkschrift, betitelt: *Ideen über die Lage Europas und den Fortschritt der Freiheit*, überschickt hat, -- ich bin fest überzeugt, der Herr Baron von Necker würde auf der Stelle erscheinen und zu mir sagen: Doktor Gilbert, was wollen Sie von mir? sprechen Sie, ich höre Sie.

Gilbert hatte diese Worte noch nicht vollendet, als eine in einer Füllung, unter einem Gemälde von Banloo verdeckt, verborgene Thüre geräuschlos sich öffnete, und der Baron von Necker lächelnd auf der Schwelle einer kleinen Wendeltreppe erschien, von deren Höhe herab man das Licht einer Lampe fallen sah.

Nachdem die Baronin von Staël Herrn Gilbert gegrüßt und ihren Vater auf die Stirne geküßt hatte, schlug sie den Weg ein, auf dem er gekommen war, stieg die Treppe hinauf, schloß die Füllung und verschwand.

Necker war auf Gilbert zugegangen, reichte ihm die Hand und sprach: Hier bin ich, Herr Gilbert; was wollen Sie von mir? Ich höre Sie.

Beide nahmen Stühle.

Herr Baron, sagte Gilbert, Sie haben ein Geheimnis vernommen, das Ihnen alle meine Ideen offenbart. Ich bin es, der vor vier Jahren dem Könige eine Denkschrift über die allgemeine Lage Europas hat zukommen lassen; ich bin es, der ihm seit dieser Zeit aus den Vereinigten Staaten die verschiedenen Denkschriften über alle Fragen innerer Vereinbarung und Verwaltung, die sich in Frankreich erhoben, überschickt hat.

Denkschriften, fügte Necker bei, von denen Seine Majestät mit mir nie ohne eine tiefe Bewunderung und einen ebenso tiefen Schrecken sprach.

Ja, sagte Gilbert, weil sie die Wahrheit enthielten; weil die Wahrheit damals furchtbar zu hören war. Nachdem aber heute die Wahrheit zur Thatsache geworden, ist sie noch viel furchtbarer zu sehen, nicht so?

Das ist unbestreitbar, mein Herr, erwiderte Necker.

Diese Denkschriften, fragte Gilbert, hat sie Ihnen der König mitgeteilt?

Nicht alle, mein Herr, nur zwei: eine über die Finanzen. Abgesehen von einigen Verschiedenheiten, sprachen Sie darin meine eigne Ansicht aus, und ich fühlte mich dadurch sehr geehrt.

Das ist nicht alles, es war eine dabei, in der ich ihm alle die materiellen Ereignisse, die in Erfüllung gegangen sind, vorausgesagt.

Ich bitte, welche, mein Herr?

Unter anderen waren es zwei besonders: das eine, daß er sich genötigt sehen würde, in Rücksicht der von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten Sie zu entlassen.

Sie haben ihm meine Entlassung vorhergesagt?

Vollkommen.

Das ist das erste Ereignis; welches war das zweite?

Die Einnahme der Bastille.

Sie haben die Einnahme der Bastille vorhergesagt?

Herr Baron, die Bastille war mehr als das Gefängnis des Königtums, sie war das Symbol der Tyrannei. Die Freiheit hat damit angefangen, das Symbol zu vernichten, die Revolution wird das übrige thun.

Haben Sie das Gewicht der eben gesprochenen Worte auch berechnet, mein Herr?

Allerdings.

Fürchten Sie sich nicht, eine solche Theorie ganz laut auszusprechen?

Fürchten, wovor?

Daß Ihnen Unglück widerfahre.

Herr von Necker, erwiderte Gilbert lächelnd, wenn man aus der Bastille kommt, hat man vor nichts Furcht.

Sie kommen aus der Bastille? Und warum waren Sie in der Bastille?

Das frage ich Sie.

Und warum mich?

Weil Sie mich haben hineinbringen lassen. Ich habe Sie in die Bastille bringen lassen?

Vor sechs Tagen; das Datum ist, wie Sie sehen, nicht sehr alt, und Sie müßten sich erinnern.

Das ist unmöglich.

Erkennen Sie Ihre Unterschrift? sprach Gilbert.

Und er zeigte dem Exminister das Gefangenenregister der Bastille und den geheimen Verhaftsbefehl, der sich demselben beigefügt fand.

Ja, allerdings, sagte Necker, hier ist der Verhaftsbefehl. Sie wissen, daß ich so wenig als möglich unterzeichnete, und dieses Wenige belief sich dennoch auf viertausend Unterschriften jährlich. Überdies habe ich im Augenblick meiner Abreise bemerkt, daß man mich einige Verhaftsbefehle, bei denen der Platz für den Namen noch weiß war, hatte unterzeichnen lassen. Der Ihrige, mein Herr, wird zu meinem großen Bedauern einer von diesen gewesen sein.

Damit sagen Sie mir, mein Herr, daß ich in keiner Weise meine Einkerkerung Ihnen zuzuschreiben habe?

Nein, gewiß nicht.

Aber, Herr Baron, versetzte Gilbert lächelnd. Sie begreifen meine Neugierde; ich muß wissen, wem ich für meine Gefangenschaft zu Dank verpflichtet bin. Haben Sie also die Güte, es mir zu sagen.

Oh! nichts kann leichter sein. Ich habe aus Vorsicht meine Briefe nie im Ministerium gelassen, sondern sie jeden Abend hieher gebracht. Die von diesem Monat sind in der Schublade B. dieses Schrankes. Suchen wir in dem Bunde den Buchstaben G.

Necker öffnete die Schublade und durchblätterte einen ungeheuren Bund, der fünf- bis sechshundert Briefe enthalten konnte.

Ich behalte nur die Briefe, die ihrer Natur nach meine Verantwortlichkeit zu sichern imstande sind. Eine Verhaftung, die ich vornehmen lasse, ist ein Feind, den ich mir mache. Ich muß also den Streich pariert haben. Das Gegenteil würde mich sehr in Erstaunen setzen. Sehen wir G ... G ... das ist es. Ja, Gilbert. Das kommt Ihnen vom Hause der Königin zu; mein lieber Herr. Ah! ah! vom Hause der Königin!

Ja, Begehren eines Verhaftsbefehls gegen einen Namens Gilbert. Kein Gewerbe. Schwarze Haare, schwarze Augen. Folgt das Signalement. Begiebt sich von Havre nach Paris, das ist das Ganze. Dieser Gilbert waren also Sie?

Das war ich. Können Sie mir den Brief also anvertrauen?

Nein, doch ich kann Ihnen sagen, von wem er unterzeichnet ist, von Gräfin von Charny.

Gräfin von Charny? wiederholte Gilbert; ich kenne sie nicht, ich habe ihr nichts gethan.

Und er erhob sachte den Kopf, als wollte er in seinen Erinnerungen suchen.

Dabei findet sich eine kleine Randbemerkung, die nicht unterzeichnet ist, aber von einer mir bekannten Handschrift. Sehen Sie.

Gilbert neigte sich und las am Rande des Briefes: Ohne Verzug zu thun, was die Gräfin von Charny verlangt.

Das ist seltsam, sagte Gilbert, die Königin, das begreife ich noch, es war von ihr und den Polignac in meiner Denkschrift die Rede. Doch diese Frau

von Charny ...

Sie kennen Sie nicht?

Das muß ein Name sein, den man nur dazu hergegeben hat. Übrigens darf man sich nicht darüber wundern, daß mir die Notabilitäten von Versailles unbekannt sind. Seit fünfzehn Jahren bin ich von Frankreich abwesend; ich habe es nur zweimal wiedergesehen, und das zweite Mal vor bald vier Jahren verlassen. Wer ist die Gräfin von Charny, wenn ich fragen darf ?

Die Freundin, die Vertraute der Königin, die sehr angebetete Frau des Grafen von Charny, eine Schönheit und eine Tugend zugleich, kurz ein Wunder.

Nun, ich kenne dieses Wunder nicht.

Wenn dem so ist, mein lieber Doktor, so bleiben Sie dabei stehen, daß Sie das Spielzeug einer politischen Intrigue sind. Sie haben vom Grafen Cagliostro gesprochen?

Ja, er ist mein Freund gewesen, mehr als mein Freund, mein Lehrer, mehr als mein Lehrer, mein Retter. Wohl! Österreich oder der heilige Stuhl werden Ihre Einkerkerung verlangt haben. Sie haben Broschüren geschrieben?

Ach! ja.

Alle diese kleinen Rachgieren wenden sich der Königin zu, wie die Kompaßnadel dem Nordpol, wie das Eisen dem Magnet. Man hat gegen Sie komplottiert; man hat Sie von Leuten bespähen lassen. Die Königin hat Frau von Charny beauftragt, den Brief zu unterzeichnen, um den Verdacht zu entfernen, und damit ist das Geheimnis aufgeklärt.

Gilbert dachte einen Augenblick nach.

Dieser Augenblick des Nachdenkens rief das bei Billot in Pisseleux gestohlene Kistchen in sein Gedächtnis zurück, mit dem weder die Königin,

noch Österreich, noch der heilige Stuhl etwas zu thun hätten, und diese Erinnerung brachte ihn wieder auf den rechten Weg.

Nein, sagte er, das ist es nicht, das kann es nicht sein; doch gleichviel, gehen wir zu etwas anderm, zu Ihnen über.

Zu mir? was haben Sie mir von mir zu sagen?

Was Sie so gut wissen, als irgend jemand: daß Sie binnen drei Tagen wieder in ihre Funktionen eingesetzt sind, und daß Sie dann Frankreich so despotisch regieren werden, als Sir wollen.

Sie glauben? versetzte Necker lächelnd.

Und Sie auch, da Sie nicht in Brüssel sind.

Nun wohl! das Resultat? denn zum Resultat müssen wir kommen.

Vernehmen Sie es. Sie sind bei den Franzosen beliebt. Sir werden von ihnen angebetet sein. Die Königin war es schon lange müde. Sie geliebt zu sehen, der König wird es müde werden. Sie angebetet zu sehen; beide werden Popularität auf Ihre Kosten treiben, und Sie werden es nicht leiden. Dann werden Sie beim Volke unbeliebt. Das Volk, mein lieber Herr Necker, ist ein hungriger Löwe, der nur die fütternde Hand liebt, welche Hand dies auch sein mag. Hernach fallen Sie wieder in Vergessenheit zurück.

Ich, in die Vergessenheit? Und was würde mich vergessen machen?

Die Ereignisse.

Bei meinem Ehrenwort, Sie sprechen als Prophet.

Ich habe das Unglück, es ein wenig zu sein.

Lassen Sie hören, was wird geschehen?

Oh! was geschehen wird, ist nicht schwer vorherzusagen, denn was geschehen wird, steckt im Keime in der Nationalversammlung. Eine Partei wird sich erhellen, die in diesem Augenblick schläft, oder vielmehr, die

wacht, aber sich verbirgt. Diese Partei hat zum Haupte ein Prinzip, zur Waffe eine Idee.

Ich begreife. Sie sprechen von der orleanistischen Partei?

Nein. Von dieser hätte ich gesagt, sie habe zum Haupte einen Mann, zur Waffe die Volksbeliebtheit. Ich spreche von einer Partei, deren Name nicht einmal genannt worden ist: von der republikanischen Partei.

Von der republikanischen Partei? Ah! was denken Sie?

Sie glauben nicht daran?

Chimäre.

Ja, Chimäre mit dem feurigen Rachen, der euch alle verschlingen wird.

Wohl! ich werde Republikaner, ich bin es schon.

Republikaner von Genf, ganz richtig.

Mir scheint, ein Republikaner ist ein Republikaner.

Das ist der Irrtum, Herr Baron; *unsre* Republikaner werden durchaus nicht den Republikanern andrer Länder gleichen; unsere Republikaner werden zuerst die Vorrechte, dann den Adel, dann das Königtum verschlingen. Ihr andern werdet mit unsern Republikanern abgehen, aber sie werden ohne euch ankommen, denn Ihr werdet nicht dahin gehen wollen, wohin sie gehen. Nein, Herr Baron von Necker, Sie täuschen sich. Sie sind kein Republikaner.

Oh! wenn Sie es so verstehen, nein; ich liebe den König.

Und ich auch, und alle Welt liebt ihn in diesem Augenblick, wie wir. Wenn ich das, was ich sage, einem minder erhabenen Geiste sagte, als Ihnen, so würde man mich auszischen und ausschelten; doch dürfen Sie sicher daran glauben, Herr von Necker!

Das würde ich in der That auch thun, wenn die Sache irgend eine Wahrscheinlichkeit hätte; aber ...

Kennen Sie die geheimen Gesellschaften?

Ich habe viel davon sprechen hören.

Glauben Sie daran?

Ich glaube an ihre Existenz, aber nicht an ihre Allgemeinheit.

Sind Sie Mitglied von einer?

Nein.

Wohl, Herr Minister, ich bin es, und nicht bloß von einer, sondern von allen. Herr Minister, geben Sie wohl acht, das ist ein ungeheures Netz, das alle Throne umschlingt. Es ist ein unsichtbarer Dolch, der alle Monarchien bedroht. Wir sind ungefähr drei Millionen Brüder, in allen Ländern verbreitet, in allen Klassen der Gesellschaft zerstreut. Wir haben Freunde im Volke, im Bürgerstand, im Adel, bei den Prinzen, unter den regierenden Fürsten sogar. Nehmen Sie sich in acht, Herr von Necker, der Prinz, vor dem Sie sich vielleicht als Gegner der geheimen Gesellschaften zu erkennen geben, ist möglicherweise ein Affiliierter derselben -- nehmen Sie sich in acht! Der Bediente, der sich vor Ihnen verbeugt, ist vielleicht ein Affiliierter. Ihr Leben gehört ihnen. Ihr Vermögen gehört Ihnen, sogar ihre Ehre gehört ihnen. Dies alles gehört einer unsichtbaren Macht, gegen die Sie nicht zu kämpfen imstande sind, denn Sie kennen sie nicht, während dieselbe Sie zu verderben vermag, weil Sie ihr bekannt sind. Wohl denn! diese drei Millionen Menschen, sehen Sie, die bereits die amerikanische Republik gemacht haben, versuchen es nunmehr, auch eine französische, und später eine europäische Republik zu machen.

Aber Ihre Republik der Vereinigten Staaten erschreckt mich nicht zu sehr, und gern nehme ich dieses Programm an.

Ja, doch zwischen Amerika und uns ist eine Kluft, Amerika, ein neues Land, ohne Vorurteile, ohne Privilegien, ohne Königtum, ein nährender

Boden, fruchtbare Ländereien, jungfräuliche Wälder, Amerika liegt zwischen dem Meere und dem Urwald, wovon jenes einen Ausweg für seinen Handel, dieser eine Hilfsquelle für seine Bevölkerung bietet, während Frankreich! ... sehen Sie doch, was man in Frankreich zu zerstören hat, ehe Frankreich Amerika gleicht.

Oh! wohin wollen Sie denn kommen?

Ich will dahin kommen, wohin wir unglücklicherweise gehen. Doch ich will danach trachten, daß wir ohne gewaltsame Erschütterung dahin kommen, indem ich den König an die Spitze der Bewegung stelle, als einen Schild.

Einen Schild? versetzte Necker lächelnd. Sie kennen den König nicht, wenn Sie ihn eine solche Rolle wollen spielen lassen.

Doch, ich kenne ihn. Ei! mein Gott, ich weiß es wohl, er ist ein Mann, wie ich tausend an der Spitze kleiner Bezirke von Amerika gesehen habe, ein braver Mann, ohne Majestät, ohne Widerstand, ohne urheberische Kraft -- doch was wollen Sie? Und wäre es nur durch den geheiligten Titel, den er führt, so ist er doch immerhin ein Wall gegen die Menschen, von denen ich soeben sprach; und so schwach auch ein Wall sein mag, man hat ihn doch lieber als nichts.

Ich erinnere mich, in unsern Kriegen mit den wilden Stämmen im Norden Amerikas ganze Nächte hinter ein paar Schilfrohren zugebracht zu haben; der Feind war auf der andern Seite des Flusses und schoß nach uns. Ein Rohr ist wenig, nicht wahr? und dennoch gestehe ich Ihnen, Herr Baron, daß mein Herz behaglicher hinter diesen großen, grünen Rohren schlug, die eine Kugel wie Fäden durchschneiden konnte, als wenn ich auf freiem Felde gewesen wäre. Nun wohl, der König ist mein Rohr. Er erlaubt mir den Feind zu sehen, und verhindert den Feind, daß er mich sieht. Darum bin ich Republikaner in New-York oder Philadelphia, Royalist in Frankreich. Dort hieß unser Diktator Washington. Hier weiß Gott, wie er heißen wird: Dolch oder Schafott.

Sie sehen die Dinge blutfarbig an, Doktor.

Herr Baron, wenn Sie heute auf der Greve gewesen waren, so würden Sie die Dinge ebenso ansehen, wie ich.

Ja, das ist wahr; es soll dort, wie ich höre, eine Metzelei stattgefunden haben.

Es ist eine schöne Sache um das Volk ... wenn es schön ist! .... O menschliche Stürme! rief Gilbert aus, wie weit, wie weit laßt ihr die Stürme des Himmels hinter euch zurück!

Necker wurde nachdenkend.

Wie schade, daß ich Sie nicht bei mir habe, Doktor, sagte er. Sie wären für mich, wenn es Not thäte, ein strenger Ratgeber.

Bei Ihnen, Herr Baron, wäre ich Ihnen nicht so dienlich, und besonders Frankreich nicht so nützlich, wie da, wohin ich zu gehen Lust habe.

Und wohin wollen Sie gehen?

Hören Sie, mein Herr; es ist beim Throne selbst ein großer Feind des Throns, beim König selbst ein großer Feind des Königs: das ist die Königin. Die arme Frau vergißt, daß sie die Tochter von Maria Theresia ist, oder sie erinnert sich dessen nur aus dem Gesichtspunkte des Stolzes: sie glaubt den König zu retten, und sie schadet mehr, als der König: sie richtet das Königtum zu Grunde. Wohl denn! wir, die wir den König lieben, wir, die mir Frankreich lieben, wir müssen miteinander übereinkommen, um diese Macht zu neutralisieren, um diesen Einfluß zu vernichten.

Nun, so thun Sie, was ich Ihnen gesagt habe; bleiben Sie bei mir, helfen Sie mir.

Wenn ich bei Ihnen bleibe, werden wir nur ein einziges Thätigkeitsmittel haben: Sie werden ich sein, ich werde Sie sein. Wir werden uns trennen, mein Herr, und dann haben wir ein doppeltes Gewicht.

Und wohin werden wir es mit dem allen bringen?

Dahin, daß wir die Katastrophe vielleicht verzögern, aber sicherlich nicht verhindern, obschon ich Ihnen für einen mächtigen Unterstützer bürge, für den Marquis von Lafayette.

Lafayette ist ein Republikaner.

Wie ein Lafayette ein Republikaner sein kann. Müssen wir durchaus unter dem Niveau der Gleichheit passieren, so lassen Sie uns, glauben Sie mir, das der vornehmen Herren wählen. Ich liebe die Gleichheit, welche erhebt, und nicht die, welche erniedrigt.

Und Sie stehen uns für Lafayette?

Solange man nur Ehre, Mut, Aufopferung von ihm verlangen wird, ja.

Nun, so reden Sie also, was wünschen Sie?

Einen Einführungsbrief zu Seiner Majestät dem König Ludwig XVI.

Ein Mann von Ihrem Verdienst bedarf keines Einführungsbriefes; er stellt sich selbst vor.

Nein, es sagt mir zu, Ihr Geschöpf zu sein; es entspricht meinen Plänen, von Ihnen vorgestellt zu werden.

Und wonach trachten Sie?

Einer der Quartal-Aerzte des Königs zu werden.

Oh! nichts kann leichter sein. Doch die Königin?

Bin ich einmal beim König, so ist das meine Sache.

Doch wenn Sie die Königin verfolgt?

Dann werde ich machen, daß der König einen Willen hat.

Der König einen Willen? Sie werden mehr als ein Mensch sein, wenn Sie das vermögen.

Derjenige, welcher den Leib lenkt, müßte ein großer Tölpel sein, wenn es ihm eines Tages nicht gelänge, auch den Geist zu lenken.

Glauben Sie aber nicht, daß es, um Arzt des Königs zu werden, eine schlechte Empfehlung ist, in der Bastille eingesperrt gewesen zu sein.

Bin ich nicht Ihrer Ansicht nach wegen des Verbrechens der Philosophie verfolgt worden?

Das befürchte ich.

Dann stellt der König seine Ehre wieder her, der König macht sich beim Volke beliebt, indem er zum Arzte einen Zögling von Rousseau, einen Parteigänger der neuen Lehren, einen Gefangenen nimmt, der gerade aus der Bastille kommt. Gleich das erste Mal, sobald Sie den König sehen werden, machen Sie dies bei ihm geltend.

Sie haben immer recht; doch kann ich auf Sie zählen, wenn Sie einmal beim König sind?

Ganz und gar, solange ich Sie in der politischen Linie bleiben, die wir annehmen werden.

Was versprechen Sie mir?

Sie genau von der Stunde zu unterrichten, wann Sie sich zurückzuziehen haben.

Necker schaute einen Augenblick Gilbert an; dann sprach er mit verdüstertem Tone: In der That, das ist der größte Dienst, den ein ergebener Freund einem Minister leisten kann, denn es ist der letzte.

Und er setzte sich an den Tisch, um an den König zu schreiben.

Mittlerweile las Gilbert den Brief noch einmal und sagte zu sich selbst: Gräfin von Charny, wer kann das sein?

Hier, mein Herr, sprach Necker nach ein paar Minuten, indem er Gilbert den Brief reichte, den er geschrieben hatte.

Gilbert nahm den Brief und las.

Er enthielt was folgt:

Sire,

Eure Majestät ist eines sichern Mannes benötigt, mit dem sie von ihren Angelegenheiten sprechen kann. Mein letztes Geschenk, mein letzter Dienst, indem ich den König verlasse, ist das Geschenk, das ich ihm mit dem Doktor Gilbert mache. Ich sage Eurer Majestät genug, wenn ich ihr bemerke, daß der Doktor Gilbert nicht nur einer der ausgezeichnetsten Aerzte ist, die in der Welt existieren, sondern auch der Verfasser der Denkschriften über Administration und Politik, die einen so lebhaften Eindruck auf den König hervorgebracht haben. Zu den Füßen Eurer Majestät

Baron von Necker.

Necker datierte seinen Brief nicht, und übergab ihn dem Doktor nur einfach gesiegelt.

Und nun, fügte er bei, nun bin ich in Brüssel nicht wahr?

Ja, gewiß, und mehr als je. Morgen früh werden Sie indessen Nachricht von mir erhalten.

Der Baron klopfte auf eine gewisse Weise an die Füllung, Frau von Staël erschien wieder, nur hielt sie diesmal außer ihrem Granatzweige die Broschüre des Doktors Gilbert in der Hand. Sie zeigte ihm den Titel davon mit einer Art von schmeichelhafter Koketterie.

Gilbert nahm Abschied von Herrn von Necker und küßte der Baronin, die ihn bis zum Ausgang des Kabinetts begleitete, die Hand.

Und er kehrte zu dem Fiaker zurück, wo Billot und Pitou auf dem Vordersitze schliefen, wo der Kutscher auf seinem Bocke schlief, und wo die Pferde auf ihnen wankenden Beinen gleichfalls schliefen.

König Ludwig XVI.

Das Zusammensein von Gilbert, Frau von Staël und Herrn von Necker hatte ungefähr anderthalb Stunden gedauert. Gilbert kam ein Viertel nach neun Uhr nach Paris zurück, ließ sich unmittelbar nach der Post fahren, nahm Wagen und Pferde, und wahrend Billot und Pitou in einem kleinen Gasthause der Rue Thiroux, wo Billot, wenn er nach Paris kam, abzusteigen pflegte, von ihren Strapazen ausruhten, fuhr Gilbert im Galopp nach Versailles.

Es war spät; doch daran lag Gilbert wenig. Bei Männern seines Schlages ist Thätigkeit Bedürfnis. Seine Fahrt konnte möglicherweise ohne Erfolg sein; doch war ihm eine vergebliche Fahrt noch lieber, als auf der Stelle zu bleiben. Für nervöse Organisationen ist die Ungewißheit eine schlimmere Folter, als die erschrecklichste Wirklichkeit.

Er kam nach Versailles um halb elf Uhr; in gewöhnlicher Zeit wäre alle Welt zu Bette gegangen und in den tiefsten Schlaf versunken gewesen. Doch an diesem Abend schlief niemand in Versailles. Man hatte hier den Gegenschlag der Erschütterung empfangen, unter der Paris noch zitterte.

Die französischen Garden, die Gardes-du-corps, die Schweizer, rottenweise aufgestellt, an allen Ausgängen der Hauptstraßen gruppiert, unterhielten sich untereinander oder mit den Bürgern, deren royalistischen Gesinnungen ihnen Vertrauen einflößte.

Ganz Versailles trieb sich also in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1789, in bunter Verwirrung umher und wollte erfahren, wie der König die seiner Krone zugefügte Beleidigung, den seiner Macht versetzten Schlag aufnehmen werde.

Durch die Antwort, die Mirabeau Herrn von Dreux-Breze gegeben, hatte er das Königtum ins Gesicht geschlagen. Durch die Einnahme der Bastille war es vom Volk ins Herz getroffen.

Für die beschränkten Köpfe, für die Kurzsichtigen war indessen die Frage rasch gelöst. In den Augen der Militärs besonders, die im Resultat der

Ereignisse nur den Sieg oder die Niederlage der rohen Gewalt zu sehen gewohnt waren, handelte es sich ganz einfach um einen Marsch nach Paris. Dreißigtausend Mann und zwanzig Kanonen würden bald diesen Stolz und diese Siegeswut der Pariser vernichten.

Noch nie hatte das Königtum so viele Räte gehabt; jeder gab seine Ansicht ganz laut und öffentlich zum besten.

Die Mäßigsten sagten: Das ist ganz einfach. Man erwirke zuerst von der Nationalversammlung eine Gutheißung, die sie nicht verweigern wird; ihre Haltung ist seit einiger Zeit beruhigend für jedermann, sie will ebensowenig von unten ausgehende Gewaltthätigkeiten, als von oben herabkommende Mißbräuche.

Die Nationalversammlung wird ganz unumwunden erklären, der Aufruhr sei ein Verbrechen; Bürger, die Abgeordnete haben, um ihre Beschwerden dem König auseinanderzusetzen, und einen König, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, begehen ein Unrecht, wenn sie ihre Zuflucht zu den Waffen nehmen und Blut vergießen.

Mit dieser Erklärung ausgerüstet, die man sicherlich von der Nationalversammlung erlangen wird, kann der König nicht umhin, Paris als guter Vater, das heißt streng, zu züchtigen.

So wird der Sturm zum Schweigen gebracht, das Königtum tritt in sein erstes Recht wieder ein. Die Völker kehren zu ihrer Pflicht zurück, die der Gehorsam ist, und alles verfolgt seinen gewohnten Weg.

So ordnete man im allgemeinen die Angelegenheiten auf dem Cours und auf den Boulevards. Doch vor dem Paradeplatz und in der Umgegend der Kasernen führte man eine andre Sprache. Hier sah man unbekannte ortsfremde Menschen, Menschen mit verständigem Gesicht und verschleiertem Auge, bei jedem Anlaß geheimnisvolle Ratschläge austeilen, die schon sehr ernsten Nachrichten übertreiben und beinahe öffentlich Propaganda mit den meuterischen Ideen treiben, die seit zwei Monaten Paris in Bewegung setzten und die Vorstädte aufwiegelten.

Um diese Menschen bildeten sich düstere, feindselige, belebte Gruppen, die man an ihr Elend, an ihre Leiden, an die brutale Menschenverachtung erinnerte, deren sich das Königtum schuldig gemacht.

An den dunkelsten Orten bildeten sich andre Versammlungen, wurden andre Worte gesprochen. Diejenigen, welche sie aussprachen, waren Männer, die offenbar einer höheren Klasse angehörten und von der Volkstracht eine Verkleidung geborgt hatten, in der sie aber verraten wurden durch ihre weißen Hände und ihre feingebildete Sprache.

Volk! sagten diese Männer, man beirrt dich in der That von zwei Seiten: die einen fordern dich auf, zurückzukehren, die andern treiben dich vorwärts. Man spricht dir von politischen Rechten, von sozialen Rechten; bist du glücklicher, seitdem man dir erlaubt hat, durch das Organ deiner Abgeordneten zu stimmen? Bist du reicher, seitdem du vertreten wirst? Hast du weniger Hunger, seitdem die Nationalversammlung Dekrete macht? Nein, nein, überlaß die Politik und ihre Theorieen den Leuten, die zu lesen verstehen. Was dir not thut, ist nicht eine Redensart oder eine geschriebene Maßregel.

Es ist Brot, und dann wieder Brot; es ist der Wohlstand deiner Kinder, die süße Ruhe deiner Frau. Wer wird dir dies alles geben? Ein König von festem Charakter, von jugendlichem Geist, von edlem Herzen. Dieser König ist nicht Ludwig XV l., der unter seiner Frau regiert, unter der Österreicherin mit dem ehernen Herzen; es ist... suche wohl um den Thron; suche dort denjenigen, welcher Frankreich wieder glücklich machen kann, und den die Königin mit Recht haßt, weil er Schatten auf das Gemälde wirft, weil er die Franzosen liebt und von ihnen geliebt wird.

So gab sich die Meinung in Versailles kund, so entfachte man überall den Bürgerkrieg.

Gilbert zog bei einigen von diesen Gruppen Erkundigungen ein; als er sodann den Zustand der Geister erkannt hatte, ging er gerade auf das Schloß zu, das zahlreiche Posten bewachten.

Trotz aller dieser Posten durchschritt Gilbert ohne alle Schwierigkeit die ersten Höfe und gelangte bis zu den Vorzimmern, ohne daß irgend jemand

ihn fragte.

Als er in den Saal des Oeil-de-Boëuf kam, hielt ihn ein Garde-du-corps an. Gilbert zog aus seiner Tasche den Brief des Herrn von Necker und zeigte die Unterschrift. Der Edelmann warf einen Blick darauf. Das Verbot war streng, und da die strengsten Verbote gerade diejenigen sind, welche am meisten der Erläuterung bedürfen, so sagte der Garde-du-corps zu Gilbert:

Mein Herr, der Befehl, niemand zum König einzulassen, ist förmlich; da man aber offenbar den Fall eines Abgesandten des Herrn von Necker nicht vorgesehen hat, da Sie aller Wahrscheinlichkeit nach Seiner Majestät einen wichtigen Rat bringen, so gehen Sie hinein, ich nehme die Übertretung auf mich.

Gilbert trat ein.

Der König war nicht in seinen Gemächern, sondern im Beratungssaal; er empfing hier eine Deputation der Nationalgarde, die von ihm die Entfernung der Truppen, die Bildung einer Bürgergarde, und seine Gegenwart in Paris verlangt hatte.

Ludwig hatte kalt angehört, und dann geantwortet: die Lage der Dinge bedürfe der Aufhellung, und er werde diese Lage mit seinem Rate in Überlegung ziehen.

Während dieser Zeit warteten die Abgeordneten in der Gallerie und sahen durch die mattgeschliffenen Gläser der Thüren das Spiel der wachsenden Schatten der königlichen Räte und ihre drohenden Bewegungen.

Durch das Studium dieser Art von Phantasmagorie konnten sie erraten, die Antwort werde schlecht sein.

Der König beschränkte sich in der That darauf, daß er antwortete, er werde die Chefs für die Bürgermiliz ernennen und den Truppen vom Marsfelde Befehl geben, sich zurückzuziehen.

Was seine Gegenwart in Paris betraf, so wollte er der aufrührerischen Stadt diese Gunst nicht eher gewähren, als bis sie sich völlig unterworfen hätte.

Die Deputation bat, flehte, beschwor. Der König erwiderte, sein Herz sei zerrissen, aber er vermöge nicht mehr.

Und zufrieden mit diesem augenblicklichen Triumphe, mit dieser Kundgebung einer Gewalt, die er schon nicht mehr besaß, kehrte der König in seine Gemächer zurück.

Hier fand er Gilbert. Der Garde-du-corps war bei ihm.

Was will man von mir? fragte der König.

Der Garde-du-corps näherte sich ihm, und während er sich bei Ludwig XVI. entschuldigte, daß er gegen das Verbot gefehlt, betrachtete Gilbert, der seit langen Jahren den König nicht mehr gesehen, stillschweigend diesen Mann, den Frankreich im Augenblick des heftigsten Sturms, den es je erlitten, von Gott zum Lotsen erhalten hatte.

Dieser dicke und kurze Leib, ohne Federkraft und Majestät, dieser in seinen Formen weiche und im Ausdruck unfruchtbare Kopf, diese mit einem frühzeitigen Alter streitende Jugend, dieser ungleiche Kampf einer mächtigen Materie gegen eine mittelmäßige Intelligenz, welcher der Rangstolz allein einen zeitweisen Wert gab: dies alles bedeutete für den Physiognomiker, der mit Lavater studiert, für den Magnetiseur, der mit Balsamo in der Zukunft gelesen, für den Philosophen, der mit Jean-Jacques geträumt, für den Reisenden, der alle menschlichen Rassen an sich hatte vorübergehen lassen, dies alles bedeutete: Ausartung, Verschlechterung, Ohnmacht, Untergang.

Gilbert war also wie betäubt, nicht durch die Ehrfurcht, sondern durch den Schmerz, indem er dieses traurige Schauspiel betrachtete.

Der König ging auf ihn zu und sagte: Sie sind es, der mir einen Brief von Herrn von Necker bringt?

Ja, Sire.

Ah! rief er, als ob er gezweifelt hätte, kommen Sie geschwinde.

Gilbert reichte den Brief dem König. Ludwig las ihn hastig und sagte dann zu dem Garde-du-corps mit einer Gebärde, der es nicht ganz an einem gewissen Adel des Befehlens gebrach:

Lassen Sie uns allein, Herr von Varicourt.

Gilbert blieb mit dem König allein.

Das Zimmer war nur durch eine einzige Lampe erleuchtet; man hätte glauben sollen, der König habe das Licht gemäßigt, damit man auf seiner mehr verdrießlichen, als sorgenvollen Stirne alle die Gedanken, die sich in ihm drängten, nicht lesen könne.

Mein Herr, sagte er, auf Gilbert einen Blick heftend, der klarer und schärfer war, als sich dieser wohl gedacht hatte, mein Herr, ist es wahr, daß Sie der Verfasser der Denkschriften sind, die mich so in Erstaunen gesetzt haben?

Ja, Sire.

Wie alt sind Sie?

Zweiunddreißig Jahre, Sire; doch das Studium und das Unglück verdoppeln das Alter. Behandeln Sie mich als einen Greis.

Warum haben Sie so lange gewartet, um vor mir zu erscheinen?

Sire, weil ich kein Bedürfnis hatte, Eurer Majestät das mündlich zu sagen, was ich freier und leichter schrieb.

Ludwig XVI. dachte nach.

Sie haben keine andern Gründe? sagte er argwöhnisch. Aber wenn ich mich nicht täusche, müssen Sie gewisse Umstände von meiner wohlwollenden Gesinnung für Sie unterrichtet haben.

Eure Majestät meint vielleicht jene Art von Rendezvous, das ich dem König zu geben die Verwegenheit hatte, als ich ihn nach meiner ersten Denkschrift vor fünf Jahren bat, abends um 8 Uhr ein Licht an sein Fenster zu stellen, um mir zu bezeichnen, er habe meine Arbeit gelesen.

Und ... sagte der König befriedigt.

Und am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde wurde das Licht in der That dahin gestellt, wohin es zu stellen ich Sie ersucht hatte, Sire. Hernach sah ich es dreimal sich erheben und wieder senken. Sodann las ich folgende Worte in der *Gazette*: Derjenige, welchen das Licht dreimal gerufen, kann sich bei demjenigen einfinden, welcher es dreimal emporgehoben hat, er wird belohnt werden.

Das sind in der That die eigenen Worte der Anzeige, sagte der König.

Und hier ist die Anzeige selbst, sprach Gilbert, indem er aus seiner Tasche die Zeitung zog, in die fünf Jahre vorher die Anzeige, an die er erinnert hatte, eingerückt worden war. Gut, sehr gut, sprach der König, ich habe lange auf Sie gehofft. Sie erscheinen in dem Augenblick, wo ich Sie zu erwarten aufgehört hatte. Seien Sie willkommen, denn Sie erscheinen wie die guten Soldaten, im Augenblick des Kampfes.

Dann schaute er Gilbert noch aufmerksamer an und fügte bei:

Wissen Sie, mein Herr, daß es für einen König etwas Außerordentliches ist, einen Menschen nicht erscheinen zu sehen, zu dem man gesagt hat: Kommen Sie, um eine Belohnung zu empfangen?

Gilbert lächelte. Lassen Sie hören, sprach Ludwig XVI., warum sind Sie nicht gekommen?

Weil ich keine Belohnung verdiente, Sire. Ein geborener Franzose, mein Vaterland liebend, eifersüchtig auf seine Wohlfahrt, meine Individualität mit der von dreißig Millionen Menschen, meinen Mitbürgern, verschmelzend, arbeitete ich für mich, indem ich für sie arbeitete. Sire, man ist nicht immer einer Belohnung würdig, weil man selbstsüchtig ist.

Paradox, mein Herr; Sie hatten einen andern Grund.

Gilbert erwiderte nichts.

Sprechen Sie, mein Herr, ich wünsche es.

Sie haben vielleicht richtig erraten, Sire.

Ist es nicht dieser Grund, fragte der König ängstlich: Sie fanden die Lage ernst, und behielten sich vor ...?

Für eine noch viel ernstere; ja, Sire, Eure Majestät hat richtig erraten.

Ich liebe die Offenherzigkeit, sagte der König, der seine Unruhe nicht verbergen konnte, denn er war von einer schüchternen Natur und errötete leicht.

Ludwig XVI. fuhr fort: Sie sagten dem König den Ruin vorher, und haben das Zunahesein bei den Trümmern befürchtet.

Nein, Sire, denn ich komme gerade in dem Augenblick, wo der Ruin bald bevorsteht, um mich der Gefahr zu nähern.

Ja, ja, Sie verlassen soeben Necker und sprechen wie er. Die Gefahr, allerdings; es ist in diesem Augenblick gefährlich, sich mir zu nähern. Und wo ist Necker?

Ich glaube, ganz bereit, sich den Befehlen Eurer Majestät zu fügen.

Desto besser, ich werde seiner bedürfen, sprach der König mit einem Seufzer. In der Politik soll man nicht halsstarrig sein. Man glaubt gut zu thun und thut schlecht; man thut sogar gut, und das launenhafte Ereignis stört die Resultate; die Pläne waren nichtsdestoweniger gut, und doch gilt man dafür, daß man sich getäuscht habe.

Der König seufzte abermals; Gilbert kam ihm zu Hilfe.

Sire, sagte er. Eure Majestät urteilt und schließt bewunderungswürdig; was aber zu dieser Stunde zu thun sich geziemt, ist, daß man klarer in der Zukunft zu sehen sucht, als man dies bis jetzt gethan hat.

Der König erhob das Haupt, und man konnte seine ausdrucksvolle Stirne sich leicht falten sehen.

Sire, verzeihen Sie mir, sagte Gilbert, ich bin Arzt. Ist das Übel groß, so bin ich kurz.

Sie legen also ein großes Gewicht auf den heutigen Aufstand?

Sire, das ist kein Aufstand, das ist eine Revolution.

Und Sie wollen, daß ich mich mit diesen Rebellen, mit diesen Mördern vertrage? Denn sie haben die Bastille mit Gewalt genommen:, das ist ein Akt des Aufruhrs; sie haben Herrn de Launay, Herrn von Losme und Herrn von Flesselles getötet: das ist Mord.

Ich will, daß Sie die einen von den andern trennen, Sire; diejenigen, welche die Bastille genommen, sind Helden; diejenigen, welche die Herren von Flesselles, von Losme und de Launay getötet haben, sind Mörder.

Der König errötete leicht; doch beinahe in demselben Augenblick verschwand diese Röte wieder, seine Lippen erbleichten, und ein paar Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne.

Sie haben recht, mein Herr. Sie sind Arzt, oder vielmehr Wundarzt, denn Sie schneiden in das lebendige Fleisch ein. Doch kommen wir auf Sie zurück. Sie heißen Doktor Gilbert, nicht wahr? oder mit diesem Namen sind wenigstens Ihre Denkschriften unterzeichnet.

Sire, es ist eine große Ehre für mich, daß Eure Majestät sich so gut erinnert, obschon ich im ganzen unrecht habe, so stolz zu sein.

Warum?

Mein Name mußte in der That unlängst vor Eurer Majestät ausgesprochen worden sein.

Ich begreife nicht ...

Vor sechs Tagen bin ich verhaftet und in die Bastille gebracht worden. Ich habe aber sagen hören, es finde keine Verhaftung von einer Wichtigkeit statt, ohne daß es der König wisse. Sie in der Bastille? rief der König, die Augen weit aufreißend.

Hier ist mein Gefängnisschein, Sire. Vor sechs Tagen, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre gehabt habe, auf Befehl des Königs in die Bastille gebracht, bin ich heute um drei Uhr durch die Gnade des Volks daraus befreit worden.

Heute?

Ja, Sire; hat Eure Majestät den Kanonendonner nicht gehört?

Allerdings.

Nun wohl! das Feuer der Kanonen öffnete mir die Pforten.

Ah! murmelte der König, ich möchte gern sagen, ich freue mich darüber, hätte man heute morgen nicht auf die Bastille und auf das Königtum zugleich gefeuert.

Oh! Sire, machen Sie aus einem Gefängnis nicht das Symbol eines Prinzips. Sagen Sie im Gegenteil, Sire, Sie seien glücklich, daß die Bastille genommen worden ist, denn man wird nicht mehr im Namen des Königs, der nichts davon weiß, eine Ungerechtigkeit wie die begehen, deren Opfer ich gewesen bin.

Aber Ihre Verhaftung hat doch eine Ursache, mein Herr?

Keine, die ich wüßte, Sire; man hat mich bei meiner Rückkehr nach Frankreich verhaftet und eingekerkert, das ist das Ganze.

In der That, mein Herr, sagte Ludwig mit sanftem Tone, ist es nicht einigermaßen Egoismus von Ihrer Seite, daß Sie mir von Ihnen sprechen, während ich es bedarf, daß man mir von mir spricht?

Sire, es ist für mich notwendig, daß mir Eure Majestät eine einzige Frage beantwortet.

Welche?

Ja oder nein, hat eure Majestät einen Anteil an meiner Verhaftung?

Ich wußte nichts von Ihrer Rückkehr nach Frankreich.

Diese Antwort beglückt mich, Sire; ich kann nun laut erklären. Eure Majestät werde in dem, was sie Übles thut, beinahe immer mißbraucht, und werde denjenigen, welche zweifeln sollten, mich als Beispiel anführen. Der König lächelte.

Als Arzt, sagte er, gießen Sie den Balsam in die Wunde.

Oh! Sire, ich werde ihn mit vollen Händen eingießen, und wenn Sie wollen, diese Wunde heilen, dafür stehe ich Ihnen.

Ob ich es will? gewiß.

Aber Sie müssen es sehr fest wollen, Sire. Ehe Sie sich weiter verbindlich machen, Sire, lesen Sie diese an den Rand meines Gefängnisregisters geschriebene Zeile.

Welche Zeile? fragte der König unruhig.

Sehen Sie.

Gilbert reichte das Blatt dem König. Ludwig las:

Auf das Verlangen der Königin.

Er faltete die Stirne.

Der Königin! sagte er; sollten Sie sich die Ungnade der Königin zugezogen haben?

Sire, ich bin fest überzeugt, daß mich Ihre Majestät noch weniger kennt, als Eure Majestät mich kannte.

Aber Sie hatten sich irgend ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, denn man geht nicht umsonst in die Bastille.

Es scheint doch, da ich daraus komme.

Herr von Necker schickt Sie mir, und der geheime Verhaftsbrief war von ihm unterzeichnet.

Allerdings.

Dann erklären Sie sich besser. Durchgehen Sie Ihr Leben und sehen Sie, ob Sie nicht irgend einen Umstand darin finden, den Sie vergessen haben.

Mein Leben durchgehen! Ja, Sire, ich werde es thun, und zwar laut; seien Sie unbesorgt, es wird nicht lange dauern. Ich habe seit dem Alter von sechzehn Jahren ohne Unterlaß gearbeitet; ein Zögling von Jean-Jacques, eine Gefährte von Balsamo, ein Freund von Lafayette und Washington, habe ich mir seit dem Tage, wo ich Frankreich verlassen, nie ein Vergehen oder auch nur ein Unrecht vorzuwerfen gehabt. Als die erlangte Wissenschaft mir die Verwundeten oder Kranken zu behandeln erlaubte, dachte ich immer, ich sei von jeder meiner Ideen, von jeder meiner Handlungen Rechenschaft schuldig vor Gott. Da mir Gott Geschöpfe anvertraut hatte, so vergoß ich als Wundarzt das Blut aus Menschlichkeit, bereit, das meinige hinzugeben, um meinem Kranken Linderung zu verschaffen oder ihn zu retten; als Arzt war ich immer Tröster, zuweilen Wohlthäter. So sind fünfzehn Jahre vergangen. Ich habe die Mehrzahl der Leidenden zum Leben zurückkehren sehen; sie küßten mir die Hände. Nein, ich sage Ihnen, Sire, seit dem Tage, wo ich Frankreich verlassen, und das sind fünfzehn Jahre, habe ich mir nichts vorzuwerfen.

Sie pflogen in Amerika Umgang mit den Neuerern, und durch Ihre Schriften sind deren Grundsätze verbreitet worden.

Ja, Sire, und ich vergaß dieses Recht, das ich mir auf die Dankbarkeit der Könige und der Menschen erworben habe.

Der König schwieg.

Sire, fuhr Gilbert fort, nun ist Ihnen mein Leben bekannt; ich habe niemand beleidigt oder verwundet, ebensowenig einen Bettler, als eine Königin, und ich frage Eure Majestät, warum man mich bestraft hat.

Ich werde mit der Königin sprechen, Herr Gilbert; doch glauben Sie, daß der Geheimbrief unmittelbar von der Königin kommt?

Ich sage das nicht, Sire, ich glaube sogar, daß die Königin nur die Randbemerkung gemacht hat.

Ah! Sie sehen wohl, rief der König ganz freudig.

Ja; doch Sie wissen, Sire, daß eine Königin befiehlt, wenn sie eine Randbemerkung macht.

Und von wem ist der Brief mit der Randbemerkung? Lassen Sie sehen!

Ja, Sire, sehen Sie, sagte Gilbert.

Und er reichte ihm das Blatt aus dem Gefängnisregister.

Gräfin von Charny! rief der König; wie, sie hat Sie verhaften lassen! aber was haben Sie denn dieser armen Charny gethan?

Ich kannte heute morgen diese Dame nicht einmal dem Namen nach, Sire.

Ludwig fuhr mit der Hand über seine Stirne. Charny, murmelte er, Charny, die Sanftmut, die Tugend die Keuschheit selbst!

Sie werden sehen, Sire, sprach Gilbert lachend, ich bin auf Verlangen von drei göttlichen Tugenden in die Bastille gesteckt worden.

Oh! ich muß hierüber im klaren sein, sagte der König.

Und er zog an einer Klingelschnur.

Ein Thürhüter trat ein.

Man sehe nach, ob die Gräfin von Charny bei der Königin ist, befahl Ludwig.

Sire, antwortete der Thürhüter, ich habe die Gräfin soeben durch die Gallerie gehen sehen; sie ist im Begriff, in den Wagen zu steigen.

Laufen Sie ihr nach und bitten Sie sie, in einer wichtigen Angelegenheit in mein Kabinett zu kommen.

Dann wandte er sich gegen Gilbert um und fragte:

Ist es das, was Sie wünschten, mein Herr?«

Ja, Sire, antwortete Gilbert, und ich danke Eurer Majestät tausendmal.

Die Gräfin von Charny.

Bei dem Befehl, die Gräfin von Charny kommen zu lassen, zog sich Gilbert in eine Fenstervertiefung zurück.

Der König ging in dem Saal des Oeil-de-Boëuf auf und ab, in seinem Innern bald mit den öffentlichen Angelegenheiten, bald mit dem Zudrängen von Gilbert beschäftigt, dessen seltsamem Einfluß er in diesem Augenblick unterlag, wo ihn außer den Nachrichten von Paris nichts hätte interessieren sollen.

Plötzlich wurde die Thüre des Kabinetts geöffnet; der Thürhüter meldete die Frau Gräfin von Charny, und Gilbert konnte durch die nahe zusammengezogenen Vorhänge eine Frau erschauen, deren weite seidene Gewänder den Thürflügel streiften.

Diese Frau trug nach der Mode der Zeit ein Nachtkleid von grauer Seide, einen ähnlichen Rock, eine Art von Shawl, der, hinter der Taille zusammengeknüpft war und ganz außerordentlich die Vorzüge einer reichen, schön gebauten Brust zeigte.

Ein kleiner, zierlich auf dem Ende einer hohen Frisur befestigter Hut, Pantoffeln mit hohen Absätzen, welche die Feinheit eines bewunderungswürdigen Knöchels hervorhoben, ein an den Spitzen der Finger einer zarten, langen, vollkommen aristokratischen Hand spielendes Stöckchen, das war die von Gilbert so lebhaft erwartete Person.

Der König machte einen Schritt ihr entgegen.

Sie waren im Begriff, wegzufahren. Gräfin, wie man mir gesagt hat?

In der That, Sire, ich wollte eben in den Wagen steigen, als mir der Befehl Eurer Majestät zukam. Bei dieser Stimme mit dem festen Klang füllten sich die Ohren von Gilbert mit einem gräßlichen Geräusch. Das Blut floß plötzlich nach seinen Schläfen, tausend Schauer durchliefen seinen ganzen Leib.

Unwillkürlich machte er einen Schritt aus dem Obdach der Vorhänge, hinter denen er verborgen war.

Sie, murmelte er, ... sie ... Andree.

Madame, fuhr der König fort, der ebensowenig als die Gräfin etwas von der Bewegung des im Schatten verborgenen Gilbert wahrgenommen hatte, ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen, um eine Auskunft zu erlangen.

Ich bin bereit, Eurer Majestät zu entsprechen.

Der König neigte sich auf die Seite von Gilbert, als wollte er ihm einen Wink geben.

Dieser begriff, der Augenblick, sich zu zeigen, sei noch nicht gekommen, und zog sich allmählich wieder hinter seinen Vorhang zurück.

Madame, sagte der König, es ist vor ungefähr acht bis zehn Tagen Herrn von Necker das Gesuch um einen geheimen Verhaftsbefehl zugestellt worden.

Gilbert heftete durch die beinahe unbemerkbare Öffnung der Vorhänge seinen Blick auf Andree. Die junge Frau war bleich, fieberhaft, unruhig und wie gebeugt unter der Last einer geheimen Bedrückung.

Sie hören mich, nicht wahr. Gräfin? fragte Ludwig XVI., als er sah, daß Frau von Charny zu antworten zögerte.

Ja, Sire.

Nun wohl! wissen Sie, was ich sagen will, und können Sie auf meine Frage antworten?

Ich suche mich zu erinnern, erwiderte Andree.

Erlauben Sie mir, Ihr Gedächtnis zu unterstützen. Der Verhaftsbefehl ist von Ihnen verlangt worden, und das Gesuch war mit einer Randbemerkung der Königin begleitet.

Statt zu antworten, überließ sich die Gräfin immer mehr der fieberhaften Zerstreuung, die sie aus den Grenzen des wirklichen Lebens hinauszuziehen schien.

Antworten Sie mir doch, Madame! sagte der König, der ungeduldig zu werden anfing.

Es ist wahr, erwiderte sie bebend, es ist wahr, ich habe den Brief geschrieben, und Ihre Majestät hat auf dem Rande etwas beigesetzt.

So nennen Sie mir das Verbrechen, das derjenige begangen, gegen den man diese Maßregel forderte? fragte Ludwig XVI.

Sire, sprach Andree, ich kann nicht sagen, welches Verbrechen er begangen hatte, das aber kann ich Ihnen sagen, daß das Verbrechen groß war.

Ah! Sie können mir das nicht sagen?

Nein, Sire.

Dem König?

Nein ... Eure Majestät entschuldige mich, doch ich kann nicht.

So werden Sie es ihm selbst sagen, Madame, sprach der König; denn was Sie dem König Ludwig XVI. abschlagen, können Sie dem Doktor Gilbert nicht verweigern.

Dem Doktor Gilbert! rief Andree, großer Gott! wo ist er denn?

Der König trat auf die Seite, um den Platz Gilbert zu überlassen; die Vorhänge öffneten sich, und der Doktor erschien, beinahe ebenso bleich als Andree.

Hier ist er, Madame, sagte der König.

Als sie Gilbert erblickte, wankte die Gräfin. Ihre Beine zitterten unter ihr. Sie warf sich rückwärts, wie eine Frau, die in Ohnmacht sinkt, und blieb

nur stehen mit Hilfe eines Lehnstuhls, auf den sie sich stützte, in einer düstern, unempfindlichen, beinahe verstandlosen Haltung.

Madame, sagte Gilbert, indem er sich mit demütiger Höflichkeit verbeugte, erlauben Sie mir, die Frage zu wiederholen, welche Seine Majestät an Sie gerichtet hat?

Die Lippen von Andree bewegten sich, -- doch kein Ton kam aus ihrem Munde.

Was habe ich Ihnen gethan, Madame, daß man mich auf einen von Ihnen herrührenden Befehl in ein abscheuliches Gefängnis geworfen hat?

Bei dieser Stimme fuhr Andree auf, als ob sie einen Riß im Gewebe ihres Herzens gefühlt hätte.

Dann senkte sie plötzlich einen eisigen Schlangenblick auf Gilbert und sprach: Mein Herr, ich kenne Sie nicht.

Doch während sie diese Worte sprach, hatte sie Gilbert seinerseits mit einer solchen Hartnäckigkeit angeschaut, er hatte den Blitz seiner Augen mit so viel unbesiegbarer Kühnheit geladen, daß die Gräfin ihre Augen völlig niederschlug und ihr Blick unter dem seinigen erlosch.

Gräfin, sagte der König mit einem sanften Vorwurf, sehen Sie, wohin dieser Mißbrauch der Unterschriften führt? Hier steht dieser Herr, den Sie nicht kennen, -- Sie gestehen es selbst, -- dieser Herr, der ein großer Praktiker ist, ein gelehrter Arzt, ein Mann, dem Sie nichts vorzuwerfen haben...

Andree erhob das Haupt, um Gilbert mit einer königlichen Verachtung niederzuschmettern.

Er blieb ruhig und stolz.

Ich sage also, fuhr der König fort: da Sie nichts gegen Herrn Gilbert haben, da Sie in ihm einen andern verfolgten, so ist die Strafe auf einen Unschuldigen gefallen. Gräfin, das ist schlimm.

Sire ... versetzte Andree.

Oh! unterbrach sie der König, der schon Angst hatte, der Günstlingin seiner Frau unverbindlich begegnet zu sein, ich weiß wohl, daß Ihr Herz nicht schlecht ist, und daß, wenn Sie jemand mit Ihrem Hasse verfolgten, es verdient hat; doch Sie begreifen, in Zukunft dürfte ein solcher Mißgriff sich nicht erneuern.

Dann wandte er sich gegen Gilbert um und sprach:

Was wollen Sie, Doktor? das ist mehr die Schuld der Zeiten, als die der Menschen. Wir sind in der Verderbnis geboren, und wir werden darin sterben; doch wollen wenigstens wir danach trachten, die Zukunft für die Nachwelt zu verbessern, und Sie, Doktor Gilbert, werden mich, wie ich hoffe, bei diesem Werke unterstützen.

Nach diesen Worten hielt Ludwig inne; er glaubte genug gesagt zu haben, um beide Parteien zu befriedigen.

Der arme König! hätte er eine solche Redensart in der Nationalversammlung vorgebracht, diese würde ihm nicht nur Beifall geklatscht haben, sondern er hätte sie auch am andern Tage in allen Zeitungen des Hofes wiederholt gefunden.

Doch das Auditorium von zwei erbitterten Feinden fand wenig Geschmack an seiner versöhnenden Philosophie.

Mit der Erlaubnis Eurer Majestät, sprach Gilbert, werde ich Madame bitten, zu wiederholen, was sie schon gesagt hat, nämlich, daß sie mich nicht kenne.

Gräfin, sagte der König, wollen Sie thun, was der Doktor verlangt?

Ich kenne den Doktor Gilbert nicht, wiederholte Andree mit fester Stimme.

Aber Sie kennen einen andern Gilbert, meinen Namensbruder, dessen Verbrechen auf mir lastet?

Ja, erwiderte Andree, ich kenne ihn und halte diesen für einen Schändlichen.

Sire, es ist nicht an mir, die Gräfin zu befragen, sagte Gilbert; doch wollen Sie die Gnade haben, sie zu fragen, was dieser schändliche Mensch gethan hat.

Gräfin, Sie können einem so gerechten Verlangen keine Weigerung entgegensetzen.

Was er gethan hat? versetzte Andre. Ohne Zweifel wußte es die Königin, da sie den Brief, in dem ich die Verhaftung verlangte, eigenhändig gutgeheißen hat.

Aber es ist durchaus nicht genug, daß die Königin überzeugt ist; es wäre gut, wenn ich auch überzeugt würde. Die Königin ist die Königin, doch ich, ich bin der König.

Wohl, Sire, der Gilbert des Verhaftsbefehles ist ein Mensch, der vor sechszehn Jahren ein gräßliches Verbrechen begangen hat.

Eure Majestät wolle die Frau Gräfin fragen, welches Alter heute dieser Mensch hat.

Der König wiederholte die Frage.

Dreißig bis zweiunddreißig Jahre, erwiderte Andree.

Sire, sprach Gilbert, wenn das Verbrechen vor sechzehn Jahren begangen worden ist, so ist es nicht von einem Mann, sondern von einem Kinde begangen worden, und wenn seit sechzehn Jahren der Mann das Verbrechen des Unmündigen beweint hat, würde dieser Mann nicht einige Nachsicht verdienen?

Aber, mein Herr, fragte der König, Sie kennen also den Gilbert, von dem die Rede ist?

Ich kenne ihn, Sire, erwiderte Gilbert.

Er hat also keinen andern Fehler begangen, als einen Jugendfehler?

Ich wüßte nicht, Sire, daß ihm von der Zeit an, wo er -- ich sage nicht diesen Fehler, sondern weniger nachsichtig als Sie -- dieses Verbrechen beging, irgend jemand in der Welt etwas vorwerfen könnte.

Nein, wenn nicht das Verbrechen, bemerkte Andree, daß er seine Feder in Gift getaucht und sehr ärgerliche Schmähschriften verfaßt hat.

Sire, sprach Gilbert, fragen Sie die Frau Gräfin, ob die wahre Ursache der Verhaftung von diesem Gilbert nicht die war, daß man seinen Feinden, oder vielmehr seiner Feindin jede Bequemlichkeit geben wollte, sich eines gewissen Kistchens zu bemächtigen, das gewisse Papiere enthielt, die eine vornehme Dame, eine Dame vom Hofe gefährden können.

Andree schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen.

Mein Herr, murmelte sie.

Gräfin, wie ist es mit diesem Kistchen? fragte der König, dem die Blässe und das Zittern der Gräfin nicht entgehen konnten.

Oh! Madame! rief Gilbert, der fühlte, daß er die Lage beherrschte, keine Ausflüchte, keine Umschweife ... genug der Lügen von der einen und der andern Seite. Ich bin der Gilbert des Verbrechens; ich bin der Gilbert der Schmähschriften; ich bin der Gilbert des Kistchens. Sie, Sie sind die vornehme Dame, die Dame vom Hofe. Ich wähle den König zum Richter, nehmen Sie ihn an, und wir wollen diesem Richter, dem König, alles sagen, was zwischen uns vorgefallen ist, und der König wird entscheiden.

Sagen Sie, was Sie wollen, mein Herr, erwiderte die Gräfin, doch ich kann nichts sagen, denn ich kenne Sie nicht.

Und Sie kennen dieses Kistchen auch nicht?

Die Gräfin zog die Fäuste krampfhaft zusammen und biß sich bis aufs Blut in ihre Lippen.

Nein, ebensowenig, sagte sie.

Doch die Anstrengung, die sie machte, um diese Worte auszusprechen, war so groß, daß sie auf ihren Beinen schwankte, gleich einer Bildsäule, deren Grundfläche ein Erdbeben erschüttert.

Madame, rief Gilbert, nehmen Sie sich in acht, ich bin, wenn Sie nicht vergessen haben, der Schüler eines Mannes, den man Josef Balsamo nannte; die Macht, die er über Sie besaß, hat er mir übertragen; zum letztenmal also, wollen Sie auf die Frage, die ich an Sie richte, antworten?

Nein, erwiderte die Gräfin, von einer unbeschreiblichen Verwirrung ergriffen, indem sie eine Bewegung machte, um aus dem Zimmer zu stürzen. Nein, nein, nein!

Nun denn! sprach Gilbert, ebenfalls erbleichend, und seinen mit Drohungen beladenen Arm erhebend, nun denn! stählerne Natur, ehernes Herz, biege dich, zerspringe unter dem unwiderstehlichen Druck meines Willens. Du willst nicht sprechen, Andree?

Nein, nein! rief die Gräfin ganz betäubt. Zu Hilfe, Sire, zu Hilfe!

Du wirst sprechen, sagte Gilbert, und niemand, wäre es der König, wäre es Gott, wird dich meiner Macht entziehen! Du wirst sprechen, du wirst deine ganze Seele dem erhabenen Zeugen dieser Szene öffnen, und alles, was in den Falten deines Gewissens ist, alles, was Gott allein in der Finsternis tiefer Seelen lesen kann, Sire! das werden Sie durch diese hier erfahren, die sich weigert, es zu offenbaren. Schlafen Sie, Frau Gräfin von Charny, schlafen Sie und sprechen Sie, ich will es.

Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Gräfin mitten in einem angefangenen Schrei plötzlich inne hielt, die Arme ausstreckte, einen Stützpunkt für ihre wankenden Beine suchte und wie in einen Zufluchtsort zwischen die Arme des Königs fiel, der, selbst zitternd, sie in einen Lehnstuhl setzte.

Oh! sagte Ludwig XVI., ich habe hiervon sprechen hören, doch nie habe ich etwas dergleichen gesehen. Nicht wahr, mein Herr, sie ist dem magnetischen Schlaf verfallen?

Ja, Sire: nehmen Sie nun die Hand der Gräfin und fragen Sie sie, warum sie mich habe verhaften lassen, antwortete Gilbert, als ob ihm allein das Recht des Befehlens zukäme.

Ganz betäubt von dieser wunderbaren Szene, machte Ludwig XVI. zwei Schritte rückwärts, um sich zu überzeugen, daß er nicht selbst schlafe, und daß das, was unter seinen Augen vorging, nicht ein Traum sei; interessiert wie ein Mathematiker bei der Entdeckung einer neuen Lösung, näherte er sich sodann der Gräfin, nahm ihre Hand und sagte: Sprechen Sie, Gräfin, Sie haben also den Doktor Gilbert verhaften lassen?

Doch obgleich eingeschlafen, machte die Gräfin einen letzten Versuch, riß ihre Hand aus der Hand des Königs, raffte alle ihre Kräfte zusammen und erwiderte: Nein, ich werde nicht sprechen.

Der König schaute Gilbert an, als wollte er ihn fragen, wer von beiden, sein Wille oder der von Andree, den Sieg davon tragen werde.

Gilbert lächelte.

Sie werden nicht sprechen? sagte er.

Und die Augen auf die eingeschlafene Andree gerichtet, machte er einen Schritt gegen den Lehnstuhl.

Andree bebte.

Sie werden nicht sprechen? fügte er bei, indem er einen zweiten Schritt machte, der den Zwischenraum zwischen ihm und ihr noch mehr verminderte.

Andree stemmte ihren ganzen Körper in einer äußersten Gegenstrebung an.

Ah! Sie werden nicht sprechen? sagte er. Und er machte einen dritten Schritt und stand nun unmittelbar neben Andree, über deren Haupt er seine Hand ausgestreckt hielt; ah! Sie werden nicht sprechen?

Andree krümmte sich in heftigen Konvulsionen.

Nehmen Sie sich in acht! rief Ludwig XVI., nehmen Sie sich in acht. Sie werden sie töten!

Seien Sie unbesorgt, Sire, es ist die Seele, mit der ich es zu thun habe; die Seele kämpft, doch sie wird nachgeben.

Dann senkte er die Hand und wiederholte: Sprechen Sie.

Andree streckte die Arme aus und machte eine Bewegung, um zu atmen, als wäre sie unter dem Drucke einer Luftpumpe gewesen.

Alle Muskeln der jungen Frau schienen dem Zerreißen nahe. Eine Schaumfranse trat auf ihre Lippen, und ein Anfang von Epilepsie erschütterte sie vom Kopf bis zu den Füßen.

Doktor, wiederholte der König, nehmen Sie sich in acht.

Doch ohne auf ihn zu hören, senkte Gilbert zum dritten Mal die Hand, berührte mit ihrer Fläche oben den Kopf der Gräfin und sagte: Sprechen Sie, ich will es.

Andree stieß bei der Berührung dieser Hand einen Seufzer aus, ihre Arme fielen an ihrer Seite herab; ihr zurückgeworfener Kopf senkte sich sachte vorwärts auf ihre Brust, und reichliche Thränen sickerten durch ihre geschlossenen Augenlider. Mein Gott, mein Gott, mein Gott, murmelte sie.

Rufen Sie Gott an, gut; derjenige, welcher im Namen Gottes wirkt, fürchtet Gott nicht.

Oh, sagte die Gräfin, wie hasse ich Sie!

Hassen Sie mich, gut; doch sprechen Sie.

Sire, Sire, rief Andree, sagen Sie ihm; er versenge mich, er verzehre mich, er töte mich.

Sprechen Sie, sagte Gilbert.

Dann bedeutete er dem König durch ein Zeichen, er könne sie nun befragen.

Gräfin, sagte der König, derjenige, welchen Sie verhaften ließen, ist also wirklich der Doktor?

Ja.

Und es waltete kein Irrtum, kein Mißgriff ob?

Nein.

Und dieses Kistchen?

Nun! versetzte dumpf die Gräfin, sollte ich denn dieses Kistchen in seinen Händen lassen?

Gilbert und der König wechselten einen Blick.

Und Sie haben es genommen? fragte Ludwig XVI.

Ich habe es nehmen lassen.

Ho! ho! erzählen Sie mir das, Gräfin, rief der König, indem er, alle Würde vergessend, vor Andree niederkniete; Sie haben es nehmen lassen? Wo und wie?

Ich erfuhr, dieser Gilbert, der seit sechzehn Jahren schon zwei Reisen nach Frankreich gemacht hatte, werde eine dritte machen, und diesmal um sich hier niederzulassen.

Aber das Kistchen? fragte der König.

Ich habe durch den Polizeileutnant, Herrn von Crosne, erfahren, daß Gilbert während einer dieser Reisen Güter in der Gegend von Villers-Cotterets gekauft; daß der Pächter, der ihm diese Güter verwalte, sein ganzes Vertrauen genieße, und so vermutete ich, das Kistchen befinde sich bei diesem.

Wie haben Sie das vermutet?

Ich bin bei Mesmer gewesen, habe mich einschläfern lassen und es gesehen. Es war?

In einem großen Schranke im Erdgeschoß, unter Weißzeug verborgen.

Das ist wunderbar! sagte der König. Weiter, weiter!

Ich kehrte zu Herrn von Crosne zurück, und dieser gab mir auf Empfehlung der Königin einen seiner gewandtesten Agenten.

Der Name dieses Agenten? fragte Gilbert.

Andree bebte, als hätte sie ein glühendes Eisen berührt.

Ich frage Sie nach seinem Namen, wiederholte Gilbert.

Andree versuchte es zu widerstehen.

Seinen Namen, ich will ihn wissen, sagte der Doktor.

Pas-de-Loup, antwortete sie.

Hernach? fragte der König.

Gestern morgen hat sich dieser Mann des Kistchens bemächtigt. Das ist das Ganze.

Nein, das ist nicht das Ganze, entgegnete Gilbert; es handelt sich nun darum, dem König zu sagen, wo das Kistchen ist.

Oh! versetzte Ludwig XVI., Sie fragen zu viel.

Nein, Sire.

Aber durch diesen Pas-de-Loup, durch Herrn von Crosne könnte man erfahren ...

Oh! man wird alles viel besser und viel schneller durch die Gräfin erfahren.

Mit einer krampfhaften Bewegung, die sichtbar darauf abzweckte, den andringenden Worten die Lippen zu verschließen, preßte Andree die Zähne zum Zerbrechen aneinander.

Der König machte den Doktor auf diese nervöse Konvulsion aufmerksam.

Gilbert lächelte.

Er berührte mit dem Daumen und dem Zeigefinger den untern Teil des Gesichtes von Andree, und ihre Muskeln spannten sich in demselben Augenblicke ab.

Madame, sagen Sie vor allem dem König, daß dieses Kistchen dem Doktor Gilbert gehörte.

Ja, ja, es gehört ihm, erwiderte die Schläferin voll Wut.

Und wo befindet es sich in diesem Augenblick? fragte Gilbert; geschwinde, beeilen Sie sich, der König hat keine Zeit zu warten.

Andree zögerte einen Augenblick.

Gilbert entging dieses Zögern nicht, so unbemerklich es war.

Sie lügen! rief er, oder vielmehr Sie versuchen es, zu lügen. Wo ist das Kistchen? Ich will es wissen.

Bei mir in Versailles, antwortete Andree, in Thronen zerfließend und mit einem nervösen Zittern, das ihren ganzen Körper schüttelte. Bei mir, wo Pas-de-Loup, wie dies verabredet war, mich heute abend um elf Uhr erwartet.

Es schlug Mitternacht.

Und er wartet noch?

Ja.

In welchem Zimmer ist er?

Man hat ihn in den Salon eintreten lassen.

Welchen Platz nimmt er in dem Salon ein?

Er steht an den Kamin angelehnt.

Und das Kistchen?

Auf einem Tisch vor ihm. Oh!

Was?

Beeilen wir uns, ihn herausgehen zu lassen. Herr von Charny, der erst morgen zurückkommen sollte, wird heute nacht kommen ... wegen der Ereignisse. Ich sehe es, er ist in Sevres ... Lassen Sie ihn weggehen, daß ihn der Graf nicht im Hause findet.

Eure Majestät hört es. Wo wohnt in Versailles Frau von Charny?

Wo wohnen Sie, Gräfin?

Auf dem Boulevard de la Reine, Sire.

Gut.

Sire, Eure Majestät hat es gehört, dieses Kistchen gehört mir. Befiehlt der König, daß es mir zurückgegeben werden soll?

Auf der Stelle, mein Herr.

Der König umstellte Frau von Charny mit einem Windschirm, damit man sie nicht sehen konnte, rief den Offizier vom Dienste und gab ihm leise einen Befehl.

Königliche Philosophie.

Diese seltsame Beschäftigung eines Königs, dem seine Unterthanen den Thron untergruben; diese Neugierde des Gelehrten, auf eine physische Erscheinung angewendet, während sich in ihrem ganzen Ernste die wichtigste politische Erscheinung entwickelt, die je in Frankreich stattgefunden hatte, nämlich die Verwandlung einer Monarchie in eine Demokratie, -- dieses Schauspiel, sagen wir, eines Königs, der sich unter den heftigsten Stürmen selbst vergaß, hätte sicherlich die großen Geister der Zeit, die seit drei Monaten über der Lösung ihres Problems brüteten, lächeln gemacht.

Während der Aufruhr außen tobte, vertiefte sich Ludwig, die furchtbaren Ereignisse des Tages, die Einnahme der Bastille, die Ermordung von Flesselles, de Launay und Losme, die Nationalversammlung, die sich gegen ihren König zu empören geneigt war, vergessend, -- in dieser völligen Privatbeobachtung, und die Enthüllung dieser unbekannten Szene nahm ihn ebensosehr in Anspruch, als die höchsten Interessen seiner Regierung.

Sobald er seinem Kapitän der Garden den erwähnten Befehl gegeben, kehrte er auch zu Gilbert zurück, der nun von der Gräfin den Ueberschuß des Fluidums, mit dem er sie beladen, entfernte, um ihr statt dieses konvulsivischen Somnambulismus einen ruhigen Schlaf zu geben.

Nach einem Augenblick war auch das Atmen der Gräfin ruhig und gleichmäßig, wie das eines Kindes. Mit einer einzigen Geberde der Hand öffnete ihr Gilbert die Augen wieder und versetzte sie in Ekstase.

Nun konnte man in ihrem ganzen Glänze die wunderbare Schönheit von Andree sehen. Völlig befreit von jeder irdischen Beimischung, floß das Blut, das einen Augenblick bis zu ihrem Gesicht emporgestiegen war und vorübergehend ihre Wangen gefärbt hatte, wieder in Herz zurück, dessen Schläge sofort ihren gemäßigten Lauf annahmen. Das Gesicht war bleich geworden, doch in jener schönen matten Blässe der Frauen des Orients. Die ein wenig über das gewöhnliche Maß geöffneten Augen waren zum Himmel aufgeschlagen und ließen unten den Stern in der perlmutterartigen

Weiße des Augapfels schwimmen; leicht erweitert, schien die Nase eine reinere Atmosphäre einzuatmen. Die Lippen, die ihre ganze frischrote Farbe beibehalten hatten, enthüllten, leicht geöffnet, eine Reihe von Perlen, deren lieblicher Glanz noch erhöht wurde durch ihre Feuchtigkeit.

Der Kopf war mit einer unaussprechlichen, beinahe engelhaften Anmut etwas zurückgeworfen.

Der König blieb wie geblendet; Gilbert wandte seufzend den Kopf ab; er hatte dem Wunsche, Andree diesen Grad übermenschlicher Schönheit zu geben, nicht widerstehen können. Er machte eine Bewegung, ohne nur den Kopf gegen Andree umzuwenden, und ihre Augen schlossen sich.

Der König wollte sich durch Gilbert diesen wunderbaren Zustand erklären lassen, bei dem sich die Seele vom Körper löst und frei, glücklich, über den menschlichen Erbärmlichkeiten schwebt.

Gilbert vermochte, wie alle wirklich erhabenen Menschen, das Wort auszuspechen, das der Mittelmäßigkeit so schwer fällt: Ich weiß es nicht. Er bekannte dem König seine Unwissenheit; er brachte eine Erscheinung hervor, die er nicht definieren konnte; die Thatsache bestand, die Erklärung der Thatsache fehlte.

Doktor, sagte der König bei diesem Bekenntnis Gilberts, das ist abermals eines von den Geheimnissen, das die Natur für die Gelehrten einer späteren Generation aufbewahrt, und das, wie so viele andre Mysterien, die man für unauflösbar hielt, ergründet werden wird. Wir nennen sie Mysterien, unsre Väter hätten sie Zaubereien oder Hexereien genannt.

Ja, Sire, erwiderte Gilbert lächelnd, und ich hätte die Ehre gehabt, auf der Greve zur Verherrlichung einer Religion, die man nicht begriff, durch Gelehrte ohne Wissen und durch Priester ohne Glauben verbrannt zu werden.

Und unter wem haben Sie diese Wissenschaft studiert? unter Mesmer?

Oh! Sire, antwortete Gilbert lächelnd, ich habe bereits zehn Jahre früher, ehe der Name Mesmer in Frankreich nur genannt ward, die erstaunlichsten

Phänomene dieser Wissenschaft gesehen.

Sagen Sie mir, war dieser Mesmer, der ganz Paris in Aufregung versetzte, Ihrer Ansicht nach ein Charlatan, ja oder nein? Mir scheint, Sie gehen viel einfacher zu Werke. Ich habe seine Experimente erzählen hören, sowie die von Deslon, die von Puysegur. Sie wissen, was man alles über diesen Gegenstand gesagt hat, Hirngespinste oder Wahrheiten.

Ja, Sire, ich habe die ganze Debatte verfolgt.

Nun, was denken Sie von der berühmten Kufe?

Eure Majestät wolle mich entschuldigen, wenn ich auf alles, was sie mich über die magnetische Kraft fragt, durch den Zweifel antworte. Der Magnetismus ist noch keine Kunst. Er ist nur eine Macht, eine furchtbare Macht, indem er den freien Willen vernichtet, die Seele vom Leibe trennt, den Leib der Somnambule den Händen des Magnetiseurs übergiebt, ohne daß jene die Kraft oder nur auch den Willen, sich zu verteidigen, behält. Ich, was mich betrifft, habe seltsame Phänomene bewerkstelligen sehen. Ich habe selbst bewerkstelligt, und dennoch zweifle ich.

Wie, Sie zweifeln? Sie bewirken Wunder, und Sie zweifeln!

Nein, ich zweifle nicht, ich zweifle nicht. In diesem Moment habe ich den Beweis einer unerhörten und unbekannten Macht vor meinen Augen. Ist aber dieser sichtbare Beweis verschwunden, bin ich allein in meinem Zimmer, meiner Bibliothek gegenüber, dem gegenüber, was die menschliche Wissenschaft seit dreitausend Jahren geschrieben hat; sagt mir die Wissenschaft nein; sagt mir der Geist nein; sagt mir die Vernunft nein: dann zweifle ich.

Und Ihr Meister zweifelte auch, Doktor?

Vielleicht, doch weniger offenherzig, als ich; er sagte es nicht.

War es Deslon, war es Puysegur?

Nein, Sire, nein. Mein Meister war ein Mann, der sehr hoch über den Männern stand, die Sie genannt haben. Ich habe ihn, besonders in Bezug auf Verwundungen, wunderbare Dinge verrichten sehen; keine Wissenschaft war ihm unbekannt. Er hatte sich die ägyptischen Theorien angeeignet. Er hatte die Geheimmittel der alten assyrischen Zivilisation erforscht. Er war ein tiefer Gelehrter, ein gewaltiger Philosoph, denn er besaß die Erfahrung des Lebens, verbunden mit der Beharrlichkeit des Willens.

Habe ich ihn gekannt? fragte der König.

Gilbert zögerte einen Augenblick und sagte: Ja, Sire.

Er heißt?

Sire, antwortete Gilbert, nenne ich diesen Namen vor dem König, so setze ich mich vielleicht seinem Mißfallen aus. In diesem Augenblick aber besonders, wo die Mehrzahl der Franzosen mit der königlichen Majestät ein Spiel treibt, möchte ich nicht gern einen Schatten auf die Ehrfurcht werfen, die wir alle der Majestät schuldig sind.

Nennen Sie kühn diesen Namen, Doktor Gilbert, und seien Sie überzeugt, daß ich auch meine Philosophie habe: eine Philosophie, die genug gestählt ist, um über alle Beleidigungen der Gegenwart und alle Drohungen der Zukunft zu lächeln.

Trotz dieser Ermutigung zögerte Gilbert noch.

Der König näherte sich ihm.

Mein Herr, sagte er lächelnd, nennen Sie mir Satan, wenn Sie wollen, ich werde gegen Satan einen Panzer finden, den, welchen Ihre Irrlehrer nicht haben, den, welchen sie nie haben werden, den, welchen ich vielleicht allein in meinem Jahrhundert besitze und ohne mich zu schämen anlege: die Religion!

Es ist wahr. Eure Majestät glaubt wie der heilige Ludwig, sagte Gilbert.

Und eben darin, Doktor -- ich gestehe es -- liegt meine Stärke; ich liebe die Wissenschaft, ich achte die Resultate des Materialismus; ich bin Mathematiker, wie Ihnen bekannt ist; Sie wissen, eine Additionssumme, eine algebraische Formel erfüllen mich mit Freude. Doch im Gegensatz gegen die Leute, welche die Algebra bis zum Atheismus treiben, habe ich in Reserve meinen tiefen, unerschöpflichen, ewigen Glauben, meinen Glauben, der mich um einen Grad über sie und unter sie stellt: über sie im Guten, unter sie im Bösen. Sie sehen, Doktor, ich bin ein Mann, dem man alles sagen kann, ein König, der alles hören kann.

Sire, sprach Gilbert mit einer Art von Bewunderung, ich danke Eurer Majestät für das, was sie mir gesagt hat; denn es ist beinahe das Geständnis eines Freundes, womit sie mich beehrt.

Oh! ich wünschte, fügte der schüchterne Ludwig XVI. bei, ich wünschte, ganz Europa könnte mich so sprechen hören. Wenn die Franzosen in meinem Herzen alle Stärke und alle Zärtlichkeit, die es enthält, lesen könnten, ich glaube, sie würden mir weniger widerstehen.

Der letzte Teil des Satzes, der auf die bestrittenen königlichen Vorrechte hindeutete, schadete Ludwig XVI. im Geiste von Gilbert.

Er sagte auch rasch und ohne alle Schonung: Sire, da Sie es wollen, mein Meister war der Graf von Cagliostro.

Oh! rief Ludwig errötend, dieser Empiriker!

Dieser Empiriker .... ja, Sire, sagte Gilbert. Eure Majestät weiß wohl, daß das Wort, dessen sie sich bedient hat, eines der edelsten ist, die man in der Wissenschaft gebraucht. *Empiriker* will besagen: *der Mensch, der versucht*. Immer versuchen, Sire, heißt für einen Denker, für einen Praktiker, für einen Menschen endlich, soviel als thun, was Gott den Sterblichen Größtes und Schönstes zu thun erlaubt hat. Der Mensch versuche sein ganzes Leben hindurch, und sein Leben ist ausgefüllt.

Ah! mein Herr, dieser Cagliostro, den Sie verteidigen, war ein großer Feind der Könige, versetzte Ludwig XVI.

Gilbert erinnerte sich der Halsband-Geschichte.

Will Eure Majestät nicht vielmehr sagen: der Königinnen?

Ludwig zuckte unter dem Stachel.

Ja, sagte er, er hat sich bei der ganzen Angelegenheit des Prinzen Louis von Rohan mehr als zweideutig benommen.

Sire, hier wie anderswo erfüllte Cagliostro die menschliche Sendung: er versuchte für sich. In der Wissenschaft, in der Moral, in der Politik giebt es weder Gutes noch Schlimmes, es giebt nur die bestätigten Erscheinungen, die erlangten Thatsachen. Ich gebe ihn nichtsdestoweniger Ihnen preis, Sire. Der Mensch, ich wiederhole es, kann oft den Tadel verdient haben; vielleicht wird dieser Tadel selbst eines Tages ein Lob für ihn sein; die Nachwelt durchsieht die Urteile der Menschen; doch ich habe nicht unter dem Menschen studiert, Sire, sondern unter dem Philosophen, unter dem Gelehrten.

Gut, sagte der König, der noch die doppelte Wunde seines Stolzes und seines Herzens bluten fühlte, gut, wir vergessen die Frau Gräfin, und sie leidet vielleicht.

Ich werde sie aufwecken, Sire, wenn es Eure Majestät haben will; doch ich hätte gewünscht, das Kistchen wäre während ihres Schlafes hieher gebracht worden.

Warum?

Um ihr eine zu harte Lektion zu ersparen.

Man kommt gerade, sagte der König; warten Sie.

Der Befehl des Königs war pünktlich vollzogen worden; das in dem Palais von Charny in den Händen des Polizeiagenten Pas-de-Loup gefundene Kistchen erschien in dem königlichen Kabinett unter den Augen der Gräfin, ohne daß sie es bemerkte.

Nun! sagte Ludwig XVI.

Sire, das ist das Kistchen, das man mir gestohlen hatte.

Oeffnen Sie es.

Sire, wenn Eure Majestät es wünscht, soll es geschehen. Ich muß Eure Majestät nur auf eines aufmerksam machen. Dieses Kistchen enthält, wie ich Eurer Majestät gesagt habe, Papiere, die sehr leicht zu lesen, zu nehmen sind, während die Ehre einer Frau davon abhängt.

Und diese Frau ist die Gräfin?

Ja, Sire; die Ehre wird aber darum nicht Gefahr laufen, daß sie dem Gewissen Eurer Majestät anheimgegeben worden ist. Oeffnen Sie, Sire, sprach Gilbert, indem er sich dem Kistchen näherte und den Schlüssel dem König reichte.

Mein Herr, erwiderte Ludwig XVI. kalt, nehmen Sie dieses Kistchen mit, es ist Ihr Eigentum.

Ich danke, Sire. Was werden wir mit der Gräfin machen?

Oh! wecken Sie sie hier nicht auf. Ich will das Erstaunen, die Schmerzen vermeiden.

Sire, sprach Gilbert, die Frau Gräfin soll nur dort aufwachen, wohin Eure Majestät es für passend hält sie tragen zu lassen.

Gut, bei der Königin also.

Ludwig klingelte. Ein Offizier trat ein.

Herr Kapitän, sagte er, die Frau Gräfin ist hier, als sie die Nachrichten von Paris vernahm, ohnmächtig geworden. Lassen Sie sie zu der Königin tragen.

Wieviel Zeit braucht man, um sie in die Gemächer Ihrer Majestät zu bringen? fragte Gilbert den König.

Ungefähr 10 Minuten, antwortete dieser.

Gilbert streckte die Hand über der Gräfin aus.

In einer Viertelstunde wird sie aufwachen, sagte er.

Auf Befehl des Offiziers traten zwei Soldaten ein und trugen die Gräfin in zwei Lehnstühlen fort.

Herr Gilbert, was wünschen Sie nun noch? fragte der König.

Sire, eine Gunst, die mich in die Nähe Eurer Majestät bringt und mir zugleich die Gelegenheit verschafft, ihr nützlich zu sein.

Der König harrte. Erklären Sie sich, sagte er.

Ich möchte gern Quartal-Arzt des Königs sein, erwiderte Gilbert; ich werde niemand Eintrag thun: das ist ein Ehrenposten, der jedoch mehr auf dem Vertrauen beruht, als Glanz verschafft.

Bewilligt, sprach der König. Adieu, Herr Gilbert... Ah! sagen Sie Necker alles Freundliche. Adieu.

Dann im Weggehen rief er: Mein Abendbrot.

Denn kein Ereignis konnte ihn sein Abendbrot vergessen machen.

Bei der Königin.

Während der König philosophisch die Revolution bekämpfen lernte, indem er einen Kursus in den verborgenen Wissenschaften machte, hatte die Königin, ein viel festerer und tieferer Philosoph, alle ihre Getreuen in ihrem Kabinett um sich versammelt; ohne Zweifel, weil noch keiner von ihnen Gelegenheit gehabt, seine Treue zu beweisen oder zu versuchen.

Auch bei der Königen war der furchtbare Tag in allen seinen Einzelheiten erzählt worden.

Man sah Generale, Höflinge, Priester und Frauen um die Königin versammelt. Hier waren junge Offiziere voll Mut und Eifer, die in allen

diesen Empörungen eine lange erwartete Gelegenheit sahen, sich, wie bei einem Turnier, vor den Damen im Waffenspiele auszuzeichnen.

Alle vertrauten und der Monarchie ergebenen Diener hatten mit Aufmerksamkeit die Nachrichten angehört, die Herr von Lambescq erzählte, der, nachdem er den Ereignissen beigewohnt, mit seinem noch ganz vom Sande der Tuilerien bestaubten Regimente nach Versailles geeilt war, um den erschrockenen Leuten die Wirklichkeit als Trost zu geben, weil einige, so groß das Unglück war, es noch übertrieben hatten.

Die Königin saß an einem Tische.

Es war nicht mehr die sanfte, schöne Braut, der Schutzengel Frankreichs. Es war nicht einmal mehr jene schöne, anmutige Fürstin, die wir eines Abends mit der Prinzessin von Lamballe in die geheimnisvolle Wohnung von Mesmer eintreten und sich lachend und ungläubig zu der symbolischen Kufe setzen sahen, von der sie eine Offenbarung der Zukunft verlangte.

Nein! es war die stolze, hoffärtige Königin mit der gerunzelten Stirne, mit der geringschätzigen Lippe; es war die Frau, deren Herz einen Teil seiner Liebe hatte entschlüpfen lassen, um an der Stelle dieses sanften und belebenden Gefühles die ersten Tropfen Galle aufzunehmen, die nun ohne Unterlaß ins Blut gehen sollten.

Es war endlich die Frau des dritten Porträts der Gallerie von Versailles, das heißt, nicht mehr Marie Antoinette, nicht mehr die Königin von Frankreich, sondern diejenige, welche man nur noch mit dem Namen »die Österreicherin« zu bezeichnen anfing.

Hinter ihr war, halb im Schatten liegend, eine unbewegliche junge Frau, den Kopf auf das Kissen eines Sophas zurückgeworfen und die Stirne auf ihre Hand gestützt.

Das war Frau von Polignac.

Als die Königin Herrn von Lambescq erblickte, machte sie eine Gebärde verzweifelter Freude, die besagen wollte: Endlich werden wir alles erfahren.

Herr von Lambescq hatte sich mit einem Zeichen verbeugt, das zugleich wegen seiner beschmutzten Stiefel, wegen seines bestaubten Rockes und seines verdrehten Säbels, den er nicht mehr ganz in die Scheide hatte bringen können, um Verzeihung bat.

Nun, Herr von Lambescq, sagte die Königin, Sie kommen von Paris? Was macht das Volk?

Es mordet und brennt.

Aus Schwindel oder aus Haß?

Nein, aus Grausamkeit.

Die Königin dachte nach, als ob sie geneigt gewesen wäre, seine Ansicht über das Volk zu teilen. Dann schüttelte sie den Kopf und entgegnete: Nein, Prinz, das Volk ist nicht grausam, wenigstens nicht ohne Grund; verbergen Sie mir also nichts. Ist es Wahnwitz? Ist es Haß?

Ich glaube, daß es ein bis zum Wahnwitz getriebener Haß ist.

Haß, gegen wen? Ah, Prinz! Sie zögern abermals. Nehmen Sie sich in acht, wenn Sie so erzählen, so werde ich statt mich an Sie zu wenden, wie ich es thue, einen von meinen Piqueurs nach Paris schicken. Er braucht eine Stunde, um dahin zu kommen, eine Stunde, um sich zu erkundigen, eine Stunde, um zurückzukehren, und in drei Stunden wird er mir die Ereignisse ganz einfach erzählen können.

Herr von Dreux-Breze trat mit einem Lächeln auf den Lippen vor und sagte: Aber, Madame, was ist Ihnen am Hasse des Volkes gelegen? das muß Sie durchaus nichts kümmern, das Volk kann alles hassen, nur Sie nicht.

Die Königin ließ diese Schmeichelei völlig unbeachtet.

Rasch, Prinz, sagte sie, sprechen Sie.

Wohl denn, ja, Madame, das Volk handelt im Hasse.

Gegen wen?

Gegen alles, was es beherrscht.

Ah! gut! das ist die Wahrheit! das fühlt sich! versetzte entschlossen die Königin.

Ich bin Soldat, Eure Majestät, erwiderte der Prinz.

Gut, gut, sprechen Sie als Soldat. Lassen Sie hören, was ist zu thun?

Nichts, Madame.

Wie! Nichts? rief die Königin, das Gemurmel benützend, das sich bei diesen Worten unter den gestickten Röcken und goldenen Degen ihrer Gesellschaft erhoben hatte. Nichts! Sie, ein lothringischer Prinz, kommen und sagen dies der Königin von Frankreich in dem Augenblick, wo das Volk, nach Ihrem eigenen Geständnisse, mordet und brennt; Sie sagen, es sei nichts zu thun?

Ein neues Gemurmel, doch diesmal ein beifälliges, empfing die Worte der Königin.

Sie wandte sich um, umfaßte mit einem Blick den Kreis, der sie umgab, und suchte unter allen diesen flammenden Augen diejenigen, welche am meisten flammten, im guten Glauben, darin am meisten Treue zu lesen.

Nichts! wiederholte der Prinz, denn wenn man den Pariser sich besänftigen läßt, so wird er sich auch besänftigen; er ist nur kriegerisch, wenn man ihn aufs äußerste treibt Warum ihm die Ehre eines Streites erweisen, warum die Wechselfälle eines Kampfes wagen? Verhalten wir uns ruhig, und in drei Tagen wird von nichts mehr in Paris die Rede sein.

Aber die Bastille, mein Herr?

Die Bastille! man verschließt ihre Thore, und diejenigen, welche sie eingenommen haben, werden gefangen sein.

Es wurde etwas wie ein zitterndes Lachen unter der schweigsamen Gruppe hörbar.

Die Königin sprach: Nehmen Sie sich in acht, Prinz, nun beruhigen Sie mich zu sehr. Und nachdenkend, das Kinn auf ihre flache Hand gestützt, suchte sie mit dem Blick Frau von Polignac, die blaß und traurig, in sich selbst versunken zu sein schien.

Die Gräfin hatte alle diese Nachrichten mit einem sichtbaren Schrecken angehört; sie lächelte nur, als die Königin bei ihr anhielt und ihr zulächelte, und dieses Lächeln war noch matt und entfärbt, wie eine sterbende Blume.

Nun! Gräfin, fragte die Königin, was sagen Sie zu alledem?

Ach! nichts, erwiderte sie. Und sie schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck unsäglicher Entmutigung.

Ei! ei! sprach leise die Königin, indem sie sich ans Ohr der Gräfin neigte, die Freundin Diana ist eine Furchtsame.

Dann sagte sie laut: Aber wo ist denn Frau von Charny, die Unerschrockene! Wie mir scheint, bedürfen wir ihrer, um uns zu beruhigen.

Die Gräfin wollte eben wegfahren, als man sie zum König rief, antwortete Frau von Misery. Ah! zum König, versetzte zerstreut Marie Antoinette.

Nun erst bemerkte sie das seltsame Stillschweigen, das sich um sie her gelagert hatte.

Die unerhörten, unglaublichen Ereignisse, von denen die Nachrichten nach und nach wie verdoppelte Schläge nach Versailles gelangt waren, hatten die festesten Herzen vielleicht mehr noch durch das Erstaunen, als durch die Furcht entmutigt.

Die Königin sah die Notwendigkeit ein, alle diese niedergeschlagenen Geister wieder aufzurichten.

Niemand giebt mir einen Rat? sagte sie. Gut! so werde ich mich bei mir selbst Rats erholen.

Alle traten näher zu Marie Antoinette.

Das Volk, sprach sie, ist nicht böse, es ist nur irregeführt. Es haßt uns, weil es uns nicht kennt. Nähern wir uns ihm.

Um es dann zu bestrafen, denn es hat an seinen Gebietern gezweifelt, und das ist ein Verbrechen.

Die Königin sah nach der Seite, woher die Stimme kam, und erkannte Herrn von Bezenval.

Oh! Sie sind es, Herr Baron; wollen Sie uns einen guten Rat geben?

Der Rat ist gegeben, sagte er sich verbeugend.

Es sei; der König wird bestrafen, doch als ein guter Vater.

Wer gut liebt, züchtigt gut, versetzte der Baron.

Dann wandte er sich gegen Herrn von Lambescq um und sagte zu ihm: Sind Sie nicht meiner Ansicht, Prinz? Das Volk hat Morde begangen.

Die es leider Repressalien nennt, versetzte halblaut eine sanfte, frische Stimme, bei deren Ton sich die Königin umwandte.

Sie haben recht, Prinzessin, gerade darin, meine liebe Lamballe, besteht ein Irrtum; wir werden auch nachsichtig sein.

Doch, versetzte die Prinzessin mit ihrer schüchternen Stimme, doch ehe man sich fragt, ob man bestrafen soll, müßte man, glaube ich, vorerst fragen, ob man werde siegen können.

Ein allgemeiner Schrei brach los, ein Schrei der Protestation gegen die Wahrheit, die aus diesem edeln Munde gekommen.

Siegen! Und die Schweizer? sagte der eine.

Und die Deutschen? sagte der andre.

Und die Gardes-du-corps? sagte der dritte.

Man zweifelt am Heer und am Adel! rief ein junger Mann, der die Uniform eines Leutnants der Husaren von Berchigny trug. Haben wir diese Schmach verdient? Bedenken Sie, Madame, daß der König schon morgen, wenn er will, vierzigtausend Mann aufstellen, nach Paris werfen, und Paris zerstören kann. Bedenken Sie, daß vierzigtausend Mann ergebene Truppen so viel wert sind, als eine halbe Million empörte Pariser.

Der junge Mann, der so gesprochen, hatte ohne Zweifel noch eine gute Anzahl ähnlicher Gründe vorzubringen; doch hielt er plötzlich inne, als er sah, daß die Königin ihre Augen auf ihn heftete. Er hatte aus der Mitte einer Gruppe von Offizieren gesprochen und war durch seinen Eifer weiter fortgerissen worden, als sein Grad und die Schicklichkeit es erlaubten.

Er hielt also, wie gesagt, plötzlich inne, beschämt über die Wirkung, die er hervorgebracht.

Doch es war zu spät. Die Königin hatte bereits seine Worte gleichsam im Fluge aufgefangen.

Kennen Sie die Lage, mein Herr? fragte sie mit freundlichem Tone.

Ja, Eure Majestät, antwortete der junge Mann errötend, ich war auf den Champs-Elysees.

Dann kommen Sie, mein Herr, und sprechen Sie ohne Scheu.

Der junge Mann trat ganz errötend aus den Reihen, die sich öffneten, vor und näherte sich der Königin.

Gleichzeitig wichen der Prinz von Lambescq und Herr von Bezenual zurück, als hätten sie es unter ihrer Würde erachtet, dieser Art von Rat beizuwohnen.

Die Königin merkte nicht auf ihren Rückzug.

Sie sagen, mein Herr, der König habe vierzigtausend Mann?

Ja, Eure Majestät. In Saint-Denis, in Saint-Mande, in Montmartre und in Grenelle.

Ich erbitte mir Näheres und Genaueres darüber, mein Herr! rief die Königin.

Madame, die Herren von Lambescq und von Bezenval werden es Ihnen unendlich viel besser sagen als ich.

Fahren Sie fort, mein Herr. Ich höre gern die Einzelheiten aus Ihrem Munde. Unter wessen Befehl stehen diese vierzigtausend Mann? Vor allem unter den Befehlen der Herren von Bezenval und Lambescq, sodann unter denen des Prinzen von Conde, des Herrn von Narbonne-Fritzlar und des Herrn von Salkenaym.

Ist das wahr, Prinz? fragte die Königin, sich gegen Herrn von Lambescq umwendend.

Ja, Eure Majestät, sprach der Prinz, sich verbeugend.

Auf Montmartre, fuhr der junge Mann fort, befindet sich ein Artilleriepark, in sechs Stunden kann das ganze Quartier, das von Montmartre aus beherrscht wird, in Asche verwandelt sein. Montmartre gebe das Signal zum feuern; Vincennes antworte ihm; zehntausend Mann rücken durch die Champs-Elysees an, zehntausend weitere durch die Barriere d'Enfer, zehntausend durch die Rue Saint-Martin, und zehntausend durch die Bastille; Paris höre das Gewehrfeuer an den vier Hauptpunkten, und es wird sich nicht vierundzwanzig Stunden halten.

Ah! das ist einer, der sich offenherzig erklärt, sprach die Königin; das ist ein genauer Plan. Was sagen Sie dazu, Herr von Lambescq?

Ich sage, daß der Herr Husarenleutnant ein vollkommener General ist, antwortete mit geringschätzender Miene der Prinz.

Wenigstens ist er ein Soldat, der nicht verzweifelt, versetzte die Königin, die den jungen Offizier vor Zorn erbleichen sah.

Meinen Dank, Madame, sprach der junge Offizier, sich verbeugend. Ich weiß nicht, was Ihre Majestät beschließen wird; doch ich flehe sie an, mich zu denjenigen zu zählen, welche bereit sind, für sie zu sterben, und ich thue

damit bloß -- das bitte ich sie zu glauben -- was vierzigtausend Soldaten, abgesehen von unsern Führern, auch zu thun bereit sind.

Bei diesen letzten Worten grüßte der junge Mann den Prinzen höflich, während ihn dieser beinahe beleidigt hatte.

Diese Höflichkeit fiel der Königin noch mehr auf, als die Ergebenheitsbeteuerung, die ihr vorangegangen.

Wie heißen Sie, mein Herr? fragte sie.

Baron von Charny, Madame, erwiderte er, indem er sich verbeugte.

Von Charny! rief Marie Antoinette, unwillkürlich errötend; sind Sie ein Verwandter des Grafen von Charny?

Ich bin sein Bruder, Madame, sagte der junge Mann. Und er verbeugte sich anmutig noch tiefer, als er es zuvor gethan.

Ich hätte, sagte die Königin, ihre Unruhe überwältigend, indem sie mit sicherem Blick umherschaute, ich hätte bei Ihren ersten Worten einen meiner treusten Diener erkennen müssen. Meinen Dank, Baron. Wie kommt es, daß ich Sie zum ersten Male bei Hofe sehe?

Madame, mein ältester Bruder, der unsern Vater ersetzt, hat mir befohlen, bei meinem Regimente zu bleiben, und in den sieben Jahren, die ich in den Heeren des Königs zu dienen die Ehre habe, bin ich nur zweimal nach Versailles gekommen.

Die Königin heftete einen langen Blick auf das Gesicht des jungen Mannes und sagte dann zu ihm: Sie gleichen Ihrem Bruder. Ich werde Ihren Bruder schelten, daß er gewartet hat, bis Sie sich selbst bei Hofe einfanden. Und sie wandte sich gegen die Gräfin, ihre Freundin um, die sich durch den ganzen Auftritt in ihrer Unbeweglichkeit nicht hatte stören lassen.

Doch völlig anders verhielt sich die übrige Versammlung. Elektrisiert durch den Empfang, den die Königin dem jungen Mann hatte zu teil werden lassen, übertrieben die Offiziere aus Leibeskräften den Enthusiasmus für die

königliche Sache, und man hörte in jeder Gruppe Ausdrücke von einem Heldenmut erschallen, der ganz Frankreich zu bändigen imstande gewesen wäre. Marie Antoinette benützte diese Stimmung, die offenbar ihren geheimen Gedanken schmeichelte.

Sie hatte mehr Neigung zum Kampf, als zur Geduld, zum Widerstreben, statt zum Nachgeben. Von den ersten Nachrichten an, die ihr von Paris zugekommen, war sie auch zu einem hartnäckigen Widerstand gegen diesen Geist der Rebellion entschlossen, der alle Vorrechte der französischen Gesellschaft zu verschlingen drohte.

Auf die paar Worte, die der Graf von Charny gesprochen, auf das von den Anwesenden ausgesprochene Hurrah der Begeisterung sah sich Marie Antoinette im trügerischen Hoffnungsschein an der Spitze einer mächtigen Armee; sie hörte in der Einbildung ihre ungefährlichen Kanonen rollen und ergötzte sich an dem Schrecken, den sie den Parisern einflößen müßten, wie an einem entscheidenden Sieg.

Trunken von Jugend, Vertrauen und Liebe, zählten Männer und Frauen um sie her die glänzenden Husaren, die schweren Dragoner, die furchtbaren Schweizer, die geräuschvollen Kanoniere auf, und lachten über die plumpen Piken mit den rohen hölzernen Stielen, ohne daran zu denken, daß am Ende dieser gemeinen Waffen die edelsten Köpfe Frankreichs sich erheben sollten.

Ich, murmelte die Prinzessin von Lamballe, ich habe mehr Angst vor einer Pike, als vor einer Flinte.

Weil das häßlicher ist, meine liebe Therese, erwiderte lachend die Königin; doch in jedem Fall beruhige dich. Unsre Pariser Pikeniere sind nicht so viel wert, als die Schweizer Pikeniere von Morat, und die Schweizer von heute haben mehr als Piken: sie haben gute Musketen, mit denen sie vortrefflich zielen.

Oh! was das betrifft, dafür stehe ich, sagte Herr von Bezenval.

Die Königin wandte sich abermals gegen Frau von Polignac, um zu sehen, ob ihr alle diese Versicherungen ihre Ruhe nicht wiedergeben würden; doch

die Gräfin schien trauriger als je.

Die Königin, die in ihrer unendlichen Zärtlichkeit dieser Freundin die königliche Würde zum Opfer brachte, flehte vergebens um ein lachenderes Gesicht.

Die junge Frau blieb düster und schien in die schmerzlichsten Gedanken versunken.

Diese Entmutigung hatte aber keinen andern Einfluß auf die Königin, als den, sie zu betrüben. Die Begeisterung unter den jungen Offizieren erhielt sich auf derselben Höhe, und alle entwarfen, um ihren Kameraden, den Grafen von Charny, versammelt, den Schlachtplan.

Mitten unter dieser fieberhaften Belebtheit trat der König allein, ohne Diener, ohne Befehle und lächelnd ein.

Ganz glühend von den Gemütsbewegungen, die sie um sich her angefacht hatte, eilte die Königin ihm entgegen.

Als man den König erblickte, stockte jedes Gespräch, und bald herrschte das tiefste Stillschweigen; jeder wartete auf ein Wort des Herrn, auf eines jener Worte, die elektrisieren und unterjochen.

Man horchte, man bebte, man zog mit dem Atem die ersten Worte ein, die aus dem königlichen Munde kommen sollten.

Madame, sagte Ludwig XVI., unter allen diesen Ereignissen hat man vergessen, mir mein Abendbrot in meinem Zimmer aufzutragen; machen Sie mir das Vergnügen, mir hier das Abendbrot zu geben.

Hier? rief die Königin erstaunt.

Wenn Sie die Güte haben wollen!

Aber .... Sire ....

Es ist wahr, Sie plauderten .... Nun, während ich zu Nacht speise, werde ich auch plaudern.

Das einfache Wort »Abendbrot« hatte jeglichen Enthusiasmus in Eis verwandelt. Doch bei den letzten Worten: während ich zu Nacht speise, werden wir plaudern, konnte die Königin selbst nicht glauben, daß so viel Ruhe nicht ein wenig Heldenmut verberge.

Ohne Zweifel hatte der König die Absicht, durch seine Ruhe allen vorübergehenden Schrecken niederzuschlagen.

Oh! ja. Die Tochter von Maria Theresia konnte nicht glauben, der Sohn des heiligen Ludwig bleibe in einem solchen Augenblick den materiellen Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens unterworfen.

Marie Antoinette täuschte sich. Der König hatte Hunger.

Wie der König am 14. Juli 1789 zu Abend speiste.

Auf ein Wort von Marie Antoinette wurde dem König auf einem kleinen Tische im Kabinett der Königin aufgetragen. Aber es geschah dann ganz das Gegenteil von dem, was die Königin gehofft hatte. Ludwig XVI. ließ Stillschweigen gebieten, doch nur, um in seinem Abendbrot nicht gestört zu werden.

Während Marie Antoinette sich alle Mühe gab, um den Enthusiasmus anzufachen, verschlang der König.

Die Offiziere fanden diese gastronomische Sitzung nicht würdig eines Abkömmlings vom heiligen Ludwig und bildeten Gruppen, deren Gedanken durchaus nicht so ehrerbietig waren, als die Umstände es heischten.

Die Königin errötete, ihre Ungeduld offenbarte sich in allen ihren Bewegungen. Diese feine, aristokratische, nervöse Natur konnte eine solche Herrschaft der Materie über den Geist nicht begreifen. Sie näherte sich dem König, um diejenigen, welche sich vom Tische entfernten, dahin zurückzuführen.

Sire, sagte sie, haben Sie keine Befehle zu geben?

Ah! ah! erwiderte der König mit vollem Munde, was für Befehle, Madame? Werden Sie in diesem Augenblick unsre Egeria sein?

Und während er diese Worte sprach, nahm er mutig ein junges Feldhuhn mit Trüffeln in Angriff.

Sire, sagte die Königin, Numa war ein friedlicher König. Heute aber denkt man allgemein, wir brauchen einen kriegerischen König, und wenn sich Eure Majestät das Altertum zum Muster nehmen soll, so muß sie, da sie nicht Tarquinius sein kann, Romulus sein.

Der König lächelte mit einer Ruhe, die an Glückseligkeit grenzte.

Sind diese Herren auch kriegerisch? fragte er.

Und er wandte sich gegen die Offiziere um, und sein von der Hitze des Mahles belebtes Auge kam den Anwesenden von Mut glänzend vor.

Ja, Sire! riefen alle einstimmig, den Krieg! wir verlangen nur den Krieg!

Meine Herren, meine Herren, sprach der König, Sie machen mir in der That das größte Vergnügen, indem Sie mir beweisen, daß ich bei Gelegenheit auf Sie zählen kann. Aber ich habe für den Augenblick einen Rat und einen Magen: der erste wird mir raten, was ich thun soll, der zweite rät mir, was ich thue.

Und er lachte und reichte demjenigen, welcher ihn bediente, seinen Teller voll von Überresten, um einen frischen zu nehmen.

Ein Gemurmel des Erstaunens und des Zorns durchlief wie ein Schauer diese Menge von Edelleuten, die auf ein Zeichen des Königs all ihr Blut vergossen hätten.

Die Königin wandte sich ab und stampfte mit dem Fuß. Der Prinz von Lambescq ging auf sie zu und sagte zu ihr:

Sie sehen, Madame, Seine Majestät denkt ohne Zweifel wie ich, es sei besser, zu warten. Das ist Klugheit, und obgleich es nicht die meinige ist, so ist die Klugheit doch leider eine in unsern Zeitläuften notwendige Tugend.

Ja, mein Herr, ja, sie ist eine sehr notwendige Tugend, erwiderte die Königin, indem sie sich auf die Lippen biß.

Und traurig zum Tod, lehnte sie sich an den Kamin an, das Auge in der Nacht verloren, die Seele in Verzweiflung versenkt.

Diese zwiespältige Stimmung des Königs und der Königin fiel aller Welt auf. Die Königin hielt nur mit Mühe ihre Thränen zurück. Der König aß mit jenem sprichwörtlichen Appetit der Familie Bourbon fort.

Nach und nach entstand auch eine Leere im Saal. Die Gruppen schmolzen, wie in den Sonnenstrahlen der Schnee in den Gärten schmilzt, der Schnee, unter dem sodann stellenweise die schwarze, trostlose Erde erscheint.

Als die Königin die kriegerische Gruppe verschwinden sah, auf die sie so sehr gerechnet hatte, glaubte sie ihre ganze Macht verschwinden zu sehen. Aus dieser Erstarrung wurde sie durch die sanfte Stimme der Gräfin Jules aufgeweckt, die sich ihr mit Frau Diana von Polignac, ihrer Schwägerin, näherte.

Beim Tone dieser Stimme erschien die süße Zukunft, mit ihren Blumen und ihren Palmen, wieder im Herzen dieser stolzen Frau; eine aufrichtige und wahrhaft ergebene Freundin war mehr wert, als zehn Königreiche.

Oh! du, du, murmelte sie, die Gräfin Jules in ihre Arme schließend, es bleibt mir also eine Freundin?

Und lange zurückgehalten, entschlüpften die Thränen ihren Augenlidern, rollten an ihren Wangen herab und übergossen ihre Brust; doch statt bitter zu sein, waren diese Thränen süß, statt zu bedrücken, erleichterten sie ihr Herz.

Während eines kurzen Stillschweigens, das nun eintrat, hielt Marie Antoinette die Gräfin beständig in ihren Armen.

Die Herzogin, ihre Schwägerin an der Hand haltend, brach das Stillschweigen.

Madame, sagte sie mit einer so schüchternen Stimme, daß sie beinahe beschämt klang, ich glaube nicht, daß Eure Majestät den Plan tadelt, den ich ihrem Urteil unterwerfen will.

Welchen Plan? fragte die Königin aufmerksam; sprechen Sie, Herzogin, sprechen Sie!

Und während sie sich anschickte, auf die Herzogin Diana zu hören, lehnte sich die Königin auf die Schulter der Gräfin.

Madame, fuhr die Herzogin fort, die Meinung, die ich aussprechen will, kommt von einer Person, deren Autorität Eurer Majestät nicht verdächtig sein wird, sie kommt von Ihrer Königlichen Hoheit Madame Adelaide, der Tante des Königs.

Welche Umschweife, liebe Herzogin, sagte die Königin heiter, zur Sache.

Madame, die Umstände sind traurig. Man hat die Gunst, der sich unsre Familie bei Eurer Majestät erfreut, sehr übertrieben. Die Verleumdung befleckt die erhabene Freundschaft, die Sie uns im Austausch für unsre ehrfurchtsvolle Ergebenheit huldreich bewilligen.

Nun! versetzte die Königin mit einem Anfang von Erstaunen, finden Sie nicht, daß ich herzhaft genug gewesen bin? Habe ich nicht gegen die öffentliche Meinung, gegen den Hof, gegen das Volk, selbst gegen den König meine Freundschaften aufrecht erhalten?

Oh! Madame, im Gegenteil, Eure Majestät hat ihre Freunde so edelmütig in Schutz genommen, daß sie ihre Brust allen Streichen entgegengesetzt, so daß heute, da die Gefahr groß, sogar furchtbar ist, die von Eurer Majestät so edel verteidigten Freunde feige und schlechte Diener wären, wenn sie nicht ihrer Königin Gleiches mit Gleichem vergelten würden.

Oh! das ist gut, das ist schön, sagte Marie Antoinette, indem sie die Gräfin, die sie immer noch an ihre Brust gepreßt hielt, voll Begeisterung küßte und Frau von Polignac die Hand drückte.

Aber statt das Haupt unter dieser Liebkosung ihrer Königin stolz zu erheben, sah man beide erbleichen.

Madame Jules Polignac machte eine Bewegung, um sich von den Armen der Königin loszuwinden, doch diese hielt sie gegen ihren Willen an ihrem Herzen zurück.

Aber, stammelte Diana von Polignac, Eure Majestät begreift wohl nicht recht, was wir ihr anzukündigen die Ehre haben, um die Schläge abzuwenden, die ihren Thron, ihre Person, vielleicht wegen der Freundschaft, mit der sie uns beehrt hat, bedrohen. Es ist ein schmerzliches Mittel, ein für unsre Herzen bitteres Opfer, wir müssen uns jedoch demselben unterziehen, denn es ist uns von der Notwendigkeit geboten.

Bei diesen Worten war die Reihe, zu erbleichen, an der Königin. Denn sie fühlte nicht mehr die mutige und treue Freundschaft, sondern die Furcht; aus dieser Einleitung sprach die Furcht, unter dem Schleier dieser schüchternen Zurückhaltung war die Angst versteckt.

Lassen Sie hören, Herzogin, sagte sie, sprechen Sie, was für ein Opfer ist das?

Oh! es ist durchaus nur ein Opfer für uns, Madame, antwortete die Herzogin. Wir sind, Gott weiß warum, in Frankreich verhaßt. Indem wir Ihren Thron von unsrer Last befreien, werden wir ihm den Glanz, die ganze Wärme der Liebe des Volkes wiedergeben, eine Liebe, die durch unsre Gegenwart erstickt oder zurückgedrängt worden ist.

Sie sollen sich entfernen, rief die Königin betroffen aus, wer hat das gesagt? wer hat das verlangt?

Und sie schaute die Gräfin, die den Kopf senkte, voll Bestürzung an, und schob sie sanft mit der Hand von sich.

Ich nicht, erwiderte die Gräfin Jules. Ich verlange im Gegenteil zu bleiben.

Doch diese Worte wurden mit einem Ton gesprochen, der besagen wollte: Befehlen Sie mir zu reisen, Madame, und ich werde reisen.

Marie rächte sich für den Schmerz, den sie empfand, nur durch den eiskalten Blick, mit dem sie ihre Freundin umhüllte.

Ah! Herzogin Diana, das ist Ihre Ansicht? sagte sie, während sie ihre Brust mit ihrer fieberhaften Hand zusammenpreßte.

Ach! Madame, erwiderte diese, es ist nicht meine Wahl, es ist nicht mein Wille, der mir diktiert, was ich zu thun habe, es ist das Gebot des Geschicks.

Ja, Herzogin, sprach Marie Antoinette. Und sich zur Gräfin Jules umwendend: Und Sie, Gräfin, was sagen Sie?

Die Gräfin antwortete durch eine Thräne, so brennend wie ein Gewissensbiß, doch ihre ganze Kraft hatte sich in der Anstrengung, die sie gemacht, erschöpft.

Gut, sagte die Königin, gut; es ist mir süß, zu sehen, wie sehr ich geliebt bin. Ich danke, meine Gräfin, ja, Sie sind hier Gefahren preisgegeben, ja, die Wut dieses Volkes kennt keinen Zügel; ja, Sie haben recht, und ich allein war wahnsinnig. Sie verlangen, zu bleiben, das ist Aufopferung, aber ich nehme diese Aufopferung nicht an!

Die Gräfin Jules schlug die Augen zur Königin auf. Doch statt die Ergebenheit der Freundin darin zu lesen, las die Königin nur die Schwäche des Weibes.

Herzogin, sagte Marie Antoinette, *Sie* sind also entschlossen, abzureisen?

Und sie legte einen besondern Nachdruck auf das Wort Sie.

Ja, Eure Majestät.

Ohne Zweifel auf eines Ihrer Güter ... auf ein entferntes ... sehr entferntes.

Madame, um zu reisen, um Sie zu verlassen, sind fünfzig Meilen ebenso schmerzlich, als fünfhundert.

Sie gehen also ins Ausland?

Ach! ja, Madame.

Ein Seufzer zerriß das Herz der Königin, kam aber nicht über ihre Lippen.

Und wohin gehen Sie?

An den Rhein, Madame.

Gut. Sie sprechen deutsch, Herzogin, sagte die Königin mit einem unbeschreiblich traurigen Lächeln, und ich habe es Sie gelehrt. Die Freundschaft Ihrer Königin wird Ihnen wenigstens zu etwas genützt haben, und das macht mich glücklich.

Dann wandte sie sich an die Gräfin Jules und sprach: Ich will Sie nicht trennen, meine liebe Gräfin. Sie wünschen zu bleiben, und ich schätze diesen Wunsch. Aber ich, die ich für Sie fürchte, will, daß Sie reisen, ich befehle Ihnen zu reisen.

Und sie hielt an dieser Stelle inne, erstickt durch Gemütsbewegungen, die sie, trotz ihres Heldenmutes, vielleicht nicht die Kraft gehabt hätte zu bewältigen, wäre nicht plötzlich die Stimme des Königs an ihr Ohr gedrungen, der an allem, was wir hier erzählten, keinen Anteil genommen.

Seine Majestät war beim Nachtisch.

Madame, sagte der König, es ist jemand bei Ihnen; man macht Sie darauf aufmerksam.

Aber, Sire, rief die Königin, jedes andre Gefühl, als das der königlichen Würde, abschwörend, vor allem haben Sie Befehle zu geben. Sehen Sie, es sind nur drei Personen hier geblieben, doch das sind diejenigen, mit welchen Sie zu thun haben: Herr von Lambescq, Herr von Bezenval und Herr von Broglie. Befehle, Sire, Befehle!

Mit schwerfällig zögerndem Auge schaute der König auf.

Herr von Broglie, sagte er, was denken Sie von alledem?

Sire, antwortete der alte Marschall, wenn Sie Ihre Armee aus der Nähe der Stadt Paris entfernen, so wird man sagen, die Pariser haben Sie geschlagen. Lassen Sie aber dieselbe in Ihrer Nähe, so muß Ihre Armee die Pariser schlagen.

Gut gesprochen! rief die Königin, dem Marschall die Hand drückend.

Gut gesprochen! wiederholte Herr von Bezenval.

Der Prinz von Lambescq allein schüttelte stillschweigend den Kopf.

Nun! und hernach? sagte der König.

Befehlen Sie: Marsch! erwiderte der alte Marschall.

Ja ... Marsch! rief die Königin.

Gut! da Sie es alle wollen: Marsch! versetzte der König.

In diesem Augenblick übergab man der Königin ein Billet folgenden Inhalts: Um Gottes willen! keine Übereilung, Madame! Ich erwarte eine Audienz von Eurer Majestät.

Seine Handschrift! murmelte die Königin.

Dann wandte sie sich um und fragte: Ist Herr von Charny bei mir?

Er kommt soeben ganz staubig und, ich glaube sogar, ganz blutig an, antwortete die Vertraute.

Einen Augenblick Geduld, meine Herren, sagte die Königin zu Herrn von Bezenval und Herrn von Broglie; erwarten Sie mich hier, ich kehre bald zurück.

Und sie ging in größter Eile in ihr Boudoir.

Olivier von Charny.

Als die Königin in ihr Boudoir eintrat, fand sie daselbst denjenigen, welcher das von der Kammerfrau überbrachte Billet geschrieben hatte.

Es war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, von hoher Gestalt, mit einem Kraft und Entschlossenheit bezeichnenden Gesicht. Sein graublaues, lebhaftes Auge, so durchdringend wie das eines Adlers, seine gerade Nase, sein scharf ausgeprägtes Kinn gaben seiner Physiognomie einen martialischen Charakter, erhöht durch die Eleganz, mit der er das Kleid des Leutnants bei den Gardes-du-corps trug.

Seine Hände zitterten noch unter seinen zerrissenen und zerknitterten Battistmanschetten. Sein Degen war verbogen und fügte sich nicht mehr gut in die Scheide.

Bei der Ankunft der Königin ging er mit hastigen Schritten von tausend fieberhaften Gedanken bewegt, im Zimmer auf und ab.

Marie Antoinette trat gerade auf ihn zu.

Herr von Charny! rief sie, Herr von Charny, Sie hier?

Und als sie sah, daß er sich der Etikette gemäß ehrfurchtsvoll verbeugte, winkte sie einer Kammerfrau; diese entfernte sich und schloß die Thüre.

Die Königin ließ der Thüre kaum Zeit sich zu schließen, nahm Herrn von Charny kräftig bei der Hand und rief:

Graf, warum sind Sie hier?

Weil ich glaubte, es sei meine Pflicht, zu kommen, Madame, erwiderte der Graf.

Nein; Ihre Pflicht war, Versailles zu meiden, zu thun, was beschlossen war, mir zu gehorchen, es zu machen, wie es alle meine Freunde machen, -- die

Angst vor meinem Glück haben... Ihre Pflicht ist, nichts meinem Geschick zu opfern; Ihre Pflicht ist, sich von mir zu entfernen, mich zu fliehen.

Sie zu fliehen! Und wer flieht Sie denn, Madame?

Diejenigen, welche vernünftig sind.

Ich glaube sehr vernünftig zu sein, und darum bin ich nach Versailles gekommen.

Und woher kommen Sie?

Von Paris, vom kochenden, trunkenen, mit Blut besudelten Paris.

Die Königin drückte ihre beiden Hände an ihr Gesicht.

Oh! sagte sie, nicht einer, nicht einmal Sie kommen, um mir eine gute Nachricht zu bringen!

Madame, unter den Umständen, in denen wir uns befinden, verlangen Sie von Ihren Boten, daß sie Ihnen nur eines verkündigen: die Wahrheit.

Wollen Sie mir die Wahrheit sagen?

Wie immer, Madame.

Sie sind eine ehrliche Seele, ein wackres Herz.

Ich bin ein treuer Unterthan, Madame, nichts andres.

Nun denn! ich bitte für den Augenblick, mein Freund, sagen Sie mir nicht ein Wort. Sie kommen zu einer Stunde, wo mein Herz bricht; meine Freunde erdrücken mich heute zum erstenmal mit der Wahrheit, die Sie mir immer gesagt haben.

Oh! Graf, es war unmöglich, mir diese Wahrheit länger zu verschweigen, sie bricht in allem hervor: am Himmel, der rot ist, in der Luft, die sich mit dumpfen Geräuschen erfüllt, in der Physiognomie der Höflinge, die bleich

und ernst sind. Nein! nein! Graf, zum erstenmal in Ihrem Leben sagen Sie mir nicht die Wahrheit.

Der Graf schaute die Königin an.

Ja, ja, sagte sie, nicht wahr. Sie, der Sie mich als mutig kennen. Sie erstaunen? Oh! Sie sind mit Ihrem Erstaunen noch nicht zu Ende!

Herr von Charny machte eine fragende Gebärde.

Sie werden sogleich sehen, sagte die Königin mit einem nervösen Lachen.

Eure Majestät leidet? fragte der Graf.

Nein, mein Herr, setzen Sie sich zu mir, und nicht ein Wort mehr über diese abscheuliche Politik ... Machen Sie, daß ich vergesse.

Der Graf gehorchte mit einem traurigen Lächeln.

Marie Antoinette legte ihre Hand auf seine Stirne.

Ihre Stirne glüht, sagte sie.

Ja, ich habe einen Vulkan im Kopfe.

Ihre Hand ist eiskalt.

Und sie drückte die Hand des Grafen in ihren Händen.

Mein Herz ist von der Kälte des Todes berührt, sagte er.

Armer Olivier, ich sagte es ihnen wohl, vergessen wir.

Ich bin nicht mehr die Königin; ich bin nicht mehr bedroht; ich bin nicht mehr gehaßt! Nein, ich bin nicht mehr Königin! ich bin Weib. Was ist das Weltall für mich? Ein Herz, das mich liebt, das würde mir genügen.

Der Graf kniete vor der Königin nieder und küßte ihr die Füße mit jener Ehrfurcht, welche die Ägypter für die Göttin Isis hegten.

Oh! Graf, mein einziger Freund, sprach die Königin, während sie ihn aufzuheben suchte, wissen Sie, was mir die Herzogin Diana that?

Sie wandert aus, antwortete Charny, ohne zu zögern.

Er hat es erraten; rief Marie Antoinette; er hat es erraten! Ach! Man konnte das also erraten?

Oh! mein Gott, ja Madame, erwiderte der Graf, alles läßt sich in diesem Augenblick denken.

Aber Sie und die Ihrigen, rief die Königin, warum wandern Sie nicht ebenfalls aus, da das eine so natürliche Sache ist?

Ich, vor allem, Madame, thue es nicht, weil ich Eurer Majestät tief ergeben bin, und weil ich mir gelobt habe, nicht ihr, sondern mir selbst, sie nicht einen Augenblick während des Sturmes, der heranzieht, zu verlassen. Meine Brüder werden nicht auswandern, weil mein Benehmen das Beispiel sein wird, nach dem sie das ihrige richten; Frau von Charny endlich wird nicht auswandern, weil sie Eure Majestät -- wenigstens glaube ich das -- aufrichtig liebt.

Ja, Andree ist ein sehr edles Herz, sprach die Königin mit einer sichtbaren Kälte.

Darum wird sie Versailles nicht verlassen, fügte Herr von Charny bei.

Somit werde ich sie immer bei mir haben, sagte die Königin mit demselben eiskalten Ton, der schattiert war, um nur ihre Eifersucht oder ihre Verachtung fühlen zu lassen.

Eure Majestät hat mir die Ehre erwiesen, mich zum Leutnant der Garden zu ernennen, sagte der Graf von Charny, mein Posten ist in Versailles, ich würde meinen Posten nicht verlassen haben, hätte mir Eure Majestät nicht die Bewachung der Tuilerien übertragen. Das ist eine notwendige Verbannung, hat mir die Königin gesagt, und ich bin in diese Verbannung abgegangen. Bei alledem, Eure Majestät weiß das, hat mich die Gräfin von Charny ebenso wenig getadelt, als sie um Rat gefragt worden ist.

Das ist wahr, erwiderte die Königin, immer eisig.

Heute, fuhr der Graf unerschrocken fort, heute glaube ich, daß mein Posten nicht mehr in den Tuilerien, sondern in Versailles ist. Wohl denn! möge es der Königin nicht mißfallen, ich habe mein Gebot verletzt, meinen Dienst selbst gewählt, und hier bin ich. Mag Frau von Charny vor den Ereignissen bange haben oder nicht, mag sie auswandern wollen oder nicht, ich bleibe bei der Königin ... wenn nicht etwa die Königin meinen Degen zerbricht. Wäre das der Fall, sollte ich nicht mehr das Recht haben, für sie im Gemach hier in Versailles zu kämpfen, zu sterben, so bleibt mir immerhin noch das Recht, mich vor der Thüre, auf dem Pflaster töten zu lassen.

Der junge Mann sprach so mutig, so bieder diese einfachen aus dem Herzen gekommenen Worte, daß die Königin von ihrem Stolze herabfiel, hinter den sie sich zurückgezogen hatte, um mehr ein menschliches als königliches Gefühl zu verbergen.

Graf, erwiderte sie, sprechen Sie nie wieder dieses Wort aus, sagen Sie nicht, Sie werden für mich sterben, denn wahrhaftig, ich weiß, daß Sie es thun werden, wie Sie es sagen.

Oh! ich werde es im Gegenteil immer sagen, rief Herr von Charny. Ich werde es allen und überall sagen; ich werde es sagen, wie ich es thun werde, weil, ich befürchte es, die Zeit gekommen ist, wo alle diejenigen sterben müssen, welche die Könige der Erde geliebt haben.

Graf! Graf! was giebt Ihnen denn diese unseligen Ahnungen ein?

Ach! Madame, erwiderte Charny, den Kopf schüttelnd, zur Zeit des leidigen amerikanischen Kriegs bin ich auch von dem Unabhängigkeitsfieber befallen gewesen, das die ganze Gesellschaft durchlaufen hat. Ich wollte auch einen thätigen Anteil an der Emancipation der Sklaven nehmen, wie man zu jener Zeit sagte, und ließ mich als Maurer aufnehmen. Ich schloß mich mit den Lafayette, mit den Lameth einer geheimen Gesellschaft an. Wissen Sie, Madame, was der Zweck dieser Gesellschaft war? Die Zerstörung der Throne. Wissen Sie, was der Wahlspruch der drei Buchstaben: *L.P.D.* war? *Lilia pedibus destrue* Tritt die Lilien mit Füßen.

Was haben Sie dann gethan?

Ich habe mich mit Ehren zurückgezogen; doch für einen, der sich zurückzog, ließen sich zwanzig aufnehmen. Was nun heute geschieht, Madame, ist der Prolog des großen Dramas, das sich in der Stille und in der Nacht, seit zwanzig Jahren, im Kopfe der Menschen vorbereitet hat, die gegenwärtig Paris in Bewegung setzen, das Stadthaus regieren, im Besitze des Palais-Royal sind und die Bastille genommen haben. Ich habe die Gesichter meiner alten Bundesbrüder erkannt. Täuschen Sie sich nicht, Madame, alle Ereignisse der jüngsten Zeit sind keine Ereignisse des Zufalls, es sind seit langer Zeit vorbereitete Aufstände.

Oh! Sie glauben! Sie glauben, mein Freund! rief die Königin, in Thränen zerfließend.

Weinen Sie nicht, Madame, begreifen Sie! sagte der Graf.

Ich soll begreifen! ich soll begreifen! fuhr Marie Antoinette fort; ich, die geborene Gebieterin von fünfundzwanzig Millionen Menschen, soll es begreifen, wenn diese fünfundzwanzig Millionen Unterthanen, die bloß da sind, um mir zu gehorchen, sich empören und meine Freunde töten! Nein, ich werde das nie begreifen.

Sie müssen es aber begreifen; denn von diesen Unterthanen, die Ihnen gehorchen sollen, sind Sie, sobald dieser Gehorsam ihnen zur Last wird, eine Feindin geworden; und bis diese widerwillig Gehorchenden die Macht besitzen, Eure Majestät zu verschlingen -- wozu sie bereits ihre hungrigen Zähne wetzen -- verschlingen sie Ihre Freunde, die noch mehr verhaßt sind als sie.

Und finden Sie vielleicht, daß die Leute recht haben, Herr Philosoph? rief gebieterisch die Königin, das Auge weit aufgerissen, die Nasenflügel bebend.

Ach! ja, Madame, sie haben recht, antwortete der Graf mit seinem sanften, liebevollen Ton, denn wenn ich mit meinen schönen englischen Pferden, mit meinem goldenen Rock und mit meinen Leuten, deren silberne Tressen mehr kosten, als man brauchte, um drei Familien zu ernähren, auf den

Boulevards spazieren fahre, so fragt sich Ihr Volk, das heißt, es fragen sich diese fünfundzwanzig Millionen ausgehungerte Menschen, wozu ich ihnen diene, ich, der ich nur ihresgleichen sei.

Sie dienen ihnen mit diesem, Olivier, rief die Königin, indem sie den Degen des Grafen am Griff faßte, Sie dienen ihnen mit diesem Degen, den Ihr Vater als Held bei Fontenon gehandhabt hat; den Ihr Großvater bei Steenkerke, Ihr Urgroßvater bei Lens und Rocroi, Ihre Ahnen bei Ivry, bei Maridnan, bei Aziencourt geführt haben. Der Adel dient dem französischen Volk durch den Krieg, er hat das Gold, das seine Röcke verbrämt, das Silber, das seine Livreen bedeckt, durch den Krieg um den Preis seines Blutes gewonnen. Fragen Sie sich also nicht mehr, Olivier, wozu Sie dem Volke dienen, Sie, der Sie ebenfalls als Braver diesen Degen führen, den Ihnen Ihre Väter vermacht haben!

Madame, Madame, sprechen Sie nicht so viel vom Blute des Adels! das Volk hat auch Blut in den Adern; sehen Sie die vor der Bastille fließenden Bäche; zählen Sie seine auf dem geröteten Pflaster ausgestreckten Toten und erfahren Sie, daß deren Herz, das nicht mehr schlägt, an dem Tage, wo Ihre Kanonen gegen dieselben donnerten, so edel geschlagen hat, als das eines Ritters; an dem Tage, wo das Volk, eine für seine Hand unbekannte Waffe schwingend, mitten unter dem Kartätschenhagel Lieder anstimmte, was unsre braven Grenadiere nicht immer thun. Ei! Madame, ei! meine Königin, ich bitte Sie inständig, schauen Sie mich nicht mit diesen zornigen Augen an. Was ist ein Grenadier? Es ist ein blauer verbrämter Rock auf dem Herzen des Volks, von dem ich soeben sprach. Was ist der Kugel, die durchbohrt und tötet, daran gelegen, ob das Herz mit blauem Tuch oder mit einem Fetzen Zwillich bedeckt ist? Was liegt dem Herzen, das bricht, daran, ob die Hülle, die es beschützte, von Drillich oder von Tuch war? Die Zeit ist gekommen, an alles das zu denken, Madame; Sie haben nicht mehr fünfundzwanzig Millionen Sklaven in Frankreich; Sie haben nicht mehr fünfundzwanzig Millionen Unterthanen, Sie haben sogar nicht mehr fünfundzwanzig Millionen Menschen, Sie haben fünfundzwanzig Millionen Soldaten.

Die gegen mich kämpfen werden, Graf?

Ja, gegen Sie, denn sie kämpfen für die Freiheit, und Eure Majestät steht zwischen ihnen und der Freiheit.

Ein langes Stillschweigen folgte auf diese Worte des Grafen. Die Königin brach es zuerst.

Nun, sprach sie, die Wahrheit, die ich Sie mir nicht zu sagen bat, Sie haben Sie mir also gesagt?

Ach! Madame, antwortete Charny, unter welcher Form sie meine Ergebenheit auch verbirgt, unter welchem Schleier sie auch meine Ehrfurcht erstickt, wider meinen Willen, wider Ihren Willen, schauen Sie, hören Sie, fühlen Sie, betasten Sie, denken Sie, träumen Sie: die Wahrheit ist da, Madame, ewig da, und Sie werden nicht mehr imstande sein, sie von Ihnen zu verbannen, wie sehr Sie sich auch anstrengen mögen! Schlummern Sie, schlafen Sie, um zu vergessen, und sie wird sich zu Ihren Häupten setzen, und sie wird das Gespenst Ihrer Träume, die Wirklichkeit Ihres Erwachens sein.

Oh! Graf, sagte die Königin stolz, ich kenne einen Schlaf, den sie nicht stören wird.

Diesen, Madame, fürchte ich so wenig, als Eure Majestät, und ich wünsche ihn vielleicht ebensosehr, als sie.

Oh! sprach die Königin mit Verzweiflung, Ihrer Ansicht nach ist dies also unsre einzige Zuflucht?

Ja, -- doch übereilen wir nichts, Madame! gehen wir nicht schneller, als unsre Feinde, und wir gehen eben durch die Beschwerlichkeiten, die uns so viele Tage des Sturms bereiten, geradeswegs zu dem Schlaf.

Und ein neues Stillschweigen, noch düsterer, als das erste, lastete auf Marie Antoinette und Olivier von Charny. Sie saßen, er bei ihr, sie bei ihm. Sie berührten sich, und dennoch war eine unermeßliche Kluft zwischen ihnen! Es war der Zwiespalt ihrer Geister, die getrennt auf den Wogen der Zukunft schwebten.

Die Königin kam zuerst auf den Gegenstand des Gesprächs zurück, doch auf einem Umweg. Sie schaute den Grafen starr an und sprach:

Mein Herr, ein letztes Wort über uns; -- und ... Sie werden mir alles sagen, alles, alles, alles, hören Sie wohl!

Ich höre, Madame.

Sie schwören mir, daß Sie nur meinetwegen gekommen sind?

Oh! Sie zweifeln daran?

Sie schwören mir, daß Ihnen Frau von Charny nicht geschrieben hat? Hören Sie: Ich weiß, daß sie ausgehen wollte; ich weiß, daß sie eine Idee im Kopfe hatte ... Schwören Sie mir, Graf, daß Sie nicht ihr zu Liebe zurückgekommen sind.

In diesem Augenblicke klopfte man an die Thüre.

Herein! sagte die Königin.

Die Kammerfrau erschien wieder.

Madame, sagte sie, der König hat zu Abend gespeist.

Der Graf schaute Marie Antoinette mit Erstaunen an.

Nun, sagte sie, die Achseln zuckend, was ist dabei so Erstaunliches? Muß der König nicht zu Abend speisen?

Olivier faltete die Stirne.

Sagen Sie dem König, antwortete die Königin, ohne sich stören zu lassen, ich erhalte Nachrichten von Paris, und ich werde sie ihm mitteilen, sobald ich sie vernommen habe.

Dann wandte sie sich gegen Charny um und sprach: Fahren wir fort; da nun der König zu Abend gespeist hat, ist es billig, daß er verdaut.

Eifersucht.

Diese Unterbrechung hatte nur einen augenblicklichen Stillstand im Gespräche herbeigeführt, aber durchaus nichts an dem doppelten Gefühle der Eifersucht geändert, das die Königin in diesem Moment beseelte -- Eifersucht als Frau, Eifersucht der Macht als Königin.

Den Grafen schien es übrigens, da die Dinge auf diesen Punkt gelangt waren, ebensosehr, als die Königin, zu drängen, eine Erklärung zu erhalten; nachdem die Thüre wieder geschlossen, war er es auch, der sich des Wortes zuerst bemächtigte.

Sie fragen mich, ob ich Frau von Charny zu Liebe zurückgekommen sei? sagte er. Eure Majestät hat also vergessen, daß Verpflichtungen unter uns übernommen worden sind, und daß ich ein Mann von Ehre bin?

Ja, sprach die Königin. Sie sind ein Mann von Ehre; ja, Sie haben geschworen, sich meinem Glück zu opfern, und dieser Schwur verzehrt mich, denn, indem Sie sich meinem Glück opfern, opfern Sie zu gleicher Zeit eine schöne Frau von edlem Charakter ... ein Verbrechen mehr.

Oh! Madame, nun übertreiben Sie die Anklage. Gestehen Sie nur, daß ich mein Wort als redlicher Mann gehalten habe.

Das ist wahr, ich bin wahnsinnig, verzeihen Sie mir.

Nennen Sie nicht Verbrechen, was vom Zufall und der Notwendigkeit geboten ist. Wir haben beide diese Heirat beklagt, die allein die Ehre der Königin wahren konnte. Es handelt sich nicht mehr darum, diese Ehe zu erdulden, wie ich es bereits seit vier Jahren gethan.

Ja, rief die Königin. Doch glauben Sie, ich sehe Ihren Schmerz nicht, ich begreife Ihren Kummer nicht, die sich unter der Form der tiefsten Ehrfurcht verbergen? Glauben Sie, ich sehe nicht alles?

Ich bitte, Madame, sprach der Graf, sich verbeugend, teilen Sie mir mit, was Sie sehen, damit ich, wenn ich nicht genug selbst gelitten und die

andern habe leiden lassen, die Summe der Uebel für mich und für alles, was mich umgiebt, verdoppele, fest überzeugt, immer noch zu wenig zu thun, im Verhältnisse zu dem, was ich Ihnen schuldig bin.

Die Königin streckte die Hand gegen den Grafen aus. Das Wort dieses Mannes hatte eine unwiderstehliche Macht, wie alles, was einem aufrichtigen und leidenschaftlichen Herzen entfließt.

Befehlen Sie also, Madame, fügte er hinzu, ich beschwöre Sie, fürchten Sie sich nicht, zu befehlen.

Ja, ja, ich weiß es wohl, ich habe unrecht, ja, verzeihen Sie mir; ja, es ist wahr. Doch wenn Sie irgendwo ein verborgenes Idol haben, dem Sie einen geheimnisvollen Weihrauch streuen, wenn für Sie in einem Winkel der Welt eine angebetete Frau ist ... Oh! ich wage es nicht mehr, dieses Wort auszusprechen, es macht mir bange, und ich zweifle daran, wenn die Silben, aus denen es besteht, die Luft treffen und an mein Ohr klingen. Wohl denn! wenn das besteht, allen verborgen, so vergessen Sie nicht, daß Sie vor allen, daß Sie öffentlich für die andern und auch für sich selbst eine junge und hübsche Frau haben, die Sie mit beständigen Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten umgeben; eine Frau, die sich auf Ihren Arm verläßt, und die Stütze Ihres Armes zugleich als Stütze Ihres Herzens betrachtet.

Olivier faltete die Stirne, und die so reinen Linien seines Gesichts veränderten sich einen Augenblick.

Was verlangen Sie, Madame? sagte er, etwa, daß ich die Gräfin von Charny entferne? Sie schweigen; ist es also das? Wohl! ich bin bereit, diesem Befehl zu gehorchen; doch Sie wissen, sie ist allein in der Welt. Sie ist Waise; ihr Vater, der Baron von Taverney, ist im vorigen Jahre gestorben als ein würdiger Edelmann der alten Zeit, der nicht sehen will, was in der unsern vorgeht. Ihr Bruder -- Sie wissen, daß ihr Bruder der Maison-Rouge höchstens einmal im Jahre erscheint; er kommt, umarmt seine Schwester, begrüßt Eure Majestät und geht, ohne daß jemand erfährt, was aus ihm wird.

Ja, ich weiß dies alles.

Bedenken Sie, Madame, daß diese Gräfin von Charny, sollte Gott mich zu sich rufen, heute ihren Mädchennamen wieder annehmen könnte, ohne daß der reinste Engel des Himmels in ihren Träumen, in ihrem Geiste ein Wort, einen Namen, der an ihren Frauenstand erinnern könnte, erlauern würde.

Oh! ja, ja, ich weiß, daß Ihre Andree ein Engel auf Erden ist, ich weiß, daß sie geliebt zu sein verdient. Darum denke ich, die Zukunft gehöre ihr, während sie mir entschlüpft. Oh! nein, nein. Hören Sie, Graf, ich beschwöre Sie, nicht ein Wort mehr. Ich spreche nicht als Königin mit Ihnen, verzeihen Sie mir. Ich habe mich vergessen. Doch was wollen Sie? ... In meiner Seele tönen zwei Stimmen: eine, die mir immer von Glück, von Freude und Liebe, die andre, die düster nur von Unglück, Krieg und Tod mir singt. Ich höre darin die Stimme meiner Jugend, die ich überlebe. Charny, verzeihen Sie mir, ich werde nicht mehr jung sein, ich werde nicht mehr lächeln, ich werde nicht mehr lieben.

Und die arme Frau drückte ihre abgemagerten, zarten Hände an ihre brennenden Augen, und die Thräne einer Königin, ein Diamant glitt zwischen jedem ihrer Finger durch.

Der Graf fiel abermals auf die Kniee.

Madame, im Namen des Himmels, sagte er, befehlen Sie mir, sie zu verlassen, zu fliehen, zu sterben, lassen Sie mich aber nicht sehen, daß Sie weinen.

Und der Graf war selbst nahe daran, zu schluchzen, während er diese Worte sprach.

Es ist vorbei, sagte die Königin, indem sie sich erhob und sanft den Kopf mit einem Lächeln voll Anmut schüttelte.

Und mit einer reizenden Gebärde warf sie ihre dichten gepuderten Haare zurück, die sich auf ihrem schwanenweißen Halse entrollt hatten.

Ja, ja, es ist vorbei, fuhr die Königin fort, ich werde Sie nicht mehr betrüben; lassen wir alle diese Tollheiten. Mein Gott! es ist seltsam, daß das Weib so schwach ist, während die Königin es so sehr bedarf, stark zu sein.

Sie kommen von Paris, nicht wahr? Lassen Sie uns plaudern. Sie sagten mir Dinge, die ich vergessen habe; es war jedoch sehr ernst, nicht wahr, Herr von Charny?

Gut, Madame, kommen wir auf dies zurück; denn, wie Sie bemerken, ist das, was ich Ihnen zu sagen habe, äußerst ernst; ja ich komme von Paris und habe dem Ruin des Königtums beigewohnt.

Ich hatte recht, den Ernst herauszufordern, denn Sie geben mir ihn, ohne zu rechnen, Herr von Charny. Eine glückliche Meuterei, das nennen Sie den Ruin des Königtums. Wie, weil die Bastille genommen ist, Herr von Charny, sagen Sie, das Königtum sei vernichtet? Oh! Sie bedenken nicht, daß die Bastille erst im vierzehnten Jahrhundert in Frankreich Wurzel gefaßt hat, und daß das Königtum Wurzeln von sechstausend Jahren im ganzen Weltall hat.

Ich möchte mir gern Illusionen machen können, Madame, erwiderte der Graf, und dann würde ich, statt den Geist Eurer Majestät in Trauer zu versetzen, die tröstlichsten Nachrichten verkündigen. Leider giebt das Instrument keine andern Töne von sich, als die, für die es bestimmt war.

Hören Sie, ich will Sie unterstützen, ich, die ich nur ein Weib bin; ich will Sie wieder auf den guten Weg bringen.

Ach! das soll mir lieb sein.

Die Pariser haben sich empört, nicht wahr?

Ja.

In welchem Verhältnis?

Im Verhältnis von zwölf zu fünfzehn.

Wie machen Sie diese Berechnung?

Oh! ganz einfach, das Volk beträgt zwölf Fünfzehntel beim Körper der Nation; es bleiben zwei Fünfzehntel für den Adel und eines für die Geistlichkeit.

Graf, die Rechnung ist genau, und Sie wissen Ihren Rechenschaftsbericht an den Fingern herzusagen. Folgendes ist nun meine Berechnung ... Wollen Sie dieselbe hören?

Mit Ehrfurcht.

Auf zwölf Fünfzehntel sechs Weiber, nicht wahr?

Ja, Eure Majestät. Doch ...

Unterbrechen Sie mich nicht. Wir sagen sechs Fünfzehntel Weiber, somit bleiben sechs; zwei gebrechliche oder gleichgültige Greise, ist das zuviel?

Nein.

Es bleiben vier Fünfzehntel, von denen Sie mir wohl zwei für Feige und Laue einräumen werden. Ich schmeichle der französischen Nation. Doch es bleiben noch zwei Fünfzehntel; ich gebe sie Ihnen wütend, standhaft, tapfer und militärisch. Diese zwei Fünfzehntel, schlagen wir sie an für Paris; denn für die Provinz, das ist unnötig, nicht wahr? es handelt sich nur darum, Paris wiederzunehmen.

Ja, Madame, aber ...

Immer aber ... Warten Sie, Sie werden später antworten.

Herr von Charny verbeugte sich.

Ich schlage also die zwei Fünfzehntel von Paris auf hunderttausend Mann an, wollen Sie?

Diesmal antwortete der Graf nicht.

Die Königin fuhr fort:

Nun! diesen hunderttausend schlecht bewaffneten, nicht disziplinierten, nicht an Kriegsstrapazen gewöhnten und, weil sie wissen, daß sie Böses thun, zögernden Menschen stelle ich entgegen fünfzigtausend in ganz Europa durch ihre Tapferkeit bekannte Soldaten, Offiziere wie Sie, Herr

von Charny, überdies die geheiligte Sache, die man das göttliche Recht nennt, und endlich *meine* Seele, die sich leicht rühren, aber schwer brechen läßt.

Der Graf schwieg abermals.

Glauben Sie, fuhr die Königin fort, daß bei meinem Kampfe auf diesem Terrain zwei Menschen aus dem Volk mehr wert sind, als einer von meinen Soldaten?

Charny schwieg.

Sprechen Sie, antworten Sie; glauben Sie das? rief ungeduldig die Königin.

Madame, antwortete endlich der Graf, auf Befehl der Königin aus der ehrerbietigen Zurückhaltung, die er beobachtet hatte, heraustretend; auf einem Schlachtfelde, wo diese hunderttausend vereinzelten, nicht disziplinierten und schlecht bewaffneten Menschen erscheinen würden, wären sie von Ihren fünfzigtausend Soldaten in einer halben Stunde geschlagen.

Ah! sagte die Königin, ich habe also recht.

Warten Sie. Es ist nicht so, wie Sie denken. Vor allem, sind Ihre hunderttausend Empörten von Paris fünfmalhunderttausend.

Sie haben die Weiber und die Kinder bei Ihrer Berechnung übergangen. Oh! Königin von Frankreich; oh! mutige und stolze Frau, zählen Sie diese Weiber von Paris als ebenso viele Männer; es wird vielleicht ein Tag kommen, wo diese Weiber Sie nötigen werden, sie als ebensoviel Teufel zu zählen.

Was wollen Sie damit sagen, Graf?

Madame, wissen Sie, was die Rolle eines Weibes bei den Bürgerkriegen ist? Nein. Wohl, ich will es Ihnen sagen, und Sie werden sehen, daß es nicht zu viel wäre, zwei Soldaten gegen jedes Weib zu rechnen. Graf, sind Sie verrückt?

Charny lächelte traurig und fuhr fort:

Haben Sie die Weiber bei der Bastille gesehen, wie sie unter dem Feuer, inmitten der Kugeln zu den Waffen riefen, wie sie Ihre kriegerisch gerüsteten Schweizer mit den Fäusten bedrohten, wie sie über den Leichen der Toten mit jener Stimme, welche die Lebendigen aufspringen macht, Verwünschungen ausstießen? Haben Sie diese Weiber gesehen, wie sie Pech sieden ließen, Kanonen schleppten, unter die berauschten Kämpfer Patronen, unter die furchtsamen Streiter Patronen und Küsse verteilten? Wissen Sie, daß über die Zugbrücke der Bastille ebensoviele Weiber, als Männer stürmten, und daß zu dieser Stunde, wenn die Steine der Bastille stürzen, dies unter der Spitzhaue geschieht, von Weiberhänden gehandhabt? Ah! Madame, rechnen Sie diese Weiber von Paris, rechnen Sie auch die Kinder, die Kugeln gießen, Säbel wetzen, einen Pflasterstein vom sechsten Stock herabwerfen; rechnen Sie dieselben, denn die Kugel, die ein Kind gegossen hat, wird aus der Ferne Ihren besten General darniederstrecken; der Säbel, den es gewetzt hat, wird Ihren Kriegsgenossen die Sehnen entzweischneiden; der blinde Sandstein, der von den Dächern herabfällt, wird Ihre Dragoner und Ihre Garden erschlagen. Rechnen Sie die Greise, Madame, denn wenn sie nicht mehr die Kraft haben, ein Schwert zu schwingen, so haben sie doch noch die Kraft, als Schild zu dienen. Bei der Bastille, Madame, waren Greise; wissen Sie, was diese Greise thaten? Sie stellten sich vor die jungen Leute, welche die Flinten auf ihre Schultern legten, so daß die Kugel Ihrer Schweizer den gebrechlichen Greis tötete, dessen Leib sofort einen Wall bildete zum Schutz des starken Mannes. Rechnen Sie die Greise, denn sie sind es, die seit dreihundert Jahren den aufeinander folgenden Generationen von den Beschimpfungen erzählen, die ihre Mütter erlitten, von dem Notstand ihrer vom Wildbret des Adels zerfressenen Felder, von der Schande ihrer unter den Feudalrechten gebeugten Menschenklasse: und dann ergreifen die Söhne die Axt, die Keule, die Flinte, kurz alles, was sie finden, und töten, als Werkzeuge geladen mit den Verwünschungen des Greises, wie die Kanone mit Pulver und Eisen geladen ist. In Paris schreien in diesem Augenblick Männer, Weiber, Greise und Kinder nach Freiheit. Rechnen Sie alles, was schreit, Madame, rechnen Sie achtmalhunderttausend Seelen in Paris.

Dreihundert Spartaner haben das Heer von Xerxes besiegt.

Ja, doch heute sind Ihre dreihundert Spartaner achtmalhunderttausend, Madame, und Ihre fünfzigtausend Soldaten, das ist das Heer von Xerxes.

Die Königin erhob sich, die Fäuste krampfhaft geballt, das Gesicht rot von Zorn und Scham.

Oh! daß ich vom Throne fiele, sagte sie, daß ich, von Ihren fünfmalhunderttausend Parisern in Stücke zerhauen, stürbe, aber daß ich nicht einen Charny, einen Mann, der mir gehört, so sprechen hören müßte!

Wenn er so mit Ihnen spricht, Madame, so zwingt ihn die Not, denn dieser Charny hat nicht einen Tropfen Blut in den Adern, der nicht würdig ist seiner Ahnen, und der nicht Ihnen gehört.

Dann marschiere er mit mir gegen Paris, und wir werden miteinander sterben.

Ja mit Schmach, versetzte der Graf, ohne einen möglichen Kampf. Wir werden gar nicht kämpfen, wir werden verschwinden wie Philister. Gegen Paris marschieren! Sie wissen also eines nicht? daß in dem Augenblick, wo wir nach Paris kämen, die Häuser über uns einstürzen werden, wie die Wellen des roten Meers über Pharao, und Sie werden in Frankreich einen verfluchten Namen hinterlassen, und Ihre Kinder wird man töten, wie die einer Wölfin.

Wie soll ich sterben, Graf? sagte stolz die Königin; ich bitte, lehren Sie mich das.

Als Opfer, Madame, antwortete ehrfurchtsvoll Herr von Charny, wie eine Königin fällt, lächelnd, und denjenigen, welche Sie schlagen, verzeihend. Ah! hätten Sie fünfmalhunderttausend Mann, wie ich, so würde ich Ihnen sagen: Brechen wir auf; brechen wir noch in dieser Nacht auf, brechen wir auf der Stelle auf, und morgen würden Sie in den Tuilerien regieren; morgen hätten Sie Ihren Thron wiedererobert.

Oh! rief die Königin, Sie sind also verzweifelt, Sie, auf den ich meine erste Hoffnung gesetzt habe?

Ja, ich bin verzweifelt, Madame, weil ganz Frankreich denkt wie Paris, weil Ihr Heer, wäre es siegreich in Paris, von Lyon, Rouen, Lille, Straßburg, Nantes und hundert andren Städten verschlungen würde. Auf, auf, Mut, Madame, den Degen in die Scheide!

Ah! ah! soll ich darum so viele brave Leute um mich versammelt, darum ihnen Mut eingeflößt haben! sagte die Königin.

Wenn das nicht Ihre Ansicht ist, Madame, befehlen Sie, und noch in dieser Nacht marschieren wir gegen Paris. Sprechen Sie.

Es lag so viel Ergebenheit in diesem Anerbieten des Grafen, daß es die Königin mehr erschreckte, als es eine Weigerung gethan hätte; sie warf sich in Verzweiflung auf ein Sopha, wo sie lange gegen ihren Stolz kämpfte.

Endlich erhob sie das Haupt und sprach:

Graf, Sie wünschen, daß ich unthätig bleibe?

Ich habe die Ehre, es Eurer Majestät zu raten.

Das wird geschehen. Kommen Sie wieder.

Ach! Madame, ich habe Sie erzürnt? sagte der Graf, während er die Königin anschaute mit einer Traurigkeit, voll unaussprechlicher Liebe.

Nein; Ihre Hand.

Sich vor der Königin verbeugend, reichte ihr der Graf seine Hand.

Daß ich Sie schelte, sprach Marie Antoinette, indem sie zu lächeln suchte.

Und worüber, Madame?

Wie! Sie haben einen Bruder im Dienst, und ich erfahre es durch Zufall!

Ich verstehe nicht.

Heute abend, ein Offizier von den Husaren von Berchiny ...

Ah! mein Bruder Georges!

Warum haben Sie mir nie von diesem jungen Mann gesprochen? Warum hat er nicht einen hohen Rang in einem Regiment?

Weil er noch ganz jung und ganz unerfahren ist; weil er nicht würdig ist, als Chef zu befehligen; weil endlich, wenn Eure Majestät die Gnade gehabt hat, ihre Blicke auf mich herabzusenken, der ich Charny heiße, um mich mit ihrer Freundschaft zu beehren, dies noch kein Grund ist, daß ich meine Familie auf Kosten einer Menge von braven Edelleuten unterzubringen suche, die würdiger sind als meine Brüder.

Sie haben also noch einen Bruder?

Ja, Madame, und er ist bereit, für Eure Majestät zu sterben, wie die zwei andern.

Er braucht nichts?

Nichts, Madame; wir sind so glücklich, daß wir nicht nur eine Existenz, sondern auch ein Vermögen zu den Füßen Eurer Majestät zu legen haben.

Als er diese letzten Worte sprach, wobei die Königin ganz durchdrungen war von dieser zarten Redlichkeit, wobei er ganz bebte von dieser anmutreichen Majestät, erweckte sie plötzlich ein Stöhnen, das aus einem anstoßenden Zimmer kam.

Die Königin stand auf, lief nach der Thüre, öffnete sie und stieß einen gewaltigen Schrei aus.

Sie hatte eine Frau erschaut, die, von entsetzlichen Konvulsionen befallen, sich auf dem Teppich krümmte. Oh! die Gräfin! sagte sie ganz leise zu Herrn von Charny; sie hat uns wohl gehört.

Nein, Madame, erwiderte Charny; sonst würde sie Eure Majestät darauf aufmerksam gemacht haben, daß man uns hören könne.

Und er eilte auf Andree zu und hob sie in seinen Armen auf.

Die Königin stand zwei Schritte davon, kalt, bleich, zitternd vor Angst.

Szene zu drei.

Andree kam allmählich wieder zu sich, ohne zu erkennen, wer ihr Hilfe leistete, nur instinktartig begriff sie, daß man ihr beistand.

Ihr Körper erhob sich, ihre Hände klammerten sich an die unerwartete Stütze an, die sich ihr bot.

Doch ihr Geist erwachte nicht mit ihrem Körper; er blieb einige Augenblicke betäubt, schwankend, schlaftrunken.

Nachdem er es versucht hatte, sie zum physischen Leben zurückzurufen, beeiferte sich Herr von Charny, sie zum geistigen Leben zurückzurufen. Doch er strengte seine Kräfte nur gegen einen konzentrierten Irrsinn an.

Endlich hefteten sich die offenen, aber stieren Augen auf ihn, und mit einem Reste von Delirium gab Andree, ohne den Mann zu erkennen, der sie unterstützte, einen Schrei von sich und stieß ihn hart zurück.

Während dieser ganzen Zeit wandte die Königin den Blick ab, sie, deren Aufgabe es gewesen wäre, die Schwache zu stärken, zu trösten.

Charny hob Andree in seinen kräftigen Armen auf, obgleich sie sich zur Wehr zu setzen suchte, wandte sich gegen die Königin um, die immer noch steif und eiskalt da stand, und sagte:

Verzeihen Sie, Madame ... es hat sich ohne Zweifel etwas Außerordentliches ereignet. Frau von Charny hat nicht die Gewohnheit, in Ohnmacht zu fallen, und es ist heute das erstemal, daß ich sie des Bewußtseins beraubt sehe.

Sie muß also sehr leiden, sagte die Königin, zu der dumpfen Idee zurückkehrend, Andree habe das ganze Gespräch mit angehört.

Ja, ohne Zweifel leidet sie, erwiderte der Graf, und darum bitte ich Eure Majestät um Erlaubnis, sie in ihre Wohnung bringen zu lassen. Sie bedarf der Pflege ihrer Frauen.

Thun Sie das, sprach die Königin, die Hand nach einer Klingel ausstreckend.

Doch als das Glöckchen ertönte, erstarrte Andree und rief in ihrem Wahnwitz:

Oh! Gilbert! dieser Gilbert!

Bei diesem Namen bebte die Königin, und der Graf legte erstaunt seine Frau auf ein Sopha.

In diesem Augenblick trat der herbeigerufene Diener ein.

Nichts, sagte die Königin; und sie winkte ihm mit der Hand, daß er sich entferne.

Als sie allein waren, schauten der Graf und die Königin einander an. Andree hatte die Augen wieder geschlossen und schien von einer neuen Krise befallen.

Herr von Charny kniete am Sopha und hielt sie darauf fest.

Gilbert, wiederholte die Königin, was für ein Name ist das?

Man müßte sich erkundigen.

Ich glaube, ich kenne ihn, sagte Marie Antoinette; ich glaube, es ist nicht das erstemal, daß ich die Gräfin diesen Namen aussprechen höre.

Doch als ob sie von dieser Erinnerung der Königin bedroht worden wäre, als ob diese Drohung sie mitten aus ihren Konvulsionen zurückgeholt hätte, öffnete Andree die Augen, streckte die Arme zum Himmel aus und richtete sich mit einer Anstrengung völlig auf.

Ihr erster Blick, diesmal ein verständiger Blick, wandte sich Herrn von Charny zu, den sie erkannte und mit einer liebkosenden Flamme umhüllte.

Dann, als ob diese unwillkürliche Kundgebung ihres Gedankens ihrer spartanischen Seele unwürdig gewesen wäre, wandte Andree die Augen ab und erblickte die Königin. Sie verneigte sich sogleich.

Oh! mein Gott, was haben Sie denn, Madame? fragte Herr von Charny; Sie haben mich erschreckt. Sie, sonst so stark, so mutvoll, sind einer solchen Ohnmacht preisgegeben?

Mein Herr, erwiderte sie, es gehen in Paris so erschreckliche Dinge vor, daß, wenn die Männer zittern, die Frauen wohl in Ohnmacht fallen können. Sie haben Paris verlassen? Oh! Sie haben wohl daran gethan.

Großer Gott! Gräfin, sagte Charny mit dem Tone des Zweifels, sollten Sie meinetwegen all dies Schlimme erlitten haben?

Andree schaute abermals ihren Gatten und die Königin an, antwortete jedoch nicht.

Gewiß, Graf, das ist es, warum sollten Sie daran zweifeln? versetzte Marie Antoinette. Die Frau Gräfin ist nicht Königin, sie hat das Recht, für ihren Mann Furcht zu hegen.

Charny fühlte die unter diesen Worten verborgene Eifersucht.

Oh! Madame, sagte er, ich bin fest überzeugt, daß die Gräfin noch mehr für ihre Königin, als für mich bange hat.

Aber Gräfin, warum und wie haben wir Sie ohnmächtig in diesem Kabinett gefunden? fragte Marie Antoinette.

Oh! es wäre mir unmöglich, das zu erzählen, Madame. Ich weiß es selbst nicht; doch bei diesem Leben der Beschwerlichkeiten, der Schrecken und der Gemütsbewegungen, das wir seit drei Tagen führen, ist, wie mir scheint, nichts natürlicher, als die Ohnmacht einer Frau.

Das ist wahr, murmelte die Königin, die bemerkte, daß Andree die Absicht habe, sich in ihrer Zurückhaltung keinen Zwang gefallen zu lassen.

Aber, sprach Andree mit der seltsamen Ruhe, die sie nicht verließ, sobald sie wieder Herrin ihres Willens geworden war, und die in schwierigen Umständen um so peinlicher wurde, als man leicht sah, sie sei nur Maske, und bedecke völlig menschliche Gefühle, aber Eure Majestät hat ganz feuchte Augen.

Und diesmal glaubte der Graf in den Worten seiner Frau den ironischen Ausdruck zu finden, den er einen Augenblick zuvor in den Worten der Königin bemerkt hatte.

Madame, sagte er zu Andree mit einer leichten Strenge, bei der man fühlte, daß seine Stimme nicht daran gewöhnt war, man darf sich nicht wundern, daß die Königin Thränen in den Augen hat; die Königin liebt ihr Volk, und das Blut des Volkes ist geflossen.

Gott hat zum Glück das Ihrige verschont, mein Herr, versetzte Andree, immer gleich kalt, immer gleich unerforschlich.

Ja, doch es handelt sich nicht um Ihre Majestät, sondern um Sie, Madame! kommen wir also auf Sie zurück, die Königin erlaubt es?

Marie Antoinette nickte beistimmend mit dem Kopf.

Sie haben bange gehabt, nicht wahr?

Ich?

Sie haben gelitten, leugnen Sie es nicht! es ist Ihnen ein Unfall begegnet, welcher? ich weiß es nicht, doch Sie werden es uns sagen.

Sie irren sich, mein Herr.

Sie haben sich über jemand, über einen Mann zu beklagen gehabt?

Andree erbleichte.

Ich habe mich über niemand zu beklagen gehabt, ich komme vom König.

Unmittelbar?

Unmittelbar. Ihre Majestät kann sich erkundigen.

Wenn es sich so verhält, so hat die Gräfin recht, sagte Marie Antoinette. Der König liebt sie zu sehr und weiß, daß ich ihr zu sehr gewogen bin, um ihr in irgend einer Hinsicht unverbindlich begegnet zu sein.

Aber Sie haben einen Namen ausgesprochen, versetzte Charny beharrlich.

Einen Namen?

Ja, als Sie wieder zu sich kamen.

Andree schaute die Königin an, als wollte sie dieselbe zu sich rufen; aber, sei es nun, daß die Königin sie nicht verstand oder nicht verstehen wollte, erwiderte sie der Gräfin:

Ja, Sie haben den Namen Gilbert ausgesprochen.

Gilbert! Ich habe den Namen Gilbert ausgesprochen! rief Andree mit einem Ausdruck so voll Schrecken, daß sich der Graf mehr von diesem Schrei betroffen fühlte, als er es von der Ohnmacht gewesen war.

Ja, sagte er, Sie haben diesen Namen ausgesprochen.

Ah! wahrhaftig, erwiderte Andree, das ist seltsam.

Allmählich, wie sich der Himmel nach dem Blitze wieder schließt, nahm die Physiognomie der jungen Frau, die bei dem unseligen Namen so gewaltig verstört ausgesehen hatte, wieder ihre Reinheit und Ruhe an, und nur einige Muskeln dieses schönen Gesichts bebten noch fort, wie wenn am Horizont die letzten Zeichen des Sturmes verschwinden.

Gilbert, wiederholte sie, ich weiß es nicht.

Ja, Gilbert, sagte die Königin. Suchen Sie, meine liebe Andree.

Aber, Madame, sprach der Graf zu Marie Antoinette, wenn das nur Zufall und dieser Name der Gräfin ganz fremd ist?

Nein, erwiderte Andree; nein, er ist mir nicht fremd. Es ist der eines gelehrten Mannes, eines geschickten Arztes, welcher, glaube ich, von Amerika ankommt und dort mit Herrn von Lafayette in Verbindung stand.

Nun? fragte der Graf.

Nun! wiederholte Andree auf eine vollkommen natürliche Weise, ich kenne ihn nicht persönlich, aber es soll ein sehr ehrenwerter Mann sein.

Warum dann diese Bewegung, liebe Gräfin? fragte die Königin.

Diese Bewegung? Bin ich bewegt gewesen?

Ja, es war, als empfänden Sie, indem Sie diesen Namen aussprachen, eine Qual.

Das ist möglich; vernehmen Sie, was geschehen ist: ich traf im Kabinett des Königs einen schwarzgekleideten Mann, einen Mann mit strengem Gesicht, der von düsteren, erschrecklichen Dingen sprach; er erzählte mit einer gräßlichen Wirklichkeit die Ermordungen des Herrn de Launay und des Herrn von Flesselles. Ich bin darüber erschrocken und in Ohnmacht gefallen, wie Sie gesehen. Dann habe ich vielleicht gesprochen; dann habe ich vielleicht den Namen dieses Herrn Gilbert genannt.

Das ist möglich, wiederholte Herr von Charny, offenbar geneigt, das Verhör nicht weiter zu treiben; doch zu dieser Stunde sind Sie beruhigt, nicht wahr?

Vollkommen.

Dann will ich Sie um eines bitten, Herr Graf, sagte die Königin. Suchen Sie die Herren von Besenval, von Broglie und von Lambescq auf, sagen Sie ihnen, sie sollen ihre Truppen in ihren gegenwärtigen Stellungen kantonieren lassen, der König werde morgen im Rate sehen, was zu thun ist.

Der Graf verbeugte sich, doch im Begriff, wegzugehen, warf er einen letzten Blick auf Andree.

Dieser Blick war voll liebreicher Besorgnis.

Er entging der Königin nicht.

Gräfin, sagte sie, kehren Sie nicht mit mir zum König zurück?

Nein, Madame, nein, antwortete Andree lebhaft.

Warum nicht?

Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubnis, mich in meine Wohnung zurückziehen zu dürfen; die Gemütsbewegungen, die ich erlitten habe, lassen mich das Bedürfnis nach Ruhe fühlen.

Seien Sie offenherzig, Gräfin, sagte Marie Antoinette, haben Sie etwas mit dem König?

Oh! nichts, Madame, durchaus nichts.

Oh! sprechen Sie, wenn dies der Fall ist. Der König schont meine Freunde nicht immer.

Der König ist wie gewöhnlich voll Güte gegen mich, aber ...

Aber es ist Ihnen ebenso lieb, ihn nicht zu sehen, nicht wahr? Es steckt offenbar etwas dahinter, Graf, sagte die Königin mit einer geheuchelten Heiterkeit. In diesem Augenblick schaute Andree die Königin so ausdrucksvoll, so stehend, so voll von Offenbarungen an, daß Marie Antoinette begriff, es sei Zeit, diesen kleinen Krieg zu beendigen.

In der That, Gräfin, sagte sie, lassen wir Herrn von Charny den Auftrag besorgen, den ich ihm gegeben habe, und gehen Sie in Ihre Wohnung oder bleiben Sie hier, wie es Ihnen beliebt.

Ich danke, Madame, erwiderte Andree.

Gehen Sie also, Herr von Charny, fuhr Marie Antoinette fort, während sie den Ausdruck von Dankbarkeit, der sich auf dem Gesichte von Andree verbreitete, bemerkte.

Diesen Ausdruck bemerkte der Graf nicht; er nahm seine Frau bei der Hand und wünschte ihr Glück zu der Wiederkehr ihrer Kräfte und ihrer Farbe.

Dann verbeugte er sich mit tiefer Ehrfurcht vor der Königin und ging weg.

Während er aber wegging, kreuzte er einen letzten Blick mit Marie Antoinette.

Der Blick der Königin sagte: Kommen Sie schnell zurück.

Der des Grafen antwortete: So schnell als ich kann.

Andree folgte stöhnend, mit gepreßter Brust jeder Bewegung des Grafen.

Sie schien mit ihren Wünschen diesen langsamen, edlen Gang zu beschleunigen, der ihn der Thüre näher brachte, sie trieb ihn mit aller Macht ihres Willens hinaus.

Sobald er die Thüre hinter sich hatte, verschwanden auch alle Kräfte, die Andree zu Hilfe gerufen, um der Lage die Stirne zu bieten; ihr Gesicht erbleichte, ihre Beine wankten unter ihr, und sie sank in einen Lehnstuhl, der sich in ihrer Nähe fand, während sie es versuchte, sich bei der Königin wegen dieses Verstoßes gegen die Etikette zu entschuldigen.

Die Königin lief an den Kamin, nahm einen Flacon mit Riechsalz und ließ Andree daran riechen: die junge Frau kam diesmal mehr durch die Macht ihres Willens, als durch die Wirksamkeit der Pflege zu sich, die sie von einer königlichen Hand erhielt. Es waltete in der That etwas Seltsames zwischen diesen zwei Frauen ob. Die Königin schien Andree wohlgewogen zu sein, Andree hegte eine tiefe Ehrfurcht für die Königin, und nichtsdestoweniger schienen sie in gewissen Augenblicken, nicht eine wohlgewogene Königin, nicht eine ergebene Dienerin, sondern zwei Feindinnen zu sein.

Ihr allmächtiger Wille hatte auch, wie gesagt, Andree bald ihre Stärke wiedergegeben. Sie erhob sich, schob ehrerbietig die Hand der Königin auf die Seite, neigte den Kopf vor ihr und sagte: Eure Majestät hat erlaubt, daß ich mich in mein Zimmer zurückziehe.

Ja, allerdings, und Sie sind immer frei, liebe Gräfin, Sie wissen es wohl: die Etikette ist nicht für Sie gemacht. Aber haben Sie mir nicht etwas zu sagen, ehe Sie sich entfernen?

Nein, in welcher Beziehung?

In Beziehung auf Herrn Gilbert, dessen Anblick einen so starken Eindruck auf Sie gemacht hat.

Andree bebte, schüttelte aber nur, ein Leugnen bezeichnend, den Kopf.

Dann halte ich Sie nicht zurück, liebe Gräfin, Sie sind frei.

Und die Königin machte einen Schritt, um in das an ihr Zimmer anstoßende Kabinett zu gehen.

Andree aber schritt, nachdem sie vor der Königin eine tadellose Verneigung gemacht hatte, auf die Ausgangsthüre zu.

Doch in dem Augenblick, wo sie öffnen wollte, erschollen Tritte im Korridor, und eine Hand legte sich auf den äußeren Drücker der Thüre.

Zu gleicher Zeit vernahm man die Stimme von Ludwig XVI., der seinem Kammerdiener für die Nacht Befehle gab.

Der König! Madame! sagte Andree, während sie mehrere Schritte rückwärts that; der König!

Nun! ja, der König! erwiderte Marie Antoinette. Macht er Ihnen dergestalt bange?

Madame, in des Himmels Namen, rief Andree, daß ich den König nicht sehe, daß ich mich ihm wenigstens heute abend nicht gegenüber befinde; ich würde vor Scham sterben.

Aber Sie werden mir doch sagen...

Alles, alles, wenn es Eure Majestät verlangt. Doch verbergen Sie mich.

Treten Sie in mein Boudoir ein, sprach Marie Antoinette, Sie werden es verlassen, sobald der König weggegangen ist. Seien Sie unbesorgt, Ihre Gefangenschaft wird nicht lange währen; der König bleibt nie lange hier.

Oh! Dank! Dank! rief die Gräfin.

Und sie eilte in das Boudoir und verschwand in dem Augenblick, als der König, die Thüre öffnend, auf der Schwelle des Zimmers erschien.

Der König trat ein.

An was der König in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1789 dachte.

Wie lange diese Unterredung gedauert, vermöchten wir nicht zu sagen, sie verlängerte sich indessen; denn erst gegen elf Uhr abends konnte man die Thüre des Boudoirs der Königin sich öffnen und Andree auf der Thürschwelle beinahe knieend die Hand von Marie Antoinette küssen sehen.

Dann, als sie sich wieder erhob, wischte die junge Frau ihre von Thränen geröteten Augen ab, während die Königin ihrerseits in ihr Zimmer zurückkehrte.

Andree, im Gegenteil, als ob sie sich selbst hätte entweichen wollen, entfernte sich rasch.

Von diesem Augenblick an blieb die Königin allein. Als die Dame vom Bettdienst eintrat, um ihr sich auskleiden zu helfen, fand sie Marie Antoinette mit funkelnden Augen und mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend.

Sie machte mit der Hand eine rasche Geberde, die besagen wollte: Lassen Sie mich.

Die Dame vom Bettdienste entfernte sich sogleich wieder.

Nun war die Königin ganz allein; sie hatte verboten, sie zu stören, wäre es nicht wegen wichtiger, von Paris eintreffender Nachrichten.

Andree erschien nicht wieder.

Was den König betrifft, so erklärte er, nachdem er sich mit Herrn de la Rochefoucault unterhalten hatte, der ihm den Unterschied, der zwischen einem Aufruhr und einer Revolution obwalte, begreiflich zu machen suchte -- er erklärte, er sei müde, legte sich nieder und entschlummerte, nicht mehr und nicht minder ruhig, als wenn er auf der Jagd gewesen wäre und der

Hirsch (ein wohl dressierter Hofmann) sich hätte im Schweizer-Teich fangen lassen.

Die Königin schrieb ein paar Briefe, ging in das nächste Zimmer, wo ihre zwei Kinder unter der Obhut der Frau von Tourzel schliefen, und legte sich zu Bette, nicht um zu schlafen, wie der König, sondern um nach ihrem Gefallen zu träumen.

Doch bald, als die Stille Versailles in Besitz genommen hatte, als der ungeheure Palast in Finsternis getaucht war, als man in der Tiefe der Gärten nur noch die auf dem Sande krachenden Tritte der Patrouillen, in den langen Korridors nur noch den sachte auf die Marmorplatte stoßenden Gewehrkolben hörte, stieg Marie Antoinette, ihrer Ruhe müde, das Bedürfnis zu atmen fühlend, aus ihrem Bette, zog ihre Sammetpantoffeln an, hüllte sich in ein langes Nachtgewand, trat ans Fenster, um die von den Kaskaden aufsteigende Kühle zu schlürfen und im Vorüberziehen die Ratschläge aufzufassen, die der Nachtwind den brennenden Stirnen, den gepreßten Herzen zuflüstert.

Dann durchging sie in ihrem Geiste alles, was ihr dieser seltsame Tag an unvorhergesehenen Ereignissen gebracht hatte:

Den Fall der Bastille, dieses sichtbaren Emblems der königlichen Gewalt; die Schwankungen Charnys, dieses ergebenen Freundes, dieses leidenschaftlichen Gefangenen, den sie seit so vielen Jahren unter dem Joche hielt, und der, nachdem er nur Liebe geseufzt hatte, zum ersten Mal Bedauern und Reue zu seufzen schien.

Mit jener Gewohnheit der Zusammenstellung, die den großen Geistern die Bekanntschaft mit Menschen und Dingen giebt, machte Marie Antoinette auf der Stelle zwei Teile aus dem Mißbehagen, das sie empfand und das ein politisches Unglück und einen Herzenskummer in sich schloß.

Das politische Unglück war die große Nachricht, die sich über die Welt verbreiten und in allen Geistern die bis dahin den Königen, als Mandataren Gottes, zugestandene Ehrfurcht angreifen sollte.

Der Herzenskummer war Charnys dumpfer Widerstand gegen die Allmacht seiner geliebten Fürstin. Es war wie eine Ahnung, daß, ohne aufzuhören treu und ergeben zu sein, die Liebe blind zu sein aufhören sollte und ihre Treue und Ergebenheit zu erörtern anfangen konnte.

Dieser Gedanke bedrückte ihr Herz gewaltig und füllte es mit jener bittern Galle, die man die Eifersucht nennt, ein scharfes Gift, das zugleich tausend Wunden in einer verletzten Seele schwären macht.

Kummer in Gegenwart von *Unglück*, das war indessen etwas Untergeordnetes für die Logik.

Mehr aus einem Vernunftschluß, als aus Bewußtsein, mehr aus Notwendigkeit, als aus Instinkt, überließ auch Marie Antoinette ihre Seele vor allem den ernsten Gedanken über die Gefahr der politischen Lage.

Wohin sie sich auch wenden mochte; so standen Haß und Ehrgeiz sich gegenüber, Schwäche und Gleichgültigkeit an ihrer Seite. Leute waren zu Feinden geworden, die, nachdem sie mit der Verleumdung angefangen, nun zu den Rebellionen fortschritten.

Ihre Verteidiger waren Menschen, die sich daran gewöhnt hatten, alles zu ertragen, und denen folglich das Gefühl fehlte für die Tiefe ihrer Wunden.

Also Leute, die zögern würden, einen Gegenschlag zu thun, aus Furcht, Lärm zu machen.

Man mußte also alles in der Vergessenheit begraben, sich den Anschein geben, als vergäße man, und sich dennoch erinnern; sich den Anschein geben, als verzeihe man, und dennoch nicht verzeihen.

Das war nicht würdig einer Königin von Frankreich, das war besonders nicht würdig einer Tochter von Maria Theresia, dieser Frau von Herz.

Kämpfen! kämpfen! das war der Rat des empörten königlichen Stolzes; aber kämpfen, war das klug? Besänftigt man die Leidenschaften des Hasses mit vergossenem Blut? war er nicht erschrecklich der Name: die Österreicherin? mußte man ihm zur Einweihung, wie es Isabeau und

Katharine von Medicis mit dem ihrigen gethan, die Bluttaufe verleihen durch eine allgemeine Schlächterei?

Und dennoch blieb, wenn Charny wahrgesprochen, der Erfolg zweifelhaft.

Kämpfen und besiegt werden? Das waren auf der Seite des politischen Unglücks die Schmerzen der Königin, die aber bei gewissen Wandlungen ihres Nachsinnens aus der Tiefe ihrer Leiden als Königin die Verzweiflung der Frau auftauchen fühlte, die sich weniger geliebt glaubt, weil sie durch ein Übermaß der Liebe verwöhnt ist.

Charny hatte das, was wir ihn sagen hörten, nicht aus Überzeugung, sondern aus Müdigkeit gesagt; er hatte, wie so viele andere, aus demselben Becher mit ihr die Verleumdungen zum Überdruß getrunken. Hatte Charny, der zum erstenmal von seiner Frau, einem bisher von ihrem Manne vergessenen Geschöpf, mit so sanften Worten gesprochen, hatte Charny vielleicht bemerkt, daß diese junge Frau immer noch schön war? Und bei diesem einzigen Gedanken, der sie brannte wie der verzehrende Biß der Natter, erkannte Marie Antoinette mit Erstaunen, das Unglück sei nichts gegen den Kummer.

Denn was das Unglück nicht hatte machen können, bewirkte der Kummer bei ihr. Die Frau sprang wütend aus dem Lehnstuhl auf. Das ganze Verhängnis dieses von Leiden bevorzugten Geschöpfs enthüllte sich in der Seelenstimmung von Marie Antoinette während dieser Nacht.

Wie zugleich dem Unglück und dem Kummer begegnen? fragte sie sich mit unablässig wieder entstehenden Beängstigungen. Sollte man sich entschließen, das königliche Leben aufgebend, in der Mittelmäßigkeit glücklich zu leben; sollte man zu seinem wahren Trianon und zu seiner Hütte, zum Frieden des Sees und zu den unbekannten Freuden der Sennerei zurückkehren; sollte man dieses ganze Volk sich in die Fetzen des Königtums teilen lassen, einige geringfügige Parzellen ausgenommen, welche die Frau mit den bestrittenen Abgaben einiger Getreuen, die durchaus Vasallen bleiben wollten, sich würde aneignen können?

Ach! hier -- fing die Schlange der Eifersucht wieder an, tiefer zu beißen.

Glücklich! wäre sie glücklich mit der Demütigung einer verachteten Liebe?

Glücklich! bei Herrn von Charny, der glücklich wäre bei irgend einer geliebten Frau, bei der seinigen vielleicht?

Doch mitten unter dieser fieberhaften Qual ein Blitz der Ruhe! mitten unter dieser bebenden Angst ein Genuß! Sollte Gott in seiner unendlichen Güte das Böse nur geschaffen haben, um das Gute schätzen zu lehren?

Andree hatte der Königin ihre Bekenntnisse gemacht, sie hatte die Schande ihres Lebens ihrer Nebenbuhlerin enthüllt; Andree hatte mit Thränen in den Augen, das Gesicht gegen die Erde gesenkt, Marie Antoinette gestanden, sie sei nicht mehr würdig der Liebe und der Achtung eines ehrlichen Mannes: Charny wird also Andree niemals lieben.

Charny weiß aber nichts, Charny wird nie etwas wissen von jener Katastrophe von Trianon und von den Folgen, die sie gehabt hat. Für Charny ist es daher, als bestände die Katastrophe gar nicht.

Und während sie diese Betrachtungen anstellte, prüfte die Königin im Spiegel ihres Gewissens ihre abnehmende Schönheit, ihre verlorene Heiterkeit, ihre entflohene Jugendfrische.

Dann kehrte sie zu Andree zurück, zu den seltsamen, beinahe unglaublichen Abenteuern, die sie ihr erzählt hatte.

Sie bewunderte die zauberhafte Kombination des Schicksals, die im Grunde von Trianon, im Schatten der Hütte oder im Kote der Bauernhäuser den kleinen Gärtnerjungen nahm, um ihn mit dem Geschick eines Edelfräuleins zu verbinden, das wiederum mit dem Geschicke einer Königin verbunden ward. Somit, sagte sie sich, somit hätte sich das in den niedrigsten Regionen verlorene Atom, durch eine Laune höherer Anziehungskräfte, ein Diamantteilchen, mit dem göttlichen Gestirne verschmolzen?

Dieser Gärtnerjunge, dieser Gilbert, war er nicht ein lebendiges Symbol von dem, was zu dieser Stunde sich ereignet, ein Mensch aus dem Volke, aus der Niedrigkeit seiner Geburt hervorgegangen, um sich mit der Politik eines großen Königreichs zu beschäftigen? ein seltsamer Schauspieler, der durch

ein Privilegium des bösen Geistes, der über Frankreich schwebte, sowohl die dem Adel angethane Beschimpfung, als den durch den Pöbel gegen das Königtum gemachten Angriff in sich personifizierte.

Dieser Gilbert, ein Gelehrter geworden, mit dem schwarzen Rocke des dritten Standes bekleidet, der Rat des Herrn Necker, der Vertraute des Königs von Frankreich, würde sich nun durch ein Spiel der Revolution mit der Frau parallel finden, der er nächtlicherweise, wie ein Dieb die Ehre gestohlen!

Wieder Weib geworden und unwillkürlich schauernd bei der Erinnerung an die klägliche Geschichte, die ihr Andree erzählt hatte, machte es sich die Königin gleichsam zur Pflicht, diesem Gilbert ins Gesicht zu schauen und durch sich selbst in den menschlichen Zügen lesen zu lernen, was Gott von der Offenbarung eines so seltsamen Charakters darin legen konnte. Und trotz des soeben erwähnten Gefühles, das sie über die Demütigung ihrer Nebenbuhlerin beinahe freudig stimmte, waltete dabei ein heftiges Verlangen ob, den Mann zu verletzen, der eine Frau so sehr ins Leid gestürzt hatte.

Dann war noch der Wunsch, ihn anzuschauen, wer weiß? vielleicht mit der Angst, die Ungeheuer einflößen, verknüpft, den außerordentlichen Mann zu bewundern, der durch ein Verbrechen sein gemeines Blut mit dem edelsten Blut Frankreichs vermischt hatte; diesen Mann, der, wie es schien, die Revolution hatte machen lassen, damit man ihm die Bastille öffne, in der er ohne diese Revolution hätte lernen müssen, es ewig zu vergessen, daß ein Mann vom Bürgerstand das Recht hat, ein Gedächtnis zu besitzen.

Durch diese fortziehende Folge ihrer Gedanken kam die Königin auf die politischen Schmerzen zurück, und sah auf einem und demselben Haupte die Verantwortlichkeit für alles, was sie gelitten, sich anhäufen.

Der Urheber der Volksrevolution, welche die königliche Gewalt durch die Zertrümmerung der Bastille erschüttert hatte, war also Gilbert, dessen Grundsätze den Billot, den Maillard, den Elie, den Hullin die Waffen in die Hände gegeben.

Gilbert war also zugleich ein giftiges und ein erschreckliches Geschöpf; giftig, denn er hatte Andree als Liebender zu Grunde gerichtet; erschrecklich, denn er hatte die Bastille als Feind zertrümmern helfen.

Man mußte ihn also kennen, um ihn zu vermeiden, oder noch besser, ihn kennen, um sich seiner zu bedienen.

Man mußte um jeden Preis diesen Mann sprechen, ihn in der Nähe sehen, ihn durch sich selbst beurteilen.

Die Nacht war zu zwei Dritteln vorüber, es schlug drei Uhr, die Morgendämmerung bleichte die Gipfel der Bäume des Parkes von Versailles und die Spitzen der Statuen.

Ein schwerer und brennender Schlaf bemächtigte sich allmählich der unglücklichen Frau. Sie fiel, den Hals zurückgeworfen, auf die Lehne eines Fauteuils beim offenen Fenster nieder.

Sie träumte, sie gehe in Trianon spazieren, und aus einem Gartenbeete komme ein Erdgeist mit fahlem Lächeln, wie man sie in deutschen Balladen trifft, hervor, und dieses höhnische Ungeheuer sei Gilbert, der gekrümmte Finger gegen sie ausstreckte. Sie stieß einen Schrei aus.

Ein Schrei antwortete auf den ihrigen, der sie aufweckte.

Frau von Tourzel hatte ihn von sich gegeben; sie war bei der Königin eingetreten und hatte, als sie Marie Antoinette entstellt und röchelnd auf einem Lehnstuhl sah, den Ausbruch ihres Schmerzes und ihrer Bestürzung nicht zurückhalten können.

Die Königin ist krank! rief sie, die Königin leidet! Soll ich einen Arzt rufen?

Die Königin öffnete die Augen; die Frage von Frau von Tourzel war just eine Antwort auf das Verlangen ihrer Neugierde.

Ja, einen Arzt, erwiderte Sie, den Doktor Gilbert, rufen Sie den Doktor Gilbert.

Wer ist der Doktor Gilbert? fragte Frau von Tourzel.

Ein neuer Quartalarzt, der, wie ich glaube, gestern bei seiner Ankunft von Amerika ernannt worden ist.

Ich weiß, wen Eure Majestät meint, bemerkte schüchtern eine von den Damen der Königin.

Nun? fragte Marie Antoinette.

Der Doktor ist im Vorzimmer des Königs.

Sie kennen ihn also?

Ja, Eure Majestät, stammelte die Dame.

Woher kennen Sie ihn denn? Er ist vor acht bis zehn Tagen von Amerika angekommen und hat gestern erst die Bastille verlassen.

Woher kennen Sie ihn? fragte gebieterisch die Königin.

Die Dame schlug die Augen nieder.

Werden Sie sich wohl entschließen, mir zu sagen, woher Sie ihn kennen?

Madame, ich habe seine Werke gelesen, und da mich seine Werke auf den Verfasser neugierig gemacht hatten, so ließ ich ihn mir heute morgen zeigen.

Ah! versetzte die Königin mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zugleich von Hochmut und von Zurückhaltung, ah! es ist gut -- da Sie ihn kennen, so sagen Sie ihm, ich sei leidend, und ich wünsche ihn zu sehen.

Die Königin ließ mittlerweile ihre Frauen eintreten, zog ein Morgenkleid an und brachte ihren Kopfputz wieder in Ordnung.

Der Arzt des Königs.

Einige Minuten, nachdem die Königin ihr Begehren ausgesprochen, erschien Gilbert, tief bewegt, doch ohne daß sich etwas auf der Oberfläche kundgab, was Marie Antoinette hätte bemerken können.

Die edle und sichere Haltung, die ausnehmende Blässe des Mannes der Wissenschaft und der Einbildungskraft, dem das Studium eine zweite Natur schafft; die feine, weiße Hand des Operateurs; das so feine, so zierliche, so wohl geformte Bein, daß keiner am Hofe ein besser modelliertes den Kennern und sogar den Kennerinnen des Oeil-de-Boeuf zeigen konnte; -- bei alledem eine Mischung von schüchterner Ehrfurcht für die Frau, von ruhiger Kühnheit gegen die Kranke, nichts für die Königin; dies waren die raschen und deutlichen Schattierungen, die Marie Antoinette mit ihrem aristokratischen Verstand in der Person des Doktors Gilbert in dem Augenblick zu lesen wußte, wo sich die Thüre öffnete, um ihn in ihr Schlafzimmer einzulassen.

Je weniger herausfordernd Gilbert in seinem Wesen war, desto mehr fühlte die Königin ihren Zorn wachsen. Sie hatte sich aus diesem Menschen einen widrigen Typus gemacht, sie hatte sich ihn natürlich und beinahe unwillkürlich einem jener Helden der Unverschämtheit ähnlich, wie sie solche häufig um sich sah, vorgestellt. Den Urheber der Leiden von Andree, diesen Bastard-Zögling von Rousseau, diese zum Mann gewordene Mißgeburt, diesen Doktor gewordenen Gärtner, diesen Philosoph und Seelenbändiger gewordenen Bäume-Abrauper, -- Marie Antoinette stellte sich ihn unwillkürlich unter den Zügen Mirabeaus, des Mannes vor, den sie nach dem Kardinal von Rohan und Lafayette am meisten haßte.

Ehe sie Gilbert gesehen, hatte es ihr geschienen, er müßte auch dem Leibe nach etwas Kolossales sein, um seine kolossale Geisteskraft im Zaum zu halten.

Als sie aber einen jungen, geraden, schlanken Mann mit ungezwungenen, eleganten Formen sah, schien ihr dieser Mann, das neue Verbrechen begangen zu haben, in seiner äußern Erscheinung eine Lüge zu sein, das heißt, ein sichtbarer Widerspruch mit seinem Innern. Gilbert, ein Mensch aus dem Volke, von dunkler, unbekannter Geburt; Gilbert, ein gemeiner Bauer, war in den Augen der Königin des Verbrechens schuldig, sich das äußere Wesen des Edelmannes und des guten Menschen angemaßt zu

haben. Die stolze Oesterreicherin, die geschworene Feindin der Lüge bei andern, entrüstete sich und faßte plötzlich einen wütenden Haß gegen das Atom, das so viele Belastungen zu ihrem Feinde machte.

Ihre Vertrauten konnten leicht sehen, daß ein Orkan voller Blitze und Donner in der Tiefe ihres Herzens tobte.

Doch wie hätte ein menschliches Geschöpf, und wäre es eine Frau gewesen, unter diesem Flammenwirbel von Zorn und Grimm der Spur der seltsamen entgegengesetzten Gefühle folgen können, die im Gehirn der Königin aneinander stießen, und ihr die Brust von allen den tödlichen Giften anschwellten, die Homer beschreibt?

Die Königin entließ mit dem Blick alle Welt, selbst Frau von Misery. Jedermann entfernte sich.

Die Königin wartete, bis die Thüre hinter der letzten Person geschlossen war; dann richtete sie die Augen wieder auf Gilbert, und bemerkte, daß er nicht aufgehört hatte, sie anzuschauen.

So viel Kühnheit brachte sie außer sich.

Dieser Blick des Doktors war scheinbar harmlos; aber stät und fortdauernd, sich absichtlich einbohrend, wurde er dergestalt lästig, daß sich Marie Antoinette genötigt fühlte, dagegen zu kämpfen.

Nun! mein Herr, sagte sie mit der Brutalität eines Pistolenschusses, was stehen Sie so vor mir und schauen mich an, statt mir zu sagen, woran ich leide?

Diese wütende Anrede, verstärkt durch die Blitze des Blickes, hätten jeden Höfling der Königin niedergeschmettert, zu den Füßen von Marie Antoinette um Gnade flehend, einen Marschall von Frankreich, einen Helden, einen Halbgott fallen gemacht.

Gilbert aber antwortete ruhig: Durch die Augen, Madame, urteilt der Arzt zuerst. Wenn ich Eure Majestät, die mich hat rufen lassen, anschaue, so

befriedige ich nicht eine leere Neugierde, ich treibe mein Gewerbe, ich gehorche Ihren Befehlen.

So haben Sie mich studiert?

Soviel es in meiner Macht war, Madame.

Bin ich krank?

Nicht in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Eure Majestät leidet an einer Ueberreizung.

Ah! ah! versetzte Marie Antoinette spöttisch, warum sagen Sie nicht lieber kurzweg, ich sei zornig?

Eure Majestät, da sie einen Arzt hat rufen lassen, wird wohl erlauben, daß sich der Arzt des medizinischen Ausdruckes bedient.

Gut. Und woher diese Ueberreizung?

Eure Majestät hat zu viel Geist, um nicht zu wissen, daß der Arzt mittelst seiner Erfahrungen und Ueberlieferungen des Studiums bloß das materielle Uebel errät, daß er aber kein Wahrsager ist, um beim ersten Anblick die menschlichen Seelen ergründen zu können.

Damit meinen Sie, beim zweiten oder dritten Male können Sie sagen, nicht nur, was ich leide, sondern auch, was ich denke?

Vielleicht, Madame, erwiderte Gilbert kalt.

Die Königin hielt bebend inne; man sah auf ihren Lippen das Wort bereit, brausend und zerfressend hervorzuspringen.

Sie bezwang sich.

Man muß Ihnen glauben, sagte sie, Ihnen, einem gelehrten Mann.

Und sie betonte diese letzten Worte mit einer so grimmigen Verachtung, daß auch das Auge Gilberts vom Feuer des Zorns zu flammen schien.

Doch eine Sekunde des Kampfes genügte für diesen Mann, daß er sich selbst besiegte.

Die Stirne ruhig und das Wort frei, antwortete er alsbald:

Eure Majestät ist allzu gütig, daß sie das Patent eines gelehrten Mannes bewilligt, ohne mein Wissen erprobt zu haben. Die Königin biß sich auf die Lippen.

Sie begreifen, daß ich nicht weiß, ob Sie gelehrt sind, erwiderte sie, aber man behauptet es, und ich sage es aller Welt nach.

Ei! sprach Gilbert ehererbietig, während er sich tiefer verbeugte, als er es vorher gethan hatte, Eure Majestät, ein Verstand wie der Ihre sollte nicht blindlings wiederholen, was der gemeine Haufen behauptet.

Sie wollen sagen, das Volk? versetzte die Königin übermütig.

Der gemeine Haufen, Madame, erwiderte Gilbert mit einer Festigkeit, die das Herz der für unbekannte Bewegungen so schmerzlich empfänglichen Frau beben machte.

Streiten wir nicht hierüber, sagte sie. Man nennt Sie gelehrt, das ist das Wesentliche. Wo haben Sie studiert?

Ueberall, Madame.

Das ist keine Antwort.

Nirgends also.

Ich höre das lieber. Sie haben nirgends studiert?

Wie es Ihnen beliebt, Madame, antwortete der Doktor, sich verbeugend. Und dennoch ist das minder genau, als zu sagen: überall.

So antworten Sie, rief die Königin außer sich, und ich bitte besonders, Herr Gilbert, verschonen Sie mich mit diesen Phrasen.

Dann fügte sie bei, als spräche sie mit sich selbst: Ueberall! Was soll das bedeuten? Das ist das Wort eines Charlatans, eines Empirikers, eines Arztes der öffentlichen Plätze. Beabsichtigen Sie etwa, mir durch großartig klingende Silben zu imponieren?

Und mit glühenden Augen und bebenden Lippen streckte sie einen Fuß aus.

Ueberall! führen Sie einiges an, Herr Gilbert, führen Sie einzelnes an.

Ich habe gesagt, überall, antwortete Gilbert kalt, weil ich in der That überall studiert habe: im Palast und in der Hütte, in der Stadt und in der Wüste, an uns und am Tier, an mir und an andern, wie es sich geziemt für einen Mann, der die Wissenschaft liebt und sie überall nimmt, wo sie ist, das heißt überall.

Besiegt, schleuderte die Königin Gilbert einen furchtbaren Blick zu, indes der Doktor seinerseits sie mit einer in Verzweiflung setzenden Starrheit anschaute.

Sie schüttelte sich krampfhaft und warf, indem sie sich umwandte, den kleinen Gueridon um, auf dem man ihr ihre Chokolade in einer Tasse von Sevres serviert hatte.

Gilbert sah den Tisch fallen, sah die Tasse zerbrechen, rührte sich aber nicht.

Die Röte stieg Marie Antoinette zu Gesicht; sie fuhr mit einer kalten, feuchten Hand an ihre brennende Stirne und war im Begriff, die Augen abermals zu Gilbert aufzuschlagen, wagte es aber nicht.

Nun schützte sie für sich selbst eine Verachtung vor, die größer sein sollte, als der Uebermut.

Und unter welchem Meister haben Sie studiert? fuhr die Königin, das Gespräch da, wo sie es gelassen hatte, wieder aufnehmend, fort.

Ich weiß nicht, wie ich Eurer Majestät antworten soll, ohne Gefahr zu laufen, sie abermals zu verwunden.

Die Königin fühlte den Vorteil, den ihr Gilbert geboten, und warf sich darauf wie eine Löwin.

Mich verwunden! Sie mich verwunden! rief sie. Oh! mein Herr, was sagen Sie da? Sie eine Königin verwunden! Sie täuschen sich, das schwöre ich Ihnen. Ah! Herr Doktor Gilbert, Sie haben die französische Sprache nicht an so guten Quellen studiert, wie die Arzneikunde. Man verwundet die Leute von meinem Stande nicht, Herr Doktor Gilbert, man ermüdet sie nur.

Gilbert verbeugte sich und machte einen Schritt nach der Thüre, doch ohne daß es der Königin möglich war, in seinem Gesicht die geringste Spur von Zorn, das kleinste Zeichen von Ungeduld zu entdecken.

Die Königin stampfte im Gegenteil vor Wut mit dem Fuß; sie machte einen Sprung, als wollte sie Gilbert zurückhalten.

Er begriff.

Verzeihen Sie, Madame, sagte er. Es ist wahr, ich beging das unverzeihliche Unrecht, zu vergessen, daß ich als Arzt vor eine Kranke gerufen bin. Entschuldigen Sie: ich werde mich fortan dessen erinnern.

Und er blieb.

Eure Majestät, fuhr er fort, scheint mir einer Nervenkrise nahe zu sein. Ich möchte sie bitten, sich dieser Neigung nicht hinzugeben; bald wäre sie nicht mehr Meisterin darüber. In diesem Augenblick muß der Puls stocken, das Blut fließt zum Herzen zurück: Eure Majestät leidet. Eure Majestät ist dem Ersticken nahe, und vielleicht wäre es klug, wenn sie eine von ihren Frauen rufen ließe.

Die Königin ging einmal im Zimmer auf und ab, setzte sich dann wieder und fragte: Sie heißen Gilbert?

Gilbert, ja, Madame.

Das ist seltsam! Ich habe eine Jugenderinnerung, deren sonderbare Existenz, wenn ich sie Ihnen mitteilte, *Sie* ohne Zweifel sehr *verwunden*

würde. Doch gleichviel! verwundet, würden Sie sich heilen. Sie, der Sie nicht minder solider Philosoph, als gelehrter Arzt sind, fügte die Königin bei.

Und sie lächelte spöttisch.

So ist es gut, Madame, sagte Gilbert, lächeln Sie und bezähmen Sie allmählig Ihre Nerven durch den Spott. Es ist eines der schönsten Vorrechte des verständigen Willens, sich in solcher Weise selbst zu befehlen. Bezähmen Sie, Madame, bezähmen Sie, doch ohne zu zwingen.

Diese Vorschrift des Arztes wurde mit einem so freundlichen und gutmütigen Wesen gegeben, daß die Königin, obgleich sie die Ironie fühlte, über das, was Gilbert ihr gesagt, nicht böse werden konnte.

Nur nahm sie den Angriff wieder auf, wo sie sich darin unterbrochen hatte, und sprach:

Hören Sie also die Jugenderinnerung, von der ich rede.

Gilbert verbeugte sich zum Zeichen, daß er höre.

Die Königin raffte sich zusammen, heftete ihren Blick auf den seinigen und sagte:

Ich war damals Dauphine und wohnte in Trianon. Es befand sich da in dem Garten ein kleiner, ganz schwarzer, erdfarbiger, sehr verdrießlicher Junge, eine Art von kleinem Jean Jacques, der mit seinen gekrümmten Pfoten jätete, abraupte, grub. Er hieß Gilbert.

Das war ich, Madame, sagte der Doktor phlegmatisch.

Sie? versetzte Marie Antoinette mit einem Ausdrucke des Hasses. Ich hatte also recht! Sie sind also kein Mann der Studien!

Ich denke, da Eure Majestät ein so gutes Gedächtnis hat, so erinnert sie sich wohl auch der Epoche, sagte Gilbert. Es war, wenn ich mich nicht täusche, im Jahr 1772, als der kleine Gärtnerjunge, von dem Eure Majestät spricht, in den Blumenbeeten von Trianon die Erde umgrub, um seinen

Lebensunterhalt zu verdienen. Wir sind im Jahre 1789. Die Dinge, die Sie berühren, Madame, sind folglich vor siebzehn Jahren vorgefallen. Das sind viele Jahre in der Zeit, in der wir leben. Das ist mehr, als man braucht, um aus einem Wilden einen Gelehrten zu machen, die Seele und der Geist entwickeln sich rasch in gewissen Verhältnissen, wie die Pflanzen und die Blumen im warmen Gewächshaus frühzeitig treiben; die Revolutionen, Madame, sind die warmen Treibhäuser der Intelligenz. Eure Majestät schaut mich an, und trotz der Schärfe ihres Blickes bemerkt sie nicht, daß das Kind von sechzehn Jahren nunmehr ein Mann von dreiunddreißig ist; sie hat also unrecht, sich zu wundern, daß der unwissende, der unschuldige kleine Gilbert unter dem Flammenhauch von zwei Revolutionen ein Gelehrter und ein Philosoph geworden ist.

Unwissend, das mag sein; doch unschuldig, unschuldig haben Sie gesagt, rief die Königin im höchsten Grade aufgeregt, ich glaube, Sie haben den kleinen Gilbert unschuldig genannt!

Habe ich mich getäuscht, Madame, oder diesen kleinen Knaben mit einer Eigenschaft begabt, die er nicht besaß, so begreife ich nicht, inwiefern Eure Majestät es besser wissen kann, als ich, daß er den entgegengesetzten Fehler hatte.

Oh! das ist etwas andres, sagte die Königin verdüstert; vielleicht werden wir eines Tages hiervon sprechen; doch mittlerweile, ich bitte Sie, kommen wir auf den Mann zurück, auf den gelehrten Mann, auf den vervollkommneten Mann, auf den vollkommenen Mann, den ich vor Augen habe.

Dieses Wort *vollkommen* nahm Gilbert nicht auf. Er begriff zu sehr, daß es eine neue Beleidigung war.

Kommen wir auf ihn zurück, Madame, antwortete Gilbert einfach, und sagen Sie, in welcher Absicht Eure Majestät ihm den Befehl hat zukommen lassen, bei ihr zu erscheinen.

Sie schlagen sich zum Arzt des Königs vor. Sie begreifen aber, mein Herr, daß mir die Gesundheit meines Gemahls zu sehr am Herzen liegt, um sie einem Manne anzuvertrauen, den ich nicht ganz genau kenne.

Ich habe mich vorgeschlagen, Madame, und ich bin angenommen worden, ohne daß Eure Majestät mit Recht den geringsten Verdacht hinsichtlich meiner Fähigkeit oder meines Eifers fassen kann. Ich bin hauptsächlich politischer Arzt, Madame, empfohlen durch Herrn Necker. Was das übrige betrifft, wenn der König je meiner Wissenschaft bedarf, so werde ich ihm, soweit das menschliche Wissen dem Werke des Schöpfers zu nützen vermag, auch ein guter physischer Arzt sein. Was ich aber besonders dem König sein werde, Madame -- außer dem guten Rat und dem guten Arzt -- das ist ein guter Freund.

Ein guter Freund! rief die Königin mit einem neuen Ausbruch von Verachtung; Sie, mein Herr, ein Freund des Königs!

Sicherlich, antwortete Gilbert ruhig; warum nicht, Madame?

Ah! ja, immer kraft Ihrer geheimen Gewalten, mit Hilfe Ihrer verborgenen Wissenschaft, murmelte sie. Wer weiß? wir haben die Jacques und die Maillotin gesehen; wir kehren vielleicht zum Mittelalter zurück! Sie rufen die Liebestränke und die Zaubermittel wieder ins Leben. Sie werden Frankreich durch die Magie regieren; Sie werden Faust oder Nikolas Flamel sein.

Ich habe diese Anmaßung nicht, Madame.

Ei, schade, daß Sie sie nicht haben, mein Herr! Wie viel Ungeheuer würden Sie auf der Schwelle unsrer Hölle einschläfern!

Als sie das Wort sprach: Sie würden *einschläfern*, heftete die Königin ihren Blick forschernder als je auf den Doktor.

Diesmal errötete Gilbert unwillkürlich.

Das war eine unbeschreibliche Freude für Marie Antoinette. Sie fühlte, daß diesmal der Schlag, den sie gethan, wirklich verwundet hatte.

Denn Sie schläfern ein, fuhr sie fort; Sie, der Sie überall und über alles studiert haben, Sie haben ohne Zweifel die Wissenschaft des Magnetismus mit den Einschläferern unsres Jahrhunderts studiert, mit diesen Leuten, die

aus dem Schlafe einen Verrat machen und die Geheimnisse der andern in ihrem Schlafe lesen?

In der That, Madame, ich habe oft und lange unter dem gelehrten Cagliostro studiert.

Ja, unter demjenigen, welcher diesen moralischen Diebstahl, von dem ich soeben sprach, ausübte und seine Adepten ausüben ließ, unter demjenigen, welcher mit Hilfe dieses magischen und, wie ich ihn nennen muß, schändlichen Schlafes den einen die Seelen, den andern die Leiber gestohlen hat.

Gilbert begriff abermals und erbleichte diesmal, statt zu erröten. Die Königin bebte darob vor Freude bis in die Tiefe ihres Herzens.

Ah! Elender, murmelte sie, ich habe dich auch verwundet, und ich sehe das Blut.

Doch die tiefsten Gemütsbewegungen blieben auf dem Angesicht Gilberts nicht lange bemerkbar. Er näherte sich der Königin, die ihn, erfreut über ihren Sieg, vermessen anschaute. Madame, sagte er, Eure Majestät würde sich sehr im Unrecht befinden, den gelehrten Männern, von denen Sie sprechen, den schönsten Gehalt ihrer Wissenschaft streitig zu machen, diese Macht, nicht Opfer, sondern *Unterthanen* durch den Magnetismus einzuschläfern; sie würde besonders im Unrecht sein, wenn sie ihnen das Recht nicht einräumen wollte, durch alle möglichen Mittel eine Entdeckung zu verfolgen, deren Gesetze, einmal anerkannt und geregelt, vielleicht berufen sind, die Welt zu revolutionieren.

Während er sich der Königin näherte, hatte sie Gilbert ebenfalls mit jener Willensmacht angeschaut, der die nervöse Andree unterlegen war.

Die Königin fühlte, daß bei der Annäherung dieses Mannes ein Schauer ihre Adern durchlief.

Schande! sagte sie, Schande über die Menschen, die gewisse finstere und geheime Kunstgriffe mißbrauchen, um die Seelen oder die Leiber zu verderben ... Schande über diesen Cagliostro!

Oh! erwiderte Gilbert mit einem gefühlvollen Ausdruck, hüten Sie sich, Madame, im Urteil über die Fehler der menschlichen Geschöpfe gar so übermäßig streng zu sein.

Mein Herr!

Jedes menschliche Geschöpf, Madame, ist dem Irrtum unterworfen; jedes Geschöpf schadet dem Geschöpfe, und ohne den individuellen Egoismus, der die allgemeine Sicherheit bildet, wäre die Welt ein weites Schlachtfeld. Diejenigen sind die Besten, die gut sind, das ist das Ganze. Andre würden Ihnen sagen: Diejenigen sind die Besten, die minder schlecht sind. Die Nachsicht muß größer sein, Madame, je höher der Richter steht. Von Ihrem Throne herab, haben Sie weniger als irgend jemand das Recht, streng gegen die Fehler andrer zu sein. Auf dem Throne der Erde sollen Sie die höchste Nachsicht sein, wie auf dem Throne des Himmels Gott die höchste Barmherzigkeit ist.

Mein Herr, ich schaue meine Rechte und besonders meine Pflichten mit einem andern Auge an, als Sie: ich bin auf dem Throne, um zu strafen und zu belohnen.

Ich glaube nicht, Madame. Meiner Ansicht nach sind Sie als Frau und Königin auf dem Thron, um zu versöhnen und zu verzeihen.

Ich denke, Sie moralisieren nicht, mein Herr.

Sie haben recht, Madame, und ich antworte nur Eurer Majestät. Ich entsinne mich dieses Cagliostro zum Beispiel, von dem Sie vorhin sprachen und dem Sie seine Wissenschaft streitig machten, -- und diese Erinnerung ist älter als die Ihrige aus Trianon, -- ich entsinne mich, daß er in den Gärten des Schlosses Taverney Gelegenheit hatte, der Dauphine von Frankreich eine Probe von seiner Wissenschaft, ich weiß nicht welche, zu geben, von der sie ein tiefes Andenken bewahrt haben muß; denn diese Probe hatte einen grausamen Eindruck auf sie gemacht, dergestalt, daß sie in Ohnmacht fiel.

Das war nun auch ein Schlag von Gilbert; er schlug allerdings auf den Zufall, doch der Zufall bediente ihn, und er schlug so richtig, daß die Königin entsetzlich bleich wurde.

Ja, sagte sie mit einer heiseren Stimme, ja, er hat mich im Traume eine abscheuliche Maschine sehen lassen; doch wüßte ich bis jetzt nicht, daß diese Maschine in Wirklichkeit existiert.

Ich weiß nicht, was er Sie hat sehen lassen, Madame, erwiderte Gilbert, zufrieden mit der Wirkung, die er hervorgebracht: doch ich weiß, daß man den Gelehrtentitel einem Mann nicht abstreiten kann, der über andre, über Menschen seinesgleichen, eine solche Gewalt ausübt.

Seinesgleichen ... murmelte verächtlich die Königin.

Es mag sein, daß ich mich täusche, versetzte Gilbert; und seine Macht ist um so größer, als er den Kopf der Könige und Fürsten der Erde, unter dem Joche der Angst, zu seinem Standpunkt niederbeugt.

Schändlich! schändlich sind diejenigen, sage ich Ihnen, welche die Schwäche oder die Leichtgläubigkeit mißbrauchen.

Schändlich, sagen Sie, seien diejenigen, welche von der Wissenschaft Gebrauch machen?

Schimären, Lügen, Erbärmlichkeiten!

Was will das besagen? fragte Gilbert ruhig.

Das will besagen, daß Cagliostro ein erbärmlicher Charlatan, und daß sein angeblicher magnetischer Schlaf ein Verbrechen ist.

Ein Verbrechen!

Ja, ein Verbrechen, fuhr die Königin fort, denn er ist das Resultat eines Trankes, einer Vergiftung, deren Urheber die menschliche Gerechtigkeit, die ich vertrete, zu erreichen und zu bestrafen wissen wird. Madame, versetzte Gilbert mit derselben Geduld, wenn ich bitten darf, etwas Nachsicht für diejenigen, welche in dieser Welt gefehlt haben.

Ah! Sie gestehen also?

Die Königin täuschte sich und glaubte nach der Sanftheit von Gilberts Stimme, er flehe für sich selbst.

Sie täuschte sich; das war ein Vorteil, den sich Gilbert wohlweislich nicht entschlüpfen ließ.

Wie! rief er, während er sein entflammtes Auge, unter dem Marie Antoinette ihren Blick wie vor einem blendenden Sonnenstrahl niederzuschlagen genötigt war, weit öffnete.

Die Königin ward betroffen, strengte sich aber gegen sich selbst an und sagte: Man fragt eine Königin ebensowenig, als man sie verwundet, erfahren Sie dies abermals, Sie, der Sie Ankömmling bei Hofe sind; doch Sie sprachen, wie mir scheint, von denjenigen, welche gefehlt haben, und verlangten Nachsicht von mir.

Ach! Madame, welches ist das vorwurfsfreie menschliche Geschöpf? Ist es vielleicht dasjenige, welches sich in dem tiefen Rückenschild seines Gewissens so wohl zu verschließen weiß, daß der Blick der andern nicht einzudringen imstande ist? Das ist es, was man häufig die Tugend nennt. Seien Sie nachsichtig, Madame.

Hernach, versetzte unklug die Königin, hernach giebt es also keine tugendhafte Geschöpfe für Sie, mein Herr, für Sie, den Zögling der Männer, deren Blick die Wahrheit aus der Tiefe der Gewissen hervorholt?

Das ist wahr, Madame.

Sie brach in ein Gelächter aus, ohne entfernt darauf bedacht zu sein, die Verachtung, die dieses Gelächter in sich schloß, zu verbergen.

Oh! ich bitte, mein Herr, rief sie, wollen Sie sich doch erinnern, daß Sie nicht auf einem öffentlichen Platze mit blödsinnigen Bauern oder Patrioten sprechen.

Ich weiß, mit wem ich spreche, Madame, glauben Sie mir das, erwiderte Gilbert.

Dann mehr Achtung, mein Herr, oder mehr Geschicklichkeit! Durchgehen Sie selbst Ihr ganzes Leben, sondieren Sie die Tiefen dieses Gewissens, das auch die Männer der Thaten, trotz ihres Genies und ihrer Erfahrung, als ein Gemeingut der Sterblichen besitzen müssen; erinnern Sie sich wohl alles dessen, was Sie niedriges, schädliches, strafbares gedacht, alles dessen, was Sie an Grausamkeiten, an Attentaten, an Verbrechen sogar begangen haben können. Unterbrechen Sie mich nicht, und wenn Sie die Summe von alledem gemacht haben werden, Herr Doktor, so beugen Sie das Haupt, werden Sie demütig, nähern Sie sich nicht mit diesem frechen Stolz der Wohnung der Könige, die wenigstens bis zu einer neuen Ordnung der Dinge -- von Gott eingesetzt sind, um die Seelen der Verbrecher zu ergründen, die Falten der Gewissen zu erforschen und ohne Mitleid, wie ohne Appellation, die Strafen auf die Schuldigen anzuwenden ... Das ist es, mein Herr, was sich für Sie zu thun geziemt, fuhr die Königin fort. Man wird Ihnen für Ihre Reue Dank wissen. Glauben Sie mir, das beste Mittel, eine Seele, die so krank ist, wie die Ihrige, zu heilen, wäre, in der Einsamkeit zu leben, fern von den Größen, die den Menschen falsche Ideen von ihrem eigenen Werte geben. Ich würde Ihnen also raten, sich nicht dem Hofe zu nähern und darauf zu verzichten, den König bei seinen Krankheiten zu pflegen. Sie haben eine Kur zu machen, für die Ihnen Gott mehr Dank wissen wird, als für irgend eine fremde Kur: Ihre eigene. Das Altertum hatte ein Sprichwort hierüber: *Ipse cura medici*.

Statt sich gegen diesen Vorschlag zu empören, den die Königin als den unangenehmsten der Schlüsse betrachtete, antwortete Gilbert mit sanftem Ton: Madame, ich habe schon alles gethan, was mir Eure Majestät zu thun empfiehlt.

Und was haben Sie gethan, mein Herr?

Ich habe nachgedacht.

Ueber Sie selbst?

Ueber mich, ja, Madame.

Und in Beziehung auf Ihr Gewissen?

Besonders in Beziehung auf mein Gewissen, Madame.

Glauben Sie dann, ich sei hinreichend von dem unterrichtet, was Sie darin gesehen haben?

Ich weiß nicht, was mir Eure Majestät sagen will, doch ich vermute es; wie oft muß ein Mensch von meinem Alter Gott beleidigt haben!

Wahrhaftig, Sie sprechen von Gott?

Ja. Warum nicht?

Ein Philosoph! Glauben die Philosophen an Gott?

Ich spreche von Gott und glaube an ihn.

Und Sie entfernen sich nicht?

Nein, ich bleibe, Madame.

Herr Gilbert, nehmen Sie sich in acht, rief die Königin.

Und ihr Gesicht nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck von Drohung an.

Oh! ich habe wohl nachgedacht, Madame, und durch diese Erwägungen bin ich zum Bewußtsein gekommen, daß ich nicht weniger wert bin, als ein andrer: Jeder hat seine Sünden. Diese Grundwahrheit habe ich einsehen gelernt, nicht, indem ich die Bücher durchblätterte, sondern indem ich das Gewissen andrer durchforschte.

Diese Grundwahrheit ist wahrscheinlich universell und unfehlbar? versetzte die Königin spottend.

Ach! Madame, wenn nicht universell, wenn nicht unfehlbar, so doch wenigstens sehr heilsam im menschlichen Elend, sehr erprobt in tiefen Schmerzen. Und das ist so wahr, daß ich Ihnen sagen würde, -- wenn ich nur den Kreis Ihrer ermüdeten Augen, wenn ich nur die Linie, die sich von einer Ihrer Brauen zur andern zieht, wenn ich nur die Falte sehe, welche die Winkel Ihres Mundes zusammenzieht, -- daß ich Ihnen sagen würde,

Madame, wie viel strenge Prüfungen Sie ausgestanden haben, wie oft Ihr Herz vor Bangigkeit geschlagen, wie viel geheimen Freuden dieses Herz sich hingegeben hat, um getäuscht zu erwachen. Dies alles, Madame, wenn Sie es wünschen sollten, kann ich Ihnen sagen. Ich werde es Ihnen sagen mit der Sicherheit, nicht Lügen gestraft zu werden; ich werde es Ihnen offenbaren, indem ich bloß einen Blick auf Sie hefte, der lesen kann und will. Und wenn Sie das Gewicht dieses Blickes, wenn Sie das Blei dieser Forschgierde in die Tiefe Ihrer Seele eindringen fühlen, wie das Meer das Blei der Sonde fühlt, die in seine Abgründe eindringt, dann werden Sie begreifen, Madame, daß ich viel vermag, und daß man mir, wenn ich mich ruhig verhalte, Dank wissen muß, statt mich zum Kriege herauszufordern.

Diese Sprache, unterstützt durch einen entsetzlich unbeugsamen, herausfordernden Willen des Mannes gegen die Frau; diese Verachtung aller Etikette in Gegenwart der Königin machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf Marie Antoinette.

Sie fühlte es wie einen kalten Nebel auf ihre Stirn fallen und ihre Ideen vereisen; sie fühlte ihren Haß in Schrecken verwandelt, ließ ihre Hände ermattet fallen und machte einen Schritt rückwärts, um der Annäherung dieser unbekannten Gefahr zu entfliehen.

Und nun, Madame, sprach Gilbert, der klar sah, was in ihr vorging, begreifen Sie, daß es mir sehr leicht ist, zu erfahren, was Sie vor aller Welt verbergen und was Sie sogar vor sich selbst verbergen; begreifen Sie, daß es mir leicht ist, Sie auf diesem Stuhle auszustrecken, den Ihre Finger instinktartig suchen, um eine Stütze daran zu finden.

Oh! machte die Königin erschrocken, denn sie fühlte unbekannte Schauer bis in ihr Herz eindringen.

Ich darf nur ein Wort in mich selbst hineinsprechen, das ich nicht sagen will, fuhr Gilbert fort, ich darf nur einen Willen befestigen, auf den ich verzichte, und Sie fallen niedergedonnert in meine Gewalt. Sie zweifeln, Madame; oh! zweifeln Sie nicht. Sie würden mich vielleicht versuchen, und wenn Sie mich einmal versuchen! Doch nein, nicht wahr, Sie zweifeln nicht?

Halb zurückgeworfen, stöhnend, beklommen, verwirrt, klammerte sich die Königin mit der Energie der Verzweiflung und der Wut einer nutzlosen Verteidigung an die Lehne ihres Stuhles an.

Oh! fuhr Gilbert fort, glauben Sie mir, Madame, wenn ich nicht der ehrerbietigste, der ergebenste, der fußfälligste Ihrer Unterthanen wäre, so würde ich Sie durch ein furchtbares Experiment überzeugen. Aber seien Sie unbesorgt! Ich neige mich in Demut; sage ich Ihnen, einen Gedanken zu haben, der Ihren Gedanken nur oberflächlich antastet, ich würde mich eher töten, als daß ich Ihre Seele zu beengen suchte.

Mein Herr, mein Herr, rief die Königin, indem sie mit ihren Armen die Luft schlug, als wollte sie Gilbert, der mehr als drei Schritte von ihr entfernt stand, zurückstoßen.

Und dennoch haben Sie mich in die Bastille einsperren lassen, fuhr Gilbert fort. Sie bedauern es nur, daß Sie erstürmt ist, weil das Volk mir die Thore geöffnet hat. Ihr Haß bricht in Ihren Augen gegen einen Mann aus, dem Sie persönlich nichts vorzuwerfen haben. Und sehen Sie, ich fühle es, seitdem ich den Einfluß abspanne, mit dem ich Sie im Zaume hielt -- wer weiß, ob Sie nicht mit dem freien Atemzug wieder den Zweifel in sich aufnehmen!

In der That, seitdem Gilbert nachließ, ihr mit Blick und Hand zu befehlen, hatte sich Marie Antoinette beinahe drohend wieder erhoben, wie der Vogel, der, von der Erstickung der Luftpumpe befreit, seinen Gesang und seinen Flug wieder zu beginnen versucht.

Ah! Sie zweifeln; Sie spotten; Sie verachten. Soll ich Ihnen die entsetzliche Idee mitteilen, die mir durch den Kopf gegangen ist? Hören Sie, Madame, was ich zu thun im Begriffe war: ich wollte Sie verurteilen, mir Ihre innersten Leiden, Ihre verborgensten Gedanken zu enthüllen; ich wollte Sie nötigen, sie hier auf diesem Tisch, den Sie in diesem Augenblick berühren, aufzuschreiben; und wenn Sie später erwachend zu sich gekommen wären, hätte ich Ihnen durch Ihre Handschrift bewiesen, wie wenig schimärisch die Macht ist, die Sie zu bestreiten scheinen; wie echt besonders die Geduld -- soll ich es sagen? ja, ich werde es sagen -- die Großmut des Mannes ist, den Sie beleidigt haben, den Sie seit einer Stunde fortwährend beleidigen, ohne

daß er Ihnen einen Augenblick das Recht oder den Vorwand dazu gegeben hat.

Mich nötigen, zu schlafen, mich zwingen, im Schlafe zu sprechen, mich! rief die Königin, völlig erbleichend. Sie hätten das gewagt, mein Herr? Kennen Sie den Umfang der Drohung, die Sie gegen mich aussprechen? Das ist ein Verbrechen der beleidigten Majestät, mein Herr. Bedenken Sie, das ist ein Verbrechen, das ich, sobald ich wieder erwacht und in den Besitz meiner selbst gelangt wäre, mit dem Tode hätte bestrafen lassen.

Madame, erwiderte Gilbert, die schwindelhafte Aufregung der Königin mit dem Blicke verfolgend, beeilen Sie sich nicht, anzuklagen und besonders zu drohen. Gewiß hätte ich Eure Majestät eingeschläfert; gewiß hätte ich der Frau alle ihre Geheimnisse entrissen; doch sicherlich, glauben Sie mir, wäre es nicht bei einer Gelegenheit, wie diese, geschehen. Es wäre nicht bei einem Alleinsein der Königin mit ihrem Unterthan, der Frau mit einem fremden Manne geschehen; nein, ich hätte die Königin eingeschläfert, das ist wahr, und nichts wäre mir leichter gewesen; doch ich hätte mir nicht erlaubt, sie einzuschläfern, hätte mir nicht erlaubt sie sprechen zu machen, ohne einen Zeugen zu haben.

Einen Zeugen?

Ja, Madame, einen Zeugen, der getreu alle Ihre Worte, alle Ihre Geberden, kurz alle Einzelheiten der Szene, die ich hervorgerufen, aufgenommen hätte, um Ihnen selbst nach Vollendung dieser Szene nicht einen Augenblick einen Zweifel zu lassen.

Einen Zeugen? wiederholte die Königin erschrocken, und wer wäre dieser Zeuge gewesen? Bedenken Sie, mein Herr, das Verbrechen würde sich verdoppelt haben, denn in diesem Fall hätten Sie sich einen Mitschuldigen beigesellt.

Und wenn dieser Mitschuldige, Madame, kein andrer, als der König selbst gewesen wäre? versetzte Gilbert.

Der König? rief Marie Antoinette mit einem Schrecken, der die Gattin energischer verriet, als es das Bekenntnis der Somnambule hätte tun

können. Oh! Herr Gilbert! Herr Gilbert!

Der König, fügte Gilbert ruhig bei, der König, Ihre Stütze, Ihr natürlicher Verteidiger, der König, der Ihnen bei Ihrem Erwachen, Madame, erzählt hätte, wie ehrerbietig und stolz zugleich ich der allerverehrtesten Fürstin gedient, meine Wissenschaft zu beweisen.

Und nachdem Gilbert diese Worte gesprochen, ließ er der Königin volle Zeit, um über ihre Tiefe nachzusinnen.

Die Königin verharrte einige Minuten in einem Stillschweigen, das nur das Geräusch ihres schweren Atems unterbrach.

Mein Herr, sprach sie endlich, nach allem, was Sie mir gesagt haben, müssen Sie ein Todfeind sein ...

Oder ein feuerfester Freund, Madame.

Unmöglich, mein Herr, die Freundschaft kann nicht neben der Furcht oder dem Mißtrauen leben.

Die Freundschaft, Madame, im Verhältnis des Untertans zur Königin, kann nur durch das Vertrauen leben, das der Unterthan einflößt. Nicht wahr, Sie werden sich schon gesagt haben, daß derjenige unmöglich ein Feind ist, der sich schon beim ersten Wort das Mittel zu schaden entreißen läßt, ganz besonders, wenn er sich die Waffen des ersten Angriffs verbietet?

Was Sie da sagen, mein Herr, darf man daran glauben? versetzte die Königin mit Aufmerksamkeit und Bangigkeit, indem sie Gilbert mit einer forschenden Miene anschaute.

Warum sollten Sie nicht daran glauben, Madame, da Sie alle Beweise von meiner Aufrichtigkeit haben? Man ist veränderlich, mein Herr, man ist veränderlich!

Madame, ich habe das Gelübde getan, das gewisse in der Handhabung gefährlicher Waffen ausgezeichnete Männer taten, ehe sie ins Feld zogen. Ich werde meine Vorteile immer nur benützen, um das Unrecht, das man

mir antun will, zurückzuschlagen, *garnicht für den Angriff, sondern für die Verteidigung*. Das ist mein Wahlspruch.

Ach! seufzte die Königin.

Ich verstehe Sie, Madame. Es ist schmerzlich für Sie, Ihre Seele in den Händen des Arztes zu sehen, für Sie, die Sie sich zuweilen empörten, ihm Ihren Körper zu überlassen. Fassen Sie Mut. Derjenige will Ihnen wohl raten, welcher Ihnen heute den Beweis von Langmut gegeben, den Sie von mir erhalten haben. Ich will Sie lieben, Madame; ich will daß man Sie liebe. Die Ideen, die ich schon dem König gegeben, werde ich Ihnen erörtern.

Doktor, nehmen Sie sich in acht! versetzte ernst die Königin; Sie haben mich in der Falle gefangen, nachdem Sie dem Weibe bange gemacht, glauben Sie die Königin beherrschen zu können?

Nein, Madame, erwiderte Gilbert, ich bin kein elender Spekulant. Ich habe meine Ideen, ich begreife, daß Sie die Ihrigen haben. Ich weise von diesem Augenblick an die Beschuldigung zurück, die Sie ewig gegen mich vorbringen würden, die Beschuldigung, ich habe Sie in Schrecken gesetzt, um Ihre Vernunft zu unterjochen. Ich sage mehr: Sie sind die erste Frau, in der ich gleichzeitig alle Leidenschaften des Weibes und alle Herrscherfähigkeiten des Mannes vereinigt finde. Sie können zugleich eine Frau und ein Freund sein. Die ganze Menschheit wird sich zur Not in Ihnen zusammenfassen. Ich bewundere Sie, und ich werde Ihnen dienen. Ich werde Ihnen dienen, ohne etwas von Ihnen zu empfangen, einzig und allein, um Sie zu studieren, Madame. Ich werde noch mehr für Ihren Dienst thun; für den Fall, daß ich Ihnen als ein zu sehr beengendes Palastgeräte erscheinen würde, für den Fall, daß der Eindruck der heutigen Szene sich nicht in Ihrem Gedächtnis verwischen sollte, verlange ich von Ihnen, bitte ich Sie, mich entfernen zu dürfen.

Sich entfernen? rief die Königin mit einem Ausdruck, der Gilbert nicht entging,

Wohl denn, das ist beschlossen, Madame, sprach er mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit. Ich werde dem König nicht einmal

sagen, was ich ihm zu sagen hatte, und abreisen. Muß ich so weit gehen, um Sie zu beruhigen?

Sie schaute ihn an, erstaunt über diese Verleugnung.

Ich sehe, sprach er, was Eure Majestät denkt. Mehr als man glaubt, von den Geheimnissen des magnetischen Einflusses unterrichtet, die Sie vorhin erschreckten, sagt sich Eure Majestät: ich würde in der Entfernung gefährlich und nicht weniger beunruhigend sein.

Wieso? fragte die Königin.

Ja, ich wiederhole es, Madame, wenn irgend jemand durch die Mittel, die Sie soeben meinen Meistern und mir vorgeworfen haben, schaden wollte, so könnte er seine schädliche Tätigkeit ebensogut ausüben auf die Entfernung von hundert oder tausend Meilen, als auf die Distanz von drei Schritten. Seien Sie sorglos, Madame, so was werde ich niemals versuchen.

Die Königin blieb einen Augenblick nachdenkend und wußte nicht, was sie diesem seltsamen Mann, der ihre festesten Entschlüsse wanken machte, zur Antwort geben sollte.

Plötzlich vernahm man in der Tiefe des Korridors ein Geräusch von Tritten, und Marie Antoinette richtete sich auf.

Der König, sagte sie, der König kommt.

Dann, Madame, antworten Sie mir, ich bitte Sie, soll ich bleiben, soll ich gehen?

Aber ...

Beeilen Sie sich, ich kann dem König ausweichen; wenn Sie es wünschen, so wird mir Eure Majestät eine Thüre bezeichnen, durch welche ich mich entferne.

Bleiben Sie, sagte die Königin.

Gilbert verbeugte sich, während Marie Antoinette in seinen Zügen zu lesen suchte, in welchem Grade der Triumph verräterischer wäre, als es der Zorn oder die Unruhe gewesen.

Gilbert blieb unempfindlich.

Er hätte wenigstens Freude offenbaren müssen, sagte die Königin zu sich selbst.

Der Rat.

Der König trat nach seiner Gewohnheit lebhaft und zugleich schwerfällig ein.

Er hatte eine geschäftige, neugierige Miene, die seltsam mit der eisigen Strenge in der Haltung der Königin kontrastierte.

Die frische Farbe hatte den König nicht verlassen. Er war frühzeitig aufgestanden, und das Gefühl guter Gesundheit, das er mit der Morgenluft eingeschlürft, machte ihn ganz stolz; er atmete geräuschvoll und trat mit dem Fuß sehr kräftig auf dem Boden auf.

Der Doktor? sagte er, was ist aus dem Doktor geworden?

Guten Tag, Sire. Wie geht es Ihnen heute? Sind Sie sehr müde?

Ich habe sechs Stunden geschlafen, das ist meine Zeit. Ich befinde mich sehr wohl. Der Geist ist scharf. Sie sind ein wenig bleich, Madame. Der Doktor, man hat mir gesagt, Sie haben ihn zu sich gerufen?

Hier ist der Doktor Gilbert, erwiderte die Königin, während sie die Fenstervertiefung enthüllte, in welcher der Doktor bis zu diesem Augenblick verborgen gewesen war.

Die Stirne des Königs klärte sich sogleich auf.

Ah! ich vergaß! sagte er. Sie haben den Doktor gerufen; Sie sind also leidend.

Die Königin errötete.

Sie erröten? rief Ludwig XVI.

Sie wurde purpurrot.

Abermals ein Geheimnis? sagte der König.

Welches Geheimnis, mein Herr? unterbrach ihn die Königin mit Stolz.

Sie verstehen mich nicht, ich sage Ihnen, Sie, die Sie Ihre Lieblingsärzte haben, konnten den Doktor Gilbert nicht rufen, ohne den bewußten Wunsch ...

Welchen Wunsch meinen Sie?

Den, es immer zu verbergen, wenn Sie leiden.

Ah! machte die Königin, ein wenig beruhigt.

Ja, fuhr Ludwig XVI. fort, doch nehmen Sie sich in acht, Herr Gilbert gehört zu meinen Vertrauten, und wenn Sie ihm etwas erzählen, so wird er es mir berichten.

Gilbert lächelte.

Was das betrifft, nein, Sire, sagte er.

Gut, so verdirbt die Königin meine Leute.

Marie Antoinette ließ jenes kurze erstickte Lachen hören, das nur bedeutet, daß man das Gespräch abbrechen will, oder daß man es sehr langweilig findet.

Gilbert begriff, der König begriff nicht.

Hören Sie, Doktor, sprach er, da es die Königin belustigt, erzählen Sie mir, was sie Ihnen sagte.

Ich fragte den Doktor; unterbrach ihn Marie Antoinette, warum Sie ihn so frühzeitig gerufen haben. Ich gestehe in der That, daß seine Gegenwart in Versailles schon am frühen Morgen mich neugierig macht und beunruhigt.

Ich erwartete den Doktor, um über Politik mit ihm zu reden, erwiderte der König, während seine Miene sich verfinsterte.

Ah! sehr gut, sprach die Königin.

Und sie setzte sich, als wollte sie zuhören.

Kommen Sie, Doktor, sagte der König, indem er sich nach der Thüre wandte.

Gilbert verbeugte sich tief vor der Königin und schickte sich an, Ludwig XVI. zu folgen.

Wohin gehen Sie? rief die Königin; wie! Sie entfernen sich?

Wir haben nicht über sehr heitere Dinge zu reden, Madame, und es ist besser, wir machen der Königin eine Sorge weniger.

Sie nennen Sorgen Schmerzen! rief majestätisch die Königin.

Ein Grund mehr, meine Teure.

Bleiben Sie, ich will es haben, sprach Marie Antoinette. Herr Gilbert, ich denke, Sie werden mir nicht ungehorsam sein.

Herr Gilbert! rief der König sehr unwillig.

Nun! was?

Ei! Herr Gilbert! der mir einen Rat geben, der frei und nach seinem Gewissen mit mir sprechen sollte, Herr Gilbert wird hier Anstand nehmen.

Warum denn? versetzte die Königin.

Weil Sie da sein werden, Madame.

Gilbert machte eine eigentümliche Geberde, der die Königin sogleich eine wichtige Bedeutung beilegte.

In welcher Hinsicht, sagte sie, um ihn zu unterstützen, in welcher Hinsicht wird Herr Gilbert Gefahr laufen, mir zu mißfallen, wenn er nach seinem Gewissen spricht?

Das ist leicht zu begreifen, Madame, erwiderte der König: Sie haben Ihre eigene Politik; sie ist nicht immer die unsre ... so daß ...

So daß Herr Gilbert -- Sie sagen mir das klar -- in seinen Ansichten sehr weit von meiner Politik abweicht.

Nach den Ideen, Madame, die Eure Majestät als die meinigen kennt, ist das nicht anders möglich. Nur darf Eure Majestät versichert sein, daß ich die Wahrheit eben so frei vor ihr, als in Gegenwart des Königs allein sagen werde. Ah! das ist schon etwas, sprach Marie Antoinette.

Die Wahrheit ist nicht immer gut zu sagen, murmelte Ludwig XVI.

Wenn sie nützlich ist? versetzte Gilbert.

Oder auch nur auf einer guten Absicht beruht, fügte die Königin bei.

Was das betrifft, so werden wir nicht daran zweifeln, sprach der König. Doch wenn Sie vernünftig wären, Madame, so würden Sie dem Doktor die volle Redefreiheit lassen, die mir gegenwärtig Bedürfnis ist.

Sire, erwiderte, Gilbert, da die Königin die Wahrheit selbst herausfordert, da ich weiß, daß der Geist Ihrer Majestät edel und mächtig genug ist, um sie nicht zu fürchten, so spreche ich lieber vor meinen beiden Souveräns.

Sire, sagte die Königin, ich bitte darum.

Ich hege Vertrauen zu der Weisheit Eurer Majestät, sprach Gilbert, indem er sich vor der Königin verbeugte. Es handelt sich um das Glück und den Ruhm Seiner Majestät des Königs.

Sie haben recht, wenn Sie Vertrauen hegen, versetzte die Königin. Fangen Sie an, mein Herr.

Alles das ist sehr schön, entgegnete der König, der seiner Gewohnheit nach hartnäckig wurde; aber die Frage ist zarter Natur, und ich weiß, Madame, daß Sie in Bezug auf meine Person mich sehr beengen werden.

Die Königin konnte sich einer Bewegung der Ungeduld nicht erwehren; sie stand auf und setzte sich dann wieder, ihren raschen, kalten Blick in den Geist des Doktor tauchend.

Ludwig XVI., als er sah, daß ihm kein andres Mittel blieb, um der ordentlichen und außerordentlichen Folter zu entgehen, setzte sich mit einem schweren Seufzer in einen Lehnstuhl Gilbert gegenüber.

Um was handelt es sich? fragte die Königin, nachdem sich diese Art Ratsversammlung konstituiert und installiert hatte.

Gilbert schaute den König zum letztenmal an, als wollte er ihn um Vollmacht bitten, ohne Zwang sprechen zu dürfen.

Immerzu, mein Gott, immerzu, mein Herr, da es die Königin will, sagte Ludwig XVI.

Wohl denn, Madame, sagte der Doktor, ich werde mit wenigen Worten Eure Majestät von dem Zwecke meines frühzeitigen Besuches in Versailles unterrichten. Ich kam, um Seiner Majestät zu raten, sich nach Paris zu begeben.

Ein Funke, der auf die vierhundert Centner Pulver, die damals das Stadthaus enthielt, gefallen wäre, hätte nicht die Explosion hervorgebracht, die diese Worte im Herzen der Königin bewirkten.

Der König nach Paris! der König! ah! Und sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der Ludwig XVI. beben machte.

Da haben Sie es, sprach der König, Gilbert anschauend; was sagte ich Ihnen, Doktor?

Der König, fuhr Marie Antoinette fort, der König in einer Stadt, die in der Empörung begriffen ist! Der König mitten unter Heugabeln und Sensen! Der König unter diesen Menschen, welche die Schweizer niedergemetzelt, Herrn de Launay und Herrn von Flesselles ermordet haben! der König über den Platz vor dem Stadthause hinschreitend und im Blute seiner Verteidiger watend! ... Sie sind ein Wahnsinniger, mein Herr, daß Sie so gesprochen! Oh! ich wiederhole Ihnen, Sie sind ein Wahnsinniger.

Gilbert schlug die Augen nieder wie ein Mensch, den der Respekt zurückhält; doch er erwiderte nicht ein Wort.

Bis in die Tiefe seiner Seele bewegt, drehte sich der König in seinem Lehnstuhle hin und her, wie ein Gefolterter auf dem Rost der Inquisitoren.

Ist es möglich! fuhr die Königin fort, ist es möglich, daß eine solche Idee in einem verständigen Kopf, in einem französischen Herzen Raum gefunden hat? Wie, mein Herr, Sie wissen also nicht, daß Sie mit dem Nachfolger des heiligen Ludwig, mit dem Urenkel von Ludwig XIV. sprechen?

Der König stieß mit dem Fuß auf den Teppich.

Ich denke indessen nicht, fuhr Marie Antoinette abermals fort, ich denke nicht, daß Sie den König des Beistands seiner Garden und seines Heeres berauben wollen; daß Sie ihn aus seinem Palaste, der eine Festung ist, zu locken suchen, um ihn allein und nackt seinen erbittertsten Feinden preiszugeben; Sie haben nicht den Wunsch, den König ermorden zu lassen, nicht wahr, Herr Gilbert?

Wenn ich glauben könnte, Eure Majestät hege nur einen Augenblick den Gedanken, ich sei eines solchen Verrates fähig, so wäre ich nicht ein Wahnsinniger, sondern würde mich als einen Elenden betrachten. Doch, Gott sei Dank, Sie glauben das ebensowenig als ich; nein, ich bin

gekommen, um meinem König einen Rat zu geben, weil ich den Rat für gut und sogar für besser als jeden andern halte.

Die Königin preßte ihre Finger auf ihrer Brust so krampfhaft zusammen, daß der Batist unter dem Drucke krachte.

Mit einer leichten Bewegung der Ungeduld zuckte der König die Achseln.

Um Gottes willen! sagte er, hören Sie ihn doch an, Madame; es wird immer noch Zeit sein, nein zu sagen, wenn Sie ihn gehört haben.

Der König hat recht, Madame, sprach Gilbert; denn was ich Eurer Majestät zu sagen habe, wissen Sie nicht; Sie glauben sich inmitten einer sicheren, ergebenen Armee, einer Armee, bereit, für Sie zu sterben -- Irrtum; unter den französischen Regimentern konspiriert die Hälfte mit den Männern der Wiedergeburt für die revolutionäre Idee.

Mein Herr, rief die Königin, nehmen Sie sich in acht. Sie beschimpfen die Armee.

Ganz im Gegenteil, Madame, erwiderte Gilbert, ich spende ihr Lob. Man kann seinen König achten und seinem König ergeben sein, während man zugleich sein Vaterland liebt und der Freiheit ergeben ist.

Die Königin schleuderte auf Gilbert einen Blick, ähnlich dem flammenden Blitz.

Mein Herr, rief sie, diese Sprache ...

Ja, diese Sprache verletzt Sie, Madame, ich begreife das; denn aller Wahrscheinlichkeit nach hört sie Eure Majestät zum erstenmal.

Man wird sich wohl daran gewöhnen müssen, murmelte Ludwig XVI. mit dem fügsamen, gesunden Verstand, der seine Hauptstärke bildete.

Nie! rief Marie Antoinette, nie!

Hören Sie doch! hören Sie! rief der König; ich finde, daß das, was der Doktor sagt, ganz vernünftig ist.

Die Königin setzte sich zitternd nieder.

Gilbert fuhr fort:

Ich sagte, Madame, ich habe Paris gesehen, und Sie haben nicht einmal Versailles gesehen. Wissen Sie, was Paris in diesem Augenblick thun will?

Nein, erwiderte der König unruhig.

Es will vielleicht nicht zum zweitenmal die Bastille nehmen, versetzte die Königin mit Verachtung.

Sicherlich nicht, Madame, erwiderte Gilbert; aber Paris weiß, daß es eine andre Festung zwischen dem Volke und seinem König giebt. Paris hat im Sinne, die Abgeordneten der zwanzig Bezirke, die es bilden, zu versammeln und diese Abgeordneten nach Versailles zu schicken.

Sie mögen kommen, sie mögen kommen, rief die Königin mit einer wilden Freude. Oh! sie werden hier gut empfangen werden.

Warten Sie, Madame, entgegnete Gilbert, und nehmen Sie sich in acht, diese Abgeordneten werden nicht allein kommen.

Und mit wem werden sie kommen?

Sie werden kommen, unterstützt von zwanzigtausend Mann Nationalgarde.

Nationalgarde! versetzte die Königin, was ist das?

Oh! Madame, sprechen Sie nicht so leicht von diesem Institut, es wird eines Tags eine Macht werden, es wird binden und lösen.

Zwanzigtausend Mann! rief der König.

Ei! mein Herr, sprach die Königin, Sie haben hier zehntausend Mann, die soviel wert sind, als hunderttausend Empörer. Rufen Sie sie, sage ich Ihnen; die zwanzigtausend Schurken werden hier die Bestrafung und das Beispiel finden, wie es dieser ganze revolutionäre Auswurf nötig hat, den ich in acht Tagen ausfegen würde, wenn man nur eine Stunde auf mich hören wollte.

Gilbert schüttelte traurig den Kopf und erwiderte: Oh! Madame, wie täuschen Sie sich, oder wie hat man Sie vielmehr getäuscht. Ach! ach! bedenken Sie, den Bürgerkrieg durch eine Königin herausgefordert! Eine einzige hat das gethan, und sie hat den gräßlichen Beinamen: *die Fremde* mit ins Grab genommen.

Herausgefordert, von mir, mein Herr, wie verstehen Sie das? Habe ich ohne Herausforderung gegen die Bastille geschossen ?

Ei! Madame, sagte der König, statt zur Gewaltthätigkeit zu raten, hören Sie zuerst die Vernunft!

Die Schwäche!

Hören Sie, Antoinette, hören Sie, sprach der König mit strengem Tone, die Ankunft von zwanzigtausend Mann, die man wird hier mit Kartätschen niederschießen müssen, ist keine geringfügige Sache.

Dann sich an Gilbert wendend: Fahren Sie fort, -- mein Herr.

Alle diese Gehässigkeiten, die sich durch die Entfernung erhitzen, alle diese Prahlereien, die bei Gelegenheit Mut werden; all dieses Gemenge einer Schlacht, deren Ausgang unsicher ist, ersparen Sie es dem König und sich selbst, Madame, sprach der Doktor; Sie können durch die Milde diese Ankunft zerstreuen, die Ihre Gewaltthätigkeiten vielleicht verstärken werden. Die Menge will zum König ziehen; kommen wir ihr zuvor, lassen Sie den König zu der Menge gehen; lassen Sie ihn umgeben, wie er es heute von seinem Heere ist, morgen eine Probe von Kühnheit und politischem Geist ablegen. Diese zwanzigtausend Mann, von denen wir sprechen, könnten vielleicht den König erobern. Lassen wir den König allein diese zwanzigtausend Mann erobern, denn diese zwanzigtausend Mann, Madame, die sind das Voll.

Der König konnte sich nicht enthalten, ein Zeichen des Beifalls zu geben, das Marie Antoinette nicht entging.

Unglücklicher, sagte sie zu Gilbert, Sie wissen also nicht, was die Gegenwart des Königs in Paris, unter den Bedingungen, wie Sie es

verlangen, wird besagen wollen? Das will besagen: Ich billige ... das will besagen: Ihr habt wohl daran gethan, meine Schweizer zu töten ... das will besagen; Ihr habt wohl daran gethan, meine Offiziere niederzumetzeln, meine schöne Hauptstadt mit Feuer und Schwert zu verheeren; Ihr habt wohl daran gethan, mich zu entthronen! Ich danke, meine Herren, ich danke.

Und ein verächtliches Lächeln zog über die Lippen von Marie Antoinette.

Nein, Madame, erwiderte Gilbert, Eure Majestät täuscht sich, das wird nichts andres besagen, als: der Schmerz des Volkes hat einige Gerechtigkeit für sich. Ich habe verziehen, ich bin das Haupt und der König; ich bin an der Spitze der Revolution, wie sich einst Heinrich III. an die Spitze der Ligue gestellt hat. Eure Generale sind meine Offiziere; Eure Nationalgarden meine Soldaten; Eure Behörden meine Geschäftsführer; statt mich anzutreiben, folgt mir, wenn Ihr könnt. Die Größe meines Schrittes wird abermals beweisen, daß ich der König von Frankreich, der Nachfolger von Karl dem Großen bin.

Er hat recht, sagte der König traurig.

Oh! rief die Königin, ich flehe Sie an, hören Sie diesen Mann nicht, dieser Mann ist Ihr Feind.

Madame, sprach Gilbert, Seine Majestät wird Ihnen selbst sagen, was sie von meinen Worten denkt.

Ich denke, mein Herr, daß Sie bis jetzt der einzige gewesen sind, der es gewagt hat, mir die Wahrheit zu sagen, versetzte der König.

Die Wahrheit! rief die Königin. Oh! was sagen Sie mir da, großer Gott!

Ja, Madame, sprach Gilbert, und glauben Sie, die Wahrheit ist in diesem Augenblicke die einzige Fackel, deren Licht es verhindern kann, daß der Thron und das Königtum nicht in den Abgrund rollen.

Nachdem er so gesprochen, verbeugte sich Gilbert demütig bis auf die Kniee vor Marie Antoinette.

Die Entscheidung.

Zum erstenmale schien die Königin tief bewegt zu sein. War es von der Vernunftsprache des Doktors, war es von seiner Demut? Der König war mit einer entschlossenen Miene aufgestanden. Aber gewohnt, nichts zu thun, ohne die Königin um Rat zu fragen, sagte er zu dieser: Madame, billigen Sie ...

Ich muß es wohl, mein Herr, antwortete Marie Antoinette.

Ich verlange von Ihnen diese Verleugnung nicht, Madame, sagte der König ungeduldig. Ich verlange von Ihnen eine Ueberzeugung, welche die meinige bestärkt.

Sie verlangen von mir eine Ueberzeugung? Oh! wenn es nur das ist, ich bin überzeugt, mein Herr.

Von was?

Davon, daß der Augenblick gekommen ist, der aus der Monarchie den beklagenswertesten und erniedrigendsten Stand machen wird, den es auf der Welt giebt.

Oh! sagte der König, Sie übertreiben. Beklagenswert, das will ich zugeben, aber erniedrigend, das ist unmöglich.

Mein Herr, es ist Ihnen von den Königen, Ihren Ahnen, ein trauriges Erbe vermacht worden, sprach düster Marie Antoinette.

Ja, sagte Ludwig XVI., ein Erbe, das ich Sie zu meinem Schmerze teilen lasse, Madame.

Wollen Sie erlauben Sire, versetzte Gilbert, den im Grunde seines Herzens Mitleid mit diesen gefallenen Fürsten ergriff; ich glaube nicht, daß Eure Majestät Ursache hat, die Zukunft so entsetzlich anzusehen, als sie sagt.

Eine despotische Monarchie hat aufgehört, eine konstitutionelle Regierung beginnt.

Ei! mein Herr, sprach der König, bin ich denn der Mann, den Frankreich braucht, um eine solche Regierung zu gründen?

Warum nicht, Sire? versetzte die Königin, ein wenig gestärkt durch die Worte Gilberts.

Madame, sagte der König, ich bin ein Mann von gutem Verstand und ein unterrichteter Mann. Ich sehe klar, statt trübe zu sehen, und ich weiß genau, was ich alles nicht zu wissen brauche, um dieses Land zu regieren. Von dem Tage an, wo man mich von der Unverletzlichkeit der absoluten Fürsten herabstürzt, -- von dem Tage an, wo man in mir den einfachen Menschen entblößt läßt, verliere ich die ganze scheinbare Stärke, die allein für die Regierung Frankreichs nötig war, wie sich, genau genommen, Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Ludwig XV. durchaus und nur mittelst dieser scheinbaren Stärke erhalten haben. Was brauchen die Franzosen heute? Einen Herrn. Ich fühle mich nur fähig, ein Vater zu sein. Was brauchen die Revolutionäre? Ein Schwert. Ich fühle nicht die Kraft in mir, zu schlagen.

Sie fühlen nicht die Kraft in sich, zu schlagen, rief die Königin, Leute zu schlagen, welche die Güter Ihrer Kinder rauben, und alle Kleinodien der Krone Frankreichs, eines nach dem andern, auf Ihrer Stirne zerbrechen wollen?

Was werde ich antworten? sagte ruhig Ludwig XVI.; werde ich Nein antworten? Ich werde abermals Stürme bei Ihnen hervorrufen, die mich in meinem Leben stören. Sie vermögen zu hassen! Oh! desto besser für Sie; Sie vermögen sogar ungerecht zu sein, ich mache Ihnen das nicht zum Vorwurf, das ist eine ungeheure Eigenschaft bei Herrschern.

Würden Sie mich zufällig ungerecht gegen die Revolution finden? sprechen Sie.

Bei meiner Treue, ja.

Sie sagen ja, Sire, Sie sagen ja?

Wenn Sie eine einfache Bürgerin wären, meine liebe Antoinette, so würden Sie nicht sprechen, wie Sie es thun.

Ich bin es nicht.

Darum entschuldige ich Sie; doch das will nicht heißen, daß ich Ihre Ansicht billige. Nein, Madame, nein, fügen Sie sich; wir sind in einem Augenblicke des Sturms auf den Thron von Frankreich gekommen; wir müßten die Kraft haben, den mit Sensen bewaffneten Karren, den man die Revolution nennt, vorwärts zu stoßen, und an dieser Kraft fehlt es uns.

Das ist gerade schlimm! rief Marie Antoinette, denn er wird über unsre Kinder hinfahren.

Ach! ich weiß es; doch wir werden ihn nicht vorwärts stoßen?

Wir werden ihn zurückweichen machen, Sire.

Oh! versetzte Gilbert mit einem tiefen Ausdruck, nehmen Sie sich in acht, Madame, zurückweichend wird, er Sie zermalmen.

Mein Herr, sagte die Königin ungeduldig, ich bemerke, daß Sie die Freimütigkeit Ihrer Ratschläge weit treiben.

Ich werde schweigen, Madame.

Ei! mein Gott, Madame, lassen Sie ihn doch sprechen, rief der König, wenn er das, was er Ihnen da verkündigt, nicht in zwanzig Blättern gelesen hat, die es seit acht Tagen sagen, so hat er es nicht lesen wollen. Wissen Sie ihm wenigstens Dank, daß er die Wahrheit seines Wortes nicht in Bitterkeit hüllt.

Marie Antoinette schwieg eine Zeit lang.

Dann sprach sie mit einem schmerzlichen Seufzer:

Ich fasse mich kurz oder ich wiederhole mich vielmehr: gehen Sie aus eigenem Antrieb nach Paris, so sanktionieren Sie dadurch alles, was geschehen ist.

Ja, sprach der König, ich weiß es wohl.

Sie demütigen, Sie verleugnen Ihr Heer, das Sie zu verteidigen sich anschickte.

Es wird aber dadurch das französische Blut gespart.

Sie erklären, daß fortan der Aufruhr und die Gewaltthat dem Willen des Königs die den Aufrührern und Verrätern beliebige Richtung geben können.

Madame, ich glaube, Sie haben vorhin die Güte gehabt, zu gestehen, ich sei so glücklich gewesen, Sie zu überzeugen.

Ja, vorhin, ich gestehe es, hat sich eine Ecke des Schleiers vor mir erhoben. Jetzt, mein Herr, oh! jetzt werde ich wieder blind, wie Sie sagen, und ich will lieber in meinem Innern die Herrlichkeiten sehen, an die mich die Erziehung, die Überlieferung, die Geschichte gewöhnt haben; ich will mich immer lieber als Königin sehen, als eine schlechte Mutter für dieses Volk sein, das mich beleidigt und haßt.

Antoinette! Antoinette! rief Ludwig XVI., erschrocken über die plötzliche Blässe, die sich der Wangen der Königin bemächtigte, was nichts andres war, als das Vorzeichen eines heftigen Zornausbruches.

Oh! nein, nein, Sire, ich werde sprechen, erwiderte die Königin.

Nehmen Sie sich in acht, Madame, sagte Ludwig XVI., während er sie durch einen Augenwink aufmerksam machte auf die Anwesenheit des Doktors.

Ei! der Herr weiß alles, was ich sagen werde. Er weiß sogar, was ich denke, fügte sie mit einer bitteren Erinnerung an die Szene bei, die kurz zuvor zwischen ihr und Gilbert stattgefunden hatte; warum sollte ich mir also Zwang anthun? Ueberdies haben wir den Herrn als einen Vertrauten aufgenommen, und so wüßte ich nicht, warum ich etwas fürchten sollte! Ich weiß aber, daß man Sie entführt, fortreißt, Sire. Wohin gehen Sie ... Ich weiß es nicht; doch Sie gehen dahin, von wo Sie nie mehr zurückkommen werden!

Ei, nein, Madame, ich gehe ganz einfach nach Paris, antwortete Ludwig XVI.

Marie Antoinette zuckte die Achseln.

Halten Sie mich für toll? sagte sie mit einer dumpf gereizten Stimme. Sie gehen nach Paris; gut. Doch wer sagt Ihnen, Paris sei nicht der Schlund, den ich nicht sehe, aber errate? Warum sollte man Sie in dem Tumult, der notwendig um Sie her stattfinden wird, nicht töten? Wer weiß, woher die verlorne Kugel kommt? wer kennt unter hunderttausend drohenden Fäusten eben diejenige, die den Stoß mit dem Dolch geführt hat?

Oh! von dieser Seite fürchten Sie nichts, Madame, sie lieben mich, rief der König.

Oh! sagen Sie mir das nicht, Sie würden mein Mitleid erregen, Sire. Sie lieben Sie und töten und erwürgen und schlachten diejenigen, welche auf Erden in Ihrem Namen, in des Königs Namen handeln! Sie, Sie sind das Ebenbild Gottes! Der Gouverneur der Bastille, das war Ihr Vertreter, das war das Ebenbild des Königs. Glauben Sie mir, ich werde mich nicht der Übertreibung beschuldigen lassen: wenn sie de Launay, diesen brauen und treuen Diener getötet haben, so hätten sie, wären Sie an de Launays Statt in ihrer Gewalt gewesen, auch den König getötet, und zwar noch leichter als ihn, denn sie kennen Sie und wissen, daß Sie, statt sich zu verteidigen, ihnen die Seite dargeboten hätten.

Machen Sie Ihren Schluß, sprach der König.

Ich glaube ihn gemacht zu haben, Sire.

Sie werden mich töten?

Ja, Sire.

Nun!

Und meine Kinder? rief die Königin.

Gilbert dachte, es sei Zeit, dazwischen zu treten.

Madame, sagte er, der König wird dergestalt in Paris geachtet, und seine Gegenwart wird dort ein solches Entzücken bereiten, daß ich, wenn ich je etwas befürchte, nichts für den König, sondern für die Fanatiker fürchte, welche imstande sind, sich unter den Füßen seiner Pferde zertreten zu lassen.

Oh, mein Herr, mein Herr! rief Marie Antoinette.

Dieser Zug nach Paris wird ein Triumphzug sein, Madame.

Aber, Sire, Sie antworten nicht.

Weil ich ein wenig der Ansicht des Doktors bin, Madame.

Und nicht wahr, es drängt Sie die Ungeduld, diesen Triumph zu genießen?

Der König hätte in diesem Falle recht, und seine Ungeduld würde beweisen, mit welch tief richtigem Sinn Seine Majestät die Menschen und die Dinge beurteilt. Je mehr Seine Majestät sich beeilen wird, desto größer wird der Triumph sein.

Ja, Sie glauben das, mein Herr?

Ich bin dessen sicher, denn wenn er zögert, kann der König den ganzen Vorteil der Freiwilligkeit verlieren. Bedenken Sie wohl, Madame, man kann anderswo den Anfang mit einer Bitte machen, die dann in den Augen der Pariser die Stellung Seiner Majestät verändern und sie gleichsam einem Befehle würde nachkommen lassen.

Sie sehen, rief die Königin, der Doktor gesteht: man würde Ihnen befehlen. Oh! Sire, sehen Sie doch!

Der Doktor sagte nicht, man habe befohlen, Madame.

Geduld! Geduld! verlieren Sie die Zeit, und die Bitte oder vielmehr der Befehl wird kommen.

Gilbert preßte seine Lippen mit einem Gefühle des Ärgers leicht zusammen, was die Königin, wie schnell sich auch die verdrießliche Miene wieder

verzog, dennoch sogleich bemerkte.

Was habe ich gesagt! murmelte sie, ich arme Wahnsinnige, die ich bin, ich habe gegen mich selbst gesprochen.

Worin, Madame? fragte der König.

Darin, daß ich durch einen Aufschub Ihnen den Vorteil entreiße, den ersten freiwilligen Schritt zu thun, und dennoch nicht davon ablassen kann, einen Aufschub von Ihnen zu fordern.

Oh! Madame! Madame! verlangen Sie alles, nur dieses nicht.

Antoinette, sprach der König, den Kopf schüttelnd, Sie haben geschworen, mein Verderben zu bereiten.

Oh! Sire, rief die Königin mit einem Ausdruck des Vorwurfs, der alle Bangigkeiten ihres Herzens offenbarte, können Sie so mit mir sprechen!

Warum versuchen Sie es denn, diese Reise zu verzögern? fragte der König.

Bedenken Sie wohl, Madame, unter solchen Umständen ist der geeignete Zeitpunkt alles. Bedenken Sie wohl das Gewicht der Zeit, die man in solchen Augenblicken unbenutzt verschwinden läßt, wahrend ein ganzes in Wut geratenes Volk voller Ungeduld die Stundenschläge zählt.

Nur nicht heute, Herr Gilbert. Morgen, Sire, oh! morgen, bewilligen Sie mir die Frist bis morgen, und ich schwöre Ihnen, daß ich mich dieser Reise nicht mehr widersetzen will.

Ein verlorner Tag, murmelte der König.

Vierundzwanzig lange Stunden, sagte Gilbert, bedenken Sie, Madame, bedenken Sie.

Sire, es muß sein, sprach flehend die Königin.

Einen Grund wenigstens, versetzte der König.

Nichts als meine Verzweiflung, Sire, nichts als meine Thränen, nichts als mein Flehen.

Weiß man denn, was von jetzt bis morgen geschehen wird? rief der König, ganz verwirrt beim Anblick der Verzweiflung von Marie Antoinette.

Was soll geschehen? fragte die Königin, indem sie Gilbert mit flehender Miene anschaute.

Oh! erwiderte Gilbert, dort noch nichts; eine Hoffnung, und wäre sie auch so schwankend wie eine Wolke, wird genügen, um sie zum Warten bis morgen zu bewegen; aber ...

Aber hier, nicht wahr? sagte der König.

Ja, Sire.

Die Nationalversammlung?

Gilbert nickte mit dem Kopf.

Die Nationalversammlung, fuhr der König fort, die mit Männern, wie Herr Monnier, Herr Mirabeau, Herr Sieyes imstande ist, mir eine Adresse zu schicken, die mir allen Vorteil meines guten Willens nehmen wird.

Nun wohl! rief die Königin mit einer düstern Wut, desto besser, weil Sie dann abschlagen, weil Sie dann Ihre Königswürde behaupten, weil Sie nicht nach Paris gehen werden, und weil, wenn hier der Krieg auszuhalten ist, wir ihn aushalten werden! weil wir, wenn man hier sterben muß, als erhabene und unangetastete Personen, wie wir sind, als Könige, als Gebieter, als Christen, die auf Gott bauen, von dem Sie Ihre Krone haben, sterben werden.

Als König Ludwig XVI. diese fieberhafte Überspannung der Königin sah, begriff er, daß in diesem Augenblick nichts andres zu thun war, als nachzugeben..

Er winkte Gilbert, ging auf Marie Antoinette zu, nahm sie bei der Hand und sagte: Beruhigen Sie sich, Madame, es wird geschehen, wie Sie wünschen.

Sie wissen, liebe Gemahlin, daß ich um mein Leben nichts thun möchte, was Ihnen unangenehm wäre, denn ich hege die gerechteste Zuneigung für eine Frau von Ihrem Verdienst, und besonders von Ihrer Tugend.

Ludwig XVl. betonte diese Worte mit einem unaussprechlichen Adel und erhob so mit allen seinen Kräften die so sehr verleumdete Königin, und zwar in den Augen eines Zeugen, der zur Not fähig war, zu berichten, was er gesehen und gehört.

Diese Zartheit rührte Marie Antoinette aufs tiefste; sie drückte ihm die Hand und sprach: Nun, Sire, bis morgen, also nicht später, das ist die äußerste Frist; doch um diese bitte ich Sie inständig, auf den Knieen; morgen, zur Stunde, die Ihnen beliebt, das schwöre ich Ihnen, werden Sie nach Paris abreisen.

Nehmen Sie sich in acht, Madame, der Doktor ist Zeuge, sagte lächelnd der König.

Sire, Sie haben mich nie ein Wort brechen sehen, erwiderte die Königin.

Nein, nur gestehe ich, daß es mich zu erfahren verlangt, warum Sie vierundzwanzig Stunden von mir fordern. Erwarten Sie eine Nachricht von Paris? eine Nachricht von Deutschland? handelt es sich um ein Eintreffen von Truppen, um eine Verstärkung, um eine politische Berechnung?

Sire! Sire! murmelte die Königin im Tone des Vorwurfs. Es handelt sich um nichts.

Dann ist es ein Geheimnis.

Nun wohl, ja; das Geheimnis einer besorgten Frau, nichts andres.

Laune, nicht wahr?

Laune, wenn Sie wollen.

Oberstes Gesetz.

Das ist wahr. Warum ist es nicht in der Politik wie in der Philosophie, warum ist es nicht den Königen erlaubt, ihre politischen Launen als oberste Gesetze aufzustellen?

Man wird dazu kommen, seien Sie unbesorgt. Was mich betrifft, so ist das schon geschehen, sprach der König scherzend. Morgen also.

Morgen, erwiderte trübsinnig die Königin.

Behalten Sie den Doktor, Madame? fragte der König.

Oh! nein, nein, entgegnete die Königin mit einer Art von Lebhaftigkeit, die Gilbert lächelnd machte.

Ich werde ihn also mitnehmen.

Gilbert verbeugte sich zum dritten Male vor Marie Antoinette, die diesmal seinen Gruß nicht mehr als Königin, sondern als Frau erwiderte.

Der König ging auf die Thüre zu, und Gilbert folgte ihm.

Mir scheint, sagte der König, während er die Gallerie durchschritt, Sie stehen gut mit der Königin, Herr Gilbert?

Sire, erwiderte der Doktor, das ist eine Gunst, die ich Eurer Majestät zu verdanken habe.

Es lebe der König! riefen die Höflinge, die schon in die Vorzimmer strömten. Es lebe der König! wiederholte eine Menge von Offizieren und fremden Soldaten, die sich an den Thüren des Palastes drängten.

Diese Zurufe bereiteten dem Herzen Ludwigs XVI. eine Freude, die er bei noch so zahlreichen Gelegenheiten vielleicht noch niemals empfunden hatte.

Die Königin war an dem Fenster sitzen geblieben, wo sie so furchtbare Augenblicke zugebracht hatte. Als sie diese Zurufe der Ergebenheit und Liebe hörte, die den König auf seinem Wege empfingen und in der Ferne unter den Säulenlauben und im dichtesten Schatten verrauschten, sagte sie:

Es lebe der König! Oh! ja, es lebe der König! Er soll leben, und zwar dir zum Trotz, schändliches Paris! Abscheulicher Schlund, blutiger Abgrund, dieses Opfer sollst du nicht verschlingen. Ich werde es dir entreißen, ich, mit diesem so schwachen, so magern Arm, der dich in diesem Augenblick bedroht und dem Fluche der Welt und der Rache Gottes überzieht.

Und indem sie so mit einer Heftigkeit des Hasses sprach, welche die wütendsten Freunde der Revolution erschreckt haben würde, streckte die Königin gegen Paris ihren schwachen Arm aus, der gleich einem Schwert, das aus der Scheide springt, unter der Hülle von Silberspitzen, glänzte.

Dann rief sie Madame Campan, zu der sie unter ihren Frauen am meisten Vertrauen hatte, schloß sich in ihr Kabinett ein und gab Befehl, jedermann abzuweisen.

Der Brustharnisch.

Am andern Morgen erhob sich, glänzend und rein, wie am vorhergehenden Tage, eine blendende Sonne und vergoldete den Marmor und den Sand von Versailles.

Die Königin war um fünf Uhr aufgestanden. Sie ließ den König bitten, sogleich nach seinem Erwachen zu ihr zu kommen.

Ein wenig ermüdet durch den Empfang einer Deputation der Nationalversammlung, der bei ihrer Erscheinung am vorhergehenden Tag hatte antworten müssen, -- das war der Anfang der Reden, -- hatte Ludwig XVI., um sich von seiner Müdigkeit zu erholen, und damit man nicht sagen sollte, die Natur komme bei ihm zu kurz, etwas länger geschlafen.

Kaum hatte man ihn angekleidet, als die Bitte der Königin, während er seinen Degen nahm, zu ihm gelangte:

Er faltete leicht die Stirne und sagte: Wie, die Königin ist schon aufgestanden? Ist sie noch krank?

Nein, Sire.

Und was will die Königin so frühzeitig von mir?

Ihre Majestät hat nichts geäußert.

Der König nahm ein erstes Frühstück und ging zu Marie Antoinette.

Er fand die Königin ganz angekleidet wie für einen feierlichen Empfang, schön, bleich, Ehrfurcht gebietend. Sie empfing ihren Gemahl mit jenem kalten Lächeln, das wie eine Wintersonne auf den Wangen der Königin glänzte, wenn sie an großen Empfangstagen des Hofes der Menge einen Strahl zuwerfen mußte.

Der König begriff die Traurigkeit dieses Lächelns und dieses Blickes nicht. Er war nur über eines besorgt, nämlich über den wahrscheinlichen Widerstand, den Marie Antoinette in Beziehung auf den am Tage vorher gefaßten Plan leisten würde.

Wieder eine neue Laune, dachte er.

Darum faltete er die Stirne.

Die Königin verfehlte nicht, durch die ersten Worte, die sie vernehmen ließ, diese Meinung bei ihm zu verstärken.

Sire, sagte sie, ich habe seit gestern wohl überlegt.

Ah! da kommt es, dachte der König.

Ich bitte, Sire, schicken Sie alles weg, was nicht zum Vertrautesten gehört.

Der König gab murrend seinen Hofleuten Befehl, sich zu entfernen.

Eine einzige von den Frauen der Königin blieb bei Ihren Majestäten: das war Madame Campan.

Da legte die Königin ihre schönen Hände auf den Arm des Königs und sprach:

Warum sind Sie schon angekleidet? das ist schlimm.

Wie, schlimm! warum?

Ließ ich Sie nicht bitten, sich nicht anzukleiden, ehe Sie hieher kämen? Ich sehe Sie mit der Weste und dem Degen, während ich hoffte, Sie würden im Schlafrock kommen.

Der König schaute sie ganz erstaunt an.

Diese Laune der Königin erweckte in ihm eine Menge seltsamer Gedanken, deren Neuheit gerade den Eindruck des Sonderbaren noch verstärkte.

Was haben Sie, sagte er zur Königin, beabsichtigen Sie das, worüber mir gestern miteinander übereingekommen, zu verzögern oder zu verhindern?

Keineswegs, Sire.

Ich bitte Sie, nur keinen Spott mehr über einen Gegenstand von solchem Ernst! Ich muß, ich will nach Paris gehen, ich kann mich nicht mehr hievon frei machen. Mein Hausstaat ist bestellt; die Personen, die mich begleiten werden, sind schon seit gestern bezeichnet.

Sire, ich beabsichtige nichts, doch ...

Bedenken Sie, sprach der König, der sich stufenweise belebte, um sich Mut zu geben, bedenken Sie, daß die Nachricht von meiner Reise nach Paris schon den Parisern hat zukommen müssen, daß sie sich vorbereitet haben, daß sie mich erwarten; daß die sehr günstige Stimmung, die nach der Vorhersagung diese Reise in den Geistern erregt hat, sich in eine unheilvolle Feindseligkeit verwandeln könnte. Bedenken Sie endlich ...

Aber, Sire, ich bestreite Ihnen nicht, was Sie mir zu sagen mich beehren, ich habe mich gestern gefügt und bin auch heute ergeben.

Warum dann diese Umschweife, Madame? Warum dann diese Fragen über meine Kleidung, über meine Pläne?

Ueber die Kleidung, jawohl! erwiderte die Königin, indem sie abermals jenes Lächeln versuchte, das durch sein fortwährendes Verschwinden immer düsterer wurde. Ich wünschte, Sie würden Ihr Kleid ablegen.

Scheint es Ihnen nicht anständig? Es ist ein seidenes Kleid von veilchenblauer Farbe. Die Pariser sind gewohnt, mich so gekleidet zu sehen; sie liebten bei mir diese Farbe, auf der überdies ein blaues Band gut steht. Sie haben es mir oft selbst gesagt.

Sire, ich habe keine Einwendung gegen die Farbe Ihres Kleides zu machen.

Gegen was denn?

Gegen das Futter.

Wahrhaftig, Sie machen mich neugierig mit diesem ewigen Lächeln ... das Futter ... welcher Scherz ...

Ah! ich scherze nicht.

Gut, nun betasten Sie meine Weste, mißfällt sie Ihnen auch? Taffet, weiß und Silber, eine Garnitur, die Sie mir selbst gestickt haben, eine von meinen Lieblingswesten.

Ich habe auch nichts gegen die Weste.

Wie sonderbar sind Sie: ist es der Busenstreif, ist es das Hemd von gesticktem Batist, was Ihnen mißfällt? Ei! muß ich mich nicht putzen, um meine gute Stadt Paris zu besuchen?

Ein bitteres Lächeln faltete die Lippen der Königin, ihre Unterlippe besonders, die man ihr als Österreicherin so sehr zum Vorwurf machte, verdickte sich, als ob sie von allen Giften des Hasses und des Zornes geschwollen wäre.

Nein, Sire, sagte sie, ich tadle nicht Ihre schöne Toilette, es ist immer das Futter, immer, immer.

Das Futter meines gestickten Hemdes! ah! erklären Sie sich endlich!

Nun wohl, ich erkläre mich. Der König, gehaßt, überlästig, der sich in die Mitte von siebenmalhunderttausend triumph- und revolutionstrunkenen Parisern werfen will, der König ist kein Fürst des Mittelalters; und dennoch

müßte er heute seinen Einzug in Paris in einem guten eisernen Panzer, unter einem Helm von gutem Mailänder Stahl halten; dieser Fürst müßte es so einrichten, daß keine Kugel, kein Pfeil, kein Stein, kein Messer den Weg zu seinem Fleische finden könnte.

Das ist im Grunde wahr, sagte Ludwig XVI. nachdenkend; doch, meine Freundin, da ich weder Karl VIII., noch Franz I., noch sogar Heinrich IV. heiße, da die Monarchie von heute nackt ist unter dem Sammet und der Seide, so werde ich nackt unter meinem seidenen Kleide gehen, ja, ich werde mit einem Zielpunkte gehen, der Kugeln lenken kann. Ich habe den Ordensstern auf dem Herzen.

Die Königin gab einen erstickten Seufzer von sich.

Sire, sagte sie, wir fangen an uns zu verstehen. Sie werden sehen, Ihre Frau scherzt nicht.

Sie machte Madame Campan, die im Hintergrunde des Zimmers geblieben war, ein Zeichen, und diese nahm aus einer Schublade einen Gegenstand von breiter, flacher, länglicher Form, der in ein seidenes Tuch gehüllt war.

Sire, sagte die Königin, das Herz des Königs gehört vor allem Frankreich, das ist wahr, doch ich glaube auch, daß es seiner Frau und seinen Kindern gehört. Ich, für meinen Teil, will nicht, daß dieses Herz den feindlichen Kugeln ausgesetzt sei. Ich habe meine Maßregeln getroffen, um meinen Gemahl, meinen König, den Vater meiner Kinder vor allem zu schützen.

Zu gleicher Zeit nahm sie aus der seidenen Umhüllung ein Bruststück von seinen, stählernen, mit einer so wunderbaren Kunst gekreuzten Panzerringelchen, daß man hätte glauben sollen, es sei ein arabischer Stoff, dergestalt war durch den Einschlag der Mohr nachgeahmt, so viel Geschmeidigkeit und Elasticität fand sich im Gewebe und Spiel der Oberflächen.

Was ist das? sagte der König.

Betrachten Sie es, Sire.

Ein Bruststück wie mir scheint.

Ja, Sire, ein Bruststück, das bis an den Hals schließt, mit einem kleinen Kragen, der, wie Sie sehen, den Kragen der Weste zu verdoppeln bestimmt ist.

Der König nahm die Unterweste in seine Hände und untersuchte sie neugierig.

Als die Königin diese wohlwollende Aufmerksamkeit sah, war sie erfüllt von Freude.

Der König schien ihr mit Wonne jede der Maschen dieses wunderbaren Netzes zu zählen, das mit der Dehnbarkeit einer wollenen Strickerei unter seinen Fingern wogte.

Das ist wunderbarer Stahl, sagte er, und eine herrliche Arbeit.

Nicht wahr?

Ich weiß wahrhaftig nicht, wo Sie sich das haben verschaffen können.

Ich habe es gestern von einem Manne gekauft, der es mir seit langer Zeit für den Fall, daß Sie in den Krieg ziehen würden, angeboten.

Das ist wunderbar! wunderbar! sagte der König, der die Sache als Künstler prüfte.

Und das muß Ihnen stehen, Sire, wie eine Weste von Ihrem Schneider.

Oh! glauben Sie?

Probieren Sie es.

Der König sprach nicht ein Wort; er mißtraute selbst seinem veilchenblauen Kleid.

Die Königin zitterte vor Freude; sie half Ludwig XVI. die Orden ablegen und Madame Campan das übrige.

Der König legte selbst seinen Degen ab. Wer in diesem Augenblick das Antlitz der Königin betrachtet hätte, würde es von jener Klarheit des Triumphes erleuchtet gesehen haben, welche die höchste Glückseligkeit widerstrahlt. Der König ließ sich seine Halsbinde ausziehen, und die zarten Hände der Königin steckten den stählernen Kragen darunter.

Dann befestigte Marie Antoinette selbst die Spangen dieses Bruststücks, das, um den Druck des Stahls auf das Fleisch zu schwächen, mit seinem Büffelleder gefüttert, auf eine bewunderungswürdige Art an die Körperform sich schmiegte. Dieses Bruststück ging tiefer herab, als ein Küraß, und beschützte den ganzen Körper.

Waren Weste und Hemd darüber angezogen, so bedeckten sie es völlig. Es vermehrte nicht um eine halbe Linie die Dicke des Leibes und gestattete, ohne irgend eine Beengung zu verursachen, jede Bewegung.

Ist es sehr schwer? fragte die Königin.

Nein.

Sehen Sie doch meinen König an! welch ein Wunder, nicht wahr? sagte die Königin händeklatschend und gegen Madame Campan gewendet, welche die Knöpfe an den Aermeln des Königs vollends zumachte.

Madame Campan äußerte ihre Freude ebenso naiv, als die Königin.

Ich habe meinen König gerettet! rief Marie Antoinette. Versuchen Sie diesen unsichtbaren Panzer, legen Sie ihn auf einen Tisch, versuchen Sie es, ihn mit einem Messer zu durchschneiden, versuchen Sie es, ihn mit einer Kugel zu durchbohren, versuchen Sie es! versuchen Sie es!

Oh! machte der König mit einer Miene des Zweifels.

Versuchen Sie es, wiederholte Marie Antoinette in ihrer Begeisterung.

Ich würde es aus Neugierde gern thun, versetzte der König.

Thun Sie es nicht, es ist unnötig, Sire.

Wie, es ist unnötig, daß ich die Vortrefflichkeit Ihres Wunders probiere!

Ah! so sind die Menschen! denken Sie, ich hätte dem Zeugnis eines andern, eines Gleichgültigen Glauben geschenkt, da es sich um das Leben meines Gatten, um das Heil Frankreichs handelt?

Es scheint mir doch, das haben Sie gethan, Antoinette, Sie haben einem andern Glauben geschenkt.

Sie schüttelte den Kopf mit einer reizenden Hartnäckigkeit.

Fragen Sie, sagte sie auf Madame Campan deutend, fragen Sie diese gute Campan, was wir heute morgen gethan haben.

Mein Gott! was denn? fragte der König im höchsten Maße neugierig.

Heute morgen, was sage ich, heute nacht, haben wir, wie zwei Tolle, alles Dienstpersonal entfernt und uns in dessen Zimmer, das ganz hinten im Bau der Pagen liegt, eingeschlossen. Wir haben uns versichert, daß uns niemand überraschen konnte, ehe wir unsern Plan ins Werk gesetzt.

Campan hielt den Sack, in dem dieser Brustharnisch verschlossen war, ich, ich trug ein langes deutsches Jagdmesser von meinem Vater, diese unfehlbare Klinge, die so viele Wildschweine tötete.

Campan schloß drei Thüren und verpolsterte die dritte; wir befestigten den Brustharnisch an der Wand, auf der Gliederpuppe, die zum Ausspannen meiner Kleider dient, und ich versetzte mit einer festen Hand, das schwöre ich Ihnen, dem Küraß einen Messerstich; die Klinge bog sich, sprang aus meinen Händen und fuhr zu unserm großen Schrecken in den Boden.

Teufel! rief der König,

Warten Sie doch, sage ich Ihnen. Campan hob die Klinge auf und sprach zu mir: Sie sind nicht stark genug, Madame, und Ihre Hand zitterte vielleicht; ich, ich werde kräftiger sein. Sie werden sehen. Sie ergriff das Messer und gab der an der Wand befestigten Gliederpuppe damit einen so mächtigen Stoß, daß meine arme deutsche Klinge auf den Maschen völlig abbrach.

Sehen Sie, hier sind die zwei Stücke, Sire. Ich will Ihnen aus dem, was übrig ist, einen Dolch machen lassen.

Oh! das ist fabelhaft, rief der König; und keine Bresche?

Eine Schramme auf dem obersten Kettenglied, und es sind, mit Ihrer Erlaubnis, drei übereinander.

Ich möchte das sehen.

Sie werden es sehen. Und die Königin entkleidete den König mit einer wunderbaren Behendigkeit, um ihn schneller ihre Ideen und ihre Großmut bewundern zu lassen.

Hier ist eine etwas verdorbene Stelle, wie mir scheint, sagte der König, indem er mit dem Finger auf eine leichte, an der Oberfläche befindliche etwa einzöllige Niederdrückung deutete.

Das ist von der Pistolenkugel, Sire.

Wie, Sie haben auch mit der Pistole geschossen?

Ich zeige Ihnen die abgeplattete, noch schwarze Kugel. Sehen Sie; glauben Sie nun, daß Ihr Leben in Sicherheit ist?

Sie sind ein Schutzengel, sprach der König, während er langsam das Bruststück aufhakte, um die Spur des Messerstichs und der Kugel besser zu betrachten.

Beurteilen Sie meine Angst, teurer König, als ich den Pistolenschuß auf den Panzer thun mußte, sagte Marie Antoinette. Ach! es war noch nichts, den abscheulichen Lärm zu machen, vor dem ich so sehr Angst hatte; aber, indem ich auf das für Ihren Schutz bestimmte Bruststück schoß, kam es mir vor, als schösse ich auf Sie selbst; ich hatte bange, Sie zu verwunden, ich befürchtete ein Loch zu sehen, und dann waren meine Arbeit, meine Bemühungen, meine Hoffnung auf immer ruiniert.

Teure Antoinette, sagte Ludwig XVI., wieviel Dank bin ich Ihnen schuldig!

Und er legte den Brustharnisch auf den Tisch.

Ei! was machen Sie denn? fragte die Königin.

Und sie nahm das Bruststück und reichte es zum zweiten Mal dem König.

Doch er erwiderte mit einem Lächeln voll Anmut und Adel: Nein ich danke.

Sie schlagen es aus? rief die Königin.

Ich schlage es aus.

Oh! bedenken Sie doch, Sire.

Sire ... flehte Madame Campan.

Es ist die Rettung; es ist das Leben.

Genug! genug! rief der König.

Oh! Sie weigern sich, aber sie werden Sie töten!

Meine Liebe, wenn die Edelleute im achtzehnten Jahrhundert im Felde sind, so sind sie es mit einem Kleide von Tuch, mit Weste und Hemd, das ist für die Kugeln; stellen sie sich auf den Boden eines Ehrenkampfes, so behalten sie nur das Hemd, das ist genug für den Degen. Ich, ich bin der erste Edelmann meines Reiches, ich werde weder mehr noch weniger thun, als meine Freunde. Ueberdies: da wo sie Tuch nehmen, habe ich allein das Recht, Seide zu tragen. Ich danke, meine liebe Frau, ich danke, meine gute Königin, ich danke.

Ah! rief die Königin, zugleich in Verzweiflung und entzückt, warum hört ihn seine Armee nicht?

Der König aber hatte sich ruhig vollends angekleidet, ohne daß er den Akt des Heldenmuts, den er vollbracht, nur zu begreifen schien.

Kann denn eine Monarchie verloren sein, die in solchen Augenblicken ihren Stolz findet? murmelte die Königin.

Die Abfahrt

Als Ludwig XVI. von der Königin wegging, fand er sich unmittelbar umgeben von allen Offizieren und Personen seines Hauses, welche bestimmt waren, ihn nach Paris zu begleiten.

Es waren die Herren von Beauvau, von Villeroy, von Nesle und von Estaing.

Gilbert mischte sich unter die Menge und stand voller Erwartung, daß ihn Ludwig XVI. bemerke, und wäre es nur, um ihm einen Blick zuzuwerfen.

Es war sichtbar, daß alle diese Menschen im Zweifel schwebten, und daß man nicht an den Bestand dieses Entschlusses glauben konnte.

Nach dem Frühstück, meine Herren, brechen wir auf, sagte der König.

Dann, als er Gilbert erblickte, fuhr er fort:

Ah! Sie sind da, Doktor ... sehr gut. Sie wissen, daß ich Sie mitnehme.

Zu Ihren Befehlen, Sire.

Der König ging in sein Kabinett, wo er zwei Stunden arbeitete.

Er hörte sodann mit seinem ganzen Hofstaate die Messe, und gegen neun Uhr setzte er sich zu Tisch.

Das Mahl fand mit dem gewöhnlichen Zeremoniell statt; nur wollte die Königin, die man seit der Messe mit geschwollenen, roten Augen sah, ohne im geringsten daran teil zu nehmen, dennoch dem Mahle des Königs beiwohnen, um länger in seiner Nähe zu sein.

Die Königin hatte ihre zwei Kinder mitgebracht, welche beide, ohne Zweifel schon aufgeregt durch die mütterlichen Ratschläge, ihre Augen

ängstlich vom Gesicht ihres Vaters auf der Menge der Offiziere und Garden umherlaufen ließen.

Überdies wischten die Kinder von Zeit zu Zeit, auf Befehl ihrer Mutter, eine Thräne ab, welche an ihren Augenwimpern hervorbrach, und dieses Schauspiel erfüllte die einen mit Mitleid, die andern mit Zorn, die ganze Versammlung mit Unbehagen.

Der König aß stoisch. Er sprach wiederholt mit Gilbert, ohne ihn anzuschauen; er sprach beinahe beständig mit der Königin und immer mit einer tiefen Zuneigung.

Endlich gab er seinen Kapitänen Verhaltungsregeln.

Er beendigte eben sein Mahl, als man ihm meldete, eine dicht gescharte Menge Menschen zu Fuß komme von Paris, und erscheine am Ende der großen Allee, welche auf den Paradeplatz ausmündet.

Auf der Stelle stürzten die Offiziere und Garden aus dem Saal; der König erhob das Haupt und schaute Gilbert an; da er aber sah, daß Gilbert lächelte, so aß er ruhig weiter.

Die Königin erbleichte, neigte sich gegen Herrn von Beauvau und bat ihn, sich zu erkundigen.

Herr von Beauvau lief hastig hinaus.

Die Königin trat an ein Fenster.

Fünf Minuten nachher kam Herr von Beauvau zurück.

Sire, sagte er, es sind die Nationalgarden von Paris, welche sich, da sich gestern in der Hauptstadt das Gerücht von der Absicht Eurer Majestät, die Pariser zu besuchen, verbreitete, zu etwa zehntausend vereinigt haben, um Ihnen entgegenzukommen. Als sie aber, indem sie Ihnen entgegengingen, sahen, daß Eure Majestät zögerte, marschierten sie bis Versailles.

Welche Absichten scheinen sie zu haben? fragte der König.

Die besten der Welt, antwortete Herr von Beauvau.

Gleichviel! versetzte die Königin, schließen Sie die Gitter.

Hüten Sie sich davor, entgegnete der König, es ist genug, wenn die Thüren des Palastes verschlossen bleiben.

Die Königin faltete die Stirne und warf Gilbert einen Blick zu.

Gilbert, erwartete diesen Blick, denn die Hälfte seiner Vorhersagung hatte sich schon verwirklicht. Er hatte die Ankunft von zwanzigtausend Mann versprochen; es waren schon zehntausend da.

Der König wandte sich gegen Herrn Beauvau um und sagte zu ihm: Seien Sie dafür besorgt, daß man diesen braven Leuten Erfrischungen giebt.

Herr von Beauvau ging zum zweiten Mal hinab, überbrachte den Schaffnern die Befehle des Königs und kam dann wieder herauf.

Nun? fragte die Königin.

Sire, Ihre Pariser sind in einem großen Streit mit den Herren von der Garde begriffen.

Wie! rief der König, es findet ein Streit statt?

Oh! ein Streit der reinen Höflichkeit. Da sie erfahren haben, der König breche erst in zwei Stunden auf, so wollen sie den Abgang des Königs abwarten und hinter dem Wagen Seiner Majestät marschieren.

Aber sie sind zu Fuß, denke ich? fragte die Königin.

Ja, Madame.

Wohl! der König hat Pferde an seinem Wagen, und der König fährt rasch, sehr rasch. Sie wissen, Herr von Beauvau, daß der König sehr rasch zu fahren pflegt.

Diese Worte so betont bedeuteten:

Binden Sie Flügel an den Wagen Seiner Majestät.

Der König winkte mit der Hand, daß man das Gespräch abbreche.

Ich werde im Schritt fahren, sagte er.

Die Königin stieß einen Seufzer aus, der einem Schrei des Zornes glich.

Es ist nicht billig, fügte Ludwig XVI. ruhig bei, daß ich diese braven Leute, die sich, um mir Ehre anzuthun, Mühe gemacht haben, laufen lasse; ich werde im Schritt fahren; und zwar im kurzen Schritt, damit mir alle Welt folgen kann.

Die Versammelten bezeigten ihre Verwunderung; doch zu gleicher Zeit sah man auf mehreren Gesichtern den Ausdruck der Mißbilligung, ganz besonders deutlich hervortretend in den Zügen der Königin, die in so großer Seelengüte nichts als Schwäche sehen wollte.

Ein Fenster öffnete sich.

Die Königin wandte sich erstaunt um: es war Gilbert, der in seiner Eigenschaft als Arzt von seinem Rechte Gebrauch machte, ein Fenster öffnen zu lassen, um die im Saale durch den Geruch der Speisen und das Atmen von mehr als hundert Personen verdichtete Luft zu erneuern.

Der Doktor stellte sich hinter die Vorhänge des geöffneten Fensters, und durch das offene Fenster drangen die Stimmen der im Hofe versammelten Menge ein.

Was ist das? fragte der König.

Sire, antwortete Gilbert, es sind die Nationalgarden, die es unter den Sonnenstrahlen auf dem Pflaster sehr heiß haben müssen.

Warum ladet man sie nicht ein, mit dem König zu frühstücken? sagte leise zur Königin einer von ihren Lieblingsoffizieren.

Man soll sie in den Schatten führen, in den Marmorhof, unter die Vorplätze, kurz überall hin, wo ein wenig Kühle ist, sprach der König.

Zehntausend Menschen unter die Vorplätze? sagte die Königin.

Nach allen Seiten hin verteilt, werden sie Raum haben, sprach der König.

Überall verteilt? versetzte Marie Antoinette, aber Sire, Sie sind im Begriff, ihnen den Weg zu Ihrem Schlafzimmer zu weisen.

Eine entsetzliche Prophezeiung, die sich in Versailles selbst noch vor Ablauf dreier Monate verwirklichen sollte.

Sie haben viele Kinder bei sich, Madame, bemerkte Gilbert mit sanftem Tone.

Kinder? fragte die Königin.

Ja, Madame, viele von ihnen haben ihre Kinder wie auf einen Spaziergang mitgenommen. Die Kinder sind als kleine Nationalgarden gekleidet, so groß ist die Begeisterung für das neue Institut.

Die Königin öffnete den Mund, neigte aber beinahe in demselben Augenblick das Haupt. Sie hatte Lust gehabt, ein gutes Wort zu sagen, der Stolz und der Haß hielten sie wieder zurück.

Gilbert schaute sie aufmerksam an.

Ei! rief der König, diese armen Kinder! ... wenn man Kinder mit sich führt, hat man nicht Lust, einem Familienvater ein Leid anzuthun; ein Grund mehr, die armen Kleinen in den Schatten zu bringen. Führt sie herein; führt sie herein!

Gilbert schüttelte sachte den Kopf und schien zur Königin, die geschwiegen hatte, zu sagen:

Madame, so hätten Sie sprechen sollen, ich bot Ihnen die Gelegenheit dazu. Das Wort wäre wiederholt worden, und Sie hätten dabei auf zwei Jahre die Liebe des Volkes gewonnen.

Die Königin verstand diese stumme Sprache Gilberts, und die Röte stieg ihr zur Stirne.

Sie fühlte ihren Fehler und entschuldigte sich sogleich durch ein Gefühl des Hochmuts und des Widerstandes, das sie als Antwort an Gilbert zurücksandte.

Mittlerweile entledigte sich Herr von Beauvau des ihm vom König erteilten Auftrags.

Da hörte man von der bewaffneten Menge, während man sie auf Befehl des Königs in das Innere des Palastes zuließ, laute Freudenrufe und Segnungen. Die Zurufe, die Glückwünsche, die Vivats stiegen in Wirbeln bis zu dem königlichen Ehepaar empor und beruhigten es über die Stimmung von dem so sehr gefürchteten Paris.

Sire, fragte Herr von Beauvau, welchen Befehl giebt Eure Majestät in Betreff Ihres Gefolges?

Wie steht es mit dem Streite der Nationalgarden mit meinen Offizieren?

Oh! Sire, alles verdunstet, verschwunden; die braven Leute sind so glücklich, daß sie nun sagen: Wir werden gehen, wohin man uns stellt; der König gehört so gut uns, als den andern; wohin er gehen mag, wird er uns gehören.

Der König schaute Marie Antoinette an. Marie Antoinette zog mit einem höhnischen Lächeln ihre hoffärtigen Lippen zusammen.

Sagen Sie den Nationalgarden, sprach Ludwig XVI., sie mögen ihre Stellung nehmen nach ihrem Belieben.

Eure Majestät wird nicht vergessen, daß es ein unveräußerliches Recht Ihrer Garde-du-corps ist, den Wagen zu umgeben, sprach die Königin.

Als die Offiziere den König ein wenig unschlüssig sahen, traten sie hinzu, um die Königin zu unterstützen.

Das ist im Grunde richtig, versetzte der König. Nun! man wird sehen.

Herr von Beauvau und Herr von Villeroy gingen ab, um ihre Stellen einzunehmen und ihre Befehle zu geben.

Es schlug zehn Uhr in Versailles.

Auf, sagte der König, ich werde morgen arbeiten. Diese braven Leute sollen nicht warten.

Der König erhob sich.

Marie Antoinette öffnete die Arme und umschlang den König. Die Kinder hingen sich weinend an den Hals ihres Vaters. Gerührt, bemühte sich der König, sich sachte ihren Umarmungen zu entziehen: er wollte die Gemütsbewegung verbergen, die wohl bald überströmt wäre.

Die Königin hielt alle Offiziere zurück, faßte diesen beim Arm, jenen bei seinem Degen. Alle legten die Hand an ihr Herz und an ihren Degen.

Die Königin lächelte, um zu danken.

Gilbert war unter den Letzten.

Mein Herr, sprach die Königin zu ihm. Sie haben dem König diese Fahrt nach Paris geraten; Sie haben den König bestimmt, trotz meines Flehens. Bedenken Sie, mein Herr, daß Sie eine furchtbare Verantwortlichkeit vor der Gattin und vor der Mutter übernommen haben!

Ich weiß es, Madame, antwortete Gilbert kalt.

Und Sie werden mir den König unversehrt zurückbringen! sprach die Königin mit einer feierlichen Gebärde.

Ja, Madame.

Bedenken Sie, daß Sie mir mit Ihrem Kopf für ihn haften!

Gilbert verbeugte sich.

Bedenken Sie, mit Ihrem Kopfe! wiederholte Marie Antoinette mit der Drohung und der unbarmherzigen Autorität einer absoluten Königin.

Mit meinem Kopfe, sprach der Doktor, sich verbeugend; ja, Madame, und dieses Pfand würde ich als einen Leibbürgen von geringem Werte betrachten, wenn ich den König bedroht glaubte; doch ich habe es gesagt, Madame, heute führe ich Seine Majestät zum Triumph.

Ich will alle Stunden Nachricht haben, fügte die Königin bei.

Sie werden sie erhalten, Madame, ich schwöre es Ihnen.

Gehen Sie nun, mein Herr, ich höre die Trommeln; der König begiebt sich auf den Weg.

Gilbert verbeugte sich und begegnete, auf der großen Treppe verschwindend, einem Adjutanten von den Haustruppen des Königs, der ihn auf Befehl Seiner Majestät suchte. Man ließ ihn in einen Wagen steigen, der Herrn von Beauvau, dem Oberstzeremonienmeister gehörte, denn man wollte ihn nicht in einer königlichen Kutsche fahren lassen, da er keine Adelsprobe für sich hatte.

Gilbert lächelte, als er sich allein in diesem mit Wappen geschmückten Wagen sah. Herr von Beauvau ritt nämlich, und tummelte sein Pferd neben dem königlichen Kutschenschlag. Dann kam ihm der Gedanke, es sei lächerlich von ihm, so einen Wagen einzunehmen, der Wappen und Krone habe.

Dieses Bedenken währte noch fort, als er unter der Menge der Nationalgarden, die den Wagen umschloß, von Leuten, die sich neugierig vorbeugten, folgende Worte flüstern hörte:

Ah! dieser da ist der Prinz von Beauvau!

Ei! sagte ein Kamerad, du täuschest dich.

Doch, doch, da am Wagen das Wappen des Prinzen ist.

Das Wappen! das Wappen! Ich sage dir, daß das nichts zur Sache thut.

Bei Gott! das Wappen, was beweist das?

Das beweist, daß, wenn das Wappen des Herrn von Beauvau am Wagen ist, Herr von Beauvau selbst darin sein muß.

Herr von Beauvau, ist das ein Patriot? fragte eine Frau.

Ah! jawohl! versetzte ein Nationalgardist.

Gilbert lächelte abermals.

Aber ich sage dir, wiederholte der erste Widersprecher, ich sage dir, daß es nicht der Prinz ist; der Prinz ist fett, dieser ist mager. Der Prinz trägt den Rock eines Kommandanten der Garden, dieser hat einen schwarzen Rock; es ist der Intendant.

Ein nicht sehr freundliches Gemurmel empfing die Person des durch diesen wenig schmeichelhaften Titel entstellten Gilbert.

Ei, Mord und Teufel! rief eine dicke Stimme, bei deren Ton Gilbert bebte, die Stimme eines Mannes, der sich mit seinen Ellenbogen und seinen Fäusten bis zum Wagen Bahn brach; nein, es ist weder Herr von Beauvau, noch sein Intendant, es ist ein braver trefflicher Patriot, und sogar der trefflichste der Patrioten ... Ei! Herr Gilbert, was machen Sie denn im Wagen eines Prinzen?

Ah! Sie sind es, Vater Billot! rief der Doktor.

Bei Gott! ich habe mich wohl gehütet, die Gelegenheit zu versäumen, antwortete der Pächter.

Und Pitou? fragte Gilbert.

Oh! er ist nicht fern. Hollah! Pitou, komm herbei, vorwärts.

Auf diese Einladung schlüpfte Pitou, mittelst eines kräftigen Spiels der Schultern, bis in die Nähe von Billot und verbeugte sich mit Bewunderung vor Gilbert.

Guten Morgen, Herr Gilbert, sagte er.

Guten Morgen, Pitou; guten Morgen, mein Freund.

Gilbert! Gilbert! wer ist das? fragte die Menge.

So ist es mit dem Ruhm! dachte der Doktor. Wohl bekannt in Villers-Cotterets, ja; doch in Paris ... es lebe die Volkstümlichkeit!

Er stieg aus dem Wagen, der nun im Schritt fuhr, und ging, sich auf den Arm von Billot stützend, zu Fuß unter der Menge weiter.

Er erzählte sodann dem Pächter mit wenigen Worten seinen Besuch in Versailles und sprach von der guten Stimmung des Königs und der königlichen Familie. Er machte in einigen Minuten eine solche Propaganda von Royalismus in dieser Gruppe, daß diese, für die guten Eindrücke noch leicht empfänglichen, braven Leute, naiv und entzückt, ein langes: Es lebe der König! ertönen ließen, das, verstärkt durch die vorangehenden Reihen, den König in seinem Wagen betäubte.

Ich will den König sehen, sagte Billot elektrisiert; ich muß ihn von nahe sehen. Ich habe den Weg deshalb gemacht. Ich will ihn nach seinem Gesicht beurteilen. Das Gesicht eines ehrlichen Mannes, das errät sich. Nähern wir uns, Herr Gilbert, wenn Sie wollen!

Warten Sie, das wird uns leicht sein, sagte Gilbert, denn ich sehe den Adjutanten des Herrn von Beauvau.

Gilbert rief ihn an.

Suchen Sie nicht den Doktor Gilbert, mein Herr? fragte er.

Ja, antwortete der Adjutant.

Ich bin es.

Gut. Herr von Beauvau läßt Sie auf Befehl des Königs ersuchen.

Diese schallenden Worte machten, daß sich für Gilbert die Augen der Menschenmenge und ihre Reihen öffneten; Gilbert schlüpfte, gefolgt von Billot und Pitou, hinter dem Reiter durch, während dieser wiederholt

ausrief: Geben Sie Raum, meine Herren, geben Sie Raum! Platz im Namen des Königs, meine Herren, Platz!

Gilbert kam bald an den Schlag des königlichen Wagens, der im Ochsenschritte fuhr, der Ochsen aus der merovingischen Zeit.

Die Reise.

So antreibend, so angetrieben, aber immer dem Adjutanten des Herrn von Beauvau folgend, kamen Gilbert, Billot und Pitou endlich zu dem Wagen, in dem der König, begleitet von den Herren von Estaing und Villequier, unter einer wachsenden Menschenmasse langsam vorrückte.

Ein seltsames, unerhörtes, unbekanntes Schauspiel, denn es fand zum ersten Male statt. Alle diese Nationalgarden vom Lande, improvisierte Soldaten, liefen mit Freudenschreien auf dem Wege des Königs herbei, begrüßten ihn mit ihren Glückwünschen, suchten sich sehen zu lassen und nahmen in dem Zuge ihre Reihe ein und begleiteten die Reise des Königs.

Ludwig XVI. erblickte Gilbert, auf den Arm von Billot gestützt; hinter ihm marschierte Pitou, beständig seinen großen Säbel schleppend.

Ah! Doktor, das schöne Wetter und das schöne Volk!

Sie sehen, Sire, erwiderte Gilbert.

Und er neigte sich gegen den König und fügte bei:

Was hatte ich Eurer Majestät versprochen?

Ja, mein Herr, ja, und Sie haben auf eine würdige Art Ihr Wort gehalten.

Der König erhob das Haupt und sprach mit der Absicht, gehört zu werden: Wir marschieren sehr langsam, doch mir scheint, wir marschieren immer noch zu schnell für alles das, was es heute zu sehen giebt.

Sire, sagte Herr von Beauvau, Sie machen in dem Schritt, den Eure Majestät fährt, eine Meile in drei Stunden. Es ist schwierig, langsamer zu fahren.

Die Pferde hielten in der That jeden Augenblick an; es wurden Reden und Erwiderungen ausgetauscht; die Nationalgarden fraternisierten -- man hatte

das Wort gefunden -- mit den Gardes-du-corps Seiner Majestät.

Ah! sagte Gilbert, der dieses seltsame Schauspiel als Philosoph betrachtete, zu sich selbst, wenn man mit den Gardes-du-corps fraternisiert, so ist dies deswegen, weil sie, ehe sie Freunde wurden. Feinde gewesen sind.

Sagen Sie uns doch, Herr Gilbert, sprach Billot halblaut, ich habe den König gut angeschaut, ich habe ihm wohl zugehört. Nun! meiner Ansicht nach ist der König ein braver Mann.

In seinem Enthusiasmus betonte Billot diese letzten Worte so, daß der König und der Generalstab sie hörten.

Der Generalstab lachte.

Der König lächelte, nickte mit dem Kopf und sagte:

Das ist ein Lob, das mir gefällt.

Diese Worte wurden laut genug gesprochen, daß Billot sie hörte.

Oh! Sie haben recht, Sire, denn ich spende es nicht jedermann, erwiderte Billot, der mit seinem König geradeswegs ins Gespräch eintrat, wie Michaud mit Heinrich IV.

Das schmeichelt mir um so mehr, sagte der König verlegen, denn er wußte nicht, wie er es machten sollte, um freundlich sprechend seine Königswürde und doch auch als guten Patrioten sich zu behaupten.

Ach! der arme Fürst war noch nicht gewöhnt, der König der Franzosen zu heißen.

Er glaubte noch der König von Frankreich zu sein.

In seinem freudigen Entzücken gab sich Billot nicht die Mühe, darüber nachzudenken, ob Ludwig vom philosophischen Standpunkt aus den Königstitel niedergelegt habe, um den Titel eines Menschen anzunehmen.

Billot, der fühlte, wie sehr sich diese Sprache der ländlichen Gutherzigkeit näherte, Billot wünschte sich Glück, daß er einen König verstand und von ihm verstanden wurde. Von diesem Augenblick an hörte Billot nicht mehr auf, sich für den König zu begeistern. Er trank aus den Zügen des Königs, nach dem Virgilschen Ausdruck, eine lange Liebe für das konstitutionelle Königtum und teilte sie Ange Pitou mit, der, zu voll von seiner eigenen Liebe und von dem Überfluß der Liebe Billots, das ganze Gefühl nach außen verbreitete, indem er mächtig, dann kreischend, und endlich, indem er nur noch unbestimmt schrie:

Es lebe der König! es lebe der Vater des Volkes!

Dieser Wechsel in der Stimme Pitous bewerkstelligte sich nach Maßgabe seines Heiserwerdens.

Pitou war völlig heiser, als der Zug am Point-du-Jour ankam, wo Herr Lafayette, das berühmte weiße Roß reitend, die undisziplinierten und bebenden Scharen der Nationalgarde in Atem erhielt, die seit fünf Uhr morgens aufgestellt waren, um das Geleit des Königs zu bilden.

Es war nun zwei Uhr.

Die Zusammenkunft des Königs mit dem neuen Chef der französischen Armee ging auf eine für die Anwesenden befriedigende Weise vor sich.

Der König fing an müde zu werden, er sprach nicht mehr und lächelte nur.

Der Obergeneral der Pariser Milizen seinerseits befahl nicht mehr und gestikulierte nur.

Der König bemerkte zu seiner Befriedigung, daß man beinahe ebenso sehr: Es lebe der König! als: Es lebe Lafayette! rief. Leider war es das letzte Mal, daß er dieses Vergnügen der Eitelkeit kosten sollte.

Gilbert befand sich immer am Wagenschlage des Königs, Billot bei Gilbert, Pitou bei Billot.

Gilbert hatte, seinem Versprechen getreu, Mittel gefunden, seitdem er Versailles verlassen, vier Kuriere an die Königin abzusenden.

Diese Kuriere hatten nur gute Nachrichten gebracht, denn überall auf seinem Wege sah der König die Mützen in die Luft fliegen; nur glänzte an allen diesen Mützen eine Kokarde mit den Nationalfarben, eine Art von Vorwurf gegen die weißen Kokarden gerichtet, welche die Garden des Königs und der König selbst an ihrem Hut trugen. In seiner Freude und in seiner Begeisterung war diese Verschiedenheit das einzige, was Billot unangenehm berührte. Er trug an seinem Dreispitz eine ungeheure dreifarbige Kokarde.

Der König hatte eine weiße Kokarde an seinem Hut, der König und der Unterthan hatten folglich keinen ganz gleichen Geschmack.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn der maßen, daß er sich Gilbert in dem Augenblick, wo der Doktor nicht mehr mit Seiner Majestät sprach, eröffnete.

Herr Gilbert, fragte er, warum hat der König die Nationalkokarde nicht angenommen?

Mein lieber Billot, weil der König entweder nicht weiß, daß es eine neue Kokarde gibt, oder weil er denkt, seine Kokarde müsse die der Nation sein.

Nein, nein, weil seine Kokarde weiß und die unsre dreifarbig ist.

Geduld, versetzte Gilbert, der Billot in dem Augenblick zurückhielt, wo er sich kopfüber in die Zeitungsphrasen stürzen wollte, die Kokarde des Königs ist weiß, wie die Fahne von Frankreich weiß ist. Das ist nicht die Schuld des Königs. Kokarde und Fahne waren weiß, lange ehe der König zur Welt kam; übrigens, mein lieber Billot, hat die Fahne ihre Probe gemacht und die weiße Kokarde auch. Es war eine weiße Kokarde an dem Hute des Bailly von Suffren, als er auf der indischen Halbinsel unsere Fahne wieder aufpflanzte. Es war eine weiße Kokarde an dem Hute von Asfas, und daran erkannten ihn die Deutschen in der Nacht, als er sich eher töten, als seine Soldaten überfallen ließ. Es war eine weiße Kokarde am Hute des Marschalls von Sachsen, als er die Engländer bei Fontenon schlug.

Es war, endlich eine weiße Kokarde am Hute des Herrn von Conde, als er die Kaiserlichen bei Rocroy bei Freiburg und bei Lens schlug. Diese und noch viele anderen Dinge hat die weiße Kokarde getan, mein lieber Billot, während die Nationalkokarde, welche vielleicht die Reise um die Welt machen wird, wie Lafayette prophezeit, noch nicht Zeit gehabt hat, etwas zu thun, in Betracht, daß sie erst seit drei Tagen existiert. Verstehen Sie wohl, ich fasse nicht, sie werde müßig bleiben; da sie aber noch nichts geleistet hat, so gibt sie dem König das Recht, zu warten, bis sie sich tatsächlich bewährt.

Wie, die Nationalkokarde hat noch nichts getan? versetzte Billot, hat sie nicht die Bastille erobert?

Doch, antwortete Gilbert traurig. Sie haben recht, Billot.

Darum, sprach der Pächter triumphierend, darum müßte sie der König annehmen.

Gilbert stieß Billot gewaltig mit dem Ellenbogen in die Seite, denn er hatte bemerkt, daß der König aufhorchte. Dann sagte er leise: Sind Sie verrückt? und gegen wen ist denn die Bastille genommen worden? Gegen das Königtum, wie mir scheint. Und Sie wollen den König die Trophäen Ihres Sieges und die Insignien seiner Niederlage tragen lassen? Wahnsinniger! der König ist voll Gemüt, voll Güte und Offenherzigkeit, und Sie wollen einen Heuchler aus ihm machen?

Aber, versetzte Billot demütiger, jedoch ohne sich noch ganz ergeben zu haben, aber die Bastille ist nicht gerade gegen den König, sondern gegen den Despotismus genommen worden.

Gilbert zuckte die Achseln, jedoch mit einer Zartheit des überlegenen Mannes, der, aus Furcht, ihn zu zertreten, den Fuß nicht auf den ihm Untergeordneten setzen will.

Nein, fuhr Billot, sich belebend, fort, nicht gegen unsern König haben wir gekämpft, sondern gegen die Trabanten.

In jener Zeit sagte man in der Politik Trabanten statt Soldaten, wie man auf dem Theater Roß statt Pferd sagte.

übrigens, fuhr Billot mit einem Anschein von Schlußfolgerung fort, übrigens mißbilligt er ihr Benehmen, da er in uns« Mitte kommt, und wenn er ihr Benehmen mißbilligt, so billigt er das unsere. Wir, als die Sieger der Bastille, haben für unser Glück und für seine Ehre gearbeitet.

Ach! ach! murmelte Gilbert, der nicht wußte, wie er das, was auf dem Gesichte des Königs, mit dem, was in seinem Herzen vorging, vereinigen sollte.

Der König vernahm unter dem verworrenen Gemurmel des Marsches allmählig ein paar Worte von der Erörterung, die an seiner Seite stattfand.

Gilbert entging die Aufmerksamkeit, die der König der Erörterung schenkte, nicht, und er strengte sich daher an, um Billot auf ein minder schlüpfriges Terrain zu führen.

Plötzlich hielt man an. Man war beim Cours-la-Reine in den Champs-Elysees angelangt.

Hier war eine Deputation von Wählern und Schoppen, unter dem neuen Präsidium des neuen Stadtrichters Bailly, in schöner Ordnung aufgestellt; nebstbei eine von einem Oberst befehligte Wache von dreihundert Mann und wenigstens dreihundert Mitglieder der Nationalversammlung, alle, wie leicht zu begreifen, aus den Reihen des dritten Standes genommen.

Zwei von den Wählern vereinigten ihre Kräfte und ihre Geschicklichkeit, um eine Platte von vergoldetem Silber, auf der zwei ungeheure Schlüssel, die Schlüssel der Stadt Paris aus der Zeit Heinrichs IV. ruhten, im Gleichgewicht zu halten.

Dieses eindrucksvolle Schauspiel machte alle Privatgespräche verstummen, und jeder, der sich in den Reihen oder in den Gruppen befand, trachtete danach, die Reden zu hören, die bei dieser Veranlassung ausgetauscht werden sollten.

Bailly, der würdige Gelehrte, der wackere Astronom, den man wider seinen Willen zum Abgeordneten, wider seinen Willen zum Maire gemacht hatte, hielt eine lange Ehrenrede bereit. Diese Rede wurde nach den strengsten Regeln der Rhetorik mit einer Lobeserhebung des Königs eröffnet, anhebend von der Zeit, als Herr Turgot zur Regierung gelangt war, bis zur Einnahme der Bastille. Es fehlte wenig -- so groß ist das Vorrecht der Beredsamkeit -- daß man dem König die selbstherrliche Urheberschaft der Ereignisse zuschrieb, denen sich das bedrängte Volk höchstens unterzogen und, wie wir gesehen, mit Widerwillen unterzogen hatte.

Bailly war sehr zufrieden mit seiner Rede, als ein Vorfall, -- Bailly erzählt diesen Vorfall selbst in seinen Denkwürdigkeiten, -- als ein Vorfall ihm einen neuen Eingang lieferte, der ihm noch viel treffender däuchte, als der, den er vorbereitet hatte. Der neue ist übrigens der einzige, der im Gedächtnis des Volkes geblieben, das sich immer geneigt zeigt, die guten und besonders die schönen Redensarten aufzufassen, die auf eine wirkliche Thatsache sich gründen.

Während er mit den Schoppen und den Wählern ging, ängstigte sich Bailly wegen des Gewichtes der Schlüssel, die er dem König überreichen sollte.

Glauben Sie denn, sagte er lachend, nachdem ich dieses Monument dem König gezeigt habe, werde ich mich dadurch ermüden, daß ich die Schlüssel nach Paris zurücktrage?

Was werden Sie damit machen? fragte ein Wähler.

Was ich damit machen werde? versetzte Bailly, ich werde sie Ihnen geben oder gar in einen Graben am Fuße eines Baumes werfen.

Hüten Sie sich wohl, entgegnete der Wähler, der sich über diese Äußerung ärgerte. Wissen Sie nicht, daß diese Schlüssel dieselben sind, welche die Stadt Paris Heinrich IV. nach der Belagerung überreicht hat? sie sind kostbar, eine unschätzbare Antiquität.

Sie haben recht, erwiderte Bailly, die Heinrich IV., dem Eroberer von Paris, angebotenen Schlüssel überreicht man Ludwig XVI., der .... Ei! sagte der würdige Maire zu sich selbst, das giebt eine ziemlich hübsche Antithese.

Und sogleich nahm er einen Bleistift und schrieb über die Rede, die er bereit hielt, folgenden Eingang: Sire, ich bringe Eurer Majestät die Schlüssel der guten Stadt Paris. Es sind dieselben, welche Heinrich IV. überreicht worden sind. Er hatte sein Volk wieder erobert, heute erobert das Volk seinen König wieder.

Die Phrase war schön, sie war richtig, sie prägte sich dem Geiste der Pariser ein, und von der ganzen Rede Baillys, von seinen Werten sogar ist dies das einzige, was ihn überlebt hat.

Ludwig XVI. nickte beifällig mit dem Kopfe, er errötete aber zugleich, denn er fühlte, obgleich unter Redeblumen und dem Scheine der Ehrfurcht verkleidet, den scharfen Stachel der Ironie. Dann murmelte er leise: Marie Antoinette ließe sich von dieser falschen Verehrung des Herrn Bailly nicht berücken, und ihre Antwort würde für den unglücklichen Astronomen ganz anders lauten, als die meine.

Weil nun Ludwig XVI. den Anfang der Baillyschen Rede zu gut gehört hatte, hörte er das Ende gar nicht; ähnlich war es bei der Rede des Herrn Delavigne, von der er weder den Anfang noch) das Ende vernahm.

Als die Reden beendigt waren, antwortete der König -- da er befürchtete, nicht ganz erfreut genug über das zu scheinen, was man ihm hatte sagen wollen -- mit einem sehr edlen Ton und ohne ihn irgend einer Beziehung auf das, was man ihm gesagt hatte, anzuspielen, die Huldigungen der Stadt Paris und der Wähler seien ihm unendlich angenehm.

Worauf er Befehl zum Aufbruch gab.

Ehe er übrigens wieder weiter fuhr, entließ er seine Gardes-du-corps, um durch ein freundliches Vertrauen die halben Artigkeiten zu erwidern, die ihm die Munizipalität durch das Organ der Wähler und durch Herrn Bailly bezeigt hatte. Hiernach rückte der Wagen unter der ungeheuren Masse der Nationalgarden und Neugierigen rascher vor.

Gilbert und sein Gefährte Billot hielten sich fortwährend am Wagenschlage rechts.

Indem Augenblick, wo der Wagen über die Place Louis XV. fuhr, knallte ein Schuß auf der andern Seite der Seine, und ein weißer Dampf stieg wie ein Weihrauchschleier zum blauen Himmel auf, wo er alsbald verschwand.

Als ob das Geräusch dieses Schusses ein Echo in ihm gehabt hätte, fühlte sich Gilbert von einem heftigen Schlage getroffen. Einen Augenblick fehlte ihm der Atem, und er fuhr mit der Hand an seine Brust, wo er einen lebhaften Schmerz empfand.

Zugleich erscholl ein Notschrei in der Näh? des königlichen Wagens; eine Frau, durchbohrt von einer Kugel, die unter ihre linke Schulter eingedrungen, war niedergestürzt.

Einer von den Knöpfen am Rocke Gilberts, ein Knopf von schwarzem Stahl, nach der Mode der Zeit breit und mit Facetten geschnitten, war von derselben Kugel schräg getroffen worden.

Er hatte einen Panzer gebildet und die Kugel zurückgesandt, daher der Schlag und Schmerz bei Gilbert.

Seine schwarze Weste und sein Busenstreif waren teilweise zerrissen worden.

Diese an Gilberts Knopf abgeprallte Kugel hatte die unglückliche Frau getötet, die man eiligst forttrug.

Der König hatte den Schuß gehört, aber nichts gesehen.

Er neigte sich heraus und lächelte Gilbert zu.

Er sprach: Dort verbrennt man mir zu Ehren Pulver.

Ja, Sire, antwortete Gilbert.

Nur hütete er sich wohl. Seiner Majestät zu sagen, was er von der Huldigung dachte, die man ihr darbrachte.

Doch in seinem Innern gestand er sich ganz leise, die Königin habe doch mit Recht gefürchtet, da ohne ihn, der den Kutschenschlag hermetisch

schloß, diese an seinem Stahlknopf abgeprallte Kugel gerade zum König gedrungen wäre.

Von welcher Hand kam nun dieser wohlgezielte Schuß?

Man wollte es damals Nichtwissen! ... so daß man es nie erfahren wird.

Billot, schreckenbleich darüber, was er mit angesehen, seine Augen unablässig auf den Riß in Gilberts Rock, Weste und Busenstreif geheftet, nötigte nun Pitou, mit verdoppelten Kräften zu schreien: Es lebe der Vater der Franzosen!

Das Hauptereignis war übrigens so groß, daß man die Episode schnell vergessen hatte.

Endlich kam Ludwig XVI. vor das Stadthaus, nachdem er auf dem Pont-Neuf mit einer Salve von Kanonen, die man wenigstens diesmal nicht mit Kugeln geladen hatte, begrüßt worden war.

Auf der Fassade des Stadthauses breitete sich eine Inschrift mit mächtigen Buchstaben aus, die, am Tage schwarz, bei Eintritt der Nacht erleuchtet werden und transparent glänzen sollte. Diese Inschrift verdankte man den geistvollen Arbeiten der Munizipalität. Sie war in folgenden Worten abgefaßt:

Ludwig XVI., dem Vater der Franzosen und König eines freien Volkes.

Das war eine zweite Antithese, noch viel bedeutender, als die in Baillys Rede, allen auf dem Platze versammelten Parisern entlockte sie auch Schreie der Bewunderung.

Diese Inschrift zog auch Billots Auge auf sich.

Da aber Billot nicht lesen konnte, so ließ er sie Pitou lesen.

Billot ließ die Inschrift zweimal wiederholen, als hätte er beim ersten Mal nicht gehört.

Dann, als Pitou den Satz, ohne ein Wort daran zu ändern, wiederholt hatte, rief er:

Ist es das? ist es das?

Allerdings, erwiderte Pitou.

Die Munizipalität hat also schreiben lassen, der König sei der König eines freien Volkes?

Ja, Vater Billot.

Dann, rief Billot, wenn die Nation frei ist, hat sie das Recht, dem König ihre Kokarde anzubieten.

Und mit einem Sprung war er vor Ludwig XVI., der den Stufen des Stadthauses gegenüber aus seinem Wagen stieg, und sagte: Sire, Sie haben gesehen, daß das Erzbild Heinrichs IV. auf dem Pont-Neuf die Nationalkokarde trägt.

Nun! versetzte der König.

Nun! Sire, wenn Heinrich IV. die Nationalkokarde trägt, so können Sie sie wohl auch tragen.

Gewiß, erwiderte Ludwig XVI. verlegen, und wenn ich eine hätte...

Wohl! rief Billot, die Stimme erhebend und den Arm ausstreckend, im Namen des Volkes biete ich Ihnen diese statt der Ihrigen an ... nehmen Sie sie an.

Bailly trat dazwischen.

Der König war bleich. Er fing an, die Fortschreitung zu fühlen. Ludwig XVI. schaute Bailly an, als wollte er ihn fragen. Sire, sagte dieser, das ist das unterscheidende Zeichen jedes Franzosen.

Dann nehme ich sie an, sprach der König.

Und er nahm die Kokarde aus den Händen Billots, legte seine weiße auf die Seite und befestigte die dreifarbige Kokarde an seinem Hut.

Ein ungeheures Triumphgeschrei erscholl auf dem Platze.

Gilbert wandte sich innerlich tief verwundet ab.

Er fand, das Volk greife zu rasch um sich, und der König widerstehe nicht genug.

Es lebe der, König! rief Billot, der so das Signal zu einer zweiten Beifallssalve gab.

Der König ist tot, murmelte Gilbert , . . Es giebt keinen König mehr in Frankreich.

Von dem Orte an, wo der König aus dem Wagen stieg, bis zum Saale, wo man ihn erwartete, war durch tausend ausgestreckte Schwerter ein stählernes Gewölbe um ihn gebildet worden.

Er ging unter diesem Gewölbe durch und verschwand in den Tiefen des Stadthauses.

Das ist kein Triumphbogen, sagte Gilbert; das sind die Caudinischen Pässe.

Und mit einem Seufzer fügte er bei:

Ah! was wird die Königin sagen!

Was in Versailles vorging, während der König die Reden der Munizipalität anhörte.

Im Innern des Stadthauses wurde dem König ein sehr schmeichelhafter Empfang zuteil: man nannte ihn den Wiederhersteller der Freiheit.

Eingeladen zu sprechen -- denn der Durst nach Reden wurde alle Tage heftiger, und der König wollte am Ende den Grund der Gedanken von jedem erfahren -- legte Ludwig XVI. die Hand auf sein Herz und sagte nur:

Meine Herren, Sie können immer auf meine Liebe zählen. Während er im Stadthaufe die Mitteilung der Regierung anhörte, machte sich das Volk außen mit den schönen Pferden des Königs, mit den vergoldeten Wagen, mit den Lakaien und Kutschern Seiner Majestät vertraut.

Seit dem Eintritt des Königs in das Stadthaus hatte sich Pitou mittelst eines Louisd'or, den ihm der Vater Billot geschenkt, damit beschäftigt, aus vielen blauen, roten und weißen Bändern eine Sammlung Nationalkokarden von allen Grüßen zu machen, mit denen er sodann die Ohren der Pferde, die Geschirre und die ganze Equipage schmückte.

Sobald dies bemerkt wurde, verwandelte das nachahmende Publikum den Wagen Seiner Majestät buchstäblich in eine Kokardenbude.

Die Kutscher und die Bedienten wurden verschwenderisch damit geschmückt.

Man hatte auch ein Dutzend vorrätig in das Innere gesteckt.

Als der König herauskam und diesen ganzen buntscheckigen Aufwand wahrnahm, gab er bloß den Laut von sich: Höh! höh!

Dann wandte er sich an Herrn von Lafayette, der sich ehrerbietig näherte, den Degen senkend.

Herr von Lafayette, sprach der König, ich suche Sie, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie im Kommando der Nationalgarden bestätige.

Und er stieg in den Wagen unter einem allgemeinen Zuruf.

Gilbert war, wegen des Königs nunmehr beruhigt, mit den Wählern und Bailly im Sitzungssaal« geblieben.

Seine Beobachtungen waren noch nicht beendigt.

Als er jedoch das gewaltige Geschrei hörte, das den Abgang des Königs begrüßte, trat er an ein Fenster und warf einen letzten Blick auf den Platz, um das Benehmen seiner zwei Landleute zu überwachen.

Sie waren immer noch die besten Freunde des Königs.

Plötzlich sah Gilbert vom Quai Pelletier im raschesten Schritt einen mit Staub bedeckten Reiter kommen, vor dem sich die Reihen der noch ehrfurchtsvollen und gehorsamen Volksmassen öffneten. Gut und gefällig an diesem Tag, lächelte das Volk und wiederholte: Ein Offizier des Königs!

Und dieser Offizier wurde mit dem vielseitigen Rufe: Es lebe der König! begrüßt, und die Hände der Frauen streichelten sein vom Schaum weißes Pferd.

Er drang bis zum Wagen vor und gelangte an den Schlag, in dem Augenblick, wo ihn der Diener hinter dem König geschlossen hatte.

Ah! Sind Sie es, Charny? sagte Ludwig XVI.

Und er fragte leiser: Wie geht es dort?

Dann noch leiser: Die Königin?

Sehr unruhig, Sire, antwortete der Offizier, indem er seinen Kopf beinahe ganz in den königlichen Wagen steckte.

Kehren Sie nach Versailles zurück?

Ja.

Nun, so beruhigen Sie unsere Freunde; alles ist vortrefflich gegangen.

Charny verbeugte sich, schaute empor und erblickte Herrn von Lafayette, der ihm ein freundschaftliches Zeichen machte.

Charny ritt auf ihn zu, und Lafayette reichte ihm die Hand, worauf der Offizier des Königs samt Pferd durch die wogende Menge gleichsam getragen wurden bis zum Quai, auf dem sich durch die Wachsamkeit der Nationalgarde zur Durchfahrt Seiner Majestät bereits ein Spalier gebildet hatte.

Der König befahl, bis zur Place Louis XV. fortwährend nur im Schritt zu fahren. Hier fand man die Gardes-du-corps wieder, die nicht ohne Ungeduld auf die Rücklehr des Königs gewaltet hatten.

Gilbert hatte vom Balkon des Fensters aus die Ankunft des Reiters begriffen, obgleich er ihn nicht kannte. Er erriet, wie vielen Besorgnissen die Königin preisgegeben sein mußte, um so mehr, als seit drei Stunden kein Kurier diese Menschenmassen hätte passieren können, ohne Verdacht zu erregen oder eine Schwäche zu verraten.

Er mutmaßte indessen nur einen kleinen Teil von dem, was in Versailles vorgefallen war. Wir werden den Leser nach Versailles zurückführen.

Die Königin hatte den letzten Kurier des Königs um drei Uhr erhalten.

Gilbert hatte Mittel gefunden, ihn in dem Augenblick abzusenden, wo der König, unter dem stählernen Gewölbe durchgehend, unversehrt in das Stadthaus eingetreten war.

Bei der Königin befand sich die Gräfin von Charny, die kaum erst das Bett verlassen, wo sie seit dem vorhergehenden Tage ernstliche Unpäßlichkeit zurückgehalten hatte.

Sie war noch sehr bleich und hatte kaum die Kraft, die Augen aufzuschlagen, deren schwere Lider wie unter dem Gewichte eines Schmerzes oder einer Scham immer niederfielen.

Als die Königin die Gräfin erblickte, lächelte sie ihr zu, doch mit jenem Gewohnheitslächeln, das für ihre Vertrauten auf die Lippen der Fürsten und Könige stereotypiert zu sein scheint.

Dann, noch frisch begeistert von der Freude, Ludwig XVI. in Sicherheit zu missen, sprach sie zu ihrer Umgebung: Abermals eine gute Nachricht, möchte der ganze Tag so vergehen.

Oh! Madame, sprach ein Höfling, Eure Majestät ängstigt sich mit Unrecht. Die Pariser wissen wohl, welche Verantwortlichkeit auf ihnen lastet.

Aber, Madame, fragte ein andrer Höfling minder beruhigt, ist Eure Majestät auch völlig sicher, daß die Nachrichten echt sind?

Oh! ja, erwiderte die Königin, derjenige, welcher sie mir zuschickt, hat sich für den König mit seinem Kopf verbürgt; überdies halte ich ihn für einen Freund.

Oh! wenn es ein Freund ist, sprach der Höfling, sich verbeugend, dann ist es etwas andres.

Frau von Lamballe war einige Schritte entfernt; sie näherte sich und fragte Marie Antoinette:

Nicht wahr, es ist der neue Arzt des, Königs?

Gilbert, ja, antwortete unbesonnen die Königin, ohne zu bedenken, daß sie jemand an ihrer Seite einen furchtbaren Schlag versetzte. Gilbert! rief Andree bebend, als ob eine Schlange sie ins Herz gestochen hätte. Gilbert, ein Freund Eurer Majestät?

Andree wandte sich um; das Auge entflammt, die Hände durch Zorn und Scham krampfhaft zusammengezogen, klagte Andree mit Stolz in Blick und Haltung die Königin an.

Aber ... doch ... sagte die Königin zögernd.

Oh! Madame, Madame! murmelte Andree im Tone des bittersten Vorwurfs.

Eine Totenstille trat bei diesem geheimnisvollen Zwischenfalle ein. Mitten unter dem Schweigen vernahm man bescheidene Tritte auf dem Boden des anstoßenden Zimmers.

Herr von Charny! sagte halblaut die Königin, als wollte sie Andree ermahnen, sich zu fassen.

Charny hatte gehört, Charny hatte gesehen; aber der eigentliche Vorgang blieb ihm dunkel.

Er bemerkte die Blässe von Andree und die Verlegenheit von Marie Antoinette.

Es geziemte sich nicht für ihn, die Königin zur Rede zu stellen; aber Andree war seine Frau, bei ihr hatte er das Recht, sie zu befragen.

Er näherte sich ihr und fragte mit dem Ton der freundschaftlichsten Teilnahme: Was giebt es, Madame?

Andree machte eine Anstrengung gegen sich selbst und erwiderte: Nichts, Herr Graf.

Sie schienen an der Ergebenheit des Herrn Gilbert zu zweifeln, sagte er dann; sollten Sie einen Grund haben, seine Treue zu beargwöhnen?

Andree schwieg.

Sprechen Sie, Madame, sprechen Sie, fügte Charny dringend bei.

Dann, als Andree immer stumm blieb, fuhr er fort:

Oh! sprechen Sie, Madame, diese Zartheit wäre hier verdammenswert; bedenken Sie, daß es sich um das Heil unsrer Gebieter handelt.

Ich weiß nicht, mein Herr, in welcher Beziehung Sie das sagen, antwortete Andree. Sie haben gesagt, und ich habe es gehört, Madame... ich berufe mich überdies auf die Prinzessin... Charny verbeugte sich vor Frau von Lamballe... Sie haben gesagt und ausgerufen: Oh! dieser Mann, dieser Mann! Ihr Freund!...

Es ist wahr. Sie haben das gesagt, meine Liebe, bestätigte die Prinzessin von Lamballe mit ihrer naiven Gutmütigkeit.

Dann näherte sie sich Andree ebenfalls und sprach:

Ja, Sie wissen etwas. Herr von Charny hat recht.

Haben Sie Mitleid, Madame, haben Sie Mitleid, betonte Andree mit so leiser Stimme, daß sie nur von der Prinzessin gehört werden konnte.

Die Prinzessin entfernte sich.

Als die Königin wahrnahm, daß sie, wenn sie die Redlichkeit nicht verletzen wolle, länger nicht zögern dürfe, sich ins Mittel zu legen, versetzte sie: Ei! mein Gott, es war von geringer Bedeutung; die Frau Gräfin drückte eine Furcht aus, aber eine völlig unbestimmte; sie sagte, es lasse sich schwer glauben, daß ein Revolutionär von Amerika, ein Freund von Herrn Lafayette, unser Freund sei.

Ja, unbestimmt, wiederholte Andree maschinenmäßig, sehr unbestimmt.

Aber es bedurfte mehr als dies, um Charny zu überzeugen. Die auffallende Verlegenheit, die er bei seiner Ankunft bemerkt hatte, brachte ihn auf die Spur eines Geheimnisses.

Er blieb beharrlich.

Gleichviel, Madame, sagte er, mir scheint, es wäre Ihre Pflicht, nicht eine unbestimmte Furcht auszusprechen, sondern sich im Gegenteil klar und deutlich zu äußern.

Wie! versetzte die Königin ziemlich hart. Sie kommen abermals hierauf zurück, mein Herr?

Entschuldigen Sie, Madame, erwiderte Charny, es geschieht aus Interesse für...

Für Ihre Eitelkeit, nicht wahr? Ah! Herr von Charny, fügte die Königin mit einer Ironie bei, deren Gewicht der Graf begriff, sagen Sie es offenherzig, Sie sind eifersüchtig.

Eifersüchtig! rief der Graf errötend, eifersüchtig, auf wen? Das frage ich Eure Majestät.

Offenbar auf Ihre Frau, fuhr die Königin mit Bitterkeit fort.

Madame, stammelte Charny, völlig betäubt durch diese Herausforderung.

Das ist ganz natürlich, sprach trocken Marie Antoinette, es ist bei der Gräfin sicherlich der Mühe wert.

Charny schleuderte der Königin einen Blick zu, der sie aufmerksam darauf machen sollte, daß sie zu weit gehe.

Doch das war vergebliche Mühe, überflüssige Vorsicht. Wenn bei dieser verwundeten Löwin der Schmerz seinen brennenden Biß eindrückte, so hielt die Frau nichts mehr zurück.

Ja, ich begreife, daß Sie eifersüchtig sind, Herr von Charny, eifersüchtig und unruhig; das ist der gewöhnliche Zustand jeder Seele, die liebt und folglich wacht.

Madame, wiederholte Charny.

So erfüllt mich, fuhr die Königin fort, so erfüllt mich zu dieser Stunde durchaus dasselbe Gefühl wie Sie; ich habe zugleich Eifersucht und Unruhe (sie legte einen starken Nachdruck auf das Wort: Eifersucht); der König ist in Paris und ich lebe nicht mehr.

Aber, Madame, versetzte Charny, der nichts von diesem Sturm begriff, welcher sich immer mehr mit Blitzen und Donnern belud. Sie haben soeben Nachrichten vom König erhalten; diese Nachrichten waren gut und müßten Sie folglich beruhigen.

Sind Sie beruhigt gewesen, als die Gräfin und ich Sie vorhin unterrichteten?

Charny biß sich auf die Lippen.

Andree fing an, zugleich erstaunt und erschrocken das Haupt zu erheben: erstaunt über das, was sie hörte, erschrocken über das, was sie zu begreifen glaubte.

Das Stillschweigen, das einen Augenblick vorher bei der ersten Frage von Charny ihretwegen eingetreten war, beobachtete die Versammlung nur der Königin wegen.

In der That, fuhr die Königin mit einer Art von Wut fort, es liegt im Schicksal der Leute, die lieben, daß sie nur an den Gegenstand ihrer Zuneigung denken; ja unbarmherzig alles zu opfern, alles dem einzigen Gefühle, das sie beherrscht, bereitet den armen Herzen sogar eine Freude. Mein Gott! wie besorgt bin ich um den König!

Madame, wagte einer von den Anwesenden zu bemerken, andre Kuriere werden kommen.

Oh! warum bin ich nicht in Paris, statt hier zu sein; warum bin ich nicht beim König, sprach Marie Antoinette, die gesehen hatte, daß Charny unruhig wurde, seitdem sie ihn in den Zustand der Eifersucht zu versetzen suchte, die sie selbst so heftig empfand.

Charny verbeugte sich.

Wenn es nur das ist, Madame, sagte er, so will ich dahin gehen, und wenn, wie Eure Majestät denkt, eine Gefahr für den König stattfindet, wenn dieses edle Haupt preisgegeben ist, glauben Sie mir, Madame, so wird es nicht meine Schuld sein, daß ich nicht das meinige preisgegeben habe. Ich gehe.

Er verbeugte sich in der That und machte einen Schritt, um sich zu entfernen.

Andree aber warf sich ihm entgegen und rief:

Mein Herr, mein Herr, schonen Sie sich!

Es fehlte bei dieser Szene nichts mehr, als der Ausbruch der Befürchtungen von Andree.

Kaum hatte auch Andree, unwillkürlich aus ihrer gewöhnlichen Kälte herausgerissen, diese unvorsichtigen Worte ausgesprochen und diese außerordentliche Besorgnis geäußert, als die Königin entsetzlich bleich wurde.

Ei! Madame, sagte sie zu ihr, wie kommt es, daß Sie sich hier die Rolle der Königin anmaßen?

Ich, Madame? stammelte Andree, indem es ihr zum Bewußtsein kam, sie habe das in ihrer Seele schon so lang verschlossene Feuer zum erstenmal über ihre Lippen springen lassen.

Wie! fuhr Marie Antoinette fort, Ihr Gatte ist im Dienste des Königs, er will den König aufsuchen; wenn er sich einer Gefahr aussetzt, so geschieht es für den König, und während es sich um den Dienst des Königs handelt, ermahnen Sie Herrn von Charny, sich zu schonen!

Bei diesen niederschmetternden Worten verlor Andree das Bewußtsein; sie schwankte und wäre auf den Boden gefallen, hätte sie nicht Charny, hastig auf sie zutretend, in seinen Armen aufgefangen.

Eine Gebärde der Entrüstung, die Charny nicht zu beherrschen vermochte, brachte die Königin vollends in Verzweiflung, sie glaubte nur eine verwundete Nebenbuhlerin zu sein, während sie eine ungerechte Fürstin gewesen war.

Die Königin hat recht, sprach endlich Charny mit einer gewissen Anstrengung, und Ihre Gemütsbewegung, Frau Gräfin, ist schlecht berechnet gewesen; Sie haben keinen Gatten, Madame, wenn es sich um die Interessen des Königs handelt, und es wäre an mir, Ihnen zuerst zu befehlen, mit Ihrer Empfindsamkeit sparsam zu sein, wenn ich bemerkte, daß Sie einige Furcht für mich hegen wollten.

Dann wandte er sich an Marie Antoinette und sagte kalt:

Ich bin zu den Befehlen der Königin und gehe. Ich werde Ihnen Nachrichten vom König bringen, gute Nachrichten, Madame, oder ich bringe Ihnen gar keine.

Nachdem er diese Worte gesprochen, verbeugte er sich bis auf die Erde und ging ab, ohne daß die Königin, zugleich von Schrecken und Zorn betroffen, nur daran dachte, ihn zurückzuhalten.

Einen Augenblick nachher hörte man auf dem Pflaster des Hofes die Hufeisen eines galoppierenden Pferdes schallen.

Die Königin blieb unbeweglich, aber von einer inneren Aufregung erfaßt, die um so furchtbarer war, je mehr sie sich anstrengte, sie zu verbergen.

Andree ging mit den andern aus dem Gemache weg und überließ Marie Antoinette den Liebkosungen ihrer zwei Kinder, die sie hatte zu sich rufen lassen.

Die Rückkehr.

Die Nacht war eingetreten mit ihrem Gefolge von Befürchtungen und finsteren Visionen, als plötzlich am Ende des Palastes Ausrufungen erschollen.

Die Königin bebte und stand auf. Ein Fenster war ihr zur Hand; sie öffnete es.

Beinahe in demselben Augenblick traten freudetrunkene Diener bei Ihrer Majestät ein und riefen:

Ein Kurier, Madame! ein Kurier!

Drei Minuten nachher stürzte sodann ein Husar in die Vorzimmer.

Es war ein von Herrn von Charny abgeschickter Leutnant. Er kam mit verhängten Zügeln von Sevres.

Und der König? fragte die Königin.

Seine Majestät wird in einer Viertelstunde hier sein, antwortete der Offizier, der kaum sprechen konnte.

Gesund und wohlbehalten?

Gesund und wohlbehalten, Madame.

Sie haben ihn gesehen, nicht wahr?

Nein, Madame; doch Herr von Charny hat es mir gesagt, als er mich abschickte.

Die Königin bebte abermals bei diesem Namen, den der Zufall mit dem Namen des Königs verschlungen hatte.

Ich danke, mein Herr, ruhen Sie aus, sprach die Königin zu dem jungen Edelmann.

Der junge Mann verbeugte sich und trat ab.

Sie nahm ihre zwei Kinder bei der Hand und wandte sich nach der großen Freitreppe, auf der sich schon alle Diener und Höflinge gruppierten.

Das durchdringende Auge der Königin erblickte auf der ersten Stufe eine weiße junge Frau, die sich auf das steinerne Geländer stützte und einen gierigen Blick in die Schatten der Nacht tauchte.

Das war Andree, deren Beklommenheit die Gegenwart der Königin nicht zu zerstreuen vermochte. Offenbar hatte sie, die sonst so eifrig war, sich an die Seite der Königin zu stellen, ihre Gebieterin nicht gesehen oder nicht sehen wollen.

Sie hegte also einen Groll wegen der Heftigkeit von Marie Antoinette, einer grausamen Heftigkeit, unter der sie am Tage zu leiden gehabt hatte.

Oder von einem Gefühl mächtiger Teilnahme angetrieben, erwartete sie auf ihre eigene Rechnung die Rückkehr von Charny, für den sie so viele liebevolle Befürchtungen geäußert hatte.

Ein doppelter Dolchstoß, der bei der Königin eine noch blutende Wunde wieder öffnete.

Sie hörte nur noch mit zerstreutem Ohr auf die Glückwünsche und die Freude ihrer andren Freundinnen und der Höflinge.

Sie fühlte sich sogar einen Augenblick dem heftigen Schmerz entrückt, der sie den ganzen Abend niedergebeugt hatte. Ein Waffenstillstand trat an die

Stelle der Unruhe, die in ihrem Herzen die Reise des durch so viele Feinde bedrohten Königs erregte.

Doch mit einer starken Seele verjagte sie bald alles, was nicht die gesetzliche Zuneigung ihres Herzens war. Sie legte zu den Füßen Gottes ihre Eifersucht, sie opferte ihren geheimen Zorn und ihre geheimen Freuden der Heiligkeit des ehelichen Schwures.

In diesem Augenblick wenigstens fühlte sie: der Stolz des Königtums erhob die Königin über alle irdischen Leidenschaften; die Liebe des Königs war ihr Egoismus:

Sie hatte also sowohl die kleinen Rachgieren der Frau, als die leichtfertigen Koketterien der Liebhaberin völlig von sich ausgetrieben, als die Fackeln der Eskorte im Hintergrunde erschienen. Dieses Feuer vergrößerte sich in jeder Sekunde durch die Raschheit des Laufes.

Man hörte die Pferde wiehern und schnaufen; der Boden zitterte in der Stille der Nacht unter dem taktmäßigen Gewicht der schnell herbeikommenden Schwadronen.

Die Gitter öffneten sich, die Posten stürzten mit tausend begeisterten Ausrufungen dem König entgegen; der Wagen rollte geräuschvoll auf dem Pflaster des großen Hofes.

Geblendet, entzückt, bezaubert, trunken von allem, was sie empfunden, eilte die Königin die Stufen hinab, auf den König zu.

Ludwig XVI. hatte seinen Wagen verlassen und stieg so rasch als möglich unter seinen, durch die Ereignisse und ihren Triumph bewegten Offizieren die Treppe hinauf, während unten die Garden, ohne Umstände mit den Stallknechten und Stallmeistern vermischt, von den Wagen und Geschirren alle Kokarden abrissen, die der Enthusiasmus der Pariser daran befestigt hatte.

Der König und die Königin begegneten sich auf einem marmornen Ruheplatze. Mit einem Schrei der Freude und Liebe umarmte die Königin ihren Gemahl wiederholt.

Sie schluchzte, als ob sie ihn nie mehr zu sehen geglaubt hätte.

Ganz dieser Bewegung eines zu vollen Herzens hingegeben, sah sie den stillen Händedruck nicht, den Charny und Andree ausgetauscht hatten.

Es war nur ein Händedruck, aber Andree war die erste unten an den Stufen: sie hatte Charny zuerst gesehen und zuerst berührt.

Die Königin, nachdem sie ihre Kinder dem König vorgestellt, ließ diese Ludwig XVI. umarmen, und da rief der Dauphin, als er am Hute seines Vaters die neue Kokarde sah, auf welche die Fackeln ein blutiges Licht warfen, in seinem kindlichen Erstaunen: Ah! Papa, was haben Sie denn an Ihrer Kokarde, Blut?

Das war die rote Nationalfarbe.

Die Königin schrie und schaute ebenfalls.

Der König bückte sich, scheinbar um seine Tochter zu küssen, in Wirklichkeit aber, um seine Scham zu verbergen.

Marie Antoinette riß die Kokarde mit einem tiefen Ekel ab, ohne in ihrer fürstlichen Wut zu ahnen, daß sie dadurch das Volk in seinem Hetzen verwundete, das sich eines Tages dafür rächen würde.

Werfen Sie das weg, mein Herr, sagte sie, werfen Sie es weg.

Und sie schleuderte die Kokarde die Stufe hinab, so daß die Füße der ganzen Eskorte, die den König in seine Gemächer geleitete, darauf traten.

Dieser seltsame Übergang hatte bei der Königin alle eheliche Begeisterung ausgelöscht. Sie suchte mit den Augen Herrn von Charny, der sich als ein Soldat in seiner Reihe hielt.

Ich danke Ihnen, mein Herr, sagte sie, als sich ihre Blicke nach mehreren Sekunden des Zögerns von seiten des Grafen begegnet waren; ich danke Ihnen, Sie haben Ihr Versprechen gut gehalten.

Mit wem sprechen Sie? fragte der König.

Mit Herrn von Charny, antwortete sie mutig.

Ah! der arme Charny, er hat viel durchzumachen gehabt, um zu mir zu kommen. Und ... Gilbert, ich sehe ihn nicht? fügte er bei.

Aufmerksam seit der Lektion am Abend, sagte die Königin, das Gespräch wechselnd: Kommen Sie zum Abendbrot, Sire.

Herr von Charny, fuhr sie fort, suchen Sie die Frau Gräfin von Charny; sie mag mit uns kommen. Wir werden in Familie speisen.

Hier war sie Königin. Doch sie seufzte bedenklich, als sie Charny bei dieser Einladung, noch kurz vorher traurig, plötzlich heiter sah.

Foulon.

Billot schwamm in Freuden. Er hatte die Bastille genommen, er hatte Gilbert die Freiheit wiedergegeben, er war von Lafayette, der ihn bei seinem Namen nannte, ausgezeichnet worden.

Er hatte endlich die Beerdigung von Foulon gesehen.

Wenige Menschen waren in jener Zeit so verhaßt wie Foulon; ein einziger vielleicht hätte mit ihm konkurrieren können, das war sein Schwiegersohn, Herr Berthier von Sauvigny.

Beide hatten auch am Tage nach der Einnahme der Bastille glücklich gespielt.

Foulon war gestorben, und Berthier hatte sich geflüchtet.

Foulons Unbeliebtheit beim Volke war dadurch auf den höchsten Grad gestiegen, daß er beim Rückzug des Herrn von Necker die Stelle des *tugendhaften Genfers*, wie man ihn damals nannte, angenommen, und daß er drei Tage Generalkontrolleur gewesen war.

Bei seiner Beerdigung hatten auch viele Gesänge und Tänze stattgefunden.

Man hatte wohl einen Augenblick den Gedanken gehabt, den Leichnam aus dem Sarge zu reißen und ihn aufzuhängen. Billot war aber auf einen Weichstein gestiegen und hatte eine Rede über die dem Toten gebührende Achtung gehalten, worauf der Leichenwagen weiter fahren durfte.

Pitou hatte den Stand eines Helden erreicht, er war der Freund von Herrn Elie und Herrn Hullin, welche die Gewogenheit hatten, ihm ihre Aufträge zu erteilen.

Er war überdies der Vertraute von Lafayette, der den Pächter mit seinen breiten Schultern und Herkulesfäusten zuweilen beauftragte, um ihn her die Polizei zu handhaben.

Seit der Fahrt des Königs nach Paris arbeitete Gilbert, durch Herrn von Necker mit den Hauptpersonen der Nationalversammlung und der Munizipalität in Verbindung gesetzt, ohne Unterlaß an der Erziehung dieser in der Kindheit begriffenen Revolution.

Er vernachlässigte also Billot und Pitou, und diese warfen sich mit allem Eifer in die Bürgervereine, in deren Schoße man Fragen von übersinnlicher Politik verhandelte.

Eines Tages nun, als Billot drei Stunden damit zugebracht hatte, daß er den Wählern seinen Rat über die Verproviantierung von Paris gegeben, und dann des Sprechens müde, aber im Grunde glücklich, den Redner gemacht zu haben, bei dem monotonen Geräusch der Reden seiner Nachfolger, die anzuhören er sich wohl hütete, voll Wonne ausruhte, lief Pitou ganz außer sich, schlüpfte wie ein Aal in den Sitzungssaal des Stadthauses und sagte mit einer bewegten Stimme, die mit der gewöhnlichen Ruhe seines Ausdrucks kontrastierte:

Oh! Herr Billot! lieber Herr Billot!

Nun! was?

Große Neuigkeit! Sie wissen, daß ich in den Klub der Tugenden, an der Barriere de Fontainebleau, gegangen bin?

Ja. Nun?

Man sagte etwas sehr Außerordentliches. Wissen Sie, daß sich der Schurke Foulon für einen Toten ausgegeben und sich zum Scheine sogar hat begraben lassen?

Wie! sich für einen Toten ausgegeben? Er ist, bei Gott sehr tot, da ich das Leichenbegängnis habe vorüberziehen sehen.

Herr Billot, er lebt, er lebt wie Sie und ich.

Du bist ein Narr!

Lieber Herr Billot, der Verräter Foulon, der Feind des Volks, der Blutegel Frankreichs, der Wucherer, ist nicht tot.

Wenn ich dir aber sage, daß man ihn nach einem Schlaganfall begraben hat, wenn ich dir wiederhole, daß ich das Leichenbegängnis habe vorüberziehen sehen, und daß ich es sogar verhindert, daß man ihn nicht aus seinem Sarge riß, um ihn aufzuhängen.

Und ich, ich habe ihn soeben lebendig gesehen, wie ich Sie sehe, Herr Billot. Es scheint, einer von seinen Bedienten ist gestorben, und der Schurke hat ein aristokratisches Leichenbegängnis anordnen lassen. Oh! alles ist entdeckt; er hat aus Angst vor der Rache des Volkes so gehandelt.

Erzähle mir das, Pitou.

Kommen Sie ein wenig ins Vorhaus, Herr Billot, wir werden dort bequemer sein.

Sie verließen den Saal und gingen ins Vorhaus.

Vor allem muß ich wissen, ob Herr Bailly hier ist, sagte Pitou.

Sprich immerhin, er ist hier.

Gut. Ich war also im Klub der Tugenden, wo ich die Rede eines Patrioten anhörte. Es war der, welcher Schnitzer im Französischen machte! Man sah

wohl, daß er nicht beim Abbé Fortier in die Schule gegangen war.

Immer zu! versetzte Billot, du weißt, man kann ein guter Patriot sein und weder zu schreiben, noch zu lesen verstehen. --

Das ist wahr. Plötzlich lief ein Mann ganz atemlos herbei und rief: Sieg! Sieg! Foulon war nicht tot, Foulon lebt noch: ich habe ihn entdeckt, ich habe ihn gefunden!

Man war wie Sie, Vater Billot, man wollte nicht glauben. Die einen sagten: Wie! Foulon? die andern sagten: Nun! während du dort warst, hättest du zugleich seinen Schwiegersohn Berthier entdecken müssen.

Berthier! rief Billot.

Ja, Berthier von Sauvigny. Sie wissen wohl, unser Intendant von Compiegne, der Freund des Herrn Isidor von Charny.

Allerdings, derjenige, welcher so hart gegen jedermann und so artig gegen Katharine war.

Ganz richtig, ein Greuel von einem Finanzpächter, ein zweiter Blutegel des französischen Volks, der Fluch des Menschengeschlechts, die Schande der zivilisierten Welt.

Weiter! weiter! rief Billot.

Ich sage Ihnen also, daß sich Foulon für einen Toten ausgegeben, daß er statt seiner einen von seinen Bedienten hat begraben lassen. Dieser gute Bürger, dieser atemlose Patriot, der die Nachricht brachte, hatte ihn in Viry, wo er sich verborgen hielt, erkannt. Als er ihn erkannt hatte, zeigte er ihn an, und der Syndicus, ein Herr Rappe, ließ ihn auf der Stelle verhaften.

Und wie heißt der brave Patriot, der den Mut gehabt hat, eine solche Handlung zu vollbringen?

Man nennt ihn Herr Saint-Jean.

Saint-Jean? das ist ein Lakaienname.

Ei! es ist auch der Lakai dieses Schurken Foulon. Ha! Aristokrat, das geschieht dir recht, warum hast du Lakaien?

Pitou, du interessierst mich, sagte Billot, indem er näher zum Erzähler trat.

Sie sind sehr gütig, Herr Billot... Der Foulon ist also angezeigt, verhaftet; man führte ihn nach Paris; der Denunziant lief voraus, um die Neuigkeit zu verkündigen und den Preis für seine Anzeige in Empfang zu nehmen, so daß Foulon hinter ihm bei der Barriere ankam.

Und dort hast du ihn gesehen?

Ja, er sah drollig aus; man hatte ihm ein Halsband von Nesseln statt der Kravatte angezogen.

Nesseln, warum dies?

Weil der Schurke, wie es scheint, gesagt hat, das Brot sei für die Menschen, der Hafer für die Pferde, die Nesseln seien aber gut genug für das Volk.

Er ging zu Fuß, und man versetzte ihm den ganzen Weg entlang eine Menge von Streichen in die Hüften und an den Kopf.

Ah! ah! machte Billot, weniger enthusiastisch.

Das ist sehr belustigend, fuhr Pitou fort; nur konnte ihm aber nicht jedermann geben; da mehr als zehntausend Personen da waren, die hinter ihm schrien. Dann hat man ihn zum Präsidenten des Saint-Marcell-Distrikts geführt -- ein guter, wie Sie wissen.

Ja, Herr Acloque.

Acloque! ganz richtig; dieser aber hat Befehl gegeben, ihn in das Stadthaus zu führen, weil er nicht wußte, was er mit ihm machen sollte, so daß Sie ihn sehen werden.

Aber wie kommt es, daß du das verkündigst, und nicht der berufene Saint-Jean?

Weil meine Beine sechs Zoll länger sind als die seinigen. Er war vor mir abgegangen, aber ich habe ihn eingeholt und bin ihm dann zuvorgekommen. Ich wollte Sie benachrichtigen, damit Sie Herrn Bailly davon in Kenntnis setzen können.

Welches Glück hast du!

Ich werde morgen noch viel mehr haben.

Woher weißt du das?

Derselbe Saint-Jean, der Foulon denunzierte, hat sich anheischig gemacht, es dahin zu bringen, daß man auch des Herrn von Berthier, der auf der Flucht ist, habhaft werde.

Er weiß also, wo er ist?

Ja, es scheint, es war ihr Vertrauter, dieser gute Herr Saint-Jean, und hat vom Schwiegervater und vom Schwiegersohn, die ihn bestechen wollten, viel Geld bekommen.

Und er hat das Geld genommen?

Gewiß; es ist immer gut, das Geld eines Aristokraten zu nehmen; doch er hat gesagt: Ein guter Patriot verrät die Nation nicht für Geld.

Ja, murmelte Billot, er verrät nur seinen Herrn. Weißt du, Pitou, daß mir dein Saint-Jean eine große Kanaille zu sein scheint?

Das ist möglich, doch gleichviel, man wird Herrn von Berthier festnehmen, wie man Meister Foulon festgenommen hat, und man wird sie beide Nase an Nase henken. Was für eine abscheuliche Grimasse werden sie, einander anschauend, machen!

Und warum wird man sie henken? fragte Billot.

Weil es Schurken find; die ich verabscheue.

Herr Berthier, der in den Pachthof gekommen ist, Herr Berthier, der bei seinen Rundreisen in der Ile-de-France bei uns Milch gegessen und von Paris aus goldene Ohrringe für Katharine geschickt hat! Oh! nein, nein, man wird ihn nicht henken.

Bah! versetzte Pitou grimmig, er war ein Aristokrat, ein schmeichelnder Betrüger!

Billot schaute Pitou ganz erstaunt an. Unter dem Blicke Billots errötete Pitou unwillkürlich bis an das Weiße der Augen.

Plötzlich gewahrte der würdige Pächter Herrn Bailly, der nach einer Beratung aus dem Saale in sein Kabinett ging; er eilte auf ihn zu und teilte ihm die Neuigkeit mit.

Nun war aber die Reihe an Billot, einen Ungläubigen zu finden.

Foulon! Foulon! rief der Maire, Tollheiten!

Hören Sie, Herr Bailly, sprach der Pächter, hier ist Pitou, der ihn gesehen hat.

Ich habe ihn gesehen, Herr Maire, sagte Pitou, indem er eine Hand an die Brust legte und sich verbeugte.

Und er erzählte Bailly, was er Billot erzählt hatte.

Da sah man den armen Bailly erbleichen; er begriff den ganzen Umfang der Katastrophe.

Und Herr Acloque schickt ihn hieher?

Ja, Herr Maire.

Aber warum schickt er ihn?

Oh! seien Sie unbesorgt, sagte Pitou, der sich in der Unruhe von Bailly täuschte, es sind Leute dabei, um den Gefangenen zu bewachen; man wird ihn auf dem Wege nicht entführen.

Wollte Gott, daß man ihn entführte, murmelte Bailly.

Dann wandte er sich an Pitou und fragte:

Leute... was verstehen Sie darunter, mein Freund?

Ich meine das Volk. Mehr als zwanzigtausend Männer, die Weiber nicht gerechnet, antwortete Pitou triumphierend.

Der Unglückliche! rief Bailly. Meine Herren! meine Herren Wähler!

Und mit scharfer Stimme rief er alle Beisitzer zu sich.

Bei seiner Erzählung hörte man nur Ausrufungen und Angstschreie.

Während eines Stillschweigens des Schreckens, das sodann eintrat, drang allmählich ein verworrener, ferner, unbestimmter Lärm in das Stadthaus.

Was ist das? fragte ein Wähler.

Oh! es ist der Lärm der Menge, antwortete ein andrer.

Plötzlich rollte ein Wagen rasch auf den Platz; er enthielt zwei bewaffnete Männer, die einen dritten bleichen, zitternden Mann aussteigen ließen.

Hinter dem Wagen, geführt von Saint-Jean, der atemloser als je, liefen ungefähr hundert junge Leute von zwölf bis achtzehn Jahren mit bleicher Gesichtsfarbe und flammenden Augen.

Sie schrieen: Foulon! Foulon! und liefen beinahe so rasch als die Pferde.

Die zwei bewaffneten Männer hatten indessen ein paar Schritte Vorsprung vor ihnen, was ihnen Zeit gab, Foulon in das Stadthaus zu schieben, dessen Thüren man vor den heiseren Bellern schloß.

Endlich ist er hier, sagten sie zu den Wählern, die oben auf der Treppe warteten. Teufel! das ist nicht ohne Mühe abgegangen.

Meine Herren! rief Foulon zitternd, werden Sie mich retten?

Ah! mein Herr! antwortete Bailly mit einem Seufzer, Sie sind ein großer Verbrecher!

Aber ich hoffe, mein Herr, es wird doch eine Gerechtigkeit geben, die meine Verteidigung zuläßt? fragte Foulon, immer ängstlicher.

In diesem Augenblick verdoppelte sich außen der Tumult.

Verbergen Sie ihn rasch, rief Bailly den Leuten zu, die ihn umgaben, oder...

Er wandte sich gegen Foulon und sagte zu ihm:

Hören Sie, die Lage ist so ernst, daß wir Sie um Ihre Willensmeinung fragen müssen. Wollen Sie -- vielleicht ist es noch Zeit -- wollen Sie es versuchen, durch eine der Hinterthüren des Stadthauses zu entfliehen?

Oh! nein, rief Foulon, man wird mich erkennen und umbringen.

Ziehen Sie es vor, in unserer Mitte zu bleiben? Ich und diese Herren werden thun, was Menschen möglich ist, um Sie zu verteidigen. Nicht wahr, meine Herren?

Wir versprechen es, riefen die Wähler einstimmig.

Oh! ich will lieber bei Ihnen bleiben. Meine Herren, verlassen Sie mich nicht.

Ich habe Ihnen gesagt, wir werden alles thun, was Menschen möglich ist, um Sie zu retten, antwortete Bailly mit Würde.

In diesem Augenblick entstand ein großes Geschrei auf dem Platze, verbreitete sich durch die Luft und drang durch die offenen Fenster ins Stadthaus ein.

Hören Sie? hören Sie? murmelte Foulon erbleichend.

Die Menge brach in der That brüllend und entsetzlich anzuschauen aus allen nach dem Stadthause mündenden Straßen, und besonders vom Quai Pelletier und aus der Rue de la Bannerie hervor.

Bailly trat an ein Fenster.

Die Augen, die Messer, die Piken, die Sensen und Musketen glänzten in der Sonne. In weniger als zehn Minuten hatte sich der große Platz mit Menschen gefüllt. Das war das Gefolge Foulons, wovon Pitou gesprochen; es hatte sich noch durch Neugierige vermehrt, die, als sie einen gewaltigen Lärm vernahmen, gegen die Greve, als einen Sammelpunkt, liefen.

Alle diese Stimmen, und es waren mehr als zwanzigtausend, schrieen: Foulon! Foulon!

Nun sah man die hundert Vorläufer dieser Wütenden, wie sie der ganzen brüllenden Masse die Thüre bezeichneten, durch die Foulon eingetreten war; diese Thüre wurde sogleich bedroht, und man fing an, sie mit Fußtritten, mit Kolbenstößen und Hebestangen zu bearbeiten.

Plötzlich öffnete sie sich.

Die Wachen des Stadthauses erschienen und rückten gegen die Angreifenden vor; diese wichen anfangs vor den Bajonetten zurück und ließen in ihrem ersten Schrecken einen großen leeren Raum vor der Fassade.

Die Wache nahm auf den Stufen eine feste Stellung ein. Statt zu drohen, sprachen übrigens die Offiziere freundlich zu der Menge und suchten sie zu beschwichtigen.

Bailly hatte beinahe den Kopf verloren. Es war das erste Mal, daß sich der arme Astronom einem Volkstumult gegenüber befand.

Was ist zu thun? fragte er die Wähler.

Man muß ihn richten! riefen mehrere Stimmen.

Man richtet nicht unter der Einschüchterung der Menge, sagte Bailly.

Ah! rief Billot, haben Sie Truppen genug, um sich zu verteidigen?

Oh! wenn Herr von Lafayette benachrichtigt wäre, sagte Bailly.

So benachrichtigen Sie ihn.

Wer wird die Wogen dieser Menge zu durchschneiden wagen?

Ich! erwiderte Billot. Und er schickte sich an, wegzugehen. Bailly hielt ihn zurück. Wahnsinniger, sprach er, schauen Sie diesen Ozean an. Wir werden von einer einzigen seiner Wellen verschlungen werden. Wenn Sie bis zu Herrn Lafayette dringen wollen, gehen Sie hinten hinaus.

Gut, antwortete Billot einfach, und er eilte fort.

Der Schwiegervater.

Auf dem Platze entzündeten sich indes die Geister, wie es der immer mehr zunehmende Lärm der Menge bewies. Es war schon nicht mehr Haß, es war Abscheu. Die Schreie: Nieder mit Foulon! Foulon den Tod! kreuzten sich wie tödliche Wurfgeschosse bei einem Bombardement, Und schon begannen in dieser Menge Gerüchte in Umlauf zu kommen und sich zu vergrößern, die zu Gewaltthaten aufforderten.

Diese Gerüchte bedrohten nicht nur Foulon, sondern auch die Wähler, die ihn beschützten.

Sie haben den Gefangenen entfliehen lassen! sagten die einen. Gehen wir hinein! gehen wir hinein! sagten die andern.

Zünden wir das Stadthaus an! Vorwärts! vorwärts!

Da Herr von Lafayette immer noch nicht kam, sah Bailly darin noch das einzige Rettungsmittel: die Wähler sollten selbst hinabgehen, sich unter die Gruppen mischen und die Wütendsten zu bekehren suchen.

Foulon! Foulon! Dies war der unablässige Schrei, das ununterbrochene Gebrülle der rasenden Wogen.

Ein allgemeiner Sturm bereitete sich vor; die Mauern hätten nicht widerstanden.

Mein Herr, sagte Bailly zu Foulon, wenn Sie sich nicht der Menge zeigen, so werden diese Leute glauben, wir haben Sie entwischen lassen; sie werden die Thüre sprengen, sie werden hier hereinkommen, und finden sie Sie dann hier, so stehe ich für nichts mehr.

Oh! ich wußte nicht, daß ich so verhaßt bin, murmelte Foulon, indem er seine Arme mutlos niederfallen ließ.

Und von Bailly unterstützt, schleppte er sich zum Fenster.

Ein entsetzliches Geschrei erhob sich bei seinem Anblick. Die Wachen wurden überwältigt, die Thüren eingestoßen; der Strom stürzte sich auf die Treppen, in die Eingänge, in die Säle, die in einem Augenblick mit Menschen gefüllt waren.

Was nur immer an Wachen verfügbar war, stellte Bailly sofort um den Gefangenen auf, und begann sodann zu den Volksmassen zu reden.

Er wollte diesen Menschen begreiflich machen, daß man durch Mord zuweilen einen Akt der Rache begeht, aber in keinem Fall Gerechtigkeit übt.

Nach unerhörten Anstrengungen, und nachdem er zwanzigmal sein eigenes Leben gewagt, gelang es ihm endlich.

Ja, ja, riefen die Stürmenden, man richte ihn! man richte ihn! doch man hänge ihn auf.

Soweit waren sie mit ihrer Beweisführung, als Herr von Lafayette, geführt von Billot, im Stadthause erschien.

Der Anblick seines dreifarbigen Federbusches, eines der ersten, die man getragen, dampfte sogleich das Geschrei und die Ausbrüche des Zorns.

Der Obergeneral ließ sich Platz machen und wiederholte noch energischer, als Bailly, was dieser bereits gesagt hatte.

Seine Rede wirkte schlagend auf alle, die ihn hören konnten, und die Sache Foulons war im Saale der Wähler gewonnen.

Außen aber hatten zwanzigtausend Wütende Herrn von Lafayette nicht gehört und blieben unerschütterlich in ihrer Raserei.

Auf denn! endigte Lafayette, der natürlich glaubte, die Wirkung, die er auf die Menschen, die ihn umgaben, hervorgebracht, erstrecke sich auch nach außen; auf denn! dieser Mensch muß gerichtet werden.

Ja! rief die Menge.

Infolgedessen befehle ich, daß man ihn ins Gefängnis führt, fuhr Lafayette fort.

Ins Gefängnis! ins Gefängnis! brüllte die Menge.

Zu gleicher Zeit winkte der General den Wachen des Stadthauses, und diese ließen den Gefangenen vorschreiten.

Die Menge dachte nicht andres, als daß nun ihre Beute zu ihr komme. Sie glaubte nicht von fern daran, daß irgend jemand hoffe, ihr diese Beute streitig zu machen.

Sie roch, sozusagen, das frische Fleisch, das die Treppe hinabstieg.

Billot hatte sich mit einigen Wählern, mit Bailly selbst, an das Fenster gestellt, um dem Gefangenen, während er unter dem Geleite der Wachen des Stadthauses über den Platz schreiten würde, mit den Augen zu folgen.

Auf dem Wege richtete Foulon dahin und dorthin verlorene Worte, die, trotz der Beteuerung seines festen Vertrauens, seine tiefe Angst bezeugten.

Edles Volk, sagte er, während er die Treppe hinabstieg, ich fürchte nichts; ich bin unter meinen Mitbürgern.

Und schon kreuzten sich das Gelächter und die Schmähungen um ihn her, als er sich plötzlich außerhalb des düsteren Gewölbes oben auf den Treppen befand, die auf den Platz führten; hier trafen ihn Luft und Sonne ins Gesicht.

Sogleich drang ein einziger Schrei, ein Schrei der Wut, ein Brüllen der Drohung und des Hasses, aus der Brust von zwanzigtausend Menschen hervor. Bei dieser Explosion werden die Wachen durchbrochen, von der Erde aufgehoben, zerstreut, tausend Arme erheben sich gegen Foulon, schleppen ihn fort und tragen ihn an die unselige Ecke unter die Laterne, den gemeinen brutalen Galgen des Zorns, den das Volk seine Rechtspflege nannte.

Billot sah es und schrie von seinem Fenster aus; auch die Wähler trieben die Wache an, die aber nichts mehr thun konnte.

Lafayette stürzte in Verzweiflung aus dem Stadthause; doch er war nicht einmal imstande, durch die ersten Reihen dieser Menge zu dringen, die sich wie ein ungeheurer See zwischen ihm und der Laterne ausbreitete.

Auf die Weichsteine steigend, um besser zu sehen, an den Fenstern, an den Vorsprüngen der Gebäude, an allen Unebenheiten, die ihnen geboten waren, sich anhängend, ermutigten die einfachen Zuschauer durch ihr furchtbares Geschrei die Schauspieler in ihrem entsetzlichen Feuereifer.

Die Schauspieler selbst spielten mit ihrem Opfer, wie es ein Trupp von Tigern mit einer wehrlosen Beute machen würde.

Alle stritten um Foulon. Endlich begriffen sie, daß man die Rollen unter sich verteilen müsse, wenn man an seinem Todeskampf sich weiden wolle.

Er würde sonst in Stücke zerrissen werden.

Die einen hoben Foulon, der schon nicht mehr die Kraft besaß, zu schreien, in die Höhe.

Die andern, die ihm seine Halsbinde abgenommen und seinen Rock zerrissen hatten, schlangen ihm einen Strick um den Hals.

Wieder andre, die auf die Laterne gestiegen waren, ließen den Strick herab, den ihre Gefährten dem Exminister um den Hals schlangen.

Einen Augenblick hielt man Foulon mit den Armen empor und zeigte ihn so, den Strick um den Hals und die Hände auf den Rücken gebunden, der Menge.

Dann, als die Menge den armen Sünder mit Lust beschaut, als sie beifällig in die Hände geklatscht hatte, wurde das Signal gegeben und Foulon bleich und blutig unter einem Gezische, das erschrecklicher als der Tod, zur Höhe des eisernen Laternenarmes aufgehißt.

Alle, die bis dahin nichts hatten sehen können, erblickten nun den über der Menge schwebenden öffentlichen Feind.

Ein neues Geschrei erscholl; dieses galt den Henkern. Sollte Foulon so schnell sterben?

Die Henker zuckten die Achseln und deuteten nur auf den Strick.

Der Strick war alt. Die verzweifelten Bewegungen, die Foulon in seinem Todeskampfe machte, lösten vollends den Faden, der ihn zurückhielt, der Strick riß, und Foulon fiel halb erwürgt auf das Pflaster.

Er war erst bei der Vorrede der Hinrichtung. Jeder stürzte auf den armen Sünder zu; man war ruhig, er konnte nicht fliehen; er hatte bei seinem Fall nur das Bein über dem Schenkel gebrochen.

Und dennoch erhoben sich einige Flüche und Verwünschungen, unverständige, verleumderische Verwünschungen: man klagte die Henker an, man hielt sie für ungeschickte Leute .... sie, die doch im Gegenteil so sinnreich zu Werke gegangen waren, sie, die den alten, abgenutzten Strick in der Hoffnung, er werde reißen, gewählt hatten.

Man machte einen Knoten an den Strick und schlang ihn abermals um den Hals des Unglücklichen, der, halbtot, die Augen stier, die Stimme erstickt, um sich her suchte, ob in dieser Stadt, die man den Mittelpunkt des zivilisierten Weltalls nennt, nicht eines von den Bajonetten dieses Königs, dessen Minister er gewesen und der hunderttausend besaß, ein Loch in diese Kannibalenhorde brechen würde.

Doch nichts um ihn her, nichts als der Haß, nichts als die Schmähung, nichts als der Tod.

Tötet mich wenigstens, ohne mich so grausam leiden zu lassen! rief Foulon in Verzweiflung.

Höre, antwortete eine Stimme, warum sollten wir deine Hinrichtung abkürzen? Du hast die unsre lange genug dauern lassen.

Und dann, sagte eine andre, du hast noch nicht Zeit gehabt, deine Nesseln zu verdauen.

Wartet! wartet! rief eine dritte, man wird ihm seinen Schwiegersohn Berthier bringen; es ist Platz an der Laterne gegenüber. Wir wollen das Gesicht sehen, das sich der Schwiegervater und der Schwiegersohn machen werden!

Macht ein Ende! macht ein Ende! rief der Unglückliche.

Bailly und Lafayette baten, flehten, schrieen mittlerweile und suchten durch die Menge zu dringen. Plötzlich erhebt sich Foulon abermals am Ende des Stricks, der abermals reißt, und ihre Bitten, ihr Flehen, ihr Kampf, der nicht minder schmerzlich, als der Todeskampf des armen Sünders, verlieren sich, vermengen sich, erloschen in dem allgemeinen Gelächter, mit dem man diesen zweiten Sturz empfängt.

Bailly und Lafayette, drei Tage vorher noch die unumschränkten Beherrscher des Willens von sechsmalhunderttausend Parisern -- heute hörte nicht einmal ein Kind auf sie. Man murrt: sie beengen, sie unterbrechen das Schauspiel.

Vergebens hat ihnen Billot mit seiner Stärke Beistand geleistet, der kräftige Athlet hat zwanzig Menschen niedergeworfen, doch um bis zu Foulon zu gelangen, müßte er fünfzig, hundert, zweihundert niederwerfen, und seine Kräfte sind erschöpft; und während er inne hält, um den mit Blut vermengten Schweiß, der von seiner Stirne fließt, abzuwischen, erhebt sich Foulon bis zum Kolben der Laterne.

Diesmal hat man Mitleid mit ihm gehabt, man hat einen neuen Strick gefunden.

Endlich ist der Verurteilte tot. Das Opfer leidet nicht mehr.

Eine halbe Minute hat der Menge genügt, um außer Zweifel zu sein, daß der Lebensfunke erloschen ist. Nun hat der Tiger getötet, er kann verschlingen.

Oben von der Laterne herabgestürzt, ließ man dem Leichnam nicht einmal Zeit, die Erde zu berühren; er wurde noch früher in Stücke zerrissen.

In einer Sekunde hatte man den Kopf vom Rumpfe getrennt, und in einer Sekunde hob man ihn am Ende eines Spießes in die Höhe. Zu jener Zeit war es stark in der Mode, den Kopf seiner Feinde in solcher Art zu tragen.

Bei diesem Schauspiel erschrak Bailly ungemein, er sah in diesem Kopf die Medusa des Altertums.

Bleich, den Degen in der Hand, schob Lafayette mit Ekel die Wachen von sich, die sich zu entschuldigen suchten, daß sie die minder Starken gewesen.

Stampfend vor Wut und dahin und dorthin ausschlagend, wie eines von den brausenden Pferden der Wildnis, kehrte Billot ins Stadthaus zurück, um nichts mehr von dem zu sehen, was auf diesem mit Blut besudelten Platze vorging.

Was Pitou betrifft, so hatte sich sein Ungestüm für die Volksrache in eine krampfhafte Bewegung verwandelt, und er hatte das abschüssige Ufer des Flusses erreicht, wo er die Augen und die Ohren schloß, um nichts mehr zu sehen und zu hören.

Im Stadthause herrschte Bestürzung: die Wähler fingen an zu begreifen, sie werden nie imstande sein, die Bewegung des Volkes anders zu lenken, als in der Richtung, die dem Volke belieben würde.

Plötzlich, während die Wütenden sich damit belustigen, daß sie den enthaupteten Körper von Foulon in den Gossen umherschleppen, erschallt ein neues Geschrei, rollt ein neuer Donner über die Brücken.

Ein Eilbote stürzt herbei. Die Neuigkeit, die er bringt, weiß die Menge schon. Sie hat auf die Andeutung ihrer geschicktesten Führer erraten, wie die Meute nach der Eingebung des geübtesten Leithundes die Fährte aufnimmt.

Die Menge drängt sich um den Eilboten und schließt ihn ein; sie fühlt, daß er eine neue Beute berührt hat; sie riecht, daß er von Berthier sprechen will.

Aus dem Munde von zehntausend Menschen zugleich befragt, sieht sich der Eilbote genötigt, zu antworten: Herr Berthier von Sauvigny ist in Compiegne verhaftet worden.

Dann dringt er in das Stadthaus ein, wo er Lafayette und Bailly dasselbe verkündigt.

Gut, gut, ich wußte es, erwidert Lafayette.

Wir wußten es, sagte Bailly, und es sind Befehle gegeben, daß man ihn dort bewacht.

Dort bewacht? wiederholte der Eilbote.

Allerdings; ich habe zwei Kommissare mit einer Bedeckung abgeschickt.

Eine Bedeckung von zweihundertfünfzig Mann, nicht wahr? fragte ein Wähler, dies ist mehr als genügend.

Meine Herren, entgegnet der Eilbote, das ist es gerade, was ich Ihnen sagen wollte: die Bedeckung ist zerstreut und der Gefangene durch die Menge entführt worden.

Entführt! ruft Lafayette. Die Bedeckung hat sich ihren Gefangenen entführen lassen?

Klagen Sie nicht an. Alles, was sie thun konnte, hat sie gethan.

Aber Herr Berthier? fragte Bailly ängstlich.

Man bringt ihn nach Paris, antwortete der Eilbote, und in diesem Augenblick ist er in Bourget.

Wenn er hieher kommt, ist er verloren! rief Bailly.

Geschwind! geschwind! rief Lafayette, fünfhundert Mann nach Bourget! Die Kommissäre und Herr Berthier sollen dort anhalten und bleiben; während der Nacht werden wir die Sache überlegen und einen Entschluß fassen.

Aber wer wird es wagen, diesen Auftrag zu übernehmen? versetzte der Eilbote, der aus dem Fenster voll Schrecken das stürmische Meer betrachtete, von dem jede Welle ihren Todesschrei auswarf.

Ich! rief Billot; diesen werde ich retten!

Aber Sie werden umkommen! rief der Eilbote; die Straße ist schwarz von Menschen.

Ich gehe, sagte der Pächter.

Unnütz, murmelte Bailly, der gehorcht hatte. Höret!

Da vernahm man in der Richtung von Porte Saint-Martin ein Geräusch, dem Tosen des Meeres auf den Strandsteinen ähnlich. Dieser wütende Lärm drang über die Häuser empor wie der brodelnde Dampf über den Rand eines Gefäßes.

Sie kommen, sie kommen! murmelte der Eilbote.

Ein Regiment! ein Regiment! rief Lafayette mit dem edlen Wahnsinn der Menschenliebe, der die glänzende Seite seines Charakters war.

Ei! Mord und Tod! rief Bailly, vergessen Sie, daß *unsere* Armee gerade diese Menge ist, die Sie bekämpfen wollen? Und er verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

Die Schreie, die man in der Ferne gehört, hatten sich von der in der Straßen zusammengescharten Menge mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers dem Volke mitgeteilt, das auf dem Platze in dichten Haufen stand.

Man sah nun diejenigen, welche die traurigen Ueberreste von Foulon beschimpften, ihr blutiges Spiel verlassen, um einer neuen Rache entgegenzueilen.

Die dem Platze anliegenden Straßen spieen sogleich einen großen Teil dieser brüllenden Menge aus, die, Messer und drohende Fäuste emporhaltend, sich nach der Rue Saint-Martin dem neuen Todeszuge entgegenwälzte.

Der Schwiegersohn.

Die Verbindung war bald bewerkstelligt, man hatte auf beiden Seiten dieselbe Eile.

Einige von den Sinnreichen, die wir auf der Greve gesehen, brachten dem Schwiegersohn am Ende eines Spießes den Kopf seines Schwiegervaters.

Herr Berthier kam mit dem Kommissär durch die Rue Saint-Martin. Er saß in seinem Wagen.

Unter Geschrei, Gezisch und Drohungen fuhr Berthier Schritt für Schritt weiter und sprach ruhig mit dem Wähler Riviere, dem Kommissär, den man nach Compiegne abgesandt hatte, um ihn zu retten.

Das Volk hatte mit dem Wagen angefangen und zuerst dessen Verdeck zerbrochen, so daß Berthier und der Kommissär entblößt und allen Blicken und Streichen ausgesetzt waren.

Unterwegs hörte er sich an seine Verbrechen erinnern, von der Wut des Volkes erläutert und noch vergrößert.

Er hatte Paris aushungern wollen.

Er hatte befohlen, den Roggen und den Weizen grün abzuschneiden; dadurch war der Preis des Getreides gestiegen, und er hatte ungeheure Summen eingenommen.

Man hatte bei ihm ein Portefeuille erwischt; in diesem fanden sich mordbrennerische Briefe, Befehle zum Niedermetzeln, der Beweis, daß zehntausend Patronen an seine Agenten ausgeteilt worden seien.

Das waren entsetzliche Albernheiten; doch es ist ja bekannt, daß die Menge, wenn sie einmal den Paroxismus ihres Zorns erreicht hat, die wahnsinnigsten Neuigkeiten für wahr ausgiebt.

Berthier war noch ein junger Mann von dreißig bis zweiunddreißig Jahren, elegant gekleidet, beinahe lächelnd unter den Streichen und Beleidigungen; mit vollkommener Sorglosigkeit sah er um sich her die schändlichen Anschlagszettel an, die man ihm zeigte, und plauderte ohne Prahlerei mit Riviere.

Zwei über seine Gelassenheit aufgebrachte Menschen wollten ihn erschrecken und aus seiner Haltung bringen. Sie stellten sich jeder auf einen Fußtritt des Wagens und hielten Berthier das Bajonett ihrer Flinte auf die Brust.

Aber mutig bis zur Verwegenheit, ließ sich Berthier dadurch nicht aus der Fassung bringen und sprach fortwährend mit dem Wähler.

Tief gereizt durch diese Verachtung, die so seltsam mit Foulons Angst kontrastierte, brüllte die Menge um den Wagen her und wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, wo sie statt einer Drohung einen Schmerz auferlegen könnte.

Da heftete Berthier seinen Blick auf etwas Ungestaltes, Blutiges, das man vor ihm schüttelte, und erkannte plötzlich den Kopf seines Schwiegervaters, der sich bis zur Höhe seiner Lippen neigte. Man wollte ihn den Kopf küssen lassen.

Herr Riviere schob mit seiner Hand den Spieß entrüstet auf die Seite. Berthier wandte sich nicht einmal um.

So kam man auf die Greve, und der Gefangene wurde den Wählern im Stadthause übergeben.

Die Menge nahm ihre Stellung auf den guten Plätzen, bewachte alle Ausgänge, traf ihre Vorkehrungen und bereitete neue Stricke am Kloben der Laterne.

Als Billot Berthier sah, der ruhig die große Treppe des Stadthauses hinaufstieg, weinte er bitterlich.

Pitou, der das Ufer verlassen hatte und wieder zum Quai hinaufgestiegen war, sobald er glaubte, die Hinrichtung sei vorüber, kauerte sich erschrocken hinter eine Bank.

Berthier, als hätte es sich gar nicht um ihn gehandelt, war mittlerweile in den Ratssaal eingetreten und plauderte vertraut mit den Wählern, von denen er die Mehrzahl kannte.

Diese entfernten sich von ihm mit dem Schrecken, der schüchterne Seelen ergreift, wenn sie mit einem Menschen, der beim Volke verhaßt ist, in öffentliche Berührung treten soll.

Berthier sah sich auch bald beinahe allein mit Bailly und Lafayette. Er ließ sich alle Einzelheiten von der Hinrichtung Foulons erzählen; dann zuckte er die Achseln und sagte: Ja, ich begreife das: man haßt uns, weil wir die Werkzeuge sind, mit denen man das Volk gefoltert hat.

Man wirft Ihnen große Verbrechen vor, mein Herr, sprach Bailly mit strengem Ton,

Mein Herr, erwiderte Berthier, wenn ich alle Verbrechen begangen hätte, die man mir vorwirft, so wäre ich ein wildes Tier oder ein Teufel; doch, wie ich glaube, wird man mich richten, und dann wird es klar werden.

Allerdings, sprach Bailly.

Nun! fuhr Berthier fort, das ist alles, was ich wünsche. Man hat meine Korrespondenz, man wird sehen, welchen Befehlen ich gehorcht habe, und die Verantwortlichkeit wird auf diejenigen zurückfallen, denen sie gebührt.

Die Wähler schauten auf den Platz hinaus, von wo furchtbares Geschrei aufstieg.

Berthier begriff die Antwort.

Da durchschnitt Billot die Menge, die Bailly umgab, näherte sich dem Intendanten, bot ihm seine redliche große Hand und sagte: Guten Tag, Herr von Sauvigon.

Ah! du bist es, Billot, rief Berthier lachend, indem er mit einer festen Hand die ihm dargebotene Hand ergriff; du willst also in Paris Aufruhr treiben, mein braver Pächter, du, der du dein Getreide auf den Märkten von Villers-Cotterets, von Crevy und von Soissons so gut verkauftest?

Trotz seiner demokratischen Bestrebungen konnte Billot nicht umhin, die Ruhe dieses Mannes zu bewundern, der in solcher Weise scherzte, während sein Leben an einem Faden hing.

Nehmen Sie Ihre Plätze ein, meine Herren, sprach Bailly zu den Wählern, wir wollen die Instruktion gegen den Angeklagten beginnen.

Gut, sagte Berthier, nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, meine Herren, daß ich erschöpft bin; seit zwei Tagen habe ich nicht geschlafen; von Compiegne nach Paris bin ich heute gestoßen, geschlagen, gezerrt worden; wenn ich zu essen verlangte, bot man mir Heu, was nicht sehr erfrischend ist; lassen Sie mir einen Ort anweisen, wo ich schlafen kann, und wäre es nur eine Stunde.

In diesem Augenblick ging Lafayette aus dem Saal, um sich zu erkundigen. Er kam niedergeschlagener als je zurück.

Mein lieber Bailly, sagte er, die Erbitterung ist bis auf den höchsten Grad gestiegen. Herrn Berthier hier behalten heißt sich einer Belagerung aussetzen; das Stadthaus verteidigen heißt den Wütenden den Vorwand geben, den sie verlangen; das Stadthaus nicht verteidigen heißt die Gewohnheit annehmen, nachzugeben, so oft man es angreifen wird.

Während dieser Zeit hatte sich Berthier auf eine Bank gesetzt und dann gelegt. Er schickte sich an, zu schlafen.

Die wütenden Schreie gelangten zu ihm durch das Fenster, störten ihn aber nicht; sein Gesicht bewahrte die Ruhe des Mannes, der alles vergißt, um den Schlaf über sein Bewußtsein sich lagern zu lassen.

Bailly beriet sich mit den Wählern und mit Lafayette.

Lafayette sammelte rasch die Stimmen, wandte sich an den Gefangenen, der einzuschlafen anfing, und sagte zu ihm:

Mein Herr, wollen Sie sich bereit halten.

Berthier stieß einen Seufzer aus, erhob sich auf seinen Ellenbogen und fragte: Wozu bereit?

Diese Herren haben beschlossen, daß Sie nach der Abbaye gebracht werden sollen.

Nach der Abbaye? gut, sagte der Intendant. Doch, fügte er bei, indem er die verlegenen Richter anschaute, deren Verlegenheit er begriff, machen wir *auf die eine oder die andere* Art ein Ende.

Lange zurückgehalten, drang auf einmal wieder ein Ausbruch des Zorns und der Ungeduld von der Greve empor.

Nein, meine Herren, nein, wir werden ihn in diesem Augenblick nicht gehen lassen, rief Lafayette.

Bailly faßte einen Entschluß, er ging mit zwei Wählern auf den Platz hinab und gebot Stillschweigen.

Das Volk wußte so gut, als er, was er sagen würde; da es aber die Absicht hatte, das Verbrechen wiederzubeginnen, so wollte es nicht einmal den Vorwurf hören, und als Bailly den Mund öffnete, erhob sich aus der Menge ein ungeheures Geschrei und brach seine Stimme, bevor sie sich nur hatte vernehmbar machen können.

Da Bailly sah, daß es ihm unmöglich sei, auch nur ein einziges Wort zu artikulieren, kehrte er nach dem Stadthause zurück, verfolgt von den Schreien: Berthier! Berthier!

Dann drangen andre Schreie durch diesen durch. Man brüllte: An die Laterne! An die Laterne!

Als Lafayette Bailly zurückkommen sah, eilte er ihm entgegen. Er ist jung, er ist glühend, er ist geliebt. Was der Greis mit seiner Volkstümlichkeit von gestern nicht hat erlangen können, wird er, der Freund von Washington und Necker, ohne Zweifel, mit dem ersten Wort erlangen.

Doch vergebens drang der Volksgeneral in die Gruppen der Wütendsten; vergebens sprach er im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Nicht eines von seinen Worten wurde gehört.

Von Stufe zu Stufe zurückgestoßen, kniete er auf der Freitreppe des Stadthauses nieder und beschwor diese Tiger, die er seine Mitbürger nannte, ihre Nation nicht zu entehren, sich selbst nicht zu entehren, die Schuldigen nicht zu Märtyrern zu erheben, denen das Gesetz einen Teil Ehrlosigkeit mit einem Teil Bestrafung schuldig sei.

Als er beharrlich fortfuhr, gelangten die Drohungen bis zu ihm, doch er kämpfte gegen die Drohungen. Einige Rasende zeigten ihm dann die Faust und hoben ihre Gewehre gegen ihn empor.

Er ging ihren Streichen entgegen, und ihre Waffen senkten sich.

Aber wenn man Lafayette bedroht hatte, so bedrohte man Berthier noch viel mehr.

Wie Bailly, so kehrte auch Lafayette besiegt ins Stadthaus zurück.

Alle Wähler waren Augenzeugen gewesen, wie machtlos Lafayette gegen den Sturm angekämpft; damit war ihr letzter Wall niedergestürzt.

Sie beschlossen, die Wache des Stadthauses sollte Berthier nach der Abbaye führen.

Das hieß Berthier in den Tod schicken.

Endlich! sagte Berthier, als der Beschluß gefaßt war.

Und er schaute alle diese Menschen mit tiefer Verachtung an und stellte sich unter die Wachen, nachdem er Bailly und Lafayette durch ein Zeichen gedankt und Billot die Hand gereicht hatte.

Bailly wandte seinen Blick voll Thränen, Lafayette seine Augen voll Entrüstung ab.

Berthier stieg die Treppe des Stadthauses mit demselben Schritte hinab, mit dem er sie heraufgestiegen war.

In dem Augenblick, wo er auf der Freitreppe erschien, machte ein entsetzliches, vom Platze ausgehendes Geschrei selbst die steinernen Stufen, auf die er den Fuß setzte, zittern.

Doch, verächtlich und unempfindlich, schaute er alle diese flammenden Augen mit ruhigen Augen an, zuckte die Achseln und sprach die Worte: Wie seltsam ist dieses Volk! Was hat es so zu brüllen!

Er hatte nicht vollendet, als er schon diesem Volke gehörte. Schon auf der Freitreppe rissen ihn grimmige Fäuste aus der Mitte der Wachen heraus. Eiserne Haken zogen ihn an, sein Fuß glitt aus, und er rollte in die Arme seiner Feinde.

Dann riß eine unwiderstehliche Woge den Gefangenen auf dem mit Blut besudelten Wege fort, auf dem Foulon zwei Stunden zuvor geschleppt worden war.

Schon saß ein Mensch, mit dem Stricke in der Hand, auf der unseligen Laterne.

Doch ein andrer Mensch hatte sich an Berthier angeklammert, und dieser Mensch teilte wütend, wahnsinnig, Schläge und Verwünschungen an die Henker aus.

Er schrie: Ihr werdet ihn nicht töten!

Es war Billot, den die Verzweiflung toll gemacht hatte, und zwar toll wie zwanzig Menschen.

Den einen rief er zu: Ich bin einer von den Siegern der Bastille!

Und einige, die ihn wirklich kannten, ließen in ihren Angriffen nach.

Zu andern sagte er: Laßt ihn richten; ich hafte für ihn; läßt man ihn entwischen, so werdet Ihr mich statt seiner henken.

Armer Billot, armer ehrlicher Mann! Die Wellen rissen ihn fort, ihn und Berthier, wie ein Wetterwirbel in seinen weiten Kreisen eine Feder und einen Strohhalm von hinnen trägt.

Er flog und wußte nicht wie und wo, bis er an Ort und Stelle war.

Berthier, den man rückwärts fortgeschleppt und aufgehoben hatte, wandte sich, als er sah, daß man anhielt, um, schlug die Augen auf und erblickte den schändlichen Strang, der über seinem Kopfe baumelte.

Durch eine ebenso heftige, als unerwartete Anstrengung machte er sich von den Händen, die ihn festhielten, los, riß einem von der Nationalgarde eine Flinte aus den Händen und ging mit Bajonettstößen auf seine Henker los.

Doch in einer Sekunde trafen ihn tausend Streiche von hinten, er fiel, und tausend Stöße tauchten aus einem Kreise auf ihn nieder.

Billot war unter den Füßen der Mörder verschwunden.

Berthier hatte keine Zeit zu leiden. Sein Blut entströmte aus unzähligen Wunden seines Leibes. Da konnte Billot ein Schauspiel sehen, das noch greulicher war, als alles, was er bis jetzt erblickt. Er sah einen Menschen seine Hand in die offene Brust des Leichnams tauchen und das noch rauchende Herz herausziehen.

Derselbe steckte dann dieses Herz an die Spitze seines Säbels, trug es mitten unter der brüllenden Menge, die sich auf seinem Wege vor ihm öffnete, und legte es auf die Tafel des großen Rates nieder, wo die Wähler ihre Sitzungen hielten.

Billot, der eiserne Mann, konnte diesen Anblick nicht ertragen; zehn Schritte von der unseligen Laterne fiel er auf einen Weichstein nieder.

Lafayette, als er diese schändliche, seiner Autorität, der Revolution, die er lenkte, oder vielmehr zu lenken geglaubt hatte, zugefügte Beleidigung sah,

Lafayette zerbrach seinen Degen und warf die Stücke davon den Mördern an den Kopf.

Pitou hob den Pächter auf, trug ihn in seinen Armen weg und flüsterte ihm ins Ohr:

Billot! Vater Billot, nehmen Sie sich in acht; wenn sie sehen, daß Sie sich übel befänden, so würden die Mörder Sie für einen Mitschuldigen halten und auch umbringen... Das wäre schade... ein so guter Patriot!...

Hernach zog er ihn nach dem Flusse fort, wobei er ihn so gut, als es ihm möglich war, vor den Blicken einiger Hitz- und Murrköpfe verbarg.

Ange Pitou. Band 3

oder:

Die Erstürmung der Bastille.

(Denkwürdigkeiten eines Arztes III.)

Von

Alexander Dumas

Dritter Band.

Billot fängt an zu bemerken, daß nicht alles rosa bei den Revolutionen ist.

Billot, der mit Pitou an allen ruhmwürdigen Opferfeierlichkeiten teilgenommen hatte, fing an zu bemerken, daß die Hefe kam. Als er bei der Kühle des Flusses wieder zum Bewußtsein gelangt war, sagte Pitou zu ihm: Herr Billot, ich sehne mich nach Villers-Cotterets zurück; und Sie?

Diese Worte erweckten, wie eine frische Empfindung von Tugend und Ruhe, den Pächter wieder, so daß er abermals die Stärke fand, durch die Volksmassen sich hindurchzuarbeiten und sich von der Schlächterei zu entfernen.

Komm, sagte er, du hast recht.

Und er entschloß sich, Gilbert aufzusuchen, der in Versailles wohnte und, ohne seit der Reise des Königs nach Paris zur Königin zurückgekehrt zu sein, der rechte Arm von Necker geworden war, der wieder in das Ministerium eintrat und, den Roman seines Lebens für die Geschichte aller verlassend, die Wohlfahrt zu organisieren suchte, indem er das Elend generalisierte.

Pitou folgte ihm wie immer.

Beide wurden in das Kabinett eingeführt, wo der Doktor arbeitete.

Doktor, sagte Villot, ich kehre nach meinem Pachthofe zurück.

Und warum dies? fragte Gilbert.

Weil ich Paris hasse.

Ach! ja, ich begreife, sprach Gilbert kalt: Sie sind müde.

Abgemattet.

Sie lieben die Revolution nicht? Ich möchte sie gern beendigt sehen.

Gilbert lächelte traurig.

Sie fängt ja erst an, sagte er.

Ho! machte Billot.

Das setzt Sie in Erstaunen, Billot? sprach Gilbert.

Was mich in Erstaunen setzt, ist Ihre Kaltblütigkeit.

Mein Freund, fragte Gilbert, wissen Sie, woher bei mir diese Kaltblütigkeit kommt?

Sie kann nur von einer Überzeugung kommen.

Ganz richtig.

Und was für eine Überzeugung ist das?

Erraten Sie.

Es werde alles gut endigen?

Gilbert lächelte noch trauriger als das erstemal.

Nein, im Gegenteil, von der Überzeugung, es werde alles schlecht endigen.

Billot gab einen Schrei von sich.

Pitou aber sperrte die Augen ungeheuer weit auf: er fand die Beweisführung wenig logisch.

Lassen Sie hören, sprach Billot, indem er sich mit seiner schweren Hand hinter dem Ohr kratzte; denn ich verstehe nicht recht, wie mir scheint.

Nehmen Sie einen Stuhl, Billot, sagte Gilbert, und setzen Sie sich nahe zu mir, so nahe, daß uns niemand hört.

Billot gehorchte.

Und ich, Herr Gilbert, fragte schüchtern Pitou, indem er andeutete, er sei bereit, sich zu entfernen, wenn es der Doktor wünsche.

Bleibe, sprach der Doktor, du bist jung, höre.

Erklären Sie sich, Herr. Warum wird alles schlecht endigen?

Billot, wissen Sie, was ich in diesem Augenblick mache, mein Freund?

Sie schreiben, aber den Sinn dieser Zeilen kann ich nicht erraten, ich, der ich nicht einmal lesen kann.

Pitou erhob schüchtern den Kopf und warf einen Blick auf das Papier, das vor dem Doktor lag.

Das sind Ziffern, sagte er. Ja, das sind Ziffern. Nun denn! diese Ziffern sind zugleich der Ruin und das Heil von Frankreich. Morgen gedruckt, werden diese Ziffern im Paläste des Königs, im Schlosse der Adeligen und in den Hütten der Armen den vierten Teil von ihren Einkünften fordern.

Wie? machte Villot.

Oh! meine arme Tante Angelique, murmelte Pitou, was für ein Gesicht wird sie schneiden!

Was sagen Sie hiezu, mein Braver? fuhr Gilbert fort. Man macht Revolutionen, nicht wahr? Nun, sie müssen bezahlt werden!

Das ist richtig, antwortete Billot heldenmütig. Gut, es sei, man wird sie bezahlen.

Bei Gott! sprach Gilbert, Sie sind ein überzeugter Mann, und Ihre Antwort hat nichts, was mich in Erstaunen setzt. Aber diejenigen, welche nicht überzeugt sind ...

Sie werden Widerstand leisten, sprach Billot mit einem Ton, der sagen wollte, er würde kräftig widerstehen, wenn man den vierten Teil seines Einkommens von ihm fordern sollte, um ein seiner Überzeugung entgegengesetztes Werk zu vollbringen.

Dann Kampf, versetzte Gilbert.

Doch die Majorität ist da, um ihren Willen durchzusetzen.

Also Unterdrückung.

Anfangs sah Billot Herrn Gilbert mit einem Blicke des Zweifels an; dann glänzte ein verständiger Blitz in seinem Auge.

Warten Sie Billot, sprach der Doktor, ich weiß, was Sie mir sagen wollen. Die Adeligen und die Geistlichkeit haben alles, nicht wahr?

Das ist gewiß. Auch die Klöster ...

Die Klöster?

Die Klöster haben Überfluß.

Notum certumque, brummte Pitou.

Die Adeligen bezahlen keine verhältnismäßigen Abgaben. So bezahle ich, ein Pächter, mehr als das Doppelte der Steuern, die die drei Brüder von Charny, meine Nachbarn, bezahlen, welche miteinander mehr als zweimalhunderttausend Livres Einkünfte haben.

Aber sprechen Sie, fuhr Gilbert fort, glauben Sie, die Adeligen und die Priester seien weniger Franzosen als Sie?

Pitou spitzte die Ohren bei diesen Worten, die damals als Ketzerei klangen, wo der Patriotismus nach der Solidität der Ellenbogen auf der Greve gemessen wurde.

Nicht wahr, mein Freund, Sie glauben es nicht. Sie können es nicht anerkennen, daß die Adeligen und diese Priester, die alles verschlingen und

nichts wiedergeben, ebenso gute Patrioten seien als Sie?

Das ist wahr.

Irrtum, mein Lieber, Irrtum. Sie sind es mehr, und ich will es Ihnen beweisen.

Ho! ho! ich leugne das.

Nun denn! ich gebe Ihnen die Versicherung, Billot, daß binnen drei Tagen der privilegierteste Mensch in ganz Frankreich derjenige sein wird, welcher nichts besitzt.

Wieso? fragte der Pächter.

Hören Sie, Billot diese Adeligen und die Geistlichen, die Sie der Selbstzucht bezichtigen, fangen an, von dem Patriotismus-Fieber ergriffen, zu werden, das die Runde in Frankreich zu machen im Begriff ist. In diesem Augenblick versammeln sie sich wie die Schafe am Rande des Grabens; sie beraten sich; der Kühnste springt schon morgen, übermorgen, vielleicht heute abend. Und nach ihm werden alle andren springen.

Was meinen Sie damit, Herr Gilbert?

Damit meine ich, ihren Vorrechten entsagend, werden sie als Lehensherren ihre Bauern frei geben, als Grundherren auf ihre Pachtzinse verzichten, als Adelige mit den Taubenhäusern ihre Tauben loslassen.

Ho! ho! rief Pitou erstaunt, Sie glauben, sie werden dies alles frei geben?

O! sagte Billot leuchtend, das ist die glänzende Freiheit. Hernach aber, wenn wir alle frei sind, was werden wir thun?

Ah! versetzte Billot ein wenig verlegen, was wir thun werden? man wird sehen.

Oh! das ist das äußerste Wort, rief Gilbert. Man wird sehen!

Er stand mit einer düsteren Miene auf und ging einige Augenblicke stillschweigend auf und ab; dann kehrte er zum Pächter zurück, nahm dessen schwielige Hand mit einem Ernste, der einer Drohung glich, und sprach:

Ja, man wird sehen. Ja, wir werden alle sehen, du wie ich, ich wie du, er wie ich. Und daran dachte ich gerade vorhin, als du bei mir die Kaltblütigkeit fandst, die dich so sehr in Erstaunen gesetzt hat.

Sie erschrecken mich! Das Volk einig, sich umfangend, sich gegenseitig anschließend, um zur allgemeinen Wohlfahrt beizutragen, das ist ein Gegenstand, der Sie verdüstert, Herr Gilbert?

Dieser zuckte die Achseln.

Dann fuhr Billot seinerseits fragend fort:

Was werden aber Sie von sich selbst sagen, wenn Sie heute zweifeln, nachdem Sie, der neuen Welt die Freiheit gebend, in der alten alles dazu vorbereitet haben?

Billot, erwiderte Gilbert, du hast, ohne es zu vermuten, ein Wort ausgesprochen, das den Sinn des Rätsels enthält. Dieses Wort, das Lafayette ausspricht und das niemand, vielleicht er selbst nicht begreift, ja, wir haben der neuen Welt die Freiheit gegeben.

Ihr Franzosen? Das ist schön!

Das ist schön, aber es wird sehr teuer sein, erwiderte Gilbert traurig.

Bah! das Geld ist ausgegeben, die Rechnung ist bezahlt, sprach Billot heiter. Ein wenig Gold, wie Blut, und die Schuld ist abgetragen.

Ein Blinder! versetzte Gilbert, ein Blinder muß es sein, der in dieser Morgenröte des Westens den Keim des Untergangs von uns allen nicht sieht! Warum sollte ich die Leute anklagen, ich, der ich ihn ebensowenig. gesehen habe als sie? Der neuen Welt die Freiheit gegeben haben, Billot, ich fürchte es sehr, heißt die alte zu Grunde lichten.

Rerum novus nascitur ordo, sprach Pitou mit einer großen revolutionären Dreistigkeit.

Stille, Kind, sagte Gilbert.

War es denn schwieriger, die Engländer zu unterwerfen, als die Franzosen zu beruhigen? fragte Billot.

Neue Welt, wiederholte Gilbert, das heißt reiner Platz, glatter Tisch; keine Gesetze, keine Mißbräuche, keine Ideen, aber auch keine Vorurteile. In Frankreich dreißigtausend Quadratmeilen für dreißig Millionen Menschen, das heißt: im Falle einer Teilung des Platzes kaum für jeden eine Wiege und ein Grab. Dort, in Amerika finden sich zweimalhunderttausend Quadratmeilen für drei Millionen Menschen; ideale Grenzen mit der Wüste, das heißt der Raum mit dem Meer, mit der Unermeßlichkeit; bei diesen zweimalhunderttausend Meilen haben wir auf tausend Meilen schiffbare Flüsse, Urwälder, das heißt alle Elemente des Lebens, der Zivilisation und der Zukunft. Oh! wie leicht ist es, Billot, wenn man Lafayette heißt und den Degen zu führen versteht, wenn man Washington heißt und die Überlegenheit des Geistes besitzt, wie leicht ist es, gegen Mauern von Holz, von Stein, von Erde oder von Menschenfleisch zu kämpfen! Wenn man aber, statt zu gründen, zerstört, wenn man in der alten Ordnung der Dinge, die man angreift, einstürzende Mauern von Ideen, und hinter die Trümmer dieser Mauern selbst so viele Leute und so viele Interessen sich flüchten sieht; wenn man, nachdem man den Gedanken gefunden hat, wahrnimmt, man werde dieses Volk, um ihm den Gedanken beizubringen, erst decimieren müssen, decimieren vom erinnerungsvollen Greise bis zum schülerhaften Kinde, vom monumentalen Gedächtnis an bis zum keimenden Instinkt: dann, o dann, Billot, ist es eine Aufgabe, die diejenigen beben macht, welche jenseits des Horizonts sehen. Billot, ich habe ein scharfes Gesicht, und ich bebe. Verzeihen Sie, mein Herr, sagte Billot mit seinem gesunden Verstand, Sie beschuldigten mich vorhin, ich hasse die Revolution, und nun machen Sie mir sie abscheulich.

Habe ich dir denn gesagt, ich verzichte?

» *Errare humanum est,*« murmelte Pitou, » *sed perseverare diabolicum*.«

Und er zog seine Füße mit den Händen an sich.

Ich werde dennoch beharrlich sein, fuhr Gilbert fort, denn während ich die Hindernisse sehe, erschaue ich auch das Ziel, und das Ziel ist glänzend; es ist nicht nur die Freiheit Frankreichs, die ich träume, es ist die Freiheit der ganzen Welt. Es ist nicht nur die physische Gleichheit, es ist die Gleichheit vor dem Gesetz; es ist nicht nur die Verbrüderung zwischen den Bürgern, es ist die Verbrüderung zwischen den Völkern. Ich werde dabei meine Seele aushauchen und meinen Leib lassen, fügte Gilbert schwermütig bei; doch gleichviel, der Soldat, den man zur Erstürmung einer Festung schickt, sieht die Kanonen, sieht die Kugeln, die man hinein ladet, sieht die Leute, die man ihnen gegeben hat; er fühlt, daß dieses Stück Eisen ihm die Brust durchbohren wird, -- aber er geht, die Festung muß genommen sein. Nun denn! wir sind alle Soldaten, Vater Billot. Vorwärts! und auf unsern umhergestreuten Leibern möge eines Tags die Generation vorwärts schreiten, deren Vorhut dieses Kind hier ist.

Ich weiß wahrhaftig nicht, warum Sie verzweifeln, Herr Gilbert, etwa weil ein Unglücklicher auf der Greve ermordet worden ist?

Warum hast du dann Abscheu? Gehe, Billot, morde auch.

Welchen Rat geben Sie mir also, Herr Gilbert?

Willst du deinem Vaterlande, der Nation, deinen Brüdern, der Welt nützlich sein, so bleibe hier; nimm einen Hammer und arbeite in der Werkstätte Vulkans, wo die Blitze für die Welt geschmiedet werden.

Bleiben, um morden zu sehen, um vielleicht dazu zu kommen, daß ich selbst morde? Wieso? versetzte Gilbert mit einem bleichen Lächeln. Du morden, Billot, was sagst du denn da?

Ich sage, daß, wenn ich hier bleibe, wie Sie mich dazu auffordern, rief Billot ganz zitternd, ich sage, daß der erste, den ich einen Strick an eine Laterne binden sehe, ich sage, daß ich diesen mit meinen Händen aufhänge.

Gilbert vollendete sein feines Lächeln.

Ah! Du verstehst mich, und du bist nun auch Mörder, sagte er.

Ja, Mörder von Schurken.

Sprich, Billot, du hast Losme, de Launay, Flesseles, Foulon und Berthier ermorden sehen?

Ja.

Welche Namen erhielten sie von jenen, durch die sie ermordet wurden?

Schurken, ja, aber ich habe recht, versetzte Billot.

Du wirst recht haben, wenn du aufhängst, ja; doch wenn du gehenkt bist, so wirst du unrecht haben.

Billot neigte das Haupt unter diesem Keulenschlage, doch plötzlich erhob er es voll Adel wieder und sprach:

Werden Sie behaupten, diejenigen, welche wehrlose und unter dem Schutz der öffentlichen Ehre stehende Personen ermorden, seien Franzosen, wie ich einer bin?

Ah! erwiderte Gilbert, das ist etwas andres. Ja, es giebt in Frankreich mehrere Arten von Franzosen. Es giebt vor allem das französische Volk, von dem Pitou ist, von dem ich bin, von dem du bist; ferner giebt es die französische Geistlichkeit und dann den französischen Adel. Drei Arten von Franzosen in Frankreich. Jeder ein Franzose aus seinem Gesichtspunkt, nämlich aus dem Gesichtspunkt seiner Interessen, und zwar abgesehen vom König von Frankreich, einem Franzosen auf seine Weise. Ah! Billot, hier siehst du, in der verschiedenen Manier, Franzose zu sein, in der verschiedenen Manier aller dieser Franzosen, eben hierin steckt der Grund der Revolution. Du wirst Franzose sein auf deine Art, der Abbé Maury wird Franzose sein auf eine andre Art als du, Mirabeau wird Franzose sein auf eine andere Art als der Abbé Maury, der König endlich wird Franzose sein auf eine andre Art als Mirabeau. Nun! Billot, mein vortrefflicher Freund, Mann mit dem redlichen Herzen und dem gesunden Verstande, du bist soeben in den zweiten Teil der Frage, die ich behandle, eingegangen ....

Mache mir das Vergnügen und wirf einen Blick auf dieses, fügte Gilbert bei.

Und er reichte dem Pächter ein gedrucktes Papier.

Was ist das? fragte Billot, während er das Papier nahm. Ei! Sie wissen wohl, daß ich nicht lesen kann.

So sage es du, Pitou.

Pitou stand auf, erhob sich auf den Fußspitzen und schaute über die Schulter des Pächters.

Das ist nicht französisch, sagte er; das ist nicht lateinisch, das ist auch nicht griechisch.

Das ist englisch, erwiderte Gilbert.

Ich verstehe das Englische nicht, sprach hoffärtig Pitou.

Ich verstehe es, sagte Gilbert, und ich werde euch dieses Papier übersetzen; doch leset die Unterschrift.

Pitt, las Pitou, doch was ist das, *Pitt*?

Ich will es euch erklären, erwiderte Gilbert.

Die Pitt.

Pitt, sprach Gilbert, dies ist der Sohn von Pitt.

Ah! sagte Pitou, gerade wie in der h. Schrift; es giebt also einen Pitt den Ersten und einen Pitt den Zweiten.

Ja, und dieser Pitt der Erste, meine Freunde ... Höret wohl, was ich Euch sagen werde:

Dieser Pitt der Erste war dreißig Jahre lang der geschworene Feind Frankreichs; er bekämpfte aus seinem Kabinette heraus, an das ihn die Gicht fesselte, Montcalm und Vaudereuil in Amerika, den Bailly von Suffren und d'Estaing auf dem Meere, Noailles und Broglie auf dem Festlande. Dieser Pitt der Erste hatte den Grundsatz gehabt, man müsse die Franzosen von Europa entthronen; dreißig Jahre hindurch nahm er uns, eine um die andre, alle unsre Kolonien, eines um das andre, alle unsre Kontors, das ganze Uferland von Indien, fünfzehnhundert Meilen in Kanada; dann, als er sah, daß Frankreich zu drei Vierteln zu Grunde gerichtet war, stiftete er seinen Sohn gegen dasselbe an, um es vollends zu Grunde zu richten, den Sohn des Pitt, den Ihr schon kennt, Vater Billot, den Pitou kennt, den das Weltall kennt und der im vorigen Mai dreißig Jahre alt gewesen ist. Ihr seht, ob er seine Zeit gut angewendet hat, meine Freunde ... nun, schon seit sieben Jahren regiert er in England, sieben Jahre bringt er die Theorien seines Vaters in Ausführung.

Wir haben also noch einige Zeit an ihm, versetzte Billot.

Ja, um so mehr, als der Lebensatem bei den Pitt kräftig ist. Laßt mich einen Beweis davon geben.

Im Jahre 1778 lag unser Feind im Sterben. Die Aerzte hatten ihm angekündigt, sein Leben hänge nur noch an einem Faden, und die geringste Anstrengung würde diesen Faden zerreißen. Man stritt damals im vollen Parlament über die Frage, ob man die amerikanischen Kolonien ihrem Verlangen gemäß nicht freigeben sollte, um den Krieg zu unterdrücken, der von den Franzosen angeregt, den ganzen Reichtum und alle Soldaten Großbritanniens zu verschlingen drohte.

Das war in dem Augenblick, wo Ludwig XVI., unser guter König, dem von der ganzen Nation der Titel: wahrer Vater der französischen Freiheit, erteilt worden war, feierlich die Unabhängigkeit Amerikas anerkannt hatte; dort, auf den Schlachtfeldern und im Rate waren das Schwert und das Genie der Franzosen überwiegend gewesen. England ließ Washington, das heißt dem Haupte der Insurgenten, die Anerkennung der amerikanischen Nationalität anbieten, wenn sich die neue Nation gegen die Franzosen umdrehen und sich mit England verbinden wollte.

Aber mir scheint, sagte Billot, das war kein redlicher Vorschlag, weder um ihn zu machen, noch um ihn anzunehmen.

Mein lieber Billot, man nennt das Diplomatie, und in der politischen Welt bewundert man sehr diese Art von Ideen. Nun denn! Billot, für so unmoralisch Sie die Sache hielten, vielleicht hätte man, trotz Washingtons, des Redlichsten der Menschen, Amerikaner gefunden, die geneigt gewesen wären, um den Preis dieser schmählichen Einräumung gegen England den Frieden zu erkaufen.

Aber Lord Chatam, der Vater von Pitt, dieser ans Krankenbett Gebannte, dieser Sterbende, dieses Gespenst, das schon bis an die Kniee ins Grab getreten war, gab seinen Arm seinem Sohn William Pitt, damals ein junger Mensch von neunzehn Jahren, und seinem Schwiegersohn; er hatte kostbare Kleider angezogen, eine Hülle, die seiner gerippähnlichen Magerkeit zu spotten schien. Bleich wie ein Gespenst, das Auge halb tot unter den erschlaffenden Lidern, ließ er sich zu seiner Bank führen, während alle Lords, erstaunt über die unerwartete Erscheinung, sich bewunderungsvoll verbeugten, wie es der römische Senat bei der Rückkehr des schon toten und vergessenen Tiberius hätte thun können.

Stillschweigend, mit einer tiefen Aufmerksamkeit hörte er die Rede von Lord Richmond, dem Urheber des Antrags, und als dieser geendigt hatte, stand Chatam auf, um zu antworten.

Da fand dieser tote Mann die Kraft, um drei Stunden zu sprechen; er fand Feuer in seinem Herzen, um den Blitz seiner Blicke zu entzünden; er fand in seiner Seele Töne, die alle Herzen bewegten.

Es ist wahr, er sprach gegen Frankreich, er hauchte seinen Landsleuten den Haß ein, er hatte alle seine Kräfte und sein ganzes Feuer heraufbeschworen, um das Land, den verhaßten Nebenbuhler des seinigen, zu Grunde zu richten und zu verschlingen. Er verbot, daß Amerika als unabhängig anerkannt würde, er verbot die ganze Verhandlung und schrie: Krieg! Krieg! Er erklärte, es sei die Pflicht jedes Engländers, eher zu Grunde zu gehen, als zu dulden, daß eine Kolonie sich vom Mutterlande loßreiße.

Er endigte seine Rede, schleuderte seine letzte Drohung hin und fiel, wie vom Schlage getroffen, nieder.

Er hatte nichts mehr auf dieser Welt zu thun; man trug ihn verscheidend weg. Einige Tage nachher war er tot.

Ho! ho! riefen gleichzeitig Billot und Pitou, was für ein Mann ist dieser Lord Chatam!

Das war der Vater des jungen Mannes von dreißig Jahren, der uns beschäftigt, sprach Gilbert, Chatam starb mit siebzig Jahren. Sein Sohn ist der Mann, der Großbritannien regiert, der zu dieser Stunde Ludwig XVI. einen tödlichen Haß geschworen hat; der Verfasser der Abhandlung von 1778; derjenige endlich, welcher nicht frei atmen wird, solange es in Frankreich noch eine geladene Flinte und eine volle Tasche giebt. Fangt Ihr an zu begreifen?

Ich begreife, daß er Frankreich sehr haßt. Ja, das ist wahr, aber ich sehe noch nicht recht ...

Nun, so leset diese vier Worte.

Und er reichte das Papier Pitou.

Englisch, versetzte dieser.

Dot not mind the money, *seht nicht auf das Geld*, sagte der Doktor. Und später, da er auf dieselbe Ermahnung zurückkommt:

Heißt sie das Geld nicht sparen und mir keine Rechenschaft ablegen.

Dann bewaffnen sie, sagte Billot.

Nein, sie bestechen.

An wen ist dieser Brief gerichtet?

An jedermann und an niemand. Dieses Geld, das man giebt, ausstreut, verschwendet, man giebt es Bauern, Arbeitern, Elenden, Leuten endlich, die

uns die Revolution verderben werden.

Vater Billot neigte das Haupt. Dieses Wort erklärte viele Dinge.

Hätten Sie de Launay mit einem Kolbenschlag getötet?

Hätten Sie Flesselles mit einem Pistolenschuß umgebracht?

Hätten Sie Foulon gehenkt? Hätten Sie das blutige Herz von Berthier auf den Tisch der Wähler gebracht?

Schändlichkeit! rief Billot. Das heißt, wie strafbar auch dieser Mensch sein mochte, ich hätte mich in Stücke hauen lassen, um ihn zu retten; und zum Beweise mag dienen, daß ich in seiner Verteidigung verwundet worden bin.

Nun denn! Sehen Sie, Billot, es giebt viele Leute, die handeln werden, wie Sie, wenn sie nur eine Unterstützung in ihrer Nähe fühlen. Ueberläßt man sie aber den bösen Beispielen, dann arten sie aus, werden boshaft, grimmig, wütend; und wenn einmal das Uebel geschehen ist, dann macht es niemand ungeschehen.

Aber, entgegnete Billot, ich gebe zu, daß Herr Pitt, oder vielmehr sein Geld, an dem Tode Flesselles, Foulons, Berthiers Anteil gehabt hat, welchen Nutzen wird er daraus ziehen?

Gilbert lachte auf jene stille Art, welche die Einfältigen in Erstaunen setzt, und die Denker beben macht.

Welchen Nutzen er daraus ziehen werde, fragen Sie? Ich will es Ihnen sagen: Sie lieben die Revolution sehr, nicht wahr? Sie, der Sie im Blute gewatet sind, um die Bastille zu nehmen?

Ja, ich liebte Sie.

Wohl, nun lieben Sie sie weniger. Nun sehnen Sie sich nach Villers-Cotterets, nach der Ruhe Ihrer Ebene, nach dem Schatten Ihrer großen Wälder zurück.

Oh! ja. Sie haben recht, sprach Billot.

Nun denn! Sie, Vater Billot, Sie, der Pächter, der Grundeigentümer, Sie, das Kind der Ile-de-France und folglich ein alter Franzose, Sie repräsentieren den dritten Stand, Sie sind von dem, was man die Majorität nennt. Sie aber sind der Sache überdrüssig.

Ich gestehe es.

Dann wird die Majorität überdrüssig werden wie Sie! Und eines Tages strecken Sie die Arme den Soldaten des Herrn von Braunschweig oder des Herrn Pitt entgegen, die im Namen dieser zwei Befreier Frankreichs kommen werden, um Ihnen die gesunden Lehren zurückzugeben.

Nie.

Bah! warten Sie doch!

Flesselles, Berthier und Foulon waren im Grunde Schurken, wagte Pitou einzuwenden.

Wahrhaftig! wie Herr von Sartines und Herr von Maurepas Schurken waren; wie es Herr d'Argenson und Herr Philippeaux vor ihnen waren, wie Herr Law einer war, wie es die Duvernye, die Leblanc und die Pairs waren; wie Herr Fouquet einer, wie Mazarin ein andrer war; wie Samblancey, wie Enguerand von Marigny Schurken waren; wie Herr von Brienne einer für Herrn von Calonne, und Herr von Calonne einer für Herrn Necker ist, -- und wie Herr Necker einer für das Ministerium sein wird, das wir in zwei Jahren haben werden.

Ho! ho! Doktor, murmelte Billot, Herr Necker ein Schurke, niemals.

Wie Sie, mein lieber Billot, ein Schurke für den kleinen Pitou sein würden, wenn ein Agent des Herrn Pitt imstande wäre, ihm unter dem Einfluß von einem Schoppen Branntwein und zehn Franken für den Tag, gewisse Theorieen im Aufruhrmachen beizubringen. Dieses Wort *Schurke*, sehen Sie, mein lieber Billot, ist das Wort, mit dem man in der Revolutionszeit den Menschen bezeichnet, der anders denkt, als man selbst denkt; wir sind bestimmt, es alle zu tragen, mehr oder weniger. Einige werden es soweit tragen, daß es ihnen ihre Landsleute noch auf ihr Grab schreiben, andre

noch weiter, daß die Nachwelt den Beinamen bestätigen wird. Das ist es, mein lieber Billot, was ich sehe, und was Sie nicht sehen. Billot, Billot, die redlichen Leute dürfen sich also nicht zurückziehen.

Bah! erwiderte Billot, wenn die redlichen Leute sich zurückzögen, so würde die Revolution darum nichtsdestoweniger ihren Fortgang nehmen; sie ist einmal entfesselt!

Ein neues Lächeln trat auf die Lippen Gilberts.

Großes Kind! sagte er, wer verläßt den Pflug, wer spannt die Pferde aus, und sagt: Gut, der Pflug bedarf meiner nicht, er wird seine Furche ohne mich ziehen. Aber, mein Freund, diese Revolution, wer hat sie denn gemacht? die ehrlichen Leute, nicht wahr?

Frankreich schmeichelt sich damit. Mir scheint, Lafayette, Bailly, Necker sind ehrliche Männer; mir scheint, Herr Elie und Herr Hullin, Herr Maillard, welche mit mir kämpften, sind ehrliche Leute; mir scheint endlich, Sie selbst ...

Nun denn, Billot, wenn die ehrlichen Leute sich zurückziehen, wer wird dann arbeiten? Diese Elenden, diese Mörder, diese Schurken, die Lohnknechte von den Handlangern des Herrn Pitt.

Antworten Sie ein wenig hierauf, Vater Billot, sagte Pitou überzeugt.

Nun denn, erwiderte Billot, man wird sich bewaffnen und sie niederschießen wie Hunde.

Wer wird sich bewaffnen?

Jedermann.

Billot, Billot, wollen Sie sich nur eines Umstandes erinnern, mein guter Freud, wollen Sie sich erinnern, wie man das, was wir in diesem Augenblicke treiben, nennt?

Das nennt man Politik, Herr Gilbert.

Wohl, in der Politik giebt es kein absolutes Verbrechen, man ist ein Schurke oder ein redlicher Mann, je nachdem man die Interessen desjenigen, welcher uns beurteilt, verletzt oder ihnen dient. Sobald wir einmal so weit sein werden, nehmen wir uns in acht, Billot. Es sind Leute am Sterz und Pferde an den Strängen des Pfluges. Er geht, Billot, er geht, und zwar ohne uns.

Das ist erschrecklich, sagte der Pächter. Doch wenn er ohne uns geht, wohin wird er gehen?

Gott weiß es! erwiderte Gilbert, ich weiß es nicht.

Nun denn! wenn Sie es nicht wissen, Sie, der Sie ein Gelehrter sind, Herr Gilbert, um so viel weniger kann ich es wissen, ich, der ich ein Ungelehrter bin. Ich entnehme also hieraus das beste, was wir, Pitou und ich, thun können. Wir kehren nach Pisseleux zurück. Wir werden wieder zum Pfluge greifen, ich meine den wahren Pflug, den von Eisen und Holz, mit dem man die Erde umwühlt, und nicht den von Fleisch und Knochen, genannt das französische Volk, das hinten ausschlägt, wie ein zuchtloses Pferd. Wir werden Getreide bauen, statt Blut zu vergießen, und frei und freudig als Herren bei uns leben. Kommen Sie, kommen Sie, Herr Gilbert! Teufel, ich mag gern wissen, wohin ich gehe.

Einen Augenblick Geduld, mein wackeres Herz, sprach Gilbert, nein, ich weiß nicht, wohin ich gehe, ich habe es Ihnen gesagt, und ich wiederhole es; doch ich gehe und will immer gehen. Meine Pflicht ist vorgeschrieben, mein Leben gehört Gott; aber meine Werke sind eine Schuld, die ich dem Vaterland zu bezahlen habe. Ich verlange bloß, daß mir die Stimme meines Gewissens zurufen kann: Gehe, Gilbert, du bist auf gutem Wege! Das ist alles, was ich brauche. Ich harre aus, Billot. Irrtum oder nicht, ich fahre fort. Gott behüte mich, daß ich behaupte, das Ereignis werde meine Ohnmacht nicht beweisen. Auf, Billot, laßt uns nicht selbstsüchtig sein. Nutzen wir uns ein wenig ab, mein Freund; bleibe bei mir, Billot.

Wozu, wenn wir das Böse nicht verhindern?

Billot, wiederhole dieses Wort nie, denn ich würde dich weniger schätzen. Du hast Fußtritte, hast Faustschläge, Kolbenstreiche, du hast selbst

Bajonettstiche bekommen, als du Foulon und Berthier retten wolltest.

Und alles dies umsonst, fügte Billot bei.

Nun, wenn Ihr statt zu zehn oder zwanzig von Eurem Mute zu sein, zu zweihundert, dreihundert gewesen wäret, so würdet ihr den Unglücklichen seinem gräßlichen Tode entrissen und der Nation eine Schmach erspart haben. Darum, statt daß du nach dem Lande zurückkehrst, das ziemlich ruhig ist, darum verlange ich von dir, soweit ich etwas von dir verlangen kann, mein Freund, daß du in Paris bleibest, damit ich unter der Hand einen starken Arm, ein rechtschaffenes Herz habe, damit ich meinen Geist und mein Werk auf dem redlichen Probierstein deines gesunden Verstandes und deiner reinen Vaterlandsliebe erprobe, damit endlich du, -- wenn ich statt Gold, das wir nicht haben, die Liebe für das Vaterland und das öffentliche Wohl verbreite, -- bei einer Menge unglücklicher Verirrter mein Agent sein mögest; damit du mein Stab seist, wenn ich am Ausglitschen bin, mein Stock, wenn ich zu schlagen habe.

Der Hund eines Blinden, sagte Billot mit einer erhabenen Einfachheit.

Ganz richtig, erwiderte Gilbert mit demselben Tone.

Nun denn, ich nehme das an, sprach Billot; ich werde sein, was Sie verlangen.

Ich weiß, daß du alles verlässest, Vermögen, Frau, Kinder, Glück! Doch sei unbesorgt, das wird nicht für lange sein. Und ich, fragte Pitou, was werde ich thun?

Du, erwiderte Gilbert, indem er den naiven, kräftigen, auf seinen Verstand sich wenig einbildenden Jungen anschaute, du wirst nach Pisseleux zurückkehren, um die Familie Billots zu trösten und ihr die heilige Sendung zu erklären, die er übernommen hat.

Auf der Stelle! rief Pitou, indem er bei dem Gedanken, zu Katharine zurückzukehren, vor Freude zitterte.

Billot, sagte Gilbert, geben Sie ihm Ihre Anweisungen.

Höre, sprach Billot.

Katharine ist von mir zur Gebieterin des Hauses ernannt. Verstehst du?

Und Frau Billot? versetzte Pitou, ein wenig erstaunt über diese Hintansetzung der Mutter zu Gunsten der Tochter.

Pitou, sprach Gilbert, nachdem er den heimlichen Leitgedanken Billots an einer dem Familienvater zur Stirne gestiegenen, leichten Röte schnell erraten hatte, erinnere dich des arabischen Sprüchworts: Hören ist gehorchen.

Pitou errötete ebenfalls; er hatte seine Unbescheidenheit beinahe begriffen und gefühlt.

Katharine ist der Geist der Familie, sprach Billot ohne Umstände, um seine Gedanken zu punktieren.

Gilbert verbeugte sich beipflichtend.

Ist das alles? fragte der Junge.

Für mich, ja, antwortete Billot.

Aber nicht für mich, sagte Gilbert. Pitou, du wirst mit einem Briefe von mir nach dem College Louis-le-Grand gehen; du wirst diesen Brief dem Abbé Berardier einhändigen; er wird dir Sebastian übergeben, und du wirst ihn zu mir bringen. Wenn ich meinen Sohn umarmt habe, führst du ihn nach Villers-Cotterets, wo du ihn dem Abbé Fortier übergiebst, damit er mir nicht zu viel Zeit verliert. An den Sonntagen und Donnerstagen wird er mit dir ausgehen; laß ihn, ohne etwas zu fürchten, durch Wald und Flur wandern; es taugt mehr für *meine* Ruhe und für *seine* Gesundheit, wenn er dort ist.

Ich habe begriffen, rief Pitou, darüber entzückt, zugleich die Freundschaften aus der Kinderzeit und die unbestimmten Regungen eines gereifteren Gefühls in sich zu finden, das bei dem zauberhaften Namen Katharines in ihm erwachte.

Er stand auf, und nahm von Gilbert, der lächelte, und von Billot, der träumte, Abschied.

Dann lief er weg, um Sebastian Gilbert, seinen Milchbruder, beim Abbé Berardier zu holen.

Und wir, sagte Gilbert zu Billot, wir wollen arbeiten.

Medea.

Auf die furchtbaren moralischen und politischen Aufregungen in Versailles war ein wenig Ruhe gefolgt.

Der König lebte wieder frisch auf, und während er zuweilen an das dachte, was sein bourbonischer Stolz bei dieser Fahrt nach Paris zu leiden gehabt hatte, tröstete er sich mit dem Gedanken seiner wiedererlangten Volksbeliebtheit.

Während dieser Zeit organisierte Herr Necker und verlor ganz sachte seine Popularität.

Was den Adel betrifft, so fing er an, seinen Abfall oder seinen Widerstand vorzubereiten.

Das Volk wachte und wartete.

In sich selbst zurückgezogen, überzeugt, daß sie der Zielpunkt alles Hasses sei, machte sich die Königin mittlerweile sehr klein, sie verstellte sich; denn sie wußte wohl, daß sie, während sie der Zielpunkt von vielen Gehässigkeiten, zugleich auch das Ziel von vielen Hoffnungen war.

Seit der Reise des Königs nach Paris hatte sie Gilbert kaum wiedergesehen.

Einmal übrigens war er ihr in dem Vorzimmer, das nach den Gemächern des Königs führt, begegnet.

Und hier, da er sich tief vor ihr verbeugte, fing sie zuerst das Gespräch an.

Guten Morgen, mein Herr, sagte sie. Sie gehen zum König?

Dann fügte sie mit einem Lächeln bei, unter dem eine gewisse Färbung von Ironie durchdrang: Als Rat oder als Arzt?

Als Arzt, Madame, antwortete Gilbert. Ich habe heute den Dienst.

Sie winkte Gilbert, ihr zu folgen. Beide traten in einen kleinen Salon ein, der vor dem Zimmer des Königs kam.

Nun! mein Herr, sagte sie, Sie sehen wohl, daß Sie mich täuschten, als Sie mir neulich, bei Gelegenheit der Fahrt nach Paris, versicherten, der König laufe keine Gefahr.

Ich, Madame? versetzte Gilbert erstaunt.

Allerdings; ist nicht auf den König geschossen worden?

Wer sagt dies, Madame?

Alle Welt, mein Herr, und besonders diejenigen, welche die arme Frau beinahe unter die Räder des Wagens Seiner Majestät haben fallen sehen. Wer das sagt? Herr von Beauveau, Herr d'Estaing, die Ihren zerrissenen Rock, Herr Gilbert, Ihren durchlöcherten Busenstreif gesehen haben.

Madame!

Die Kugel, die Sie gestreift hat, mein Herr, konnte den König wohl töten, wie sie die arme Frau getötet hat; denn die Mörder wollten weder Sie, noch die arme Frau töten.

Ich glaube nicht an ein Verbrechen, erwiderte Gilbert zögernd.

Das mag sein. Doch ich, ich glaube daran, sprach die Königin, Gilbert fest anschauend.

In jedem Fall, wenn es ein Verbrechen gewesen ist, darf man es nicht dem Volke zuschreiben.

Die Königin heftete ihren Blick noch schärfer auf Gilbert.

Ah! sagte sie, und wem muß man es denn zuschreiben? Sprechen Sie.

Madame, fuhr Gilbert, den Kopf schüttelnd fort, ich sehe und studiere das Volk. Das Volk, wenn es in Revolutionszeiten mordet, das Volk tötet mit seinen eigenen Händen; es ist dann der Tiger in Wut, der gereizte Löwe. Der Tiger und Löwe nehmen keine Mittelsperson, keine Agenten zwischen der Gewalt und dem Opfer; sie töten, um zu töten; sie vergießen das Blut, um es zu vergießen; sie lieben es, ihren Zahn damit zu färben, ihre Klaue darein zu tauchen.

Davon sind Foulon und Berthier Zeugen, nicht wahr? Aber ist nicht Flesselles mit einem Pistolenschuß getötet worden? Ich habe es wenigstens sagen hören; doch im ganzen, fuhr die Königin mit Ironie fort, vielleicht ist das nicht wahr, wir sind so sehr von Schmeichlern umgeben, wir gekrönten Häupter.

Gilbert schaute seinerseits die Königin fest an und sagte:

Oh! bei diesem glauben Sie ebensowenig als ich, Madame, daß ihn das Volk getötet hat. Bei diesem gab es Leute, die dabei interessiert waren, daß er starb.

Die Königin dachte nach.

Das ist in der That möglich, sprach sie.

Somit ... versetzte Gilbert, indem er sich verbeugte, als wollte er die Königin fragen, ob sie ihm noch etwas zu sagen habe.

Ich begreife, mein Herr, sprach die Königin, während sie den Doktor sanft durch eine beinahe freundliche Gebärde zurückhielt. Wie dem auch sein mag, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie den König mit Ihrer Kunst nie so thatsächlich retten werden, als Sie ihn mit Ihrer Brust gerettet haben.

Gilbert verbeugte sich zum zweiten Mal.

Doch da er sah, daß die Königin blieb, blieb er auch.

Ich hätte Sie wiedersehen sollen, sagte sie nach einer Pause von einem Augenblick.

Eure Majestät bedurfte meiner nicht ...

Sie sind bescheiden.

Ich möchte es nicht sein.

Warum?

Wäre ich weniger bescheiden, so wäre ich auch weniger schüchtern und folglich mehr geeignet, meinen Freunden zu dienen oder Feinden zu schaden.

Warum sagen Sie: Meine Freunde, und sagen Sie nicht: Meine Feinde?

Weil ich keine Feinde habe, oder vielmehr, weil ich es nicht anerkennen will, daß ich welche habe, wenigstens von meiner Seite.

Die Königin schaute ihn erstaunt an.

Damit will ich sagen, fuhr Gilbert fort, diejenigen seien allein meine Feinde, welche mich hassen; ich aber hasse niemand.

Weil?

Weil ich niemand mehr liebe, Madame.

Sind Sie ehrgeizig, Herr Gilbert?

Ich habe einen Augenblick gehofft, es zu werden, Madame, und diese Leidenschaft ist in meinem Herzen nicht zur Reife gekommen.

Es bleibt Ihnen jedoch eine, sprach die Königin mit einer Art von ironischer Feinheit.

Mir, Madame? Und welche, bei Gott?

Die ... Vaterlandsliebe.

Gilbert verbeugte sich.

Oh! das ist wahr, sprach er, ich bete mein Vaterland an und werde ihm alle Opfer bringen.

Ach! sagte die Königin mit einem unbeschreiblichen Zauber der Schwermut, es gab eine Zeit, wo ein Franzose diesen Gedanken nie mit den Worten ausgedrückt hätte, deren Sie sich eben bedienten.

Was will die Königin damit sagen? fragte er.

Ich will damit sagen, mein Herr, daß es in der Zeit, von der ich rede, unmöglich war, sein Vaterland zu lieben, ohne zugleich seinen König und seine Königin zu lieben.

Gilbert errötete, verbeugte sich und fühlte in seinem Herzen etwas wie einen Schlag von jener Elektrizität, welche die Königin in ihren verführerischen Vertraulichkeiten von sich ausströmte.

Madame, erwiderte Gilbert, ich darf mich rühmen, daß ich die Monarchie mehr als irgend jemand liebe.

Sind wir in einer Zeit, mein Herr, wo es genügt, dies zu sagen, und wäre es nicht besser, es zu thun?

Madame, entgegnete Gilbert erstaunt, ich bitte Eure Majestät, zu glauben, daß ich alles, was der König oder die Königin befehlen wird ...

Sie werden es thun, nicht wahr?

Sicherlich, Madame.

Damit, daß Sie es thun, werden Sie nur eine Pflicht erfüllt haben, mein Herr, sprach die Königin, die unwillkürlich wieder ein wenig von ihrem gewöhnlichen Stolze annahm.

Madame...

Gott, der den Königen die Allmacht gegeben hat, fuhr Marie Antoinette fort, hat sie von der Verbindlichkeit freigesprochen, gegen die, welche nur ihre Pflicht erfüllen, dankbar zu sein.

Ach! ach! Madame, entgegnete Gilbert, die Zeit naht heran, wo Ihre Diener mehr als Ihre Dankbarkeit verdienen werden, wenn sie nur ihre Pflicht thun wollen.

Was meinen Sie damit, mein Herr?

Ich meine, Madame, daß Sie in diesen Tagen der Unordnung und der Zerstörung vergebens da Freunde suchen werden, wo sie Diener zu finden gewohnt sind. Bitten Sie Gott, Madame, er möge Ihnen andre Diener, andre Stützen, andre Freunde schicken, als die, welche Sie haben.

Kennen Sie solche?

Ja, Madame.

So bezeichnen Sie mir sie.

Madame, ich, der ich mit Ihnen spreche, war gestern Ihr Feind.

Mein Feind, und warum dies?

Weil Sie mich einsperren ließen. -- Heute, Madame, bin ich Ihr Diener.

Und der Endzweck, warum Sie mein Diener geworden sind? Es liegt nicht in Ihrer Natur, mein Herr, so schnell Meinungen, Glauben oder Neigungen zu wechseln. Sie sind ein tiefer Mann in den Erinnerungen, Herr Gilbert, Sie wissen Ihre Rache fortdauern zu lassen. Auf! nennen Sie mir den Endzweck Ihrer Veränderung.

Madame, Sie haben mir soeben vorgeworfen, ich liebe mein Vaterland zu sehr.

Man liebt es nie zu sehr, mein Herr; es handelt sich nur darum, zu wissen, wie man es liebt. Ich, ich liebe mein Vaterland. (Gilbert lächelte.) Oh! keine falsche Auslegung, mein Herr; mein Vaterland ist Frankreich, ich habe es

adoptiert. Eine Deutsche durch das Blut, bin ich Französin durch das Herz. Ich liebe Frankreich; doch ich liebe es durch den König. Und Sie? Nicht wahr, bei Ihnen ist es nicht dasselbe? Sie lieben Frankreich einzig und allein Frankreichs wegen.

Madame, antwortete Gilbert, ich würde der Achtung gegen Eure Majestät ermangeln, wenn ich der Freimütigkeit ermangelte.

Oh! rief die Königin, abscheuliche, gräßliche Zeit, wo alle Leute, die redlich zu sein behaupten, zwei Dinge von einander trennen, die sich niemals trennen lassen, zwei Prinzipien, die immer miteinander gegangen sind: Frankreich und sein König. Doch haben Sie nicht ein Trauerspiel von einem Ihrer Dichter, in dem eine von allen verlassene Königin gefragt wird: Was bleibt Euch? Worauf sie antwortet: Ich! Nun denn, ich bin wie Medea, ich bleibe mir, und wir werden sehen.

Und sie ging zornig weiter und ließ Gilbert ganz erstaunt zurück. Sie hatte durch den Hauch ihres Zornes eine Ecke des Schleiers vor ihm gelüftet, hinter dem sich das ganze Werk der Gegenrevolution ausarbeitete.

Ah! sagte er zu sich selbst, während er beim König eintrat, die Königin geht mit einem Projekt um.

Oh! sagte die Königin zu sich selbst, während sie in ihre Gemächer zurückkehrte, es ist offenbar nichts mit diesem Menschen zu machen. Er hat wohl Stärke, aber keine Ergebenheit. Arme Fürsten! bei denen das Wort Ergebenheit gleichbedeutend ist mit Knechtsinn.

Was die Königin wollte.

Gilbert kam von Herrn Necker zurück, nachdem er den König im gleichen Grade ruhig, als er die Königin aufgeregt gesehen hatte.

Der König machte Perioden, er baute Zahlen und Rechnungen, und sann auf Reformen in den Gesetzen.

Dieser Mann von gutem Willen, mit sanftem Blick und redlicher Seele, dessen Herz, wenn es verfälscht war, es durch die dem königlichen Stande anklebenden Vorurteile war, -- dieser Mann setzte seinen Kopf auf, für Hauptsachen, die man ihm nahm, Armseligkeiten wieder zu erlangen. Er setzte den Kopf auf, den Horizont mit seinem kurzsichtigen Blick zu durchdringen, während der Abgrund unter seinen Füßen gähnte. Dieser Mann flößte Gilbert ein tiefes Mitleid ein.

Bei der Königin war es nicht so, und trotz seiner Unempfindlichkeit fühlte Gilbert, daß sie eine von den Frauen war, die man leidenschaftlich lieben oder tödlich hassen muß.

In ihre Gemächer zurückgekehrt, fühlte es Marie Antoinette wie eine ungeheure Last, die sich auf ihr Herz niedergesenkt hatte.

Und in der That, weder als Frau, noch als Königin gewahrte sie etwas Haltbares um sich her, etwas, was ihr einen Teil der Bürde, die sie niederdrückte, tragen helfen würde.

Diese Lage beunruhigte sie, sie, ein Muster von Instinkt und Scharfsinn.

Wie hatte sich Charny, dieser reine Mann, wie hatte sich dieses lautere Herz so plötzlich geändert?

Nein, er hat sich noch nicht geändert, sagte sich seufzend die Königin, er ist im Begriff, sich zu ändern. Er ist im Begriff, sich zu ändern! Eine schreckliche Ueberzeugung für die Frau, die mit Leidenschaft liebt.

Und in dem Augenblick, wo sie das Böse und das Unrecht wahrgenommen hatte, war es vielleicht noch Zeit, es wieder gut zu machen.

Doch der Geist dieser gekrönten Frau war kein geschmeidiger Geist. Sie konnte sich nicht entschließen, selbst bei einer Ungerechtigkeit, sich zu beugen; einem Gleichgültigen gegenüber hätte sie vielleicht Seelengröße gezeigt oder zeigen wollen, und dann würde sie vielleicht um Verzeihung gebeten haben. Aber demjenigen, welchen sie mit einer zugleich so lebhaften, und so reinen Zuneigung beehrt, glaubte die Königin nicht die geringste Einräumung machen zu müssen.

Von dem Augenblick an, als sie mit Andree in ein Verhältnis der Eifersucht geriet, hatte sie moralisch sich zu verringern angefangen. Eine Folge ihrer Verringerung waren ihre Launen, ihr Zorn und die schlimmen Gedanken, die die schlimmen Handlungen nach sich ziehen.

Charny gab sich durchaus keine Rechenschaft von alledem, aber er war Mensch und hatte begriffen, daß Marie Antoinette eifersüchtig war, und zwar mit Unrecht eifersüchtig auf seine Frau, die er nie angeschaut.

Charny wußte, daß Fräulein Andree von Taverney, eine alte Freundin der Königin, einst von ihr gut behandelt, immer von ihr bevorzugt war. Warum liebte sie Marie Antoinette nicht mehr? warum war Marie Antoinette eifersüchtig auf sie?

Sie hatte also irgend ein Schönheitsgeheimnis entdeckt, das er nicht entdeckt hatte, ohne Zweifel, weil er es nicht gesucht?

Sie hatte also gefühlt, Charny könnte diese Frau anschauen, und sie, die Königin, würde etwas dabei verlieren?

Nichts ist nachteiliger für einen Eifersüchtigen, als wenn er den andern Teil wissen läßt, er bemerke die Erkaltung des Herzens, das er just in der höchsten Glut für sich zu erhalten wünscht. Wie oft geschieht es, daß der geliebte Gegenstand durch Vorwürfe über seine Kälte eben von der Kälte unterrichtet wird, die er zu empfinden anfing, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben. O Ungeschicklichkeit der Liebenden!

Marie Antoinette hatte also durch ihren Zorn und durch ihre Ungerechtigkeit selbst Charny belehrt, es sei etwas weniger Liebe im Grunde seines Herzens. Und sobald er dies wußte, sah er sich nach der Ursache um, und fand sie ganz natürlich in der Eifersucht der Königin.

Andree, die arme verlassene Andree, Gattin, ohne Frau zu sein!

Er beklagte Andree.

Die Scene bei der Rückkehr von Paris hatte ihm das tiefe, vor aller Augen verborgene Eifersuchtsgeheimnis entdeckt.

Auch ihr, der Königin, entging es nicht, daß alles entdeckt sei, und da sie vor Charny sich nicht beugen wollte, wandte sie ein andres Mittel an, das sie nach ihrer Meinung zu demselben Ziele führen mußte.

Sie fing wieder an, Andree gut zu behandeln. Sie ließ sie bei allen ihren Promenaden, bei allen ihren vertrauten Abendgesellschaften zu; sie überhäufte sie mit Liebkosungen; sie machte, daß sie von allen andern Frauen beneidet wurde.

Und Andree ließ dies alles gewähren, wohl mit Staunen, aber ohne Dankbarkeit. Sie hatte sich seit langer Zeit gesagt, sie gehöre der Königin, die Königin könne mit ihr machen, was sie wolle; und ließ sie machen.

Als Entschädigung, da die Gereiztheit der Frau gegen irgend jemand einen Ausbruch nehmen mußte, fing die Königin an, Charny sehr zu mißhandeln. Sie sprach nicht mehr mit ihm; sie fuhr ihn an; sie gab sich den Anschein, als brächte sie Abende, Tage, Wochen hin, ohne nur zu bemerken, daß er anwesend war.

Sobald er aber abwesend war, schwoll ihr Herz an; ihre Augen irrten unruhig umher und suchten denjenigen, von welchem sie sich abwandten. Bedurfte sie eines Arms, hatte sie einen Befehl zu geben, hatte sie ein Lächeln zu verschenken, so war es für den ersten besten. Dieser ermangelte übrigens nie, ein schöner und ausgezeichneter Mann zu sein.

Die Königin glaubte sich von ihrer Wunde zu heilen, indem sie Charny verwundete.

Dieser litt und schwieg. Er war ein mächtiger Mann gegen sich selbst. Nicht eine Bewegung des Zornes oder der Ungeduld entschlüpfte ihm während dieser gräßlichen Marter.

Man sah dann ein seltsames Schauspiel, ein Schauspiel, das nur die Frauen zu geben und zu begreifen vermögen.

Andree fühlte alles, was ihr Gatte litt, und da sie ihn mit jener engelhaften Liebe liebte, die nie eine Hoffnung gefaßt hatte, so beklagte sie ihn und bezeigte es ihm.

Aus diesem Mitleid ging eine sanfte, teilnehmende Annäherung hervor. Sie suchte Charny zu trösten, ohne ihn merken zu lassen, daß Sie es wisse, er bedürfe des Trostes.

Marie Antoinette, die zu teilen suchte, um zu herrschen, bemerkte, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen habe, und daß sie, ohne es zu wollen, Seelen einander näher brachte, die sie gern durch ganz verschiedene Mittel getrennt hätte.

Sie, die beklagenswerte Frau, erlitt dann in der Stille und in der Einsamkeit der Nächte Verzweiflungsanfälle, und sie würde sicherlich so vielen Leiden unterlegen sein, wäre sie nicht so gewaltig von den Besorgnissen ihrer Politik in Anspruch genommen worden.

Dies waren die Umstände, in denen die Königin seit der Rückkehr des Königs nach Versailles bis zum Tage lebte, wo sie im Ernste darauf bedacht war, die unumschränkte Ausübung ihrer Gewalt wieder aufzunehmen.

In ihrem Stolze schrieb sie nämlich dem Verfalle ihrer Macht die Entwertung zu, welche die Frau seit einiger Zeit zu erleiden schien.

Für diesen thätigen Geist war denken soviel als handeln. Sie ging ans Werk, ohne einen Augenblick zu verlieren.

Aber, ach! dieses Werk, zu dem sie nun schritt, war das ihres Verderbens.

Das Regiment Flandern.

Als die Königin sah, daß sich die Pariser in Militäre verwandelt hatten und Krieg führen zu wollen schienen, beschloß sie, ihnen zu zeigen, was ein wahrer Krieg sei.

Bis jetzt haben sie es nur mit den Invaliden der Bastille, mit schlecht unterstützten und schwankenden Schweizern zu thun gehabt; man wird ihnen zeigen, wie es mit ein paar tüchtigen, gut royalistischen und gut exerzierten Regimentern ist.

Vielleicht finden sich unter den Regimentern noch welche, die schon Aufstände niedergeschlagen und in den Ausbrüchen des Bürgerkriegs Blut vergossen haben. Man wird eines von diesen Regimentern kommen lassen, das bekannteste. Die Pariser werden dann begreifen, daß sie abzustehen haben, und das wird die einzige Zuflucht sein, die man ihnen für ihr Heil läßt.

Das war der Plan, nachdem die Nationalversammlung lange für sich, und der König für sein Veto gestritten. Der König hat zwei Monate lang gekämpft, um wieder einen Fetzen Souveränität zu erwischen; er hatte, in Verbindung mit dem Minister Mirabeau, die republikanische Begeisterung, die das Königtum in Frankreich vertilgen wollte, zu neutralisieren gesucht.

Die Königin hatte sich bei diesem Kampfe abgenutzt, abgenutzt besonders, weil sie den König unterliegen sah.

Der König hatte bei diesem Streite seine ganze Macht und den Rest seiner Popularität verloren. Die Königin hatte einen neuen Beinamen, einen Spottnamen gewonnen, man hieß sie *Madame Veto*.

Dieser Name, auf dem Flügel der revolutionären Lieder getragen, sollte die Unterthanen und Freunde von jenen erschrecken, die, indem sie eine deutsche Königin nach Frankreich sandten, mit Recht darüber sich wunderten, daß man sie mit dem Namen *Österreicherin* schmähte.

Dieser Name sollte in Paris, bei den wahnsinnigen Runden, an den Tagen der Metzelei, die letzten Schreie, den scheußlichen Todeskampf der Opfer begleiten.

Marie Antoinette hieß fortan Madame Veto, bis zu dem Tage, wo sie die Witwe Capet heißen sollte.

Das war schon das dritte Mal, daß sie ihren Namen wechselte. Nachdem man sie die Oesterreicherin genannt, hatte man sie Madame Deficit genannt.

Nach den Kämpfen, bei denen die Königin ihre Freundinnen durch das nahe Bevorstehende ihrer eigenen Gefahr zu interessieren versucht hatte, hatte

sie nun bemerkt, daß sechzigtausend Pässe im Stadthause verlangt worden waren.

Sechzigtausend Notable waren von Paris und Frankreich abgereist, um im Ausland mit den Freundinnen und Verwandten der Königin zusammenzutreffen.

Ein sehr schlagendes Beispiel, von dem auch die Königin geschlagen ward!

Von diesem Augenblicke an sann sie auch auf nichts andres mehr, als auf eine geschickt abgekartete Flucht, auf eine Flucht, zur Not unterstützt durch die Gewalt; auf eine Flucht, an deren Ende die Rettung darin bestände, daß die in Frankreich gebliebenen Treuen den Bürgerkrieg machen, das heißt, die Revolutionäre bestrafen könnten.

Der Plan war nicht schlecht. Er wäre sicherlich gelungen; aber hinter der Königin wachte auch der böse Geist.

Seltsames Verhängnis! Diese Frau, die so große Zuneigungen einflößte, fand nirgends die Verschwiegenheit.

Man wußte in Paris, daß sie fliehen wollte, ehe sie sich selbst davon überzeugt hatte.

Von dem Augenblick an, wo man es wußte, bemerkte Marie Antoinette nicht, daß ihr Plan unausführbar war. Indessen kam ein durch seine royalistischen Sympathien bekanntes Regiment, das Regiment Flandern, in Eilmärschen gegen Paris.

Dieses Regiment war von der Munizipalität in Versailles verlangt worden, die, abgemattet durch den außerordentlichen Nachtdienst, besonders durch die notwendige Aufmerksamkeit um das Schloß her, unablässig bedroht durch die Austeilung von Lebensmitteln und durch die sich rasch folgenden Aufstände, einer andern Macht bedurfte, als der Nationalgarde und der Milizen.

Das Schloß hatte schon Mühe genug, sich selbst zu verteidigen. Dieses Regiment Flandern kam an, und damit es sogleich das Ansehen erlangte,

mit dem man es zu bekleiden suchte, mußte ein besonderer Empfang die Aufmerksamkeit des Volks auf dasselbe lenken.

Der Admiral d'Estaing versammelte die Offiziere der Nationalgarde, sowie alle Offiziere der in Versailles anwesenden Corps, zog ihm entgegen, und das Regiment hielt in Versailles einen feierlichen Einzug.

Um diesen Punkt, der Zentralpunkt geworden ist, gruppierten sich in Menge junge Edelleute, die keiner bestimmten Waffe angehörten.

Sie wählen unter sich eine Uniform, um sich zu erkennen, schließen sich an alle Offiziere außerhalb der Cadres, an alle Ritter vom heil. Ludwigsorden an, welche die Gefahr oder die Vorsicht nach Versailles führen; von da verbreiten sie sich in Paris, das sodann zu seinem tiefen Erstaunen diese neuen Feinde frisch, unverschämt und aufgeblasen von einem Geheimnis sieht, das ihnen bei Gelegenheit entschlüpfen soll.

Von diesem Augenblick an konnte der König abreisen. Er wäre unterstützt, beschützt gewesen auf seiner Reise, und Paris, noch unwissend und schlecht vorbereitet, hätte ihn vielleicht abgehen lassen.

Doch der böse Genius der *Österreicherin* wachte immer.

Nach der Huldigung, die man dem Regimente Flandern dargebracht hatte, beschlossen die Gardes-du-corps, den Offizieren dieses Regiments ein Mittagsmahl zu geben.

Dieses Mahl, dieses Fest wurde auf den 1. Oktober festgesetzt. Alles, was sich von Bedeutung in der Stadt fand, wurde eingeladen.

Um was handelte es sich? Mit den Soldaten von Flandern zu fraternisieren? Warum hätten die Soldaten unter sich nicht fraternisieren sollen, da die Distrikte und die Provinzen fraternisierten?

Der König war noch der Herr seiner Regimenter und befehligte sie allein. Er war alleiniger Eigentümer des Schlosses in Versailles. Er hatte allein das Recht, hier nach seinem Gutdünken zu empfangen. Warum sollte er nicht brave Soldaten und würdige Edelleute empfangen?

Dieses gemeinschaftlich eingenommene Mahl sollte die Zuneigung verkitten, die alle Korps eines französischen Heeres einander schulden, die bestimmt sind, zugleich die Freiheit und das Königtum zu verteidigen.

Wußte übrigens der König auch nur, was verabredet war?

Seit den erwähnten Ereignissen bekümmerte sich der König, der infolge seiner Konzessionen frei war, um nichts mehr; man hatte ihm die Bürde der Geschäfte abgenommen. Er wollte nicht mehr regieren, weil man für ihn regierte, aber er glaubte sich nicht den ganzen Tag langweilen zu müssen.

Während die Herren von der Nationalversammlung das Königsrecht beschnitten und verkürzten, jagte der König.

Und bis er wieder zurückkäme, wäre die Tafel abgedeckt.

Das war ihm so wenig lästig, und er belästigte so wenig, daß man in Versailles beschloß, die Königin um Einräumung des Palastes zu Abhaltung des Mahles zu bitten.

Die Königin sah keinen Grund, den Soldaten von Flandern die Gastfreundschaft zu verweigern. Sie bewilligte die Benützung des Schauspielsaales.

An einem Donnerstag, am 1. Oktober, wurde das Festmahl gegeben, das in der Geschichte des Königtums ein grausenhaftes Denkzeichen von dessen Unvorsichtigkeiten oder Verblendungen bleiben wird.

Der König war auf der Jagd.

Die Königin war einsam, für sich selbst abgesperrt, traurig, nachdenkend und entschlossen, nicht ein einziges Zusammenstoßen der Gläser, nicht einen Ausbruch der Stimmen zu hören.

Ihr Sohn war in ihren Armen; Andree bei ihr. Zwei Frauen arbeiteten in einer Ecke des Zimmers.

Nach und nach erschienen im Schlosse die glänzenden Offiziere mit wogenden Federbüschen und blitzenden Waffen. Die Pferde wieherten an

den Gittern der Ställe, die Fanfaren ertönten, die zwei Musiken von Flandern und der Garden erfüllten die Luft mit Harmonie. Eine bleiche, neugierige, hinterhältisch unruhige Menge belauerte, kommentierte und kritisierte an den Gittern von Versailles das freudige Treiben und die Melodieen.

In einzelnen Wogen, gleich Windstößen bei einem Sturme, strömten mit dem lustigen Gemurmel die Dünste des köstlichen Mahles durch die offenen Thüren.

Es war sehr unklug, dieses ausgehungerte Volk den Geruch des Fleisches und des Weines, dieses mürrische Volk die Freude und die Hoffnung einatmen zu lassen.

Das Fest nahm übrigens seinen Fortgang, ohne irgend eine Störung; anfangs nüchtern und voll Ehrfurcht unter ihrer Uniform, plauderten die Offiziere leise und tranken mäßig. Während der ersten Viertelstunde war es die Aufführung des Programms, wie man es festgesetzt hatte.

Es erschien der zweite Gang.

Herr von Lusignan, Oberst des Regiments Flandern, stand auf und schlug einen Trinkspruch vor: auf die Gesundheit des Königs, der Königin, des Dauphin und der königlichen Familie.

Vier Ausrufungen, bis zu den Gewölben emporgestoßen, schlugen von da widerhallend an das Ohr der traurigen Zuschauer außen.

Ein Offizier stand auf. Vielleicht war es ein Mann von Geist und Mut, ein Mann von gesundem Verstand, der den Ausgang von alledem vorhersah, ein dieser königlichen Familie, der man soeben so geräuschvoll gehuldigt hatte, aufrichtig ergebener Mann. Dieser Mann begriff, daß man unter allen diesen Toasts einen vergaß, der sich auf eine ungeschlachte Weise selbst präsentieren würde.

Er schlug einen Trinkspruch vor auf das Wohl der Nation.

Da ging ein langes Gemurre einem langen Schrei voran.

Nein, nein, antworteten im Chor die Anwesenden.

Und der Trinkspruch auf die Nation wurde verworfen.

So hatte das Festmahl seine wahre Richtung, der Strom seinen wahren Fall genommen.

Man hat gesagt und sagt noch, derjenige, welcher diesen Toast vorgeschlagen, sei der herausfordernde Agent der entgegengesetzten Kundgebung gewesen.

Wie dem auch sein mag, sein Wort brachte eine ärgerliche Wirkung hervor. Die Nation vergessen, das geht noch; aber sie beschimpfen, das war zu viel; sie rächte sich dafür.

Da von diesem Augenblick an das Eis gebrochen war, da auf das zurückhaltende Stillschweigen Geschrei und exaltierte Gespräche folgten, so wurde die Disziplin und Schamhaftigkeit zur Chimäre, man ließ die Dragoner, die Grenadiere, die Schweizer, alles, was sich an gemeinen Soldaten im Schlosse fand, eintreten.

Der Wein kreiste, er füllte zehnmal die Gläser, der Nachtisch erschien, er wurde geplündert. Die Trunkenheit war allgemein, die Soldaten vergaßen, daß sie mit ihren Offizieren tranken und anstießen. Das war ein wahrhaft brüderliches Fest.

Überall schreit man: Es lebe der König! es lebe die Königin! So viele Blumen, so viele Lichter, so viel Feuer, welche die vergoldeten Gewölbe regenbogenfarbig erscheinen ließen, so viel freudige, die Stirne erleuchtende Ideen, so viel rötliche Blitze sprangen und vermengten sich um das Haupt dieser Braven! Es bot sich ein Schauspiel, das sehr süß für die Königin, sehr beruhigend für den König zu sehen gewesen wäre.

Dieser so unglückliche König, diese so traurige Königin, die einem solchen Feste nicht beiwohnten!

Dienstfertige Diener machen sich los, laufen zu der Königin, erzählen ihr, übertreiben ihr, was sie gesehen haben.

Da belebt sich das erloschene Äuge der Frau, sie steht auf. Es giebt also noch ein Königtum, eine Zuneigung in französischen Herzen. Es ist also noch Hoffnung vorhanden.

Die Königin schaut mit einem finsteren, trostlosen Blick umher.

Vor ihren Thüren fangen die Diener an zu kreisen. Man bittet, man beschwört die Königin, einen Besuch zu machen, nur zu erscheinen bei diesem Feste, wo zweitausend Begeisterte durch ihre Vivats den Kultus der Monarchie heiligten.

Der König ist abwesend, ich kann nicht allein gehen, erwiderte sie traurig.

Mit Monseigneur dem Dauphin, sagen einige Unvorsichtige, die in sie dringen.

Madame, Madame, flüsterte ihr eine Stimme ins Ohr, bleiben Sie hier, ich beschwöre Sie, bleiben Sie.

Sie drehte sich um, es war Herr von Charny.

Wie, fragte sie, Sie sind nicht unten bei diesen Herren?

Ich bin zurückgekommen, Madame, es herrscht unten eine Exaltation, deren Folgen mehr, als man glaubt, Eurer Majestät schaden können.

Marie Antoinette hatte einen jener Tage des Schmollens, des Eigensinns, sie wollte an diesem Tage geflissentlich gerade das Gegenteil von dem thun, was Charny gefallen hätte.

Sie schleuderte dem Grafen einen Blick der Verachtung zu und war im Begriff ihm ein unverbindliches Wort zu erwidern, als er sie durch eine ehrerbietige Gebärde zurückhielt und zu ihr sagte: Haben Sie die Gnade, Madame, und warten Sie wenigstens den Rat des Königs ab.

Er glaubte Zeit zu gewinnen.

Der König! der König! riefen mehrere Stimmen. Seine Majestät kommt von der Jagd zurück!

Marie Antoinette steht auf und läuft dem König entgegen, der noch gestiefelt und ganz mit Staub bedeckt ist.

Mein Herr, spricht sie zu ihm, es ist unten ein Schauspiel, würdig des Königs von Frankreich. Kommen Sie!

Und sie nimmt seinen Arm und zieht ihn fort, ohne Charny anzuschauen, der seine Nägel wütend in seine Brust eindrückt.

Ihren Sohn an der linken Hand führend, geht sie hinab; eine große Menge von Höflingen schreitet ihr voran und treibt sie vorwärts; sie kommt zu den Thüren des Opernsaales in dem Augenblick, wo, mit dem Rufe: Es lebe der König! es lebe die Königin! zum zwanzigsten Mal die Gläser geleert wurden.

Das Bankett der Garden.

In dem Augenblick, wo die Königin mit dem König und ihrem Sohne auf dem Boden des Opernsaales erschien, erscholl, der Explosion einer Miene ähnlich, ein ungeheurer Zuruf vom Festgelage gegen die Logen.

Die berauschten Soldaten, die faselnden Offiziere schwangen ihre Hüte und Degen und schrieen: Es lebe der König! es lebe die Königin! es lebe der Dauphin!

Die Musik ließ: *O Richard! o mein König!* ertönen.

Die Anspielung, welche diese Melodie enthielt, war so durchsichtig, sie begleitete so gut den Gedanken aller, sie übersetzte so getreu den Geist des Banketts, daß alle zu gleicher Zeit, als die Melodie anfing, die Worte anstimmten.

In ihrem Enthusiasmus vergaß die Königin, daß sie sich mitten unter betrunkenen Menschen befand; der König fühlte sich betroffen und fand mit seinem gewöhnlichen gesunden Verstand sofort heraus, daß hier sein Platz nicht sei; aber schwach und geschmeichelt, eine Popularität und einen Eifer

wiederzufinden, wie er es nicht mehr bei seinem Volke zu finden gewohnt war, überließ er sich allmählich der allgemeinen Berauschung.

Charny, der während des ganzen Mahles nur Wasser getrunken hatte, stand, als er die Königin und den König erblickte, erbleichend auf. Er hatte gehofft, alles würde ohne ihre Gegenwart vorüber gehen, und dann lag wenig daran: man konnte alles in Abrede ziehen, alles Lügen strafen, während die Gegenwart des Königs und der Königin dem ganzen Vorgang einen geschichtlichen Boden verlieh.

Aber sein Schrecken war noch viel größer, als er seinen Bruder Georges auf die Königin zugehen und, ermutigt durch ein Lächeln, ein Wort an sie richten sah.

Er war zu weit entfernt, um zu hören; doch aus seinen Gebärden entnahm er, daß sein Bruder um etwas bat.

Auf diese Bitte nickte die Königin einwilligend mit dem Kopf, machte plötzlich die Kokarde, die sie an ihrer Haube trug, los und gab sie dem jungen Mann.

Charny schauerte, streckte den Arm aus und war nahe daran einen Schrei von sich zu geben.

Es war nicht einmal die weiße Kokarde, die französische, was die Königin ihrem unklugen Kavalier bot. Es war die schwarze Kokarde, die österreichische, die feindliche Kokarde.

Was die Königin diesmal gethan hatte, war mehr als eine Unvorsichtigkeit, es war ein Verrat.

Und dennoch waren alle diese armen Fanatiker so wahnsinnig, daß, -- als ihnen Georges von Charny die schwarze Kokarde darbot, sie die ihrige von sich warfen, und mit Füßen traten.

Und dann wurde die Berauschung so heftig, daß die hohen Gäste des Regiments Flandern, wenn sie nicht unter Küssen erstickt werden oder

diejenigen, welche vor ihnen niederknieten, mit den Füßen treten wollten, wieder den Weg nach ihren Gemächern einschlagen mußten.

Alles dieses wäre ohne Zweifel nur eine französische Tollheit gewesen, die zu verzeihen die Franzosen stets geneigt sind, wäre die Orgie beim Enthusiasmus stehen geblieben; aber der Enthusiasmus war bald überschritten.

Mußten gute Royalisten nicht, indem sie den Krieg liebkosten, die Nation ein wenig kratzen?

Diese Nation, in deren Namen man dem König so viel Schmerz bereitete, daß die Musik berechtigt war zu spielen:

Peut on affliger, ce qu'on aime!

Bei dieser Melodie gingen der König, die Königin und der Dauphin weg.

Kaum waren sie abgegangen, als die Gäste, einer den andern anfeuernd, den Bankettsaal in eine im Sturm eroberte Stadt verwandelten.

Auf ein von Herrn Perseval, dem Adjutanten des Herrn d'Estaing, gegebenes Zeichen, blasen die Trompeten zum Angriff.

Zum Angriff gegen wen? Gegen den abwesenden Feind. Gegen das Volk.

Diese Musik zum Angriff, so süß für das französische Ohr, war so täuschend, daß es möglich ward, den Opernsaal von Versailles für ein Schlachtfeld und die schönen Damen, die von den Logen dieses für das Herz so angenehme Schauspiel betrachteten, für den Feind halten zu lassen.

Der Schrei: Sturm! erscholl von hundert Stimmen ausgestoßen, und die Ersteigung der Logen begann. Es ist wahr, die belagernde Menge war in einer so wenig schreckenerregenden Stimmung, daß ihnen die Belagerten die Hände reichten.

Der erste, der den Balkon erstieg, war ein Grenadier vom Regiment Flandern. Herr von Perseval riß ein Kreuz von seinem Knopfloch und dekorierte ihn.

Und dies alles geschah unter den österreichischen Farben, mit einem Gebrülle gegen die nationale Kokarde.

Da und dort wurden einige dumpfe, verhängnisvolle Rufe hörbar. Aber bedeckt durch das Toben der Sänger, durch die Vivats der Belagernden, strömten diese Geräusche drohend bis zu den Ohren des Volkes zurück, das anfangs erstaunend, dann sich entrüstend, beim Thore horchte.

Da erfuhr man außen auf dem Platze, dann in den Straßen, die schwarze Kokarde habe die Stelle der weißen eingenommen, und die dreifarbige sei mit Füßen getreten worden.

Man erfuhr, daß ein braver Offizier der Nationalgarde, der trotz der Drohungen seine dreifarbige Kokarde beibehalten hatte, in den Gemächern des Königs schwer verwundet worden sei.

Dann wiederholte man unbestimmt: ein einziger Offizier, unbeweglich traurig, am Eingang des ungeheuren Saales stehend, der in einen Zirkus verwandelt war, wo alle diese Wütenden sich durcheinander drängten und stießen, habe geschaut, gehorcht, sich sehen lassen; er habe als redliches Herz und unerschrockener Soldat, der gewaltigen Majorität sich unterwerfend, fremde Sünden sich aufladend, die Verantwortung für alles übernommen, was das Heer, durch die Offiziere des Regiments Flandern repräsentiert, in diesen unseligen Tagen an Exzessen beging. Doch der Name dieses Mannes, des einzigen Weisen unter so vielen Narren, wurde nicht einmal ausgesprochen, und wäre er ausgesprochen worden, so hätte man doch nie geglaubt, daß der Graf von Charny, der Günstling der Königin, gerade derjenige war, welcher, bereit für sie zu sterben, unter ihrem Benehmen gerade am schmerzlichsten gelitten hatte.

Die Königin war ganz betäubt vom Zauber dieser Scene in ihre Gemächer zurückgekehrt.

Sie wurde hier bald von der Menge ihrer Höflinge und Schmeichler überfallen.

Sehen Sie, sagte man zu ihr, sehen Sie, was der wahre Geist Ihrer Truppen ist! Sehen Sie, wenn man Ihnen von der Volkswut für die anarchischen

Ideen sagt, sehen Sie, ob diese Wut gegen den unbändigen Eifer der französischen Militäre für die monarchistischen Ideen wird kämpfen können!

Und da alle diese Worte den geheimen Wünschen der Königin entsprachen, so ließ sie sich durch diese Täuschungen zur Ruhe wiegen und bemerkte nicht einmal, daß Charny fern von ihr geblieben war.

Allmählich hörten indessen diese Geräusche auf; der Schlaf des Geistes löschte alle diese Irrlichter, alle diese Phantasmagorien der Trunkenheit aus.

Der König machte übrigens der Königin im Augenblick, wo sie schlafen gehen wollte, einen Besuch und warf ihr das Wort, voll tiefer Weisheit zu: Man muß morgen sehen.

Der Unvorsichtige! mit diesem Worte, das für jede andre Person ein weiser Rat war, belebte er bei der Königin wieder eine halbvertrocknete Quelle des Widerstands und der Herausforderung.

In der That! murmelte sie, als er weggegangen war, die Flamme, diesen Abend im Palast eingeschlossen, wird sich heute Nacht in Versailles ausbreiten und morgen ein Brand für ganz Frankreich sein. Alle diese Soldaten, alle diese Offiziere, die mir heute Abend so heiße Pfänder der Ergebenheit geboten haben, werden Verräter, Rebellen gegen die Nation, Mörder des Vaterlandes genannt werden.

Jeder von diesen Köpfen, der die schwarze Kokarde aufgesteckt hat, wird für die Laterne der Greve bezeichnet werden.

Jede Brust, aus der so redlich der Ruf: Es lebe die Königin! hervordrang, wird bei den ersten Aufständen von den gemeinen Messern und den schändlichen Piken durchbohrt werden.

Und das bin ich, und abermals ich, die alles verursacht hat. Ich bin es, die zum Tode so viele brave Diener verurteilen wird, ich, die unverletzliche Souveränin, die man um mich her aus Heuchelei schonen und fern von mir aus Haß beschimpfen wird.

Oh! nein, ehe ich in diesem Grade undankbar gegen meine einzigen, gegen meine letzten Freunde bin, ehe ich in diesem Grade mich feig und herzlos zeige, werde ich die Schuld auf mich nehmen. Für mich ist das alles geschehen, ich werde mir den Zorn aufladen ... Wir werden sehen, wie weit es mit dem Hasse kommt, wir werden sehen, bis zu welcher Stufe meines Thrones die schmutzige Woge zu steigen wagt.

Und da die Königin durch die Schlaflosigkeit voll von finsteren Ratschlägen in solcher Weise ermutigt war, so war auch das Resultat des kommenden Tages nicht zweifelhaft.

Der andre Tag kam ganz verfinstert von Klagen, ganz schwer von Gemurre.

Die Nationalgarde, an welche die Königin ihre Fahnen ausgeteilt hatte, erschien am andern Tage und dankte Ihrer Majestät mit gesenktem Kopfe und schiefen Augen.

Aus der Haltung dieser Leute war leicht zu erraten, daß sie nichts billigten, und daß sie im Gegenteil alles mißbilligt haben würden, wenn sie es gewagt hätten.

Sie hatten an dem Zuge teil genommen; sie waren dem Regimente Flandern entgegengegangen; sie hatten Einladungen zu dem Bankett erhalten und angenommen. Nur sie, mehr bürgerlich als soldatisch gesinnt, waren es gewesen, die während der Orgie die dumpfen Bemerkungen gewagt hatten, die kein Gehör fanden. Als sie nach dem Palaste kamen, um der Königin zu danken, geleitete sie eine große Menge.

In Betracht der ernsten Umstände wurde die Sache bedeutungsvoll. Man würde auf der einen und auf der andern Seite sehen, mit wem man es zu thun hätte.

Alle Soldaten und Offiziere, die sich am Tage vorher kompromittiert hatten, wollten auch wissen, bis zu welchem Grade sie von der Königin in ihrer unklugen Demonstration unterstützt würden, und hatten, diesem am vorhergehenden Abend beleidigten Volke gegenüber Plätze eingenommen, um die ersten offiziellen Worte zu hören, die aus dem Schlosse kämen.

Das Gewicht der ganzen Gegenrevolution schwebte fortan über dem Haupte der Königin allein.

Es lag inzwischen noch in ihrer Macht, eine solche Verantwortlichkeit von sich abzulehnen, ein solches Unglück zu beschwören.

Aber stolz, wie die Stolzesten ihres Geschlechts, ließ sie ihren klaren, durchsichtigen, sichern Blick auf ihren sie umgebenden Freunden und Feinden umherlaufen, wandte sich mit sonorer Stimme an die Offiziere der Nationalgarde und sprach:

Meine Herren, es freut mich sehr. Ihnen Fahnen gegeben zu haben. Die Nation und das Heer müssen den König lieben, wie wir die Nation und das Heer lieben.

Der gestrige Tag hat mich entzückt.

Nach diesen Worten, die sie mit äußerst fester Stimme betonte, wurde ein Gemurre unter der Menge hörbar, während geräuschvolles Händeklatschen in den Reihen der Militäre erscholl.

Wir sind unterstützt, sagten diese.

Wir sind verraten, sagten jene.

Charny, der in einer Gruppe stand, hörte mit einem Seufzer, was die Parteien sprachen.

Die Königin, als sie die Augen von der Menge abwandte, begegnete den Augen des jungen Mannes, und sie heftete den Blick auf das Gesicht ihres Geliebten, um den Eindruck, den sie gemacht, darin zu lesen.

Bin ich nicht mutig, wollte sie sagen.

Ach! Madame, Sie sind mehr toll, als mutig, antwortete das schmerzlich verdüsterte Gesicht des Grafen.

Die Weiber mischen sich darein.

In Versailles trieb der Hof Heroismus gegen das Volk. In Paris trieb man nur Rittertum gegen den Hof; das Rittertum lief durch die Straßen.

Die Ritter vom Volke irrten in Lumpen umher, die Hand am Griffe eines Säbels oder an dem Kolben einer Pistole, und befragten ihre leeren Taschen und ihre hohlen Magen.

Während man in Versailles zu viel trank, aß man in Paris zu wenig.

Seltsame Dinge! Finstere Verblendung, die heute, wo wir alle an Thronumstürzungen gewöhnt sind, den Politikern ein Lächeln des Mitleids entreißen wird.

Gegenrevolution machen, und ausgehungerte Leute zur Schlacht herauszufordern!

Ach! die Geschichte, wenn man sie nötigt, sich zur materialistischen Philosophin zu machen, wird sagen: nie schlägt sich das Volk grausamer, als wenn es nicht zu Mittag gegessen hat.

Es war jedoch sehr leicht, dem Volke Brot zu geben, und dann hätte ihm sicherlich das Brot von Versailles minder bitter geschienen.

Doch die Mehlzufuhren von Corbeil kamen nicht mehr an. Dieses Corbeil ist von Versailles so weit; wer also hätte beim König oder bei der Königin an Corbeil gedacht?

Zum Unglück war bei dieser Vergeßlichkeit des Hofes die Hungersnot bleich und sorgenvoll in die Straßen von Paris herabgestiegen. Sie horcht an allen Straßenecken; sie rekrutiert ihr Gefolge aus Landstreichern und Missethätern; sie lehnt ihr schlimmes Gesicht dicht an die Fensterscheiben der Reichen und der Staatsbeamten an.

Die Männer erinnern sich der Aufstände, die so viel Blut kosten; sie erinnern sich der Bastille; sie erinnern sich an Foulon, Berthier, Flesselles; sie befürchten, abermals Mörder genannt zu werden und warten.

Aber die Weiber, die noch nichts gethan, als gelitten haben, die Weiber, die dreifach leiden, -- leiden für das Kind, das weint und ungerecht ist, weil es nicht das Bewußtsein der Sache hat, -- für das Kind, das zu seiner Mutter sagt: Warum giebst du mir nicht Brot? -- leiden für den Mann, der düster und schweigsam am Morgen das Haus verläßt, um am Abend noch düsterer und schweigsamer zurückzukehren, -- endlich leiden für sich, das schmerzliche Echo des ehelichen und mütterlichen Unglücks, -- die Weiber brennen vor Begierde, sich Genugthuung zu nehmen, sie wollen dem Vaterland auf ihre Weise dienen.

Hatten übrigens nicht die Weiber den 1. Oktober in Versailles gemacht?

Gilbert und Billot waren im Palais Royal im Kaffee Foy. Plötzlich öffnet sich die Thüre, und eine Frau tritt ganz bestürzt ein. Sie zeigt die weißen und schwarzen Kokarden, die von Versailles nach Paris gekommen sind; sie verkündigt die öffentliche Gefahr.

Man erinnert sich dessen, was Charny zur Königin gesagt hatte: Madame, es wird wirklich zu fürchten sein, wenn sich die Weiber darein mischen. Das war auch die Ansicht Gilberts.

Als er sah, daß die Weiber sich darein mischten, wandte er sich gegen Billot und sprach: Nach dem Stadthause.

Beide stürzten aus dem Kaffeehause, liefen durch den Garten des Palais Royal und erreichten die Rue Saint-Hunore.

Auf der Höhe der Halle begegneten sie einem Mädchen, das aus der Rue des Bourdonnais herauskam und trommelte.

Gilbert blieb erstaunt stehen. Was ist das? fragte er.

Ei! Sie sehen es, Doktor, antwortete Billot, eine hübsche junge Person, die trommelt, und zwar nicht schlecht, bei meiner Treue!

Sie wird etwas verloren haben, sagte ein Vorübergehender.

Sie ist sehr hübsch, versetzte Billot.

Fragen Sie sie, was sie will, sprach Gilbert.

He! hübsches Mädchen, rief Billot, was hast du so die Trommel zu rühren?

Es hungert mich, antwortete die hübsche junge Person mit einer grellen, scharfen Stimme.

Und sie setzte ihren Marsch und das Rasseln ihrer Trommel fort.

Gilbert hatte gehört.

Ho! ho! das wird schrecklich, sagte er.

Und er schaute aufmerksamer die Weiber an, die dem Mädchen mit der Trommel folgten.

Sie waren abgezehrt, schwankend, verzweiflungsvoll.

Aus der Mitte dieser Weiber brach von Zeit zu Zeit ein gerade durch seine Schwäche drohender Schrei hervor, denn man fühlte, daß dieser Schrei aus dem Munde von Ausgehungerten kam.

Nach Versailles! riefen sie.

Und auf ihrem Wege winkten sie allen Weibern, die sie in den Häusern erblickten, und riefen alle Frauen, die sie an den Fenstern sahen.

Ein Wagen kam vorüber, zwei Damen saßen in diesem Wagen, sie streckten ihre Köpfe aus den Schlägen und lachten.

Das Gefolge der Trommelschlägerin blieb stehen. Zwanzig Weiber stürzten nach den Schlägen, ließen die zwei Damen aussteigen und gesellten sie, trotz ihrer Einwendungen, trotz ihres Widerstandes, den ein paar kräftige Püffe auf der Stelle bändigten, ihrer Truppe bei.

Hinter ihnen marschierte ein Mann, mit beiden Händen in seinen Taschen.

Dieser Mann mit hagerem, bleichem Gesichte, von langer, dünner Gestalt, trug einen grauen Rock, schwarze Weste und schwarze Beinkleider; er hatte einen kleinen dreieckigen Hut, der schief auf seiner Stirne saß. Ein langer Degen schlug an seine mageren, aber nervigen Beine.

Er folgte schauend, horchend, alles mit seinem durchdringenden Auge, das er unter seinen schwarzen Brauen rollte, verschlingend.

Ei! sagte Billot, ich kenne dieses Gesicht, ich habe es bei allen Aufständen gesehen.

Es ist der Gerichtsdiener Maillard.

Maillard verschwand mit den Weibern bei der Biegung der Straße.

Billot hatte große Lust, es zu machen wie Maillard, aber Gilbert zog ihn nach dem Stadthause fort.

Man wußte im Stadthause, was in Paris vorfiel, aber man bekümmerte sich kaum darum. Was lag in der That dem phlegmatischen Bailly und dem Aristokraten Lafayette daran, daß ein Weib trommelte. Das war ein Vorempfang auf den Karneval, und nichts andres.

Als man aber im Gefolge dieses trommelnden Mädchens zwei bis dreitausend Weiber kommen sah; als auf den Seiten dieser Schar, die von Minute zu Minute zunahm, eine nicht minder zahlreiche Schar von Männern, auf eine unheimliche Weise lächelnd und ihre häßlichen Waffen in Ruhe haltend, herbeirückte; als man bemerkte, diese Männer lächeln zum voraus über das Böse, das die Weiber thun würden und das um so weniger abzuwenden war, als man wohl wußte, die öffentliche Gewalt würde die böse Absicht weder ernstlich verhindern, noch die böse That streng bestrafen, da fing man an, den ganzen Ernst der Lage zu begreifen.

Nach einer halben Stunde waren achttausend Weiber auf der Greve versammelt. Sie sahen sich in genügender Anzahl und fingen an, mit der Faust auf der Hüfte zu beratschlagen.

Die Beratung war nicht sehr ruhig. Es waren der Mehrzahl nach Thürsteherinnen, Frauen der Halle, öffentliche Mädchen. Viele von ihnen waren Royalistinnen, und statt den Gedanken zu haben, dem König und der Königin ein Leid anzuthun, hätten sie sich für sie töten lassen.

Das Resultat der Beratung war folgendes:

Brennen wir ein wenig das Stadthaus nieder, wo so viele Papierwische fabriziert werden, um uns zu verhindern, alle Tage zu essen.

Man beschäftige sich im Stadthause gerade damit, einen Bäcker zu richten, der Brot mit falschem Gewicht verkauft hatte.

Demzufolge erwarteten die Stammgäste der Laterne den Bäcker mit einem Strick.

Die Wache des Stadthauses wollte den Unglücklichen retten und wandte hiezu alle ihre Kräfte an; aber leider, wie man seit einiger Zeit die Erfahrung gemacht, hatten ihre menschenfreundlichen Absichten nur schlechten Erfolg.

Die Weiber stürzten sich auf diese Wache, durchbrachen sie, drangen in das Stadthaus ein, und die Plünderung begann.

Alles, was sie fänden, wollten sie in die Seine werfen und alles, was sie nicht fortschaffen könnten, auf dem Platze verbrennen.

Das war ein großes Geschäft.

Es fand sich ein wenig von allem im Stadthause.

Es fanden sich darin dreihundert Wähler, ferner die Adjunkten, und endlich die Maires.

Es wird lange dauern, alle diese Menschen ins Wasser zu werfen, sprach eine Frau von Verstand, eine Frau, die Eile hatte.

Nicht als ob sie es wenig verdienten, sagte eine andre.

Ja, aber die Zeit fehlt.

Nun wohl! so verbrennen wir alles! rief eine Stimme; das ist einfacher.

Man suchte Fackeln, man verlangte Feuer; dann provisorisch, um keine Zeit zu verlieren, belustigte man sich damit, daß man einen Abbé aufhing, den Abbé Lefevre d'Ormesson.

Zum Glück war der Mann mit dem grauen Rocke da. Er durchschneidet den Strick, der Abbé fällt siebzehn Fuß herab, verstaucht sich ein Bein und läuft unter dem Gelächter aller dieser Megären hinkend davon.

Der Abbé entkam deswegen so unangefochten, weil die Fackeln schon angezündet waren, weil die Mordbrennerinnen die Fackeln schon in den Händen hatten, und sie den Archiven näherten.

Plötzlich stürzt der Mann mit dem grauen Rocke vor und entreißt Brände und Fackeln den Händen der Weiber; die Weiber widerstehen, der Mann peitscht sie mit Fackelstreichen und während das Feuer die Röcke faßt, löscht er das aus, welches schon die Papiere faßte.

Wer ist denn dieser Mann, der sich so dem furchtbaren Willen von zehntausend wütenden Kreaturen widersetzt?

Warum ließ man sich von diesem Mann beherrschen? Man hat den Abbé Lefevre halb gehenkt, man wird wohl diesen Mann aufhenken, sobald niemand mehr da sein wird, um es zu verhindern.

Es erhebt sich auch wirklich ein hirnwütender Chor und bedroht ihn mit dem Tode; mit der Drohung verbindet sich die Thätlichkeit.

Die Weiber umgeben den Mann mit dem grauen Rock und werfen ihm einen Strick um den Hals.

Aber Billot ist herbeigelaufen. Billot wird Maillard den Dienst leisten, den Maillard dem Abbé geleistet hat.

Er klammert sich an den Strick an, durchschneidet ihn an zwei bis drei Stellen mit einem scharfem Messer, das in einem äußersten Notfall -- weil

es bestielt ist -- seinem kräftigen Arm zu etwas anderm dienen konnte.

Und während er den Strick in so viele Stücke zerschneidet, als ihm möglich ist, ruft Billot:

Unglückliche! Ihr kennt also nicht einen der Sieger der Bastille, denjenigen, welcher über das Brett gegangen ist, um die Kapitulation zu holen, während ich in den Gräben plätscherte? Ihr kennt also Herrn Maillard nicht?

Bei diesem so bekannten und so gefürchteten Namen halten alle Weiber inne. Man schaut sich an, man wischt sich die Stirne ab.

Ein Sieger der Bastille, Herr Maillard, der Gerichtsdiener im Chatelet, es lebe Herr Maillard!

Die Drohungen verwandeln sich in Liebkosungen; man umarmt Maillard, man ruft: Es lebe Maillard!

Maillard wechselt einen Händedruck und einen Blick mit Billot.

Der Händedruck will sagen: Wir sind Freunde!

Der Blick will sagen: Wenn Sie je meiner bedürfen, rechnen Sie auf mich.

Maillard hat auf alle diese Weiber einen um so größeren Einfluß gewonnen, als sie einsehen, Maillard habe ihnen ein kleines Unrecht zu vergeben.

Aber Maillard ist ein alter Volksmatrose, er kennt dieses Meer der Vorstädte, das auf einen Hauch sich erhebt und auf ein Wort sich legt.

Er weiß, wie man mit allen diesen menschlichen Wellen spricht, wenn sie einem Zeit gönnen, zu sprechen.

Uebrigens ist der Augenblick gut, um sich hören zu lassen, man schweigt um Maillard.

Maillard will nicht, daß die Pariser die Gemeinde, das heißt, die einzige Macht, die sie beschützt, zerstören; er will nicht, daß sie die Bürgerliste, die beweist, daß ihre Kinder nicht lauter Bastarde sind, vernichten.

Das ungewöhnliche, scharfe, spöttische Wort bringt seine Wirkung hervor.

Niemand wird getötet, nichts wird verbrannt werden.

Aber man will nach Versailles ziehen.

Dort ist das Uebel, dort bringt man die Nächte in Orgien hin, während man in Paris Hunger hat. Versailles verschlingt alles. Paris fehlt es an Korn und Mehl, weil die Kornzufuhren, statt in Paris anzuhalten, unmittelbar von Corbeil nach Versailles gehen.

Das wäre nicht so, wenn der *Bäcker*und die *Bäckerin* und der *Bäckerjunge* sich in Paris befänden.

Mit diesen Spottnamen bezeichnet man den König, die Königin und den Dauphin, diese drei natürlichen Austeiler des Brotes für das Volk.

Da die Weiber in Haufen organisiert sind, da sie Flinten, Kanonen, Pulver haben, mit Piken und Heugabeln bewaffnet sind, so werden sie auch einen General haben.

Warum nicht? die Nationalgarde hat auch einen.

Lafayette ist der General der Männer.

Maillard wird der General der Weiber sein.

Lafayette kommandiert seine Faulenzer von Grenadieren, die eine Reservearmee zu sein scheinen, so wenig thun sie, während so viel zu thun ist.

Maillard wird das aktive Heer kommandieren.

Ohne zu lächeln, ohne eine Miene zu verändern, nimmt Maillard den Antrag an.

Maillard ist kommandierender General der Weiber von Paris.

Der Feldzug wird nicht lange dauern, aber er wird entscheidend sein.

Maillard als General.

Die Armee, die Maillard befehligte, war immerhin eine Armee. Sie besaß Kanonen, denen es allerdings an Lafetten und Rädern fehlte, aber man hatte sie in Karren gelegt.

Sie hatte Flinten, -- es ist wahr, an vielen fehlte der Hahn oder die Batterie, aber keiner fehlte es an einem Bajonett.

Sie hatte eine Menge andrer Waffen, freilich sehr beschwerliche Waffen, aber es waren doch Waffen.

Sie hatte Pulver in Schnupftüchern, in Hauben, in Säcken und unter diesen lebendigen Patrontaschen spazierten die Artilleristen mit ihren angezündeten Lunten. Wenn das ganze Heer während dieses seltsamen Marsches nicht in die Luft geflogen ist, so ist es nur ein Wunder gewesen.

Maillard hat mit einem Blicke die Stimmung seiner Armee erkannt. Alles, was er thun kann, ist, wie er sieht, nicht, sie auf dem Platze zu halten, nicht, sie an Paris zu fesseln, sondern, sie nach Versailles zu führen und, dort angekommen, das Schlimme zu verhindern, das sie thun könnte.

Demzufolge geht Maillard hinab, er nimmt die Trommel, die am Halse des jungen Mädchens hängt. Hungers sterbend, hat das Mädchen nicht mehr die Kraft, sie zu tragen. Es giebt die Trommel hin, schleicht die Mauer entlang und fällt mit dem Kopfe auf einen Weichstein.

Maillard fragt die junge Person nach ihrem Namen. Sie heißt Madeleine Chambry. Sie schnitt in Holz für die Kirchen. Aber wer denkt jetzt daran, die Kirchen mit schönen Arbeiten in Holz zu beschenken?

Aus Hungersnot ist sie Sträußchenmädchen im Palais-Royal geworden. Aber wer denkt jetzt daran, Blumen zu kaufen, während das Geld fehlt, um Brot zu kaufen?

Sie wird nach Versailles kommen, sie, die diese traurige Deputation versammelt hat; da sie aber zu schwach ist, um zu gehen, so wird sie in

einem Wagen fahren.

Ist sie in Versailles angekommen, so wird man verlangen, daß sie mit zwölf andern Weibern in den Palast eingeführt werde; sie wird die hungrige Rednerin sein, sie wird beim König für die Sache der Hungrigen sprechen.

Man klatschte Maillard bei diesem Gedanken Beifall.

So hat also Maillard schon mit einem Worte alle feindseligen Dispositionen geändert.

Ungefähr siebentausend Weiber sind versammelt. Sie setzen sich in Marsch; als sie aber in die Nähe der Tuilerien kommen, erheben sie ein gewaltiges Geschrei.

Maillard steigt auf einen Weichstein, um sein ganzes Heer zu überragen.

Was wollt Ihr? fragt er.

Wir wollen durch die Tuilerien ziehen.

Unmöglich, antwortete Maillard.

Und warum unmöglich? schreien siebentausend Stimmen.

Weil die Tuilerien das Haus des Königs und der Garten des Königs sind; weil ohne Erlaubnis des Königs durch dieselben ziehen, den König beleidigen heißt; es heißt mehr, es heißt in der Person des Königs sich an der Freiheit aller vergreifen.

Gut also! sagten die Weiber, bitten wir den Portier um Erlaubnis.

Maillard tritt auf den Portier zu und fragt ihn mit seinem dreieckigen Hut in der Hand:

Mein Freund, gestatten Sie, daß diese Damen durch die Tuilerien ziehen? Man geht nur durch das Gewölbe, und die Pflanzen und Bäume des Gartens sollen nicht beschädigt werden.

Statt jeder Antwort zieht der Portier seinen langen Degen und geht auf Maillard los. Maillard zieht den seinigen, der einen Fuß kürzer ist, und kreuzt die Klinge. Während dieser Zeit nähert sich ein Weib dem Portier und streckt ihn mit einem Besenstielstreich auf den Kopf zu den Füßen Maillards nieder.

Zu gleicher Zeit schickt sich ein andres Weib an, dem Portier das Bajonnett in den Leib zu stoßen.

Maillard steckt seinen Degen wieder in die Scheide, nimmt den des Portiers unter einen Arm, die Flinte des Weibes unter den andern, hebt seinen Hut auf, der während des Streites auf den Boden gefallen ist, drückt ihn wieder auf seinen Kopf und setzt seinen Marsch durch die Tuilerien fort, wo nach seinem Versprechen, kein Schaden angerichtet wird.

Lassen wir sie weiter ziehen durch den Cours-la-Reine und gegen Sevres, wo sie sich in zwei Banden teilen, und sehen wir ein wenig, was in Paris vorging.

Auf den Lärm der siebentausend Weiber, der seinen Widerhall in den entferntesten Quartieren von Paris gefunden hatte, war Lafayette herbeigeeilt.

Er nahm eine Art von Revue auf dem Marsfelde vor. Seit acht Uhr morgens war er zu Pferde; er kam auf den Platz des Stadthauses, als die Mittagsstunde schlug.

Seit dem Anfang der Revolution sprach Lafayette zu Pferde, aß und kommandierte zu Pferde. Als er auf den Quai Pelletier kam, wurde er durch einen Mann aufgehalten, der in starkem Galopp wegritt. Dieser Mann war Gilbert. Er ritt nach Versailles und wollte den König von dem, womit er bedroht war, benachrichtigen und sich zu seiner Verfügung stellen.

Mit zwei Worten erzählte er Lafayette alles.

Dann eilte jeder weiter: Lafayette nach dem Stadthause Gilbert nach Versailles. Nur, da die Weiber auf dem rechten Ufer der Seine marschierten, folgte er dem linken Ufer.

Nachdem ihn die Weiber verlassen, hatte sich der Platz vor dem Stadthause mit Männern, besonders Nationalgardisten gefüllt.

Auf den Lärm, den die Weiber gemacht, war der Lärm der Sturmglocke und des Generalmarsches gefolgt.

Lafayette durchschritt diese ganze Menge, stieg vor den Stufen ab, und ohne sich um Beifallsrufe, gemischt mit Drohungen, die seine Gegenwart erregte, zu bekümmern, diktierte er einen Brief an den König über den Aufstand, der am Morgen stattgefunden hatte.

Er war an der sechsten Zeile, als die Thüre des Sekretariats ungestüm geöffnet wurde.

Lafayette schlug die Augen auf. Eine Deputation von Grenadieren verlangte vom General empfangen zu werden.

Lafayette winkte der Deputation, und ließ sie eintreten.

Der Grenadier, der das Wort zu führen beauftragt war, ging bis an den Tisch vor und sprach mit fester Stimme:

Mein General, wir sind abgeordnet von zehn Kompagnien Grenadieren; wir halten Sie nicht für einen Verräter, aber wir glauben, daß die Regierung uns verrät. Es ist Zeit, daß alles ein Ende nehme; wir können unsre Bajonette nicht gegen die Weiber kehren, die Brot von uns verlangen. Das Komitee für Anschaffung von Lebensmitteln treibt Unterschleif oder ist unfähig; in dem einen und dem andern Fall muß es anders werden. Das Volk ist unglücklich, die Quelle des Uebels ist in Versailles. Man muß den König holen und nach Paris bringen; man muß das Regiment Flandern und die Gardes-du-corps vernichten, die es gewagt haben, die Kokarde der Nation mit Füßen zu treten. Ist der König zu schwach, um die Krone zu tragen, so lege er sie nieder. Wir werden seinen Sohn krönen, man wird einen Regentschaftsrat ernennen, und alles wird aufs beste gehen.

Lafayette schaut den Redner ganz verwundert an. Er hat Aufstände gesehen, er hat Ermordungen beweint, aber es ist das erste Mal, daß ihn der revolutionäre Hauch in Wirklichkeit ins Gesicht trifft.

Daß das Volk die Möglichkeit sieht, des Königs zu entbehren, setzt ihn mehr als in Erstaunen, es bringt ihn in Verwirrung.

Ei! ruft er, habt ihr denn im Sinne, gegen den König Krieg zu führen und ihn zu nötigen, uns zu verlassen?

Mein General, antwortet der Redner, wir lieben und achten den König, und es würde uns sehr leid thun, wenn er uns verließe, denn wir lieben ihn ungemein. Aber sollte er uns verlassen, so haben wir am Ende den Dauphin.

Meine Herren, erwidert Lafayette, gebt wohl acht auf das, was Ihr thut; Ihr rührt die Krone an, und es ist meine Pflicht, dies nicht zu dulden.

Mein General, entgegnet der Nationalgardist, indem er sich verbeugt, wir würden für Sie unser Blut bis auf den letzten Tropfen hingeben. Aber das Volk ist unglücklich; die Quelle des Nebels ist in Versailles, wir müssen den König holen und nach Paris bringen, das Volk will es.

Lafayette sieht, daß er mit seiner Person bezahlen muß. Das ist eine Notwendigkeit, vor der er nie zurückgewichen wäre.

Er geht mitten auf den Platz des Stadthauses hinab und will das Volk anreden; aber das Geschrei: *Nach Versailles! nach Versailles!* bedeckte seine Stimme.

Plötzlich wird ein gewaltiger Lärm auf der Seite der Rue de la Vannerie hörbar. Es ist Bailly, der sich ebenfalls nach dem Stadthause begiebt.

Bei dem Anblick von Bailly brechen die Schreie: Brot! Brot! Nach Versailles! nach Versailles! auf allen Seiten los.

Zu Fuß, in der Menge verloren, fühlt Lafayette, daß die Flut immer mehr steigt und ihn zu verschlingen im Begriff ist.

Er durchschneidet die Menge, um zu seinem Pferde zu gelangen. Er erreicht es, schwingt sich auf den Sattel und treibt es in der Richtung der Freitreppe an; aber der Weg ist völlig versperrt zwischen ihm und dem Stadthause; Mauern von Menschen sind emporgewachsen.

Beim Henker! mein General, Sie werden bei uns bleiben, rufen diese Menschen.

Zugleich schreien alle Stimmen: Nach Versailles! nach Versailles!

Lafayette schwankt, zögert. Ja, ohne Zweifel kann er, wenn er sich nach Versailles begiebt, dem König sehr nützlich sein; doch wird er auch Herr dieser Volksmasse bleiben, die ihn nach Versailles fortziehen will? Wird er diese Wellen beherrschen, durch die er den Grund verloren hat, und gegen die er selbst, wir er fühlt, für sein eigenes Heil kämpft?

Plötzlich steigt ein Mann die Stufen der Freitreppe herab, dringt mit einem Briefe in der Hand durch die Menge und arbeitet mit Händen und Füßen so gut, daß er bis zu Lafayette gelangt. Dieser Mann ist der unermüdliche Billot.

Nehmen Sie, General, spricht er, das ist von den Dreihundert. So nannte man die Wähler.

Lafayette erbricht das Siegel und sucht den Brief leise zu lesen; aber gleichzeitig rufen ihm zwanzigtausend Stimmen zu:

Den Brief! den Brief!

Lafayette ist also genötigt, den Brief laut zu lesen. Er winkt, um Stillschweigen zu verlangen. In demselben Augenblick folgt, wie durch ein Wunder, die Stille auf den ungeheuren Tumult, und ohne daß man ein einziges Wort verliert, liest Lafayette folgenden Brief:

In Betracht der Umstände und des vom Volke ausgesprochenen Wunsches, sowie auf die Vorstellung des Herrn Generalkommandanten, daß es unmöglich sei, dies zu verweigern, ermächtigt man den Herrn Generalkommandanten und befiehlt ihm sogar, sich nach Versailles zu begeben.

Vier Kommissäre der Gemeinde werden ihn begleiten.

Der arme Lafayette hatte den Herren Wählern, denen es nicht unangenehm war, einen Teil der Verantwortlichkeit für die Ereignisse, die vorfallen würden, ihm zu überlassen, durchaus keine Vorstellung gemacht. Aber das Volk glaubte, er habe es wirklich *gethan*, und das Volk, mit dessen Wünschen die Vorstellung des Generalkommandanten im Einklang stand, das Volk rief: Es lebe Lafayette!

Da wiederholte Lafayette erbleichend: Nach Versailles!

Fünfzehntausend Männer folgten ihm mit einem Enthusiasmus, der stiller, aber zugleich furchtbarer war, als der der Weiber, die als Vorhut abgegangen waren.

Alle diese Menschen sollten sich in Versailles aneinander anschließen, um vom König die bei der Orgie am 1. und 2. Oktober von der Tafel der Gardes-du-corps gefallenen Brotkrümchen zu verlangen.

Ungnade.

Wie immer, war man in Versailles in völliger Unwissenheit über das, was in Paris vorging.

Nach der geschilderten Szene, zu der sich die Königin am andern Tag Glück gewünscht, ruhte sie aus.

Sie besaß ein Heer, sie besaß Trabanten, sie hatte ihre Feinde gezählt, sie wünschte den Kampf zu beginnen.

Hatte sie nicht die Niederlage vom 14. Juli zu rächen? Hatte sie nicht die Fahrt des Königs nach Paris, eine Fahrt, von der er mit der dreifarbigen Kokarde am Hut zurückgekommen, bei ihrem Hofe und bei sich selbst vergessen zu machen?

Die arme Frau, sie dachte nicht von fern an die Fahrt, die sie selbst zu machen genötigt sein sollte.

Seit ihrem Streite mit Charny hatte sie nicht mehr mit diesem gesprochen. Sie befliß sich scheinbar, Andree mit jener alten, einen Augenblick in ihrem Herzen verdüsterten Freundschaft zu behandeln, die aber im Busen ihrer Nebenbuhlerin auf immer erloschen war.

Was Charny betrifft, so wandte sie sich nur an ihn, wenn sie genötigt war, wegen seines Dienstes ein Wort an ihn zu richten oder ihm einen Befehl zu geben.

Das war keine Familienungnade, denn gerade am Morgen des Tages, wo die Pariser Paris verlassen sollten, um nach Versailles zu kommen, sah man die Königin sehr freundlich mit dem jungen Georges von Charny plaudern, mit dem zweiten der drei Brüder, der, Olivier entgegengesetzt, der Königin bei der Nachricht von der Einnahme der Bastille, so kriegerische Ratschläge gegeben hatte.

Gegen neun Uhr morgens schritt dieser junge Offizier durch die Gallerie, um dem Jägermeister zu melden, der König wolle jagen, als ihn Marie Antoinette erblickte.

Wohin eilten Sie so, mein Herr? fragte sie.

Ich eilte nicht mehr, sobald ich Eure Majestät erblickte, erwiderte Georges; ich blieb im Gegenteil stehen und wartete in Demut auf die Ehre, die sie mir dadurch erweist, daß sie mich anspricht.

Das verhindert Sie nicht, mein Herr, mir zu antworten und mir zu sagen, wohin Sie gehen.

Madame, ich bin von der Eskorte. Seine Majestät jagt, und ich will die Befehle des Oberjägermeisters einholen.

Ah! der König jagt heute abermals, sprach die Königin, während sie nach den Wolken schaute, die schwer und schwarz von Paris herrollten; er hat unrecht. Man sollte glauben, das Wetter drohe, nicht wahr, Andree?

Ja, Madame, antwortete die junge Frau zerstreut.

Sind Sie nicht dieser Ansicht, mein Herr?

Doch, Madame; aber der König will es.

Der Wille des Königs geschehe in den Wäldern und auf den Straßen, antwortete die Königin mit der ihr natürlichen Heiterkeit, die ihr weder die Bekümmernisse ihres Herzens, noch die politischen Störungen zu rauben vermochten.

Dann wandte sie sich gegen Andree um und sagte, die Stimme dämpfend:

Es ist noch das wenigste, dessen sich der König erfreut.

Und sie fragte Georges laut:

Mein Herr, können Sie mir sagen, wo der König jagt?

Im Walde von Meudon, Madame.

Wohlan, so begleiten Sie ihn und wachen Sie über ihm.

In diesem Augenblick war der Graf von Charny zurückgekehrt. Er lächelte Andree sanft zu, schüttelte den Kopf und sagte zur Königin: Das ist eine Empfehlung, Madame, der sich mein Bruder, nicht inmitten der Vergnügungen des Königs, sondern inmitten seiner Gefahren erinnern soll.

Beim Tone dieser Stimme, die an ihr Ohr traf, ohne daß ihr Gesicht von der Gegenwart Charnys benachrichtigt worden war, bebte Marie Antoinette, wandte sich um und sagte mit einer verächtlichen Härte:

Ich würde mich sehr gewundert haben, wäre dieses Wort nicht von dem Herrn Grafen Olivier von Charny gekommen.

Warum dies, Madame? fragte ehrerbietig der Graf.

Weil es eine Unglücksprophezeiung ist, mein Herr.

Andree erbleichte, als sie den Grafen erbleichen sah.

Er verbeugte sich, ohne zu antworten.

Dann, auf einen Blick seiner Frau, die darüber, daß sie ihn so geduldig fand, zu erstaunen schien, sagte er:

Ich bin wahrhaftig sehr unglücklich, daß ich nicht mehr weiß, wie man mit der Königin spricht, ohne sie zu beleidigen.

Dieses mehr wurde betont, wie auf dem Theater ein geschickter Schauspieler die wichtigen Silben betont.

Die Königin hatte ein zu geübtes Ohr, um nicht im Fluge die Absichtlichkeit aufzufassen, die Charny diesem Worte gegeben hatte.

Mehr? sagte sie lebhaft, *mehr*, was bedeutet *mehr*?

Ich habe mich abermals schlecht ausgedrückt, wie es scheint, erwiderte Herr von Charny einfach.

Und er wechselte mit Andree einen Blick, den diesmal die Königin auffing.

Sie erbleichte ebenfalls und rief zornig: Das Wort ist schlecht, wenn die Absicht schlecht ist.

Das Ohr ist feindselig, wenn der Geist feindselig ist, erwiderte Charny.

Und nach dieser mehr gerechten, als ehrerbietigen Entgegnung schwieg er.

Ich werde, um zu antworten, warten, bis Herr von Charny mehr Glück in seinen Angriffen hat, sagte die Königin.

Und ich, erwiderte Charny, werde, um anzugreifen, warten, bis die Königin in der Wahl ihrer Diener glücklicher ist, als seit einiger Zeit.

Andree ergriff rasch die Hand ihres Mannes und schickte sich an, mit ihm wegzugehen.

Ein Blick der Königin hielt sie zurück. Diese hatte die Bewegung gesehen.

Aber was hatte er mir denn zu sagen. *Ihr Mann?* fragte die Königin.

Er wollte Eurer Majestät sagen, vom König nach Paris abgeschickt, habe er Paris in einer sonderbaren Gährung gefunden.

Abermals! rief die Königin; und aus welchem Anlaß? Die Pariser haben die Bastille eingenommen und sind im Zuge, sie zu zerstören. Was wollen sie mehr? Antworten Sie, Herr von Charny.

Das ist wahr, Madame, erwiderte der Graf; doch da sie die Steine nicht essen können, so sagen sie, sie haben Hunger.

Sie haben Hunger! sie haben Hunger! rief die Königin. Was sollen wir dabei thun?

Madame, es hat eine Zeit gegeben, wo die Königin die erste war, die Mitleid mit den Schmerzen des Volkes empfand und sie erleichterte. Es gab eine Zeit, wo sie bis zu den Mansarden der Armen emporstieg, und wo die Gebete der Armen zu Gott emporstiegen.

Ja, erwiderte bitter die Königin, und nicht wahr, ich bin gut belohnt worden für dieses Mitleid mit dem Elend der andern? Eines meiner größten Mißgeschicke nahm seinen Ursprung davon, daß ich in eine solche Mansarde hinaufgestiegen bin.

Weil Eure Majestät sich einmal getäuscht, weil sie ihre Gnade und ihre Gunstbezeigungen auf eine elende Kreatur ausgedehnt hat, darf sie deswegen die ganze Menschheit nach dem Standpunkt einer Schändlichen messen? Ah! Madame, wie geliebt waren Sie zu jener Zeit!

Die Königin schleuderte Charny einen Flammenblick zu.

Sagen Sie kurz, was gestern in Paris vorfiel, rief sie.

Sagen Sie mir nur Dinge, die Sie gesehen haben, mein Herr; ich will der Wahrheit Ihrer Worte sicher sein.

Was ich gesehen habe, Madame! Ich habe einen Teil der Bevölkerung auf den Quais zusammengeschart gesehen, der vergeblich die Ankunft von

Mehl erwartete. Ich habe einen andern Teil in Reihen vor den Thüren der Bäcker stehen sehen, vergeblich wartend auf Brot. Was ich gesehen habe; ein ausgehungertes Volk, Männer, die ihre Weiber, Weiber, die ihre Kinder ansahen mit Blicken voll Trauer; geballte, drohende Fäuste gegen Versailles ausgestreckt. Ah! Madame, die Gefahren, von denen ich sprach, die Gelegenheit, für Eure Majestät zu sterben, ein Glück, das mein Bruder und ich zuerst in Anspruch nehmen, ich fürchte, diese Gelegenheit wird uns bald geboten sein.

Die Königin wandte Charny mit einer Bewegung der Ungeduld den Rücken zu und lehnte ihre brennende, obgleich bleiche Stirne an die Scheibe eines Fensters an.

Kaum hatte sie die tiefe Bewegung gemacht, als man sie beben sah. Andree, sagte sie, sehen Sie doch, wer der Reiter ist, der zu uns kommt; er scheint der Überbringer sehr dringender Nachrichten zu sein.

Andree näherte sich dem Fenster; doch beinahe in demselben Augenblick trat sie erbleichend einen Schritt zurück.

Ah! Madame, sagte sie mit einem Tone des Vorwurfs.

Charny trat rasch ans Fenster, er hatte nichts von dem, was vorgegangen, verloren.

Dieser Reiter, sagte er, indem er nacheinander die Königin und Andree anschaute, dieser Reiter ist Doktor Gilbert.

Ach! es ist wahr, sprach die Königin.

Ein eisiges Stillschweigen breitete sich sogleich über den drei Hauptpersonen dieser Szene aus, die nur noch fragen und antworten konnten mittelst Blicken.

Es war wirklich Gilbert, der mit den unglücklichen Nachrichten ankam, die Charny vorhergesehen hatte.

Von seiten der drei Personen fand nun ein ängstliches Warten von einigen Minuten statt.

Plötzlich wurde die Thüre geöffnet, ein Offizier trat ein und meldete: Madame, Doktor Gilbert; der soeben angekommen ist, um den König in sehr wichtigen, dringenden Angelegenheiten zu sprechen, bittet um die Ehre, von Eurer Majestät empfangen zu werden, da der König seit einer Stunde nach Meudon abgegangen ist.

Er trete ein! rief die Königin, einen bis zur Härte festen Blick auf die Thüre heftend, während Andree, als müßte sie einen natürlichen Beistand in ihrem Manne finden, rückwärts ging und sich auf den Arm des Grafen stützte.

Gilbert erschien auf der Thürschwelle.

Der Abend des 5. Oktober.

Gilbert warf einen Blick auf die anwesenden Personen, ging ehrerbietig auf Marie Antoinette zu und sprach: In Abwesenheit ihres erhabenen Gemahls, wird mir die Königin erlauben, ihr die Nachrichten mitzuteilen, die ich bringe.

Sprechen Sie, mein Herr, erwiderte Marie Antoinette. Als ich Sie so rasch kommen sah, rief ich meine ganze Stärke zu Hülfe, denn ich habe vermutet, daß Sie eine herbe Kunde bringen.

Würde es die Königin vorgezogen haben, wenn ich sie hätte überrumpeln lassen? In Kenntnis gesetzt, wird die Königin mit dem sie charakterisierenden gesunden Verstande und sicheren Urteil der Gefahr entgegengehen, und dann wird die Gefahr vielleicht vor ihr zurückweichen.

Lassen Sie hören, mein Herr, was für eine Gefahr ist es?

Madame, sieben bis achttausend Weiber sind von Paris abgegangen und kommen bewaffnet nach Versailles.

Sieben bis achttausend Weiber! versetzte die Königin mit einer Miene der Verachtung.

Ja, aber sie haben wohl unterwegs angehalten, und werden ihrer fünfzehn bis zwanzigtausend sein, wenn sie hier ankommen.

Und was wollen sie?

Sie haben Hunger, Madame, und kommen, um vom König Brot zu verlangen.

Die Königin wandte sich gegen Charny um.

Ah! Madame, sagte der Graf, was ich vorhergesehen habe, ist geschehen.

Was ist zu thun? fragte Marie Antoinette.

Man muß den König von allem benachrichtigen, erwiderte Gilbert.

Die Königin drehte sich rasch wieder um und rief:

Den König! Oh! nein. Ihn in Gefahr setzen, wozu soll das nützen?

Dieser Ausruf sprang mehr aus dem Herzen Marie Antoinettes, als daß er besonnen davon ausging. Es war die ganze Offenbarung des Mutes der Königin, ihres Bewußtseins von einer Schwäche, die sie ihrem Gatten weder hätte zutrauen, noch Fremden verraten sollen.

Aber war Charny ein Fremder? oder war Gilbert ein Fremder?

Nein! Schienen diese zwei Männer nicht im Gegenteil von der Vorsehung erwählt, der eine, um den König, der andre, um die Königin zu beschirmen?

Charny antwortete zugleich der Königin und Gilbert, er gewann wieder seine ganze Selbstbeherrschung, denn er hatte seinen Stolz zum Opfer gebracht.

Madame, sagte er, Herr Gilbert hat recht, man muß den König benachrichtigen, der König ist noch geliebt, er wird sich den Weibern

zeigen, sie anreden und entwaffnen.

Aber wer wird es übernehmen, den König zu benachrichtigen? versetzte die Königin. Der Weg ist sicherlich schon abgeschnitten, und das ist ein gefährliches Unternehmen. Der König ist im Walde von Meudon? Ja, und wenn, wie das wahrscheinlich ist, die Straßen ... Die Königin wolle in mir nur einen Mann des Krieges sehen, unterbrach Charny einfach. Ein Soldat ist gemacht, um getötet zu werden.

Und nachdem er so gesprochen, wartete er nicht auf die Antwort, hörte nicht auf den Seufzer; er ging rasch hinab, schwang sich auf ein Pferd der Garden, und jagte mit zwei Reitern nach Meudon.

Kaum war er, durch ein letztes Zeichen den Abschied erwidernd, den ihm Andree aus dem Fenster zusandte, verschwunden, als ein entferntes Geräusch, das dem Brausen der Wogen an einem Sturmtage glich, die Königin horchen machte. Es schien von den entferntesten Bäumen der Pariser Straße aufzusteigen, die man von dem Zimmer aus bis zu den letzten Häusern von Versailles im Nebel sich entrollen sah.

Bald wurde der Himmel drohend für den Blick, wie er es für das Ohr war; ein weißer, scharfer Regen fing an, den Nebel zu durchstreifen.

Und dennoch, trotz dieser Drohungen, füllte sich Versailles mit Menschen.

Die Kundschafter folgten sich im Schlosse. Jeder Kundschafter verkündigte eine zahlreiche, von Paris kommende Kolonne, und jeder fühlte, sich der Freuden und leichten Siege an den vorhergehenden Tagen erinnernd, der eine wie einen Gewissensbiß, der andre wie einen Schrecken in seinem Innern.

Unruhig und sich einander anschauend, nahmen die Soldaten langsam ihre Waffen. Trunkenen ähnlich atmeten die Offiziere, demoralisiert durch die sichtbare Unruhe der Soldaten und das Gemurre der Menge, mühsam die ganz mit Unglück beladene Luft, von der sie umgeben waren.

Die Gardes-du-corps, ungefähr dreihundert Mann, stiegen kalt und mit jenem Zögern zu Pferde, das den Mann des Schwertes erfaßt, wenn er

begreift, er werde es mit Feinden zu thun haben, deren Angriff unbekannt ist.

Was war gegen Weiber zu thun, die drohend und mit Waffen abgegangen sind, aber durch Hunger und Müdigkeit entwaffnet ankommen, so daß sie nicht mehr imstande sind, den Arm aufzuheben!

Aufs Geratewohl stellen sie sich aber auf, ziehen ihre Säbel und warten.

Endlich erscheinen die Weiber; sie kommen auf zwei Straßen; auf der Hälfte des Weges hatten sie sich getrennt; die einen waren durch Saint-Cloud, die anderen durch Sevres gezogen.

Ehe man sich getrennt, hatte man acht Brote ausgeteilt: das war alles, was man in Sevres gefunden.

Zweiunddreißig Pfund Brot für siebentausend Personen.

Als sie nach Versailles kamen, konnten sie sich kaum fortschleppen; mehr als drei Viertel hatten ihre Waffen auf den Straßen umhergestreut. Maillard hatte das letzte Viertel bewogen, die seinigen in den ersten Häusern der Stadt zu lassen.

Als sie in die Stadt eintraten, sagte er:

Auf, damit man nicht bezweifelt, daß wir Freunde des Königtums sind, laßt uns singen: Vive Henri IV.!

Und mit einer ersterbenden Stimme, die kaum die Kraft hatte, Brot zu verlangen, sangen sie das königliche Lied.

Die Verwunderung war auch groß im Palaste, als man, statt der Schreie und Drohungen, Lieder hörte, als man besonders die schwankenden Sängerinnen -- der Hunger gleicht der Trunkenheit -- ihre abgezehrten, bleichen, beschmutzten, von Regen und Schweiß triefenden Gesichter an die vergoldeten Gitter anlehnen sah, -- Tausende von erschrecklichen Gestalten übereinander gestellt, dem erstaunten Auge die Anzahl der

Gesichter durch die Zahl der Hände verdoppelnd, die sich krampfhaft an den Gitterstangen anhalten und bewegen.

Dann brach von Zeit zu Zeit aus dem Schoße dieser Gruppen trauriges Geheul hervor; aus der Mitte dieser mit dem Tode ringenden Gesichter sprangen Blitze.

Von Zeit zu Zeit lassen auch alle diese Hände das Gitter los, an dem sie sich fest halten, und strecken sich durch die Zwischenräume nach dem Schlosse aus.

In Erwartung Ludwigs XVI. läßt die Königin, voll Fieber und Entschlossenheit, die Verteidigung anordnen; allmählich haben sich die Höflinge, die Offiziere, die hohen Staatsbeamten um sie gruppiert.

Unter ihnen erblickte sie Herrn von Saint-Priest, Minister von Paris.

Sehen Sie, was die Leute wollen, mein Herr, sagte sie zu ihm.

Herr von Saint-Priest geht hinab, durchschreitet den Hof, tritt ans Gitter und fragt die Weiber:

Was wollt Ihr?

Brot! Brot! Brot! antworteten gleichzeitig tausend Stimmen.

Brot! entgegnete Herr von Saint-Priest heftig, als Ihr nur einen Herrn hattet, fehlte es Euch nicht an Brot. Jetzt, da Ihr zwölfhundert habt, seht, wie weit Ihr gekommen seid.

Und er zieht sich unter dem Geschrei der Ausgehungerten zurück und befiehlt, das Gitter geschlossen zu halten.

Doch eine Deputation kommt herbei, und vor dieser wird man wohl das Gitter öffnen müssen.

Maillard ist in der Nationalversammlung im Namen der Weiber erschienen; er hat es dahin gebracht, daß der Präsident mit einer Deputation von zwölf Weibern dem König Vorstellungen machen wird.

In dem Augenblick, wo die Deputation, Mounier an der Spitze, aus der Versammlung weggeht, kommt der König im Galopp beim Schloß an.

Charny hat ihn im Walde von Meudon getroffen.

Ah! Sie sind es, mein Herr? fragte ihn der König. Wollen Sie zu mir?

Ja, Sire.

Was geht denn vor? Sie sind sehr rasch geritten.

Sire, zehntausend Weiber sind zu dieser Stunde in Versailles, sie kommen von Paris und verlangen Brot.

Der König zuckte die Achseln, doch mehr mit einem Gefühle des Mitleids, als der Verachtung.

Ach! sagte er, wenn ich Brot hätte, so würde ich nicht warten, bis sie nach Versailles kämen und von mir verlangten.

Doch ohne eine andre Bemerkung zu machen, warf er nur einen schmerzlichen Blick nach der Stelle, wo sich die Jagd entfernte, die er zu unterbrechen genötigt war, und sprach:

Kehren wir nach Versailles zurück, mein Herr.

Er war, wie wir erwähnt haben, eben angekommen, als gewaltige Schreie auf dem Paradeplatz erschauen.

Was ist das? fragte der König.

Sire, rief Gilbert, bleich wie der Tod eintretend, es sind Ihre Garden, die unter der Anführung von Herrn Georges von Charny den Präsidenten der Nationalversammlung und die Deputation, die er zu Ihnen geleitet, angreifen.

Unmöglich! sagte der König.

Hören Sie die Schreie derer, die man ermordet. Sehen Sie, sehen Sie, alles flieht.

Lassen Sie öffnen, wiederholte Ludwig XVI. Ich werde die Deputation empfangen. Die Paläste der Könige sind Freistätten.

Ach! versetzte Marie Antoinette, ausgenommen vielleicht für die Könige.

Die Nacht vom 5. auf den 6. Oktober.

Charny und Gilbert stiegen die Stufen hinab.

Im Namen des Königs! ruft der eine.

Im Namen der Königin! ruft der andre.

Und beide fügten bei: Oeffnet die Thore!

Doch dieser Befehl ist nicht so bald vollzogen, als man den Präsidenten der Nationalversammlung im Hofe niedergeworfen und mit Füßen getreten hat.

An seiner Seite sind zwei Weiber von der Deputation verwundet worden.

Gilbert und Charny eilen hinzu; diese zwei Männer, der eine oben von der Gesellschaft, der andre unten von derselben ausgegangen, sind in einer und derselben Mitte zusammengetroffen.

Der eine will die Königin aus Liebe für die Königin retten der andre will den König aus Liebe für das Königtum retten.

Sobald die Gitter geöffnet waren, stürzten die Weiber in den Hof; sie warfen sich in die Reihen der Garden, in die Mitte der Soldaten des Regiments Flandern; sie drohen, sie bitten, sie schmeicheln. Wie soll man Weibern widerstehen, die Männer anflehen im Namen ihrer Mütter und ihrer Schwestern?

Platz, meine Herren, Platz der Deputation! ruft Gilbert.

Und alle Reihen öffnen sich, um Mounier und die unglücklichen Weiber, die er dem König vorstellen will, durchzulassen.

Von Charny, der vorausgelaufen ist, benachrichtigt, erwartet der König die Deputation in dem Zimmer zunächst der Kapelle.

Mounier wird im Namen der Nationalversammlung sprechen.

Louison Chambry, die junge Blumenhändlerin, die den Appell geschlagen hat, wird im Namen der Weiber sprechen.

Mounier sagt ein paar Worte zum König und stellt ihm die junge Blumenhändlerin vor.

Diese macht einen Schritt vorwärts, will sprechen, kann aber nur die Worte stammeln: Sire, Brot!

Und ohnmächtig fällt sie nieder.

Zu Hilfe! ruft der König, zu Hilfe!

Andree eilt hinzu und reicht dem König ihren Flacon.

Oh! Madame, spricht Charny mit dem Tone des Vorwurfs zur Königin.

Die Königin erbleicht und zieht sich in ihre Gemächer zurück.

Lassen Sie die Equipagen bereit halten, sagte sie, der König und ich gehen nach Rambouillet ab.

Während dieser Zeit kam die arme junge Person wieder zu sich; als sie sich in den Armen des Königs sah, der sie an Salzen riechen ließ, stieß sie einen Schrei der Scham aus und wollte ihm die Hand küssen.

Doch der König hielt sie zurück.

Mein schönes Kind, sagte er, lassen Sie mich Sie küssen, Sie sind es wohl wert.

Oh! Sire, Sire, da Sie so gut sind, so geben Sie den Befehl, erwiderte das Mädchen. Welchen Befehl? fragte der König.

Den Befehl, Korn kommen zu lassen, damit die Hungersnot aufhöre.

Mein Kind, sprach der König, ich will wohl den Befehl, den Sie verlangen, unterzeichnen, aber wahrhaft, ich befürchte, daß er Sie nicht viel nützt.

Der König setzte sich an einen Tisch und fing an zu schreiben, als man plötzlich einen vereinzelten Flintenschuß und darauf ein ziemlich lebhaftes Kleingewehrfeuer hörte.

Oh! mein Gott! mein Gott! ruft der König, was giebt es denn wieder? Sehen Sie nach, Herr Gilbert.

Ein zweiter Angriff hatte auf eine andre Gruppe von Weibern stattgefunden, und dadurch wurde der Flintenschuß und das Kleingewehrfeuer herbeigeführt.

Der vereinzelte Flintenschuß war von einem Manne aus dem Volk abgefeuert worden und hatte den Arm des Herrn von Savonnieres, Leutnants der Garden, in dem Augenblick zerschmettert, als dieser denselben erhob, um auf einen Soldaten einzuhauen, der sich gegen eine Baracke geflüchtet und mit seinen beiden ausgestreckten, unbewaffneten Armen ein Weib, das hinter ihm auf den Knieen lag, zu beschirmen suchte.

Auf diesen Flintenschuß hatten von seiten der Garden fünf bis sechs Karabinerschüsse geantwortet.

Zwei Kugeln trafen: eine Frau fällt tot nieder.

Eine andre trägt man schwer verwundet weg.

Das Volk erwidert das Feuer, und zwei Gardes-du-corps fallen von ihren Pferden.

In demselben Augenblick hört man: Platz! Platz! rufen. Es sind Männer von Faubourg Saint-Antoine; sie kommen, drei Kanonen mit sich schleppend, an und pflanzen ihr Geschütz dem Gitter gegenüber auf.

Zum Glück strömt der Regen, die Lunte wird vergebens ans Zündloch gehalten, das durchnäßte Pulver will nicht fangen.

In diesem Augenblick flüstert eine Stimme Gilbert die Worte ins Ohr: Herr von Lafayette kommt und ist nur noch eine halbe Meile von hier entfernt.

Gilbert sucht vergebens, wer ihm diese Nachricht gebracht hat; doch, woher sie auch kommen mag, die Nachricht ist gut.

Er schaut umher und sieht ein Pferd ohne Herrn; dieses Pferd ist das von einem der zwei Gardisten, die getötet worden sind. Er springt darauf und reitet in der Richtung von Paris im Galopp hinweg.

Das zweite Pferd ohne Reiter will ihm folgen; doch kaum hat es zwanzig Schritte auf dem Platze gemacht, so wird es am Zaum zurückgehalten. Gilbert glaubt, man errate seine Absicht und wolle ihn verfolgen. Er wirft, während er sich entfernt, einen Blick rückwärts.

Kein Mensch denkt ans Verfolgen, man hat Hunger; man will essen, und man tötet das Pferd mit Messerstichen.

Das Pferd fällt, und ist in einem Augenblick in zwanzig Stücke zerschnitten.

Während dieser Zeit hat man, wie Gilbert, dem König gesagt, daß Herr von Lafayette komme.

Er hatte Mounier die Annahme der Menschenrechte unterzeichnet.

Er hatte Louison Chambry den Befehl, Korn kommen zu lassen, unterzeichnet.

Mit diesem Dekret und diesem Befehle versehen, der, wie man dachte, alle Geister beruhigen mußte, schlugen Maillard, Louison Chambry und ein Tausend Weiber wieder den Weg nach Paris ein.

Bei den ersten Häusern der Stadt begegneten sie Lafayette, der, die Nationalgarde führend, im Geschwindschritt herbeikam.

Es lebe der König! rufen Maillard und die Weiber, indem sie ihre Dekrete über ihre Kopfe emporheben.

Was sagten Sie denn von Gefahren, die Seine Majestät laufe? fragte Lafayette erstaunt.

Kommen Sie, kommen Sie, General, ruft Gilbert, der ihn fortwährend antreibt. Sie werden es selbst beurteilen.

Lafayette beeilte sich.

Die Nationalgarde zieht unter Trommelschlag in Versailles ein. Beim ersten Rasseln der Trommeln, das man im Schlosse vernimmt, fühlt der König, daß man ehrerbietig seinen Arm berührt. Er dreht sich um: es ist Andree.

Ah! Sie sind es, Frau von Charny? sagt er. Was macht die Königin?

Sire, die Königin läßt Sie inständig bitten, wegzufahren und die Pariser nicht zu erwarten. An der Spitze Ihrer Garden und der Soldaten vom Regiment Flandern werden Sie überall durchkommen.

Ist das Ihre Ansicht, Herr von Charny?

Ja, Sire, wenn Sie zugleich über die Grenze gelangen werden, wenn nicht, so ist es besser, hier zu bleiben.

Der König schüttelte den Kopf.

Er bleibt, nicht weil er den Mut, zu bleiben, sondern weil er nicht die Kraft hat, zu gehen.

Ganz leise murmelt er: Ein flüchtiger König!

Dann wendet er sich an Andree:

Sagen Sie der Königin, sie möge allein wegfahren.

Andree entfernte sich, um den Auftrag zu besorgen.

Fünf Minuten nachher trat die Königin ein und stellte sich neben den König.

Was wollen Sie hier, Madame? fragte Ludwig XVI.

Mit Ihnen sterben, mein Herr! antwortete die Königin.

Ah! murmelte Charny, hier ist sie wirklich schön.

Die Königin bebte, sie hatte gehört.

Ich glaube in der That, ich würde besser daran thun, zu sterben, als zu leben! sagte sie.

In diesem Augenblick wurde der Marsch der Nationalgarde unter den Fenstern des Palastes selbst geschlagen.

Gilbert trat hastig ein.

Sire, sagte er zum König, Eure Majestät hat nichts mehr zu befürchten: Herr von Lafayette ist da.

Der König liebte Herrn von Lafayette nicht, aber er begnügte sich damit, daß er ihn nicht liebte.

Bei der Königin war es anders, sie haßte ihn aufrichtig und verbarg ihren Haß nicht. So geschah es, daß Gilbert auf diese Nachricht, die er für eine der glücklichsten hielt, keine Antwort erhielt.

Aber Gilbert war nicht der Mann, der sich durch das königliche Stillschweigen einschüchtern ließ.

Hat Eure Majestät gehört? sprach er mit festem Tone zum König. Herr von Lafayette ist unten und stellt sich zu den Befehlen Eurer Majestät.

Die Königin blieb fortwährend stumm.

Der König machte eine Anstrengung gegen sich selbst.

Man sage ihm, daß ich ihm danke, und lade ihn in meinem Namen ein, heraufzukommen.

Ein Offizier verbeugte sich und ging ab.

Die Königin machte drei Schritte rückwärts.

Doch mit einer beinahe gebieterischen Gebärde hielt sie der König zurück.

Die Höflinge bildeten zwei Gruppen.

Charny und Gilbert blieben beim König.

Alle anderen wichen, wie die Königin, zurück und stellten sich hinter sie.

Man hörte den Tritt eines einzigen Menschen, und Herr von Lafayette erscheint im Thürrahmen.

Unter dem Stillschweigen, das bei seinem Anblick eintrat, sprach eine Stimme, die der Gruppe der Königin angehörte, die Worte: Da ist Cromwell.

Lafayette lächelte.

Cromwell wäre nicht allein zu Karl I. gekommen, sagte er.

Ludwig XVI. wandte sich gegen die furchtbaren Freunde um, die ihm den Mann, der ihm eben zu Hilfe eilt, als einen Feind bezeichnen wollten.

Dann sagte er zu Herrn von Charny: Graf, ich bleibe. Sobald Herr von Lafayette hier ist, habe ich nichts mehr zu befürchten. Heißen Sie die Truppen sich gegen Rambouillet zurückziehen. Die Nationalgarde wird die äußeren Gräben, die Garde-du-corps werden die des Schlosses besetzen.

Hernach wandte er sich an Lafayette und sprach:

Kommen Sie, General, ich habe mit Ihnen zu reden. Und als Gilbert einen Schritt machte, um sich zu entfernen, fügte er bei: Doktor Sie sind nicht zu viel, kommen Sie.

Die Königin schaute ihnen nach, und als die Thüre wieder geschlossen war, sagte sie:

Ach! heute mußte man fliehen; heute war es noch Zeit. Morgen wird es vielleicht zu spät sein!

Und sie ging ebenfalls in ihre Gemächer.

Mittlerweile schlug ein gewaltiger Schein an die Scheiben des Palastes. Das kam von einem ungeheuren Feuerherd, wo man die Stücke des toten Pferdes braten ließ.

Die Nacht war ziemlich ruhig; die Nationalversammlung blieb bis um drei Uhr morgens in Sitzung. Ehe die Mitglieder sichtrennten, schickten sie zwei von ihren Gerichtsdienern ab, die Versailles durchliefen, die Zugänge des Schlosses besichtigten und die Runde im Parke machten.

Alles war ruhig oder schien ruhig zu sein.

Die Königin hatte um Mitternacht durch das Gitter von Trianon hinausgehen wollen, aber die Nationalgarde hatte sich geweigert, sie passieren zu lassen.

Sie hatte Befürchtungen geäußert, und man hatte ihr erwidert, sie sei in Versailles mehr in Sicherheit, als überall anderwärts.

Demzufolge hatte sie sich in ihre kleinen Gemächer zurückgezogen, und sich in der That beruhigt gefühlt. Vor ihrer Thüre hatte sie Georges von Charny gefunden. Er war bewaffnet und stützte sich auf eine kurze Flinte.

Da näherte sie sich ihm und sagte: Ah! Sie sind es, Baron?

Wer hat Sie dahin gestellt?

Mein Bruder, Madame.

Und wo ist Ihr Bruder?

Beim König.

Warum beim König?

Weil er das Haupt der Familie ist, wie er gesagt hat, und weil er in dieser Eigenschaft das Recht hat, für den König zu sterben, der das Haupt des

Staats ist. Ja, sagte Marie Antoinette mit einer gewissen Bitterkeit, während Sie nur das Recht haben, für die Königin zu sterben.

Es wird eine große Ehre für mich sein, Madame, wenn Gott mir erlaubt, daß ich je diese Pflicht erfülle, erwiderte der junge Mann, indem er sich verbeugte.

Die Königin machte einen Schritt, um sich zurückzuziehen, aber ein Verdacht erfaßte sie in ihrem Herzen.

Sie blieb stehen, wandte den Kopf halb um und fragte:

Und ... die Gräfin, wie ist es ihr ergangen?

Die Gräfin, Madame, ist vor zehn Minuten zurückgekommen und hat sich ein Bett im Vorzimmer Eurer Majestät aufschlagen lassen.

Die Königin biß sich auf die Lippen.

Man konnte diese Familie Charny anrühren, in welchem Punkte man wollte, man fand sie nie außerhalb ihrer Pflicht.

Ich danke, mein Herr, sprach die Königin mit einem reizenden Zeichen der Hand und des Kopfs, ich danke Ihnen, daß Sie so gut über der Königin wachen. Sie werden in meinem Auftrage Ihrem Bruder danken, daß er so gut über dem König wacht.

Nach diesen Worten ging sie hinein. Im Vorzimmer fand sie Andree, sie war noch nicht zu Bette gegangen, sondern stand ehrerbietig da und wartete. Marie Antoinette konnte nicht umhin, ihr die Hand zu reichen.

Gräfin, ich habe soeben Ihrem Schwager Georges gedankt, sagte sie. Ich habe ihn beauftragt, Ihrem Manne zu danken, ich danke Ihnen ebenfalls.

Andree verneigte sich und trat auf die Seite, um die Königin vorübergehen zu lassen, die in ihr Schlafzimmer zurückkehrte.

Die Königin hieß sie nicht folgen. Diese Ergebenheit, aus der sich, wie man fühlte, die Zuneigung zurückgezogen hatte, und die dennoch, so eifrig sie

war, bis zum Tode stand hielt, bereitete der Königin ein Mißbehagen.

Um drei Uhr morgens war alles ruhig.

Gilbert war mit Herrn von Lafayette, der zwölf Stunden zu Pferde gesessen und vor Müdigkeit sich kaum mehr halten konnte, aus dem Schlosse weggegangen. Gilbert war vor der Thüre Billot begegnet, der mit der Nationalgarde gekommen war; er hatte Gilbert wegreiten sehen und dachte, Gilbert könnte seiner dort bedürfen.

Durch den Bericht ihrer Gerichtsdiener beruhigt, hatte sich die Nationalversammlung selbst zurückgezogen. Man hoffte, diese Ruhe würde nicht gestört werden, doch man rechnete schlecht.

Fast bei allen Volksbewegungen, welche die großen Revolutionen vorbereiten, tritt eine Pause ein, wo man glaubt, alles sei beendigt, und man könne ruhig schlafen.

Während dieser schrecklichen Nacht kam noch ein Antrieb hinzu, er ging von zwei Scharen aus, von denen die eine am Abend, die andre in der Nacht in Versailles angekommen war.

Die erste kam aus Hunger und verlangte Brot.

Die andere kam aus Haß und forderte Rache.

Wir wissen, wer die erste Schar anführte, Maillard und Lafayette.

Wer führte nun die zweite an? Die Geschichte nennt niemand. Doch in Ermangelung der Geschichte nennt die Sage:

Marat!

Wir kennen ihn, wir sahen ihn beim Hochzeitsfeste Marie Antoinettes auf der Place Louis XV. Beine abschneiden. Wir sahen ihn auf dem Platze vor dem Stadthause die Bürger nach dem Platze der Bastille treiben.

Wir sehen ihn endlich in der Nacht umherschleichen, gleich den Wölfen, die um die Schafpferche kriechen und warten, bis der Schäfer eingeschlafen

ist, um ihr blutiges Werk zu wagen.

Verriere!

Diesen nennen wir zum erstenmal. Er war ein ungestalter Zwerg, ein häßlicher Buckeliger, auf unmäßigen Beinen. Bei jedem Sturme, der den Grund der Gesellschaft aufwühlte, sah man den blutigen Gnom mit dem Schaume aufsteigen und sich auf der Oberfläche bewegen, zwei oder dreimal sah man ihn in erschrecklichen Epochen in Paris erscheinen, auf einem schwarzen Rosse hockend, ähnlich einer Gestalt der Apokalypse oder einem von jenen ungeheuerlichen Teufeln, wie sie die Fantasie eines Callot erzeugte, um den heiligen Antonius zu versuchen.

Eines Tags stellte er sich in einem Klub auf den Tisch und griff Danton an, bedrohte ihn sogar. Das war zur Zeit, wo die Popularität des Mannes vom 2. September zu wanken anfing. Unter dieser giftigen Anklage fühlte sich Danton verloren, verloren wie der Löwe, der zwei Daumen breit von seinen Lippen den häßlichen Kopf einer Schlange erblickt. Er schaute umher und suchte eine Waffe oder eine Stütze. Er erblickte zum Glück einen andern Buckeligen, packte ihn unter seinen Schultern, hob ihn auf und stellte ihn auf den Tisch seinem Feind gegenüber.

Mein Freund, sagte er, antworten Sie diesem Herrn, ich trete Ihnen das Wort ab.

Man brach in ein Gelächter aus, und Danton war gerettet.

Wenigstens für diesmal.

Es waren also, wie die Sage es behauptet, Marat, Verriere, und dann noch: Der Herzog von Aiguillon.

Der Herzog von Aiguillon, das heißt einer von den Hauptfeinden der Königin.

Der Herzog von Aiguillon als Weib verkleidet.

Wer sagt das? Alle Welt.

Der Abbé Delille und der Abbé Maury, zwei Abbes, die sich so wenig gleichen.

Dem ersten schreibt man den bekannten Vers zu:

En homme, c'est un lâche; en femme, un assasin.

Beim Abbé Maury ist es etwas andres.

Vierzehn Tage nach den Ereignissen begegnete ihm der Herzog von Aiguillon auf der Terrasse der Feuillans und wollte ihn anreden.

Geh deines Weges, Schmutziger, spricht der Abbé Maury.

Und er entfernte sich majestätisch vom Herzog.

Diese drei Männer kamen also, wie man sagt, gegen vier Uhr morgens in Versailles an. Sie führten die zweite Schar, diese bestand aus Menschen, die nach denjenigen kommen, welche kämpfen, um zu siegen, sie kommen, um zu rauben und zu morden.

Bei der Bastille hatte man wohl ein wenig gemordet, aber man hatte gar nicht geraubt. Versailles bot eine schöne Entschädigung, die man sich nehmen konnte.

Gegen halb fünf Uhr morgens bebte das Schloß mitten in seinem Schlafe. Ein Flintenschuß war vom Marmorhofe aus abgefeuert worden.

Fünf- bis sechshundert Menschen waren plötzlich beim Gitter erschienen, und sich anreizend, antreibend, hatten sie mit einer gemeinschaftlichen Anstrengung das Gitter erstiegen und gesprengt.

Dann hatte der Flintenschuß der Schildwache Lärm gemacht.

Einer von den Angreifenden war tot niedergestürzt. Sein blutiger Leichnam streckte sich auf dem Pflaster aus.

Dieser Schuß zerspaltete die Gruppe der Räuber, von denen es die einen auf das Silberzeug des Schlosses, die andren, wer weiß! auf die Krone des

Königs abgesehen hatten.

Wie durch einen ungeheuren Axtstreich getrennt, teilt sich die Woge in zwei Gruppen. Die eine zieht nach den Gemächern der Königin, die andere geht zur Wohnung des Königs hinauf.

Die ganze Bewachung des Königs besteht in diesem Augenblick aus dem Mann, der vor der Thüre Schildwache steht, und aus einem Offizier, der hastig aus den Vorzimmern heraustritt, bewaffnet mit einer Hellebarde, die er dem erschrockenen Schweizer entrissen hat.

Wer da? ruft die Schildwache, wer da?

Und da keine Antwort gegeben wird und die Flut immer mehr steigt, ruft sie zum dritten Male: Wer da?

Und sie schlägt an.

Der Offizier begreift, was aus einem Schuß in den königlichen Gemächern entstehen muß; er hebt die Flinte auf, stürzt den Angreifenden entgegen und versperrt mit seiner Hellebarde die Treppe in ihrer ganzen Breite. Meine Herren! meine Herren! ruft er, was wollt Ihr? was verlangt Ihr?

Nichts, nichts, antworteten spottend mehrere Stimmen. Lassen Sie uns vorbei; wir sind gute Freunde Seiner Majestät.

Ihr seid gute Freunde Seiner Majestät, und Ihr bringt ihr den Krieg ...

Diesmal keine Antwort ... Ein unheimliches Gelächter, das war alles.

Ein Mann packt den Stiel der Hellebarde, die der Offizier nicht loslassen will. Damit er sie loslasse, beißt er ihn in die Hand.

Der Offizier reißt die Hellebarde aus den Händen seines Gegners, packt den eichenen Stiel, läßt ihn mit seiner Kraft auf den Kopf seines Gegners fallen und zerschmettert ihm den Schädel.

Die Heftigkeit des Schlags hat die Hellebarde entzwei gebrochen.

Nun hat der Offizier zwei Waffen statt einer, einen Stock und einen Dolch.

Mit dem Stock schlägt er das Rad, mit dem Dolche stößt er zu. Mittlerweile hat die Schildwache die Thüre des Vorzimmers wieder geöffnet und um Hilfe gerufen.

Meine Herren, meine Herren, ruft die Schildwache; Herrn von Charny zu Hülfe, zu Hülfe!

Die Säbel fliegen aus der Scheide, glänzen einen Augenblick beim Scheine der Lampe, die oben auf der Treppe brennt, und durchwühlen rechts und links von Charny die Angreifenden.

Schmerzensschreie werden hörbar, das Blut spritzt, die Flut weicht zurück, rollt die Stufen hinab und entblößt diese, welche beim Rückzuge der Masse nun rot und schlüpfrig erscheinen.

Die Thüre des Vorzimmers öffnet sich zum dritten Mal und die Schildwache ruft:

Kommen Sie herein, meine Herren, der König befiehlt es.

Die Gardisten benützen den Augenblick der Verwirrung, der bei der Menge eintritt. Sie stürzen nach der Thüre. Charny geht zuletzt hinein. Die Thüre schließt sich hinter ihm, die zwei großen Riegel gleiten in ihre Schließkappen.

Tausend Stöße geschehen zugleich an diese Thüre; aber man häuft hinter ihr Bänke, Tische, Sessel auf. Sie wird wohl zehn Minuten halten.

Zehn Minuten! Während dieser zehn Minuten wird eine Verstärkung kommen.

Sehen wir, was bei der Königin vorgeht.

Die zweite Gruppe ist nach den kleinen Gemächern gegangen; doch hier ist die Treppe sehr eng, und kaum zwei Personen können nebeneinander durch den Korridor gehen.

Hier wacht Georges von Charny.

Bei dem dritten: Wer da? das ohne Antwort geblieben, hat er gefeuert. Auf den Lärm des Schusses öffnet sich die Thüre der Königin.

Andree schaute bleich, aber ruhig heraus.

Was giebt es? fragte sie.

Madame, rief Georges, retten Sie Ihre Majestät, man will ihr ans Leben gehen. Ich bin allein hier gegen Tausend. Doch gleichviel, ich werde so lange als möglich stand halten... beeilen Sie sich, beeilen Sie sich!

Dann, da die Angreifenden auf ihn losstürzen, zieht er die Thüre zu und ruft:

Schließen Sie die Riegel. Ich werde lange genug leben, um der Königin Zeit zu lassen, aufzustehen und zu fliehen.

Und er dreht sich um und durchbohrt mit seinem Bajonett die zwei ersten, die er im Korridor trifft.

Die Königin hatte alles gehört, und als Andree in ihr Zimmer eintrat, fand sie Marie Antoinette bereits außer dem Bette. Zwei von ihren Frauen, Madame Hogue und Madame Thibault, kleiden sie in Eile an.

Halb angekleidet, führen sie sodann die zwei Frauen durch einen geheimen Gang zum König fort, während immer ruhig und wie gleichgültig gegen ihre eigene Gefahr, Andree eine nach der andern, mit dem Riegel jede Thüre verschließt, durch die sie Marie Antoinette auf dem Fuße folgt.

Der Morgen.

Auf der Grenze der beiden Wohnungen erwartete ein Mann die Königin. Es war Charny, überströmt von Blut.

Der König! rief Marie Antoinette, als sie Charnys blutige Kleider sah. Der König! mein Herr, Sie haben versprochen, den König zu retten!

Der König ist gerettet, Madame, antwortete Charny.

Und er tauchte seinen Blick durch die Thüren, welche die Königin offen gelassen hatte, um von ihren Gemächern zum Oeil-de-Bœuf zu gelangen, wo in diesem Augenblick die Königin, Madame Royale, der Dauphin und einige Gardisten versammelt waren, und wollte eben fragen, wo Andree sei, als er dem Blicke der Königin begegnete.

Dieser Blick hielt ihm das Wort auf seinen Lippen zurück.

Doch der Blick der Königin drang noch tiefer in sein Herz ein. Er hatte nicht nötig, zu sprechen; Marie Antoinette erriet, seine Gedanken.

Sie kommt, sagte sie, seien Sie unbesorgt.

Und sie lief zum Dauphin und nahm ihn in ihre Arme.

Andree und Charny wechselten nicht ein Wort.

Das Lächeln des einen erwiderte das Lächeln der andern.

Seltsam! diese zwei so lange getrennten Herzen hatten nun Schläge, die einander antworteten.

Während dieser Zeit schaute die Königin umher, und als wäre sie glücklich gewesen, Charny bei einem Versehen zu ertappen, fragte sie: Der König? der König?

Der König sucht Sie, Madame, antwortete Charny ruhig. Er ist durch einen Korridor zu Ihnen gegangen, während Sie durch einen andern gekommen sind.

In demselben Augenblick hört man gewaltiges Geschrei im anstoßenden Saal.

Das waren Mörder, die schreien: Nieder mit der Österreicherin! nieder mit der Messalina! nieder mit der Veto! Man muß sie erdrosseln, man muß sie aufhängen!

Zu gleicher Zeit werden zwei Pistolenschüsse hörbar, und zwei Kugeln durchlöchern die Thüre in verschiedenen Höhen.

Eine von den Kugeln flog über den Kopf des Dauphin vorüber und drang in das Getäfel ein.

Oh! mein Gott! mein Gott! rief die Königin, auf die Kniee fallend, wir werden alle sterben.

Auf einen Wink von Charny bildeten die fünf bis sechs Gardisten sodann einen Wall für die Königin und die zwei königlichen Prinzen.

In diesem Augenblick erschien der König, die Augen voll Thränen, das Gesicht bleich; er rief der Königin, wie die Königin dem König gerufen hatte.

Er erblickte sie und warf sich in ihre Arme.

Gerettet! gerettet! rief die Königin.

Durch ihn, Madame, antwortete der König, auf Charny deutend; und Sie, auch gerettet, nicht wahr?

Durch seinen Bruder, erwiderte die Königin.

Mein Herr, sprach Ludwig XVI, zum Grafen, wir sind Ihrer Familie viel schuldig, zu viel, als daß wir unsre Schuld je bezahlen könnten.

Die Königin begegnete dem Blick von Andree und wandte errötend den Kopf ab.

Die Streiche der Angreifenden begannen an der Thüre zu erschallen.

Auf, meine Herren, sprach Charny, wir müssen hier eine Stunde fest halten. Wir sind unser sieben, und man wird, wenn wir uns gut verteidigen, wohl

eine Stunde brauchen, um uns zu töten. Binnen einer Stunde muß man notwendig Ihren Majestäten zu Hilfe kommen.

Und mit diesen Worten packte Charny einen ungeheuren Schrank, der in der Ecke des königlichen Zimmers stand.

Man folgte seinem Beispiel, und bald war eine Menge von Möbeln aufgehäuft, durch die sich die Garden Schießscharten machten, um durchzufeuern.

Die Königin nahm ihre zwei Kinder in ihre Arme, erhob ihre Hände über ihrem Haupte und betete.

Die Kinder erstickten ihr Schluchzen und ihre Thränen. Der König ging in das an das Oeil-de-Boeuf anstoßende Kabinett, um einige kostbare Papiere zu verbrennen, die er den Angreifenden entziehen wollte.

Diese wüteten gegen die Thüre. Jeden Augenblick sah man ein Stück davon unter der Schneide einer Axt oder unter der Wucht eines Brecheisens springen.

Durch die Öffnungen drangen die Piken mit der geröteten Zunge, die Bajonette mit der blutigen Spitze und suchten den Tod zu bereiten. Zu gleicher Zeit durchlöcherten die Kugeln den Rahmen über der Barrikade und durchfurchten den Gips des vergoldeten Plafonds.

Endlich stürzte eine Bank von dem Schranke herab. Der Schrank spaltete sich; eine ganze Füllung der Thüre öffnete sich gähnend wie ein Schlund, und man sah durch die erweiterte Öffnung, statt der Bajonette und der Piken, blutige Arme dringen, die sich an die Öffnungen anklammerten und sie immer mehr erweiterten.

Die Gardisten hatten ihre letzten Patronen verschossen, und zwar nicht unnütz, denn durch die zunehmende Öffnung sah man den Boden der Gallerie mit Verwundeten und Toten bestreut.

Auf das Geschrei der Frauen, die durch diese Öffnung schon den Tod eintreten zu sehen glaubten, kam der König zurück.

Sire, sagte Charny, schließen Sie sich mit der Königin im entferntesten Kabinett ein; verriegeln Sie hinter Ihnen alle Thüren; stellen Sie zwei von uns hinter die Thüren. Ich stehe für zwei Stunden; sie haben mehr als vierzig Minuten gebraucht, um diese zu durchbrechen.

Der König zauderte; es kam ihm demütigend vor, so von Zimmer zu Zimmer zu fliehen.

Hätte er nicht die Königin gehabt, er wäre nicht einen Schritt zurückgewichen, hätte die Königin nicht ihre Kinder gehabt, sie wäre so fest geblieben, als der König.

Aber, ach! arme Menschen! Könige oder Unterthanen, wir haben immer im Herzen eine geheime Öffnung, durch welche die Kühnheit flieht und der Schrecken eintritt.

Der König war also im Begriff, den Befehl zu geben, in das abgelegenste Kabinett zu fliehen, als plötzlich die mörderischen Arme sich zurückzogen, die Piken und die Bajonette verschwanden, die Schreie und die Drohungen erloschen.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, wo jeder Mund offen, jedes Ohr gespannt, jeder Atem gehemmt blieb.

Dann hörte man den abgemessenen Schritt einer regelmäßigen Truppe.

Das ist die Nationalgarde! rief Charny.

Herr von Charny! Herr von Charny! rief eine Stimme.

Und zu gleicher Zeit erschien das wohlbekannte Gesicht von Billot an der Öffnung.

Billot! rief Charny; Sie sind es, mein Freund?

Ja, ich bin es. Der König und die Königin, wo sind sie?

Sie sind hier.

Unversehrt?

Unversehrt.

Gott sei gelobt! Herr Gilbert! Herr Gilbert! hierher!

Beim Namen Gilbert bebten zwei Frauenherzen auf eine sehr verschiedene Art.

Charny wandte sich instinktartig um, er sah Andre« und die Königin bei diesem Namen erbleichen.

Er schüttelte den Kopf und seufzte.

Öffnen Sie die Thüren, meine Herren, sagte der König.

Die Gardes-du-corps stürzten hinzu und zerstreuten die Trümmer der Barrikade.

Während dieser Zeit hörte man die Stimme Lafayettes rufen: Meine Herren von der Pariser Nationalgarde, ich habe gestern abend dem König mein Wort gegeben, es würde allem, was Seiner Majestät gehört, nichts Böses widerfahren. Wenn Sie die Gardisten ermorden lassen, so machen Sie, daß mein Ehrenwort gebrochen ist, und ich bin dann nicht mehr würdig, Ihr Chef zu sein.

Als die Thüre sich öffnete, waren die Personen, die man erblickte, der General Lafayette und Gilbert; etwas links stand Billot, ganz freudig über den Anteil, den er an der Befreiung des Königs gehabt hatte.

Billot hatte Lafayette aufgeweckt.

Hinter Lafayette stand der Kapitän Gondran, Kommandant der Kompagnie von Saint-Philippe-du-Roule.

Madame Adelaide war die erste, die Lafayette entgegenlief, sie schlang ihre Arme mit der Dankbarkeit des Schreckens um seinen Hals und rief: Ah! mein Herr, Sie haben uns gerettet!

Lafayette trat ehrerbietig vor, um über die Schwelle des Oeil-du-Boeuf zu schreiten; doch ein Offizier hielt ihn zurück und fragte: Verzeihen Sie, mein Herr, haben Sie die großen Entrees?

Wenn er sie nicht hat, so gebe ich sie ihm, sprach der König, Lafayette die Hand reichend.

Es lebe der König! es lebe die Königin! rief Billot.

Der König wandte sich um.

Das ist eine Stimme, die ich kenne, sagte er lächelnd.

Sie sind sehr gnädig, Sire, antwortete der brave Pächter. Ja, ja, es ist die Stimme von der Fahrt nach Paris. Ah! wenn Sie in Paris geblieben wären, statt hierher zurückzukehren!

Der König faltete die Stirn.

Ja, sagte er, sie sind äußerst liebenswürdig, die Pariser!

Nun? fragte der König Herrn von Lafayette, wie einer, der sagen will: Was ist Ihrer Ansicht nach zu thun?

Sire, antwortete ehrerbietig Herr von Lafayette, ich glaube, es wäre gut, wenn Eure Majestät sich auf dem Balkon zeigte.

Der König befragte Gilbert, doch nur mit dem Auge. Darauf ging er gerade auf das Fenster zu, öffnete es und erschien auf dem Balkon.

Es erscholl ein gewaltiger Ruf, ein einstimmiger Ruf:

Es lebe der König!

Dann folgte ein zweiter Ruf auf den ersten:

Der König nach Paris!

Und zwischen diesen zwei Rufen schrieen furchtbare Stimmen: Die Königin! die Königin! Bei diesem Schrei bebte alle Welt; der König erbleichte, Charny erbleichte, selbst Gilbert erbleichte.

Die Königin erhob das Haupt.

Auch bleich, die Lippen zusammengepreßt, die Stirne gefaltet, stand sie beim Fenster.

Madame Royale lehnte sich an sie. Vor ihr war ihr Dauphin, und auf dem blonden Kopfe des Kindes preßte sich krampfhaft ihre marmorweiße Hand an.

Die Königin! die Königin! fuhren die Stimmen fort, die immer furchtbarer wurden.

Das Volk wünscht Sie zu sehen, Madame, sagte Lafayette.

Oh! gehen Sie nicht, meine Mutter! rief Madame Royale, in Thränen zerfließend, indem sie ihren Arm um den Hals der Königin schlang.

Die Königin schaute Lafayette an.

Fürchten Sie nichts, Madame, sagte er.

Wie! ganz allein! versetzte die Königin.

Lafayette lächelte, und ehrerbietig, mit jenen anmutigen Manieren, die er bis in sein Alter behielt, machte er die zwei Kinder von ihrer Mutter los und schob sie zuerst auf den Balkon.

Dann bot er der Königin den Arm und sprach:

Eure Majestät geruhe, sich mir anzuvertrauen, und ich stehe für alles.

Und er führte die Königin auch auf den Balkon.

Es war ein entsetzliches Schauspiel, und ganz geeignet, den Schwindel zu geben, das Schauspiel, das der Marmorhof, verwandelt in ein

Menschenmeer von heulenden Wellen, bot.

Beim Anblick der Königin brach ein ungeheurer Schrei aus dieser Menge hervor, und man hätte nicht sagen können, ob es ein Schrei der Drohung oder ein Freudenschrei war.

Lafayette küßte der Königin die Hand; dann erscholl ein allgemeiner Beifallsruf.

In dieser edlen französischen Nation ist bis in den bürgerlichen Adern ritterliches Blut.

Die Königin atmete freier.

Seltsames Volk! sagte sie. Dann bebte sie plötzlich und sprach:

Und meine Gardisten, mein Herr, meine Gardisten, die mir das Leben gerettet haben, vermögen Sie nichts für sie?

Geben Sie mir einen, Madame, erwiderte Lafayette.

Herr von Charny! Herr von Charny! rief die Königin.

Aber Charny machte einen Schritt rückwärts, er hatte begriffen, um was es sich handelte.

Er wollte nicht für den Abend des 1. Oktobers öffentliche Abbitte thun.

Da er nicht schuldig war, so bedurfte er keiner Amnestie.

Andree ihrerseits hatte denselben Eindruck gefühlt; sie hatte die Hand gegen Charny ausgestreckt, um ihn zurückzuhalten.

Ihre Hand begegnete der Hand des Grafen, diese beiden Hände drückten sich.

Die Königin sah es, sie, die doch in diesem Augenblick so viele Dinge zu sehen hatte.

Ihr Auge flammte, und mit stöhnender Brust, mit stockender Stimme sagte sie zu einem Gardisten:

Mein Herr, mein Herr, kommen Sie, ich befehle es Ihnen.

Der Gardist gehorchte.

Er hatte nicht dieselben Gründe des Zögerns wie Charny.

Herr von Lafayette zog den Gardisten auf den Balkon, steckte ihm seine eigene dreifarbige Kokarde an den Hut und umarmte ihn.

Es lebe Lafayette! es leben die Gardes-du-corps! riefen fünfzigtausend Stimmen.

Einige Stimmen wollten das dumpfe Murren, die letzte Drohung des entfliehenden Sturmes, hören lassen.

Aber sie wurden durch den allgemeinen Zuruf bedeckt.

Wohlan! sagte Lafayette, alles ist beendigt, und das schöne Wetter ist wiedergekehrt!

Dann trat er zurück und sprach: Doch damit es nicht abermals getrübt werde, Sire, bleibt ein letztes Opfer zu bringen.

Ja, versetzte der König nachdenkend, Versailles verlassen, nicht wahr? Und nach Paris kommen, Sire.

Mein Herr, sagte der König, Sie können dem Volke verkünden, in einer Stunde werden wir, die Königin, ich und meine Kinder, nach Paris abgehen.

Dann zur Königin: Madame gehen Sie in Ihre Gemächer und treffen Sie Anstalten.

Dieser Befehl des Königs schien Charny an etwas wie ein wichtiges Ereignis, das er vergessen hatte, zu erinnern.

Er eilte der Königin voran.

Was wollen Sie bei mir machen, mein Herr? fragte die Königin hart; Sie haben nichts dort zu thun.

Ich wünsche es sehr lebhaft, Madame, erwiderte Charny, und wenn ich wirklich nichts dort zu thun habe, so werde ich nicht so lange bleiben, daß meine Gegenwart Eurer Majestät mißfallen könnte.

Die Königin folgte ihm. Blutspuren befleckten den Boden; die Königin sah sie. Marie Antoinette schloß die Augen, suchte einen Arm, um sie zu führen, nahm den von Charny und ging so ein paar Schritte blind.

Plötzlich fühlte sie, wie Charny am ganzen Leibe schauerte.

Was giebt es, mein Herr? fragte sie, die Augen wieder öffnend. Dann rief sie: Ein Leichnam! ein Leichnam!

Eure Majestät wird mich entschuldigen, wenn ich ihren Arm loslasse, sagte Charny. Ich habe gefunden, was ich bei ihr gesucht, den Leichnam meines Bruders Georges.

Es war in der That der des unglücklichen jungen Mannes, dem sein Bruder befohlen hatte, sich für die Königin töten zu lassen. Er hatte pünktlich gehorcht.

Georges von Charny.

Die Erzählung, die wir gegeben haben, ist schon auf hundert verschiedene Arten gemacht worden, denn es ist sicherlich eine der interessantesten aus der großen von 1789 bis 1795 verlaufenen Periode, die man die französische Revolution nennt.

Sie wird noch auf hundert verschiedene Arten gemacht werden, aber wir versichern zum voraus, niemand wird es mit mehr Unparteilichkeit thun, als wir.

Doch nach allen diesen Erzählungen wird noch sehr viel zu thun bleiben, denn die Geschichte ist nie vollständig! Unter hunderttausend Zeugen hat

jeder seine eigene Darstellung; unter hunderttausend verschiedenen Einzelheiten hat jede ihr Interesse und ihre Poesie gerade dadurch, daß sie verschieden sind.

Doch wozu werden diese Erzählungen dienen? hat je eine politische Lektion einen Politiker unterrichtet?

Haben je die Thränen und das Blut der Könige die Macht des einfachen Wassertropfens gehabt, der die Steine aushöhlt?

Nein, die Königinnen haben geweint; die Könige sind ermordet worden, und zwar ohne daß ihre Nachfolger aus der schrecklichen Lehre des Schicksals jemals einen Nutzen gezogen hätten.

Die ergebenen Menschen haben ihre Ergebenheit verschwendet, ohne daß denjenigen, welche vom Verhängnis zum Unglück bestimmt waren, ein Vorteil daraus erwachsen wäre.

Ach! wir haben die Königin über den Leichnam von einem jener Menschen beinahe stolpern sehen, welche die Könige ganz blutig auf dem Wege liegen lassen, den sie bei ihrem Fall durchlaufen haben.

Einige Stunden nach dem Schreckensschrei, den die Königin ausgestoßen, und in dem Augenblick, wo sie mit dem König und ihren Kindern Versailles, wohin sie nicht mehr zurückkehren sollte, verließ, ereignete sich in einem kleinen inneren, vom Regen befeuchteten Hof, den ein scharfer Herbstwind zu trocknen anfing, folgendes:

Ein schwarz gekleideter Mann neigte sich über einen Leichnam.

Ein Mann in der Uniform der Garden kniete auf der andern Seite des Leichnams.

Drei Schritte von ihnen stand, die Hände krampfhaft geballt, die Augen starr, ein dritter Gefährte.

Der Tote war ein junger Mann von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, dessen ganzes Blut durch die breiten Wunden, die er am Kopf und

an der Brust erhalten, ausgeströmt zu sein schien. Ganz durchfurcht und bläulichweiß geworden, schien sich seine Brust unter dem angestrengten Atem eines hoffnungslosen Kampfes noch zu heben.

Sein leicht geöffneter Mund, sein mit einem Ausdruck des Schmerzes und des Zornes zurückgeworfener Kopf erinnerten den Geist an jenes schöne Bild des römischen Volks: Und mit einem langen Seufzer entflieht das Leben nach der Wohnung der Schatten.

Der schwarz gekleidete Mann war Gilbert.

Der Offizier auf den Knieen war der Graf Charny.

Der stehende Mann war Billot.

Der Leichnam war der des Barons Georges von Charny.

Gilbert, der sich über den Leichnam neigte, schaute mit jener erhabenen Starrheit, die bei dem Sterbenden das Leben, das zu entfliehen im Begriff ist, zurückhält, und bei dem Toten die entflohene Seele beinahe zurückruft.

Kalt, starr; er ist tot, ganz tot, sprach er endlich.

Der Graf von Charny gab ein heiseres Stöhnen von sich, schloß den unempfindlichen Leib in seine Arme und brach in ein so herzzerreißendes Schluchzen aus, daß der Arzt schauderte und Billot den Kopf in einem Winkel des kleinen Hofes verbarg.

Dann hob der Graf plötzlich den Leichnam auf, lehnte ihn an die Mauer an, zog sich langsam zurück und schaute immer, ob sein toter Bruder sich nicht wieder beleben und ihm folgen würde.

Gilbert blieb auf einem Knie, den Kopf auf seine Hand gestützt, nachdenkend, erschrocken, unbeweglich.

Billot verließ nun seinen düstern Winkel und trat auf Gilbert zu. Er hörte nicht mehr das Schluchzen des Grafen, das ihm das Herz zerrissen hatte.

Ach! ach! Herr Gilbert, sprach er, dies ist also entschieden der Bürgerkrieg, und das, was Sie mir vorhergesagt haben, geschieht, nur geschieht die Sache schneller, als ich glaubte, und als Sie selbst glaubten. Ich habe diese Schurken unredliche Leute ermorden sehen. Ich sehe nun diese Schurken redliche Leute ermorden. Damals, Herr Gilbert, haben Sie mir vorhergesagt, es werde ein Tag kommen, wo man die ehrlichen Leute töte.

Man hat den Herrn Baron von Charny getötet. Ich bebe nicht mehr, ich weine; es schaudert mich nicht mehr vor den andern, ich habe Furcht vor mir selbst.

Billot! versetzte Gilbert.

Doch ohne zu hören, fuhr Billot fort:

Hier ist ein armer junger Mann, den man gemordet, Herr Gilbert; er war ein Soldat im Kampf; er mordete nicht, aber man hat ihn ermordet.

Billot stieß einen Seufzer aus, der aus der tiefsten Tiefe seines Innern zu kommen schien.

Ah! der Unglückliche, sagte er, ich kannte ihn als Kind, ich sah ihn von Boursonne nach Villers-Cotterets auf seinem kleinen Grauschimmel vorüberreiten; er brachte den Armen Brot von seiner Mutter.

Er war ein schönes Kind mit weiß und rosigem Gesichte, mit großen blauen Augen, er lachte immer.

Nun! es ist seltsam, seitdem ich ihn hier blutig, entstellt, ausgestreckt gesehen habe, ist das nicht mehr ein Leichnam, was ich wiedersehe, es ist immer das lächelnde Kind, das am linken Arme einen Korb und mit der rechten Hand seine Börse hält.

Ah! Herr Gilbert, wahrhaftig, ich glaube, es ist so genug, und ich fühle nicht Lust in mir, mehr zu sehen, denn Sie haben es mir vorhergesagt, wir werden dahin kommen, daß ich auch Sie sterben sehe, und dann ...

Gilbert schüttelte sanft den Kopf und erwiderte: Billot, seien Sie ruhig, meine Stunde ist noch nicht gekommen.

Es mag sein; doch die meinige ist gekommen, Doktor. Ich habe dort Ernten, die verfault sind, Güter, die brach bleiben, eine Familie, die ich liebe, die ich zehnmal mehr liebe, indem ich diesen Leichnam sehe, den seine Familie beweint.

Was wollen Sie damit sagen, mein lieber Billot? Denken Sie zufällig, ich soll mich vom Mitleid für Sie rühren lassen?

Oh! nein, antwortete Billot naiv, doch da ich liebe, klage ich, und da das Klagen zu nichts führt, so gedenke ich mir zu helfen und mich auf meine Weise zu erleichtern.

Das heißt?

Das heißt, ich habe Lust, nach dem Pachthofe zurückzukehren, Herr Gilbert.

Abermals, Billot?

Ah! Herr Gilbert, sehen Sie, es ist dort eine Stimme, die mich ruft.

Nehmen Sie sich in acht, Billot, diese Stimme rät Ihnen die Desertion.

Ich bin kein Soldat, um zu desertieren, Herr Gilbert.

Was Sie thun werden, Billot, wird eine Desertion sein, die noch viel strafbarer ist, als die des Soldaten.

Erklären Sie mir das, Doktor.

Wie! Sie sind nach Paris gekommen, um zu zerstören, und beim Einsturz des Gebäudes flüchten Sie sich?

Um meine Freunde nicht zu zermalmen, ja.

Oder vielmehr, um nicht selbst zermalmt zu werden.

Ei! ei! versetzte Billot, es ist nicht verboten, ein wenig an sich zu denken.

Ah! das ist eine schöne Berechnung; als ob die Steine nicht rollten, und als ob sie nicht rollend die Furchtsamen, die entfliehen, selbst in der Entfernung noch zermalmten!

Ah! Sie wissen wohl, daß ich kein Furchtsamer bin, Herr Gilbert.

Dann werden Sie bleiben, Billot, denn ich bedarf Ihrer noch hier.

Meine Familie bedarf dort meiner auch.

Billot! Billot! ich glaubte. Sie seien mit mir übereingekommen, es gebe keine Familie für einen Mann, der sein Vaterland liebt.

Ich möchte wissen, ob Sie das, was Sie soeben gesagt haben, wiederholen werden, angenommen. Ihr Sohn Sebastian sei da, wo dieser junge Mann ist.

Und er deutete auf den Leichnam.

Billot, antwortete Gilbert stoisch, es wird ein Tag kommen, wo mein Sohn Sebastian mich sieht, wie ich diesen Leichnam sehe.

Schlimm für ihn, Doktor, wenn er an diesem Tag so kalt ist, als Sie es hier sind.

Ich hoffe, Billot, er wird würdiger, er wird fester sein als ich, gerade, weil ich ihm das Beispiel der Festigkeit gegeben habe.

Sie wollen also, daß das Kind sich daran gewöhne, das Blut fließen zu sehen, daß es im zarten Alter sich an Feuersbrünste, an Galgen, an Aufstände, an nächtliche Angriffe gewöhne, daß es Königinnen beschimpfen, Könige bedrohen sehe, und wenn Ihr Sohn, hart wie ein Schwert, kalt wie dieses sein wird, soll er Sie lieben. Sie achten?

Nein, ich will nicht, daß er dies alles sehe, Billot, darum habe ich ihn bis nach Villers-Cotterets zurückgeschickt, was ich beinahe heute beklage.

Wie, was Sie beinahe heute beklagen? Und warum dies?

Weil er heute den Grundsatz des Löwen und der Ratte, der für ihn bis jetzt eine bloße Fabel ist, hätte in Anwendung bringen sehen.

Was wollen Sie damit sagen, Herr Gilbert?

Ich sage, er hätte einen armen Pächter gesehen, den der Zufall nach Paris geführt hat, einen braven, redlichen Mann, der weder lesen, noch schreiben kann; der nie geglaubt hätte, sein Leben könnte einen guten oder schlechten Einfluß auf jene hohen Geschicke haben, die er kaum mit dem Auge zu messen wagte. Ich sage, er hätte diesen Mann gesehen, der schon einmal Paris verlassen wollte, wie er es abermals will; er hätte heute sehen können, wie mächtig dieser Mann zur Rettung eines Königs, einer Königin und zweier königlichen Kinder beigetragen hat.

Billot schaute Gilbert mit erstaunten Augen an.

Wie dies, Herr Gilbert? sagte er.

Wie dies, erhabener Unwissender? ich will es dir sagen: dadurch, daß er bei dem ersten Geräusche erwachte, daß er erriet, dieses Geräusch sei ein Sturm, bereit, auf Versailles niederzufallen; daß er eiligst Herrn Lafayette aufweckte, der in Schlaf gesunken war.

Ei! das war natürlich, er hatte zwölf Stunden auf dem Pferde gesessen; er hatte vierundzwanzig Stunden sich nicht niedergelegt.

Dadurch, daß du ihn ins Schloß führtest, fuhr Gilbert fort, daß du dich mitten unter die Räuber warfst und ihnen zuriefst: Zurück Elende! hier ist der Rächer!

Ah! das ist wahr, ich habe dies alles gethan.

Nun, Billot, siehst du, das ist ein großer Ersatz, mein Freund; hast du die Ermordung des jungen Mannes auch nicht verhindert, so hast du es vielleicht verhindert, daß man den König, die Königin und die zwei Kinder ermordete! Undankbarer, der du den Dienst des Vaterlandes in dem Augenblick, wo dich das Vaterland belohnt, verlassen willst.

Aber wer wird je erfahren, was ich gethan habe, da ich es selbst nicht vermutete?

Du und ich, Billot, ist das nicht genug?

Billot dachte einen Augenblick nach, dann reichte er dem Doktor seine rauhe Hand und sprach:

Sie haben recht, Herr Gilbert; doch Sie wissen, der Mensch ist ein schwaches, selbstsüchtiges, unbeständiges Geschöpf; nur Sie, Herr Gilbert, sind stark, edelmütig und beständig. Was hat Sie so gemacht?

Das Unglück! antwortete Gilbert mit einem Lächeln, in dem mehr Traurigkeit als in einem Schluchzen lag.

Das ist sonderbar, sagte Billot; ich glaubte, das Unglück mache böse.

Die Schwachen, ja.

Und wenn mich das Unglück träfe und ich würde böse?

Du wirft vielleicht unglücklich sein, doch du wirst nie böse werden, Billot.

Sind Sie dessen sicher?

Ich hafte für dich.

Dann... versetzte Billot seufzend, dann bleibe ich; doch ich weiß, ich werde noch mehr als einmal schwach werden. Und jedes Mal, Billot, werde ich da sein, um dich zu unterstützen.

So geschehe es, seufzte der Pächter.

Und er warf einen letzten Blick auf den Leichnam des Barons von Charny, den Bediente auf einer Bahre wegzutragen sich anschickten, und sprach:

Gleichviel, er war ein schönes Kind, dieser kleine Georges von Charny, auf seinem Grauschimmelchen, mit seinem Korbe am linken Arm und seiner Börse in der rechten Hand.

Abgang, Reise und Ankunft von Pitou und Sebastian Gilbert.

Wir haben gesehen, unter welchen Umständen lange vor der Zeit, in der wir uns befinden, die Abreise Pitous und Gilberts beschlossen worden war.

Da es unsre Absicht ist, für den Augenblick die Hauptpersonen unsrer Geschichte zu verlassen, um den zwei Reisenden zu folgen, so werden unsre Leser erlauben, daß wir in einige Einzelheiten in Betreff ihrer Abreise, des Wegs, den sie nehmen, und ihrer Ankunft in Villers-Cotterets eingehen, wo, wie Pitou nicht bezweifelte, ihr doppelter Abgang eine große Leere zurückgelassen haben mußte.

Gilbert beauftragte Pitou, ihm Sebastian zu holen und zu ihm zu bringen. Zu diesem Ende ließ man Pitou in einen Fiaker steigen, und da man Sebastian dem Pitou anvertraut hatte, so wurde Pitou dem Kutscher anvertraut.

Gilbert und Billot warteten in einer Wohnung, die sie in der Rue Saint-Honore gemietet hatten.

Gilbert erklärte sodann seinem Sohne, er werde an demselben Abend mit Pitou abreisen, und fragte ihn, ob es ihm sehr angenehm sei, seine großen Wälder wiederzufinden, die er so sehr liebe.

Ja, mein Vater, antwortete das Kind, vorausgesetzt, daß Sie mich in Villers-Cotterets besuchen, oder daß ich Sie in Paris besuche.

Sei ruhig, mein Kind, sagte Gilbert, indem er seinen Sohn auf die Stirne küßte. Du weißt wohl, daß ich dich zu sehen jetzt nicht mehr entbehren könnte.

Pitou errötete vor Vergnügen bei dem Gedanken, an demselben Abend abzureisen.

Dann erbleichte er wieder vor Glück, als ihm Gilbert in eine Hand die beiden Hände Sebastians, und in die andre zehn Louisd'or legte.

Eine lange Reihe von Ermahnungen; beinahe alle Gesundheitslehren betreffend, wurde gewissenhaft angehört.

Sebastian schlug seine großen feuchten Augen nieder.

Pitou wog in seiner ungeheuren Tasche seine Louisd'or und lieh sie klingen.

Gilbert gab Pitou, der mit den Funktionen eines Hofmeisters bekleidet war, einen Brief an den Abbé Fortier.

Als die Rede des Doktors beendigt war, sprach Billot ebenfalls.

Herr Gilbert, sagte er, hat dir in Bezug auf Sebastian das Moralische anvertraut, ich betraue dich mit dem Körperlichen.

Du hast Fäuste, und du wirst bei Gelegenheit dich ihrer zu bedienen wissen.

Ja, erwiderte Pitou, und ich habe auch einen Säbel.

Mißbrauche ihn nicht, fuhr Billot fort.

Ich werde milde sein, sprach Pitou, clemens ero.

Ein Heros, wenn du willst, versetzte Billot, der sich nicht auf den Witz verstand.

Ich habe Euch nur noch die Art zu bezeichnen, wie Ihr, Sebastian und du, reisen werdet, sprach Gilbert.

Oh! rief Pitou, es sind nur achtzehn Meilen von Paris nach Villers-Cotterets, wir werden den ganzen Weg miteinander plaudern.

Sebastian schaute seinen Vater an, als wollte er ihn fragen, ob es belustigend sei, achtzehn Meilen mit Pitou zu plaudern.

Pitou fing diesen Blick auf.

Wir werden lateinisch sprechen, sagte er, und man wird uns für Gelehrte halten.

Das war der Traum des unschuldigen Geschöpfes.

Wie viele andre hätten mit zehn doppelten Louisd'or in der Tasche gesagt: Wir werden Pfefferkuchen kaufen.

Man beschloß, daß man sich, ohne etwas an Pitous Plane zu ändern, der dem jungen Gilbert, ohne zu große Anstrengung eine Reise voller Zerstreuungen versprach, am andern Morgen auf den Weg begeben wolle.

Gilbert hätte seinen Sohn in einem der öffentlichen Fuhrwerke, die in jener Zeit den Dienst von Paris noch der Grenze versahen, oder sogar in einem eigenen Wagen nach Villers-Cotterets schicken können; aber man weiß, wie sehr er für den jungen Sebastian die Vereinsamung des Geistes fürchtete, und nichts vereinsamt die Träumer so sehr, als das Rollen und das Geräusch des Wagens.

Pitou ging also mit Sebastian ab; dieser wandte sich sehr oft um und sandte Gilbert Küsse zu, der mit gekreuzten Armen auf der Stelle stand, wo ihn sein Sohn verlassen hatte, und ihm mit den Augen folgte, wie er einem Traume gefolgt wäre.

Pitou schickte sich an, seine Aufgabe, die zugleich das Amt eines Hofmeisters und einer Gouvernante in sich vereinigte, gewissenhaft zu erfüllen.

Er führte übrigens den kleinen Sebastian voll Selbstvertrauen weiter; die Dörfer, wegen der so nahen und neuen Ereignisse in Paris noch voll Bewegung und Schrecken, durchwanderte er ruhig. Denn obgleich wir die Ereignisse bis zum 5. und 6. Oktober erzählt haben, verließen doch Pitou und Sebastian Paris schon gegen Ende Juli.

Pitou hatte als Kopfputz seinen Helm und als Waffe seinen großen Säbel beibehalten. Das war alles, was er bei den Ereignissen vom 13. und 14. Juli gewonnen; doch diese doppelte Trophäe genügte seinem Ehrgeiz, und

genügte sogar, indem sie ihm ein furchtbares Aussehen gab, für seine Sicherheit.

Ausgerüstet mit diesen zwei mächtigen Kräften, die er zwei starken Fäusten, einer seltenen Freundlichkeit des Lächelns und einem äußerst interessanten Appetit beizufügen wußte, reiste Pitou also sehr angenehm auf der Straße nach Villers-Cotterets.

Für die auf die Politik Neugierigen hatte er Neuigkeiten; übrigens fabrizierte er sie auch zur Not, denn er hatte in Paris gewohnt, wo diese Art Fabrikation zu jener Zeit merkwürdig war.

Er erzählte, wie Herr Berthier ungeheure vergrabene Schätze hinterlassen, und welche die Gemeinde eines Tags ausgegraben habe. Wie Herr von Lafayette, das Muster jedes Ruhmes, der Stolz des provinzialen Frankreichs, nur noch ein halb abgenutzter Gliedermann sei, dessen Schimmel die Witzbolde beköstige! Wie Herr Bailly, den Lafayette mit seiner innigen Freundschaft beehre, gleich andren Personen seiner Familie, ein Aristokrat sei, und, wie böse Zungen sagen, noch etwas andres.

Wenn er dies alles erzählte, erregte Pitou Stürme des Zorns; aber er besaß das *quos ego* aller Stürme; er erzählte ungedruckte Anekdoten von der Österreicherin.

Diese unversiegbare Lebendigkeit verschaffte ihm eine ununterbrochene Reihe vortrefflicher Mahlzeiten bis Vauciennes, dem letzten Dorfe auf dem Wege, ehe man nach Villers-Cotterets kam.

Da Sebastian, im Gegenteil wenig oder nichts aß, da er gar nicht sprach und überdies ein bleiches, kränkliches Kind war, so bewunderte jeder, indem er sich für Sebastian interessierte, die Väterlichkeit von Pitou, der das Kind liebkoste, hätschelte, pflegte und noch obendrein seinen Teil aß, ohne daß er etwas zu suchen schien, als die Gelegenheit, ihm angenehm zu sein.

In Vauciennes angekommen, schien Pitou zu zögern, er schaute Sebastian an und kratzte sich am Kopf. Das war seine Art, seine Verlegenheit auszudrücken.

Sebastian kannte Pitou genug, um mit diesem Umstand vertraut zu sein.

Nun! was giebt es, Pitou? fragte Sebastian.

Sebastian, erwiderte Pitou, wenn es dir gleich wäre, und wenn du nicht zu müde wärest, so würden wir, statt unsern Weg gerade verfolgen, über Haramont nach Villers-Cotterets gehen.

Und während Pitou, der ehrliche Junge, diesen Wunsch ausdrückte, errötete er, wie Katharine, einen nicht minder unschuldigen Wunsch ausdrückend, errötet wäre.

Sebastian begriff.

Ach! ja, sagte er, dort ist unsre arme Mutter Pitou gestorben.

Komm, mein Bruder, komm.

Pitou drückte Sebastian an sein Herz, daß er ihn beinahe erstickt hätte, nahm das Kind bei der Hand und fing an auf dem Querwege, längs dem Wuala-Thale, so hastig zu laufen, daß der arme Sebastian nach hundert Schritten keuchte und ihm zu sagen genötigt war: Zu schnell, Pitou, zu schnell!

Pitou hielt an; er hatte nichts bemerkt, denn er war seinen gewöhnlichen Schritt gegangen.

Er sah Sebastian bleich und atemlos.

Er nahm ihn in seine Arme, wie der heilige Christoph das Jesuskind genommen hatte, und trug ihn weiter.

Auf diese Art konnte Pitou so rasch gehen, als er wollte.

Da es nicht das erste Mal war, daß Pitou Sebastian trug, so ließ ihn Sebastian gewähren.

So kam man nach Largny. Als Sebastian in Largny bemerkte, wie Pitou unter seiner Last zu keuchen begann, so sagte er, er habe genug ausgeruht,

und erklärte sich bereit, mit Pitou beliebig zu gehen.

Voll Großmut mäßigte Pitou seinen Schritt.

Eine halbe Stunde nachher war Pitou am Eingang vom Dorfe Haramont, seinem hübschen Geburtsort.

Hier angelangt, schauten die zwei Knaben umher, um sich zurecht zu finden.

Das erste, was sie erblickten, war das Kruzifix, das die Frömmigkeit des Volks gewöhnlich an den Eingang der Dörfer stellt.

Ach! selbst in Haramont fühlte man den seltsamen Fortschritt, den Paris zum Atheismus gemacht hatte. Die Nägel, die am Kreuze den rechten Arm und die Füße von Christus festhalten sollten, waren zerbrochen, vom Roste zerfressen.

Christus hing nun am linken Arm festgehalten, und niemand hatte den frommen Gedanken gehabt, das Symbol dieser Freiheit, dieser Gleichheit und dieser Bruderschaft, die man so stark predigte, wieder an den Platz zu bringen, wohin es die Juden gebracht hatten.

Pitou war nicht gottesfürchtig, aber dieser vergessene Christus beklomm sein Herz. Er suchte in einer Hecke eine von jenen dünnen und wie Eisendraht zähen Lianen, legte seinen Helm und seinen Säbel aufs Gras, kletterte am Kreuze hinauf, und band den rechten Arm des göttlichen Märtyrers wieder an sein Querholz fest, küßte ihm die Füße und stieg hinab.

Während dieser Zeit betete Sebastian unten am Kreuze auf den Knieen liegend. Für wen betete er? Wer weiß es!

Vielleicht für jenes Traumgesicht seiner Kindheit, das er wohl unter den großen Bäumen des Waldes wiederzufinden hoffte, für jene unbekannte Mutter, die nie unbekannt ist.

Nachdem diese Handlung vollbracht war, setzte Pitou wieder seinen Helm auf den Kopf und schnallte seinen Säbel um.

Nachdem er sein Gebet vollendet, machte Sebastian das Zeichen des Kreuzes und nahm Pitou wieder bei der Hand.

Beide traten dann in das Dorf ein und wanderten nach der Hütte, wo Pitou geboren war, wo Sebastian gesäugt worden.

Pitou kannte Haramont wohl, aber er konnte die Hütte nicht wieder finden. Er mußte sich erkundigen; man zeigte ihm ein Häuschen von Stein mit einem Schieferdach.

Der Garten des Häuschens war durch eine Mauer geschlossen.

Die Tante Angelique hatte das Haus ihrer Schwester verkauft, und der neue Eigentümer hatte infolge seines Besitzrechtes alles niedergerissen: die alten übertünchten Mauern von Erde, die alte Thüre mit ihrer Oeffnung, um die Katzen durchzulassen; die alten Fenster mit ihren Scheiben halb von Glas, halb von Papier, worauf sich Pitous schülerhaften Schreibereien befanden; das Strohdach mit seinem grünlichen Moos und seinen fetten Pflanzen, die auf dem Gipfel wachsen und blühen.

Die Thüre war geschlossen, und auf der äußeren Schwelle dieser Thüre stand ein großer Hund, der Pitou die Zähne wies.

Komm, sagte er mit Thränen in den Augen, komm, Sebastian; komm an einen Ort, wo ich wenigstens sicher bin, daß sich nichts verändert hat.

Und er zog Sebastian nach dem Friedhofe fort, wo seine Mutter begraben war.

Er hatte recht, der arme Junge; hier hatte sich nichts verändert; nur war das Gras so hoch gewachsen, daß er das Grab seiner Mutter nicht gleich zu erkennen vermochte.

Zum Glück war zu gleicher Zeit mit dem Grase eine Trauerweide gewachsen. Er ging gerade auf diesen Baum zu und küßte die Erde, die er beschattete, mit derselben instinktartigen Frömmigkeit, mit der er die Füße des Kruzifix geküßt hatte.

Der Aufenthalt der zwei Knaben dauerte lange, und der Tag rückte vor.

Man mußte dieses Grab, das einzige, was sich des armen Pitou zu erinnern geschienen hatte, verlassen.

Als er es verließ, hatte Pitou den Gedanken, einen Zweig von der Trauerweide abzubrechen und an seinen Helm zu stecken; doch in dem Augenblick, wo er ihn abbrechen wollte, hielt er inne. Es kam ihm vor, als wäre es ein Schmerz für seine arme Mutter, wenn er den Zweig von einem Baume abbräche, dessen Wurzeln vielleicht den schlecht zusammengefügten tannenen Sarg umschlangen, in dem ihr Leichnam lag.

Er küßte noch einmal die Erde, nahm wieder die Hand von Sebastian und entfernte sich.

Alle Welt war auf dem Felde oder im Walde, nur wenige Personen hatten Pitou gesehen, und durch seinen Helm und seinen großen Säbel entstellt, hatte ihn von diesen Personen niemand erkannt.

Er schlug den Weg nach Villers-Cotterets ein. Sebastian folgte ihm nachdenkend und stumm wie er.

Man kam nach Villers-Cotterets gegen fünf Uhr abends.

Wie Pitou von seiner Tante zum zweiten Mal weggejagt wird.

Pitou kam nach Villers-Cotterets durch die Fasanerie des Parks; er ging durch den Tanzsaal, der an den Werktagen leer steht, zu dem er drei Wochen vorher Katharine geführt hatte.

Ach! wie mancherlei hatte sich während dieser drei Wochen nicht nur für Pitou, sondern für ganz Frankreich ereignet.

Dann folgte er der langen Allee von Kastanienbäumen, erreichte den Schloßplatz und klopfte an die Hinterthüre des College des Abbes Fortier.

In einem Augenblick verbreitete sich durch die Stadt das Gerücht, Pitou sei mit dem jungen Sebastian Gilbert angekommen, beide seien durch die Hinterthüre des Abbes Fortier eingetreten, Sebastian sei ungefähr derselbe wie bei seinem Abgang, aber Pitou trage einen Helm und einen großen Säbel.

Infolgedessen scharte sich eine Menge bei der großen Thüre zusammen, denn man dachte, wenn Pitou beim Abbé Fortier durch die kleine Thüre des Schlosses eingetreten sei, so werde er wohl durch die große Thüre der Rue de Soissons herauskommen. Das war sein Weg, um zum Pleux zu gehen.

Pitou hielt sich in der That beim Abbé Fortier nur so lange auf, als er brauchte, um in die Hände seiner Schwester den Brief des Doktors, Sebastian Gilbert und fünf doppelte Louisd'or, bestimmt zur Bezahlung seiner Pension, zu übergeben.

Die Schwester des Abbes Fortier hatte anfangs gewaltig bange, als sie durch die Gartenthüre den furchtbaren Soldaten hereinkommen sah; bald aber erkannte sie unter dem Helme des Dragoners das freundliche, redliche Gesicht, das sie ein wenig beruhigte. Der Anblick der fünf doppelten Louisd'or beruhigte sie ganz und gar.

Diese Angst der armen, alten Jungfer war um so leichter erklärlich, als der Abbé Fortier ausgegangen war, um seine Zöglinge spazieren zu führen, und sie sich völlig allein im Hause befand.

Pitou verabschiedete sich von Sebastian und ging weg, während er ganz nach Art eines militärischen Windbeutels sich den Helm auf den Kopf setzte.

Als sich Sebastian von Pitou verabschiedete, vergoß er etliche Thränen, obgleich die Trennung nicht lange dauern sollte und seine Gesellschaft nicht erquicklich war; aber die Heiterkeit, die Milde, die ewige Gefälligkeit hatten das Herz des jungen Gilbert gerührt. Pitou hatte etwas von der Natur jener großen, guten Neufundländer Hunde, die uns zuweilen ermüden, am Ende aber doch, indem sie uns lecken, unsern Zorn entwaffnen.

Eines milderte den Kummer Sebastians: daß ihm Pitou versprach, er werde ihn oft besuchen.

Als Pitou das Haus verließ, fand er ungefähr zwanzig Personen, die auf ihn warteten. Sein seltsamer Putz, dessen Beschreibung schon die ganze Stadt durchlaufen hatte, war teilweise der Versammlung bekannt. Da man ihn so von Paris zurückkommen sah, so nahm man an, Pitou habe sich geschlagen, und man wollte Neuigkeiten von ihm erfahren.

Diese Neuigkeiten gab Pitou mit seiner gewöhnlichen Majestät; er erzählte die Einnahme der Bastille, die Heldenthaten Billots und Maillards, Elies und Hullins; er erzählte, wie Billot in die Gräben der Festung gefallen war, und wie er ihn herausgezogen; wie man, endlich Herrn Gilbert gerettet, der seit acht Tagen zu den Gefangenen gehört hatte.

Die Zuhörer wußten ungefähr schon alles, was ihnen Pitou erzählte, denn sie hatten diese Einzelheiten in den Zeitungen gelesen; aber so interessant ein Journalist in dem, was er schreibt, sein mag, so ist er es doch niemals in dem Grade, wie ein erzählender Augenzeuge, den man unterbrechen kann und der wieder aufnimmt, den man befragen kann und der antwortet.

So kam es, daß einer der Anwesenden, nachdem Pitou ungefähr eine Stunde lang Details vor den Zuhörern gegeben hatte, endlich auf dem Gesichte Pitous einige Unruhe bemerkte und sagte:

Ah! er ist müde, der arme Pitou, und wir halten ihn hier auf den Beinen, statt ihn zu seiner Tante Angelique zurückkehren zu lassen. Die liebe, arme alte Jungfer, wie glücklich wird sie sein, ihn wiederzusehen!

Ich bin nicht müde, erwiderte Pitou, ich habe Hunger.

Vor dieser naiven Erklärung trat dann die Menge, die die Bedürfnisse des Magens von Pitou respektierte, ehrerbietig auseinander, und Pitou konnte, gefolgt von einigen Neugierigen, den Weg nach dem Hause der Tante Angelique nehmen.

Die Tante war abwesend, sie machte ohne Zweifel ihre Runde in der Nachbarschaft, und die Thüre war geschlossen.

Mehrere Personen boten Pitou nun an, er möge bei ihnen die nötige Nahrung zu sich nehmen, aber Pitou schlug es stolz aus.

Du siehst wohl, mein guter Pitou, daß die Thüre deiner Tante geschlossen ist, sagte man zu ihm.

Die Thüre einer Tante ist nie imstande vor einem unterwürfigen und hungrigen Neffen geschlossen zu bleiben, sprach er pathetisch.

Und er zog seinen großen Säbel, dessen Anblick die Weiber und die Kinder zurückweichen machte, schob das Ende davon zwischen den Riegel und die Schließkappe des Schlosses, drückte kräftig, und die Thüre öffnete sich zur großen Verwunderung aller Anwesenden, welche die Heldenthaten Pitous nicht mehr in Abrede zogen, sobald sie ihn so verwegen sich dem Zorne der alten Jungfer aussetzen sahen.

Das Innere des Hauses war genau dasselbe wie zur Zeit von Pitou: der bekannte lederne Lehnstuhl nahm königlich die Mitte der Stube ein, ein paar verkrüppelte Sessel bildeten den hinkenden Hof des großen Lehnstuhls; im Hintergrunde war der Brotkasten, rechts der, Speiseschrank und der Kamin.

Pitou trat mit einem sanften Lächeln in das Haus ein, er hatte nichts gegen diese armseligen Möbel; im Gegenteil, es waren Freunde aus seiner Kindheit. Sie waren allerdings beinahe so hart als die Tante Angelique; doch wenn man sie öffnete, fand man wenigstens etwas Gutes in ihnen, während man, wenn man die Tante Angelique geöffnet hätte, sicherlich das Innere noch viel trockener und schlechter als das Äußere gefunden haben würde.

Pitou verlor keine Zeit und ging gerade auf den Brotkasten und den Speiseschrank zu.

Einst hätte sich Pitou auf die Schwelle der geschlossenen Thüre gesetzt und demütig auf die Rückkehr der Tante Angelique gewartet. Wäre sie zurückgekehrt, so hätte er sie mit einem sanften Lächeln gegrüßt und ihr Platz gemacht, um sie vorüber zu lassen, nachdem sie eingetreten, wäre er

auch eingetreten und hätte dann das Brot und ein Messer geholt, um sich seinen Teil abschneiden zu lassen.

Heute, da Pitou ein Mann geworden, machte er es nicht mehr so, er öffnete ruhig den Brotkasten, zog aus seiner Tasche sein breites Messer, nahm das Brot und schnitt um die Ecke ein Stück ab, das ein gutes Kilogramm hätte wägen mögen.

Hernach, ohne etwas von seiner Ruhe zu verlieren, öffnete er den Speiseschrank.

Es kam Pitou wohl einen Augenblick vor, als höre er das Brummen der Tante Angelique; aber der Speiseschrank ächzte auf seinem Scharnier, und dieses Geräusch, das die ganze Macht der Wirklichkeit hatte, erstickte das andre, das nur vom Einfluß der Phantasie erzeugt war.

Zur Zeit, wo Pitou zum Hause gehörte, verschanzte sich die geizige Tante hinter Widerstandsvorräten: das war der Käse von Maroles oder der dünne Speck, umgeben von grünen Blättern eines ungeheuren Kohls. Doch seitdem dieser fabelhafte Esser die Gegend verlassen hatte, bereitete sich die Tante trotz ihres Geizes gewisse Gerichte, die für eine Woche ausreichten und denen es nicht an einem gewissen Werte gebrach.

Bald war es ein gedämpftes Rindfleisch, umgeben von Moorrüben und Zwiebeln, im Fett vom vorhergehenden Tag gekocht; bald ein Ragout von Hammelfleisch und weißen Rüben mit schmackhaften Kartoffeln; bald ein Kalbsfuß, den man mit Zipollen und Schalotten, in Essig eingemacht, würzte. Bald war es ein riesiger Pfannkuchen mit Schnittlauch und Petersilie bestreut, oder mit Speckschnitten emailliert, wovon eine einzige für das Mahl der Alten, selbst an Tagen ihres großen Appetits genügte.

Die ganze Woche hindurch sprach die Tante Angelique diesen Gerichten mit Bescheidenheit zu, und machte an dem kostbaren Stück nur gerade nach den Bedürfnissen des Augenblicks Bresche.

Alle Tage freute sie sich, daß sie so gute Dinge allein zu verzehren habe, und während der Woche dachte sie jedesmal an ihren Neffen Ange Pitou, so

oft sie die Hand in die Schüssel streckte und den Bissen an ihre Lippen führte.

Pitou hatte Glück. Er traf einen Tag, wo die Tante Angelique in Reis einen alten Hahn gekocht hatte; dieser Hahn war, obgleich umgeben von einer kräftigen Scheidewand von Teig, so gesotten, daß die Knochen das Fleisch verlassen hatten und das Fleisch beinahe zart geworden war.

Das Gericht war köstlich. Pitou hatte nicht einmal die Artigkeit, ein Ach! der Bewunderung von sich zu geben, als er dieses herrliche Gericht sah.

Durch die Pariser Küche verwöhnt, vergaß der Undankbare, daß nie eine solche Herrlichkeit den Speiseschrank der Tante Angelique bewohnt hatte.

Er hielt sein Stück Brot in der rechten Hand, faßte die Schüssel mit der linken und hielt sie durch den Druck seines breiten Daumens im Gleichgewicht, den er bis an das erste Glied in ein kompaktes Fett von vortrefflichem Geruch tauchte.

In diesem Augenblick kam es Pitou vor, als stellte sich zwischen das Licht der Thüre und ihn ein Schatten.

Er wandte sich lächelnd um, denn Pitou war eine von jenen naiven Naturen, bei denen sich die Befriedigung des Herzens im Gesichte ausprägt.

Dieser Schatten war der Körper der Tante Angelique.

Früher hätte Pitou beim Anblick der Tante Angelique die Schüssel fallen lassen, und während sich die Tante Angelique in Verzweiflung gebückt haben würde, um die Trümmer ihres Hahns und die Teilchen von ihrem Reis aufzulesen, wäre er ihr über ihren Kopf gesprungen und, sein Brot unter seinem Arme haltend, entflohen.

Aber Pitou war nicht mehr derselbe; sein Helm und sein Säbel veränderten ihn weniger im Äußern, als ihn sein Umgang mit den großen Philosophen der Zeit in moralischer Hinsicht geändert hatte.

Statt erschrocken vor seiner Tante zu fliehen, näherte er sich ihr mit einem anmutigen Lächeln, streckte die Arme aus, umfing sie, obgleich sie dem Drucke zu entweichen suchte und schloß die alte Jungfer an seine Brust, während seine Hände, die eine beladen mit dem Brot und mit dem Taschenmesser, die andre mit der Schüssel und dem Hahn in Reis, sich hinter ihrem Rücken kreuzten.

Dann, als er diesen Akt des Nepotismus vollbracht hatte, atmete er mit der ganzen Fülle seiner Lunge und sprach: Nun wohl, ja, Tante Angelique, es ist der arme Pitou.

Bei diesem ungewohnten Umfangen hatte sich die alte Jungfer vorgestellt, Pitou, von ihr auf frischer That ertappt, habe sie ersticken wollen, wie Herkules einst den Anteus erstickt hatte.

Sie atmete also ihrerseits wieder frei, als sie sich von diesem gefährlichen Drucke befreit sah.

Nur war der Tante nicht entgangen, daß Pitou beim Anblick des Hahns nicht einmal seine Bewunderung geoffenbart hatte.

Aber eines benahm der Tante Angelique den Atem noch ganz anders, nämlich, daß Pitou, der es früher, wenn sie in ihrem ledernen Lehnstuhl thronte, nicht einmal gewagt hatte, sich auf einen der verstümmelten Sessel oder der hinkenden Schemel, von denen er umgeben war, zu setzen, -- daß Pitou, nachdem er sie umarmt, sich bequem in ihren Lehnsessel setzte, die Schüssel zwischen seine Beine stellte und sie in Angriff zu nehmen begann.

Mit seiner mächtigen Rechten hielt er das Messer mit breiter Klinge, einen wahren Spatel. Mit der andern Hand hielt er ein Stück Brot, drei Finger breit, sechs Zoll lang, mit dem er gegen den Reis der Schüssel losfegte, während das Messer in seiner Dankbarkeit das Fleisch auf das Brot trieb.

Die schreckliche Bangigkeit der Tante Angelique zu schildern, ihre Verzweiflung mit Worten auszudrücken, wäre unmöglich.

Sie glaubte jedoch einen Augenblick, schreien zu können,

Pitou lächelte mit einer so bezaubernden Miene, daß der Schrei der Tante Angelique ihr auf den Lippen verschied.

Da versuchte sie es, auch zu lächeln, in der Hoffnung, das grimmige Tier zu beschwören, das man Hunger nennt, und das gerade in den Eingeweiden ihres Neffen hauste. Doch die hungrigen Eingeweide Pitous blieben taub und stumm.

Als sie mit ihrem Lächeln zu Ende war, weinte die Tante.

Das belästigte Pitou ein wenig, aber es verhinderte ihn durchaus nicht, zu essen.

Ho! ho! meine Tante, sagte er, wie gut sind Sie, daß Sie so aus Freude über meine Ankunft weinen. Ich danke, meine gute Tante, ich danke. Und er aß weiter.

Die französische Revolution hatte offenbar diesen Menschen völlig entartet.

Er verschlang drei Viertel des Hahns, ließ ein wenig Reis auf dem Grunde der Schüssel und sprach: Nicht wahr, meine gute Tante, der Reis schmeckt Ihnen besser? Er ist zarter für Ihre Zähne; ich lasse Ihnen den Reis.

Bei dieser Aufmerksamkeit, die sie ohne Zweifel für einen Spott hielt, wäre die Tante Angelique beinahe erstickt. Sie rückte entschlossen auf den jungen Pitou zu, riß ihm die Schüssel aus den Händen und stieß eine Lästerung aus, die zwanzig Jahre später ein Grenadier von der alten Garde vortrefflich vervollständigt hätte.

Pitou gab einen Seufzer von sich.

O! meine Tante, nicht wahr, Sie beklagen Ihren Hahn?

Der Schurke! rief Tante Angelique; ich glaube gar, er spottet meiner.

Pitou stand aber auf und sprach majestätisch: Meine Tante, es ist durchaus nicht meine Absicht, nichts zu bezahlen; ich habe Geld. Ich werde mich, wenn Sie wollen, bei Ihnen als Kostgänger einmieten, nur muß ich mir das Recht vorbehalten, selbst die Rechnung zu machen.

Schuft! rief die Tante Angelique.

Nehmen wir die Portion zu vier Sous an, ich bin Ihnen ein Essen schuldig, vier Sous für Reis und zwei Sous für Brot, das macht sechs Sous.

Sechs Sous! rief die Tante. Sechs Sous! das ist allein für acht Sous Reis und für sechs Sous Brot!

Auch habe ich den Hahn nicht gerechnet, meine gute Tante, weil er von Ihrem Geflügelhofe ist. Es ist ein alter Bekannter von mir, ich habe ihn sogleich an seinem Kamm erkannt.

Er ist dennoch seinen Preis wert.

Er ist neun Jahre alt. Ich habe ihn für Sie unter dem Bauche seiner Mutter weggestohlen, er war nicht faustgroß, und Sie haben mich sogar geschlagen, weil ich Ihnen zum Hahn hin nicht auch noch das Korn brachte, um ihn am andern Tag zu füttern. Jungfer Katharine hat mir das Korn geschenkt. So war der Hahn mein Eigentum. Ich habe also nur mein eignes Gut verzehrt; ich hatte das Recht dazu.

Trunken vor Zorn warf die Tante einen vernichtenden Blick auf diesen Revolutionär. Sie hatte keine Stimme mehr.

Fort von hier, brummte sie.

Auf der Stelle, nachdem ich zu Mittag gespeist, und ohne mir Zeit zu lassen, meine Verdauung zu machen? Ah! das ist nicht artig, meine Tante.

Fort!

Pitou, der sich wieder gesetzt hatte, stand auf; er bemerkte, nicht ohne eine lebhafte Befriedigung, daß sein Magen nicht ein Körnchen Reis mehr hätte fassen können.

Meine Tante, sprach er majestätisch. Sie sind eine schlechte Verwandte. Ich will Ihnen beweisen, daß Sie dasselbe Unrecht gegen mich begehen, wie früher, daß Sie immer noch so hart und geizig sind. Nun denn! Sie sollen nicht überall von mir sagen können, ich sei ein Mensch, der alles auffresse.

Er stellte sich auf die Thürschwelle und rief mit einer Stentorstimme, die nicht nur von den Neugierigen, die Pitou begleitet und dieser Scene beigewohnt hatten, sondern auch von Gleichgiltigen, die in einer Entfernung von fünfhundert Schritten vorübergingen, gehört werden konnte:

Ich nehme diese braven Leute zu Zeugen, daß ich zu Fuß von Paris ankomme, nachdem ich die Bastille erstürmt; daß ich müde war; daß ich Hunger hatte; daß ich mich setzte; daß ich bei meiner Verwandten gegessen, und daß man mir so hart meine Nahrung vorgeworfen und mich so unbarmherzig fortgejagt hat, daß ich zu gehen genötigt bin.

Pitou legte so viel Pathos in diese Rede, daß die Nachbarn gegen die Alte zu murren anfingen.«

Ein armer Reisender, der neun Meilen zu Fuß zurückgelegt hat, fuhr Pitou fort, ein redlicher Junge, mit dem Vertrauen von Herrn Billot und Herrn Gilbert beehrt, der Sebastian Gilbert zum Abbé Fortier zurückgebracht hat; ein Sieger der Bastille, ein Freund von Herrn Bailly und vom General Lafayette. Ich nehme euch zu Zeugen, daß man mich weggejagt.

Das Gemurre nahm zu.

Und, fuhr er fort, da ich kein Bettler bin, da ich, wenn man mir mein Brot vorwirft, es bezahle, so ist hier ein kleiner Thaler, den ich als Bezahlung von dem, was ich bei meiner Tante gegessen, niederlege.

So sprechend, zog Pitou stolz einen Thaler aus der Tasche und warf ihn auf den Tisch, von wo er vor aller Augen in die Schüssel zurücksprang und halb in den Reis eindrang.

Dieser letzte Zug gab der Alten den Rest, sie neigte das Haupt unter der allgemeinen Verdammung, die sich durch ein langes Gemurre zu erkennen gab. Zwanzig Arme streckten sich gegen Pitou zum Willkomm aus. Dieser verließ die Hütte, schüttelte auf der Schwelle den Staub von seinen Schuhen und verschwand, geleitet von einer Menge Leute, die ihm Tisch und Bett anboten, glücklich, einen Sieger der Bastille, einen Freund von Herrn Bailly und vom General Lafayette zu beherbergen.

Die Tante raffte den Thaler auf, trocknete ihn und legte ihn in die Lade, wo er in Gesellschaft von mehreren andern auf seine Verwandlung in einen alten Louisd'or warten mußte. Doch indem sie diesen, ihr auf eine so sonderbare Art zugekommenen Thaler aufbewahrte, seufzte sie und bedachte, daß Pitou vielleicht das Recht hatte, alles zu essen, da er so gut bezahlte.

Pitou als Revolutionär.

Pitou wollte, nachdem er den ersten Pflichten des Gehorsams entsprochen hatte, die ersten Bedürfnisse seines Herzens befriedigen.

Um das Gehorchen ist es eine sehr angenehme Sache, wenn just der Befehl des Herrn für denjenigen, welcher gehorcht, alle geheimen Wünsche erfüllt.

Er schlug also einen kräftigen Schritt an, folgte dem Gäßchen, das von Pleux nach der Straße von Lonnet führt und warf sich dann querfeldein, um schneller zu dem Pachthofe von Pisseleux zu gelangen.

Doch bald wurde sein Lauf ruhiger; jeder Schritt rief eine Erinnerung in ihm zurück.

Wenn man in den Ort zurückkehrt, wo man geboren ist, geht man auf dem Pfad seiner Jugend. Auf jedem Schritte findet man im Schlage seines Herzens eine Erinnerung.

Den ganzen Weg entlang versammelte Pitou die Vergangenheit um sich, und kam mit einer Seele voll von Erinnerungen nach dem Pachthofe der Mutter Billot.

Als er hundert Schritte vor sich den langen Kamm der Dächer erblickte, als er die alten Ulmen sah, als er den entfernten Lärm des Viehs, der Hunde, der Wagen horte, richtete er seinen Helm auf seinem Kopfe zurecht, befestigte den Dragonersäbel an seiner Seite und suchte sich eine mutige Haltung zu geben, wie es sich für einen Verliebten und einen Militär geziemt.

Niemand erkannte ihn anfangs.

Ein Knecht ließ die Pferde an dem Teiche trinken.

Er hörte Geräusch, wandte sich um und erblickte durch den zerzausten Kopf einer Weide Pitou, oder vielmehr einen Helm und einen Säbel.

Der Knecht war ganz erstaunt, als Pitou an ihm vorüberkam und rief:

He! Barnaut! guten Morgen, Barnaut!

Pitou ging lächelnd weiter.

Doch der Knecht war nicht beruhigt; Pitous wohlwollendes Lächeln war unter seinem Helme begraben geblieben.

Zugleich erblickte die Mutter Billot durch das Fenster des Speisezimmers den Militär. Sie stand auf.

Damals lebte man auf dem Lande in Besorgnis; es verbreiteten sich erschreckliche Gerüchte; man sprach von Räubern, welche die Wälder umhieben und die Ernten noch grün abschnitten.

Was bedeutete die Ankunft dieses Soldaten? war es Angriff, war es Hilfe?

Die Mutter Billot hatte Pitou mit einem einzigen Blick in seinem Gesamtwesen umfaßt, sie fragte sich: warum so bäuerische Hosen zu einem so glänzenden Helme? Und sie neigte sich in ihren Mutmaßungen ebensosehr auf die Seite des Verdachts als auf die Seite der Hoffnung.

Der Soldat, wer er auch sein mochte, trat in die Küche ein.

Die Mutter Billot ging dem Ankömmling zwei Schritte entgegen.

Pitou, um seinerseits in der Höflichkeit nicht zurückzubleiben, nahm seinen Helm ab.

Ange Pitou! rief sie, Ange hier!

Guten Morgen, Frau Billot, antwortete er.

Ange! O! mein Gott, wer hätte das erraten; du bist also in Militärdiensten?

O! in Diensten! versetzte Pitou lachend.

Dann schaute er umher, suchend, was er nicht sah.

Die Mutter Billot lächelte; sie erriet den Zweck von Pitous Umherschauen.

Sie sagte einfach: Du suchst Katharine?

Ja, Frau Billot, um ihr mein Kompliment zu machen, erwiderte Pitou. Sie läßt Wäsche trocknen. Auf, setze dich, schau mich an und sprich mit mir.

Das will ich wohl, erwiderte Pitou, und er nahm einen Stuhl.

Nun gruppierten sich um ihn bei den Thüren und auf den Stufen der Treppen alle Mägde und Knechte des Pachthofes, herbeigezogen durch die Erzählung des Stallknechtes.

Und bei jeder neuen Ankunft hörte man flüstern:

Das ist Pitou ...

Ja, er ist es!

Pitou ließ auf seinen alten Kameraden einen wohlwollenden Blick umherlaufen. Sein Lächeln war eine Liebkosung für die Mehrzahl.

Und du kommst von Paris, Ange? fuhr die Gebieterin des Hauses fort.

Geradeswegs, Frau Billot.

Wie geht es unserm Herrn?

Sehr gut, Frau Billot.

Wie geht es in Paris?

Seht schlecht Frau Billot.

O! Und der Kreis der Zuhörer zog sich enger zusammen.

Pitou schüttelte den Kopf und ließ ein Schnalzen der Zunge hören, das sehr demütigend für die Monarchie war.

Die Königin?

Pitou antwortete diesmal durchaus nichts.

Oh! machte Frau Billot.

Laß hören, fahre fort, Pitou, sprach die Pächterin.

Ei! fragen Sie mich, antwortete Pitou, dem daran lag, in Katharines Abwesenheit nicht alles zu sagen, was er Interessantes zu belichten hatte.

Warum hast du einen Helm? fragte Frau Billot.

Das ist eine Trophäe, erwiderte Pitou.

Was ist das, eine Trophäe, mein Freund? versetzte die gute Frau.

Ah! es ist wahr, Frau Billot, antwortete Pitou mit einem Protektorslächeln, Sie können nicht wissen, was eine Trophäe ist. Eine Trophäe, das ist, wenn man einen Feind besiegt hat, Frau Billot.

Du hast also einen Feind besiegt, Pitou?

Einen! rief Pitou verächtlich, ah! meine gute Frau Billot, Sie wissen also nicht, daß wir zwei, Herr Billot und ich, die Bastille genommen haben?

Dieses magische Wort elektrisierte die Zuhörer. Pitou fühlte den Atem der Anwesenden in seinen Haaren und ihre Hände auf der Lehne seines Stuhles.

Erzähle, erzähle ein wenig, was unser Mann gethan hat, sagte Frau Billot, ganz stolz und zugleich ganz zitternd.

Pitou schaute, ob Katharine noch nicht komme, sie kam nicht.

Er nahm es fast als eine Beleidigung, daß Jungfer Billot den Nachrichten zulieb, frisch von einem solchen Kourier gebracht, ihre Wäsche nicht verließ.

Er schüttelte den Kopf und fing an seine Unzufriedenheit merken zu lassen.

Das giebt eine sehr lange Erzählung, sagte er.

Und du hast Hunger? fragte Frau Billot.

Vielleicht wohl.

Durst!

Ich sage nicht nein.

Sogleich beeiferten sich Knechte und Mächte, so daß Pitou unter seinen Händen Becher, Brot, Fleisch, Früchte aller Art fand, ehe er über die Tragweite seines Verlangens nachgedacht hatte.

Pitou hatte eine heiße Leber, wie man auf dem Lande sagt, das heißt, er verdaute schnell; aber so schnell er auch verdaute, er konnte noch nicht mit dem Hahn der Tante Angelique, dessen letzter Bissen erst seit einer halben Stunde verzehrt war, zu Ende gekommen sein.

Die Bedienung war gegen seinen Wunsch so rasch, daß das, was er verlangt hatte, ihn nicht so viel Zeit gewinnen ließ, als er hoffte.

Er sah, daß er sich einer äußersten Anstrengung unterziehen mußte, und fing an zu essen. Aber wie groß auch sein guter Wille war, in dieser Arbeit fortzufahren, nach einem Augenblick sah er sich genötigt, anzuhalten.

Was hast du? fragte Frau Billot?

Ach! ich habe ...

Zu trinken, für Pitou.

Ich habe Äpfelmost, Frau Billot.

Vielleicht ist dir aber der Branntwein lieber?

Der Branntwein?

Ja, hast du dich in Paris daran gewöhnt, solchen zu trinken?

Die brave Frau dachte, während seiner zwölftägigen Abwesenheit habe Pitou Zeit gehabt, sich zu verderben.

Pitou wies diese Annahme stolz zurück.

Ich -- Branntwein? sagte er, nie.

So sprich.

Wenn ich spreche, so werde ich für Jungfer Katharine wieder von vorn anfangen müssen, und das ist lang, erwiderte Pitou.

Zwei bis drei Personen eilten nach dem Waschhause, um Jungfer Katharine zu holen.

Doch während alle Welt nach einer Seite lief, wandte Pitou maschinenmäßig die Augen nach der Treppe, die in den ersten Stock führte, und da der Wind von unten einen Luftzug nach oben gemacht hatte, so erblickte er durch eine offene Thüre Katharine, die aus einem Fenster schaute.

Katharine schaute nach dem Walde, in der Richtung von Boursonne. Sie war dergestalt in ihr Schauen vertieft, daß die Bewegung im Innern des Hauses sie gar nicht berührte; ihre ganze Aufmerksamkeit war im Gegenteil von etwas anderm in Anspruch genommen.

Ah! ah! sagte er leise seufzend für sich, nach dem Walde nach Boursonne, nach Herrn Isidor von Charny; ja so ist es.

Und er stieß einen zweiten Seufzer aus, der noch kläglicher, war, als der erste.

In diesem Augenblick kamen die Boten, nicht nur vom Waschhause, sondern von allen Orten, wo Katharine sein konnte, zurück.

Nun? fragte Frau Billot.

Wir haben sie nicht gesehen.

Katharine! Katharine! rief Frau Billot.

Das Mädchen hörte nichts.

Pitou wagte es nun, zu sprechen.

Frau Billot, sagte er, ich weiß wohl, warum man Jungfer Katharine nicht im Waschhause gefunden hat.

Warum hat man sie nicht dort gefunden?

Ei! weil sie nicht dort ist.

Du weißt also, wo sie ist?

Ja.

Wo ist sie?

Sie ist oben.

Und er nahm die Pächterin bei der Hand, ließ sie die drei ersten Stufen der Treppe hinaufsteigen und zeigte ihr Katharine, die auf dem Rande des Fensters im Rahmen der Winden und des Epheus saß.

Sie macht sich das Haar zurecht, sagte die gute Frau.

Ach! nein, es ist ganz zurecht gemacht, antwortete Pitou schwermütig.

Die Pächterin schenkte der Schwermut Pitous keine Aufmerksamkeit und rief mit starker Stimme: Katharine! Katharine!

Das Mädchen bebte überrascht, schloß rasch sein Fenster und fragte: Was giebt es?

Ei! so komm doch, Katharine, rief die Mutter Billot, die nicht an der Wirkung zweifelte, die ihre Worte hervorbringen würden. Ange ist von Paris angekommen.

Pitou horchte mit Bangen auf die Antwort, die Katharine geben würde.

Ah! machte sie kalt.

So kalt, daß dem armen Pitou das Herz sank.

Ah! sprach sie, als sie den Boden berührte, er ist es.

Pitou verbeugte sich schamrot und schauernd. Er hat einen Helm, sagte eine Magd der jungen Gebieterin ins Ohr.

Pitou hörte das Wort und studierte die Wirkung davon im Gesichte Katharines.

Ein reizendes Gesicht, vielleicht ein wenig bleich geworden, aber noch mehr voll und sammetartig.

Katharine zeigte aber für Pitous Helm keine Bewunderung.

Ah! er hat einen Helm, sagte sie, wozu?

Diesmal gewann die Entrüstung die Oberhand im Herzen des ehrlichen Jungen.

Ich habe einen Helm und einen Säbel, sprach er mit Stolz, weil ich mich geschlagen und Dragoner und Schweizer getötet habe, und wenn Sie daran zweifeln, so werden Sie Ihren Vater fragen, Jungfer Katharine ... so ist es.

Katharine war so zerstreut, daß sie nur den letzten Teil von Pitous Antwort zu hören schien.

Wie geht es meinem Vater? fragte sie, und warum kommt er nicht mit Ihnen zurück? Sind die Nachrichten von Paris schlecht?

Sehr schlecht, erwiderte Pitou.

Ich glaubte, es sei alles in Ordnung gebracht, versetzte Katharine.

Ja, das ist wahr; doch alles ist wieder in Unordnung geraten.

Hat nicht zwischen Volk und König eine Verständigung stattgefunden? Ist nicht Herr Necker zurückberufen worden?

Es handelt sich wohl um Herrn Necker, erwiderte Pitou anmaßend.

Das hat aber doch das Volk zufrieden gestellt, nicht wahr?

So gut zufrieden gestellt, daß das Volk im Zuge ist, sich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und alle seine Feinde zu töten.

Alle seine Feinde! rief Katharine erstaunt. Und wer sind denn die Feinde des Volks?

Die Aristokraten.

Katharine erbleichte.

Was nennt man denn Aristokraten? fragte sie. Ei! diejenigen, welche große Güter haben, -- diejenigen, welche schöne Schlösser haben, -- diejenigen, welche alles haben, während wir nichts haben.

Mein Gott! rief das Mädchen entsetzlich erbleichend.

Pitou bemerkte diese Veränderung in ihren Zügen.

Ich nenne Aristokraten Personen von Ihrer Bekanntschaft.

Von meiner Bekanntschaft?

Von unsrer Bekanntschaft? fragte die Mutter Billot.

Aber wen denn? fragte Katharine.

Herrn Berthier von Sauvigny, zum Beispiel, der Ihnen die goldenen Ohrringe geschenkt hat, die Sie an dem Tage trugen, wo Sie mit Herrn Isidor tanzten.

Nun?

Nun! ich habe die Leute gesehen, die sein Herz fraßen, ich, der ich mit Ihnen spreche!

Ein entsetzlicher Schrei drang aus der Brust aller hervor. Katharine warf sich auf den Stuhl zurück.

Du hast das gesehen? sagte die Mutter Billot vor Entsetzen.

Und Herr Billot hat es auch gesehen!

Ach! mein Gott.

Ja, fuhr Pitou fort, zu dieser Stunde muß man alle Aristokraten von Paris und Versailles getötet oder verbrannt haben.

Das ist gräßlich, murmelte Katharine.

Gräßlich! und warum denn? Sie sind doch keine Aristokratin. Sie, Frau Billot?

Herr Pitou, sprach Katharine mit einer düstern Energie, mir scheint, Sie waren nicht so grimmig, ehe Sie nach Paris abgingen.

Und ich bin es nicht mehr, Jungfer, erwiderte Pitou sehr erschüttert, aber ...

Dann rühmen Sie sich nicht der Verbrechen, welche die Pariser begehen, da Sie kein Pariser sind, und da Sie diese Verbrechen nicht begangen haben.

Ich habe sie so wenig begangen, daß Herr Billot und ich, während wir Herrn Berthier verteidigten, beinahe umgebracht worden wären.

Oh! mein Vater! mein braver Vater! daran erkenne ich ihn! rief Katharine begeistert.

Mein würdiger Mann! sprach die Mutter Billot mit feuchten Augen. Ei! was hat er denn gethan?

Pitou erzählte die erschreckliche Szene auf der Greve, Villots Verzweiflung und seinen Wunsch, nach Billers-Cotterets zurückzukehren.

Warum ist er denn nicht gekommen? sprach Katharine mit einem Ausdruck, der Pitous Herz tief bewegte, wie eine von den unglücklichen Prophezeiungen, womit einst die Wahrsager so tief in die Gemüter einzudringen wußten.

Die Mutter Billot faltete die Hände.

Herr Gilbert hat es nicht gewollt, antwortete Pitou.

Herr Gilbert will also, daß man meinen Mann töte? versetzte die Mutter Villot schluchzend.

Will er, daß das Haus meines Vaters zu Grunde gehen soll? fügte Katharine mit demselben Tone finsterer Schwermut bei.

Oh! nein! rief Pitou. Herr Gilbert und Herr Billot sind miteinander übereingekommen. Herr Billot wird noch einige Zeit in Paris bleiben, um die Revolution zu Ende zu bringen.

Sie beide allein wollen das? fragte die Mutter Billot.

Nein, mit Herrn von Lafayette und Herrn Bailly.

Ah! rief die Pächterin mit Bewunderung, sobald er mit Herrn von Lafayette und Herrn Bailly ist ...

Wann gedenkt er zurückzukommen? fragte Katharine.

Oh! was das betrifft, ich weiß es nicht.

Und du, Pitou, wie bist du denn zurückgekommen?

Ich, ich habe Sebastian Gilbert zum Abbé Fortier geführt, und ich bin hierherkommen, um die Verhaltungsbefehle Herrn Billot zu überbringen.

Pitou erhob sich nach diesen Worten, nicht ohne eine gewisse diplomatische Würde, die, wenn nicht von den Dienstboten, doch wenigstens von den Gebietern begriffen wurde.

Die Mutter Villot stand auch auf und entließ ihre Leute. Katharine, die sitzen geblieben war, suchte bis in die Tiefe der Seele Pitous Gedanken zu erforschen, bevor sie noch über seine Lippen kamen.

Was wird er mir sagen lassen? fragte sie sich.

Frau Billot dankt ab.

Um den Willen des geehrten Vaters zu hören, vereinigten die zwei Frauen ihre ganze Aufmerksamkeit. Pitou wußte wohl, daß die Aufgabe ziemlich schwierig war; er hatte die Mutter Billot und Katharine bei der Arbeit gesehen; er kannte die Gewohnheit des Befehlens der einen, die unbändige Unabhängigkeit der andern.

Katharine, ein so sanftes, ein so arbeitsames, ein so gutes Mädchen, hatte gerade durch die Wirkung dieser Eigenschaften eine ungeheure Gewalt über alle im Pachthofe erlangt; und was ist der Herrschgeist andres, als der feste Wille, nicht zu gehorchen?

Pitou, indem er seinen Auftrag auseinandersetzte, wußte ganz genau, welches Vergnügen er der einen, und welchen Kummer er der andern bereiten würde.

Auf die Nebenrolle zurückgewiesen, kam ihm die Mutter Villot wie eine unregelmäßige, alberne Sache vor. Das vergrößerte Katharine in den Augen Pitous, und unter den gegenwärtigen Umständen bedurfte Katharine dessen nicht.

Aber Pitou repräsentierte im Pachthofe einen von den Herolden Homers, einen Mund, ein Gedächtnis, und nicht einen Verstand. Er drückte sich in folgenden Worten aus:

Frau Billot, es ist die Absicht Herrn Billots, daß Sie sich so wenig als möglich plagen.

Wieso? fragte die gute Frau erstaunt.

Was bedeutet das Wort plagen? fragte die junge Katharine.

Das bedeutet, antwortete Pitou, daß die Verwaltung eines Pachthofes wie der Ihrige eine Regierung voller Sorgen und Arbeiten ist; es sind Händel zu machen ...

Nun? versetzte die gute Frau. Bezahlungen, Feldgeschäfte, Ernten ...

Wer sagt das Gegenteil?

Sicherlich niemand, Frau Billot; doch um die Händel zu machen, muß man reisen.

Ich habe mein Pferd.

Um zu bezahlen, muß man sich streiten.

Oh! ich habe einen guten Schnabel!

Für die Feldgeschäfte ...

Bin ich nicht gewohnt, die Leute zu beaufsichtigen?

Und um zu ernten! oh! das ist etwas andres; man muß für die Arbeiter die Küche besorgen, den Fuhrleuten helfen...

Für das Beste meines Mannes erschreckt mich dies alles nicht, rief die würdige Frau.

Aber, Frau Billot ... so viel Arbeit ... und ... ein wenig Alter ...

Ah! machte die Mutter Billot, indem sie Pitou schief anschaute.

Helfen Sie mir doch, Jungfer Katharine, sagte der arme Junge, da er sah, daß seine Kräfte in demselben Maße abnahmen, als die Lage schwieriger wurde.

Ich weiß nicht, was ich thun soll, um Ihnen zu helfen, erwiderte Katharine.

Nun! so hören Sie! sprach Pitou. Herr Billot hat nicht Frau Billot gewählt, um sich so wehe zu thun ...

Wen denn? unterbrach sie ihn, zitternd zugleich vor Bewunderung und vor Ehrfurcht.

Er hat jemand gewählt, der stärker ist. Er hat Jungfer Katharine gewählt.

Meine Tochter Katharine, um das Haus zu regieren! rief die Mutter mit einem Ausdruck von Mißtrauen und unbeschreiblicher Eifersucht.

Unter Ihren Befehlen, meine Mutter, sagte errötend hastig das junge Mädchen.

Nein, nein, entgegnete Pitou, der, sobald er einmal die Bahn gebrochen, auch geradezu auf das Ziel losging, nein, ich vollziehe den Auftrag ganz und gar. Herr Billot betraut und bevollmächtigt an seiner Stelle, für jede Arbeit und alle Angelegenheiten des Hauses, -- Jungfer Katharine.

Jedes von diesen Worten, von der Wahrheit betont, drang der Hausfrau ins Herz, und diese Natur war so gut, daß, statt eine herbere Eifersucht und einen brennenderen Zorn darauf zu ergießen, die Gewißheit ihrer Hintansetzung sie gefaßter, gehorsamer, mehr von der Unfehlbarkeit ihres Mannes durchdrungen fand.

Konnte sich Billot täuschen? Konnte man Billot nicht gehorchen?

Das waren die zwei einzigen Beweisgründe, die sich die wackere Frau gegen sich selbst gab.

Und ihr ganzer Widerstand hörte auf.

Sie schaute ihre Tochter an, in deren Augen sie nur Vertrauen, guten Willen für das Gelingen, unveränderliche Zärtlichkeit und Ehrfurcht las. Sie gab durchaus nach.

Herr Billot hat recht, sagte sie; Katharine ist jung, sie hat einen guten Kopf, sie ist sogar starrköpfig.

Oh! ja, sprach Pitou im Glauben, er schmeichle der Eitelkeit von Katharine, während er zugleich ein Witzwort auf sie abschoß.

Katharine, fuhr die Mutter Billot fort, Katharine wird flinker auf den Beinen sein, als ich; sie wird besser ganze Tage den Arbeitern nachzulaufen imstande sein. Sie wird besser verkaufen; sie wird sicherer einkaufen. Sie wird sich Gehorsam zu verschaffen wissen!

Katharine errötete.

Wohlan! fuhr die gute Frau fort, ohne daß sie nur einen Seufzer zu unterdrücken nötig hatte, Katharine wird ein wenig auf den Feldern umherlaufen! sie wird die Börse führen, man wird sie immer unterwegs sehen ... meine Tochter wird nun in einen Jungen verwandelt sein ...

Mit der Miene eines von sich eingenommenen Menschen entgegnete Pitou: Fürchten Sie nichts für Jungfer Katharine; *ich* bin da, und ich werde sie überallhin begleiten.

Dieses freundliche Anerbieten, mit dem Pitou ohne Zweifel Effekt zu machen hoffte, zog ihm von Katharine einen so seltsamen Blick zu, daß er ganz verblüfft war.

Das Mädchen errötete, nicht wie die Frauen, denen man Vergnügen macht, sondern in jener gesprenkelten Schattierung, die, durch ein doppeltes Anzeichen die doppelte Thätigkeit der Seele verratend, zugleich den Zorn und die Ungeduld, den Wunsch, zu sprechen, und das Bedürfnis, zu schweigen, bezeichnet.

Pitou war kein Mensch von Welt, er fühlte dies nicht. Da er aber begriffen hatte, daß die Röte Katharines keine vollständige Einwilligung war, so

fragte er mit einem angenehmen Lächeln, das seine mächtigen Zähne unter seinen dicken Lippen enthüllte: Wie? Sie schweigen, Jungfer Katharine?

Sie wissen also nicht, Herr Pitou, daß Sie eine Albernheit gesagt haben?

Eine Albernheit! versetzte der Verliebte.

Wahrlich! rief die Mutter Billot, braucht denn meine Tochter eine Leibwache?

Aber in den Wäldern! versetzte Pitou mit einer so naiv gewissenhaften Miene, daß es ein Verbrechen gewesen wäre, darüber zu lachen.

Gehört das auch zu den Verhaltungsbefehlen meines Mannes? fuhr die Mutter Billot fort, die damit gegen Pitou einige Geneigtheit zum Witz zeigte.

Oh! sagte Katharine, das wäre das Gewerbe eines Faulenzers, das mein Vater Herrn Pitou nicht geraten haben kann, und das Herr Pitou von meinem Vater nicht angenommen hätte.

Pitou ließ erschrocken seine Augen von Katharine zur Mutter Billot laufen; sein ganzes Gerüste stürzte zusammen.

Katharine, ein echtes Weib, begriff Pitous schmerzliche Täuschung.

Herr Pitou, sagte sie, haben Sie in Paris die Mädchen so ihre Ehre bloßstellen sehen, daß sie immer Jungen hinter sich schleppten?

Sie sind aber kein Mädchen, entgegnete Pitou, da Sie die Gebieterin des Hauses sind.

Vorwärts! genug geschwatzt! rief ungestüm die Mutter Billot, die Gebieterin des Hauses hat viele Dinge zu thun. Komm, Katharine, daß ich dir nach den Befehlen deines Vaters das Haus übergebe.

Da begann vor den Augen des erstaunten, unbeweglichen Pitou eine Zeremonie, der es weder an Größe, noch an Poesie in ihrer ländlichen Einfachheit gebrach.

Die Mutter Billot zog ihre Schlüssel vom Bund, händigte einen nach dem andern Katharine ein und übergab ihr das Verzeichnis der Wäsche, der Flaschen, der Möbel und der Vorräte. Sie führte ihre Tochter zu dem alten Sekretär von eingelegter Arbeit vom Jahre 1738 oder 1740, in dem der Vater Billot seine Papiere, seine Louisd'or und den ganzen Schatz und die Archive der Familie verwahrte.

Katharine ließ sich ernst mit der Vollmacht und den Geheimnissen bekleiden; sie befragte ihre Mutter mit Scharfsinn, dachte bei jeder Antwort nach und schien die Unterweisung in die Tiefen ihres Gedächtnisses und ihrer Vernunft wohl zu verschließen.

Nach Untersuchung der Gegenstände des Hauses ging die Mutter Billot zum Vieh über, das man mit großer Genauigkeit in Augenschein nahm.

Doch das war eine einfache Förmlichkeit.

Bei diesem Zweige der Bewirtschaftung hatte das Mädchen schon längst die spezielle Verwaltung.

Den Kopf gesenkt, die Hände hängend, in Gedanken zerstreut, folgte Pitou maschinenmäßig dem Mädchen und seiner Mutter bei ihrem Musterungsgange.

Man hatte kein Wort an ihn gerichtet. Er war da wie ein Wächter im Theater, und sein Helm trug nicht wenig dazu bei, ihm eigentümlich den bizarren Anschein zu geben.

Man ließ sodann Knechte und Mägde die Revue passieren.

Die Mutter Billot befahl, einen Halbkreis zu bilden, in dessen Mitte sie sich stellte.

Meine Kinder, sagte sie, unser Herr kommt noch nicht von Paris zurück; doch hat er uns einen Stellvertreter gewählt.

Das ist meine Tochter Katharine hier, die noch im Alter der fröhlichen Jugend und ungeschwächten Stärke steht; ich, ich bin alt und habe einen

schwachen Kopf. Der Herr hat wohl gethan. Die Gebieterin des Hauses ist nun Katharine. Das Geld giebt und empfängt sie. Ihre Befehle werde ich zuerst einholen und vollziehen; diejenigen von Euch, die ungehorsam wären, hätten es mit ihr zu thun.

Katharine fügte kein Wort bei. Sie küßte ihre Mutter zärtlich. Die Wirkung dieses Kusses war größer als alle Phrasen. Die Mutter Billot weinte.

Alle Knechte begrüßten die neue Herrschaft durch Zuruf.

Sogleich trat Katharine in Funktion und verteilte die Dienste. Jeder empfing seinen Auftrag und ging weg, um ihn mit dem guten Willen auszuführen, mit dem man beim Anfang einer Regierung zu Werke geht.

Pitou, der allein geblieben, näherte sich am Schlusse Katharine und sagte zu ihr: Und ich?

Ah! antwortete sie, ich habe Ihnen nichts zu befehlen.

Wie, ich soll also bleiben, um nichts zu thun?

Was wollen Sie thun?

Was ich vor meinem Abgang that.

Vor Ihrem Abgang waren Sie von meiner Mutter aufgenommen.

Aber Sie sind die Gebieterin, geben Sie mir Arbeit.

Ich habe keine für Sie, Herr Ange.

Warum nicht?

Weil Sie ein Gelehrter, ein Herr von Paris sind, dem diese bäuerischen Arbeiten nicht anstehen.

Ist es möglich! rief Pitou.

Katharine machte ein Zeichen, das besagen wollte: Es sei so.

Ich, ein Gelehrter! wiederholte Pitou. Aber sehen Sie doch meine Arme, Jungfer Katharine.

Gleichviel.

Ei, Jungfer Katharine, sprach der arme Junge in Verzweiflung, warum sollten Sie mich denn unter dem Vorwand, ich sei ein Gelehrter, nötigen, Hungers zu sterben? Sie wissen also nicht, daß der Philosoph Epiktet diente, um zu essen, daß der Fabeldichter Aesop sein Brot im Schweiße seines Angesichts aß? Das waren doch gelehrtere Leute als ich, diese zwei Herren.

Was wollen Sie? das ist nun so.

Aber Herr Billot hat mich als einen angenommen, der zu seinem Hause gehörte; er schickt mich von Paris zurück, um abermals dazu zu gehören.

Es mag sein, mein Vater konnte Sie nötigen, Arbeiten zu verrichten, die ich Ihnen aufzulegen nicht wagen würde.

Legen Sie sie mir nicht auf.

Ja, dann werden Sie müßig gehen, und das vermöchte ich Ihnen nicht zu erlauben. Mein Vater hatte als Herr das Recht, zu thun, was mir als einer bloßen Stellvertreterin verboten ist. Ich verwalte sein Gut, sein Gut muß eintragen.

Nun ja, da ich arbeiten will, werde ich eintragen; Sie sehen wohl, Jungfer Katharine, Sie drehen sich in einem fehlerhaften Kreise.

Wie beliebt? versetzte Katharine, die die großen Phrasen von Pitou nicht verstand. Was ist ein fehlerhafter Kreis?

Man nennt einen fehlerhaften Kreis ein schlechtes Raisonnement. Nein, lassen Sie mich auf dem Pachthof und geben Sie mir die Frohnen, wenn Sie wollen. Sie werden dann sehen, ob ich ein Gelehrter und ein Faulenzer bin. Uebrigens haben Sie Bücher zu führen und Register in Ordnung zu halten. Das Rechenwesen schlägt eben in mein Fach.

Das ist meiner Ansicht nach keine genügende Beschäftigung für einen Mann, erwiderte Katharine.

Dann bin ich also zu nichts nütze?

Leben Sie immerhin hier, sprach Katharine gelinder, ich werde nachdenken, und wir wollen sehen.

Sie verlangen nachzudenken, um zu wissen, ob Sie mich behalten sollen? Aber was habe ich Ihnen denn gethan, Jungfer Katharine? Ah! Sie waren früher nicht so.

Katharine zuckte unmerklich die Achseln.

Sie hatte Pitou keine guten Gründe anzugeben, und nichtsdestoweniger ermüdete sie offenbar seine Beharrlichkeit.

Sie brach auch das Gespräch ab und sagte:

Genug hiemit, Herr Pitou; ich gehe nach La Ferte-Milon.

Dann sattle ich eiligst Ihr Pferd, Jungfer Katharine.

Durchaus nicht; bleiben Sie im Gegenteil. Sie verbieten, daß ich Sie begleite?

Bleiben Sie, sprach Katharine gebieterisch.

Pitou blieb an seinen Platz genagelt, neigte das Haupt und preßte nach innen eine Thräne zurück, die sein Augenlid brannte, als wäre sie von siedendem Oel gewesen. Katharine ließ Pitou, wo er war, ging weg und gab einem Knechte des Pachthofes den Befehl, ihr Pferd zu satteln.

Ah! murmelte Pitou, Sie finden mich verändert, Jungfer Katharine, doch Sie sind es, und zwar ganz anders als ich.

Was Pitou bestimmt, den Pachthof zu verlassen und nach Haramont, seiner einzigen und wahren Heimat zurückzukehren.

Sich in die Stellung einer ersten Magd fügend, hatte die Mutter Billot ihre Arbeit, ohne es absichtlich zur Schau zu tragen und ohne Bitterkeit, mit gutem Willen wieder aufgenommen. Die Rührigkeit, die in dem landwirtschaftlichen Herrschaftskreis einen Augenblick unterbrochen war, fing nun wieder an, dem Innern eines summenden und arbeitenden Bienenkorbs zu gleichen.

Während man das Pferd für Katharine sattelte, kehrte diese nach dem Hause zurück und warf dabei einen Seitenblick auf Pitou, dessen Leib unbeweglich blieb, während sein Kopf sich drehte wie eine Wetterfahne und der Bewegung des jungen Mädchens folgte, bis es in seinem Zimmer verschwunden war.

Was will Katharine in ihrem Zimmer thun? fragte sich Pitou.

Armer Pitou, was sie thun will! Sie will sich die Haare ordnen, eine weiße Haube aufsetzen, einen feineren Strumpf anziehen.

Dann, als diese Ergänzung der Toilette beendigt war, und sie ihr Pferd unter dem Hause stampfen hörte, ging sie hinab, küßte ihre Mutter und ritt weg.

Müßig, schlecht befriedigt durch den kurzen, halb mitleidigen, halb gleichgültigen Blick, den Katharine bei ihrem Abgange auf ihn gerichtet hatte, konnte sich Pitou nicht entschließen, so in der Bangigkeit zu bleiben.

Seitdem er Katharine wiedergesehen, schien es ihm, als könne er ihr Leben durchaus nicht entbehren.

Als Pitou den Tritt des abgehenden Pferdes vernahm, lief er nach der Thüre. Er erblickte nun Katharine, einem schmalen Querwege folgend, der vom

Pachthofe nach der Landstraße von La Ferte-Milon führte und unten an einem kleinen Berge ausmündete, dessen Gipfel sich im Walde verliert.

Von der Schwelle dieser Thüre aus sandte er dem Mädchen ein Lebewohl voll Bedauern und Demut zu.

Doch kaum war dieses Lebewohl mit Hand und Herz abgesandt, als Pitou etwas überlegte.

Katharine hatte ihm wohl verbieten können, sie zu begleiten, aber sie konnte ihm nicht verbieten, ihr zu folgen.

Katharine konnte wohl zu Pitou sagen: Ich will Sie nicht sehen; aber sie konnte nicht zu ihm sagen: Ich verbiete Ihnen, mich anzuschauen.

Pitou überlegte also, daß ihn, da er nichts zu thun hatte, nichts in der Welt verhindere, unter dem Walde am Wege hin zu gehen, den Katharine machen würde. Ohne gesehen zu werden, würde er sie so von fern durch die Bäume im Auge behalten können.

Es waren vom Pachthofe nur anderthalb Meilen nach La Ferte-Milon. Anderthalb Meilen für den Hinweg, anderthalb Meilen für den Herweg, was war das für Pitou?

Übrigens gelangte Katharine zur Straße auf einer Linie, die einen Winkel mit dem Walde bildete. Wenn er die gerade Linie nahm, so ersparte Pitou eine Viertelmeile. Es blieben also nur noch zwei und eine halbe Meile, um nach La Ferte-Milon zu gehen und von dort zurückzukommen.

Kaum hatte Pitou diesen Plan ausgedacht, als er ihn in Ausführung brachte.

Während Katharine die Landstraße erreichte, erreichte Pitou, hinter den hohen Roggen gebückt, den Wald.

So lief er eine Viertelmeile und dann erblickte er die Lichtung, die die Landstraße bildete. Hier blieb er stehen und lehnte sich an eine ungeheure Eiche an, die ihn völlig verbarg. Er war sicher, Katharine zuvorgekommen zu sein.

Und dennoch wartete er zehn Minuten, eine Viertelstunde sogar, und sah niemand.

Hatte sie etwas im Pachthofe vergessen und war dahin zurückgekehrt? Das war möglich.

Mit der größten Vorsicht näherte er sich der Straße und streckte seinen Kopf hinter einem dicken Baum vor. Er dehnte seinen Blick bis zur Ebene aus, die ihm die Schärfe der Linie zu sehen erlaubte, sah aber nichts.

Pitou lief weiter. Entweder war sie noch nicht angekommen: und dann würde er sie in den Pachthof eintreten sehen; oder sie war zurückgekehrt: und dann würde er sie herauskommen sehen.

Er lief nun auf der sandigen Rückseite der Straße, wo es sanfter zu gehen war, als er plötzlich stehen blieb.

Das Pferd Katharines war ein Paßgänger, hatte die Straße verlassen, um einem kleinen Fußpfade zu folgen, an dessen Eingang man auf einem Posten las:

Fußpfad der Straße von La Ferte-Milon nach Boursonne.

Pitou schlug die Augen auf und erblickte am entgegengesetzten Ende des Pfades, in einer großen Entfernung in den bläulichen Horizont des Waldes getaucht, das weiße Pferd und den roten Rock Katharines.

Es war, wie gesagt, in einer großen Entfernung; aber für Pitou gab es keine Entfernungen!

Ah! rief Pitou, abermals in den Wald stürzend, sie geht also nicht nach La Ferte-Milon, sondern nach Boursonne.

Und ich täusche mich doch nicht. Sie hat mehr als zehnmal La Ferte-Milon gesagt; man hat ihr Aufträge nach La Ferte-Milon gegeben. Die Mutter Billot hat selbst von La Ferte-Milon gesprochen.

Und während er dies sagte, lief Pitou immer; er lief mehr und mehr; lief wie einer, der keine Milz hat.

Durch den Zweifel, diese erste Hälfte der Eifersucht, angetrieben, lief Pitou wie ein Pferd.

Kein Löwe hätte diesen grimmigen Willen, seine Beute zu erreichen, gehabt.

Als Pitou Katharine erblickte, hatte er mehr als eine halbe Meile zu machen; er ließ ihr aber, während er die halbe Meile zurücklegte, nicht Zeit, eine Viertelmeile zu machen.

Sein Lauf hatte also das Doppelte der Geschwindigkeit von der eines Pferdes im Trabe erlangt.

Endlich erreichte er eine der ihrigen parallele Linie.

Man war nicht mehr fünfhundert Schritte vom entgegesetzten Saume des Waldes; diese Lichtung, die man durch die Bäume erblickte, war Boursonne.

Katharine hielt an. Pitou hielt an.

Es war Zeit, dem armen Teufel fing der Atem an auszugehen.

Nicht mehr bloß deswegen, um Katharine zu sehen, folgte ihr Pitou; er folgte ihr auch, um sie zu beobachten.

Sie hatte gelogen. In welcher Absicht?

Gleichviel; um wieder ein gewisses Übergewicht über sie zu erlangen, mußte er sie auf frischer That ertappen.

Pitou drang mit gesenktem Kopfe durch das Farnkraut und die Dornen, zerbrach die Hindernisse mit seinem Helm und wandte, wo es not that, seinen Säbel an.

Da aber Katharine nur noch im Schritte ritt, so drang von Zeit zu Zeit das Geräusch der gebrochenen Zweige bis zu ihr und machte zugleich das Pferd und die Gebieterin die Ohren spitzen.

Da hielt Pitou, der Katharine nicht aus den Augen verlor, an und schöpfte Atem; er zerstörte den Verdacht.

Doch das konnte nicht lange fortdauern, und es dauerte auch nicht fort.

Pitou hörte plötzlich das Pferd Katharines wiehern, und auf dieses Wiehern antwortete ein andres Wiehern.

Das zweite Pferd, das wieherte, vermochte man aber noch nicht zu sehen.

Doch wie es auch sein mochte, Katharine schlug Cadet mit ihrer Stechpalmreitgerte; und Cadet, der einen Augenblick geschnauft hatte, schlug den starken Trab an.

Infolge der vermehrten Schnelligkeit traf sie nach Verlauf von fünf Minuten mit einem Reiter zusammen, der ihr mit demselben Eifer entgegeneilte, mit dem sie ihm entgegengekommen.

Katharine hatte sich so rasch und so unerwartet vorwärts bewegt, daß der arme Pitou, ohne sich zu rühren, an derselben Stelle geblieben war und sich nur auf die Fußspitzen erhoben hatte, um weiter zu sehen.

Es war fast zu sehr entfernt, um etwas genauer zu sehen.

Doch wenn er es nicht sah, so war das, was Pitou wie einen elektrischen Schlag fühlte, die Freude und das Erröten des Mädchens, es war das Beben, das ihren ganzen Körper bewegte, es war das Sprühen ihrer gewöhnlich so sanften, so ruhigen, und nun so funkelnden Augen. Er sah auch nicht so genau, wer der Reiter war, um seine Züge zu unterscheiden. Doch da er an seiner Haltung, an seinem Jagdrock von grünem Sammet, an seinem Hut mit breiter Rundschnur, an seiner freien und anmutigen Kopfbedeckung erkannte, daß er der höchsten Klasse der Gesellschaft angehören mußte, so richtete sich sein Geist sogleich auf den hübschen jungen Mann, auf den schönen Tänzer von Villers-Cotterets zurück. Sein Herz, sein Mund, alle seine Fibern bebten zugleich und murmelten den Namen Isidor von Charny.

Er war es in der That.

Pitou stieß einen Seufzer aus, der einem Gebrülle glich, drang abermals in das Gestrüppe und gelangte bis auf eine Entfernung von zwanzig Schritten zu den jungen Leuten, die indessen zu sehr aufeinander aufmerksam waren, um sich darum zu bekümmern, ob das Geräusch, das sie hörten, von einem vierfüßigen oder einem zweifüßigen Tiere herrührte.

Der junge Mann drehte sich indessen gegen Pitou um, erhob sich auf dem Steigbügel und schaute mit einem unbestimmten Blicke umher; doch um der Erspähung zu entgehen, warf sich Pitou sogleich auf den Bauch und drückte das Gesicht gegen die Erde.

Dann kroch er, wie eine Schlange, noch einen Raum von zehn Schritten weiter, gelangte so in den Bereich der Stimmen und horchte.

Guten Morgen, Herr Isidor, sagte Katharine.

Herr Isidor, murmelte Pitou, ich wußte es wohl.

Da fühlte er es auf seinem armen Herzen wie das ungeheure Gewicht eines Pferdes, als ob es ihn mit Füßen getreten hätte!

Da fühlte er durch Mark und Seele die ungeheure Ermüdung von all der Arbeit, die der Zweifel, das Mißtrauen und die Eifersucht ihn seit einer Stunde hatten durchmachen lassen.

Einander gegenüber hatten die beiden jungen Leute den Zügel fallen lassen und sich bei den Händen genommen; sie hielten sich aufrecht und bebend, stumm und lächelnd, während die zwei Pferde, ohne Zweifel aneinander gewöhnt, sich mit den Nüstern liebkosten und mit ihren Füßen auf dem Moose der Straße spielten.

Sie sind *heute* verspätet, Herr Isidor, sagte Katharine, das Stillschweigen unterbrechend.

Heute! murmelte Pitou, es scheint, an den andern Tagen ist er nicht verspätet.

Das ist nicht meine Schuld, liebe Katharine, erwiderte der junge Mann; ich bin durch einen Brief von meinem Bruder zurückgehalten worden, der mir heute früh zugekommen ist, und auf den ich mit umgehendem Kurier antworten mußte. Doch seien Sie unbesorgt, morgen werde ich pünktlicher sein.

Katharine lächelte, und Isidor drückte die Hand noch zärtlicher, die man ihm überließ.

Ah! das waren ebensoviele Dornen, die das Herz des armen Pitou bluten machten.

Sie haben also frische Nachrichten von Paris? fragte sie.

Ja.

Nun, ich auch, sprach sie lächelnd. Haben Sie mir nicht eines Tags gesagt, wenn zwei Personen, die sich lieben, etwas Aehnliches begegne, so nenne man das Sympathie?

Ganz richtig, und wie haben Sie Nachrichten erhalten, meine schöne Katharine?

Durch Pitou.

Was ist das, Pitou? fragte der junge Adelige mit einer unbefangenen, heiteren Miene.

Sie wissen es wohl, sagte sie: Pitou, der arme Junge, den mein Vater im Pachthofe aufgenommen hatte und der mir an einem Sonntag den Arm gab.

Ah! ja, versetzte der Edelmann; derjenige, welcher Kniee hat wie Serviettenknoten.

Katharine lachte. Pitou fühlte sich gedemütigt, in Verzweiflung. Er schaute seine in der That Knoten ähnlichen Kniee an, indem er sich auf seine beiden Hände stützte und sich erhob; dann fiel er mit einem Seufzer wieder auf seinen Bauch nieder.

Ah! sagte Katharine, zerreißen Sie mir nicht zu sehr meinen armen Pitou. Wissen Sie, was er mir vorhin vorgeschlagen hat?

Nein; erzählen Sie mir das ein wenig, meine Schönste.

Nun! er wollte mich nach La Ferte-Milon begleiten.

Wohin Sie nicht gingen?

Nein, da ich wußte, daß Sie mich hier erwarteten, während ich beinahe auf Sie gewartet habe.

Ah! wissen Sie, daß Sie da ein königliches Wort gesagt haben, Katharine?

Wahrhaftig, ich vermutete es nicht.

Warum haben Sie den Vorschlag dieses schönen Ritters nicht angenommen? er hätte uns belustigt.

Vielleicht nicht immer, antwortete Katharine lachend.

Sie haben recht, sprach Isidor, indem er auf die schöne Pächterin von Liebe glänzende Augen heftete.

Und er verbarg den errötenden Kopf des Mädchens in seinen Armen, mit denen er sie umfing.

Pitou schloß die Augen, um nicht zu sehen; aber er hatte vergessen, die Ohren zu schließen; das Geräusch eines Kusses gelangte zu ihm.

Pitou faßte sich voll Verzweiflung bei den Haaren; als er wieder zu sich kam, hatten die jungen Leute ihre Pferde in Schritt gesetzt und entfernten sich langsam.

Die letzten Worte, die Pitou hörte, waren:

Ja, Sie haben recht, Herr Isidor, lassen Sie uns eine Stunde beisammen bleiben; ich werde diese Stunde auf den Beinen meines Pferdes wieder

einholen und, fügte sie lachend bei, es ist ein gutes Tier, das nichts ausplaudern wird.

Dies war alles, die Erscheinung verschwand, die Dunkelheit trat in Pitous Seele ein, wie sie in der Natur eintrat, und der arme Junge wälzte sich im Grase und überließ sich den natürlichen Zuckungen seines Schmerzes.

Die Kühle der Nacht brachte ihn wieder zu sich.

Ich werde nicht nach dem Pachthofe zurückkehren, sagte er; ich würde dort gedemütigt, schmählich behandelt; ich würde das Brot einer Frau essen, die einen andern Mann liebt, und zwar, ich muß es gestehen, einen Mann, der viel schöner, reicher und eleganter ist, als ich. Nein, mein Platz ist nicht in Pisseleux, sondern in Haramont, in meiner Heimat, wo ich vielleicht Leute finden werde, die nicht bemerken, daß ich Kniee habe, Serviettenknoten ähnlich.

Nachdem er so gesprochen, rieb sich Pitou seine guten langen Beine und wanderte gen Haramont, wohin ihm, ohne daß er es vermutete, sein Ruf und der seines Helmes und seines Säbels vorangegangen waren, und wo seiner, wenn nicht das Glück, doch wenigstens ruhmwürdige Geschicke harrten.

Doch bekanntlich ist es nicht das Attribut der Menschheit, vollkommen glücklich zu sein.

Pitou als Redner.

Als er indessen abends gegen zehn Uhr nach Villers-Cotterets kam, nachdem er um sechs Uhr morgens abgegangen war, und im Zwischenraume die ungeheure Wanderung gemacht hatte, begriff Pitou, so traurig er sich fühlte, es wäre besser, im Gasthofe zum Dauphin in einem Bette, als unter freiem Himmel am Fuße einer Buche oder einer Eiche des Waldes zu schlafen.

Denn in Haramont in einem Hause zu schlafen, wenn er dort um halb elf Uhr abends erst ankäme, daran war nicht zu denken; seit anderthalb Stunden waren alle Lichter ausgelöscht und alle Thüren geschlossen.

Pitou kehrte also im Gasthause zum Dauphin ein, wo er für dreißig Sous ein vortreffliches Bett, einen vierpfündigen Laib Brot, ein Stück Käse und einen Krug Aepfelmost bekam.

Pitou war zugleich abgemattet und verliebt, lahm und in Verzweiflung; daraus erfolgte zwischen dem Physischen und Moralischen ein Kampf, in dem das Moralische, anfangs siegend, am Ende unterlag.

Das heißt von elf Uhr bis zwei Uhr morgens seufzte, stöhnte Pitou, drehte er sich im Bette um, ohne schlafen zu können; um zwei Uhr aber schloß er, durch die Müdigkeit besiegt die Augen, um sie erst um sieben Uhr wieder zu öffnen.

Als Pitou das Gasthaus zum Dauphin verließ, bemerkte er, daß sein Helm und Säbel abermals die öffentliche Aufmerksamkeit erregten.

Er sah sich auch wirklich, als er ungefähr hundert Schritte gemacht hatte, als den Mittelpunkt einer Versammlung.

Pitou hatte entschieden eine ungeheure Popularität in der Gegend erlangt.

Einige Einwohner von Villers-Cotterets, die Pitou am Tage vorher vom Abbé Fortier, in der Rue de Soissons, bis zur Thüre der Tante Angelique geleitet hatten, beschlossen, um die Huldigung fortzusetzen, Pitou von Villers-Cotterets nach Haramont zu geleiten.

Dies thaten sie, und als es die Einwohner von Haramont sahen, so fingen sie an, ihren Landsmann zu seinem wahren Werte zu schätzen.

Allerdings war der Boden schon bereitet, um den Samen aufzunehmen. Der erste Durchzug von Pitou, so rasch er gewesen, hatte doch eine Spur in den Geistern zurückgelassen: sein Helm und sein Säbel waren denen, die ihn im Zustande einer leuchtenden Erscheinung gesehen, im Gedächtnis geblieben.

Daher umgaben ihn die Einwohner von Haramont auch mit allen Zeichen der Hochachtung und baten ihn, seine kriegerische Rüstung niederzulegen und sein Zelt unter den vier Linden aufzuschlagen, die den Platz des Dorfes beschatteten.

Pitou ließ sich um so leichter herbei, hiezu einzuwilligen, als es seine Absicht war, seinen bleibenden Aufenthalt in Haramont zu nehmen. Er nahm daher zum Obdach ein Zimmer an, das ein kriegerisch Gesinnter des Dorfes ganz möbliert an ihn vermietete.

Möbliert mit einem Bett von Brettern, mit einem Strohsack und einer Matratze; möbliert mit zwei Kästen, einem Tische und einem Wasserkrug.

Das Ganze wurde vom Eigentümer selbst jährlich zu sechs Livres, das heißt zum Preise von zwei Schüsseln Hahn mit Reis angeschlagen.

Nachdem dieser Preis festgestellt war, nahm er Besitz von der Wohnung, wobei er denen, die ihn begleitet hatten, zu trinken bezahlte, und da ihm die Ereignisse nicht weniger als der Aepfelwein zu Kopf gestiegen waren, so hielt er ihnen auf der Schwelle seiner Thüre eine Rede.

Sie war ein großes Ereignis, diese Rede von Pitou; es bildete auch ganz Haramont einen Kreis um das Haus.

Pitou war ein wenig Gelehrter und kannte dies Schönreden; er wußte die acht Worte, mit denen zu jener Zeit die Ordner der Nationen, wie sie Homer nannte, die Volksmassen in Bewegung setzten.

Von Herrn Lafayette bis Pitou war es allerdings weit, aber von Haramont bis Paris, welche Entfernung! Moralisch gesprochen, wohl verstanden!

Pitou debütierte mit einem Eingang, mit dem sogar der Abbé Fortier nicht unzufrieden gewesen wäre.

Bürger, sprach er, Mitbürger, dieses Wort ist süß auszusprechen, ich habe es schon zu andern Franzosen gesagt, denn alle Franzosen sind Brüder; hier glaube ich es aber zu wahren Brüdern zu sagen, und ich finde in meinen Landsleuten von Haramont eine ganze Familie.

Die Frauen, -- es fanden sich einige unter den Zuhörern, und das waren nicht die am besten gestimmten -- Pitou hatte noch zu dicke Kniee und zu kleine Waden, um mit dem ersten Blick ein weibliches Auditorium für sich einzunehmen, -- die Frauen dachten bei dem Worte *Familie* an den armen

Pitou, das Waisenkind, an diesen armen Verlassenen, der seit dem Tode seiner Mutter sich niemals satt gegessen hatte. Und das Wort Familie von diesem Jungen ausgesprochen, der keine hatte, bewegte bei mehreren von ihnen die empfindliche Fiber, die den Thränenbehälter schließt.

Nachdem der Eingang beendigt war, fing Pitou die Erzählung, den zweiten Teil seiner Rede an.

Er sprach von seiner Reise nach Paris, von den Aufständen mit den Büsten, von der Einnahme der Bastille und der Rache des Volks. Er schlüpfte leicht über den Anteil weg, den er am Kampfe auf dem Platze des Palais-Royal und im Faubourg Saint-Antoine genommen hatte; doch je weniger er sich rühmte, desto mehr wuchs er in den Augen seiner Landsleute.

Nachdem die Erzählung beendigt war, kam Pitou zur Beweisführung, dieser zarten Operation, an der Cicero den wahren Redner erkannte.

Er bewies, daß die Leidenschaften des Volks gerade durch die Aufkäufer erregt worden waren. Er sagte ein paar Worte von den Herren Pitt, Vater und Sohn; er erklärte die Revolution durch die dem Adel und der Geistlichkeit bewilligten Privilegien; er forderte endlich das Volk von Haramont auf, insbesondere zu thun, was das französische Volk im allgemeinen gethan hatte: nämlich, sich gegen den allgemeinen Feind zu vereinigen. Dann ging er von der Beweisführung zum Schluß durch eine von jenen erhabenen Bewegungen über, die allen großen Rednern gemein sind.

Er ließ seinen Säbel fallen, und indem er ihn wieder aufhob, zog er ihn scheinbar aus Unachtsamkeit aus der Scheide.

Das gab ihm den Text zu einem aufrührerischen Antrag, der nach dem Beispiel der Pariser alle Einwohner der Gemeinde zu den Waffen rief.

Die enthusiastischen Haramonter antworteten kräftig. Die Revolution wurde im Dorfe verkündet und mit Zujauchzen begrüßt.

Die Leute von Villers-Cotterets, die der Versammlung beigewohnt hatten, gingen, das Herz angeschwollen vom patriotischen Sauerteig, weg und

sangen auf eine für die Aristokraten höchst bedrohliche Weise und mit einer unbändigen Wut:

Vive Henri quatre!
Vive ce roi vaillant!

Rouget de l'Isle hatte die Marseillaise noch nicht komponiert, und die Föderierten von 90 hatten das alte volkstümliche *Ça ira* noch nicht wiedererweckt, in Betracht, daß man erst im Jahre der Gnade 1789 war.

Pitou glaubte nur eine Rede gehalten zu haben; er hatte aber eine Revolution gemacht.

Er kehrte in seine Wohnung zurück, bewirtete sich mit einem Stück Schwarzbrot und dem Käserest aus dem Gasthause zum Dauphin, den er sorgfältig in seinem Helme mitgebracht hatte; dann kaufte er Messingdraht, machte sich Schlingen und legte sie, als es nacht geworden war, im Walde.

In derselben Nacht fing Pitou ein älteres und ein jüngeres Kaninchen.

Gegen ein Uhr nach Mitternacht kehrte er mit dieser ersten Beute zurück, er hoffte wohl eine zweite bei den Fährten vom Morgen zu machen.

Er legte sich nieder, bewahrte aber in seinem Innern noch einen so bittern Rest von dem Schmerz, der seine Beine am Tage vorher so sehr ermüdete, daß er auf der grausamen Matratze, die der Hauseigentümer selbst eine Galette nannte, nur sechs Stunden hintereinander hatte schlafen können.

Pitou schlief also von ein Uhr bis sieben Uhr morgens. Die Sonne überraschte ihn schlafend bei offenem Laden.

Durch diesen offenen Laden sahen ihm dreißig bis vierzig Einwohner von Haramont zu, wie er schlief.

Er erwachte, lächelte seinen Landsleuten zu und fragte sie freundlich, warum sie in so großer Anzahl und so frühzeitig zu ihm kämen.

Einer von ihnen nahm das Wort. Es war ein Holzhacker, Namens Claude Tellier.

Ange Pitou, sagte er, wir haben die ganze Nacht überlegt; die Bürger müssen sich in der That, wie du es uns gestern gesagt hast, für die Freiheit bewaffnen.

Ich habe es gesagt, erwiderte Pitou mit einem festen Ton, der verkündigte, er sei bereit, seinen Worten zu entsprechen.

Nur fehlt es uns an einer Hauptsache.

An was? fragte Pitou mit Teilnahme.

An Waffen.

Ah! das ist wahr!

Wir haben aber genug überlegt, um unser Ueberlegen nicht zu verlieren, und wir werden uns um jeden Preis bewaffnen!

Bei meinem Abgang, sprach Pitou, waren fünf Flinten in Haramont: drei Kommißflinten, eine Jagdflinte mit einem Lauf und eine andre Jagdflinte mit zwei Läufen.

Es sind nur noch vier da, antwortete der Redner, die Jagdflinte ist vor einem Monat aus Altersschwäche zersprungen.

Das war die Flinte von Desire Maniquet, bemerkte Pitou.

Ja, und sie hat mir beim Zerspringen sogar zwei Finger mitgenommen, sagte Desire Maniquet, indem er seine verstümmelte Hand über seinen Kopf emporhob, und da mir der Unfall im Kaninchengehege des Aristokraten begegnet ist, den man Herrn von Longure nennt, so werden mir die Aristokraten das bezahlen.

Pitou nickte mit dem Kopfe, um anzudeuten, er billige diese gerechte Rache.

Nun! sprach Pitou, mit vier Flinten habt Ihr schon die Mittel, um fünf Männer zu bewaffnen.

Wieso?

Ja, der Fünfte wird eine Pike tragen; das ist so in Paris: auf vier mit Flinten bewaffnete Männer kommt immer einer mit einer Pike. Die Piken, das ist sehr bequem, das dient um die Köpfe darauf zu stecken, die man abgeschnitten hat.

Ho! ho! rief eine kräftige, heitere Stimme, wir wollen hoffen, daß wir keine Köpfe abschneiden werden.

Nein, erwiderte Pitou ernst, wenn wir das Geld der Herren Pitt Vater und Sohn zurückzuweisen wissen. Doch wir waren bei den Flinten; bleiben wir bei der Frage, wie Herr Bailly sagt. Wieviel Männer sind in Haramont fähig, Waffen zu tragen? Habt Ihr Euch gezählt.

Ja, wir sind zweiunddreißig.

Es fehlen also achtundzwanzig Flinten.

Wie wird man sie bekommen? fragte der dicke Mann mit dem heiteren Gesichte.

Oh! versetzte Pitou, man muß das wissen, Boniface.

Was weißt du?

Ich weiß, daß man sie sich verschaffen kann. Das Pariser Volk hatte auch keine Waffen. Nun wohl! Herr Marat, ein sehr gelehrter, aber sehr häßlicher Arzt, hat dem Pariser Volke gesagt, wo es Waffen gebe; das Pariser Volk ging dahin, wo Herr Marat sagte, und es fand Waffen.

Und wohin hieß Marat die Leute gehen?

Ins Invalidenhaus.

Ja, doch wir haben kein Invalidenhaus in Haramont.

Ich, ich weiß einen Ort, wo es mehr als hundert Flinten giebt.

Und wo dies?

In einem der Säle des College von Abbé Fortier.

Der Abbé Fortier hat hundert Flinten? Er will also seine Chorknaben, diese kleinen Pfaffennarren, bewaffnen? versetzte Claude Tellier.

Pitou hatte keine tiefe Zuneigung für den Abbé Fortier; doch dieser heftige Ausfall gegen seinen ehemaligen Lehrer verwundete ihn in seinem Innersten.

Claude! rief er, Claude! Ich habe nicht gesagt, die Flinten gehören dem Abbé Fortier.

Wenn sie bei ihm sind, gehören sie ihm.

Das Dilemma ist falsch, Claude. Ich bin im Hause von Bastien Godinet, und dennoch gehört das Haus von Bastien Godinet nicht mir.

Das ist wahr, sprach Bastien, welcher antwortete, ohne daß Pitou ihn besonders aufzufordern nötig gehabt hatte.

Wem gehören denn die Flinten?

Der Gemeinde.

Wenn sie der Gemeinde gehören, warum sind sie beim Abbé Fortier?

Sie sind beim Abbé Fortier, weil das Haus des Abbes Fortier der Gemeinde gehört, die ihm Quartier dafür giebt, daß er die Messe liest und gratis die Kinder unterrichtet. Da nun dieses Haus der Gemeinde gehört, so hat die Gemeinde wohl das Recht, sich ein Zimmer vorzubehalten, um die Flinten darin aufzubewahren; ha!

Das ist wahr, sprachen die Zuhörer, sie hat das Recht dazu.

Nun aber, hernach, wie werden wir uns diese Waffen verschaffen? sprich.

Die Frage brachte Pitou in Verlegenheit, er kratzte sich hinter dem Ohr.

Ja, sprich geschwind, sagte eine andre Stimme, wir müssen zur Arbeit gehen.

Pitou atmete, der letzte, der gesprochen, hatte ihm eine Ausflucht geöffnet.

Zur Arbeit, rief Pitou. Ihr sprecht davon, daß Ihr Euch für die Verteidigung des Vaterlandes bewaffnen wollt, und Ihr denkt an das Arbeiten?

Und Pitou punktierte seinen Satz mit einem so spöttischen und verächtlichen Gelächter, daß sich die Haramonter gedemütigt anschauten.

Wir würden wohl, wenn es durchaus notwendig wäre, noch ein paar Tage opfern, um frei zu sein, sagte eine andre Stimme.

Um frei zu sein, entgegnete Pitou, ist es nicht ein Tag, den man opfern müßte, sondern alle seine Tage.

Also, sagte Boniface, wenn man für die Freiheit arbeitet, macht man Feiertag.

Boniface, erwiderte Pitou mit der Miene eines erzürnten Lafayette; diejenigen werden nie frei sein können, welche nicht die Vorurteile mit Füßen zu treten wissen.

Mir, was mich betrifft, sagte Boniface, mir ist nichts lieber, als nichts zu arbeiten. Aber, wie macht man es, um zu essen?

Man ißt, wenn man die Tyrannen besiegt hat, antwortete Pitou. Hat man am 14. Juli gegessen? Dachte man an diesem Tage daran, zu essen? Nein man hatte nicht Zeit dazu.

Ah! ah! sagten die Eifrigsten, das mußte schön sein, die Einnahme der Bastille.

Essen! fuhr Pitou verächtlich fort. Ah! Trinken, da sage ich nicht nein. Es war so heiß, und das Kanonenpulver ist so beißend.

Aber, was trank man?

Was man trank? Wasser, Wein, Branntwein. Die Weiber hatten diese Sorge übernommen.

Die Weiber?

Ja, herrliche Weiber, die aus dem Vorderteil ihrer Röcke Fahnen gemacht hatten.

Wahrhaftig! riefen die erstaunten Zuhörer.

Aber am andern Tage mußte man doch essen? fragte der Skeptiker.

Ich leugne das nicht, antwortete Pitou.

Dann, versetzte Boniface triumphierend, wenn man gegessen hat, hat man auch arbeiten müssen.

Herr Boniface, erwiderte Pitou, Ihr sprecht von diesen Dingen, ohne sie zu kennen. Paris ist kein Flecken. Es besteht nicht aus einem Haufen Landleuten, die am Herkommen fest hängen, den Gewohnheiten des Bauches ergeben, *Obedientia ventri*, wie wir Gelehrte uns auf lateinisch ausdrücken. Nein, Paris ist, wie Herr von Mirabeau sagt, der Kopf der Nationen; es ist ein Gehirn, das für die ganze Welt denkt. Ein Gehirn, mein Herr, das ißt nie.

Das ist wahr, dachten die Zuhörer.

Und dennoch nährt sich das Gehirn, das nicht ißt, ebenso, fuhr Pitou fort.

Wie nährt es sich denn? fragte Boniface.

Unsichtbar, von der Nahrung des Leibes.

Hier hörten die Haramonter auf, zu begreifen.

Kannst du uns das erklären, Pitou? fragte Boniface.

Das ist sehr leicht. Paris ist das Gehirn, wie ich gesagt habe; die Provinzen, das sind die Glieder; die Provinzen werden arbeiten, trinken, essen, und

Paris wird denken.

Dann verlasse ich die Provinz und gehe nach Paris, sprach der Skeptiker Boniface. Geht Ihr mit mir nach Paris, Ihr Leute?

Ein Teil der Zuhörer brach in ein Gelächter aus und schien sich Boniface anzuschließen.

Pitou bemerkte, er würde durch den Spötter in Mißkredit kommen, und rief:

Geht doch dahin, geht doch nach Paris! und wenn Ihr dort ein einziges Gesicht findet, das so lächerlich ist als das Eurige, so kaufe ich Euch junge Kaninchen wie dieses hier um einen Louisd'or das Stück ab.

Und mit einer Hand zeigte Pitou sein Kaninchen, während er mit der andern die paar Louisd'or, die ihm von der Freigebigkeit Gilberts übrig geblieben waren, tanzen und klingen ließ.

Pitou erregte nun ebenfalls Gelächter.

Wonach sich Boniface ganz rot ärgerte.

Ei! Pitou, du machst wohl den Großprahler, daß du uns lächerlich nennst!

Lächerlich bist du, erwiderte Pitou majestätisch.

Aber schau' dich doch an, sagte Boniface.

Ich mag mich immerhin anschauen, entgegnete Pitou, ich werde vielleicht etwas ebenso Häßliches sehen, wie du, aber nie etwas so Dummes.

Pitou hatte kaum geendigt, als ihm Boniface, -- man ist beinahe Stierkämpfer in Haramont, -- einen Faustschlag versetzte, den Pitou mit scharfem Auge geschickt parierte und gleichzeitig mit einem echten Pariser Fußtritt erwiderte.

Auf diesen ersten Fußtritt folgte ein zweiter, der den Skeptiker niederwarf.

Dann bückte sich Pitou zu seinem Gegner hinab, als wollte er dem Siege höchst fatale Folgen geben, und jeder eilte schon Boniface zu Hilfe, als sich Pitou wieder erhob und sprach:

Erfahre, daß die Sieger der Bastille nicht auf Faustschläge kämpfen. Ich habe einen Säbel, nimm einen Säbel und machen wir ein Ende. Hernach zog Pitou vom Leder, vergessend oder nicht vergessend, daß es in Haramont nur seinen Säbel und den des Flurschützen gab, der anderthalb Fuß kürzer war als der seinige.

Um das Gleichgewicht herzustellen, setzte er seinen Helm auf.

Diese Seelengröße elektrisierte die Versammlung; man kam überein, Boniface sei ein Lümmel, ein dummer Kerl, ein Einfaltspinsel, unwürdig, an der Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten teilzunehmen.

Demzufolge stieß man ihn aus.

Ihr seht das Bild der Revolutionen von Paris, sprach sodann Pitou. Wie es Herr Prudhomme oder Loustalot gesagt hat, ich glaube, es ist der tugendhafte Loustalot ... ja, er ist es, ich bin dessen sicher:

Die Großen scheinen uns nur groß, weil wir auf den Knieen sind; stehen wir auf!

Dieser Spruch hatte nicht die geringste Beziehung zu der Lage der Dinge. Doch vielleicht gerade deshalb brachte er eine wunderbare Wirkung hervor.

Der Skeptiker Boniface, der ungefähr zwanzig Schritte entfernt stand, war davon betroffen, kam demütig herbei und sagte zu Pitou: Du mußt uns nicht böse sein, Pitou, wenn wir die Freiheit nicht so gut kennen, als du.

Das ist nicht die Freiheit, erwiderte Pitou. Das sind die Menschenrechte.

Dieses Wort fiel als zweiter Keulenschlag, mit dem Pitou die Versammlung zum zweiten Mal niederschmetterte.

Pitou, sprach Boniface, du bist entschieden ein Gelehrter, und wir bezeigen dir unsre Ehrfurcht.

Pitou verbeugte sich.

Ja, sagte er, die Erziehung und die Erfahrung haben mich über Euch gestellt, und wenn ich soeben ein wenig hart mit Euch sprach, so geschah es aus Freundschaft für Euch.

Der Beifallssturm brach los. Pitou sah, daß er sich kühn in die Brust werfen konnte.

Ihr habt von Arbeit gesprochen, sagte er; aber wißt Ihr wohl, was Arbeit ist? Für Euch besteht die Arbeit im Holzspalten, im Schneiden der Ernte, im Buchelnlesen, im Binden der Garben, im Setzen von Steinen und Befestigen derselben durch Mörtel ... Das ist die Arbeit für Euch. Nun! Ihr täuscht Euch, ich allein arbeite mehr, als Ihr alle, denn ich denke auf Eure Emanzipation, sinne Tag und Nacht auf Eure Freiheit und Gleichheit. Ein einziger von meinen Augenblicken ist so viel wert, als hundert von Euren Tagen. Die Ochsen, die arbeiten, thun alle dasselbe; aber der Mensch, der denkt, übertrifft alle Kräfte der Materie. Ich allein bin so viel wert, als Ihr alle.

Seht Herrn von Lafayette: das ist ein magerer, blonder Mann, nicht viel größer als Claude Tellier; er hat eine spitzige Nase, kleine Beine, und Arme wie dieses Stuhlbein; was die Hände und Füße betrifft, so lohnt es sich nicht der Mühe, davon zu sprechen, es wäre ebensogut, gar keine zu haben. Nun! dieser Mann hat zwei Welten auf seinen Schultern getragen, eine mehr als Atlas, und seine Hände, sie haben die Ketten Amerikas und Frankreichs gebrochen ...

Da nun seine Arme dies gethan haben, Arme so schwach wie Stuhlbeine, so beurteilt einmal, was erst die meinigen werden thun können.

Und dieses sprechend zeigte Pitou seine Arme, die so knorrig waren, wie Stechpalmenstämme.

Nach dieser Vergleichung hielt er inne, überzeugt, ohne besonderen Redeschluß, eine ungeheure Wirkung hervorgebracht zu haben.

Er hatte sie wirklich hervorgebracht.

Pitou als Verschwörer.

Pitou hatte sich nach seiner Entdeckung am Saume des Waldes von einer großen Verachtung gegen die Dinge dieser Welt ergriffen gefühlt.

Er, der gehofft hatte, die kostbare und seltene Pflanze, die man Liebe nennt, in seinem Herzen blühen zu lassen; er, der mit einem Helme und Säbel in seine Heimat zurückgekommen war, stolz, Mars mit Venus zu verbinden, wie sein berühmter Landsmann Demoustier in seinen *Briefen an Emilie über die Mythologie* gesagt hatte, -- er fühlte sich, sobald er sah, daß es in Villers-Cotterets und seiner Umgegend mehr Verliebte gab, als ihm nötig schien, sehr bestürzt und unglücklich.

Er, der einen so thätigen Anteil an dem Kreuzzuge der Pariser gegen die Edelleute genommen, fand sich gegenüber dem Landadel, vertreten durch Herrn Isidor Charny, äußerst klein.

Ach! ein so schöner Junge, ein Mann imstande, beim ersten Anblick zu gefallen, ein Kavalier, der eine lederne Hose und eine Sammetweste trug!

Wie mit einem solchen Manne kämpfen! Wie gegen einen solchen Nebenbuhler in die Schranken treten! Wie sollte er gleichzeitig die Last der Scham und der Bewunderung ertragen, zwei Gefühle, die im Herzen des Eifersüchtigen eine doppelte Qual sind.

Pitou kannte also die Eifersucht, eine unheilbare Wunde, die mit ihren furchtbaren Schmerzen dem naiven, redlichen Herzen unsres Helden bisher unbekannt war.

Ein derart zerrüttetes Herz bedarf einer sehr tiefen Philosophie, um seine gewöhnliche Ruhe wiederzuerlangen.

War Pitou ein Philosoph, er, der am ersten Tage, nachdem ihn dieses schreckliche Gefühl erfaßt, den Gedanken hatte, Krieg gegen die Kaninchen und Hasen des Herzogs von Orleans zu führen, und am zweiten Tage herrliche Reden hielt?

Hatte sein Herz die Härte des Kieselsteins, aus dem jeder Schlag einen Funken springen macht, oder einfach den sanften Widerstand des Schwamms, der die Fähigkeit hat, die Thränen einzuschlucken und ohne Verwundung im Schlage der Unfälle weich zu werden?

Nachdem er seinen Besuch erhalten und seine Reden beendigt hatte, war Pitou durch seinen Appetit genötigt, zu geringeren Sorgen herabzusteigen; er kochte sein Kaninchen, aß es und bedauerte, daß es kein Hase war.

Nach dem Mahle war Pitou in den Wald gegangen, um sich ein hübsches Winkelchen zum schlafen zu suchen.

Es ist erklärlich, daß der Unglückliche, sobald er nicht mehr von der Politik sprach und sich wieder mit sich selbst allein befand, unablässig das Schauspiel des Herrn Isidor in seinem Liebeshandel mit Jungfer Katharine vor Augen hatte.

Die Natur, die beinahe immer dem befriedigten Magen zulächelt, machte zu Pitous Gunsten eine Ausnahme, und kam ihm wie eine weite, schwarze Wüste vor, in der nur noch Kaninchen, Hasen und Rehe blieben. Sobald er unter den großen Bäumen seines heimatlichen Waldes verborgen war, begeisterte sich Pitou durch ihren Schatten und ihre Kühle in seinem heldenmütigen Entschluß, aus den Augen Katharines zu verschwinden; sie frei zu lassen, sich nicht übermäßig über ihre Bevorzugungen zu betrüben, sich nicht tiefer, als es sich geziemte, durch die Vergleichung demütigen zu lassen.

Es war eine sehr schmerzliche Anstrengung, Jungfer Katharine nicht mehr zu sehen; aber ein Mann mußte ein Mann sein.

Die Frage beschränkte sich indessen nicht allein hierauf.

Es handelte sich hier nicht gerade darum, Jungfer Katharine nicht mehr zu sehen, sondern nicht mehr von ihr gesehen zu werden.

Was würde aber ein Hindernis dagegen sein, daß von Zeit zu Zeit der lästige Verliebte, wenn er sich sorgfältig verbärge, im Vorübergehen die schöne Spröde erblickte? Nichts.

Was war die Entfernung von Haramont nach Pisseleux? Kaum anderthalb Meilen.

So feig es vonseiten Pitous wäre, nach dem, was er gesehen, sich um die Gunst von Katharine zu bewerben, so geschickt wäre es, fortwährend über ihre Handlungen und Thaten durch eine Leibesübung, in die sich Pitous Gesundheit vortrefflich schicken würde, auf dem Laufenden zu bleiben.

Dabei hatten die hinter Pisseleux liegenden und bis nach Boursonne sich erstreckenden Bezirke des Waldes Ueberfluß an Hasen.

Pitou würde bei Nacht dahin gehen, um seine Schlingen zu legen, und am andern Morgen würde er von einem Hügel herab die Ebene erforschen und die Ausgänge von Jungfer Katharine belauern. Das war sein Recht, das war bis auf einen gewissen Grad seine Pflicht, so wie er vom Vater Billot mit Vollmachten versehen war.

Auf diese Art durch sich selbst gegen sich selbst gestärkt, glaubte Pitou das Seufzen aufgeben zu können. Als der Abend kam, legte er ein Dutzend Schlingen und streckte sich auf dem noch von der Sonne des Tages erwärmten Heidekraut aus.

Hier schlief er wie ein Mensch in der Verzweiflung.

Die Kühle der Nacht weckte ihn auf. Er untersuchte seine Schlingen, noch war nichts gefangen; aber Pitou zählte gewöhnlich nur auf den Wechsel am Morgen. Da er indessen seinen Kopf ein wenig beschwert fühlte, so beschloß er, nach seiner Wohnung zurückzukehren und am andern Vormittag wieder zu kommen.

Doch diesen Tag, der für ihn so leer an Ereignissen und Intriguen vorübergegangen, hatten die Bewohner des Fleckens damit zugebracht, daß sie nachgedacht, und Kombinationen gemacht.

Um die Mitte dieses Tages, den Pitou im Walde verträumte, hätte man können die Holzhauer sich auf ihre Aexte stützen, die Drescher mit ihren Flegeln in der Luft bleiben, die Tischler den Hobel auf dem glatten Brette anhalten sehen.

An allen diesen verlorenen Augenblicken war Pitou schuld. Pitou hatte die Uneinigkeit in den Geistern, die schon durch die verworrenen Gerüchte aufgeregt waren, vollends angefacht.

Und er, der Urheber dieser Unruhen, erinnerte sich ihrer nicht einmal mehr.

Doch in der Stunde, wo er nach seiner Wohnung zurückkehrte, erblickte er, obgleich es zehn Uhr geschlagen hatte, und zu dieser Stunde in der Regel nicht ein Licht mehr angezündet, nicht ein Auge mehr offen war, in der Umgebung seines Hauses einen ungewöhnlichen Auftritt. Es waren sitzende, stehende und gehende Gruppen.

Die Haltung jeder dieser Gruppen hatte eine ungewöhnliche Bedeutung.

Ohne zu wissen warum, stellte sich Pitou vor, diese Leute sprechen von ihm.

Und als er in die Straße kam, waren alle wie von einem elektrischen Schlage getroffen und zeigten sich ihn einander.

Was haben sie denn? fragte sich Pitou; ich habe doch meinen Helm nicht aufgesetzt!

Und er ging bescheiden in seine Wohnung hinein, nachdem er da und dort gegrüßt hatte.

Er hatte indessen die schlecht zusammengefügte Thüre des Hauses noch nicht geschlossen, als er an das Holz klopfen zu hören glaubte.

Pitou zündete kein Licht an, ehe er sich niederlegte; das Licht war ein zu großer Luxus für einen Menschen, der, da er nur eine ärmliche Lagerstätte besaß, sich im Bette nicht irren, und da er keine Bücher hatte, nicht lesen konnte.

Er war indessen sicher, daß man an seine Thüre klopfte.

Er hob die Klinke auf. Zwei junge Leute von Haramont traten vertraulich bei ihm ein.

Ah! Du hast kein Licht, Pitou, sagte der eine von ihnen.

Nein, antwortete Pitou, wozu?

Um hier zu sehen.

Oh! ich sehe in der Nacht: ich bin Tagblinder.

Und um dies zu beweisen, fügte er bei:

Guten Abend, Claude, guten Abend Desire.

Nun! sagten diese, da sind wir, Pitou.

Das ist ein angenehmer Besuch; was wollt Ihr von mir, meine Freunde?

Komm doch an die Helle, sagte Claude.

An die Helle von was? es scheint kein Mond.

An die Helle des Himmels.

Du hast also mit mir zu sprechen?

Ja, wir haben mit dir zu sprechen, Ange, erwiderte Claude, indem er einen bezeichnenden Nachdruck auf diese Worte legte.

Vorwärts, erwiderte Pitou.

Alle drei verließen das Haus.

Sie gingen so bis zum ersten Kreuzwege des Waldes, wo sie stehen blieben, ohne daß Ange Pitou wußte, was man von ihm wollte.

Nun? fragte Pitou, als er sah, daß seine Gefährten Halt machten.

Siehst du, Ange, sagte Claude, da sind wir, ich und Desire Maniquet, wir beide, die wir die Leute in der Gegend leiten, willst du mit uns sein?

Wozu? fragte Pitou, indem er sich hoch aufrichtete, um was zu thun?

Um eine Verschwörung zu machen, flüsterte ihm Claude ins Ohr.

Ah! ah! wie in Paris, versetzte Pitou kichernd.

Es ist nämlich eine Thatsache, daß er vor dem Wort und vor dem Echo des Wortes selbst mitten im Walde bange hatte.

Sprich, erkläre dich, sagte er.

Vernimm, wie sich die Sache verhält; nähere dich, Desire, du, der du von Natur Wildschütze bist und alle Geräusche des Tages und der Nacht, der Flur und des Waldes kennst, schau', ob man uns nicht gefolgt ist; horche, ob man uns nicht bespäht.

Desire nickte mit dem Kopf, beschrieb um Pitou und Claude einen Kreis, so leise als es der eines Wolfes ist, der sich um eine Schafherde dreht.

Dann kam er zurück und sagte: Sprich, wir sind allein.

Meine Kinder, sprach Claude, alle Gemeinden Frankreichs wollen, wie uns Pitou gesagt hat, unter den Waffen und auf dem Fuß von Nationalgarden sein.

Das ist wahr, versetzte Pitou.

Nun, warum sollte Haramont nicht unter Waffen sein, wie die andern Gemeinden?

Ei! Du hast es gestern gesagt, Claude, als ich den Antrag stellte, uns zu bewaffnen, erwiderte Pitou. Haramont ist nicht unter den Waffen, weil es keine Flinten hat.

Oh! die Flinten, das beunruhigt uns nicht, da du weißt, wo es welche giebt.

Ich weiß es, ich weiß es, sagte Pitou, der Claude kommen sah und die Gefahr begriff.

Nun wohl! fuhr Claude fort, wir haben uns heute beraten, alle wir patriotischen jungen Leute der Gegend.

Gut.

Und wir sind unser dreiunddreißig. Verstehst du das Exerzieren? fragte Claude.

Bei Gott! erwiderte Pitou, der nicht einmal das Gewehr schultern konnte.

Gut. Und du kannst das Manöver?

Ich habe zehnmal den General Lafayette mit vierzigtausend Mann manövrieren sehen, antwortete Pitou verächtlich.

Sehr gut, versetzte Desire, der es müde war nicht zu reden, und, ohne sehr anspruchsvoll zu sein, wenigstens auch ein Wort anbringen wollte.

Willst du uns also kommandieren? fragte Claude.

Ich! rief Pitou, indem er einen Sprung des Erstaunens machte.

Du selbst, antworteten die zwei Verschwörer.

Und sie schauten Pitou fest an.

Oh! Du zögerst, versetzte Claude.

Aber ...

Du bist also kein guter Patriot? sagte Desire.

Oh, gewiß bin ich das.

Du hast also Angst vor etwas?

Ich, ein Sieger der Bastille, ein Dekorierter!

Du bist dekoriert!

Ich werde es, wenn die Medaillen geschlagen sind. Herr Billot hat mir versprochen, die meinige in meinem Namen in Empfang zu nehmen.

Sprich, nimmst du unsern Vorschlag an? fragten Desire und Claude.

Ja, ich nehme ihn an, sagte Pitou, fortgerissen durch seine Begeisterung und vielleicht auch durch sein Gefühl des Stolzes, das in ihm erwachte.

Das ist abgeschlossen! rief Claude; von morgen an kommandierst du uns.

Was werde ich Euch kommandieren?

Das Exerzieren.

Und die Flinten?

Du weißt ja, wo sie sind.

Ah! ja, beim Abbé Fortier.

Allerdings.

Nur ist der Abbé Fortier imstande, sie mir zu verweigern.

Dann wirst du es machen, wie es die Patrioten im Invalidenhause gemacht haben: Du wirst sie nehmen.

Ich ganz allein?

Du wirst unsre Unterschriften haben, und überdies werden wir im Notfalle Arme zuführen, wir werden, wenn es sein muß, Villers-Cotterets aufwiegeln.

Pitou schüttelte den Kopf.

Der Abbé Fortier ist halsstarrig! sagte er.

Bah! Du warst sein Lieblingsschüler; er wird nicht imstande sein, dir etwas abzuschlagen.

Man sieht wohl, daß Ihr ihn nicht kennt, erwiderte Pitou mit einem Seufzer.

Wie, du glaubst, der Alte würde sich sträuben?

Er würde sich gegen eine Schwadron von Royal-Allemand sträuben. Das ist ein hartnäckiger, *injustum et tenacem* ... Ah! es ist wahr, unterbrach sich Pitou, Ihr könnt nicht einmal Lateinisch.

Doch die zwei Haramonter ließen sich weder durch die Citation, noch durch die Apostrophe blenden.

Ah! bei meiner Treue, sprach Desire, da haben wir einen schönen Anführer gewählt, Claude; er hat vor allem Angst.

Claude schüttelte den Kopf.

Pitou bemerkte, daß er seine hohe Stellung gefährdet hatte. Er erinnerte sich, daß das Glück die Kühnen liebt.

Nun! es sei, sagte er, man wird sehen.

Du übernimmst es also, die Flinten herbeizuschaffen?

Ich übernehme es ... den Versuch zu machen.

Ein Gemurmel der Befriedigung trat an die Stelle von einem leichten mißbilligenden Gemurre, das sich erhoben hatte.

Ho! ho! dachte Pitou: diese Leute schreiben mir schon vor, noch ehe ich ihr Anführer bin. Wie wird es sein, wenn ich es erst wirklich bin.

Den Versuch machen, sagte Claude, den Kopf schüttelnd, -- oh! das ist nicht genug.

Wenn es nicht genug ist, antwortete Pitou, so thue mehr, ich trete dir mein Kommando ab; reibe dich immerhin am Abbé Fortier und seiner Schulgeißel.

Es ist wohl der Mühe wert, mit einem Säbel und Helm von Paris zurückzukommen, um vor einer Schulgeißel Angst zu haben, sagte Maniquet verächtlich.

Ein Säbel und Helm sind kein Harnisch, und wenn sie ein Harnisch wären, so hätte der Abbé Fortier mit seiner Schulgeißel doch wohl rasch die Blöße des Harnisches gefunden.

Claude und Desire schienen die Bemerkung zu begreifen.

Auf, Pitou, mein Sohn, sprach Claude.

(Mein Sohn ist ein auf dem Lande ein sehr üblicher Freundschaftsausdruck).

Gut, es sei, sagte Pitou, doch, alle Teufel! ich fordere Gehorsam.

Du sollst sehen, wie gehorsam wir sein werden, rief Claude, Desire mit dem Auge zublinzelnd.

Nur übernimm die Herbeischaffung von Flinten, sprach Desire.

Das ist abgemacht, versetzte Pitou, im Grunde sehr beängstigt; aber der Ehrgeiz fing an, ihm ein kühnes Vorgehen zu raten.

Du versprichst es?

Ich schwöre es.

Pitou streckte die Hand aus, seine zwei Freunde thaten dasselbe, und so wurde beim Sternenschein, in einer Lichtung, im Departement der Aisne durch die drei Haramonter, unschuldige Nachtreter Wilhelm Tells und seiner Freunde, der Aufstand erklärt.

Pitou erschaute allerdings am Ende seiner Mühewaltungen das Glück, sich stolz mit den Ehrenzeichen eines Kommandanten der Nationalgarde bekleidet zu zeigen, und diese Ehrenzeichen schienen ihm ganz geeignet, bei Jungfer Katharine, wenn nicht Gewissensbisse, doch wenigstens Reflexionen hervorzubringen.

Geweiht durch den Willen seiner Wähler, kehrte Pitou, von den Mitteln und Wegen träumend, seinen dreiunddreißig Mann Nationalgarde Waffen zu verschaffen, in seine Wohnung zurück.

Der Abbé Fortier vertritt das monarchische und Pitou das revolutionäre Prinzip.

In dieser Nacht war Pitou so ganz und gar von der großen Ehre erfüllt, die ihm zuteil geworden, daß er darüber vergaß, nach seinen Schlingen zu sehen.

Am Morgen rüstete er sich mit seinem Helm und Säbel und begab sich auf den Weg nach Villers-Cotterets.

Es schlug sechs Uhr, als Pitou auf dem Schloßplatz ankam und bescheiden an die kleine Thüre klopfte, die in den Garten des Abbes Fortier führte.

Pitou hatte stark genug geklopft, um sein Gewissen zu beruhigen, und leise genug, daß man ihn nicht im Hause hörte.

Er hoffte, sich so eine Viertelstunde Frist zu geben und wollte während dieser Zeit seine Anrede, die er für den Abbé Fortier bestimmt hatte, mit einigen Blumen der Redekunst ausschmücken.

Sein Erstaunen war groß, als er sah, daß man, so sanft er geklopft hatte, die Thüre öffnete; doch dieses Erstaunen hörte auf, sobald er Sebastian Gilbert erkannte.

Der junge Mensch ging im Gärtchen spazieren und studierte seine Lektion beim ersten Strahl der Morgensonne.

Sebastian gab einen Freudenschrei von sich, als er Pitou gewahrte.

Sie umarmten sich; dann war das erste Wort des Kindes:

Hast du Nachrichten von Paris?

Nein, und du? versetzte Pitou.

Ah! ich, ich habe; mein Vater hat mir einen reizenden Brief geschrieben.

Ah! machte Pitou.

Es steht darin ein Wort für dich, fügte Sebastian bei.

Und er zog den Brief aus der Brust und reichte ihn Pitou.

N.S. Billot empfiehlt Pitou, die Leute vom Pachthofe nicht zu langweilen oder zu zerstreuen.

Oh! seufzte Pitou, das ist bei meiner Treue eine sehr unnötige Ermahnung. Ich habe auf dem Pachthofe niemand mehr zu quälen oder zu belustigen.

Dann fügte er leise, noch stärker seufzend, bei:

Diese Worte hätte man an Herrn Isidor richten sollen. Bald aber faßte er sich wieder, gab Sebastian den Brief zurück und fragte:

Wo ist der Abbé?

Der Knabe horchte, und obgleich die ganze Breite des Hofes und ein Teil des Gartens ihn von der Treppe trennten, die unter den Füßen des würdigen Priesters krachte, sagte er:

Ah! er kommt gerade herab.

Pitou ging vom Garten in den Hof, und hörte nun den schweren Tritt des Abbes.

Der würdige Lehrer kam, seine Zeitung lesend, die Treppe herab.

Seine getreue Schulgeißel hing an seiner Seite wie ein Schwert am Gürtel eines Kapitäns.

Die Nase auf dem Papier, denn er kannte die Zahl seiner Stufen und jeden Vorsprung oder jede Vertiefung seines alten Hauses auswendig, -- ging er

gerade auf Ange Pitou zu, der seinem politischen Gegner gegenüber die möglichst majestätische Haltung angenommen hatte.

Der Abbé Fortier, früher Almosenier oder Unteralmosenier des Schlosses, wie wir schon anderswo zu bemerken Gelegenheit gehabt, war mit der Zeit und besonders mit jener geduldigen Beharrlichkeit der Geistlichen, der einzige Verwalter von allem geworden, was man bei der Theaterökonomie die Accessorien (Zubehör) des Hauses nennt.

Außer seinen heiligen Gefäßen, der Bibliothek und der Gerätkammer, hatte er zur Aufbewahrung die alten Jagdrequisiten des Herzogs von Orleans, Louis Philipp, Vater von Philipp, den man seitdem Egalité nannte, erhalten. Einige von diesen Equipagen stammten aus der Zeit Ludwigs XIII. und Heinrichs III. Alle diese Gerätschaften waren von ihm in einer Gallerie des Schlosses, die man ihm zu diesem Zweck eingeräumt hatte, künstlerisch aufgestellt worden. Und um ihnen einen malerischen Anblick zu verleihen, hatte er sie mit Spießen, Dolchen, Degen, mit Schwertern und Musketen von eingelegter Arbeit aus der Zeit der Ligue geschmückt.

Die Thüre dieser Gallerie war furchtbar beschirmt durch zwei kleine Kanonen von versilberter Bronze, die Ludwig XIV. seinem Bruder Monsieur geschenkt hatte.

Ueberdies waren etwa fünfzig von Joseph Philipp aus dem Gefecht bei Quessant als Trophäen zurückgebrachte Musketen der Munizipalität geschenkt worden; und die Munizipalität, die dem Abbé Fortier freie Wohnung gab, hatte diese Musketen, mit denen sie nichts zu thun wußte, in ein Zimmer des Schulhauses bringen lassen.

Das war der Schatz, den Fortier hütete, und der von Ange Pitou bedroht wurde.

Das kleine Arsenal des Schlosses war in der Gegend berühmt genug, daß man es ohne Kosten zu erwerben suchte.

Pitou verbeugte sich artig vor dem Abbé Fortier und begleitete seinen Gruß mit jenem kleinen Husten, das die Aufmerksamkeit der zerstreuten oder der beschäftigten Leute in Anspruch nimmt.

Der Abbé Fortier hob die Nase von seiner Zeitung auf.

Sieh da, Pitou, sagte er.

Ihnen zu dienen, wenn ich dazu fähig wäre, Herr Abbé, erwiderte Pitou mit Höflichkeit.

Der Abbé legte seine Zeitung zusammen und steckte sie in seinen Gürtel auf der seiner Schulgeißel entgegengesetzten Seite.

Oh! ja; doch das ist das Unglück, sagte der Abbé, höhnend, du bist nicht dazu fähig.

Oh! Herr Abbé!

Verstehst du, Herr Heuchler?

Oh! Herr Abbé!

Verstehen Sie, Revolutionär?

Gut, gut; sehen Sie, noch ehe ich gesprochen, geraten Sie in Zorn gegen mich. Das heißt sehr schlecht anfangen, Herr Abbé.

Sebastian, der wußte, was der Abbé Fortier seit zwei Tagen zu jedermann über Pitou gesagt hatte, wollte lieber dem Streite, der unfehlbar sogleich zwischen seinem Freunde und seinem Lehrer ausbrechen mußte, nicht beiwohnen und verschwand.

Als sich Sebastian entfernte, sah ihm Pitou mit einem gewissen Schmerze nach. Er war zwar kein sehr starker Verbündeter, aber doch ein Junge von derselben politischen Gesinnung wie er.

Er stieß auch, als er aus dem Rahmen der Thüre verschwand, einen Seufzer aus, kehrte dann zum Abbé zurück und sagte:

Ah! sprechen Sie, Herr Abbé, warum nennen Sie mich Revolutionär? Bin ich zufällig schuld, daß man die Revolution gemacht hat?

Du hast mit denjenigen gelebt, welche sie machen.

Herr Abbé, erwiderte Pitou mit erhabener Würde, jeder hat ein Recht auf die Freiheit seines Geistes.

Ah! ja wohl!

Est penes hominem arbitrium, est ratio.

Ah! rief der Abbé, du kannst Lateinisch, Schulfuchs?

Ich kann, was Sie mich gelehrt haben.

Ja, durchgesehen, verbessert, vermehrt und verschlimmert mit Barbarismen.

Gut, Herr Abbé, Barbarismen! Ei! mein Gott, wer macht keine?

Bursche, sagte der Abbé, sichtbar verletzt durch das Bestreben, zu generalisieren, das Pitous Geist zu haben schien, glaubst du, ich mache Barbarismen?

Sie würden solche in den Augen eines Mannes machen, der ein stärkerer Lateiner wäre als Sie.

Seht einmal! rief der Abbé bleich vor Zorn und dennoch betroffen von diesem Urteil, dem es nicht an einer gewissen Stärke mangelte.

Dann fuhr er schwermütig fort:

Das ist mit zwei Worten das System von diesen Ruchlosen: sie zerstören und entwürdigen zum Nutzen von wem? sie wissen es selbst nicht; zum Nutzen des Unbekannten. Auf, Krabbe, sprechen Sie offenherzig. Kennen Sie einen, der ein stärkerer Lateiner ist, als ich?

Nein; doch es mag welche geben, wenn ich sie auch nicht kenne ... ich kenne durchaus gar keinen.

Beim Henker! ich glaube es wohl.

Pitou bekreuzte sich.

Was machst du, leichtsinniger Geselle?

Sie fluchten, Herr Abbé, ich bekreuze mich.

Ah! Herr Bursche, sind Sie zu mir gekommen, um mich zu tympanisieren?

Sie tympanisieren! widerholte Pitou.

Gut, du verstehst es also nicht!

Doch, Herr Abbé, ich verstehe es. Ah, Ihnen sei es gedankt, man kennt die Wurzeln: tympanisieren, *tympanum*, Trommel, kommt vom griechischen *tympanon*, Trommel, Stock oder Glocke.

Der Abbé war ganz erstaunt.

Wurzel, *typos*, Merkzeichen, Spur, und wie Lancelot in seinem Garten von den griechischen Wurzeln sagt, *typos, die Form*, die *sich eindrückt*, welches Wort offenbar von *typto*, ich schlage, kommt.

Ah! ah! Schlingel, rief der Abbé immer mehr verblüfft, es scheint, du weißt noch etwas, selbst das, was du nicht wußtest.

Je nun! entgegnete Pitou mit einer falschen Bescheidenheit.

Wie kommt es, daß du zur Zeit, wo du bei mir warst, nie so geantwortet hast?

Weil Sie mich zur Zeit, als ich bei Ihnen war, Herr Abbé, völlig stumpfsinnig machten; weil Sie durch Ihren Despotismus in meinem Verstand und meinem Gedächtnis alles zurückpreßten, was seitdem die Freiheit ans Licht gebracht hat. Ja, die Freiheit, wiederholte Pitou hartnäckig, der nun seinen Kopf aufgesetzt hatte, die Freiheit!

Ah! Schuft!

Herr Abbé, versetzte Pitou mit einer warnenden Miene, die nicht ganz frei von Drohungen war, Herr Abbé beleidigen Sie mich nicht! *Contumelia non argumentum*, sagt ein Redner, die Beleidigung ist kein Beweis.

Ich glaube, der Bursche hält sich für genötigt, mir sein Lateinisch zu übersetzen, rief der Abbé wütend.

Das ist kein Lateinisch von mir, Herr Abbé, das ist Lateinisch von Cicero, das heißt von einem Manne, der sicherlich gefunden hätte, Sie, im Verhältnis zu ihm, machten ebensoviele Barbarismen, als ich im Verhältnis zu Ihnen habe machen können.

Du verlangst wohl nicht, wie ich hoffe, sagte der Abbé in seinen Grundfesten erschüttert, du verlangst nicht, daß ich mit dir streite.

Warum nicht? wenn aus dem Streite das Licht entsteht? *Abstrusium versis silicum*!

Ah! ja, rief Abbé Fortier, ah! ja, der Bursche ist in der Schule der Revolutionäre gewesen.

Nein, da Sie sagen, die Revolutionäre seien blödsinnige und unwissende Menschen.

Ja, das sage ich.

Dann machen Sie einen falschen Schluß, Herr Abbé, und Ihr Syllogismus ist schlecht gestellt.

Schlecht gestellt! ich habe einen Syllogismus schlecht gestellt?

Allerdings, Herr Abbé, Pitou spricht und schließt gut; Pitou ist in der Schule der Revolutionäre gewesen, folglich schließen und sprechen die Revolutionäre gut. Das ist gezwungen!

Dummkopf! Einfaltspinsel!

Belästigen Sie mich nicht mit Worten, Herr Abbé, und *Objurgatio imbellum animum arguit*, die Schwäche verrät sich durch den Zorn.

Der Abbé zuckte die Achseln.

Antworten Sie, sprach Pitou.

Du sagst, die Revolutionäre sprechen gut und schließen gut. Führe mir doch einen einzigen von diesen Unglücklichen an, einen einzigen, der schreiben und lesen kann.

Ich kann es, antwortete Pitou mit Sicherheit.

Lesen, das leugne ich nicht, obwohl! ... Doch schreiben!

Schreiben! wiederholte Pitou.

Ja, schreiben ohne Orthographie.

Das steht noch dahin.

Willst du wetten, daß du unter meinem Diktat nicht eine Seite schreibst, ohne vier Fehler zu machen?

Wollen Sie wetten, daß Sie unter meinem Diktat nicht eine halbe Seite schreiben, ohne zwei Fehler zu machen?

Ho! ho!

Nun also! ich suche Ihnen Partizipien und zurückführende Zeitwörter. Ich werde Ihnen das mit gewissen *daß* verpfeffern, die ich kenne, und halte die Wette.

Wenn ich Zeit hätte, sagte der Abbé.

Sie würden verlieren.

Pitou, Pitou, erinnere dich des Sprichworts: *Pitovius Angelus asinus est*.

Bah! Sprichwörter, die giebt es über alles mögliche. Kennen Sie das, welches mir beim Vorübergehen die Schilfrohre von Wuala in die Ohren gesungen haben?

Nein, aber ich wäre begierig, es kennen zu lernen, Meister Midas.

Fortierus abbas forte fortis.

Herr! rief der Abbé aus.

Freie Uebersetzung: der Abbé Fortier ist nicht alle Tage stark.

Zum Glück, sagte der Abbé, zum Glück ist es nicht damit abgethan, daß man anschuldigt, man muß beweisen.

Ah! Herr Abbé, wie leicht wäre das! Was lehren Sie Ihre Zöglinge?

Nun ...

Folgen Sie meiner Schlußkette. Was lehren Sie Ihre Zöglinge?

Was ich weiß.

Gut, merken Sie sich, daß Sie geantwortet: was ich weiß.

Oh! ja, was ich weiß, sprach der Abbé erschüttert; denn er fühlte, daß während seiner Abwesenheit dieser seltsame Streiter sich auf seltsame Hiebe eingeübt hatte. Ja, ich habe es gesagt; weiter?

Nun wohl! da Sie Ihre Zöglinge lehren, was Sie wissen, so lassen Sie einmal hören, was Sie wissen!

Lateinisch, Französisch, Griechisch, Geographie, Arithmetik, Algebra, Astronomie, Botanik, Numismatik.

Was noch mehr?

Aber ...

Suchen Sie, suchen Sie.

Das Zeichnen.

Immer weiter.

Die Architektur.

Immer weiter.

Die Mechanik.

Das ist ein Zweig der Mathematik, doch gleichviel, immerzu.

Ah! worauf zielen Sie ab?

Einfach darauf; Sie haben eine sehr umfassende Rechnung von dem gemacht, was Sie wissen; machen Sie nun auch die Rechnung von dem, was Sie nicht wissen.

Der Abbé bebte.

Ah! sagte Pitou, ich sehe wohl, das ich Ihnen hierbei helfen muß: Sie verstehen weder Deutsch noch Hebräisch, weder Arabisch noch Sanskrit, vier Muttersprachen. Ich rede nicht von den Unterabteilungen, die zahllos sind. Sie wissen nichts von Naturgeschichte, Chemie, Physik ...

Aber Herr Pitou ...

Unterbrechen Sie mich nicht! Sie wissen nichts von der Physik, von der geradlinigen Trigonometrie, nichts von der Medizin, von der Akustik; von der Schifffahrt; Sie sind unbekannt mit allem, was sich auf die gymnastischen Wissenschaften bezieht.

Wie beliebt?

Ich sage gymnastisch vom griechischen *gymnazo*, was von *gymnos*, nackt, kommt, weil sich die Athleten nackt übten.

Dies alles hast du doch nur von mir gelernt! rief der Abbé getröstet über den Sieg seines Zöglings.

Das ist wahr.

Welch ein Glück, daß du das zugestehst!

Mit Dankbarkeit, Herr Abbé. Wir sagten also, Sie wissen nichts ...

Genug! Es ist sicher, daß ich mehr nicht weiß, als ich weiß.

Sie bekennen also, daß viele Menschen mehr wissen, als Sie.

Das ist möglich.

Das ist sicher, und je mehr der Mensch weiß, desto mehr bemerkt er, daß er nichts weiß. Dieses Wort ist von Cicero.

Schließe!

Ich schließe.

Laß den Schluß hören, er wird herrlich sein.

Ich schließe, daß Sie infolge Ihrer relativen Unwissenheit mehr Nachsicht mit dem relativen Wissen der andern Menschen haben sollten. Das erzeugt eine doppelte Tugend, die die von Fenelon war, der doch wohl ebensoviel wußte, als Sie: die christliche Liebe und Demut.

Der Abbé brüllte vor Zorn.

Schlange! schrie er; du bist eine Schlange!

Du beleidigst und antwortest mir nicht, erwiderte ein Weiser Griechenlands. Ich würde es Ihnen gern griechisch sagen, aber ich habe es Ihnen ungefähr schon lateinisch gesagt.

Gut, rief der Abbé, das ist abermals eine Wirkung der revolutionären Lehren.

Was?

Sie haben dich überredet, du wärest meinesgleichen.

Und hätten sie mich überredet, so wären *Sie* darum doch nicht mehr berechtigt, einen Fehler im Französischen zu machen!

Wie beliebt?

Ich sage, Sie haben einen ungeheuren Fehler im Französischen gemacht, mein Meister.

Ich! das ist hübsch, und welchen?

Hören Sie. Sie haben gesagt: die revolutionären Lehrer haben dich überredet, du *wärest* meinesgleichen.

Nun?

Nun, *wärest* bezeichnet das Imperfectum.

Bei Gott! ja.

Das Präsens muß es sein.

Ah! machte der Abbé errötend.

Übersetzen Sie ein wenig die Phrase ins Lateinische, und Sie werden sehen, welch ungeheurer Solöcismus daraus wird, sobald Sie das Zeitwort im Imperfectum nehmen.

Pitou! Pitou! rief der Abbé, der etwas Übernatürliches in einer solchen Gelehrsamkeit zu erblicken glaubte, Pitou, was für ein Dämon giebt dir alle diese Angriffe gegen einen Greis und gegen die Kirche ein?

Herr Abbé, erwiderte Pitou, ein wenig bewegt von dem Ausdruck wahrer Verzweiflung, mit dem diese Worte gesprochen worden, nicht ein Dämon giebt mir etwas ein, und ich greife Sie nicht an. Sie behandeln mich nur immer als einen Dummkopf, und vergessen, daß alle Menschen gleich sind.

Der Abbé geriet abermals in Zorn.

Nie, sprach er, nie werde ich es dulden, daß man in meiner Gegenwart solche Lästerungen ausspricht. Du, du willst gleich sein mit einem Manne, zu dessen Bildung Gott und die Arbeit sechzig Jahre gebraucht haben? Nie! nie!

Ei! fragen Sie Herrn von Lafayette, der die Menschenrechte proklamiert hat.

Ja, führe als Autorität den schlechten Unterthan des Königs, die Fackel aller Zwietracht, den Verräter an!

Wie! rief Pitou entsetzt, Herr von Lafayette ein schlechter Unterthan des Königs! Herr von Lafayette eine Fackel der Zwietracht! Herr von Lafayette ein Verräter! *Sie* lästern, Herr Abbé! Sie haben also seit drei Monaten in einer Schachtel gelebt? Sie wissen also nicht, daß dieser schlechte Unterthan des Königs der einzige ist, der dem König dient? Daß diese Fackel der Zwietracht das Unterpfand des öffentlichen Friedens ist! Daß dieser Verräter der Beste der Franzosen ist!

Oh! versetzte der Abbé, hätte ich je geglaubt, das Ansehen des Königs könnte so tief fallen, daß ein solcher Taugenichts wie du den Namen von Lafayette anrufen würde, wie man einst den von Aristides oder Phokion anrief.

Herr Abbé, entgegnete Pitou etwas unbedächtig. Sie dürfen sich Glück dazu wünschen, daß Sie das Volk nicht hört.

Ha! rief der Abbé triumphierend, endlich verrätst du dich! Du drohst. Das Volk! ja das Volk, das die Offiziere des Königs feig ermordet, das die Eingeweide seiner Opfer durchwühlt hat. Ja, das Volk des Herrn von Lafayette, das Volk des Herrn Bailly, das Volk des Herrn Pitou! Nun, warum denunzierst du mich nicht auf der Stelle bei den Revolutionären von Villers-Cotterets? Warum schleppst du mich nicht nach dem Pleux? Warum schlägt du nicht deine Aermel hinauf, um mich an die Laterne zu hängen? Auf, Pitou, *macte animo*, Pitou! *Sursum! sursum*! Pitou. Vorwärts, wo ist der Strick? wo ist der Galgen? Da steht der Henker: *Macte animo generoso Piteo*!

Sic itur ad astra, fuhr Pitou zwischen seinen Zähnen fort, einzig und allein in der Absicht, den Vers zu vollenden, und ohne zu wissen, daß er einen Kannibalenwitz gemacht hatte.

Aber er war bald genötigt, es an der Erbitterung des Abbes zu bemerken.

Ah! ah! schrie dieser. Ah! Du nimmst es so. Ah! so werde ich zu den Sternen mich erheben. Ah! Du bestimmst den Galgen für mich.

Ich sage das nicht, rief Pitou, der über die Wendung, die der Streit nahm, zu erschrecken anfing.

Ah! Du versprichst mir den Himmel des beklagenswerten Foulon, des unglücklichen Berthier!

Oh; nein, Herr Abbé.

Ah! Du hältst schon die Schlinge, fleischgieriger Henker; nicht wahr, du warst es, der vor dem Stadthause auf die Laterne gestiegen ist und mit seinen häßlichen Spinnenarmen die Opfer hinaufgezogen hat?

Pitou gab ein Gebrülle des Zorns und der Entrüstung von sich.

Ja, du bist es, und ich erkenne dich, fuhr der Abbé in der Entzückung eines Sehers fort, ich erkenne dich, Catilina, du bist es!

Ah! ah! rief Pitou, wissen Sie, daß Sie mir da abscheuliche Dinge sagen, Herr Abbé! Wissen Sie, daß Sie mich streng genommen, beschimpfen!

Ich beschimpfe dich.

Wissen Sie, daß ich mich, wenn das so fortgeht, bei der Nationalversammlung beklagen werde! Ah! ich ...

Der Abbé lachte auf eine höhnische Art.

Zeige mich doch an, sagte er.

Und daß es eine Strafe gegen die schlechten Bürger giebt, die die guten beschimpfen.

Die Laterne!

Sie sind ein schlechter Bürger!

Der Strang! der Strang!

Ha! rief der Abbé mit einer Bewegung plötzlicher Erleuchtung und edler Entrüstung: Ha! der Helm, der Helm, er ist es!

Nun, was ist es mit meinem Helm?

Der Mensch, der Berthier das rauchende Herz aus dem Leibe riß, der es ganz blutig auf den Tisch der Wähler trug, hatte einen Helm; der Mensch mit dem Helme bist du, Pitou; der Mensch mit dem Helme bist du. Ungeheuer; fliehe! fliehe!

Und bei jedem auf eine tragische Art ausgesprochenen: Fliehe! war der Abbé einen Schritt vorgerückt und Pitou einen Schritt zurückgewichen.

Bei dieser Bezichtigung einer Greuelthat, an der, wie der Leser weiß, Pitou sehr unschuldig war, warf der arme Junge seinen Helm, auf den er so stolz gewesen, weit von sich weg, daß er, mit einem matten Ton auf dem Pflaster aufschlagend, von Beulen überzogen wurde.

Siehst du, Unglücklicher! rief der Abbé, du gestehst es!

Oh! oh! sagte Pitou, durch eine solche Bezichtigung ganz außer Fassung gebracht, Sie übertreiben, Herr Abbé.

Ich übertreibe, das heißt, du hast nur ein wenig gehenkt, du hast nur ein wenig ausgeweidet, schwaches Kind!

Herr Abbé, Sie wissen wohl, daß ich es nicht gethan habe; Sie wissen wohl, daß es Pitt ist.

Welcher Pitt?

Pitt der zweite, der Sohn vom ersten Pitt, von Lord Chatam, der Geld ausgeteilt hat mit den Worten: Gebt aus und legt mir keine Rechenschaft ab. Wenn Sie Englisch verständen, würde ich Ihnen das englisch sagen; aber Sie verstehen es nicht.

Du verstehst es?

Herr Gilbert hat es mich gelehrt.

In drei Wochen? Elender Betrüger!

Pitou sah, daß er einen falschen Weg einschlug.

Hören Sie, Herr Abbé, sagte er, ich bestreite Ihnen nichts mehr. Sie haben Ihre Ideen.

Wahrhaftig!

Das ist nur billig.

Du erkennst es an? Herr Pitou erlaubt mir, Ideen zu haben; ich danke, Herr Pitou.

Gut, nun ärgern Sie sich abermals. Sie sehen wohl, wenn das so fort geht, werde ich Ihnen nicht sagen können, was mich zu Ihnen führt.

Unglücklicher! es führt dich also etwas hieher? Du warst vielleicht abgeordnet? sagte der Abbé.

Und er lachte spöttisch.

Herr Abbé, erwiderte Pitou, vom Abbé selbst auf den Boden gestellt, auf dem er sich seit dem Anfang des Streites zu befinden wünschte, Herr Abbé, Sie wissen, wie sehr ich immer Achtung vor Ihrem Charakter habe.

Ah! ja, reden wir hievon.

Und Bewunderung für Ihr Wissen, fügte Pitou bei.

Schlange! Ich! versetzte Pitou. Oh! jawohl!

Sprich, was hast du von mir zu verlangen? Daß ich dich wieder hier aufnehme? Oh! nein, nein, ich werde meine Schüler nicht verderben; nein, es bliebe dir immer das verderbliche Gift. Du würdest meine jungen Pflanzen anstecken: *Infecit pabulo tabo*. Aber, Herr Abbé.

Nein, verlange das nicht von mir! Wenn du aber durchaus essen willst -- denn ich nehme an, die wilden Henker von Paris essen wie die ehrlichen Leute, -- wenn du forderst, daß ich dir deinen Teil blutiges Fleisch zuwerfe, so sollst du es haben; doch vor der Thüre, in den Sportulis, wie es in Rom die Patrone ihren Hunden gaben.

Herr Abbé, erwiderte Pitou, indem er sich in die Brust warf, ich verlange meine Nahrung nicht von Ihnen, ich habe meine Nahrung, Gott sei Dank, und will niemand zur Last sein.

Ah! machte der Abbé.

Ich lebe, wie alle Wesen leben, ohne zu betteln, von der Industrie, welche die Natur in mich gelegt hat. Ich lebe von meinen Arbeiten; ja, ich bin meinen Mitbürgern so entfernt nicht zur Last, daß mich mehrere von ihnen zu ihrem Anführer gewählt haben.

Wie! sagte der Abbé mit einem solchen Erstaunen und Schrecken zugleich, daß man hätte glauben sollen, er sei auf eine Natter getreten.

Ja, ja, sie haben mich zum Anführer gewählt, wiederholte Pitou wohlgefällig.

Anführer von was? fragte der Abbé.

Anführer von einer Schar freier Männer.

Oh! mein Gott! rief der Abbé, der Unglückliche ist ein Narr geworden.

Chef der Nationalgarde von Haramont, vollendete Pitou, Bescheidenheit heuchelnd.

Der Abbé neigte sich zu Pitou herab, um in seinem Gesichte die Bestätigung seiner Worte besser zu sehen.

Es giebt eine Nationalgarde in Haramont? rief er.

Ja, Herr Abbé.

Und du bist ihr Chef?

Ja, Herr Abbé.

Der Abbé hob seine Hände zum Himmel empor, wie der Oberpriester Phineas.

Greuel der Verwüstung! murmelte er.

Herr Abbé, sprach Pitou mit sanftem Tone, Sie wissen, also nicht, daß die Nationalgarde ein Institut ist, das die Bestimmung hat, das Leben, die Freiheit und das Eigentum der Bürger zu schützen?

Oh! oh! fuhr der Greis, in seine Verzweiflung versunken, fort.

Und daß man, sprach Pitou, und daß man diesem Institute nicht genug Stärke zu geben vermöchte, -- besonders auf dem Lande wegen der Banden.

Der Banden, von denen du der Anführer bist, rief der Abbé, der Räuberbanden, der Mordbrennerbanden, der Mörderbanden.

Oh! verwechseln Sie nicht, lieber Herr Abbé; Sie werden meine Soldaten sehen, wie ich hoffe, und nie sind ehrlichere Bürger ...

Schweige! schweige!

Stellen Sie sich im Gegenteil vor, Herr Abbé, daß wir Ihre Beschützer sind, und zum Beweise mag dienen, daß ich gerade zu Ihnen gekommen bin.

In welcher Absicht?

Ah! das ist es, sagte Pitou, indem er sich hinter dem Ohr kratzte und den Ort betrachtete, wohin sein Helm gefallen war, um zu sehen, ob er sich, wenn er diesen wesentlichen Teil seiner militärischen Haltung aufhob, nicht zu weit von seiner Rückzugslinie entferne.

Der Helm war nur ein paar Schritte von der großen Thüre gefallen, die nach der Rue de Soissons ging.

Ich habe dich gefragt, in welcher Absicht?

Nun denn, sprach Pitou, indem er zwei Schritte rückwärts zu seinem Helm machte, erfahren Sie den Gegenstand meiner Sendung ... Herr Abbé, erlauben Sie mir, daß ich ihn vor Ihrem Scharfsinn entwickle.

Eingang, murmelte der Abbé.

Pitou machte noch zwei Schritte zu seinem Helme.

Aber durch ein ähnliches Manöver, das Pitou beunruhigen mußte, machte der Abbé, wie Pitou zwei Schritte zu seinem Helm, gerade ebenso zwei Schritte gegen Pitou.

Nun also! fuhr Pitou fort, der durch die Nähe seiner Verteidigungswaffe Mut zu fassen anfing, jeder Soldat braucht notwendig eine Flinte, und wir haben keine.

Uh! Ihr habt keine Flinten, rief der Abbé, trippelnd vor Freude. Ah! sie haben keine Flinten! Soldaten die keine Flinten haben! Ah! bei meiner Treue, das sind schöne Soldaten!

Aber, Herr Abbé, entgegnete Pitou, während er zwei neue Schritte gegen seinen Helm machte, wenn man keine Flinten hat, sucht man.

Ja, sagte der Abbé, und Ihr sucht?

Pitou war so nahe zu seinem Helme gekommen, daß er ihn zu erreichen vermochte; er zog ihn mit dem Fuß an sich, und mit dieser Ausführung beschäftigt, antwortete er dem Abbé nicht sogleich.

Und Ihr sucht? wiederholte dieser.

Ja, Herr Abbé.

Wo dies?

Bei Ihnen, antwortete Pitou, während er seinen Helm auf seinen Kopf drückte.

Flinten bei mir! rief der Abbé.

Ja, es fehlt Ihnen nicht daran.

Ah! mein Museum! rief der Abbé. Du kommst, um mein Museum zu plündern? Kürasse von unsern alten Tapfern auf dem Rücken von solchen Burschen! Herr Pitou, ich habe Ihnen vorhin schon gesagt, Sie sind ein Narr. Die Schwerter der Spanier von Almanza, die Piken der Schweizer von Marignan, um Herrn Pitou und Konsorten zu bewaffnen! Ha! ha! ha!

Der Abbé schlug ein Gelächter so voll verächtlicher Drohung auf, daß Pitous Adern ein Schauer durchlief.

Nein, Herr Abbé, sagte er, nicht die Picken der Schweizer von Marignan, nicht die Schwerter der Spanier von Almanza; nein, diese Waffen wären unnütz. Es ist ein Glück, daß du das anerkennst.

Nein, Herr Abbé, nicht diese Waffen.

Welche denn?

Die guten Marine-Flinten, Herr Abbé. Die guten Marine-Flinten, die ich oft unter dem Titel von Strafaufgaben putzen mußte, als ich die Ehre hatte, unter Ihren Gesetzen zu studieren.

Dum me Galatea tenebat ,

fügte Pitou mit einem anmutigen Lächeln bei.

Wahrhaftig! versetzte der Abbé, der bei dem Lächeln Pitous seine spärlichen Haare zu Berge stehen fühlte, wahrhaftig, meine Marine-Flinten?

Das heißt die einzigen von Ihren Waffen, die keinen geschichtlichen Wert haben und für einen andern Dienst empfänglich sind.

Ha! machte der Abbé, indem er die Hand an den Griff seiner Schulgeißel legte, wie der Kapitän die Hand an das Stichblatt seines Degens gelegt hätte; ha! nun offenbart sich der Verräter!

Herr Abbé, erwiderte Pitou, vom Tone der Drohung zu dem der Bitte übergehend, bewilligen Sie uns diese dreißig Marine-Flinten.

Zurück! rief der Abbé.

Und er that einen Schritt gegen Pitou.

Es wird Ihnen der Ruhm zu teil werden, sprach Pitou, der seinerseits auch einen Schritt rückwärts that, der Ruhm, zu der Befreiung des Vaterlandes von seinen Unterdrückern beigetragen zu haben.

Ich soll Waffen liefern gegen mich und die Meinigen! rief der Abbé; ich soll Flinten geben, mit denen man auf mich schießen wird!

Und er zog seine Schulgeißel aus seinem Gürtel.

Nie! nie!

Und er schwang seine Schulgeißel über seinem Haupte.

Herr Abbé, man wird Ihren Namen in die Zeitung des Herrn Prudhomme setzen.

Meinen Namen in die Zeitung des Herrn Prudhomme! rief der Abbé.

Mit ehrenvoller Erwähnung des Bürgersinns.

Eher den Pranger und die Galeeren!

Wie, Sie weigern sich? sagte Pitou beharrlich, aber mit weichem Tone.

Ich weigere mich und jage dich fort.

Und der Abbé wies mit dem Finger Pitou die Thüre.

Das wird aber eine schlimme Wirkung hervorbringen, versetzte Pitou, man wird Sie des Mangels an Bürgersinn, des Verrats beschuldigen, Herr Abbé, ich flehe Sie an, setzen Sie sich diesem nicht aus.

Mache aus mir einen Märtyrer, Narr, das ist alles, was ich verlange! rief mit flammendem Auge der Abbé, der viel mehr dem Scharfrichter, als dem armen Sünder glich.

Diesen Eindruck machte er auf Pitou, denn Pitou nahm wieder seinen Rückzug.

Herr Abbé, sagte er, wahrend er einen Schritt rückwärts machte, ich bin ein friedlicher Abgeordneter, ein Botschafter, der kam ...

Du kamst, um meine Waffensammlung zu plündern, wie deine Genossen das Invalidenhaus geplündert haben.

Was ihnen dort eine Menge Lobeserhebungen eingetragen hat, sagte Pitou.

Und was dir eine Tracht Geißelhiebe eintragen wird, erwiderte der Abbé.

Ah! Herr Fortier, rief Pitou, der in dem Instrument einen alten Bekannten wiedererblickte. Sie werden derart das Völkerrecht nicht verletzen wollen.

Das wirst du sehen, Elender, warte!

Herr Abbé, ich bin beschützt durch meinen Charakter als Botschafter.

Warte!

Herr Abbé!!! Herr Abbé!!! Herr Abbé!!!

Pitou war bis zur Thüre gelangt, die nach der Straße führte, und hatte seinem Gegner immer das Gesicht geboten; aber bis an diesen Winkel getrieben, mußte er entweder den Kampf annehmen oder fliehen.

Doch um zu fliehen, mußte er die Thüre öffnen, und um die Thüre zu öffnen, mußte er sich umwenden.

Indem er sich umwandte, bot aber Pitou den Streichen des Abbes den unbewehrten Teil seines Leibes, den er selbst durch einen Küraß nicht hinreichend beschützt fand.

Ah! Du willst meine Flinten, sagte der Abbé ... Du kommst um meine Flinten zu holen! ... du kommst und sagst: Ihre Flinten oder den Tod!

Herr Abbé, im Gegenteil, ich sage Ihnen nicht ein Wort von diesem ...

Nun, du weißt, wo meine Flinten sind; erwürge mich, um dich ihrer zu bemächtigen. Gehe über meinen Leichnam und nimm sie!

Dazu bin ich unfähig, Herr Abbé.

Und die Hand auf der Klinke, das Auge auf dem emporgehobenen Arm des Abbes, berechnete er nicht mehr die Zahl der im Arsenal des Abbes aufbewahrten Flinten, sondern die Zahl der an den Riemen seiner Schulgeißel schwebenden Streiche.

Sie wollen mir also Ihre Flinten nicht geben, Herr Abbé?

Nein, ich will sie dir nicht geben.

Sie wollen nicht?

Nein! nein! nein!

Nun! so behalten Sie Ihre Flinten! rief Pitou.

Und er wandte sich um und stürzte zu der Thüre hinaus.

Doch seine Bewegung war nicht so rasch, daß die lauernde Geißel nicht pfeifend niederfuhr und Pitous Lenden so kräftig traf, daß, so groß auch der Mut des Siegers der Bastille war, dieser sich eines Schmerzensschreis nicht erwehren konnte

Auf diesen Schrei kamen mehrere Nachbarn heraus und sahen zu ihrem größten Erstaunen, wie Pitou in der ganzen Geschwindigkeit seiner Beine, samt seinem Helm und Säbel davon eilte, während der Abbé Fortier auf der Thürschwelle stand und seine Schulgeißel schwang, gleich dem Würgengel mit dem Flammenschwert.

Pitou als Diplomat.

Wir haben gesehen, wie Pitou von der Höhe seiner Hoffnungen herabfiel. Der Fall war tief.

Wie sollte er sich nun vor seinen Auftraggebern zeigen? Wie sollte er ihnen, nachdem er soviel unbesonnenes Selbstvertrauen an den Tag gelegt, nun sagen, ihr Anführer sei ein Prahler, ein Großsprecher, der sich von einem alten Abbé Geißelhiebe auf den Hintern geben ließ?

Erst sich rühmen, er werde beim Abbé Fortier siegen, und dann scheitern: welch ein Fehler!

Auf dem Rande eines Grabens stützte Pitou seinen Kopf auf beide Hände und dachte nach. Er hatte den Abbé Fortier dadurch zu ködern geglaubt, daß er griechisch und lateinisch sprach; er hatte sich in seiner naiven Treuherzigkeit geschmeichelt, er werde den Cerberus mit dem Honigkuchen von schönen Ausdrücken bestechen; -- und nun hatte sich sein Kuchen bitter gefunden, und Cerberus hatte ihn in die Hand gebissen, statt den Kuchen zu verschlucken. So waren alle seine Pläne über den Haufen geworfen.

Der Abbé Fortier besaß also eine ungeheure Eitelkeit; Pitou hatte ohne diese Eitelkeit gerechnet. Was den Abbé Fortier so sehr erbitterte, war nicht die Absicht Pitous, ihm die dreißig Flinten aus seinem Arsenal zu nehmen, als vielmehr die Dreistigkeit seines Schülers, ihm, dem Meister, einen Schnitzer im Französischen nachgewiesen zu haben.

Die jungen Leute, wenn sie gut sind, begehen immer den Fehler, daß sie an die Vollkommenheit bei andern glauben.

Der Abbé Fortier war aber ein wütender Royalist und besonders ein hoffärtiger Philolog.

Pitou machte sich bittere Vorwürfe, daß er in Beziehung auf König Ludwig XVI. und das Zeitwort sein im Abbé den doppelten Zorn, dessen Opfer er

geworden, erregt hatte. Er kannte ihn und hätte ihn deswegen schonen sollen. Hierin lag wirklich sein Fehler, und er beklagte ihn zu spät, wie immer.

Nun blieb ihm noch die Aufgabe, es aufzufinden, was er hätte thun sollen.

Er hätte seine Beredsamkeit anwenden sollen, um dem Abbé Fortier eine royalistische Gesinnung darzuthun, und ganz besonders hätte er seine Sprachschnitzer ihm durch die Finger sehen müssen.

Er hätte ihm einreden sollen, die Nationalgarde von Haramont sei gegenrevolutionär.

Er hätte ihm versprechen müssen, dieses Korps sei ein Hilfskorps des Königs.

Und es unterlag keinem Zweifel, der Abbé würde dann seine Schätze und seine Arsenale geöffnet haben, um der Monarchie den Beistand einer so mutigen Schar und ihres heldenmütigen Anführers zu sichern.

Indem er dann an das Sprichwort-Lied dachte, das sagt:

Lorsque l'on veut quelque chose du diable,
Il faut l'appeler Monseigneur!

schloß er aus alledem, er selbst sei nur ein vierfacher Dummkopf, und wenn man mit einer Art von Ruhm zu seinen Wählern zurückkehren wolle, so müsse er von dem, was er gethan, nunmehr das bare Gegenteil thun.

Diesen neuen Erzgang durchsuchend, beschloß endlich Pitou, die Waffen, die er sich erst durch Ueberredung hatte verschaffen wollen, nunmehr durch List oder Gewalt sich anzueignen.

Mit Hilfe seiner Gefährten konnte Pitou sich in das Museum des Abbes einschleichen und die Waffen des Arsenals stehlen oder wegnehmen.

Was die Wegnahme betrifft, so unterlag es keinem Zweifel, daß es in Frankreich noch eine Menge Leute gab, die, an die alten Gesetze gewöhnt,

ein solches Unternehmen bezeichnen würden als eine Räuberei oder einen Diebstahl mit bewaffneter Hand.

Diese Betrachtungen hatten zu Folge, daß Pitou vor dem angeführten Mittel zurückwich.

Uebrigens war Pitous Eitelkeit verpfändet, und sollte sich diese auf eine ehrenhafte Weise aus der Sache herausziehen, so durfte Pitou zu niemand seine Zuflucht nehmen.

Er fing wieder an zu suchen, -- nicht ohne eine gewisse Bewunderung für die Richtung, welche die Spekulationen seines Geistes nahm.

Endlich rief er wie Archimed: Heureka! was besagen will: Ich habs gefunden.

Folgendes war das Mittel, das Pitou in seinem Arsenal gefunden hatte:

Herr von Lafayette war der Oberkommandant der Nationalgarden von Frankreich.

Haramont war in Frankreich.

Haramont hatte eine Nationalgarde.

Folglich war Herr von Lafayette Oberkommandant der Nationalgarde von Haramont.

Herr von Lafayette durfte es also nicht dulden, daß es den Milizen von Haramont an Waffen fehlte, da die Milizen andrer Gegenden bewaffnet waren oder werden sollten.

Um zu Herrn von Lafayette zu gelangen -- Gilbert -- um zu Gilbert zu gelangen -- Billot.

Pitou schrieb also einen Brief an Billot.

Da Billot nicht lesen konnte, so würde Gilbert lesen, und hiedurch wäre natürlich der zweite Vermittler erreicht.

Nachdem dies beschlossen war, wartete Pitou die Nacht ab, kehrte geheimnisvoll nach Haramont zurück und nahm eine Feder.

Welche Vorsicht er aber auch angewandt hatte, um unerkannt heimzukehren, er war von Claude Tellier und Desire Maniquet gesehen worden.

Sie zogen sich stille, einen Finger auf dem Mund, die Augen auf den Brief gerichtet, zurück.

Pitou schwamm im vollen Strome der praktischen Politik.

Wir geben nun den Brief, der einen so großen Eindruck auf Claude Desire gemacht hatte:

Lieber und geehrter Herr Billot!

Die Sache der Revolution gewinnt alle Tage in unsrer Gegend; die Aristokraten verlieren Terrain, die Patrioten rücken vor.

Die Gemeinde Haramont tritt in den aktiven Dienst der Nationalgarde ein. Doch sie hat keine Waffen.

Es giebt aber ein Mittel, sich welche zu verschaffen. Gewisse Privatleute vorenthalten eine Menge Kriegswaffen, die dem öffentlichen Schatze große Ausgaben ersparen konnten, wenn sie in den Dienst der Nation übergingen.

Dem General von Lafayette möge es belieben, zu befehlen, daß diese ungesetzlichen Waffendepots, nach Maßgabe der zu bewaffnenden Mannschaft, zur Verfügung der Gemeinden gestellt werden, und ich übernehme es für meinen Teil, wenigstens dreißig Flinten in die Arsenale von Haramont schaffen zu lassen.

Das ist das einzige Mittel, um den gegenrevolutionären Schlichen und Ränken der Aristokraten und Feinde der Nation einen Damm entgegenzusetzen.

Ihr Mitbürger und ergebenster Diener

Ange Pitou.

Als er diese Vorstellung niedergeschrieben, bemerkte Pitou, daß er es vergessen habe, dem Pächter von seinem Hause und seiner Familie etwas mitzuteilen.

Er behandelte ihn zu sehr als Brutus; anderseits, wenn er Billot Einzelheiten über Katharine gab, setzte er sich der Gefahr aus, zu lügen oder das Herz eines Vaters zu zerreißen, und das hieße dann auch in Pitous Seele blutende Wunden wieder öffnen.

Pitou unterdrückte einen Seufzer und fügte als Nachschrift bei:

N. S. Frau Billot, Jungfer Katharine und das ganze Haus befinden sich wohl und empfehlen sich dem Andenken von Herrn Billot.

Auf diese Art gefährdete Pitou weder sich, noch sonst jemand.

Als der Kommandant der Truppen von Haramont den Eingeweihten den weißen Umschlag zeigte, der mit seinem Inhalt nach Paris abgehen sollte, beschränkte er sich darauf, ihnen zu sagen: Das ist es.

Und er warf seinen Brief in die Lade.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

Nach zwei Tagen kam ein eigener Bote zu Pferd in Haramont an und fragte nach Ange Pitou.

Groß war das Aufsehen, groß die Erwartung und Angst der Milizer. Der Eilbote ritt ein weißbeschäumtes Pferd und trug die Uniform des Generalstabs der Pariser Nationalgarde.

Man denke sich die Wirkung, die er hervorbrachte, man denke sich auch die Bangigkeit und das Herzklopfen von Pitou.

Er näherte sich zitternd, bleich, und nahm das Packet, das ihm, nicht ohne zu lächeln, der mit der Sendung beauftragte Offizier überreichte. Es war eine Antwort von Herrn Billot durch Gilberts Hand.

Billot empfahl Pitou Mäßigung im Patriotismus. Und er sandte den Befehl des Generals Lafayette, contrasigniert vom Kriegsminister, um die Nationalgarde von Haramont zu bewaffnen.

Er benützte die Abreise eines Offiziers, der beauftragt war, im Namen des Generals Lafayette die Nationalgarde von Soisson und von Laon zu bewaffnen.

Dieser Befehl war folgendermaßen abgefaßt:

Diejenigen, welche mehr als eine Flinte und einen Säbel besitzen, sind gehalten, ihre andern Waffen den Corpschefs jeder Gemeinde zur Verfügung zu stellen.

Gegenwärtige Maßregel soll im ganzen Umfang der Provinz vollzogen werden.

Rot vor Freude, dankte Pitou dem Offizier; dieser lächelte abermals und ging auf der Stelle nach der folgenden Station ab. Pitou sah sich so auf dem Gipfel der Ehre, er empfing unmittelbar Botschaften von General Lafayette und von den Ministern. Und ihre Botschaften dienten auf eine gefällige Weise Pitous ehrgeizigen Plänen.

Die Wirkung dieses Besuches auf die Wähler Pitous zu schildern, wäre eine unmögliche Arbeit. Nur, wenn er diese bewegten Gesichter, diese glänzenden Augen, diesen Eifer der Bevölkerung, die tiefe Ehrfurcht sah, die unmittelbar jedermann für Ange Pitou faßte, konnte sich auch der ungläubigste Beobachter überzeugen, daß unser Held fortan ein großer Mann sein sollte.

Die Wähler verlangten das Siegel des Ministeriums zu sehen und zu berühren, was ihnen Pitou sehr huldreich bewilligte. Und als die Zahl der Anwesenden bis auf die einzigen Eingeweihten geschmolzen war, sprach Pitou:

Bürger, meine Pläne sind geglückt, wie ich es vorhergesehen. Ich habe dem General Lafayette geschrieben, daß Ihr Euch als Nationalgarde zu konstituieren gewünscht und mich zu Eurem Befehlshaber gewählt habt.

Leset die Aufschrift des Briefes, den ich vom Ministerium erhalte.

Und er reichte ihnen die Depesche, als deren Adresse man lesen konnte:

Dem Herrn Ange Pitou, Kommandanten der Nationalgarde von Haramont.

Ich bin also, fuhr Pitou fort, ich bin also anerkannt und bestätigt vom General Lafayette als Kommandant der Nationalgarde. Ihr seid anerkannt und bestätigt als Nationalgardisten vom General Lafayette und vom Kriegsministerium.

Ein langer Schrei der Freude und Bewunderung erschütterte die Wände der Dachstube, die Pitou bewohnte.

Was die Waffen betrifft, fügte unser Mann hinzu, so habe ich die Mittel, um sie zu bekommen.

Ihr werdet Euch schleunigst einen Leutnant und einen Sergeanten ernennen. Diese zwei Autoritäten, werden mich bei dem Schritte, den ich vorhabe, begleiten.

Die Eingeweihten schauten sich verlegen an.

Deine Meinung, Pitou? sagte Maniquet.

Das geht mich nichts an, erwiderte Pitou mit einer gewissen Würde, es darf kein Einfluß auf die Wahlen geübt werden; versammelt Euch außer meiner Gegenwart; ernennt die zwei Chefs, die ich Euch bezeichnet habe, aber ernennt tüchtige. Das ist alles, was ich Euch zu sagen habe.

Mit diesem königlich ausgesprochenen Wort entließ Pitou seine Soldaten und blieb allein, in seine Größe gehüllt, wie Agamemnon. Er versenkte sich in seine Herrlichkeit, während außen die Wähler um einen Brocken der militärischen Macht sich stritten, die Haramont regieren sollte.

Die Wahl dauerte eine Stunde. Der Leutnant und der Sergeant wurden ernannt; es waren: der Sergeant, Claude Tellier, und der Leutnant, Desire Maniquet. Man kam wieder zurück, und Pitou bestätigte sie und verkündigte ihre Ernennung.

Als diese Arbeit beendigt war, sprach er:

Meine Herren, es ist nun nicht ein Augenblick zu verlieren.

Ja, ja, lernen mir das Exerzieren, rief einer der Begeistertsten.

Eine Minute Geduld, erwiderte Pitou, ehe wir exerzieren, müssen wir vor allem Flinten haben.

Das ist nur zu richtig, sagten die Führer.

Kann man es nicht, in Erwartung der Flinten, mit Stöcken lernen?

Betreiben wir die Dinge militärisch, antwortete Pitou, der, als er den allgemeinen Eifer wahrnahm, sich nicht stark genug fühlte, um Unterricht in einer Kunst zu geben, von der er noch gar nichts verstand. Soldaten, die mit Stöcken im Feuer exerzieren lernen, wären eine sonderbare Erscheinung; fangen wir nicht damit an, daß wir uns lächerlich machen.

Das ist richtig, rief man; die Flinten!

Kommt mit mir, Leutnant und Sergeant, sagte Pitou zu seinen Untergebenen; Ihr andern wartet auf unsre Rückkehr.

Eine ehrerbietige Einwilligung war die Antwort der Schar. Es bleiben uns sechs Stunden Tag. Das ist mehr, als wir brauchen, um nach Villers-Cotterets zu gehen, unsre Angelegenheit abzumachen und zurückzukehren.

Vorwärts, Marsch! rief Pitou.

Der Generalstab des Heeres von Haramont setzte sich sogleich in Bewegung.

Als aber Pitou den Brief von Billot noch einmal las, um sich zu überzeugen, so viel Ehre sei kein Traum, fand er darin folgende Worte von Gilbert, die ihm entgangen waren:

Warum hat Pitou vergessen, dem Herrn Doktor Gilbert Nachrichten von Sebastian zu geben?

Warum schreibt Sebastian nicht an seinen Vater?

Pitou siegt.

Der Abbé Fortier, der wackere Mann, vermutete entfernt nichts, weder von dem Sturm, den ihm diese tiefe Diplomatie vorbereitete, noch von dem Ansehen, das Ange Pitou bei den Häuptern der Regierung genoß. Er beschäftigte sich gerade damit, daß er Sebastian zu beweisen suchte, die schlechten Gesellschaften seien der Untergang jeder Tugend und jeder Unschuld; Paris sei ein Abgrund; selbst die Engel würden dort zu Grunde gehen, wenn sie nicht gleich jenen, die sich auf dem Wege nach Gomorrha verirrt hatten, rasch zum Himmel empor stiegen. Und indem er Pitous Besuch, als den eines gefallenen Engels tragisch auffaßte, ermahnte er Sebastian mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit, ein guter und echter Royalist zu bleiben.

Unter einem guten und echten Royalisten verstand der Abbé Fortier durchaus nicht, was der Doktor Gilbert darunter verstand.

Er vergaß, der gute Abbé, daß in Betracht dieser Verschiedenheit im Verstehen derselben Worte seine Propaganda eine schlimme Handlung war, da er unwillkürlich den Geist des Sohnes gegen den des Vaters zu bewaffnen suchte. Doch fand er in Sebastian hiefür keinen guten Boden.

Eine seltsame Erscheinung! in dem Alter, wo die Kinder noch der weiche Ton sind, von dem der Dichter spricht, wo jedes Siegel, das man auf sie drückt, sein Gepräge zurückläßt, besaß Sebastian durch die Entschlossenheit und Zähigkeit des Gedankens bereits etwas Männliches.

War das der Sohn der aristokratischen Natur, die bis zum Abscheu einen Plebejer verachtet hatte?

Oder war es wirklich die Aristokratie des Plebejers, in Gilbert bis zum Stoicismus getrieben?

Der Abbé Fortier war nicht imstande, ein solches Geheimnis zu ergründen; er wußte, daß der Doktor ein etwas exaltierter Patriot war; er versuchte es,

mit der versöhnenden Naivität der Geistlichen, ihm seinen Sohn für das Wohl des Königs und die Ehre Gottes zu reformieren.

Während Sebastian sehr aufmerksam schien, horchte er nicht auf diese Ratschläge; er dachte gerade an die unbestimmten Visionen, die ihn unter den großen Bäumen des Parkes von Villers-Cotterets seit einiger Zeit wieder überfallen hatten, wenn der Abbé Fortier seine Zöglinge nach dem Clouis-Steine, dem St. Huberts-Brunnen oder nach Latour-Aumont führte. Er vertiefte sich in die Sinnenblendungen, die ihm ein zweites Leben neben seinem natürlichen Leben bildeten, ein betrügliches Leben von poetischen Glückseligkeiten neben der unempfindlichen Prosa seiner Studien- und Schultage.

Plötzlich öffnete sich die Thüre der Rue de Soissons mit einer gewissen Heftigkeit und gewährte mehreren Menschen Eingang. Diese Menschen waren der Maire der Stadt Villers-Cotterets, der Adjunkt und der Sekretär der Mairie.

Hinter ihnen erschienen zwei Gendarmeriehüte, und hinter diesen fünf bis sechs Köpfe von Neugierigen.

Beängstigt, ging der Abbé gerade auf den Maire zu.

Was giebt es denn, Herr Longpre? fragte er.

Herr Abbé, antwortete in ernstem Tone der Maire, haben Sie Kenntnis von dem neuen Dekret des Kriegsministeriums?

Nein, Herr Maire.

So bemühen Sie sich, es zu lesen.

Der Abbé nahm die Depesche und las sie.

Während er las, erbleichte er.

Nun? fragte er ganz bewegt.

Nun, Herr Abbé, die Herren der Nationalgarde von Haramont sind da und erwarten eine Waffenauslieferung.

Der Abbé machte einen Sprung, als wollte er die Herren von der Nationalgarde verschlingen.

Da näherte sich Pitou, der dachte, der Augenblick, sich zu zeigen, sei gekommen, gefolgt von seinem Leutnant und seinem Sergeanten.

Hier sind sie! sagte der Maire.

Die Gesichtsfarbe des Abbes war vom Weißen ins Rote übergegangen.

Diese Bursche! rief er, diese Taugenichtse!

Der Maire war ein guter Mann, er hatte noch keine entscheidende politische Meinung; er verdarb es mit keiner Partei und wollte sich weder mit Gott, noch mit der Nationalgarde entzweien.

Die Schmähungen des Abbes Fortier erregten bei ihm ein schallendes Gelächter, mit dem er die Lage beherrschte.

Ihr hört, wie der Abbé die Nationalgarde von Haramont behandelt, sagte er zu Pitou und seinen zwei Offizieren.

Das ist so, weil uns der Abbé Fortier als Kinder gesehen hat und immer noch für Kinder hält, erwiderte Pitou mit seiner melancholischen Sanftmut.

Diese Kinder sind aber Männer geworden, sprach mit dumpfem Tone Maniquet, indem er seine verstümmelte Hand gegen den Abbé ausstreckte.

Und diese Männer sind Schlangen! rief der gereizte Abbé.

Und Schlangen, die beißen werden, wenn man sie verletzt, sagte der Sergeant Claude.

Der Maire ahnte in diesen Drohungen nur die zukünftige Revolution.

Der Abbé erriet darin das Martyrium.

Sprecht, was will man von mir? sagte er.

Man will einen Teil von den Waffen, die Sie hier haben, antwortete der Maire, der alles zu versöhnen suchte.

Diese Waffen gehören nicht mir, entgegnete der Abbé.

Wem gehören sie denn?

Sie gehören seiner Hoheit dem Herzog von Orleans.

Einverstanden, Herr Abbé, versetzte Pitou; doch das ist kein Hindernis.

Wie, das ist kein Hindernis? rief der Abbé.

Nein, wir verlangen dessenungeachtet die Waffen.

Ich werde an den Herrn Herzog schreiben! sprach der Abbé majestätisch.

Der Herr Abbé vergißt, daß das umsonst aufschieben heißt, sagte leise der Maire. Der Herr Herzog, wenn man ihn um Rat fragt, wird erwidern, man müsse den Patrioten nicht nur die Flinten von seinen Feinden, den Engländern, sondern auch die Kanonen von seinem Ahnherrn Ludwig XIV. geben.

Von dieser Wahrheit war der Abbé schmerzlich betroffen.

Er murmelte: *Circumdedisti me hostibus meis*.

Ja, Herr Abbé, sagte Pitou, das ist wahr; doch nur mit Ihren politischen Feinden; denn wir hassen in Ihnen nur den schlechten Patrioten.

Dummkopf, rief der Abbé im Augenblick der Aufregung, die ihm eine gewisse Beredsamkeit verlieh, gefährlicher Dummkopf! Wer von uns ist der gute Patriot, ich, der ich die Waffen für den Frieden des Vaterlandes behalten will, oder du, der du sie für die Zwietracht und den Bürgerkrieg verlangst!

Der Maire wandte sich ab, um seine Gemütsbewegung zu verbergen, und währenddem machte er dem Abbé ein kleines hinterhältisches Zeichen, das besagen wollte: Sehr gut.

Der Adjunkt, ein neuer Tarquinius, schlug mit seinem Stocke Blumen ab.

Pitou war aus dem Sattel gehoben.

Als sie dies sahen, falteten seine zwei Subalterne die Stirne.

Sebastian allein, das Spartanerkind, war unempfindlich.

Er näherte sich Pitou und fragte:

Um was handelt es sich denn?

Pitou erklärte es ihm mit zwei Worten.

Ist der Befehl unterzeichnet?

Vom Minister, vom General Lafayette, und geschrieben von der Hand deines Vaters.

Warum zögert man dann, zu gehorchen? sprach stolz das Kind. Und in seinen erweiterten Augensternen, in seinen bebenden Nasenflügeln, in der Strenge seiner Stirne offenbarte er den unversöhnlichen Herrschgeist der zwei Rassen, die ihn geschaffen hatten.

Der Abbé hörte die Worte, die aus dem Munde des Kindes kamen, schauerte und neigte das Haupt.

Drei Generationen von Feinden gegen uns, murmelte er.

Auf, Herr Abbé, sagte der Maire, man muß sich ergeben.

Der Abbé machte einen Schritt, mit seinen Schlüsseln klirrend, die er durch einen Ueberrest von klösterlicher Gewohnheit an seinem Gürtel trug.

Nein! tausendmal nein! rief er; es ist nicht mein Eigentum, und ich werde den Befehl meines Herrn abwarten.

Ah! Herr Abbé! rief der Maire, der sich einer Mißbilligung nicht enthalten konnte.

Das ist Rebellion, sprach Sebastian zum Priester; nehmen Sie sich in acht, lieber Herr.

Tu quoque! murmelte der Abbé, indem er sich in seine Soutane hüllte, um die Geberde Cäsars nachzuahmen.

Auf, Herr Abbé, sagte Pitou, seien Sie ruhig, diese Waffen werden für das Glück des Vaterlandes wohl versorgt sein.

Schweige, Judas! erwiderte der Abbé, du hast bereits deinen alten Meister verraten, warum solltest du das Vaterland nicht verraten?

Durch sein Gewissen niedergeschmettert, beugte Pitou die Stirne. Was er gethan, war nicht der Ausfluß eines guten Herzens. Doch während er den Kopf senkte, sah er von der Seite seine zwei Leutnants an, die darüber, daß sie einen so schwachen Chef hatten, unwillig zu sein schienen.

Pitou begriff, daß, wenn er seine Wirkung verfehlte, sein Blendwerk zerstört war.

Der Stolz spannte die Feder dieses mutigen Streiters der französischen Revolution. Er erhob daher das Haupt und sprach:

Herr Abbé, so unterwürfig ich auch gegen meinen alten Lehrer bin, so werde ich doch diese beleidigenden Worte nicht ohne Kommentar vorübergehen lassen.

Ah! Du kommentierst nun, sagte der Abbé, der Pitou durch seine Spöttereien außer Fassung zu bringen hoffte.

Ja, ich kommentiere, Herr Abbé, und Sie werden sehen, daß meine Kommentare richtig sind, fuhr Pitou fort. Sie nennen mich einen Verräter, weil Sie mir unwirsch die Waffen verweigert haben, um die ich Sie neulich,

den Oelzweig in der Hand, ersuchte, und die ich Ihnen heute mit Hilfe eines Befehls der Regierung entreiße. Nun denn, Herr Abbé, ich will lieber dem Anscheine nach meine Pflichten verraten, als meine Hand geboten haben, um mit Ihnen die Gegenrevolution zu begünstigen. Es lebe das Vaterland! Zu den Waffen! zu den Waffen!

Der Maire machte Pitou das Seitenstück zu dem Zeichen, das er dem Abbé gemacht hatte, und das besagen wollte:

Ah! sehr gut! sehr gut!

Diese Rede hatte in der That für den Abbé ein niederschmetterndes, für die übrigen Anwesenden dagegen ein elektrisierendes Resultat.

Der Maire schlich sich davon und bedeutete seinem Adjunkten durch einen Wink --, er möge bleiben.

Der Adjunkt hätte sich gern wie der Maire aus dem Staube gemacht; doch die Abwesenheit der zwei Hauptautoritäten der Stadt wäre sicherlich bemerkt worden.

Er folgte also mit seinem Schreiber den Gendarmen, die den drei Nationalgardisten nach dem Museum folgten, in dem Pitou Weg und Steg kannte, Pitou, der im Schloß aufgezogen worden war.

Springend wie ein junger Löwe, lief Sebastian den Patrioten auf der Spur nach.

Die andern Schüler schauten ganz verdutzt zu.

Als der Abbé die Thüre seines Museums geöffnet hatte, fiel er vor Zorn und Scham halb tot auf den zunächst stehenden Stuhl.

Sobald sie in das Museum eingetreten waren, wollten die Gehilfen Pitous alles plündern; aber die ehrliche Schüchternheit des Kommandanten der Nationalgarde trat abermals dazwischen. Er machte eine Berechnung der seinen Befehlen untergebenen Leute, und da es dreiunddreißig waren, so befahl er, dreiunddreißig Flinten zu nehmen. Und da man in den Fall

kommen konnte, schießen zu müssen, und Pitou hiebei nicht zurückzubleiben gedachte, so nahm er für sich eine vierunddreißigste Flinte, eine wahre Offiziersflinte, etwas kürzer und leichter als die andern, eine Flinte, die, ihrem Kaliber nach, ebensowohl das Schrot auf ein Kaninchen oder auf einen Hasen, als die Kugel gegen einen falschen Patrioten oder einen echten Preußen lenken konnte.

Ueberdies wählte er sich einen geraden Degen, wie der von Lafayette, den Degen von irgend einem Helden von Fontenoy oder Philippsburg, den er in seinen Gürtel steckte.

Seine zwei Kollegen luden jeder zwölf Flinten auf ihre Schultern, und unter dieser ungeheuren Last bogen sie sich nicht, so wahnsinnig war ihre Freude.

Pitou lud sich das übrige auf.

Man zog durch den Park, denn man wollte nicht durch Villers-Cotterets gehen, um das Aufsehen zu vermeiden.

Uebrigens war dies der kürzeste Weg, der den Vorteil bot, daß er den drei Offizieren jede Gelegenheit benahm, Parteigängern von einer der ihrigen entgegengesetzten Ansicht zu begegnen. Pitou fürchtete den Kampf nicht, und die Flinte, die er sich für den Fall eines Kampfes gewählt hatte, bezeugte seinen Mut. Aber Pitou war ein Mann der Ueberlegung geworden, und seitdem er überlegte, hatte er bemerkt, daß, wenn eine Flinte ein Mittel zur Verteidigung eines Menschen ist, Flinten in größerer Anzahl dies nicht sind.

Unsre Helden liefen also, beladen mit dieser Beute, durch den Park und erreichten ein Rondel, wo sie anhalten sollten. Erschöpft, triefend von Schweiß brachten sie endlich das kostbare Depot, das ihnen das Vaterland, vielleicht ein wenig blindlings anvertraut hatte, in Pitous Wohnung.

An demselben Abend fand eine Versammlung der Nationalgarde statt, und der Kommandant Pitou übergab jedem Soldaten eine Flinte, wobei er zu ihnen, wie die Mütter der Spartaner zu ihren Söhnen in Beziehung auf den Schild, sagte:

Mit, oder darauf.

Es herrschte nun in dieser kleinen, durch Pitous Genie so umgewandelten Gemeinde eine Rührigkeit, ähnlich der eines Ameisenhaufens am Tage eines Erdbebens.

Die Freude, eine Flinte zu besitzen, war bei dieser wesentlich wilddiebischen Völkerschaft, welche die lange Unterdrückung durch Aufseher in eine wahre Jagdwut versetzt hatte, so groß, daß Pitou in ihren Augen als eine Art irdischer Gottheit erschien.

Man vergaß seine langen Beine, seine langen Arme, seine dicken Kniee und seinen großen Kopf; man vergaß endlich seine seltsamen Lebensvorgänge, und er war und blieb der Schutzgeist der Gegend während der ganzen Zeit, die der blonde Phöbus brauchte, um der schönen Amphitrite seinen Besuch zu machen.

Am andern Tag beschäftigten sich die Enthusiasten einzig und allein damit, daß sie ihre Waffen als instinktartige Kenner untersuchten, handhabten, probierten und putzten.

In seine Stube zurückgezogen wie der große Agamemnon unter sein Zelt, beschäftigte sich Pitou, während die andern putzten, mit Nachdenken; während jene sich die Hände schunden, zermarterte er sich das Gehirn.

Woran dachte Pitou? Zum Völkerhirten geworden, dachte Pitou an die hohle Nichtigkeit der Größen dieser Welt. Es kam in der That der Augenblick, wo von diesem ganzen mit so großer Mühe errichteten Gebäude nichts aufrecht stehen bleiben sollte.

Die Flinten waren seit dem vorhergehenden Tage übergeben. Man hatte diesen Tag dazu angewendet, um sie in geeigneten Stand zu setzen. Morgen sollte er seine Soldaten im Exerzieren unterrichten, -- und Pitou kannte nicht das erste Kommando vom Laden in zwölf Tempos. Er hatte immer seine Flinte geladen, ohne die Tempos zu zählen und wie es ihm gerade möglich war.

Was das Manövrieren betrifft, so war das noch schlimmer.

Was ist aber ein Kommandant der Nationalgarde, der das Laden in zwölf Tempos nicht versteht und das Manövrieren nicht zu kommandieren weiß?

Seinen Kopf in seine Hände versenkt, das Auge starr, den Leib unbeweglich, dachte Pitou also nach. Oh! die Zeit schreitet fort, morgen rückt heran, und morgen wird dieses Nichts, das ich bin, in seiner ganzen Nichtigkeit erscheinen.

Morgen wird der große Kriegsheld, der die Bastille genommen hat, als ärmlicher Wicht von der ganzen Versammlung der Haramonter behandelt werden, wie ... ich weiß nicht mehr wer, von der ganzen Versammlung der Griechen behandelt worden ist. Morgen ausgezischt! während ich heute ein Triumphator bin.

Das wird nicht sein. Das kann nicht sein. Katharine würde es erfahren, und ich wäre entehrt.

Pitou schöpfte einen Augenblick Atem.

Was kann mir da heraushelfen? fragte er sich.

Die Kühnheit! die Dreistigkeit.

Nein, nein, die Dreistigkeit dauert eine Minute, und das Exerzitium nach preußischer Manier hat zwölf Tempos.

Welch eine sonderbare Idee ist es auch, die Franzosen das Exerzieren auf preußische Manier zu lehren.

Wenn ich sagte, ich sei ein zu guter Patriot, um Franzosen das Exerzieren auf preußische Manier zu lehren, und ich erfinde ein andres mehr nationales Exerzitium?

Nein, ich würde mich verwickeln und in eine neue Verlegenheit geraten.

Ich habe wohl auf dem Markte von Villers-Cotterets einen Affen gesehen. Dieser Affe machte das Exerzitium; aber er machte es wahrscheinlich wie ein Affe ohne Regelmäßigkeit.

Ah! rief er plötzlich, ein Gedanke.

Und auf der Stelle fing er an, den Raum zu durchschreiten, als ihn eine Betrachtung wieder aufhielt.

Mein Verschwinden würde Erstaunen erregen, sagte er; benachrichtigen wir meine Leute.

Und er öffnete die Thüre, rief Claude und Desire, und sprach zu ihnen: Verkündigt übermorgen als den ersten Tag für das Exerzieren.

Warum nicht morgen? fragten die zwei Subalternoffiziere.

Weil Ihr beide müde seid, erwiderte Pitou, und ehe ich die Soldaten instruiere, will ich zuvor die Anführer instruieren. Und dann fügte Pitou in strengem Tone bei, ich bitte Euch, gewöhnt Euch daran, im Dienste immer zu gehorchen, ohne Bemerkungen zu machen.

Claude und Desire verbeugten sich.

Es ist gut, sprach Pitou, sagt das Exerzieren auf übermorgen, morgens um vier Uhr, an.

Die Offiziere verbeugten sich abermals und gingen weg, und da es neun Uhr abends war, legten sie sich zu Bette.

Pitou ließ sie gehen. Dann, als sie sich um die Ecke gedreht hatten, lief er in der entgegengesetzten Richtung fort und erreichte in fünf Minuten das dunkelste Dickicht des Waldes.

Der Vater Clouis und der Clouis-Stein, oder wie Pitou ein Taktiker wurde und sich ein stattliches Aussehen gab.

Pitou lief so ungefähr eine halbe Stunde und drang immer weiter in den wildesten und tiefsten Teil des Waldes ein.

Es stand da unter diesen hohen, drei Jahrhunderte alten Stämmen, an einem ungeheuren Felsen angelehnt und mitten in furchtbarem Gestrüppe, eine vor ungefähr vierzig Jahren erbaute Hütte, die von einem Menschen bewohnt wurde, der es in seinem eigenen Interesse verstanden hatte, sich mit einem gewissen geheimnisvollen Dunkel zu umgeben.

Halb in die Erde gegraben, halb außen aus Zweigen und unbeschlagenem Holze geflochten, empfing diese Hütte Luft und Licht nur durch ein schräges im Dache angebrachtes Loch.

Den Wohnungen der Zigeuner ziemlich ähnlich, verriet sich diese Hütte zuweilen den Blicken durch den blauen Rauch, der aus ihrem First emporströmte.

Sonst hätte, die Waldhüter, die Jäger, die Wildschützen und die Bauern der Umgegend ausgenommen, niemand erraten, daß sie einem Menschen als Aufenthaltsort diene.

Und dennoch wohnte hier seit vierzig Jahren ein ehemaliger Jagdaufseher, mit Gnadengehalt verabschiedet, dem aber der Herzog von Orleans, der Vater von Louis Philipp, die Erlaubnis gegeben hatte, im Walde zu bleiben, eine Uniform zu tragen und alle Tage auf einen Hasen oder ein Kaninchen einen Schuß zu thun.

Das Federwild und das Hochwild waren ausgenommen.

Der gute Mann war neunundsechzig Jahre alt; er hatte sich anfangs Clouis und dann bei allmählicher Zunahme des Alters Vater Clouis genannt.

Von seinem Namen hatte der ungeheure Felsen, an den seine Hütte angelehnt war, die Taufe erhalten: man nannte ihn Clouis-Stein.

Er war bei Fontenoy verwundet worden, und infolgedessen hatte man ihm das Bein abnehmen müssen. Darum hatte er, frühzeitig verabschiedet, vom Herzog von Orleans die erwähnten Privilegien erhalten.

Der Vater Clouis besuchte keine Städte und kam nur einmal alle Jahre nach Villers-Cotterets; dies geschah, um 365 Ladungen Pulver und Blei zu

kaufen.

An demselben Tag trug er zu Herrn Cornu, Hutmacher in der Rue de Soissons, 365 Bälge, zur Hälfte von Hasen, zur Hälfte von Kaninchen; wofür ihm der Hutmacher 75 Livres gab.

Und wenn wir sagen 365 Bälge, so irren wir uns nicht um einen einzigen; denn der Vater Clouis, dem das Recht auf einen Schuß im Tage erteilt worden war, hatte es so eingerichtet, daß er mit jedem Schuß einen Hasen oder ein Kaninchen erlegte.

Von dem Fleisch der Tiere lebte er, mochte er es nun essen oder verkaufen. Überdies machte der Vater Clouis einmal im Jahr eine kleine Spekulation.

Der Felsen, an den seine Hütte angelehnt war, hatte einen wie ein Dach abhängigen Platz. Diese geneigte Fläche bot in ihrer größten Ausdehnung einen Raum von ungefähr achtzehn Fuß.

Der Vater Clouis verbreitete durch die Vermittlung der guten Weiber, die ihm seine Hasen oder Kaninchen abkauften, in den umliegenden Dörfern allmählich die Ansicht: die Mädchen, die am Feiertage des heiligen Ludwig, dreimal auf dem Felsen von oben bis unten rutschen, werden im Verlauf des Jahres verheiratet.

Im ersten Jahre kamen viele junge Mädchen, doch wagte nicht eines zu rutschen.

Im zweiten Jahre wagten es drei solche junge Personen, -- zwei wurden im Verlaufe des Jahres verheiratet. Was die dritte betrifft, so behauptete der Vater Clouis kühn: wenn es ihr an einem Manne gefehlt, so sei es aus keinem andern Grund geschehen, als daß sie nicht mit demselben Vertrauen gerutscht, wie die andern.

Im folgenden Jahre liefen alle Mädchen der Umgegend herbei und rutschten.

Der Vater Clouis erklärte nun: es würde für so viele Mädchen auf einmal nie genug junge Männer geben; dennoch würde sich ein drittel der

Rutscherinnen, und das waren die Gläubigsten, verheiraten.

Viele heirateten wirklich. Von diesem Augenblick an war der heiratliche Ruf des Clouis-Steins gegründet, und alle Jahre hatte der heilige Ludwig ein doppeltes Fest, ein Fest in der Stadt und ein Fest im Walde.

Nun verlangte der Vater Clouis ein Privilegium. Da man nicht den ganzen Tag rutschen konnte, ohne zu essen und zu trinken, so war es anfangs ein Monopol für den 25. August, Speisen und Getränke an die Rutscher und die Rutscherinnen zu verkaufen; denn es war den jungen Männern gelungen, die Mädchen zu überreden, man müsse, um die Kraft des Felsens unfehlbar zu machen, miteinander und besonders zu gleicher Zeit rutschen.

In dieser Weise lebte der Vater Clouis seit fünfunddreißig Jahren. Die Gegend behandelte ihn, wie die Araber ihre Marabuts behandeln. Er war ein Gegenstand der Legende geworden.

Was aber besonders die Jäger beschäftigte und die Jagdaufseher vor Neid bersten machte, war die erwiesene Thatsache, daß der Vater Clouis im Jahre nur 365 Schüsse that, und daß er mit diesen 365 Schüssen 183 Hasen und 182 Kaninchen erlegte.

Mehr als einmal hatten vornehme Herren von Paris, als sie, vom Herzog von Orleans auf einige Tage nach dem Schlosse eingeladen, von der Geschichte des Vaters Clouis erzählen hörten, diesem je nach ihrer Freigebigkeit einen Louisd'or oder einen Thaler in seine plumpe Hand gedrückt und das seltsame Geheimnis eines Mannes zu erforschen gesucht.

Doch der Vater Clouis hatte ihnen keine andre Erklärung zu geben gewußt, als die, daß er sich bei dem Heere daran gewöhnt, mit der mit einer Kugel geladenen Flinte auf jeden Schuß einen Mann zu töten; was er aber mit der Kugel auf einen Mann gethan, fand er noch viel leichter auszuführen mit einem Schrotschuß auf ein Kaninchen oder einen Hasen.

Und diejenigen, welche lächelten, wenn sie ihn so sprechen hörten, fragte er: Warum schießen Sie, wenn Sie nicht sicher sind, daß Sie treffen?

Aber, sagte man zu ihm, warum hat Ihnen der Herzog von Orleans, der Vater, der doch kein Filz war, nur einen einzigen Schuß für den Tag bewilligt?

Weil mehr zu viel gewesen wäre, und weil er mich wohl kannte.

Die Seltsamkeit dieses Schauspiels und diese sonderbare Theorie trugen dem alten Einsiedler, ein Jahr in das andre gerechnet, ungefähr zehn Louisd'or ein.

Da er aber ebensoviel mit seinen Kaninchenbälgen und mit dem Feiertag, den er selbst gestiftet, verdiente und alle fünf Jahre nur ein Paar Jagdstiefel, und alle zehn Jahre einen Rock kaufte, so war der Vater Clouis durchaus nicht unglücklich.

Im Gegenteil, es ging die Sage, er habe einen verborgenen Schatz, und derjenige, welcher ihn beerbe, werde kein schlechtes Geschäft machen.

Das ist die seltsame Person, die Pitou mitten in der Nacht aufsuchte, als ihm der treffliche Gedanke kam, der ihn seiner peinlichen Verlegenheit entziehen sollte.

Doch um den Vater Clouis zu treffen, durfte man nicht ungeschickt sein.

Clouis lag auf seinem Bette von Heidekraut, einem vortrefflichen, aromatischen Lager, das ihm der Wald im Monat September gab und das erst in dem darauf folgenden September erneuert werden durfte.

Es mochte etwa elf Uhr sein, das Wetter war klar und kühl.

Um zur Hütte des Vaters Clouis zu kommen, mußte man durch ein so dichtes, undurchsichtiges Gestrüppe dringen, daß dem Einsiedler jedesmal das Geräusch der Brüche einen Besuch zum voraus verkündigte.

Pitou machte viermal mehr Lärm als eine andre Person. Der Vater Clouis erhob das Haupt und schaute, denn er schlief nicht. Er war an diesem Tage in einer grimmigen Laune. Ein furchtbarer Unfall war ihm begegnet und machte ihn unzugänglich für seine freundlichsten Mitbürger.

Der Unfall war in der That furchtbar. Seine Flinte, die ihm fünfunddreißig Jahre zu Schrotschüssen gedient hatte, war ihm beim Schießen auf ein Kaninchen zersprungen. Das war der erste Fehlschuß, den er seitdem gethan.

Doch das unversehrte Kaninchen, war für den Vater Clouis nicht die schlimmste Unannehmlichkeit, die ihm widerfahren. Zwei Finger seiner linken Hand waren durch die Explosion zerrissen worden. Clouis hatte seine Finger mit zerriebenen Kräutern und Blättern wieder geflickt, doch seine Flinte hatte er nicht wieder flicken können.

Um sich aber eine andre Flinte zu verschaffen, mußte der Vater Clouis einen Griff in seinen Schatz thun. Und welches Opfer er auch für ein neues Gewehr brachte, wenn er auch die ungeheure Summe von zwei Louisd'or aufwandte, wer weiß, ob dieses Gewehr auf jeden Schuß töten würde, wie das, welches so unglücklicherweise zersprungen war?

Pitou kam, wie man sieht, zu einer schlimmen Stunde.

In dem Augenblick, wo Pitou die Hand auf die Klinke der Thüre legte, ließ auch der Vater Clouis ein Knurren hören, das den Kommandanten der Nationalgarde von Haramont zurückweichen machte.

War es ein Wolf, war es eine Bache, was die Stelle des Vaters Clouis eingenommen hatte?

Pitou zögerte auch, einzutreten.

He! Vater Clouis! rief er.

Was! machte der Menschenfeind.

Pitou war beruhigt, er hatte die Stimme des würdigen Einsiedlers erkannt.

Gut, Ihr seid da, sagte er.

Dann that er einen Schritt in das Innere der Hütte, machte seinen Bückling vor ihrem Eigentümer und sagte freundlich: Guten Morgen, Vater Clouis.

Wer ist da? fragte der Verwundete.

Ich, Pitou.

Wer Pitou?

Ich, Ange Pitou von Haramont, Ihr wißt?

Nun? was geht das mich an, daß Ihr Ange Pitou von Haramont seid?

Ho! ho! sprach Pitou scherzend, er ist nicht guter Laune, der Vater Clouis; ich habe ihn schlecht aufgeweckt.

Sehr schlecht aufgeweckt. Ihr habt recht.

Was muß ich denn thun?

Oh! das Beste, was Ihr thun könnt, ist, daß Ihr geht.

Ei! ohne ein wenig zu reden?

Worüber reden?

Ueber einen Dienst, den Ihr mir leisten sollt, Vater Clouis.

Ich leiste keinen Dienst umsonst.

Und ich, ich bezahle diejenigen, welche man mir leistet.

Das ist möglich, doch ich, ich kann keinen mehr leisten.

Warum nicht? Ich schieße nichts mehr.

Wie, Ihr schießt nichts mehr? Ihr, der Ihr auf jeden Schuß tötet; das ist nicht möglich, Vater Clouis.

Geht, sage ich Euch, Ihr langweilt mich.

Höret mich an, und Ihr werdet es nicht bereuen.

Sprecht, doch macht nicht viel Worte ... was wollt Ihr?

Ihr seid ein alter Soldat?

Weiter?

Nun! Vater Clouis, Ihr sollt mich das Exerzieren lehren.

Seid Ihr verrückt?

Nein, ich habe im Gegenteil mein ganzes Gehirn. Lehrt mich das Exerzieren, Vater Clouis, und wir werden über den Preis reden.

Ah! dieses Tier ist offenbar verrückt, sprach ungeschlacht der alte Soldat, während er sich auf seinem dürren Heidekraut aufrichtete.

Vater Clouis, ja oder nein? Lehrt mich das Exerzieren, wie man es bei der Armee thut, in zwölf Tempos, und verlangt von mir, was Euch gefällt.

Der Alte erhob sich auf ein Knie, heftete sein fahles Auge auf Pitou und fragte:

Was mir gefällt?

Ja.

Nun! was mir gefällt ist eine Flinte.

Ah! das macht sich vortrefflich, ich habe vierunddreißig Flinten.

Du hast vierunddreißig Flinten?

Und die vierunddreißigste, die ich für mich genommen, wird Euch wohl taugen. Es ist ein hübsches Sergeantengewehr mit dem Wappen des Königs in Gold auf der Schwanzschraube.

Und wie hast du dir diese Flinte verschafft? Ich hoffe, du hast sie nicht gestohlen.

Pitou erzählte ihm seine Geschichte offenherzig und redlich.

Ich begreife, sagte der alte Jagdaufseher. Ich will dich wohl das Exerzieren lehren, doch ich habe ein Übel an den Fingern. Und er erzählte seinerseits Pitou den Unfall, der ihm begegnet war.

Gut! sprach Pitou, kümmert Euch nicht mehr um Eure Flinte. Sie ist ersetzt. Ach! es handelt sich nur um Eure Finger ... Das ist nicht wie mit den Flinten, ich habe keine vierunddreißig.

Oh! was die Finger betrifft, das ist nichts, und wenn du mir versprichst, daß die Flinte morgen hier sein wird, so komm.

Und er stand sogleich auf.

Der Mond im Zenit ergoß Ströme weißer Flammen auf die Lichtung, die sich vor dem Hause ausdehnte.

Wer in dieser Einsamkeit die zwei schwarzen Schatten auf der gräulichen Fläche hätte gestikulieren sehen, wäre nicht imstande gewesen, sich eines geheimnisvollen Schreckens zu erwehren.

Der Vater Clouis nahm seinen Flintenstumpf und zeigte ihn seufzend Pitou. Zuerst unterwies er ihn in der Haltung des Militärs.

Es war übrigens etwas Seltsames, das plötzliche Geraderichten des großen Greises, der durch die Gewohnheit, in Gebüschen zu gehen, immer gebückt war und nun, wiederbelebt durch die Erinnerung an das Regiment und den Stachel des Exerzierens sein Haupt mit der weißen Mähne über breiten, wohlbefestigten Schultern schüttelte.

Schau wohl, sagte er zu Pitou, schau wohl! Wenn man schaut, lernt man. Wenn du wohl gesehen hast, was ich mache, versuche es mir nachzumachen, und ich werde dir meinerseits zuschauen,

Pitou versuchte es.

Ziehe deine Kniee an, nimm deine Schultern zurück, gieb deinem Kopf ein freies Spiel; mache dir einen Boden, alle Teufel! deine Füße sind breit

genug hiezu.

Pitou gehorchte nach seinen besten Kräften.

Gut; sagte der Greis, du hast ein ziemlich stattliches Aussehen.

Pitou fühlte sich unendlich geschmeichelt, daß man ihm ein stattliches Aussehen zuerkannte. Er hatte nicht so viel gehofft.

In der That, wenn er schon nach einer Stunde Exerzieren ein stattliches Aussehen bekam, wie würde es nach Verlauf eines Monats sein? Er würde ein majestätisches Aussehen haben.

Er wünschte auch fortzufahren, doch das war genug für eine Lektion. Ueberdies wollte sich der Vater Clouis, bevor er seine Flinte hatte, weiter nicht einlassen.

Nein, sagte er, das ist genug für einmal; du hast ihnen nur dies für die erste Lektion zu zeigen, und sie werden es kaum in vier Tagen lernen; und während dieser Zeit wirst du zweimal hier gewesen sein.

Viermal, rief Pitou.

Ah! ah! erwiderte kalt Vater Clouis, du hast Eifer und Beine, wie es scheint. Viermal, es sei. Doch ich sage dir, wir sind am Ende des letzten Mondviertels, und morgen wird es nicht mehr hell sein.

Wir exerzieren in der Grotte.

Dann wirst du Licht bringen.

Ein Pfund, zwei, wenn es sein muß.

Gut. Und meine Flinte?

Ihr werdet sie morgen haben.

Ich rechne darauf. Laß sehen, ob du behalten hast, was ich dir gezeigt habe.

Pitou fing wieder an und erwarb sich Komplimente. In seiner Freude hätte er dem Vater Clouis eine Kanone versprochen.

Nach dieser zweiten Uebung, ungefähr um ein Uhr morgens, nahm er Abschied von seinem Instruktor und kehrte langsam, aber mit einem immer noch sehr weiten Schritt, nach dem Dorfe Haramont zurück, wo alles im tiefsten Schlafe lag.

Schon am andern Tag gab er oder wiederholte er vielmehr seine Lektion seinen Soldaten mit einer Unverschämtheit in der Haltung und einer Sicherheit in der Unterweisung, welche die Gunst, in der er stand, bis zum Unmöglichen steigerten. O Volksbeliebtheit, ungreifbarer Hauch!

Pitou wurde volksbeliebt und war bewundert von Männern, Kindern und Greisen.

Selbst die Frauen blieben ernst, wenn er in ihrer Gegenwart seinen in einer Linie aufgestellten dreißig Soldaten zurief:

Alle Teufel! seid doch stattlich! Schaut mich an.

Und er war stattlich.

Katharine treibt Diplomatie.

Der Vater Clouis hatte seine Flinte. Pitou war ein Junge von Ehre: für ihn war die versprochene Sache eine schuldige Sache.

Zwei dem ersten ähnliche Besuche machten aus Pitou einen vollkommenen Grenadier.

Leider war der Vater Clouis nicht so stark im Manövrieren, als im Exerzieren; als er die Wendungen und Veränderungen erklärt hatte, war er mit seinem Wissen zu Ende.

Pitou nahm nun seine Zuflucht Zu dem soeben erschienenen *Handbuch für die Nationalgarde*, worauf er die Summe von einem Thaler verwandte.

Durch das großmütige Opfer seines Kommandanten lernte das Bataillon von Haramont sich ziemlich angenehm auf einem Terrain bewegen.

Als Pitou fühlte, daß sich die Bewegungen verwickelten, machte er eine Reise nach Soissons, einer Garnisonsstadt, sah wirkliche Bataillone, geführt von wirklichen Offizieren, manövrieren, und lernte hier an einem Tage mehr, als er mittelst Theorien in zwei Monaten gelernt hätte.

So vergingen zwei Monate, zwei Monate der Arbeit, der Anstrengung und der fieberhaften Aufregung.

Pitou, ehrgeizig, verliebt, unglücklich in der Liebe, aber, eine schwache Entschädigung, mit Ruhm gesättigt, Pitou hatte tüchtig geschüttelt, was gewisse Philosophen geistreicherweise *das Tier* nennen.

Bei Pitou war das Tier ohne Schonung der Seele geopfert worden. Dieser Mensch war so viel gelaufen, hatte so rastlos seine Glieder gerührt, so sehr seinen Geist geschärft, daß man sich wundern müßte, wenn er dabei an die Befriedigung oder die Tröstung seines Herzens gedacht hätte.

Dennoch war es so.

Wie oft nach dem Exerzieren hatte sich Pitou nicht hinreißen lassen, die Ebenen von Largny und von Roue in ihrer ganzen Länge, und dann den Wald in seiner ganzen Tiefe zu durchwandern, um an den Saum der Felder von Boursonne zu gehen, und Katharine, die noch immer ihre Rendevous unterhielt, zu belauern.

Katharine, ein paar Stunden des Tags den Arbeiten des Hauses entziehend, traf in einem kleinen Pavillon, der mitten in dem zum Schlosse Boursonne gehörigen Kaninchengehege lag, mit dem geliebten Isidor zusammen, mit diesem glücklichen Sterblichen, der immer stolzer, immer schöner sich erhob, während alles um ihn her litt und sank.

Wie viel Bangigkeiten erfüllten das Herz des armen Pitou! welche traurigen Betrachtungen war er genötigt, anzustellen über die Ungleichheit der Menschen im Punkte der Glückseligkeit!

Er, dem die Mädchen von Haramont, von Taillefontaine und von Vivieres huldigten, er, der auch seine Rendevous im Walde gefunden hätte, und der, statt stolz einherzugehen als ein glücklicher Liebhaber, lieber wie ein geschlagenes Kind vor der geschlossenen Thüre des Pavillons von Herrn Isidor weinte!

Das war so, weil Pitou Katharine liebte, weil er sie leidenschaftlich liebte, weil er sie um so mehr liebte, als er sie über ihm erhaben fand.

Er dachte nicht einmal mehr darüber nach, daß sie einen andern liebte. Nein, für ihn hatte Isidor aufgehört, ein Gegenstand der Eifersucht zu sein. Isidor war würdig, geliebt zu sein; aber Katharine, ein Mädchen aus dem Volke, hätte vielleicht ihre Familie nicht entehren, oder sie hätte wenigstens Pitou nicht in Verzweiflung bringen sollen.

Wenn er überlegte, hatte die Reflexion sehr scharfe Spitzen, sehr grausame Stiche.

Wie! sagte sich Pitou, es hat ihr dergestalt an Gemüt gefehlt, daß sie mich hat gehen lassen! Und seitdem ich gegangen bin, hat sie nicht einmal die Gewogenheit gehabt, sich zu erkundigen, ob ich Hungers gestorben. Was würde der Vater Billot sagen, wenn er wüßte, daß man so seine Freunde verläßt, daß man so seine Angelegenheiten vernachlässigt? Was würde er sagen, wenn er wüßte, daß die Verwalterin des Hauses, statt die Arbeitsleute des Pachthofes zu beaufsichtigen, ihrer Liebschaft mit Herrn von Charny, einem Aristokraten, nachgeht?

Der Vater Billot würde nichts sagen. Er würde Katharine umbringen.

Es ist doch etwas, dachte Pitou, es ist doch etwas, das leichte Mittel einer solchen Rache in seinen Händen zu haben.

Ja, doch es war schön, sich dessen nicht zu bedienen.

Pitou hatte es indessen schon erprobt, die mißkannten schönen Handlungen nützen denjenigen nicht, welche sie vollbracht haben.

Wäre es nicht möglich, Katharine wissen zu lassen, daß man so schöne Handlungen vollbringe?

Ei! mein Gott, nichts war leichter: man durfte nur an einem Sonntag beim Tanze Katharine anreden und ihr wie zufällig eines von den schrecklichen Worten sagen, die den Schuldigen offenbaren, daß ein Dritter ihr Geheimnis ergründet hat.

War das nicht gar leicht thunlich, und geschehe es auch nur, um diese Hoffärtige ein wenig leiden zu sehen?

Doch, um zum Tanze zu gehen, mußte man sich abermals der Vergleichung aussetzen mit diesem schönen Herrn: und diese Vergleichung war für einen Nebenbuhler, wie Pitou, keine erwünschte Stellung.

Erfindungsreich, wie alle diejenigen, welche ihren Kummer zu konzentrieren wissen, fand Pitou etwas Besseres als das Gespräch beim Tanze.

Der Pavillon, in dem die Rendevous von Katharine mit dem Herrn von Charny stattfanden, war von einem dichten Gehölze umgeben, das an den Wald von Villers-Cotterets stieß.

Ein einfacher Graben bezeichnete die Grenze zwischen dem Eigentum des Grafen und dem Eigentum des Privatmanns.

Katharine, die jeden Augenblick in den Geschäften des Pachthofes nach den umliegenden Dörfern gerufen wurde und notwendig durch den Wald reiten mußte; Katharine, der man nichts sagen konnte, so lange sie in diesem Wald war, hatte nur über den Graben zu setzen, um im Walde ihres Liebhabers zu sein.

Dieser Punkt war gewiß als der vorteilhafteste für das Leugnen gewählt.

Der Pavillon beherrschte das Gehölze dergestalt, daß man durch die schrägen, mit farbigen Gläsern versehenen Luken alles in der Umgebung wahrnehmen konnte, und der Ausgang des Pavillons war durch das Gehölz

so gut verborgen, daß eine Person, die herausritt, sich mit drei Sprüngen ihres Pferdes im Walde, das heißt auf neutralem Gebiete, befinden konnte.

Pitou war aber bei Tag und bei Nacht so oft gekommen, er hatte das Terrain so gut studiert, daß er den Ort, wo Katharine herauskam, ganz genau wußte.

Nie kehrte Katharine von Isidor gefolgt in den Wald zurück. Isidor blieb einige Zeit nach ihr im Pavillon, um darüber zu wachen, daß ihr bei ihrem Abgang nichts begegne; dann entfernte er sich auf der entgegengesetzten Seite, und alles war vorbei.

An dem Tag, den Pitou für sein Unternehmen wählte, legte er sich am Weg, den Katharine passieren mußte, in den Hinterhalt; er stieg auf eine ungeheure Buche, die mit ihren dreihundert Jahren den Pavillon und das Gehölz überragte.

Es verging keine Stunde, daß er Katharine vorbeireiten sah. Sie band ihr Pferd in einer Schlucht des Waldes an, und gleich einer erschrockenen Hündin setzte sie mit einem Sprung über den Graben und durchschritt das Gehölz, das zum Pavillon führte. Katharine war gerade unter der Buche, auf der Pitou saß, vorübergekommen.

Pitou brauchte nur von seinem Aste herabzusteigen und sich an den Baumstamm anzulehnen. Sobald er hier war, zog er aus seiner Tasche ein Buch, der vollkommene Nationalgardist, das er zu lesen sich den Anschein gab.

Nach einer Stunde drang das Geknarre einer Thüre an Pitous Ohr. Im Blätterwerk wurde das Rauschen eines Kleides hörbar. Der Kopf Katharines erschien außerhalb der Zweige; sie schaute mit erschrockener Miene umher, ob sie niemand sehen könne.

Sie war zehn Schritte von Pitou.

Unbeweglich und unempfindlich hielt Pitou sein Buch in feinem Schoße.

Nur stellte er sich nicht mehr, als lese er, und schaute Katharine absichtlich an, damit sie sehe, daß er sie anschaue.

Katharine gab einen halberstickten Schrei von sich -- erkannte Pitou, wurde bleich, als ob der Tod an ihr vorübergezogen wäre und sie berührt hätte, und nach einer kurzen Unentschlossenheit, die sich im Zittern ihrer Hände und im Zucken ihrer Schultern verriet, stürzte sie blindlings in den Wald, wo sie ihr Pferd wieder fand, auf dem sie entfloh.

Die Falle von Pitou war gut gewesen, und Katharine hatte sich fangen lassen.

Pitou kam halb glücklich, halb erschrocken nach Haramont zurück. Denn kaum hatte er sich von dem, was er vollbracht, thatsächlich Rechenschaft gegeben, als er in diesem einfachen Schritt eine Menge erschrecklicher Einzelheiten erblickte, an die er anfangs nicht gedacht.

Der folgende Sonntag war in Haramont für eine militärische Feierlichkeit bestimmt.

Hinreichend instruiert, hatten die Nationalgardisten des Dorfes ihren Kommandanten gebeten, sie zu versammeln und eine öffentliche Uebung vornehmen zu lassen.

Einige durch die Eifersucht in Bewegung gesetzte Dörfer, die auch militärische Uebungen gemacht hatten, sollten nach Haramont kommen, um eine Art von Wettkampf mit ihren Aelteren in der Laufbahn der Waffen einzugehen. Eine Deputation von jedem dieser Dörfer hatte sich mit Pitous Generalstab verständigt; ein Bauersmann, ein ehemaliger Sergeant, befehligte sie.

Die Ankündigung eines so schönen Schauspiels lockte eine große Anzahl Neugieriger im Sonntagsstaat herbei, und das Marsfeld von Haramont wurde schon morgens früh von einer Menge Mädchen und Kinder überströmt, denen langsamer, aber nicht mit geringerem Interesse die Väter und Mütter der Streiter folgten.

Den Anfang machten Imbisse, indem man sich lagerte auf dem Grasboden, einfache Festessen von Obst und Brotkuchen, durch das klare Wasser der Quelle angefeuchtet.

Bald erschollen vier Trommeln in verschiedenen Richtungen; sie kamen von Largny, von Bez, von Taillefontaine und von Vivieres.

Haramont war ein Mittelpunkt geworden; es hatte seine vier Hauptpunkte.

Die fünfte Trommel ging mutig und führte aus Haramont ihre dreiunddreißig Nationalgardisten.

Unter den Zuschauern bemerkte man einen Teil der adeligen und bürgerlichen Aristokratie, welche gekommen war, um darüber zu lachen.

Dabei befanden sich viele Pächter aus der Umgegend, die ihre Schaulust befriedigen wollten.

Bald trafen auf zwei Pferden, nebeneinander reitend, Katharine und die Mutter Billot ein.

Das war der Augenblick, als eben die Nationalgarde von Haramont aus dem Dorfe ausmündete, mit einem Pfeifer, einem Trommler und ihrem Kommandanten Pitou an der Spitze, der einen großen Schimmel ritt, den ihm sein Leutnant Maniquet geliehen hatte, damit die Nachahmung von Paris vollkommener wäre und Herr von Lafayette in Haramont *leibhaftig* repräsentiert würde.

Strahlend vor Stolz, mit würdevoller Haltung, den Degen in der Hand, ritt Pitou auf dem breiten Roß mit silberner Mähne und, ohne Spott, er stellte, wenn nicht etwas Elegantes und Aristokratisches, wenigstens etwas Kräftiges und Beherztes vor, was mit Vergnügen anzuschauen war.

Der siegreiche Aufmarsch von Pitou und seinen Leuten wurde durch freudigen Zuruf begrüßt.

Die Nationalgarde von Haramont hatte gleiche Hüte, alle geschmückt mit der Nationalkokarde, glänzende Flinten, und marschierte in zwei Gliedern mit einem sehr befriedigenden Gesamteindruck. Als sie auf den Exerzierplatz kam, hatte sie auch bereits alle Stimmen der Versammlung für sich gewonnen.

Pitou erblickte aus dem Augenwinkel Katharine.

Er errötete, sie erbleichte.

Die Revue hatte von diesem Augenblick an für ihn mehr Interesse als für jedermann.

Er ließ die Leute zuerst das einfache Exerzitium mit der Flinte machen, und jede Bewegung, die er kommandierte, wurde so pünktlich ausgeführt, daß die Luft von Bravos erscholl.

Nicht dasselbe war bei den andern Dörfern der Fall; sie zeigten sich matt und unregelmäßig. Halb bewaffnet, halb unterrichtet, fühlten sich die einen schon demoralisiert durch die Vergleichung, die andern übertrieben hochmütig.

Alle gaben nur unvollkommene Resultate.

Doch vom Exerzitium sollte man zum Manövrieren übergehen. Hier erwartete der Sergeant seinen Nebenbuhler Pitou.

Der Sergeant hatte, in Betracht seines Dienstalters, das Oberkommando erhalten, und es handelte sich für ihn ganz einfach darum, die hundertundsiebzig Mann der Hauptarmee marschieren und manövrieren zu lassen.

Er konnte es aber nicht zu stande bringen.

Seinen Degen unter dem Arm und seinen getreuen Helm auf dem Kopfe, schaute Pitou mit dem Lächeln des überlegenen Feldherrn zu.

Als der Sergeant die Spitzen seiner Kolonne unter den Bäumen des Waldes hatte verschwinden sehen, während die Schweife den Weg nach Haramont einschlugen; als sich seine Carres in unrichtigen Entfernungen zerstreuten; als die Rotten auf eine sehr unerfreuliche Art sich vermengten und die Rottenführer sich verirrten, verlor er den Kopf, und wurde von seinen zwanzig Soldaten mit einem Gemurmel des Mißfallens begrüßt.

Ein Schrei erscholl auf der Seite von Haramont.

Pitou! Pitou! Pitou!

Ja, ja, Pitou! riefen die Leute von den andern Dörfern, wütend über ihre geringeren Fähigkeiten, die sie liebreich ihren Instruktoren zuschrieben.

Pitou bestieg wieder seinen Schimmel, kehrte zu seiner Mannschaft zurück, die er an die Spitze der Armee stellte und ließ ein Kommando von solcher Stärke und einem so herrlichen Baß erschallen, daß die Eichen darüber erbebten.

Auf der Stelle und wie durch ein Wunder bildeten die in Unordnung geratenen Glieder sich wieder; die befohlenen Bewegungen wurden mit einer Übereinstimmung ausgeführt, deren Regelmäßigkeit der Enthusiasmus nicht störte, und Pitou wandte die Lektionen des Vaters Clouis und die Theorie des vollkommenen Nationalgardisten so glücklich in der Praxis an, daß er einen ungeheuren Erfolg erlangte.

Einmütig und einstimmig ernannte ihn das Heer auf dem Schlachtfelde zum *Befehlshaber*.

Pitou stieg, in Schweiß gebadet und trunken vor Stolz, von seinem Pferde und empfing, als er den Boden berührte, die Glückwünsche des Volkes.

Zu gleicher Zeit suchte er aber unter der Menge den Blicken Katharines zu begegnen.

Plötzlich ertönte die Stimme des Mädchens an seinem Ohr.

Pitou hatte nicht nötig, zu Katharine zu gehen, Katharine war zu ihm gekommen.

Der Triumph war groß.

Nun! sprach sie mit einer lachenden Miene, die ihr bleiches Gesicht lügen strafte, wie! Herr Ange, Sie sagen uns nichts? Sie sind stolz geworden, weil Sie ein großer General sind ... Oh! nein, rief Pitou, oh! guten Morgen, Jungfer!

Dann zu Frau Billot:

Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, Frau Billot.

Und zu Katharine zurückkehrend:

Sie täuschen sich, Jungfer, ich bin kein großer General, ich bin nur ein armer Junge, beseelt von dem Wunsche, meinem Vaterlande zu dienen.

Dieses Wort wurde auf den Wogen der Menge fortgetragen und unter einem Sturme von Beifallsgeschrei für ein erhabenes Wort erklärt.

Ange, sagte leise Katharine, ich muß mit Ihnen sprechen.

Ah! ah! dachte Pitou, da sind wir.

Dann erwiderte er laut: Zu Ihren Befehlen, Jungfer.

Kommen Sie bald mit uns in den Pachthof zurück.

Gut.

Der Honig und der Wermut.

Katharine hatte es so eingerichtet, daß sie mit Pitou allein war, trotz der Gegenwart ihrer Mutter.

Die gute Frau Billot hatte ein paar gefällige Nachbarinnen gefunden, die, das Gespräch unterhaltend, ihrem Pferde folgten, während Katharine, die das ihrige einer von ihnen überlassen, mit Pitou, der sich seinen Triumphen entzogen, durch den Wald zu Fuß ging.

Ueber derartige Vorgänge wundert sich auf dem Lande niemand, wo alle Geheimnisse von ihrer Wichtigkeit durch die Nachsicht verlieren, die man sich gegenseitig bewilligt.

Man fand es natürlich, daß Pitou mit Frau Billot und ihrer Tochter zu reden hatte; vielleicht bemerkte man es nicht einmal.

An diesem Tage hatte jeder sein Interesse in der Stille und in der Tiefe der Schatten. Alles, was Ruhm oder Glück ist, sucht ein Obdach unter den hundertjährigen Eichen in den waldreichen Gegenden.

Hier bin ich, Jungfer Katharine, sagte Pitou, als sie allein waren. Warum sind Sie solange vom Pachthofe verschwunden geblieben? fragte Katharine, das ist schlimm, Herr Pitou.

Aber, Jungfer, entgegnete Pitou erstaunt. Sie wissen wohl ...

Ich weiß nichts ... Das ist schlimm.

Pitou kniff sich die Lippen, es widerstrebte ihm, Katharine lügen zu hören.

Sie bemerkte es. Pitous Blick war sonst gewöhnlich gerade und ehrlich; nun stand er aber schief gerichtet.

Hören Sie, Herr Pitou, sprach sie, ich habe Ihnen etwas andres zu sagen.

Ah! machte er.

Neulich bei der Strohhütte, wo Sie mich gesehen haben ...

Wo habe ich Sie gesehen?

Ah! Sie wissen wohl.

Ich weiß ...

Sie errötete.

Was machten Sie dort? sagte sie.

Sie haben mich also erkannt? fragte er mit einem sanften, schwermütigen Vorwurf.

Anfangs nein, doch hernach ja.

Wie hernach?

Man ist zuweilen zerstreut; man geht, ohne zu wissen, und dann überlegt man.

Sicherlich.

Sie versank wieder in ein Stillschweigen.

Kurz, sagte Katharine, Sie waren es?

Ja, Jungfer.

Was machten Sie denn dort? Waren Sie nicht versteckt?

Versteckt? nein. Warum sollte ich versteckt gewesen sein?

Ah! die Neugierde ...

Ich bin nicht neugierig.

Sie stieß ungeduldig mit ihrem kleinen Fuß auf den Boden.

So viel ist immerhin gewiß, daß Sie da waren, und daß dies kein gewöhnlicher Ort für Sie ist.

Jungfer, Sie haben gesehen, daß ich las.

Ah! ich weiß nicht.

Da Sie mich gesehen, so müssen Sie es wissen.

Ich habe Sie gesehen, das ist wahr, doch nicht genau. Und ... Sie lasen?

Den *Vollkommenen Nationalgardisten*.

Was ist das?

Ein Buch, aus dem ich die Taktik lerne, um hernach meine Leute darin zu unterweisen; und um gut zu studieren, muß man, wie Sie wissen, beiseite gehen.

Das ist im ganzen wahr, und dort, am Saume des Waldes stört Sie nichts.

Wenn Sie so studieren, sagte Katharine, studieren Sie lange?

Oft ganze Tage.

Also waren Sie lange dort? rief Katharine lebhaft.

Sehr lange.

Es ist wunderbar, daß ich Sie nicht sah, als ich dahin kam.

Hier log Sie und zwar so dreist, daß Pitou Lust hatte, sie davon zu überzeugen; doch er schämte sich für Sie; er war verliebt und folglich schüchtern; alle diese Fehler verliehen ihm eine gute Eigenschaft: die Behutsamkeit.

Ich werde geschlafen haben, sagte er: das geschieht zuweilen, wenn man zu viel mit dem Kopf gearbeitet hat.

Und während Ihres Schlafes bin ich in den Wald gegangen, um Schatten zu haben. Ich ging .... ich ging bis zu den alten Mauern des Pavillons.

Ah! versetzte Pitou, des Pavillons .... welches Pavillons?

Katharine errötete abermals. Die Unwissenheit war diesmal zu erkünstelt, als daß sie hätte daran glauben können.

Des Pavillons von Charny, erwiderte sie Ruhe heuchelnd. Dort wächst die beste Hauswurz der Gegend.

Potz tausend!

Ich hatte mich bei der Wäsche gebrannt, und ich brauchte Blätter.

Ange, der Unglückliche, als hätte er zu glauben gesucht, warf einen Blick auf die Hände Katharines.

Nicht an den Händen, am Fuß, sagte sie rasch.

Und Sie haben Hauswurzblätter gefunden?

Ja wohl; sehen Sie, ich hinke nicht mehr.

Sie hinkte noch weniger, als ich sie schneller als ein Reh durch das Gebüsch entfliehen sah, dachte Pitou.

Katharine bildete sich ein, es sei ihr geglückt; sie bildete sich ein, Pitou habe nichts gewußt, nichts gesehen.

Einer Bewegung der Freude nachgebend, einer schlimmen Bewegung für eine so schöne Seele, sagte sie:

Also Herr Pitou schmollte mit uns; Herr Pitou ist stolz auf seine neue Stellung; Herr Pitou verachtet die armen Bauern, seitdem er Offizier ist.

Pitou fühlte sich verletzt. Ein so großes Opfer, selbst wenn man es verhehlt, verlangt beinahe immer belohnt zu werden, und da ihn Katharine im Gegenteil zu foppen schien, da sie ihn durch Vergleichung mit Isidor von

Charny ohne Zweifel verspottete, so verlor Pitou alle gute Gesinnung für sie.

Jungfer, sagte er, mir scheint, daß Sie vielmehr mit mir schmollten.

Wieso?

Einmal haben Sie mich vom Pachthofe weggejagt, indem Sie mir Arbeit verweigerten -- -- oh! ich habe Herrn Billot nichts darüber mitgeteilt. Gott sei Dank! ich besitze Arme und Mut im Dienste meiner Bedürfnisse.

Ich versichere Sie, Herr Pitou ....

Genug, Sie sind die Gebieterin in Ihrem Hause. Sie haben mich also weggejagt; da Sie sodann in den Pavillon von Charny gingen und ich dort war, und Sie mich gesehen haben, so war es an Ihnen, mit mir zu sprechen, statt zu entfliehen wie ein Apfeldieb.

Die Schlange hatte gebissen, Katharine fiel von der Höhe ihrer Ruhe herab.

Entfliehen, sagte sie; ich entfloh?

Als brennte es im Pachthofe; ich hatte noch nicht Zeit gehabt, mein Buch zu schließen, als Sie schon auf dem im Blätterwerk verborgenen armen Cadet saßen, der die ganze Rinde einer Esche gefressen hat, -- ein verlorener Baum ...

Ein verlorener Baum? aber was sagen Sie mir denn da, Herr Pitou? stammelte Katharine, die fühlte, wie ihre ganze Dreistigkeit sie zu verlassen anfing.

Das ist sehr natürlich: während Sie Hauswurz suchten, fraß Cadet, und in einer Stunde frißt ein Pferd teufelmäßig viel Dinge ab.

Katharine rief: In einer Stunde!

Es ist unmöglich, Jungfer, daß ein Pferd einen Baum wie diesen in weniger als einer Stunde mit den Zähnen abschält. Sie mußten Hauswurz für so viele

Wunden sammeln, als auf dem Platze der Bastille gemacht worden sind; das ist eine herrliche Pflanze für Kataplasmen.

Ganz bleich und außer Fassung gebracht, fand Katharine kein Wort mehr. Pitou schwieg auch, er hatte genug gesagt.

Die Mutter Billot hielt gerade auf dem Kreuzwege an, um von den Gevatterinnen Abschied zu nehmen.

Pitou, auf die Folter gespannt, denn er hatte sich eine Wunde versetzt, deren Schmerz er fühlte, wiegte sich bald auf einem, bald auf dem andern Beine, wie ein Vogel, der zu entfliegen im Begriffe ist.

Nun, was sagt der Offizier? rief die Pächterin.

Er sagt, er wünsche Ihnen einen guten Abend, Frau Billot.

Noch nicht; bleiben Sie, sprach Katharine mit einem beinahe verzweifelten Ausdruck.

Guten Abend, erwiderte die Pächterin. Kommst du, Katharine?

Oh! sagen Sie mir doch die Wahrheit! flüsterte das Mädchen.

Welche?

Sie sind also nicht mehr mein Freund?

Ach! seufzte der Unglückliche, der, in der Liebe noch ohne Erfahrung, im schrecklichen Dienst des Vertrauten debutierte, eine Rolle, aus der nur die Gewandten einen Nutzen zum Nachteil ihrer Eitelkeit zu ziehen wissen.

Pitou fühlte, daß ihm sein Geheimnis auf die Lippen trat; er fühlte, daß das erste Wort von Katharine ihn ihrer Willkür preisgeben würde.

Er fühlte aber auch zugleich, daß es um ihn geschehen war, wenn er sprach; er fühlte, daß er vor Schmerz an dem Tage sterben müßte, wo ihm Katharine das verkündigte, was sie ihn bloß ahnen ließ.

Diese Furcht machte ihn stumm wie einen Römer.

Er verbeugte sich mit einer Ehrerbietung, die ihr das Herz durchbohrte; er grüßte Frau Billot mit einem freundlichen Lächeln und verschwand im Dickicht des Waldes.

Katharine machte unwillkürlich einen Sprung, als wollte sie ihm folgen.

Die Mutter Billot sagte zu ihrer Tochter: Dieser Junge hat seine guten Seiten; er ist gelehrt und hat Herz.

Als Pitou allein war, begann er einen langen Monolog über dieses Thema.

Nennt man das die Liebe? Das ist in gewissen Augenblicken sehr unschmackhaft, in andern wieder sehr bitter.

Der arme Junge war so naiv und so gut, daß er nicht bedachte: es gebe in der Liebe Wermut und Honig, und Herr Isidor habe den Honig für sich gewonnen.

Von diesem Augenblick an, wo sie entsetzlich gelitten, faßte Katharine für Pitou eine Art von Ehrfurcht, die sie ein paar Tage vorher entfernt nicht für diesen harmlosen und seltsamen Menschen empfunden hatte.

Wenn man keine Liebe einflößt, ist es nicht unartig, ein wenig Furcht einzuflößen, und Pitou, der großen Appetit nach persönlicher Würde besaß, würde es nicht wenig geschmeichelt haben, wenn er dieses Gefühl bei Katharine entdeckt hätte.

Da er aber nicht stark genug in der Physiologie war, um die Ideen einer Frau auf eine Entfernung von anderthalb Meilen zu erraten, so beschränkte er sich darauf, daß er viel weinte und sich immer wieder eine Menge von traurigen Dorfliedern auf die melancholischsten Melodien vorsang.

Seine Armee würde sehr enttäuscht worden sein, hätte sie wahrnehmen können, wie ihr General so elegischen Jeremiaden sich preisgab.

Als Pitou viel geweint hatte, nachdem er einen starken Marsch gemacht, kehrte er nach seiner Wohnung zurück, vor der die abgöttischen

Haramonter eine Schildwache, das Gewehr im Arm, aufgestellt hatten, um ihm Ehre zu erweisen.

Die Schildwache hatte aber nicht mehr das Gewehr im Arm, so sehr war sie betrunken; sie schlief auf der Steinbank, mit der Flinte zwischen ihren Beinen.

Erstaunt weckte sie Pitou auf.

Er erfuhr sodann, daß die dreißig guten Leute einen Schmaus beim Vater Tellier, dem Hotel von Haramont, bestellt hatten; daß zwölf von den begeisterten Gevatterinnen die Sieger dort bekränzten, und daß man den Ehrenplatz für den Turenne, der den Conte des benachbarten Cantons geschlagen, aufbewahrt hatte.

Von seiner Schildwache in den Bankettsaal fortgezogen, wurde Pitou mit einem Zuruf empfangen, der die Mauern hätte erschüttern können.

Er grüßte stillschweigend, setzte sich ebenso und griff mit der Ruhe, die man an ihm kennt, die Kalbsschnitten und den Salat an.

Das dauerte die ganze Zeit, die sein Herz brauchte, um abzuschmollen, und sein Magen, um sich anzufüllen.

Unvorhergesehene Entwickelung.

Ein Bankett zu einem Schmerz, das giebt einen noch stärkeren Schmerz oder die völlige Tröstung.

Pitou bemerkte nach Verlauf von zwei Stunden, daß er keinen Zuwachs an Schmerzen verspüre. Er stand auf, als alle seine Gefährten nicht mehr aufstehen konnten.

Er hielt eine Rede an sie über die Mäßigkeit der Spartaner, als alle bis zur Bewußtlosigkeit berauscht waren.

Und er sagte sich, es wäre gut, spazieren zu gehen, indes alle unter dem Tisch schnarchten.

Was die jungen Mädchen von Haramont betrifft, so sind wir es ihrer Ehre schuldig, zu erklären, daß sie vor dem Nachtisch verschwunden waren, ohne daß ihr Kopf, ihre Beine und ihr Herz bezeichnend gesprochen hatten.

Pitou, der Brave der Braven, konnte nicht umhin, einige Betrachtungen anzustellen.

Von all dieser Liebe, von allen diesen Reichtümern, von allen diesen Schönheiten, blieb ihm nichts mehr im Gedächtnis, als die letzten Blicke und die letzten Worte Katharines.

Er erinnerte sich, daß die Hand Katharines die seinige mehrere Mal berührt, daß ihre Schulter die seinige freundschaftlich gestreift hatte; daß ihm während der Stunden der Erörterung sogar gewisse Vertraulichkeiten von seiten Katharines alle ihre Vorzüge und Lieblichkeiten enthüllt hatten.

Dann ebenfalls trunken von dem, was er bei kaltem Blute vernachlässigt, suchte er um sich her, wie es ein Mensch thut, der eben erwacht. Er fragte die Schatten, warum so viel Strenge gegen eine junge Frau voller Liebe, Süßigkeit und Anmut? gegen eine junge Frau, die beim Eintritt in das Leben ihre Grillen gehabt haben konnte? Ach! wer hatte nicht die seinigen!

Pitou fragte sich auch, warum es ihm, einem Bären, einem Häßlichen, einem Armen, sogleich gelungen sein sollte, dem hübschesten Mädchen der Gegend Liebesgefühle einzuflößen, während bei diesem Mädchen ein schöner, adeliger Herr, der Pfau der Gegend, das Rad zu schlagen sich die Mühe gab.

So durch die Philosophie gegen die schlimmen Neigungen wieder gestählt, gestand sich Pitou, er habe gegen das Mädchen ein unpassendes, wenn nicht verdammenswertes Benehmen beobachtet. Er sagte sich, das sei das Mittel, Abscheu gegen sich zu erregen und erkannte seine Berechnung als eine durchaus verfehlte; geblendet durch Herrn von Charny werde Katharine den Vorwand nehmen, Pitous glänzende und solide Eigenschaften nicht

anzuerkennen, wenn er jenen schlimmen Charakter offenbare; er müsse also Katharine den Beweis eines guten Charakters geben.

Und wie?

Pitou, diese gute Seele, diese schöne Seele, glühend von Wein und Glück, sagte sich, er werde Katharine so beschämen, daß sie einen Jungen wie ihn nicht liebe, daß sie sich eines Tags gestehen werde, sie habe ihn verkannt.

Und dann, müssen wir es sagen? die keuschen Ansichten Pitous konnten es nicht zulassen, daß die reine, die stolze, die schöne Katharine etwas anders sei für Herrn Isidor, als eine Kokette.

An einem schönen Tag würde Herr Isidor nach der Stadt gehen, eine Gräfin heiraten, Katharine nicht mehr anschauen, und der Roman hätte ein Ende.

Alle diese eines Greises würdigen Betrachtungen gab der Wein, der die Alten verjüngt, unserm wackeren Kommandanten der Nationalgarde von Haramont ein.

Um nun Katharine wohl zu beweisen, daß er ein Mensch von gutem Charakter sei, beschloß er, eines um das andre die schlimmen Worte von diesem Abend wieder zu erwischen. Um dies zu thun, mußte er vor allem Katharine wieder ertappen.

Für einen trunkenen Menschen, der keine Uhr hat, giebt es keine Stunden. Pitou besaß keine Uhr, und er hatte nicht zehn Schritte außer dem Hause gemacht, als er trunken war wie ein Bacchus oder sein vielgeliebter Sohn Thespis.

Er erinnerte sich nicht mehr, daß er Katharine seit mehr als drei Stunden verlassen habe und daß sie, um nach Pisseleux zurückzukehren, höchstens eine kleine Stunde brauchte.

Er stürzte in den Wald und schritt kühn quer durch die Bäume, um Pisseleux, mit Vermeidung der zickzackigen Wege, in der geradesten Richtung zu erreichen.

Lassen wir ihn mit gewaltigen Fußtritten und Stockstreichen die Bäume, Büsche und Sträuche des Waldes des Herzogs von Orleans beschädigen, der ihm die Streiche mit Wucher zurückgab.

Begeben wir uns wieder zu Katharine, die, nachdenkend und trostlos, mit ihrer Mutter nach Hause kehrte.

Einige Schritte vom Pachthofe ist ein Sumpf; bei dieser Stelle wird der Weg schmäler, und zwei Pferde, die nebeneinander gekommen sind, müssen hintereinander gehen.

Die Mutter Billot ritt voran.

Katharine wollte auch weiter reiten, als sie ein leises Pfeifen hörte, das einen Ruf bedeutete.

Sie wandte sich um und erblickte im Schatten die Tressen einer Mütze, welche die des Lakais von Isidor war.

Sie ließ ihre Mutter ihres Wegs ziehen, was diese auch ohne Besorgnis that, da man nur hundert Schritte vom Pachthof entfernt war.

Der Lakai kam auf sie zu und sagte:

Jungfer, Herr Isidor muß Sie heute abend notwendig sehen; er bittet Sie, ihn um elf Uhr irgendwo, wo Sie wollen, zu erwarten.

Mein Gott! versetzte Katharine, sollte ihm ein Unglück widerfahren sein?

Ich weiß es nicht, Jungfer, doch heute abend hat er von Paris einen schwarz gesiegelten Brief erhalten; schon seit einer Stunde warte ich hier.

Es schlug zehn Uhr in der Kirche von Villers-Cotterets, und die Stunden zogen eine nach der andern, in der Luft bebend, auf ihren ehernen Flügeln getragen vorüber.

Katharine schaute umher.

Der Ort ist dunkel und abgelegen, sagte sie; ich werde Ihren Herrn hier erwarten.

Der Lakai stieg wieder zu Pferde und ritt weg im Galopp.

Katharine kehrte ganz zitternd hinter ihrer Mutter in den Pachthof zurück.

Was konnte ihr Isidor zu einer solchen Stunde zu eröffnen haben, wenn nicht ein Unglück?

Ein Liebesrendevous entlehnt lachendere Formen.

Doch das war nicht die Frage. Isidor verlangte ein Rendevous in der Nacht, gleichviel zu welcher Stunde, gleichviel an welchem Ort: sie hätte ihn auf dem Friedhofe von Villers-Cotterets um Mitternacht erwartet.

Sie wollte also nicht einmal nachdenken, küßte ihre Mutter und zog sich in ihr Zimmer zurück, scheinbar, um sich schlafen zu legen.

Als Katharine in ihr Zimmer zurückgekehrt war, kleidete sie sich weder aus, noch legte sie sich nieder. Sie wartete. Sie hörte halb elf Uhr schlagen, dann löschte sie ihre Lampe aus und eilte ins Speisezimmer hinab.

Die Fenster des Speisezimmers gingen auf den Weg; sie öffnete ein Fenster und sprang leise zu Boden.

Sie ließ das Fenster offen, um zurückkehren zu können, und legte nur einen von den Läden am Kreuzstock an.

Dann lief sie in der Nacht an die bezeichnete Stelle, und hier, das Herz bebend, die Beine zitternd, eine Hand an ihrem brennenden Kopf, die andre auf ihrer Brust, die dem Zerspringen nahe war, wartete sie.

Sie hatte nicht lange zu warten. Das Geräusch laufender Pferde drang in ihr Ohr. Sie machte einen Schritt vorwärts. Isidor war bei ihr; der Lakai blieb zurück.

Ohne vom Pferde zu steigen, streckte Isidor die Arme nach ihr aus, hob sie vom Steigbügel empor, küßte sie und sagte: Katharine, sie haben gestern in

Versailles meinen Bruder Georges getötet; Katharine, mein Bruder Olivier ruft mich, und ich muß dich verlassen.

Ein schmerzlicher Ausruf erscholl. Katharine schloß Charny wütend in ihre Arme.

Oh! rief sie, sie haben Ihren Bruder Georges getötet, sie werden auch Sie töten.

Was auch geschehen mag, mein ältester Bruder erwartet mich; Katharine, Sie wissen, ob ich Sie liebe.

Oh! bleiben Sie! bleiben Sie! rief Katharine, die von dem, was ihr Isidor sagte, nur eines begriff: daß er gehe.

Aber die Ehre, Katharine! aber mein Bruder Georges! aber die Rache!

Oh! Sie weinen, sagte Sie; Dank, Dank! Sie lieben mich!

Ah! ja, ja, Katharine, ich liebe dich. Aber begreifst du, Katharine, mein Bruder, der älteste, schreibt mir: komm! und ich muß gehorchen.

Gehen Sie also, sprach Katharine, ich halte Sie nicht zurück.

Einen letzten Kuß, Katharine.

Gott befohlen!

Und in ihr Schicksal ergeben, glitt Katharine aus den Armen ihres Geliebten auf den Boden.

Isidor wandte die Augen ab, seufzte, zögerte einen Augenblick; aber fortgezogen durch den unwiderstehlichen Befehl, den er erhalten, setzte er, Katharine ein letztes Lebewohl zuwerfend, sein Pferd in Galopp. Der Lakai folgte ihm querfeldein.

Katharine blieb auf dem Boden, auf der Stelle, wohin sie gefallen war, und versperrte mit ihrem Leib den schmalen Weg.

Beinahe in demselben Augenblick erschien auf dem Hügel ein Mensch, der von Villers-Cotterets herkam; er ging mit großen Schritten in der Richtung des Pachthofes und stieß in seinem raschen Lauf an den leblosen Körper, der auf dem Pflaster der Straße lag.

Er verlor das Gleichgewicht, stolperte, rollte, und fand sich erst zurecht, als er mit seinen Händen den trägen Körper berührte.

Katharine! rief er, Katharine tot!

Und er stieß einen entsetzlichen Schrei aus, einen Schrei, der die Hunde des Pachthofes heulen machte.

Oh! fuhr er fort, wer hat denn Katharine getötet?

Und er setzte sich bleich, zitternd, eiskalt nieder und legte diesen leblosen Körper quer über seinen Schoß.

Der Frauenkrieg

Historischer Roman

I. Band.

Erstes Kapitel.

In einiger Entfernung von Libourne, der heiteren Stadt Südfrankreichs an der Dordogne, lag einst ein hübsches Dorf mit weißen Mauern und roten Dächern, halb verborgen unter Linden und Buchen, das später im Bürgerkrieg vernichtet wurde. Damals aber, zur Zeit unserer Geschichte, das heißt im Monat Mai des Jahres 1650, stand dieses Dorf, das Matifou hieß, noch in voller Blüte, und die Straße von Libourne nach Saint-André ging mitten durch die symmetrisch aneinander gereihten Häuser. Hinter einer von diesen Häuserreihen, etwa hundert Schritte entfernt, schlängelte sich der Fluß, dessen Breite und Stärke hier schon die Nähe des Meeres zu verkündigen anfängt.

Fünfhundert Schritte von dem Dorfe lag ein einzelnes Gebäude, welches das Auge des müden und erfrischungsbedürftigen Reisenden in ganz besonderem Maße erquickt hätte. Denn das goldene Kalb, das, auf rotes Blech gemalt, an einer Eisenstange ächzte, lud zum Weilen ein, und Meister Biscarros sorgte dafür, daß niemand, der dieser Einladung folgte, enttäuscht wurde.

An einem schönen Abende des erwähnten Monats stand er auf der Schwelle des Hauses, weiß gekleidet nach dem Gebrauche der Opferpriester aller Zeiten und aller Länder, und rupfte mit seinen erhabenen Händen Feldhühner und Wachteln, die er so gut zuzubereiten verstand und darum auch in allen Einzelheiten selbst besorgte.

Als das letzte Tageslicht geschwunden war, ließ sich der erste Gesang der Nachtigall in einem nahen Gesträuch vernehmen und bei den ersten Noten, die der Kehle des gefiederten Musikers entstiegen, begann Meister Biscarros ebenfalls zu singen, ohne Zweifel, um die Nachtigall zu begleiten. Infolge dieser musikalischen Nebenbuhlerschaft und der Aufmerksamkeit, die der Wirt seiner Arbeit schenkte, bemerkte er eine Truppe von sechs Reitern nicht, die am Ende des Dorfes Matifou erschien und nach seinem Gasthause vorrückte.

Aber ein Ausruf, der aus einem Fenster des ersten Stockes kam, sowie die schnelle, geräuschvolle Bewegung, mit der dieses Fenster geschlossen wurde, bewirkte, daß der würdige Gastwirt seine Nase in die Höhe reckte. Er sah nun den Reiter, der an der Spitze seiner Truppen auf ihn zukam, dabei aber stets vorsichtig um sich spähte und die Hand nicht von der Muskete ließ.

»Das ist ein vornehmer Herr, der mein Haus sucht,« sagte Biscarros; »der würdige Edelmann scheint aber kurzsichtig zu sein. Mein goldenes Kalb ist doch frisch gemalt, und das Schild springt bedeutend vor. Wir wollen uns ein wenig ins Licht stellen.«

Er pflanzte sich also mitten auf der Straße auf, wo er fortfuhr, das Geflügel mit Gebärden voll Erhabenheit und Majestät zu rupfen.

Diese Bewegung brachte die vom Wirt erwartete Wirkung hervor. Kaum erblickte ihn der Reiter, als er gerade auf ihn zuritt und mit höflicher Begrüßung zu ihm sagte: »Um Vergebung, Meister Biscarros, habt Ihr nicht auf dieser Seite eine Truppe bewaffneter Leute gesehen?«

Biscarros fühlte sich im höchsten Grade geschmeichelt, als er seinen Namen nennen hörte, und grüßte ebenfalls aufs freundlichste. Es war ihm entgangen, daß der Fremde mit einem Blicke, den er auf sein Gasthaus warf, den Namen und die Eigenschaft auf dem Schilde gelesen hatte.

»Was bewaffnete Leute betrifft, mein Herr,« antwortete er nach kurzem Nachdenken, »so habe ich nur einen Edelmann und seinen Reitknecht gesehen. Sie kehrten vor ungefähr einer Stunde bei mir ein.«

»Ah, ah!« sagte der Fremde, das Kinn eines bartlosen und dennoch bereits männlichen Gesichtes streichelnd, »ah, ah! ein Edelmann und sein Reitknecht befinden sich in Eurem Wirtshause, und beide bewaffnet, behauptet Ihr?«

»Mein Gott, ja, mein Herr. Soll ich diesem Edelmann sagen lassen, daß Ihr ihn zu sprechen wünscht?«

»Nein,« versetzte der Fremde. »Einen Unbekannten zu stören, wäre unschicklich, besonders wenn dieser Unbekannte von Stande ist. Nein, nein, Meister Biscarros, habt nur die Güte, ihn mir zu schildern oder vielmehr zu zeigen, ohne daß er mich sieht.«

»Ihn zu zeigen ist schwierig, mein Herr, da er sich selbst zu verbergen scheint; denn er schloß sein Fenster in dem Augenblick, wo Ihr und Eure Gefährten auf der Straße sichtbar wurdet; ihn zu schildern ist viel leichter. Es ist ein kleiner, blonder, zarter junger Mensch, kaum sechzehn Jahre alt und scheint gerade die nötige Kraft zu haben, um den Hofdegen zu tragen, der an seinem Wehrgehänge befestigt ist.«

Die Stirn des Fremden faltete sich unter dem Schatten einer Erinnerung.

»Sehr gut,« sagte er, »ich weiß, was Ihr sagen wollt, ein junger Mensch, blond, von weiblichem Aussehen, auf einem Berber reitend und gefolgt von einem alten Reitknecht, der so steif ist, wie der Piquebube. Die suche ich nicht.«

»Nun, in Erwartung dessen, den der Herr sucht und der hier vorbeikommen muß, weil es nur eine Straße gibt, könnte der Herr bei mir eintreten und mit seinen Gefährten eine Erfrischung einnehmen.«

»Ich danke; ich kann nicht mehr als Euch danken und Euch bitten, mir zu sagen, wieviel Uhr es sein mag.«

»Es schlägt soeben sechs Uhr im Dorfe, mein Herr; hört Ihr den schweren Klang der Glocke?«

»Wohl. Nun noch einen letzten Dienst, Herr Biscarros.«

»Mit Vergnügen.«

»Sagt mir gefälligst, wie ich mir einen Nachen und einen Schiffer verschaffen könnte.«

»Um über den Fluß zu setzen?«

»Nein, um darauf spazieren zu fahren.«

»Nichts leichter. Der Fischer, der mir meine Fische liefert, hat jetzt sein Tagewerk vollbracht und sitzt ohne Zweifel beim Essen. Ihr könnt von hier aus seine Barke an den Weiden, ganz da unten neben der Ulme, angebunden sehen. Sein Haus ist hinter jenem Weidengebüsch verborgen. Ihr findet ihn sicher bei Tische.«

»Ich danke, Meister Biscarros, ich danke,« sagte der Fremde, gab seinen Gefährten ein Zeichen ihm zu folgen, ritt rasch nach den Bäumen zu und klopfte an die bezeichnete Hütte. Die Frau des Fischers öffnete. Der Fischer saß, wie Meister Biscarros gesagt hatte, bei Tische.

»Nimm deine Ruder,« sagte der Reiter, »und folge mir. Es ist ein Taler zu verdienen.«

Der Fischer stand hastig auf.

»Wollt Ihr zum Fort Vayres hinabfahren?« fragte er.

»Nein. Ihr sollt mich nur bis mitten in den Fluß führen und einige Minuten mit mir da bleiben.«

Der Fischer machte große Augen. Da aber ein Taler zu verdienen war und er zwanzig Schritte hinter dem Reiter, der geklopft hatte, die Gesichter seiner Gefährten erblickte, so machte er keine Schwierigkeiten. Er erwiderte also schleunig, er stehe mit seiner Barke und seinen Rudern zu Diensten.

Die kleine Truppe rückte nun zum Flusse vor, und während der Fremde bis an den Rand des Wassers ritt, hielt sie auf der Höhe der Böschung still und stellte sich, ohne Zweifel aus Furcht vor einem Überfall, so auf, daß sie nach allen Seiten sehen konnte.

Der Fremde, ein großer, blonder, bleicher, junger Mann, von gescheitem Gesicht, – wenn auch ein dunkler Kreis seine blauen Augen umgab und ein zynischer Ausdruck seine Lippen umschwebte, – untersuchte sorgfältig seine Pistolen, steckte seine Muskete in das Bandelier, ließ einen langem Raufdegen in der Scheide spielen und heftete seine Blicke aufmerksam auf das entgegengesetzte Ufer.

»Nun,« sagte er dann ungeduldig zu seinen als Wachen aufgestellten Gefährten, »kommt er? Seht Ihr ihn rechts oder links, hinten oder vorn erscheinen?«

»Ich glaube,« erwiderte einer der Männer, »ich sehe eine schwarze Gruppe auf dem Wege von Isou; aber ich bin meiner Sache noch nicht ganz gewiß, denn die Sonne blendet mich. Halt! ja, ja, so ist es. Einer, zwei, drei, vier, fünf Männer; ein goldbordierter Hut und ein blauer Mantel. Es ist der Bote, den wir erwarten; er hat zu größerer Sicherheit ein Geleit mitgenommen.«

»Er hat recht gehabt,« antwortete phlegmatisch der Fremde. »Nimm mein Pferd, Ferguzon.«

Der, an den dieser Befehl in einem halb freundschaftlichen, halb gebietenden Tone gerichtet war, beeilte sich zu gehorchen und stieg an der Böschung hinab. Mittlerweile sprang der Fremde vom Pferde, warf dem andern in dem Augenblick, wo er sich ihm näherte, den Zügel zu und schickte sich an, in den Nachen zu gehen.

»Höre,« sagte Ferguzon und legte ihm seine Hand auf den Arm, »keine unnütze Verwegenheit, Cauvignac; bemerkst du die geringste verdächtige Bewegung seinerseits, so jage ihm eine Kugel durch den Kopf. Du siehst, der listige Gevatter führt eine ganze Truppe mit sich.«

»Ja, sie ist aber weniger stark als die unsrige. Außer der Überlegenheit des Mutes haben wir noch die der Anzahl, und es ist somit nichts zu befürchten. Ah! man sieht bereits ihre Köpfe.«

»Wie werden sie es machen?« sagte Ferguzon, »sie können sich keinen Nachen verschaffen. Doch wohl, dort findet sich einer wie durch ein Zauberwerk.« »Er gehört meinem Vetter, dem Fährmanne von Isou, dem Dorfe dort drüben,« sagte der Fischer.

»Gut, der Blaumantel schifft sich ein,« sagte Ferguzon; »wahrhaftig allein, streng nach den Bedingungen des Vertrags.«

»Wir wollen ihn nicht warten lassen,« versetzte der Fremde, sprang ebenfalls in das Fahrzeug und machte dem Fischer ein Zeichen, sich an

seinen Posten zu begeben.

»Wohl aufgepaßt, Roland!« rief Ferguzon, »der Fluß ist breit. Nähere dich nicht zu sehr dem entgegengesetzten Ufer, denn du könntest eine Ladung von ihren Musketen bekommen, die wir nicht zurückzugeben vermöchten. Halte dich möglichst weit diesseits.«

Der andere, den Ferguzon bald Roland, bald Cauvignac genannt hatte, machte ein Zeichen mit dem Kopf.

»Fürchte nichts,« sagte er. »Wird hier eine Unklugheit begangen, so geschieht es nicht von meiner Seite. Vorwärts!«

Der Fischer band sein Seil los, stieß seinen langen Bootshaken in die Erde, und die Barke fing an, sich vom Ufer zu entfernen; zu gleicher Zeit ging die Schaluppe des Fährmanns von Ison vom entgegengesetzten Ufer ab.

In der Mitte des Flusses war eine kleine Verpfählung, die sich drei Fuß über das Wasser erhob, und darüber wehte eine weiße Fahne, welche die langen Transportschiffe, die auf der Dordogne herankamen, vor einer gefährlichen Felsbank warnte.

Die Ruderer sagten sich, hier könne die Zusammenkunft der Parlamentäre stattfinden, und lenkten ihre Fahrzeuge deshalb in dieser Richtung. Der Fährmann von Ison kam zuerst an Ort und Stelle und band auf Befehl seines Passagiers sein Schiff an einen der Verpfählungsringe.

In diesem Augenblick wandte sich der andere Fischer seinem Reisenden zu, um dessen Befehle einzuholen; er war aber nicht wenig erstaunt, als er in seiner Barke einen verlarvten und in seinen Mantel eingewickelten Menschen fand.

Die Angst, die ihn nie verlassen hatte, verdoppelte sich jetzt und er fragte nur stammelnd die fremde Person um ihre Befehle.

»Binde deinen Kahn an dieses Holz,« sagte Cauvignac, die Hand nach einem der Pfähle ausstreckend, »so nahe als möglich dem Schiffe jenes Herrn.«

Der Ruderer gehorchte, und durch die Strömung Bord an Bord gelegt, erlaubten die Barken den zwei Bevollmächtigten, folgende Unterredung zu eröffnen.

Zweites Kapitel.

»Wie? Ihr seid verlarvt, mein Herr?« fragte zugleich erstaunt und trotzig der mit dem Fährmann von Ison Angekommene, ein dicker Mann von ungefähr fünf- bis achtundfünfzig Jahren, mit finsterem, starrem Raubvogelauge und grauwerdendem Schnurr- und Kinnbart. Er hatte zwar keine Maske vorgenommen, aber wenigstens seine Haare und sein Gesicht so gut als möglich unter einem betreßten Hute und seine Kleider und seinen Körper unter einem langen blauen Mantel verborgen.

Die Person näher betrachtend, die ihn angeredet hatte, konnte sich Cauvignac nicht enthalten, sein Erstaunen durch eine unwillkürliche Bewegung zu verraten.

»Nun, mein Herr?« fragte der alte Edelmann, »was habt Ihr?«

»Nichts, mein Herr; ich hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. Aber ich glaube, Ihr erwieset mir die Ehre, das Wort an mich zu richten; was sagtet Ihr?« – »Ich fragte, warum Ihr verlarvt seid?«

»Die Frage ist freimütig, und ich beantworte sie mit derselben Freimütigkeit: ich habe mich verlarvt, um mein Gesicht zu verbergen.« »Ich kenne es also?« – »Ich glaube nicht; aber hättet Ihr es einmal gesehen, so könntet Ihr es später wiedererkennen? was wenigstens meiner Meinung nach ganz unnütz ist.«

»Ihr seid offen.«

»Ja, wenn mir meine Offenheit keinen Schaden bringen kann.«

»Und diese Offenherzigkeit, geht so weit, daß Ihr die Geheimnisse anderer enthüllt?« – »Ja, wenn mir diese Enthüllung etwas einbringen kann.«

»Ihr treibt da ein sonderbares Geschäft.«

»Zum Teufel, man tut, was man kann. Ich bin nach und nach Advokat, Arzt, Soldat und Parteigänger gewesen. Ihr seht, daß es mir nicht an Gewerben fehlt.«

»Und was seid Ihr gegenwärtig?« – »Ich bin Euer Diener,« sagte der junge Mann und verbeugte sich mit geheuchelter Ehrfurcht.

»habt Ihr den fraglichen Brief?« – »Habt Ihr das verlangte Blankett?« – »Hier ist es.«

»Wollen wir austauschen?«

»Noch einen Augenblick; Eure Rede gefällt mir, und ich wünschte dieses Vergnügen nicht so bald zu verlieren.«

»Meine Rede gehört, wie ich selbst, ganz Euch; sprechen wir also, wenn es Euch angenehm ist.«

»Wollt Ihr, daß ich in Euern Nachen hinüberkomme, oder zieht Ihr es vor, in den meinigen zu steigen, damit wir in dem frei werdenden Schiff unsere Ruderer entfernt halten können?«

»Unnötig, mein Herr, Ihr sprecht ohne Zweifel eine fremde Sprache?« – »Ich spreche Spanisch.«

»Ich auch, unterhalten wir uns also in dieser Sprache, wenn es Euch beliebt.«

»Vortrefflich! Welcher Grund bewog Euch, dem Herzog von Epernon die Untreue der fraglichen Dame zu enthüllen?« »Ich wollte diesem würdigen Herrn einen Dienst leisten und mich bei ihm in Gunst setzen.«

»Ihr grollt also Fräulein von Lartigues?« – »Ich? ganz im Gegenteil, ich habe sogar, ich muß es gestehen, einige Verbindlichkeiten gegen sie, und es würde mir sehr leid tun, wenn ihr ein Unglück widerführe.«

»Der Baron von Canolles ist also Euer Feind?« – »Ich habe ihn nie gesehen, ich kenne ihn nur dem Rufe nach, und es ist nicht zu leugnen, er gilt allgemein für einen galanten Kavalier und tapferen Edelmann.«

»Es ist also kein Haß, der Euch zu Eurer Handlungsweise antreibt?« – »Pfui doch! wenn ich einen Haß gegen den Baron von Canolles hätte, so würde ich ihn auf einen Gang Pistolen oder Degen bitten, und er ist zu sehr ein Ehrenmann, um je eine Partie dieser Art auszuschlagen.«

»Ich muß mich also an das halten, was Ihr mir gesagt habt?« – »Das wird, glaube ich, das beste sein.«

»Wohl, Ihr habt also den Brief, der die Untreue des Fräuleins von Lartigues beweist?« – »Hier ist er! Es ist das zweitemal, daß ich ihn Euch zeige.«

Der alte Edelmann warf von fern einen traurigen Blick auf das feine Papier, durch das die Buchstaben schienen.

Der junge Mann entfaltete langsam den Brief.

»Ihr erkennt wohl die Handschrift, nicht wahr?« – »Ja.«

»Dann gebt mir das Blankett, und Ihr bekommt den Brief.«

»Sogleich! Erlaubt Ihr noch eine Frage?« – »Sprecht!« – »Wie habt Ihr Euch dieses Billett verschafft?« – »Das will ich Euch wohl sagen. Es ist Euch nicht unbekannt, daß dem Herzog von Epernon seine etwas verschwenderische Regierung in Guienne große Verlegenheiten zugezogen hat?« – »Weiter.«

»Es ist Euch nicht unbekannt, daß Herrn von Mazarin seine furchtbar geizige Regierung in der Hauptstadt große Verlegenheiten zugezogen hat?« – »Was haben Herr von Mazarin und Herr von Epernon bei dieser Sache zu tun?«

»Wartet: Herr von Mazarin führt in diesem Augenblick Krieg für die Königin. Außerdem führen aber noch acht andere Parteien für andere Interessen den Krieg. So kam mir der Gedanke, keine Partei zu wählen,

sondern der zu folgen, zu der ich mich im Augenblick hingezogen fühle. Alles ist daher bei mir eine Sache des Augenblicks. Was sagt Ihr zu diesem Gedanken?« – »Er ist sehr geistreich.«

»Ich sammelte demzufolge eine Armee; Ihr seht sie am Ufer der Dordogne aufgestellt.«

»Fünf Mann, beim Teufel!«

»Es ist einer mehr, als Ihr selbst habt, es wäre also sehr unrecht von Euch, sie zu verachten.«

»Äußerst schlecht gekleidet,« fuhr der alte Edelmann fort, der sehr übler Laune und folglich zur Geringschätzung geneigt war. »Kommen wir aber auf Euch zurück,« murrte er, »ich habe nichts mit Euren Leuten zu tun.«

»Nun wohl, indes wir Krieg auf meine Rechnung führten, begegneten wir dem Einnehmer des Bezirkes, der, den Beutel Seiner Majestät füllend, von Dorf zu Dorf ging. Solange nur noch eine einzige Steuer einzuziehen übrig blieb, gaben wir ihm ein treues Geleite, und als ich seinen Sack so dick werden sah, hatte ich redlich gestanden große Lust, mich zur Partei des Königs zu schlagen. Aber die Ereignisse verwickeln sich teufelmäßig; eine Regung übler Laune gegen Herrn von Mazarin, die Klagen, die wir von allen Seiten gegen den Herzog von Epernon hörten, machten, daß wir in uns gingen. Wir dachten, es spreche viel, sehr viel für die Prinzen, und wahrhaftig, wir ergriffen ihre Partei mit allem Eifer. Der Einnehmer schloß seine Runde mit dem vereinzelten Häuschen, das Ihr da unten halb unter Pappeln und Adamsfeigenbäumen verborgen seht.« »Es ist Nanons!« murmelte der Edelmann, »ja, ich sehe es!«

»Wir lauerten auf ihn, als er herauskam, wir folgten ihm, wie wir es seit fünf Tagen taten, wir setzten etwas unterhalb Saint-Michel mit ihm über die Dordogne, und als wir mitten im Flusse waren, teilte ich ihm unsere politische Bekehrung mit und ersuchte ihn mit aller Höflichkeit, uns das Geld zuzustellen, das er bei sich hatte. Könnt Ihr wohl glauben, mein Herr, daß er sich weigerte? Meine Gefährten durchwühlten nun seine Taschen, und da er so schrie, daß ein Skandal daraus hätte entstehen können, so hielt ihn mein Leutnant, ein talentvoller Junge, einen Fuß unter dem Wasser,

nicht weiter. Der Einnehmer schrie nicht mehr, oder besser gesagt, man hörte ihn wenigstens nicht mehr schreien. Wir konnten uns also im Namen des Prinzen alles Geldes bemächtigen, das er bei sich führte, und ebenso auch der Korrespondenz, die man ihm übergeben hatte. Ich gab das Geld meinen Soldaten, die, wie Ihr sehr richtig bemerktet, dessen bedurften, um sich neu zu equipieren, und behielt die Papiere, darunter auch dieses hier. Es scheint, der gute Einnehmer diente Fräulein von Lartigues als galanter Merkur.«

»In der Tat,« murmelte der alte Edelmann, »er war, wenn ich mich nicht täusche, eine Kreatur Nanons. Und was ist aus diesem Elenden geworden?«

»Ah, Ihr sollt sehen, ob wir wohlgetan haben, diesen Elenden, wie Ihr ihn nennt, in das Wasser zu tauchen; sonst hätte er sicherlich die ganze Erde in Aufruhr gebracht; denn denkt Euch, als wir ihn aus dem Flusse zogen, war er, obgleich er kaum eine Viertelstunde darin verweilt hatte, vor Wut gestorben.«

»Ja, aber dann ist ja Herr von Canolles nicht in Kenntnis gesetzt und wird daher nicht zu dem Stelldichein kommen?«

»Oh! nur Geduld, ich führe den Krieg gegen die Mächte und nicht gegen Privatleute. Herr von Canolles hat ein Duplikat von dem Briefe bekommen, der ihn einlud. Nur glaubte ich, die eigene Handschrift habe einigen Wert, und behielt sie.«

»Was wird er denken, wenn er die Handschrift nicht erkennt?«

»Die Person, die ihn zu sehen wünscht, habe sich aus größerer Vorsicht der Hilfe einer fremden Hand bedient.«

Der Fremde betrachtete Cauvignac mit einer gewissen Bewunderung, die er dieser mit Geistesgegenwart gepaarten Unverschämtheit zollte.

Er wollte sehen, ob es kein Mittel gäbe, den Verwegenen einzuschüchtern.

»Aber die Regierung, aber die Nachforschungen,« sagte er, »denkt Ihr nicht zuweilen daran?«

»Die Nachforschungen?« versetzte der junge Mann lachend, »ah, ja wohl! Herr von Epernon hat ganz anderes zu tun, als Nachforschungen anzustellen; und dann habe ich Euch ja gesagt, daß das, was ich tat, geschehen sei, um mich bei ihm in Gunst zu setzen. Er wäre also sehr undankbar, wenn er mir diese nicht bewilligte.«

»Ich verstehe nicht ganz,« erwiderte der alte Edelmann ironisch. »Euch, der nach eigenem Geständnisse die Partei des Prinzen ergriffen hat, ist der seltsame Gedanke gekommen, Herrn von Epernon einen Dienst zu leisten?«

»Das ist die einfachste Sache von der Welt; die Einsicht der Papiere, die ich bei dem Einnehmer vorfand, hat mich von der Reinheit der Absichten des Königs oder vielmehr seines Ministers, Herrn von Mazarin, und seines Statthalters, des Herzogs von Epernon, überzeugt. Hier ist also die gute Sache, und deshalb habe ich für die gute Sache Partei ergriffen.«

»Das ist ein Räuber, den ich hängen lassen werde, wenn er je in meine Hände fällt,« brummte der alte Edelmann und zog dabei an den krausen Haaren seines Schnurrbarts. »Was werdet Ihr mit dem Blankett machen, das Ihr von mir fordert?« fuhr er laut fort.

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich einen Entschluß hierüber gefaßt habe. Ich forderte ein Blankett, weil es das Bequemste, das Tragbarste, das Elastischste von der Welt ist. Wahrscheinlich werde ich es für irgendeinen außerordentlichen Umstand aufbewahren; Möglicherweise verschleudere ich es auch in der nächsten besten Laune, die mir in den Kopf kommt; vielleicht lege ich es Euch schon vor Ende dieser Woche vor; vielleicht gelangt es auch erst in drei bis vier Monaten mit einem Dutzend von Indossenten wie ein umgehender Wechsel zu Euch. Aber seid unbesorgt, jedenfalls werde ich es nicht zu etwas mißbrauchen, worüber wir, Ihr und ich, zu erröten hätten, so etwas kann man als Edelmann nicht tun.«

»Ihr seid Edelmann?« – »Ja, mein Herr, und zwar einer von den besten.«

»Dann lasse ich ihn rädern,« murmelte der Unbekannte; »das soll ihm sein Blankett einbringen.«

»Seid Ihr entschlossen, mir das Blankett zu geben?« – »Ich muß wohl.«

»Ich nötige Euch nicht, wohlverstanden. Es ist ein Tausch, den ich Euch vorschlage. Behaltet Euer Papier, und ich behalte das meinige.«

»Den Brief!« – »Das Blankett!«

Und er streckte mit einer Hand den Brief aus, während er mit der andern eine Pistole spannte.

»Laßt Eure Pistole in Ruhe,« sagte der Fremde und öffnete seinen Mantel, »denn ich habe auch Pistolen, und zwar ebenfalls gespannte.«

»Hier ist Euer Brief.«

Der Austausch der Papiere wurde nun vorgenommen, und jede der beiden Parteien prüfte stillschweigend, mit Muße und Aufmerksamkeit, was man ihr zugestellt habe.

Da beide nach dem entgegengesetzten Ufer als das, von dem sie gekommen waren, zu gelangen wünschten, machte der Fremde dem Fährmann ein Zeichen, seine Barke loszubinden und ihn auf das andere Ufer in der Richtung eines Gebüsches zu führen, das sich bis an die Straße ausdehnte.

Der junge Mann erwartete vielleicht irgendeinen Verrat und erhob sich halb, um ihm mit den Augen zu folgen, die Hand stets an seine Pistole gelegt und bereit, bei der geringsten verdächtigen Bewegung Feuer auf den Fremden zu geben. Aber dieser ließ sich nicht einmal herbei, das Mißtrauen, dessen Gegenstand er war, zu bemerken, sondern kehrte dem jungen Manne den Rücken zu, begann den Brief zu lesen und war bald gänzlich in die Lektüre versunken.

»Erinnert Euch wohl des Augenblicks,« rief Cauvignac, »es ist heute abend um acht Uhr.«

Der Fremde antwortete nicht und schien nicht einmal gehört zu haben.

»Ah,« sagte Cauvignac leise und mit sich selbst sprechend, während er beständig den Kolben seiner Pistole streichelte, »bedenkt man, daß ich jetzt die Erbfolge des Gouverneurs von Guienne eröffnen und dem Bürgerkrieg

Einhalt tun könnte! Aber ist der Herzog von Epernon tot, wozu soll mir dann sein Blankett nützen, und ist der Bürgerkrieg geendigt, wovon soll ich leben? In der Tat, es gibt Augenblicke, wo ich glaube, daß ich ein Narr werde! Es lebe der Herzog von Epernon! Es lebe der Bürgerkrieg! Vorwärts, Schiffer, an deine Ruder, wir wollen rasch nach dem rechten Ufer steuern und diesen würdigen Herrn nicht lange auf seine Eskorte warten lassen.«

Drittes Kapitel.

Eine halbe Stunde nach der soeben von uns erzählten Szene öffnete sich dasselbe Fenster, das so rasch geschlossen worden war, vorsichtig wieder, und auf das Gesims dieses Fensters lehnte sich, nachdem er zuvor aufmerksam rechts und links geschaut hatte, mit dem Ellenbogen ein junger Mensch, von sechzehn bis achtzehn Jahren in schwarzer Kleidung und mit bauschigen Manschetten. Ein feines, gesticktes Batisthemd trat stolz aus seinem Leibrocke hervor und fiel wellenförmig auf seine mit Bändern überladenen Beinkleider. Seine kleine, zierliche, fleischige Hand zerknitterte ungeduldig damlederne, auf den Nähten gestickte Handschuhe. Ein perlgrauer Filzhut, der sich an seinem Ende unter der Krümmung einer herrlichen blauen Feder bog, beschattete seine langen goldschimmernden Haare, die ein ovales Gesicht mit weißer Hautfarbe, rosigen Lippen und schwarzen Brauen umgaben. Aber dieses anmutige Ganze, das aus dem jungen Manne einen der reizendsten Kavaliere machen mußte, war für den Augenblick durch einen Ausdruck übler Laune verdüstert, die ohne Zweifel von vergeblichem Warten herrührte, denn der junge Mann befragte mit seinen weit geöffneten Augen die in der Ferne bereits in den Abendnebel getauchte Landstraße.

In seiner Ungeduld schlug er seine linke Hand mit den Handschuhen. Bei dem Lärm schaute der Wirt, der seine Feldhühner vollends gerupft hatte, empor, nahm seine Mütze ab und fragte: »Um welche Stunde werdet Ihr zu Nacht speisen, gnädiger Herr? Man erwartet nur Eure Befehle, um aufzutragen.«

»Ihr wißt wohl, daß ich nicht allein zu Nacht speise und daß ich einen Gefährten erwarte,« versetzte der Gefragte. »Wenn Ihr ihn kommen seht, könnt Ihr Euer Mahl auftragen lassen.«

Mit diesen Worten zog sich der Jüngling in sein Zimmer zurück, ließ einen Augenblick seine Stiefel auf dem Boden klingen, ging aber bei dem entfernten Geräusche von Pferdetritten, das er gehört zu haben glaubte, abermals an das Fenster.

»Endlich,« rief er, »endlich ist er da, Gott sei gelobt!« Er sah wirklich jenseits des Gebüsches, wo die Nachtigall sang, den Kopf eines Reiters erscheinen. Zu seinem Erstaunen aber erwartete er vergebens, der Reiter würde dem Wege folgen. Der Ankömmling zog sich nach rechts, drang ins Gehölz, oder vielmehr sein Hut versank darin, ein sicherer Beweis, daß er abgestiegen war. Einen Augenblick nachher gewahrte der Beobachter durch die vorsichtig auf die Seite geschobenen Zweige eine graue Kasake und den Blitz eines der letzten Strahlen der untergehenden Sonne, der sich auf dem Lauf einer Muskete spiegelte.

Der junge Mann blieb in Gedanken versunken an seinem Fenster. Der in dem Gehölz verborgene Reiter war offenbar nicht der Gefährte, den er erwartete, und der Ausdruck von Ungeduld, der sein Gesicht zusammenzog, machte einem Ausdruck der Neugierde Platz.

Bald zeigte sich ein zweiter Hut an der Biegung der Straße; sofort zog sich der junge Mann so weit zurück, daß er nicht mehr gesehen werden konnte.

Dieselbe graue Kasake, dasselbe Manöver des Pferdes, dieselbe glänzende Muskete. Der zweite richtete an den, der zuerst gekommen war, einige Worte, die unser Beobachter der Entfernung wegen nicht hören konnte, und, zweifellos von seinem Gefährten unterrichtet, drang er in die mit dem Gehölz parallel liegende Baumgruppe, stieg ebenfalls vom Pferd, kauerte sich hinter einen Felsen und wartete.

Von seinem erhöhten Standpunkt aus sah der junge Mann den Hut über dem Felsen; neben dem Hut funkelte ein leuchtender Punkt, das Ende des Musketenlaufes.

»Oh, oh!« fragte sich der Beobachter, »ist es auf mich oder auf die tausend Louisdor, die ich bei mir trage, abgesehen? Aber nein, wenn Richon kommt und ich mich noch heute auf den Weg begebe, so gehe ich nach Libourne und nicht nach Saint-André. Folglich komme ich nicht an dem Orte vorüber, wo diese Burschen sich verborgen halten. Wenn nur mein alter Pompée da wäre, ich könnte ihn um Rat fragen. Aber wenn ich mich nicht täusche, ja, wahrhaftig, hier erscheinen noch zwei Männer, sie stoßen zu den andern. Ei, ei, das sieht ganz aus wie ein Hinterhalt.«

Der junge Mann trat einen Schritt zurück.

In diesem Augenblick erschienen wirklich zwei Menschen auf dem Wege. Aber diesmal hatte nur einer von ihnen die graue Kasake an. Der andere ritt einen mächtigen Rappen, war in einen großen Mantel gehüllt, trug einen verbrämten Filzhut mit weißer Feder, und man sah unter dem Mantel, den der Abendwind emporhob, eine reiche Stickerei glänzen, die sich über einen orangefarbenen Leibrock hinschlängelte.

Soeben verschwand die Sonne, und ihre letzten Strahlen ließen die Fensterscheiben eines hübschen Hauses erglänzen, das etwa hundert Schritte vom Flusse und zwischen den Zweigen einer dichten Baumgruppe verborgen, von dem jungen Menschen sonst nicht bemerkt worden wäre. So beobachtete er, daß die Blicke der Spione sich abwechselnd dem Eingange des Dorfes und dem kleinen Hause mit den funkelnden Fensterscheiben zuwandten. Weiter sah er, daß die grauen Kasaken die größte Achtung vor der weißen Feder zu haben schienen, mit der sie nur mit entblößtem Haupte sprachen, und endlich, daß eine Frau, als eines der erleuchteten Fenster sich öffnete, auf dem Balkon erschien, sich einen Augenblick vorbeugte, als ob sie ebenfalls jemand erwartete, und sich dann, ohne Zweifel aus Furcht, gesehen zu werden, wieder zurückzog.

Es war nicht schwer zu erkennen, daß die Bewaffneten das kleine Haus bewachten, und es war wahrscheinlich, daß sie und die Frau dieselbe Person, aber in ganz verschiedener Absicht, erwarteten.

In dem Augenblick, wo der junge Mann in seinem Innern diese Reihenfolge von Schlüssen vollendete, wurde die Tür seines Zimmers geöffnet, und Meister Biscarros trat ein.

»Mein lieber Wirt,« sagte der junge Mann, ohne dem Wirt Zeit zu lassen, das Wort zu ergreifen: »Wer bewohnt jenes kleine Haus dort?«

»Eine junge Dame, die sich für eine Witwe ausgibt und die der Schatten ihres ersten und vielleicht auch ihres zweiten Gatten von Zeit zu Zeit besucht. Nur ist zu bemerken, daß sich diese beiden Schatten ohne Zweifel verständigen, denn sie kommen nie zu gleicher Zeit.«

»Und seit wann,« fragte lächelnd der junge Mann, »bewohnt die schöne Witwe das vereinzelte, wie es scheint, so bequeme Haus?«

»Seit ungefähr zwei Monaten. Sie lebt jedoch sehr zurückgezogen, und ich glaube, es kann sich niemand rühmen, sie seit diesen zwei Monaten gesehen zu haben; denn sie geht äußerst selten aus, und wenn sie ausgeht, nur verschleiert. Ein reizendes Zöfchen kommt jeden Morgen zu mir und bestellt die Speisen für den Tag. Man bringt sie zu ihr, sie empfängt die Platten im Hausflur, bezahlt die Rechnung ohne zu knausern und schließt die Tür unmittelbar vor der Nase des Kellners. Diesen Abend zum Beispiel findet dort ein Mahl statt, und für sie bereitete ich die Wachteln und Feldhühner, die Ihr mich rupfen saht.«

»Und wen bewirtet sie?« – »Ohne Zweifel einen von den zwei Schatten, von denen ich vorhin sprach.«

»Habt Ihr diese Schatten gesehen?«

»Der eine ist der eines Mannes von sechzig bis fünfundsechzig Jahren, und dieser sieht mir aus, als wäre er der des ersten Gatten, denn er kommt wie einer, der des Vorzugs seiner Rechte sicher ist. Der andere ist der eines jungen Mannes, von sechs- bis achtundzwanzig Jahren. Dieser ist, muß ich gestehen, etwas schüchterner und hat ganz das Aussehen einer gefolterten Seele. Ich wollte auch wetten, es ist der des zweiten Gatten.«

»Um welche Zeit sollt Ihr dem Befehle gemäß das Abendessen heute liefern?« – »Um acht Uhr.«

»Es ist halb acht,« sagte der junge Mann, eine sehr schöne Uhr, die er bereits wiederholt befragt hatte, aus seiner Tasche ziehend. »Ihr habt also

keine Zeit zu verlieren.«

Nachdem noch der Jüngling den Wirt wegen seiner eigenen Mahlzeit, die ihm wenig am herzen liege, beruhigt hatte, entfernte sich Biscarros.

»Ah, nun begreife ich alles,« sagte der junge Mann zu sich selbst und nahm neugierig wieder seinen Posten am Fenster ein. »Die junge Name erwartete irgend, einen, der von Libourne kommen muß, und die Männer im Gehölz wollen mit ihn anbinden, ehe er Zeit gehabt hat, an die Tür zu klopfen.«

In derselben Minute und wie um die Worte des scharfsichtigen Beobachters zu rechtfertigen, ließ sich der Tritt eines Pferdes auf der Linken vernehmen. Rasch wie der Blitz prüfte das Auge des jungen Mannes das Gehölz, und er glaubte trotz der Dunkelheit aus der heftigen Bewegung der Zweige die Aufregung der dort Harrenden zu erkennen und den harten Klang vom Spannen einer Muskete zu vernehmen. Da wandte er sich rasch nach der Seite von Libourne und sah einen jungen Menschen mit heiterer Siegermiene, den Arm in der Hüfte, herantraben, dessen kurzer, mit weißem Atlas gefütterter Mantel anmutig die rechte Schulter freiließ. Vorn erschien dieses Gesicht voll Eleganz, voll weicher Poesie und freudigen Stolzes; in der Nähe zeigte es seine Linien, einen belebten Teint, glühende. Augen, einen durch die Gewohnheit des Lächelns halb geöffneten Mund, einen zarten schwarzen Schnurrbart und kleine weiße Zähne. Ein triumphierendes Schwingen der Reitpeitsche, ein kurzes Pfeifen, wie es damals modern war, ließ in dem Ankömmling einen vollendeten Kavalier nach den am, französischen Hofe bestehenden Ritterschaftsgesetzen erkennen.

Fünfzig Schritte hinter ihm kam ein anmaßender und aufgeblasener Lakai, der einen nicht minder ausgezeichneten Rang unter den Bedienten, wie sein Herr unter den Edelleuten einzunehmen schien.

Der schöne Jüngling konnte sich beim Gedanken an die vorstehende Gewalttat eines Bebens nicht erwehren und rief, einer raschen Aufwallung nachgebend, dem schönen Reisenden zu: »Hollah! mein Herr, haltet an, bitte, denn ich habe Euch etwas Wichtiges mitzuteilen.«

Bei dieser Stimme und bei diesen Worten hob der Reiter den Kopf empor und hielt, als er den jungen Mann am Fenster sah, sein Pferd mit einer

Handbewegung an, die dem besten Stallmeister Ehre gemacht hätte.

»Haltet Euer Pferd nicht an, mein Herr,« fuhr der junge Mann fort, »nähert Euch mir im Gegenteil, als ob es ohne besondere Absicht geschähe und wie wenn Ihr mich kenntet.«

Der Reisende zögerte einen Augenblick; als er aber an der Miene dessen, der zu ihm sprach, wahrnahm, daß er es mit einem jungen Edelmann von guter Haltung und schönem Antlitz zu tun hatte, nahm er den Hut in die Hand und ritt lächelnd vor.

»Hier bin ich zu Euern Diensten, mein Herr,« sagte er, »was steht zu Befehl?«

Mit wenigen Worten teilte der Jüngling dem Kavalier seine Mitteilungen mit, und dieser wußte auch sofort, wer der Anführer im Gehölz war, der mit seinen Stock- und Musketenträgern seiner harrte. Er forderte seinen jungen Warner auf, ihm mit dem Degen in der Hand, gegen seine Widersacher zu Hilfe zu kommen, und ließ sich, nachdem jener die Einladung fast mit Schrecken zurückgewiesen hatte, nur durch den Hinweis, daß es sich um die Ehre einer Frau handle, abhalten, allein den Strauß zu wagen.

»Ihr habt recht,« sagte hierauf der Reiter, »obgleich es sich bei diesem Verhältnis nicht gerade um die Ehre, sondern um das Glück handelt. Castorin, mein Freund,« fuhr er, sich an seinen Lakaien wendend, fort, »wir gehen für den Augenblick nicht weiter.«

»Wie!« rief Castorin, in seinen Hoffnungen ebensosehr getäuscht, wie sein Gebieter, »was sagte der gnädige Herr?«

»Ich sage, Mademoiselle Francinette wird diesen Abend des Glücks dich zu sehen beraubt sein, weil wir die Nacht im Gasthof zum Goldenen Kalb zubringen. Gehe also hinein, bestelle ein Abendessen und laß mir ein Bett bereiten.«

Sodann stieg der Reiter ab, warf seinem Lakaien die Zügel zu und war mit zwei Sprüngen vor dem Zimmer des jungen Edelmannes, der, als er plötzlich seine Tür aufgehen sah, sich einer Mischung von Verwunderung

und Furcht nicht erwehren konnte, die jedoch der Ankömmling wegen der Dunkelheit nicht wahrnahm.

»Also,« sagte der Reisende, sich heiter dem jungen Manne nähernd und herzlich seine Hand schüttelnd, die man ihm möglichst schnell entzog, »also es ist abgemacht, ich verdanke Euch das Leben.«

»Ah, Herr, Ihr übertreibt den Dienst, den ich Euch geleistet habe,« entgegnete der Jüngling und machte einen Schritt rückwärts.

»Nein, keine Bescheidenheit, es ist, wie ich Euch sage. Ich kenne den Herzog von Epernon, er ist ein verdammt roher Geselle. Ihr aber seid ein Muster von Scharfsichtigkeit, ein Ausbund christlicher Menschenliebe. Doch sagt mir, da Ihr so liebenswürdig und so mitleidig seid, habt Ihr Eure Güte so weit getrieben, auch Kunde bis in das Haus gelangen zu lassen?«

»In welches Haus?« – »In das Haus, wohin ich mich begeben wollte, wo man mich erwartet.«

»Nein,« sagte der junge Mann, »ich gestehe, ich dachte nicht daran, und hätte ich auch daran gedacht, so hätten mir doch keine Mittel zu Gebot gestanden. Ich bin selbst erst seit zwei Stunden hier und kenne niemand in jenem Hause.«

»Ah, Teufel!« rief der Reisende mit einer Regung von Unruhe. »Arme Nanon, wenn ihr nur nichts geschieht!«

»Nanon! Nanon von Lartigues!« rief der junge Mann erstaunt.

»Ah! Wißt Ihr denn alles?« sagte der Reisende. »Sehet zu, daß Euch nicht das Parlament wegen Zauberei verbrennt.«

»Diesmal werdet, Ihr zugestehen,« versetzte der junge Mann, »daß nicht viel Witz dazu gehörte, um Euch auf die Fährte zu kommen. Sobald Ihr den Herzog von Epernon als Euren Nebenbuhler genannt hattet, war es offenbar, daß die Nanon, die Ihr nanntet, Nanon von Lartigues sein mußte, die Schöne, die Reiche, die durch ihren Geist Glänzende, die den Herzog behext hat und in seiner Statthalterschaft regiert, weshalb sie von der

ganzen Guienne beinahe ebensosehr verflucht wird, wie er selbst. Und Ihr wart auf dem Wege zu dieser Frau?« fuhr der Jüngling im Tone des Vorwurfs fort.

»Wahrhaftig, ich gestehe es, und da ich sie einmal genannt habe, so verleugne ich sie nicht. Überdies wird Nanon verkannt und verleumdet. Sie ist eine reizende Person und ihren Versprechungen äußerst getreu, solange sie ein Vergnügen darin findet, sie zu halten, und dem, den sie liebt, treu ergeben, solange sie ihn liebt. Ich sollte diesen Abend mit ihr speisen, aber der Herzog hat den Fleischtopf umgeworfen. Wünscht Ihr, daß, ich Euch morgen bei Nanon vorstelle? Zum Teufel! der Herzog wird wohl früher oder später nach Agen zurückkehren müssen.«

»Ich danke,« erwiderte der junge Edelmann mit trockenem Tone, »Ich kenne Fräulein von Lartigues nur dem Namen nach und wünsche sie nicht anders kennen zu lernen.«

»Ihr habt bei Gott unrecht. Nanon ist in jeder Beziehung ein gutes Mädchen.«

Der junge Mann faltete die Stirn.

»Ah, um Vergebung,« versetzte der Reisende erstaunt, »aber ich glaubte, in Eurem Alter ...«

»Mein Alter ist allerdings das, in dem man dergleichen Vorschläge gewöhnlich annimmt,« versetzte der Jüngling, als er die üble Wirkung bemerkte, die sein strenges Wesen hervorbrachte, »und ich würde ihn ebenfalls gern annehmen, wäre ich nicht hier auf der Durchreise und genötigt, meinen Weg noch in dieser Nacht fortzusetzen.«

»Oh! bei Gott, Ihr werdet wenigstens nicht gehen, bevor ich weiß, wer der edle Ritter ist, der mir auf eine so zuvorkommende Weise das Leben gerettet hat.«

Der junge Mann schien zu zögern; dann, nach einem Augenblick, sagte er: »Ich bin der Vicomte von Cambes.«

»Ah, ah!« rief der andere, »ich hörte von einer reizenden Vicomtesse von Cambes sprechen, die eine bedeutende Anzahl von Gütern rings um Bordeaux besitzt und die Freundin der Frau Prinzessin ist.«

»Das ist meine Verwandte,« sagte der Jüngling lebhaft.

»Wahrhaftig, ich mache Euch mein Kompliment, Vicomte, denn man nennt sie unvergleichlich. Ich hoffe, wenn mich die Gelegenheit in dieser Hinsicht begünstigt, werdet Ihr mich bei ihr vorstellen. Ich bin der Baron von Canolles, Kapitän im Regiment Navailles, und benütze im Augenblick einen Urlaub, den mir der Herzog von Epernon auf Empfehlung des Fräulein von Lartigues bewilligt hat.«

»Der Baron von Canolles!« rief der Vicomte und schaute ihn mit der ganzen Neugierde an, die der in den galanten Abenteuern jener Zeit berühmte Name bei ihm erweckte.

»Ihr kennt mich?« – »Nur dem Rufe nach.«

»Dem schlimmen Rufe nach, nicht wahr? Was wollt Ihr? Jeder folgt seiner Natur, und ich, ich liebe das bewegte Leben.«

»Es steht Euch vollkommen frei, mein Herr, zu leben, wie es Euch zusagt. Erlaubt mir jedoch eine Bemerkung.« – »Welche?« – »Es wird hier eine Frau Euretwegen furchtbar gefährdet, und der Herzog wird sich dafür, daß er durch Euch hintergangen worden ist, rächen.«

Es bedurfte nur dieses einen Wortes, den Baron alle seine Geisteskräfte anspannen zu lassen, um seiner gefährdeten Geliebten Hilfe zu bringen, das heißt, sie zunächst von der Gefahr zu benachrichtigen. Schnell entwarf er den Plan, durch die Hintertür des Gasthofs sich zu entfernen und an die Hintertür von Nanons Hause zu pochen. Der besonnene Vicomte wies ihn aber auf das Bedenkliche und Gefährliche dieses Planes hin und schlug seinerseits vor, der Baron von Cambes solle einen Brief schreiben und diesen durch seinen Lakaien zu Nanons Hause tragen lassen.

»Ich will meinen Kopf verlieren,« rief der Baron erfreut, »wenn Castorin den Auftrag nicht vortrefflich vollzieht, um so mehr, als ich vermute, daß

der Bursche ein Einverständnis im Hause hat.«

Unverzüglich ließ er sich Tinte, Feder und Papier geben und schrieb folgenden Brief an Nanon von Lartigues.

»Liebe Dame!

»Hundert Schritte von Eurer Tür könnt Ihr, wenn Euch die Natur die Fähigkeit verliehen hat, in der Nacht zu sehen, in einer Baumgruppe den Herzog von Epernon erblicken, der mich erwartet, um mich totschießen zu lassen und Euch hernach furchtbar zu kompromittieren. Aber ich wünsche ebensowenig das Leben zu verlieren, wie Euch Eure Ruhe verlieren zu lassen. Bleibt also unbesorgt, Ich meinerseits will ein wenig den Urlaub benützen, den Ihr mir neulich auswirktet, damit ich Euch besuchen könnte. Wohin ich gehe, weiß ich nicht, und ich weiß sogar nicht, ob ich überhaupt irgendwohin gehe. Wie dem sein mag, ruft Euren Flüchtling zurück, sobald der Sturm vorüber ist. Man wird Euch im *Goldenen Kalbe* sagen, welchen Weg ich eingeschlagen habe. Hoffentlich werdet Ihr mir für das Opfer Dank wissen, das ich mir auferlege. Eure Interessen sind mir teurer, als mein Vergnügen. Ich sage mein Vergnügen, denn es hätte mir Freude gemacht, Herrn von Epernon und seine Henkersknechte unter ihrer Verkleidung durchzuprügeln. Glaubt also, liebe Seele, daß ich Euer ergebener, und vor allem sehr treuer Diener bin.«

Canolles unterzeichnete, diese gascognische Prahlerei, deren Wirkung auf die Gascognerin Nanon er kannte, rief dann seinen Bedienten und beauftragte diesen, das Billett, ohne daß es sonst jemand bemerkte, durch die Hintertür seiner Francinette zu überreichen, damit diese es ihrer Herrin übergebe.

Castorin ging wie der Blitz. Aber unten an der Treppe blieb er stillstehen und steckte das Billett gegen alle Regel oben in seinen Stiefel; dann entfernte er sich durch die, Tür des Geflügelhofes, machte einen langen Umweg, klopfte an die geheime Tür auf die besondere zwischen ihm und Nanons Zofe verabredete Art, und dieses Klopfen war auch so wirksam, daß die Tür sich sogleich öffnete.

Zehn Minuten nachher kam Castorin, ohne daß ihm irgend etwas Mißliches begegnet war, zurück und meldete seinem Herrn, das Billett sei in die schönen Hände Fräulein Nanons übergeben worden.

Canolles hatte diese zehn Minuten benutzt, um seinen Mantelsack zu öffnen, seinen Schlafrock herauszunehmen und sich den Tisch decken zu lassen. Er hörte Castorins Bericht mit großer Befriedigung, machte einen Gang in die Küche, gab mit lauter Stimme seine Befehle und gähnte unmäßig, wie ein Mensch, der ungeduldig den Augenblick des Schlafengehens erwartet. Ließ der Herzog von Epernon ihn belauern, so sollte er auf den Glauben kommen, er, Canolles, habe nie die Absicht gehabt, weiter als bis zu dem Gasthause zu gehen. Dieser Plan hatte wirklich das von dem Baron gewünschte Resultat; ein Mensch, der einem Bauern glich und im dunkelsten Winkel der Wirtsstube ein Glas Wein trank, rief den Kellner, bezahlte seine Zeche, stand auf und entfernte sich, ein Lied trällernd. Canolles folgte ihm an die Tür und sah, wie er sich nach der Baumgruppe wandte. Zehn Minuten nachher hörte er den Tritt mehrerer Pferde; der Hinterhalt war aufgehoben.

Der Baron kehrte nun zurück, und da er um Nanon durchaus keine Sorgen mehr hatte, so dachte er nur daran, den Abend auf die vergnüglichste Weise zuzubringen. Er befahl demzufolge Castorin, Karten und Würfel bereit zu legen und, als hierfür gesorgt war, zu dem Vicomte von Cambes zu gehen und nachzufragen, ob er ihm wohl die Ehre erweisen würde, ihn zu empfangen.

Castorin gehorchte und fand auf der Schwelle des Zimmers einen alten Reitknecht mit weißen Haaren, der die Tür halb geöffnet hielt und auf sein Kompliment mit verdrießlicher Miene antwortete: »Unmöglich, der Herr Vicomte hat in diesem Augenblick Geschäfte.«

»Sehr gut,« sagte Canolles, »ich werde warten.«

Und als er von der Küche her ein gewaltiges Geräusch vernahm, begab er sich, um die Zeit zu vertreiben, dorthin, und sah nach, was sich in diesem wichtigen Teile des Hauses ereignete.

Es war der arme Küchenjunge, der mehr tot als lebendig zurückkehrte. An der Biegung des Weges war er von vier Männern angehalten worden, die ihn über den Zweck seines nächtlichen Spazierganges befragten und auf seine Erklärung, er habe der Dame des vereinzelten Hauses ein Nachtessen zu bringen, ihn seiner Mütze, seines weißen Wamses und seiner Schürze beraubten. Der Jüngste von den vier Männern zog sodann diese Standesabzeichen an, nahm den Korb auf seinen Kopf und setzte den Weg nach dem kleinen Hause fort. Zehn Minuten nachher kehrte er zurück und besprach sich ganz leise mit dem, welcher der Anführer der Truppe zu sein schien. Tann gab man dem Küchenjungen sein Wams, seine Mütze und seine Schürze zurück, setzte ihm seinen Korb wieder auf den Kopf und ließ ihn, der vor Schrecken halbtot war, laufen.

Dieses Abenteuer war für alle völlig unverständlich, außer für Canolles. Da dieser aber seinen Grund hatte, eine Erläuterung darüber zu geben, so ließ er Wirt, Kellner, Mägde und Küchenjungen sich in Vermutungen verlieren und ging zu dem Vicomte hinauf. Er öffnete in der Voraussetzung, daß die erste Anfrage ihn einer zweiten Einleitung entbinde, die Tür ohne weiteres und trat ein.

Eine beleuchtete und mit zwei Decken versehene Tafel stand mitten im Zimmer und erwartete, um vollständig zu sein, nur die Platten, mit denen sie geschmückt werden sollte.

Canolles bemerkte die beiden Gedecke und betrachtete sie als ein freudiges Vorzeichen.

Als ihn aber der Vicomte erblickte, stand er mit einer so ungestümen Bewegung auf, daß man leicht sehen konnte, der Besuch habe den jungen Mann überrascht und das zweite Gedeck sei nicht, wie er sich anfangs geschmeichelt hatte, für ihn bestimmt.

Dieser Zweifel wurde durch die ersten Worte bestätigt, die der Vicomte an ihn richtete.

»Darf ich wohl fragen, Herr Baron,« sagte er, stets zeremoniös gegen ihn vorschreitend, »welchem neuen Umstände ich die Ehre Eures Besuches zu verdanken habe?«

»Ei,« erwiderte Canolles, etwas verblüfft durch diesen sonderbaren Empfang, »einem ganz natürlichen Umstand. Ich bekam Hunger und dachte, Ihr müßtet ihn auch haben. Ihr seid allein, ich bin auch allein und wollte die Ehre haben, Euch den Vorschlag zu machen, mit mir zu Nacht zu speisen.«

Der Vicomte schaute Canolles mit sichtbarem Mißtrauen an und schien einigermaßen in Verlegenheit zu sein, wie er ihm antworten sollte.

»Bei meiner Ehre,« sagte Canolles lachend, »man sollte glauben, Ihr habt Angst vor mir. Seid Ihr Malteserritter? Bestimmt man Euch für die Kirche, oder hat Euch Eure Familie im Abscheu vor den Canolles aufgezogen?... Bei Gott, ich werde Euch nicht in einer einzigen Stunde, die wir miteinander bei Tische zubringen, zu Grunde richten!«

»Ich kann unmöglich zu Euch hinabkommen, Baron.«

»Gut, so kommt nicht herab, aber da ich zu Euch heraufgekommen bin...«

»Noch viel unmöglicher, mein Herr. Ich erwarte jemand.«

Diesmal wurde Canolles aus dem Sattel gehoben. »Ah! Ihr erwartet jemand?« sagte er.

»Ja.«

»Wahrhaftig,« sagte Canolles nach kurzem Stillschweigen, »es wäre mir lieber, Ihr hättet mich auf jede Gefahr hin meinen Weg fortsetzen lassen, statt durch den Widerwillen, den Ihr gegen mich an den Tag legt, den Dienst zu verderben, den Ihr mir leistetet, und für den ich Euch nicht genug gedankt zu haben scheine.«

Der Jüngling errötete, näherte sich Canolles und sagte mit zitternder Stimme: »Um Vergebung, mein Herr, ich begreife meine ganze Unhöflichkeit, und wenn es nicht wichtige Angelegenheiten, Familienangelegenheiten, wären, die ich mit der Person zu besprechen habe, die ich erwarte, so würde ich es mir zugleich zur Ehre und zum Vergnügen schätzen, Euch als Dritten zu empfangen.«

Ungeachtet dieser Worte und trotz des Entschlusses, sich nun zu entfernen, zog sich Canolles doch nicht zurück. Irgend etwas, worüber er sich keine Rechenschaft geben konnte, fesselte ihn an den Boden. Er fühlte sich unwiderstehlich zu dem Vicomte hingezogen; aber dieser nahm eine Kerze, näherte sich Canolles, reichte ihm die Hand und sagte mit anmutsvollem Lächeln: »Mein Herr, wie es auch sein mag, und so kurz unser Zusammentreffen auch gewesen ist, so glaubt mir doch, daß es mich entzückt, wenn ich Euch zu irgendetwas nützlich gewesen bin.«

Canolles sah nur das Kompliment; er nahm die Hand, die ihm der Vicomte darreichte und die, statt den männlichen, freundschaftlichen Dank zu erwidern, sich lau und zitternd zurückzog. Er begriff, daß der Abschied, den ihm der junge Mann gab, trotz seiner Höflichkeit nichtsdestoweniger als ein Abschied betrachtet werden mußte, und entfernte sich, gänzlich in seinen Hoffnungen getäuscht und sehr in Gedanken versunken.

An der Tür begegnete er dem zahnlosen Lächeln des alten Dieners, der die Kerze aus den Händen des Vicomte nahm, Canolles untertänig bis an sein Zimmer begleitete und dann sogleich wieder zu seinem Herrn hinaufstieg, der ihn oben an der Treppe erwartete.

»Was macht er?« fragte der Vicomte mit leiser Stimme.

»Ich glaube, er entschließt sich, allein zu Nacht zu speisen,« antwortete Pompée.

»Dann wird er nicht mehr heraufkommen.«

»Ich hoffe es wenigstens.«

»Bestelle die Pferde, Pompée, es ist immerhin gewonnene Zeit. Aber,« fügte der Vicomte horchend bei, »was für ein Lärm ist das?« – »Man sollte glauben, es wäre Herrn Richons Stimme.«

»Und die des Herrn von Canolles.«

»Sie zanken sich, wie es scheint.«

»Im Gegenteil, sie erkennen sich. Hört!«

»Wenn nur Richon nicht schwatzt!«

»Oh, es ist nichts zu fürchten, er ist ein umsichtiger Mann.«

»Still...«

Die Horcher schwiegen, und man vernahm Canolles' Stimme.

»Zwei Gedecke, Meister Biscarros!« rief der Baron, »zwei Gedecke! Herr Richon speist mit mir.«

»Nein, wenn es Euch gefällig ist,« antwortete Richon, »Unmöglich!«

»Ah! Ihr wollt also allein zu Nacht speisen, wie der junge Edelmann?« – »Welcher Edelmann?«

»Der da oben.«

»Wie heißt er?« – »Vicomte von Cambes.«

»Kennt Ihr den Vicomte?« – »Bei Gott! er hat mir das Leben gerettet.«

»Er?« – »Ja, er.«

»Wieso?« – »Speist mit mir zu Nacht, und ich erzähle Euch die Geschichte während des Mahles.«

»Ich kann nicht; ich speise mit ihm.«

»In der Tat, er erwartet jemand.«

»Das bin ich, und da ich bereits zu spät komme, so erlaubt Ihr mit, daß ich Euch verlasse, nicht wahr, Baron?«

»Nein, Donner und Teufel! ich erlaube es nicht!« rief Canolles. »Ich habe mir in den Kopf gesetzt, in Gesellschaft zu speisen, und Ihr eßt mit mir, oder ich esse mit Euch. Meister Biscarros, zwei Gedecke!«

Aber während Canolles sich umwandte, um zu sehen, ob dieser Befehl vollzogen werde, hatte Richon die Treppe erreicht und stieg rasch die Stufen hinauf. Als er auf die letzte Stufe gelangte, begegnete seine Hand einer kleinen Hand, die ihn in das Zimmer des Vicomte von Cambes zog, dessen Tür sich hinter ihm schloß und durch zwei Riegel gesichert wurde.

»In der Tat,« murmelte Canolles, während er vergeblich mit seinen Augen den verschwundenen Richon suchte und sich an seinen einsamen Tisch setzte, »in der Tat, ich weiß nicht, was man in dieser verfluchten Gegend gegen mich hat. Die einen laufen mir nach, um mich zu töten, die andern fliehen mich, als ob ich die Pest hätte. Beim Teufel, mein Appetit stirbt dahin. Ich fühle, daß ich traurig werde, und bin fähig, mich zu betrinken wie ein Landsknecht. Hollah, Castorin, hierher, damit ich dich durchprügle! Sie schließen sich da oben ein, als ob sie sich verschwören wollten! Ah, doppelter Ochs, der ich bin, in der Tat, sie konspirieren! Ja, damit erklärt sich alles. Nun denn, Castorin, laß auftragen und schenke mir ein; ich verzeihe dir.«

Während er sich darein ergibt, sein Mahl einsam zu verzehren, wollen wir sehen, was inzwischen bei Nanon von Lartigues vorging.

Nanon war, was ihre Feinde auch gesagt und geschrieben haben mögen, zu jener Zeit ein reizendes Geschöpf von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, klein von Wuchs, mit brauner Haut, aber mit geschmeidigem, anmutigem Wesen, mit lebhaften, frischen Farben, mit tiefschwarzen Augen, deren durchsichtige Hornhaut in allen Regenbogenfarben, in allen Lichtern und Funken spielte, wie die der Katzen. Heiteren Angesichts, scheinbar lachend, war Nanon doch weit entfernt, ihren Geist allen Launen, allen Nichtswürdigkeiten hinzugeben, die mit tollen Arabesken den seidenen und goldenen Einschlag sticken, aus dem gewöhnlich das Leben einer Petite-Maitresse sich zusammenwebt. Reiflich und lange in ihrem eigensinnigen Kopf abgewogen, nahmen im Gegenteil die ernsthaftesten Erörterungen ein im höchsten Grad verführerisches Äußere an, wenn sie sich durch ihre vibrierende Stimme mit dem stark gascognischen Akzent vernehmbar machten. Niemand hätte unter dieser rosigen Maske mit den seinen, lachenden Zügen, unter diesem glühenden Blicke voll wollüstiger Versprechungen die unermüdliche Beharrlichkeit, die unüberwindliche

Standhaftigkeit und Tiefe des Staatsmannes erraten, und dennoch waren Nanons Eigenschaften oder Fehler, je nachdem man sie von der Vorderseite oder von der Rückseite der Medaille betrachten will, dennoch war dies der berechnende Geist, das ehrgeizige Gemüt, dem ein Körper voll Eleganz als Hülle diente.

Nanon war von Agen. Der Herzog von Epernon, der Sohn des unzertrennlichen Freundes von Heinrich IV., hatte, zum Gouverneur der Guienne ernannt, wo sein hochmütiges Wesen, seine Anmaßungen und seine Erpressungen ihn allgemein verhaßt machten; dieses unbedeutende Bürgermädchen, die Tochter eines einfachen Advokaten, ausgezeichnet. Er machte, ihr den Hof und siegte mit großer Mühe und nach einer Verteidigung, die mit der Geschicklichkeit eines großen Taktikers ausgehalten wurde, der seinen Sieger den Preis des Sieges fühlen lassen will. Aber als Lösegeld für ihren nun verlorenen Ruf beraubte Nanon den Herzog seiner Macht und seiner Freiheit. Nach einer sechsmonatlichen Verbindung mit dem Gouverneur der Guienne regierte sie die schöne Provinz und gab allen, die sie einst verletzt oder gedemütigt hatten, die empfangenen Beleidigungen mit Wucher heim. Königin aus Zufall, wurde sie Tyrannin aus Berechnung. Bei ihrem feinen Geist hatte sie das Vorgefühl, daß man die wahrscheinliche Kürze der Herrschaft durch die gewissenloseste Ausnutzung ersetzen müsse.

Sie bemächtigte sich demzufolge alles dessen, was in ihren Bereich kam, riß Schätze, Einfluß, Ehrenstellen an sich, Sie wurde reich, sie vergab die Ämter und empfing die Besuche von Mazarin und den ersten Herren des Hofes. Sie besaß schließlich ein Vermögen von zwei Millionen.

Sie hatte wohl gefühlt, wie der Volkshaß flutähnlich stieg und mit seinen Wellen gegen die Machtstellung des Herrn von Epernon anprallte, der, an einem Tage des Zorns von Bordeaux vertrieben, Nanon mit sich zog, wie die Barke dem Schiffe folgt. Nanon beugte sich unter dem Sturme, bereit, sich wiederzuerheben, sobald der Sturm vorübergegangen wäre. Sie nahm Herrn von Mazarin zum Muster und trieb die Politik des gewandten, geschmeidigen Italieners. Der Kardinal bemerkte diese Frau, die durch dieselben Mittel, die ihn selbst zum ersten Minister und zum Besitzer von fünfzig Millionen gemacht haben, sich hob und bereicherte. Er bewunderte

die kleine Gascognerin; er tat noch mehr, er ließ sie gewähren. Man wird vielleicht später erfahren, warum.

Die Bekanntschaft zwischen Nanon und Canolles hatte sich auf die natürlichste Weise gebildet. Canolles, Leutnant im Regiment Navailles, wollte Kapitän werden. Er mußte daher an Herrn von Epernon, den kommandierenden General, schreiben. Nanon las den Brief, sie antwortete wie gewöhnlich, im Glauben, sie behandle eine Geschäftssache, und bewilligte Canolles eine Zusammenkunft in diesem Sinne. Canolles wählte unter seinen Familienjuwelen einen prachtvollen Ring, der wenigstens fünfhundert Pistolen wert war – es war dies immer noch minder teuer, als sich eine Kompanie zu kaufen – und begab sich sodann zu der Zusammenkunft. Aber der Sieger Canolles, dem sein prunkhafter Ruf von Liebesglück voranging, machte diesmal die fiskalischen Berechnungen des Fräulein von Lartigues zu Schanden. Es war das erstemal, daß er Nanon sah, es war das erstemal, daß Nanon ihn sah. Sie waren beide jung, schön und geistreich. Die Zusammenkunft ging in gegenseitigen Artigkeiten hin, von dem Geschäfte war mit keiner Silbe die Rede, und dennoch wurde das Geschäft abgemacht. Am andern Morgen erhielt Canolles sein Kapitänspatent, und als der kostbare Ring von seinem Finger an Nanons überging, war es nicht mehr der Preis des befriedigten Ehrgeizes, sondern das Pfand glücklicher Liebe.

Als Nanon mit dem Herzog aus Bordeaux weichen mußte und der Pöbel sie in ihrem vergoldeten Wagen am liebsten zerrissen hätte, wählten sie das kleine Landhaus als Aufenthaltsort für Nanon, bis man ihr ein Haus in Libourne eingerichtet hätte. Canolles erhielt einen Urlaub, scheinbar, um einige Familienangelegenheiten in der Heimat abzumachen, in Wirklichkeit aber, um sein Regiment verlassen zu können, das nach Agen zurückgekehrt war, und um sich nicht zu weit von Matifou zu entfernen, wo seine beschützende Gegenwart notwendiger wurde, als je. Die Ereignisse wurden nämlich beunruhigend ernst. Die Gefangennahme der Prinzen von Condé, von Conti und Longueville bot den vier oder fünf Parteien, die damals Frankreich zerrissen, einen vortrefflichen Vorwand zum Bürgerkriege. Der Widerwille des Volkes gegen den Herzog von Epernon, von dem man wußte, daß er ganz und gar dem Hofe angehörte, wuchs immer mehr, obgleich man hätte meinen sollen, er könnte nicht mehr zunehmen. Eine

von allen Parteien gewünschte Katastrophe stand nahe bevor. Nanon verschwand wie die Vögel, die den Sturm kommen sehen, vom Horizont und kehrte in ihr Blätternest zurück, um das Ereignis abzuwarten.

Sie gab sich für eine Witwe aus, welche die Einsamkeit sucht; als solche hatte sie auch, wie man sich erinnern wird, Meister Biscarros bezeichnet.

Herr von Epernon war also am Tage vorher zu der reizenden Einsiedlerin gekommen und hatte ihr angekündigt, er würde eine achttägige Rundreise antreten. Sobald er sich entfernt hatte, schickte Nanon durch den Einnehmer, ihren Günstling, ein Wort an Canolles, der sich während seines Urlaubs in der Gegend aufhielt. Nur verschwand dieses Wort im Original, wie wir erzählt haben, unter den Händen des Boten. Der sorglose Baron beeilte sich, der Einladungsabschrift Folge zu leisten, als ihn der Vicomte von Cambes vierhundert Schritte von seinem Ziele zurückhielt.

Das übrige ist bekannt.

Als Nanon, die Canolles wie eine liebende Frau, das heißt zehnmal in der Minute ans Fenster eilend, erwartete, Canolles' Billett erhielt, war sie wie vom Blitze getroffen.

Sie liebte Canolles sehr, aber bei ihr war der Ehrgeiz ein Gefühl, das der Liebe gleich kam, und wenn sie den Herzog verlor, verlor sie nicht nur ihr zukünftiges Glück, sondern vielleicht auch alles, was das frühere Glück ihr gebracht hatte. Doch sie war eine Frau von Kopf; sie löschte zuerst die Kerze, die ihren Schatten hätte zeigen können, und lief ans Fenster. Es war die höchste Zeit. Vier Männer näherten sich dem Hause, von dem sie nur noch etwa zwanzig Schritte entfernt waren. Der Mann mit dem Mantel ging voraus, und in ihm erkannte sie ganz genau den Herzog. In diesem Augenblick trat Francinette mit einem Licht in der Hand ein. Nanon warf einen Blick der Verzweiflung auf den Tisch, auf die zwei Gedecke, auf die zwei Fauteuils, auf die zwei gestickten Kopfkissen, die ihr freches Weiß auf dem karmoisinroten Grund der Damastvorhänge ausbreiteten, endlich auf das appetitliche Nachtnegligé, das mit allen diesen Vorbereitungen so gut im Einklang stand.

»Ich bin verloren,« dachte sie.

Aber beinahe in demselben Augenblick kam diesem feinen Geiste ein Gedanke, und ein Lächeln umschwebte ihre Lippen. Rasch wie der Blitz ergriff sie, das für Canolles bestimmte einfache Kristallglas und warf es, in den Garten, zog aus einem Etui den goldenen Becher mit dem Wappen des Herzogs, legte neben den Teller sein Gedeck von Vermeil, lief dann, zwar kalt vor Schrecken, aber mit einem in Eile gebildeten Lächeln, die Stufen hinab und erreichte die Tür in dem Augenblick, wo ein ernster, feierlicher Schlag daran ertönte.

Francinette wollte öffnen, aber Nanon ergriff sie beim Arme, stieß sie auf die Seite und sagte mit dem raschen Blicke, der bei ertappten Frauen den Gedanken so gut ersetzt:

Der Herzog ist es, den ich erwarte, und nicht Herr von Canolles.«

Dann zog sie selbst die Riegel zurück und warf sich dem Manne mit der Weißen Feder, der die wildeste Miene machte, die ihm zu Gebote stand, um den Hals.

»Ah!« rief Nanon, »mein Traum hat mich also nicht getäuscht. Kommt, mein lieber Herzog, Ihr sollt bedient werden, wir speisen sogleich zu Nacht.«

Epernon war ganz verblüfft; da jedoch die Liebkosungen einer hübschen Frau immer etwas Angenehmes haben, so ließ er sich küssen. Sogleich erinnerte er sich aber wieder, welche niederschmetternde Beweise er gegen sie besaß, und sagte: »Einen Augenblick, mein Fräulein, erklären wir uns gefälligst!«

Und er machte mit der Hand den Männern, die ihm folgten, ein Zeichen. Sie wichen ehrfurchtsvoll zurück, jedoch ohne sich gänzlich zu entfernen; er trat allein mit ernstem, abgemessenem Schritte in das Haus

»Was habt Ihr denn, mein lieber Herzogs« sagte Nanon mit einer so gut geheuchelten Heiterkeit, daß man sie hatte für natürlich halten sollen. »Habt Ihr vielleicht das letzte Mal, da Ihr hierher kamet, etwas vergessen, daß Ihr Euch so ängstlich nach allen Seiten umschaut?«

»Ja,« sagte der Herzog, »ich habe vergessen, Euch zu sagen, daß ich kein Dummkopf bin, und da ich vergessen habe, Euch das zu sagen, so komme ich in Person zurück, um es Euch zu beweisen.« »Ich begreife Euch nicht, Monseigneur,« erwiderte Nanon mit der ruhigsten, offensten Miene. »Ich bitte, erklärt Euch.«

Der Blick des Herzogs heftete sich auf die zwei Fauteuils, ging von diesen auf die Gedecke und dann auf die zwei Kopfkissen über. Auf diesen verharrten seine Augen länger, und die Röte des Zornes stieg ihm ins Gesicht.

Nanon hatte dies alles vorhergesehen und erwartete den Erfolg der Prüfung mit einem Lächeln, das ihre perlenweißen Zähne enthüllte. Nur glich dieses Lächeln einem Nervenzucken, und diese Zähne würden wohl geklappert haben, hätte nicht die Furcht sie aneinander geschlossen. Der Herzog wandte seinen zornigen Blick auf sie zurück.

»Ich warte immer noch auf Monseigneur,« sagte Nanon mit anmutiger Verbeugung.

»Monseigneurs Belieben,« antwortete er, »besteht darin, daß Ihr mir erklären sollt, was dieses Abendessen bedeuten soll.«

»Ich hatte, wie gesagt, einen Traum, der mir ankündigte, daß Ihr, obgleich Ihr mich gestern verlassen, doch heute zurückkommen würdet. Meine Träume täuschen mich nie. Ich ließ also ein Abendessen nach Eurem Geschmack bereiten.«

Der Herzog machte eine Grimasse, die ein ironisches Lächeln darstellen sollte.

»Und diese Kopfkissen?« sagte er.

»Sollte Monseigneur im Sinne haben, zum Nachtlager nach Libourne zurückzukehren? Dann hätte mein Traum gelogen, denn er kündigte mir an, Monseigneur würde bleiben.«

Der Herzog machte eine zweite Grimasse, die noch bezeichnender war, als die erste.

»Und dieses reizende Negligé Madame? Und diese ausgezeichneten Wohlgerüche?«

»Es ist eins von denen, die ich anzuziehen Pflege, wenn ich Monseigneur erwarte. Diese Wohlgerüche kommen von den Säckchen Peau d'Espagne, die ich meine Schränke lege, und die Monseigneur, wie er mir oft gesagt hat, allen andern Odeurs vorzieht, weil es auch der Lieblingsgeruch der Königin ist.«

»Ihr erwartetet mich also?« fuhr der Herzog mit ironischem Lachen fort.

»Ah, Monseigneur,« sagte Nanon, ebenfalls die Stirn faltend, »Gott vergebe mir! ich glaube, Ihr habt Lust in die Schränke zu schauen. Solltet Ihr etwa eifersüchtig sein?«

Der Herzog nahm eine majestätische Miene an.

»Eifersüchtig, ich? o nein! Gott sei Dank! ich habe diese Lächerlichkeit nicht an mir. Alt und reich, weiß ich natürlich wohl, daß ich getäuscht werden muß; aber denen, die mich täuschen, will ich wenigstens beweisen, daß ich mich nicht von ihnen hintergehen lasse.«

»Und wie werdet Ihr ihnen dies beweisen?« sagte Nanon. »Ich bin begierig, es zu erfahren,«

»Oh, das wird nicht schwierig sein; ich brauche ihnen nur dieses Papier zu zeigen.«

Der Herzog zog ein Billett aus seiner Tasche.

»Ich habe keine Träume mehr,« sagte er; »in meinem Alter träumt man nicht mehr, selbst im wachen Zustande, aber ich erhalte Briefe. Lest diesen, er ist interessant.«

Nanon nahm zitternd den Brief, den ihr der Herzog reichte, und bebte, als sie die Schrift sah; aber dieses Beben war unmerklich, und sie las: »Der

Herr Herzog von Epernon wird benachrichtigt, daß diesen Abend ein Mann, der sich seit sechs Monaten eines vertraulichen Umgangs mit Fräulein Nanon von Lartigues erfreut, zu ihr kommen, bei ihr soupieren und die Nacht zubringen wird.

»Da man den Herrn Herzog von Epernon nicht in Ungewißheit lassen will, so setzt man ihn in Kenntnis, daß dieser glückliche Nebenbuhler sich Baron von Canolles nennt.«

Nanon erbleichte, der Streich traf mitten ins Herz, »Ah, Roland! Roland!« murmelte sie, »ich glaubte doch von dir befreit zu sein!«

»Bin ich unterrichtet?« sagte der Herzog triumphierend.

»Ziemlich schlecht,« antwortete Nanon, »und wenn Eure politische Polizei nicht besser ist, als Eure Liebespolizei, so beklage ich Euch.«

»Ihr beklagt mich?«

»Ja; denn dieser Herr von Canolles, dem Ihr die Ehre erweist, ihn für Euern Nebenbuhler zu halten, ist nicht hier; übrigens könnt Ihr ja warten, dann werdet Ihr sehen, ob er kommt.«

»Er ist gekommen!«

»Er!« rief Nanon, »das ist nicht wahr!«

Diesmal lag ein Ausdruck tiefer Wahrheit im Tone der Angeschuldigten.

»Ich will sagen, er ist bis auf vierhundert Schritte hierhergekommen und hat zu seinem Glücke in dem Gasthaus zum Goldenen Kalbe angehalten.«

Nanon begriff, daß der Herzog viel weniger wußte, als sie anfangs geglaubt hatte. Sie zuckte die Achseln, denn ein anderer Gedanke, den ihr ohne Zweifel der Brief eingegeben hatte, den sie in ihren Händen hin und her drehte, keimte in ihrem Innern.

»Ist es möglich,« sagte sie, »daß ein Mann von Geist, einer der gewandtesten Politiker des Königreichs, sich von anonymen Briefen fangen

läßt?«

»Anonym meinetwegen, aber wie erklärt Ihr mir diesen Brief?«

»Oh! die Erklärung ist nicht schwierig, es ist eine Folge des schönen Benehmens unserer Feinde in Agen. Herr von Canolles bat Euch in Familienangelegenheiten um einen Urlaub, den Ihr ihm bewilligtet. Man wußte, daß er hier durchkam, und benutzte seine Reise zu dieser lächerlichen Anschuldigung.«

Nanon gewahrte, daß das Gesicht des Herzogs, statt sich zu entrunzeln, immer düsterer wurde. »Die Erklärung wäre gut,« sagte er, »wenn diesem Briefe, den Ihr Euren Feinden zuschreibt, nicht eine gewisse Nachschrift beigefügt wäre, die Ihr bei Eurer Unruhe zu lesen vergessen habt.«

Ein tödlicher Schauer durchlief den ganzen Körper der jungen Frau. Sie fühlte, daß sie den Kampf, wenn ihr der Zufall nicht zu Hilfe käme, nicht länger aushalten könnte.

»Eine Nachschrift?« wiederholte sie.

»Ja, lest,« sagte der Herzog.

Nanon versuchte zu lächeln, aber sie fühlte, daß ihre Züge sich nicht mehr zu diesem Anschein der Ruhe hergaben. Sie begnügte sich also, mit dem sichersten Tone, den sie anzunehmen vermochte, zu lesen: »Ich habe in meinen Händen den Brief des Fräulein von Lartigues an Herrn von Canolles, durch den die Zusammenkunft, die ich Euch melde, auf heute abend festgesetzt ist. Ich gebe diesen Brief für ein Blankett, das mir der Herr Herzog durch einen einzigen Menschen in einem Schiff auf der Dordogne vor dem Dorfe Saint-Michel um sechs Uhr abends einhändigen läßt.«

»Und Ihr hattet diese Unklugheit!«

»Eure Handschrift ist mir so kostbar, liebe Dame, daß ich dachte, ich könnte einen Brief von Euch – nicht zu teuer bezahlen.«

»Ein solches Geheimnis der Indiskretion eines Mitwissers aussetzen!, Ah, Herr Herzog!...«

»Dergleichen vertrauliche Mitteilungen, Madame, nimmt man in Person in Empfang, und so habe ich es auch mit dieser gemacht. Der Mann, der sich auf die Dordogne begab, war ich selbst.«

»Ihr habt also meinen Brief?« – »Hier ist er.«

Durch eine rasche Anstrengung des Gedächtnisses suchte Nanon sich zu erinnern, was der Brief enthielt, aber es war ihr unmöglich. Ihr Gehirn fing an sich zu verwirren.

Sie war also genötigt, ihren eigenen Brief wieder zu lesen. Er enthielt kaum drei Zeilen: Nanon erfaßte sie mit einem gierigen Blicke und erkannte zu ihrer unbeschreiblichen Freude, daß dieser Brief sie nicht vollständig kompromittierte.

»Lest laut,« sagte der Herzog, »ich bin wie Ihr, ich habe den Inhalt des Briefes vergessen.«

Nanon fand das Lächeln wieder, das sie einige Sekunden vorher vergeblich gesucht hatte, und las, der Aufforderung des Herzogs gehorchend: »Ich werde um acht Uhr zu Nacht speisen. Seid Ihr frei? Ich bin es. In diesem Falle seid pünktlich, mein lieber Canolles, und fürchtet nichts für unser Geheimnis.«

»Das ist klar, wie es mir scheint!« rief der Herzog bleich vor Wut.

»Das spricht mich frei,« dachte Nanon,

»Ah! ah!« fuhr der Herzog fort, »Ihr habt ein Geheimnis mit Herrn von Canolles?«

Nanon begriff, daß ein Zögern von einer Sekunde sie ins Verderben stürzen würde, überdies hatte sie alle Muße gehabt, den ihr von dem anonymen Brief eingegebenen Plan in ihrem Gehirn reifen zu lassen.

»Nun ja,« sagte sie, den Herzog fest anschauend, »der Herr und ich haben ein Geheimnis.«

»Ihr gesteht es zu?« – »Ich muß wohl da man Euch nichts verbergen kann.«

»Oh!« schrie der Herzog.

»Ja, ich erwartete Herrn von Canolles,« fuhr Nanon ruhig fort.

»Ihr erwartetet ihn?« – »Ja, ich erwartete ihn.«

»Ihr wagt es, dies zu gestehen?« – »Wißt Ihr denn aber auch, wer Herr von Canolles ist?« – »Ein Dummkopf, den ich für seine Unklugheit schwer bestrafen werde.«

»Er ist ein hochherziger und tapferer Edelmanns den Ihr auch fortan wohlwollend behandeln werdet.«

»Oh! ich schwöre bei Gott, daß dem nicht so sein »Keinen Schwur, Herr Herzog, wenigstens nicht, ehe ich gesprochen habe,« antwortete Nanon.

»Weil er,« fuhr sie, mit einer dramatischen Bewegung, den zitternden Herzog beim Arm ergreifend fort, »weil er mein Bruder ist.«

Der aufgehobene Arm des Herzogs fiel herab.

»Euer Bruder!« rief er.

Nanon machte ein Zeichen mit dem Kopfe, das ein triumphierendes Lächeln begleitete, und wußte den Herzog durch ein ebenso geschickt wie kühn gewobenes Lügennetz halb zu überzeugen. Sie deutete an, eine erste Liebe ihres Vaters zu Frau von Canolles, der Mutter ihres Bruders, sei nach seiner Verehelichung leidenschaftlich wieder aufgeflammt und habe zu ernsten Folgen geführt. Sie selbst habe von dem Verwandtschaftsverhältnis erst nach dem Tode ihres Vaters erfahren und dem um die Ehre seiner Mutter zart besorgten Herrn von Canolles schwören müssen, das Geheimnis streng zu wahren.

»Ja,« schloß sie pathetisch ihre Erzählung, »ich hatte ihm einen Eid geleistet, dieses Geheimnis niemals irgend jemand in der Welt zu enthüllen. Aber Euer Verdacht ließ den Becher überströmen. Wehe mir! ich habe meinen Eid vergessen; wehe mir! ich habe das Geheimnis meines Bruders verraten.«

Und Nanon zerfloß in Tränen.

Der Herzog, jetzt fast völlig getäuscht, fiel vor ihr auf die Knie und küßte ihre schönen Hände, die sie ganz niedergeschlagen hängen ließ, während ihre Augen, zum Himmel emporgerichtet, Gott um Vergebung wegen ihres Eidbruchs zu bitten schienen.

»Ihr sagt: Wehe mir!« rief der Herzog. »Sagt doch: Glück für alle! Die verlorene Zeit soll dem lieben Canolles wieder eingebracht werden. Ich kenne ihn nicht, aber ich will ihn kennen lernen. Ihr stellt mir Canolles vor, und ich werde ihn lieben wie einen Sohn. Doch da fällt mir ein, kommt denn der Junge nicht? Warum sollte ich warten, um ihn zu sehen? Ich werde ihn sogleich im Goldenen Kalbe holen lassen.«

»Ah! ja, damit er erfährt, daß ich nichts zu verbergen vermag und daß ich Euch gegen meinen Eid alles gesagt habe.«

»Ich werde diskret sein.«

»Ah! Herr Herzog, nun muß ich Euch den Krieg ankündigen,« versetzte Nanon mit jenem Lächeln, das die Teufel von den Engeln entlehnt haben.

»Und warum denn, meine teure Schöne?«

»Weil Ihr einst lüsterner nach einem Zusammensein unter vier Augen wart, als jetzt. Kommt, wir wollen zu Nacht speisen, und morgen früh ist es noch Zeit, Canolles holen zu lassen.« (Von jetzt bis morgen kann ich ihn benachrichtigen, dachte sie.)

»Es sei,« sagte der Herzog, »setzen wir uns zu Tische.«

Von einem Rest von Zweifeln gepeinigt, fügte er ganz leise hinzu: »Von jetzt bis morgen werde ich sie nicht verlassen, und wenn sie nicht eine Zauberin ist, wird sie kein Mittel finden, ihn zu unterrichten.«

Und sie setzten sich mit so lächelnden Gesichtern zu Tisch, daß selbst Francinette, so genau sie auch als vertraute Kammerfrau die Art und Weise des Herzogs und den Charakter ihrer Gebieterin kannte, glaubte, ihre Gebieterin sei vollkommen ruhig und der Herzog vollkommen beschwichtigt.

Viertes Kapitel.

Der Reiter, den Canolles mit dem Namen Richon begrüßt hatte, war, wie erzählt, in den ersten Stock des Gasthofes zum Goldenen Kalb hinaufgestiegen und speiste in Gesellschaft des Vicomte zu Nacht.

Er war es, den der Vicomte ungeduldig erwartete, als ihn der Zufall zum Zeugen der Vorkehrungen des Herrn von Epernon machte und in den Stand setzte, dem Baron von Canolles einen Dienst zu leisten.

Herr Richon hatte Paris vor acht Tagen und Bordeaux an demselben Tage verlassen und brachte also die neuesten Nachrichten über die Wirren, die von Paris bis Bordeaux das Land erfüllten und ein immer beunruhigenderes Ansehen gewannen. Während er erzählte, betrachtete der junge Mann stillschweigend sein männliches, gebräuntes Antlitz, sein sicheres, durchdringendes Auge, seine weißen, scharfen, unter dem langen schwarzen Schnurrbart schimmernden Zähne und all die verschiedenen Kennzeichen, die Richon zum Musterbild eines wahren Glücksritters in gutem Sinne machten.

»Also,« sagte der Vicomte nach einem Augenblick, »also ist die Frau Prinzessin zu dieser Stunde in Chantilly?«

Bekanntlich bezeichnete man mit diesem Titel die beiden Herzoginnen von Condé, nur fügte man bei der Gemahlin des verstorbenen Herzogs das Wort Witwe hinzu.

»Ja,« antwortete Richon, »und sie erwartet Euch dort so bald als möglich.«

»Und in welcher Lage ist sie in Chantilly?«– »In einer wahren Verbannung; man bewacht sie wie ihre Schwiegermutter mit der größten Sorgfalt, denn man vermutet bei Hofe, daß sie nicht allein beim Parlamente Klage führen wolle, sondern etwas Wirksameres zugunsten der Prinzen plane. Leider fehlt es, wie immer, an Geld ... Aber da fällt mir ein, habt Ihr das, was man Euch schuldig war, eingezogen? Es ist dies eine Frage, die man mir ganz besonders ans Herz gelegt hat.«

»Mit großer Mühe,«, antwortete der Vicomte, »brachte ich zwanzigtausend Livres zusammen, die ich in Gold bei mir habe; das ist alles.«

»Das ist alles! Teufel, Vicomte, man sieht wohl, daß Ihr Millionär seid; so verächtlich von einer solchen Summe in einem solchen Augenblick sprechen! Zwanzigtausend Livres; wir sind minder reich als Herr von Mazarin, aber reicher als der König.«

»Ihr glaubt also, Richon, die Frau Prinzessin werde die bescheidene Gabe annehmen?« – »Mit Dank; Ihr bringt ihr genug, um ein Heer damit zu bezahlen.«

»Glaubt Ihr, daß wir dessen bedürfen werden?« – »Wessen? eines Heeres? Gewiß, und wir sind dabei, eines zu sammeln. Herr von Larochefoucault hat vierhundert Edelleute angeworben, unter dem Vorwande, sie dem Leichenbegängnisse seines Vaters beiwohnen zu lassen. Der Herzog von Bouillon geht mit derselben Anzahl, wenn nicht mit einer größeren, nach Guienne ab. Herr von Turenne verspricht einen Marsch gegen Paris zu machen, in der Absicht, Vincennes zu überfallen und die Prinzen durch einen Handstreich zu entführen; er wird dreißigtausend Mann, seine ganze Nordarmee, die er dem königlichen Dienste abspenstig macht, bei sich haben. Oh! seid unbesorgt, die Dinge sind in gutem Zuge,« fuhr Richon fort; »ich weiß nicht, ob wir große Geschäfte machen werden, sicher machen wir aber gewaltigen Lärm...«

»Seid Ihr dem Herzog von Epernon nicht begegnet?« unterbrach ihn der junge Mann, dessen Augen funkelten bei dieser Aufzählung von Kräften, die ihm den Triumph seiner Partei verhieß.

»Dem Herzog von Epernon?« fragte der Glücksritter ganz verwundert, »wo soll ich ihm denn begegnet sein? Ich komme nicht von Agen, sondern von Bordeaux.«

»Ihr könntet ihn einige Schritte von hier getroffen haben,« versetzte der Vicomte lächelnd.

»Ah! richtig, wohnt nicht die schöne Nanon von Lartigues in der Gegend?« – »Zwei Musketenschüsse von hier.«

»Das erklärt mir die Anwesenheit des Barons von Canolles im Gasthof zum Goldenen Kalb.«

»Kennt Ihr ihn?« – »Wen? den Baron? Ja. Ich könnte mich sogar seinen Freund nennen, wäre Herr von Canolles nicht von vortrefflichem Adel, während ich ein armer Bürgersmann bin.«

»Bürgersleute wie Ihr, Richon, sind so viel wie Prinzen, in der Lage, in der wir uns befinden. Wißt Ihr übrigens, daß ich Euren Freund, den Baron von Canolles, vor Prügeln oder vielleicht vor etwas noch Schlimmerem bewahrt habe?« – »Ja, er hat mir ein paar Worte davon gesagt, aber ich hörte ihn nicht sehr aufmerksam an, denn ich hatte Eile, zu Euch zu gelangen. Seid Ihr sicher, daß er Euch nicht erkannt hat?« – »Man erkennt die schlecht, die man nie gesehen hat.«

»Ich erriet auch nur, was ich ihm erwidern sollte.« »In der Tat,« sagte der Vicomte, »er schaute mich sehr aufmerksam an.«

Richon versetzte lächelnd: »Ich glaube es wohl, man trifft nicht jeden Tag Edelleute Eurer Art.«

»Er scheint mir ein lustiger Kavalier zu sein,« sagte der Vicomte nach kurzem Stillschweigen.

»Lustig und gut, ein allerliebster Geist und ein großes Herz. Der Gascogner ist, wie Ihr wißt, nie mittelmäßig, entweder ist er vortrefflich, oder er taugt nichts. Dieser ist von gutem Gehalt. In der Liebe wie im Kriege ist er gleich hervorragend, es tut mir leid, daß er gegen uns hält. Ihr hättet in der Tat, da der Zufall Euch in Verbindung mit ihm brachte, diesen Umstand benutzen sollen, um ihn für unsere Sache zu gewinnen.«

Eine flüchtige Röte zog wie ein Meteor übet die bleichen Wangen des Vicomte hin.

»Euer Freund kam mir unbedeutend vor,« sagte er.

»Wer ist in diesen unruhigen, wechselvollen Zeiten ein bedeutender Mann und wer unbedeutend? Wer heute eine Kompanie zusammenbringt, kann

morgen schon ein wichtiger Parteiführer sein. Das ganze Land lodert empor; überall streifen kühne Glücksritter umher, und ein verwegener Handstreich jagt den andern.«

»In der Tat, Richon, Ihr macht mir bange,« sagte der Vicomte, »und wenn ich nicht wüßte, daß ich Euch zu meinem Schutz hätte, würde ich es nicht wagen, mich auf den Marsch zu begeben. Aber unter Eurem Geleite,« fügte der junge Mann, dem Parteigänger seine kleine Hand reichend, hinzu, »fürchte ich nichts«

»Unter meinem Geleite,« sagte Richon, »oh! Ihr erinnert mich daran. Ihr müßt meines Geleites entbehren, Herr Vicomte.«

»Sollt Ihr denn nicht mit mir nach Chantilly zurückkehren?«

»Das heißt, ich sollte zurückkehren, wenn ich hier nicht notwendig wäre. Aber man legte mir jetzt ohne mein Verdienst soviel Bedeutung bei, daß ich bestimmten Befehl von der Frau Prinzessin erhielt, die Gegend des Forts, auf das man eine bestimmte Absicht zu haben scheint, nicht zu verlassen.«

Der Vicomte stieß einen Ausruf des Schreckens aus.

»So reisen ohne Euch!« rief er, »mit dem würdigen Pompée, der noch tausendmal mehr Hasenfuß ist, als ich, die Hälfte von Frankreich allein oder so gut wie allein durchziehen! Oh! nein, ich reise nicht, das schwöre ich Euch, ich würde vor Angst sterben, ehe ich ankäme.«

»Oh, Herr Vicomte,« versetzte Richon, in ein schallendes Gelächter ausbrechend, »Ihr denkt also nicht mehr an den Degen, der an Eurer Seite hängt?« – »Lacht, soviel Ihr wollt, ich reise nicht. Die Frau Prinzessin hat mir versprochen, Ihr würdet mich geleiten, und nur unter dieser Bedingung machte ich mich anheischig.«

»Aber Vicomte, jedenfalls zählt man auf Euch in Chantilly, und nehmt Euch in acht, die Prinzen verlieren leicht die Geduld, besonders wenn sie Geld erwarten,«

»Und zu allem Unglück,« sagte der Vicomte, »soll ich noch in der Nacht abreisen. Noch mag es darum sein,« sagte der Jüngling, sich gewaltsam zusammenraffend, »Ihr habt recht, ich reise, Richon. Ich glaube, daß Ihre Hoheit nach dem, was Ihr sagt, des Geldes sehr bedarf.« »Ich sage Euch, Herr Vicomte, Ihr habt das Aussehen eines Helden. Auch gibt es überall Soldaten des Königs, und wir sind noch nicht im Kriege. Traut indessen nicht zuviel und befehlt Pompée, seine Pistolen zu laden.«

»Ihr sagt mir das, um mich zu beruhigen?« – »Allerdings, wer die Gefahr kennt, läßt sich nicht überraschen. Geht also, die Nacht ist schön, und Ihr könnt vor Tag in Monlieu sein.«

»Und Ihr habt keinen Auftrag an Ihre Hoheit?« –

»Ich glaube wohl, Ihr erinnert mich an den allerwichtigsten Auftrag.«

»Habt Ihr geschrieben?« – »Nein, es sind ihr nur zwei Worte zu überbringen.«

»Welche?« – »Bordeaux –ja!«

»Sie weiß, was dies bedeutet?« – »Vollkommen. Auf diese zwei Worte kann sie ganz sicher abreisen. Ich stehe für alles.«

»Vorwärts, Pompée,« sagte der Vicomte zu dem alten Diener, der in diesem Augenblick den Kopf durch die halb geöffnete Tür steckte, »vorwärts, mein Freund, wir müssen reisen.«

»Oh, oh! reisen!« rief Pompé, »das kann dem Herrn Vicomte nicht einfallen. Es kommt ein furchtbarer Sturm.« »Was, sagt Ihr da, Pompée?« versetzte Richon, »es ist keine Wolke am Himmel.«

»Aber in der Nacht können wir uns verirren.« »Das wäre schwierig; Ihr braucht nur der Landstraße zu folgen. Überdies ist prächtiger Mondschein.«

»Schnell, Pompée, packe diesen Sack voll Gold auf dein Pferd.«

»Sagt mir doch, Richon,« fuhr der Vicomte fort, jenen beim Arm in dem Augenblick zurückhaltend, wo er den Fuß auf die erste Stufe der Treppe

setzte, »wenn dieser Canolles ein so tapferer Soldat und ein so guter Edelmann ist, wie Ihr sagt, warum macht Ihr nicht einen Versuch, ihn für unsere Partei zu gewinnen? Er könnte uns entweder in Chantilly oder schon auf der Reise einholen. Da ich ihn bereits ein wenig kenne, so würde ich ihn vorstellen.« Richon schaute den Vicomte mit einem so seltsamen Lächeln an, daß dieser, der ohne Zweifel an den Zügen des Parteigängers erkannte, was in seinem Geiste vorging, rasch hinzufügte: »Übrigens will ich nichts gesagt haben, macht was Ihr für gut haltet. Gott befohlen!«

Und er reichte ihm die Hand und kehrte rasch in sein Zimmer zurück, sei es aus Furcht, Richon könnte die plötzliche Röte sehen, die sein Gesicht bedeckte, sei es, daß ihm bange war, von Canolles gehört zu werden, dessen schallendes Gelächter bis in den ersten Stock drang.

Er ließ also den Parteigänger die Treppe hinabsteigen, gefolgt von Pompée, der das Felleisen scheinbar nachlässig trug, um nicht erraten zu lassen, was es enthielt. Nachdem einige Minuten vorübergegangen waren, betastete er sich, um zu sehen, ob er nichts vergessen habe, löschte seine Kerzen aus, stieg ebenfalls behutsam die Treppe hinab, wagte einen schüchternen Blick durch den erleuchteten Spalt einer Tür des Erdgeschosses, hüllte sich in einen Mantel, den ihm Pompée reichte, setzte seinen kleinen Fuß auf die Hand des Reitknechts, schwang sich leicht auf sein Pferd, brummte einen Augenblick über die Langsamkeit des alten Soldaten und verschwand im Schatten.

In der Sekunde, wo Richon in Canolles' Zimmer trat, den er unterhalten sollte, während der kleine Vicomte Anstalten zu seiner Abreise traf, erscholl ein Freudengeschrei aus dem Munde des halb auf seinem Stuhl zurückgelehnten Barons, was zum Beweise diente, daß dieser nicht grollte.

»Ah!« rief der Baron, »Ihr kommt zur rechten Zeit, mein lieber Richon; ich mußte irgend jemand finden, um Meister Biscarros' Lob zu singen, und war beinahe darauf angewiesen, ihn gegen diesen Schafskopf von Castorin zu rühmen, der nicht weiß, was trinken heißt, und den ich nie essen lehren konnte. Biscarros ist, bei Gott, ein großer Meister. Setzt Euch hierher, Richon, Ihr habt zu Nacht gespeist, ich habe auch gespeist; doch gleichviel, wir fangen wieder von vorn an.«

»Ich danke, Baron,« sagte Richon lachend, »ich habe keinen Hunger mehr.«

»Streng genommen, will ich das zugeben, man kann keinen Hunger mehr haben, aber man hat stets Durst. Kostet einmal diesen Collioure.«

Richon reichte ihm sein Glas.

»Ihr habt also,« fuhr Canolles fort, »mit Eurem kleinen einfältigen Vicomte zu Nacht gespeist? Ah, ich bitte um Vergebung, Richon. Nein, ich täusche mich, es ist im Gegenteil ein reizender Junge, dem ich das Vergnügen schulde, das Leben von seiner schönen Seite zu kosten, statt die Seele durch drei bis vier Löcher von mir zu geben, die der gute Herzog von Epernon meiner Haut beizubringen gedachte. Ich bin also diesem jungen Vicomte, diesem bezaubernden Ganymed zu Dank verpflichtet. Ah, Richon, Ihr seht ganz aus, als wärt Ihr, was man von Euch sagt, das heißt, der wahre Diener des Herrn von Condé.«

»Still, Baron!« rief Richon; »habt keine solche Gedanken, ich sterbe sonst vor Lachen.«

»Vor Lachen sterben! Geht doch, nein, mein Lieber. Ich habe übrigens nichts weniger als Abscheu vor Eurem kleinen Edelmanne, der sich so um den nächsten besten vorüberziehenden Kavalier kümmert.«

Und Canolles warf sich lachend in seinen Stuhl und entwickelte, während er seinen Schnurrbart kräuselte, eine solche Heiterkeit, daß Richon notwendig daran teilnehmen mußte.

»Also ernsthaft, mein lieber Richon,« sagte Canolles, »nicht wahr, Ihr konspiriert?«

In diesem Augenblick hörte man den Galopp zweier sich entfernender Pferde.

»Oho!« sagte Canolles horchend. »Was ist das, Richon, wißt Ihr es?« – »Ich glaube es zu vermuten.«-

»So sprecht.« »Der kleine Edelmann reist ab.«

»Ohne von mir Abschied zu nehmen?« rief Canolles, »Das ist offenbar ein armseliger Wicht.«

»Nein, mein lieber Baron, es ist ein Mensch, der Eile hat, und nichts anderes.«

Canolles faltete die Stirn und erwiderte: »Was für sonderbare Manieren! Wo ist dieser Junge erzogen worden? Richon, mein Freund, ich sage Euch, daß er unrecht tut. Unter Edelleuten benimmt man sich nicht so. Bei Gott, ich glaube, wenn ich ihn hier hätte, ich würde ihm die Ohren reiben. Der Teufel hole seinen guten Tropf von Vater, der ihm aus Knickerei ohne Zweifel keinen Lehrer gegeben hat.«

»Ärgert Euch nicht, Baron,« sagte Richon lachend, »der Vicomte ist nicht so schlecht erzogen, wie Ihr wohl glauben mögt; denn er hat mich bei seinem Abgang beauftragt, Euch sein Bedauern auszudrücken und Euch tausend schmeichelhafte Dinge zu sagen.«

»Gut, gut,« erwiderte Canolles, »Weihwasser von Hof, das aus einer großen Unverschämtheit eine kleine Unhöflichkeit macht, weitet nichts. Beim Henker, ich bin in einer sehr wilden Laune. Sucht Streit mit mir, Richon! Ihr wollt nicht? Wartet. Gottes Tod, Richon, ich finde Euch sehr häßlich.«

Richon fing an zu lachen und versetzte: »Mit dieser Laune, Baron, könntet Ihr, wenn wir spielten, mir heute abend hundert Pistolen abgewinnen. Das Spiel befördert, wie Ihr wißt, den Ärger.«

»Ah, bei Gott, das Spiel!« rief der Baron, »ja, das Spiel, Ihr habt recht! Mein Freund, das ist ein Wort, das mich mit Euch aussöhnt, Richon, ich finde Euch sehr angenehm. Ihr seid schön wie Adonis, und ich verzeihe Herrn von Cambes. Castorin, Karten!«

Castorin lief, von Biscarros begleitet, herbei. Beide richteten einen Tisch zu, und die zwei Gefährten fingen an zu spielen. In weniger als einer Stunde gewann Richon, trotz seiner Prophezeiung, seinem Gegner achtzig Pistolen ab. CanolIes, der kein Geld mehr bei sich hatte, befahl nun Castorin, aus seinem Mantelsacke zu holen.«

»Unnötig,« bemerkte Richon, dem dieser Befehl nicht entgangen war; »ich habe keine Zeit, Euch Revanche zu geben.«

»Wie, Ihr habt keine Zeit?« – »Nein, es ist elf Uhr, und um Mitternacht muß ich auf meinem Posten sein.

»Geht doch, Ihr scherzt wohl.«

»Mein Herr Baron,« erwiderte Richon mit ernstem Tone, »Ihr seid Militär und kennt folglich die Strenge des Dienstes.«

»Warum seid Ihr dann nicht abgegangen, ehe Ihr mir das Geld abgewonnen hattet?« sagte Canolles halb lachend, halb mürrisch.

»Macht Ihr es mir vielleicht zum Vorwurf, daß ich Euch einen Besuch abstattete?« – »Gott behüte! Ich habe nur nicht die geringste Lust zu schlafen und werde mich hier furchtbar langweilen.«

Hierauf füllte Canolles die Gläser, und Richon entfernte sich, nachdem er auf die Gesundheit des Barons getrunken hatte, ohne daß es diesem nur in den Kopf kam, erfahren zu wollen, auf welchem Wege er sich entfernte. Aber allein mitten unter halb abgebrannten Kerzen, leeren Flaschen und zerstreuten Karten fühlte sich der Baron in eine jener traurigen Stimmungen versetzt, die man nur versteht, wenn man sie selbst erlebt hat; denn seine ganze Heiterkeit hatte nur seinen ersten Verdruß betäuben sollen.

Er schleppte sich also nach seinem Schlafzimmer und warf durch die Scheiben des Ganges einen Blick voll Kummer und Zorn nach dem vereinzelten Hause, von dem ein Fenster von einem rötlichen Schimmer beleuchtet war, und das von Zeit zu Zeit von Schatten durchzogen wurde, woraus deutlich genug hervorging, daß Fräulein von Lartigues ihre Nacht weniger einsam zubrachte, als er.

Auf der ersten Stufe der Treppe stieß Canolles mit seinem Stiefel an etwas. Er bückte sich und hob einen der kleinen perlgrauen Handschuhe des Vicomte auf, den dieser bei seiner eiligen Entfernung aus dem Gasthause hatte fallen lassen.

Was übrigens auch Canolles in einem Augenblicke der Menschenfeindlichkeit, der einem getäuschten Liebhaber wohl zu verzeihen war, denken mochte, es herrschte in dem kleinen einsamen Hause keine größere Freude, als im Gasthause zum Goldenen Kalb.

Unruhig wälzte Nanon die ganze Nacht hindurch tausend Pläne in ihrem Gehirn umher, um Canolles in Kenntnis zu setzen; sie suchte alles, was in dem Kopfe einer klugen Frau an Geist und List enthalten ist, zusammen, um sich der mißlichen Lage zu entziehen, in der sie sich befand. Es handelte sich nur darum, dem Herzog eine Minute zu stehlen, um mit Francinette zu sprechen, oder zwei Minuten, um eine Zeile an Canolles auf ein Stück Papier zu schreiben.

Aber es war, als vermutete der Herzog alles, was in ihr vorging, als läse er die Unruhe ihres Geistes durch die heitere Maske, mit der sie ihr Gesicht bedeckt hatte, und als hätte er sich selbst geschworen, ihr nicht einen Augenblick Freiheit zu lassen.

Nanon hatte Migräne, Herr von Epernon wollte ihr nicht erlauben aufzustehen, um ihr Riechfläschchen zu holen, sondern holte es selbst.

Nanon stach sich mit einer Nadel, wodurch plötzlich ein Rubin an der Spitze ihres zarten Fingers erschien; sie wollte in ihrem Necessaire ein Stückchen Rosataffet holen. Unermüdlich in seiner Zuvorkommenheit stand Herr von Epernon auf, schnitt das Stückchen Rosataffet mit verzweiflungserregender Geschicklichkeit ab und verschloß das Necessaire wieder.

Nanon stellte sich, als wäre sie in tiefen Schlaf versunken; sogleich fing der Herzog auch an zu schnarchen; da öffnete Nanon ihre Augen wieder und versuchte es, im Schein der Nachtlampe, aus dem in der Nähe ihres Bettes und im Bereich ihrer Hand liegenden Leibrock des Herzogs dessen Schreibtafel zu ziehen; aber in dem Augenblick, wo sie bereits den Bleistift in ihren Fingern hielt und ein Blatt ausgerissen hatte, öffnete der Herzog ein Auge und sagte: »Was macht Ihr, mein Herzchen?« – »Ich suchte, ob kein Kalender in Eurer Schreibtafel wäre.«

»Wozu?« – »Um zu sehen, auf welchen Tag Euer Namensfest fällt.«

»Ich heiße Louis, und mein Namenstag fällt auf den 24. August, wie Ihr wißt; Ihr habt also gehörig Zeit, Euch darauf vorzubereiten.«

Und er nahm ihr die Schreibtafel aus der Hand und steckte sie in seinen Rock.

Verzweiflungsvoll drehte sich Nanon der Wand zu und erwartete den Tag mit begreiflicher Bangigkeit.

Sobald dieser Tag am Gipfel der Pappelbäume zu erscheinen begann, erhob sich der soldatisch gewöhnte Herzog sofort, kleidete sich selbst an, um seine kleine Nanon nicht einen Augenblick zu verlassen, hüllte sich in einen Schlafrock und läutete, um zu erfahren, ob nichts Neues vorgefallen sei.

Francinette übergab auf diese Frage ein Päckchen mit Depeschen, die in der Nacht ein Kurier gebracht hatte.

Der Herzog fing an, sie zu entsiegeln, und las mit einem Auge; das andere Auge, dem der Herzog den verliebtesten Ausdruck zu geben suchte, verließ Nanon nicht.

Nanon hätte den Herzog in Stücke zerrissen, wenn sie imstande gewesen wäre.

»Wißt Ihr,« sagte der Herzog, nachdem er einen Teil der Depeschen gelesen hatte, »wißt Ihr, was Ihr tun solltet, liebe Freundin?« – »Nein, Monseigneur, aber wenn Ihr Befehle geben wolltet, so würde man sich danach richten.«

»Ihr solltet Euren Bruder holen lassen. Ich erhalte soeben von Bordeaux einen Brief, der die von mir gewünschte Auskunft enthält; er könnte sogleich abreisen, und bei seiner Rückkehr hätte ich einen Vorwand, ihm das Kommando zu übergeben, um das Ihr mich für ihn gebeten habt.«

Das Antlitz des Herzogs drückte das unzweideutigste Wohlwollen aus.

»Auf,« sagte Nanon zu sich selbst, »Mut gefaßt! Ich darf hoffen, daß Canolles in meinen Augen lesen oder ein halbes Wort verstehen wird.«

Dann antwortete sie laut: »Schickt selbst, mein lieber Herzog!« denn sie vermutete, der Herzog würde sie nicht gewähren lassen, wenn sie die Sache besorgen wollte.

Der Herzog von Epernon rief Francinette und beauftragte sie, sich nach dem Gasthause zum Goldenen Kalbe zu begeben, ohne eine andere Instruktion, als die Worte: »Sagt dem Herrn Baron von Canolles, Fräulein von Lartigues erwarte ihn beim Frühstück.«

Mit klopfendem Herzen erwartete Nanon die Rückkehr ihrer Zofe und das Eintreffen ihres Geliebten: Krampfhaft suchte sie nach Begrüßungsworten, die für den Herzog unverfänglich klängen und den Baron sofort über die Situation aufklären könnten, als Francinette allein mit der Nachricht wiederkam, der Baron von Canolles sei nicht mehr im Goldenen Kalb.«

Der Herzog machte große Augen und wurde düster. Nanon warf den Kopf zurück und atmete auf.

»Wie,« sagte der Herzog, »der Baron von Canolles ist nicht mehr im Gasthause zum Goldenen Kalb?« – »Du täuschest dich sicher, Francinette,« fügte Nanon hinzu.

»Madame,« erwiderte Francinette, »ich wiederhole, was mir Herr Biscarros selbst gesagt hat.«

»Er wird alles erraten haben, dieser liebe Canolles,« murmelte Nanon ganz leise. »Ebenso gescheit, ebenso gewandt, wie mutig und schön.«

»Holt mir sogleich den Meister Biscarros,« sagte der Herzog mit der Miene seiner schlimmen Stunden; und »in jedem Betrug zuvorzukommen, sandte er lieber statt der Zofe seinen Kurier, indem er sagte: »Gehe zum Wirt zum Goldenen Kalb, sage ihm, er solle hierherkommen und den Küchenzettel zu einem Frühstück mitbringen. Gib ihm diese zehn Louisdor, damit er ein gutes Mahl bereitet. Vorwärts.«

Courtauvaux, der Kurier, empfing das Gold und entfernte sich, um den Befehl seines Gebieters zu vollziehen.

Er war ein Diener von gutem Hause, der sein Handwerk, wohl verstand. Er suchte Biscarros auf und sagte zu ihm: »Ich habe den gnädigen Herrn überredet, ein feines Frühstück bei Euch zu bestellen; er hat mir acht Louisdor gegeben, zwei behalte ich natürlich für die Kommission; hier sind sechs für Euch, kommt geschwind.«

Zitternd vor Freude band Viscarros eine weiße Schürze um seine Hüften, steckte die sechs Louisdor ein, drückte Courtauvaux die Hand und eilte dem Kurier nach, der ihn im schnellsten Laufe nach dem kleinen Hause führte.

Seine Schürze artig in den Gürtel zurückgeschlagen und die Mütze in der Hand, trat er ein.

»Ihr habt gestern einen jungen Edelmann bei Euch, gehabt,« sagte Nanon, »den Herrn Baron von Canolles, nicht wahr?«

»Was ist aus ihm geworden?« fragte der Herzog.

Sehr in Unruhe, denn der Kurier und die sechs Louisdor ließen ihn ahnen, daß eine große Person unter dem Schlafrock verborgen war, antwortete Biscarros anfangs ausweichend: »Gnädiger Herr, er ist abgereist.«

»Abgereist,« sagte der Herzog, »wirklich abgereist?« – »Wirklich abgereist.«

»Wohin ist er gegangen?« – »Das kann ich nicht sagen, denn in Wahrheit, ich weiß es nicht, Madame.«

»Ihr wißt wenigstens, welchen Weg er eingeschlagen hat?« – »Den Weg nach Paris.«

»Um wieviel Uhr hat er diesen Weg eingeschlagen?« – »Gegen Mitternacht.«

»Und ohne etwas zu sagen?« – »Ohne etwas zu sagen; er hat nur einen Brief zurückgelassen, mit dem Befehl, ihn an Fräulein Francinette zu übergeben.«

»Und warum habt Ihr den Brief nicht abgegeben, Schuft?« sagte der Herzog. »Ist das Eure Achtung vor dem Befehle eines Edelmannes?« – »Ich habe ihn übergeben, gnädiger Herr.«

»Francinette!« rief der Herzog.

Francinette, die horchte, machte nur einen Sprung aus dem Vorzimmer ins Schlafzimmer.

»Warum hast du den Brief deiner Gebieterin nicht übergeben, den Herr von Canolles für sie zurückließ?«

Ein doppelter Blitz schoß aus Nanons Augen auf den Wirt und erdolchte ihn gleichsam in seiner Ecke.

Der Unglückliche schwitzte große Tropfen und hätte gern die Louisdor gegeben, die er in seiner Tasche hatte, hätte er dafür mit dem Stiel einer Kasserolle in der Hand vor seinem Herde gestanden.

Während dieser Zeit nahm der Herzog den Brief, öffnete ihn und las. Solange er las, stand Nanon kälter und bleicher als eine Bildsäule da und fühlte kein Leben mehr in ihrem Herzen.

»Was bedeutet dieses verwirrte Geschreibsel?« sagte der Herzog.

Nanon begriff nach diesen paar Worten, daß der Brief sie nicht gefährdete, und erwiderte: »Lest laut, ich kann es Euch vielleicht erklären.«

»Teure Nanon,« las der Herzog.

Und nach diesen Worten wandte er sich nach der jungen Frau um, die sich immer mehr beruhigte und seinen Blick mit bewunderungswürdiger Keckheit aushielt.

»Teure Nanon,« fuhr der Herzog fort, »ich benutze den Urlaub, den ich Euch zu verdanken habe, und mache zu meiner Zerstreuung einen kleinen Galopp auf der Straße nach Paris. Auf Wiedersehen; ich empfehle Euch mein Glück.«

»Oh! er ist ein Narr, dieser Canolles!« »Ein Narr! warum?« fragte Nanon.

»Reist man so ohne allen Grund um Mitternacht ab?«

»In der Tat,« sagte Nanon mit sich selbst sprechend.

»Sprecht, erklärt mir diese Abreise!«

»Ei, mein Gott! Monseigneur,« erwiderte Nanon mit einem reizenden Lächeln, »nichts ist leichter.«

»Sie nennt ihn auch Monseigneur!« murmelte Biscarros. »Offenbar ein Prinz.«

»Sprecht, sprecht!«

»Wie, Ihr könnt es Euch nicht denken?«

»Wohl, Canolles ist siebenundzwanzig Jahre alt; er ist jung, schön, leichtsinnig. Welcher Torheit glaubt Ihr, daß er den Vorzug gönnt? Der Liebe. Er hat wohl an dem Gasthause des Biscarros eine hübsche Reisende vorüberkommen gesehen, und ist ihr dann wahrscheinlich gefolgt.«

Diese Vermutung Nanons wurde vom Wirt bestätigt, der redselig von einem in seinem Gasthause eingekehrten kleinen Kavalier erzählte, der so fein und zierlich gewesen sei und abends Furcht gehabt habe, so daß er sich bald gedacht habe, der Kavalier sei eine Dame.

»Fahrt fort,« sagte Nanon mit gezwungener Miene, »das ist reizend. Ohne Zweifel erwartete der junge Edelmann Herrn von Canolles?«

»Nein, nein, er erwartete zum Abendessen einen großen Herrn mit einem Schnurrbart und schien sogar nicht gut auf Herrn von Canolles zu sprechen, als er mit ihm zu Nacht speisen wollte; aber der wackere Edelmann ließ sich durch eine solche Kleinigkeit nicht aus der Fassung bringen. Das ist ein unternehmender Kamerad, wie es scheint, und nach der Abreise des Großen, der rechts abgegangen war, eilte er dem Kleinen nach, der sich nach links gewendet hatte.«

»Aber woher wißt Ihr denn so sicher,« sagte Nanon, von Eifersucht gefoltert, »daß dieser kleine Edelmann eine Frau war, daß Herr von Canolles in sie verliebt ist, und nicht vielmehr aus Langweile und Laune auf der Landstraße umherzieht?« »Nun,« sagte Biscarros, »ich begegnete auf der Treppe Herrn von Canolles; in der linken Hand hielt er seine Kerze, in der rechten einen kleinen Handschuh, den er leidenschaftlich betrachtete und beroch.«

»Oh! oh! oh! rief der Herzog, der bei den Worten des Wirtes um so heiterer wurde, je mehr er für sich zu fürchten aufhörte.

»Einen Handschuh!« wiederholte Nanon, indem sie sich zu erinnern suchte, ob sie nicht ein solches Pfand im Besitze ihres Ritters gelassen hätte, »einen Handschuh von dieser Art?«

Und sie zeigte dem Wirt einen von ihren Handschuhen.

»Nein,« sagte Biscairos, »einen Männerhandschuh.«

»Einen Männerhandschuh! Herr von Canolles betrachtete und beroch einen Männerhandschuh! Ihr seid ein Narr!«

»Nein, denn es war ein Handschuh von dem kleinen Edelmann, von dem hübschen, blonden Kavalier, der nicht aß, nicht trank und bei Nacht Furcht hatte; ein ganz kleiner Handschuh, in den Madames Hand kaum hineingekommen wäre, obgleich Madame gewiß eine sehr schöne Hand hat'«

Nanon stieß einen halblauten dumpfen Schrei aus, als wäre sie von einem unsichtbaren Pfeile getroffen worden.

»Ich hoffe,« sagte sie mit einer heftigen Anstrengung, »Ihr seid nun hinreichend unterrichtet, Monseigneur, und wißt alles, was Ihr zu wissen wünscht.«

Während aber der Herzog noch ein paar Worte mit Meister Biscarros wechselte und ihm zum Lohn für seine ihn so befriedigende Erzählung noch sechs Louisdor gab, hatte Nanon Zeit, alles zu überdenken.

Bei ihrer großen Liebe zu Herrn von Canolles fühlte sie sich bald geneigt, ihn vor ihren eigenen Augen zu rechtfertigen. Sie dachte daran, wie enttäuschend für ihn die Lage im Goldenen Kalb gelesen sein müsse. Sie war so verliebt, daß sie das Benehmen des Barons einem Anfalle von Eifersucht zuschrieb und sich beinahe Glück wünschte, so sehr von ihm geliebt zu werden, daß sie dadurch eine kleine Rache von seiner Seite hervorgerufen habe. Aber vor allem mußte das Übel an der Wurzel abgeschnitten werden; sie mußte den Fortschritt dieser kaum entstehenden Liebe hemmen.

Sich mit ihrer ganzen Energie bewaffnend, wandte sie sich an den Herzog und sagte: »Welch ein Unglück, Monseigneur, daß die Unbesonnenheit des närrischen Canolles ihn einer Ehre beraubt, wie Ihr sie ihm angedeihen lassen wolltet! Wenn er erschien, so war seine Zukunft gesichert; durch seine Abwesenheit verliert er sie vielleicht ganz und gar.«

»Was ist zu tun, mein Herzchen?« erwiderte Herr von Epernon. »Die Jugend ist das Alter des Vergnügens; er ist jung und belustigt sich.«

»Aber ich,« versetzte Nanon, »ich, die vernünftiger ist als er, wäre der Meinung, man sollte diese unzeitige Freude ein wenig stören.«

»Ah, die zänkische Schwester!« rief der Herzog.

»Er wird mir vielleicht im Augenblick grollen,« fuhr Nanon fort, »aber sicherlich später Dank wissen.«

»Nun, laßt hören, habt Ihr einen Plan? Mir ist es ganz lieb: Wenn Ihr einen habt, so nehme ich ihn an.«

»Wie wäre es, wenn Ihr ihn zur Königin schickt, um eine dringende Nachricht zu überbringen?«

»Wenn er aber noch nicht zurückgekommen ist?« – »Laßt ihm nachsetzen, und da er sich auf der Straße nach Paris befindet, so hat er ja schon ein Stück des Weges zurückgelegt.«

»Ihr habt bei Gott recht.«

»Beauftragt mich hiermit, und Canolles hat den Befehl schon an diesem Abend oder spätestens morgen, dafür stehe ich Euch.«

»Aber wen werdet Ihr schicken?« – »Braucht Ihr Courtauvaux?« – »Ich? Nein.«

»Gebt ihn mir, und ich schicke ihn mit meinen Instruktionen ab. Wir wollen aber keine Zeit verlieren. Schreibt Euren Befehl, Herzog, und stellt Courtauvaux zu meiner Verfügung.«

Der Herzog nahm eine Feder und schrieb auf ein Stück Papier nur die zwei Worte: »Bordeaux – nein!« und unterzeichnete.

Nanon aber schrieb vor den Augen des Herzogs dazu: »Mein lieber Baron, beifolgende Depesche ist, wie Ihr seht, für Ihre Majestät die Königin bestimmt. Bei Eurem Leben überbringt sie auf der Stelle. Es handelt sich um das Wohl des Königreiches.

Eure gute Schwester Nanon.«

Nanon hatte kaum dieses Billett vollendet, als man das Geräusch eiliger Schritte unten an der Treppe vernahm, und Courtauvaux öffnete, rasch heraufsteigend, die Tür mit dem freudigen Gesichte eines Menschen, der eine Nachricht bringt, von der er weiß, daß sie ungeduldig erwartet wird.

»Hier ist Herr von Canolles, den ich nur hundert Schritte von diesem Hause getroffen habe,« sagte er.

Der Herzog stieß einen Ausruf wohlgefälligen Erstaunens aus. Nanon erbleichte, murmelte: »Es steht also geschrieben, daß ich ihm nicht ausweichen kann,« und lief nach der Tür.

In diesem Augenblick erschien auf der Schwelle eine neue Person, gekleidet in ein prachtvolles Gewand, ihren Hut in der Hand haltend und auf das anmutigste lächelnd.

Fünftes Kapitel.

Hätte der Blitz zu Nanons Füßen eingeschlagen, so hätte sie nicht verblüffter sein können, als über diese unerwartete Erscheinung, und es hätte ihr keinen schmerzlicheren Ausruf entrissen, als der war, der unwillkürlich ihrem Munde entfuhr. »Er!« rief sie.

»Allerdings, mein gutes Schwesterchen,« antwortete eine freundliche Stimme. »Doch um Vergebung,« fuhr der Eigentümer dieser Stimme fort, als er den Herzog von Epernon erblickte, »um Vergebung, ich belästige Euch vielleicht?«

Und er verbeugte sich bis auf den Boden vor dem Gouverneur von Guienne, der ihn mit einer wohlwollenden Gebärde empfing.

»Cauvignac,« murmelte Nanon, aber so leise, daß dieser Name eher mit dem Herzen, als mit den Lippen ausgesprochen wurde.

»Seid willkommen, Herr von Canolles,« sagte der Herzog mit der freundlichsten Miene. »Eure Schwester und ich haben seit gestern abend nur von Euch gesprochen, und seit gestern abend verlangen wir nach Euch.«

»Ah, Ihr verlangt nach mir, in der Tat?« sagte Cauvignac und warf auf Nanon einen Blick, in dem ein unbeschreiblicher Ausdruck von Ironie und Zweifel lag.

»Ja,« sagte Nanon, »der Herr Herzog hat die Güte gehabt, zu wünschen, daß Ihr ihm vorgestellt würdet.«

»Nur die Furcht zudringlich zu erscheinen,« versetzte Cauvignac, abermals sich verbeugend, »hat mich abgehalten, früher um diese Ehre zu bitten.«

»In der Tat, Baron,« erwiderte der Herzog, »ich habe Euer Zartgefühl bewundert, muß Euch aber einen Vorwurf darüber machen.«

»Mir, Monseigneur, einen Vorwurf über mein Zartgefühl? Ah! ah!«

»Ja, und wenn Eure gute Schwester nicht für Eure Angelegenheiten gesorgt hätte...«

»Ah!« sagte Cauvignac, einen Blick beredten Vorwurfes auf Nanon werfend; »ah, meine gute Schwester hat für die Angelegenheiten...«

»Ihres Bruders gesorgt,« versetzte Nanon lebhaft. »Was ist natürlicher?«

»Und heute noch, wem verdanke ich das Vergnügen, Euch zu sehen?«

»Ja,« sagte Cauvignac, »wem verdankt Ihr das Vergnügen, mich zu sehen, Monseigneur?« – »Wohl dem Zufall, einzig und allein dem Zufall, der Eure Rückkehr bewirkte.«

»Ah!« sagte Cauvignac zu sich selbst, »es scheint, ich war abgereist.«

»Ja, Ihr wart abgereist, schlechter Bruder, und zwar, ohne mich durch mehr als zwei Worte, die meine Unruhe noch verdoppelten, davon in Kenntnis zu setzen.«

»Was wollt Ihr, liebe Nanon? Man muß den Verliebten wohl etwas hingehen lassen,« erwiderte der Herzog lächelnd.

»Oh! oh! die Sache wird verwickelt,« sagte Cauvignac zu sich selbst. »Ich bin verliebt, wie es scheint.«

»Gesteht, daß Ihr es seid,« sagte Kanon.

»Ich werde es nicht leugnen,« versetzte Cauvignac mit einem siegreichen Lächeln und suchte aus allen Augen irgend einen kleinen Brocken Wahrheit herauszufischen, mit dessen Hilfe er eine gute; große Lüge zusammensetzen könnte.

»Ja, ja,« sagte der Herzog, »aber wir wollen frühstücken, wenn es Euch gefällig ist. Ihr erzählt uns Eure Liebschaft beim Frühstück. Francinette, ein Gedeck für Herrn von Canolles. Ihr habt hoffentlich noch nicht gefrühstückt, Kapitän?«

»Nein, Monseigneur, und ich gestehe sogar, daß die frische Morgenluft meinen Appetit wunderbar geschärft hat.«

»Sagt die Nachtluft, schlimmer Mann,« versetzte der Herzog; »denn seit gestern lauft Ihr auf der Landstraße umher.«

»Wahrhaftig,« sagte Cauvignac ganz leise, »der Schwager hat es richtig erraten. Nun, es sei, ich gestehe, die Nachtluft.«

»Was macht Ihr Gutes, Canolles?« sagte der Herzog vertraulich zu Cauvignac, als sich alle drei zu Tische gesetzt hatten. Wohl verstanden, ich spreche nicht von der Liebe.«

»Sprecht im Gegenteil davon, Monseigneur, tut Euch keinen Zwang an,« sagte der junge Mann, dem der Medoc und der Burgunder zusammen die Zunge zu lösen anfingen.

»Oh! Monseigneur, er versteht sehr gut einen Spaß,« bemerkte Nanon.

»Wir können ihn also auf das Kapitel von dem kleinen Edelmann, bringen?« fragte der Herzog,

»Ja,« sagte Nanon, »von dem kleinen Edelmann, den Ihr gestern abend getroffen habt.«

»Ah! ja, auf meinem Wege.«

»Und dann im Gasthause von Meister Biscarros,« fügte der Herzog hinzu.

»Und dann in dem Gasthause von Meister Biscarros,« versetzte Cauvignac. »Das ist allerdings wahr!«

»Ihr seid ihm also wirklich begegnet?« fragte Nanon.

»Diesem kleinen Edelmann? Ja.«

»Wie sah er aus? Laßt hören, sagt es mir offenherzig.«

»Wahrhaftig,« versetzte Cauvignac, »es war ein reizendes Männchen, blond, schlank, zierlich.«

»So ist es,« sagte Nanon, sich in die Lippen beißend.

»Und Ihr seid verliebt in ihn?« – »In wen?« – »In den blonden, kleinen, schlanken, zierlichen Edelmann.«

»Oho! Monseigneur! Was wollt Ihr damit sagen?« rief Cauvignac, der nahe daran war aufzufahren.

»Tragt Ihr immer noch den kleinen perlgrauen Handschuh an Eurem Herzen?« fuhr der Herzog mit tückischem Lachen fort.

»Den kleinen perlgrauen Handschuh?« – »Ja, den Handschuh, den Ihr gestern abend so leidenschaftlich berocht und küßtet.«

Cauvignac verstand nichts von alledem.

»Den Handschuh, der Euch den Betrug, die Me-ta-mor-pho-se erraten ließ.« Cauvignac begriff aus diesem einzigen Worte alles.

»Ah!« rief er, der Edelmann war also eine Frau? Bei meinem Ehrenwort! Ich vermutete es.« »Es unterliegt keinem Zweifel mehr,« murmelte Nanon.

»Gebt mir doch zu trinken, Schwester,« sagte Cauvignac. »Ich weiß nicht, wer die Flasche geleert hat, die vor mir steht, aber es ist nichts mehr darin.«

»Nun, nun,« rief der Herzog, »da gibt es Mittel; denn seine Liebe hindert ihn nicht, zu essen und zu trinken, und die Angelegenheiten des Königs werden nicht darunter leiden.«

»Die Angelegenheiten des Königs darunter leiden? Nie! Die Angelegenheiten des Königs vor allen Dingen. Die Angelegenheiten des Königs, das ist heilig! Auf die Gesundheit Seiner Majestät, Monseigneur!«

»Man kann also auf Eure Ergebenheit zählen, Baron?« – »Auf meine Ergebenheit gegen den König? Ich glaube wohl, daß man darauf zählen kann. Ich würde mich für ihn in Stücke hauen lassen.«

»Diese Wärme gefällt mir,« sagte der Herzog. »Wendet Euch künftig stets an mich, wenn Ihr irgend welcher Hilfe bedürft. Fürs erste bleibt aber hier, während ich einen gewissen Burschen vornehmen will. Aber vielleicht, Baron, könnt Ihr mir Auskunft über diesen Banditen geben?«

»Gern,« antwortete Cauvignac, »nur muß ich wissen, von welchem Banditen Monseigneur spricht; es gibt zur Zeit viele und von jeder Art.«

»Ihr habt recht; aber dieser ist einer von den Unverschämtesten, die mir je vorgekommen sind.«

»Wirklich!« rief Cauvignac.

Der Herzog erzählte nun dem innerlich lachenden Cauvignac, wie er, von Eifersucht getrieben, sich habe ein Blankett ablisten lassen.

»Aber,« fügte der Herzog hinzu, »ich werde schon eines Tages erfahren, wer dieser Strauchdieb gewesen ist. Ich habe zu diesem Zweck meine Maßregeln getroffen. Doch es wäre mir lieber, ich wüßte es sogleich.«

»Ah!« versetzte Cauvignac, die Ohren spitzend, »ah, Ihr habt zu diesem Zweck Eure Maßregeln getroffen?« – »Ja, ja, und der Bursche müßte viel Glück haben, wenn ihn sein Blankett nicht an den Galgen brächte.«

»Und wie wollt Ihr dieses Blankett von den andern unterscheiden, Monseigneur?« – »Ich habe ein Zeichen daran gemacht.«

»Ein Zeichen?« – »Ja, unsichtbar für jeden, aber ich werde es mit Hilfe eines chemischen Verfahrens erkennen.«

»Halt, halt, halt!« sagte Cauvignac; »das ist sehr geistreich, Monseigneur. Aber man muß auf der Hut sein, daß er die Falle nicht vermutet.«

»Oh, es ist keine Gefahr. Wer soll es ihm sagen?« – »Ja, das ist wahr,« versetzte Cauvignac, »weder Nanon, noch ich ...«

»Ich auch nicht,« sagte der Herzog.

»Ihr auch nicht! Ihr habt also recht, Monseigneur, Ihr müßt unfehlbar eines Tages erfahren, wer dieser Mensch ist, und dann ...«

»Und dann, da ich meines Wortes quitt gegen ihn bin, denn man wird ihm für das Blankett das Gewünschte gegeben haben, lasse ich ihn hängen.«

»Amen!« sagte Cauvignac.

»Und nun,« fuhr der Herzog fort, »da Ihr mir keine Auskunft über diesen Burschen geben könnt ...«

»Nein, in der Tat, Monseigneur, ich kann es nicht.«

»Wohl, ich lasse Euch, wie ich vorhin sagte, mit Eurer Schwester. Nanon,« fuhr der Herzog fort, »gebt diesem jungen Manne genaue Instruktionen, und er soll besonders keine Zeit verlieren.«

»Seid ruhig, Monseigneur.«

»Also Gott befohlen!«

Der Herzog grüßte Nanon anmutig mit der Hand, machte eine freundschaftliche Gebärde gegen Cauvignac und stieg mit dem Versprechen, wahrscheinlich noch an demselben Tage zurückzukehren, die Treppe hinab.

Nanon begleitete den Herzog auf den Vorplatz.

»Pest!« sagte Cauvignac, »der würdige Herr hat wohl daran getan, mich in Kenntnis zu setzen. Er ist nicht so dumm, als er aussieht! Aber was soll ich mit dem Blankett machen? Verdammt! was man mit einem Wechsel macht; ich werde es diskontieren.«

»Nun, mein Herr,« sagte Nanon zurückkehrend und die Türe schließend, »jetzt haben wir beide miteinander zu tun.«

Nanon erfuhr nun durch Fragen von ihrem Bruder, daß dieser aus dem Karmeliterkloster entwichen war, wohin er sich gemäß seinem Versprechen begeben hatte, um in den geistlichen Stand zu treten, und wohin ihm die Schwester jährlich hundert Pistolen schickte.

Sie erfuhr weiter, daß ihr Bruder sodann als wahl- und skrupelloser Parteigänger auf jede Weise durch Verrat oder Gewalt, bald diesem, bald jenem Mächtigen dienend, sich durchgeschlagen habe.

»Welch ein Gewebe von Abscheulichkeiten!« rief sie aus, als er zu Ende war.

»Nein, meine liebe Schwester, das sind die Notwendigkeiten des Bürgerkrieges.«

»Ich begreife jetzt, wie ein Mensch, der zu solchen Dingen fähig ist, wagen konnte, was Ihr gestern gewagt habt.«

»Was habe ich denn getan?« fragte Cauvignac mit der unschuldigsten Miene der Welt, »was habe ich gewagt?« – »Ihr habt es gewagt, eine so angesehene Person wie Herrn von Epernon ins Gesicht zu betrügen. Aber das habe ich, ich gestehe es, nie gedacht, daß ein Bruder, den ich mit Wohltaten überhäuft, kaltblütig den Plan entwerfen könnte, seine Schwester zugrunde zu richten!« – »Ich? Meine Schwester zugrunde richten!« – »Ja Ihr! Ich brauchte nicht Eure Erzählung abzuwarten, die mir beweist, daß Ihr zu allem fähig seid, um die Handschrift des Billetts zu erkennen. Seht! wollt Ihr leugnen, daß dieser anonyme Brief von Eurer Hand ist?«

Entrüstet legte Nanon den verräterischen Brief, den ihr der Herzog am Abend vorher zugestellt hatte, ihrem Bruder vor die Augen.

Cauvignac las ihn, ohne aus der Fassung kommen.

»Nun,« sagte er, »was habt Ihr gegen diesen Brief? Findet Ihr ihn etwa schlecht abgefaßt?«

»Es handelt sich nicht um die Abfassung, sondern um die Sache selbst. Seid Ihr es oder seid Ihr es nicht, der diesen Brief geschrieben hat?«

»Ich bin es allerdings. Hätte ich leugnen wollen, so würde ich meine Handschrift verstellt haben; aber das war unnötig. Es war nie meine Absicht, mich vor Euren Augen zu verbergen. Ich wünschte sogar, daß Ihr erkennen solltet, daß der Brief von mir kam.«

»Ihr gesteht es!« rief Nanon mit einer Gebärde des Abscheus.

»Das ist ein Rest von Demut, liebe Schwester. Ja, ich muß Euch sagen, ich wurde durch eine Art von Rache angetrieben.«

»Von Rache?« – »Ja, von einer sehr natürlichen.«

»Rache gegen mich, Unglücklicher! Bedenkt Ihr auch, was Ihr sagt? Was habe ich Euch Böses zugefügt, daß Euch der Gedanke kommt, Rache an mir zu nehmen?«

»Was Ihr mir getan habt? Ah! Nanon, versetzt Euch an meine Stelle. Ich verlasse Paris, weil ich dort zu viel Feinde hatte; das ist das Unglück aller Politiker. Ich wende mich an Euch, ich flehe Eure Hilfe an. Erinnert Ihr Euch? Ihr habt drei Briefe erhalten. Ihr werdet wohl nicht sagen, Ihr habt meine Handschrift nicht erkannt. Es war ganz die des anonymen Billetts, und überdies hatte ich die Briefe unterzeichnet. Ich schrieb drei Briefe an Euch und bat um hundert armselige Pistolen. Hundert Pistolen von Euch, die Millionen besitzt! Nun wohl, meine Schwester stößt mich zurück. Ich zeige mich bei meiner Schwester, meine Schwester läßt mich abweisen. Ich erfahre, meine Schwester sei frei, glücklich, reich, sehr reich, und ein Fremder, ein Baron von Canolles, maße sich meine Rechte an und lasse sich von ihr an meiner Stelle protegieren. Nun verdrehte mir die Eifersucht den Kopf.«

»Sagt die Habgier. Ich frage Euch, was ging es Euch an, daß ich mit Herrn von Canolles in Verbindung stand?«

»Mich? nichts, und ich hätte nicht daran gedacht, mich darüber zu beunruhigen, wenn Ihr Eure Verbindung mit mir fortgesetzt hättet.«

»Wißt Ihr wohl, daß Ihr, wenn ich ein einziges Wort zu dem Herrn Herzog von Epernon sagte, wenn ich ihm ein unumwundenes Geständnis machte, verloren wärt? Ihr habt selbst soeben und aus seinem eigenen Munde gehört, was für ein Schicksal er dem bestimmt, der ihm sein Blankett gestohlen hat.«

»Sprecht nicht mehr davon; ich schauerte bis ins Mark meiner Knochen, und ich bedurfte meiner ganzen Selbstbeherrschung, um mich nicht zu verraten.«

»Vor allem hört nun zweierlei,« sagte Nanon mit kurzem Tone.

»Was, liebe Schwester? Sprecht, ich bitte Euch.«

»Erstens werdet Ihr dem Herzog das Blankett zurückgeben, sonst hängt man Euch. Ihr habt den Spruch aus seinem eigenen Munde gehört. Sodann entfernt Ihr Euch sogleich von hier, oder ich bin verloren, was Euch zwar an sich nichts ausmacht, aber Ihr stürzt Euch mit mir ins Verderben, ein Grund, der Euch vielleicht bewegen wird, auch mich zu schonen.«

»Zwei Antworten, liebe Dame: Dieses Blankett ist mein Eigentum, und Ihr könnt mich nicht abhalten, mich hängen zu lassen, wenn es mir gefällt.«

»Meinetwegen!«

»Ich danke! Aber seid unbesorgt, es wird dem nicht so sein. Ich habe Euch soeben meinen Widerwillen gegen diese Todesart ausgedrückt. Ich behalte also das Blankett, wenn Ihr nicht etwa Lust habt, es mir abzukaufen, in welchem Fall wir miteinander handeln können.«

»Ich brauche es nicht, ich erteile selbst Blankette.«

»Glückliche Nanon!«

»Ihr behaltet es also?« – »Ja.«

»Auf die Gefahr, was auch daraus entstehen mag?« – »Seid unbesorgt, ich weiß, wo ich es anbringe. In Eurem Verlangen, Euch meiner zu entledigen, vergeßt Ihr eines.«

»Was?« – »Den wichtigen Auftrag, von dem der Herzog gesprochen hat und der mein Glück machen soll.«

Nanon erbleichte.

»Aber, Unglücklicher,« sagte sie, »Ihr wißt wohl, daß dieser Auftrag nicht für Euch bestimmt ist. Ihr wißt wohl, daß ein solcher Mißbrauch mit der Lage der Dinge ein Verbrechen wäre, das früher oder später seine Strafe nach sich ziehen müßte.«

»Ich will auch keinen Mißbrauch, sondern einen Gebrauch davon machen.«

»Überdies ist Herr von Canolles in dem Auftrag genannt.«

»Heiße ich nicht Baron von Canolles?« – »Ja, aber man kennt dort nicht bloß seinen Namen, sondern auch sein Äußeres. Herr von Canolles ist wiederholt bei Hofe gewesen.«

»Das lasse ich mir gefallen, das ist ein guter Grund, und zwar der erste, den Ihr mir angebt; Ihr seht auch, ich füge mich darein.«

»Überdies würdet Ihr dort Eure politischen Feinde finden, und Euer Gesicht ist vielleicht, obgleich Ihr unter einer andern Gestalt erscheint, nicht minder bekannt, als das des Herrn von Canolles.«

»Oh! das würde nichts zu der Sache tun, wenn es, wie der Herzog gesagt hat, Zweck der Sendung ist, Frankreich einen großen Dienst zu leisten. Die Botschaft wird dem Boten durchhelfen. Ein Dienst von dieser Wichtigkeit schließt Begnadigung in sich, und die Amnestie für das Vergangene ist stets die erste Bedingung politischer Bekehrungen. Glaubt mir also, liebe Schwester, es ist nicht an Euch, mir Bedingungen zu machen, sondern an mir, Euch die meinigen vorzuschlagen.«

»Laßt hören, worin bestehen sie?« – »Vor allem, wie ich Euch soeben sagte, die erste Bedingung jedes Vertrages, das heißt allgemeine Amnestie.«

»Ist das alles?« – »Dann die Bezahlung unserer Rechnungen.«

»Ich bin Euch etwas schuldig, wie es mir scheint?« – »Ihr seid mir die hundert Pistolen schuldig, um die ich Euch bat, und die Ihr mir verweigertet.«

»Hier sind zweihundert.«

»Gut, daran erkenne ich Euch, Nanon.«

»Aber unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?« – »Daß Ihr das Schlimme, was Ihr angerichtet, wieder gut macht.«

»Das ist nur zu billig. Was soll ich zu diesem Zwecke tun?« – »Ihr steigt zu Pferde und jagt auf der Straße von Paris fort, bis Ihr Herrn von Canolles gefunden habt.«

»Dann verliere ich seinen Namen?« – »Ihr gebt ihn ihm zurück.«

»Und was soll ich ihm sagen?« – »Ihr stellt ihm diesen Befehl zu und versichert Euch, daß er auf der Stelle zu dessen Vollstreckung abreist.«

»Ist das alles?« – »Ja.«

»Ist es notwendig, daß er erfährt, wer ich bin?« – »Im Gegenteil, es ist von größter Wichtigkeit, daß er es nicht weiß.«

»Ah, Nanon, solltet Ihr Euch Eures Bruders schämen?«

»Aber, wie bin ich sicher,« sagte sie nach einem Augenblick, »daß Ihr meinen Auftrag getreulich erfüllen werdet? Wenn es etwas Heiliges für Euch gäbe, würde ich einen Eid von Euch verlangen.«

»Tut etwas Besseres.«

»Was?« – »Versprecht mir hundert weitere Pistolen, wenn ich Euren Auftrag vollzogen habe.«^

Nanon zuckte die Achseln und erwiderte: »Es ist abgemacht.«

»Nun, seht, ich fordere keinen Eid von Euch, und Euer Wort genügt mir. Wir sagen also hundert Pistolen für die Person, die Euch in meinem Namen den Empfangschein von Herrn von Canolles zustellt.«

»Ja; aber Ihr sprecht von einem Dritten; gedenkt Ihr nicht selbst zurückzukommen?« – »Wer weiß? ein Geschäft ruft mich selbst in die Gegend von Paris.«

Nanon entschlüpfte unwillkürlich eine Bewegung der Freude.

»Oh! das ist nicht freundlich,« sagte Cauvignac lachend. »Doch gleichviel, liebe Schwester, ohne Groll.«

»Ohne Groll; aber zu Pferde.«

»Sogleich zu Pferde, laßt mir nur Zeit zum Steigbügeltrunke.«

Cauvignac goß in sein Glas den Rest der Flasche Burgunder, begrüßte seine Schwester mit einer achtungsvollen Gebärde, sprang zu Pferde und verschwand im Nu in einer Staubwolke.

Sechstes Kapitel.

Der Mond begann sich zu erheben, als der Vicomte, gefolgt von dem treuen Pompée, das Gasthaus des Meisters Biscarros verließ und auf der Straße nach Paris forteilte.

Nach ungefähr einer Viertelstunde, während deren sich der Vicomte ganz seinen Gedanken überließ und etwa anderthalb Meilen zurücklegte, wandte er sich nach seinem Reitknecht um, der ernst drei Schritte hinter seinem Herrn einherkam.

»Pompée,« fragte der junge Mann, »hast du vielleicht meinen rechten Handschuh?« – »Nicht, daß ich wüßte, gnädiger Herr.«

»Was machst du denn an deinem Felleisen?« – »Ich sehe, ob es gut angebunden ist, und ziehe die Riemen fester, damit es nicht klingt. Der Klang des Goldes bringt Unglück, gnädiger Herr, und veranlaßt besonders bei Nacht schlimme Zusammentreffen.«

»Das ist wohlgetan, Pompée,« versetzte der Vicomte, »und ich sehe es gern, daß du so sorgfältig und klug bist.«

»Das sind ganz natürliche Eigenschaften bei einem Soldaten, Herr Vicomte, Eigenschaften, die sich vortrefflich mit dem Mut vereinigen lassen. Da der Mut jedoch nicht Verwegenheit ist, so bedauere ich, offenherzig gestanden, daß Herr Richon uns nicht begleiten konnte; denn zwanzigtausend Livres

sind, besonders in so stürmischen Zeiten wie die gegenwärtigen, schwer zu bewachen.«

»Was du da sagst, ist sehr gescheit, Pompée,« antwortete der Vicomte, »und ich bin in jeder Beziehung deiner Meinung.«

»Ich wage sogar zu behaupten,« fuhr Pompée, trotz aller Furcht durch die Billigung des Vicomte kühn gemacht, fort, »daß es unklug ist, sich so preiszugeben, wie wir es tun. Reiten wir also nebeneinander, wenn es Euch gefällig ist, damit ich meine Muskete untersuchen kann.«

»Nun, Pompée?« – »Das Feuerrad ist in gutem Zustand, und wer uns anhalten wollte, könnte eine schlimme Viertelstunde durchzumachen haben. Oh! oh! was seh' ich dort?«

Pompée wies entsetzt auf etwas Weißschimmerndes in der Ferne, das sich, sobald der Mond hinter den Wolken hervorkam, als ein paar Hemden erwies, die mit ausgespannten Ärmeln hinter einer Hecke zum Trocknen hingehängt waren.

Nachdem sich die beiden Helden von diesem unnützen Schrecken erholt hatten, überlegten sie sich, daß es für sie besser sei, sich im Schatten und nicht im Mondschein zu halten.

Jedoch bewahrte auch diese Vorsicht nicht vor einem neuen Abenteuer, da sie bald einen Schatten vor sich gehen sahen, der anscheinend eine Muskete trug. Nach längerem Bangen und Hangen ermannte sich Pompée so weit, daß er rief: »Holla! Freund, wer seid Ihr?«

Der Schatten hielt mit einer Bewegung sichtbaren Schreckens an, und es stellte sich heraus, daß es ein armer Handelsmann war, der nicht weniger Angst vor den Reitern gehabt hatte, als diese vor ihm. Der mitleidige Vicomte reichte dem Zitternden, selbst noch zitternd, mit seiner kleinen, weißen Hand eine halbe Pistole, worauf sich der arme Teufel, dem Himmel für dieses glückliche Zusammentreffen dankend, entfernte.

»Ihr habt unrecht gehabt, Herr Vicomte, Ihr habt sehr unrecht gehabt,« sagte Pompée nach zwanzig Schritten.

»Unrecht! worin?« – »Darin, daß Ihr diesem Menschen eine halbe Pistole gabt. Bei Nacht muß man nie zugestehen, daß man Geld hat. War nicht der erste Ruf dieses Hasenfußes, er habe keinen Pfennig bei sich?«

»Das ist richtig,« erwiderte der Vicomte lächelnd, »aber es war ein Hasenfuß, wie Ihr sagt, während wir, wie Ihr ebenfalls sagt, Kriegsleute sind, die nichts fürchten.«

»Zwischen Fürchten und Mißtrauen, Herr Vicomte, ist ein ebenso großer Unterschied, wie zwischen Bangigkeit und Klugheit. Ich wiederhole aber, es ist nicht klug, einem Unbekannten, den man auf der Landstraße trifft, zu zeigen, daß man Geld besitzt.«

»Wenn dieser Unbekannte aber allein und ohne Waffen ist?« – »Er kann einer bewaffneten Bande angehören; er kann ein Spion sein, den man vorgeschoben hat, um das Terrain zu rekognoszieren; er kann mit Massen zurückkommen, und was sollen zwei Menschen allein, so tapfer sie auch sein mögen, gegen Massen tun?«

Dieser Weisheit hatte der Vicomte nichts entgegenzusetzen und schwieg. Da es in einer Stunde Tag sein sollte, fing er auch wirklich an, sich zu beruhigen. Da hielten plötzlich beide Reiter, die inzwischen in den Wald bei dem Ort Marsas herum gelangt waren, an; sie hatten ganz deutlich hinter sich den Galopp mehrerer Pferde gehört.

Zu gleicher Zeit hoben ihre eigenen Pferde die Köpfe in die Höhe, und eines von ihnen wieherte.

»Diesmal,« sagte Pompée mit erstickter Stimme, »Herr Vicomte, werdet Ihr hoffentlich ein wenig Gelehrigkeit zeigen und die Sache der Erfahrung eines alten Soldaten überlassen. Ich höre eine Truppe berittener Leute; man verfolgt uns. Ah! es ist die Bande Eures falschen Handelsmanns. Ich sagte es Euch wohl. Keinen falschen Mut, retten wir unser Leben und unser Geld; die Flucht ist zuweilen ein Mittel zum Siege ...«

»Wohl, fliehen wir, Pompée,« erwiderte der Vicomte zitternd.

Pompée gab beide Sporen; sein Pferd, ein vortrefflicher Rotschimmel, sprang unter dem Stachel mit einem Eifer, der das Berberroß des Vicomte entflammte, und beide jagten wie der Blitz auf dem Pflaster fort, aus dem die Funken sprangen.

Dieses Rennen dauerte ungefähr eine halbe Stunde; aber statt Boden zu gewinnen, kam es den zwei Flüchtlingen vor, als näherten sich ihre Feinde.

Plötzlich erhob sich mitten aus der Finsternis eine den Fliehenden gräßlich klingende Stimme, die Pompées graue Haare sich sträuben ließ.

»Sie rufen: ›Halt‹!« murmelte er, »sie rufen: ›Halt!‹«

»Nun, sollen wir anhalten?« fragte der Vicomte.

»Im Gegenteil, verdoppeln wir womöglich unsere Geschwindigkeit! Vorwärts! vorwärts!«

»Ja, ja, vorwärts! vorwärts!« rief der Vicomte, diesmal ebenso erschrocken wie sein Verteidiger.

»Sie kommen näher! hört Ihr sie?« sagte Pompée.

»Ach, ja.«

»Es sind ihrer mehr als dreißig. Hört Ihr? Sie rufen abermals. Wir sind verloren!«

»Reiten wir die Pferde tot!« sagte der Vicomte, am ganzen Leibe zitternd.

»Vicomte! Vicomte!« rief die Stimme. »Halt, halt, halt! alter Schuft!«

»Das ist einer, der uns kennt. Das ist einer, der weiß, daß wir der Frau Prinzessin Geld bringen. Das ist einer, der weiß, daß wir konspirieren. Wir werden lebendig gerädert!«

»Halt! halt!« fuhr die Stimme fort.

»Sie schreien, man solle uns aufhalten,« sagte Pompée, »sie haben Leute voraus; wir sind abgeschnitten!«

»Wenn wir uns auf die Seite, in dieses Feld hier werfen und unsere Verfolger vorüberziehen lassen?«

»Das ist ein Gedanke,« sagte Pompée, »vorwärts!«

Sie ließen ihre Tiere zugleich Zügel und Knie fühlen und wandten sich links. Das Pferd des Vicomte sprang, geschickt gehoben, über den Graben; aber das plumpere Pompées nahm zu wenig Rand; die Erde sank unter seinen Füßen, und es stürzte mit seinem Herrn nieder. Der arme Reitknecht stieß einen Schrei der Verzweiflung aus.

Der Vicomte, der bereits fünfzig Schritte auf dem Felde gemacht hatte, hörte diesen Unglücksruf, wandte, obgleich selbst voll Schrecken, sein Pferd um und kehrte zu seinem Gefährten zurück.

»Gnade!« rief Pompée. »Lösegeld! ich ergebe mich! Ich gehöre zu dem Hause Cambes.«

Ein ungeheures Gelächter antwortete auf dieses klägliche Geschrei, und der Vicomte, der in diesem Augenblick anlangte, sah Pompée den Steigbügel des Siegers umfassen, der ihn mit einer vor Lachen sich schüttelnden Stimme zu beruhigen suchte.

»Der Herr Baron von Canolles!« rief der Vicomte.

»Ja, bei Gott! Aber, Vicomte, es ist nicht schön, daß Ihr die Leute, die Euch suchen, so rennen läßt.«

»Der Herr Baron von Canolles!« wiederholte Pompée, immer noch an seinem Glücke zweifelnd. »Der Herr Baron von Canolles und Herr Castorin?«

»Ja, Herr Pompée,« sagte Castorin, sich auf den Steigbügeln erhebend, um über die Schultern seines Herrn zu sehen, der lachend sich auf den Sattelknopf beugte. »Was macht Ihr denn da in dem Graben?«

»Ihr seht es,« erwiderte Pompée; »mein Pferd stürzte in dem Augenblick, wo ich mich, da ich Euch für Feinde hielt, zum Zweck einer kräftigen Verteidigung verschanzen wollte. Herr Vicomte,« fuhr Pompée, aufstehend und sich schüttelnd, fort, »es ist Herr von Canolles.«

»Wie, mein Herr, Ihr hier?« murmelte der Vicomte mit einer Art von Freude, die unwillkürlich in seinem Tone durchdrang.

»Wahrhaftig, ja, ich selbst,« antwortete Canolles und schaute den Vicomte mit einer Festigkeit an, die sich durch das Auffinden des Handschuhes erklärte. »Ich langweilte mich zum Sterben in dem Gasthause. Richon verließ mich, nachdem er mir mein Geld abgenommen hatte. Ich erfuhr, Ihr wärt auf der Straße nach Paris abgereist. Glücklicherweise hatte ich in derselben Richtung ein Geschäft und begab mich auf den Marsch, um Euch einzuholen. Ich vermutete nicht, daß ich zu diesem Zwecke mit Sturmeseile jagen mußte. Teufel, mein Herr, was für ein Reiter Ihr seid!«

Der Vicomte lächelte und stammelte einige Worte.

»Castorin,« fuhr Canolles fort, »hilf doch Herrn Pompée auf den Sattel; du siehst, daß es ihm trotz seiner Geschicklichkeit nicht gelingen will.«

Castorin stieg ab und unterstützte Pompée, der nach und nach wieder seinen Sattel erreichte.

»Nun laßt uns weiter reiten, wenn es Euch gefällig ist,« sagte der Vicomte.

»Ja,« erwiderte Canolles, »aber ich will Euch nun, um Euch vor Ähnlichem zu bewahren, als Geleite dienen. Eine Verstärkung von zwei Mann wird für Euch nicht überflüssig sein.«

»Nein, gewiß nicht,« rief Pompée, »die Anzahl bildet die Sicherheit.«

»Und Ihr, Vicomte, was denkt Ihr von meinem Anerbieten?« fragte Canolles, als er sah, daß der Vicomte seinen höflichen Vorschlag mit weniger Begeisterung aufnahm, als sein Reitknecht.

»Ich, mein Herr,« versetzte der Vicomte, »ich erkenne darin Eure gewöhnliche Artigkeit und danke Euch aufrichtig dafür. Aber wir verfolgen nicht denselben Weg, und ich müßte fürchten, Euch lästig zu werden.«

»Wie,« sagte Canolles ärgerlich, da er merkte, daß der Vicomte sein Verhalten vom Gasthaus fortsetzen wollte, »wir verfolgen nicht denselben Weg? Geht Ihr nicht nach ...«

»Nach Chantilly,« rief eilig Pompée, der bei dem Gedanken zitterte, seine Reise ohne einen andern Gefährten als den Vicomte fortsetzen zu müssen.

Dieser machte eine sehr bezeichnende Gebärde der Ungeduld, und wenn es Tag gewesen wäre, hätte man sehen können, wie ihm die Röte des Zorns in die Wangen stieg.

»Vortrefflich!« rief Canolles, ohne daß er den wütenden Blick zu bemerken schien, mit dem der Vicomte den alten Pompée niederschmetterte. »Chantilly ist gerade mein Weg. Ich gehe nach Paris, oder vielmehr,« fügte er lachend hinzu, »seht, Vicomte, ich habe nichts zu tun und weiß nicht, wohin ich gehe. Geht Ihr nach Paris, so gehe ich nach Paris; geht Ihr nach Lyon, so gehe ich nach Lyon; geht Ihr nach Marseille, ich habe längst eine Leidenschaft, die Provence zu sehen, und gehe nach Marseille.«

»Mein Herr,« versetzte der Vicomte mit einer gewissen Festigkeit, die er ohne Zweifel dem von Pompée angeregten Zorn zu danken hatte, »muß ich es Euch sagen? Ich reise ohne Gesellschaft, wegen persönlicher Angelegenheiten vom höchsten Belang, aus sehr ernsten Gründen, und wenn Ihr auf Eurer Absicht besteht, so nötigt Ihr mich zu meinem großen Bedauern, Euch zu bemerken, daß Ihr mich in meinen Schritten belästigt.«

Nur die Erinnerung an den kleinen Handschuh, den Canolles auf seiner Brust zwischen Rock und Hemd verborgen hielt, hielt den lebhaften und aufbrausenden Gascogner ab, loszubrechen.

»Mein Herr,« versetzte er mit ernstem Tone, »ich habe nie sagen hören, die Landstraßen gehören der einen Person mehr, als der andern. Man nennt sie sogar den Weg des Königs, auf den alle das gleiche Recht haben. Auch habe ich nicht die Absicht, Euch zu belästigen. Ich bin sogar hier, um Euch

Dienste zu leisten, denn Ihr seid jung, schwach und ohne große Verteidigungsmittel. Ich glaube nicht auszusehen wie ein Mensch, der die Reisenden ausplündert, unterwerfe mich aber Eurem Spruch und kann nur mein Euch widerwärtiges Aussehen verwünschen. Vergebt mir, daß ich Euch lästig war. Ich habe die Ehre, Euch mein Kompliment zu machen. Glückliche Reise!«

Und Canolles ließ sein Pferd eine leichte Wendung machen und ritt, nachdem er den Vicomte gegrüßt hatte, auf die andere Seite der Straße, wohin ihm Castorin in der Tat und Pompée in der Absicht folgte.

Canolles spielte diese Szene mit so anmutiger Höflichkeit, mit so verführerischer Gebärde, indem er mit seinem breiten Hut seine reine, von schwarzen, seidenen Haaren beschattete Stirn wieder bedeckte, daß der Vicomte mehr von seiner vornehmen Miene, als von seinem Verfahren gerührt wurde. Der junge Mann beschleunigte hierauf den Gang seines Pferdes, holte Canolles ein, der sich stellte, als sähe und hörte er ihn nicht, und flüsterte ihm mit kaum verständlicher Stimme zu: »Herr von Canolles!«

Canolles bebte und wandte sich um; ein Schauer der Lust durchlief seine Adern, und es kam ihm vor, als ob sich alle Musik der himmlischen Sphären vereinigte, um ihm ein göttliches Konzert zu geben.

»Vicomte!« entgegnete er.

»Hört, mein Herr,« antwortete dieser mit einer weichen, samtartigen Stimme, »ich fürchte in der Tat, unhöflich gegen einen Mann von Eurem Verdienste zu sein. Vergebt mir meine Schüchternheit. Ich wurde von Eltern erzogen, die sich aus Liebe zu mir fortwährend ängsteten; ich wiederhole, vergebt mir, ich habe nie die Absicht gehabt, Euch zu beleidigen, und zum Beweis unserer aufrichtigen Aussöhnung erlaubt mir, an Eurer Seite zu reiten.«

»Wie?« rief Canolles, »hundertmal, tausendmal! Ich hege keinen Groll, und zum Beweis ...«

Und er reichte ihm eine Hand, in die ein zartes, leichtes, flüchtiges Händchen fiel oder vielmehr schlüpfte.

Der Rest der Nacht verging unter tollem Geplauder des Barons; der Vicomte hörte beständig zu und lachte zuweilen.

»Doch sagt,« unterbrach der Vicomte den Redefluß des Gascogners, als der erste Morgenschimmer anbrach, »wie habt Ihr Eure Angelegenheiten mit dem Herzog von Epernon abgemacht?«

»Die Sache war nicht schwierig,« erwiderte Canolles. »Nach dem, was Ihr mir mitteiltet, hatte er mit mir zu tun, nicht ich mit ihm. Entweder ist er müde geworden, mich zu erwarten, und hat sich zurückgezogen, oder er ist halsstarrig gewesen und wartet noch.«

»Aber Fräulein von Lartigues?« fügte der Vicomte mit leichtem Zögern hinzu.

»Fräulein von Lartigues, Vicomte, kann nicht zugleich zu Hause bei Herrn von Epernon und im Goldenen Kalbe bei mir sein. Man muß von den Frauen nicht zu viel verlangen.«

»Das ist keine Antwort, Baron; ich frage Euch, wie Ihr Euch, bei Eurer Liebe zu Fräulein von Lartigues, von ihr trennen konntet?«

Canolles hätte gern dem Vicomte, den er jetzt im Tageslicht klar sehen konnte, seiner Herzensneigung nach geantwortet, aber da er trotz des kleinen Handschuhes und der kleinen Hand seiner Sache doch nicht völlig sicher war, so zügelte er sich noch und erwiderte die Frage des Vicomte mit jenem Lächeln, womit man alles beantwortet.

Man hielt in Barbezieux an, um zu frühstücken und die Pferde ausschnaufen zu lassen. Canolles frühstückte diesmal mit dem Vicomte, und bei dem Frühstück bewunderte er diese Hand, deren nach Bisam duftende Hülle eine so große Aufregung in ihm hervorgebracht hatte. In dem Augenblick, wo man sich zu Tische setzte, war der Vicomte überdies genötigt, seinen Hut abzunehmen und seine glatten, schönen, einer so zarten Haut entsprießenden Haare zu entblößen, und jeder andere, wie ein

verliebter und darum blinder Mensch, wäre von seiner Ungewißheit befreit gewesen. Aber Canolles fürchtete das Erwachen zu sehr, um nicht die Dauer seines Traumes auszudehnen. Auch fand er etwas Reizendes in diesem Inkognito des Vicomte, das ihm eine Menge kleiner Vertraulichkeiten gestattete, die ein gänzliches Erkennen oder ein volles Geständnis ihm untersagt hätte. Er sprach also kein Wort, das den Vicomte auf den Verdacht bringen konnte, sein Inkognito sei verraten.

Nach dem Frühstück begab man sich wieder auf den Weg und ritt dann bis zum Mittagessen. Von Zeit zu Zeit brachte eine Müdigkeit, die er nicht verbergen konnte, auf das Gesicht des Vicomte eine bleichere Farbe oder in seinen Körper ein leichtes Beben, nach dessen Ursache ihn Canolles freundschaftlich fragte. Herr von Cambes lächelte dann und schien nicht mehr zu leiden. Er schlug sogar vor, noch stärker zu reiten, was aber Canolles mit der Bemerkung zurückwies, man habe einen weiten Weg zu machen, und es sei folglich wesentlich, die Pferde zu schonen.

Nach dem Mittagessen fiel es dem Vicomte etwas schwer, aufzustehen. Canolles erhob sich und unterstützte ihn.

»Ihr bedürft der Ruhe, mein junger Freund,« sagte er zu ihm; »eine derartige Reise würde Euch auf der dritten Etappe töten. Wir reiten in dieser Nacht nicht, sondern schlafen im Gegenteil. Ihr sollt Euch eines guten Schlummers erfreuen, und das beste Zimmer des Gasthofs soll das Eurige sein, oder ich will sterben.«

Der Vicomte schaute Pompée mit so verblüffter Miene an, daß Canolles seine Lachlust nicht unterdrücken konnte.

»Wenn man eine große Reise unternimmt, wie wir,« sagte Pompée, »so müßte jeder sein Zelt haben.«

»Oder ein Zelt für zwei,« versetzte Canolles mit der natürlichsten Miene der Welt »das würde genügen.«

Ein Schauer durchlief sichtlich den Körper des Vicomte.

Der Schlag war getan, und seine Wirkung entging Canolles nicht; aus einem Augenwinkel sah er, daß der Vicomte dem Alten ein Zeichen machte, Pompée näherte sich seinem Herrn, dieser sagte ihm leise einige Worte, und bald ritt Pompée unter irgend einem Vorwande voraus und verschwand.

Anderthalb Stunden nach diesem Vorfall, über den Canolles nicht einmal eine Erklärung forderte, erblickten die Reisenden, als sie in einen großen Flecken einritten, den Reitknecht auf der Schwelle eines Gasthauses von ziemlich gutem Aussehen.

»Ah, ah!« sagte Canolles, »es scheint, wir werden die Nacht hier zubringen, Vicomte?« – »Ja, wenn Ihr wollt, Baron.«

»Ich will alles, was Ihr wollt, denn, wie gesagt, ich reise für mein Vergnügen, während Ihr Eurer Äußerung nach in Geschäften reist. Nur befürchte ich, es wird Euch in diesem Neste an Bequemlichkeit fehlen.«

»Oh!« erwiderte der Vicomte, »eine Nacht ist bald vorüber.«

»Rasch mein Zimmer,« fuhr er, zu Pompée fort, der ihm den Steigbügel hielt. »In der Tat, Ihr habt recht, Herr von Canolles,« fügte er, sich nach seinem Gefährten umwendend, hinzu, »ich bin wirklich sehr müde.«

»Hier, gnädiger Herr,« sagte die Wirtin und deutete auf ein ziemlich großes Zimmer; es ging nach dem Hofe, seine Fenster waren vergittert und darüber lagen die Speicher des Hauses.

»Wo ist mein Zimmer?« rief Canolles.

Und er warf seine Augen lüstern auf eine Tür, die an die des Vicomte stieß und deren schwache Wand einen sehr gebrechlichen Wall gegen eine so geschärfte Neugierde, wie die seinige, bildete.

»Das Eurige?« sagte die Wirtin, »folgt mir, gnädiger Herr, ich werde Euch führen, worauf sie ihn an das Ende eines ganz mit Türen besetzten und vom Zimmer des Vicomte durch die volle Breite des Hofes getrennten Hausflurs führte.

»Nun bin ich meiner Sache gewiß,« sagte sich Canolles; »aber ich habe wie ein Dummkopf gehandelt; wollte ich jedoch böse Miene machen, so würde ich mein Spiel unwiederbringlich verlieren; nehmen wir also unser freundlichstes Gesicht an.«

Er kehrte also zurück und rief seinem Reisegefährten zu: »Gute Nacht, lieber Vicomte, Ihr bedürft in der Tat der Ruhe; soll ich Euch morgen wecken? Nein. Nun, so werdet Ihr mich vielleicht wecken, wenn Ihr aufgestanden seid. Gute Nacht!«

»Gute Nacht, Baron,« erwiderte der Vicomte.

»Gut, gut, Vicomte,« murmelte Canolles, »morgen ist die Reihe an mir, die Wohnungen zu bestellen, und ich werde mich zu entschädigen wissen. Schön, er schließt alles bis auf die doppelten Vorhänge; er breitet ein Tuch davor aus, damit sogar sein Schatten unsichtbar wird. Beim Teufel, es ist ein sehr schamhafter Junge, dieser kleine Edelmann, aber gleichviel. Morgen!«

Und Canolles ging brummend in sein Zimmer zurück, kleidete sich in sehr übler Laune aus, legte sich verdrießlich nieder und träumte, Nanon finde in seiner Tasche den perlgrauen Handschuh des Vicomte.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen war Canolles noch lustiger als am Tage vorher; auch der Vicomte von Cambes gab sich einer offenen Heiterkeit hin, und selbst Pompée wurde mutwillig, während er Castorin seine Feldzüge erzählte. Der ganze Morgen verging so auf das angenehmste.

Beim Frühstück entschuldigte sich Canolles, daß er den Vicomte verlassen müsse, er habe einen langen Brief an einen in der Gegend wohnenden Freund zu schreiben, und werde auch einen Besuch bei einem seiner Freunde machen müssen, dessen Haus unmittelbar an der Landstraße etwa drei bis vier Meilen von Poitiers liegen. Canolles erkundigte sich nach seinem Freunde bei dem Wirt, und dieser erwiderte, er werde dessen Haus, das an zwei Türmchen zu erkennen sei, etwas vor dem Dorfe Jaulnay finden. Da Castorin fortgeschickt wurde, um den Brief an seine Adresse zu überbringen, so wurde der Vicomte gebeten, zum voraus den Ort zu bezeichnen, wo man Nachtlager halten würde. Der Vicomte blickte auf eine kleine Karte, die Pompée bei sich führte, und schlug das Dorf Jaulnay vor. Canolles machte keine Einwendung und trieb die Falschheit sogar so weit, daß er ganz laut zu Pompée sagte: »Wenn man Euch wieder als Quartiermeister vorausschickt, wie gestern, so bestellt für mich womöglich ein Zimmer in der Nähe Eures Herrn, damit wir ein wenig miteinander plaudern können.«

Der mürrische Reitknecht wechselte einen Blick mit dem Vicomte und lächelte, fest entschlossen, nicht zu tun, was Canolles ihm sagte. Castorin, der schon vorher seine Instruktionen erhalten hatte, holte den Brief, und Canolles erteilte ihm Befehl, sich zum Nachtlager in Jaulnay einzufinden.

In Beziehung auf das Gasthaus war kein Irrtum möglich, denn Jaulnay besaß nur das eine zum *Grand-Charles-Martel*.

Man begab sich auf den Marsch. Fünfhundert Schritte von Poitiers, wo man diniert hatte, schlug Castorin einen Seitenweg rechts ein; man ritt noch zwei Stunden; da erkannte Canolles, nach den Merkmalen, die er sich hatte nennen lassen, das Haus seines Freundes, zeigte es dem Vicomte, nahm

Abschied von diesem, wiederholte Pompée den Auftrag, ihm das geeignete Zimmer zu besorgen, und schlug einen Seitenweg links ein.

Man kam bei Nacht in das Dorf; der Regen stürzte in Strömen herab. Zum Glück war ein Zimmer geheizt. Dem Vicomte lag nur daran, eiligst die Kleider zu wechseln; er nahm daher dieses Zimmer und beauftragte Pompée, für Canolles' Zimmer zu sorgen.

»Es ist bereits geschehen,« sagte der selbstsüchtige Pompée, den sehnsüchtig nach seinem Bett verlangte; »die Wirtin hat versprochen, dafür besorgt zu sein.«

»Gut. Mein Necessaire?« – »Hier.«

»Meine Flacons?« – »Hier sind sie.«

»Ich danke. Wo schläfst du, Pompée?« – »Am Ende des Hausflurs.«

»Und wenn ich etwas brauche?« – »Hier ist eine Glocke; die Wirtin wird kommen.«

»Wohl. Diese Tür schließt gut, nicht wahr?« – »Der Herr Vicomte kann selbst sehen.«

»Es sind keine Riegel daran?« – »Nein, aber ein Schloß.«

»Gut. Ich werde mich von innen einschließen. Es ist kein anderer Ausgang vorhanden?« – »Nicht, daß ich wüßte.«

Pompée nahm das Licht und ging im Zimmer umher.

»Sieh nach, ob die Läden fest sind.« – »Die Haken sind eingelegt.«

»Geh, Pompée.«

Pompée entfernte sich, und der Vicomte drehte den Schlüssel um.

Eine Stunde nachher verließ Castorin, der zuerst in dem Gasthause angelangt war und neben Pompée wohnte, ohne daß dieser es vermutete,

sein Zimmer auf den Fußspitzen und öffnete Canolles die Tür.

Canolles schlüpfte mit pochendem Herzen in das Haus, befahl Castorin, die Tür wieder zu verschließen, ließ sich das Zimmer des Vicomte bezeichnen und stieg hinauf.

Der Vicomte war im Begriff, sich zu Bette zu legen, als er Tritte im Hausflur hörte. Wie man weiß, war er aber äußerst furchtsam, und die Tritte ließen ihn erbeben. Sie hielten vor seiner Tür, und gleich darauf klopfte es an.

»Wer ist da?« fragte eine so zitternde Stimme, daß Canolles den Klang kaum erkannt hätte.

»Ich!« antwortete Canolles.

»Wie, Ihr?« versetzte die Stimme, von einem Schrecken zum andern übergehend.

»Ja, denkt Euch doch, Vicomte, es ist kein Platz mehr in unserem Gasthause, es ist kein einziges Zimmer mehr frei. Euer Dummkopf von Pompée hat nicht an mich gedacht. Es gibt kein anderes Wirtshaus im Dorfe und da in Eurem Zimmer zwei Betten stehen ...«

Der Vicomte warf voll Schrecken einen Blick auf die Zwillingsbetten, die nur durch einen Tisch getrennt nebeneinander im Alkoven standen.

»Nun, Ihr begreift wohl,« fuhr Canolles fort, »ich bitte um das eine; öffnet mir rasch, ich flehe Euch an, denn ich erfriere.«

Man hörte jetzt ein Durcheinanderwerfen, ein Zerknittern von Kleidern und hastige Schritte.

»Ja, ja, Baron,« sagte der Vicomte mit einer Stimme, die immer größere Bestürzung verriet: »ja, ich komme, ich eile.«

»Ich warte, aber ich bitte, öffnet schleunigst, wenn Ihr mich nicht in Eis verwandelt finden wollt.«

»Verzeiht, aber ich schlief.«

»Mir kam es vor, als hättet Ihr Licht.«

»Ihr täuschtet Euch.«

Und das Licht wurde sogleich ausgelöscht; Canolles beklagte sich nicht darüber.

»Hier bin ich ... Ich finde die Tür nicht,« fuhr der Vicomte fort.

»Ah! das glaube ich wohl,« erwiderte Canolles. »Ich höre Eure Stimme am andern Ende des Zimmers ... hierher ...«

»Ich suche die Glocke, um Pompée herbeizurufen.«

»Pompée ist am entgegengesetzten Ende des Hausflurs und wird Euch nicht hören. Ich wollte ihn wecken, um zu fragen, wie die Sache stehe; aber unmöglich, er schläft wie ein Dachs.«

»Dann werde ich die Wirtin rufen.«

»Bah! die Wirtin hat ihr Bett einem Reisenden abgetreten und ist auf den Speicher schlafen gegangen. Niemand würde kommen, mein lieber Freund. Warum wollt Ihr übrigens Leute rufen? Ich brauche niemand.«

»Aber ich.«

»Ihr, Ihr öffnet mir Eure Tür, und ich danke Euch dafür. Ich suche mein Bett, lege mich nieder, und damit ist es gut. Öffnet also, ich bitte.«

»Es müssen sich doch andere Zimmer finden, und wären sie auch ohne Betten,« sagte der Vicomte ganz in Verzweiflung. »Wir wollen rufen, suchen ...«

»Aber, lieber Vicomte, es hat halb elf Uhr geschlagen. Ihr werdet das ganze Wirtshaus aufwecken; man wird glauben, es brenne im Hause. Das gibt eine Geschichte, daß man die ganze Nacht nicht mehr schlafen kann, und das wäre schade, denn ich sterbe vor Müdigkeit.«

Diese Worte schienen den Vicomte etwas zu beruhigen. Kleine Tritte näherten sich der Tür und diese wurde geöffnet.

Canolles trat ein und schloß die Tür wieder hinter sich. Der Vicomte hatte sich, nachdem er geöffnet, eiligst wieder entfernt.

Der Baron befand sich nun in einem fast dunkeln Zimmer, denn die letzten Kohlen des Kamins erloschen eben und gaben nur einen unzureichenden Schein. Die Atmosphäre war lau und von allen Wohlgerüchen geschwängert, welche die verfeinertste, ausgesuchteste Sorgfalt der Toilette andeuten.

»Ah! ich danke, Vicomte,« sagte Canolles, »denn hier ist's in der Tat besser, als im Hausflur.«

»Ihr habt Lust zu schlafen, Baron?«

»Ja, gewiß. Zeigt mir mein Bett, da Ihr das Zimmer kennt, oder laßt mich die Kerze wieder anzünden.«

»Nein, nein, das ist unnötig,« erwiderte lebhaft der Vicomte, »Euer Bett ist links.«

Da die Linke des Vicomte die Rechte des Barons war, so ging der Baron rechts, traf ein Fenster, in der Nähe des Fensters einen Tisch, und auf dem Tisch ein Glöckchen, das der Vicomte in seiner Bestürzung vergeblich gesucht hatte. Er steckte das Glöckchen für jeden Fall in die Tasche.

»Aber, was macht Ihr denn?« rief er. »Ich glaube, wir spielen blinde Kuh, Vicomte. Ihr solltet wenigstens Aufgepaßt! rufen. Was zum Teufel, stöbert Ihr denn im Schatten umher?«

»Ich suche das Glöckchen, um Pompée zu rufen.«

»Was wollt Ihr denn mit Pompée?« – »Ich will ... ich will, er soll sich ein Bett neben dem meinigen machen.«

»Für wen?« – »Für sich.«

»Für sich ... was sagt Ihr da, Vicomte? Lakaien in unserem Zimmer! Still! Ihr habt Gewohnheiten wie furchtsame junge Mädchen. Pfui! wir sind so große Burschen, daß wir uns selbst verteidigen können. Nein, gebt mir nur die Hand und geleitet mich nach meinem Bette, das ich nicht finden kann ... oder ... zünden wir die Kerze wieder an.«

»Nein, nein, nein!« rief der Vicomte.

»Da Ihr mir die Hand nicht reichen wollt,« versetzte Canolles, »so solltet Ihr mir wenigstens einen Faden geben, denn ich bin in einem wahren Labyrinth.«

Und er rückte mit ausgestreckten Armen in der Richtung vor, wo er die Stimme gehört hatte; aber er sah es wie einen Schatten an sich hinschlüpfen und spürte einen Wohlgeruch, der an ihm vorüberzog; er schloß die Arme, hatte aber nur die Luft umarmt.

»Dort! dort! rief der Vicomte am andern Ende des Zimmers. »Ihr seid zunächst Eurem Bette, Baron.«

»Welches von beiden gehört mir?« – »Gleichviel, ich lege mich nicht schlafen.«

»Wie, Ihr legt Euch nicht schlafen?« rief der Baron, sich bei diesen unklugen Worten umwendend; »was werdet Ihr denn tun?« – »Ich bringe die Nacht auf einem Stuhle zu.«

»Eine solche Kinderei werde ich nicht dulden; kommt, Vicomte, kommt.«

»Und von einem letzten Lichtstrahle, der vom Kaminherde ausging und dann erstarb, geleitet, erblickte Canolles den Vicomte in einer Ecke zwischen dem Fenster und der Kommode hingekauert und ganz in einen Mantel gewickelt.

Dieser Strahl war nur ein Blitz; aber er genügte, um den Baron zu leiten und dem Vicomte begreiflich zu machen, daß er verloren sei. Canolles ging mit ausgestreckten Armen gerade auf ihn zu, und obgleich das Zimmer wieder

völlig in Finsternis gehüllt war, begriff doch der arme junge Mann, daß er diesmal seinem Verfolger nicht entgehen würde.

»Baron! Baron!« stammelte der Vicomte, »geht nicht weiter, ich flehe Euch an; Baron, verlaßt Euern Platz nicht, keinen Schritt mehr, wenn Ihr ein Edelmann seid.«

Canolles blieb stillstehen; Der Vicomte war so nahe bei ihm, daß er sein Herz schlagen hörte, daß er den warmen Duft seines Hauches fühlte; zu gleicher Zeit schien ihn ein köstlicher, berauschender Wohlgeruch der Jugend und Schönheit völlig zu umfangen und ihn ganz unfähig zu machen, dem Wunsch des Vicomte zu willfahren, selbst wenn er Lust dazu gehabt hätte.

Er blieb jedoch einen Augenblick, wo er war, seine Hände gegen diese Hände ausstreckend, die ihn zum voraus zurückstießen, und fühlend, daß er nur noch eine Bewegung zu machen hatte, um den reizenden Körper zu berühren, dessen Geschmeidigkeit er seit zwei Tagen so oft bewundert hatte.

»Gnade! Gnade!« flüsterte der Vicomte mit einer Stimme, worin sich ein Anfang von Wollust mit dem Schrecken vermischte. »Gnade!« Die Stimme erlosch auf den Lippen, und Canolles fühlte, wie der reizende Körper an dem Täfelwerk hinglitt und auf die Knie fiel.

Seine Brust erweiterte sich; in der Stimme, die ihn anflehte, lag ein Ausdruck, der ihm zum Beweise diente, daß sein Gegner bereits halb besiegt war.

Er machte noch einen Schritt, streckte die Hände aus und begegnete den gefalteten, bittenden Händen des jungen Mannes, der diesmal nicht mehr die Lust hatte, einen Schrei auszustoßen, und nur einen halb schmerzlichen Seufzer von sich gab.

Plötzlich vernahm man den Galopp eines Pferdes unter dem Fenster; hastige Schläge erschollen an der Tür des Wirtshauses; auf diese Schläge folgte ein gewaltiges Getöse. Man rief und pochte abwechselnd.

»Herr Baron von Canolles!« rief eine Stimme.

»Oh! Dank, mein Gott! ich bin gerettet,« murmelte der Vicomte.

»Die Pest über dieses Vieh,« sagte Canolles, »konnte es nicht morgen früh kommen?«

»Herr Baron von Canolles!« rief die Stimme, »Herr Baron von Canolles, ich muß Euch sogleich sprechen.«

»Was gibt es denn?« fragte der Baron und machte einen Schritt vorwärts.

»Gnädiger Herr, gnädiger Herr!« sagte Castorin vor der Tür, »man fragt nach Euch, man sucht Euch.«

»Wer denn, Dummkopf?« – »Ein Eilbote.«

»Von wem?« – »Von dem Herzog von Epernon.«

»Was will er von mir?« – »Dienst des Königs.«

Bei diesem magischen Worte, dem man gehorchen mußte, öffnete Canolles unter beständigem Fluchen die Tür und ging die Treppe hinab.

Der Eilbote war eingetreten und wartete in der Wirtsstube; Canolles suchte ihn auf und las erbleichend Nanons Brief, denn der Eilbote war Courtauvaux, der ungefähr zehn Stunden nach Canolles abgereist war und diesen, trotz aller Eile, erst auf der zweiten Etappe hatte einholen können.

Einige Fragen, die Canolles an Courtauvaux richtete, ließen dem Baron keinen Zweifel darüber, wie notwendig seine schleunige Abreise war. Er las den Brief zum zweiten Male und der Ausdruck: *Eure teure Schwester* Nanon, machte ihm begreiflich, was vorgefallen war, daß sich nämlich Fräulein von Lartigues dadurch aus der Verlegenheit gezogen hatte, daß sie ihn für ihren Bruder ausgab.

Canolles hatte wiederholt in nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken Nanon selbst von diesem Bruder sprechen gehört, dessen Stelle er nun

eingenommen. Dies vermehrte noch den Widerwillen, womit er dem Befehle des Herzogs Folge leistete.

»Es ist gut,« sagte er zu Courtauvaux, ohne ihm einen Kredit in dem Wirtshause zu eröffnen oder ihm seine Börse in die Hände zu leeren, was er bei jeder andern Veranlassung sicher getan haben würde; »es ist gut; sagt Eurem Herrn, Ihr habet mich getroffen, und ich habe auf der Stelle gehorcht.«

»Und Fräulein von Lartigues soll ich nichts sagen?«

»Sagt ihr, ihr Bruder wisse das Gefühl zu schätzen, das sie bei ihrer Handlungsweise bestimmt habe, und sei ihr dafür verbunden. Castorin, sattle die Pferde!«

Und ohne etwas anderes zu dem Boten zu sprechen, der über diese unfreundliche Aufnahme ganz verblüfft war, ging Canolles zu dem Vicomte hinauf, den er bleich, zitternd und wieder angekleidet fand. Auf dem Kamin brannten zwei Kerzen. Canolles warf einen Blick innigen Bedauerns auf den Alkoven und besonders auf die Zwillingsbetten, an deren einem ein leichter Eindruck sichtbar war. Der Vicomte folgte diesem Blick mit einem Gefühle der Schamhaftigkeit, das ihm die Röte ins Gesicht steigen ließ.

»Freut Euch, Vicomte,« sagte Canolles, »Ihr seid nun für den Rest der Reise von mir befreit. Ich gehe im Dienste des Königs mit der Post.«

»Wann geht Ihr?« fragte der Vicomte mit einer noch nicht ganz beruhigten Stimme.

»Auf der Stelle; ich reise nach Nantes, wo der Hof sich aufhält, wie es scheint.«

»Gott befohlen, mein Herr,« vermochte der junge Mann kaum zu antworten, und er sank auf einen Stuhl zurück, ohne daß er seine Augen nach seinem Gefährten aufzuschlagen wagte.

Canolles machte einen Schritt auf ihn zu.

»Ich werde Euch ohne Zweifel nicht mehr sehen,« sagte er mit tief bewegter Stimme.

»Wer weiß?« versetzte der Vicomte und suchte zu lächeln.

»Versprecht eines einem Manne, der ewig Euer Andenken bewahren wird,« sagte Canolles und legte seine Hand mit einem Einklange der Stimme und der Gebärde, der keinen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit mehr übrig ließ, auf das Herz.

»Was verlangt Ihr?« – »Daß Ihr zuweilen an mich denken werdet.«

»Ich verspreche es Euch.«

»Ohne Groll ...«

»Ja ...«

»Eine Bekräftigung dieses Versprechens,« sagte Canolles.

Der Vicomte reichte ihm die Hand.

Canolles nahm die zitternde Hand ohne eine andere Absicht, als sie in der seinigen zu drücken, aber mit einer Bewegung, die stärker war als sein Wille, preßte er sie an seine glühenden Lippen und stürzte aus dem Zimmer, während er die Worte murmelte: »Ah! Nanon, Nanon, kannst du mich je für den Verlust entschädigen, den du mir verursacht hast?«

Achtes Kapitel.

Chantilly

Folgen wir jetzt den Prinzessinnen des Hauses Condé in die Verbannung nach Chantilly, von der Richon dem Vicomte erzählt hatte, so sehen wir unter den mit Blütenschnee überstreuten Alleen von Kastanienbäumen einen Schwarm von Spaziergängern, lachend, plaudernd und singend, beständig sich umher bewegen.

Die Dame in der Mitte ist die Frau Prinzessin-Witwe, die Mutter des Siegers von Rocroy, Nördlingen und Lens, des großen Condé, dessen Sohn Mazarin gewagt hat ins Gefängnis zu sperren, während er die Mutter, sowie die Gemahlin des edlen Gefangenen nach Chantilly verbannt hat.

Die Dame rechts ist Claire Clemence von Maillé, Prinzessin von Condé.

Die Gefangenschaft ihres Gatten gab ihrem Hochmut einen Anschein von heldenhaftem Märtyrertum; sie erschien beklagenswert als eine Witwe, und ihr fast siebenjähriger Sohn, der Herzog von Enghien, interessanter als eine Waise. Die Augen sind auf sie gerichtet, und ohne Furcht, sich lächerlich zu machen, ist sie in Trauer gekleidet. Und die Königin-Witwe sowie Mazarin hören nicht auf, Furcht zu empfinden vor diesem Themistokles im Unterrock, dem als Duenna die eigensinnige und intrigante Marquise von Tourville zur Seite stand.

Die genannten drei Frauen wandeln voll gespannter Erwartung auf und nieder und wenden ihre Blicke immer wieder dem Haupttore des Schlosses zu. Bereits hat die Prinzessin-Witwe unter wiederholtem Kopfschütteln und Seufzen gesagt: »Wir werden scheitern, meine Tochter, wir werden gedemütigt werden.«

»Großen Ruhm kann man nicht wohlfeil haben,« entgegnete Frau von Tourville, »und es gibt keinen Sieg ohne Kampf!«

»Wenn wir scheitern, wenn wir besiegt werden,« versetzte die junge Prinzessin, »so werden wir uns rächen.«

»Madame,« sagte die Prinzessin-Witwe, »wenn wir scheitern, so hat Gott den Herrn Prinzen besiegt. Wolltet Ihr Euch an Gott rächen?«

Die junge Prinzessin verbeugte sich vor der erhabenen Demut ihrer Schwiegermutter, und auf diese Art sich bekomplimentierend und gegenseitig beräuchernd, hatten die drei Personen viel Ähnlichkeit mit einem Bischof und seinen zwei Diakonen, die Gott zum Vorwand der Huldigungen nehmen, die sie einander darbringen.

»Weder Herr von Turenne, noch Herr von Larochefoucault, noch Herr von Bouillon ist zu unserm Beistand hier,« murmelte die Witwe; »alles fehlt zugleich.«

»Auch Geld!« versetzte Frau von Tourville.

»Und auf wen soll man zählen,« sagte die Prinzessin, »wenn Claire selbst uns vergißt?«

»Wer sagt Euch, meine Tochter, daß Frau von Cambes Euch vergißt?« – »Sie kommt nicht zurück!«

»Vielleicht ist sie verhindert; die Wege sind so unsicher, wie Ihr wißt.«

»Und an alledem,« sagte Frau von Tourville, »ist Herr Lenet schuld, Herr Pierre Lenet,« wiederholte sie mit Nachdruck, »dieser hartnäckige Ratgeber, den Ihr fortwährend behaltet, während er nur dazu taugt, unsern Plänen in den Weg zu treten. Hätte er meinen zweiten Plan nicht vereitelt, der, wie Ihr Euch erinnert, dahin ging, Schloß Bayres, die Insel Saint-George und die Veste Blaye durch Überrumpelung zu nehmen, so würden wir Bordeaux jetzt belagert halten, und Bordeaux müßte kapitulieren.«

»Ohne der Meinung Ihrer Hoheiten vorgreifen zu wollen, wäre es mir lieber, wenn es sich von selbst anböte,« sagte hinter Frau von Tourville eine Stimme; deren achtungsvoller Ton nicht ganz frei von ironischer Färbung war. »Eine Stadt, die kapituliert, weicht der Gewalt und macht sich zu nichts verbindlich; eine Stadt, die sich von selbst anbietet, kompromittiert sich und ist genötigt, bis zum Ende dem Glück derer zu folgen, denen sie sich angeboten hat.«

Die drei Damen wandten sich um und erblickten Pierre Lenet, der durch eine Nebentür des Schlosses auf die Terrasse getreten war und sich ihnen von hinten genähert hatte.

Was Frau von Tourville gesagt hatte, entsprach teilweise der Wahrheit. Pierre Lenet, der Ratgeber des Prinzen, ein kalter, gescheiter, ernster Mann, war von seinem Herrn beauftragt, Freunde und Feinde zu überwachen, und es machte ihm allerdings viel mehr Mühe, die Freunde des Prinzen an Gefährdung seiner Sache zu verhindern, als die schlimmen Pläne seiner Feinde zu bekämpfen. Aber geschickt und verschmitzt wie ein Advokat, an die Schikanen und Ränke des Hofes gewöhnt, siegte er gewöhnlich durch irgendeine glückliche Gegenmine oder durch seine unerschütterliche Gelassenheit. Gerade in Chantilly selbst aber lieferte er seine geistreichsten Schlachten. Die Eitelkeit der Frau von Tourville, die Ungeduld der Prinzessin, die aristokratische Unbeugsamkeit der Witwe waren schwerer zu überwinden, als die Schlauheit Mazarins, der Stolz Annas von Österreich und die Unentschlossenheit des Parlaments.

Aber trotz des Widerstandes, den sie bei ihm finden mußten, erkannten die Prinzessinnen die Ergebenheit und besonders die Nützlichkeit Pierre Lenets und nahmen daher seinen Rat mit freundschaftlicher Gebärde auf. Es zeigte sich sogar ein leichtes Lächeln auf den Lippen der Witwe.

»Nun, mein lieber Lenet, Ihr habt es gehört,« sagte sie, »Frau von Tourville beklagte sich oder beklagte vielmehr uns. Es geht immer schlechter und schlechter, lieber Lenet!«

»Madame,« erwiderte Lenet, »ich bin weit entfernt, die Dinge so schwarz zu sehen, wie Eure Hoheit. Ich hoffe viel von der Zeit und der Rückkehr des Glückes. Ihr kennt das Sprichwort: Geduld und Zeit machen alles möglich.«

»Geduld, Rückkehr des Glückes, das ist Philosophie, Herr Lenet, und nicht Politik!« rief die Prinzessin.

Lenet lächelte ebenfalls.

»Die Philosophie ist in allen Dingen nützlich, Madame, und besonders in der Politik. Sie lehrt uns beim Siege nicht stolz werden und bei einem

Umschlag die Geduld nicht verlieren.«

»Gleichviel,« sagte Frau von Tourville, »ein guter Eilbote wäre mir lieber, als alle Eure Grundsätze. Nicht wahr, Frau Prinzessin?« – »Ja, ich muß es gestehen,« erwiderte Frau von Condé.

»Eure Hoheit wird befriedigt werden; denn sie wird heute drei erhalten,« versetzte Lenet mit derselben Kaltblütigkeit.

»Wie, drei?« – »Ja, Madame, den ersten hat man auf der Straße von Bordeaux gesehen, der zweite kommt von Stenay, und der dritte von Larochefoucault.«

Die beiden Prinzessinnen stießen einen Schrei freudigen Erstaunens aus. Frau von Tourville kniff sich in die Lippen.

In demselben Augenblick erblickte man zwei Reiter, die im Galopp durch das Gitter des Schlosses sprengten. Sogleich verließ ein Haufe von Neugierigen die Rasen- und Blumenbeete und drängte sich an das Geländer, um etwas von den Nachrichten zu erhaschen.

Die Reiter stiegen ab; einer von ihnen übergab dem andern, der sein Lakai zu sein schien, den Zügel seines von Schweiß triefenden Pferdes und ging oder lief vielmehr zu den Prinzessinnen, die er an einem Ende der Galerie erblickte, während er durch das andere eintrat.

»Claire!« rief die Prinzessin.

»Ja, Hoheit; empfangt meine Huldigung, Madame.«

Und ein Knie auf die Erde setzend, versuchte es der Jüngling, die Hand der Frau Prinzessin zu ergreifen, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen.

»In meine Arme! teure Vicomtesse, in meine Arme!« rief Frau von Condé, sie aufhebend.

Und nachdem er sich mit allen Zeichen der Ehrfurcht von der Frau Prinzessin hatte umarmen lassen, wandte sich der Reiter zur Prinzessin-Witwe, vor der er sich achtungsvoll verbeugte.

»Sprecht rasch, liebe Claire!« sagte diese.

»Ja, sprich,« wiederholte Frau von Condé, »hast du Richon gesehen?«

»Ja, Hoheit, und er hat mir einen Auftrag an Euch gegeben.«

»Einen guten oder einen schlimmen?« – »Ich weiß es selbst nicht; er besteht in zwei Worten.«

»In welchen? Schnell, ich sterbe vor Ungeduld.«

Und die lebhafteste Angst war auf den Gesichtern der zwei Prinzessinnen ausgeprägt.

»Bordeaux – ja,« sagte Claire, selbst unruhig über die Wirkung, die diese zwei Worte hervorbringen würden.

Aber sie ward bald beruhigt, denn die Prinzessinnen erwiderten mit einem Triumphgeschrei, das Lenet vom Ende der Galerie herbeilockte.

»Lenet! Lenet! kommt, kommt!« rief die Prinzessin; »Ihr wißt nicht, welche Nachricht die gute Claire uns überbringt?«

»Doch, Madame,« erwiderte Lenet lächelnd, »ich weiß es, und deshalb beeilte ich mich nicht.«

»Wie! Ihr wißt es?« – »Bordeaux, ja! Nicht wahr?«

»In der Tat, mein lieber Pierre, Ihr seid ein Zauberer,« versetzte die ältere Dame.

»Aber wenn Ihr es wußtet,« sagte die Prinzessin in vorwurfsvollem Ton, »warum habt Ihr uns nicht durch ein paar Worte unserer Unruhe entzogen, die Ihr doch wahrnehmen mußtet?«

»Weil ich der Frau Vicomtesse von Cambes den Lohn für ihre Anstrengungen lassen wollte,« antwortete Lenet, indem er sich ganz bewegt vor Claire verbeugte, »und dann auch, weil ich den Freudenausbruch Eurer Hoheiten auf dieser Terrasse und vor aller Welt befürchtete.«

»Ihr habt recht, stets recht, Pierre, mein guter Pierre,« sagte die Prinzessin. »Wir wollen schweigen!«

»Und wir haben dies dem braven Richon zu verdanken,« versetzte die Prinzessin-Witwe. »Nicht wahr, Ihr seid zufrieden mit ihm, und er hat gut manövriert? Sagt, Lenet.«

»Richon ist ein Mann von Kopf und gewandter Ausführung,« sagte Lenet, »und Eure Hoheit mag glauben, wenn ich seiner nicht so sicher wie meiner selbst gewesen wäre, so hätte ich ihn Euch nicht empfohlen.«

»Was werden wir für ihn tun?« fragte die Frau Prinzessin.

»Man muß ihm einen Posten von Bedeutung geben,« erwiderte die Witwe.

»Einen Posten von Bedeutung? Was fällt Eurer Hoheit ein?« entgegnete Frau von Tourville; »sie vergißt, daß Richon kein Edelmann ist.«

»Ich auch nicht, Madame, ich auch nicht,« versetzte Lenet, »was den Herrn Prinzen, wie ich vermute, nicht abhält, einiges Vertrauen zu mir zu haben. Ich achte und bewundere gewiß den Adel Frankreichs, aber es gibt Umstände, unter denen, ich wage es zu behaupten, ein großes Herz mehr wert ist, als ein altes Wappen.«

»Und warum hat der gute Richon diese herrliche Kunde nicht selbst überbracht?« rief die Prinzessin.

»Er ist in Guienne geblieben, um eine gewisse Anzahl Leute zu sammeln; er sagt nur, er könne bereits auf etwa dreihundert Soldaten zählen; nur meint er, sie werden wegen der Kürze der Zeit zu schlecht dressiert sein, um sich im Felde zu halten, und es wäre ihm lieber, wenn man ihm das Kommando eines festen Platzes, wie Vayres oder Saint-Georges, gäbe. Da glaube er Euern Hoheiten am nützlichsten sein zu können.«

»Aber wie dies nun erlangen?« fragte die Prinzessin. »Wir stehen zur Zeit zu schlecht bei Hofe, um jemand zu empfehlen, und der, den wir empfehlen, würde sogleich verdächtig werden.«

»Madame,« sagte die Vicomtesse, »vielleicht hätte man ein Mittel, das mir Herr Richon selbst an die Hand gegeben hat.«

»Welches?« – »Herr von Epernon ist, wie es scheint,« fuhr die Vicomtesse errötend fort, »in ein gewisses Frauenzimmer verliebt.«

»Ah! ja, die schöne Nanon,« versetzte die Prinzessin verächtlich, »wir wissen das.«

»Nun, es scheint, daß der Herzog von Epernon dieser Frau nichts abzuschlagen vermag, und daß diese Frau alles bewilligt, was man ihr bezahlt. Könnte man nicht ein Patent für Herrn Richon von ihr erkaufen?« – »Das wäre gut angelegtes Geld,« sagte Lenet.

»Ja, aber die Kasse ist auf dem trockenen, Ihr wißt es wohl, Herr Rat.«

Lenet wandte sich lächelnd zu Frau von Cambes und sagte: »Das ist der Augenblick, Madame, Ihren Hoheiten zu beweisen, daß Ihr an alles gedacht habt.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Lenet?« – »Er will damit sagen, Madame, daß ich so glücklich bin, Euch eine schwache Summe, die ich mit großer Mühe von meinen Pächtern eingezogen habe, anbieten zu können; der Betrag ist sehr gering, aber ich vermag im Augenblick nicht mehr. Zwanzigtausend Livres!« fuhr die Vicomtesse, die Augen niederschlagend und zögernd fort, denn sie war ganz beschämt, daß sie Damen, die nach der Königin die, ersten im Reiche waren, eine so kleine Summe anbieten sollte.

»Zwanzigtausend Livres!« riefen die Prinzessinnen.

»Das ist ein ganzes Vermögen in diesen Zeitläuften,« fügte die Witwe hinzu.

»Diese teure Claire!« rief die Prinzessin, »nie werden wir uns je unserer Schuld gegen sie entledigen!«

»Eure Hoheit mag später daran denken.«

»Und wo ist diese Summe?« fragte Frau von Tourville.

»In dem Gemach Ihrer Hoheit, wohin mein Stallmeister Pompée sie meinem Befehle gemäß getragen hat.«

»Lenet,« sagte die Prinzessin, »Ihr werdet Euch erinnern, daß wir diese Summe Frau von Cambes schuldig sind.«

»Sie ist schon in unser Passivum eingetragen,« erwiderte Lenet, zog sein Schreibebuch aus der Tasche und zeigte bei dem Datum des Tages die zwanzigtausend Livres der Vicomtesse, die bei einer Kolonne aufgerechnet waren, deren Gesamtsumme die Prinzessinnen hätte erschrecken müssen, wenn sie sich die Mühe gegeben hätten, zu addieren.

»Aber wie habt Ihr es gemacht, daß Ihr durchgekommen seid, liebe Schöne?« sagte die Prinzessin; »man sagt uns, Herr von Saint-Aignan halte die Straße besetzt und untersuche Menschen und Gegenstände gerade wie ein Steuereinnehmer.«

»Durch Pompées Klugheit, Madame, sind wir dieser Gefahr entgangen,« antwortete die Vicomtesse; »wir machten einen großen Umweg, der unsere Ankunft um anderthalb Tage verzögerte, aber unsere Reise sicherte; sonst wäre ich schon seit vorgestern bei Euer Hoheit.«

»Beruhigt Euch, Madame,« sagte Lenet, »es ist noch keine Zeit verloren, man hat nur den heutigen Tag und den morgigen gut anzuwenden. Eure Hoheit mögen sich erinnern, daß wir heute drei Kuriere erwarten; einer ist bereits eingetroffen, die zwei andern fehlen also noch.« »Darf man den Namen der beiden andern erfahren?« fragte Frau von Tourville, immer in der Hoffnung, den Rat auf einem Versehen zu ertappen, denn sie führte gegen ihn einen Krieg, der wenn auch nicht erklärt, darum doch nicht minder ernster Natur war. »Der erste wird, vermute ich, Gourville sein; er kommt vom Herzog von Larochefoucault.«

»Und der zweite?« fragte die Prinzessin.

»Der zweite ist Blanchefort, Kapitän der Garden des Herrn Prinzen. Er kommt aus Stenay von Herrn von Turenne.«

»Nun aber,« fügte er absichtlich die Vicomtesse bezeichnend, hinzu, »muß die Frau Vicomtesse der Ruhe bedürfen, denn die lange Reise...«

Die Vicomtesse begriff das Verlangen Lenets, mit den Prinzessinnen allein zu bleiben, machte, auf ein Lächeln der Witwe, das sie in diesem Gedanken bestätigte, eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und entfernte sich.

Frau von Tourville blieb und versprach sich eine reiche Ernte geheimnisvoller Nachrichten, aber auf eine unmerkliche Gebärde der Witwe gegen ihre Schwiegertochter kündigten die beiden Prinzessinnen gleichzeitig durch eine zeremonielle Verbeugung Frau von Tourville an, das Ende der politischen Sitzung, zu der man sie berufen hatte, sei gekommen. Die Dame begriff die Aufforderung sofort, machte den Prinzessinnen eine noch viel ernstere und zeremoniösere Reverenz und entfernte sich, Gott zum Zeugen für den Undank der Fürsten nehmend.

Die Prinzessinnen gingen in ihr Kabinett, und Lenet folgte ihnen.

»Wenn nun,« sagte Lenet, nachdem er sich versichert hatte, daß die Tür geschlossen war, »Eure Hoheiten Gourville empfangen wollten, er ist angekommen und wechselt nur die Kleider, da er es nicht wagte, sich in seinem Reisegewand vor Euch zu zeigen.«

»Welche Kunde bringt er?« – »Die Kunde, daß Herr von Larochefoucault diesen Abend oder morgen mit fünfhundert Edelleuten hier sein wird.«

»Fünfhundert Edelleute!« rief die Prinzessin, »das ist eine ganze Armee.«

»Welche unsern Weg schwieriger machen wird. Mir wären fünf bis sechs Diener lieber gewesen, als dieser ganze Troß; wir hätten uns leichter Herrn von Saint-Aignan entzogen. Nun wird es beinahe unmöglich sein, den Süden zu erreichen, ohne beunruhigt zu werden.«

»Desto besser, wenn man uns beunruhigt,« rief die Prinzessin; »denn geschieht dies, so werden wir kämpfen und siegen; der Geist des Herrn von Condé wird mit uns marschieren.«

Lenet schaute die Prinzessin-Witwe an, als wollte er auch ihre Ansicht vernehmen; aber Charlotte von Montmorency hatte in ihrem Leben so viele hohe Häupter sich beugen sehen, um ins Gefängnis zu gehen oder auf das Blutgerüst zu rollen, und sie fuhr deshalb trauervoll an ihre Stirn und sagte: »Ja, das ist unsere Wahl: uns verbergen oder schlagen; ein furchtbares Ding! Wir lebten ruhig mit etwas Ruhm, den Gott unserem Hause gesandt hatte; wir wollten nur den Rang behaupten, in dem wir geboren sind, und nun treibt uns der Zufall zum Kampf gegen unsern Herrn.«

So wogte der Kampf zwischen dem kühnen Ungestüm der jungen Prinzessin und der besonnenen Erfahrenheit der Prinzessin-Witwe hin und her.

»Madame,« sagte Lenet, von der letzteren aufgefordert, seine Meinung zu sagen, »Euer Hoheit hat recht, aber wir sind zu weit gegangen, um nun zurückzuweichen; mehr noch; unter den Umständen, in denen wir uns befinden, handelt es sich darum, einen raschen Entschluß zu fassen, denn wir dürfen uns unsere Lage nicht verbergen. Wir sind nur scheinbar frei, die Königin hat ihre Augen auf uns gerichtet, und Herr von Saint-Aignan belagert uns. Wir müssen darauf bedacht sein, Chantilly trotz der Wachsamkeit der Königin und der Belagerung durch Herrn von Saint-Aignan zu verlassen.«

»Verlassen wir Chantilly, aber mit erhobenen Köpfen,« rief die Prinzessin.

»Ich bin auch dieser Ansicht,« sagte die Prinzessin-Witwe, »die Condé sind keine Spanier und verraten nicht; sie sind keine Italiener und schmieden keine Ränke; was sie tun, tun sie am lichten Tag und mit erhabener Stirn.«

»Madame,« erwiderte Lenet im Tone innerer Sicherheit, »Gott ist mein Zeuge, daß ich der erste bin, der die Befehle Eurer Hoheit vollzieht, wie sie auch lauten mögen; aber um Chantilly zu verlassen, wie Ihr dies tun wollt, müssen wir eine Schlacht liefern. Ohne Zweifel ist es nicht Eure Absicht am Tage des Kampfes Weiber zu sein, nachdem Ihr im Rate Männer gewesen seid; Ihr werdet an der Spitze Eurer Parteigänger marschieren, Ihr werdet Euren Soldaten das Kriegsgeschrei hinwerfen; aber Ihr vergeßt, daß neben Eurem kostbaren Dasein eine nicht minder kostbare Existenz zu tagen beginnt, die des Herrn Herzogs von Enghien, Eures Sohnes und

Enkels; werdet Ihr Euch der Gefahr aussetzen, in demselben Grabe die Gegenwart und die Zukunft Eures Hauses zu begraben? Glaubt Ihr, Mazarin werde den Vater nicht als Geisel nehmen während der verwegenen Taten, die man im Namen des Sohnes ausführt? Kennt Ihr die Geheimnisse des Turmes von Vincennes nicht mehr, die auf eine so unselige Weise von dem Großprior von Vendomê, von dem Marschall von Ornano und von Puy-Laurent ergründet worden sind? Habt Ihr das unheilvolle Zimmer vergessen, das, nach dem Ausspruch der Frau von Rambouillet, wie Arsenik in das Gewicht fällt? Nein, meine Damen,« fuhr Lenet, die Hände faltend, fort, »nein, Ihr werdet Chantilly verlassen, wie es Frauen geziemt, die man verfolgt; erinnert Euch, daß Eure sicherste Wache die Schwäche ist. Ein Kind, das man seines Vaters, eine Frau, die man ihres Gatten beraubt, eine Mutter, der man ihren Sohn nimmt, entziehen sich, so gut sie können, der Falle, worin man sie festhielt. Wartet, um zu handeln und laut zu sprechen, bis Ihr dem Stärkeren nicht mehr als Bürgschaft dient; seid Ihr Gefangene, so werden Eure Parteigänger stumm bleiben; seid Ihr aber frei, so werden sie sich erklären, denn sie haben nicht mehr zu befürchten, daß man ihnen die Bedingungen Eurer Loskaufung diktiert. Unser Plan ist mit Gourville besprochen. Wir sind eines guten Geleites sicher, das uns erlaubt, die Beleidigungen auf dem Wege zu vermeiden, denn es stehen heute zwanzig verschiedene Parteien im Felde und erheben sich gegen Freund und Feind. Willigt ein; alles ist bereit.«

Während die junge Herzogin diesen Plan empört von sich wies, sagte die Witwe nach einem Augenblick des Zögerns: »Lieber Herr Lenet, überredet meine Tochter, denn ich meinesteils bin genötigt, hier zu bleiben. Ich habe bis jetzt gekämpft, aber endlich unterliege ich; der verzehrende Kummer, den ich umsonst zu verbergen suche, um meine Umgebung nicht zu entmutigen, wird mich an ein Schmerzenslager fesseln, das vielleicht mein Sterbebett sein wird. Doch Ihr habt recht, man muß vor allem auf Sicherung des Wohles der Condé bedacht sein. Meine Schwiegertochter und mein Enkel werden Chantilly verlassen und, wie ich hoffe, vernünftig genug sein, Eure Ratschläge, ich sage noch mehr, Eure Befehle, zu befolgen. Befehlt, Lenet, man wird vollziehen.«

»Ihr erbleicht, Madame!« rief Lenet, die Witwe unterstützend, welche die Prinzessin, von der plötzlichen Blässe beunruhigt, bereits in die Arme

genommen hatte.

»Ja,« sagte die Witwe immer schwächer werdend, »ja, die guten Nachrichten von heute haben mir mehr wehegetan, als die Bangigkeiten der letzten Tage. Ich fühle, daß das Fieber mich verzehrt; aber lassen wir nichts davon laut werden, es könnte uns in einem solchen Augenblick schaden.«

»Madame,« sagte Lenet mit leiser Stimme, »die Unpäßlichkeit Eurer Hoheit wäre eine Wohltat des Himmels, wenn Eure Person nicht litte. Bleibt im Bette, verbreitet das Gerücht von dieser Krankheit. Ihr, Madame,« fuhr er, sich an die junge Prinzessin wendend, fort, »laßt Euern Arzt Bourdelot rufen, und da wir bald die Ställe und Equipagen werden in Anspruch nehmen müssen, laßt überall verlauten, es sei Eure Absicht, im Park einen Hirsch zu hetzen. Dann wird niemand überrascht sein, Menschen, Waffen und Pferde in Tätigkeit zu sehen.«

»Aber ein so vorsichtiger Mann, wie Ihr seid, Lenet, muß doch fühlen, daß man sich über diese seltsame Jagdpartie im Augenblick, wo meine Frau Mutter krank wird, wundern dürfte.«

»Es ist auch dafür vorgesehen, Madame. Wird nicht der Herr Herzog von Enghien übermorgen sieben Jahre alt und muß aus den Händen der Frauen in andere Hände übergehen?« – »Ja.«

»Wohl, wir sagen, diese Jagdpartie gelte der ersten Hose des jungen Prinzen, und Ihre Hoheit habe so sehr darauf bestanden, ihre Krankheit dürfe dieser Feier keinen Eintrag tun, daß Ihr dem Drängen habt nachgeben müssen.«

»Ein vortrefflicher Gedanke!« rief mit freudigem Lächeln die Witwe, ganz stolz auf diese erste Verkündigung der Männlichkeit ihres Enkels; »ja, der Vorwand ist gut, und in der Tat, Lenet, Ihr seid ein würdiger Rat.«

»Ihr gedenkt also zu reisen, Lenet?« sagte die Prinzessin.

»Übermorgen abend, Madame, wenn Eure Hoheit keinen Grund hat, ihre Abreise zu verzögern.«

»Oh! nein, im Gegenteil, wir wollen uns sobald als möglich aus unserem Gefängnis entfernen, Lenet.«

»Und was macht Ihr, seid Ihr einmal aus Chantilly?« fragte die Witwe.

»Wir ziehen durch das Heer des Herrn von Saint-Aignan, dem wir wohl eine Binde um die Augen zu legen imstande sein werden. Wir stoßen zu Herrn von Larochefoucault und seinem Geleite und gelangen nach Bordeaux, wo man uns erwartet. Sind wir einmal in der zweiten Stadt des Königreichs, in der Hauptstadt des Südens, so können wir unterhandeln oder Krieg führen, wie es Eueren Hoheiten beliebt. Übrigens beehre ich mich, Madame, Euch daran zu erinnern, daß wir selbst in Bordeaux keine Hoffnung haben, uns lange zu halten, wenn wir nicht in der Umgebung einige Plätze besitzen, welche die königlichen Truppen nötigen, eine Diversion zu machen. Zwei von diesen Plätzen sind besonders von großem Belang: Bayres, das die Dordogne beherrscht und das Einbringen der Lebensmittel in die Stadt gestattet, und die Insel Saint-Georges, die von den Bordolesen selbst als der Schlüssel ihrer Stadt betrachtet wird. Aber wir werden später hieran denken; für den Augenblick denken wir nur daran, von hier wegzukommen.«

»Ich glaube, es wird nichts leichter sein,« sagte die Prinzessin. »Wir sind allein und herrschen hier, was Ihr auch sagen möget, Lenet. Aber geleiten wir meine Frau Mutter in ihre Gemächer, schon heute werde ich das Gerücht von der Jagdpartie verbreiten, die wir übermorgen halten wollen. Veranlaßt die Einladungen, Lenet.«

»Verlaßt Euch auf mich, Madame.«

Die Witwe ging in ihre Wohnung zurück und legte sich zu Bette. Bourdelot, der Arzt des Hauses Condé und Lehrer des Herzogs von Enghien, wurde gerufen. Die Nachricht von der unerwarteten Unpäßlichkeit verbreitete sich alsbald in Chantilly, und in einer halben Stunde waren die Parke verlassen, und die Gäste drängten sich im Vorzimmer der Prinzessin-Witwe.

Lenet brachte den ganzen Tag mit Schreiben hin, und abends wurden mehr als fünfzig Einladungen durch zahlreiche Diener in allen Richtungen ausgetragen.

Neuntes Kapitel.

Der für die Ausführung der wichtigsten Pläne Pierre Lenets bestimmte Tag war einer von den düstersten jenes Frühjahrs. Der Regen fiel zart und dicht auf die Rasenstücke von Chantilly, einen grauen Nebel durchstreifend, der die Gebüsche des Gartens und das Gehölz des Parkes umhüllte. In den weiten Höfen warteten fünfzig gesattelte Pferde, mit hängenden Ohren und ungeduldigem Scharren; Meuten von gekoppelten Hunden ließen sich nur schwer mit der Peitsche in Ruhe halten.

Jeder Offizier im Dienste des Prinzen, jeder Klient dieses Hauses Condé war auf das Rundschreiben Pierre Lenets nach Chantilly geeilt. Die durch den Gesundheitszustand der Prinzessin-Witwe veranlaßte Unruhe war überdies durch ein günstiges Bulletin von Bourdelot zerstreut worden.

Um zehn Uhr waren alle persönlichen Gäste der Frau von Condé eingetroffen. Jeder wurde nach Überreichung seines Briefes eingeführt, und die, welche diesen zufällig vergessen hatten, erhielten, von Lenet erkannt, Einlaß auf ein Zeichen des letzteren gegen den Pförtner. Diese Eingeladenen mochten, mit den Dienern des Hauses, achtzig bis neunzig Personen ausmachen, von denen die Mehrzahl um den prachtvollen Schimmel versammelt war, der mit einem gewissen Stolze vor seinem großen französischen Sattel einen kleinen samtnen Lehnsitz für den Herzog von Enghien trug, worauf dieser seinen Platz bekommen sollte, wenn Vialas, sein Stallmeister, sich auf den Hauptsattel gesetzt haben würde.

Man sprach jedoch nicht davon, zur Jagd aufzubrechen, und schien noch andere Gäste zu erwarten.

Gegen halb elf Uhr kamen drei Edelleute, mit sechs Dienern, die bis unter die Zähne bewaffnet waren und so volle Felleisen bei sich führten, daß man hätte glauben sollen, sie wollten eine Reise durch ganz Europa machen.

Sogleich erschien ein blaugekleideter Mann mit einem silbernen Wehrgehänge und nähert sich, die Hellebarde in der Hand, den Ankömmlingen, die, wie man an ihrem vom Regen durchnäßten Gepäck

und an den von Kot beschmutzten Stiefeln sah, einen langen Weg zurückgelegt hatten.

»Woher kommt Ihr, meine Herren?« fragte der Schweizer, seine Hellebarde vorhaltend.

»Vom Norden,« antwortete einer der Reiter.

»Und wohin geht Ihr?« – »Zum Leichenbegängnisse.«

»Der Beweis?« – »Seht unsern Trauerflor.«

Die drei Herren hatten wirklich Trauerflore an ihren Degen.

»Entschuldigt mich, meine Herren,« sagte nun der Schweizer, »das Schloß steht zu Eurer Verfügung; es ist eine Tafel bereit, eine Halle geheizt, die Lakaien harren Eurer Befehle; Eure Leute wird man im Gesindesaal bewirten.«

Kaum saßen diese drei Edelleute bei Tische, als sechs weitere Reiter mit sechs, ebenso ausgestatteten und bewaffneten Lakaien einherkamen und wie ihre Vorgänger befragt und nach Erteilung der gleichen Antwort, in gleicher Weise aufgenommen wurden.

Nach ihnen zeigten sich vier andere, und dieselbe Szene erneuerte sich, und so ging es fort, bis mittags hundert Reiter eingeritten waren.

Als alle gespeist und miteinander Bekanntschaft gemacht hatten, während sich ihre Leute erquickten und ihre Pferde ausruhten, trat Lenet in den Saal, wo sie sich versammelt fanden, und sprach zu ihnen: »Meine Herren, die Frau Prinzessin dankt Euch durch mich, daß Ihr sie mit Eurem Besuche beehrt, während Ihr auf dem Wege zum Herrn Herzog von Larochefoucault begriffen seid, der Euch bei dem Leichenbegängnisse seines Vaters erwartet. Betrachtet diese Wohnung als die Eurige und habt die Güte, an einer Hetzjagd teilzunehmen, die der Herr Herzog von Enghien befohlen hat, der heute seine erste Hose anlegt.«

Ein schmeichelhaftes Gemurmel des Beifalls und des Dankes beantwortete diesen ersten Teil der Rede Lenets, der, als ein geschickter Redner, seine Worte bei einer Stelle von sicherer Wirkung unterbrach.

»Nach der Jagd,« fuhr er fort, »werdet Ihr an der Abendtafel der Frau Prinzessin Platz nehmen, die Euch selbst zu danken wünscht, wonach es Euch vollkommen frei steht, Eure Reise fortzusetzen.«

Die Edelleute gaben einmütig ihre bereitwillige Zustimmung kund und genossen mit Behagen die Gastfreundschaft der Prinzessin.

Nach Tisch erklang Hörnerschall in den Höfen und drang bis ins Innere der Gemächer. Jeder lief zu seinem frischen, ausgeruhten Pferde und schwang sich in den Sattel. Der Hetzmeister mit seinen Leithunden und die Piqueurs mit ihren Meuten zogen voraus. Dann stellten sich die Edelleute im Spalier auf, und der Herzog von Enghien, auf seinem Schimmel reitend, erschien, unterstützt von Vialas, seinem Stallmeister, umgeben von Ehrendamen, Stallmeistern, Edelleuten, und gefolgt von seiner Mutter, die, glänzend von Schmuck, auf einem rabenschwarzen Pferde ritt. Neben ihr auf einem Pferde, das sie mit unendlicher Anmut lenkte, war die Vicomtesse von Cambes, anbetungswürdig in ihren Frauengewändern, die sie endlich zu ihrer großen Freude wieder angelegt hatte.

Frau von Tourville suchte man vergebens, sie war seit zwei Tagen verschwunden und hatte sich wie ein grollender Achill unter ihr Zelt zurückgezogen.

Diese glänzende Kavalkade wurde mit einstimmigem Beifallsrufe aufgenommen. Man zeigte sich, auf den Steigbügeln aufstehend, die Prinzessin und den Herzog von Enghien, welche die Mehrzahl dieser Edelleute nicht kannte, denn sie hatten nie den Hof besucht und waren all diesem königlichen Gepränge fremd geblieben. Das Kind grüßte mit einem reizenden Lächeln, die Prinzessin mit holder Majestät; sie waren die Gattin und der Sohn dessen, den sogar seine Feinde den ersten Feldherrn Europas nannten. Dieser erste Feldherr Europas wurde von denselben Menschen, die er bei Lens vor dem Feinde gerettet und in Saint-Germain vor den Rebellen beschützt hatte, verfolgt und eingekerkert. Das war mehr, als es bedurfte,

um die Begeisterung zu erregen, und so erreichte der Enthusiasmus den höchsten Grad.

Die Prinzessin schlürfte mit langen Zügen alle diese Beweise ihrer Volkstümlichkeit ein. Auf einige Worte, die ihr Lenet zuflüsterte, gab sie sodann Befehl zum Aufbruch, und bald zog man in den Park, dessen Tore insgesamt durch die Soldaten des Regiments Condé bewacht waren. Hinter den Jägern wurden die Gitter wieder verschlossen, und als wäre diese Vorsichtsmaßregel noch unzulänglich, blieben die Soldaten als Schildwachen hinter den Gittern, und an jedem stand ein Schweizer, gekleidet wie der des Hofes und mit einer Hellebarde bewaffnet wie er, mit dem Befehl, nur denen zu öffnen, welche die drei Fragen zu beantworten vermöchten, aus denen die Parole bestand.

Einen Augenblick, nachdem man die Gitter wieder geschlossen hatte, kündigten der Schall des Hornes und das wütende Gebell der Hunde an, daß der Hirsch aufgejagt war.

Auf der andern Seite des Parkes, auf der Rückseite der Straße, hielten indessen, auf den Hörnerklang und das Hundegebell horchend, sechs Reiter an, streichelten ihre Pferde und schienen Rat zu halten.

Sah man ihre neuen Gewänder, das glänzende Zeug ihrer Pferde, die prachtvollen Mäntel, die von ihren Schultern auf den Rücken ihrer Pferde herabfielen, den Luxus der Waffen, so wunderte man sich, daß diese funkelnden Herren nicht innerhalb des Parkes waren, wo sich der ganze Adel der Umgegend versammelt fand.

»Bei Gott,« sagte der Führer dieser kleinen Schar, der durch sein vergoldetes Wehrgehänge, seine goldenen Sporen und den kostbaren blauen Mantel die andern fünf weit überstrahlte, »wie gelangt man in einen Park, durch das Tor oder durch das Gitter? Zeigen wir uns vor dem ersten Tore oder vor dem ersten Gitter, und wir werden Eintritt finden. Reiter von unserem Ansehen läßt man nicht außen, wenn Menschen geöffnet wird, die aussehen, wie die Leute, denen wir seit diesem Morgen begegnen.«

»Ich wiederhole Euch, Cauvignac,« erwiderte einer von den fünf Reitern, »daß diese schlecht gekleideten Leute, die trotz ihrer Tracht zu dieser

Stunde sich im Park befinden, einen Vorzug vor uns haben, nämlich, daß sie die Parole wissen. Wir haben sie nicht und werden nicht hineinkommen.«

»Ihr glaubt, Ferguzon?« sagte mit einer gewissen Achtung vor der Ansicht seines Leutnants der, welcher zuerst gesprochen hatte, und in dem unsere Leser den Abenteurer wiedererkennen, den sie auf den ersten Seiten dieser Geschichte kennen gelernt haben.

»Ob ich es glaube? Ich bin dessen gewiß. Meint Ihr denn, diese Leute jagen, um zu jagen? Larifari! sie konspirieren, das ist unzweifelhaft.«

»Ferguzon hat recht,« sagte ein Dritter, »sie konspirieren, und wir kommen nicht hinein.«

»Eine Hirschjagd ist indessen auch gut mitzumachen, wenn man sie auf seinem Wege trifft.«

»Ich denke doch, daß wir hinein können,« rief Ferguzon.

»Wie sollen wir hinein, da die für die andern offenstehenden Tore und Gitter deiner Ansicht nach für uns geschlossen sind?«

»Warum sollten wir nicht an dieser kleinen Mauer und für uns allein eine Bresche machen, durch die wir und unsere Pferde durch könnten, und hinter der wir gewiß niemand finden würden, um Entschädigung von uns zu verlangen?«

»Hurra!« rief Cauvignac, freudig seinen Hut schwenkend, »ich gebe dir volle Genugtuung, Ferguzon. Du bist der Mann der großen Mittel unter uns, und wenn ich den König Frankreichs von seinem Trone gestürzt habe, um den Prinzen darauf zu setzen, so verlange ich für dich die Stelle Mazarins. Ans Werk, Gefährten, ans Werk!«

In einem Augenblick war in die an sich nicht feste Mauer Bresche gelegt. Sofort stiegen die Reiter wieder auf und ritten hinter Cauvignac her in den Park.

»Nun,« sagte dieser, sich nach der Gegend wendend, wo er den Klang der Hörner hörte, »nun seid artig und benehmt Euch, wie's der Brauch ist, dann verspreche ich Euch ein Abendessen bei dem Herrn Herzog von Enghien.«

Zehntes Kapitel.

Mit ihren frischen Pferden holten die sechs Freibeuter bald das Jagdgefolge ein und mischten sich unter die Jäger. Mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit verhielt sich Cauvignac bald, als finde die Jagd nur seinethalben statt. Er entriß einem Piqueur das Horn, sprengte an der Spitze der Hetzmeister dahin, überholte den Jagdmeister, stieß wie ein Rasender ins Horn und gelangte auf den Hirsch in dem Augenblick, wo das Tier, nachdem es den Teich durchwatet hatte, vor Mattigkeit niedersank.

»Halali, Halali!« rief Cauvignac, »der Hirsch gehört uns! Corbleu! wir haben ihn!« als der Jagdmeister ihn mit seinem Messer auf die Seite drängte und ihm zurief: »Sacht, mein Herr, die Frau Prinzessin befehligt die Jagd. Es ist also ihre Sache, dem Hirsche den Fang zu geben oder diese Ehre dem Herrn zu überlassen, den sie dazu erwählt.«

Cauvignac wurde durch diese strenge Ermahnung zu sich selbst zurückgerufen, und als er ziemlich unwillig zurückwich, sah er sich plötzlich von der Menge der Jäger umgeben, die ihn inzwischen eingeholt hatten und nun einen Kreis um das Tier bildeten, das, von den erbitterten Hunden umzingelt, sich mit dem Rücken an eine Eiche anlehnte.

In demselben Augenblick sah man durch eine lange Allee die Prinzessin herbeisprengen, mit dem Herzog von Enghien, sowie den Edelleuten und Damen, die es sich zur Ehre geschätzt hatten, sie nicht zu verlassen. Sie war sehr aufgeregt, und man sah, daß sie diesen Scheinkrieg als Vorspiel zu einem wahren Krieg betrachtete.

»Madame,« sagte der Jagdkapitän, der Prinzessin das Messer reichend, »wem will Eure Hoheit die Ehre gönnen, dem Tiere den Fang zu geben?«

»Ich behalte sie mir selbst vor,« antwortete die Prinzessin; »eine Frau von meinem Rang muß sich daran gewöhnen, Eisen zu berühren und Blut

fließen zu sehen.«

»Namur,« sagte der Jagdkapitän zum Büchsenmeister, »haltet Euch bereit.«

Der Büchsenmeister trat aus den Reihen und stellte sich, die Büchse in der Faust, zwanzig Schritte von dem Tiere auf, um den Hirsch mit einer Kugel zu töten, wenn er, zur Verzweiflung getrieben, statt die Frau Prinzessin zu erwarten, auf sie losstürzen sollte.

Die Prinzessin stieg vom Pferde, nahm das Messer und ging mit starren Augen, glühenden Wangen, die Lippen halb zurückgeworfen, auf das Tier zu, das fast gänzlich unter den Hunden begraben, von einem buntscheckigen, tausendfarbigen Teppich bedeckt zu sein schien. Es war auf die Knie gefallen, suchte eine Bewegung zu machen, hatte aber keine Zeit mehr, sich zu erheben; die Klinge des Messers, worauf ein Sonnenstrahl spielte, verschwand gänzlich in seinem Halse; der Schweiß spritzte der Prinzessin ins Gesicht, der Hirsch erhob den Kopf, schrie schmerzlich, warf einen letzten Blick des Vorwurfs auf die schöne Frau, fiel und verendete.

In demselben Augenblick verkündigten alle Hörner sein Verenden, und es erscholl der tausendfältige Ruf: »Es lebe die Frau Prinzessin!« während der junge Prinz auf seinem Sattel jauchzte und freudig in die Hände klatschte.

Die Prinzessin zog das Messer aus dem Halse des Tieres, warf einen Amazonenblick um sich her, gab die mit Schweiß überzogene Waffe dem Jagdkapitän zurück und stieg wieder zu Pferde.

Da trat Lenet zu ihr.

»Darf ich der Frau Prinzessin sagen,« sagte er mit seinem gewöhnlichen Lächeln, »an wen sie gedacht hat, als sie den Hals des armen Tieres durchbohrte?« – »Ja, Lenet, sprecht, Ihr macht mir ein Vergnügen.«

»Sie dachte an Herrn von Mazarin, und hätte es gern gesehen, wenn er an der Stelle des Hirsches gewesen wäre.«

»Ja, so ist es,« rief die Prinzessin, »und ich schwöre Euch, ich hätte ihn ohne Mitleid erstochen; aber in der Tat, Lenet, Ihr seid ein Zauberer.« Dann wandte sie sich der übrigen Gesellschaft zu und sagte: »Nun, da die Jagd vorüber ist, meine Herren, habt die Güte, mir zu folgen. Es ist jetzt zu spät, um einen andern Hirsch zu lanzieren, und überdies erwartet uns das Abendessen.«

Die Prinzessin begab sich nun in den großen Empfangssaal und setzte sich unter den Thronhimmel, neben ihr saß ihr Sohn.

Bald erhob sie sich und nahm das Wort zu einer die Anwesenden hinreißenden Rede.

»Meine Herren!« schloß sie ihre Worte, »die Mitwirkung Eurer Tapferkeit, das Anerbieten Eurer Ergebenheit ist es, was diese Waise hier von Eurem edlen Herzen fordert. Ihr seid unsere Freunde, Ihr habt Euch wenigstens als solche hier eingefunden; was könnt Ihr für uns tun?«

Dann begann nach kurzem feierlichen Stillschweigen eine höchst großartige und zugleich rührende Szene.

Einer von den Edelleuten verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor der Prinzessin und sagte: »Ich heiße Gérard von Montalent und bringe vier Edelleute, meine Freunde, mit mir. Wir haben fünf gute Schwerter und zweitausend Pistolen, die wir dem Herrn Prinzen zur Verfügung stellen. Hier ist unser Beglaubigungsschreiben, unterzeichnet von dem Herrn Herzog von Larochefoucault.«

Die Prinzessin verneigte sich ebenfalls, nahm das Beglaubigungsschreiben aus den Händen des Gebers, reichte es Lenet und machte den Edelleuten ein Zeichen, auf ihre Seite zu gehen.

Diesem Beispiel folgten alle Edelleute. Jeder kam mit einem Beglaubigungsschreiben entweder von Herrn von Larochefoucault, oder von Herrn von Bouillon, oder von Herrn von Turenne, übergab den Brief und ging zur Rechten der Prinzessin. Als die rechte Seite voll war, hieß die Prinzessin die Edelleute sich zu ihrer Linken aufstellen.

So entleerte sich der Hintergrund des Saales allmählich. Schließlich blieben nur noch Cauvignac und seine Leute als einsame Gruppe zurück, nach der jeder mißtrauisch murmelnd einen Blick des Zornes und der Drohung richtete.

Lenet schaute nach der Tür. Die Tür war auf sein Geheiß wohl verschlossen. Er wußte, daß sich dahinter ein Kapitän mit zwölf bewaffneten Leuten hielt. Dann sein Auge wieder auf die Unbekannten lenkend, fragte er: »Und wer seid Ihr, meine Herren? Werdet Ihr uns die Ehre erweisen, Euch zu nennen und uns Eure Beglaubigungsschreiben zu zeigen?«

Bang schauten Ferguzon und die andern vier auf ihren Führer; dieser aber blieb, majestätisch in seinen Mantel drapiert, ganz unempfindlich.

Auf Lenets Aufforderung machte er zwei Schritte vorwärts, verbeugte sich anmaßend und sagte: »Madame, ich heiße Roland von Cauvignac und bringe für den Dienst Eurer Hoheit diese fünf Edelleute, die den ersten Familien der Guienne angehören, aber das Inkognito zu bewahren wünschen.«

»Ihr seid wohl nicht nach Chantilly gekommen, ohne von irgend jemand empfohlen worden zu sein, meine Herren,« sagte die Prinzessin, indem sie mit Mißbehagen an den Lärm dachte, den die Festnahme dieser sechs Verdächtigen erregen mußte. »Wo ist Euer Beglaubigungsschreiben?«

Cauvignac verbeugte sich wie ein Mensch, der die Richtigkeit einer Forderung anerkennt, durchwühlte sein Wams und zog ein viereckig gefaltetes Papier hervor, das er Lenet mit der tiefsten Verbeugung übergab.

Lenet öffnete, las, und der freudigste Ausdruck entrunzelte sein zusammengezogenes Gesicht.

»Madame,« sagte er, sich an das Ohr der Prinzessin neigend, »schaut, welch ein Glück, ein Blankett von Herrn von Epernon!«

»Mein Herr!« rief die Prinzessin mit dem anmutigsten Lächeln, »Dank, dreifachen Dank für meinen Gemahl, Dank für mich, Dank für meinen

Sohn!«

Das Erstaunen machte alle Zuschauer stumm.

»Mein Herr,« sagte Lenet, »dieses Schriftstück ist zu kostbar, als daß es Eure Absicht sein kann, es uns ohne Bedingung abzutreten. Diesen Abend nach dem Essen sprechen wir darüber, wenn es Euch gefällig ist, und Ihr werdet uns sagen, wie wir Euch angenehm sein können.«

Damit steckte Lenet das Blankett ein, das Cauvignac zart genug war, nicht zurückzuverlangen.

»Zu Tische, meine Herren!« rief die Prinzessin.

Die Flügel der Seitentüren öffneten sich bei diesen Worten, und man sah ein herrliches Abendessen in der großen Galerie des Schlosses aufgetragen.

Das Mahl war ebenso lärmend als prächtig, und ein Hoch nach dem andern auf die Prinzessin, ihren Gemahl, die Prinzessin-Witwe und den Herzog von Enghien durchbrauste den Saal.

Gegen neun Uhr entfernte sich die Prinzessin mit dem Herzog von Enghien und ließ so den Gästen die Freiheit, den Schmaus bis zu einer beliebigen Stunde der Nacht zu verlängern. Lenet hatte ihr zugeflüstert: »Eure Hoheit wolle nicht vergessen, daß wir um zehn Uhr aufbrechen.«

Es war also Zeit sich vorzubereiten.

Währenddessen wechselten Lenet und Cauvignac einen Blick. Lenet stand auf, Cauvignac tat dasselbe; Lenet entfernte sich durch eine kleine Tür in der Ecke der Galerie, Cauvignac verstand ihn sofort und folgte ihm.

Nachdem sie hier Platz genommen hatten, sagte Lenet, um mit einem Schlag das Vertrauen Cauvignacs zu gewinnen, »ich gebe Euch hier vor allem Euer Blankett zurück. Es gehört wohl Euch, nicht wahr?«

»Mein Herr,« antwortete Cauvignac, »es gehört dem, der es besitzt, da, wie Ihr sehen könnt, kein anderer Name darauf steht, als der des Herzogs von Epernon.«

»Wenn ich Euch frage, ob es Euch gehört, so frage ich, ob Ihr es mit der Bewilligung des Herzogs besitzt?« – »Ich habe es von seiner eigenen Hand.«

»Es ist also weder entwendet, noch durch Gewalt erpreßt – ich sage nicht durch Euch, sondern durch irgend einen, von dem Ihr es etwa empfangen habt. Ihr habt es vielleicht nur von zweiter Hand.«

»Es ist mir, sage ich Euch, von dem Herzog gegeben worden, freiwillig und als Austausch gegen ein Papier, das ich ihm zugestellt habe.«

»Habt Ihr gegen den Herzog in bezug auf die Verwendung des Blanketts eine Verbindlichkeit übernommen?« – »Ich habe gegen den Herrn Herzog von Epernon keinerlei Verbindlichkeit übernommen.«

»Wer es besitzt, kann also in voller Sicherheit davon Gebrauch machen?« – »Er kann es.«

»Warum benutzt Ihr es dann nicht selbst?« – »Weil ich, wenn ich es behalte, nur ein Ding zu gewinnen vermag, während ich, wenn ich es abtrete, zwei dadurch gewinnen kann.«

»Worin bestehen diese zwei Dinge?« – »Einmal in Geld, sodann in einem Grade in der Armee der Prinzen.« Schließlich wurden die beiden dahin handelseins, daß Cauvignac sofort zehntausend Livres empfing sowie das Patent, wonach er ermächtigt wurde, für die Prinzen eine Kompanie auszuheben.

In dem Augenblick, wo Lenet das für ihn so kostbare Dokument in der Kasse verschloß, trat atemlos ein Diener ein und meldete, man verlange nach ihm in einer höchst wichtigen Angelegenheit.

Lenet und Cauvignac verließen das Kabinett, Lenet um dem Diener zu folgen, Cauvignac um in den Bankettsaal zurückzukehren.

Mittlerweile traf die Prinzessin ihre Vorbereitungen zur Abreise, die darin bestanden, daß sie ihr Staatsgewand gegen ein Amazonenkleid vertauschte, das zugleich für den Wagen wie für das Pferd paßte, daß sie ihre Papiere

auslas, um die unnötigen zu verbrennen und die kostbaren mitzunehmen, daß sie ihre Diamanten zusammenlegte, um bei dringender Gelegenheit Gebrauch davon zu machen.

Die Augen auf die Pendeluhr gerichtet, die fünf Minuten vor zehn Uhr zeigte, stand die Prinzessin bereits auf und ging auf den Herzog von Enghien zu, um ihn bei der Hand zu nehmen, als sich plötzlich die Tür öffnete und Lenet ins Zimmer stürzte.

Sobald die Frau Prinzessin sein bleiches Gesicht und seinen verstörten Blick wahrnahm, erbleichte sie ebenfalls.

»Oh! mein Gott,« sagte sie, ihm entgegengehend, »was habt Ihr, was gibt es?«

»Ich habe zu melden,« stammelte Lenet mit einer vor Aufregung zusammengepreßten Stimme, »daß ein Edelmann angekommen ist ... und Euch im Auftrag des Königs zu sprechen verlangt.«

»Großer Gott!« rief die Prinzessin, »wir sind verloren! Mein lieber Lenet, was ist zu tun?« – »Nur eines.«

»Was?« – »Wir müssen den Herzog von Enghien sogleich auskleiden und seinen Milchbruder Pierrot seine Kleider anziehen lassen.«

Trotz seines Sträubens mußte sich der junge Herzog sofort dem gebietenden Worte Lenets fügen.

»Zum Glück,« sagte Lenet, »ist die Frau Prinzessin-Witwe hier, sonst wären wir von Mazarin geschlagen.«

»Wieso?«

»Weil der Bote mit einem Besuch bei der Frau Prinzessin-Witwe anfangen mußte, in deren Vorzimmer er sich in diesem Augenblick befindet.«

»Aber dieser Bote des Königs ist ohne Zweifel nur ein Aufseher, ein Spion, den uns der Hof schickt?« – »Eure Hoheit hat es gesagt.«

»Dann hat er den Befehl, uns streng zu bewachen?« »Ja, aber was ist Euch daran gelegen, wenn er nicht Euch bewacht!«

»Ich begreife Euch nicht, Lenet.«

»Wie? Wenn man einen falschen Herzog von Enghien gefunden hat, so wird man auch eine falsche Prinzessin von Condé finden.«

»Oh, vortrefflich! jetzt begreife ich, mein guter Lenet, mein lieber Lenet; aber wer wird mich vorstellen?«

»Seid unbesorgt, Madame,« antwortete mit unzerstörbarem Gleichmut ihr Rat, »die Prinzessin von Condé, deren ich mich bedienen will, und deren Bewachung ich für den Spion des Herrn von Mazarin bestimme, hat sich soeben in aller Eile ausgekleidet und begibt sich in diesem Augenblick in Euer Bett.«

Man vernehme, wie sich dies zugetragen hatte.

Während das Festmahl im vollen Gange war, hatte sich ein Reiter mit einem Lakaien am Haupttor des Schlosses gezeigt und geläutet.

Der Portier öffnete, aber hinter dem Portier fand der Ankömmling den uns bekannten Hellebardier.

»Woher kommt Ihr?« fragte dieser.

»Von Nantes,« antwortete der Reiter. Bis dahin ging alles gut.

»Wohin geht Ihr?« fuhr der Hellebardier fort.

»Zu der Frau Prinzessin-Witwe von Condé, sodann zu der Frau Prinzessin und endlich zu dem Herrn Herzog von Enghien.«

»Man darf nicht herein,« sagte der Hellebardier und streckte seine Hellebarde quer vor.

»Befehl des Königs!« erwiderte der Reiter und zog ein Papier aus der Tasche.

Bei diesen furchtbaren Worten senkte sich die Hellebarde, die Schildwache rief, ein Offizier des Hauses lief herbei, der Bote übergab sein Beglaubigungsschreiben und wurde ungesäumt in die fürstlichen Gemächer eingeführt.

Zum Glück war Chantilly groß und die Gemächer der Herzogin-Witwe lagen fern von der Galerie, wo der Schmaus stattfand.

Hätte der Bote zuerst die Prinzessin und ihren Sohn zu sehen verlangt, so wäre wirklich alles verloren gewesen. Aber der Etikette gemäß mußte er vorher die Prinzessin-Mutter begrüßen. Der erste Kammerdiener ließ ihn also in ein großes, an das Schlafgemach Ihrer Hoheit anstoßendes Kabinett eintreten.

»Wollt entschuldigen, mein Herr,« sagte er zu ihm, »aber Ihre Hoheit fühlte sich vorgestern plötzlich unwohl, und man hat ihr vor nicht ganz zwei Stunden zum dritten Male zur Ader gelassen. Ich will ihr Eure Ankunft melden und werde in einer Minute die Ehre haben, Euch einzuführen.«

Der Bote machte ein einwilligendes Zeichen mit dem Kopfe und blieb allein, ohne wahrzunehmen, daß durch das Schlüsselloch drei Köpfe hintereinander neugierig sein Benehmen belauerten und ihn zu erkennen suchten.

Es war zuerst Lenet; dann Vialas, der Stallmeister des Prinzen, und endlich La Roussière, der Jagdkapitän. Falls der eine oder der andere den Boten erkannt hätte, so wäre er unter dem Vorwande, ihm Gesellschaft zu leisten, eingetreten und hätte ihn angeredet, um ihn zu unterhalten und so Zeit zu gewinnen.

Aber keiner kannte den Boten. Es war ein hübscher junger Mann in Infanterie-Uniform; er betrachtete mit einer Gleichgültigkeit, die fast wie Abneigung gegen seine Sendung aussah, die Familienporträts und die Ausstattung des Kabinetts, wobei er besonders vor dem im glänzendsten Augenblick ihrer Schönheit und Jugend gemalten Porträt der Witwe stehen blieb, bei der er eingeführt werden sollte.

Seinem Versprechen getreu, suchte der Kammerdiener nach Verlauf von wenigen Minuten den Boten wieder auf, um ihn zu der Prinzessin-Witwe zu führen.

Diese empfing den Boten, in ihrem Bette liegend, in der ungnädigsten Weise.

Während der herben Worte, die sie ihm zurief, heftete sie ihren Blick fester auf den Boten, dessen Züge ihr so angenehm erschienen, daß sie den bittern Empfang etwas milderte, den sie einem solchen Befehl schuldig zu sein glaubte.

»Ich wußte,« sagte sie fortfahrend, »daß Herr von Mazarin vieler schändlichen Gewalttaten fähig ist, aber ich hielt ihn nicht für so furchtsam, daß er vor einer alten kranken Frau, vor einer armen Witwe und einem Kind angst haben könnte, denn ich setze voraus, daß der Befehl, dessen Überbringer Ihr seid, auch die Prinzessin meine Schwiegertochter und den Herzog meinen Enkel betrifft.«

»Madame,« erwiderte der junge Mann, »ich wäre in Verzweiflung, wenn mich Eure Hoheit nach der Sendung beurteilen sollte, die ich unglücklicherweise zu erfüllen genötigt bin. Ich kam in Nantes als Überbringer einer Botschaft für die Königin an. Die Nachschrift des Sendschreibens empfahl den Boten Ihrer Majestät; die Königin hatte sodann die Gnade, mich in ihrer Nähe bleiben zu heißen, da sie höchst wahrscheinlich meiner Dienste bedürfen würde. Zwei Tage nachher schickte mich die Königin hierher; aber wenn ich auch, wie es meine Pflicht war, die Sendung übernahm, mit der mich Ihre Majestät zu beauftragen geruhte, so wage ich doch zu bemerken, daß ich nicht darum nachgesucht hatte, und daß ich sie sogar ausgeschlagen hätte, wenn die Könige Widerspruch duldeten.«

Nach diesen Worten verbeugte sich der Offizier zum zweiten Male ehrfurchtsvoll.

»Eure Erklärung betrachte ich als ein gutes Vorzeichen, und ich hoffe, seitdem Ihr sie mir gegeben habt, in Ruhe krank sein zu können. Doch keine falsche Scham, mein Herr, sagt mir sogleich die Wahrheit! Wird man

mich sogar in meinem Zimmer bewachen, wie man es mit meinem armen Sohne in Vincennes tat?« »Madame,« antwortete der Offizier, »hört den Befehl, den die Königin mir selbst zu geben die Gnade gehabt hat:

»›Geht‹,« sagte Ihre Majestät, »›versichert meine Base Condé, ich werde für die Herren Prinzen alles tun, was die Sicherheit des Staates mir zu tun gestattet. Ich bitte sie durch diesen Brief, einen meiner Offiziere zu empfangen, der als Vermittler zwischen mir und ihr für die Botschaften dienen mag, die sie mir zukommen lassen will. Dieser Offizier‹,« fügte die Königin hinzu, »›werdet Ihr sein.‹«

»Dies, Madame,« fuhr der junge Mann stets in derselben ehrfurchtsvollen Weise fort, »sind die eigenen Worte Ihrer Majestät.«

Die Prinzessin sah in diesen Worten das bestätigt, was sie von vornherein angenommen hatte, nämlich daß es sich in der Tat um eine Späherei handle. Bitter bemerkte sie zu dem Sendling der Königin, er sei nun Herr hier, habe namens der Königin zu befehlen und sie sei seine Dienerin. Fest und bescheiden wies der junge Offizier diese Rolle von sich, ohne die Dame besänftigen zu können, die ihn ärgerlich entließ.

Der Edelmann fand im Vorzimmer den Lakaien, der ihn eingeführt hatte. »Mein Herr,« sagte dieser, sich dem Boten nähernd, »die Frau Prinzessin von Condé, von der Ihr Euch eine Audienz im Auftrage der Königin erbeten habt, willigt ein, Euch zu empfangen. Wollt mir folgen!«

Hinter dem Kammerdiener die Gemächer durchschreitend, gelangte der Sendling zu der Tür des Schlafzimmers der Prinzessin.

Hier wandte sich der Kammerdiener um und sagte: »Die Frau Prinzessin hat sich bei ihrer Rückkehr von der Jagd zu Bette begeben, und da sie sehr müde ist, so wird sie Euch liegend empfangen. Wen soll ich Ihrer Hoheit melden?«

»Meldet den Herrn Baron von Canolles im Auftrage Ihrer Majestät der Königin-Regentin,« erwiderte der junge Edelmann.

Bei diesem Namen, den die angebliche Prinzessin von ihrem Bette aus hörte, machte sie eine Bewegung des Erstaunens, die ihre Identität leicht hätte gefährden können. Sie schlug rasch mit der rechten Hand den Spitzenbesatz ihrer Haube auf die Augen vor, während sie mit der linken die reiche Decke ihres Bettes bis an das Kinn zog, und rief mit bebender Stimme: »Laßt ihn eintreten!«

Der Offizier trat ein.

Elftes Kapitel.

Man führte Canolles in ein weites, mit einer dunklen Tapete ausgeschlagenes Gemach, das nur von einer Nachtlampe beleuchtet war, die auf einer Konsole zwischen den beiden Fenstern stand. Bei dem schwachen Lichte, das sie verbreitete, konnte man jedoch über der Lampe ein großes Gemälde erblicken, das eine Frau in Lebensgröße, ein Kind an der Hand haltend, darstellte. In der Vertiefung eines geräumigen Alkovens, in den kaum der matte, zitternde Schein drang, unterschied man unter den schweren Vorhängen eines Bettes die Frau, auf die der Name des Barons von Canolles eine so seltsame Wirkung hervorgebracht hatte.

Der Edelmann begann wieder die gewöhnlichen Förmlichkeiten, er machte gegen das Bett die drei vorgeschriebenen Schritte, verbeugte sich und machte dann drei weitere Schritte. Die zwei Kammerfrauen, die ohne Zweifel Frau von Condé beim Entkleiden geholfen hatten, entfernten sich, der Kammerdiener verschloß die Tür wieder, und Canolles befand sich mit der Prinzessin allein.

Es war nicht an Canolles, das Gespräch zu beginnen. Er wartete also, daß man das Wort an ihn richtete; da aber die Prinzessin ihrerseits ein hartnäckiges Stillschweigen beobachten zu wollen schien, so dachte der Offizier, es wäre besser, über die Schicklichkeit wegzugehen, als länger in einer so peinlichen Lage zu verharren. Er verhehlte sich jedoch nicht, daß der Sturm, der noch in diesem verachtungsvollen Schweigen zurückgehalten wurde, ohne Zweifel bei den ersten Worten losbrechen würde, und daß er von dieser jüngeren und leidenschaftlichen Prinzessin einen noch heftigeren Zornesguß über sich werde ergehen lassen müssen.

Aber gerade das Übermaß der Schmach, die man ihm antat, machte den jungen Mann kühn, und sich zum dritten Mal nach Maßgabe der Umstände, nämlich steif und abgemessen, verbeugend, sagte er: »Madame, ich habe die Ehre gehabt, im Auftrage Ihrer Majestät der Königin-Regentin mir eine Audienz von Eurer Hoheit zu erbitten; Eure Hoheit hatte die Gnade, mir sie zu bewilligen. Will sie nun das Maß ihrer Güte vollmachen, indem sie mir

durch ein Wort, durch ein Zeichen kund gibt, daß sie meine Gegenwart zu bemerken die Gnade gehabt hat und mich zu hören bereit ist?«

Eine Bewegung hinter den Vorhängen und unter der Decke verkündigte Canolles, daß man ihm antworten würde. In der Tat ließ sich eine vor Aufregung beinahe erstickte Stimme vernehmen.

»Sprecht, mein Herr,« sagte diese Stimme, »ich höre Euch.«

Canolles nahm einen rednerischen Ton an und begann:

»Ihre Majestät die Königin schickt mich zu Euch, Madame, um Eurer Hoheit ihr Verlangen auszudrücken, ihre freundschaftliche Verbindung mit Euch fortzusetzen.«

Es ging eine sichtbare Bewegung hinter dem Bette vor. Die Prinzessin unterbrach den Redner und sagte mit bebender Stimme: »Mein Herr, sprecht nicht mehr von der Freundschaft, die zwischen Ihrer Majestät der Königin und dem Hause Condé herrscht; es finden sich Beweise vom Gegenteil in den Kerkern von Vincennes. Doch zur Sache, mein Herr, was wollt Ihr?«

»Ich will nichts, Madame,« sagte Canolles, sich hoch aufrichtend. »Ihre Majestät die Königin will, daß ich in dieses Schloß dringe, daß ich, so unwürdig ich auch dieser Ehre bin, Eurer Hoheit Gesellschaft leiste und, soviel in meinen Kräften steht, dazu beitrage, die gute Eintracht zwischen den Prinzen des königlichen Geblüts wiederherzustellen, die sich ohne Grund in einer so schmerzlichen Zeit entzweit haben.«

»Ohne Grund!« rief die Prinzessin, »Ihr behauptet, unser Bruch habe keinen Grund?«

»Vergebt, Madame,« versetzte Canolles, »ich behaupte nichts, ich bin nicht Richter, ich bin nur Dolmetscher.«

»Und mittlerweile, bis sich diese Eintracht wiederherstellt, läßt mich die Königin bespähen unter dem Vorwand ...«

»Also bin ich ein Späher!« sagte Canolles mit bitterem Tone, »das Wort ist heraus! Ich danke Eurer Hoheit für ihre Freimütigkeit. Wohl, Madame, wollt mich behandeln, wie man solche Elende behandelt; vergeßt, daß ich der Gesandte einer Königin bin, daß diese Königin für alle meine Handlungen verantwortlich ist, daß ich nur ein ihrem Hauche gehorchendes Atom bin. Laßt mich durch Eure Lakaien fortjagen, laßt mich durch Eure Edelleute töten, stellt mir Leute gegenüber, denen ich mit dem Stock oder mit dem Degen antworten kann; wollt aber nicht so grausam einen Offizier beleidigen, der zugleich seine Pflicht als Soldat und als Untertan erfüllt.«

Diese dem Herzen entspringenden Worte, schmerzlich wie ein Seufzer, scharf wie ein Vorwurf, mußten ihre Wirkung hervorbringen und brachten sie auch hervor. Als die Prinzessin sie gehört hatte, erhob sie sich, stützte sich auf den Ellenbogen und sagte mit leuchtendem Auge, zitternder Hand und angstvoller Gebärde zu dem Boten: »Es ist bei Gott entfernt nicht meine Absicht, einen so tapferen Edelmann, wie Ihr seid, zu beleidigen. Nein, Herr von Canolles, ich hege keinen Verdacht gegen Eure Rechtschaffenheit; rügt meine Worte, sie sind verletzend, ich gebe es zu, doch ich wollte Euch nicht verletzen; nein, nein, Ihr seid ein edler Kavalier, Herr Baron, und ich lasse Euch volle Gerechtigkeit widerfahren.«

Und da die Prinzessin ohne Zweifel fortgezogen durch die edelmütige Bewegung ihres Herzens, sich bei diesen Worten aus dem Schatten des Betthimmels, den die dicken Vorhänge bildeten, vorgebeugt hatte, da man ihre weiße Stirn unter der Haube, ihre in Flechten herabhängenden blonden Haare, ihre glühend roten Lippen, ihre feuchten, sanften Augen hatte sehen können, so bebte Canolles; denn es zog ihm vor seinen Augen wie eine Vision vorüber; und er glaubte abermals einen Wohlgeruch einzuatmen, der ihn schon in der Erinnerung berauschte. Es kam ihm vor, als öffnete sich eines jener goldenen Tore, durch die die Träume einziehen, um ihm den beflügelten Schwarm lachender Gedanken und lauterer Liebesfreuden zuzuführen. Sein Blick fiel sicherer und klarer auf das Bett der Prinzessin, und in dem kurzen Raum einer Sekunde, während des raschen Schimmers eines Blitzes, der die ganze Vergangenheit beleuchtete, erkannte er in der vor ihm liegenden Prinzessin den Vicomte von Cambes.

Seine Aufregung war seit einigen Augenblicken so groß, daß die falsche Prinzessin sie auf Rechnung des ärgerlichen Vorwurfes setzen konnte, der ihm so wehe getan hatte. Und da ihre Bewegung, wie gesagt, nur einen Moment gedauert hatte, da sie bemüht gewesen war, sogleich wieder in den Halbschatten zurückzukehren, ihre Augen abermals zu verschleiern, ihre weiße und zarte Hand rasch zu verbergen, so versuchte sie, nicht ohne eine gewisse innere Erschütterung, aber wenigstens ohne äußere Unruhe, das Gespräch wieder anzuknüpfen, wo sie es verlassen hatte.

»Ihr sagtet also, mein Herr?« sagte sie.

Doch Canolles war geblendet, bezaubert; die Visionen zogen vor seinen Augen hin und her; seine Gedanken wirbelten, er verlor das Gedächtnis, den Verstand; er war im Begriff, zu fragen. Ein einziger Instinkt, den Gott in das Herz der Liebenden gelegt hat, den die Frauen Schüchternheit nennen und der nur Geiz ist, riet Canolles, noch Verstellung zu üben, zu warten, seinen Traum nicht zu verlieren, nicht durch ein unkluges, zu schnell entfahrenes Wort das Glück seines ganzen Lebens zu gefährden.

Großer Gott! was sollte aus ihm werden, wenn diese erhabene Prinzessin ihn erkennen, in ihrem Schlosse Chantilly einen Abscheu gegen ihn fassen sollte, wie sie Mißtrauen in dem Gasthause des Meisters Biscarros gegen ihn gefaßt hatte; wenn sie glauben sollte, er wolle, mit einem offiziellen Titel, mit einem königlichen Titel ausgerüstet, Verfolgungen fortsetzen, die gegen den Vicomte oder die Vicomtesse von Cambes verzeihlich, aber frech und fast verbrecherisch erschienen, wenn es sich um eine Prinzessin von Geblüt handelte.

»Aber,« dachte er plötzlich, »ist es möglich, daß eine Prinzessin von diesem Namen, von diesem Range allein mit einem einzigen Diener reiste?«

Und wie es immer bei einer solchen Gelegenheit geschieht, wo sich der schwankende, gestörte Geist auf etwas zu stützen sucht, so schaute Canolles verwirrt um sich her, und seine Augen hefteten sich auf das Porträt der ihren Sohn an der Hand haltenden Frau.

Bei diesem Anblick durchzuckte plötzlich ein Licht seinen Geist, und unwillkürlich machte er einen Schritt, um sich dem Gemälde zu nähern.

Die falsche Prinzessin konnte sich ihrerseits eines leichten Schreies nicht enthalten, und als sich Canolles bei diesem Schrei umwandte, sah er, daß ihr bereits verschleiertes Gesicht nunmehr völlig maskiert war.

»Oh, oh!« fragte Canolles zu sich selbst, »was soll das bedeuten? Entweder ist es die Prinzessin, die ich auf dem Wege von Bordeaux getroffen habe, oder man betört mich durch eine List, und es liegt keine Prinzessin in diesem Bett. In jedem Fall werden wir sehen.«

»Madame,« sagte er plötzlich, »ich weiß nun, was ich von Eurem Stillschweigen denken muß, und ich habe erkannt ...«

»Was habt Ihr erkannt?« rief lebhaft die Dame im Bett.

»Ich habe erkannt,« erwiderte Canolles, »daß ich so unglücklich war, Euch dieselbe Meinung einzuflößen, die ich bereits der Frau Prinzessin-Witwe einflößte.«

»Ah,« machte unwillkürlich die Stimme mit einem Seufzer der Erleichterung.

Canolles' Satz war keineswegs logisch; aber der Schlag war getan. Canolles hatte die ängstliche Bewegung bemerkt, die ihn früher unterbrach, und die freudige Bewegung, die seinen letzten Worten folgte.

»Nur,« fuhr der Offizier fort, »nur bin ich darum nicht minder genötigt, Eurer Hoheit zu sagen, so unangenehm mir auch die Sache sein mag, daß ich im Schlosse bleiben und Eure Hoheit überall, wohin sie zu gehen belieben wird, begleiten muß.«

»Also kann ich nicht einmal in meinem Zimmer allein sein?« rief die Prinzessin. »Oh, mein Herr, das ist mehr als unwürdig!«

»Ich habe Eurer Hoheit bereits bemerkt, daß meine Instruktionen so lauten; aber Eure Hoheit mag sich beruhigen,« fügte Canolles, einen durchdringenden Blick auf die Dame des Bettes heftend und jedes Wort besonders betonend, hinzu, »sie muß besser als irgend jemand wissen, daß ich der Bitte einer Frau Folge zu leisten verstehe.«

»Ich!« rief die Prinzessin mit einem Tone, in dem mehr Verlegenheit als Erstaunen lag. »In der Tat, mein Herr, ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt. Ich kenne die Umstände nicht, auf die Ihr anspielt.«

»Madame,« fuhr der Offizier, sich verbeugend fort, »ich glaubte, der Kammerdiener, der mich einführte, hätte Eurer Hoheit meinen Namen genannt. Ich bin der Baron von Canolles.«

»Wohl!« sagte die Prinzessin mit ziemlich fester Stimme, »was ist mir daran gelegen, mein Herr?« – »Ich glaubte bereits die Ehre gehabt zu haben, Eurer Hoheit angenehm zu sein.«

»Mir, ich bitte, wie das?« fragte die Stimme mit einer Unruhe, die Canolles an einen gewissen sehr zornigen, aber zugleich sehr furchtsamen Ton erinnerte, der in seinem Gedächtnis geblieben war.

Canolles dachte, er sei weit genug gegangen; überdies war er seiner Sache so gut wie sicher.

»Indem ich meine Instruktionen nicht nach dem Buchstaben erfüllte,«, erwiderte er mit der Miene der tiefsten Achtung.

Die Prinzessin schien beruhigt und sagte: »Mein Herr, ich will Euch nicht zu einem Vergehen veranlassen. Erfüllt Eure Instruktionen, wie sie auch lauten mögen.«

»Madame,« versetzte Canolles, »ich weiß zum Glücke noch nicht, wie man eine Frau verfolgt, also noch viel weniger, wie man eine Prinzessin beleidigt. Ich habe daher die Ehre, Eurer Hoheit zu wiederholen, was ich bereits der Frau Prinzessin-Witwe sagte, daß ich ihr untertänigster Diener sei.... Habt die Gnade, mir Euer Wort zu geben, daß Ihr das Schloß nicht ohne meine Gesellschaft verlassen werdet, und ich befreie Euch von meiner Gegenwart, die, wie ich wohl begreife, Eurer Hoheit verhaßt sein muß.«

»Aber, mein Herr, dann vollzieht Ihr Eure Befehle nicht.«

»Ich werde tun, was mich mein Gewissen tun heißt.«

»Herr von Canolles,« sagte die Stimme, »ich schwöre Euch, Chantilly nicht zu verlassen, ohne Euch zuvor davon in Kenntnis zu setzen.«

»Dann, Madame,« sagte Canolles, sich bis zur Erde verbeugend, »dann verzeiht mir, daß ich die unwillkürliche Ursache Eures Zornes gewesen bin. Eure Hoheit wird mich nur wiedersehen, wenn sie mich rufen läßt.«

»Ich danke Euch, Baron,« sagte die Stimme mit einem freudigen Ausdrucke, der sein Echo in dem Bettgange zu haben schien. »Geht, geht, ich danke Euch; morgen werde ich das Vergnügen haben, Euch wiederzusehen.«

Diesmal erkannte der Baron die Stimme, die Augen und das unbeschreibliche wollüstige Lächeln des reizenden Wesens, das ihm an dem Abend, wo der unbekannte Reiter ihm den Befehl des Herzogs von Epernon überbracht hatte, gleichsam durch die Hände geschlüpft war.

Canolles wußte alles, was er wissen, wollte; er verbeugte sich daher mit derselben Ehrfurcht, als glaubte er sich von einer Prinzessin zu verabschieden, und begab sich in sein Gemach.

Zwölftes Kapitel.

Canolles hatte keinen festen Entschluß gefaßt. Als er in die für ihn bestimmte Wohnung zurückkehrte, begann er, nach der Gewohnheit unentschiedener Leute, rasch auf und ab zu gehen und die Lage zu überdenken. Er konnte aber zu keinem klaren Entschlusse kommen, bis ihn der Anblick seines Dieners blitzähnlich auf einen Gedanken brachte. Castorin war gekommen, seinem Herrn mitzuteilen, er werde nicht länger in seinem Dienst bleiben, sondern, von Herrn Pompée angeworben, in den der Prinzessin treten, sobald der Baron von Canolles ihn frei gebe. Dieser erklärte sich völlig einverstanden, und sagte: »Wohl, ich gebe dir die Freiheit morgen früh.«

»Und von jetzt bis morgen früh?« – »Bist du immer noch mein Lakai und mußt mir gehorchen.«

»Gern! Und was befiehlt der gnädige Herr?« – »Ich befehle dir, daß du dich auskleidest und dich in mein Bett legst.«

»Wie? was sagt der gnädige Herr? Ich begreife nicht.«

»Du brauchst nicht zu begreifen, sondern nur zu gehorchen. Kleide dich aus, ich will dir helfen,«

»Wie? der gnädige Herr will mir helfen?« – »Allerdings, da du die Rolle des Chevalier von Canolles spielen sollst, muß ich wohl die von Castorin spielen.«

Und ohne die Erlaubnis seines Lakaien abzuwarten, nahm ihm der Baron seinen Rock ab, den er anzog, seinen Hut, den er auf den Kopf setzte, schloß ihn, ehe jener von seinem Erstaunen sich erholt hatte, doppelt ein und ging rasch die Treppe hinab.

Canolles begann endlich klar in diesem ganzen Geheimnis zu sehen, obgleich ein Teil der Ereignisse für ihn noch in eine Wolke gehüllt blieb. Die Verbindung zwischen Pompée und dem Vicomte von Cambes erhellte viele Zweifel. Was von diesen bei Canolles noch übrig blieb, zerstreute sich vollends, als er, kaum in den Hof getreten, trotz der tiefen Finsternis der Nacht vier Männer einherschreiten und durch dieselbe Tür, durch die er hinausgegangen war, eben treten sah; diesen vier Männern ging derselbe Kammerdiener voran, der ihn bei den Prinzessinnen eingeführt hatte. Ein anderer Mann folgte, in seinen Mantel gehüllt.

Auf der Türschwelle blieben die Leute, die Befehle des Mannes im Mantel erwartend, still stehen.

»Ihr wißt, wo er wohnt,« sagte dieser mit gebieterischem Tone, sich an den Kammerdiener wendend; »Ihr kennt ihn, da Ihr ihn geführt habt. Überwacht ihn so, daß er nicht hinaus kann. Stellt Eure Leute auf der Treppe, im Gange, gleichviel wo Ihr wollt, auf, wenn er nur, ohne etwas zu vermuten, selbst bewacht ist, statt Ihre Hoheiten zu bewachen.«

Canolles machte sich unbemerkbar wie eine Vision in eine Ecke, wohin die Nacht ihren dichtesten Schatten warf; von hier aus sah er, ohne bemerkt zu

werden, die vier Männer, die man ihm zu Wächtern gab, unter dem Gewölbe verschwinden, während der Mann im Mantel, nachdem er sich versichert hatte, daß seine Befehle ausgeführt wurden, den Weg wieder einschlug, auf dem er gekommen war.

»Das gibt noch keine Klarheit,« sagte Canolles, ihm mit den Augen folgend, »denn der Ärger kann sie veranlassen, mir gleiches mit gleichem zu vergelten; wenn nur dieser Castorin nicht ruft, schreit oder irgend eine Dummheit begeht! ... Ich habe unrecht gehabt, ihn nicht zu knebeln. Leider ist es jetzt zu spät. Vorwärts, wir wollen unsere Runde beginnen.«

Nachdem Canolles seinen forschenden Blick hatte umher laufen lassen, durchschritt er den Hof und gelangte zu dem Flügel des Gebäudes, hinter dem die Ställe lagen.

Alles Leben des Schlosses schien sich in diesen Teil der Gebäude geflüchtet zu haben. Man hörte Pferde mit den Füßen scharren und eilige Leute umher laufen. Die Sattelkammer scholl vom Geklirr der Gebisse und Geschirre. Man zog Wagen aus den Schuppen, und Stimmen, durch die Furcht gedämpft, aber doch für ein aufmerksam lauschendes Ohr vernehmbar, riefen sich an und antworteten sich.

Canolles horchte einen Augenblick. Es unterlag keinem Zweifel, man schickte sich zu einer Abreise an. Er durchschritt den ganzen Raum zwischen dem einen Flügel und dem andern, ging unter ein Gewölbe und gelangte bis zur Fassade des Schlosses, wo er stehen blieb.

Die Fenster des Erdgeschosses glänzten in der Tat von einem so hellen Lichte, daß man sich sagte, es müsse eine Anzahl Kerzen im Innern brennen und diese Kerzen mußten hin und her getragen werden, so daß sie große Schatten und breite Lichtstrahlen auf den Rasen des Gartens warfen.

Canolles zögerte anfangs, in das Geheimnis einzudringen, das man ihm zu verbergen suchte. Aber bald bedachte er, daß sein Titel als Gesandter der Königin und die Verantwortlichkeit, die ihm diese Sendung auflegte, vieles, selbst bei dem ängstlichen Gewissen, entschuldigten.

Vorsichtig an der Mauer hinschreitend, an deren unterem Teil um so größere Dunkelheit herrschte, je stärker die sechs bis sieben Fuß über dem Boden liegenden Fenster glänzten, stieg er auf einen Weichstein, ging von dem Weichstein auf einen Marmorvorsprung über, hielt sich mit einer Hand an einem Ring, mit der andern am Rande eines Fensterkreuzes, und sandte seine scharfen Blicke in das Zimmer.

Und was sah er? Neben einer Frau, welche die letzte Nadel befestigte, die auf ihrem Kopf einen Reisehut festhalten sollte, kleideten einige Dienstmädchen ein Kind vollends in ein Jagdgewand; das Kind wandte Canolles den Rücken zu, und dieser konnte nur sein blondes Haar unterscheiden.

Aber die Dame, deren ganzes Gesicht vom Glanze zweier sechsarmiger Leuchter übergossen war, bot Canolles das genaue Original des Porträts, das er kurz zuvor im Halbschatten des Gemachs der Prinzessin erblickt hatte; es war wirklich das längliche Gesicht, der strenge Mund, die gebieterisch gebogene Nase der Frau, deren lebendes Bild Canolles erkannte.

Mehrere Hausbeamte, unter denen Canolles den Kammerdiener erkannte, packten in Felleisen, in Koffer und Mantelsäcke, teils Juwelen, teils Geld, teils das Arsenal der Frauen, das man Toilette nennt. Der kleine Prinz spielte und lief während dieser Zeit unter den eiligen Bedienten hin und her; aber unglücklicherweise vermochte Canolles, sein Gesicht nicht zu sehen.

»Ich hatte es vermutet,« murmelte er; »man hintergeht mich; diese Leute treffen Vorkehrungen zur Abreise. Ja, aber mit einer Gebärde kann ich diese Possenszene in eine Szene der Trauer verwandeln. Ich brauche nur auf die Terrasse zu laufen und dreimal in dieses silberne Pfeifchen zu stoßen, und bei dem schrillen Tone, den es von sich geben wird, dringen zweihundert Mann in das Schloß, verhaften die Prinzessin und knebeln alle die Diener, die jetzt ein unterdrücktes Lachen zeigen. »Ja,« fuhr Canolles fort, nur sprach er jetzt mit dem Herzen und nicht mit den Lippen, »ja, aber sie, die dort schläft oder sich stellt, als schlafe sie! Ich werde sie unwiederbringlich verlieren; sie wird einen Haß gegen mich fassen, und zwar diesmal einen wohlverdienten Haß. Mehr noch, sie wird mich verachten und sagen, ich

habe mein Spionenamt völlig ausgeübt; und dennoch, warum sollte ich nicht der Königin gehorchen, da *sie* der Prinzessin gehorcht?«

In diesem Augenblick, als wollte der Zufall sein Schwanken bekämpfen, öffnete sich die Tür des Gemaches und zwei Personen, ein Mann von fünfzig Jahren und eine Frau von zwanzig, traten hastig und freudig ein. Bei diesem Anblick ging das Herz unseres Canolles gänzlich in seine Augen über. Er erkannte die schönen Haare, die frischen Lippen, das geistreiche Auge des Vicomte von Cambes, der lächelnd und voll Ehrfurcht der Prinzessin von Condé die Hand küßte. Nur trug jetzt der Vicomte die Kleidung seines wahren Geschlechts und zeigte die reizendste Vicomtesse der Erde.

Canolles hätte zehn Jahre seines Lebens gegeben, um ihr Gespräch hören zu können; aber vergebens hielt er seinen Kopf fest an die Scheibe; es drang nur ein unverständliches Gesumme zu seinem Ohr. Er sah, wie die Prinzessin der jungen Frau eine Abschiedsgebärde machte, sie auf die Stirn küßte und ihr etwas empfahl, worüber alle Anwesenden lachten; hierauf kehrte die letztere in die Zeremonienzimmer mit einigen niedrigen Offizianten zurück, die Uniformen von höheren Offizieren anlegten. Dann begann links durch eine entgegengesetzte Türe geräuschlos das Gefolge der Prinzessin zu schreiten, die als erste mit der Haltung, nicht einer Flüchtigen, sondern einer Königin einherschritt. Hierauf kam der Stallmeister Vialas, der in seinen Armen den kleinen Herzog von Enghien, in einen Mantel eingewickelt, hielt. Lenet trug ein ziseliertes Kistchen und Papierstöße, und der Schloßhauptmann schloß den Zug, der durch zwei mit entblößten Degen einherschreitende Diener eröffnet wurde.

Alle entfernten sich durch einen geheimen Gang; sogleich sprang Canolles von seinem Beobachtungsposten herab und lief nach dem Gewölbe, dessen Lichter mittlerweile ausgelöscht worden waren. Da sah er den ganzen Zug nach den Ställen sich bewegen; man wollte abreisen.

In diesem Augenblick trat ihm der Gedanke an die Verpflichtungen, die ihm durch die Sendung der Königin auferlegt waren, wieder vor die Seele. Die Frau, die sich entfernen wollte, war der gepanzerte und bewaffnete Bürgerkrieg, der, wenn er sie entschlüpfen ließ, abermals Frankreich verwüstete. Er lief nach der den Park beherrschenden Terrasse und führte

das silberne Pfeifchen an seine Lippen. Mit einem Schlage hätte er den kühnen Plan mit allen seinen Folgen vereitelt.

Aber der junge Edelmann schlug dabei die Augen nach dem Gemache auf, wo unter roten Samtvorhängen sanft und schwermütig der Schimmer der Nachtlampe sichtbar war, die bei der falschen Prinzessin brannte, deren geliebten Schatten er unbestimmt zu erblicken glaubte.

Alle Entschlüsse der Überlegung, alle Berechnungen der Selbstsucht verschwanden bei diesem sanften Lichtstrahl, wie bei dem ersten Schimmer des Tages alle Träume und alle Gespenster der Nacht verschwinden.

»Mazarin,« sagte er voll Leidenschaft zu sich selbst, »Mazarin ist reich genug, daß er alle diese Prinzen und Prinzessinnen verlieren kann, aber ich bin nicht reich genug, daß ich den Schatz verlieren dürfte, der von nun an mir gehört, und den ich, eifersüchtig wie ein Drache, bewachen werde. Jetzt ist sie allein, in meiner Macht, von mir abhängig; zu jeder Stunde des Tags und der Nacht kann ich in ihr Gemach eintreten; sie wird nicht fliehen, ohne es mir zu sagen, denn ich habe ihr Wort erhalten. Was liegt mir daran, daß die Königin hintergangen ist und daß Mazarin wütend wird? Man hat mich beauftragt, die Prinzessin von Condé zu bewachen; ich bewache sie. Man hätte mir nur ihr Signalement geben oder einen geschickteren Spion als ich bin schicken sollen.«

Canolles steckte sein Pfeifchen wieder in die Tasche und hörte, wie die Riegel klirrten, wie der entfernte Donner der Karossen über die Brücken des Parkes rollte und das abnehmende Geräusch eines Reiterzuges sich nach und nach verlor. Als alles, Vision und Lärm, verschwunden war, schlich er, ohne zu bedenken, daß er sein Leben gegen die Liebe einer Frau, das heißt gegen den Schatten des Glückes, eingesetzt hatte, in den zweiten öden Hof und stieg vorsichtig seine Treppe hinauf, die wie das Gewölbe in die tiefste Dunkelheit versenkt war.

Aber wie behutsam er auch zu Werke ging, er konnte es nicht verhindern, daß er, als er in den Gang kam, an eine Person stieß, die an seiner Tür zu lauschen schien und einen dumpfen Angstschrei ausstieß.

»Wer seid Ihr? wer seid Ihr?« fragte die Person mit ängstlichem Tone.

»Ei, wer seid Ihr, der wie ein Spion an dieser Treppe umherschleicht?« entgegnete Canolles. »Ich bin Pompée.«

»Der Intendant der Frau Prinzessin?« – »Ja, ja! der Intendant der Frau Prinzessin.«

»Ah! das kommt vortrefflich!« sagte Canolles, »ich bin Castorin.«

»Castorin, der Diener des Herrn Barons von Canolles?« – »Er selbst.«

»Ah! mein lieber Castorin, ich wette, daß ich Euch große Angst eingejagt habe.«

»Mir?« – »Ja, verdammt! wenn man nicht Soldat gewesen ist. Kann ich etwas für Euch tun?« fuhr Pompée, seine wichtige Miene wieder annehmend, fort.

»Ja. Ihr könnt sogleich der Frau Prinzessin melden, daß mein Herr sie zu sprechen wünsche.«

»Um diese Stunde?« – »Allerdings.«

»Unmöglich!«

»Ihr glaubt?« – »Ich weiß es gewiß.«

»Sie wird also meinen Herrn nicht empfangen?« – »Nein!«

»Befehl des Königs, Herr Pompée; sagt ihr dies.«

»Befehl des Königs!« rief Pompée, »ich gehe.«

Und Pompée entfernte sich in aller Eile, zugleich durch die Achtung und die Furcht angetrieben, diese zwei Hebel, die sogar eine Schildkröte zum Laufen bringen können.

Canolles setzte seinen Weg fort, kehrte in seine Wohnung zurück, fand Castorin, der wie ein Bürgermeister in einem großen Lehnstuhl ausgestreckt

schnarchte, zog seine Offizierskleider wieder an und erwartete das Kommende.

»Wahrhaftig,« sagte er zu sich selbst, »wenn ich auch die Angelegenheiten des Herrn von Mazarin nicht so gut betreibe, so denke ich doch, ich besorge die meinigen nicht so schlecht.«

Canolles erwartete vergebens Pompées Rückkehr, und beschloß nach Verlauf von zehn Minuten selbst vorzugehen.

Er weckte daher Castorin, schärfte ihm mit einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ, ein, sich für alles, was da kommen sollte, bereit zu halten, und schlug den Weg nach den Gemächern der Prinzessin ein.

An der Tür fand der Baron einen Bedienten, der ihn nach seinem Begehr fragte und den auch nur der »Befehl des Königs« dazu brächte, einen Kammerherrn zu wecken, damit dieser der Prinzessin das Verlangen des königlichen Boten, sie sofort zu sprechen, mitteilen könnte.

»Haben denn,« fragte Canolles, »die Kammerherrn im Schlosse Chantilly die Gewohnheit, sich um elf Uhr schlafen zu legen?«

»Man hat den ganzen Tag gejagt,« stammelte der Lakai.

»Das ist richtig,« murmelte Canolles; »sie brauchen Zeit, um irgend jemand als Kammerherrn zu kleiden«

Dann fügte er laut hinzu: »Es ist gut, tut es. Ich werde warten.« Der Lakai lief spornstreichs weg, um im Schlosse Lärm zu schlagen, wo Pompée bereits durch seinen Bericht Aufregung und Angst verbreitet hatte.

Canolles horchte. Er hörte in den Gängen und Zimmern umherlaufen; er sah beim Schimmer erlöschender Lichter mit Musketen bewaffnete Leute in den Winkeln der Treppen sich aufstellen; er beobachtete, daß überall ein drohendes Murren an die Stelle der stummen Furcht trat, die einen Augenblick vorher im ganzen Schlosse geherrscht hatte.

Canolles legte die Hand an seine Pfeife und näherte sich einem Fenster, durch dessen Scheiben er wie eine wolkige Masse die Gipfel der großen Bäume hervortreten sah, an deren Fuß er die zweihundert Mann, die er mitgebracht, in Hinterhalt gelegt hatte.

»Nein,« sagte er, »das würde uns geradezu zur Schlacht führen, und dabei fände ich nicht meine Rechnung. Ich will lieber warten. Das Schlimmste, was mir hierbei widerfahren kann, ist, daß ich ermordet werde, während ich, wenn ich eile, sie verlieren kann.« Canolles hatte kaum die Betrachtung für sich angestellt, als er eine Tür sich öffnen und eine neue Person erscheinen sah.

»Die Frau Prinzessin ist nicht sichtbar,« sagte diese Person hastig, »sie liegt im Bette und hat verboten, irgend jemand, wer es auch sein möchte, zu sich zu lassen.«

Canolles erkannte unschwer, daß der dickbäuchige Bursche mit dem er sprach, irgend ein Aufwärter war, den man als Kapitän der Garden ausstaffiert hatte. Dieser weigerte sich, um die späte Stunde jemand bei Ihrer Hoheit anzumelden; als Canolles kraft seiner Sendung mit Gewalt drohte, sagte er: »Mein Herr, versucht keine Gewalt. Ich habe fünfzig bewaffnete Leute, die bereit sind, die Ehre Ihrer Hoheit zu rächen.«

Canolles erwiderte: »Habt Ihr fünfzig bewaffnete Leute, mein Herr Kapitän, so habe ich zweihundert Soldaten, welche die Vorhut eines königlichen Heeres bilden. Gedenkt Ihr Euch in offenen Aufruhr gegen Seine Majestät zu setzen?«

»Nein, mein Herr, nein,« antwortete rasch und, wie es schien, sehr herabgestimmt der dicke Mann. »Gott behüte mich; aber ich bitte Euch mir zu bezeugen, daß ich nur der Gewalt weiche.«

»Das ist das geringste, was ich Euch als einem Amtsgenossen schuldig bin.«

»Wohl, ich werde Euch also zu der Frau Prinzessin-Witwe führen, die noch nicht eingeschlafen ist.«

»Ich habe keinen Befehl, die Frau Prinzessin-Witwe zu besuchen, antwortete Canolles, wohl aber Ihre Hoheit die junge Frau Prinzessin.«

Der Kapitän der Garden senkte abermals seinen Kopf, verlieh seinen dicken Beinen eine rückschreitende Bewegung, schleppte seinen langen Degen auf dem Boden und schritt majestätisch über die Türschwelle zwischen zwei Schildwachen durch, die während dieser Szene zitterten und bei der Verkündigung der Ankunft von zweihundert Mann ihren Posten beinahe verlassen hätten; so wenig waren sie geneigt, Märtyrer der Treue zu werden.

Nach zehn Minuten kehrte der Kapitän, gefolgt von zwei Wachen, unter unzähligen Bücklingen zurück, um Canolles abzuholen und zu der Prinzessin zu geleiten, in deren Gemach er eingeführt wurde, ohne eine neue Zögerung erleiden zu müssen.

Canolles erkannte das Zimmer, die verschiedenen Gerätschaften und sogar den süßen Duft, der ihn berauscht hatte. Aber vergebens suchte er zwei Dinge: das Porträt der wahren und das Gesicht der falschen Prinzessin. Das Porträt hatte man weggenommen, und infolge einer etwas verspäteten Vorsichtsmaßregel war das Gesicht der im Bette liegenden Person mit einer echt hochgeborenen Ungezogenheit dem Bettgang zugewendet, in dem zwei Frauen standen.

Canolles wäre gern über diesen Mangel an Rücksicht hinweggegangen; aber die Befürchtung, eine neue Stellvertreterin gestattete der Frau von Cambes zu fliehen, wie die Prinzessin geflohen war, ließ seine Haare sich vor Schrecken sträuben; er wollte sich daher sogleich der Identität der Person versichern, die im Bett lag, wobei er die Gewalt zu Hilfe rief, die ihm seine Sendung verlieh.

»Madame,« sagte er mit einer tiefen Verbeugung, »ich bitte Eure Hoheit um Verzeihung, daß ich so vor sie trete, besonders nachdem ich mein Wort gegeben habe, daß ich ihre Befehle erwarten wolle; aber ich habe soeben einen gewaltigen Lärm im Schlosse gehört.«

Die im Bett liegende Person bebte, antwortete aber nicht. Canolles forschte nach irgend einem Zeichen, an dem er zu erkennen vermöchte, ob er

wirklich die, welche er suchte, vor Augen hätte. Aber inmitten der Wogen von Spitzen, und in der schwellenden, weichen Umgebung von Eiderdaunen und Vorhängen war es ihm unmöglich, etwas anderes zu erkennen, als die Form einer liegenden Person.

»Und,« fuhr Canolles fort, »ich bin es mir selbst schuldig, mich zu versichern, ob dieses Bett wirklich immer noch dieselbe Person enthält, mit der ich vor einer halben Stunde zu sprechen die Ehre gehabt habe.«

Diesmal war es nicht mehr ein einfaches Beben, sondern eine wahre Bewegung des Schreckens, eine Bewegung, die Canolles nicht entging und über die er selbst erschrak.

»Wenn sie mich getäuscht hat,« dachte er, »wenn sie, trotz ihres feierlichen Wortes, geflohen ist, so verlasse ich das Schloß und steige zu Pferde; ich setze mich an die Spitze meiner zweihundert Mann und hole meine Flüchtlinge ein, und sollte ich dreißig Dörfer anzünden müssen, um meinen Weg zu beleuchten.«

Canolles wartete einen Augenblick, aber die liegende Person antwortete nicht und drehte sich auch nicht um.

»Madame,« sagte Canolles endlich mit einer Ungeduld, die er nicht mehr zu verbergen vermochte, »ich bitte Eure Hoheit, sich zu erinnern, daß ich der Gesandte des Königs bin und daß ich im Namen des Königs die Ehre verlange, Ihr Gesicht zu sehen.«

»Oh! das ist eine unerträgliche Inquisition!« sagte nun eine zitternde Stimme, deren Klang den jungen Offizier vor Freude beben ließ, denn er erkannte eine Stimme, die niemand nachzuahmen imstande war. »Ist es, wie Ihr sagt, mein Herr, der König, der Euch zu diesem Verfahren nötigt, so kann dies nur der Fall sein, weil der König als ein Kind noch nichts von den Pflichten eines Edelmannes weiß; eine Frau zwingen, ihr Gesicht zu zeigen, heißt ihr dieselbe Beleidigung antun, als ob man ihr die Maske abreißen würde.«

»Madame, es gibt ein Wort, vor dem sich die Menschen beugen, wenn es von Königen kommt, und die Könige, wenn es vom Schicksal kommt: es

muß sein.«

»Wohl, da es sein muß,« sagte die junge Frau, »da ich allein und ohne Schutz gegen den Befehl des Königs und die Forderungen seines Boten bin, so gehorche ich, mein Herr, schaut mich an.«

Damit entfernte eine ungestüme Bewegung den Wall von Kopfkissen, Decken und Spitzen, der die schöne Belagerte verbarg, und in der Bresche erschien, mehr von Scham als von Entrüstung gerötet, der blonde Kopf, den die Stimme vorher schon verraten hatte. Mit dem raschen Blicke des Liebenden versicherte sich Canolles, daß es nicht der Zorn war, der diese durch samtene Wimpern verschleierten Augen niedergeschlagen hielt und die Hand zittern ließ, die an den schneeweißen Hals die Wogen eines flüchtigen Haares und den Batist duftender Tücher preßte.

Die falsche Prinzessin blieb einen Augenblick in dieser Lage, der sie gern etwas Trotzendes verliehen hätte, während Canolles, die Wohlgerüche einschlürfend und mit beiden Händen die Schläge seines vor Freude springenden Herzens zurückdrängend, sie anschaute.

»Nun, mein Herr,« sagte nach einigen Sekunden die schöne Verfolgte, »ist die Demütigung groß genug? Habt Ihr mich nach Muße betrachtet? Ja, nicht wahr? Euer Triumph ist vollständig! Wohl, so seid ein edelmütiger Sieger und entfernt Euch.«

»Ich würde dies gern tun, Madame, aber ich muß meinen Instruktionen vollständig Genüge leisten. Ich habe bis jetzt nur den Teil meiner Sendung erfüllt, der Eure Hoheit betrifft; doch ist es nicht hinreichend, Euch gesehen zu haben, ich muß nun auch den Herzog von Enghien sehen.«

Auf diese Worte, die mit dem Tone eines Mannes ausgesprochen wurden, der das Recht hat zu befehlen und Gehorsam heischt, folgte ein furchtbares Stillschweigen. Die falsche Prinzessin erhob sich, stützte sich auf eine Hand und heftete auf Canolles einen der seltsamen Blicke, die nur ihr anzugehören schienen, so viele Dinge enthielten sie zumal. Dieser Blick wollte sagen: »Habt Ihr mich erkannt, wißt Ihr, wer ich in der Tat bin? Wenn Ihr es wißt, so verschont mich, verzeiht mir, Ihr seid der Stärkere, habt Mitleid mit mir!«

Canolles begriff alles, was dieser Blick sprach, aber er stählte sich gegen seine verführerische Beredsamkeit und antwortete: »Unmöglich, Madame, der Befehl ist unzweideutig.«

»Es geschehe also in allem,, wie Ihr es wünscht, mein Herr, da Ihr weder auf meine Lage, noch auf meinen Rang Rücksicht nehmt; geht, diese Damen werden Euch zu dem Prinzen, meinem Sohne, führen.«

»Könnten diese Damen, statt mich zu Eurem Sohne zu führen, nicht Euren Sohn zu Euch führen?« entgegnete Canolles; »das wäre meiner Ansicht nach viel besser.«

»Und warum, mein Herr?« fragte die falsche Prinzessin, offenbar unruhiger über diese neue Forderung, als sie es über irgend eine andere gewesen war.

»Weil ich mittlerweile Eurer Hoheit einen Punkt meiner Sendung mitteilen werde, der nur ihr allein eröffnet werden kann.«

»Mir allein?« – »Euch allein,« antwortete Canolles mit einer Verbeugung tiefer als jede, die er bis dahin gemacht hatte.

Der Blick der Prinzessin, die stufenweise von der Würde zur Bitte, von der Bitte zur Unruhe übergegangen war, heftete sich diesmal mit der Starrheit des Schreckens auf Canolles.

»Was kann Euch an diesem Alleinsein mit mir so sehr ängstigen, Madame?« sagte Canolles. »Seid Ihr nicht Prinzessin und bin ich nicht Edelmann?«

»Ja, Ihr habt recht, mein Herr, und ich habe unrecht, daß ich fürchte. Ja, obgleich es das erste Mal ist, daß mir das Vergnügen zuteil wird, Euch zu sehen, so ist doch das Gerücht von Eurer Höflichkeit und Rechtschaffenheit bis zu mir gedrungen. Geht, meine Damen, holt den Herrn Herzog von Enghien und kommt mit ihm zurück.«

Die Frauen verließen den Bettgang, schritten nach der Tür, wandten sich noch einmal um, um zu sehen, ob der Befehl ernstlich gemeint sei, und entfernten sich auf ein Zeichen ihrer Gebieterin, oder vielmehr der, die

ihren Platz einnahm, aus dem Zimmer. Canolles folgte ihnen mit dem Blicke, bis sie die Tür zugemacht hatten. Dann wandte er seine von Freude funkelnden Augen auf die falsche Prinzessin zurück.

»Sprecht,« sagte diese, sich aufsetzend und ihre Hände kreuzend, »sprecht, Herr von Canolles, warum verfolgt Ihr mich auf eine solche Weise?«

Und bei diesen Worten schaute sie den jungen Offizier an, nicht mit dem hochmütigen Prinzessinnenblick, den sie versucht hatte, und der ihr nicht gelungen war, sondern im Gegenteil mit einem so rührenden und bezeichnenden Ausdruck, daß all die reizenden Einzelheiten ihres ersten Zusammentreffens, all die berauschenden Episoden ihrer Reise, all die Erinnerungen dieser jungen Liebe mit überwältigender Gewalt im Herzen des Barons auftauchten und es wie mit balsamischen Düften umhüllten.

»Madame,« sagte er, einen Schritt gegen das Bett machend, »ich verfolge die Frau Prinzessin von Condé und nicht Euch.«

Die, an die diese Worte gerichtet waren, stieß einen kurzen Schrei aus, wurde sehr bleich und drückte eine ihrer Hände an ihr Herz.

»Was wollt Ihr damit sagen, mein Herr und für wen haltet Ihr mich?«

»Ah! was das betrifft ... ich wäre sehr verlegen, wenn ich es Euch erklären müßte; denn ich möchte schwören, daß Ihr der reizendste Vicomte seid, wenn Ihr nicht etwa die anbetungswürdigste Vicomtesse seid.«

»Mein Herr,« sagte die falsche Prinzessin, die durch Zusammenraffung ihrer Würde einen Eindruck auf Canolles zu machen hoffte, »ich begreife von allem, was Ihr mir sagt, nur das eine, daß Ihr Euch gegen die Achtung verfehlt, daß Ihr mich beleidigt.«

»Madame, man verfehlt sich nicht gegen die Achtung vor Gott, weil man ihn anbetet, man beleidigt die Engel nicht, weil man sich vor ihnen auf die Knie wirft.« Und bei diesen Worten bückte sich Canolles, als wollte er niederknien.

»Mein Herr,« sagte rasch die Vicomtesse, Canolles zurückhaltend, »die Prinzessin von Condé kann nicht dulden ...«

»Madame, die Prinzessin von Condé reitet in diesem Augenblick auf einem guten Pferde, zwischen ihrem Stallmeister Vialas und ihrem Rat Lenet, mit ihren Edelleuten, ihren Kapitänen und Haustruppen auf der Straße nach Bordeaux und hat nichts mit dem zu schaffen, was in dieser Minute zwischen dem Baron von Canolles und dem Vicomte oder der Vicomtesse von Cambes vorgeht.«

»Was sprecht Ihr da, mein Herr? Seid Ihr verrückt?«

»Nein Madame, ich sage nur, was ich gesehen, ich erzähle nur, was ich gehört habe.«

»Wenn Ihr gesehen, wenn Ihr gehört habt, was Ihr sagt, so muß Eure Sendung zu Ende sein.«

»Ihr glaubt, Madame? Ich soll also nach Paris zurückkehren und der Königin gestehen, daß ich, um einer Frau nicht zu mißfallen, die ich liebte, ihre Befehle verletzt, die Flucht ihrer Feindin gestattet, das Geschehene unbeachtet gelassen, die Sache meines Königs verraten habe?«

Die Vicomtesse schien bewegt und schaute den Baron mit beinahe zärtlichem Mitleid an.

»Habt Ihr nicht die allerbeste Entschuldigung,« sagte sie. »Die Unmöglichkeit? Konntet Ihr allein die starke Eskorte der Frau Prinzessin festnehmen? Hatte man Euch den Befehl gegeben, allein fünfzig Edelleute zu bekämpfen?«

»Ich war nicht allein, Madame,« sagte Canolles, den Kopf schüttelnd; »ich hatte und habe noch dort im Gehölz, fünfhundert Schritte von uns, zweihundert Soldaten, die ich mit einem einzigen Tone dieser Pfeife zu mir rufen kann; es wäre mir also leicht gewesen, die Frau Prinzessin festzunehmen. Und dann, wäre mein Geleite auch schwächer gewesen als das ihrige, während es viermal stärker ist, so hätte ich immerhin kämpfen, immerhin kämpfend fallen können; es wäre mir dies so leicht gewesen,«

fügte der junge Mann mit einer tiefen Verbeugung hinzu, »als es mir süß sein würde, diese Hand zu küssen, wenn ich es wagte.«

Diese Hand, auf die der Baron glühende Blicke heftete, diese feine, fleischige, weiße Hand war in der Tat aus dem Bette gefallen und zitterte bei jedem Worte des jungen Mannes. Die Vicomtesse, selbst geblendet durch die Elektrizität der Liebe, deren Wirkungen sie in dem kleinen Wirtshause von Jaulnay empfunden hatte, dachte nicht daran, daß sie diese kleine Hand zurückziehen sollte; und der junge Offizier sank auf ein Knie und drückte seinen Mund mit wollüstiger Schüchternheit auf die Hand, die bei der Berührung seiner Lippen sich zurückzog, als ob ein glühendes Eisen sie gebrannt hätte.

»Ich danke, Herr von Canolles,« sagte die junge Frau, »ich danke aus dem Grunde meines Herzens für das, was Ihr für mich getan habt; glaubt, daß ich es nie vergessen werde. Aber verdoppelt den Wert des Dienstes, den Ihr mir leistet, dadurch, daß Ihr meine Lage in Betracht zieht und Euch entfernt. Müssen wir uns nicht verlassen, da Eure Aufgabe vollbracht ist?«

Dieses *uns*, mit einem so zarten Tone ausgesprochen, daß darin gleichsam ein Anklang von Bedauern zu liegen schien, ließ im Herzen des Barons beinahe schmerzhaft die geheimsten Fasern erbeben. Das Gefühl des Schmerzes findet sich fast immer im Grunde großer Freuden.

»Ich werde gehorchen,« sagte Canolles. »Nur bemerke ich Euch, nicht um ungehorsam zu sein, sondern um Euch vielleicht einen Gewissensbiß zu ersparen, daß ich mich durch diesen Gehorsam zu Grunde richte. Im Augenblick, wo ich meinen Fehler gestehe und nicht mehr das Ansehen habe, als ob ich mich durch Eure List betören ließe, werde ich das Opfer meiner Gefälligkeit. Man erklärt mich als Verräter, man kerkert mich ein ... erschießt mich vielleicht, und das ist ganz einfach; denn ich habe verraten.«

Claire stieß einen Schrei aus und ergriff selbst Canolles Hand, die sie mit einer reizenden Verwirrung sogleich wieder fallen ließ.

»Was wollen *wir* denn tun?« fragte sie.

Das Herz des jungen Mannes dehnte sich aus, dieses selige *wir* wurde entschieden das Lieblingswort der Frau von Cambes.

»Euch zu Grunde richten, Euch, der so edelmütig handelt!« fuhr sie fort. »Ich Euch ins Verderben stürzen ... oh! nie. Um welchen Preis kann ich Euch retten? sprecht, sprecht!«

»Ihr müßt mir erlauben, Madame, meine Rolle bis zum Ende zu spielen. Ich sollte, wie ich sagte, als Opfer Eurer List erscheinen, und Herrn von Mazarin von dem, was ich sehe, und nicht von dem, was ich weiß, Meldung machen.«

»Ja, aber wenn man wüßte, daß Ihr alles dies für mich tut, wenn man erführe, daß wir uns bereits begegnet haben, daß Ihr mich bereits gesehen habt, wäre ich ebenfalls verloren; bedenkt das!«

»Madame,« sagte Canolles mit vortrefflich gespielter Schwermut, »bei Eurer kalten Miene, bei Eurer Würde, die Ihr so mühelos in meiner Gegenwart behauptet, glaube ich nicht, daß Ihr Euch ein Geheimnis entschlüpfen lassen würdet, das überdies, in Eurem Herzen wenigstens, gar nicht besteht.«

Claire schwieg, aber ein flüchtiger Blick und ein unmerkliches Lächeln, das unwillkürlich die Lippen der schönen Gefangenen umspielte, antworteten Canolles auf eine Weise, die ihn zum glücklichsten Sterblichen machte.

»Ich werde also bleiben?« sagte er mit unaussprechlicher Freude.

»Da es sein muß!« erwiderte die Vicomtesse.

»Dann schreibe ich Herrn von Mazarin.«

»Ja, geht.«

»Wie denn?«

»Ich sage, Ihr sollt gehen und schreiben.«

»Nein, ich muß ihm von hier, von Eurem Zimmer aus schreiben, ich muß meinen Brief vom Fuße Eures Bettes datieren.«

»Aber das ist nicht schicklich.«

»Hier sind meine Instruktionen, Madame. Lest sie selbst!«

Canolles reichte der Vicomtesse ein Papier, und sie las: »Der Herr Baron von Canolles wird die Frau Prinzessin von Condé und den Herrn Herzog von Enghien, ihren Sohn, nie aus den Augen lassen.«

»Nie aus den Augen,« sagte Canolles.

»Nie aus den Augen, so ist es.«

Claire begriff nun den Vorteil, den ein Verliebter wie Canolles aus solchen Instruktionen ziehen konnte, aber sie begriff auch, welchen Dienst sie der Prinzessin leistete, indem sie in Beziehung auf ihre Person den Irrtum des Hofes verlängerte.

»Schreibt also,« sagte sie wie eine Frau, die sich in das Unvermeidliche fügt.

Canolles fragte mit dem Blick, und sie zeigte ihm ebenfalls mit dem Blick ein Necessaire, das alles enthielt, was man zum Schreiben braucht; der junge Mann öffnete es, nahm Papier, Feder und ein Tintenfaß daraus, legte alles auf einen Tisch, zog diesen Tisch so nahe wie möglich zu dem Bett, bat, als ob Claire die kranke Prinzessin wäre, um Erlaubnis sich zu setzen, was ihm bewilligt wurde, und schrieb an Herrn von Mazarin folgende Meldung:

Monseigneur,

Ich bin im Schlosse Chantilly um neun Uhr abends angekommen, Ihr erseht hieraus meine Eile, denn ich habe die Ehre gehabt, um halb sieben Uhr von Eurer Eminenz Abschied zu nehmen.

Ich fand die Prinzessinnen im Bette, die Frau Witwe sehr krank, die Frau Prinzessin ermüdet von einer Jagd, die sie am Tage veranstaltet hatte.

»Nach den Instruktionen Eurer Eminenz habe ich mich zu Ihren Hoheiten verfügt, die in demselben Augenblick alle ihre Gäste verabschiedeten, und ich bewache zu dieser Stunde die Frau Prinzessin und ihren Sohn unter meinen Augen.«

»Und ihren Sohn,« wiederolte Canolles sich gegen die Vicomtesse umwendend. »Teufel! ich glaube, ich lüge, und doch möchte ich nicht gern lügen.«

»Beruhigt Euch,« versetzte Claire lachend, »wenn Ihr meinen Sohn nicht gesehen habt, so werdet Ihr ihn noch sehen.«

»Und ihren Sohn unter meinen Augen,« fuhr Canolles lachend fort.

Dann schrieb er weiter:

»Ich habe die Ehre aus dem Zimmer der Frau Prinzessin und an ihrem Kopfkissen sitzend diesen Brief an Eure Eminenz zu schreiben.«

Er unterzeichnete, ließ mit Claires Bewilligung Castorin holen und beauftragte diesen, das Schreiben dem Offizier, der die zweihundert Mann kommandierte, zu übergeben, damit dieser es durch einen eigenen Boten nach Paris schicke.

Nachdem Castorin mit dem Schreiben abgegangen war, sagte Claire, indem sie ihre beiden Hände gefaltet und flehend gegen Canolles ausstreute, »nun entfernt Ihr Euch, nicht wahr?«

»Verzeiht ... Euer Sohn, Madame?«

»Das ist richtig,« erwiderte Claire lächelnd, »Ihr sollt ihn sehen.«

Gleich darauf trat auch der vermeintliche Herzog von Enghien mit einem ganzen Gefolge von Frauen und Kammerherren herein und Claire gönnte sich die kleine Bosheit, ihm zu sagen, er solle dem Baron von Canolles seine Hand zum Kusse reichen. Schnell besonnen benutzte der junge Mann diese Gelegenheit, indem er sagte: »Ehe ich mich Eurer Hoheit empfehle, wage ich noch, eine hohe Gunst zu erbitten.«

»Welche?« fragte Frau von Cambes unruhig; denn sie erkannte an dem Ton, daß sich der Baron eine Genugtuung verschaffen wollte.

»Daß Ihr mir dieselbe Gnade bewilliget, die mir der Prinz, Euer Sohn, gewährt hat.«

Diesmal war die Vicomtesse gefangen. Es gab keine Möglichkeit, einem Offizier des Königs die zeremonielle Gunst zu verweigern, die er auf diese Art im Angesicht aller forderte. Frau von Cambes streckte daher ihre zitternde Hand gegen Canolles aus.

Dieser schritt auf das Bett zu, als sei es der Thron einer Königin, faßte mit der Spitze seiner Finger die Hand, die man ihm reichte, setzte ein Knie auf die Erde und drückte auf die feine, weiße, zitternde Haut einen langen Kuß, den jeder der Ehrfurcht zuschrieb, während er für die Vicomtesse allein ein glühendes Pressen der Liebe war.

»Ihr habt mir versprochen, Ihr habt mir sogar geschworen, das Schloß nicht zu verlassen, ohne mich davon in Kenntnis zu setzen,« sagte Canolles aufstehend mit halber Stimme. »Ich rechne auf Euer Versprechen und auf Euern Schwur.«

»Rechnet darauf, mein Herr,« sagte Frau von Cambes und fiel, einer Ohnmacht nahe, auf ihr Kopfkissen zurück.

Canolles, den der Ausdruck der Stimme zittern ließ, suchte in den Augen der schönen Gefangenen die Bestätigung der Hoffnung, die ihm ihr Ton verlieh; aber die Augen der Vicomtesse waren hermetisch geschlossen.

Canolles dachte, die geschlossenen Kisten enthalten die kostbarsten Schätze, und zog sich mit einem Paradies, im Herzen zurück, das ihm die kühnsten Pläne durchs Gehirn jagte und die seligsten Träume herbeizauberte.

Nach kurzem Schlafe, wenn man das fieberhafte Delirium, das auf sein Wachen folgte, Schlaf nennen darf, sprang er aus dem Bette, kleidete sich hastig an und ging in den Garten hinab. Sein erster Besuch galt dem Flügel, den die Prinzessin bewohnte, sein erster Blick dem Fenster ihres Gemaches.

War die Gefangene noch nicht eingeschlafen, war sie bereits erwacht? ... Ein Licht, zu stark, um einer Nachtlampe anzugehören, rötete die hermetisch geschlossenen Damastvorhänge. Canolles blieb still stehen bei diesem Anblick, der ohne Zweifel sogleich in seinem Geiste eine große Anzahl unsinniger Gedanken rege machte, und verbarg sich, seinen Spaziergang unterbrechend, hinter einer Bildsäule, wo er immer von neuem den ewigen Dialog verliebter Herzen begann, die den geliebten Gegenstand in allen poetischen Ausströmungen der Natur finden.

Der Baron war seit ungefähr einer halben Stunde auf seinem Beobachtungsposten und betrachtete mit unaussprechlicher Wonne diese Vorhänge, vor denen jeder andere als er gleichgültig vorübergegangen wäre, als er ein Fenster der Galerie sich öffnen und eben dieses Fenster beinahe in demselben Augenblick das ehrliche Gesicht Pompées umrahmen sah. Alles, was auf die Vicomtesse Bezug hatte, flößte Canolles ein mächtiges Interesse ein; er wandte daher seinen Blick von den Vorhängen ab und glaubte zu bemerken, daß Pompée eine Korrespondenz durch Zeichen mit ihm einzuleiten trachtete. Bald bemerkte er auch etwas Weißes in Pompées Hand, das er als ein zusammengerolltes Papier erkannte.

»Ein Billett!« dachte Canolles, »sie schreibt mir; was bedeutet das?«

Er näherte sich zitternd vor Freude; Pompée ließ das Papier fallen, und Canolles fing es geschickt auf. Indem der Edelmann in seinem Herzen schnell alle Stufen vom Entzücken bis zu bangem Zweifel durchlief, erbrach er das Siegel und las:

»Mein Herr, länger in der Lage zu verharren, in der wir uns befinden, ist rein unmöglich. Ich hoffe, Ihr werdet in dieser Hinsicht denken, wie ich. Ihr müßt darunter leiden, daß Ihr in den Augen aller Leute des Hauses für einen lästigen Aufseher geltet; andrerseits, wenn ich Euch besser empfange, als die Frau Prinzessin an meiner Stelle tun würde, muß ich befürchten, man werde erraten, daß wir eine doppelte Komödie spielen, die mir sicher den Verlust meines Rufes brächte.«

Canolles trocknete sich die Stirn ab, seine Ahnungen hatten ihn nicht getäuscht. Mit dem Tage, dem großen Verscheucher der Phantome,

verschwanden all seine goldenen Träume; er schüttelte den Kopf, stieß einen Seufzer aus und fuhr fort:

»Stellt Euch, als entdecktet Ihr die List, deren wir uns bedient haben; es gibt, um zu dieser Entdeckung zu gelangen, ein ganz einfaches Mittel, das ich Euch selbst an die Hand geben werde, wenn Ihr versprechen wollt, Euch meiner Bitte zu fügen. Ihr seht, ich verberge Euch nicht, wie sehr ich von Euch abhänge. Fügt Ihr Euch meiner Bitte, so lasse ich Euch mein Porträt zukommen, worauf unter dem Bilde selbst mein Name und mein Wappen angebracht sind. Ihr sagt, Ihr habt dieses Porträt bei einer Eurer nächtlichen Runden gefunden und daraus erkannt, daß ich nicht die Frau Prinzessin sei.

»Brauche ich Euch zu bemerken, daß ich Euch zum steten Zeichen der Dankbarkeit, die ich im Herzen bewahren werde, wenn Ihr noch diesen Morgen abreist, ermächtige, dieses Miniaturbild zu behalten, vorausgesetzt, daß Ihr irgendeinen Wert darauf legt?«

»Verlaßt uns also, wenn es möglich ist, ohne mich wiederzusehen, und Ihr werdet meine ganze Dankbarkeit mit Euch nehmen, während ich meinerseits Euer Andenken als das eines der edelsten, rechtschaffensten Männer, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, bewahren will.«

Canolles las das Billett zum zweitenmal und blieb wie versteinert. Trotz des Tropfens Honig spürte er nur die Bitterkeit der Trennung. So süß ihm auch das Porträt schien, die Ursache, aus der es geboten wurde, benahm ihm einen großen Teil seines Wertes. Wozu überdies das Porträt, wenn das Original da ist, wenn man es unter den Händen hat, und nur nicht freizugeben braucht? – Ja, aber Canolles, der nicht vor dem Zorne der Königin und Mazarins zurückgewichen war, zitterte vor einem Stirnrunzeln der Frau von Cambes.

Wenn er jedoch daran dachte, wie oft ihn diese Frau schon irregeführt hatte, so glaubte er statt der verdienten Dankbarkeit nur Grausamkeit, ja Verhöhnung geerntet zu haben, und der heftigste Zorn ergriff ihn.

»Ja, ja,« dachte er, seine Gedanken mit Gebärden begleitend, die mit dem Gefühl in Einklang standen, das ihn beschäftigte, »ja, das ist ein förmlicher Abschied, eine poetische Hoffnung in eine rohe Täuschung verwandelt.

Aber ich werde die Lächerlichkeit, die man mir bereiten will, nicht so hinnehmen. Ich ziehe ihren Haß der angeblichen Dankbarkeit vor, die sie mir verspricht. Ah, ja, ich soll nur ihrem Versprechen trauen! ... Es wäre geradesogut, wenn man der Beständigkeit des Windes oder der Ruhe des Meeres trauen würde. Ah! Madame, Madame!« fügte er, sich gegen das Fenster wendend hinzu, »Ihr entgeht mir zweimal; aber ich schwöre, ich finde eine ähnliche Gelegenheit, und Ihr werdet mir nicht zum drittenmal entgehen.«

Hierauf ging Canolles in seine Wohnung zurück, um sich anzukleiden und nötigenfalls mit Gewalt zu der Vicomtesse zu dringen. Sobald es die frühe Stunde nur erlaubte, ließ er sich aufs neue bei der Prinzessin anmelden, die ihn endlich, nach langem Zögern, empfing.

Diesmal war jedes Zeremoniell verbannt, die Vicomtesse erwartete ihn ganz angekleidet und stehend in einem kleinen Salon. Spuren von Schlaflosigkeit, die man vergebens zu verwischen gesucht hatte, waren auf ihrem reizenden Antlitz sichtbar; ein leichter, blauer Kreis um ihre Augen deutete insbesondere an, daß sich diese kaum oder gar nicht geschlossen hatten.

»Ihr seht, mein Herr,« sagte sie, ohne daß sie ihm Zeit ließ, zuerst zu sprechen, »ich füge mich Eurem Wunsche, doch ich gestehe es, in der Hoffnung, daß diese Zusammenkunft die letzte ist, und daß Ihr Euch ebenfalls dem meinigen füget.«

»Verzeiht, Madame, aber nach unserer Unterredung gestern abend hoffte ich auf weniger Strenge in Euren Forderungen, und ich zählte darauf, als Ersatz für das, was ich für Euch, für Euch allein getan habe, würdet Ihr die Gnade haben, mich länger in Chantilly zu dulden.«

»Ja, mein Herr, ich gestehe, die in meiner Lage erklärliche Unruhe ... die Größe des Opfers, das Ihr mir brachtet, das Interesse der Frau Prinzessin, für die ich Zeit gewinnen sollte, vermochten meinem Munde einige Worte zu entreißen, die nicht im Einklang mit meinem Innern standen; aber während dieser Nacht habe ich nachgedacht; ein längerer Aufenthalt unser beider in diesem Schlosse wird unmöglich.«

»Unmöglich, Madame!« rief Canolles. »Ihr vergeßt, daß alles für einen Mann möglich ist, der im Namen des Königs spricht?«

»Herr von Canolles, ich hoffe, daß Ihr vor allem Edelmann seid und die Lage nicht mißbrauchen werdet, in die mich meine Ergebenheit gegen die Frau Prinzessin versetzt hat.«

»Madame, vor allem bin ich verrückt. Mein Gott! Ihr habt es wohl gesehen, denn nur ein Verrückter konnte tun, was ich getan habe. Übt also Mitleid mit meiner Verrücktheit, Madame, schickt mich nicht fort, ich flehe Euch an!«

»Dann werde ich den Platz verlassen, mein Herr. Ich werde Euch wider Euern Willen zu Euern Pflichten zurückbringen. Wir wollen sehen, ob Ihr mich mit Gewalt zurückhaltet, ob Ihr uns dem üblen Gerede der Welt preisgeben wollt. Nein, nein, mein Herr!« fuhr die Vicomtesse mit einem Tone fort, den Canolles zum ersten Male hörte, »nein, Ihr werdet bedenken, daß Ihr nicht ewig in Chantilly bleiben könnt; Ihr werdet bedenken, daß man Euch anderswo erwartet.«

Dieses Wort, das wie ein Blitz die Augen Canolles' erleuchtete, erinnerte ihn an die Szene im Wirtshause von Biscarros, an die Kenntnis, die Frau von Cambes von der Liebschaft des jungen Mannes hatte, und alles war ihm klar. Ihre Schlaflosigkeit war nicht durch die Angst vor der Gegenwart, sondern durch die Erinnerung an die Vergangenheit veranlaßt worden. Der Entschluß am Morgen, Canolles zu meiden, war nicht das Resultat der Überlegung, sondern der Ausdruck der Eifersucht.

Es trat nun zwischen beiden ein kurzes Stillschweigen ein; jedes horchte auf das Wort seines eigenen Geistes, der in seiner Brust mit den Schlägen seines Herzens sprach.

»Eifersüchtig!« sagte Canolles zu sich selbst, »eifersüchtig! Oh! nun begreife ich alles. Ja, ja! sie will sich versichern, daß ich sie hinreichend liebe, um ihr jede andere Liebe zu opfern! Es ist eine Probe!«

Frau von Cambes aber sprach zu sich selbst: »Ich bin für Herrn von Canolles eine Zerstreuung; er hat mich auf seinem Wege in dem

Augenblick getroffen, wo er die Guienne zu verlassen genötigt war, und folgte mir, wie der Reisende einem Irrlichte folgt: aber sein Herz ist in dem kleinen von Bäumen umgebenen Hause geblieben, in das er sich an dem Abend begeben wollte, wo ich ihn traf. Ich kann also unmöglich einen Mann bei mir behalten, der eine andere liebt; und den ich, wenn ich ihn länger sehen würde, vielleicht schwach genug wäre zu lieben. Oh! ich würde nicht nur meine Ehre, sondern auch die Interessen der Frau Prinzessin verraten, wenn ich so niederträchtig wäre, den Agenten ihrer Verfolger zu lieben!«

Plötzlich rief sie, ihren eigenen Gedanken beantwortend: »Oh! nein, nein, Ihr müßt abreisen, mein Herr; geht oder ich gehe.«

»Ihr vergeßt, Madame,« sagte Canolles, »ich habe Euer Wort, daß Ihr nicht abreist, ohne mich zuvor in Kenntnis gesetzt zu haben.«

»Wohl, mein Herr, ich benachrichtige Euch, daß ich Chantilly in diesem Augenblick verlasse.«

»Und Ihr glaubt, ich werde es gestatten?« – »Wie!« rief die Vicomtesse, »Ihr wollt mir Gewalt antun!«

»Madame, ich weiß nicht, was ich tun werde, aber das weiß ich, daß es mir unmöglich ist, Euch zu verlassen.«

»Also bin ich Eure Gefangene?« – »Ihr seid eine Frau, die ich bereits zweimal verloren habe und nicht zum dritten Male verlieren will.«

»Gewalt also?« – »Ja, Madame, Gewalt,« antwortete Canolles, »wenn es das einzige Mittel ist, Euch zu behalten.«

»Ah!« rief Frau von Cambes, »welch ein Glück, eine Frau zu halten, die seufzt, nach Freiheit ruft, uns nicht liebt, uns haßt!«

Canolles bebte und suchte rasch voneinander zu trennen, was in dem Worte und was in dem Geiste lag.

Er begriff, daß der Augenblick gekommen war, alles gegen alles einzusetzen.

»Madame,« sagte er, »die Worte, die Ihr mit einem so wahren Ausdruck gesprochen habt, daß ich mich über ihre Bedeutung nicht täuschen kann, haben jede Ungewißheit in mir gelöst. Ihr seufzend, Ihr eine Sklavin! ich eine Frau zurückhalten, die mich nicht liebt, die mich haßt! Nein, Madame, nein, seid unbesorgt, es wird nicht so sein. Ich glaubte nach dem Glücke, das Euer Anblick mir gewährte, Ihr würdet meine Gegenwart ertragen; ich hoffte, nachdem ich Achtung, Ruhe des Gewissens, Zukunft, vielleicht die Ehre verloren habe, Ihr würdet mich für dieses Opfer durch das Geschenk einiger Stunden entschädigen, die ich wohl nie wieder finden werde. Alles dies wäre möglich gewesen, wenn Ihr mich geliebt hättet, sogar wenn ich Euch gleichgültig gewesen wäre; denn Ihr seid gut und hättet aus Mitleid getan, was eine andere aus Liebe getan haben würde. Aber ich habe es nicht mehr mit der Gleichgültigkeit, sondern mit dem Hasse zu tun. Dann ist es etwas anderes; Ihr habt recht. Vergebt mir nur, Madame, daß ich nicht begriff, wie man gehaßt werden kann, wenn man wahnsinnig liebt. Es ist an Euch, Königin, Gebieterin und frei in diesem Schlosse wie überall zu bleiben; es ist an mir, mich zu entfernen, und ich entferne mich. In zehn Minuten habt Ihr Eure Freiheit wiedererlangt. Lebt wohl, Madame, lebt wohl auf ewig.«

Und in einer Verwirrung, die am Anfang gespielt, am Ende seiner Rede aber wahrhaft und schmerzlich war, verbeugte sich Canolles vor Frau von Cambes, drehte sich um, suchte die Tür, die er nicht fand, und wiederholte dabei die Worte: »Lebt wohl! Lebt wohl!« mit einem tief gefühlten Ausdrucke, der, vom Herzen kommend, auch zum Herzen ging. Wahre Betrübnis hat ihre Stimme wie der Sturm.

Frau von Cambes hatte diesen Gehorsam Canolles' nicht erwartet; sie hatte Kräfte für einen Kampf und nicht für einen Sieg gesammelt und wurde ihrerseits durch seine Ergebenheit, die so voll Liebe war, überwältigt; als daher der junge Mann, die Arme ausstreckend und fast schluchzend, bereits zwei Schritte gegen die Tür gemacht hatte, fühlte er plötzlich, wie sich eine Hand mit dem bezeichnendsten Drucke auf seine Schulter legte; man berührte ihn nicht nur, man hielt ihn zurück.

Er wandte sich um. Sie stand immer noch vor ihm. Anmutig ausgestreckt, berührte ihr Arm immer noch seine Schulter, und der Ausdruck von Würde, den er einen Augenblick vorher auf ihrem Antlitz wahrgenommen hatte, war in ein liebreizendes Lächeln zerschmolzen.

»Schön, mein Herr!« sagte sie, »so gehorcht Ihr der Königin! Ihr würdet abreisen, während Ihr Befehl habt, hier zu bleiben, Verräter, der Ihr seid!«

Canolles stieß einen Schrei aus, fiel auf die Knie und rief, seine Stirn auf die Hände drückend, die sie ihm reichte: »Oh! ich könnte vor Freude sterben!«

»Ach! freut Euch noch nicht,« entgegnete die Vicomtesse; »denn wenn ich Euch zurückhalte, so geschieht es, damit wir uns nicht so verlassen, damit Ihr nicht die Meinung von mir fortnehmt, ich sei eine Undankbare, damit Ihr mir freiwillig mein Wort zurückgebt, damit Ihr in mir wenigstens eine Freundin seht, da die Feindschaft der Parteien, denen wir folgen, mich hindert, je etwas anderes für Euch zu sein.«

»Oh, mein Gott!« sagte Canolles, »ich habe mich also abermals getäuscht, Ihr liebt mich nicht?« – »Sprechen wir nicht von unsern Gefühlen, Baron, sondern von der Gefahr, der wir uns aussetzen, wenn wir beide hier bleiben; geht oder laßt mich gehen; es muß sein.«

»Was sagt Ihr da?« – »Die Wahrheit. Laßt mich hier; kehrt nach Paris zurück; sagt Mazarin, sagt der Königin, was Euch begegnet ist. Ich werde Euch unterstützen, soviel ich vermag; aber geht, geht.«

»Muß ich Euch denn wiederholen,« rief Canolles, »Euch verlassen ist sterben!«

»Nein, nein, Ihr werdet nicht sterben, denn Ihr dürft die Hoffnung bewahren, daß wir uns in glücklicheren Zeiten wiederfinden.«

»Der Zufall hat mich auf Eure Straße geworfen, Madame, oder vielmehr Euch bereits zweimal auf die meinige gebracht. Der Zufall wird müde werden, und wenn ich Euch verlasse, finde ich Euch nicht wieder.«

»Wohl, ich werde Euch suchen!«

»Oh, verlangt von mir, daß ich für Euch sterbe; der Tod ist ein schmerzhafter Augenblick, und nicht mehr. Aber verlangt noch nicht, daß ich Euch verlasse. Schon bei diesem Gedanken bricht mein Herz. Bedenkt doch, ich habe Euch kaum gesehen, kaum mit Euch gesprochen.«

»Gut ... wenn ich Euch erlaube, heute noch zu bleiben, wenn Ihr mich den ganzen Tag sehen und sprechen könnt, werdet Ihr zufrieden sein?« – »Ich verspreche nichts.«

»Dann ich auch nicht. Ich habe nur die Verbindlichkeit gegen Euch übernommen, Euch von dem Augenblick in Kenntnis zu setzen, wo ich abreisen würde. Wohl, in einer Stunde reise ich.«

»Man muß also alles tun, was Ihr wollt? Man muß Euch in jedem Punkte gehorchen? Ich muß also Selbstverleugnung üben, um blindlings Euren Willen zu befolgen? Nun denn, wenn es sein muß, seid unbesorgt. Ihr habt nur noch einen Sklaven vor Euch, der bereit ist, Euch zu gehorchen. Befehlt, Madame, befehlt!«

Claire reichte dem Baron die Hand und sagte mit ihrem sanftesten, einschmeichelndsten Tone: »Ein neuer Vertrag gegen mein Wort; wenn ich Euch von diesem Augenblick bis heute abend um neun Uhr nicht verlasse, werdet Ihr um neun Uhr abreisen?« – »Ich schwöre es Euch.«

»Kommt also; der Himmel ist blau, er verheißt uns einen herrlichen Tag; der Tau benetzt den Rasen, Wohlgeruch durchströmt die Luft, balsamisch duftet der Wald. Holla, Pompée!«

Der würdige Intendant, der ohne Zweifel Befehl erhalten hatte, vor der Tür zu warten, trat ein.

»Meine Lustrosse,« sagte Frau von Cambes mit ihrer fürstlichen Miene; »ich reite diesen Morgen nach den Teichen und komme durch den Pachthof zurück, wo ich frühstücken werde ... Ihr begleitet mich, Herr Baron,« fuhr sie fort; »dies gehört zu Euren Amtspflichten, da Ihr von Ihrer Majestät der Königin den Befehl erhalten habt, mich nicht aus dem Auge zu lassen.«

Eine Wolke erstickender Freude blendete den jungen Mann und umhüllte ihn; er ließ sich ohne Widerstand, beinahe ohne Willen führen; er atmete heftig, er war berauscht, er war verrückt. Inmitten eines reizenden Gehölzes, unter geheimnisvollen Baumgängen, deren schwankende Zweige auf seine entblößte Stirn fielen, öffnete er bald seine Augen wieder für die materiellen Dinge; zu Fuß, stumm, das Herz gepreßt durch eine Freude beinahe so brennend als der Schmerz, schritt er einher, seine Hand mit der von Frau von Cambes verschlingend, die so bleich, so stumm und wohl auch so glücklich war wie er.

Pompée ging hinter ihnen, nahe genug, um alles zu sehen, fern genug, um nichts zu hören.

Dreizehntes Kapitel.

Das Ende dieses berauschenden Tages kam, wie das Ende eines Traumes immer kommt; die Stunden waren wie Sekunden für den seligen Edelmann vorübergegangen, und dennoch kam es ihm vor, als hätte er an diesem einzigen Tage Erinnerungen genug gesammelt, um dreimal ein ganzes Leben füllen zu können.

Canolles sollte die Vicomtesse den Tag hindurch nicht verlassen; beim Frühstück lud sie ihn zum Mittagessen, beim Mittagessen zum Abendbrot ein.

Mitten unter allem Glanze, den die falsche Prinzessin entwickeln mußte, um den Gesandten des Königs zu empfangen, empfand Canolles die süßen Aufmerksamkeiten der verliebten Frau. Er vergaß sogar sein Versprechen, sich zu entfernen, und wähnte sich für die Ewigkeit in dieses irdische Paradies verpflanzt, dessen Adam er wäre, während Frau von Cambes die Eva sein sollte.

Als aber die Nacht gekommen war, als man das Abendessen beendet hatte, als beim Nachtisch eine Ehrendame den falschen Herzog von Enghien einführte und die Glocke der Pendeluhr zu schlagen anfing, sagte Frau von Cambes, nachdem sie sich versichert hatte, daß es zehnmal schlagen wollte: »Nun ist die Stunde eingetreten.«

»Welche Stunde?« fragte Canolles, der zu lächeln und einem großen Unglück durch einen Scherz zu begegnen suchte.

»Die Stunde, das Wort zu halten, das Ihr mir gegeben habt.«

»Ei, Madame,« versetzte Canolles traurig, »Ihr vergeßt also nichts?« – »Vielleicht hätte ich vergessen wie Ihr, aber das hier stärkt mir das Gedächtnis.«

Und sie zog aus ihrer Tasche einen Brief, den sie in dem Augenblick, wo sie sich zu Tische setzte, empfangen hatte.

»Von wem ist dieser Brief?« – »Von der Frau Prinzessin, die mich ruft.«

»Das ist wenigstens ein Vorwand! Ich danke Euch, daß Ihr diese Schonung für mich gehabt habt.«

»Täuscht Euch nicht, Herr von Canolles,« erwiderte die Vicomtesse mit einer Traurigkeit, die sie nicht zu verbergen suchte. Selbst wenn ich diesen Brief nicht empfangen hätte, würde ich Euch zur verabredeten Stunde an Eure Abreise erinnert haben. Glaubt Ihr, die Leute, von denen wir umgeben sind, müßten nicht früher oder später unser Einverständnis wahrnehmen? Unsere Beziehungen sind, Ihr müßt es gestehen, nicht die einer verfolgten Prinzessin zu ihrem Verfolger. Nun aber, wenn Euch diese Trennung so schmerzlich ist, wie Ihr vorgebt, laßt Euch sagen, Herr Baron, daß es nur von Euch abhängt, wenn wir uns nicht trennen sollen.«

»Sprecht! oh sprecht!« rief Canolles.

»Erratet Ihr nicht?«

»Oh gewiß, Madame! ich errate und zwar vollkommen. Ihr wollt davon sprechen, daß ich der Frau Prinzessin folgen solle? ...«

»Sie selbst spricht hiervon in diesem Briefe,« sagte lebhaft Frau von Cambes.

»Ich freue mich, daß dieser Gedanke nicht von Euch kommt, ich freue mich über die Verlegenheit, mit der Ihr mir diesen Vorschlag macht; nicht als ob sich mein Gewissen über die Idee empörte, dieser oder jener Partei zu dienen; nein, ich habe keine Überzeugung. Wer hat die denn bei diesem Kriege? Ich kenne weder den Hof noch die Prinzen; unabhängig durch mein Vermögen, ohne Ehrgeiz, erwarte ich weder hier noch dort etwas. Ich bin Offizier, sonst nichts.«

»Ihr willigt also ein, mir zu folgen?« – »Nein.«

»Warum nicht, wenn die Dinge sind, wie Ihr sagt?« – »Weil Ihr mich weniger schätzen würdet.«

»Ist dies das einzige Hindernis, das Euch zurückhält?« – »Ich schwöre es Euch.«

»Oh, dann fürchtet nichts.«

»Ihr glaubt selbst nicht an das, was Ihr in diesem Augenblick sagt,« versetzte Canolles lächelnd und den Finger aufhebend; »ein Überläufer ist ein Verräter. Das erste Wort klingt besser, aber beides ist gleichbedeutend.«

»Wohl, Ihr habt recht,« sagte Frau von Cambes, »und ich werde nicht weiter darauf bestehen. Wärt Ihr in einer gewöhnlichen Lage, so hätte ich Euch für die Sache der Prinzen zu gewinnen gesucht. Aber abgesandt vom König, beauftragt mit einer Vertrauenssendung von Ihrer Majestät der Königin Regentin und dem ersten Minister, geehrt durch das Wohlwollen des Herzogs von Epernon, der trotz des Verdachts, den ich anfangs geschöpft hatte, Euch, wie man mir versichert, auf eine ganz besondere Weise begünstigt...«

Canolles errötete.

»Werde ich mit der größten Diskretion zu Werke gehen. Doch hört mich, Baron; seid versichert, wir verlassen uns nicht auf immer; wir sehen uns wieder, das sagen mir meine Ahnungen.«

»Wo dies?« – »Ich weiß es nicht, aber wir sehen uns gewiß wieder.«

Canolles schüttelte traurig den Kopf und erwiderte: »Ich zähle nicht darauf; es besteht Krieg unter uns, das ist zu viel, besonders wenn nicht zugleich Liebe obwaltet.«

»Und dieser Tag?« fragte mit einer bezaubernden Betonung die Vicomtesse, »rechnet Ihr ihn für nichts?« – »Es ist der einzige, an dem ich gelebt zu haben glaube, seitdem ich auf der Welt bin.«

»Ihr seht also, daß Ihr undankbar seid?« – »Gewährt mir einen zweiten Tag, wie diesen.«

»Ich kann nicht, ich muß heute abend reisen.«

»Ich verlange ihn nicht für morgen, nicht für übermorgen; ich bitte darum in der Zukunft. Nehmt die Zeit, die Ihr wollt, wählt den Ort, der Euch beliebt, aber laßt mich mit einer Gewißheit leben; ich würde zu sehr leiden, hätte ich nicht eine Hoffnung.«

»Wohin geht Ihr, wenn Ihr mich verlaßt?« – »Nach Paris, um von meiner Sendung Rechenschaft abzulegen.«

»Und sodann?« – »In die Bastille vielleicht.«

»Aber vorausgesetzt, Ihr geht nicht dahin?« – »Dann kehre ich nach Libourne zurück, wo mein Regiment sein muß.«

»Und ich nach Bordeaux, wo ohne Zweifel die Prinzessin verweilt. Kennt Ihr ein einsam liegendes Dorf auf der Straße von Bordeaux nach Libourne?« – »Ich kenne eines, dessen Andenken mir beinahe so teuer ist als Chantilly.«

»Jaulnay,« sagte lächelnd die Vicomtesse.

»Jaulnay,« wiederholte Canolles.

»Wohl, man braucht vier Tage, um nach Jaulnay zu gelangen; wir haben heute Dienstag; ich werde mich den ganzen Sonntag dort aufhalten.«

»Oh Dank! Dank!« rief Canolles, eine Hand an seine Lippen drückend, die ihm zu entziehen Frau von Cambes nicht den Mut hatte.

Doch nach einem Augenblick sagte sie: »Nun bleibt uns noch übrig, unsere kleine Komödie zu Ende zu spielen.«

»Ah! ja, das ist wahr, Madame. Die Komödie, die mich in den Augen von ganz Frankreich vollkommen lächerlich machen muß. Aber ich habe nichts dagegen zu sagen, ich wollte es so, ich habe die Rolle, die ich spiele, nicht gewählt, aber die Entwickelung veranlaßt, die sie krönt.«

Frau von Cambes schlug die Augen nieder.

»Nun lehrt mich, was ich noch zu tun habe,« sagte Canolles gelassen. »Ich erwarte Eure Befehle und bin zu allem bereit.«

Claire war so bewegt, daß Canolles sehen konnte, wie der Samt ihres Kleides unter den ungleichen, hastigen Schlägen ihres Busens sich hob.

»Ihr bringt mir ein ungeheures Opfer, ich weiß es; aber beim Himmel, glaubt mir, ich bewahre Euch eine ewige Dankbarkeit. Ja, Ihr setzt Euch für mich der Ungnade des Hofes aus; ja, man wird Euch streng beurteilen. Ich bitte Euch, achtet das alles für nichts, wenn Euch der Gedanke, Ihr habt mich glücklich gemacht, ein gewisses Vergnügen bereitet.«

»Ich werde danach trachten, Madame.«

»Glaubt mir, Baron,« fuhr Frau von Cambes fort, »der kalte Schmerz, dem ich Euch preisgegeben sehe, ist eine furchtbare Gewissenspein für mich. Andere würden Euch vielleicht reicher belohnen, als ich es tue; aber, mein Herr, eine Belohnung, die man so leicht bewilligte, würde Euer Opfer nicht würdig bezahlen.«

Bei diesen Worten schlug Claire die Augen mit einem Seufzer schamhafter Betrübnis nieder.

»Ist das alles, was Ihr mir zu sagen habt?« fragte Canolles.

»Nehmt,« sagte die Vicomtesse, aus ihrer Brust ein Porträt ziehend, das sie Canolles überreichte; »nehmt dieses Porträt, und bei jedem Schmerz, der für Euch aus dieser unglücklichen Angelegenheit hervorgehen wird, schaut es an, sagt Euch, daß Ihr für die leidet, deren Bildnis Ihr vor Euch habt, und daß sie für jedes von Euren Leiden Bedauern empfindet.«

»Ist dies alles, was sie empfindet?« – »Achtung.«

»Ist das alles?« – »Sympathie.«

»Oh, Madame, noch ein Wort!« rief Canolles, »was kostet es Euch, mich vollkommen glücklich zu machen?«

Claire machte eine rasche Bewegung auf den jungen Mann zu, reichte ihm die Hand und öffnete den Mund, um hinzuzufügen: »Liebe.«

Aber im selben Augenblick öffneten sich die Türen, und der vorgebliche Kapitän der Garden erschien, begleitet von Pompée.

»In Faulnay werde ich vollenden,« sagte die Vicomtesse.

»Euren Satz oder Euren Gedanken?« – »Beides; der eine drückt immer den andern aus.«

»Madame,« sagte der Kapitän der Garden, »die Pferde Eurer Hoheit sind angespannt.«

Damit begann die Schlußszene der Komödie von Chantilly, die Canolles kaum zu Ende zu spielen vermochte, so hatten die letzten Worte der Frau von Cambes seine tiefsten Gefühle erregt; er beeilte sich nach Paris zurückzukehren.

Vierzehntes Kapitel.

Es ist nun Zeit, uns wieder einer der wichtigsten Personen dieser Geschichte zuzuwenden, die mit ihren fünf Gefährten und einem Sack von Goldtalern munter der Straße von Bordeaux nach Paris folgt.

Es war Cauvignac, der seinen Genossen von seinem Vertrag mit Lenet erzählte.

»Herr Lenet,« schloß er, »hat mir zehntausend Livres bezahlt, um eine Kompanie zu errichten; ich errichte sie, oder der Teufel soll mich holen. An dem Tage, wo ich sie errichtet habe, ist er mir vierzigtausend weitere schuldig; bezahlt er diese vierzigtausend Livre nicht, so werden wir sehen...« »Mit zehntausend Livres!« riefen im Chor vier ironische Stimmen; denn Ferguzon schien, voll Vertrauen zu den Mitteln des Führers, von der ganzen Truppe allein überzeugt zu sein, daß Cauvignac zu dem versprochenen Resultate gelangen würde. »Mit zehntausend Livres wollt Ihr eine Kompanie errichten?«

»Ja,« sagte Cauvignac, »wenn man auch etwas hinzufügen müßte.«

»Und wer wird etwas beifügen?« fragte eine Stimme.

»Ich nicht,« versetzte Ferguzon.

»Wer denn?« fragte ein anderer von den Genossen, namens Barrabas.

»Bei Gott! der erste beste. Halt, ich bemerke gerade einen Menschen, dort auf der Landstraße. Ihr werdet sehen ...«

Der Ankommende war ein Bürger, der im Begriff stand, viertausend Livres, die er in einem Prozeß gegen den unsern Lesern bekannten Wirt Biscarros, diese Zierde seines Standes, verloren hatte, seinem Anwalt in Orleans zu überbringen. Cauvignac wußte nicht nur den Bürger und seinen Anwalt durch die kühnsten und blendendsten Vorspiegelungen um die viertausend Livres zu prellen, sondern er brachte es auch fertig, beide zu weiteren Geldopfern zu bewegen, indem er junge Leute, deren Fürsorge ihnen anvertraut war und deren sie sich zu entledigen wünschten, in seine Kompanie einreihte.

Sein Marsch glich einem Triumphzug. Der erfinderische Parteigänger fand Mittel, die hartnäckigsten Anhänger des Friedens in den Krieg zu führen. Die einen ließ er der Sache des Königs, die andern der Sache der Prinzen sich anschließen. Einige glaubten dem Parlamente zu dienen, andere dem vertriebenen, in Frankreich weilenden König von England, der eine Landung in Schottland plante.

Vier Tage, nachdem er Chantilly verlassen, hatte Cauvignac fünfundzwanzig Mann beisammen, was ein recht achtungswerter Anfang war. Cauvignac suchte einen Mittelpunkt und gelangte in ein kleines Dorf, welches zwischen Chatellerault und Poitiers lag, und glaubte hier gefunden zu haben, was er suchte. Es war Jaulnay; Cauvignac erkannte das Dorf, in das er bei seiner Landstreicherei schon früher gekommen war, und schlug sein Hauptquartier in dem den Lesern bekannten einzigen Wirtshause des Ortes auf.

So auf der Hauptstraße von Bordeaux nach Paris Posten fassend, hatte Cauvignac hinter sich die Truppen des Herrn von Larochefoucault, der Saumur belagerte, und vor sich die des Königs, die sich in der Guienne zusammengezogen. Vorsichtig hütete er sich, irgend eine Farbe zu bekennen, ehe die geeignete Gelegenheit gekommen wäre, und war darauf bedacht, einen Kern von etwa hundert Mann zu bilden, um dann seinen größten Vorteil wahrzunehmen. Das Rekrutierungsgeschäft nahm seinen raschen Fortgang und Cauvignac hatte bald seine Arbeit zur Hälfte vollendet.

Als er nun, nachdem er den ganzen Morgen mit der Menschenjagd zugebracht hatte, seiner Gewohnheit gemäß vor der Tür des Wirtshauses auf der Lauer stand und mit seinem Leutnant und seinem Unterleutnant plauderte, sah er am Ende der Straße eine junge Dame zu Pferde erscheinen, der ein Stallmeister ebenfalls zu Pferde und zwei mit Gepäck beladene Maultiere folgten.

Das leichte Wesen, mit dem die schöne Amazone ihr Roß regierte, sowie die steife, stolze Haltung ihres Stallmeisters riefen eine Erinnerung in Cauvignacs Kopf wach.

Er legte seine Hand auf Ferguzons Arm und sagte, auf die Reisende deutend, zu ihm: »Hier kommt der fünfzigste Soldat des Regiments von Cauvignac, oder ich will des Todes sein.«

»Wie? diese Dame?« – »Allerdings.«

»Ah! wir haben bereits einen Neffen, der Advokat, einen Paten, der Pfarrer werden sollte, zwei Schreiber, zwei Apotheker, einen Arzt, drei Bäcker und zwei Gänsehirten; mir scheint, das sind genug schlechte Soldaten, ohne daß wir noch eine Frau dazuzunehmen brauchen, denn eines Tags werden wir uns doch schlagen müssen.«

»Ja, aber unser Schatz beläuft sich erst auf fünfundzwanzigtausend Livres und ich denke, es wäre nicht übel, wenn man eine runde Summe, etwa dreißigtausend Livres, vollmachen könnte.«

»Ah! wenn du die Dinge aus diesem Gesichtspunkte betrachtest, habe ich nichts einzuwenden, und pflichte dir vollkommen bei.«

»Still! Du wirst sehen.«

Cauvignac näherte sich der jungen Dame, die vor einem der Fenster des Wirtshauses angehalten hatte und die Wirtin befragte, die ihr vom Zimmer aus Antwort gab.

»Euer Diener, mein edler Herr,« sagte er mit schlauer Miene, die Hand höflich an den Hut legend.

»Mein edler Herr! ich!« erwiderte die Dame lächelnd.

»Ihr selbst, schöner Vicomte.«

Die Dame errötete.

»Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt?« entgegnete sie.

»Oh! doch wohl, und zum Belege dient, daß Ihr bereits einen halben Fuß Rot auf den Wangen habt.«

»Ihr täuscht Euch offenbar, mein Herr.«

»Nein, nein, ich weiß im Gegenteil sehr gut, was ich sage.«

»Genug des Scherzes, mein Herr.«

»Ich scherze nicht, und wenn Ihr den Beweis haben wollt, so werde ich ihn Euch geben. Ich habe die Ehre gehabt, Euch vor ungefähr drei Wochen in Tracht Eures Geschlechts an dem Ufer der Dordogne zu begegnen; es folgte Euch damals Euer treuer Stallmeister, Herr Pompée. Habt Ihr noch Herrn Pompée? Ah! ja, da ist er! Der liebe Herr Pompée, werdet Ihr auch sagen, ich kenne ihn nicht?« Der Stallmeister und die junge Dame schauten sich verwundert an.

»Ja, ja,« fuhr Cauvignac fort, »Ihr staunt; mein schöner Vicomte; aber wagt es zu behaupten, ich sei Euch nicht begegnet, dort auf der Straße, eine

Viertelmeile von dem Wirtshause des Meisters Biscarros.«

»Ich leugne dieses Zusammentreffen nicht, mein Herr.«

»Ah! Ihr seht wohl.«

»Nur war ich an jenem Tage verkleidet.«

»Nein, nein, heute seid Ihr es. Übrigens, da das Signalement des Vicomte von Cambes in ganz Guienne verbreitet worden ist, begreife ich wohl, daß Ihr, um jeden Verdacht abzuwenden, es für klüger hieltet, für den Augenblick dieses Kostüm zu wählen, das Euch, um Euch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mein edler Herr, vortrefflich steht.«

»Mein Herr,« sagte die Vicomtesse mit einer Unruhe, die sie vergebens zu verbergen suchte, »wenn Ihr Eure Rede nicht mit gescheiten Worten vermischtet, würde ich Euch in der Tat für einen Narren halten.«

»Ich werde Euch nicht dasselbe Kompliment machen, und finde es sehr vernünftig, sich zu verkleiden, wenn man konspiriert.«

Die junge Frau heftete einen immer ängstlicheren Blick auf Cauvignac und erwiderte: »In der Tat, es scheint mir, ich habe Euch irgendwo gesehen, aber ich erinnere mich nicht mehr wo.«

»Das erstemal, wie ich Euch sagte, an dem Ufer der Dordogne.«

»Und das zweitemal?« – »Das zweitemal in Chantilly.«

»An dem Jagdtage?« – »Ganz richtig.«

»Dann habe ich nichts zu befürchten, Ihr seid einer der Unsern.«

»Warum?«

»Weil Ihr bei der Frau Prinzessin gewesen seid.« »Erlaubt mir, Euch zu bemerken, daß dies kein Grund ist.«

»Es scheint mir jedoch ...«

»Es waren dort zu viele Menschen, als daß man von allen hätte überzeugt sein können, es seien Freunde.«

»Nehmt Euch in acht, mein Herr, Ihr würdet mir einen sonderbaren Begriff von Euch geben.«

»Oh! denkt von mir, wie Ihr wollt, ich bin nicht sehr empfindlich.«

»Aber was wünscht Ihr denn?« – »Ich wünschte Euch, wenn Ihr gestattet, die Honneurs dieses Gasthofes zu machen.«

»Ich danke, mein Herr, und bedarf Euer nicht. Ich erwarte jemand.«

»Es ist gut, steigt ab, und in Erwartung dieses Jemand wollen wir plaudern.«

»Was soll ich tun, gnädige Frau?« fragte Pompée.

»Absteigen, ein Zimmer verlangen und Abendessen bestellen,« sagte Cauvignac.

»Mein Herr,« versetzte die Vicomtesse, »mir scheint, es ist meine Sache, Befehle zu geben.«

»Es kommt darauf an, Vicomte, insofern ich in Jaulnay kommandiere und fünfzig Mann zu meiner Verfügung habe. Pompée, tut, was ich Euch gesagt habe.«

Pompée ließ den Kopf sinken und trat in das Wirtshaus.

»Aber, mein Herr, Ihr nehmt mich in Haft?« – »Vielleicht.«

»Wie vielleicht?« – »Ja, das hängt von der Unterredung ab, die wir miteinander pflegen werden; aber habt doch die Güte, abzusteigen, Vicomte; gut, nehmt meinen Arm; die Leute vom Hause werden Euer Pferd in den Stall führen.«

»Ich gehorche, mein Herr, denn Ihr seid nach Euren Worten der Stärkere; ich habe kein Mittel, Widerstand zu leisten; ich mache Euch jedoch auf

eines aufmerksam; die Person, die ich erwarte, wird kommen, und diese Person ist ein Offizier des Königs.«

»Wohl, Vicomte, Ihr erweist mir die Ehre, mich ihm vorzustellen, und ich werde entzückt sein, seine Bekanntschaft zu machen.«

Die Vicomtesse begriff, daß kein Widerstreben möglich war, und ging voraus, wobei sie Cauvignac durch ein Zeichen andeutete, es stehe ihm frei, ihr zu folgen.

Cauvignac begleitete sie bis an die Tür des Zimmers, das Pompée hatte bereit machen lassen, und war im Begriff, die Schwelle hinter ihr zu überschreiten, als Ferguzon, rasch die Treppe heraufsteigend, sich seinem Ohre näherte und ihm zuflüsterte: »Kapitän, ein Wagen mit drei Pferden, ein verlarvter junger Mann in dem Wagen, zwei Lakaien an den Schlägen.«

»Gut,« sagte Cauvignac. »Das ist ohne Zweifel der erwartete Herr.«

»Ah! man erwartet einen Herrn?«»– »Ja, und ich gehe ihm entgegen. Du, bleibe im Gange, verliere die Tür nicht aus dem Auge, laß jeden hinein, aber niemand heraus.«

»Genug, Kapitän.«

Ein Reisewagen hielt in der Tat vor der Tür des Wirtshauses, begleitet von vier Mann von Cauvignacs Kompanie, die ihm eine Viertelmeile von der Stadt begegnet waren und von diesem Augenblicke als Eskorte gedient hatten.

Ein Herr, in blauen Samt gekleidet und in einen Pelzmantel gehüllt, lag in dem Wagen. Eine schwarze Samtmaske verbarg eine Hälfte seines Gesichtes. Was aber die Maske nicht verhüllte, der Oberteil der Stirn und der Unterteil des Gesichtes, deutete Jugend, Schönheit und Geist an; die Zähne waren klein und weiß, und durch die Larve funkelten feurige Augen.

Bei dem Anblick Cauvignacs, der, wie gesagt, an der Tür erschien, stieß der junge Mann einen halb unterdrückten Schrei des Erstaunens aus und fuhr

rasch an sein Gesicht, als wollte er sich versichern, daß seine Maske immer noch daran wäre. Die Gewißheit hierüber schien ihn ruhiger zu machen.

So rasch auch die Bewegung gewesen war, so war sie Cauvignac doch nicht entgangen; er schaute den Reisenden an wie ein Mann, der die Signalements selbst unter der größten Verstellung zu buchstabieren gewohnt ist; dann bebte er infolge eines Erstaunens, das beinahe dem gleichkam, das der in blauen Samt gekleidete Kavalier gezeigt hatte; aber er faßte sich bald wieder, nahm den Hut mit ganz besonderer Artigkeit in die Hand und sagte: »Seid willkommen, schöne Dame.«

Die Augen des Reisenden glänzten vor Erstaunen durch die Öffnungen seiner Maske.

»Wohin geht Ihr?« fuhr Cauvignac fort.

»Wohin ich gehe?« erwiderte der Reisende, ohne den Gruß Cauvignacs zu beachten und nur seine Frage beantwortend; »wohin ich gehe? Ihr müßt es besser wissen, als ich, da es mir nicht frei steht, meine Reise fortzusetzen. Ich gehe dahin, wohin Ihr mich führt.«

»Erlaubt mir, Euch zu bemerken,« entgegnete Cauvignac mit zunehmender Höflichkeit, »daß dies nicht antworten heißt, schöne Dame. Ihr seid nur für den Augenblick in Verhaft genommen. Haben wir eine Minute mit offenem Herzen und offenem Gesichte über unsere kleinen Angelegenheiten gesprochen, so werdet Ihr Eure Reise ohne irgend ein Hindernis fortsetzen.«

»Verzeiht,« sagte der junge Mann, »aber ehe wir weiter gehen, wollen wir vor allem einen Irrtum berichtigen. Ihr gebt Euch den Anschein, als hieltet Ihr mich für eine Frau, während Ihr im Gegenteil an meinen Kleidern gut sehen könnt, daß ich ein Mann bin.«

»Ihr kennt das Sprichwort: Trau, schau, wem? Der Weise urteilt nicht nach dem Scheine. Ich maße mir nun an, ein Weiser zu sein, und so erkannte ich unter dieser lügenhaften Tracht ...«

»Was?« fragte der Reisende ungeduldig.

»Wie ich Euch sagte: eine Frau.«

»Aber wenn ich für Euch eine Frau bin, warum verhaftet Ihr mich dann?« – »Teufel! weil in diesen Zeitläuften die Frauen gefährlicher sind, als die Männer; man könnte darum sogar unsern Krieg den Frauenkrieg nennen.«

»Ihr seid ein Narr, mein Herr,« sagte der junge Reisende, die Achseln zuckend.

»Ich werde Euch ebensowenig glauben, schöne Dame, als ich vorhin dem jungen Mann glaubte, der mir dasselbe Kompliment machte.«

»Ihr behauptet vielleicht gegen sie, sie sei ein Mann?«

»Allerdings. Ich erkannte meinen kleinen Edelmann, den ich an einem gewissen Abend anfangs Mai um das Gasthaus des Meisters Biscarros hatte herumstreichen sehen, und ließ mich durch seinen Weiberrock, seinen Kopfputz und seine kleine Flötenstimme nicht täuschen; sowenig wie ich mich durch Euer blaues Wams, Euren grauen Filzhut und Eure Spitzenstiefel täuschen lasse. Ich sagte ihm: »Nehmt einen Namen an, den Ihr wollt, Ihr seid darum nichtsdestoweniger der Vicomte von Cambes.«

»Der Vicomte von Cambes!« rief der junge Reisende.

»Ah! der Name fällt Euch auf, wie es scheint. Solltet Ihr ihn zufällig auch kennen?«

»Er ist hier? Ihr sagt; er ...«

»Als Frau verkleidet, der schlimme Mensch, wie Ihr als Mann, Böse.«

»Und was macht er hier?« rief der junge Mann mit immer zunehmender Heftigkeit.

»Er behauptet, ein Stelldichein mit einem seiner Freunde zu haben,« antwortete Cauvignac, auf jedes seiner Worte einen besonderen Nachdruck legend. Den Namen weiß ich nicht mehr genau, doch darauf besinne ich mich, er endigt mit *olles*.«

»Herr von Canolles!« rief der junge Reisende, dessen Lippen sich mit einer Todesblässe bedeckten, wodurch seine schwarze Maske furchtbar von der Weiße seiner Haut abstach.

»So ist es, Herr von Canolles,« versetzte Cauvignac ganz richtig. Ihr kennt Herrn von Canolles ebenfalls! Ihr kennt, scheint es, die ganze Welt?«

»Scherz beiseite,« stammelte der junge Mann, der an allen Gliedern zitterte und einer Ohnmacht nahe zu sein schien. »Wo ist diese Dame?«

»In jenem Zimmer; seht, dort das dritte Fenster, jenes mit den gelben Vorhängen.«

»Ich will sie sehen!« rief der Reisende.

»Oho! sollte ich mich getäuscht haben,« sagte Cauvignac, »und Ihr wärt der Herr von Canolles, den sie erwartet? Oder vielmehr wäre Herr von Canolles nicht der hübsche Kavalier, der dort mit seinem Lakaien im Trabe einherreitet?«

Der junge Reisende warf sich mit solcher Eile gegen die vordere Glasscheibe des Wagens, daß er sie mit der Stirn zerbrach.

»Er ist es! er ist es!« rief er, ohne nur wahrzunehmen, daß einige Tropfen Blut aus seiner leichten Wunde flossen. »Oh, ich Unglückliche! Er kommt, findet sie wieder, ich bin verloren! ...«

»Ah, Ihr seht wohl, daß Ihr eine Frau seid?«

»Sie hatten sich verabredet,« fuhr der junge Mann, die Hände ringend fort; »oh! ich werde mich rächen.«

Cauvignac wollte einen neuen Scherz versuchen, aber der junge Mann machte ihm ein gebieterisches Zeichen mit der Hand, während er mit der andern seine Maske abriß, und nun erschien Nanons bleiches, furchtbar drohendes Antlitz vor den ruhigen Blicken Cauvignacs.

Fünfzehntes Kapitel.

»Guten Morgen, Schwesterchen,« sagte Cauvignac zu Nanon, der jungen Frau mit unstörbarem Phlegma die Hand reichend.

»Ihr sagt also, die Vicomtesse von Cambes sei hier?« – »In Person.«

»Und Herr von Canolles trete in diesem Augenblick in das Wirtshaus?« – »Noch nicht. Er steigt vom Pferde und wirft seinem Lakaien die Zügel zu. Ah, er ist von jener Seite auch bemerkt worden. Seht, das Fenster mit den gelben Vorhängen öffnet sich, und der Kopf der Vicomtesse kommt hervor. Ah! sie stößt einen Freudenschrei aus, Herr von Canolles stürzt in das Haus; verbergt Euch, Schwesterchen, oder es ist alles verloren.«

Nanon warf sich zurück und drückte krampfhaft Cauvignacs Hand, der sie mit einer Miene väterlichen Mitleids anschaute.

»Und ich, die ich soeben nach Paris reisen wollte,« rief Nanon, »ich, die alles wagte, um ihn wiederzusehen!«

»Ah! Opfer, Schwesterchen, und zwar für einen Undankbaren. Bei meiner Seele, Ihr hättet Eure Wohltaten besser anbringen können!«

»Was werden sie nun sagen, da sie vereinigt sind? Was werden sie tun?«

»In der Tat, teure Nanon, Ihr bringt mich sehr in Verlegenheit, daß Ihr eine solche Frage an mich richtet,« sagte Cauvignac; »bei Gott, sie werden sich ungemein lieben, wie ich vermute.«

»Oh, das wird nicht sein!« rief Nanon und biß sich wütend in die elfenbeinglatten Nägel.

»Ich glaube im Gegenteil, es wird sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach tauschen in diesem Augenblicke die Vicomtesse und Canolles alle Arten von Liebkosungen aus, von denen die einen immer reizender sind, als die andern. Teufel! meine liebe Nanon, Ihr habt Euch zu spät auf den Weg gemacht.«

»Ihr glaubt,« versetzte die junge Frau mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke tiefer Ironie und gehässiger Schlauheit. »Ihr glaubt! wohl, steigt

zu mir ein!«

Cauvignac gehorchte.

»He, Bertrand,« fuhr Nanon, sich an einen von den Musketenträgern wendend, fort, »sagt dem Kutscher, er solle ohne Geräusch umkehren und sich unter der Baumgruppe aufstellen, die wir beim Eingange des Dorfes rechts gelassen haben. Können wir dort ungestört miteinander verhandeln?« fuhr sie zu Cauvignac fort.

Auf Cauvignacs Zustimmung trug der Wagen, von vier Leuten begleitet, die Geschwister zurück.

Mittlerweile war Canolles, angezogen durch den Freudenschrei, den Frau von Cambes bei seinem Anblick ausgestoßen hatte, in das Wirtshaus geeilt und hatte das Zimmer der Vicomtesse erreicht.

»Ah, Herr!« rief Frau von Cambes, als sie ihn gewahrte, »kommt geschwind, denn ich erwarte Euch mit der größten Ungeduld.«

»Diese Worte würden mich zum glücklichsten Menschen der Welt machen, Madame, wenn Eure Blässe und Eure Unruhe mir nicht deutlich sagten, daß Ihr mich nicht meinetwegen allein erwartet.«

»Ja, Herr, Ihr habt recht,« versetzte Claire mit ihrem reizenden Lächeln, »ich will eine Verbindlichkeit mehr gegen Euch haben.«

In fliegender Eile erzählte Frau von Cambes, was ihr soeben zugestoßen sei.

»Ich, ich fürchte sehr, Euch nichts anderes zu Schutz und Verteidigung bieten zu können, als meinen Degen,« rief Canolles, als sie geendet hatte.

»Wieso?«

»Von diesem Augenblick an, Madame, bin ich nicht mehr im Dienste des Königs.«

»Sprecht Ihr wahr?« rief Claire voll Freude.

»Ich habe mir gelobt, meine Entlassung von dem Orte aus einzugeben, wo ich Euch treffen würde. Ich habe Euch getroffen, meine Entlassung wird von Jaulnay datiert sein.«

»Oh, frei! frei! Ihr seid frei; Ihr könnt Euch der Partei der Gerechtigkeit, der Redlichkeit anschließen; Ihr könnt der Sache der Herren Prinzen, das heißt, der des ganzen Adels, dienen. Oh, ich wußte wohl, daß Ihr ein zu würdiger Edelmann wäret, um nicht auf diese Seite zu treten.«

Und sie reichte Canolles ihre Hand, die er mit Entzücken küßte.

»Wie hat sich das gemacht?« rief Claire, »wie ist das gegangen? Erzählt mir die Sache in allen ihren Einzelheiten.«

»Oh, das ist in zwei Worten gesagt. Herr von Mazarin schalt mich einen Tölpel, weil ich mich in Chantilly hatte überlisten lassen, und beschenkte mich mit seiner allerhöchsten Ungnade.«

»Ihr habt also für mich Euren Grad verloren, Ihr seid für mich in Ungnade gefallen, für mich zu Grunde gerichtet! Lieber Herr von Canolles, wie soll ich je meine Schuld gegen Euch abtragen, wie soll ich Euch je meine Dankbarkeit beweisen?«

Und mit einem Lächeln und einer Träne, die ihm hundertmal ersetzten, was er verloren hatte, bewirkte Frau von Cambes, daß Canolles zu ihren Füßen niedersank.

»Ah, Madame,« sagte er, »von diesem Augenblick an bin ich im Gegenteil reich und glücklich, denn ich werde Euch folgen, ich werde Euch nicht mehr verlassen; denn ich werde glücklich sein durch Euern Anblick, reich durch Eure Liebe.«

»Es hält Euch also nichts zurück?« – »Nein!«

»Ihr gehört ganz mir, und indem ich Euer Herz behalte, kann ich Euern Arm der Frau Prinzessin anbieten?« – »Ihr könnt es.«

»Ihr habt also Eure Entlassung abgeschickt?« – »Noch nicht; ich wollte Euch zuvor wiedersehen; aber wie gesagt, nun, da ich Euch gesehen habe, werde ich sie sogleich hier schreiben. Ich hatte mir das Glück, Euch zu gehorchen, vorbehalten.«

»So schreibt denn, schreibt vor allem! Wenn Ihr nicht schreibt, wird man Euch als Überläufer betrachten. Ihr müßt sogar, ehe Ihr einen entscheidenden Schritt tut, warten, bis diese Entlassung angenommen ist.«

»Lieber kleiner Diplomat, fürchtet nichts, sie werden sie mir bewilligen und zwar gern. Meine Ungeschicklichkeit in Chantilly läßt sie meinen Verlust nicht sehr bedauern. Haben sie nicht gesagt, ich sei ein armseliges Gehirn?« fügte Canolles lachend hinzu.

In diesem Augenblick erschollen drei Schläge mit feierlichem Nachdruck an der Tür.

Canolles und die Vicomtesse schwiegen und schauten einander unruhig und fragend an.

»Im Namen des Königs,« rief eine Stimme, »öffnet!«

Und plötzlich flog die zerbrechliche Tür in Stücke. Canolles wollte nach seinem Degen eilen, aber bereits hatte sich ein Mann zwischen diesen und ihn geworfen.

»Was soll das bedeuten?« fragte der Baron.

»Ihr seid Herr von Canolles, nicht wahr?« – »Allerdings.« – Kapitän im Regiment Navailles?« – »Ja.«

»Abgesandter im Auftrage des Herrn Herzogs von Epernon?«

Canolles machte ein Zeichen mit dem Kopfe.

»So verhafte ich Euch im Namen des Königs und Ihrer Majestät der Königin Regentin.«

»Euer Befehl?« – »Hier ist er.«

Claire erbleichte und fiel weinend auf einen Stuhl.

»Herr von Mazarin rächt sich,« murmelte Canolles.

»Vorwärts, mein Herr, vorwärts,« sagte Cauvignac. Claire rührte sich nicht. Canolles schien nahe daran, verrückt zu werden. Sein Unglück war so groß, so schwer, so unerwartet, daß er unter seinem Gewichte niedersank; er beugte das Haupt und fügte sich.

Überdies hatten zu jener Zeit die Worte: *Im Namen des Königs*! noch ihren ganzen Zauber, und niemand wagte es, zu widerstehen.

»Wohin führt Ihr mich, mein Herr?« sagte er; »oder ist es Euch vielleicht verboten, mir den Trost zu geben, daß ich weiß, wohin ich gehe?« – »Nein, mein Herr, ich will es Euch sagen. Wir führen Euch nach der Festung der Insel Saint-George.«

»Gott befohlen, Madame,« sagte Canolles, sich ehrfurchtsvoll vor Frau von Cambes verbeugend, »Gott befohlen.«

»Sieh, sieh,« sagte Cauvignac zu sich selbst, »die Sache hat sich weniger schnell entwickelt, als ich glaubte. Ich will es Nanon sagen, und das wird ihr Vergnügen machen.«

Dann auf die Türschwelle tretend, rief er: »Vier Mann, um den Kapitän zu geleiten, und vier Mann voraus.«

»Und ich!« rief Frau von Cambes, die Arme gegen den Gefangenen ausstreckend, »wohin führt man mich? Denn wenn der Baron schuldig ist, oh! so bin ich es noch viel mehr.«

»Ihr Madame,« antwortete Cauvignac, »Ihr könnt Euch entfernen, Ihr seid frei.«

Und er ging, den Baron mit sich nehmend, hinaus.

Frau von Cambes erhob sich, belebt durch einen Hoffnungsstrahl, und traf Vorkehrungen zu ihrer schleunigen Abreise, damit nicht entgegengesetzte Befehle dem guten Stande der Dinge für sie in den Weg treten möchten.

»Frei,« sagte sie, »ich kann also über ihm wachen. Vorwärts!«

Und an das Fenster eilend, erblickte sie den Reiterzug, der Canolles fortschleppte, tauschte mit ihm ein letztes Lebewohl mit der Hand, rief Pompée, der sich in der Hoffnung eines Aufenthaltes von zwei bis drei Tagen bereits in dem besten Zimmer, das er gefunden, eingerichtet hatte, und gab ihm Befehl, alles für ihre Abreise vorzubereiten.

Sechzehntes Kapitel.

Der Weg, den Canolles in Barrabas' und eines zweiten Mannes Begleitung – die andern waren wieder umgekehrt – zurückzulegen hatte, war qualvoll. Es peinigte ihn nicht nur der Gedanke an das eigene Schicksal und den grausigen Aufenthalt in den Verließen des Felsennestes, sondern es tauchte auch anklagend die Erinnerung an ein lange Zeit vergessenes Frauenbild auf.

Nanons reizvolle Züge richteten sich vorwurfsvoll auf den Undankbaren, den sie mit Wohltaten überhäuft hatte und dessen Herz von zwiespältiger Neigung zerrissen wurde. Die ganze Nacht hindurch folterten so den Baron die Gedanken an das Kommende wie an das Vergangene.

Bald nachdem der neue Tag begonnen hatte zu grauen, machte der Wagen halt.

»Halten wir an, um zu frühstücken?« fragte Canolles.

»Wir halten hier ganz an, mein Herr, denn wir sind an Ort und Stelle. Dort ist die Insel Saint-George, und wir haben nur noch über den Fluß zu setzen.«

»Es ist wahr,« murmelte Canolles. »So nahe und so fern!« indem er daran dachte, daß nur eine Viertelstunde von hier entfernt die Besitzung der Frau von Cambes lag, deren kleines weißes Schloß ihm der Kutscher in der Ferne zeigte – war doch die Insel Saint-George seit alter Zeit Eigentum der Herren von Cambes gewesen, und erst der Gemahl der Frau von Cambes hatte sie dem König geschenkt.«

»Mein Herr, man kommt uns entgegen,« sagte Barrabas, »wollt Euch zum Aussteigen bereit halten.«

Der zweite Wächter Canolles', der auf dem Bocke neben dem Kutscher saß, stieg ab und öffnete den verschlossenen Schlag, wozu er den Schlüssel hatte.

Canolles wandte, seine Blicke nach der Festung, die sein Wohnort werden sollte. Er gewahrte zuerst jenseits eines ziemlich stark fließenden Flußarmes eine Fähre und bei der Fähre einen Posten von acht Mann.

Hinter dem Posten erhoben sich die Werke der Zitadelle.

»Gut,« sagte Canolles zu sich selbst, »man hat mich erwartet und die gewöhnlichen Maßregeln getroffen. Das sind meine neuen Wächter?« fragte er laut seinen Begleiter Barrabas.

»Gern würde ich dem Herrn Bescheid geben,« erwiderte Barrabas, »aber in der Tat, ich weiß es nicht.«

In diesem Augenblick, nachdem sie ein Signal gegeben hatten, das von der Schildwache am Tore des Forts wiederholt wurde, stiegen die acht Soldaten und der Sergeant in das Schiff, fuhren über die Garonne und landeten in der Sekunde, wo Canolles den Fußtritt des Wagens verließ.

Als der Sergeant den Offizier erblickte, näherte er sich sogleich, grüßte militärisch und fragte: »Habe ich die Ehre, mit dem Herrn Baron von Canolles, Kapitän im Regimente Navailles, zu sprechen?«

»Mit ihm selbst,« antwortete Canolles, erstaunt über die Höflichkeit dieses Menschen.

Der Sergeant wandte sich zu seinen Leuten, kommandierte: Gewehr auf Schulter, und bezeichnete sodann Canolles mit dem Ende seiner Pike das Schiff. Canolles nahm seinen Platz zwischen den Wächtern; die acht Soldaten und der Sergeant stiegen nach ihm ein, und das Fahrzeug entfernte sich vom Ufer, während Canolles einen letzten Blick auf das Schloß Cambes warf, das allmählich hinter einem Hügel verschwand.

Beinahe die ganze Insel war bedeckt mit äußeren und inneren Böschungen, mit Glacis und Basteien; ein kleines Fort in ziemlich gutem Zustande beherrschte die Gesamtheit dieser Werke. Man gelangte in das Innere durch ein gewölbtes Tor, vor dem eine Schildwache auf und ab ging.

»Wer da?« rief diese.

Die kleine Truppe machte Halt, der Sergeant entfernte sich, rückte auf die Schildwache vor und sagte ihr einige Worte.

»Ins Gewehr!« rief die Schildwache.

Sogleich kamen etwa zwanzig Mann, aus denen der Posten bestand, aus der Wachtstube hervor und stellten sich in aller Eile vor dem Tore in Reih und Glied auf.

»Kommt, mein Herr!« sagte der Sergeant zu Canolles.

Der Trommler schlug den Marsch.

»Was soll das bedeuten?« fragte sich der junge Mann.

Und er marschierte vorwärts, ohne zu begreifen, was hier vorging, denn alle diese Vorbereitungen glichen mehr Ehrenerweisungen einem hohen Offizier gegenüber, als Vorsichtsmaßregeln gegen einen Gefangenen.

Das war noch nicht alles, Canolles hatte nicht wahrgenommen, daß sich in dem Augenblick, wo er aus dem Wagen stieg, ein Fenster in der Wohnung des Gouverneurs öffnete, und daß ein Offizier aufmerksam die Bewegungen des Schiffes und die Aufnahme beobachtete, die dem Gefangenen und seinen zwei Wächtern bereitet wurde.

Als dieser Offizier sah, daß Canolles den Fuß auf die Insel setzte, stieg er rasch herab und kam ihm entgegen.

»Ah! ah!« sagte Canolles zu sich selbst, »das ist der Kommandant des Platzes, der seinen Gefangenen in Augenschein nehmen will.«

Als der Offizier nahe bei dem Baron war, zog er den Hut und fragte: »Habe ich die Ehre, mit dem Herrn Baron von Canolles zu sprechen?«

»Mein Herr,« antwortete Canolles, »Eure Artigkeit macht mich in der Tat verwirrt. Ja, ich bin der Baron von Canolles; ich bitte Euch, behandelt mich mit der Höflichkeit, die ein Offizier dem andern schuldet, und weist mir ein Quartier so wenig schlecht als möglich an.«

»Mein Herr,« sagte der Offizier, »der Aufenthalt hier ist eigener Art: um jedoch Euren Wünschen zuvorzukommen, hat man alle möglichen Verbesserungen vorgenommen.«

»Und wem habe ich diese ungewöhnlichen Maßregeln zu verdanken?« fragte Canolles lächelnd.

»Dem König, der alles, was er tut, gut tut.«

»Ganz gewiß, ganz gewiß, mein Herr. Gott soll mich behüten, daß ich den König verleumde, besonders bei dieser Gelegenheit; es wäre mir jedoch nicht unangenehm, einige Auskunft zu erhalten.«

»Befehlt, mein Herr, ich stehe zu Eurer Verfügung; aber ich nehme mir die Freiheit, Euch zu bemerken, daß die Garnison Euch erwartet, um Euch zu empfangen.«

»Pest!« murmelte Canolles, »eine ganze Garnison, um einen Gefangenen zu empfangen, den man einsperrt; mir scheint, das sind gar zu viele Umstände.« Dann fügte er laut hinzu: »Ich stehe zu Euren Befehlen, mein Herr, und bin bereit, Euch zu folgen, wohin Ihr mich führen wollt.«

»Erlaubt mir also, Euch voranzugehen, um Euch die Honneurs zu machen.«

Canolles folgte ihm, sich im stillen Glück wünschend, daß er in die Hände eines so höflichen Mannes gefallen war.

Als er in den Hof der Zitadelle kam, fand er einen Teil der Garnison unter Waffen. Der Offizier, der ihn führte, zog nun den Degen und verbeugte sich vor ihm.

»Mein Gott, was für Umstände!« murmelte Canolles.

In demselben Augenblick ertönte die Trommel unter dem Gewölbe; Canolles wandte sich um, und eine zweite Reihe von Soldaten, die aus dem Gewölbe hervormarschierte, stellte sich hinter der ersten auf.

Zugleich überreichte der Offizier Canolles zwei Schlüssel.

»Was ist das?« fragte der Baron, »was macht Ihr denn?«

»Wir erfüllen das gewöhnliche Zeremoniell nach den strengsten Regeln der Etikette.«

»Für wen haltet Ihr mich denn?« fragte der Baron im höchsten Maße erstaunt.

»Für den, der Ihr seid, wie mir scheint, für den Herrn Baron von Canolles, den neuen Gouverneur der Insel Saint-George.«

Canolles war so geblendet, daß er beinahe zu Boden sank.

Der Offizier fuhr fort: »Ich werde sogleich die Ehre haben, dem Herrn Gouverneur die Ernennung zu übergeben, die mir diesen Morgen in Begleitung eines Briefes zugekommen ist, welcher mir seine Ankunft auf heute ankündigte.«

Ganz verblüfft über ein Ereignis, das so himmelweit von dem verschieden war, das er erwartet hatte, setzte sich Canolles in Marsch und folgte, ohne ein Wort zu sagen, dem Offizier, der ihm den Weg zeigte, mitten durch die Trommeln, die man nun wieder rührte, durch die Soldaten, die ihre Gewehre präsentierten, und durch alle Bewohner der Festung, die ihn mit freudigem Zuruf empfingen.

Als er in einem hübschen Zimmer angelangt war, von dessen Fenstern man, wie er sogleich wahrnahm, das Schloß Cambes erschaute, las er sein Patent, das in gehöriger Form abgefaßt, von der Königin unterzeichnet und von dem Herzog von Epernon gegengezeichnet war.

Bei diesem Anblick brach Canolles überwältigt zusammen und sank in einen Lehnstuhl.

Wie sollte er sich nur diese wunderbare Wendung der Dinge erklären? Da niemand weiter zugegen war, befragte er seinen Begleiter und Exwächter Barrabas, der aber, ebenso erstaunt wie der Baron selbst, das Rätsel nicht zu lösen wußte.

»Mein Herr Gouverneur,« sagte er, »ich kann nichts weiter als Euch meine untertänige Reverenz machen. Ihr könnt auf der Insel Saint-George glücklich sein wie ein König. Vortrefflicher Wein, Wildbret, das die Ebene liefert, Fische, die bei jeder Flut die Barken von Bordeaux und die Weiber von Saint-George bringen; gnädiger Herr, oh! das ist wundervoll.«

»Sehr gut, ich werde Euren Rat zu befolgen suchen; nehmt diese Anweisung und geht zu dem Zahlmeister, der Euch zehn Pistolen dagegen einhändigen wird. Ich würde sie Euch selbst geben, da Ihr mir aber aus Klugheit wie Ihr sagt, damit ich Euch nicht bestechen könne, mein Geld genommen habt...«

»Und daran habe ich wohl getan,« rief Barrabas; »denn hättet Ihr mich bestochen, so wärt Ihr geflohen, und wärt Ihr geflohen, so hättet Ihr ganz natürlich die hohe Stellung verloren, zu der Ihr nun gelangt seid, was mich für immer untröstlich gemacht haben würde. Gnädiger Herr, dürfte ich es übrigens wagen, Euch zu bemerken, daß ich es für unnötig halte, zu dem Zahlmeister zu gehen...«

»Wie, Ihr schlagt es aus?« rief Canolles erstaunt.

»Nein, Gott soll mich bewahren! Dem Himmel sei gedankt, ich habe keinen falschen Stolz. Aber ich bemerkte, daß aus einem Kistchen auf Eurem Kamin gewisse Schnüre hervorsehen, die ganz den Eindruck von Börsenschnüren auf mich machen.«

»Ihr versteht Euch auf Schnüre, Meister Barrabas,« sagte Canolles ganz erstaunt; denn es stand wirklich auf dem Kamin ein kostbares Schmuckkästchen. »Wir wollen sehen, ob Eure Ahnungen richtig sind.«

Canolles hob den Deckel des Kistchens auf und fand in der Tat eine Börse und in der Börse tausend Pistolen mit folgendem Billett:

»Für die Privatkasse des Herrn Gouverneurs der Insel Saint-George.«

»Bei Gott,« sagte Canolles errötend, »die Königin macht ihre Sachen gut.«

Und unwillkürlich kam ihm die Erinnerung an Buckingham, dem die Königin ihre Liebe geschenkt hatte, in den Kopf; vielleicht hatte die Königin hinter irgend einem Vorhange das glorreiche Antlitz des schönen Kapitäns erschaut, vielleicht begünstigte sie ihn mit einer zärtlichen Teilnahme; vielleicht ... man erinnert sich, daß Canolles ein Gascogner war.

Leider zählte die Königin damals zwanzig Jahre mehr, als zur Zeit Buckinghams.

Wie dem auch sein mochte und von welcher Seite ihm das Geschenk auch zukam, Canolles tauchte seine Hand in die Börse, nahm zehn Pistolen heraus und übergab sie Barrabas, der sich hierauf unter wiederholten ehrfurchtsvollen Bücklingen entfernte.

Ende des ersten Bandes.

II. Band.

Erstes Kapitel.

Als Barrabas weggegangen war, rief Canolles den Offizier und bat diesen, ihn zu der Revue zu führen, die er mit seinen Truppen vornehmen wolle.

Der Offizier unterzog sich sogleich seinen Befehlen. Vor der Tür fand Canolles eine Art von Generalstab, bestehend aus den übrigen Hauptpersonen der Zitadelle; er sprach mit ihnen, ließ sich die Mittel und Quellen erklären, welche der Platz bot und beschaute unter ihrer Führung die Basteien, die Glacis, die Halbmonde, die Keller und Speicher. Um elf Uhr kehrte er, nachdem er alles gesehen hatte, wieder zurück. Sein Gefolge zerstreute sich, und er blieb allein mit dem ersten Offizier, den er anfangs getroffen hatte.

»Nun, sagte dieser, sich ihm geheimnisvoll nähernd, »nun hat der Herr Gouverneur nur noch ein Zimmer und eine Person zu sehen.«

»Was beliebt?«

»Das Zimmer dieser Person ist dort,« erwiderte der Offizier, den Finger nach einer Türe ausstreckend, die Canolles wirklich noch nicht geöffnet hatte.

»Ah! es ist dort?« – »Ja.«

»Und die Person auch?« – »Ja.«

»Sehr gut. Doch verzeiht; ich bin sehr müde; da ich Tag und Nacht reisen mußte, und mein Kopf ist diesen Morgen nicht ganz in Ordnung; ich bitte daher, erklärt Euch ein wenig deutlicher.«

»Wohl,« fuhr der Offizier mit seinem feinsten Lächeln fort, »das Zimmer...«

»Die Person...« versetzte Canolles.

»Die Euch erwartet, ist dort. Ihr begreift nun, nicht wahr?«

»Ja, ja, sehr gut; und ich kann dort eintreten?« – »Allerdings, denn man erwartet Euch.«

»Vorwärts.«

Canolles' Herz pochte, um die Brust zu zersprengen; er sah nicht mehr, er fühlte nur, wie sich seine Befürchtung und sein Verlangen in einem Grade vermischten, daß er ein Narr zu werden fürchtete, stieß in diesem Zustande eine zweite Tür auf und erblickte hinter einem Vorhange die lachende, mutwillige Nanon, die einen gewaltigen Schrei ausstieß, als wollte sie ihm Angst machen, und dann rasch ihre Arme um seinen Hals schlang.

Canolles blieb unbeweglich, mit hängenden Armen und blicklosem Auge.

»Ihr!« stammelte er.

»Ich!« sagte sie, ihr Lachen und ihre Küsse verdoppelnd.

Die Erinnerung an sein Unrecht durchzuckte ihn, und er war, da er sogleich die neue Wohltat seiner treuen Freundin erriet, von dem Gewicht der Reue und der Dankbarkeit niedergeschmettert.

»Ah!« sagte er: »Ihr habt mich also gerettet, während ich mich wie ein Wahnsinniger zu Grunde richtete; Ihr wacht über mir, Ihr seid mein Schutzengel.«

»Nennt mich nicht Euern Engel, denn ich bin ein Teufel; .doch erscheine ich nur im geeigneten Augenblick, das müßt Ihr gestehen.«

»Ihr habt recht, teure Freundin, denn in der Tat, ich glaube, Ihr errettet mich vom Schafott.«

»Ich glaube es auch. Ah! Baron, wie kam es, daß Ihr, der Scharfsichtige, der Schlaue, Euch durch die Zieraffen von Prinzessinnen betören ließet.« Cauolles errötete bis unter das Weiße der Augen, aber Nanon war entschlossen, nichts von dieser Verlegenheit zu bemerken.

»In der Tat,« sagte er, »ich begreife es selbst nicht.«

»Oh! sie sind sehr verschmitzt. Ah! meine Herren, Ihr wollt mit den Frauen Krieg führen. Was hat man mir doch erzählt? Man zeigte Euch statt der jungen Prinzessin ein Ehrenfräulein, eine Kammerfrau, irgendein unbedeutendes Geschöpf... was?«

Canolles fühlte, wie das Fieber aus seinen zitternden Fingern in sein ausgetrocknetes Gehirn stieg.

»Ich glaubte, die Prinzessin zu sehen,« sagte er, »denn ich kannte sie nicht.«

»Und wer war es denn?« – »Ich denke, eine Ehrendame.«

»Armer Junge, daran ist dieser Verräter Mazarin schuld. Der Teufel! wenn man den Leuten eine so schwierige Sendung überträgt, gibt man ihnen auch ein Porträt. Hättet Ihr nur ein Porträt der Frau Prinzessin gehabt oder gesehen, so würdet Ihr sie sicher erkannt haben. Doch lassen wir das. Wißt Ihr, daß Euch dieser abscheuliche Mazarin, unter dem Vorwande, Ihr hättet den König verraten, zu den Kröten werfen wollte?« – »Ich vermute es.«

»Ich aber sagte: »Wir wollen ihn zu den Nanons werfen lassen.« Sprecht, habe ich wohl daran getan?«

Obgleich ganz eingenommen von der Erinnerung an die Vicomtesse, obgleich er ihr Porträt auf seinem Herzen trug, könnte Canolles doch nicht gegen die außerordentliche Güte, gegen diesen aus den schönsten Augen der Welt ihm entgegenstrahlenden Geist standhalten, er neigte das Haupt und drückte seine Lippen auf die hübsche Hand, die man ihm reichte.

»Und Ihr seid hierher gekommen, um mich zu erwarten?«

»Ich war im Begriff, Euch in Paris aufzusuchen, um Euch hierher zu führen. Ich brachte Euch Euer Patent; diese Abwesenheit währte mir zu lange; Herr von Epernon fiel allein mit seinem ganzen Gewicht auf mein einförmiges Leben. Da erfuhr ich Euer Mißgeschick... Doch ich vergaß, Euch zu sagen; Ihr wißt, Ihr seid mein Bruder?« – »Ich vermutete es, als ich Euern Brief las.«

»Man hatte Euch ohne Zweifel verraten. Der Brief den ich Euch schrieb, war in schlechte Hände gefallen. Der Herzog kam wütend an. Ich ernannte Euch zu meinem Bruder, armer Canolles, und wir werden durch die legitimste Verbindung beschützt. Ihr seid nun beinahe verheiratet, mein armer Freund.«

Canolles ließ sich durch die blendende Gewalt dieser Frau hinreißen. Nachdem er ihre weißen Hände geküßt hatte, küßte er ihre schwarzen Augen. Der Schatten der Frau von Cambes mußte, traurig das Haupt verhüllend, entfliehen.

»Von da an,« fuhr Nanon fort, »habe ich für alles gesorgt, alles geordnet; ich machte aus Herrn von Espernon Euern Beschützer oder vielmehr Euern Freund; ich beschwichtigte Mazarins Zorn. Dann wählte ich als Zufluchtsort Saint-George, denn Ihr wißt, lieber Freund, man will mich immer noch steinigen. Nur Ihr allein in der Welt liebt mich ein wenig, teurer Canolles. Sprecht, sagt mir, daß Ihr mich liebt.«

Und die reizende Nanon schlang ihre Arme abermals um Canolles' Hals und tauchte ihren glühenden Blick in die Augen des jungen Mannes, als wollte sie seinen Gedanken in der tiefsten Tiefe seines Herzens suchen.

Canolles fühlte in diesem Herzen, worin Nanon zu lesen suchte, daß er gegen so große Ergebenheit nicht unempfindlich bleiben konnte. Eine geheime Ahnung sagte ihm, es liege noch mehr als Liebe in Nanon, es liege auch Großmut in ihr, sie liebe nicht nur, sondern sie vergebe auch.

Der junge Mann machte ein Zeichen mit dem Kopfe, um Nanons Frage zu beantworten, denn er hätte es nicht gewagt, ihr mit dem Munde zu sagen, daß er sie liebe, obgleich im Grunde seiner Brust alle Erinnerungen zu ihren Gunsten sprachen.

»Ich wählte also die Insel Saint-George,« fuhr sie fort, »um mein Geld, meine Juwelen und meine Person in Sicherheit zu bringen. Welcher andere, sagte ich mir, als der Mann, der mich liebt, kann mein Leben verteidigen? Welcher andere, als mein Geliebter, kann mir meine Schätze bewahren? Alles ist in Euren Händen, Leben und Reichtum, teurer Freund! Werdet Ihr

sorgfältig über allem wachen, werdet Ihr ein treuer Freund und treuer Wächter sein?«

In diesem Augenblick erklang eine Trompete im Hofe, und ihr Klang schwang im Herzen Canolles' nach; er hatte vor sich die Liebe beredter, als sie je gewesen war, er hatte hundert Schritte von sich den drohenden Krieg, den entflammenden, berauschenden Krieg.

»O! ja, Nanon,« rief er, »Eure Person und Eure Habe sollen bei mir in Sicherheit sein, und ich schwöre Euch ich werde sterben, um Euch vor der geringsten Gefahr zu retten.«

»Ich danke Euch, mein wackerer Ritter, ich bin von Eurer Tapferkeit ebensosehr, wie von Eurem Edelmut überzeugt. Ach!« fügte sie lächelnd hinzu, »wäre ich auch Eurer Liebe so gewiß!«

»O!« murmelte Canolles, »seid versichert...«

»Gut, gut!« sagte Nanon, »die Liebe beweist sich nicht durch Schwüre, sondern durch Handlungen; nach dem, was Ihr tun werdet, mein Freund, wollen wir Eure Liebe beurteilen.«

Und die schönsten Arme der Welt um Canolles' Hals schlingend, neigte sie ihr Haupt auf die pochende Brust des jungen Mannes.

»Nun muß er vergessen,« sagte sie zu sich selbst, »und er wird vergessen.«

Zweites Kapitel.

An demselben Tag, an dem Canolles in Jaulnay unter den Augen der Frau von Cambes verhaftet worden war, reiste diese ab, um sich wieder zu der Prinzessin zu begeben, die sich vor Coutras befand.

Frau von Cambes reiste also traurig und zitternd ab. Pompée vermochte sie, trotz seiner Prahlereien, durchaus nicht zu beruhigen, und nicht ohne große Furcht sah sie gegen Abend an demselben Tag, an dem sie wieder von

Jaulnay aufgebrochen war, einem Querwege folgend, eine beträchtliche Truppe von Reitern erscheinen.

Es waren Edelleute, die von dem bekannten Leichenbegängnisse des Herzogs von Larochefoucault zurückkehrten, das unter dem scheinbaren Grunde, seinem Vater die letzte Ehre zu erweisen, dem Prinzen von Marsillac als Vorwand gedient hatte, um aus Frankreich und der Picardie den ganzen Adel zusammenzuziehen, der Mazarin noch mehr haßte, als er dem Prinzen zugetan war. Ihr Führer, der neue Herzog von Larochefoucault, war selbst unter diesen Edelleuten, und von ihm erfuhr Frau von Cambes, was sich ereignet hatte. Der Herzog hatte mit seinen Scharen die wichtige Stadt Saumur entsetzen wollen; er war aber zu spät gekommen, denn der Kommandant hatte kurz zuvor den Platz an die Königlichen übergeben. Dagegen war es zum ersten Treffen zwischen den beiden Parteien gekommen, da der Herzog auf eine königliche Heeresabteilung gestoßen war und einen Kampf mit ihnen siegreich bestanden hatte. Der Herzog, der mit seinen dicken schwarzen Haaren, seiner beweglichen eingekniffenen Lippe, mit seiner galligen Blässe und seiner verdrießlichen Stirn einen melancholischen Eindruck machte, schaute beständig Claire mit seinen kleinen Fuchsaugen scharf musternd an. Aus seinen schonungslosen Fragen ersah sie, daß er, von dem sie wußte, daß er ihr früher eine lebhafte Zuneigung geschenkt habe, alle ihre geheimsten Schritte ausgekundschaftet hatte. Er wußte von ihrem ersten Zusammensein mit Herrn von Canolles in, Joulnay, er wußte auch, daß der junge Offizier sich willig in Chantilly hatte täuschen lassen, und als er nun hörte, der junge Offizier sei auf Mazarins Befehl verhaftet, zeigte er hierüber trotz Claires Klagen nicht nur kein Mitleid, sondern lebhafte Genugtuung und Freude.

Der Herzog gab ihr zum Schutze eine Abteilung seiner Reiter mit, und zwei Tage nachher befand sich Frau von Cambes wieder bei der Prinzessin.

Um den üblen Folgen, die das Ausspionieren des Herzogs von Larochefoucault haben konnte, vorzubeugen, sagte sie in Erwiderung der Komplimente, die ihr die Prinzessin machte: »Madame, beglückwünscht mich nicht zu sehr wegen der Gewandtheit, die ich entwickelt haben soll, denn es gibt Leute, die behaupten, der Offizier, den wir zu betören meinten,

sei sich völlig klar darüber gewesen, was er von der wahren und von der falschen Prinzessin von Condé zu halten habe.«

Da diese Ansicht der Prinzessin zum Teil ihr Verdienst genommen hätte, das sie sich bei Ausführung der List erworben zu haben glaubte, so erwiderte sie: »Ja, ja, meine liebe Claire, ja, ich begreife; jetzt, wo unser Mann sieht, daß wir ihn getäuscht haben, möchte er sich gern das Ansehen geben, als habe er uns begünstigt; leider greift er etwas spät nach diesem Mittel, da er gewartet hat, bis er in Ungnade gefallen ist. Jedoch wir haben uns zur Zeit mit wichtigeren Angelegenheiten zu befassen,« fuhr sie fort, sich ihren anwesenden beiden Räten, der Frau von Tourville und Herrn Lenet, zuwendend. Es stand zunächst die Frage zur Beratung, wer eine von Frau von Tourville entworfene und von Lenet umredigierte Proklamation an die Bordolesen an erster Stelle unterzeichnen sollte. Die Dame stimmte für den Herzog von Larochefoucault, während Herr Lenet für den jungen Herzog von Engyien eintrat. »Aber Ihr gefährdet den jungen Prinzen,« fiel ihm seine alte Widersacherin ins Wort.

»Es ist nur zu billig, daß er gefährdet wird. Madame, da man sich für ihn schlägt.«

»Aber die Bordolesen lieben den Herzog von Bouillon, sie beten den Herzog von Larochefoucault an, während sie den Herzog von Enghien nicht einmal kennen.«,

»Ihr seid im Irrtum,« antwortete Lenet, ein Papier aus seiner Tasche ziehend, welche die Prinzessin stets durch ihren Inhalt in Erstaunen setzte, »denn hier ist ein Brief von dem Herrn Präsidenten von Bordeaux, worin er mich bittet, die Proklamation durch den jungen Herzog unterzeichnen zu lassen.«

»Ei! kümmert Euch nichts um die Parlamente, Lenet,« rief die Prinzessin, »es lohnt sich nicht der Mühe, der Gewalt der Königin und des Herrn von Mazarin zu entgehen, wenn wir in die der Parlamente fallen.«

»Will Eure Hoheit nach Bordeaux hinein?« – »Allerdings.«

»Wohl, ohne dies geht es nicht, sie werden kein Zündkraut für einen andern als den Herzog von Enghien abbrennen.«

Frau von Tourville biß sich in die Lippen.

»Ihr habt uns also von Chantilly fliehen, Ihr habt uns hundertundfünfzig Meilen machen lassen,« sagte die Prinzessin, »damit wir eine Schmach von den Bordolesen hinnehmen?«

»Was Ihr für eine Schmach haltet, Madame, ist eine Ehre. Was kann für die Prinzessin von Condé schmeichelhafter sein, als zu sehen, daß man sie aufnimmt und nicht die anderen?«

»Also werden die Bordolesen selbst die zwei Herzoge nicht aufnehmen?« – »Sie nehmen nur Eure Hoheit auf.«

»Was kann ich allein tun?« – »Bei Gott, zieht nur ein, laßt bei Eurem Einzug die Tore offen, und die andern ziehen hinter Euch ein.« »Wir können ihrer nicht entbehren.«

»Das ist meine Meinung und in vierzehn Tagen wird es auch die Meinung des Parlaments sein. Bordeaux stößt Eure Armee zurück, vor der es sich angstet, und in vierzehn Tagen wird es sie zur Verteidigung rufen. Ihr könnt dann das doppelte Verdienst ansprechen, zweimal getan zu haben, was die Bordolesen von Euch verlangen, und dann, seid unbesorgt, lassen sie sich vom ersten bis zum letzten Mann für Euch töten.«

»Bordeaux ist also bedroht?« fragte Frau von Tourville. »Sehr bedroht,« antwortete Lenet, »deshalb ist es dringend, dort eine bestimmte Stellung einzunehmen. Solange wir nicht drin sind, kann Bordeaux, ohne daß sein Glück dadurch gefährdet wird, sich weigern, uns seine Tore zu öffnen; sind wir einmal dort, so kann uns Bordeaux nicht, ohne sich zu entehren, aus seinen Mauern jagen.«

»Und wer bedroht Bordeaux, wenn ich fragen darf?«

»Der König, die Königin, Herr von Mazarin. Die königlichen Streitkräfte sammeln sich; unsere Feinde fassen festen Fuß; die Insel Saint-George, die

nur drei Meilen von der Stadt entfernt liegt, hat soeben Verstärkung, eine Zufuhr an Munition und einen neuen Gouverneur erhalten. Die Bordolesen werden versuchen, die Insel zu nehmen, und sich natürlich schlagen lassen, da sie es mit den besten Truppen des Königs zu tun haben. Gehörig gestriegelt werden sie dann mit lauter Stimme die Herzöge von Bouillon und Larochefoucault herbeirufen. Dann haltet *Ihr* diese beiden Herzöge in Euren Händen, dann schreibt *Ihr* den Parlamenten die Bedingungen vor.«

»Aber wäre es nicht besser, einen Versuch zu machen, diesen neuen Gouverneur für uns zu gewinnen, ehe die Bordolesen eine Niederlage erlitten haben, die sie entmutigen dürfte?«

»Seid Ihr in Bordeaux, wenn diese Niederlage stattfindet, so habt Ihr nichts zu befürchten; den Gouverneur zu gewinnen, ist nicht möglich.«

»Nicht möglich! warum?« – »Weil der Gouverneur ein persönlicher Feind Eurer Hoheit ist.«

»Ein persönlicher Feind von mir?« – »Ja.«

»Woher rührt diese Feindschaft?« – »Davon, daß er Eurer Hoheit die Täuschung, deren Opfer er in Chantilly gewesen ist, nie verzeihen wird. Oh! Herr von Mazarin ist kein Dummkopf, wie Ihr glaubt, obgleich ich mich beständig abmühe, um Euch das Gegenteil zu beweisen; es mag zum Belege dienen, daß er auf die Insel Saint-George, das heißt an die wichtigste Stelle den Offizier geschickt hat, über den Ihr so viel lachtet, und der durch seine unbegreifliche Ungeschicklichkeit Euch entfliehen ließ.«

»Herrn von Canolles!« rief Claire. »Ja.«

»Herr von Canolles Gouverneur der Insel Saint-George?«

»In Person.«

»Unmöglich! ich habe ihn in meiner Gegenwart, vor meinen eigenen Augen verhaften sehen.«

»Ganz richtig, aber er erfreut sich ohne Zweifel eines mächtigen Schutzes, und seine Ungnade hat sich in Gunst verwandelt.«

»Und Ihr hieltet ihn bereits für tot, meine arme Claire!« rief lachend die Prinzessin.

»Seid Ihr Eurer Sache ganz sicher?« fragte Claire, im höchsten Maße erstaunt.

Lenet steckte die Hand seiner Gewohnheit gemäß in die bekannte Tasche, zog ein Papier heraus und erwiderte: »Hier ist ein Brief von Richon, der mir alle Umstände der Bestallung des neuen Gouverneurs meldet und nur sein Bedauern darüber ausdrückt, daß Eure Hoheit nicht ihn selbst vermittels jenes Blanketts des Herzogs von Epernon auf die Insel Saint-George gesetzt hat.«

»Und Ihr seid sicher,« unterbrach Claire, die für nichts anderes Gedanken hatte, »daß derselbe Herr von Canolles, den man in Jaulnay verhaftet hat, nunmehr Gouverneur der Insel Saint-George ist?« – »Ich habe die vollkommene Gewißheit.«

»Herr von Mazarin hat eine eigene Art, seine Gouverneure in ihre Gouvernements zu führen,« sagte Frau von Cambes.

»Ja,« meinte die Prinzessin, »dahinter steckt sicher etwas.«

»Allerdings,« erwiderte Lenet, »Fräulein Nanon von Lartigues.«

»Nanon von Lartigues,« rief die Vicomtesse von Cambes, der eine furchtbare Erinnerung das Herz zerriß.

»Diese Dirne!« sagte die Prinzessin verächtlich.

»Ja, Madame.« antwortete Lenet. »Das Mädchen, das Eure Hoheit zu sehen sich weigerte, als es sich um die Gunst, vorgestellt zu werden, bewarb, und das die Königin, in den Gesetzen der Etikette weniger streng als Ihr, empfangen hatte, weshalb das Mädchen Eurem Kammerherrn antwortete, die Frau Prinzessin von Condé sei vielleicht eine größere Dame als Anna

von Österreich, aber Anna von Österreich besitze sicher mehr Klugheit, als die Prinzessin von Condé.«

»Ihr hättet sie vielleicht an der Stelle Ihrer Hoheit ehrfurchtsvoll empfangen?« sagte Frau von Tourville mit spitzigem Tone.

»Nein, Madame,« erwiderte dieser, »ich hätte sie lachend empfangen und würde sie erkauft haben.«

»Wenn es sich nur darum handelt, sie zu erkaufen, so ist es immer noch Zeit.«

»Es ist allerdings immer noch Zeit; nur wird es zu dieser Stunde für unsere Börse zu teuer sein.«

»Wieviel kostet sie?« fragte die Prinzessin.

»Fünfmalhunderttausend Livres vor dem Kriege.«

»Aber jetzt?« – »Eine Million.« »Um diesen Preis würde ich Herrn von Mazarin erkaufen.«

»Wohl möglich,« sagte Lenet; »die Waren sinken manchmal im Laufe der Dinge im Preise.«

»Aber, wenn man sie nicht erkaufen kann, so muß man sie festnehmen,« sagte Frau von Tourville, die stets für die gewaltsamen Mittel war.

»Madame, Ihr würdet damit Ihrer Hoheit einen wahren Dienst erweisen, aber es wird schwer zu erreichen sein, da man gar nicht weiß, wo sie ist. Doch, wir wollen zuerst in Bordeaux einziehen, später werden wir auch nach der Insel Saint-George gelangen.«

»Nein, nein,« rief Claire, »ziehen wir zuerst nach der Insel Saint-George.«

Dieser aus der Tiefe des Herzens quellende Ausruf ließ die Frauen sich nach ihr umwenden, während Lenet Claire so aufmerksam, wie vorher Herr von Larochefoucault, aber mit mehr Wohlwollen anschaute.

»Bist du denn toll?« rief die Prinzessin, »du hörst doch, daß Lenet sagt, der Platz sei uneinnehmbar.«

»Das ist möglich,« entgegnete Claire, »aber ich glaube doch, daß wir ihn nehmen werden. Laßt mich nur das Abenteuer versuchen. Scheitere ich, so versucht es auf Eure Weise.«

»Wie!« rief die Prinzessin erstaunt, »du willst nach der Insel Saint-George gehen?« – »Ich gehe.«

»Allein?« – »In Begleitung von Pompée.«

»Und du fürchtest dich nicht?« – »Ich gehe als Parlamentär, wenn Eure Hoheit die Gnade haben will, mir ihre Instruktionen zu übergeben.«

»Oh! das ist neu,« rief Frau von Tourville; ich wußte nicht, daß man sich so schnell zum Diplomaten modeln kann.«

»Wie unzulänglich ich auch sein mag, Madame,« antwortete Claire, »so werde ich es doch versuchen, wenn es mir die Frau Prinzessin erlauben will.« »Sicher wird es Euch die Frau Prinzessin erlauben,« sagte Lenet, der Prinzessin einen Blick zuwerfend, »und ich bin sogar überzeugt, daß, wenn es auf der Welt eine Person gibt, die bei einer solchen Unterhandlung durchzudringen vermag, Ihr dies seid...«

»Und was wird denn die Frau Vicomtesse tun, was ein anderer nicht zu tun vermöchte?« – »Sie wird mit Herrn von Canolles verhandeln, was ein Mann nicht tun würde, ohne zum Fenster hinausgeworfen zu werden.«

»Ein Mann, das mag sein,« versetzte Frau von Tourville, »aber eine Frau...«

»Geht eine Frau nach der Insel Saint-George,« sagte Lenet, »so ist es besser, wenn es die Frau Vicomtesse unternimmt, da sie zuerst den Gedanken gehabt hat.«

In diesem Augenblick trat ein Bote bei der Frau Prinzessin ein, der einen Brief vom Parlament von Bordeaux überbrachte.

»Ah!« rief die Prinzessin, »ohne Zweifel die Antwort auf meine Frage.«

Die beiden Frauen näherten sich, neugierig und teilnahmsvoll. Lenet aber blieb mit seinem gewöhnlichen Phlegma an seinem Platze; ohne Zweifel wußte er bereits, was der Brief enthielt.

Die Prinzessin las mit gierigen Blicken.

»Sie fordern mich, sie rufen mich, sie erwarten mich!« rief sie.

»Ah!« rief Frau von Tourville mit triumphierendem Tone.

»Aber die Herzöge,« entgegnete Lenet, »aber das Heer?«

»Sie sprechen nicht davon.«

»Dann sind wir entblößt,« versetzte Frau von Tourville.

»Nein,« entgegnete die Prinzessin, »denn durch das Blankett des Herzogs von Epernon werde ich Vayres haben, das die Dordogne beherrscht.«

»Und ich,« sagte Claire, »ich werde Saint-George, den Schlüssel der Garonne, haben.«

»Und ich,« fügte Lenet hinzu, »werde die Herzöge und das Heer haben, wenn Ihr mir Zeit dazu gönnt.«

Drittes Kapitel.

Um zweiten Tage kam man vor Bordeaux an, und man mußte sich nun endlich darüber entscheiden, wie man in die Stadt gelangen sollte. Die Herzöge waren mit ihrem Heer nur noch etwa zehn Meilen entfernt; man könnte daher ebensowohl deinen friedlichen Einzug, wie ein gewaltsames Eindringen versuchen.

Es kostete Lenet noch einen schweren Kampf gegen Frau von Tourville, die begeistert ein Gemälde entwarf, wie die Prinzessin unter Glockengeläute und im Kugelregen in der Stadt einzöge, während Frau von Condés kriegerische Instinkte ebenfalls zu einem gewaltsamen Vorgehen neigten.

Doch drang schließlich Lenet durch; den Ausschlag gab sein Hinweis darauf, daß Mazarin Sendboten in der Stadt halte, deren Kugeln bei kriegerischem Eindringen der Herzogin und ihres Sohnes leicht ein unerwünschtes Ziel wählen und finden könnten. So wurde denn das Programm über die Art und Weise, wie man in Bordeaux erscheinen wollte, nach Lenets Vorschlag festgestellt. Die Damen der Eskorte erhielten Befehl, entsprechende Vorkehrungen zu treffen. Der junge Prinz bekam ein mit silbernen und weißen Schnüren besetztes Kleid von gewässertem Taft, nebst einem mit weißen und schwarzen Federn bedeckten Hut. Die Prinzessin kleidete sich in Schwarz ohne irgendein Geschmeide.

Lenet vervielfältigte sich, damit die festliche Veranstaltung möglichst prächtig und zweckentsprechend stattfinde. Das Haus, das er in einer kleinen Stadt, zwei Meilen von Bordeaux, bewohnte, wurde nicht leer von Parteigängern der Prinzessin, die bei ihm Rat und Anweisung haben wollten.

Am 31. Mai setzte sich die Prinzessin auf Einladung des Parlaments in Marsch. Wohl hatte ein gewisser Lavie, Generaladvokat beim Parlament und wütender Parteigänger Mazarins, zwei Tage vorher die Tore schließen lassen, um zu verhindern, daß die Prinzessin Aufnahme finde, aber Condés Parteigänger waren anderseits tätig gewesen, und das Volk hatte sich, von ihnen aufgewiegelt, an demselben Morgen unter dem Geschrei: »Es lebe die Frau Prinzessin! Es lebe der Herzog von Enghien!« zusammengerottet und die Tore mit der Axt erbrochen, so daß sich nichts dem Einzuge widersetzte, der in der Tat den Charakter eines Triumphes annahm. Wer hinter die Kulissen schaute, konnte in diesen beiden Ereignissen die Hand der eigentlichen Leiter erkennen; denn Lavie empfing unmittelbar die Anweisungen des Herzogs von Epernon, und die anderen handelten ganz nach den Ratschlägen und Aufträgen Lenets.

Kaum hatte die Prinzessin das Tor hinter sich, als die seit geraumer Zeit vorbereitete Szene in riesigen Verhältnissen vor sich ging. Die militärische Begrüßung wurde von den im Hafen liegenden Schiffen ausgeführt und die Kanonen der Stadt antworteten darauf. Blumen fielen auf die Straßen oder durchzogen die Stadt in Gewinden, so daß das Pflaster bedeckt und die Luft mit Wohlgerüchen geschwängert war; Beifallsgeschrei ertönte von

dreißigtausend Eifrigen jedes Alters und jedes Geschlechtes, deren Begeisterung sich mit dem Maße des Interesses, das die Frau Prinzessin und ihr Sohn einflößten, und des Hasses, den sie gegen Mazarin hegten, steigerte.

Der kleine Herzog von Enghien war übrigens der geschickteste Schauspieler bei der ganzen Szene. Die Prinzessin hatte gegen ihre ursprüngliche Absicht darauf Verzicht geleistet, ihn an der Hand zu führen, aus Furcht, ihn zu sehr zu ermüden; er wurde deshalb von seinem Kammerherrn getragen, bekam dadurch die Hände frei, warf nach rechts und links Kußhände zu und nahm auf das anmutigste seinen Federhut ab.

Das Volk von Bordeaux berauscht sich leicht; die Frauen begeisterten sich für dieses so anmutsvoll weinende Kind, die alten Magistrate wurden erschüttert durch die Worte des kleinen Redners, der sagte: »Meine Herren, seiet Ihr meine Väter, da der Herr Kardinal mir den meinigen genommen hat.«

Vergebens versuchten es die Anhänger des Ministers einigermaßen Widerstand zu leisten; die Fäuste, die Steine und selbst die Hellebarden schärften ihnen Klugheit ein, und man mußte sich darein fügen, das Feld den Triumphatoren freizulassen.

Auch Frau von Cambes, die ihren Platz hinter der Prinzessin hatte, zog vieler Menschen Blicke auf sich. Sie konnte nicht an so viel Glorie denken, ohne sich innerlich darüber zu betrüben, daß der rauschende Erfolg dieses Tages vielleicht den Beschluß des vorhergehenden vergessen lassen würde. Sie befand sich also auf dem Wege, von Bewunderern vergöttert, vom Volk umdrängt, von Blumen und ehrfurchtsvollen Liebeserweisungen überströmt, und zitterte davor, daß man sie im Triumphe forttragen könnte. Na erblickte sie Lenet, der ihr, als er ihre Verlegenheit wahrnahm, die Hand bot, damit sie mit seiner Unterstützung einen Wagen erreichen könnte. Ihren eigenen Gedanken beantwortend, sagte sie zu ihm:

»Ah! Ihr seid sehr glücklich, Herr Lenet, Eure Ansicht dringt stets durch und erweist sich auch immer als die beste.«

»Mir scheint, Ihr habt Euch auch nicht zu beklagen, Madame,« erwiderte Lenet, »die einzige Meinung, die Ihr ausgesprochen habt, ist angenommen worden.«

»Wieso?« – »Ist nicht beschlossen worden daß Ihr versuchen sollt, die Insel Saint-George für uns zu bekommen?«

»Ja, aber wann wird man mir erlauben, mich ins Feld zu begeben?« – »Schon morgen, wenn Ihr mir versprechen wollt, dabei zu scheitern.«

»Seid unbesorgt, ich fürchte nur zu sehr, daß ich Euren Absichten entsprechen werde.«

»Desto besser.«

»Ich begreife Euch nicht.«

»Wir brauchen den Widerstand der Insel Saint-George, damit uns die Bordolesen unser Heer und unsere beiden Herzöge hereinlassen, die uns unter den Umständen höchst notwendig sind.«

»Ich darf also als Parlamentär nach St. Georges gehen?«

»So ist beschlossen.«

»Aber eines müßt Ihr mir noch versprechen; niemand darf den Namen und die Eigenschaft des Parlamentärs erfahren, außer wenn der Plan gelungen ist.

»Einverstanden,« sagte Lenet, Frau von Cambes die Hand reichend.

»Und wann werde ich abgehen?« – »Wann Ihr wollt« – »Morgen?« – »Morgen, ja.«

»Gut. Seht, die Frau Prinzessin steigt nun auf die Terrasse des Herrn Präsidenten von Lalasne. Ich trete Frau von Tourville meinen Teil am Triumphe ab. Ihr entschuldigt mich bei Ihrer Hoheit mit einer Unpäßlichkeit. Laßt mich nach der Wohnung führen, die man für mich zubereitet hat; ich will meine Vorkehrungen treffen und über meine

Sendung nachdenken, die mich unablässig beunruhigt, weil es die erste dieser Art ist, die ich vollziehe, und alles in dieser Welt, wie man sagt, vom ersten Auftreten abhängt.«

»Teufel!« rief Lenet, »ich wundere mich nicht, daß Herr von Larochefoucault auf dem Punkte war, für Euch eine Untreue an Frau von Longueville zu begehen; Ihr seid in gewissen Dingen ebensoviel und in manchen Mehr wert als sie.«

»Das ist möglich,« sagte Elaire, »ich weise das Kompliment nicht ganz von mir; aber wenn Ihr einigen Einfluß auf Herrn von Larochefoucault ausübt, mein lieber Herr Lenet, so befestigt ihn in seiner ersten Liebe, denn die zweite macht mir bange.«

»Wir werden uns bemühen,« erwiderte Lenet lächelnd; »diesen Abend gebe ich Euch Eure Anweisung.«

»Ihr willigt also ein, daß ich Saint-George für Euch nehme?« – »Ich muß wohl, da Ihr es wünscht.«

»Und die zwei Herzöge und das Heer?« – »Ich habe in meiner Tasche noch ein anderes Mittel, um sie kommen zu lassen.«

Viertes Kapitel.

Am Tage nach der Ankunft der Frau Prinzessin in Bordeaux fand ein großes Mittagsmahl auf der Insel Saint-George statt, wozu Canolles die vornehmsten Offiziere der Garnison und die anderen Festungs-Gouverneure der Provinz eingeladen hatte.

Um zwei Uhr nachmittags, zu der für das Mahl festgesetzten Stunde, war Canolles von einem Dutzend Herren umgeben, die er der Mehrzahl nach zum ersten Male sah; sie erzählten von dem großen Ereignis des vorhergehenden Tages, belustigten sich auf Rechnung der Damen, welche die Prinzessin begleiteten, und glichen nur sehr wenig Leuten, die im Begriff sind, ins Feld zu rücken, und die wichtigsten Interessen des Königreichs in ihren Händen haben.

Ganz strahlend und prachtvoll in seiner mit Gold überzogenen Uniform belebte Canolles noch diese Heiterkeit durch sein Beispiel. Man sollte auftragen, aber Canolles bat, noch eine halbe Stunde zu verzichten, da er noch einen Gast, den neuen ihm bisher unbekannten Gouverneur von Bayres, erwarte.

Mit unterhaltendem Geplauder über den beginnenden Frauenkrieg, in dem man doch ohne Damen zu Mittag speisen sollte, und mit Andeutungen über die gütige Fee, die über dem Wohl ihres Gouverneurs wache, verging die halbe Stunde schnell.

Schon öffnete sich die Tür des Speisesaales, und Canolles lud seine Gäste ein, ihm zu folgen, als im Vorzimmer die Meldung erscholl: »Der Herr Gouverneur von Vayres.«

»Ah! ah!« sagte Canolles, »das ist sehr liebenswürdig von ihm.«

Und er machte einen Schritt, um dem ihm unbekannten Kollegen entgegenzugehen; plötzlich aber wich er voll Erstaunen zurück und rief: »Richon! Richon, Gouverneur von Vayres!«

»Ich selbst, mein lieber Baron,« antwortete Richon, trotz seiner Leutseligkeit die ihm eigentümliche ernste Miene beibehaltend.

»Ah! desto besser, tausendmal besser!« sagte Canolles, ihm herzlich die Hand drückend. »Meine Herren,« fügte er hinzu, »Ihr kennt diesen Ehrenmann nicht, aber ich kenne ihn und sage laut, man konnte ein so wichtiges Amt keinem rechtschaffeneren Manne anvertrauen.«

Richon ließ einen Blick so stolz wie der eines Adlers umhergehen, und als er in allen Augen nur ein leichtes mit Wohlwollen gemischtes Erstaunen wahrnahm, sagte er: »Mein lieber Baron, nun, da Ihr so offen für mich gebürgt habt, wollt mich gütigst den Herren vorstellen, denen ich bekannt zu sein nicht die Ehre habe.«

Nach einer Viertelstunde war Richon bereits der Freund aller dieser jungen Offiziere und hätte von jedem seinen Degen oder seine Börse verlangen

können. Seine Gewährschaft waren sein wohlbekannter Mut, sein fleckenloser Ruf und sein in seine Augen geschriebener Adel.

»Bei Gott! Meine Herren,« sagte der Kommandant von Brannes, »man muß zugeben, daß Herr von Mazarin, obgleich ein Mann der Kirche, sich auf die Kriegsleute versteht und seit einiger Zeit die Sachen gut macht. Er wittert den Krieg und wählt seine Gouverneure: Canolles hier, Richon in Bayres.«

»Wird man sich schlagen?« fragte Richon leichthin.

»Ob man sich schlagen wird?« antwortete ein junger Mann, der unmittelbar vom Hof kam. »Ihr fragt, ob man sich schlagen werde, Herr Richon?« – »Ja.«

»Wohl, ich frage Euch, in welchem Zustand sind Euere Basteien?« – »Sie sind beinahe neu, denn seit den drei Tagen, die ich auf diesem Platze bin, habe ich mehr Ausbesserungen vornehmen lassen, als man seit drei Jahren gemacht hat.«

»Nun, sie werden bald eingeweiht werden.«

»Desto besser; was können Kriegsleute besseres verlangen als den Krieg?«

»Gut,« rief Canolles, »der König mag jetzt auf beiden Ohren schlafen, denn er hält die Bordolesen mit seinen zwei Flüssen wie an beiden Ohren.«

»Der mich auf meinen Posten gesetzt hat, kann allerdings auf mich zählen,« sagte Richon.

»Seit wann seid Ihr in Bayres, mein Herr?« – »Seit drei Tagen; und Ihr, Canolles, seit wann seid Ihr auf Saint-George?«

»Seit acht; hat man Euch auch einen Einzug bereitet, wie mir, Richon? Mein Einzug war glänzend, und ich habe diesen Herren in der Tat noch nicht genug gedankt; ich hatte Wocken, Trommeln, Vivats; es fehlte nur die Kanone, aber man verspricht sie mir in wenigen Tagen, und das tröstet mich.«

»Wohl, das ist der Unterschied, der zwischen uns stattfand,« erwiderte Richon; »mein Einzug ist ebenso bescheiden gewesen, wie der Eurige glänzend; ich hatte Befehl, hundert Mann in die Festung zu führen, hundert Mann vom Regiment Turenne, und ich wußte nicht, wie ich sie einführen sollte, als mir in Saint-Pierre, wo ich mich aufhielt, mein Patent, unterzeichnet von Herrn von Epernon, zukam. Ich brach sogleich auf, übergab meinen Brief dem Leutnant und nahm ohne Trommeln und Trompeten Besitz vom Platz. Nun bin ich aber dort.«

Canolles, der anfangs lachte, fühlte, wie sich bei dem Tone, mit dem die letzten Worte gesprochen wurden, sein Herz unter dem Drucke einer düsteren Ahnung zusammenschnürte.

»Und Ihr seid zu Hause?« fragte er Richon.

»Ich niste mich ein,« sagte Richon ruhig.

»Wieviel Mann habt Ihr?« fragte Canolles.

»Zuerst die hundert Mann vom Regiment Turenne, alte Soldaten von Rocroy, auf die man zählen kann; sodann eine Kompanie, die ich in der Stadt bilde, und die ich einübe, sobald die Angeworbenen mir zukommen, Bürger, junge Leute, Arbeiter, ungefähr zweihundert Mann; endlich erwarte ich eine letzte Verstärkung von hundert bis hundertundfünfzig Mann, die ein Kapitän auf dem Lande anwirbt.«

»Der Kapitän Ramblay« fragte einer von den Gästen.

»Nein, der Kapitän Cauvignac,« antwortete Richon.

»Ich kenne ihn nicht,« riefen mehrere Stimmen.

»Ich kenne ihn,« sagte Canolles.

»Ist er ein erprobter Königstreuer?«

»Ich kann es nicht bestimmt sagen; doch habe ich alle Ursache zu glauben, daß der Kapitän Cauvignac ein Geschöpf des Herrn von Epernon und dem Herzog sehr ergeben ist.«

»Das entscheidet die Frage; wer dem Herzog ergeben ist, ist es auch Seiner Majestät.«

»Er gehört zur Vorhut des Königs,« sagte ein alter Offizier. »So habe ich wenigstens sagen hören.«

»Ist Seine Majestät unterwegs?« fragte Richon mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

»Zu dieser Stunde muß der König mindestens in Blois sein,« antwortete der junge Mann, der vom Hof kam.

»Wißt Ihr das gewiß?«

»Ganz gewiß. Das Heer wird vom Marschall de La Meilleraye befehligt, der sich hier in der Gegend mit dem Herzog von Epernon in Verbindung setzen soll.«

»Vielleicht in Saint-George?« sagte Canolles.

»Oder vielmehr in Vayres,« sagte Richon. »Der Marschall de La Meilleraye kommt von der Bretagne, und Vayres liegt auf seinem Wege.«

»Wer das Zusammenstoßen der beiden Armeen auszuhalten hat, riskiert viel für seine Basteien,« sagte der Gouverneur von Brannes. »Herr de La Meilleraye hat dreißig Kanonen bei sich und Herr von Epernon fünfundzwanzig.«

»Das wird ein schönes Feuer geben,« sagte Canolles; »leider werden wir es nicht sehen.«

»Oh!« versetzte Richon, »wenn sich nicht einer von uns für die Herren Prinzen erklärt.«

»Ja, aber Canolles ist stets sicher, irgend ein Feuer zu sehen. Erklärt er sich für die Prinzen, so sieht er das Feuer von Herrn de La Meilleraye und Herrn von Epernon; bleibt er Seiner Majestät anhänglich, so sieht er das Feuer der Bordolesen.«

»Oh! was die letzteren betrifft,« versetzte Canolles, »ich halte sie nicht für sehr furchtbar und schäme mich gewissermaßen, daß ich es nur mit ihnen zu tun habe. Leider gehöre ich mit Leib und Seele Seiner Majestät und muß mich am Ende mit einem Kampf mit Bürgern begnügen.«

»Den sie mit Euch anfangen werden, seid unbesorgt,« sagte Richon.

»Habt Ihr einige Wahrscheinlichkeit in dieser Beziehung?« fragte Canolles.

»Ich habe mehr, ich habe Gewißheit,« antwortete Richon. »Der Rat der Bürger hat beschlossen, vor allem die Insel Saint-George zu nehmen.«

»Gut,« rief Canolles, »sie mögen kommen, ich erwarte sie.«

So weit war man in der Unterhaltung, und man machte sich eben an den Nachtisch, als man plötzlich vor den Toren der Festung die Trommel rasseln hörte.

»Was soll das bedeuten?« fragte Canolles.

Da trat ein Offizier mit entblößtem Degen ein und meldete: »Herr Gouverneur, ein Parlamentär.«

»Ein Parlamentär?« fragte Canolles, »und von wem?« – »Von den Prinzen.«

»Woher kommt er?« – »Von Bordeaux.« »Von Bordeaux!«

»Von Bordeaux!« wiederholten alle Gäste, Richon ausgenommen.

»Ah! der Krieg ist also im Ernste erklärt, da man Parlamentäre schickt?« sagte der alte Offizier.

Canolles entließ sofort seine Gäste, die sich eilends nach allen Richtungen zerstreuten. Richon blieb bis zuletzt.

»Baron,« sagte er zu Canolles, »ich wollte Euch nicht ganz wie die anderen verlassen, da wir uns länger kennen, als Ihr die andern kennt. Nun aber lebt. Wohl; gebt mir die Hand und gut Glück.«

Canolles reichte Richon die Hand und erwiderte, ihn fest anschauend: »Richon, ich kenne Euch, es geht etwas in Euch vor; Ihr sagt es mir nicht, denn wahrscheinlich ist es nicht Euer Geheimnis. Ihr seid jedoch bewegt, und ist ein Mann Eures Schlags bewegt, so rührt dies nicht von einer Kleinigkeit her.«

»Sind wir nicht im Begriff uns zu verlassen?« – »Wir schickten uns auch zur Trennung an, als wir im Gasthause von Biscarros voneinander Abschied, nahmen, und dennoch wart Ihr ruhig.«

Richon lächelte traurig und sagte: »Baron, ich habe das Vorgefühl, daß wir uns nicht mehr sehen werden.«

Canolles schauerte, so viel tiefe Schwermut lag in der gewöhnlich so festen Stimme des kühnen Parteigängers.

»Wohl,« sagte er, »sehen wir uns nicht wieder, wenn schon, so ist dies der Fall, weil einer von uns gestorben ist... den Tod der Tapfern gestorben, und in diesem Fall ist der, den es trifft, wenigstens sterbend sicher, daß er in dem Herzen eines Freundes fortlebt. Umarmen wir uns, Richon! Ihr habt mir gesagt: Viel Glück! ich sage Euch: Guten Mut!«

Sie umarmten einander und hielten sich eine Weile umfangen.

Als sie sich trennten, trocknete Richon eine Träne, vielleicht die einzige, die je seinen stolzen Blick verdunkelt hatte; dann stürzte er, als befürchtete er, Canolles könnte diese Träne wahrnehmen, aus dem Zimmer, denn er schämte sich ohne Zweifel, einem Manne, dessen Mut er kannte, ein solches Zeichen von Schwäche gegeben zu haben.

Fünftes Kapitel.

Außer Canolles und dem Offizier, der den Parlamentär gemeldet hatte und nun in einem Winkel neben der Türe stand, war niemand mehr im Speisesaal.

»Was befiehlt der Herr Gouverneur?« fragte der Offizier nach kurzem Stillschweigen.

Canolles, der anfangs in Gedanken vertieft geblieben war, bebte bei dieser Stimme, erhob das Haupt und fragte: »Wo ist der Parlamentär?« – »Im Waffensaal.«

»Wer begleitet ihn? – »Zwei Wachen von der Bürgermiliz von Bordeaux.«

»Wer ist es?« – »Ein junger Mensch, so viel sich beurteilen läßt, denn er trägt einen breitkrempigen Filzhut und ist in einen weiten Mantel gehüllt.«

»Und wie hat er sich angekündigt?« – »Als der Überbringer von Briefen der Frau Prinzessin und des Parlaments von Bordeaux.«

»Bittet ihn, einen Augenblick zu warten,« sagte Canolles. »Ich stehe zu Dienst.«

Der Offizier entfernte sich, um seinen Auftrag zu vollziehen, und Canolles schickte sich an, ihm zu folgen, als Nanon, ganz bleich und zitternd, aber mit ihrem liebevollen Lächeln erschien und, ihn bei der Hand fassend, zu dem jungen Manne sagte: »Ein Parlamentär, mein Freund, was soll das bedeuten?« – »Das soll bedeuten, liebe Nanon, daß die Herren von Bordeaux mich erschrecken oder verführen wollen.«

»Und was habt Ihr beschlossen?« – »Ihn zu empfangen.«

»Könnt Ihr Euch das nicht sparen?« – »Unmöglich. Es ist ein Gebrauch, dem man sich nicht entziehen darf.« »Ah! mein Gott!«

»Was habt Ihr, Nanon?« – »Mir ist angst.« »Wovor?« – »Sagtet Ihr nicht, dieser Parlamentär komme, um Euch zu erschrecken oder zu verführen?«

»Allerdings; ein Parlamentär taugt nur zu dem einen oder dem andern. Fürchtet Ihr, er könnte mich erschrecken?« – »Oh! nein; aber er wird Euch vielleicht verführen.«

»Ihr beleidigt mich, Nanon.«

»Ach! mein Freund, ich sage, was ich befürchte.«

»Ihr zweifelt an mir? Wofür haltet Ihr mich denn?«

– »Für das, was Ihr seid, Canolles, für ein edles, aber zärtliches Herz.«

»Ah!« sagte Canolles lachend, »was für einen Parlamentär schickt man mir? Sollte es Cupido in Person sein?«

– »Vielleicht.«

»Ihr habt ihn also gesehen?« – »Ich habe ihn nicht gesehen, aber seine Stimme gehört; sie ist sehr zart für die Stimme eines Parlamentärs.«

»Nanon, Ihr seid toll, laßt mich meinen Dienst vollziehen; Ihr habt mich zum Gouverneur gemacht...« – »Um mich zu verteidigen, Freund.«

»Haltet Ihr mich für so feig, daß ich Euch verraten könnte? In der Tat, Ihr beleidigt mich, wenn Ihr so an mir zweifelt.«

»Ihr seid also entschlossen, diesen jungen Mann zu sehen?« – »Ich muß und wüßte Euch wahrlich wenig Dank, wenn Ihr Euch noch ferner der Erfüllung meiner Pflicht widersetzen würdet.«

»Handelt nach Eurem Belieben, mein Freund,« erwiderte Nanon traurig. »Nur noch ein Wort...«

»Sprecht.«

»Wo werdet Ihr ihn empfangen?« – »In meinem Kabinett.«

»Canolles, gewährt mir eine Bitte. Empfangt ihn, statt in Eurem Kabinett, in Eurem Schlafzimmer.«

»Was für ein Gedanke!«

»Begreift Ihr nicht?« – »Nein.«

»Mein Zimmer geht in Euren Alkoven.«

»Und Ihr werdet horchen?« – »Hinter den Vorhängen, wenn Ihr es erlaubt.«

»Nanon!«

»Laßt mich in Eurer Nähe bleiben, Freund; ich habe Vertrauen auf mein Gestirn und bringe Euch Glück.«

»Aber, Nanon, wenn dieser Parlamentär...«

»Nun?« – »Käme, um mir ein Staatsgeheimnis anzuvertrauen?« – »Könnt Ihr der, die Euch ihr Leben und ihr Glück anvertraut hat, nicht ein Staatsgeheimnis anvertrauen?«– »Wohl, so hört uns, Nanon, da Ihr es durchaus wollt, aber haltet mich nicht länger zurück, denn der Parlamentär erwartet mich.«

»Geht, Canolles, geht, und seid gesegnet für das Gute, das Ihr mir erweist.«

Die junge Frau wollte die Hand ihres Geliebten küssen.

»Tolle,« sagte Canolles, zog sie an seine Brust und küßte sie auf die Stirn. »Ihr werdet also...« – »Hinter den Vorhängen Eures Bettes sein. Von dort aus kann ich sehen und hören.«

»Lacht wenigstens nicht, Nanon, denn es sind ernste Dinge.«

»Seid unbesorgt,« erwiderte die junge Frau, »ich werde nicht lachen.«

Canolles gab Befehl, den Boten einzuführen, und ging in sein Zimmer, ein weites Gemach von ernstem Ansehen; zwei Kandelaber brannten auf dem Kamin, warfen aber nur einen schwachen Schein in den ungeheuren Raum; der anstoßende Alkoven lag völlig im Schatten.

»Seid Ihr da, Nanon?« fragte Canolles.

Ein ersticktes, keuchendes Ja gelangte zu ihm.

In diesem Augenblick erschollen Tritte; die Schildwache präsentierte das Gewehr. Der Bote trat ein und folgte mit den Augen dem, der ihn eingefühlt hatte, bis er mit Canolles allein zu sein glaubte; dann lüpfte er seinen Hut

und warf seinen Mantel zurück. Alsbald fielen blonde Haare auf reizende Schultern herab; die feine, geschmeidige Gestalt einer Frau erschien unter dem Wehrgehänge und Canolles erkannte an ihrem sanften, traurigen Blick die Vicomtesse von Cambes.

»Ich habe Euch gesagt, ich würde Euch wiederfinden, und halte mein Wort,« sagte sie. »Hier bin ich«

Canolles schlug mit einer Bewegung des Staunens und der Furcht die Hände aneinander, sank auf einen Stuhl und murmelte: »Ihr! Ihr! ... Oh! mein Gott, was habt Ihr gemacht, was, wollt Ihr hier?« – »Ich will Euch fragen, ob Ihr Euch meiner noch erinnert.«

Canolles stieß einen Seufzer aus und hielt seine Hände vor die Augen, um diese bezaubernde und zugleich unselige Erscheinung zu beschwören.

Nun war ihm alles klar; Nanons Furcht, ihre Blässe, ihr Zittern und besonders ihr Verlangen, der Zusammenkunft beizuwohnen. Nanon hatte mit den Augen der Eifersucht in dem Parlamentär eine Frau erkannt.

»Ich will Euch fragen,« fuhr Claire fort, »ob Ihr bereit seid, die Verpflichtung, die Ihr gegen mich in dem kleinen Zimmer in Jaulnay übernommen habt, zu erfüllen, von der Königin Eure Entlassung zu nehmen und in den Dienst der Prinzen zu treten?«

»Oh, still, still! Madame,« rief Canolles.

Claire schauerte bei dem Ausdrucke des Schreckens, der sich in dem Zittern der Stimme des jungen Mannes offenbarte, schaute unruhig umher und fragte: »Sind wir nicht allein hier?«

»Oh ja, doch! Madame,« erwiderte Canolles; »kann uns aber nicht jemand durch diese Wände hören?«

»Ich hielt die Mauern des Forts Saint-George für stärker,« sagte Claire lächelnd.

Canolles antwortete nicht.

»Ich bin also gekommen, um Euch zu fragen,« fuhr Claire fort, »warum ich in den acht bis zehn Tagen, die Ihr hier seid, nicht von Euch habe sprechen hören, so daß ich gar nicht wüßte, wer auf der Insel Saint-George kommandiert, wenn ich nicht zufällig gehört hätte, es sei der Mann, der mir vor kaum zwölf Tagen geschworen hat, die Ungnade, die er sich zugezogen, sei ein Glück, denn, sie gestatte ihm, seinen Arm, seinen Mut, sein Leben der Partei zu widmen, der ich angehöre.«

Nanon konnte sich einer Bewegung nicht erwehren, die Canolles beben und Frau von Cambes sich umdrehen ließ.

»Was ist das?« fragte sie.

»Nichts,« antwortete Canolles, »ein gewöhnliches Geräusch in diesem alten Zimmer voll unheimlichen Krachens.«

»Wenn es anders liegt,« sagte Claire, ihre Hand auf Canolles' Arm legend, »so verbergt es mir nicht, Baron, denn Ihr begreift, von welcher Bedeutung von dem Augenblick an, wo ich mich entschloß, Euch selbst aufzusuchen, unsere Unterredung für mich ist.«

Canolles trocknete den Schweiß, der von seiner Stirn lief, suchte zu lächeln und sagte: »Sprecht; ich bitte Euch.«

»Ich wollte Euch also an dieses Versprechen erinnern und Euch fragen, ob Ihr bereit seid, es zu halten?«

»Ach! Madame, es ist unmöglich geworden.«

»Warum?« – »Weil seit jener Zeit viele unerwartete Ereignisse eingetreten sind, viele Bande, die ich für zerrissen hielt, sich wieder geknüpft haben; an die Stelle der Strafe, die ich zu verdienen glaubte, hat die Königin eine Belohnung gesetzt, deren ich nicht würdig war. Heute bin ich an die Partei Ihrer Majestät durch die... *Dankbarkeit* gebunden.«

Ein Seufzer durchdrang die Luft, die arme Nanon erwartete ohne Zweifel ein anderes Wort, als das, welches ausgesprochen wurde.

»Sagt durch den Ehrgeiz, Herr von Canolles, und ich werde das begreifen; Ihr seid von adligem Geblüt; man hat Euch mit achtundzwanzig Jahren zum Oberstleutnant und Gouverneur einer Festung gemacht; das ist schön, ich weiß es wohl; aber es ist nur die natürliche Belohnung für Euer Verdienst; dieses Verdienst schätzt jedoch nicht allein Herr von Mazarin ...«

»Madame, kein Wort mehr, ich bitte Euch.«

»Entschuldigt, mein Herr, diesmal ist es nicht mehr die Vicomtesse von Cambes, die mit Euch spricht, es ist die Abgesandte der Frau Prinzessin, die einen Auftrag an Euch übernommen hat und ihre Botschaft erfüllen muß.«

»Sprecht, Madame,« erwiderte Canolles mit einem Seufzer, der einem Stöhnen glich.

»Die Frau Prinzessin, die von den Gefühlen weiß, die Ihr mir zuerst in Chantilly und dann in Jaulnay kundgegeben habt, die sehnlich zu wissen verlangt, welcher Partei Ihr wirklich angehört, beschloß, Euch einen Parlamentär schicken und sich dadurch Gewißheit zu verschaffen, und diese Botschaft übernahm ich, weil ich sie, in Eure geheimsten Gedanken eingeweiht, besser als jemand anders glaubte ausführen zu können«

»Ich danke, Madame,« sagte Canolles, seine Brust mit der Hand zerfleischend, denn während der kurzen Zwischenräume des Gesprächs vernahm er Nanons keuchenden Atem.

»Hört also, was ich Euch im Namen der Frau Prinzessin vorschlage, denn geschähe es in meinem eigenen,« fuhr Claire mit ihrem bezaubernden Lächeln fort, »so würde ich die Ordnung der Vorschläge umkehren.«

»Ich höre,« sagte Canolles mit dumpfem Tone.

»Ihr übergebt die Insel Saint-George gegen eine von den drei Bedingungen, die ich Eurer Wahl anheimstelle. Nie erste ist... erinnert Euch wohl, nicht ich spreche so: eine Summe, von zweimalhunderttausend Livres.«

»Oh! Madame, geht nicht weiter,« sagte Canolles, bemüht, das Gespräch abzubrechen. »Die Königin hat mich mit einem Kommando beauftragt;

dieses Kommando ist die Insel Saint-George, und ich werde sie bis zum Tod verteidigen.«

»Erinnert Euch der Vergangenheit,« rief Claire traurig, »das sagtet Ihr mir nicht bei unserer letzten Zusammenkunft, als Ihr mir den Antrag machtet, alles zu verlassen, um mir zu folgen, als Ihr bereits die Feder in der Hand hieltet, um denen, denen Ihr heute Euer Leben opfern wollt, Eure Entlassung anzubieten.«

»Ich konnte das anbieten, Madame, als es mir noch freistand, meinen Weg zu wählen; heute bin ich nicht mehr frei...«

»Ihr seid nicht mehr frei!« rief Claire erbleichend, »wie versteht Ihr das? Was wollt Ihr damit sagen?« – »Ich will damit sagen, daß ich durch die Ehre gebunden bin.«

»Wohl, so hört meinen zweiten Vorschlag.«

»Wozu? Habe ich Euch nicht bereits wiederholt, ich sei unerschütterlich in meinem Entschluß? Versucht mich also nicht ferner.«

»Verzeiht, mein Herr,« entgegnete Claire, »ich habe auch eine Sendung und muß sie bis zum Ende erfüllen.«

»Tut es,« murmelte Canolles, »aber in der Tat, Ihr seid sehr grausam.«

»Fordert Eure Entlassung, und wir werden sodann nachdrücklicher auf Euren Nachfolger einwirken, als auf Euch. In einem, in zwei Jahren nehmt Ihr wieder Dienst unter dem Herrn Prinzen mit dem Grade eines Brigadiers.«

Canolles schüttelte traurig den Kopf und erwiderte: »Ach! Madame, warum verlangt Ihr nur Unmögliches von mir?«

»Mir antwortet Ihr das? In der Tat, ich verstehe, Euch nicht, mein Herr. Wart Ihr nicht im Begriff, Eure Entlassung zu unterzeichnen? Sagtet Ihr nicht zu der, die damals bei Euch war und Euch mit so viel Freude zuhörte. Ihr nehmet sie freiwillig und aus dem Grunde Eures Herzens? Warum sollet

Ihr also nicht hier tun, wenn ich es von Euch fordere, wenn ich Euch um etwas bitte, was Ihr in Jaulnay selbst vorgeschlagen habt?«

Alle diese Worte drangen wie Dolchstiche in das Herz der armen Nanon, und Canolles fühlte, wie sie eindrangen.

»Was damals eine erlaubte Handlung war, wäre heute ein Verrat, ein schändlicher Verrat!« sagte Canolles mit dumpfer Stimme. »Nie werde ich die Insel Saint-George übergeben! Nie werde ich meine Entlassung nehmen!«

»Wartet, wartet,« sagte Claire mit ihrem sanftesten Tone, wahrend sie jedoch unruhig umherschaute, denn dieser Widerstand Canolles' und besonders der Zwang, der ihn zu drücken schien, kamen ihr seltsam vor. »Hört noch den letzten Vorschlag, mit dem ich anfangen wollte, denn ich wußte und habe zum voraus gesagt, Ihr würdet die beiden ersten zurückweisen; die materiellen Vorteile, ich bin glücklich, daß ich es erraten habe können, welche ein Herz wie das Eurige nicht in Versuchung führen; Ihr braucht andere Hoffnungen, als die des Ehrgeizes und des Vermögens; edle Instinkte bedürfen edler Belohnungen. Hört also...«

»In des Himmels Namen, Madame, habt Mitleid mit mir!« sagte Canolles und machte eine Bewegung, um sich zurückzuziehen.

Claire glaubte, er sei erschüttert, und in der Überzeugung, ihr weiterer Vorschlag müßte ihren Sieg vollenden, hielt sie ihn zurück und fuhr fort: »Wenn man Euch statt eines gemeinen Interesses ein höheres, ehrenvolleres Interesse böte; wenn man Euch für Eure Entlassung, die Ihr ohne Schmach nehmen könnt, und die, da die Feindseligkeiten noch nicht begonnen haben, weder ein Abfall, noch eine Treulosigkeit ist, mit einer Verbindung belohnte; wenn eine Frau, der Ihr gesagt habt, Ihr liebtet sie, und die trotz dieser Schwüre Eure Leidenschaft nie offen erwiderte, zu Euch spräche: »›Herr von Canolles, ich bin frei, ich bin reich, ich liebe Euch, werdet mein Gatte ... gehen wir miteinander, gehen wir, wohin Ihr wollt, fernab von allen bürgerlichen Zwistigkeiten, an irgend einen Ort außerhalb Frankreichs ...‹ nun, Herr von Canolles, würdet Ihr dann auch nicht einwilligen?«

Trotz der Röte, trotz des reizenden Zögerns von Claire, trotz der Erinnerung an das hübsche kleine Schloß Cambes, blieb Canolles fest und unerschütterlich in seinem Entschluß, denn er sah von fern, bleich im Schatten, den Kopf der vor Angst zitternden Nanon aus den Vorhängen hervorkommen.

»Antwortet mir doch in des Himmels Namen!« fuhr die Vicomtesse fort; »ich kann Euer Stillschweigen gar nicht begreifen. Seid Ihr nicht der Herr Baron von Canolles? Seid Ihr nicht derselbe, der mir in Chantilly gesagt hat, er liebe mich, der es mir in Jaulnay wiederholte, der mir schwur, er liebe nur mich auf der ganzen Welt und sei bereit, mir jede andere Liebe zu opfern? Sprecht! sprecht! antwortet in des Himmels Namen. Antwortet doch!«

Es ließ sich ein Seufzer hören, der diesmal so deutlich war, daß Frau von Cambes nicht zweifeln konnte, es wohne eine dritte Person der Unterredung bei; ihre erschrockenen Augen folgten der Richtung des Seufzers und bemerkten den bleichen, unbeweglichen Kopf, die geisterartige Form, die allen Phasen des Gespräches folgte.

Die beiden Frauen wechselten durch die Dunkelheit einen Flammenblick und stießen einen Schrei aus.

Nanon verschwand, Frau von Cambes aber ergriff hastig ihren Hut und Mantel, wandte sich gegen Canolles und sagte: »Mein Herr, ich begreife nun das, was Ihr Pflicht und Dankbarkeit nennt; ich begreife, welche Pflicht Ihr nicht verraten wollt; ich begreife, daß es für jede Verführung unzugängliche Neigungen gibt, und überlasse Euch ganz diesen Neigungen, dieser Macht, dieser Dankbarkeit. Lebt wohl, mein Herr; lebt wohl.«

Sie machte eine Bewegung, um sich zu entfernen, ohne daß Canolles sie aufzuhalten suchte; aber eine schmerzliche Erinnerung hielt sie zurück.

»Noch einmal, mein Herr,« sagte sie, »im Namen einer Freundschaft, die ich Euch für den Dienst schuldig bin, den Ihr mir zu leisten die Güte gehabt habt, im Namen der Freundschaft, die Ihr mir für den Dienst, den ich Euch leistete, schuldig seid, im Namen aller derer, die Euch lieben und die Ihr liebt, ich nehme niemand aus, laßt es nicht zum Kampfe kommen, denn

morgen oder übermorgen wird man Euch in Saint-George angreifen; bereitet mir nicht den Schmerz, Euch besiegt oder tot zu wissen.«

Canolles bebte und erwiderte, aus seiner Verwirrung erwachend: »Madame, ich danke Euch auf den Knien für die Versicherung Eurer Freundschaft, die mir kostbarer ist, als ich Euch sagen kann. Oh! mein Gott, man komme, man greife mich an! Oh! ich rufe den Feind mit heißerem Eifer herbei, als er je an den Tag legen wird, mit mir zusammenzutreffen. Ich bedarf des Kampfes, ich bedarf der Gefahr, um mich in meinen eigenen Augen zu erheben; es komme der Kampf, es komme die Gefahr, es komme auch der Tod; der Tod wird mir willkommen sein, da ich weiß, daß ich reich durch Eure Freundschaft, stark durch Euer Mitleid und geehrt durch Eure Achtung sterben werde.«

»Lebt wohl, mein Herr,« sagte Claire und wandte sich der Tür zu.

Canolles folgte ihr. Mitten in dem düsteren Gange ergriff er ihre Hand und flüsterte so leise, daß er selbst Mühe hatte, seine Worte zu hören: »Claire, ich liebe Euch mehr, als ich Euch je geliebt habe, aber das Unglück will, daß ich Euch diese Liebe nur beweisen kann, indem ich fern von Euch sterbe.«

Ein kurzes; ironisches Lachen war die einzige Antwort von Frau von Cambes; aber kaum befand sie sich außerhalb des Schlosses, als ein schmerzliches Schluchzen sich aus ihrer zerrissenen Brust hervordrängte, und sie die Hände ringend rief: »Ach! er liebt mich nicht, mein Gott! Er liebt mich nicht. Und ich, ich Unglückliche liebe ihn!«

Sechstes Kapitel.

Als Canolles Frau von Cambes verließ, kehrte er in seine Wohnung zurück. Nanon stand bleich und unbeweglich mitten im Zimmer. Canolles ging mit einem traurigen Lächeln auf sie zu; je näher er zu ihr kam, desto mehr bog Nanon das Knie; er reichte ihr die Hand, sie fiel ihm zu Füßen.

»Verzeiht mir,« sagte sie, »verzeiht mir, Canolles! Ich habe Euch hierher gebracht, ich habe Euch diesen schwierigen und gefährlichen Posten übergeben lassen; werdet Ihr getötet, so bin ich die Ursache Eures Todes. Ich bin eine Selbstsüchtige und dachte nur an mein Glück. Verlaßt mich, geht!«

Canolles hob sie sacht auf und erwiderte: »Ich Euch verlassen! Nie, Nanon, nie, Ihr seid mir heilig; ich habe geschworen, Euch zu beschützen, zu verteidigen, zu retten; und ich werde Euch verteidigen, oder ich sterbe.«

»Sprichst du dies aus dem Grunde deines Herzens, Canolles, ohne Zögern, ohne Bedauern?«

»Ja,« antwortete Canolles lächelnd.

»Ich danke, mein würdiger, mein edler Freund, ich danke. Siehst du, dieses Leben, an das ich mich anklammerte, ich würde es dir heute ohne eine Klage opfern; denn seit heute erst weiß ich, was du für mich getan hast. Man bot dir Geld; gehören meine Schätze nicht dir? Man bot dir Liebe; kann es in der Welt eine Frau geben, die dich lieben wird, wie ich dich liebe? Sie werden dich also angreifen. Gut, wir wollen Soldaten anwerben, Waffen und Munition aufhäufen, unsere Kräfte verdoppeln, uns verteidigen. Ich werde für meine Liebe kämpfen, du kämpfst für dein Glück. Du wirst sie schlagen, mein tapferer Canolles; du wirst dafür sorgen, daß die Königin sagt, sie habe keinen tapfereren Kapitän, als du bist; deine Beförderung übernehme ich, und wenn du reich, mit Ruhm und Ehre beladen bist, magst du mich verlassen; ich werde meine Erinnerungen zum Troste haben.«

Dabei schaute Nanon Canolles an und erwartete die Antwort, welche die Frauen immer auf überspannte Reden erwarten, das heißt, eine Antwort so toll und überspannt wie diese Reden. Aber Canolles senkte traurig den Kopf und erwiderte: »Nanon, nie werdet Ihr einen Schaden erleiden, nie werdet Ihr eine Schmach erdulden, solange ich auf der Insel Saint-George lebe. Beruhigt Euch also, denn Ihr habt nichts zu befürchten.«

»Ich danke,« sagte Nanon, »obgleich dies nicht alles ist, was ich fordere.«

Ganz leise fügte sie hinzu: »Ach! ich bin verloren, er liebt mich nicht mehr.«

Canolles erhaschte jenen Flammenblick, der wie ein Blitz schimmert, jene furchtbare Blässe einer Sekunde, die so viel Schmerz enthüllt.

»Wir wollen ganz und gar edelmütig sein,« sagte er zu sich selbst, »sonst wären wir ehrlos! Komm, Nanon,« fuhr er fort, »komm, meine Freundin; wirf deinen Mantel über deine Schultern, nimm deinen Männerhut, die Nachtluft wird dir wohltun. Ich kann jeden Augenblick angegriffen werden und will meine Runde machen.«

Zitternd vor Freude kleidete sich Nanon, wie ihr Geliebter es ihr sagte, und folgte ihm.

Canolles war ein wahrer Kapitän, wie er ein wahrer Soldat war, und erfüllte durch seine sachverständige, eifrige und teilnehmende Art der Pflichterfüllung und Kontrolle alle mit gleicher Hingebung und Begeisterung.

Während aber seine Augen mechanisch prüften, verweilte sein Geist nicht allein bei den Ereignissen des Tages, sondern bei all den seltsamen Abenteuern, deren Held er seit dem Tage gewesen war, wo er Frau von Cambes zum ersten Male gesehen hatte. Doch seltsamerweise ging sein Geist nicht darüber hinaus; es kam ihm vor, als hätte er erst von dieser Stunde zu leben angefangen; als hätte er bis dahin in einer andern Welt mit niedrigeren Instinkten, mit unvollständigen Empfindungen gelebt. Von dieser Stunde war in seinem Leben ein Licht, das allem einen neuen Schein verlieh, und von diesem neuen Tage an wurde Nanon, die arme Nanon

unbarmherzig einer andern Liebe geopfert, einer Liebe, die von ihrem Anfang an übermächtig sein ganzes Leben beherrschte.

Nach schmerzhaften Betrachtungen, in die sich himmlisches Entzücken mischte, bei dem Gedanken, daß er von Frau von Cambes geliebt sei, gestand sich Canolles, nur die Pflicht allein schreibe ihm vor, ein Mann von Ehre zu sein, und die Freundschaft, die er für Nanon hege, lege kein Gewicht in die Wagschale bei seiner Entschließung.

Arme Nanon! Canolles nannte sein Gefühl für sie Freundschaft. Die Freundschaft kommt aber in der Liebe der Gleichgültigkeit sehr nahe.

Der Tag brach an; Canolles kehrte jetzt erst in sein Zimmer zurück; Nanon war wieder in das ihrige gegangen, und er wußte also nicht, daß sie die Nacht hindurch gewacht hatte; er kleidete sich nun sorgfältig an, versammelte abermals die Garnison, besuchte bei Tage die verschiedenen Batterien und besonders die, welche das linke Ufer der Garonne beherrschte, ließ den kleinen Hafen durch Ketten schließen, richtete mit Falkonetten beladene Schaluppen her, ließ seine Mannschaft Revue passieren, belebte sie mit seinen bilderreichen hochherzigen Worten und kehrte erst gegen zehn Uhr zurück.

Nanon erwartete ihn, ein Lächeln auf den Lippen; es war nicht mehr die stolze, gebieterische Nanon, deren Launen selbst Herrn von Epernon zittern ließen, es war eine schüchtern Liebende, eine furchtsame Sklavin, die nicht einmal mehr darauf Anspruch machte, daß man sie liebe, sondern nur verlangte, daß man ihr zu lieben erlaube.

Der Tag verging ohne ein anderes Ereignis, als die Entwicklung des innern Dramas, das im Herzen jedes der beiden jungen Leute spielte. Die von Canolles abgesandten Läufer kamen einer nach dem andern zurück. Keiner brachte eine bestimmte Nachricht; es herrschte nur große Aufregung in Bordeaux, und offenbar bereitete sich daselbst irgend etwas vor.

Frau von Cambes hatte bei ihrer Rückkehr in die Stadt, während sie die einzelnen Umstände ihrer Unterredung in den geheimsten Falten ihres Herzens verbarg, Lenet den Erfolg ihrer Sendung mitgeteilt. Die Bordolesen verlangten mit lauter Stimme, man sollte sich der Insel Saint-

George bemächtigen. Das Volk erbot sich in Masse, an der Expedition teilzunehmen. Die Häupter hielten es nur unter dem Vorwande zurück, es fehle noch an einem Kriegsmanne, um die Expedition zu leiten, und an regelmäßigen Soldaten, die sie unterstützen könnten. Lenet benutzte diesen Augenblick, um den Namen der Herzöge laut werden zu lassen und ihr Heer anzubieten: diese Eröffnung wurde mit der größten Begeisterung aufgenommen, und selbst die, welche am Tage zuvor dafür gestimmt hatten, daß man ihnen die Tore verschließe, riefen sie nun mit gewaltigem Geschrei herbei.

Lenet überbrachte eiligst die gute Nachricht der Prinzessin, die sogleich ihren Rat versammelte.

Claire schützte Müdigkeit vor, weil sie an keiner Entschließung gegen Canolles teilnehmen wollte, und zog sich in ihr Zimmer zurück, um nach Belieben weinen zu können. Von diesem Zimmer aus hörte sie das Geschrei und die Drohungen des Volkes. All dieses Geschrei, all diese Drohungen waren gegen Canolles gerichtet.

Bald erscholl die Trommel; die Kompanien versammelten sich, die Schöffen ließen das Volk bewaffnen; man zog die Kanonen aus dem Arsenal, man teilte Pulver aus, und zweihundert Schiffe hielten sich bereit, mit Hilfe der Nachtflut die Garonne hinaufzufahren, während dreitausend Mann, am linken Ufer marschierend, zu Land angreifen sollten.

Die Seearmee sollte von d'Espagnet, Rat im Parlament, einem tapferen und verständigen Mann, und die Landarmee von Herrn Larochefoucault befehligt werden, der soeben mit beinahe zweitausend Edelleuten in die Stadt eingezogen war. Der Herzog von Bouillon sollte erst zwei Tage nachher mit zweitausend weiteren Streitern eintreffen. Der Herzog von Larochefoucault betrieb den Angriff, so sehr als er konnte, damit der Schlag ohne Mitwirkung seines Kollegen erfolge.

Siebentes Kapitel.

Zwei Tage, nachdem Frau von Cambes im Gewande eines Parlamentärs auf der Insel Saint-George erschienen war, meldete man Canolles, der auf den

Wällen seine Runde machte, ein Bote mit einem Briefe verlange ihn zu sprechen.

Der Bote wurde sogleich eingeführt und übergab Canolles seine Depesche.

Diese Depesche hatte sichtbar nichts Offizielles; es war ein kleiner Brief, mehr lang als breit, geschrieben mit einer seinen, leichten; zitternden Handschrift auf bläuliches, glattes, wohlriechendes Papier. Canolles fühlte schon beim Anblick des Papiers sein Herz unwillkürlich schlagen.

»Wer hat dir diesen Brief gegeben?« fragte er.

»Ein Mann von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren.«

»Mit grauem Schnurrbart und Knebelbart?« – »Ja.«

»Militärische Haltung?« – »So ist es.«

Canolles gab dem Mann einen Louisdor und machte ihm ein Zeichen, sich sogleich zu entfernen.

Dann zog er sich mit bebendem Herzen in einen Winkel der Bastei zurück, um den Brief, den er empfangen hatte, zu lesen.

Er enthielt nur folgende Worte: »Man wird Euch angreifen. Seid Ihr meiner nicht mehr würdig, so zeigt Euch wenigstens Euer würdig.«

Der Brief war nicht unterzeichnet; aber Canolles erkannte Frau von Cambes, wie er Pompée erkannt hatte; er schaute umher, ob ihn niemand beobachtete, und drückte errötend, wie ein Kind bei seiner ersten Liebe, das Papier an seine Lippen, bedeckte es mit glühenden Küssen und verbarg es sodann an seinem Herzen.

Hierauf stieg er auf den Kranz der Bastei, von wo aus er den Lauf der Garonne auf ungefähr eine Meile und die umliegende Ebene in ihrer ganzen Ausdehnung überschauen konnte.

Er vermochte weder auf dem Fluß, noch auf dem Lande irgend etwas wahrzunehmen.

»So wird der Morgen vorübergehen,« murmelte er, »sie werden nicht am hellen Tage kommen; ohne Zweifel rasten sie unterwegs und beginnen den Angriff am Abend.«

Canolles hörte ein leichtes Geräusch hinter sich, und erblickte sich umwendend, seinen Leutnant.

»Nun, Herr von Bibrac,« fragte Canolles, »was sagt man?« – »Mein Kommandant, man sagt, die Fahne der Prinzen werde morgen auf der Insel Saint-George flattern.«

»Wer sagt dies?« – »Zwei von unseren zurückkehrenden Läufern; sie haben die Vorkehrungen gesehen, welche die Bürger der Stadt gegen uns treffen.«

»Und was habt Ihr denen geantwortet, die Euch sagten, die Fahne der Herren Prinzen würde morgen auf dem Fort Saint-George flattern?« – »Mein Kommandant, ich antwortete, das sei nur gleichgültig, da ich es nicht sehen würde.«

»So habt Ihr mir meine Antwort gestohlen.«

»Bravo, Kommandant! Wir verlangten nichts anderes, und die Soldaten werden kämpfen, wie die Löwen, wenn sie Eure Antwort erfahren.«

»Sie mögen sich schlagen wie Männer, mehr fordere ich nicht ... Und was sagt man von der Angriffsweise?« – »General, es ist eine Überraschung, die man uns bereitet,« antwortete Bibrac lachend.

»Teufel, was für eine Überraschung!« rief Canolles; »das ist bereits die zweite Warnung, die ich erhalte ... Und wer befehligt die Angreifenden?« – »Herr von Larochefoucault die Landtruppen, d'Espagnet, Rat im Parlament, die Seetruppen. Der letztere hat sich mit Eurem ehemaligen Regiment Navailles unter dem Baron von Navailly, das zu den Prinzen übergegangen ist, in Verbindung gesetzt.«

»Leutnant, da gibt es gute Unterhaltung für uns; Navailly ist ein trefflicher Bursche und tapfer wie mein Schwert.«

Canolles gab darauf Befehl, daß die Hälfte der Garnison mit geladenem Gewehr zur Hand wachen solle, während die andere Hälfte ruhe; äußerlich aber solle der Anschein der Sorglosigkeit erweckt werden, indem nach seinem Befehl die schlechtesten Soldaten am Abend in der Garonne Angeln auswerfen und im Gelände Wildfallen auslegen sollten.

Es dürfe aber bei Todesstrafe kein Schuß eher auf die Angreifer gelöst werden, als bis er selbst das Signal dazu gegeben hätte.

Der Leutnant entfernte sich und überbrachte die Befehle den anderen Offizieren, die einander erstaunt anschauten. Es lebten zwei Menschen im Gouverneur, der höfliche Edelmann und der unbeugsame Kommandant.

Canolles kehrte zum Abendessen zu Nanon zurück; nur war dieses Abendessen um zwei Stunden vorgerückt, denn Canolles hatte beschlossen, den Wall von Sonnenuntergang bis zur Morgendämmerung nicht zu verlassen. Er fand Nanon, in einer umfangreichen Korrespondenz blätternd.

»Ihr könnt Euch kühn verteidigen, lieber Canolles,« sagte sie zu ihm; »denn Ihr werdet nicht lange auf Unterstützung zu warten haben, der König kommt. Herr de La Meilleraye bringt eine Armee, und Herr von Epernon erscheint mit fünfzehntausend Mann.«

»Mittlerweile vergehen aber acht Tage, zehn Tage, Nanon,« entgegnete Canolles lächelnd; »die Insel Saint-George ist nicht uneinnehmbar.«

»Oh! solange Ihr kommandiert, stehe ich für alles.«

»Ja; aber gerade weil ich kommandiere, kann ich getötet werden. Nanon, was würdet Ihr in diesem Falle tun? Habt Ihr Euch wenigstens vorgesehen?«

»Ja,« antwortete Nanon ebenfalls lächelnd.

»Wohl, haltet Euer Gepäck bereit. Ein Bootsmann wird an einem bezeichneten Posten sein, müßt Ihr ins Wasser springen, so habt Ihr vier von meinen Leuten, gute Schwimmer, denen Befehl gegeben ist, Euch nicht zu verlassen, und die Euch an das andere Ufer bringen werden.«

»Alle diese Vorsichtsmaßregeln sind unnötig, Canolles; werdet Ihr getötet, so brauche ich nichts mehr.«

Man meldete, daß aufgetragen sei. Zehnmal während des Abendessens stand Canolles auf und ging ans Fenster, von dem aus man nach dem Flusse sehen konnte; vor dem Ende des Mahles verließ er die Tafel ... Die Nacht brach eben ein.

Nanon wollte ihm folgen.

»Nanon,« sagte Canolles, »kehrt zurück und schwört mir, nicht auszugehen. Wenn ich Euch außen wüßte ... irgend einer Gefahr preisgegeben, könnte ich nicht mehr für mich stehen. Nanon, es handelt sich um meine Ehre, spielt nicht mit meiner Ehre.«

Nanon reichte Canolles ihre Lippen, deren Rot sich noch mehr durch die Blässe ihrer Wangen hervorhob, und kehrte dann mit den Worten zurück: »Ich gehorche Euch, Canolles; Freunde und Feinde sollen den Mann kennen lernen, den ich liebe; geht!«

Canolles entfernte sich; er konnte nicht umhin, diesen Geist zu bewundern, der sich unter alle seine Wünsche beugte und in allen Stücken seinem Willen gehorchte. Kaum war er an seinem Posten, als die Nacht furchtbar und drohend eintrat, wie sie stets erscheint, wenn sie in ihren schwarzen Falten ein blutiges Geheimnis verbirgt.

Canolles hatte sich am Ende der Esplanade aufgestellt; er beherrschte den Lauf des Flusses und seine Ufer. Kein Mond schien, ein Wolkenschleier zog schwerfällig am Himmel hin. Wie man nicht gesehen werden konnte, konnte man auch selbst so gut wie nichts sehen.

Um Mitternacht kam es Canolles vor, als gewahre er, wie dunkle Massen auf dem linken Ufer sich bewegten und riesige Formen auf dem Flusse hinglitten, übrigens war kein Geräusch zu vernehmen, als das des Windes, der durch die Blätter der Bäume wehklagte.

Die Massen hielten an, die Formen blieben in der Entfernung stillstehen. Canolles glaubte, er habe sich getäuscht, verdoppelte jedoch seine

Wachsamkeit; seine glühenden Augen durchdrangen die Finsternis, sein unablässig gespanntes Ohr faßte das geringste Geräusch auf.

Die Glocke der Festung schlug drei Uhr, und der Schall verlor sich langsam und düster in der Nacht. Canolles fing an zu glauben, er habe eine falsche Nachricht erhalten, und war im Begriff, sich zurückzuziehen, als plötzlich der Leutnant Vibrac, der sich in seiner Nähe befand, eine Hand auf seine Schulter legte und mit der andern nach dem Flusse deutete.

»Ja, ja!« sagte Canolles, »sie sind es; vorwärts, wir werden durch das Warten nichts verloren haben. Weckt die Leute, welche schlafen; sie sollen ihren Posten hinter der Mauer nehmen. Nicht wahr, Ihr habt ihnen gesagt, daß ich den Ersten, welcher Feuer gibt, erschießen lasse?« – »Ja.«

»Wohl, so sagt es Ihnen zum zweiten Male.«

Man sah wirklich beim ersten Schimmer des Tages lange Barken, beladen mit Menschen, die lachten und leise plauderten, herannahen, während man in der Ebene eine Art von Erhöhung wahrnahm, die am Tage vorher noch nicht bestanden hatte. Es war eine Batterie von sechs Kanonen, die Herr von Larochefoucault in der Nacht hatte errichten lassen.

Die Barken kamen immer näher, und bei der ersten Tageshelle unterschied Canolles das Lederwerk und den eigentümlichen Hut der Kompanie Navailles; auf dem Vorderteile einer der ersten Barken stand der Baron von Navailly, und aus dem Hinterteil der Leutnant, sein Milchbruder, den seine Kameraden wegen seiner heiteren Laune und seiner nie versiegenden Scherze ungemein liebten.

»Ihr werdet sehen,« sagte dieser, »sie rühren sich nicht, und Herr von Larochefoucault muß sie am Ende mit der Kanone aufwecken. Teufel! wie gut und fest schläft man in Saint-George; wäre ich krank, so ließe ich mich dahin bringen.«

»Dieser gute Canolles,« versetzte Navailly, »er spielt seine Gouverneursrolle als Familienvater; er befürchtet, seine Soldaten könnten den Schnupfen bekommen, wenn sie bei Nacht die Wache beziehen müßten.«

»In der Tat,« sagte ein anderer, »man sieht nicht einmal eine Schildwache.«

»Oho,« rief der Leutnant, an das Land springend, »wacht doch auf da oben und gebt uns die Hand, daß wir hinaufsteigen können.«

Bei diesem letzten Scherz durchlief ein Gelächter die ganze Linie der Belagernden, und während drei bis vier Barken in der Richtung des Hafens vorrückten, schiffte sich der Rest der Landtruppen aus.

»Vorwärts!« rief Ravailly, »ich begreife, Canolles will das Ansehen haben, als würde er überrumpelt, um sich mit dem Hofe nicht zu entzweien. Meine Herren, wir wollen seine Höflichkeit erwidern und niemand töten. Sind wir einmal in der Festung ... Gnade für alle, mit Ausnahme der Frauen, die gar keine verlangen werden! Meine Kinder, vergessen wir nicht, daß dies ja ein Frauenkrieg ist; ich lasse auch den ersten, der vom Leder zieht, über die Klinge springen.«

Bei diesen mit echt gallischer Heiterkeit gegebenen Mahnungen begann das Gelächter abermals, und die Soldaten teilten die muntere Laune der Offiziere.

»Ah! meine Freunde,« sagte der Leutnant, »es ist etwas Schönes um das Lachen, aber man darf darüber das Geschäft nicht vergessen. Zu den Leitern und geklettert!«

Die Soldaten zogen lange Leitern aus den Barken und rückten gegen die Mauern vor.

Nun stand Canolles auf und näherte sich, den Stock in der Hand, den Hut auf dem Kopf, wie ein Mensch, der am Morgen zu seinem Vergnügen frische Luft schöpft, der Brustwehr, die er bis zum Gürtel überragte.

Es war hell genug, daß man ihn erkennen konnte.

»Ei! guten Morgen, Navailles,« rief er dem ganzen Regimente zu; »guten Morgen, Ravailly; guten Morgen, Remonenq.«

»Halt, das ist Canolles,« riefen die jungen Leute. »Bist du endlich erwacht, Baron?«

»Oh ja, was wollt Ihr? Man führt hier ein Leben wie der König von Schlaraffenland, man legt sich früh nieder und steht spät auf; aber was zum Teufel macht Ihr so frühzeitig?«

»Bei Gott,« erwiderte Ravailly, »du siehst es wohl, wie mir scheint, wir wollen dich belagern, sonst nichts.«

»Und warum wollt Ihr mich belagern?« – »Um dein Fort zu nehmen.«

Canolles brach in Gelächter aus.

»Nicht wahr, du kapitulierst?« rief Ravailly.

»Zuvor muß ich wissen, wem ich mich ergebe. Wie kommt es, daß Navailles gegen den König dient?«

»Wahrhaftig, Freund, weil wir Rebellen sind. Bei genauer Überlegung faßten wir die Ansicht, Mazarin sei offenbar ein Knauser, unwürdig der Dienste braver Edelleute, und demzufolge gingen wir zu den Prinzen über. Und du?« – »Ich, mein Lieber, bin ein wütender Epernonist. Aber kommt herauf zum Frühstück; ich habe einen vorzüglichen Koch.«

Ravailly lachte und ermutigte seine Leute mit dem Blick. Inzwischen schickte sich eine andere Kompagnie an, aus den Schiffen zu steigen.

Canolles sah, daß der entscheidende Augenblick gekommen war, nahm die feste Haltung und die ernste Miene an, wie es einem mit so schwerer Verantwortlichkeit belasteten Mann geziemte, und rief: »Halt, Ravailly; genug des Scherzes, Ranonenq; kein Wort mehr, keinen Schritt mehr, oder ich lasse schießen, so wahr, als dies hier die Fahne des Königs ist und Ihr gegen die Lilien von Frankreich marschiert.«

Und die Tat mit der Drohung verbindend, warf er mit kräftigem Arme die erste Leiter um, die ihren Kopf über den Steinen des Walles zeigte.

Fünf oder sechs der Eifrigsten fingen gerade an hinaufzusteigen; der Stoß schleuderte sie nieder. Sie fielen, und ihr Sturz veranlaßte ein ungeheures Gelächter unter den Angreifenden und unter den Belagerten; man hätte glauben sollen, es handle sich um Bubenstreiche.

In diesem Augenblick verkündigte ein Signal, daß die Belagerer die Ketten gesprengt hatten, die den Hafen schlossen.

Sogleich nahmen Navailly und Remonenq eine Leiter, schickten sich ebenfalls an, in die Gräben hinabzusteigen, und riefen: »Herbei, Navailles! Zu den Sturmleitern! Aufgestiegen!«

»Mein armer Ravailly,« rief Canolles, »halt ein, ich bitte dich!«

Aber in demselben Augenblick brach die Landbatterie, die bis jetzt geschwiegen hatte, lärmend und leuchtend los, und eine Kugel riß die Erde rings um Canolles auf.

»Vorwärts, da sie es durchaus haben, wollen,« sagte Canolles, seinen Stock ausstreckend; »Feuer, meine Freunde; Feuer auf der ganzen Linie.« Nun sah man, ohne daß man einen einzigen Mann erblickte, eine Reihe von Musketen sich gegen die Brustwehr senken, ein Flammengürtel umhüllte den Kranz der Mauer, während der Donner von zwei ungeheuren Kanonen der Batterie des Herzogs von Larochefoucault antwortete.

Es fielen etwa zehn Mann, aber ihr Sturz verlieh ihren Gefährten, statt sie zu entmutigen, neuen Eifer; die Landbatterie antwortete ihrerseits der Batterie vom Wall, eine Kugel schlug die königliche Fahne nieder, eine zweite Kugel zerschmetterte einen Leutnant.

Canolles schaute abermals um sich her, sah, daß seine Leute ihre Gewehre wieder geladen hatten, und rief: »Feuer allenthalben!«

Dieser Befehl wurde mit derselben Pünktlichkeit ausgeführt, wie sein erster.

Zehn Minuten nachher war keine Scheibe mehr auf der ganzen Insel Saint-George übrig; die Steine zitterten und zersprangen in Stücke; das schwere Geschütz durchlöcherte die Mauern, die Kugeln prallten von den großen

Platten ab, und ein dichter Rauch verdunkelte die von Geschrei, Drohungen und Seufzern erfüllte Luft.

Canolles sah, daß die Batterie des Herrn von Larochefoucault seinem Fort am meisten Schaden zufügte, und sagte: »Vibrac, beschäftigt Euch mit Ravailly und laßt ihn in meiner Abwesenheit keinen Zoll Boden gewinnen. Ich laufe zu unseren Batterien.« Canolles eilte wirklich zu den zwei Kanonen, die das Feuer des Herrn von Larochefoucault erwiderten, leitete selbst den Dienst, machte sich zum Lader, Richter und Kommandanten, brachte in einem Augenblick drei Kanonen von sechs zum Schweigen und streckte gegen fünfzig Mann auf das Blachfeld nieder. Die anderen, die diesen scharfen Widerstand nicht erwartet hatten, fingen an auseinanderzulaufen und zu fliehen. Herr von Larochefoucault, der sie wieder zu sammeln suchte, wurde von einem Kieselsplitter getroffen, der ihm den Degen aus der Hand riß.

Als Canolles diesen Erfolg wahrnahm, überließ er den Rest der Arbeit dem Anführer der Artillerie und lief an die Stelle zurück, wo die Kompanie Navailles, von d'Espagnets Leuten unterstützt, den Sturm fortsetzte.

Vibrac hielt fest, aber er hatte eine Kugel in die Schulter bekommen.

Canolles' Erscheinen wurde mit Freudengeschrei empfangen und verdoppelte den Mut der Truppen.

»Vergib,« rief er Ravailly zu, »vergib, wenn ich genötigt war, dich einen Augenblick zu verlassen, lieber Freund, aber es geschah, wie du sehen kannst, um die Kanonen des Herzogs von Larochefoucault zum Schweigen zu bringen; sei nur ruhig, ich bin wieder hier.«

Und da der Kapitän in diesem Augenblick seine Leute zum dritten Male zum Sturm führte, zog Canolles eine Pistole aus seinem Gürtel und drückte, die Hand gegen seinen alten Kameraden ausstreckend, rasch los. Die Kugel zerschmetterte Ravaillys Arm.

»Ich danke,« rief der Kapitän, der gesehen hatte, woher die Kugel kam; »ich danke und werde mich revanchieren.«

Aber trotz seiner Selbstbeherrschung war er genötigt still zu stehen, und sein Degen entfiel seinen Händen. Remonenq lief hinzu und faßte ihn in seine Arme.

»Willst du dich bei mir verbinden lassen, Ravailly?« lief Canolles, »ich habe einen Wundarzt.

»Nein, ich kehre nach Bordeaux zurück; aber erwarte mich jeden Augenblick, ich verspreche dir zurückzukommen. Nur werde ich diesmal meine Stunde besser auswählen.«

»Zum Rückzug,« rief Remonenq, »zum Rückzug! Man flieht dort. Auf Wiedersehen, Canolles, Ihr habt die erste Partie gewonnen.«

Remonenq sprach die Wahrheit, die Artillerie hatte furchtbare Verheerungen unter den Landtruppen angerichtet, die wenigstens hundert Mann verloren; der Verlust der Seetruppen war nicht geringer. Den stärksten Verlust hatte jedoch die Kompanie Navailles erlitten, die, um die Ehre der Uniform aufrecht zu erhalten, stets an der Spitze marschieren wollte.

Canolles hob seine entladene Pistole in die Höhe und rief: »Stellt das Feuer ein, laßt sie ruhig sich zurückziehen; wir haben keine Munition zu verlieren.«

Die Angreifenden zogen sich in Eile zurück, ließen ihre Toten auf dem Platze und nahmen nur ihre Verwundeten mit. Canolles zählte die Seinigen; er hatte sechzehn Verwundete und vier Tote. Er selbst hatte keine Schramme bekommen.

Achtes Kapitel.

Die Rücklehr der Belagerer nach Bordeaux bot ein trauriges Schauspiel. Die Bürger waren triumphierend ausgezogen, denn sie rechneten auf ihre Anzahl und auf die Geschicklichkeit ihrer bewährten Führer.

Ein allgemeines Murren der Trauer und Bestürzung erfüllte nun die große Stadt. Die Soldaten kehrten nach Hause, um das Unglück jeder auf seine Weise zu erzählen. Die Anführer begaben sich zu der Prinzessin, die bei dem Präsidenten Wohnung genommen hatte.

Die stolze Frau von Condé, die einem ruhmreichen kriegerischen Geschlecht entstammte, vernahm zähneknirschend und mit dem Fuße stampfend den Bericht von dem völligen Fehlschlag der Überrumpelung und von der unerschrockenen Verteidigung des Platzes, während Frau von Cambes die Schläge ihres Herzens nicht zu mäßigen vermochte, als sie so laut das Lob des ihr so teuren Gouverneurs verkünden hörte.

Als aber die Abgesandten der Bordolesen, an ihrer Spitze d'Espagnet, erschienen und sich zu jedem Opfer bereit erklärten, um die Insel durch einen neuen heftigeren, mit der doppelten oder dreifachen Truppenmacht unternommenen Sturm zu erobern, faßte Frau von Condé neuen Mut. Claire aber sagte: »Ich zweifle, ob Ihr Saint-George nehmen werdet, solange Herr von Canolles am Leben ist.«

»Wohl,« erwiderte d'Espagnet, »wir töten ihn oder lassen ihn töten und erobern dann Saint-George.«

Frau von Cambes drängte einen Angstschrei zurück, der aus ihrer Brust hervorbrechen wollte.

»Will man Saint-George nehmen?« rief sie.

»Wie! ob man es will?« rief die Prinzessin. »Ich glaube wohl, denn man will nichts weiter als dies.«

»Wohl,« sagte Frau von Cambes, »man lasse mich handeln, und ich überliefere den Platz.«

»Bah!« entgegnete die Prinzessin, »du hast mir dies bereits einmal versprachen und bist gescheitert.«

»Ich hatte Eurer Hoheit versprochen, einen Versuch bei Herrn von Canolles zu machen. Dieser Versuch ist gescheitert, ich fand Herrn von Canolles

unbeugsam.«

»Hoffst du ihn nach seinem Siege zugänglicher zu finden?« – »Nein. Diesmal sagte ich Euch auch nicht, ich würde den Gouverneur, sondern ich würde den Platz überliefern.«

»Wie soll das geschehen?« – »Indem ich Eure Soldaten bis in den Hof der Festung führe.«

»Seid Ihr eine Fee, Madame, daß Ihr eine solche Arbeit übernehmt?« fragte Larochefoucault. – »Nein, mein Herr, ich bin Grundherrin.« »Ihr scherzt?« – »Nein, nein, sagte Lenet, in den drei Worten, die Frau von Cambes soeben ausgesprochen hat, scheint mir viel zu liegen.«

»Das genügt mir,« sagte die Vicomtesse, »die Ansicht Herrn Lenets ist alles für mich. Ich wiederhole also, daß Saint-George genommen ist, wenn man mich ein paar Worte mit Herrn Lenet allein sprechen lassen will.«

»Madame,« versetzte Frau von Tourville, die Vicomtesse unterbrechend, »ich nehme Saint-George ebenfalls, wenn man mich gewähren läßt.«

»Laßt zuerst Frau von Tourville ihren Plan laut auseinandersetzen,« sagte Lenet, Frau von Cambes zurückhaltend, die ihn in einen Winkel ziehen wollte, »dann werdet Ihr mir den Eurigen leise mitteilen.«

»Sprecht, Madame,« sagte die Prinzessin.

»Ich breche in der Nacht mit fünfundzwanzig Barken auf, die zweihundert Musketiere führen; eine andere Truppe von derselben Zahl schleicht längs dem rechten Ufer hin; vier- bis fünfhundert andere marschieren am linken Ufer hinauf; während dieser Zeit machen tausend bis zwölfhundert Bordolesen...«

»Gebt wohl acht, Madame,« sagte Larochefoucault, »es sind bereits tausend bis zwölfhundert Mann in Anspruch genommen.«

»Ich nehme Saint-George mit einer einzigen Kompanie,« rief Claire; »gebt mir Navailles, und ich stehe für alles.«

»Das ist in Betracht zu ziehen,« sagte die Prinzessin, während Larochefoucault verächtlich lächelnd und mitleidig die Frauen anschaute, die über Kriegsangelegenheiten, welche die kühnsten und unternehmendsten Männer in Verlegenheit setzten, so leicht urteilten.

»Ich höre,« sagte Lenet. »Kommt, Madame.« Und er führte die Vicomtesse in eine Fenstervertiefung.

Claire flüsterte ihm ihr Geheimnis in das Ohr, und es entschlüpfte Lenet ein Freudengeschrei.

»In der Tat,« sagte er, sich zur Prinzessin wendend, »wenn Ihr diesmal Frau von Cambes unumschränkte Vollmacht geben wollt, so ist Saint-George genommen.«

»Und wann dies?« – »Wann man will.«

»Die Frau Vicomtesse ist ein großer Kapitän,« sagte Larochefoucault ironisch.

»Ihr werdet darüber urteilen, Herr Herzog,« erwiderte Lenet, »wenn Ihr im Triumph in Saint-George einzieht, ohne einen Flintenschuß getan zu haben.«

»Dann werde ich meine Billigung nicht verweigern.«

»Wenn die Sache so sicher ist, wie Ihr sagt,« sagte die Prinzessin, »so bereite man alles für morgen.«

»An dem Tage und in der Stunde, wie es Ihrer Hoheit belieben wird,« antwortete Frau von Cambes; »ich werde ihre Befehle in meinem Gemache erwarten.«

Nach diesen Worten verbeugte sie sich und ging in ihre Wohnung; die Prinzessin, die in einem Augenblick vom Zorn zur Hoffnung übergegangen war, tat dasselbe; Frau von Tourville folgte ihr. D'Espagnet entfernte sich ebenfalls, nachdem er seine Beteuerungen wiederholt hatte, und der Herzog befand sich allein mit Lenet.

»Mein lieber Lenet,« sagte der Herzog, »da sich die Frauen des Krieges bemächtigt haben, so wäre es, glaube ich für die Männer gut, ein wenig zu intrigieren. Ich habe von einem gewissen Cauvignac sprechen hören, der beauftragt ist, für Euch eine Kompanie zu rekrutieren; man hat ihn mir als einen gewandten Burschen geschildert und ich verlangte nach ihm; kann man ihn wohl sehen?« – »Monseigneur, er wartet.«

»Er mag kommen.«

Lenet zog an einer Klingelschnur; ein Diener erschien. »Führt den Kapitän Cauvignac ein,« sagte Lenet.

Einen Augenblick nachher zeigte sich unser alter Bekannter auf der Schwelle. Aber stets klug, blieb er hier stehen. »Nähert Euch, Kapitän,« sagte der Herzog, »ich bin der Herzog von Larochefoucault.«

»Monseigneur,« antwortete Cauvignac, »ich kenne Euch sehr wohl.«

»Ah! desto besser. Ihr habt den Auftrag erhalten, eine Kompanie anzuwerben?« – »Sie ist geworben.«

»Wieviel Mann habt Ihr zu Eurer Verfügung?« – »Hundertundfünfzig.«

»Gut equipiert, gut bewaffnet?« – »Gut bewaffnet, schlecht equipiert. Die Waffen waren für mich die Hauptsache. Was die Equipierung betrifft, so fehlte es an Geld, da ich ein sehr uneigennütziger Mensch bin, einzig und allein nun meiner Liebe für die Herren Prinzen angetrieben wurde und von Herrn Lenet nur zehntausend Livres erhalten hatte.«

»Und mit zehntausend Livres habt Ihr hundertundfünfzig Soldaten angeworben?« – »Ja, Monseigneur,«

»Das ist wunderbar.«

»Monseigneur, ich habe nur mir allein bekannte Mittel, mit deren Hilfe ich zu Werke gehe.«

»Und wo sind diese Leute?« – »Sie sind hier, Monseigneur; Ihr sollt sehen, wie schön die Kompanie ist, besonders in moralischer Beziehung; lauter

Leute von Stand; nicht ein einziger Schlucker aus dem Bauernvolk.«

Der Herzog von Larochefoucault trat ans Fenster und sah wirklich auf der Straße hundertundfünfzig Menschen von jedem Alter, von jedem Stand, durch Ferguzon, Barrabas und ihre drei Gefährten in zwei Reihen gehalten. Sie sahen weit mehr wie Banditen, als wie eine Kompanie Soldaten aus.

»Habt Ihr einen Befehl in Beziehung auf Eure Leute erhalten?« – »Ich habe den Befehl erhalten, sie nach Vayres zu führen, und erwarte nur die Bestätigung dieses Befehls durch den Herrn Herzog, um meine ganze Kompanie an Richon zu übergeben.«

»Aber Ihr bleibt nicht bei ihnen in Vayres?« –

»Nein, Monseigneur, es ist mein Grundsatz, nie die Dummheit zu begehen, mich zwischen vier Mauern einzuschließen, wenn ich im freien Felde umherstreifen kann.

»Wohl, so verweilt, wo es Euch beliebt, aber bringt Eure Leute nach Vayres.«

»Dann sollen sie also einen Teil der Garnison unter dem Befehle von Herrn Richon bilden?« – »Ja.«

»Aber, Monseigneur, wie steht es mit der Bezahlung?«

»Sagtet Ihr nicht, Ihr hättet zehntausend Livres empfangen?« – »Ja, auf Abschlag. Fragt Herrn Lenet, der ein zuverlässiger Mann ist und sich gewiß unserer Übereinkunft erinnert.«

Der Herzog wandte sich an Lenet.

»Er spricht die Wahrheit,«, sagte der tadellose Rat; »wir haben Herrn Cauvignac zehntausend Livres bares Geld für die ersten Auslagen gegeben; ihm aber, abgesehen von dem Verbrauch dieser zehntausend Livres, noch hundert Taler für den Mann versprochen.«

»Dann sind wir dem Kapitän fünfunddreißigtausend Livres schuldig?« – »Ganz richtig, Monseigneur.«

»Man wird sie Euch geben und zwar innerhalb acht Tagen.

»Wenn wir aber in acht Tagen nicht bezahlt haben?« sagte Lenet.

»Dann werde ich wieder Herr meiner Kompanie,« antwortete Cauvignac.

»Das ist nur zu billig,« sprach der Herzog.

»Und ich mache damit, was ich will.«

»Da sie Euch gehört.«

»Jedoch...« bemerkte Lenet.

»Bah!« sagte der Herzog, »wir werden sie in Vayres eingeschlossen halten.«

»Ich liebe solchen Handel nicht,« erwiderte Lenet, den Kopf schüttelnd.

Der Kapitän ging darauf hinab, sagte Ferguzon zwei Worte in das Ohr, und die Kompanie Cauvignac marschierte, von vielen Neugierigen begleitet, die ihr seltsamer Anblick versammelt hatte, nach dem Hafen, wo die drei Schiffe ihrer harrten, auf denen sie die Dordogne hinauf nach Bayres fahren sollte, während ihr Führer, getreu den einen Augenblick vorher gegen den Herzog von Larochefoucault ausgedrückten Freiheitsgrundsätzen, ihr mit verliebten Blicken nachschaute.

Inzwischen schluchzte und betete die Vicomtesse, die sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte.

»Ach!« sagte sie, »ich konnte ihm die Ehre nicht ganz retten, aber ich werde ihm wenigstens den Schein wahren. Er soll nicht durch die Gewalt besiegt werden; denn ich kenne ihn, er wird sich verteidigend, sterben; er muß durch den Verrat zu unterliegen scheinen. Wenn er dann erfährt, was ich für ihn getan und besonders in welcher Absicht ich es getan habe, wird er mich, obgleich besiegt, noch segnen.«

Und durch diese Hoffnung beruhigt, erhob sie sich, schrieb einige Worte, die sie an ihrer Brust verbarg, und ging zu der Prinzessin, die sie hatte rufen

lassen, um mit ihr den Verwundeten Hilfe, den Witwen und Waisen Trost und Geld zu bringen.

Die Prinzessin versammelte alle, die an dem Zuge teilgenommen hatten; sie erhob in ihrem Namen und in dem des Herrn Herzogs von Enghien die Taten der Männer, die sich ausgezeichnet hatten, sprach lange mit Ravailly, der, den Arm in der Binde, ihr schwor, er sei bereit, am andern Tage, wieder anzufangen, legte ihre Hand auf die Schulter d'Espagnets und sagte ihm, sie betrachte ihn und seine braven Bordolesen als die festesten Stützen ihrer Partei; erregte endlich die Phantasie aller so gut, daß die Entmutigsten feierlich gelobten, sie würden sich rächen, und auf der Stelle nach der Insel Saint-George zurückkehren wollten.

»Nicht auf der Stelle,« sagte die Prinzessin, »benutzt den Tag und die Nacht zur Ruhe, und übermorgen werdet Ihr die Insel auf immer gewinnen.«

Diese Versicherung, mit fester Stimme ausgesprochen, wurde mit lauten Rufen kriegerischen Eifers aufgenommen. Aber alle diese Rufe trafen tief das Herz der Vicomtesse, denn sie erschienen ihr wie ebensoviele das Leben ihres Geliebten bedrohende Dolche.

»Du siehst, wozu ich mich anheischig gemacht habe, Claire,« sagte die Prinzessin; »es ist deine Sache, meine Schuld gegen diese Tapferen abzutragen.«

»Seid unbesorgt, Madame,« antwortete die Vicomtesse, »ich werde halten, was ich versprochen habe.«

An demselben Abend ging ein Eilbote nach Saint-George ab.

Neuntes Kapitel.

Während Canolles am andern Tage seine Morgenrunde machte, näherte sich ihm Vibrac und übergab ihm ein Billett nebst einem Schlüssel; beides hatte in der Nacht ein Unbekannter gebracht und dem Leutnant von der Wache mit der Bemerkung, es bedürfe keiner Antwort, eingehändigt.

Canolles bebte, als er die Handschrift der Frau von Cambes erkannte, und vermochte nur zitternd das Billett zu öffnen.

Es enthielt folgende Worte: »In meinem letzten Schreiben benachrichtigte ich Euch, daß das Fort Saint-George in der Nacht angegriffen werden würde; in diesem sage ich Euch, daß das Fort Saint-George morgen genommen sein wird; als Mann, als Soldat des Königs seid Ihr keiner andern Gefahr preisgegeben, als der, Gefangener zu werden: Fräulein von Lartigues aber befindet sich in einer ganz andern Lage; der Haß, den man gegen sie hegt, ist so groß, daß ich nicht für ihr Leben stehen würde, wenn sie in die Hände der Bordolesen fiele. Bestimmt sie, zu fliehen, ich gebe Euch die Mittel dazu. »Oben an Eurem Bette, hinter einer Tapete mit dem Wappen der Herren von Cambes, denen einst die Insel Saint-George gehörte, findet Ihr eine Tür, zu der ich Euch hiermit den Schlüssel schicke. Diese Tür ist eine von den Öffnungen eines unterirdischen Ganges, der sich unter dem Flusse durchzieht und in dem Herrenhause von Cambes ausmündet. Laßt Fräulein Nanon von Lartigues durch diesen Gang fliehen, und wenn Ihr sie liebt. .. flieht mit ihr.

»Ich stehe mit meiner Ehre für ihr Leben.

»Gott befohlen. Wir sind quitt.

Vicomtesse von Cambes.«

Canolles las dieses Billett wieder und wieder, schauerte vor Schrecken bei jeder Zeile, erbleichte bei jedesmaligem Lesen; er fühlte, ohne dieses Geheimnis ergründen zu können, daß eine fremde Macht ihn umhüllte und über ihn verfügte. Der unterirdische Gang, der von seinem Bette aus mit dem Schlosse Cambes zusammenhing, hätte er nicht dazu dienen können, Saint-George in die Hände des Feindes zu liefern?

Vibrac folgte auf dem Gesichte des Gouverneurs den letzten Bewegungen, die sich darauf abspiegelten, und fragte: »Schlimme Nachrichten, Kommandant?« – »Ja, es scheint, man wird uns in der nächsten Nacht angreifen.«

»Die Starrköpfe!« rief Vibrac; »ich hätte geglaubt, sie könnten sich für gehörig gestriegelt halten, und wir würden auf mindestens acht Tage nicht mehr von ihnen sprechen hören.«

»Ich brauche Euch nicht die strengste Wachsamkeit zu empfehlen,« sagte Canolles.

»Seid unbesorgt, Kommandant. Ohne Zweifel werden sie uns zu überrumpeln suchen, wie das letzte Mal.«

Canolles kehrte in seine Wohnung zurück und ging mit aller möglichen Behutsamkeit zu Werk, um von Nanon nicht gesehen zu werden; nachdem er sich versichert hatte, daß er allein war, schloß er sich ein.

Oben an seinem Bette erblickte er das Wappen der Herren von Cambes auf einem von einem goldenen Band umgebenen Stück Tapete.

Canolles hob das Band auf, das, sich von der Tapete losmachend, den Rand einer Tür zeigte.

Diese Tür öffnete sich mit dem Schlüssel, den die Vicomtesse dem jungen Mann zugleich mit dem Billett hatte zustellen lassen, und die Mündung eines unterirdischen Ganges bot sich, gähnend und in der Richtung des Schlosses Cambes verlaufend, Canolles' Augen. Einen Augenblick blieb er stumm, und der Schweiß lief von seiner Stirn. Dieser geheimnisvolle Gang, der nicht der einzige sein konnte, erschreckte ihn unwillkürlich. Er zündete eine Kerze an, um ihn zu untersuchen.

Zuerst stieg er zwanzig steile Stufen hinab, dann drang er mit geringerer Neigung in die Tiefe der Erde ein. Bald hörte er ein dumpfes Geräusch, das ihm Anfangs Besorgnis erregte, das er aber bald als das Tosen der Gewässer des Flusses erkannte.

Beinahe zehn Minuten lang Härte Canolles das Rollen des Wassers über seinem Kopfe; dann verminderte sich das Geräusch allmählich und bald war es nur noch ein Gemurmel. Endlich gelangte er zu einer Treppe, der ähnlich, auf der er herabgestiegen war; diese Treppe schloß auf ihrer letzten

Stufe eine massive, durch eine eiserne Platte feuerfeste Tür, die zehn Mann mit vereinigten Kräften nicht zu erschüttern imstande gewesen wären.

»Nun begreife ich,« sagte Canolles; »man wird Nanon an dieser Tür erwarten und sie retten.«

Canolles kehrte um, ging unter dem Wasser durch, fand seine Treppe wieder, stieg in sein Zimmer hinauf, befestigte das Band und begab sich äußerst nachdenklich zu Nanon.

Nanon war, wie gewöhnlich, umgeben von Karten, Briefen und Büchern, denn sie führte auf ihre Weise den Bürgerkrieg für den König. Sobald sie Canolles gewahrte, reichte sie ihm entzückt die Hand und sagte: »Der König kommt, und in acht Tagen sind wir außer Gefahr.«

»Er kommt immer,« erwiderte Canolles, »doch leider trifft er nie ein.«

»Oh! diesmal bin ich gut unterrichtet, lieber Baron, und er wird vor acht Tagen hier sein.«

»So sehr er sich auch beeilen mag, Nanon, so wird er doch für uns zu spät kommen.«

»Was sagt Ihr?« – »Ich sage, daß Ihr, statt Euch mit diesen Karten und Papieren beschäftigen, besser tun würdet, an Mittel zur Flucht zu denken.«

»Fliehen! und warum?« – »Weil ich schlimme Kunde habe, Nanon. Eine neue Expedition bereitet sich vor; diesmal kann ich unterliegen.«

»Wohl, mein Freund, ist es nicht abgemacht, daß Euer Geschick das meinige, daß Euer Glück das meine ist?« – »Nein, das kann nicht sein; ich wäre zu schwach, wenn ich für Euch zu fürchten hätte. Wollten sie Euch nicht in Agen im Feuer sterben lassen? Wollten sie Euch nicht in den Fluß stürzen? Hört, Nanon, aus Mitleid für mich besteht nicht darauf, hier zu bleiben, Eure Gegenwart würde mich irgend eine Feigheit begehen lassen.«

»Mein Gott, Canolles, Ihr erschreckt mich.«

»Nanon, ich flehe Euch an, schwört mir, wenn man mich angreift, das zu tun, was ich befehlen werde.«

»Oh! mein Gott, wozu soll dieser Eid nützen?« – »Um mir die Kraft zum Leben zu geben. Nanon, wenn Ihr mir nicht blindlings zu gehorchen gelobt, so schwöre ich Euch, daß ich mich bei der nächsten Gelegenheit töten lasse.«

»Ah! ich schwöre Euch bei unserer Liebe, ich werde alles tun, was Ihr wollt.«

»Gott sei Dank! teure Nanon, nun bin ich ruhig. Packt Eure kostbarsten Juwelen zusammen. Wo ist Euer Gold?« – »In einem in Eisen gebundenen Faß.« »Haltet alles bereit, damit man es mit Euch fortnehmen kann.«

»Oh! Canolles, Ihr wißt wohl, daß der wahre Schatz meines Herzens weder in meinem Gold, noch in meinen Juwelen besteht. Canolles soll dies alles nicht dazu dienen, mich von Euch zu entfernen?« – »Nanon, nicht wahr, Ihr haltet mich für einen Mann von Ehre? Wohl, bei meiner Ehre, was ich tue, wird mir einzig und allein von der Furcht vor der Gefahr, der Ihr preisgegeben seid, eingegeben.«

»Und Ihr glaubt im Ernste an diese Gefahr?« – »Ich glaube, daß die Insel Saint-George morgen genommen sein wird.« »Aber wie?« – »Ich weiß nicht, aber ich glaube es.«

»Und wenn ich in die Flucht willige?« – »So werde ich alles tun, um zu leben, Nanon, das schwöre ich Euch.« »Ihr befehlt, Freund, und ich gehorche,« sagte Nanon, ihm die Hand reichend, und sie vergaß in ihrem Eifer, ihn anzuschauen, die zwei schweren Tränen, die an ihren Wangen herabliefen.

Canolles drückte Nanon die Hand und ging hinaus. Wäre er noch einen Augenblick geblieben, so würde er diese zwei Perlen mit seinen Lippen aufgefaßt haben, aber er legte die Hand auf den Brief der Vicomtesse, und dieser Brief verlieh ihm, einem Talisman ähnlich, die Kraft, sich zu entfernen.

Der Tag war grausam. Die so bestimmte Drohung: »Morgen wird die Insel Saint-George genommen sein,« toste unablässig in Canolles' Ohren. Wie? Durch welches Mittel? Welche Gewißheit hatte die Vicomtesse, um so zu ihm zu sprechen? Würde er zu Wasser, würde er zu Lande angegriffen werden? Von welchem Punkte aus sollte dieses unsichtbare und doch gewisse Unglück über ihn hereinbrechen? Es war, um verrückt zu werden.

Den ganzen Tag spähte er nach allen Richtungen, konnte aber nichts entdecken; und als es völlig Nacht geworden war, erleuchtete sich ein Flügel des Schlosses Cambes; es war das erste Mal, daß Canolles daselbst Licht erblickte, seitdem er sich auf der Insel Saint-George befand.

»Ah!« sagte er, »Nanons Retter sind an ihrem Posten.«

Und ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust.

Welch ein seltsames, geheimnisvolles Rätsel umschließt das menschliche Herz! Canolles liebte Nanon nicht mehr, Canolles betete Frau von Cambes an, und dennoch fühlte er seine Seele in dem Augenblick brechen, wo er sich von der, die er nicht mehr liebte, trennen sollte; nur fern von ihr und wenn er sie zu verlassen im Begriffe war, fühlte er die wahre Kraft der sonderbaren Zuneigung, die er für dieses reizende Geschöpf hegte.

Die ganze Garnison war auf den Wällen, um zu wachen. Des Spähens müde, befragte Canolles die nächtliche Stille. Nie war eine Finsternis stummer gewesen, kein Geräusch störte diese Ruhe, welche die einer Wüste zu sein schien.

Plötzlich kam Canolles der Gedanke, der Feind dringe vielleicht durch den von ihm durchforschten unterirdischen Gang in das Fort. Es war dies nicht sehr wahrscheinlich, denn in diesem Falle wurde man ihn nicht zum voraus darauf aufmerksam gemacht haben; nichtsdestoweniger beschloß er, diesen Gang zu bewachen. Er ließ ein Pulverfaß mit einer Lunte bereithalten, wählte den Tapfersten von seinen Sergeanten, wälzte das Faß auf die letzte Stufe des unterirdischen Gewölbes, zündete eine Fackel an und gab sie dem Sergeanten in die Hand. Zwei Soldaten standen in seiner Nähe.

»Wenn sich mehr als sechs Menschen in diesem Gange zeigen,« sagte er zu dem Sergeanten, »so fordere sie zuerst auf, sich zurückzuziehen; weigern sie sich, so zünde die Lunte an und wälze das Faß fort; da der Gang abhängig ist, so wird es mitten unter ihnen zerspringen,«

Der Sergeant nahm die Fackel; die beiden Soldaten blieben, von dein rötlichen Schimmer beleuchtet, hinter ihm stehen, während zu ihren Füßen das Pulverfaß lag.

Canolles stieg, wenigstens von dieser Seite beruhigt, wieder hinauf; aber als er in sein Zimmer zurückkehren wollte, erblickte er Nanon, die ihm, da sie ihn hatte vom Walle herabsteigen und in seine Wohnung gehen sehen, gefolgt war. Erschrocken schaute sie die gähnende Öffnung an.

»Ah! mein Gott,« fragte sie, »was bedeutet diese Tür?« – »Es ist die des Ganges, durch den du fliehen sollst, teure Nanon.«

»Du hast mir versprochen, ich würde dich, nur im Falle eines Angriffs zu verlassen haben.«

»Und ich verspreche es dir abermals.«

»Alles scheint ruhig um die Insel her, mein Freund.«

»Auch innerhalb des Forts scheint alles ruhig, nicht wahr? Dennoch sind zwanzig Schritte von uns ein Pulverfaß, ein Mann und eine Fackel. Nähert der Mann die Fackel dem Pulverfaß, so bleibt in einer Sekunde in diesem ganzen Schloß kein Stein mehr auf dem andern. So ist alles ruhig, Nanon!«

Die junge Frau erbleichte.

»Ah! Ihr macht mich beben,« rief sie.

»Nanon,« sagte Canolles, »ruft Eure Frauen, und Euern Kammerdiener, daß sie Eueren Schmuck und Euer Gold hierher bringen. Vielleicht habe ich mich getäuscht, vielleicht wird diese Nacht nichts vorfallen; aber gleichviel, wir wollen uns bereit halten.«

»Wer da?« rief die Stimme des Sergeanten in dem unterirdischen Gewölbe.

Eine andere Stimme antwortete, aber ohne einen feindlichen Ton.

»Hört,« sagte Canolles, »man kommt, um Euch zu holen.«

»Man greift noch nicht an, mein Freund, alles ist ruhig;, laßt mich bei Euch bleiben, sie werden nicht kommen.«

Als Nanon diese Worte vollendete, erscholl der Ruf: »Wer da?« dreimal in dem innern Hof, und das dritte Mal folgte darauf der Knall einer Muskete.

Canolles eilte an das Fenster und öffnete es.

»Zu den Waffen!« rief die Schildwache, »zu den Waffen!«

Canolles sah in einer Ecke eine schwarze, bewegliche Masse; es war ein Feind, der aus einer niedrigen, gewölbten Pforte hervorströmte, die sich nach einem Keller öffnete, der als Holzkammer benützt wurde; ohne Zweifel war in diesem Keller eine geheime Öffnung, wie oben an Canolles' Bette.

»Hier sind sie!« rief Canolles: »beeilt Euch, hier sind sie.«

In demselben Augenblick erwiderte das Feuer von etwa zwanzig Musketen den Schuß der Schildwache. Ein paar Kugeln zerschmetterten die Scheiben des Fensters, das Canolles rasch wieder schloß.

Er wandte sich um, Nanon lag auf den Knien. Durch die innere Tür liefen die Frauen und ihr Lakai herbei,

»Es ist kein Augenblick zu verlieren, Nanon,« rief Canolles; »kommt! kommt!«

Und er zog die junge Frau in seine Arme empor, wie er es mit einer Feder getan hätte, drang in den unterirdischen Gang und rief Nanons Leuten zu, sie sollten ihm folgen.

Der Sergeant war, die Fackel in der Hand, an seinem Posten; die zwei Soldaten hielten sich, mit angezündeter Lunte bereit, Feuer auf eine Gruppe

zu geben, in deren Mitte bleich und mit vielen Freundschaftsversicherungen unser alter Bekannter, Meister Pompée, erschien.

»Oh! Herr von Canolles,« rief er, »sagt ihnen doch, wir seien die Leute, die Ihr erwartet; zum Teufel, man macht keine solche Späße mit Freunden.«

»Pompée,« sagte Canolles, »ich empfehle Euch diese Dame; es hat mir jemand, den Ihr kennt, bei seiner Ehre für sie gebürgt. Ihr haftet mir für sie mit Eurem Kopfe. »Ja, ja, ich hafte für alles,« erwiderte Pompée.

»Canolles, Canolles,« ich verlasse Euch nicht,« rief Nanon, sich an den Hals des jungen Mannes anklammernd: »Canolles, Ihr habt mir versprochen, mir zu folgen.«

»Ich habe gelobt, das Fort Saint-George zu verteidigen, solange ein Stein auf dem andern steht, und ich werde mein Versprechen halten.«

Und trotz des Geschreis, des Flehens, der Bitten Nanons übergab er sie Pompée, der sie, von zwei oder drei Lakaien unterstützt, in die Tiefe des unterirdischen Ganges fortzog.

Canolles folgte mit den Augen einige Sekunden dem zarten, weißen Phantome, das sich, die Arme nach ihm ausstreckend, entfernte. Plötzlich aber erinnerte er sich, daß er anderswo erwartet wurde, und eilte mit dem Sergeanten und den zwei Soldaten nach der Treppe.

Vibrac war in seinem Zimmer, ohne Hut, bleich und den Degen in der Hand.

»Kommandant,« rief er, als er Canolles erblickte, »der Feind... der Feind!«

»Ich weiß es.«

»Was ist zu tun?« – »Bei Gott! eine schöne Frage; wir müssen uns töten lassen.«

Canolles eilte nach dem Hofe. Unterwegs bemerkte er eine Schanzgräberaxt und ergriff sie.

Der Hof war voll von Feinden; sechzig Soldaten der Garnison versuchten, in eine Gruppe vereinigt, die Tür von Canolles' Wohnung zu verteidigen. Geschrei und Flintenschüsse von der Seite des Walles verkündigten, daß man überall handgemein war.

»Wer Kommandant! der Kommandant!« riefen die Soldaten, sobald sie Canolles gewahr wurden.

»Ja! ja!« antwortete dieser, »der Kommandant kommt, um mit Euch zu sterben. Mut! Freunde! Mut! Man hat Euch durch Verrat gefaßt da man Euch nicht besiegen konnte.« »Alles ist gut im Kriege,« sagte die spöttische Stimme Ravaillys, der, den Arm in der Binde, seine Leute anfeuerte, Canolles zu ergreifen. »Ergib dich, Canolles, ergib dich, und du sollst eine gute Kapitulation bekommen.«

»Ah, du bist es, Ravailly,« rief Canolles. »Ich glaubte doch die Schuld der Freundschaft an dich abgetragen zu haben? Du bist nicht zufrieden, warte...«

Und Canolles sprang fünf bis sechs Schritte vor, und schleuderte die Axt, die er in der Hand hielt, mit solcher Gewalt nach Ravailly, daß sie neben dem Kapitän den Helm eines Bürgeroffiziers spaltete, der tot niederstürzte.

»Pest!« sagte Ravailly, »so erwiderst du die Höflichkeiten, die man dir erzeigt? Ich sollte übrigens an deine Manieren gewöhnt sein. Freunde, er ist rasend, Feuer auf ihn! Feuer!«

Auf diesen Befehl brach ein kräftiges Gewehrfeuer aus den feindlichen Reihen hervor, und fünf bis sechs Mann fielen neben Canolles.

»Feuer!« rief dieser ebenfalls, »Feuer!«

Aber es antworteten kaum ein paar Musketenschüsse. In dem Augenblick überrumpelt, wo sie es am wenigsten erwarteten, halte die Garnison den Mut verloren.

Canolles sah, daß nichts mehr zu tun war.

»Geht herein,« sagte er zu Vibrac, »geht herein und laßt Eure Leute ebenfalls hereingehen; wir verrammeln uns und ergeben uns nur, wenn sie unsere Stellung im Sturme erobert haben.«

»Zurück!« rief Vibrac, »zurück!«

»Frisch auf!« schrie Ravailly: »vorwärts! Freunde, vorwärts!«

Die Feinde rückten vor: Canolles hielt mit höchstens zehn Mann den Angriff aus; er hatte die Flinte eines toten Soldaten aufgehoben und bediente sich ihrer als Keule.

Seine Gefährten zogen sich in das Innere zurück, und er selbst folgte zuletzt mit Vibrac.

Beide stemmten sich nun gegen die Tür; es gelang ihnen, sie, trotz der Anstrengungen des Feindes, zuzudrücken und mittels einer ungeheuren eisernen Stange zu befestigen. Die Fenster waren vergittert.

»Äxte, Hebeisen, Kanonen, wenn es sein muß!« rief die Stimme des Herzogs von Larochefoucault; »wir müssen sie alle haben, tot oder lebendig.«

Ein furchtbares Feuer folgte auf diese Worte; mehrere Kugeln durchlöcherten die Tür, eine zerschmetterte Vibrac den Schenkel.

»Wahrhaftig, Kommandant,« sagte dieser, »ich habe meine Rechnung, sucht nun die Eure in Ordnung zu bringen; das geht mich nichts mehr an.«

Und er sank an der Mauer hin, da er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Canolles schaute umher; ein Dutzend Soldaten war noch im Verteidigungsstande; der Sergeant, den er in dem unterirdischen Gewölbe als Wache aufgestellt hatte, befand sich unter ihnen.

»Die Fackel,« sagte er zu ihm, »was hast du mit der Fackel gemacht?«

»Bei Gott, Kommandant, ich habe sie neben das Faß geworfen.«

»Brennt sie noch?« – »Wahrscheinlich.«

»Gut. Laß« alle diese Leute durch die Türen, durch die hinteren Fenster hinaus. Erlange für sie und für dich die beste Kapitulation, die du zu erzielen vermagst; das übrige geht mich an.«

»Aber mein Kommandant...«

»Gehorche.«

Der Sergeant beugte das Haupt und machte seinen Soldaten ein Zeichen, ihm zu folgen. Sogleich verschwanden alle durch die inneren Gemächer; sie hatten Canolles' Absicht begriffen und verspürten keine große Lust, mit ihm in die Luft gesprengt zu werden.

Canolles horchte einen Augenblick; man bearbeitete die Tür mit Axtstreichen, ohne daß das Gewehrfeuer deshalb aufhörte; plötzlich verkündigte ein gewaltiges Geräusch, daß die Türe nachgegeben hatte und Canolles hörte, wie die Menge mit Freudengeschrei in das Schloß stürzte.

»Gut, gut,« murmelte er, »in fünf Minuten wird dieses Freudengeschrei in ein Geheul der Verzweiflung verwandelt sein.« Und er eilte in den unterirdischen Gang. Aber auf dem Fasse saß ein junger Mann, die Fackel zu seinen Füßen, den Kopf auf seine beiden Hände gestützt. Bei dem Geräusche erhob er das Haupt, und Canolles erkannte Frau von Cambes.

»Ah!« rief sie aufstehend, »da ist er endlich!«

»Claire,« murmelte Canolles, »was wollt Ihr hier?« »Mit Euch sterben, wenn Ihr sterben wollt.«

»Ich bin entehrt, verloren, ich muß wohl sterben.«

»Ihr seid gerettet und glorreich, gerettet durch mich!«

»Verloren durch Euch! Hört Ihr sie? Sie kommen, hier sind sie! Flieht, Claire, flieht durch diesen unterirdischen Gang; Ihr habt fünf Minuten, das ist mehr, als Ihr braucht.«

»Ich fliehe nicht, ich bleibe.«

»Aber wißt Ihr, warum ich hier herabgestiegen bin? Wißt Ihr, was ich tun will?«

Frau von Cambes hob die Fackel auf, näherte sich dem Pulverfaß und erwiderte: »Ich vermute es.«

»Claire,« rief Canolles erschrocken, »Claire!«

»Wiederholt noch einmal, daß Ihr sterben wollt, und wir sterben miteinander.«

Das bleiche Antlitz der Vicomtesse deutete eine solche Entschlossenheit an, daß Canolles begriff, sie würde tun, was sie sagte; er hielt inne.

»Aber, was wollt Ihr denn?« – »Daß Ihr Euch ergebet.«

»Nie!« rief Canolles.

»Die Zeit ist kostbar,« sagte die Vicomtesse, »ergebt Euch. Ich biete Euch das Leben, ich biete Euch die Ehre an, indem ich Euch die Entschuldigung des Verrates gebe.« »So laßt mich fliehen, ich lege mein Schwert vor die Füße des Königs und verlange Gelegenheit; mir Genugtuung zu verschaffen.«

»Ihr werdet nicht fliehen.« – »Warum?« – »Weil ich nicht so leben kann; weil ich nicht von Euch getrennt leben kann; weil ich Euch liebe.«

»Ich ergebe mich, ich ergebe mich,« rief Canolles, vor Frau von Cambes auf die Knie stürzend und die Fackel, die er in der Hand hielt, weit von sich schleudernd. »Ah!« murmelte die Vicomtesse, »diesmal halte ich ihn, und man wird ihn mir nicht mehr nehmen.«

Es war seltsam und doch erklärlich; die Liebe wirkte so ganz entgegengesetzt auf diese zwei Frauen.

Sacht zurückhaltend, sanft, schüchtern, war Frau von Cambes entschieden, kühn und stark geworden.

Launenhaft, eigensinnig, glühend, war Nanon dagegen schüchtern, sanft und zurückhaltend geworden.

Der Grund war, daß Frau von Cambes sich immer mehr von Canolles geliebt fühlte, Nanon aber empfand, daß Canolles' Liebe jeden Tag mehr abnahm.

Zehntes Kapitel.

Die zweite Rückkehr der Armee der Prinzen war sehr verschieden von der ersten. Diesmal gab es Lorbeeren für alle, selbst für die Besiegten. Das Zartgefühl der Frau von Cambes hatte einen guten Teil für Canolles vorbehalten, der, sobald er an der Seite seines Freundes Ravailly durch die Barriere einzog, wie ein hervorragender Führer angesehen und wie ein tapferer Soldat beglückwünscht wurde.

Man wies ihm eine Wohnung in der großen Festung der Stadt, im Schlosse Trompette an. Am Tage hatte er vollkommene Freiheit, in der Stadt herumzugehen, und erst beim Zapfenstreiche kehrte er nach Haufe. Man hatte nur sein Ehrenwort verlangt, daß er nicht fliehen und nicht mit den Freunden draußen korrespondieren wolle.

Ehe Canolles diesen letzten Schwur leistete, hatte er um Erlaubnis gebeten, vier Zeilen schreiben zu dürfen; worauf er an Nanon schrieb:

»Gefangen, aber frei in Bordeaux, durch mein Ehrenwort verpflichtet, keine Korrespondenz nach außen zu unterhalten, schreibe ich Euch diese paar Worte, teure Nanon, um Euch meiner Freundschaft zu versichern, an der Ihr meines Stillschweigens wegen zweifeln könntet. Ich verlasse mich auf Euch, daß Ihr meine Ehre bei dem König und der Königin verteidigen werdet.

Baron von Canolles.«

In diesen sehr sanften Bedingungen ließ sich der Einfluß der Frau von Cambes erkennen. Sie selbst aber sah er in den ersten Tagen nur wenig und sprach kaum ein paar Worte mit ihr; es schien der Vicomtesse zu genügen, daß er nicht mehr bei Nanon war, und sie fühlte sich glücklich, daß sie ihn, wie sie es gesagt hatte, bei sich behalten konnte.

Nach einiger Zeit genügte aber dieses seltene Zusammentreffen dem Gefangenen nicht mehr. Da er aber das Zartgefühl der Frau von Cambes begriff, die noch mehr für Canolles' Ehre, als für die ihrige fürchtete, so

suchte er den Kreis seiner Zerstreuungen auszudehnen. Zuerst schlug er sich mit einem Offizier der Garnison und mit zwei Bürgern, was immerhin für ein paar Stunden Unterhaltung verschaffte. Ha er aber einen von seinen Gegnern entwaffnete und die andern zwei verwundete, so hörte dieser Zeitvertreib in Ermangelung von Partnern bald auf.

Dann hatte er einigemal Glück bei Frauen. Als er eines Tages Frau von Cambes in der Kirche zu sehen hoffte, und diese, vielleicht aus Furcht, ihn dort zu treffen, nicht gekommen war, bot er, der auf seinem Posten, Claires harrend, stand, einer reizenden Frau, die er noch nicht gesehen hatte, Weihwasser. An demselben Tage erhielt er ein Einladungsschreiben, um den Abend bei dem Generalanwalt Lavie zuzubringen, der als Stütze der königlichen Herrschaft beinahe ebensosehr verhaßt war, wie Herr von Epernon. Canolles, der immer mehr das Bedürfnis fühlte, sich zu zerstreuen, nahm die Einladung dankbar an und begab sich um sechs Uhr zu dem Generalanwalt. Als er in den Salon trat, stieß er einen Freudenschrei aus; Frau Lavie war niemand anderes, als die reizende Brünette, der er am Morgen so artig Weihwasser gereicht hatte.

Er wurde im Salon des Generalanwalts als erprobter Royalist empfangen und gefeiert.

»Mein lieber Herr von Canolles,« sagte der Generalanwalt, »ich weiß von guter Hand, daß bei Hofe von Euch und der schönen Verteidigung, die Euch mit Ruhm bedeckt hat, viel die Rede gewesen ist; die Königin hat auch geschworen, Euch, sobald sie könnte, auszuwechseln und Euch am Tage Eurer Rückkehr in ihren Dienst zum Range eines Regimentschefs oder eines Brigadiers zu erheben; wollt Ihr nun ausgetauscht sein?«

»Wahrhaftig,« antwortete Canolles, Madame Lavie einen verliebten Blick zuwerfend, »ich schwöre Euch, es ist mein größter Wunsch, die Königin möchte nicht zu sehr eilen; sie müßte mich gegen Geld oder gegen einen guten Militär austauschen. Ich bin diese Ausgabe nicht wert und verdiene diese Ehre nicht. Ich werde warten, bis Ihre Majestät Bordeaux genommen hat, wo ich mich vortrefflich befinde; dann kann sie mich umsonst haben.«

Frau Lavie lächelte bei diesen Worten anmutvoll.

Bald bildeten sich die Partien, Canolles setzte sich zum Spiele. Frau Lavie spielte mit ihm gegen ihren Gatten, der fünfhundert Pistolen verlor.

Am andern Tage kam es aus irgend einem Grunde zu einem Volksaufstand, der sich auch gegen den Generalanwalt richtete. Als die Scheiben zerschmettert waren, fing der Pöbel an, Feuer an das Haus zu legen. Man lief nach Bränden, als Canolles mit einer Abteilung des Regiments Navailles anlangte, Frau Lavie in Sicherheit brachte und ihren Gatten einem Nutzend Wütender entriß.

Hierauf kehrte er, da eben der Zapfenstreich erklang, nach dem Schlosse Trompette zurück, wo er einen Brief vorfand, dessen Handschrift ihn erbeben ließ. Es war die Handschrift der Frau von Cambes.

Er öffnete den Brief und las: »Seid morgen gegen sechs Uhr nachmittags allein in der Karmeliterkirche und setzt Euch in den ersten Beichtstuhl rechts beim Eingange. Ihr werdet die Tür offen finden.«

»Halt!« rief Canolles, »das ist ein origineller Gedanke.«

Es war noch eine Nachschrift dabei:

»Macht kein Rühmens,« sagte diese, »daß Ihr dahin geht, wo Ihr gestern »und heute gewesen seid; bedenkt wohl, Bordeaux ist keine royalistische Stadt; das Schicksal, das der Herr Generalanwalt ohne Euch erlitten haben dürfte, zeigt Euch die Gefahr.«

»Gut,« dachte Canolles, »sie ist eifersüchtig. Ich habe also, was sie auch sagen mag, recht gehabt, heute und gestern zu Herrn Lavie zu gehen.«

Elftes Kapitel.

Canolles brachte eine von den fieberhaften Nächten hin, die zugleich brennen und beruhigen, indem die Glückseligkeit das Gegengewicht der Schlaflosigkeit bildet. Obgleich er die ganze Nacht kaum ein Auge geschlossen hatte, stand er doch schon am frühen Morgen auf.

Genau zur bestimmten Stunde ging er auf den Beichtstuhl zu, den er offen fand. Durch die düstern Glasscheiben drangen die Strahlen der untergehenden Sonne; das ganze Innere des Gebäudes war durch jenes geheimnisvolle Licht erleuchtet, das so sanft ist für die Betenden und für die Liebenden. Canolles hätte ein Jahr seines Lebens gegeben, um nicht in diesem Augenblick eine Hoffnung zu verlieren.

Er schaute umher, um sich zu versichern, daß die Kirche verlassen war, durchforschte mit den Augen jede Nische; als er sich überzeugt hatte, daß ihn niemand sehen konnte, trat er in den Beichtstuhl, den er wieder hinter sich schloß.

Einen Augenblick nachher erschien Claire, selbst in einen dicken Mantel gehüllt, an der Tür, vor der sie Pompée als Wache zurückließ; nachdem sie sich ebenfalls versichert hatte, daß sie nicht Gefahr lief, man könnte sie sehen, kniete sie auf einen Fußschemel des Beichtstuhls nieder.

»Endlich,« sagte Canolles, »endlich seid Ihr hier, Madame! Endlich habt Ihr Gnade mit mir gehabt!«

»Ich mußte wohl, da Ihr Euch in das Verderben stürztet,« erwiderte Claire, äußerst unruhig darüber, daß sie an dieser der Wahrheit geweihten Stätte eine zwar sehr unschuldige Lüge sagte, die darum aber doch eine Lüge war.

»Madame, also nur einem Gefühle des Erbarmens habe ich die Wohltat Eurer Gegenwart zu verdanken? Oh! Ihr müßt zugeben, ich hatte das Recht, etwas Besseres als dies von Euch zu erwarten.«

»Sprechen wir ernsthaft und wie es sich an einem heiligen Orte geziemt,« sagte Claire, vergebens bemüht, ihre bewegte Stimme fest klingen zu machen; »ich wiederhole, Ihr stürztet Euch ins Verderben, indem Ihr zu Herrn Lavie, dem geschworenen Feinde der Prinzessin, gingt. Gestern erfuhr es Frau von Condé von Herrn von Larochefoucault, der alles weiß, und sie sprach folgende Worte, die mich mit Schrecken erfüllten: »Wenn wir auch die Komplotte unserer Gefangenen zu befürchten haben, so müssen wir da Strenge anwenden, wo wir nachsichtig gewesen sind; in schwierigen Lagen bedarf es kräftiger Entschließungen; wir sind nicht nur bereit, solche zu fassen, sondern auch entschieden, sie auszuführen.« Die

Vicomtesse sprach diese Worte mit festerer Stimme; es schien ihr, Gott würde der guten Absicht halber die Handlung entschuldigen. Sie legte eine Art von Dämpfer auf ihr Gewissen.

»Ich bin nicht der Ritter Ihrer Hoheit, Madame, erwiderte Canolles, »ich bin der Eurige; Euch habe ich mich ergeben, Euch ganz allein; Ihr wißt unter welchen Umständen, und unter welcher Bedingung.«

»Ich glaubte nicht, es wären Bedingungen gemacht worden.«

»Nicht mit dem Munde vielleicht, aber mit dem Herzen. Ah! Madame, nach dem, was Ihr mir gesagt hattet, nach dem Glücke, das Ihr mich hattet erschauen lassen, nach den Hoffnungen, die Ihr mir gegeben! ... Ah! Madame, gesteht offen, daß Ihr sehr grausam gewesen seid.«

»Freund,« entgegnete Claire, »ist es an Euch, mir einen Vorwurf darüber zu machen, daß ich auf Eure Ehre wie auf die meinige bedacht war? Begreift Ihr nicht, ahnt Ihr nicht, daß ich ebensoviel gelitten habe, wie Ihr, mehr als Ihr, weil ich nicht die Kraft besaß, dieses Leiden zu ertragen? Hört mich, und mögen die Worte, die aus der tiefsten Tiefe meines Herzens hervorkommen, in die Tiefe des Eurigen dringen. Freund, ich habe Euch gesagt, ich litt mehr als Ihr, denn eine Furcht quälte mich, die Ihr nicht haben konntet, denn Ihr wißt wohl, daß ich nur Euch liebe. Fühlt Ihr, wenn Ihr hier verweilt, ein Bedauern wegen deren, die nicht hier ist, und hegt Ihr in den Träumen über Eure Zukunft eine Hoffnung, die nicht mich betrifft?«

»Madame, Ihr habt an meine Offenherzigkeit appelliert, und ich will offenherzig sprechen; ja, wenn Ihr mich meinen schmerzlichen Betrachtungen überlaßt, wenn Ihr mich der Vergangenheit gegenüber allein laßt, wenn Ihr mich durch Eure Abwesenheit dazu verdammt, mit den schalen Tröpfen, die den Bürgermädchen den Hof machen, in den Spielhäusern umherzuschweifen, wenn Ihr mich mit den Augen meidet, oder mich ein Wort, eine Gebärde, einen Blick, dessen ich vielleicht unwürdig bin, so teuer erkaufen laßt, ja, dann grolle ich mir, daß ich nicht kämpfend gestorben bin, ich mache es mir zum Vorwurf, daß ich mich ergeben habe, ich fühle Gewissensbisse.«

»Gewissensbisse?« – »Ja, Madame, Gewissensbisse, denn so wahr Gott auf diesem heiligen Altar ist, vor dem ich Euch sage, daß ich Euch liebe, weint, seufzt zu dieser Stunde eine Frau, die ihr Leben für mich geben würde, und dennoch sagt sie sich, ich sei entweder ein Feiger oder ein Verräter.«

»Oh! mein Herr!«

»Allerdings, Madame; hatte sie mich nicht zu dem gemacht, was ich bin? Hatte ich ihr nicht geschworen, sie zu retten?« – »Ihr habt sie auch gerettet, wie mir scheint,«

»Ja, von den Feinden, die ihr Leben hätten martern können, aber nicht von der Verzweiflung, die ihr Herz zerreißt, wenn diese Frau erfährt, daß Ihr es seid, der ich mich ergeben habe.«

Claire neigte das Haupt und seufzte.

»Ah! Ihr liebt mich nicht,« sagte sie.

Canolles seufzte ebenfalls,

»Ich will Euch nicht in Versuchung führen,« fuhr sie fort, »ich will nicht schuld sein, daß Ihr eine Freundin verliert, der ich nicht an Wert gleich komme; doch Ihr wißt, ich liebe Euch ebenfalls; ich habe eine völlig ergebene, eine ausschließliche Liebe von Euch verlangt; ich sprach zu Euch: Ich bin frei, hier ist meine Hand; ich biete sie Euch, denn ich habe Euch niemand entgegenzusetzen, ich kenne niemand, der für mich über Euch stände.«

»Ah! Madame,« rief Canolles, »Ihr entzückt mich, Ihr macht mich zum Glücklichsten der Sterblichen!«

»Oh!« entgegnete Claire traurig, »Ihr liebt mich nicht.«

»Ich liebe Euch, ich bete Euch an, nur läßt sich nicht ausdrücken, was ich durch Euer Stillschweigen, durch Eure Zurückhaltung gelitten habe.«

»Mein Gott! Ihr Männer erratet also nichts?« erwiderte Claire, ihre schönen Augen zum Himmel aufschlagend. »Ihr habt nicht begriffen, Canolles, daß

ich Euch nicht wollte eine lächerliche Rolle spielen lassen, daß man nicht etwa glauben sollte, die Übergabe der Insel Saint-George sei eine unter uns abgemachte Sache? Nein, Ihr solltet, ausgewechselt von der Königin oder von mir losgekauft, ganz mir gehören. Ach! Ihr wolltet nicht warten.«

»Oh! Madame, nun werde ich warten. Eine Stunde wie diese, ein Versprechen Eurer sanften Stimme, die mir sagt, Ihr liebt mich, und ich werde Stunden, Tage, Jahre warten...«

»Ihr liebt noch Fräulein von Lartigues?« versetzte Frau von Cambes, den Kopf schüttelnd.

»Madame,« antwortete Canolles, »wenn ich Euch sagte, ich hege für sie nicht eine dankbare Freundschaft, so würde ich lügen; aber glaubt mir, nehmt mich hin mit diesem Gefühle. Ich gebe Euch alles, was ich Euch an Liebe geben kann, und das ist viel.«

»Ach! ich weiß nicht, ob ich es annehmen soll, denn Ihr legt zwar ein sehr edles, aber auch ein sehr leicht der Liebe geneigtes Herz an den Tag.«

»Hört,« sagte Canolles, »ich würde sterben, um Euch eine Träne zu ersparen, und ich bringe, ohne bewegt zu werden, die zum Weinen, die Ihr »arme Frau« nennt; sie hat Feinde, und die Menschen, die sie nicht kennen, verfluchen sie. Ihr habt nur Freunde, die Menschen, die Euch nicht kennen, achten Euch; die Euch kennen, lieben Euch; seht also den Unterschied dieser beiden Gefühle, von denen das eine mein Gewissen, das andere mein Herz fordert.

»Ich danke, mein Freund. Aber vielleicht folgt Ihr einer Euch fortreißenden, durch meine Gegenwart veranlaßten Bewegung, die Ihr einst bereut? Legt Eure Worte auf die Wagschale. Ich gebe Euch bis morgen Zeit, mir zu antworten. Wenn Ihr Fräulein von Lartigues etwas sagen wollt, wenn Ihr zu ihr gehen wollt... Ihr seid frei, Canolles, ich nehme Euch bei der Hand und führe Euch selbst aus den Toren von Bordeaux.«

»Madame,« antwortete Canolles, »es ist nicht nötig, bis morgen zu warten; ich sage Euch mit glühendem Herzen, aber mit kaltem Kopfe: Ich liebe Euch, ich liebe nur Euch, ich werde immer nur Euch lieben.«

»Ah! Dank, Dank, mein Freund,« rief Claire, indem sie das Gitter auf die Seite gleiten ließ und ihre Hand durchschob. »Euch meine Hand, Euch mein Herz.«

Canolles ergriff diese Hand und bedeckte sie mit Küssen.

»Pompée macht mir ein Zeichen, daß es Zeit sei, zu gehen,« sagte Claire; »ohne Zweifel wird man die Kirche schließen. Lebt wohl, mein Freund, oder vielmehr auf Wiedersehen. Morgen werdet Ihr erfahren, was ich für Euch, das heißt, für uns zu tun gedenke. Morgen seid Ihr glücklich, denn ich werde glücklich sein.«

Und unfähig, das Gefühl zu bemeistern, das sie zu dem jungen Manne hinriß, zog sie ebenfalls seine Hand an sich, küßte die Spitze seiner Finger, entfloh mit leichten Schritten und ließ Canolles zurück, freudig wie die Engel, deren himmlische Konzerte ein Echo in seinem Herzen zu haben schienen.

Zwölftes Kapitel.

Indessen setzten sich, wie es Nanon gesagt hatte, der König, die Königin, der Kardinal und Herr de La Meilleraye in Bewegung, um die rebellische Stadt zu bestrafen, die es gewagt hatte, offen für die Prinzen Partei zu ergreifen; sie näherten sich langsam, aber sie näherten sich.

Es wurde beschlossen, in Vayres, dessen neuen durch den Herzog von Epernon eingesetzten Gouverneurs man ganz sicher zu sein glaubte, mit kriegerischem Pomp einzuziehen.

Die Königin befahl Guitaut, dem Kapitän der königlichen Garde, die Garden, die Musketiere und die Chevauxlegers zu versammeln. Der König stieg zu Pferde und stellte sich an ihre Spitze. Mazarins Nichte und die Ehrendamen stiegen in einen Wagen.

Man brach sogleich nach Vayres auf. Die Armee folgte, und da man nur noch zehn Meilen zurückzulegen hatte, so sollte sie drei bis vier Stunden

nach dem König eintreffen und sich auf dem linken Ufer der Dordogne lagern.

Der König zählte kaum zwölf Jahre und war dennoch bereits ein schmucker Reiter, der sein Pferd mit aller Anmut führte und in seiner ganzen Person jenen Rassestolz offenbarte, der in der Folge aus ihm den in Dingen der Etikette anspruchsvollsten König Europas machte.

»Eines setzt mich in Erstaunen, Herr Marschall,« sagte Mazarin, als man der Festung näher kam, zu de La Meilleraye.

»Was, Monseigneur?« – »Mir scheint, die guten Gouverneure wissen in der Regel, was um ihre Festung her vorgeht, und sie sind einem König, wenn er die Gnade hat, nach dieser Festung zu marschieren, wenigstens eine Deputation schuldig.«

»Ah! bah!« sagte die Königin, in ein schallendes, aber gezwungenes Lachen ausbrechend, »Zeremonien! Geht, das ist unnötig, die Treue ist mir lieber.«

Herr de La Meilleraye bedeckte sich das Gesicht mit seinem Taschentuche, um, wenn nicht eine Grimasse, doch wenigstens seine Lust zu verbergen, eine solche zu machen.

»Aber es rührt sich in der Tat kein Mensch,« sagte der junge König, unzufrieden über ein solches Vergessen der Regeln der Etikette.

»Sire,« erwiderte Anna von Österreich, »hier sind die Herren de La Meilleraye und Guitaut, die Euch sagen werden, daß es die erste Pflicht eines Gouverneurs, besonders in einem feindlichen Lande ist, sich aus Furcht vor einem Überfall ruhig und gedeckt hinter seinen Mauern zu halten. Seht Ihr nicht Eure Fahne auf der Zitadelle flattern?«

Und sie deutete mit Stolz auf dieses bezeichnende Emblem, das bewies, wie sehr sie in ihrer Hoffnung recht hatte.

Der Zug setzte seinen Marsch fort und entdeckte ein vorgeschobenes Werk, das erst seit einigen Tagen errichtet zu sein schien.

»Ah! ah!« sagte der Marschall, »der Gouverneur scheint in der Tat ein Mann vom Handwerk zu sein. Dieser Vorposten ist gut gewählt und die Verschanzung geschickt angelegt.«

Die Königin schaute aus dem Kutschenschlage hervor, und der König erhob sich in seinen Steigbügeln.

Eine einzige Schildwache ging auf dem Halbmonde auf und ab; sonst schien die Verschanzung so öde und stumm, wie die Zitadelle.

»Gleichviel,« sagte Mazarin, »obschon ich die militärischen Pflichten eines Gouverneurs nicht kenne, obschon ich kein Soldat bin, finde ich doch diese Art, sich gegen eine Majestät zu benehmen, sehr seltsam.«

»Rücken wir vor,« sprach der Marschall, »wir werden sehen.«

Als die kleine Truppe nur noch hundert Schritte von der Verschanzung entfernt war, blieb die Schildwache, die bis jetzt auf und ab gegangen war, still stehen. Nachdem sie einen Augenblick geschaut hatte, rief sie: »Wer da?«

»Der König!« antwortete Herr de La Meilleraye.

Bei diesem einzigen Worte erwartete Anna von Österreich, die Soldaten würden laufen, die Offiziere sich beeilen, die Brücken niederfallen, die Tore sich öffnen, die Schwerter hoch in der Luft schwingen. Aber nichts von alledem fand statt.

Die Schildwache zog ihr rechtes Bein gegen das linke zurück, kreuzte die Muskete vor den Ankommenden, und beschränkte sich darauf, mit lauter, fester Stimme »Halt!« zu rufen.

Der König erbleichte vor Zorn; Anna von Österreich biß sich die Lippen blutig; Mazarin murmelte einen in Frankreich durchaus nicht anständigen italienischen Fluch; der Marschall de La Meilleraye hatte nur einen Blick für Ihre Majestäten, aber dieser war beredt.

»Ich liebe die Vorsichtsmaßregeln für meinen Dienst,« sagte die Königin, bemüht, sich selbst zu belügen; denn trotz der scheinbaren Sicherheit ihres Gesichtes fing sie an, in ihrem Innern unruhig zu werden.

»Ich liebe die Achtung vor meiner Person,« murmelte der König, seinen verdrießlichen Blick auf die unempfindliche Schildwache heftend.

Jetzt sah man oben auf dem Walle einen Mann erscheinen, an den sich die ganze Garnison anschloß.

Dieser Mann hob seinen Kommandostab in die Höhe; sogleich schlugen die Trommler den Marsch, die Soldaten des Forts präsentierten die Gewehre, und ein Kanonenschuß erscholl ernst und feierlich.

»Seht Ihr!« sagte die Königin, »sie entsprechen ihrer Schuldigkeit; besser spät, als gar nicht. Vorwärts!«

»Verzeiht, Madame,« entgegnete der Marschall de La Meilleraye, »aber ich sehe durchaus nicht, daß sie die Tore öffnen, und wir können nur hinein, wenn die Tore offen sind.«

»Sie vergessen dies zu tun, in dem Erstaunen und der Begeisterung, worein sie dieser erhabene Besuch, den sie nicht erwarteten, versetzt hat,« erlaubte sich ein Höfling zu bemerken.

»So etwas vergißt man nicht, mein Herr,« erwiderte der Marschall.

Dann sich gegen den König und die Königin umwendend, fügte er hinzu: »Erlauben mir Ihre Majestäten, Ihnen einen Rat zu geben?« – »Sprecht, Marschall.«

»Ihre Majestäten sollten sich auf fünfhundert Schritte von hier mit Guitaut und seinen Garden zurückziehen, während ich mit den Musketieren und den Chevauxlegers den Platz rekognosziere.«

Die Königin antwortete nur: »Vorwärts! und wir werden sehen, ob man uns den Durchgang zu verweigern wagt.«

Der junge König gab entzückt seinem Pferde die Sporen und befand sich zwanzig Schritte voraus. Der Marschall und Guitaut sprengten ihm nach und holten ihn ein.

»Man kommt hier nicht durch,« sagte die Schildwache, die ihre Stellung nicht verlassen hatte.

»Es ist der König!« riefen die Pagen.

»Zurück!« schrie die Schildwache mit einer drohenden Gebärde.

Zugleich sah man über der Brustwehr die Hüte und Musketen der Soldaten erscheinen, welche die erste Verschanzung bewachten.

Ein lang anhaltendes Gemurmel empfing diese Worte und diese Erscheinung. Herr de La Meilleraye ergriff das Pferd des Königs am Zaume, ließ es umwenden und befahl zugleich dem Kutscher der Königin, zurückzufahren. Die beleidigten Majestäten zogen sich ungefähr tausend Schritte von den ersten Schanzen zurück, während sich ihr Gefolge wie eine Schar Vögel nach dem Flintenschusse des Jägers zerstreute.

Der Marschall de La Meilleraye ließ etwa fünfzig Mann zur Bewachung des Königs und der Königin zurück, sammelte den Rest der Truppe und wandte sich wieder nach den Verschanzungen. Nachdem Guitaut ein weißes Tuch geschwenkt und als Parlamentär den Gouverneur zu sprechen verlangt hatte, sagte ein bleicher, aber ruhiger und höflicher Mann: »Hier bin ich.«

»Ihr seid der Gouverneur von Vayres?« – »Ja, mein Herr.«

»Und Ihr weigert Euch, das Tor Eurer Festung Seiner Majestät dem König und der Königin-Regentin zu öffnen?« – »Zu meinem Schmerze.«

»Und was verlangt Ihr?« – »Die Freiheit der Herren Prinzen, deren Gefangenschaft das Land verheert und zu Grunde richtet.«

»Seine Majestät unterhandelt nicht mit ihren Untertanen.«

»Das wissen wir wohl; wir sind auch bereit zu sterben, im Bewußtsein, daß wir für den Dienst des Königs den Tod empfangen, obgleich es den

Anschein hat, als führten wir Krieg gegen ihn.«

»Es ist gut,« sagte Guitaut, »mehr wollten wir nicht wissen.« Er kehrte darauf zum Marschall zurück und meldete den Erfolg seiner Sendung.

Der Marschall ließ sofort aus den nächsten Dörfern alle Leitern holen, einen Teil seiner Reiter absitzen und zum Sturme vorrücken. Da demaskierten sich plötzlich sechs Batterien, und eine volle Salve strich unter die Angreifer. Vier Mann sanken nieder, und zum Entsetzen der Höflinge wurde einem Pferde vor dem Wagen der Königin der Bauch aufgerissen. Der Marschall erkannte, daß er mit seinen ungenügenden Kräften die kleine wohl verteidigte Feste nicht nehmen konnte. Es wurde daher beschlossen, daß die Majestäten sich in dem kleinen weißen Hause des Herzogs von Epernon, wo früher Nanon gewohnt hatte, einquartieren und hier die Erstürmung von Vayres abwarten sollten.

Der junge König konnte seine Aufregung nicht bemeistern und die Tränen nicht unterdrücken.

»Was habt Ihr denn, Sire?« fragte die Königin.

»Oh! nichts, Madame,« antwortete das Kind; »ich werde hoffentlich eines Tags König sein... und dann wehe denen, die mich beleidigt haben.«

»Wie heißt der Gouverneur?« fragte die Königin.

Niemand konnte ihr antworten, niemand wußte es.

Man erkundigte sich nun bei dem Fährmann, und dieser nannte Richon.

»Es ist gut,« sagte die Königin, »ich werde mich dieses Namens erinnern.«

»Und ich auch,« rief der junge König.

Dreizehntes Kapitel.

Ungefähr hundert Mann von den königlichen Haustruppen setzten mit Ihren Majestäten über die Dordogne; der Rest blieb bei dem Marschall de La Meilleraye, der, fest entschlossen, Vayres zu belagern, die Armee, erwartete.

Kaum war die Königin in dem kleinen Hause einquartiert, das sie weit über ihre Hoffnung wohnlich fand, als Guitaut erschien, um ihr zu sagen, ein Kapitän namens Cauvignac, der behaupte, eine wichtige Angelegenheit führe ihn her, erbitte sich die Ehre einer Audienz.

Die Königin wollte den Kapitän, als sie hörte, daß er nicht ihrer Armee angehöre, nicht empfangen, erklärte sich aber auf Mazarins Rat, der meinte, gerade den Fremden, der möglicherweise ein Verräter sei, habe man jetzt am nötigsten, dazu bereit.

»Laßt ihn also eintreten, da dies die Ansicht des Herrn Kardinals ist,« sagte sie.

Der Kapitän wurde sogleich eingeführt und erschien mit so viel Ungezwungenheit und Leichtigkeit, daß die Königin, gewohnt, einen entgegengesetzten Eindruck auf die ihr Nahenden hervorzubringen, sehr darüber erstaunte.

Sie maß Cauvignac vom Kopf bis zu den Füßen; aber dieser hielt den königlichen Blick vortrefflich aus.

»Wer seid Ihr, mein Herr?« fragte die Königin.

»Der Kapitän Cauvignac,« antwortete der Eintretende.

»In wessen Dienst seid Ihr?« – »Im Dienste Eurer Majestät, wenn Sie gnädigst will.«

»Ob ich will? Allerdings. Gibt es überhaupt einen andern Dienst im Königreich? Gibt es zwei Königinnen in Frankreich?«

»Gewiß nicht, es gibt nur eine Königin in Frankreich und das ist die, der ich in diesem Augenblick meine tiefste Ehrfurcht zu Füßen zu legen das Glück habe; aber es gibt zwei Meinungen, wie es mir wenigstens vorkam.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte die Königin, die Stirn runzelnd.

»Ich will damit sagen, Madame, daß ich vor kurzem noch wahrzunehmen glaubte, daß Herr Richon Eure Majestät nicht mit aller ihr schuldigen Achtung empfing; dies zeigte mir, daß es in Frankreich zwei Meinungen gibt: die royalistische und eine andere, und daß Herr Richon zu dieser andern gehört.«

Annas Gesicht verdüsterte sich immer mehr.

»So? Ihr glaubtet dies zu sehen?« sagte sie.

»Ja, Madame,« antwortete Cauvignac mit vollkommen naivem Tone. »Ich glaube sogar zu sehen, daß ein Kanonenschuß mit einer Kugel aus der Festung abgefeuert wurde, und daß diese Kugel die Karosse Eurer Majestät verletzte.«

»Genug, mein Herr... Habt Ihr Euch nur von mir Audienz erbeten, um Eure albernen Bemerkungen zu machen?«

»Ah! du bist unhöflich,« sagte Cauvignac in seinem Innern; »dann sollst du teurer bezahlen.«

Nein, Madame, ich habe mir Audienz erbeten, um Euch zu sagen, daß Ihr eine sehr große Königin seid, und daß meine Bewunderung für Euch ohnegleichen ist.«

»Ah! wirklich?« versetzte die Königin mit trockenem Tone.

»Infolgedessen habe ich beschlossen, mich ganz und gar dem Dienste Eurer Majestät zu weihen.«

»Ich danke,« sagte die Königin mit Ironie; dann wandte sie sich zu ihrem Kapitän der Garde mit den Worten: »Guitaut, man jage diesen Schwätzer hinaus!«

»Um Vergebung, Madame,« sagte Cauvignac, »ich werde gehen, ohne daß man mich hinausjagt, aber wenn ich gehe, bekommt Ihr Vayres nicht.«

Und Cauvignac verbeugte sich anmutig vor Ihrer Majestät.

»Madame,« sagte Mazarin leise, »ich glaube, Ihr habt unrecht, daß Ihr diesen Menschen fortschickt.«

»Kehrt um,« rief die Königin, »und sprecht; Ihr seid ein seltsamer Mensch und scheint mir belustigend.«

»Eure Majestät ist sehr gut,« erwiderte Cauvignac sich verbeugend.

»Was spracht Ihr vorhin von Vayres?«

Cauvignac erklärte, er habe hundertfünfzig Mann in der Festung, und diese hundertfünfzig trete er der Königin ab, worauf es ein leichtes sein werde, die Tore der Festung für die Belagerer zu öffnen. Als Preis verlange er für jeden Mann 500 Livres und dazu für sich die Stelle eines Gouverneurs von Branne. Die Königin war bereit, diese Bedingungen zu bewilligen, als Cauvignacs Förderung, sie solle sofort eine von ihm bereits entworfene Erklärung unterzeichnen, ihren Zorn aufs neue erweckte. Diese Erklärung lautete: »An dem Tage, an dem ich ohne Schwertstreich in Vayres einziehe, bezahle ich an den Herrn Cauvignac die Summe von fünfundsiebenzigtausend Livres und mache ihn zum Gouverneur von Branne.«

Sie wies dem Unverschämten die Tür, und ihr Zorn war diesmal so groß, daß sie ihn auch trotz Mazarins Mahnung nicht wieder zurückrufen ließ.

Auf Befehl der Königin sollte auch dem Heere, das soeben, vom langen Marsche ermüdet, angelangt war, nicht bis zum nächsten Tage Ruhe gegönnt, sondern der Sturm sofort begonnen werden.

So trafen der Marschall und Guitaut schleunig alle Anordnungen, die vor den Augen der Königin, des Königs und ihres ganzen Gefolges pünktlich, wenn auch naturgemäß unter vielem Lärm, vollzogen wurden. Dann trat einen Augenblick Grabesstille ein, da auch hinter den Verschanzungen, nachdem eine einzige Trommel sich gerührt hatte, alles schwieg.

Dann erscholl ein Kommando, klar, bestimmt und fest. Die Königin konnte in der Entfernung, in der sie stand, die Worte nicht hören, aber sie sah auf der Stelle die Truppen sich in Reihen formieren; sie zog ihr Taschentuch und schwang es in der Luft, während der junge König mit dem Fuße stampfte und mit fieberhafter Stimme: »Vorwärts! vorwärts!« rief.

Das Heer antwortete durch einen einzigen Schrei: »Es lebe der König!« Dann brach die Artillerie im Galopp auf, stellte sich auf eine kleine Anhöhe, und beim Klange der Trommeln, die das Zeichen zum Angriff gaben, setzten sich die Reihen in Bewegung.

Es war keine regelmäßige Belagerung, sondern eine Erstürmung. Die in der Eile von Richon errichteten Verschanzungen waren Erdwälle, so daß man keine Laufgräben zu Eröffnen brauchte, sondern sogleich zum Sturm schreiten konnte. Es waren jedoch vom Kommandanten von Vayres alle Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, und man sah, daß er mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit alle Mittel, die ihm das Terrain bot, benutzt hatte.

Ohne Zweifel hatte es sich Richon zum Gesetz gemacht, nicht zuerst zu schießen, denn auch diesmal erwartete er die Aufforderung des königlichen Heeres; nur sah man wie beim ersten Angriff die furchtbare Reihe der Musketen sich senken, deren Feuer eine so große Verheerung unter den Haustruppen angerichtet hatte.

Zu gleicher Zeit donnerten die sechs in Batterie aufgestellten Stücke, und die Erde der Brustwehren und die Palisaden, womit diese bekränzt waren, flogen auf.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten; die Artillerie der Verschanzungen donnerte ebenfalls und grub tiefe Lücken in die Reihen der königlichen Armee; aber auf den Ruf der Führer verschwanden diese blutigen Furchen;

die Lefzen der geöffneten Wunde schlossen sich wieder, die einen Moment erschütterte Hauptkolonne setzte sich abermals in Marsch.

Nun war die Reihe an den Musketen, zu krachen und zu prasseln, während die Kanonen wieder geladen wurden.

Fünf Minuten nachher antworteten sich die beiden entgegengesetzten Geschützsalven mit *einem* Schusse, zwei Stürmen ähnlich, die miteinander kämpfen, zwei Donnern ähnlich, die zu gleicher Zeit hallen.

Da das Wetter ruhig war, da kein Hauch die Luft bewegte und der Rauch sich über dem Schlachtfelde aufhäufte, so verschwanden bald die Belagerten und die Belagerer in einer Wolke, die in Zwischenräumen mit einem flammenden Blitze das Artilleriefeuer zerriß.

Von Zeit zu Zeit sah man aus dieser Wolke an den hintersten Teilen des königlichen Heeres Menschen hervorkommen, die sich mühsam fortschleppten und, eine Blutspur zurücklassend, in verschiedenen Entfernungen niederstürzten.

Bald vermehrte sich die Zahl der Verwundeten, der Lärm der Kanonen und des Kleingewehrfeuers währte fort; die königliche Artillerie schoß jedoch nur noch auf den Zufall und zögernd, denn unter dem dichten Rauche konnte sie die Freunde nicht mehr von den Feinden unterscheiden.

Die Artillerie der Festung aber ließ, da sie nur Feinde vor sich hatte, ihre Schüsse furchtbarer und eiliger erschallen, als je.

Endlich stellte die königliche Artillerie ihr Feuer ganz ein; offenbar lief man Sturm und kämpfte Leib an Leib.

Es trat auf seiten der Zuschauer ein Augenblick der Bangigkeit ein, während dessen der Rauch langsam aufstieg. Man sah nun, wie die königliche Armee in Unordnung zurückgetrieben wurde und den Fuß der Wälle, mit Toten bestreut, verließ. Eine Art von Bresche war gemacht; einige ausgerissene Palisaden ließen eine Öffnung erscheinen, aber diese Öffnung war mit Männern, Piken und Musketen besetzt; und mitten aus diesen Männern ragte, mit Blut bedeckt, und dennoch ruhig und kalt, als ob

er als Zuschauer der Tragödie beiwohnte, in der er soeben eine so furchtbare Rolle gespielt hatte, Richon hervor, eine Axt in der Hand haltend, die durch die Streiche, die er geführt hatte, abgestumpft war.

Ein Zauber schien diesen Mann zu beschützen, der beständig mitten im Feuer, immer in der ersten Reihe, unablässig hochaufgerichtet und entblößt stand; keine Kugel hatte ihn erreicht, keine Pike hatte ihn berührt; er war ebenso unverwundbar wie unempfindlich.

Dreimal führte der Marschall de La Meilleraye die königlichen Truppen in Person zum Sturme zurück; dreimal wurden sie unter den Augen des Königs und der Königin zurückgeschlagen.

Stille Tränen flossen über die bleichen Wangen des Königs. Anna von Österreich ballte die Fäuste und murmelte: »Oh! dieser Mensch, dieser Mensch! Wenn er je in meine Hände fällt, werde ich an ihm ein furchtbares Beispiel geben.«

Zum Glück brach die Nacht rasch und düster herein; es war wie ein Schleier, der sich über die königliche Schamröte legte. Der Marschall ließ zum Rückzug blasen.

Jetzt verließ auch Cauvignac, der von einer nahen Höhe, den Majestäten sichtbar, dem blutigen Schauspiel gefolgt war, seinen Posten und wandelte, die Hände in seinen Hosentaschen, über den Wiesengrund nach dem Hause des Meisters Biscarros.

»Madame,« sagte Mazarin, mit dem Finger auf Cauvignac deutend, »dort ist ein Mann, der Euch um ein wenig Gold alles Blut erspart hatte, das wir vergossen haben.«

»Bah!« erwiderte die Königin, »ist dies der Rat eines sparsamen Mannes, wie Ihr seid?« – »Madame, es ist wahr, ich kenne den Wert des Goldes, aber ich kenne auch den Wert des Blutes, und in diesem Augenblick ist das Blut für uns teurer, als das Gold.« »Seid unbesorgt, das vergossene Blut wird gerächt werden. Comminges,« fügte die Königin, sich an den Leutnant ihrer Garden wendend, hinzu, »sucht Herrn de La Meilleraye auf und bringt ihn mir.«

»Und Ihr, Bernouin,« sagte der Kardinal, indem er seinem Kammerdiener Cauvignac zeigte, der nur noch ein war, »seht Ihr wohl jenen Menschen?« – »Ja, Monseigneur.«

»Wohl, holt ihn in meinem Auftrage und führt ihn in dieser Nacht insgeheim in mein Zimmer.«

Am Tage nach ihrer Zusammenkunft mit ihrem Geliebten in der Karmeliterkirche begab sich Frau von Cambes zu der Prinzessin, in der Absicht, das Versprechen zu erfüllen, das sie Canolles geleistet hatte.

Die ganze Stadt war in Bewegung; man hatte die Ankunft des Königs vor Vayres und zugleich mit dieser Ankunft die wunderbare Verteidigung Richons gemeldet, dem es gelungen war, mit fünfhundert Mann dreimal die zwölftausend Mann starke königliche Armee zurückzuschlagen. Die Frau Prinzessin hatte die Kunde unter den ersten vernommen und in ihrem Entzücken mit den Händen klatschend ausgerufen: »Oh! daß ich nicht hundert Kapitäne wie meinen tapfern Richon habe!«

Eifrig betrieb sie auf Lenets Rat die Entsendung eines Entsatzes, und es blieb Claire nichts übrig, als ihre Mitteilung und Bitte an die Prinzessin um einen Tag zu verschieben.

Ein sehr kurzes, aber sehr zärtliches Wort meldete dem teuren Gefangenen diese Zögerung. Noch schien ihm die neue Frist minder grausam, als man glauben sollte; es liegen in der Erwartung eines glücklichen Ereignisses beinahe ebensoviel süße Empfindungen, wie in dem Ereignis selbst.

Der nächste Morgen ging für die Prinzessin in Überwachung der Vorkehrungen und Einzelheiten beim Einschiffen des unter Ravaillys Führung aufbrechenden Entsatzes hin. Wer Nachmittag sollte einem grüßen Rate gewidmet werden, der zum Zwecke hatte, womöglich die Verbindung des Herzogs von Epernon und des Marschalls de La Meilleraye zu hindern, oder wenigstens bis zu dem Augenblick zu verzögern, wo der Entsatz in Vayres wäre.

Am Abend erbat sich jedoch Claire, die Canolles nicht länger vergebens wollte harren lassen, auf den andern Tag eine Privataudienz von Frau von

Condé, die ihr, wie sich denken läßt, ohne Widerstand bewilligt wurde.

Zur bestimmten Stunde erschien Claire bei der Prinzessin, von der sie mit ihrem reizendsten Lächeln empfangen wurde.

»Nun, Kleine,« sagte sie, »was gibt es denn so Ernstes, daß du dir eine geheime Privataudienz von mir erbittest, während du weißt, daß ich meinen Freunden zu jeder Stunde des Tages zur Verfügung stehe?«

»Madame,« antwortete die Vicomtesse, »inmitten des Eurer Hoheit gebührenden Glückes bitte ich Euch, ganz besonders die Augen auf Eure getreue Dienerin zu werfen, die auch ein wenig Glück nötig hat.«

»Mit dem größten Vergnügen, meine gute Claire, nie wird das Glück, das Gott dir schickt, dem gleich kommen, das ich dir wünsche. Sprich also, welche Gnade wünscht du? Liegt sie in meiner Macht, so zähle im voraus darauf, daß sie bewilligt wird.«

»Witwe, frei, und zu frei, denn diese Freiheit ist mir drückender, als mir die Sklaverei wäre,« antwortete Claire, »wünschte ich meine Vereinzelung mit einer bessern Lage zu vertauschen.«

»Das heißt, du willst dich verheiraten, nicht wahr, Kleine?« fragte die Prinzessin lachend.

»Ich glaube, ja, Madame,« antwortete Claire errötend.

»Wohl, wir wollen dir schon einen Herzog oder dergleichen aussuchen; doch, nicht wahr, du wirst das Ende dieses Krieges abwarten?« – »Ich will so wenig wie möglich warten.«

»Du sprichst, als ob deine Wahl bereits getroffen wäre.« »Es ist in der Tat so, wie Eure Hoheit sagt.« »Und wer ist der glückliche Sterbliche? Sprich, fürchte dich nicht.«

»Oh! Madame, entschuldigt mich, ich weiß nicht warum, aber ich zittere am ganzen Leibe.«

Die Prinzessin lächelte, nahm Claire bei der Hand, zog sie an sich und sagte: »Gutes Kind!« Dann schaute sie die Vicomtesse mit einem Ausdruck an, der ihre Verlegenheit verdoppelte, und fragte: »Kenne ich ihn?« – »Ich glaube. Eure Hoheit hat ihn mehrere Male gesehen.«

»Es bedarf nicht der Frage, ob er jung ist?« – »Achtundzwanzig Jahre.«

»Ob er von Adel ist?« – »Er ist ein guter Edelmann.«

»Ob er tapfer ist?« – »Sein Ruf ist gegründet.«

»Ob er reich ist?« – »Ich bin es.«

»Gut. Wir wollen ihn zum Obersten machen, wenn er nur Kapitän, zum Brigadier, wenn er Oberst ist. Nun brauche ich nur noch eines zu wissen,« fügte die Prinzessin hinzu.

»Was, Madame?« – »Den Namen des Glücklichen, der bereits dein Herz besitzt und bald auch die Person der schönsten Streiterin meines Heeres besitzen wird.«

So gedrängt, faßte Claire ihren ganzen Mut zusammen, um den Namen des Barons von Canolles auszusprechen, als plötzlich der Galopp eines Pferdes im Hofe erscholl, worauf man ein verworrenes Geräusch hörte, wie es beim Eintreffen wichtiger Nachrichten einzutreten pflegt.

Die Prinzessin eilte an das Fenster. Ein Bote sprang, mit Schweiß und Staub bedeckt, vom Pferde und schien seiner Umgebung einzelne Umstände mitzuteilen, welche die Zuhörer immer mehr in Bestürzung versetzten. Die Prinzessin vermochte ihre Neugierde nicht mehr länger zu bewältigen, öffnete das Fenster und rief: »Laßt ihn heraufkommen!«

Der Bote – es war Ravailly selbst – schaute empor, erkannte die Prinzessin und stürzte nach der Treppe. Fünf Minuten nachher trat er, ganz mit Kot bedeckt, in das Zimmer und sprach mit zusammengeschnürter Stimme: »Verzeiht, Hoheit, daß ich in diesem Zustand vor Euch erscheine! Aber ich dringe eine furchtbare Nachricht: Vayres hat kapituliert.«

Die Prinzessin machte einen Sprung rückwärts, Claire ließ entmutigt die Arme sinken; Lenet, der hinter dem Boten eingetreten war, erbleichte.

Fünf bis sechs Personen waren, die der Prinzessin schuldige Achtung vergessend, in das Zimmer eingedrungen... sie blieben stumm vor Erstaunen.

»Kapituliert!« rief die Prinzessin; »und der Entsatz, den Ihr brachtet?« – »Ist zu spät gekommen, Madame. Richon ergab sich in dem Augenblick, wo wir ankamen.«

»Richon ergab sich,« rief die Prinzessin, »der Feige!«

»Madame,« sagte Lenet mit strengem Tone und ohne Schonung für den Stolz der Frau von Condé, »vergeßt nicht, daß die Ehre der Menschen in dem Worte der Fürsten liegt, wie ihr Leben in der Hand Gottes. Nennt den Tapfersten Eurer Diener nicht feig; es werden Euch sonst morgen die Treusten verlassen, wenn sie sehen, wie Ihr ihresgleichen behandelt, und Ihr werdet allein, verflucht und verloren bleiben.«

Die Prinzessin hätte am liebsten den mutigen Sprecher niedergeschmettert, aber der Ausdruck in den Gesichtern der andern hielt sie in Schranken. So nahm sie ihre Zuflucht zu dem gewöhnlichen Hilfsmittel der Schwäche; sie brach in die Klagen aus: »Ich unglückliche Fürstin, alles verläßt mich, Glück und Menschen! Ah, mein Kind, mein armes Kind, du bist verloren, wie dein Vater!«

Inzwischen ließ sich Lenet alles mitteilen, was Ravailly über die Kapitulation von Vayres hatte in Erfahrung bringen können.

»Ah! ich wußte es wohl, daß Richon kein Feiger war, Madame,« rief er.

»Und wie wißt Ihr das?« – »Weil er zwei Tage und zwei Nächte ausgehalten hat; weil er sich unter den Trümmern seines von Kugeln durchlöcherten Forts begraben haben würde, hätte sich nicht, wie es scheint, eine Kompanie von Rekruten empört und ihn zur Kapitulation gezwungen.«

»Mein Herr, er mußte eher sterben, als sich ergeben,« sagte die Prinzessin.

»Ei, Madame, stirbt man, wenn man will?« entgegnete Lenet. »Aber es ist ihm doch wenigstens das Leben zugesichert?« fügte er, sich an Ravailly wendend, hinzu.

»Ich fürchte, nein,« antwortete Ravailly. »Man sagte mir, ein Leutnant der Garnison habe unterhandelt, und so wird wohl Verrat dahinter stecken, und Richon ist bedingungslos ausgeliefert worden.«

»Ja, ja,« rief Lenet, »verraten, ausgeliefert, so ist es; ich kenne Richon und weiß, daß er nicht nur keiner Feigheit, sondern nicht einmal einer Schwäche fähig ist. Oh! Madame,« fuhr Lenet, sich an die Prinzessin wendend, fort, »ein großes Unglück schwebt über dem Haupte des armen Richon. Oh! Madame, im Namen des Himmels, schreibt an Herrn de La Meilleraye; schickt einen Boten, einen Parlamentär ab.«

»Und welchen Auftrag soll ich diesem Boten, diesem Parlamentär geben?« – »Den Auftrag, um jeden Preis den Tod eines tapferen Kapitäns zu verhindern; denn wenn Ihr Euch nicht beeilt... oh! ich kenne die Königin, Madame, vielleicht kommt Euer Bote schon zu spät.«

»Zu spät!« entgegnete die Prinzessin. »Haben wir keine Geiseln? Haben wir nicht in Chantilly, in Montron und sogar hier gefangene Offiziere des Königs?«

Claire stand erschrocken auf und rief: »Ah! Madame! Madame! tut, was Herr Lenet sagt; die Repressalien werden Herrn Richon nicht die Freiheit geben.«

»Es handelt sich nicht um die Freiheit, es handelt sich um das Leben,« sagte Lenet mit düsterer Hartnäckigkeit.

»Wohl,« sagte die Prinzessin, »was sie tun werden, wird man ebenfalls tun; das Gefängnis für das Gefängnis, das Schafott für das Schafott.«

Claire stieß einen Schrei aus, fiel auf die Knie und rief: »Ach! Madame, Herr Richon ist einer meiner Freunde. Ich kam, um Euch um Gnade zu bitten, und Ihr habt mir sie zu bewilligen versprochen. Wohl, ich flehe Euch an, Euer ganzes Ansehen zu gebrauchen, um Herrn Richon zu retten.«

Die Prinzessin ging an einen Tisch, nahm eine Feder und schrieb an Herrn de La Meilleraye, um sich von ihm die Auswechslung Richons gegen einen von den Offizieren, die sie gefangen hielt, nach der Wahl der Königin zu erbitten. Diesen Brief so schnell wie möglich zu überbringen, übernahm Ravailly, obwohl er vor Müdigkeit fast umzusinken glaubte.

Vierzehntes Kapitel.

Kaum war Ravailly auf einem frischen Pferde davon gejagt, als ein neuer Lärm aus der Ferne ertönte und sich immer näher zog.

Frau von Condé und Lenet, die auf den Balkon getreten waren, sahen nun am Ende der Straße eine eifrige, gedrängte Menge, die Arme in die Luft werfend und mit flatternden Taschentüchern erscheinen. Jetzt verstanden sie auch deutlich die Worte: »Branne! Der Gouverneur von Branne! Der Gouverneur gefangen!«

»Ah! ah!« sagte Lenet, »der Gouverneur von Branne gefangen? Das ist gar nicht so schlimm. Es gibt uns eine Geisel, die für Richon haftet.«

»Haben wir nicht bereits den Gouverneur der Insel Saint-George?« entgegnete die Prinzessin.

Mittlerweile war die Menge immer mehr angewachsen, und der kleine etwa dreißig Mann starke Trupp, der den Gefangenen umgab, schien ihn kaum gegen die Wut der Menge schützen zu können.

»Tod! Tod!« schrie das Volk, »Tod dem Gouverneur von Branne!«

Da die Prinzessin trotz Lenets Aufforderung zögerte, etwas zur Rettung des Gefangenen zu tun, und die Soldaten dem Ansturm der Menge zu erliegen drohten, forderte Lenet selbst eine in der Nähe stehende Abteilung der Bürgergarde auf, den Soldaten beizustehen.

»Wenn dem Gefangenen ein Haar auf dem Haupte gekrümmt wird, so seid ihr mir mit euren Köpfen dafür verantwortlich,« rief er.

Bei diesen Worten stürzten zwanzig Musketiere, den besten Familien von Bordeaux angehörend, vor, durchbrachen die Menge mit Kolbenstößen und verbanden sich mit der Eskorte; es war die höchste Zeit, einige Klauen, langer und schärfer als die andern, hatten bereits Fetzen von dem blauen Rocke des Gefangenen gerissen.

»Ich danke, meine Herren,« sagte der Gefangene, »denn Ihr habt es verhindert, daß mich diese Kannibalen verschlangen; das ist sehr wohlgetan. Teufel! wenn sie die Leute nur so fressen, so werden sie eines Tages die königliche Armee sobald sie Eure Stadt stürmt, mit Haut und Haar aufspeisen.«

Und er zuckte die Achseln und lachte.

»Ah! das ist ein Tapferei,« rief die Menge, als sie die, vielleicht nur geheuchelte Ruhe des Gefangenen wahrnahm, und wiederholte dabei den Scherz, der ihrer Eitelkeit schmeichelte: »Es ist ein wahrhaft Mutiger! Er hat keine Furcht. Es lebe der Gouverneur von Branne!« »Bei Gott, ja,« rief der Gefangene, »es lebe der Gouverneur von Branne. Es wäre mit sehr angenehm, wenn er leben könnte.«

Die Wut des Volkes verwandelte sich nun in Bewunderung, und diese Bewunderung drückte sich alsbald in kräftigen Worten aus. Es fand eine wahre Huldigung für den Gouverneur von Branne, das heißt für unsern Freund Cauvignac, statt.

Denn es war, wie unsere Leser wohl schon erraten haben, Cauvignac, der unter dem prunkhaften Namen eines Gouverneurs von Branne auf eine so traurige Weise in die Hauptstadt der Guienne einzog.

So beschützt durch seine Wachen und durch seine Geistesgegenwart, wurde der Kriegsgefangene in das Haus des Präsidenten Lalasne gebracht, und sodann vor die Prinzessin geführt.

Durch seine Geistesgegenwart und seine Redefertigkeit gelang es ihm, der Prinzessin die Meinung beizubringender habe trotz des gegenteiligen Anscheins nicht Verrat begangen, sondern sei nur vom Unglück verfolgt gewesen. Er habe gar nicht in der Festung geweilt und könne schon darum

gar nicht seine Leute beeinflußt haben; er habe sie nur, weil er für sie von der prinzlichen Partei keine Bezahlung erhalten habe, freigeben müssen und sie nicht hindern können, sich zu verkaufen. Lenet durchschaute den gewissenlosen Glücksritter wohl, achtete aber die Tatkraft und Geschicklichkeit, mit der Cauvignac seinen Hals aus der Schlinge zog, und ließ die Prinzessin gewähren.

Diese erklärte Cauvignac wohl als Gefangenen, gab ihm aber Erlaubnis, sich gegen sein Ehrenwort ganz frei in der Stadt zu bewegen.

»Nun entfernt Euch,« sagte sie schließlich, »wir verlassen uns auf Eure Redlichkeit als Edelmann und auf Eure Ehre als Soldat.«

Cauvignac ließ sich das nicht zweimal sagen; er verbeugte sich und ging ab; aber während er, das Kinn in der Hand, die Treppe hinabstieg, sagte er bei sich: »Nun handelt es sich darum, meine hundertundfünfzig Mann für etwa hunderttausend Livres abermals an sie zu verkaufen, was gar wohl möglich ist, da der gescheite und ehrenwerte Ferguzon vollkommene Freiheit für sich und die Seinigen erhalten hat. Ich werde sicher früher oder später Gelegenheit dazu finden. Schön, schön,« fuhr er ganz getröstet fort, »ich sehe, daß ich dadurch, daß ich mich fangen ließ, kein so schlechtes Geschäft gemacht habe, wie ich anfangs glaubte.«

Nach der mannhaftesten und geschicktesten Verteidigung, wobei der Marschall bei der Erstürmung einer einzigen Schanze fünf- bis sechshundert Mann hatte opfern müssen, fiel Richon in der Tat dem Verrat zum Opfer. De La Meilleraye hatte sich entschlossen, da die kleine Festung sonst für ihn uneinnehmbar schien, eine regelmäßige Belagerung mit Laufgräben einzuleiten, als der Herzog von Epernon mit seinem Heere zu ihm stieß, wodurch die königliche Armee von zwölftausend Mann auf das doppelte anwuchs. Unter diesen Umständen wurde für den nächsten Tag ein allgemeiner Sturm festgesetzt. Als aber Richon an diesem Morgen seine Leute hinter den Schanzen aufstellte, bemerkte er zu seinem Erstaunen eine meuterische Haltung. Er rief einen der Murrenden an sich heran, und als dieser den Gehorsam verweigerte, ergriff ihn der starke, mutvolle Mann und schleuderte ihn über die Brustwehr. Da er aber bemerkte, daß weit mehr als die Hälfte seiner Soldaten, von Ferguzon durch den Hinweis auf die Größe

der drohenden Gefahr unschwer aufgewiegelt, meuterisch gesinnt war, sah er, daß er verloren sei.

»Ich kann mich nicht allein verteidigen,« sagte er, »will mich aber auch nicht ergeben. Da mich meine Soldaten verlassen, so mag einer für sie unterhandeln, wie es ihm beliebt und wie es ihnen beliebt, aber dieser eine werde ich nicht sein. Wenn nur die paar Tapferen, die mir treu geblieben find, mit dem Leben davon kommen... mehr verlange ich nicht. Sprecht, wer wird der Unterhändler sein?« – »Ich, mein Kommandant, wenn Ihr wollt, und wenn mich meine Gefährten mit ihrem Vertrauen beehren,« sagte Ferguzon vortretend.

»Ja, ja, der Leutnant Ferguzon! Der Leutnant Ferguzon!« riefen fünfhundert Stimmen.

»Ihr also?« sagten Richon. »Ihr könnt frei in Vayres aus und ein gehen.«

»Und Ihr habt mir keine besonderen Bedingungen zu geben, mein Kommandant?« – »Die Freiheit für meine Leute.«

»Und für Euch?« – »Nichts.«

Eine solche Verleugnung hätte verirrte Menschen zurückgebracht; aber nicht diese, die nicht nur verirrt, sondern verkauft waren.

»Ja! ja! die Freiheit für uns!« riefen sie.

»Seid unbesorgt, Kommandant,« sagte Ferguzon, »ich werde Euch in der Kapitulation nicht vergessen.«

Richon lächelte traurig, zuckte die Achseln, ging in seine Wohnung zurück und schloß sich in seinem Zimmer ein.

Ferguzon begab sich sogleich zu den Royalisten. Herr de La Meilleraye wollte jedoch nichts ohne Genehmigung der Königin tun, die Königin aber hatte, um, wie sie sagte, nicht mehr der Schmach des Heeres beizuwohnen, das kleine Haus Nanons verlassen und ihr Quartier in dem Stadthause von Libourne genommen.

Der Marschall gab deshalb Ferguzon zwei Soldaten zur Bewachung, stieg zu Pferde und eilte nach Libourne. Er fand Herrn von Mazarin, dem er eine große Neuigkeit mitzuteilen glaubte; aber bei den ersten Worten des Marschalls trat ihm der Minister mit seinem gewöhnlichen Lächeln entgegen und sagte: »Wir wissen alles, Herr Marschall, die Sache ist gestern abend in Ordnung gebracht worden. Unterhandelt mit dem Leutnant Ferguzon, aber macht Euch für Herrn Richon nur mit Eurem Worte verbindlich.«

»Wie, nur mit meinem Worte?« entgegnete der Marschall, »ist mein Wort verpfändet, so gilt es hoffentlich soviel wie eine Handschrift.«

»Tut es nur, Herr Marschall; ich habe von Seiner Heiligkeit besondere Indulgenzen, die mir gestatten, die Leute ihres Eides zu entbinden.«

»Es ist möglich,« sagte der Marschall; »aber diese Indulgenzen gehen die Marschälle von Frankreich nichts an.«

Mazarin lächelte und bedeutete dem Marschall durch ein Zeichen, er könne nach dem Lager zurückkehren.

Der Marschall kam murrend zurück, gab Ferguzon einen geschriebenen Schirmbrief für sich und seine Leute, und verpfändete sein Wort in Beziehung auf Richon. Zwei Stunden nachher, als Richon bereits von seinen Fenstern aus die Verstärkung erblickte, die ihm von Ravailly zugeführt wurde, trat man in sein Zimmer und verhaftete ihn im Namen der Königin.

Im ersten Augenblick prägte sich eine große Zufriedenheit auf dem Antlitz des tapferen Kommandanten aus: blieb er frei, so konnte ihn Frau von Condé im Verdacht des Verrats haben: war er gefangen, so bürgte diese Gefangenschaft für ihn.

In dieser Hoffnung blieb er zurück, statt sich mit den andern zu entfernen. Er wurde nach Libourne gebracht und vor die Königin geführt, die ihn hochmütig vom Scheitel bis zur Zehe maß, vor den König, der ihn mit einem wütenden Blick niederschmetterte, vor Herrn von Mazarin, der zu ihm sagte: »Ihr habt ein hohes Spiel gespielt, Herr Richon.«

»Und ich habe verloren, nicht wahr, Monseigneur? Nun fragt es sich nur noch, um was wir spielen.«

»Ich fürchte, Ihr habt um Euren Kopf gespielt,« erwiderte Mazarin.

»Man melde Herrn von Epernon, daß ihn der König sehen will,« sagte Anna von Österreich. »Dieser Mensch aber hat hier sein Urteil zu erwarten.«

Und mit stolzer Verachtung sich zurückziehend, verließ sie das Zimmer, dem König die Hand reichend und gefolgt von Mazarin und den Höflingen.

Herr von Epernon war wirklich vor einer Stunde eingetroffen, aber der verliebte Greis konnte sich nicht enthalten, vor allen andern Nanon aufzusuchen, der er aufrichtige Komplimente über das mutige Verhalten ihres vermeintlichen Bruders machte.

Nanon aber dachte nur an die Befreiung ihres Geliebten. Sie war so rasend in Canolles verliebt, daß sie den Gedanken an eine Untreue seinerseits stets ungläubig zurückwies, so oft er sich auch in ihrem Innern regte. In seiner Sorge, sie zu entfernen, hatte sie nur eine zärtliche Teilnahme erblickt; sie hielt ihn für gewaltsam gefangen, sie beweinte ihn, und sie sehnte sich nach dem Augenblick, wo sie ihn mit Hilfe des Herrn von Epernon befreien könnte. Sie war es auch, die durch zehn Briefe, die sie an den Herzog schrieb, mit aller Gewalt seine Rückkehr beschleunigt hatte, und nun bat sie ihn mit aufgehobenen Händen, ihren Bruder von der Gefangenschaft zu befreien.

»Das kommt vortrefflich,« erwiderte der Herzog, »ich habe soeben erfahren, daß der Gouverneur von Bayres sich hat gefangen nehmen lassen. Ich schicke den Gouverneur von Bayres an Frau von Condé zurück, die uns dafür Canolles gibt; das kommt im Krieg jeden Tag vor.«

»Ja, aber wird Frau von Condé Herrn von Canolles nicht höher schätzen, als einen einfachen Offizier?« – »Wohl, dann schickt man ihr statt eines Offiziers zwei, drei; kurz man ordnet die Sache so, daß Ihr zufrieden seid, meine Schönste, und wenn unser tapferer Kommandant von Saint-George nach Libourne kommt, bereiten wir ihm einen Triumph.«

Nanon war außer sich vor Freude. Wieder in den Besitz Canolles' zu gelangen, das war der glühende Traum aller ihrer Stunden. Was Herr von Epernon sagen würde, wenn er erführe, wer dieser Canolles wäre, darum kümmerte sie sich wenig. War Canolles einmal gerettet, so wollte sie ihm offen sagen, es sei ihr Geliebter, sie wollte es ganz laut aussprechen, sie wollte es aller Welt sagen!

So standen die Dinge; als der Bote der Königin eintrat.

»Seht,« sagte der Herzog, »das geht ganz erwünscht; ich begebe mich zur Königin und bringe die Auswechslungsurkunde zurück.«

»Somit kann mein Bruder hier sein? ...« – »Vielleicht morgen.«

»Geht,« rief Nanon, »und verliert keine Minute. Oh! morgen, morgen,« fügte sie, ihre Arme mit einem bewunderungswürdigen Ausdruck des Gebetes zum Himmel erhebend, hinzu. »Morgen, Gott wolle es!«

»Ah! welch ein Herz!« murmelte, Herr von Epernon, wahrend er sich entfernte.

Als der Herzog von Epernon in das Zimmer der Königin trat, biß sich Anna von Österreich, rot vor Zorn, in' ihre dicken Lippen, welche die Bewunderung ihrer Höflinge bildeten, gerade weil sie der mangelhafte Punkt ihres Gesichtes waren.

Wer Herzog schaute die Königin erstaunt an; sie hatte seinen Gruß nicht erwidert und betrachtete ihn mit gerunzelter Stirn von der Höhe ihrer königlichen Majestät herab.

»Ah! ah, Ihr seid es,« sagte sie endlich, nachdem sie eine Zeit lang geschwiegen hatte; »kommt hierher, daß ich Euch mein Kompliment über die Art und Weise mache, wie Ihr die Ämter in Eurem Gouvernement besetzt.«

»Was habe ich denn getan, Madame,« fragte der Herzog voll Verwunderung, »und was ist denn geschehen?« – »Es ist zum Gouverneur

von Vayres ein Mann ernannt worden, der mit seinen Kanonen nach dem König geschossen hat; ... mehr nicht.«

»Von mir, Madame?« rief der Herzog; »Eure Majestät irrt sich offenbar. Ich habe den Gouverneur von Vayres nicht ernannt, wenigstens nicht, daß, ich wüßte. Die Ernennung Richons muß von den Ministern Eurer Majestät herrühren.«

»Dann unterzeichnen meine Minister Epernon,« erwiderte die Königin mit scharfem Tone.

»Wieso?« – »Allerdings, da sich diese Unterschrift auf dem Patente des Herrn Richon findet.«

»Unmöglich, Madame,« entgegnete der Herzog.

Die Königin zuckte die Achseln. – »Unmöglich!« sagte sie. »Wohl, so lest.«

Und sie nahm ein auf dem Tische liegendes Patent und gab es dem Herzog.

Herr von Epernon ergriff das Patent, durchlief es mit gierigen Blicken, untersuchte jede Falte des Papiers, jedes Wort, jeden Buchstaben und war ganz bestürzt; eine furchtbare Erinnerung durchzuckte seinen Geist.

»Kann ich diesen Herrn Richon sehen?« fragte er.

»Nichts leichter,« antwortete die Königin; »ich habe ihn in dem Zimmer nebenan warten lassen, um Euch dieses Vergnügen zu bereiten.«

»Man führe den Elenden herein,« rief sie den Wachen zu.

Die Wachen gingen hinaus, und einen Augenblick nachher wurde Richon mit gebundenen Händen eingeführt. Der Herzog schritt auf ihn zu und heftete auf den Gefangenen einen Blick, den dieser mit seiner gewöhnlichen Würde aushielt.

»Legt ihm einen Mantel auf die Schultern, bindet ihm eine Maske vor das Gesicht,« sagte der Herzog, »und gebt mir eine angezündete Kerze.«

Sofort vollzog man die zwei ersten Befehle und brachte die Kerze. Der Herzog näherte das Patent dem Lichte, und bei der Wärme der Flamme erschien ein mit sympathetischer Tinte unter die Unterschrift gezeichnetes doppeltes Kreuz auf dem Papier.

Bei diesem Anblick erheiterte sich die Stirn des Herzogs, und er rief: »Madame, dieses Patent ist allerdings von mir unterzeichnet, aber es war weder für Herrn Richon, noch für einen andern bestimmt, sondern ist mir von diesem Menschen betrügerisch abgerungen worden; doch ehe ich dieses Blankett aus den Händen gab, hatte ich auf das Papier ein Zeichen gemacht, das Eure Majestät darauf sehen kann, und dieses Zeichen dient als schlagender Beweis gegen den Schuldigen. Schaut!«

Die Königin nahm gierig das Papier und beschaute es, wählend ihr der Herzog die Marke mit dem Ende des Fingers zeigte.

»Ich verstehe kein Wort von der Anschuldigung, die Ihr gegen mich vorbringt,« sagte Richon ganz einfach.

»Wie,« rief der Herzog, »Ihr wart nicht der verlarvte Mann, dem ich dieses Papier auf der Dordogne zugestellt habe?« – »Ich habe vor diesem Tage nie mit Eurer Herrlichkeit gesprochen,« antwortete Richon mit kaltem Tone.

»Wart Ihr es nicht, so war es ein von Euch abgesandter Mann, der an Eurer Stelle erschien.«

»Es würde mir nichts nützen, wollte ich die Wahrheit verbergen,« sagte Richon stets mit derselben Ruhe; »dieses Patent, Herr Herzog, habe ich von der Frau Prinzessin von Condé aus den Händen des Herrn Herzogs von Larochefoucault erhalten; es war mit meinem Namen und Vornamen von Herrn Lenet, dessen Handschrift Ihr vielleicht kennt, ausgefüllt. Wie das Patent in die Hände der Frau Prinzessin gelangte, ist mir völlig unbekannt, kümmert mich sehr wenig und geht mich nichts an.« »Ah! Ihr glaubt?« versetzte der Herzog mit höhnischem Tone.

Darauf näherte er sich der Königin und erzählte ihr eine ziemlich lange Geschichte, der Anna von Österreich ihre ganze Aufmerksamkeit schenkte; es war die Mitteilung von Cauvignacs Angeberei und das Abenteuer auf der

Dordogne; als Frau begriff die Königin vollkommen die Regung der Eifersucht des Herzogs.

Sobald er geendigt hatte, sagte sie: »Das ist nur eine Schändlichkeit, die noch zum Hochverrat hinzukommt; wer kein Bedenken trug, auf seinen König zu schießen, konnte auch das Geheimnis einer Frau verkaufen.«

»Man muß ihm sein Urteil fällen,« sagte die Königin. »Versammelt den Kriegsrat, wobei Ihr den Vorsitz führt, Herr Herzog von Epernon. Wählt Eure Beisitzer und dann rasch zu Werke gegangen.«

»Madame,« sagte Richon, »es ist kein Kriegsrat zu versammeln, kein Urteil zu fällen. Ich bin Gefangener auf das Wort des Herrn Marschalls de La Meilleraye; ich bin freiwilliger Gefangener, denn ich konnte Vayres mit meinen Soldaten verlassen, ich konnte vor oder nachher fliehen und habe es nicht getan.«

»Ich verstehe mich nicht auf solche Angelegenheiten,« sagte die Königin, »habt Ihr gute Gründe, so macht sie vor den Richten geltend. Könnt Ihr hier nicht bequem Sitzung halten, Herr Herzog?«

»Ja, Madame,« antwortete dieser; und er wählte zwölf Offiziere im Vorzimmer und bildete auf der Stelle das Tribunal.

Der Prozeß wurde mit größter Beschleunigung durchgeführt, um so mehr, als Richon, der bald die Nutzlosigkeit alles Argumentierens einsah, sich in verächtliches Schweigen hüllte. Innerhalb einer Stunde war alles getan, der Referent beantragte die Todesstrafe und sämtliche Richter stimmten ihm bei.

Richon hörte das Urteil, als sei er nur Zuschauer gewesen, und wurde, immer unempfindlich und stumm, noch während der Sitzung dem Generalprofoß übergeben.

Der Herzog von Evernon begab sich zur Königin; er fand sie in vortrefflicher Laune und wurde von ihr zur Tafel geladen. Der Herzog, der sich in Ungnade glaubte, nahm die Einladung an und ging zu Nanon, um ihr von dem guten Stande der Dinge Mitteilung zu machen.

Er erzählte ihr, daß die Ernennung zum Kommandanten von Vayres mittels des ihm damals von dem Angeber erpreßten Blanketts erfolgt sei, daß man aber den Schuldigen nun in Händen habe.

»Und dieser Mensch,« fragte die erschreckte Nanon mit zitternder Stimme, »was habt Ihr mit ihm gemacht?«

»Ah! wahrhaftig,« antwortete der Herzog, »Ihr sollt selbst sehen, was wir mit ihm gemacht haben; ja,« fügte er aufstehend hinzu, »das macht sich vortrefflich, hebt diesen Vorhang auf, oder öffnet nur das Fenster; es ist ein Feind des Königs, und den kann man wohl hängen sehen.«

»Hängen!« rief Nanon, »was sagt Ihr, Herr Herzog? hängen will man, ihn?«

»Ja, meine Schöne. Seht Ihr unter der Halle an jenem Balken den baumelnden Strick, seht Ihr das Volk herbeilaufen? Bemerkt Ihr die Füsiliere, die den Mann bringen, dort unten, links? Seht, der König stellt sich an sein Fenster.«

Nanons Herz hob sich in ihrer Brust und schien bis in ihre Kehle emporzusteigen; sie hatte jedoch mit einem raschen Blicke gesehen, daß der Mann, den man herbeiführte, nicht, wie sie bisher gefürchtet hatte, Cauvignac war.

»Gut, gut,« sagte der Herzog, »Herr Richon wird kurzweg gehängt, das wird den Burschen die Frauen verleumden lehren.«

»Aber,« rief Nanon, den Herzog bei der Hand ergreifend und alle ihre Kräfte zusammenraffend, »aber dieser Unglückliche ist nicht schuldig; er ist vielleicht ein tapferer Soldat; er ist am Ende ein ehrlicher Mann; Ihr laßt einen Unschuldigen ermorden.«

»Nein, nein, Ihr täuscht Euch sehr, meine, Liebe; er ist Fälscher und Verleumder. Überdies, wäre er auch rechtmäßig Gouverneur von Vayres, so bliebe er immerhin Hochverräter: und das genügte, ihm den Hals zu kosten.«

»Ah, mein Gott! mein Gott! Irgend etwas sagt mir, daß dieser Mann unschuldig ist,« rief Nanon, »und daß sein Tod allen Unglück bringen wird. Oh! Herr, in des Himmels Namen, gewährt mir die Begnadigung dieses Mannes.«

»Unmöglich, meine Teure, die Königin selbst hat ihn verurteilt, und da habe ich keine Gewalt mehr.«

Nanon stieß einen Seufzer aus, der einem Ächzen glich.

In diesem Augenblick war Richon unter der Halle angelangt; man führte ihn, der immer ruhig und schweigsam blieb, bis zu dem Balken, von dem der Strick herabhing; eine Leiter war zum voraus aufgerichtet und harrte seiner. Richon stieg diese Leiter mit festem Tritte hinauf und beherrschte mit seinem majestätischen Haupte die Menge, auf die sich sein mit kalter Verachtung bewaffneter Blick heftete. Der Profoß schlang ihm nun den Knoten um den Hals, und der Ausrufer erklärte mit lauter Stimme, der König lasse dem Sieur Etienne Richon, Fälscher, Verräter und Bauern, sein Recht widerfahren.

»Wir leben in einer Zeit,« sagte Richon, »wo es besser ist, ein Bauer zu sein, wie ich, als Marschall von Frankreich zu heißen.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Leiter unter ihm weggezogen wurde und sein Körper an dem unseligen Balken hin und her schwankte.

Eine allgemeine Bewegung des Schreckens zerstreute die Menge, ohne daß ein einziger Ruf: »Es lebe der König!« sich hörbar machte, obgleich jeder die Majestäten noch an ihrem Fenster sehen konnte.

»Nun,« sagte der Herzog, »ich glaube, diese Hinrichtung wird als gutes Beispiel dienen, und ich bin neugierig, was die Bordolesen tun werden, wenn sie erfahren, daß man ihre Gouverneure hängt.«

Bei diesen Worten brach Nanon bei dem Gedanken an das, was die Bordolesen tun könnten, ohnmächtig zusammen.

Fünfzehntes Kapitel.

In dem Augenblick, wo in Libourne das soeben von uns erzählte furchtbare Drama stattfand, schrieb Frau von Cambes an Canolles:

»Abermals eine Verzögerung, mein Freund. In der Minute, wo ich Euern Namen der Frau Prinzessin nennen und sie um ihre Einwilligung zu unserer Verbindung bitten wollte, kam die Nachricht von der Einnahme von Bayres, welche die Worte auf meinen Lippen in Eis verwandelte; aber ich weiß, was Ihr leiden müßt, und besitze nicht die Kraft, zugleich Euren Schmerz und den meinigen zu ertragen. Wir dürfen unser Schicksal nicht länger von den zufälligen Ereignissen dieses Krieges abhängen lassen... Morgen, mein Freund, morgen abend um sieben Uhr werde ich Eure Frau sein.

»Vernehmt meinen Plan; es ist höchst wesentlich, daß Ihr Euch in allen Stücken danach richtet.

»Ihr bringt den Nachmittag bei Frau von Lalasne zu. Man wird spielen; spielt wie die andern, nehmt jedoch keine Einladung zum Abendessen an; mehr, noch, wenn der Abend gekommen ist, entfernt Eure Freunde, die etwa zugegen sind. Wenn Ihr dann allein seid,, werdet Ihr einen Boten eintreten sehen, der Euch bei Eurem Namen rufen wird; wer es auch sein mag, folgt ihm mit Vertrauen, denn er kommt in meinem Auftrag, und seine Sendung besteht darin, daß er Euch in die Kapelle zu führen hat, in der ich Euer harre.

»Ich wollte, es wäre in der Karmeliterkirche, mit der bereits so süße Erinnerungen für mich verknüpft sind; aber ich wage es doch nicht, dies zu hoffen; es wird übrigens doch der Fall sein, wenn man die Kirche für uns schließen will.

»In Erwartung dieser Stunde tut mit meinem Briefe, was Ihr mit meiner Hand tut, wenn ich sie Euch zu entziehen vergesse. Heute sage ich Euch auf morgen, morgen sage ich Euch auf immer.«

Canolles befand sich gerade in einem von seinen menschenfeindlichen Augenblicken, als er diesen Brief erhielt; den ganzen vorhergehenden Tag, den ganzen Morgen hatte er nichts von Frau von Cambes gesehen, obgleich er im Verlauf von vierundzwanzig Stunden vielleicht zehnmal vor ihren Fenstern vorübergegangen war. Da trat in seinem Innern die gewöhnliche Gegenwirkung des Verliebten ein. Er beschuldigte die Vicomtesse der Koketterie, er zweifelte an ihrer Liebe; er klammerte sich in Gedanken unwillkürlich wieder an Nanon, die Gute, die Ergebene, die Glühende, die sich fast eine Ehre aus dieser Liebe machte, aus der sich Claire eine Schande zu machen schien, und er seufzte, der Arme, zwischen der befriedigten Liebe, die nicht erlöschen konnte, und der begehrlichen Liebe, die sich nicht befriedigen ließ, aber der Brief der Vicomtesse entschied alles zu ihren Gunsten.

Sie lieben, von ihr geliebt sein, sie in Herz und Seele und Person besitzen, sie in voller Unabhängigkeit besitzen, denn Frau von Cambes verlangte nicht einmal von ihm, daß er seine Gesinnung der Partei, der Frau Prinzessin opfere... sie forderte nur Liebe von ihm, der glücklichste, der reichste Offizier der Armee des Königs werden – denn warum den Reichtum vergessen, der nichts verdirbt? – war dies nicht eine größere, wenn man so sagen darf, stolzere Seligkeit, als er sich je in seinen süßesten Träumen zu ersehnen gewagt hatte?

Canolles war so sehr mit seinem Glücke beschäftigt, daß er, als er um zwei Uhr nach dem Hause der Präsidentin über den Kai schritt, seinen Freund Ravailly nicht gewahrte, der ihm von einem Schiff auf der Garonne tausend Zeichen machte. Die glücklichen Verliebten wandern so leichten Schrittes, daß sie die Erde nicht zu berühren scheinen. Canolles war also bereits fern, als Ravailly landete:

Kaum am, Ufer, gab der letztere mit kurzem Tone den Leuten im Kahne einige Befehle, und eilte nach der Wohnung der Frau von Condé.

Die Prinzessin saß bei der Tafel und ließ Ravailly auf die Meldung sofort eintreten; aber er war so bleich, sein Gesicht war so verstört, daß sie schon bei seinem Anblick vermutete, daß er ein Unglücksbote sei.

»Was gibt es, Kapitän?« sagte sie, »was ist Neues vorgefallen?« – »Entschuldigt, Madame, daß ich so vor Eurer Hoheit erscheine, aber ich dachte, die Kunde, die ich zu überbringen hätte, dürfte keinen Aufschub dulden.« Mit bebender Stimme berichtete Ravailly von der Anklage gegen Richon, von der Einsetzung seines Kriegsgerichts und seinem schimpflichen Tode.

Als die Prinzessin diese Kunde vernahm, sprang sie von ihrem Sitze auf, als ob sie von einer unsichtbaren Feder bewegt worden wäre. Lenet stieß einen Schmerzensschrei aus. Frau von Cambes, die sich erhoben hatte, fiel auf ihren Stuhl zurück und fuhr nach ihrem Herzen, wie man es macht, wenn man eine tiefe Wunde erhalten hat; sie war ohnmächtig.

»Bringt die Vicomtesse weg,« sagte der Herzog von Larochefoucault, »wir haben in diesem Augenblick keine Zeit, uns um ohnmächtige Damen zu kümmern.«

Zwei Frauen trugen die Vicomtesse hinaus.

»Das ist eine scharfe Kriegserklärung,« sagte der Herzog unempfindlich.

»Das ist schändlich!« sagte die Prinzessin.

»Das ist grausam!« rief Lenet.

»Das ist unpolitisch!« sagte der Herzog.

»Aber ich hoffe, wir werden uns rächen und zwar auf eine nachdrückliche Weise!« rief die Prinzessin.

»Ich habe meinen Plan,« sagte Frau von Tourville, die noch nichts gesagt hatte; »Repressalien, Hoheit, Repressalien!«

»Wartet einen Augenblick, Madame,« erwiderte Lenet. »Teufel, wie rasch Ihr zu Werke geht. Die Sache ist so ernst, daß man wohl überlegen muß.«

»Nein, mein Herr, im Gegenteil, auf der Stelle,« sagte Frau von Tourville; »je schneller der König geschlagen hat, desto mehr müssen wir uns beeilen, mit demselben Schlage zu antworten.«

»Ei! Madame,« rief Lenet, »Ihr sprecht in der Tat vom Blutvergießen, als ob Ihr Königin von Frankreich wärt. Sagt Eure Meinung wenigstens erst, wenn Ihre Hoheit Euch darum fragt.«

»Madame hat recht,« rief der Kapitän der Garden, »Repressalien, so lautet das Kriegsgesetz.«

»Hört,« versetzte der Herzog von Larochefoucault, stets ruhig und unempfindlich, »wir wollen die Zeit nicht mit Worten verlieren. Die Nachricht wird die Stadt durchlaufen, und in einer Stunde vermögen wir weder mehr die Ereignisse, noch die Leidenschaften, noch die Menschen zu beherrschen. Die erste Sorge Eurer Hoheit muß es sein, eine so feste Stellung zu nehmen, daß man sie für unerschütterlich hält.«

»Wohl,« erwiderte die Prinzessin, »ich übertrage Euch diese Sorge, Herr Herzog, und verlasse mich ganz und gar darauf, daß Ihr meine Ehre und Eure Zuneigung rächen werdet, denn ehe Richon in meinen Dienst trat, war er in dem Eurigen; ich erhielt ihn von Euch, und Ihr übergabt ihn mir mehr als einen Eurer Freunde, denn als einen Eurer Diener.«

»Seid unbesorgt,« sagte der Herzog, »ich werde mich dessen, was ich Euch, mir und diesem armen Toten schuldig bin, wohl erinnern.«

Er näherte sich dem Kapitän der Garden und sprach lange ganz leise mit ihm, während sich die Prinzessin, Frau von Tourville und Lenet, der sich voll Schmerz an die Brust schlug, entfernten.

Die Vicomtesse war an der Tür. Als sie wieder zu sich kam, war ihr erster Gedanke, zu Frau von Condé zurückzukehren; Claire traf sie auf dem Wege, aber mit einem so strengen Gesicht, daß sie sie nicht persönlich zu fragen wagte.

»Mein Gott! mein Gott! was wird man machen?« lief die Vicomtesse schüchtern und wie zum Gebete die Hände faltend.

»Man wird sich rächen,« antwortete Frau von Tourville mit Majestät.

»Sich rächen! und wie?« fragte Claire.

Frau von Tourville ging weiter, ohne sich zu einer Antwort herbeizulassen.

»Sich rächen!« wiederholte Claire. »Oh! Herr Lenet, was will sie damit sagen?«

»Madame,« antwortete Lenet, »wenn Ihr einigen Einfluß auf die Prinzessin habt, gebraucht ihn, daß sie nicht unter dem Namen von Repressalien einen furchtbaren Mord begeht.«

Und er ging ebenfalls vorüber und ließ Claire ganz erschrocken zurück.

In diesem Augenblick ergriff Frau von Cambes die Erinnerung an den geliebten Mann so stark, daß sie nicht widerstehen konnte; sie hörte in ihrem Herzen gleichsam eine traurige Stimme von dem abwesenden Freunde sprechen; sie stieg mit voller Hast in ihre Wohnung hinauf, begann rasch sich anzukleiden, um zu dem Stelldichein zu gehen, als sie wahrnahm, daß es erst in drei bis vier Stunden statthaben sollte.

Canolles hatte sich inzwischen der ihm von der Vicomtesse gegebenen Vorschrift gemäß bei Frau von Lalasne eingefunden. Es war der Geburtstag des Präsidenten, und man gab ihm eine Art von Fest. Da man gerade in der schönsten Jahreszeit war, versammelte sich die ganze Gesellschaft im Garten, wo man auf einem großen, Rasen ein Ringspiel eingerichtet hatte. Canolles, der eine außerordentliche Gewandtheit und sehr viel Anmut besaß, nahm sogleich am Spiele teil und fesselte mit seiner Geschicklichkeit den Sieg beständig an seine Seite.

Die Damen lachten ober die Ungeschicklichkeit seiner Nebenbuhler und bewunderten seine Gewandtheit; bei jedem neuen Schlag, den er tat, erschollen lange, anhaltende Bravos, die Taschentücher flatterten in der Luft.

Doch das befriedigte Canolles nur wenig. Je näher die erwartete Stunde kam, desto häufiger wandten sich seine Blicke nach dem Gitter, durch das die Gäste aus und ein gingen, und durch das natürlich auch der verheißene Bote kommen mußte.

Plötzlich bemerkte er, daß sich da und dort unter den Versammelten Gruppen bildeten, leise miteinander sprachen und ihn mit einer seltsamen, wie es schien, schmerzlichen Teilnahme anschauten. Anfangs schrieb er diese Teilnahme seiner Person und seiner Geschicklichkeit zu, bald aber nahm er wahr, daß etwas Schmerzliches in dieser Aufmerksamkeit lag. Lächelnd näherte er sich einer von den Gruppen; die Personen, aus denen sie bestand, suchten ebenfalls zu lächeln, aber ihr Wesen verriet eine gewisse Verlegenheit, und die, welche nicht mit Canolles sprachen, entfernten sich.

Canolles wandte sich um; er sah, daß nach und nach alle Gäste verschwanden. Es war, als hätte sich plötzlich eine unselige Kunde in der Versammlung verbreitet und alles mit Schrecken und Schauder erfüllt. Der Präsident Lalasne ging, eine Hand am Kinn, die andere auf der Brust, mit finsterer Miene hinter ihm hin und her. Die Präsidentin, die ihre Schwester am Arm hielt, benutzte einen Augenblick, wo sie niemand sehen konnte, machte einen Schritt auf Canolles zu und sagte, ohne das Wort an irgend jemand zu richten, mit einem Tone, der die Seele des jungen Mannes im höchsten Grade in Unruhe versetzte: »Wäre ich Kriegsgefangener, selbst auf Ehrenwort, so würde ich aus Furcht, man könnte mir gegenüber das gegebene Wort nicht halten, auf ein gutes Pferd springen und nach dem Flusse jagen; ich gäbe einem Schiffer zehn, zwanzig, hundert Louisdor, wenn es sein müßte, aber ich würde mich davonmachen.«

Canolles schaute die Frauen erstaunt an, und diese machten gleichzeitig ein Zeichen des Schreckens, das für ihn unbegreiflich blieb. Er wollte sich die Erklärung der Worte erbitten, aber sie entflohen, wie Gespenster, wobei die eine den Finger auf den Mund legte, um ihm anzudeuten, er möge schweigen, während die andere den Arm emporhob, um ihm zu bezeichnen, er möge fliehen.

Zn diesem Augenblick erscholl der Name Canolles am Gitter.

Der junge Mann bebte am ganzen Leibe. Dieser Name sollte von dem Boten von Frau von Cambes ausgesprochen werden. Er stürzte nach dem Gitter.

»Ist der Herr Baron von Canolles hier?« fragte eine rauhe Stimme.

»Ja,« rief Canolles, nur an Claire denkend, »ja, hier bin ich!«

»Ihr seid Herr von Canolles?« sagte nun ein Sergeant, die Schwelle des Gitters überschreitend, hinter dem er gestanden hatte.

»Ja, mein Herr.«

»Der Gouverneur der Insel Saint-George?« – »Ja.«

»Der Exkapitän vom Regiment Navailles?« – »Ja.«

Wer Sergeant wandte sich um, machte ein Zeichen, und vier hinter einem Wagen verborgene Soldaten rückten sogleich vor. Der Wagen selbst fuhr so nahe heran, daß sein Fußtritt die Schwelle des Gitters berührte; der Sergeant forderte Canolles auf, einzusteigen. Der junge Mann schaute umher, er war ganz allein und sah nur in der Ferne unter den Bäumen, wie zwei Schatten, Frau von Lalasne und ihre Schwester, die ihn, aneinander angelehnt, voll Mitleid zu betrachten schienen.

»Bei Gott!« sagte Canolles zu sich selbst, denn er begriff durchaus nicht, was vorging, »bei Gott! Frau von Cambes hat da ein seltsames Geleit gewählt. Aber,« fügte er, über seine eigenen Gedanken lächelnd, hinzu, »wir wollen in Beziehung auf die Wahl der Mittel nicht heikel sein.«

»Wir warten auf Euch, Kommandant,« sagte der Sergeant.

»Verzeiht, meine Herren, hier bin ich,« erwiderte Canolles und stieg in den Wagen. Der Sergeant und zwei Soldaten stiegen mit ihm ein; die anderen setzten sich, der eine neben den Kutscher, der andere hinten auf, und die plumpe Maschine entfernte sich so schnell, als zwei kräftige Pferde sie fortziehen konnten.

Das alles war sonderbar und fing an Canolles zu denken zu geben; er wandte sich auch an den Sergeanten und fragte: »Nun, da wir allein sind, mein Herr, könnt Ihr mir wohl sagen, wohin Ihr mich führt?«

»Zuerst ins Gefängnis,« antwortete der Mann, an den die Frage gerichtet war.

Canolles schaute den Mann äußerst erstaunt an und entgegnete: »Wie, ins Gefängnis? Kommt Ihr nicht im Auftrage einer Frau?« – »Allerdings.«

»Und diese Frau ist nicht die Vicomtesse von Cambes?« – »Nein, mein Herr, die Frau Prinzessin von Condé.«

»Die Frau Prinzessin von Condé!« rief Canolles.

»Armer junger Mann!« murmelte eine Frau, die eben vorüberging, und machte das Zeichen des Kreuzes.

Canolles fühlte, wie ein jäher Schauer seine Adern durchlief.

Etwas entfernter blieb ein Mann, der mit einer Pike in der Hand auf der Straße einherschritt, plötzlich still stehen, als er den Wagen und die Soldaten erblickte. Canolles neigte sich heraus; ohne Zweifel erkannte ihn dieser Mann, denn er zeigte ihm die Faust mit einem drohenden, wütenden Ausdruck.

»Oh! sie sind wahre Narren in Eurer Stadt,« sagte Canolles, indem er noch zu lächeln versuchte; »bin ich denn seit einer Stunde ein Gegenstand des Mitleids oder des Hasses geworden, daß mich die einen beklagen und die andern bedrohen?«

»Oh, mein Herr,« antwortete der Sergeant, »die, welche Euch beklagen, haben nicht unrecht, und die, welche Euch bedrohen, könnten wohl recht haben.«

»Wenn ich nur wenigstens verstände ...«

»Ihr werdet sogleich verstehen,« erwiderte der Sergeant.

Man langte vor dem Tore des Gefängnisses an und ließ Canolles mitten unter dem Volke, das sich zu versammeln anfing, aussteigen. Nur hieß man ihn, statt ihn in sein gewöhnliches Zimmer zu führen, in einen mit Wachen gefüllten Kerker hinabgehen.

»Ich muß doch am Ende erfahren, woran ich mich zu halten habe,« sagte Canolles zu sich selbst.

Er zog daher zwei Louisdor aus der Tasche, näherte sich einem Soldaten und drückte sie ihm in die Hand.

»Nimm, mein Freund,« sagte Canolles, als er nichts annehmen wollte, zu ihm, »denn die Frage, die ich an dich richten will, kann dich in keiner Beziehung gefährden.«

»So sprecht, Kommandant,« erwiderte der Soldat und steckte vorläufig die zwei Louisdor in die Tasche.

»Nun, ich möchte gern die Ursache meiner plötzlichen Verhaftung erfahren.«

»Wißt Ihr denn nichts von dem Tode des armen Herrn Richon?«

»Richon ist tot!« rief Canolles und stieß einen Schrei des tiefsten Schmerzes aus, denn man erinnert sich, daß sie eine innige Freundschaft verband. »Mein Gott! Ist er erschossen worden?«

»Nein, mein Kommandant, man hat ihn gehängt.«

»Gehängt!« murmelte Canolles erbleichend und die Hände faltend; und er schaute seine düstere Umgebung und die wilde Miene seiner Wächter an und fügte hinzu: »Gehängt! Teufel! das könnte wohl meine Heirat auf unbestimmte Zeit vertagen!«

Sechzehntes Kapitel.

Frau von Cambes hatte ihre Toilette, eine einfache, reizende Toilette, beendigt; sie warf eine Art von Mantel über ihre Schultern und machte Pompée ein Zeichen, ihr voranzugehen: es war beinahe Nacht, und da sie zu Fuße weniger bemerkt zu werden glaubte, als in einer Karosse, hatte sie Befehl gegeben, ihren Wagen am Ausgang der Karmeliterkirche in der Nähe einer Kapelle warten zu lassen, in der sie getraut werden sollte. Pompée stieg die Treppe hinab, und die Vicomtesse folgte ihm.

Unten an der Treppe, als die Vicomtesse an dem Saale hinschritt, in dem ein gewaltiger Lärm herrschte, begegnete sie Frau von Tourville, die den Herzog von Larochefoucault, sich eifrig mit ihm besprechend, nach dem Kabinett der Prinzessin fortzog.

»Oh! ich bitte, Madame, nur ein Wort,« sagte sie: »was hat man beschlossen?«

»Mein Plan ist angenommen,« rief Frau von Tourville triumphierend.

»Und worin bestand Euer Plan, Madame? ich kenne ihn nicht.«

»Die Repressalien, meine Liebe, die Repressalien!«

»Verzeiht, Madame, aber ich bin unglücklicherweise nicht so mit den Kriegsausdrücken vertraut, wie Ihr; was versteht Ihr unter Repressalien?« – »Das ist ganz einfach, liebes Kind.«

»So erklärt Euch doch.«

»Nicht wahr, sie haben einen Offizier der Herren Prinzen gehängt?« – »Ja; nun?«

»Nun, wir wollen in Bordeaux einen Offizier der königlichen Armee suchen und ihn ebenfalls aufhängen.«

»Großer Gott!« rief Frau von Cambes erschrocken, »was sagt Ihr da, Madame?«

»Herr Herzog,« fuhr die Witwe fort, ohne daß es schien, als bemerkte sie Claires Schrecken, »hat man nicht bereits den Gouverneur verhaftet, der auf Saint-George kommandierte?«

»Ja, Madame,« antwortete der Herzog.

»Herr von Canolles ist verhaftet?« rief Claire.

»Ja, Madame,« erwiderte der Herzog mit kaltem Tone; »Canolles ist verhaftet oder wird es werden; der Befehl ist in meiner Gegenwart gegeben

worden, und ich habe die mit der Ausführung beauftragten Leute abgehen sehen.«

»Man wußte also, wo er war?« fragte Claire mit einer letzten Hoffnung.

»Er war in dem kleinen Hause unseres Wirtes, des Herrn Präsidenten Lalasne, wo er, wie man mir sagt, mit großem Erfolg das Ringspiel betrieb.« Claire stieß einen Schrei aus; Frau von Tourville wandte sich erstaunt um; der Herzog schaute die junge Frau mit unmerklichem Lächeln an.

»Herr von Canolles ist verhaftet!« sagte die Vicomtesse; »mein Gott, was hat er denn getan, was hat er mit dem furchtbaren Ereignis zu tun, das uns trostlos macht?«

»Was er damit zu tun hat? Alles, meine Liebe. Ist er nicht ein Gouverneur wie Richon?«

Claire wollte sprechen, aber ihr Herz schnürte sich dergestalt zusammen, daß das Wort auf ihren Lippen zu Eis würde. Den Herzog beim Arm fassend und ihn voll Schrecken anschauend, gelang es ihr jedoch zu murmeln: »Oh! nicht wahr, Herr Herzog, das ist nur eine Finte, nur ein Schein, und weiter nichts? Man kann doch einem Gefangenen auf Ehrenwort nichts tun?«

»Madame, Richon war ebenfalls Gefangener auf Ehrenwort.«

»Herr Herzog, ich flehe Euch an...«

»Erspart Euch die Bitten, Madame, sie sind fruchtlos. Ich vermag nichts in dieser Angelegenheit, der Rat allein wird entscheiden.« Claire ließ Herrn von Larochefoucaults Arm los und lief geradenweges in das Kabinett der Frau von Condé, Lenet ging bleich und bewegt mit großen Schritten auf und ab; Frau von Conds sprach mit dem Herzog von Bouillon.

Frau von Cambes schlich sich, leicht und bleich wie ein Schatten, zu der Prinzessin.

»Oh! Madame, im Namen des Himmels, eine Unterredung von einer Sekunde, ich flehe Euch an.«

»Ah, du bist es, Kleine; ich habe in diesem Augenblick keine Mußе dazu,« antwortete die Prinzessin; »aber nach dem Rate gehöre ich ganz dir.« »Madame, Madame, gerade vor dem Rate muß ich Euch sprechen.«

Die Prinzessin war auf dem Punkte, nachzugeben, als eine Tür, der gegenüber, durch welche die Vicomtesse eingetreten war, sich öffnete und Herr von Larochefoucault erschien.

»Madame,« sagte er, »der Rat ist versammelt und erwartet ungeduldig Eure Hoheit.«

»Du siehst, Kleine,« sagte Frau von Condé, »es ist mir in diesem Augenblick unmöglich, dich zu hören; aber komm mit uns in den Rat, und wenn er beendigt ist, gehen wir miteinander und plaudern.«

Es gab für Claire kein Mittel, auf ihrer Bitte zu beharren. Durch die furchtbare Geschwindigkeit, mit der die Ereignisse sich entwickelten, fing die arme Frau an, von einem Schwindel befallen zu werden; sie befragte alle Blicke, sie deutete sich alle Gebärden, ohne etwas zu sehen, ohne zu begreifen, worum es sich handele, ohne daß ihre Tatkraft sie diesem furchtbaren Traume zu entziehen vermochte.

Die Prinzessin begab sich in den Saal. Claire folgte ihr mechanisch, ohne zu bemerken, daß Lenet ihre eisige Hand gefaßt hatte, die sie wie ein Leichnam herabhängen ließ. Man trat in das Ratszimmer; es mochte ungefähr acht Uhr abends sein.

Der Versammlungsort war ein weiter düsterer Saal. Eine Art von Estrade war zwischen den beiden Türen errichtet worden, die den zwei Fenstern gegenüber lagen, durch die der letzte Schimmer des verscheidenden Tages eindrang. Auf dieser. Estrade standen zwei Lehnstühle, der eine für Frau von Condé, der andere für den Herzog von Enghien. Von jeder Seite dieser Lehnstühle ging eine Reihe von Tabourets aus, welche für die Frauen bestimmt waren, die den Geheimrat Ihrer Hoheit bildeten. Alle anderen Richter mußten sich auf die zu diesem Zwecke aufgestellten Bänke setzen.

Der Herzog von Bouillon stützte sich auf den Lehnstuhl der Frau Prinzessin, der Herzog von Larochefoucault auf den des kleinen Prinzen.

Lenet setzte sich dem Gerichtsschreiber gegenüber; neben ihm stand, zitternd und völlig verwirrt, Frau von Cambes.

Es traten sechs Offiziere der Armee Condés, sechs Offiziere vom städtischen Heere, und sechs Schöffen ein und nahmen ihre Plätze auf den Bänken.

Zwei Kandelaber, jeder drei Kerzen tragend, beleuchteten allein diese improvisierte Versammlung; sie standen auf einem Tische vor der Frau Prinzessin und setzten die Hauptgruppe ins Licht, während die übrigen Anwesenden allmählich sich mit dem Schatten vermischten, je mehr sie sich von dem schwachen Mittelpunkte der Helle entfernten.

Soldaten des prinzlichen Heeres bewachten, die Hellebarde in der Hand, die Eingänge.

Man hörte außen den Lärm der brüllenden Menge. Der Schreiber rief die Namen auf, jeder erhob sich, sobald die Reihe an ihn kam, und antwortete.

Dann setzte der Berichterstatter die Angelegenheit auseinander; er erzählte die Einnahme von Bayres, den Wortbruch von Herrn de La Meilleraye, den entehrenden Tod Richons.

Ein besonders dazu aufgestellter Offizier, der zum voraus hierzu Befehl erhalten hatte, öffnete in diesem Augenblick ein Fenster, und es drang ein wahrer Strom von Stimmen ein, welche riefen: »Rache für den tapferen Richon! Tod den Mazarinern!«

So bezeichnete man die Royalisten.

»Ihr hört, was die Stimme des Volkes verlangt,« sagte Herr von Larochefoucault. »In zwei Stunden wird sich dieses Volk selbst Gerechtigkeit verschafft haben. Urteilen wir also, meine Herren, und zwar ohne Verzug.«

Die Prinzessin stand auf und rief: »Und warum urteilen? Wozu ein Urteil? Ihr habt das Urteil soeben vernommen, das Volk von Bordeaux hat es gesprochen.«

»In der Tat,« sagte Frau von Tourville, »nichts ist einfacher, als die Lage der Dinge. Es ist die Strafe der Wiedervergeltung, und nichts anderes. Das müßte sich ohne weiteres von Profoß zu Profoß abmachen.«

Lenet konnte nicht länger zuhören; er sprang von seinem Platze aus mitten in den Kreis und rief:

»Ah! kein Wort mehr, ich bitte Euch, Madame, denn eine solche Ansicht wäre zu unheilvoll. Ihr vergeßt, daß selbst die königliche Gewalt, als sie auf eine schändliche Weise strafte, die Achtung vor den gesetzlichen Formen wahrte und die Strafe durch einen Spruch von Richtern bestätigen ließ.«

»Ah! ich darf nur ein Wort aussprechen, und Herr Lenet ist sicher der entgegengesetzten Meinung,« erwiderte Frau von Tourville. »Leider steht diesmal meine Meinung im Einklang mit der Ihrer Hoheit.«

»Ja, leider,« sagte Lenet.

»Mein Herr!...« rief die Prinzessin.

»Ei! Madame, wahrt wenigstens den Schein,« entgegnete Lenet; »wird es Euch nicht immer freistehen, zu verurteilen?«

»Herr Lenet hat recht,« sagte der Herzog von Larochefoucault; »der Tod eines Menschen ist eine zu ernste Sache, besonders unter solchen Umständen, als daß wir die Verantwortlichkeit auf einem Haupte lasten lassen dürften, und wäre es auch ein fürstliches Haupt.«

Dann sich an das Ohr der Prinzessin neigend, sagte er so, daß es nur die Gruppe der Vertrauten allein hören konnte: »Madame, vernehmt die Meinung aller, und behaltet zur Urteilsprechung nur die, deren Ihr sicher seid. Auf diese Art haben wir nicht zu befürchten, unsere Rache könnte uns entgehen.«

»Einen Augenblick,« sagte Herr von Bouillon, sich auf seinen Stock stützend und sein gichtisches Bein aufhebend, »Ihr habt davon gesprochen, man solle die Verantwortlichkeit von dem Haupte der Prinzessin entfernen; ich weise sie nicht zurück, aber ich verlange, daß die übrigen sie mit mir teilen. Ich will nichts anderes, als fortwährend Rebell sein, doch in Gesellschaft, mit der Frau Prinzessin einerseits und dem Volke andererseits. Teufel! man soll mich nicht vereinzeln. Ich habe meine Souveränität in Sedan über einem Spaße dieser Art verloren. Damals hatte ich eine Stadt und einen Kopf. Der Kardinal von Richelieu nahm meine Stadt; heute habe ich nur noch einen Kopf, und es gelüstet mich nicht, mir diesen vom Kardinal Mazarin nehmen zu lassen. Ich verlange daher die Herren Notabeln von Bordeaux als Beisitzer.«

»Solche Unterschriften neben den unsern!« murmelte die Prinzessin, »Pfui!«

»Der Pflock hält den Balken, Madame,« erwiderte der Herzog von Bouillon.

»Ist das Eure Ansicht, meine Herren?«

»Ja,« antwortete der Herzog von Larochefoucault.

»Und Ihr, Lenet?«

»Madame,« sagte Lenet, »ich bin glücklicherweise weder Prinz, noch Herzog, noch Offizier, noch Schöffe. Ich habe also das Recht, mich jeden Ausspruchs zu enthalten, und enthalte mich.«

Da erhob sich die Prinzessin und ermahnte die Versammlung, die sie berufen hatte, die königliche Aufforderung durch einen kräftigen Akt zu erwidern. Kaum hatte sie ihre Rede geendigt, als sich das Fenster abermals öffnete und man zum zweiten Male tausend Stimmen wie mit einem Munde schreien hörte: »Es lebe die Frau Prinzessin! Rache für Richon! Tod den Epernonisten und Mazarinern!«

Frau von Cambes faßte Lenet beim Arm und sagte: »Herr Lenet, ich sterbe.«

»Die Frau Vicomtesse von Cambes bittet Ihre Hoheit um Erlaubnis, sich entfernen zu dürfen,« sprach Lenet.

»Nein, nein,« versetzte Claire, »ich will...«

»Euer Platz ist nicht hier, Madame,« unterbrach sie Lenet, »Ihr vermögt nichts für ihn, ich werde Euch alles mitteilen, und wir werden ihn zu retten suchen.«

»Die Vicomtesse mag sich entfernen,« sagte die Prinzessin. »Den Damen, die der Sitzung nicht beiwohnen wollen, steht es frei, ihr zu folgen. Wir wollen nur Männer hier.«

Keine von den Frauen rührte sich, nur Frau von Cambes entfernte sich, unterstützt von Lenet. Auf der Treppe begegnete sie Pompée, den sie auf Erkundigung ausgeschickt hatte.

»Nun?« fragte sie.

»Nun!« antwortete er, »er ist verhaftet.«

»Herr Lenet,« sagte Claire, »ich habe nur noch Vertrauen zu Euch und hoffe nur noch aus Gott!«.

Und sie kehrte völlig niedergeschmettert in ihr Zimmer zurück.

Inzwischen gab die Prinzessin Befehl, die beiden Gefangenen, die im Range Richon gleichständen, dem Kriegsgericht vorzuführen und zwar zuerst den Gouverneur von Saint-George und sodann den von Branne.

Während in dem Saale, wo das Gericht tagte, ein erwartungs- und schreckensvolles Schweigen herrschte, machte Lenet einen letzten vergeblichen Versuch, die Prinzessin durch den Hinweis auf die möglichen Folgen für die Zukunft ihres Hauses zur Milde zu bewegen. Dann wandte er sich an den Herzog von Larochefoucault mit den Worten: »Herr Herzog, Ihr, der auf so hoher philosophischer Warte über den gewöhnlichen menschlichen Leidenschaften steht, werdet hoch zur Mäßigung raten?«

»Oh,« antwortete der Herzog heuchlerisch, »ich diskutiere die Sache in diesem Augenblick mit meiner Vernunft.«

»Beratet sie mit Eurem Gewissen, Herr Herzog, das wird besser sein!« entgegnete Lenet.

In dieser Sekunde vernahm man ein dumpfes Geräusch. Bald erschollen Tritte auf der Treppe, die Hellebarden klirrten auf den Steinplatten, die Tür wurde geöffnet, und Canolles erschien.

Nie hatte er so zierlich ausgesehen, nie war er so hübsch gewesen; sein heiteres Antlitz hatte die purpurne Blüte der Freude und der Unwissenheit beibehalten. Mit leichtem, ungezwungenem Gange trat er vor und begrüßte ehrfurchtsvoll die Prinzessin und die Herzöge.

Kurze Zeit schwieg die Prinzessin, von diesem Bilde frischer Schönheit und ritterlichen Anstands betroffen. Dann sagte sie: »Nähert Euch, mein Herr!«

Canolles gehorchte und verbeugte sich zum zweiten Male.

»Wer seid Ihr?« – »Ich bin der Baron Louis von Canolles.«

»Welchen Grad hattet Ihr im königlichen Heere?« – »Ich war Oberstleutnant.«

»Wart Ihr nicht Gouverneur der Insel Saint-George?« – »Ich hatte die Ehre.«

»Ihr habt die Wahrheit gesprochen?« – »In jeder Hinsicht, Madame.«

»So unterschreibt, mein Herr,« sagte die Prinzessin und ließ ihm das Protokoll dieser Fragen und Antworten vorlegen.

Canolles nahm die Feder und unterschrieb lächelnd, »Es ist gut, mein Herr,« sagte die Prinzessin. »Ihr könnt Euch nun zurückziehen.«

Canolles grüßte abermals seine edlen Richter und entfernte sich mit derselben Ungezwungenheit und Anmut.

Kaum hatte sich die Tür wieder hinter ihm geschlossen, als die Prinzessin aufstand und rasch fragte: »Nun, meine Herren?«

»Nun, Madame, stimmen wir ab,« sagte der Herzog von Larochefoucault.

»Stimmen wir ab,« wiederholte der Herzog von Bouillon.

Da erscholl mit Festigkeit und Nachdruck eine laute Stimme:

»Im Namen des Königs und besonders im Namen der Menschheit verlange ich, André Lavie, königlicher Anwalt und Parlamentsrat, für die in Bordeaux auf Ehrenwort zurückgehaltenen Gefangenen Privilegium und Sicherheit. Demzufolge spreche ich meine Meinung dahin aus...«

»Oh! oh! Herr Advokat,« entgegnete die Prinzessin, die Stirn faltend, »ich bitte, keinen Prozeßstil in meiner Gegenwart, den verstehe ich nicht. Die Sache, die uns beschäftigt, ist kein schmutziger, ärgerlicher Rechtsstreit; das wird wohl jedes Mitglied dieses Tribunals begreifen.«

»Ja, ja,« wiederholten im Chor die Schöffen und die Offiziere, »stimmen wir ab, meine Herren, stimmen wir ab!«

»Ich wiederhole,« rief Lavie, ohne, sich aus der Fassung bringen zu lassen, »ich verlange Privilegium und Sicherheit für die auf Ehrenwort zurückgehaltenen Gefangenen. Das ist kein Prozeßstil, es ist der Stil des Völkerrechts.«

»Und ich füge hinzu,« sagte Lenet, »man hat auch Richon gehört, ehe man ihn tötete, und die Gerechtigkeit fordert, daß wir die Angeklagten ebenfalls hören.«

»Und ich,« sagte d'Espagnet, der Bürgerführer, »ich erkläre, daß die Stadt sich morgen empört, wenn man mit dieser Milde zu Werke geht.«

Ein Murren vor dem Hause schien die Erklärung zu bestätigen. »Beeilen wir uns,« sagte die Prinzessin. »Wozu verurteilen wir den Gefangenen?«

»Die Gefangenen, Madame,« sagten einige Stimmen, »es sind ihrer zwei.«

»Einer genügt Euch also nicht?« sagte Lenet, verächtlich über diese blutige Kriecherei lächelnd.

Da erhob sich Lavie, empört über das rechtswidrige Verfahren und in der Erkenntnis, daß er durch sein Verbleiben den Gefangenen nur schaden könne, und verließ mit zorniger Gebärde und erhobener Stirn das Zimmer, indem er rief: »Im Namen Gottes protestiere ich gegen das, was Ihr tun wollt; im Namen des Königs verbiete ich es.«

»Frecher!« murmelte die Prinzessin.

»Gut, gut! lassen wir ihn gewähren,« sagten einige Stimmen; »an Lavie wird auch die Reihe kommen.«

»Stimmen wir ab!« riefen fast einstimmig die Richter.

»Aber warum abstimmen,« sagte Lenet, »ohne erst beide Angeschuldigte gehört zu haben?«

»Wohl, es sei,« sagte die Prinzessin, »hören wir auch den andern und wir stimmen über beide zugleich ab.«

Das Tribunal hatte sich bereits stürmisch erhoben, setzte sich aber wieder, und man vernahm wie vorher, als Canolles erschien, den Lärm von Tritten, das Klirren der Hellebarden, die Tür öffnete sich, und Cauvignac trat ein.

Der Eintretende bildete einen schlagenden Gegensatz zu Canolles; so sehr er sich auch Mühe gegeben hatte, seine vom Pöbel stark beschädigten Kleider wieder instandzubringen, so waren doch die Spuren noch recht sichtbar. Seine Augen flogen lebhaft auf die Schöffen, auf die Offiziere, die Herzogin und die Prinzessin, und umfaßten wie mit einem Kreisblick den ganzen Gerichtshof; dann rückte er mit der Miene eines Fuchses, der den Jäger von der Fährte abbringen will, als prüfe er bei jedem Schritte mit dem Fuße den Boden, mit lauerndem Ohr, bleich und sichtbar unruhig vor, und sagte, ohne abzuwarten, daß man ihn befragte:»Eure Hoheit hat mir die Ehre erzeigt, mich vor sich rufen zu lassen?«

»Ja, mein Herr,« Antwortete die Prinzessin; »ich wollte durch Euch selbst Gewißheit über einige Punkte erlangen, die Euch betreffen und uns in Verlegenheit setzen.«

»Madame,« erwiderte Cauvignac, sich verbeugend, »ich bin ganz bereit, der Gunst zu entsprechen, die mir Eure Hoheit, erweist.«

Und er verbeugte sich abermals mit der artigsten Miene, die er anzunehmen vermochte, doch fehlte ihm dabei weit die Leichtigkeit des Anstands und die Natürlichkeit, die Canolles gezeigt hatte.

»Das wird bald geschehen sein,« sagte die Prinzessin, »besonders wenn Ihr ebenso bestimmt antwortet, wie wir fragen.«

»Ich erlaube mir Eurer Hoheit zu bemerken,« erwiderte Cauvignac, »da die Frage stets vorbereitet wird, was bei der Antwort nie der Fall sein kann, so ist es viel schwieriger, zu antworten, als zu fragen.«

»Oh! unsere Fragen werden so klar und deutlich sein,« versetzte die Prinzessin, »daß wir Euch jedes Nachdenken ersparen. Euer Name?«

»Madame, das ist gerade von Anfang an eine Frage, die zu einer Verlegenheit Anlaß gibt.«

»Wieso?«

»Ja, es kommt oft vor, daß man zwei Namen besitzt, den, welchen man von seiner Familie empfangen, und den, welchen man sich selbst gegeben hat. Ich zum Beispiel glaubte einigen Grund zu haben, meinen ersten Namen aufzugeben, um einen andern minder bekannten anzunehmen. Welchen von diesen Namen soll ich Euch nun nennen?«

»Den, unter dem Ihr in Chantilly erschienen seid, den, unter dem Ihr Euch verbindlich gemacht habt, mir eine Kompanie anzuwerben, den, unter dem Ihr sie geworben, den endlich, unter dem Ihr Euch an Herrn Mazarin verkauft habt.« »Verzeiht, Madame, aber es scheint mir, ich habe bereits die Ehre gehabt, siegreich alle diese Fragen bei der Audienz zu beantworten, die Eure Hoheit mir diesen Morgen zu bewilligen die Gnade hatte.«

»Schreibt, der Baron von Cauvignac,« sagte endlich die Prinzessin.

In gleicher Weitschweifigkeit und ausweichenden Redegewandtheit beantwortete Cauvignac die andern Fragen, und als er schließlich das Verhör unterzeichnen sollte, sagte er: »Es würde dies mit dem größten Vergnügen geschehen, und ich wäre entzückt, etwas zu tun, was Eurer Hoheit angenehm sein dürfte; aber bei dem Streite, den ich diesen Morgen mit dem Pöbel von Bordeaux auszuhalten hatte, bei diesem Streite, aus dem mich Eure Hoheit so edelmütig durch das Dazwischentreten ihrer Musketiere zog, verstauchte ich mir unglücklicherweise die rechte Hand, und es ist mir mein ganzes Leben hindurch unmöglich gewesen, mit der linken zu schreiben.«

»Zeichnet die Weigerung des Beklagten auf, mein Herr,« sagte die Prinzessin zu dem Schreiber.

»Die Unmöglichkeit, Herr, schreibt die Unmöglichkeit,« rief Cauvignac; »Gott soll mich behüten, daß ich einer so großen Fürstin, wie Ihr seid, irgend etwas verweigerte, wenn es in meiner Macht läge.«

Und sich mit der tiefsten Ehrfurcht verbeugend, ging Cauvignac in Begleitung seiner Wachen hinaus.

»Ich glaube, Ihr habt recht, Herr Lenet,« sagte der Herzog von Larochefoucault, »und wir haben unrecht gehabt, uns diesen Mann nicht zu sichern.«

Lenet war in seinem Geiste zu sehr in Anspruch genommen, um zu antworten. Diesmal hatte ihm sein gewöhnlicher Scharfsinn übel gedient; er hoffte, Cauvignac würde den Zorn des Tribunals sich allein zuziehen; aber Cauvignac hatte mit seinen ewigen Ausflüchten mehr belustigt, als geärgert. Sein Verhör hatte nun die ganze Wirkung zerstört, die durch das von Canolles hervorgebracht worden war, und der Adel, die Freimütigkeit, die Ehrlichkeit des ersten Gefangenen waren, sozusagen, unter dem listigen Benehmen Cauvignacs verschwunden.

Als man zur Abstimmung schritt, wurde auch einhellig auf den Tod erkannt.

Die Prinzessin ließ die Stimmen zusammentragen und verkündigte feierlich das Urteil.

Dann unterzeichnete jeder das Protokoll der Verhandlung, worauf die Prinzessin das Fenster öffnete und mit lauter Stimme rief: »Meine Herren Bordolesen, Richon wird gerächt, würdig gerächt werden, verlaßt Euch auf uns.«

Ein donnerähnliches Hurra empfing diese Erklärung, und das Volk zerstreute sich in den Straßen, zum voraus glücklich über das Schauspiel, welches ihm das Wort der Prinzessin verhieß.

Aber kaum war Frau von Condé in ihr Zimmer mit Lenet zurückgekehrt, der ihr traurig folgte, immer noch in der Hoffnung, sie zu einer Änderung ihres Entschlusses zu bewegen, als die Tür sich öffnete, Frau von Cambes, bleich, schluchzend zu ihren Füßen stürzte und ausrief: »Oh! Madame, im Namen des Himmels, hört mich! Im Namen des Himmels, stoßt mich nicht zurück!«

»Was gibt es denn, mein Kind?« fragte die Prinzessin, »und warum weinst du so?«

»Ich weine, Madame, weil ich gehört habe, daß auf Todesstrafe erkannt ist, und daß Ihr diese Abstimmung bestätigt habt; und dennoch könnt Ihr Herrn von Canolles nicht töten lassen.«

»Und warum nicht, meine Liebe? Sie haben doch auch Richon umgebracht.«

»Madame, weil es derselbe Herr von Canolles ist, der Eure Hoheit in Chantilly gerettet hat.«

»Soll ich ihm dafür Dank wissen, daß er sich durch unsere List betören ließ?« – »Wohl, Hoheit, darin liegt gerade der Irrtum. Herr von Canolles wurde nicht eine Minute durch die Unterschiebung betört. Mit dem ersten Blicke hat er mich erkannt.«

»Dich, Claire?«– »Ja, Madame?. Wir hatten einen Teil des Weges miteinander zurückgelegt, Herr von Canolles kannte mich, Herr von Canolles verliebte sich in mich, und unter diesen Umständen... nun, Madame, er hatte vielleicht unrecht, doch es kommt Euch nicht zu, ihm darüber Vorwürfe zu machen... unter diesen Umständen brachte er seine Pflicht der Liebe zum Opfer.«

»Also der, den du liebst...?« – »Ja, Madame:« »Also der, den du heiraten zu dürfen mich um Erlaubnis gebeten hast...?« – »Ja.«

»War...?« – »Herr von Canolles,« rief die Vicomtesse. »Herr von Canolles, der sich mir in Saint-George ergeben hat, und der ohne mich sich selbst und Eure Soldaten in die Luft zu sprengen, im Begriffe war... Herr von Canolles endlich, der fliehen konnte und mir seinen Wegen übergab, um nicht von mir getrennt zu werden. Ihr begreift also, Madame, daß ich, wenn er stirbt, auch sterben muß, denn ich habe ihn dann ins Verderben gestürzt.«

»Mein liebes Kind,« erwiderte die Prinzessin bewegt, »bedenke doch, daß du, etwas Unmögliches von mir verlangst. Richon ist tot, Richon muß gerächt werden! Es hat eine Beratung stattgefunden, sie muß vollzogen werden; selbst wenn mein Gemahl von mir forderte, was du forderst, müßte ich es ihm verweigern.«

»Oh! ich Unglückliche!« rief Frau von Cambes, sich zurückwerfend und in ein gewaltiges Schluchzen ausbrechend; »ich habe meinen Geliebten in das Verderben gestürzt.«,

Lenet, der noch nicht gesprochen hatte, näherte sich nun der Prinzessin und sagte: »Madame, habt Ihr nicht genug mit einem Opfer, braucht Ihr zwei Köpfe, um Richons zu bezahlen?«

»Ah! ah! gestrenger Herr,« erwiderte die Prinzessin, »das heißt, Ihr fordert von mir das Leben des einen und den Tod des andern? Sprecht, ist das gerecht?«

»Madame, wenn zwei Menschen sterben sollen, so ist es einmal gerecht, daß, womöglich, nur einer stirbt. Sodann ist es gerecht, daß, wenn man zu wählen hat, der ehrliche Mann vor dem Bösewicht am Leben bleibt.«

»Oh! Herr Lenet, Herr Lenet, sprecht für mich, ich beschwöre Euch,« rief Claire; »denn Ihr seid ein Mann, und man wird Euch vielleicht Gehör schenken; und Ihr, Madame,« fuhr sie, sich an die Prinzessin wendend, fort, »erinnert Euch daran, daß ich mein Leben im Dienste Eures Hauses zugebracht habe.«

»Und ich auch,« sagte Lenet. »Und dennoch habe ich für dreißig Jahre der Treue nichts von Eurer Hoheit verlangt: aber bei dieser Gelegenheit werde ich, wenn Eure Hoheit unbarmherzig ist, für diese dreißig Jahre der Treue mir eine Gnade von Ihr erbitten.«

»Welche?« – »Mir meinen Abschied zu geben, Madame, damit ich mich zu den Füßen des Königs werfen kann, dem ich sodann den Rest meines Daseins, den ich der Ehre Eures Hauses geweiht hätte, widmen werde.«

»Nun wohl,« rief die Prinzessin, besiegt durch die gemeinschaftlichen Bitten, »drohe nicht, mein alter Freund, weine nicht, meine sanfte Claire, beruhigt Euch beide; ein einziger wird sterben, da Ihr es so haben wollt; aber man bitte mich nicht mehr um die Begnadigung dessen, der zum Tode bestimmt sein wird.«

Claire ergriff die Hand der Prinzessin, bedeckte sie mit Küssen und rief: »Oh! Dank, Dank, Madame; von diesem Augenblick an gehört mein Leben und das seinige Euch allein.«

»Und indem Ihr so handelt, Madame,« sagte Lenet, »seid Ihr zugleich gerecht und barmherzig.«

»Oh! darf ich ihn nun sehen, darf ich ihn befreien?« rief Claire ungeduldig.

»Das ist in diesem Augenblick unmöglich,« sagte die Prinzessin; »es würde uns zum Verderben gereichen. Die Gefangenen mögen noch im Kerker bleiben; man läßt sie dann zugleich heraus, den einen zur Freiheit, den andern zum Tod.«

»Aber kann ich ihn nicht wenigstens sehen, beruhigen, trösten?« fragte Claire.

»Ihn beruhigen, liebe Freundin? Ich glaube nicht, daß dies klug wäre: man würde die Entscheidung erfahren, man würde die Gunst deuten; nein, unmöglich, begnügt Euch, daß Ihr ihn gerettet wißt. Ich werde den beiden Herzögen meinen Entschluß ankündigen.«

»Gut, ich füge mich. Dank, Dank, Madame,« rief Claire.

Siebzehntes Kapitel.

Frau von Cambes brachte trotz der zugesicherten Begnadigung ihres Geliebten bange Stunden in ihrem Zimmer zu. Sie hörte, wie die Menge sich am Richtplatz, der unweit ihrer Wohnung lag, sammelte und ihrer Roheit und ihrem Blutdurst immer lauteren Ausdruck gab. Ungeachtet des Verbotes der Prinzessin drängte es sie, zu Canolles zu dringen und ihm, der sicher unter den Qualen des drohenden schimpflichen Todes furchtbar leiden mußte, die Freiheit anzukündigen. Dann bezwang sie sich wieder und beschloß zu warten. Schließlich jagten ihr der Lärm und die immer steigende wilde Begeisterung der Menge eine solche Angst ein, daß sie sich die Ohren mit den Händen verstopfte und ihre geschlossenen Augen auf das Kissen ihres Betpultes drückte.

Da öffnete sich die Tür, und, ohne daß sie ihn hörte; trat ein Mann ein, dir einen Augenblick auf der Schwelle stehen blieb, einen Blick liebevollen Mitleids, aus sie heftete, und als er sah, daß sich ihre Schultern vom Schluchzen schmerzlich hoben, sich ihr mit einem Seufzer näherte und seine Hand auf ihre Schulter legte.

Claire schaute erschrocken auf und rief: »Herr Lenet!.. Herr Lenet, oh! Ihr habt mich also nicht verlassen?« – »Nein, ich dachte, Ihr wäret noch nicht hinreichend beruhigt, und erdreistete mich, zu Euch zu gehen, um zu fragen, ob ich Euch in irgend einer Beziehung nützlich sein könnte.«

»Oh, lieber Herr Lenet,« rief die Vicomtesse, »wie gut seid Ihr, und wie danke ich Euch!«

»Es scheint, ich täuschte mich nicht,« sagte Lenet. »Oh! mein Gott, man täuscht sich selten, wenn man denkt, deine Geschöpfe leiden,« fügte er mit einem schwermütigen Lächeln hinzu.

»Oh! ja, Herr, ja. Ihr sagt die Wahrheit, ich leide!«

»Habt Ihr nicht alles, was Ihr wünschtet, erlangt, Madame? Ja, ich gestehe, sogar mehr noch, als ich zu hoffen wagte?«

»Allerdings; aber...«

»Aber... ich begreife. Nicht wahr, es macht Euch bange, die Freude dieses blutgierigen Pöbels zu sehen, und das Schicksal des andern Unglücklichen, der statt Eures Geliebten sterben soll, erregt Euer Mitleid?«

Claire erhob sich auf ihre Knie und blieb eine Minute unbeweglich, die Augen starr auf Lenet geheftet; dann drückte sie ihre eisige Hand an ihre mit Schweiß bedeckte Stirn und sagte: »Oh! vergebt mir! oder vielmehr verflucht mich! denn in meiner Selbstsucht dachte ich nicht einmal hieran. Nein, Lenet, nein, ich gestehe Euch in aller Demut meines Herzens, diese Befürchtungen, diese Tränen, diese Gebete gehören dem, der leben wird; denn ganz aufgelöst in meiner Liebe, hatte ich den Armen, der sterben soll, vergessen!«

Lenet lächelte traurig und erwiderte: »Ja, es muß so sein, denn es liegt in der menschlichen Natur; vielleicht bildet die Selbstsucht der einzelnen das Heil der Massen. Jeder zieht um sich selbst und um die Seinigen einen Kreis mit dem Schwerte. Sprecht, Madame, legt Euer Geständnis bis zum Ende ab. Bekennt offenherzig, daß Ihr es kaum erwarten könnt, bis der Unglückliche seinem Schicksal unterlegen ist, denn durch seinen Tod sichert dieser Unglückliche Eurem Verlobten das Leben.«

»Oh! Lenet, ich schwöre Euch, daran habe ich noch nicht gedacht. Aber nötigt meinen Geist nicht, dabei zu verweilen, denn ich liebe ihn so sehr, daß ich nicht weiß, was ich im Wahnsinn meines Herzens zu wünschen imstande bin.«

»Armes Kind!« sagte Lenet mit einem Tone tiefen Mitleids, »warum habt Ihr dies alles nicht früher gesagt?« – »Oh! mein Gott, Ihr erschreckt mich. Ist es denn zu spät, ist er noch nicht ganz gerettet?«

»Er ist es, da die Frau Prinzessin ihr Wort gegeben hat; aber...«

»Was aber?« – »Aber, ach! ist man irgend einer Sache sicher auf dieser Welt, und Ihr, die ihn, wie ich, für gerettet hält, weint Ihr nicht, statt Euch zu freuen?«

»Ich weine, weil ich ihn nicht besuchen kann, Freund,« entgegnete Claire. »Bedenkt, daß er diesen abscheulichen Lärm hören und an eine ihm nahe bevorstehende Gefahr glauben muß; bedenkt, daß er mich der Lauheit, des Verrates anklagen kann! Oh! Lenet, Lenet, welche Pein! In der Tat, wenn die Prinzessin wüßte, was ich leide, sie hätte Erbarmen mit mir.«

»Wohl, Vicomtesse, Ihr müßt ihn sehen...«

»Ist das nicht etwas ›Unmögliches?‹ »Gibt es etwas Unmögliches für die Frau, die Saint-George erobert hat?« versetzte Lenet lächelnd.

»Ach!« sagte Claire, »seit zwei Stunden suche ich ein Mittel, in die Festung zu dringen, und habe bis jetzt noch keines gefunden.«

»Und was gebt Ihr mir, wenn ich es Euch biete?«

»Ich gebe Euch... Oh! ich gebe Euch die Hand an dem Tage, wo ich mit ihm vor den Altar trete.« »Ich danke, mein Kind, Ihr habt recht; in der Tat, ich liebe Euch wie ein Vater; ich danke.«

»Das Mittel! Das Mittel!«

»Hier ist es. Ich hatte die Prinzessin um einen Passierschein gebeten, in der Absicht, mich mit den Gefangenen zu besprechen; denn wäre es möglich gewesen, den Kapitän Cauvignac zu retten, so hätte ich diesen Menschen gern wieder für unsere Partei gewonnen; nun aber ist dieser Passierschein unnütz, da Ihr ihn durch Eure Gebete für Herrn von Canolles zum Tode verurteilt habt.«

Claire schauerte unwillkürlich.

»Nehmt also dieses Papier,« fuhr Lenet fort; »es ist, wie Ihr seht, kein, Name darin genannt.«

Claire nahm das Papier und las:

»Der Kerkermeister der Festung wird dem Inhaber dieses mit demjenigen von den zwei Kriegsgefangenen, mit dem er sich zu unterreden wünscht, eine Besprechung von einer halben Stunde gewähren.

Claire Clemence von Condé.«

»Ihr habt ein Männergewand?« sagte Lenet, »zieht es an. Ihr habt den Passierschein, benutzt ihn.«

Claire faßte Lenet bei der Hand, zog ihn an sich und küßte ihn auf die Stirn, wie sie es nur mit dem zärtlichsten Vater getan haben könnte.

»Geht, geht,« sagte Lenet, indem er sie sanft fortschob, »verliert keine Zeit; wer wahrhaft liebt, kennt kein Zaudern.«

Als er sie dann in ein anderes Zimmer gehen sah, wo Pompée von ihr gerufen, auf sie wartete, um ihr beim Wechseln der Kleider zu helfen, murmelte er: »Ach! wer weiß?«

Achtzehntes Kapitel.

Das Geschrei, das Gebrüll, die Drohungen, die wilde Aufregung der Menge waren Canolles, der ein Zimmer im Erdgeschoß eines Festungswerkes neben dem Cauvignacs innehatte, durchaus nicht entgangen.

»Bei Gott,« sagte er, »es ist ein sehr bedauerlicher Vorfall ... Richons Tod ... Armer Richon! er war ein Tapferer; sein Tod wird unsere Gefangenschaft schlimmer machen ... Warum, zum Teufel, ist die Nachricht nicht morgen statt heute, das heißt nach meiner Verbindung mit Claire, eingelaufen?«

Dann näherte er sich dem Fenster, um hinauszuschauen, und fuhr fort:

»Welche Bewachung! Zwei Soldaten vor der Tür. Und wenn ich bedenke, daß ich hier acht Tage, vielleicht vierzehn Tage eingeschlossen bleiben soll, bis irgend ein Ereignis vorfällt, das den Tod Richons in Vergessenheit bringt! Arme Claire! sie muß in Verzweiflung sein; glücklicherweise weiß sie, daß ich verhaftet bin. Aber wohin laufen denn all diese Leute? Man sollte glauben, nach der Esplanade. Jedoch da gibt es zu dieser Stunde weder eine Parade, noch eine Hinrichtung zu sehen; sie laufen alle in derselben Richtung. Es ist, als ob sie wüßten, daß ich hier wie ein Bär hinter meinem Gitter eingesperrt bin...«

In diesem Augenblick trat ein Offizier ein und unterbrach Canolles Selbstgespräch.

»Wollt Ihr zu Abend essen?« fragte der Offizier. »Befehlt nur, der Kerkermeister ist angewiesen, Euch ein Mahl ganz nach Euren Wünschen bereiten zu lassen.«

»Ja, mein Herr,« erwiderte Canolles, der sich über dieses Entgegenkommen wunderte, »ich werde zu Nacht speisen, denn ich habe starken Hunger; aber ich pflege sehr mäßig zu sein, und ein Soldatenmahl genügt mir.«

»Sodann,« versetzte der Offizier, indem er sich ihm voll Teilnahme näherte, »habt Ihr keinen Auftrag... in der Stadt zu besorgen ... erwartet Ihr nichts? Ihr sagtet, Ihr wäret Soldat, ich bin es auch; handelt also gegen mich, wie gegen einen Kameraden.«

Canolles schaute den Offizier erstaunt an und erwiderte: »Nein, nein, ich habe keinen Auftrag in der Stadt! nein, ich erwarte nichts, wenn nicht eine Person, die ich nicht nennen kann. Was den Punkt betrifft, daß ich gegen Euch handeln soll, wie gegen einen Kameraden, so danke ich Euch; hier ist meine Hand, und wenn ich später etwas brauche, so werde ich mich dessen erinnern, mein Herr.«

Diesmal war es der Offizier, der Canolles erstaunt anschaute.

»Gut, mein Herr,« sagte er. »Ihr sollt sogleich bedient werden.« Und er entfernte sich.

Einen Augenblick nachher traten zwei Soldaten ein und brachten ein vollständiges Abendessen, bestehend aus viel ausgesuchteren Gerichten, als Canolles verlangt hatte. Er setzte sich an den Tisch und speiste mit gutem Appetit.

Die Soldaten schauten ihn ebenfalls erstaunt an. Canolles hielt dieses Erstaunen für Lüsternheit, und da der Wein vortrefflich war, so sagte er: »Meine Freunde, laßt Euch zwei Gläser geben!«

Einer von den Soldaten ging hinaus und kehrte bald mit den verlangten Gläsern zurück.

Canolles füllte sie, goß ein paar Tropfen Wein in sein Glas und sagte: »Auf Eure Gesundheit, meine Freunde!«

Die Soldaten nahmen ihre Gläser, stießen mit Canolles an, und tranken, ohne seinen Toast, zu erwidern.

»Sie sind nicht höflich,« dachte Canolles, »aber sie trinken gut; man kann nicht alles zugleich haben.«

Als er mit Essen fertig war, stand er auf, und die Soldaten trugen die Tafel weg.

Der Offizier kehrte zurück.

»Ah! bei Gott!« sagte Canolles zu ihm, »Ihr hättet mit mir speisen sollen; das Abendessen war vortrefflich.« »Ich hätte nicht die Ehre haben können, mein Herr, denn ich komme selbst diesen Augenblick vom Tische. Und ich kehre zurück...«

»Um mir Gesellschaft zu leisten? Wenn es sich so verhält, empfangt mein Kompliment; denn das ist sehr liebenswürdig von Euch.«

»Nein, mein Herr, mein Auftrag ist minder angenehm. Ich komme, um Euch zu benachrichtigen, daß es keinen protestantischen Geistlichen im Gefängnis gibt, und daß der Kaplan ein Katholik ist. Ich weiß aber, daß Ihr Protestant seid, und die Verschiedenheit des Kultus wird Euch vielleicht unangenehm sein.«

»Mir, mein Herr; warum?« fragte, Canolles,

»Um Euer Gebet zu verrichten...« erwiderte der Offizier verlegen.

»Mein Gebet!« sagte Canolles lachend, »ich werde morgen daran denken; ich bete nur morgens.«

Der Offizier schaute Canolles mit einem Erstaunen an, das sich allmählich in tiefes Mitleid verwandelte. Er verbeugte sich und trat ab.

»Ah! die Welt ist also verrückt?« sagte Canolles. »Seit dem Tode des armen Richon scheinen alle Leute, die mir begegnen, Dummköpfe oder Narren geworden zu sein. Teufel! werde ich denn nicht irgend ein vernünftiges Gesicht sehen?«

Kaum hatte er diese Worte vollendet, als die Tür seines Gefängnisses sich abermals öffnete, und ehe er die eintretende Person erkennen konnte, warf sich jemand in seine Arme, schlang beide Hände um seinen Hals und übergoß sein Antlitz mit Tränen.

»Holla!« rief der Gefangene, sich von der Umarmung losmachend; »abermals ein Narr, In der Tat, ich bin im Narrenhause!«

Aber bei der Bewegung, die er machte, warf er den Hut des Unbekannten zu Boden, und die schönen blonden Haare der Frau von Cambes wellten sich über ihre Schultern. »Ihr hier?« rief Canolles auf sie zueilend, um sie in seine Arme zu fassen; »Ihr! ah, verzeiht, daß ich Euch nicht erkannt oder vielmehr nicht erraten habe.«

»Still!« sagte Claire, ihren Hut aufhebend und rasch wieder auf den Kopf setzend. »Still, denn wenn man wüßte, daß ich es bin, so würde man mir vielleicht mein Glück entziehen. Endlich ist es mir also gestattet, Euch noch zu sehen. Oh! mein Gott, mein Gott, wie glücklich bin ich.«

Und sie fühlte, wie ihre Brust sich erweiterte, und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

»Noch!« sagte Canolles, »es ist Euch gestattet, mich noch zu sehen, sagt Ihr? Und Ihr sagt mir das unter Tränen. Ah! Ihr solltet mich also nicht mehr sehen?« fuhr er lachend fort.

»Oh! lacht nicht, mein Freund,« versetzte Claire; »Eure Heiterkeit tut mir weh. Lacht nicht, ich bitte Euch. Wenn Ihr wüßtet, wieviel Mühe ich gehabt habe, um zu Euch zu gelangen... und es fehlte nicht viel, daß ich nicht gekommen wäre! ... Ohne Lenet, ohne diesen vortrefflichen Mann... Doch

sprechen wir von Euch, armer Freund! Mein Gott! Ihr seid also hier? Euch finde ich wieder! Euch kann ich abermals an mein Herz drücken.«

»Ja, ich, ich bin es,« erwiderte Canolles lächelnd.

»Oh! laßt das, es ist unnötig, stellt Euch nicht lustig, es ist mir alles bekannt. Man wußte nicht, daß ich Euch liebte, und verheimlichte mir nichts.«

»Aber was wißt Ihr denn?« fragte Canolles.

»Nicht wahr!« fuhr die Vicomtesse fort, »nicht wahr, Ihr erwartet mich, nicht wahr? Ihr wart unzufrieden über mein Stillschweigen? Ihr klagtet mich an?«

»Ich, unzufrieden! allerdings, aber ich klagte Euch nicht an! Ich vermutete, daß irgend ein Umstand, stärker als Euer Wille, Euch von mir entfernt hielt; und bei alledem ist mein größtes Unglück, daß unsere Heirat verschoben, vielleicht auf acht, auf vierzehn Tage verschoben ist.« Claire schaute Canolles mit demselben Erstaunen an, das der Offizier einen Augenblick vorher gezeigt hatte.

»Wie,« sagte sie, »sprecht Ihr im Ernste, oder seid Ihr in der Tat nicht mehr erschrocken?«

»Ich, erschrocken! worüber? Sollte ich etwa einer unbekannten Gefahr preisgegeben sein?« fragte er lachend.

»Oh! der Unglückliche!« rief Claire; »er wußte nichts.«

»Nein, ich weiß nichts,« sagte Canolles mit ernstem Tone. »Aber nicht wahr, Ihr werdet mir alles sagen? Ich bin ein Mann; sprecht, Claire, sprecht!«

»Ihr wißt, daß Richon tot ist?« – »Ja, ich weiß es.«

»Ihr wißt, wie er gestorben ist?« – »Nein, aber ich vermute es. Nicht wahr, er ist auf seinem Posten, auf der Bresche von Vayres getötet worden?«

Claire schwieg einen Augenblick; dann erwiderte sie ernst wie das Erz, das ein Totengeläute erschallen läßt: »Er ist in der Halle von Libourne gehängt worden.«

Canolles machte einen Sprung rückwärts und rief: »Gehängt! Richon, ein Soldat, gehängt!«

Dann erbleichte er plötzlich, fuhr mit zitternder Hand über seine Stirn und fügte bei: »Ah! jetzt begreife ich alles; meine Verhaftung, mein Verhör, die Worte des Offiziers, das Stillschweigen der Soldaten; ich begreife Euer Kommen und Eure Tränen, als Ihr mich so heiter saht; ich begreife endlich das Gedränge, das Geschrei, die Drohungen. Richon ist ermordet worden, und an mir wird man Richon rächen!...«

»Nein, nein, mein Vielgeliebter! nein, armer Freund meines Herzens!« rief Claire, ergriff strahlend vor Freude Canolles' Hände und tauchte ihre Augen in die seinigen; »nein, nicht dich werden sie opfern, teurer Gefangener! Ja, du täuschtest dich nicht, du warst bezeichnet! ja, du warst verurteilt; ja, du hast den Tod von nahem gesehen, mein schöner Bräutigam. Aber sei unbesorgt, du kannst jetzt lachen, du kannst von Glück und Zukunft sprechen. Diejenige, die dir ihr ganzes Leben widmen wird, hat das deinige gerettet! Sei freudig!... aber ganz leise, denn du wirst vielleicht deinen unglücklichen Gefährten erwecken, den, auf welchen der Sturm fallen soll, denjenigen, der statt deiner sterben muß.«

»Oh! schweigt, schweigt teure Freundin! Ihr macht mich zu Eis,« erwiderte Canolles, der sich trotz der glühenden Liebkosungen Claires nur langsam von dem furchtbaren Schlage erholte, den er erhalten hatte.

»Ah! nun seid Ihr düster und träumerisch.«

»Oh!« rief Canolles, »ich fürchte mich nicht vor dem Tode; aber der Tod trennt mich von Euch.«

»Wärt Ihr gestorben, mein Vielgeliebter, so wäre ich auch gestorben. Aber statt Euch so zu betrüben, freut Euch mit mir. In dieser Nacht, in einer Stunde vielleicht werdet Ihr das Gefängnis verlassen. Wohl! entweder hole ich Euch selbst, oder ich erwarte Euch am Ausgang. Dann fliehen wir, ohne

eine Minute, ohne eine Sekunde zu verlieren. Ja, auf der Stelle; ich will nicht warten. Diese verfluchte Stadt erfüllt mich mit Schrecken. Heute ist es mir noch gelungen, Euch zu retten; aber morgen würde Euch vielleicht irgend ein unerwartetes Mißgeschick mir abermals entreißen.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Offizier, der bereits bei Canolles gewesen war, verkündigte, die in dem Passierscheine bewilligte halbe Stunde sei abgelaufen.

»Lebe wohl,« flüsterte Canolles, »oder verbirg mich in einer Falte deines Mantels und nimm mich mit.«

»Armer Freund,« versetzte Claire mit leiser Stimme, »schweige doch, denn du brichst mir das Herz. Siehst du nicht, daß ich vor Verlangen sterbe dich fortzuführen? Habe Geduld für dich, habe Geduld für mich; in einigen Stunden sind wir wiedervereinigt, um uns nie mehr zu verlassen.«

»Ich habe Geduld,« erwiderte Canolles, durch dieses Versprechen völlig beruhigt; »doch wir müssen uns trennen; auf, Mut gefaßt! Sprechen wir das Abschiedswort: Gott befohlen, Claire!«

»Gott befohlen,« sagte sie, bemüht zu lächeln, »Gott be...«

Aber sie konnte das Abschiedswort nicht vollenden; zum dritten Male erstickte das Schluchzen ihre Stimme.

»Gott befohlen!« rief Canolles, die Vicomtesse abermals in die Arme fassend und ihre Stirn mit Küssen bedeckend, »Gott befohlen.«

»Teufel!« murmelte der Offizier, »zum Glück weiß ich, daß der arme Junge nicht mehr viel zu befürchten hat, sonst würde mir diese Szene das Herz brechen.«

Der Offizier begleitete Claire bis an die Tür, kam dann zurück und sagte zu Canolles, der noch voll Aufregung auf einen Stuhl gesunken war: »Es genügt nun nicht, glücklich zu sein, man muß auch Mitleid haben. Euer Nachbar, Euer unglücklicher Gefährte, derjenige, der sterben soll, ist allein; niemand beschützt ihn, niemand tröstet ihn; er wünscht Euch zu sehen; ich

habe es auf mich genommen, ihm diese Bitte zu gewähren; aber Ihr müßt ebenfalls einwilligen.«

»Ob ich einwillige!« rief Canolles, »der Unglückliche! Ich erwarte ihn, ich öffne ihm die Arme! Ich kenne ihn nicht, aber gleichviel.«

»Doch er scheint Euch zu kennen.«

»Weiß er, welches Schicksal ihm bevorsteht?« – »Nein, ich glaube nicht. Ihr begreift, daß man ihn in Unwissenheit lassen muß...«

»Oh! seid unbesorgt.«

»Holt ihn, mein Herr, und glaubt mir, daß ich Euch für ihn und für mich dankbar bin.«

Der Offizier ging hinaus, öffnete die Tür des anstoßenden Kerkers, und Cauvignac trat, zwar etwas bleich, aber mit ungezwungener Haltung und erhobener Stirn in das Zimmer Canolles', der ihm einige Schritte entgegenging.

Cauvignac war nicht niedergeschlagen, weil in ihm ein unerschütterliches Vertrauen auf sich selbst, eine unerschöpfliche Hoffnung auf die Zukunft lebte. Aber unter einem ruhigen Anschein und unter einer beinahe heiteren Maske hatte sich ein tiefer Schmerz eingeschlichen, und dieser biß wie eine Schlange in sein Herz. Die skeptische Seele, die stets an allem gezweifelt hatte, zweifelte endlich auch an sich selbst...

Seit dem Tode Richons aß Cauvignac nicht mehr, schlief er nicht mehr.

Als er in Canolles' Zimmer trat, wartete er mit seiner gewöhnlichen Klugheit, bis der Offizier, der ihn eingeführt, sich entfernt hatte; sobald er sodann die Tür wohl verschlossen sah, ging er auf Canolles zu, der ihm wie gesagt, einige Schritte entgegen getan hatte, und drückte ihm liebevoll die Hand.

Trotz der ernsten Lage konnte sich Cauvignac eines Lächelns nicht enthalten, als er den jungen Mann mit dem abenteuerlichen Geiste und der

heiteren Laune erkannte, den er bereits zweimal unter Umständen, die von seinen jetzigen sehr verschieden waren, getroffen hatte; er begrüßte ihn mit zuvorkommendem Wohlwollen.

»Nun, Baron,« sagte Cauvignac, »was sagt Ihr zu der Lage, in der wir uns befinden? Es scheint mir, sie ist ziemlich heikel.«

»Ja, wir sind hier als Gefangene, und Gott weiß, wann wir diesen Ort verlassen werden,« antwortete Canolles, bemüht ruhig und gefaßt zu erscheinen, um die Todesstunde seines Gefährten wenigstens durch die Hoffnung zu versüßen.

»Wann wir diesen Ort verlassen werden!« versetzte Cauvignac; »Gott, den Ihr anruft, möge in seiner Barmherzigkeit beschließen, daß es so spät als möglich geschehe; aber ich glaube nicht, daß er geneigt sein wird, uns eine lange Frist zu gewähren. Von meinem Kerker aus sah ich, wie Ihr es von dem Eurigen aus sehen konntet, eine gierige Menge nach einem gewissen Orte laufen, der, wenn ich mich nicht täusche, die Esplanade sein muß. Ihr kennt die Esplanade, mein lieber Baron, und wißt, wozu sie dient?«

»Ah, bah! ich glaube, Ihr übertreibt unsere Lage. Ja, das Volk lief nach der Esplanade, aber ohne Zweifel nur, um einer militärischen Züchtigung beizuwohnen. Uns den Tod Richons entgelten zu lassen, das wäre abscheulich, denn wir sind beide völlig unschuldig an diesem Tode.«

Cauvignac bebte und heftete einen Blick auf Canolles, der allmählich in einen Ausdruck des Mitleids überging.

»Sieh da,« sagte er zu sich selbst, »abermals einer, der sich über seine Lage täuscht. Ich muß ihm jedoch sagen, wie sich die Sache verhält – denn wozu ihm schöne Aussichten gewähren ... damit der Schlag nachher noch schmerzlicher wird?«

Nachdem er Canolles eine Zeit lang stillschweigend und prüfend betrachtet hatte, faßte er ihn bei den Händen und sagte: »Mein lieber Herr, wir wollen ein Paar Flaschen von dem guten Weine von Branne fordern, den Ihr wohl kennt. Ach! ich hätte nach Wohlgefallen davon getrunken, wenn ich länger Gouverneur gewesen wäre, und ich gestehe sogar, daß meine Vorliebe für

diesen Wein mich veranlaßte, mir gerade dieses Gouvernement zu erbitten. Gott straft mich für meine Leckerei.«

»Es ist mir ganz genehm,« erwiderte Canolles, und er klopfte an die Tür, aber man antwortete ihm nicht; er verdoppelte den Lärm, und nach einem Augenblick näherte sich ein Kind, das im Gange spielte, dem Gefangenen.

»Was wollt Ihr?« fragte das Kind.

»Wein,« sagte Canolles; »dein Vater soll zwei Flaschen bringen.«

Das Kind entfernte sich, kam bald wieder zurück und sagte: »Papa hat in diesem Augenblick mit einem Herrn zu sprechen, wird aber sogleich kommen.«

»Guter Freund,« sagte Cauvignac, »Ihr wißt übrigens gar nicht, wie nahe ich Euch stehe; auch ich nannte mich einmal Baron von Canolles, und mein eigentlicher Name ist Roland von Larlignes, so daß ich beinahe so etwas wie Euer Schwager bin.«

Der Glücksritter erzählte darauf dem erstaunten Baron einiges aus seiner bewegten Vergangenheit und zeigte sich auch der Gefahr seiner augenblicklichen Lage und dessen, was ihm bevorstand, wohl bewußt; insbesondere fürchtete er das Schlimmste, weil Lenet und der Herzog von Larochefoucault von seinen Taten wußten. Canolles, der ihm als Nanons Bruder ein noch wärmeres Gefühl als vorher schenkte, rief ihm zu: »Auf, auf, Mut gefaßt!«

»Glaubt Ihr etwa, es fehle mir daran? Ihr werdet mich in dem großen Augenblick sehen, wenn wir einen Gang nach der Esplanade machen... Eines plagt mich aber: werden wir erschossen, geköpft oder gehängt?«

»Gehängt?« rief Canolles. »Bei Gott! wir sind Edelleute und man würde dem Adel keine solche Schmach antun.«

»Wohl, Ihr werdet sehen, sie sind am Ende imstande, mich noch mit einer Genealogie zu peinigen ... und dann...«

Was?«

»Wer wird zuerst hinübergehen, Ihr oder ich?«

»Mein lieber Freund, setzt Euch um Gottes willen nichts dergleichen in den Kopf. Nichts ist minder sicher, als der Tod, mit dem Ihr Euch zum voraus beschäftigt; man richtet, verurteilt und vollstreckt nicht so in einer Nacht.«

»Hört,« entgegnete Cauvignac, »ich war dabei, als man dem armen Richon den Prozeß machte; Gott sei seiner Seele gnädig! Nun wohl, Prozeß, Urteil, Aufhängen, alles dauerte höchstens drei bis vier Stunden; geht es hier ebenso schnell, so bleiben uns noch eine oder zwei Stunden zu leben, und das ist nicht viel.«

»In jedem Fall wird man doch den Tag abwarten, uns hinzurichten.«

»Ah! das ist durchaus nicht sicher; eine Hinrichtung mit Fackeln ist etwas sehr Schönes; es kostet allerdings mehr, da aber die Frau Prinzessin der Bordolesen in diesem Augenblick sehr bedarf, so könnte sie sich wohl entschließen, diese Ausgabe zu machen.«

»Still!« sagte Canolles, »ich höre Tritte.«

»Teufel!« murmelte Cauvignac, ein wenig erbleichend.

»Ohne Zweifel bringt man uns den Wein herauf.«

»Ah! ja,« sagte Cauvignac, einen mehr als aufmerksamen Blick auf die Tür heftend; »kommt der Kerkermeister mit Flaschen herein, so ist es gut; wenn er dagegen...«

Die Tür öffnete sich, und der Kerkermeister erschien ohne Flaschen.

Cauvignac und Canolles wechselten einen ausdrucksvollen Blick; aber der Kerkermeister achtete nicht darauf. Er schien so eilig, die Zeit war so kurz, es war so finster im Kerker...

Er trat ein und schloß die Türe wieder.

Dann näherte er sich den Gefangenen, zog ein Papier aus der Tasche und fragte: »Welcher von Euch beiden ist der Baron von Canolles?«

»Ah! Teufel!« murmelten gleichzeitig beide, einen neuen Blick austauschend.

Canolles ermannte sich bald und sagte: »Ich bin es.«

Der Kerkermeister näherte sich ihm.

»Ihr wart Festungs-Gouverneur?« – »Ja.«

»Aber ich war auch Festungs-Gouverneur; ich nannte mich auch Canolles,« sagte Cauvignac. »Wir wollen uns deutlich erklären, damit keine Täuschung obwalten kann. Was mir mit dem armen Richon begegnete, ist genug, und ich will nicht noch den Tod eines andern verursachen«.

»Ihr nennt Euch also gegenwärtig Canolles?« fragte der Kerkermeister.

»Ja,« antwortete Canolles.

»Und Ihr nanntet Euch früher Canolles?« sagte der Kerkermeister zu Cauvignac.

»Ja,« antwortete dieser; »ja, früher, nur einen Tag, und ich fange an zu glauben, daß ich an diesem Tage einen albernen Gedanken gehabt habe.« »Und Ihr seid beide Festungs-Gouverneure?« – »Ja.« »Nun, eine letzte Frage, die alles aufklären wird. Welcher von Euch ist Madame Nanon von Lartigues' Bruder?« Hier machte Cauvignac eine Grimasse, die in einem minder feierlichen Augenblick komisch gewesen wäre und sagte: »Und wenn ich ihr Bruder wäre, was dann, mein Freund?«

»Ich würde Euch sagen, Ihr solltet mir auf der Stelle folgen.«

»Pest!« murmelte Cauvignac.

»Aber sie hat mich auch ihren Bruder genannt,« sagte Canolles, der versuchen wollte, etwas von dem Sturme abzuwenden, der sich sichtbar auf dem Haupte seines unglücklichen Gefährten sammelte.

»Einen Augenblick,« versetzte Cauvignac, ging an dem Kerkermeister vorüber und nahm Canolles beiseite; »einen Augenblick, mein edler Herr, es ist nicht billig, daß Ihr unter solchen Umständen Nanons Bruder sein sollt. Ich habe bis jetzt andere Menschen genug für mich bezahlen lassen, und die Gerechtigkeit fordert, daß ich nun ebenfalls bezahle.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte Canolles.

»Oh! das wäre zu lang,« antwortete Cauvignac; »überdies wird unser Kerkermeister schon ungeduldig. Gut, gut, mein Freund, seid ruhig, ich komme. Gott befohlen, teurer Gefährte,« fuhr Cauvignac fort; »es sind wenigstens alle Zweifel in der Hinsicht gelöst, daß ich zuerst hinübergehe. Gott gebe, daß Ihr mir nicht zu bald folgt. Nun fragt es sich nur noch, welche Todesart beschlossen worden ist. Teufel, nur nicht der Strang! Doch, ich gehe, Ihr seid sehr eilig, »mein Lieber! Auf, mein teurer Bruder, mein teurer Schwager, mein teurer Gefährte, mein teurer Freund, ein letztes Fahrewohl!«

Er reichte Canolles seine Hand, der sie liebevoll drückte; dann wandte er sich an den Kerkermeister mit den Worten: »Ich bin der Madame Nanon von Lartigues Bruder; kommt, mein Freund!«

Der Kerkermeister ließ sich das nicht zweimal sagen und führte Cauvignac fort, der von der Türschwelle aus Canolles ein letztes Zeichen machte. Dann schloß sich die Tür, die Tritte entfernten sich im Gange, und alles versank in eine Stille, die dem Schweigen des Todes glich.

Während Canolles in einer mit Schrecken gemischten Traurigkeit sich verlor, denn diese Art, einen Menschen nächtlicherweise ohne Geräusch, ohne Vorbereitungen, ohne Wachen fortzuführen, war gräßlicher, als alle Vorkehrungen zu einer Hinrichtung beim hellen Sonnenscheine, folgte Cauvignac dem Kerkermeister in dem düsteren Gange, in ernste Gedanken vertieft und ohne ein Wort zu sprechen.

Am Ende des Ganges schloß der Kerkermeister die Tür ebenso sorgfältig, wie er dies bei Canolles' Kerker getan hatte, und nachdem er eine Zeitlang auf ein dumpfes Geräusch gehorcht, das vom untern Stockwerk heraufstieg, sagte er, sich jäh zu Cauvignac wendend: »Auf, vorwärts, mein edler Herr.«

»Ich bin bereit,« antwortete Cauvignac mit möglichster Würde.

»Schreit nicht so laut,« versetzte der Kerkermeister, »und geht schneller.«

Und er eilte auf eine Treppe zu, die in die unterirdischen Kerker führte.

»Oh! oh!« sagte Cauvignac zu sich selbst, »sollte man mich zwischen vier Wänden erdrosseln oder in eine Versenkung stoßen wollen? Dieser Kerkermeister ist klein, ich bin groß; er ist schwach, ich bin stark; er ist vor, ich bin hinten; ich habe ihn bald erwürgt, wenn ich will, und kann mit den Schlüsseln mir die Freiheit verschaffen.«

Cauvignac streckte schon seine knochigen Hände aus, um sein Vorhaben auszuführen, als der Kerkermeister, voll Schrecken sich umwendend, ihm zuflüsterte: »Still! Hört Ihr nichts?«

Cauvignac aber fuhr mit sich selbst sprechend fort: Noch weiß ich nicht, was diese Geschichte bedeuten soll.

Plötzlich blieb er stehen und fragte: »He da! wohin führt Ihr mich?«

»Seht Ihr es nicht?« entgegnete der Kerkermeister, »in den Keller.«

»Oh weh!« murmelte Cauvignac, »wollen Sie mich lebendig begraben?«

Der Kerkermeister zuckte die Achseln, drang in ein Gewirr von Gängen, gelangte zu einer niedrigen, bogenförmigen Tür, hinter der ein seltsames Geräusch laut wurde, und öffnete.

»Der Fluß!« rief Cauvignac erschrocken, als er das Wasser, düster und schwarz hinrollen sah.

»Ja, der Fluß; könnt Ihr schwimmen?«

»Ja ... nein... ja ...; das heißt, warum, zum Teufel, fragt Ihr mich?«

»Weil wir sonst ein Schiff abwarten müßten, das da unten liegt, und dadurch verlieren wir eine Viertelstunde, abgesehen davon, daß man das Signal, das ich machen muß, hören und uns wieder erwischen kann.«

»Uns wieder erwischen?« rief Cauvignac. »Ah! teurer Freund, wir fliehen also?« – »Allerdings fliehen wir.«

»Wohin?« – »Wohin wir wollen.«

»Ich bin also frei?« – »Frei wie die Luft.«

»Oh! mein Gott!« rief Cauvignac.

Und ohne ein Wort diesem beredten Ausrufe hinzuzufügen, ohne sich umzuschauen, ohne zu sehen, ob ihm sein Gefährte folgte, stürzte er sich in den Fluß und tauchte rascher unter als eine verfolgte Fischotter. Der Kerkermeister ahmte sein Beispiel nach, und nach einer Viertelstunde lautloser Anstrengungen, um den Strom zu durchschwimmen, befanden sich beide im Angesicht des Schiffes. Der Kerkermeister pfiff nun dreimal, während er beständig schwamm; die Schiffer erkannten das verabredete Signal, kamen ihnen entgegen, zogen sie rasch in die Barke, begannen, ohne ein Wort zu sprechen, kräftig zu rudern, und brachten beide in weniger als fünf Minuten an das entgegengesetzte Ufer.

»Ah!« rief Cauvignac, der seit dem Augenblick, wo er sich so mutig in das Wasser gestürzt, keine Silbe von sich gegeben hatte, »ah! nun bin ich gerettet. Teurer Kerkermeister meines Herzens, Gott wird Euch belohnen!«

»In Erwartung des Lohnes, den mir Gott gewähren mag,« erwiderte der Kerkermeister, »habe ich vorläufig vierzigtausend Livres erhalten, mit denen ich mich in Geduld fassen kann.

»Vierzigtausend Livres!« rief Cauvignac voll Erstaunen, »wer zum Teufel kann vierzigtausend Livres für mich ausgegeben haben?«

Neunzehntes Kapitel.

Es ist nun Zeit, zu Nanon von Lartigues zurückzukehren, die beim Anblick des unter der Halle des Marktplatzes von Libourne verscheidenden, unglücklichen Richon einen Schrei ausgestoßen hatte und in Ohnmacht gefallen war. Sie besaß jedoch trotz ihres zarten Körpers durchaus keine

schwächliche Natur. Der Herzog von Epernon, der sie kannte oder vielmehr zu kennen glaubte, staunte daher nicht wenig, sie, die in Todesgefahr beim Brande des Schlosses kalt und ruhig geblieben war, jetzt so völlig niedergeschmettert zu sehen.

Ihre Ohnmacht dauerte beinahe zwei Stunden und endigte mit furchtbaren Nervenanfällen, während deren sie nicht sprechen, sondern nur unartikulierte Schreie ausstoßen konnte.

Erst spät in der Nacht kam sie wieder zum Bewußtsein und brauchte noch einige Zeit, um ihre Gedanken zu sammeln; dann aber preßte sie ihren Kopf zwischen beide Hände und rief mit herzzerreißendem Tone: »Ich bin verloren! Sie haben ihn mir getötet!«

Zum Glück waren diese Worte so seltsam, daß die Anwesenden sie auf Rechnung des Deliriums setzten; man erzählte jedoch dem Herzog, der am Morgen von einer Expedition zurückkehrte, davon, und dieser sagte zu ihr im ersten Augenblicke ihres Alleinseins: »Teure Freundin, es ist mir mitgeteilt worden, was Ihr alles infolge des Todes von Richon, den man so unklug unter Euern Fenstern gehängt hat, gelitten habt...«

»Ja, ja,« rief Nanon, »das ist schändlich! das ist abscheulich!«

»Seid unbesorgt, nun, da ich weiß, welche Wirkung es auf Euch hervorbringt, werde ich in Zukunft die Rebellen auf dem Promenadeplatz und nicht mehr auf dem Marktplatz hängen lassen. Aber von wem spracht Ihr denn, als Ihr sagtet, man habe ihn Euch getötet? Das kann doch nicht Richon sein, den Ihr ja gar nicht kanntet.«

»Ah! Ihr seid es, Herr Herzog?« sagte Nanon, indem sie sich auf ihren Ellenbogen erhob und den Herzog beim Arme faßte.

»Ja, ich bin es, und es freut mich, daß Ihr mich wiedererkennt, denn das beweist, daß es Euch besser geht. Aber von wem spracht Ihr denn?«

»Von ihm! Herr Herzog, von ihm!« sagte Nanon mit einem Reste von Delirium, »Ihr habt ihn getötet! Oh! der Unglückliche!«

»Teure Freundin, Ihr erschreckt mich. Was sagt Ihr denn?«

»Ich sage, daß Ihr ihn getötet habt. Begreift Ihr nicht, Herr Herzog? Wißt Ihr nicht, daß er Kriegsgefangener ist, daß er Kapitän, daß er Gouverneur war, daß er dieselben Titel und denselben Grad hatte, wie der arme Richon, und daß die Bordolesen an ihm den Tod dessen rächen werden, den Ihr habt ermorden lassen; denn sagt, was Ihr wollt, es ist doch ein reiner Mord.«

Durch diese Worte, durch das Feuer ihrer funkelnden Blicke, durch die fieberhafte energische Gebärde ganz aus der Fassung gebracht, wich der Herzog erbleichend zurück und rief: »Oh! das ist wahr! das ist wahr; der arme Canolles, ich hatte es ganz vergessen.«

»Mein armer Bruder,« rief Nanon, glücklich, ihren Gefühlen freien Lauf lassen zu können, indem sie ihrem Geliebten den Titel gab, unter dem Herr von Epernon ihn kannte.

»Bei Gott, Ihr habt recht, und ich bin ein Mann ohne Gehirn. Wie zum Teufel konnte ich unsern armen Freund vergessen! Aber noch ist keine Zeit verloren; zu dieser Stunde kann die Nachricht kaum nach Bordeaux gelangt sein; bis man sich dann versammelt, Gericht gehalten hat... Verlaßt Euch auf mich.«

»Oh!« rief Nanon, indem sie sich zu erheben suchte, »er wird nicht sterben, und wenn ich selbst nach Bordeaux gehen und mich statt seiner ausliefern müßte.«

»Seid ruhig, meine liebe Nanon, das ist meine Sache. Ich habe das Schlimme getan, und werde es gut machen, so wahr ich ein Edelmann bin. Die Königin hat noch einige Freunde in der Stadt; seid also unbesorgt.«

Der Herzog leistete dieses Versprechen aus dem Grunde seines Herzens.

Nanon las in seinen Augen den Entschluß, die Offenherzigkeit und besonders den Willen; sie wurde von einer solchen Freude erfaßt, daß sie, die Hände des Herzogs ergreifend und ihre feurigen Lippen darauf drückend, ausrief: »Oh! Monseigneur, wie werde ich Euch lieben, wenn Euch das gelingt!«

Der Herzog fühlte sich bis zu Tränen gerührt; es. war das erstemal, daß Nanon so liebevoll und so verheißungsvoll zu ihm sprach.

Er versicherte Nanon abermals, daß sie nichts zu befürchten habe, entfernte sich sodann aus ihrem Zimmer, ließ einen von seinen Dienern kommen, dessen Geschicklichkeit und Treue ihm bekannt waren, befahl ihm, sich nach Bordeaux zu begeben, in die Stadt zu dringen, und müßte er die Wälle mit Sturmleitern ersteigen, und dem Advokaten Lavie folgende eigenhändig von ihm geschriebene Note zu übergeben:

»Verhindern, daß Herrn von Canolles, Kapitän, Platzkommandanten im Dienste Seiner Majestät, irgend etwas Mißliches widerfährt.

»Wenn dieser Offizier verhaftet ist, wie man annehmen muß, ihn durch alle erdenklichen Mittel befreien; die Wächter durch alles Gold, das sie verlangen mögen, bestechen, bis auf hunderttausend Taler, bis auf eine Million gehen, wenn es sein muß, und das Wort des Herzogs von Epernon für die Oberaufsicht eines königlichen Schlosses verpfänden.

»Scheitert die Bestechung, Gewalt versuchen; vor nichts zurückweichen: Brand, Mord, alles wird entschuldigt.

»Signalement:

»Wuchs hoch, Augen braun, Nase gekrümmt. Im Falle eines Zweifels, fragen: *›Seid Ihr Nanons Bruder?‹*

» *Schnell handeln;* es ist keine Minute zu verlieren.«

Der Bote ging ab. Drei Stunden nachher war er in Bordeaux. Er trat in einen Pachthof, vertauschte seine Kleider mit einem leinenen Bauernkittel und drang, einen Wagen voll Mehl führend, in die Stadt.

Lavie erhielt den Brief eine Stunde nach der Entscheidung des Kriegsrates. Er ließ sich das Tor des befestigten Schlosses öffnen, sprach mit dem Kerkermeister, bot ihm zwanzigtausend Livres, die dieser ausschlug, dann dreißigtausend Livres, die er abermals ausschlug, und endlich vierzigtausend Livres, die er annahm.

Man weiß, wie Cauvignac vielleicht in der einzigen Regung des Edelmutes, die er in seinem ganzen Leben, gehabt hatte, sich als Nanons Bruder bekannte und zu seinem großen Erstaunen die Freiheit erlangte. Er wurde auf einem raschen Rosse nach dem Dorfe Saint-Loubès fortgetragen, das den Epernonisten gehörte. Hier fand man einen Boten des Herzogs, der dem Flüchtling entgegengeritten war.

»Ist er gerettet!« rief er, sich an den Anführer der Eskorte wendend, die Cauvignac geleitete.

»Ja,« rief dieser, »wir bringen ihn.«

Mehr verlangte der Bote nicht; er wandte sein Pferd um und jagte schnell wie ein Meteor in der Richtung von Libourne fort. Anderthalb Stunden nachher stürzte das Roß an dem Tore der Stadt nieder und wälzte seinen Reiter zu den Füßen des Herrn von Epernon, der, das Wort: »Ja,« erwartend, vor Ungeduld zitterte. Obgleich halb gerädert, hatte der Bote doch noch die Kraft, dieses kostspielige: »Ja« auszusprechen, und der Herzog eilte in die Wohnung Nanons, die immer noch auf dem Bette ausgestreckt, ihren starren Blick auf die von einer Schar von Dienern besetzte Tür heftete.

»Ja,« rief der Herzog von Epernon, »ja, er ist gerettet, teure Freundin, er folgt mir, und Ihr sollt ihn sehen.«

Nanon hüpfte fast vor Freude auf in ihrem Bette; diese Worte nahmen von ihrer Brust die Last, die sie erstickte; sie hob ihre Hände zum Himmel empor und rief, das Antlitz in Tränen gebadet, die dieses unerwartete Glück ihren Augen entriß, welche die Verzweiflung trocken gemacht hatte, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck: »Oh! mein Gott, mein Gott, ich danke Dir!«

Gleich darauf öffnete sich die Reihe der Diener, ein Mann stürzte in das Zimmer und rief: »Meine Schwester! meine gute Schwester!«

Nanon richtete sich in ihrem Bett auf, öffnete erschrocken die Augen, wurde weißer, als das gestickte Kissen hinter ihrem Kopfe, fiel wie vom Blitze getroffen wieder zurück und schrie: »Cauviagnac! mein Gott,

Cauvignac!« »Cauvignac!« wiederholte der Herzog und ließ einen Blick umherlaufen, der offenbar den suchte, an den dieser Ausruf gerichtet war. »Cauvignac,« sagte er, »wer heißt denn Cauvignac?«

Cauvignac hütete sich wohl, zu antworten; er war noch zu wenig gerettet, um sich eine Offenherzigkeit zu erlauben, die so wie so keine Eigenschaft seines Charakters war; er begriff, daß er seine Schwester verlor, wenn er antwortete, und unfehlbar sich selbst zu Grunde richtete, wenn er seine Schwester verlor; so überließ er es Nanon, zu sprechen, mit dem Vorsatze, ihre Worte nötigenfalls zu verbessern.

»Und Herr von Canolles!« rief diese, auf Cauvignac den doppelten Blitz ihrer Augen schleudernd, in einem Tone wütenden Vorwurfs.

Der Herzog faltete die Stirn und fing an, auf seinen Schnurrbart zu beißen. Die Anwesenden wußten nicht, was dieser unerwartete Zorn bedeuten sollte, und schauten sich erstaunt an.

»Arme Schwester,« flüsterte Cauvignac dem Herzog ins Ohr, »sie hat solche Angst ausgestanden, daß sie deliriert und mich nicht wiedererkennt.«

»Mir hast du zu antworten, Elender,« rief Nanon, »mir. Wo ist Herr von Canolles? Was ist aus ihm geworben? Antworte doch!«

Cauvignac faßte einen verzweifelten Entschluß; er näherte sich dem Herzog von Epernon und sagte mit Tränen in den Augen: »Oh! gnädiger Herr, das ist nicht mehr Delirium, das ist Wahnsinn; der Schmerz hat ihr, wie Ihr seht, den Geist so verwirrt, daß sie ihre nächsten Verwandten nicht mehr erkennt. Kann ihr jemand die verlorene Vernunft zurückgeben, so bin ich es; laßt also, ich bitte Euch, alle Diener abtreten, denn, Ihr werdet nicht gern andere auf Kosten dieser armen Schwester lachen sehen.«

Vielleicht hätte der mißtrauisch gewordene Herzog nicht nachgegeben, wäre er nicht soeben zu einem außerordentlichen Rate zur Königin berufen worden. Er wandte sich also an Nanon, der inzwischen Cauvignac durch ein leises Wort einen schwachen Schimmer von Hoffnung gegeben hatte, und sagte, ihr die Hand küssend: »Auf, teure Freundin, die Krise ist hoffentlich vorüber; sammelt Eure Sinne, ich lasse Euch mit diesem Bruder, den Ihr so

sehr liebt, zurück, denn die Königin ruft mich. Das allein kann mich bewegen, Euch in einem solchen Augenblick zu verlassen.«

Nanon fühlte, daß ihr das Herz beinahe brach. Sie hatte nicht die Kraft, dem Herzog zu antworten, schaute nur Cauvignac an und drückte ihm die Hand, als wollte sie sagen: »Hast du mich nicht getäuscht, mein Bruder, darf ich wirklich hoffen?«

Als der Herzog gegangen war, empfahl ihr Cauvignac mit einem Zeichen der Hand Stillschweigen; dann hielt er sein Ohr an die Tür, um sich zu überzeugen, daß sich der Herzog wirklich entfernte.

»Oh! was ist nur daran gelegen!« rief Nanon, »er mag hören oder nicht hören; Ihr habt mir zwei Worte zugeflüstert, um mich zu beruhigen, sprecht, was denkt Ihr? Was hofft Ihr?«

»Meine Schwester,« erwiderte Cauvignac, eine ernste Miene annehmend, die bei ihm durchaus nicht Gewohnheit war, »ich will Euch nicht versichern, daß ich des Erfolges gewiß bin, aber ich wiederhole, was ich bereits gesagt habe, ich werde alles in der Welt zu diesem Zwecke tun.«

»Des Erfolges, wobei?« fragte Nanon; »verstehen wir uns diesmal auch richtig und findet nicht ein neues furchtbares Mißverständnis statt?«

»Bei der Rettung des armen Canolles.«

Nanon schaute ihn mit einer furchtbaren Starrheit an und rief: »Nicht wahr, er ist verloren?«

»Ach! wenn ich Euch meine Meinung offen sagen soll, so muß ich gestehen, daß ich seine Lage für sehr schlimm halte.« »Wie kalt er das sagt!« rief Nanon. »Weißt du, Unglücklicher, was dieser Mann für mich ist?«

»Ich weiß, daß es ein Mann ist, den Ihr Eurem Bruder vorzieht, da Ihr eher ihn als mich rettetet, und mich, als Ihr mich erblicktet, mit einem Fluch empfingt.«

Nanon machte ein Zeichen der Ungeduld.

»Ei, bei Gott! Ihr habt recht,« fuhr Cauvignac fort, »und ich spreche das nicht aus als Vorwurf, sondern als einfache Bemerkung; denn hört, die Hand auf dem Herzen, wären wir noch beide im Kerker des Schlosses Trompette und ich wüßte, was ich jetzt weiß, so würde ich zu Herrn von Canolles sagen: »Ihr seid von Nanon ihr Bruder genannt worden, Euch verlangt man und nicht mich;« und er wäre an meiner Stelle gekommen, und ich wäre an der seinigen gestorben.«

»Er wird also sterben?« rief Nanon mit einem furchtbaren Ausbruche des Schmerzes; »er wird sterben?« – »Meine Schwester, alles, was ich Euch sagen kann, ist folgendes: Es sind zwei Stunden seit meiner Entweichung verflossen; in diesen kann viel geschehen sein, vielleicht auch nichts. Nun habe ich eine Meile von Bordeaux hundert Mann und meinen Leutnant, und ich glaube, ich werde mit hundert Mann, von denen ich die Hälfte opfere, zu Herrn von Canolles gelangen.«

»Ah! Ihr täuscht Euch, mein Bruder, Ihr gelangt nicht zu ihm!«

»Mord und Tod! ich dringe zu ihm, oder ich lasse mich niederhauen.«

»Ah! Euer Tod wird mir Euern guten Willen dartun, aber ihn nicht retten. Er ist verloren! er ist verloren!«

»Und ich sage Euch, nein, und müßte ich mich statt seiner ausliefern,« rief Cauvignac, mit einem Überwallen von Edelmut, das ihn selbst in Erstaunen setzte.

»Euch ausliefern!«

»Ja, allerdings, mich; denn es hat am Ende niemand Ursache, diesen guten Herrn von Canolles, zu hassen; es liebt ihn im Gegenteil jedermann, während man mich verabscheut.«

»Euch! und warum verabscheut man Euch?«

»Das ist ganz einfach, weil ich die Ehre habe, Euch durch die engsten Bande des Blutes anzugehören. Verzeiht, meine Schwester, aber was ich Euch da sage, ist äußerst schmeichelhaft für eine gute Royalistin.«

»Wartet einen Augenblick,« sagte langsam Nanon, ihren Finger auf ihre Lippen legend. »Ich höre.«

»Ihr sagt, ich werde von den Bordolesen verabscheut?«

»Das heißt, sie verfluchen Euch.« »Ah! wirklich!« rief Nanon mit einem halb nachdenklichen, halb freudigen Lächeln.

»Ich glaubte nicht, Euch damit etwas zu sagen, was Euch so angenehm wäre.«

»Doch, doch,« rief Nanon; »es ist, wenn auch nicht gerade angenehm, doch mindestens sehr gescheit. Ja, Ihr habt recht,« fuhr sie mehr mit sich selbst, als mit ihrem Bruder sprechend fort; »nicht Herrn von Canolles haßt man, Euch auch nicht. Wartet, wartet.«

Und sie stand auf, legte um ihren geschmeidigen, glühenden Hals einen langen seidenen Mantel, setzte sich an einen Tisch und schrieb in aller Eile einige Zeilen, die Cauvignac nach der Röte auf ihrer Stirn und dem Wogen ihres Busens für sehr wichtig halten mußte.

»Nehmt dies,« sagte sie, den Brief versiegelnd; »eilt allein, ohne Soldaten und ohne Eskorte, nach Bordeaux; es ist in meinem Stalle ein Berberroß, das den Weg in einer Stunde zurücklegt. Erreicht die Stadt so schnell, als menschliche Mittel es gestatten, übergebt diesen Brief der Frau Prinzessin, und Canolles ist gerettet.«

Cauvignac schaute seine Schwester erstaunt an; da er aber die Schärfe ihres kraftvollen Geistes kannte, verlor er keine Zeit. Er stürzte in den Stall, sprang auf das bezeichnete Roß und hatte nach einer halben Stunde bereits die Hälfte des Weges zurückgelegt; Nanon aber kniete, sobald sie ihn von ihrem Fenster aus hatte fortreiten sehen, – sie, die Gottlose – nieder, verrichtete ein kurzes Gebet, schloß sodann ihr Gold, ihre Juwelen und

Diamanten in eine Kiste, bestellte eine Karosse und ließ sich von ihrem Kammermädchen Finette anziehen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Nacht lagerte sich über Bordeaux, und abgesehen von der Gegend der Esplanade, wohin sich alles drängte, schien die Stadt verlassen. Dort aber, auf der Esplanade, im Nachtnebel, hörte man einen dumpfen, fortwährenden Lärm, ähnlich dem Tosen der Fluten, wenn sie ins Meer zurückstürzen.

Die Prinzessin hatte ihre Korrespondenz beendigt und ließ dem Herzog von Larochefoucault sagen, sie könnte ihn empfangen.

Zu ihren Füßen, demütig auf einen Teppich gekauert, mit der lebhaftesten Angst ihr Gesicht studierend, schien Frau von Cambes den Augenblick zu erwarten, wo sie, ohne lästig zu sein, sprechen könnte; aber diese erzwungene Geduld, diese geflissentliche Sanftmut wurden durch das krampfhafte Zucken ihrer Hände, die ein Taschentuch zerknitterten, Lügen gestraft.

»Siebenundsiebenzig Unterschriften,« rief die Prinzessin, »Ihr seht, daß nicht alles Vergnügen ist, wenn man die Rolle einer Königin zu spielen hat.«

»Oh! wohl, Madame,« erwiderte die Vicomtesse; »denn indem Ihr die Stelle der Königin einnahmt, verlieht Ihr Euch zugleich ihr schönstes Vorrecht, das, Gnade zu üben.«

»Und das, zu strafen, Claire,« versetzte stolz die Prinzessin von Condé. »Und die achtundsiebenzigste kommt unter einen Begnadigungsbrief, nicht wahr, Madame?« sagte Claire.

»Was sagst du, Kleine?« – »Ich sage, meines Erachtens sei es für mich Zeit, hinzugehen und meinen Gefangenen zu befreien; soll ich ihn nicht mit dem furchtbaren Schauspiel, seinen Gefährten zum Tode führen zu sehen, verschonen? Ah! Madame, da Ihr Gnade üben wollt, so laßt sie vollständig angedeihen.«

»Wahrhaftig, du hast recht, Kleine; aber ich vergaß in der Tat mein Versprechen unter diesen ernsten Geschäften, und du hast wohlgetan, daß du mich daran erinnertest.«

»Also?« rief Claire ganz freudig.

»Also tue, was du willst.«

»Noch eine Unterschrift, Hoheit,« sagte Claire mit einem Lächeln, welches das härteste Herz erweicht hätte, mit einem Lächeln, das kein Maler wiederzugeben vermöchte, weil es nur der Frau, die liebt, das heißt dem gottähnlichsten Wesen, eigen ist.

Sie schob ein Papier auf den Tisch der Prinzessin und bezeichnete mit der Fingerspitze die Stelle, worauf sich ihre Hand legen sollte.

Frau von Condé schrieb:

»Befehl an den Herrn Gouverneur des Schlosses Trompette, die Frau Vicomtesse von Cambes zu Herrn Baron von Canolles, dem wir hiermit die volle Freiheit geben, einzulassen.«

»Ist es so gut?« fragte die Prinzessin,

»Oh! ja, Madame!« rief Frau von Cambes.

»Und ich soll unterzeichnen?« – »Ganz gewiß.«

»Liebe Kleine, man muß alles tun, was du willst,« sagte die Prinzessin mit ihrem freundlichsten Lächeln und unterzeichnete.

Claire fiel über das Papier her, wie ein Adler über seine Beute. Sie nahm sich kaum Zeit, der Prinzessin zu danken, drückte die Schrift an ihr Herz und stürzte aus dem Gemache.

Auf der Treppe begegnete sie Herrn von Larochefoucault, dem sie einen kurzen, freudigen Gruß zurief. Der Herzog blieb einen Moment auf dem Ruheplatz der Treppe stehen und folgte ihr, ehe er bei Frau von Condé eintrat, mit den Augen bis zu den untersten Stufen.

Als er zu Ihrer Hoheit kam, sagte er: »Madame, alles ist bereit.«

»Wo?« – »Dort unten auf der Esplanade.«

»Ah! sehr gut,« erwiderte die Prinzessin, große Ruhe heuchelnd, weil sie fühlte, daß man sie beobachtete, und weil sie um keinen Preis sich schwach zeigen wollte. »Wohl, wenn alles bereit ist, so geht, Herr Herzog.«

Der Herzog zögerte.

»Haltet Ihr es für angemessen, daß ich dem Akte beiwohne?« sagte die Prinzessin mit einem Zittern der Stimme, das sie trotz ihrer Selbstbeherrschung nicht völlig zu bewältigen vermochte.

»Ganz wie es Euch beliebt, Madame,« erwiderte der Herzog.

»Wir werden sehen, Herzog, wir werden sehen; Ihr wißt, daß ich viele Verurteilte begnadigt habe?« – »Ja, Madame.«

»Und was sagt Ihr zu dieser Maßregel?« – »Ich sage, daß alles, was Eure Hoheit tut, wohlgetan ist.«

»Ja;« sagte die Prinzessin, »ich ziehe das vor. Es ist würdiger von uns, den Epernonisten zu zeigen, daß wir uns nicht fürchten, Repressalien zu gebrauchen und als Macht gegen Macht mit Ihrer Majestät zu unterhandeln, daß wir aber, auf unsere Kraft vertrauend, das Böse ohne Wut, ohne Übertreibung vergelten.«

»Das ist sehr politisch.«

»Nicht wahr?« sagte die Prinzessin, die aus dem Ton Larochefoucaults seine wahre Ansicht zu erkennen suchte.

»Doch,« fuhr der Herzog fort, »es ist immer noch Eure Meinung, daß einer von beiden den Tod Richons sühnen soll; denn bliebe dieser Tod ungerächt, so könnte man glauben, Eure Hoheit schätze die Tapferen, die sich ihrem Dienste widmen, gering.«

»Oh! gewiß; einer von beiden wird sterben, bei meinem Fürstenworte.«

»Darf ich wissen, wem Eure Hoheit Gnade bewilligt hat?« – »Herrn von Canolles.«

»Ah!«

Dieses Ah! wurde auf eine seltsame Weise ausgesprochen.

»Nun wohl,« fuhr der Herzog fort, »wenn mir Eure Hoheit nichts anderes zu befehlen hat, so verabschiede ich mich von Eurer Hoheit.«

»Also noch diese Nacht?« fragte Frau von Condé.

»In einer Viertelstunde.«

Lenet schickte sich an, dem Herzog zu folgen.

»Ihr wollt das Schauspiel mit ansehen, Lenet?« fragte die Prinzessin.

»Oh! nein, Madame,« antwortete Lenet; »Ihr wißt, ich bin nicht für die heftigen Gemütsbewegungen, und werde mich begnügen, halbwegs, das heißt bis zum Gefängnis zu gehen, um das rührende Schauspiel der Befreiung des armen Canolles durch die von ihm geliebte Frau zu sehen.«

Der Herzog machte eine Philosophenmiene; Lenet zuckte die Achseln, und der Leichenzug verließ den Palast, um sich nach dem Gefängnis zu begeben.

Frau von Cambes hatte nicht fünf Minuten gebraucht, um diesen Raum zurückzulegen; sie kam an, zeigte den Befehl der Schildwache bei der Zugbrücke, dann dem Schließer und ließ endlich den Gouverneur rufen.

Dieser prüfte den Befehl mit dem trockenen Auge eines Gefängnisgouverneurs, das sich weder bei Todesurteilen, noch bei Begnadigungen belebt, erkannte das Siegel und die Unterschrift der Frau von Condé, verbeugte sich vor der Vicomtesse, ließ den Leutnant rufen, gab ihm den Begnadigungsbefehl und hieß ihn, Herrn von Canolles in Freiheit setzen zu lassen.

Schnell begaben sich der Leutnant – es war derselbe, der mit Canolles und Cauvignac gesprochen hatte – und Frau von Cambes, welche die Erlaubnis erhielt, ihn zu begleiten, in den Gefängnishof.

»Der Oberschließer!« rief der Leutnant.

Dann sich zu Frau von Cambes umwendend, sagte er: »Seid unbesorgt, Madame, er wird sogleich hier sein.«

Der zweite Gefangenwärter erschien und meldete: »Herr Leutnant, der Oberschließer ist verschwunden; man hat ihn vergebens gerufen.«

»Oh!« rief Frau von Cambes, »wird dies abermals einen Verzug veranlassen?«

»Ihr habt doppelte Schlüssel von allen Kerkern?« fragte der Offizier.

»Ja,« antwortete der Gefangenenwärter.

»Öffnet das Zimmer von Herrn von Canolles.«

»Herr von Canolles, Nr. 2?«

»Allerdings, Nr. 2, öffnet rasch.«

»Ich glaube, es sind beide beisammen,« versetzte der Gefangenenwärter: »man wird den Besten aussuchen.«

Gefangenenwärter sind immer spaßige Leute.

Endlich öffnete sich die Tür. Canolles, der Tritte im Gange gehört, der die Stimme der Vicomtesse erkannt hatte, wirft sich in ihre Arme, und sie, über jede Rücksicht erhaben, preßt ihn mit aller Gewalt an ihre pochende Brust.

Die Gefahr, der er preisgegeben war, die ewige Trennung, an der sie so nahe wie an einem Abgrunde gestanden haben, gleichen alles aus.

»Nun, mein Freund,« sagte sie, strahlend vor Freude und Stolz, »Ihr seht, daß ich Wort halte; ich habe Eure Begnadigung erlangt, wie ich es Euch

versprach, und komme, Euch zu holen.«

Und während sie sprach, zog sie Canolles nach dem Gange fort. »Mein Herr,« sagte der Leutnant, »Ihr mögt Euer ganzes Leben dieser Dame widmen, denn *ihr* habt Ihr es offenbar zu verdanken.«

Canolles antwortete nicht, aber sein Auge schaute zärtlich den Befreiungsengel an, und seine Hand drückte die Hand der Frau...

»Oh! eilt nicht so sehr,« sagte der Leutnant lächelnd, »es ist vorbei, und Ihr seid frei; nehmt Euch also Zeit, Eure Fittiche zu schwingen.«

Aber Frau von Cambes zog Canolles, der ihr lächelnd nachgab, mit fieberhafter Eile fort. Endlich befanden sie sich wieder im Hofe; noch eine Tür und das Gefängnis liegt hinter ihnen.

Nun öffnete sich auch diese letzte Schranke. Aber auf der andern Seite der Tür versperrte eine Schar von Edelleuten, Leibwachen und Bogenschützen die Zugbrücke; es ist Herr von Larochefoucault mit seinen Trabanten.

Frau von Cambes schauderte, ohne zu wissen warum. Es war ihr immer ein Unglück widerfahren, so oft sie diesem Mann begegnete.

Ging in Canolles irgend eine Bewegung vor, so blieb sie im Grunde seines Herzens und stieg nicht auf sein Gesicht empor.

Der Herzog grüßte Frau von Cambes und Canolles und blieb sogar stehen, um ihnen einige Artigkeiten zu sagen. Wann machte er dem Haufen von Edelleuten und Leibwachen, die ihm folgten, ein Zeichen, und ihre Reihen öffneten sich.

Plötzlich vernahm man eine Stimme aus dem Hintergrunde des Hofes: »He! Nr. 1 ist leer, der andere Gefangene ist nicht mehr in seinem Zimmer; ich suche ihn vergebens und kann ihn nirgends finden.«

Bei diesen Worten durchlief alle ein Schauer, der Herzog von Larochefoucault bebte, und unfähig, eine erste Bewegung zu unterdrücken,

streckte er seine Hand aus, als wollte er Canolles festnehmen. Claire sah die Bewegung und erbleichte.

»Kommt, kommt,« sagte sie zu dem jungen Manne, »laßt uns eilen.«

»Verzeiht, Madame,« sagte der Herzog; »ich bitte Euch um einen Augenblick Geduld: wir wollen diesen Irrtum aufklären, ich stehe Euch dafür, es ist in einer Minute abgemacht.«

Und auf ein zweites Zeichen des Herzogs schloß sich der Haufen wieder, der sich geöffnet hatte.

»Aber, mein Herr,« fragte Claire, »wozu soll ich warten? Frau von Condé hat die Freilassung des Herrn von Canolles unterzeichnet; hier ist der Befehl, er enthält seinen Namen; nehmt, seht.«

»Ja wohl, Madame, und es ist auch nicht meine Absicht, die Gültigkeit dieses Befehles in Abrede zu ziehen, er wird in einem Augenblick ebensogut sein, wie jetzt; faßt also Geduld, ich habe jemand abgeschickt, der ungesäumt zurückkommen muß.«

»Aber was geht das uns an?« fragte Claire, »und was hat Herr von Canolles mit dem Gefangenen in Nr. 1 gemein?«

»Herr Herzog,« sagte der Kapitän der Garden, den Herr von Larochefoucault abgeschickt hatte, »wir haben vergebens gesucht; der andere Gefangene ist nirgends zu finden; der Oberschließer ist ebenfalls verschwunden, und das Kind des letzteren, das man befragt hat, sagt, sein Vater und der Gefangene haben sich durch die geheime Pforte, die nach dem Flusse führt, entfernt.«

»Ho! ho!« rief der Herzog, »wißt Ihr etwas davon, Herr von Canolles? Eine Entweichung!«

Bei diesen Worten begreift und errät Canolles alles. Er begreift, daß es Nanon ist, die über ihm wachte; er begreift, daß er es ist, den man holen wollte, daß er es ist, den man als Bruder des Fräulein von Lartigues bezeichnet hatte; daß Cauvignac, ohne es zu wissen, seinen Platz

eingenommen und die Freiheit da gefunden hat, wo er den Tod zu finden glaubte. Er fährt mit den Händen an die Stirn, erbleicht und wankt ebenfalls und erholt sich erst wieder, als er die Vicomtesse an seinem Arme zittern und erbleichen sieht; keines von diesen Zeichen eines unwillkürlichen Schreckens ist dem Herzog entgangen.«

»Schließt die Tore,« rief dieser. »Herr von Canolles, habt die Güte, zu verweilen; Ihr begreift, es muß sich alles aufklären.«

»Aber, Herr Herzog,« rief die junge Frau, »es ist hoffentlich nicht Euer Wille, Euch dem Befehle der Prinzessin zu widersetzen?«

»Nein, Madame,« erwiderte der Herzog, »doch ich halte es für wichtig, sie von dem, was vorgeht, in Kenntnis zu setzen. Ich sage Euch nicht: ›Ich werde selbst dahin gehen;‹ Ihr könntet glauben, es sei meine Absicht, einen Einfluß auf unsere erhabene Gebieterin auszuüben, sondern ich sage Euch: ›Geht Ihr, Madame, denn besser als irgend jemand, werdet Ihr von Frau von Condé Gnade zu erflehen wissen.‹«

Lenet machte Claire ein unmerkliches Zeichen.

»Oh! ich verlasse ihn nicht,« rief Frau von Cambes, krampfhaft den Arm des jungen Mannes pressend.

»Und ich,« sagte Lenet, »ich laufe zu Ihrer Hoheit; kommt mit mir, Herr Kapitän, oder Ihr selbst, Herr Herzog.«

»Wohl, ich begleite Euch; der Herr Kapitän wird hier bleiben und die Nachforschungen in meiner Abwesenheit fortsetzen; vielleicht findet er den andern Gefangenen.«

Und als wollte er dem letzten Teile seiner Rede noch einen besondern Nachdruck geben, sagte der Herzog von Larochefoucault dem Offizier einige Worte ins Ohr, worauf er sich mit Lenet entfernte. In demselben Augenblick werden die zwei jungen Leute durch die Woge von Reitern, die Herrn von Larochefoucault folgt, und hinter denen sich das Tor wieder schließt, in den Hof zurückgedrängt.

Seit zehn Minuten hat die Szene einen so ernsten, so düsteren Charakter angenommen, daß die Anwesenden einander stumm anschauen, und in den Augen Claires und Canolles' zu lesen suchen, wer von beiden am meisten leide. Canolles begreift, daß alle Kraft von ihm kommen muß; er ist liebevoll gegen seine Freundin, die mit geröteten Augen und zitternden Knien an seinen Armen hängt, ihn drückt, an sich zieht, ihm mit einer Miene erschreckender Zärtlichkeit zulächelt, und irre Blicke auf all den Menschen umherlaufen läßt, unter denen sie vergebens einen Freund sucht.

Der Kapitän, der seinerseits Befehle vom Herzog von Larochefoucault erhalten hat, spricht ebenfalls leise mit seinen Offizieren. Canolles, dessen Auge sicher ist, dessen Ohr auf die geringsten, Worte horcht, die seinen Zweifel in Gewißheit verwandeln können, hört ihn, obgleich er die Vorsicht gebraucht, so leise als möglich zu reden, die Worte sprechen: »Man müßte jedoch ein Mittel finden, die arme Frau zu entfernen.«

Er trachtet nur danach, seinen Arm von dem liebevollen Drucke zu befreien, der ihn zurückhält, Claire bemerkt seine Absicht und klammert sich mit ihrer ganzen Kraft an ihn an.

»Man muß noch mehr suchen,« ruft sie; »man hat vielleicht schlecht gesucht und wird diesen Menschen wiederfinden. Suchen wir, suchen wir alle, er kann unmöglich entwichen sein. Warum wäre Herr von Canolles sonst nicht ebensogut wie er entwichen? Auf! Herr Kapitän, ich flehe Euch an, gebt Befehle, daß man sucht.«

»Man hat gesucht, Madame,« antwortete er, »und sucht noch in diesem Augenblick. Der Kerkermeister weiß wohl, daß die Todesstrafe seiner harrt, wenn er seinen Gefangenen nicht zum Vorschein bringt; Ihr begreift also wohl, daß er ein Interesse dabei hat, aufs eifrigste zu suchen,«

»Mein Gott!« murmelte Claire, »und Herr Lenet kommt nicht zurück!«

»Geduld, teure Freundin, Geduld,« sagte Canolles, mit jenem weichen Tone, in dem man mit Kindern spricht,« »Herr Lenet ist soeben erst weggegangen und hat kaum die Wohnung der Frau Prinzessin erreichen können; laßt ihm wenigstens Zeit, das Vorgefallene auseinanderzusetzen und sodann mit der Antwort zu uns zurückzukehren.«

Und während er diese Worte sprach, drückte er sanft die Hand der Vicomtesse.

Als er sodann den starren Blick und die Ungeduld des Offiziers wahrnahm, sagte er: »Kapitän, wollt Ihr mit mir sprechen?«

»Allerdings, mein Herr,« antwortete der Kapitän, dem die Überwachung der Vicomtesse höchst peinlich wurde.

»Mein Herr,« rief Frau von Cambes, »führt uns zu der Frau Prinzessin, ich bitte Euch inständig. Was tut das Euch? Es ist besser, Ihr führt uns zu ihr, als daß wir hier in Ungewißheit bleiben; sie wird ihn sehen, mein Herr, sie wird mich sehen, ich rede mit ihr, und sie wiederholt ihr Versprechen.«

»Madame,« sagte der Offizier eifrig, »das ist eine vortreffliche Idee; geht selbst, geht, Ihr habt alle Hoffnung auf einen günstigen Erfolg!«

»Was sagt Ihr, Baron?« erwiderte die Vicomtesse, »glaubt Ihr, daß es gut sein wird? Wollt Ihr mich nicht täuschen? Was soll ich tun?«

»Geht, Madame,« sagte Canolles mit einer äußersten Anstrengung gegen sich selbst.

Die Vicomtesse ließ seinen Arm los, versuchte es, einige Schritte zu machen, kehrte aber dann wieder zu ihrem Geliebten zurück und rief: »Oh! nein, nein, ich werde ihn nicht verlassen.«

»Gott sei gelobt, Herr Lenet und der Herr Herzog kommen zurück,« fügte sie hinzu, als sie das Tor öffnen hörte.

Hinter dem Herzog, der mit seiner unempfindlichen Miene eintrat, erschien wirklich Lenet mit verstörtem Blick und zitternden Händen. Beim ersten Blick begriff Canolles, daß er nichts mehr zu hoffen hatte und daß er wirklich verurteilt war.

»Nun?« fragte die junge Frau, während sie eine so heftige Bewegung auf Lenet zu machte, daß sie Canolles mit sich fortzog.

»Nun,« stammelte Lenet, »die Frau Prinzessin ist in Verlegenheit.«

»In Verlegenheit?« rief Claire, »was soll das bedeuten?« – »Das bedeutet, daß sie nach Euch verlangt,« sagte der Herzog, daß sie Euch sprechen will.«

»Ist das wahr, Herr Lenet?« rief Claire, ohne sich darum zu bekümmern, was in dieser Frage Beleidigendes für den Herzog lag.

»Ja, Madame,« stammelte Lenet.

»Aber er?« – »Nun, Herr von Canolles kehrt in sein Gefängnis zurück, und Ihr bringt ihm die Antwort der Prinzessin,« erwiderte der Herzog.

»Werdet Ihr bei ihm bleiben, Herr Lenet?« fragte Claire.

»Madame, ich verlasse ihn nicht.«

»Ihr verlaßt ihn nicht, Ihr schwört es mir?«

»Mein Gott!« murmelte Lenet, den jungen Mann anschauend, der sein Urteil erwartete, und die junge Frau, die ein Wort von ihm töten sollte.

»Ihr schwöret nicht, Herr Lenet?«

»Ich schwöre es Euch,« antwortete der Rat und legte mit der größten Anstrengung seine Hand an sein Herz, das unter dieser Marter beinahe brach.

»Ich danke, mein Herr,« sagte ganz leise Canolles, »ich begreife.«

Dann sich zur Vicomtesse umwendend, sagte er: »Geht, Madame, Ihr seht wohl, daß ich zwischen Lenet und dem Herrn Herzog keine Gefahr laufe.«

»Laßt sie nicht gehen, ohne sie zu küssen,« flüsterte Lenet.

Kalter Schweiß brach aus Canolles' Stirn; er fühlte es wie einen Nebel vor seinen Augen hinziehen; er hielt Claire zurück, stellte sich, als hätte er ihr einige Worte leise zu sagen, näherte sie seiner Brust und sagte, sich an ihr Ohr bückend: »Bittet ohne Erniedrigung; ich will für Euch leben, aber es muß Euer Wille sein, daß ich geehrt lebe.«

»Ich werde so bitten, daß ich dich rette,« erwiderte sie; »bist du nicht mein Gatte vor Gott?«

Und indem er sich zurückzog, fand Canolles ein Mittel, ihren Hals mit seinen Lippen zu berühren, aber mit soviel Vorsicht, daß sie es nicht fühlte, und daß die arme Wahnsinnige sich entfernte, ohne ihm seinen letzten Kuß zurückzugeben. Zn dem Augenblick, wo sie den Hof verließ, wandte sie sich um; aber es hatte sich zwischen ihr und dem Gefangenen eine Hecke von Menschen gebildet.

»Freund,« sagte sie, »wo bist du? Ich kann dich nicht mehr sehen; ein Wort, noch ein Wort, daß ich den Ton deiner Stimme höre.«

»Geht, Claire,« rief Canolles, »ich erwarte Euch.«

»Herr Lenet, lieber Herr Lenet,« rief Claires Stimme in der Ferne, »ich baue auf Euch, Ihr seid mir verantwortlich!«

Und das Tor schloß sich hinter ihr.

»Gut,« murmelte der Herzog, »es geht nicht ohne Mühe; aber wir haben doch eine Möglichkeit vor uns.«

Einundzwanzigstes Kapitel.

Sobald sich das Tor wieder hinter der Vicomtesse geschlossen hatte, zog sich der Kreis der Offiziere enger um Canolles zusammen, und man sah zwei Menschen mit Unglück weissagenden Gesichtern erscheinen, die sich dem Herzog näherten und ihn demütig um seine Befehle fragten.

Der Herzog begnügte sich, ihnen statt jeder Antwort Canolles zu bezeichnen. Hierauf trat er auf den Gefangenen zu, grüßte ihn mit der ihm eigentümlichen eisigen Höflichkeit und sagte: »Ihr habt Euch ohne Zweifel schon selbst gesagt, daß die Entfernung Eures Unglücksgefährten auf Euch das Schicksal zurückfallen läßt, für das er bestimmt war.«

»Ja,« antwortete Canolles, »ich vermutete es wenigstens; aber dessen bin ich gewiß, daß die Frau Prinzessin meine Person namentlich begnadigt hat. Ihr konntet soeben meinen Begnadigungsbefehl in den Händen der Frau Vicomtesse von Cambes sehen, wie ich ihn gesehen habe.«

»Es ist wahr,« sagte der Herzog;» »aber die Frau Prinzessin konnte das, was vorgefallen ist, nicht ahnen.«

»Also nimmt die Frau Prinzessin ihre Unterschrift zurück?« – »Ja.«

»Eine Prinzessin von Geblüt bricht ihr Wort!«

Der Herzog blieb unempfindlich.

Canolles schaute umher und fragte dann: »Ist der Augenblick gekommen?« – »Ja, mein Herr.«

»Ich glaubte, man würde die Rückkehr der Frau Vicomtesse von Cambes abwarten; man hat ihr versprochen, es würde nichts in ihrer Abwesenheit vorgehen. Brechen denn heute alle ihr Wort?«

Und der Gefangene heftete einen vorwurfsvollen Blick nicht auf den Herzog von Larochefoucault, sondern auf Lenet.

»Ach! Herr,« rief dieser mit Tränen in den Augen, »vergebt uns. Die Frau Prinzessin hat Eure Begnadigung auf das entschiedenste verweigert; daß ich sie darum angefleht habe, dessen ist der Herr Herzog Zeuge und Gott auch. Aber es sollten Repressalien für den Tod des armen Richon genommen werden, und sie war von Stein.«

»Ich werde sie also nicht mehr sehen!« stammelte Canolles, den die Erschütterung beinahe erstickte. »Als Ihr mich sie zu küssen aufforderte, war es zum letzten Male?«

Ein Schluchzen, stärker als der Stoizismus, als die Vernunft, als der Stolz, zerriß Lenets Brust; er zog sich zurück und weinte bitterlich.

Canolles ließ seinen durchdringenden Blick auf all den Menschen umhergehen, die ihn umgaben; er traf nur auf gefühllose, rachgierige

Augen, die seine Haltung beobachteten.

Einen Augenblick wollte ihn das Gefühl übermannen; er fühlte ein Prickeln in den Augen, als sich ihm der Gedanke, alles zusammenfassend, vor die Seele stellte, daß er statt der verheißenen nahen Wonne dem unentrinnbaren kalten Tode entgegengehen sollte.

Aber sofort besann er sich wieder auf sein besseres Selbst, den ihm angeborenen Mut; sein Gesicht wurde ruhig, als ob jede Erschütterung aus seinem Herzen entflohen wäre; er fuhr mit der Hand durch seine schönen schwarzen Haare, näherte sich mit festen Schritten und einem Lächeln auf den Lippen Herrn von Larochefoucault und Lenet und sagte: »Meine Herren, in dieser Welt, in welcher der Zufall herrscht, muß man sich an alles gewöhnen; es hat mich eine Minute gekostet, mich an den Tod zu gewöhnen; ist dies zu viel, so entschuldigt, daß ich Euch warten ließ.«

Ein tiefes Erstaunen durchlief die Gruppen; der Gefangene selbst fühlte, daß man vom Erstaunen zur Bewunderung überging, und dieses stolze Gefühl erhob ihn und verdoppelte seine Kräfte.

»Wenn Ihr wollt, meine Herren,« sagte er, »so erwarte ich Euch.«

Eine Minute lang von Bewunderung ergriffen, nahm der Herzog sein Phlegma wieder an und machte ein Zeichen. Hierauf öffneten sich die Tore abermals, und der Zug wollte sich in Marsch setzen.

»Einen Augenblick,« rief Lenet, um Zeit zu gewinnen, »einen Augenblick, Herr Herzog!«

»Nicht wahr, wir führen Herrn von Canolles zum Tode?«

Der Herzog machte eine Gebärde des Erstaunens, und Canolles schaute Lenet verwundert an. »Ja,« sagte der Herzog.

»Nun wohl,« versetzte Lenet, »wenn dem so ist, so kann dieser würdige Edelmann eines Beichtigers nicht entbehren.«

»Verzeiht, verzeiht, mein Herr,« entgegnete Canolles, »ich kann seiner wohl entbehren, und tue es sehr gern.«

»Wieso?« fragte Lenet, indem er dem Gefangenen Zeichen machte, die dieser nicht verstehen wollte.

»Weil ich Hugenott bin,« erwiderte Canolles. »Wenn Ihr mir ein letztes Vergnügen bereiten wollt, so laßt mich sterben, wie ich bin.«

»Nun vorwärts, wenn uns nichts anderes mehr zurückhält,« sagte der Herzog.

»Er soll beichten! er soll beichten!« schrien einige Wütende.

»Still dort!« rief der Herzog, sich nach den Gruppen umwendend. Dann, als die Macht seiner Stimme und seines Blickes das Stillschweigen wirklich wiederhergestellt hatte, sagte er zu Canolles: »Mein Herr, Ihr werdet tun, wie Euch beliebt.«

»Ich danke, gnädigster Herr. Und nun wollen wir aufbrechen und unsere Schritte beschleunigen, wenn es Euch gefällig ist...«

Lenet nahm Canolles beim Arm und sagte zu ihm: »Geht im Gegenteil langsam. Wer weiß? Ein Aufschub, eine Überlegung, ein Ereignis liegen im Bereiche der Möglichkeit. Geht langsam, ich beschwöre Euch im Namen deren, die Euch liebt, die so sehr weinen wird, wenn Ihr zu schnell geht...«

»Oh! sprecht mir nicht von ihr, ich bitte Euch,« erwiderte Canolles; »mein ganzer Mut scheitert an dem Gedanken, daß ich für immer von ihr getrennt werden soll: aber was sage ich?... Nein, im Gegenteil, Herr Lenet, sprecht mir von ihr, wiederholt mir, daß sie mich liebt, daß sie mich stets lieben wird, und besonders, daß sie mich beweinen wird.« Canolles hob stolz das Haupt empor, und seine schönen Haare rollten bei der Bewegung voll Anmut in schwarzen Locken über seinen Hals herab. Man war in die Straße gelangt; zahlreiche Fackeln erhellten seinen Zug, so daß man sein Gesicht ruhig und lächelnd sehen konnte.

Er hörte einige Frauen weinen und andere sagen: »Armer Baron, so jung und so schön!«

Man setzte den Marsch still fort, dann sagte er plötzlich: »Oh! Herr Lenet, ich möchte sie doch noch einmal sehen!«

»Soll ich sie holen? soll ich sie Euch bringen?« fragte Lenet, der keinen Willen mehr hatte.

»Oh! ja,« murmelte Canolles.

»Wohl, ich laufe; aber Ihr werdet sie töten.«

Rasch die letzte Schwäche überwindend, hielt Canolles Lenet am Arm zurück und sagte: »Nein, nein; Ihr habt ihr versprochen, bei mir zu bleiben; bleibt.«

»Was sagt er?« fragte der Herzog den Kapitän der Garden.

Canolles hörte die Frage und erwiderte: »Herr Herzog, ich sage, ich hatte nicht geglaubt, daß es von dem Gefängnis bis zu der Esplanade so weit wäre.«

»Ach!« sagte Lenet, »beklagt Euch nicht, armer junger Mann, denn wir sind an Ort und Stelle.«

Die Fackeln, welche die Vorhut beleuchteten, die der Eskorte voranging, verschwanden wirklich in diesem Augenblick an der Wendung der Straße.

Gleich darauf befand sich Canolles ebenfalls am Eingange des Platzes; in der Ferne, das heißt am andern Ende des Platzes, sah man die gedrängte Menge und den weiten Kreis, den die glänzenden Musketenläufe bildeten; in der Mitte erhob sich etwas Schwarzes, Ungestaltes, was Canolles in der Finsternis für ein Schafott hielt. Als er aber zum Mittelpunkte des Platzes gelangt war, beleuchteten die Fackeln diesen anfangs unkenntlichen schwarzen Gegenstand und hoben den furchtbaren Umriß eines Galgens hervor.

»Ein Galgen!« rief Canolles still stehend und die Hand nach der Maschine ausstreckend. »Ist es nicht ein Galgen, was ich dort sehe, Herr Herzog?«

»In der Tat, Ihr täuscht Euch nicht,« antwortete dieser mit kaltem Tone.

Die Röte der Entrüstung färbte die Stirn des jungen Mannes, er schob die Soldaten, die an seinen Seiten gingen, zurück, befand sich mit einem Sprunge vor Herrn von Larochefoucault und rief: »Mein Herr, vergeßt Ihr, daß ich Edelmann bin? Alle Welt weiß und dem Henker selbst ist es nicht unbekannt, daß ein Edelmann darauf Anspruch zu machen hat, daß man ihn enthauptet.«

»Mein Herr, es gibt Umstände. Ihr vergeßt, daß es sich hier um Repressalien handelt, man würde Euch hängen, selbst wenn Ihr ein Prinz von Geblüt wäret.«

Mit einer unüberlegten Bewegung suchte Canolles seinen Degen an seiner Seite; als er ihn aber nicht fand, gewann das Gefühl seiner Lage wieder seine ganze Kraft, sein Zorn verschwand, und er begriff, daß sein Übergewicht gerade in seiner Schwäche lag.

»Wehe denen, sagte er, »die Repressalien gebrauchen, und zweimal wehe denen, die dabei der Menschlichkeit kein Gehör schenken! Ich verlangte nicht Gnade, ich verlangte Gerechtigkeit. Es gibt Menschen, die mich lieben, mein Herr. In das Herz dieser Menschen werdet Ihr für immer, mit der Erinnerung an meinen Tod, das gemeine Bild des Galgens einprägen. Ich bitte Euch um einen Schwertstreich, eine Musketenkugel; gebt mir Euren Dolch, daß ich ihn mir selbst in die Brust stoße, und dann hängt meinen Leichnam, wenn es Euch Vergnügen macht.«

»Richon ist lebendig gehängt worden,« erwiderte kalt der Herzog.

»Es ist gut. Doch hört mich; eines Tags wird Euch ein furchtbares Unglück treffen; eines Tags werdet Ihr Euch erinnern, daß der Himmel dieses Unglück als Strafe über Euch, verhängt; ich meinesteils sterbe mit der Überzeugung, daß mein Tod Euer Werk ist.«

Bebend und bleich, aber voll Mut und Begeisterung, näherte sich Canolles dem Galgen und setzte stolz und mit Verachtung vor dem Volke den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter.

»Meine Herren Henker,« sagte er, »tut nun, was Eures Amtes ist.«

»Es ist nur einer,« rief die erstaunte Menge; »der andere! Wo ist der andere? Man hat uns zwei versprochen.«

»Ah! das tröstet mich,« sagte Canolles lächelnd, »dieser vortreffliche Pöbel ist nicht einmal mit dem, was Ihr für ihn tut, zufrieden; hört Ihr es, Herr Herzog?«

»Tod! Tod! Rache für Richon!« brüllten zehntausend Stimmen.

»Wenn ich sie aufhetzte,« dachte Canolles, »sie sind imstande, mich in Stücke zu zerreißen, dann würde ich nicht gehängt. Ihr seid feige,« rief er, »ich erkenne unter Euch Menschen, die bei dem Angriffe auf das Fort Saint-George waren, und die ich habe fliehen sehen. Ihr rächt Euch heute an mir dafür, daß ich Euch geschlagen habe.«

Ein Gebrüll antwortete ihm.

»Ihr seid Feiglinge!« fuhr er fort, »Rebellen, Elende!«

Tausend Messer funkelten, und es fielen Steine vor dem Galgen nieder.

»Vortrefflich,« murmelte Canolles; dann fuhr er mit lauter Stimme fort: »Der König hat Richon hängen lassen, und daran hat er wohl getan; wird er noch viele andere hängen lassen.«

Bei diesen Worten stürzte die Menge wie ein Strom gegen die Esplanade, warf die Wachen nieder, zertrümmerte die Palisaden und drang brüllend auf den Gefangenen ein.

Inzwischen hatte einer von den Henkern, auf ein Zeichen des Herzogs, Canolles unter den Armen emporgehoben, während ihm der andere eine Schlinge um den Hals zog. Canolles fühlte den Druck des Strickes und verdoppelte seine Schmähungen; wollte er zu rechter Zeit getötet werden,

so hatte er keine Minute zu verlieren. In diesem äußersten Momente schaute er umher, aber überall sah er nur flammende Augen und drohende Waffen.

Ein Mensch allein, ein Soldat zu Pferde, zeigte ihm seine Muskete.

»Cauvignac! es ist Cauvignac!« rief Canolles, sich mit beiden Händen, die man nicht gebunden hatte, an die Leiter klammernd.

Cauvignac machte demjenigen, den er nicht hatte retten können, mit seinem Gewehre ein Zeichen und schlug auf ihn an.

Canolles verstand ihn und rief, mit einer Bewegung des Kopfes: »Ja, ja.«

Wie kam Cauvignac hierher?

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Als Cauvignac auf seinem Ritte nach Bordeaux zu seinen von Ferguzon befehligten Soldaten gelangte, hielt er einen Augenblick an, nicht um Atem zu schöpfen, sondern um den Plan auszuführen, den sein erfindungsreicher Geist unterwegs entworfen hatte. Zuerst beeilte er sich, mit einem von seinen Soldaten die Kleider zu wechseln, ließ Barrabas, welcher der Frau Prinzessin weniger bekannt war, als er, sein schönstes Gewand anziehen, nahm ihn mit sich und jagte auf der Straße nach Bordeaux fort. Sodann beschloß er, sich von dem Inhalt des Briefes, der Canolles unfehlbar die Freiheit verschaffen sollte, zu überzeugen.

Er öffnete das mit einem Wachssiegel verschlossene Schreiben und wurde von einem seltsamen, schmerzlichen Eindrucke ergriffen, als er las: »Frau Prinzessin, es bedarf eines Sühnopfers für den unglücklichen Richon; nehmt keinen Unschuldigen, nehmt die wahre Schuldige; Herr von Canolles soll nicht sterben, denn Herrn von Canolles töten, hieße einen Mord durch einen andern Mord rächen. In dem Augenblick, wo Ihr diesen Brief lest, habe ich nur noch eine Meile zurückzulegen, um mit allem, was ich besitze, nach Bordeaux zu gelangen; Ihr liefert mich dem Volke aus, das mich haßt, denn es wollte mich bereits zweimal erwürgen, und behaltet meine Reichtümer, die sich auf zwei Millionen belaufen. Oh! Madame, auf den

Knien flehe ich Euch um diese Gnade an; ich trage zum Teil die Schuld an diesem Kriege; bin ich tot, so ist der Friede in der Provinz hergestellt, und Eure Hoheit triumphiert. Madame, eine Viertelstunde Frist! Ihr laßt Canolles nicht eher frei, als bis Ihr mich in Händen habt; aber dann, bei Eurer Seele, nicht wahr, dann laßt Ihr ihn frei?

»Und ich bin Eure ehrerbietige und dankbare Nanon von Lartigues.«

Cauvignac war, nachdem er diese Zeilen gelesen hatte, ganz erstaunt, als er sein Herz übervoll und seine Augen feucht fühlte. Er blieb einen Augenblick unbeweglich und stumm, als könnte er nicht an diese Worte glauben. Plötzlich aber rief er: »Es ist also wahr, es gibt auf dieser Welt edle Herzen, nur aus Vergnügen, so zu sein! Mord und Tod! man wird sehen, daß ich so gut wie jeder andere imstande bin, Edelmut zu üben, wenn es sein muß:« Und da er sich am Tore der Stadt befand, übergab er seinen Brief Barrabas mit der Weisung: »Auf alles, was man dir sagen wird, antworte nur: »Befehl des Königs!« und händige diesen Brief keiner andern Person als Frau von Condé selbst ein.«

Als Barrabas, dieser Weisung folgend, das prinzliche Gemach erreichte, blieb er still stehen, denn er befand sich einer Dame gegenüber, in der er die Frau Prinzessin erkannte und zu deren Füßen eine andere Frau lag. »Oh! Gnade, Hoheit, Gnade im Namen des Himmels!« rief diese.

»Claire,« erwiderte die Prinzessin, »laß mich, sei vernünftig, bedenke, daß wir unserer Eigenschaft als Frauen entsagt haben, wie wir unsern Kleidern entsagten; wir sind die Statthalter des Herrn Prinzen, und die Staatsräson befiehlt.«

»Oh! Madame, es gibt keine Staatsräson mehr für mich,« rief Claire, »es gibt keine politische Partei, keine Meinung für mich, er nur allein ist für mich in dieser Welt vorhanden, die er verlassen soll, und wenn er sie verlassen hat, gibt es für mich nur noch den Tod.«

»Claire, mein Kind, ich habe dir bereits gesagt, es sei unmöglich,« versetzte die Prinzessin; »sie haben uns Richon getötet, wenn wir ihnen nicht gleiches mit gleichem vergelten, sind wir entehrt.«

»Oh! Madame, man hat sich nie dadurch entehrt, daß man Gnade übte; man hat sich nie dadurch entehrt; ein Wort, Madame, ein einziges Wort, der Unglückliche erwartet es.«

»Claire, du bist toll, ich sage dir, es ist unmöglich. Es ist auch schon zu spät, um elf Uhr sollte alles vorüber sein.«

Die Vicomtesse stieß einen Schrei aus und erhob sich; als sie sich umwandte, stand sie Barrabas gegenüber.

»Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?« rief sie; »kommt Ihr schon, um seinen Tod zu verkündigen?« – »Nein, Madame,« antwortete Barrabas mit seiner freundlichsten Miene, »ich komme im Gegenteil, ihn zu retten.«

»Wie dies, mein Gott?« – »Indem ich diesen Brief der Frau Prinzessin übergebe.«

Frau von Cambes streckte den Arm aus, entriß den Brief den Händen des Boten, überreichte ihn der Prinzessin und rief: »Ich weiß nicht, was dieser Brief enthält, aber im Namen des Himmels lest.«

Die Prinzessin öffnete den Brief und las ganz laut, während Frau von Cambes, bei jeder Zeile erbleichend, die Worte verschlang, wie sie von den Lippen der Prinzessin fielen.

»Von Nanon!« rief die Prinzessin, nachdem sie gelesen hatte. »Nanon ist hier! Nanon liefert sich aus. Wo ist Lenet? Wo ist der Herzog? Ist niemand da?« – »Ich bin da, bereit zu laufen, wohin Eure Hoheit will.«

»Lauft auf die Esplanade, lauft nach dem Richtplatz, sagt, man solle die Vollziehung des Urteils verschieben; doch nein, man würde Euch keinen Glauben schenken.«

Und die Prinzessin sprang nach einer Feder und schrieb unten an das Billett: » *Verschiebt,*« und übergab den Brief offen Barrabas, der aus dem Zimmer eilte.

»Oh!« murmelte die Vicomtesse »sie liebt ihn mehr als ich; und, ich Unglückliche! *Ihr* wird er das Leben zu verdanken haben.«

Und dieser Gedanke wirft sie wie vom Blitze getroffen auf einen Stuhl nieder, sie, die alle Schläge dieses furchtbaren Tages, aufrecht stehend, ertragen hatte.

Barrabas verlor indessen keine Sekunde; er eilte die Treppe hinab, als ob er Flügel hätte, sprang wieder auf sein Pferd und ritt im Galopp nach der Esplanade fort.

Inzwischen war Cauvignac geradenwegs nach dem Schlosse Trompette geritten. Durch den breitkrempigen, über die Augen herabgeschlagenen Hut und durch die Dunkelheit unkenntlich gemacht, fragte er hier und erfuhr, was sich nach seiner Entweichung zugetragen hatte. Da jagte er sein Pferd mit aller Gewalt spornend, alles niederwerfend, was sich ihm in den Weg stellte, nach der Esplanade; hier angelangt, erblickt er den Galgen und stößt einen Schrei aus.

In diesem Augenblick gewahrt ihn Canolles; er errät seine Absicht und bedeutet ihm mit einem Zeichen des Kopfes, er sei willkommen.

Cauvignac erhebt sich auf den Steigbügeln, schaut umher, ob er nicht Barrabas oder einen Boten der Prinzessin kommen sehe, horcht, ob er nicht das Wort »Gnade!« erschallen höre; aber er sieht nichts, er hört nichts, als Canolles, den der Henker von der Leiter loszumachen und in die Luft zu schleudern im Begriffe ist, während er mit einer Hand auf sein Herz deutet.

Da senkt Cauvignac seine Muskete in der Richtung dieses Herzens, schlägt an, zielt und gibt Feuer.

»Ich danke,« sagte Canolles, die Arme öffnend; »ich sterbe wenigstens den Tod eines Soldaten.«

Die Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt. Der Henker stieß den Körper ab, und dieser blieb am Ende des entehrenden Stranges hängen ... aber es war nur noch eine Leiche.

Der Knall wirkte wie ein Signal, tausend andere Musketenschüsse donnern gleichzeitig. Eine Stimme ruft: »Haltet ein! haltet ein! schneidet den Strick ab!«

Aber diese Stimme verliert sich im Gebrüll der Menge; überdies wird der Strick von einer Kugel abgeschnitten; vergebens leistet die Wache Widerstand, sie wird von den Volkswogen zurückgeworfen; der Galgen wird zertrümmert, niedergerissen, vernichtet; die Henker fliehen, die Menge breitet sich wie ein Schatten aus, bemächtigt sich des Leichnams, zerfleischt ihn und schleppt ihn in Fetzen durch die Stadt.

Währenddessen erreichte Barrabas den Herzog, und obgleich er selbst einsah, daß er zu spät kam, übergab er ihm doch seine Depesche.

Der Herzog entsiegelte den Brief und las seinen Inhalt.

»Das ist schade,« sagte er, sich zu seinen Offizieren umwendend, »was diese Nanon vorschlug, wäre vielleicht mehr wert gewesen; aber was geschehen ist, ist geschehen.«

Nach kurzer Überlegung fügte er hinzu: »Doch, wenn ich bedenke... da sie unsere Antwort jenseit des Flusses erwartet, so könnte man die Angelegenheit vielleicht doch noch ins reine bringen.« Und ohne sich weiter um den Boten zu bekümmern, gab er seinem Pferde die Sporen und kehrte mit seiner Eskorte zu der Prinzessin zurück.

In demselben Augenblick brach der seit einiger Zeit drohende Sturm über Bordeaux los, und von Blitzen begleitet fiel ein gewaltiger Regen auf den Platz der Esplanade, als wollte er das unschuldige Blut abwaschen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Während dies in Bordeaux vorfiel, während der Pöbel den Leichnam des unglücklichen Canolles durch die Straßen schleppte, und der Herzog von Larochefoucault zurückkehrte und dem Stolze der Prinzessin schmeichelte, während Cauvignac mit Barrabas die Tore der Stadt wieder erreichte, hielt

eine Karosse, von vier atemlosen, mit Schaum bedeckten Pferden gezogen, auf dem Bordeaux entgegengesetzten Ufer der Gironde an.

Es hatte soeben elf Uhr geschlagen.

Ein Läufer, der zu Pferd folgte, sprang hastig zu Boden, sobald er den Wagen unbeweglich sah, und öffnete den Kutschenschlag.

Eine Dame stieg rasch aus, befragte den von blutigem Schein geröteten Himmel und horchte auf den entfernten Lärm.

»Ihr wißt gewiß, daß uns niemand gefolgt ist?« sagte sie zu ihrer Kammerfrau, die nach ihr ausstieg.

»Nein, Madame,« antwortete diese; »die Piqueurs, die auf Euern Befehl zurückgeblieben sind, haben den Wagen eingeholt und sagen, sie hätten nichts gesehen und nichts gehört.«

»Und Ihr, hört Ihr nichts in der Richtung der Stadt?« – »Es kommt mir vor, als hörte ich entferntes Geschrei.« »Seht Ihr nichts?« – »Ich sehe etwas wie den Schimmer einer Feuersbrunst.«

»Das sind Fackeln.«

»Ja, Madame, ja, denn sie bewegen sich, sie laufen wie Irrlichter. Hört Ihr, Madame? der Lärm verdoppelt sich, und das Geschrei wird ganz deutlich.«

»Mein Gott!« rief die junge Frau und sank auf dem feuchten Boden auf die Knie; »mein Gott! mein Gott!«

Die Kammerfrau hatte sich nicht getäuscht; es bewegten sich in der Tat Fackeln, das Geschrei schien näher zu kommen; man hörte einen Flintenschuß, dem fünfzig andere folgten, dann ein gewaltiges Geräusch, dann erloschen die Fackeln, und das Geschrei entfernte sich; der Regen fing an herabzustürzen, ein Sturm brauste am Himmel; aber was kümmerte sich die junge Frau darum? Sie fürchtete sich nicht vor Blitzen.

Ihre Augen waren beständig auf die Stelle geheftet, wo sie so viele Fackeln gesehen, wo sie einen so gewaltigen Lärm gehört hatte. Sie sah nichts mehr,

sie hörte nichts mehr, und bei dem Schimmer der Blitze kam es ihr vor, als wäre der Platz leer.

»Oh! ich habe nicht die Kraft, länger zu warten,« rief sie. »Nach Bordeaux! Man führe mich nach Bordeaux!«

Plötzlich hörte man ein Geräusch von Pferden, das sich rasch näherte.

»Ah!« rief sie, »endlich kommen sie. Hier sind sie. Lebe wohl, Finette, ziehe dich zurück, Finette, ich muß allein gehen; nehmt sie zu Euch auf Euer Pferd, Lombard, und laßt alles, was ich mitgebracht habe, im Wagen.«

»Aber was wollt Ihr denn machen, Madame!« rief die Kammerfrau ganz erschrocken.

»Gott befohlen, Finette, lebe wohl!«

»Warum Lebewohl, Madame? Wohin geht Ihr denn?« – »Ich gehe nach Bordeaux.« »Oh! im Namen des Himmels, tut das nicht, Madame, sie werden Euch töten.«

»Nun, warum glaubst du denn, daß ich dahin gehen will?«

»Oh! Madame! Lombard zu Hilfe! herbei, wir müssen sie verhindern...«

Ein Reiter, in einiger Entfernung von einem andern Reiter gefolgt, jagte wirklich herbei; man hörte sein Pferd mehr brausen als schnauben.

»Meine Schwester! meine Schwester!« schrie er. »Oh! ich komme noch zu rechter Zeit.«

»Cauvignac!« rief Nanon. »Nun, ist es abgemacht? Erwartet er mich? Brechen wir auf?«

Aber statt zu antworten, springt Cauvignac vom Pferde und faßt Nanon, die ihn mit der unbeweglichen Starrheit der Wahnsinnigen gewähren laßt, in seine Arme. Er legt sie in den Wagen, läßt Finette und Lombard zu ihr einsteigen, schließt den Kutschenschlag und schwingt sich auf sein Roß.

Wieder zu sich gekommen, schreit und zermartert sich die arme Nanon vergebens.

»Laßt sie nicht los,« ruft Cauvignac, »laßt sie um alles in der Welt nicht los. Barrabas, bewache den andern Schlag, und dir, Kutscher, zerschmettere ich die Hirnschale, wenn deine Pferde aus dem Galopp fallen.«

Diese Befehle werden so rasch gegeben, daß ein Augenblick des Zögerns eintritt; der Wagen setzt sich sehr langsam in Bewegung; die Bedienten zittern, die Pferde wollen nicht vorwärts.

»Aber beeilt Euch doch, tausend Teufel!« schrie Cauvignac; »sie kommen, sie kommen!«

Man vernahm wirklich in der Ferne den Hufschlag von Pferden, dem Rollen eines Donners ähnlich, der rasch und drohend näher kommt.

Die Furcht ist ansteckend. Bei Cauvignacs Worten begreift der Kutscher, daß irgend eine große Gefahr droht, und faßt die Zügel seiner Pferde. »Wohin fahren wir?« stammelte er. .. »Nach Bordeaux! nach Bordeaux!« ruft Nanon aus dem Innern des Wagens.

»Tausend Donner, nach Libourne!« schreit Cauvignac,

»Herr, die Pferde werden fallen, ehe sie zwei Meilen gemacht haben.«

»Ich verlange nicht, daß sie so viel machen! ruft Cauvignac und peitscht sie mit seinem Degen. »Wenn sie nur bis Ferguzons Posten kommen, mehr fordere ich nicht.«

Und die plumpe Maschine setzt sich in Bewegung und rollt mit einer furchtbaren Geschwindigkeit fort. Menschen Und Pferde beleben sich gegenseitig; die einen durch Geschrei, die andern durch Wiehern.

Nanon, von nutzlosem Ringen erschöpft, fällt kalt in die Arme ihrer Kammerfrau.

Cauvignac ist am Kutschenschlage vorbeigeritten und hat die Köpfe der Pferde erreicht. Sein Roß läßt einen Feuerstreifen auf dem Pflaster der

Straße zurück.

»Herbei! Ferguzon, herbei!« ruft er.

Und er hört etwas wie ein Hurrah in der Ferne.

»Hölle!« schreit Cauvignac, »du spielst gegen mich, doch ich glaube, du wirst heute abermals verlieren,«

Es fallen mehrere Flintenschüsse von hinten, aber vorn antwortet man durch ein allgemeines Feuer.

Der Wagen hält an, zwei Pferde sind vor Anstrengung gestürzt, ein drittes hat eine Kugel niedergeschmettert.

Ferguzon und seine Leute fallen über die Truppen des Herrn von Larochefoucault her; da sie ihnen der Anzahl nach dreifach überlegen find, so vermögen die Bordolesen keinen Widerstand zu leisten, wenden ihre Pferde, und Sieger und Besiegte, Verfolger und Flüchtige, verschwinden wie eine Wolke, die der Wind fortträgt, in der Finsternis der Nacht.

Cauvignac bleibt mit den Dienern allein, und Finette sucht die jedes Gefühles beraubte Nanon wiederzubeleben.

Zum Glück war man nur hundert Schritte von dem Dorfe Carbonblanc entfernt. Cauvignac trug Nanon in seinen Armen bis zum ersten Hause des Dorfes, hier legte er, nachdem er Befehl gegeben hatte, den Wagen nachzubringen, seine Schwester auf ein Bett, zog sodann aus seiner Brust einen Gegenstand hervor, den Finette nicht erkennen konnte, und steckte ihn in die krampfhaft zusammengepreßte Hand der armen Frau.

Als Nanon am andern Tage aus dem, was sie für einen furchtbaren Traum hielt, erwachte, griff sie mit dieser Hand in ihr Gesicht und etwas Seidenes, Duftendes streifte ihre bleichen Lippen.

Es war eine Haarlocke von Canolles, die Cauvignac heldenmütig mit Gefahr seines Lebens von den bordolesischen Tigern erobert hatte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Frau von Cambes blieb acht Tage und acht Nächte hindurch, nachdem sie die furchtbare Kunde vernommen, wie im Wahnsinn in dem Bett, in das man sie ohnmächtig gebracht hatte.

Am neunten Tage kehrte in dem Augenblick, wo man es am wenigsten erwartete und bereits zu verzweifeln anfing, die Vernunft wie durch einen Zauber bei ihr zurück: ihre Tränen versiegten, ihre Augen schauten umher und hefteten sich mit einem traurigen Lächeln auf ihre Frauen, die ihr so eifrig beigestanden hatten, und auf Pompée; dann blieb sie einige Stunden stumm und auf ihren Ellenbogen gelehnt und verfolgte mit starrem Blicke einen und denselben Gedanken.

Plötzlich sagte sie, ohne sich darum zu bekümmern,, ob ihre Kräfte ihrem Entschlusse entsprächen: »Man kleide mich an.«

Dann ließ sie sich wachsbleich und mager wie eine Sterbende zur Prinzessin fahren, ersuchte um eine Audienz und wurde von der Prinzessin inmitten ihres ganzen Hofstaats empfangen, hier fragte sie steif und würdig die Prinzessin, ob sie ihr je Anlaß gegeben habe, mit ihr unzufrieden zu sein.

Die Prinzessin antwortete: »Teure Vicomtesse, ich bin bei jeder Gelegenheit vollkommen mit Euch zufrieden gewesen und habe Euch meine Dankbarkeit mehr als einmal ausgedrückt.«

»Dieses Zeugnis ist kostbar für mich,« erwiderte die Vicomtesse, »denn es berechtigt mich, Eure Hoheit zu bitten, mir gnädigst meinen Abschied gewähren zu wollen.«

»Wie!« rief die Prinzessin, »Ihr verlaßt mich, Claire?«

Claire verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schwieg.

Man sah auf allen Gesichtern Scham, Reue und Schmerz. Eine Todesstille schwebte über der Versammlung.

»Aber warum verlaßt Ihr mich?« fragte die Prinzessin.

»Ich habe nur noch wenige Tage zu leben, Madame,« antwortete die Vicomtesse, »und diese wenigen Tage möchte ich gern zum Werke meines Heils anwenden.«

»Claire, liebe Claire,« rief die Prinzessin, »bedenkt doch...«

»Madame,« unterbrach sie die Vicomtesse, »ich wage es, mir zwei Gnaden von Euch zu erbitten; darf ich hoffen, daß Ihr sie mir gewähren werdet?«

»Ah! sprecht, sprecht, denn ich bin glücklich, etwas für Euch tun zu können.«

»Ihr könnt es.«

»Dann nennt diese Gnaden.«

»Die erste ist die Bewilligung der seit dem Tode von Frau von Montivy erledigten Sankt-Radegunds-Abtei.«

»Euch eine Abtei, liebes Kind! Ihr denkt nicht daran.«

»Die zweite, Madame,« fuhr Claire mit einem leichten Zittern der Stimme fort, »die zweite besteht darin, daß es mir erlaubt sein möge, auf meinem Gute Cambes den Leib meines von den Einwohnern von Bordeaux ermordeten Bräutigams, des Herrn Baron Raoul von Canolles, bestatten zu lassen.«

Die Prinzessin wandte sich, ihre kraftlosen Hände an ihr Herz pressend, ab. Der Herzog von Larochefoucault erbleichte und geriet in sichtbare Verwirrung. Lenet öffnete die Tür des Saales und entfloh.

»Eure Hoheit antwortet nicht?« sagte Claire, »schlägt Sie mir meine Bitten ab? Ich habe vielleicht zu viel verlangt?«

Frau von Condé hatte nur noch Kraft genug, um mit dem Kopfe ein Zeichen der Einwilligung zu machen; dann fiel sie ohnmächtig in ihren Lehnstuhl.

Claire wandte sich wie eine Bildsäule um; man öffnete ihr einen breiten Weg, sie schritt kalt und aufrecht an all den gebeugten Stirnen vorüber, und erst nachdem sie den Saal verlassen hatte, bemerkte man, daß niemand daran gedacht hatte, Frau von Condé Hilfe zu leisten.

Nach fünf Minuten rollte ein Wagen langsam durch den Hof, es war die Vicomtesse, die Bordeaux verließ.

»Was beschließt Eure Hoheit?« fragte die Marquise von Tourville Frau von Condé, als diese wieder zu sich kam.

»Man willfahre der Frau Vicomtesse in Betreff der beiden von ihr soeben vorgebrachten Wünsche, und bitte sie, uns zu verzeihen.«

Ende.

Alexander Dumas

Die Fünfundvierzig

Historischer Roman

Dieser Roman bildet die Fortsetzung von »Dame von Monsereau«, ist aber in sich abgeschlossen.

Erster Band

Das Tor Saint-Antoine.

Am 26. Oktober des Jahres 1585 war das Tor Saint-Antoine wider alle Gewohnheit noch um halb elf Uhr morgens geschlossen. Um drei Viertel auf elf Uhr kam eine Wache von zwanzig Schweizern aus der Rue de La Mortellerie hervor und marschierte auf das Tor zu, das sich vor ihnen öffnete und hinter ihnen schloß. Sobald sie vor dem Tore waren, stellten sie sich längs den Hecken davor auf, welche die umfriedeten Plätze einschlossen, und drängten schon durch ihre Erscheinung eine große Anzahl von Bauern und geringen Bürgersleuten zurück, die vergebens durch das Tor wollten. Jeden Augenblick erschienen Mönche aus den Klöstern des Stadtgebietes, Frauen, die seitlings auf dem Saumsattel ihrer Esel saßen, Bauern auf ihren Karren und ballten sich an die schon beträchtliche Masse an, und durch ihre mehr oder minder dringenden Fragen entstand ein Geräusch, das den Grundton bildete, während einzelne Stimmen aus diesem Baß hervortraten und bis zur Oktave der Drohung oder der Klage aufstiegen.

Außer dieser Masse von Zugewanderten, die in die Stadt hineinwollten, konnte man noch einige besondere Gruppen wahrnehmen, die herausgekommen zu sein schienen. Diese schauten gierig nach dem Horizont, der von dem Kloster der Jakobiner, der Priorei von Vincennes und dem Kreuz Faubin begrenzt war, als ob auf einer von diesen drei einen Fächer bildenden Straßen ein Helfer kommen müßte. Diese Gruppen, die unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen, wurden meist von Pariser Bürgern gebildet, die sehr hermetisch von ihren Hosen und Wämsern umhüllt waren; denn das Wetter war kalt, der Nordostwind schneidend, und große Wolken, die sich nahe über der Erde fortwälzten, schienen den Bäumen die letzten gelben Blätter, die sich noch traurig darauf schaukelten, entreißen zu wollen.

Drei von diesen Bürgern standen beieinander, zwei unterhielten sich, während der dritte mit größter Aufmerksamkeit gegen Vincennes schaute.

Der letztere war ein Mann, der von hoher Gestalt sein mußte, wenn er sich aufrechthielt; aber in diesem Augenblick waren seine Beine, mit denen er, schien es, im Zustand der Ruhe nichts anzufangen wußte, unter ihm gebogen, während seine nicht minder langen Arme sich über seinem Wams kreuzten. An die Hecke gelehnt, hielt er mit dem beharrlichen Streben eines Menschen, der nicht erkannt sein will, sein Gesicht hinter seiner breiten Hand verborgen und wagte nur ein Auge mit durchdringendem Blick zwischen dem Mittelfinger und dem Ringfinger durchschießen zu lassen. Neben ihm plauderte ein kleiner Mann, der auf einen Erdhaufen gestiegen war, mit einem dicken Mann, der am Abhang dieses Haufens schwankte und sich bei jedem Schwanken wieder an den Knöpfen des Wamses seines Gegenredners anhakte.

»Ja, Meister Miton,« sagte der Kleine zu dem Dicken, »ja, ich sage und wiederhole, es werden sich hunderttausend Personen um das Schafott von Salcède drängen, wenigstens hunderttausend Personen. Seht, ohne diejenigen, die sich schon auf der Grève versammelt haben, oder die sich aus den verschiedenen Stadtteilen dorthin begeben, – seht, wieviel Leute hier sind, und das ist nur ein Tor, und wir zählen doch sechzehn Tore.«

»Hunderttausend, das ist viel, Gevatter Friard, glaubt mir, viele werden meinem Beispiel folgen und den unglücklichen Salcède nicht vierteilen sehen, aus Furcht vor einem Tumult, und sie haben recht.« »Meister Miton, Meister Miton, nehmt Euch in acht, Ihr sprecht da wie ein Politiker. Es wird nichts vorfallen, durchaus nichts, ich stehe Euch dafür.«

»Nicht wahr, mein Herr?« fuhr er dann, als er sah, daß der andere den Kopf mit einer Miene des Zweifels schüttelte, fort, indem er sich an den Mann mit den langen Armen und den langen Beinen wandte, der inzwischen, ohne seine Hand von dem Gesichte zu nehmen, eine Viertelschwenkung gemacht hatte und nun das Tor zum Zielpunkte seiner Aufmerksamkeit wählte.

»Wie beliebt?« fragte dieser, als ob er ebensowenig den Anruf, der an ihn gerichtet war, wie die vorhergehenden, an den zweiten Bürger gerichteten Worte gehört hätte.

»Ich sage, es wird heute auf der Grève nichts vorfallen.«

»Ich glaube, daß Ihr Euch täuscht und daß die Vierteilung von Salcède vorfallen wird,« antwortete ruhig der Mann mit den langen Armen.

»Ja, allerdings, aber ich sage, es werde keinen Lärm dabei geben.«

»Es wird den Lärm der Peitschenhiebe geben, die man den Pferden verabreicht.«

»Ihr begreift mich nicht. Unter Lärm verstehe ich Aufruhr, und ich sage, es werde kein Aufruhr losbrechen. Wenn ein Aufruhr zu erwarten wäre, so würde der König nicht eine Loge im Stadthause haben schmücken lassen, um mit den beiden Königinnen und einem Teile des Hofes der Hinrichtung beizuwohnen.«

»Wissen die Könige je vorher, wann es zu Meutereien kommt?« sagte mit einer Miene erhabenen Mitleids der Mann mit den langen Armen und den langen Beinen.

»Oh! oh!« machte Meister Miton, sich an das Ohr des andern Bürgers neigend.» »Das ist ein Mensch, der in einem seltsamen Tone spricht. Kennt Ihr ihn, Gevatter?« – »Nein,« antwortete der Kleine. »Nun, warum redet Ihr dann mit ihm?« – »Ich rede mit ihm, um mit ihm zu reden.«

»Und Ihr habt unrecht; Ihr seht wohl, daß er nicht gesprächiger Natur ist.« – »Mir scheint jedoch,« versetzte der Gevatter Friard laut genug, um von dem Mann mit den langen Armen gehört zu werden, »daß es das größte Glück des Lebens ist, seine Gedanken auszutauschen.«

»Mit denen, die man sehr gut kennt, aber nicht mit denen, die man nicht kennt.« – »Sind nicht alle Menschen Brüder, wie der Pfarrer von Saint-Leu sagt?«

»Was heißt, sie waren es ursprünglich; doch in Zeiten wie die unsrigen hat sich die Verwandtschaft merkwürdig gelockert, Gevatter Friard. Schwatzt also mit mir, wenn Ihr durchaus schwatzen wollt, und überlaßt diesen Fremden seinen Gedanken.«– »Euch kenne ich seit langer Zeit, wie Ihr sagt, und weiß zum voraus, was Ihr mir antworten werdet, während mir dieser Unbekannte dagegen vielleicht etwas Neues zu sagen hätte.«

»St! er horcht auf Euch.« – »Desto besser; wenn er auf uns horcht, so wird er mir vielleicht antworten. Ihr denkt also, es werde auf der Grève Lärm geben?« fuhr er, sich an den Unbekannten wendend, fort. – »Ich habe kein Wort davon gesagt.«

»Ich behaupte nicht, daß Ihr es gesagt habt,« versetzte Friard mit einem Tone, den er fein zu machen suchte, »ich behaupte nur, daß Ihr das denkt.« – »Und worauf gründet Ihr diese Gewißheit? Solltet Ihr ein Zauberer sein, Herr Friard?«

»Halt! er kennt mich,« rief der Bürger, im höchsten Maße erstaunt, »und woher kennt er mich?« – »Habe ich Euch nicht zwei- oder dreimal genannt, Gevatter?« sagte Miton, die Achseln zuckend, wie ein Mensch, der sich vor einem Fremden des geringen Verstandes seines Gefährten schämt.

»Ah! es ist wahr,« sagte Friard, der sich anstrengte, um zu begreifen, und infolge dieser Anstrengung auch wirklich begriff; »bei meinem Wort, es ist wahr. Nun! da er mich kennt, wird er mir wohl antworten. Nun! mein Herr,« fuhr er fort, indem er sich wieder an den Unbekannten wandte, »ich denke, Ihr denkt, es werde auf der Grève Lärm geben, da Ihr, wenn Ihr es nicht dächtet, dort wäret, indes Ihr hier seid ... ha...«

Dieses »ha« bewies, daß der Gevatter Friard in seiner Folgerung die äußersten Grenzen seiner Logik und seines Geistes erreicht hatte.

»Aber Ihr, Herr Friard, der Ihr das Gegenteil von dem denkt, was Ihr denkt, daß ich denke,« erwiderte der Unbekannte, »warum seid Ihr nicht auf der Grève? Mir scheint doch, das Schauspiel ist ergötzlich genug, daß sich die Freunde des Königs dort drängen. Ihr werdet mir vielleicht antworten, Ihr gehörtet nicht zu den Freunden des Königs, sondern zu denen des Herrn von Guise, und Ihr erwartetet hier die Lothringer, die, wie man sagt, in Paris einfallen sollen, um Herrn von Salcède zu befreien.«

»Nein, mein Herr,« antwortete rasch der Dicke, sichtbar erschrocken über die Voraussetzung des Unbekannten; »nein, mein Herr, ich erwarte meine Frau, Nicole Friard, die vierundzwanzig Tischtücher in die Priorei der Jakobiner getragen hat, da sie sich der Ehre erfreut, die Privatwäscherin von

Dom Modeste Gorenflot, dem Abte der genannten Priorei der Jakobiner, zu sein...«

»Gevatter, Gevatter,« rief Miton, »schaut doch, was vorgeht.«

Meister Friard folgte der durch den Finger seines Gefährten angegebenen Richtung und sah, daß man außer den Schlagbäumen auch noch das Tor schloß, worauf sich ein Teil der Schweizer vor dem Graben aufstellte.

Beim Anblick dieser neuen Maßregel erhob sich ein langes Gemurmel des Erstaunens und hin und wieder ein Schrei des Schreckens aus der sich drängenden Menge.

»Laßt den Kreis bilden!« rief die gebieterische Stimme eines Offiziers. Dies wurde auf der Stelle ausgeführt, doch nicht ohne Schwierigkeit; genötigt, zurückzuweichen, zerquetschten die Leute zu Pferde und die auf den Karren da und dort einigen die Füße, oder sie drückten rechts und links ein paar Rippen ein. Die Weiber schrien, die Männer fluchten, die fliehen konnten, flohen, einander über den Haufen werfend.

»Die Lothringer! die Lothringer!« rief eine Stimme mitten unter diesem Getümmel, und der furchtbarste Schrei, aus dem Wörterbuch der Angst entlehnt, hätte keine raschere und entschiedenere Wirkung hervorbringen können, als dieser Ruf.

»Nun! seht Ihr? seht Ihr?« rief Miton zitternd, »die Lothringer, die Lothringer, fliehen wir!« – »Fliehen, und wohin?«

»In dieses Gehege,« erwiderte Miton, der sich die Hände zerriß, indem er die Dornen der Hecke faßte, auf der der Unbekannte ganz bequem saß.

»In dieses Gehege,« rief Friard, »das ist leichter gesagt als getan. Ich sehe kein Loch, durch das man hinein gelangen könnte; und Ihr werdet doch wohl nicht über die Hecke setzen wollen, die höher ist, als ich.«

»Ich werde mich bemühen,« erwiderte Miton unter neuen Anstrengungen.

»Ah! nehmt Euch doch in acht, meine gute Frau,« rief Friard in dem schmerzlichen Tone eines Menschen, der den Kopf zu verlieren anfängt, »Euer Esel tritt mir auf die Fersen. Uff! Herr Reiter, paßt doch auf. Euer Pferd schlägt aus. Ho! ho! Kärrner, mein Freund, Ihr rennt mir die Gabel Eures Karrens in die Seite!«

Während sich Meister Miton an die Zweige des Hages anklammerte, um darüber zu kommen, und der Gevatter Friard vergebens ein Loch suchte, um durchzuschlüpfen, stand der Unbekannte auf, öffnete ganz einfach den Zirkel seiner langen Beine und stieg mit einer Bewegung, ähnlich der eines Reiters, der sich in den Sattel setzt, über die Hecke, ohne daß ein Zweig seine Hosen streifte.

Meister Miton ahmte ihm, die seinigen an drei Stellen zerreißend, nach, aber nicht so ging es beim Gevatter Friard, der weder darüber noch unten durchkommen konnte und, immer mehr bedroht, von der Menge erdrückt zu werden, ein herzzerreißendes Geschrei ausstieß. Da streckte der Unbekannte seinen langen Arm aus, packte ihn zugleich bei seiner Halskrause und beim Kragen seines Wamses, hob ihn auf und setzte ihn auf die andere Seite der Hecke mit einer Leichtigkeit, als ob er es mit einem Kinde zu tun gehabt hätte.

»Oh! oh! oh!« rief Meister Miton, ergötzt durch dieses Schauspiel und mit den Augen dem Aufsteigen und Sinken seines Freundes Friard folgend, »Ihr seht aus, wie das Wirtshausschild zum Großen Absalom.«

»Uff!« rief Friard, die Erde berührend, »mag ich aussehen, wie Ihr wollt, ich bin nun auf der andern Seite des Hages, und das habe ich dem Herrn zu verdanken. Ah! mein Herr,« fuhr er zu dem Unbekannten fort, dem er kaum an die Brust reichte, »wieviel Gnade, Ihr seid ein wahrer Herkules, bei meinem Ehrenwort, so wahr ich Jean Friard heiße; Euren Namen, mein Herr, den Namen meines Retters... meines Freundes?« – »Ich heiße Briquet, mein Herr, Robert Briquet, Euch zu dienen.«

»Ich erlaube mir, zu sagen, Ihr habt mir schon bedeutend gedient. Oh! meine Frau wird Euch segnen;... doch meine arme Frau, sie wird in diesem Gedränge erstickt werden. Ah! verfluchte Schweizer, die nur dazu taugen, die Leute zu erdrücken.«

Der Gevatter Friard hatte kaum diesen Ausruf beendigt, als er auf seine Schulter eine Hand so schwer wie die einer eisernen Bildsäule fallen fühlte, es war die eines Schweizers.

»Soll ich Euch niederschlagen, Freundchen?« sagte der kräftige Soldat. »Ah! wir sind eingeschlossen!« rief Friard.

»Rette sich, wer kann!« fügte Miton hinzu.

Und da sie die Hecke hinter sich und Raum vor sich hatten, so entflohen beide, verfolgt von dem stillen Gelächter und dem höhnischen Blicke des Mannes mit den langen Armen, der sich nun einer andern Gruppe näherte, die von einer beträchtlichen Anzahl außerhalb der Stadt durch dieses unerwartete Schließen der Tore überraschter Bürger gebildet wurde. Diese umgaben vier oder fünf Reiter von kriegerischer Haltung, denen das Schließen der Tore, wie es schien, sehr unbequem war, denn sie schrien mit voller Lunge: »Das Tor! das Tor!«

Robert Briquet schritt also auf diese Gruppe zu und rief noch lauter als einer von denen, die sie bildeten: »Das Tor! das Tor!«

Infolgedessen wandte sich einer von den Reitern, entzückt über diese Stimmgewalt, gegen ihn um, grüßte ihn und sagte: »Ist es nicht schändlich, daß man am hellen Tage ein Stadttor schließt, als ob die Engländer oder die Spanier Paris belagerten?«

Vor dem Tore Saint-Antoine.

Robert Briquet schaute den Redenden aufmerksam an. Es war ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, und er schien der Anführer der drei oder vier anderen Reiter zu sein, die ihn umgaben.

Da die Prüfung Robert Briquet Vertrauen einzuflößen schien, verbeugte er sich ebenfalls und erwiderte: »Oh! mein Herr, Ihr habt recht, zehnmal recht, zwanzigmal recht; aber dürfte ich Euch, ohne neugierig zu sein, fragen, welchem Beweggrunde Ihr diese Maßregel zuschreibt?«

»Bei Gott!« rief einer von den Umstehenden, »was für eine Furcht sie haben, man könnte ihnen ihren Salcède fressen.«

»Cap de Bious! ein trauriger Fraß!« sagte eine Stimme.

Robert Briquet wandte sich nach der Seite, von der diese Stimme kam, deren Akzent ihm einen Gaskogner andeutete, und er erblickte einen Mann von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren; er war barhaupt; ohne Zweifel hatte er im Getümmel seinen Hut verloren.

Briquet schien ein Beobachter zu sein, doch in der Regel waren seine Beobachtungen kurz; er wandte auch sogleich seinen Blick wieder von dem Gaskogner zu dem Reiter zurück.

»Aber,« sagte er, »da man meldet, dieser Salcède gehöre Herrn von Guise, so ist es kein schlechtes Ragout.« »Bah!, man sagt das?« versetzte der neugierige Gaskogner, seine Ohren weit aufsperrend.

»Ja, allerdings, man sagt das,« antwortete der Reiter, die Achseln zuckend; »aber in unsern Zeitläuften sagt man viel Närrisches.«

»Ah!« bemerkte Briquet mit seinem forschenden Auge und seinem spöttischen Lächeln, »Ihr glaubt also, mein Herr, Salcède gehöre nicht Herrn von Guise?«

»Ich glaube es nicht nur, sondern ich bin dessen sicher,« antwortete der Reiter und fügte, als Robert Briquet, sich ihm nähernd, mit einer Bewegung zu sagen schien: »Ah, bah! und worauf gründet Ihr diese Sicherheit?« hinzu: »Ganz gewiß, wenn Salcède dem Herzog gehört hätte, so würde ihn der Herzog nicht haben hängen oder wenigstens nicht, an Händen und Füßen gebunden, haben von Brüssel nach Paris führen lassen, ohne mindestens einen Entführungsversuch zu seinen Gunsten zu machen.«

»Einen Entführungsversuch!« versetzte Briquet, »das wäre sehr gewagt; denn er mag gelingen oder scheitern, sobald er von seiten des Herrn von Guise käme, würde dieser zugestehen, daß er gegen den Herzog von Anjou konspiriert habe.«

»Ich bin überzeugt, Herr von Guise wäre dadurch nicht zurückgehalten worden,« erwiderte trocken der Reiter; »und da er Salcède weder reklamiert noch verteidigt hat, so gehört ihm Salcède nicht an.«

»Entschuldigt meine Beharrlichkeit,« fuhr Briquet fort; »es scheint sicher, daß Salcède gesprochen hat.«

»Wo dies?« – »Vor den Richtern.«

»Nein, nicht vor den Richtern, mein Herr, auf der Folter.« – »Ist dies nicht dasselbe?« fragte Meister Robert Briquet mit einer möglichst naiven Miene.

»Nein, das ist entfernt nicht dasselbe; man behauptet, er habe gesprochen, das mag sein, aber man wiederholt nicht, was er gesagt hat.« – »Ihr werdet mich abermals entschuldigen,« entgegnete Robert Briquet; »man wiederholt es, und zwar sehr ausführlich.«

»Und was hat er gesagt? Laßt hören?« fragte ungeduldig der Reiter, »sprecht, da Ihr so gut unterrichtet seid. Wie lauten seine Worte?« – »Ich kann nicht dafür stehen, daß es seine eigenen Worte sind, man behauptet aber, er habe zugestanden, daß er für Herrn von Guise konspirierte.«

»Gegen den König von Frankreich, ohne Zweifel. Immer dasselbe Lied!« – »Nicht gegen Seine Majestät den König von Frankreich, sondern gegen Seine Hoheit Monseigneur den Herzog von Anjou.«

»Wenn er das zugestanden hat...« – »Nun!«

»Nun! so ist er ein Elender,« sagte der Reiter, die Stirne faltend. – »Ja,« sagte leise Robert Briquet; »doch hat er getan, was er zugestanden, so ist er ein braver Mann. Ah! mein Herr, der spanische Bock, die Daumenschraube und die Wippe haben ehrliche Leute viel sagen lassen.«

»Ach! Ihr sprecht da eine große Wahrheit aus,« versetzte der Reiter, einen Seufzer ausstoßend.

»Bah!« unterbrach ihn der Gaskogner, der beständig den Kopf in der Richtung jedes Redenden ausstreckte und alles gehört hatte, »bah!

spanischer Bock, Daumenschraube und Wippe, schöne Erbärmlichkeiten das! Hat Salcède gesprochen, so ist er ein Schuft und sein Patron ebenfalls.«

»Oh! oh!« machte der Reiter, ungeduldig auffahrend, »Ihr singt sehr laut, Herr Gaskogner!«

»Cap de Bious, ich singe aus der Tonart, die mir beliebt; desto schlimmer für die, denen mein Gesang nicht gefällt.«

Der Reiter machte eine Bewegung des Zornes.

»Ruhe!« sagte eine zugleich sanfte und gebieterische Stimme, deren Eigentümer Robert Briquet vergebens zu erkennen suchte.

Der Reiter schien gegen sich selbst zu kämpfen; doch er besaß nicht die Kraft, ganz an sich zu halten.

»Kennt Ihr die, von denen Ihr sprecht?« fragte er den Gaskogner. – »Ob ich Salcède kenne?« – »Ja.« – »Nicht im geringsten.« – »Und den Herzog von Guise?« – »Ebensowenig.« – »Und den Herzog von Anjou?« – »Noch weniger.« – »Wißt Ihr, daß Herr von Salcède ein Tapferer ist?« – »Desto besser, dann wird er tapfer sterben.« – »Und daß Herr von Guise, wenn er konspirieren will, selbst konspiriert?« – »Cap de Bious, was geht das mich an?« – »Und daß der Herzog von Anjou, früher Herr von Alençon, jeden hat töten lassen, der sich für ihn interessierte, La Mole, Coconnas, Bussy und andere?«

»Ich kümmere mich den Teufel darum.« – »Wie, Ihr kümmert Euch den Teufel darum?« – »Mayneville! Mayneville!« murmelte dieselbe Stimme. – »Allerdings kümmere ich mich nicht darum. Gottes Blut! ich weiß nur eins; ich habe heute, noch diesen Morgen, in Paris zu tun, und wegen des wütenden Salcède schließt man mir die Tore vor der Nase zu. Cap de Bious! dieser Salcède ist ein Lumpenkerl, und ebenso alle, die daran schuld sind, daß ich die Tore geschlossen, statt geöffnet finde.« – »Oh! das ist ein rauhborstiger Gaskogner, und wir werden ohne Zweifel etwas Interessantes sehen,« murmelte Briquet.

Doch das Interessante, das der Bürger erwartete, kam nicht. Der Reiter, dem bei dieser letzten Rede das Blut ins Gesicht gestiegen war, senkte die Nase, schwieg und verschluckte seinen Zorn.

»Ihr habt im ganzen recht,« sagte er nach einer Pause, »ein Gewitter über alle, die uns verhindern, nach Paris hineinzukommen.«

»Oh! oh!« sagte Robert Briquet, »ah! ah! es scheint, ich werde etwas sehen, das noch interessanter sein dürfte, als was ich erwartet hatte.«

Eine Trompete erklang, und zugleich trennten die Schweizer die ganze Menge mit ihren Hellebarden, als ob sie eine Lerchenpastete durchschnitten, in zwei zusammenhängende Stücke, so daß die Mitte freiblieb.

In dieser Mitte ritt der Offizier, von dem wir gesprochen, und dessen Bewachung das Tor anvertraut zu sein schien, auf und ab; nach einem Augenblicke prüfender Umschau, die einer Ausforderung glich, befahl er seinen Trompetern zu blasen, worauf nach so viel Aufregung und Getöse ein unheimliches Schweigen eintrat.

Der Ausrufer mit seiner lilienbestickten Tunika, auf der Brust ein Schild mit dem Wappen von Paris, trat sodann, ein Papier in der Hand, vor und las mit näselnder Stimme: »Kund und zu wissen unserem guten Volke von Paris und Umgegend, daß die Tore von jetzt bis ein Uhr nachmittags geschlossen sind, und daß niemand vor dieser Stunde in die Stadt kommen wird, nach dem Willen des Königs und durch die Wachsamkeit des Herrn Stadtvogts von Paris.«

Der Ausrufer hielt inne, um wieder Atem zu schöpfen. Sogleich benutzten die Anwesenden die Pause, um ihr Erstaunen und ihre Unzufriedenheit durch lautes Zischen zu äußern.

Der Offizier machte ein gebieterisches Zeichen mit der Hand, und bald war die Stille wiederhergestellt, worauf der Ausrufer, den sein Gleichmut keinen Augenblick verlassen hatte, fortfuhr: »Von dieser Maßregel sollen ausgenommen sein diejenigen, so sich durch Erkennungszeichen ausweisen oder gehörig mit Mandaten versehen sind. Gegeben im Hotel der

Stadtvogtei, Paris, auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät, am 26. Oktober des Jahres der Gnade 1585. Trompeter, blaset.«

Sogleich ließen die Trompeter ihr heiseres Geschmetter vernehmen. – Dann aber fing die Menge hinter der Linie der Schweizer und der Soldaten an zu wogen wie eine Schlange, deren Ringe anschwellen und sich krümmen.

»Was bedeutet das?« fragten sich die Friedlichsten. »Ohne Zweifel abermals ein Komplott.«

»Oh! oh! ohne Zweifel, um es zu verhindern, daß wir in die Stadt hinein kommen, hat man die Sache so eingerichtet,« sagte leise zu seinen Gefährten der Reiter, der mit so seltener Geduld die Ungezogenheiten des Gaskogners ertragen hatte, »diese Schweizer, dieser Ausrufer, diese Riegel, diese Trompeten, das ist alles unsertwegen; bei meiner Seele, ich bin stolz darauf!«

»Platz! Platz! Ihr Leute,« rief der Offizier. »Tausend Teufel! Ihr seht wohl, daß ihr die, die das Recht haben, sich die Tore öffnen zu lassen, weiterzugehen verhindert.«

»Cap de Bious, ich bin einer, der durchkommen wird, wenn alle Bürger der Erde zwischen ihm und dem Schlagbaum wären,« sagte, mit den Ellenbogen spielend, der grobe Gaskogner. Und er war in der Tat in einem Augenblick in dem leeren Raum, der sich mit Hilfe der Schweizer zwischen den Reihen der Zuschauer gebildet hatte.

Man kann sich denken, wie sich die Augen voll Eifer und Neugierde auf einen Mann richteten, der so sehr begünstigt war, daß er eintreten durfte, während die anderen nach einem strengen Befehle außen bleiben mußten.

Doch der Gaskogner kümmerte sich wenig um die neidischen Blicke; er dehnte sich stolz aus und ließ durch sein dünnes grünes Wams alle Muskeln seines Körpers hervortreten, die ebensoviel durch eine innere Kurbel angespannte Stricke zu sein schienen. Dürr und knochig standen seine Faustgelenke um drei Zoll aus seinen abgeschabten Ärmeln hervor; er hatte einen klaren Blick und gelbe, krause Haare, zu deren Farbe übrigens auch der Staub sein Teil beigetragen haben mochte. Groß und geschmeidig

schlossen sich seine Füße an Knöchel, so sehnig, wie die eines Hirsches. An einer Hand trug er einen Handschuh von gesticktem Leder, der ganz erstaunt schien, daß er ein Leder, das noch rauher war als das seinige, schützen sollte; mit der andern Hand schwang er ein Haselstöckchen.

Er sah einen Augenblick umher, dachte dann wohl, der Offizier, von dem wir gesprochen, sei die wichtigste Person dieser Truppe, und ging gerade auf ihn zu. Dieser schaute ihn eine Zeitlang an, ohne mit ihm zu sprechen. Ohne sich im geringsten aus der Fassung bringen zu lassen, tat der Gaskogner dasselbe.

»Ihr habt Euren Hut verloren, wie es scheint?« sagte der Offizier. – »Ja, mein Herr.«

»Geschah es im Gedränge?« – »Nein, ich hatte einen Brief von meiner Geliebten erhalten. Cap de Bious, ich las ihn am Flusse, eine Viertelmeile von hier, als mir plötzlich ein Windstoß den Brief und den Hut entriß. Ich lief dem Brief nach, obgleich der Knopf meines Hutes ein einziger Diamant war. Meinen Brief erwischte ich; als ich aber zum Hut zurückkehrte, hatte ihn der Wind in den Fluß gerissen. ... Er wird das Glück von irgendeinem armen Teufel machen. Desto besser!«

»Somit seid Ihr barhaupt?« – »Findet man keine Hüte in Paris, Cap de Bious! Ich werde einen herrlicheren kaufen und einen Diamanten, zweimal so groß, als der erste war, daran setzen.«

Der Offizier zuckte unmerklich die Achseln und fragte: »Ihr habt eine Karte?« – »Gewiß habe ich eine und eher zwei als eine.«

»Eine einzige wird genügen, wenn sie in Ordnung ist.«

– »Aber täusche ich mich nicht?« fuhr der Gaskogner, die Augen weit aufsperrend, fort; »nein, Cap de Bious, ich täusche mich nicht; ich habe das Vergnügen, mit Herrn von Loignac zu sprechen?«

»Es ist möglich, mein Herr,« antwortete trocken der Offizier, sichtbar wenig erfreut über diese Wiedererkennung.

– »Mit Herrn von Loignac, meinem Landsmann?«

»Ich sage nicht nein.« – »Meinem Vetter?«

»Es ist gut. Eure Karte?« – »Hier ist sie...«

Der Gaskogner zog aus seinem Handschuh eine kunstvoll abgeschnittene Karte.

»Folgt mir,« sagte Loignac, ohne die Karte anzuschauen, »Ihr und Eure Gefährten, wenn Ihr welche habt, wir wollen die Einlaßscheine untersuchen.«

Er nahm seinen Posten beim Tor ein, und der barhäuptige Gaskogner und fünf andere Männer folgten ihm.

Der erste war mit einem herrlichen Panzer von so wunderbarer Arbeit bedeckt, daß man hätte glauben sollen, er komme aus den Händen Benvenuto Cellinis. Da indessen das Muster etwas aus der Mode gekommen war, so erregte dieses Prachtstück eher Gelächter als Bewunderung. Allerdings entsprach auch kein anderer Teil des Mannes der beinahe königlichen Herrlichkeit des Prospekts.

Der zweite, dem ein dicker Lakai mit gräulichen Haaren folgte, schien, mager und gebräunt wie er war, der Vorläufer von Don Quixote zu sein, wie sein Diener für den Vorläufer von Sancho gelten konnte. Der dritte erschien mit einem Kinde auf seinen Armen; ihm folgte eine Frau, die sich an seinen ledernen Gürtel anklammerte, während zwei Kinder, das eine von vier, das andere von fünf Jahren, sich an dem Rock der Frau festhielten. Der vierte erschien hinkend, als wenn er an einem langen Degen befestigt wäre. Um den Zug zu beschließen, rückte ein junger Mann von schönem Aussehen auf einem Rappen heran, der zwar mit Staub bedeckt, aber von edler Rasse war.

Dieser letzte trug die Miene eines Königs. Genötigt, ziemlich sacht zu reiten, um nicht seinen Gefährten voranzukommen, blieb dieser junge Mann einen Augenblick an den Grenzen der vom Volke gebildeten Hecke.

In diesem Augenblicke fühlte er, daß man ihn an der Scheide seines Degens zog, und neigte sich rückwärts. Der ihn so berührte, war ein junger Mensch mit schwarzen Haaren, funkelndem Auge, klein, schmächtig, anmutig und sorgfältig behandschuht.

»Was steht zu Diensten, mein Herr?« fragte unser Reiter. – »Mein Herr, eine Bitte.«

»Sprecht, aber geschwind, ich bitte Euch, man wartet auf mich.« – »Ich muß notwendig in die Stadt hinein, mein Herr, es ist eine gebieterische Notwendigkeit für mich, versteht Ihr? Ihr seid allein und braucht einen Pagen, der Eurem guten Aussehen Ehre macht.«

»Nun?« – »Nun! gebt und es wird gegeben; nehmt mich mit hinein, und ich werde Euer Page sein.« –

»Ich danke, aber ich will von niemand bedient sein.«

– »Nicht einmal' von mir?« fragte der junge Mann mit einem so seltsamen Lächeln, daß der Reiter fühlte, wie die eisige Hülle schmolz, mit der er sein Herz zu umschließen versucht hatte.

»Ich wollte sagen, ich kann keinen Diener brauchen.«

– »Ja, ich weiß. Ihr seid nicht reich, Herr Ernauton von Carmainges.«

Der Reiter bebte, aber unbeirrt fuhr der Jüngling fort: »Auch ist keine Rede von Gehalt, Ihr sollt im Gegenteil hundertfach für die Dienste, die Ihr mir leistet, belohnt werden; ich bitte also, laßt mich Euch bedienen und bedenkt, daß der jetzt bittet, oft befohlen hat.« »Kommt,« sagte der Reiter, der dem Ton und der ihm eigenen Autorität nicht länger widerstehen konnte.

Der Jüngling reichte ihm die Hand, was sehr vertraulich für einen Pagen war; dann wandte er sich zu der uns schon bekannten Gruppe um und sagte:

»Ich komme hinein, das ist das Wichtigste; Ihr, Mayneville, sucht irgendwie dasselbe zu tun.«

»Damit ist noch nicht alles geschehen, daß Ihr hineinkommt,« erwiderte der Edelmann; »er muß Euch sehen.«

»Oh! seid unbesorgt, sobald ich dieses Tor im Rücken habe, wird er mich sehen.« – »Vergeßt nicht das verabredete Zeichen.«

»Zwei Finger auf den Mund, nicht wahr?« – »Ja; Gott helfe Euch!«

»Nun!« rief der Herr des Rappens, » Herr Page, entschließen wir uns?« – »Hier bin ich, Herr,« antwortete der junge Mann, und er sprang leicht auf das Kreuz hinter seinen Gefährten, der den fünf anderen Auserwählten nachfolgte, die eben damit beschäftigt waren, sich auszuweisen.

»Alle Wetter!« sagte Robert Briquet, der ihnen nachschaute, »das ist eine ganze Ladung von Gastognern, oder der Teufel soll mich holen!«

Revüe.

Die Kontrolle am Tore bestand darin, daß man die Hälfte einer Karte aus der Tasche ziehen und sie dem Offizier überreichen mußte, der sie mit einer andern Hälfte verglich, um zu sehen, ob die beiden Hälften ein Ganzes bildeten.

Der barhaupte Gaskogner näherte sich zuerst.

»Euer Name?« – »Mein Name?, Herr Offizier, er steht auf der Karte geschrieben, auf der Ihr noch etwas anderes sehen werdet.« »Gleichviel! Euer Name? Wißt Ihr Euren Namen nicht?« – »Doch wohl, ich weiß ihn, Cap de Bious! Und wenn ich ihn auch vergessen hätte, so könntet Ihr mir ihn sagen, da wir Landsleute und Vettern sind.«

»Euer Name? Tausend Teufel! Glaubt Ihr, ich habe hier Zeit mit Wiedererkennungen zu verlieren?« – »Schon gut. Ich heiße Perducas von Pincorney.«

»Perducas von Pincorney,« versetzte Herr von Loignac und las von der Karte ab: »Perducas von Pincorney, am 26. Oktober 1585, Schlag zwölf

Uhr.«

»Porte Saint-Antoine,« fügte der Gaskogner bei, indem er seinen schwarzen, dürren Finger auf die Karte ausstreckte.

»Sehr gut! in Ordnung; tretet ein,« sagte Herr von Loignac, um jedes weitere Gespräch zwischen ihm und seinem Landsmanne kurz abzuschneiden. »Nun ist die Reihe an Euch!« sagte er zu dem Mann mit dem Panzer. »Eure Karte?«

»Wie, Herr von Loignac,« rief dieser, »erkennt Ihr nicht den Sohn Eures Jugendfreundes, den Ihr zwanzigmal auf Euren Knien geschaukelt habt?« – »Nein,«

»Pertinax von Montcrabeau, Ihr erkennt ihn nicht?« – »Wenn ich im Dienste bin, erkenne ich niemand, mein Herr. Eure Karte?«

Der junge Mann mit dem Panzer reichte seine Karte.

»Pertinax von Montcrabeau, am 26. Oktober, Schlag zwölf Uhr, Porte Saint-Antoine. Geht zu.«

Der dritte Gaskogner näherte sich; es war der mit der Frau und den Kindern.

»Eure Karte?«

Seine gehorsame Hand tauchte sogleich in eine kleine Weidtasche von Ziegenfell, die an seiner rechten Seite hing. Aber es war vergeblich. Belästigt durch das Kind, das er auf dem Arme trug, konnte er das Papier nicht finden.

»Was zum Teufel macht Ihr mit dem Kinde, Ihr seht wohl, daß es Euch hindert?« – »Es ist mein Sohn Scipio, Herr von Loignac.« »Nun! so setzt Euren Sohn auf die Erde.«

Der Gaskogner gehorchte, das Kind fing an zu heulen.

»Ah! Ihr seid also verheiratet?« – »Ja, Herr Offizier.«

»Mit zwanzig Jahren?« – »Man heiratet jung bei uns, Ihr wißt es wohl, Herr von Loignac, da Ihr mit achtzehn geheiratet habt.«

»Gut,« sagte Loignac, »das ist abermals einer, der mich kennt.«

Die Frau hatte sich mittlerweile genähert, und die an ihrem Rocke hängenden Kinder waren ihr gefolgt.

»Und warum sollte er nicht verheiratet sein?« fragte sie, indem sie sich aufrichtete und von ihrer sonngebräunten Stirn ihre schwarzen Haare strich, die der Staub des Weges wie einen Teig daran kleben ließ; »ist es in Paris aus der Mode gekommen zu heiraten? Ja, er ist verheiratet, und hier sind noch zwei Kinder, die ihn Vater nennen.«

»Ja, aber es sind nur die Söhne meiner Frau, Herr von Loignac, wie auch dieser große Junge, der hinten steht; tritt vor, Militor, und grüße Herrn von Loignac, unsern Landsmann.«

Ein junger Mensch von sechzehn bis siebzehn Jahren, kräftig, lebhaft und durch sein rundes Auge sowie durch seine Nase einem Falken ähnlich, näherte sich, die Hände in seinem Gürtel von Büffelleder; er war in eine gute Kasake von gestrickter Wolle gekleidet, trug auf seinen muskeligen Beinen eine Hose von Gemsleder, und ein sprossender Schnurrbart beschattete seine zugleich freche und sinnliche Lippe.

»Es ist Militor, mein Stiefsohn, Herr von Loignac, der älteste Sohn meiner Frau, die eine Chavantrade, eine Verwandte der Loignac Militor von Chavantrade, ist, Euch zu dienen. Verbeuge dich, Militor.«

Militor verbeugte sich leicht und ohne seine Hände aus dem Gürtel zu ziehen. »Um Gottes willen, mein Herr, Eure Karte,« rief Loignac ungeduldig.

»Kommt und helft mir, Lardille,« sagte der Gaskogner errötend zu seiner Frau.

Lardille machte nacheinander die an ihrem Rocke angeklammerten Hände los und suchte selbst in dem Weidsack und in den Taschen ihres Mannes.

»Wir müssen sie verloren haben,« sagte sie.

»Dann lasse ich Euch verhaften,« versetzte Loignac.

Der Gaskogner wurde bleich und erwiderte: »Ich heiße Eustache von Miradoux und werde mich durch Herrn von Sainte-Maline, meinen Vetter, empfehlen.«

»Ah! Ihr seid ein Verwandter von Sainte-Maline,« sagte Loignac, ein wenig besänftigt... »Freilich, wenn man sie hört, sind sie mit allen verwandt; so sucht noch einmal und sucht mit Erfolg!«

»Lardille, seht in den Kleidern Eurer Kinder nach,« sprach Eustache, zitternd vor Ärger und Unruhe.

Lardille kniete vor ein kleines Päckchen bescheidener Effekten nieder und drehte es murrend um.

Der junge Scipio fuhr fort, sich heiser zu schreien, zumal seine Stiefbrüder die gute Gelegenheit benutzten, ihm Sand in den Mund zu stopfen.

Militor regte sich nicht; es war, als gingen die Erbärmlichkeiten des Familienlebens unter oder über diesen großen Burschen hin, ohne ihn zu berühren.

»Ei!« rief plötzlich Herr von Loignac, »was sehe ich dort auf dem Ärmel dieses Schöpses?«

»Ja, ja, das ist es,« rief Eustache triumphierend; »das ist ein Gedanke von Lardille; sie hat die Karte Militor angenäht.«

»Damit er doch etwas trage,« sagte Loignac spöttisch. »Oh über das große Kalb, das nicht einmal mit den Armen schlenkert, aus Furcht, ihr Gewicht zu fühlen.«

Militors Lippen erbleichten vor Zorn, während sein Gesicht auf der Nase, auf dem Kinn und auf der Stirn marmorartig rot wurde.

»Ein Kalb hat keine Arme,« brummte er mit boshaften Augen, »es hat Klauen wie gewisse Leute von meiner Bekanntschaft.«

»Friede!« sagte Eustache, »du siehst wohl, Militor, daß Herr von Loignac uns die Ehre erweist, mit uns zu scherzen.«

»Nein, bei Gott! ich scherze nicht,« erwiderte Loignac, »dieser große Bursche soll im Gegenteil meine Worte so nehmen, wie ich sie sage. Wenn er mein Stiefsohn wäre, ließe ich ihn Mutter, Bruder, Gepäck tragen und würde selbst noch darauf steigen und ihm die Ohren verlängern, um ihm zu beweisen, daß er nur ein Esel ist.«

Der Spannung, die diesen Worten folgte, bereitete Lardille dadurch ein Ende, daß sie dem Offizier die Karte überreichte. Herr von Loignac nahm sie und las: »Eustache von Miradoux, am 26. Oktober, Schlag zwölf Uhr, Porte Saint-Antoine.«

»Geht,« sagte er, »und seht, daß Ihr keine von Euern Meerkatzen, schön oder häßlich, verliert.«

Eustache von Miradoux nahm den jungen Scipio wieder auf seine Arme; Lardille hing sich abermals an seinen Gürtel; die zwei Kinder klammerten sich wieder am Rock ihrer Mutter an; und diese Familientraube schloß sich, mit dem schweigsamen Militor, denen an, die nach überstandener Prüfung warteten.

»Die Pest!« murmelte Loignac zwischen den Zähnen, während er Eustache von Miradoux und den Seinigen mit den Augen folgte, »welchen Auswurf von Soldaten wird Herr von Epernon da haben.«

Dann wandte er sich um und rief dem vierten zu: »Nun kommt Ihr dran!«

Dieser und der fünfte, ebenfalls charakteristische Gaskognergestalten, nach ihren Ausweiskarten, die Herren Chalabre und Saint-Capautel, passierten, ohne Schwierigkeit. Es blieb noch der sechste, der zufolge der Aufforderung des improvisierten Pagen vom Pferde gestiegen war und Herrn von Loignac eine Karte überreichte, auf der Ernauton von Carmainges stand.

Während Herr von Loignac die Karte prüfte, war der Page, der ebenfalls abgestiegen, bemüht, seinen Kopf zu verbergen, indem er die Kinnkette am Pferde seines Herrn noch fester anzog.

»Der Page gehört Euch?« fragte Loignac, mit dem Finger auf den jungen Menschen deutend.

»Ihr seht, Herr Kapitän,« erwiderte Ernauton, der weder lügen noch verraten wollte, »daß er mein Pferd zäumt.«

»Geht zu,« sagte Herr von Loignac, der mit großer Aufmerksamkeit Herrn von Carmainges betrachtete, dessen Gesicht und Haltung ihm mehr zu gefallen schien, als die aller anderen.

»Das ist doch wenigstens ein Erträglicher,« murmelte er.

Ernauton stieg wieder zu Pferde, der Page war ihm, gleichsam absichtslos, aber nicht langsam, vorangegangen und hatte sich schon mit der Gruppe der übrigen vermischt.

»Öffnet das Tor,« rief Loignac, »und laßt diese sechs Personen und die Leute ihres Gefolges hinein.«

»Vorwärts, rasch,« sagte der Page, »in den Sattel und marsch!«

Ernauton wich abermals der Gewalt, die dieses seltsame Geschöpf über ihn ausübte, und da das Tor offen war, so gab er seinem Pferd den Sporn und drang, von dem Pagen geleitet, bis in das Herz des Faubourg Saint-Antoine.

Loignac ließ hinter den sechs Auserwählten das Tor wieder schließen zur großen Unzufriedenheit der Menge, die nach Erfüllung der Förmlichkeit ebenfalls passieren zu dürfen glaubte und nun geräuschvoll ihre Mißbilligung äußerte. Meister Miton, der nach einem atemlosen Laufe querfeldein allmählich wieder Mut gefaßt hatte und dann, vorsichtig, schrittweise zurücklaufend, am Ende wieder auf seinen Platz zurückgekommen war, wagte es, einige Klagen über die Willkür der Soldateska laut werden zu lassen.

Gevatter Friard, dem es gelungen war, seine Frau wiederzufinden, und der, von ihr beschützt, nichts mehr zu befürchten schien, erzählte seiner erhabenen Ehehälfte die Neuigkeiten des Tages, bereichert und geschmückt mit Kommentaren seiner Art.

Die Reiter endlich, von denen einer von dem kleinen Pagen Mayneville genannt worden war, beratschlagten, ob sie nicht die Ringmauer umgehen sollten in der Hoffnung, irgendeine Bresche zu finden und durch diese Bresche in die Stadt hineinzukommen, ohne daß sie nötig hätten, sich länger an diesem oder einem andern Tore zu zeigen.

Robert Briquet, der sah, daß er aus den Gesprächen der Reiter, der Bürger und der Bauern nichts mehr erfahren könnte, näherte sich immer mehr einer kleinen Baracke, die dem Torwart als Loge diente und durch zwei Fenster erhellt wurde, von denen eins gegen Paris, das andere gegen das Feld ging.

Kaum hatte er sich auf seinem neuen Posten festgestellt, als ein Mann, der im schnellsten Galopp herbeieilte, von seinem Pferde sprang, in die Loge trat und am Fenster erschien.

»Hier bin ich, Herr von Loignac,« sagte er.

»Gut, woher kommt Ihr?« – »Von der Porte Saint-Victor.«

»Euer Verzeichnis?« – »Fünf.«

»Die Karten?« – »Hier sind sie.«

Loignac nahm die Karten, untersuchte sie und schrieb auf eine Schiefertafel die Ziffer 5.

Ebenso erschienen in rascher Folge noch 7 weitere Boten, und am Ende sah Loignacs Tafel folgendermaßen aus:

Porte Saint-Victor 5

Porte Bourdelle	4
Porte du Temple	6
Porte Saint-Denis	5
Porte Saint-Jacques	3
Porte Saint-Honoré	8
Porte Montmartre	4
Porte Bussy	4
Porte Saint-Antoine	6

45

Gesamtsumme fünfundvierzig.

»Nun öffnet die Tore, und es trete ein, wer will,« rief Loignac mit starker Stimme.

Die Tore öffneten sich, und mit Getümmel und Lärm drängte alles vorwärts.

Robert Briquet ließ die Flut verrauschen, dann ging er phlegmatisch durch das Tor und sagte: »Alle diese Leute wollten etwas sehen und haben nichts gesehen, nicht einmal in ihren Angelegenheiten; ich wollte nichts sehen und bin der einzige, der etwas gesehen hat. Das ist aufmunternd; fahren wir fort; doch wozu fortfahren? Ich weiß bei Gott genug. Wird es für mich von Nutzen sein, Herrn von Salcède in vier Stücke zerreißen zu sehen? Wahrlich! nein. Überdies habe ich auf die Politik Verzicht geleistet. Gehen wir zum Mittagessen; die Sonne würde Mittag bezeichnen, wenn es eine Sonne gäbe; es ist Zeit.«

Er sprach es und kehrte nach Paris zurück mit seinem ruhigen, boshaften Lächeln.

Die Loge des Königs Heinrich III. auf der Grève.

Warf man einen Blick auf den Grèveplatz, so durfte man wohl sagen, daß Meister Friard rocht hatte, wenn er die Zahl der Zuschauer, die sich dort zu dem grausigen Schauspiel einfinden würden, auf hunderttausend berechnete. Ganz Paris hatte sich dort eingestellt. Paris versäumt kein Fest, und Salcèdes Tod war damals ein außerordentliches Fest.

Der Zuschauer, dem es gelang, auf den Platz zu kommen, erblickte zuerst die Bogenschützen des Leutnants vom Stadtgericht Tanchon, und eine große Anzahl von Schweizern und Chevaulegers. Sie umgaben ein kleines, ungefähr vier Fuß hohes Schafott und erwarteten den Missetäter, dessen sich die Mönche seit dem Morgen bemächtigt hatten, und dem nach den Straftaten die Pferde entgegenharrten, um ihn die große Reise machen zu lassen.

Unter dem Wetterdache eines nahen Hauses stampften wirklich vier kräftige Pferde mit prallen Kreuzen, weißen Mähnen, langhaarigen Füßen ungeduldig das Pflaster und bissen einander wiehernd zum großen Schrecken der Frauen, die diesen Platz freiwillig gewählt hatten oder gewaltsam dahin gedrängt wurden.

Nächst den wiehernden Pferden und dem leeren Schafott zog die Blicke der Menge am meisten das mit rotem Samt und Gold ausgeschlagene Hauptfenster des Stadthauses an, über dessen Balkon ein mit dem

königlichen Wappenschild verzierter Teppich von Samt herabhing, es war die Loge des Königs.

Es schlug halb ein Uhr, als dieses Fenster, wie der Rahmen eines Gemäldes, sich mit Personen füllte. Zuerst kam Heinrich III., bleich, beinahe kahl, obgleich er zu dieser Zeit erst vierunddreißig Jahre alt war, während das Auge in seine schwarzblaue Höhle eingesunken war, und der Mund von Nervenzuckungen zitterte.

Er erschien düster, mit starrem Blick, zugleich majestätisch und wankend, seltsam in seiner Haltung, seltsam in seinem Gang, mehr ein Schatten als ein Lebender, mehr ein Gespenst als ein König, ein für seine Untertanen stets unbegreifliches und von ihnen nicht begriffenes Geheimnis, denn wenn sie ihn erscheinen sahen, wußten sie nicht, ob sie: »Es lebe der König!« rufen oder für seine Seele beten sollten. Heinrich war in ein schwarzes Wams mit schwarzen Borten gekleidet; er hatte weder Orden noch Edelsteine; ein einziger Diamant, der als Agraffe für drei kurze, krause Federn diente, glänzte an seinem Toquet. Er trug in seiner linken Hand ein schwarzes Hündchen, das ihm seine Schwägerin, Maria Stuart, aus ihrem Gefängnis geschickt hatte, und auf dessen seidenem Fell seine feinen, weißen Finger wie alabastern glänzten.

Hinter ihm kam Katharina von Medici, schon vom Alter gekrümmt, denn die Königinmutter war damals sechsundsechzig Jahre alt; doch den Kopf trug sie noch fest und gerade; unter ihrer gewohnheitsmäßig zusammengezogenen Stirn schleuderte sie einen scharfen Blick, aber trotz dieses Blickes war ihre Erscheinung unter ihren ewigen Trauerkleidern matt und kalt wie ein Wachsbild.

Zugleich zeigte sich das schwermütige und sanfte Antlitz der Königin Luise von Lothringen, der scheinbar bedeutungslosen, in Wirklichkeit aber getreuen Gefährtin seines geräuschvollen und unglücklichen Lebens.

Katharina von Medici ging einem Triumph entgegen, die Königin wohnte einer Hinrichtung bei, König Heinrich behandelte eine Angelegenheit, wie man dies auf der hochmütigen Stirn der ersten, der ergebenen der zweiten und auf der bewölkten und gelangweilten des dritten lesen konnte.

Dahinter kamen zwei hübsche junge Leute: der eine von kaum zwanzig, der andere von höchstens fünfundzwanzig Jahren.

Sie hielten sich am Arm, trotz der Etikette, die verbietet, daß die Menschen vor den Königen aneinander zu hängen scheinen.

Sie lächelten, der jüngere mit unaussprechlicher Traurigkeit, der ältere mit bezaubernder Anmut; sie waren schön und waren Brüder.

Der jüngere hieß Henri von Joyeuse, Graf du Bouchage, der andere Herzog Anne von Joyeuse. Noch vor kurzem war er bei Hofe nur unter dem Namen d'Arques bekannt; aber der König liebte ihn über alles und hatte ihn ein Jahr zuvor, die Vicomté Joyeuse zu einem Herzogtum und zur Pairie erhebend, zum Pair gemacht.

Das Volk hegte gegen diesen Günstling keinen Haß, wie einst gegen Maugiron, Quelus, Schomberg, einen Haß, den Epernon allein geerbt. Es empfing also den Fürsten und die beiden Brüder mit bescheidenem, aber schmeichelhaftem Zurufe.

Heinrich grüßte das Volk ernst und ohne zu lächeln, dann küßte er seinen Hund auf den Kopf, wandte sich gegen die jungen Leute um und sagte zu dem ältern: »Lehnt Euch an die Tapete an, Anne; ermüdet Euch nicht dadurch, daß Ihr stehenbleibt; es wird vielleicht lange dauern.«

»Ich hoffe es,« unterbrach ihn Katharina, »lange und gut, Sire.«

»Ihr glaubt also, Salcède werde sprechen, meine Mutter?«

»Gott wird hoffentlich unseren Feinden diese Verwirrung geben. Ich sage unseren Feinden, denn es sind auch Eure Feinde, meine Tochter,« fügte sie hinzu, indem sie sich an die Königin wandte, die erbleichte und ihr sanftes Auge senkte.

Der König schüttelte den Kopf mit einer Gebärde des Zweifels Dann wandte er sich wieder zu Joyeuse um und sagte, als er sah, daß dieser trotz seiner Aufforderung immer noch stand: »Nun, Anne, tut, was ich gesagt

habe, lehnt Euch mit dem Rücken an die Wand oder stützt Euch mit den Ellenbogen auf meinen Stuhl.«

»Eure Majestät ist in der Tat zu gut, und ich werde nur von der Erlaubnis Gebrauch machen, wenn ich wirklich müde bin.«

»Mein Sohn, sehe ich nicht ein Getümmel dort an der Ecke des Kais?« fragte Katharina.

»Welch ein scharfes Gesicht, »meine Mutter! In der Tat, ich glaube, Ihr habt recht. Oh! wie schlimm sind meine Augen, und ich bin doch nicht alt.« »Sire,« sagte Joyeuse, »dieser Tumult rührt vom Zurückdrängen des Volkes durch die Kompagnie der Bogenschützen her. Sicherlich kommt der Verurteilte.«

»Wie schmeichelhaft ist es für Könige, einen Menschen vierteilen zu sehen, der in seinen Adern einen Tropfen königlichen Blutes hat,« sagte Catharina und ließ bei diesen Worten ihren Blick auf Luise ruhen.

»Oh! Madame, verzeiht, schont mich,« versetzte die junge Königin mit einer Verzweiflung, die sie vergebens zu verbergen suchte, »nein, dieses Ungeheuer gehört nicht zu meiner Familie, und Ihr wolltet dies nicht sagen.«

»Gewiß nicht,« sagte der König, »ich bin überzeugt, daß meine Mutter dies nicht sagen wollte.«

»Ei!« erwiderte Katharina mit Bitterkeit, »er hält zu den Lothringern, und die Lothringer sind die Eurigen, Madame; ich denke wenigstens. Dieser Salcède geht Euch also an und zwar ziemlich nahe.«

»Das heißt,« unterbrach sie Joyeuse mit einer ehrenhaften Entrüstung, die der hervorstechende Zug seines Charakters war, »er geht vielleicht Herrn von Guise an, aber keineswegs die Königin von Frankreich.«

»Ah! Ihr seid da, Herr von Joyeuse,« sagte Catharina mit unbeschreiblichem Hochmut. »Ah! Ich hatte Euch nicht gesehen.«

»Ich bin da, nicht nur mit Bewilligung, sondern auf Befehl des Königs, Madame,« antwortete Joyeuse, Heinrich mit dem Blick befragend. »Es ist nicht so ergötzlich, einen Menschen vierteilen zu sehen, daß ich zu einem solchen Schauspiel kommen sollte, wenn ich nicht dazu genötigt wäre.«

»Joyeuse hat recht, Madame,« sagte Heinrich; »es handelt sich hier nicht um Lothringer, nicht um Guise und besonders nicht um die Königin; es handelt sich darum, Herrn von Salcède, einen Mörder, der meinen Bruder töten wollte, in vier Stücke zerreißen zu sehen.«

»Ich habe heute wenig Glück,« sagte Katharina, plötzlich nachgebend, was ihre geschickteste Taktik war, »ich bewirke, daß meine Tochter weint, und Gott verzeihe mir, ich glaube, ich bewirke auch, daß Herr von Joyeuse lacht.«

»Ah! Madame,« rief Luise, Katharinas Hände ergreifend, »ist es möglich, daß sich Eure Majestät so in meinem Schmerze täuscht?«

»Und in meiner tiefen Ehrfurcht?« fügte Anne von Joyeuse bei und verbeugte sich auf den Arm des königlichen Lehnstuhles.

»Es ist wahr,« versetzte Katharina, einen letzten Pfeil in das Herz ihrer Schwiegertochter abdrückend. »Ich sollte wissen, wie peinlich es Euch ist, mein liebes Kind, die Komplotte Eurer Verwandten von Lothringen enthüllt zu sehen, und obgleich Ihr nichts dafür könnt, leidet Ihr doch durch diese Verwandtschaft.«

»Oh!« rief Anne von Joyeuse, »Ihr seht wohl, daß ich mich nicht täuschte, Sire, der Missetäter erscheint auf dem Platz. Teufel! welch ein gemeines Gesicht!«

»Er hat Angst,« sagte Katharina; »er wird sprechen.«

»Wenn er die Kraft dazu hat,« entgegnete der König.

»Seht doch, meine Mutter, sein Kopf wankt wie der eines Leichnams.«

»Ich wiederhole,« versetzte Joyeuse; »er ist abscheulich.«

»Wie soll ein Mensch schön sein, dessen Inneres so häßlich ist? Habe ich Euch nicht die geheimen gegenseitigen Beziehungen des Physischen und Moralischen erklärt, Anne?«

»Ich sage nicht nein, Sire, aber ich habe zuweilen gesehen, daß äußerst häßliche Menschen sehr tapfere Soldaten waren. Nicht wahr, Henri?«

Anne wandte sich nach seinem Bruder um, als wollte er dessen Beifall zu Hilfe rufen; doch Henri schaute ohne zu sehen, horchte, ohne zu hören; er war in tiefe Träumerei versunken, der König antwortete daher für ihn.

»Ei, mein Gott! mein lieber Anne,« rief er, »wer sagt, daß jener dort nicht tapfer sei? Er ist es wie ein Bär, wie ein Wolf, wie eine Schlange. Ihr wißt, er hat in seinem Hause einen normannischen Edelmann, seinen Feind, verbrannt. Er hat sich zehnmal geschlagen und drei von seinen Gegnern getötet; man hat ihn beim Falschmünzen ertappt und deshalb zum Tode verurteilt.«

»Das ist ein wohlerfülltes Dasein, das bald sein Ende erreichen wird,« sagte Joyeuse.

»Herr von Joyeuse, ich hoffe im Gegenteil, es wird so langsam wie möglich endigen,« sagte Katharina.

»Madame,« erwiderte Joyeuse, den Kopf schüttelnd, »die Pferde, die ich dort unter jenem Wetterdache sehe, kommen mir so kräftig und ungeduldig vor, daß ich nicht an einen sehr langen Widerstand der Muskeln, Nerven und Sehnen des Herrn von Salcède glaube.«

»Ja, wenn man nicht für den Fall vorhersehen würde,« versetzte Catharina mit jenem Lächeln, das nur ihr angehörte; »doch, mein Sohn ist barmherzig, er wird den Knechten Befehle geben, daß sie sacht anziehen lassen.«

»Aber, Madame,« warf die Königin schüchtern ein, »ich habe Euch diesen Morgen zu Frau von Mercoeur sagen hören, dieser Unglückliche würde nur zwei Züge auszuhalten haben.«

»Von Herzen gern, wenn er sich gut benimmt,« erwiderte Katharina; »dann wird er so rasch wie möglich abgefertigt werden; doch Ihr versteht, meine Tochter, und ich wollte, Ihr würdet es ihm sagen lassen, da Ihr Euch für ihn interessiert, er halte sich gut, das ist seine Sache.«

Während dieser Zeit hatten die Hellebardiere, die Bogenschützen und die Schweizer den Raum beträchtlich erweitert; und es herrschte nun rings um das Schafott eine Leere, die alle Blicke Salcèdes trotz der geringen Erhöhung des Blutgerüstes unterscheiden ließ.

Salcède mochte ungefähr vierunddreißig Jahre alt sein, er war stark und kräftig; seine bleichen Gesichtszüge, worauf einige Schweiß- und Blutstropfen perlten, belebten sich, wenn er umherschaute, durch einen unbeschreiblichen Ausdruck bald der Hoffnung, bald der Angst. Gleich anfangs warf er seine Blicke nach der königlichen. Loge; aber sein Auge verweilte nicht hier, als hätte er begriffen, daß ihm von dort statt der Rettung der Tod drohte.

Er wandte sich der Menge zu; im Schoße dieses stürmischen Meeres wühlte er mit seinen glühenden Augen und mit seiner am Rande seiner Lippen zitternden Seele.

Die Menge schwieg. Salcède war kein gemeiner Mörder, er war vor allem von guter Geburt; dabei war er ein Kapitän von einigem Rufe gewesen. Nun durch einen schmählichen Strick gebunden, hatte diese Hand einst mutig das Schwert geführt; dieser bleiche Kopf, auf dem sich die Schrecknisse des Todes abmalten, Schrecknisse, die der Missetäter ohne Zweifel in der tiefsten Tiefe seiner Seele verschlossen haben würde, wenn die Hoffnung nicht zuviel Platz eingenommen hätte, dieser bleiche Kopf hatte großartige Pläne beherbergt. So war Salcède für viele Zuschauer ein Held, für viele andere ein Opfer.

Man erzählte sich in der Menge, er sei aus einem Kriegergeschlechte geboren; sein Vater habe heftig den Kardinal von Lothringen bekämpft, was ihm in der Metzelei in der Bartholomäusnacht einen glorreichen Tod eingetragen, der Sohn aber habe, diesen Tod vergessend oder vielmehr seinen Haß einem Ehrgeize opfernd, für den der große Haufe immer eine gewisse Sympathie hegt, einen Vertrag mit Spanien und mit den Guisen

eingegangen, um in Flandern die wachsende Souveränität des bei den Franzosen so sehr verhaßten Herzogs von Anjou zu vernichten. – Man sprach ferner von seiner Verbindung mit Baza und Balouin, den angeblichen Urhebern des Komplotts, das den Herzog Franz, den Bruder Heinrichs III., beinahe das Leben gekostet hätte.

Salcède seinerseits hatte beständig auf Befreiung gehofft. Er hatte klüglich halbe Geständnisse gemacht, welche seine Feinde auf mehr Enthüllungen hoffen ließen und sie bewogen, ihn nicht sofort zu töten, sondern nach Paris zu bringen. Salcède hoffte im Gefängnis, Salcède hoffte auf der Folter; er hoffte auf dem Karren; er hoffte noch auf dem Schafott.

Dem König entging so wenig wie dem Volk dieser beständige Gedanke Salcèdes. Catharina studierte ängstlich jede, auch die geringste Bewegung des unglücklichen jungen Mannes; aber sie war zu weit von ihm entfernt, um der Richtung seiner Blicke zu folgen und ihr fortwährendes Spiel zu bemerken.

Der Henker fing indessen an, sich des Opfers zu bemächtigen, und band ihn mitten um den Leib auf die Mitte des Schafotts. Auf ein Zeichen Tranchons waren schon zwei Bogenschützen durch die Menge gedrungen, um die Pferde zu holen, und willig wich die Menge vor ihnen zurück.

In diesem Augenblick entstand ein Geräusch an der Tür der königlichen Loge, und den Vorhang aufhebend, meldete der Huissier Ihren Majestäten, der Präsident Brisson und vier Räte wünschten die Ehre zu haben, mit dem König über den Gegenstand der Hinrichtung eine kurze Unterredung zu pflegen.

»Das ist wunderbar,« sagte der König und fuhr, zu Catharina gewendet, fort: »Meine Mutter, Ihr werdet befriedigt werden.«

Catharina machte ein zustimmendes Zeichen mit dem Kopfe.

»Laßt die Herren eintreten,« sagte der König.

Ehe aber die Gemeldeten erschienen, bat Joyeuse den König leise, sich entfernen zu dürfen. Nach mehreren vergeblichen Einwänden gewährte

Heinrich die Bitte und sagte seufzend: »Gehe, halte es nach deiner Phantasie; es ist mein Los, allein zu leben.«

Und er wandte sich mit gefalteter Stirn zu seiner Mutter, denn er fürchtete, sie könnte das Gespräch gehört haben, das zwischen ihm und seinem Günstling stattgefunden.

Joyeuse aber neigte sich an das Ohr seines Bruders und sagte zu ihm: »Geschwind, geschwind, du Bouchage, während die Räte eintreten, schlüpfe hinter ihren großen Roben hinaus und laß uns wegschleichen; der König sagt jetzt ja, in fünf Minuten wird er nein sagen.«

»Ich danke, mein Bruder, ich war wie du, es drängte mich, wegzugehen.« – »Vorwärts, die Raben erscheinen, verschwinde, zarte Nachtigall.«

Man sah in der Tat hinter den Herren Räten wie zwei rasche Schatten die zwei jungen Leute entfliehen. Hinter ihnen fiel der Vorhang mit seinen schweren Flügeln herab. Als der König den Kopf umwandte, waren sie schon verschwunden. Heinrich stieß einen Seufzer aus und küßte einen kleinen Hund.

Die Hinrichtung.

Die Räte blieben schweigsam im Hintergrunde der königlichen Loge stehen und warteten, bis der König das Wort an sie richtete. Dieser ließ einen Augenblick auf sich warten, wandte sich dann um und sagte: »Nun, meine Herren, was gibt es Neues? Guten Morgen, Herr Präsident Brisson.«

»Sire,« antwortete der Präsident mit seiner leichten Würde, die man bei Hofe seine Hugenotten-Höflichkeit nannte, – »wir kommen, um Eure Majestät, wie es Herr von Thou gewünscht hat, anzuflehen, das Leben des Schuldigen zu schonen. Ohne Zweifel hat er einiges zu enthüllen, und wenn man ihm das Leben verspräche, würde man es erfahren.«

»Aber man hat es nicht von ihm erfahren, Herr Präsident?« – »Ja, Sire, – teilweise, – genügt das Eurer Majestät?«

»Ich weiß, was ich weiß, Messire.« – »Eure Majestät weiß also, woran sie sich in Beziehung auf die Teilnahme Spaniens bei dieser Angelegenheit zu halten hat.«

»Spaniens, ja, Herr Präsident, und sogar mehrerer anderer Mächte.« – »Es wäre wichtig, diese Teilnahme festzustellen, Sire.«

»Der König hat auch die Absicht, die Hinrichtung zu verschieben,« sagte Katharina, »wenn der Schuldige ein mit seinen Angaben auf der Folter gleichlautendes Bekenntnis unterzeichnet.«

»Das ist meine Absicht,« bestätigte der König; »Ihr könnt Euch davon überzeugen, Herr Brisson, wenn Ihr Euren Leutnant mit dem Missetäter sprechen laßt.« – »Eure Majestät hat mir nichts mehr zu befehlen?«

»Nichts. Noch keine Veränderung in den Geständnissen, oder ich nehme mein Wort zurück! Sie sind öffentlich, sie müssen vollständig sein.« – »Ja, Sire. Mit dem Namen der beteiligten Personen?«

»Mit dem Namen, mit allen Namen.« – »Selbst wenn diese Personen durch das Geständnis des Verbrechers mit Hochverrat und Empörung gegen das Oberhaupt befleckt würden?«

»Selbst wenn diese Namen die meiner nächsten Verwandten wären.« – »Es soll geschehen, wie Eure Majestät befiehlt.«

»Geht, meine Herren,« sagte der Präsident, seine Räte verabschiedend. Und nachdem er sich ehrfurchtsvoll vor dem König verbeugt hatte, ging er hinter ihnen hinaus.

»Er wird sprechen,« sagte Luise von Lothringen, ganz zitternd, »und Eure Majestät wird ihn begnadigen. Seht wie der Schaum auf seine Lippen tritt.«

»Nein, nein, er sucht nur,« erwiderte Katharina. »Was sucht er denn?« – »Parbleu,« sagte Heinrich III., »das ist nicht schwer zu erraten: er sucht den Herzog von Parma, den Herzog von Guise; er sucht Monsieur meinen Bruder, den allerkatholischsten König. Ja, suche! suche! warte, glaubst du, die Grève sei ein so bequemer Ort für Hinterhalte, wie die Straße von Flandern? Glaubst du, ich hätte hier nicht hundert Bellièvre, um dich zu verhindern, vom Schafott herabzusteigen, wohin dich ein einziger geführt hat?« Salcede hatte die Bogenschützen abgehen sehen, um die Pferde zu holen. Er hatte den Präsidenten und die Räte in der Loge des Königs bemerkt, – dann hatte er sie wieder verschwinden sehen: er begriff, daß der König Befehl zur Hinrichtung gegeben hatte.

Da erschien auf seinem leichenbleichen Munde der blutige Schaum, den die junge Königin wahrgenommen; in der tödlichen Ungeduld, die ihn verzehrte, biß sich der Unglückliche bis auf das Blut in die Lippen.

»Niemand! niemand!« murmelte er. »Nicht einer von denen, die mir Hilfe versprochen hatten! Feige! Feige! Feige!«

Der Leutnant Tranchon näherte sich dem Schafott und sagte zu dem Henker: »Haltet Euch fertig.«

Der Nachrichter machte ein Zeichen gegen das andere Ende des Platzes, und man sah die Pferde, die Menge durchschneidend, eine stürmische

Furche zurücklassen, die sich, der des Meeres ähnlich, wieder hinter ihnen schloß.

Jetzt konnte man an der Ecke der Rue de la Vannerie, als die Pferde hier vorüberkamen, einen uns bekannten hübschen, jungen Mann von dem Randsteine, auf dem er stand, herabspringen sehen, angetrieben von einem Jüngling von etwa sechszehn Jahren, der sehr gierig auf dieses furchtbare Schauspiel zu sein schien!

Das war der geheimnisvolle Page und der Vicomte Ernauton von Carmainges.

»Geschwind!« flüsterte der Page seinem Gefährten ins Ohr, »werft Euch in das Loch, es ist kein Augenblick zu verlieren.« – »Aber man wird uns erdrücken, Ihr seid ein Narr, mein kleiner Freund.«

»Ich will sehen, von nahem sehen,« sagte der Page mit so gebieterischem Tone, daß man leicht zu erkennen vermochte, dieser Befehl komme aus einem an Befehle gewöhnten Munde.

Ernauton gehorchte.

»Schließt Euch fest an die Pferde an,« sagte der Page; »verlaßt sie nicht um eine Sohle breit, oder wir kommen nicht an Ort und Stelle.« – »Aber ehe wir ankommen, werdet Ihr in Stücke zerschmettert sein.«

»Kümmert Euch nicht um mich. Vorwärts! vorwärts!« – »Die Pferde werden ausschlagen.«

»Packt das letzte am Schweif; nie schlägt ein Pferd, wenn man es so hält.«

Ernauton gehorchte unwillkürlich und hing sich an den Schweif des Pferdes an, während sich der Page an seinem Gürtel festhielt. Mitten durch diese wie ein Meer wogende Menge gelangten sie, hier einen Flügel ihres Mantels, dort ein Stück ihres Wamses oder ihre Hemdkrause zurücklassend, zugleich mit dem Gespann bis auf drei Schritte vom Schafott, auf dem sich Salcède in den Zuckungen der Verzweiflung krümmte.

»Sind wir an Ort und Stelle?« murmelte atemlos der junge Mann, als er Ernauton anhalten sah. – »Ja, zum Glück, denn meine Kräfte sind erschöpft,« antwortete der Vicomte.

»Ich sehe nicht.« – »Tretet vor mich.«

»Nein, nein, noch nicht ... Was macht man?« – »Schlingen an das Ende der Stricke.«

»Und was macht er?« – »Er verdreht die Augen wie ein Geier auf der Lauer.«

Wie Pferde waren nahe genug am Schafott, daß die Knechte des Henkers an Salcèdes Füße und Fäuste die an ihren Kummeten befestigten Zugriemen binden konnten.

Salcède brüllte, als er an seinen Knöcheln die rauhe Berührung der Stricke fühlte, die eine Schlinge um sein Fleisch zusammenzog. Er richtete einen äußersten, einen unbeschreiblichen Blick auf diesen ungeheuren Platz, dessen hunderttausend Zuschauer er im Kreise seines Gesichtsstrahls umfaßte.

»Mein Herr,« sagte höflich der Leutnant Tranchon, »beliebt Euch, mit dem Volke zu sprechen, ehe wir fortfahren?« Und er näherte sich dem Ohre des Verbrechers, um leise hinzuzufügen: »Ein gutes Geständnis... und Euer Leben ist gerettet.«

Salcède schaute ihm bis in die Tiefe der Seele. Er begriff, daß der Leutnant aufrichtig war und halten würde, was er versprach.

»Ihr seht,« fuhr Tranchon fort, »man verläßt Euch, Ihr habt keine andere Hoffnung mehr auf dieser Welt, als die ich Euch biete.« – »Nun Wohl!« sagte Salcède mit einem heiseren Seufzer, »gebietet Stillschweigen, ich bin bereit, zu sprechen.«

»Der König verlangt ein geschriebenes und unterzeichnetes Geständnis.« – »Dann macht mir die Hände frei und gebt mir eine Feder, ich werde schreiben.«

Euer Geständnis?« – »Mein Geständnis, es sei.«

Entzückt vor Freude hatte Tranchon nur ein Zeichen zu machen, denn es war für den Fall vorgesehen. Ein Bogenschütze hielt das Erforderliche bereit; er gab ihm Schreibzeug, Federn, Papier, und Tranchon legte alles auf das Holz des Schafotts.

Zugleich lockerte man um etwa drei Fuß den Strick, der Salcèdes rechtes Faustgelenk hielt, und hob ihn auf die Estrade, damit er schreiben konnte.

Als Salcède saß, atmete er zunächst mit aller Kraft und bediente sich seiner Hand, um seine Lippen abzuwischen und seine Haare zurückzustreichen, die, feucht von Schweiß, über seine Augenbrauen herabfielen.

»Vorwärts, vorwärts,« sagte Tranchon, »setzt Euch bequem und schreibt alles.«

»Oh! fürchtet nichts,« erwiderte Salcède, seine Hand nach der Feder ausstreckend. »Seid ruhig, ich werde die nicht vergessen, die mich vergessen.«

Bei diesen Worten schaute er zum letzten Male umher. Ohne Zweifel war der Augenblick, sich zu zeigen, für den Pagen gekommen, denn er ergriff Ernauton bei der Hand und sagte zu ihm: »Mein Herr, habt die Güte, nehmt mich in Eure Arme und hebt mich über diese Köpfe empor, die mich zu sehen verhindern.« – »Ah! in der Tat, Ihr seid unersättlich, junger Mensch.«

»Noch diesen Dienst, mein Herr.« – »Ihr mißbraucht mich.«

»Ich muß den Verurteilten sehen, versteht Ihr? Ich muß ihn sehen. Habt Mitleid, Herr, habt Gnade, ich flehe Euch an.«

Ernauton hob widerstandslos den jungen Menschen in seine Arme, doch nicht, ohne über die Zartheit des Körpers, den er in seinen Händen hielt, zu erstaunen.

Der Kopf des Pagen überragte nun die anderen Köpfe, und Salcède erblickte zu seinem großen Erstaunen das Antlitz des jungen Menschen, der

zwei Finger auf seine Lippen drückte. Eine unsägliche Freude verbreitete sich auf dem Gesichte des Verbrechers. Es war wie die Trunkenheit des Reichen, da Lazarus einen Tropfen Wasser auf seine vertrocknete Zunge fallen läßt. Er hatte das so ungeduldig erwartete Signal erkannt, das ihm Hilfe verkündigte.

Nach einem kurzen Zaudern bemächtigte sich Salcède des Papiers, das ihm Tranchon, unruhig über sein Zögern, reichte, und fing an, mit fieberhaftem Eifer zu schreiben.

»Er schreibt, er schreibt,« murmelte die Menge.

»Er schreibt,« wiederholte die Königinmutter mit offenbarer Freude.

»Er schreibt,« sagte der König, »bei Gottes Tod! ich werde ihn begnadigen.«

Plötzlich unterbrach sich Salcède, um noch einmal den jungen Menschen anzuschauen, der dasselbe Zeichen wiederholte, und Salcède schrieb weiter.

Das wiederholte sich noch einmal.

»Seid Ihr zu Ende?« fragte Tranchon, der sein Papier nicht aus dem Gesichte verlor.

»Ja,« antwortete Salcède mechanisch.

»So unterzeichnet.«

Salcède unterzeichnete, ohne seine Augen, die an den jungen Menschen genietet blieben, auf das Papier zu richten.

Tranchon streckte seine Hand nach dem Geständnis aus.

»Dem König, dem König allein,« sagte Salcède.

Und er reichte dem Leutnant das Papier, doch zögernd, wie ein besiegter Soldat, der seine letzte Waffe übergibt.

»Wenn Ihr alles gestanden habt, so seid Ihr gerettet, Herr von Salcède,« sagte der Leutnant.

Ein aus Spott und Unruhe gemischtes Lächeln trat auf den Lippen des Verurteilten hervor, der den geheimnisvollen Pagen ungeduldig zu befragen schien.

Ermüdet wollte Ernauton seine Last niedersetzen und öffnete die Arme. Der Page glitt auf den Boden. Mit ihm verschwand die Vision, die den Verurteilten aufrechterhalten hatte. Dieser suchte den Kopf mit den Augen; dann rief er ganz verwirrt: »Nun! nun!«

Niemand antwortete.

»Rasch, rasch, beeilt euch,« sagte er; »der König hat das Papier in der Hand, er wird es sogleich lesen.« Aber niemand rührte sich.

»Oh! tausend Teufel!« rief Salcède, »sollte man mich hintergangen haben? Ich erkannte sie doch wohl! Sie war es, sie war es!«

Kaum hatte der König inzwischen das Papier entfaltet und die ersten Zeilen durchlaufen, als er von Entrüstung ergriffen zu sein schien. Dann erbleichte er und schrie: »Oh! der Elende!... oh! der boshafte Mensch!«

»Was gibt es, mein Sohn?« fragte Catharina.

»Er nimmt alles zurück, meine Mutter; er behauptet, nie etwas gestanden zu haben.«

»Und?« – »Er erklärt die Herren von Guise für unschuldig an allen Komplotten.«

»In der Tat,« stammelte Catharina, »wenn es wahr ist.« – »Er lügt,« rief der König, »er lügt wie ein Heide.«

»Was wißt Ihr davon, mein Sohn? Die Herren von Guise sind vielleicht verleumdet worden. Die Richter haben vielleicht in ihrem zu großen Eifer die Angaben falsch ausgelegt.« – »Ei! Madame,« rief Heinrich, der sich nicht länger bemeistern konnte, »ich habe alles gehört.«

»Ihr, mein Sohn?« – »Ja, ich.«

»Und wann dies?« – »Als der Schuldige die Folter auszuhalten hatte... ich war hinter einem Vorhang; ich habe nicht eines von seinen Worten verloren, und jedes von diesen Worten drang in meinen Kopf wie ein Nagel unter dem Hammer.«

»Nun, so laßt ihn unter der Folter sprechen, da er die Folter braucht; befehlt, daß die Pferde anziehen.«

Vom Zorne hingerissen, erhob Heinrich die Hand. Der Leutnant Tranchon wiederholte das Zeichen. Schon waren die Stricke wieder an die vier Glieder des Missetäters gebunden worden; vier Männer sprangen auf die vier Pferde; vier Peitschenhiebe erschollen, und die vier Rosse stürzten in entgegengesetzten Richtungen fort.

Ein furchtbares Krachen und ein entsetzlicher Schrei wurden zu gleicher Zeit vom Boden des Schafotts hörbar. Man sah, wie die Glieder des unglücklichen Salcède blau wurden, sich verlängerten und mit Blut unterliefen; sein Gesicht war nicht mehr das eines menschlichen Geschöpfes: es war die Maske eines Dämons.

»Ah! Verrat! Verrat!« schrie er. »Nun! ich werde sprechen, ich will sprechen, ich will alles sagen. Ah! verfluchte Herzog . .«

Seine Stimme übertönte das Gewieher der Pferde und den Lärm der Menge; aber plötzlich erlosch sie.

»Haltet ein! haltet ein!« rief Catharina.

Es war zu spät. Kurz zuvor noch starr vor Schmerz und Wut, fiel Salcèdes Kopf plötzlich auf den Boden des Blutgerüstes.

»Laßt ihn sprechen,« rief die Königinmutter. »Haltet ein, haltet doch ein!«

Salcèdes Auge war übermäßig erweitert, es blieb hartnäckig auf die Gruppe geheftet, wo der Page erschienen war. Tranchon folgte geschickt der Richtung. Aber Salcède konnte nicht mehr sprechen, er war tot.

Tranchon gab leise seinen Bogenschützen einige Befehle, und diese durchsuchten die Menge in der durch Salcèdes Blicke bezeichneten Richtung.

»Ich bin entdeckt,« sagte der junge Page Ernauton ins Ohr; »habt Mitleid, helft mir, unterstützt mich, Herr, sie kommen! sie kommen!« – »Aber wer seid Ihr denn?«

»Eine Frau... rettet mich, beschützt mich!«

Ernauton erbleichte, aber der Edelmut trug den Sieg über das Erstaunen und die Furcht davon. Er stellte seine Schutzbefohlene vor sich, brach ihr Bahn durch gewaltige Streiche mit dem Knopfe seines Degens und trieb sie bis zur Ecke der Rue du Mouton, gegen eine offene Tür. Der junge Page stürzte darauf zu und verschwand in dieser Tür, die ihn zu erwarten schien und sich hinter ihm schloß.

Er hatte nicht einmal Zeit gehabt, ihn nach seinem Namen zu fragen, noch wo er ihn wiederfinden würde. Aber während er verschwand, machte ihm der Page, als hätte er seinen Gedanken erraten, ein verheißungsvolles Zeichen.

Nunmehr frei, wandte sich Ernauton gegen den Mittelpunkt des Platzes um und umfaßte mit einem Blicke das Schafott und die königliche Loge.

Salcède lag starr und bleifarbig auf dem Blutgerüste ausgestreckt. Katharina stand leichenbleich und zitternd in der Loge. »Mein Sohn,« sagte sie endlich, sich den Schweiß von der Stirne wischend, »Ihr würdet wohl daran tun, mit Eurem Scharfrichter zu wechseln. Dieser ist ein Ligist.«

»Woran seht Ihr es?« – »Schaut! schaut!«

»Nun, ich schaue.« – »Salcède hat nur einen Zug erlitten, und er ist tot.«

»Weil er zu empfindlich für den Schmerz ist.« – »Nein, nein!« entgegnete Katharina, mit einem Lächeln der Verachtung, das ihr der geringe Scharfsinn ihres Sohnes entriß, »nein, sondern weil er unter dem Schafott mit einem seinen Strick in dem Augenblick erdrosselt worden ist, wo er die,

die ihn sterben ließen, anklagen wollte. Laßt den Leichnam untersuchen, und ich bin sicher, Ihr findet um seinen Hals den Kreis, den der Strick daran zurückgelassen hat.«

»Ihr habt recht,« sagte Heinrich, dessen Augen einen Moment funkelten, »mein Vetter von Guise ist besser bedient als ich.«

»Still! still! mein Sohn, keinen Lärm, man würde unser spotten; denn die Partie ist diesmal wiederum verloren.«

»Joyeuse hat wohlgetan, sich anderswo zu belustigen,« sagte der König, »man kann auf nichts in dieser Welt zählen, nicht einmal auf die Hinrichtungen. Gehen wir, meine Damen, gehen wir.«

Die beiden Joyeuse.

Die Herren von Joyeuse hatten sich, wie wir gesehen, vor der Hinrichtung entfernt; sie ließen bei den Equipagen des Königs ihre Lakaien, die mit ihren Pferden auf sie warteten, und gingen durch die Straßen dieses volkreichen Stadtviertels, die an diesem Tage ganz verlassen waren.

Sobald sie außen waren, wanderten sie Arm in Arm fort, aber ohne miteinander zu reden. Kurz zuvor noch so freudig, war Henri ernst, in Gedanken versunken, beinahe düster.

Anne schien unruhig und war verlegen über das Stillschweigen seines Bruders. »Nun, Henri,« fragte er endlich, »wohin führst du mich?« – »Ich führe dich nicht, ich gehe dir voran, mein Bruder,« erwiderte Henri, als ob er plötzlich erwachte. »Wünschest du irgendwohin zu gehen, mein Bruder?« »Und du?« – Henri lächelte traurig, »Oh! ich,« sagte er, »mir ist es gleichviel, wohin ich gehe.«

»Du gehst doch diesen Abend irgendwohin,« entgegnete Anne, »denn jeden Abend gehst du zu derselben Stunde aus, um erst ziemlich spät in der Nacht nach Hause zu kommen, und zuweilen kommst du gar nicht nach Hause.«

»Willst du mich ausfragen, Bruder?« sagte Henri weich und zugleich ein wenig ehrfurchtsvoll vor dem älteren Bruder.

»Ich dich ausfragen? Gott behüte mich! Die Geheimnisse gehören denen, die sie bewahren.« – »Wenn du es wünschest, habe ich keine Geheimnisse vor dir, du weißt es wohl.«

»Du wirst keine Geheimnisse für mich haben, Henri?« – »Nie, mein Bruder; bist du nicht zugleich mein Herr und mein Freund?«

»Verdammt! ich dachte, du kümmertest dich nicht um mich, der ich nur ein armer Laie bin; ich dachte, du hättest unseren weisen Bruder, diesen Pfeiler der Gottesgelahrtheit, diese Leuchte der Religion, diesen gelehrten Architekten der Gewissensfälle des Hofes, der eines Tages Kardinal sein wird, ich dachte, du vertrautest ihm, und fändest bei ihm zugleich Beichte, Absolution und wer weiß ... Rat; denn in unserer Familie,« fügte Anne lachend hinzu, »ist man zu allem gut, du weißt es, davon zeugt unser vielgeliebter Vater.«

Henri du Bouchage ergriff die Hand seines Bruders und drückte sie liebevoll. »Du bist für mich mehr als Gewissensrat, mehr als Beichtiger, mehr als Vater, mein lieber Anne,« sagte er, »ich wiederhole, du bist mein Freund.«

»So sprich, mein Freund, warum habe ich dich, der du so heiter warst, allmählich traurig werden sehen, und warum gehst du, statt bei Tage auszugehen, jetzt nur noch bei Nacht aus?« – »Mein Bruder, ich bin nicht traurig,« erwiderte Henri lächelnd.

»Was bist du denn?« – »Ich bin verliebt.«

»Gut, Und dieses Versunkensein?« – »Kommt davon her, daß ich unablässig an meine Liebe denke.«

»Und du seufzest, während du mir das sagst?« – »Ja.« »Du seufzest, du, Henri, Graf du Bouchage, du, Joyeuses Bruder, du, den die schlimmen Zungen den dritten König von Frankreich nennen? Du weißt, Herr von Guise ist der zweite, wenn nicht gar der erste! Du, der du reich, der du schön bist, der du Pair von Frankreich sein wirst, wie ich, und Herzog, wie ich, bei der ersten Gelegenheit, die sich findet, du bist verliebt, nachdenkend und seufzend; du, dessen Wahlspruch ›hilariter‹ (heiter)

lautet.« – »Mein lieber Anne, all dieses Gute in der Vergangenheit oder der Zukunft zählt für mich nicht unter die Dinge, die mein Glück ausmachen. Ich besitze keinen Ehrgeiz,«

»Das heißt, du besitzest keinen mehr.« – »Oder ich strebe wenigstens nicht nach den Dingen, von denen du sprichst.« –

»In diesem Augenblick vielleicht; doch später wirst du darauf zurückkommen.« – »Nie, Bruder, ich wünsche nichts, ich will nichts.«

»Und du hast unrecht, Bruder. Wenn man den Namen Joyeuse, einen der schönsten Namen Frankreichs, führt, wenn man einen Bruder hat, der der Günstling des Königs ist, so wünscht man alles, so will man alles... und hat man alles.« – Henri schüttelte schwermütig sein blondes Haupt.

»Sprich, da wir nun allein und von aller Welt entfernt sind,« sagte Anne. »Hast du mir etwas Ernstes zu sagen, Henri?« – »Nichts, nichts, wenn nicht, daß ich verliebt bin, und das weißt du schon, da ich es dir soeben gestanden habe.«

»Aber zum Teufel! das ist nichts Ernstes,« erwidert? Anne, mit dem Fuße stampfend. »Beim Papst, ich bin auch verliebt!« – »Nicht wie ich, Bruder.«

»Ich denke auch zuweilen an meine Geliebte.« – »Ja, aber nicht immer.« »Ich habe auch Widerwärtigkeiten, Kummer sogar.« – »Ja, du hast aber auch Freuden, denn man liebt dich.«

»Oh! ich stoße auch auf große Hindernisse; man verlangt von mir großes Geheimhalten.« – »Man verlangt? Du hast gesagt »man verlang?«, Bruder. Wenn deine Geliebte verlangt, so gehört sie dir.«

»Allerdings gehört sie mir... nämlich mir und Herrn von Mayenne; denn ein Vertrauen ist des andern wert, Henri, ich habe gerade die Geliebte dieses Unzüchters von Mayenne, ein in mich vernarrtes Mädchen, das Mayenne auf der Stelle verlassen würde, wenn es nicht fürchtete, von ihm umgebracht zu werden. Du weißt, es ist seine Gewohnheit, die Frauen umzubringen. Dann hasse ich diese Guisen, und es belustigt mich ... mich auf Kosten eines von ihnen zu belustigen. Nun, so sprich, wen liebst du,

Henri? Deine Geliebte ist doch wenigstens schön?« – »Ach, mein Bruder, es ist nicht meine Geliebte.«

»Ist sie schön?« – »Zu schön.«

»Ihr Name?« – »Ich weiß ihn nicht.«

»Gehe doch!« – »Bei meinem Ehrenwort.«

»Mein Freund, ich fange an zu glauben, daß die Sache doch gefährlicher ist, als ich dachte ... Das ist beim Papst keine Traurigkeit, sondern Tollheit!« – »Sie hat nur ein einziges Mal mit mir oder vielmehr nur ein einziges Mal in meiner Gegenwart gesprochen, und seit dieser Zeit habe ich nicht einmal mehr den Ton ihrer Stimme gehört.«

»Und du hast dich nicht erkundigt?« – »Bei wem?«

»Wie! bei wem? bei den Nachbarn.« – »Sie bewohnt ein Haus für sich allein, und niemand kennt sie.«

»Das ist wohl ein Schatten?« – »Es ist eine Frau, groß und schön wie eine Nymphe, ernst und erhaben wie der Engel Gabriel.«

»Wie hast du sie kennen lernen? Wo hast du sie getroffen?« – »Eines Tages verfolgte ich ein Mädchen, ich trat in einen kleinen Garten, der an eine Kirche stößt, dort ist eine Bank unter Bäumen. Der Schatten fing an, dichter zu werden; ich verlor das Mädchen aus dem Gesicht, und während ich es suchte, gelangte ich zu der Bank.«

»Immerzu, ich höre.« – »Ich erblickte im Halbdunkel ein Frauenkleid und streckte die Hände aus.

»Verzeiht, mein Herr,« sagte plötzlich die Stimme eines Mannes, den ich nicht bemerkt hatte, »verzeiht«.

»Und die Hand dieses Mannes schob mich sacht, aber mit Festigkeit zurück.«

»Er wagte es, dich zu berühren, Joyeuse?« – »Höre, dieser Mann hatte das Gesicht in einer Art von Kutte verborgen, ich Hielt ihn für einen Mönch, dann machte er Eindruck auf mich durch den liebevollen und höflichen Ton seiner Warnung, denn während er zu mir sprach, bezeichnete er mit dem Finger auf zehn Schritte die Frau, deren weiße Kleidung mich nach dieser Seite gezogen hatte ... Sie kniete vor der steinernen Bank, als ob es ein Altar wäre.

»Ich blieb stehen, mein Bruder; dieses Abenteuer begegnete mir am Anfang des September; die Luft war lau; die Rosen und die Veilchen, die dort stehen, sandten mir ihre zarten Wohlgerüche zu; der Mond zerriß eine weißliche Wolke hinter dem Glockenturm der Kirche, und die Fenster fingen an, sich an ihrem First zu versilbern, während sie sich unten von dem Widerscheine der angezündeten Kerzen vergoldeten. Ach, war es die Majestät des Ortes, war es die persönliche Würde, diese kniende Frau glänzte für mich in der Finsternis wie eine Bildsäule von Marmor, und als ob sie wirklich von Marmor gewesen wäre. Sie flößte mir eine gewisse Ehrfurcht ein, die mich im Heizen erstarren ließ.«

»Ich schaute sie gierig an.

»Sie beugte sich auf die Bank, umfaßte sie mit ihren Armen, drückte ihre Lippen darauf, und bald sah ich ihre Schultern unter der Gewalt ihrer Seufzer und ihres Schluchzens wogen; nie hast du solche Ausbrüche gehört, Bruder; nie hat ein scharfes Eisen so schmerzlich ein Herz zerrissen. »Während sie weinte, küßte sie den Stein mit einer Trunkenheit, die mich von Sinnen brachte; ihre Tränen rührten mich, ihre Küsse machten mich verrückt.«

»Beim Papst! sie war verrückt,« sagte Joyeuse, »küßt man einen Stein so? Schluchzt man so um nichts?« – »Oh! es war ein großer Schmerz, der sie schluchzen ließ, oh! es war eine tiefe Liebe, die sie diesen Stein zu küssen bewog; aber wen liebte sie? Wen beweinte sie? Für wen betete sie? Ich weiß es nicht.«

»Doch dieser Mann, hast du ihn nicht befragt?« – »Gewiß.«

»Und was hat er geantwortet?« – »Sie habe ihren Gatten verloren.«

»Beweint man einen Gatten? Das ist, bei Gott! eine schöne Antwort; und du hast dich damit begnügt?« – »Ich mußte wohl, da er mir keine andere geben wollte.«

»Aber dieser Mann selbst, wer ist er?« – »Eine Art von Diener, der bei ihr wohnt.«

»Sein Name?« – »Er weigerte sich, ihn mir zu sagen.«

»Jung? alt?« – »Er mag achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt sein.«

»Und was geschah hernach? ... Sie hat wohl nicht die ganze Nacht fort geweint und gebetet?« – »Nein. Als sie zu weinen aufgehört, stand sie auf, Bruder; es lag in dieser Frau eine so geheimnisvolle Traurigkeit, daß ich, statt auf sie zuzugehen, wie ich es bei jeder andern Frau getan hätte, zurückwich; sie schritt sodann auf mich oder vielmehr auf die Stelle zu, wo ich stand, denn sie sah mich nicht einmal; da traf ein Mondstrahl ihr Antlitz, und dieses erschien mir erleuchtet, schimmernd: sie hatte ihren düsteren Ernst wieder angenommen, kein Zusammenziehen des Gesichtes, kein Beben, keine Tränen mehr, nur noch die feuchte Furche, die sie gezogen. Ihre Augen allein glänzten noch. Ihr Mund öffnete sich sanft, um das Leben einzuatmen, das sie einen Augenblick schien verlassen zu wollen. Sie machte ein paar Schritte mit einer gewissen weichen Mattigkeit und wie im Traume; der Mann lief auf sie zu und führte sie; denn sie schien vergessen zu haben, daß sie auf der Erbe ging. Oh! Bruder, welch eine Schönheit, welche übermenschliche Macht!«

»Hernach, hernach?« fragte Anne, der unwillkürlich ein Interesse an dieser Erzählung nahm, über die er anfangs spotten wollte. – »Oh! nun bin ich bald zu Ende, mein Bruder; ihr Diener sagte leise ein paar Worte zu ihr, und sie ließ ihren Schleier nieder; ohne Zweifel sagte er ihr, ich wäre da; aber sie schaute nicht einmal auf meine Seite, sie senkte nur ihren Schleier, und ich sah sie nicht mehr; es kam mir vor, als hätte sich der Himmel verdüstert, und als wäre es kein lebendiges Geschöpf mehr, sondern ein diesen Gräbern entstiegener Schatten, der durch das hohe Gras schweigend vor mir hinschlüpfte.

»Sie verließ das Gehege; ich folgte ihr.

»Von Zeit zu Zeit wandte sich der Mann um und konnte mich sehen, denn ganz verwirrt und betäubt, wie ich war, verbarg ich mich nicht; was willst du? Ich hatte noch die alten gemeinen Gewohnheiten im Kopfe, den alten rohen Sauerteig im Herzen.«

»Was willst du damit sagen, Henri?« fragte Anke. »Ich verstehe dich nicht.« – Der junge Mann antwortete lächelnd: »Ich will damit sagen, daß meine Jugend geräuschvoll war, daß ich oft zu lieben glaubte, und daß alle Frauen für mich bis zu jenem Augenblick Frauen waren, denen ich meine Liebe anbieten konnte.«

»Oh! oh! was ist das?« rief Joyeuse, der, unwillkürlich etwas beunruhigt durch das Geständnis seines Bruders, seine Heiterkeit wieder zu erlangen suchte. »Nimm dich in acht, Henri, du schweifst aus, es ist also keine Frau von Fleisch und Knochen?« – »Mein Bruder,« sagte der junge Mann, ganz leise Joyeuses Hand mit fieberhaftem Drucke umschließend, »so wahr mich Gott hört, ich weiß nicht, ob es ein Geschöpf dieser Welt ist.«

»Beim Papst!« erwiderte Anne, »du würdest mir angst machen, wenn ein Joyeuse Angst haben könnte. Noch es ist doch gewiß, daß sie geht, daß sie weint, und daß sie Küsse gibt; du hast es mir selbst gesagt und dies ist, wie mir scheint, ein sehr gutes Vorzeichen, teurer Freund; aber das ist nicht alles; sprich, hernach, hernach?« – »Hernach kommt nur noch wenig; ich folgte ihr also, sie suchte sich mir nicht einmal zu entziehen, den Weg zu verändern, einen falschen Weg einzuschlagen; sie schien nicht einmal hieran zu denken.«

»Nun, wo wohnte sie?« – »In der Gegend bei Bastille, in der Rue de Lesdiguières; vor ihrer Tür wandte sich ihr Begleiter um und sah mich.«

»Du machtest ihm sodann ein Zeichen, um ihm zu verstehen zu geben, daß du mit ihm zu sprechen wünschtest.« – »Ich wagte es nicht; was ich dir da sage, ist lächerlich, aber der Diener imponierte mir beinahe ebensosehr wie die Gebieterin.«

»Gleichviel, du tratst in das Haus?« – »Nein, Bruder.«

»In der Tat, Henri, ich habe große Lust, zu leugnen, daß du ein Joyeuse bist; doch du gingst wenigstens am andern Tag wieder dahin?« – »Ja, aber vergebens, vergebens zum Friedhof, vergebens in die Rue de Lesdiguières.«

»Sie war verschwunden?« – »Wie ein Schatten, der entflohen.«

»Du Hast dich jedoch erkundigt?« – »Die Straße hat wenig Bewohner, keiner konnte mich befriedigen; ich lauerte auf den Diener, um ihn zu befragen, er erschien nicht wieder; doch ein Licht, das ich am Abend durch die Jalousien glänzen sah, tröstete mich, indem es mir andeutete, sie wäre immer noch da. Ich wandte hundert Mittel an, in das Haus zu dringen; Briefe, Boten, Blumen, Geschenke, alles scheiterte. Eines Abends verschwand das Licht ebenfalls und erschien nicht wieder; ohne Zweifel hatte die Dame, meiner Verfolgungen müde, die Rue de Lesdiguières verlassen; niemand kannte ihre neue Wohnung.«

»Du hast sie jedoch wiedergefunden, die schöne Spröde?« – »Der Zufall gestattete es; ich bin ungerecht, Bruder, es ist die Vorsehung, die nicht will, daß man das Leben so hinschleppe. Höre, es ist in der Tat seltsam! Ich ging vor vierzehn Tagen um Mitternacht durch die Rue de Bussy... Du weißt, mein Bruder, daß die Feuerverordnungen sehr streng vollzogen werden; nun wohl! ich sah nicht nur Feuer an den Scheiben eines Hauses, sondern einen richtigen Brand, der im zweiten Stocke ausbrach. Ich klopfte kräftig an die Tür, ein Mann erschien am Fenster. »Es brennt bei Euch!« rief ich. – »Still, habt Mitleid,« erwiderte er, »still, ich bin eben beschäftigt, zu löschen.« – »Soll ich die Wache rufen?« – »Nein, nein, um des Himmels willen, ruft niemand.« – »Aber, wenn man Euch helfen kann?«

»Wollt Ihr? so kommt, und Ihr leistet mir einen Dienst, für den ich Euch mein ganzes Leben dankbar sein werde.« – »Und wie soll ich kommen?« – »Hier ist der Schlüssel zur Tür.« – Und er warf mir aus dem Fenster einen Schlüssel zu.

»Ich stieg rasch die Treppe hinauf und trat in das Zimmer, das der Schauplatz des Brandes war. Der Boden brannte; ich befand mich in dem Laboratorium eines Chemikers; als er irgendeinen Versuch machte, hatte sich eine entzündbare Flüssigkeit auf der Erde ausgebreitet, wodurch der

Brand entstanden war. Bei meinem Eintritt war er schon Meister des Feuers, so daß ich mir ihn anschauen konnte.

»Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren, eine furchtbare Narbe durchfurchte die Hälfte der Wange, eine andere den Schädel; sein buschiger Bart verbarg den Rest des Gesichtes. Er sagte zu mir:

»Ich danke Euch, mein Herr, aber Ihr seht, alles ist vorbei; habt also die Güte, Euch zu entfernen, denn meine Gebieterin kann jeden Augenblick eintreten, und sie dürfte ärgerlich werden, wenn sie zu dieser Stunde einen Fremden bei mir oder vielmehr bei sich sehen würde.«

»Der Ton dieser Stimme lähmte mich, es war der Mann von der unbekannten Dame, denn er war mit einer Kutte bedeckt gewesen, ich hatte sein Gesicht nicht gesehen, nur seine Stimme gehört. Ich war im Begriff, ihm dies zu sagen, ihn zu befragen, als sich plötzlich eine Tür öffnete und eine Frau eintrat.

»Was gibt es denn, Remy?« fragte sie, indem sie majestätisch auf der Türschwelle stehen blieb, »und warum dieser Lärm?«

»Oh! mein Bruder, sie war es, noch schöner im sterbenden Feuer des Brandes, als sie mir in den Strahlen des Mondes geschienen hatte; sie war es, die Frau, deren beständiges Andenken mir das Herz zernagt.

»Bei dem Schrei, den ich ausstieß, schaute mich der Diener ebenfalls aufmerksamer an.

»Ich danke, Herr, ich danke,« sagte er noch einmal; »Ihr seht, das Feuer ist gelöscht. Geht, ich bitte Euch, geht.« – »Mein Freund« erwiderte ich, »Ihr verabschiedet mich so?« – »Madame« sagte der Diener, »er ist es.« – »Wer?« fragte sie. – »Der junge Kavalier, den wir im Garten trafen, und der uns nach der Rue de Lesdiguières folgte.«

»Sie heftete nun ihren Blick auf mich, und aus diesem Blick konnte ich schließen, daß sie mich zum ersten Male sah. »Mein Herr,« sagte sie, »habt die Güte, entfernt Euch.«

»Ich zögerte, ich wollte sprechen, bitten; aber die Worte fehlten meinen Lippen; ich blieb unbeweglich und stumm und schaute sie nur an.

»Nehmt Euch in acht, mein Herr,« sagte der Diener mehr traurig als streng, »nehmt Euch in acht, Ihr würdet Madame zwingen, zum zweiten Male zu fliehen.«

»Oh! Gott verhüte es,« erwiderte ich, mich verbeugend, »aber Madame, ich beleidige Euch doch nicht.« »Sie antwortete mir nicht. So unempfindlich, so stumm, so eisig, als ob sie mich nicht gehört hätte, wandte sie sich um, und ich sah sie allmählich im Schatten verschwinden und die Stufen einer Treppe hinabgehen, auf der ihr Tritt nicht mehr tönte, als wenn es der eines Gespenstes wäre.«

»Und das ist alles?« – »Das ist alles. Der Diener geleitete mich zur Tür zurück und sagte: ›Mein Herr, vergeßt im Namen Jesu und der Jungfrau Maria, ich flehe Euch an, vergeßt!‹

»Ich entfloh, betrübt, verwirrt, albern, preßte meinen Kopf zwischen meine beiden Hände und fragte mich, ob ich nicht ein Narr würde.

»Seitdem gehe ich jeden Abend in diese Straße, und deshalb wandten sich meine Schritte, als wir das Stadthaus verließen, ganz natürlich nach dieser Seite; jeden Tag, sagte ich, gehe ich in diese Straße, ich verberge mich an der Ecke eines Hauses, dem ihrigen gegenüber, unter einem Balkon, dessen Schatten mich gänzlich umhüllt; einmal unter zehnmal sehe ich Licht in dem Zimmer, das sie bewohnt; dort ist mein Leben, dort ist mein Glück!«

»Welch ein Glück!« – »Ach, ich verliere es, wenn ich ein anderes zu erlangen wünsche.«

»Aber wenn du dich mit dieser Resignation zugrunde richtest?« – »Bruder,« sagte Henri mit einem traurigen Lächeln, »was willst du? Ich fühle mich so glücklich.«

»Das ist unmöglich.«

»Das Glück ist immer beziehungsweise; ich weiß, daß sie dort ist, daß sie dort lebt, daß sie dort atmet; ich sehe sie durch die Mauer, oder es kommt mir vielmehr vor, als erblickte ich sie; wenn sie dieses Haus verließe, wenn ich abermals vierzehn Tage zubrächte, wie die, welche ich zubrachte, als ich sie verloren hatte, so würde ich ein Narr, mein Bruder, oder ich ginge in ein Kloster, um Mönch zu werden.«

»Nein, bei Gott! es ist schon genug mit einem Narren und einem Mönch in der Familie; wir brauchen keinen mehr, teurer Freund. Ich verspreche dir, Bruder, in spätestens vierzehn Tagen sollst du deine Geliebte haben. Laß mich nur machen.«

Trotz alles Zweifels und Kleinmuts des verliebten Bruders beharrte der Ältere darauf, daß er sein Ziel erreichen werde. Er ließ sich von Henri mitteilen, daß dem kleinen Hause gegenüber ein ähnliches von einem einsamen Bürger bewohntes stehe. Joyeuse sagte schließlich:

»Du wirst sie diesen Abend sehen, Bruder.« – »Ich?«

»Stelle dich um acht Uhr unter ihren Balkon.« – »Ich werde dort sein, wie ich es alle Tage bin, aber ohne mehr Hoffnung, als an den anderen Tagen.«

»Doch sage mir die Adresse ganz genau.« – »Zwischen der Porte Bussy und dem Hotel Saint-Deny, beinahe an der Ecke der Rue des Augustins, zwanzig Schritte von einem großen Gasthofe mit dem Schilde: *Zum Schwerte des kühnen Ritters.*«

»Sehr gut, um acht Uhr heute abend.« – »Aber was willst du machen?«

»Du wirst es sehen, du wirst es hören. Mittlerweile kehre nach Hause zurück, lege deine schönsten Kleider an, nimm deine reichsten Juwelen, gieße auf deine Haare deine feinsten Essenzen; heute abend kommst du in die Festung.« – »Gott höre dich, mein Bruder.«

»Henri, wenn Gott taub ist, so ist es der Teufel nicht.... Ich verlasse dich, meine Geliebte erwartet mich, nein, ich will sagen, die Geliebte des Herrn von Mayenne.... Beim Papst! diese ist kein Zieraffe.«

»Mein Bruder.« – »Verzeih, schöner Liebesritter; also heute abend, Henri.«

Die Brüder drückten einander die Hand und trennten sich. Nach zweihundert Schritten hob der eine den Klopfer eines schönen beim Parvis Notre-Dame liegenden gotischen Hauses mutig auf und ließ ihn geräuschvoll wieder fallen. Der andere vertiefte sich schweigsam in einer von den krummen Straßen, die nach dem Palaste ausmünden.

Das Schwert des kühnen Ritters behält recht gegen Amors Rosenstock.

Inzwischen war die Nacht gekommen und hatte mit ihrem feuchten Nebelmantel die zwei Stunden zuvor noch so geräuschvolle Stadt umhüllt. Sobald Salcède tot war, kehrten die Zuschauer zu ihrem Herd zurück, und man sah auf den Straßen nur noch zerstreute Gruppen, statt der ununterbrochenen Kette der Neugierigen, die am Tage einem Punkte zugeströmt waren.

Bei der Porte Bussy, wohin wir uns zu dieser Stunde versetzen müssen, hörte man, wie einen Bienenstock bei Sonnenuntergang, ein gewisses rosenfarbig angestrichenes und mit blauen und weißen Malereien verziertes Haus summen, das *Zum Schwerte des kühnen Ritters* genannt wurde und nichts anderes war, als ein sehr geräumiger Gasthof, den man jüngst in diesem neuen Stadtviertel eingerichtet hatte.

Obwohl nun das Schild nicht nur den Kampf eines Erzengels mit einem ungeheuren Drachen darstellte, der von einem gewaltigen Kreuz in blutende Stücke zerhauen wurde, sondern der Schildermaler, um auch anderem Geschmack zuzusagen, Kürbisse, Trauben, Käfer, Eidechsen, eine Schnecke auf einer Rose und ein paar Kaninchen angebracht hatte, so schien doch die Anziehungskraft auf das Publikum gering, und der geräumige Gasthof blieb meist leer und gemieden.

Das Haus war jedoch groß und bequem; viereckig gebaut, mit breiten Unterlagen auf dem Boden ruhend, streckte es stolz über seinem Schilde vier Türmchen empor, von denen jedes ein achteckiges Zimmer enthielt,

das Ganze allerdings von Holz gebaut, aber zierlich und vielversprechend, wie jedes Haus sein muß, das den Männern und besonders den Frauen gefallen will; doch hierin lag das Übel. Man kann nicht jedermann gefallen. Es kamen wohl viele kriegerische Gäste, aber die friedlichen verliebten Paare blieben fort.

Frau Fournichon, die Wirtin, behauptete auch, das Schild habe dem Hause Unglück gebracht, und sie versicherte, wenn man sich hätte auf ihre Erfahrung verlassen und statt des kühnen Ritters und des häßlichen Drachens etwas Galantes malen wollen, wie zum Beispiel *Amors Rosenstock* mit entflammten Herzen statt der Rosen, so hätten alle zarten Seelen ihr Haus zum Wohnsitz gewählt.

Dagegen meinte Meister Fournichon, ein Reiter, der nur an das Trinken zu denken habe, trinke wie sechs Verliebte, und wenn er auch nur die Hälfte der Zeche bezahle, so gewinne man doch noch dabei, da die verschwenderischsten Liebesleute nie bezahlten wie drei Reiter.

»Überdies,« schloß er, »ist der Wein moralischer als die Liebe.«

Bei diesen Worten zuckte Frau Fournichon ihre fetten Schultern, und es blieb alles beim alten, bis einen Monat vor Salcèdes Hinrichtung. Da saßen nach ihrer Gewohnheit Frau Fournichon und ihr Gatte, jedes in einem Türmchen ihrer Anstalt, beide müßig, träumerisch und kalt, weil alle Tische und alle Zimmer des Wirtshauses zum *kühnen Ritter* völlig leer waren.

Amors Rosenstock hatte an diesem Tage keine Rosen gebracht, und das Schwert des *kühnen Ritters* hatte ins Wasser geschlagen.

Die beiden Gatten schauten also traurig nach dem nahen Exerzierplatz, dem Pré aux Clercs, von wo eben die Soldaten verschwanden, und während sie schauten und über den militärischen Despotismus seufzten, der die Soldaten, die natürlich sehr durstig sein mußten, zwang, nach ihrer Wachtstube zurückzukehren, sahen sie den Kapitän, der das Manöver geleitet hatte, sein Pferd in Trab setzen und allein mit einem Mann nach der Porte Bussy reiten.

In zehn Minuten war er vor dem Gasthaus. Da er sich aber nicht in das Haus begeben wollte, war er im Begriff, vorüberzureiten, ohne nur das Schild bewundert zu haben, denn er schien sehr sorgenvoll und in Gedanken vertieft, als Meister Fournichon, dem das Herz beinahe bei dem Gedanken brach, daß er den ganzen Tag kein Geld lösen sollte, sich aus seinem Türmchen neigte und ausrief: »Das ist ein schönes Pferd, Frau!«

Frau Fournichon fügte als einsichtige Wirtin hinzu: »Und wie schön ist der Reiter!«

Der Kapitän, der für Lob nicht unempfindlich zu sein schien, schaute empor, als ob er plötzlich erwachte. Er sah den Wirt, die Wirtin und das Wirtshaus, hielt sein Pferd an und rief seiner Ordonnanz.

Dann betrachtete er, immer noch im Sattel, sehr aufmerksam das Haus. Fournichon rollte zu vier und vier Stufen seine Treppe hinab und stellte sich, seine Mütze in den Händen zusammengerollt, vor die Tür.

Der Kapitän dachte einen Augenblick nach und stieg dann ab.

»Ist niemand hier?« fragte er.

»Für den Augenblick nicht,« antwortete demütig der Wirt. Er wollte eben hinzufügen: »Es ist dies jedoch nicht gewöhnlich so in meinem Hause.«

Aber Frau Fournichon war, wie beinahe alle Frauen, scharfsichtiger als ihr Mann; sie rief daher eiligst von ihrem Fenster aus: »Sucht der Herr die Einsamkeit, so wird er sich bei uns vortrefflich finden.«

Der Kapitän richtete seine Augen in die Höhe, und als er das gute Gesicht sah, nachdem er die gute Antwort gehört hatte, erwiderte er: »Für den Augenblick, ja, das ist es gerade, was ich suche, meine gute Frau.«

Frau Fournichon eilte sogleich dem Fremden entgegen, indem sie zu sich sagte: »Diesmal gibt Amors Rosenstock Geld zu lösen und nicht das Schwert des kühnen Ritters.«

Der Kapitän war ein Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, während er erst achtundzwanzig alt zu sein schien, so viel Sorge verwandte er auf seine Person. Er war groß, gut gewachsen, von ausdrucksvoller und feiner Physiognomie; bei näherer Prüfung hätte man vielleicht etwas Geziertes in seinem großartigen Wesen gefunden, doch geziert oder nicht, sein Wesen blieb immerhin großartig.

Er warf seinem Begleiter den Zaum eines herrlichen Pferdes zu und sagte zu ihm: »Führe das Pferd auf und ab und erwarte mich hier!«

Sobald er sich sodann im großen Saale des Wirtshauses befand, blieb er stehen und sagte, einen Blick der Zufriedenheit umherwerfend: »Oh! oh! ein so großer Saal und kein einziger Zecher! Sehr gut!«

Meister Fournichon schaute ihn mit Erstaunen an, während ihm Frau Fournichon verständnisvoll zulächelte. Der Kapitän fuhr fort: »Es ist also etwas in Eurem Benehmen oder in Eurem Hause, was die Gäste fernhält.«

»Gott sei Dank, weder das eine noch das andere, mein Herr,« erwiderte Frau Fournichon. »Das Quartier ist nur neu, und was die Kunden betrifft, so sind wir wählerisch.«

»Ah! sehr gut,« sagte der Kapitän.

Meister Fournichon billigte mit dem Kopfe die Antworten seiner Frau.

»Zum Beispiel,« fügte sie mit einem gewissen Augenblinzeln hinzu, das den Urheber des Planes von Amors Rosenstock offenbarte, »für einen Kunden wie Eure Herrlichkeit ließe man gern zwölf gehen.«

»Das ist artig, meine hübsche Wirtin, und ich danke.«

»Will der gnädige Herr Wein kosten?« fragte Fournichon mit seiner am mindesten heiseren Stimme.

»Will der gnädige Herr die Wohnungen besichtigen?« flötete Frau Fournichon mit ihrer süßesten Stimme.

»Beides mit Eurer Erlaubnis,« erwiderte der Kapitän.

Fournichon stieg in den Keller hinab, während seine Frau ihrem Gaste die nach dem Türmchen führende Treppe zeigte, auf der sie ihm voranging, wobei sie ihren Rock zierlich etwas aufhob.

»Wieviel Personen könnt Ihr quartieren?« fragte der Kapitän, als er im ersten Stock angelangt war. – »Dreißig Personen, worunter zehn Herren.«

»Das ist nicht genug, schöne Wirtin.« – »Warum, mein Herr?«

»Ich hatte einen Plan, sprechen wir nicht mehr davon.« – »Ah! mein Herr, Ihr werdet sicherlich nichts Besseres finden, als *Amors Rosenstock*.«

»Warum *Amors Rosenstock*?« – »Den *kühnen Ritter*, wollte ich sagen, und wenn man nicht den Louvre hat ...«

Der Fremde heftete einen seltsamen Blick auf sie.

»Ihr habt recht,« sagte er, »wenn man nicht den Louvre hat.«

Dann fuhr er beiseite fort: »Warum nicht, das wäre bequemer und minder teuer.«

»Ihr sagt also, meine gute Dame,« sagte er laut, »Ihr könnet hier dreißig Personen zum Wohnen aufnehmen?« – »Ja, gewiß.«

»Aber für einen Tag?« – »Oh! für einen Tag vierzig und sogar fünfundvierzig.«

»Fünfundvierzig, Parfandious! Das ist gerade meine Zahl.« – »Wirklich! seht, wie glücklich sich das trifft.«

»Und ohne daß es auswärts Lärm macht?« – »Sonntags haben wir oft achtzig Soldaten hier.«

»Und keine Zusammenrottung vor dem Hause, kein Spion unter den Nachbarn?« – »Oh! mein Gott, nein; wir haben keinen andern Nachbarn, als einen würdigen Bürger, der sich nie in eines Dritten Angelegenheiten mischt, und keine andere Nachbarin, als eine Dame, die so zurückgezogen

lebt, daß ich sie in den drei Wochen, die sie hier wohnt, noch gar nicht zu Gesicht bekommen habe; alle übrigen sind unbedeutende Leute.«

»Das sagt mir vortrefflich zu.« – »Ah! desto besser.« »Und von heute in einem Monat,« fuhr der Kapitän fort; »behaltet das wohl, Madame, von heute in einem Monat, am 26. Oktober, miete ich Euer ganzes Gasthaus.« – »Das ganze?«

»Das ganze. Ich will einigen Landsleuten eine Überraschung bereiten ... Offizieren oder wenigstens Kriegsmännern der Mehrzahl nach, die in Paris ihr Glück suchen; bis dahin erhalten sie Nachricht, daß sie bei Euch absteigen sollen.« – »Und wie erhalten sie diese Nachricht, da Ihr ihnen eine Überraschung bereiten wollt?« fragte unklugerweise Frau Fournichon.

»Ah!« erwiderte der Kapitän, durch diese Frage sichtbar in Verlegenheit gebracht, »ah! wenn Ihr neugierig oder indiskret seid ... Parfandious!« – »Nein, nein, mein Herr,« rief sie hastig und erschrocken.

Fournichon hatte teilweise gehört, bei den Worten: Offiziere oder Kriegsmänner schlug sein Herz vor Wohlbehagen. Er lief herbei.

»Mein Herr,« rief er, »Ihr werdet hier Meister, Despot des Hauses sein, und zwar ohne Frage; mein Gott! alle Eure Freunde sind willkommen.«

»Mein Braver, ich sagte nicht meine Freunde,« erwiderte hochmütig der Kapitän; »ich sagte meine Landsleute.«

»Ja, ja, die Landsleute Eurer Herrlichkeit; ich täuschte mich.«

Frau Fournichon drehte ärgerlich den Rücken; die Liebesrosen hatten sich in Hellebardenbündel verwandelt.

»Ihr werdet ihnen Abendessen geben,« fuhr der Kapitän fort. – »Sehr wohl.«

»Hier sind dreißig Livres Angeld.« – »Der Handel ist abgeschlossen; Eure Landsleute sollen als Könige behandelt werden, und wenn Ihr Euch, den Wein kostend, versichern wollt ...«

»Ich danke, ich trinke nie.«

Der Kapitän näherte sich dem Fenster und rief den Hüter der Pferde. Meister Fournichon stellte mittlerweile eine Betrachtung an.

»Gnädigster Herr,« sagte er (seit dem Empfang der so großmütig im voraus bezahlten drei Pistolen nannte er den Fremden gnädigster Herr), »gnädigster Herr, wie soll ich die Herren erkennen?«

»Parfandious! das ist wahr, das habe ich vergessen, gebt mir Wachs, Papier und Licht!«

Der Kapitän drückte auf das siedende Wachs das Siegel eines Ringes, den er an der linken Hand trug.

»Ihr seht dieses Bild?« – »Meiner Treu, eine schöne Frau.«

»Ja, es ist eine Kleopatra; nun wohl! jeder von meinen Landsleuten wird Euch einen ähnlichen Abdruck bringen, und Ihr beherbergt den Inhaber eines solchen Abdrucks, das ist abgemacht, nicht wahr?« – »Wie lange?«

»Ich weiß noch nicht; Ihr werdet meine Befehle hierüber erhalten.« – »Wir werden sie erwarten.«

Der schöne Kapitän stieg wieder die Treppe hinab, schwang sich in den Sattel und ritt in scharfem Trabe fort. In Erwartung seiner Rückkehr sackten die Gatten Fournichon die dreißig Livres Angeld ein ... zur großen Freude des Wirtes, der unablässig wiederholte: »Kriegsleute! ah! das Schild hat entschieden nicht unrecht, durch das Schwert werden wir unser Glück machen.«

Und er fing an, dem 26. Oktober entgegenharrend, alle seine Kasserollen zu scheuern.

Gaskognersilhouetten.

Trotz der Diskretion, die ihr auferlegt war, und die sie versprochen hatte, konnte es Frau Fournichon nicht unterlassen, einen Soldaten, den sie vorübergehen sah, nach dem Namen des Kapitäns zu fragen, der die Übung abgehalten. »Ei,« antwortete der Gefragte, »es ist niemand anders als der Herzog Nogaret de la Valette d'Epernon, Pair von Frankreich, General-Oberster der Infanterie des Königs, und etwas mehr König, als seine Majestät selbst.«

Man kann sich nun denken, mit welcher Ungeduld der 26. Oktober erwartet wurde. Am 25. abends trat ein Mann mit einem ziemlich schweren Sack ein, den er auf den Schenktisch legte. »Das ist der Preis für das auf morgen bestellte Mahl,« sagte er.

»Zu wieviel den Kopf?« fragten gleichzeitig die beiden Ehegatten.– »Zu sechs Livres.«

»Die Landsleute des Kapitäns werden also nur ein einziges Mahl hier einnehmen?« – »Ein einziges.«

»Der Kapitän hat also eine Wohnung für sie gefunden?« – »Es scheint.«

Trotz der Fragen des *Rosenstocks* und des *Schwertes* entfernte sich der Bote ohne weitere Auskunft.

Endlich ging die Sonne über den Küchen des *kühnen Ritters* auf. Es hatte halb ein Uhr bei den Augustinern geschlagen, als vier Reiter vor der Tür des Gasthauses hielten, vom Pferde stiegen und eintraten. Sie waren von der Porte Bussy gekommen und trafen natürlich zuerst ein, einmal, weil sie Pferde hatten, und sodann, weil das Gasthaus zum *Schwerte* nur hundert Schritte von der Porte Bussy entfernt lag.

Einer von ihnen, der nach seinem guten Aussehen wie nach seinem Luxus ihr Anführer zu sein schien, kam mit zwei wohlberittenen Lakaien.

Jeder zeigte sein Siegel mit dem Bilde der Kleopatra und wurde von dem Ehepaar mit jeglicher Zuvorkommenheit empfangen, besonders der junge Mann mit den zwei Lakaien.

Mit Ausnahme des letzteren traten die Ankömmlinge indessen nur schüchtern und mit einer gewissen Befangenheit auf; man sah, daß sie etwas Ernstes beunruhigte, besonders, wenn sie unwillkürlich die Hand in ihre Tasche steckten. Die einen verlangten, sich zur Ruhe zu legen, die anderen, vor dem Abendbrot die Stadt zu besichtigen; der junge Mann mit den zwei Lakaien fragte, ob es nichts Neues in Paris zu sehen gebe.

Sehr empfänglich für die gute Miene des Kavaliers, antwortete Frau Fournichon:

»Ei, wenn Euch die Menge nicht bange macht, und wenn Ihr nicht davor erschreckt, vier Stunden hintereinander auf Euren Beinen zu bleiben, so könnt Ihr Euch dadurch eine Zerstreuung verschaffen, daß Ihr Herrn von Salcède, einen Spanier; der konspiriert hat, vierteilen seht.«

»Ah!« sagte der junge Mann, »es ist wahr, ich habe davon sprechen hören, Pardicor! ich gehe dahin.« Und er entfernte sich mit seinen beiden Lakaien.

Gegen zwei Uhr kamen in Gruppen zu vier und fünf etwa fünfzehn neue Reisende.

Einer kam sogar ohne Hut, ein Stöckchen in der Hand; er fluchte über Paris, wo die Diebe so verwegen seien, daß sie ihm bei der Grève, als er eine Gruppe durchschritten, den Hut gestohlen, und so gewandt, daß er nicht einmal habe sehen können, wer ihn genommen. Übrigens sei das sein Fehler, er hätte nicht mit einem Hute, der mit einer so prachtvollen Agraffe geschmückt gewesen, nach Paris kommen sollen.

Gegen vier Uhr hatten sich schon vierzig Landsleute des Kapitäns in dem Gasthause Fournichons eingefunden. Gegen fünf Uhr kamen endlich die letzten fünf Gaskogner auch, und die Gäste des *Schwertes* waren vollzählig.

Nie hatten die Gaskognergesichter vor Erstaunen und Überraschung eine solche Verklärung gezeigt, eine Stunde lang hörte man nur Sandioux, Mordioux, Cap de Bious, kurz, so geräuschvolle Freudenausbrüche, daß es den Fournichons vorkam, als ob ganz Saintonge, Poitou, Aunis und Languedoc in ihrem großen Saal Platz genommen hätten.

Einige kannten sich; so umarmte Eustache von Miradoux den Kavalier mit den beiden Lakaien und stellte ihm Lardille, Militor und Scipio vor.

»Durch welchen Zufall bist du in Paris?« fragte dieser. – »Und du, mein lieber Sainte-Maline?«

»Ich habe eine Stelle bei der Armee, und du?« – »Ich komme in Erbschaftsangelegenheiten.«

»Ah! ah! Du schleppst also die alte Lardille immer noch nach?« –»Sie wollte mir folgen.«

»Konntest du nicht insgeheim abreisen, statt dich mit diesem Volke zu beschweren, das an ihrem Rocke hängt?« – »Unmöglich, sie hat den Brief des Anwaltes geöffnet.«

»Ah! Du hast die Nachricht von der Erbschaft durch einen Brief erhalten?« – »Ja,« antwortete Miradoux. Dann rief er, hastig das Gespräch wechselnd: »Ist es nicht seltsam, daß dieses Gasthaus voll, und zwar von Landsleuten voll ist?«

»Nein, das ist nicht seltsam, das Schild macht Leuten von Ehre Appetit,« unterbrach ihn unser alter Bekannter Perducas von Pincorney, sich in das Gespräch mischend.

»Oh! Ihr seid es, Kamerad,« versetzte Sainte-Maline, »Ihr habt mir noch immer nicht erklärt, was Ihr mir bei der Grève erzählen wolltet, als uns die Menge trennte.«

»Und was wollte ich Euch erklären?« fragte Pincorney, ein wenig errötend.

»Wie es kommt, daß ich Euch zwischen Angoulême und Angers begegnet bin, und daß ich Euch heute zu Fuß, ein Stöckchen in der Hand und ohne Hut sehe?« – »Das ist ganz einfach.«

»Ich finde das nicht.« – »Doch wohl, und Ihr werdet es begreifen. Mein Vater hat zwei prächtige Pferde, auf die er so große Stücke hält, daß er imstande ist, mich zu enterben nach dem Unglück, das mir begegnete.«

»Welches Unglück ist Euch begegnet?« – »Ich ritt auf dem schönsten spazieren, als plötzlich zehn Schritte von mir ein Büchsenschuß losgeht, mein Pferd scheu wird und auf der Straße nach der Dordogne fortrennt.« »Wo es hineinstürzt?« – »Ja.«

»Mit Euch?« – »Nein, zum Glück hatte ich noch Zeit gehabt, zu Boden zu gleiten, sonst wäre ich mit ihm ertrunken.«

»Ah! ah! das arme Tier ist ertrunken!« –»Pardioux! Ihr kennt die Dordogne, eine halbe Meile breit.«

»Und dann?« – »Dann beschloß ich, nicht nach Hause zurückzukehren und mich soweit als möglich dem väterlichen Zorne zu entziehen.«

»Aber Euer Hut?« – »Wartet doch beim Teufel! Mein Hut war herabgefallen.«

»Wie Ihr?« – »Ich war nicht herabgefallen, ich hatte mich zu Boden gleiten lassen; ein Pincorney fällt nicht vom Pferde, die Pincorney sind Stallmeister in der Wiege.«

»Das ist bekannt,« sagte Sainte-Maline, »aber Euer Hut?« – »Mein Hut war also herabgefallen, ich suchte ihn, denn es war meine einzige Hilfsquelle, da ich mich ohne Geld von Hause wegbegeben hatte.«

»Wie konnte Euer Hut eine Hilfsquelle für Euch sein?« fragte Sainte-Maline, entschlossen, Pincorney durch seine Beharrlichkeit in die Enge zu treiben. – »Sandioux! und zwar eine große! Ich muß Euch sagen, daß die Feder dieses Hutes von einer Diamantenagraffe gehalten wurde, die Seine Majestät Kaiser Karl V. meinem Großvater schenkte, als er auf seiner Reise von Spanien nach Flandern in unserem Schlosse anhielt.«

»Ah! Ihr habt die Agraffe verkauft und den Hut damit. Dann, mein Freund, müßt Ihr der Reichste von uns allen sein.« – »Wartet doch! in dem Augenblick, wo ich mich umdrehe, um meinen Hut zu suchen, sehe ich einen ungeheuren Raben, der darüber herfällt.«

»Über Euren Hut?« –, »Oder vielmehr über meinen Diamanten; Ihr wißt, daß dieses Tier alles stiehlt, was glänzt; es fällt also über meinen Diamanten her und stiehlt Ihn.« »Euern Diamanten?« – »Ja, mein Herr. Ich folge ihm zuerst mit den Augen, dann laufe ich ihm nach und rufe: ›haltet den Dieb!‹ Die Pest! nach fünf Minuten war er verschwunden, und ich habe nie mehr von ihm sprechen hören.«

»Und durch diesen doppelten Verlust niedergebeugt ...« – »Wagte ich es nicht mehr, in das elterliche Haus zurückzukehren und entschloß mich, mein Glück in Paris zu suchen.«

»Schön!« sagte ein dritter, »der Wind hat sich also in einen Raben verwandelt? Ich habe Euch, glaube ich, Herrn von Loignac erzählen hören, beschäftigt, einen Brief Eurer Geliebten zu lesen, habe Euch der Wind Brief und Hut fortgenommen, als wahrer Amadis wäret Ihr dem Brief nachgelaufen und hättet den Hut Hut sein lassen.«

Halb unterdrücktes Gelächter machte sich hörbar.

»Ei! ei! meine Herren,« sagte der reizbare Gaskogner, »sollte man etwa über mich lachen?«

Jeder wandte sich ab, um bequemer lachen zu können.

Perducas schaute forschend umher und erblickte am Kamin einen jungen Mann, der seinen Kopf in seinen Händen verbarg.

Er ging auf ihn zu und sagte: »Ei! mein Herr, wenn Ihr lacht, lacht mir wenigstens ins Gesicht, damit man Euer Antlitz sieht.«

Und er klopfte dem jungen Mann auf die Schulter, der ganz ernst und nachdenkend seine Stirn erhob, es war kein anderer als unser Freund Ernauton von Carmainges, der sich von dem Abenteuer auf der Grève noch ganz betäubt fühlte.

»Ich bitte Euch, mich in Ruhe zu lassen,« erwiderte er, »und besonders, wenn Ihr mich noch einmal berührt, mich mit der Hand zu berühren, an der

Ihr einen Handschuh habt; Ihr seht wohl, daß ich mich nicht mit Euch beschäftige.«

»Wenn Ihr Euch nicht mit mir beschäftigt,« brummte Pincorney, »so habe ich nichts zu sagen.« »Ah! mein Herr,« sagte Eustache von Miradoux zu Carmainges, »bei den versöhnlichsten Absichten seid Ihr nicht höflich gegen unsern Landsmann.«

»Worein, zum Teufel, mischt Ihr Euch?« entgegnete Ernauton immer ärgerlicher.

»Ihr habt recht, mein Herr,« sagte Miradoux, sich verbeugend, »das geht mich nichts an.«

Und er wandte sich auf den Absätzen um und wollte zu Lardille zurückkehren, die in einer Ecke am großen Kamin saß, aber es versperrte ihm jemand den Weg.

Es war Militor, mit seinen beiden Händen im Gürtel und mit seinem höhnischen Lächeln auf den Lippen.

»Sagt doch, Stiefvater,« machte der Taugenichts. »Was sagt Ihr zu der Art und Weise, wie dieser Edelmann Euch abgeführt hat? Er hat Euch gehörig gebeutelt.«

»Ah! Du hast das bemerkt?« erwiderte Eustache, indem er Militor auf die Seite zu schieben suchte.

»Nicht nur ich,« sagte Militor ihm wieder entgegen, »sondern jeder, seht nur, wie alle um uns her lachen.«

Man lachte wirklich, doch nicht mehr hierüber, sondern über andere Dinge.

Eustache wurde rot wie eine glühende Kohle.

»Auf, auf, Stiefvater, laßt die Sache nicht kalt werden,« sagte Militor.

Eustache warf sich in die Brust, ging auf Carmainges zu und sagte zu ihm: »Mein Herr, man behauptet, Ihr hättet besonders unangenehm gegen mich

sein wollen?«

»Wann dies?« – »Soeben.«

»Gegen Euch?« – »Gegen mich.«

»Wer behauptet dies?« – »Dieser Herr,« antwortete Eustache, auf Militor deutend.

»Dann ist dieser Herr,« entgegnete Carmainges mit einem besonderen Nachdruck auf die Betitelung, »dann ist dieser *Herr* ein Starmatz.« – »Oh! oh!« machte Militor wütend. »Und ich fordere ihn auf,« fuhr Carmainges fort, »mit dem Schnabel fern von mir zu bleiben, oder ich werde mich an Loignacs Rat erinnern.«

»Herr von Loignac hat nicht gesagt, ich wäre ein Starmatz.«

»Nein, er hat gesagt, Ihr wäret ein Esel, zieht Ihr das etwa vor? Mir ist wenig daran gelegen; seid Ihr ein Esel, so gebe ich Euch die Peitsche, seid Ihr ein Starmatz, so rupfe ich Euch.«

»Mein Herr,« sagte Eustache, »es ist mein Stiefsohn; ich bitte Euch, behandelt ihn besser aus Rücksicht für mich.«

»Ah! so verteidigt Ihr mich, Stiefvater,« rief Militor außer sich; »da werde ich mich besser allein verteidigen.«

»In die Schule mit diesen Kindern, in die Schule!« sagte Ernauton.

»In die Schule?« rief Militor, mit aufgehobener Faust gegen Herrn von Carmainges vorrückend, »ich bin siebzehn Jahre alt, versteht Ihr wohl, mein Herr?«

»Und ich bin fünfundzwanzig,« entgegnete Ernauton, »und deshalb will ich Euch, wie Ihr es verdient, zurechtweisen.«

Und er packte ihn beim Kragen und am Gürtel, hob ihn von der Erde auf und warf ihn wie einen Ballen zum Fenster des Erdgeschosses hinaus auf

die Straße, während Lardille ein Geschrei ausstieß, daß die Wände hätten einfallen sollen.

»Nun mache ich aus Stiefvater, Stiefmutter, Stiefsohn und allen Stieffamilien der Welt Fleisch zu Pasteten, wenn man mich noch einmal stört,« fügte Ernauton ruhig bei.

»Wahrhaftig, ich finde, er hat recht,« sagte Miradoux, »warum diesen Edelmann reizen?«

»Ah! Feiger, der seinen Sohn schlagen läßt,« rief Lardille, auf Eustache zurückend und ihre zerstreuten Haare schüttelnd. »Nun, nun, nun,« sagte Eustache, »das bildet seinen Charakter.«

»Ah! ah! sagt doch, man wirft also hier die Leute aus dem Fenster?« rief ein Offizier, der eben eintrat; »was Teufels, wenn man solche Späße treibt, sollte man wenigstens ›Aufgepaßt da unten!‹ rufen.«

»Herr von Loignac!« riefen zwanzig Stimmen.

»Herr von Loignac!« wiederholten die Fünfundvierzig.

Und bei diesem in der ganzen Gaskogne bekannten Namen standen alle auf und schwiegen.

Herr von Loignac.

Hinter Herrn von Loignac trat Militor, wie gemahlen durch seinen Sturz und purpurrot vor Zorn, ein.

»Ich grüße Euch, meine Herren,« sagte Loignac; »mir scheint, es geht etwas stürmisch zu. Ah! ah! Meister Militor hat wieder den Zänker gemacht, und darunter muß seine Nase leiden.«

»Man wird mir meine Schläge bezahlen,« brummte Militor, Carmainges die Faust weisend.

»Tragt auf, Meister Fournichon,« rief Loignac, »und jeder sei freundlich gegen seinen Nachbarn. Von diesem Augenblick an sollt Ihr Euch lieben wie Brüder.«

»Hm!« machte Sainte-Maline.

»Die Nächstenliebe ist selten,« sagte Chalabre, während er über seinem eisengrauen Wams seine Serviette so ausbreitete, daß ihm kein Unfall begegnen konnte, wie groß auch der Überfluß an Brühen sein mochte.

»Und sich so von nahem lieben ist schwierig,« fügte Ernauton hinzu, »allerdings sind wir nicht auf lange Zeit beisammen.«

»Seht,« rief Pincorney, der Malines Spöttereien noch auf dem Herzen hatte, »man verhöhnt mich, weil mir mein Hut abhanden gekommen ist, und man sagt nichts über Herrn von Montcrabeau, der mit einem Panzer aus der Zeit des Kaisers Pertinax, von dem er aller Wahrscheinlichkeit nach abstammt, zu Mittag speisen will.... Das ist Defensive.«

Montcrabeau erhob sich gereizt und sagte mit einer Falsettstimme: »Meine Herren, ich nehme ihn ab, dies zur Kunde für die, die mich lieber mit Angriffswaffen als mit Verteidigungswaffen sehen.«

Und er band majestätisch seinen Panzer los und befahl seinem Lakaien, einem Graukopf von fünfzig Jahren, zu ihm zu kommen.

»Friede, Friede!« rief Herr von Loignac, »setzen wir uns zu Tische!«

»Befreit mich von diesem Panzer, ich bitte Euch,« sagte Pertinax zu seinem Lakaien.

Der Graukopf nahm ihn aus seinen Händen und fragte leise: »Und ich, werde ich nicht auch zu Mittag essen? Laß mir doch etwas geben, Pertinax, ich sterbe vor Hunger.«

Diese Aufforderung, so seltsam vertraulich sie auch sein mochte, erregte durchaus nicht das Erstaunen dessen, an den sie gerichtet war.

»Ich werde tun, was mir möglich ist,« antwortete er, »doch zu größerer Sicherheit seht Euch selbst danach um!«

»Hm!« machte der Lakai mit verdrießlichem Ton, »das ist durchaus nicht beruhigend.«

»Habt Ihr denn gar nichts mehr?« fragte Pertinax.

»Wir haben unsern letzten Taler in Sens verzehrt.«

»Nun, so sucht irgend etwas zu Geld zu machen.«

Kaum hatte er dies gesprochen, als man auf der Straße und dann auf der Schwelle des Wirtshauses rufen hörte: »Alteisenhändler! wer verkauft Eisen?«

Bei diesem Rufe lief Frau Fournichon nach der Tür, während Fournichon majestätisch die ersten Platten auftrug. Nach dem Empfang, der ihm zuteil wurde, war Fournichons Küche ausgezeichnet.

Fournichon wollte seine Frau an den Komplimenten teilnehmen lassen. Diese war aber dem Rufe des Alteisenhändlers gefolgt und hatte ihm, wie sie selbst, bald zurückkehrend, sehr zum Ärger ihres kriegerischen Gatten

erzählte, einen alten Panzer und eine Sturmhaube für zehn Taler verkauft. Diese Nachricht regte die Anwesenden nicht wenig auf. Loignac rief:

»Angenommen, diese alten Waffen haben zusammen zwanzig Pfund gewogen, so ist das ein halber Taler für das Pfund. Parfandious! wie einer von meinen Bekannten sagt, darunter steckt ein Geheimnis.«

»Oh! daß ich diesen braven Handelsmann in meinem Schlosse hätte,« sagte Chalabre, dessen Augen sich entzündeten, »ich würde dreißig Zentner Armschienen, Beinschienen und Panzer an ihn verkaufen.«

»Wie? Ihr würdet die Rüstungen Eurer Ahnen verkaufen?« sagte Sainte-Maline mit spöttischem Tone.

»Ah! mein Herr, Ihr hättet unrecht,« rief Eustache von Miradoux; »das sind heilige Reliquien.«

»Bah!« versetzte Chalabre, »zu dieser Stunde sind meine Ahnen selbst Reliquien und bedürfen nur noch der Messen.«

Man erhitzte sich immer mehr beim Mittagessen durch den Burgunderwein; dessen Verbrauch Fournichons Gewürze beschleunigten.

Die Stimmen wurden lauter, die Teller klangen, die Gehirne füllten sich mit Dünsten, durch die jeder Gaskogner alles rosenfarbig sah, ... mit Ausnahme von Militor, der an seinen Sturz, und von Carmainges, der an seinen Pagen dachte.

»Das sind viele lustige Leute,« sagte Loignac zu seinem Nachbarn, der gerade Ernauton war, »und sie wissen nicht warum.«

»Ich weiß es auch nicht,« erwiderte Carmainges; »allerdings mache ich meinesteils eine Ausnahme, denn ich bin nicht im mindesten freudig gestimmt.«

»Ihr habt Eurerseits unrecht,« sagte Loignac, »denn Ihr seid einer von denen, für die Paris eine Goldmine, ein Ehrenparadies, eine Welt der Glückseligkeit ist.«

Ernauton schüttelte den Kopf.

»Nun, was sagt Ihr?« – »Spottet meiner nicht, Herr von Loignac, Ihr, der Ihr alle Fäden in der Hand zu haben scheint, welche die Mehrzahl von uns in Bewegung setzen, habt wenigstens die Gnade, den Vicomte Ernauton von Carmainges nicht wie einen hölzernen Komödianten zu behandeln.«

»Ich werde Euch noch ganz andere Gnaden erweisen, Herr Vicomte,« erwiderte Loignac, sich höflich verbeugend; »ich habe Euch mit dem ersten Blick unter allen bemerkt, Euch, dessen Auge sanft und stolz, und jenen andern jungen Mann dort, dessen Auge verdrießlich und düster ist.« – »Ihr nennt ihn?«

»Von Sainte-Maline.« – »Und was ist die Ursache dieser Unterscheidung, wenn Ihr meine Frage nicht für eine zu große Neugier von meiner Seite anseht?«

»Weil ich Euch kenne.« – »Mich? Mich kennt Ihr?«

»Euch und ihn, ... ihn und alle, die hier sind.« – »Das ist seltsam.«

»Ja; aber es ist notwendig.« – »Warum ist es notwendig?«

»Weil ein Anführer seine Soldaten kennen muß.« – »Und alle diese Leute?«

»Werden morgen meine Soldaten sein.« – »Aber ich glaubte, Herr von Epernon ....«

»St! sprecht diesen Namen nicht aus oder sprecht vielmehr gar keinen Namen aus; öffnet die Ohren und schließt den Mund, und da ich Euch jegliche Gnade verhießen habe, so nehmt vorläufig diesen Rat auf Abschlag.«

»Ich danke, mein Herr,« sagte Ernauton.

Loignac wischte sich den Schnurrbart ab, stand auf und sagte: »Meine Herren, der Zufall führt hier fünfundvierzig Landsleute zusammen, leeren wir ein Glas von diesem spanischen Wein, auf die Wohlfahrt aller Anwesenden.«

Dieser Vorschlag wurde mit wütendem Beifall aufgenommen.

»Sie sind meistens trunken,« sagte Loignac zu Ernauton, »es wäre ein guter Augenblick, jeden seine Geschichte erzählen zu lassen, aber es fehlt uns an Zeit.«

Dann rief er, die Stimme erhebend: »Holla, Meister Fournichon, laßt alle Frauen, Kinder und Lakaien weggehen.«

Lardille erhob sich fluchend; sie hatte ihren Nachtisch noch nicht völlig verzehrt. Militor rührte sich nicht.

Nach einem Augenblick waren nur noch die fünfundvierzig Gäste und Herr von Loignac im Saal.

»Meine Herren,« sagte der letztere, »jeder von euch weiß oder vermutet wenigstens, wer ihn nach Paris hat kommen lassen ... Gut, ruft nicht seinen Namen aus ... Ihr wißt, das genügt ... Ihr wißt auch, daß ihr gekommen seid, um ihm zu gehorchen.«

Ein Gemurmel der Beistimmung erhob sich aus allen Teilen des Saales; nur, da jeder einzig und allein das wußte, was ihn betraf, und nicht wußte, daß sein Nachbar durch dieselbe Macht wie er bewogen, gekommen war, schauten sich alle erstaunt an.

»Es ist gut,« sagte Loignac, »ihr werdet euch später anschauen, meine Herren. Seid unbesorgt, ihr habt Zeit, Bekanntschaft zu machen. Ihr seid also gekommen, um diesem Mann zu gehorchen; erkennt ihr das an?« – »Ja,« riefen die Fünfundvierzig, »wir erkennen das an.«

»Nun wohl! um anzufangen,« fuhr Loignac fort, »ihr werdet euch geräuschlos aus diesem Gasthofe fortbegeben, um die Wohnung zu beziehen, die man euch angewiesen hat.«

»Allen?« fragte Sainte-Maline. – »Allen.«

»Wir sind alle berufen, wir sind hier alle gleich,« sagte Perducas, dessen Beine so unsicher waren, daß er, um seinen Schwerpunkt zu behaupten,

einen Arm um den Hals Chalabres schlingen mußte.

»Nehmt Euch doch in acht,« sagte dieser, »Ihr zerknittert mir mein Wams.«

»Ja, alle gleich vor dem Willen des Gebieters,« rief Loignac.

»Oh! oh! mein Herr,« entgegnete Carmainges errötend, »verzeiht, man sagte mir nicht, daß sich Herr von Epernon mein Gebieter nenne.« – »Wartet doch.« – »So hatte ich die Sache nicht verstanden.« – »Aber wartet doch, verdammter Kopf.«

Es herrschte bei der Mehrzahl ein neugieriges und bei einigen anderen ein ungeduldiges Schweigen.

»Ich habe euch noch nicht gesagt, wer euer Gebieter sein würde, meine Herren ....«

»Ja,« versetzte Sainte-Maline, »aber Ihr sagtet, daß wir einen haben würden.«

»Die ganze Welt hat einen Gebieter,« rief Loignac; »aber wenn euer Wesen zu stolz ist, um da stehen zu bleiben, wo ihr gesagt habt, so sucht höher; ich verbiete es euch nicht, sondern ich bevollmächtige euch dazu.«

»Der König,« murmelte Carmainges.

»Still!« rief Herr von Loignac, »ihr seid hierher gekommen, um zu gehorchen, gehorcht also; mittlerweile ist hier ein Brief, den Ihr mit lauter Stimme zu lesen mir das Vergnügen machen werdet, Herr Ernauton.«

»Befehl an Herrn von Loignac, das Kommando der fünfundvierzig Edelleute, die ich mit Bewilligung Seiner Majestät nach Paris berufen habe, zu übernehmen.«

Nogaret de la Valette, Herzog von Epernon.«

Alle verbeugten sich mehr oder minder wankend.

»Ihr habt mich also verstanden,« sagte Herr von Loignac. »Auf der Stelle müßt ihr mir folgen, eure Equipagen und eure Leute bleiben hier bei Meister Fournichon, der für sie sorgen wird, und wo ich sie später holen lasse; jetzt aber sputet euch, die Boote warten.«

»Die Boote?« wiederholten alle Gaskogner; »wir werden uns also einschiffen?« – »Allerdings werdet ihr euch einschiffen,« erwiderte Loignac. »Muß man nicht über das Wasser, um nach dem Louvre zu gehen?« – »In den Louvre, in den Louvre,« murmelten freudig die Gaskogner, »Cap de Bious! wir gehen in den Louvre.«

Loignac erhob sich von der Tafel, ließ die Fünfundvierzig an sich vorübergehen, zählte sie wie die Schafe und führte sie durch die Straßen bis zur Tour de Nesle, Hier fanden sich drei große Barken, von denen jede fünfzehn Passagiere an Bord nahm, und sogleich entfernten sie sich vom Ufer.

»Was zum Teufel werden wir im Louvre machen?« fragten sich die Unerschrockensten, die, durch die Kälte des Wassers vom Rausche befreit, der Mehrzahl nach sehr schlecht gekleidet waren.

»Wenn ich nur wenigstens meinen Panzer hätte,« murmelte Pertinax von Montcrabeau.

Der Panzermann.

Pertinax hatte sehr recht, die Abwesenheit seines Panzers zu beklagen, denn gerade zu dieser Stunde entäußerte er sich seiner auf immer durch die Vermittlung des Lakaien, den wir so vertraulich mit seinem Herrn haben sprechen sehen.

Auf die von Frau Fournichon ausgesprochenen magischen Worte: zehn Taler, lief Pertinax' Diener dem Händler in der Tat nach.

Da es schon Nacht war, und der Alteisenhändler ohne Zweifel Eile hatte, so war dieser schon etwa dreißig Schritte entfernt, als Samuel aus dem Gasthaus trat, und dieser mußte den Händler rufen, der furchtsam

stehenblieb und einen durchdringenden Blick auf den Mann, der zu ihm kam, warf.

»Was wollt Ihr, mein Freund?« fragte er. – »Ei, bei Gott!« erwiderte der Lakai mit schlauer Miene, »ich will ein Geschäft mit Euch machen.«

»Nun, so machen wir geschwind.« – »Oh! Ihr werdet mir, beim Teufel! doch Zeit lassen, zu schnaufen.«

»Allerdings, doch schnauft geschwind, man erwartet mich.« – »Wenn Ihr gesehen habt, was ich Euch bringe, so werdet Ihr Euch Zeit nehmen, da Ihr mir ein Liebhaber zu sein scheint.«

»Und was bringt Ihr mir?« – »Ein herrliches Stück, ein Werk, womit... doch Ihr hört mich nicht.«

»Ihr wißt also nicht, mein Freund,« sagte der Panzermann, »daß der Waffenhandel durch ein Edikt des Königs verboten ist?« – »Ich weiß nichts, ich komme von Mont-de-Marsan.«

»Ah! das ist etwas anderes,« sagte der Panzermann, den diese Antwort etwas zu beruhigen schien; »aber obgleich Ihr von Mont-de-Marsan kommt, wißt Ihr doch schon, daß ich mit Waffen handle, und wer hat Euch das gesagt?«

»Sangdioux! das brauchte mir niemand zu sagen, Ihr habt es soeben laut genug ausgerufen.«

Nachdem der Lakai dem aufhorchenden Händler mitgeteilt hatte, daß er mit vielen Gaskognern im Schwert des kühnen Ritters gewesen sei, und ihm versichert hatte, daß diese Fremden weder dem König von Navarra ergeben noch Hugenotten seien, sagte der Händler: »Nähern wir uns ein wenig der Mauer, wir stehen hier gar zu auffallend auf der offenen Straße.«

Sie gingen miteinander einige Schritte aufwärts bis zu einem Hause von bürgerlichem Aussehen, an dessen Fensterscheiben man kein Licht erblickte. Die Tür befand sich unter einem Wetterdach, das einen Balkon

bildete. Eine Steinbank war als einziger Zierat an seiner Fassade angebracht.

»Laßt einmal den Panzer anschauen,« sagte der Handelsmann, als sie unter dem Wetterdach standen. – »Hier ist er.«

»Wartet, man bewegt sich, glaube ich, in diesem Hause.« – »Nein, es ist gegenüber.«

Der Händler drehte sich um.

Gegenüber lag wirklich ein Haus von zwei Stockwerken, dessen zweites sich zuweilen flüchtig erleuchtete.

»Machen wir geschwind,« sagte der Handelsmann, den Panzer betastend. – »Nicht wahr, der ist schwer?« – »Alt, Plump, aus der Mode.« – »Ein Kunstgegenstand.« – »Sechs Taler, wollt Ihr?« – »Wie, sechs Taler, und Ihr habt dort zehn für ein altes schadhaftes Bruststück gegeben?«– »Sechs Taler, ja oder nein.« – »Aber betrachtet doch diese getriebene Arbeit.« – »Was ist an der getriebenen Arbeit gelegen, wenn man nach Gewicht wieder verkauft?« – »Oh! oh! Ihr handelt hier, und dort habt Ihr alles gegeben, was man wollte.« – »Ich gebe noch einen Taler mehr,« sagte der Händler voll Ungeduld.

»Gut,« erwiderte Samuel, »Ihr seid ein drolliger Bursche von einem Kaufmann. Ihr verbergt Euch, um Euren Handel zu treiben; Ihr verletzt die Edikte des Königs und feilscht mit ehrlichen Leuten.« – »Ruhig, ruhig, schreit nicht so.« – »Oh! ich fürchte mich nicht,« erwiderte Samuel, die Stimme erhebend, »Ich treibe keinen unerlaubten Handel und werde durch nichts veranlaßt, mich zu verbergen.« – »Still, still, und nehmt zehn Taler.« – »Zehn Taler? Ich sage Euch, daß das Gold allein so viel wert ist; ah! Ihr wollt Euch flüchtig machen?« – »Nein, nein! das ist ein wütender Mensch.« – »Ah! wenn Ihr Euch flüchtig macht, rufe ich nach der Wache!«

Während er diese» Worte sprach, erhob Samuel die Stimme so, als ob er seine Drohung verwirkliche.

Bei diesem Lärm wurde ein kleines Fenster auf dem Balkon des Hauses geöffnet, dem gegenüber der Handel stattfand, und das Knarren dieses Fensters erfüllte den Handelsmann mit Schrecken.

»Schon gut,« sagte er, »ich sehe, daß man alles tun muß, was, Ihr wollt, hier sind fünfzehn Taler, nun geht Eures Weges.« – »Das lasse ich mir gefallen,« sagte Samuel, die fünfzehn Taler einsackend. – »Das ist ein Glück.« – »Doch diese fünfzehn Taler sind für meinen Herrn, und ich muß doch auch etwas für mich haben.«

Der Handelsmann schaute umher und zog seinen Dolch halb aus der Scheide, aber Samuel hatte ein Auge, so wachsam wie das eines Sperlings, der sich an den Trauben erlabt, und er sagte zurückweichend: »Ja, ja, guter Kaufmann; ja, ich sehe deinen Dolch, aber ich sehe auch etwas anderes; jenes Gesicht auf dem Balkon, das dich auch sieht.«

Bleich vor Schrecken, schaute der Händler in der von Samuel bezeichneten Richtung und sah in der Tat auf dem Balkon ein langes phantastisches Geschöpf, in einen Schlafrock von Katzenpelz gehüllt; dieser Argus hatte keine Silbe, keine Gebärde von der letzten Szene verloren.

»Vorwärts, Ihr macht aus mir, was Ihr wollt,« sagte der Handelsmann mit einem Gelächter, dem des Schakals ähnlich, der seine Zähne zeigt, »hier ist noch ein Taler mehr ... Und der Teufel erdroßle Euch,« fügte er ganz leise hinzu.

»Ich danke Euch,« sagte Samuel, »ein gutes Geschäft.« Und er grüßte den Panzermann und verschwand mit einem Hohngelächter.

Der Handelsmann, der allein auf der Straße geblieben war, hob den Panzer auf und bemühte sich, ihn in Fournichons zu schieben. Der Bürger schaute immer noch; als er den Handelsmann sehr ängstlich beschäftigt sah, sagte er: »Mein Herr, es scheint, Ihr kauft Rüstungen.«

»Nein, mein Herr,« erwiderte der unglückliche Händler, »das geschieht nur so zufällig, und weil sich mir eine Gelegenheit geboten hat.« »Dann bedient mich der Zufall wunderbar. Denkt Euch, daß ich gerade hier im Bereiche meiner Hand einen Haufen von altem Eisen habe, der mir lästig ist.«

»Ich sage nicht nein; aber für den Augenblick habe ich, wie Ihr seht, alles, was ich tragen kann.«

»Ich will es Euch immerhin zeigen. Es ist seltsam, aber mir scheint, ich kenne Euch!« versetzte der Bürger.

»Mich?« erwiderte der Handelsmann, der vergebens einen Schauer zurückzudrängen suchte.

»Schaut doch diese Sturmhaube an,« sagte der Bürger, indem er mit seinem langen Fuß den bezeichneten Gegenstand vorschob, denn er wollte das Fenster nicht verlassen, aus Furcht, der andere könnte sich wegstehlen. Und er hob die Sturmhaube über den Balkon und in die Hand des Kaufmanns.

»Seid Ihr nicht,« fragte er dabei, »Nicolas?«

Das Gesicht des Handelsmanns zersetzte sich gleichsam, und man sah den Helm in seiner Hand zittern. – »Nicolas?« wiederholte er.

»Nicolas Truchou, Kunsthändler, in der Rue de la Cossonnerie.«

»Nein, nein,« erwiderte der Handelsmann, der nun wieder lächelte und wie ein viermal glücklicher Mensch atmete.

»Gleichviel, Ihr habt ein gutes Gesicht, und es handelt sich darum, mir eine vollständige Rüstung abzukaufen, Panzer, Armschienen und Schwert.«

Trotz seines Drängens kam der Händler von dem verdächtigen Bürger nicht los, der mit ihm spielte, wie die Katze mit der Maus, und nach längerem Verhandeln sagte:

»Doch in der Tat, je mehr ich Euch anschaue, desto sicherer bin ich, daß ich Euch kenne; nein, Ihr seid nicht Nicolas Truchou, aber ich kenne Euch dennoch.« – »Stille!« – »Und wenn Ihr Panzer kauft ....« – »Nun?« – »So geschieht es wahrhaftig, um ein gottgefälliges Werk zu verrichten.« – »Schweigt.« »Ihr entzückt mich,« sagte der Bürger und streckte über den Balkon einen ungeheuren Arm herab, dessen Hand in die Hand des Kaufmanns griff. – »Aber wer zum Teufel seid Ihr denn?« fragte dieser, der

seine Hand wie in einem Schraubstock gepackt fühlte. – »Ich bin Robert Briquet, genannt der Schrecken des Schisma, Freund der Union und wütender Katholik; jetzt erkenne ich Euch ganz genau.«

Der Handelsmann wurde wieder bleich.

»Ihr seid Nicolas... Grimbelot, Gerber zur Kuh ohne Knochen.« – »Nein, nein, Ihr täuscht Euch, Gott befohlen, Meister Robert Briquet; es hat mich ungemein gefreut, Eure Bekanntschaft zu machen.«

Hierauf drehte der Handelsmann dem Balkon den Rücken zu und wollte sich lieber darein ergeben, seine Panzer im Stiche zu lassen und alles zu verlieren, als erkannt zu werden, indem er über Hals und Bein entfloh.

Aber Robert Briquet war nicht der Mann, der sich auf diese Art schlagen ließ; er schwang sich auf das Geländer des Balkons, stieg auf die Straße hinab, beinahe, ohne daß er zu springen brauchte, und erreichte den Kaufmann in vier bis fünf Sätzen.

»Seid Ihr ein Narr, mein Freund,« sagte er, seine breite Hand auf die Schulter des armen Teufels legend; »wenn ich Euer Feind wäre, wenn ich Euch festnehmen lassen wollte, so brauchte ich nur zu schreien; die Wache kommt zu dieser Stunde durch die Rue des Augustins; aber nein, der Teufel soll mich holen, Ihr seid mein Freund, und nun erinnere ich mich ganz bestimmt Eures Namens.«

Diesmal brach der Handelsmann in ein Gelächter aus. Robert Briquet stellte sich ihm gegenüber und sagte: »Ihr heißt Nicolaus Poulain und seid Leutnant der Prevoté (Stadtvogtei) von Paris; ich erinnere mich, daß ein Nicolas dabei war.«

»Ich bin verloren,« stammelte der Händler. »Im Gegenteil, Ihr seid gerettet! Alle Teufel! Ihr werdet nie für die gute Sache tun, was ich zu tun beabsichtige.«

Nicolaus Poulain entschlüpfte ein Seufzer.

»Auf, auf, Mut,« sagte Robert Briquet; »faßt Euch; Ihr habt einen Bruder gefunden, den Bruder Briquet, nehmt einen Panzer, ich nehme die zwei andern, ich mache Euch ein Geschenk mit meinen Armschienen, mit meinen Beinschienen und gebe Euch meine Handschuhe in den Kauf; vorwärts, und es lebe die Union!«

»Ihr begleitet mich?« – »Ich helfe Euch diese Sachen tragen, welche die Philister besiegen müssen; zeigt mir den Weg, ich folge Euch.«

Die Seele des unglücklichen Leutnants der Prevoté durchzuckte ein sehr natürlicher Blitz des Argwohns, aber er verschwand auf der Stelle wieder.

»Hätte er gestanden, daß er mich kenne, wenn er mich verderben wollte?« sagte er leise zu sich selbst. Laut aber sagte er: »Vorwärts also, da Ihr es durchaus so wollt, kommt mit mir.«

»Zum Leben und in den Tod,« rief Robert Briquet und drückte mit einer Hand die Hand seines Verbündeten, während er mit der andern triumphierend seine Eisenlast in die Luft hob.

Nachdem sie zwanzig Minuten gegangen waren, kamen sie in den Marais, wo Poulain nächst dem Hotel Guise stehen blieb.

»Ich vermutete, meine Rüstung würde in diese Gegend kommen,« dachte Briquet.

»Freund,« sagte Nicolas Poulain, sich mit einer tragischen Miene gegen Briquet wendend, »ehe wir in des Löwen Höhle eintreten, lasse ich Euch eine letzte Minute der Überlegung; es ist noch Zeit, zurückzukehren, wenn Ihr nicht stark in Eurem Gewissen seid.«

»Bah!« erwiderte Briquet, »ich habe andere Dinge gesehen.«

»Vorwärts,« sagte Poulain, »so laßt uns eintreten.« Und er führte ihn zu der riesigen Pforte des Hotels Guise, die sich bei dem dritten Schlage des bronzenen Klopfers öffnete.

Der Hof war voll von Wachen und Männern, die, in Mäntel gewickelt, wie Gespenster hin und her liefen. Es war kein einziges Licht im Hotel. Acht gesattelte und gezäumte Pferde warteten in einem Winkel.

Bei dem Lärm des Hammers wandte sich die Mehrzahl dieser Leute um, die eine Art von Spalier bildeten, um die Ankömmlinge zu empfangen.

Nicolas Poulain neigte sich an das Ohr eines Portiers, der die kleine Tür halb geöffnet hielt, und nannte ihm seinen Namen.

»Und ich bringe einen guten Kameraden,« fügte er hinzu.

»Geht vorbei, meine Herren,« sagte der Portier.

»Bringt dies in die Magazine,« sagte Poulain und übergab einer Wache die drei Panzer nebst dem Eisenwerk Briquets. »Doch kommt,« fügte er zu seinem Begleiter hinzu, »daß ich Euch vorstelle.«

»Nehmt Euch in acht,« sagte der Bürger, »ich bin außerordentlich schüchtern. Man dulde mich, mehr will ich nicht; wenn ich meine Proben abgelegt habe, werde ich mich allein durch meine Taten vorstellen.«

»Wie es Euch beliebt,« antwortete der Leutnant, »erwartet mich also hier.« Und er ging und drückte der Mehrzahl der Spaziergänger die Hand.

»Worauf warten wir noch?« fragte eine Stimme. »Auf den Herrn,« antwortete eine andere Stimme.

In diesem Augenblicke trat ein Mann von hoher Gestalt in das Hotel; er hatte die letzten von den geheimnisvollen Spaziergängern ausgetauschten Worte gehört.

»Meine Herren,« sagte er, »ich komme in seinem Namen.«

»Ah! das ist Herr von Mayneville,« rief Poulain. »Ich bin bei Bekannten,« sagte Briquet zu sich selbst, indem er eine Grimasse studierte, die ihn völlig entstellte.

»Meine Herren, wir sind nun vollzählig, beraten wir uns,« sagte die Stimme, die sich zuerst hatte hören lassen.

»Ah! gut!« sagte Briquet zu sich selbst, »nun sind es zwei: dies ist mein Anwalt, Meister Marteau.«

Und er veränderte seine Grimasse mit einer Leichtigkeit, durch die er bewies, wie sehr er mit physiognomischen Studien vertraut war.

»Gehen wir hinauf!« sagte Poulain.

Herr von Mayneville ging voran, Nicolas Poulain folgte; die Männer in den Mänteln kamen nach Nicolas Poulain und Robert Briquet nach den Männern in den Mänteln. Alle stiegen die Stufen einer äußeren, nach einem Gewölbe ausmündenden Treppe hinauf. Robert Briquet folgte den andern und murmelte dabei: »Doch der Page, wo zum Teufel ist der Page?«

Abermals die Lige.

In dem Augenblick, wo Robert Briquet hinter den andern die Treppe hinaufstieg, wobei er sich eine ziemlich gefährliche Verschwörermiene gab, bemerkte er, daß Nicolas Poulain, nachdem er mit mehreren seiner geheimnisvollen Gefährten gesprochen hatte, an der Tür des Gewölbes wartete.

»Das geschieht meinetwegen,« sagte Briquet zu sich selbst.

Der Leutnant der Stadtvogtei hielt wirklich seinen Freund an, als er eben die furchtbare Schwelle zu überschreiten im Begriff war.

»Ihr werdet es mir nicht verargen,« sagte er zu ihm, »aber die meisten von unseren Freunden kennen Euch nicht und wünschen Auskunft über Euch zu haben, ehe sie Euch zum Rat zulassen.« – »Das ist nur billig, und Ihr wißt, daß meine natürliche Bescheidenheit diese Einwendung schon vorhergesehen hatte!«

»Ich lasse Euch Gerechtigkeit widerfahren, Ihr seid ein ganzer Mann.« – »Ich entferne mich also, sehr glücklich, an einem Abend so viele brave Verteidiger der katholischen Union gesehen zu haben.«

»Soll ich Euch zurückführen?« – »Nein, ich danke, es bedarf dessen nicht.«

»Man könnte Euch Schwierigkeiten machen; doch man erwartet mich anderswo.« – »Habt Ihr nicht ein Losungswort, um hinauszukommen. Gebt es mir.«

»Nun, da Ihr einmal hereingekommen seid ....« – »Und da wir Freunde sind ....«

»Es sei! Ihr braucht nur *Parma* und *Lothringen* zu sagen.« – »Sehr gut, ich danke. Geht zu Euren Geschäften, ich kehre zu den meinigen zurück.«

Nicolas Poulain trennte sich von seinem Gefährten und begab sich wieder zu seinen Kollegen. Briquet machte ein paar Schritte, als ob er in den Hof hinabgehen wollte, blieb aber, sobald er die erste Stufe der Treppe erreicht hatte, stehen, um die Örtlichkeit zu erforschen. Das Resultat seiner Beobachtungen war, daß sich das Gewölbe parallel mit der äußeren Mauer hinzog, die es durch ein großes Wetterdach beschirmte. Offenbar mündete dieses Gewölbe gegen einen unteren Saal, in dem die geheimnisvolle Versammlung stattfinden sollte.

Was ihn in dieser Annahme bestärkte, war der Umstand, daß er ein Licht an einem vergitterten Fenster erscheinen sah, das in dieser Mauer angebracht und durch eine Art von hölzernem Trichter beschützt war, wie man sie an den Fenstern der Gefängnisse oder der Klöster anwendet, um die Aussicht abzuschneiden und nur das Einströmen der Luft und den Anblick des Himmels zu gewähren.

Briquet dachte, dieses Fenster wäre das des Versammlungssaales, und wenn man bis dahin gelangen könnte, so wäre der Ort günstig zur Beobachtung.

Es handelte sich darum, von den Pagen und Wachen im Hofe nicht gesehen zu werden.

Entschlossen, seinen Trichter zu erreichen, schlüpfte Briquet längs dem Karnies hin, der von der Freitreppe, die er als Ornament fortzusetzen schien, nach diesem Fenster zulief, und folgte der Mauer, wie eine Katze oder ein Affe, indem er sich mit den Händen und den Füßen an dem aus der Mauer selbst ausgehauenen Zierat festhielt.

Hätten die Pagen und die Soldaten in der Dunkelheit die phantastische Silhouette sehen können, wie sie mitten an der Mauer ohne einen scheinbaren Stützpunkt hinglitt, so würden sie sicher über Zauberei geschrien haben, und mehr als einer unter den Bravsten hätte seine Haare sich sträuben gefühlt.

Briquet hatte sich nicht getäuscht; er wurde reichlich für seine Bemühungen und für seine Kühnheit belohnt, als er das Gitter erreicht hatte. Sein Blick umfaßte wirklich einen großen Saal, der durch eine eiserne Lampe mit vier Schnäbeln beleuchtet und mit Rüstungen aller Art gefüllt war. Was da an Piken, Stoßdegen, Hellebarden und Musketen, teils aufgehäuft, teils in Bündeln zusammengestellt, vorhanden war, hätte genügt, um vier starke Regimenter zu bewaffnen.

Briquet schenkte jedoch seine ganze Aufmerksamkeit der Versammlung.

Seine glühenden Augen durchdrangen das dicke und mit einer fetten Lage von Rauch und Staub überzogene Glas, um unter den Visieren oder Kapuzen die Gesichter von Bekannten zu erkennen.

»Oh! oh!« sagte er, »das ist Meister Crucé, unser Empörer ... Hier sehe ich unsern kleinen Brigard, den Gewürzkrämer an der Ecke der Rue des Lombards; dort steht Meister Leclerc, der sich Bussy nennen läßt, es jedoch sicherlich nicht gewagt hätte, zur Zeit, wo der wahre Bussy noch lebte, eine solche Ruchlosigkeit zu begehen. Ich muß ihn einmal fragen, ob er den geheimen Stoß kenne, an dem einer von meinen Bekannten, ein gewisser David, in Lyon, gestorben ist. Pest, das Bürgertum ist großartig vertreten, aber der Adel ... Ah! Herr von Mayneville, Gott verzeihe mir! er drückt Nicolas Poulain die Hand, das ist rührend, man schließt Brüderschaft. Ah! ah! Herr von Mayneville ist also ein Redner. Er nimmt die erforderliche Stellung, um eine Rede zu halten. Seine Gebärde ist angenehm, und er verdreht die Augen sehr überzeugend.«

Briquet sah, doch er konnte, wie gesagt, nicht hören; aber wir, die wir im Geiste den Verhandlungen der stürmischen Versammlung beiwohnen, wollen dem Leser kurz den Gang und Geist der Verhandlungen angeben.

Zuerst beklagten sich Crucé, Marteau und Bussy über die Untätigkeit des Herzogs von Guise, insbesondere wies Marteau als Anwalt der Partei darauf hin, daß die Verschworenen Vermögen und Leben in die höchste Gefahr gebracht hätten und nicht länger warten wollten.

Herr von Mayneville suchte sie vergeblich damit zu beruhigen, daß der Herzog seinen Bruder, den Herrn von Mayenne, nach Paris sende. Erfolgreicher war er in seinem Bemühen, als er erzählte, daß Frau von Montpensier in Paris weile und mit Einsetzung ihres Lebens Salcède abgehalten habe, das Komplott der Ligisten zu enthüllen. Damit gewann Herr von Mayneville das Spiel gegenüber den erbitterten und ungeduldigen Anhängern.

Briquet erriet ihre Freude aus ihren Bewegungen, und diese Freude beunruhigte den würdigen Bürger ungemein, der plötzlich einen Entschluß zu fassen schien.

Er ließ sich oben von seinem Trichter auf das Pflaster des Hofes hinabgleiten und wandte sich nach dem Tore, wo ihm der Pförtner auf die zwei Worte: Lothringen und Parma, den Ausgang freigab.

Sobald Meister Robert Briquet auf der Straße war, atmete er so geräuschvoll, daß man merkte, er habe seit langer Zeit den Atem zurückgehalten.

Die Beratung dauerte aber immer noch fort. Herr von Mayneville überbrachte namens der Guisen den künftigen Insurgenten von Paris den ganzen Plan des Aufstandes.

Es handelte sich um nichts Geringeres, als alle wichtige Personen, von denen man wußte, daß sie beim König in Gunst standen, zu ermorden, mit dem Ausruf: »Es lebe die Messe! Tod den Politikern!« die Straße zu durchziehen und so eine neue Bartholomäusnacht mit den Trümmern der

alten zu entflammen; nur sollten diesmal die schlimm denkenden Katholiken mit den Hugenotten aller Art daran glauben.

Indem man so handelte, diente man zwei Göttern: dem, der im Himmel herrscht, und dem, der in Frankreich herrschen sollte. Dem Ewigen und Herrn von Guise.

Das Gemach seiner Majestät Heinrichs III. im Louvre.

In seinem großen Gemach im Louvre, in das wir schon so oft mit unseren Lesern eingetreten sind, finden wir den armen König Heinrich III. nicht mehr als König und Herrn, sondern niedergeschlagen, bleich, unruhig und ganz und gar der Verfolgung aller Schatten preisgegeben, die bei ihm die Erinnerung unablässig unter diesen erhabenen Gewölben hervorruft.

Heinrich III. war grausam heimgesucht worden. Alles, was er liebte, war nach und nach um ihn her gefallen. Nachdem, wie wir in der »Dame v. Monsoreau« erzählt haben, Schomberg, Quelus und Maugiron im Duelle durch Livarot und Antraguet getötet worden, wurde Saint-Megrin durch Herrn von Mayenne ermordet, die Wunden waren offen und blutig geblieben .... Seine Zuneigung für die neuen Günstlinge, Epernon und Joyeuse, glich der, die ein Vater, nachdem er seine besten Kinder verloren, auf die überträgt, die ihm noch bleiben; während er ihre Fehler vollkommen kennt, liebt er, schont er, behütet er sie, um dem Tod keine Gewalt über sie zu geben.

Er hatte Epernon mit Gütern überhäuft, trotzdem hatte er fortwährend unter dessen Habsucht zu leiden, da er beständig die Schwäche des Königs ausbeutete und aus dem Günstlingstum ein Gewerbe machte. Dabei zwang ihn die Notwendigkeit, auf Füllung des königlichen Schatzes bedacht zu sein, damit er selbst daraus schöpfen könne, und so statt eines trägen Höflings ein tätiger Höfling zu sein.

Viel reiner war das Verhältnis Joyeuses zum König. Aber Joyeuse war jung, feurig, verliebt, und wenn er verliebt war, selbstsüchtig; durch den König

glücklich zu sein, hatte für ihn wenig Reiz, sonst glücklich zu sein, war alles für ihn.

Brav, schön, reich, glänzte er in diesem dreifachen Schein, der für junge Stirnen eine Liebesglorie bildet; die Natur hatte zu viel für Joyeuse getan, und Heinrich verfluchte zuweilen die Natur, die ihm, dem König, so wenig für seinen Freund zu tun übrig gelassen.

Heinrich kannte die beiden Männer genau und liebte sie vielleicht des Kontrastes willen. Unter seiner skeptischen und abergläubischen Hülle verbarg Heinrich einen Gehalt von Philosophie, der sich, ohne Katharina, sicher stark in einer nützlichen Richtung entwickelt hätte. Oft verraten, wurde Heinrich nie getäuscht.

Mit dem vollkommenen Verständnis des Charakters seiner Freunde, mit der tiefen Kenntnis ihrer Fehler und ihrer guten Eigenschaften, dachte er nun, von ihnen entfernt, einsam, traurig, in diesem düsteren Gemache an sie, an sich, an sein freudenleeres Leben.

Salcèdes Vierteilung hatte ihn eher trübe gestimmt. Allein zwischen den beiden Frauen in einem solchen Augenblick hatte Heinrich seine einsame Lage gefühlt; Luisens Schwäche machte ihn traurig; Katharinas Stärke erschreckte ihn. Heinrich empfand endlich in seinem Innern jene unbestimmte, ewige Angst, die die Könige erfaßt, wenn sie vom Mißgeschick dazu bestimmt sind, daß ein Geschlecht in ihnen und mit ihnen erlösche.

Und dennoch raffte er sich von Zeit zu Zeit zu der Energie seiner lange vor dem Ende seiner Jugend in ihm erloschenen Jugend auf.

»Warum soll ich mich berunruhigen?« sagte er zu sich selbst. »Ich habe keine Kriege mehr durchzukämpfen; Guise ist in Nancy; Heinrich in Pau; der eine muß seinen Ehrgeiz in sich selbst verschließen, der andere hat nie Ehrgeiz gehabt. Die Geister besänftigen sich, kein Franzose hat im Ernste das unmögliche Unternehmen, den König zu entthronen, im Auge behalten; die durch die goldene Schere der Frau von Montpensier versprochene dritte Krone ist nicht mehr als das Wort eines in seiner Eitelkeit verletzten Weibes; meine Mutter allein träumt immer von ihrem Usurpationsgespenst,

ohne mir im Ernst den Usurpator zeigen zu können; doch ich, der ich ein Mann bin, der ich trotz meines Kummers ein noch junges Gehirn besitze, ich weiß, woran ich mich hinsichtlich der Prätendenten, die sie fürchtet, zu halten habe.

»Ich werde Heinrich von Navarra lächerlich, Guise verhaßt machen, und mit dem Schwerte in der Hand die fremden Bündnisse sprengen. Bei Gottes Tod! ich war bei Jarnac und Moncontour nicht mehr wert, als ich heute wert bin.

»Ja,« fuhr Heinrich fort, »die Langeweile ist mein einziger, mein wahrer Verschwörer. Ich will doch sehen, ob heute einer zu mir kommt! Joyeuse versprach mir, früh zu erscheinen: er belustigt sich, aber wie macht er das nur? Epernon? oh! der belustigt sich nicht; er schmollt, er hat seine Klauensteuer von fünfundzwanzigtausend Talern noch nicht erhalten; meiner Treue! er mag nach seinem Belieben schmollen.« »Sire,« sagte die Stimme des Huissiers, »der Herr Herzog von Epernon!«

»Ah! guten Abend, Herzog,« sagte der König, als er eintrat, »ich bin entzückt, Euch zu sehen.«

Epernon verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

»Warum habt Ihr diesen Schurken von einem Spanier nicht vierteilen sehen? Ihr wußtet wohl, daß Ihr einen Platz in meiner Loge hattet, da ich es Euch sagen ließ.« – »Sire, ich konnte nicht.«

»Ihr konntet nicht?« – »Nein, Sire, ich hatte Geschäfte.«

»Sollte man nicht in der Tat glauben, es wäre mein Minister mit seinem ellenlangen Gesichte und käme, um mir zu melden, eine Steuer sei nicht bezahlt worden,« sagte Heinrich, die Achseln zuckend. – »Wahrhaftig,« sagte Epernon, die Kugel im Sprunge auffassend, »Eure Majestät hat recht, die Steuer ist nicht bezahlt, und ich habe keinen Taler mehr.«

»Gut,« machte Heinrich ärgerlich. – »Doch,« fuhr Epernon fort, »es handelt sich nicht darum, und ich beeile mich, es Eurer Majestät zu sagen, denn sie

könnte glauben, dies seien die Angelegenheiten, mit denen ich mich beschäftige.«

»Laßt Eure Angelegenheiten hören, Herzog!« – »Eure Majestät weiß, was bei der Hinrichtung Salcèdes vorgefallen ist?«

»Bei Gott, da ich dabei gewesen bin.« – »Man hat den Verurteilten zu entführen versucht.«

Aber Heinrich wollte nichts von Politik hören, er wollte unterhalten sein und seufzte: »O, hätte ich doch noch jenen anderen demütigen Freund, mit dem ich nie einen einzigen Augenblick der Langeweile durchzumachen hatte.« – »Von wem spricht Eure Majestät?« –

»Du müßtest ihm gleichen, Epernon.« – »Aber ich müßte doch wissen, wen Eure Majestät beklagt?« »Oh! armer Chicot, wo bist du?« – Epernon stand ganz gereizt auf.

»Nun, was machst du?« fragte der König. – »Es scheint, Sire, Eure Majestät ist heute bei Gedächtnis; doch in der Tat, das bringt nicht jedem Glück.«

»Und warum dies?« – »Weil mich Eure Majestät, vielleicht, ohne es zu überlegen, mit Herrn Chicot vergleicht, und weil ich mich durch diesen Vergleich sehr wenig geschmeichelt fühle.«

»Du hast unrecht, Epernon. Ich kann mit Chicot nur einen Menschen vergleichen, den ich liebe, und der mich liebt. Er war ein gediegener und geistreicher Diener.« – »Ich denke, nicht damit ich Meister Chicot gleiche, hat mich Eure Majestät zum Pair und Herzog gemacht.«

»Still, erheben wir keine Gegenbeschuldigung,« sagte der König mit einem so boshaften Lächeln, daß der Gaskogner, so fein und unverschämt er zugleich war, sich unbehaglicher vor diesem schweigenden Sarkasmus fühlte, als er es bei offenem Vorwurf gewesen wäre. »Chicot liebte mich, und er fehlt mir, das ist alles, was ich sagen kann,« fuhr Heinrich fort. »Oh! wenn ich bedenke, daß an demselben Platz, wo du bist, alle diese jungen, schönen, braven und treuen Leute vorübergegangen sind, daß auf dem Lehnstuhl, auf den du deinen Hut gelegt hast, Chicot mehr als hundertmal

eingeschlafen ist.« – »Das war vielleicht sehr geistreich, jedenfalls aber sehr wenig ehrfurchtsvoll.«

»Ach! dieser teure Freund hat heute nicht mehr Geist als Körper.« Und der König schüttelte traurig seinen Rosenkranz von Totenköpfen, der ein so düsteres Geklapper hören ließ, als ob er von wirklichen Gebeinen gemacht wäre. – »Was ist denn aus Eurem Chicot geworden?«

»Er ist tot, tot wie alles, was mich geliebt hat.« – »Nun, Sire,« sagte der Herzog, »ich glaube in der Tat, er hat wohl daran getan, daß er gestorben ist; er alterte, viel weniger indessen, als seine Späße, und man hat mir gesagt, die Nüchternheit sei nicht seine Lieblingstugend gewesen. An was ist denn der arme Teufel gestorben, Sire, an der Unverdaulichkeit?«

»Chicot ist vor Kummer gestorben, schlechtes Herz,« erwiderte bitter der König, – »Er hätte Euch zum letzten Male lachen machen sollen.«

»Du täuschest dich; er wollte mich nicht einmal durch die Ankündigung seiner Krankheit betrüben; weil er wußte, wie sehr ich meine Freunde betraure, er, der mich so oft weinen sah.« – »Dann ist sein Schatten zurückgekehrt.«

»Gefiele es Gott, daß ich ihn wiedersehen würde, selbst im Schatten. Nein, sein bester Freund, der würdige Prior Gorenflot, hat mir diese Kunde mitgeteilt.« – »Gorenflot, wer ist dies?«

»Ein frommer Mann, den ich zum Prior der Jakobiner gemacht habe; er bewohnt das schöne Kloster vor der Porte Saint-Antoine, bei Bel-Esbat.« – »Sehr gut! irgendein schlechter Prediger, dem Eure Majestät eine Priorei von dreißigtausend Livres gegeben haben wird, ohne daß sie es wagt, ihm das Empfangene vorzurücken.«

»Willst du nun gottlos werden?« – »Wenn dies Eurer Majestät die Langeweile vertreiben könnte, würde ich es versuchen.«

»Willst du wohl schweigen, Herzog; du beleidigst Gott.« – »Chicot war sehr gottlos, und mir scheint, ihm verzieh man.«

»Chicot kam in einer Zeit, wo ich noch über etwas lachen konnte.« – »Dann hat Eure Majestät unrecht, seinen Verlust zu beklagen.«

»Warum?« – »Wenn sie über nichts mehr lachen kann, so würde ihr Chicot, so heiter er auch war, keine große Unterstützung gewähren.«

»Dieser Mann war zu allem gut, und ich beklage seinen Verlust nicht allein wegen seines Witzes.« – »Und warum sonst? Ich denke, nicht seines Gesichtes wegen, denn er war sehr häßlich, dieser Herr Chicot.« »Er erteilte weise Ratschläge.« – »Ah! ich sehe wohl, wenn er noch lebte, würde Eure Majestät einen Siegelbewahrer aus ihm machen, wie sie aus diesem Kuttenmann einen Prior gemacht hat.«

»Still, Herzog, ich bitte Euch, spottet nicht über die, die mir Zuneigung bewiesen haben, und denen ich zugetan war. Seitdem Chicot gestorben, ist er mir heilig, wie ein ernster Freund, und wenn ich nicht Lust habe zu lachen, soll niemand lachen.« – »Es sei, Sire, ich habe so wenig Lust, zu lachen, als Eure Majestät. Noch soeben beklagtet Ihr den Verlust Chicots wegen seiner guten Laune; soeben verlangtet Ihr von mir, daß ich Euch aufheitere, während Ihr nun wünscht, daß ich Euch traurig mache.... Parfandious! ... Oh! verzeiht, Sire, dieser verdammte Fluch entschlüpft mir immer.«

»Gut, gut, nun bin ich abgekühlt; nun bin ich auf dem Punkte, wo du mich haben wolltest, als du das Gespräch mit so düsteren Redensarten begannst. Sage mir nun deine schlimmen Nachrichten, Epernon; bei dem König findet sich immer die Kraft eines Mannes.« – »Ich bezweifle es nicht, Sire.«

»Und das ist ein Glück, denn schlecht bewacht, wie ich bin, wäre ich, wenn ich mich selbst nicht bewachte, zehnmal des Tages gestorben.« – »Was gewissen Leuten, die ich kenne, nicht mißfallen würde.«

»Gegen diese habe ich die Hellebarden meiner Schweizer, Herzog.« – »Das nützt nicht viel, wenn es gilt, aus der Ferne zu treffen.«

»Gegen die, die man aus der Ferne treffen muß, habe ich die Musketen meiner Schützen.« – »Das ist unbequem, will man von nahem treffen; um

eine königliche Brust zu beschützen, taugen mehr als Hellebarden und Musketen gute Brüste.«

»Ach, das hatte ich einst, und in diesen Brüsten edle Herzen; nie hätte man mich erreicht zur Zeit der lebendigen Wälle, wie man Quelus, Schomberg, Saint-Luc, Maugiron und Saint-Megrin nannte.« – »Das ist es also, was Eure Majestät beklagt?«

»Ich beklage die Herzen, die vor allem in der Brust dieser Männer schlugen.« – »Sire, wenn ich es wagte, würde ich Eurer Majestät bemerken, daß ich Gaskogner, das heißt vorsichtig und gewandt bin; daß ich durch den Geist die Eigenschaften zu ersetzen suche, die mir die Natur versagt hat, mit einem Wort; daß ich alles tue, was ich kann, das heißt alles, was ich soll, und daß ich folglich mit Recht sagen kann: Komme, was da will.«

»Ah! so ziehst du dich heraus; du trittst ein und nimmst den Mund sehr voll mit wahren oder falschen Gefahren, denen ich preisgegeben sein soll, und wenn es dir gelungen ist, mich zu erschrecken, so faßt du dich in den Worten zusammen: Komme, was da will. Sehr verbunden, Herzog.« – »Eure Majestät will also ein wenig an diese Gefahren glauben?«

»Es sei. Ich werde daran glauben, wenn du mir beweist, daß du sie bekämpfen kannst.« – »Ich glaube, daß ich es kann.«

»Du kannst es?« – »Ja, Sire.«

»Ich weiß wohl, du hast Mittel – deine kleinen Mittel, – du Fuchs.« – »Nicht so klein.«

»Laß hören.« – »Will Eure Majestät die Gnade haben, aufzustehen?«

»Wozu?« – »Um mit mir zu den alten Gebäuden des Louvre zu kommen.«

»Zu dieser Stunde?« – »Es schlägt soeben zehn Uhr im Glockenturme des Louvre; mir scheint, das ist nicht so spät.«

»Was werde ich in diesen Gebäuden sehen?« – »Ah! bei Gott! wenn ich es Euch sage, so ist dies das Mittel, das Ihr nicht kennt.«

»Das ist sehr fern von hier, Herzog.« – »Durch die Galerien geht man in fünf Minuten dahin, Sire.«

»Epernon, Epernon!« – »Nun, Sire?«

»Wenn das, was du mich sehen lassen willst, nicht sehr interessant ist, so nimm dich in acht.« – »Sire, ich stehe Euch dafür, daß es interessant sein wird.«

»Vorwärts,« sagte der König, indem er sich mit einer gewissen Anstrengung erhob.

Der Herzog nahm seinen Mantel und reichte dem König seinen Degen; dann ergriff er eine Wachsfackel und schritt in der Galerie Seiner Allerchristlichsten Majestät voran, die ihm mit schleppendem Gange folgte.

Das Schlafgemach.

Obgleich es erst zehn Uhr war, herrschte doch schon eine Todesstille im Louvre; kaum hörte man, so wütend wehte der Wind, den schweren Tritt der Schildwachen und das Knarren der Zugbrücken.

Die nächtlichen Wanderer gelangten wirklich in weniger als fünf Minuten zu den gesuchten Räumen. Der Herzog zog einen Schlüssel aus seiner Tasche, stieg einige Stufen hinab, durchschritt einen kleinen Hof und öffnete eine gewölbte Tür, die halb von Brombeerstauden und langem Gras versperrt war. Er folgte ungefähr zehn Schritte einem dunkeln Weg, an dessen Ende er sich in einem inneren Hof befand; hier war in einer Ecke eine steinerne Treppe bemerkbar, die in ein weites Zimmer oder vielmehr in einen ungeheuern Korridor führte. Epernon hatte auch den Schlüssel zu diesem Korridor.

Er öffnete sacht die Tür und machte Heinrich auf die seltsame Einrichtung aufmerksam, die, sobald diese Tür geöffnet war, sogleich ins Auge fiel. Es waren fünfundvierzig Betten aufgereiht. In jedem Bett lag ein Schläfer.

Der König schaute alle diese Betten, alle diese Schläfer an, wandte sich dann mit einer unruhigen Neugierde zum Herzog und fragte: »Nun, wer sind alle diese Leute, welche hier schlafen?« – »Leute, die noch diesen Abend schlafen, morgen aber nicht mehr schlafen werden, als es ihr Dienst erlaubt.«

»Und warum werden sie nicht mehr schlafen?«

»Damit Majestät schlafen kann.«

»Erkläre dich; diese Leute sind also insgesamt Freunde?«

Epernon legte dem König mit aller Weitschweifigkeit und sein Verdienst auf jede Weise hervorhebend dar, daß er aus diesen gaskognischen Edelleuten eine treffliche Leibwache für Heinrich schaffen wolle. Auch dem Einwand, daß die königliche Kasse leer sei und die hohen Kosten nicht erschwingen könne, wußte der schlaue Herzog wohl zu begegnen. Er verlangte für jeden von den Fünfundvierzig für das erste Semester eine Börse mit tausend Talern, hatte aber bei dem Staatsschatzmeister die eben eingelaufene erste Rate der neuen Abgabe von Wildbret und Fischen im Betrage von 65000 Talern für den König mit Beschlag belegt; den überbleibenden Teil erbitte er sich als Abschlagszahlung für seine eigene Steuer.

»Aha. ich wußte das,« sagte der König. »Du gibst mir eine Leibwache, um zu deinem Gelde zu kommen.« – »Sire!«

»Aber warum gerade die Zahl fünfundvierzig?« fragte der König, zu einem andern Gedanken übergehend. – »Hört, Sire. Die Zahl drei ist eine Urzahl und göttlich, mehr noch, sie ist bequem. Wenn z.B. ein Reiter drei Pferde hat, ist er nie zu Fuß; das zweite ersetzt das erste, wenn dieses müde ist, und dann bleibt noch ein drittes, um im Falle einer Verwundung oder Krankheit für das erste einzutreten. Ihr werdet also immer dreimal fünfzehn Edelleute haben. Fünfzehn im Dienst, dreißig, die ausruhen. Jeder Dienst wird zwölf Stunden dauern. Und während dieser zwölf Stunden habt Ihr immer fünf rechts, fünf links, zwei vorn und drei hinten. Bei einer solchen Wache komme man und wage es einmal, Euch anzugreifen.« »Bei Gottes Tod! das ist geschickt kombiniert, Herzog, und ich mache dir mein Kompliment.« –

»Schaut sie an, Sire, sie werden wahrhaftig eine gute Wirkung hervorbringen.«

»Ja, gekleidet werden sie nicht übel sein.« – »Glaubt Ihr nun, daß ich das Recht habe, von den Gefahren zu sprechen, die Euch bedrohen?«

»Ich sage nicht nein.« – »Ich hatte also recht.«

»Es mag sein.« – »Herr von Joyeuse hätte diesen Gedanken nicht gehabt!«

»Epernon! Epernon! es ist nicht liebreich, Schlimmes von Abwesenden zu sagen.« – »Parfandious! Ihr sagt viel Schlimmes von den Anwesenden, Sire.«

»Ah! Joyeuse begleitet mich immer. Er war mit mir heute auf der Grève.« – »Nun, ich war hier, Sire, und Eure Majestät sieht, daß ich meine Zeit nicht verloren habe.«

»Ich danke, Lavalette.« – »Ah! Sire,« sagte Epernon, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, »ich wollte Eure Majestät um etwas bitten.«

»Es wundert mich in der Tat sehr, Herzog, daß du mich um nichts batst.« – »Eure Majestät ist heute bitter, Sire.«

»Ei! nein, du begreifst nicht, mein Freund,« sagte der König, bei dem der Spott die Rache befriedigt hatte, »oder du begreifst vielmehr schlecht; ich sagte, da du mir einen Dienst geleistet, so habest du das Recht, dir etwas von mir zu erbitten; bitte also.« – »Das ist etwas anderes, Sire. Übrigens ist das, was ich von Eurer Majestät erbitte, eine Stelle.«

»Eine Stelle? Du, der General-Oberst der Infanterie, willst noch eine Stelle? Sie wird dich erdrücken.« – »Ich bin stark wie Simson für den Dienst Eurer Majestät; für Eurer Majestät Dienst würde ich den Himmel und die Erde tragen.«

»Bitte also,« seufzte der König. – »Ich wünsche, daß Eure Majestät mir das Kommando dieser fünfundvierzig Edelleute übertrage.«

»Wie?« erwiderte der König erstaunt, »du willst vor mir, hinter mir marschieren? Du willst dich in diesem Maße aufopfern, du willst Kapitän der Garden sein?« – »Nein, nein, Sire!«

»Nun, was willst du denn?« – Ich will, daß diese Garden, meine Landsleute, mein Kommando besser verstehen, als das jedes andern; will ihnen aber weder voranmarschieren noch folgen. Ich werde einen Adjutanten haben.«

»Darunter steckt wieder etwas,« dachte Heinrich, den Kopf schüttelnd; »dieser verteufelte Mensch gibt immer, um zu erhalten.« Dann sprach er laut: »Gut, du sollst das Kommando haben.« – »Geheim?«

»Ja. Doch wer wird sichtlich der Anführer meiner Fünfundvierzig sein?« – »Der kleine Loignac.«

»Ah! desto besser.« – »Er ist Eurer Majestät genehm?«

»Vollkommen.« – »Ist das nun abgemacht, Sire?«

»Ja, aber...« – »Aber?«

»Welche Rolle spielt er bei dir, dieser Loignac?« – »Er ist mein Epernon, Sire.«

»Er kostet dich also viel?« brummte der König. – »Was sagt Eure Majestät?«

»Ich sage, ich willige ein.« – »Ich gehe zum Staatszahlmeister, um die fünfundvierzig Börsen zu holen.«

»Diesen Abend?« – »Müssen sie nicht unsere Leute morgen auf ihren Stühlen finden?«

»Das ist richtig. Geh'; ich kehre in meine Wohnung zurück.« – »Zufrieden, Sire?«

»Ziemlich.« – »In jedem Fall gut bewacht.«

»Ja, durch Leute, die mit geschlossenen Fäusten schlafen, wie du dort siehst.« – »Sie werden morgen wachen, Sire.«

Epernon führte Heinrich bis zur Tür der Galerie zurück und verließ ihn, indem er zu sich selbst sagte: »Wenn ich nicht König bin, so habe ich wenigstens Leibwachen wie ein König, und diese kosten mich nichts ... Parfandious!«

Chicots Schatten.

Der König täuschte sich, wie gesagt, nie über seine Freunde. Er kannte ihre Fehler und ihre guten Eigenschaften und las scharf in der tiefsten Tiefe ihres Herzens. Er hatte sogleich begriffen, worauf Epernon abzielte, doch da er als Gegengabe nichts erwartet hatte und nun fünfundvierzig Trabanten für fünfundsechzigtausend Taler erhielt, so erschien ihm der Gedanke des Gaskogners als ein Fund.

Allmählich und je mehr er sich dem Zimmer näherte, wo ihn der Huissier erwartete, den dieser nächtliche und ungewöhnliche Ausgang nicht wenig neugierig machte, entwickelte er sich selbst die Vorteile der Einrichtung der Fünfundvierzig. »Diese Leute,« dachte er, »werden ohne Zweifel tapfer und sehr ergeben sein. Einige haben einnehmende Gesichter, andere widerwärtige Physiognomien; es werden, Gott sei Dank! Leute für jeden Geschmack darunter sein... und dann ist es etwas Schönes um ein Gefolge von fünfundvierzig Schwertern, die stets bereit sind, aus der Scheide zu fahren!«

Dieses letzte Kettenglied seines Gedankens, das sich der Erinnerung an die anderen ihm so ergebenen Schwerter anfügte, deren Verlust er so bitter beklagte, brachte Heinrich zu der tiefen Traurigkeit, in die er damals so oft verfiel. Die harten Zeiten, die boshaften Menschen, die auf der Stirn der Könige wankenden Kronen ließen ihn nach dem Tod verlangen oder nach Erheiterung, um sich einen Augenblick der Krankheit zu entziehen, die die Engländer, unsere Meister in der Schwermut, schon damals Spleen getauft hatten. Er fragte daher nach Joyeuse.

»Der Herr Herzog ist noch nicht zurückgekehrt,« sagte der Huissier.

»Es ist gut .... Ruft meinen Kammerdiener und entfernt Euch.«

»Sire, das Gemach Eurer Majestät ist bereit und Ihre Majestät die Königin hat nach den Befehlen des Königs fragen lassen.«

Heinrich spielte den Tauben.

»Soll man Ihrer Majestät melden, sie möge das Kopfkissen legen?« fragte schüchtern der Huissier.

»Nein, nein,« erwiderte Heinrich. »Ich habe meine Andachten, ich habe meine Arbeiten, und dann bin ich leidend und werde allein schlafen.«

Der Huissier verbeugte sich.

»Hört,« sagte Heinrich, ihn zurückrufend, »bringt der Königin dieses orientalische Konfekt, es bereitet Schlaf.« Und er übergab dem Huissier seine Konfektbüchse.

Der König trat in sein Gemach; hier warf er einen gleichgültigen, ja empörten Blick aus all die ausgesuchten Toilettengegenstände, die ihn früher gereizt hatten, und gegen die er jetzt beinahe einen Abscheu fühlte. Parfümierte und gesalbte Handschuhe, Masken von feiner Leinwand, mit Teig überstrichen, chemische Kombinationen, um die Haare zu kräuseln, den Bart zu schwärzen, die Ohren rot und die Augen glänzend zu machen, dies alles vernachlässigte er schon seit längerer Zeit.

»Mein Bett,« sagte er mit einem Seufzer.

Zwei Diener entkleideten ihn, zogen ihm Unterhosen von schöner, friesischer Leinwand an, hoben ihn vorsichtig auf und schoben ihn zwischen seine Laken.

»Den Vorleser Seiner Majestät!« rief eine Stimme.

»Nein, niemand,« sagte Heinrich, »keinen Vorleser, oder er mag in seinem Zimmer für mich Gebete lesen; nur Herrn von Joyeuse, wenn er zurückkommt, führt zu mir.« »Aber, wenn er spät kommt, Sire?«

»Ach! er kommt immer spät nach Hause, doch zu welcher Stunde er auch kommen mag, führt ihn zu mir, hört ihr?«

Die Diener löschten die Kerzen aus und zündeten beim Feuer eine Lampe mit Essenzen an, die blasse und bläuliche Flammen gaben ... eine Art von phantasmagorischer Unterhaltung, die der König seit der Rückkehr seiner Grabgedanken besonders liebte, dann verließen sie auf den Fußspitzen das schweigsame Gemach.

Während Heinrich, der in der Einsamkeit leicht von abergläubischer Furcht heimgesucht wurde, den Reflexen seiner Lampe auf der Wand folgte, während er seinen Blick in die dunkelsten Winkel tauchte, während er das geringste Geräusch aufzufassen suchte, das den geheimnisvollen Eintritt eines Schattens hätte verkündigen können, verschleierten sich seine Augen, und bald entschlummerte der König in dieser Stille und Einsamkeit.

Doch seine Ruhe dauerte nicht lange; von aufgeregten Gedanken im Wachen wie im Schlafe verfolgt, glaubte er Geräusch in seinem Zimmer zu hören und erwachte.

»Joyeuse, bist du es?« fragte er.

Niemand antwortete. Die Flammen der blauen Lampe waren schwächer geworden, sie sandten nach dem Plafond von geschnitztem Eichenholz nur noch einen bleichen Kreis, der die goldenen Zierate grün färbte.

»Allein, abermals allein,« murmelte der König. »Ah! der Prophet hat recht: ›Die Majestät müßte immer seufzen.‹« Dann sagte er nach einer augenblicklichen Pause: »Mein Gott, gib mir die Kraft, stets in meinem Leben allein zu sein, wie ich nach meinem Tode allein sein werde.«

»Ei! ei! allein nach deinem Tode, das ist nicht sicher,« erwiderte eine scharfe Stimme, die mit metallischem Klange einige Schritte vom Bett ertönte, »und für was hältst du die Würmer?«

Erschrocken setzte sich Heinrich auf und schaute ängstlich fragend jedes Gerät des Zimmers an. »Oh! ich kenne diese Stimme,« murmelte er.

»Das ist ein Glück!« versetzte die Stimme.

Ein kalter Schweiß floß über die Stirn des Königs, und er seufzte: »Man sollte glauben, es wäre Chicots Stimme.«

»Du brennst, Heinrich, du brennst,« antwortete die Stimme.

Nun erblickte Heinrich, der mit einem Beine aus dem Bette fuhr, in einiger Entfernung vom Kamin in demselben Lehnstuhl, den er eine Stunde vorher Epernon bezeichnet hatte, einen Kopf, auf den das Feuer jenen rotgelben Schein warf, wie wir ihn auf Rembrandts Bildern sehen.

Dieser Schein stieg auf den Arm des Lehnstuhles herab, worauf der Arm der Person gestützt war, dann auf ihr knochiges, hervorspringendes Knie und endlich auf den Fuß, der einen rechten Winkel mit einem nervigen, magern und übermäßig langen Bein bildete.

»Gott beschütze mich,« rief Heinrich, »es ist Chicots Schatten.« – »Ah! mein armer Henriquet,« sagte die Stimme, »du bist also immer noch so einfältig?«

»Was soll das bedeuten?« – »Die Schatten sprechen nicht, Schwachkopf, denn sie haben keinen Körper und folglich keine Zungen.«

»Dann bist du wirklich Chicot?« – »Ich will in dieser Hinsicht nichts entscheiden; wir werden später sehen, was ich bin, wir werden sehen.«

»Wie, du bist also nicht tot, mein armer Chicot?« – »Gut! nun schreist du wie ein Adler; doch, im Gegenteil, ich bin tot, hundertmal tot.«

»Chicot, mein einziger Freund!« – »Du hast wenigstens den Vorteil vor mir, daß du immer dasselbe sagst. Pest! Du hast dich nicht verändert!«

»Aber du, du,« entgegnete der König traurig, »hast du dich verändert?« – »Ich hoffe wohl.«

»Chicot, mein Freund,« sagte der König, indem er seine beiden Füße auf den Boden setzte, »sprich, warum hast du mich verlassen?« – »Weil ich tot

bin.« »Aber du sagtest soeben, du wärest es nicht,« – »Und ich wiederhole es.«

»Was soll dieser Widerspruch heißen?« – »Dieser Widerspruch soll heißen, daß ich für die einen tot und für die andern lebendig bin.«

»Und was bist du für mich?« – »Für dich bin ich tot.«

»Warum für mich tot?« – »Das ist leicht zu begreifen. Höre wohl. Du vermagst nichts für die, die dir dienen.«

»Herr Chicot!« – »Ärgere dich nicht, oder ich ärgere mich.«

»Ja, du hast recht,« sagte der König, zitternd vor Angst, der Schatten könnte verschwinden, »sprich, mein Freund, sprich.« – »Nun wohl! ich hatte ein kleines Geschäft mit Herrn von Mayenne abzumachen, erinnerst du dich?«

»Vollkommen.« – »Ich mache es ab. Gut! Ich prügle diesen Kapitän ohnegleichen, sehr gut. Er läßt mich suchen, um mich zu hängen, und du, auf den ich rechne, um mich gegen diesen Helden zu verteidigen, verläßt mich, statt mich zu beschützen; statt ihm den Garaus zu machen, versöhnst du dich mit ihm. Was habe ich sodann getan? Ich habe mich für tot erklärt und durch die Vermittlung meines Freundes Gorenflot beerdigt, so daß mich seit jener Zeit Herr von Mayenne nicht mehr sucht.«

»Du hast einen greulichen Mut gehabt, Chicot; sprich, wußtest du nicht, welchen Schmerz mir dein Tod verursachen würde?« – »Ja, das ist richtig, aber durchaus nicht greulich. Ich habe noch nie so ruhig gelebt, als seitdem die ganze Welt überzeugt ist, ich lebe nicht mehr.«

»Chicot, Chicot, mein Freund!« rief der König, »du erschreckst mich, mein Kopf gerät in Verwirrung.« – »Ah, bah! das merkst du erst heute?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll.« – »An etwas mußt du dich, bei Gott! doch halten, was glaubst du, laß hören?« »Nun, ich glaube, daß du gestorben bist und zurückkehrst.« – »Dann lüge ich; du bist artig.«

»Tu verbirgst mir wenigstens einen Teil der Wahrheit; doch sogleich wirst du nur, wie die Gespenster so oft, furchtbare Dinge sagen.«

»Ah! da sage ich nicht nein. Halte dich bereit, armer König.«

»Ja, ja,« sagte Heinrich, »gestehe, daß du ein durch den Herrn auferweckter Schatten bist? Wie wärest du sonst durch diese bewachten Gänge hierher gekommen?«

Und sich ganz dem schwindelartigen Schrecken überlassend, der ihn ergriffen hatte, warf Heinrich sich in sein Bett zurück und wollte sich mit seinen Laken bedecken.

»La! la! la!« sagte Chicot mit einem Tone, der einiges Mitleid und viel Sympathie verbarg, »erhitze dich nicht, du brauchst mich nur zu berühren, um dich zu überzeugen.«

»Du bist also kein Bote der Rache?« – »Alle Wetter! habe ich Hörner, wie Satan, oder ein flammendes Schwert, wie der Erzengel Michael?«

»Wie bist du denn hereingekommen?« – »Du kamst auch soeben zurück.«

»Allerdings.« – »Nun, begreifst du, daß ich immer noch meinen Schlüssel habe, den du mir gegeben hast, und den ich an meinen Hals hing, um deine Kammerherren wütend zu machen, die nur das Recht hatten, sich ihn hinten anzuhängen. Mit diesem Schlüssel kommt man herein, und ich bin hereingekommen.«

»Durch die geheime Tür?« – »Ganz gewiß.«

»Doch warum bist du nicht eher als heute gekommen?« – »Ah! Du sollst es erfahren.«

Heinrich streifte seine Laken zurück und sagte mit dem naiven Tone eines Kindes: »Chicot, ich bitte dich, sage mir nichts Unangenehmes, oh! wenn du wüßtest, welches Vergnügen es mir machte deine Stimme zu hören!« – »Ich werde dir ganz einfach die Wahrheit sagen. Schlimm genug, wenn dir die Wahrheit unangenehm ist.«

»Nicht wahr, deine Furcht vor Herrn von Mayenne ist nicht so ernst?« – »Im Gegenteil, sehr ernst. Du verstehst, Herr von Mayenne hat mir fünfzig Stockprügel geben lassen; ich habe mir Genugtuung genommen und ihm hundert Hiebe mit der Degenscheide aufgemessen, und er glaubt nun, er stehe noch in meiner Schuld. Ich fürchte aber nichts so sehr, wie Schulden dieser Art, und ich wäre auch nicht hierher gekommen, hätte ich nicht gewußt, daß Herr von Mayenne sich in Soissons befindet.«

»Nun wohl! Chicot, da sich die Sache so verhält, so nehme ich dich unter meinen Schutz, und ich will...«– »Was, willst du? Nimm dich in acht, Henriquet, sooft du die Worte: ›Ich will‹, aussprichst, bist du bereit, eine Albernheit zu sagen.«

»Ich will, daß du auferstehst, daß du an den hellen Tag trittst.« – »Ich sagte es wohl.«

»Ich werde dich verteidigen.« – »Gut.«

»Chicot, ich verpfände dir mein königliches Wort.«

– »Basta! ich habe etwas Besseres.«

»Was hast du?« – »Ich habe mein Loch und bleibe darin.«

»Ich werde es dir verbieten,« rief energisch der König, indem er sich auf die Stufe seines Bettes stellte. – »Heinrich, du wirst den Schnupfen bekomme«; ich bitte dich, lege dich wieder nieder.«

»Du hast recht, du bringst mich aber auch in Verzweiflung,« versetzte der König, während er sich wieder in seine Tücher steckte. »Wie! wenn ich, Heinrich von Valois, König von Frankreich, finde, daß ich genug Schweizer, Schotten, französische Leibwachen, Edelleute und meine Fünfundvierzig zu meiner Verteidigung habe, fühlt sich Herr Chicot nicht sicher.« – »Höre ... Was ist das mit den Fünfundvierzig?«

»Ja, fünfundvierzig Edelleute.« – »Wie hast du sie gefunden? Jedenfalls nicht in Paris.« »Nein, doch sie sind heute in Paris angekommen.« – »Alle Wetter!« rief Chicot, von einem raschen Gedanken erleuchtet. »Ich kenne

sie, deine Edelleute. Es sind fünfundvierzig, denen nur der Bettelsack fehlte.«

»Ich leugne es nicht.« – »Gesichter, daß man darüber vor Lachen sterben könnte.«

»Chicot, es sind herrliche Männer unter ihnen.« – »Gaskogner, wie der Generaloberst deiner Infanterie.«

»Und wie du, Chicot.« – »Ah! ich, Heinrich, das ist ein großer Unterschied. Ich bin kein Gaskogner mehr, seitdem ich die Gaskogne verlassen habe.«

»Gleichviel. Ich habe fünfundvierzig furchtbare Schwerter.« – »Befehligt von dem sechsundvierzigsten furchtbaren, das man Epernon nennt.«

»Ganz richtig.« – »Und von wem?«

»Von Loignac,« – »Puh! und mit diesen gedenkst du dich zu beschützen?«

»Ja, bei Gottes Tod! ja,« rief Heinrich aufgebracht.

Chicot schlüpfte in seinen Lehnstuhl, wobei er seine Absätze auf die Randleiste des Stuhles stützte, so daß seine Knie die Spitze eines Winkels bildeten, der höher war, als sein Kopf.

»Nun!« sagte er, »ich habe mehr Truppen, als du.«

»Truppen, du hast Truppen?« – »Warum nicht?«

»Und was für Truppen?« – »Du wirst es sehen. Ich habe zuerst die ganze Armee, die sich die Herren von Guise in Lothringen bilden.«

»Bist du ein Narr?« – »Nein, eine wahre Armee, wenigstens sechstausend Mann.«

»Noch aus welchem Grunde willst du, der du vor Herrn von Mayenne Angst hast, dich gerade durch die Soldaten des Herrn von Guise beschützen lassen?« – »Weil ich tot bin.«

»Abermals dieser Scherz.« – »Chicot war es, dem Herr von Mayenne grollte. Ich habe also diesen Tod benützt, um meinen Körper, meinen Namen und meine gesellschaftliche Stellung zu verändern.«

»Du bist also nicht mehr Chicot?« – »Nein.«

»Wer bist du denn?« – »Ich bin Robert Briquet, ehemaliger Handelsmann und Ligist.«

»Du Ligist, Chicot?«

Mit kläglichen, leicht spöttischen Worten gelang es hierauf Chicot, dem König die Gefahren der politischen Lage klarzumachen, wozu ihn vor allem die Kenntnis von der Anwesenheit der Herzogin von Montpensier und der baldigen geheimen Ankunft des Herzogs von Guise befähigte. Er enthüllte dem König die Anschläge seiner Gegner und gab ihm den Rat, seinem Bruder, dem Herzog von Anjou, die versprochene Hilfe zu senden und auch einen Botschafter an seinen Vetter Heinrich von Navarra zu schicken, der sich eben die vorenthaltene Mitgift von Heinrichs Schwester, die Stadt Cahors, selbst nehmen wolle.

Chicot lehnte es aber entschieden ab, selbst für den König nach Flandern zu gehen. Ärgerlich rief der König: »Du weigerst dich?« – »Bei Gott!«

»Du bist ungehorsam gegen mich?« – »Ich dir ungehorsam? Bin ich dir Gehorsam schuldig?«

»Du bist mir keinen Gehorsam schuldig, Unglücklicher?« – »Hast du mir je etwas gegeben, was mich dir verbindet? Das wenige, was ich besitze, ist mir durch Erbschaft zugefallen. Ich bin bettelarm und niederen Standes. Mache mich zum Herzog und Pair, erhebe mein Landgut zum Marquisat. Statte mich mit fünfmalhunderttausend Talern aus, dann wollen wir vom Botschafterdienst sprechen.«

Heinrich wollte antworten und einen von den guten Gründen finden, wie sie die Könige immer finden, wenn man ihnen solche Vorwürfe macht, als man den schweren samtnen Türvorhang rauschen hörte.

»Der Herr Herzog von Joyeuse,« sagte die Stimme des Huissiers. »Ei, alle Wetter! hier hast du, was du brauchst. Ich fordere dich auf, mir einen Botschafter zu finden, der dich besser vertreten würde, als dieser.«

»In der Tat,« murmelte Heinrich, »dieser verteufelte Mensch ist offenbar ein besserer Ratgeber, als es je einer meiner Minister war!«

»Ah! Du gibst es also zu?« sagte Chicot.

Und er versenkte sich in seinen Stuhl und nahm die Form einer Kugel an, so daß ihn der geschickteste Seemann des Königreichs nicht hätte entdecken können. Herr von Joyeuse mochte immerhin Großadmiral von Frankreich sein, er sah nicht mehr als ein anderer.

Der König stieß einen Freudenschrei aus, als er seinen jungen Günstling erblickte, und drückte ihm die Hand.

»Setz dich, Joyeuse, mein Kind,« sagte er zu ihm. »Mein Gott, wie spät kommst du!« – »Sire, Eure Majestät ist sehr gnädig, daß sie es bemerkt.«

Und der Herzog näherte sich der Estrade des Bettes und setzte sich auf die mit Lilien besäten Kissen, die zu diesem Behufe zerstreut auf den Stufen der Estrade umherlagen.

Wie schwierig es für einen König ist, gute Botschafter zu finden.

Chicot blieb unsichtbar in seinem Lehnstuhl; Joyeuse lag bald auf den Kissen, der König hatte sich bequem in sein Bett gewickelt, und das Gespräch begann.

»Nun, Joyeuse,« fragte der König, »seid Ihr viel in der Stadt umhergestrichen?« – »Ja, Sire, sehr viel, ich danke,« antwortete gleichgültig Joyeuse.

»Wie schnell seid Ihr auf der Grève verschwunden!« – »Hört, Sire, offenherzig gestanden, ist es wenig erquicklich, und dann liebe ich es nicht, die Menschen leiden zu sehen.« »Mitleidiges Herz!« – »Nein, selbstsüchtiges Herz. .. die Leiden anderer greifen mir die Nerven an.«

»Nu weißt, was vorgefallen ist?« – »Wo, Sire?«

»Auf der Grève.« – »Wahrhaftig, nein.«

»Salcède hat geleugnet.« – »Ah!«

»Ihr nehmt das sehr gleichgültig auf.« – »Ich gestehe, Sire, daß ich kein großes Gewicht auf das legte, was er sagen konnte; überdies war ich sicher, daß er leugnen würde.«

»Aber, da er gestanden hatte?« – »Ein Grund mehr. Die ersten Geständnisse haben die Guisen behutsam gemacht, sie arbeiteten, während Eure Majestät ruhig blieb.«

»Wie, du siehst solche Dinge vorher und sagst sie mir nicht?« – »Bin ich Minister, um über Politik zu sprechen?«

»Lassen wir das, Joyeuse. Ich bedarf deines Bruders.«

– »Mein Bruder gehört wie ich ganz dem Dienste Eurer Majestät.«

»Ich kann also auf ihn zählen?« – »Ganz gewiß.« »Ich will ihn mit einer kleinen Sendung beauftragen.«

– »Außerhalb Paris?«

»Ja.« – »Dann ist es unmöglich, Sire.«

»Warum?« – »Du Bouchage kann in diesem Augenblick nicht von hier fort.«

Heinrich erhob sich auf seinen Ellenbogen und schaute Joyeuse mit großen Augen an.

»Was soll das bedeuten?« fragte er.

Joyeuse berichtete dem König von dem Liebesleid seines Bruders, das ihn zur Zeit an Paris fessele, und das er, Joyeuse, durch sein Eingreifen in Liebesfreude zu wandeln hoffe.

Er habe seine Operationen damit begonnen, daß er an diesem Abend dreißig Musiker vor dem Hause der Dame spielen lasse.

»Nun,« sagte Heinrich, »ich wünsche deinem Bruder allen Erfolg, aber lassen wir ihn jetzt, da es für ihn in diesem Augenblick zu lästig wäre, sich von Paris zu entfernen; es ist für mich nicht unumgänglich notwendig, daß er diese Sendung erfüllt; doch ich hoffe, daß du, der du so gute Ratschläge gibst, dich nicht, wie er, zum Sklaven irgendeiner Leidenschaft gemacht hast?« – »Ich bin nie in meinem Leben so vollkommen frei gewesen.«

»Das ist vortrefflich; also hast du nichts zu tun?« – »Durchaus nichts, Sire.«

»Ich glaubte, du hättest eine Liebschaft mit einer hübschen Dame.« – »Ja, ja, mit der Geliebten des Herrn von Mayenne, einer Frau, die mich anbetete.«

»Nun?« – »Denkt Euch, heute abend, nachdem ich Du Bouchage eine Lektion gegeben, verlasse ich ihn, um zu ihr zu gehen. Ich komme an, den Kopf erhitzt durch die Theorien, die ich entwickelt hatte; ich schwöre Euch, Sire, ich hielt mich für beinahe ebenso verliebt, wie Henri. Nun finde ich

die Frau ganz zitternd und erschrocken; mein erster Gedanke ist, ich störe jemand; ich schaue umher, niemand; ich suche sie zu beruhigen, vergebens; ich frage sie, sie antwortet nicht; ich will sie küssen, sie wendet den Kopf ab, und da ich die Stirn falte, wird sie ärgerlich, steht auf, wir zanken uns, und sie kündigt mir an, sie werde nie mehr zu Hause sein, wenn ich mich bei ihr einfinde.«

»Armer Joyeuse,« versetzte der König lachend, »und was hast du getan?« – »Bei Gott! Sire, ich nahm meinen Degen und meinen Mantel, verbeugte mich artig und ging weg, ohne rückwärts zu schauen.«

»Joyeuse, das ist mutig.« – »Um so mutiger, da es mir vorkam, als hörte ich das arme Mädchen seufzen.«

»Wirst du deinen Stoizismus nicht bereuen?« – »Nein, Sire, wenn ich ihn einen Augenblick bereute, würde ich sogleich hinlaufen .... Ihr begreift, nichts wird mir den Gedanken rauben, das arme Mädchen verlasse mich wider seinen Willen.«

»Und dennoch bist du weggegangen?« – »Wie Ihr seht.«

»Und du wirst nicht zurückkehren?« – »Nie ... wenn ich den Bauch des Herrn von Mayenne hätte, doch ich bin schmächtig und habe das Recht, stolz zu sein.«

»Mein Freund,« sagte der König ernsthaft, »dieser Bruch ist ein Glück für dich.« – »Ich leugne es nicht, Sire; doch einstweilen werde ich mich acht Tage lang grausam langweilen, da ich nichts zu tun habe und nicht weiß, was ich anfangen soll.«

»Das trifft sich gut; ich habe etwas für dich zu tun.« – »Was wollt Ihr mich tun lassen, Sire? Sprecht doch!«

»Du sollst dich stiefeln.« – Joyeuse machte eine Bewegung des Schreckens. »Oh! nein, verlangt das nicht von mir, Sire, das ist wider alle meine Gedanken.«

»Du wirst zu Pferd steigen.« – Joyeuse machte einen Sprung. »Zu Pferde! nein, eine Sänfte ist mir lieber.«

»Joyeuse, genug des Scherzes; verstehst du mich, du wirst dich stiefeln und zu Pferde steigen.« – »Nein, Sire,« erwiderte der Herzog mit dem größten Ernst, »das ist unmöglich.«

»Und warum unmöglich,« fragte zornig der König. – »Weil ... weil ... ich Admiral bin.«

»Wohl! es sei! Herr Admiral von Frankreich, Ihr werdet nicht zu Pferde steigen, Ihr habt recht, es ist nicht die Sache eines Seemanns, zu reiten; aber es ist die Sache eines Seemanns, zu Schiffe zu gehen; Ihr werdet Euch also auf der Stelle zu Schiff nach Rouen begeben; in Rouen findet Ihr Eure Admiralsgalere; Ihr besteigt sie sogleich und laßt nach Antwerpen segeln.«

»Nach Antwerpen,« rief Joyeuse so verzweiflungsvoll, als ob er den Befehl erhalten hätte, nach Kanton oder Valparaiso zu reisen.

»Ich glaube, es gesagt zu haben,« sagte der König mit eisigem Tone, der keine Widerrede zuließ; »ich glaube es gesagt zu haben und will es nicht wiederholen.«

Ohne den geringsten Widerstand zu äußern, häkelte Joyeuse seinen Mantel zu, legte seinen Degen auf seine Schulter und nahm von einem Stuhle sein samtenes Toquet. »Heiliger Gott! wieviel Mühe hat man, um sich Gehorsam zu verschaffen,« brummte Heinrich; »wenn ich selbst zuweilen vergesse, daß ich Gebieter bin, sollten sich wenigstens andere daran erinnern.«

Joyeuse verbeugte sich stumm und eisig und legte der Ordnung gemäß eine Hand an das Stichblatt seines Degens.

»Eure Befehle, Sire,« sagte er mit einer Stimme, die durch den Ton der Unterwürfigkeit sogleich den Willen des Monarchen in schmelzendes Wachs verwandelte.

»Nu wirst dich nach Rouen begeben, wo du dich einschiffen sollst, wenn du es nicht vorziehst, zu Land nach Brüssel zu gehen.«

Heinrich erwartete ein Wort von Joyeuse, doch dieser beschränkte sich auf eine Verbeugung.

»Ziehst du die Reise zu Land vor?« – »Ich kenne leinen Vorzug, wenn es sich darum handelt, einen Befehl zu vollstrecken, Sire.«

»Schmolle, schmolle, abscheulicher Charakter,« rief Heinrich. »Ah! die Könige haben keine Freunde.« – »Wer Befehle gibt, kann nur erwarten, daß er Diener findet,« erwiderte Joyeuse feierlich.

»Mein Herr,« sagte der König verletzt, »Ihr werdet also nach Rouen gehen; Ihr besteigt Eure Galere und sammelt die Garnisonen von Caudebec, Harfleur und Dieppe, die ich ersetzen lassen werde; Ihr beladet damit sechs Schiffe, die Ihr in den Dienst meines Bruders zu bringen habt, der die ihm versprochene Hilfe erwartet.« – »Meinen Auftrag, wenn es Euch beliebt, Sire.«

»Und seit wann handelt Ihr nicht mehr kraft Eurer Admiralsgewalt?« – »Ich habe nur das Recht, zu gehorchen, und vermeide, soviel ich kann, jede Verantwortlichkeit.«

»Es ist gut, Herr Herzog, Ihr werdet den Auftrag in Eurem Hotel im Augenblick der Abreise erhalten.« – »Und wann wird dieser Augenblick sein, Sire?«

»In einer Stunde.« Joyeuse verbeugte sich ehrfurchtsvoll und wandte sich nach der Tür. Dem König brach das Herz beinahe.

»Wie,« sagte er, »nicht einmal die Höflichkeit eines Abschiedes! Herr Admiral, Ihr seid nicht sehr artig, das ist ein Vorwurf, den man gewöhnlich den Seeleuten macht. Vielleicht werde ich mit meinem Generalobersten der Infanterie mehr zufrieden sein.«

»Wollt Ihr mir verzeihen, Sire,« stammelte Joyeuse, »aber ich bin noch ein ebenso schlechter Höfling wie Seemann, und ich begreife, daß Eure Majestät bedauert, was sie für mich getan hat.«

Und er ging, die Tür heftig zumachend, hinaus, während sich der Vorhang vom Winde getrieben schwellte.

»So lieben mich also die, für die ich so viel getan habe!« rief der König, »ah! Joyeuse, undankbarer Joyeuse!« – »Nun, willst du ihn nicht etwa zurückrufen?« sagte Chicot, zum Bett vorschreitend. »Wie! weil du zufällig ein wenig Willen gehabt hast, bereust du es?«

»Höre doch,« erwiderte der König, »du bist herrlich; glaubst du, es sei angenehm, im Monat Oktober Regen und Wind auf der See zu genießen? Ich möchte dich dabei sehen, Selbstsüchtiger.« – »Es steht dir frei, großer König, es steht dir frei.«

»Dich zu Wasser und zu Land zu sehen?« – »Zu Wasser und zu Land, es ist in diesem Augenblick mein lebhaftestes Verlangen, zu reisen.«

»Wenn ich dich also irgendwohin schicken wollte, wie ich Joyeuse abgeschickt habe, so würdest du es annehmen?« – »Ich würde es nicht nur annehmen, sondern ich bitte, ich bewerbe mich darum.«

»Eine Sendung?« – »Eine Sendung.«

»Du gingest nach Navarra?« – »Ich ginge zum Teufel, großer König.«

»Spottest du, Narr?« – »Sire, ich war schon zu meinen Lebzeiten nicht sehr heiter und bin noch viel trauriger seit meinem Tode.« – »Aber du weigertest dich soeben, Paris zu verlassen.« – »Mein huldreicher Fürst, ich hatte unrecht, großes Unrecht, und ich bereue es.«.

»Und du wünschest Paris nun zu verlassen?« – »Sogleich, erhabener König, auf der Stelle, großer Monarch.«

»Das begreife ich nicht.« – »Du hast also die Worte des Großadmirals von Frankreich nicht gehört?«

»Welche?« – »Die, in denen er dir seinen Bruch mit der Geliebten des Herrn von Mayenne mitteilte?«

»Ja, und?« – »Wenn diese Frau, verliebt in einen reizenden Burschen wie der Herzog, ihn seufzend verabschiedet, so hat sie einen Beweggrund.«

»Ohne Zweifel, sonst würde sie ihn nicht verabschieden.« – »Kennst du nun diesen Beweggrund? Nicht? Nun, weil Herr von Mayenne zurückkommen wird.«

»Oh! oh!« machte der König. –»Du begreifst endlich, ich wünsche dir Glück.« – »Ja, ich begreife und fange an zu glauben, daß Mayenne zurückkehren wird; aber du, du, Chicot, du bist keine furchtsame oder verliebte Frau?« – »Ich, Heinrich, bin ein kluger Mann, ein Mann, der eine offene Rechnung, eine eingegangene Partie mit Herrn von Mayenne hat; findet er mich, so wird er wieder anfangen wollen; er ist ein Spieler, der einen zum Schauern bringt, dieser gute Herr von Mayenne.«

»Nun?« – »Nun, er wird so gut spielen, daß ich einige Messerstiche bekomme.«

»Bah! ich kenne meinen Chicot, er empfängt nicht, ohne zurückzugeben.« – »Ich werde ihm zehn zurückgeben, an denen er krepiert.«

»Desto besser, dann ist die Partie zu Ende.« – »Desto schlimmer, alle Wetter! im Gegenteil, desto schlimmer, die Familie wird ein furchtbares Geschrei erheben, du wirst die ganze Lige auf dem Halse haben, und an einem schönen Morgen wirst du mir sagen: ‚Chicot, mein Freund, entschuldige mich, aber ich bin genötigt, dich rädern zu lassen'.«

»Ich werde dies sagen?« – »Du wirst dies sagen und sogar tun, was noch schlimmer ist, großer König, Es ist mir also lieber, wenn die Sache eine andere Wendung nimmt, verstehst du? Ich befinde mich so ganz gut und möchte noch eine Weile so bleiben. Ich werde also nach Navarra gehen, wenn du mich dahin schicken willst,«

»Gewiß will ich es.« – »Ich erwarte deine Befehle, huldreicher Fürst.«

Hierbei nahm Chicot dieselbe Stellung ein, die Joyeuse angenommen hatte, und wartete.

»Aber« du weißt nicht, ob die Sendung dir zusagen wird.« – »Sobald ich dich darum bitte...«

»Siehst du, Chicot, ich habe gewisse Pläne wegen einer Entzweiung zwischen Margot und ihrem Gemahl.« – »Trennen, um zu herrschen, das war schon vor hundert Jahren das Abc der Politik.«

»Es widerstrebt dir also nicht?« – »Geht das mich etwas an?« erwiderte Chicot; »du wirst tun, was dir beliebt, großer Fürst. Ich bin nur Botschafter; du hast mir keine Rechenschaft abzulegen, und vorausgesetzt, daß ich unverletzlich bin... Ah! darauf halte ich allerdings.«

»Aber du mußt auch wissen, was du meinem Schwager zu sagen hast.« – »Ich etwas sagen! nein, nein, nein! Wer das Wort führt, hat immer eine Verantwortlichkeit; wer ein Schreiben überreicht, wird stets erst von zweiter Hand angepackt.«

»Gut, es sei, ich werde dir einen Brief geben; aber du sollst doch wenigstens meine Absichten inbetreff Margots und ihres Gemahls wissen,« rief Heinrich. »Tu bist ein Gaskogner, mein Brief wird Lärm am Hof von Navarra machen. Man wird dich befragen, du mußt antworten können. Zum Teufel! Du vertrittst mich. Du sollst nicht aussehen wie ein Dummkopf.« – »Mein Gott!« erwiderte Chicot, die Achseln zuckend, »wie stumpf ist dein Geist, großer König. Wie, du Meinst, ich werde einen Brief in eine Entfernung von zweihundertfünfzig Meilen tragen, ohne zu wissen, was darin steht! Alle Wetter! Sei unbesorgt, an der nächsten Straßenecke, unter dem nächsten Baume, wo ich anhalte, öffne ich deinen Brief. Wie, du schickst seit zehn Jahren Botschafter nach allen Enden der Welt und weißt das nicht besser! Auf, lege deinen Körper und deinen Geist zur Ruhe, ich kehre in meine Einsamkeit zurück.«

»Wo ist sie, deine Einsamkeit?« – »Auf dem Friedhof des Innocens, großer Fürst.«

Heinrich schaute Chicot mit jenem Erstaunen an, das er seit den zwei Stunden, die er ihn wiedergesehen, noch nicht ganz aus seinem Blicke hatte verbannen können.

»Nicht wahr, das hast du nicht alles erwartet?« fragte Chicot, indem er seinen Hut und seinen Mantel nahm. »So ist es aber, wenn man in Verbindung mit Leuten aus der andern Welt steht. Es ist abgemacht, morgen, ich oder mein Bote.«

»Es sei, doch dein Bote muß auch ein Losungswort haben, damit man weiß, daß er von dir kommt und damit man ihm die Türen öffnet.« – »Vortrefflich! Bin ich es, so komme ich von mir; ist es mein Bote, so kommt er vom Schatten.«

Nach diesen Worten verschwand er so leicht, daß der abergläubische Geist Heinrichs im Zweifel war, ob ein Körper oder ein Schatten durch die Tür gegangen sei, ohne daß man sie hörte, und unter dem Vorhang durch, ohne ihn sich bewegen zu sehen.

Was Chicots Verschwinden und vermeintlichen Tod betrifft, so sei zum Verständnis des Lesers berichtet, daß Chicot es in der Tat aus dem angegebenen Beweggrunde für besser gehalten hatte, sich eine Zeitlang völlig den Blicken der Welt, d.h. des Herzogs von Mayenne, zu entziehen. Er flüchtete sich in das Kloster seines Freundes Gorenflot, dem er einen Brief an den König mit der Mitteilung von seinem, Chicots, Tode in die schwere Hand diktierte.

In Antwort auf diesen Brief Gorenflots schrieb der König eigenhändig:

»Mein Herr Prior, Ihr werdet unserem armen Chicot ein frommes und poetisches Begräbnis geben; ich beklage ihn von ganzer Seele, denn er war nicht nur ein treu ergebener Freund, sondern auch ein ziemlich guter Edelmann. Ihr werdet ihn mit Blumen umgeben und es so einrichten, daß er in der Sonne ruht, die er als Sohn des Südens sehr liebte. Was Euch betrifft, dessen Traurigkeit ich in gleichem Maße ehre und teile, so werdet Ihr nach dem Wunsche, den Ihr gegen mich aussprecht, die Priorei Beaune verlassen. Ich bedarf in Paris zu sehr ergebener Männer und guter Geistlicher, um Euch entfernt zu halten. Demzufolge ernenne ich Euch zum Prior der Jakobiner, wonach Ihr vor der Porte Saint-Antoine wohnen werdet, eine Gegend, der unser armer Freund ganz besonders zugetan war.

Euer wohlgewogener Heinrich, der Euch bittet, ihn in Euren Gebeten nicht zu vergessen.«

Man kann sich denken, wie der Prior bei diesem ganz eigenhändig vom König geschriebenen Briefe große Augen machte, die Größe von Chicots Genie bewunderte und sich beeilte, der ehrenvollen Stellung, die ihn erwartete, entgegenzueilen. Denn der Ehrgeiz hatte, wie man sich erinnert, schon früher ein Reis in Gorenflots Herzen getrieben.

Alles ging nach den Wünschen des Königs und Chicots. Ein Bündel Dornen, physisch und allegorisch den Leichnam darstellend, wurde in der Sonne, inmitten von Blumen, unter einer schönen Weinrebe begraben; und sobald Chicot tot und in effigie beerdigt war, half er Gorenflot bei seinem Umzuge.

Dom Modeste Gorenflot nahm mit großem Gepränge Besitz von seiner Priorei der Jakobiner. Ehicot wählte die Nacht, um in Paris einzuschlüpfen. Er kaufte bei der Porte Bussy ein kleines Haus, das ihn dreihundert Taler kostete, und wenn er Gorenflot besuchen wollte, so hatte er drei Wege, den durch die Stadt, der der kürzeste, den am Rande des Wassers, der der poetischste, und den längs der Mauern, der der sicherste war.

Aber Chicot, ein Träumer, wählte fast immer den an der Seine, und da der Fluß in jener Zeit noch nicht zwischen steinerne Mauern eingeschachtet war, so leckte das Wasser, wie der Dichter sagt, seine breiten Ufer, an denen die Bewohner der Cité mehr als einmal die lange Silhouette Chicots bei schönem Mondschein sich hervorheben sehen konnten.

Nachdem Chicot eingezogen war und seinen Namen verändert hatte, war er bemüht, auch sein Gesicht zu verändern; er nannte sich Robert Briquet und ging leicht vorwärts gebeugt; dann hatte ihn die beständige Unruhe und der Verlauf der letzten sechs Jahre beinahe kahl gemacht, so daß sein sonst krauses schwarzes Haar sich, wie das Meer bei der Ebbe, von seiner Stirn gegen sein Genick zurückgezogen. Überdies trieb er mimische Studien, indem er durch geschicktes Zusammenziehen das natürliche Spiel der Muskeln und das gewöhnliche Spiel der Physiognomie zu verändern suchte.

Die Folge war, daß Chicot, am hellen Tage gesehen, wenn er sich Mühe geben wollte, als ein wahrhafter Robert Briquet, das heißt, als ein Mensch erschien, dessen Mund von einem Ohr zum andern ging, dessen Kinn die Nase berührte und dessen Augen schielten, daß einem bange werden konnte.

Nur seine langen Arme und seine ungeheuren Beine konnte Chicot nicht verkürzen; da er aber sehr erfindungsreich war, so bog er, wie gesagt, seinen Rücken, so daß die Arme beinahe so lang waren wie seine Beine.

Mit diesen Übungen verband er die Vorsicht, daß er mit niemand eine Bekanntschaft anknüpfte. So ausgerenkt Chicot auch war, so konnte er doch nicht immer die gleiche Stellung behalten. Er führte also ein Klausnerleben, was übrigens seinem Geschmacke entsprach; seine ganze Zerstreuung bestand darin, daß er Gorenflot besuchte, mit dem er vollends den ausgezeichneten 1550er trank, den der würdige Prior gewissenhaft aus den Kellern von Beaune mitgenommen hatte.

Doch die gemeinen Geister sind Veränderungen unterworfen, wie die großen Geister; Gorenflot veränderte sich, Gott sei Dank! nicht physisch, aber moralisch. Er sah den, der bisher sein Geschick in seinen Händen hatte, in seine Macht und Diskretion gegeben. Chicot, der zum Mittagessen in die Priorei, kam, erschien ihm als ein Chicot-Sklave, und Gorenflot hielt von diesem Augenblick an zu viel von sich und nicht genug von Chicot.

Chicot sah die Veränderung seines Freundes, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen. Er hatte sich durch ähnliche Erfahrungen bei König Heinrich zu einer solchen Philosophie aufgeschwungen. Er hielt sich mehr zurück, das war alles. Statt alle zwei Tage in die Priorei zu gehen, ging er nur noch einmal in der Woche, dann alle vierzehn Tage, dann alle Monate dahin, Gorenflot war so aufgeblasen, daß er es gar nicht bemerkte.

Chicot war zu sehr Philosoph, um empfindlich zu sein; er lachte im Stillen über die Undankbarkeit Gorenflots und kratzte sich nach seiner Gewohnheit an der Nase und am Kinn.

»Das Wasser und die Zeit,« sagte er, »sind die zwei mächtigsten auflösenden Mittel, die ich kenne. Das eine löst den Stein auf und die

andere die Eitelkeit. Warten wir.« Und er wartete.

Er war in diesem Warten begriffen, als die von uns erzählten Ereignisse eintraten. Da nun sein König, den er immer noch liebte, obwohl er gestorben war, ihm unter den neuen Verhältnissen einigen Gefahren preisgegeben zu sein schien, so entschloß er sich, ihm als Gespenst zu erscheinen und ihm in dieser Absicht allein die Zukunft vorherzusagen. Wir haben gesehen, wie geschickt sich Chicot dieser Aufgabe entledigte, und wollen ihm nun bei seinem Ausgang aus dem Louvre bis zu seinem kleinen Hause folgen. Die Serenade.

Um vom Louvre nach Hause zu kommen, hatte Chicot keinen weiten Weg zu gehen. Er stieg an dem steilen Ufer hinab und fuhr über den Fluß mit einem kleinen Schiffe, das er selbst lenkte und von der Rive de Nesle an den verlassenen Kai des Louvre gebracht hatte.

Unterwegs dachte er darüber nach, daß der König noch immer derselbe schwache und erhabene, phantastische und poetische Geist sei, ewig die selbstsüchtige Seele, die stets mehr verlange, als man ihr geben könne, ein unglücklicher König, ein armer König, mehr zu bedauern als irgendein Mensch seines Reiches. »Ich glaube,« sagte er bei sich, »nur ich habe diese seltsame Mischung von Üppigkeit und von Reue, von Gottlosigkeit und Aberglauben ergründet, wie nur ich allein den Louvre kenne, durch dessen Gemächer so viele Günstlinge gezogen sind, um in das Grab, in die Verbannung oder in die Vergessenheit zu wandern; wie ich auch nur allein ohne Gefahr mit dieser Krone spiele, die einstweilen den Geist von so vielen Leuten verbrennt, bis sie ihnen auch die Finger verbrennen wird.«

Als Chicot gelandet war und in die nahe Rue des Augustins kam, war er, sehr erstaunt, Stimmen und Instrumente zu hören, die das in so vorgerückter Stunde sonst so friedliche Viertel mit Harmonie erfüllten.

»Es ist also eine Hochzeit hier,« dachte er anfangs; »alle Wetter! Ich habe nur fünf Stunden geschlafen und werde nun wachen müssen, ich, der ich keine Hochzeit halte.«

Während er sich näherte, sah er einen großen Schein auf den Fensterscheiben der wenigen Häuser tanzen, die sich in dieser Straße

fanden; der Schein wurde durch ein Dutzend Fackeln hervorgebracht, die Pagen und Lakaien trugen, indes vierundzwanzig Musiker unter den Befehlen eines besessenen Italieners aus Leibeskräften mit ihren Violen, Psaltern, Geigen, Zithern, Trompeten und Trommeln aufspielten.

Dieses Heer von Lärmmachern war in schöner Ordnung zu Chicots Verwunderung vor seinem eigenen Hause aufgestellt. Der unsichtbare General, der das Manöver leitete, hatte Musiker und Pagen so aufgestellt, daß alle gegen die Wohnung Robert Briquets gewendet waren.

Chicot schaute diese Erscheinung einen Augenblick erstaunt an und horchte auf das sonderbare Getöse. Dann schlug er mit seinen knochigen Händen auf seine Schenkel und sagte: »Das ist ein Irrtum, es ist nicht möglich, daß man für mich einen solchen Lärm macht.«

Hierauf trat er näher, mengte sich unter die Neugierigen, die die Serenade herbeigezogen hatte, und versicherte sich, aufmerksam umherschauend, daß alles Licht der Fackeln sich an seinem Hause abspielte, und daß niemand in der Menge sich im geringsten um das Haus gegenüber oder um die benachbarten Häuser kümmerte.

»In der Tat,« sagte Chicot zu sich selbst, »es ist für mich; sollte sich etwa eine unbekannte Prinzessin in mich verliebt haben?«

Diese Annahme, so schmeichelhaft sie auch war, schien indessen Chicot keineswegs zu überzeugen. Er wandte sich nach dem Hause um, das dem seinigen gegenüber stand.

Nur zwei Fenster dieses Hauses, die einzigen, die keine Läden hatten, fingen zuweilen Lichtblitze auf, während das arme Haus selbst alles Lebens beraubt zu sein schien.

»Man muß einen sehr harten Schlaf in diesem Hause haben,« sagte Chicot, »alle Teufel! ein solches Bacchanal müßte Tote erwecken.«

Währenddessen setzte das Orchester seine Symphonie fort, als ob es vor einer Versammlung von Königen und Kaisern gespielt hätte.

»Verzeiht, Freund,« fragte Chicot, sich an einen Fackelträger wendend, »könnt Ihr mir nicht sagen, für wen diese ganze Musik?«

»Für den Bürger, der hier wohnt,« antwortete der Diener, indem er Chicot Robert Briquets Haus bezeichnete.

»Es ist für mich, entschieden für mich,« dachte Chicot.

Chicot drang durch die Menge, um die Erklärung des Rätsels auf dem Ärmel und der Brust des Pagen zu lesen, aber jedes Wappen war sorgfältig unter einer Art von mauerfarbigem Überwurf verborgen.

»Wem gehört Ihr an, mein Freund?« fragte Chicot einen Tamburinschläger, der seine Finger mit dem Atem erwärmte, weil er in diesem Augenblicke gerade nichts zu trommeln hatte.

»Dem Bürger, der hier wohnt,« antwortete der Musiker, indem er mit seinem Stäbchen die Wohnung Robert Briquets bezeichnete.

»Ah! ah!« sagte Chicot, »sie sind nicht nur meinetwegen hier, sondern sie gehören mir sogar. Es kommt immer besser; wir werden ja am Ende sehen.«

Er bewaffnete sein Gesicht mit der schwierigsten Grimasse, die er finden konnte, stieß rechts und links Pagen, Lakaien, Musiker beiseite, um die Tür nicht ohne Schwierigkeit zu erreichen, zog hier, sichtbar und glänzend in dem von den Fackelträgern gebildeten Kreise, den Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Tür, trat ein, stieß die Tür wieder zu und schob den Riegel vor. Dann stieg er auf seinen Balkon, stellte auf den Vorsprung einen ledernen Stuhl, setzte sich bequem darauf, stützte das Kinn auf das Geländer und sagte, ohne daß er das Gelächter zu bemerken schien, das seine Person empfing: »Meine Herren, täuscht ihr euch nicht, sind eure Triller, Kadenzen und Rouladen wirklich an mich gerichtet?«

»Ihr seid Meister Robert Briquet?« fragte der Direktor des ganzen Orchesters.

»In Person.«

»Wohl, wir sind ganz zu Euren Diensten, mein Herr,« erwiderte der Italiener mit einer Bewegung seines Stabes, die einen neuen Melodiensturm hervorrief.

»Das ist wahrhaftig nicht zu verstehen,« sagte Chicot zu sich selbst, indem er seine scharfen Augen auf der ganzen Menge und an allen Häusern der Nachbarschaft umherlaufen ließ. Da erblickte er plötzlich unter dem Wetterdach seines Hauses, durch die Spalten des Balkonbodens, einen ganz in einen dunkelfarbigen Mantel gehüllten Mann, der einen schwarzen Hut mit roter Feder und einen langen Degen trug und, da er sich unbeobachtet glaubte, mit seiner ganzen Seele nach dem gegenüberliegenden öden, stummen, toten Haus schaute. Von Zeit zu Zeit verließ der Direktor des Orchesters seinen Posten, um leise mit diesem Mann zu sprechen. Chicot erriet bald, daß das ganze Interesse der Szene hier war, und daß dieser schwarze Hut das Gesicht eines Edelmannes verbarg.

Von diesem Augenblick an war seine ganze Aufmerksamkeit dem Unbekannten zugewendet.

Bald sah er, wie ein Kavalier, dem zwei Stallmeister folgten, an der Ecke der Straße erschien und energisch mit Gertenhieben die Neugierigen Vertrieb.

»Herr Joyeuse,« murmelte Chicot, der in dem Kavalier den auf Befehl des Königs gestiefelten und gespornten Großadmiral von Frankreich erkannte.

Sobald die Neugierigen zerstreut waren, schwieg das Orchester, dem offenbar ein Wink des Gebieters Stillschweigen auferlegte.

Der Kavalier näherte sich dem unter dem Wetterdache verborgenen Edelmann und fragte: »Nun, Henri, was gibt es Neues?« – »Nichts, mein Bruder, nichts.«

»Nichts?« – »Nein, sie ist nicht einmal erschienen.«

»Diese Burschen haben also keinen Lärm gemacht?« – »Sie haben das ganze Quartier betäubt.«

»Sie haben also nicht gerufen, wie es ihnen empfohlen war, sie spielten zu Ehren dieses Bürgers?« – »Sie haben es so laut gerufen, daß er in Person auf seinem Balkon sitzt und der Serenade zuhört.« »Sie ist nicht erschienen?« – »Weder sie noch sonst jemand.«

»Der Gedanke war doch geistreich,« sagte Joyeuse gereizt, »denn sie könnte es am Ende, ohne sich zu kompromittieren, machen wie alle diese guten Bürger und die ihrem Nachbar gegebene Musik benützen.«

Henri schüttelte den Kopf und sagte: »Ah! man sieht wohl, daß du sie nicht kennst, Bruder.«

»Doch, doch, ich kenne sie; das heißt, ich kenne alle Frauen, und da sie in der Zahl inbegriffen ist, so wollen wir den Mut nicht sinken lassen.« – »Oh! mein Gott! Bruder, du sagst mir das mit einem ganz entmutigten Tone.«

»Durchaus nicht; nur muß der Bürger von heute an jedem Abend seine Serenade bekommen.« – »Sie wird ausziehen.«

»Warum, wenn du nichts sagst, wenn du sie nicht bezeichnest, wenn du stets verborgen bleibst? Hat der Bürger etwas geredet, als man ihm diese Artigkeit erwies?« – »Ja, er hat eine Rede an das Orchester gehalten .... Ah! sieh, Bruder, er will in der Tat noch einmal sprechen.«

Entschlossen, in der Sache ins klare zu kommen, stand Briquet wirklich auf, um zum zweiten Male den Direktor des Orchesters zu befragen.

»Schweigt da oben und geht hinein,« rief Anne in seiner üblen Laune, »zum Teufel, da Euch die Serenade zuteil geworden ist, so habt Ihr nichts zu sagen, haltet Euch also ruhig.« – »Meine Serenade, meine Serenade,« erwiderte Chicot mit der freundlichsten Miene; »ich will wenigstens wissen, an wen meine Serenade gerichtet ist.«

»An Eure Tochter, Dummkopf.« – »Verzeiht, Herr, ich habe keine Tochter.«

»An Eure Frau also.« – »Ich bin, Gott sei Dank, nicht verheiratet.«

»An Euch persönlich, und wenn du nicht hineingehst ....«

Joyeuse verband die Tat mit der Drohung und sprengte sein Pferd gegen den Balkon, und zwar mitten durch die Musiker.

»Alle Wetter!« rief Chicot, »wer wirft hier die Musiker nieder; wenn die Musik für mich ist?«

»Alter Narr,« brummte Joyeuse, das Haupt erhebend, »wenn du dein häßliches Gesicht nicht in deinem Rabennest verbirgst, so werden dir die Musiker alle ihre Instrumente auf dem Genick zerbrechen.«

»Laß diesen armen Menschen,« sagte du Bouchage, »er muß sich in der Tat sehr wundern!«

»Und warum wundert er sich, beim Teufel! ... übrigens siehst du wohl, daß wir, wenn wir einen Streit anfangen, jemand an das Fenster ziehen werden; prügeln wir also den Bürger, stecken wir sein Haus in Brand, wenn es sein muß, aber rühren wir uns, rühren wir uns.«

»Ich bitte, mein Bruder,« entgegnete Henri, »erpressen wir nicht die Aufmerksamkeit dieser Frau; wir sind besiegt, ergeben wir uns!«

Briquet verlor kein Wort von diesem Zwiegespräch, das helles Licht in seine noch verworrenen Ideen brachte; er traf im Geiste seine Anstalten zur Verteidigung, denn er kannte die Laune dessen, der ihn angriff.

Doch Joyeuse ergab sich den Vernunftgründen seines Bruders, ging nicht weiter und entließ Pagen, Diener, Musiker und Maestro.

Er zog sodann seinen Bruder beiseite und teilte ihm mit, daß er auf Befehl des Königs sofort nach Flandern gehen müsse; er bat den Bruder herzlich mitzukommen. Du Bouchage erklärte aber, sich von dem Orte seiner Geliebten nicht trennen zu können, worauf Joyeuse von seiner Bitte abstand und tröstend hinzufügte, er sei überzeugt, er werde bei der Rückkehr den Bruder für seine beharrliche Liebe belohnt finden. Joyeuse hieß darauf die Musiker heimgehen und ritt dem Bruder, der ihn bis zum Tor geleiten wollte, voran zur harrenden Eskorte.

Henri warf einen letzten Blick nach dem öden Hause, sandte ein letztes Gebet nach dessen Fenstern und folgte dann, langsam und beständig sich umwendend, dem Bruder.

Als Robert Briquet die jungen Leute mit den Musikanten sich entfernen sah, dachte er, die Entwicklung dieser Szene werde nun wohl erfolgen. Er zog sich daher geräuschvoll vom Balkon zurück und schloß das Fenster, ging aber innen zum Dach hinauf, das ausgezackt war, wie das der flämischen Häuser; er verbarg sich hinter einer dieser Auszackungen und beobachtete die Fenster gegenüber.

Sobald der Lärm auf der Straße aufgehört hatte und alles in die gewöhnliche Ordnung zurückgekehrt war, öffnete sich leise eines von den oberen Fenstern dieses seltsamen Hauses, und ein Kopf kam vorsichtig hervor.

»Nichts mehr,« murmelte eine Männerstimme, »folglich keine Gefahr mehr; es war eine Mystifikation, die sich an unsern Nachbar richtet; Ihr könnt Euer Versteck verlassen, gnädige Frau, und in Euer Zimmer hinabgehen.«

Bei diesen Worten schloß der Mann das Fenster wieder, ließ das Feuer aus einem Stein springen, zündete eine Lampe an und reichte sie einem Arm, der sich ausstreckte, um sie zu empfangen.

Chicot schaute angespannt. Doch kaum hatte er das bleiche und erhabene Antlitz der Frau erschaut, die die Lampe in Empfang nahm, und den sanften, traurigen Blick aufgefaßt, der zwischen dem Diener und der Gebieterin ausgetauscht wurde, als er selbst erbleichte und fühlte, wie ein eisiger Schauer seine Adern durchlief.

Die junge Frau war kaum vierundzwanzig Jahre alt. Sie stieg nun die Treppe hinab; ihr Diener folgte ihr.

»Ah!« murmelte Chicot, der mit der Hand über die Stirn fuhr, um sich den Schweiß abzuwischen, und als ob er zugleich eine furchtbare Erscheinung hätte verjagen wollen, »ah! Graf du Bouchage, tapferer, schöner junger Mann, wahnsinniger Verliebter, laß alle Hoffnung fahren!«

Dann stieg er ebenfalls in sein Zimmer hinab ... mit düsterer Stirn, wie wenn er in eine furchtbare Vergangenheit, in einen blutigen Abgrund hinabgestiegen wäre, und setzte sich, nun auch selbst von der Schwermut, die von dem düstern Hause ausging, bezwungen, gedankenvoll in den Schatten.

Chicots Börse.

Chicot brachte die ganze Nacht träumend in seinem Lehnstuhl zu. Träumend ist das richtige Wort, denn in der Tat, es waren weniger Gedanken, als Träume, was ihn beschäftigte.

Zur Vergangenheit zurückkehren, mit einem Blicke eine ganze, beinahe im Gedächtnis verwischte Epoche am Feuer eines einzigen Blickes sich erhellen sehen, heißt nicht denken. Chicot wohnte die ganze Nacht in einer Welt, die längst von ihm verlassen und mit erhabenen oder anmutigen Schatten bevölkert war, die der Blick der bleichen Frau, einer treuen Lampe ähnlich, einen nach dem andern mit seinem Gefolge von glücklichen und schrecklichen Erinnerungen an ihm vorüberziehen ließ.

Als die Morgendämmerung die Scheiben seines Fensters versilberte, sagte er: »Die Stunde der Gespenster ist vorüber, wir müssen nun auch an die Lebendigen denken.«

Er stand auf, gürtete sein langes Schwert um, warf über seine Schultern einen Oberrock von weinhefenfarbiger Wolle und einem auch für den stärksten Regen undurchdringlichen Gewebe und prüfte mit der stoischen Festigkeit des Weisen den Grund seiner Börse und die Sohle seiner Schuhe.

Diese erschienen Chicot würdig, einen Feldzug zu beginnen, und jene verdiente eine besondere Aufmerksamkeit.

Chicot, der, wie man weiß, ein Mensch von erfindungsreicher Einbildungskraft war, hatte nämlich den Hauptbalken ausgehöhlt, der sein Haus von einem Ende zum andern durchzog und zugleich zur Zierat und zur Festigkeit diente, denn er war bunt bemalt und hatte wenigstens achtzehn Zoll im Durchmesser.

Aus diesem Balken hatte er sich durch eine Aushöhlung von anderthalb Fuß Länge und sechs Zoll Breite eine Kasse gemacht, in der tausend Goldtaler enthalten waren.

Chicot hatte folgende Berechnung angestellt: »Ich gebe jeden Tag den zwanzigsten Teil eines solchen Talers aus; ich habe also Mittel, zwanzigtausend Tage zu leben. Ich werde sie nie leben, aber ich kann die Hälfte erreichen, und dann vermehren sich, je älter ich werde, meine Bedürfnisse und folglich meine Ausgaben, denn die Gemächlichkeit muß mit der Abnahme des Lebens zunehmen. Somit habe ich zwanzig bis fünfundzwanzig schöne Jahre zu leben. Das ist, Gott sei Dank, genug.«

Als er diesen Morgen seine Kasse öffnete, um sich seine Rechnung zu machen, sagte er zu sich selbst: »Bei Gott! das Jahrhundert ist hart, und die Zeiten sind nicht für die Großmut geeignet. Ich habe kein Zartgefühl gegen Heinrich zu beobachten. Diese tausend Goldtaler kommen nicht einmal von ihm, sondern von einem Oheim, der mir sechsmal mehr versprochen hatte. Dieser Oheim war allerdings Junggeselle. Wenn es noch Nacht wäre, würde ich hundert Taler aus der Tasche des Königs nehmen, aber es ist Tag und ich habe keine andere Quelle mehr, als bei mir selbst und ... bei Gorenflot:«

Der Gedanke, von Gorenflot Geld zu beziehen, ließ seinen würdigen Freund lächeln.

»Es wäre ja schön,« fuhr er fort, »wenn Meister Gorenflot, der mir sein Glück verdankt, hundert Taler seinem Freunde für den Dienst des Königs abschlüge, der ihn zum Prior der Jakobiner ernannt hat.«

»Ah!« sagte er, »er ist nicht mehr Gorenflot.

»Ja, aber Robert Briquet ist immer noch Chicot. Doch der Brief des Königs, der Brief, der Navarra in Flammen setzen soll, ich sollte ihn vor Tag holen, und der Tag ist gekommen. Ah! dieses Mittel werde ich haben, und es wird sogar einen furchtbaren Schlag auf den Schädel Gorenflots tun, wenn mir sein Gehirn zu schwer zu überzeugen ist. Vorwärts also!«

Chicot fügte das Brett wieder ein, das sein Versteck schloß, befestigte es mit vier Nägeln und bedeckte es mit der Platte, auf die er gehörig Staub

streute, um die Fugen zu verstopfen; dann schaute er, zum Aufbruch bereit, zum letzten Male dieses kleine Zimmer an, wo er seit vielen glücklichen Tagen undurchdringlich und bewacht war, wie es das Herz in der Brust ist.

So beruhigt schloß Chicot seine Tür, deren Schlüssel er mit sich nahm; als er sodann hinausging, um das Ufer zu erreichen, sagte er: »Ei! ei! dieser Nicolas Poulin könnte wohl hierher kommen, meine Abwesenheit verdächtig finden und... Ah! diesen Morgen habe ich nur Hasengedanken. Vorwärts.«

Indes Chicot seine Haustür nicht minder sorgfältig schloß, als er seine Zimmertür geschlossen hatte, bemerkte er an einem Fenster den Diener der unbekannten Dame, der, ohne Zweifel in der Hoffnung, so früh am Morgen nicht bemerkt zu werden, Luft schöpfte.

Dieser Mann war erwähntermaßen ganz entstellt durch eine Wunde an der linken Schläfe, die sich über einen Teil der Wange erstreckte. Durch die Heftigkeit des Schlages von der Stelle gerückt, verbarg eine von seinen Augenbrauen beinahe völlig das linke, in seine Höhle eingesunkene Auge. Dabei hatte er trotz seiner kahlen Stirn und seinem gräulichen Barte einen lebhaften Blick und eine auffallende Jugendfrische auf der Wange, die verschont worden war.

Beim Anblick Robert Briquets, der seine Türschwelle hinabstieg, bedeckte er sich den Kopf mit seiner Kapuze. Er machte eine Bewegung, um zurückzutreten, doch Chicot bedeutete ihm durch eine Bewegung, er möge bleiben.

»Nachbar,« rief ihm Chicot zu, »das Gelärm gestern hat mir mein Haus verleidet; ich will einige Wochen auf meine Meierei gehen; wäret Ihr wohl so gefällig, von Zeit zu Zeit einen Blick nach dieser Seite zu werfen?« – »Ja, gern,« antwortete der Unbekannte.

»Und solltet Ihr Diebe bemerken...« – »Seid unbesorgt, ich habe eine gute Büchse.«

»Ich danke. Indessen hätte ich Euch noch um einen Dienst zu bitten. Doch es ist zu zarter Natur, um es Euch von ferne zuzurufen, Nachbar.« – »Dann

werde ich hinabkommen.«

Chicot sah den Unbekannten in der Tat verschwinden, und als er sich während dieses Verschwindens dem Hause näherte, hörte er seine Tritte im Hausflur schallen, dann öffnete sich die Tür, und sie standen einander gegenüber.

Diesmal hatte der Diener sein Gesicht völlig in seine Kapuze gehüllt.

»Es ist heute sehr kalt,« sagte er, um seine geheimnisvolle Vorsicht zu verbergen oder zu entschuldigen.

»Ein eisiger Nordwind, Nachbar,« erwiderte Chicot, der sich stellte, als schaute er den andern nicht an, um es ihm bequemer zu machen.

»Nun?« sagte der Unbekannte. – »Ich verreise.«

»Ihr habt mir schon die Ehre erwiesen, mir dies mitzuteilen.« – »Ich erinnere mich dessen vollkommen; aber indem ich abreise, lasse ich Geld zurück.«

»Desto schlimmer, mein Herr, desto schlimmer, nehmt es mit.« – »Nein, der Mensch ist schwerfälliger und minder entschlossen, wenn er seine Börse zugleich mit seinem Leben zu retten sucht. Ich lasse all mein Geld wohl verborgen hier, so wohl verborgen, daß ich nur das Unglück eines Brandes zu befürchten habe. Wenn mir das begegnete, wollt das Verbrennen eines gewissen dicken Balkens beobachten, von dem Ihr dort rechts das in Gestalt eines Drachenkopfes geschnitzte Ende erblickt... beobachtet, sage ich, und sucht in der Asche.«

»In der Tat,« entgegnete der Unbekannte, sichtbar ärgerlich, »Ihr belästigt mich ungemein. Diese vertrauliche Mitteilung wäre besser bei einem Freunde angebracht, als bei einem Mann, den Ihr gar nicht kennt, den Ihr nicht kennen könnt. Bedenkt, welche Verantwortlichkeit Ihr mir aufbürdet. Kann nicht diese lärmvolle Musik meiner Gebieterin ebenso ärgerlich sein wie Euch, und können wir nicht deshalb die Wohnung verändern?« – »Nun wohl! dann ist alles abgetan, und ich werde mich nicht an Euch halten, Nachbar.«

»Ich danke für das Vertrauen, das Ihr einem armen Unbekannten beweist,« sagte der Diener, sich verbeugend; »ich werde mich seiner würdig zu zeigen suchen.« Und er grüßte Chicot und ging wieder hinein.

Chicot grüßte ihn seinerseits liebevoll und sagte, als er sah, daß die Tür wieder hinter ihm geschlossen war: »Armer, junger Mann, diesmal ist es ein wahres Gespenst, und ich habe ihn doch so heiter, so lebendig, so schön gesehen!«

Die Priorei der Jakobiner.

Die Priorei, die der König Gorenflot geschenkt hatte, um ihn für seine redlichen Dienste und besonders für seine glänzende Beredsamkeit zu belohnen, lag ungefähr zwei Büchsenschüsse jenseits der Porte Saint-Antoine. Es war dies damals ein sehr vornehmer Stadtteil; der König kam häufig nach dem Schlosse von Vincennes, das, man in jener Zeit *Bois de Vincennes* nannte, und infolge der Hin- und Herfahrten des Hofes hatte diese Straße etwa die Wichtigkeit, wie heutzutage die Champs-Elysses.

Die Priorei selbst bestand aus einem Viereck von Gebäuden, das einen ungeheuren, mit Bäumen bepflanzten Hof enthielt, und es gehörten dazu außer dem Gemüsegarten, der hinter dem Viereck lag, eine Menge von Baulichkeiten und Gartenstücken, die der Priorei die Ausdehnung eines Dorfes gaben.

Zweihundert Jakobinermönche bewohnten die Schlafsäle, die im Hintergrunde des Hofes parallel mit der Straße lagen. Auf der Vorderseite verliehen vier Fenster mit einem einzigen eisernen, an diesen Fenstern hinlaufenden Balkon den Gemächern der Priorei Luft, Licht und Leben.

Im Schoße dieser Priorei, einem wahren Paradies der Müßiggänger und der Wohlschmecker, wo Schlachtochsen, Schafe und Schweine und nicht minder ein besonders mit Burgunder reich besetzter Keller für des Leibes Notdurft sorgten, in der kostbaren Wohnung, deren Balkon auf die Straße geht, finden wir Gorenflot wieder, geschmückt mit einem Kinn mehr und mit jenem ehrwürdigen Ernste, den die beständige Gewohnheit der Ruhe und des Wohlbehagens auch den gemeinsten Gesichtern verleiht.

In seinem schneeweißen Gewande, mit dem schwarzen Kragen, der seine breiten Schultern warm hält, hat Gorenflot nicht mehr so viel Freiheit der Bewegung, wie in seinem einfachen grauen Mönchskleide, aber er hat mehr Majestät. Breit wie eine Hammelkeule, stützt sich seine Hand auf einen Quartanten, den sie völlig bedeckt; seine dicken Füße drücken einen Wärmer nieder, und seine Arme sind nicht mehr lang genug, um einen Gürtel für seinen Bauch zu bilden.

Es hat soeben halb acht Uhr geschlagen. Der Prior ist zuletzt aufgestanden; er pflegt die Regel zu benutzen, die dem Obersten eine Stunde Schlaf mehr gestattet, als den Mönchen, doch er setzt seine Nacht ruhig und gemütlich in einem Lehnstuhle mit Eiderdaunenkissen fort.

Die Ausstattung des Zimmers, worin der würdige Abt schläft, ist mehr weltlich als religiös; ein Tisch mit gedrehten Füßen und mit einem reichen Teppich bedeckt, religiöse Gemälde galanter Art, eine seltsame Mischung von Liebe und Devotion, die man nur in jener Zeit in der Kunst findet, kostbare Gefäße für die Kirche oder die Tafel auf Schenktischen, an den Fenstern große Vorhänge von venetianischem Brokat, trotz ihres Alters glänzender, als die teuersten neuen Stoffe, dies find die Reichtümer, deren Besitzer Dom Gorenflot durch die Gnade Gottes, des Königs und besonders Chicots geworden war.

Der Prior schlief also in seinem Lehnstuhl, während ihm der Tag seinen gewöhnlichen Besuch machte und mit seinen silbernen Lichtern die purpurnen und Perlmutterartigen Töne auf dem Gesichte des Schläfers liebkoste.

Die Stubentür öffnet sich sacht, und zwei Mönche treten ein, ohne den Prior aufzuwecken.

Der erste war ein Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, mager, bleich und nervös gekrümmt in seinem Jakobinergewand; er trug den Kopf hoch; wie ein Pfeil aus seinem Falkenauge schießend, befahl sein Blick, ehe er gesprochen hatte, und dennoch milderte sich dieser Blick durch das Spiel zweier weißer Augenlider, die beim Lenken den breiten blauen Kreis hervortreten ließen, von dem seine Augen begrenzt waren. Glänzte aber im Gegenteil dieser schwarze Augenstern zwischen diesen Brauen und der

falben Umrahmung der Augenhöhle, so hätte man glauben sollen, es springe ein Blitz aus den Falten zweier kupferner Wolken hervor. Dieser Mönch hieß Bruder Borromée; er war seit drei Wochen Säckelmeister des Klosters.

Der andere war ein jünger Mensch von siebzehn bis achtzehn Jahren, mit lebhaften schwarzen Augen, kühner Miene, hervorspringendem Kinn, klein, aber gut gewachsen, der, wenn er seine weiten Ärmel zurückschlug, mit einem gewissen Stolz zwei nervige, behende Arme sehen ließ.

»Der Prior schläft noch, Bruder Borromée,« sagte der jüngere von den beiden Mönchen zu dem anderen, »wecken wir ihn auf?«

»Hüten wir uns wohl, Bruder Jacques,« erwiderte der Säckelmeister.

»Es ist in der Tat schade, daß wir einen Prior haben, der so lange schläft,« versetzte der junge Bruder, »denn man hätte diesen Morgen die Waffen probieren können: habt Ihr gesehen, was für schöne Panzer und Büchsen darunter sind?«

»Still, mein Bruder, man könnte Euch hören.«

»Welch ein Unglück,« sagte der kleine Mönch, indem er mit dem Fuße auf den Boden stampfte, was jedoch durch den dicken Teppich gedämpft wurde; »welch ein Unglück, das Wetter ist heute so schön, der Hof ist so trocken, welch eine schöne Übung hätte man heute vornehmen können, Bruder Borromée!«

»Man muß warten, mein Kind,« entgegnete Bruder Borromée mit einer geheuchelten Unterwürfigkeit, die durch das Feuer seiner Blicke Lügen gestraft wurde.

»Aber warum befehlt Ihr nicht, daß die Waffen ausgeteilt werden?« sagte ungestüm Jacques, während er seine herabgefallenen Ärmel wieder zurückschlug.

»Ich befehle nicht, Ihr wißt es wohl, mein Bruder,« erwiderte Borromée mit Salbung, »ist nicht der Herr da?«

»In diesem Lehnstuhl, ... eingeschlafen, ... während alles wacht,« sagte Jacques mit einem weniger ehrfurchtsvollen, als ungeduldigen Tone, »der Herr?«

Und ein Blick stolzen Verständnisses schien bis in die Tiefe des Herzens von Bruder Borromée dringen zu wollen.

»Achten wir seinen Rang und seinen Schlummer,« sagte dieser, indem er mitten in das Zimmer trat, doch so unglücklich, daß er einen Schemel zu Boden warf.

Obgleich der Teppich das Geräusch dämpfte, fuhr Dom Gorenflot doch bei diesem Lärm auf und erwachte.

»Wer ist da?« rief er mit der bebenden Stimme einer eingeschlafenen Schildwache.

»Ehrwürdiger Herr Prior,« sagte der Bruder Borromée, »verzeiht, wenn wir Eure fromme Meditation stören, aber ich komme, um Eure Befehle einzuholen.«

»Ah! guten Morgen, Bruder Borromée,« sagte Gorenflot mit einem leichten Zeichen des Kopfes und fuhr nach einem Augenblick des Nachdenkens, in dem er offenbar alle Saiten seines Gedächtnisses angestrengt hatte, fort: »Welche Befehle?« – »In Beziehung auf die Waffen und Rüstungen.«

»In Beziehung auf die Waffen und Rüstungen?« – »Allerdings, Eure Herrlichkeit hat befohlen, Waffen und Rüstungen herbeizuschaffen.«

»Wem?« – »Mir.«

»Bei Euch habe ich Waffen bestellt?« – »Ganz gewiß, ehrwürdiger Herr Prior,« antwortete Borromée mit gleichem, festem Tone.

»Ich!« wiederholte Dom Modeste, im höchsten Maße erstaunt, »ich! und wann dies?« – »Vor acht Tagen.«

»Ah! vor acht Tagen... Noch wozu Waffen?« – »Ihr sagtet mir, ehrwürdiger Herr, und ich will Eure eigenen Worte wiederholen. Ihr sagtet mir: .Bruder

Borromée, es wäre gut, wenn man sich Waffen verschaffen würde, um unsere Mönche und Brüder zu bewaffnen; die gymnastischen Übungen entwickeln die Kräfte des Körpers, wie die frommen Ermahnungen die des Geistes entwickeln'.«

»Ich habe das gesagt?« – »Ja, ehrwürdiger Herr Prior, und ich, ein unwürdiger, gehorsamer Bruder, beeilte mich, Eure Befehle zu vollziehen, und verschaffte mir Kriegswaffen.«

»Das ist seltsam,« murmelte Gorenflot, »ich erinnere mich an nichts von dem allen.« – »Ehrwürdiger Herr Prior, Ihr fügtet sogar den lateinischen Text bei: Militat spiritu, militat gladio.«

»Ah!« rief Dom Gorenflot, die Augen übermäßig aufreißend, »ich habe den Text beigefügt?« – »Ich besitze ein treues Gedächtnis, ehrwürdiger Herr Prior« erwiderte Borromée, die Augen niederschlagend.

»Wenn ich es gesagt habe,« versetzte Gorenflot, indem er sacht den Kopf von oben nach unten schüttelte, »so hatte ich meine Gründe, es zu sagen, Bruder Borromée. In der Tat, es war stets meine Ansicht, man müsse den Körper üben, und als ich noch einfacher Mönch war, kämpfte ich mit dem Wort und sogar mit dem Schwert... *Militat... Spiritus...* Sehr gut, Bruder Borromée, das war eine Eingebung des Herrn.« – »Ich will also Eure Befehle vollends ausführen,« sagte Borromée, indem sich mit Jacques zurückzog, der ihn, ganz bebend vor Freude, unten an seinem Rocke zupfte.

»Geht,« sagte Gorenflot majestätisch. – »Ah! ehrwürdiger Herr Prior,« sagte Borromée, der einige Sekunden nach seinem Verschwinden wieder eintrat, »ich vergaß...«

»Was?« – »Im Sprechzimmer ist ein Freund Eurer Herrlichkeit, der mit Euch zu reden wünscht.«

»Wie nennt er sich?« – »Meister Robert Briquet.«

»Meister Robert Briquet,« versetzte Gorenflot, »das ist kein Freund von mir, Bruder Borromée, sondern ein einfacher Bekannter.« – »Eure Ehrwürden wird ihn also nicht empfangen?«

»Doch, doch,« sagte mit gleichgültigem Tone Gorenflot, »dieser Mensch zerstreut mich; laß ihn heraufkommen.«

Bruder Borromée verbeugte sich zum zweiten Male und ging hinaus. Bruder Jacques aber hatte nur einen Sprung von dem Zimmer des Priors bis in die Kammer gemacht, wo die Waffen aufbewahrt wurden.

Fünf Minuten nachher öffnete sich die Tür wieder, und Chicot erschien.

Die beiden Freunde.

Dom Modeste behielt die andächtig vorgebeugte Stellung bei, die er angenommen hatte. Chicot durchschritt das Zimmer und ging auf ihn zu. Der Prior war nur so gnädig, den Kopf ein wenig zu senken, um dem Eintretenden anzudeuten, daß er ihn bemerke.

Chicot schien sich nicht einen Augenblick über die Gleichgültigkeit des Priors zu wundern; er schritt immer weiter vor, grüßte, als er eine ehrfurchtsvoll abgemessene Entfernung erreicht hatte, und sagte: »Guten Morgen, Herr Prior.« – »Ah! Ihr seid hier,« sagte Gorenflot, »Ihr seid wieder auferstanden, wie es scheint?«

»Habt Ihr mich tot geglaubt, Herr Prior?« – »Bei Gott! man sah Euch nicht mehr.«

»Ich hatte Geschäfte.« – »Ah!«

Chicot wußte, daß Gorenflot, wenn er sich nicht durch zwei bis drei Flaschen alten Burgunders erwärmt hatte, wortkarg blieb. Da er aber bei der wenig vorgerückten Stunde aller Wahrscheinlichkeit nach nüchtern war, so nahm er einen guten Lehnstuhl und setzte sich schweigsam an die Ecke des Kamins, wobei er seine Füße auf die Feuerböcke ausstreckte und seine Lenden auf die weiche Lehne stützte.

»Werdet Ihr mit mir frühstücken, Herr Briquet?« fragte Dom Modeste. – »Vielleicht, ehrwürdiger Herr Prior.«

»Ihr dürft mir nicht grollen, Herr Briquet, wenn es mir unmöglich würde, Euch jede Zeit zu schenken, die ich Euch gern schenken möchte.« – »Ei! wer zum Teufel! fordert Eure Zeit von Euch, Herr Prior? Alle Wetter! Ich verlangte nicht einmal Frühstück von Euch, Ihr habt es mir angeboten.«

»Sicher, Herr Briquet,« versetzte Dom Gorenflot mit einer Unruhe, die der feste Ton Chicots rechtfertigte, »ja, allerdings, ich habe es Euch angeboten, doch ...« – »Doch Ihr glaubtet, ich würde es nicht annehmen?«

»Oh! nein. Ist es meine Gewohnheit, politisch zu sein, sprecht, Herr Briquet?« – »Man nimmt alle Gewohnheiten an, die man annehmen will, wenn man ein Mann von Eurer Erhabenheit ist, ehrwürdiger Herr Prior,« erwiderte Chicot mit jenem Lächeln, das nur ihm gehörte.

Dom Gorenflot schaute Chicot mit den Augen blinzelnd an. Es war ihm unmöglich, zu erraten, ob Chicot spottete oder im Ernst sprach.

Chicot war aufgestanden.

»Warum steht Ihr auf, Herr Briquet?« – »Weil, ich gehe.«

»Und warum geht Ihr, da Ihr sagtet, Ihr würdet mit mir frühstücken?« – »Ich habe nicht gesagt, ich würde mit Euch frühstücken.«

»Verzeiht, ich habe es Euch angeboten.« – »Und ich erwiderte: vielleicht; vielleicht bedeutet nicht: ja.«

»Ihr ärgert Euch?« – Chicot lachte. »Ich mich ärgern,« sagte er, »und worüber sollte ich mich ärgern? Darüber, daß Ihr unverschämt, unwissend und grob seid? Oh! lieber Herr Prior, ich kenne Euch zu lange, um mich über solche Unvollkommenheiten zu ärgern.«

Durch diesen naiven Ausfall seines Gastes niedergeschmettert, blieb Gorenflot mit offenem Munde und ausgestreckten Armen.

»Gott befohlen, Herr Prior,« fuhr Chicot fort.

»Oh! geht nicht.« – »Meine Reise läßt sich nicht verzögern.«

»Ihr reist?« – »Ich habe eine Sendung.«

»Von wem?« – »Vom König.«

Gorenflot stürzte von Abgrund zu Abgrund. »Eine Sendung,« sagte er, »eine Sendung vom König, Ihr habt ihn also wiedergesehen?« – »Gewiß.«

»Und er hat Euch aufgenommen?« – »Mit Begeisterung; er hat Gedächtnis, obschon er ein König ist,«

»Eine Sendung vom König,« murmelte Gorenflot, »und ich unverschämt, unwissend und grob! Was habt Ihr, Herr Briquet? In der Tat, Ihr verkennt mich.« – »Nichts habe ich, außer daß ich eine Reise mache und zu Euch gekommen bin, um von Euch Abschied zu nehmen. Lebt also wohl, Seigneur Dom Modeste.«

»Ihr verlaßt mich so?« – »Ganz gewiß, bei Gott!«

»Ihr? Ein Freund?« – »In der Größe hat man keine Freunde mehr.«

»Ihr, Chicot?« Und der Prior neigte seinen dicken Kopf, dessen drei Kinne sich in einem einzigen an seinem Stierhals abplatteten.

Chicot beobachtete ihn aus einem Augenwinkel, er sah den Prior leicht erbleichen. Dann sagte er:

»Gott befohlen und ohne Groll wegen der Wahrheiten, die ich Euch gesagt habe.«

Und er machte eine Bewegung, um wegzugehen.

»Sagt mir alles, was Ihr wollt,« sagte Dom Gorenflot; »doch habt keine solchen Blicke mehr für mich.« – »Ah! ah! es ist ein wenig spät.«

»Nie zu spät. Hört doch, man geht nicht so weg, ohne zu essen, das ist nicht gesund; Ihr habt es mir selbst zwanzigmal gesagt. Nun, laßt uns frühstücken.«

Chicot war entschlossen, auf einmal alle seine Vorteile wieder zu gewinnen. Erst nachdem Gorenflot sich in tausend Versicherungen ergangen hatte, er wolle seinem lieben Freunde kein Unrecht tun und die Dame, der er Audienz versprochen, und die ihm Flaschen sizilianischen Weins zu Hunderten schicke, in alle Ewigkeit warten lassen, sagte Chicot:

»Dies alles werdet Ihr tun?« – »Um mit Euch zu frühstücken, teurer Herr Chicot, um mein Unrecht gegen Euch wieder gutzumachen.«

»Euer Unrecht rührt von Eurem unbändigen Stolze her.« – »Ich werde mich demütigen, mein Freund.«

»Von Eurer unverschämten Trägheit.« – »Chicot, Chicot, von morgen an kasteie ich mich, indem ich meine Mönche alle Tage Übungen vornehmen lasse.«

»Eure Mönche Übungen?« versetzte Chicot, die Augen weit aufreißend; »und was für Übungen, mit der Gabel?« – »Nein, mit den Waffen.«

»Waffenübungen?« – »Ja, und das Kommandieren ist ermüdend.«

»Ihr kommandiert die Übungen der Jakobiner?« – »Ich gedenke wenigstens zu kommandieren.«

»Von morgen an?« – »Von heute an, wenn Ihr es verlangt.«

»Und wer hat den Gedanken gehabt, Kuttenträger exerzieren zu lassen?« – »Ich, wie es scheint.«

»Ihr, unmöglich.« – »Noch, ich habe dem Bruder Borromée Befehl gegeben.«

»Wer ist der Bruder Borromée?« – »Ah! es ist wahr, Ihr kennt ihn nicht.«

»Wer ist es?« – »Wer Säckelmeister.«

»Warum, hast du einen Säckelmeister, den ich nicht kenne, Einfaltspinsel?« – »Er ist hier seit Eurem letzten Besuche.«

»Und woher hast du diesen Säckelmeister bekommen?« – »Wer Herr Kardinal von Guise hat ihn mir empfohlen.«

»Sollte es das Hühnergeiergesicht sein, das ich unten gesehen habe?« – »So ist es.«

»Der Mönch, der mich meldete?« – »Ja.«

»Oh! oh!« machte Chicot unwillkürlich; »und welche Eigenschaft hat der vom Herrn Kardinal so warm unterstützte Säckelmeister?« – »Er rechnet wie Pythagoras.«

»Und mit ihm habt Ihr diese Waffenübungen beschlossen?« – »Ja, mein Freund.«

»Nämlich, er hat Euch vorgeschlagen, Eure Mönche zu bewaffnen, nicht wahr?« – »Nein, lieber Herr Ehicot, der Gedanke ist von mir, ganz von mir.«

»Und in welcher Absicht?« – »In der Absicht, sie zu bewaffnen.«

»Keinen Stolz, verhärteter Sünder, der Stolz ist eine Todsünde; dieser Gedanke ist Euch nicht gekommen.« – »Mir oder ihm, ich weiß nicht mehr, ob mir oder ihm der Gedanke gekommen ist. Nein, nein, entschieden mir, es scheint sogar, daß ich bei dieser Gelegenheit ein sehr geistreiches und glänzendes lateinisches Wort gesprochen habe.«

Chicot näherte sich dem Prior.

»Ein lateinisches Wort, Ihr, mein lieber Prior?« sagte er; »und Ihr erinnert Euch dieses lateinischen Worts?« – » *Militat spiritu* ...«

» *Militat spiritu, militat gladio.*« – »So ist es, so ist es!« rief Dom Modeste ganz begeistert.

»Gut, gut, man kann sich unmöglich freundlicher entschuldigen, als Ihr es tut, Dom Modeste; ich verzeihe Euch.« – »Oh!« machte Gorenflot voll Rührung.

»Ihr seid stets mein Freund, mein wahrer Freund,« Gorenflot wischte eine Träne ab. »Aber wir wollen frühstücken, und ich will nachsichtig gegen das Frühstück sein,« – »Hört,« sagte Gorenflot begeistert, »ich werde dem Bruder Küchenmeister sagen, wenn das Essen nicht königlich sei, so lasse ich ihn einstecken.«

»Tut das, Ihr seid der Herr.« – »Und wir wollen einige von den Flaschen der erwarteten Dame entpfropfen.«

»Ich werde Euch mit meiner Erleuchtung unterstützen, mein Freund.« – »Erlaubt, daß ich Euch umarme, Chicot.«

»Erstickt mich nicht, und laßt uns plaudern.«

Die Tischgenossen.

Dom Modeste ließ den Bruder Eusèbe rufen, der nicht vor seinem Oberen, sondern vor seinem Richter erschien. Aus der Art und Weise, wie man ihn vorgefordert, hatte er erraten können, daß etwas Außerordentliches bei dem ehrwürdigen Prior vorging.

»Bruder Eusèbe,« sagte Gorenflot mit strengem Tone, »hört, was Robert Briquet, mein Freund, Euch sagen wird. Ihr werdet nachlässig, wie es scheint. Ich habe über schwere Unpünktlichkeiten bei Eurer letzten Kraftsuppe und über eine unselige Unachtsamkeit in betreff der farcierten Ohren klagen hören. Nehmt Euch in acht, Bruder Eusèbe, ein einziger Schritt auf dem schlimmen Weg zieht den ganzen Körper nach sich.«

Der Mönch errötete und erbleichte abwechselnd und stammelte eine Entschuldigung, die nicht angenommen wurde.

»Genug,« sagte Gorenflot, und Bruder Eusèbe schwieg.

»Was habt Ihr heute zu frühstücken?« fragte der ehrwürdige Prior.

Unter scharfer Kritik des gestrengen und wählerischen Abtes wurde sodann als Frühstücksprogramm aufgestellt: Rühreier mit Hahnenkämmen – gefüllte Champignons – Krebse in Madeira – in Sekt gekochter Schinken mit Pistazien – Aal – Thymiancreme.

Eusèbe verbeugte sich und ging hinaus.

Der Bruder Kellermeister folgte auf den Bruder Eusèbe und erhielt nicht minder pünktliche und nicht minder ins einzelne gehende Befehle.

Zehn Minuten nachher saßen die Freunde vor einem mit einem feinen Tuche bedeckten Tisch, in großen, ganz mit Kissen ausgelegten Lehnstühlen begraben, Messer und Gabel in der Hand, wie zwei Duellanten einander gegenüber.

Obgleich groß genug für sechs Personen, war die Tafel doch vollgestellt; dergestalt hatte der Kellermeister Flaschen von verschiedenen Formen und Etiketten aufgehäuft.

Dem Programm getreu, schickte Eusèbe Rühreier, Krebse und Champignons, die die Luft mit einem milden Dampf von Trüffeln und von Butter durchdufteten, wozu sodann der Geruch des Thymiancreme und des Maduraweins kam.

Chicot griff wie ein Hungriger an, der Prior dagegen wie ein Mensch, der sich selbst, seinem Koch und seinem Tischgenossen mißtraut. Doch nach einigen Minuten fing Gorenflot an zu schlingen, während Chicot beobachtete.

Man begann mit dem Rheinwein, dann ging man zu dem Burgunder von 1550 über, man machte einen Ausflug zu einem Eremitage, dessen Alter man nicht kannte, man nippte am Saint-Peray; endlich kam man zum sizilianischen Wein der Dame, eines Beichtkindes.

»Was sagt Ihr dazu?« fragte Gorenflot, nachdem er dreimal gekostet hatte, ohne daß er sich auszusprechen wagte.

»Mild, aber leicht,« erwiderte Chicot; »und wie heißt die Bußfertige?« – »Ich kenne sie nicht.«

»Alle Wetter, Ihr wißt ihren Namen nicht?« – »Wahrhaftig, nein, wir verhandeln durch Botschafter.«

Chicot machte eine Pause, während deren er sanft die Augen schloß, als wollte er den Geschmack eines Schlucks Wein untersuchen, den er im Mund hielt, ehe er ihn durch die Gurgel laufen ließ, in der Wirklichkeit aber, um nachzudenken.

»Ich habe also die Ehre, einem Armee-General gegegenüber zu speisen?« sagte er nach fünf Minuten. – »Oh! mein Gott, ja!«

»Wie, Ihr seufzt, während Ihr dies sagt?« – »Ah! es ist sehr anstrengend.«

»Allerdings; aber es ist ehrenvoll, es ist schön.« – »Herrlich! nur habe ich keine Stille mehr im Haus... und vorgestern bin ich beinahe genötigt gewesen, einen Gang beim Abendessen zu streichen.«

»Einen Gang streichen... und warum?« – »Weil mehrere von meinen besten Soldaten, ich muß es gestehen, die Vermessenheit hatten, das Weinbeermus von Burgund, das man am Freitag als drittes Gericht gab, ungenügend zu finden.«

»Ah! ungenügend... und welchen Grund gaben sie an?« – »Sie behaupteten, sie hätten noch Hunger, und verlangten noch eine Fastenspeise, wie Kriechente, Hummer oder einen schmackhaften Fisch. Begreift Ihr diese Freßgierigen?«

»Verdammt, wenn sie übermäßige Übungen vornehmen müssen, so darf man nicht staunen, daß sie Hunger haben, diese Mönche.« – »Wo wäre denn das Verdienst?« entgegnete der Prior, »gut essen und gut arbeiten kann jedermann. Was zum Teufel! man muß seine Entbehrungen dem Herrn anzubieten wissen,« fügte der würdige Abt bei, indem er eine riesige Portion in den Mund schob.

»Trinkt, Modeste, trinkt,« sagte Chicot, »Ihr werdet ersticken, Ihr seht schon karmesinrot aus.« – »Vor Entrüstung,« erwiderte der Prior und leerte sein Glas, das eine halbe Pinte enthielt.

Chicot ließ ihn machen, als jedoch Gorenflot sein Glas wieder aus den Tisch gesetzt hatte, sagte er: »Laßt hören, vollendet Eure Geschichte, sie interessiert mich sehr lebhaft, bei meinem Ehrenwort. Ihr habt ihnen also einen Gang entzogen, weil sie fanden, sie hätten nicht genug zu essen?« – »Ganz richtig.«

»Das ist geistreich.« – »Die Strafe hat auch eine gehörige Wirkung hervorgebracht; ich glaubte, man würde sich empören, die Augen glänzten, die Zähne klapperten.«

»Was ist ganz natürlich, sie hatten Hunger.« – »Sie hatten Hunger, nicht wahr?«

»Ganz gewiß« – »Ihr sagt es, Ihr glaubt es?«

»Ich bin dessen sicher.« – »Nun, ich habe an jenem Abend eine seltsame Erscheinung wahrgenommen, die ich der Analyse der Wissenschaft empfehlen werde; ich berief den Bruder Borromée und gab ihm meine Instruktionen in betreff dieser Entziehung einer Platte, zu der ich, als ich die Meuterei sah, noch die Entziehung des Weins fügte.«

»Nun?« – »Um mein Wort zu krönen, befahl ich eine neue Übung, da ich die Hydra des Aufruhrs zu Boden treten wollte; ich glaubte, ich würde meine Burschen geschwächt, bleich und schwitzend sehen, und hatte eine ziemlich hübsche Rede über den Text *›Wer mein Brot ißt‹* vorbereitet.«

»Trockenes Brot?« – »Ganz richtig, trockenes Brot,« rief Gorenflot und riß mit einem zyklopischen Gelächter seine mächtigen Kinnladen auseinander. »Ich lachte zum voraus eine Stunde lang ganz allein, als ich mitten im Hofe eine Truppe belebter, nerviger, wie Heuschrecken hüpfender Kerle fand, und dies ist die Illusion, über die ich die Gelehrten befragen will,«

»Eine Illusion!« – »Und nach Wein rochen sie auf eine Meile.«

»Nach Wein? Bruder Borromée hatte Euch also hintergangen?« – »Oh! des Borromée bin ich sicher, das ist der leidende Gehorsam in Person; sagte, ich dem Bruder Borromée, er solle sich am kleinen Feuer rösten, er würde selbst den Rost holen und ein Reisbüschel anzünden.«

»Das heißt ein schlechter Physiognomiker sein,« erwiderte Chicot, indem er sich an der Nase kratzte; »auf mich macht er nicht diesen Eindruck.« – »Es ist möglich, doch ich kenne meinen Borromée, siehst du, wie ich dich kenne, mein lieber Chicot,« sagte Gorenflot, der trunken und. dabei zärtlich wurde.

»Und du sagst, sie haben nach Wein gerochen?« – »Wie die Fässer, abgesehen davon, daß sie rot waren wie gesottene Krebse; ich machte diese Bemerkung gegen Borromée.«

»Bravo!« – »Er antwortete, das sehr lebhafte, natürliche Verlangen bringe dieselben Wirkungen hervor, wie die Befriedigung.«

»Oh! oh!« machte Chicot; »alle Wetter! das ist in der Tat äußerst subtil, wie du sagst. Dein Borromée ist sehr stark, ich wundere mich, daß er eine so schmale Nase und so dünne Lippen hat. Und das überzeugte dich?« – »Ganz und gar, und du wirst selbst überzeugt werden, nähere dich ein wenig, denn ich kann mich nicht mehr ohne einen Schwindel rühren.«

Chicot rückte näher. Gorenflot machte aus seiner Hand einen akustischen Trichter, den er an Chicots Ohr hielt.

»Nun?« fragte Chicot. – »Warte doch, ich will mich kurz fassen. Erinnerst du dich noch der Zeit, wo wir jung waren, Chicot?«

»Ich erinnere mich.« – »Der Zeit, wo das Blut brannte... wo unehrbare Gelüste?...«

»Prior! Prior!« rief der keusche Chicot. – »Borromée spricht, und ich behaupte, er hat recht; brachte ein sehr lebhaftes Verlangen nicht zuweilen die Illusionen der Wirklichkeit hervor?«

Chicot lachte so heftig, daß der Tisch mit den Flaschen zitterte, wie der Boden eines Schiffes.

»Gut, gut,« sagte er, »ich werde in Bruder Borromées Schule gehen, und wenn mich seine Theorien gehörig durchdrungen haben, werde ich Euch um eine Gnade bitten, mein Ehrwürdiger.« – »Und sie soll Euch bewilligt werden, wie alles, was Ihr von Eurem Freunde verlangt. Sprecht nun, was für eine Gnade?«

»Beauftragt mich nur acht Tage lang mit der Ökonomieverwaltung der Priorei.« – »Und was wollt Ihr Während dieser acht Tage tun?«

»Ich werde den Bruder Borromée mit seinen Theorien füttern, ihm eine Schüssel und ein leeres Glas vorsetzen und ihm sagen: verlangt mit der ganzen Macht Eures Hungers und Eures Durstes ein welsches Huhn mit Champignons und eine Flasche Chambertin, aber nehmt Euch in acht, daß Ihr Euch nicht mit diesem Chambertin berauscht, nehmt Euch in acht vor einer Indigestion durch dieses welsche Huhn, lieber Bruder Philosoph.« – »Du glaubst also nicht an das natürliche Verlangen, Heide?«

»Es ist gut! es ist gut! ich glaube, was ich glaube, doch lassen wir die Theorien.«– »Es sei, lassen wir sie und sprechen wir ein wenig von der Wirklichkeit.« versetzte Gorenflot. Und er füllte sich ein Glas. »Auf die gute Zeit, von der du vorhin sprachst, Chicot,« sagte er, »auf unsere Abendmahlzeiten im Füllhorn!«

»Bravo, ich glaubte, du hättest dies alles vergessen, Ehrwürdiger.«

»Profaner, dies alles schläft unter der Majestät meiner Stellung; aber ich bin, bei Gott! immer derselbe.«

Und Gorenflot stimmte, obgleich ihn Chicot wiederholt zum Schweigen ermahnte, sein Lieblingslied an:

»Riecht der Esel nur die Weid',
Spitzt er stracks das lange Ohr;
Ist die Flasch' vom Kork befreit,
Spritzet wilder Wein empor.
Doch nichts ist so ausgelassen.
Als der Mönch vom Wein erhitzt,
Der sich tollt in Schenk' und Gassen,
Wenn die Freiheit ihm geblitzt.«

»Still doch, Unglücklicher,« sagte Chicot, »wenn Bruder Borromée einträte, würde er glauben, Ihr hättet acht Tage lang nichts gegessen und nichts getrunken.« – »Wenn Bruder Borromée einträte, würde er mit uns singen.« »Ich glaube es nicht.« – »Und ich sage es dir.« »Schweige und antworte auf meine Fragen.« – »Sprich also.«

»Du lässest mir keine Zeit, Trunkenbold.« – »Oh! ich ein Trunkenbold.«

»Sage, aus den Waffenübungen geht hervor, daß dein Kloster in eine wahre Kaserne verwandelt ist?« – »Ja, mein Freund, das ist das richtige Wort, eine wahre Kaserne, eine wahre Kaserne; letzten Donnerstag, war es am Donnerstag? ja, am Donnerstag; warte doch, ich weiß nicht mehr, ob es am Donnerstag war.«

»Donnerstag oder Freitag, der Tag tut nichts zur Sache.« – »Das ist richtig, die Sache, nicht wahr? Nun wohl, Donnerstag oder Freitag fand ich im Hausflur zwei Novizen, die sich mit dem Säbel schlugen, nebst zwei Sekundanten, die ebenfalls vom Leder zu ziehen bereit waren.«

»Und was hast du getan?« – »Ich ließ mir eine Peitsche bringen, um die Novizen durchzuwalken, aber sie flüchteten sich; Bruder Borromée...«

»Nun, Borromée?« – »Bruder Borromée holte sie jedoch ein und peitschte sie dergestalt, daß sie noch im Bette liegen, die Unglücklichen!«

»Ich wünschte ihre Schultern zu sehen, um die Kraft des Bruderarmes schätzen zu können.« – »Wir sollten uns stören lassen, um andere Schultern zu sehen, als die von Hammeln? Nie! Eßt doch von diesem Aprikosenteig.«

»Nein, bei Gott! ich würde ersticken.« – »Trinkt also.«

»Nein, ich habe zu marschieren.« – »Glaubst du etwa, ich habe nicht zu marschieren? und dennoch trinke ich.«

»Ah! Ihr, das ist etwas anderes; auch braucht Ihr Eure Lunge, um beim Kommandieren zu schreien.« – »Also ein Glas, nur ein Glas von diesem Verdauungslikör, dessen Bereitung Eusèbes Geheimnis ist.«

»Einverstanden.« – »Er ist so wirksam, daß man, hätte man auch ganz unmäßig gegessen, doch notwendig zwei Stunden nach dem Mittagessen Hunger spüren würde.«

»Welch ein Rezept für die Armen! Wißt Ihr, daß ich, wenn ich König wäre, dem Pater Eusèbe den Kopf abschlagen ließe; sein Likör ist imstande, ein Königreich auszuhungern. Oh! oh! was ist das?« – »Die Übung beginnt.«

Man hörte in der Tat einen gewaltigen Lärm von Stimmen und Waffen, der aus dem Hofe kam.

»Ohne den Anführer? Oh! oh! mir scheint, das sind sehr schlecht disziplinierte Soldaten.« – »Ohne mich, nie, das kann nicht sein, verstehst

du? Ich kommandiere, ich bin der Instruktor; halt, da hast du den Beweis, ich höre Bruder Borromée kommen, der meine Befehle einholen will.«

In diesem Augenblick trat in der Tat Borromée ein; er warf auf Chicot einen Blick, schief, und rasch wie der verräterische Pfeil des Parthers.

»Oh! oh!« dachte Chicot, »du hast unrecht gehabt, diesen Blick auf mich zu werfen, er hat dich verraten.«

»Ehrwürdiger Herr Prior,« sagte Borromée, »man wartet nur auf Euch, um mit dem Visitieren der Gewehre und Panzer zu beginnen.«

»Panzer! oh! oh!« sagte leise Chicot zu sich selbst; »ich habe es, ich habe es.« Und er stand hastig auf.

»Ihr werdet meinen Übungen beiwohnen,« sagte Gorenflot, der nun ebenfalls aufstand, wie es ein Marmorblock tun würde, wenn er sich Beine nähme; »Euren Arm, Freund; Ihr sollt eine schöne Instruktion sehen.«

»Es ist wahr, der ehrwürdige Herr Prior ist ein tiefer Taktiker,« sagte Borromée, der fortwährend Chicots unstörbare Physiognomie prüfend anschaute.

»Dom Modeste ist in allen Dingen ein erhabener Mann,« erwiderte Chicot, sich verbeugend. Dann murmelte er ganz leise: »Oh! oh! spielen wir ein geschlossenes Spiel, mein kleiner Adler, oder es ist hier ein Hühnergeier, der dir die Federn ausrupfen würde.«

Bruder Borromée.

Als Chicot, den ehrwürdigen Prior unterstützend, in den Hof der Priorei kam, war der Anblick genau der einer ungeheuren Kaserne in voller Tätigkeit. In zwei Haufen, jede von hundert Mann, geteilt, warteten die Mönche, die Hellebarde, die Pike oder die Muskete bei Fuß, wie Soldaten auf das Erscheinen ihres Kommandanten. Fünfzig ungefähr hatten ihre Köpfe mit Helmen oder Pickelhauben bedeckt; ein Gürtel befestigte an ihren Hüften ein langes Schwert. Andere brüsteten sich stolz in gewölbten

Panzern, worauf sie mit Vergnügen einen eisernen Handschuh klirren ließen. Wieder andere übten sich, in Armschienen und Beinschienen eingeschlossen, ihre durch diese teilweise Umschalung der Elastizität beraubten Gelenke zu biegen.

Bruder Borromée nahm einen Helm aus den Händen eines Novizen und setzte ihn sich auf den Kopf, mit einer Bewegung, so rasch und so regelmäßig, als es nur ein Reiter oder ein Lanzknecht hätte tun können.

Während er das Sturmband befestigte, konnte Chicot nicht umhin, den Helm anzuschauen, und während er ihn anschaute, lächelte sein Mund, und während er lächelte, drehte er sich rings um Borromée, als wollte er ihn von allen Seiten bewundern.

Er tat noch mehr, er näherte sich dem Säckelmeister und fuhr mit der Hand über eine von den Ungleichheiten des Helmes.

»Ihr habt da eine schöne Sturmhaube, Bruder Borromée,« sagte er; »wo habt Ihr sie gekauft, mein lieber Prior?«

Gorenflot konnte nicht antworten, weil man ihm in diesem Augenblick einen Panzer umband, der, obwohl geräumig genug, um einen Farnesischen Herkules aufzunehmen, doch die üppigen Wogungen des Priorlichen Fleisches schmerzlich drückte.

»Gottes Tod! bindet nicht so fest,« rief Gorenflot; »preßt nicht so gewaltig, ich würde ersticken, ich hätte keine Stimme mehr. Genug! genug!«

»Ihr fragtet, glaube ich, den ehrwürdigen Prior, wo er meinen Helm gekauft habe?« sagte Borromée.

»Ich fragte den ehrwürdigen Prior danach und nicht Euch,« erwiderte Chicot, »denn ich nehme an, daß in diesem Kloster, wie in den anderen, alles nur auf den Befehl des Superiors geschieht.«

»Allerdings geschieht hier nichts ohne meinen Befehl,« sagte Gorenflot; »was fragt Ihr, lieber Herr Briquet?«

»Ich frage den Bruder Borromée, ob er wisse, woher dieser Helm komme.«

»Er gehörte zu einer Anzahl Rüstungen, die der ehrwürdige Prior gestern kaufte, um das Kloster zu bewaffnen.«

»Ich?« versetzte Gorenflot.

»Eure Herrlichkeit hat befohlen, sie erinnert sich dessen, daß man mehrere Helme und verschiedene Panzer hierher bringe, und man hat die Befehle Eurer Herrlichkeit vollzogen.«

»Es ist wahr, es ist wahr,« rief Gorenflot.

»Alle Wetter!« sagte Chicot, »mein Helm war also sehr anhänglich an seinen Herrn, daß er mich, nachdem er mich in das Hotel Guise geführt, nun wie ein verlorener Hund in der Priorei der Jakobiner aufsucht.«

In diesem Augenblick bildeten sich auf ein Zeichen Bruder Borromées regelmäßige Linien, und es trat Stille in den Reihen ein.

Chicot setzte sich auf seine Bank, um nach seiner Bequemlichkeit den Übungen beizuwohnen.

Gorenflot blieb stehen und hielt das Gleichgewicht auf seinen zwei Beinen wie auf zwei Pfosten.

»Habt acht!« sagte ganz leise Bruder Borromée.

Dom Modeste zog einen riesigen Säbel aus seiner eisernen Scheide, schwang ihn in der Luft und schrie mit seiner Stentorstimme: »Habt acht!«

»Eure Ehrwürden würde sich vielleicht mit dem Kommandieren ermüden,« sagte nun Bruder Borromée mit sanfter Zuvorkommenheit; »Eure Ehrwürden war diesen Morgen leidend; wenn es ihr gefiele, ihre kostbare Gesundheit zu schonen, so würde ich heute bei der Übung kommandieren.«

»Ich will es,« erwiderte Dom Modeste; »in der Tat, ich bin leidend, ich ersticke, geht.«

Borromée verbeugte sich und stellte sich wie ein Mensch, der daran gewöhnt ist, vor die Front der Truppe.

»Welch ein gefälliger Diener,« sagte Chicot; »dieser Bursche ist eine wahre Perle.« – »Er ist entzückend, ich sagte es dir wohl.«

»Ich bin überzeugt, daß er dir alle Tage dasselbe tut.« – »Oh! alle Tage... er ist unterwürfig wie ein Sklave; ich mache ihm nur seine Zuvorkommenheit zum Vorwurf. Die Demut besteht nicht in der Knechterei.«

»So daß du wahrhaftig nichts hier zu tun hast und auf beiden Ohren schlafen kannst; Bruder Borromée wacht für dich!« – »Oh! mein Gott, ja.«

»Das wollte ich wissen,« sagte Chicot, der seine Aufmerksamkeit Borromée allein zuwandte.

Es war, wunderbar anzuschauen, wie der Säckelmeister, einem Schlachtroß ähnlich, sich unter dem Harnisch aufrichtete.

Sein erweitertes Auge schleuderte Flammen, sein kräftiger Arm verlieh dem Schwerte so geschickte Bewegungen, daß man hätte glauben sollen, ein Meister in den Waffen fechte vor einem Zug Soldaten. Sooft Bruder Borromée eine Erläuterung machte, wiederholte sie Gorenflot und fügte hinzu: »Borromée hat recht; aber ich habe es Euch schon gesagt; erinnert Euch doch meiner gestrigen Lektion. Nehmt das Gewehr von einer Hand in die andere... haltet die Pike aufrecht, haltet sie aufrecht, das Eisen in der Höhe des Auges ... Haltung, beim heiligen Georg! mit den Knien nicht gewankt; halb links um ist gerade dasselbe wie halb rechts um, nur ganz das Gegenteil.«

»Alle Wetter!« sagte Chicot, »du bist ein geschickter Demonstrator.«

»Ja, ja,« machte Gorenflot, sein dreifaches Kinn streichelnd, »ich verstehe die Übung ziemlich gut.«

»Und du hast an Borromée einen vortrefflichen Zögling« – »Er begreift mich, er ist äußerst einsichtsvoll.«

Die Mönche führten den militärischen Lauf, eine damals sehr beliebte Übung, die Angriffe mit dem Schwert, mit der Pike und die Übungen im Feuer aus. Als man bei den letzteren war, sagte der Prior zu Chicot: »Du wirst meinen kleinen Jacques sehen.«

»Wer ist dein kleiner Jacques?« – »Ein artiger Junge, den ich mir beigesellen wollte, weil er ein ruhiges Äußeres und eine kräftige Hand besitzt und bei dem allen die Lebhaftigkeit des Salpeters hat.«

»Ah! wahrhaftig? Und wo ist er denn, der reizende Junge?« – »Warte, warte, ich will ihn dir zeigen, dort, siehst du, der eine Muskete in der Hand hält und zuerst zu feuern sich anschickt.«

»Und er schießt gut?« – »Auf hundert Schritte fehlt er einen Rosenobel nicht.«

»Das ist ein Bursche, der vortrefflich bei der Messe dienen muß; doch warte auch du!« – »Was denn?«

»Ja, ja, nein, nein.« – »Du kennst meinen kleinen Jacques?«

»Nicht im geringsten.« – »Aber du glaubtest ihn anfangs zu kennen?«

»Ja, es kam mir vor, als hätte ich ihn in einer gewissen Kirche gesehen, an einem Tage oder vielmehr in einer Nacht, wo ich in einem Beichtstuhl eingeschlossen war... Doch nein, ich täuschte mich, er ist es nicht.«

Diesmal, wir müssen es gestehen, standen die Worte Chicots nicht ganz mit der Wahrheit im Einklang. Chicot war ein zu guter Physiognomiker, als daß er ein Gesicht, das er einmal gesehen, je wieder vergessen hätte.

Während er, ohne es zu vermuten, der Gegenstand der Aufmerksamkeit des Priors und seines Freundes war, lud der kleine Jacques, wie ihn Gorenflot nannte, eine schwere Muskete, die so lang war, als er; nachdem er sie geladen, stellte er sich stolz hundert Schritte vom Ziel auf und schlug an. Der Schuß ging los, und die Kugel traf zum großen Beifall der Mönche mitten ins Ziel.

»Alle Wetter! das ist gut gezielt,« sagte Chicot, »und bei meinem Wort, es ist ein hübscher Junge.«

»Ich danke, mein Herr,« erwiderte Jacques, dessen bleiche Wangen sich mit der Röte des Vergnügens färbten.

»Du handhabst die Waffen geschickt, mein Kind,« versetzte Chicot.

»Ich will's lernen,« sagte Jacques.

Bei diesen Worten legte er seine Muskete beiseite, nahm eine Pike aus den Händen seines Nachbars und machte damit eine Radschwingung, die Chicot vortrefflich ausgeführt fand. Chicot erneuerte seine Komplimente.

»Mit dem Degen zeichnet er sich besonders aus,« sagte Dom Modeste. »Die Kenner halten ihn für sehr stark; es ist wahr, der Junge hat eiserne Kniebeugen, stählerne Faustgelenke und spielt vom Morgen bis zum Abend mit dem Schwerte.«

»Ah! laßt das sehen,« versetzte Chicot.

»Wollt Ihr seine Stärke versuchen?« fragte Borromée.

»Ich möchte Wohl einen Beweis davon haben,« erwiderte Chicot.

»Oh!« sagte Borromée, »außer mir ist vielleicht niemand hier, der mit ihm zu fechten imstande wäre; wie steht's, mit Euch, mein Herr?«

»Ich bin nur ein armer Bürger,« entgegnete Chicot, den Kopf schüttelnd; »früher habe ich meinen Raufdegen geführt, aber heute zittern meine Beine, wackelt mein Arm, und mein Kopf ist nicht mehr sehr gegenwärtig,«

»Doch Ihr übt es immer noch?« sagte Borromée.

»Ein wenig,« antwortete Chicot, indem er Gorenflot, der lächelte, einen Blick zuwarf, der diesem den Namen Nicolas David entriß.

Doch Borromée sah das Lächeln und hörte den Namen nicht und befahl mit einer Miene voll Ruhe, Rapiere und Fechtmasken zu bringen. Funkelnd vor

Freude unter seiner kalten, düsteren Hülle hob Jacques seinen Rock bis zum Knie auf und stellte seine Sandalen mit einem Appell auf dem Sande fest. Chicot aber sagte: »Da ich weder Mönch noch Soldat bin, so habe ich mich seit langer Zeit nicht mehr in den Waffen geübt; wollt Ihr, ich bitte Euch, Ihr, Bruder Borromée, der Ihr nichts als Muskeln und Sehnen seid, dem Bruder Jacques die Sektion geben? Willigt Ihr ein, lieber Prior?«

»Ich befehle es!« deklamierte der Prior, stets entzückt, dies Wort anzubringen.

Borromée nahm seinen Helm ab; Chicot streckte eiligst feine Hände aus, und der in seine Hände gelegte Helm erlaubte seinem ehemaligen Herrn abermals, seine Identität zu erkennen; während unser Bürger diese Prüfung vornahm, befestigte der Säckelmeister seinen Rock an seinem Gürtel und machte sich bereit.

Sämtliche Mönche bildeten einen Kreis um den Zögling und den Lehrer.

Gorenflot neigte sich an das Ohr seines Freundes und sagte naiv: »Nicht wahr, es ist auch belustigend, Vesper zu singen?«

»Das sagen die Chevaulegers,« antwortete Chicot mit derselben Naivität.

Die Kämpfenden legten sich aus; spröde und nervig, hatte Borromée den Vorteil des Wuchses, er hatte auch den, den Aplomb und Erfahrung verleihen. Das Feuer stieg in lebendigen Lichtern in Jacques' Augen und färbte seine Wangen mit einer fieberhaften Röte.

Man sah, wie Borromée die religiöse Maske fallen ließ und sich in einen Fechtmeister verwandelte; er fügte zu jedem Stoß eine Ermahnung, einen Rat, einen Vorwurf; aber oft siegten die Kraft, die Behendigkeit, das Ungetüm des Zöglings über die guten Eigenschaften seines Lehrers, und Bruder Borromée empfing einen tüchtigen Stoß auf die volle Brust. Chicot verschlang dieses Schauspiel mit den Augen und zählte die treffenden Stöße.

Als der Kampf beendigt war, oder vielmehr als die Fechtenden eine erste Pause machten, hatte Jacques sechsmal, Borromée neunmal getroffen, das

ist hübsch für den Schüler, aber nicht genug für den Lehrer.

Ein Blitz, der, mit Ausnahme Chicots für alle unbemerkt blieb, zuckte in Borromées Augen und enthüllte einen neuen Zug seines Charakters.

»Gut,« dachte Chicot, »er ist stolz.«

»Mein Herr,« sagte Borromée mit einer Stimme, die er nur mit großer Mühe süßlich zu machen imstande war, »die Waffenübung ist hart für jeden und besonders für arme Mönche, wie wir sind.« »Gleichviel,« erwiderte Chicot, entschlossen, Bruder Borromée bis in seine letzten Verschanzungen zu treiben, »der Lehrer darf nicht weniger als die Hälfte Vorteil über seinen Zögling haben.«

»Ah! Herr Briquet,« versetzte Borromée, der ganz bleich wurde und sich auf die Lippen biß, »Ihr seid sehr absolut, wie mir scheint.«

»Gut, er ist zornmütig,« dachte Chicot, »zwei Todsünden; man sagt, eine genüge, um einen Menschen ins Verderben zu stürzen; ich habe ein schönes Spiel!«

Dann fuhr er laut fort: »Und hätte Jacques mehr Ruhe, so bin ich sicher, daß die Partie gleichstände.«

»Ich glaube nicht,« entgegnete Borromée.

»Nun, ich bin dessen sicher.«

»Herr Briquet, der das Fechten kennt,« sagte Borromée mit bitterem Tone, »sollte selbst Jacques' Stärke versuchen; er könnte sich dann besser Rechenschaft darüber geben.«

»Oh! ich bin alt,« sagte Chicot.

»Ja, aber Kenner,« entgegnete Borromée.

»Ah! du spottest;« dachte Briquet; »warte, warte. Aber,« fuhr er fort, »es gibt einen Umstand, der meiner Bemerkung ihren Wert benimmt.«

»Welchen Umstand?«

»Daß Bruder Borromée als würdiger Lehrer, davon bin ich überzeugt, Jacques aus Gefälligkeit hat treffen lassen.«

»Ah! ah!« machte Jacques, ebenfalls die Stirn faltend.

»Nein, gewiß nicht,« erwiderte Borromée, an sich haltend, im .Grunde aber im höchsten Maße erbost; »ich liebe Jacques sicherlich, aber ich verderbe ihn nicht durch solche Gefälligkeiten.«

»Das ist zum Erstaunen,« versetzte Chicot, »entschuldigt mich, ich hatte es geglaubt.« »Aber Ihr, der Ihr sprecht versucht es doch einmal,« sagte Borromée. »Oh! schüchtert mich nicht ein!«

»Seid unbesorgt, man wird Nachsicht mit Euch haben. Man kennt die Gesetze der Kirche.«

»Heide!« murmelte Chicot.

»Nun, Herr Briquet, nur einen Gang.«

»Versuche es,« sagte Gorenflot, »versuche es.«

»Ich werde Euch nicht wehe tun,« sagte Jacques, der nun ebenfalls die Partie seines Lehrmeisters nahm und seinerseits ein wenig zu beißen wünschte; »ich habe eine sehr sanfte Hand.«

»Ein liebes Kind,« murmelte Chicot, indem er auf den jungen Mönch einen unbeschreiblichen Blick heftete, der in einem stillen Lächeln endigte.

»Nun denn,« sagte er, »da es alle wollen...«

»Ah! bravo!« riefen die Beteiligten, den Triumph vorwegnehmend.

»Nur sage ich Euch zum voraus, daß ich nicht mehr als drei Gänge annehme,« sagte Chicot.

»Wie es Euch beliebt,« erwiderte Jacques.

Langsam erhob sich Chicot von der Bank, auf die er sich wieder niedergesetzt hatte, schloß sein Wams, zog seinen Fechthandschuh an und befestigte seine Maske mit der Schnelligkeit einer Schildkröte, die nach Fliegen schnappt.

»Wenn dieser auf deine geraden Stöße zur Parade kommt,« flüsterte Borromée Jacques zu, »so tue ich keinen Gang mehr mit dir, das sage ich dir.«

Jacques machte ein Zeichen mit dem Kopf, begleitet von einem Lächeln, das bedeutete: »Seid unbesorgt, Meister.«

Chicot nahm stets mit derselben Langsamkeit und Umsicht seine Stellung und streckte seine langen Arme und Beine aus, die er durch ein Wunder von Genauigkeit so richtete, daß er ihre ungeheure Federkraft und unberechenbare Entwicklung verbarg.

Die Lektion.

Chicot stellte sich gerade und fest auf die Beine, mit einem schneidigen und zugleich nervigen Faustgelenke, mit einem Degen, der von der Spitze bis zur Hälfte der Klinge biegsames Rohr zu sein schien und vom Stichblatt bis zur Mitte ein unbiegsamer Stahl war.

Als er diesen ehernen Mann vor sich sah, dessen Faustgelenk allein lebendig zu sein schien, trat bei Jacques eine Ungeduld ein, die auf Chicot keine andere Wirkung hervorbrachte, als daß sie seinen Arm und sein Bein bei der geringsten Blöße abspannte, die er in dem Spiel seines Gegners wahrnahm, und man begreift, daß bei der großen Lebhaftigkeit des Gegners diese Blößen häufig vorkamen. Bei jeder verlängerte sich dieser große Arm um drei Fuß und traf die Mitte der Brust des Bruders mit einem so methodischen Knopfstoße, als ob ein Mechanismus ihn geleitet hätte und nicht ein ungleiches und Ungewisses Organ von Fleisch, und bei jedem von diesen Stößen machte Jacques, rot vor Zorn und Wetteifer, einen Sprung rückwärts.

Zehn Minuten lang entwickelte der junge Mensch alle Mittel seiner wunderbaren Behendigkeit; er stürzte vor wie eine Tigerkatze, er bog sich zurück wie eine Schlange, er schlüpfte unter Chicots Brust, sprang rechts und links; aber dieser erfaßte mit seiner ruhigen Miene und seinem langen Arm die geeignete Zeit, drückte das Rapier seines Gegners auf die Seite und sandte stets den furchtbaren Knopf an seine Adresse.

Bruder Borromée erbleichte beim Zurückströmen aller Leidenschaften, die ihn kurz zuvor übermäßig aufgereizt hatten.

Endlich drang Jacques zum letzten Male auf Chicot ein, der, da er ihn durchaus nicht lotrecht auf seinen Beinen sah, ihm eine Blöße bot, damit er gänzlich ausfiele. Jacques verfehlte nicht, dies zu tun, und Chicot, der steif parierte, brachte den armen Zögling dergestalt von der Linie des Gleichgewichts ab, daß er die Haltung verlor und hinfiel.

Unbeweglich, wie ein Fels, war Chicot auf derselben Stelle geblieben.

Bruder Borromée zernagte sich die Finger bis aufs Blut. »Ihr habt uns nicht gesagt, daß Ihr eine Säule des Fechtsaales wäret,« murrte er.

»Er,« rief Gorenflot verwundert, aber aus einem leicht begreiflichen Gefühle der Freundschaft triumphierend, »er, was denkt Ihr?«

»Ich, ein armer Bürger,« sagte Chicot; »ich, Robert Briquet, eine Säule des Fechtsaals, oh! Herr Säckelmeister!«

»Aber,« rief Bruder Borromée, »um einen Wegen zu handhaben, wie Ihr es tut, muß man ungeheuer geübt sein.«

»Ei! mein Gott, ja,« erwiderte Chicot treuherzig, »ich habe in der Tat hier und da den Degen geführt; doch wenn ich ihn führte, sah ich immer ein Ding.«

»Was?«

»Daß für den, der ihn führt, der Stolz ein schlechter Ratgeber und der Zorn ein schlechter Helfer ist. Nun hört, mein kleiner Jacques,« fügte er hinzu,

»Ihr habt ein hübsches Faustgelenk, doch Ihr habt weder Beine noch Kopf; zum Fechten gehören drei wesentliche Dinge: der Kopf zuerst, dann die Hand und endlich die Beine; mit dem ersten kann man sich verteidigen, mit dem ersten und der zweiten kann man siegen, vereinigt man aber alle drei, so siegt man immer.«

»Oh!« sagte Jacques, »fechtet einmal mit Bruder Borromée, das ist gewiß hübsch anzuschauen.«

Chicot wollte den Vorschlag verächtlich zurückweisen, doch er bedachte, daß der stolze Säckelmeister vielleicht einen Vorteil daraus ziehen würde.

»Es sei,« sagte er, »wenn Bruder Borromée einwilligt, bin ich zu Befehl!«

»Nein, mein Herr,« erwiderte der Säckelmeister; »ich würde geschlagen, ich will es lieber anerkennen, als die Probe machen.«

»Oh! wie bescheiden, wie liebenswürdig ist er!« sagte Gorenflot.

»Du täuschest dich,« entgegnete ihm der unbarmherzige Chicot ins Ohr, »er ist verrückt vor Eitelkeit; hätte ich in seinem Alter eine solche Gelegenheit gefunden, ich würde auf den Knien um die Lektion gebeten haben, die Jacques soeben zuteil geworden ist.«

Hiernach nahm Chicot wieder seinen gekrümmten Rücken, seine Zirkumflexbeine und seine ständige Grimasse an und setzte sich auf seine Bank.

Jacques folgte ihm; die Bewunderung trug bei dem jungen Mann den Sieg über die Schmach der Niederlage davon.

»Gebt mir doch Lektionen, Herr Robert,« sagte er, »der ehrwürdige Herr Prior wird es erlauben, nicht wahr?«

»Ja, mein Kind, mit Vergnügen,« antwortete Gorenflot.

»Ich will Eurem Lehrer keinen Vorzug abzugewinnen suchen,« sagte Chicot, – und er verbeugte sich vor Borromée.

»Ich bin nicht Jacques' einziger Lehrer,« entgegnete Borromée; »ich unterrichte nicht allein im Fechten hier, und da ich nicht allein die Ehre habe, so erlaubt mir, auch nicht allein die Niederlage auf mich zu nehmen.«

»Wer ist denn sein anderer Professor?« fragte hastig Chicot, als er bei Borromée die Röte wahrnahm, welche die Furcht, eine Unklugheit begangen zu haben, verriet.

»Niemand, niemand,« erwiderte Borromée.

»Doch, doch,« sagte Chicot, »ich habe vollkommen gut gehört. Wer ist denn Euer anderer Lehrer, Jacques?«

»Ja, ja, ein kurzer, dicker Mann,« rief Gorenflot. »Ihr habt ihn mir vorgestellt, und er kommt zuweilen hierher; ein gutes Gesicht... trinkt auch ganz angenehm.«

»Ich erinnere mich seines Namens nicht mehr,« sagte Borromé.

Bruder Eusèbe, mit seiner glückseligen Miene und seinem Messer im Gürtel, trat einfältig vor und sagte: »Ich weiß es.«

Borromée machte ihm vielfache Zeichen, die er nicht bemerkte.

»Es ist Meister Bussy-Leclerc, der Professor der Fechtkunst in Brüssel war,« fuhr er fort.

»Alle Wetter!« sagte Chicot, »Meister Bussy-Leclerc, wahrhaftig, eine gute Klinge.«

Und während er dies mit aller Naivität, deren er fähig war, sagte, fing er den wütenden Blick auf, den Borromé auf den zur Unzeit Gefälligen schoß.

»Ah! es war mir nicht bekannt, daß er Bussy-Leclerc hieß. Man vergaß, mich davon zu unterrichten,« versetzte Gorenflot.

»Ich wußte nicht, daß der Name Eure Herrlichkeit im geringsten interessierte,« sagte Borromé.

»In der Tat!« rief Chicot, »mag dieser oder jener der Fechtmeister sein, gleichviel, wenn er nur gut ist.«

»In der Tat, gleichviel, wenn er nur gut ist,« wiederholte Gorenflot und schlug, von allgemeiner Bewunderung geleitet, den Weg nach der Treppe seiner Wohnung ein. Die Übung war beendigt.

Um Fuße der Treppe wiederholte Jacques zum größten Mißvergnügen Borromées seine Bitte Chicot gegenüber, dieser aber antwortete: »Ich verstehe nicht zu unterrichten; ich habe mich ganz allein durch Nachdenken und Übung gebildet; macht es wie ich; jedem gesunden Geiste nützt das Gute.«

»Ich hoffe, das ist ein dem Dienste Gottes geweihtes und zu etwas taugliches Haus!« sagte Gorenflot stolz, als er, sich auf Chicot stützend, die Treppe hinaufging. »Pest! ich glaube es wohl,« erwiderte Chicot. »Man sieht schöne Dinge, ehrwürdiger Prior, wenn man zu Euch kommt.« – »Dies alles in einem Monat, in weniger als einem Monat sogar.«

»Und durch Euch?« – »Durch mich, durch mich allein, wie Ihr seht,« antwortete Gorenflot, sich aufrichtend.

»Das ist mehr, als ich erwartete, und wenn ich von meiner Sendung zurückkomme, Freund ...« – »Ah! es ist wahr, lieber Freund; sprechen wir von Eurer Sendung ...«

»Um so lieber, als ich vor meiner Abreise eine Botschaft oder vielmehr einen Boten an den König zu schicken habe.« – »An den König, lieber, Freund? einen Boten? Ihr korrespondiert also mit dem König.? Wollt Ihr einen von unseren Brüdern? Es wäre eine Ehre für das Kloster, wenn einer von unsern Brüdern den König sehen würde.«

»Gewiß!« – »Ich will zwei unserer besten Beine zu Eurer Verfügung stellen; doch erzählt mir, Chicot, wie der König, der Euch für tot hielt ...«

»Ich habe ihm gesagt, es war nur eine Lethargie, und im gegebenen Augenblick bin ich aufgestanden.« – »Um wieder in Gunst zu kommen?«

»Mehr als je.« – »Dann könnt Ihr dem König wohl alles sagen, was wir in seinem Interesse tun?«

»Ich werde es nicht unterlassen, mein Freund, seid unbesorgt.« – »Ah! teurer Chicot,« rief Gorenflot, der sich schon als Bischof sah.

»Zuvor habe ich Euch jedoch um zwei Dinge zu bitten.« – »Sprecht.«

»Zuerst um Geld, das Euch der König zurückgeben wird.« – »Geld?« rief Gorenflot, höflich aufstehend, »meine Kassen sind voll.«

»Ihr seid, meiner Treu! glücklich.« – »Wollt Ihr tausend Taler?«

»Nein, das ist viel zu viel; ich bin bescheiden in meinen Ansprüchen, demütig in meinen Wünschen; mein Titel als Botschafter macht mich nicht stolz, und ich verberge ihn eher, als daß ich mich damit brüste. Hundert Taler genügen mir.« – »Hier sind sie. Und das Zweite?«

»Ein Stallmeister.« – »Ein Stallmeister?«

»Ja, um mich zu begleiten; ich liebe die Gesellschaft.« – »Ah! mein Freund, wenn ich noch frei wäre, wie einst ...« sagte Gorenflot, einen Seufzer ausstoßend.

»Ja, aber Ihr seid es nicht mehr.« – »Die Größe fesselt,«, murmelte Gorenflot.

»Ach! man kann nicht alles zugleich haben,« erwiderte Chicot; »da ich mich nicht Euerer ehrenwerten Gesellschaft erfreuen kann, teuerster Prior, so werde ich mich mit dem kleinen Bruder Jacques begnügen.« – »Mit dem kleinen Bruder Jacques?«

»Ja, er gefällt mir.« – »Und du hast recht, Chicot; es ist ein seltener Mensch, der es weit bringen wird.«

»Ich will ihn zuerst zwei hundert Meilen weit führen, wenn du es erlaubst?« – »Er gehört dir, mein Freund.«

Der Prior schlug auf eine Glocke, bei deren Klang ein Laienbruder herbeilief.

»Man lasse den Bruder Jacques und den mit den Gängen in der Stadt beauftragten Bruder heraufkommen.«

Zehn Minuten nachher erschienen beide auf der Schwelle.

»Jacques,« sagte Gorenflot, »ich gebe Euch eine außerordentliche Sendung.«

»Mir, Herr Prior?« fragte der junge Mensch erstaunt.

»Ja, Ihr werdet Herrn Robert Briquet auf einer großen Reise begleiten.«

»Oh!« rief mit maßloser Begeisterung der junge Bruder, »ich auf die Reise mit Herrn Robert Briquet, ich in frischer Luft, ich in Freiheit! Ah! Herr Robert Briquet, nicht wahr, wir werden jeden Tag fechten?« – »Ja, mein Kind.«

»Und ich darf meine Büchse mitnehmen?« – »Du wirst sie mitnehmen.«

Jacques sprang und stürzte mit einem Freudengeschrei aus dem Zimmer.

»Was den Auftrag betrifft,« sagte Gorenflot, »so bitte ich Euch, Eure Befehle zu geben. Tretet vor, Bruder Panurgos.«

Das Beichtkind.

Der vom Prior unter dem Namen Panurgos angekündigte Mönch erschien bald; er glich mit seinem vorstehenden Kiefer einem Fuchse.

Chicot schaute ihn einen Augenblick an und schien während dieses Augenblicks, so kurz er auch war, den Boten des Klosters zu seinem wahren Werte geschätzt zu haben.

Panurgos blieb demütig bei der Tür stehen.

»Kommt hierher, Herr Eilbote!« sagte Chicot; »kennt Ihr den Louvre?« – »Ja, mein Herr.«

»Und im Louvre kennt Ihr einen gewissen Heinrich von Valois?« – »Den König?«

»Ich weiß in der Tat nicht, ob es der König ist, aber man nennt ihn gewöhnlich so.« – »Mit dem König werde ich zu tun haben?«

»Ganz richtig, kennt Ihr ihn?« – »Genau, Herr Briquet.«

»Wohl! Ihr verlangt mit ihm zu sprechen.« – »Wird man mich zu ihm lassen?«

»Bis zu seinem Kammerdiener, ja; Euer Kleid ist ein Paß; Seine Majestät ist sehr religiös, wie Ihr wißt.« – »Und was soll ich dem Kammerdiener Seiner Majestät sagen?«

»Ihr sagt ihm, Ihr werdet vom Schatten geschickt.« – »Ja.«

»Und Ihr erwartet den Brief.« – »Das ist alles, was ich zu tun habe?«

»Ihr fügt hinzu, der Schatten warte, indem er ganz langsam auf der Straße nach Charenton fortwandere.« – »Auf dieser Straße habe ich Euch nachzufolgen?«

»Allerdings.«

Panurgos schritt auf die Tür zu und hob den Vorhang auf, um hinauszugehen; es kam Chicot vor, als hätte der Bruder Panurgos bei dieser Bewegung einen Horcher sichtbar werden lassen.

Übrigens fiel der Vorhang wieder so rasch, daß Chicot nicht hätte dafür stehen können, ob das, was er für Wirklichkeit nahm, nicht eine Vision gewesen sei.

Aber Chicots Scharfsinn machte es diesem bald zur Gewißheit, daß Bruder Borromée horchte.

»Oh! du horchst,« dachte er; »desto besser, ich werde in diesem Fall für dich sprechen.«

»Ihr seid also mit einer Sendung vom König beehrt, lieber Freund?« sagte Gorenflot. – »Mit einer vertraulichen, ja.«

»Ich denke, sie bezieht sich auf die Politik?« – »Ich denke es auch.«

»Wie, Ihr wißt nicht, mit welcher Sendung Ihr beauftragt seid?« – »Ich weiß nur, daß ich der Träger eines Briefes bin.«

»Ein Staatsgeheimnis ohne Zweifel?« – »Ich glaube es.«

»Und Ihr vermutet nichts?« – »Nicht wahr, wir sind allein, so daß ich Euch meine Gedanken sagen kann?«

»Sprecht; ich bin ein Grab für Geheimnisse.« – »Nun Wohl! der König ist endlich entschlossen, dem Herzog von Anjou beizustehen.«

»In der Tat?« – »Ja, Herr von Joyeuse mußte zu diesem Behuf in der vergangenen Nacht abreisen.«

»Aber Ihr, mein Freund?« – »Ich gehe nach Spanien.«

»Wie reist Ihr?« – »Bei Gott! wie wir es früher machten, zu Fuß, zu Pferd, im Wagen, wie es sich gerade trifft.«

»Jacques wird ein guter Gesellschafter auf der Reise für Euch sein, und Ihr habt wohlgetan, ihn zu wählen.« – »Ich gestehe, mir gefällt er ungemein.«

»Dies wäre ein hinreichender Grund, ihn Euch zu geben; aber ich glaube überdies, er wäre doch für Euch im Falle eines Zusammentreffens eine tüchtige Unterstützung.« – »Ich danke, mein Freund. Und nun habe ich Euch nur noch Lebewohl zu sagen.«

»Gott befohlen!« – »Was macht Ihr?«

»Ich will Euch meinen Segen geben.« – »Bah! unter uns ist das unnötig.«

»Ihr habt recht,« versetzte Gorenflot, »das ist gut für die Fremden.«

Und die Freunde umarmten sich zärtlich.

»Jacques!« rief der Prior, »Jacques!«

Panurgos zeigte sein Mardergesicht zwischen den Türvorhängen.

»Wie! Ihr seid noch nicht abgegangen?« rief Chicot.

»Verzeiht, Herr.«

»Geht geschwinde, Herr Briquet hat Eile,« sagte Gorenflot; »wo ist Jacques?«

Bruder Borromée erschien ebenfalls mit süßlicher Miene und lachendem Mund.

»Bruder Jacques?« wiederholte der Prior.

»Bruder Jacques ist weggegangen,« sagte der Säckelmeister.

»Wie weggegangen!« rief Chicot.

»Habt Ihr nicht verlangt, daß jemand nach dem Louvre gehe, mein Herr?«

»Ja, Bruder Panurgos,« erwiderte Gorenflot.

»Oh! ich Dummkopf, der ich bin! Ich hatte verstanden Jacques,« sagte Borromée, sich vor die Stirn schlagend.

Chicots Gesicht verfinsterte sich, doch Borromées Bedauern war scheinbar so aufrichtig, daß ein Vorwurf grausam gewesen wäre.

»Ich werde also warten, bis Jacques zurückgekommen ist,« sagte Chicot.

Borromée verbeugte sich, die Stirn faltend.

»Ah!« rief er, »obgleich ich deshalb heraufgekommen bin, vergaß ich, dem ehrwürdigen Prior zu melden, daß die unbekannte Dame angekommen ist und sich eine Audienz von Eurer Ehrwürden erbittet.«

Chicot sperrte die Ohren weit auf.

»Allein?« fragte Gorenflot.

»Mit einem Stallmeister.«

»Ist sie jung?«

Borromée schlug schamhaft die Augen nieder.

»Gut, er ist scheinheilig,« dachte Chicot.

»Mein Freund,« sagte Gorenflot, indem er sich an den falschen Robert Briquet wandte, »du begreifst.«

»Ich begreife und lasse Euch allein,« erwiderte Chicot; »ich werde in einem Nebenzimmer oder im Hof warten.«

»Gut, mein lieber Freund.«

»Es ist weit von hier in den Louvre,« bemerkte Borromée, »und Bruder Jacques kann lange ausbleiben, umso mehr, als die Person, an die Ihr schreibt, vielleicht zögern wird, einen so wichtigen Brief einem Kind anzuvertrauen.«

»Ihr bedenkt das etwas spät, Bruder Borromée.«

»Ich wußte es nicht; wenn man mir vertraut hätte ...«

»Gut, gut, ich werde mich mit kurzen Schritten nach Charenton zu begeben; der Bote, wer es auch sein mag, wird mich auf dem Wege einholen.«

Und er wandte sich nach der Treppe.

»Nicht nach dieser Seite, wenn es Euch beliebt, mein Herr,« sagte Borromée rasch, »die unbekannte Dame kommt hier herauf, und sie wünscht niemand zu begegnen!« »Ihr habt recht,« erwiderte Chicot lächelnd, »ich gehe die kleine Treppe hinab.«

Und er ging auf eine Nebentür zu, die in ein kleines Kabinett führte.

»Und ich,« sagte Borromée, »ich werde die Ehre haben, das Beichtkind bei dem ehrwürdigen Herrn Prior einzuführen.«

»Gut,« sagte Gorenflot.

»Ihr wißt den Weg?« fragte Borromée unruhig.

»Sehr genau,« erwiderte Chicot und ging durch das Kabinett.

Nach diesem Kabinett kam ein Zimmer; die Geheimtreppe ging auf den Ruheplatz dieses Zimmers. Chicot hatte wahr gesprochen, er kannte den Weg, aber er kannte das Zimmer nicht mehr.

Es hatte sich in der Tat seit seinem letzten Besuch gewaltig verändert; das friedliche Gemach war in ein kriegerisches verwandelt worden; die Wände waren mit Waffen geziert, der Tisch mit Säbeln, Degen und Pistolen beladen; alle Winkel enthielten Haufen von Musketen und Büchsen.

Chicot verweilte einen Augenblick in diesem Zimmer; er fühlte das Bedürfnis, nachzudenken.

»Man verbirgt Jacques vor mir, man verbirgt die Dame vor mir, man treibt mich die kleinen Stufen hinab, um die große Treppe frei zu lassen; das

heißt, man will mich von dem Mönchlein entfernen und die Dame vor mir verbergen, so viel ist klar. Ich muß also eine gute Kriegslist anwenden und gerade das Gegenteil von dem tun, was man will, daß ich tun soll.

»Ich werde Jacques' Rückkehr abwarten und es so einrichten, daß ich die geheimnisvolle Dame sehe. Ho ho! da liegt ein schönes Panzerhemd in der Ecke ... fein, geschmeidig und fest gearbeitet!«

Er hob es auf, um es zu bewundern.

»Ich suche gerade eines, so leicht wie Linnen,« sagte er; »für den Prior ist es zu eng; man sollte in der Tat glauben, es wäre für mich gemacht worden; entlehnen wir dieses Stück von Dom Modeste, bei unserer Rückkehr geben wir es ihm wieder.«

Rasch bog Chicot das Panzerhemd und schob es unter sein Wams.

Er befestigte die letzte Nestel, als Bruder Borromée auf der Schwelle erschien.

»Oh! oh!« murmelte Chicot, »du abermals, doch du kommst zu spät, Freund.«

Und er kreuzte seine langen Arme hinter dem Rücken, legte sich zurück und stellte sich, als bewunderte er die Trophäen.

»Herr Robert Briquet sucht eine Waffe, die ihm taugen würde?« fragte Borromée. – »Ich, lieber Freund? Mein Gott! wozu eine Waffe?«

»Ah! wenn man so gut damit umzugehen weiß!« – »Theorie, lieber Bruder, Theorie, nichts anderes; ein armer Bürger meiner Art kann mit seinen Armen und Beinen geschickt sein; aber was ihm fehlt und immer fehlen wird, ist das Herz eines Soldaten. Das Rapier glänzt ziemlich hübsch in meiner Hand; doch glaubt mir, Jacques würde mich mit der Spitze eines Degens von hier nach Charenton zurücktreiben.«

»Wahrhaftig?« versetzte Borromée, halb überzeugt durch Chicots einfache und gutmütige Miene. – »Und dann fehlt es mir an Atem,« fuhr Chicot fort;

»Ihr habt gesehen, daß ich nicht ausfallen kann, die Beine sind abscheulich, da mangelt es mir.«

»Erlaubt mir, Euch zu bemerken, mein Herr, daß dieser Mangel beim Reisen noch größer ist, als beim Fechten.« – »Ah! Ihr wißt, daß ich reise,« versetzte Chicot mit gleichgültigem Tone.

»Panurgos hat es mir gesagt,« erwiderte Borromée errötend. – »Das ist drollig, ich glaubte mit Panurgos hiervon nicht gesprochen zu haben; doch gleichviel, ich habe keinen Grund, es zu verbergen. Ja, mein Freund, ich mache eine kleine Reise, ich gehe in meine Heimat, wo ich etwas Grund und Boden habe.«

»Wißt Ihr, Herr Briquet, daß Ihr dem Bruder Jacques eine große Ehre verschafft?« – »Die, mich zu begleiten?«

»Einmal, sodann die, den König zu sehen.« – »Oder seinen Kammerdiener, denn es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß Bruder Jacques nichts anderes sehen wird.«

»Ihr seid also ein Vertrauter des Louvre?« – »Oh! einer der Vertrautesten, mein Herr; ich liefere dem König und den jungen Herren vom Hofe gewalkte wollene Strümpfe.«

»Dem König?« – »Ich hatte schon seine Kundschaft, als er noch Herzog von Anjou war ... Bei seiner Rückkehr aus Polen erinnerte er sich meiner und machte mich zum Hoflieferanten. Ihr wißt, daß der König eine Pilgerfahrt zu Unserer Lieben Frau von Chartres gemacht hat.«

»Ja, um einen Erben zu bekommen.« – »Ganz richtig, Ihr wißt, daß es ein sicheres Mittel gibt, um das Resultat zu erreichen, das der König verfolgt?«

»Es scheint jedenfalls, daß der König dieses Mittel nicht anwendet.« – »Bruder Borromée!«

»Was?« – »Ihr wißt genau, daß es sich darum handelt, einen Thronerben durch ein Wunder und nicht auf eine andere Weise zu erhalten.«

»Und dieses Wunder verlangt man?« – »Von Unserer Lieben Frau von Chartres.«

»Ah! ja, das Hemd?« – »So ist es. Der König hat dieser guten Lieben Frau ihr Hemd genommen und es der Königin gegeben, so daß er ihr im Austausch für dieses Hemd einen Rock ähnlich dem Unserer Lieben Frau von Toledo schenken will, der, wie man sagt, der schönste und reichste Jungfrauenrock ist, den es auf der Welt gibt.«

»Somit geht Ihr?« – »Nach Toledo, lieber, Bruder Borromée, nach Toledo, um das Maß von dem Rocke zu nehmen und einen ähnlichen machen zu lassen.«

Borromée schien zu zögern, ob er Chicot auf sein Wort glauben oder nicht glauben sollte.

»Ihr könnt Euch also vorstellen,« fuhr Chicot fort, als ob er durchaus nicht wüßte, was im Geiste des Bruder Säckelmeister vorging, »Ihr könnt Euch also vorstellen, daß mir die Gesellschaft von Geistlichen unter solchen Umständen sehr angenehm gewesen wäre. Doch die Zeit geht vorbei, und Bruder Jacques kann nun nicht mehr lange ausbleiben. Übrigens will ich außen warten, etwa bei der Croix-Faubin.«

»Ich glaube, daß dies besser ist.« – »Ihr werdet also die Güte haben, ihn zu benachrichtigen, sobald er zurückkommt.«

»Ja.« – »Und Ihr schickt ihn mir zu?«

»Ich werde es nicht versäumen.« – »Ich danke, lieber Bruder Borromée ... Ich bin entzückt, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben.«

Beide verbeugten sich, und Chicot ging die kleine Treppe hinab, hinter ihm schloß Bruder Borromée die Tür mit dem Riegel.

»Oh! oh!« sagte Chicot, »es scheint wichtig zu sein, daß ich die Dame nicht sehe, folglich muß ich sie sehen.«

Und um dieses Vorhaben in Ausführung zu bringen, ging Chicot so auffallend als möglich aus der Priorei der Jakobiner weg, plauderte einen Augenblick mit dem Bruder Pförtner und wanderte, die Mitte der Straße haltend, nach der Croix-Faubin.

Doch als er dahin gekommen war, verschwand er an der Mauerecke eines Pachthofes, und hier, wo er fühlte, daß er allen Argussen des Priors, und hätten sie die Falkenaugen des Bruders Borromée gehabt, Trotz bieten konnte, schlüpfte er längs der Gebäude hin, folgte in einem Graben einer Hecke und erreichte, ohne bemerkt worden zu sein, eine Reihe ziemlich dichter, junger Hagebuchen, die sich dem Kloster gegenüber ausdehnte.

An dieser Stelle, die ihm einen Beobachtungsmittelpunkt bot, wie er sich ihn nur immer wünschen konnte, setzte oder legte er sich vielmehr nieder und wartete, bis Bruder Jacques in das Kloster zurückkam und die Dame herausging.

Der Hinterhalt.

Chicot brauchte, wie man weiß, nicht lange, um einen Entschluß zu fassen. Er faßte den zu warten, und zwar so bequem als möglich. Er machte sich durch das Dickicht der Hagebuchen ein Fenster, um die Kommenden und Gehenden, die ihn interessieren konnten, nicht unbemerkt vorüber zu lassen.

Die Straße war öde. Soweit Chicots Blick reichte, erschienen weder Reiter noch Neugierige noch Bauern. Die ganze Menge vom vorhergehenden Tag war mit dem Schauspiel verschwunden, das sie versammelt hatte. Chicot sah also nichts, als einen ziemlich elend gekleideten Mann, der quer über die Straße ging und mit einem spitzigen Stabe Messungen auf dem Pflaster Seiner Majestät des Königs von Frankreich vornahm. Chicot hatte durchaus nichts zu tun. Er war entzückt, daß er diesen guten Mann fand, der ihm als Betrachtungspunkt dienen sollte.

»Was messen? warum messen?« dies waren zwei Minuten lang die ernsten Fragen, die Robert Briquet an sich richtete.

Er beschloß also, ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Im Augenblick aber, wo dieser Mann seine Messung beendigt hatte und den Kopf wieder erheben sollte, nahm leider eine wichtigere Entdeckung seine Aufmerksamkeit in Anspruch und nötigte ihn, die Augen nach einem anderen Punkte zu richten. Es öffneten sich die beiden Flügel des Fensters von Gorenflots Balkon, und man sah die ehrwürdige Rundung des Priors erscheinen, der mit seinen großen, weit aufgesperrten Augen, mit seinem Festtagslächeln und seinen höflichsten Manieren eine Dame führte, die beinahe ganz unter einem mit Pelz verbrämten Samtmantel begraben war.

»Oh! oh!« sagte Chicot zu sich selbst, »das ist das Beichtkind. Der Gang ist jugendlich; sehen wir uns den Kopf an; nun, dreht Euch noch ein wenig auf diese Seite, vortrefflich! Es ist in der Tat sonderbar, daß ich beinahe bei allen Gesichtern, die ich sehe, Ähnlichkeiten finde. Eine ärgerliche Manier von mir! Gut! nun kommt der Stallmeister. Oh! oh! in ihm täusche ich mich nicht, es ist Mayneville. Ja, ja, der aufwärts gedrehte Schnurrbart, der Degen mit dem muschelförmigen Stichblatt, ja, er ist es; doch überlegen und schließen wir ein wenig: wenn ich mich bei Herrn von Mayneville nicht täusche, alle Wetter! warum sollte ich mich in Frau von Montpensier irren? denn diese Frau ist beim Teufel die Herzogin.«

Man wird es glauben, daß Chicot von diesem Augenblick die beiden erhabenen Personen nicht mehr aus dem Gesichte verlor. Nach Verlauf einer Minute sah er hinter ihnen das bleiche Gesicht Borromées erscheinen, den Mayneville wiederholt befragte.

»So ist es,« sagte er, »alles ist dabei; bravo! Konspirieren wir, das ist so Mode; aber warum will die Herzogin bei Dom Modeste Pension nehmen, sie, die schon das Haus von Bel-Esbat hundert Schritte von hier hat?«

In diesem Augenblick erhielt Chicots Aufmerksamkeit eine neue Richtung. Während die Herzogin mit Gorenflot plauderte oder ihn vielmehr zum Plaudern veranlaßte, machte Herr von Mayneville irgend jemand außen ein Zeichen.

Chicot hatte aber niemand gesehen, als den Mann, der die Messungen machte, und an ihn war in der Tat die Gebärde gerichtet; daraus ging hervor,

daß der Mann nicht mit Messungen beschäftigt war. Er war vor dem Balkon im Profil und das Gesicht gegen Paris gekehrt stehengeblieben.

Gorenflot setzte seine Liebenswürdigkeiten gegen das Beichtkind fort. Herr von Mayneville sagte Borromée ein paar Worte ins Ohr, und dieser fing auf der Stelle an, sich hinter dem Prior auf eine Weise zu bewegen, die für Chicot unverständlich, aber für den Mann mit den Messungen klar war, denn er entfernte sich und wählte seinen Standpunkt auf einer andern Stelle, wo ihn eine neue Gebärde Borromées wie eine Bildsäule festnagelte.

Nachdem er einige Sekunden unbeweglich geblieben war, nahm er auf ein neues Zeichen von Bruder Borromée eine Übung vor, die Chicot um so mehr beschäftigte, als er unmöglich ihren Zweck erraten konnte. Von dem Orte, wo er stand, lief der Mann bis zur Pforte der Priorei, während Herr von Mayneville seine Uhr in der Hand hielt.

In diesem Augenblick wandte sich der Mann um, und Chicot erkannte in ihm Nicolas Poulain, den Leutnant der Prevoté oder Stadtvogtei, denselben, der ihm am Tage zuvor seine alten Panzer abgekauft hatte.

»Oho! es lebe die Lige!« sagte er. »Ich habe nun genug gesehen, um das übrige mit ein wenig Anstrengung zu erraten.«

Nach einigen Gesprächen zwischen der Herzogin, Gorenflot und Mayneville schloß Borromée das Fenster wieder, und der Balkon blieb öde und leer.

Die Herzogin und ihr Stallmeister verließen die Priorei, um in die Sänfte zu steigen, die ihrer harrte. Dom Modeste, der sie bis zur Pforte begleitet hatte, erschöpfte sich in Bücklingen.

Die Herzogin hielt die Vorhänge ihrer Sänfte noch offen, um die Komplimente des Priors zu erwidern, als ein Jakobinermönch, der durch die Pforte Saint-Antoine aus Paris herauskam, sich zuerst vor die Pferde, die er neugierig anschaute und dann neben die Sänfte stellte, in die er einen Blick tauchte.

Chicot erkannte in diesem Mönch den kleinen Jacques, der mit großen Schritten vom Louvre zurückkehrte und in Entzückung vor Frau von Montpensier stehenblieb.

»Oh! oh!« sagte er, »ich habe Glück. Wäre Jacques früher gekommen, so hätte ich die Herzogin nicht sehen können. Nun, da Frau von Montpensier, nachdem sie ihre kleine Verschwörung gemacht hat, abgegangen ist, kommt die Reihe an Nicolas Poulain. Mit ihm bin ich in zehn Minuten fertig.«

Nachdem die Herzogin an Chicot, ohne ihn zu sehen, vorübergekommen war, fuhr sie in der Tat nach Paris, und Nicolas Poulain schickte sich an, ihr zu folgen. Er mußte wie die Herzogin an Chicots Versteck vorüber.

Chicot sah ihn kommen, wie der Jäger das Wild kommen sieht, indem er sich bereithält, danach zu schießen, sobald es in seinem Bereiche ist.

»He! ehrlicher Mann,« rief er aus seinem Loch, »deinen Blick hierher, bitte.«

Poulain bebte und wandte den Kopf dem Graben zu.

»Ihr habt mich gesehen, sehr gut!« fuhr Chicot fort. »Nehmt nun nicht die Miene an, als ob Ihr nichts bemerktet, Meister Nicolas ... Poulain.«

Der Leutnant der Prevoté sprang wie ein Hirsch beim Schuß.

Indem Chicot dem Geängstigten bewies, daß er die Personen auf dem Balkon der Priorei kenne und wisse, daß der Leutnant an einer Verschwörung gegen den König teilnehme, und indem er ihm als unumgängliche Strafe den Tod am Galgen zeigte, machte er den Armen zum Wachs in seiner Hand. Als einziges Mittel, sein Leben zu retten, zeigte er ihm die Enthüllung des Komplotts gegenüber dem Herzog von Epernon. Willenlos versprach Poulain, diesen Verrat an seinen Genossen auszuführen.

Kaum hatte sich der Profoßleutnant entfernt, so sah Robert Briquet den vom Prior versprochenen Reisegenossen am verabredeten Platz sich einstellen. Er bemerkte aber beim Näherkommen bald, daß es nicht der kleine Mönch

war, sondern ein wahrer Philister mit riesigen Armen und Beinen und einer höchst verdächtigen Physiognomie. Dieser überreichte einen Brief von Gorenflot, worin der Würdige erklärte, er könne Jacques, das junge unschuldige Lamm, nicht unter die Wölfe gehen lassen.

Kurz entschlossen schickte Briquet den unwillkommenen und gefährlichen Burschen, der sich nur knurrend abweisen ließ, dem Prior zurück, um lieber allein die Reise anzutreten.

Als unser Reisender den Goliath in der großen Pforte des Klosters verschwinden sah, verbarg er sich hinter einer Hecke, streifte sein Wams ab und zog das uns bekannte feine Panzerhemd unter seinem Linnenhemde an.

Sobald seine Toilette beendigt war, schritt er querfeldein, um wieder auf die Straße nach Charenton zu gelangen.

Die Guisen.

An demselben Abend, an dem Chicot nach Navarra abreiste, finden wir in dem großen Gemache des Hotels Guise den kleinen jungen Mann mit dem lebhaften Auge, den wir auf dem Pferderücken hinter Herrn von Carmainges haben in Paris einreiten sehen, und der, wie wir bereits wissen, niemand anders war, als das schöne Beichtkind Dom Gorenflots.

Jetzt, mit einem zierlichen Kleide angetan, das am Halse weit ausgeschnitten war, die Haare mit Edelsteinen besternt, wie es damals Mode, erwartete Frau von Montpensier, in einer Fenstervertiefung stehend, ungeduldig irgend jemand, der auf sich warten ließ.

Der Schatten fing an sich zu verdichten, die Herzogin unterschied nur mit Mühe die Pforte des Hotels, worauf ihre Augen beständig gerichtet waren. Endlich vernahm man den Hufschlag eines Pferdes, und zehn Minuten nachher meldete die Stimme des Pförtners geheimnisvoll der Herzogin den Herzog von Mayenne.

Frau von Montpensier erhob sich und lief ihrem Bruder mit solcher Hast entgegen, daß sie auf der Spitze des rechten Fußes zu gehen vergaß, wie es

ihre Gewohnheit war, wenn sie nicht hinken wollte.

»Allein, mein Bruder,« sagte sie, »seid Ihr allein?« – »Ja, meine Schwester,« antwortete der Herzog, der sich setzte, nachdem er der Herzogin die Hand geküßt hatte.

»Aber Heinrich ... wo ist denn Heinrich? Wißt Ihr, daß ihn alle hier erwarten?« – »Heinrich, meine Schwester, hat hier in Paris noch nichts zu tun, während er dort in Flandern und der Picardie viel zu tun hat. Unser Werk ist langsamer und unterirdischer Natur, doch wir haben dort Arbeit; warum sollten wir diese Arbeit verlassen, um nach Paris zu kommen, wo alles getan ist?«

»Ja, wo jedoch alles wieder rückgängig werden wird, wenn Ihr Euch nicht sputet. Ich sage Euch, daß sich die Bürger nicht mehr mit solchen Gründen begnügen, daß sie ihren Herzog Heinrich sehen wollen, daß dies ihr Hunger, ihre Heißgier ist.« – »Sie werden ihn im geeigneten Augenblicke sehen. Hat ihnen Mayneville nicht alles erklärt?«

»Ganz gewiß; doch Ihr wißt, seine Stimme hat nicht die Macht der Eurigen.« – »Das Dringendste, meine Schwester – und Salcède?«

»Tot!« – »Ohne zu sprechen?«

»Ohne eine Silbe von sich zu geben.« – »Gut. Und die Bewaffnung?« »Vollendet.« – »Und Paris?«

»In sechzehn Viertel abgeteilt. – »Und jedes Viertel hat den von uns bezeichneten Chef?«

»Ja.« – »Gottes Ostern! leben wir also in Ruhe, dies will ich unsern guten Bürgern sagen.«

»Sie werden Euch nicht hören. Ich sage Euch, daß sie vom Teufel besessen sind.« – »Meine Schwester, Ihr habt ein wenig die Gewohnheit, die Hast der andern nach Eurer eigenen Ungeduld zu beurteilen.«

»Werdet Ihr mir das zum Vorwurf machen?« – »Gott behüte mich; aber was mein Bruder Heinrich sagt, muß geschehen. Mein Bruder Heinrich will aber, daß man sich durchaus nicht beeile.«

»Was ist also zu tun?« fragte die Herzogin voll Ungeduld. – »Drängt irgend etwas, meine Schwester?« »Alles, wenn man will.« – »Womit soll man Eurer Ansicht nach anfangen?«

»Damit, daß man den König festnimmt.« – »Das ist Eure fixe Idee. Ich sage nicht, daß sie schlecht wäre, wenn man sie in Ausführung bringen könnte; aber entwerfen und tun ist zweierlei; erinnert Euch, wie oft wir schon gescheitert sind.«

»Die Zeiten haben sich geändert. Der König hat niemand mehr zu seiner Verteidigung.« – »Nein, außer den Schweizern, den Schotten und den französischen Leibwachen.«

»Mein Bruder, wollt Ihr, so zeige ich, die ich mit Euch spreche, Euch den König nur von zwei Lakaien begleitet auf der Landstraße.« – »Man hat mir dies hundertmal gesagt und ich habe ihn nicht ein einziges Mal gesehen.«

»Ihr werdet ihn sehen, wenn Ihr nur drei Tage in Paris bleibt.« – »Abermals ein Entwurf.«

In diesem Augenblick hob der Huissier den Türvorhang und fragte: »Gefällt es Euren Hoheiten, Herrn von Mayneville zu empfangen?«

»Mein Genosse,« erwiderte die Herzogin, »er trete ein.«

Herr von Mayneville trat ein und küßte dem Herzog von Mayenne die Hand.

»Ein einziges Wort, gnädigster Herr,« sagte er, »ich komme vom Louvre.«

»Nun!« riefen gleichzeitig Mayenne und die Herzogin. – »Man vermutet Eure Ankunft.«

»Wie dies?« – »Ich plauderte mit dem Führer des Postens von Saint-Germain-l'Auxerrois, zwei Gaskogner gingen vorüber.«

»Kennt Ihr sie?« – »Nein – sie funkelten ganz in ihren neuen Kleidern. ›Cap de Bious,‹ sagte der eine, ›wir haben da ein herrliches Wams, doch es würde Euch bei Gelegenheit nicht denselben Dienst leisten, wie Euer Panzer von gestern.‹

›Bah! bah!‹ erwiderte der andere, ›so solid auch das Schwert des Herrn Mayenne sein mag, so wetten wir doch, daß es ebensowenig diesen Atlas aufritzen wird, wie es meinen Panzer aufgeritzt hätte.‹

»Und hierauf verbreitete sich der Gaskogner in Prahlereien, die andeuteten, daß man Euch in der Nähe wußte.«

»Und wem gehören diese Gaskogner?« – »Ich weiß es nicht.«

»Und sie entfernten sich?« – »Nicht so rasch; sie schrien laut; der Name Eurer Hoheit wurde gehört, einige Vorübergehende blieben stehen und fragten, ob Ihr wirklich ankämet. Sie wollten eben diese Frage beantworten, als sich plötzlich Herr von Loignac dem Gaskogner näherte und ihm auf die Schulter klopfte. Auf ein paar Worte, die er leise sprach, antwortete der Gaskogner nur mit einer Gebärde der Unterwürfigkeit und folgte seinem Unterbrecher. Sie verschwanden dann in der Richtung des Louvre.

»Ich habe ein äußerst einfaches Gegenmittel,« sagte Mayenne. »Ich gehe diesen Abend zum König, um ihn zu begrüßen.«

»Den König begrüßen?« – »Ganz gewiß; ich komme nach Paris, ich gebe ihm Kunde von seinen guten Städten in der Picardie, dagegen kann er nichts sagen.«

»Das Mittel ist gut,« sagte Mayneville.

»Es ist unklug,« versetzte die Herzogin.

»Schwester, es ist unerläßlich, wenn man wirklich meine Ankunft in Paris vermutet. Es war übrigens die Ansicht meines Bruders, daß ich völlig gestiefelt vor dem Louvre absteige, um dem König die Huldigung der ganzen Familie darzubringen. Ist einmal diese Pflicht erfüllt, so bin ich frei und kann empfangen, wen ich will.«

»Die Mitglieder des Komitees, zum Beispiel, sie erwarten Euch.«

»Ich werde sie im Hotel Saint-Denis bei meiner Rückkehr aus dem Louvre empfangen,« sagte Mayenne. »Mayneville, man gebe mir wieder mein Pferd, so wie es ist, ohne es abzureiben. Ihr kommt mit mir in den Louvre. Ihr, meine Schwester, erwartet mich, wenn es Euch gefällig ist.«

»Hier, mein Bruder?«

»Nein, im Hotel Saint-Denis, wo ich meine Equipagen gelassen. Wir werden in zwei Stunden dort sein.«

Im Louvre. Die Enthüllung.

An demselben an Abenteuern reichen Tag trat der König etwa um Mittag aus seinem Kabinett und ließ Epernon rufen. – Der Herzog beeilte sich zu gehorchen und beim König zu erscheinen. Er fand Seine Majestät in einem ersten Zimmer, wo sie aufmerksam einen Jakobinermönch betrachtete, der errötete und die Augen unter dem durchdringenden Blick des Königs niederschlug.

Der König nahm Epernon beiseite und sagte zu ihm, auf den jungen Mann deutend: »Sieh doch dieses drollige Mönchsgesicht an.«

»Worüber erstaunt Euer Majestät?« versetzte Epernon; »ich finde das Gesicht sehr gewöhnlich.«

»Wirklich?« – Und der König versank wieder in Träume. Nach einer Pause sagte er: »Wie heißest du?« – »Bruder Jacques, Sire.«

»Du hast keinen andern Namen?« – »Mein Familienname? Clement.«

»Bruder Jacques Clement,« wiederholte der König. »Du hast deinen Auftrag gut besorgt,« sagte er zu dem Mönch, den er unablässsig anschaute.

»Welchen Auftrag?« fragte der Herzog mit jener Keckheit, die man ihm zum Vorwurf machte, während sie ihn in der täglichen Vertraulichkeit

erhielt.

»Nichts,« sagte der König, »ein kleines Geheimnis zwischen mir und einem, den du nicht kennst oder vielmehr nicht mehr kennst.«

»In der Tat, Sire,« sagte Epernon, »Ihr schaut das Kind sonderbar an und bringt es in Verlegenheit.«

»Ja, es ist wahr .... Ich weiß nicht, warum sich meine Blicke nicht von ihm trennen können, es kommt mir vor, als hätte ich diesen jungen Menschen schon einmal gesehen, oder ich würde ihn sehen. Er ist mir, glaube ich, im Traume erschienen. Oh! ich rede unvernünftiges Zeug ... Gehe, kleiner Mönch, deine Sendung ist beendigt. Man wird den verlangten Brief dem schicken, der ihn fordert. Höre, Epernon.«

»Sire.«

»Man gebe ihm zehn Taler.«

»Ich danke,« sagte der Mönch.

»Es ist, als müßtest du dich zwingen zu danken,« versetzte Epernon, der nicht begriff, daß ein Mönch zehn Taler verachten konnte.

»Ich sage gezwungen Dank,« erwiderte der kleine Jacques, »weil mir eines von den schönen spanischen Messern, die dort an der Wand hängen, viel lieber wäre.«

»Gib ihm doch eine von den spanischen Klingen und laß ihn gehen, Lavalette,« sagte der König.

Als sparsamer Mann wählte der Herzog unter den Messern dasjenige, das ihm am wenigsten reich vorkam, und gab es dem Mönch. Es war ein katalonisches Messer mit breiter, scharfer Klinge und einem soliden Hefte von schönem ziseliertem Horn.

Jacques nahm es, ganz freudig, eine so schöne Waffe zu besitzen, und entfernte sich.

»Herzog,« sagte der König, »hast du unter deinen Fünfundvierzig zwei oder drei Männer, die zu reiten verstehen?« – »Wenigstens zwölf, und in einem Monat werden alle Reiter sein.«

»Wähle zwei aus und schicke sie sogleich zu mir, ich will sie sprechen.«

Der Herzog verbeugte sich, ging hinaus und rief Loignac in das Vorzimmer, der seinerseits den Herrn von Carmainges und Herrn von Sainte-Maline auswählte.

Der Herzog führte in ein Paar Minuten die jungen Leute zum König. Auf eine Gebärde Seiner Majestät entfernte sich der Herzog und die zwei jungen Leute blieben. Es war das erste Mal, daß sie sich vor dem König befanden, der ein sehr imposantes Aussehen hatte.

Die Aufregung der Gaskogner prägte sich auf verschiedene Weise aus. Sainte-Maline stand mit glänzendem Auge, gespannter Kniebeuge und emporstehendem Schnurrbart da.

Bleich, doch ebenfalls entschlossen, obgleich minder stolz, wagte es Carmainges nicht, seinen Blick auf dem König ruhen zu lassen.

»Ihr gehört zu meinen Fünfundvierzig?« fragte der König. – »Ich habe diese Ehre, Sire,« erwiderte Sainte-Maline.

»Und Ihr, mein Herr?« – »Ich glaubte, dieser Herr antworte für uns beide, Sire; deshalb hat meine Antwort auf sich warten lassen; doch, wenn es sich darum handelt, im Dienste Eurer Majestät zu sein, so bin ich es so sehr, wie irgend jemand auf der Welt.«

»Gut, ihr werdet zu Pferde steigen uns den Weg nach Tours einschlagen. Kennt ihr ihn?« – »Ich werde danach fragen,« erwiderte Sainte-Maline. – »Ich werde mich orientieren,« antwortete Carmainges.

»Zu größerer Sicherheit reitet ihr zuerst durch Charenton.« – »Sehr wohl, Sire.«

»Ihr reitet fort, bis ihr einen allein reisenden Mann trefft.« – »Will Eure Majestät die Gnade haben, uns sein Signalement zu geben?« fragte Sainte-Maline.

»Ein großes Schwert an der Seite oder auf dem Rücken, lange Arme, lange Beine.«

»Dürfen wir seinen Namen wissen?« fragte Ernauton von Carmainges, den das Beispiel seines Gefährten verlockte, den König, trotz der Etikette, zu befragen.

»Er heißt der Schatten,« sagte Heinrich.

»Wir werden alle Reisende, die wir treffen, nach ihrem Namen fragen, Sire.«

»Und wir durchsuchen alle Gasthöfe.«

»Sobald ihr den Mann getroffen und erkannt habt, übergebt ihr ihm diesen Brief.«

Die jungen Leute streckten zugleich die Hand darnach aus. – Der König blieb einen Augenblick verlegen.

»Wie heißt Ihr?« fragte er den einen. – »Ernauton von Carmainges« – »Und Ihr?« – »René von Sainte-Maline.«

»Herr von Carmainges, Ihr werdet den Brief tragen, und Herr von Sainte-Maline wird ihn übergeben.«

Ernauton nahm das kostbare anvertraute Gut und schickte sich an, es in sein Wams zu schließen.

Sainte-Maline hielt seinen Arm im Augenblick zurück, als der Brief verschwinden sollte, und küßte ehrfurchtsvoll das Siegel. Dann gab er den Brief Ernauton zurück. Der König lächelte üb« diese Schmeichelei.

»Ah! ich sehe, daß ich gut bedient sein werde,« sagte er.

»Ist das alles, Sire?« fragte Ernauton.

»Ja, meine Herren... nur noch eine letzte Ermahnung.«

Die jungen Leute verbeugten sich und warteten.

»Dieser Brief,« sagte Heinrich, »ist kostbarer als das Leben eines Menschen. Bei eurem Kopfe, verliert ihn nicht, übergebt ihn insgeheim dem Schatten, der euch einen Empfangsschein dafür ausstellen wird, den ihr mir einhändigt... und reist als Leute, die ihre eigenen Angelegenheiten besorgen. Geht.«

Die jungen Leute verließen das Kabinett des Königs, Ernauton von Freude erfüllt, Sainte-Maline von Eifersucht geschwollen, der eine die Flamme im Auge, der andere mit einem gierigen Blick, der das Wams seines Gefährten versengte.

Herr von Epernon wartete auf sie. Er wollte sie befragen.

»Herr Herzog,« antwortete Ernauton, »der König hat uns nicht zum Sprechen bevollmächtigt.«

Sie gingen sogleich in die Ställe, wo ihnen der Piqueur des Königs zwei kräftige und gut ausgestattete Reisepferde übergab.

Herr von Epernon wäre ihnen sicher gefolgt, um mehr zu erfahren, hätte man ihm nicht in dem Augenblick, als ihn Carmainges und Sainte-Maline verließen, gemeldet, es wolle ihn ein Mann auf der Stelle und unter jeder Bedingung sprechen.

»Wer ist der Mann?« fragte der Herzog ungeduldig.

»Der Leutnant der Prevoté.«

»Ei! Parfandious!« rief er, »bin ich Schöppe, Prevot oder Hauptmann von der Scharwache?«

»Nein, gnädigster Herr, aber Ihr seid der Freund des Königs,« antwortete demütig eine Stimme zu seiner Linken. »Unter diesem Titel flehe ich Euch

an, hört mich.«

Der Herzog wandte sich um.

In seiner Nähe stand, den Hut in der Hand und die Ohren gesenkt, ein armer Bittsteller, der in jeder Sekunde von einer Färbung des Regenbogens zur andern überging.

»Wer seid Ihr?« fragte der Herzog mit barschem Tone. – »Nicolas Poulain, Euch zu dienen, gnädigster Herr.«

»Und Ihr wollt mich sprechen?« – »Ich bitte um diese Gunst.«

»Ich habe keine Zeit.« – »Selbst nicht einmal, um ein Geheimnis zu hören, gnädigster Herr?«

»Ich höre hundert jeden Tag, das Eurige würde hundertundeines machen, das wäre um eins zu viel.« – »Selbst wenn dabei das Leben Seiner Majestät beteiligt wäre?« sagte Nicolas Poulain, sich an Epernons Ohr neigend.

»Oh! oh! ich will Euch anhören. Kommt in mein Zimmer.«

Nicolas Poulain wischte seine von Schweiß triefende Stirn ab und folgte dem Herzog.

Durch sein Vorzimmer schreitend, wandte sich Herr von Epernon an einen von den Edelleuten, die beständig hier verweilten.

»Wie heißt Ihr,« fragte er das ihm unbekannte Gesicht.

»Pertinax von Monterabeau, Monseigneur,« antwortete der Edelmann.

»Wohl! Herr von Monterabeau, stellt Euch an meine Tür und laßt niemand herein.«

Herr Pertinax, der kostbar gekleidet war und in orangefarbigen Strümpfen, mit einem Wams von blauem Atlas, den Schönen spielte, gehorchte dem Befehl Epernons, Er lehnte sich an die Wand und faßte mit gekreuzten Armen am Türvorhang Posto.

Nicolaus Poulain folgte dem Herzog, der in sein Kabinett ging, und fing ernstlich an zu zittern.

»Laßt Eure Verschwörung hören,« sagte der Herzog, »aber wenn ich meine Zeit damit verliere, nehmt Euch in acht.« – »Herr Herzog, es handelt sich ganz einfach um das schrecklichste der Verbrechen, man will den König entführen, Herr Herzog.«

»Oh! abermals diese alte Entführungsgeschichte!« versetzte Epernon verächtlich. – »Diesmal ist die Sache ziemlich ernst, Herr Herzog, wenn ich dem Anschein glauben darf.«

»An welchem Tage will man Seine Majestät entführen?« – »Gnädigster Herr, das erste Mal, wo sich Seine Majestät in der Sänfte nach Vincennes begeben wird.«

»Wie wird man sie entführen?« – »Indem man ihre beiden Piqueurs tötet.«

»Wer wird den Schlag tun?« – »Frau von Montpensier.«

»Die arme Herzogin,« versetzte Epernon lachend, »wie viele Dinge schreibt man ihr zu.« – »Weniger, als sie ihren Plänen nach zu tun beabsichtigt, gnädigster Herr.«

»Und damit beschäftigt sie sich in Soissons?« – »Die Frau Herzogin ist in Paris.«

»In Paris?« – »Dafür stehe ich.«

»Ihr habt sie gesehen?« – »Ja.«

»Das heißt, Ihr habt sie zu sehen geglaubt?« – »Ich habe die Ehre gehabt, mit ihr zu sprechen.«

»Und wo wird sie sich aufstellen, um diese Entführung zu befehligen?« – »An einem Fenster der Priorei der Jakobiner, die, wie Ihr wißt, an der Straße nach Vincennes liegt.«

»Was zum Teufel erzählt Ihr mir da?« – »Die Wahrheit, Herr Herzog. Es sind alle Maßregeln getroffen, daß die Sänfte in dem Augenblick anhält, wo sie die Fassade des Klosters erreicht.«

»Und wer hat diese Maßregel getroffen?« – »Ach!« »Alle Teufel! vollendet.« – »Ich gnädigster Herr.«

Herr von Epernon machte einen Sprung rückwärts. »Ihr?« sagte er. – Poulain seufzte.

»Ihr, der Ihr die Anzeige macht?« – »Gnädigster Herr, ein guter Diener des Königs muß alles für seinen Dienst wagen.«

»Gottes Tod! Ihr lauft in der Tat Gefahr, gehängt zu werden.« – »Ich ziehe meinen Tod der Erniedrigung oder dem Tod des Königs vor; deshalb bin ich gekommen.«

»Das sind schöne Gefühle, mein Herr, und Ihr müßt gute Ursache haben, sie zu hegen.« – »Gnädigster Herr, ich dachte, Ihr wäret der Freund des Königs, Ihr würdet mich nicht verraten und zum Nutzen aller von meiner Offenbarung Gebrauch machen.«

Der Herzog schaute lange Poulain an und forschte tief in den Linien dieses bleichen Gesichtes.

»Es muß hier noch etwas anderes im Spiele sein,« sagte er; »so entschlossen auch die Herzogin ist, würde sie es doch nicht wagen, ein solches Unternehmen zu versuchen.« – »Sie erwartet als Helfer ihren Bruder, den Herzog von Mayenne.«

»Man muß auf diese schönen Pläne Bedacht haben.« – »Ganz gewiß, gnädigster Herr, und deshalb habe ich mich beeilt.«

»Habt Ihr die Wahrheit gesprochen, Herr Leutnant, so sollt Ihr belohnt werden.« – »Warum sollte ich lügen, gnädigster Herr? Ich sage Euch, ich werde bis zum König gehen, wenn Ihr mir nicht glaubt, und ich will sterben, um zu beweisen, was ich behaupte.«

»Parfandious! nein, Ihr werdet nicht zum König gehen, hört Ihr, Meister Nicolas; mit mir allein habt Ihr zu tun.« – »Wohl, gnädigster Herr; ich sage dies nur, weil Ihr zu zögern scheint.«

»Nein, ich zögere nicht, und ich bin Euch vor allem tausend Taler schuldig.« – »Der gnädigste Herr wünscht also, daß ich ihm allein...?«

»Ja, ich habe Feuereifer und behalte das Geheimnis für mich. Ihr tretet es mir ab, nicht wahr?« – »Ja, gnädigster Herr.«

»Mit der Gewährschaft, daß es ein wirkliches Geheimnis ist?« – »Oh! mit jeder Gewährschaft.«

»Tausend Taler gehören also Euch, ohne die Zukunft zu rechnen.« – »Ich habe eine Familie, gnädigster Herr.«

»Nun wohl! aber tausend Taler! Parfandious!« – »Und wenn man in Lothringen erführe, daß ich eine solche Offenbarung gemacht habe, würde mich jedes Wort, das ich gesprochen, eine Pinte Blut kosten. Deshalb nehme ich die tausend Taler an.«

»Zum Teufel mit dieser Erklärung! Was kümmere ich mich darum, aus welchem Grunde Ihr sie annehmt, sobald Ihr sie nicht ausschlagt. Die tausend Taler gehören also Euch.« – »Ich danke, Herr Herzog.«

Und als er sah, daß sich der Herzog einer Kiste näherte und in diese seine Hand tauchte, ging er ihm nach.

Doch der Herzog begnügte sich, aus der Kiste ein kleines Buch zu ziehen, in das er mit einer riesigen und furchtbaren Handschrift schrieb: »Dreitausend Livres an Herrn Nicolas Poulain,« so daß man nicht wissen konnte, ob er diese dreitausend Livres gegeben hatte, oder ob er sie schuldig war. »Es ist, als ob Ihr sie hättet,« sagte er.

Nicolas Poulain, der die Hand und das Bein vorgestreckt hatte, zog seine Hand und sein Bein zurück, wodurch er eine Verbeugung machte.

»Wir sind also übereingekommen?« sagte der Herzog. – »Worüber?«

»Daß Ihr mich noch fortwährend unterrichtet.« – Nicolas Poulain zögerte; es war das Handwerk eines Spions, was man ihm auferlegte.

»Nun!« fragte der Herzog, »ist die so unendliche Ergebenheit schon verschwunden?« – »Nein, gnädigster Herr.«

»Ich kann also auf Euch zählen?« – »Ihr könnt auf mich zählen,« erwiderte Poulain mit einer gewissen Anstrengung.

»Und ich allein weiß dies alles?« – »Ihr allein, ja, gnädigster Herr.«

»Geht, mein Freund, geht; Parfandious! Herr von Mayenne sehe sich vor!«

Sofort kehrte nun der Herzog zum König zurück, den er beim Bilboquetspiel fand, und fing bei der ersten Gelegenheit an, von den Gefahren, die den König umlauerten, zu sprechen.

»Abermals Gefahren!« rief Heinrich. »Der schwarze Teufel hole dich, Herzog!«

»Ihr wißt also nicht, Sire, was vorgeht?« – »Nein.«

»Eure grausamsten Feinde umgeben Euch in diesem Augenblick.« – »Bah! wer denn?«

»Einmal die Herzogin von Montpensier.« – »Ah! ja, es ist wahr, sie hat gestern Salcède rädern sehen.«

»Ihr wußtet das also?« – »Du siehst wohl, daß ich es wußte, da ich es dir sage.«

»Und daß Herr von Mayenne kommt, wußtet Ihr auch?« – »Seit gestern abend.«

»Wie, dieses Geheimnis! ...« rief der Herzog, in ein unangenehmes Erstaunen versetzt. – »Gibt es Geheimnisse für den König, mein Teurer?«

»Aber wer konnte es Euch mitteilen?« – »Weißt du nicht, daß wir Fürsten Offenbarungen haben?«

»Oder eine Polizei.« – »Wenn du eifrig bist, Lavalette, was eine große Tugend ist, so bist du langsam, was man einen großen Fehler nennen muß. Deine Nachricht wäre gestern um vier Uhr sehr gut gewesen, aber heute ...«

»Nun wohl, Sire, heute?« – »Kommt sie zu spät, das mußt du gestehen.«

»Es ist noch zu früh, Sire, da ich Euch nicht geneigt finde, mich anzuhören.« – »Ich höre dich schon seit einer Stunde.«

»Wie, Ihr werdet bedroht, angegriffen, man legt Euch Hinterhalte und Ihr rührt Euch nicht!« – »Warum dies, da du mir eine Wache gegeben und gestern behauptet hast, meine Unsterblichkeit wäre gesichert? Du runzelst die Stirn. Sprich, sind deine Fünfundvierzig nach Gaskogne zurückgekehrt, oder sind sie etwa nichts wert? Ist es mit diesen Herren wie mit den Maultieren? Am Tage, wo man sie probiert, ist alles Feuer, hat man sie gekauft, so weichen sie zurück.«

»Es ist gut, Eure Majestät wird sehen, was sie sind.« – »Das soll mir nicht unangenehm sein; werde ich es bald sehen, Herzog?«

»Eher, als Ihr denkt, Sire.« – »Du machst mir bange.«

»Ihr werdet sehen, Ihr werdet sehen, Sire. Doch sagt, wann geht Ihr auf das Land, nach Vincennes?« – »Am Sonnabend.«

»In drei Tagen also?« – »In drei Tagen.«

»Das genügt, Sire.«

Epernon verbeugte sich vor dem König und ging hinaus.

Im Vorzimmer bemerkte er, daß er Herrn Pertinax von seiner Wache abzulösen vergessen, doch Herr Pertinax hatte sich selbst abgelöst.

Zwei Freunde.

Wenn es dem Leser gefällt, wollen wir nun den beiden jungen Leuten folgen, die der König, entzückt, seine eigenen kleinen Geheimnisse zu haben, seinem Boten Chicot zusandte.

Kaum zu Pferde, hätten sich Ernauton und Sainte-Maline, als sie durch die Pforte ritten, beinahe erdrückt, damit nicht einer dem andern zuvorkomme. Die beiden Pferde, die nebeneinander gingen, preßten in der Tat die Knie ihrer Reiter zusammen. Das Gesicht Sainte-Malines wurde purpurrot, Ernautons wurde blaß.

»Ihr tut mir wehe, mein Herr,« rief der erstere, als sie außerhalb des Tores waren, »wollt Ihr mich denn zermalmen?« – »Ihr tut mir auch wehe, nur beklage ich mich nicht.«

»Ihr wollt mir, glaube ich, eine Lektion geben.« – »Ich will Euch gar nichts geben.«

»Ho! ho!« versetzte Sainte-Maline, der sein Pferd antrieb, um mehr in der Nähe mit seinem Gefährten sprechen zu können, »wiederholt mir noch einmal dieses Wort!« – »Ihr sucht Streit mit mir, nicht wahr?« sagte Ernauton phlegmatisch. »Schlimm für Euch!«

»Aus welchem Grunde sollte ich Streit mit Euch suchen? Kenne ich Euch?« entgegnete Sainte-Maline verächtlich. – »Ihr kennt mich ganz gut. Einmal, weil dort, woher wir kommen, mein Haus zwei Meilen von dem Eurigen liegt, und ich im Land als Edelmann bekannt bin; sodann, weil Ihr wütend seid, daß Ihr mich in Paris seht, während Ihr allein berufen zu sein glaubtet; und endlich, weil mir der König seinen Brief zu tragen gegeben hat.«

»Wohl! es mag sein,« rief Sainte-Maline; bleich vor Wut, »ich nehme dies alles für wahr an. Doch es geht eines daraus hervor ...« – »Was?«

»Daß ich bei Euch schlimm daran bin.« – »Geht, wenn Ihr wollt, ich halte Euch, bei Gott! nicht zurück.«

»Ihr stellt Euch, als verstündet Ihr nicht.« – »Im Gegenteil, ich verstehe Euch vortrefflich. Es wäre Euch lieb, wenn Ihr mir den Brief nehmen

könntet, um ihn selbst zu tragen? Leider müßtet Ihr mich zu diesem Behufe töten.«

»Wer sagt Euch, daß ich nicht Lust dazu habe?« – »Wünschen und tun ist zweierlei.« »Steigt mit mir nur bis zum Rande des Wassers hinab, und Ihr werdet sehen, ob für mich wünschen und tun nicht eines ist.« – »Mein lieber Herr, wenn mir der König einen Brief zu tragen gibt ... so trage ich ihn.«

»Ich werde ihn Euch mit Gewalt entreißen, Ihr Geck.« – »Ihr wollt mich hoffentlich nicht in die Notwendigkeit versetzen, Euch wie einem tollen Hund den Schädel zu zerschmettern?«

»Ihr?« – »Allerdings; ich habe eine große Pistole, und Ihr habt keine.«

»Ah! das wirst du mir bezahlen,« rief Sainte-Maline, der sein Pferd einen Seitensprung machen ließ. – »Ich hoffe es wohl, nachdem ich meinen Auftrag besorgt habe.«

»Schelm.« – »Für den Augenblick nehmt Euch in acht, ich bitte Euch, Herr von Sainte-Maline, denn wir haben die Ehre, dem König zu gehören. Bedenkt, welch ein Triumph für die Feinde Seiner Majestät, wenn sie Uneinigkeit zwischen den Verteidigern des Thrones wahrnähmen.«

Sainte-Maline biß in seine Handschuhe, daß das Blut unter seinem wütenden Zahn hinablief.

»Oh! oh! mein Herr,« sagte Ernauton, »bewahrt Eure Hände, um den Degen zu halten, wenn wir so weit sind.«

»Oh! ich zerberste!« rief Sainte-Maline. – »Dann besorgt Ihr mein Geschäft.«

Man kann nicht wissen, wie weit die wachsende Wut Sainte-Malines gegangen wäre, als plötzlich Ernauton eine Sänfte erblickte, einen Schrei des Erstaunens ausstieß und anhielt, um eine halb verschleierte Dame zu betrachten.

»Mein Page von gestern!« murmelte er.

Die Dame sah nicht aus, als erkennte sie ihn; sie fuhr vorüber, ohne eine Miene zu verziehen, warf sich jedoch in den Hintergrund der Sänfte.

»Cordieu! ich glaube, Ihr laßt mich warten,« sagte Sainte-Maline, »und zwar, um Frauen anzuschauen.« – »Ich bitte Euch um Verzeihung, mein Herr,« versetzte Ernauton und ritt weiter.

Von diesem Augenblick an ritten die jungen Leute in starkem Trab und sprachen nicht einmal mehr, um zu streiten. Sainte-Maline schien äußerlich ziemlich ruhig; in Wirklichkeit bebten aber noch alle Muskeln seines Körpers vor Zorn. Überdies hatte er erkannt, daß er, obgleich ein guter Reiter, im gegebenen Fall Ernauton nicht zu folgen vermöchte, indem sein Pferd weit geringer war, als das seines Gefährten, und schwitzte, ohne nur gelaufen zu sein.

Dies beunruhigte ihn ungemein; um sich zu versichern, was sein Roß zu tun imstande wäre, plagte er es mit der Gerte und mit dem Sporn; das Tier nahm, anders wie Ernauton, den Streit auf, machte einen Seitensprung, bäumte sich sodann, bockte und entledigte sich seines Reiters, nachdem es in das Flüßchen Bièvre gesprungen war.

Man hätte auf eine Stunde die Verwünschungen Sainte-Malines hören können, obgleich sie halb durch das Wasser erstickt wurden. Als es ihm gelungen war, sich wieder auf seine Beine zu stellen, traten ihm die Augen aus den Höhlen, und einige Blutstropfen, die aus seiner geschundenen Stirne flossen, durchfurchten sein Gesicht.

Sainte-Maline schaute umher; sein Pferd war schon wieder die Böschung hinaufgestiegen, und man erblickte nur noch sein Kreuz, woraus hervorging, daß der Kopf dem Louvre zugewendet sein mußte.

Gerädert, mit Kot bedeckt, bis auf die Knochen naß, blutend und gequetscht, begriff Sainte-Maline die Unmöglichkeit, sein Roß wieder einzufangen; nur einen Versuch in dieser Hinsicht zu machen, wäre lächerlich gewesen.

Da erinnerte er sich der Worte, die er zu Ernauton gesagt hatte; als er in der Rue Saint-Antoine nicht eine Minute auf seinen Gefährten warten wollte, warum sollte sein Gefährte die Gefälligkeit haben, ein paar Stunden auf der Straße auf ihn zu warten? Jetzt noch mehr von Verzweiflung, als vorher von Zorn zermartert, zog Sainte-Maline seinen Dolch; einen Augenblick hatte er den Gedanken, sich ihn bis an das Heft in die Brust zu bohren. Was er in diesem Augenblick litt, vermöchte niemand zu sagen, nicht einmal er selbst... Man stirbt an einer solchen Krise, oder wenn man sie aushält, wird man darüber um zehn Jahre älter.

Während Sainte-Maline, die Böschung hinaufsteigend, in seinem trostlosen Geiste tausend finstere Gedanken gegen die anderen und gegen sich selbst hin und her wälzte, erscholl der Galopp eines Pferdes an sein Ohr, und er sah auf der Straße rechts ein Pferd und einen Reiter herbeikommen. Es war von Carmainges mit dem entlaufenen Renner.

Bei diesem Anblick strömte das Herz Sainte-Malines vor Freude über; er fühlte eine Bewegung der Dankbarkeit, die seinem Blick einen milden Ausdruck verlieh. Doch plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht; er begriff, in welchem Grade Ernauton über ihm erhaben war, denn er gestand sich, daß er an der Stelle seines Gefährten nicht einmal den Gedanken gehabt hätte, so zu handeln.

Er stammelte einen Dank, ohne daß Ernauton darauf achtete, ergriff wütend den Zaum seines Pferdes und schwang sich, trotz des Schmerzes, in den Sattel.

»Ich danke,« sagte Sainte-Maline zum zweiten Male zu Ernauton, nachdem er sich hundertmal mit seinem Stolz und dem Wohlanstand beraten hatte. Ernauton verbeugte sich nur und berührte seinen Hut mit der Hand. Der Weg kam Sainte-Maline jetzt sehr lang vor.

Ungefähr gegen halb drei Uhr erblickten sie einen Mann, der mit einem Hunde dahinging; er war groß und hatte einen Degen an seiner Seite, doch war es nicht Chicot, obgleich er dieselben würdigen Arme und Beine hatte.

Noch ganz kotig, konnte Sainte-Maline nicht an sich halten; er sah, daß Ernauton weiter ritt und gar nicht auf diesen Mann achtgab. Der Gedanke,

seinen Gefährten auf einem Fehler zu ertappen, durchzuckte wie ein boshafter Blitz den Geist des Gaskogners; er ritt auf den Unbekannten zu und redete ihn an.

»Reisender,« fragte er, »erwartet Ihr etwas?« –

Der Reisende schaute Sainte-Maline an, dessen Aussehen, es ist nicht zu leugnen, in diesem Augenblick nicht sehr lieblich war. Das zornverstörte Gesicht, die kotbedeckten Kleider, die blutigen Wangen, seine dicken zusammengezogenen Augenbrauen, eine fieberhafte, mehr drohend als fragend gegen ihn ausgestreckte Hand, dies alles kam dem Fußgänger Unheil weissagend vor.

»Erwarte ich etwas, so erwarte ich keinen Menschen,« antwortete er, »und erwarte ich einen Menschen, so seid Ihr dieser Mensch sicher nicht.«

»Ihr seid sehr unhöflich,« sagte Sainte-Maline, entzückt, endlich eine Gelegenheit zu finden, seinem Zorn die Zügel schießen lassen zu können, und zugleich wütend, daß er durch seinen Irrtum seinem Gegner einen neuen Triumph verschaffte. Und während er sprach, hob er seine mit einer Gerte bewaffnete Hand auf, um den Reisenden zu schlagen; dieser aber schwang seinen Stock, versetzte Sainte-Maline einen Schlag auf die Schulter und pfiff sodann seinem Hund, der dem Pferde an die Beine und dem Reiter an den Schenkel sprang und hier einen Fetzen Fleisch und da ein Stück Stoff abriß.

Durch den Schmerz gestachelt, lief das Pferd abermals davon, ohne daß es Sainte-Maline, der im Sattel blieb, anhalten konnte. So schoß er an Ernauton vorüber, der ihn vorbeireiten sah, ohne nur über sein Mißgeschick zu lächeln.

Als es ihm gelungen war, sein Pferd wieder zu beruhigen, und als ihn Ernauton wieder eingeholt hatte, fing sein Stolz an, nicht abzunehmen, sondern ganz zu schwinden.

»Nun, nun!« sagte er, indem er zu lächeln suchte, »ich habe heute meinen unglücklichen Tag, wie es scheint. Dieser Mensch glich doch sehr dem

Porträt, das uns Seine Majestät von dem entworfen hat, den wir aufsuchen sollen.«

»Der, den uns Seine Majestät bezeichnete, hatte keinen Stock und keinen Hund.«

»Es ist wahr, wenn ich es überlegt hätte, so hätte ich eine Quetschung weniger an den Schultern und einen Biß weniger am Schenkel. Wie ich sehe, ist es besser, weise und ruhig zu sein.«

Ernauton antwortete nicht; doch er erhob sich auf den Steigbügeln, hielt die Hand über die Augen und rief: »Dort ist der, den wir suchen; er wartet auf uns.«

»Pest! mein Herr, Ihr habt ein gutes Gesicht,« sagte mit dumpfem Tone Sainte-Maline, eifersüchtig auf diesen neuen Vorzug seines Gefährten. »Ich unterscheide nur einen Punkt und dies mit Mühe.«

Ernauton ritt, ohne etwas zu erwidern, weiter; bald konnte Sainte-Maline ebenfalls den vom König bezeichneten Mann sehen und erkennen. Es ergriff ihn eine schlimme Bewegung. Er trieb sein Pferd vorwärts, um zuerst anzukommen.

Ernauton war darauf gefaßt; er schaute ihn ohne eine Drohung und ohne eine scheinbare Absicht an. Dieser Blick machte, daß Sainte-Maline in sich ging und sein Pferd wieder in Schritt setzte.

Sainte-Maline.

Ernauton hatte sich nicht getäuscht, der bezeichnete Mann war wirklich Chicot. Chicot besaß seinerseits ein gutes Gesicht und ein gutes Gehör; er hatte die Reiter von fern gesehen und gehört. Er vermutete, sie wollten etwas von ihm, und erwartete sie deshalb.

Als ihm in dieser Hinsicht kein Zweifel mehr blieb und er gesehen hatte, daß die Reiter ihre Richtung gegen ihn nahmen, legte er seine Hand an den

Griff seines Degens, um eine edle Haltung anzunehmen. Ernauton und Sainte-Maline schauten sich eine Minute lang, beide stumm, an.

»An Euch ist es,« sagte Ernauton, sich vor seinem Gegner verbeugend.

Sainte-Maline erstickte beinahe; die Überraschung durch diese Höflichkeit schnürte ihm die Gurgel zusammen; er antwortete nur, indem er den Kopf neigte.

Als Ernauton sah, daß er schwieg, nahm er das Wort und sagte zu Chicot: »Mein Herr, wir, dieser Herr und ich, sind Eure Diener.«

Chicot verbeugte sich mit seinem anmutigsten Lächeln.

»Wäre es unbescheiden, Euch um Euren Namen zu fragen?« fuhr der junge Mann fort. – »Ich heiße der Schatten, mein Herr.« »Ihr erwartet etwas?« – »Ja.«

»Nicht wahr, Ihr werdet so gut sein, uns zu sagen, was Ihr erwartet?« – »Ich erwarte einen Brief.«

»Ihr begreift unsere Neugierde, mein Herr, sie hat nichts Beleidigendes für Euch.«

Chicot verbeugte sich beständig und zwar mit einem immer freundlicheren Lächeln.

»Woher erwartet Ihr diesen Brief?« – »Vom Louvre.«

»Mit welchem Siegel?« – »Mit dem königlichen Siegel.«

Ernauton legte die Hand an die Brust und fragte: »Ihr würdet diesen Brief erkennen?« – »Ja, wenn ich ihn sehen würde.«

Ernauton zog den Brief aus der Brust.

»Das ist er,« sagte Chicot, »und nicht wahr, Ihr wißt, daß ich Euch etwas dafür geben muß?« – »Einen Empfangschein.«

»Mein Herr,« sagte Ernauton, »ich war vom König bestellt, Euch diesen Brief zu tragen, doch dieser Herr ist beauftragt, ihn Euch zu übergeben.« Und er reichte den Brief Sainte-Maline, der ihn nahm und Chicot in die Hände legte.

Um jede Eifersucht zu ersticken, schrieb Chicot auf Ernautons Rat für jeden der beiden Boten folgenden Empfangschein:

»Aus den Händen des Herrn René von Sainte-Maline den von Herrn Ernauton von Carmainges getragenen Brief empfangen zu haben, bescheinigt

»Der Schatten.«

»Gott befohlen, mein Herr,« sagte Sainte-Maline, der sich seines Scheins bemächtigte.

»Gott befohlen und glückliche Reise,« fügte Ernauton hinzu; »habt Ihr noch etwas anderes im Louvre zu bestellen?« – »Durchaus nichts, meine Herren, großen Dank.«

Ernauton und Sainte-Maline wandten ihre Pferde Paris zu, und Chicot entfernte sich mit einem Schritt, um den ihn das beste Maultier beneidet hätte.

Als Chicot verschwunden war, hielt Ernauton, der kaum hundert Schritte zurückgelegt hatte, sein Pferd kurz an und sagte zu Sainte-Maline: »Nun, mein Herr, steigt ab, wenn Ihr wollt!«

»Und warum?« fragte Sainte-Maline erstaunt.

»Unsere Aufgabe ist vollbracht, und wir können nun ein Wort miteinander reden. Der Ort scheint mir vortrefflich dafür geeignet.«

»Nach Eurem Belieben,« erwiderte Sainte-Maline, indem er vom Pferde stieg, wie es sein Gefährte schon getan hatte.

Als er auf der Erde war, näherte sich ihm Ernauton und sagte: »Ihr wißt, mein Herr, daß Ihr mich ohne Veranlassung und ohne allen Grund auf dem

ganzen Wege schwer beleidigt habt. Mehr noch: Ihr wolltet mich bewegen, in einem ungeeigneten Augenblick den Degen in die Hand zu nehmen, und ich weigerte mich. Doch jetzt ist der Augenblick da, und ich bin Euer Mann.«

Sainte-Maline hörte diese Worte mit düsterer Miene und gefalteter Stirn; aber da er nicht mehr in dem Strome des Zornes war, der ihn über alle Grenzen fortgerissen hatte, wollte er sich seltsamerweise nicht mehr schlagen. Die Überlegung hatte ihm seinen gesunden Verstand wiedergegeben.

»Mein Herr,« antwortete er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, »Ihr habt mir meine Beleidigungen durch Dienste erwidert; ich vermöchte daher nicht mehr die Sprache gegen Euch zu führen, die ich vorhin führte.«

Ernauton faltete die Stirn und entgegnete: »Nein, doch Ihr denkt noch, was Ihr vorhin ausspracht.«

»Wer sagt Euch das? Warum?«

»Weil alle Eure Worte vom Haß und Neid diktiert waren, und weil dieser Haß und dieser Neid in den zwei Stunden nicht in Eurem Herzen erloschen sein können.«

Sainte-Maline errötete, antwortete aber nicht.

Ernauton wartete einen Augenblick und fuhr dann fort: »Hat mich der König Euch vorgezogen, so geschah dies, weil ihm mein Gesicht besser gefällt, als das Eurige; bin ich nicht in die Bièvre geraten, so geschah dies, weil ich besser reite, als Ihr; habe ich Eure Herausforderung damals nicht angenommen, so war dies der Fall, weil ich mehr Weisheit besitze, als Ihr; ließ ich mich nicht von dem Hund des Mannes beißen, so war dies die Folge davon, daß ich vorsichtiger bin, als Ihr; fordere ich Euch endlich zu dieser Stunde auf, mir Genugtuung zu geben und den Degen zu ziehen, so ist dies der Fall, weil ich mehr wahre Ehre und, nehmt Euch in acht... wenn Ihr zögert, sage ich, mehr Mut besitze.«

Sainte-Maline bebte, und seine Augen schleuderten Blitze; alle schlimme Leidenschaften hatten nach und nach ihre Brandmale auf sein bleiches Gesicht gedrückt. Bei dem letzten Worte des jungen Mannes zog er seinen Degen wie ein Wütender. Ernauton hatte den seinigen schon in der Hand.

»Hört,« rief Sainte-Maline, »nehmt das letzte Wort, das Ihr gesprochen, zurück, es ist zu viel, Ihr müßt es gestehen, Ihr, der Ihr mich genau kennt, da wir, wie Ihr gesagt, nur zwei Meilen voneinander wohnen; nehmt es zurück, Ihr müßt Euch mit meiner Demütigung begnügen; entehrt mich nicht.«

»Mein Herr, da ich nie in Zorn gerate, so sage ich immer nur, was ich sagen will, folglich werde ich gar nichts zurücknehmen. Ich bin auch empfindlich und neu bei Hofe und will nicht zu erröten haben, sooft ich Euch begegne. Einen Degenstich, wenn's beliebt, das ist ebensowohl zur Genugtuung für mich als für Euch.«

»Oh! mein Herr,« sagte Sainte-Maline, mit düsterm Lächeln, »ich habe mich elfmal geschlagen, und von meinen elf Gegnern sind zwei gestorben. Ich denke. Ihr wißt das noch?«

»Und ich habe mich nie geschlagen, weil sich mir nie eine Gelegenheit geboten hat; ich finde sie nach meinem Wohlgefallen, sie kommt auf mich zu, da ich sie nicht suchte, und ich ergreife sie bei den Haaren. Ich erwarte Euch.«

»Hört,« sagte Sainte-Maline, den Kopf schüttelnd, »wir sind Landsleute, wir sind im Dienste des Königs, zanken wir uns nicht mehr, ich halte Euch für einen wackern Mann; ich würde Euch sogar die Hand bieten, wenn dies nicht beinahe unmöglich wäre. Was wollt Ihr? Ich zeige mich Euch, wie ich bin. Ich bin neidisch, was soll ich machen? Die Natur hat mich an einem schlimmen Tag geschaffen. Herr von Chalabre oder Herr von Montcrabeau oder Herr von Pincorney hätten mich nicht in Zorn gebracht; Euer Verdienst ist es, was meinen Ärger verursacht; tröstet Euch also, da mein Neid nichts gegen Euch vermag und Euch Euer Verdienst zu meinem großen Bedauern bleibt. Wir werden nicht weiter gehen, nicht wahr, ich würde zu sehr leiden, wenn Ihr den Beweggrund unseres Streites sagtet.«

»Niemand wird unseren Streit erfahren, mein Herr.« – »Niemand?« »Nein, denn wenn wir uns schlagen, so werde ich entweder Euch töten oder mich töten lassen. Ich bin keiner von denen, denen wenig am Leben gelegen ist, im Gegenteil, es liegt mir sehr viel daran. Ich zähle dreiundzwanzig Jahre, habe einen schönen Namen, bin nicht ganz arm; ich hoffe auf mich und auf die Zukunft und werde mich, seid unbesorgt, wie ein Löwe verteidigen.« – »Ich zähle schon dreißig Jahre und bin des Lebens ziemlich überdrüssig, denn ich glaube weder an die Zukunft noch an mich; doch obgleich des Lebens überdrüssig, will ich mich lieber nicht mit Euch schlagen.«

»Dann werdet Ihr Euch bei mir entschuldigen?« – »Nein, ich habe genug getan und genug gesagt. Seid Ihr nicht zufrieden, desto besser, dann hört Ihr auf, mir überlegen zu sein.«

»Ich muß Euch daran erinnern, mein Herr, daß man einen Streit nicht so endigt, ohne sich dem Gelächter auszusetzen, wenn beide Gaskogner sind.« – »Das ist es gerade, worauf ich warte.«

»Ihr wartet?« – »Auf einen Lacher!... Oh! das wird ein herrlicher Augenblick für mich sein.«

»Ihr verweigert also den Zweikampf?« – »Ich wünsche mich nicht zu schlagen, versteht sich, mit Euch.«

»Nachdem Ihr mich herausgefordert?« – »Ich gestehe es.«

»Aber wenn mir die Geduld ausgeht, und ich Euch mit dem Degen angreife?« – Sainte-Maline ballte krampfhaft die Fäuste und erwiderte: »Dann desto besser, ich werfe meinen Degen zehn Schritte von mir.«

»Nehmt Euch in acht, mein Herr, denn in diesem Falle bediene ich mich nicht der Spitze.« – »Gut, dann habe ich einen Grund, Euch zu hassen. Und eines Tages, an einem Tage der Schwäche von Eurer Seite, werde ich Euch erwischen, wie Ihr es mit mir getan habt, und Euch in der Verzweiflung töten.«

Ernauton steckte seinen Degen wieder in die Scheide und sagte: »Ihr seid ein seltsamer Mann, und ich beklage Euch aus tiefstem Herzen.« – »Ihr

beklagt mich?«

»Ja, denn Ihr müßt furchtbar leiden.« – »Furchtbar.«

»Ihr müßt nie lieben?« – »Nie.«

»Doch Ihr habt wenigstens Leidenschaften?« – »Eine einzige.«

»Die Eifersucht, wie Ihr mir gesagt habt.« – »Ja, und Folge davon ist, daß ich sie alle in einem unsäglichen Grade der Schande und des Unglücks habe, – ich bete eine Frau an, sobald sie einen andern als mich liebt, – ich liebe das Gold, wenn es von einer andern Hand berührt wird, – ich trinke, um den Zorn in mir zu erhitzen, das heißt, um ihn scharf zu machen, wenn er nicht chronisch ist, um ihn ausbrechen und brennen zu lassen, wie Blitz und Donner; – oh! ja, ja, Ihr habt es gesagt, Herr von Ernauton, ich bin unglücklich.«

»Habt Ihr es nie versucht, gut zu werden?« – »Es ist mir nicht gelungen.«

»Was hofft Ihr denn? Was gedenkt Ihr zu tun?« – »Was tut die Giftpflanze? Sie hat Blüten, wie die anderen Pflanzen, und einige Leute wissen Nutzen daraus zu ziehen. Was machen der Bär und der Raubvogel? Sie beißen; doch die Bändiger wissen sie für die Jagd zu dressieren; so bin ich, und so bleibe ich wahrscheinlich in den Händen des Herrn von Epernon und Herrn von Loignac, bis zu dem Tage, wo man sagen wird: diese Pflanze ist schädlich, reißen wir sie aus, dieses Tier ist wütend, töten wir es.«

Ernauton hatte sich allmählich besänftigt. Sainte-Maline war für ihn nicht mehr ein Gegenstand des Zorns, sondern des Studiums; er fühlte beinahe Mitleid mit ihm nach seinem seltsamen Geständnis.

Vergebens suchte Ernauton seinen verzweifelten Partner mit tröstenden Worten aufzurichten.

Dann schlugen beide, stumm und düster, wieder den Weg nach Paris ein. Plötzlich reichte Ernauton Sainte-Maline die Hand und sagte: »Soll ich Euch heilen?« »Kein Wort mehr,« erwiderte Sainte-Maline; »versucht das

nicht, Ihr würdet scheitern. Haßt mich im Gegenteil, dies wird das Mittel sein, Euch zu bewundern.«

»Noch einmal, ich beklage Euch,« sagte Ernauton.

Eine Stunde nachher kamen die Reiter in den Louvre zurück und wandten sich nach der Wohnung der Fünfündvierzig. Der König war ausgefahren und sollte erst am Abend zurückkehren.

Zurück in Paris.

Beide jungen Leute stellten sich an das Fenster ihrer kleinen Wohnung, um die Rückkehr des Königs zu erwarten.

Jeder stand hier mit sehr verschiedenen Gedanken. Sainte-Maline ganz von seinem Haß, ganz von seiner Scham, ganz von seinem Ehrgeiz erfüllt, die Stirn gerunzelt, das Herz glühend, Ernauton, das, was vorgefallen, schon wieder vergessend und nur mit einem beschäftigt, nämlich, wer die Frau sein könnte, die er in der Kleidung eines Pagen in Paris eingeführt und nun in einer so reichen Sänfte wiedergefunden hatte.

Hierin lag Stoff genug zum Nachdenken für ein Herz, das mehr zu Liebesabenteuern, als zu ehrgeizigen Plänen geneigt war. Ernauton versenkte sich allmählich in seine Betrachtungen, und zwar so tief, daß er erst, als er den Kopf wieder erhob, bemerkte, daß Sainte-Maline nicht mehr da war.

Ein Blitz durchzuckte seinen Geist. Minder in Anspruch genommen als er, hatte Sainte-Maline auf die Rückkehr des Königs gelauert, der König war zurückgekehrt, und Sainte-Maline befand sich bei ihm.

Er erhob sich rasch, durchschritt die Galerie und kam zu der Tür des Königs gerade in dem Augenblick, wo Sainte-Maline heraustrat. »Seht,« sagte dieser strahlend, »das hat mir der König gegeben.«

Und er zeigte ihm eine goldene Kette.

»Ich mache Euch mein Kompliment,« erwiderte Ernauton, ohne daß seine Stimme die geringste Aufregung verriet. Und er trat ebenfalls beim König ein.

Sainte-Maline hatte sich auf eine Kundgebung der Eifersucht gefaßt gemacht. Er war daher ganz erstaunt über diese Ruhe und wartete, bis Ernauton wieder herauskam. Die zehn Minuten waren Jahrhunderte für ihn.

Endlich trat Ernauton heraus. Sainte-Maline war noch an derselben Stelle; mit einem raschen Blicke überschaute er seinen Gefährten; dann erweiterte sich sein Herz; Ernauton brachte nichts zurück, wenigstens nichts Sichtbares.

»Und Euch?« fragte Sainte-Maline, seinen Gedanken verfolgend, »was hat Euch der König gegeben?« – »Seine Hand zu küssen,« antwortete Ernauton lächelnd.

Sainte-Maline quetschte seine Kette dergestalt in seinen Händen, daß er einen Ring zerbrach.

Beide gingen schweigend nach der Wohnung der Fünfundvierzig zurück.

In dem Augenblick, wo sie in den Saal eintraten, erscholl die Trompete; bei diesem Signal kamen die Fünfundvierzig, jeder aus seiner Abteilung, hervor, wie die Bienen aus ihren Zellen.

Herr von Loignac versammelte sie, um ein Strafgericht zu halten. Er wies die jetzt stattlich herausgeputzten Gaskogner, die bang seinen scharfen Worten lauschten, auf die Ehre und den Nutzen des königlichen Dienstes hin, aber dieser Dienst erfordere treue Ausführung und Geheimhaltung der erhaltenen Befehle. Nun hatten aber zwei der Fünfundvierzig auf offener Straße den von ihnen insgeheim erfahrenen Namen eines eben angekommenen Feindes Seiner Majestät offen ausgesprochen und bekanntgegeben und damit die Pläne des Königs vereitelt.

Die beiden Schuldigen, Pertinax von Montcrabeau und Perdicas von Pincorney, wurden kreidebleich. Auf ihre gestammelten Entschuldigungen erließ ihnen Herr von Loignac die angekündigte härteste Strafe und legte

ihnen nur je eine Buße von hundert Livres auf, die Pincorney in Ermangelung baren Geldes durch Verkauf seiner Kette herbeischaffen sollte. Im übrigen kündigte er für Verrat die Todesstrafe, für geringere Vergehen schwere Gefängnisstrafe an. Schließlich gab Loignac den Fünfundvierzig für den Abend den Befehl, ein Drittel von ihnen sollte am Fuße der Treppe zu den Gemächern Sr. Majestät sich aufstellen, ein Drittel sich draußen unauffällig unter das Gefolge der erscheinenden Personen mengen, der Rest endlich in der Wohnung bleiben. Alle gingen hierauf hinaus, nur Ernauton von Carmainges blieb zurück.

»Ihr wünscht etwas, mein Herr?« fragte Loignac. – »Ja,« antwortete Ernauton, sich verbeugend; »mir scheint, Ihr habt vergessen, genau anzugeben, was wir zu tun haben werden. Im Dienste des Königs sein, ist allerdings ein glorreiches Wort; aber ich hätte zu erfahren gewünscht, wie weit dieser Dienst führt.«

»Mein Herr,« erwiderte Loignac, »das ist eine Frage zarter Natur, auf die ich nicht ohne weiteres zu antworten wüßte.« – »Dürfte ich wohl von Euch hören, warum?«

Dies alles wurde mit so ausnehmender Höflichkeit gesprochen, daß Herr von Loignac, gegen seine Gewohnheit, vergebens eine strenge Antwort suchte.

»Weil ich selbst zuweilen am Morgen nicht weiß, was ich am Abend zu tun haben werde.« – »Mein Herr, Ihr seid im Verhältnis zu uns so hoch gestellt, daß Ihr viele Dinge wissen müßt, die wir nicht wissen.«

»Macht es wie ich, Herr von Carmainges; lernt diese Dinge, ohne daß man sie Euch sagt; ich hindere Euch nicht.« – »Ich wende mich an Eure Erleuchtung, weil ich, der ich ohne Haß und ohne Freundschaft an den Hof gekommen bin und von keiner Leidenschaft geleitet werde, Euch, ohne mehr wert zu sein, doch nützlicher werden kann, als ein anderer.«

»Ihr habt weder Haß noch Freundschaft?« – »Nein.«

»Ihr liebt aber doch den König, setze ich voraus?« –.

»Ich muß es und will es, Herr von Loignac, als Diener, wie als Untertan und als Edelmann.«

»Nun wohl! Das ist ein Hauptpunkt, nach dem Ihr Euch richten müßt; seid Ihr ein geschickter Mann, so werdet Ihr damit leicht den entgegengesetzten Gesichtspunkt finden.« – »Sehr gut, mein Herr,« sagte Ernauton, sich verbeugend, »ich habe nun meine Richtung. Es bleibt indessen noch ein Punkt, der mich ungemein beunruhigt.«

»Welcher, mein Herr?« – »Der leidende Gehorsam.«

»Das ist die erste Bedingung.« – »Ich habe dies wohl verstanden, Herr von Loignac, doch der leidende Gehorsam ist zuweilen schwierig für Männer, die im Punkte der Ehre zart fühlen.«

»Das geht mich nichts an, Herr von Carmainges.«

»Wenn Euch jedoch ein Befehl mißfällt?« – »Ich lese die Unterschrift des Herrn von Epernon, und das tröstet mich.«

»Und Herr von Epernon?« – »Herr von Epernon liest die Unterschrift Seiner Majestät und tröstet sich wie ich.«

»Ihr habt recht, und ich bin Euer ergebenster Diener,« sagte Ernauton.

Hierauf machte er einen Schritt, um sich zu entfernen; Loignac hielt ihn zurück.

»Ihr habt gewisse Gedanken in mir erweckt,« sagte er, »und ich werde Euch Dinge sagen, die ich anderen nicht sagen würde, weil diese anderen weder den Mut noch den Anstand hatten, mit mir zu reden, wie Ihr es getan.«

Ernauton verbeugte sich.

»Mein Herr,« fuhr Loignac fort, indem er sich dem jungen Mann näherte, »vielleicht wird diesen Abend irgendein Großer kommen. Verliert ihn nicht aus dem Blick und folgt ihm überallhin, wohin er gehen wird, wenn er den Louvre verläßt.«

»Herr von Loignac, erlaubt mir, Euch zu bemerken, mir scheint, das heißt spionieren?«

»Spionieren! Glaubt Ihr?« versetzte Loignac mit kaltem Tone, »es ist möglich, doch seht ...«

Er zog ein Papier aus seiner Brust und reichte es Carmainges; dieser entfaltete es und las: »Laßt diesen Abend Herrn von Mayenne, wenn er es wagt, sich im Louvre einzufinden, jemand folgen.«

»Unterzeichnet?« fragte Loignac. – »Unterzeichnet von Epernon,« las Carmainges.

»Nun, mein Herr?« – »Es ist richtig,« erwiderte Ernauton, sich tief verbeugend, »ich werde Herrn von Mayenne folgen.« Und er entfernte sich.

Zweiter Band

Die Herren Bürger von Paris.

Herr von Mayenne, mit dem man sich so viel im Louvre beschäftigte, ohne daß er es vermutete, entfernte sich aus dem Hotel Guise durch eine Hintertür, gestiefelt und zu Pferd, als ob er gerade von der Reise käme, und begab sich mit drei Edelleuten in den Louvre.

Von seiner Ankunft benachrichtigt, ließ Herr von Epernon seinen Besuch dem König melden, während Herr von Loignac den Fünfundvierzig eine zweite Nachricht zukommen ließ, worauf sich fünfzehn verabredetermaßen in den Vorzimmern, fünfzehn im Hof und vierzehn in ihrer Wohnung aufstellten.

Wir sagen vierzehn, weil Ernauton, der, wie der Leser weiß, einen besonderen Auftrag erhalten hatte, nicht unter seinen Gefährten war. Da jedoch das Gefolge des Herrn von Mayenne durchaus keine Furcht einflößen konnte, so erhielt die zweite Abteilung Erlaubnis, in die Kaserne zurückzukehren.

Bei Seiner Majestät eingeführt, machte Herr von Mayenne ehrfurchtsvoll dem König eine Aufwartung, die dieser liebevoll aufnahm.

»Nun, mein Vetter,« fragte der König, »Ihr besucht Paris wieder einmal?« – »Ja, Sire, ich glaubte in meiner Brüder und in meinem Namen kommen zu müssen, um Eure Majestät daran zu erinnern, daß sie, keine treueren Untertanen hat als uns.« Bei Gott, das ist so bekannt, daß Ihr, abgesehen von dem Vergnügen, das Ihr mir, wie Ihr wißt, durch Euren Besuch macht, Euch in der Tat diese kleine Reise ersparen konntet. Ihr müßt sicherlich noch einen andern Grund gehabt haben.« – »Sire, ich befürchtete, Euer Wohlwollen für das Haus Guise könnte durch die seltsamen Gerüchte leiden, die unsere Feinde seit einiger Zeit in Umlauf bringen.«

»Was für Gerüchte?« fragte der König mit jener Gutmütigkeit, die ihn für die Vertrautesten so gefährlich machte. – »Wie,« fragte Mayenne, etwas aus

der Fassung gebracht, »Eure Majestät hätte nichts Ungünstiges über uns reden hören?«

»Mein Vetter, wißt einmal für allemal, daß ich es nicht dulden würde, wenn man hier Schlimmes von den Herren von Guise reden wollte; und da man dies hier besser weiß, als Ihr es zu wissen scheint, so tut man es auch nicht.« – »Dann werde ich nicht bedauern, gekommen zu sein, da ich das Glück habe, meinen König zu sehen und ihn in solcher Stimmung zu finden; nur muß ich gestehen, daß meine Eile unnötig war.«

»Oh! Herzog, Paris ist eine gute Stadt, von der man immer irgendeinen Nutzen zu ziehen hat.« – »Ja, Sire, aber unsere Aufgaben fesseln uns doch an Soissons.«

»Meine, Herzog?« – »Die Eurer Majestät, Sire.«

»Es ist wahr, Mayenne; fahrt also fort, sie zu erfüllen, wie Ihr angefangen habt; ich weiß die Haltung meiner Diener nach Gebühr zu schätzen und anzuerkennen.«

Der Herzog entfernte sich lächelnd, und der König kehrte, sich die Hände reibend, in sein Zimmer zurück.

Loignac machte Ernauton ein Zeichen; dieser sagte seinem Diener ein Wort und schickte sich an, den vier Reitern zu folgen. Der Diener lief in den Stall, und Ernauton folgte zunächst zu Fuß.

Es war keine Gefahr, Herrn von Mayenne zu verlieren; durch Perducas' Schwatzhaftigkeit war die Ankunft eines Prinzen vom Hause Guise in Paris bekannt geworden, und die guten Ligisten fingen an, ihre Häuser zu verlassen und seine Spur aufzusuchen.

Man war ihm bis zum Louvre gefolgt, und hier erwarteten ihn dieselben Leute, um ihn wieder bis zu den Pforten seines Hotels zu begleiten.

Vergebens suchte Mayneville die Eifrigsten zu entfernen, indem er zu ihnen sagte: »Nicht so viel Feuer, meine Freunde, beim wahrhaftigen Gott! Ihr gefährdet uns.«

Trotzdem hatte der Herzog ein Geleite von zwei- bis dreihundert Personen, als er zum Hotel Saint-Denis kam, das er zur Wohnung gewählt hatte.

Es war dadurch Ernauton sehr leicht gemacht, dem Herzog zu folgen, ohne bemerkt zu werden. In dem Augenblick, als der Herzog sich umkehrte, um zu grüßen, glaubte er in einem von den Edelleuten, die zu gleicher Zeit ihn grüßten, den Reiter zu erkennen, der den Pagen oder den der Page begleitete, den er durch die Porte Sainte-Antoine hereingebracht hatte.

Beinahe in demselben Moment und während Mayenne verschwand, durchschnitt eine Sänfte die Menge. Mayneville ging ihr voran, ein Vorhang wurde auf die Seite geschoben, und bei einem Lichtstrahl glaubte Ernauton sowohl seinen Pagen als die Dame von der Porte Sainte-Antoine zu erkennen.

Mayneville und die Dame wechselten ein paar Worte, und die Sänfte verschwand ebenfalls unter dem Torweg des Hotels;, Mayneville folgte der Sänfte und das Tor wurde wieder geschlossen. Einen Augenblick nachher erschien Mayneville auf dem Balkon, dankte den Parisern im Namen des Herzogs und forderte sie, da es spät war, auf, nach Hause zurückzukehren, damit Böswillige ihrer Ansammlung keine schlimme Deutung geben könnten. Darauf entfernten sich alle, mit Ausnahme von zehn Männern, die im Gefolge des Herzogs eingetreten waren. Ernauton entfernte sich wie die andern oder gab sich vielmehr den Anschein, als entfernte er sich. Die zehn Auserwählten, die blieben, waren die Abgeordneten der Lige, die bei Herrn von Mayenne erschienen, um ihm für seine Ankunft zu danken, zugleich aber, um ihn zu beschwören, er möge seinen Bruder zum Kommen bestimmen.

Diese würdigen Bürger hatten in ihren vorbereitenden Versammlungen eine Menge von Plänen ersonnen, denen nur noch die Zustimmung und Unterstützung eines Hauptes fehlte, auf das man zahlen konnte.

Bussy-Leclerc meldete, er habe drei Klöster in der Handhabung der Waffen eingeübt und fünfhundert Bürger eingereiht, das heißt eine Truppe von tausend Mann zur Verfügung gestellt. Lachapelle hatte die Beamten, die Schreiber und das ganze Volk von Paris bearbeitet. Er konnte zugleich den

Rat und die Tat anbieten, den Rat in Gestalt von zweihundert Schwarzröcken, die Tat mit zweihundert Stadtbogenschützen.

Brigard hatte die Kaufleute der Rue des Lombards, die Pfeiler der Hallen und der Rue Saint-Denis gewonnen. Crucé hatte die Anwälte mit Lachapelle-Marteau bearbeitet und verfügte dabei noch über die Universität von Paris. Debar brachte die Schiffer und Hafenarbeiter, eine gefährliche Gattung, die etwa fünfhundert Mann zählte. Louchard verfügte über fünfhundert Roßtäuscher und Pferdehändler, wütende Katholiken. Ein Kannengießer namens Bollard und ein Speckhändler namens Gilbert machten sich für fünfzehnhundert Schlächter und Speckhändler der Stadt und der Vorstädte verbindlich. Meister Nicolas Poulain, Chicots Freund, bot die ganze Bevölkerung auf.

Als der Herzog in der Sicherheit seines verschlossenen Zimmers diese Mitteilungen und Anerbietungen vernommen hatte, sagte er: »Ich bewundere die Kräfte der Lige, aber ich sehe das Ziel nicht, das sie mir ohne Zweifel vorschlagen will.«

Meister Lachapelle-Marteau schickte sich an, eine Rede mit drei Teilen zu halten; er pflegte bekanntermaßen sehr weitschweifig zu sein; Mayenne sagte schaudernd: »Machen wir rasch!«

Bussy-Leclerc schnitt Marteau das Wort ab und sagte: »Gnädigster Herr, es verlangt uns nach einer Veränderung, wir sind die Stärkeren und wollen folglich diese Veränderung; das ist kurz, klar und bestimmt.«

»Aber wie werdet Ihr zu Werke gehen, um diese Veränderung zu erreichen?« – »Mir scheint,« antwortete Bussy-Leclerc freimütig, »da der Gedanke der Union von unseren Häuptern herrührt, so ist es an diesen und nicht an uns, das Ziel zu bezeichnen.«

»Meine Herren,« sagte Mayenne, »ihr habt vollkommen recht, das Ziel muß von denen bezeichnet werden, die die Ehre haben, eure Führer zu sein; aber der General hat auch zu beurteilen, in welchem Augenblick die Schlacht geliefert werden soll, und mag er seine Truppen in Reihe und Glied aufgestellt, bewaffnet und voll Eifer sehen, das Signal zum Angriff wird er nur dann geben, wenn er dies tun zu müssen glaubt.«

»Aber, gnädigster Herr,« erwiderte Crucé, »die Lige hat Eile, wie wir uns schon einmal zu sagen erlaubten.«

»Eile, was zu tun, Herr Crucé?« – »Anzukommen.«

»Wo?« – »Bei unserem Ziele; wir haben auch unsern Plan.« –

»Dann ist es etwas anderes,« versetzte Mayenne; »wenn ihr euren Plan habt, vermag ich nichts mehr zu sagen.« – »Ja, gnädigster Herr; doch können wir auf Eure Unterstützung rechnen?«

»Ganz gewiß, wenn dieser Plan mir und meinem Bruder genehm ist?« – »Das ist wahrscheinlich, Monseigneur.«

»So laßt euren Plan hören!«

Die Ligisten schauten sich an; zwei oder drei bedeuteten Lachapelle-Marteau durch ein Zeichen, er möge sprechen. Lachapelle-Marteau trat vor und schien den Herzog um Erlaubnis zu bitten, sich erklären zu dürfen.

»Sprecht!« sagte der Herzog.

»Hört!« begann Lachapelle-Marteau. »Der Gedanke ist Leclerc, Crucé und mir gekommen. Wir haben unsern Plan wohl überlegt, und es ist wahrscheinlich, daß sein Erfolg gewiß ist.«

»Zur Sache, Herr Marteau, zur Sache!«

»Es gibt mehrere befestigte Knotenpunkte in der Stadt, das kleine und das große Chatelet, den Palast des Temple, das Stadthaus, das Arsenal und den Louvre.« – »Das ist wahr,« sagte der Herzog. – »Alle diese Punkte werden durch stehende Garnisonen verteidigt, die jedoch zu überwinden sind, da sie nicht auf einen Handstreich gefaßt sein können.« – »Ich gebe auch dies zu.«

»Die Stadt wird jedoch überdies vom Hauptmann von der Scharwache mit seinen Bogenschützen verteidigt. Wir haben nun folgendes ersonnen:

»Wir nehmen den Hauptmann von der Scharwache in seiner Wohnung fest. Der Handstreich läßt sich ohne Lärm ausführen, da der Ort öde und

abgelegen ist.«

Mayenne schüttelte den Kopf und erwiderte: »So öde und abgelegen er sein mag, so sprengt man doch nicht ein gutes Tor und tut nicht etliche und zwanzig Büchsenschüsse ohne Lärm.«

»Wir haben diesen Einwurf vorhergesehen, gnädigster Herr; einer von den Bogenschützen des Hauptmanns von der Scharwache ist uns ergeben. Mitten in der Nacht klopfen wir nun an das Tor; der Bogenschütze öffnet uns und meldet dem Hauptmann, Seine Majestät wolle ihn sprechen. Das ist nichts Auffallendes. Ungefähr einmal im Monat wird dieser Offizier zum König berufen, um Meldungen zu machen und Aufträge in Empfang zu nehmen. Ist das Tor offen, so lassen wir zehn Mann von den Schiffsleuten eintreten und den Hauptmann von der Scharwache expedieren.« – »Das heißt erwürgen.« »Ja, gnädigster Herr. So sind die ersten Befehle zur Verteidigung abgeschnitten. Es ist wahr, es können andere Beamte von den zitternden Bürgern oder den Politikern vorgeschoben werden; da ist der Herr Präsident, sodann der Chevalier d'O., Herr von Chiverney, der Herr Staatsanwalt Laguesle; nun wohl! Man wird sich ihrer Häuser zu gleicher Zeit bemächtigen; die Bartholomäusnacht hat uns gelehrt, wie man das macht, und man wird sie behandeln, wie man den Herrn Hauptmann von der Scharwache behandelt hat.«

»Ah! ah!« rief der Herzog, der die Sache ernst fand.

»Das wird eine vortreffliche Gelegenheit sein, gnädigster Herr, über die Politiker herzufallen, die sämtlich in unseren Quartieren bezeichnet sind, um den religiösen wie den politischen Ketzern den Garaus zu machen.«

»Dies alles ist herrlich,« sagte Mayenne, »doch ihr habt mir nicht erklärt, ob ihr auch in einem Augenblick den Louvre, ein wahres befestigtes Schloß, nehmen werdet, wo beständig Garden und Edelleute wachen. Der König, so furchtsam er auch sein mag, wird sich nicht erwürgen lassen, wie der Hauptmann von der Scharwache; er wird das Schwert ergreifen, und, bedenkt Wohl, er ist der König; seine Gegenwart wird eine große Wirkung auf die Bürger hervorbringen, und man wird euch schlagen.«

»Wir haben viertausend Mann zur Expedition nach dem Louvre ausgewählt, und viertausend Mann lieben den Valois nicht hinreichend, daß seine Gegenwart die von Euch bezeichnete Wirkung hervorbringen dürfte.«

»Ihr glaubt, das werde genügen?« – »Gewiß, wir sind zehn gegen einen,« sagte Bussy-Leclerc.

»Und die Schweizer? Es sind ihrer viertausend, meine Herren!« – »Ja, aber sie stehen in Lagny, und Lagny ist acht Meilen von Paris; nehme ich nun an, der König könne ihnen Nachricht senden, so brauchen die Boten zwei Stunden zu dem Ritt, die Schweizer acht Stunden, um den Weg zu Fuß zurückzulegen, das macht zehn Stunden, und sie werden gerade zu rechter Zeit kommen, um an den Barrieren festgenommen zu werden, denn in zehn Stunden sind wir Herren der ganzen Stadt.«

»Wohl! es sei, ich gebe dies alles zu; der Hauptmann von der Scharwache ist erwürgt; die Politiker sind umgebracht, die Behörden der Stadt sind verschwunden; alle diese Hindernisse sind überwunden; ohne Zweifel habt ihr euch entschieden, was ihr dann tun werdet?« – »Wir machen eine Regierung als ehrliche Leute, wie wir sind,« sagte Brigard, »und wenn wir nur in unserem kleinen Gewerbe mit Vorteil arbeiten, wenn uns das Brot für unsere Frauen und Kinder gesichert ist, verlangen wir nicht mehr. Der Ehrgeiz des einen oder des andern von uns wird ihn vielleicht wünschen lassen, Zehner oder Viertelsmeister oder Kommandant einer Kompagnie zu werden; aber höher streben unsere Wünsche nicht; Ihr seht, daß wir nicht anspruchsvoll sind.«

»Herr Brigard, Ihr sprecht goldene Worte,« sagte der Herzog; »ja, ihr seid ehrlich, ich weiß es wohl, und ihr werdet in euren Reihen keine fremde Mischung dulden.«

»Oh! nein, nein,« riefen mehrere Stimmen, »keine Hefe bei dem guten Wein!«

»Vortrefflich!« rief der Herzog, »das heiße ich sprechen. Laßt nun hören, Herr Leutnant von der Prevoté, sagt, gibt es viele Taugenichtse und schlimmes Voll im Bezirk der Hauptstadt?«

Nicolas Poulain, der sich nicht ein einziges Mal vorangestellt hatte, trat nun gleichsam wider seinen Willen vor und antwortete: »Ja, gnädigster Herr; es gibt nur zu viel.«

»Könnt Ihr uns ungefähr die Zahl dieses Pöbels nennen?« – »Ja, ungefähr.«

»Schätzt ihn also, Meister Poulain.«

Poulain rechnete an den Fingern. »Diebe, drei- bis viertausend. Müßiggänger und Bettler, zweitausend bis zweitausendfünfhundert. Gelegentliche Diebe, fünfzehnhundert bis zweitausend. Mörder, vier- bis fünfhundert.« »Gut, gering gerechnet sind dies sechstausend oder sechstausendfünfhundert Galgenvögel. Welcher Religion gehören diese Leute an?« »Wie beliebt, gnädigster Herr?«

»Sind es Hugenotten oder Katholiken?« – Lachend erwiderte Poulain: »Sie sind von allen Religionen, Monseigneur, oder vielmehr von einer einzigen; ihr Gott ist das Geld, und das Blut ist ihr Prophet.«

Gut, und was ist ihr politisches Glaubensbekenntnis? Sind sie Anhänger von Valois, sind sie Ligisten, eifrige Politiker oder Navarresen?« – »Sie sind Räuber und Diebe.«

»Gnädigster Herr,« sagte Crucé, »glaubt nicht, daß wir diese Menschen je zu Verbündeten nehmen werden!«

»Nein, ich denke das nicht, und das ist es gerade, was mich ärgert.«

»Und warum ärgert Euch das?« fragten erstaunt einige Mitglieder der Deputation. – »Ah! begreift Wohl, meine Herren, diese, Leute, die keine Religion, keine Meinung haben, und die also nichts mit euch verbindet, werden, wenn sie sehen, daß es in Paris keine Behörden, keine öffentliche Macht, kein Königtum mehr gibt, eure Buden plündern, während ihr Krieg führt, und eure Häuser ausleeren, indes ihr den Louvre besetzt; bald werden sie sich an die Schweizer gegen euch, bald an euch gegen die Schweizer anschließen, so daß sie stets die Stärkeren sind.«

»Teufel!« riefen die Deputierten, indem sie einander anschauten.

»Ich denke, das ist ernst genug, um es in Erwägung zu ziehen, nicht wahr, meine Herren?« sagte der Herzog. »Ich meinesteils beschäftige mich sehr viel hiermit und werde ein Mittel suchen, diesem Übel zu begegnen; denn vor allem euer Interesse, das ist der Wahlspruch meines Bruders und der meinige.«

Die Deputierten ließen ein Gemurmel des Beifalls vernehmen.

»Meine Herren, erlaubt einem Mann, der vierundzwanzig Meilen Tag und Nacht zu Pferd zurückgelegt hat, einige Stunden zu schlafen; es ist keine Gefahr im Verzug, wenigstens jetzt nicht, während, wenn ihr handeln würdet, Gefahr vorhanden wäre; das ist vielleicht nicht eure Ansicht?« – »Doch, Herr Herzog,« sagte Brigard.

»Sehr gut.« – »Wir nehmen also untertänigst Abschied von Euch, gnädigster Herr,« fuhr Brigard fort, »und wenn Ihr uns eine neue Zusammenkunft bestimmen wolltet ...«

»Seid unbesorgt, so bald als möglich, meine Herren,« sagte Mayenne; »morgen vielleicht, spätestens übermorgen,« Und er entließ sie, während sie noch ganz betäubt über diese weise Vorsicht waren, die eine Gefahr entdeckt hatte, die ihnen nicht entfernt eingefallen war.

Doch kaum war er verschwunden, als sich eine in der Tapete verborgene Tür öffnete und eine Frau hastig in den Saal trat.

»Die Herzogin!« riefen die Abgeordneten.

»Ja, meine Herren, und sie wird euch der Verlegenheit entziehen,« rief die Herzogin.

Die Abgeordneten, die ihre Entschlossenheit kannten, aber auch ihren Enthusiasmus fürchteten, drängten sich um sie.

»Meine Herren,« fuhr die Herzogin lächelnd fort, »was die Hebräer tun konnten, hat Judith allein getan; hofft! Ich habe auch meinen Plan.«

Und sie reichte den Ligisten zwei weiße Hände, die die Artigsten küßten, und entfernte sich sodann durch die Tür, durch die Mayenne weggegangen war.

»Bei Gott!« rief Bussy-Leclerc, der sich den Schnurrbart leckte und der Herzogin folgte, »das ist entschieden der Mann der Familie!«

»Uff!« murmelte Nicolas Poulain, indem er sich den Schweiß abwischte, der ihm auf die Stirn getreten war, »ich wollte, ich wäre aus allem heraus.«

Bruder Borromée.

Es war ungefähr zehn Uhr abends; die Herren Abgeordneten gingen ziemlich zerknirscht fort und bröckelten an jeder Straßenecke ab.

Nicolas Poulain, der am entferntesten wohnte, ging zuletzt allein und dachte über die peinliche Lage nach, in der er sich befand.

Der Tag war in der Tat für alle und besonders für ihn voll furchtbarer Ereignisse gewesen.

Während er in das tiefste Nachdenken versunken war und durch die enge Rue de la Pierre-au-Réal ging, sah Nicolas Poulain in der entgegengesetzten Richtung einen Jakobiner herbeilaufen, der seinen Rock bis an die Knie aufgeschürzt hatte. Einer mußte ausweichen, denn es konnten nicht zwei Christen nebeneinander in dieser Gasse gehen.

Nicolas Poulain dachte, die mönchische Demut würde ihm, dem Manne des Schwertes, die Höhe des Pflasters überlassen, doch dem war nicht so; der Mönch lief wie ein Hirsch, den man aufgetrieben; er lief so, daß er eine Mauer umgeworfen hätte, und Nicolas Poulain trat brummend, um nicht niedergeworfen zu werden, beiseite.

Nun aber begann für sie in diesem Engpaß die peinliche Lage, die zwischen zwei unentschlossenen Menschen stattfindet, die beide gern vorübergehen möchten, sich nicht hindern wollen und stets sich wieder in die Arme geführt sehen.

Poulain schwur, der Mönch fluchte, und der Kuttenmann packte, minder geduldig als der Schwertmann, diesen um den Leib, um ihn an die Wand zu drücken. Dabei und als sie schon auf dem Punkte waren, handgemein zu werden, erkannten sie sich.

»Bruder Borromée!« sagte Poulain.

»Meister Nicolas Poulain!« rief der Mönch.

»Wie geht's Euch?« fragte Poulain mit jener bewundernswürdigen Freundlichkeit und Zahmheit des Pariser Bürgers. »Sehr schlecht,« erwiderte der Mönch, der viel schwerer zu besänftigen war, als der Laie; »denn Ihr haltet mich auf, und ich habe große Eile.«

»Ihr Teufel von einem Menschen!« versetzte Poulain; »stets kriegerisch wie ein Römer! Aber wohin lauft Ihr zu dieser Stunde in solcher Hast? Brennt die Priorei?«

»Nein, aber ich ging zur Frau Herzogin, um mit Mayneville zu sprechen.«

»Zu welcher Herzogin?« – »Es gibt nur eine, wie mir scheint, bei der man mit Mayneville reden kann.«

»Was wolltet Ihr bei Frau von Montpensier machen?« – »Ei! Mein Gott!« erwiderte Borromée auf eine scheinbare Antwort bedacht, »unser ehrwürdiger Prior sollte auf die Bitte der Frau von Montpensier deren Gewissensrat werden; doch es hat ihn ein Skrupel erfaßt, und er weigert sich, dem Gesuch zu entsprechen. Die Zusammenkunft war auf morgen bestimmt, und ich soll nun im Auftrag Dom Modeste Gorenflots der Herzogin sagen, sie könne nicht auf ihn rechnen.«

»Sehr gut, aber, mein lieber Bruder, Ihr seht mir nicht aus, als ginget Ihr nach dem Hotel Guise; ich sage sogar noch mehr, Ihr wendet ihm den Rücken zu.« – »Das ist wahr, denn ich komme davon her.«

»Aber wohin geht Ihr?« – »Man hat mir im Hotel gesagt, die Frau Herzogin mache einen Besuch bei Herrn von Mayenne, der diesen Abend angekommen sei und im Hotel Saint-Denis wohne.«

»Reine Wahrheit... der Herzog ist wirklich im Hotel Saint-Denis, und die Frau Herzogin bei ihm; aber, Gevatter, ich bitte Euch, wozu soll es nützen, daß Ihr den Schlauen gegen mich spielt? Der Säckelmeister ist es gewöhnlich nicht, den man die Kommissionen des Klosters besorgen läßt.« – »Bei einer Prinzessin, warum nicht?«

»Und Ihr, der Vertraute Maynevilles, glaubt nicht an die Beichten der Frau Herzogin von Montpensier?« – »Woran sollte ich denn glauben?« »Was, zum Teufel, mein Lieber, Ihr wißt wohl, wie weit die Mitte der Straße von der Priorei entfernt ist, da Ihr es mich habt ausmessen lassen; nehmt Euch in acht! Ihr sagt mir so wenig, daß ich vielleicht zu viel glauben werde.«

»Und Ihr habt unrecht, lieber Herr Poulain, ich weiß nichts anderes, haltet mich nicht länger zurück, ich bitte Euch, denn ich würde die Frau Herzogin nicht mehr finden.«

Als Borromée den Weg frei sah, warf er Nicolas Poulain leichthin einen guten Abend zu und enteilte durch die geöffnete Gasse.

»Oh! oh! abermals etwas Neues,« sagte Nicolas Poulain zu sich selbst, während er dem allmählich im Schatten verschwindenden Jakobiner nachschaute; doch welches Bedürfnis habe ich, in des Teufels Namen! alles zu erfahren, was vorgeht? Sollte ich etwa Geschmack an dem Handwerk finden, das ich zu treiben verdammt bin? Pfui doch!«

Und er legte sich zu Bette, nicht mit der Ruhe eines guten Gewissens, sondern mit der Ruhe, die uns in allen Lagen dieser Welt die Unterstützung eines Stärkeren, als wir sind, gewährt.

Mittlerweile setzte Borromée seinen Lauf noch eiliger fort und kam, ganz schwitzend und schnaufend, im Hotel Saint-Denis in dem Augenblick an, als der Herzog, nachdem er mit Frau von Montpensier ihre wichtigen Angelegenheiten besprochen, sich von seiner Schwester verabschiedete, um nun jene Dame der Cité besuchen zu können, über die sich Joyeuse, wie wir wissen, zu beklagen hatte.

Nach mehreren Bemerkungen über den Empfang des Königs und über den Plan der Bürger, kamen Bruder und Schwester dahin überein: der König

habe keinen Verdacht und sei immer leichter angreifbar.

Das Wichtigste sei, die Lige in den nördlichen Provinzen zu organisieren, während der König seinen Bruder im Stiche lasse und Heinrich von Navarra vergesse.

Von den beiden letzteren Feinden sei der Herzog von Anjou allein mit seinem dumpfen Ehrgeiz zu fürchten; von Heinrich von Navarra wisse man durch gutunterrichtete Spione, daß er sich nur um seine Liebesangelegenheiten mit seinen drei oder vier Mätressen bekümmere.

»Paris ist vorbereitet,« sagte Mayenne laut; »doch ihre Verbindung mit der königlichen Familie gibt den Politikern und den wahren Royalisten Kraft; man muß einen Bruch zwischen dem König und seinen Verbündeten abwarten; bei dem unbeständigen Charakter Heinrichs kann dieser Bruch nicht lange ausbleiben. Da jedoch nichts drängt, so warten wir.«

»Ich,« sagte die Herzogin ganz leise, »hatte zehn Männer nötig, um Paris zu dem Streiche aufzuwiegeln, auf den ich sinne; ich habe diese zehn Männer gefunden und verlange nichts mehr.«

So weit waren sie, als Mayneville plötzlich eintrat und meldete, Bruder Borromée wolle den Herrn Herzog sprechen.

»Borromée?« sagte der Herzog erstaunt, »wer ist das?« – »Gnädigster Herr,« antwortete Mayneville, »es ist der Mann, den Ihr von Nancy schicktet, als ich Eure Hoheit um einen Mann voll Energie und Geist bat.«

»Ich erinnere mich; ich antwortete Euch, ich hätte beides in einem, und schickte Euch den Kapitän Borroville. Hat er seinen Namen verändert und heißt jetzt Borromée?« – »Ja, gnädigster Herr, den Namen und die Uniform. Er nennt sich Borromée und ist Jakobiner.«

»Borroville Jakobiner?« – »Ja, Herr Herzog.«

»Und warum ist er denn Jakobiner? Der Teufel muß sehr gelacht haben, als er ihn unter der Kutte erkannte.« – »Warum er Jakobiner ist, Ihr sollt es

später erfahren, es ist nicht unser Geheimnis, Monseigneur, und mittlerweile hören wir ihn an!«

»Ja, um so mehr, als mich sein Besuch beunruhigt,« sagte Frau von Montpensier.

»Und mich auch, ich gestehe es,« fügte Mayneville bei. »So führt ihn also, ohne einen Augenblick zu verlieren, ein,« rief die Herzogin.

Der Herzog schwebte zwischen dem Verlangen, den Boten zu hören, und der Furcht, das Rendezvous bei der Geliebten zu versäumen. Er schaute nach der Tür und auf die Uhr.

»Ei! Borroville,« rief der Herzog, der sich trotz seiner üblen Laune des Lachens nicht enthalten konnte, »wie seid Ihr verkleidet, mein Freund!«

»Gnädigster Herr,« sagte der Kapitän, »es ist mir in der Tat sehr unbehaglich unter dem verteufelten Rock, aber was sein muß, muß sein, wie Herr von Guise, der Vater, sagte.«

»Ich habe Euch nicht in diesen Rock gesteckt,« erwiderte der Herzog; »und Ihr dürft mir deshalb nicht grollen.«

»Nein, die Frau Herzogin hat es getan, doch ich bin ihr darum nicht böse, weil ich in ihrem Dienste darin stecke.«

»Gut, empfangt meinen Dank, Kapitän; und nun laßt hören, was habt Ihr uns noch so spät zu sagen?«

In Eile berichtete Borromée, der König habe Joyeuse mit dreitausend Mann seinem Bruder Anjou zu Hilfe geschickt und sende zugleich einen Boten mit einem Brief an Heinrich von Navarra. Es sei ein gewisser Briquet, den er seinem sonderbaren Aussehen nach beschrieb.

»Gottes Tod! Den Brief müssen wir haben,« rief der Herzog und fügte hinzu: »Ihr sagt, er sei ein Freund des Priors?« – »Ja, von der Zeit her, wo dieser noch einfacher Mönch war.«

»Oh! ich habe einen Verdacht und werde mir Aufklärung verschaffen,« rief Mayenne.

»Tut das geschwinde, denn weit geschlitzt, wie er ist, muß dieser Bursche tüchtig marschieren.«

»Borroville,« sagte Mayenne, »Ihr werdet nach Soissons abreisen, wo mein Bruder ist.«

»Aber die Priorei, gnädigster Herr?« – »Seid Ihr so verlegen, Dom Gorenflot eine Geschichte zu erzählen? Glaubt er nicht, was Ihr ihn glauben machen wollt? Ihr sagt Herrn von Guise alles, was Ihr von der Sendung des Herrn von Joyeuse wißt.« – »Gut, Monseigneur.«

»Und Navarra, vergeßt Ihr Navarra, Mayenne?« sagte die Herzogin. – »Ich vergesse es so wenig, daß ich dies selbst übernehme,« erwiderte Mayenne. »Man sattle mir ein frisches Pferd, Mayneville.«

Dann fügte er leise hinzu: »Sollte er noch leben?... Oh! ja, er muß leben!«

Chicot der Lateiner.

Man erinnert sich, daß Chicot nach der Entfernung der jungen Leute raschen Schrittes marschiert war. Sobald sie aber an einem Abhange verschwanden, blieb Chicot, der wie ein Argus das Vorrecht, von hinten zu sehen, zu haben schien, auf dem Höhepunkte des Hügels stehen, schaute spähend ringsum, und als er sicher war, daß ihn niemand beobachtete, setzte er sich an den Rand eines Grabens, lehnte den Rücken an einen Baum und fing das an, was er seine Gewissensprüfung nannte.

Er hatte zwei Börsen, denn es war ihm nicht entgangen, daß der ihm von Sainte-Maline übergebene Beutel außer dem königlichen Brief gewisse runde, rollende Gegenstände enthielt, die ungemein Gold oder gemünztem Silber glichen. Der Beutel selbst war eine wahre königliche Börse, mit zwei H bezeichnet, von denen das eine unten, das andere oben aufgestickt.

»Das ist hübsch,« sagte Chicot, indem er die Börse betrachtete, »das ist reizend vom König! Sein Name, sein Wappen! Man kann nicht großmütiger und nicht alberner sein. Sehen wir zuerst, wieviel Geld in der Börse ist, den Brief untersuchen wir hernach... hundert Taler, gerade die Summe, die ich von Gorenflot entlehnt habe... Das ist in der Tat königlich. Ah! ich bitte um Verzeihung, wir wollen nicht verleumden. Hier ist ein kleines Päckchen spanisches Gold... fünf Quadrupel... äußerst delikat; sehr hübsch; Henriquet! Diese Börse belästigt mich; es kommt mir vor, als müßten die Vögel, die über meinem Kopfe hinfliegen, mich für einen königlichen Sendboten halten und verspotten oder, was noch schlimmer ist, mich den Vorübergehenden als solchen angeben.«

Chicot leerte seine Börse in seine hohle Hand, zog aus seiner Tasche den einfachen linnenen Sack Gorenflots, schob das Gold und das Silber hinein und sagte zu den Talern: »Ihr könnt ruhig beisammen bleiben, meine Kinder, denn ihr kommt aus demselben Land.«

»Das ist für mich,« sagte Chicot, »nun wollen wir für Heinrich arbeiten.«

Und er nahm den Brief des Königs, den er auf den Boden gelegt hatte, um den Beutel leichter in das Wasser zu schleudern. Doch es kam des Weges ein mit Holz beladener Esel, den zwei Frauen führten, und der so stolz einherschritt, als ob er statt des Holzes Reliquien trüge.

Chicot verbarg den Brief unter seiner breiten Hand, die er auf den Boden gestützt hatte, und ließ sie vorüberziehen. Sobald er wieder allein war, nahm er den Brief, zerriß den Umschlag und zerbrach das Siegel mit der unstörbarsten Ruhe. Dann nahm er den Umschlag wieder, rollte ihn zusammen, zermalmte das Siegel zwischen zwei Steinen und schleuderte alles dem Beutel nach.

»Nun wollen wir uns einmal den Stil betrachten,« sagte Chicot.

Und er entfaltete den Brief und las: »›Teuerster Bruder, die tiefe Liebe, die unser teuerster Bruder, der selige König Karl IX., für Euch hegte, wohnt noch unter den Gewölben des Louvre und hält beharrlich stand in meinem Herzen.‹

Chicot verbeugte sich.

»Es widerstrebt mir auch, daß ich über traurige, ärgerliche Dinge mit Euch sprechen muß; doch Ihr seid stark im Mißgeschick; ich zögere daher nicht, Euch diese Dinge mitzuteilen, die man nur mutigen und erprobten Freunden sagt.«

Chicot unterbrach sich mit einer abermaligen Verbeugung.

»Überdies habe ich ein königliches Interesse, Euch zu überzeugen; dieses Interesse ist die Ehre meines Namens und des Eurigen, mein Bruder.

»Wir gleichen uns in dem Punkt, daß wir alle von Feinden umgeben sind. Chicot wird Euch das erklären.«

»Chicotus explicabit,« sagte Chicot.

»Euer Diener, der Herr Vicomte von Turenne, gibt täglich Anlaß zu Ärgernis an Eurem Hofe; Gott verhüte es, daß ich in Eure Angelegenheiten schaue, wenn nicht für Euer Bestes und für Eure Ehre, aber Eure Frau, die ich zu meinem großen Bedauern meine Schwester nenne, sollte mehr Rücksicht für Euch haben, was sie nicht tut.«

»Oh! oh!« sagte Chicot, in seinen lateinischen Übersetzungen fortfahrend: »Quaeque omittit facere«. Das ist hart.«

»Ich fordere Euch daher auf, mein Bruder, darüber zu wachen, daß das Verhältnis Margots mit dem Vicomte von Turenne, der mit unseren Feinden in Verbindung steht, dem Hause Bourbon nicht Schmach und Schaden bringe. Statuiert ein gutes Beispiel, sobald Ihr der Sache sicher seid, und versichert Euch der Sache, sobald Ihr Chicot meinen Brief habt erklären hören.«

»Statim atque audiveris chicotum litteras explicantem. Fahren wir fort.«

»Es wäre ärgerlich, wenn der geringste Verdacht über der Legitimität Eurer Nachkommenschaft schwebte, mein Bruder, ein kostbarer Punkt, an den zu denken Gott mir verbietet, denn leider bin ich verurteilt, nicht in

Nachkommen wiederaufzuleben. ›Die zwei Schuldigen, die ich Euch als Bruder und als König bezeichne, halten ihre Zusammenkünfte meistens in einem kleinen Schloß, das man Loignac nennt; dieses Schloß ist dabei ein Herd von Intrigen, denen die Herren von Guise nicht fremd find; denn Ihr wißt ohne allen Zweifel, mein lieber Heinrich, mit welch seltsamer Liebe meine Schwester Heinrich von Guise und meinen eigenen Bruder Herrn von Anjou zur Zeit verfolgt hat, wo ich selbst noch diesen Namen führte, und er Herzog von Alençon hieß.‹

»Quo et quam irregulari amore sit persecuta et Henricum Guisium et germanum meum etc.«

›Ich umarme Euch und empfehle Euch meinen Rat, bereit, Euch in allem und für alles zu unterstützen. Mittlerweile bedient Euch der Ratschläge Chicots, den ich Euch schicke.‹

» *Age auctore Chicoto*. Gut, nun bin ich Rat des Königreichs Navarra.«

›Euer wohlgewogener usw. usw.‹«

Nachdem er so gelesen, legte Chicot seinen Kopf in seine Hände und sagte: »Oh! mir scheint, das ist ein böser Auftrag, eine schlimmere Gefahr als Mayenne. In der Tat, Mayenne ist mir lieber.

»Und dennoch ist der Brief, abgesehen von seinem gestickten Beutel, den ich ihm beim Teufel nicht verzeihe, das Werk eines geschickten Mannes. Angenommen, daß Henriot von dem Teig geknetet ist, aus dem man gewöhnlich Ehemänner macht, so entzweit ihn dieser Brief mit einem Schlag mit seiner Frau, mit Turenne, Anjou, Guise und sogar mit Spanien. Um im Louvre so gut von dem unterrichtet zu sein, was bei Heinrich von Navarra in Pau vorgeht, muß Heinrich von Valois einen Spion dort haben, und dieser Spion wird Henriot ungemein ärgern.

»Andererseits wird mir dieser Brief viele Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn ich einen Spanier, einen Lothringer, einen Bearner oder einen Flamländer treffe, der neugierig genug ist, wissen zu wollen, warum man mich nach Bearn schickt.

»Oh! ich wäre sehr unvorsichtig, wenn ich mich nicht auf das Begegnen mit einem solchen Neugierigen gefaßt machte. Täusche ich mich nicht sehr, so muß besonders Herr Borromée etwas gegen mich im Schilde führen.

»Zweiter Punkt.

»Was hat Chicot gesucht, als er eine Sendung zu König Heinrich verlangte? Die Ruhe war sein Ziel.

»Nun wird Chicot den König von Navarra mit seiner Frau entzweien.

»Das ist nicht Chicots Sache, da er sich, wenn er so mächtige Personen entzweit, Todfeinde machen muß, die ihn hindern werden, das glückliche Alter von achtzig Jahren zu erreichen.

»Meiner Treu, desto besser, man lebt nur gut, solange man jung ist. Aber es wäre ebensoviel wert, den Messerstich des Herrn von Mayenne zu erwarten.

»Nein, denn es muß Gegenseitigkeit in allen Dingen stattfinden, das ist Chicots Wahlspruch.«

So weiter philosophierend, beschloß er, seine Reise fortzusetzen. Zunächst aber übersetzte er den Brief ins Lateinische und prägte ihn seinem Gedächtnisse ein, sodann zerriß er das Papier in unzählige kleine Fetzen, die er sorglich in alle Winde zerstreute. Inzwischen kam er in die Stadt Corbeil, wo er in aller Eile ein Mahl nahm und sodann dem Wirt einen Klepper abkaufte, mit dem er seine Reise fortsetzte.

Wir wollen das Mahl nicht beschreiben, das er zu sich nahm; wir werden es nicht einmal versuchen, das Pferd zu schildern, das er im Stalle des Gastwirts kaufte; das wäre eine zu harte Aufgabe für uns; wir sagen nur, daß das Mahl lange genug währte, und daß das Pferd mangelhaft genug war, um uns, wenn unser Gewissen minder groß wäre, Stoff zu beinahe einem Bande zu liefern.

Die vier Winde.

Chicot ritt auf seinem kleinen Pferde, das ein sehr starkes Pferd sein mußte, um eine so große Person zu tragen, nach Fontainebleau, wo er über Nacht blieb, und machte am anderen Morgen eine Wendung nach rechts, einem kleinen Dorfe namens Orgeval zu. Er hätte gern an diesem Tage noch einige Meilen zurückgelegt, denn es schien ihn zu drängen, sich von Paris zu entfernen, aber sein Roß fing an, so häufig zu stolpern, daß er glaubte anhalten zu müssen.

Überdies hatten seine sonst so geübten Augen den ganzen Weg entlang nichts bemerkt. Menschen, Wagen, Barrieren waren ihm völlig harmlos vorgekommen.

Doch obgleich scheinbar sicher, lebte Chicot nicht in Sicherheit; niemand, unsere Leser müssen dies wissen, glaubte und traute weniger dem Anschein als Chicot.

Ehe er sich niederlegte und sein Pferd rasten ließ, untersuchte er mit der größten Sorgfalt das ganze Haus. Man zeigte ihm sehr hübsche Zimmer mit drei oder vier Eingängen, doch nach Chicots Ansicht hatten diese Zimmer nicht nur zu viele Türen, sondern die Türen schlossen auch nicht gut genug.

Der Wirt hatte ein großes Kabinett ausbessern lassen, mit einer einzigen Tür, die auf die Treppe ging und im Innern mit furchtbaren Riegeln versehen war.

In diesem Kabinett ließ er sich ein Bett aufschlagen. Er ließ die Riegel in ihren Schließkappen spielen, bestellte das Abendessen in sein Kabinett, speiste, verbot den Tisch wegzunehmen unter dem Vorwand, es befalle ihn oft in der Nacht ein Heißhunger, entkleidete sich sodann, legte seine Kleider auf einen Stuhl und ging zu Bette.

Doch ehe er zu Bette ging, zog er zu größerer Sicherheit seine Börse oder vielmehr den Sack mit Talern aus seinen Kleidern und legte ihn mit seinem guten Schwerte unter sein Kopfkissen. Dann wiederholte er dreimal in seinem Geiste den Brief.

Der Tisch bildete für ihn ein zweites Fort, und dennoch dünkte ihm dieser Wall nicht stark genug; er stand auf, nahm einen Schrank in seine Arme und

stellte ihn vor den Ausgang, den er dadurch hermetisch verschloß. Er hatte also zwischen sich und jedem möglichen Angriffe eine Tür, einen Schrank und einen Tisch.

Das Wirtshaus hatte Chicot beinahe unbewohnt geschienen. Der Wirt hatte ein ehrliches Gesicht; es ging an diesem Abend ein Wind, um den Ochsen die Hörner auszureißen, und man hörte in den benachbarten Bäumen das furchtbare Krachen, das ein so süßes, so gastliches Geräusch für den wohlbewahrten, in einem guten Bett ausgestreckten Reisenden ist.

Nachdem Chicot alle seine Verteidigungsanstalten getroffen hatte, versenkte er sich behaglich in sein Lager. Es ist nicht zu leugnen, das Bett war weich und so eingerichtet, daß es einen Mann vor jeder Beunruhigung bewahrte, käme sie von Menschen oder Dingen.

Als Mann von Geist nahm Chicot noch ein neu erschienenes Buch eines Maire von Bordeaux, den man Montagne oder Montaigne, nannte, vor. Es geschah indessen, daß er, während er sein achtes Kapitel las, entschlief. Die Lampe brannte noch; die Tür war, durch den Schrank und den Tisch befestigt, geschlossen; das Schwert lag mit den Talern unter dem Kopfkissen. Der Erzengel Michael würde geschlafen haben wie Chicot, ohne an Satan zu denken, selbst wenn er den brüllenden Löwen jenseits der Tür gehabt hätte...

Während er jedoch schlief, kam es Chicot vor, als ob der Sturm heftiger würde, und besonders, als ob er auf eine ungewöhnliche Weise näherkäme. Plötzlich erschüttert ein Windstoß von unbesiegbarer Kraft die Tür, sprengt Schließkappen und Riegel und schlägt an den Schrank, der sein Gleichgewicht verliert, auf die Lampe fällt, die erlischt, und den Tisch umstürzt.

Es war Chicot gegeben, während er gut schlief, leicht und rasch und mit aller Geistesgegenwart zu erwachen; diese Geistesgegenwart deutete ihm an, lieber in den Gang hinter dem Bett zu schlüpfen, als vorn hinauszusteigen. Während er nun in den Bettgang schlüpfte, fuhren seine raschen, geübten Hände links nach dem Geldsack und rechts nach dem Griffe des Schwertes.

Chicot riß die Augen weit auf. Es war tiefe Nacht. Chicot öffnete die Ohren, und es schien ihm, als ob diese Nacht buchstäblich durch den Kampf der vier Winde zerrissen würde, die sich das ganze Zimmer streitig machten... von dem Schrank, den der Tisch immer mehr zerdrückte, bis zu den Stühlen, die rollten und sich stießen, während sie sich an die anderen Gerätschaften anhingen.

Bei diesem ganzen Lärm kam es Chicot vor, als wären die vier Windgötter in Fleisch und Knochen bei ihm eingetreten, und als hätte er es mit Eurus, Notus, Aquilo und Boreas mit ihren dicken Backen und besonders mit ihren dicken Füßen zu tun.

Chicot fügte sich, weil er begriff, daß er gegen diese Götter nichts zu tun vermochte, und kauerte sich in die Ecke seines Bettganges. Nur hielt er die Spitze seines Schwertes vorgestreckt gegen den Wind oder vielmehr gegen die Winde. Nach einigen Minuten des abscheulichsten Gepolters, das je ein menschliches Ohr zerrissen, benutzte Chicot jedoch einen Augenblick der Rast und schrie: »Zu Hilfe!«

Kurz, Chicot machte ganz allein so viel Lärm, daß die Elemente sich besänftigten, und nach sechs oder acht Minuten, während deren Eurus, Notus, Boreas und Aquilo sich fechtend zurückzugehen schienen, kam der Wirt mit einer Laterne und beleuchtete das Drama.

Die Szene, auf der es gespielt hatte, bot einen kläglichen Anblick und glich sehr einem Schlachtfelde. Der große Schrank entblößte, auf den zermalmten Tisch gestürzt, die angellose Tür, die, nur noch von einem Riegel gehalten, hin und her schwankte wie das Segel eines Schiffes; die drei oder vier Stühle des Kabinetts hatten den Rücken umgedreht und die Füße in der Luft. Das Geschirr, das auf dem Tisch gestanden hatte, lag, in tausend Stücke zerbrochen, auf dem Boden.

»Ist denn hier die Hölle los!« rief Chicot, als er den Wirt beim Scheine der Laterne erkannte.

»Ah! mein Herr,« rief der Wirt, da er den furchtbaren Schaden bemerkte, der angerichtet war; »oh! mein Herr, was ist denn geschehen?«

Und er hob die Hände und folglich auch seine Laterne zum Himmel.

»Sprecht, mein Freund, wieviel Teufel wohnen bei Euch?« brüllte Chicot.

»Oh! Jesus! Welch ein Wetter!« erwiderte der Wirt mit derselben pathetischen Gebärde.

»Eure Riegel halten also nicht?« fuhr Chicot fort, »Euer Haus ist ein Kartenhaus? Ich will lieber von hier weggehen, ich ziehe das freie Feld vor.«

Und Chicot erhob sich aus seinem Bettgange und erschien, das Schwert in der Hand, in dem Raum, der zwischen dem Fuße des Bettes und der Wand freigeblieben war.

»Oh! Meine armen Möbel!« seufzte der Wirt.

»Und meine Kleider!« rief Chicot. »Wo sind sie, meine Kleider, die auf diesem Stuhle lagen?« – »Eure Kleider,« erwiderte der Wirt mit großer Naivität, »wenn sie hier waren, so müssen sie noch hier sein.«

»Wie... wenn sie hier waren, glaubt Ihr denn etwa, ich sei gestern in dem Kostüm gekommen, in dem Ihr mich jetzt seht?« Hierbei suchte sich Chicot vergebens in sein leichtes Hemd zu hüllen. – »Mein Gott!« sagte der Wirt, verlegen, was er auf ein solches Argument antworten sollte, »ich weiß wohl, daß Ihr angekleidet wart.«

»Es ist ein Glück, daß Ihr dies zugesteht.« – »Aber ...«

»Was aber?« – »Der Wind hat alles geöffnet, alles zerstreut.«

»Ah! das ist ein Grund.« – »Ihr seht wohl,« rief der Wirt lebhaft.

»Wenn der Wind irgendwo hereinkommt, so kommt er doch aber von außen.« – »Ganz gewiß.«

»Wohl! der Wind mußte also, da er hier hereinkam, die Kleider von anderen in mein Zimmer bringen, statt die meinigen, ich weiß nicht wohin,

fortzutragen.« – »Oh! bei Gott, ja, das scheint mir so. Indessen ist der Beweis vom Gegenteil vorhanden, oder er scheint vorhanden zu sein.«

»Gevatter,« sagte Chicot, der mit seinem forschenden Auge den Boden untersucht hatte, »Gevatter, welchen Weg hat der Wind genommen, um mich hier aufzufinden?« – »Wie beliebt?«

»Ich frage, woher der Wind komme.« – »Von Norden, mein Herr, von Norden.«

»Er ist im Kot marschiert, denn hier sind Eindrücke seiner Schuh« auf dem Boden.« Chicot bezeichnete wirklich auf den Platten die frische Spur einer kotigen Fußbekleidung. – Der Wirt erbleichte.

»Soll ich Euch nun einen guten Rat geben,« sagte Chicot, »so ist es der, daß Ihr solche Winde gut bewacht, die in die Wirtshäuser kommen, die Türen sprengen, in die Zimmer eindringen und, wenn sie sich entfernen, die Kleider der Reisenden stehlen.«

Der Wirt wich zwei Schritte zurück, um sich von all dem umgeworfenen Gerät freizumachen und dem Hausflur nahezukommen. Dann sagte er: »Warum nennt Ihr mich einen Dieb?«

»Ei! was habt Ihr denn mit Eurem ehrlichen, gutmütigen Gesicht gemacht?« fragte Chicot; »ich finde Euch ganz verändert.« – »Ich verändere mich, weil Ihr mich beleidigt.«

»Ich?« – »Allerdings,« versetzte der Wirt mit einem noch stärkeren Tone, der beinahe einer Drohung glich.

»Ich nenne Euch einen Dieb, weil Ihr für meine Sachen verantwortlich seid, wie mir scheint, und weil man mir meine Sachen gestohlen hat; Ihr werdet das nicht leugnen?« Und nun war es Chicot, der eine Gebärde der Drohung machte.

»Holla!« rief der Wirt, »holla! herbei, ihr Leute!«

Auf diesen Ruf erschienen vier mit Stöcken bewaffnete Männer auf der Treppe.

»Alle Wetter! Hier kommen Eurus, Notus, Aquilo und Boreas!« rief Chicot. »Da sich die Gelegenheit bietet, so will ich die Erde des Nordwinds berauben; ich leiste der Menschheit dadurch einen Dienst; es wird ein ewiger Frühling sein.«

Und er führte einen so gewaltigen Streich in der Richtung des nächsten Angreifers, daß dieser, hätte er nicht mit der Leichtigkeit eines wahren Windgottes einen Sprung rückwärts gemacht, tot niedergestreckt worden wäre.

Da er jedoch dabei Chicot anschaute und folglich nicht rückwärts sehen könnte, so fiel er auf den Rand der letzten Stufe der Treppe, die er, unfähig, seinen Schwerpunkt zu behaupten, hinunterrollte. Das war ein Signal für die drei anderen, welche durch die vor ihnen oder vielmehr hinter ihnen geöffnete Mündung mit der Geschwindigkeit von Gespenstern verschwanden, die sich in eine Falltür stürzen.

Der letzte, der verschwand, fand indessen, während seine Gefährten hinabeilten, Zeit, dem Wirte einige Worte ins Ohr zu sagen.

»Es ist gut, es ist gut!« brummte dieser, »man wird Eure Kleider wiederfinden.«

»Das ist alles, was ich verlange.« – »Und man wird sie Euch bringen.«

»Gut, gut! nicht nackt zu gehen, ist, wie mir scheint, ein billiger Wunsch.«

Man brachte wirklich die Kleider.

»Oh! oh!« rief Chicot. »Ich muß Euch eine Ehrenklärung geben! Wie konnte ich Euch im Verdacht haben! Ihr seht so ehrlich aus!«

Der Wirt lächelte gar lieblich und erwiderte: »Und nun werdet Ihr wohl wieder schlafen, denke ich?« – »Nein, ich danke, ich habe genug geschlafen.«

»Was wollt Ihr denn tun?« – »Ihr leiht mir Eure Laterne, wenn's beliebt, und ich lese,« antwortete Chicot mit derselben Freundlichkeit.

Der Wirt sagte nichts, er reichte nur Chicot die Laterne und entfernte sich. Chicot richtete den Schrank wieder an der Tür auf und steckte sich in sein Bett.

Die Nacht war ruhig; der Wind hatte sich gelegt, als wäre Chicots Schwert in den Schlauch gedrungen, der ihn enthielt.

Bei Tagesanbruch verlangte der Gesandte sein Pferd, bezahlte seine Rechnung und sagte, als er wegritt: »Wir werden heute abend sehen.«

Wie Chicot seine Reise fortsetzte, und was ihm dabei begegnete.

Chicot brachte den ganzen Morgen damit zu, daß er sich Beifall zu der Kaltblütigkeit und Geduld spendete, die er in der Nacht erprobt hatte.

»Aber,« dachte er, »man fängt einen alten Wolf nicht zweimal in derselben Falle; es ist also beinahe gewiß, daß man heute eine neue Teufelei gegen mich ersinnen wird; wir wollen daher auf unserer Hut sein.«

Die Folge dieses äußerst klugen Schlusses war, daß Chicot diesen ganzen Tag einen Marsch machte, den Xenophon in seinem Rückzug der Zehntausend zu verewigen nicht für unwürdig gehalten haben würde.

Jeder Baum, jede Veränderung des Terrains, jede Mauer, diente ihm als Beobachtungspunkt oder als natürliches Festungswerk. Sogar Bündnisse schloß er unterwegs.

Vier dicke Pariser Krämer, die in Orleans ihre Konfitüren und in Limoges ihre getrockneten Früchte bestellen wollten, ließen sich herbei, Chicot, der sich für einen Strumpfwirker ausgab, in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Der Bund bestand also aus fünf Herren und vier Kommis. Wir wollen nicht behaupten, daß Chicot große Achtung vor der Tapferkeit seiner Gefährten hegte, aber jedenfalls ist das Sprichwort wahr, das sagt, drei Feige haben

beisammen weniger Furcht, als ein Braver ganz allein. Chicot hielt es nun nicht mehr für nötig, sich umzudrehen.

So erreichte man, viel politisierend und viel prahlend, die zum Abendessen und Nachtlager gewählte Stadt. Man speiste zu Nacht, man trank tüchtig, und jeder ging in sein Zimmer.

Chicot hatte während des Mahles weder seine spöttische Redseligkeit, die seine Gefährten ergötzte, noch den Muskat und den Burgunder geschont, die ihn in der Begeisterung erhielten. Man hatte unter Handelsleuten, das heißt unter freien Männern, wenig Umstände mit Seiner Majestät dem König von Frankreich und allen übrigen Majestäten gemacht, mochten sie nun von Lothringen, von Navarra, von Flandern oder von anderen Ländern sein.

Chicot legte sich nieder, nachdem er sich mit seinen vier Händlern, die ihn gleichsam im Triumph in sein Zimmer geleiteten, für den anderen Morgen verabredet hatte. Er sah sich wie ein Fürst von den vier Reisenden bewacht, deren vier Zimmer vor dem seinigen kamen, das am Ende des Ganges lag und folglich durch die dazwischenliegenden Außenforts uneinnehmbar war.

Chicot konnte also, ohne sich gegen seine gewöhnliche Klugheit zu verfehlen, zu Bette gehen und einschlafen. Er konnte dies um so eher tun, als er zur Verstärkung der Vorsicht ängstlich das Zimmer untersucht, die Riegel seiner Tür vorgeschoben, und die Laden seines Fensters, des einzigen in seiner Stube, geschlossen hatte.

Aber es trat während seines ersten Schlafes ein Ereignis ein, das auch der Weiseste nicht hätte voraussehen können. Um halb zehn Uhr wurde schüchtern an die Tür der vier Kommis geklopft, die alle vier beisammen in einer Dachstube über ihren Herren wohnten. Der eine öffnete in ziemlich übler Laune und stand dem Wirt gegenüber.

»Meine Herren,« sagte dieser, »ich sehe mit Vergnügen, daß ihr euch ganz angekleidet niedergelegt habt; ich will euch einen großen Dienst erweisen. Eure Patrone haben sich bei Tische an politischen Gesprächen sehr erhitzt. Es scheint, ein Beamter hat sie gehört und ihre Reden dem Maire hinterbracht. Unsere Stadt tut sich etwas darauf zu gut, treu zu sein, der

Maire schickte die Wache, die eure Herren festgenommen und nach dem Rathause gebracht hat, wo sie sich erklären müssen. Das Gefängnis ist ganz nahe beim Rathaus; macht euch daher auf die Beine, eure Maultiere erwarten euch, eure Patrone werden euch wohl einholen.«

Die vier Kommis sprangen wie junge Ziegen, stürzten nach der Treppe, bestiegen zitternd ihre Maultiere und schlugen wieder den Weg nach Paris ein, nachdem sie den Wirt beauftragt hatten, die Herren von ihrer Abreise und von der Richtung, die sie genommen, in Kenntnis zu setzen, wenn sie etwa in den Gasthof zurückkämen.

Sobald der Wirt die vier Kommis an der Straßenecke verschwinden sah, klopfte er mit derselben Vorsicht an die erste Tür des Korridors, wo der erste Kaufmann schlief, und sagte ihm leise: »Man hat Euch bei Tisch den König schmähen hören, und der Maire ist davon durch einen Spion unterrichtet worden, worauf er sich hierher begeben. Zum Glück hatte ich den Gedanken, ihm das Zimmer Eurer Kommis zu bezeichnen, so daß er eben beschäftigt ist, diese oben zu verhaften, statt Euch hier festzunehmen.«

»Oh! oh! Was sagt Ihr mir da,« versetzte der Kaufmann.

»Die reine Wahrheit. Flüchtet eiligst, solange die Treppe noch frei ist...«

»Aber meine Gefährten?« – »Ihr werdet keine Zeit haben, sie zu benachrichtigen.«

»Arme Leute!« sagte der Kaufmann und kleidete sich in aller Hast an.

Währenddessen klopfte der Wirt, wie von einer plötzlichen Eingebung berührt, mit dem Finger an den Verschlag, der den ersten Kaufmann vom zweiten schied. Auf dieselben Worte und dieselbe Fabel öffnete der zweite sacht die Tür; erweckt wie der zweite, rief der dritte dem vierten, und leicht, wie ein Flug Schwalben, verschwanden alle vier, die Arme zum Himmel erhebend und auf den Fußspitzen marschierend.

»Der arme Strumpfwirker,« sagten sie, »auf ihn wird alles fallen; es ist nicht zu leugnen, er hat am meisten gesprochen. Meiner Treu! er mag sich Hüten, denn der Wirt hat nicht mehr Zeit gehabt, ihn zu warnen wie uns.«

Meister Chicot war in der Tat, wie man begreift, nicht benachrichtigt worden. In dem Augenblick, als die Kaufleute, ihn Gott empfehlend, entflohen, lag er im tiefsten Schlafe.

Der Wirt versicherte sich dessen, indem er an der Tür horchte; dann ging er in die untere Stube, deren sorgfältig verschlossene Tür sich auf ein Zeichen von ihm öffnete. Er nahm seine Mütze ab und trat ein.

Die Stube war von sechs bewaffneten Männern besetzt, von denen einer der Befehlshaber zu sein schien.

»Nun!« sagte der letztere. – »Herr Offizier, ich habe in allen Punkten gehorcht.«

»Ist Euer Wirtshaus verlassen?« – »Durchaus.«

»Die Person, die wir Euch bezeichnet haben, ist weder geweckt noch benachrichtigt worden?« – »Weder geweckt noch benachrichtigt.«

»Herr Wirt, Ihr wißt, in wessen Namen wir handeln; Ihr wißt, welcher Sache wir dienen, denn Ihr seid selbst ein Verteidiger der heiligen Sache.« – »Ja, gewiß, Herr Offizier; Ihr seht auch, daß ich, um meinem Schwure zu gehorchen, das Geld opferte, das meine Gäste bei mir verzehrt hatten; doch es ist in diesem Schwur gesagt: Ich werde meine Habe zur Verteidigung der heiligen katholischen Religion opfern.«

»Und mein Leben!... Ihr vergeßt dieses Wort,« sagte der Offizier mit stolzem Tone. – »Mein Gott!« rief der Wirt, die Hände faltend, »verlangt man mein Leben von mir? Ich habe Weib und Kinder!«

»Man wird es nur von Euch verlangen, wenn Ihr nicht blindlings dem gehorcht, was man Euch befiehlt.« – »Oh! ich werde gehorchen, seid unbesorgt.«

»Dann legt Euch zu Bette; schließt die Türen, und was Ihr auch hören oder sehen möget, geht nicht heraus, und sollte Euer Haus brennen oder über Eurem Haupte zusammenstürzen. Ihr seht, Eure Rolle ist nicht schwierig.« – »Ach, ach! ich bin zugrunde gerichtet,« murmelte der Wirt.

»Man hat mich beauftragt, Euch zu entschädigen, nehmt diese dreißig Taler.« – »Mein Haus für dreißig Taler!« versetzte der Wirt mit kläglichem Tone.

»Ei! bei Gott! Man wird Euch nicht eine einzige Scheibe zerbrechen, Ihr Flenner... Pfui! Welche gemeinen Streiter der heiligen Lige haben wir da...«

Der Wirt entfernte sich und schloß sich ein.

Nun befahl der Offizier den zwei am besten bewaffneten Leuten, sich unter Chicots Fenster zu stellen. Er selbst stieg mit drei anderen zu seinem Zimmer hinauf.

»Ihr wißt den Befehl?« sagte der Offizier. »Wenn er öffnet, wenn er sich durchsuchen läßt, wenn wir bei ihm finden, was wir haben wollen, soll ihm nicht das geringste Leid getan werden; geschieht das Gegenteil, so bekommt er einen guten Dolchstoß, einen Dolchstoß, versteht Ihr? Nichts von Pistole oder Büchse. Überdies ist es unnötig, da wir zu vier gegen einen sind.«

Man kam zur Tür. Der Offizier klopfte.

»Wer ist da?« fragte Chicot, plötzlich erweckt.

»Bei Gott! wir müssen listig sein,« sagte der Offizier.

»Eure Freunde, die Händler, die Euch etwas Wichtiges mitzuteilen haben,« antwortete er.

»Oh! oh!« rief Chicot, »der Wein von gestern hat Eure Stimmen sehr angeschwellt, meine Freunde.«

Der Offizier milderte seine Stimme und sagte im weichsten Tone: »Öffnet doch, lieber Gefährte und Freund!«

»Alle Wetter, wie Euer Gewürz nach Eisen riecht!«

»Ah! Du willst nicht öffnen!« rief ungeduldig der Offizier; »also drauf, stoßt die Tür ein!«

Chicot lief an das Fenster, öffnete es und sah unten die zwei bloßen Schwerter.

»Ich bin gefangen,« rief er.

»Ah! ah! Gevatter,« sagte der Offizier, der gehört hatte, wie er das Fenster öffnete. »Du fürchtest den gefährlichen Sprung und hast recht. Vorwärts, öffne uns, öffne!«

»Wahrhaftig, nein,« erwiderte Chicot, »die Tür ist fest, und man wird mir zu Hilfe kommen, wenn Ihr Lärm macht.«

Der Offizier brach in ein Gelächter aus und befahl den Soldaten, die Angeln loszubrechen.

Chicot brüllte, um die Kaufleute herbeizurufen.

»Dummkopf!« sagte der Offizier. »Glaubst du, wir hätten dir Hilfe gelassen? Du täuschest dich, du bist ganz allein und folglich verloren. Auf, mache gute Miene zum bösen Spiel... Und ihr, Leute, rührt euch!« Chicot hörte drei Musketenkolben mit der Gewalt und der Regelmäßigkeit von drei Widdern gegen die Tür stoßen.

»Es sind da drei Musketen und ein Offizier,« sagte er, »unten sind nur zwei Degen; fünfzehn Fuß zu springen, ist eine Erbärmlichkeit. Ich ziehe die Degen den Musketen vor.«

Und er band seinen Sack an seinen Gürtel und stieg, ohne zu zögern, sein Schwert in der Hand haltend, auf den Rand des Fensters. Die Männer unten hielten ihre Klinge in die Luft. Aber Chicot hatte richtig gerechnet. Nie wird ein Mensch, und wäre er ein Riese, den Sturz eines anderen erwarten, und wäre dieser ein Zweig, wenn der letztere Mensch ihn töten kann, indem er sich tötet. Die Soldaten veränderten ihre Taktik und wichen zurück, entschlossen, auf Chicot einzuhauen, wenn er gefallen wäre.

Darauf machte sich der Gaskogner gefaßt. Er sprang als gewandter Mann auf die Fußspitzen und blieb gekauert; in demselben Augenblick versetzte ihm einer von den Leuten einen Stich, der eine Mauer durchdrungen hätte.

Aber Chicot gab sich nicht einmal die Mühe zu parieren, er empfing den Stoß mitten auf bei Brust; doch auf dem Panzerhemd Gorenflots zerbrach die Klinge seines Feindes wie Glas.

»Er ist gepanzert,« sagte der Soldat.

»Bei Gott!« erwiderte Chicot, der ihm schon mit einem Hieb mit verkehrter Hand den Kopf gespalten hatte.

Wer andere schrie und war nur noch darauf bedacht zu parieren, denn Chicot griff ihn an. Leider besaß er nicht einmal die Stärke von Jacques Clement. Chicot streckte ihn beim zweiten Ausfall neben seinem Kameraden nieder, so daß der Offizier, als er nach Sprengung der Tür aus dem Fenster schaute, nur noch seine in ihrem Blute schwimmenden Soldaten sah. Fünfzig Schritte von den Sterbenden entfloh Chicot in aller Ruhe.

»Das ist ein Teufel,« rief der Offizier, »er hat die Eisenprobe.«

»Ja, aber nicht die, Bleiprobe,« erwiderte ein Soldat, auf ihn anschlagend.

»Unglücklicher!« rief der Offizier, indem er die Muskete aufhob, »kein Geräusch! Du wirst die ganze Stadt aufwecken; wir finden ihn morgen.«

»Oh!« sagte philosophisch einer von den Soldaten, »man hätte unten vier Mann aufstellen sollen und oben nur zwei.«

»Du bist ein Einfaltspinsel!« erwiderte der Offizier.

»Wir wollen sehen, was der Herzog zu ihm sagt,« brummte der Soldat, um sich zu trösten. Und er setzte den Kolben seiner Muskete auf die Erde.

Dritter Reisetag.

Chicot entfloh so gemächlich, weil er sich in Etampes befand, das heißt mitten unter einer Bevölkerung und unter dem Schutz von Behörden, die

auf sein erstes Ersuchen Gerechtigkeit geübt und selbst den Herzog von Guise verhaftet hätten.

Seine Gegner begriffen das sehr wohl; der Offizier verbot auch, wie wir sahen, auf die Gefahr, Chicot entfliehen zu lassen, seinen Soldaten, von Schußwaffen Gebrauch zu machen.

Chicot suchte vergebens seine Kaufleute und ihre Kommis. Dann war er so kühn, als er an der Ecke einer benachbarten Straße die Tritte von Pferden sich hatte entfernen hören, in den Gasthof zurückzukehren.

Er fand den Wirt, der sein Gleichgewicht noch nicht wiedererlangt hatte und ihn sein Pferd im Stall satteln ließ, wobei er ihn mit einem Erstaunen ansah, als ob er ein Gespenst wäre.

Chicot benutzte diese wohlwollende Verwunderung, um seine Zeche nicht zu bezahlen, die der Wirt sich seinerseits wohl hütete, von ihm zu fordern. Dann brachte er die Nacht vollends in dem großen Saale eines andern Wirtshauses mitten unter Trinkern zu, die nicht ahnten, daß der lange Unbekannte mit dem lächelnden Gesicht und der freundlichen Miene soeben zwei Männer erschlagen habe.

Der Tagesanbruch fand ihn auf der Landstraße, von einer Unruhe heimgesucht, die sich von Augenblick zu Augenblick vermehrte. Zwei Versuche waren gescheitert, ein dritter konnte unheilvoll für ihn werden.

Zuerst nahm er sich vor, sobald er in Orleans wäre, dem König einen Eilboten zu schicken und ihn zu bitten, ihm von Stadt zu Stadt ein Geleite zu geben.

Da aber die Straße bis Orleans verlassen und vollkommen sicher war, so dachte Chicot, er würde unnötigerweise feige erscheinen, weshalb er den Schritt unterließ. Doch nach Orleans fühlte Chicot seine Angst sich verdoppeln; es war bald vier Uhr und es kam daher der Abend. Die Straße war von Gebüschen begrenzt, als ob man im Walde ginge, und stieg wie eine Leiter aufwärts; der Reisende war daher wie das Schwarze in der Scheibe für jeden, der ein Verlangen gefühlt hätte, ihm eine Büchsenkugel zuzusenden.

Plötzlich hörte Chicot in der Ferne ein Geräusch, ähnlich dem Gepolter, das galoppierende Pferde auf trockenem Boden machen. Er wandte sich um und sah unten am Abhang, den er zur Hälfte hinter sich hatte, Reiter, die mit verhängten Zügeln heraufsprengten; es waren ihrer sieben, von denen vier Musketen auf der Schulter hatten.

Die Pferde dieser Reiter liefen viel schneller als Chicots Pferd. Dieser wollte sich durchaus nicht in einen Kampf der Geschwindigkeit einlassen, der ihm nur schaden konnte. Er ließ nur sein Pferd im Zickzack gehen, damit die Bogenschützen kein festes Ziel hätten.

In der Tat wurde auch Chicot in dem Augenblick, als die Reiter noch fünfzig Schritte von ihm entfernt waren, mit vier Schüssen begrüßt, von denen drei, der Richtung folgend, in der die Reiter schossen, über seinem Kopfe hingingen.

Chicot erwartete also diese vier Büchsenschüsse und hatte auch zum voraus seinen Plan gemacht. Als er die Kugeln pfeifen hörte, ließ er die Zügel los und glitt von seinem Pferde herab. Er war so vorsichtig gewesen, sein Schwert aus der Scheide zu ziehen, und hielt in der linken Hand einen Dolch so schneidend wie ein Rasiermesser und so spitzig wie eine Nadel.

Er fiel also, und dies so, daß seine Beine wie gebogene Federn waren, bereit, sich sofort wieder zu entspannen. Durch die Stellung, die er im Fallen genommen, war sein Kopf zugleich durch die Brust seines Pferdes geschützt.

Ein Freudenschrei erhob sich aus der Gruppe der Reiter, die Chicot für tot hielten.

»Ich sagte es Euch wohl, Dummkopf,« rief, im Galopp herbeisprengend, ein Verlarvter, »Ihr habt alles verfehlt, weil man nicht buchstäblich meinen Befehlen gehorchte. Diesmal liegt er unten. Man durchsuche ihn, mag er tot oder lebendig sein, und wenn er sich rührt, mache man ihm den Garaus.« – »Sehr Wohl, gnädiger Herr,« sagte ehrfurchtsvoll einer von den Leuten.

Sie stiegen alle ab, mit Ausnahme eines Mannes, der die Zügel zusammenfaßte und die Pferde bewachte. Chicot war nicht gerade ein

frommer Mann, doch in solchen Augenblicken dachte er daran, daß es einen Gott gibt, und daß der Sünder vielleicht, ehe fünf Minuten vergingen, vor seinem Richter stände. Er murmelte ein finsteres, glühendes Gebet, das sicher oben gehört wurde.

Zwei Männer näherten sich ihm; beide mit dem Schwert in der Hand.

Aus der Art, wie Chicot seufzte, sah man wohl, daß er nicht tot war. Da er sich aber nicht rührte, so beging der eifrigere von beiden die Unklugheit, sich dem Bereiche der linken Hand zu nähern; wie von einer Feder geschleudert, drang ihm sogleich der Dolch in seine Gurgel, wo sich das Stichblatt wie auf weichem Wachs eindrückte. Zugleich verschwand die Hälfte des Schwertes, das Chicot in der rechten Hand hielt, in den Lenden des zweiten Reiters, der entfliehen wollte.

»Bei Gott!« rief der Anführer, »das ist Verrat. Schlagt an, der Bursche ist noch sehr lebendig.« »Gewiß, ich bin noch sehr lebendig,« rief Chicot, dessen Augen Blitze schleuderten, und rasch wie der Gedanke warf er sich auf den Anführer und setzte ihm die Spitze des Dolches auf die Larve.

Doch schon hielten ihn zwei Soldaten umfangen; er wandte sich um, durchschlug einen Schenkel mit einem gewaltigen Schwertstreich und war frei.

»Kinder! Kinder! Mord und Tod, greift zu den Büchsen,« rief der Anführer.

»Ehe die Büchsen fertig sind,« sagte Chicot, »habe ich dir die Eingeweide geöffnet, Schurke, und die Stricke deiner Maske durchschnitten, daß ich weiß wer du bist?«

»Haltet fest, Herr, haltet fest, und ich werde Euch beschützen,« rief eine Stimme, bei deren Klang Chicot glaubte, sie komme vom Himmel.

Es war die Stimme eines schönen jungen Mannes, der auf einem guten Rappen ritt. Er hatte zwei Pistolen in der Hand und rief Chicot zu: »Bückt Euch, bückt Euch, beim Himmel! bückt Euch doch!«

Chicot gehorchte.

Ein Pistolenschuß krachte, und ein Mann, der seinen Degen fallen ließ, wälzte sich zu den Füßen Chicots.

Indessen schlugen sich die Pferde; die drei überlebenden Reiter wollten die Steigbügel wieder erreichen, aber es gelang ihnen nicht; der junge Mann feuerte einen zweiten Pistolenschuß, der abermals einen Soldaten niederwarf. »Zwei gegen zwei,« sagte Chicot; »edler Retter, nehmt Euren Mann, hier ist der meinige.«

Und er drang auf den verlarvten Reiter ein, der ihm indessen, zitternd vor Wut oder vor Furcht, wie ein in der Handhabung der Waffen geübter Mann standhielt.

Wer junge Mann hatte seinerseits seinen Feind um den Leib gefaßt, niedergeworfen, ohne nur das Schwert in die Hand zu nehmen und knebelte ihn mit seiner Degenkuppel wie ein Lamm auf der Schlachtbank.

Als sich Chicot einem einzigen Feinde gegenübersah, gewann er wieder seine Kaltblütigkeit und folglich seine Überlegenheit.

Er griff seinen Gegner, der ziemlich beleibt war, gewaltig an, drängte ihn an den Graben der Straße zurück und brachte ihm auf eine Sekundfinte einen Degenstich mitten in die Rippen bei. Der Mann fiel. Chicot setzte den Fuß auf das Schwert des Besiegten, daß er es nicht mehr fassen konnte, durchschnitt mit seinem Dolche die Schnüre der Larve und rief: »Herr von Mayenne! ... Alle Wetter! ich vermutete es.«

Der Herzog antwortete nicht; er war halb durch den Blutverlust, halb durch das Gewicht des Sturzes, ohnmächtig geworden.

Chicot kratzte sich an seiner Nase, wie er es bei einer schwierigen Überlegung zu tun pflegte. Nachdem er eine halbe Minute nachgedacht, schlug er seinen Ärmel zurück, nahm seinen breiten Dolch und näherte sich dem Herzog, um ihm den Kopf abzuschneiden.

Da fühlte er aber, wie ein eiserner Arm den seinen preßte, und er hörte eine Stimme sagen: »Alles schön und gut, mein Herr, doch man tötet einen am Boden liegenden Feind nicht.«

»Junger Mann,« erwiderte Chicot, »es ist wahr. Ihr habt mir das, Leben gerettet, und ich danke Euch von ganzem Herzen dafür; doch laßt Euch sagen: Wenn ein Mensch in drei Tagen drei Angriffe ausgehalten hat, wenn er dreimal in Lebensgefahr gewesen, wenn er noch ganz warm ist von dem Blute seiner Feinde, die, ohne irgendeine Herausforderung, vier Büchsenschüsse nach ihm abfeuerten, wie nach einem wütenden Wolf, dann, junger Mann, kann dieser Mutige, erlaubt mir, es zu sagen, kühn tun, was ich tun werde.«

Und Chicot nahm seinen Feind wieder beim Hals, um seine Operation zu vollenden. Doch auch diesmal hielt ihn der junge Mann zurück und sagte: »Ihr werdet das nicht tun, wenigstens nicht, solange ich da bin. Man vergießt nicht so Blut wie das, welches der Wunde entströmt, die Ihr schon gemacht habt.«

»Bah!« sagte Chicot erstaunt, »Ihr kennt diesen Elenden?«

»Dieser Elende ist der Herr Herzog von Mayenne, ein Fürst, an Größe vielen Königen gleich.«

»Ein Grund mehr,« sagte Chicot mit düsterem Tone... »Doch Ihr, wer seid Ihr?«

»Ich bin der, der Euch das Leben gerettet,« antwortete kalt der junge Mann.

»Und der mir, wenn ich mich nicht täusche, vor drei Tagen bei Charenton einen Brief vom König übergeben hat.« – »Ganz richtig.«

»Dann seid Ihr im Dienst des Königs?« – »Ich habe die Ehre.«

»Und während Ihr im Dienst des Königs seid, schont Ihr Herrn von Mayenne? Gottes Tod! Erlaubt mir, Euch zu sagen, daß dies nicht das Benehmen eines guten Dieners ist.« – »Ich glaube im Gegenteil, daß ich in diesem Augenblick der gute Diener des Königs bin.«

»Vielleicht,« erwiderte Chicot traurig; »doch es ist hier nicht der Ort und die Zeit zu philosophieren. Wie heißt Ihr?« – »Ernauton von Carmainges.«

»Nun, Herr Ernauton, was machen wir mit diesem dicken Aas, das an Größe allen Königen der Erde gleich ist? Denn ich suche das weite Feld, das sage ich Euch zum voraus.« – »Ich werde über Herrn von Mayenne wachen.«

»Und was macht Ihr mit dem Gesellen, der dort horcht?« – »Der arme Teufel hört nichts, ich habe ihn, wie mir scheint, zu fest zusammengeschnürt, er ist ohnmächtig.«

»Herr von Carmainges, Ihr habt mir das Leben gerettet, doch Ihr gefährdet es furchtbar für später.« – »Ich tue heute meine Pflicht, Gott wird für die Zukunft sorgen.« – »Es geschehe also, wie Ihr wünscht. Überdies widerstrebt es mir, diesen wehrlosen Menschen zu töten, obgleich er mein grausamster Feind ist. Gott befohlen, mein Herr.« Nach diesen Worten drückte Chicot Ernauton die Hand. »Er hat vielleicht recht,« sagte er, während er sich entfernte, um sein Pferd wieder zu besteigen. Dann kehrte er noch einmal um und sagte: »Ihr habt hier im ganzen sieben gute Pferde; ich glaube vier für meinen Anteil gewonnen zu haben; helft mir eins auswählen... Ihr versteht Euch darauf?« – »Nehmt das meinige,« erwiderte Ernauton, »ich weiß, was es zu leisten vermag.«

»Oh! das ist zu viel Großmut, behaltet es für Euch.« – »Nein, ich brauche nicht so schnell zu marschieren.«

Chicot ließ sich nicht bitten. Er schwang sich auf Ernautons Pferd und verschwand.

Ernauton von Carmainges.

Ernauton blieb auf dem Schlachtfeld, ziemlich verlegen darüber, was er mit den zwei Feinden machen sollte, die voraussichtlich bald ihre Augen wieder in seinen Armen öffneten.

Da indes keine Gefahr war, daß sie sich entfernten, ging der junge Mann weg, um Hilfe zu suchen, und fand auch bald, was er suchte.

Ein Wagen, von zwei Ochsen gezogen und von einem Bauern geführt, erschien oben auf dem Berge, kräftig sich von einem durch das Feuer der untergehenden Sonne geröteten Himmel abhebend.

Ernauton redete den Führer an, er erzählte ihm, es habe ein Kampf zwischen Hugenotten und Katholiken stattgefunden, dieser Kampf sei für vier tödlich gewesen, zwei hatten ihn jedoch überlebt. Obwohl zum Tode erschrocken, half der Bauer dem jungen Mann, zuerst Herrn von Mayenne und sodann den Soldaten, der immer noch die Augen geschlossen hielt, auf seinen Wagen tragen.

Im Stalle dieses Bauern, auf einem guten Strohlager, kam Herr von Mayenne wieder zum Bewußtsein. Er öffnete die Augen und schaute sich mit einem leicht begreiflichen Erstaunen um.

Sofort entließ Ernauton den Bauern.

»Wer seid Ihr, mein Herr?« fragte Mayenne. – Lächelnd erwiderte Ernauton: »Erkennt Ihr mich nicht?«

»Doch wohl,« sagte der Herzog, die Stirn faltend, »Ihr seid, der, der meinem Feind zu Hilfe gekommen ist.« –

»Ja, ich bin aber auch der, der Euren Feind verhindert hat, Euch zu töten.«

»Das muß so sein, da ich lebe, wenn er mich nicht etwa tot glaubte.« – »Er entfernte sich, während er Euch lebend wußte.«

»Er hielt wenigstens meine Wunde für tödlich.« – »Ich weiß es nicht; wenn ich mich aber nicht widersetzt hätte, würde er Euch eine beigebracht haben, die es sicher gewesen wäre.«

»Aber warum habt Ihr denn meine Leute töten helfen, um hernach diesen Menschen zu hindern, daß er mich töte?« –

»Das ist ganz einfach, mein Herr, und ich wundere mich, daß ein Edelmann, – Ihr scheint mir einer zu sein, – mein Benehmen nicht begreift. Der Zufall führte mich auf die Straße, der Ihr folgtet, ich sah mehrere Männer einen einzigen angreifen, ich verteidigte den einzelnen Mann; als dieser Tapfere, dem ich zu Hilfe kam – denn wer er auch sein mag, tapfer ist dieser Mann –, mit Euch allein kämpfend, den Sieg hatte, und ich sah, daß er diesen Sieg mißbrauchen wollte, da trat ich mit meinem Schwerte dazwischen.«

»Ihr kennt mich also? – »Ich brauche Euch nicht zu kennen; ich weiß, daß Ihr ein Verwundeter seid, und das genügt mir.«

»Seid offenherzig, Ihr kennt mich.« – »Es ist seltsam, daß Ihr mich nicht begreifen wollt; ich finde es durchaus nicht edler, einen wehrlosen Menschen zu töten, als zu sechs einen Vorübergehenden anzugreifen.«

»Ihr gesteht aber zu, daß es für jedes Ding Gründe geben kann?« – Ernauton verbeugte sich, antwortete aber nicht.

»Habt Ihr nicht gesehen, daß ich allein den Degen mit diesem Menschen kreuzte?« »Es ist wahr, ich habe es gesehen.«

»Dieser Mensch ist mein Todfeind.« – »Ich glaube es, denn er hat mir dasselbe von Euch gesagt.«

»Und wenn ich meine Wunde überlebe...« – »Das geht mich nichts an, Ihr mögt nach Eurem Belieben handeln, mein Herr.«

»Haltet Ihr mich für sehr gefährlich verwundet?« – »Ich habe Eure Wunde untersucht, mein Herr, und ich glaube, daß sie zwar schwer, aber nicht tödlich ist. Das Eisen ist, wie mir scheint, an den Rippen abgeglitten und

nicht in die Brust gedrungen. Atmet, und ich hoffe, Ihr werdet keinen Schmerz in der Gegend der Lunge empfinden.«

Mayenne atmete mühsam, aber ohne ein inneres Leiden.

»Es ist wahr,« sagte er; »doch die Menschen, die bei mir waren?« – »Sind tot, mit Ausnahme eines einzigen.«

»Man hat sie also auf der Straße liegen lassen?« –

»Ja.«

»Hat man sie durchsucht?« – »Der Bauer, den Ihr gesehen habt, und der unser Wirt ist, besorgte das.

»Was hat er bei ihnen gefunden?« – »Etwas Geld.« »Und Papiere?« – »Ich weiß nichts davon.« »Ah!« machte Mayenne mit offenbarer Befriedigung. –

»Übrigens könnt Ihr Euch bei dem, der noch lebt, erkundigen.«

»Wo ist er?« – »In der Scheune, zwei Schritte von hier.«

»Schafft mich zu ihm, oder schafft ihn vielmehr zu mir, und wenn Ihr, ein Ehrenmann seid, schwört mir, keine Frage an ihn zu richten.« – »Ich bin nicht neugierig, mein Herr, und will von dieser Suche nichts weiter wissen.«

Der Herzog schaute Ernauton mit einem Überreste von Unruhe an.

»Mein Herr,« sagte Ernauton, »ich wäre glücklich, wenn Ihr einem andern den Auftrag erteiltet, den Ihr mir geben wollt.«

»Ich habe unrecht, mein Herr, und ich erkenne es,« erwiderte Mayenne; »habt die Gefälligkeit, mir den Dienst zu leisten, um den ich Euch bitte.«

Fünf Minuten nachher trat der Soldat in den Stall. Er stieß einen Schrei aus, als er den Herzog erblickte; dieser aber hatte die Kraft, den Finger auf die Lippen zu legen; der Soldat schwieg sogleich.

»Mein Herr,« sagte Mayenne zu Ernauton, »mein Dank wird ewig währen, und eines Tages werden wir uns unter besseren Umständen wiederfinden; darf ich Euch fragen, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe?«

»Ich bin der Vicomte Ernauton von Carmainges.«

»Ihr folgtet dem Wege nach Beaugency.« – »Ja.«

»Dann habe ich Euch gehindert, und Ihr könnt vielleicht diese Nacht nicht weiter reisen?« – »Im Gegenteil, ich gedenke sogleich wieder aufzubrechen.«

»Nach Beaugency?« – Ernauton schaute Mayenne wie ein Mensch an, den dieses Drängen unangenehm berührt. »Nach Paris,« sagte er. Der Herzog schien erstaunt. »Verzeiht,« fuhr er fort, »aber es ist seltsam, daß Ihr, nach Beaugency reitend und durch einen unvorhergesehenen Umstand aufgehalten, das Ziel Eurer Reise verfehlt habt.«

»Nichts kann einfacher sein,« entgegnete Ernauton, »ich begab mich zu einem Stelldichein. Da mich unser Abenteuer hier anhielt, so verfehlte ich die verabredete Zeit und kehre nun zurück.«

Mayenne suchte vergeblich auf Ernautons unempfindlichem Gesicht einen andern Gedanken zu lesen, als den seine Worte ausdrückten.

»Oh!« sagte er endlich, »warum bleibt Ihr nicht einige Tage bei mir! Ich würde meinen Soldaten hier nach Paris schicken, um einen Wundarzt holen zu lassen, denn nicht wahr, Ihr begreift, daß ich nicht allein bei den mir völlig unbekannten Bauern verweilen kann.«

»Und warum,« entgegnete Ernauton, »sollte nicht Euer Soldat bei Euch bleiben und ich Euch einen Wundarzt schicken?«

Mayenne zögerte. »Wißt Ihr den Namen meines Feindes?« fragte er. – »Nein,«

»Wie, Ihr habt ihm das Leben gerettet und er hat Euch nicht einmal seinen Namen gesagt?« – »Ich habe ihn nicht danach gefragt.«

»Ihr habt ihn nicht danach gefragt?« – »Ich rettete Euch auch das Leben, habe ich Euch deshalb nach dem Eurigen gefragt? Dafür wißt Ihr beide den meinigen.«

»Ich sehe, daß nichts von Euch zu erfahren ist, und daß Ihr ebenso verschwiegen wie mutig seid.« – »Und ich sehe, daß Ihr diese Worte mit der Absicht eines Vorwurfs aussprecht, und ich bedaure dies; denn in der Tat, was Euch beunruhigt, sollte Euch gerade beruhigen. Man kann nicht verschwiegen gegen einen sein, ohne es gegen den andern zu sein.«

»Ihr habt recht; Eure Hand, Herr von Carmainges.«

Ernauton gab ihm die Hand, doch ohne daß irgend etwas in seiner Gebärde andeutete, er wisse, daß er einem Prinzen die Hand reiche.

»Ihr habt mein Benehmen getadelt,« sagte Mayenne, »ich kann mich nicht rechtfertigen, ohne große Geheimnisse zu enthüllen. Es ist, glaube ich, besser, wenn wir unsere Bekenntnisse nicht weiter treiben.« – »Ihr verteidigt, während ich nicht anklage. Glaubt mir, es steht Euch vollkommen frei, zu sprechen oder zu schweigen.« »Ich danke und schweige. Wißt nur, daß ich ein Edelmann von gutem Hause und in der Lage bin, Euch jedes Vergnügen zu machen.« – »Lassen wir das ruhen, und glaubt mir, daß ich ebenso diskret in Beziehung auf Euren Kredit sein werde, wie ich es hinsichtlich Eures Namens gewesen bin. Bei dem Herrn, dem ich diene, brauche ich niemand.«

»Welchem Herrn?« fragte Mayenne unruhig, »welchem Herrn, wenn es Euch beliebt?« – »Oh! keine Bekenntnisse mehr! Ihr habt es selbst gesagt.«

»Das ist richtig,« – »Und dann fängt Eure Wunde an, sich zu entzünden; glaubt mir, sprecht weniger!«

»Ihr habt recht. Oh! ich sollte notwendig meinen Wundarzt haben.« – »Ich kehre nach Paris zurück, wie ich Euch zu sagen die Ehre hatte; gebt mir seine Adresse!«

Mayenne machte dem Soldaten ein Zeichen, und dieser näherte sich ihm, dann sprachen sie leise miteinander, wobei sich Ernauton entfernte.

Nach einigen Minuten der Beratung wandte sich der Herzog nach Ernauton um und sagte: »Herr von Carmainges, Euer Ehrenwort, daß Ihr, wenn ich Euch einen Brief an jemand einhändigte, diesen Brief an die betreffende Person überliefern würdet?« – »Ich gebe es Euch.«

»Und ich glaube ihm. Ihr seid ein zu wackerer Mann, als daß ich Euch nicht blindlings vertrauen sollte.« Ernauton verbeugte sich. »Ich will Euch einen Teil meines Geheimnisses anvertrauen, ich gehöre, zu den Leibwachen der Frau Herzogin von Montpensier.« – »Ah!« versetzte Ernauton naiv, »die Frau Herzogin von Montpensier hat Leibwachen, das wußte ich nicht.«

»In diesen unruhigen Zeiten hilft sich jeder, so gut er kann, und da das Haus Guise ein souveränes Haus ist...« – »Ich verlange keine Erklärung; Ihr gehört zu den Leibwachen der Herzogin von Montpensier, das genügt mir.«

»Nun also, ich hatte den Auftrag, eine Reise nach Umboise zu machen, als ich auf dem Wege meinem Feinde begegnete. Das übrige wißt Ihr.« – »Ja.«

»Durch diese Wunde aufgehalten, bin ich der Herzogin Rechenschaft über die Ursache meines Zögerns schuldig.« – »Das ist richtig.«

»Ihr habt also wohl die Güte, ihr eigenhändig den Brief zu übergeben, den ich ihr zu schreiben die Ehre haben werde.«

Her Herzog ließ sich von seinem Soldaten das zum Schreiben Nötige geben und übergab den geschlossenen Brief Ernauton. »In drei Tagen,« sagte dieser, »ist das Schreiben übergeben.«

»Zu eigenen Händen?« – »An die Frau Herzogin von Montpensier selbst.«

Der Herzog drückte seinem Gefährten die Hände und sank dann ermattet, Schweiß auf der Stirn, auf das frische Stroh zurück.

»Mein Herr,« sagte der Soldat in einer Sprache, die Ernauton sehr wenig mit der Tracht im Einklang zu stehen schien, »Ihr habt mich gebunden wie ein Kalb, das ist wahr; aber, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht, ich sehe dieses Band als eine Kette der Freundschaft an und werde es Euch geeigneten Orts und zu geeigneter Zeit beweisen.«

Und er reichte ihm eine Hand, deren Weiße der junge Mann schon wahrgenommen hatte.

»Es sei,« sagte Carmainges lächelnd, »ich habe also nun zwei Freunde mehr.«

»Spottet nicht,« erwiderte der Soldat, »man hat nie zu viel.«

»Es ist wahr, Kamerad,« sagte Ernauton und entfernte sich.

Der Pferdehof.

Gegen die Mitte des dritten Tages kam Ernauton in Paris an. Um drei Uhr nachmittags erschien er im Louvre bei den Fünfundvierzig.

Als ihn die Gaskogner sahen, stießen sie ein Geschrei des Erstaunens aus. Herr von Loignac trat auf dieses Geschrei ein und nahm, als er Ernauton erblickte, das verdrießlichste Gesicht an, was Ernauton nicht abhielt, gerade auf ihn zuzugehen.

Herr von Loignac hieß den jungen Mann durch ein Zeichen in ein Kabinett kommen, das am Ende des Schlafsaales lag.

»Benimmt man sich so, mein Herr?« sagte er sogleich; »Ihr seid nun, wenn ich richtig zähle, fünf Tage und fünf Nächte abwesend, und Ihr, den ich für einen der Vernünftigsten hielt, gebt das Beispiel einer solchen Übertretung?« – »Mein Herr,« entgegnete Ernauton, sich verbeugend, »ich habe getan, was man mich tun hieß.«

»Und was hat man Euch tun heißen?« – »Man hat mir befohlen, Herrn von Mayenne zu folgen, und ich bin ihm gefolgt.«

»Fünf Tage und fünf Nächte hindurch?« – »Fünf Tage und fünf Nächte hindurch.«

»Der Herzog hat also Paris verlassen?« – »An demselben Abend, und das kam mir verdächtig vor.«

»Ihr hattet recht... sodann?«

Ernauton erzählte gedrängt, aber mit der Wärme und Energie eines Mannes von Herz das Abenteuer auf dem Wege und die Folgen, die dieses Abenteuer gehabt hatte. Je weiter er in seiner Erzählung vorrückte, desto mehr strahlte Loignacs bewegliches Gesicht alle Eindrücke wider, die der Redende in seiner Seele hervorbrachte.

Als aber Ernauton auf den Brief zu sprechen kam, den ihm Herr von Mayenne anvertraut hatte, rief Herr von Loignac: »Ihr habt diesen Brief?« – »Ja.«

»Teufel! das verdient einige Aufmerksamkeit,« sagte der Kapitän; »erwartet mich oder vielmehr kommt mit mir, ich bitte Euch.«

Ernauton ließ sich führen und gelangte hinter Loignac in den Pferdehof des Louvre, wo alles zu einer Ausfahrt des Königs vorbereitet war. Herr von Epernon sah zu, wie man zwei neue Pferde probierte, die als Geschenk Elisabeths an Heinrich III. aus England gekommen waren.

Während Ernauton am Eingang des Hofes blieb, näherte sich Loignac Herrn von Epernon und berührte ihn unten an seinem Mantel.

»Neuigkeiten, Herr Herzog,« sagte er, »große Neuigkeiten.«

Der Herzog verließ die Gruppe, bei der er stand, und ging zu der Treppe, auf der der König herabkommen mußte.

»Sprecht, Herr von Loignac, sprecht!« – »Herr von Carmainges kommt von jenseits Orleans; Herr von Mayenne liegt in einem Dorfe gefährlich verwundet.«

Der Herzog ließ einen Ausruf vernehmen und wiederholte: »Verwundet!« – »Mehr noch,« fuhr Loignac fort, »er hat an Frau von Montpensier einen Brief geschrieben, den Herr von Carmainges in seiner Tasche trägt.«

»Oh! oh!« machte Epernon. »Parfandious! Laßt Herrn von Carmainges kommen, damit ich selbst mit ihm sprechen kann.«

Loignac holte Ernauton herbei, »Herr Herzog,« sagte er, »hier ist unser Reisender.«

»Gut, mein Herr, Ihr habt, wie« es scheint, einen Brief vom Herrn Herzog von Mayenne?« fragte Epernon. – »Ja, gnädigster Herr.«

»Geschrieben in einem kleinen Dorfe bei Orleans?« – »Ja, gnädigster Herr.«

»Und adressiert an Frau von Montpensier?« – »Ja, gnädigster Herr.«

»Habt die Güte, mir diesen Brief zu geben.«

Der Herzog streckte die Hand mit der ruhigen Nachlässigkeit eines Mannes aus, der nur seinen Willen ausdrücken zu dürfen glaubt, wie er auch lauten mag, daß diesem Willen entsprochen werde.

»Verzeiht, Monseigneur,« sagte Carmainges, »habt Ihr mir nicht gesagt, ich soll Euch den Brief von Herrn von Mayenne an seine Schwester geben?« – »Allerdings.«

»Der Herr Herzog weiß nicht, daß dieser Brief mir anvertraut worden ist.« – »Was liegt daran?«

»Es liegt viel daran, gnädigster Herr; ich habe dem Herrn Herzog mein Ehrenwort gegeben, daß dieser Brief der Herzogin selbst zugestellt werde.«

»Seid Ihr im Dienste des Königs oder in dem des Herrn von Mayenne?« – »In dem des Königs, Monseigneur.«

»Nun wohl! Der König will diesen Brief sehen.« – »Gnädigster Herr, Ihr seid nicht der König.«

»Ich glaube in der Tat, Ihr vergeßt, mit wem Ihr sprecht, Herr von Carmainges?« sagte Epernon, vor Zorn erbleichend.

Aber Ernauton blieb bei aller Erregung und Empörung des Herzogs völlig kühl, was seinen Vorgesetzten schließlich so in Wut versetzte, daß er brüllte:

»Ins Gefängnis, und man nehme ihm seinen Brief ab!«

»Niemand soll ihn berühren,« rief Ernauton, indem er einen Sprung rückwärts machte und Mayennes Schreiben aus der Brust zog; »ich zerreiße den Brief in Stücke, da ich ihn nur um diesen Preis retten kann. Und wenn ich dies tue, wird Herr von Mayenne mein Benehmen billigen, und Seine Majestät wird mir verzeihen.«

Schon war der junge Mann im Begriff, den kostbaren Brief in zwei Stücke zu zerreißen, als eine Hand sanft seinen Arm zurückhielt.

Wäre der Druck heftig gewesen, so würde Ernauton ohne Zweifel den Brief sofort vernichtet haben; als er aber sah, daß man schonend zu Werke ging, hielt er inne und wandte den Kopf um.

»Der König!« sagte er.

Der König hatte wirklich; die Treppe des Louvre herabsteigend, einen Augenblick stillgestanden, er hatte das Ende des Streites mit angehört, und sein königlicher Arm hielt Carmainges' Arm zurück.

»Was gibt es denn, meine Herren?« fragte er mit jenem Tone, dem er, wenn er wollte, eine so gebieterische Macht zu verleihen wußte.

»Sire,« rief Epernon, ohne daß er sich die Mühe gab, seinen Zorn zu verbergen, »dieser Mensch, einer von Euren Fünfundvierzig, zu denen er übrigens nicht mehr gehören wird, dieser Mensch, den ich in Eurem Namen beauftragte, Herrn von Mayenne während seines Aufenthalts in Paris zu überwachen, ist diesem bis jenseits Orleans gefolgt und hat dort von ihm einen an Frau von Montpensier adressierten Brief erhalten.«

»Ihr habt von Herrn von Mayenne einen an Frau von Montpensier adressierten Brief erhalten?« fragte der König. – »Ja, Sire,« antwortete Ernauton; »doch der Herzog von Epernon sagt Euch nicht, unter welchen Umständen.«

»Nun, wo ist dieser Brief?« – »Das ist gerade die Ursache des Streites, Sire; Herr von Carmainges weigert sich durchaus, ihn mir zu geben, und will ihn

an seine Adresse überbringen. Eine Weigerung ist meiner Ansicht nach die Sache eines schlechten Dieners.«

Der König schaute Carmainges an.

Der junge Mann setzte ein Knie auf die Erde und sagte: »Sire, ich bin ein armer Edelmann, ein Mann von Ehre und nichts anderes. Ich habe Eurem Boten, den Herr von Mayenne und fünf von seinen Anhängern ermorden wollten, das Leben gerettet, denn ich kam gerade zu rechter Zeit an, um dem Kampfe eine Wendung zu seinen Gunsten zu geben.« »Und während dieses Kampfes ist Herrn von Mayenne nichts begegnet?« fragte der König. – »Doch, Sire, er wurde verwundet, und zwar schwer verwundet.«

»Gut,« sagte der König, »hernach?«

»Euer Bote, der besondere Gründe des Hasses gegen Herrn von Mayenne zu haben scheint...,« der König lächelte, »wollte seinem Feind den Garaus machen; vielleicht hatte er das Recht dazu; doch ich dachte, in meiner Gegenwart, in Gegenwart eines Mannes, dessen Schwert Eurer Majestät gehört, würde diese Rache ein politischer Mord, und...« Ernauton zögerte.

»Vollendet!« sagte der König.

»Und ich beschützte Herrn von Mayenne vor Eurem Boten, wie ich Euren Boten vor Herrn von Mayenne beschützt hatte.«

Epernon zuckte die Achseln, Loignac biß sich auf seinen langen Schnurrbart, der König blieb kalt.

»Fahrt fort!« sagte er.

»Auf einen einzigen Gefährten angewiesen – die anderen waren getötet –, hat sich Herr von Mayenne, der sich nicht von diesem Gefährten trennen wollte und nicht wußte, daß ich in Euren Diensten stehe, mir anvertraut und mich ersucht, seiner Schwester einen Brief zu überbringen. Ich habe diesen Brief hier; ich biete ihn Eurer Majestät an, damit sie darüber verfüge, wie sie über mich verfügen würde. Meine Ehre ist mir teuer, Sire, doch sobald

ich, um meinem Gewissen zu begegnen, die Gewährschaft des königlichen Willens habe, verleugne ich meine Ehre, denn sie ist in guten Händen.«

Immer noch auf den Knien, reichte Ernauton dem König den Brief.

Der König schob ihn sanft mit der Hand zurück und sagte: »Was sagtet Ihr denn, Epernon? Herr von Carmainges ist ein Ehrenmann und ein treuer Diener.«

»Ich, Sire,« versetzte Epernon, »Eure Majestät fragt, was ich sagte?«

»Ja, hörte ich denn nicht, als ich die Treppe herabging, das Wort Gefängnis aussprechen? Gottes Tod! Ganz im Gegenteil. Der Brief gehört immer dem, der ihn trägt, Herzog, oder dem, dem man ihn bringt.«

Epernon verbeugte sich brummend.

»Ihr werdet Euren Brief an die Adresse abgeben, Herr von Carmainges.«

– »Aber, Sire, bedenkt, was er enthalten kann,« sagte Epernon. »Wir wollen nicht den Zarten spielen, wenn es sich um das Leben Eurer Majestät handelt.«

»Ihr werdet Euren Brief abgeben, Herr von Carmainges,« wiederholte der König, ohne seinem Günstling zu antworten.

»Ich danke, Sire,« sagte Carmainges, indem er sich zurückzog.

»Wohin tragt Ihr ihn?«

»Zu der Frau Herzogin von Montpensier. Ich glaubte die Ehre gehabt zu haben, es Eurer Majestät zu sagen.«

»Ich drücke mich schlecht aus. An welche Adresse, wollte ich sagen. In das Hotel Guise, in das Hotel Saint-Denis oder nach Bel...«

Ein Blick Epernons hielt den König zurück.

»Ich habe in dieser Hinsicht keine besondere Instruktion von Herrn von Mayenne, Sire; ich werde den Brief in das Hotel Guise tragen und dort erfahren, wo Frau von Montpensier ist.«

»Ihr sucht also die Herzogin auf?« – »Ja, Sire.«

»Und wenn Ihr sie gefunden habt?« – »Übergebe ich ihr meine Botschaft.«

»Ganz gut. Sagt nun, Herr von Carmainges...« und der König schaute den jungen Mann fest an. – »Sire?«

»Habt Ihr Herrn von Mayenne etwas anderes versprochen, als diesen Brief eigenhändig seiner Schwester zu übergeben?« – »Nein, Sire.«

»Ihr habt nicht etwa Geheimhaltung des Ortes versprochen, wo Ihr die Herzogin treffen könntet?« – »Nein, Sire, ich habe nichts dergleichen versprochen.«

»Ich werde Euch eine einzige Bedingung stellen.« – »Sire, ich bin der Sklave Eurer Majestät.«

»Ihr übergebt diesen Brief an Frau von Montpensier, und sobald er übergeben ist, kommt Ihr zu mir nach Vincennes, wo ich diesen Abend sein werde.« – »Ja, Sire.«

»Und Ihr legt mir sodann getreulich Rechenschaft ab, wo Ihr die Herzogin gefunden habt.« – »Sire, Eure Majestät kann darauf zählen.«

»Ohne eine andere Erklärung oder ein anderes Bekenntnis, versteht Ihr?« – »Sire, ich verspreche es.«

»Welche Unklugheit! oh! Sire!« sagte der Herzog von Epernon.

»Ihr versteht Euch nicht auf die Menschen, Herzog, oder wenigstens nicht auf gewisse Menschen. Dieser ist redlich gegen Mayenne, folglich wird er auch redlich gegen mich sein.«

»Gegen Euch, Sire, werde ich mehr als redlich, ich werde treu ergeben sein,« rief Ernauton.

»Nun, keinen Streit mehr hier, Epernon,« sagte der König, »Ihr werdet auf der Stelle diesem braven Diener vergeben, was Ihr als einen Mangel an Ergebenheit betrachtet, und was ich als, einen Beweis von Rechtschaffenheit ansehe.«

»Sire,« sagte Carmainges, »der Herr Herzog von Epernon ist ein zu erhabener Mann, um nicht bei meinem Ungehorsam gegen seine Befehle, worüber ich ihm mein Bedauern ausdrücke, gesehen zu haben, wie sehr ich ihn achte und liebe; ich habe nur vor allem getan, was ich für eine Pflicht hielt.«

»Parfandious!« rief der Herzog, indem er die Physiognomie mit derselben Schnelligkeit veränderte, wie ein Mensch, der eine Maske aufsetzt oder ablegt, »das ist eine Prüfung, die Euch Ehre macht, und Ihr seid in der Tat ein hübscher Junge, nicht wahr, Loignac? Wir haben ihm schön angst gemacht.« Und der Herzog schlug ein Gelächter auf.

Loignac drehte sich auf den Absätzen, um nicht zu antworten; obgleich Gaskogner, fühlte er sich nicht stark genug, mit derselben Unverschämtheit zu lügen, wie sein erhabener Chef.

»Nun, da alles abgemacht ist, brechen wir auf, meine Herren,« sagte der König.

Epernon verbeugte sich.

»Ihr kommt mit mir, Herzog!«

»Was heißt, ich begleite Eure Majestät zu Pferde; so lautet, glaube ich, der Befehl, den sie gegeben hat?« – »Ja... Wer wird am anderen Kutschenschlag sein?«

»Ein ergebener Diener Eurer Majestät, Herr von Sainte-Maline,« antwortete Epernon und schaute dabei Ernauton an, um zu sehen, welche Wirkung dies bei ihm hervorbrächte.

Ernauton blieb unempfindlich.

»Loignac,« fügte er hinzu, »ruft Herrn von Sainte-Maline!«

»Herr von Carmainges,« sagte der König, der die Absicht des Herzogs von Epernon begriff, »Ihr werdet Euren Auftrag besorgen, nicht wahr, und Ihr kommt dann sogleich nach Vincennes?« – »Ja, Sire.«

Trotz aller Philosophie war Ernauton doch froh, nicht dem Triumphe beizuwohnen, der das ehrgeizige Herz Sainte-Malines so sehr ergötzen mußte.

Magdalenas sieben Sünden.

Wer König warf einen Blick auf seine Pferde, und als er sie so kräftig und so feurig sah, wollte er es nicht wagen, allein im Wagen zu fahren; nachdem er Ernauton, wie wir erzählt, recht gegeben, hieß er den Herzog durch ein Zeichen in der Karosse Platz nehmen. Loignac und Sainte-Maline nahmen ihren Platz am Kutschenschlage; ein einziger Piqueur ritt voraus.

Der Herzog saß allein auf dem Vordersitze des schweren Wagens, und der König setzte sich mit allen seinen Hunden in den Fond.

Unter diesen war ein bevorzugter; er hatte ein besonderes Kissen, auf dem er ganz sanft schlief. Zur Rechten des Königs stand ein Tisch, dessen Füße im Boden der Karosse befestigt waren; dieser Tisch war mit gemalten Zeichnungen bedeckt, die Seine Majestät, trotz der Stöße des Wagens, mit einer wunderbaren Geschicklichkeit ausschnitt.

Es waren meistens heilige Gegenstände, das heißt, nach damaliger Sitte stark mit heidnisch mythologischen Anschauungen versetzt. Stets methodisch, hatte der König im Augenblick eine Auswahl unter diesen Zeichnungen gemacht, und er beschäftigte sich damit, das Leben Magdalenas der Sünderin auszuschneiden. Man sah Magdalena, jung, schön, gefeiert; kostbare Bäder, Bälle, Vergnügungen aller Art reihten sich aneinander. Der Künstler hatte den geistreichen Gedanken gehabt, die Launen seines Grabstichels mit dem gesetzlichen Mantel der kirchlichen Autorität zu bedecken; so war jede Zeichnung, mit dem laufenden Titel der sieben Todsünden, durch eine besondere Legende erklärt. Magdalena

unterliegt der Sünde des Zorns, Magdalena unterliegt der Sünde der Schwelgerei, Magdalena unterliegt der Sünde der Hoffart, Magdalena unterliegt der Sünde der Unkeuschheit, und so fort bis zur siebenten und letzten Todsünde.

Das Bild, das der König ausschnitt, als man durch die Porte Sainte-Antoine fuhr, steifte Magdalena dar, wie sie der Sünde des Zornes unterlag.

Halb auf Polstern ruhend und ohne einen anderen Schleier, als ihre prächtigen Haare, mit denen sie später die Füße Christi trocknen sollte, ließ die schöne Sünderin rechts in einen Teich voll Lampreten, deren Köpfe man gierig wie ebensoviele Schlangenmäuler aus dem Wasser hervorstehen sah, einen Sklaven werfen, der ein kostbares Gefäß zerbrochen hatte, während sie links eine Frau, die noch weniger gekleidet war als Madgalena, da sie ihre Haare hinten aufgeflochten trug, peitschen ließ, weil sie ihrer Herrin beim Frisieren einige von jenen herrlichen Haaren ausgerissen hatte, deren Üppigkeit Magdalena hätte nachsichtiger gegen einen Fehler dieser Art machen sollen.

Als man zur Croix-Faubin kam, hatte der König schon alle Figuren dieses Bildes ausgeschnitten und machte sich an das Bild: Magdalena unterliegt der Sünde der Schwelgerei.

Magdalena, die auf purpurnem Pfühl vor einer mit allen denkbaren Leckereien bedeckten Tafel lag, hielt in ihrer Hand, voll von einem topasfarbigen Trunk, ein herrliches Glas von seltener Form.

Ganz mit diesem wichtigen Werk beschäftigt, schlug der König nur die Augen auf, als er an der Priorei der Jakobiner vorüberkam, wo mit allen Glocken Vesper geläutet wurde.

Es waren auch alle Türen und Fenster besagter Priorei so gut geschlossen, daß man sie hätte für unbewohnt halten können, hätte man nicht das Vibrieren der Glocken im Innern des Gebäudes gehört.

Nach diesem Blicke fuhr der König eifrig fort, auszuschneiden. Doch hundert Schritte weiter konnte man ihn einen neugierigen Blick auf ein schönes Haus werfen sehen, das an der Straße links lag und, mitten in

einem reizenden Garten gebaut, sein eisernes Gitter mit vergoldeten Spießen gegen die Landstraße öffnete. Dieses Landhaus wurde Bel-Esbat genannt.

Ganz im Gegensatz gegen das Kloster der Jakobiner waren in Bel-Esbat alle Fenster geöffnet, mit Ausnahme eines einzigen, an dem eine Jalousie herabfiel, die in dem Augenblick, wo der König vorüberfuhr, unmerklich zitterte.

Der König wechselte einen Blick und ein Lächeln mit Epernon und griff dann eine neue Todsünde an, die der Unkeuschheit.

Der Künstler hatte sie mit so furchtbaren Farben dargestellt, er hatte diese Sünde mit so viel Mut und Hartnäckigkeit gebrandmarkt, daß wir nur einen Zug anführen können. Der Schutzengel entfloh ganz erschrocken in den Himmel und verbarg dabei seine Augen mit beiden Händen.

Dieses Bild mit seinen vielen kleinen Einzelheiten nahm die Aufmerksamkeit des Königs dergestalt in Anspruch, daß er gar nicht eine gewisse Eitelkeit bemerkte, die sich am linken Schlage seines Wagens brüstete. Das war schade, denn Sainte-Maline saß so glücklich und so stolz auf seinem Pferd.

Er, ein Junker aus der Gaskogne, war Seiner Majestät dem Allerchristlichsten König so nahe, daß er ihn hören konnte, wenn er zu seinem Hunde sagte: »Schön, Master Love, du belagerst mich.«

»Man sieht mich, man schaut mich an,« sagte er, »und man fragt sich: Wer ist der glückliche Edelmann, der den König begleitet?«

Nach der Art, wie man fuhr, eine Art, die keineswegs die Befürchtungen des Königs rechtfertigte, mußte Sainte-Malines Glück lange dauern, denn von schwerem, ganz mit Silber und Posamenten bedecktem Geschirr beladen, rückte der Wagen langsam vor.

Da er sich aber zu sehr aufblähte, trat etwas wie eine Warnung von oben, etwas für ihn überaus Trauriges ein, um seine Freude zu dämpfen, er hörte

den König den Namen Ernauton aussprechen. Zwei- oder dreimal sprach er ihn in zwei oder drei Minuten aus.

Er hätte sehen müssen, wie sich Sainte-Maline jedesmal bückte, um im Fluge dieses interessante Rätsel aufzufassen, ohne daß er es doch zu lösen vermochte.

Endlich kam man nach Vincennes. Es blieben dem König noch drei Sünden auszuschneiden. Unter dem Vorwand, sich dieser wichtigen Beschäftigung hinzugeben, schloß sich auch Seine Majestät, als sie kaum aus ihrem Wagen gestiegen, in ihrem Zimmer ein.

Es herrschte der kälteste Nordostwind der Welt; Sainte-Maline fing an, es sich an einem großen Kamin bequem zu machen, wo er sich wieder zu wärmen und zu schlummern hoffte, als Loignac ihm die Hand auf die Schulter legte.

»Ihr habt heute Dienst,« sagte er mit dem kurzem Tone, der nur dem Manne angehört, der viel gehorcht hat und sich nun auch Gehorsam zu verschaffen weiß; »Ihr werdet also an einem anderen Abend schlafen; auf, Herr von Sainte-Maline!«

»Ich wache vierzehn Tage hintereinander, wenn es sein muß,« erwiderte dieser.

»Es ärgert mich, daß ich niemand bei der Hand habe,« sagte Loignac, indem er sich den Anschein gab, als suche er jemand.

»Oh,« unterbrach ihn Sainte-Maline, »es ist unnötig, daß Ihr Euch an einen anderen wendet; wenn es sein muß, schlafe ich einen Monat nicht mehr.«

»Oh! Wir werden nicht so anspruchsvoll sein, beruhigt Euch.«

»Was soll ich tun?« – »Wieder zu Pferde steigen und nach Paris zurückkehren.«

»Ich bin bereit.« – »Es ist gut. Ihr begebt Euch nach der Wohnung der Fünfundvierzig. Ihr weckt dort alle auf, doch so, daß mit Ausnahme der drei

Anführer, die ich Euch bezeichne, keiner erfährt, wohin man geht noch was man tun will.«

»Ich werde diese erste Instruktion pünktlich befolgen.«

»Hört weiter! Ihr laßt vierzehn von diesen Herren bei der Porte Saint-Antoine; fünfzehn andere auf halbem Weg und führt die vierzehn übrigen hierher.«

»Betrachtet dies als geschehen, Herr von Loignac; doch zu welcher Stunde soll ich von Paris aufbrechen?« – »Mit Einbruch der Nacht.« »Zu Pferd oder zu Fuß?« – »Zu Pferd.« »Welche Waffen?« – »Alle: Dolch, Degen und Pistolen.«

»Gepanzert?« – »Gepanzert.«

»Sonstige Befehle, gnädiger Herr?« – »Hier sind drei Briefe: einer für Herrn von Chalabre, einer für Herrn von Biran und einer für Euch. Herr von Chalabre befehligt die erste Abteilung, Herr von Biran die zweite, Ihr die dritte.«

»Sehr wohl.« – »Man wird diese Briefe nur an Ort und Stelle öffnen, wenn es sechs Uhr schlägt. Herr von Chalabre öffnet den seinigen bei der Porte Saint-Antoine, Herr von Biran bei der Croix-Faubin, Ihr bei der Porte du Donjon.«

»Sollen wir rasch marschieren?« –

»Mit der ganzen Geschwindigkeit eurer Pferde, jedoch ohne Verdacht zu erregen und ohne euch bemerkbar zu machen. Um Paris zu verlassen, schlägt jeder einen anderen Weg ein; Herr von Chalabre durch die Porte Bourdelle; Herr von Biran durch die Porte du Temple; Ihr, der Ihr den weitesten Weg zu machen habt, wählt die gerade Straße, nämlich durch die Porte Saint-Antoine.«

»Sehr wohl.«

»Nie übrigen Instruktionen sind in diesen drei Briefen enthalten. Geht!«

Sainte-Maline verbeugte sich und machte eine Bewegung, um wegzugehen.

»Hört noch!« sprach Loignac, »von hier bis zur Croix Faubin reitet so schnell Ihr wollt, doch von der Croix-Faubin bis zur Barriere reitet im Schritt. Ihr habt noch zwei Stunden, bevor es Nacht wird, das ist mehr Zeit, als Ihr braucht.«

»Sehr wohl, Herr von Loignac,«

»Habt Ihr gut begriffen, oder soll ich Euch den Befehl wiederholen?«

»Es ist unnötig, gnädiger Herr.«

»Glückliche Reise, Herr von Sainte-Maline!«

Hierauf kehrte Loignac, seine Sporen schleppend, in die Gemächer zurück.

»Vierzehn bei der ersten Truppe, fünfzehn bei der zweiten und fünfzehn bei der dritten, offenbar rechnet man nicht auf Ernauton, und er gehört nicht mehr zu den Fünfundvierzig,« sagte Sainte-Maline.

Ganz aufgeblasen vor Stolz, besorgte er seinen Auftrag.

Eine halbe Stunde nach seinem Abgang von Vincennes ritt er, alle Instruktionen Loignacs buchstäblich befolgend, durch die Barriere; eine Viertelstunde nachher war er in der Wohnung der Fünfundvierzig.

Da es erst halb sechs Uhr war, so fand Sainte-Maline alle seine Leute noch auf und in der gastronomischsten Stimmung der Welt. Doch mit einem Worte warf er alle ihre Näpfe um.

»Zu Pferde, meine Herren!«, sagte er.

Und er überließ die ganze Genossenschaft der Märtyrer der Verwirrung dieser Maßregel und erklärte den Herren von Biran und von Chalabre den Befehl.

Die einen schoben, während sie ihre Wehrgehänge befestigten und ihre Panzer umschnallten, einige große Bissen in den Mund und befeuchteten sie

mit einem gewaltigen Schluck Wein; andere, deren Abendessen weniger weit vorgerückt war, waffneten sich mit Ergebung.

Herr von Chalabre allein behauptete, während er seine Regenkoppel zuschnallte, er habe schon vor mehr als einer Stunde zu Abend gegessen.

Man schritt zum Verlesen. Sainte-Maline mit inbegriffen, antworteten nur Vierundvierzig.

»Herr Ernauton von Carmainges fehlt,« sagte Herr von Chalabre.

Eine tiefe Freude erfüllte das Herz Sainte-Malines und strömte bis zu seinen Lippen zurück, die eine Grimasse des Lächelns bildeten ... eine seltene Erscheinung bei diesem Mann mit dem düsteren, neidischen Temperament.

Die Fünfundvierzig oder vielmehr Vierundvierzig marschierten also ab, jeder Zug auf dem ihm vorgeschriebenen Wege, nämlich Herr von Chalabre mit dreizehn Mann durch die Porte Bourdelle, Herr von Biran mit vierzehn durch die Porte du Temple und Sainte-Maline endlich mit den übrigen vierzehn durch die Porte Saint-Antoine.

Bel-Esbat.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß Ernauton, den Sainte-Maline so ganz verloren glaubte, im Gegenteil den unerwarteten Lauf seines aufsteigenden Glückes verfolgte.

Anfangs dachte er natürlich, die Herzogin von Montpensier müßte, sobald sie in Paris wäre, im Hotel Guise sein. Er wandte sich also zuerst dorthin.

Als er, nachdem er an die große Pforte geklopft, die ihm mit äußerster Vorsicht geöffnet wurde, die Ehre einer Zusammenkunft mit der Frau Herzogin von Montpensier verlangte, lachte man ihm zuerst ins Gesicht; da er aber auf seinem Begehren bestand, antwortete man ihm, er müsse wissen, daß Ihre Hoheit in Soissons und nicht in Paris wohne.

Ernauton war auf diese Antwort gefaßt, sie beunruhigte ihn nicht im geringsten.

Als er dann erklärte, der Brief sei vom Herzog von Mayenne, und das Schreiben vorwies, sagte der Diener hastig: »Ich weiß nicht, ob Ihr die Frau Herzogin von Montpensier in Paris oder in der Umgegend von Paris finden werdet, doch habt die Güte, Euch ohne Verzug in ein Haus des Faubourg Saint-Antoine zu begeben, das man Bel-Esbat nennt, und das der Frau Herzogin gehört; Ihr könnt es daran erkennen, daß es, wenn Ihr nach Vincennes geht, das erste linker Hand nach dem Kloster der Jakobiner ist; sicher findet Ihr dort irgendeine Person im Dienste der Frau Herzogin, die Euch sagen kann, wo sich die Frau Herzogin in diesem Augenblick befindet.«

Ernauton machte ein Zeichen mit dem Kopf und wandte sich nach dem Faubourg Saint-Antoine. Er hatte keine Mühe, das an die Priorei der Jakobiner stoßende Haus Bel-Esbat zu finden, ohne um Auskunft zu fragen.

Aber auch hier verhielt man sich mißtrauisch und abweisend, bis er Näheres von seiner Sendung mitteilte. Dann entfernte sich der Diener, offenbar um bei seiner Herrin Bescheid zu holen. Bald kam er mit einem anderen Diener zurück.

»Übergebt mir Euer Pferd, mein Herr, und folgt meinem Kameraden!«, sagte er; »Ihr werdet jemand finden, der Euch viel besser als ich antworten kann.«

Ernauton folgte dem Bedienten, wartete einen Augenblick in einem Vorzimmer, bis der Diener seine Meldung gemacht hatte, und wurde in ein kleines, anstoßendes Gemach eingeführt, wo eine ohne Prunk, wenn auch mit einer gewissen Eleganz gekleidete Dame an einer Stickerei arbeitete, die Ernauton den Rücken zuwandte.

»Das ist der Herr, der im Auftrage des Herrn von Mayenne hier erscheint, gnädige Frau,« sagte der Lakai.

Sie machte eine Bewegung. Ernauton stieß einen Schrei aus.

»Ihr, Madame,« rief er, da er zugleich seinen Pagen und seine Unbekannte von der Sänfte in dieser dritten Gestalt erkannte.

»Ihr!« rief ebenfalls die Dame, indem sie ihre Arbeit fallen ließ und Ernauton anschaute.

Dann machte sie dem Lakaien ein Zeichen und hieß ihn weggehen.

»Ihr seid vom Hause der Frau Herzogin von Montpensier?« fragte Ernauton ganz erstaunt. »Ja,« erwiderte die Unbekannte; »doch wie kommt es, daß Ihr eine Botschaft von Herrn von Mayenne hierherbringt?« – »Durch eine Reihenfolge von Umständen, die ich nicht vorhersehen konnte, und deren Erzählung für Euch zu lange währen würde,« erwiderte Ernauton mit großer Vorsicht.

»Oh! Ihr seid diskret,« sagte lächelnd die Dame. – »Sooft es sein muß, ja, Madame.«

»Ich sehe hier keinen Anlaß zu großer Diskretion, denn wenn Ihr wirklich eine Botschaft bringt von der Person, die Ihr nennt...«

Ernauton machte eine Bewegung.

»Oh! keine Aufregung! Wenn Ihr wirklich eine Botschaft von der Person bringt, die Ihr nennt, so ist die Sache interessant genug, daß Ihr in Erinnerung an unsere Bekanntschaft sagt, wie die Botschaft lautet.« – »Madame, Ihr werdet mich nicht veranlassen zu sagen, was ich nicht weiß. Auch habe ich keine mündliche Mitteilung zu machen, Madame, meine ganze Sendung besteht darin, daß ich Ihrer Hoheit einen Brief übergeben soll.«

»Nun also diesen Brief!«, sagte die unbekannte Dame, die Hand ausstreckend. – »Madame, ich glaube die Ehre gehabt zu haben, Euch mitzuteilen, daß dieser Brief an die Frau Herzogin von Montpensier adressiert ist.«

»In Abwesenheit der Frau Herzogin vertrete ich sie hier,« sagte die Dame ungeduldig, »Ihr könnt also...« – »Ich kann nicht.«

»Ihr mißtraut mir, mein Herr!« – »Ich müßte es, Madame,« sagte der junge Mann mit einem Blick, in dessen Ausdruck man sich nicht täuschen konnte; »doch trotz der Heimlichkeit Eures Benehmens habt Ihr mir, ich gestehe es, andere Gefühle eingeflößt, als die, von denen Ihr sprecht.«

»Wahrhaftig!« rief die Dame, unter Ernautons entflammtem Blick ein wenig errötend. – Ernanton verbeugte sich. »Seht an!«, sagte sie lächelnd, »Ihr macht mir eine Liebeserklärung, Herr Bote,« – »Jawohl, Madame,« erwiderte Ernauton, »ich weiß nicht, ob ich Euch wiedersehen werde, und die Gelegenheit ist in der Tat zu kostbar, als daß ich sie entschlüpfen lassen sollte.«

»Dann, mein Herr, begreife ich.« – »Ihr begreift, daß ich Euch liebe, Madame, das ist wahrlich leicht zu begreifen.«

»Nein, ich begreife, warum Ihr hierhergekommen seid.« – »Ah! verzeiht, Madame, nun begreife ich nicht.«

»Ja, ich begreife, daß Ihr, begierig, mich wiederzusehen, einen Vorwand genommen habt, um Euch hier einzuführen.« – »Ich, Madame, einen Vorwand! Ah! Ihr beurteilt mich schlecht; ich wußte nicht, daß ich Euch je wiedersehen sollte, und erwartete alles vom Zufall, der mich schon zweimal auf Euren Weg geworfen hat; doch einen Vorwand nehmen, ich, niemals.«

»Hoho! Ihr seid verliebt, sagt Ihr, und Ihr habt Bedenklichkeiten über die Art und Weise, die Person wiederzusehen, die Ihr liebt? Das ist sehr schön, mein Herr,« sagte die Name mit einem gewissen spöttischen Stolz; »nun, ich vermutete schon, Ihr hättet Bedenklichkeiten.« – »Warum, Madame, bitte?«

»Ihr begegnetet mir neulich; ich saß in einer Sänfte; Ihr erkanntet mich, und dennoch seid Ihr mir nicht gefolgt.« – »Nehmt Euch in acht, Madame, Ihr gesteht, daß Ihr auf mich aufmerksam gewesen seid.«

»Ah! wahrhaftig, ein schönes Geständnis! Haben wir uns nicht unter Umständen gesehen, die mir den Kopf aus dem Schlage zu beugen gestatten, wenn Ihr vorüberreitet. Doch nein; der Herr entfernte sich im

Galopp, nachdem er ein Ach! ausgestoßen, das mich im Grunde meiner Sänfte beben ließ.« – »Ich war gezwungen, mich zu entfernen.«

»Durch Eure Bedenklichkeiten?« – »Nein, Madame, durch meine Pflicht.«

»Ah! ah!« sagte lächelnd die Dame, »ich sehe, daß Ihr ein vernünftiger, umsichtiger Verliebter seid, und daß Ihr vor allem fürchtet, Euch zu kompromittieren.« – »Dürfte man sich wundern, wenn Ihr mir einiges Bedenken eingeflößt hättet? Ist es üblich, daß sich eine Frau als Mann kleidet und mit Gewalt durch die Tore dringt, um auf der Grève einen Unglücklichen vierteilen zu sehen, und zwar mit mehr als unbegreiflichen Handbewegungen?«

Die Dame erbleichte leicht und verbarg ihre Betroffenheit unter einem Lächeln.

Ernauton fuhr fort: »Ist es natürlich, daß die Dame, nachdem sie sich dieses Vergnügen gemacht hat, festgenommen zu werden fürchtet und wie eine Diebin entflieht, sie, die im Dienste von Frau von Montpensier steht, dieser mächtigen wenn auch bei Hofe übel gelittenen Fürstin?« – Diesmal lächelte die Dame aufs neue, doch mit stärker hervortretender Ironie.

»Ihr habt wenig Scharfsinn, mein Herr, obgleich Ihr ein Beobachter zu sein glaubt. War es nicht sehr natürlich, daß sich die Herzogin von Montpensier für das Schicksal Salcèdes und seine das Haus Lothringen leicht kompromittierenden Geständnisse interessierte, und daß sie eine Vertraute zur Hinrichtung entsandte? Diese Vertraute war ich. Glaubt Ihr, ich hätte nach Paris hineinkommen können, während alle Tore verschlossen waren. Glaubt Ihr, ich hätte in Frauenkleidern auf die Grève gelangen können? Glaubt Ihr endlich, ich hätte gleichgültig bei den Leiden des Verurteilten und bei den von ihm beabsichtigten Geständnissen bleiben können?« – »Ihr habt vollkommen recht, Madame, und ich schwöre Euch, ich bewundere nun ebensosehr Euren Geist und Eure Logik, wie ich vorher schon Eure Schönheit bewunderte.«

»Großen Dank, mein Herr. Doch da wir einander nun kennen, und die Dinge unter uns erklärt sind, gebt mir nun den Brief.« – »Unmöglich, Madame.«

Die Unbekannte strengte sich an, nicht in Zorn zu geraten. »Unmöglich?« wiederholte sie. – »Ja, unmöglich, denn ich habe dem Herrn Herzog von Mayenne geschworen, diesen Brief nur der Frau Herzogin von Montpensier selbst zu übergeben.«

Als die Dame darauf wieder der Ansicht Ausdruck gab, es handle sich nur um eine Finte Ernautons, und hinzufügte, nun habe er seinen Zweck erreicht, und sie seien beide quitt, reichte er der Dame den Brief, doch ohne ihn loszulassen.

Die Unbekannte schaute das Schreiben an und rief: »Seine Handschrift! Blut!«

Ohne etwas zu erwidern, steckte Ernauton seinen Brief wieder in die Tasche, verbeugte sich zum letztenmal mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit und kehrte, bleich, den Tod im Herzen, zum Eingang des Zimmers zurück. Diesmal lief man ihm nach und faßte ihn, wie Josef, am Mantel.

»Was beliebt, Madame?« sagte er. – »habt Mitleid, mein Herr, verzeiht!«, rief die Dame, »verzeiht, sollte dem Herzog ein Unfall begegnet sein?« – »Ob ich verzeihe oder nicht verzeihe, das ist ganz einerlei,« sagte Ernauton; »was aber diesen Brief betrifft, da Ihr nun um Verzeihung bittet, um ihn zu lesen, und da Frau von Montpensier allein ihn lesen wird...«

»Ei! du Unglücklicher, du Wahnsinniger,« rief die Herzogin mit einer Wut voll Majestät, »erkennst du mich nicht, oder vielmehr errätst du in mir nicht deine Gebieterin, und siehst du hier die Augen einer Magd glänzen? Ich bin die Herzogin von Montpensier, übergib mir den Brief!«– »Ihr seid die Herzogin?« rief Ernauton, erschrocken zurückweichend.

»Allerdings. Vorwärts, gib, gib! Siehst du nicht, daß es mich drängt zu erfahren, was meinem Bruder begegnet ist?« – Doch statt zu gehorchen, wie es die Herzogin erwartete, kreuzte der junge Mann, der sich von seinem Erstaunen erholte, die Arme und sagte: »Wie soll ich Euren Worten glauben, da Euer Mund mir schon zweimal gelogen hat.«

Die Augen der Herzogin schleuderten zwei tödliche Blitze; doch Ernauton hielt die Flamme mutig aus.

»Ihr zweifelt noch, Ihr braucht Beweise, wenn ich versichere,« rief sie gebieterisch, indem sie ihre Spitzenmanschetten mit den Nägeln zerriß.

»Ja, Madame,« antwortete Ernauton kalt.

Die Unbekannte stürzte nach einem Glöckchen, das sie beinahe zerbrach, so heftig war der Schlag, den sie darauf tat.

Der Klang ertönte scharf durch alle Gemächer, und ehe das Schwingen aufgehört hatte, fragte der Diener: »Was will Madame?«.

Die Unbekannte stampfte wütend mit dem Fuß und rief: »Mayneville, ich will Mayneville. Ist er denn nicht hier?« – »Doch, gnädige Frau.«

»Er komme also!«

Der Bediente eilte aus dem Zimmer; eine Minute nachher trat Mayneville hastig ein.

»Zu Euren Befehlen, Madame,« sagte Mayneville.

»Madame, seit wann nennt man mich schlechtweg Madame, Herr von Mayneville?« rief die Herzogin außer sich.

»Eurer Hoheit zu Befehl!« sagte Mayneville und verbeugte sich, im höchsten Maße erstaunt.

»Es ist gut!« sagte Ernauton, »denn ich habe mir gegenüber einen Edelmann, und wenn er mich belügt, so werde ich, beim Himmel! wenigstens wissen, an wen ich mich zu halten habe.«

»Ihr glaubt also endlich?« versetzte die Herzogin.

»Ja, gnädige Frau, ich glaube, und zum Beweis übergebe ich Euch hiermit den Brief.«

Und der junge Mann verbeugte sich und überreichte Frau von Montpensier den so lange streitig gemachten Brief.

Der Brief des Herrn von Mayenne.

Die Herzogin bemächtigte sich des Briefes, öffnete ihn und las gierig, ohne daß sie nur die Eindrücke zu verbergen suchte, die sich auf ihrem Antlitz wie Wolken auf dem Grunde eines stürmischen Himmels folgten.

Als sie geendigt hatte, reichte sie Mayneville, der ebenso unruhig war wie sie, den Brief; und er las folgendes:

»Meine Schwester, ich wollte selbst das Geschäft eines Leutnants oder eines Fechtmeisters besorgen und bin dafür bestraft worden.

»Ich habe einen guten Degenstich von dem bewußten Burschen bekommen, mit dem ich schon so lange in Rechnung stehe. Das schlimmste ist, daß er mir fünf von meinen Leuten getötet hat, worunter Boularon und Desnoises, d. h. zwei von meinen Besten; wonach er entflohen ist.

»Ich muß sagen, daß er bei diesem Siege bedeutend von dem Überbringer des Gegenwärtigen unterstützt worden ist, einem reizenden jungen Mann, wie Ihr sehen könnt; ich empfehle ihn Euch; er ist die Diskretion selbst.

»Ein Verdienst, das er, wie ich annehme, bei Euch, meiner vielgeliebten Schwester, haben wird, besteht darin, daß er den Sieger abgehalten, mir den Kopf abzuschneiden; dieser hatte große Lust dazu, da er mir, während ich in Ohnmacht lag, die Larve abriß und mich erkannte.

»Meine Schwester, ich ersuche Euch, den Namen und die Stellung des so diskreten Kavaliers zu entdecken; er ist mir verdächtig, während er mich zugleich interessiert. Auf alle meine Dienstanerbietungen begnügte er sich zu erwidern, der Herr, dem er diene, lasse es ihm an nichts fehlen.

»Ich kann Euch nicht mehr über ihn sagen, denn ich sage Euch alles, was ich weiß; er behauptet, er kenne mich nicht. Beachtet dies wohl!

»Ich leide sehr, doch ich glaube ohne Lebensgefahr. Schickt mir schnell einen Wundarzt; ich liege wie ein Pferd auf Stroh. Der Überbringer wird

Euch den Ort nennen.

Euer wohlgewogener Mayenne.«

Sobald die Herzogin und Mayneville diesen Brief gelesen hatten, schauten sie einander gleich erstaunt an.

Die Herzogin brach zuerst das Schweigen, das am Ende von Ernauton übelgedeutet worden wäre.

»Wem haben wir den ausgezeichneten Dienst zu verdanken, den Ihr uns geleistet, mein Herr?« fragte die Herzogin. – »Einem Manne, der, sooft er kann, dem Schwächeren gegen den Stärkeren beisteht, Madame.«

»Wollt Ihr mir Näheres erzählen?«

Ernauton erzählte alles, was er wußte, und bezeichnete den Ort, wo sich der Herzog aufhielt. Frau von Montpensier und Mayneville hörten ihm mit leicht begreiflichem Interesse zu.

Als er geendigt hatte, fragte die Prinzessin: »Darf ich hoffen, mein Herr, daß Ihr das so gut Begonnene fortsetzen und Euch unserem Hause anschließen werdet?«

Mit dem anmutreichen Tone ausgesprochen, dessen sich die Herzogin bei Gelegenheit so gut zu bedienen wußte, enthielten die Worte nach dem Geständnis, das Ernauton der Ehrendame der Herzogin getan hatte, einen sehr schmeichelhaften Sinn; doch der junge Mann ließ alle Eitelkeit beiseite und führte die Worte auf ihre Bedeutung als den Ausdruck reiner Neugierde zurück.

»Madame,« sagte Ernauton endlich nach einem schweren Kampfe zwischen Liebe und Ehre, »ich habe schon die Ehre gehabt, Herrn von Mayenne zu sagen, mein Herr sei ein guter Herr und überhebe mich durch die Art, wie er mich behandle, der Mühe, einen bessern zu suchen.«

»Mein Bruder sagt mir in seinem Briefe, Ihr hättet ihn nicht zu erkennen geschienen. Warum habt Ihr Euch, da Ihr ihn dort nicht gekannt, hier seines

Namens bedient, ihn zu mir zu bringen?« – »Herr von Mayenne schien unerkannt sein zu wollen, Madame, und es wäre auch wirklich nicht angezeigt, daß die Bauern, bei denen er wohnt, wüßten, wem sie Gastfreundschaft gewährten. Hier aber lag dieser Grund nicht mehr vor; der Name des Herrn von Mayenne konnte mir einen Weg zu Euch öffnen, und ich bediente mich seiner; in beiden Fällen glaube ich recht gehandelt zu haben.«

Mayneville schaute die Herzogin an, als wollte er sagen: »Das ist ein kecker Geist, Madame.«

Die Herzogin aber sagte lächelnd zu Ernauton: »Niemand wüßte sich besser mit einer schlimmen Frage abzufinden, und Ihr seid, ich muß es gestehen, ein Mann von Geist.« – »Ich sehe keinen Geist in dem, was ich Euch zu sagen die Ehre gehabt hatte, Madame,« erwiderte Ernauton.

»Nun,« sagte die Herzogin ungeduldig, »was ich am klarsten hierbei sehe, ist, daß Ihr nichts sagen wollt. Ihr überlegt vielleicht nicht genug, daß die Dankbarkeit eine schwere Bürde für jeden ist, der meinen Namen führt, daß ich eine Frau bin, daß Ihr mir zweimal einen Dienst geleistet habt, daß ich, wenn ich Euren Namen oder vielmehr, was Ihr seid, erfahren wollte...« – »Sehr wohl, Madame, ich weiß, daß Ihr dies leicht erfahren werdet, doch Ihr werdet es von einem anderen als von mir erfahren, und ich habe dann nichts gesagt.«

»Er hat immer recht,« sagte die Herzogin, indem sie auf Ernauton einen Blick heftete, der, wenn er in seinem ganzen Ausdruck aufgefaßt wurde, dem jungen Mann mehr Vergnügen machen mußte, als ihm je ein Blick gemacht hatte.

Ernauton verlangte auch nicht mehr und, dem Weinkenner ähnlich, der vom Tische aufsteht, sobald er den besten Wein des Mahles getrunken zu haben glaubt, verbeugte er sich und bat um seine Entlassung.

»Das ist alles, was Ihr mir zu sagen habt?« fragte die Herzogin. – »Ich habe meinen Auftrag erfüllt,« sagte der junge Mann; »es bleibt mir nun nichts mehr zu tun, als Eurer Hoheit meine untertänigste Huldigung darzubringen.«

Die Herzogin folgte ihm mit den Augen, ohne seinen Gruß zu erwidern, dann rief sie, als sich die Tür hinter ihm geschlossen, mit dem Fuße stampfend: »Mayneville, laßt diesem Jungen folgen!« – »Unmöglich, Hoheit, alle unsere Leute sind auf den Beinen; ich selbst erwarte das Ereignis; das ist ein schlimmer Tag, um etwas anderes zu tun, als was wir beschlossen haben.«

»Ihr habt recht, Mayneville, in der Tat, ich bin toll; doch später ...« – »Oh! später, das ist etwas anderes; nach Eurem Gefallen, Madame.«

»Ja, denn er ist mir verdächtig, wie meinem Bruder.« – »Verdächtig oder nicht, es ist ein tapferer Bursche, und die tapferen Leute sind in diesem Augenblick selten. Man muß gestehen, wir haben Glück; ein Unbekannter, ein Fremder, fällt uns vom Himmel zu, um uns einen solchen Dienst zu leisten.«

»Gleichviel, gleichviel, Mayneville, wenn wir ihn auch im Augenblick sich selbst überlassen müssen, so überwacht ihn wenigstens später.« – »Ei, Madame, später werden wir hoffentlich nicht mehr nötig haben, irgend jemand zu bewachen.«

»Dann weiß ich offenbar heute nicht, was ich sage; Ihr habt recht, Mayneville, ich verliere den Kopf.« – »Es ist einem General, wie Ihr seid, Madame, erlaubt, am Vorabend eines entscheidenden Treffens für nichts anderes Sinn zu haben.«

»Das ist wahr. Nun ist es Nacht, Mayneville, und der Valois kehrt in der Nacht von Vincennes zurück.« – »Oh! wir haben noch Zeit vor uns; es ist nicht acht Uhr, Madame, und unsere Leute sind überdies noch nicht eingetroffen.«

»Nicht wahr, sie haben das Losungswort?« – »Alle.« »Es sind sichere Leute?« – »Erprobte, Madame.«

»Wie kommen sie?« – »Einzeln als Spaziergänger.«

»Wieviel erwartet Ihr?« – »Fünfzig; das sind mehr als Ihr braucht; bedenkt auch, daß wir außer diesen Fünfzig zweihundert Mönche haben, die

mindestens so viel wert sind, wie eine gleiche Anzahl Soldaten.«

»Sobald unsere Leute angekommen sind, laßt Eure Mönche sich auf der Straße aufstellen!« – »Sie sind schon benachrichtigt, Madame, sie werden den Weg absperren, die Unsrigen treiben den Wagen gegen sie, die Pforte des Klosters wird geöffnet und braucht sich nur noch hinter dem Wagen zu schließen.«

»Wir wollen zu Abend essen, Mayneville, das wird uns die Zeit vertreiben. Ich bin so ungeduldig, daß ich gern den Zeiger der Pendeluhr vorwärts treiben möchte.« – »Seid unbesorgt, die Stunde wird kommen.«

»Doch unsere Leute, unsere Leute?« – »Sie werden zur geeigneten Stunde hier sein; es hat kaum acht Uhr geschlagen und es ist noch keine Zeit verloren.«

»Mayneville, Mayneville, mein armer Bruder verlangt von mir seinen Wundarzt; der beste Wundarzt, das beste Heilmittel für die Wunde Mayennes wäre ein Schopf von den Haaren des römisch geschorenen Valois. Noch ein Wort, Mayneville,« sagte die Herzogin, indem sie auf der Türschwelle stehen blieb: »Sind unsere Freunde in Paris benachrichtigt?« – »Welche Freunde?«

»Unsere Ligisten?« – »Gott behüte mich, Madame, einen Bürger benachrichtigen, heißt die große Glocke von Notre-Dame läuten. Bedenkt, daß wir, wenn der Schlag getan ist, ehe jemand etwas erfährt, fünfzig Eilboten abzufertigen haben, und dann wird der Gefangene im Kloster in Sicherheit sein; hernach können wir uns gegen eine Armee verteidigen. Wir werden nichts mehr wagen und können von den Dächern des Klosters herabschreien: Der Valois ist in unserer Gewalt!«

»Gut, gut, Ihr seid ein geschickter und kluger Mann, Mayneville, und der Bearner hat recht, wenn er Euch den Ligenführer nennt ... Wißt Ihr, daß meine Verantwortlichkeit groß ist, Mayneville, und daß nie und in keiner Zeit eine Frau ein Werk, dem ähnlich, das ich träume, unternommen und vollbracht hat?« – »Ich weiß es wohl, Madame, und rate Euch auch nur zitternd.«

»Laßt zuerst die großen Einfaltspinsel töten,« fuhr die Herzogin fort, »die wir an den Wagenschlägen haben reiten sehen; wir können sodann das Ereignis so erzählen, wie es für unsere Interessen vorteilhafter sein wird.« – »Diese armen Teufel töten,« sagte Mayneville, »Ihr glaubt, es sei nötig, sie zu töten, Madame?«

»Loignac? Das ist ein schöner Verlust!« – »Er ist ein braver Soldat.«

»Ein abscheulicher Glücksritter, gerade wie der andere Gaudieb, der rechts am Wagen ritt, mit seinen Glutaugen und seiner schwarzen Haut.«

»Uh! bei diesem würde es mir nicht widerstreben, ich kenne ihn nicht; überdies bin ich Eurer Meinung, Madame, er besitzt eine abscheuliche Miene.«

»Ihr überlaßt ihn mir also?« sagte die Herzogin lachend. – »Oh! von ganzem Herzen, Madame.«

»In der Tat, großen Dank. Ihr werdet übrigens bei dieser ganzen Angelegenheit keine Schuld haben; sie verteidigten den Valois und sind bei dieser Verteidigung getötet worden. Was ich Euch empfehle, ist der junge Mann, der eben hier war. Seht, ob er wirklich weggegangen, und ob es nicht ein von unseren Feinden abgesandter Spion ist.«

»Madame, ich bin zu Euren Befehlen.« Mayneville ging auf den Balkon, öffnete die Läden, streckte den Kopf hinaus und suchte zu sehen. »Oh! wie finster ist die Nacht!« sagte er.

»Eine gute, vortreffliche Nacht,« versetzte die Herzogin; »je finsterer, desto besser; Mut gefaßt also, mein Kapitän.« – »Ja, aber wir werden nichts sehen, Madame, und es ist für Euch doch wichtig zu sehen.«

»Gott, dessen Interessen wir verteidigen, sieht für uns, Mayneville. Seht Ihr Leute vorübergehen?« fragte die Herzogin sodann, indem sie aus Vorsicht die Lichter auslöschte. – »Nein, aber ich höre Pferdegetrappel.«

»Vorwärts, vorwärts! Sie sind es, Mayneville. Alles geht gut.«

Und die Herzogin schaute, ob sie an ihrem Gürtel die berühmte goldene Scheere noch habe, die eine so große Rolle in der Geschichte spielen sollte.

Wie Dom Modeste Gorenflot den König segnete.

Kaum war Ernauton, mit dem Erfolg seiner Sendung nach jeder Richtung zufrieden, vor der Tür von Bel-Esbat, als er sein Pferd in Galopp setzte; kaum hatte er aber hundert Schritte im Galopp gemacht, als er plötzlich durch ein Hindernis aufgehalten wurde, das seine durch das Licht von Bel-Esbat geblendeten und noch nicht an die Finsternis gewöhnten Augen nicht hatten wahrnehmen können.

Es war eine Truppe von Reitern, die sich von beiden Seiten der Straße gegen die Mitte zusammenzogen, ihn umgaben und ihm ein halbes Dutzend Degen und ebensoviel Pistolen und Dolche auf die Brust setzten.

Das war viel für einen einzigen Menschen.

»Oh! oh!« rief Ernauton, »man raubt auf der Landstraße, eine Stunde von Paris! Pest über dieses Land! Der König hat einen schlechten Profos, ich werde ihm raten, einen andern zu nehmen.«

»Still! wenn's beliebt,« sagte eine Stimme, die Ernauton zu erkennen glaubte, »Euren Degen, Eure Waffen, und zwar geschwind.«

Ein Mann faßte das Pferd beim Zügel, zwei andere nahmen ihm seine Waffen ab.

»Pest! was für geschickte Leute!« murmelte Ernauton.

Dann wandte er sich an die Angreifer mit den Worten: »Meine Herren, ihr werdet wenigstens die Güte haben, mir zu sagen ...«

»Ah! es ist Herr von Carmainges,« sagte der Hauptangreifer, der den Degen des jungen Mannes genommen hatte und noch in der Hand hielt.

»Herr von Pincorney!« lief Ernauton. »Oh! pfui! was für ein gemeines Gewerbe treibt Ihr da?«

»Ich habe ›Still!‹ gesagt,« wiederholte die in einer Entfernung von ein paar Schritten klingende Stimme des Anführers; »man führe diesen Menschen zur Station!«

»Aber Herr von Sainte-Maline,« sagte Perducas von Pincorney, »es ist ja unser Kamerad, Herr Ernauton von Carmainges.«

»Ernauton hier!« rief Sainte-Maline, vor Zorn erbleichend; »er, was macht er hier?«

»Guten Abend, meine Herren,« sagte Carmainges ruhig, »ich gestehe, ich glaubte mich nicht in so guter Gesellschaft zu befinden.«

Sainte-Maline blieb stumm.

»Es scheint, man verhaftet mich,« fuhr Ernauton fort, »denn ich nehme nicht, an, daß Ihr mich plündern wolltet,«

»Teufel! Teufel!« brummte Sainte-Maline, »ein solcher Fall war von mir nicht vorhergesehen.« – »Von meiner Seite auch nicht, dies schwöre ich Euch,« sagte Carmainges lachend.

Trotz seiner Versicherung, er habe im Auftrag des Königs gehandelt, wollte Sainte-Maline seinen Nebenbuhler nicht loslassen und nach Vincennes senden.

»Nach Vincennes, vortrefflich, dahin wollte ich,« versetzte Ernauton. »Ich bin glücklich, mein Herr, daß diese kleine Reise so gut mit Euren Absichten übereinstimmt.«

Zwei Mann bemächtigten sich, die Pistole in der Faust, sogleich des Reisenden, den sie zu zwei anderen führten, die fünfhundert Schritte von den ersten aufgestellt waren. Diese zwei anderen taten dasselbe, und Ernauton hatte somit bis in den Hof des Schlosses die Gesellschaft seiner Kameraden.

In diesem Hof erblickte Carmainges fünfzig entwaffnete Reiter, die mit gesenktem Ohr und bleicher Stirn, umgeben von hundertundfünfzig Chevaulegers, ihr schlimmes Schicksal beklagten.

Es waren unsere Fünfundvierzig, die diese Gefangenen gemacht hatten, die einen durch List, die andern mit Gewalt, bald indem sie sich zu zehn gegen zwei oder drei vereinigten, bald indem sie freundlich auf die Reiter, die sie für furchtbar hielten, zutraten und ihnen die Pistole auf die Brust setzten, während die andern Kameraden zu begegnen glaubten. So kam es, daß nicht ein Kampf stattgefunden, daß nicht ein Schrei ausgestoßen worden war.

Als Ernauton die Gefangenen erkannt hatte, denen man ihn zugesellte, sagte er zu Sainte-Maline: »Mein Herr, ich sehe, daß Ihr von der Wichtigkeit meiner Sendung in Kenntnis gesetzt wart, und daß Ihr als ein artiger Kamerad ein schlimmes Zusammentreffen für mich befürchtetet, was Euch bestimmte, mich eskortieren zu lassen; nun kann ich Euch sagen, daß Ihr recht hattet; der König erwartet mich, und ich habe ihm Wichtiges mitzuteilen. Ich werde mir sogar die Ehre geben, dem König zu melden, was Ihr für seinen Dienst getan habt.«

Sainte-Maline erbleichte, wie er errötet war; doch er begriff, daß Ernauton die Wahrheit sprach, und daß er erwartet wurde. Man trieb keinen Spaß mit den Herren von Loignac und von Epernon; er begnügte sich daher zu erwidern: »Ihr seid frei, Herr Ernauton, es entzückt mich, daß ich Euch angenehm sein konnte.«

Ernauton eilte aus den Reihen und stieg die Stufen hinauf, die zu dem Gemach des Königs führten. Sainte-Maline folgte ihm mit den Augen und konnte sehen, wie Loignac Herrn von Carmainges auf der Treppe empfing und ihn durch ein Zeichen vorwärts gehen hieß.

Als Loignac seinem Chef meldete, die Wege seien frei, erwiderte ihm Epernon: »Es ist gut. Der König befiehlt, daß die Fünfundvierzig drei Züge bilden, einen voraus und einen auf jeder Seite der Schläge; jeder Zug muß hinreichend geschlossen sein, daß das Feuer der Feinde die Karosse nicht erreicht.«

»Sehr wohl,« antwortete Loignac mit der Unempfindlichkeit des Soldaten; »doch was das Feuer betrifft, da ich keine Musketen sehe, so kann ich mir nicht denken, wie ein Musketenfeuer stattfinden soll.«

»Bei den Jakobinern werdet Ihr die Reihen schließen lassen,« sagte Epernon.

Dieses Gespräch wurde durch eine Bewegung unterbrochen, die auf der Treppe entstand.

Es war der König, der, zum Aufbruch bereit, herabkam, es folgten ihm einige Edelleute, unter denen Sainte-Maline mit einem leicht begreiflichen Zusammenschnüren des Herzens Ernauton erblickte.

»Meine Herren,« fragte der König, »sind meine braven Fünfundvierzig versammelt?« – »Ja, Sire,« antwortete Epernon, indem er auf eine Gruppe von Reitern deutete, die unter den Gewölben sichtbar war.

»Sind die Befehle gegeben?« – »Man wird sie befolgen, Sire.«

»Vorwärts also,« sagte Seine Majestät.

Epernon ließ zum Aufsitzen blasen. Als es am Schloßturm elf schlug, brach man auf.

Eine Stunde nach Ernautons Entfernung war Mayneville immer noch an dem Fenster, von wo aus er, wie wir gesehen, vergebens dem jungen Mann auf der Straße zu folgen versuchte; als diese Stunde abgelaufen, war er viel weniger ruhig. Nicht einer von den Soldaten war erschienen; schweigsam und schwarz, erscholl die Straße nur in entfernten Zwischenräumen von dem Hufschlag einiger Pferde, deren Reiter mit verhängten Zügeln nach Vincennes jagten. Dieses fortwährende Hin- und Herreiten flößte Mayneville endlich eine solche Unruhe ein, daß er einen von den Leuten der Herzogin zu Pferde steigen ließ, mit dem Befehl, sich bei dem ersten Reiterzuge, dem er begegnen würde, zu erkundigen. Der Bote kehrte nicht zurück.

Als die ungeduldige Herzogin dies sah, schickte sie einen andern ab, der ebensowenig zurückkam wie der erste.

»Unser Offizier,« sagte nun die stets optimistische Herzogin, »befürchtete wohl, zu schwach an Leuten zu sein, und so wird er unsere Boten als Verstärkung behalten haben; das ist klug, aber beunruhigend.« – »Beunruhigend, ja, sehr beunruhigend,« erwiderte Mayneville, dessen Augen den tiefen, düsteren Horizont nicht verließen.

»Mayneville, was kann denn geschehen sein?« – »Ich will selbst zu Pferde steigen, und wir werden es erfahren.« Hierbei machte er eine Bewegung, um wegzugehen, doch die Herzogin hielt ihn zurück.

»Ich verbiete es Euch,« rief die Herzogin, »wer würde denn bei mir bleiben? Wer würde alle unsere Offiziere, unsere Freunde erkennen? Nein, nein, bleibt, Mayneville, man macht sich ganz natürlich Befürchtungen, wenn es sich um ein so wichtiges Geheimnis handelt; aber in der Tat, der Plan war zu gut kombiniert und besonders zu sehr geheim gehalten als daß er uns nicht gelingen sollte.«

»Neun Uhr,« sagte Mayneville, mehr auf seine eigene Ungeduld, als die Worte der Herzogin erwidernd; »ah! nun verlassen die Jakobiner ihr Kloster und stellen sich längs den Mauern des Hofes auf.«

»Still!« rief die Herzogin, die Hand gegen den Horizont ausstreckend. – »Was?« »Still! horcht!« Man fing an in der Ferne ein Rollen, ähnlich dem des Donners, zu haben. »Das ist die Kavallerie,« rief die Herzogin, »sie bringen ihn uns, sie bringen ihn.«

Und, ihrem brausenden Charakter gemäß, von der grausamsten Angst zu der tollsten Freude übergehend, klatschte sie in die Hände und rief: »Ich habe ihn! Ich habe ihn!«

Mayneville horchte immer noch.

»Ja,« sagte er, »es ist ein rollender Wagen, begleitet von galoppierenden Pferden.«

Und er befahl mit voller Stimme: »Aus den Mauern, meine Väter, aus den Mauern!«

Sogleich öffnete sich das große Gitter der Priorei, und in schöner Ordnung kamen die zweihundert bewaffneten Mönche heraus, an deren Spitze Borromée marschierte.

Sie nahmen ihre Stellung quer über die Straße.

Man hörte Gorenflot rufen: »Wartet auf mich, wartet doch auf mich! Es ist wichtig, daß ich an der Spitze des Kapitels stehe, um Seine Majestät würdig zu empfangen.«

»Auf den Balkon, Sire Prior, auf den Balkon!« rief Borromée; »Ihr wißt wohl, daß Ihr uns alle beherrschen müßt; die Schrift sagt: Du wirst sie beherrschen, wie die Zeder den Ysop!«

»Das ist wahr,« sagte Gorenflot, »das ist wahr; ich vergaß, daß ich diesen Posten gewählt hatte, zum Glück seid Ihr da, um mich daran zu erinnern, Bruder Borromée.«

Borromée gab leise einen Befehl, und vier Brüder stellten sich auf den Balkon neben den würdigen Prior.

Bald fand sich die Straße, die in einiger Entfernung von der Priorei eine Biegung bildete, von einer Anzahl von Fackeln beleuchtet, mit deren Hilfe die Herzogin und Mayneville Panzer schimmern und Schwerter glänzen sehen konnten.

Unfähig, sich zu beherrschen, rief sie: »Geht hinab, Mayneville, und bringt ihn mir ganz gebunden, ganz von Wachen eskortiert.« – »Ja, ja,« sagte Mayneville zerstreut; »doch eines beunruhigt mich.«

»Was?« – »Ich höre das verabredete Zeichen nicht.«

»Wozu das Zeichen, da man ihn hat?« – »Aber man hätte ihn, wie mir scheint, erst hier der Priorei gegenüber festnehmen sollen.«

»Sie werden früher eine bessere Gelegenheit gefunden haben.« – »Ich sehe unsern Offizier nicht.«

»Ich sehe ihn.« – »Wo?«

»Jene rote Feder.« – »Alle Teufel, Madame!«

»Was?« – »Jene rote Feder ist Herr von Epernon! Herr von Epernon, den Degen in der Hand!«

»Man hat ihm seinen Degen gelassen.« – »Beim Tod! er befiehlt.«

»Unseren Leuten. Es ist also Verrat?« – »Ei! Madame, es sind nicht unsere Leute.«

»Ihr seid verrückt, Mayneville.«

In diesem Augenblick schwang Loignac an der Spitze des ersten Zuges ein großes Schwert und rief: »Es lebe der König!«

»Es lebe der König!« wiederholten in voller Begeisterung mit ihrem gaskognischen Akzent die Fünfundvierzig.

Die Herzogin erbleichte und sank wie ohnmächtig auf das Fenstersims.

Düster und entschlossen nahm Mayneville das Schwert in die Hand; er wußte nicht, ob man das Haus stürmen würde. Der Zug rückte immer weiter, wie ein Lärm- und Lichtwirbel. Er hatte Bel-Esbat erreicht und war der Priorei nahegekommen.

Borromée machte drei Schritte vorwärts. Loignac trieb sein Pferd gerade gegen den Mönch an; der ihm unter seiner wollenen Robe den Kampf anzubieten schien. Doch als Mann von Kopf sah Borromée, daß alles verloren war, und faßte sogleich seinen Entschluß.

»Platz! Platz!« rief Loignac mit gewaltiger Stimme, »Platz dem König!«

Borromée, der seinen Degen unter der Robe gezogen hatte, steckte ihn auch unter der Robe wieder in die Scheide.

Von dem Geschrei und dem Geräusch der Waffen elektrisiert, von den Flammen der Fackeln geblendet, streckte Gorenflot seine mächtige Rechte aus und segnete den König mit dem Zeigefinger und dem Mittelfinger vom Balkon herab. Heinrich, der sich aus dem Schlage neigte, sah ihn und begrüßte ihn lächelnd.

Dieses Lächeln, ein authentischer Beweis für die Gunst, in der der würdige Prior der Jakobiner bei Hofe stand, begeisterte Gorenflot dergestalt, daß er ebenfalls: Es lebe der König! mit einer Lunge anstimmte, welche die Gewölbbogen einer Kathedrale zu heben imstande gewesen wäre. Borromée rief fast ebenso laut: »Es lebe der König!«, und dann brüllte das ganze Kloster: »Es lebe der König!« und schwang seine Waffen.

»Ich danke, meine ehrwürdigen Väter, ich danke!« rief Heinrichs III. scharfe Stimme.

Heinrich zog an dem Kloster, welches das Ziel seiner Fahrt sein sollte, wie ein Wirbel von Feuer, Lärm und Glorie vorüber und ließ Bel-Esbat in der Finsternis.

Von dem Balkon herab, durch den vergoldeten Wappenschild verborgen, hinter dem sie auf die Knie gesunken war, verschlang die Herzogin jedes Gesicht, auf das die Fackeln ihr flammendes Licht warfen.

»Ah!« machte sie einen Schrei, indem sie auf einen Reiter der Eskorte hinwies. »Seht! seht, Mayneville!« – »Der junge Mann, der Bote des Herrn Herzogs von Mayenne, im Dienste des Königs!«

»Wir sind verloren!« murmelte die Herzogin. – »Wir müssen fliehen, und zwar rasch, Madame,« sagte Mayneville; »heute Sieger, wird der Valois morgen seinen Sieg mißbrauchen.«

»Wir sind verraten worden!« rief die Herzogin. »Dieser junge Mann hat uns verraten! Er wußte alles!«

Der König war schon fern; er war mit seinem ganzen Gefolge unter der Porte Saint-Antoine verschwunden, die sich vor ihm geöffnet und hinter ihm geschlossen hatte.

Chicot segnet Ludwig XI. für die Erfindung der Post.

Chicot, zu dem wir zurückkehren, war nach der Erkennung des Herrn von Mayenne so schnell als möglich geflüchtet. Zwischen dem Herzog und ihm bestand nun wieder ein Kampf auf Leben und Tod.

»Auf! auf!« rief der brave Gaskogner, seinen Ritt in der Richtung nach Beaugency beschleunigend, »hier oder nie ist die Gelegenheit, durch Postpferde das vereinigte Geld von drei erhabenen Personen, die man Heinrich von Valois, Tom Modeste Gorenflot und Sebastian Chicot nennt, laufen zu lassen.«

Gewandt, nicht nur alle Gefühle, sondern auch alle Lebenslagen nachzuahmen, nahm Chicot sogleich die Miene eines vornehmen Herrn an. Nie war ein Fürst mit größerem Eifer bedient worden, als Chicot, nachdem er sein Pferd verkauft und eine Viertelstunde mit dem Postmeister gesprochen hatte.

Sobald er im Sattel saß, beschloß er, nicht eher anzuhalten, als bis er sich an sicherem Orte befände; er galoppierte daher so rasch, als es ihm die Pferde bei dreißigmaligem Wechsel gestatteten. Er selbst war wie aus Stahl gemacht und schien nach sechzig Meilen, die er in zwanzig Stunden zurückgelegt, nicht im geringsten ermüdet. Erst nachdem er in drei Tagen Bordeaux erreicht hatte, erlaubte er sich, ein wenig Atem zu schöpfen.

Er dachte nunmehr mit Ernst an die schwierige Mission, die er übernommen. Chicot wußte, daß Heinrich von Navarra das nicht war, was er zu sein schien, und daß es gelte, ihm mit großer Vorsicht und Verstellung entgegenzutreten.

Sobald er sich innerhalb der Grenze des kleinen Fürstentums Navarra, eines Landes, dessen Armut in Frankreich sprichwörtlich geworden, befand, sah Chicot zu seinem großen Erstaunen nicht mehr auf jedem Gesicht, an jedem Hause, an jedem Stein den Zahn des gräßlichen Elends eingedrückt, der die schönsten Provinzen des herrlichen Frankreich, die er verlassen, zernagte.

Der Holzhauer, der, den Arm auf das Joch seines Lieblingsochsen stützend, vorüberzog, das Mädchen mit dem kurzen Rock und dem behenden Gang, das Wasser auf dem Kopfe trug; der Greis, der, sein, weißes Haupt wiegend, ein Lied aus seiner Jugendzeit trällerte; das gebräunte Kind, mit den mageren, aber nervigen Gliedern, das auf Haufen von Maisblättern spielte; alles redete zu Chicot eine lebendige, klare, verständliche Sprache; alles rief ihm auf jedem Schritt, den er vorwärts tat, zu: »Sieh, hier ist man glücklich!«

Von einem Bauern erfuhr er unterwegs, daß der König in Nerac war. Auf der Straße dorthin fand er viele Leute, die vom Markte von Condom kamen.

Man teilte ihm mit, daß der König von Navarra ein sehr lustiges Leben führe, und daß er ohne Ruh und Rast von einer Liebschaft zur anderen übergehe.

Chicot war so glücklich gewesen, auf dem Wege mit einem jungen katholischen Priester, einem Schafhändler und einem Offizier zusammenzutreffen, die sich von Mont-de-Marsan an Gesellschaft leisteten und, wo man anhielt, bei schwelgerischen Mahlen vertrauliche Gespräche pflogen.

Diese Leute schienen ihm vortrefflich das gelehrte, das handeltreibende und das kriegführende Navarra zu vertreten. Der Geistliche erzählte ihm von den Sonetten, die man auf die Liebschaft des Königs mit der schönen Fosseuse, einer Tochter René Montmorencys, Barons von Fosseur, machte.

»Sprecht!« sagte Chicot, »man glaubt in Paris, Seine Majestät der König von Navarra sei wahnsinnig in Fräulein Le Rebours verliebt.«

»Oh!« erwiderte der Offizier, »das war in Pau.«

»Ja, ja,« bestätigte der Geistliche, »das war in Pau.«

»Ah! das war in Pau,« versetzte der Handelsmann, der als einfacher Bürger am wenigsten gut von den dreien unterrichtet zu sein schien.

»Wie!« fragte Chicot, »der König hat also in jeder Stadt eine Geliebte?«

»Das könnte wohl sein,« antwortete der Offizier, »denn soviel mir bewußt ist, war er der Liebhaber von Fräulein Dayelle, während ich in Castelnaudary in Garnison lag.«

»Wartet!« sagte Chicot, »Fräulein Dayelle, eine Griechin?«

»So ist es,« sagte der Geistliche, »eine Cypriotin.«

»Verzeiht!« sagte der Handelsmann, höchlich erfreut, sein Wort anbringen zu können, »ich bin von Agen.«

»Nun?«

»Ich kann dafür stehen, daß der König Fräulein Tignonville in Agen gekannt hat.«

»Alle Wetter!« rief Chicot, »was für ein rüstiger Liebhaber! Doch um auf Fräulein Dayelle zurückzukommen, deren Familie ich kannte ...«

»Fräulein Dayelle war eifersüchtig und drohte unablässig; sie hatte einen hübschen, kleinen, gebogenen Dolch, den sie auf den Arbeitstisch legte, und eines Tages reiste der König ab, nahm den Dolch mit und sagte, er wolle nicht, daß seinem Nachfolger Unglück widerfahre.«

»So daß zu dieser Stunde Seine Majestät ganz Fräulein Le Rebours gehört?« fragte Chicot.

»Im Gegenteil,« erwiderte der Priester, »sie sind entzweit; sie war eines Präsidenten Tochter und als solche ein wenig zu stark im Prozessieren. Sie hat infolge der Eingebungen der Königin-Mutter so viel gegen die Königin plädiert, daß die Arme darüber krank wurde. Die Königin Margot, die nicht dumm ist, benutzte das zu ihrem Vorteil und bestimmte den König, Pau mit Nerac zu vertauschen, wodurch eine Liebschaft abgeschnitten wurde.«

»Also ist die neue Leidenschaft des Königs für die Fosseuse?« fragte Chicot.

»Oh! mein Gott, ja, um so mehr, als sie in anderen Umständen ist... ein wahrer Wahnsinn!«

»Die Königin legt ihre Schmerzen zu den Füßen des Kruzifixes nieder,« sagte der Geistliche.

»Überdies weiß die Königin dies alles nicht,« bemerkte der Offizier.

»Bah!« entgegnete Chicot, »das ist nicht möglich.«

»Warum?« fragte der Offizier.

»Weil Nerac keine so große Stadt ist, daß nicht alles darin durchsichtig sein muß.«

»Ah! was das betrifft,« sagte der Geistliche, »es ist dort ein Park, und in dem Part sind Alleen von mehr als dreitausend Schritten, ganz mit Zypressen, Platanen und herrlichen Sykomoren bepflanzt; das gibt einen Schatten, daß man am hellen Tag keine zehn Schritte weit sieht. Bedenkt ein wenig, ob man da bei Nacht etwas sehen kann.«

»Und dann ist die Königin beschäftigt!«

»Und womit, wenn ich fragen darf?«

»Mit Gott, mein Herr,« antwortete der Priester voll Stolz.

»Mit Gott!« rief Chicot. »Die Königin ist fromm?«

»Sehr fromm.«

»Doch ich denke, es gibt keine Messe im Palast,« sagte Chicot.

»Da habt Ihr ganz unrecht. Keine Messe! haltet Ihr uns denn für Heiden? Erfahrt, mein Herr, daß, wenn der König mit seinen Edelleuten in die Predigt geht, die Königin sich in einer Privatkapelle Messe lesen läßt.«

»Die Königin Margarete?«

»Die Königin Margarete, so daß ich, ein unwürdiger Priester, zwei Taler erhalten habe, weil ich zweimal in dieser Kapelle amtete.«

Chicot hatte mehr Auskunft erhalten, als er brauchte, um einen ganzen Plan zu bauen. Er kannte Margarete, denn er hatte sie in Paris Hof halten sehen, und er wußte, daß sie, wenn sie in Liebesangelegenheiten wenig hellsehend war, irgendeinen Grund haben mußte, sich eine Binde um die Augen zu befestigen.

Gegen Abend kam Chicot nach Nerac, gerade zur Stunde der Promenaden, die den König von Frankreich und seinen Botschafter so sehr beschäftigten.

Chicot konnte sich übrigens von, der Leichtigkeit der königlichen Sitten durch die Art und Weise überzeugen, wie er zur Audienz zugelassen wurde. Ein einfacher Bedienter öffnete ihm die Tür des Salons, dessen Zugänge mit Blumen besetzt waren; über diesem Salon lagen das Vorzimmer des Königs und das Zimmer, das er bei Tag bewohnte, um die Audienzen zu erteilen, mit denen er so verschwenderisch war.

Ein Offizier, sogar nur ein Page, meldete ihm, wenn ein Besuch kam. Dieser Offizier oder dieser Page lief dem König nach, bis er ihn an irgendeinem Orte, wo er gerade war, fand. Der König kam auf die einfache Aufforderung und empfing den Bittsteller.

Chicot war ganz gerührt über diese anmutige Leichtigkeit. Er hielt den König für gut, lauter und sehr verliebt.

Dies war noch viel mehr seine Ansicht, als er am Ende einer langen, von blühenden Oleandern besetzten Allee den König von Navarra mit einem schlechten Filzhut, braungelben Wams und grauen Stiefeln ganz heiter, ein Bilboquet in der Hand, kommen sah.

Heinrich hatte eine glatte Stirn, als ob ihn keine Sorge mit ihrem Flügel zu berühren wagte, einen lachenden Mund, ein von Sorglosigkeit und Gesundheit glänzendes Auge. Während er sich näherte, riß er mit der linken Hand Blumen von der Einfassung ab.

»Wer will mich sprechen?« fragte er seinen Pagen.

»Sire, ein Mann, der halb das Aussehen eines vornehmen Herrn, halb das eines Kriegers hat.«

Chicot hörte diese Worte, ging freundlich auf ihn zu und sagte: »Ich, Sire.«

»Ah!« rief der König, seine Arme zum Himmel erhebend, »Herr Chicot in Navarra, Herr Chicot bei uns, Ventre-saint-gris! seid willkommen, mein lieber Herr Chicot.« – »Tausend Dank, Sire.«

»Gott sei Dank, ganz lebendig?« – »Ich hoffe es wenigstens, teurer Sire,« sagte Chicot, entzückt über diesen Empfang.

»Ah! parbleu, wir trinken miteinander ein Gläschen Limourwein, über den Ihr mir Euer Urteil sagen möget. Ihr gewährt mir in der Tat eine große Freude, Herr Chicot, setzt Euch hierher.« Und er deutete auf eine Rasenbank. – »Nie, Sire,« erwiderte Chicot, sich sträubend.

»Habt Ihr denn zweihundert Meilen gemacht, um mich zu besuchen, damit ich Euch stehen lasse? Nein, Herr Chicot, setzt Euch, setzt Euch, man plaudert nur sitzend gut.« – »Aber, Sire, die Ehrfurcht ...«

»Ehrfurcht bei uns, in Navarra? Du bist ein Narr, mein armer Chicot, wer denkt denn daran?« – »Nein, Sire,« entgegnete Chicot, »ich bin kein Narr, ich bin Botschafter.«

Eine leichte Falte bildete sich auf der Stirn des Königs; doch sie verschwand so rasch, daß Chicot keine Spur davon erkannte.

»Botschafter,« sagte Heinrich mit einem Erstaunen, das er naiv zu machen suchte, »Botschafter, von wem?« – »Botschafter von König Heinrich III. Ich komme von Paris und vom Louvre, Sire.«

»Ah! das ist etwas anderes,« versetzte der König, indem er mit einem Seufzer von der Rasenbank aufstand. »Geht, Page, laßt uns allein. Bringt Wein in den ersten Stock in mein Zimmer, nein, in mein Kabinett. Kommt mit mir, Chicot, daß ich Euch führe.«

Chicot folgte dem König von Navarra. Heinrich ging rascher, als da er durch seine Oleanderallee zurückkam.

»Welch ein Elend!« dachte Chicot. »Ich soll diesen ehrlichen Mann in seinem Frieden und in seiner Unwissenheit stören. Basta! er wird Philosoph sein.«

Wie der König von Navarra lateinisch versteht.

Das Kabinett des Königs von Navarra war, wie man sich denken kann, nicht sehr kostbar. Seine Bearnsche Majestät war nicht reich und hielt mit dem wenigen, was sie besaß, Haus. Dieses Kabinett nahm mit dem Prunkschlafgemach den ganzen rechten Flügel des Schlosses ein, ein Korridor lief an dem Vorzimmer oder dem Zimmer der Wachen und am Schlafzimmer hin und führte zu dem Kabinett, aus dem sich eine herrliche Aussicht bot.

Es ist nicht zu leugnen, diese natürlichen Schönheiten nahmen Chicot weniger in Anspruch, als die Einrichtung des Kabinetts, Heinrichs gewöhnlicher Wohnung. In jedem Gerät schien der verständige Gesandte einen Buchstaben zu suchen und aus ihnen allen den Schlüssel zu dem Rätsel zu gewinnen, nach dessen Lösung er schon so lange und auf seinem ganzen Wege geforscht hatte.

Der König setzte sich mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit und mit seinem ewigen Lächeln in einen großen Lehnstuhl von Hirschleder mit vergoldeten Nägeln, aber wollenen Fransen; ihm gegenüber stellte Chicot ein Taburett, das ebenso überzogen und mit ähnlicher Zier versehen war.

»Ihr werdet mich für sehr neugierig halten, mein lieber Herr Chicot,« begann der König, »daß ich Euch so anschaue, aber ich kann nicht anders; ich glaubte so lange, Ihr wäret tot, daß ich mich trotz der großen Freude, die mir Eure Auferstehung bereitet, nicht in den Gedanken, Ihr lebt, finden kann. Warum seid Ihr denn plötzlich aus dieser Welt verschwunden?« – »Ei! Sire,« erwiderte Chicot mit seiner gewöhnlichen Freimütigkeit, »Ihr seid wohl auch aus Vincennes verschwunden. Jeder macht sich nach Maßgabe seiner Mittel und besonders seines Bedürfnisses unsichtbar.« – »Ihr habt immer mehr Witz als jeder andere, mein lieber Herr Chicot,« sagte Heinrich, »und daran erkenne ich hauptsächlich, daß ich nicht mit Eurem Schatten spreche.«

Dann nahm er eine ernste Miene an und fügte hinzu: »Noch wollen wir nicht den Witz beiseite lassen und von unseren Angelegenheiten sprechen?« – »Wenn es Eure Majestät nicht zu sehr ermüdet, so bin ich zu Befehl.«

Das Auge des Königs funkelte. »Ich müde? Es ist wahr, ich roste hier ein, doch ich bin nicht müde, solange ich nichts getan habe.«

»Sire, das ist mir sehr erfreulich; Botschafter eines Königs, Eures Verwandten und Freundes, habe ich Aufträge von sehr zarter Natur bei Eurer Majestät zu vollziehen.« – »Sprecht geschwind, denn Ihr reizt meine Neugierde.«

»Sire...«

»Zuerst Euer Beglaubigungsschreiben; ich weiß, dies ist eine unnötige Förmlichkeit; da Ihr bei mir erscheint; doch ich will Euch beweisen, daß wir, obgleich ein Bearner Bauer, unsere Pflichten als König kennen.«

Chicot teilte hierauf dem König kurz mit, daß und warum er das Beglaubigungsschreiben vernichtet, vorher aber auswendig gelernt habe. Das Schreiben sei Lateinisch abgefaßt gewesen. Heinrich erklärte, er verstehe diese Sprache nicht, während Chicot mit gleicher Ehrlichkeit seine Unkenntnis dieser Sprache behauptete. Chicot begann:

»Frater carissime«,

»Sincerus amor, quo te prosecquebatur germanus noster Carolus nonus, functus nuper, colet usque regiam nostram et pectori meo pertinaciter adheret.«

Heinrich verzog keine Miene, doch bei dem letzten Worte unterbrach er Chicot mit einer Gebärde und sagte:

»Wenn ich mich nicht sehr täusche, ist in diesem Satz von Liebe, von Hartnäckigkeit und von meinem Schwager Karl IX. die Rede?« – »Ich möchte nicht nein sagen, das Lateinische ist eine so schöne Sprache, daß dies alles in einem einzigen Satze enthalten sein könnte.«

»Fahrt fort!« sagte der König.

Chicot fuhr fort.

Der Bearner hörte mit demselben Phlegma alle Stellen an, wo von seiner Frau und von dem Vicomte von Turenne die Rede war; bei dem letzten Worte aber fragte er: » *Turennius*, bedeutet das nicht Turenne?« – »Ich denke wohl, Sire.«

»Und *Margota*, wäre das nicht der freundschaftliche Name, den meine Schwäger Karl IX. und Heinrich III. ihrer Schwester, meiner vielgeliebten Gemahlin Margarete, gaben?« – »Ich kann das nicht als unmöglich ansehen,« erwiderte Chicot. Und er fuhr in seiner Übertragung bis zum letzten Ende des Satzes fort, ohne daß ein einziges Mal das Gesicht des Königs seinen Ausdruck veränderte.

Endlich hielt er an, nachdem er die Schlußworte mit einem ganz sonderbaren Schnarren gesprochen hatte.

»Seid Ihr zu Ende?« fragte Heinrich. – »Ja, Sire.«

»Das muß herrlich sein.« – »Nicht wahr, Sire?«

»Welch ein Unglück, daß ich nur die beiden Worte: *Turennius* und *Margota*, verstanden habe.« – »Ein unwiederbringliches Unglück, Sire, wenn sich Eure Majestät nicht entschließt, den Brief durch irgendeinen Geistlichen übersetzen zu lassen.«

»Oh! nein,« rief Heinrich lebhaft. »Und Ihr selbst, Herr Chicot, der Ihr bei Eurer Botschaft mit so viel Diskretion zu Werke gegangen seid, daß Ihr das Original der Schrift habt verschwinden lassen, werdet mir nicht raten, diesen Brief irgendwie der Öffentlichkeit zu übergeben?« – »Ich sage das nicht, Sire.«

»Aber Ihr denkt es?« – »Ich denke, da Eure Majestät mich fragt, daß der Brief des Königs, Eures Schwagers, der mir so sehr empfohlen und an Eure Majestät durch einen besonderen Abgesandten übergeben ist, vielleicht da

und dort etwas Gutes enthält, wovon Eure Majestät Gebrauch machen könnte.«

»Ja, doch um das Gute jemand anzuvertrauen, müßte ich zu irgend jemand volles Zutrauen haben.« – »Gewiß.«

»Nun, so tut eines,« sagte Heinrich, wie von einem Gedanken erleuchtet. – »Was?« »Sucht meine Frau Margota auf; sie ist gelehrt; tragt ihr den Brief vor, und sie wird ihn verstehen... Und dann wird sie mir ihn ganz natürlich erklären.« – »Ah! das ist bewunderungswürdig!« rief Chicot. »Eure Majestät spricht goldene Worte.«

»Nicht wahr? Geht also!« – »Ich eile, Sire.«

»Verändert nicht ein Wort an dem Briefe.« – »Das wäre mir unmöglich. Ich müßte das Lateinische verstehen, und ich verstehe davon höchstens hier und da einen barbarischen Ausdruck.«

»Geht, mein Freund, geht!«

Chicot erbat sich die nötige Auskunft, wie er die Königin finden könne, und verließ Heinrich, mehr als je überzeugt, Heinrich sei ein Rätsel.

Die Allee von dreitausend Schritten.

Die Königin bewohnte den anderen Flügel des Schlosses, wo man fast immer Musik hörte und einen Federbusch umherschweifen sah.

Die berühmte Allee von dreitausend Schritten fing unter den Fenstern Margarethes an, und ihr Blick verweilte nur auf angenehmen Gegenständen, wie blühenden Gesträuchen und grünenden Lauben. Es war, als wollte die arme Fürstin durch den Anblick anmutiger Dinge die düsteren Gedanken verjagen, die im Grunde ihres Geistes wohnten.

Am Fuße des Throns geboren, Tochter, Schwester, Frau eines Königs, hatte Margarethe viel gelitten, und obwohl sie Philosophin war oder vielmehr sein wollte, hatte doch schon die Zeit und der Kummer ihre ausdrucksvollen Furchen auf ihrem Antlitz ziehen dürfen. Nichtsdestoweniger war sie noch von einer merkwürdigen, feinen Schönheit, die gerade den Erhabensten gefällt, und der man stets den Vorrang vor der physischen Schönheit einzuräumen geneigt ist. Margarethe hatte das freundliche, gute Lächeln, das feuchte, glänzende Auge, die geschmeidige, liebkosende Gebärde, sie war, wie gesagt, immer ein anbetungswürdiges Geschöpf.

Sie wurde auch in Nerac, wohin sie Eleganz, Freude und Leben brachte, vergöttert. Ihr Hof war nicht allein ein Hof von Edelleuten und Damen, alles Volk liebte sie zugleich als Königin und als Frau, die Harmonie ihrer Flöten und Geigen und auch ihre Mahlzeiten waren für jedermann. Sie wußte auch von der Zeit einen nützlichen Gebrauch zu machen, daß jeder ihrer Tage ihr etwas brachte, und daß keiner für ihre Umgebung verloren war.

Klug wußte sie ihren Kummer über Heinrichs Entgleisungen zu verbergen und hatte sich daran gewöhnt, mit der Liebe oder wenigstens mit dem Anschein der Liebe zu leben und durch Poesie und Wohlleben Familie, Gatten, Freunde und alles übrige zu ersetzen.

Niemand außer Katharina von Medici, Chicot und einigen wenigen hatte sagen können, warum Margarethes Wangen so bleich waren. Margarethe hatte keine Vertraute, sie wollte keine mehr, seitdem die Leute ihre Ehre und ihr Vertrauen für Geld verkauft hatten.

Der Bearner schonte übrigens in ihr eine Tochter Frankreichs; er sprach mit ihr nur mit botmäßiger Höflichkeit oder freundlichem Sichgehenlassen; er beobachtete gegen sie bei jeder Gelegenheit und bei allen Dingen das Benehmen eines Gatten und eines Freundes.

Von Heinrich belehrt, begab Chicot sich in die Gemächer der Königin, doch er fand niemand. Margarethe war, wie man ihm sagte, am Ende der schönen Allee am Fluß, und er ging in diese berühmte Oleanderallee von dreitausend Schlitten.

Als er zwei Drittel durchwandert hatte, erblickte er unter einem Boskett von spanischem Jasmin und Reben eine buntscheckige Gruppe von Federn, Bändern und Samtdegen. Es ging Chicot ein Page voran; die Königin, deren Augen mit der ewigen Unruhe schwermütiger Herzen umherschweiften, erkannte die Farben von Navarra und rief dem Pagen.

»Was willst du, d'Aubiac?« fragte sie.

Der junge Mensch oder vielmehr das Kind, denn er war kaum zwölf Jahre alt, errötete und beugte ein Knie vor Margarethe.

»Madame,« sagte er französisch, denn die Königin verbot die Anwendung des Dialekts bei allen dienstlichen Meldungen und allen Geschäftssachen, »ein Herr aus Paris, vom Louvre an Seine Majestät den König von Navarra abgesandt und von Seiner Majestät dem König von Navarra an Euch geschickt, wünscht Eure Majestät zu sprechen.«

Ein plötzliches Feuer färbte das schöne Antlitz Margarethes. Sie wandte sich rasch und mit dem peinlichen Gefühle um, das bei jeder Veranlassung lange Zeit bedrückte Herzen durchdringt. Chicot stand unbeweglich zwanzig Schritte von ihr.

Ihre scharfen Augen erkannten an der Haltung und dem Profil bekannte Formen; sie verließ den Kreis, statt den Ankömmling nähertreten zu lassen.

Während sie sich indessen umwandte, um die Gesellschaft zu verabschieden, machte sie mit der Spitze der Finger einem der reichstgekleideten und schönsten Edelleute ein Zeichen. Der Abschied für alle war in Wirklichkeit nur ein Abschied für einen einzigen.

Da jedoch der bevorzugte Kavalier trotz des Grußes nicht ohne Unruhe zu sein schien, und da ein Frauenauge alles sieht, so sagte Margarethe: »Herr von Turenne, wollt diesen Damen sagen, daß ich im Augenblick zurückkomme.«

Der hübsche Edelmann mit dem weißblauen Wams verbeugte sich mit mehr Leichtigkeit, als es ein gleichgültiger Höfling getan hätte.

Die Königin trat rasch auf Chicot zu, der die Szene, die so sehr mit den Ausdrücken des Briefes, den er brachte, im Einklang stand, mit prüfendem Auge betrachtet hatte, ohne sich einen Zoll von der Stelle zu rühren.

»Herr Chicot!« rief Margarethe erstaunt. – »Zu den Füßen Eurer Majestät,« sagte Chicot, »die stets gut und stets schön und immer Königin ist, wie im Louvre so in Nerac.«

»Es ist ein Wunder, Euch so fern von Paris zu sehen.« – »Verzeiht, Madame, nicht der arme Chicot hat den Gedanken gehabt, dieses Wunder zu tun.«

»Ich glaube das wohl, Ihr waret tot, wie man sagte.« – »Ich spielte den Toten.«

»Was wollt Ihr von uns, Herr Chicot, sollte ich so glücklich sein, daß man sich in Frankreich der Königin von Navarra erinnerte?« – »Oh! Madame,« erwiderte Chicot lächelnd, »seid unbesorgt, man vergißt die Königinnen bei uns nicht, wenn sie Euer Alter und besonders Eure Schönheit haben.«

»Man ist also immer noch artig in Paris?« – »Der König von Frankreich,« sagte Chicot, ohne die letzte Frage zu beantworten, »schreibt sogar an den

König von Navarra über diesen Gegenstand.«

Margarethe errötete. »Er schreibt?« fragte sie. – »Ja, Madame.«

»Habt Ihr den Brief gebracht?« – »Gebracht, nein, aus Gründen, die Euch der König von Navarra erklären wird, aber auswendig gelernt und aus dem Gedächtnis wiederholt.«

»Ich begreife; der Brief war wichtig, und Ihr befürchtetet, er könnte, verloren gehen oder Euch gestohlen werden.« – »So ist es, Madame; Eure Majestät entschuldige mich; aber der Brief war lateinisch geschrieben.«

»Oh! sehr gut! Ihr wißt, daß ich das Lateinische verstehe.« – »Und der König von Navarra versteht es auch?«

»Mein lieber Herr Chicot, es ist sehr schwer zu wissen, was der König von Navarra weiß oder nicht weiß.« – »Ah! ah!« machte Chicot, glücklich, zu sehen, daß er nicht allein den Schlüssel des Rätsels suchte.

»Wenn man dem Anschein glauben darf, versteht er es sehr schlecht, denn nie begreift er oder scheint wenigstens nie zu begreifen, wenn ich mit einem vom Hofe in dieser Sprache rede.« – »Ah! Teufel!« macht Chicot und biß sich auf die Lippen.

»Habt Ihr ihm den Brief vorgesagt?« – »Er war an ihn gerichtet.«

»Und er schien ihn zu verstehen?« – »Nur zwei Worte.«

»Welche?« – »Turennius und Margota.«

»Was hat er sodann getan?« – »Er hat mich zu Euch geschickt.«

»Zu mir?« – »Ja, indem er sagte, dieser Brief scheine zu wichtige Dinge zu enthalten, als daß man ihn durch einen Fremden übersetzen lassen könnte, und es wäre besser, wenn Ihr es tätet, Ihr die Schönste der Gelehrtinnen und die Gelehrteste unter den Schönen.«

»Ich werde Euch anhören, Herr Chicot, da es der Befehl des Königs ist, daß ich Euch höre.« – .»Ich danke, Madame; wo beliebt es Eurer Majestät, daß

ich spreche?«

»Hier; nein, nein, bei mir vielmehr; ich bitte, kommt in mein Kabinett!«

Margarethe schaute mit einem tief forschenden Blicke Chicot an, der sie, wohl aus Mitleid mit ihr, eine Ecke der Wahrheit hatte erschauen lassen.

Die arme Frau fühlte das Bedürfnis einer Unterstützung, einer Rückkehr zur Liebe vielleicht, um die Prüfung auszuhalten, die sie bedrohte.

»Vicomte,« sagte sie zu Herrn von Turenne, »Euren Arm bis zum Schloß! Habt die Güte, uns voranzugehen, Herr Chicot.«

Das Kabinett Margarethes.

Im Kabinett der Königin wurde Chicot eingeladen, sich in einen schönen, guten Lehnstuhl zu setzen, dessen Stickerei einen Amor darstellte, der eine Wolke von Blumen ausstreute; ein Page, der nicht d'Aubiac, aber viel schöner und viel reicher gekleidet war als dieser, bot dem Gesandten neue Erfrischungen an.

Chicot nahm nichts an und begann, sobald der Vicomte von Turenne den Platz verlassen hatte, mit treuem Gedächtnis den Brief des Königs von Frankreich und Polen herzusagen.

Chicot sprach, um sich möglichst die Verlegenheit zu sparen, das Lateinische so verkehrt wie möglich aus und hielt den Kopf gesenkt. Margarethe aber verstand sofort alles Boshafte und Stechende des Briefes.

Man darf auch nicht glauben, daß Chicot seine Nase ewig gesenkt hielt, er schlug bald ein Auge, bald das andere auf und beruhigte sich dann, als er sah, daß die Königin unter ihren bald zusammengezogenen Brauen einen Entschluß faßte. Er vollendete also mit ziemlicher Ruhe die Grüße des königlichen Briefes.

»Beim heiligen Abendmahl,« sagte die Königin, als Chicot geendigt hatte, »mein Bruder schreibt hübsch Lateinisch; welche Lebhaftigkeit, welcher

Stil! Ich hätte nie geglaubt, daß er so stark darin sei.«

Chicot machte eine Bewegung mit dem Auge und öffnete die Hände wie ein Mensch, der sich das Ansehen gibt, als billige er aus Höflichkeit, während er nichts versteht.

»Ihr versteht es nicht?« sagte die Königin, die mit allen Sprachen und auch mit der Mimik vertraut war. »Ich glaubte, Ihr wäret ein starker Lateiner.«

»Madame, ich habe es vergessen; alles, was ich heute weiß, alles, was ich von meiner alten Wissenschaft noch übrig habe, ist, daß das Lateinische keinen Artikel, daß es einen Vokativ hat, und daß der Kopf in dieser Sprache sächlichen Geschlechtes ist.«

»Ah! wahrhaftig!« rief eintretend eine heitere und laute Stimme.

Chicot und die Königin wandten sich rasch um.

»Wie?« sagte Heinrich hinzutretend, »der Kopf ist im Lateinischen sächlichen Geschlechts, Herr Chicot ... und warum ist er denn nicht männlichen Geschlechts?« – »Ah! Sire, ich weiß es nicht und wundere mich darüber wie Eure Majestät.«

»Ich wundere mich auch darüber,« sagte Margarethe träumerisch.

»Das muß so sein,« sagte der König, »weil bald der Mann, bald die Frau die Herren sind, und zwar je nach dem Temperament des Mannes oder der Frau.«

Sich verbeugend, sagte Chicot: »Das ist offenbar der beste Grund, den ich kenne.«

»Desto besser, es freut mich unendlich, daß ich ein tieferer Philosoph bin, als ich glaubte. Doch kommen wir nun auf den Brief zurück; wißt, Madame, daß ich vor Verlangen brenne, die Neuigkeiten vom französischen Hofe zu erfahren, und nun bringt sie mir dieser brave Herr Chicot gerade in lateinischer Sprache; sonst ...«

»Sonst?« wiederholte Margarethe.

»Sonst würde ich mich daran ergötzen, Ventre-saint-gris! Ihr wißt, wie sehr ich die Neuigkeiten liebe, und besonders die skandalösen Neuigkeiten, – wie sie mein Schwager Heinrich von Valois so gut zu erzählen weiß,«

Bei diesen Worten setzte sich Heinrich von Navarra und rieb sich die Hände.

»Sprecht, Herr Chicot,« fuhr der König mit der Miene eines Mannes fort, der sich recht zu werden anschickt; »Ihr habt den Brief meiner Frau vorgesagt, nicht wahr?« – »Ja, Sire.«

»Nun, mein Herzchen, erzählt mir ein wenig, was dieser Brief enthält.«

»Es ist ein hinterlistiger Brief, Sire.«

»Bah!«

»Oh, ja! er enthält mehr Verleumdungen, als nötig sind, um nicht nur einen Mann mit seiner Frau, sondern auch einen Freund mit allen seinen Freunden zu entzweien.«

»Hoho!« machte Heinrich, indem er sich aufrichtete und sein von Natur so offenes, so treuherziges Gesicht mit einem geheuchelten Mißtrauen bewaffnete, »einen Mann und eine Frau entzweien, Euch und mich also?« – »Euch und mich, Sire.«

»Und worin, mein Herzchen?«

Chicot fühlte sich auf Dornen und würde, obgleich er hungrig war, viel gegeben haben, wenn er hätte ohne Abendessen schlafen gehen können.

»Die Wolke wird platzen,« murmelte er in sich, »die Wolke wird platzen.«

»Sire,« sagte die Königin, »ich bedaure, daß Eure Majestät das Lateinische vergessen hat, das man sie doch hat lehren müssen.«

»Madame, ich erinnere mich nur noch eines Satzes von all dem Lateinischen, das ich gelernt habe, dies ist der Satz: *Deus et virtus aeterna.*« (Gott und die Tugend sind ewig).«

»Sire,« fuhr die Königin fort, »wenn Ihr es verstündet, würdet Ihr in dem Briefe viele Komplimente von allerlei Art für mich sehen.«

»Oh! sehr gut!« sagte der König.

» *Optime*!« murmelte Chicot.

»Aber inwiefern,« fragte Heinrich, »können uns Komplimente entzweien, Madame, denn solange Euch mein Schwager Heinrich Komplimente machte bin ich seiner Ansicht; würde man Schlimmes von Euch in diesem Briefe sagen, ah! das wäre etwas anderes, Madame, und ich würde die Politik meines Schwagers begreifen.«

»Ah! wenn man Schlimmes von mir sagte, würdet Ihr Heinrichs Politik begreifen?«

»Ja, er hat Beweggründe, uns zu entzweien, die ich kenne.«

»Geduld, Sire, denn die Komplimente sind nur ein höflicher Eingang, um zu Verleumdungen gegen Eure Freunde und die meinigen zu kommen.«

Und nach diesen kühn hingeworfenen Worten wartete Margarethe, ob man sie widerlegen würde.

Chicot senkte die Nase, Heinrich zuckte die Achseln.

»Seht, mein Herzchen,« sagte er, »ob Ihr nicht doch das Lateinische nicht wohl verstanden habt, und ob wirklich diese schlimme Absicht in dem Briefe meines Schwagers enthalten ist.«

So sanft und salbungsreich Heinrich diese Worte sprach, schleuderte ihm die Königin von Navarra doch einen Blick voll Mißtrauen zu.

»Versteht mich ganz und gar, Sire,« sagte sie.

»Gott ist mein Zeuge, ich wünsche nichts anderes, Madame.«

»Sprecht, bedürft Ihr Eurer Diener oder nicht?«

»Ob ich ihrer bedarf, mein Herzchen? Eine schöne Frage! Mein Gott! was sollte ich ohne sie tun?«

»Nun Wohl, Sire! Der König will Euch Eure besten Diener abspenstig machen.«

»Ich fordere ihn auf, das zu tun.«

»Bravo, Sire,« murmelte Chicot.

»Ei! allerdings!« sagte Heinrich mit jener erstaunlichen Gutmütigkeit, die ihm so eigentümlich war, daß sich bis an seines Lebens Ende jeder dadurch hintergehen ließ, »denn meine Diener sind mir durch Zuneigung und nicht durch Interesse zugetan. Ich habe ihnen nichts zu geben.«

»Ihr gebt ihnen Euer Herz, Eure Treue, Sire, und das ist die beste Wiedervergeltung eines Königs für seine Freunde.«

»Nun! Sire, traut ihnen nicht mehr!«

»Ventre-saint-gris! das wird nur geschehen, wenn sie mich dazu zwingen, nämlich wenn sie es verschulden.«

»Gut, Sire, dann wird man Euch beweisen, daß sie es verschulden.«

»Ah! ah!« machte der König, »aber wodurch?«

Chicot senkte abermals den Kopf, wie er es immer in peinlichen Augenblicken tat.

»Ohne zu kompromittieren, kann ich Euch das nicht erzählen, Sire...« erwiderte Margarethe.

Und sie schaute umher.

Chicot begriff, daß er überflüssig war, und wich zurück.

»Lieber Bote,« sagte der König, »wollt mich in meinem Kabinett erwarten; die Königin hat mir etwas Besonderes, etwas für meinen Dienst Nützliches,

wie ich sehe, zu sagen.«

Margarethe blieb unbeweglich, abgesehen von einem kleinen Zeichen mit dem Kopf, das Chicot allein aufgefaßt zu haben glaubte.

Als Heinrich mit seiner Frau unter vier Äugen war, teilte er ihr zunächst mit, daß er am nächsten Tage auf eine große Jagd gehe. Sodann bat er sie, der Fosseuse, deren »Krankheit« ihn mit Unruhe erfülle, durch einen Besuch ihre Teilnahme zu beweisen. Die Königin wies die Zumutung zunächst weit von sich. Heinrich ließ aber durchblicken oder wenigstens ahnen, daß er von dem Inhalt des Pariser Briefes mehr wisse, als ihr lieb sein konnte. So brachte er sie dahin, daß sie, halb von Besorgnis, halb vom Bewußtsein eigenen Fehls getrieben, in den schweren Gang zum Krankenbett ihrer Nebenbuhlerin willigte. Erfreut umarmte sie Heinrich fast liebevoll und ließ sie verwirrt und erstaunt über alles, was sie gehört hatte, in ihrem Kabinett zurück.

Der spanische Botschafter.

Der König suchte hierauf Chicot in seinem Zimmer wieder auf.

»Nun! Chicot?« fragte Heinrich. – »Nun! Sire.«

»Du weißt nicht, was die Königin behauptet?« – »Nein.«

»Sie behauptet, dein verfluchtes Lateinisch werde unsere ganze Ehe in Verwirrung bringen.« – »Ei! Sire, vergessen wir um Gotteswillen dieses Lateinische, und alles ist gut.«

»Der Teufel soll mich holen, ich denke nicht mehr daran.« – »Das ist recht.«

»Wahrhaftig, ich habe etwas ganz anderes zu tun, als hieran zu denken.« – »Eure Majestät zieht es vor, sich zu vergnügen?«

»Ja, mein Sohn,« erwiderte Heinrich, ziemlich unzufrieden mit dem Tone, in dem Chicot diese wenigen Worte ausgesprochen hatte, »ja, meine

Majestät liebt es mehr, sich zu Vergnügen.« – »Verzeiht, ich belästige vielleicht Eure Majestät?«

»Ei! mein Sohn,« sagte Heinrich, die Achseln zuckend, »ich habe dir schon gesagt, es sei hier nicht wie im Louvre. Hier treibt man am hellen Tage jede Liebe, jeden Krieg, jede Politik.«

Der Blick des Königs war so sanft, sein Lächeln so wohlwollend, daß Chicot dadurch ganz kühn gemacht wurde.

»Krieg und Politik weniger als Liebe, nicht wahr, Sire?«

»Wahrhaftig, ja, mein lieber Freund, ich gestehe es; dieses Land ist so schön, die Weine des Languedoc sind so schmackhaft, die Frauen von Navaria sind so hübsch!« – »Ah! Sire,« entgegnete Chicot, »mir scheint, Ihr vergeßt die Königin; sind die Navarresinnen etwa schöner und gefälliger? Dann mache ich ihnen mein Kompliment.«

»Ventre-saint-gris! Nu hast recht, Chicot, ich vergaß, daß du Botschafter bist, daß du Heinrich III. vertrittst, daß König Heinrich III. der Bruder von Margarethe ist, und daß ich folglich in deiner Gegenwart Frau Margarethe über alle Frauen stellen muß! Noch du wirst meine Unvorsichtigkeit entschuldigen, ich bin nicht mehr an Gesandte gewöhnt, mein Sohn.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und d'Aubiac meldete mit lauter Stimme: »Der Herr Botschafter von Spanien.«

Chicot machte von seinem Lehnstuhl einen Sprung, der dem König ein Lächeln entriß.

»Wahrhaftig,« sagte Heinrich, »ich werde hier auf eine Weise Lügen gestraft, wie ich es nicht erwartet hatte. Der Botschafter von Spanien! Was will er hier?« – »Ja,« wiederholte Chicot, »was will er hier?«

»Wir werden es erfahren, vielleicht hat unser Nachbar, der Spanier, eine Grenzstreitigkeit mit uns zu verhandeln.«

»Ich entferne mich,« sagte Chicot demütig. »Es ist ohne Zweifel ein wahrer Botschafter, den Euch Seine Majestät König Philipp II. schickt, während ich...«

»Der Botschafter von Frankreich dem Spanier das Terrain abtreten, und zwar in Navarra, Ventre-saint-gris! Das wird nicht geschehen; öffne dieses Bücherzimmer, Chicot, und gehe hinein!« – »Aber ich werde dort alles hören, Sire.«

»Ah! Du wirst alles hören, alle Teufel! Was liegt mir daran? Ich habe nichts zu verbergen.«

Dann fügte er hinzu: »Sage meinem Kapitän der Leibwachen, er möge den Herrn Botschafter von Spanien einführen.« Als Chicot diesen Befehl hörte, trat er eiligst in das Bücherzimmer, dessen Türvorhang er sorgfältig schloß.

Ein langsamer und abgemessener Schritt erscholl, es war der des Botschafters Seiner Majestät König Philipps II.

Nach den feierlichen Einleitungen gemäß den Vorschriften der Etikette, wobei sich Chicot aus seinem Versteck überzeugt hatte, daß Heinrich sehr gut Audienz zu geben wußte, fragte der Gesandte in spanischer Sprache, die jeder Gaskogner oder Bearner so gut wie die seiner Heimat versteht: »Kann ich frei zu Eurer Majestät sprechen?«

»Ihr könnt es.«

Chicot öffnete zwei weite Ohren. Das Interesse war groß für ihn.

»Sire,« sagte der Botschafter, »ich bringe die Antwort Seiner katholischen Majestät.«

»Gut!« dachte Chicot, »wenn er die Antwort bringt, so ist eine Frage erfolgt.«

»Worauf?« fragte Heinrich. – »Auf Eure Eröffnungen vom vorigen Monat.«

»Ah! ich bin sehr vergeßlich,« sagte Heinrich. »Wollt mir ins Gedächtnis rufen, was für Eröffnungen das waren, Herr Botschafter.« – »Die Einfälle

der lothringischen Prinzen in Frankreich.«

»Ja, und besonders die meines Vetters von Guise. Sehr gut, ich erinnere mich nun; fahrt fort, mein Herr, fahrt fort!« – »Sire, der König, mein Herr, hat, obgleich man ihm anliegt, einen Allianzvertrag mit Lothringen zu unterzeichnen, ein Bündnis mit Navarra für loyaler und, sagen wir es gerade heraus, für vorteilhafter gehalten.«

»Ja, sagen wir es gerade heraus.« – »Ich werde offenherzig gegen Eure Majestät sein, Sire, denn ich kenne die Gesinnung des Königs meines Herrn gegen Eure Majestät.«

»Und ich, darf ich sie auch erfahren?« – »Sire, der König, mein Herr, hat Navarra nichts zu verweigern.«

Chicot drückte sein Ohr an den Türvorhang, während er sich in den Finger biß, um sich zu versichern, daß er nicht schlief.

»Wenn man mir nichts zu verweigern hat, so wollen wir einmal sehen, was ich verlangen kann.« – »Alles, was Eurer Majestät beliebt, Sire.«

»Teufel!« – »Eure Majestät spreche also offenherzig und unumwunden.«

»Ventre-saint-gris! das setzt mich in Verlegenheit!« – »Seine Majestät, der König von Spanien will es seinem neuen Verbündeten bequem machen, der Vorschlag, den ich Eurer Majestät tun werde, soll dies beweisen.«

»Ich höre.« – »Der König von Frankreich behandelt die Königin von Navarra als geschworene Feindin; er verstößt sie, denn er überhäuft sie mit Schmach, das unterliegt keinem Zweifel ... Die Beleidigungen des Königs von Frankreich... ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, daß ich diesen so zarten Gegenstand berühre...«

»Berührt ihn immerhin!« – »Die Beleidigungen des Königs von Frankreich sind öffentlich.«

Heinrich machte eine Bewegung des Leugnens.

»Sind öffentlich und bekannt; wir sind davon unterrichtet,« fuhr der Spanier fort; »ich wiederhole also, Sire; der König von Frankreich verstößt Frau Margarethe als seine Schwester, da er sie zu entbehren trachtet, indem er öffentlich ihre Sänfte anhalten und sie durch einen Kapitän seiner Garden durchsuchen läßt.«

»Nun wohl! mein Herr Botschafter, worauf zielt Ihr damit ab?« – »Es gibt also nichts Leichteres für Eure Majestät, als die als Frau zu verstoßen, die ihr Bruder als Schwester verstößt.«

Heinrich schaute nach dem Türvorhang, hinter dem Chicot mit bestürztem Auge den Erfolg dieses hochtrabenden Eingangs erwartete.

»Ist die Königin verstoßen,« fuhr der Botschafter fort, »so ist das Bündnis zwischen dem König von Navarra und dem König von Spanien ...«

Heinrich verbeugte sich.

»Ist dieses Bündnis völlig abgeschlossen, und zwar folgendermaßen: Der König von Spanien gibt die Infantin, seine Tochter, dem König von Navarra, und Seine Majestät selbst heiratet Frau Catharine von Navarra, Eurer Majestät Schwester.«

Ein Schauer des Stolzes durchlief den Bearner, ein Schauer des Schreckens Chicot. Der eine sah am Horizont sein Glück strahlend wie eine aufgehende Sonne sich erheben, der andere sah das Zepter und das Glück Frankreichs hinabsinken und sterben.

Unempfindlich und eiskalt sah der Spanier nichts als die Weisungen seines Herrn.

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille; danach erwiderte der Bearner: »Der Vorschlag ist herrlich und ehrt mich im höchsten Grade.« – »Seine Majestät,« sagte hastig der stolze Unterhändler, der auf eine Einwilligung im Augenblick des Enthusiasmus zählte, »Seine Majestät der König von Spanien gedenkt Eurer Majestät nur eine Bedingung zu stellen.«

»Ah! eine Bedingung! Das ist nur zu billig; lasst die Bedingung hören!« – »Indem mein Gebieter Eure Majestät gegen die lothringischen Prinzen unterstützt, das heißt, Euch den Weg zum Tore öffnet, wünschte er sich durch ein Bündnis mit Euch den Erwerb von Flandern zu sichern, wonach Monseigneur der Herzog von Anjou zu dieser Stunde mit allen seinen Zähnen schnappt. Eure Majestät begreift, daß mein Herr ihr hierdurch jeden Vorzug vor den lothringischen Prinzen gibt, da die Herren von Guise, seine natürlichen Verbündeten als katholische Fürsten, für sich allein eine Partei gegen den Herzog von Anjou in Flandern bilden. Folgendes ist nun die einzige Bedingung; sie ist vernünftig und mild: Seine Majestät der König von Spanien wird sich mit Euch durch eine doppelte Heirat verbinden, er wird Euch dem König von Frankreich ...« der Botschafter suchte einen Augenblick das geeignete Wort »... sukzedieren helfen, und Ihr garantiert ihm Flandern. Ich kann nun, da ich die Weisheit Eurer Majestät kenne, meine Unterhandlung als glücklich zum Abschluß gebracht betrachten.«

Ein Stillschweigen, noch tiefer als das erste, folgte auf diese Worte, ohne Zweifel, um die Antwort, die der Würgengel erwartete, um auf Frankreich oder Spanien zu schlagen, noch eindrucksvoller zu machen.

Heinrich von Navarra machte drei oder vier Schritte in seinem Kabinett und sagte: »Das ist also die Antwort, die Ihr mir zu überbringen beauftragt seid?« – »Ja, Sire.«

»Nichts anderes dabei?« – »Nichts anderes.«

»Nun wohl! Ich schlage das Anerbieten Seiner Majestät des Königs von Spanien aus.« – »Ihr schlagt die Hand der Infantin aus!« rief der Spanier mit einer Bestürzung, der ähnlich, die der Schmerz einer Wunde verursacht, auf den man nicht gefaßt ist.

»Die Ehre ist sehr groß, mein Herr,« sagte Heinrich, das Haupt erhebend, »doch kann ich sie nicht für höher erachten, als die Ehre, eine Tochter Frankreichs geheiratet zu haben.« – »Ja, doch diese erste Verbindung brachte Euch dem Grabe nahe, die zweite bringt Euch dem Throne nahe, Sire.«

»Ein kostbares, unvergleichliches Glück, mein Herr, ich weiß es wohl, das ich jedoch nie mit dem Blute und der Ehre meiner zukünftigen Untertanen erkaufen würde. Wie! mein Herr, ich sollte den Degen ziehen gegen den König von Frankreich, meinen Schwager, für den Spanier, einen Fremden; wie! ich sollte die Fahne Frankreichs auf dem Wege des Ruhmes aufhalten, um das begonnene Werk durch die Türme von Kastilien und den Löwen von Leon vollenden zu lassen; wie! ich sollte Brüder durch Brüder töten lassen; ich sollte den Fremden in mein Vaterland führen! Hört mich wohl, mein Herr: Ich habe meinen Nachbar, den König von Spanien, um Hilfe gegen die Herren von Guise, die nach meinem Erbe gierigen Meuterer, gebeten, aber nicht gegen den Herzog von Anjou, meinen Schwager; nicht gegen Heinrich III., meinen Freund, nicht gegen meine Frau, die Schwester meines Königs. Ihr werdet die Guisen unterstützen, sagt Ihr, Ihr werdet ihnen Hilfe leisten. Tut es; ich schleudere alle Protestanten Deutschlands und Frankreichs auf sie und Euch. Der König von Spanien will Flandern wiedererobern, er tue, was sein Vater Karl V. getan hat. Ich wolle den Thron von Frankreich, sagt Seine katholische Majestät, das ist möglich; doch sie braucht ihn mir nicht erobern zu helfen; ich werde ihn wohl allein nehmen, wenn er erledigt ist; und dies – trotz aller Majestäten der Welt ... Gott befohlen also, mein Herr. Sagt meinem Bruder Philipp, ich sei ihm sehr dankbar für seine Anerbietungen. Doch ich würde ihn auf den Tod hassen, wenn er mich auch nur einen Augenblick für fähig hielte, sie anzunehmen, Gott befohlen, mein Herr!«

Ganz erstaunt und bestürzt stammelte der Botschafter: »Nehmt Euch in acht, Sire, das gute Einverständnis zweier Nachbarn hängt von einem schlimmen Worte ab.«

»Mein Herr Botschafter,« sagte Heinrich, »wißt wohl: König von Navarra oder König von nichts, das ist mir einerlei. Meine Krone ist so leicht, daß ich ihren Fall nicht einmal fühlen würde, wenn sie mir von der Stirn glitte; übrigens seid unbesorgt, ich würde sie in diesem Augenblick zu halten wissen. Noch einmal, Gott befohlen, mein Herr; sagt dem König, Eurem Gebieter, mein Ehrgeiz strebe nach einem höheren Ziele als nach dem, das er mich in der Ferne habe erblicken lassen. Lebt wohl!«

Und der Bearner, der – man kann nicht sagen – nicht wieder er selbst, sondern der Mann wurde, als den man ihn kannte, geleitete lächelnd und voll Höflichkeit den spanischen Botschafter bis zur Schwelle seines Kabinetts zurück.

Die Armen des Königs von Navarra.

Chicot war in so tiefes Erstaunen versunken, daß er, als Heinrich allein war, nicht daran dachte, sein Kabinett zu verlassen. Der Bearner hob den Türvorhang auf und klopfte ihm auf die Schulter.

»Nun, Meister Chicot,« sagte er, »wie habe ich mich Eurer Ansicht nach aus der Sache gezogen?« – »Vortrefflich, Sire,« antwortete Chicot, noch ganz betäubt. »In der Tat, für einen König, der nicht oft Botschafter empfängt, empfangt Ihr sie, wie es scheint, gut.«

»Meinem Schwager Heinrich habe ich diesen Botschafter zu verdanken.« – »Wieso, Sire?«

»Wenn er nicht unablässig seine arme Schwester verfolgte, so würden die anderen nicht daran denken, sie zu verfolgen. Glaubst du, wenn der König von Spanien nicht die öffentliche Beleidigung erfahren hätte, die man der Königin von Navarra dadurch zufügte, daß ein Kapitän der Garden ihre Sänfte durchsuchte, man würde mir den Vorschlag machen, sie zu verstoßen?« – »Ich fühle mich glücklich zu glauben, daß alles vergeblich sein wird, und nichts die zwischen Euch und der Königin bestehende Eintracht stören kann.«

»Ei! mein Freund, das Interesse, das man hat, uns zu entzweien, ist zu klar.« – »Ich gestehe Euch, Sire, daß ich nicht so scharfsichtig bin, als Ihr glaubt.«

»Gewiß, mein Schwager Heinrich wünscht nichts anderes, als daß ich seine Schwester verstoße.« – »Wieso? Ich bitte, erklärt mir die Sache. Pest! ich glaubte nicht, in eine so gute Schule zu kommen.«

»Du weißt, daß man mir die Mitgift meiner Frau zu bezahlen vergessen hat?« – »Nein, Sire, ich wußte es nicht, ich vermutete es nur.«

»Daß diese Mitgift aus dreimalhunderttausend Goldtalern bestand.« – »Ein hübscher Pfennig.«

»Und aus mehreren Städten, worunter Cahors.« – »Alle Wetter! Eine hübsche Stadt.«

»Und diese, nicht die Taler, reklamierte ich.« – »Ah! Ihr habt Cahors gefordert. Daran habt Ihr, bei Gott, wohl getan, und an Eurer Stelle hätte ich es gemacht wie Ihr.«

»Und deshalb,« sagte der Bearner mit seinem feinen Lächeln, »und deshalb... Verstehst du nun?« – »Der Teufel soll mich holen, nein!«

»Deshalb möchte man mich gern mit meiner Frau dergestalt entzweien, daß ich sie verstoße. Keine Frau mehr, verstehst du, Chicot, keine Mitgift mehr, folglich keine Goldtaler mehr, keine Städte und besonders kein Cahors mehr. Aber ohne diese Stadt ist Navarra ein armes, kleines Fürstentum; und Cahors wäre mein Bollwerk, die Schutzwache der Anhänger meiner Religion.« – »Nun wohl! mein teurer Sire, betrauert Cahors, denn ob Ihr mit Frau Margarethe entzweit seid oder nicht, der König von Frankreich wird es Euch nie herausgeben, und wenn Ihr es nicht erobert...«

»Oh! ich würde es wohl erobern, wenn es nicht so stark befestigt wäre, und besonders wenn ich den Krieg nicht haßte.« – »Cahors ist uneinnehmbar, Sire.«

Heinrich bewaffnete sein Gesicht mit einer undurchdringlichen Naivität und erwiderte: »Oh! uneinnehmbar, uneinnehmbar; wenn ich auch eine Armee hätte, die ich nicht habe.« – »Hört, Sire,« sagte Chicot, »wir sind nicht hier, um uns Süßigkeiten zu sagen. Ihr wißt, unter Gaskognern geht man offenherzig zu Werk. Um Cahors zu nehmen, wo Herr von Vesin ist, müßte man ein Hannibal, ein Cäsar oder Eure Majestät sein.«

»Nun! Meine Majestät?« fragte Heinrich mit seinem spöttischen Lächeln.

»Eure Majestät hat gesagt, sie liebe den Krieg nicht.«

Heinrich seufzte, eine jähe Flamme erleuchtete sein schwermutvolles Auge; doch rasch diese unwillkürliche Bewegung unterdrückend, glättete er mit seiner von der Sommerhitze verbrannten Hand seinen rauhen, braunen Bart und sagte: »Es ist wahr, ich habe nie den Degen gezogen, ich werde ihn nie ziehen; ich bin ein Strohkönig und ein Friedensmann. Ich habe Cahors nicht; nun, ich werde es entbehren können.« – »Das ist hart, mein König.«

»Was willst du? Du glaubst selbst, Heinrich werde mir diese Stadt nie herausgeben.« – »Ich glaube es, Sire, ich bin dessen sicher, und zwar aus drei Gründen.«

»Nenne sie mir!« – »Erstens ist Cahors eine Stadt von gutem Ertrag, und der König wird sie lieber behalten, als irgend jemand geben wollen.«

»Das ist nicht ganz redlich, Chicot.« – »Es ist königlich, Sire.«

»Ah! es ist königlich zu nehmen, was einem gefällt?« – »Ja, das heißt, wie ein Löwe teilen, und der Löwe ist der König der Tiere.« – »Ich werde mich dessen erinnern, wenn ich mich je zum König mache. Dein zweiter Grund, mein Sohn?« – »Frau Catharina würde lieber ihre Tochter in Paris, als in Nerac, lieber bei sich, als bei Euch sehen.«

»Du glaubst? Sie liebt aber doch ihre Tochter nicht so wahnsinnig.« – »Nein; aber Frau Margarethe dient Euch als Geisel.«

»Du bist von einer vollendeten Feinheit. Der Teufel soll mich holen, wenn ich je daran gedacht hätte: doch du kannst recht haben; ja, eine Tochter Frankreichs ist am Ende eine Geisel. Nun?« – »Nun! Sire, wenn man die Mittel vermindert, vermindert man das Vergnügen des Aufenthalts. Nerac ist eine sehr angenehme Stadt, die einen reizenden Park und Alleen, wie es nirgends gibt, besitzt; doch der Mittel beraubt, wird sich Frau Margarethe in Nerac langweilen und sich nach dem Louvre sehnen,«

»Dein erster Grund gefällt mir besser, Chicot,« sagte Heinrich, den Kopf schüttelnd. – »Dann will ich Euch den dritten sagen. »Zwischen dem Herzog von Anjou, der sich einen Thron zu machen sucht und Flandern aufwiegelt, zwischen den Herren von Guise, die sich gern eine Krone schmieden möchten und Frankreich aufwiegeln, zwischen dem König von

Spanien, der nach einer Universalmonarchie trachtet und die Welt aufwiegelt, haltet Ihr, der Fürst von Navarra, die Wage und behauptet ein gewisses Gleichgewicht.«

»In der Tat, ich, ohne Gewicht!« – »Ganz richtig. Seht die Schweizer Republik an! Werdet mächtig, das heißt gewichtig, und Ihr zieht die Schale hinab. Ihr seid nicht mehr ein Gegengewicht, sondern ein Gewicht.«

»Oh! dieser Grund gefällt mir ungemein, Chicot, und er ist vollkommen nachgewiesen. Du bist ein wahrer Rechtsgelehrter.« – »Wahrhaftig, Sire, ich bin, was ich sein kann,« erwiderte Chicot, der sich, geschmeichelt durch das Kompliment, von der ungewohnten königlichen Treuherzigkeit verführen ließ.

»Das ist also die Erklärung meiner Lage?« – »Vollständig, Sire.«

»Und ich sah nichts von dem allem, Chicot, ich hoffte stets, begreifst du das?« – »Sire, darf ich Euch einen Rat geben, so ist es der: Hört auf zu hoffen.«

»Ich will also mit dieser Schuldforderung an den König von Frankreich verfahren, wie mit denen meiner Meier, die mir den Pachtschilling nicht bezahlen können; ich setze ein B. neben ihren Namen.« – »Was Bezahlt heißen soll?«

»Ganz richtig.« – »Setzt zwei B. und stoßt einen Seufzer aus!«

Heinrich seufzte. »So werde ich es machen,« sagte er. »Du siehst übrigens, mein Freund, daß man in Bearn leben kann, und daß ich Cahors nicht durchaus notwendig habe.« – »Ich sehe das, und Ihr seid, wie ich vermutete, ein weiser Fürst, ein philosophischer Fürst ... Doch was für ein Lärm ist das?«

»Ein Lärm? Wo dies?« – »Im Hofe, wie mir scheint.«

»Schau aus dem Fenster, mein Freund, schau!« – Chicot näherte sich dem Fenster und sagte: »Sire, es ist unten ein Dutzend ziemlich schlecht gekleideter Leute.«

»Ah! das sind meine Armen,« versetzte der König aufstehend. – »Eure Majestät hat ihre Armen?«

»Ganz gewiß, empfiehlt Gott nicht die Mildtätigkeit? Wenn ich auch nicht Katholik bin, so bin ich darum doch nicht minder Christ.« – »Bravo; Sire.«

»Komm, Chicot, laß uns hinabgehen; wir geben miteinander das Almosen und speisen dann zu Nacht.« – »Sire, ich folge Euch,«

»Nimm die Börse, die dort auf dem Tischchen neben meinem Degen liegt, siehst du?« – »Ich habe sie.«

»Vortrefflich.«

Sie gingen hinab. Es war Nacht geworden. Der König schien, während er vorwärts schritt, von Sorgen und innerer Unruhe heimgesucht zu sein. Chicot schaute ihn an und betrübte sich über diesen Kummer.

»Wie zum Teufel kam mir der Gedanke, mit diesem Fürsten über Politik zu sprechen?« sagte er zu sich selbst. »Ich habe ihm den Tod ins Herz gebracht! Ich einfältiger Tölpel!«

Im Hofe näherte er sich der Gruppe von Bettlern, auf die Chicot hingewiesen hatte.

Es war in der Tat ein Dutzend Männer von verschiedener Statur, Physiognomie und Tracht, Leute, die ein ungeschickter Beobachter nach ihrem Gang, nach ihrer Stimme, nach ihren Gebärden für Zigeuner gehalten hätte, in denen aber ein geschickter Beobachter verkleidete Edelleute erkannt haben würde.

Heinrich nahm die Börse aus den Händen Chicots und machte ein Zeichen. Alle Bettler schienen das Zeichen zu verstehen. Sie begrüßten ihn jeder einzeln mit einer demütigen Miene, zugleich aber mit einem Blick voll des Einverständnisses und der Kühnheit, der zu sagen schien: »Unter der Hülle brennt das Herz.«

Heinrich antwortete durch ein Zeichen mit dem Kopf, steckte dann den Zeigefinger und den Daumen in die Börse, die Chicot offen hielt, und nahm ein Stück heraus.

»Ei! wißt Ihr, daß das Gold ist?« fragte Chicot.

»Ja, mein Freund, ich weiß es.« – »Teufel, Ihr seid reich?«

»Bemerkst du nicht, mein Freund,« entgegnete Heinrich mit einem Lächeln, »daß alle diese Goldstücke mir, zu je zwei Almosen dienen? Ich bin im Gegenteil arm, Chicot, und sehe mich genötigt, meine Pistolen entzwei zu schneiden, um nicht alles auf einmal zu vertun.« – »Es ist wahr,« sagte Chicot mit wachsendem Erstaunen, »die Stücke sind Hälften von Stücken, die man in willkürlichen Formen ausgeschnitten hat.«

»Oh! ich bin wie mein Bruder in Frankreich, der zu seiner Belustigung Bilder ausschneidet, ich habe auch meine eigentümliche Unterhaltung; es belustigt mich in meinen verlorenen Augenblicken, Dukaten zu beschneiden. Ein armer, ehrlicher Bearner ist findig wie ein Jude.« – »Gleichviel, Sire,« sagte Chicot, den Kopf schüttelnd, denn er erriet ein verborgenes Geheimnis, »das ist eine seltsame Art, Almosen zu geben.«

»Du würdest es anders machen?« – »Ja; statt mir die Mühe zu nehmen, jedes Stück zu trennen, würde ich es ganz geben und sagen: Das ist für zwei!«

»Sie würden sich schlagen, mein Lieber, und ich würde ein Ärgernis herbeiführen, während ich Gutes tun wollte.« – »Nun wohl!« murmelte Chicot, da er nichts weiter zu sagen wußte.

Heinrich nahm also ein halbes Goldstück aus der Börse, stellte sich vor den ersten Bettler mit jener ruhigen, sanften Miene, die sein gewöhnliches Wesen bildete, und schaute diesen Mann an, ohne zu sprechen, doch nicht, ohne ihn mit dem Blick zu befragen. »Agen,« sagte dieser, sich verbeugend.

»Wieviel?« fragte der König. – »Fünfhundert.«

»Cahors –,« und er gab ihm das Stück und nahm ein anderes aus der Börse.

Der Bettler verbeugte sich noch tiefer als das erstemal und entfernte sich.

Es folgte ihm ein anderer, der ebenfalls ehrfurchtsvoll grüßte.

»Auch,« sagte er sich verbeugend.

»Wieviel?«

»Dreihundertundfünfzig.«

»Cahors –,« und er übergab ihm das zweite Stück und nahm ein anderes aus der Börse. »Montauban,« sagte ein dritter.

»Wieviel?«

»Sechshundert.«

»Cahors.«

So näherten sich endlich alle, verbeugten sich , sprachen ein Wort aus, erhielten das seltsame Almosen und nannten eine Zahl, wobei sich der Gesamtbetrag auf, achttausend belief.

Jedem antwortete Heinrich: Cahors, ohne daß ein einziges Mal der Ton seiner Stimme bei der Aussprache des Wortes wechselte.

Als die Verteilung geschehen war, fand sich kein Halbstück mehr in der Börse, kein Bettler mehr im Hof.

»Gut,« sagte Heinrich.

»Ist das alles, Sire?« – »Ja, ich bin fertig.«. Chicot zog den König am Ärmel.

»Sire?« sagte er. – »Nun!«

»Ist es mir erlaubt, neugierig zu sein?« – »Warum nicht? Die Neugierde ist etwas Natürliches.«

»Was sagten Euch diese Bettler, und was zum Teufel antwortetet Ihr?« – Heinrich lächelte.

»Es ist wahrhaftig hier alles geheimnisvoll.« – »Findest du?«

»Ja; ich habe nie auf diese Art Almosen geben sehen.«

– »Das ist Gewohnheit in Nerac, mein lieber Chicot. Du kennst das Sprichwort: Jede Stadt hat ihren Gebrauch.«

»Ein seltsamer Gebrauch, Sire.« – »Der Teufel soll mich holen, nein, nichts kann einfacher sein. Alle diese Leute, die du gesehen hast, laufen im Lande umher, um Almosen zu sammeln; doch jeder ist aus einer andern Stadt. Damit ich nun nicht immer demselben gebe, sagen Sie mir den Namen ihrer Stadt; du begreifst, mein lieber Chicot, auf diese Art kann ich meine Wohltaten gleichmäßig austeilen und allen unglücklichen Städten meines Staates nützlich sein.«

»Das ist gut, Sire, soweit es den Namen der Stadt betrifft, den sie Euch nennen; doch warum antwortet Ihr allen Cahors?« – »Ah!« versetzte Heinrich mit vortrefflich gespieltem Erstaunen, »ich habe ihnen Cahors geantwortet?«

»Ich bin dessen sicher.« – »Siehst du, seitdem wir von Cahors gesprochen, habe ich dieses Wort immer im Munde. Es geht hierbei wie bei allen Dingen, die man nicht hat und nach denen man ein sehnsüchtiges Verlangen hegt; man träumt davon und nennt sie, wahrend man träumt.«

»Hm!« machte Chicot, indem er mißtrauisch nach der Seite schaute, wo die Bettler verschwunden waren; »das ist viel weniger klar, als ich es wünschte; Sire, es ist außer diesem noch ...« – »Wie! es ist noch etwas?«

»Es ist die Zahl, die jeder aussprach, und die eine Gesamtsumme von achttausend bildet,« – »Ah! was die Zahl betrifft, Chicot, da geht es mir wie dir, ich habe es auch nicht verstanden, wenn sie nicht etwa, da die Bettler, wie du weißt, in Körperschaften abgeteilt sind, wenn sie nicht etwa die Zahl der Mitglieder ihrer Körperschaften angegeben haben, was mir sehr wahrscheinlich vorkommt.«

»Sire! Sire!« – »Komm zum Abendessen, mein Freund; nichts öffnet meiner Ansicht nach den Geist so sehr wie Essen und Trinken. Wir suchen bei Tische, und du wirst sehen, daß, wenn meine Pistolen beschnitten, meine Flaschen wenigstens voll sind.«

Der König pfiff einem Pagen und verlangte sein Abendessen. Dann schlang er vertraulich seinen Arm um Chicots und stieg wieder in sein Kabinett hinauf, wo das Abendessen aufgetragen war.

Als er an den Gemächern der Königin vorüberkam, schaute er nach den Fenstern und sah kein Licht.

»Page,« sagte er, »ist Ihre Majestät die Königin nicht zu Hause?« – »Ihre Majestät besucht das Fräulein von Montmorency, das sehr krank sein soll.«

»Ah! arme Fosseuse,« sagte Heinrich; »es ist wahr, die Königin ist ein gutes Herz. Komm' zum Abendessen, Chicot, komm'!«

Die wahre Geliebte des Königs von Navarra.

Das Mahl war äußerst heiter. Heinrich schien nichts mehr im Kopfe und auf dem Herzen zu haben, und in dieser Stimmung des Geistes war der Bearner ein vortrefflicher Tischgenosse. Chicot verbarg, so gut er konnte, die leichte Unruhe, die ihn beim Anblick des spanischen Botschafters erfaßt, die ihn in den Hof verfolgt, die sich bei der Verteilung des Goldes an die Bettler vermehrt, und die ihn seitdem nicht mehr verlassen hatte.

Heinrich wollte, daß sein Freund Chicot mit ihm allein speise. Am Hofe König Heinrichs hatte er stets eine große Zuneigung zu Chicot gefühlt, und Chicot seinerseits hegte eine große Sympathie für den König von Navarra. Er beschloß, da sein Argwohn erregt war, auf Heinrichs Worte, wenn ihm der Wein die Zunge gelöst habe, zu achten. Heinrich trank in der Tat tüchtig, und er hatte eine Art, seine Gäste mit sich fortzureißen, die Chicot kaum gestattete, bei drei Gläsern um eines zurückzubleiben. Doch Chicots Kopf war, wie man weiß, ein eiserner Kopf.

Für Heinrich von Navarra waren alle diese Weine, wie er sagte, Landweine, und er trank sie wie Molken. Dabei tauschten sie viele Artigkeiten untereinander.

»Wie beneide ich Euch,« sagte Chicot zum König, »wie ist Euer Hof so liebenswürdig und Euer Dasein so blütenreich; wie viele gute Gesichter sehe ich in diesem guten Hause, und wie viele Reichtümer in dem schönen Lande Gaskogne.«

»Wenn meine Frau hier wäre, mein lieber Chicot, so würde ich dir nicht sagen, was ich dir nun sagen will; doch in ihrer Abwesenheit kann ich dir wohl gestehen, daß der schönste Teil meines Lebens der ist, den du nicht siehst.«

»Ah! Sire, man sagt in der Tat schöne Dinge über Eure Majestät.«

Heinrich warf sich in seinem Lehnstuhl zurück und streichelte sich lachend den Bart.

»Ja, ja, nicht wahr?« erwiderte er, »man behauptet, ich regiere viel mehr über meine Untertaninnen, als über meine Untertanen.«

»Es ist wahr, Sire, und dennoch setzt es mich in Erstaunen.«

»Wieso, Gevatter?«

»Sire, Ihr habt viel von dem bewegsamen Geist, der die großen Könige macht.«

»Ah! Chicot, du täuschst dich, ich bin viel mehr träge als regsam, und der Beweis davon ist mein ganzes Leben; soll ich eine Liebschaft anfangen, so ist es stets die, die mir am nächsten liegt; soll ich Wein wählen, so wähle ich immer den der Flasche, die am nächsten bei mir steht. Auf deine Gesundheit, Chicot!«

»Sire, Ihr erweist mir große Ehre,« erwiderte Chicot, indem er sein Glas bis auf den letzten Tropfen leerte, denn der König schaute ihn mit dem feinen Blicke an, der bis in die tiefsten Tiefen seiner Gedanken zu dringen schien.

»Wieviel Streit gibt es auch in meinem Hause, Gevatter!« fuhr der König, die Augen zum Himmel aufschlagend, fort.

»Ja, ich begreife; alle die Ehrenfräulein der Königin beten Euch an, Sire!«

»Sie sind meine Nachbarinnen, Chicot.«

»Ei! ei! aus diesem Grundsatz ergibt sich, daß, wenn Ihr in Saint-Denis wohntet, statt in Nerac zu wohnen, der König nicht so ruhig leben könnte, wie er es tut.«

Heinrich wurde finster. »Der König! was sagt Ihr mir da, Chicot!« versetzte Heinrich von Navarra, »der König! bildet Ihr Euch ein, ich sei ein Guise? Es ist wahr, ich wünsche Cahors zu haben, weil Cahors vor meiner Tür liegt; ich habe Ehrgeiz, Chicot, doch nur, wenn ich sitze; bin ich einmal aufgestanden, so habe ich keinen Wunsch mehr nach irgend etwas.« – »Alle Wetter, Sire, dieses Verlangen nach den nächstliegenden Dingen gleicht sehr dem Cesare Borgias, der sein Reich Stadt für Stadt zusammenpflückte

und dabei sagte, Italien gleiche einer Artischocke, die man Blatt für Blatt essen müsse.«

»Dieser Cesare Borgia war kein so schlechter Politiker, wie mir scheint, Gevatter Chicot.« – »Nein, aber es war ein sehr gefährlicher Nachbar und ein sehr bösartiger Bruder.«

»Ah! Ihr vergleicht mich doch nicht mit einem Sohne des Papstes, mich, das Haupt der Hugenotten? Da muß ich bitten, Herr Botschafter.« – »Sire, ich vergleiche Euch mit niemand.«

»Aus welchem Grunde?« – »Weil ich glaube, daß sich jeder täuscht, der Euch mit einem andern vergleicht, als mit Euch selbst. Ihr seid ehrgeizig, Sire.« »Wie seltsam!« rief der Bearner; »dieser Mensch will mich mit aller Gewalt zwingen, etwas zu wünschen.« – »Gott behüte mich, Sire; ich wünsche ganz im Gegenteil, daß Eure Majestät nichts wünschen möge.«

»Hört, Chicot,« sagte der König, »nicht wahr, es ruft Euch nichts nach Paris zurück?« – »Nichts, Sire.«

»Ihr werdet also einige Tage bei mir zubringen?« – »Wenn Eure Majestät mir die Ehre erweist, meine Gesellschaft zu wünschen, so gewährt es mir große Freude, acht Tage zu bleiben.«

»Acht Tage ... gut, es sei, Gevatter; in acht Tagen werdet Ihr mich kennen wie einen Bruder. Trinken wir, Chicot.« – »Sire, ich habe keinen Durst mehr,« erwiderte Chicot, der auf seinen Versuch, den König berauscht zu machen, allmählich Verzicht leistete.

Dann verlasse ich Euch, Gevatter,« sagte Heinrich; »der Mensch muß nicht bei Tische bleiben, wenn er nichts mehr dabei tut. Trinken wir, sage ich Euch.« – »Warum?«

»Um besser zu schlafen. Dieser leichte Landwein verleiht einen äußerst sanften Schlaf. Liebt Ihr die Jagd, Chicot?« – »Nicht sehr, Sire; und Ihr?«

»Ich bin ein leidenschaftlicher Jäger, seit meinem Aufenthalt am Hofe König Karls IX.« – »Warum erwies mir Eure Majestät die Ehre, sich zu

erkundigen, ob ich die Jagd liebe?«

»Weil ich morgen jage und Euch mitzunehmen gedenke.« – »Sire, es wird eine große Ehre für mich sein, doch ....«

»Oh! Gevatter, seid unbesorgt, diese Jagd ist ganz gemacht, um die Augen und das Herz jedes Kriegers zu ergötzen. Ich bin ein guter Jäger, Chicot, und es ist mir daran gelegen, daß ich mich Euch vorteilhaft zeige. Ihr wollt mich kennen lernen, sagt Ihr?« – »Alle Wetter, Sire, es gehört zu meinen größten Wünschen, ich muß es gestehen.«

»Nun, das ist eine Seite, unter der Ihr mich noch nicht studiert habt.« – »Sire, ich werde alles tun, was Eurer Majestät beliebt.«

»Gut! abgemacht also! Ah! da kommt ein Page; man stört uns.« – »Irgendeine wichtige Angelegenheit, Sire.«

»Eine Angelegenheit! bei mir! wenn ich bei Tische bin! Es ist erstaunlich, daß dieser liebe Chicot immer glaubt, er sei am französischen Hofe. Chicot, mein Freund, laß dir eins sagen: in Nerac legt man sich zu Bette, wenn man gut zu Nacht gespeist hat.« – »Doch dieser Page?«

»Kann dieser Page nicht aus einem andern Grunde als in Geschäften eine Meldung zu machen haben?« – »Ah! ich begreife, Sire, und will mich zu Bette legen.«

Chicot stand auf, der König tat dasselbe und nahm seinen Gast beim Arm.

Die Hast, mit der er ihn wegzuschicken schien, kam Chicot verdächtig vor, dem übrigens seit der Ankündigung des spanischen Botschafters alles verdächtig vorzukommen anfing. Er beschloß, das Kabinett nur so spät wie möglich zu verlassen. – »Oh! oh!« machte er wankend, »es ist erstaunlich, Sire.«

Der Bearner lächelte.

»Was ist erstaunlich?« – »Alle Wetter! mein Kopf dreht sich. Solange ich saß, ging das vortrefflich; doch nun, da ich aufgestanden bin, brrr!«

»Bah!« versetzte Heinrich, »wir haben den Wein kaum gekostet.« – »Gekostet, Sire! Ihr nennt das kosten? Bravo, Sire. Ah! Ihr seid ein tüchtiger Trinker, und ich bringe Euch meine Huldigung dar als meinem Souverän und Herrn. Gut! Ihr nennt das kosten?«

»Chicot, mein Freund,« sagte der Bearner, der durch einen der scharfen Blicke, die nur ihm gehörten, sich zu versichern suchte, ob Chicot wirklich betrunken war, oder ob er sich nur stellte, als wäre er es; »Chicot, mein Freund, ich glaube, das beste, was du tun kannst, ist, daß du dich zu Bette legst.« – »Ja, Sire, gute Nacht, Sire.«

»Gute Nacht, Chicot, und morgen?« – »Ja, Sire, morgen, und Eure Majestät hat recht, das beste, was Chicot tun kann, ist, sich zu Bette zu legen. Gute Nacht, Sire!«

Damit legte sich Chicot auf den Boden.

Als Heinrich dies sah, warf er einen raschen Blick nach der Tür. Aber so rasch dieser Blick auch gewesen war, so hatte ihn doch Chicot im Fluge aufgefangen.

Heinrich näherte sich Chicot.

»Du bist dergestalt trunken, mein armer Chicot, daß du eines nicht bemerkst.« – »Was?«

»Daß du die Matten meines Kabinetts für dein Bett hältst.« – »Chicot ist ein Kriegsmann! Chicot kümmert sich nicht um eine solche Kleinigkeit.«

»Dann bemerkst du ein Zweites nicht.« – »Ah! ah! .... Und was ist das?«

»Daß ich jemand erwarte.« – »Zum Abendessen? Gut, laß uns speisen!« Hier strengte er sich vergeblich an aufzustehen.

»Ventre-saint-gris! rief Heinrich, »wie schnell wirst du betrunken, Gevatter. Alle Teufel! Du siehst wohl, daß sie ungeduldig wird.« – »Sie,« machte Chicot, »welche sie?«

»Ei! beim Teufel! die Frau, die ich erwarte ... sie steht dort vor der Tür Schildwache.« – »Eine Frau! ... Ei! warum sagst du das nicht, Henriquet ... Ah! verzeiht mir, ich glaubte ... ich glaubte mit dem König von Frankreich zu sprechen. Seht Ihr, er hat mich verdorben, dieser gute Henriquet. Warum sagtet Ihr das nicht, Sire? Ich gehe schon.«

»So gefällst du mir, du bist ein wahrer Edelmann. Schön, stehe auf und gehe ... denn ich habe eine gute Nacht zuzubringen, hörst du? eine ganze Nacht.« – Chicot stand auf und erreichte stolpernd die Tür. »Gott befohlen, Sire, und gute Nacht ... gute Nacht.«

»Gute Nacht, teurer Freund, schlafe wohl!« Er öffnete die Tür. »Du wirst den Pagen in der Galerie finden, und er wird dir den Weg zeigen, gehe!«

Chicot ging hinaus, nachdem er sich so tief verbeugt hatte, wie es ein trunkener Mann tun kann.

Doch sobald er die Tür hinter sich geschlossen, verschwand jede Spur von Trunkenheit; er machte drei Schritte vorwärts, kehrte aber sogleich wieder zurück und drückte ein Auge an das breite Schloß.

Heinrich öffnete schon der Unbekannten die Tür, die Chicot, neugierig wie ein Gesandter, mit aller Gewalt kennen lernen wollte. Statt einer Frau trat aber ein Mann ein. Und als dieser Mann seinen Hut abgenommen hatte, erkannte Chicot das edle und ernste Gesicht Duplessis-Mornays, des strengen und wachsamen Rats.

»Ah! Teufel!« sagte Chicot, »der überfällt unseren Verliebten und wird ihn noch viel mehr belästigen, als ich ihn belästigte.«

Doch Heinrichs Antlitz drückte bei dieser Erscheinung nur Freude aus. Er reichte dem Eintretenden die Hand, stieß verächtlich die Tafel zurück und ließ Mornay mit dem Eifer neben sich setzen, mit dem sich ein Liebender seiner Geliebten nähert. Er schien begierig, die ersten Worte zu hören, die der Rat aussprechen würde; doch plötzlich, und ehe Mornay gesprochen hatte, stand er auf, hieß ihn durch ein Zeichen warten, ging zur Tür und schob die Riegel mit einer Behutsamkeit vor, die Chicot viel zu denken gab.

Dann heftete er seinen glühenden Blick auf Karten, Pläne, Briefe, die ihm sein Minister nach und nach vorlegte.

In diesem Augenblick hörte Chicot hinter sich gehen; es war der Page, der in der Galerie wachte und auf Befehl des Königs wartete. Aus Furcht, ertappt zu werden, wenn er länger horchen würde, richtete Chicot seine lange Gestalt hoch auf und verlangte von dem Knaben, in sein Zimmer geführt zu werden.

Für Chicot gab es jetzt keinen Zweifel mehr; er kannte die Hälfte der Buchstaben, die das Rätsel bildeten, das man den König von Navarra nannte. Statt einzuschlafen, setzte er sich nachdenkend auf sein Bett, während der Mond, an den spitzen Ecken des Daches niedersteigend, wie aus einer silbernen Gießkanne herab sein Licht auf den Fluß und auf die Wiesengründe ausströmte.

»Oh! oh!« sagte Chicot trübe, »Heinrich ist ein wahrer König, Heinrich konspiriert; dieser ganze Palast, sein Park, die Stadt, die ihn umgibt, die Provinz, die ihn umgibt, alles ist ein Herd der Verschwörung.

»Heinrich ist schlau, sein Verstand kommt dem Genie nahe; er hat Verbindungen mit Spanien – dem Lande der Betrügereien. Wer weiß, ob seine edle Antwort an den Botschafter nicht das Gegenteil von dem ist, was er denkt, und ob er nicht den Gesandten durch ein Blinzeln mit den Augen oder durch ein anderes verabredetes Zeichen, das ich nicht bemerken konnte, aufmerksam gemacht hat?

»Heinrich unterhält Spione, er besoldet sie oder läßt sie durch irgendeinen Agenten besolden. Diese Bettler waren nicht mehr, nicht weniger als verkleidete Edelleute. Ihre so kunstreich beschnittenen Goldstücke sind Erkennungszeichen, materielle und greifbare Losungsworte. Heinrich stellt sich, als wäre er wahnsinnig verliebt, und während man ihn mit Liebesgeschichten beschäftigt glaubt, bringt er seine Nächte damit hin, daß er mit Mornay arbeitet, der nie schläft und die Liebe nicht kennt. Dies hatte ich zu sehen, dies habe ich gesehen. Die Königin Margarethe hat Liebhaber, der König weiß es; er kennt sie und duldet sie, weil er dieser Liebhaber oder seiner Frau oder vielleicht aller zugleich bedarf. Da er kein Kriegsmann ist,

so muß er sich wohl Kapitäne unterhalten, und da er nicht viel Geld hat, so muß er sie die Münze wählen lassen, die ihnen am besten zusteht.«

»Ich allein habe den schlauen Bearner durchschaut.«

Chicot rieb sich die Hände und fuhr dann fort: »Nun, da ich ihn durchschaut, habe ich nichts mehr hier zu tun. Während er arbeitet oder schläft, werde ich sogleich ruhig und sacht die Stadt verlassen. Es gibt, glaube ich, wenige Botschafter, die sich, wie ich rühmen können, an einem einzigen Tage ihre ganze Sendung vollbracht zu haben.

»Ich werde also Nerac verlassen, und sobald ich außerhalb Nerac bin, bis Frankreich galoppieren.«

Er sprach es und fing an, seine Sporen wieder anzuschnallen, die er in dem Augenblick, wo er vor dem König erschien, abgelegt hatte.

Wie Chicot sich darüber wunderte, daß er in der Stadt Nerac so bekannt war.

Als Chicot seinen Entschluß, inkognito den Hof von Navarra zu verlassen, gefaßt hatte, machte er sich sofort auf.

Er überlegte sich, daß er in zwei Tagen Cahors erreichen könnte. Dann könnte er sich mehr Zeit nehmen und doch seinem König noch zu rechter Zeit von dem gefährlichen Stand der Dinge Mitteilung machen.

Darauf löschte Chicot sein Licht aus, öffnete sacht die Tür und ging tappend hinaus.

Doch kaum hatte er vier Schritte im Vorzimmer gemacht, als er auf etwas stieß, was sich sogleich aufrichtete. Es war ein Page, der auf der Matte vor dem Zimmer lag; sobald er erwacht war, sagte er: »Ei! guten Abend, Herr Chicot, guten Abend!«

Chicot erkannte d'Aubiac und erwiderte: »Ei! guten Abend, Herr d'Aubiac; wollt ein wenig auf die Seite treten, ich habe Lust, spazierenzugehen.«

»Ah! es ist verboten, in der Nacht im Schloß spazierenzugehen, Herr Chicot.«

»Warum, bitte, Herr d'Aubiac?«

»Weil der König die Diebe und die Königin die Verliebten fürchtet.« »Mein lieber Herr d'Aubiac,« erwiderte Chicot mit seinem freundlichsten Lächeln, »ich bin weder das eine noch das andere, ich bin Botschafter, und zwar ein sehr müder Botschafter, weil ich mit der Königin lateinisch gesprochen und mit dem König zu Nacht gespeist habe, denn die Königin ist eine tüchtige Lateinerin und der König ein tüchtiger Trinker; laßt mich also hinaus, mein Freund, denn ich habe ein großes Verlangen, spazierenzugehen.«

»In der Stadt, Herr Chicot?«

»Oh! nein, in den Gärten.«

»Pest, in den Gärten ist es noch viel mehr verboten, als in der Stadt.«

»Mein kleiner Freund,« versetzte Chicot, »ich muß Euch das Kompliment machen, Ihr seid für Euer Alter außerordentlich wachsam.«

Dabei drückte er dem Pagen zehn Pistolen in die Hand, die nicht beschnitten waren wie die des Bearners.

»Ah! Herr Chicot,« sagte der Page, »man sieht wohl, daß Ihr vom französischen Hofe kommt, Ihr habt Manieren, denen man nicht zu widerstehen vermöchte; geht also aus Eurem Zimmer; macht aber ja kein Geräusch!«

Chicot ließ sich das nicht zweimal sagen; er schlüpfte wie ein Schatten in den Korridor und vom Korridor auf die Treppe; doch als er unter an den Säulengang kam, fand er einen Palastbeamten, der auf einem Stuhle schlief.

Dieser Mensch schloß die Tür schon mit seinem Körper; ein Versuch vorüberzugehen, wäre Wahnsinn gewesen.

»Ah! kleiner Schuft von einem Pagen,« murmelte Chicot, »du wußtest das und sagtest es mir nicht.«

Um das Maß des Unglücks vollzumachen, schien der Beamte einen sehr leichten Schlaf zu haben; er regte bald einen Arm, bald ein Bein; einmal streckte er sogar die Arme aus wie ein Mensch, der aufzuwachen droht.

Chicot suchte um sich her, ob nicht irgendwo ein Ausgang wäre, durch den er mit Hilfe seiner langen Beine schlüpfen könnte, ohne durch die Tür zu gehen. Er erblickte endlich, was er wünschte; es war eins von den Bogenfenstern, das offen geblieben war.

Chicot betastete die Mauer mit seinen Fingern; er berechnete tastend jeden Raum zwischen den Vorsprüngen, und bediente sich dieser, um den Fuß darauf zu setzen wie auf Leitersprossen. Endlich hißte er sich mit seiner bekannten Geschicklichkeit und Leichtigkeit, ohne mehr Geräusch, als ein dürres Blatt, das unter dem Herbstwinde an der Wand hinstreift.

Aber das Fenster war von so eigentümlicher Wölbung, daß Chicot trotz seiner Geschmeidigkeit, als er den Kopf und die Schultern durchgestreckt und den Fuß vom Mauervorsprung gehoben hatte, zwischen Himmel und Erde hing, ohne rückwärts oder vorwärts zu können.

Er strengte sich krampfhaft an, mit dem Erfolge, daß er sein Wams zerriß und sich die Haut aufritzte. Was seine Lage noch schwieriger machte, war der Degen, dessen Griff nicht durch wollte und Chicot an der Einfassung festhielt. Endlich gelang es ihm, mit Aufbietung aller Kräfte sich hindurchzuzwängen; er fiel auf den Boden, wobei er die Heftigkeit des Falles durch Aufstützen mit den Händen milderte. Dieses Ringen war jedoch nicht geräuschlos vorübergegangen, Chicot sah sich auch, als er wieder aufstand, einem Soldaten gegenüber.«

»Ah! mein Gott! solltet Ihr Euch weh getan haben?« fragte ihn dieser.

»Abermals!« murmelte Chicot.

Dann gedachte er der Teilnahme, die dieser brave Mann gegen ihn an den Tag legte, und erwiderte: »Nein, nein, mein Freund, durchaus nicht.«

»Das ist ein Glück,« sagte der Soldat, »ich fordere jeden heraus, ein solches Stück auszuführen, ohne den Hals zu brechen; in der Tat, nur Herr Chicot

konnte dies tun.«

»Woher, zum Teufel, weißt du meinen Namen?« fragte Chicot erstaunt, während er vorbeizugehen suchte.

»Ich weiß ihn, weil ich Euch heute im Palast gesehen und gefragt habe: »Wer ist dieser Edelmann mit der vornehmen Miene, der mit dem König plaudert?« »Es ist Herr Ehicot« antwortete man mir.«

»Was ist äußerst artig,« sagte Chicot; »doch da ich große Eile habe, mein Freund, so wirst du mir erlauben, daß ich jetzt meinen Geschäften nachgehe.«

Aber der Soldat widersetzte sich mit derselben Hartnäckigkeit Chicots Entfernung wie der Page, indem er sich auf einen Befehl berief, bis Chicot auch bei ihm zu demselben Mittel griff; er holte aus seiner Tasche zehn Pistolen und drückte sie dem Soldaten in die Hand.

»Geht schnell, Herr Chicot, geht schnell, sagte hierauf der Soldat und steckte das Geld ein.

Chicot war auf der Straße; er orientierte sich; er hatte die Stadt durchlaufen, um nach dem Palast zu kommen, und mußte dem entgegengesetzten Wege folgen, um durch das Tor, dem entgegengesetzt, durch das er eingeritten war, hinauszugelangen.

Die helle, wolkenlose Nacht war nicht günstig für eine Entweichung; Chicot ersehnte die nebeligen Nächte Frankreichs, mit deren Hilfe man in Paris zu dieser Stunde auf vier Schritte,, ohne sich zu sehen, aneinander vorübergehen konnte; auf dem spitzigen Pflaster der Stadt schollen überdies seine beschlagenen Schuhe wie Hufeisen. Der unglückliche Botschafter hatte sich auch kaum um die Straßenecke gewendet, als er auf eine Patrouille stieß.

Er blieb stehen, indem er sich sagte, daß es verdächtig aussehen würde, wenn er versuchen wollte, sich zu verbergen oder den Durchgang zu erzwingen.

»Ei! guten Abend, Herr Chicot,« sagte der Anführer der Patrouille, indem er ihn mit dem Degen grüßte, »soll ich Euch zum Palast zurückführen? Ihr seht mir ganz aus, als hättet Ihr Euch verirrt und als suchtet Ihr Euren Weg.«

»Ah! es kennt mich also die ganze Welt hier?« murmelte Chicot. »Bei Gott! das ist seltsam!«

Dann sagte er laut und mit der unbefangenen Miene, die er annehmen konnte: »Nein, Kornett, Ihr täuscht Euch, ich gehe nicht in den Palast.«

»Ihr habt unrecht, Herr Chicot,« erwiderte der Offizier mit ernstem Tone.

»Warum?«

»Weil ein sehr strenges Edikt den Einwohnern von Nerac, außer in Fällen dringender Notwendigkeit verbietet, bei Nacht ohne Erlaubnis und ohne Laterne auszugehen.«

»Entschuldigt mich, mein Herr,« entgegnete Chicot, »das Edikt geht mich nichts an.«

»Warum?«

»Ich bin nicht von Nerac,«

»Ja, aber Ihr seid in Nerac ... Einwohner heißt nicht, wer von einem Orte, sondern wer an einem Orte ist ... Ihr werdet aber nicht leugnen, daß Ihr Euch in Nerak aufhaltet, da ich Euch in den Straßen von Nerac begegne.«

»Ihr seid ein Logiker, mein Herr, leider habe ich aber große Eile; geht also von Eurem Befehle, ab und laßt mich vorüber, ich bitte Euch.«

»Ihr könntet ein Unglück haben, Herr Chicot; Nerac ist eine Stadt mit vielen Krümmungen; Ihr werdet in ein Loch fallen, und müßt Führer haben; erlaubt, daß drei von meinen Leuten Euch in den Palast zurückgeleiten.«

»Ich gehe nicht in den Palast, sage ich Euch.«

»Wohin geht Ihr dann?«

»Ich kann bei Nacht nicht schlafen und gehe dann spazieren. Nerac ist eine reizende, wechselreiche Stadt, wie mir scheint; ich will sie sehen, kennen lernen.«

»Man wird Euch überallhin führen, wohin Ihr zu gehen wünscht, Herr Chicot. Holla! drei Mann!«

»Ich flehe Euch an, mein Herr, nehmt mir nicht das Romantische meines Spazierganges; ich liebe es, allein zu gehen.«

»Ihr werdet von Räubern ermordet werden.

»Ich habe meinen Degen.« »Ah! es ist wahr, ich hatte das nicht gesehen; dann wird Euch der Profoß als bewaffnet festnehmen.«

Chicot sah, daß er sich so nicht herauswinden konnte, nahm den Offizier beiseite und sagte, die Liebe treibe ihn, eine gewisse Dame zu besuchen. Dahin könne er doch nicht in Begleitung gehen. Dies schien den Offizier zu erweichen, und er sagte: »Nun, dann geht, Herr Chicot, geht!«

»Ihr seid ein galanter Mann, Kornett.«

»Mein Herr!«

»Nein, so wahr ich lebe! Das ist ein schöner Zug. Doch sprecht, woher kennt Ihr mich?«

»Ich habe Euch im Palast beim König gesehen.«

»So sind die kleinen Städte!« dachte Chicot; »wie oft hätte man mir, wenn ich in Paris auf diese Weise bekannt wäre, die Haut statt des Wamses durchlöchert!«

Und er drückte dem jungen Offizier die Hand.

Nachdem er dem Offizier auf seine Frage noch geantwortet hatte, er gehe in der Richtung der Porte d'Agen, entfernte sich Chicot leichter und freudiger

als je. Doch er hatte nicht hundert Schritte gemacht, als er gleichsam mit der Nase auf die Scharwache stieß.

»Alle Teufel! diese Stadt ist gut bewacht!« dachte Chicot.

»Man geht nicht vorbei!« rief der Profoß mit Donnerstimme.

»Aber, mein Herr,« entgegnete Chicot, »ich wünsche ....«

»Ah! Herr Chicot! Ihr seid es; wie kommt es, daß Ihr bei so kaltem Wetter in den Straßen umhergeht?«

»Oh! hier ist offenbar sehr schwer durchzukommen,« dachte Chicot voll Unruhe.

Und er grüßte und machte eine Bewegung, um seinen Weg fortzusetzen.

»Herr Chicot, habt acht,« sagte der Profoß.

»Worauf, mein Herr?«

»Ihr irrt Euch im Wege; Ihr geht den Toren zu.«

»Ganz richtig.« »Dann werde ich Euch verhaften, Herr Chicot.«

»Nein, nein, Herr Profoß, alle Wetter! Ihr würdet da einen schönen Streich machen.«

»Aber...«

»Nähert Euch, Herr Profoß, und macht, daß Eure Soldaten nicht hören, was wir sprechen.«

Der Profoß näherte sich.

»Ich höre,« sagte er.

»Der König hat mir einen Auftrag für den Leutnant der Porte d'Agen gegeben.« – »Ah! ah!«

»Ihr wundert Euch darüber?« – »Ja.«

»Ihr müßt Euch nicht wundern, da Ihr mich kennt.« – »Ich kenne Euch, weil ich Euch im Palaste beim König gesehen habe.«

Chicot stampfte mit dem Fuß; er fing an, ungeduldig zu werden. »Das muß genügen, um Euch zu beweisen, daß ich das Vertrauen Seiner Majestät besitze.« – »Allerdings; geht also und besorgt den Auftrag des Königs, Herr Chicot, ich halte Euch nicht mehr auf.«

»Das ist drollig, aber es ist reizend,« dachte Chicot; »ich bleibe überall auf der Straße hängen, rolle aber immer wieder fort. Ah! ah! dort ist ein Tor, es muß das nach Agen sein... in fünf Minuten bin ich draußen.«

Er kam wirklich an dieses Tor, wo eine Schildwache, die Muskete auf der Schulter, auf und ab ging.

»Verzeiht, mein Freund,« sagte Chicot, »wollt Ihr befehlen, daß man mir das Tor öffnet?« – »Ich befehle nicht, Herr Chicot,« erwiderte freundlich die Schildwache, »ich bin ein einfacher Soldat.«

»Du kennst mich auch?« rief Chicot außer sich. – »Ich habe die Ehre, Herr Chicot, ich war diesen Morgen im Palast auf der Wache und sah Euch mit dem König sprechen.«

»Nun wohl, mein Freund, wenn du mich kennst, so laß dir sagen, der König hat mich mit einer sehr dringenden Sendung nach Agen beauftragt, öffne mir also nur die Seitenpforte!« »Dies würde ich mit dem größten Vergnügen tun, Herr Chicot, doch ich habe die Schlüssel nicht.«

»Wer hat sie denn?«

»Der Offizier vom Dienste.«

Seufzend fragte Chicot: »Und wo ist der Offizier vom Dienst?«

»Oh! bemüht Euch deshalb nicht.«

Der Soldat zog an einer Klingel, die den in der Wachtstube eingeschlafenen Offizier aufweckte.

»Was gibt es?« fragte der letztere, den Kopf herausstreckend.

»Herr Leutnant, es ist ein Herr hier; er verlangt, daß man ihm das Tor öffne, um hinauszukönnen.«

»Ah! Herr Chicot,« rief der Offizier, »verzeiht, daß ich Euch warten lasse; ich bin trostlos, entschuldigt mich, ich komme sogleich hinab und gehöre ganz Euch.«

Chicot nagte sich mit einem Anfang von Wut an den Nägeln. »Sollte ich denn niemand finden, der mich nicht kennt; dieses Nerac ist also eine Laterne, und ich bin das Licht!«.

Der Offizier erschien auf der Schwelle. »Entschuldigt, Herr Chicot,« sagte er, mit großer Hast heraustretend, »ich schlief.«

»Wie, mein Herr,« versetzte Chicot, »die Nacht ist hierzu gemacht; wäret Ihr wohl so gut, mir das Tor öffnen zu lassen? Ich schlafe leider nicht, der König, Ihr wißt es ohne Zweifel auch, der König kennt mich.« – »Ich habe Euch heute mit Seiner Majestät im Palast sprechen sehen.«

»So ist es,« brummte Chicot. »Nun wohl, es mag sein, habt Ihr mich mit dem König sprechen sehen, so habt Ihr mich wenigstens nicht mit ihm sprechen hören.« – »Nein, Herr Chicot, ich sage nur, wie es sich verhält.«

»Ich auch; der König bat mich, als er mit mir sprach, ihm heute nacht einen Auftrag in Agen zu besorgen, dieses Tor ist aber das von Agen, nicht wahr?« – »Ja, Herr Chicot.«

»Es ist geschlossen?« – »Wie Ihr seht.«

»Ich bitte, laßt es mir öffnen!« – »Sehr wohl, Herr Chicot; Anthenas, Anthenas, öffnet Herrn Chicot das Tor!«

Chicot machte große Augen und atmete wie ein Taucher, der fünf Minuten unter den Wellen gewesen ist und wieder auf die Oberfläche kommt.

Das Tor ächzte in seinen Angeln, ein Tor des Paradieses für Chicot, der dahinter die ganze Wonne der Freiheit erblickte.

Er grüßte herzlich den Offizier und ging auf das Gewölbe zu.

»Gott befohlen,« sagte er, »ich danke.« – »Gott befohlen,« Herr Chicot, »glückliche Reise!«

Chicot machte noch ein paar Schritte nach dem Tor.

»Halt! halt!« rief der Offizier, indem er Chicot nachlief und ihn am Ärmel zurückhielt, »ich Unbesonnener! mein lieber Herr Chicot, ich vergaß, Eure Auslaßkarte von Euch zu verlangen.«

»Wie! meine Auslaßkarte?« – »Gewiß, Ihr seid ein Kriegsmann, Herr Chicot, und wißt, was eine Auslaßkarte ist, nicht wahr? Ihr begreift Wohl, man geht aus einer Stadt wie Nerac nicht hinaus, ohne eine Auslaßkarte des Königs, besonders wenn der König dort wohnt.«

»Und von wem muß diese Karte unterzeichnet sein?« – »Vom König selbst. Da Euch nun der König hinausschickt, so wird er nicht vergessen haben, Euch eine Auslaßkarte zu geben.«

»Ah! ah! bezweifelt Ihr, daß mich der König schickt?« sagte Chicot, das Auge in Flammen, denn er sah sich auf dem Punkt zu scheitern, und der Zorn gab ihm den schlimmen Gedanken ein, den Offizier und den Torwart zu töten und durch das offene Tor zu entfliehen, als er, sich umwendend, bemerkte, daß das Tor durch eine äußere Runde versperrt war, die sich gerade hier fand, um Chicot die Flucht abzuschneiden, wenn er auch den Leutnant, die Schildwache und den Torwart getötet hätte.

»Ah!« sagte Chicot seufzend zu sich selbst, »das ist gut gespielt; ich bin ein Dummkopf, ich bin verloren.«

Und er drehte sich auf den Absätzen um.

»Soll man Euch zurückgeleiten?« fragte der Offizier.

»Es ist unnötig, ich danke,« erwiderte Chicot.

Chicot kehrte auf dem Wege zurück, auf dem er gekommen war, doch er hatte das Ende seines Märtyrertums noch nicht erreicht. Unterwegs begegnete er nacheinander dem Profosen, dem Kornett und der Schildwache, jeder hatte eine hänselnde Frage für ihn, und beschämt und gedemütigt kehrte Chicot in den Palast zurück.

Seine verlegene Miene rührte den Pagen, der immer noch auf seinem Posten war.

»Lieber Herr Chicot,« sagte er, »soll ich Euch den Schlüssel zu dem allem geben?«

»Gib, Schlange, gib,« murmelte Chicot.

»Nun wohl! der König liebt Euch so sehr, daß ihm viel daran gelegen ist, Euch zu behalten.«

»Und du hast das gewußt, kleiner Schurke, und mich nicht davon in Kenntnis gesetzt!«

»Oh! Herr Chicot, unmöglich, es war ein Staatsgeheimnis.«

»Aber ich habe dich bezahlt, Verruchter!«

»Oh! das Geheimnis war mehr wert als zehn Pistolen; Ihr werdet das zugeben, lieber Herr Chicot.«

Chicot kehrte in sein Zimmer zurück und entschlief vor Zorn.

Der Oberjägermeister des Königs von Navarra.

Als Margarethe den König verließ, begab sie sich sogleich in das Gemach der Ehrenfräulein. Im Vorübergehen nahm sie ihren Arzt Chirac mit, der im Schlosse wohnte, und sie trat bei der armen Fosseuse ein, die, bleich und von neugierigen Blicken umgeben, sich über Magenschmerzen beklagte, ohne, so groß war ihr Leiden, irgendeine Frage beantworten oder eine Erleichterung annehmen zu wollen.

Fosseuse war damals zwanzig bis einundzwanzig Jahre alt; es war eine schöne, große Person, mit blauen Augen, blonden Haaren und einem geschmeidigen Körper voll Weichheit und Anmut. Nur ging sie seit beinahe drei Monaten nicht mehr aus und beklagte sich über Mattigkeit, die sie hinderte aufzustehen; anfangs lag sie auf einer Chaiselongue und dann in ihrem Bett.

Chirac fing damit an, daß er die Anwesenden entfernte; dann setzte er sich zu den Häupten der Kranken und blieb mit ihr und der Königin allein.

Erschrocken über diese Vorbereitungen, denen die empfindliche und die eisige Miene Chiracs und der Königin eine gewisse Feierlichkeit verliehen, erhob sich Fosseuse von ihrem Kopfkissen und stammelte einen Dank für die Ehre, die ihr die Königin, ihre Gebieterin, erweise.

Margarethe war bleicher als Fosseuse; der verwundete Stolz ist schmerzlicher als die Grausamkeit oder die Krankheit.

Chirac fühlte der Fosseuse den Puls, doch dies geschah beinahe gegen ihren Willen.

»Was empfindet Ihr?« fragte er nach einer kurzen Prüfung.

»Magenschmerzen, mein Herr,« antwortete das arme Kind; »doch das wird nichts sein, ich versichere Euch, und wenn ich nur Ruhe hätte ....«

»Welche Ruhe, mein Fräulein?« fragte die Königin.

Fosseuse zerfloß in Tränen.

»Betrübt Euch nicht, mein Fräulein,« fuhr Margarethe fort, »Seine Majestät hat mich gebeten, Euch zu besuchen, um Euch wieder zu ermutigen.«

»Oh! wieviel Güte, Madame!«

Chirac ließ die Hand der Fosseuse los. »Und ich,« sagte er, »ich weiß nun, worin Euer Übel besteht.«

»Ihr wißt es?« murmelte Fosseuse zitternd.

»Ja, wir wissen, daß Ihr viel leiden müßt,« fügte Margarethe hinzu.

Fosseuse erschrak immer mehr, als sie sich der unempfindlichen Wissenschaft und der unempfindlichen Eifersucht preisgegeben sah.

Margarethe machte Chirac ein Zeichen, und dieser verließ das Zimmer. Fosseuse bebte aus Angst und war einer Ohnmacht nahe.

»Mein Fräulein,« sagte Margarethe, »obgleich Ihr seit einiger Zeit gegen mich wie gegen eine Fremde handeltet, obgleich man mich jeden Tag von den schlechten Diensten unterrichtete, die Ihr mir bei meinem Gemahl leistet...«

»Ich, Madame?«

»Unterbrecht mich nicht, ich bitte Euch. Obgleich Ihr endlich nach einem Gute trachtet, das hoch über Eurem Ehrgeize steht, bewegt mich doch die Freundschaft, die ich für Euch hegte und die, die ich ehrenhaften Personen gewidmet habe, denen Ihr angehört, Euch in dem Unglück beizustehen, worin man Euch in diesem Augenblick sieht.«

»Madame, ich schwöre Euch. . .«

»Leugnet nicht, ich habe schon zu viel Ärger; bringt Euch nicht um die Ehre, Euch zuerst und mich hernach, mich, die ich bei Eurer Ehre beinahe ebensoviel beteiligt bin, wie Ihr selbst, da Ihr mir angehört. Mein Fräulein, sagt mir alles, und ich werde Euch unterstützen wie eine Mutter.«

»Oh! Madame, Madame, glaubt Ihr denn? was man spricht?«

»Hütet Euch, mich zu unterbrechen, mein Fräulein, denn die Zeit drängt, scheint mir. Ich wollte Euch sagen, daß in diesem Augenblick Herr Chirac im Vorzimmer allen verkündigt, die ansteckende Krankheit, von der im Lande die Rede ist, sei im Palast, und Ihr seiet davon bedroht. Doch ich führe Euch, wenn es noch Zeit ist, nach dem Mas-d'Agenois, einem weit von dem König, meinem Gemahl, entfernten Hause; wir werden dort allein oder beinahe allein sein; der König geht seinerseits mit seinem Gefolge zu

einer Jagd, die ihn, wie er sagt, mehrere Tage auswärts halten wird; wir verlassen den Mas-d'Agenois erst nach Eurer Entbindung.«

»Madame! Madame! wenn Ihr allem, was man über mich spricht, Glauben schenkt, so laßt mich elendiglich sterben!« rief die Fosseuse, purpurrot zugleich vor Scham und vor Schmerz.

»Ihr erwidert meine Großmut schlecht, mein Fräulein, und Ihr rechnet auch zu viel auf die Freundschaft des Königs, der mich gebeten hat, Euch nicht zu verlassen.«

»Der König? ... Der König hätte gesagt ....«

»Zweifelt Ihr, da ich spreche, mein Fräulein? Wenn ich nicht die Symptome Eures wahren Übels sähe, wenn ich nicht aus Eurem Leiden erriete, daß die Krise naht, so würde ich vielleicht Eurem Leugnen Glauben schenken.«

Als wollte sie der Königin völlig recht geben, fiel die arme Fosseuse, von wütenden Schmerzen niedergeworfen, leichenbleich und zuckend auf ihr Bett zurück.

Margarethe schaute sie einige Zeit ohne Zorn, aber auch ohne Mitleid an.

»Muß ich immer noch an Euer Leugnen glauben, mein Fräulein?« sagte sie zu der Armen, als diese sich wieder erhob und dabei ein so verstörtes und in Tränen gebadetes Gesicht zeigte, daß es selbst Katharina gerührt haben müßte.

Doch als wollte der Himmel der Unglücklichen Hilfe senden, öffnete sich in dieser Sekunde die Türe, und Heinrich von Navarra trat hastig ein.

Heinrich hatte nicht geschlafen. Nachdem er eine Stunde mit Mornay gearbeitet und alle Maßregeln für die Chicot angekündigte Jagd getroffen hatte, lief er eiligst in den Pavillon der Ehrenfräulein.

»Nun! was sagt man?« bemerkte er eintretend, »meine Tochter Fosseuse soll immer noch leidend sein!«

»Seht Ihr, Madame,« rief das Mädchen, gestärkt durch den Anblick seines Geliebten und durch die Hilfe, die ihm zukam, »seht Ihr, der König hat nichts gesagt, und ich tue wohl daran zu leugnen?«

»Mein Herr,« sagte die Königin, sich gegen Heinrich umwendend, »macht, daß dieser demütigende Streit aufhört; ich glaube Euch begriffen zu haben, als Ihr mich vorhin mit Eurem Vertrauen beehrtet und mir den Zustand des Fräuleins aufdecktet. Sagt ihr also, daß ich mit allem auf dem laufenden bin, damit sie sich nicht mehr zu zweifeln erlaubt, wenn ich versichere.«

»Meine Tochter,« fragte Heinrich mit einer Zärtlichkeit, die er nicht einmal zu verschleiern suchte, »Ihr leugnet also beharrlich?«

»Das Geheimnis gehört nicht mir, Sire,« antwortete das mutige Kind, »und solange ich nicht von Eurem Munde die Erlaubnis erhalten habe, alles zu sagen ....«

»Meine Tochter Fosseuse ist ein tapferes Herz, Madame,« sagte Heinrich; »verzeiht Ihr, ich beschwöre Euch; und Ihr, meine Tochter, habt Vertrauen zu der Güte Eurer Königin; die Dankbarkeit ist meine Sache, und ich übernehme sie.«

Und er faßte Margarethes Hand und drückte sie herzlich.

In diesem Augenblicke strömte abermals eine bittere Woge des Schmerzes über die arme Fosseuse; sie wich zum zweiten Male unter dem Sturm, und gebogen wie eine Lilie neigte sie das Haupt mit einem dumpfen Seufzer.

Heinrich war gerührt bis in die Tiefen seines Herzens, als er diese bleiche Stirn, diese in Tränen gebadeten Augen, diese feuchten, zerstreuten Haare erblickte, als er endlich an den Schläfen und auf den Lippen der Armen den Angstschweiß perlen sah.

Er stürzte ganz verwirrt auf sie zu, öffnete die Arme, fiel vor ihrem Bett auf die Knie und flüsterte: »Fosseuse! teure Fosseuse!«

Düster und schweigsam lehnte Margarethe ihre glühende Stirn an die Fensterscheiben.

Fosseuse hatte die Kraft, ihre Arme zu erheben und um den Hals ihres Geliebten zu schlingen; sie drückte ihre Lippen auf die seinigen, im Glauben, sie würde sterben, und in diesem letzten, in diesem äußersten Kuß warf sie Heinrich ihre Seele und ihr Lebewohl zu.

Dann sank sie ohne Bewußtsein zurück.

Ebenso bleich als sie, träge und ohne Stimme wie sie, ließ Heinrich sein Haupt auf ihr Bettuch sinken, das bald ihr Leichentuch zu werden schien.

Margarethe näherte sich dieser Gruppe, in der körperlicher und moralischer Schmerz vereinigt waren, und sagte mit einer energischen Majestät: »Steht auf, mein Herr, und laßt mich die Pflicht erfüllen, die Ihr mir auferlegt habt.«

Und als Heinrich über diese Kundgebung unruhig zu sein schien und sich halb auf ein Knie aufrichtete, fügte sie hinzu: »Oh! fürchtet nichts, mein Herr, sobald mein Stolz allein verwundet ist, bin ich stark; gegen mein Herz hätte ich nicht für mich gestanden, doch zum Glück hat mein Herz nichts mit dieser ganzen Sache zu schaffen.«

Heinrich erhob das Haupt.

»Madame?« sagte er.

»Sprecht kein Wort mehr, mein Herr,« versetzte Margarethe, die Hand ausstreckend, »oder ich würde glauben, Eure Nachsicht sei Berechnung gewesen. Wir sind Bruder und Schwester und werden uns verstehen.«

Heinrich führte sie zur Fosseuse, deren eisige Hand er in Margarethes fieberhafte Hand legte.

»Geht, Sire, geht,« sagte die Königin, »brecht zur Jagd auf. Je mehr Ihr zu dieser Stunde Leute mit Euch nehmt, desto mehr werdet Ihr neugierige Blicke von ihrem Bette entfernen.«

»Aber ich habe niemand in den Vorzimmern gesehen,« entgegnete Heinrich.

»Nein, Sire,« versetzte Margarethe lächelnd, »man glaubt, die Pest sei hier; beeilt Euch also, Euer Vergnügen anderswo zu suchen.«

»Madame,«sagte Heinrich, »ich gehe und werde für uns beide jagen.«

Und er heftete einen letzten zärtlichen Blick auf die noch ohnmächtige Fosseuse und eilte aus dem Zimmer.

Sobald er in den Vorzimmern war, schüttelte er den Kopf, als wollte er von seiner Stirn einen Rest von Unruhe abwerfen; dann ging er mit dem ihm eigentümlich spöttisch lächelnden Gesicht zu Chicot hinauf, der mit geschlossenen Fäusten schlief.

Der König ließ sich die Tür öffnen, rüttelte an dem Schläfer und sagte: »He! he! Gevatter, munter, munter, es ist zwei Uhr morgens,«

»Ah! Teufel,« versetzt Chicot, »Ihr nennt mich Gevatter, Sire. Solltet Ihr mich etwa für den Herzog von Guise halten?«

Heinrich hatte wirklich, wenn er vom Herzog von Guise sprach, die Gewohnheit, ihn seinen Gevatter zu nennen.

»Ich halte Euch für meinen Freund,« erwiderte er.

»Und Ihr nehmt mich gefangen, mich, einen Botschafter! Sire, Ihr verletzt das Völkerrecht.«

Heinrich lachte. Chicot, vor allem ein Mensch von Geist, konnte nicht umhin, ihm Gesellschaft zu leisten.

»Das ist närrisch. Warum, zum Teufel, wolltest du denn von hier weggehen, wirst du nicht gut behandelt?«

»Zu gut, alle Wetter, zu gut; ich komme mir hier vor wie eine Gans die man in einem Geflügelhofe mästet. Alle Welt sagt zu mir: ›Kleiner, kleiner Chicot, wie niedlich er ist!‹ Doch man rupft mir die Flügel aus und verschließt mir die Tür.«

»Chicot, mein Freund,« entgegnete Heinrich, den Kopf schüttelnd, »beruhige dich, du bist nicht fett genug für meine Tafel.«

»Aber, Sire,« sagte Chicot, während er sich erhob, »Ihr seid diesen Morgen ganz munter; was für Nachrichten habt Ihr?«

»Ah! ich will es dir sagen; siehst du, ich gehe auf die Jagd, und ich bin immer sehr heiter, wenn ich auf die Jagd gehe. Vorwärts, aus dem Bett, Gevatter, aus dem Bett!«

»Wie, Ihr nehmt mich mit, Sire?«

»Du sollst mein Geschichtschreiber sein, Chicot.«

»Soll ich die Schüsse aufschreiben?«

»Ganz richtig.«

Chicot schüttelte den Kopf.

»Nun, was hast du?« fragte der König.

»Ich habe nie ohne Unruhe eine solche Heiterkeit gesehen,« antwortete Chicot.

»Bah!«

»Ja, es ist wie die Sonne, wenn sie...«

»Nun?«

»Nun! Sire, Regen, Blitz und Donner sind nicht fern.«

Heinrich strich sich lächelnd den Bart und erwiderte: »Wenn ein Sturm kommt, Chicot, so ist mein Mantel groß, und du sollst bedeckt sein.«

Während sich Chicot beständig murrend ankleidete, ging der König zum Vorzimmer und rief: »Mein Pferd! und man sage Herrn von Mornay, ich sei bereit.«

»Ah! Herr von Mornay ist Oberjägermeister bei dieser Jagd?« fragte Chicot.

»Herr von Mornay ist alles hier,« antwortete Heinrich, »der König von Navarra ist so arm, daß er keine Mittel hat, seine Ämter zu verteilen. Ich habe nur einen Mann.«

»Ja, doch er ist gut,« seufzte Chicot.

Wie man den Wolf in Navarra jagte.

Als Chicot die Vorbereitungen zum Aufbruch sah, konnte er sich nicht erwehren, mit halber Stimme zu bemerken, die Jagden des Königs von Navarra seien minder kostbar, als die des Königs Heinrich von Frankreich. Nur zwölf bis fünfzehn Edelleute, darunter der Vicomte von Turenne, bildeten das Gefolge Seiner Majestät. Dabei trugen beinahe alle, statt der damals üblichen Jagdanzüge, Helm und Panzer, was Chicot zu der Frage veranlaßte, ob die Gaskogner Wölfe Musketen und schweres Geschütz hätten.

Heinrich hörte die Frage, obgleich sie nicht unmittelbar an ihn gerichtet war; er näherte sich Chicot, berührte seine Schulter und sagte zu ihm: »Nein, mein Sohn, Gaskogner Wölfe haben weder Musketen noch schweres Geschütz; aber es sind wilde Bestien mit Klauen und Zähnen, und sie locken die Jäger in das Gestrüpp, wo man Gefahr läuft, seine Kleider an den Dornen zu zerreißen; einen Panzer zerreißt man aber nicht.« – »Das ist ein Grund,« brummte Chicot, »doch er ist nicht vortrefflich.«

»Ah, du machst Glossen?« – »Ist das verboten?«

»Nein, mein Freund, nein, das Glossenmachen ist in Gaskogne gangbare Münze.« – »Alle Wetter! Ihr begreift, Sire, ich bin kein Jäger und muß mich mit etwas beschäftigen, während ihr die Schnurrbärte nach dem Geruche der guten Wölfe leckt, die ihr, zwölf oder fünfzehn Mann stark, wie ihr seid, schon zur Strecke bringen werdet.«

»Ah! ja,« sagte der König, über den Spötter lächelnd; »zuerst die Kleidung, dann die Zahl; spotte, mein lieber Chicot, spotte!« – »Oh! Sire.«

»Doch, wenn ich auch nicht mit zweihundert Jägern ausziehe; sondern nur mit zwölf, so kommt es doch zuweilen vor, daß Landedelleute, die erfahren, ich jage, ihre Schlösser verlassen und sich mir anschließen, wodurch ich manchmal ein ziemlich hübsches Gefolge bekomme.« – »Ihr werdet sehen, Sire, daß ich nicht das Glück habe, einer solchen Jagd beizuwohnen,« sagte Chicot; »in der Tat, Sire, ich habe Unglück.«

»Wer weiß?« erwiderte Heinrich mit seinem spöttischen Lachen.

Als sie dann eine halbe Stunde auf dem freien Felde marschierten, sagte Heinrich zu Chicot, indem er seine Hand über die Augen hielt: »Halt, sieh doch, ich glaube, ich täusche mich nicht.« – »Was gibt es?«

»Schau doch, dort bei den Toren des Fleckens Moiras; sind das nicht Reiter, was ich erblicke?« – Chicot erhob sich auf den Steigbügeln und erwiderte: »Reiter, ja, Sire, doch Jäger, nein.«

»Warum keine Jäger?« – »Weil sie bewaffnet sind wie Roland.«

»Ei! was liegt am Kleide, du hast das schon an uns erfahren, das Kleid macht den Jäger nicht.« – »Aber ich sehe wenigstens zweihundert Mann dort.«

»Nun wohl! was beweist das, mein Sohn? Daß Moiras ein guter Flecken ist.«

Chicot fühlte seine Neugierde immer mehr gestachelt.

Die Truppe, die aus zweihundertundfünfzig Reitern bestand, schloß sich in der Stille an die Eskorte an; jeder von den Männern war gut beritten, gut equipiert, und an der Spitze stand ein Mann von stattlichem Aussehen, der Heinrich höflich und untertänig die Hand küßte.

Man ritt durch den Gers; zwischen dem Gers und der Garonne, auf einer Erhöhung des Terrains, fand man eine zweite Truppe von etwa hundert

Mann; der Anführer näherte sich Heinrich und schien sich zu entschuldigen, daß er keine größere Anzahl von Jägern bringe. Heinrich empfing seine Entschuldigungen, indem er ihm die Hand reichte.

Man marschierte weiter bis zur Garonne, durch die man zog, wie durch den Gers; nur, da die Garonne viel tiefer ist als der Gers, verlor man nach einiger Zeit den Boden und war genötigt, dreißig bis vierzig Schritte zu schwimmen; doch gegen alles Erwarten erreichte man das andere Ufer ohne Unfall.

»Alle Wetter!« sagte Chicot, »welche Übungen nehmt Ihr da vor, Sire? Wahrend Ihr oberhalb und unterhalb Agen Brücken habt, taucht Ihr so Eure Panzer ins Wasser?«

»Mein lieber Chicot,« erwiderte Heinrich, »wir sind Wilde, und du mußt uns verzeihen; du weißt wohl, daß mein seliger Schwager Karl mich seinen Eber nannte, der Eber aber kümmert sich um nichts, er geht stets gerade aus, und ich als Eber mache es ebenso. Zeigt sich ein Fluß auf meinem Weg, so durchschneide ich ihn; erhebt sich eine Stadt vor mir, Ventre-saint-gris! ich verspeise sie wie eine Pastete.«

Dieser Scherz des Bearners rief ein gewaltiges Gelächter in seiner Umgebung hervor.

Herr von Mornay allein, der stets an der Seite des Königs blieb, lachte nicht laut; er kniff sich nur die Lippen, was bei ihm ein Merkmal außerordentlicher Heiterkeit war.

»Mornay ist heute sehr guter Laune,« sagte der Bearner ganz freudig Chicot ins Ohr; »er hat über meinen Scherz gelacht.«

Chicot fragte sich, über welchen von beiden er lachen sollte, über den Herrn, der so glücklich war, daß er seinen Wiener zum Lachen gebracht, oder über den Wiener, der so schwer zu erheitern war.

Jenseits der Garonne, ungefähr eine halbe Meile vom Fluß, erschienen dreihundert in einem Tannenwalde verborgene Reiter vor Chicots Augen.

»Oh! oh! gnädigster Herr,« sagte er leise zu Heinrich, »sollten das nicht Eifersüchtige sein, die von Eurer Jagd gehört haben und sich ihr zu widersetzen beabsichtigen?«

»Nein,« sagte Heinrich, »du täuschst dich abermals, mein Sohn, diese Leute sind Freunde, die von Puymirol zu mir kommen, wahre Freunde.« – »Ei! ei! Sire, Ihr werdet mehr Menschen in Eurem Gefolge haben, als Ihr Bäume im Walde findet.«

»Chicot, mein Sohn, Gott vergebe mir, ich glaube, das Gerücht von deiner Ankunft hat sich schon in der Gegend verbreitet, und diese Leute eilen von allen vier Ecken der Provinz herbei, um dem König von Frankreich, dessen Botschafter du bist, die Ehre zu erweisen.«

Chicot hatte zu viel Geist, um nicht zu bemerken, daß man schon seit einiger Zeit seiner spotte. Das machte ihn mißtrauisch, ohne ihn in üble Laune zu versetzen.

Der Tag endigte in Monroy, wo die Edelleute der Gegend, die sich versammelt hatten, als wären sie zum voraus benachrichtigt gewesen, der König von Navarra müsse durchkommen, diesem ein schönes Abendessen boten.

»Wann werden wir denn unsere Jagd beginnen?« fragte Chicot Heinrich, als dieser sich zur Ruhe begeben wollte.

»Wir sind noch nicht im Gebiete der Wölfe, mein lieber Chicot.« – »Und wann werden wir dort sein, Sire?«

»Neugieriger!« – »Nein, Sire; doch Ihr begreift, man möchte wissen, wohin man geht.«

»Du wirst es morgen erfahren, mein Sohn, mittlerweile lege dich nieder auf die Kissen zu meiner Linken; sieh, Mornay schnarcht schon zu meiner Rechten.« – »Pest! er macht im Schlafe mehr Geräusch als im Wachen.«

»Ja, es ist wahr, er ist kein Schwätzer; doch du mußt ihn bei der Jagd sehen, und du wirst ihn sehen.«

Der Tag fing kaum an zu grauen, als ein gewaltiges Getrappel von Pferden den König von Navarra und Chicot erweckte. Sobald man den Imbiß genommen hatte, wurde zum Aufsitzen geblasen.

»Auf, auf,« sagte Heinrich, »wir haben heute einen guten Tagesmarsch zu machen; zu Pferde, meine Herren, zu Pferde!«

Chicot sah mit Erstaunen, daß fünfhundert Reiter, die während der Nacht eingetroffen waren, die Eskorte verstärkt hatten.

»Ah! ah!« sagte er, »das ist kein Gefolge mehr, was Ihr da habt, Sire, es ist eine Armee.«

Heinrich antwortete nur die drei Worte: »Warte noch, warte!«

In Lauzerte schlossen sich sechshundert Mann zu Fuß der Reitertruppe hinten an.

»Infanteristen!« rief Chicot, »Fußvolk!«

»Treiber,« erwiderte der König, »nichts anderes als Treiber.«

Chicot faltete die Stirn und sprach von diesem Augenblick an nichts mehr. Zwanzigmal wandten sich seine Augen dem Felde zu, zwanzigmal durchzuckte seinen Geist der Gedanke zu entfliehen. Doch er hatte seine Ehrenwache, ohne Zweifel als Vertreter des Königs von Frankreich.

Jetzt zog man durch die Stadt Montcuq, und vier kleine Feldstücke reihten sich dem Heere an.

»Ich komme auf meinen ersten Gedanken zurück, Sire,« sagte Chicot, »die Wölfe in diesem Lande sind Hauptwölfe, und man behandelt sie mit mehr Rücksichten als andere Wölfe, schweres Geschütz für sie, Sire!«

»Ah! du hast es bemerkt,« versetzte Heinrich; »das liegt an den Leuten von Montcuq; seitdem ich ihnen für ihre Übungen diese vier Feldstücke geschenkt habe, schleppen sie sie überallhin.«

»Werden wir heute ankommen, Sire?« – »Nein, morgen.«

»Morgen früh oder morgen abend?« – »Morgen früh.«

»Dann jagen wir in Cahors, nicht wahr, Sire?« – »In dieser Gegend.«

»Doch wie kommt es, Sire, daß Ihr nicht auch die königliche Standarte mitgenommen habt? Die Ehre wäre für die Wölfe dann vollständig gewesen.«

»Man hat es nicht vergessen, Chicot, Ventre-saintgris! Man läßt sie nur im Überzug, um sie nicht zu beschmutzen. Doch da du eine Standarte haben willst, mein Kind, um zu wissen, unter welchem Banner du marschierst, so wird man dir eine schöne zeigen. Zieht die Standarte aus ihrem Futteral! Herr Chicot wünscht zu wissen, wie das Wappen von Navarra aussieht.«

»Nein, nein, es ist unnötig,« rief Chicot, »laßt sie, wo sie ist.«

Man brachte die zweite Nacht in Catus ungefähr ebenso zu wie die erste; seitdem Chicot sein Ehrenwort gegeben, daß er nicht entfliehen werde, achtete man nicht mehr auf ihn.

Er machte einen Gang durch die Stadt und bis zu den Vorposten. Von allen Seiten trafen Truppen von hundert, hundertundfünfzig, zweihundert Mann beim Heer ein. In dieser Nacht versammelten sich die Infanteristen.

»Es ist ein Glück, daß wir nicht bis Paris marschieren,« sagte Chicot, »wir würden dort mit hunderttausend Mann ankommen.«

Am andern Morgen um acht Uhr war man vor Cahors, mit tausend Mann zu Fuß und zweitausend Pferden.

Man fand die Stadt im Belagerungszustand; die äußersten Posten hatten Alarmzeichen gegeben, und Herr von Vesins hatte seine Vorsichtsmaßregeln getroffen.

»Ah! ah!« sagte der König, dem Mornay diese Kunde mitteilte, »man ist uns zuvorgekommen, das ist ärgerlich.«

»Wir werden eine regelmäßige Belagerung vornehmen müssen, Sire,« sagte Mornay; »wir erwarten noch ungefähr zweitausend Mann, und so viel

brauchen wir wenigstens, um die Chancen ins Gleichgewicht zu stellen.«

»Versammeln wir den Rat und beginnen wir die Laufgräben,« sagte Herr von Turenne.

Chicot hörte dies alles mit erstaunter Miene.

Das nachdenkliche und beinahe klägliche Aussehen des Königs von Navarra bestärkte ihn in dem Verdacht, Heinrich sei ein armseliger Kriegsmann, und diese Überzeugung allein vermochte ihn ein wenig zu beruhigen.

Heinrich hatte alle stumm angehört; plötzlich erwachte er aus seiner Träumerei, hob den Kopf empor und sagte im Tone des Befehls: »Meine Herren; hört, was zu tun ist. Wir haben dreitausend Mann und zwei erwartet Ihr, Mornay? Das macht fünftausend Mann. Bei einer regelmäßigen Belagerung wird man uns in zwei Monaten an fünfzehnhundert töten; dies wird die anderen entmutigen, und wir werden die Belagerung aufheben und uns fechtend zurückziehen müssen; auf unserem Rückzug werden wir abermals tausend Mann verlieren, was die Hälfte unserer Streitkräfte ist. Opfern wir sogleich fünfhundert Mann und nehmen Cahors.«

»Wie ist das zu verstehen?« fragte Mornay.

»Mein lieber Freund, wir marschieren gerade auf das Tor zu, das uns am nächsten liegt. Wir werden einen Graben auf unserem Wege finden; wir füllen ihn mit Faschinen; wir lassen zweihundert Mann auf dem Platz, – doch wir erreichen das Tor.«

»Dann, Sire?«

»Dann sprengen wir das Tor mit Petarden und stellen uns fest... das ist nicht sehr schwierig.«

Chicot schaute Heinrich ganz erschrocken an.

»Ja,« brummte er, »Prahler und Großsprecher, so ist mein Gaskogner; wirst du die Petarde unter das Tor legen?«

In diesem Augenblick fügte der König hinzu, als ob er Chicots leise Bemerkung gehört hätte: »Verlieren wir keine Zeit, meine Herren, das Mahl würde kalt werden, vorwärts, und wer mich liebt, folgt mir!«

König Heinrich von Navarra im Feuer.

Die kleine Armee rückte bis auf zwei Büchsenschüsse zur Stadt vor; hier frühstückte man. Dann wurden den Offizieren und Soldaten zwei Stunden Rast bewilligt. Es war bereits drei Uhr nachmittags, als der König die Offiziere unter sein Zelt rufen ließ.

Heinrich war sehr bleich, und während er eine Ansprache hielt, zitterten seine Hände sichtbar.

»Meine Herren,« sagte er, »wir sind gekommen, um Cahors zu nehmen; wir müssen also Cahors nehmen, da wir zu diesem Behufe gekommen sind; doch wir müssen es mit Gewalt nehmen, mit Gewalt, versteht ihr wohl, indem wir mit Fleisch durch Eisen und Holz brechen. Der Herr Marschall von Biron, der geschworen hat, alle Hugenotten bis auf den letzten henken zu lassen, liegt fünfundvierzig Meilen von hier im Feld. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist zu dieser Stunde schon ein Bote von Herrn von Besins an ihn abgeschickt worden; in vier bis fünf Tagen wird er uns auf dem Rücken sein; er hat zehntausend Mann bei sich, und wir sind dann zwischen der Stadt und ihm eingeschlossen. Nehmen wir also Cahors, ehe er ankommt, und wir werden ihn sodann empfangen, wie Herr von Besins sich anschickt, uns zu empfangen, doch hoffentlich mit besserem Glück; andernfalls wird er wenigstens gute katholische Balken haben, um die Hugenotten daran zu hängen, und wir sind ihm diese Genugtuung schuldig; vorwärts, drauf, drauf, meine Herren; ich will mich an eure Spitze stellen, und Streiche, Ventre-saint-gris, als ob es hagelte!«

Dies war die ganze königliche Anrede; doch sie genügte, wie es scheint, denn die Soldaten antworteten darauf mit enthusiastischem Gemurmel und die Offiziere mit wütenden Bravos.

Die kleine Armee brach unter Mornays Kommando auf, um ihre Stellung zu nehmen. In dem Augenblick, als sie sich in Marsch setzte, kam der König auf Chicot zu und sagte zu ihm: »Verzeih', Freund Chicot, ich habe dich getäuscht, als ich von der Jagd, von Wölfen und von anderen Possen sprach; aber ich mußte dies tun, und es ist auch deine Ansicht, da du es mir

rundheraus sagtest; König Heinrich will mir offenbar die Mitgift seiner Schwester Margot nicht bezahlen, und Margot heult, Margot weint, um ihr liebes Cahors zu bekommen; man muß tun, was die Frau will, um den Frieden in der Ehe zu haben.«

»Warum hat sie nicht den Mond von Euch verlangt, da Ihr ein so guter Gatte seid?« versetzte Chicot, durch die königlichen Scherze gereizt.

»Ich hätte es auch versucht, Chicot,« erwiderte der Bearner, »ich liebe sie so sehr, die teure Margot.« – »Oh! Ihr habt schon genug mit Cahors, und wir werden sehen, wie Ihr das angreift.«

»Ah! das ist es gerade, worauf ich kommen wollte; höre mich, Freund Chicot, der Augenblick ist entscheidend und besonders unangenehm. Ja, ich bilde mir nicht viel auf mein Schwert ein; ich bin nicht tapfer, und die Natur empört sich in mir bei jedem Büchsenschuß; Chicot, mein Freund, spotte nicht zu sehr über den armen Bearner, deinen Landsmann und deinen Freund; wenn ich Furcht habe, und du bemerkst es, sage es nicht!«

Heinrich bestieg sein Pferd, doch zweimal war es, als ob er wieder absteigen wollte.

»Auf, Chicot,« sagte er, »steige auch zu Pferde; nicht wahr, du bist auch kein Kriegsmann?« – »Nein, Sire.«

»Nun so komm', Chicot, wir werden miteinander Angst haben, komm' und laß uns das Feuern sehen; ein gutes Pferd für Herrn Chicot!«

Chicot zuckte die Achseln und bestieg, ohne eine Miene zu verziehen, ein schönes spanisches Roß, das man ihm auf Befehl des Königs brachte.

Heinrich setzte sein Pferd in Galopp, Chicot folgte ihm.

Als Heinrich vor die Front seiner kleinen Armee kam, schlug er sein Helmvisier auf.

»Heraus die Fahne! die neue Fahne heraus!« rief er mit einer meckernden Stimme.

Man nahm den Überzug von der Fahne ab, und diese entrollte das doppelte Wappenschild von Navarra und Bourbon majestätisch in der Luft; sie war weiß und trug auf der einen Seite auf Azur die goldenen Ketten und auf der andern Seite die goldenen Lilien mit dem Turnierkranze in Herzform.

»Ich fürchte,« sagte Chicot beiseite, »das ist eine Fahne, die ein schlechtes Handgeld bekommen wird.«

»In diesem Augenblick, und als wollten sie Chicots Gedanken entsprechen, donnerten die Kanonen der Festung und rissen die Infanterie, zehn Schritte vom König, nieder.

»Ventre-saint-gris! hast du gesehen, Chicot, das kommt mir hübsch vor!«

Und seine Zähne klapperten.

»Es wird ihm übel werden,« sagte Chicot.

»Ah!« murmelte Heinrich, »ah! du hast Furcht, verfluchtes Gerippe, du zitterst und bebst; warte, ich will dir etwas zu zittern geben.«

Und er drückte die Sporen seinem Schimmel in den Leib, ritt allen voran und kam auf hundert Schritte zu dem Platz, der von dem Feuer der Batterien so rot war, daß sich die Blitze auf seiner Rüstung wie die Strahlen einer untergehenden Sonne widerspiegelten.

Hier hielt er sein Pferd zehn Minuten lang unbeweglich, das Gesicht dem Tore der Stadt zugewendet, und schrie: »Die Faschinen! Ventre-saint-gris! die Faschinen!«

Mornay war ihm mit aufgeschlagenem Visier und das Schwert in der Faust gefolgt. Chicot machte es wie Mornay, er hatte sich panzern lassen, aber nicht den Degen gezogen.

Hinter diesen drei Männern sprengten begeistert durch ihr Beispiel die jungen hugenottischen Edelleute und schrien: »Es lebe Navarra!«

Der Vicomte von Turenne marschierte, eine Faschine auf dem Halse seines Pferdes, an ihrer Spitze.

Jeder kam und warf seine Faschine hinab; in einem Augenblick war der Graben unter der Zugbrücke ausgefüllt.

Die Artilleristen rückten vor, und mit einem Verlust von dreißig Mann bei vierzig gelang es ihnen, ihre Petarden unter das Tor zu bringen.

Die Kartätschen und Musketenkugeln pfiffen um Heinrich wie ein Feuerorkan; zwanzig Mann fielen ganz in seiner Nähe.

»Vorwärts! vorwärts!« sagte er und sprengte mitten unter die Artilleristen.

Er kam an den Rand des Grabens gerade in dem Augenblick, als die erste Petarde spielte. Das Tor spaltete sich an zwei Stellen. Die Artilleristen zündeten die zweite Petarde an; sogleich kamen durch die dreifache Öffnung zwanzig Büchsen hervor und spien ihre Kugeln auf Offiziere und Soldaten.

Die Leute fielen um den König her, als ob man Ähren mähte.

»Sire,« sagte Chicot, ohne an sich selbst zu denken, »in des Himmels Namen, zieht Euch zurück!«

Mornay sagte nichts, aber er war stolz auf seinen Zögling und suchte sich von Zeit zu Zeit vor ihn zu stellen; Heinrich aber schob ihn mit der Hand auf die Seite.

Plötzliche fühlte Heinrich, daß ihm der Schweiß auf der Stirn perlte, und daß ein Nebel vor seinen Augen hinzog.

»Ah! verfluchte Natur,« rief er, »man soll nicht sagen, du habest mich besiegt.«

Dann sprang er von seinem Pferde und schrie: »Eine Axt! eine Axt!«

Und mit kräftigem Arm schlug er Büchsenläufe, Stücke Eichenholz und eherne Nägel ab.

Endlich fiel ein Balken, ein Türflügel, ein Mauerflügel, und hundert Mann stürzten durch die Bresche und riefen: »Navarra! Navarra! Cahors gehört

uns. Es lebe Navarra!«

Chicot hatte den König nicht verlassen; er befand sich mit ihm unter dem Torgewölbe, wo Heinrich einer der ersten eingedrungen war; doch bei jedem Büchsenschuß sah er ihn beben und den Kopf bücken.

»Ventre-saint-gris!« sagte Heinrich wütend, »hast du je eine solche Feigherzigkeit gesehen, Chicot?« – »Nein, Sire,« erwiderte dieser, »ich habe nie einen Feigling gesehen wie Ihr; das ist furchtbar.«

In diesem Augenblick suchten die Soldaten des Herrn von Besins Heinrich und seine Vorhut aus der Stellung zu vertreiben, die sie unter dem Tor und in den benachbarten Häusern eingenommen hatten.

Heinrich empfing sie mit dem Schwerte in der Hand.

Doch die Belagerten waren die Stärkeren; es gelang ihnen, Heinrich und die Seinigen bis jenseits des Grabens zurückzutreiben.

»Ventre-saint-gris!« rief der König; »ich glaube, meine Fahne weicht zurück; wenn es so ist, werde ich sie selbst tragen.«

Und mit großartiger Anstrengung entriß er seine Standarte dem Träger, hob sie hoch in die Luft und drang zuerst wieder, halb umwickelt von ihren flatternden Falten, in den Platz ein.

»Habe doch Angst,« sagte er, »zittre doch nun, Feigling!«

Die Kugeln pfiffen und platteten sich mit scharfem Klatschen auf seiner Rüstung ab und durchlöcherten die Fahne mit dumpfem Ton. Herr von Turenne, Mornay und tausend andere stürzten dem König nach durch das offene Tor. Die Kanonen schwiegen außen, es galt nun, Leib gegen Leib zu kämpfen. Trotz des Klirrens der Waffen, trotz des Musketenfeuers, trotz des Zusammenschlagens der Schwerter hörte man Herrn von Besins rufen: »Verrammelt die Straßen, macht Gräben, feuert von den Zinnen der Häuser!«

»Oh!« sagte Herr von Turenne, der nahe genug war, um ihn zu hören, »die Belagerung der Stadt ist aus, mein armer Besins.«

Und gleichsam, um diese Worte zu begleiten, feuerte er eine Pistole auf ihn ab und verwundete ihn am Arm.

»Du täuschest dich, Turenne, du täuschest dich,« erwiderte Herr von Vesins; »es gilt zwanzig Belagerungen in Cahors; ist eine abgetan, so bleiben noch neunzehn.«

Herr von Vesins verteidigte sich fünf Tage und fünf Nächte, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Fünf Tage und fünf Nächte hindurch befehligte Heinrich wie ein Feldherr, schlug sich wie ein Soldat, fünf Tage und fünf Nächte schlief er, den Kopf auf einem Stein, erwachte er, die Axt in der Faust.

Endlich in der Nacht des fünften Tages schien der entkräftete Feind der protestantischen Armee einige Ruhe geben zu müssen. Nun war Heinrich der Angreifende; man überwältigte einen verschanzten Posten, der siebenhundert Mann kostete; beinahe alle guten Offiziere wurden hierbei verwundet; Herr von Turenne wurde von einer Büchsenkugel in die Schulter getroffen, Mornay bekam einen Stein auf den Kopf und wäre beinahe getötet worden.

Der König allein ward nicht verwundet; auf die Furcht, die er anfangs empfunden und so heldenmütig besiegt hatte, war eine fieberhafte Aufregung, eine beinahe wahnsinnige Kühnheit gefolgt; alle Riemen und Haken seiner Rüstung waren sowohl durch seine eigene Anstrengung als durch die Streiche der Feinde zerbrochen; er schlug so mächtig, daß jeder Streich seinen Mann tötete.

Als dieser letzte Posten erobert war, drang der König vollends durch die Ringmauer ein, hinter sich Chicot, der, schweigsam und düster, seit fünf Tagen an seiner Seite das furchtbare Gespenst einer Monarchie emporwachsen sah, die bestimmt war, die Monarchie der Valois zu ersticken.

»Nun, was denkst du, Chicot?« sagte der König, sein Helmvisier aufschlagend, und als ob er in der Seele des armen Botschafters lesen könnte.

»Sire,« brummte Chicot voll Traurigkeit, »ich denke, daß Ihr ein wahrer König seid.«

»Und ich, Sire,« rief Mornay, »ich denke, Ihr seid ein Unvorsichtiger; wie! Ihr habt die Panzerhandschuhe herab und das Visier hoch, während man von allen Seiten auf Euch schießt; seht, seht, abermals eine Kugel!«

In diesem Augenblick schnitt in der Tat eine Kugel pfeifend eine Feder von Heinrichs Helmstutz ab.

In demselben Moment und als sollte Mornay vollkommen recht gegeben werden, ward der König von einem Dutzend feindlicher Büchsenschützen umzingelt, die Herr von Besins hier in Hinterhalt gelegt hatte; sie schossen tief und richtig.

Das Pferd des Königs wurde getötet, Mornays Bein zerschmettert. Der König fiel; zehn Schwerter erhoben sich über ihm. Chicot allein war aufrecht geblieben, er sprang vom Pferde und schlug mit seinem Raufdegen ein so schnelles Rad, daß er die Vordersten zurücktrieb.

Dann hob er den König auf, der im Zeug seines Pferdes verwickelt war, führte ihm sein eigenes Pferd zu und sagte: »Sire, Ihr werdet dem König von Frankreich bezeugen, daß ich, wenn auch den Degen gegen ihn gezogen, doch niemand berührt habe.«

Heinrich zog Chicot an sich, umarmte ihn, Tränen in den Augen und sagte: »Ventre-saint-gris! du sollst mir gehören, Chicot; du sollst mit mir leben, mit mir sterben, mein Sohn. Mein Dienst ist gut wie mein Herz.«

»Sire,« erwiderte Chicot, »ich habe nur einen Dienst in dieser Welt, den meines Fürsten. Ach! sein Glanz ist im Abnehmen, doch ich werde dem Mißgeschick treu sein, nachdem ich das Glück geringgeschätzt habe. Laßt mich also meinem König dienen und ihn lieben, solange er lebt; ich werde bald allein mit ihm sein, beneidet ihn nicht um seinen letzten Diener!«

»Chicot,« sagte Heinrich, »ich nehme Euch das Versprechen ab, hört Ihr! Ihr seid mir teuer und heilig, und nach Heinrich von Frankreich werdet Ihr Heinrich von Navarra zum Freund haben.«

»Ja, Sire,« antwortete Chicot ganz einfach, indem er dem König ehrerbietig die Hand küßte.

»Ihr seht nun, mein Freund,« sagte der König, »Cahors gehört uns. Herr von Besins wird alle seine Leute hier töten lassen, doch ich werde alle meine Leute eher töten lassen, als daß ich zurückweiche.«

Die Drohung war unnötig, und Heinrich brauchte nicht länger auszuharren; seine Truppen hatten unter Turenne die Garnison überwältigt, Herr von Besins war gefangengenommen. Die Stadt ergab sich.

Heinrich nahm Chicot bei der Hand und führte ihn in ein völlig brennendes und von Kugeln durchlöchertes Haus, das ihm als Hauptquartier diente, und hier diktierte er Herrn von Mornay einen Brief, den Chicot dem König von Frankreich überbringen sollte.

Dieser Brief war in schlechtem Lateinisch abgefaßt und endigte mit Worten, die etwa besagten: »Was Ihr mir gesagt habt, ist mir sehr nützlich gewesen. Ich kenne meine Getreuen, lernt die Eurigen kennen. Chicot wird Euch das übrige sagen.«

»Und nun, Freund Chicot,« fuhr Heinrich fort, »umarmt mich, beschmutzt Euch aber nicht, denn, Gott verzeihe mir, ich bin blutig wie ein Schlächter. Ich würde Euch einen Teil von meinem Wildbret bieten, wenn ich wüßte, daß Ihr es annähmet, aber ich sehe in Euren Augen eine Weigerung. Doch hier ist mein Ring, nehmt ihn, ich will es; und dann Gott befohlen, ich halte Euch nicht mehr zurück; reitet eilig gen Frankreich, Ihr werdet bei Hofe Glück machen, wenn Ihr erzählt, was Ihr gesehen habt.«

Chicot nahm den Ring an sich und brach auf. Er brauchte drei Tage, um sich zu überzeugen, daß er nicht geträumt habe und nicht in Paris vor den Fenstern seines Hauses erwachen werde, wo Herr von Joyeuse Serenaden gebe.

Im Louvre.

Nachdem König Heinrich bei Vincennes so mutig der Gefahr getrotzt hatte, kehrte er in den Louvre zurück, ohne ein Wort zu sagen, betete ein wenig länger als gewöhnlich und vergaß, einmal Gott hingegeben, so groß war seine Inbrunst, den wachsamen Offizieren und den ergebenen Garden, mit deren Hilfe er der Gefahr entgangen war, zu danken. Dann legte er sich zu Bette, wobei er seine Kammerdiener durch die Schnelligkeit, mit der er seine Toilette machte, in Erstaunen setzte; es war, als hätte er Eile, einzuschlafen, um am andern Morgen seine Gedanken frischer und klarer wiederzufinden.

Epernon, der letzte von allen im Zimmer des Königs, ging in sehr übler Laune weg, da er sah, daß kein Dank kam.

Und Loignac, der vor dem Samtvorhang der Tür stand, wandte sich, als Herr von Epernon, ohne ein Wörtchen zu sprechen, vorüberging, ungestüm gegen die Fünfundvierzig um und sagte: »Der König bedarf euer nicht mehr, meine Herren, geht zu Bette!«

Um zwei Uhr morgens schliefen alle im Louvre.

Das Geheimnis des Abenteuers war getreulich bewahrt und nirgends ruchbar geworden. Die guten Bürger von Paris schnarchten also gewissenhaft, ohne zu vermuten, Wie nahe sie der Thronbesteigung einer neuen Dynastie gewesen waren.

Heinrich, dessen Erwachen viele Leute ungeduldig erwarteten, um zu wissen, was sie hoffen durften, nahm am andern Morgen vier Tassen Bouillon in seinem Bett, statt der zwei, die er gewöhnlich trank, und ließ die Herren von O und von Villequier wissen, sie hätten in seinem Zimmer an der Abfassung eines neuen Finanzediktes zu arbeiten.

Der König hatte zu unterzeichnen, er unterzeichnete; er hatte Vorträge zu hören, er hörte, wobei er die Augen auf eine so natürliche Weise schloß, daß man unmöglich wissen konnte, ob er hörte oder schlief. Endlich schlug es drei Uhr nachmittags.

Der König ließ Herrn von Epernon rufen. Man antwortete ihm, der Herzog lasse die Chevaulegers Revue passieren.

Er verlangte nach Loignac. Man antwortete ihm, Loignac probiere limousinische Pferde.

Man erwartete, den König infolgedessen ärgerlich zu sehen; keineswegs, gegen die allgemeine Erwartung fing er an, mit der allerungezwungensten Miene eine Jagdfanfare zu pfeifen, eine Zerstreuung, der er sich nur überließ, wenn er vollkommen mit sich selbst zufrieden war.

Offenbar verwandelte sich die Lust zu schweigen, die der König vom Morgen an hatte, in eine wachsende Begierde zu sprechen.

Diese Begierde wurde am Ende ein unwiderstehliches Bedürfnis; doch da der König niemand hatte, so mußte er allein sprechen.

Er verlangte zu essen, und während er aß, ließ er sich ein erbauliches Buch vorlesen.

Dann legte er große Toilette an und ging in sein Kabinett, wo ihn sein Hof erwartete.

Besonders bei Hofe fühlt man, wenn Stürme herannahen und wann sie enden; ohne daß irgend jemand gesprochen, ohne daß irgendjemand den König erblickt hatte, war jedermann gefaßt, sich nach dem zu richten, was kommen würde.

Die beiden Königinnen waren sichtbar beunruhigt.

Bleich und ängstlich grüßte Katharina und redete in kurzen, abgestoßenen Worten.

Luise von Vaudemont schaute niemand an und hörte nichts. Es gab Augenblicke, wo die arme junge Frau nahe daran war, den Verstand zu verlieren.

Der König trat ein. Er hatte ein lebhaftes Auge und eine rosenfarbige Haut; man konnte aus seinem Gesichte einen Ausdruck guter Laune lesen, der auf

allen diesen düstern Gesichtern die Wirkung hervorbrachte, die ein Sonnenstrahl auf die vergilbten Gebüsche hervorbringt. Auf der Stelle war alles mit Gold, mit Purpur übergossen, in einer Sekunde erstrahlte alles.

Heinrich küßte seiner Mutter und seiner Frau mit derselben Galanterie die Hand, wie wenn er noch Herzog von Anjou gewesen wäre. Er richtete tausend Schmeicheleien an die Damen, die nicht mehr an diese Art gewohnt waren, und ging sogar so weit, daß er ihnen Zuckerwerk anbot.

»Man war unruhig über Eure Gesundheit, mein Sohn,« sagte Catharina, indem sie den König mit einer besonderen Aufmerksamkeit anschaute, als wollte sie sich versichern, daß diese Gesichtsfarbe nicht Schminke, diese schöne Laune keine Maske sei.

»Man hatte unrecht, Madame,« erwiderte der König, »ich habe mich nie besser befunden.« Und er begleitete diese Worte mit einem Lächeln, das über den Mund aller Anwesenden hinschwebte.

»Welchem glücklichen Einfluß habt Ihr diese Besserung Eurer Gesundheit zu danken, mein Sohn?« fragte Catharina mit einer schlecht verhehlten Unruhe.

»Dem, daß ich viel gelacht habe,« antwortete der König.

Alle schauten sich mit so tiefem Erstaunen an, daß es schien, als hätte der König etwas Ungeheuerliches gejagt.

»Viel gelacht? Ihr könnt viel lachen?« versetzte Katharina mit ihrer herben Miene, »dann seid Ihr glücklich.«

»So ist es, Madame.«

»Und was hat bei Euch eine solche Heiterkeit hervorgerufen?« – »Ich muß Euch sagen, Madame, daß ich gestern in Vincennes gewesen bin.«

»Ich habe es erfahren.« – »Ah! Ihr habt es erfahren?«

»Ja, mein Sohn, alles, was Euch berührt, ist mir wichtig; damit lehre ich Euch nichts Neues.« – »Nein, gewiß nicht; ich war also in Vincennes, als

mir mein Vortrab bei der Rücklehr eine feindliche Armee signalisierte, deren Musketen auf der Straße glänzten.«

»Eine feindliche Armee auf der Straße von Vincennes?« – »Ja, meine Mutter.«

»Und wo dies?« – »Dem Fischteiche der Jakobiner gegenüber, bei dem Hause unserer guten Base.«

»Bei dem Hause der Frau von Montpensier?« rief Luise von Vaudemont. – »Ganz richtig, Madame, bei Bel-Esbat; ich näherte mich mutig, um die Schlacht zu liefern, und bemerkte...«

»Mein Gott! fahrt fort, Sire,« sagte die Königin wirklich unruhig. – »Oh! beruhigt Euch, Madame!«

Katharina wartete voll Angst, doch weder ein Wort noch eine Gebärde verriet ihre Unruhe.

»Ich bemerkte,« fuhr der König fort, »eine ganze Priorei von Mönchen, die unter Kriegsgeschrei die Gewehre vor mir präsentierten.«

Der Kardinal von Joyeuse lachte, der ganze Hof stimmte ein.

»Oh!« sagte der König, »lacht, lacht, Ihr habt recht, man wird lange Zeit davon sprechen.«

Während dieses Gesprächs standen nach der Etikette der Zeit alle Damen auf und entfernten sich, eine nach der andern, nachdem sie sich vor dem König verbeugt hatten; die Königin folgte ihnen mit ihren Ehrendamen.

Die Königinmutter allein blieb; es lag in der ungewöhnlichen Heiterkeit des Königs ein Geheimnis, das sie ergründen wollte.

»Ah! Kardinal,« sagte plötzlich der König zu dem Prälaten, der weggehen wollte, denn er sah, daß die Königinmutter blieb und mit ihrem Sohne zu reden wünschte, »sagt, wie geht es Eurem Bruder du Bouchage?«

»Sire, ich weiß es nicht.«

»Wie, Ihr wißt es nicht?«

»Nein, ich sehe ihn selten, oder vielmehr gar nicht,« erwiderte der Kardinal.

Eine ernste, traurige Stimme erscholl im Hintergrunde des Gemachs.

»Hier bin ich, Sire,« sagte diese Stimme.

»Ah! er ist es,« rief Heinrich; »nähert Euch, Graf, nähert Euch!«

Der junge Mann gehorchte.

»Ei, bei Gott!« sagte der König, indem er ihn voll Erstaunen anschaute, »bei meinem adligen Wort, das ist kein Körper mehr, sondern ein wandernder Schatten.«

»Sire,« erwiderte der Kardinal, selbst erstaunt über die Veränderung, die in der Haltung und dem Gesichte seines Bruders vorgegangen war, »Sire, er arbeitet viel.«

Der Kardinal erriet aus der Haltung des Königs, daß er mit du Bouchage allein zu sein wünschte, und schlich sich sacht weg.

Der König sah ihn aus einem Augenwinkel weggehen und blickte dann nach seiner Mutter, die unbeweglich blieb. Es waren im Salon nur noch die Königinmutter, Herr von Epernon, der ihr tausend Artigkeiten sagte, und du Bouchage. An der Tür stand Loignac, der, halb Höfling, halb Soldat, mehr seinen Dienst als irgend etwas anderes tat.

Der König setzte sich und hieß du Bouchage durch ein Zeichen näher hinzutreten.

»Graf,« sagte er, »warum verbergt Ihr Euch so hinter den Namen, wißt Ihr nicht, daß es mir Vergnügen macht, Euch zu sehen?«

»Dieses Wort ist eine große Ehre für mich, Sire,« erwiderte der junge Mann, indem er sich achtungsvoll verbeugte. »Woher kommt es denn, daß man Euch nicht mehr im Louvre sieht?«

»Man sieht mich nicht mehr?«

»In der Tat, nein, und ich beklagte mich darüber bei Eurem Bruder, dem Kardinal, der noch gelehrter ist, als ich glaubte. Henri, dein Bruder hat dich bei seiner Abreise mir wie einen Freund empfohlen; ich will für dich ein älterer Bruder sein; sei offenherzig, unterrichte mich; ich versichere dir, du Bouchage, daß für alles, mit Ausnahme des Todes, meine Macht und meine Zuneigung für dich ein Mittel finden werden.«

»Sire,« erwiderte der junge Mann, indem er dem König zu Füßen sank, »macht mich nicht verwirrt durch den Ausdruck einer Güte, die ich nicht zu erwidern weiß; für mein Unglück gibt es kein Mittel, denn mein Unglück ist meine einzige Freude.«

»Du Bouchage, du bist ein Narr und tötest dich durch Einbildungen, das sage ich dir.«

»Ich weiß es wohl,« antwortete der junge Mann.

»Aber sprich doch,« rief der König etwas ungeduldig, »wünschest du eine Heirat zu machen, willst du einen Einfluß ausüben?«

»Sire, es handelt sich darum, Liebe einzuflößen, und Ihr seht, daß die ganze Welt nicht die Macht besitzt, mir diese Gunst zu verschaffen. Ich allein kann sie erlangen und für mich allein erlangen.«

»Warum dann verzweifeln?«

»Weil ich fühle, daß ich sie nie erreichen werde.«

»Versuche es, mein Kind; du bist reich, du bist jung, du bist schön; wer ist die Frau, die dem dreifachen Einfluß der Schönheit, der Jugend und der Liebe zu widerstehen vermag? Es gibt keine, du Bouchage, es gibt keine.«

»Wie viele Menschen würden Eure Majestät an meiner Stelle für ihre übermäßige Nachsicht und Gnade segnen! Von einem König, wie Eure Majestät, geliebt zu sein, ist beinahe so viel, wie von Gott geliebt zu sein.«

»Du nimmst also an; gut! Sage nichts, wenn du verschwiegen sein willst; ich werde Erkundigungen einziehen; ich werde Schritte tun lassen; du weißt, was ich für deinen Bruder getan habe, ebensoviel werde ich für dich tun. Hunderttausend Taler sollen mich nicht aufhalten.«

Du Bouchage ergriff die Hand des Königs, drückte sie an seine Lippen und sagte: »Eure Majestät verlange eines Tages mein Blut, und ich werde es bis zum letzten Tropfen vergießen, um ihr zu beweisen, wie dankbar ich für die Gunst bin, die ich ausschlage.«

Heinrich III. wandte sich ärgerlich auf den Absätzen um.

»In der Tat,« sagte er, »diese Joyeuse sind halsstarriger als die Valois; da ist einer, der mir alle Tage sein langes Gesicht und seine schwarz umkreisten Augen bringen wird; das wird erfreulich sein; es sind ohnehin schon so viele heitere Gesichter bei Hofe!«

»Oh! Sire, dem soll nicht so sein,« rief der junge Mann, »ich werde das Fieber meiner Wangen wie eine lästige Schminke abwischen, und jeder soll, wenn er mich lächeln sieht, glauben, ich sei der glücklichste Mensch.«

»Ja, aber ich, ich werde das Gegenteil wissen, du Starrkopf; und diese Gewißheit wird mich traurig machen.«

»Erlaubt mir Eure Majestät, daß ich mich entferne?« – »Ja, ja, mein Sohn, gehe und suche ein Mann zu sein!«

Der junge Mann küßte dem König die Hand, verbeugte sich vor der Königinmutter, ging stolz an Epernon vorüber, der ihn nicht grüßte, und verließ das Zimmer.

Sobald er die Türschwelle überschritten hatte, rief der König: »Schließt, Nambu!«

Der Huissier, an den dieser Befehl gerichtet war, verkündigte sogleich im Vorzimmer, der König empfange niemand mehr.

Heinrich näherte sich nun Epernon, klopfte ihm auf die Schulter und sagte zu ihm: »Lavalette, du wirst heute abend unter deine Fünfundvierzig Geld austeilen und ihnen Urlaub für eine Nacht und einen Tag geben. Sie sollen sich vergnügen. Bei der Messe! sie haben mich gerettet, gerettet wie das weiße Roß Sullas.«

»Gerettet?« rief Catharina erstaunt.

»Ja, meine Mutter.«

»Gerettet, wovor?«

»Ah! da fragt Epernon!«

»Ich frage Euch, das ist noch besser, wie mir scheint.«

»Nun wohl! Madame, unsere vielgeliebte Base, die Schwester Eures Freundes, des Herrn von Guise... Ah! verteidigt Euch nicht, es ist Euer guter Freund.«

Catharina lächelte wie eine Frau, die sagen will: »Er wird nie begreifen.«

Der König sah dieses Lächeln, preßte die Lippen zusammen und fuhr dann fort: »Die Schwester Eures guten Freundes von Guise hat mir gestern einen Hinterhalt legen lassen.«

»Einen Hinterhalt?«

»Ja, Madame, gestern wäre ich beinahe festgenommen. vielleicht ermordet worden.«

»Durch Herrn von Guise?« rief Katharina.

»Ihr glaubt es nicht?«

»Nein, ich muß es gestehen.«

»Epernon, mein Freund, um der Liebe Gottes willen, erzählt der Frau Königinmutter das Erlebnis: wenn ich selbst spräche, und sie fortwährend

so die Achseln zuckte, so würde ich in Zorn geraten, und ich habe wahrhaftig nichts zuzusetzen.«

Dann fuhr Heinrich, sich an Katharina wendend, fort: »Gott befohlen, Madame, Gott befohlen, liebt Herrn von Guise, solange Ihr wollt; ich habe schon Herrn von Salcède vierteilen lassen, wie Ihr Euch erinnern werdet?«

»Gewiß.«

»Nun! die Herren von Guise mögen es machen wie Ihr, sie mögen es nicht vergessen.«

Nachdem er so gesprochen, zuckte er die Achseln noch höher, als seine Mutter sie gezuckt hatte, und kehrte in seine Gemächer zurück.

Rote Feder und weiße Feder.

Es war acht Uhr abends, und traurig hob Briquets Haus seinen dreieckigen Umriß an einem von Lämmerwolken bedeckten Himmel hervor, der offenbar mehr zum Regen als zum Mondschein geneigt war.

Dieses arme Haus, von dem man fühlte, daß seine Seele abwesend war, bildete ein würdiges Gegenstück zu jenem geheimnisvollen Hause, das unsere Leser schon kennen. Es war, als ständen sich die Häuser gähnend gegenüber.

Unfern davon hörte man ein gewaltiges Geräusch von klirrendem Eisen, vermischt mit verworrenen Stimmen, unbestimmtes Gemurmel und Gequieke, als feierten Korybanten in einer Höhle die Mysterien der guten Göttin. Es war ohne Zweifel dieses Geräusch, was einen jungen Mann, der ein veilchenblaues Toquet mit roter Feder und einen grauen Mantel trug, einen hübschen Kavalier, anzog und bewog, einige Minuten stehenzubleiben, wonach er langsam, nachdenkend, den Kopf gesenkt, zu Robert Briquets Hause zurückkehrte.

Diese Symphonie von zusammengestoßenem Eisen rührte von Kasserollen her; das unbestimmte Gemurmel kam von Fleischtöpfen, die auf dem Feuer

kochten, und von sich drehenden Spießen; das Geschrei rührte von Meister Fournichon, dem Wirt »Zum kühnen Ritter«, her, der mit der Sorge für seine Öfen beschäftigt war, und das Gequieke von Frau Fournichon, die die Boudoirs der Türmchen zurichten ließ.

Als der junge Mann mit dem veilchenblauen Toquet das Feuer beschaut, den Geruch des Geflügels eingeatmet und die Vorhänge der Fenster geprüft hatte, kehrte er zurück und fing sodann seinen Gang wieder an, der ihn bis zu dem Bach brachte, der die Straße vor Robert Briquets Hause durchschnitt und nach dem geheimnisvollen Gegenüber lief.

Doch, es ist zu bemerken, daß der Spaziergänger, sooft er dahin kam, immer, wie eine pünktliche Schildwache, einen andern jungen Mann ungefähr von demselben Alter fand, der ein schwarzes Toquet mit weißer Feder und einen veilchenblauen Mantel trug und, die Stirn gefaltet, das Auge starr, die Hand am Degen, zu sagen schien: »Du wirst nicht weiter gehen, ohne auf Sturm zu stoßen.«

Der Spaziergänger mit der roten Feder machte zwanzig Gänge, ohne etwas von all dem zu bemerken, so sehr war er mit sich selbst beschäftigt.

Der andere aber wurde durch das Erscheinen seines Gegenübers so schwer gereizt, daß dieser es beim Aufblicken endlich bemerken mußte. Er las auf dessen Gesicht den größten Unwillen.

Dies brachte ihn natürlich auf den Gedanken, er sei dem jungen Mann lästig; diesem Gedanken entsprang sodann das Verlangen, sich zu erkundigen, in welcher Hinsicht er ihm lästig sei. Er schaute demzufolge Robert Briquets Haus aufmerksam an. Dann ging er von diesem Hause zu dem über, das dessen Gegenstück bildete.

Als er endlich beide angeschaut hatte, wandte er seinem Gegenüber den Rücken und kehrte zu den blitzenden Öfen Meister Fournichons zurück.

Glücklich, seinen Gegner in die Flucht geschlagen zu haben, denn er hielt die Umkehr, die er ihn machen sah, für eine Flucht, schritt der Mann mit der weißen Feder in seiner Richtung, nämlich von Osten nach Westen, fort,

während der andere von Westen nach Osten ging. Bald aber standen sie sich, da beide umkehrten, gegenüber wie zuvor.

Der Mann mit der weißen Feder zerrte mit einer Bewegung sichtbarer Ungeduld an seinem kleinen Schnurrbart. Der mit der roten Feder nahm eine erstaunte Miene an und warf dann einen Blick auf das geheimnisvolle Haus.

Das nächstemal aber schritt der Ungeduldige mit der weißen Feder, statt jenseits des Baches zu bleiben, über diesen und ließ seinen Gegner zurückweichen, so daß dieser, der einen solchen Angriff nicht vermutete und seine beiden Arme unter den Mantel gewickelt hatte, beinahe das Gleichgewicht verlor.

»Ah! mein Herr,« sagte der letztere, »seid Ihr ein Narr oder habt Ihr die Absicht, mich zu beleidigen?« – »Mein Herr, ich habe die Absicht, Euch begreiflich zu machen, daß Ihr mich sehr belästigt; es schien mir sogar, als hättet Ihr es bemerkt, ohne daß ich es Euch zu sagen brauchte.«

»Durchaus nicht, denn es ist mein System, nie etwas zu sehen, was ich nicht sehen will.« – »Es gibt jedoch, wie ich hoffe, gewisse Dinge, die Eure Blicke auf sich ziehen würden, wenn man sie vor Euren Augen glänzen ließe.«

Dabei schlug die weiße Feder den Mantel zurück und zog den Degen.

Der Mann mit der roten Feder blieb unbeweglich. »Mein Herr,« sagte er, die Achseln zuckend, »man sollte glauben, Ihr hättet nie eine Klinge aus der Scheide gezogen, mit solcher Eile zieht Ihr sie gegen einen, der sich nicht verteidigt.«

»Nein, aber der sich hoffentlich verteidigen wird.«

Die rote Feder lächelte mit einer Ruhe, die den Zorn ihres Gegners verdoppelte.

»Warum dies? und welches Recht habt Ihr, mich zu hindern, auf der Straße spazierenzugehen?« – »Warum geht Ihr in dieser Straße spazieren?«

»Bei Gott! eine schöne Frage! weil es mir beliebt.« – »Ah! es beliebt Euch!«

»Allerdings, Ihr geht wohl auch hier! Habt Ihr eine Erlaubnis vom König, allein das Pflaster der Rue de Bussy zu treten?« – »Was ist daran gelegen, ob ich Erlaubnis habe oder nicht habe!«

»Ihr täuscht Euch, es ist viel daran gelegen; ich bin ein getreuer Untertan Seiner Majestät und möchte ihren Befehlen nicht gern ungehorsam sein.« – »Ah! Ihr spottet, glaube ich!«

»Wenn dem so wäre? Ihr droht wohl!« – »Himmel und Erde! Ich sage Euch, daß Ihr mir lästig seid, mein Herr, und daß ich Euch, wenn Ihr nicht freiwillig vom Platze geht, wohl zu entfernen wissen werde.«

»Oh! oh! mein Herr, das müßte man sehen.« – »Ei! beim Teufel, ich sage Euch schon seit einer Stunde: sehen wir!«

»Mein Herr, ich habe hier ein besonderes Geschäft, das wißt Ihr nun. Ist es durchaus Euer Wunsch, so will ich wohl einen Gang mit Euch machen, doch ich entferne mich nicht.« – »Mein Herr,« sagte der Mann mit der weißen Feder, indem er seinen Degen pfeifen ließ und seine beiden Füße zusammenzog, wie ein Mensch, der sich auszulegen im Begriff ist, »ich heiße Graf Henri du Bouchage und bin der Bruder des Herzogs von Joyeuse; ich frage Euch zum letzten Male, beliebt es Euch, mir den Platz abzutreten und Euch zu entfernen?«

»Mein Herr,« erwiderte die rote Feder, »ich bin der Vicomte Ernauton von Carmainges; Ihr seid mir keineswegs lästig, und ich finde es durchaus nicht schlimm, wenn Ihr bleibt.« – Du Bouchage dachte einen Augenblick nach und steckte seinen Degen wieder in die Scheide.

»Entschuldigt mich, ich bin halb verrückt, denn ich bin verliebt.« – »Und ich auch, ich bin auch verliebt, doch ich halte mich deshalb nicht für verrückt.«

Henri erbleichte.

»Ihr seid verliebt?« – »Ja.«

»Und Ihr gesteht es?« – »Seit wann ist das ein Verbrechen?«

»Aber verliebt in dieser Straße?« – »Für den Augenblick, ja.«

»In des Himmels Namen, sagt mir, wen Ihr liebt.« – »Ah! Herr du Bouchage, Ihr habt nicht bedacht, was Ihr sagt. Ihr wißt wohl, daß ein Edelmann ein Geheimnis nicht enthüllen darf, das ihm nur zur Hälfte gehört.«

»Es ist wahr, es ist wahr, verzeiht, Herr von Carmainges; doch in der Tat, es ist niemand unter dem Himmel so unglücklich wie ich.«

In den wenigen Worten lag so viel wahrer Schmerz, so viel beredte Verzweiflung, daß Ernauton tief gerührt war. »Oh! mein Gott,« sagte er, »ich verstehe, Ihr befürchtet, wir seien Nebenbuhler.«

»Ich befürchte es.« – »Hm! Nun, ich will offenherzig sein.«

Joyeuse erbleichte und fuhr mit der Hand über die Stirn.

»Ich habe eine Einladung zum Rendezvous,« fuhr Ernauton fort.

»Ihr habt ein Rendezvous?« – »Ja, in der besten Form.«

»In dieser Straße?« – »In dieser Straße.«

»Geschrieben?« – »Ja, mit einer sehr hübschen Handschrift.«

»Von einer Frau?« – »Nein, von einem Mann.«

»Von einem Mann? Was wollt Ihr damit sagen?« – »Nichts anderes, als was ich sage. Ich habe ein Rendezvous mit einer Frau von einer sehr hübschen Männerhandschrift; das ist nicht so geheimnisvoll, doch es ist eleganter; man hat einen Sekretär, wie es scheint.«

»Ah!« sagte Henri, »vollendet, mein Herr, in des Himmels Namen, vollendet!« – »Ihr fragt mich auf eine Weise, daß ich die Antwort nicht zu

verweigern wüßte. Ich will also den Inhalt sagen.«

»Ich höre.« – »Ihr werdet sehen, ob es dasselbe ist, wie bei Euch.«

»Genug, mein Herr, ich bitte; mir hat man kein Rendezvous gegeben, und ich habe kein Billett erhalten.« – Ernauton zog ein kleines Papier aus seiner Börse. »Hier ist das Billett, es wäre schwierig für mich, es Euch bei dieser finsteren Nacht vorzulesen; doch es ist kurz, und ich weiß es auswendig; Ihr werdet Euch darauf verlassen, daß ich Euch nicht täusche.«

»Oh! ganz und gar.« – »Vernehmt also die Ausdrücke, in denen es abgefaßt ist: »Herr Ernauton, mein Sekretär ist von mir beauftragt, Euch zu sagen, daß ich ein großes Verlangen habe, eine Stunde mit Euch zu plaudern; Euer Verdienst hat mich gerührt.«

»Das steht darin?« – »Meiner Treu, ja, der Satz ist sogar unterstrichen. Ich übergehe einen andern Satz, der etwas zu schmeichelhaft für mich ist.«

»Und man erwartet Euch?« – »Das heißt, ich erwarte, wie Ihr seht.«

»Dann muß man Euch die Türen öffnen?« – »Nein, man muß dreimal aus dem Fenster pfeifen.«

Ganz bebend legte Henri eine Hand auf Ernautons Arm, deutete mit der andern auf das geheimnisvolle Haus und fragte: »Von dort?« – »Keineswegs,« antwortete Ernauton, den Zeigefinger nach den Türmchen des » *Kühnen Ritters*« ausstreckend, »von dort.«

Heinrich stieß einen Freudenschrei aus.

»Ihr geht also nicht hierher?« – »Nein, das Billett sagt ganz genau. ›Gasthof zum *Kühnen Ritter*‹.«

»Ah! seid gesegnet,« sagte der junge Mann, indem er ihm die Hand drückte; »oh! verzeiht mir meine Unhöflichkeit, meine Torheit! Ach! Ihr wißt, für den Mann, der wahrhaft liebt, gibt es nur *eine* Frau, und als ich Euch immer wieder auf dieses Haus zukommen sah, glaubte ich, Ihr würdet von dieser Frau erwartet.«

»Ihr irrt Euch, doch wartet!«

»Was?« – »Hat man nicht gepfiffen?«

»In der Tat, mir scheint, ich habe pfeifen hören.«

Die jungen Männer horchten; ein zweiter Pfiff machte sich in der Richtung des » *Kühnen Ritters*« hörbar.

»Herr Graf!« sagte Ernauton, »Ihr werdet mich entschuldigen, wenn ich Euch nicht länger Gesellschaft leiste, doch ich glaube, das ist mein Signal.« – Ein dritter Pfiff wurde vernommen.

»Geht, mein Herr, geht,« sagte Henri, »und viel Glück!«

Ernauton entfernte sich raschen Schrittes, und der andere sah ihn im Schatten der Straße verschwinden, um im Lichte wieder zu erscheinen, das aus den Fenstern des » *Kühnen Ritters*« herabfiel, und dann abermals zu verschwinden.

Noch düsterer als zuvor sagte Henri zu sich selbst: »Auf! machen wir's wie gewöhnlich, klopfen wir an die verfluchte Tür, die sich nie öffnet.«

Als er dies gesprochen, schritt er wankend auf die Tür des geheimnisvollen Hauses zu.

Die Tür öffnet sich.

Als aber der arme Henri an die Tür des geheimnisvollen Hauses kam, erfaßte ihn wieder sein gewöhnliches Zögern. Und er machte noch einen Schritt.

Dann klopfte er zögernd in langen Pausen dreimal hintereinander; als alles still war, murmelte er: »Gott befohlen, grausames Haus; Gott befohlen bis morgen!«

Und er bückte sich, bis seine Stirn die steinerne Treppe berührte, und drückte darauf aus der Tiefe seiner Seele einen Kuß, daß der harte Granit erbebte, der aber noch minder hart war, als das Herz der Bewohner dieses Hauses.

Dann zog er sich zurück. Doch kaum hatte er zwei Schritte gemacht, als zu seinem tiefen Erstaunen der Riegel klirrte. Die Tür öffnete sich, und der Diener verbeugte sich tief.

Es war derselbe, dessen Porträt wir bei seinem Zusammentreffen mit Robert Briquet entworfen haben.

»Guten Abend, mein Herr,« sagte er mit heiserer Stimme, deren Ton jedoch du Bouchage süßer vorkam, als die süßesten Konzerte der Cherubim.

Henri näherte sich zitternd, verwirrt, faltete die Hände und wankte so sichtbar, daß ihn der Diener hielt, damit er nicht auf die Schwelle fiel, was übrigens mit dem offenbaren Ausdruck eines ehrfurchtsvollen Mitleids geschah.

»Hier bin ich, ich bitte Euch, erklärt mir, was Ihr wünscht.«

»Ich habe so sehr geliebt,« erwiderte der junge Mann, »daß ich nicht weiß, ob ich noch liebe. Mein Herz hat so gewaltig geschlagen, daß ich nicht sagen kann, ob es noch schlägt.«

»Wäre es Euch nicht gefällig, mein Herr, hier sich neben mich zu setzen und mit mir zu plaudern?« fragte der Diener achtungsvoll.

»Oh! ja.«

»Sprecht,« fügte der Diener, als sie nebeneinandersaßen, »nennt mir Euer Verlangen!«

»Mein Freund,« erwiderte du Bouchage, »es ist heute nicht das erstemal, daß wir einander sprechen. Oft habe ich Euch, wie Ihr wißt, an einer Straßenecke erwartet und Euch Gold angeboten; zuweilen versuchte ich auch, Euch einzuschüchtern, doch nie hörtet Ihr mich, stets saht Ihr mich

leiden, ohne ein sichtbares Mitgefühl mit meinen Schmerzen. Heute heißt Ihr mich sprechen, Ihr fordert mich auf, Euch meinen Wunsch auszudrücken; mein Gott, was ist denn vorgefallen, welches neue Unglück verbirgt mir diese Fügsamkeit von Eurer Seite?«

Nachdem du Bouchage seinem Schmerze Ausdruck verliehen und auch erwähnt hatte, daß der König ihm seine Beihilfe zugesagt, er sie aber abgewiesen habe, erwiderte der Diener, nachdem er mit ängstlicher Aufmerksamkeit alles, was der junge Mann sprach, angehört hatte: »Herr Graf, glaubt mir, die Dame, die Ihr anklagt, hat kein so unempfindliches und besonders kein so grausames Herz, wie Ihr meint, denn sie hat Euch zuweilen gesehen, sie hat begriffen, was Ihr leidet, und fühlt eine lebhafte Sympathie für Euch.«

»Oh! Mitleid, Mitleid,« rief der junge Mann, indem er sich den kalten Schweiß abwischte, der von seinen Schläfen lief; »oh! es komme der Tag, wo ihr Herz, das Ihr rühmt, die Liebe fühlt, so wie ich sie fühle!«

»Herr Graf, diese Frau hat vielleicht eine stärkere Leidenschaft gekannt, als Ihr sie je kennen werdet; diese Frau hat vielleicht geliebt, wie Ihr nie lieben werdet.«

Henri hob die Hände zum Himmel empor und rief: »Wenn man so liebt, liebt man immer.«

»Habe ich Euch etwa gesagt, sie liebe nicht mehr?«

Henri stieß einen Seufzer aus und sank zusammen, als ob er vom Tode getroffen worden wäre. »Sie liebt!« rief er, »sie liebt! oh! mein Gott! mein Gott!«

»Ja, sie liebt; doch seid nicht eifersüchtig auf den Mann, den sie liebt, Herr Graf; dieser Mann gehört nicht mehr der Erde an; meine Gebieterin ist Witwe,« fügte der mitleidige Wiener in der Hoffnung hinzu, durch diese Worte den Schmerz des jungen Mannes zu beschwichtigen.

Und in der Tat, wie durch einen Zauber gaben ihm diese Worte wieder Atem, Leben, Hoffnung.

»Im Namen des Himmels,« sagte er, »verlaßt mich nicht; sie ist Witwe, sagt Ihr; dann ist sie es seit kurzem, sie wird die Quelle ihrer Tränen vertrocknen sehen, sie ist Witwe, ah! mein Freund, dann liebt sie niemand; da sie einen Leichnam, einen Schatten, einen Namen liebt; der Tod ist weniger als die Abwesenheit; mir sagen, sie liebe einen Toten, heißt mir sagen, sie werde mich lieben.«

Der Diener schüttelte den Kopf und erwiderte: »Diese Dame, Herr Graf, hat dem Toten ewige Treue geschworen; und ich kenne sie, sie wird ihr Wort halten.«

»Ich werde warten, ich werde zehn Jahre warten, wenn es sein muß,« rief Henri;,»Gott gestattete nicht, daß sie vor Kummer starb oder mit Gewalt ihre Tage abkürzte, wie Ihr seht; da sie nicht tot ist, kann sie leben, und da sie lebt, darf ich hoffen«

»Oh! junger Mann!« sagte der Diener mit düsterem Tone, »rechnet nicht so mit den Forderungen der Toten; sie hat gelebt! sagt Ihr; ja, sie hat gelebt! nicht einen Tag, nicht einen Monat, nicht ein Jahr; sie hat sieben Jahre gelebt! (Joyeuse bebte.) Noch wißt Ihr warum, in welcher Absicht, mit welchem Entschluß sie gelebt hat? Sie werde sich trösten, hofft Ihr? Nie, nie, Herr Graf! das sage ich Euch, das schwöre ich Euch, ich, der ich nur der untertänige Diener des Toten war, ich, der ich, solange er lebte, ein frommes, glühendes, hoffnungsvolles Gemüt war und, seitdem er tot ist, ein verhärtetes Herz geworden bin; ich, der ich nur ihr Diener bin, wiederhole Euch, sie wird sich nie trösten.«

»Dieser so sehr beklagte Mann,« unterbrach ihn Henri, »dieser glückliche Tote, dieser Gatte ...«

»Es war nicht der Gatte; es war der Geliebte, Herr Graf, und eine Frau wie die, die Ihr unglücklicherweise liebt, hat nur *einen* Geliebten in ihrem ganzen Leben.«

»Mein Freund!« rief der junge Mann, erschrocken über die majestätische Art dieses einfachen Menschen, »ich beschwöre Euch, vermittelt für mich!«

»Ich!« rief er, »ich! Hört, Herr Graf, wenn ich Euch für fähig gehalten hätte, gegen meine Gebieterin Gewalt zu gebrauchen, so hätte ich Euch mit dieser Hand getötet.«

Und er zog unter seinem Mantel einen nervigen Arm hervor, der einem Mann von kaum fünfundzwanzig Jahren zu gehören schien, während ihm seine weißen Haare und seine gebückte Gestalt das Ansehen eines Sechzigers gaben.

»Und hätte ich glauben können, meine Gebieterin liebe Euch,« fuhr er fort, »so wäre sie gestorben ... Nun, Herr Graf, habe ich Euch gesagt, was ich Euch zu sagen hatte, versucht es nicht, mich zu einem weiteren Geständnis zu bewegen; denn bei meiner Ehre, und, obgleich ich kein Edelmann bin, glaubt mir, meine Ehre ist etwas wert ..., denn bei meiner Ehre, ich habe alles gesagt, was ich sagen konnte.«

Henri stand, den Tod im Herzen, auf und sagte: »Ich danke Euch, daß Ihr dieses Mitleid mit meinem Unglück gehabt habt; nun bin ich entschieden.«

»Ihr werdet also in Zukunft ruhiger sein, Herr Graf, Ihr werdet Euch von uns entfernen, Ihr werdet uns einem Geschick überlassen, das, glaubt mir, schlimmer ist, als das Eurige.«

»Ja, ich werde mich in der Tat entfernen, seid unbesorgt, und zwar für immer,« sagte der junge Mann.

»Ich verstehe Euch, Ihr wollt sterben.«

»Warum sollte ich es verbergen? Ich kann ohne sie nicht leben und so muß ich wohl sterben, wenn ich sie nicht besitze.«

»Herr Graf, ich habe sehr oft mit meiner Gebieterin über den Tod gesprochen; glaubt mir, es ist ein schlimmer Tod, der Tod, den man sich mit eigener Hand gibt.«

»Ich werde auch diesen nicht, wählen; es gibt für einen jungen Mann von meinem Namen, meinem Alter und meinem Vermögen einen Tod, der

jederzeit ein schöner Tod gewesen ist, es ist dies der, den man in Verteidigung seines Königs und seines Vaterlandes empfangt.«

»Wenn Ihr über Eure Kräfte leidet, wenn Ihr denen, die Euch überleben, nichts schuldig seid, wenn Euch der Tod aus dem Schlachtfelde geboten ist, sterbt, Herr Graf, sterbt; ich wäre längst tot, wenn ich nicht zum Leben verurteilt wäre.«

»Gott befohlen und Dank,« sagte Joyeuse, indem er dem unbekannten Diener die Hand reichte. »Auf Wiedersehen in einer andern Welt!«

Und er warf zu den Füßen des durch diesen tiefen Schmerz gerührten Dieners eine schwere Goldbörse und entfernte sich rasch.

Es schlug Mitternacht im Glockenturm von Saint-Germain des Pres.

Wie eine vornehme Dame im Jahre der Gnade 1586 liebte.

Das dreimalige Pfeifen, das in gleichmäßigen Zwischenräumen die Luft durchdrungen hatte, sollte wohl dem glückseligen Ernauton als Signal dienen.

Als der junge Mann dem Hause nahekam, fand er Frau Fournichon unter der Tür, wo sie die Kunden mit einem Lächeln erwartete, das sie einer flämischen Göttin ähnlich machte.

Sie hielt noch in ihren fetten, weißen Händen einen Goldtaler, den eine andere Hand ebenso weiß, aber zarter als die ihrige im Vorübergehen dareingelegt hatte. Sie schaute Ernauton an, füllte, ihre Hände auf die Hüften legend, den Raum der Tür so aus, daß jeder Durchgang unmöglich war, und ließ ihn erst durch, nachdem der Gaskogner sein Ehrenwort gegeben hatte, das Pfeifen habe ihm gegolten.

Freudig erregt, endlich eine Kundschaft zu haben, wie sie sie sich schon lange glühend für den unglücklichen *Rosenstock Amors* wünschte, der durch den » *Kühnen Ritter*« entthront worden war, ließ die Wirtin Ernauton auf der Schneckentreppe hinaufsteigen, die zu dem geschmücktesten und diskretesten der Türmchen führte.

Frau Fournichon folgte dem jungen Manne Schritt für Schritt, sie trieb ihn von der Treppe ins Vorzimmer und vom Vorzimmer in das Türmchen, mit Augen, die durch verliebtes Blinzeln ganz klein wurden; dann zog sie sich zurück.

Ernauton blieb, die rechte Hand am Türvorhang, die linke auf der Klinke und zum Gruß halb gebückt, stehen.

Er hatte in dem wollüstigen Dämmerlicht des nur durch eine einzige Kerze von rosenfarbenem Wachs erleuchteten Türmchens eine zierliche, weibliche Gestalt erblickt, die stets, wenn nicht Liebe, doch wenigstens Aufmerksamkeit oder gar Verlangen heischt. Auf Kissen zurückgelehnt,

ganz in Samt und Seide gehüllt, war diese Dame, deren kleiner Fuß über das Ende des Ruhebettes heranging, beschäftigt, an der Kerze den Rest eines kleinen Aloezweiges zu verbrennen, dessen Rauch sie zuweilen, um ihn einzuatmen, ihrem Gesichte näher brachte, wobei sie auch mit diesem Rauch die Falten ihres Kapuchon und ihre Haare füllte, als wollte sie sich ganz von dem berauschendem Dampfe durchdringen lassen.

An der Art und Weise, wie sie den Rest des Zweiges ins Feuer warf, wie sie ihr Kleid auf ihren Fuß hinabzog und ihre Kopfbedeckung auf ihr verlarvtes Gesicht fallen ließ, erkannte Ernauton, daß sie ihn hatte eintreten hören und in ihrer Nähe wußte. Sie hatte sich jedoch nicht umgewendet.

Ernauton wartete einen Augenblick; sie wandte sich nicht um.

»Madame,« sagte der junge Mann mit weicher Stimme. »Madame, Ihr habt Euren untertänigen Diener rufen lassen, hier ist er.«

»Ah! sehr gut, ich bitte, setzt Euch, Herr Ernauton!« – »Verzeiht, Madame, ich muß Euch vor allem für die Ehre danken, die Ihr mir erweist.«

»Ah! das ist artig, Ihr habt recht, Herr von Carmainges, und ich denke, Ihr wißt doch noch nicht, wem Ihr dankt?« – »Madame, Ihr habt das Gesicht unter einer Larve, die Hand unter Handschuhen verborgen und mir im Moment meines Eintritts den Anblick eines Fußes entzogen, der mich sicher wahnsinnig verliebt in Euch gemacht hätte,« sagte Ernauton, allmählich näherkommend, »ich sehe nichts, was mir eine Erkennung gestattet, und ich kann nur erraten.«

»Und Ihr erratet, wer ich bin?« – »Die, nach der sich mein Herz sehnt, die meine Einbildungskraft jung, schön, mächtig und reich macht, zu reich und zu mächtig sogar, als daß ich glauben könnte, was mir begegnet, sei eine Wirklichkeit, und ich träumte nicht in diesem Augenblick.«

»Habt Ihr viel Mühe gehabt, hier hereinzukommen?« – »Nein, Madame, der Zugang ist mir sogar viel leichter geworden, als ich gedacht hätte.«

»Es ist wahr, für einen Mann ist alles leicht, nur für eine Frau ist das anders.« – »Ich bedaure sehr,« Madame, daß Ihr Euch so viele Mühe

gemacht habt, und kann Euch nur meinen untertänigsten Dank dafür darbringen.«

Doch die Dame schien schon zu einem andern Gedanken übergegangen zu sein.

»Was sagtet Ihr, mein Herr?« versetzte sie nachlässig, während sie einen Handschuh auszog, um eine bewunderungswürdige runde Hand mit zart zugespitzten Fingern zu zeigen. – »Ich sagte, Madame, ohne Eure Züge gesehen zu haben, wisse ich, wer Ihr seid, und ohne eine Täuschung zu befürchten, könnte ich Euch sagen, daß ich Euch liebe.«

»Ihr glaubt also dafür stehen zu können, daß ich wirklich die bin, die Ihr hier zu finden erwartetet?« – »In Ermangelung des Augenscheins sagt es mir mein Herz.«

»Ihr kennt mich also?« – »Ich kenne Euch, ja.«

»In der Tat, Ihr, ein Mann, der kaum aus der Provinz hier gelandet ist, Ihr kennt schon die Frauen von Paris?« – »Von allen Frauen von Paris, Madame, kenne ich bis jetzt nur eine einzige.«

»Und diese bin ich?« – »Ich glaube es.«

»Und woran erkennt Ihr mich?« – »An Eurer Stimme, an Eurer Anmut, an Eurer Schönheit.«

»An meiner Stimme, ich begreife das, denn ich kann sie nicht verstellen; an meiner Anmut, ich will dieses Wort als Kompliment nehmen; doch an meiner Schönheit, diese Antwort kann ich nur als Hypothese zulassen.« – »Warum dies, Madame?«

»Ganz gewiß: Ihr kennt mich an meiner Schönheit, die ist aber verschleiert.« – »Sie war es weniger, Madame, an dem Tag, als ich Euch, um Euch nach Paris zu bringen. so nahe bei mir hielt, daß Eure Brust meine Schultern streifte, und Euer Atem an meinem Halse brannte.«

»Bei Empfang meines Briefes habt Ihr auch erraten, es handle sich um mich?« – »Oh! nein, nein, Madame, glaubt das nicht! Ich hatte nicht einen Augenblick einen solchen Gedanken, ich dachte im Gegenteil, ich wäre das Spielzeug, irgendeines Scherzes, das Opfer eines Irrtums; ich glaubte, ich wäre mit einer Katastrophe bedroht, die man Glück bei Frauen nennt, und erst seit einigen Minuten, da ich Euch sehe, Euch berühre...«

Hier machte Ernauton eine Gebärde, um eine Hand zu nehmen, die sich vor der seinigen zurückzog.

»Genug, es unterliegt keinem Zweifel, daß ich eine ausnehmende Torheit begangen habe.« – »Und worin, Madame, wenn ich bitten darf?«

»Worin! Ihr sagt, Ihr kennt mich und fragt mich, wieso ich eine Torheit begangen habe?« – »Oh! es ist wahr, Madame, ich bin sehr klein, sehr niedrig gegen Eure Hoheit.«

»Aber, um Gottes willen! Macht mir doch das Vergnügen zu schweigen, mein Herr; habt Ihr denn gar keinen Verstand?« – »In des Himmels Namen, was habe ich denn getan, Madame?«

»Wie! Ihr seht mich in einer Maske.« – »Nun!«

»Wenn ich eine Maske trage, so geschieht es ohne Zweifel, um mich zu verkleiden, und Ihr nennt mich Hoheit? Warum öffnet Ihr nicht das Fenster und ruft meinen Namen aus die Straße!« – »Oh! verzeiht, verzeiht,« sagte Ernauton, auf die Knie fallend, »ich glaubte an die Verschwiegenheit dieser Wände.«

»Mir scheint, Ihr seid leichtgläubig.« – »Ach! Madame, ich bin verliebt.«

»Und Ihr seid überzeugt, ich werde sofort diese Liebe erwidern?« – Ernauton stand gereizt auf. »Nein, Madame.«

»Und was glaubt Ihr?« – »Ich glaube, daß Ihr mir etwas Wichtiges zu sagen habt; daß Ihr mich nicht im Hotel Guise oder in Eurem Hause in Bel-Esbat empfangen wolltet, und daß Ihr eine geheime Unterredung an einem einsamen Orte vorzöget.«

»Ihr glaubt dies?« – »Ja.«

»Und was denkt Ihr, daß ich Euch zu sagen gehabt habe, sprecht; es wäre mir nicht unangenehm, Euren Scharfsinn schätzen zu können.« Und unter einer scheinbaren Sorglosigkeit ließ die Dame unwillkürlich eine gewisse Unruhe durchdringen. – »Was weiß ich? Etwas zum Beispiel, was auf Herrn von Mayenne Bezug hätte.«

»Habe ich nicht meine Eilboten, die mir morgen abend mehr sagen werden, als Ihr mir sagen könnt, da Ihr mir gestern alles gesagt habt, was Ihr wußtet.« – »Vielleicht habt Ihr auch eine Frage über das Ereignis der vergangenen Nacht an mich zu richten.«

»Ah! welches Ereignis, wovon sprecht Ihr?« fragte die Dame, deren Busen sichtbar bebte, – »Ich meine den panischen Schrecken des Herrn von Epernon, die Verhaftung der lothringischen Edelleute...«

»Man hat lothringische Edelleute verhaftet?« – »Ungefähr zwanzig, die sich zur unrechten Zeit auf der Straße nach Vincennes befanden.«

»Was auch die Straße nach Soissons ist, wo Herr von Guise, wie mir scheint, Garnison hält. Ah! es ist wahr, Herr Ernauton, Ihr, der Ihr vom Hofe seid, könntet mir sagen, warum man diese Edelleute verhaftet hat.« – »Ich vom Hofe?«

»Allerdings.« – »Ihr wißt das, Madame?«

»Bei Gott! um Eure Adresse zu bekommen, mußte ich Erkundigungen einziehen. Noch ich bitte Euch um alles in der Welt, macht ein Ende mit Euren Redensarten, Ihr habt die bedauerliche Gewohnheit, das Gespräch zu durchkreuzen; ...nun, was war das Resultat dieser Unbesonnenheit?« – »«Durchaus nichts, Madame, wenigstens soweit ich weiß.« »Warum dachtet Ihr dann, ich würde von einer Sache sprechen, die kein Resultat gehabt hat?« – »Ich hatte diesmal wie die anderen Male unrecht, Madame, und ich gestehe mein Unrecht.«

»Wie, mein Herr! aus welcher Gegend seid Ihr denn?« – »Aus Agen.«

»Ah! mein Herr, Ihr seid Gaskogner, denn Agen liegt, wie ich glaube, in der Gaskogne,« – »Ungefähr.«

»Ihr seid Gaskogner und wart nicht eitel genug, anzunehmen, ich hätte, als ich Euch bei der Hinrichtung Salcèdes an der Porte Saint-Antoine sah, gefunden, Ihr seiet ein artiger Mann.«

Ernauton errötete und fing an unruhig zu werden. Die Dame fuhr fort: »Ich wäre Euch auf der Straße begegnet und hätte Euch schön gefunden.« – Ernauton wurde purpurrot. »Madame, Madame, Gott behüte mich, ich denke das nicht.«

»Und Ihr habt unrecht,« versetzte die Dame, indem sie sich zum erstenmal gegen Ernauton umwandte und auf seine Augen ihre unter der Maske flammenden Augen heftete und dabei vor dem entzündeten Blicke des jungen Mannes eine wunderbar verführerische Taille entwickelte, die sich in runden, wollüstigen Linien auf dem Samt des Ruhebettes hervorhob. – Ernauton faltete die Hände und rief: »Madame! Madame! Ihr spottet meiner.«

»Wahrhaftig, nein,« erwiderte sie mit demselben freien, ungebundenen Ton, »ich sage, daß Ihr mir gefallen habt, und das ist die Wahrheit.« – »Mein Gott!«

»Habt Ihr denn nicht selbst gewagt, mir zu erklären, daß Ihr mich liebt?« –'»Als ich Euch dies erklärte, wußte ich nicht, wer Ihr wart, Madame, und nun, da ich es weiß, bitte ich Euch demütig um Verzeihung.«

»Ah! nun fängt er an zu faseln,« murmelte die Name voll Ungeduld. »Bleibt doch, was Ihr seid, sagt doch, was Ihr denkt, oder Ihr werdet machen, daß ich bedaure, hierher gekommen zu sein.« – Ernauton fiel aus die Knie. »Sprecht, Madame, damit ich mich überzeuge, daß dies alles nicht ein Spiel ist, und vielleicht werde ich dann wagen, zu antworten.«

»Es sei; vernehmt, welche Pläne ich mit Euch habe,« erwiderte die Dame, indem sie mit der einen Hand Ernauton zurückschob, während sie mit der andern die Falten ihres Kleides symmetrisch ordnete. »Ich finde Geschmack an Euch, doch ich kenne Euch noch nicht. Ich habe nicht die

Gewohnheit, meinen Neigungen zu widerstehen, bin aber auch nicht so albern, Irrtümer zu begehen. Wären wir von gleichem Stande gewesen, so hätte ich Euch bei mir empfangen und nach meiner Bequemlichkeit studiert, ehe Ihr meine Absichten geahnt haben würdet. Bei Euch war dies unmöglich; man mußte das anders einrichten und aufs Geratewohl diese Zusammenkunft herbeiführen. Ihr wißt nun, woran Ihr Euch in Beziehung aus mich zu halten habt. Werdet meiner würdig, das ist alles, was ich Euch empfehle.« – Ernauton verwickelte sich in Beteuerungen. »Oh! ich bitte, weniger Hitze, Herr von Carmainges,« sagte die Dame mit nachlässigem Tone, »es ist nicht der Mühe wert; vielleicht ist es nur Euer Name, was mir, als wir uns zum ersten Male trafen, aufgefallen ist und mich angesprochen hat. Im ganzen glaube ich entschieden, daß ich nur eine Laune für Euch habe, und daß dies vorübergehen wird. Glaubt indessen nicht, zu fern von der Vollendung zu sein, und verzweifelt nicht! Ich kann die vollkommenen Menschen nicht leiden, Oh! ich bete dagegen die ergebenen Leute an. Beachtet dies wohl, schöner Kavalier.«

Ernauton war außer sich; diese hochmütige Sprache, diese Gebärden voll Wollust und Weichheit, diese stolze Überlegenheit, dieses Hingeben ihm gegenüber von einer so vornehmen Person bereiteten ihm zugleich die höchste Wonne und den tiefsten Schrecken.

Er setzte sich zu der schönen, stolzen Gebieterin seines Herzens, die ihn gewähren ließ, und suchte seinen Arm hinter die Kissen zu schieben, auf die sie sich lehnte.

»Mein Herr,« sagte sie, »es scheint, Ihr habt mich gehört, aber Ihr habt mich nicht verstanden. Ich bitte, keine Vertraulichkeiten, bleiben wir jeder an seinem Platz. Es ist sicher, daß ich Euch eines Tages das Recht verleihen werde, mich die Eurige zu nennen, doch Ihr habt dieses Recht noch nicht.«

Ernauton stand bleich und unwillig aus und erwiderte: »Entschuldigt mich, Madame, ich mache nichts als Albernheiten, denn die Gewohnheiten von Paris sind mir noch fremd. Wenn bei uns in der Provinz eine Frau sagt: ›Ich liebe, so liebt sie und sträubt sich nicht. Sie nimmt ihre Worte nicht zum Vorwand, um einen Mann zu ihren Füßen zu demütigen. Das ist Pariser Sitte, das ist Euer Recht als Prinzessin. Ich füge mich in dies alles. Es fehlte mir nur die Gewohnheit, doch die Gewohnheit wird kommen.«

Die Dame hörte ihn stillschweigend an; es war sichtbar, daß sie Ernauton aufmerksam beobachtete, um zu wissen, ob sein Unwille am Ende in wirklichen Zorn überginge.

»Ah! ah! Ihr ärgert Euch, glaube ich,« sagte sie mit stolzer Miene.

»Ich ärgere mich in der Tat, Madame, doch über mich selbst; denn ich empfinde für Euch, Madame, keine vorübergehende Laune, sondern Liebe, eine sehr wahre und sehr reine Liebe. Ich suche nicht Eure Person, denn ich würde sie begehren, wenn dem so wäre, sondern ich suche Euer Herz zu gewinnen. Ich werde mir auch nie verzeihen, Madame, daß ich heute durch Freiheiten die Ehrfurcht verletzt habe, die ich Euch schuldig bin, eine Ehrfurcht, die ich nur in Liebe verwandeln werde, wenn Ihr es mir befehlt. Billigt also, daß ich von diesem Augenblick Eure Befehle erwarte.«

»Still, still, übertreiben wir nicht, Herr von Carmainges, Ihr seid nun eiskalt, nachdem Ihr zuvor ganz Flamme gewesen.« – »Es scheint mir jedoch, Madame ...«

»Ei! mein Herr, sagt nie einer Dame, Ihr würdet sie lieben, wie Ihr wollt; das ist ungeschickt, zeigt ihr, daß Ihr sie lieben werdet, wie sie will, das ist vernünftiger.« – »Das habe ich gesagt, Madame.«

»Ja, aber das denkt Ihr nicht.« – »Ich beuge mich vor Eurer Überlegenheit.«

»Laßt die Artigkeiten, es würde mir widerstreben, hier die Königin zu spielen. Hier ist meine Hand, nehmt sie, es ist die einer einfachen Frau; nur ist sie etwas brennender und belebter als die Eurige.« – Ernauton nahm ehrfurchtvoll diese schöne Hand.

»Nun!« sagte die Herzogin. – »Nun?«

»Ihr küßt sie nicht? Seid Ihr verrückt? Habt Ihr geschworen, mich in Wut zu bringen?« – »Aber soeben ...«

»Soeben entzog ich sie Euch, während ich sie Euch nun gebe.« – Ernauton küßte die Hand mit so viel Gehorsam, daß man sie ihm sogleich entzog.

»Ihr seht wohl,« sagte der junge Mann, »abermals eine Lektion.«

»Ich habe also unrecht gehabt?« – »Sicher, Ihr laßt mich von einem Gefühl zum andern springen, die Furcht wird am Ende die Leidenschaft töten. Wohl werde ich fortfahren, Euch auf den Knien anzubeten, doch ich werde weder Liebe noch Vertrauen zu Euch haben.«

»Oh! ich will das nicht, denn Ihr wärt ein trauriger Liebhaber, und so mag ich sie nicht, das sage ich Euch zum voraus. Nein, bleibt natürlich, bleibt Ihr selbst, seid Herr Ernauton von Carmainges und nichts anderes! Ich habe meine Eigenheiten. Ei! mein Gott, habt Ihr nicht gesagt, ich sei schön? Jede schöne Frau hat ihre Eigenheiten; achtet manche, widersetzt Euch einigen, fürchtet mich vor allem nicht, und wenn ich zu dem stürmischen Ernauton sage: ›Seid ruhig!‹ so befrage er meine Augen und nie meine Stimme.«

Nach diesen Worten stand sie auf.

Es war Zeit; wieder von seinem Delirium ergriffen, hatte sie der junge Mann in seine Arme genommen, und die Maske der Herzogin streifte einen Augenblick die Lippen Ernautons; da aber fühlte er die tiefe Wahrheit dessen, was sie gesagt; denn durch ihre Maske schleuderten ihre Augen einen Blitz, kalt und weiß wie der finstere Vorläufer der Stürme.

Dieser Blick machte einen solchen Eindruck auf Carmainges, daß er seine Arme sinken ließ, und daß sein ganzes Feuer erlosch.

»Es ist gut,« sagte die Herzogin, »wir werden uns wiedersehen. Ihr gefallt mir entschieden, Herr von Carmainges.« – Ernauton verbeugte sich.

»Wann seid Ihr frei?« – »Leider ziemlich selten.«

»Ah! ja, ich begreife, nicht wahr, dieser Dienst ist anstrengend?« – »Welcher Dienst?«

»Der Dienst, den Ihr beim König tut. Seid Ihr nicht bei irgendeiner Garde Seiner Majestät?« – »Das heißt, Madame, ich gehöre zu einem Korps von Edelleuten.«

»Das wollte ich sagen, und diese Edelleute sind, glaube ich, Gaskogner.« – »Ja, alle, Madame.«

»Wieviel sind es? Man hat es mir gesagt, doch ich habe es vergessen.« – »Fünfundvierzig.«

»Was für eine sonderbare Zahl.« – »Es hat sich so gefunden.«

»Und diese fünfundvierzig Edelleute verlassen den König nicht, sagt Ihr?« – »Ich habe nicht gesagt, wir verlassen Seine Majestät nicht, Madame.«

»Ah! verzeiht, ich glaubte, ich hätte Euch dies sagen hören. Ihr sagtet wenigstens, Ihr hättet wenig Freiheit.« – »Es ist wahr, ich habe wenig Freiheit, Madame, weil wir am Tage für die Ausfahrten des Königs oder für die Jagden im Dienste sind, und weil wir am Abend im Louvre weilen müssen.«

»Jeden Abend?« – »Beinahe.«

»Seht, was geschehen wäre, wenn Euch z. B. diesen Abend der Befehl im Louvre zurückgehalten hätte! Hätte ich nicht glauben müssen, mein Entgegenkommen treffe auf Verachtung?« – »Ah! Madame, um Euch zu sehen, werde ich nun alles wagen, das schwöre ich Euch.«

»Es ist dies unnötig, und es wäre albern, ... ich will es nicht.« – »Aber dann ...?«

»Tut Euren Dienst; es ist an mir, mich danach zu richten, an mir, die ich stets frei und Herrin meines Lebens bin.« – »Ah! wieviel Güte, Madame!«

»Doch dies alles erklärt mir nicht,« fuhr die Herzogin mit ihrem einschmeichelnden Lächeln fort, »warum Ihr diesen Abend frei gewesen seid und wie Ihr habt kommen können.«–»Ich hatte diesen Abend schon die Absicht, Herrn von Loignac, unsern Kapitän, der mir wohlwill, um einen Urlaub zu bitten, als der Befehl kam, allen Fünfundvierzig die Nacht freizugeben.«

»Aus welchem Anlaß wurde Euch diese Annehmlichkeit zuteil?« – »Ich glaube als Belohnung, für einen ziemlich anstrengenden Dienst, den wir gestern in Vincennes getan haben.«

»Ah! sehr gut.« – »Diesem Umstand habe ich also das Glück zu danken, Euch heute abend ohne Schwierigkeit sehen zu können.«

»Wohl! so hört, Carmainges,« sagte die Herzogin mit einer süßen Vertraulichkeit, die das Herz des jungen Mannes mit Freude erfüllt, »sooft Ihr frei zu sein glaubt, benachrichtigt die Wirtin durch ein Billett; jeden Tag wird einer von meinen Leuten zu ihr kommen.« – »Oh! mein Gott! das ist zu viel Güte, Madame.«

»Wartet doch,« sagte die Herzogin und legte ihre Hand auf Ernautons Arm. – »Was ist das für ein Geräusch?«

Es drang in der Tat ein Geräusch von Sporen, von Stimmen, von zugeworfenen Türen, von Freudenrufen aus dem untern Saal herauf.

Ernauton streckte seinen Kopf durch die Tür, die ins Vorzimmer ging, und antwortete: »Es sind meine Kameraden, die hier den Urlaub feiern, den ihnen Herr von Loignac gegeben hat.«

»Aus welchem Zufall gerade in dem Wirtshaus, wo wir uns befinden?« – »Weil wir bei unserer Ankunft in Paris gerade in den ›Kühnen Ritter‹ beschieden worden waren, weil meine Kameraden seit dem glückseligen Tage ihres Eintritts in die Hauptstadt eine Vorliebe für den Wein und die Pasteten des Meisters Fournichon und zum Teil auch für seine Türmchen gefaßt haben.«

»Oh!« versetzte die Name mit einem boshaften Lächeln, »Ihr sprecht sehr erfahren von diesen Türmchen, mein Herr.« – »Bei meiner. Ehre, es ist das erstemal, daß ich in eines komme, Madame.«

»Aber mein Gott, wie geräuschvoll sind Eure Kameraden?«

Der Lärm unten wurde inzwischen zu einem höllischen Orkan; die Prahlereien über die Taten am vorhergehenden Tage, das Klingen der

Goldtaler und das Klirren der Gläser weissagten einen vollständigen Sturm. Plötzlich hörte man ein Geräusch von Tritten auf der kleinen Treppe, die nach dem Türmchen führte, und Frau Fournichons Stimme rief von unten: »Herr von Sainte-Maline! Herr von Sainte-Maline!«

»Nun, was soll's,« erwiderte die Stimme des jungen Mannes.

»Geht nicht da hinauf, Herr von Sainte-Maline, ich bitte Euch.«

»Gut! und warum nicht, liebe Frau Fournichon, gehört nicht das ganze Haus diesen Abend uns?«

»Das ganze Haus, ja; aber nicht die Türmchen.«

»Bah! die Türmchen gehören zum Haus,« riefen fünf bis sechs andere Stimmen, unter denen Ernauton die von Perducas von Pincorney und von Eustache von Miradoux erkannte.

»Nein, die Türmchen machen eine Ausnahme, die Türmchen gehören mir, belästigt also meine Mietsleute nicht!«

»Madame Fournichon,« erwiderte Sainte-Maline, »ich bin auch Euer Mietsmann, belästigt mich also nicht!«

»Sainte-Maline!« murmelte Ernauton unruhig, denn er kannte die schlimmen Neigungen und die Keckheit dieses Menschen.

»Aber ich bitte Euch!« wiederholte Madame Fournichon.

»Madame Fournichon,« sagte Sainte-Maline, »es ist Mitternacht; um neun Uhr müssen alle Feuer ausgelöscht sein, und ich sehe ein Feuer in Eurem Türmchen; nur die schlechten Diener des Königs überschreiten seine Verfügungen; ich will wissen, wer diese schlechten Diener sind.«

Sainte-Maline ging mit mehreren Gaskognern weiter.

»Mein Gott!« rief die Herzogin, »mein Gott! sollten diese Leute wagen, hier hereinzukommen?«

»In jedem Fall, Madame, bin ich hier, wenn sie es wagen, und ich kann Euch zum voraus sagen, habt keine Furcht!«

»Oh! sie sprengen die Türen.«

Sainte-Maline, der zu weit vorgerückt war, um zurückzuweichen, stieß wirklich so heftig an die Tür, daß sie entzweibrach.

Sainte-Malines Eindringen und dessen Folgen.

Es war Ernautons erste Sorge, als er die Tür des Vorzimmers unter Streichen Sainte-Malines sich spalten sah, daß er die Kerze ausblies, die das Türmchen erhellte.

Diese Vorsicht diente jedoch nur für den Augenblick und beruhigte keineswegs die Herzogin, als plötzlich die Wirtin, die alle Quellen ihres Geistes erschöpft hatte, zu einem letzten Mittel Zuflucht nahm und dem Gaskogner zurief: »Herr von Sainte-Maline, ich sage Euch, daß die Personen, die Ihr beunruhigt, zu Euren Freunden gehören; die Notwendigkeit zwingt mich, es Euch zu gestehen.«

»Das ist ein Grund mehr, daß wir ihnen unser Kompliment machen,« sagte Perducas von Pincorney mit einer weingrünen Stimme und hinter Sainte-Maline auf der letzten Stufe der Treppe stolpernd.

»Und wer sind diese Freunde, sprecht?«

»Ja, wir wollen sie sehen,« rief Eustache von Miradoux.

In der Hoffnung, einem Streite zuvorzukommen, trat die gute Wirtin mitten unter die gedrängten Reihen der Edelleute und flüsterte dem Angreifer ganz leise den Namen Ernauton ins Ohr.

»Ernauton!« wiederholte mit lauter Stimme Sainte-Maline, bei dem diese Offenbarung Öl statt Wasser ins Feuer goß; »Ernauton! das ist nicht möglich.«

»Und warum?«

»Ja, warum?« wiederholten mehrere Stimmen.

»Ei! bei Gott, weil Ernauton ein Muster der Keuschheit, ein Beispiel der Enthaltsamkeit, eine Sammlung aller Tugenden ist. Nein, nein, Ihr täuscht Euch, Frau Fournichon, Herr von Carmainges ist nicht hier drin.«

Und er näherte sich der zweiten Tür, um hier dasselbe zu tun, was er bei der ersten getan hatte; da öffnete sich plötzlich diese Tür, und Ernauton erschien auf der Schwelle mit einem Gesicht, das keineswegs verkündigte, die Geduld sei eine von seinen Tugenden.

»Mit welchem Rechte hat Herr von Sainte-Maline diese erste Tür zerschmettert?« fragte er, »und mit welchem Rechte will er nun auch die zweite zerschmettern?«

»Ei! er ist es wirklich, es ist Herr Ernauton!« rief Sainte-Maline; »ich erkenne seine Stimme, denn was seine Person betrifft, so soll mich der Teufel holen, wenn ich in der Dunkelheit zu sagen vermöchte, von welcher Farbe sie ist.« »Ihr antwortet nicht auf meine Frage,« sagte Ernauton.

Sainte-Maline brach in ein geräuschvolles Gelächter aus, was die von den Fünfundvierzig tröstete, die bei Ernautons drohender Stimme es für klug erachtet hatten, auf jeden Fall zwei Stufen hinabzusteigen.

»Mit Euch spreche ich, Herr von Sainte-Maline, hört Ihr mich?« rief Ernauton. – »Ja, mein Herr, vollkommen.«

»Was habt Ihr dann zu sagen?« – »Ich habe zu sagen, mein teurer Kamerad, daß wir wissen wollten, ob Ihr diesen Gasthof der Liebschaften aufsucht?«

»Wohl, mein Herr; doch nun, da Ihr Euch versichern konntet, daß ich es bin, da ich mit Euch spreche und Euch zur Not berühren könnte, laßt mich in Ruhe!« – »Cap de Biou, Ihr seid doch nicht Eremit geworden und seid hier nicht allein?«

»Was das betrifft, mein Herr, erlaubt mir, Euch im Zweifel zu lassen.« – »Ah! bah!« fuhr Sainte-Maline fort, während er in das Türmchen zu dringen trachtete, »solltet Ihr wirklich allein sein? Ah! Ihr seid ohne Licht, bravo!«

»Hört, meine Herren,« sagte Ernauton stolz, »ich will glauben, daß Ihr trunken seid, und ich verzeihe Euch; doch es gibt auch ein Ziel für die Geduld, die man Menschen schuldig ist, die ihrer Sinne beraubt sind; es war Spaßes genug, nicht wahr? Macht mir also das Vergnügen, Euch zu entfernen.«

Zum Unglück hatte Sainte-Maline gerade einen von seinen Anfällen neidischer Bosheit.

»Oh! oh! uns entfernen,« rief er, »wie Ihr uns das sagt, Herr Ernauton!«

»Ich sage Euch das so, daß Ihr Euch nicht in meinem Wunsche täuscht, Herr von Sainte-Maline, und ich wiederhole, wenn es sein muß: Entfernt Euch, meine Herren, ich bitte Euch.« – »Oh! nicht eher, als bis Ihr uns die Ehre gegönnt habt, die Person zu begrüßen, der zu Liebe Ihr unsere Gesellschaft flieht.« Bei dieser Beharrlichkeit Sainte-Malines bildete sich der Kreis wieder um ihn, der sich eben zu lösen im Begriffe war.

»Herr von Montcrabeau,« sagte Sainte-Maline, »geht hinab und kommt mit einer Kerze herauf!«

»Herr von Montcrabeau,« rief Ernauton, »wenn Ihr das tut, so erinnert Euch, daß Ihr mich persönlich beleidigt.«

Montcrabeau zögerte, so viel Drohung lag in der Stimme des jungen Mannes.

»Gut,« versetzte Sainte-Maline, »wir haben unsern Schwur, und Herr von Carmainges ist so gewissenhaft in der Mannszucht, daß er ihn nicht wird verletzen wollen; wir dürfen den Degen nicht gegeneinander ziehen; leuchtet, Montcrabeau, leuchtet!«

Montcrabeau ging hinab und kam fünf Minuten nachher mit einer Kerze zurück, die er Sainte-Maline übergeben wollte.

»Nein, nein,« sagte dieser, »behaltet sie, ich werde vielleicht meine Hände nötig haben.«

Und er machte einen Schritt vorwärts, um in das Türmchen zu dringen.

»Ich nehme Euch alle zum Zeugen,« sagte Ernauton, »daß man mich unwürdig beleidigt und mir ohne Grund Gewalt antut, und daß ich folglich (er zog rasch seinen Degen) diesen Degen dem ersten in die Brust stoße, der noch einen Schritt vorwärts tut.«

Wütend wollte Sainte-Maline auch den Degen in die Hand nehmen, doch er hatte noch nicht zur Hälfte vom Leder gezogen, als er auf seiner Brust die Degenspitze Ernautons glänzen sah.

Da nun Sainte-Maline in diesem Augenblick einen Schritt vorwärts machte, so fühlte er, ohne daß Herr von Carmainges ausgefallen war oder mit dem Arm zu stoßen nötig gehabt hätte, die Kälte des Eisens aus der Brust und wich wahnsinnig wie ein verwundeter Stier zurück. Ernauton machte denselben Schritt vorwärts, den Sainte-Maline rückwärts gemacht hatte, und der Degen fand sich abermals drohend auf der Brust des letzteren. Sainte-Maline erbleichte; wenn Ernauton ausgefallen wäre, hätte er ihn an die Wand gespießt. Er schob langsam seinen Degen in die Scheide.

»Ihr verdientet tausend Tode für Eure Unverschämtheit,« sagte Ernauton; »doch der Schwur, von dem Ihr spracht, bindet mich, und ich werde Euch nicht mehr berühren; laßt mir den Weg frei!«

Er machte einen Schritt rückwärts, um zu sehen, ob man ihm gehorchte, und sagte dann mit majestätischer Gebärde: »Gebt Raum, meine Herren; kommt, Madame, ich stehe für alles.«

Man sah sodann auf der Schwelle des Türmchens eine Frau erscheinen, deren Kopf mit einem Kapuchon bedeckt, deren Gesicht mit einem Schleier verhüllt war, und die ganz zitternd Ernautons Arm nahm. Dann steckte der junge Mann seinen Degen in die Scheide, und als wäre er sicher, daß er

nichts mehr zu fürchten habe, durchschritt er stolz das von seinen unruhigen und doch neugierigen Kameraden erfüllte Vorzimmer.

Sainte-Maline, dessen Brust das Eisen leicht gestreift hatte, war, beinahe erstickend an der Schmach, die er vor seinen Kameraden und vor der unbekannten Dame erlitten hatte, bis auf den Ruheplatz der Treppe zurückgewichen. Er begriff, daß er alles gegen sich hatte, Lacher und ernsthafte Menschen, wenn die Dinge blieben, wie sie waren, und diese Überzeugung trieb ihn zum Äußersten an.

Er zog seinen Dolch in dem Augenblick, als Carmainges an ihm vorüberging. Hatte er die Absicht, ihm einen Stoß zu versetzen, oder beabsichtigte er nur zu tun, was er tat? Das ließe sich unmöglich aufklären, ohne in dem finstern Geiste dieses Menschen gelesen zu haben, worin er selbst vielleicht in seinen Augenblicken des Zornes nicht lesen konnte.

So viel ist gewiß, daß sein Arm auf das Paar niedersank und, statt Ernautons Brust zu verletzen, die seidene Haube der Herzogin schlitzte und eine von den Schnüren der Maske durchschnitt, so daß diese zu Boden fiel.

Die Bewegung Sainte-Malines war so rasch gewesen, daß im Schatten niemand sich davon hatte Rechenschaft geben oder widersetzen können. Die Herzogin stieß einen Schrei aus. Ihre Maske fiel, und sie hatte ihren Hals entlang den runden Rücken der Klinge gleiten gefühlt, doch ohne daß sie verwundet worden war.

Sainte-Maline hatte also, während sich Ernauton über den von der Herzogin ausgestoßenen Schrei beunruhigte, Zeit, die Maske aufzuheben und sie ihr zurückzugeben, so daß er bei dem Scheine der Kerze Montcrabeaus das unbedeckte Gesicht der jungen Frau sehen konnte.

»Ah! ah!« sagte er mit seinem höhnischen, frechen Tone, »es ist die schöne Dame der Sänfte; ich mache Euch mein Kompliment, Ernauton, Ihr seid rasch vorwärts gekommen.«

Ernauton blieb stehen und hatte schon seinen Degen wieder halb aus seiner Scheide gezogen, als die Herzogin ihn die Stufen hinabzog und ihm zuflüsterte: »Kommt, kommt, ich bitte Euch, Herr von Carmainges.«

»Ich werde Euch wiedersehen, Herr von Sainte-Maline,« sagte Ernauton, sich entfernend, »und seid unbesorgt, Ihr sollt mir diese Feigheit mit anderen bezahlen.«

»Gut, gut!« erwiderte Sainte-Maline, »haltet Eure Rechnung, ich halte die meinige; wir werden sie eines Tages ordnen.«

Carmainges hörte, wandte sich aber nicht um, denn er konnte die Herzogin nicht im Stich lassen. Als er unten an die Treppe kam, stellte sich ihm niemand in den Weg; die von den Fünfundvierzig, die nicht mit die Treppe hinaufgestiegen waren, tadelten ohne Zweifel im Innern die Gewalttat ihrer Kameraden.

Ernauton führte die Herzogin an ihre von zwei Dienern bewachte Sänfte. Sobald sie sich hier befand und sich in Sicherheit fühlte, drückte sie Carmainges die Hand und sagte: »Herr Ernauton, nach dem, was vorgefallen ist, nach der Beleidigung, vor der Ihr mich trotz Eures Mutes nicht beschützen konntet, und die sich unfehlbar erneuern würde, können wir nicht mehr hierherkommen; ich bitte Euch, sucht in der Umgegend ein Haus, das zu verkaufen oder ganz zu mieten ist; seid unbesorgt, binnen kurzem werdet Ihr Nachricht von mir erhalten.«

»Muß ich von Euch Abschied nehmen, Madame?« sagte Ernauton, indem er sich zum Zeichen des Gehorsams gegen die für seine Eitelkeit so schmeichelhaften Befehle verbeugte.

Die Herzogin reichte Ernauton ihre Hand zum Kuß und entfernte sich sodann.

»Das ist in der Tat seltsam,« sagte der junge Mann, als er wieder zurückkehrte, »diese Frau findet Geschmack an mir, daran kann ich nicht zweifeln, und sie fragt nicht im geringsten danach, ob ich von diesem Strauchdieb Sainte-Maline getötet werde.«

Eine leichte Bewegung seiner Schultern bewies, daß der junge Mann diese Gleichgültigkeit zu ihrem wahren Werte anschlug. Dann kam er auf jenes erste Gefühl zurück, das für seine Eitelkeit durchaus nichts Schmeichelhaftes hatte, und fuhr fort: »Oh! sie war sehr beunruhigt, die

arme Frau, und die Furcht kompromittiert zu werden, ist bei Prinzessinnen das stärkste von allen Gefühlen.«

»Denn,« fügte er, sich selbst zulächelnd, hinzu, »sie ist Prinzessin.«

Und da dieses letzte Gefühl für ihn das schmeichelhafteste war, so trug es auch den Sieg davon.

Noch es konnte die Erinnerung an die Beleidigung nicht verwischen, die ihm angetan worden war; er kehrte daher geradenwegs in das Wirtshaus zurück, damit niemand das Recht hätte zu vermuten, er habe Furcht vor den Folgen, gehabt, die diese Sache nach sich ziehen könnte.

Er war natürlich entschlossen, alle Befehle und alle Eide zu übertreten und mit Sainte-Maline bei dem ersten Worte, das er sagen, oder bei der ersten Gebärde, die er sich erlauben würde, zu Ende zu kommen.

Durch einen Schlag verletzt, verliehen ihm die Liebe und die Eitelkeit wütenden Mut, der ihm sicher in dem Zustande der Erregung, in dem er sich befand, mit zehn Männern zu kämpfen erlaubt hätte. Dieser Entschluß funkelte in seinen Augen, als er die Schwelle des Gasthofes »Zum kühnen Ritter« berührte.

Frau Fournichon stand ganz zitternd auf der Schwelle.

Bei Ernautons Anblick trocknete sie sich die Tränen ab, als ob sie reichlich geweint hätte, schlang ihre Arme um den Hals des jungen Mannes und bat ihn um Verzeihung, trotz aller Einwendungen ihres Gatten, der behauptete, da sie kein Unrecht getan, so brauche seine Frau auch nicht um Verzeihung zu bitten.

Währenddessen saßen alle wieder bei Tische, und man sprach sehr warm von dem Ereignis, das ohne Widerspruch den Höhepunkt des Abends bildete.

Bei Ernautons Anblick, der wie eine Erscheinung wirkte, fühlte jeder einen Schauer durch seinen ganzen Körper laufen, Ernauton ging gerade auf

Sainte-Maline zu, ohne eine, wirkliche Herausforderung, aber mit einer Festigkeit, die mehr als ein Herz zittern ließ.

Als man dies sah, rief man von allen Seiten Herrn von Carmainges zu: »Kommt hierher, Carmainges; kommt daher, Ernauton, es ist ein Platz bei mir.«

»Ich danke,« antwortete der junge Mann, »ich will mich zu Herrn von Sainte-Maline setzen.«

Sainte-Maline stand auf; aller Augen waren auf ihn gerichtet. Noch während er aufstand, veränderte sich der Ausdruck seines Gesichtes völlig, und er sagte ohne Zorn: »Ich will Euch den Platz einräumen, den Ihr zu haben wünscht, und indem ich Euch Platz mache, spreche ich meine offenherzige und aufrichtige Entschuldigung wegen des albernen Angriffs aus, den ich mir vorhin gegen Euch habe zuschulden kommen lassen; ich war trunken, Ihr habt es selbst gesagt, verzeiht mir!«

Diese unter dem tiefsten Stillschweigen vorgebrachte Erklärung befriedigte Ernauton durchaus nicht, obgleich offenbar nicht eine Silbe für die dreiundvierzig Gäste verloren gegangen war, die voll Angst warteten, wie diese Szene endigen wurde.

Doch bei Sainte-Malines letzten Worten zeigten Ernauton die Freudenrufe seiner Kameraden, daß er befriedigt sein müsse, und daß er vollkommen gerächt sei. Sein gesunder Verstand nötigte ihn also zu schweigen. Zugleich zeigte ihm aber ein Blick, den er auf Sainte-Maline warf, daß er ihm mehr als je mißtrauen müsse.

»Der Elende hat doch Mut,« sagte Ernauton zu sich selbst, »und wenn er in diesem Augenblick nachgibt, so geschieht es infolge einer abscheulichen Absicht, die ihm mehr einleuchtet.«

Sainte-Malines Glas war voll, er füllte Ernautons.

»Ruhe, Friede, Friede!« riefen alle Stimmen, »auf die Versöhnung von Carmainges und Sainte-Maline!«

Carmainges benutzte das Zusammenstoßen der Gläser, und den Lärm aller Stimmen, neigte sich gegen Sainte-Maline und sagte zu ihm, ein Lächeln auf den Lippen, damit niemand den Sinn der Worte, die er an ihn richtete, erraten könnte: »Herr von Sainte-Maline, das ist das zweitemal, daß Ihr mich beleidigt, ohne mir Genugtuung zu geben, nehmt Euch in acht, bei der dritten Beleidigung schlage ich Euch tot wie einen Hund.«

»Tut das, wenn Ihr es recht findet,« erwiderte Sainte-Maline, »denn so wahr ich ein Edelmann bin, ich würde dasselbe tun.«

Und die beiden Todfeinde stießen die Gläser zusammen, wie es nur die besten Freunde hätten tun können.

Was in dem geheimnisvollen Haufe vorfiel.

Während dieser Ereignisse im » *Kühnen Ritter*« fand eine ungewöhnliche Bewegung in dem geheimnisvollen Hause statt, das unsern Lesern bisher nur von außen bekannt ist.

Der Diener mit der kahlen Stirn ging von einem Zimmer in das andere und holte gepackte Gegenstände, die er in eine Reisekiste verschloß. Sodann lud er eine Pistole und ließ einen breiten Dolch in seiner Scheide spielen, worauf er ihn mittels eines Ringes an die Kette, die ihm als Gürtel diente, hing, und an der er noch seine Pistole, einen Bund Schlüssel und ein Gebetbuch in schwarzem Thagrin befestigte.

Während er hiermit beschäftigt war, streifte ein Tritt, so leicht wie der eines Schatten, den Boden des zweiten Stockes und glitt die Treppe hinab. Plötzlich erschien eine Frau, bleich und einem Gespenste ähnlich unter den Falten ihres weißen Schleiers, auf der Türschwelle, und eine Stimme, so sanft und traurig wie der Gesang eines Vogels in der Tiefe des Waldes, machte sich hörbar.

»Remy,« sagte diese Stimme, »seid Ihr bereit?« – »Ja, gnädige Frau, und ich erwarte zu dieser Stunde nur noch Eure Kassette.«

»Glaubt Ihr, diese Kassetten werden sich leicht unseren Pferden aufladen lassen?« – »Ich stehe dafür, gnädige Frau. Wenn Euch dies übrigens nur im geringsten beunruhigt, so können wir die meinige hier lassen; habe ich denn dort nicht alles, was ich brauche?«

»Nein, Remy, nein, unter keiner Bedingung darf Euch das Nötigste auf der Reise fehlen, und dann, wenn wir auch dort sind, werden alle Bedienten, da der arme Greis krank ist, um diesen beschäftigt sein. Oh! Remy, es drängt mich, zu meinem Vater zu kommen; ich habe traurige Ahnungen, und es ist mir, als hätte ich ihn seit einem Jahrhundert nicht gesehen.« – »Ihr habt ihn doch erst vor drei Monaten verlassen, und der Zwischenraum zwischen dieser Reise und der letzten ist nicht größer als der zwischen den andern.«

»Remy, habt Ihr, der Ihr Arzt seid, nicht selbst zugestanden, als wir ihn das letzte Mal verließen, mein Vater habe nicht mehr lange zu leben?« – »Ja, allerdings, doch dies war keine Weissagung, sondern ich drückte damit nur eine Furcht aus; Gott vergißt zuweilen die Greise, und sie leben – es klingt seltsam – durch die Gewohnheit zu leben; mehr noch, zuweilen ist der Greis wie ein Kind heute krank, morgen wieder völlig munter.«

»Ach! Remy, und wie das Kind ist auch der Greis heute munter und morgen tot.« –

Remy erwiderte nichts, denn es konnte keine beruhigende Antwort aus seinem Munde kommen, und ein düsteres Schweigen folgte einige Minuten lang auf das mitgeteilte Gespräch.

»Auf welche Stunde habt Ihr die Pferde bestellt, Remy?« fragte nach einer Weile die geheimnisvolle Dame. – »Auf zwei Uhr nach Mitternacht.«

»Ein Uhr hat geschlagen?« – »Ja, gnädige Frau.«

»Niemand lauert draußen, Remy?« – »Niemand.«

»Nicht einmal der unglückliche junge Mann?« – »Nicht einmal er.«

»Ihr sagt mir das so seltsam, Remy?« – »Weil er auch einen Entschluß gefaßt hat.«

»Welchen?« fragte die Name bebend. – »Den, Euch nicht mehr zu sehen oder es wenigstens nicht mehr zu versuchen, Euch zu sehen.«

»Und wohin geht er?« – »Wohin wir alle gehen, zur Ruhe.«

»Gott verleihe ihm die ewige Ruhe,« erwiderte die Name mit einer Stimme, so ernst und kalt wie eine Totenglocke, »und dennoch ...« sie hielt inne. – »Dennoch?« versetzte Remy. »hat er nichts auf dieser Welt zu tun?« – »Er hätte zu lieben, wenn man ihn geliebt hätte.«

»Ein Mann von seinem Namen, von seinem Rang und seinem Alter müßte auf die Zukunft rechnen.«–»Zählt Ihr darauf, die Ihr ihn Eurem Alter, Eurem Rang und Eurem Namen nach um nichts zu beneiden habt?«

Die Augen der Dame gaben einen düstern Schimmer von sich. »Ja, Remy, ich zähle darauf, da ich lebe; doch wartet ...«

Sie horchte.

»Ist es nicht der Trab eines Pferdes, was ich höre?« – »Es scheint mir.«

»Sollte es unser Führer sein?« – »Es ist möglich; doch in diesem Fall käme er beinahe eine Stunde früher, als verabredet ist.«

»Man hält vor der Tür, Remy.« – »In der Tat.«

Remy ging rasch hinab und kam unten an die Treppe in dem Augenblick, als sich drei hastige Schläge hörbar machten.

»Wer ist da?« – »Ich,« antwortete eine schwache, gebrochene Stimme; »ich, Grandchamp, der Kammerdiener des Barons.«

»Ah! mein Gott! Ihr, Grandchamp, in Paris; wartet, ich will Euch öffnen; doch sprecht leise!«

Und er öffnete die Tür.

»Woher kommt Ihr denn?« fragte Remy mit leiser Stimme. – »Von Meridor. Ach!«

»Tretet rasch ein! Oh! mein Gott!«

»Nun, Remy?« rief die Stimme der Dame oben von der Treppe herab; »sind es unsere Pferde?« – »Nein, nein, gnädige Frau, sie sind es nicht.«

»Remy, Remy,« rief die Stimme, »Ihr sprecht mit jemand, wie mir scheint.« – »Ja, gnädige Frau, ja.«

Da erschien auch schon die Dame am Ende des Ganges.

»Wer ist da?« fragte sie, »es scheint fast, als wäre es Grandchamp.« »Ja, gnädige Frau, ich bin es,« erwiderte ehrfurchtsvoll und traurig der Greis, indem er sein weißes Haupt entblößte.

»Grandchamp, du, oh! mein Gott! meine Ahnungen haben mich nicht getäuscht, mein Vater ist tot.« – »In der Tat, gnädige Frau, Meridor hat keinen Herrn mehr.«

Bleich, in Eis verwandelt, aber unbeweglich und fest, ertrug die Dame den Schlag, ohne sich zu beugen. Als Remy sie so ergeben und so düster sah, ging er auf sie zu und nahm sacht ihre Hand.

»Wie ist er gestorben?« fragte die Name; »sprecht, mein Freund!« – »Gnädige Frau, der Herr Baron, der seinen Lehnstuhl nicht mehr verließ, ist vor acht Tagen von einem dritten Schlage getroffen worden. Er konnte ein letztes Mal Euren Namen stammeln, dann hörte er auf zu sprechen und starb in der Nacht.«

Die Name machte dem alten Diener eine Gebärde des Dankes und ging dann, ohne ein einziges Wort zu äußern, wieder in ihr Zimmer hinauf.

»Endlich ist sie frei,« murmelte Remy, der bleicher und düsterer war als sie; »kommt, Grandchamp, kommt!«

Das Zimmer der Dame lag im ersten Stock, hinter einem Kabinett, das die Aussicht auf die Straße hatte, wahrend dieses Zimmer selbst sein Licht nur von einem kleinen Fenster erhielt, das nach einem Hofe ging. Die Ausstattung dieses Zimmers war düster, aber reich; Tapeten aus den

Webereien von Arras stellten die verschiedenen Augenblicke der Leidensgeschichte dar. Ein Betpult von geschnitztem Eichenholz, ein Lehnstuhl von demselben Stoff und derselben Arbeit, ein Bett mit gewundenen Säulen und Vorhängen, den Tapeten der Wände ähnlich, ein Teppich von Brügge, dies war die ganze Ausschmückung des Zimmers.

Keine Blume, kein Juwel, keine Vergoldung; Holz und poliertes Eisen ersetzten überall das Silber und Gold; ein Rahmen von schwarzem Holz umschloß das Porträt eines Mannes, worauf das Licht des Fensters fiel, das man offenbar zur Beleuchtung ausgebrochen hatte.

Vor diesem Porträt kniete die Dame mit wundem Herzen, aber trockenen Augen nieder.

Sie heftete auf dieses leblose Antlitz einen langen, unbeschreiblichen Liebesblick, als ob das edle Bild sich beleben sollte, um ihr zu antworten.

Die Dame streckte den Arm nach dem Bilde aus und sprach zu ihm wie zu Gott: »Ich hatte dich gebeten zu warten, obgleich deine gereizte Seele nach Rache dürsten mußte,« sagte sie; »und da die Toten alles sehen, mein Geliebter, so hast du gesehen, daß ich das Leben nur ertrug, um nicht eine Vatermörderin zu werden; als du tot warst, hätte ich sterben müssen, doch indem ich starb, tötete ich meinen Vater.

»Und dann hatte ich, wie du weißt, auf deinen blutigen Leichnam ein Gelübde getan, ich hatte geschworen, den Tod durch Tod, das Blut durch Blut zu sühnen; doch dann lud ich ein Verbrechen auf das weiße Haupt des ehrwürdigen Greises, der mich sein unschuldiges Kind nannte.

»Du hast gewartet, ich danke dir, mein Vielgeliebter, du hast gewartet, und nun bin ich frei, das letzte Band, das mich an die Erde fesselte, ist durch den Herrn zerrissen worden; – Dank sei dem Herrn ... Ich gehöre dir; kein Schleier, kein Verstecken mehr, ich kann am hellen Tage handeln, denn nun werde ich niemand mehr auf der Erde zurücklassen, und ich habe das Recht, von ihr zu scheiden.«

Sie erhob sich auf ein Knie und küßte die Hand, die aus dem Rahmen herabzuhängen schien.

»Du verzeihst mir, Freund, daß ich trockene Augen habe,« sagte sie; »indem ich auf deinem Grabe weinte, sind meine Augen vertrocknet, diese Augen, die du so sehr liebtest. In wenigen Monaten werde ich zu dir kommen, und du wirst mir endlich antworten, teurer Schatten, mit dem ich so viel gesprochen, ohne je eine Antwort zu erhalten.« Hierauf erhob sich Diana ehrfurchtsvoll und setzte sich auf ihren eichenen Stuhl.

»Armer Vater,« flüsterte sie mit einem kalten Tone und mit einem Ausdruck, der keinem menschlichen Geschöpf anzugehören schien. Dann versank sie in eine tiefe Träumerei, die sie scheinbar das gegenwärtige Unglück und die vergangenen Leiden vergessen ließ.

Plötzlich richtete sie sich auf, stützte die Hand auf einen Arm des Lehnstuhls und sagte: »Das ist es, und so wird alles besser gehen, Remy!«

Der treue Diener horchte ohne Zweifel an der Tür, denn er erschien sogleich und erwiderte: »Hier bin ich, gnädige Frau.«

»Mein würdiger Freund, mein Bruder, Ihr, das einzige Geschöpf, das mich auf dieser Welt kennt, nehmt von mir Abschied!« – »Warum dies, gnädige Frau?«

»Weil die Stunde, uns zu trennen, gekommen ist, Remy.«–»Uns trennen!« rief der junge Mann mit einem Ausdruck, der seine Gefährtin beben ließ; »was sagt Ihr, gnädige Frau?«

»Ja, Remy. Dieser Racheplan schien mir edel und rein, solange noch ein Hindernis zwischen ihm und mir lag, solange ich ihn nur am Horizont erblickte. Nun, da ich der Ausführung nahestehe, nun da das Hindernis verschwunden ist, weiche ich nicht zurück, Remy, aber ich will nicht eine edle, fleckenlose Seele hinter mir auf den Weg des Verbrechens ziehen; somit werdet Ihr mich verlassen, mein Freund.«

Remy hatte die Worte der Frau von Monforeau mit einer finsteren, beinahe stolzen Miene angehört.

»Gnädige Frau,« erwiderte er, »glaubt Ihr denn mit einem zitternden, durch den Gebrauch des Lebens abgenutzten Greis zu sprechen? Gnädige Frau,

ich bin sechsundzwanzig Jahre alt und stehe im vollen Saft der Jugend, der in mir vertrocknet zu sein scheint, in mir, einem dem Grabe entrissenen Leichnam; wenn ich noch lebe, so ist es, um eine furchtbare Handlung zu vollbringen, um eine tätige Rolle in dem Werke der Vorsehung zu spielen; trennt also meinen Geist nicht von dem Eurigen, da diese beiden finsteren Geister so lange unter demselben Dache gewohnt haben; wohin Ihr geht, werde ich auch gehen; was Ihr tun möget, ich werde Euch dabei unterstützen, und wenn Ihr trotz meiner Bitten auf Eurem Entschluß, mich fortzujagen, beharrt...«

»Oh! Euch fortjagen! Welches Wort habt Ihr da gesagt, Remy?« – »Wenn Ihr auf Eurem Entschluß beharrt,« fuhr der junge Mann fort, als ob sie nicht gesprochen hätte, »so weiß ich, was ich zu tun habe, und alle unsere unnütz gewordenen Studien werden für mich auf zwei Dolchstiche auslaufen; der eine trifft das Herz dessen, den Ihr kennt, der andere das meinige.«

»Remy! Remy!« rief Diana, indem sie einen Schritt gegen den jungen Mann tat und gebieterisch ihre Hand über seinem Haupte ausstreckte, »Remy, sagt das nicht; das Leben dessen, den Ihr bedroht, gehört mir, mir, die ich es teuer genug bezahlt habe, um es ihm selbst zu nehmen, sobald der Augenblick, wo er es verlieren soll, gekommen sein wird; Ihr wißt, was geschehen ist, Remy, und das ist kein Traum, ich schwöre es Euch; an dem Tage, an dem ich zu dem kalten Leibe von diesem niederkniete...«

Und sie deutete auf das Porträt.

»An diesem Tage, sage ich, näherte ich meine Lippen dieser Wunde, die Ihr offen seht, und diese Wunde zitterte und sprach zu mir: 'Räche mich, Diana, räche mich!'« – »Gnädige Frau.«

»Remy, ich wiederhole dir, es war keine Einbildung, es war kein Lallen meines Fieberwahnsinns: die Wunde hat gesprochen, sie hat gesprochen, sage ich dir, und ich höre sie noch murmeln: 'Räche mich, Diana, räche mich!'«

Der Diener neigte das Haupt.

»Mir also und nicht Euch kommt die Rache zu,« fuhr Diana fort; »überdies für wen und durch wen ist er gestorben? Für mich und durch mich.« – »Ich muß Euch gehorchen, gnädige Frau, denn ich war auch tot wie er. Wer hat mich aus der Mitte dieser Toten, mit denen der Boden bedeckt war, wegbringen lassen? Ihr. Wer hat meine Wunden geheilt? Ihr. Wer hat mich verborgen? Ihr, Ihr, die Hälfte der Seele dessen, für den ich so freudig gestorben war; befehlt also, und ich werde gehorchen, wenn Ihr mir nur nicht befehlt, daß ich Euch verlassen soll.«

»Es sei, Remy, folgt also meinem Schicksal, Ihr habt recht, nichts soll uns mehr trennen.« – Remy deutete auf das Porträt und sagte voll Tatkraft: »Wohl, er ist durch Verrat getötet worden, durch Verrat muß er auch gerächt werden. Ah! Ihr wißt eines nicht, Ihr habt recht,, die Hand Gottes ist mit uns; Ihr wißt nicht, daß ich in dieser Nacht das Geheimnis der Aqua tolana, dieses Giftes der Medici, dieses Giftes von René, dem Florentiner, gefunden habe.«

»Oh! sprichst du wahr?« – »Kommt und seht, edle Frau!«

»Aber Grandchamp, der wartet, was wird er sagen, wenn er uns nicht zurückkommen sieht, wenn er uns nicht mehr hört, denn nicht wahr, du willst mich hinunterführen?« – »Der arme Greis hat sechzig Meilen zu Pferd zurückgelegt; er ist ganz gelähmt durch die Müdigkeit und schon auf meinem Bette entschlummert. Kommt!«

Dritter Band

Das Laboratorium.

Remy führte die Dame in ein anstoßendes Zimmer, drückte an einer unter einem Brette des Bodens verborgenen Feder und ließ eine Falltür spielen, die sich im Zimmer bis an die Wand erhob. Indem sie sich öffnete, ließ diese Falltür eine finstere, steile, schmale Treppe erblicken; Remy trat zuerst darauf und reichte seinen Arm Diana, die sich darauf stützte und hinter ihm hinabstieg.

Zwanzig Stufen dieser Treppe oder, besser gesagt, dieser Leiter führten in ein kreisförmiges, schwarzes, feuchtes Gewölbe, das nichts anderes enthielt, als einen Ofen mit einem ungeheuren Herd, einem viereckigen Tisch, zwei Strohstühle, eine große Menge von Phiolen und blechernen Büchsen und als einzige Bewohner eine Ziege, die nicht meckerte, und Vögel ohne Stimmen, die an diesem dunklen, unterirdischen Orte die Gespenster der Tiere, mit denen sie Ähnlichkeit hatten, und nicht mehr die Tiere selbst zu sein schienen. In dem Ofen erstarb ein Rest von Feuer, während ein dicker, schwarzer Rauch schweigsam durch eine in der Mauer angebrachte Röhre entfloh. Ein auf den Herd gesetzter Destillierkolben ließ langsam und Tropfen für Tropfen eine goldgelbe Flüssigkeit filtrieren. Diese Tropfen fielen in eine zwei Finger dicke, aber zugleich vollkommen durchsichtige Phiole von weißem Glas, die durch die Röhre des Destillierkolbens, die mit ihr in Verbindung stand, geschlossen war. Diana stieg hinab und blieb mitten unter diesen seltsamen Gegenständen und seltsamen Formen ohne Erstaunen und ohne Schrecken stehen; man hätte glauben sollen, die gewöhnlichen Eindrücke des Lebens könnten keinen Einfluß mehr auf die Frau üben, die schon außerhalb des Lebens lebte.

Remy hieß sie durch ein Zeichen am Fuße der Treppe stehenbleiben. Der junge Mann zündete eine Lampe an, die ein bleiches Licht auf alle von uns genannten Gegenstände warf, die bis jetzt in der Finsternis schliefen oder sich bewegten. Dann näherte er sich einem in dem Gewölbe an einer Wand gegrabenen Brunnen, der weder eine Brüstung noch einen Randstein hatte,

befestigte einen Eimer an einen langen Strick und ließ diesen Strick in das Wasser hinab, das düster im Grunde dieses Trichters lag und ein dumpfes Platschen hören ließ; endlich zog er den Eimer voll eiskalten und kristallhellen Wassers wieder herauf.

»Nähert Euch, gnädige Frau,« sagte Remy. Diana näherte sich.

In diese ungeheure Menge Wasser ließ er einen einzigen Tropfen von der in der gläsernen Phiole enthaltenen Flüssigkeit fallen, und die ganze Wassermasse erhielt sogleich eine gelbe Farbe; die Farbe verdunstete sodann, und nach Verlauf von zehn Minuten war das Wasser wieder so durchsichtig wie zuvor.

Nur die starren Augen Dianas verrieten die tiefe Aufmerksamkeit, die sie dieser Operation schenkte.

Remy schaute sie an.

»Nun?« fragte sie. – »Taucht nun,« antwortete Remy, »in dieses Wasser, das weder einen Geschmack noch eine Farbe hat, eine Blume, einen Handschuh, ein Taschentuch, knetet mit diesem Wasser wohlriechende Seife, gießt davon in die Wasserkanne, aus der man schöpft, um sich die Zähne, das Gesicht und die Hände zu reinigen, und Ihr werdet, wie man es vor kurzem am Hofe Karls IX. gesehen hat, die Blume durch ihren Wohlgeruch ersticken, den Handschuh durch seine Berührung vergiften, die Seife durch ihr Eindringen in die Poren töten sehen. Gießt einen einzigen Tropfen von diesem reinen Öl auf den Docht einer Kerze oder einer Lampe, und die Baumwolle wird sich bis aus ungefähr einen Zoll damit schwängern, und eine Stunde lang wird die Kerze oder die Lampe den Tod ausströmen, um hernach so unschuldig zu brennen, wie eine andere Lampe oder eine andere Kerze.«

»Ihr seid dessen, was Ihr sagt, sicher, Remy?« – »Ich habe alle diese Experimente gemacht, gnädige Frau; seht diese Vögel, die nicht mehr schlafen können und nicht fressen wollen,, sie haben Wasser, diesem ähnlich, getrunken. Seht diese Ziege, die mit demselben Wasser besprengtes Gras gefressen hat, sie haart sich, und ihre Augen irren in den Höhlen.«

»Kann man diese Phiole sehen, Remy?« – »Ja, Madame, denn die ganze Flüssigkeit hat sich zu dieser Stunde zu Boden gesetzt; doch wartet!«

Remy trennte sie mit unendlicher Vorsicht von dem Destillierkolben; dann verstopfte er sie sogleich mit einem Pfropfen von weichem Wachs, den er auf der Oberfläche ihrer Mündung abplattete, und reichte, nachdem er diese Mündung noch mit einem Stück Wolle umwickelt hatte, das Fläschchen seiner Gefährtin.

Diana nahm es ohne die geringste Bewegung, hob es in die Höhe der Lampe und sagte, nachdem sie die dichte Flüssigkeit eine Zeitlang betrachtet hatte: »Das genügt; wir wählen, wenn es Zeit sein wird, einen Strauß, Handschuhe, eine Lampe, Seife oder eine Wasserkanne. Hält sich die Flüssigkeit im Metall?« – »Sie zernagt es.«

»Aber dann wird dieses Fläschchen vielleicht zerbrechen?« – »Ich glaube nicht; seht, wie dick der Kristall ist; überdies können wir es in ein goldenes Gefäß einschließen oder vielmehr einschachteln.«

»Ihr seid also zufrieden, nicht wahr, Remy?«

Und etwas wie ein bleiches Lächeln schwebte über die Lippen der Dame und gab ihr jenen Lebensschimmer, den ein Mondstrahl erstarrten Gegenständen verleiht.

»Mehr als je, gnädige Frau, die Bösen bestrafen, heißt das heiligste Vorrecht Gottes üben.«

»Hört, Remy, hört! Es ist der Hufschlag von Pferden auf der Straße, wie mir scheint; Remy, unsere Pferde sind angekommen.«

»Das ist wahrscheinlich, gnädige Frau, und es ist ungefähr die Stunde, wo sie kommen sollen. Noch nun will ich sie wegschicken.«

»Warum?« – »Sind sie nicht unnötig?«

»Statt nach Meridor zu gehen, Remy, gehen wir nach Flandern, behalte die Pferde!« – »Ah! ich verstehe.«

Und nun zuckte in den Augen des Dieners ebenfalls ein Blitz der Freude, der sich nur mit dem Lächeln Dianas vergleichen ließ.

»Aber, Grandchamp,« fügte er hinzu, »was machen wir mit ihm?«

»Grandchamp bedarf der Ruhe, sage ich Euch. Er wird in Paris bleiben und dieses Haus verkaufen, das wir nicht mehr brauchen.« – »Noch alle diese Öfen, diese Retorten, diese Destillierkolben?«

»Was liegt daran, wenn sie andere nach uns finden, da sie hier wären, als wir das Haus kauften?« – »Aber diese Pulver, diese Säuren, diese Essenzen?«

»Ins Feuer damit, ins Feuer.« – »So entfernt Euch!«

»Ich!« – »Ja, oder nehmt wenigstens diese gläserne Maske!«

Remy reichte der Dame eine Maske, die sie vor ihr Gesicht band.

Er selbst drückte sich auf seinen Mund und auf seine Nase einen großen wollenen Pfropfen, setzte den Blasebalg in Bewegung, belebte die Flamme der Kohlen und schüttete, als das Feuer gehörig brannte, die Pulver daraus, die ein lustiges Geknister von sich gaben und teils in grünen Feuern aufzuckten, teils sich in schwefelblassen Funken verflüchtigten; dann goß er die Essenzen darauf, und statt die Flammen auszulöschen, stiegen diese wie Feuerschlangen mit einem Geräusch, dem eines entfernten Donners ähnlich, in die Röhre auf.

Als alles verzehrt war, sagte Remy: »Ihr habt recht, Madame, wenn nun einer das Geheimnis dieses Kellers entdeckt, wird er glauben, ein Alchimist habe ihn bewohnt; heute verbrennt man noch die Zauberer, aber man achtet die Alchimisten.«

»Ei! wenn man uns verbrennen würde, so wäre dies, wie mir scheint, nur Gerechtigkeit, sind wir nicht Giftmischer? .... und wenn ich an dem Tage, an dem ich den Scheiterhaufen besteige, nur meine Aufgabe erfüllt habe, so widerstrebt mir diese Todesart nicht mehr, als irgendeine andere; die Mehrzahl der alten Märtyrer ist so gestorben.«

Remy machte eine Gebärde der Zustimmung, nahm sodann seine Phiole aus den Händen seiner Gebieterin und packte sie sorgfältig wieder ein.

In diesem Augenblick klopfte man an die Haustür.

»Es sind Eure Leute, Madame, Ihr habt Euch nicht getäuscht. Steigt rasch wieder hinauf und antwortet, während ich die Falltür schließe.«

Die Dame gehorchte. Ein und derselbe Gedanke lebte so sehr in diesen beiden Körpern, daß es schwer gewesen wäre zu sagen, wer von beiden den andern beherrschte. Remy stieg hinter ihr hinauf, drückte an der Feder, und das Gewölbe schloß sich wieder.

Diana fand Grandchamp an der Tür; durch das Geräusch aufgeweckt, war er hinabgegangen, um zu öffnen. Der Greis war nicht wenig erstaunt, als er die nahe bevorstehende Abreise seiner Gebieterin erfuhr, die sie ihm mitteilte, ohne ihm zu sagen, wohin sie ging.

»Grandchamp, mein Freund,« sagte sie, »Remy und ich gehen, um eine Pilgerfahrt zu vollbringen, die wir längst gelobt; Ihr werdet mit Niemand von dieser Reise sprechen und meinen Namen keinem Menschen offenbaren.«

»Oh! ich schwöre es Euch, gnädige Frau,« sagte der alte Diener; »aber man wird Euch doch wiedersehen?«

»Gewiß, Grandchamp, gewiß; sieht man sich nicht immer wieder, wo nicht in dieser Welt, doch wenigstens in jener? Doch, Grandchamp, dieses Haus wird für uns unnütz.«

Diana zog aus einem Schranke ein Bündel Papiere.

»Hier sind die Urkunden, die das Eigentum begründen. Ihr werdet das Haus vermieten oder verkaufen. Habt Ihr in einem Monat weder einen Mietsmann noch einen Käufer gefunden, so verlaßt Ihr es einfach und lehrt nach Meridor zurück.«

»Und wenn ich einen Käufer finde, gnädige Frau, um wieviel soll ich es verkaufen?« – »Macht den Preis, wie Ihr wollt.«

»Dann bringe ich das Geld nach Meridor.« – »Ihr behaltet es für Euch, mein alter Diener.«

»Wie, gnädige Frau, eine solche Summe!« – »Allerdings. Bin ich Euch das nicht für Eure guten Dienste schuldig, Grandchamp? Und dann, habe ich nicht außer meiner Schuld gegen Euch die meines Vaters zu bezahlen?« – »Doch ohne einen Vertrag, ohne eine Vollmacht kann ich nichts tun, gnädige Frau.«

»Er hat recht,« sagte Remy.

»Findet ein Mittel,« sagte Diana.

»Nichts kann einfacher sein. Dieses Haus ist auf meinen Namen gekauft worden, ich verkaufe es an Grandchamp, der es auf diese Art, an wen er will, wiederverkaufen kann.«

»Tut das!«

Remy nahm eine Feder und schrieb unten an den Kaufvertrag den Wiederverkauf.

»Nun lebt wohl,« sagte die Dame von Monsoreau zu Grandchamp, »laßt die Pferde vorführen, wahrend ich die Vorbereitungen beendige.«

Diana ging wieder in ihr Zimmer hinaus, schnitt mit einem Dolche die Leinwand des Porträts aus, rollte es zusammen, hüllte es in ein Stück Seide und legte die Rolle in die Reiseliste.

Der leere, gähnende Rahmen schien noch beredter als zuvor alle Schmerzen zu erzählen, die er gehört hatte.

Der Herzog von Anjou in Flandern.

Achtzig Meilen nördlich von Paris schwebten der Lärm französischer Stimmen und die Lilienfahne über einem französischen Lager am Ufer der Schelde.

Es war Nacht; in einem ungeheuern Kreis liefen regelmäßige Feuer an der breiten Scheibe um Antwerpen und spiegelten sich in dem tiefen Wasser.

Die gewöhnliche Einsamkeit der Polder mit dem düsteren Grün belebte sich durch das Wiehern der französischen Pferde. Von den Wällen der Stadt herab sahen die Schildwachen im Feuer der Biwaks die Musketen der französischen Schildwachen wie einen flüchtigen, fernen Blitz glänzen, den die Breite des zwischen das Heer und die Stadt geworfenen Flusses ebenso harmlos machte, wie das Wetterleuchten an einem schönen Sommerabend.

Dieses Heer war das des Herzogs von Anjou, der sich nach einigen glücklichen Erfolgen vor Antwerpen gelagert hatte, um diese Stadt zu bezwingen, die der Herzog von Alba, Requesens, Don Juan und der Herzog von Parma nach und nach unter ihr Joch gebeugt, ohne sie je zu erschöpfen, ohne sie einen Augenblick zur Sklavin zu machen.

Antwerpen hatte den Herzog von Anjou gegen Alexander Farnese zu Hilfe gerufen; als der Herzog von Anjou seinerseits in Antwerpen einziehen wollte, drehte Antwerpen seine Kanonen gegen ihn.

Das Lager des Herzogs von Anjou und Brabant war auf beiden Ufern der Scheide; trotz guter Mannszucht herrschte aber in der Armee ein leichtbegreiflicher Geist der Unentschiedenheit.

Es unterstützten in der Tat viele Kalvinisten den Herzog von Anjou, nicht aus Sympathie für ihn, sondern um Spanien und den Katholiken in Frankreich und England so unangenehm wie möglich zu sein; sie schlugen sich also mehr aus Eitelkeit als aus Überzeugung und aus Ergebenheit, und man fühlte wohl, daß sie nach Beendigung des Feldzuges den Chef verlassen oder ihm Bedingungen auferlegen würden.

Was übrigens diese Bedingungen betrifft, so ließ der Herzog glauben, wenn die Stunde gekommen wäre, würde er sie von selbst zugestehen. Sein

Lieblingswort war: »Heinrich von Navarra ist wohl Katholik geworden, warum sollte Franz von Frankreich nicht Hugenott werden?«

Auf der andern Seite bestanden dagegen entschiedene und einheitliche Grundsätze. Antwerpen hatte sich anfangs ergeben wollen, doch unter bestimmten Bedingungen und zu bestimmter Stunde; es behielt sich vor zu warten, stark durch seine Lage, durch den Mut und die Kriegserfahrenheit seiner Einwohner. Es wußte überdies, daß es, wenn es den Arm ausstreckte, außer dem Herzog von Guise, der beobachtend in Lothringen lag, Alexander Farnese in Luxemburg fand; warum sollte es nicht im Falle der Not die Hilfe Spaniens gegen Anjou annehmen, wie es die Hilfe Anjous gegen Spanien angenommen hatte... entschlossen, Spanien später wieder zurückzustoßen?

Diese langweiligen Republikaner hatten die eherne Kraft des gefunden Verstandes für sich. Plötzlich sahen sie eine Flotte an der Mündung der Scheide erscheinen und erfuhren, diese Flotte komme mit dem Großadmiral von Frankreich, und dieser Großadmiral bringe ihrem Feinde Hilfe, denn, seitdem er Antwerpen belagerte, war der Herzog von Anjou natürlich der Feind der Antwerpner geworden.

Als die Kalvinisten des Herzogs von Anjou die Flotte erblickten und von Joyeuses Ankunft erfuhren, wurden sie fast so unwillig wie die Flamländer. Die Kalvinisten waren nämlich sehr eifersüchtig; sie gingen leicht über Geldfragen weg, liebten es aber nicht, daß man ihre Lorbeerkränze beschnitt, besonders nicht mit Schwertern, die dazu gedient hatten, in der Bartholomäusnacht so viele Hugenotten bluten zu lassen.

Hieraus entwickelten sich viele Streitigkeiten, die am Abend von Joyeuses Ankunft begannen und am andern und am zweiten Tage fortgesetzt wurden.

Von ihren Wällen herab hatten die Antwerpener jeden Tag das Schauspiel von zehn bis zwölf Duellen zwischen Katholiken und Hugenotten. Die Polder dienten als Schranken, und man warf in den Fluß mehr Tote, als die Franzosen ein Treffen im freien Felde gekostet hätte. Hätte die Belagerung von Antwerpen, wie die von Troja, neun Jahre gedauert, so würden die Belagerten zur Not nichts anderes zu tun gehabt haben, als den Belagerern zuzuschauen, denn diese hätten sich sicher selbst aufgerieben.

Bei all diesen Streitigkeiten versah Franz das Geschäft eines Vermittlers, doch nicht ohne ungeheure Schwierigkeiten; man hätte sich gegen die französischen Hugenotten verbindlich gemacht; diese verletzen, hieß sich die moralische Unterstützung der flämischen Hugenotten entziehen, die in Antwerpen Hilfe leisten konnten.

Den Katholiken schlimm begegnen, die vom König abgesandt waren, um sich in seinem Dienste töten zu lassen, war für den Herzog von Anjou eine nicht nur unpolitische, sondern auch gefährliche Sache. Die Ankunft dieser Verstärkung, auf die er selbst nicht rechnete, stürzte die Hoffnungen der Spanier nieder, und die Lothringer waren darüber außer sich vor Wut.

Joyeuse fühlte sich sehr unbehaglich inmitten dieser Massen von so verschiedenartiger Denkungsart. Er fand auch im Ernste und sprach es laut aus, der Herzog von Anjou habe unrecht gehabt, Antwerpen zu belagern; der Prinz von Oranien, der ihm diesen hinterlistigen Rat gegeben, war seitdem verschwunden, und man wußte nicht, was aus ihm geworden; sein Heer lag in dieser Stadt in Garnison, und er hatte dem Herzog von Anjou die Unterstützung dieses Heeres versprochen: doch man vernahm durchaus nichts davon, daß eine Spaltung zwischen den Soldaten und den Antwerpenern stattfinde, und es hatte von keinem einzigen Duell zwischen den Belagerten verlautet.

Während unter seinen Kapitänen Rat gepflogen wurde, saß oder lag vielmehr der Herzog auf einem langen Lehnstuhle, der zur Not als Ruhebett dienen konnte, und hörte nicht auf die Ansichten des Großadmirals von Frankreich, der von der Belagerung abriet, sondern aus das Geflüster, seines Lautenspielers Aurilly.

Durch seine Gefälligkeiten, seine niedrigen Schmeicheleien und sein beständiges Anschmiegen hatte Aurilly die Gunst des Prinzen gefesselt; nie hatte er ihm gedient, wie es die andern Freunde getan, indem sie sich dem König oder sonstigen mächtigen Personen entgegengestellt, und so war es ihm gelungen, die Klippe zu vermeiden, an der La Mole Coconnas, Bussy und so viele andere zerschellten.

Mit seiner Laute, seinen Liebesbotschaften, der genauen Kenntnis aller Intrigen und Personen des Hofes, seinen geschickten Maßnahmen, um die

Beute in hie Netze des Herzogs zu treiben, nach der er begehrte, hatte sich Aurilly unter der Hand ein großes Vermögen ergattert, das geschickt untergebracht war, so daß er immer nur der arme Musiker Aurillri zu sein schien. Sein Einfluß war ungeheuer, weil er geheim war.

Als ihn Joyeuse in seine strategischen Auseinandersetzungen eingreifen und die Aufmerksamkeit des Herzogs ablenken sah, brach er den Faden seiner Rede kurz ab. Franz sah aus, als hörte er nicht; doch er hörte recht gut; es entging ihm auch Joyeuses Ungeduld nicht, und er fragte auf der Stelle: »Was habt Ihr, Herr Admiral?«

»Nichts, Monseigneur; ich warte nur, bis Eure Hoheit Mußе hat, mich zu hören.« »Ich höre wohl, Herr von Joyeuse, ich höre,« erwiderte rasch der Herzog. »Ah! Ihr Pariser glaubt, der Krieg in Flandern habe mich stumpf gemacht, da ihr denkt, ich könne nicht zwei Personen zu gleicher Zeit sprechen hören, wahrend Cäsar sieben zugleich Briefe diktierte!«

»Monseigneur!« entgegnete Joyeuse, indem er dem armen Musiker einen Blick« zuwarf, unter dem sich dieser mit seiner gewöhnlichen Demut bückte, »ich bin kein Sänger, daß man mich zu begleiten braucht, wenn ich spreche.«

»Gut, gut, Herzog; schweigt, Aurilly!«

Aurilly verbeugte sich.

»Ihr billigt also meinen Handstreich auf Antwerpen nicht, Herr von Joyeuse?« fuhr Franz fort. – »Nein, Monseigneur.«

»Ich habe diesen Plan im Rate angenommen.«

»Ich ergreife auch nur mit großer Zurückhaltung das Wort nach so erfahrenen Kapitänen,« sagte Joyeuse.

Mehrere Stimmen erhoben sich, um dem Großadmiral zu bestätigen, seine Meinung sei auch, die ihrige. Andere machten, ohne zu sprechen, Zeichen, des Beifalls.

»Wie, Saint-Aignan, Ihr seid nicht der Ansicht Joyeuses, nicht wahr?« sagte der Prinz zu einem seiner ersten Obersten.

»Noch, Monseigneur,« antwortete Herr von Saint-Aignan.

»Ah! deshalb verzogt Ihr das Gesicht.«

Alle lachten. Joyeuse erbleichte, der Graf errötete.

»Wenn der Herr Graf von Saint-Aignan seine Ansicht aus diese Art zu geben pflegt, so ist er kein sehr höflicher Rat,« sagte Joyeuse.

»Herr von Joyeuse,« erwiderte Saint-Aignan lebhaft, »Seine Hoheit hat unrecht gehabt, mir ein Gebrechen vorzuwerfen, das ich in ihrem Dienste bekommen habe; bei der Belagerung von Chateau-Cambrésis erhielt ich einen Lanzenstich in den Kopf, und seit jener Zeit habe ich Nervenzuckungen, die mich das Gesicht verziehen lassen ... Dies ist indessen keine Entschuldigung, Herr von Joyeuse, sondern eine Erklärung,« sagte stolz der Graf, indem er sich umwandte.

»Nein, mein Herr,« sagte Joyeuse, ihm die Hand reichend, »das ist ein Vorwurf, den Ihr macht, und Ihr habt recht.«

Dem Herzog Franz stieg das Blut ins Gesicht.

»Und wem dieser Vorwurf?« fragte er.

»Mir wahrscheinlich, Monseigneur.«

»Warum sollte Saint-Aignan Euch einen Vorwurf machen, Herr von Joyeuse, Euch, den er nicht kennt?«

»Weil ich einen Augenblick glauben konnte, Herr von Saint-Aignan liebe Eure Hoheit so wenig, daß er ihr Antwerpen zu nehmen riete.«

»Aber meine Stellung muß sich doch endlich im Lande hervorheben,« rief der Prinz. »Ich bin Herzog von Brabant und Graf von Flandern dem Namen nach. Ich muß es auch der Sache nach sein. Dieser Schweigsame, der sich, ich weiß nicht wo, verbirgt, hat mir von einem Königreich gesprochen. Wo

ist es, dieses Königreich? In Antwerpen. Wo ist er? Auch in Antwerpen wahrscheinlich. Nun wohl, ich muß Antwerpen nehmen, und ist es genommen, so werden wir wissen, woran wir uns zu halten haben.«

Trotz aller triftigen Gegengründe des Admirals, und obwohl dieser ihn, nachdem die andern das Zimmer verlassen hatten, unter vier Augen darauf hinwies, daß Franz bei einer Niederlage nicht nur den Spaniern und Flamländern zum Triumph verhelfen würde, sondern auch seinem Vetter Guise, der sich anschicke, im trüben zu fischen, trotz alledem blieb der Herzog bei seiner Meinung und sagte zu den übrigen Anwesenden, als diese sich wieder eingefunden hatten:

»Meine Herren, es bleibt beim Sturm; der Regen hat aufgehört, das Terrain ist gut, wir greifen diese Nacht an.« Joyeuse verbeugte sich und fragte: »Wird Monseigneur die Gnade haben, uns seine Befehle auseinanderzusetzen? Wir erwarten sie.«

»Ihr habt acht Schiffe, die Admiralsgaleere nicht gerechnet, Herr von Joyeuse?« – »Ja, Hoheit.«

»Ihr brecht die Linie, und das wird leicht sein, da die Antwerpener nur Handelsschiffe im Hafen haben; dann legt Ihr vor dem Kai an. Wird der Kai verteidigt, so beschießt Ihr die Stadt und versucht zugleich eine Landung von fünfzehnhundert Mann.

»Aus dem Rest der Armee mache ich zwei Säulen, die eine kommandiert der Herr Graf von Saint-Aignan, die andere ich selbst. Beide werden mit Sturmleitern vorgehen, sobald die ersten Kanonen donnern.

»Die Kavallerie bleibt in Reserve, um den Rückzug zu decken.

»Von diesen drei Angriffen wird sicher einer gelingen. Das erste Korps, das sich auf dem Walle festgestellt hat, brennt eine Rakete ab, um die anderen an sich zu ziehen.«

»Doch man muß alles vorhersehen, Monseigneur,« sagte Joyeuse. »Nehmen wir an, was Ihr nicht für annehmbar haltet, daß jeder von den drei Angriffen zurückgeschlagen wird.«

»Dann erreichen wir die Schiffe unter dem Feuer unserer Batterien, und wir breiten uns auf den Poldern aus, wo die Antwerpener nicht wagen werden uns aufzusuchen.«

Man verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung.

»Nun, meine Herren, hauptsächlich Stille,« sagte der Herzog. »Man wecke die schlafenden Truppen und schiffe sich in Ordnung ein; nicht ein Feuer, nicht ein Musketenschuß offenbare unsern Platz! Ihr werdet im Hafen sein, Admiral, ehe die Antwerpener Eure Abfahrt vermuten. Wir, die wir hinüberfahren und dem linken Ufer folgen, kommen zugleich mit Euch an.

»Geht, meine Herren, und guten Mut! Das Glück, das uns bis jetzt gefolgt ist, wird uns sicher über die Scheide begleiten.«

Die Kapitäne verließen das Zelt des Prinzen und gaben ihre Befehle. Bald ließ der ganze menschliche Ameisenhaufen ein Gemurmel vernehmen; doch man konnte glauben, es wäre das des Windes, der in den riesigen Rohren und im dichten Grase der Polder spielte. Der Admiral hatte sich an Bord begeben.

Monseigneur.

Die Antwerpener schauten indessen den feindlichen Vorkehrungen des Herzogs von Anjou nicht ruhig zu, und Joyeuse täuschte sich nicht, wenn er ihnen allen möglichen schlimmen Willen zuschrieb. Antwerpen war wie ein Bienenkorb, wenn der Abend kommt: ruhig, und verlassen außen, Gesumm und Bewegung im Innern.

Die bewaffneten Flamländer patrouillierten in den Straßen, verrammelten ihre Häuser, verdoppelten die Ketten und schlossen Brüderschaft mit den Bataillonen des Prinzen von Oranien, von denen schon ein Teil in Antwerpen in Garnison lag, während ein anderer Teil in Gruppen zurückkehrte, die, sobald sie herein waren, sich in der Stadt zerstreuten.

Als alles zu einem kräftigen Widerstand bereit war, kam der Prinz von Oranien an einem finsteren, mondlosen Abend, ohne alles Gepränge, aber

mit der Ruhe und Entschiedenheit in die Stadt, die stets bei Ausführung seiner Entschlüsse, wenn diese einmal gefaßt waren, herrschten.

Er stieg im Stadthause ab, wo seine Vertrauten alles zu seiner Aufnahme bereithielten.

Hier empfing er alle Viertelsherren und Hauptleute der Stadt, ließ die besoldeten Truppen die Revue passieren und versammelte sodann die vornehmsten Offiziere um sich, um ihnen seine Pläne mitzuteilen. Unter seinen Plänen stand obenan, das Unternehmen des Herzogs von Anjou gegen die Stadt zu benützen, um mit ihm zu brechen. Der Herzog von Anjou tat, was der Schweigsame gewünscht hatte, und dieser sah zu seiner großen Freude den neuen Bewerber um die souveräne Gewalt im Lande sich wie die anderen zugrunde richten.

An demselben Abend, an dem der Herzog von Anjou sich, wie wir gesehen, zum Angriff anschickte, hielt der Prinz von Oranien, der seit zwei Tagen in der Stadt war, eine Beratung mit dem Kommandanten des Platzes.

Bei jedem Einwurf, den der Gouverneur gegen den Offensivplan des Herzogs von Oranien machte, schüttelte der Prinz den Kopf wie ein Mensch, der über eine solche Unsicherheit erstaunt ist.

Doch bei jedem Kopfschütteln erwiderte der Kommandant des Platzes: »Prinz, Ihr wißt, daß es ausgemacht ist, daß Monseigneur kommen muß; erwarten wir ihn also.«

Dieses magische Wort machte, daß der Schweigsame die Stirn faltete; doch während er die Stirn faltete und vor Ungeduld an den Nägeln kaute, wartete er. Dann heftete jeder seinen Blick auf eine Uhr mit schweren Schlägen und schien das Werk zu bitten, die Ankunft der so ungeduldig erwarteten Person zu beschleunigen.

Es schlug neun Uhr; die Ungewißheit war zu wirklicher Angst geworden; einige Wachen behaupteten, eine Bewegung im französischen Lager bemerkt zu haben.

Eine kleine Barke war auf der Scheide abgeschickt worden; unruhiger über das, was auf der Seeseite, als über das, was auf dem Lande vorging, wünschten die Antwerpener genaue Nachricht über die französische Flotte zu erhalten, aber die kleine Barke war nicht zurückgekehrt.

Der Prinz von Oranien stand auf, biß vor Zorn auf seine büffelledernen Handschuhe und sagte zu den Antwerpenern: »Monseigneur wird euch so lange warten lassen, meine Herren, daß Antwerpen genommen und verbrannt ist, wenn er ankommt; die Stadt wird dann darüber urteilen können, welcher Unterschied in dieser Hinsicht zwischen den Spaniern und den Franzosen stattfindet.«

Diese Worte waren nicht geeignet, die Herren bürgerlichen Offiziere zu beruhigen; sie schauten sich auch mit großer Bewegung an.

In diesem Augenblick kam ein Spion, den man auf die Straße nach Mecheln geschickt hatte, und der bis Saint-Nicolas geritten war, zurück und meldete, er habe weder etwas gesehen noch gehört, was die Ankunft der erwarteten Person verkündigt hätte.

»Meine Herren,« rief der Schweigsame bei dieser Nachricht, »ihr seht, wir würden vergebens warten; gehen wir selbst vorwärts, die Zeit drängt. Es ist gut, Vertrauen auf höhere Talente zu haben, aber ihr seht, daß man sich vor allem auf sich selbst verlassen muß. Beraten wir also.«

Er hatte noch nicht vollendet, als der Türvorhang aufgehoben wurde; ein Diener der Stadt trat ein und sprach das einzige Wort, das in diesem Augenblick tausend andere wert zu sein schien: »Monseigneur!«

In dem Tone dieses Mannes, in der Freude, die er bei Erfüllung seiner Pflicht als Huissier offenbarte, vermochte man die Begeisterung des Volkes und sein ganzes Vertrauen auf den zu lesen, den man mit dem unbestimmten und ehrfurchtsvollen Namen: Monseigneur! nannte.

Kaum war der Ton der bebenden Stimme erloschen, als ein Mann von hoher, gebieterischer Gestalt, der mit der höchsten Anmut den Mantel trug, der ihn ganz umhüllte, in den Saal trat und die Anwesenden höflich grüßte.

Doch mit dem ersten Blick fand sein stolzes, durchdringendes Auge den Prinzen mitten unter den Offizieren heraus. Er ging gerade auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

Der Prinz drückte diese Hand herzlich und beinahe ehrfurchtsvoll. Beide nannten einander Monseigneur.

Nach diesem kurzen Austausch von Höflichkeiten legte der Unbekannte seinen Mantel ab. Er trug ein Wams von Büffelleder, tuchene Beinkleider und lange lederne Stiefel. Bewaffnet war er mit einem langen Degen, der einen Teil nicht seines Kostüms, sondern seiner Glieder zu bilden schien, so leicht spielte er an seiner Seite; ein kleiner Dolch stak in seinem Gürtel, neben dem eine mit Papieren gefüllte Ledertasche hing.

In dem Augenblick, als er seinen Mantel abwarf, konnte man seine langen Stiefel ganz von Staub und Kot befleckt und seine Sporen blutgerötet sehen.

Er nahm an der Ratstafel Platz und fragte: »Nun, wie weit sind wir, Monseigneur?« – »Monseigneur,« antwortete der Schweigsame, »Ihr mußtet, als Ihr hierherkamt, sehen, daß die Straßen verrammelt sind.«

»Ich habe das bemerkt.« – »Und die Häuser mit Schießscharten versehen,« sagte ein Offizier.

»Was konnte ich nicht sehen, doch es ist eine gute Vorsichtsmaßregel.« – »Und die Ketten verdoppelt,« sagte ein anderer.

»Vortrefflich,« – »Monseigneur billigt diese Vorkehrungen zur Verteidigung nicht?« fragte eine Stimme, der Unruhe und Verdruß leicht anzumerken waren.

»Doch, doch,« sagte der Unbekannte; »aber ich glaube nicht, daß sie zur Zeit sehr nützlich sind; sie ermüden die Soldaten und beunruhigen die Bürger. Ich denke, Ihr habt einen Angriffs- und Verteidigungsplan?« – »Wir erwarteten Monseigneur, um ihn mitzuteilen,« antwortete der Bürgermeister.

»Sprecht, meine Herren, sprecht!« – »Monseigneur ist ein wenig spät gekommen, und mittlerweile mußte ich handeln lassen,« fügte der Prinz hinzu.

»Und Ihr habt wohlgetan, Monseigneur; man weiß überdies, daß Ihr, wenn Ihr handelt, gut handelt. Glaubt mir, ich habe meine Zeit auf dem Wege auch nicht verloren.«

Dann wandte er sich zu den Bürgern.

»Wir wissen, daß sich eine Bewegung im Lager der Franzosen vorbereitet,« sagte der Bürgermeister; »sie treffen Anstalten zu einem Angriff; doch da wir nicht wissen, von welcher Seite der Angriff stattfinden wird, so haben wir unsere Kanonen so aufgepflanzt, daß sie gleichmäßig auf der ganzen Ausdehnung des Walles verteilt sind.«

»Das ist weise,« erwiderte der Unbekannte mit leichtem Lächeln, wobei er verstohlen den Schweigsamen anschaute, der, obgleich ein Kriegsmann, schwieg und die Bürger reden ließ.

»Dasselbe ist mit unsern bürgerlichen Truppen geschehen,« fuhr der Bürgermeister fort; »sie sind in doppelten Posten auf der ganzen Ausdehnung der Mauern verteilt und haben Befehl, auf der Stelle zum Angriffspunkte zu eilen. Übrigens handelt es sich sicher nur um eine Finte, um uns zu einem Vergleich geneigt zu machen.«

»Ei! meine Herren,« entgegnete der Unbekannte, »ihr seid in einem völligen Irrtum; es ist keine Finte, was bevorsteht, sondern ein regelrechter Angriff, den ihr auszuhalten habt.« – »Wahrhaftig?«

»Eure Pläne sind unvollständig.« – »Aber, Monseigneur...« erwiderten die Bürger.

»Unvollständig, insofern, als ihr einen Angriff erwartet und alle eure Maßregeln dafür genommen habt.« – »Allerdings.«

»Nun! diesen Angriff werdet ihr nach meinem Dafürhalten nicht abwarten, sondern machen.« – »Das gefällt mir,« rief der Prinz von Oranien, »das

heiße ich sprechen.«

»In diesem Augenblick,« fuhr der Unbekannte fort, froh, beim Prinzen von Oranien eine Unterstützung zu finden, »in diesem Augenblick machen sich die Schiffe des Herzogs von Joyeuse segelfertig.« – »Woher wißt Ihr das?« riefen gleichzeitig der Bürgermeister und die andern Mitglieder des Rates.

»Ich weiß es,« erwiderte der Unbekannte. – Ein Murmeln des Zweifels durchzog wie ein Hauch die Versammlung; aber so leicht es auch war, streifte es doch die Ohren des geheimnisvollen Kriegsmannes. »Zweifelt ihr daran?« fragte er mit der größten Ruhe. – »Wir zweifeln nicht daran, da Ihr es sagt, Monseigneur. Doch Eure Hoheit erlaube uns, zu bemerken...«

»Nun?« – »Daß, wenn dem so wäre...«

»Nun?« – »Wir Nachricht darüber hätten.«

»Durch wen?« – »Durch unsern Seespion.«

In diesem Augenblick trat ein Mensch, vom Huissier geschoben, schwerfällig in den Saal, machte ehrfurchtsvoll ein paar Schritte auf den geglätteten Platten und ging halb auf den Bürgermeister, halb auf den Prinzen von Oranien zu.

Es war der vom Bürgermeister ausgesandte Späher. Dieser berichtete, er sei mit seinem Boot die Schelde hinabgefahren, dort habe er plötzlich hinter sich rufen hören: »Admiralsbarke!« Gleich darauf habe er einen furchtbaren Stoß erhalten und sei im Strom versunken; aber die Schelde habe ihren alten Freund erkannt und wiedergegeben.

»Nun!« fragte der Unbekannte den Bürgermeister, »was sagt Ihr zu diesem Berichte? Zweifelt Ihr noch, daß sich die Franzosen segelfertig machen, und glaubt Ihr, Herr von Loyeuse begebe sich aus dem Lager auf die Admiralsgaleere, um die Nacht an Bord zuzubringen?« – »Ihr seid also ein Seher, Monseigneur?« riefen die Bürger.

»Nicht mehr als Monseigneur der Prinz von Oranien, der, wie ich fest überzeugt bin, in allen Dingen meiner Ansicht ist. Doch wie Seine Hoheit

bin ich gut unterrichtet und kenne auch die Leute dort.«

Und er wies mit der Hand nach den Poldern.

»Ich wäre somit,« fuhr er fort, »sehr erstaunt gewesen, wenn ich sie nicht in dieser Nacht hätte angreifen sehen ... Haltet euch also bereit, meine Herren, denn wenn ihr ihnen die Zeit gönnt, werden sie euch ernstlich angreifen.«

»Diese Herren werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich vor Eurer Ankunft, Monseigneur, gerade so zu ihnen sprach, wie Ihr nun sprecht.«

»Aber wie glaubt Monseigneur, daß die Franzosen angreifen werden?« fragte der Bürgermeister.

»Folgendes ist wahrscheinlich: Die Infanterie ist katholisch, sie wird sich allein schlagen, das heißt sie wird auf einer Seite angreifen. Die Kavallerie ist kalvinistisch und wird sich auch allein schlagen. Zwei Seiten. Die Marine gehört Herrn von Joyeuse; er wird seinen Anteil am Kampf und am Ruhm haben wollen. Drei Seiten.«

»Machen wir also drei Korps,« sagte der Bürgermeister.

»Macht eins, meine Herren, macht eins mit allem, was ihr an besten Soldaten habt, und laßt die minder Verläßlichen zur Bewachung der Mauern zurück! Mit diesem Korps unternehmt sodann einen kräftigen Ausfall in dem Augenblick, in dem es die Franzosen am wenigsten erwarten. Sie glauben anzugreifen, man muß ihnen zuvorkommen und sie angreifen; wenn ihr sie beim Sturm erwartet, so seid ihr verloren, da die Franzosen beim Sturm nicht ihresgleichen haben, wie ihr, meine Herren, nicht euresgleichen habt, wenn ihr im freien Feld die Zugänge eurer Stadt verteidigt.«

Die Stirn der Flamländer strahlte.

»Was sagte ich, meine Herren?« fragte der Schweigsame.

»Es ist eine große Ehre für mich,« sagt? der Unbekannte, »wenn ich, ohne es zu wissen, derselben Ansicht gewesen bin, wie der erste Feldherr seines Jahrhunderts.«

Beide verbeugten sich höflich.

»Das ist also abgemacht,« fuhr der Unbekannte fort, »ihr macht einen wütenden Ausfall auf die Infanterie und die Kavallerie. Ich hoffe, eure Offiziere werden diesen Ausfall so führen, daß ihr die Belagernden zurückwerft.«

»Aber ihre Schiffe, ihre Schiffe,« sagte der Bürgermeister, »sie werden unsere Sperrung bezwingen und, da der Wind Nordwest ist, in zwei Stunden in der Stadt sein.«

»Ihr habt selbst sechs alte Schiffe und dreißig Barken in Sainte-Marine, eine Stunde von hier, nicht wahr? Das ist Eure Seebarrikade, das ist Eure Kette, die die Schelde schließt.« – »Ja, Monseigneur, so ist es. Woher wißt Ihr dies alles?«

Der Unbekannte lächelte.

»Ich weiß es, wie Ihr seht,« sagte er, »dort ruht das Schicksal der Schlacht.«

»Nanu muß man unsern braven Seeleuten Verstärkung schicken,« sagte der Bürgermeister.

»Im Gegenteil, Ihr könnt noch über vierhundert Mann verfügen, die dort waren; zwanzig verständige, brave, ergebene Leute werden genügen.«

Die Antwerpener rissen die Augen weit auf.

»Wollt ihr die ganze französische Flotte auf Kosten eurer sechs alten Schiffe und eurer dreißig alten Barken zerstören?« fragte der Unbekannte. – »Hm!« machten die Antwerpener, indem sie einander anschauten, »unsere Schiffe und Barken sind nicht so gar alt.«

»Nun, so schätzt sie, man wird euch ihren Wert bezahlen.«

»Seht,« sagte ganz leise der Schweigsame zum Unbekannten, »das sind die Menschen, mit denen ich jeden Tag zu kämpfen habe. Oh! wären es nur die Ereignisse, die hätte ich längst überwunden.«

»Sprecht, meine Herren,« sagte der Unbekannte, indem er seine Hand an seine strotzende lederne Tasche legte, »schätzt rasch! Ihr sollt in Wechseln auf euch selbst bezahlt werden, die ihr hoffentlich gut finden werdet.« – »Monseigneur,« sagte der Bürgermeister, nachdem er sich einen Augenblick mit den hochmögenden Herren beraten hatte, »wir sind Kaufleute und keine Männer vom hohen Adel, Ihr müßt uns also ein gewisses Zögern vergeben, denn seht Ihr, unsere Seele ist nicht in unserem Körper, sondern in unsern Kontoren. Doch es gibt gewisse Umstände, wo wir für das allgemeine Beste Opfer zu bringen wissen. Verfügt also über unsere Schiffe, wie es Euch gut dünkt.«

»Wahrhaftig, Monseigneur,« sagte der Schweigsame, »Ihr wißt das gut zu machen; ich hätte sechs Monate gebraucht, um von ihnen zu erlangen, was Ihr in zehn Minuten erreicht habt.«

»Ich verfüge also über eure Sperrung, doch hört, wie ich darüber verfüge: Die Franzosen werden den Durchgang zu erzwingen suchen. Ich verdopple die Ketten der Sperrung, indem ich ihnen genug Länge lasse, daß die Flotte mitten zwischen eure Barken und eure Schiffe einfährt. Dann schleudern von euren Barken und euren Schiffen die zwanzig Tapfern, die ich zurückgelassen, Schiffshaken, und wenn sie diese Schiffshaken geworfen haben, entfliehen sie, nachdem sie zuvor eure mit entzündbaren Stoffen beladene Sperrung in Brand gesteckt.«

»Und ihr versteht,« rief der Schweigsame, »die ganze französische Flotte verbrennt.«

»Ja, die ganze,« sagte der Unbekannte; »dann kein Rückzug mehr zur See, dann kein Rückzug mehr durch die Polder, denn ihr laßt die Schleusen von Mecheln, von Berchem, von Lier, von Düffel und von Antwerpen los. Zuerst von euch zurückgetrieben, dann von euren durchbrochenen Dämmen verfolgt, von allen Seiten eingeschlossen, von der unerwarteten, stets wachsenden Flut, von dem Meer, das nur eine Strömung und keine Gegenströmung hat, werden die Franzosen ertränkt, vernichtet sein.«

Die Offiziere stießen einen Freudenschrei aus.

»Es ist nur eine Schwierigkeit hierbei,« sagte der Prinz.

»Welche, Monseigneur?« fragte der Unbekannte.

»Man hätte einen ganzen Tag nötig, um die Befehle an die verschiedenen Städte gelangen zu lassen, und wir haben nur eine Stunde.« – »Eine Stunde genügt.« »Aber wer wird die Flotille benachrichtigen?« – »Sie ist benachrichtigt.«

»Durch wen?« – »Durch mich. Hätten sich diese Herren geweigert, mir sie zu geben, so würde ich sie ihnen abgekauft haben.«

»Aber Mecheln, Lier, Düffel?« – »Ich bin durch Mecheln und Lier gekommen und habe einen sichern Agenten nach Düffel geschickt. Um elf Uhr sind die Franzosen geschlagen, um Mitternacht ist die Flotte verbrannt, um ein Uhr sind die Franzosen in vollem Rückzug begriffen, um zwei Uhr durchbricht Mecheln seine Dämme, öffnet Lier seine Schleusen, schleudert Düffel seine Kanäle aus ihrem Bett; dann wird die Ebene ein wütender Ozean werden, der Häuser, Felder, Waldungen, Dörfer ersäuft, zugleich aber auch, ich wiederhole es, die Franzosen ersäufen wird, und zwar so, daß nicht einer von ihnen nach Frankreich zurückkehrt.«

Diese Worte wurden mit Bewunderung, beinahe mit Schrecken aufgenommen; dann brachen die Flamländer in einen Beifallssturm aus.

Der Prinz von Oranien machte zwei Schritte gegen den Unbekannten, reichte ihm die Hand und sagte: »So ist also alles von uns aus bereit, Monseigneur?« – »Alles. Und seht, auf seiten der Franzosen ist, glaube ich, auch alles bereit.«

Dabei deutete der Unbekannte mit dem Finger auf einen Offizier, der eben den Türvorhang aufhob.

»Eure Hoheiten und meine Herren,« sagte der Offizier, »man meldet uns soeben, daß die Franzosen auf dem Marsch sind und gegen die Stadt vorrücken.«

»Zu den Waffen!« rief der Bürgermeister.

»Zu den Waffen!« wiederholten die Anwesenden.

»Wartet einen Augenblick, meine Herren,« unterbrach sie der Unbekannte mit seiner männlichen und gebieterischen Stimme; »Ihr vergeßt, mich euch eine letzte Ermahnung geben zu lassen, die noch wichtiger ist, als alle anderen.«

»Tut das! Tut das!« riefen alle Stimmen.

»Die Franzosen sollen überfallen werden, es wird also kein Kampf, es wird ein Rückzug, eine Flucht werden; um sie zu verfolgen, müßt ihr leicht sein. Die Panzer herab, alle Wetter! Eure Panzer sind es, in denen ihr euch nicht rühren könnt, durch die ihr alle Schlachten, in denen ihr unterlegen seid, verloren habt. Eure Panzer herab, meine Herren!«

Und der Unbekannte zeigte seine breite Brust, die nur durch ein Koller von Büffelleder beschützt war.

»Wir werden uns bei den Streichen wiedersehen, meine Herren Kapitäne,« fuhr der Unbekannte fort; »mittlerweile begebt euch auf den Rathausplatz, wo ihr alle eure Leute aufgestellt findet. Wir folgen euch dahin.«

»Ich danke Euch, Monseigneur,« sagte der Prinz zu dem Unbekannten, »Ihr habt zugleich Belgien und Holland gerettet.«

»Prinz, Ihr seid zu gütig,« erwiderte dieser.

»Wird sich Eure Hoheit herbeilassen, das Schwert gegen die Franzosen zu ziehen?« fragte der Prinz.

»Ich werde es so einrichten, daß ich den Hugenotten gegenüber kämpfe,« erwiderte der Unbekannte, indem er sich mit einem Lächeln verbeugte, um das ihn sein düsterer Gefährte beneidet hätte, und das Gott allein verstand.

Franzosen und Flamländer.

Im Augenblick, als der ganze Rat das Stadthaus verließ, und die Offiziere sich an die Spitze ihrer Mannschaft stellten, um die Befehle des unbekannten Führers zu vollziehen, der von der Vorsehung selbst den Flamländern zugeschickt zu sein schien, erscholl in weitem Kreise ein Geräusch, das die ganze Stadt einzuschließen schien und in einem einzigen gewaltigen Schrei zusammenklang.

Zugleich begann aber die Artillerie zu donnern, die die Franzosen mitten auf ihrem nächtlichen Marsch und während sie selbst zu überrumpeln glaubten, überfiel. Doch statt ihren Marsch zu unterbrechen, beschleunigte sie ihn nur.

Konnte man die Stadt nicht durch Überrumplung und mit Sturmleitern nehmen, so konnte man doch, wie wir es den König von Navarra in Lahors machen sahen, den Graben mit Faschinen füllen und die Tore durch Petarden sprengen.

Die Kanonen auf den Wällen setzten ihr Feuer ununterbrochen fort, doch in der Nacht war ihre Wirkung fast gleich Null. Nachdem sie das Geschrei ihrer Gegner erwidert hatten, rückten die Franzosen in der Stille mit der ihnen beim Angriff eigenen Unerschrockenheit vor.

Doch plötzlich öffneten sich die Tore und Schlupfpforten, und von allen Seiten stürzten Bewaffnete hervor; es waren die Flamländer, die in geschlossenen Bataillonen, in gedrängten Gruppen vorrückten, über denen eine mehr geräuschvolle als furchtbare Artillerie fortwährend donnerte.

Nun entspinnt sich der Kampf Fuß an Fuß, Schwert und Messer schlagen aneinander, Pike und Degenklinge streifen sich, Pistolenschuß und Büchsenfeuer erleuchten die von Blut geröteten Gesichter.

Kein Schrei, kein Murren, keine Klage; der Flamländer schlägt sich mit Grimm, der Franzose mit Trotz. Der Flamländer ist wütend, daß er sich zu schlagen hat, denn er schlägt sich weder, weil es sein Gewerbe ist, noch zu seinem Vergnügen. Der Franzose ist wütend, weil man ihn angegriffen hat, während er angreifen wollte.

In dem Augenblick, als man mit der Erbitterung, die wir vergebens zu schildern versuchen würden, handgemein wird, vernimmt man hastig aufeinanderfolgende Schüsse von Sainte-Marie her, und es erhebt sich über der Stadt ein Schein, wie ein Flammenbusch. Es ist Joyeuse, der, die Scheldensperre erzwingend, mit seiner Flotte bis in das Herz von Antwerpen eindringen wird. So hoffen wenigstens die Franzosen.

Doch dem ist nicht so. Von einem Westwinde, das heißt von dem bei einem solchen Unternehmen günstigsten Wind getrieben, hatte Joyeuse die Anker gelichtet und sich, die Admiralsgaleere an der Spitze, dieser Brise überlassen, die ihn trotz der Strömung fortführte. Alles war zum Kampf bereit; seine mit ihren Entersäbeln bewaffneten Soldaten standen auf dem Hinterteil. Seine Kanoniere waren mit angezündeten Lunten bei ihren Stücken, seine Mastwächter mit Granaten in den Mastkörben; die Elitematrosen endlich hielten sich, mit Äxten bewaffnet, bereit, auf die feindlichen Schiffe und Barken zu springen und Ketten und Seile zu durchhauen, um eine Öffnung für die Flotte zu machen.

Man rückte in der Stille vor. In Form eines Keils, dessen spitzigsten Winkel die Admiralsgaleere bildete, schienen Joyeuses sieben Schiffe über das Wasser hingleitende riesige Gespenster zu sein. Der junge Mann, dessen Posten die Kommandostelle war, hatte nicht hier bleiben können. Mit einer prächtigen Rüstung angetan, hatte er auf der Galeere den Platz des ersten Leutnants eingenommen; er beugte sich über das Bugspriet, und sein Auge schien die Nebel des Flusses und die Tiefe der Nacht durchdringen zu wollen.

Bald sah er durch diese doppelte Dunkelheit den Damm erscheinen, der sich düster quer durch den Fluß erstreckte. Er schien öde und verlassen, nur lag in diesem Lande der Hinterhalte etwas Furchtbares in dieser Einsamkeit und Verlassenheit. Man rückte indessen immer vor; man war etwa noch zehn Kabellängen von der Sperrung, und in jeder Sekunde kam man ihr näher, ohne daß ein einziges »Wer da!« die Ohren der Franzosen getroffen hätte.

Die Matrosen sahen in dieser Stille nur eine Nachlässigkeit, über die sie sich freuten; vorsichtiger als die andern, vermutete der junge Admiral eine List, über die er erschrak.

Endlich drang die Admiralsgaleere mitten in das Takelwerk der beiden Schiffe, die den Mittelpunkt der Sperrung bildeten, trieb sie vor sich her und schob diesen ganzen biegsamen Damm zurück, dessen Abteilungen durch Ketten miteinander verbunden waren, und der, indem er nachgab, ohne zu brechen, sich an die Flanken der französischen Schiffe anlegend, dieselbe Form annahm, die diese Schiffe selbst boten.

Plötzlich und in dem Augenblick, als die Axtträger, Befehl erhielten, hinabzusteigen, um die Sperrung zu durchbrechen, klammerte sich, von unsichtbaren Händen geworfen, eine Menge von Schiffshaken an dem Takelwerk der französischen Schiffe an.

Die Flamländer kamen den Franzosen zuvor, indem sie das taten, was diese tun wollten. Joyeuse glaubte, seine Feinde böten ihm einen heftigen Kampf, und er nahm ihn an. Die von seiner Seite geworfenen Haken banden die feindlichen Schiffe durch eiserne Knoten an die seinigen. Er riß eine Axt aus den Händen eines Matrosen, sprang zuerst auf das Schiff, das er mit einer sichern Fessel festhielt, und rief: »Entert! entert!«

Seine ganze Mannschaft folgte ihm, und Offiziere und Matrosen stießen denselben Schrei aus; doch kein Schrei erwiderte den seinigen, keine Macht widersetzte sich seinem Angriff. Man sah nur drei mit Menschen beladene Barken schweigsam, wie drei verspätete Seevögel, über den Fluß hingleiten.

Diese Barken entflohen mit kräftigem Ruderschlag, während die Angreifenden unbeweglich auf den Schiffen blieben, die sie ohne Kampf erobert hatten.

So war es auf der ganzen Linie.

Plötzlich hörte Joyeuse unter sich ein dumpfes Knistern, und ein Schwefelgeruch verbreitete sich in der Luft. Ein Gedanke durchzuckte seinen Geist; er hob eine Luke auf; die Eingeweide des Schiffes brannten. Im Augenblick erscholl der Ruf: »Auf die Schiffe! auf die Schiffe!« auf der ganzen Linie. Jeder stieg hastiger hinauf, als er herabgestiegen war; Joyeuse, der zuerst herabgesprungen, stieg zuletzt hinauf. In der Sekunde,

als er die Wand seiner Galeere erreichte, sprengte die Flamme das Verdeck des Schiffes, das er verließ.

Dann wirbelten wie aus zwanzig Vulkanen Flammen empor; jede Barke, jede Schaluppe, jedes Boot war ein Krater; die französische Flotte schien von einem Feuerschlund beherrscht.

Es wurde Befehl gegeben, das Takelwerk abzuhauen, die Ketten zu durchbrechen, die Haken zu zerschmettern; die Matrosen stürzten in die Taue mit der Geschwindigkeit von Menschen, die überzeugt sind, daß ihre Rettung von der Eile abhängt.

Aber die Arbeit war ungeheuer; vielleicht hätte man die von den Feinden auf die französische Flotte geworfenen Haken losgemacht; doch es blieben noch die von der französischen Flotte auf die feindlichen Schiffe geworfenen.

Plötzlich hörte man ein zwanzigfaches Donnern; die französischen Schiffe zitterten in ihrem Gebälk, ächzten in ihrer Tiefe. Es waren die Kanonen, die den Damm verteidigten und, bis an die Mündung geladen und von den Antwerpenern verlassen, von selbst losgingen, wie sie das Feuer erreichte, und alles, was sich in ihrer Richtung fand, zertrümmerten. Die Flammen stiegen wie riesige Schlangen an den Masten hinauf, umschlangen die Rahen und leckten dann mit ihren spitzigen Zungen an den kupfernen Flanken der französischen Schiffe.

Joyeuse, mit seiner herrlichen mit Gold damaszierten Rüstung, glich, wie er ruhig und mit gebieterischer Stimme seine Befehle mitten unter diesen Flammen erteilte, einem fabelhaften Seeungeheuer mit Millionen von Schuppen, die bei jeder Bewegung einen Funkenstaub abschüttelten. Doch bald wurde das Gekrach heftiger, niederschmetternder; es donnerten nicht mehr die Kanonen, sondern die Pulverkammern fingen Feuer, die Schiffe selbst flogen in Trümmer.

Solange er die tödlichen Bande, die ihn mit seinen Feinden verknüpften, zu sprengen hoffte, kämpfte Joyeuse, doch er hatte keine Hoffnung mehr, daß es ihm gelingen würde; die Flamme hatte die französischen Schiffe erreicht,

und bei jedem Schiffe fiel ein Feuerregen, dem Bukett eines Kunstfeuerwerks ähnlich, auf das Verdeck herab.

Nur war dieses Feuer das griechische, das unversöhnliche Feuer, das von dem, was die andern Feuer auslöscht, noch mehr entfacht wird und seine Beute bis in die Tiefe des Wassers verzehrt. Die Antwerpener Schiffe hatten beim Zerspringen die Dämme durchbrochen; aber die französischen Schiffe fielen, statt ihren Weg fortzusetzen, selbst ganz in Flammen ab und rissen einige Trümmer des zerfressenden Brandes nach; der sie mit seinen Flammenarmen gepackt hatte.

Joyeuse begriff, daß kein Kampf mehr möglich war; er befahl, alle Boote auszusetzen und am linken Ufer zu landen. Der Befehl wurde den andern Schiffen mit Hilfe eines Sprachrohres mitgeteilt; die ihn nicht hörten, hatten instinktartig denselben Gedanken. Die ganze Mannschaft wurde bis auf den letzten Matrosen eingeschifft, ehe Joyeuse das Verdeck seiner Galeere verließ. Seine Kaltblütigkeit schien jedem einzelnen Kaltblütigkeit zu verleihen; jeder von seinen Seeleuten hatte seine Axt oder seinen Entersäbel in der Faust.

Ehe Joyeuse das Ufer des Flusses erreicht hatte, sprang die Admiralsgaleere in die Luft und beleuchtete auf der einen Seite den Umriß der Stadt und aus der andern den ungeheuren Horizont des Flusses, der sich, immer weiter werdend, am Meer verlor.

Die kalvinistische Kavallerie hatte inzwischen, Wunder verrichtend, angegriffen; mit dem Schwerte ihrer Reiter öffnet sie die Haufen, unter den Hufen ihrer Pferde zermalmt sie sie; aber die verwundeten Flamländer schlitzen den Pferden mit ihren breiten Messern den Bauch auf. Trotz dieses glänzenden Kavallerieangriffs geraten die französischen Reihen etwas in Unordnung, und sie behaupten sich nur noch, statt vorzurücken, während aus den Toren der Stadt unablässig frische Bataillone hervorkommen, die sich auf die Armee des Herzogs von Anjou werfen.

Plötzlich vernimmt man ein gewaltiges Geschrei fast unter den Mauern der Stadt; der Ruf: »Anjou! Anjou! Frankreich! Frankreich!« erschallt aus den Flanken der Antwerpener, und ein furchtbarer Stoß erschüttert die ganze enggeschlossene Masse.

Joyeuse ist es, der diese Bewegung verursacht; seine Matrosen sind es, die diese Schreie ausstoßen; fünfzehnhundert mit Äxten und kurzen Säbeln bewaffnete Leute fallen, von Joyeuse angeführt. Plötzlich über die Flamländer her; sie haben ihre in Flammen stehende Flotte und zweihundert verbrannte oder ertränkte Kameraden zu rächen. Sie stellten sich nicht in Schlachtordnung, sondern stürzten auf die erste Gruppe los, die sie an ihrer Sprache und ihrer Tracht als feindlich erkannten, und niemand handhabt besser als Joyeuse sein langes Schlachtschwert; sein Faustgelenk dreht sich wie ein stählernes Rad, und jeder Hieb spaltet einen Schädel, jeder Stoß durchbohrt einen Mann.

Die flämische Gruppe, über die Joyeuse herfiel, wurde verzehrt wie ein Getreidekorn von einer Legion von Ameisen, und trunken durch diesen ersten Sieg, drangen die Matrosen vorwärts.

Während sie aber Boden gewannen, verlor ihn die kalvinistische Kavallerie allmählich; doch die Infanterie kämpfte fortwährend Leib an Leib mit den Flamländern.

Der Herzog von Anjou hatte den Brand der Flotte wie einen entfernten Schein erschaut, er hatte den Donner der Kanonen und das Krachen der zerspringenden Schiffe gehört, ohne etwas anderes zu ahnen als einen erbitterten Kampf, der auf dieser Seite natürlich durch den Sieg Joyeuses enden müsse. Er erwartete daher jeden Augenblick eine Abziehung des Feindes durch Joyeuse, als man ihm plötzlich meldete, die Flotte sei zerstört, und Joyeuse und seine Matrosen griffen mitten unter den Flamländern an.

Nun erfaßte den Prinzen eine große Unruhe; die Flotte bedeutete den Rückzug und folglich die Sicherheit der Armee. Er schickte an die kalvinistische Reiterei den Befehl ab, einen neuen Angriff zu versuchen, und die erschöpften Reiter und Pferde sammelten sich, um sich abermals auf die Antwerpener zu stürzen.

Mitten unter dem Gemenge hörte man die Stimme des Herrn von Joyeuse rufen: »Haltet fest, Herr von Saint-Aignan, Frankreich! Frankreich!«

Und wie ein Mäher, der ein Kornfeld angreift, schwang er sein Schwert in der Luft, ließ es niedersinken und legte seine Menschenernte zu seinen Füßen; der schwache Günstling, der zarte Sybarit schien mit seinem Panzer die fabelhafte Stärke des Herkules angelegt zu haben. Und die Infanterie faßte wieder Mut und kehrte mit neuer Anstrengung, wie die Reiterei, in den Kampf zurück.

Da aber ritt der Mann, den man Monseigneur nannte, auf einem schönen Rappen aus der Stadt. Er trug eine schwarze Rüstung, nämlich Helm, Armschienen, Panzer und Beinschienen von poliertem Stahl, und es folgten ihm fünfhundert Reiter auf vortrefflichen Pferden, die der Prinz von Oranien zu seiner Verfügung gestellt hatte. Er eilte dahin, wo das größte Gedränge stattfand; dahin, wo Joyeuse mit seinen Matrosen kämpfte. Die Flamländer erkannten ihn, traten vor ihm auf die Seite und riefen freudig: »Monseigneur! Monseigneur!« Joyeuse und seine Matrosen fühlten, wie der Feind auf die Seite wich, sie hörten dieses Geschrei und fanden sich plötzlich dieser neuen Truppe gegenüber, die unversehens und wie durch einen Zauber vor ihnen erschien.

Joyeuse trieb sein Pferd gegen den schwarzen Reiter, und beide trafen mit finsterer Erbitterung aufeinander. Bei dem ersten Zusammenschlagen ihrer Schwerter entwickelte sich eine Garbe von Funken. Auf die Festigkeit seiner Rüstung und auf seine Gewandtheit in der Fechtkunst vertrauend, führte Joyeuse mächtige Streiche, die geschickt pariert wurden. Zugleich traf ihn das Schwert seines Gegners auf die volle Brust, glitt auf dem Panzer hin, drang durch den Zwischenraum der Rüstung ein; und es spritzten ein paar Tropfen Blut aus seiner Schulter.

»Ah!« rief der junge Admiral, als er die Spitze des Schwertes fühlte, »dieser Mann ist ein Franzose, mehr noch, er hat das Fechten unter demselben Meister gelernt wie ich.«

Bei diesen Worten sah man, wie der Unbekannte sich abwandte und sich auf einen andern Punkt zu werfen suchte.

»Wenn du ein Franzose bist, so bist du ein Verräter,« rief ihm Joyeuse zu, »denn du kämpfst gegen deinen König, gegen dein Vaterland, gegen deine Fahne.«

Der Unbekannte antwortete nur, indem er sich umwandte und Joyeuse wütend angriff. Aber diesmal war Joyeuse gewarnt und wußte, mit welchem geschickten Degen er es zu tun hatte. Er parierte hintereinander drei bis vier Streiche, die mit ebensoviel Geschicklichkeit wie Wut, mit ebensoviel Kraft wie Nachdruck geführt wurden.

Der Unbekannte machte nun eine Bewegung des Rückzugs.

»Halt!« rief ihm der junge Mann zu, »seht, was man tut, wenn man sich für sein Vaterland schlägt; ein reines Herz und ein redlicher Arm genügen, um einen Kopf ohne Helm, eine Stirn ohne Visier zu beschützen.« Und er riß die Agraffen seines Helmes auf, schleuderte ihn weit von sich und entblößte seinen edlen, schönen Kopf, dessen Augen von Kraft, Stolz und Jugend glänzten.

Statt das gegebene Beispiel zu befolgen, stieß der Reiter mit der schwarzen Rüstung ein dumpfes Gebrüll aus und erhob sein Schwert über diesem entblößten Haupt.

»Ah!« rief Joyeuse, während er parierte, »ich sagte es wohl, du bist ein Verräter und sollst als Verräter sterben.«

Und ihn hart bedrängend, versetzte er ihm hintereinander zwei bis drei Stöße mit der Schwertspitze, von denen einer durch eine Öffnung des Helmvisiers eindrang.

»Oh! ich werde dich töten,« sagte der junge Mann, »und dir den Helm entreißen, der dich beschützt und so gut verbirgt, und dann am ersten Baum aufhängen, den ich an der Straße finde.«

Der Unbekannte wollte einen Gegenstoß tun, als ein Kavalier, der eben zu ihm herangeritten war, sich an sein Ohr neigte und zu ihm sagte: »Monseigneur, kein Scharmützel mehr, Eure Gegenwart ist dort ersprießlicher.«

Der Unbekannte folgte mit den Augen der von der Hand des andern angegebenen Richtung und sah die Flamländer vor der kalvinistischen Kavallerie zögern.

»In der Tat,« sagte er mit düsterem Tone, »dort sind, die ich suchte.«

In diesem Augenblick fiel eine Welle von Reitern über Joyeuses Matrosen her, die, müde, ohne Unterlaß mit ihren Riesenwaffen zu schlagen, den ersten Schritt rückwärts machten. Der schwarze Reiter benutzte diese Bewegung, um im Gemenge und in der Dunkelheit zu verschwinden. ....

Eine Viertelstunde nachher wichen die Franzosen auf allen Punkten und suchten sich zurückzuziehen, ohne zu fliehen. Herr von Saint-Aignan ergriff alle Maßregeln für einen Rückzug in guter Ordnung. Doch eine neue Truppe von fünfhundert Pferden und zweitausend Mann Fußvolk rückte ganz frisch aus der Stadt hervor und fiel über die schon ermattete Armee her. Es waren die alten Banden des Prinzen von Oranien, die nach und nach gegen den Herzog von Alba, gegen Don Juan, gegen Requesens und gegen Alexander Farnese gestritten hatten.

Da mußte man sich entschließen, das Schlachtfeld zu verlassen und seinen Rückzug zu Land zu nehmen, da die Flotte, auf die man eintretendenfalls rechnete, zerstört war. Trotz der Kaltblütigkeit der Führer, trotz der Tapferkeit der Mehrzahl begann eine Flucht in gräßlicher Unordnung.

In diesem Augenblick fiel der Unbekannte mit seiner Reiterei über die Flüchtlinge her und traf abermals bei der Nachhut Joyeuse mit seinen Matrosen, von denen er zwei Drittel auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatte.

Der junge Admiral ritt sein drittes Pferd, da ihm die andern getötet worden waren. Sein Schwert war zerbrochen, und er hatte aus den Händen eines verwundeten Matrosen eine von den gewichtigen Enteräxten genommen, die er mit derselben Leichtigkeit um sein Haupt schwang, mit der ein Schleuderer seine Schleuder schwingt. Von Zeit zu Zeit wandte er sich um und machte Front, wie ein Keiler, der sich nicht zur Flucht entschließen kann und in Verzweiflung gegen den Jäger umkehrt.

Die Flamländer, die gemäß der Ermahnung dessen, den sie Monseigneur nannten, ohne Panzer kämpften, waren leicht und behend in der Verfolgung, und gaben der französischen Armee nicht eine Sekunde Rast. Etwas wie ein

Gewissensvorwurf oder wenigstens wie ein Zweifel erfaßte das Herz des Unbekannten diesem großen Unglück gegenüber.

»Genug, meine Herren, genug,« sagte er in französischer Sprache zu seinen Leuten; »sie sind diesen Abend von Antwerpen vertrieben und werden in acht Tagen aus Flandern vertrieben sein; verlangen wir nicht mehr vom Gott der Heere.«

»Ah! es war ein Franzose, es war ein Franzose,« rief Joyeuse, »ah! ich hatte es vermutet, Verräter, ah! sei verflucht, und möchtest du den Tod der Verräter sterben!«

Diese wütende Verwünschung schien den Mann zu entmutigen, den tausend gegen ihn erhobene Schwerter nicht hatten einschüchtern können; er wandte sein Pferd, und der Sieger floh beinahe ebensoschnell, wie die Besiegten. Doch dieser Rückzug eines einzigen änderte nichts an der Lage der Dinge; die Furcht ist ansteckend, sie hatte die ganze Armee ergriffen, und unter dem Gewichte eines wahnsinnigen Schreckens fingen die Soldaten an, in Verzweiflung zu fliehen.

Die Pferde belebten sich trotz der Müdigkeit, denn auch sie schienen unter dem Einfluß der Angst zu stehen; die Mannschaft zerstreute sich, um Zufluchtsorte zu suchen; in einigen Stunden war die Armee als Armee nicht mehr vorhanden.

Dies war der Augenblick, in dem nach dem Befehle Monseigneurs die Dämme sich öffneten, und die Schleusen aufgezogen wurden. Von Lier bis Termond, von Haesdonk bis Mecheln schickte jeder kleine Fluß, vergrößert durch seine Beiflüsse, jeder überströmende Kanal sein Teil an wütendem Wasser auf das Flachland.

Als die flüchtigen Franzosen, nachdem sie ihre Feinde ermüdet, haltzumachen anfingen, als sie endlich die Antwerpener nebst den Soldaten des Prinzen von Oranien nach ihrer Stadt zurückkehren sahen, als die unversehrt dem Blutbade in der Nacht Entgangenen sich gerettet glaubten und einen Augenblick atmeten, diese unter Gebeten, jene unter Gotteslästerungen, da entfesselte sich zur selben Stunde ein neuer, blinder, unbarmherziger Feind gegen sie, mit der Schnelligkeit des Windes, mit dem

Ungestüm des Meeres; doch so nahe über ihrem Haupte die Gefahr schwebte, hatten die Flüchtlinge doch noch keine Ahnung von dem neuen Ungewitter, das sie zu umhüllen anfing.

Joyeuse hatte seinen auf achthundert Mann zusammengeschmolzenen Matrosen, den einzigen, die noch eine gewisse Ordnung behaupteten, Halt befohlen. Keuchend, ohne Stimme, nur noch durch drohende Gebärden sprechend, versuchte der Graf von Saint-Aignan, sein zerstreutes Fußvolk wieder zu sammeln.

An der Spitze der Flüchtlinge, auf einem vortrefflichen Pferde reitend und von einem Bedienten begleitet, der ein anderes an der Hand hielt, jagte der Herzog von Anjou fort und fort, ohne an irgend etwas zu denken.

»Der Elende hat kein Herz,« sagten die einen.

»Der Tapfere ist herrlich in seiner Kaltblütigkeit,« sagten die anderen.

Einige Stunden der Ruhe von zwei bis sechs Uhr sollten dem Fußvolk wieder die erforderliche Kraft geben, um die Flucht fortzusetzen. Nun fehlte es aber an Lebensmitteln.

Die Pferde schienen noch mehr abgemattet als die Menschen, sie schleppten sich nur mit Mühe fort, denn sie hatten seit dem vorhergehenden Tage nichts mehr gefressen; sie bewegten sich auch am Schweif der Armee.

Man hoffte Brüssel zu erreichen, das dem Herzog gehörte, und wo man zahlreiche Parteigänger zählte; doch war man nicht ohne Unruhe über den guten Willen der Stadt; auch auf Antwerpen hatte man einen Augenblick rechnen zu können geglaubt. In Brüssel, nämlich kaum acht französische Meilen von dem Orte, wo man sich befand, wollte man die Truppen verproviantieren und ein vorteilhaftes Lager beziehen, um den unterbrochenen Feldzug wiederzubeginnen, sobald man den Augenblick für geeignet hielte. Die Trümmer, die man zurückbrachte, sollten als Kern für eine neue Armee dienen.

Noch zu dieser Stunde sah niemand den furchtbaren Augenblick vorher, in dem der Boden unter den Füßen der unglücklichen Soldaten sinken,

Wasserberge niederstürzen und über ihren Häuptern hinrollen, die Überreste so vieler Tapferen, von dem schlammigen Gewässer fortgetragen, bis ins Meer gewälzt oder auf dem Wege niedergeworfen werden sollten, um die Felder Brabants zu düngen ...

Der Herzog von Anjou ließ sich in der Hütte eines Bauern zwischen Heboken und Heckhout Frühstück bringen. Die Hütte war leer, die Bewohner hatten sich schon am vorhergehenden Abend geflüchtet; das von ihnen am Tag zuvor angezündete Feuer brannte noch im Kamin. Die Soldaten und Offiziere wollten ihrem Führer nachahmen und zerstreuten sich in den genannten zwei Flecken; aber sie sahen mit einem Erstaunen, in das sich Schrecken mischte, daß alle Häuser verlassen waren, und daß die Einwohner ihre Mundvorräte fast gänzlich mitgenommen hatten.

Der Graf von Saint-Aignan suchte auf gut Glück wie die andern; die Sorglosigkeit des Herzogs von Anjou in der Stunde, in der so viele Brave für ihn starben, widerstrebte seinem Geiste, und er entfernte sich vom Prinzen. Er gehörte zu denen, die sagten: »Der Elende hat kein Herz.«

Er durchsuchte zwei bis drei Häuser, die er leer fand; er klopfte an die Tür des vierten, als man ihm sagte, aus zwei Meilen in der Runde, das heißt in dem Umkreise des Landes, den man innehatte, seien alle Häuser so. Bei dieser Nachricht runzelte Saint-Aignan die Stirn und machte seine gewöhnliche Grimasse.

»Vorwärts, meine Herren, vorwärts,« sagte er zu den Offizieren.

»Aber wir sind zu müde, wir sterben vor Hunger, General,« entgegneten sie.

»Ja, aber ihr lebt, und wenn ihr eine Stunde länger hier bleibt, seid ihr tot; vielleicht ist es jetzt schon zu spät.«

Herr von Saint-Aignan konnte nichts Sicheres angeben, aber er ahnte eine große, verborgene Gefahr. Man brach auf. Der Herzog stellte sich an die Spitze, Herr von Saint-Aignan behielt das Zentrum, und Joyeuse übernahm die Nachhut.

Doch es trennten sich von der Gruppe noch zwei- bis dreitausend Mann, entweder durch ihre Wunden geschwächt oder durch die Anstrengungen zu sehr ermattet, und legten sich verlassen, trostlos, von finsterer Ahnung ergriffen, im Grase oder am Fuße der Bäume nieder. Bei ihnen blieben auch die demontierten Reiter, deren Pferde sich nicht fortschleppen konnten oder auf dem Marsche verwundet worden waren. Es waren um den Herzog von Anjou kaum noch dreitausend hinreichend kräftige und kampffähige Soldaten versammelt.

Die Reisenden.

Während dieses Unglück, der Vorläufer eines noch viel größeren, in Erfüllung ging, kamen zwei Reisende auf vortrefflichen Pferden in einer kühlen Nacht aus dem Tore Brüssels und ritten in der Richtung von Mecheln vorwärts. Sie bewegten sich nebeneinander; sie hatten ihre Mäntel eingebunden und scheinbar keine Waffen, abgesehen von einem flämischen Messer, dessen messingenen Griff man am Gürtel des einen glänzen sah.

Diese Reisenden ritten ihres Weges, jeder seinem Gedanken folgend, ohne ein Wort auszutauschen.

Wer sie auf der vom Monde beleuchteten Landstraße so friedlich hätte traben sehen, würde sie für gute Leute gehalten haben, die es drängte, nach einer guten Tagereise ein gutes Bett zu finden.

Doch man hätte nur einige durch den Wind von ihrem Gespräche abgelöste Sätze zu hören brauchen, um diese irrige Meinung aufzugeben.

Und das seltsamste von allen Worten, die sie austauschten, war auch ihr erstes, als sie ungefähr eine halbe Meile von Brüssel entfernt sein mochten.

»Madame,« sagte der stärkere zu dem schlankeren Gefährten, »Ihr habt in der Tat recht gehabt, diese Nacht aufzubrechen; wir gewinnen sieben Meilen durch unsern Marsch und kommen nach Mecheln gerade in dem Augenblick, in dem aller Wahrscheinlichkeit nach das Resultat des Handstreichs auf Antwerpen bekannt sein wird. Man wird sie dort in der ganzen Trunkenheit des Triumphes finden. In zwei kurzen Tagemärschen

erreichen wir Antwerpen, und zwar ohne Zweifel zur Stunde, wo der Prinz sich von seiner Freude erholt und die Gnade haben wird, auf den Boden zu schauen, nachdem er sich bis in den siebenten Himmel erhoben.«

Der Gefährte, der von dem andern Madame genannt wurde, erwiderte mit einer zugleich ruhigen, ernsten und sanften Stimme: »Mein Freund, glaubt mir, Gott wird müde sein, diesen elenden Prinzen zu beschützen, und ihn grausam schlagen; beeilen wir uns also, unsere Pläne in Ausführung zu bringen, denn ich gehöre nicht zu denen, die an das Schicksal glauben, und ich denke, die Menschen haben frei über ihren Willen und über ihre Handlungen zu gebieten. Wenn wir nicht handeln und Gott handeln lassen, so war es nicht der Mühe wert, so schmerzlich bis auf diesen Tag zu leben.«

In diesem Augenblick pfiff ein eisiger Nordwest vorüber.

»Ihr schauert, Madame,« sagte der ältere von den Reisenden; »nehmt Euren Mantel!«

»Nein, Remy, ich danke; du weißt, ich fühle weder mehr die Schmerzen des Körpers noch die Qualen des Geistes.«

Remy schlug die Augen zum Himmel auf und blieb in ein düsteres Nachdenken versunken. Zuweilen hielt er sein Pferd an und wandte sich auf seinen Steigbügeln um, während ihm seine Gefährtin stumm wie eine Reiterstatue voranritt.

Nach einem von diesen Halten, und als ihr Gefährte sie wieder eingeholt hatte, sagte sie: »Nu siehst niemand mehr hinter uns?« – »Nein, Madame, niemand.«

»Der Reiter, der uns in der Nacht in Valenciennes einholte und sich nach uns erkundigte, nachdem er uns so lange beobachtet hatte?« – »Ich sehe ihn nicht mehr.« »Aber mir scheint, ich habe ihn gesehen, ehe wir Mons erreichten.« – »Und ich, Madame, weiß sicher, daß ich ihn gesehen habe, ehe wir nach Brüssel kamen.«

»Nach Brüssel, sagst du?« – »Ja; doch er wird in dieser Stadt angehalten haben.«

»Remy,« sagte die Dame, indem sie sich ihrem Gefährten näherte, als fürchtete sie, man könnte sie auf dieser öden Straße hören, »kam es dir nicht vor, als gliche er ...« – »Wem?«

»Seiner Haltung nach wenigstens, denn ich habe sein Gesicht nicht gesehen, dem unglücklichen jungen Mann.« – »Oh! nein, nein, Madame,« erwiderte Remy hastig, »nicht im geringsten; wie hätte er überdies vermuten sollen, daß wir Paris verlassen haben und uns auf dieser Straße befinden?«

»Woher wußte er, Remy, daß wir unsere Wohnung in Paris veränderten?« – »Nein, nein, Madame, er ist uns nicht gefolgt und hat uns nicht folgen lassen, und ich habe, wie ich Euch dort sagte, starke Gründe zu glauben, daß er einen verzweifelten Entschluß gefaßt hat.«

»Ach! Remy, jeder trägt seinen Teil Leiden auf dieser Erde; Gott erleichtere die dieses armen Jünglings.«

Remy antwortete mit einem Seufzer auf den Seufzer seiner Gebieterin, und sie setzten ihre Reise fort, ohne ein anderes Geräusch, als das der Tritte ihrer Pferde auf der schallenden Straße.

So vergingen zwei Stunden. In dem Augenblick, als unsere Reisenden in Vilvorde einritten, drehte Remy lebhaft den Kopf um. Er hatte den Galopp eines Pferdes bei der Biegung der Straße gehört. Er hielt an, horchte, sah aber nichts. Seine Augen suchten vergebens die Tiefe der Nacht zu durchdringen, doch da kein anderes Geräusch die feierliche Stille unterbrach, ritt er mit seiner Gefährtin in den Flecken ein.

»Madame,« sagte er, »es wird bald Tag werden; wenn Ihr meinem Rate folgen wollt, halten wir hier an; die Pferde sind müde, und Ihr bedürft der Ruhe.«

»Remy,« entgegnete die Dame, »vergebens wollt Ihr mir verbergen, was Ihr empfindet, Remy, Ihr seid unruhig....« – »Ja, über Eure Gesundheit, Madame; glaubt mir, eine Frau vermag solche Drangsale nicht zu ertragen, und ich bin kaum selbst....«

»Tut, was Euch beliebt, Remy.« – »Nun, so reitet in dieses Gäßchen, an dessen Ende ich die erlöschende Laterne eines Wirtshauses erblicke; es ist das Zeichen, woran man die Wirtshäuser erkennt; ich bitte, beeilt Euch!«

»Ihr habt also etwas gehört?« – »Ja, etwas wie den Hufschlug eines Pferdes. Wohl glaube ich, daß ich mich getäuscht habe; aber jedenfalls bleibe ich einen Augenblick zurück, um mich zu versichern, ob ich richtig oder falsch gehört.«

Remy ließ die Dame an sich vorbeireiten, stieg ab und warf seinem Pferde den Zügel auf den Hals; es folgte natürlich dem seiner Gefährtin. Er selbst wartete gebückt hinter einem riesigen Weichstein.

Während die Dame zum Wirtshaus ritt und dort eintrat, lauerte Remy aus seinem Versteck auf den Reisenden, dessen Pferd er hatte galoppieren hören. Er sah ihn, aufmerksam horchend, in den Flecken reiten; bei dem Gäßchen angelangt, erblickte der Reisende die Laterne, und er schien zu zögern, ob er weiter reiten oder sich nach dieser Seite wenden sollte. Zwei Schritte von Remy, der auf seiner Schulter den Atem des Pferdes fühlte, hielt er an.

Remy legte die Hand an sein Messer. »Er ist es,« brummte er, »er folgt uns abermals... Was will er von uns?«

Der Reisende kreuzte seine Arme über seiner Brust, während sein Roß, den Hals ausgestreckt, angestrengt schnaufte.

»Sie sind weiter geritten, folgen wir ihnen,« sagte er nach einer Weile gespannten Horchens mit halber Stimme. Und er ließ seinem Pferde wieder die Zügel und setzte seinen Weg fort.

»Morgen schlagen wir eine andere Straße ein,« sagte Remy zu sich selbst. Und er eilte seiner Gefährtin nach, die ihn ungeduldig erwartete.

»Nun,« fragte sie ganz leise, »folgt man uns?« – »Niemand; ich täuschte mich; nur wir sind auf der Straße, und Ihr könnt in vollkommener Sicherheit schlafen.«

»Oh! ich habe keinen Schlaf, Remy, – Ihr wißt es wohl.« – »Aber Ihr werdet wenigstens zu Nacht essen, denn Ihr habt schon gestern nichts gegessen.«

»Gern, Remy.«

Man weckte zum zweiten Male die Magd, die ihnen kaltes Fleisch, eingemachte Früchte und Löwener Bier brachte. Die Magd blieb, weiterer Befehle gewärtig, stehen und sah staunend, wie mäßig die Reisenden den Speisen zusprachen, wie sie es bei ihren flämischen Landsleuten noch nie gesehen hatte.

»Sage mir, mein Kind,« fragte sie Remy, »gibt es einen Seitenweg von hier nach Mecheln?« – »Ja, mein Herr, aber er ist sehr schlecht; während es eine vortreffliche Landstraße gibt.«

»Ich weiß es; doch ich muß auf dem andern Wege reisen.« – »Mein Herr, ich muß Euch warnen; da Eure Gefährtin eine Frau ist, so wird für sie besonders der Weg doppelt schlecht sein.«

»Warum?« – »Weil in dieser Nacht viele Landleute durch die Gegend kommen, um nach Brüssel zu ziehen.«

»Nach Brüssel?« – »Ja, sie wandern für den Augenblick aus.«

»Warum wandern sie aus?« – »Ich weiß es nicht, es ist so der Befehl.«

»Der Befehl von wem? vom Prinzen von Oranien?« – Mein, von Monseigneur.«

»Wer ist dieser Monseigneur?« – »Ah! bei Gott! Ihr fragt mich zu viel, mein Herr, ich weiß es nicht; es ist nur so viel gewiß, daß man auswandert.«

»Und wer sind die Auswandernden?« – »Die Bewohner des Landes, der Dörfer, der Flecken, die weder Dämme noch Wälle haben.«

»Das ist seltsam,« sagte Remy. »Doch nicht wahr, wir können weiter reisen, da wir nach Mecheln gehen?«

»Ich glaube wohl, wenn Ihr es nicht lieber wie alle machen und nach Brüssel ziehen wollt.« Remy schaute seine Gefährtin abermals an.

»Nein, nein, wir brechen auf der Stelle nach Mecheln auf,« rief die Dame, indem sie rasch aufstand, »habt die Güte und öffnet den Stall, meine Liebe!«

Remy stand wie seine Gefährtin auf und sagte leise: »Gefahr für Gefahr; ich ziehe die vor, die ich kenne; überdies ist uns der junge Mann voran ... und sollte er etwa auf uns warten, nun so werden wir ja sehen.«

Da die Pferde nicht einmal abgesattelt worden waren, so fand sie der junge Tag an den Ufern der Dyle.

Erklärung.

Die Gefahr, der Remy so trotzte, war eine wirkliche Gefahr, denn der nächtliche Reisende sah bald, nachdem er das Dorf hinter sich hatte und noch eine Viertelmeile weiter geritten war, daß die, denen er folgte, in dem Dorfe angehalten hatten.

Er wollte nicht mehr auf seinem Wege umkehren, ohne Zweifel um seine Verfolgung so wenig wie möglich absichtlich erscheinen zu lassen; doch er legte sich in einen Kleeacker nieder, wobei er zuvor sein Pferd in einen tiefen Graben hinabsteigen ließ, wie sie in Flandern als Gehege für die Grundstücke dienen.

Infolgedessen war der junge Mann, in dem der Leser so gut wie Remy sicher schon du Bouchage erkannt hat, imstande, alles zu sehen, ohne gesehen zu werden.

Nach seiner Unterredung mit Remy auf der Schwelle des geheimnisvollen Hauses, nach dem Verluste aller seiner Hoffnungen, war Henri in das Hotel Joyeuse zurückgekehrt, entschlossen, ein Leben zu verlassen, das sich ihm so elend zeigte, und als Edelmann von Herz wie als guter Sohn, denn er hatte den Namen seines Vaters rein zu erhalten, entschied er sich zu dem glorreichen Tod auf dem Schlachtfeld. Er eilte also nach Flandern, wo sein Bruder die Ehre der französischen Waffen aufrechthielt.

Im Augenblick, als er, ganz in seine Todesträume versunken, den spitzigen Glockenturm von Valenciennes erblickte, und es acht Uhr in der Stadt schlug, gewahrte er, daß man im Begriffe war, die Tore zu schließen; er gab seinem Pferde beide Sporen und hätte, über die Zugbrücke reitend, beinahe einen Reiter niedergeworfen, der den Gurt des seinigen festzog.

Henri war keiner von den unverschämten Adligen, die alles, was kein Wappenschild hat, mit den Füßen niedertraten. Er entschuldigte sich bei dem Mann, der sich bei dem Tone seiner Stimme umkehrte und dann rasch wieder abwandte.

Von seinem eifrigen Pferde, das er vergebens anzuhalten suchte, fortgetragen, bebte Henri, als hätte er gesehen, was er nicht zu sehen erwartet.

»Oh! ich bin wahnsinnig,« dachte er, »Remy in Valenciennes, Remy, den ich vor vier Tagen in der Rue de Bussy gelassen habe; Remy ohne seine Gebieterin, denn er hatte einen jungen Menschen bei sich, wie mir scheint. In der Tat, der Schmerz bringt mein Gehirn in Verwirrung, greift mein Gesicht an, so daß sich alles, was mich umgibt, in die Form meiner starren Gedanken kleidet.« Und er ritt weiter und gelangte in die Stadt, ohne daß der Verdacht, der seinen Geist berührt hatte, darin nur einen einzigen Augenblick Wurzel faßte.

Bei dem ersten Stall, den er auf seinem Wege fand, hielt er an, warf den Zügel den Händen eines Stallknechtes zu und setzte sich auf eine Bank vor der Tür, indes man sein Zimmer und sein Abendessen bereitete. Während er aber nachdenkend auf dieser Bank saß, sah er die zwei Reisenden, die nebeneinander ritten, herbeikommen, und er bemerkte, daß der, den er für Remy gehalten hatte, häufig den Kopf umwandte. Der andere hatte das Gesicht unter dem Schatten eines breitkrempigen Hutes verborgen. Remy erblickte, als er vor dem Wirtshause vorüberkam, Henri auf der Bank und wandte abermals den Kopf ab; aber gerade diese Vorsichtsmaßregel trug dazu bei, daß er erkannt wurde.

»Oh! diesmal täusche ich mich nicht,« murmelte Henri, »mein Blut ist kalt, mein Auge klar, meine Gedanken sind frisch, und ich glaube abermals in einem der Reisenden Remy zu erkennen. Nein, ich kann nicht in solcher Ungewißheit verharren und muß ohne Verzug Aufklärung erhalten,«

Sofort stand Henri auf und ging auf der Straße der Spur der beiden Reisenden nach; aber erst nach langem Suchen fand er ihre Spur; er erfuhr nämlich, man habe zwei Reisende sich nach einem unscheinbaren Wirtshause in der Rue du Beffroi wenden sehen. Dort gelang es ihm, Remy zu sehen, als er eben die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstieg. Als er ihn diesmal bestimmt erkannte, gab der Graf einen Ausruf von sich, und beim Tone der Stimme des Grafen wandte sich Remy um. Zu sehr erschüttert, um sogleich einen Entschluß zu fassen, entfernte sich du Bouchage, indem er sich mit furchtbar beklommenem Herzen fragte, warum Remy seine

Gebieterin verlassen, und warum er sich auf derselben Straße wie er befinde.

Seine Gedanken rollten von Abgrund zu Abgrund. Am andern Morgen, zur Stunde der Öffnung der Tore, war er sehr erstaunt, als er erfuhr, die zwei Unbekannten hätten in der Nacht vom Gouverneur die Erlaubnis erhalten, die Stadt zu verlassen, und man habe für sie, gegen alle Gewohnheit, die Tore geöffnet.

Auf diese Art und da sie gegen ein Uhr morgens aufgebrochen waren, hatten sie sechs Stunden vor Henri voraus. Diese sechs Stunden mußte er einbringen. Henri setzte sein Pferd in Galopp und erreichte und überholte die Reisenden in Mons.

Er sah abermals Remy, der seinerseits ihn nicht erkennen konnte, Henri hatte eine Soldatenkasacke angezogen und ein anderes Pferd gekauft. Das mißtrauische Auge des guten Dieners hätte aber beinahe auch diese List vereitelt, und jedenfalls hatte Remys Gefährte Zeit, sein Gesicht abzuwenden, so daß es Henri auch diesmal nicht gewahren konnte.

Doch der junge Mann verlor den Mut nicht; er fragte im ersten Wirtshaus, das den Reisenden ein Asyl gab, und da er seine Fragen mit einer unwiderstehlichen Hilfsmacht begleitete, so erfuhr er endlich, Remys Gefährte sei ein schöner, aber sehr trauriger, in sich gekehrter, nüchterner junger Mann, der nie von Müdigkeit spreche.

Henri bebte, ein Blitz erleuchtete seinen Geist.

»Sollte es nicht eine Frau sein?« fragte er.

»Es ist möglich,« erwiderte der Wirt; »gegenwärtig kommen viele junge Frauen so verkleidet hier durch, um sich zu ihren Liebhabern bei der Armee in Flandern zu begeben.«

Diese Erklärung brach Henri das Herz. War es nicht wahrscheinlich, daß Remy seine als Reiter verkleidete Gebieterin begleitete? Verhielt es sich so, so sah Henri nur Ärgerliches in diesem Abenteuer.

Remy log also, wenn er von ihrer ewigen Trauer sprach; die Fabel von einer vergangenen unsterblichen Liebe hatte er also erfunden, um einen überlästigen Wächter zu entfernen.

»Desto besser,« sagte Henri zu sich selbst, mehr niedergebeugt durch diese Hoffnung, als er es je durch seine Verzweiflung gewesen war, »dann wird ein Augenblick kommen, in dem ich mich dieser Frau nähern und ihr alle diese Ausflüchte vorwerfen kann, die sie, die ich in meinem Geiste und in meinem Herzen so hoch gestellt, zur gemeinen Alltäglichkeit erniedrigen; ich werde mich sodann vielleicht selbst von dem Gipfel meiner Illusionen, von der Höhe meiner Liebe herabstürzen.«

Und der junge Mann raufte sich die Haare aus und zerriß sich die Brust bei dem Gedanken, er würde vielleicht eines Tages diese Liebe und diese Illusionen, die ihn töteten, verlieren; so wahr ist es, daß ein totes Herz mehr Wert hat als ein leeres Herz.

In Brüssel zog Henri ernste Erkundigungen über den Feldzugsplan des Herzogs von Anjou ein. Was er hörte, machte ihn ernstlich besorgt um diesen Feldzug, an dem sein Bruder so großen Anteil hatte, und er beschloß demzufolge, seinen Marsch nach Antwerpen zu beschleunigen.

Es war für ihn eine unsägliche Überraschung, als er Remy und seine Gefährtin hartnäckig dieselbe Straße verfolgen sah, der er folgte. Es war ein Beweis, daß beide nach demselben Ziele strebten.

Beim Ausgange des Fleckens war Henri, im Klee verborgen, wo wir ihn gelassen, diesmal gewiß, dem jungen Mann, der Remy begleitete, ins Gesicht schauen zu können. Damit wollte er seiner letzten Ungewißheit ein Ende machen.

Als die Reisenden an dem jungen Mann vorüberritten, den sie nicht entfernt hier verborgen wähnten, war die Dame beschäftigt, ihre Haare zu glätten, die sie nicht gewagt hatte, im Wirtshaus aufzuknüpfen.

Henri sah sie, erkannte sie und fiel beinahe ohnmächtig in den Graben, wo sein Roß friedlich weidete. Die Reisenden ritten vorüber.

Oh! da bemächtigte sich der Zorn des Grafen, der so gut, so geduldig war, solange er bei den Bewohnern des geheimnisvollen Hauses die Rechtschaffenheit zu sehen geglaubt hatte, die er selbst übte. Jetzt aber fühlte er sich verraten. Nachdem er den ersten Schmerz verwunden hatte, schüttelte der junge Mann seine schönen blonden Haare, wischte sich seine mit Schweiß bedeckte Stirn ab und stieg wieder zu Pferde, entschlossen, keine von den Vorsichtsmaßregeln mehr zu nehmen, die ihm ein Überrest von Ehrfurcht geraten hatte, und er begann, den Reisenden sichtbar und mit entblößtem Antlitz zu folgen. Er war entschlossen, weder mit Remy noch mit dessen Gefährtin zu reden, sondern sich nur von ihnen erkennen zu lassen. »Oh! ja, ja!« sagte er zu sich selbst, »wenn ihnen nur noch ein wenig Herz bleibt, so wird meine Gegenwart ein blutiger Vorwurf für diese Leute ohne Treu und Glauben sein, die mir das Herz mutwillig zerreißen.«

Er hatte nicht fünfhundert Schritte hinter den zwei Reisenden gemacht, da gewahrte ihn Remy, und dessen Unruhe machte auch die Dame aufmerksam. Sie wandte sich um und glaubte Henri zu erkennen. Auch sie konnte sich nicht eines Gefühls der Bangigkeit enthalten.

»Wir sind nun in Mecheln,« sagte sie, »wechseln wir die Pferde, wenn es sein muß, um rascher zu marschieren, aber eilen wir, nach Antwerpen zu kommen.«

»Dann sage ich im Gegenteil,« versetzte Remy, »gehen wir nicht nach Mecheln hinein, unsere Pferde sind von guter Rasse, reiten wir bis zu jenem Flecken, den man dort links erblickt; er heißt, glaube ich, Villebrock; so vermeiden wir die Stadt, das Gasthaus, die Fragen, die Neugierigen und sind weniger verlegen, die Pferde und die Kleider zu wechseln, wenn es notwendig sein sollte.«

»Vorwärts, Remy, also gerade auf den Flecken zu!«

Sie wandten sich nach links und kamen auf einen kaum gebahnten Pfad, der jedoch sichtbar nach Villebrock führte. Henri verließ die Landstraße auf derselben Stelle wie sie, schlug denselben Pfad ein wie sie und folgte ihnen stets in gleicher Entfernung.

Sie kamen bald nach Villebrock. Von den zweihundert Häusern, aus denen der Flecken bestand, war nicht eines bewohnt; nur einige vergessene Hunde und Katzen liefen scheu in dieser Einsamkeit umher. Remy klopfte an zwanzig Stellen an; er sah keinen Menschen und wurde von niemand gehört.

Henri, der die Reisenden wie ihr Schatten begleitete, hielt vor dem ersten Hause des Fleckens an, klopfte an die Tür dieses Hauses, aber ebenso fruchtlos wie Remy, und da er nun vermutete, der Krieg sei die Ursache dieser Landflucht, so wartete er, um sich wieder auf den Marsch zu begeben, sobald die Reisenden aufgebrochen wären.

Dies taten sie, nachdem ihre Pferde das Korn gefressen hatten, das Remy in der Kiste eines verlassenen Wirtshauses fand.

»Madame,« sagte Remy, »wir sind weder mehr in einem ruhigen Land noch in einer gewöhnlichen Lage; wir dürfen uns nicht wie Kinder der Gefahr preisgeben. Wir werden sicher auf Franzosen oder Flamländer stoßen, abgesehen von den spanischen Parteigängern, denn in der seltsamen Lage, in der sich Flandern befindet, müssen hier Straßenläufer aller Art, Abenteurer von allen Ländern hausen; wäret Ihr ein Mann, so würde ich anders mit Euch sprechen; doch Ihr seid eine Frau, Ihr seid jung, Ihr seid schön, Ihr lauft eine doppelte Gefahr für Euer Leben und für Eure Ehre.«

»Nun! was schlagt Ihr vor? Denkt und handelt für mich; Remy, Ihr wißt, daß mein Geist nicht auf dieser Erde ist.«

»Dann bleiben wir hier, wenn Ihr mir folgen wollt, ich sehe viele Häuser, die ein sicheres Obdach bieten können; ich habe Waffen, wir werden uns verteidigen oder uns verbergen, je nachdem ich uns für stark genug oder für zu schwach halten muß.«

»Nein, Remy, nein, ich muß weiter gehen, nichts soll mich aufhalten,« erwiderte die Dame, den Kopf schüttelnd; »ich würde nur für Euch Furcht bekommen, wenn ich mich überhaupt fürchten könnte.«

»Vorwärts, also,« sagte Remy.

Und er ritt weiter, ohne ein Wort hinzuzufügen.

Die unbekannte Dame folgte ihm, und Henri du Bouchage, der zugleich angehalten hatte, setzte sich mit ihnen wieder in Marsch.

Das Wasser.

Je weiter die Reisenden kamen, desto seltsamer war der Anblick des Landes. Es sah aus, als wären die Felder und Triften verlassen wie die Flecken und die Dörfer.

In der Tat, nirgends weideten mehr Kühe auf den Wiesen, nirgends sprangen Ziegen an den Seiten des Berges oder erhoben sich an den Hecken, um die grünen Knospen der Brombeerstauden zu erreichen, nirgends waren Herde und Hirt zu sehen, nirgends der Pflug und der Pflüger, kein Handelsmann mehr, mit dem Ballen auf dem Rücken, von einer Gegend in die andere ziehend, kein Kärrner mehr, der rauhe Lieder sang und, eine geräuschvolle Peitsche in der Faust, neben seinem plumpen Karren einherschlenderte.

Soweit sich der Blick über diese herrlichen Ebenen, an den kleinen Abhängen hin, im hohen Grase, am Saume der Wälder erstreckte, keine menschliche Gestalt, keine Stimme. Man hätte glauben sollen, die Natur stehe am Vorabend des Tages, wo Menschen und Tiere geschaffen wurden.

Als die Dämmerung eintrat, suchte Henri überall, in der Luft, in den Bäumen, ja in den Wolken die Erklärung der unheilkündenden Erscheinung.

Die einzigen Personen, die diese düstere Einsamkeit belebten, waren, sich von dem Purpur der untergehenden Sonne abhebend, Remy und seine Gefährtin, die sich neigte, um zu horchen, ob nicht ein Geräusch zu ihnen käme; dann hundert Schritte dahinter Henris Gestalt, der beständig dieselbe Entfernung und dieselbe Haltung behauptete.

Die Nacht senkte sich finster und kalt herab, der Nordostwind pfiff durch die Luft und erfüllte die Öde mit einem Geräusch, das drohender schien als das Stillschweigen.

Remy hielt seine Gefährtin zurück, indem er die Hand an die Zügel ihres Pferdes legte.

»Gnädige Frau,« sagte er, »Ihr wißt, ob ich unzugänglich für die Furcht bin, Ihr wißt, ob ich einen Schritt rückwärts täte, um mein Leben zu retten; diesen Abend aber geht etwas Seltsames in mir vor, eine unbekannte Betäubung fesselt meine Sinne, lähmt mich und verbietet mir weiterzugehen. Nennt es Furcht, Verzagtheit, Schrecken, ich gestehe, zum erstenmal in meinem Leben habe ich ... Angst.«

Die Dame wandte sich um; vielleicht waren ihr alle diese drückenden Vorzeichen entgangen, vielleicht hatte sie nichts gesehen.

»Ist er immer noch da?« fragte sie.

»Oh! von ihm ist nicht mehr die Rede,« entgegnete Remy; »ich bitte Euch, denkt nicht mehr an ihn; er ist allein, und ich bin einem einzelnen Menschen gewachsen. Nein, die Gefahr, die ich fürchte, oder die ich vielmehr fühle, die ich ahne, mehr instinktartig als mit Hilfe meiner Vernunft, diese Gefahr, die herannaht, uns bedroht, uns vielleicht umgibt, diese Gefahr ist eine andere; sie ist unbekannt und deshalb um so bedrohlicher.«

Die Dame schüttelte den Kopf.

»Hört,« sagte Remy, »seht Ihr dort die Weidenbäume, die ihre schwarzen Gipfel beugen?« – »Ja.«

»Neben diesen Bäumen erblicke ich ein kleines Haus; ich bitte, laßt uns dahin gehen; ist es bewohnt, so können wir leicht Gastfreundschaft verlangen; ist es nicht bewohnt, so nehmen wir es einfach in Besitz; oh! macht keine Einwendung, ich flehe Euch an!«

Remys Bewegtheit, seine zitternde Stimme, das Überredende seiner Worte bestimmten seine Gefährtin nachzugeben. Sie wandte ihr Pferd in der von Remy angegebenen Richtung.

Einige Minuten nachher klopften die Reisenden an die Tür des unter einer Gruppe von Weidenbäumen erbauten Hauses. Ein Bach zwischen Schilfrohr und grünem Rasen bespülte mit seinem murmelnden Wasser den Fuß der Weiden; hinter dem aus Backstein gebauten und mit Ziegeln bedeckten Haus lag ein kleiner Garten, von einer lebendigen Hecke umfriedet. Dies alles war öde, leer, verlassen. Niemand antwortete auf das verdoppelte Klopfen der Reisenden.

Remy drückte unschwer die schlecht verwahrte Tür auf, führte seine Gefährtin hastig in das Haus, schlug die Tür hinter ihr zu, schob einen schweren Riegel vor und atmete nun, als ob er das Leben gewonnen hätte. Dann quartierte er seine Gebieterin in der einzigen Stube des ersten Stockes ein, wo er tappend und tastend ein Bett, einen Stuhl und einen Tisch fand. Hierauf stieg er wieder in das Erdgeschoß hinab und beobachtete durch einen etwas geöffneten Laden und durch das vergitterte Fenster die Bewegungen des Grafen, der sich dem Hause näherte.

Henris Betrachtungen waren finsterer Natur und standen mit Remys im Einklang.

»Sicher,« sagte er zu sich selbst, »schwebt eine uns unbekannte, aber, den Bewohnern bekannte Gefahr über dem Lande; der Krieg verheert die Gegend, die Franzosen haben Antwerpen genommen oder werden es nehmen; vom Schrecken ergriffen, haben die Bauern eine Zuflucht in den Städten gesucht.«

»Was machen Remy und seine Herrin hier?« fragte er sich weiter. »Welche Notwendigkeit treibt sie dieser Gefahr entgegen? Oh! ich werde es erfahren, denn der Augenblick, zu sprechen und allen meinen Zweifeln ein Ende zu machen, ist nun gekommen. Nirgends hat sich noch eine so schöne Gelegenheit gezeigt.«

Und er ging auf das Haus zu.

Doch plötzlich blieb er stehen, mit jenem Zögern, das die Herzen der Liebenden so häufig ergreift. Nachdem er sich noch einmal in wollüstigem Schmerz in die Pein seiner hoffnungslosen Liebe versenkt hatte, legte er sich endlich unter die Weiden, deren Zweige das Haus bedeckten, und

horchte mit unbeschreiblich schwermütigem Gefühl auf das Gemurmel des Wassers, das an seiner Seite hinfloß.

Plötzlich bebte er, der Lärm der Kanonen erscholl auf der Nordseite und zog, vom Winde getragen, vorüber.

»Ah!« sagte er zu sich selbst, »ich werde zu spät kommen, man greift Antwerpen an.«

Der erste Entschluß Henris war, aufzustehen, wieder zu Pferde zu steigen und, vom Lärm geleitet, dahin zu eilen, wo man sich schlug; aber dann mußte er ja die unbekannte Dame verlassen und im Zweifel über sie vom Leben scheiden.

Er blieb also. Zwei Stunden lang lag er auf der Erde, horchte auf das donnerähnliche Krachen, das sein Ohr erreichte, und fragte sich, was für ein unregelmäßiges, stärkeres Krachen es wäre, das von Zeit zu Zeit das andere verstärkte.

Er hatte keine Ahnung, daß dieses Krachen von den in die Luft springenden Schiffen seines Bruders verursacht wurde.

Endlich, gegen zwei Uhr, wurde alles ruhig.

»Zu dieser Stunde,« sagte Henri zu sich selbst, »ist Antwerpen genommen, und mein Bruder ist Sieger; aber nach Antwerpen wird Gent kommen; nach Gent Brügge, und es wird mir nicht an Gelegenheit fehlen, glorreich zu sterben. Doch bevor ich sterbe, will ich wissen, was diese Frau im Lager der Franzosen sucht.«

Und als nach dem Schlachtlärm die Natur zu ihrer Ruhe zurückgekehrt war, kehrte auch Joyeuse, in seinen Mantel gehüllt, zu seiner Unbeweglichkeit zurück.

Er war in jene Art von Schlaftrunkenheit versunken, der gegen Ende der Nacht der Wille des Menschen nicht widerstehen kann, als sein Pferd, das einige Schritte von ihm weidete, die Ohren spitzte und traurig wieherte.

Henri öffnete die Augen. Aufrecht, den Kopf in einer andern Richtung als den Körper haltend, atmete das Tier den Wind ein, der von Südost kam.

»Was gibt es, mein gutes Roß?« sagte der junge Mann, indem er aufstand und seinem Pferde den Hals streichelte, »hast du eine Otter vorüberkommen sehen, die dich erschreckt, oder sehnst du dich nach dem Obdach eines guten Stalles?«

Als hätte es die Frage verstanden und wollte darauf antworten, machte das Tier eine freie, lebhafte Bewegung in der Richtung von Lier und horchte, das Auge starr und die Nüstern weit geöffnet.

»Ah! ah!« murmelte Henri, »es ist ernster, wie es scheint; ein Trupp Wölfe, der dem Heere folgt, um die Leichname zu verzehren.«

Das Pferd wieherte, senkte den Kopf und ergriff dann mit einer Bewegung, rasch wie der Blitz, die Flucht nach Westen. Doch dabei kam es in den Bereich der Hand seines Herrn, der es beim Zaume packte und aufhielt. Ohne die Zügel zusammenzunehmen, faßte es Henri bei der Mähne und schwang sich in den Sattel; hier machte er sich als guter Reiter zum Herrn seines Pferdes und hielt es fest.

Aber was das Pferd gehört hatte, fing Henri nach einem Augenblick auch an zu hören, und der Mensch erschrak, wie vorher das rohe Tier.

Ein langes Murmeln, dem eines scharfen und schweren Windes ähnlich, erhob sich von den verschiedenen Punkten eines Halbkreises, der sich von Süden nach Norden auszudehnen schien; Stöße einer frischen und mit Wasserdunst beladenen Brise unterbrachen von Zeit zu Zeit dieses Gemurmel, das dem Geräusche steigender Fluten auf den mit Kieselsteinen bedeckten, sandigen Ufern ähnlich wurde.

»Was ist denn das?« fragte Henri, »sollte es der Wind sein? Nein, das kann nicht sein. Ist es das Prasseln eines Brandes? Ebenfalls nicht; denn man sieht keinen Schimmer am Horizont, und der Himmel scheint sich sogar zu verdüstern.«

Das Geräusch verdoppelte sich und wurde deutlich; es war das unablässige, dumpfe Rollen, wie es tausend in der Ferne auf tönendem Pflaster polternde Kanonen hervorbringen würden.

Henri glaubte einen Augenblick den Grund dieses Geräusches gefunden zu haben, indem er es der von uns erwähnten Ursache zuschrieb. Bald aber sagte er: »Unmöglich, es gibt keine gepflasterte Chaussee in dieser Gegend, es gibt keine tausend Kanonen bei der Armee.«

Das Tosen kam immer näher. Henri setzte sein Pferd in Galopp und sprengte einer Anhöhe zu.

»Was sehe ich?« rief er, als er den Gipfel erreichte.

Was er sah, hatte sein Pferd vor ihm gesehen, denn er hatte es nicht in dieser Richtung vorwärts bringen können, ohne ihm die Flanken mit seinen Sporen zu zerreißen, und als es den Gipfel des Hügels erreicht hatte, bäumte es sich, daß es seinen Reiter beinahe abwarf.

Was Roß und Reiter sahen, war am Horizont ein blasses, ungeheures, endloses Band, das auf der Ebene vorrückte, einen unermeßlichen Kreis bildete und nach dem Meere zu ging. Und dieses Band erweiterte sich Schritt für Schritt vor Henris Augen.

Der junge Mann schaute unsicher die seltsame Erscheinung an, als er, nach dem Platze, den er verlassen, zurückblickend, bemerkte, daß der Wiesgrund sich mit Wasser schwängerte, und der kleine Fluß überströmte. Das Wasser rückte ganz sacht gegen das Haus heran.

»Ich unselig Wahnsinniger, der ich bin!« rief Henri, »ich erriet es nicht, es ist das Wasser! Es ist das Wasser! Die Flamländer haben ihre Dämme durchbrochen!«

Henri sprengte sogleich nach dem Hause fort, klopfte wütend an die Tür und rief:

»Öffnet, öffnet!«

Niemand antwortete.

»Öffnet, Remy!« schrie der junge Mann, wahnsinnig vor Schrecken, »ich bin es, Henri du Bouchage, öffnet!«

»Oh! Ihr braucht Euch nicht zu nennen, Herr Graf,« erwiderte Remy aus dem Innern des Hauses, »ich habe Euch längst erkannt, doch ich sage Euch nur, wenn Ihr diese Tür sprengt, so findet Ihr mich dahinter, in jeder Hand eine Pistole!«

»Du verstehst mich also nicht, Unglücklicher!« rief Henri im Tone der Verzweiflung, »das Wasser! das Wasser! es ist das Wasser!«

»Keine Fabeln, keine Vorwände, keine schmähliche List, Herr Graf. Ich sage Euch, daß Ihr über meinen Leichnam schreiten müßt, um hereinzukommen.«

»Dann werde ich darüber schreiten, aber hineinkommen,« rief Henri. »Im Namen des Himmels, im Namen Gottes, – im Namen deines Heils und des Heils deiner Gebieterin, willst du öffnen?« – »Nein!«

Der junge Mann schaute umher und erblickte einen mächtigen Stein; er hob ihn in seine Arme, von da auf seinen Kopf, lief gegen das Haus und schleuderte ihn gegen die Tür, die in tausend Stücke zersprang. Zugleich pfiff eine Kugel an Henris Ohr vorüber, jedoch ohne ihn zu berühren.

Henri stürzte auf Remy los. Dieser drückte seine zweite Pistole ab, doch nur das Zündkraut fing Feuer.

»Du siehst wohl, daß ich keine Waffen habe,« rief Henri; »wehre dich nicht mehr gegen einen Mann, der dich nicht angreift; schau' nur, schau'!«

Und er zog ihn nach dem Fenster, das er mit einem Faustschlag zerschmetterte.

»Nun,« sagte er, »siehst du nun?«

Und er deutete auf die ungeheure Wassermasse, die weiß am Horizont erschien und, während sie wie die Front eines riesigen Heeres vorrückte, ein

dumpfes Murmeln und Brausen vernehmen ließ.

»Das Wasser!« murmelte Remy.

»Ja, das Wasser! das Wasser!« rief Henri; »es rückt heran; sieh zu unseren Füßen; der Fluß tritt aus, er steigt, in fünf Minuten kann man nicht mehr von hier weg.«

»Madame!« rief Remy, »Madame!«

»Kein Geschrei, keine Angst, Remy, halte die Pferde bereit, rasch, rasch!«

»Er liebt sie,« dachte Remy, »er wird sie retten.«

Remy lief in den Stall. Henri stürzte nach der Treppe.

Bei Remys Ruf hatte die Dame ihre Tür geöffnet. Der junge Mann hob sie in seine Arme, als wäre sie ein Kind. Aber sie glaubte, es sei Verrat, oder man wolle Gewalt brauchen, und sträubte sich aus Leibeskräften und klammerte sich an den Wänden an.

»Sage ihr doch,« rief Henri, »daß ich sie rette!«

Remy hörte den Ruf des jungen Mannes in dem Augenblick, wo er mit den beiden Pferden zurückkehrte.

»Ja! ja!« rief er, »ja, Madame, er rettet Euch, oder vielmehr, er wird Euch retten; kommt! kommt!«

Die Flucht.

Ohne mit Erklärungen Zeit zu verlieren, trug Henri die Dame aus dem Hause und wollte sie mit sich auf sein Pferd setzen. Doch mit einer Bewegung unüberwindlichen Widerstrebens schlüpfte sie aus dem lebendigen Ring und wurde von Remy aufgefangen, der sie auf das Pferd hob, das für sie bereitstand.

»Oh! was macht Ihr, Madame,« sagte Henri, »und wie versteht Ihr mein Herz? Es gilt für mich nicht das Vergnügen, Euch in meine Arme zu schließen, obgleich ich bereit wäre, für diese Gunst mein Leben zu opfern; es handelt sich darum, so schnell wie der Vogel zu fliehen. Seht Ihr, wie die Vögel fliehen?«

In der eben entstehenden Dämmerung sah man wirklich Scharen von Tauben die Luft mit raschem, scheuem Fluge durchschneiden.

Die Dame antwortete nichts; als sie aber im Sattel war, trieb sie ihr Pferd vorwärts, ohne den Kopf umzuwenden. Doch infolge des zweitägigen Gewaltrittes waren ihr Pferd und Remys abgemattet. Jeden Augenblick wandte sich Henri um, und als er sah, daß sie ihm nicht folgen konnte, rief er: »Seht, Madame, wie mein Pferd dem Eurigen voraneilt, und ich halte es doch mit beiden Händen zurück; laßt Euch bitten, Madame, während es noch Zeit ist; ich verlange nicht mehr, Euch in meinen Armen zu halten, aber nehmt mein Pferd und laßt mir das Eurige!«

»Ich danke, mein Herr,« erwiderte die Reisende mit ruhiger Stimme, und ohne daß sich die geringste Gemütsbewegung in ihrem Tone verriet.

»Aber, Madame,« rief Henri, indem er verzweifelte Blicke rückwärts warf, »das Wasser erreicht uns, hört Ihr, hört Ihr?«

Man vernahm in der Tat in diesem Augenblick ein furchtbares Krachen; es war der Damm eines Dorfes, den die Überschwemmung durchbrochen hatte. Bohlen, Stützen, Terrasse hatten nachgegeben, eine doppelte Reihe von Grundpfählen war mit einem donnerähnlichen Lärm zerschmettert worden, und über all diese Trümmer hinrollend, fing das Wasser an, einen Eichenwald zu stürmen, dessen Gipfel man beben sah, dessen Äste man krachen hörte, als ob eine Schar von Dämonen über das Blätterwerk hinzöge.

Die entwurzelten Bäume schlugen an den Pfählen aneinander, die eingestürzten hölzernen Häuser schwammen an der Oberfläche des Wassers; das Gewieher und das entfernte Geschrei von Menschen und Pferden, die von der Überschwemmung fortgerissen wurden, bildeten ein Konzert von so seltsamen, so traurigen Tönen, daß der Schauer, der Henri

ergriffen, bis an das unempfindliche, unbezähmbare Herz der Unbekannten stieg. Sie stachelte ihr Pferd, und dieses verdoppelte seine Anstrengungen, als fühlte es selbst die drohende Gefahr.

Doch das Wasser rückte immer weiter und weiter vor, und es mußte offenbar, ehe zehn Minuten vergingen, die Reisenden erreichen. Jeden Augenblick hielt Henri an, um auf seine Gefährtin zu warten, und er rief ihr zu: »Schneller, Madame, schneller, schneller, das Wasser kommt herbei, es läuft, hier ist es!«

Es kam in der Tat, schäumend, wirbelnd, brausend; es trug wie eine Feder das Haus fort, in dem Remy seine Gebieterin untergebracht hatte; es hob wie einen Strohhalm die am Ufer des kleinen Flusses angebundene Barke auf, und majestätisch, ungeheuer, seine Ringe wie die einer Schlange rollend, rückte es, einer Mauer ähnlich, hinter den Pferden Remys und der Unbekannten heran.

Henri stieß einen Schrei des Schreckens aus und kehrte sich gegen das Wasser um, als wollte er es bekämpfen.

»Ihr seht doch, daß Ihr verloren seid,« brüllte er in Verzweiflung. »Vorwärts, Madame, vielleicht ist es noch Zeit; steigt ab, kommt mit mir, kommt!«

»Nein, mein Herr,« sagte sie.

»In einer Minute wird es zu spät sein, schaut, schaut doch!«

Die Dame wandte den Kopf um, das Wasser war ihr bis auf fünfzig Schritte nahe gekommen.

»Mein Schicksal geht in Erfüllung,« sagte sie; »Ihr aber flieht!«

Erschöpft sank das Pferd auf seine Vorderbeine und konnte sich trotz der Anspornung seines Reiters nicht mehr erheben.

»Rettet! rettet sie! und geschehe es wider ihren Willen,« rief Remy.

Und während sich der treue Diener von den Steigbügeln losmachte, stürzte das Wasser auf sein Haupt.

Bei diesem Anblick stieß seine Gebieterin einen gräßlichen Schrei aus und sprang von ihrem Rosse, entschlossen, mit Remy zu sterben. Henri aber sprang, als er ihre Absicht wahrnahm, zugleich zu Boden, umschlang ihren Leib mit seinem rechten Arm, stieg wieder auf sein Pferd und schoß wie ein Pfeil fort.

»Remy! Remy!« rief die Dame, ihre Arme nach diesem ausstreckend, »Remy!«

Ein Schrei antwortete ihr; Remy war wieder an die Oberfläche des Wassers gekommen, und mit der unbezähmbaren Hoffnung, die den Sterbenden bis an das Ende seines Todeskampfes begleitet, schwamm er, sich an einem Balken haltend.

Neben ihm war sein Pferd, das voll Verzweiflung mit seinen Vorderfüßen das Wasser schlug, während die Woge das Roß seiner Gebieterin erreichte, und kaum zwanzig Schritte vor der Woge Henri und seine Gefährtin auf dem dritten vor Angst wahnsinnigen Pferde nicht ritten, sondern flogen.

Remy beklagte nicht mehr den Verlust des Lebens, da er sterbend hoffte, die, die er allein liebte, sei gerettet.

»Gott befohlen, edle Frau, Gott befohlen!« rief er; »ich gehe zuerst und werde dem; der uns erwartet, sagen, daß Ihr lebt, um ....«

Remy vollendete nicht, ein Wasserberg schoß über ihn hin und stürzte unter den Füßen von Henris Pferde nieder.

»Remy, Remy,« rief die Dame; »ich will mit dir sterben. Mein Herr, ich will ihn erwarten. Ich will zu Boden steigen; ich will es, im Namen des lebendigen Gottes!«

Sie sprach diese Worte mit so viel Energie, mit einer solchen Macht, daß der junge Mann seine Arme löste und sie zu Boden gleiten ließ.

»Gut, Madame, dann werden wir alle drei hier sterben, und ich danke Euch, daß Ihr mir diese Freude gewährt, auf die ich nicht gehofft hatte.«

Und während er diese Worte sprach, erreichte ihn das springende Wasser, wie es Remy erreicht hatte; doch durch eine letzte Bewegung der Liebe hielt er am Arm die junge Frau zurück, die den Fuß auf die Erde gesetzt hatte. Das Wasser überwältigte sie, die wütende Woge wälzte sie einige Sekunden lang durcheinander mit anderen Trümmern fort.

Es war ein erhabenes Schauspiel, das die Kaltblütigkeit dieses jungen und ergebenen Mannes bot, der mit seiner Brust aus den Wellen ragte, während er seine Gefährtin mit der Hand unterstützte, und seine Knie, das verscheidende Pferd lenkend, dessen letzte Kräfte zu benutzen suchten.

Die Dame, von Henris rechter Hand gehalten, suchte beständig mit dem Kopf das Wasser zu überragen, während er mit der linken Hand die schwimmenden Balken und die Leichname, deren Stoß sein Pferd unter das Wasser getaucht oder zerschmettert hätte, auf die Seite schob.

Einer von diesen schwimmenden Körpern rief oder seufzte vielmehr, als er an ihnen vorüberkam: »Gott befohlen, edle Frau, Gott befohlen!«

»Beim Himmel!« rief der junge Mann, »es ist Remy! Auch dich werde ich retten.«

Und ohne die erhöhte Gefahr zu achten, ergriff er Remy am Ärmel, zog ihn auf seinen linken Schenkel und ließ ihn frei atmen. Doch durch die dreifache Last erschöpft, sank zugleich das Pferd bis an den Hals, dann bis an die Augen unter, seine gelähmten Knie bogen sich unter ihm, und es verschwand gänzlich.

»Wir müssen sterben!« sagte Henri. »Mein Gott! nimm mein Leben, es war rein.«

»Ihr, edle Frau, empfangt meine Seele, sie gehörte Euch!« fügte er hinzu.

In diesem Augenblick fühlte Henri, daß ihm Remy entschlüpfte; er leistete keinen Widerstand, um ihn zurückzuhalten; jeder Widerstand wurde nun

vergeblich.

Es war seine einzige Sorge, die Dame über dem Wasser zu halten, damit sie wenigstens zuletzt stürbe, und er sich in seinem letzten Augenblick sagen könnte, er habe alles getan, was ihm möglich gewesen, um sie dem Tode streitig zu machen. Plötzlich hörte er einen Schrei an seiner Seite. Er wandte sich um und sah Remy, der eine Barke erreicht hatte.

Es war die des kleinen Hauses. Das Wasser hatte sie fortgerissen, und Remy hatte sich, als er sie in seinem Bereiche vorüberkommen sah, keuchend von Henri losgerissen und war schwimmend zur rettenden Barke gelangt.

Zwei Ruder waren an ihrem Bord angebunden, und ein Bootshaken rollte auf dem Boden.

Er reichte den Haken Henri, der ihn ergriff und die Dame nach sich zog, die er sodann über seine Schultern erhob, wo sie Remy aus seinen Händen nahm. Dann packte er selbst die Randleiste der Barke und stieg zu ihnen ein.

Als die ersten Strahlen des Tages am Himmel hervorbrachen, zeigten sie die überschwemmten Ebenen und die Barke, die sich wie ein Atom auf diesem ganz mit Trümmern bedeckten Ozean schaukelte.

Ungefähr zweihundert Schritte von ihnen erhob sich links ein kleiner Hügel, der, ganz von Wasser umgeben, eine Insel inmitten des Meeres zu sein schien. Henri ergriff die Ruder und steuerte auf den Hügel zu, gegen den sie auch die Strömung des Wassers trieb.

Remy faßte den Bootshaken und war, auf dem Vorderteile stehend, bemüht, die Ballen wegzuschieben, an denen sich die Barke stoßen konnte.

So gelang es ihnen, den Hügel zu erreichen. Remy sprang zu Boden und faßte die Kette der Barke, die er nach sich zog. Henri schritt vor, um die Dame in seine Arme zu nehmen, aber sie streckte ihre Hand aus, stand allein auf und sprang ebenfalls zu Boden.

Henri stieß einen Seufzer aus; einen Augenblick hatte er den Gedanken, sich wieder in den Abgrund zu werfen und vor ihren Augen zu sterben; doch ein unwiderstehliches Gefühl fesselte ihn an das Leben, solange er diese Frau sah, nach deren Gegenwart er sich so viele Tage vergebens gesehnt hatte. Er zog die Barke ans Land und setzte sich zehn Schritte von der Dame und von Remy. Sie waren von der dringendsten Gefahr, das heißt vom Wasser, errettet.

Henri sah dieses rasche, brausende Wasser vorüberkommen, das Haufen von französischen Leichnamen, ihre Waffen, ihre Pferde an ihnen vorüberführte. Er fühlte einen heftigen Schmerz an seiner Schulter; ein schwimmender Balken hatte ihn in dem Augenblick, wo sein Pferd unter ihm versank, getroffen. Seine Gefährtin dagegen hatte keine Wunde, sie wurde nur von der Kälte geschüttelt; Henri hatte sie vor allem bewahrt, was er von ihr abzuwenden imstande gewesen war. Henri war sehr erstaunt, als er sah, daß die beiden, so wunderbar dem Tode entgangenen Wesen nur ihm dankten und keinen Ausdruck des Dankes für Gott, den ersten Urheber ihrer Rettung, hatten.

Die junge Frau stand zuerst auf; sie bemerkte, daß man am Hintergrunde des Horizontes im Westen etwas wie Feuer durch den Nebel wahrnahm. Es versteht sich, daß diese Feuer auf einem erhobenen Punkte brannten, den die Überschwemmung nicht hatte erreichen können. Soviel man bei der kalten Morgendämmerung, die der Nacht folgte, beurteilen konnte, waren sie ungefähr eine Meile entfernt.

Remy schritt nach dem Punkte des Hügels vor, der sich in der Richtung der Feuer ausstreckte, kam dann zurück und sagte, er glaube, etwa tausend Schritte von der Stelle, wo man Fuß gefaßt, beginne eine Art Steindamm, der in gerader Linie auf die Feuer zulaufe. Was Remy an einen Damm oder wenigstens an einen Weg glauben ließ, war eine doppelte, gerade und regelmäßige Linie von Bäumen.

Bald kam der Tag, aber wolkig und ganz voll Nebel; bei hellem Wetter, bei einem reinen Himmel hätte man den Glockenturm von Mecheln gesehen, von wo man nur noch zwei Meilen entfernt sein konnte.

Henri meinte, die Feuer seien bedrohlich. Offenbar sei ein großes Unglück über die Franzosen hereingebrochen, da lauter französische und keine flämische Leiche umherschwimme, die Feuer sollten wohl nur Leichtgläubige herbeilocken.

»Doch wir können nicht hier bleiben,« entgegnete Remy; »die Kälte und der Hunger würden meine Gebieterin töten.«

»Ihr habt recht, Remy,« sagte der Graf; »bleibt hier bei ihr, ich werde den Hafendamm zu erreichen suchen und Euch Nachricht bringen.«

»Nein, Herr,« sagte die Dame, »Ihr sollt Euch nicht allein der Gefahr aussetzen; wir haben uns miteinander gerettet und werden miteinander sterben. Remy, Euren Arm, ich bin bereit!«

Henri verbeugte sich ohne Widerspruch und ging voran.

Eine Viertelstunde nachher landeten sie an dem Damm. Sie befestigten die Kette des Fahrzeugs am Fuße eines Baumes, stiegen abermals ans Land, folgten dem Damme ungefähr eine Stunde lang und kamen zu einer Gruppe flämischer Hütten, in deren Mitte, auf einem mit Linden bepflanzten Platz, um ein großes Feuer zwei- bis dreihundert Soldaten versammelt waren, über denen die Falten eines französischen Banners flatterten.

Plötzlich entfachte die Schildwache, die etwa hundert Schritte vom Biwak stand, die Lunte ihrer Muskete und rief: »Wer da?«

»Frankreich,« antwortete du Bouchage.

Dann wandte er sich gegen Diana um und sagte: »Nun, Madame, seid Ihr gerettet; ich erkenne die Standarte der Gendarmen von Aunis, eines Korps von Edelleuten, bei denen ich Freunde habe.«

In der Tat eilten einige Gendarmen den Flüchtlingen entgegen, die als Landsleute und Schicksalsgenossen mit doppelter Herzlichkeit aufgenommen wurden. Man erzählte ihnen von der furchtbaren Katastrophe der französischen Armee, der die Gendarmen nur durch ein Wunder

entgangen waren. Als sich du Bouchage mit erstickter Stimme nach dem Schicksal seines Bruders erkundigte, antwortete man ihm:

»Ach! Herr Graf, wir können Euch keine sichere Nachricht von ihm geben; er hat sich geschlagen wie ein Löwe, dreimal haben wir ihn aus dem Feuer gerissen. Es ist gewiß, daß er die Schlacht überlebt hat, doch ob er auch die Überschwemmung überlebte, können wir Euch nicht sagen.«

Henri neigte das Haupt und versank in bittere Betrachtungen.

»Und der Herzog!« fragte er plötzlich.

Der Fähnrich trat näher zu Henri und erwiderte mit leiser Stimme: »Graf, der Herzog war einer der ersten, die sich flüchteten. Er ritt ein weißes Pferd, nur mit einem schwarzen Stern auf der Stirn. Nun haben wir soeben das Pferd unter einem Haufen von Trümmern vorüberkommen sehen; das Bein eines Reiters wurde im Steigbügel festgehalten und schwamm in der Höhe des Sattels.«

»Großer Gott!« rief Henri.

»Großer Gott!« murmelte Remy, der bei den Worten des Grafen »und der Herzog!« aufgestanden war, die Erzählung gehört hatte und rasch nach seiner bleichen Gefährtin blickte.

»Und dann?« fragte der Graf.

»Ja, dann?« stammelte Remy.

»Nun! bei dem Wirbel, den das Wasser an der Ecke dieses Dammes bildete, wagte sich einer von meinen Leuten vor, um die schwimmenden Zügel des Pferdes zu ergreifen; er erreichte es und hob das tote Tier in die Höhe. Wir sahen nun den weißen Stiefel und den goldenen Sporn, den der Herzog trug, erscheinen. Noch in demselben Augenblick schwoll das Wasser an, als wäre es entrüstet, sich seine Beute entreißen zu sehen. Mein Gendarm ließ das Pferd los, um nicht fortgerissen zu werden; alles verschwand. Wir werden nicht einmal den Trost haben, unserem Prinzen ein christliches Begräbnis zu geben.«

»Tot! er ist auch tot! der Erbe der Krone, welch ein Unglück!«

Remy wandte sich gegen seine Gefährtin um und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck: »Ihr seht, Madame, er ist tot.«

»Der Herr sei gelobt, daß er mir ein Verbrechen erspart,« erwiderte sie, indem sie zum Zeichen des Dankes die Augen und die Hände zum Himmel erhob.

»Ja, doch er entzieht uns die Rache,« erwiderte Remy.

»Gott hat stets das Recht, sich zu erinnern. Die Rache gehört nur dann dem Menschen, wenn Gott vergißt.«

Der Graf sah mit Schrecken die Aufregung dieser seltsamen Menschen, die er vom Tode errettet hatte; er beobachtete sie und suchte sich vergebens, um sich eine Idee von ihren Wünschen und Befürchtungen zu machen, ihre Gebärden und den Ausdruck ihrer Miene zu erklären.

Die Stimme des Fähnrichs entriß ihn seiner Betrachtung.

»Doch Ihr selbst, Graf,« fragte dieser, »was gedenkt Ihr zu machen?«

Der Graf bebte.

»Ich?« sagte er.

»Ja, Ihr?«

»Ich werde hier warten, bis der Körper meines Bruders an mir vorüberkommt,« erwiderte der junge Mann im Tone düsterer Verzweiflung; »dann werde ich ihn auch an das Land zu ziehen suchen, um ihm ein christliches Begräbnis zu geben, und, glaubt mir, wenn ich ihn einmal habe, verlasse ich ihn nicht mehr.«

Diese finsteren Worte wurden von Remy gehört, und er richtete an den jungen Mann einen Blick voll liebevoller Vorwürfe. Die Dame aber hörte nicht mehr, seitdem der Fähnrich den Tod des Herzogs von Anjou verkündigt hatte, sie betete.

Verklärung.

Nachdem sie gebetet, erhob sich Remys Gefährtin so schön und strahlend, daß dem Grafen ein Ausruf des Erstaunens und der Bewunderung entschlüpfte. Sie schien aus einem langen Schlafe zu erwachen, dessen Träume ihr Gehirn ermüdet und die Heiterkeit ihrer Züge gestört hatten, aus einem bleiernen Schlaf, der der feuchten Stirn des Schläfers die eingebildeten Qualen seines Traumes aufprägt.

Aus dieser Erstarrung sich lösend, ließ die junge Frau einen so sanften, so milden Blick, einen Blick voll so engelhafter Güte erstrahlen, daß sich Henri, leichtgläubig wie alle Liebende, einbildete, er sehe, wie sie endlich von seinen Leiden erweicht werde und einem Gefühle, wenn nicht des Wohlwollens, doch wenigstens der Dankbarkeit und des Mitleids nachgebe. Er trat zu der jungen Frau und sprach mit einer so tiefen und so sanften Stimme, daß es das Gemurmel des Windes zu sein schien: »Edle Frau, Ihr lebt! Oh! laßt mich Euch die Freude aussprechen, die aus meinem Herzen überströmt, da ich Euch hier in Sicherheit sehe, nachdem ich Euch dort auf der Schwelle des Grabes gesehen.«

»Es ist wahr, mein Herr,« erwiderte die Dame, »ich lebe durch Euch; und,« fügte sie mit einem traurigen Lächeln hinzu, »und ich möchte Euch sagen können, ich sei dankbar.«

»Nun, Madame,« sagte Henri mit einer erhabenen Anstrengung der Liebe und der Selbstverleugnung, »wenn es mir nur gelungen wäre, Euch zu retten, um Euch denen zurückzugeben, die Euch lieben.«

»Was sagt Ihr?« fragte die Dame.

»Denen, zu denen Ihr Euch durch so viele Gefahren begeben wolltet.«

»Mein Herr, die Menschen, die ich liebte, sind tot; die, zu denen ich mich begeben wollte, sind es auch.« »Oh! Madame,« flüsterte der junge Mann, indem er sacht auf seine Knie sank, »werft Eure Augen auf mich, der ich so viel gelitten, auf mich, der ich Euch so sehr geliebt. Oh! wendet Euch nicht ab, Ihr seid jung, Ihr seid schön wie ein Engel des Himmels. Lest in

meinem Herzen, das ich Euch öffne, und Ihr werdet sehen, daß es nicht ein Atom der Liebe enthält, wie sie die anderen Menschen verstehen. Ihr glaubt mir nicht! Prüft die vergangenen Stunden, wägt sie ab, eine nach der andern: welche hat mir die Freude gegeben? welche die Hoffnung? und dennoch habe ich ausgeharrt. Ihr habt mich weinen lassen, ich habe meine Tränen getrunken; Ihr habt mich leiden lassen, ich habe meine Schmerzen verschlungen; Ihr habt mich zum Tode getrieben, ich ging auf ihn zu, ohne mich zu beklagen. Selbst in diesem Augenblick, wo Ihr den Kopf abwendet, wo jedes meiner Worte, so glühend es auch sein mag, wie ein Tropfen eiskalten Wassers auf Euer Herz zu fallen scheint, ist meine Seele von Euch erfüllt, und ich lebe nur, weil Ihr lebt. War ich nicht soeben nahe daran, neben Euch zu sterben? Was habe ich verlangt? Nichts. Habe ich Eure Hand berührt? Nie anders, als um Euch einer Todesgefahr zu entreißen. Ich hielt Euch in meinen Armen, um Euch den Wellen abzuringen, habt Ihr den Druck meiner Brust gefühlt? Nein. Ich bin nur noch eine Seele, und alles andere ist in dem verzehrenden Feuer meiner Seele geläutert worden.«

»Oh! Herr, habt Mitleid, sprecht nicht so!«

»Auch aus Mitleid verdammt mich nicht. Man hat mir gesagt, Ihr liebtet niemand; oh, wiederholt mir diese Versicherung; es ist eine seltsame Gunst, wenn ein Mensch, der liebt, sagen hören möchte, er werde nicht geliebt; doch ich ziehe das vor, da Ihr mir damit auch sagt, Ihr seid für alle unempfindlich. Oh, antwortet mir, Ihr, die Ihr die einzige Anbetung meines Lebens seid.«

Trotz Henris Drängen war ein Seufzer die einzige Antwort der jungen Frau. »Ihr sagt mir nichts,« fuhr der Graf fort. »Remy hatte wenigstens mehr Mitleid mit mir, als Ihr; er suchte mich wenigstens zu trösten! Ah! ich sehe, Ihr antwortet mir nicht, weil Ihr mir nicht sagen wollt, Ihr habet in Flandern einen aufgesucht, der glücklicher ist als ich.«

»Herr Graf,« erwiderte die junge Frau mit majestätischer Feierlichkeit, »sagt mir nicht dergleichen, wie man es einer Frau sagt; ich bin ein Wesen einer andern Welt und lebe nicht in dieser; hätte ich nicht für Euch im Grunde meines Herzens das zärtliche, süße Lächeln einer Schwester für ihren Bruder, so würde ich zu Euch sprechen: ›Steht auf, Herr Graf, und belästigt nicht mehr Ohren, die einen Abscheu vor jedem Liebeswort

haben.‹ Doch ich werde nicht so zu Euch sprechen, denn es schmerzt mich, Euch leiden zu sehen. Mehr noch: nun, da ich Euch kenne, nehme ich Eure Hand, lege sie auf mein Herz und sage Euch freiwillig: ›Seht, mein Herz schlägt nicht mehr; lebt bei mir, wenn Ihr wollt, und wohnt Tag für Tag, wenn es Euch Freude macht, der schmerzlichen Zerstörung eines durch die Martern der Seele getöteten Körpers bei.‹ Doch dieses Opfer, das Ihr als ein Glück hinnehmen würdet, ich bin davon fest überzeugt...«

»Oh! ja,« rief Henri.

»Wohl! dieses Opfer muß ich zurückweisen; es hat sich heute etwas in meinem Leben verändert, und ich habe nicht mehr das Recht, mich auf irgendeinen Arm der Welt zu stützen, nicht einmal auf den dieses edlen Geschöpfes, dieses hochherzigen Freundes, der dort ruht und sich einen Augenblick des Glückes der Vergessenheit erfreut. Ach! armer Remy,« fuhr sie fort, indem sie ihrer Stimme den ersten Anklang von Gefühl gab, den Henri bei ihr wahrgenommen hatte, »armer Remy, dein Erwachen wird auch traurig sein; du folgst nicht den Fortschritten meines Gedankens, du liest nicht in meinen Augen, du weißt nicht, daß du, aus deinem Schlummer erwachend, dich allein auf Erden finden wirst, denn allein muß ich zu Gott aufsteigen.« »Was sagt Ihr?« rief Henri, »denkt Ihr denn auch daran zu sterben?«

Durch den schmerzlichen Schrei des jungen Grafen aufgeweckt, erhob Remy den Kopf und horchte.

»Ihr habt mich beten sehen?« fuhr die junge Frau fort.

Henri machte ein bejahendes Zeichen.

»Dieses Gebet war mein Abschied von der Erde; die Freude, die Ihr auf meinem Antlitz wahrgenommen, die Freude, die mich in diesem Augenblick überströmt, ist dieselbe, die Ihr an mir wahrnehmen würdet, wenn der Engel des Todes zu mir spräche: Erhebe dich, Diana, und folge mir zu den Füßen Gottes!«

»Diana! Diana!« flüsterte Henri, »ich weiß nun, wie Ihr heißt ... Diana, ein teurer, ein angebeteter Name!...«

Und der Unglückliche legte sich zu den Füßen der jungen Frau nieder und wiederholte diesen Namen mit der Trunkenheit eines unsäglichen Glückes.

»Oh! still,« sagte die junge Frau mit ihrem feierlichen Tone, »vergesst diesen Namen, der mir entschlüpft ist; kein Lebendiger hat das Recht, mir, indem er ihn ausspricht, das Herz zu durchbohren.«

»Oh! Madame,« rief Henri? »nun, da ich Euren Namen weiß, sagt mir nicht, daß Ihr sterben wollt.«

»Ich sage das nicht,« erwiderte die junge Frau; »ich sage, daß ich diese Welt der Tränen, des Hasses, finsterer Leidenschaften, gemeiner Interessen und namenloser Begierden verlassen werde, ich sage, daß ich nichts mehr zu tun habe unter den Geschöpfen, die Gott als meinesgleichen geschaffen hatte; ich habe keine Tränen mehr in den Augen, das Blut läßt mein Herz nicht mehr schlagen, mein Kopf erzeugt nicht einen einzigen Gedanken mehr, seitdem der Gedanke, der ihn ganz und gar erfüllte, tot ist; ich bin nur noch ein wertloses Opfer, da ich nichts mehr opfere, weder Wünsche noch Hoffnungen, indem ich auf diese Welt verzichte; doch so, wie ich bin, biete ich mich dem Herrn; er wird mich barmherzig aufnehmen, er, der mich so viel hat leiden lassen, und der nicht wollte, daß ich meinem Leiden unterliege.«

Remy, der diese Worte gehört hatte, stand auf, ging gerade auf seine Gebieterin zu und fragte mit düsterem Tone: »Ihr verlaßt mich?«

»Um zu Gott zu gehen,« erwiderte Diana und hob ihre Hand, so bleich und abgemagert wie die der Magdalena, zum Himmel empor.

»Es ist wahr,« sagte Remy und ließ sein Haupt auf seine Brust fallen, »es ist wahr.«

Und als Diana ihre Hand senkte, nahm er sie in seine Arme und drückte sie an seine Brust, wie er es mit der Reliquie einer Heiligen getan hätte.

»Oh! was bin ich gegen diese beiden Herzen,« seufzte der junge Mann mit dem Schauer der Angst.

»Ihr seid,« erwiderte Diana, »das einzige menschliche Geschöpf, auf das ich zweimal meine Augen geheftet, seitdem sie sich für immer hatten schließen sollen.«

Henri kniete nieder und sagte: »Ich danke, edle Frau, Ihr habt Euch mir ganz und gar geoffenbart; ich danke, ich sehe klar meine Bestimmung; von dieser Stunde an soll kein Wort mehr von meinem Munde, kein Atemzug meines Herzens in mir den verraten, der Euch liebte. Ihr gehört dem Herrn, edle Frau, und auf Gott bin ich nicht eifersüchtig.«

Er sprach es und erhob sich, durchdrungen von dem verklärenden Zauber, der jeden großen und unerschütterlichen Entschluß begleitet, als auf der noch mit Dünsten bedeckten Ebene der Lärm entfernter Trompeten erscholl.

Die Gendarmen sprangen nach ihren Waffen und waren zu Pferde, ehe man den Befehl gegeben.

Henri horchte.

»Meine Herren,« rief er, »es sind die Trompeten des Admirals, mein Gott und Herr! Möchten sie meinen Bruder verkünden.«

»Ihr seht wohl, daß Ihr noch etwas wünscht,« sagte Diana zum Grafen, »und daß Ihr noch einen liebt; warum solltet Ihr denn die Verzweiflung wünschen, wie die, die nichts mehr wünschen und verlangen, wie die, die niemand mehr lieben.«

»Ein Pferd!« rief Henri, »man leihe mir ein Pferd!«

»Aber wo wollt Ihr denn hinaus, da uns das Wasser von allen Seiten umgibt?« fragte der Fähnrich.

»Ihr seht wohl, daß die Ebene zugänglich ist; Ihr seht, daß sie marschieren, da ihre Trompeten erschallen.«

»Steigt oben auf die Chaussee, Herr Graf,« sagte der Fähnrich, »das Wetter hellt sich auf, und Ihr könnt vielleicht sehen.«

»Ich gehe,« sagte der junge Mann.

Henri begab sich wirklich nach der von dem Fähnrich bezeichneten Anhöhe; die Trompeten erschollen immer noch in Zwischenräumen, ohne sich zu nähern oder zu entfernen. Remy hatte wieder seinen Platz bei Diana eingenommen.

Die beiden Brüder.

Nach einer Viertelstunde kam Henri zurück; er hatte auf einem Hügel, den man vorher im Dunkel nicht hatte sehen können, eine beträchtliche Abteilung französischer Truppen verschanzt gesehen.

Mit Ausnahme eines breiten Wassergrabens, der den von den Gendarmen von Aunis besetzten Flecken umgab, fing die Ebene an, sich wie ein Teich, den man leert, freizumachen, da die Gewässer sich wieder zum Meer hinzogen, und mehrere Punkte des Terrains, die höher lagen als die anderen, erschienen allmählich wieder wie nach einer Sintflut.

Kot und Schlamm bedeckten die ganze Landschaft, und es bot ein trauriges Schauspiel, als man etwa fünfzig Reiter sich vergebens abarbeiten sah, durch den Morast den Flecken oder den Hügel zu erreichen. Man hatte von dort aus ihre Notschreie gehört, und deshalb erschollen die Trompeten unablässig.

Sobald der Wind den Nebel vollends vertrieben hatte, erblickte Henri auf dem Hügel die französische Fahne, die sich stolz am Himmel entrollte. Die Gendarmen hoben ihre Standarte in die Höhe, und man hörte von beiden Seiten Musketenschüsse als Freudenzeichen. Gegen elf Uhr schien die Sonne auf diese Szene der Verwüstung; sie trocknete einige Teile der Ebene und machte den Kamm eines Verbindungsweges gangbar.

Henri, der zuerst diesen Pfad versuchte, nahm an dem Klang der Hufeisen seines Pferdes wahr, daß eine gepflasterte Straße von dem Flecken nach dem Hügel führte; er schloß daraus, die Pferde würden bis über die Hufe, bis an das halbe Bein, vielleicht bis an die Brust in den Morast einsinken, aber, durch den soliden Grund des Bodens unterstützt, sich über Wasser halten.

Er forderte auf, den Versuch zu machen, und wagte sich, da niemand sonst den Mut dazu besaß, hinaus auf den gefahrvollen Weg. In demselben Augenblick, wo er den Flecken verließ, sah man einen Reiter vom Hügel

herabkommen und es, wie Henri, versuchen, den Weg nach dem Flecken zu gewinnen.

Der ganze Abhang des Hügels war mit zuschauenden Soldaten besetzt, die ihre Arme zum Himmel erhoben und den unvorsichtigen Reiter durch ihr Flehen zurückhalten zu wollen schienen.

Die beiden Trümmer des großen französischen Armeekorps verfolgten mutig ihren Weg und gewahrten bald, daß ihre Aufgabe minder schwierig war, als es den Anschein hatte.

Schon waren die Reiter nur noch zweihundert Schritte voneinander entfernt.

»Frankreich!« rief der Reiter, der vom Hügel herabkam. Und er lupfte sein von einer weißen Feder beschattetes Toquet.

»Ah! Ihr seid es, Monseigneur,« rief Henri mit einem Freudenschrei.

»Du, Henri, du, mein Bruder,« rief der andere Reiter.

Und auf die Gefahr, rechts oder links vom Wege abzukommen, sprengten sie aufeinander zu, und unter dem wütenden Beifallgeschrei der Zuschauer im Flecken und auf dem Hügel umarmten sich bald die beiden Reiter lange und zärtlich.

Sogleich entblößten sich der Flecken und der Hügel; Gendarmen und Cheveaulegers, hugenottische und katholische Edelleute stürzten auf den durch die beiden Brüder geöffneten Weg.

Bald waren die beiden Lager vereinigt; die Arme öffneten sich, und auf dem Wege, wo alle den Tod zu finden geglaubt hatten, hörte man dreitausend Franzosen »Dank dem Himmel!« und »Es lebe Frankreich!« rufen.

»Meine Herren!« rief plötzlich die Stimme eines hugenottischen Offiziers. »Es lebe der Herr Admiral! müssen wir rufen, denn dem Herrn Herzog von Joyeuse und keinem andern verdanken wir das Leben in dieser Nacht und dieses Glück, unsere Landsleute zu umarmen.«

Ein ungeheurer Beifallsruf begleitete diese Worte.

Die Brüder wechselten ein paar von Tränen fast erstickte Worte; dann fragte Joyeuse Henri: »Und der Herzog?«

»Er ist tot,« antwortete dieser.

»Ist die Nachricht sicher?«

»Die Gendarmen von Aunis haben sein ertrunkenes Pferd gesehen und an einem Zeichen erkannt. Dieses Pferd zog an seinem Steigbügel einen Reiter nach, dessen Kopf in das Wasser getaucht war.«

»Das ist ein trauriger Tag für Frankreich,« sagte der Admiral.

Dann fügte er, sich gegen seine Leute umwendend, hinzu: »Auf, meine Herren, verlieren wir keine Zeit. Sind einmal die Wasser abgelaufen, so werden wir aller Wahrscheinlichkeit nach angegriffen; verschanzen wir uns, bis uns Nachrichten und Lebensmittel zugekommen sind.«

»Aber, Monseigneur,« erwiderte eine Stimme, »die Kavallerie wird nicht marschieren können! Die Pferde haben seit gestern um vier Uhr nichts gefressen, die armen Tiere sterben vor Hunger.«

»Es ist Korn auf unserem Lagerungsplatz,« sagte der Fähnrich; »doch wie machen wir es mit der Mannschaft?«

»Ei!« versetzte der Admiral, »wenn es Korn gibt, braucht man nicht mehr; die Menschen werden wie die Pferde leben.«

»Mein Bruder,« sagte Henri, »seht zu, daß ich Euch einen Augenblick sprechen kann.«

»Ich will den Flecken besetzen,« erwiderte Joyeuse, »wähle eine Wohnung für mich und erwarte mich dort!«

Henri suchte seine beiden Gefährten wieder auf.

»Ihr seid inmitten einer Armee,« sagte er zu Remy; »ich rate Euch, verbergt Euch in der Wohnung, die ich nehmen werde; es geziemt sich nicht, daß jeder die edle Frau sieht. Diesen Abend, wenn alles schläft, werde ich darauf bedacht sein, Euch freier zu machen.«

Remy quartierte sich mit Diana in der Wohnung ein, die ihnen der Fähnrich der Gendarmen überließ. Gegen zehn Uhr kam der Herzog von Joyeuse mit schmetternden Trompeten in den Flecken, ließ seine Leute einquartieren und gab strenge Befehle zur Vermeidung jeder Unordnung.

Dann ließ er Gerste an die Mannschaft, Hafer an die Pferde und Wasser an alle austeilen, wies den Verwundeten einige Fässer Bier und Wein an, die man in den Kellern fand, und verzehrte selbst im Angesicht aller ein Stück schwarzes Brot mit einem Glas Wasser. Und als er hierauf die Posten visitierte, wurde er überall wie ein Retter mit Ausrufen der Liebe und Dankbarkeit empfangen. »Nun gut,« sagte er, als er sich mit seinem Bruder allein befand, »nun mögen die Flamländer kommen, und ich werde sie schlagen.«

Dann schlang er seinen Arm um den Hals seines Bruders und sagte: »Laß uns nun plaudern, Freund, und sage mir, wie du nach Flandern kommst, während ich dich in Paris glaubte.«

»Mein Bruder,« erwiderte Henri, »das Leben wurde mir unerträglich, und ich reiste ab, um dich in Flandern aufzusuchen.«

»Immer aus Liebe?« fragte Joyeuse.

»Nein, aus Verzweiflung. Ich schwöre dir jetzt, Anne, ich bin nicht mehr verliebt; meine Leidenschaft ist die Traurigkeit.«

Erschüttert hörte der Admiral, wie verzweifelt der seelische Zustand seines Bruders war, und versuchte vergebens, ihn von seinen Nachtgedanken abzubringen.

»Doch, wenn es Euch gefällt, Herr Admiral,« sagte er endlich, »lassen wir meine tolle Liebe und sprechen von Dingen des Kriegs.«

»Auch gut; wenn wir länger von deiner Tollheit sprächen, würdest du mich vielleicht auch toll machen.«

»Ihr seht, daß es uns an Proviant fehlt.«

»Ich weiß es und habe schon an ein Mittel gedacht, ihn uns zu verschaffen.«

»Und habt Ihr eins gefunden?« – »Ich denke ja.«

»Welches?« – »Ich kann mich hier nicht vom Platze rühren, ehe ich Nachrichten von der Armee erhalten habe, da meine Stellung gut ist, und ich sie gegen fünffache Kräfte verteidigen würde; doch ich kann eine Abteilung von meinen Leuten ausschicken, die uns Kunde und Lebensmittel bringen sollen.«

»Gebt mir das Kommando über die Leute, die Ihr abschicken wollt.«

»Nein, das ist zu gefahrvoll, Henri; ich würde Euch dies vor Fremden nicht sagen, doch Ihr sollt nicht eines lichtlosen, unbekannten und häßlichen Todes sterben. Die Leute können auf ein Korps jener gemeinen Flamländer stoßen, die mit Dreschflegeln und Sensen fechten; Ihr tötet tausend, es bleibt einer übrig, dieser schneidet Euch entzwei oder entstellt Euch.«

»Mein Bruder, bewillige mir das, worum ich dich bitte; ich werde alle Vorsichtsmaßregeln nehmen und verspreche dir, hierher zurückzukommen.«

»Ah! ich begreife.«

»Was begreifst du?«

»Du willst den Versuch machen, ob nicht der Ruhm einer glänzenden Tat das Herz der Spröden zu erweichen vermag. Gestehe, das ist es, was dich so hartnäckig macht.«

»Ich gestehe es, wenn du es willst, mein Bruder.«

»Es sei, du hast recht; Frauen, die einer großen Liebe widerstehen, ergeben sich zuweilen einer großen Tat.«

»Ich hoffe das nicht.«

»Dann bist du ein dreifacher Narr, wenn du es ohne Hoffnung tust. Höre, Henri, suche keinen anderen Grund für die Weigerung dieser Frau, als den, daß sie launenhaft ist und weder Herz noch Augen hat.«

»Du gibst mir das Kommando, nicht wahr, Bruder?« – »Es muß sein, da du es willst.«

»Ich kann noch diesen Abend aufbrechen?« – »Das ist notwendig; du begreifst, daß wir nicht länger warten können.«

»Wieviel Mann stellst du zu meiner Verfügung?« – »Hundert, nicht mehr. Ich kann meine Stellung nicht zu sehr schwächen, das begreifst du wohl, Henri.«

»Weniger, wenn du willst, Bruder.« – »Nein, denn ich möchte dir gern das Doppelte geben können. Nur verpfände mir dein Ehrenwort, daß du, wenn du es mit mehr als dreihundert Mann zu tun hast, deinen Rückzug nimmst, statt dich töten zu lassen.«

»Bruder,« erwiderte Henri lächelnd, »du verkaufst sehr teuer einen Ruhm, den du mir nicht überlässest.« – »Oh! Henri, ich verkaufe ihn dir weder, noch werde ich ihn dir schenken; ein anderer Offizier wird die Rekognoszierung kommandieren.«

»Gib deine Befehle, und ich werde sie vollziehen!« – »Du wirst dich also nur mit gleichen, doppelten oder dreifachen Kräften in einen Kampf einlassen, nicht aber mit noch stärkeren.«

»Ich schwöre es dir.« – »Sehr gut; welches Korps willst du nun haben?«

»Laß mich hundert Mann von den Gendarmen von Aunis nehmen; ich habe viele Freunde in diesem Regiment, und wenn ich mir meine Leute auswähle, kann ich tun, was ich will.« – »Es sei, Gendarmen von Aunis.«

»Wann soll ich aufbrechen?« – »Auf der Stelle. Nur läßt du der Mannschaft eine Ration, den Pferden zwei Tagesrationen geben. Erinnere dich, daß ich

schnelle und sichere Nachrichten zu haben wünsche.«

»Ich gehe, mein Bruder, hast du noch einen geheimen Befehl?«

»Laß nichts vom Tod des Herzogs verlauten. Übertreibe meine Streitkräfte, und wenn du den Körper des Prinzen findest, laß ihn, obgleich er ein böser Mensch und schlechter General war, da er zum Hause Frankreich gehörte, in eine eichene Kiste legen und durch deine Gendarmen zurücktragen, damit man ihn in Saint-Denis beerdigen kann.«

Henri nahm die Hand seines älteren Bruders, um sie zu küssen, doch dieser schloß ihn in seine Arme.

»Du versprichst mir noch einmal,« sagte Joyeuse, »daß dies keine List ist, die du anwendest, um dich im Kampfe töten zu lassen?« – »Mein Bruder, ich hatte diesen Gedanken, als ich zu dir kam; doch ich schwöre dir, dieser Gedanke ist nicht mehr in mir.«

»Und seit wann hat er dich verlassen?« – »Seit zwei Stunden.«

»Bei welcher Gelegenheit?« – »Mein Bruder, entschuldige mich.« »Gehe, Henri, gehe, deine Geheimnisse gehören dir.« – »Oh! wie gut bist du, mein Bruder.«

Und die jungen Leute umarmten sich zum zweiten Male und trennten sich dann – nicht ohne noch den Kopf umzudrehen und sich mit einem Lächeln und mit der Hand zu grüßen.

Die Expedition.

Ganz entzückt vor Freude, kehrte Henri eiligst zu Diana und Remy zurück.

»Haltet euch in einer Viertelstunde bereit, wir brechen auf,« sagte er zu ihnen. »Ihr werdet zwei gesattelte Pferde vor der Tür der kleinen hölzernen Treppe finden, die auf diesen Gang zuführt; mischt euch unter unser Gefolge und sprecht kein Wort.«

Dann auf den Balkon tretend, der um das ganze Haus lief, rief er: »Trompeter der Gendarmen, blase zum Aufsitzen.«

Sogleich erscholl der Appell im Flecken, und der Fähnrich und seine Mannschaft stellten sich vor dem Hause auf.

Ihre Leute kamen hinter ihnen mit einigen Maultieren und zwei Wagen. Remy und seine Gefährtin mischten sich unter die Leute.

Da auf Henris Aufforderung sich alle dreihundert Gendarmen zur Teilnahme drängten, mußte das Los entscheiden. Indes gab Joyeuse seinem Bruder seine letzten Instruktionen:

»Die Felder trocknen auf; es muß, wie die Leute aus der Gegend versichern, eine Verbindung zwischen Conticq und Rupelmonde bestehen; du marschierst zwischen einem Bach und einem Fluß, dem Rupel und der Schelde; für die Schelde findest du vor Rupelmonde von Antwerpen dahingeführte Schiffe; es ist nicht unerläßlich, daß du den Rupel passierst. Ich hoffe, du wirst nicht einmal nötig haben, bis Rupelmonde zu marschieren, um Proviantmagazine oder Mühlen zu finden. Warte doch,« fügte er hinzu, »du vergißt die Hauptsache, meine Leute haben drei Bauern genommen, ich gebe dir einen, der dir als Führer dienen soll. Kein falsches Mitleid; bei dem ersten Anschein von Verrat einen Pistolenschuß oder einen Dolchstoß.«

Hierauf setzten sich die durch das Los vom Fähnrich gezogenen hundert Mann, mit du Bouchage an der Spitze, sogleich in Marsch.

Henri stellte den Führer zwischen zwei Gendarmen, die beständig die Pistole in der Hand hielten.

Der Marsch der Truppe, in deren Mitte sich unbemerkt Remy und seine Gefährtin befanden, war langsam, der Weg fehlte zuweilen unter den Füßen der Pferde, und die ganze Abteilung sah sich in den Kot versunken.

Henri zeigte sich bei den mannigfachen Fährlichkeiten des Marsches als würdiger Kapitän und als wahrer Freund seiner Leute; er marschierte voran, nötigte seine ganze Truppe, seiner Spur zu folgen, und vertraute weniger

auf seinen eigenen Scharfsinn als auf den Instinkt des Pferdes, das ihm sein Bruder gegeben hatte, so daß er auf diese Art jeden zum Heile führte, während er allein den Tod wagte.

Endlich kam man an das Ufer der Schelde; die Nacht war finster; die Gendarmen fanden hier zwei Männer, die in schlechtem Flämisch den Bootsmann zu bewegen suchten, sie auf das andere Ufer überzusetzen.

Dieser weigerte sich unter Drohungen. Der Fähnrich sprach Holländisch. Er rückte leise an der Spitze der Truppe vor, und während diese haltmachte, hörte er die Worte: »Ihr seid Franzosen, ihr müßt hier sterben; ihr kommt nicht hinüber.«

Der eine von den beiden Männern setzte dem Bootsmann einen Dolch an die Kehle und sagte, ohne daß er sich Mühe gab, in seiner Sprache zu reden, in vortrefflichem Französisch zu ihm: »Du wirst hier sterben, obgleich du ein Flamländer bist, wenn du uns nicht auf der Stelle hinüberfährst.«

»Haltet fest, meine Herren, haltet fest,« rief der Fähnrich, »in fünf Minuten sind wir bei euch.«

Aber während sich die Franzosen auf den Zuruf umwandten, band der Schiffer den Knoten los, der seine Barke am Ufer festhielt, stieß rasch ab und ließ sie auf dem Ufer. Doch einer von den Gendarmen ritt mit seinem Pferde in den Fluß und streckte den Bootsmann mit einem Pistolenschuß nieder. Ohne Führer drehte sich das Schiff um sich selbst, und der Wirbel trieb es zum Ufer zurück.

Die Männer bemächtigten sich des Bootes, sobald es am Rande war, und setzten sich sogleich darin fest. Der Fähnrich wunderte sich über den Eifer, mit dem sie sich abzusondern suchten, und fragte: »Ei! meine Herren, wer seid ihr denn, bitte?« – »Mein Herr, wir sind Offiziere vom Regiment der Marine und ihr Gendarmen von Aunis, wie es scheint.«

»Ja, meine Herren, und wir fühlen uns sehr glücklich, euch nützlich sein zu können; werdet ihr uns nicht begleiten?« – »Gern, meine Herren.«

»So steigt auf die Wagen, wenn ihr zu müde seid, uns zu Fuß zu folgen.«

»Darf ich euch fragen, wohin ihr geht?« sagte der von den Marineoffizieren, der noch nicht gesprochen hatte.

»Mein Herr, wir haben Befehl, bis Rupelmonde vorzurücken.«

Hierauf teilte der Offizier mit, sie seien auf einen Trupp von etwa fünfzig Spaniern gestoßen, die noch nicht weit sein könnten. Henri stellte fest, daß sich an der Mündung der Rupel in die Schelde ein Dorf befinde, wo sich wahrscheinlich die Spanier aufhielten. Er beschloß sofort, sich dorthin zu wenden.

Eine Stunde nachher fand man das Dorf, das in der Tat von den Spaniern besetzt war, von denen der Offizier gesprochen hatte; im Augenblick, wo sie es am wenigsten erwarteten, überfallen, leisteten sie kaum Widerstand.

Henri ließ die Gefangenen entwaffnen, schloß sie in das stärkste Haus des Dorfes ein und stellte einen Posten von zehn Mann davor, um sie bewachen zu lassen. Ein anderer Posten von zehn Mann wurde zur Bewachung des Bootes abgeschickt. Zehn weitere Leute wurden als Schildwachen auf verschiedenen Posten zerstreut, mit dem Versprechen, nach Verlauf einer Stunde abgelöst zu werden.

Henri bestimmte nun, man könnte je zu zwanzig Mann zu Abend essen, in dem Hause dem gegenüber, wo die spanischen Gefangenen eingeschlossen waren. Für Diana und Remy, die er nicht mit den andern wollte zu Nacht speisen lassen, wählte Henri ein Zimmer im ersten Stock.

Er ließ den Fähnrich und siebzehn Mann Platz nehmen, die beiden Marineoffiziere dazu holen und machte sich dann selbst auf, alle Posten genau zu kontrollieren. Als Henri zurückkehrte, sah er, daß man mit dem Mahl trotz des größten Hungers auf ihn gewartet hatte.

Man bezeichnete Henri den Ehrenplatz. Er setzte sich und sagte: »Esset, meine Herren!«

Sobald diese Erlaubnis gegeben war, bewies der Lärm der Messer und Gabeln, daß sie mit einer gewissen Ungeduld erwartet und mit äußerster Zufriedenheit aufgenommen wurde.

»Ah!« fragte Henri den Fähnrich, »hat man unsere beiden Marineoffiziere wiedergefunden?« – »Ja, Herr.«

»Wo sind sie?« – »Dort am Ende der Tafel.«

Sie saßen nicht nur am Ende der Tafel, sondern am dunkelsten Orte des Zimmers.

»Meine Herren,« rief Henri, »ihr habt einen schlechten Platz und eßt nicht, wie mir scheint.«

»Wir danken, Herr Graf,« erwiderte einer von ihnen, »wir sind sehr müde und bedürfen mehr des Schlafes als der Speise; wir sagten das schon Euren Herren Offizieren, aber sie entgegneten beharrlich, es sei Euer Befehl, daß wir mit Euch zu Nacht speisten. Das ist eine große Ehre für uns, wofür wir Euch sehr dankbar sind. Doch wenn Ihr nichtsdestoweniger, statt uns länger zu behalten, die Güte haben wolltet, uns ein Zimmer zu geben ....«

Henri hatte mit tiefer Aufmerksamkeit zugehört, doch offenbar mehr auf die Stimme als auf die Worte.

»Und das ist auch die Ansicht Eures Gefährten?« sagte Henri, als der Marineoffizier nicht mehr sprach. Und er schaute diesen Gefährten, der seinen Hut über die Augen niedergeschlagen hielt und hartnäckig kein Wort sprach, mit so tiefer Aufmerksamkeit an, daß mehrere Tischgenossen seinen Blicken zu folgen anfingen.

Genötigt, die Frage des Grafen zu beantworten, quetschte der Unbekannte die fast unverständlichen Worte hervor: »Ja, Graf.«

Bei diesen zwei Worten bebte der junge Mann. Er stand auf und ging auf das untere Ende des Tisches zu, während alle Anwesenden seinen Bewegungen folgten.

Henri blieb bei den beiden Offizieren stehen und sagte zu dem, der zuerst gesprochen hatte: »Mein Herr, gewährt mir eine Bitte.«

»Welche, Herr Graf?« – »Versichert mir, daß Ihr nicht der Bruder des Herrn Aurilly oder Herr Aurilly selbst seid.«

»Aurilly!« riefen alle Anwesenden.

»Und,« fuhr Henri fort, »und Euer Gefährte wolle seinen Hut, der sein Gesicht bedeckt, ein wenig lupfen, sonst werde ich ihn Monseigneur nennen und mich vor ihm verbeugen.«

Und den Hut in der Hand, verbeugte sich Henri zugleich ehrfurchtsvoll vor dem Unbekannten.

Dieser erhob das Haupt.

»Monseigneur, der Herzog von Anjou!« riefen die Offiziere.

»Der Herzog am Leben!«

»Wahrhaftig, meine Herren,« sagte der Offizier, »da ihr euren besiegten und flüchtigen Prinzen anerkennen wollt, so werde ich nicht länger dieser Kundgebung widerstehen, für die ich euch dankbar bin; ihr täuschtet euch nicht, meine Herren, ich bin der Herzog von Anjou.«

»Es lebe Monseigneur!« riefen die Offiziere.

Der Herzog von Anjou.

Obgleich aufrichtig, ärgerten doch all diese Ausrufungen den Prinzen.

»Oh! still, still, meine Herren,« sagte er, »ich bitte, seid nicht zufriedener als ich mit dem Glück, das mir widerfährt. Glaubt mir, es freut mich, daß ich nicht tot bin, und dennoch, wenn ihr mich nicht erkannt hättet, würde ich mich nicht zuerst gerühmt haben, daß ich lebe. Wieviel Mann habt Ihr unter Euren Befehlen, du Bouchage?«

»Hundert, Monseigneur.«

»Ah! ah! hundert von zwölftausend, welch ein Verhältnis! Und dein Bruder ist doch auch tot, nicht wahr, du Bouchage?«

Henri fühlte, wie ihm diese kalte Frage das Herz zerriß.

»Nein, Monseigneur, er lebt,« erwiderte er.

»Ah! desto besser,« sagte der Herzog mit seinem eisigen Lächeln; »wie! unser braver Joyeuse ist am Leben geblieben! Wo ist er, daß ich ihn umarme?« – »Er ist nicht hier, Monseigneur.«

»Ah! ja, verwundet?« – »Nein, gesund und wohlbehalten.«

»Doch flüchtig, wie ich, umherirrend, ausgehungert, ein armer, sich schämender Krieger; ah! das Sprichwort hat recht; für den Ruhm das Schwert, nach dem Schwert das Blut, nach dem Blut die Tränen.« »Monseigneur, ich kannte das Sprichwort nicht und bin trotz des Sprichworts erfreut, Eurer Hoheit mitzuteilen, daß mein Bruder das Glück gehabt hat, dreitausend Mann zu retten, mit denen er einen großen Flecken, sieben Meilen von hier, besetzt hält, und ich selbst bin nur Kundschafter seiner Armee.«

Der Herzog erbleichte.

»Dreitausend Mann,« sagte er, »und Joyeuse hat diese dreitausend Mann gerettet. Weißt du, daß dein Bruder ein Xenophon ist; es ist bei Gott ein großes Glück, daß mein Bruder mir den *deinigen* geschickt hat, sonst käme ich allein nach Frankreich zurück. Es lebe Joyeuse! pfui, über das Haus Valois!«

»Monseigneur, oh, Monseigneur!« sagte du Bouchage, vom Schmerz zusammengeschnürt, als er sah, welche düstere Eifersucht sich unter den Worten des Prinzen verbarg.

»Nein, bei meiner Seele, ich spreche die Wahrheit, nicht wahr, Aurilly? Wir kehren nach Frankreich zurück, wie Franz I. nach der Schlacht von Pavia. Alles ist verloren, nur nicht die Ehre! Ah! ah! ah! ich habe den Wahlspruch des Hauses Frankreich wiedergefunden.«

Ein düsteres Stillschweigen empfing sein Gelächter, das so schmerzlich klang, als wäre es ein Schluchzen gewesen.

»Monseigneur,« sagte Henri, »erzählt uns, wie der Schutzgott Frankreichs Eure Hoheit gerettet hat.«

»Ei, lieber Graf, das ist ganz einfach; der Schutzgott Frankreichs war in diesem Augenblick mit etwas anderem, mit etwas Wichtigerem ohne Zweifel beschäftigt, so daß ich mich ganz allein geflüchtet habe.«

»Und wie dies, Monseigneur?«

»Über Hals und Bein.«

Nicht ein Lächeln wurde diesem Scherze zuteil, den der Herzog sicher mit dem Tode bestraft hätte, wenn ihn ein anderer als er gemacht haben würde. »Ja, ja, das ist das richtige Wort,« fuhr er fort, »wie wir liefen, nicht wahr, mein braver Aurilly?«

»Jeder kennt den kalten Mut und das militärische Genie Eurer Hoheit,« sagte Henri; »wir bitten sie also, uns nicht das Herz dadurch zu zerreißen, daß sie sich Fehler zuschreibt, die ihr nicht zur Last fallen. Der beste General ist nicht unüberwindlich, und selbst Hannibal ist bei Zama besiegt worden.«

»Ja,« erwiderte der Herzog, »aber Hannibal hatte vorher vier Schlachten gewonnen, und ich nur eine.«

»Aber Monseigneur scherzt, wenn er sagt, er sei geflohen.«

»Nein, bei Gott! ich scherze nicht; findest du übrigens, daß dies ein Stoff zum Scherzen ist, du Bouchage?«

»Konnte man etwas anderes tun, Herr Graf?« sagte Aurilly, der glaubte, es sei nötig, daß er seinem Herrn zu Hilfe komme.

»Schweige, Aurilly,« sagte der Herzog; »frage den Schatten Saint-Aignans, ob man nicht fliehen konnte?«

Aurilly neigte den Kopf. »Ah! Ihr kennt Saint-Aignans Geschichte nicht; es ist wahr; ich will sie euch erzählen; sie läßt sich in drei Grimassen teilen.«

Bei diesem gehässigen Scherze falteten die Offiziere die Stirn, ohne sich darum zu kümmern, ob sie ihrem Herrn mißfielen oder nicht.

»Denkt euch also, meine Herren,« sagte der Prinz, der dieses Zeichen der Mißbilligung gar nicht bemerkt zu haben schien, »denkt euch, daß er, als ich die Schlacht für verloren erklärte, fünfhundert Pferde sammelte und, statt wie alle zu fliehen, auf mich zukam und zu mir sagte: ›Man muß angreifen, Monseigneur.‹

›Wie angreifen?‹ erwiderte ich; ›Ihr seid ein Narr, Saint-Aignan, sie sind hundert gegen einen.‹

›Und wären es tausend,‹ entgegnete er mit einer abscheulichen Grimasse, ›ich werde angreifen.‹

›Greift an, mein Lieber, greift an,‹ rief ich, ›ich greife nicht an; im Gegenteil.‹

›Ihr werdet mir aber Euer Pferd geben, das nicht mehr laufen kann, und das meinige nehmen, das noch frisch ist; da ich nicht fliehen will, so ist jedes Pferd gut für mich.‹ »Und er nahm in der Tat meinen Schimmel, gab mir seinen Rappen und sagte zu mir:

›Prinz, das ist ein Läufer, der zwanzig Meilen in vier Stunden zurücklegt, wenn Ihr wollt.‹

»Dann wandte er sich gegen seine Leute um und rief: ›Auf, meine Herren, folgt mir; vorwärts, wer nicht Fersengeld geben will!‹

»Und er jagte mit einer zweiten Grimasse, die noch abscheulicher war als die erste, auf den Feind zu.

»Er glaubte, Menschen zu finden, und fand Wasser; ich hatte dies vorhergesehen: Saint-Aignan und seine Paladine sind dort geblieben.

»Hätte er auf mich gehört, statt die unnütze Heldentat zu unternehmen, so säße er mit uns an diesem Tische und würde zu dieser Stunde nicht eine dritte Grimasse machen, die wahrscheinlich noch häßlicher ist als die beiden ersten.«

Ein Schauer des Abscheus durchlief den Kreis der Anwesenden.

»Dieser Elende hat kein Herz,« dachte Henri. »Oh! warum beschützen ihn sein Unglück, seine Schmach und besonders seine Geburt gegen die Herausforderung, die man so gern an ihn richten würde?«

»Meine Herren,« sagte mit leiser Stimme Aurilly, da er fühlte, welche Wirkung in dieser Versammlung von Leuten von Herz die Worte des Prinzen hervorgebracht hatten, »Ihr seht, wie Monseigneur angegriffen ist, merkt nicht auf das, was er spricht; seitdem ihm das große Unglück widerfahren ist, glaube ich, daß er wirklich in gewissen Augenblicken irreredet.«

»So also,« sagte der Prinz, sein Glas leerend, »ist Saint-Aignan gestorben, und so lebe ich; übrigens hat er mir sterbend einen Dienst geleistet, indem er dadurch, daß er mein Pferd ritt, glauben ließ, ich wäre tot; und dieses Gerücht hat sich nicht nur bei der französischen Armee, sondern auch bei der flämischen verbreitet, die infolgedessen langsamer bei meiner Verfolgung zu Werke ging; doch seid unbesorgt, meine Herren, unsere guten Flamländer sollen das nicht ins Paradies mitnehmen; wir werden eine Genugtuung bekommen, und zwar eine blutige, und ich bilde mir seit gestern, im Geiste wenigstens, die furchtbarste Armee, die je bestanden hat.«

»Mittlerweile, Monseigneur,« sagte Henri, »wird Eure Hoheit das Kommando über meine Leute übernehmen; es geziemt sich für mich, einen einfachen Edelmann, nicht, da, wo ein Sohn von Frankreich ist, auch nur einen einzigen Befehl zu geben.«

»Es sei,« sagte der Prinz, »und ich fange damit an, daß ich allen befehle, zu Nacht zu speisen, Euch besonders, Herr du Bouchage, denn Ihr habt Euren Teller nicht einmal berührt.«

»Monseigneur, ich habe keinen Hunger.«

»Dann, mein Freund du Bouchage, kehrt zur Kontrolle der Posten zurück. Sagt den Führern, daß ich lebe, doch bittet sie, sich nicht zu laut darüber zu freuen, ehe wir eine bessere Zitadelle erreicht oder mit dem Armeekorps unseres unbesiegbaren Joyeuse zusammengetroffen sind, denn ich gestehe Euch, ich möchte weniger als je gefangen werden, nun, da ich dem Feuer und dem Wasser entgangen bin.«

»Monseigneur, man wird Eurer Hoheit streng gehorchen, und niemand, mit Ausnahme dieser Herren, soll erfahren, daß sie uns die Ehre erweist, unter uns zu verweilen.«

Während du Bouchage den Befehl der Postenkontrolle mit um so größerer Pünktlichkeit vollzog, als er nicht den Anschein haben wollte, es ärgere ihn, gehorchen zu müssen, suchten Franz und Aurilly ihre Neugierde zu befriedigen.

Der Herzog fand es sonderbar, daß ein Mann von dem Namen und Rang von du Bouchage das Kommando über eine Handvoll Leute und eine so gefahrvolle Expedition übernommen hatte. Er war aber stets voll Verdacht, und jeder Verdacht bedurfte der Aufklärung. Er horchte also und erfuhr, daß der Großadmiral, als er seinen Bruder an die Spitze des Unternehmens gestellt, nur dessen dringenden Bitten nachgegeben habe. Es wurde dem Herzog dies von dem Fähnrich der Gendarmen von Aunis mitgeteilt, der du Bouchage aufgenommen hatte. Der Prinz hatte eine leichte Regung des Ärgers im Herzen des Fähnrichs gegen du Bouchage wahrzunehmen geglaubt, und deshalb befragte er ihn.

»Was war denn aber die Absicht des Grafen,« sagte der Prinz, »als er so dringend um ein so armseliges Kommando bat?«

»Einmal wollte er der Armee einen Dienst leisten,« erwiderte der Fähnrich, »und an diesem Gefühle zweifle ich nicht.«

»Einmal? habt Ihr gesagt, und was ist das *sodann*?«

»Ah! Monseigneur, ich weiß es nicht.«

Erst auf wiederholtes Drängen des Herzogs bemerkte der Fähnrich, du Bouchage wolle vielleicht einen Verwandten zugleich geleiten. Da fuhr auch schon Aurilly, der sich anderwärts Auskunft geholt hatte, mit der Bemerkung dazwischen:

»Die Sache ist um so interessanter, als sich unter dem Verwandten eine Verwandtin in Männerkleidern birgt.«

»Oh! Monseigneur,« sagte der Fähnrich, »ich bitte Euch; Herr Henri schien große Achtung vor dieser Dame zu haben und würde aller Wahrscheinlichkeit nach dem Indiskreten schwer grollen.«

»Ohne Zweifel, Herr Fähnrich; wir werden stumm sein wie die Gräber, seid unbesorgt, stumm wie der arme Saint-Aignan. Ah! Henri hat eine Verwandtin bei sich, mitten unter Gendarmen? Und wo ist sie, Aurilly, diese Verwandtin?« – »Dort oben.«

»Wie, dort oben, in jenem Hause?« – »Ja, Monseigneur; doch still! hier kommt Herr du Bouchage.«

»Still!« wiederholte der Prinz mit einem schallenden Gelächter.

Eine Erinnerung des Herzogs von Anjou.

Der junge Mann konnte bei seiner Rücklehr das unheimliche Gelächter des Herzogs von Anjou hören, doch er hatte nicht genug bei seiner Hoheit gelebt, um zu wissen, welche Drohung in solcher Kundgebung des Prinzen lag.

Er hätte auch an der Unruhe einiger Gesichter wahrnehmen können, daß man über ihn gesprochen hatte.

Doch Henri war nicht mißtrauisch genug, um dergleichen zu erraten. Überdies wachte Aurilly gut, und der Herzog, der seinen Plan ohne allen Zweifel schon gemacht hatte, hielt Henri bei sich zurück, bis sich alle bei dem Gespräch gegenwärtigen Offiziere entfernt hatten.

Der Herzog hatte einige Abänderungen bei der Verteilung der Posten getroffen. Er nahm selbst das Hauptquartier in Dianas Hause ein und schickte den Fähnrich an den nächstwichtigen Posten am Flusse.

Henri wunderte sich nicht darüber. Der Prinz hatte bemerkt, daß dieser Punkt der wichtigste war, und er überließ ihm diesen; das war ganz natürlich, so natürlich, daß jeder und Henri zuerst sich in seiner Absicht täuschte.

Nur glaubte er, dem Fähnrich der Gendarmen die beiden Personen, über die er wachte und die er für den Augenblick wenigstens verlassen mußte, empfehlen zu sollen. Doch bei den ersten Worten, die Henri mit dem Fähnrich zu reden versuchte, trat der Herzog dazwischen.

»Geheimnisse!« sagte er mit seinem Lächeln.

Der Gendarm hatte begriffen, welche Indiskretion er begangen, aber es war zu spät. Er bereute es, wollte dem Grafen zu Hilfe kommen und erwiderte: »Nein, Monseigneur, der Herr Graf fragt mich nur, wieviel Pfund trockenes Pulver mir bleiben.«

»Ah! das ist etwas anderes,« rief der Herzog.

Während sich dann aber der Herzog gegen die Tür umwandte, die man gerade öffnete, flüsterte der Fähnrich Henri zu: »Seine Hoheit weiß, daß Ihr jemand begleitet.«

Du Bouchage bebte; doch es war zu spät. Nicht einmal dieses Beben war dem Herzog entgangen, und, als wollte er sich selbst versichern, daß man überall seine Befehle vollzogen, schlug er dem Grafen vor, ihn bis zu seinem Posten zu führen, ein Vorschlag, den Henri wohl annehmen mußte.

Henri hätte Remy gern wissen lassen, er möge auf seiner Hut sein und zum voraus eine Antwort bereithalten; doch dies war nicht möglich; alles, was er tun konnte, war, daß er den Fähnrich mit den Worten verabschiedete: »Wacht wohl über dem Pulver, nicht wahr? Wacht darüber, als ob ich selbst es täte.«

»Ja, Herr Graf,« erwiderte der junge Mann.

Auf dem Wege fragte der Herzog den Grafen du Bouchage: »Wo ist das Pulver, das Ihr unserem jungen Offizier empfehlt, Graf?«

»In dem Hause, das ich zum Hauptquartier gewählt hatte, Hoheit.«

»Seid unbesorgt,« erwiderte der Herzog, »ich kenne zu gut die Wichtigkeit eines solchen Vorrats in der Lage, in der wir uns befinden, um nicht jede Aufmerksamkeit darauf zu richten. Nicht unser junger Fähnrich wird darüber wachen, sondern ich.«

Man kam, ohne weiter zu reden, zu dem Zusammenlauf des Flusses und des Baches; der Herzog empfahl du Bouchage auf das strengste, seinen Posten nicht zu verlassen, und kehrte zurück.

Aurilly war aus dem Speisezimmer nicht weggegangen und schlief, auf einer Bank liegend, in dem Mantel eines Offiziers. Der Herzog klopfte ihm auf die Schulter und weckte ihn auf. Aurilly rieb sich die Augen und schaute den Prinzen an.

»Hast du gehört?« fragte ihn dieser. – »Ja, gnädigster Herr.« »Weißt du denn auch, wovon ich spreche?« – »Bei Gott! von der unbekannten Dame, von der Verwandtin des Grafen du Bouchage.«

»Gut, ich sehe, daß das Brüsseler Faro und das Löwener Bier dein Gehirn noch nicht ganz abgestumpft haben,« – »Immerzu, Monseigneur, sprecht oder macht nur ein Zeichen, und Eure Hoheit wird sehen, daß ich erfindungsreicher bin als je.«

»Wir wollen sehen? Rufe deine ganze Einbildungskraft zu Hilfe und errate« – »Wohl, gnädigster Herr, ich errate, daß Eure Hoheit neugierig ist.«

»Ah! bei Gott! das ist Temperamentssache, du brauchst mir nur zu sagen, was meine Neugierde zu dieser Stunde reizt.« – »Ihr wollt wissen, wer das brave Geschöpf ist, das den beiden Herren von Joyeuse durch Wasser und Feuer folgt?«

»Übrigens hast du schon den aufgetragenen Brief an meine Schwester Margot geschrieben?«

»Womit soll ich schreiben, Hoheit? Ich habe hier weder Tinte noch Feder noch Papier.«

»Wohl! so suche!« – »Wie soll ich das in der Hütte eines Bauern finden, der, es ist tausend gegen eines zu wetten, gar nicht schreiben kann?«

»Suche immerhin, Dummkopf, und wenn du das nicht findest, nun wohl, so wirst du etwas anderes finden.«

– »Oh! ich Einfaltspinsel, der ich bin,« rief Aurilly, sich vor die Stirn schlagend; »wahrhaftig, ja, Eure Hoheit hat recht, mein Kopf wird schwerfällig, aber ich bin gar so schläfrig.«

»Gut, gut, ich will dir wohl glauben, und da du nicht geschrieben hast, so werde ich schreiben, suche mir nur alles, was ich zum Schreiben brauche; suche, Aurilly, suche und kehre nicht eher zurück, als bis du gefunden hast; ich bleibe hier.« – »Ich gehe, Monseigneur.«

»Und wenn du bei deinem Nachsuchen bemerkst, daß das Haus malerisch ist ... Du weißt, wie ich den flämischen Stil liebe, Aurilly!« – »Ja, Monseigneur.« »Nun, so rufst du mich.« – »Auf der Stelle, Monseigneur, Ihr könnt ruhig sein ...«

Aurilly stand auf und wandte sich leicht wie ein Vogel nach der anstoßenden Stube, wo sich der Fuß der Treppe fand.

Nach fünf Minuten kam er zu seinem Herrn zurück, der es sich in dem großen Saal bequem gemacht hatte.

»Nun?« fragte dieser. – »Gnädigster Herr, wenn ich dem Anschein glauben darf, muß das Haus teufelsmäßig malerisch sein.«

»Warum?« – »Weil man nicht hinein kann, wie man will.«

»Was sagst du?« – »Ich sage, daß es von einem Drachen bewacht wird.«

»Was soll dieser alberne Scherz!« – »Ei! Monseigneur, es ist leider kein alberner Scherz, sondern eine traurige Wahrheit. Der Schatz ist im ersten Stock in einer Stube, hinter deren Tür man ein Licht glänzen sieht, und vor dieser Tür findet man einen Menschen, der in einem großen grauen Mantel auf der Schwelle liegt.«

»Ho! ho! sollte es sich Herr du Bouchage erlauben, einen Gendarmen vor die Tür seiner Geliebten zu legen?«

– »Es ist kein Gendarm, sondern ein Diener der Dame und des Grafen selbst.«

»Und was für eine Art von Diener?« – »Gnädigster Herr, es ist nicht möglich, sein Gesicht zu sehen, doch was man sieht, ist ein breites flämisches Messer, das in seinem Gürtel steckt, und worauf er eine kräftige Hand stützt.«

»Das ist anziehend, wecke mir diesen Burschen ein wenig.« – »Ah! nein, Hoheit.«

»Was sagst du?« – »Ich sage, daß ich mir, abgesehen von dem flämischen Messer, nicht aus den Herren von Joyeuse, die bei Hofe sehr wohlgelitten sind, Todfeinde machen will. Wären wir Könige der Niederlande gewesen, dann ginge es wohl an; doch wir haben nur die Freundlichen zu spielen, Monseigneur, besonders gegen die, die uns gerettet; denn die Joyeuse haben uns gerettet. Nehmt Euch in acht, Hoheit, wenn Ihr es nicht sagt, werden sie es sagen.«

»Du hast recht, Aurilly,« sagte der Herzog, mit dem Fuße stampfend, »du hast recht, und dennoch ...« –

»Ja, ich begreife; und dennoch hat Eure Hoheit nicht ein einziges Frauengesicht seit vierzehn tödlichen Tagen gesehen. Ich spreche nicht von jenen Tieren, die die Polder bewohnen.«

»Ich will diese Geliebte von du Bouchage sehen, Aurilly, ich will sie sehen, hörst du?« – »Ja, Monseigneur, ich höre.«

»Nun, so antworte.« – »Wohl, Hoheit, ich antworte, daß Ihr sie vielleicht sehen werdet, aber nicht durch die Tür.«

»Es sei; wenn ich sie aber nicht durch die Tür sehen kann, so werde ich sie wenigstens durch das Fenster sehen.«

– »Ah! das ist ein Gedanke, Monseigneur, und zum Beweis, daß ich ihn vortrefflich finde, will ich Euch eine Leiter holen ...«

Aurilly schlüpfte in den Hof des Hauses und fand nach einigem Suchen eine Leiter.

Er trug sie vorsichtig auf die Straße und legte sie dort an die äußere Mauer an.

Aurilly machte aber den Prinzen auf eine Schildwache aufmerksam, die, da sie nicht wußte, wer die beiden Männer waren, eben »Wer da!« rufen wollte.

Franz zuckte die Achseln und ging gerade auf den Soldaten zu. Aurilly folgte ihm.

»Mein Freund,« sagte der Prinz, »nicht wahr, dieser Punkt ist der höchste Punkt des Fleckens?«

»Ja, Monseigneur,« antwortete die Schildwache, die, Franz erkennend, grüßte, »und wären nicht diese Linden, so könnte man beim Mondschein einen Teil der Landschaft überschauen.«

»Ich vermutete es,« sagte der Prinz; »ich habe auch diese Leiter bringen lassen, um darüber hinaus zu schauen. Steige also hinauf, Aurilly, oder nein, laß mich hinaufsteigen, ein Fürst muß alles selbst sehen.«

»Wo soll ich die Leiter anlegen, gnädigster Herr?« fragte der gleisnerische Diener.

»Irgendwohin, meinetwegen an diese Wand.«

Sobald die Leiter angelegt war, stieg der Prinz hinauf. Mochte er nun das Vorhaben des Prinzen vermuten, oder war es natürliche Diskretion, der Soldat wandte den Kopf auf die entgegengesetzte Seite.

Der Prinz erreichte die Höhe der Leiter; Aurilly blieb am Fuß.

Das Zimmer, in dem Henri Diana eingeschlossen hatte, war mit Matten belegt, und die Ausstattung bestand aus einem großen Bett von Eichenholz mit Vorhängen von Sarsche, einem Tisch und einigen Stühlen.

Die junge Frau, deren Herz seit der falschen Nachricht vom Tode des Prinzen, die sie im Lager der Gendarmen von Aunis erfahren, von einer ungeheuren Last erleichtert zu sein schien, hatte von Remy etwas Speise verlangt, was ihr dieser mit dem Eifer einer unsäglichen Freude herbeigeschafft.

Zum ersten Male hatte Diana nun seit der Stunde, wo sie den Tod ihres Vaters erfahren, ein etwas kräftigeres Gericht als Brot gekostet, zum ersten Male hatte sie ein paar Tropfen von einem Rheinwein getrunken, der von

den Gendarmen in einem Keller gefunden und du Bouchage überbracht worden war.

Nach diesem Mahl, so leicht es auch war, floß Dianas Blut, von so vielen heftigen Gemütsbewegungen und unerhörten Strapazen gepeitscht, stürmischer ihrem Herzen zu, zu dem es den Weg vergessen zu haben schien; Remy sah, wie ihr die Augen schwer wurden, und wie ihr Kopf sich auf ihre Schulter neigte.

Er zog sich bescheiden zurück und legte sich auf die Türschwelle. Diana schlief ihrerseits, den Ellenbogen auf den Tisch, ihren Kopf auf ihre Hand gestützt. Ihr geschmeidiger, zarter Leib war auf ihrem Stuhle mit der langen Lehne seitwärts geneigt; eine kleine, eiserne Lampe, die neben einem halb geleerten Teller auf dem Tische stand, beleuchtete ihr Antlitz, das beim ersten Anblick so ruhig zu sein schien, während soeben ein Sturm darin erloschen war, der sich bald wieder entzünden sollte.

Die Augen geschlossen, diese Augen mit den azurgeaderten Lidern, den Mund sanft und leicht geöffnet, die Haare über den Capuchon der groben Männerkleidung, die sie trug, zurückgeworfen, musste Diana wie eine erhabene Vision den Blicken erscheinen, die das Heiligtum ihres Asyls verletzen wollten.

Als sie der Herzog erblickte, konnte er sich einer Bewegung der Bewunderung nicht erwehren; er stützte sich auf den Rand des Fensters und verschlang mit den Augen diese ideale Schönheit bis auf die kleinsten Einzelheiten.

Doch plötzlich, mitten unter dieser Betrachtung, faltete sich seine Stirn; er stieg wieder zwei Sprossen mit einer Art nervöser Hast herab, lehnte sich an die Wand, kreuzte seine Arme über seiner Brust und träumte.

Aurilly, der ihn nicht aus den Augen verlor, konnte sehen, wie seine Blicke unbestimmt im Raume umherschweiften, wie die eines Menschen, der seine ältesten Erinnerungen zurückruft.

Nachdem er so zehn Minuten unbeweglich verharrt war, stieg der Herzog wieder zum Fenster hinauf, schaute abermals, behielt aber dieselbe

Ungewißheit in seinem Blicke. Na näherte sich Aurilly plötzlich der Leiter und flüsterte ihm zu: »Rasch, rasch, Hoheit, steigt herab, ich höre Tritte am Ende der nächsten Straße.«

Doch der Herzog stieg, immer noch in Gedanken versunken, sacht herab.

»Es war Zeit,« sagte Aurilly.

»Von welcher Seite kommt das Geräusch?« fragte der Herzog. – »Von dieser Seite,« antwortete Auritly; und er streckte die Hand in der Richtung eines düsteren Gäßchens aus.

Der Prinz horchte.

»Ich höre nichts,« sagte er.

»Die Person wird stillstehen; man belauscht uns.«

»Nimm die Leiter weg!« sagte der Prinz.

Aurilly gehorchte; der Prinz setzte sich mittlerweile auf die steinerne Bank, die auf jeder Seite die Tür des Hauses begrenzte. Das Geräusch hatte sich nicht wiederholt, und niemand schien am Ende des Gäßchens zu sein. Aurilly kam zurück.

»Nun! Monseigneur,« fragte er, »ist sie schön?« – »Sehr schön,« antwortete der Prinz mit düsterer Miene.

»Was macht Euch denn so traurig, gnädigster Herr? sollte sie Euch gesehen haben?« – »Sie schläft.«

»Was beunruhigt Euch dann?« – Wer Prinz antwortete nicht.

»Braun? ... blond?« – »Es ist seltsam, Aurilly,« murmelte der Prinz, »ich habe diese Frau irgendwo gesehen.«

»Ihr habt sie also erkannt?« – »Nein, denn ich vermag den Namen nicht zu finden; nur hat mir ihr Anblick einen heftigen Schlag im Herzen versetzt. Ja, in der Tat,« fuhr der Prinz auf einen spöttischen Blick Aurillys fort, »ich

weiß nicht, was ich empfinde; doch,« fügte er mit düsterer Miene hinzu, »ich glaube, ich habe unrecht gehabt, zu schauen.«

»Doch gerade wegen der Wirkung, die ihr Anblick auf Euch hervorgebracht hat, muß man wissen, wer diese Frau ist, Monseigneur.« – »Allerdings.«

»Sucht wohl in Euren Erinnerungen, gnädigster Herr; habt Ihr sie bei Hofe gesehen?« – »Nein, ich glaube nicht.«

»In Frankreich, in Navarra, in Flandern?« – »Nein.«

»Ist es vielleicht eine Spanierin?« – »Ich glaube nicht.«

»Eine Engländerin? Eine Dame der Königin Elisabeth? – »Nein, nein; sie muß mit meinem Leben auf eine engere Weise verknüpft sein; ich glaube, daß sie mir unter furchtbaren Umständen erschienen ist.«

»Dann werdet Ihr sie leicht erkennen, denn, Gott sei Dank! im Leben Monseigneurs hat es nicht viele furchtbare Umstände gegeben.«

»Findest du?« sagte Franz mit düsterem Lächeln.

Aurilly verbeugte sich und sagte: »Wenn Eure Hoheit erlaubt, so schaue ich auch und grabe in meinen Erinnerungen nach.«

»Meiner Treu, du hast recht, Aurilly, hole die Leiter, lege sie an und steige hinauf. Was liegt dir an dem Späher? Schau! Aurilly, schau!«

Aurilly hatte schon einige Schritte gemacht, um seinem Herrn zu gehorchen, als man plötzlich jemand hastig herbeieilen hörte, und Henri dem Herzog zurief: »Zu den Waffen! Monseigneur! Zu den Waffen!«

Mit einem einzigen Sprung war Aurilly wieder beim Herzog.

»Ihr,« sagte der Prinz, »Ihr hier, Graf? Unter welchem Vorwand habt Ihr Euren Posten verlassen?«

»Monseigneur,« antwortete Henri voll Festigkeit, »wenn mich Eure Hoheit bestrafen zu müssen glaubt, so wird sie dies tun. Aber es war meine Pflicht,

hierher zu gehen, und ich bin gegangen.«

Der Herzog warf mit einem bezeichnenden Lächeln einen Blick nach dem Fenster und erwiderte: »Eure Pflicht, Graf? Erklärt mir das.«

»Monseigneur, es sind Reiter bei der Schelde erschienen; man weiß nicht, ob es Freunde oder Feinde sind.«

»In großer Anzahl?« fragte der Herzog unruhig.

»Sehr zahlreich.«

»Nun wohl! Graf, keinen falschen Mut, Ihr habt wohl daran getan, daß Ihr zurückgekommen seid. Laßt Eure Gendarmen wecken. Ziehen wir an dem Flusse hin, der minder breit ist, und verlassen wir unser Lager hier, das wird das Klügste sein.« »Allerdings, allerdings, Monseigneur; doch ich glaube, es ist dringend, meinen Bruder zu benachrichtigen.«

»Zwei Männer werden hierzu genügen,«

»Wenn zwei Männer genügen, Monseigneur, so werde ich mit einem Gendarmen gehen.«

»Nein, bei Gott! du Bouchage,« rief Franz lebhaft, »nein, Ihr werdet mit uns gehen. In solchen Augenblicken trennt man sich nicht von einem Verteidiger, wie Ihr seid.«

»Eure Hoheit nimmt die ganze Eskorte mit?« »Die ganze.«

»Es ist gut, Monseigneur,« sagte Henri, sich verbeugend; »wann bricht Eure Hoheit auf?« – »Sogleich!«

»Holla! wer in der Nähe ist, herbei!« rief Henri.

Der junge Fähnrich kam aus dem Gäßchen hervor, als ob er nur diesen Ruf erwartet hatte.

Henri gab ihm seine Befehle, und beinahe in demselben Augenblick sah man die Gendarmen von allen Teilen und Enden des Fleckens auf den Platz

eilen und Vorkehrungen zum Abmarsch treffen.

In ihrer Mitte sprach der Herzog mit seinen Offizieren und teilte ihnen mit, er wolle in ihrer sicheren Begleitung nach Brüssel zurückweichen.

Zu Aurilly gewendet, trug er diesem auf, bei der schönen Unbekannten zu bleiben und sie nach Chateau-Thierre, dem Schlosse des Prinzen, wohin dieser sich wenden wolle, zu führen.

»Aber, Monseigneur, sie wird sich vielleicht nicht mitnehmen lassen.« – »Bist du ein Narr? ... Da du Bouchage mich nach Chateau-Thierry begleitet, und sie du Bouchage folgt, wird es sich im Gegenteil von selbst machen.«

»Aber sie kann anderswohin gehen wollen, wenn sie sieht, daß ich willens bin, sie zu Euch zu führen.« – »Nicht zu mir wirst du sie führen, sondern, ich wiederhole es dir, zum Grafen. Auf also! Doch bei meinem Ehrenwort, man sollte glauben, du helfest mir zum ersten Male bei einer solchen Veranlassung. Hast du Geld?«

»Ich habe die zwei Rollen Gold, die mir Eure Hoheit gegeben hat, als wir aus dem Lager auf den Poldern auszogen.« – »Vorwärts also! Und durch alle nur immer möglichen Mittel, hörst du? Durch alle, bringe mir meine schöne Unbekannte nach Chateau-Thierry; wenn ich sie näher anschaue, werde ich sie vielleicht erkennen.«

»Und den Diener auch?« – »Ja, wenn er dir nicht lästig ist.«

»Doch, wenn er mir lästig ist?« – »Mache mit ihm, was du mit einem Stein machst, den du auf deinem Wege triffst; wirf ihn in einen Graben.«

»Gut, Monseigneur.«

Während die lichtscheuen Verschwörer ihre Pläne in der Finsternis entwarfen, stieg Henri in den ersten Stock hinauf und weckte Remy.

Von dem, was vorging, in Kenntnis gesetzt, klopfte Remy auf eine gewisse Weise an die Tür, und sogleich öffnete die junge Frau.

Hinter Remy erschien du Bouchage.

»Guten Abend, mein Herr,« sagte sie mit einem Lächeln, das ihr Gesicht verlernt hatte.

»Oh! verzeiht, Madame, ich komme nicht, um Euch zu belästigen, ich komme, um von Euch Abschied zu nehmen.«

»Abschied! Ihr reist, Herr Graf?« – »Nach Frankreich, ja, Madame.«

»Und Ihr verlaßt uns?« – »Ich bin dazu genötigt, Madame; es ist meine erste Pflicht, dem Prinzen zu gehorchen.«

»Dem Prinzen, es ist ein Prinz hier?« sagte Remy.

»Welcher Prinz?« fragte Diana erbleichend. – »Der Herzog von Anjou, den man für tot hielt, ist, auf eine wunderbare Weise gerettet, zu uns gekommen.«

Diana stieß einen furchtbaren Schrei aus, und Remy wurde so bleich, als hätte ihn plötzlich der Tod getroffen. »Wiederholt mir, daß der Herzog von Anjou lebt, daß der Herzog von Anjou hier ist,« stammelte Diana.

»Wenn er nicht hier wäre, und wenn er mir nicht befehlen würde, ihm zu folgen, Madame, so hätte ich Euch bis in das Kloster begleitet, in das Ihr Euch, wie Ihr mir gesagt, zurückzuziehen gedenkt.«

»Ja, ja,« sagte Remy, »das Kloster, Madame, das Kloster.«

Und er legte einen Finger auf seine Lippen.

Durch ein Zeichen mit dem Kopfe zeigte ihm Diana, daß sie ihn verstanden hatte.

»Ich hätte Euch um so lieber begleitet, Madame,« fuhr Henri fort, »als Ihr durch die Leute des Herzogs beunruhigt werden könntet.«

»Wieso?« – »Ja, alles läßt mich glauben, er wisse, daß eine Frau in diesem Hause wohnt.«

»Und woher kommt dieser Glauben?« – »Unser junger Fähnrich hat ihn eine Leiter an die Mauer legen und durch das Fenster schauen sehen.«

»Oh! mein Gott! mein Gott!« rief Diana.

»Beruhigt Euch, Madame, er hat ihn auch zu seinem Gefährten sagen hören, er kenne Euch nicht.«

»Gleichviel, gleichviel!« sagte die junge Frau, Remy anschauend.

»Alles, was Ihr wollt, Madame, alles!« sagte Remy, seine Züge mit erhabener Entschlossenheit bewaffnend.

»Seid unbesorgt, Madame,« sagte Henri, »der Herzog wird auf der Stelle aufbrechen; noch eine Viertelstunde, und Ihr seid allein und frei. Erlaubt mir also, daß ich mich ehrerbietig von Euch verabschiede und Euch noch einmal sage, daß bis zu meinem Todesseufzer mein Herz für Euch und durch Euch schlagen wird. Gott befohlen, Madame, Gott befohlen!«

Und der Graf verbeugte sich mit einer Ehrfurcht wie vor einem Altar und machte zwei Schritte rückwärts.

»Nein, nein,« rief Diana, wie im Fieberwahn, »nein, Gott hat es nicht gewollt; nein, Gott hat diesen Menschen getötet, und er kann ihn nicht wiedererweckt haben; nein, nein, mein Herr, Ihr täuscht Euch, er ist tot.«

In diesem Augenblick erscholl die Stimme des Prinzen auf der Straße: »Graf, Ihr laßt uns warten!«

»Ihr hört ihn, Madame,« sagte Henri. »Zum letzten Male, Gott befohlen.«

Und er drückte Remy die Hand und eilte nach der Treppe.

Diana näherte sich dem Fenster, zitternd und krampfhaft wie der Vogel, den das Auge der Schlange bannt.

Sie erblickte den Herzog zu Pferd; sein Gesicht war gerötet vom Schimmer der Fackeln, die zwei Gendarmen trugen.

»Oh! er lebt, der Dämon, er lebt!« flüsterte Diana Remy mit einem so furchtbaren Ausdruck zu, daß der würdige Diener selbst darüber erschrak; »er lebt, leben wir auch; er reist nach Frankreich ab. Es sei, Remy, wir gehen auch nach Frankreich!«

Die Reise.

Mit seiner gewöhnlichen Gewissenlosigkeit des gleisnerischen Unterhändlers suchte Aurilly Remy zum Verrat an seiner Herrin zu bewegen, bald durch Gold und bald durch Drohung. Er ahnte nicht, daß hier seiner Arglist mit noch größerer List entgegengetreten wurde. Als Remy sicher war, daß Aurilly ihn selbst nicht wiedererkannt habe, beschloß seine Herrin, selbst mit einer Maske versehen, mit ihm die Reise nach dem Schloß des Herzogs zu wagen, in der Hoffnung, so am besten ihr einziges Lebensziel zu erreichen. Als Diana und Remy zum Aufbruch aus ihrem Zimmer herunterkamen, wartete Aurilly unten an der Treppe mit einer Laterne in der Hand und murmelte, gierig, wie er war, das Gesicht der Unbekannten zu sehen: »Teufel, sie hat eine Maske. Oh! doch von hier bis Chateau-Thierry werden die seidenen Schnüre abgenutzt ... oder abgeschnitten sein.«

Man brach auf. Aurilly nahm gegen Remy den Ton völliger Gleichheit an und gegen Diana den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht. Doch vermochte Remy leicht zu erkennen, daß dieses ehrfurchtsvolle Wesen berechnet war. In der Tat, einer Frau den Steigbügel halten, wenn sie ein Pferd besteigt oder absteigt, über jeder ihrer Bewegungen voll Fürsorge wachen und nie eine Gelegenheit vorübergehen lassen, um ihr den Handschuh aufzuheben oder den Mantel einzuhakeln, ist die Tätigkeit eines Liebhabers, eines Dieners oder eines Neugierigen.

Wenn er den Handschuh berührte, sah Aurilly die Hand; wenn er den Mantel einhakelte, schaute er unter die Maske, wenn er den Steigbügel hielt, suchte er einen Zufall herbeizuführen, um das Gesicht zu erblicken, das der Prinz in seinen verworrenen Erinnerungen nicht erkannt hatte, das er, Aurilly, aber mit seinem guten Gedächtnis wohl zu erkennen hoffte.

Doch er hatte es mit einem starken Gegner zu tun, Remy forderte seinen Dienst bei seiner Gefährtin und zeigte sich eifersüchtig auf Aurillys

Zuvorkommenheit und wurde dabei von Diana selbst unterstützt.

Aurilly war darauf angewiesen, während langer Märsche auf Schatten und Regen zu hoffen und während des Haltens die Mahlzeit herbeizuwünschen. Doch er wurde in seiner Erwartung getäuscht. Regen oder Sonne, das war ganz gleichgültig, die Maske blieb auf dem Gesicht, und die Mahlzeiten wurden von der jungen Frau in einem abgesonderten Zimmer eingenommen.

Aurilly sah ein, daß, wenn er nicht erkannte, man dagegen ihn erkannt hatte; er suchte durch die Schlösser zu sehen, doch die Dame wandte beständig der Tür den Rücken zu; er suchte durch die Fenster zu schauen, doch er fand an den Fenstern dichte Vorhänge oder doch die Mäntel der Reisenden. Weder Fragen noch Bestechungsversuche hatten bei Remy Erfolg; der Diener erwiderte beständig, dies sei der Wille der Gebieterin und folglich auch sein Wille.

»Aber werden diese Vorsichtsmaßregeln nur meinetwegen allein genommen?« fragte Aurilly.

»Nein, gegen jeden.«

»Aber der Herzog von Anjou hat sie gesehen; damals verbarg sie sich also nicht,«

»Zufall, reiner Zufall,« sagte Remy, »und gerade weil meine Gebieterin gegen ihren Willen vom Herrn Herzog von Anjou gesehen worden ist, trifft sie ihre Maßregeln, um von niemand mehr gesehen zu werden.«

Die Tage vergingen indessen, man näherte sich dem Ziele, und durch Remys und seiner Gebieterin Vorsicht waren die Bemühungen des neugierigen Aurilly vereitelt worden.

Schon war das Ende der Reise nicht ferne. Aurilly, der seit drei bis vier Tagen alles versuchte, Freundlichkeit, Schmollen, kleine Aufmerksamkeiten und beinahe Gewalt, fing an, die Geduld zu verlieren, und die schlimmen Instinkte seiner Natur gewannen allmählich die

Oberhand. Es war, als erkenne er, unter dem Schleier dieser Frau sei ein tödliches Geheimnis verborgen.

Eines Tages blieb er mit Remy ein wenig zurück und erneuerte bei diesem seine Bestechungsversuche, die Remy wie gewöhnlich zurückwies.

»Früher oder später muß ich doch deine Gebieterin einmal sehen,« sagte Aurilly. – »Ohne Zweifel, doch das wird geschehen, wann sie will, und nicht, wann Ihr wollt.«

»Wenn ich aber Gewalt anwendete?« – »Versucht es,« versetzte Remy, und ein Blitz, den er nicht zu unterdrücken vermochte, sprang aus seinen Augen hervor.

Aurilly sah diesen Blitz; er begriff, welche Energie in dem lebte, den er für einen Greis hielt.

»Welch ein Narr bin ich!« sagte er lachend, »was liegt mir daran, wer sie ist? Nicht wahr, es ist dieselbe, die der Herr Herzog von Anjou gesehen hat?« – »Gewiß.«

»Und die er mir befahl, nach Chateau-Thierry zu bringen?« – »Ja.«

»Wohl! mehr brauche ich nicht; ich bin nicht in sie verliebt, sondern der Herr Herzog, und wenn Ihr nicht versucht zu fliehen, mir zu entkommen ...« – »Sehen wir danach aus?«

»Nein.« – »Wir sehen so wenig danach aus, und es ist so wenig unsere Absicht, daß wir, wenn Ihr auch nicht dabei wäret, unsere Reise nach Chateau-Thierry fortsetzen würden; wünscht der Herzog uns zu sehen, so wünschen wir ihn auch zu sehen.«

»Das trifft vortrefflich zusammen.« Dann fragte er, als wollte er sich versichern, daß Remy und seine Gefährtin wirklich nicht einen andern Weg einzuschlagen wünschten, auf ein Wirtshaus an der Landstraße deutend: »Will Eure Gebieterin hier einen Augenblick anhalten?« – »Ihr wißt, daß meine Gebieterin nur in Städten anhält.«

»Ich habe nicht darauf achtgegeben.« – »Es ist so.«

»Ich will aber einen Augenblick anhalten; reitet weiter, ich hole Euch ein.«

Aurilly deutete Remy den Weg an, stieg ab und näherte sich dem Wirt, der ihm mit großer Ehrerbietung und als ob er ihn kennte, entgegenkam. Remy ritt Diana nach.

»Was sagte er Euch?« fragte die junge Frau. – »Er drückte seinen gewöhnlichen Wunsch aus.«

»Den, mich zu sehen?« – »Ja.«

Diana lächelte unter ihrer Maske.

»Nehmt Euch in acht,« sagte Remy, »er ist wütend.«

»Er wird mich nicht sehen. Ich will es nicht, und damit sage ich dir, daß er nichts in dieser Hinsicht zu tun imstande sein wird.«

»Muß er Euch aber nicht, wenn Ihr einmal in Chateau-Thierry seid, mit entblößtem Gesicht sehen?« »Was ist daran gelegen, wenn die Entdeckung zu spät kommt? Übrigens hat mich der Herr nicht erkannt.«

In diesem Augenblick wurden sie von Aurilly unterbrochen, der, nachdem er einen Seitenweg eingeschlagen hatte und ihnen gefolgt war, ohne sie aus dem Gesicht zu verlieren, plötzlich in der Hoffnung erschien, einige Worte ihres Gesprächs zu erlauern.

Das rasche Schweigen bei seiner Ankunft bewies ihm, daß er lästig war; er begnügte sich daher, ihnen im Abstand zu folgen, wie er dies zuweilen tat.

Von diesem Augenblick stand Aurillys Plan fest. Er mißtraute, er wußte selbst nicht, warum, er mißtraute instinktartig; denn von Vermutungen zu Vermutungen hin und her schwankend, war sein Geist nicht einen Augenblick bei der Wirklichkeit stehengeblieben.

Er konnte sich nicht erklären, warum man ihm so hartnäckig dieses Gesicht verbarg, das er früher oder später sehen mußte. Um seinen Plan besser zum

Ziele zu führen, gab er sich von diesem Augenblick den Anschein, als hätte er auf ihn verzichtet, und zeigte sich den ganzen Tag als der bequemste und lustigste Geselle.

Remy bemerkte diese Veränderung nicht ohne eine gewisse Unruhe. Man kam in eine Stadt und übernachtete hier wie gewöhnlich. Am anderen Morgen reiste man unter dem Vorwand, der Weg, den man zurückzulegen habe, sei lang, bei Tagesanbruch ab. Um die Mittagsstunde mußte man anhalten, um die Pferde ausruhen zu lassen.

Um zwei Uhr brach man wieder auf und reiste noch bis vier Uhr. Ein großer Wald zeigte sich in der Ferne, es war der von La Fère. Er bot den düsteren, geheimnisvollen Anblick der Wälder im nördlichen Frankreich.

Remy und Diana wechselten einen Blick, als hätten beide begriffen, daß sie hier das Ereignis erwarte, das von der Stunde der Abreise über ihren Häuptern schwebte.

Man kam etwa sechs Uhr abends in den Wald. Nachdem man noch eine halbe Stunde gereist war, neigte sich der Tag. Ein heftiger Wind ließ die Blätter wirbeln und trieb sie nach einem ungeheuren Teiche fort, der, in der Tiefe der Bäume verloren, sich an dem Wege hinzog, der sich vor den Reisenden ausdehnte.

Seit zwei Stunden hatte strömender Regen den lehmigen Boden durchnäßt. Sorglos für ihre Person und ihres Pferdes ziemlich gewiß, ließ Diana dieses gehen, ohne es zu halten; Aurilly ritt rechts, Remy links. Aurilly war am Rande des Teiches, Remy mitten auf dem Weg.

Kein menschliches Geschöpf ließ sich unter den düsteren, grünen Bogen der Bäume auf der langen Krümmung des Wegs sehen.

Plötzlich fühlte Diana, daß der Sattel ihres Pferdes, das wie gewöhnlich Aurilly gesattelt hatte, wankte und sich drehte; sie rief Remy, der von dem seinigen herabsprang und sich bückte, um den Riemen festzuziehen. In diesem Augenblick näherte sich Aurilly der Dame, die nur mit ihrem Pferde beschäftigt war, und durchschnitt mit dem Ende seines Dolches die seidene Rundschnur ihrer Maske.

Ehe sie diese Bewegung bemerkt oder mit der Hand nach ihrem Gesichte gegriffen hatte, nahm ihr Aurilly die Maske ab und neigte sich gegen Diana, die sich ihrerseits gegen ihn neigte. Die Augen beider trafen in einem furchtbaren Blick zusammen; niemand hätte sagen können, wer von ihnen bleicher und drohender aussah.

Aurilly fühlte, wie ein kalter Schweiß seine Stirn überströmte, er ließ die Maske und den Dolch fallen und rief voll Angst, die Hände zusammenschlagend: »Himmel und Erde! ... Die Dame von Monsoreau!!!«

»Das ist ein Name, den du nicht wiederholen wirst!« schrie Remy, indem er Aurilly am Gürtel packte und von seinem Pferde aufhob. Beide rollten auf den Boden. Aurilly streckte seine Hand aus, um seinen Dolch wieder zu ergreifen. Remy aber bückte sich über ihn, setzte ihm das Knie auf die Brust und sagte: »Nein, Aurilly, nein, du sollst hier bleiben.« Der letzte Schleier, der über Aurillys Erinnerung ausgebreitet zu sein schien, zerriß.

»Der Haudoin!« rief er, »ich bin tot!«

»Es ist noch nicht wahr, doch es wird sogleich wahr werden,« sagte Remy.

Und er drückte seine linke Hand dem Elenden, der, sich unter ihm sträubte, auf den Mund, während er mit seiner rechten sein Messer aus der Scheide zog.

»Nun hast du recht,« sagte er, »nun bist du tot, Aurilly.«

Und der Stahl verschwand in der Kehle des Lautenspielers, der ein unverständliches Röcheln ausstieß.

Die Augen starr, auf ihren Sattelknopf gestützt, bebend, aber unbarmherzig, hatte Diana den Kopf nicht von diesem furchtbaren Schauspiel abgewendet. Als sie über das Blut an der Klinge hinspringen sah, warf sie sich zurück und fiel, steif, als ob sie tot wäre, von ihrem Pferd.

Remy hatte in diesem Augenblick keine Gedanken für sie; er durchsuchte Aurilly, nahm ihm die beiden Rollen Gold, band einen Stein an den Hals

des Leichnams und stürzte ihn in den Teich. Wer Regen fiel fortwährend in Strömen vom Himmel herab.

»O, mein Gott!« sagte er, »vertilge die Spur deiner Gerechtigkeit, denn sie hat noch andere Schuldige zu treffen.«

Wann wusch er sich die Hände in dem düsteren, stehenden Wasser, nahm die immer noch ohnmächtige Diana in seine Arme, hob sie auf ihr Pferd und stieg, seine Gefährtin haltend, auf das seinige. Erschreckt durch das Geheul der Wölfe, die herbeikamen, als ob sie diese Szene gerufen hatte, verschwand das Pferd Aurillys im Wald.

Als Diana wieder zu sich gekommen war, setzten die Reisenden, ohne ein Wort auszutauschen, ihren Weg nach Chateau-Thierry fort.

König Heinrich III. ladet Crillon nicht zum Frühstück, und Chicot ladet sich selbst ein.

Am Morgen nach dem Tage, wo die von uns erzählten Ereignisse im Walde von La Fère vorgefallen waren, stieg der König von Frankreich ungefähr gegen neun Uhr aus dem Bad. Der Kammerdiener, der ihn in eine Decke von feiner Wolle gewickelt und mit zwei Tüchern von dichter persischer Watte abgerieben, hatte den Coiffeuren Platz gemacht, die wiederum den Parfümeuren und den Höflingen Platz machten.

Als die letzteren weggegangen waren, ließ der König seinen Haushofmeister kommen und sagte ihm, er würde etwas anderes als seine gewöhnliche Kraftbrühe zu sich nehmen, da er diesen Morgen Appetit verspüre.

Diese Kunde brachte im ganzen Louvre eine sehr legitime Freude hervor, und der Dampf der Fleischspeisen fing an, aus den Küchen auszuströmen, als Crillon, der Oberst der französischen Leibwachen, bei Seiner Majestät eintrat, um ihre Befehle einzuholen.

»Wahrhaftig, mein guter Crillon,« sagte der König, »wache diesen Morgen, wie du willst, über dem Heile meiner Person, zwinge mich aber, um Gottes

willen, nicht, den König zu machen; ich bin heute ganz heiter und selig; mir scheint, ich wiege nicht eine Unze und fliege in die Luft. Ich habe Hunger, begreifst du das, mein Freund?«

»Ich begreife es um so mehr, Sire, als ich selbst starken Hunger habe.« erwiderte der Oberst.

»Ah! du, Crillon, du hast immer Hunger.« versetzte der König lachend.

»Nicht immer, Sire, oh! nein. Eure Majestät übertreibt, aber dreimal des Tags, – und Eure Majestät?« – »Oh! ich, einmal im Jahr, und dann nur, wenn ich gute Nachrichten erhalten habe.«

»Harnibieu! es scheint, Ihr habt gute Nachrichten erhalten, Sire? Desto besser, desto besser, denn sie werden, scheint mir, immer seltener.« – »Ganz und gar nicht, Crillon; doch du kennst das Sprichwort.«

»Ah! ja, keine Nachrichten, gute Nachrichten. Ich mißtraue den Sprichwörtern, Sire, und besonders diesem; es ist Euch keine Kunde von Navarra zugekommen?« – »Nichts.«

»Nichts?« – »Allerdings, ein Beweis, daß man dort schläft.«

»Und von Flandern?« – »Nichts.«

»Nichts? ein Beweis, daß man sich dort schlägt. Und von Paris?« – »Nichts.«

»Ein Beweis, daß man dort Komplotte macht.« – »Oder Kinder, Crillon; ah! bei Gelegenheit der Kinder, Crillon, ich glaube, daß ich eines haben werde.«

»Ihr, Sire!« rief Crillon im höchsten Maße erstaunt.

– »Ja, die Königin hat in dieser Nacht geträumt, sie wäre in andern Umständen.«

»Endlich, Sire!« – »Nun, was?« – »Es macht mich äußerst freudig zu wissen, daß Eure Majestät so frühzeitig am Morgen Hunger hat. Gott

befohlen, Sire.«

– »Gehe, mein guter Crillon, gehe.«

»Harnibieu! Sire,« versetzte Crillon, »da Eure Majestät so gewaltigen Hunger hat, so müßte sie mich zum Frühstück einladen.« – »Warum dies, Crillon?«

»Weil man sagt, Eure Majestät lebe von der Luft, weshalb sie abmagere, da die Luft schlecht ist, und so wäre ich entzückt gewesen, sagen zu können: ›Harnibieu, das sind reine Verleumdungen, der König ißt wie alle.‹«

– »Nein, Crillon, nein, im Gegenteil; laß glauben was man glaubt; es läßt mich erröten, wenn, ich wie ein einfacher Sterblicher vor meinen Untertanen esse. Begreife also wohl; ein König muß immer poetisch bleiben und sich stets nur erhaben zeigen. Höre ein Beispiel.«

»Ich höre, Sire.« – »Erinnere dich an den König Alexander.«

»An welchen König Alexander?« – »An Alexander Magnus'. Ah! es ist wahr, du verstehst das Lateinische nicht. Nun wohl, Alexander liebte es, sich vor seinen Soldaten zu baden, weil Alexander schön, wohlgebaut und hübsch rund war, weshalb man ihn mit Apollo und sogar mit Antinous verglich.«

»Oh! oh! Sire, Ihr hättet teufelmäßig unrecht, wenn Ihr es machtet wie er und Euch vor den Eurigen badetet, denn Ihr seid sehr mager, mein armer Sire.« – »Braver Crillon, geh,« sagte Heinrich, indem er ihm auf die Schulter klopfte, »du bist ein vortrefflicher Grobian, du schmeichelst mir nicht; du bist kein Höfling, mein alter Freund.«

»Ihr ladet mich auch nicht zum Frühstück ein,« erwiderte Crillon, gutmütig lachend, und nahm dann vom König, eher zufrieden, als unzufrieden, Abschied, denn der Schlag auf die Schulter hatte das fehlende Frühstück aufgewogen.

Sobald Crillon weggegangen war, wurde die Tafel bestellt. Der königliche Haushofmeister hatte sich selbst übertroffen: eine Art Frikassee von jungen

Rebhühnern mit Trüffeln und Kastanien erregte sogleich die Aufmerksamkeit des Königs, den schöne Austern schon in Versuchung geführt hatten. Die gewöhnliche Kraftbrühe, das treue Stärkungsmittel des Monarchen, wurde vernachlässigt; vergebens öffnete sie ihre großen Augen in ihrer goldenen Schale, ihre bettelnden Augen erlangten durchaus nichts von Seiner Majestät.

der König begann mit den jungen Rebhühnern. Er war bei seinem vierten Mundvoll, als ein leichter Tritt hinter ihm den Boden streifte, ein Stuhl auf seinen Röllchen krachte, und eine wohlbekannte Stimme mit scharfem Tone ein Gedeck forderte.

Der König wandte sich um und rief: »Chicot!«

»In Person.«

Und seinen alten Gewohnheiten getreu, streckte sich Chicot in seinem Stuhle aus, nahm einen Teller, eine Gabel und fing an, von der Platte mit Austern, sie mit Zitronensaft besprengend, ohne ein Wort hinzuzufügen, die größten und fettesten abzuheben.«

»Du hier, du zurückgekehrt!«, – »Still!« winkte Chicot, der den Mund voll hatte, mit der Hand. Und er benutzte den Ausruf des Königs, um die Rebhühner an sich zu ziehen.

»Halt, Chicot, das ist meine Platte!« rief Heinrich und streckte die Hand aus.

Chicot teilte brüderlich mit seinem Fürsten und gab ihm die Hälfte zurück.

Dann goß er sich Wein ein, ging von den Rebhühnern zu einer Platte Thunfisch über, von dem Thunfisch zu farcierten Krebsen, verzehrte als Quittung und am Schlüsse die königliche Kraftbrühe, stieß einen Seufzer aus und sagte: »Ich habe keinen Hunger mehr.«

»Bei Gottes Tod! ich hoffe wohl, Chicot.« – »Ah! guten Morgen, mein Könige wie geht es dir? Ich finde, du siehst diesen Morgen ganz munter aus.«

»Nicht wahr, Chicot?« – »Ein reizendes Färbchen. Ist es von dir?«

»Bei Gott!« –»Dann mache ich dir mein Kompliment.«

»Es ist wahr, ich fühle mich diesen Morgen äußerst heiter gestimmt.« – »Desto besser, mein König, desto besser. Ah! doch dein Frühstück ist damit nicht zu Ende, es bleiben dir wohl noch einige kleine Leckerbissen.«

»Hier sind Kirschen von den Namen von Montmartre eingemacht.« – »Sie sind zu sehr gezuckert.«

»Nüsse mit Korinthen gefüllt.« – »Pfui! man hat die Kerne in den Weinbeeren gelassen.«

»Tu bist mit nichts zufrieden.« – »Bei meinem Ehrenwort, es artet auch alles aus, selbst die Küche, und man lebt immer schlechter an deinem Hof.«

»Sollte man an dem des Königs von Navarra besser leben?« fragte Heinrich lachend. – »Ei, ei! ich sage nicht »Dann gehen dort große Veränderungen vor.« – »Ah! was das betrifft, du kannst es gar nicht glauben, Henriquet.«

»Erzähle mir etwas von deiner Reise, das wird mich zerstreuen.« – »Sehr gern, ich bin nur zu diesem Behufe gekommen. Wo soll ich anfangen? Soll ich von meiner Abreise ausgehen?«

»Nein, deine Reise war vortrefflich, nicht wahr?« – »Du siehst wohl, daß ich ganz zurückkehre, wie mir scheint.«

»Ja, erzähle mir also, von deiner Ankunft in Navarra.« – »Gut.«

»Was trieb Heinrich als du ankamst?« – »Liebe.«

»Mit Margot?« – »Oh! nein.«

»Das hätte mich gewundert; er ist also seiner Frau immer noch untreu, der Ruchlose, untreu einer Tochter Frankreichs; zum Glück gibt sie es ihm zurück. Und wer war die Nebenbuhlerin Margots bei deiner Ankunft?« – »Fosseuse.«

»Eine Montmorency. Ah! das ist nicht schlecht für diesen Bearner Bären. Man sprach hier von einer Bauerndirne, von einem Gärtnermädchen, von einer Bürgerstochter.« – »Oh! das ist alles alt.«

»Margot ist also betrogen?« – »Soviel es eine Frau sein kann.«

»Und sie ist wütend darüber?« – »Ganz toll.«

»Und sie rächt sich?« – »Ich glaube wohl.«

Heinrich rieb sich die Hände mit unsäglicher Freude. »Was wird sie machen?« rief er lachend, »wird sie Himmel und Erde in Bewegung setzen, Spanien auf Navarra, Artois und Flandern auf Spanien werfen? Wird sie ihren kleinen Bruder Henriquet gegen ihren kleinen Gatten Henriot zu Hilfe rufen?« – »Es ist wohl möglich.«

»Du hast sie gesehen?« – »Ja.«

»Und was tat sie in dem Augenblick, wo du sie verließest?« – »Oh! das würdest du nicht erraten.« »Sie schickte sich an, einen andern Liebhaber zu nehmen?« – »Sie schickte sich an, Wehefrau zu werden.«

»Wie! Wehefrau? Was soll das heißen?« – Oh! rolle deine Augen, solange du willst; ich sage, daß deine Schwester, als ich abreiste, im Begriff war, eine Entbindung vorzunehmen.«

»Für eigene Rechnung?« rief Heinrich erbleichend; »sollte Margot Kinder haben?« – »Nein, für Rechnung ihres Gemahls; du weißt wohl, daß die letzten Valois die Tugend der Fruchtbarkeit nicht besitzen. Pest! das ist nicht wie bei den Bourbonen.«

»Margot alkouchiert also tatsächlich?« – »Ganz vollständig.«

»Wen denn?« – »Fräulein Fosseuse.«

»Wahrhaftig, das begreife ich nicht.« – »Ich auch nicht, doch ich habe mich nicht vermessen, dir Licht in der Sache zu geben, ich wollte dir nur sagen, wie die Dinge stehen.«

»Vielleicht hat sie nur, um ihre Person zu verteidigen, in diese Demütigung eingewilligt.« – »Sicher hat ein Kampf stattgefunden; doch sobald ein Kampf stattfand, war der eine oder der andere Teil der unterliegende; deine Schwester war minder stark als Heinrich, das ist es nur.«

»In der Tat, das freut mich.« – »Schlechter Bruder.«

»Sie müssen sich gegenseitig verwünschen?« – »Ich glaube, daß sie sich im Grunde nicht anbeten.«

»Aber scheinbar?« – »Sind sie die besten Freunde der Welt.«

»Ja; doch an einem schönen Morgen wird sie eine neue Liebe völlig entzweien.« – »Diese neue Liebe ist gekommen, Heinrich.«

»Bah!« – »Bei meiner Ehre; doch soll ich dir sagen, was ich fürchte?«

»Sprich!« – »Ich befürchte, diese neue Liebe wird sie versöhnen, statt sie zu entzweien.«

Und löffelweise, halb im Scherz und halb im Ernst sprechend, flößte Chicot seinem König die bittere Wahrheit ein, daß sein Schwager Heinrich die vorenthaltene Mitgift in Gestalt der Stadt Cahors durch siegreichen Sturm sich selbst geholt habe.

»Gottes Tod!« rief Heinrich wütend, »meine Stadt! er hat meine Stadt genommen!«

»Verdammt! Du begreifst, Henriquet, du wolltest sie ihm nicht geben, nachdem du sie ihm versprochen, und er mußte sich entschließen, sie zu nehmen. Doch halt, hier ist ein Brief, den er mich beauftragt hat, dir eigenhändig zu übergeben.«

Hierbei zog Chicot einen Brief aus seiner Tasche und übergab ihn dem König. Es war der von Heinrich nach der Einnahme von Cahors geschriebene Brief.

Heinrich erhält Kunde aus dem Norden.

Ganz außer sich, vermochte der König kaum den Brief zu lesen, den ihm Chicot gegeben hatte.

Während er das Lateinische des Bearners mit Zuckungen der Ungeduld, die den Boden zittern ließen, entzifferte, bewunderte Chicot vor einem großen, venezianischen Spiegel seine Haltung und den unendlichen Liebreiz, den seine Person unter dem militärischen Kleide angenommen hatte.

Unendlich war das rechte Wort, denn Chicot hatte nie so großartig ausgesehen; auf seinem etwas kahlen Haupte saß eine kegelförmige Pickelhaube nach der Art der deutschen Sturmhauben; und er war im Augenblick damit beschäftigt, daß er seinen, durch die Reibung der Waffen befleckten, büffelledernen Koller, den er, um zu frühstücken, abgelegt hatte, wieder befestigte; während er darauf seinen Panzer zuschnallte, ließ er überdies auf dem Boden Sporen klirren, die mehr geeignet waren, einem Pferde den Bauch aufzuschlitzen, als es anzutreiben. »Oh! ich bin verraten!« rief Heinrich, als er zu Ende gelesen hatte, »der Bearner hatte einen Plan, und ich ahnte nichts davon.«

»Mein Sohn,« erwiderte Chicot, »du kennst das Sprichwort: Stille Wasser sind tief.«

»Geh zum Teufel mit deinen Sprichwörtern!«

Chicot ging auf die Tür zu, als wollte er gehorchen.

»Nein, bleibe!«

Chicot blieb stehen.

»Cahors genommen!« fuhr Heinrich fort. – »Und zwar auf eine ganz artige Weise.«

»Er hat also Generäle, Ingenieure?« – »Keineswegs, der Bearner ist zu arm hierzu; wie sollte er sie bezahlen? Nein, er tut alles selbst.«

»Und ... er schlägt sich?« sagte Heinrich mit einer gewissen Verachtung. – »Ich wage nicht zu behaupten, daß er es von vornherein mit großer

Begeisterung getan hat, aber dann stürzte er sich köpflings in das Treffen und schwamm im geschmolzenen Blei und im Feuer wie ein Salamander.«

»Teufel, Teufel!« machte Heinrich. – »Und ich versichere dir, Heinrich, es wurde dort warm gestritten.«

Der König stand hastig auf und ging mit großen Schritten im Saal auf und ab.

»Das ist eine Niederlage für mich!« rief er; »man wird über mich lachen, man wird Verse über mich machen. Diese Spitzbuben von Gaskognern sind Spottvögel, und ich höre schon, wie sie ihre Zähne wetzen, und sehe sie zu den furchtbaren Melodien ihrer Sackpfeifen lächeln. Gottes Tod! zum Glück habe ich den Gedanken gehabt, Franz die so dringend verlangte Hilfe zu schicken; Antwerpen wird mich für Cahors entschädigen, der Norden wird die Fehler des Südens tilgen.«

»Amen,« sagte Chicot, indem er zart, um seinen Nachtisch zu vollenden, die Finger in die Konfektbüchsen und Kompottschalen des Königs tauchte. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Huissier meldete: »Der Herr Graf du Bouchage!«

»Oh!« rief Heinrich, »ich sagte es dir, Chicot, hier erhalte ich Nachricht. Tretet ein, Graf, tretet ein.«

Der Huissier hob den Vorhang auf, und man sah im Rahmen der Tür den jungen Mann, einem Porträt von Holbein oder Titian ähnlich, erscheinen. Er schritt langsam vor und beugte das Knie mitten auf dem Teppich des Zimmers.

»Immer bleich,« rief der König, »immer traurig. Höre, mein Freund, nimm für einen Augenblick dein Festgesicht an und sage mir nicht Gutes mit einer schlimmen Miene; sprich geschwind, du Bouchage, denn mich dürstet nach deiner Erzählung. Du kommst von Flandern?« – »Ja, Sire.«

»Und rasch, wie ich sehe.« – »Sire, so schnell, wie es ein Mensch auf Erden zu tun vermag.«

»Sei willkommen. Antwerpen, wie steht es mit Antwerpen?« – »Antwerpen gehört dem Prinzen von Oranien, Sire.«

»Dem Prinzen von Oranien, was soll das heißen? Marschierte mein Bruder nicht nach Antwerpen?« – »Ja, Sire, doch nun marschiert er nicht mehr nach Antwerpen, sondern nach Chateau-Thierry.«

»Er hat das Heer verlassen?« »Er hat kein Heer mehr, Sire.«

»Oh!« machte der König, auf seinen Knien wankend und in seinen Lehnstuhl zurückfallend; »aber Joyeuse?« – »Sire, mein Bruder hat, nachdem er mit seinen Seeleuten Wunder der Tapferkeit verrichtet, nachdem er den ganzen Rückzug gehalten, die wenigen Leute, die dem Unglück entkamen, gesammelt und mit ihnen ein Geleit für den Herrn Herzog von Anjou gebildet.«

»Eine Niederlage,« murmelte der König. Doch plötzlich rief er, mit einem seltsamen Blitz im Auge: »Die Flamländer sind also für meinen Bruder verloren?« – »Durchaus, Sire.«

»Ohne Wiederkehr?« – »Ich fürchte es.«

Die Stirn des Fürsten klärte sich allmählich wie unter dem Lichte eines inneren Gedankens auf.

»Der arme Franz,« sagte er lachend, »er hat Unglück mit den Kronen. Er hat die von Navarra verfehlt; er hat die Hand nach der von England ausgestreckt; er hat die von Flandern berührt; wetten wir, du Bouchage, daß er nie regieren wird, der arme Bruder, er, der doch so große Lust danach trägt.«

»Ei, mein Gott! es ist immer so, wenn man nach etwas Lust hat!« sagte Chicot mit feierlichem Tone.

»Und wieviel Gefangene?« – »Ungefähr zweitausend.«

»Wieviel Tote?« – »Wenigstens ebensoviel. Herr von Saint-Aignan ist darunter.«

»Wie! er ist tot, der arme Saint-Aignan?« – »Ertrunken.«

»Ertrunken! Ihr habt euch also in die Schelde gestürzt?« – »Nein, die Schelde hat sich auf uns gestürzt.«

Der Graf gab nun dem König eine genaue Erzählung von der Schlacht und der Überschwemmung. Heinrich hörte ihn von Anfang bis Ende mit einer Haltung, einem Stillschweigen und einer Miene an, denen es nicht an Majestät gebrach.

Dann kniete er vor seinem Betpult im Nebenzimmer nieder, verrichtete sein Gebet und kehrte einen Augenblick nachher mit einem vollkommen erheiterten Gesicht zurück.

»Ich hoffe, ich nehme die Dinge wie ein König hin,« sagte er. »Ein vom Herrn unterstützter König ist wirklich kein Mensch mehr. Auf, Graf, ahme mir nach, und da dein Bruder gerettet ist, wie, Gott sei Dank, der meinige, nun, so wollen wir uns fassen!« – »Ich bin zu Euren Befehlen, Sire.«

»Was verlangst du als Lohn für deine Dienste, du Bouchage?« – »Sire,« erwiderte der junge Mann, den Kopf schüttelnd, »ich habe keinen Dienst geleistet.«

»Ich bezweifle es; aber jedenfalls hat dein Bruder Dienste geleistet.« – »Ungeheure, Sire.«

»Er hat die Armee gerettet, sagst du, oder vielmehr die Trümmer der Armee?« – »Bei dem, was davon übrig ist, findet sich kein Mann, der nicht sagen wird, er verdanke meinem Bruder das Leben.«

»Nun, du Bouchage, es ist mein Wille, meine Wohltat auf euch beide auszudehnen, und ich ahme hierin dem Allmächtigen nach, der euch so sichtbar begünstigt, indem er euch beide gleich, das heißt, reich, tapfer und schön gemacht hat. Sprich, du Bouchage, was willst du, was verlangst du?« – »Da Eure Majestät mir die Ehre erweist, so liebevoll zu mir zu reden, so wage ich es, ihr Wohlwollen zu benutzen. Ich bin des Lebens müde, Sire, und dennoch widerstrebt es mir, mein Leben abzukürzen, da es Gott verbietet; alle Ausflüchte, die ein Mann von Ehre in einem solchen Falle

anwendet, sind Todsünden; ich verzichte also darauf, vor dem Ziele zu sterben, das Gott meinem Leben gesteckt hat; doch die Welt stößt mich ab, und ich werde sie verlassen.«

»Mein Freund!« rief der König.

Chicot schlug die Augen auf und schaute voll Teilnahme den schönen, mutigen, reichen, jungen Mann an, der so verzweifelt redete.

»Sire,« fuhr der Graf mit dem Ausdruck der Entschlossenheit fort; »alles, was mir seit einiger Zeit begegnet, bestärkt mich in diesem meinen Verlangen; ich will mich in die Arme Gottes werfen, der der höchste Tröster der Betrübten ist, wie er zugleich der unumschränkte Herr der Glücklichen dieser Erde ist; habt also die Gnade, Sire, mir die Mittel zu erleichtern, alsbald in einen geistlichen Orden einzutreten, denn mein Herz ist, wie der Prophet sagt, traurig wie der Tod.«

Chicot, der Spötter, unterbrach einen Augenblick die stete Gymnastik seiner Arme und seiner Gesichtsmuskeln, um auf diesen majestätischen Schmerz zu horchen, der so edel, so aufrichtig aus der sanftesten, überzeugendsten Stimme sprach, die Gott je der Jugend und der Schönheit gegeben.

Sein glänzendes Auge erlosch im Schein des trostlosen Blickes des Jünglings, sein ganzer Körper sank voll Mitgefühl mit dieser Entmutigung zusammen, die jede Fiber im Körper des Grafen nicht abgespannt, sondern durchschnitten zu haben schien.

Auch der König fühlte, wie sein Herz beim Anhören dieses schmerzlichen Gesuches schmolz, und er sagte: »Ah! ich verstehe, Freund, du willst in einen geistlichen Orden eintreten, doch du fühlst dich noch Mensch und fürchtest dich vor den Prüfungen?« – »Ich fürchte nicht die strengen Proben, Sire, sondern die Zeit, die sie der Unentschlossenheit lassen; nein, nein, nicht um die Prüfungen zu mildern, die man mir auferlegen wird, denn ich gedenke meinem Körper nichts von den physischen Leiden, meinem Geist nichts von den moralischen Entbehrungen zu schenken, sondern um dem einen oder dem andern jeden Vorwand, zur Vergangenheit zurückzukehren, zu benehmen» mit einem Wort, um aus der Erde jenes Gitter hervorspringen zu lassen, das mich für immer von der Welt trennen

soll, und das nach den gewöhnlichen kirchlichen Regeln langsam wächst wie eine Dornhecke.«

»Armer Junge,« sagte der König, »ich glaube, er wird ein guter Prediger werden, nicht wahr, Chicot?«

Chicot antwortete nicht. Du Bouchage fuhr fort: »Ihr begreift, Sire, daß sich in meiner Familie selbst der Kampf entspinnen wird; daß ich bei meinen nächsten Verwandten den heftigsten Widerstand finden werde; mein Bruder, der Kardinal, der zugleich so gut und so weltlich ist, wird tausend Gründe suchen, um mich von meinem Willen abzubringen, und wenn es ihm nicht gelingt, mich zu überreden, wie ich dessen sicher bin, so wird er mit Rom kommen, das Fristen zwischen jeden Grad der Orden stellt, und hier ist Eure Majestät allmächtig, hier werde ich die Kraft des Armes erkennen, den Eure Majestät über meinem Haupte auszustrecken die Gnade hat. Ihr habt mich gefragt, was ich wünsche, Sire; Ihr habt mir versprochen, meinem Wunsche zu entsprechen; mein Wunsch, wie Ihr seht, ist ganz in Gott; erlangt von Rom, daß ich vom Noviziat entbunden werde.«

Der König erhob sich lächelnd aus seiner Träumerei; nahm den Grafen bei der Hand und sagte: »Ich werde tun, was du von mir verlangst, mein Sohn, du willst Gott gehören, und du hast recht, er ist ein besserer Herr als ich. Du sollst nach deinen Wünschen ordiniert werden, lieber Graf, ich verspreche es dir.« – »Eure Majestät erfüllt mich mit Freude!« rief der junge Mann und küßte Heinrich die Hand mit einem Entzücken, als ob er zum Herzog, zum Pair oder zum Marschall von Frankreich ernannt worden wäre. »Es ist also abgemacht.«

»Bei meinem Königswort, bei meiner adligen Ehre.«

Du Bouchages Antlitz verklärte sich; etwas wie ein Lächeln der Verzückung zog über seine Lippen hin; er verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem König und verschwand.

»Das ist ein glücklicher, ein sehr glücklicher junger Mann!« rief Heinrich.

»Gut!« versetzte Chicot, »mir scheint, du hast ihn um nichts zu beneiden, er ist nicht kläglicher als du, Sire.«

»Aber, begreifst du denn, Chicot, er wird Mönch werden, er wird sich dem Himmel ergeben.«

»Ei! wer zum Teufel hindert dich denn, dasselbe zu tun? Er verlangt vergeblich Dispense von seinem Bruder, dem Kardinal; doch ich kenne einen Kardinal, der dir alle notwendigen Dispense gibt; dieser steht noch besser mit Rom als du; du kennst ihn nicht? Es ist der Kardinal von Guise.«

»Chicot!«

»Und wenn dich die Tonsur beunruhigt, nun, die schönste Schere der Rue de la Coutellerie, eine goldene Schere, meiner Treu, und die schönsten Hände der Welt werden dir dieses kostbare Symbol geben, das dann die Zahl der Kronen, die du getragen hast, auf drei bringen wird.«

»Schöne Hände, sagst du?« – »Nun! willst du etwa Übles von den Händen der Frau Herzogin von Montpensier sagen, nachdem du so von ihren Schultern gesprochen hast? Welch ein König bist du, und wie streng zeigst du dich in Beziehung auf deine Untertaninnen.«

Der König faltete die Stirn und fuhr über seine Schläfe mit einer Hand hin, die so weiß war, wie die, von denen man sprach, aber sicher mehr zitterte.

»Gut, gut,« sagte Chicot, »lassen wir dies, denn ich sehe, daß dich dieses Gespräch langweilt, und kehren wir zu den Dingen zurück, die mich persönlich interessieren.«

Chicot vollendete eben diese Worte, als der Huissier Nambu von der Türschwelle aus rief: »Ein Bote des Herrn Herzogs von Guise für Seine Majestät.«

»Ist es ein Kurier oder ein Edelmann?« fragte der König. – »Es ist ein Kapitän, Sire.«

»Laßt ihn eintreten, er sei willkommen.«

Zu gleicher Zeit trat ein Gendarmenkapitän in der Felduniform ein und machte die gewöhnliche Verbeugung.

Die zwei Gevattern.

Chicot hatte sich bei dieser Ankündigung wieder gesetzt; er wandte seiner Gewohnheit gemäß unverschämterweise den Rücken der Tür zu, und sein halb verschleierter Blick versenkte sich in eine innere Betrachtung, die bei ihm so häufig stattfand, als die ersten Worte, die der Bote der Herren von Guise sprach, ihn beben ließen.

Demzufolge öffnete er die Augen wieder. Zum Glück oder zum Unglück schenkte der König, nur mit dem Ankömmling beschäftigt, dieser bei Chicot stets vielsagenden Gebärde keine Aufmerksamkeit. Der Bote stand zehn Schritte von dem Lehnstuhle, in den Chicot sich duckte, und da das Profil kaum über den Stuhl hervorragte, so sah Chicots Auge den Boten gänzlich, während der Bote nur Chicots Auge sehen konnte.

»Ihr kommt von Lothringen?« fragte der König den Boten, dessen Wuchs ziemlich edel, und dessen Miene ziemlich kriegerisch war.

»Nein, Sire, von Soissons, wo mir der Herr Herzog, der diese Stadt seit einem Monat nicht verlassen hat, den Brief übergab, den ich zu den Füßen Eurer Majestät niederzulegen die Ehre habe.«

Chicots Auge funkelte und verlor keine Gebärde des Ankömmlings, wie seinen Ohren keines seiner Worte entging.

Der Bote öffnete seinen mit silbernen Spangen geschlossenen Koller und zog aus einer mit Seide gefütterten ledernen Tasche, die an seinem Herzen ruhte, nicht einen, sondern zwei Briefe hervor, denn der eine zog den andern nach, an den er sich durch das Wachs seines Siegels angehängt hatte; als daher der Kapitän nur einen ziehen wollte, fiel der zweite auf den Boden.

Chicots Auge folgte diesem Briefe im Flug, wie das Auge der Katze dem Vogel. Er sah auch, wie sich bei dem unerwarteten Fall dieses Briefes eine Röte auf den Wangen des Boten verbreitete, und wie er in Verlegenheit geriet, um den ersten dem König zu geben und den andern aufzuheben.

Doch Heinrich sah nichts. Heinrich, ein Muster des Vertrauens, merkte nichts. Er öffnete nur den Brief, den man ihm bot, und las ihn.

Als der Bote den König in das Lesen vertieft sah, vertiefte er sich in die Betrachtung des Königs, auf dessen Gesicht er den Wiederschein aller Gedanken, die der interessante Inhalt in seinem Geiste hervorrufen konnte, zu suchen schien.

»Ah! Meister Borromée! Meister Borromée!« murmelte Chicot, während er mit den Augen jeder Bewegung des Getreuen des Herrn von Guise folgte. »Ah! du bist Kapitän und gibst dem König nur einen Brief, während du zwei in deiner Tasche hast; warte, mein Kind, warte.«

»Es ist gut! es ist gut!« sagte der König, indem er jede Zeile des Briefes des Herrn von Guise mit sichtbarer Zufriedenheit zum zweiten Male las, »geht, Kapitän, geht und sagt dem Herzog, ich sei ihm dankbar für sein Anerbieten.«

»Eure Majestät beehrt mich nicht mit einer geschriebenen Antwort?« fragte der Bote.

»Nein, ich werde ihn in einem Monat oder in sechs Wochen sehen und ihm folglich selbst danken, geht.«

Der Kapitän verbeugte sich und verließ das Gemach.

»Nu siehst wohl, Chicot,« sagte nun der König zu seinem Gefährten, den er immer noch in seinem Lehnstuhle glaubte, »du siehst wohl, Herr von Guise ist rein von jeder Machenschaft. Dieser brave Herzog, er hat die Sache von Navarra erfahren; er befürchtet, die Hugenotten könnten keck werden und das Haupt erheben, denn es ist ihm zu Ohren gekommen, die Deutschen wollten schon dem König von Navarra Verstärkung schicken. Was tut er nun? Errate, was er tut!«

Chicot antwortete nicht; Heinrich glaubte, er erwarte seine Erklärung, und fuhr fort: »Er bietet mir die Armee an, die er in Lothringen angeworben hat, und meldet mir, in sechs Wochen werde diese Armee mit ihrem General ganz und gar zu meiner Verfügung stehen. Was sagst du dazu, Chirot?«

Völliges Stillschweigen von selten des Gaskogners.

»In der Tat, mein lieber Chicot,« sagte der König, »du hast das Alberne, daß du halsstarrig bist wie ein spanisches Maultier, und daß du, wenn man das Unglück hat, dich von einem Irrtum zu überzeugen, was häufig vorkommt, schmollst, ah! ja, du schmollst wie ein Dummkopf.«

Nicht ein Hauch widersprach Heinrich in seiner Meinung, die er so offenherzig über seinen Freund geäußert hatte. Es gab etwas, was Heinrich noch mehr mißfiel als der Widerspruch, dies war das Schweigen.

»Ich glaube, dieser Bursche hat die Frechheit gehabt, einzuschlafen,« sagte er. »Chicot,« fuhr er fort, indem er auf den Lehnstuhl zuschritt, »dein König spricht mit dir, willst du antworten?«

Doch Chicot konnte nicht antworten, denn er war gar nicht da. Heinrich fand den Stuhl leer. Seine Augen durchliefen das ganze Zimmer; der Gaskogner war ebensowenig im Zimmer wie im Stuhl.

Der König wurde von einem abergläubischen Schauer ergriffen; es kam ihm zuweilen der Gedanke, Chicot sei ein übermenschliches Wesen, eine teuflische Verkörperung, allerdings guter Art, aber dennoch teuflisch.

Er rief Nambu. Dieser versicherte Seiner Majestät auf das bestimmteste, er habe Chicot fünf Minuten vor der Entfernung des Gesandten hinausgehen sehen. Nur sei er mit der Vorsicht eines Menschen hinausgegangen, der nicht wolle, daß man ihn weggehen sehe.

»Offenbar,« sagte Heinrich, während er in sein Betzimmer ging, »offenbar ärgerte sich Chicot, weil er unrecht hatte. Mein Gott! wie erbärmlich sind doch die Menschen! Ich sage das in Beziehung auf alle, selbst auf die geistreichsten.«

Nambu hatte recht; seine Sturmhaube auf dem Kopf und sein langes Schwert an der Seite, durchschritt Chicot geräuschlos die Vorzimmer; aber so vorsichtig er auch war, mußte er doch die Sporen auf den Stufen klirren lassen, die von den Gemächern nach der Pforte des Louvre führten, und dieses Geräusch veranlaßte viele Leute, sich umzudrehen, und trug Chicot

viele Verbeugungen ein, denn man kannte Chicots Stellung beim König, und viele verbeugten sich tiefer vor ihm, als sie es vor dem Herzog von Anjou getan hätten.

In einer Ecke der Pforte blieb Chicot stehen, als wollte er einen Sporn befestigen.

Der Kapitän des Herrn von Guise ging, wie gesagt, kaum fünf Minuten nach Chicot weg, dem er keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Er stieg die Stufen hinab und durchschritt die Höfe. In dem Augenblick, wo er aus der Pforte des Louvre trat und über die Zugbrücke schritt, wurde er durch ein Klirren von Sporen erweckt, die das Echo der seinigen zu sein schienen.

Er wandte sich um, weil er dachte, der König schicke ihm jemand nach, und war nicht wenig erstaunt, als er unter der Sturmhaube das leutselige Gesicht und die gleisnerisch freundliche Miene des Bürgers Robert Briquet erkannte.

»Ah! mein Gott!« sagte Borromée. – »Alle Wetter!« rief Chicot.

»Mein lieber Bürgersmann!« – »Mein ehrwürdiger Vater!«

»Mit dieser Sturmhaube!« – »Unter diesem Koller!«

»Es ist mir sehr lieb, daß ich Euch sehe.« – »Es gereicht mir zur Zufriedenheit, daß ich Euch treffe.«

Und die beiden Eisenfresser schauten sich ein paar Sekunden mit dem Zögern zweier Hähne an, die kämpfen wollen und, um einander einzuschüchtern, sich auf ihren Sporen erheben.

Borromée ging zuerst vom Ernsten zum Sanften über. Die Muskeln seines Gesichts spannten sich ab, und er sagte mit einer Miene kriegerischer Offenherzigkeit und liebenswürdiger Freundlichkeit: »Gottes Leben! Ihr seid ein schlauer Gevatter, Meister Robert Briquet.«

»Ich, mein Ehrwürdiger?« erwiderte Chicot, »ich bitte, aus welcher Veranlassung sagt Ihr mir das?« – »Aus Anlaß des im Kloster der Jakobiner

Erlebten, wo Ihr mich glauben ließet, Ihr wärt nur ein einfacher Bürger. Ihr müßt in der Tat zehnmal verschlagener und mutiger sein als ein Anwalt und ein Kapitän zusammen.«

Chicot fühlte, daß das Kompliment mit den Lippen und nicht mit dem Herzen gemacht war.

»Ah! ah!« erwiderte er mit gutmütigem Tone, »was sollen wir von Euch sagen, Seigneur Borromée?« – »Von mir?«

»Ja, von Euch.«– »Und warum?«

»Daß Ihr mich glauben ließt, Ihr wärt nur ein Mönch. Ihr müßt in der Tat zehnmal schlauer als der Papst selbst sein; und wenn ich dies sage, setze ich Euch nicht herab, Gevatter, denn der gegenwärtige Papst ist ein tüchtiger Luntenriecher, wie Ihr zugestehen müßt.« – »Denkt Ihr, was Ihr sagt?«

»Alle Wetter! lüge ich je?« – »Nun wohl, so nehmt meine Hand.« Und er reichte Chicot die Hand.

»Ah! Ihr habt mich im Kloster schlecht behandelt, Bruder Kapitän.« – »Ich hielt Euch für einen Bürgersmann, Meister, und Ihr wißt wohl, was wir Kriegsleute von den Bürgern halten.«

»Es ist wahr,« versetzte Chicot lachend, »es ist gerade wie mit den Mönchen, und dennoch habt Ihr mich in der Falle gefangen.« – »In der Falle?«

»Allerdings; denn unter dieser Verkleidung stelltet Ihr eine Falle. Ein braver Kapitän, wie Ihr, vertauscht nicht ohne eine wichtige Ursache seinen Panzer gegen eine Kutte.« – »Gegen einen Kriegsmann werde ich keine Geheimnisse haben. Ja, ich habe gewisse persönliche Interessen im Kloster der Jakobiner; doch Ihr?«

»Ich auch, doch still!«

»Wollen wir nicht ein wenig in aller Gemütlichkeit beim Glase Wein uns miteinander unterhalten?«

Mit diesen Worten kam Borromée Chicots innerstem Wunsche entgegen, und diese Zufriedenheit steigerte sich noch, als Borromée das wohlbekannte Füllhorn als Schenke vorschlug; von dessen Vorhandensein Chicot sich den Anschein gab, nichts zu wissen.

Das Füllhorn.

Der Weg, den Borromée Chicot machen ließ, ohne zu vermuten, daß Chicot ihn so gut wie er kannte, erinnerte unsern Gaskogner an seine schönen Jugendtage.

Bald erschien die Rue Saint-Jacques vor seinen Augen, dann das Kloster Saint-Benoit, und beinahe dem Kloster gegenüber das Wirtshaus zum *Füllhorn*, etwas älter aussehend, etwas schmierig, etwas verfallen, aber immer noch außen von Platanen und Kastanienbäumen beschattet und innen mit seinen blanken, zinnernen Kannen und seinen glänzenden Kasserollen ausgestattet.

Nachdem Chicot von der Türschwelle einen Blick auf das Äußere und in das Innere geworfen hatte, machte er sich einen hohen Rücken, verlor noch sechs Zoll von seiner Gestalt, die er schon in Gegenwart des Kapitäns verkleinert hatte, fügte seine Satyrgrimasse dazu, die seinem offenen Wesen und seinen ehrlichen Augen sehr unähnlich war, und wollte so den Versuch machen, von seinem alten Wirte Bonhomet unerkannt zu bleiben.

Chicot schritt hinter Borromée her und wurde in der Tat von dem Wirt zum *Füllhorn* gar nicht gesehen oder vielmehr nicht erkannt.

Er kannte die dunkelste Ecke der gemeinschaftlichen Stube und wollte sich darin niederlassen, als ihn Borromée zurückhielt und zu ihm sagte: »Alles schön und gut, Freund, doch hinter diesem Verschlag ist ein kleiner Winkel, wo zwei Menschen ganz ungestört miteinander plaudern und trinken können.«

»Gehen wir dahin,« sagte Chicot.

Borromée machte dem Wirt ein Zeichen, durch das er fragen wollte: »Gevatter, ist das Kabinett frei?«

Bonhomet antwortete durch ein anderes Zeichen: »Es ist frei!«

»Kommt,« sagte Borromée. Und er führte Chicot, der sich den Anschein gab, als stoße er sich an allen Ecken des Hausflurs, in den kleinen Winkel, der unsern Lesern, welche die *Dame von Monsoreau* gelesen haben, so wohl bekannt ist.

»Erwartet mich hier,« sagte Borromée, »ich will von einem Vorrecht Gebrauch machen, das die Stammgäste hier haben.«

»Welches Vorrecht meint Ihr?« – »Ich will selbst in den Keller gehen und den Wein auswählen, den wir trinken werden.«

»Oh! oh!« machte Chicot, »ein schönes Vorrecht; geht.«

Borromée ging hinaus.

Chicot folgte ihm mit dem Auge; sobald die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, nahm er von der Wand ein Bild ab, hinter dem sich ein Loch befand, und durch dieses Loch konnte man in die große Stube sehen, ohne gesehen zu werden.

»Ah! ah!« sagte Chicot, »du führst mich in eine Schenke, deren Stammgast du bist; ah, du treibst mich in einen Winkel, wo du glaubst, ich könne nicht gesehen werden, und wo du denkst, ich könne nicht sehen, und in diesem Winkel ist ein Loch, und infolge dieses Loches machst du nicht eine Gebärde, die ich nicht sehe. Oh! mein Kapitän, du bist mir nicht gewachsen.«

Und während er diese Worte mit einer Miene der Verachtung sprach, die nur ihm eigentümlich war, hielt er sein Auge an den künstlich durchbohrten Verschlag. Er erblickte Borromée, der zuerst vorsichtig seinen Finger auf die Lippen legte und sodann mit Bonhomet sprach, der in seine Wünsche durch ein olympisches Kopfnicken willigte.

Aus der Bewegung der Lippen des Kapitäns erriet Chicot, der in solchen Dingen sehr bewandert war, daß die von ihm ausgesprochenen Worte sagen wollten:

»Bedient uns in jenem Winkel und kommt nicht herein, welches Geräusch Ihr auch hören möget.«

Sodann nahm Borromée eine Lampe, die ewig auf einem Schranke brannte, hob eine Falltür auf und stieg selbst in den Keller hinab.

Sogleich klopfte Chicot auf eine eigentümliche Weise an den Verschlag. Sofort wurde Bonhomet aufmerksam, schaute in die Luft und horchte. Chicot klopfte zum zweiten Male und wie ein Mensch, der sich wundert, daß man einem ersten Rufe nicht gefolgt ist. Da eilte Bonhomet in den Winkel und sah Chicot aufrecht und mit drohendem Gesicht.

Bei diesem Anblick stieß der Wirt einen Schrei aus; er hielt Chicot für tot und dachte, er stehe einem Gespenst gegenüber.

»Was soll das heißen, Meister,« sagte Chicot, »seit wann laßt Ihr Leute wie mich zweimal rufen?«

»Oh! teurer Herr Chicot,« erwiderte Bonhomet, »seid Ihr es, oder ist es Euer Schatten?«

»Ob ich es bin, oder ob es mein Schatten ist, ich hoffe, daß Ihr mir, sobald Ihr mich erkennt, Punkt für Punkt gehorchen werdet.«

»Ah! gewiss, mein lieber Herr, befehlt nur.«

»Was Ihr auch in diesem Kabinett hören möget, und was auch vorgeht, Ihr werdet hoffentlich warten, bis ich Euch herbeirufe.«

»Dies wird mir um so leichter sein, Herr Chicot, als mir Euer Gefährte das gleiche befohlen hat.«

»Ja, aber er wird nicht rufen, versteht Ihr mich wohl, Herr Bonhomet, sondern ich werde rufen; und wenn er ruft, hört Ihr, so soll es sein, als ob er nicht riefe.«

»Abgemacht, Herr Chicot.«

»Gut; und nun entfernt alle Eure anderen Kunden unter irgendeinem Vorwand, und in zehn Minuten müssen wir frei und ebenso einsam sein, als ob wir gekommen wären, um am Karfreitag hier zu fasten.«

»In zehn Minuten, edler Herr Chicot, wird mit Ausnahme Eures ergebensten Dieners keine Katze mehr im ganzen Wirtshause sein.«

»Geht, Bonhomet, geht, Ihr habt Euch meine ganze Achtung erhalten,« sagte Chicot mit majestätischer Gebärde.

»Oh! mein Gott! mein Gott! was wird in meinem armen Hause vorfallen?« sagte Bonhomet, während er sich entfernte, und da er rückwärts ging, stieß er auf Borromée, der mit zwölf Flaschen aus dem Keller zurückkam.

»Du hast gehört,« sagte dieser, »in zehn Minuten keine Seele mehr im ganzen Wirtshaus.«

Bonhomet machte mit seinem sonst so hochmütigen Kopfe ein Zeichen des Gehorsams und begab sich in seine Küche. Borromée kehrte in seinen Winkel zurück und fand Chicot, der ihn, das Bein vorwärts gestreckt und ein Lächeln auf den Lippen, erwartete.

Wir wissen nicht, wie Bonhomet die Sache anfing, als aber die zehnte Minute abgelaufen war, trat der letzte Student über die Schwelle seines Hauses und sagte zum letzten Schreiber, dem er den Arm reichte: »Ho! ho! das Wetter steht heute auf Sturm bei Meister Bonhomet; machen wir uns aus dem Staub, oder es trifft uns der Hagel.«

Was in dem Winkel des Füllhorns vorfiel.

Als der Kapitän mit einem Korb von zwölf Flaschen in der Hand in den Winkel zurückkehrte, empfing ihn Chicot mit so offener und lächelnder Miene, daß Borromée versucht war, ihn für einen Einfaltspinsel zu halten.

Die Vorbereitungen dauerten nicht lange. Als erfahrene Trinker forderten die beiden Genossen einige eingesalzene Eßwaren in der lobenswerten

Absicht, den Durst nicht erlöschen zu lassen. Bonhomet brachte ihnen die verlangten Speisen, wobei ihm jeder einen letzten mahnenden Blick zuwarf.

Bonhomet antwortete beiden, aber der aufmerksame Beobachter würde einen großen Unterschied zwischen dem an Borromée und dem an Chicot gerichteten Blicke gefunden haben. Dann ging der Wirt hinaus, und die zwei Gefährten fingen an zu trinken.

Anfangs leerten sie eine Anzahl volle Gläser, ohne ein Wort zu sprechen. Chicot besonders war herrlich; ohne etwas anderes gesagt zu haben, als: »Bei meiner Seele, das ist ein schöner Burgunder!« und: »Bei meiner Seele, das ist ein vortrefflicher Schinken!« hatte er zwei Flaschen geleert, das heißt eine Flasche auf jede Bemerkung. »Bei Gott!« murmelte Borromée beiseit, »es ist ein seltenes Glück, daß ich es mit einem solchen Trunkenbold zu tun habe.«

Bei der dritten Flasche schlug Chicot die Augen zum Himmel auf und sagte: »In der Tat, wir trinken auf eine Weise, daß wir uns betrinken werden.«

»Ja, die Wurst ist so gesalzen,« sagte Borromée.

»Ah! das ist Euch genehm; wohl, so fahren wir fort; ich habe einen starken Kopf.«

Und jeder von ihnen leerte abermals seine Flasche.

Der Wein brachte auf die beiden Gefährten eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor: er löste Chicots und band Borromées Zunge.

»Ah!« murmelte Chicot, »du schweigst, Freund; du zweifelst an dir.«

»Ah!« sagte Borromée leise zu sich selbst, »du schwatzest, du betrinkst dich also.«

»Wieviel Flaschen braucht Ihr, Gevatter?« fragte Borromée. – »Wozu?«

»Um heiter zu werden?« – »Vier; ich habe meine Rechnung.«

»Und um angestochen zu werden?« – »Sagen wir sechs.«

»Und um berauscht zu sein?« – »Nehmen wir das Doppelte.«

»Gaskogner,« dachte Borromée, »er stammelt und ist erst bei der vierten.«

»Dann haben wir Mußе,« sagte Borromée und zog aus dem Korbe eine fünfte Flasche für sich und eine fünfte für Chicot.

Chicot bemerkte nun, daß von den fünf zu Borromées Rechten stehenden Flaschen die eine zur Hälfte, die anderen zu zwei Dritteln leer waren, keine aber ganz leer. Dies bestätigte ihn in dem Gedanken, daß der Kapitän Übles gegen ihn im Schilde führe. Er erhob sich, um die fünfte Flasche entgegenzunehmen, die ihm der Kapitän reichte, und schwankte auf den Beinen. »Gut,« sagte er, »habt Ihr es gefühlt?« – »Was?«

»Ein Erdstoß.« – »Bah!«

»Ja, bei allen Teufeln! zum Glück ist das Wirtshaus zum *Füllhorn* solid, obgleich es auf einem Zapfen ruht.« – »Wieso ruht es auf einem Zapfen?«

»Allerdings, da es sich dreht.«

»Es ist richtig,« sagte Borromée, sein Glas bis auf den letzten Tropfen leerend; »ich fühlte wohl die Wirkung, erriet aber die Ursache nicht. Nun Wohl, mein lieber Mitbruder,« fuhr Borromée fort, »denn nicht wahr, Ihr seid Kapitän wie ich?«

»Kapitän von der Fußsohle bis zu den Haarspitzen.«

»Ei! mein lieber Kapitän, so sagt mir doch, was war eigentlich die Ursache Eurer Verkleidung?«

»Welcher Verkleidung?« – »Der, die Ihr trugt, als Ihr zu Dom Modeste kamt.«

»Wie war ich denn verkleidet?« – »Als Bürger.«

»Ah! es ist wahr.« – »Sagt mir das.«

»Gern; doch nicht wahr, Ihr werdet mir dann Eurerseits sagen, warum Ihr als Mönch verkleidet waret; Vertrauen für Vertrauen.« – »Topp.«

»Schlagt ein,« sagte Chicot und reichte dem Kapitän die Hand.

Dieser schlug senkrecht in Chicots Hand.

»Nun ist es an mir,«, sagte dieser.

Und er schlug neben Borromées Hand. »Ihr wollt also wissen, warum ich als Bürger verkleidet war?« fragte, Chicot mit einer Zunge, die immer schwerer wurde. – »Ja, da bin ich neugierig.«

»Und Ihr werdet mir Eurerseits alles sagen?« – »Bei meinem Ehrenwort, so wahr ich Kapitän bin.«

»Mit zwei Worten seid Ihr auf dem laufenden.«

»Ich höre.« – »Ich spionierte für den König.«

»Wie, Ihr spioniertet?« – »Ja.«

»Ihr spioniert also gewerbsmäßig.« – »Nein, als Liebhaber.«

»Was habt Ihr bei Dom Modeste bespäht?« – »Alles. Ich bespähte zuerst Dom Modeste, sodann Bruder Borromée, ferner den kleinen Jacques und endlich das ganze Kloster.«

»Und was habt Ihr entdeckt, mein würdiger Freund?« – »Zuerst habe ich entdeckt, daß Dom Modeste ein großer Dummkopf ist.«

»Dazu braucht man nicht sehr geschickt zu sein.« – »Verzeiht, verzeiht, Seine Majestät Heinrich III., der kein Einfaltspinsel ist, betrachtet ihn als ein Licht der Kirche und gedenkt einen Bischof aus ihm zu machen.«

»Gut, ich habe nichts gegen diese Beförderung zu sagen, im Gegenteil; ich werde an diesem Tage lachen; was habt Ihr weiter entdeckt?« – »Ich entdeckte, daß ein gewisser Bruder Borromée kein Mönch war, sondern ein Kapitän.«

»Ah! wahrhaftig, Ihr habt das entdeckt!« – »Mit dem ersten Blick.«

»Sodann?« – »Ich entdeckte, daß sich der kleine Jacques mit dem Rapier einübte, um mit dem Degen zu fechten, und auf eine Scheibe, um nach einem Menschen zu schießen.«

»Ah! du hast das entdeckt,« sagte Borromée, die Stirn faltend; »und was hast du noch entdeckt?« – »Oh! gib mir zu trinken, oder ich erinnere mich nicht mehr.«

»Du wirst bemerken, daß du die sechste Flasche angreifst, « sagte Borromée lachend. – »Ich bekomme auch einen Stich und behaupte nicht das Gegenteil; sind wir hierher gekommen, um Philosophie zu treiben?«

»Nein, nein, wir sind gekommen, um zu trinken.« – »Trinken wir also,« sagte Chicot und füllte sein Glas.

»Nun!« fragte Borromée, als er Chicot Bescheid getan hatte, »erinnerst du dich?« – »An was?«

»An das, was du noch im Kloster gesehen hast?« – »Bei Gott!«

»Nun! was hast du gesehen?« – »Ich habe gesehen, daß die Mönche, statt Pfaffen zu sein, Kriegsknechte waren und, statt Dom Modeste zu gehorchen, dir gehorchten. Das habe ich gesehen.«

»Ah! wahrhaftig! Aber das ist ohne Zweifel noch nicht alles?« – »Nein; doch ich muß trinken, trinken, trinken, oder das Gedächtnis kommt mir abhanden.«

Und als Chicots Flasche leer war, reichte er sein Glas Borromée, der ihm aus der seinigen einschenkte.

Chicot leerte sein Glas, ohne Atem zu holen.

»Nun? erinnern wir uns?« fragte Borromée. – »Ob wir uns erinnern? Ich glaube wohl.«

»Was hast du noch gesehen?« – »Ich habe gesehen, daß ein Komplott stattfand.«

»Ein Komplott!« versetzte Borromée erbleichend. – »Ja, ein Komplott.«

»Gegen wen?« – »Gegen den König.«

»In welcher Absicht?« – In der Absicht, ihn zu entführen.«

»Und wann dies?« – »Wenn er von Vincennes zurückkehren würde.«

»Donner!« – »Wie beliebt?«

»Nichts. Ah! Ihr habt das gesehen?« – »Ich habe es gesehen.«

»Und Ihr habt den König davon in Kenntnis gesetzt?« – »Bei Gott! ich war zu diesem Behufe gekommen.« »Ihr seid also die Ursache, daß der Streich mißlungen ist?« – »Ich bin es.«

»Sturm und Wetter!« murmelte Borromée zwischen den Zähnen. – »Was sagt Ihr?«

»Ich sage, Ihr habt gute Augen, Freund.« – »Bah!« erwiderte Chicot stammelnd; »ich habe noch ganz andere Dinge gesehen. Gebt mir eine von Euren Flaschen, und Ihr sollt Euch wundern, wenn ich Euch sage, was ich gesehen habe.«

Borromée beeilte sich, Chicots Wunsch zu entsprechen.

»Sprecht!« sagte er. – »Einmal habe ich Herrn von Mayenne verwundet gesehen.«

»Bah!« – »Ein schönes Wunder, er war auf meiner Straße. Und dann habe ich die Einnahme von Cahors gesehen.«

»Wie, die Einnahme von Cahors! Ihr kommt also von Cahors?« – »Gewiß. Ah! Kapitän, das war in der Tat schön anzusehen, und ein Tapferer, wie Ihr, hätte ein Vergnügen an diesem Schauspiel gefunden.«

»Ich zweifle nicht daran; Ihr wart also beim König von Navarra?« – »An seiner Seite, wie wir sind.«

»Und Ihr habt ihn verlassen?« – »Um diese Kunde dem König von Frankreich zu überbringen.«

»Und Ihr kommt vom Louvre?« – »Eine Viertelstunde vor Euch.«

»Da wir uns seit dieser Zeit nicht trennten, so frage ich Euch nicht, was Ihr seit unserem Zusammentreffen im Louvre gesehen habt.« – »Fragt, fragt im Gegenteil, denn bei meinem Wort, das ist das Seltsamste.«

»Sprecht also.« – »Sprecht, sprecht,« machte Chicot, »es ist leicht zu sagen, sprecht.«

»Macht einen Versuch.« – »Noch ein Glas Wein, um mir die Zunge zu lösen ... ganz voll, gut. Nun wohl, Kamerad, ich habe gesehen, daß du, als du den Brief Seiner Hoheit des Herzogs von Guise aus der Tasche zogst, einen andern fallen ließest.«

»Einen andern?« rief Borromée aufspringend. – »Ja, der hier ist,« sagte Chicot. Und nachdem er drei- oder viermal das Ziel verfehlt hatte, drückte er seine Fingerspitze auf Borromées büffelledernes Wams, gerade an der Stelle, wo der Brief war.

Borromée bebte, als ob Chicots Finger glühendes Eisen gewesen wären, und als ob dieses glühende Eisen seine Brust berührt hätte, statt sein Wams zu berühren.

»Oho!« sagte er, »es würde nur noch eins fehlen.«

– »Woran?«

»An alldem, was Ihr gesehen habt.« – »Was?«

»Daß Ihr wüßtet, an wen der Brief adressiert ist.«

– »Ein schönes Wunder!« sagte Chicot und ließ seine Arme auf den Tisch fallen; »er ist an die Frau Herzogin von Montpensier adressiert.«

»Heiliges Blut Christi!« rief Borromée; »doch Ihr habt hoffentlich dem König nichts davon gesagt?« – »Nicht ein Wort, aber ich werde es ihm sagen.«

»Und wann dies?« – »Wenn ich einen Schlaf gemacht habe,« sagte Chicot. Und er ließ seinen Kopf auf seine Arme fallen, die schon auf dem Tisch lagen.

»Ah! Ihr wißt, daß ich einen Brief für die Herzogin habe?« fragte der Kapitän mit gepreßter Stimme. – »Ich weiß es ganz genau,« ruckste Chicot.

»Und wenn Ihr Euch auf Euren Beinen halten könnt, werdet Ihr in den Louvre gehen?« – »Ich werde in den Louvre gehen.«

»Und mich angeben?« – »Und Euch anzeigen.«

»Es ist also kein Scherz?« – »Was?«

»Daß, sobald Euer Schlaf beendigt ist ...« – »Nun?«

»Der König alles erfährt?« – »Aber, mein lieber Freund,« sagte Chicot, indem er den Kopf in die Höhe hob und Borromée mit matten Augen anschaute; »begreift doch; Ihr seid Verschwörer, ich bin Spion; ich habe so und so viel für jedes Komplott, das ich anzeige; Ihr habt ein Komplott angezettelt, ich zeige Euch an. Wir treiben jeder sein Gewerbe. Gute Nacht, Kapitän.«

»Ah!« sagte Borromée, ein Flammenauge auf seinen Gefährten heftend, »ah, du willst mich anzeigen, lieber Freund?« – »Sobald ich wach sein werde, teurer Freund, das ist abgemacht.«

»Noch du mußt wissen, ob du auch erwachst,« rief Borromée und führte dabei einen so wütenden Degenstoß gegen den Rücken seines Zechgenossen, daß er ihn völlig zu durchbohren und auf den Tisch zu nageln glaubte. Er hatte aber ohne das von Chicot aus Dom Modestes Waffenlager entlehnte Panzerhemd gerechnet. Der Degen zerbrach wie Glas auf diesem starken Panzerhemd, dem Chicot zum zweiten Male das Leben zu verdanken hatte. Und ehe sich der Mörder von seinem Staunen erholte,

spannte sich Chicots rechter Arm wie eine Feder ab, beschrieb einen Halbkreis und gab Borromée einen fünfhundert Pfund schweren Faustschlag ins Gesicht, daß er ganz blutig und zerquetscht an die Wand rollte.

In einer Sekunde stand Borromée wieder, in einer zweiten hatte er seinen Degen in der Hand. Diese zwei Sekunden waren aber für Chicot hinreichend gewesen, sich ebenfalls wieder aufzurichten und vom Leder zu ziehen. Alle Weindünste waren wie durch einen Zauber verschwunden; Chicot hielt sich halb auf sein linkes Bein zurückgeworfen, das Auge starr, das Faustgelenk fest und bereit, seinen Feind zu empfangen.

Der Tisch streckte sich wie ein Schlachtfeld, worauf die leeren Flaschen lagen, zwischen den Gegnern aus und diente jedem als Verschanzung. Doch der Anblick des Blutes, das von seiner Nase auf sein Gesicht und von seinem Gesicht auf die Erde floß, berauschte Borromée, und er stürzte, jeder Klugheit bar, so nahe auf seinen Feind zu, als es der Tisch erlaubte.

»Doppelter Dummkopf,« sagte Chicot, »du siehst wohl, daß du trunken bist, denn von der einen Seite des Tisches zur andern kannst du mich nicht erreichen, während mein Arm sechs Zoll länger als deiner, und mein Degen ebenfalls sechs Zoll länger als deiner ist. Nimm dies zum Beweis.« Und ohne auszufallen, streckte Chicot seinen Arm mit der Geschwindigkeit des Blitzes vor und stieß Borromée mitten auf die Stirn. Borromée schrie laut auf, mehr jedoch aus Zorn als aus Schmerz, und da er trotz allem ungemein mutig war, so griff er mit verdoppelter Erbitterung an.

Chicot nahm, immer auf der andern Seite des Tisches, einen Stuhl, setzte sich ganz ruhig und sagte, die Achseln zuckend: »Mein Gott! wie albern doch die Soldaten sind! Sie behaupten, sie verstehen den Degen zu handhaben, und der geringste Bürger könnte sie wie Mücken töten. Gut, gut! nun will er mir ein Auge ausstoßen. Ah! du steigst auf den Tisch; das fehlte nur noch. Doch nimm dich in acht, du erzdummer Esel, die Stöße von unten nach oben sind furchtbar, und wenn ich wollte, würde ich dich spießen wie eine Lerche.«

Und er stieß ihn in den Bauch, wie er ihn auf die Stirn gestoßen hatte.

Borromé wurde rot vor Wut und sprang vom Tische herab.

»So ist es gut,« sagte Chicot, »wir sind nun auf gleicher Höhe und können plaudern, während wir fechten. Ah! Kapitän, Kapitän, wir morden also hin und wieder, zwischen zwei Komplotten?«

»Ich tue für meine Sache, was Ihr für die Eurige tut,« erwiderte Borromée, zu ernsten Gedanken zurückgeführt und unwillkürlich erschrocken über das düstere Feuer, das aus Chicots Augen sprang.

»Das heiße ich sprechen,« versetzte Chicot, »und dennoch, Freund, sehe ich mit Vergnügen, daß ich's besser verstehe als Ihr.«

Borromée hatte einen Stoß nach Chicot geführt, der dessen Brust gestreift.

»Nicht schlecht, doch ich kenne den Stoß; es ist der, den Ihr dem kleinen Jacques gezeigt habt. Ich sagte also, ich tauge mehr als Ihr, Freund, denn ich habe den Streit nicht angefangen, so große Lust ich auch dazu hatte; mehr noch, ich ließ Euch Euer Vorhaben ausführen, indem ich Euch jeden Raum dazu gönnte, und selbst in diesem Augenblick pariere ich nur; dies geschieht, weil ich Euch einen Vorschlag zu machen habe.«

»Nichts!« rief Borromée, außer sich über Chicots Ruhe, »nichts!«

Und er führte einen Stoß der den Gaskogner durchbohrt haben müßte, hätte dieser nicht mit seinen langen Beinen einen Schritt gemacht, der ihn aus dem Bereich seines Gegners brachte.

»Ich will dir trotzdem diesen Vorschlag nennen, damit ich mir nichts vorzuwerfen habe.«

»Schweige,« rief Borromée, »unnötig, schweige.«

»Höre,« erwiderte Chioct, »es geschieht zur Beruhigung meines Gewissens; begreifst du? Ich habe keinen Durst nach deinem Blut und will dich nur in der höchsten Not töten.«

»Aber töte mich doch, töte, wenn du kannst,« schrie Borromée wütend.

»Nein, ich habe schon einmal in meinem Leben einen Eisenfresser, wie du bist, getötet, einen Eisenfresser, der sogar stärker war als du. Bei Gott! Du kennst ihn wohl, er gehörte auch zum Hause Guise und war ein Advokat.«

»Ah! Nicolas David,« murmelte Borromée, indem er sich erschrocken in Verteidigungsstand setzte. – »Ganz richtig.«

»Ah! du hast ihn getötet?« – »Oh! mein Gott, ja, mit einem hübschen kleinen Stoß, den ich dir zeigen werde, wenn du meinen Vorschlag nicht annimmst.«

»Nun, worin besteht dein Vorschlag? Laß hören.« – »Du gehst vom Dienst des Herzogs von Guise in den des Königs über, jedoch ohne den des Herzogs von Guise zu verlassen.« »Das heißt, ich soll Spion werden wie du?« – »Nein, es wird ein Unterschied stattfinden; mich bezahlt man nicht, aber dich wird man bezahlen; du fängst damit an, daß du mir den Brief des Herrn Herzog von Guise an die Herzogin von Montpensier zeigst; du läßt mich eine Abschrift nehmen, und ich lasse dich in Ruhe bis zu einer neuen Gelegenheit. Nun! bin ich nicht artig?« – »Halt, hier hast du meine Antwort.«

Borromées Antwort war ein Stoß über den Arm seines Gegners, den er so rasch ausführte, daß die Spitze des Degens Chicots Schulter streifte.

»Ah! ah!« sagte Chicot, »ich sehe wohl, daß ich dir durchaus den Stoß von Nicolas David zeigen muß; es ist ein einfacher, schöner Stoß.«

Nun machte Chicot, der sich bis jetzt nur verteidigend gehalten hatte, einen Schritt vorwärts und griff ebenfalls an.

»Sieh den Stoß,« sagte Chicot, »ich mache eine Finte in Tiefquart.«

Und er machte seine Finte; Borromée parierte zurückweichend, doch nachdem er einen ersten Schritt rückwärts getan hatte, mußte er stehenbleiben, denn der Verschlag fand sich hinter ihm.

»Gut! so ist es, du parierst den Zirkelstoß, und darin hast du unrecht, denn mein Faustgelenk ist besser als deines; ich binde also den Degen, ich

komme in einer Hochterz zurück, ich falle weit aus, und du bist getroffen, oder vielmehr du bist tot.«

Der Stoß war in der Tat blitzartig auf die Auseinandersetzung gefolgt, und der feine Degen war, in Borromées Brust eindringend, wie eine Nadel zwischen zwei Rippen durchgeschlüpft und hatte sich tief und mit einem matten Ton in den tannenen Verschlag eingearbeitet.

Borromée streckte die Arme aus und ließ seinen Degen fallen, seine Augen erweiterten sich blutig, sein Mund öffnete sich, ein roter Schaum erschien auf seinen Lippen, sein Kopf neigte sich auf seine Schulter mit einem Seufzer, der einem Röcheln glich; dann hörten seine Beine auf, ihn zu unterstützen, und zusammensinkend erweiterte sein Körper den Einschnitt des Degens, vermochte ihn aber nicht vom Verschlag loszumachen, an dem er von Chicots höllischem Faustgelenk festgehalten wurde, so daß der Unglückliche, einem riesigen Nachtfalter ähnlich, an die Wand angenagelt blieb, an die seine Füße in geräuschvollen Stößen anschlugen.

Kalt und unempfindlich, wie er es unter solchen Umständen war, besonders wenn er in seinem Herzen die Überzeugung hegte, er habe alles getan, was ihm sein Gewissen zu tun vorgeschrieben, ließ Chicot den Degen los, der horizontal steckenblieb, öffnete den Gürtel des Kapitäns, durchsuchte sein Wams, nahm den Brief und las die Aufschrift: »Herzogin von Montpensier.«

Das Blut floß indessen in schäumenden Fäden aus der Wunde, und der Schmerz des Todeskampfes prägte sich in den Zügen des Verwundeten aus.

»Ich sterbe, ich verscheide,« murmelte er; »mein Gott und Herr, erbarme dich meiner!«

Diese letzte Anrufung der göttlichen Barmherzigkeit von einem Menschen, der hieran ohne Zweifel nur im letzten Augenblick gedacht hatte, rührte Chicot.

»Wir wollen mildherzig sein,« sagte er, »und da dieser Mensch sterben muß, so sterbe er wenigstens so sanft wie möglich.«

Und er näherte sich dem Verschlag, zog seinen Degen mit Anstrengung aus der Wand, unterstützte den Körper und verhinderte dadurch, daß er schwer auf die Erde fiel.

Doch diese letztere Vorsicht war unnötig, der Tod war rasch und eisig herbeigeeilt; er hatte schon die Glieder des Besiegten gelähmt, seine Beine bogen sich, er schlüpfte in Chicots Arme und rollte schwerfällig auf den Boden.

Diese Erschütterung ließ aus der Wunde eine Welle schwarzen Blutes hervorspringen, mit der vollends der Rest des Lebens aus Borromée entfloh.

Chicot öffnete die Verbindungstür und rief Bonhomet.

Er brauchte nicht zweimal zu rufen; der Schenkwirt hatte an der Tür gehorcht und wußte nur nicht, welcher von den beiden Gegnern unterlegen war.

Zum Lobe Meister Bonhomets müssen wir sagen, sein Gesicht nahm einen Ausdruck wahrer Freude an, als er Chicots Stimme hörte und sah, daß es der Gaskogner war, der unversehrt die Tür öffnete. Chicot, dem nichts entging, bemerkte diesen Ausdruck und wußte ihm in seinem Innern Dank dafür.

Bonhomet trat zitternd in das kleine Kabinett ein.

»Ah! guter Jesus!« rief er, als er den Leib des Kapitäns in seinem Blute gebadet sah. Chicot beruhigte den entsetzten Wirt und ließ sich von ihm seine Wunde mit Öl reiben, während 'er selbst den Brief des Herzogs von Lothringen abschrieb.

Dieser Brief lautete:

»Liebe Schwester, die Expedition nach Antwerpen ist sonst gelungen, für uns aber gescheitert; man wird Euch sagen, der Herzog von Anjou sei tot, glaubt es nicht, er lebt. *Er lebt.* Versteht Ihr? das ist die ganze Frage. Es liegt eine ganze Dynastie in diesen zwei Worten; diese zwei Worte trennen

das Haus Lothringen von Frankreichs Thron mehr, als es der tiefste Abgrund tun würde.

Beunruhigt Euch Indessen nicht zu sehr hierüber. Ich habe entdeckt, daß zwei Personen, die ich gestorben glaubte, noch vorhanden sind, und es liegt für den Prinzen in dem Leben dieser beiden Personen eine starke Aussicht auf den Tod. Denkt also nur an Paris; in sechs Wochen wird es Zeit sein, daß die Lige handelt; die Ligisten müssen also erfahren, daß der Augenblick naht, und sich bereithalten.

Die Armee ist auf den Beinen; wir zählen zwölftausend sichere und wohlausgestattete Leute; ich werde mit dieser Armee nach Frankreich ziehen unter dem Vorwand, die deutschen Hugenotten zu bekämpfen, die Heinrich von Navarra Unterstützung bringen; ich werde die Hugenotten schlagen und, unter der Maske eines Freundes in Frankreich einziehend, als Herr und Gebieter handeln.

»N.S. Ich billige vollkommen Euren Plan in Beziehung auf die Fünfundvierzig; nur erlaubt mir, Euch zu sagen, teure Schwester, daß Ihr diesen Burschen mehr Ehre erweist, als sie verdienen.

»Euer wohlgewogener

H. von Lothringen.«

»Nun,« sagte Chicot, »das ist alles klar, mit Ausnahme der Nachschrift. Gut, die Nachschrift werden wir im Auge behalten.«

»Lieber Herr Chicot,« wagte Bonhomet zu fragen, als er sah, daß Chicot aufgehört hatte zu schreiben, »lieber Herr Chicot, Ihr habt mir noch nicht gesagt, was ich mit dem Leichnam tun soll.« – »Das ist ganz einfach.«

»Ja, für Euch, der Ihr voll Einbildungskraft seid, aber nicht für mich.« – »Nun, stelle dir zum Beispiel vor, dieser unglückliche Kapitän sei auf der Straße mit Schweizern in Streit geraten, und man habe ihn verwundet hierher gebracht, hättest du dich geweigert, ihn aufzunehmen?«

»Gewiß nicht, wenn Ihr es mir nicht etwa verboten hättet, lieber Herr Chicot.« – »Nimm an, in diesen Winkel niedergelegt, sei er trotz der Sorge, die du auf ihn verwendet, in deinen Händen vom Leben zum Tode übergegangen. Das wäre ein Unglück, nicht wahr?«

»Gewiß ...« – »Und statt dir Vorwürfe zuzuziehen, würdest du Lobeserhebungen für deine Menschenfreundlichkeit verdienen. Denke, sterbend hat dieser arme Kapitän den dir wohlbekannten Namen des Priors der Jakobiner von Saint-Antoine ausgesprochen.«

»Den Namen Dom Modeste Gorenflots?« rief Bonhomet voll Erstaunen. – »Ja, Dom Modeste Gorenflots. Nun wohl, du wirst Dom Modeste benachrichtigen; Dom Modeste wird herbeieilen, und da man in einer von den Taschen des Toten seine Börse wiederfindet, du begreifst, es ist wichtig, daß man diese Börse findet, ich sage dir das nur zur Nachachtung, und da man in einer von den Taschen des Toten seine Börse und in der andern diesen Brief findet, so faßt man keinen Verdacht.«

»Ich verstehe, lieber Herr Chicot,« – »Mehr noch, du erhältst eine Belohnung, statt bestraft zu werden.«

»Ihr seid ein großer Mann, lieber Herr Chicot; ich laufe in die Priorei von Saint-Antoine.« – »Warte doch, zum Teufel! Ich habe gesagt, die Börse und den Brief.«

»Ah! ja, und den Brief, Ihr habt ihn?« – »Ganz richtig.«

»Ich soll nicht sagen, daß er gelesen und abgeschrieben worden ist?« – »Bei Gott, gerade dafür, daß dieser Brief unberührt geblieben, wirst du eine Belohnung erhalten.«

»Es ist also ein Geheimnis in diesem Brief?« – »In diesen Zeitläuften finden sich in allem Geheimnisse, mein lieber Bonhomet.«

Nach dieser weisen Antwort befestigte Chicot äußerst geschickt die Seide wieder unter dem Siegelwachs, dann verband er das Wachs so künstlich, daß das geübteste Auge nicht den geringsten Sprung, hätte sehen können.

Sobald dies geschehen war, steckte er den Brief in die Tasche des Toten, ließ sich auf seine Wunde mit Öl und Weinhefe getränkte Leinwand auflegen, zog den schützenden Panzer über seine Haut, das Hemd über seinen Panzer, sein Wams über sein Hemd, hob seinen Degen auf, trocknete ihn ab, stieß ihn wieder in die Scheide und entfernte sich.

Doch er kehrte noch einmal um und sagte: »Wenn dir aber die Fabel, die ich erfunden habe, nicht gut vorkommt, so kannst du den Kapitän anklagen, er habe sich selbst den Degen durch den Leib gerannt.«

»Ein Selbstmord?« – »Bei Gott, du begreifst, das gefährdet niemand.«

»Doch man wird den Unglücklichen nicht in geweihter Erde begraben.« – »Puh!« versetzte Chicot, »macht man ihm damit ein großes Vergnügen?« »Ich glaube wohl.« – »So tue, was du willst, mein lieber Bonhomet, Gott befohlen.«

Dann sagte er, zum zweiten Male zurückkehrend: »Ah! ich will bezahlen, da er tot ist.«

Chicot warf hierauf drei Goldtaler auf den Tisch, legte zum Zeichen des Stillschweigens seinen Finger auf seine Lippen und ging hinaus.

Der Gatte und der Liebhaber.

Nicht ohne mächtige Gemütsbewegung sah Chicot wieder die ruhige und öde Rue des Augustins, die Ecke, welche die Häuser, die vor dem seinigen standen, bildeten, und endlich sein Haus selbst mit seinem dreieckigen Dach, seinem wurmstichigen Balkon und den mit Drachenköpfen verzierten Dachrinnen.

Er hatte so sehr gefürchtet, nur eine Lücke an Stelle dieses Hauses zu finden, daß ihm das Haus als Wunder der Reinlichkeit, der Freundlichkeit und des Glanzes erschien.

Auch seinen Goldtalerschatz fand er unversehrt in dem Stützbalken, in dem er ihn, wie wir wissen, versteckt hatte.

»Alle Wetter,« murmelte Chicot, als er, seinen Schatz vor seinen Augen, mitten im Zimmer kauerte, »alle Wetter, ich habe da einen vortrefflichen Nachbar, einen würdigen Mann, der mein Geld in Achtung erhalten und selbst geachtet hat; das ist wahrhaftig eine unschätzbare Handlung in diesen Zeitläuften. Bei Gott! ich bin diesem artigen Mann einen Dank schuldig, und er soll ihn noch diesen Abend haben.«

Hierauf setzte Chicot das zudeckende Brettchen wieder auf den Balken, trat an das Fenster und schaute nach dem Hause gegenüber. Es hatte immer noch die graue, düstere Farbe, welche die Einbildungskraft unwillkürlich den Gebäuden leiht, deren Charakter sie kennt.

»Es muß ihre Stunde zum Schlafengehen noch nicht gekommen sein.« sagte Chicot, »und überdies sind diese Leute, dessen bin ich sicher, keine argen Schläfer; wir wollen also sehen.«

Er stieg hinab und klopfte, nachdem er seiner lachenden Miene allen Liebreiz zu geben bemüht gewesen, an die Tür des Nachbars.

Er hörte auf der Treppe gehen, und zwar mit behendem Schritte, und wartete dennoch ziemlich lange, ehe er zum zweiten Male klopfte.

Bei dieser neuen Aufforderung öffnete sich die Tür, und ein Mann erschien im Schatten.

»Meinen Dank und guten Abend,« sagte Chicot, indem er die Hand ausstreckte; »ich bin nun zurückgekehrt und komme, um Euch meine Erkenntlichkeit auszudrücken, lieber Nachbar.«

»Was beliebt?« machte eine Stimme, deren Ton Chicot sehr in Erstaunen setzte.

Zugleich tat der Mann, der die Tür geöffnet hatte, einen Schritt rückwärts.

»Ah! ich täusche mich,« sagte Chicot, »Ihr wart nicht mein Nachbar, als ich abreiste, und, Gott vergebe mir, dennoch kenne ich Euch.«

»Und ich kenne Euch auch,« erwiderte der junge Mann.

»Ihr seid der Herr Vicomte Ernauton von Carmainges.«

»Und Ihr, Ihr seid der Schatten.«

»In der Tat,« rief Chicot, »ich falle aus den Wolken.« »Was wünscht Ihr, mein Herr?« fragte der junge Mann etwas ärgerlich.

»Verzeiht, ich störe Euch wohl, mein lieber Herr.« – »Nein, doch Ihr werdet mir wohl erlauben, Euch zu fragen, was zu Euren Diensten steht?«

»Nichts, wenn nicht, daß ich mit dem Herrn des Hauses sprechen wollte.« – »Sprecht also!«

»Wieso?« – »Der Herr des Hauses bin ich.«

»Ihr? Ich bitte, seit wann?« – »Seit drei Tagen.«

»Gut! das Haus war also zu verkaufen?« – »Es scheint, da ich es gekauft habe.«

»Aber der ehemalige Eigentümer?« – »Bewohnt es nicht mehr, wie Ihr seht.«

»Wo ist er?« – »Ich weiß es nicht.«

»Verständigen wir uns, mein Herr.« – »Das ist mir ganz lieb,« erwiderte Ernauton mit sichtbarer Ungeduld; »nur wollen wir uns rasch verständigen.«

»Der ehemalige Eigentümer war ein Mann von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, der aber vierzig zu sein schien.« – »Nein; es war ein Mann von fünfundsechzig bis sechsundsechzig Jahren, was sein Alter zu sein schien.«

»Kahl.« – »Nein, im Gegenteil, mit einem Wald weißer Haare.«

»Nicht wahr, er hatte eine ungeheure Narbe an der linken Seite seines Kopfes?« –. »Die Narbe habe ich nicht gesehen, aber eine große Anzahl von Runzeln.«

»Das begreife ich nicht.« – »Nun, so sprecht,« sagte Ernauton, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, »was wolltet Ihr von diesem Mann, mein lieber Herr Schatten?«

Chicot wollte sagen, was seine Absicht war; doch plötzlich schien es ihm besser, an sich zu halten, und er erwiderte: »Ich wollte ihm einen kleinen Besuch machen, wie man dies unter Nachbarn zu tun pflegt.«

Auf diese Art log Chicot nicht und verriet nichts.

»Mein lieber Herr,« sagte Ernauton höflich, zugleich aber die Öffnung der Tür beträchtlich vermindernd, die er mit der Hand hielt, »mein lieber Herr, ich bedaure, Euch keine genaue Auskunft geben zu können.«

»Ich danke, mein Herr,« sagte Chicot, »ich werde anderswo suchen.«

»Aber,« fuhr Ernauton fort, während er die Tür immer mehr zumachte, »aber das hält mich nicht ab, mir zu dem Zufall, der mich mit Euch wieder in Berührung setzt, Glück zu wünschen.«

»Du möchtest mich gern beim Teufel sehen, nicht wahr?« dachte Chicot, während er den Gruß erwiderte.

Doch da Chicot sich immer noch nicht zurückzog, sagte Ernauton, von dem nur noch das Gesicht zwischen der Tür und dem Pfosten sichtbar war: »Auf baldiges Wiedersehen, mein Herr.«

»Nur noch einen Augenblick, Herr, von Carmainges.«

»Mein Herr,« entgegnete Ernauton, »zu meinem großen Bedauern kann ich nicht länger verweilen; ich erwarte jemand, der gerade an diese Tür klopfen soll, und dieser jemand würde es mir sehr verargen, wenn ich bei seinem Empfang nicht mit aller möglichen Diskretion zu Werke ginge.«

»Das genügt, mein Herr, ich begreife,« sagte Chicot; »verzeiht, daß ich Euch belästigt habe, ich entferne mich.«

»Gott befohlen, lieber Herr Schatten.«

»Gott befohlen, würdiger Herr Ernauton.«

Hierauf machte Chicot einen Schritt rückwärts und sah, wie man ihm die Tür vor der Nase schloß.

Chicot bedachte, daß es sehr seltsam sei, Ernauton sich so als Herrn in dem geheimnisvollen Hause einnisten zu sehen, dessen Bewohner so plötzlich verschwunden waren. Um so mehr, als sich auf diese früheren Bewohner ein Satz im Briefe des Herzogs von Guise, der den Herzog von Anjou betraf, beziehen konnte.

Es kam ihm seltsam vor, daß er Ernauton in diesem Hause sah, wo er Remy gesehen hatte, einmal, weil sich diese beiden gar nicht kannten; es mußte also noch ein Chicot unbekannter Vermittler im Spiele sein.

Zweitens wunderte er sich, weil dieses Haus an Ernauton verkauft worden war, der kein Geld besaß, um es zu kaufen.

»Es ist wahr,« sagte Chicot zu sich selbst, indem er sich so bequem als möglich auf seiner Dachrinne, seinem gewöhnlichen Beobachtungsposten, einrichtete, »der junge Mann behauptet, er werde einen Besuch bekommen, und dieser Besuch sei der einer Frau; heutzutage sind die Frauen reich und erlauben sich manches. Ernauton ist schön, jung, zierlich, Ernauton hat gefallen, Man hat ihm Rendezvous gegeben, man hat ihn dieses Haus zu kaufen beauftragt; er hat das Haus gekauft und das Rendezvous angenommen.«

Als Chicot so weit in seinen Betrachtungen gekommen war, wurde er seinem Nachsinnen durch die Ankunft einer Sänfte entzogen, die von der Seite des Gasthofes zum Kühnen Ritter kam.

Diese Sänfte hielt vor der Schwelle des geheimnisvollen Hauses. Eine verschleierte Dame stieg aus und verschwand alsbald durch die Tür, die Ernauton halb geöffnet hielt.

»Armer Junge,« murmelte Chicot, »ich täuschte mich nicht, er erwartete eine Frau, und nun will ich mich schlafen legen.«

Chicot erhob sich; doch er blieb unbeweglich stehen.

»Ich' täusche mich,« sagte er, »ich werde nicht schlafen. Doch, wenn ich nicht schlafe, so sind es nicht Gewissensbisse, die mich am Schlafen hindern, es wird die Neugierde sein, und was ich da sage, ist so wahr, daß ich, wenn ich an meinem Beobachtungsposten bleibe, nur mit einem beschäftigt sein werde, nämlich damit, zu erfahren, welche von den edlen Damen vom Hofe den schönen Ernauton mit ihrer Liebe beehrt. Es ist also besser, wenn ich auf meinem Posten bleibe, da ich doch sicher wieder aufstehen würde, um dahin zurückzukehren.«

Damit setzte sich Chicot wieder.

Es war ungefähr eine Stunde abgelaufen, ohne daß wir sagen könnten, ob Chicot an die unbekannte Dame oder an Borromée dachte, ob er von der Neugierde in Anspruch genommen oder von Reue erfüllt war, als er am Ende der Straße den Galopp eines Pferdes zu hören glaubte. Es erschien in der Tat bald ein in seinen Mantel gehüllter Reiter.

Dieser hielt mitten in der Straße an und suchte sich, wie es schien, auszukennen. Da erblickte er die Gruppe, welche die Sänfte und ihre Träger bildeten. Er ritt gerade auf sie zu, man hörte seinen Degen an seine Sporen schlagen, er war also bewaffnet. Die Träger wollten sich ihm widersetzen; doch er sprach leise ein paar Worte zu ihnen, und sie traten nicht nur ehrfurchtsvoll auf die Seite, sondern es nahm sogar, als er abgestiegen war, einer aus seinen Händen die Zügel seines Pferdes.

Der Unbekannte ging auf die Tür zu und klopfte heftig an.

»Bei Gott!« sagte Chicot zu sich selbst, »es war vernünftig von mir, daß ich geblieben bin! Meine Ahnungen, die mir verkündigten, es würde etwas Seltsames vorgehen, betrogen mich nicht. Das ist der Mann, armer Ernauton! Es wird sogleich eine Ermordung geben. Doch wenn es der Mann ist, so ist er sehr gut, daß er seine Ankunft durch ein so heftiges Klopfen verkündigt.«

Aber trotz des heftigen Klopfens zögerte man, ihm zu öffnen.

»Öffnet!« rief der Klopfende.

»Öffnet! öffnet.!« wiederholten die Träger.

»Unleugbar,« sagte Chicot, »ist es der Mann; er hat gedroht, die Träger peitschen oder hängen zu lassen, und die Träger sind für ihn. Der arme Ernauton wird bei lebendigem Leibe geschunden werden. Aber nur, wenn ich es dulde,« fügte Chicot hinzu. »Denn er hat mir beigestanden, und folglich muß ich ihm eintretendenfalls auch beistehen. Der Fall ist aber eingetreten, wie mir scheint, oder er wird nie mehr eintreten.«

Chicot war entschlossen und edelmütig; überdies neugierig; er nahm seinen langen Degen von der Wand, schob ihn unter seinen Arm und stieg eiligst seine Treppe hinab. Chicot wußte seine Tür zu öffnen, ohne daß das geringste Geräusch entstand, was eine unerläßliche Wissenschaft für jeden ist, der mit Nutzen horchen will. Er schlüpfte unter dem Balkon hinter einen Pfeiler und wartete.

Kaum stand er hier, als sich die Tür gegenüber auf ein Wort öffnete, das der Unbekannte durch das Schloß flüsterte; doch er blieb auf der Schwelle. Einen Augenblick nachher erschien die Dame im Türrahmen. Sie nahm den Arm des Kavaliers, der sie zur Sänfte zurückführte, die Tür schloß und wieder zu Pferde stieg.

»Es unterliegt keinem Zweifel, es war der Mann,« sagte Chicot; »im ganzen ein guter Kerl, daß er nicht ein wenig in dem Hause suchte, um meinem Freund Carmainges den Bauch aufschlitzen zu lassen.«

Die Sänfte setzte sich in Bewegung, der Kavalier ritt am Schlag.

»Bei Gott!« sagte Chicot zu sich selbst, »ich muß diesen Leuten folgen, damit ich weiß, wer sie sind und wohin sie gehen; sicher werde ich aus meiner Entdeckung einen guten Rat für meinen Freund Carmainges ziehen.«

Chicot folgte ihnen in der Tat, wobei er die Vorsicht beobachtete, im Schatten der Mauern zu bleiben und seinen Tritt vom Geräusch der Menschen- und Pferdetritte übertönen zu lassen.

Das Erstaunen Chicots war nicht gering, als er die Sänfte vor dem Gasthaus zum *Kühnen Ritter* anhalten sah. Beinahe in demselben Augenblick öffnete sich die Tür, wie wenn jemand gewacht hätte.

Immer noch verschleiert, stieg die Dame aus, trat ein und ging in das Türmchen hinauf, dessen Fenster im ersten Stock beleuchtet waren. Der Mann ging hinter ihr hinauf.

Beiden voran schritt Frau Fournichon, eine Kerze in der Hand haltend.

»Das ist mir offenbar durchaus unbegreiflich,« sagte Chicot, indem er seine Arme über der Brust kreuzte.

Wie Chicot in dem Briefe des Herzogs von Guise klarzusehen anfing.

Chicot glaubte wohl irgendwo die Gestalt dieses so gefälligen Kavaliers gesehen zu haben, vermochte sich aber der Persönlichkeit nicht genau zu erinnern. Während er aber noch, im Schatten verborgen, die Augen auf das beleuchtete Fenster geheftet, sich fragte, was dieser Mann und diese Frau jetzt unter vier Augen im *Kühnen Ritter* machten, sah unser würdiger Gaskogner, wie sich die Tür des Wirtshauses öffnete, und in dem Lichtstreifen, der aus der Öffnung hervordrang, etwas wie der schwarze Umriß eines Mönchleins erschien.

Dieser Umriß hielt einen Augenblick an, um nach demselben Fenster zu schauen, nach dem Chicot schaute.

»Oho!« murmelte er, »das scheint mir ein Jakobinerrock zu sein; läßt Meister Gorenflot in der Zucht nach, daß er seine Schafe zu einer solchen Stunde der Nacht und in einer solchen Entfernung von der Priorei umherschweifen läßt?«

Chicot folgte mit den Augen dem Jakobiner, während er die Rue des Augustins hinabging, und ein besonderer Instinkt sagte ihm, er würde in dem Mönch den Schlüssel zu dem Rätsel finden, den er bis jetzt vergebens gesucht hatte.

Wie Chicot die Gestalt des Kavaliers bekannt vorkam, so auch die des Mönchleins.

»Ich will verdammt sein,« sagte er, »wenn dieses Mönchsgewand nicht dem kleinen Ungläubigen angehört, den man mir als Reisegefährten geben wollte, und der mit der Büchse und dem Rapier so gut umzugehen weiß.«

Um seiner Sache gewiß zu werden, verlängerte Chicot seine an sich schon langen Schritte. Bald hatte er auch den sich beständig sehnsüchtig nach den erhellten Fenstern umschauenden Mönch eingeholt und sah nun, daß er sich nicht getäuscht hatte.

»Holla! kleiner Bursche,« sagte er; »holla, mein kleiner Jacques; holla, mein kleiner Clement. Halt!«

Dieses letzte Wort sprach er so militärisch scharf, daß der Mönch bebte.

»Wer ruft mich?« fragte er mit einem heftigen und mehr herausfordernden als wohlwollenden Ton.

»Ich!« erwiderte Chicot, indem er sich vor dem Jakobiner hoch aufrichtete; »ich; erkennst du mich nicht, mein Sohn?« – »Ah! Herr Robert Briquet,« rief das Mönchlein.

»Ich selbst. Kleiner. Und wohin gehst du so spät, liebes Kind?« – »In die Priorei, Herr Briquet.«

»Gut; doch woher kommst du?« – »Ich?«

»Allerdings, kleiner Nachtschwärmer.« – Zitternd erwiderte der junge Mensch: »Ich weiß nicht, was Ihr da sagt, Herr Briquet; ich bin im Gegenteil in einem wichtigen Auftrag von Dom Modeste abgeschickt, und er selbst wird Euch dies bezeugen, wenn es nötig ist ...«

»Ruhig, ruhig, mein kleiner Heiliger; wir fangen Feuer wie eine Lunte, wie es scheint.« – »Ist kein Grund dazu vorhanden, wenn man sich nennen hört, wie Ihr mich nennt?«

»Ah! siehst du, wenn ein Gewand wie das deinige zu einer solchen Stunde aus einer Schenke herauskommt ...« – »Ich, aus einer Schenke!«

»Ei! gewiß, ist das Haus, aus dem du kommst, nicht das zum Kühnen Ritter? Ah! du siehst wohl, daß ich dich ertappe.« – »Ihr habt recht,« erwiderte Clement; »doch ich kam nicht aus einer Schenke.«

»Wie, ist das Wirtshaus zum Kühnen Ritter keine Schenke?« – »Eine Schenke ist ein Haus, wo man trinkt, und da ich in diesem Hause nichts getrunken habe, so ist dieses Haus für mich keine Schenke.«

»Teufel! die Unterscheidung ist fein, und wenn mich nicht alles täuscht, wirst du eines Tages ein gewaltiger Theologe; doch wenn du nicht in dieses

Haus gingst, um zu trinken, warum gingst du denn dahin?« – Clement antwortete nicht, und Chicot konnte auf seinem Gesichte trotz der Dunkelheit den festen Willen lesen, nicht ein einziges Wort mehr zu sagen.

Nachdem Chicot vergeblich auf verschiedene Weise versucht hatte, den Kleinen zum Sprechen zu bringen, beschloß er, es mit der Ungerechtigkeit zu versuchen, die bei Frauen, Kindern und abhängigen Naturen manchmal Wunder wirkt.

»Gleichviel, Kleiner,« sagte er, als ob er auf seinen ersten Gedanken zurückkäme, »gleichviel, du bist ein ganz artiges Mönchlein; doch du gehst in Wirtshäuser und gar in Wirtshäuser, wo man schöne Frauen findet, und du bleibst entzückt vor dem Fenster stehen, wo man ihren Schatten sehen kann; Kleiner, Kleiner, ich werde es Dom Modeste sagen.«

Der Schlag traf scharf, schärfer sogar, als es Chicot gedacht hatte, denn er vermutete anfangs nicht, die Wunde würde so tief werden, Jacques wandte sich um, einer Schlange ähnlich, die man mit den Füßen tritt.

»Das ist nicht wahr,« rief er, rot vor Scham und Zorn, »ich schaue nicht nach den Frauen.«

»Doch, doch!« fuhr Chicot fort, »es war im Gegenteil eine sehr schöne Frau im *Kühnen Ritter*, als du herauskamst, und du hast dich umgewandt, um sie noch zu sehen, und ich weiß, daß du im Türmchen auf sie wartetest, und ich weiß, daß du sie gesprochen hast.«

Da konnte Jacques nicht mehr an sich halten.

»Allerdings habe ich sie gesprochen,« rief er, »ist es eine Sünde, mit Frauen zu sprechen?«

»Nein, wenn man mit ihnen nicht aus eigenem Antrieb und durch eine Versuchung Satans bewogen spricht.«

»Satan hat mit alldem nichts zu tun, und ich mußte wohl mit dieser Dame sprechen, da ich beauftragt war, ihr einen Brief zu übergeben.«

»Beauftragt von Dom Modeste?« – »Ja, klagt nun bei ihm.«

Einen Augenblick betäubt und in der Finsternis tappend, fühlte Chicot bei diesen Worten einen Blitz die Dunkelheit seines Gehirnes durchzucken.

»Ah!« sagte er, »ich wußte das wohl.« – »Was wußtet Ihr?«

»Das, was du mir nicht sagen wolltest.« – »Ich sage *meine* Geheimnisse nicht einmal und noch viel weniger die von *andern*.«

»Ja; aber mir.« – »Warum Euch?«

»Mir, der ich ein Freund von Dom Modeste bin, und dann mir ...« – »Nun?«

»Mir, der ich zum voraus alles weiß, was du mir sagen könntest.« – Der kleine Jacques schaute Chicot, den Kopf schüttelnd und mit einem ungläubigen Lächeln an.

»Soll ich dir erzählen, was du mir nicht erzählen willst?« fragte Chicot. – »Erzählt es mir.«

»Vor allem,« sagte Chicot, »ist der arme Borromée ...«

Jacques' Gesicht verdüsterte sich.

»Oh!« sagte der Knabe, »wenn ich dabei gewesen wäre ...«

»Wenn du dabei gewesen wärest?« – »So würde die Sache nicht so gegangen sein.«

»Du hättest ihn gegen die Schweizer verteidigt, mit denen er Streit bekommen?« – »Ich hätte ihn gegen jeden verteidigt.«

»Somit wäre er nicht getötet worden?« – »Oder ich wäre mit ihm getötet worden.«

»Nun, du warst nicht dabei, und der arme Teufel ist in einem abscheulichen Wirtshause gestorben und hat sterbend den Namen von Dom Modeste ausgesprochen?« – »Ja.«

»Man hat Dom Modeste davon benachrichtigt?« – »Ein Mann erschien ganz bestürzt und machte Lärm im Kloster.«

»Und Dom Modeste ließ seine Sänfte kommen und eilte nach dem Füllhorn?« – »Woher wißt Ihr das?« »Oh! du kennst mich noch nicht, Kleiner; ich bin ein Stück von einem Hexenmeister.«

Jacques wich zwei Schritte zurück.

»Das ist noch nicht alles,« fuhr Chicot fort, der sich, während er sprach, durch das eigene Licht seiner Worte erleuchtete, »man fand einen Brief in der Tasche des Toten.« – »Einen Brief, so ist es.«

»Und Dom Modeste beauftragte seinen kleinen Jacques, diesen Brief an seine Adresse zu überbringen.« – »Ja.«

»Und der kleine Jacques lief auf der Stelle nach dem Hotel Guise.« – »Oh!«

»Wo er niemand fand ...« – »Guter Gott!«

»Als Herrn von Mayneville.« – »Barmherzigkeit.«

»Der Jacques in das Wirtshaus zum Kühnen Ritter führte.« – »Herr Briquet! Herr Briquet, wenn Ihr das wißt!«

»Alle Wetter, du siehst wohl, daß ich es weiß,« rief Chicot triumphierend. – »Ihr seht also wohl, Herr Briquet, daß ich nicht schuldig bin.«

»Nein,« erwiderte Chicot, »du bist weder durch Handlung noch durch Unterlassung schuldig, wohl aber in Gedanken.« – »Ich?«

»Gewiß, du findest die Herzogin sehr schön.« – »Ich!!«

»Und du wendest dich um, damit du sie noch einmal durch die Scheiben siehst.« – »Ich!!!«

Das Mönchlein errötete und stammelte: »Es ist richtig, sie gleicht einer Jungfrau Maria, die zu den Häupten meiner Mutter war.«

»Oh!« murmelte Chicot, »wieviel geht für die Leute verloren, die nicht neugierig sind.«

Dann ließ er sich von dem kleinen Clement alles erzählen, was er selbst erzählt hatte, nur diesmal mit Einzelheiten, die er nicht wissen konnte.

Dann, als er nichts mehr von ihm erfahren konnte, rief er: »Vorwärts, vorwärts, Kleiner, denn man erwartet dich voll Ungeduld in der Priorei.« – »Es ist wahr: ich danke, Herr Briquet, daß Ihr mich daran erinnert.«

Und das Mönchlein verschwand, eiligst davonlaufend.

Mit großen Schritten kehrte Chicot nach seinem Hause zurück. Die Sänfte, die Träger und das Pferd waren immer noch vor der Tür des *Kühnen Ritters*. Geräuschlos erreichte er seine Rinne. Er sah das dem seinigen gegenüberliegende Haus noch beleuchtet. Denn von nun an hatte er nur noch Blicke für dieses Haus.

Er sah anfangs durch den Spalt eines Vorhangs Ernauton hin und her gehen, der voll Ungeduld zu warten schien. Dann sah er die Sänfte zurückkehren, Mayneville wegreiten und endlich die Herzogin in das Zimmer treten, wo Ernauton mehr zitterte als atmete.

Ernauton kniete vor der Herzogin nieder, die ihm ihre weiße Hand zu küssen gab. Dann hob die Herzogin den jungen Mann auf und ließ ihn sich gegenüber an eine zierlich bestellte Tafel sitzen.

»Das ist sonderbar,« sagte Chicot, »das fing wie eine Verschwörung an und endigt wie eine Liebesgeschichte.«

»Ja,« fuhr Chicot fort, »doch wer betreibt diese Liebesgeschichte? Frau von Montpensier.«

Dann sich durch ein neues Licht erleuchtend, murmelte er: »Hoho! Liebe Schwester, ich billige Euren Plan in Beziehung auf die Fünfundvierzig, nur erlaubt mir, Euch zu sagen, daß Ihr diesen Burschen viel Ehre erweist.«

»Alle Wetter!« rief Chicot, »ich komme auf meinen ersten Gedanken zurück; es ist keine Liebe, es ist eine Verschwörung. Die Herzogin von Montpensier liebt Herrn Ernauton von Carmainges; überwachen wir die Liebschaft der Frau Herzogin.«

Chicot wachte bis um halb acht Uhr; zu welcher Stunde Ernauton, den Mantel auf der Nase; weglief, während die Herzogin von Montpensier wieder in ihre Sänfte stieg.

»Was ist nun,« murmelte Chicot, indem er seine Treppe hinabging, »was ist nun die Chance eines Todes, welcher den Herzog von Guise von dem mutmaßlichen Thronerben befreien soll? Wer sind die Leute, die man für tot hielt, und die noch leben?

»Alle Wetter! ich könnte wohl auf der Spur sein.«

Nachricht von Aurilly.

Am andern Tage arbeitete der König im Louvre mit dem Oberintendanten der Finanzen, als man ihm meldete, Herr von Joyeuse der Ältere sei von Chateau-Thierry angekommen und erwarte ihn mit einer Botschaft vom Herzog von Anjou im großen Audienzzimmer.

Der König verließ hastig den Intendanten und lief zu seinem teuren Freunde.

Viele Offiziere und Höflinge waren im Kabinett versammelt; die Königinmutter war in Begleitung ihrer Ehrenfräulein eingetroffen, und diese munteren Fräulein erschienen stets als Sonnen, von Trabanten umgeben.

Der König reichte Joyeuse seine Hand zum Kusse und ließ einen zufriedenen Blick über die Versammlung schweifen. In der Ecke der Eingangstür, an seinem gewöhnlichen Platz, stand Henri du Bouchage, der seinen Dienst und seine Pflichten aufs strengste erfüllte.

Der König dankte ihm und grüßte ihn durch ein freundliches Nicken mit dem Kopf, das Henri durch eine tiefe Verbeugung erwiderte. Dies veranlaßte Joyouse den Kopf zu wenden und seinem Bruder von ferne zuzulächeln, ohne jedoch sichtbar zu grüßen, aus Furcht er könnte die Etikette verletzen.

»Sire,« sagte Joyeuse, »ich bin zu Eurer Majestät vom Herrn Herzog von Anjou abgesandt, der vor kurzem von seinem Zuge nach Flandern zurückgekehrt ist.«

»Mein Bruder befindet sich wohl, Herr Admiral?« – »So wohl, Sire, als es der Zustand seines Geistes erlaubt; ich kann jedoch Eurer Majestät nicht verbergen, daß Monseigneur leidend zu sein scheint.«

»Er wird der Zerstreuung bedürfen nach seinem Unstern,« sagte der König, glücklich, auf die seinem Bruder widerfahrene Niederlage laut Bezug zu nehmen, während er ihn zu beklagen schien. – »Ich glaube, ja, Sire.«

»Man hat uns gesagt, Herr Admiral, das Unglück sei entsetzlich gewesen.« – »Sire ...«

»Aber durch Euch sei ein großer Teil der Armee gerettet worden; empfangt meinen Dank, Herr Admiral. Wünscht der arme Herr von Anjou uns nicht zu sehen?« – »Sehnsüchtig, Sire ...«

»Wir werden ihn auch besuchen. Seid Ihr nicht auch dieser Ansicht, Madame?« fragte Heinrich, indem et sich an Katharina wandte, deren Herz alles litt, was ihr Gesicht hartnäckig verbarg.

»Sire,« antwortete sie, »ich wäre meinem Sohn allein entgegengegangen, doch da Eure Majestät sich mit diesem Vorhaben guter Gesinnung zu verbinden die Gnade hat, so wird diese Reise ein Vergnügen sein.«

»Ihr kommt mit uns, meine Herren,« sagte der König zu den Höflingen; »wir reisen morgen ab, und ich halte in Meaux Nachtlager.«

»Sire, ich werde also Monseigneur diese gute Kunde überbringen?«

»Nein! Ihr sollt mich nicht so bald verlassen, Herr Admiral, nein! Ich begreife, daß ein Joyeuse von meinem Bruder geliebt und zurückgewünscht wird, aber wir haben zwei, Gott sei Dank! ... du Vouchage, Ihr werdet nach Chateau-Thierry abreisen, wenn es Euch beliebt.«

»Sire,« fragte Henri, »wird es mir gestattet sein, nach Paris zurückzukehren, nachdem ich die Ankunft Eurer Majestät Monseigneur dem Herzog von Anjou gemeldet habe?«

»Das könnt Ihr halten, wie Ihr wollt,« antwortete der König.

Henri verbeugte sich und wandte sich der Tür zu. Zum Glück folgte ihm Joyeuse mit den Augen.

»Ihr erlaubt, Sire, daß ich ein Wort zu meinem Bruder sage?« fragte er.

»Tut es. Doch was gibt es?« fragte der König leise.

»Er wird eilen, was die Pferde laufen können, um den Auftrag zu befolgen, und ebenso eilen, um zurückzukehren, was wider meine Pläne, Sire, und wider die des Herrn Kardinals, unseres Bruders, ist.«

»Geh also, geh und besänftige mir diesen wütenden Verliebten.«

Anne lief seinem Bruder nach und holte ihn in den Vorzimmern ein.

»Nun,« sagte Joyeuse, »Ihr reist mit großer Eile ab, Henri?« – »Ja wohl, mein Bruder.«

»Weil Ihr schnell zurückkommen wollt?« – »Das ist wahr.«

»Ihr gedenkt also nicht, eine Zeitlang in Chateau-Thierry zu verweilen?« – »So kurz wie möglich.«

»Warum?« – »Wo man sich vergnügt, mein Bruder, ist nicht mein Platz.«

»Im Gegenteil, Henri, weil der Herr Herzog von Anjou dem Hofe Feste geben wird, solltet Ihr in Chateau-Thierry bleiben.« – »Es ist mir unmöglich, mein Bruder.«

»Wegen Eures Wunsches, Euch zurückzuziehen, wegen Eurer Klosterpläne?« – »Ja, mein Bruder.«

»Ihr habt vom König eine Dispensation verlangt.« – »Wer hat Euch das gesagt?«

»Ich weiß es.« – »Es ist wahr, ich habe dies getan.«

»Ihr werdet sie nicht erhalten.« – »Warum, mein Bruder?« »Weil es nicht im Interesse des Königs liegt, sich eines Dieners, wie Ihr seid, zu berauben.« – »Dann wird mein Bruder, der Kardinal, tun, was Seine Majestät nicht tun will.«

»Dies alles um einer Frau willen?« – »Anne, ich bitte Euch, dringt nicht weiter in mich.«

»Ah! seid unbesorgt, ich werde nicht wieder anfangen; doch kommen wir zum Ziele ... Ihr reist nach Chateau-Thierry ab; wohl! doch statt so hastig zurückzukehren, wie Ihr wolltet, wünschte ich, daß Ihr mich in meiner Wohnung erwartetet; wir haben einander seit langer Zeit nicht mehr gesehen, und Ihr begreift, daß es für mich ein Bedürfnis ist, mit Euch zusammen zu sein.« – »Bruder, Ihr geht nach Chateau-Thierry, um Euch zu belustigen. Wenn ich aber in Chateau-Thierry bleibe, werde ich all Euer Vergnügen vergiften.«

»Oh! nein, nein, ich widerstehe, denn ich habe ein glückliches Temperament, das imstande ist, in Eure Melancholie Breschen zu schießen.« – »Mein Bruder ...«

»Erlaubt mir, Graf,« sagte der Admiral mit gebietendem Tone, »ich vertrete hier unsern Vater und schärfe Euch ein, mich in Chateau-Thierry zu erwarten; Ihr findet dort meine Wohnung, die auch die Eurige sein wird. Sie ist im Erdgeschosse und geht auf den Park.« – »Wenn Ihr befehlt, Bruder,« sagte Henri ergeben.

»Nennt es, wie Ihr wollt, Wunsch oder Befehl, doch erwartet mich.« – »Ich werde gehorchen, Bruder.«

»Und ich bin überzeugt, daß Ihr mir deshalb nicht grollen werdet,« fügte Joyeuse hinzu und schloß seinen Bruder in seine Arme.

Dieser entwand sich etwas erbittert der brüderlichen Umarmung, verlangte seine Pferde und reiste sogleich nach Chateau-Thierry ab. Er eilte mit dem Zorne eines aufgebrachten Menschen, das heißt, er verschlang gleichsam den Raum.

An demselben Abend ritt er vor Einbruch der Nacht den Hügel hinan, auf dem Chateau-Thierry, die Marne zu seinen Füßen, liegt. Sein Name öffnete ihm die, Pforten des Schlosses, das der Prinz bewohnte. Doch er brauchte mehr als eine Stunde, um eine Audienz zu erhalten. Der Prinz, sagten die einen, sei in seinen Gemächern; er schlafe, sagten die andern; er mache Musik, vermutete der Kammerdiener. Noch keiner von den Bedienten konnte eine bestimmte Antwort geben.

Henri beharrte auf seinem Verlangen, den Prinzen zu sehen, um nicht mehr an den Dienst des Königs denken zu müssen und sich wieder ganz seiner Traurigkeit überlassen zu können. Auf sein Drängen und da man wußte, daß er und sein Bruder mit dem Herzog sehr vertraut waren, führte man ihn in einen der Salons des ersten Stockes, wo der Prinz endlich geruhte, ihn zu empfangen. Es herging eine halbe Stunde, die Nacht fiel unmerklich vom Himmel herab. Der schleppende, schwere Gang des Herzogs von Anjou erscholl in der Galerie; Henri erkannte ihn und wollte ihm mit dem gewöhnlichen Zeremoniell nahen. Doch der Prinz, der große Eile zu haben schien, überhob seinen Botschafter rasch dieser Förmlichkeit, indem er ihn bei der Hand nahm und umarmte.

»Guten Tag, Graf,« sagte er, »warum plagt man Euch damit, daß man Euch zu einem armen Besiegten schickt?«

»Der König schickt mich, Monseigneur, um Euch zu melden, er hege großes Verlangen, Eure Hoheit zu sehen, und um sie nach ihren großen Anstrengungen in keiner Weise zu bemühen, wird sich Seine Majestät zu ihr begeben und spätestens morgen in Chateau-Thierry eintreffen.«

»Der König wird morgen kommen!« rief Franz mit einer Bewegung der Ungeduld.

Doch er faßte sich rasch und fügte hinzu: »Morgen, morgen ... es wird wahrhaftig nichts im Schloß, nichts in der Stadt bereit sein, um Seine Majestät zu empfangen.« Henri verbeugte sich wie ein Mensch, der einen Befehl überbringt, aber nicht den Auftrag hat, ihn zu erläutern, und sagte: »Ihre Majestäten wünschen so sehnlich, Euch zu sehen, daß sie nicht an etwaige Schwierigkeiten gedacht haben.«

»Nun, nun,« sagte rasch der Prinz, »es ist meine Sache, die Zeit auszunutzen, und ich verlasse Euch daher auch, Henri; ich danke Euch für Eure Geschwindigkeit, denn Ihr seid schnell geritten, wie ich sehe, Henri; ruht aus.«

»Eure Hoheit hat mir keine anderen Befehle zu erteilen?« fragte Henri ehrfurchtsvoll..

»Keine! Legt Euch nieder! Man wird Euch in Eurer Wohnung bedienen, Graf. Ich habe diesen Abend keinen Dienst, ich bin leidend, unruhig, ich habe den Appetit und den Schlaf verloren, wodurch mein Leben, wie Ihr Euch denken könnt, sehr traurig wird. Ah! habt Ihr das Neueste gehört?«

»Nein, Monseigneur; welche Neuigkeit?«

»Aurilly ist von den Wölfen gefressen worden.«

»Aurilly!« rief Henri ganz erstaunt.

»Jawohl, – gefressen! – Das ist seltsam; alles, was mir näher steht, endet übel! Guten Abend, Graf, schlaft wohl!«

Und der Prinz entfernte sich mit raschem Schritt.

Zweifel.

Henri ging hinab und fand, als er die Vorzimmer durchschritt, viele ihm bekannte Offiziere, die herbeiliefen und sich unter allerlei Freundschaftsbeweisen anboten, ihn in die Wohnung seines Bruders, zu führen, die an einer Ecke des Schlosses lag. Es war die Bibliothek, die der

Herzog Joyeuse während seines Aufenthalts in Chateau-Thierry angewiesen hatte. Zwei möblierte Salons aus der Zeit von Franz I. standen miteinander in Verbindung und mündeten nach der Bibliothek aus, die nach den Gärten schaute. In der Bibliothek hatte Joyeuse sein Bett aufschlagen lassen; streckte er den Arm aus, so berührte er die Wissenschaft, öffnete er die Fenster, so genoß er die Natur; höher organisierte Menschen bedürfen vollständigerer Genüsse, und die Morgenluft, der Gesang der Vögel oder der Wohlgeruch der Blumen fügten zu den Liedern und Schilderungen französischer Meister einen neuen Reiz.

Henri beschloß, alles so zu lassen, wie es war, weil es ihm gleichgültig war, ob er sich hier oder sonstwo befand.

Doch da der Graf dazu erzogen worden war, unter keinen Umständen seine Pflicht gegen den König oder gegen die Prinzen des Hauses Frankreich zu vernachlässigen, so erkundigte er sich genau nach dem Teil des Schlosses, den der Prinz seit seiner Rückkehr bewohnte.

Der Zufall schickte Henri in dieser Hinsicht einen vortrefflichen Helfer; es war der junge Fähnrich, dessen Indiskretion in dem kleinen Dorfe in Flandern, wo wir unsere Personen einen Augenblick haltmachen ließen, dem Prinzen das Geheimnis des Grafen verriet; dieser Fähnrich hatte den Prinzen seit seiner Rückkehr nicht verlassen und konnte Henri daher vortrefflich unterrichten.

Als der Prinz in Chateau-Thierry ankam, suchte er vor allem Zerstreuung; er bewohnte die großen Gemächer, hielt morgens und abends Empfänge ab, jagte bei Tag im Walde Hirsche oder ging im Park auf die Beize; doch seit der Kunde von dem Tode Aurillys, die dem Prinzen zugekommen war, man wußte nicht wie, hatte sich der Prinz in einen mitten im Parke liegenden Pavillon zurückgezogen. Dieser Pavillon, ein für jedermann, mit Ausnahme der Vertrauten des Prinzen, unzugänglicher Aufenthaltsort, war unter dem Blätterwerke wie verloren und wurde kaum über den riesigen Hagebuchen und durch dir dichten Hecken sichtbar. In diesen Pavillon hatte sich der Prinz seit zwei Tagen zurückgezogen; die ihn nicht kannten, sagten, der Kummer, den ihm Aurillys Tod verursache, habe ihn bewogen, sich in solche Einsamkeit zu versenken; die ihn kannten, behaupteten, in diesem

Pavillon gehe ein schändliches, höllisches Werk vor, das eines Morgens an den Tag kommen werde.

Beide Annahmen waren um so wahrscheinlicher, als der Prinz in Verzweiflung zu sein schien, wenn ihn ein Geschäft oder ein Besuch nach dem Schlosse rief. Sobald dieser Besuch empfangen, oder dieses Geschäft abgemacht war, kehrte er in seine Einsamkeit zurück, wo er nur von zwei Kammerdienern bedient wurde, die seit seiner Geburt bei ihm waren.

»Wenn der Prinz in dieser Laune ist,« sagte Henri, »so werden die Feste nicht sehr heiter sein.«

»Sicher nicht,« erwiderte der Fähnrich, »jeder wird Mitleid mit dem Schmerz des Prinzen zu haben wissen, der in seinem Stolze und in seiner Zuneigung getroffen worden ist.«

Henri fuhr fort zu fragen, ohne es zu wollen, und nahm ein seltsames Interesse an diesen Fragen; der Tod Aurillys, den er bei Hofe gekannt und in Flandern wiedergesehen hatte; die Gleichgültigkeit, mit der ihm der Prinz den Verlust, den er erlitten, mitgeteilt; die Abgeschlossenheit, in der der Prinz, wie man sagte, seit diesem Tode lebte, dies alles stand für ihn, ohne daß er wußte wie, mit dem geheimnisvollen, düsteren Gewebe in Verbindung, mit dem seit einiger Zeit die Ereignisse seines Lebens verflochten waren.

»Und man weiß nicht,« fragte er den Fähnrich, »man weiß nicht, wie dem Prinzen die Nachricht von dem Tode Aurillys zugekommen ist?«

»Nein.«

»Aber erzählt man sich denn nichts hierüber?« »Oh! gewiß, Ihr wißt, wahr oder falsch, man erzählt sich immer etwas.«

»Nun, so laßt hören.«

»Der Prinz soll unter den Weiden beim Flusse gejagt und sich von den andern Jägern entfernt haben – denn er tut alles sprungweise, er erhitzt sich, läßt sich fortreißen bei der Jagd wie beim Spiel, wie im Feuer, wie im

Schmerz –, als man ihn plötzlich mit bestürztem Gesichte zurückkommen sah.

»Die Höflinge fragten ihn, in der Meinung, es handle sich nur um ein Jagdabenteuer.

»Er hielt zwei Rollen Gold in der Hand.

»‚Begreift ihr das, meine Herren?' fragte er mit bebender Stimme, ‚Aurilly ist tot, Aurilly ist von den Wölfen gefressen worden'.

»Alles schrie laut auf.

»‚Nein' sagte der Prinz, ‚es ist so, oder der Teufel soll mich holen; der arme Lautenspieler war immer mehr ein großer Musiker als ein guter Reiter; es scheint, sein Pferd ist mit ihm durchgegangen, und er ist so in eine Schlucht gestürzt, daß es ihm den Tod brachte; am andern Tage fanden zwei Reisende, die an dieser Schlucht vorüberkamen, seinen Leichnam halb von den Wölfen gefressen, und zum Beweise, daß die Sache sich wirklich so zugetragen hat, und daß nicht Räuber die Schuld tragen, dient, daß hier die zwei Rollen Gold sind, die er bei sich trug, und die man gewissenhaft zurückgebracht hat.'

»Da man nun niemand diese Rollen hatte bringen sehen,« fuhr der Fähnrich fort, »so vermutete man, sie seien dem Prinzen von den beiden Reisenden zugestellt worden, die ihm, als sie ihm am Ufer des Flusses begegneten und ihn erkannten, die Kunde von dem Tode Aurillys mitgeteilt haben sollen.«

»Das ist seltsam,« murmelte Henri.

»Um so seltsamer,« sagte der Fähnrich, »als man sagt – ist es wahr? ist es eine Erfindung? –, man habe den Prinzen die kleine Pforte des Parkes auf der Seite der Kastanienbäume öffnen und durch diese Pforte etwas wie zwei Schatten hereinkommen sehen. Der Prinz hat also zwei Personen, zwei Reisende wahrscheinlich, in den Park eingelassen; seit dieser Zeit ist der Prinz in seinen Pavillon ausgewandert, und wir haben ihn nur flüchtig erblickt.«

»Und niemand hat die beiden Reisenden gesehen?« fragte Henri.

»Ich,« erwiderte der Fähnrich. »Als ich nämlich beim Prinzen die Abendparole für hie Schloßwache holte, begegnete ich einem Mann, der mir nicht dem Hause Seiner Hoheit anzugehören schien; doch ich konnte sein Gesicht nicht sehen, da sich dieser Mann, als er mich erblickte, abwandle und die Regenkappe seines Leibrocks auf seine Augen niedergeschlagen hatte.«

»Die Regenkappe seines Leibrocks, sagt Ihr?«

»Ja, er schien ein flämischer Bauer zu sein, und er erinnerte mich, ich weiß nicht warum, an den, der Euch begleitete, als wir uns dort begegneten.«

Henri bebte; diese Bemerkung knüpfte sich für ihn an das unbestimmte, aber hartnäckige Interesse an, das ihm diese Geschichte einflößte; auch ihm, der wußte, daß Diana und ihr Gefährte Aurilly anvertraut waren, war der Gedanke gekommen, die Reisenden, die dem Prinzen den Tod des unglücklichen Flötenspielers verkündigt hatten, seien die beiden ihm Bekannten.

Henri schaute den Fähnrich aufmerksam an und fragte dann: »Und welcher Gedanke kam Euch, als Ihr diesen Mann erkannt zu haben glaubtet?«

»Hört, was ich denke, doch will ich damit nichts bestimmt behaupten. Der Prinz hat ohne Zweifel seinen Absichten auf Flandern nicht entsagt; er unterhält demzufolge Spione; der Mann mit dem wollenen Leibrock ist ein Spion, der auf seiner Reise den Unfall des Musikers erfahren und zwei Nachrichten zu gleicher Zeit überbracht haben wird.«

»Das ist wahrscheinlich,« sagte Henri nachsinnend; »was machte aber dieser Mensch, als Ihr ihn saht?«

»Er ging an der Hecke hin, die das Blumenbeet begrenzt, und schritt auf die Treibhäuser zu.«

»Doch Ihr spracht von zwei Reisenden?«

»Man sagt, man habe zwei Personen hereinkommen sehen; doch mir ist nur eine vor Augen gekommen, der Mann mit dem wollenen Rocke.«

»Demnach würde der Mann mit dem wollenen Rock in den Treibhäusern wohnen?«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Und diese Treibhäuser haben einen Ausgang?«

»Gegen die Stadt, ja, Graf.«

Henri blieb einige Zeit schweigsam; sein Herz schlug gewaltig; die für ihn, der bei dieser ganzen geheimnisvollen Geschichte ein doppeltes Gesicht zu haben schien, scheinbar gleichgültigen Umstände hatten ein ungeheures Interesse.

Es war mittlerweile Nacht geworden, und die jungen Leute sprachen miteinander ohne Licht in Joyeuses Wohnung.

Von der Reise ermüdet, durch die seltsamen Ereignisse, die man ihm erzählt hatte, bedrückt, ohne Widerstandskraft gegen die Gemütsbewegungen, die in ihm entstanden waren, hatte sich der Graf auf das Bett seines Bruders zurückgelegt und tauchte seine Blicke mechanisch in den Azur des Himmels, der mit Diamanten bestirnt zu sein schien.

Der junge Fähnrich saß auf dem Rande des Fensters und überließ sich dem Schwunge des Geistes, der Poesie der Jugend, dem alles durchdringenden Wohlbehagen, das die balsamische Frische des Abends verleiht.

Ein großes Stillschweigen lagerte sich über dem Park und der Stadt; nach und nach wurden die Lichter angezündet, die Hunde kläfften in der Ferne in ihren Häusern gegen die Knechte, die am Abend die Ställe zu schließen hatten.

Plötzlich stand der Fähnrich auf, machte mit der Hand ein Zeichen, um die Aufmerksamkeit des Grafen zu erregen, neigte sich zum Fenster hinaus und rief mit leiser Stimme Henri, der auf dem Bette lag, zu: »Kommt, kommt!«

»Was denn?« fragte Henri, plötzlich aus seinem Traume erwachend.

»Der Mann, der Mann!«

»Welcher Mann?«

»Der Mann mit dem wollenen Rock, der Spion!«

»Oh! oh!« machte Henri, indem er vom Bette zum Fenster sprang und sich auf die Schulter des Fähnrichs stützte.

»Seht,« fuhr der Fähnrich fort, »seht Ihr ihn dort? Er geht an der Hecke hin; wartet, er wird wieder erscheinen; schaut in den vom Monde beleuchteten Raum; dort ist er, dort ist er.«

»Sieht er nicht finster aus?«

»Finster, das ist das rechte Wort,« erwiderte du Bouchage, selbst finster werdend.

»Glaubt Ihr, es sei ein Spion?«

»Ich glaube nichts und glaube alles.«

»Seht, er geht vom Pavillon des Prinzen nach den Treibhäusern.«

»Der Pavillon des Prinzen ist also dort?« fragte du Bouchage, indem er mit dem Finger den Punkt bezeichnete, woher der Fremde zu kommen schien.

»Seht jenes Licht, das unter dem Blätterwerk zittert.«

»Nun?« »Das ist der Speisesaal.«

»Ah!« rief Henri, »hier erscheint er wieder.«

»Ja, er kehrt offenbar zu seinem Gefährten in die Treibhäuser zurück; hört Ihr?« »Was!«

»Das Geräusch eines Schlüssels, der im Schlosse gedreht wird.«

»Das ist seltsam,« sagte du Bouchage, »dies alles kann nur etwas sehr Gewöhnliches sein, und dennoch ...«

»Und dennoch schauert Ihr, nicht wahr?«

»Ja,« sagte der Graf; »doch was ist das wieder?« Man hörte den Klang einer Glocke.

»Es ist das Signal zum Abendessen für das Haus des Prinzen; werdet Ihr mit uns zu Nacht speisen, Graf?«

»Nein, ich danke, ich fühle kein Bedürfnis, und wenn der Hunger kommt, so werde ich rufen.«

»Wartet nicht hierauf, Herr Graf, kommt und ergötzt Euch in unserer Gesellschaft.«

»Nein, das ist mir unmöglich.«

»Warum?«

»Seine Hoheit hat mir eingeschärft, daß ich mich in meinem Zimmer bedienen lasse; doch ich halte Euch nicht länger auf.«

»Ich danke, Graf, guten Abend; bewacht unser Gespenst gut.«

»Oh! ja, dafür stehe ich Euch, wenn sich nicht,« fügte Henri aus Furcht, zuviel gesagt zu haben, hinzu, »wenn sich nicht der Schlaf meiner bemächtigt, was mir wahrscheinlicher und gesünder vorkommt als das Bewachen von Spionen und Gespenstern.«

»Gewiß,« sagte der Fähnrich lachend. Und er verabschiedete sich von du Bouchage.

Kaum war er aus der Bibliothek weggegangen, als Henri in den Garten eilte.

»Oh!« murmelte er, »es ist Remy, es ist Remy! Ich würde ihn in der Finsternis der Hölle erkennen.«

Und der junge Mann, der seine Knie unter sich zittern fühlte, drückte seine feuchten Hände auf seine glühende Stirn.

»Mein Gott!« sagte er, »ist es nicht vielmehr eine Ausgeburt meines armen kranken Gehirns, und steht es nicht geschrieben, daß ich schlafend oder wachend, bei Tag oder bei Nacht, unablässig die beiden Gestalten wiedersehen werde, die eine so tiefe Furche in mein Leben eingegraben haben?«

»In der Tat,« fuhr er fort, wie ein Mensch, der ein Bedürfnis fühlt, sich selbst zu überreden, »warum sollte Remy hier in diesem Schlosse beim Herzog von Anjou sein? Was sollte er hier machen? Welche Verbindung könnte der Herzog von Anjou mit Remy haben? Wie sollte er Diana verlassen haben, er, ihr ewiger Gefährte? Nein, er ist es nicht.«

Nach einem Augenblick gewann aber eine innige, tiefe, instinktartige Überzeugung wieder die Oberhand, und er murmelte voll Verzweiflung, während er sich an die Wand anlehnte, um nicht zu fallen: »Er ist es, er ist es!«

Als er diesen alle anderen beherrschenden Gedanken vollendete, vernahm, er abermals das scharfe Geräusch des Schließens, und obgleich dieses Geräusch beinahe unmerklich war, faßten es doch seine überreizten Sinne auf.

Ein unbeschreiblicher Schauer durchlief den ganzen Leib des jungen Mannes. Er horchte abermals.

Rings um ihn herrschte ein solches Stillschweigen, daß er sein eigenes Herz schlagen hörte.

Es vergingen einige Minuten, ohne daß er etwas von dem, was er erwartete, erscheinen sah. In Ermangelung der Augen, sagten ihm indessen seine Ohren, daß sich jemand nahte. Er hörte den Sand unter Tritten krachen. Plötzlich kam es ihm vor, als sähe er an dem düsteren Grunde der Hagebuchen eine noch düsterere Gruppe sich hinbewegen.

»Hier kommt er zurück,« flüsterte Henri; »ist er allein, ist jemand bei ihm?«

Die Gruppe rückte nach der Gegend vor, wo der Mond einen schattenlosen Raum versilberte. In dem Augenblick, wo der Mann mit dem wollenen Rocke in entgegengesetzter Richtung diesen Raum durchschritt, hatte Henri Remy zu erkennen geglaubt. Diesmal sah Henri zwei Schatten, die sich so deutlich unterschieden, daß man sich nicht täuschen konnte. Eine tödliche Kälte stieg bis in sein Herz hinab und schien ihn in Marmor verwandelt zu haben.

Die Schatten gingen rasch, obgleich festen Schrittes; der erste war in einen wollenen Leibrock gekleidet, und der Graf glaubte wieder, wie das erstemal, Remy zu erkennen.

Ganz in einen großen Männermantel gehüllt, entzog sich der zweite jeder näheren Bestimmung. Und dennoch glaubte Henri unter diesem Mantel zu erraten, was niemand hätte sehen können.

Der junge Mann stieß eine Art schmerzlichen Stöhnens aus, und sobald die beiden geheimnisvollen Personen hinter den Hagebuchen verschwunden wären, eilte er, von Gebüsch zu Gebüsch schlüpfend, denen nach, die er erkennen wollte.

»Oh!« murmelte er, während er ihnen folgte, »mein Gott, täusche ich mich nicht, ist es möglich?«

Gewißheit.

Henri schlüpfte auf der dunkeln Seite der Hecke hin, wobei er die Vorsicht gebrauchte, weder auf dem Sande noch am Blätterwerk Geräusch zu machen.

Aber wegen der gebotenen beständigen Vorsicht konnte er nicht gut sehen. Doch an der Haltung, an den Kleidern, am Gang erkannte er in dem Mann mit dem wollenen Rock immer wieder Remy. Einfache Vermutungen, für ihn gräßlicher als Wirklichkeiten, erhoben sich in ihm in Beziehung auf den Gefährten dieses Mannes.

Der Weg, an dem die Hagebuchen hinliefen, mündete gegen die große Dornhecke und in eine Wand von Pappelbäumen aus, die vom übrigen Teil

des Parks den Pavillon des Herrn Herzogs von Anjou trennte und ihn mit einem grünen Vorhang umhüllte, in dessen Mitte er, wie gesagt, völlig verschwand. Es fanden sich hier schöne Bassins, düstere Gebüsche, von gewundenen Alleen durchschnitten, und hundertjährige Bäume, auf deren Dom der Mond Kaskaden silbernen Lichtes ergoß, während darunter der Schatten schwarz, undurchsichtig, undurchdringlich war.

Als sich Henri dieser Hecke nahte, fühlte er, daß ihm der Mut beinahe entschwand.

So dreist die Befehle des Prinzen überschreiten und sich einer so vermessenen Indiskretion überlassen, war nicht eines loyalen, redlichen Edelmannes würdig, sondern eines feigen oder eifersüchtigen Spions, der sich zu den ungebührlichsten, äußersten Schritten entschlossen hat.

Doch da der Mann beim Öffnen der Schranke, die den großen Park vom kleinen trennte, eine Bewegung machte, wobei sich sein Gesicht entblößte, und da dieses Gesicht wirklich Remys war, so hatte der Graf keine Bedenklichkeiten mehr, und er schritt entschlossen weiter.

Man hatte die Tür wieder zugemacht; Henri sprang über die Querbalken und folgte den beiden fremden Besuchern des Prinzen.

Diese beeilten sich. Unter einer Allee von dichtbelaubten Kastanienbäumen, an deren Ende man den sanft beleuchteten Pavillon erblickte, konnte Henri nicht so leicht mehr den Leuten folgen, die ihn, wenn sie sich umgekehrt hätten, sogleich bemerkt haben müßten. Überdies erfaßte ihn ein neuer Schrecken.

Bei dem Geräusch, das auf dem Sand die Tritte Remys und seines Gefährten machten, kam der Herzog aus dem Pavillon heraus. Henri warf sich hinter den dicksten Baum und wartete. Er konnte nichts sehen, außer, daß sich Remy sehr tief bückte, daß Remys Gefährte eine Verneigung nach Frauenart und keinen männlichen Bückling machte, und daß der Herzog entzückt dem letzteren den Arm bot, wie er es bei einer Frau getan haben würde. Dann wandten sich alle drei nach dem Pavillon und verschwanden unter dem Vorhause, dessen Tür sich hinter ihnen schloß.

»Ich muß ein Ende machen,« sagte Henri, »und einen bequemeren Standpunkt wählen, von wo aus ich alles sehen kann, ohne selbst gesehen zu werden.«

Er bemerkte ein Gebüsch, das zwischen dem Pavillon und den Spalieren lag, ein Gebüsch, in dessen Mittelpunkt ein Springbrunnen spielte, einen ganz sicheren Beobachtungsposten.

Hinter der Statue verborgen, die den Springbrunnen überragte, um die ganze Höhe des Piedestals emporgehoben, konnte Henri alles sehen, was in dem Pavillon vorging, dessen Hauptfenster sich gerade vor ihm öffnete. Da niemand bis dahin dringen konnte oder vielmehr dringen durfte, so hatte man keine weitere Vorsicht angewendet.

Eine Tafel war gedeckt, üppig bestellt und mit kostbaren, in venezianischen Gläsern eingeschlossenen Weinen beladen. Nur zwei Sitze an dieser Tafel erwarteten zwei Gäste. Der Herzog wandte sich dem einen zu, ließ den Arm von Remys Gefährten los, bezeichnete ihm den andern Sitz und schien ihn aufzufordern, seinen Mantel abzulegen, der, sehr bequem für einen nächtlichen Gang, sehr unbequem wurde, wenn man das Ziel dieses Ganges erreicht hatte, und dieses Ziel ein Abendessen war.

Die Person, an welche die Einladung gerichtet war, warf nun ihren Mantel auf einen Stuhl, und das Licht der Kerzen beleuchtete ohne irgendeinen Schatten das bleiche, majestätisch schöne Antlitz einer Frau, die Henris erschrockene Augen sogleich erkannten. Es war die Dame des geheimnisvollen Hauses der Rue des Augustins, die Reisende aus Flandern, es war jene Diana endlich, deren Blicke tödlich wirkten wie Dolchstöße. Diesmal trug sie die Kleider ihres Geschlechts; sie war angetan mit einem Gewände von Brokat; Diamanten glänzten an ihrem Hals, in ihren Haaren, an ihren Handgelenken. Unter diesem Schmucke trat die Blässe ihres Gesichtes noch mehr hervor, und ohne die Flamme, die aus ihren Augen sprang, hätte man glauben können, der Herzog habe durch Anwendung eines Zaubermittels den Schatten dieser Frau, nicht die Frau selbst, heraufbeschworen.

Hätte er sich nicht an der Statue halten können, über der er seine Arme, kälter als der Marmor selbst, kreuzte, so wäre Henri rücklings in das Bassin

gefallen.

Der Herzog schien trunken vor Freude; er umschloß gleichsam mit den Augen dieses wunderbare Geschöpf, das sich ihm gegenüber gesetzt hatte und die Gegenstände, die man vor ihm aufgestellt, kaum berührte. Von Zeit zu Zeit streckte sich Franz über der Tafel aus, um eine von den Händen seiner stummen, bleichen Tischgenossin zu küssen, die ebenso unempfindlich für diese Küsse zu sein schien, als wäre ihre Hand aus dem Alabaster gemeißelt, dessen Durchsichtigkeit und Weiße sie hatte.

Immer wieder bebte Henri, fuhr mit der Hand an seine Stirn, wischte mit dieser Hand den eisigen Schweiß ab, der in Tropfen darauf stand, und fragte sich: »Lebt sie? Ist sie tot?«

Der Herzog strengte alle seine Kräfte an und entwickelte seine ganze Beredsamkeit, um die ernste Stirn der Dame zu entrunzeln.

Remy, der allein die beiden bediente, da der Herzog alle Diener entfernt hatte, schien von Zeit zu Zeit, mit dem Ellenbogen seine Gebieterin streifend, wenn er hinter ihr vorbeiging, sie durch diese Berührung wieder zu ermutigen und zum Leben oder vielmehr zu der Lage der Dinge zurückzurufen.

Dann stieg eine dunkelrote Woge auf die Stirn der jungen Frau, ihre Augen schleuderten einen Blitz, sie lächelte, als hätte ein Zauberer eine unbekannte Feder dieses sinnvollen Automaten berührt, und der Mechanismus der Augen den Blitz, der der Wangen die Färbung, der der Lippen das Lächeln bewirkt. Dann versank sie wieder in ihre Unbeweglichkeit.

Der Prinz näherte sich indessen und fing an, durch seine leidenschaftlichen Reden seine schöne Eroberung zu erwärmen. Diana, die von Zeit zu Zeit nach der Prachtvollen, über dem Kopfe des Prinzen an der Wand hängenden Uhr schaute, schien sich sodann gegen sich selbst anzustrengen und nahm, das Lächeln auf ihren Lippen bewahrend, einen tätigeren Anteil am Gespräch.

Unter dem Obdache des Blätterwerks zerriß sich Henri die Fäuste und verfluchte die ganze Schöpfung von den Frauen an, die Gott geschaffen, bis auf Gott, der ihn selbst geschaffen hatte. Es kam ihm ungeheuerlich, greuelhaft vor, daß diese reine und strenge Frau sich auf eine so gemeine Weise dem Prinzen hingab, weil er ein Prinz war, und der Liebe, weil sie in diesem Palast vergoldet erschien. Sein Abscheu gegen Remy war so groß, daß er ihm ohne Mitleid die Eingeweide geöffnet hätte, um zu, sehen, ob ein solche» Ungeheuer Blut und Herz eines Menschen habe. In diesem Taumel der Wut und Verachtung verging für Henri die Zeit dieses für den Herzog von Anjou so köstlichen Abendessens.

Diana läutete. Erhitzt durch den Wein und die galanten Redensarten, stand der Prinz vom Tische auf, um Diana zu umarmen. Alles Blut stockte in Henris Adern. Er suchte an seiner Seite, ob er einen Degen, in seiner Brust, ob er einen Dolch hätte.

Mit seltsamem Lächeln, das sicher noch nie seinesgleichen auf irgendeinem Gesichte gehabt hatte, hielt Diana den Prinzen zurück und sagte: »Monseigneur, erlaubt, daß ich, ehe ich vom Tische aufstehe, mit Euch diese Frucht teile, nach der mich gelüstet.« Bei diesen Worten streckte sie die Hand nach einem Körbchen von Goldfiligran aus, das zwanzig herrliche Pfirsiche enthielt, und nahm eine davon. Dann machte sie von ihrem Gürtel ein Messerchen los, dessen Klinge von Silber, dessen Heft von Malachit war, zerschnitt die Pfirsich in zwei Teile und bot einen davon dem Prinzen, der ihn ergriff und gierig damit nach seinen Lippen fuhr, als ob er Dianas Lippen küßte. Diese leidenschaftliche Handlung brachte einen solchen Eindruck auf ihn selbst hervor, daß eine Wolke sein Gesicht in dem Augenblick verdunkelte, wo er in die Frucht biß.

Diana schaute ihm mit ihrem klaren Auge und ihrem unveränderlichen Lächeln zu. Remy, der sich mit dem Rücken an einen Pfeiler von geschnitztem Holz gelehnt hatte, schaute ebenfalls mit düsterer Miene.

Der Prinz fuhr mit einer Hand über seine Stirn, wischte einige Schweißtropfen ab, die darauf peilten, und verschlang das Stück, in das er gebissen hatte. Dieser Schweiß war ohne Zweifel das Symptom einer plötzlichen Unpäßlichkeit; denn während Diana die andere Hälfte der Pfirsich aß, ließ der Prinz das, was ihm von der seinigen übrigblieb, auf

seinen Teller fallen, stand mit einer gewissen Anstrengung auf und schien seine schöne Tischgenossin einzuladen, mit ihm im Garten freie Luft zu schöpfen.

Diana erhob sich und nahm, ohne ein Wort zu sprechen, den Arm, den ihr der Prinz bot. Remy folgte ihnen mit den Augen, besonders dem Prinzen, den die Luft völlig wiederbelebte. Während des Gehens trocknete Diana die kleine Klinge ihres Messers an einem goldgestickten Taschentuch ab und steckte es wieder in seine saffianlederne Scheide. So kamen sie ganz nahe zu dem Gebüsch, wo Henri verborgen war.

Der Prinz drückte verliebt den Arm der jungen Frau an sein Herz und sagte: »Ich fühle mich wieder besser, und dennoch weiß ich nicht, weicht Schwere mein Gehirn bedrückt; ich sehe, Madame, ich liebe zu sehr.«

Diana riß einige Blumen von einem Jasmin, einen Zweig von einer Rebwinde und zwei schöne Rosen ab. die eine ganze Seite des Sockels der Statue bedeckten, hinter der sich Henri erschrocken kleiner zu machen suchte.

»Was macht Ihr, Madame?« fragte der Prinz.

»Gnädigster Herr,« antwortete sie, »man hat mir stets versichert, der Wohlgeruch der Blumen sei das beste Mittel gegen Betäubung. Ich pflücke einen Strauß in der Hoffnung, von mir gegeben, werde dieser Strauß den magischen Einfluß haben, den ich ihm wünsche.«

Doch während sie die Blumen des Straußes zusammenfaßte, ließ sie eine Rose fallen, die der Prinz galanterweise aufzuheben sich beeilte.

Franz' Bewegung war rasch, doch nicht so rasch, daß Diana nicht Zeit gehabt hätte, auf die andere Rose einige Tropfen von einer Flüssigkeit fallen zu lassen, die in einem goldenen Fläschchen enthalten war, das sie aus ihrem Busen zog. Dann nahm sie die Rose, die der Prinz aufgehoben hatte, steckte sie an ihren Gürtel und sagte: »Diese ist für mich, tauschen wir.«

Und für die Rose, die sie aus den Händen des Prinzen empfing, reichte sie ihm den Strauß. Der Prinz nahm ihn gierig, roch voll Entzücken daran und schlang seinen Arm um Dianas Leib. Doch dieser wollüstige Druck brachte ohne Zweifel die Sinne des Prinzen vollends in Verwirrung, denn er wankte auf seinen Knien und war genötigt, sich auf eine Rasenbank zu setzen, die sich in seiner Nähe befand.

Henri verlor die beiden Personen nicht aus dem Gesicht, und dennoch hatte er auch einen Blick für Remy, der im Pavillon das Ende dieser Szene abwartete oder vielmehr jeden Umstand zu verschlingen schien. Als er sah, wie der Prinz wankte, trat er bis auf die Schwelle des Pavillons vor. Diana aber setzte sich, als sie Franz wanken fühlte, zu ihm auf die Bank.

Die Betäubung währte diesmal länger als das erstemal, der Prinz hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, er schien den Faden seiner Gedanken und fast des Gefühl seines Daseins verloren zu haben, und dennoch deutete die krampfhafte Bewegung seiner Finger auf Dianas Hand an, daß er aus Instinkt seinen Liebeswahn verfolgte.

Endlich erhob er langsam den Kopf, und als sich seine Lippen in der Höhe von Dianas Gesicht fanden, machte er eine Anstrengung, um die seiner schönen Tischgenossin zu berühren, doch die junge Frau stand auf, als hätte sie diese Bewegung nicht gesehen.

»Ihr leidet, Monseigneur?« sagte sie, »es wäre besser, wir kehrten zurück.«

»Oh! ja, kehren wir zurück!« rief der Prinz, entzückt vor Freude; »ja, kommt, ich danke.«

Und er stand ganz schwankend auf; statt daß sich Diana auf seinen Arm stützte, war er es nun, der sich auf ihren Arm stützte; so vermochte er bequemer zu gehen, und er schien Fieber und Betäubung zu vergessen; Plötzlich sich aufrichtend, drückte er wie im plötzlichen Überfall einen Kuß auf den Hals der jungen Frau.

Diese bebte, als ob sie, statt des Eindrucks eines Kusses, die Verwundung eines glühenden Eisens gefühlt hätte.

»Remy, ein Licht! ein Licht!« rief sie.

Sogleich kehrte Remy in den Speisesaal zurück, zündete an den Kerzen auf dem Tische ein einzeln stehendes Licht an, das er von einem Leuchter nahm, näherte sich rasch, dieses Licht in der Hand, dem Eingang des Pavillons und rief: »Hier, Madame.«

»Wohin geht Eure Hoheit?« fragte Diana, indem sie das Licht ergriff und den Kopf abwandte.

»Oh! zu mir! zu mir! ... und nicht wahr, Ihr werdet mich führen, Madame?« erwiderte der Prinz voll Trunkenheit.

»Gern, Monseigneur,« antwortete Diana; und sie hob das Licht in die Höhe und schritt dem Prinzen voran.

Remy öffnete im Hintergrunde des Pavillons ein Fenster, durch das die Luft so gewaltig eindrang, daß die Kerze, die Diana trug, wie wütend ihre ganze Flamme, und ihren ganzen Rauch Franz, der gerade im Luftzug stand, in das Gesicht trieb.

Die Liebenden, Henri hielt sie für solche, kamen so, eine Galerie durchschreitend, bis zum Zimmer des Herzogs und verschwanden hinter der Tapete mit den Lilien, die ihm als Türvorhang diente.

Henri hatte alles, was vorgefallen war, mit wachsender Wut gesehen, und dennoch war diese Wut so, daß sie an Vernichtung grenzte. Es war, als bliebe ihm nur Kraft genug, das Schicksal zu verfluchen, das ihm eine so grausame Prüfung auferlegt hatte. Er hatte sein Versteck verlassen und schickte sich, gelähmt, mit herabhängenden Armen und blicklosen Augen an, halb tot nach seiner Wohnung im Schloß zurückzukehren, als sich plötzlich der Türvorhang, hinter dem er Diana und den Prinzen hatte verschwinden sehen, wieder öffnete, die junge Frau in den Speisesaal stürzte und Remy, der unbeweglich dastand und nur ihre Rückkehr abzuwarten schien, mit den Worten: »Komm, komm, alles ist vorbei!« mit sich fortriß.

Und beide eilten wie trunken oder wahnsinnig in den Garten. Doch bei ihrem Anblick hatte Henri seine ganze Kraft wiedererlangt; er stürzte ihnen entgegen, und sie fanden ihn plötzlich mitten in der Allee, aufrecht, die Arme kreuzend und schrecklicher in seinem Schweigen, als es die furchtbarsten Drohworte hätten sein können. Henri war in der Tat zu jenem Grad von Verzweiflung gelangt, daß er jeden getötet hätte, dem es eingefallen wäre zu behaupten, die Frauen seien nicht Ungeheuer, von der Hölle abgesandt, um die Welt zu beschmutzen.

Er faßte Diana beim Arm und hielt sie so fest, trotz des Angstschreis, den sie ausstieß, trotz des Messers, das ihm Remy so scharf auf die Brust setzte, daß es sein Fleisch verletzte.

»Oh! Ihr erkennt mich ohne Zweifel nicht,« sagte er mit furchbarem Zähneknirschen, »ich bin jener Neuling, der Euch liebte, und dem Ihr nicht Liebe schenken wolltet, weil es für Euch keine Zukunft mehr, sondern nur eine Vergangenheit gab. Ah! schöne Heuchlerin, und du, feiger Lügner, ich kenne euch nun, ich kenne euch und verfluche euch; der einen sage ich: Ich verachte dich; dem andern: ich verabscheue dich.«

»Gebt Raum!« rief Remy mit erstickter Stimme, »gebt Raum, junger Narr ... oder ...«

»Es sei,« erwiderte Henri, »töte meinen elenden Leib, da du meine Seele getötet hast.«

»Still!« murmelte Remy wütend, während er seine Klinge immer mehr eindrückte, so daß man schon das Eisen in der Brust des jungen Mannes hörte.

Doch Diana stieß Remys Arm heftig zurück, faßte du Bouchage am Arm und stellte sich ihm starr gegenüber. Sie war leichenbleich; ihre schönen Haare hingen steif auf ihre Schultern herab; als sie mit ihrer Hand Henris Handgelenk berührte, durchdrang diesen eine Kälte, der einer Leiche ähnlich.

»Mein Herr,« sagte sie, »urteilt nicht vermessen über Gottes Dinge! ... ich bin Diana von Meridor, die Geliebte des Herrn von Bussy, den der Herzog

von Anjou auf eine elende Weise töten ließ, als er ihn retten konnte. Vor acht Tagen hat Remy Aurilly, den Schuldgenossen des Prinzen, erdolcht, und den Prinzen habe ich soeben mit einer Frucht, mit einem Strauß und mit einem Lichte vergiftet. Platz! mein Herr, Platz für Diana von Meridor, die auf der Stelle in das Kloster der Hospitaliterinnen geht.«

Sie sprach es, ließ Henris Arm los und nahm wieder Remys, der auf sie wartete. Henri fiel auf die Knie und folgte mit den Augen der furchtbaren Gruppe der Mörder, die wie eine höllische Erscheinung in der Tiefe des Gebüsches verschwanden.

Erst eine Stunde nachher gelang es dem jungen Mann, den die Aufregung gelähmt, der Schrecken niedergeworfen hatte, während sein Kopf in Flammen stand, wieder so viel Kräfte zusammenzuraffen, daß er sich bis zu seiner Wohnung schleppen konnte; auch dabei mußte er wohl zehnmal von neuem ansetzen, bis er das Fenster erklettern konnte. Er machte ein paar Schritte im Zimmer, schwankte und fiel auf sein Bett. Im Schloß schlief alles.

Verhängnis.

Am andern Tag gegen neun Uhr streute eine schöne Sonne Gold über die sandigen Alleen von Chateau-Thierry, Zahlreiche, am Tage vorher bestellte Arbeiter hatten mit Tagesanbruch die Ausschmückung des Parkes und der für den Empfang des Königs bestimmten Gemächer begonnen. Nichts rührte sich noch in dem Pavillon, wo der Herzog ruhte, denn er hatte am Abend seinen zwei alten Dienern verboten ihn zu wecken. Sie sollten warten, bis er riefe.

Gegen neun Uhr sprengten zwei Kuriere mit verhängten Zügeln in die Stadt und verkündeten die nahe bevorstehende Ankunft Seiner Majestät. Die Schöppen, der Gouverneur und die Garnison stellten sich auf, um auf dem Weg, auf dem der Zug kommen sollte, Spalier zu machen.

Um zehn erschien der König unten am Hügel. Er ritt seit dem letzten Pferdewechsel. Es war dies eine Gelegenheit, die er stets und hauptsächlich bei seinem Einzug in die Städte ergriff, da er sich mit Recht für einen schönen Reiter halten durfte. Die Königin Mutter folgte ihm in einer Sänfte; fünfzig Edelleute bildeten, gut beritten und reich gekleidet, ihr Geleit.

Eine Kompanie Leibwachen, befehligt von Crillon selbst, hundertundzwanzig Schweizer, ebensoviel Schotten, unter der Anführung Larchants, Maultiere und Bedientenvolk aller Art bildeten ein Heer, dessen Reihen den Krümmungen der Landstraße folgten, die vom Fuß zum Gipfel des Hügels aufsteigt. Endlich kam der Zug in die Stadt unter dem Läuten der Glocken, dem Donner der Kanonen und dem Klange von Musik aller Art.

Der Jubel der Einwohner war groß; der König war in jener Zeit so selten, daß er, von nahem gesehen, noch einen Schimmer von Gottheit zu haben schien.

Vergebens suchte der König, während er durch die Menge ritt, seinen Bruder. Er fand nur Henri du Bouchage am Gitter des Schlosses.

Sobald Heinrich III. im Innern war, erkundigte er sich nach der Gesundheit des Herzogs von Anjou bei dem Offizier, der es übernommen hatte, Seine Majestät zu empfangen.

»Sire,« antwortete dieser, »Seine Hoheit bewohnt seit einiger Zeit den Pavillon im Park, und wir haben sie diesen Morgen noch nicht gesehen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß sie sich wohl befindet, da sie sich gestern wohl befunden hat.«

»Das ist ein sehr abgelegener Ort, dieser Pavillon im Park, wie es scheint, da man dort nicht einmal die Kanonenschüsse hört?« fragte Heinrich unzufrieden.

»Sire,« wagte einer von den Dienern des Herzogs zu bemerken, »Seine Hoheit erwartete vielleicht Eure Majestät nicht so bald.«

»Alter Narr,« brummte Heinrich, »glaubst du denn, ein König komme nur so zu den Leuten, ohne sie zuvor zu benachrichtigen? Der Herr Herzog von Anjou weiß meine Ankunft seit gestern.«

Um aber dann nicht alle durch eine sorgliche Miene traurig zu machen, rief Heinrich, der auf Kosten seines Bruders sanft und gut erscheinen wollte: »Da er uns nicht entgegenkommt, gehen wir ihm entgegen.«

»Zeigt uns den Weg,« sagte Catharina aus ihrer Sänfte heraus. Die ganze Eskorte schlug den Weg nach dem alten Parke ein.

In dem Augenblick, wo die ersten Leibwachen zu den Hagebuchen gelangten, durchdrang ein düsterer, herzzerreißender Schrei die Lüfte.

»Was ist das?« fragte, der König, sich gegen seine Mutter umwendend.

»Mein Gott!« flüsterte Catharina, die auf allen Gesichtern zu lesen suchte, »das ist ein Schrei der Angst oder der Verzweiflung.«

»Mein Prinz! mein armer Herzog!« rief der andere alte Diener des Herzogs von Anjou, der mit allen Zeichen des heftigsten Schmerzes an einem Fenster erschien.

Alle eilten nach dem Pavillon, der König von den anderen fortgerissen. Er kam in dem Augenblick dahin, wo man den Körper des Herzogs von Anjou aufhob, den sein Kammerdiener auf dem Boden seines Schlafzimmers gefunden hatte, als er ohne Befehl eingetreten war, um die Ankunft des Königs zu melden. Der Prinz war kalt, steif und gab kein anderes Lebenszeichen von sich, als eine seltsame Bewegung der Augenlider und ein verzerrendes Zusammenziehen der Lippen.

Der König blieb auf der Schwelle stehen und alle hinter ihm.

»Das ist ein abscheuliches Vorzeichen!« murmelte er.

»Ich bitte, entfernt Euch, mein Sohn,« sagte Catharina zu ihm.

»Der arme Franz!« sagte Heinrich, glücklich, entlassen zu sein und auf diese Art das Schauspiel des Todeskampfes zu vermeiden.

Alles Volk strömte dem König nach.

»Seltsam! seltsam!« murmelte Catharina, die allein mit den beiden Dienern bei dem Prinzen oder vielmehr bei dem Leichnam kniete; und während man in der ganzen Stadt umherlief, um den Arzt des Prinzen zu finden, und ein Kurier nach Paris eilte, um die Ankunft der Ärzte des Königs zu beschleunigen, die in Meaux bei der Königin geblieben waren, untersuchte sie, allerdings mit weniger Wissenschaft, aber nicht mit weniger Scharfsinn, als es Miron selbst hätte tun können, die Anzeichen dieser seltsamen Krankheit; der ihr Sohn unterlag.

Sie hatte Erfahrung, die Florentinerin; sie befragte auch vor allem, kalt und ohne sie in Verwirrung zu bringen, die Diener, die sich in ihrer Verzweiflung die Haare ausrauften und das Gesicht zerschlugen. Beide antworteten, der Prinz sei in der Nacht nach Hause gekommen, nachdem ihn zu sehr ungelegener Zeit Herr Henri du Bouchage, der im Auftrag des Königs erschienen, gestört habe. Dann fügten sie hinzu, nach dieser im großen Schlosse erteilten Audienz habe der Prinz ein kostbares Abendessen bestellt, befohlen, daß sich niemand, ohne gerufen zu werden, im Pavillon einfinden solle, und endlich auf das bestimmteste eingeschärft, daß ihn am

Morgen niemand wecken, und daß niemand bei ihm eintreten dürfe, ehe er ein Zeichen dazu gegeben habe.

»Er erwartete ohne Zweifel irgendeine Geliebte?« – »Wir glauben das, Madame,« antworteten demütig die Diener, »doch die Diskretion hat uns abgehalten, uns Gewißheit hierüber zu verschaffen.«

»Beim Abtragen mußtet Ihr doch bemerken, ob mein Sohn allein zu Nacht gespeist hat?« – »Wir haben noch nicht abgetragen, Madame, da Monseigneur ausdrücklich befahl, daß niemand in den Pavillon eintreten dürfe.«

»Gut,« sagte Katharina, »es ist also niemand hierher gekommen?« – »Niemand, Madame.«

»Entfernt euch!«

Diesmal blieb Catharina allein.

Sie ließ den Prinzen auf dem Bett, wie man ihn gelegt hatte, und begann eine ängstliche Untersuchung jedes der Symptome oder jeder der Spuren, die sich ihren Augen als Ergebnis ihres Argwohns oder ihrer Befürchtungen zeigten.

Sie sah die Stirn von einer schwarzbraunen Farbe überzogen, seine Augen blutig und blau umkreist und erblickte auf seinen Lippen eine Furche, der ähnlich, die brennender Schwefel auf lebendigem Fleisch hervorbringt. Sie beobachtete dasselbe Zeichen an den Nasenlöchern und auf den Nasenflügeln.

»Wir wollen doch sehen,« sagte sie, rings umherschauend.

Und das erste, was sie erblickte, war der Leuchter, in dem sich die ganze, am Abend vorher von Remy angezündete Kerze verzehrt hatte.

»Diese Kerze hat lange gebrannt,« sagte sie, »Franz war also lange in diesem Zimmer. Ah! hier ist ein Strauß auf dem Boden.«

Catharina griff hastig danach und murmelte, als sie bemerkte, daß alle diese Blumen, mit Ausnahme einer einzigen, die geschwärzt und vertrocknet, noch frisch waren: »Was ist das? Was hat man auf die Blätter dieser Blume gegossen! ... Mir scheint, ich kenne eine Flüssigkeit, welche die Rosen so vertrocknen läßt.«

Schauernd warf sie den Strauß von sich.

»Das würde mir das Aussehen der Nasenlöcher und die Auflösung des Fleisches auf der Stirn erklären; doch die Lippen?«

Catharina lief in den Speisesaal, die Bedienten hatten nicht gelogen, nichts war seit dem Ende des Mahles berührt worden.

Die am Rande der Tafel liegende Hälfte einer Pfirsich, der ein Halbkreis von Zähnen eingedrückt war, fesselte besonders Catharinas Aufmerksamkeit.

Diese Frucht, so frischrot im Herzen, war geschwärzt wie die Rose und hatte im Innern marmorartig violette und braune Flecken. Die zerfressende Tätigkeit zeichnete sich besonders an dem Schnitte an der Stelle aus, wo das Messer hatte durchkommen müssen.

»Das ist für die Lippen,« sagte sie; »doch Franz hat nur einen Biß in diese Frucht getan. Er hatte diesen Strauß, dessen Blumen noch frisch sind, nicht lange in seiner Hand gehalten, das Übel ist nicht ohne Gegenmittel, das Gift kann nicht tief eingedrungen sein.

»Doch wenn es nur oberflächlich gewirkt hat, warum diese völlige Lähmung und diese vorgeschrittene Zersetzung? Ich muß nicht alles gesehen haben.«

Während Katharina diese Worte sprach, ließ sie ihre Augen abermals umherlaufen und sah an seinem Stabe von Rosenholz, durch seine goldene Kette gehalten, den rot und blau gefärbten Lieblingspapagei des Prinzen hängen. Der Vogel war tot, steif, seine Flügel waren gesträubt.

Katharina schaute ängstlich nach dem Licht zurück, mit dem sie sich schon einmal beschäftigt hatte, um aus dessen gänzlichem Verbrennen zu erkennen, daß der Prinz früh in sein Gemach zurückgekehrt war.

»Der Rauch!« sagte Katharina zu sich selbst, »der Rauch! Der Docht der Kerze war vergiftet, mein Sohn ist tot.«

Sogleich rief sie. Das Zimmer füllte sich mit Dienern und Offizieren.

»Miron! Miron!« sagten die einen.

»Einen Priester!« sagten die andern.

Doch während dieser Zeit hielt die Königinmutter an die Lippen des Toten ein Fläschchen, das sie beständig in ihrer Tasche trug, und beobachtete die Züge, um die Wirkung des Gegengiftes zu beurteilen. Der Herzog öffnete noch einmal die Augen und den Mund, doch in seinen Augen glänzte kein Blick mehr, in seine Kehle stieg die Stimme nicht mehr empor.

Düster und stumm entfernte sich Catharina aus dem Zimmer, wobei sie den beiden Dienern ein Zeichen machte, daß sie ihr folgten, ehe sie mit irgend jemand gesprochen hätten. Sie führte sie sodann in einen andern Pavillon, wo sie sich, beide unter ihrem Blicke haltend, niedersetzte.

»Der Herr Herzog von Anjou,« sagte sie, »ist beim Abendessen vergiftet worden; Ihr habt ihm dieses Abendessen gereicht.« Bei diesen Worten sah man das Gesicht der Männer Todesblässe überziehen.

»Man foltere uns,« sagten sie, »man töte uns, aber man beschuldige uns nicht.«

»Ihr seid Dummköpfe; glaubt ihr, wenn ich einen Verdacht gegen euch hätte, die Sache wäre nicht schon abgemacht? Ich weiß wohl, Ihr habt euren Herrn nicht ermordet, doch andere haben es getan, und ich muß die Mörder kennen. Wer ist in den Pavillon gekommen?«

»Ein elend gekleideter alter Mann, den der Herzog seit zwei Tagen empfing.«

»Aber ... die Frau?«

»Wir haben sie nicht gesehen ... Welche Frau meint Eure Majestät?«

»Es ist eine Frau dagewesen, die einen Strauß gemacht hat.«

Die Diener schauten sich mit solcher Einfalt an, daß Catharina mit einem einzigen Blicke ihre Unschuld erkannte.

»Man hole mir den Gouverneur der Stadt und den Gouverneur des Schlosses,« sagte sie.

Die Diener stürzten nach der Tür.

»Wartet einen Augenblick!« rief Catharina, die sie mit diesem einzigen Wort wie auf die Schwelle nagelte. »Nur ihr allein und ich, nur wir wissen, was ich euch gesagt habe; ich werde es niemand weiter sagen; wenn es jemand erfährt, so erfährt er es durch einen von euch; an diesem Tage sterbt ihr beide. Geht!«

Catharina befragte die Gouverneure weniger offen. Sie sagte ihnen nur, der Herzog habe von einer gewissen Person eine schlimme Kunde erhalten, die ihn tief ergriffen, dies sei die Ursache seines Übels, wenn man die Personen abermals befragte, würde sich der Herzog vielleicht von seiner Erschütterung erholen. Die Gouverneure ließen die Stadt, den Park, die Umgegend durchforschen, niemand wußte, was aus Remy und Diana geworden. Henri allein kannte das Geheimnis, doch es war keine Gefahr, daß er es enthüllte.

Gedeutet, übertrieben, verstümmelt, durchlief die gräßliche Nachricht den ganzen Tag Chateau-Thierry und die Provinz; jeder erklärte nach seinem Charakter und seinem Verständnis den Unfall, der dem Herzog widerfahren war. Doch niemand, mit Ausnahme Catharinas und du Bouchages, glaubte, daß der Herzog ein toter Mann sei.

Der unglückliche Prinz erlangte weder die Stimme noch das Gefühl wieder; er gab vielmehr kein Zeichen des Bewußtseins mehr von sich.

Von finsteren Eindrücken heimgesucht, was er am meisten in der Welt fürchtete, wäre der König gern nach Paris zurückgekehrt; doch die Königin-Mutter widersetzte sich seiner Abreise, und der Hof war genötigt, im Schloß zu bleiben.

Die Ärzte kamen in Menge herbei; Miron allein erriet die Ursache des Übels und erkannte seine verhängnisvolle Bedeutung; doch er war zu sehr Höfling, um nicht die Wahrheit zu verschweigen, besonders nachdem er sich mit Catharinas Blicken beraten hatte. Man befragte ihn von allen Seiten, und er antwortete, sicher habe der Herzog großen Kummer und heftige Schläge erlitten. Er kompromittierte sich also nicht, was sehr schwierig in solchen Fällen ist. Als ihn Heinrich III. ersuchte, er möge bejahend oder verneinend die Frage: »Wird der Herzog leben?« beantworten; da antwortete er: »In drei Tagen werde ich es Eurer Majestät sagen.«

»Und was werdet Ihr *mir* sagen?« fragte Catharina mit leiser Stimme. – »Euch, Madame, das ist etwas anderes; ich werde ohne Zögern antworten.«

»Was?« – »Eure Majestät befrage mich.«

»An welchem Tage wird mein Sohn tot sein, Miron?« – »Morgen abend, Madame.«

»So bald!« – »Ah! Madame,« flüsterte der Arzt, »die Dosis war auch gar zu stark.«

Katharina legte einen Finger auf ihre Lippen, schaute den Sterbenden an und wiederholte ganz leise ihr unheilvolles Wort: »Verhängnis!«

Die Hospitaliterinnen.

Der Graf hatte eine furchtbare Nacht zugebracht, eine Nacht, die an Delirium und Tod grenzte. Aber seinen Pflichten getreu, erhob er sich, sobald er die Ankunft des Königs verkündigen hörte, und empfing, wie wir gesehen, den König am Gitter; doch nachdem er Seiner Majestät seine Huldigung dargebracht, die Königin-Mutter begrüßt und dem Admiral die

Hand gedrückt hatte, schloß er sich wieder in seinem Zimmer ein, nicht mehr, um zu sterben, sondern um seinen Plan, den nichts erschüttern konnte, entschieden in Ausführung zu bringen.

Gegen elf Uhr morgens, als sich nämlich infolge der gräßlichen Nachricht, die sich verbreitet, der Herzog von Anjou sei auf den Tod getroffen, alles zerstreut hatte, während der König von diesem neuen Ereignis ganz betäubt blieb, klopfte Henri an die Tür seines Bruders, der sich, da er einen Teil der Nacht auf der Landstraße zugebracht, in sein Zimmer zurückgezogen hatte.

»Ah! du bist es,« fragte Joyeuse, halb eingeschlafen, »was gibt es?« – »Ich komme, um Abschied von Euch zu nehmen, mein Bruder,« erwiderte Henri.

»Wie, Abschied ... du willst fort von hier?« – »Ja, ich gehe, mein Bruder, denn ich denke, nichts hält mich hier zurück.«

»Wie, nichts?« – »Allerdings; da die Feste, denen ich Eurem Wunsche nach beiwohnen sollte, nicht stattfinden, so bin ich nun von meinem Versprechen entbunden.«

»Ihr täuscht Euch, Henri,« entgegnete der Großadmiral; »ich erlaube Euch ebensowenig heute abzureisen, wie ich es Euch gestern erlaubt hätte.« – »Es sei, mein Bruder, doch dann werde ich mich zum erstenmal in meinem Leben in die schmerzliche Notwendigkeit versetzt sehen, Euren Befehlen ungehorsam zu sein und es an der schuldigen Ehrerbietung gegen Euch mangeln zu lassen; denn von diesem Augenblick an erkläre ich Euch, Anne, daß mich nichts mehr zurückhalten wird, in einen geistlichen Orden einzutreten.«

»Aber die Dispensation, die von Rom kommen soll?« – »Ich werde sie in einem Kloster erwarten.«

»Wahrhaftig, Ihr seid entschieden ein Narr!« rief Joyeuse, indem er mit einem in seinem Gesichte sich scharf ausprägenden Erstaunen aufstand. – »Im Gegenteil, mein teurer und geehrter Bruder, ich bin der Weiseste von allen, denn ich allein weiß, was ich tue.«

»Henri, Ihr hattet uns einen Monat versprochen.« – »Unmöglich, mein Bruder.«

»Noch acht Tage.« – »Nicht eine Stunde.«

»Aber du leidest sehr, armes Kind!« – »Im Gegenteil, ich leide nicht mehr, und deshalb sehe ich, daß es für mein Übel kein Mittel gibt.«

»Aber, mein Freund, jene Frau ist doch nicht von Erz; man kann sie erweichen; ich will sie geschmeidig machen.« – »Ihr werdet das Unmögliche nicht tun, Anne; aber ließe sie sich auch erweichen, so würde ich doch nicht mehr willens sein, sie zu lieben.«

»Wie soll ich das verstehen?« – »Es ist so, mein Bruder.«

»Wie! wenn sie dich haben wollte, würdest du sie nicht mehr wollen? Das ist, bei Gott! Wahnsinn!« – »Oh! nein, gewiß nicht,« rief Henri mit einer Bewegung des Abscheus, »zwischen dieser Frau und mir kann keinerlei Gemeinschaft mehr bestehen.«

»Was soll das heißen?« fragte Joyeuse erstaunt, »und wer ist denn diese Frau? Laß hören, sprich, Henri, du weißt, daß wir nie Geheimnisse füreinander gehabt haben.«

Henri fürchtete, zuviel gesagt und vom Gefühl hingerissen, eine Tür geöffnet zu haben, durch die das Auge seines Bruders bis zu dem furchtbaren Geheimnis dringen konnte, das er in seinem Herzen verschloß. Er verfiel daher in ein entgegengesetztes Extrem und sprach, wie es in solchen Fällen oft geschieht, um das unkluge Wort, das ihm entschlüpft war, wieder zurückzunehmen, ein noch unklugeres aus.

»Mein Bruder,« sagte er, »dringt nicht weiter in mich, diese Frau wird mir nicht gehören, da sie nun Gott gehört.« – »Torheiten, Märchen; diese Frau eine Nonne, sie hat dich belogen.«

»Nein, Bruder, diese Frau hat mich nicht belogen, sie ist Hospitaliterin; sprechen wir also nicht mehr von ihr, und ehren wir alles, was sich in die Arme des Herrn wirft.«

Anne hatte genug Gewalt über sich, um Henri die Freude nicht merken zu, lassen, die ihm diese Mitteilung verursachte.

Er fuhr fort: »Das ist etwas Neues, denn du sprachst nie hiervon.«

»Das ist in der Tat neu, denn sie hat erst kürzlich den Schleier genommen; doch ich bin dessen gewiß; wie der meinige, so ist auch ihr Entschluß unwiderruflich, haltet mich nicht zurück, Bruder, umarmt mich, da Ihr mich liebt, laßt mich Euch für alle Eure Güte, für alle Eure Geduld, für alle Eure unendliche Liebe für einen armen Wahnsinnigen danken, und Gott befohlen!«

Joyeuse schaute seinem Bruder ins Gesicht; er schaute ihn an wie einer, der tief gerührt ist und darauf rechnet, seine Rührung werde bei dem andern die Kraft der Überredung unterstützen. Doch Henri blieb unerschütterlich gegen diese Rührung und antwortete mit seinem traurigen, ewigen Lächeln. Joyeuse umarmte seinen Bruder und ließ ihn gehen.

»Geh,« sagte er zu sich selbst; »es ist noch nicht alles vorbei, und so große Eile du auch haben magst, so werde ich dich doch bald einholen.« Er suchte den König auf, der, mit Chicot an seiner Seite, in seinem Bett frühstückte.

»Guten Morgen! guten Morgen!« sagte Heinrich zu Joyeuse, »es freut mich sehr, dich zu sehen, Anne, denn ich fürchtete, du würdest den ganzen Tag liegenbleiben, Träger. Wie geht es meinem Bruder?« – »Ich weiß es nicht, ich komme, um mit Euch von dem meinigen zu sprechen.«

»Von welchem?« – »Von Henri.«

»Will er immer noch Mönch werden?« – »Mehr als je.«

»Er nimmt das Ordensgewand?« – »Ja, Sire.«

»Er hat recht, mein Sohn.«– »Warum, Sire?«

»Ja, man kommt auf diesem Weg schnell in den Himmel.«

»Oh! Sire,« sagte Chicot zum König, »man kommt noch viel schneller dahin auf dem Weg, den dein Bruder nimmt.«

»Sire, will mir Eure Majestät eine Frage erlauben?« – »Zwanzig, Joyeuse, ich langweile mich sehr in Chateau-Thierry, und deine Fragen werden mich ein wenig zerstreuen.«

»Sire, Ihr kennt alle geistliche Orden des Königreichs?« – »Wie die Wappen, mein Lieber.«

»Wie ist es mit den Hospitaliterinnen?« – »Das ist eine ganz kleine, sehr ausgezeichnete, sehr strenge Gemeinde, bestehend aus zwanzig Stiftsdamen von St. Joseph.«

»Legt man bei ihnen das Gelübde ab?« – »Ja, durch Begünstigung und auf Fürsprache der Königin.«

»Ist es eine Unbescheidenheit, wenn ich Euch nach der Stätte dieser Gemeinschaft frage?« – »Nein; sie ist in der Rue du Chevet-Saint-Landry in der Cité hinter dem Notre-Dame-Kloster.«

»In Paris?« – »In Paris.«

»Ich danke, Sire.« – »Doch warum, zum Teufel, fragst du danach? Sollte dein Bruder seinen Willen verändert haben und, statt sich zum Kapuziner zu machen, nunmehr Hospitaliterin werden wollen?« »Nein, Sire, ich würde ihn dann nach dem, was mir Eure Majestät zu sagen die Gnade hatte, nicht so verrückt finden, sondern ich habe den Verdacht, daß ihm von einem Mitglied dieser Gemeinde der Kopf verrückt worden ist, und ich möchte folglich diese eine entdecken und mit ihr sprechen.«

»Bei Gott!« sagte der König, »ich habe dort vor bald sieben Jahren eine Superiorin gekannt, die sehr schön war.«

»Nun! Sire, es ist vielleicht noch dieselbe.«

»Ich weiß es nicht; auch ich, Joyeuse, bin seit jener Zeit gleichsam in den geistlichen Stand eingetreten.«

»Sire,« sagte Joyeuse, »ich bitte Euch, gebt mir auf jeden Fall einen Brief an diese Superiorin und einen Urlaub auf zwei Tage.« – »Du verläßt mich!«

rief der König, »du läßt mich ganz allein hier!«

»Undankbarer,« sagte Chicot, die Achseln zuckend, »bin ich nicht da?« – »Meinen Brief, Sire, bitte!« sagte Joyeuse.

Der König seufzte, schrieb aber trotzdem.

»Doch du hast nur in Paris zu tun?« sagte Heinrich, indem er Joyeuse den Brief zustellte. – »Verzeiht, Sire, ich muß meinen Bruder geleiten oder wenigstens bewachen.«

»Das ist richtig; geh also, und komm bald zurück.«

Joyeuse ließ sich diese Erlaubnis nicht wiederholen; er bestellte schnell seine Pferde und ritt, als er sich versichert hatte, daß Henri schon fort war, im Galopp bis an den Ort seiner Bestimmung.

Ohne die Stiefel zu wechseln, ließ sich der junge Mann unmittelbar nach der Rue du Chevet-Saint-Landry führen. Diese Straße mündete nach der Rue d'Enfer und der damit parallel laufenden Rue des Marmouzets aus.

Ein schwarzes, ehrwürdiges Haus, hinter dessen Mauern man die Gipfel einiger hohen Bäume erblickte, spärliche, vergitterte Fenster, eine kleine Pforte, dies war das Äußere des Klosters der Hospitaliterinnen. Auf den Schlußstein des Bogens über der Pforte hatte ein plumper Handwerksmann mit dem Meißel die lateinischen Worte:

MATRONAE HOSPITES

eingegraben. Die Zeit hatte die Inschrift und den Stein ganz zernagt.

Joyeuse ließ seine Pferde in die Rue des Marmouzets führen, aus Furcht, ihre Anwesenheit in der Straße könnte ein zu großes Aufsehen erregen. Dann klopfte er an das Gitter des Turmes und sagte, als sich jemand zeigte: »Wollt der Frau Superiorin melden, der Herzog von Joyeuse, Großadmiral von Frankreich, wünsche sie im Auftrag des Königs zu sprechen.«

Das Gesicht der Nonnen die hinter dem Gitter erschienen war, errötete unter ihrem Schleier, und der Turm schloß sich wieder. Fünf Minuten nachher

öffnete sich eine Tür, und Joyeuse trat in das Sprechzimmer. Eine schöne Frau von hoher Gestalt machte Joyeuse eine tiefe Verbeugung, die der Admiral gebührend erwiderte.

»Madame,« sagte er, »der König weiß, daß Ihr unter die Zahl Eurer Kostgängerinnen eine Person, die ich sprechen muß, aufgenommen habt. Wollt mir eine Unterredung mit dieser Person verschaffen.«

»Mein Herr, wäre es Euch gefällig, mir den Namen dieser Dame zu sagen?« – »Ich weiß ihn nicht, Madame.«

»Wie soll ich dann Eurem Wunsche entsprechen?« – »Nichts kann leichter sein. Wen habt Ihr seit einem Monat aufgenommen?« – »Ihr bezeichnet mir diese Person zu bestimmt oder zu wenig,« sagte die Superiorin, »und ich vermöchte Eurem Verlangen nicht Genüge zu leisten.

»Warum nicht?« – »Weil ich seit einem Monat niemand aufgenommen habe, außer diesen Morgen.«

Diesen Morgen?« – »Ja, Herr Herzog, und Ihr begreift Eure Ankunft zwei Stunden nach der ihrigen gleicht zu sehr einer Verfolgung, als daß ich Euch die Erlaubnis, mit ihr zu sprechen, gewähren könnte.«

»Madame, ich bitte Euch.« – »Unmöglich, mein Herr.«

»Zeigt mir nur diese Dame.« – »Unmöglich, sage ich Euch; Euer Name hat genügt, um Euch die Pforten meines Hauses zu öffnen, doch um mit irgend jemand, außer mir, hier zu sprechen, bedürft Ihr eines Befehls des Königs.«

»Hier ist dieser Befehl, Madame,« erwiderte Joyeuse und überreichte den vom König unterzeichneten Brief.

Die Superiorin las ihn und verneigte sich.

»Der Wille Seiner Majestät soll geschehen, selbst wenn er dem Willen Gottes entgegensteht,« sagte sie und wandte sich nach dem Hof des Klosters.

»Ihr seht nun, Madame,« sagte Joyeuse, der sie mit aller Höflichkeit zurückhielt, »Ihr seht, daß ich das Recht habe; doch ich befürchte einen Mißbrauch oder einen Irrtum, vielleicht ist diese Dame nicht die, welche ich suche, habt also die Güte, mir zu sagen, wie sie gekommen ist, warum sie gekommen ist, und wer sie begleitet hat.«

»Dies alles ist unnötig, Herr Herzog,« entgegnete die Superiorin, »Ihr irrt Euch nicht, die Dame, die erst diesen Morgen angekommen ist, nachdem sie vierzehn Tage auf sich warten ließ, diese Dame, die mir von einer Person empfohlen worden ist, die alles Ansehen bei mir hat, ist sicher die, welche der Herr Herzog von Joyeuse sprechen muß.«

Bei diesen Worten machte die Superiorin dem Herzog eine neue Verbeugung und verschwand. Nach zehn Minuten kam sie zurück mit einer Hospitaliterin, deren Schleier ganz über ihr Gesicht herabgeschlagen war. Es war Diana, die schon das Ordenskleid genommen hatte. Der Herzog dankte der Superiorin, bot der fremden Dame einen Stuhl, setzte sich selbst, und die Superiorin ging hinaus, indem sie mit ihrer Hand die Türen des öden, düsteren Sprechzimmers schloß.

»Madame,« sagte Joyeuse, »Ihr seid die Dame der Rue des Augustins, die geheimnisvolle Frau, die mein Bruder, der Herr Graf du Bouchage, wahnsinnig liebt.«

Die Hospitaliterin neigte den Kopf, um zu antworten, sprach aber nicht. Dieses Benehmen erschien Joyeuse als eine Unhöflichkeit; zuvor schon nicht sehr gut gegen die Fremde gestimmt, fuhr er fort: »Ihr konntet unmöglich glauben, Madame, es genüge, schön zu sein oder schön zu scheinen, kein Herz unter dieser Schönheit verborgen zu haben, eine beklagenswerte Leidenschaft in dem Gemüte eines jungen Mannes meines Namens entstehen zu machen und eines Tages zu diesem jungen Mann zu sagen: ›Schlimm für Euch, wenn Ihr ein Herz habt, ich habe keines und will keines haben.‹«

»Das habe ich nicht geantwortet, mein Herr, und Ihr seid schlecht unterrichtet,« sagte die Hospitaliterin mit einem so edlen und so rührenden Ton ihrer Stimme, daß sich Joyeuses Zorn einen Augenblick milderte.

»Die Worte tun nichts zum Sinn, Madame; Ihr habt meinen Bruder zurückgestoßen und in Verzweiflung gebracht.«

»Ohne meine Schuld, mein Herr, denn ich habe stets Herrn du Bouchage von mir zu entfernen gesucht.«

»Das nennt man den Kunstgriff der Koketterie.«

»Niemand hat das Recht, mich anzuklagen; ich habe keine Schuld; geratet Ihr gegen mich in Zorn, so werde ich Euch nicht antworten.«

»Oho!« rief Joyeuse, der sich immer mehr erhitzte, »Ihr habt meinen Bruder ins Verderben gestürzt und glaubt, Euch mit dieser herausfordernden Majestät rechtfertigen zu können. Nein, nein, der Schritt, den ich tue, muß Euch Licht über meine Absichten geben; ich spreche im Ernste, das schwöre ich Euch, und an dem Zittern meiner Hände und meiner Lippen seht Ihr, daß Ihr guter Beweisgründe bedürfen werdet, um mich zu besänftigen.«

Die Hospitaliterin stand auf und sagte mit derselben Kaltblütigkeit: »Wenn Ihr gekommen seid, um eine Frau zu beleidigen, so beleidigt mich, mein Herr; wenn Ihr gekommen seid, um mich von meinem Willen abzubringen, so verliert Ihr Eure Zeit. Entfernt Euch.«

»Ah! Ihr seid kein menschliches Geschöpf,« rief Joyeuse außer sich, »Ihr seid ein Dämon.«

»Ich habe gesagt, ich würde nicht mehr antworten; doch das ist nicht genug, und ich gehe.«

Und die Hospitaliterin machte einen Schritt nach der Tür.

Joyeuse hielt sie zurück.

»Ah! wartet einen Augenblick, ich suche Euch schon zu lange, um Euch so entfliehen zu lassen, und da es mir endlich gelungen ist, Euch zu finden, da mich endlich Eure Unempfindlichkeit in dem Gedanken bestätigt hat, Ihr seid ein höllisches Geschöpf, abgesandt von dem Feinde der Menschen, um

meinen Bruder zu verderben, so will ich dieses Gesicht sehen, auf das der Abgrund seine schwärzesten Drohungen geschrieben hat; ich will das Feuer dieses unseligen Blickes sehen, der die Geister verwirrt. Es ist nun an uns, Satan!«

Und während Joyeuse mit einer Hand das Zeichen des Kreuzes in Form einer Teufelsbeschwörung machte, riß er mit der andern den Schleier ab, der das Gesicht der Hospitaliterin bedeckte; doch stumm, unempfindlich, ohne Zorn, ohne Vorwurf, heftete diese ihren sanften, reinen Blick auf den, der sie so grausam verletzte, und sagte: »Oh! Herr Herzog, was Ihr da macht, ist eines Edelmanns unwürdig,«

Joyeuse war im Herzen getroffen, so viel Sanftmut beschwichtigte seinen Zorn, so viel Schönheit brachte seine Vernunft in Verwirrung.

»Es ist wahr,« sagte er nach langem Stillschweigen, »Ihr seid schön, und Henri mußte Euch lieben; doch Gott hat Euch die Schönheit nur gegeben, um sie wie einen Wohlgeruch über ein an das Eure gefesseltes Dasein auszubreiten.«

»Mein Herr, habt Ihr nicht mit Eurem Bruder gesprochen? Oder wenn Ihr mit ihm gesprochen habt, so hielt er es nicht für geeignet, Euch zu seinem Vertrauten zu machen, denn sonst hätte er Euch erzählt, daß ich getan habe, was Ihr sagt; ich habe geliebt, ich werde nicht mehr lieben; ich habe gelebt, ich muß sterben.«

Joyeuse hatte Diana unablässig angeschaut. Die Flamme dieser allmächtigen Blicke war bis in die Tiefe seiner Seele eingedrungen, jenen vulkanischen Feuerausbrüchen ähnlich, die das Erz der Bildsäulen schmelzen, wenn sie nur an ihnen vorüberkommen.

Dieser Strahl hatte alles Üble im Herzen des Admirals verzehrt, das reine Gold verblieb darin, und dieses Herz brach aus wie der Tigel unter dem Flusse des Metalls.

»Oh! ja,« sagte er noch einmal mit leiserer Stimme, indes er fortwährend seinen Blick auf sie heftete, in dem das Feuer des Zornes immer mehr

erlosch; »oh! ja, Henri mußte Euch lieben ... Oh! Madame, habt Mitleid, auf den Knien flehe ich Euch an, liebt meinen Bruder.«

Diana blieb kalt und schweigsam.

»Treibt nicht eine Familie bis zum Todeskampf, richtet die Zukunft unseres Geschlechtes nicht zugrunde, laßt nicht den einen aus Verzweiflung, die anderen aus Kummer sterben.«

Diana antwortete nicht und schaute nur fortwährend den vor ihr gebeugten Flehenden traurig an.

»Oh!« rief Joyeuse endlich, indem er wütend seine krampfhaft geballte Faust an sein Herz preßte, »oh! habt Mitleid mit meinem Bruder, habt Mitleid mit mir, ich brenne, dieser Blick versengt mich ... Gott befohlen, Madame, Gott befohlen!«

Er erhob sich wie ein Wahnsinniger, riß die Riegel der Tür des Sprechzimmers auf und entfloh ganz verwirrt bis zu seinen Leuten, die ihn an der Ecke der Rue d'Enfer erwarteten. Seine Hoheit Monseigneur der Herzog von Guise

Am Sonntag, den 10. Juni, ungefähr um elf Uhr, war der ganze Hof in dem Zimmer vor dem Kabinett versammelt, wo seit seinem Zusammentreffen mit Diana von Meridor der Herzog von Anjou langsam und unglücklich hinstarb. Weder die Wissenschaft der Ärzte noch die Verzweiflung seiner Mutter noch die vom König befohlenen Gebete hatten das unselige Ereignis zu beschwören vermocht. Am Morgen des 10. Juni erklärte Miron dem König, es gebe kein Mittel für die Krankheit, und Franz von Anjou würde den Tag nicht überleben.

Der König legte einen großen Schmerz zur Schau und sagte, indem er sich an die Anwesenden wandte:

»Das gibt unsern Feinden viel Hoffnung.«

Worauf die Königin-Mutter erwiderte: »Unser Schicksal liegt in den Händen Gottes, mein Sohn.«

Chicot, der ganz demütig und zerknirscht in der Nähe des Königs stand, sagte ganz leise zu diesem: »Helfen wir Gott, wenn wir können, Sire.«

Nichtsdestoweniger verlor der Kranke gegen halb zwölf Uhr die Farbe und das Gesicht; sein bis dahin offener Mund schloß sich; der Blutfluß, der seit einigen Tagen alle Anwesenden erschreckt hatte, wie einst der Blutschweiß Karls IX., hörte plötzlich auf, und alle Glieder wurden kalt.

Heinrich saß zu den Häupten seines Bruders. Catharina hielt, neben dem Bett sitzend, eine eisige Hand des Sterbenden. Der Bischof von Chateau-Thierry und der Kardinal von Joyeuse sprachen Sterbegebete, die die Anwesenden kniend und mit gefalteten Händen wiederholten.

Gegen Mittag öffnete der Kranke die Augen; die Sonne befreite sich von einer Wolke und übergoß das Bett mit einer goldenen Glorie. Franz, der bis dahin nicht einen Finger hatte rühren können, und dessen Geist wie die Sonne, die wieder erschien, verschleiert gewesen war, Franz hob einen Arm mit der Gebärde eines erschrockenen Menschen zum Himmel empor.

Er schaute umher, hörte die Gebete, fühlte sein Übel und seine Schwäche und erriet seine Lage, vielleicht, weil er schon halb jene finstere, unselige Welt erblickte, wohin gewisse Seelen gehen, nachdem sie die Erde verlassen haben. Dann stieß er einen Schrei aus und schlug sich mit solcher Gewalt vor die Stirn, daß die ganze Versammlung erbebte. Die Stirn faltend, als ob er in seinem Innern eines von den Geheimnissen seines Lebens gelesen hätte, murmelte er: »Bussy ... Diana!«

Dieses letzte Wort hörte niemand als Catharina, mit so schwacher Stimme sprach es der Sterbende. Mit der letzten Silbe dieses Namens gab Franz seinen Geist auf.

Durch ein seltsames Zusammentreffen verschwand in demselben Augenblick die Sonne, die das Wappenschild von Frankreich und die goldenen Lilien bestrahlte; so daß diese Lilien, einen Augenblick zuvor noch glänzend, ebenso düster wurden wie der Azur, den sie vorher mit einem Gestirn schmückten, das nicht minder schimmerte als das, welches das träumerische Auge am Himmel sucht.

Catharina ließ die Hand ihres Sohnes fallen. Heinrich III. schauerte und stützte sich zitternd auf die Schulter Chicots, der ebenfalls schauerte, doch nur wegen der Ehrfurcht die jeder Christ den Toten schuldig ist. Miron hielt einen goldenen Kelchdeckel an Franz' Lippen und sagte, nachdem er ihn einige Sekunden aufmerksam betrachtet hatte: »Monseigneur ist tot.«

Worauf sich ein langer Seufzer in den Vorzimmern als Begleitung des Klagepsalms erhob, den der Kardinal murmelte.

»Tot!« wiederholte der König, der sich in seinem Lehnstuhl bekreuzte. »Der einzige Erbe des Thrones von Frankreich,« murmelte Catharina, die, ihren Platz neben dem Toten verlassend, schon zu dem einzigen Sohn, der ihr blieb, zurückgekehrt war.

»Oh!« sagte Heinrich, »dieser Thron von Frankreich ist sehr weit für einen König ohne Nachkommenschaft; die Krone ist sehr weit für ein einziges Haupt ... Keine Kinder, keine Erben, wer wird mir in der Regierung folgen?«

Als er diese Worte vollendete, erscholl ein gewaltiger Lärm auf der Treppe und in den Sälen.

Nambu stürzte in das Sterbezimmer und meldete: »Seine Hoheit Monseigneur der Herzog von Guise.«

Bestürzt über diese Antwort auf die Frage, die er an sich selbst gerichtet, erbleichte der König, stand auf und schaute seine Mutter an.

Catharina war noch bleicher als ihr Sohn. Bei der Ankündigung dieses furchtbaren Unglücks, das ein Zufall seinem Geschlechte weissagte, ergriff sie die Hand des Königs und drückte sie, als wollte sie ihm sagen: »Hier ist die Gefahr ... doch fürchtet nichts, denn ich bin bei Euch!«

Der Sohn und die Mutter hatten sich in demselben Schrecken und in derselben Drohung begriffen.

Der Herzog trat mit seinen Kapitänen ein. Er erschien mit erhobener Stirn, wenn auch seine Augen den König und das Sterbebett seines Bruders mit

einer gewissen Verlegenheit suchten.

Mit jener erhabenen Majestät, die er allein vielleicht in gewissen Augenblicken in seiner so seltsam gemischten Natur fand, hielt Heinrich III. den Herzog durch eine fürstliche Gebärde auf, durch die er ihm den königlichen Leichnam auf dem durch den Todeskampf zerkrümpelten Bett zeigte. Der Herzog beugte sich und fiel langsam auf die Knie. Alles um ihn her neigte das Haupt und bog das Knie. Heinrich III. allein blieb aufrecht bei seiner Mutter stehen, und sein Blick glänzte zum letzten Male vor Stolz.

Chicot erschaute diesen Blick und murmelte ganz leise den andern Vers aus den Psalmen: »Er wird die Mächtigen vom Throne stürzen und die Demütigen erheben.«

Die Gräfin Charny

Erstes Kapitel

Auf dem Wege von Versailles nach Paris machte vor dem Gasthause an der Brücke zu Sèvres ein etwa fünfundvierzig- bis achtundvierzigjähriger Mann halt, der wie ein Schmied oder Schlosser gekleidet war. Ohne groß zu sein, war er ungemein schön gewachsen; er hatte einen kleinen Fuß; und auch seine Hand hätte für schön und zart gelten können, wenn sie nicht die Bronzefarbe der Eisenarbeiter gehabt hätte. Aber wenn man seinen Arm bis zu dem aufgerollten Hemdärmel betrachtet hätte, so würde man gesehen haben, daß die starken Muskeln mit einer feinen, fast aristokratischen Haut bedeckt waren.

Dieser Mann trug ein reich mit Gold eingelegtes Doppelgewehr, auf dessen Lauf der Name des Büchsenmachers Leclerc zu lesen war.

Der Mann war von Versailles gekommen und über alle Ereignisse genau unterrichtet; dem Wirt erzählte er, die Königin komme mit dem König und dem Dauphin; sie habe sich endlich entschlossen, dem Drängen des Volles nachzugeben und in die Tuilerien überzusiedeln.

Während er dies sagte, schaute er mehrfach und aufmerksam in die Richtung nach Paris, aus der jetzt ein Wanderer kam, der ebenfalls dem Handwerkerstande anzugehören schien.

»He, Kamerad!« sagte der wartende Gast, »das Wetter ist kalt und der Weg lang; nehmen wir nicht ein Glas Wein zur Stärkung und Erwärmung?«

Der Wanderer sah sich um.

»Meinet Ihr mich?« fragte er.

»Wen denn sonst? Ihr seid ja allein.«

»Und Ihr bietet mir ein Glas Wein an?«

»Warum denn nicht? Wir sind ja von dem gleichen Geschäft ...«

»Meinetwegen«, sagte der Handwerker, in das Wirtshaus eintretend.

Der Unbekannte deutete auf den Tisch und reichte ihm das Glas ...

»Die Nation soll leben!«

Die grauen Augen des Arbeiters hefteten sich einen Augenblick auf den andern. Dann sagte er:

»Das war wohl gesprochen: Die Nation soll leben! Was macht Ihr denn hier?«

»Wie Ihr seht, ich komme von Versailles, ich erwarte den Zug, um ihn nach Paris zu begleiten.«

»Was für einen Zug?«

»Wißt Ihr denn nicht, daß der König mit der Königin und dem Dauphin in Begleitung der Marktweiber und mit zweihundert Mitgliedern der Nationalversammlung, unter dem Schutze der Nationalgarde und Lafayettes, nach Paris zurückkehren?«

»Ich dachte es wohl, als ich mich heute früh um drei Uhr auf den Weg nach Paris machte.«

»So! Ihr habt heute früh um drei Uhr Versailles verlassen? Wart Ihr denn nicht neugierig, was dort vorgehen wird?«

»Jawohl, ich hätte gern gewußt, was aus dem Bourgeois wird, zumal da er, ohne mich zu rühmen, ein alter Bekannter ist; aber Ihr wißt ja, die Arbeit geht vor; man hat Weib und Kind, und die wollen leben, und das ist jetzt nicht so leicht, da die königliche Schlosserwerkstätte eingeht.«

Der Unbekannte ließ die beiden letzten Anspielungen unbeachtet. »Ihr habt also dringende Arbeit in Paris gehabt?«

»Ja, und die Arbeit ist gut bezahlt worden«, erwiderte der Handwerker.

»Die Arbeit war vermutlich schwer ...«

»Eine unsichtbare Tür!«

»Wo habt Ihr das gemacht?«

»Ja, das kann ich ...«

»Aha! Ihr wollt's nicht sagen.«

»Ich kann's nicht sagen, weil ich's nicht weiß.«

»Man hat Euch also die Augen verbunden?«

»Ja, so ist's; ich wurde an der Barriere mit einem Wagen erwartet. Man verband mir die Augen und brachte mich nach der Arbeit wieder mit verbundenen Augen an die gleiche Stelle.«

»Und gar nichts habt Ihr gesehen?«

»Nun ja. Als ich draußen an der Treppe stolperte, benutzte ich die Gelegenheit und verschob die Binde. Da sah ich links eine Baumreihe; das brachte mich auf die Vermutung, das Haus müsse am Boulevard stehen; aber das ist alles.«

»Ihr würdet das Haus nicht wiedererkennen?«

Der Schlosser sann einen Augenblick nach.

»Wahrhaftig nein,« sagte er, »das könnte ich nicht.«

Diese Versicherung schien der Unbekannte mit Befriedigung aufzunehmen.

»Es ist sonderbar,« sagte er, »daß man Schlosser von Versailles kommen läßt, um geheime Türen machen zu lassen ...«

»Jawohl,« sagte der Schlosser, »es gibt auch Schlosser in Paris ... und sogar Meister gibt's ... aber zwischen Meister und Meister ist ein Unterschied.«

»Aha!« sagte der Unbekannte lächelnd, »ich sehe, nicht nur Meister, sondern Meister über Meister.«

»Und Meister über alle ... Seid Ihr vom Geschäft?«

»Nun ja, so ziemlich.«

»Was seid Ihr?«

»Ich bin Büchsenmacher.«

»Ist das etwas von Eurer Arbeit?«

Der Schlosser nahm dem Unbekannten das Gewehr aus der Hand, betrachtete es aufmerksam, probierte das Schloß, nickte beifällig, und las den Namen, der auf dem Laufe stand.

»Leclerc«, sagte er. »Unmöglich, Freund. Leclerc ist höchstens achtundzwanzig, und wir beide gehen auf die Fünfzig los. Doch nichts für ungut, es ist nicht böse gemeint.«

»Es ist wahr,« erwiderte der andere, »ich bin nicht Leclerc, aber es ist ganz dasselbe.«

»Wie, es ist ganz dasselbe?«

»Allerdings, ich bin ja sein Meister.«

»Das wäre nicht übel«, sagte der Schlosser lachend. »Das ist gerade, als wenn ich sagte: Ich bin nicht der König, aber es ist ganz dasselbe.«

»Wie! Es ist ganz dasselbe?« wiederholte der Unbekannte.

»Jedenfalls, denn ich bin ja sein Meister«, sagte der Schlosser.

»Oho!« rief der Unbekannte, indem er aufstand und salutierte, wie ein Soldat. »Habe ich die Ehre, Monsieur Gamain vor mir zu sehen?«

»Jawohl, den leibhaftigen Gamain, ergebenst aufzuwarten,« erwiderte der Schlosser, hocherfreut über den Effekt, den sein Name gemacht hatte.

»Teufel!« sagte der Unbekannte, »ich wußte nicht, daß ich einen so bedeutenden Mann vor mir hatte ... Aber ich denke mir's nicht schön, der Meister eines Königs zu sein, wenn man sagen muß: Ew. Majestät, geruhen Sie diesen Schlüssel in die linke Hand zu nehmen; – Sire, nehmen Sie diese Feile in die rechts Hand.«

»Ei! Eben das war so schön bei ihm. Sobald wir in der Werkstätte waren, nannte ich ihn ›Bourgeois‹, und er nannte mich Gamain; nur sagte er Du zu mir, und das tat ich nicht. Ihr müßt wissen, im Grunde fühlte er sich nur wohl in der Werkstätte oder zwischen seinen Landkarten; es ist jammerschade, daß er als König auf die Welt gekommen ist und sich mit so vielen Nebendingen beschäftigen muß, anstatt in seiner Kunst Fortschritte zu machen. Er wird nie ein rechter König sein, aber ein tüchtiger Schlosser wäre er geworden. Man machte ja auch mit ihm, was man wollte. Der Minister Necker stahl ihm die Zeit; was er von seinem Gelde nicht den Armen gab, sogen ihm die Coigny, Vaudreuil und Polignac aus der Tasche; stellt Euch vor, einmal verwandte die Königin fünfhunderttausend Francs für ein Kindbettgeschenk an Frau von Polignac ...

Die Polignacs waren vor zehn Jahren so arm, und nun schleppen sie Millionen davon! Wenn die Sippschaft noch etwas könnte! Den Leuten ein X für ein U zu machen, das verstehen sie, und sie haben den König in die Tinte gebracht; er kann nun zusehen, wie er mit Vailly, Lafayette und Mirabeau wieder herauskommt ... Und ich sitze nun da mit dem versprochenen Jahresgehalt von fünfzehnhundert Livres, das ich aber nicht bekomme. Ich würde ihn wahrhaftig besser beraten haben als die Polignacs; ich war ja sein Meister, sein Freund!«

Jetzt erschienen zwei Männer aus der untersten Volksklasse und ein Fischweib in der Gaststube, und setzten sich an denselben Tisch, wo der Unbekannte mit dem Meister Gamain eben die zweite Flasche leerte.

Der eine der beiden Männer hatte eine zwergartige Gestalt, er war kaum fünf Fuß hoch. Sein Gesicht schien diese Mißgestalt noch auffallender zu

machen; seine fettigen Haare lagen platt auf der eingedrückten Stirn; dieser Mensch schien kein Blut, sondern Galle in den Adern zu haben.

Der andere war das Gegenstück zu dem ersten, er glich einem auf zwei Stelzen stehenden Reiher.

Der dritte oder die dritte, wie man will, war ein Amphibium, dessen Spezies wohl zu erkennen, aber dessen Geschlecht schwer zu unterscheiden war. Es war ein männliches oder weibliches Geschöpf von dreißig bis vierunddreißig Jahren, im eleganten Fischweiberkostüm, mit goldener Kette und Ohrringen, Kopftuch und Spitzenkragen. Man erwartete mit Ungeduld, daß ihr oder sein Mund sich auftue und einige Worte spreche, denn man hoffte, der Ton der Stimme werde der ganzen zweifelhaften Person einen bestimmten Charakter geben; aber auch darin täuschte man sich, denn die einem Sopran ähnliche Stimme erregte in dem Beobachter noch mehr Zweifel als die äußere Erscheinung.

Die Schuhe der drei neuen Gäste trugen unverkennbare Spuren einer langen Wanderung.

»Es ist merkwürdig,« sagte Gamain, »das Frauenzimmer glaube ich zu kennen.«

»Wohl möglich, lieber Meister Gamain,« sagte der Unbekannte, »aber wenn diese drei Personen beisammen sind, haben sie gewiß etwas vor, und wenn sie etwas vorhaben, muß man sie gewähren lassen.«

»Kennt Ihr sie denn?« fragte Gamain.

»Ja, von Ansehen«, antwortete der Unbekannte. –

»Wenn Ihr sie kennt, so nennt mir doch die beiden Männer, ich werde dann ganz gewiß auch das Frauenzimmer erkennen.«

»Der Krummbeinige ist Jean Paul Marat ... und der Langbeinige Prosper Verrières. Nun, bringen Euch die Namen auf die Spur des Fischweibes?«

»Nein, ich entsinne mich nicht.«

»Dann will ich ihn nennen, das Fischweib ist der Herzog von Aiguillon.

Als dieser Name genannt wurde, stutzten die drei neuen Gäste und sahen sich um.

Der Unbekannte legte den Finger auf den Mund und verließ das Gastzimmer. Gamain, der zu träumen glaubte, folgte ihm. An der Tür stieß er gegen einen Mann, der vor einer ihn verfolgenden Schar zu fliehen schien. »Der Friseur der Königin! Der Friseur der Königin!« rief der heranstürmende Haufe.

Unter den Schreiern waren zwei Männer, die jeder einen bluttriefenden Kopf auf einer Pike trugen.

Es waren die Köpfe der beiden unglücklichen Leibgardisten Varicourt und Deshuttes.

»Siehe da, Monsieur Léonard!« sagte Gamain, der den Verfolgten sogleich erkannte.

»Er soll wohl diesen armen Teufeln die Köpfe frisieren. In Zeiten der Revolution haben die Menschen gar sonderbare Ideen«, sagte der Unbekannte, dann mischte er sich unter die Menge und ließ den Meister Gamain, dem er wahrscheinlich alles entlockt hatte, was er wissen wollte, wieder nach Versailles in seine Werkstätte zurückkehren.

Der Unbekannte konnte sich leicht unter den Volkshaufen mischen, da dieser sehr groß war. Es war der Vortrab des Zuges, der den König, die Königin und den Dauphin begleitete.

Die Abreise von Versailles hatte, wie der König angeordnet, gegen ein Uhr mittags stattgefunden.

Die Königin, der Dauphin, Madame Royale, der Graf von Provence, Madame Elisabeth und Andrea hatten im Wagen des Königs Platz genommen.

Hundert Kutschen hatten die Mitglieder der Nationalversammlung, die den König nicht verlassen wollten, aufgenommen.

Der Graf von Charny und Billot waren in Versailles geblieben, um dem Baron Georges von Charny, der in jener Schreckensnacht vom 5. zum 6. Oktober gefallen war, die letzte Ehre zu erweisen, und um zu verhindern, daß sein Leichnam verstümmelt werde, wie man die Leichname der Leibgardisten Varicourt und Deshuttes verstümmelt hatte.

Der oben erwähnte Vortrab hatte sich um die beiden Gardistenköpfe wie um eine Fahne geschart.

Er bestand aus zerlumptem, halbnacktem Gesindel. Plötzlich entstand ein großer Tumult unter der Volksmenge. Man bemerkte die Nationalgarde und Lafayette. Dieser bewaffneten Schar folgte der Wagen des Königs.

Lafayette war der Abgott des Pariser Volkes und unumschränkter Gebieter.

Der Vortrab war weit vorausgeeilt: er wollte dem Kommandanten seine blutige Trophäe verbergen, und mochte sich von dieser doch nicht trennen. Die »Standartenträger«, durch das im Wirtshause wartende Triumvirat verstärkt, beschlossen, den König zu erwarten, um sich dem Zuge anzuschließen, denn Seine Majestät habe erklärt, sich von seinen »Getreuen« nicht trennen zu wollen.

Der Vortrab setzte sich daher, nachdem er sich durch einige Zuzüge verstärkt, wieder in Bewegung.

Diese Volksmenge, die sich, einer durch einen Platzregen angeschwellten Gosse ähnlich, auf der Landstraße von Versailles gegen Paris hin fortwälzte, zog aus den nahen Dörfern eine Menge Neugieriger herbei. Die meisten blieben ruhig auf beiden Seiten des Weges stehen, ohne für den König und die Königin große Sympathie an den Tag zu legen; dagegen rief die Menge aus Leibeskräften: »Es lebe Lafayette!« Auch Mirabeau ließ man hochleben; so hörte denn der unglückliche König Ludwig XVI., dessen Name gar nicht genannt wurde, wie man die Volkstümlichkeit, die er verloren hatte, und das Genie, das er nie besessen, jubelnd begrüßte.

Gilbert ging an der rechten Seite des königlichen Wagens, wo die Königin saß. Marie Antoinette bewunderte Gilbert, der, ohne Liebe und Zuneigung für seine Regentin, nur das tat, was er für seine Pflicht hielt, und bereit war, für sie sein Leben zu opfern.

Außer den Fußgängern, welche den königlichen Wagen begleiteten, wateten zu beiden Seiten der Landstraße im tiefen Kot die Marktweiber, Gemüsehändler und andere, dem niedrigsten Volke angehörende Leute, die einige mit singenden und schreienden Weibern beladene Kanonen und Munitionskarren mit sich führten.

Sie sangen und schrien: »Jetzt wird uns das Brot nicht fehlen: wir führen ja den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen heim!«

Die Königin schien das Geschrei nicht zu verstehen; sie hielt den kleinen Dauphin auf den Knien; der König sah dem Getümmel mit gleichgültigen Blicken zu; er hatte in der letzten Nacht fast nicht geschlafen, denn er war nicht für schwierige Lebensverhältnisse geschaffen.

Den Grafen von Provence erkannte man an seinem immer lauernden, tückischen Blick; er war in jenem Augenblick ein Liebling des Volkes, weil er in Frankreich geblieben, während sein Bruder, der Graf von Artois, geflohen war.

Andrea schien von Marmor zu sein. Sie glich einer überirdischen Erscheinung, die sich unter die Lebenden verirrt hat. Nur ihr Blick gab zu erkennen, daß sie lebte: ihr Auge flammte unwillkürlich auf, so oft es dem Auge Gilberts begegnete.

Etwa hundert Schritte vor dem obenerwähnten kleinen Wirtshause machte der Zug halt. Das Schreien und Toben wurde noch stärker.

Die Königin neigte sich aus dem Wagen, und diese Bewegung, die man für einen Gruß nehmen konnte, erregte ein Gemurmel unter der Menge.

»Herr Gilbert«, sagte sie.

Gilbert trat an den Wagen. Da er von Versailles her den Hut in der Hand hielt, hatte er nicht nötig, ihn abzunehmen, um der Königin seine Ehrerbietung zu bezeigen.

»Majestät.«

»Herr Gilbert, was singt und schreit das Volk?«

Herr Gilbert wollte antworten, aber ein Schrei des Entsetzens, gefolgt von barbarischem Gelächter, drang aus der Volksmenge.

Die beiden Pikenträger kamen heran. Die Köpfe, die sie gleichsam als Feldzeichen der Rotte vorantrugen, hatten sie von dem unglücklichen Leonhard pudern und frisieren lassen; sie wollten sie der Königin zeigen.

»Um des Himmels willen, gnädigste Frau,« sagte Gilbert, »sehen Sie nicht nach rechts!« Aber die Königin hatte nichts Eiligeres zu tun, als ihren Blick nach der bezeichneten Richtung hin zu wenden. Das Entsetzen entlockte ihr einen lauten Schrei. Aber plötzlich wendeten sich ihre Augen von dem furchtbaren Schauspiel ab und starrten ein Medusenhaupt an, von dem sie sich nicht abwenden konnten. Es gehörte jenem Unbekannten, den wir im Wirtshause zu Sèvres mit dem Meister Gamain zusammen gesehen haben, und der jetzt mit verschränkten Armen an einem Baume stand.

Die Hand der Königin fiel auf Gilberts Schulter und zuckte krampfhaft.

Gilbert sah sich um. Dann riefen beide zugleich:

»Cagliostro! ...«

Der Fremde sah Gilbert und winkte ihm zu.

In diesem Augenblick setzte sich der Wagenzug wieder in Bewegung.

Gilbert ließ die Kutschen und die Volksmenge vorüberziehen und folgte dem angeblichen Büchsenmacher, der sich von Zeit zu Zeit nach ihm umsah, in eine Seitengasse.

Zweites Kapitel

Vor einem großen und schönen Hause machten Cagliostro und sein Begleiter halt. Sie traten ungesehen durch eine kleine Seitenpforte und Gilbert zog die Tür hinter sich zu; man hörte nicht das leiseste Knarren der Angeln, nicht das mindeste Schnappen des Schlosses. Der Boden war mit einem weichen Teppich belegt. Links fand Gilbert eine Tür offen, durch die er in ein prachtvolles Gemach gelangte. Hier hing ein einziges Gemälde, es war eine Madonna von Raphael.

Gilbert bewunderte dieses Meisterwerk, als er eine Tür hinter sich aufgehen hörte. Er sah sich um und erkannte Cagliostro, der sich in einem Nebenzimmer umgekleidet hatte.

Er war jetzt nicht mehr der Handwerker mit den geschwärzten Händen, den mit Kot bedeckten Schuhen und dem groben, schmutzigen Hemd. Mit freundlichem, offenem Blick trat er näher und breitete die Arme aus.

Gilbert eilte auf ihn zu und drückte ihn innig an seine Brust.

»Teurer Meister!« sagte er.

»Oh! lieber Gilbert,« erwiderte Cagliostro lachend, »Sie haben seit unserer Trennung so gute Fortschritte gemacht, zumal in der Philosophie, daß Sie jetzt der Meister sind, und ich kaum würdig bin, Ihr Schüler zu sein.«

»Ich danke für das Kompliment,« sagte Gilbert, »aber angenommen, ich hätte solche Fortschritte gemacht, wie können Sie es wissen? Es sind acht Jahre her, daß wir uns nicht mehr gesehen haben.«

»Sie zweifeln also noch immer an meiner Seherkraft? Dann will ich Sie eines besseren belehren. Sie kamen gewisser Familienangelegenheiten wegen zum ersten Male wieder nach Frankreich. Es handelte sich um die Erziehung Ihres Sohnes Sebastian: Sie brachten ihn in eine kleine Stadt und besuchten zugleich Ihren Pächter, einen braven Mann mit Namen Billot, den Sie gegen seinen Willen in Paris zurückhalten. Sie kamen zum zweiten Male nach Frankreich zurück, weil Sie, gleich vielen andern, an den

politischen Angelegenheiten teilnehmen wollten. Unglücklicherweise hatten Sie eine gewisse alte Geschichte ganz vergessen. Diese Geschichte betraf Mademoiselle Andrea de Favernay, nachmalige Gräfin von Charny. Da die Königin der Dame, die den Grafen von Charny geheiratet hatte, nichts abschlagen konnte, so verlangte und erhielt sie einen Verhaftsbefehl, infolgedessen Sie in die Bastille gebracht wurden. Dort würden Sie noch heute sitzen, lieber Doktor, wenn das Volk Sie nicht befreit hätte. Als guter Royalist begaben Sie sich sogleich zum König, dessen Leibarzt Sie geworden sind. Gestern oder vielmehr heute früh haben Sie zur Rettung der königlichen Familie sehr viel beigetragen; Sie weckten den braven Lafayette, der den Schlaf des Gerechten schlief, und vorhin, als Sie mich sahen, schickten Sie sich an, Ihre Souveränin – die, beiläufig gesagt, Ihre Todfeindin ist, gegen jede Gefahr zu schützen. Ist es nicht so?«

»Ja, es ist so,« sagte er, »und Sie sind immer der Zauberer Cagliostro.«

Cagliostro lächelte. »Ich habe es gemacht wie Sie«, erwiderte er; »ich habe Könige, viele Könige gesehen, aber in anderer Absicht; Sie nähern sich ihnen, um ihnen beizustehen, ich nähere mich ihnen, um sie zu stürzen. Sie versuchen, einen konstitutionellen König an die Spitze der Nation zu stellen, und es wird Ihnen nicht gelingen, ich mache Kaiser, Könige, Fürsten zu Philosophen, und das gelingt mir.«

»Wirklich?« sagte Gilbert zweifelnd.

»Jawohl. Der liebe König Friedrich, den wir leider verloren haben, war mit einem guten Beispiel vorangegangen. Da ist vor allen der König Joseph II., der Bruder unserer vielgeliebten Königin, der drei Viertel der Klöster aufhebt, die Kirchengüter einzieht, sogar die Karmeliternonnen aus ihren Zellen austreibt. Da ist der König von Dänemark, der Henker seines Leibarztes Struensee. Da ist die Kaiserin Katharina, die so große Fortschritte in der Philosophie macht, was sie jedoch nicht hinderte, Polen auseinanderzureißen. Da ist die Königin von Schweden und ... ganz Deutschland.«

»Sie haben nur noch den Papst zu bekehren,« sagte Gilbert, »und da Ihnen nichts unmöglich ist, so glaube ich, daß es Ihnen gelingen wird.«

»Oh! das wird schwer sein, ich komme soeben erst aus seinen Krallen; vor sechs Monaten saß ich in der Engelsburg, so wie Sie vor drei Monaten in der Bastille saßen.«

»Nicht möglich! Und wie sind Sie befreit worden?«

»Ich hatte Unglück, ich hatte einen unbestechlichen Kerkermeister, aber zum Glück war er nicht unsterblich; der Zufall wollte es, daß er am Tage nach der dritten Zurückweisung meines Antrags starb. Man mußte ihm einen Nachfolger geben.

Der Nachfolger war nicht unbestechlich.

Der neue Kerkermeister sagte am ersten Abend, als er mir das Nachtessen brachte: ›Laßt's Euch wohlschmecken und sammelt neue Kräfte, denn wir haben diese Nacht einen weiten Weg zu machen.‹ – Wahrhaftig, der brave Mann log nicht; in derselben Nacht ritten wir jeder drei Pferde zu Tode und legten hundert Meilen zurück.«

»Und was sagte der Gouverneur, als er Ihre Flucht bemerkte?«

»Er zog dem noch nicht beerdigten Leichnam des andern Kerkermeisters die von mir zurückgelassenen Kleider an, schoß ihm mit einem Pistol mitten durch das Gesicht, ließ das Pistol neben ihm liegen und erklärte, ich hätte mich erschossen.«

»Und darf man ohne Indiskretion fragen, wie Sie jetzt heißen?«

»Ich bin der Baron Zannoné, Bankier aus Genua; ich bin Geldgeber Monsieurs, des königlichen Prinzen ... Gutes Papier, nicht wahr? ...«

»Und warum sind Sie nach Paris gekommen?«

»Wer weiß, vielleicht gelingt es mir, in Frankreich zu gründen, was sie in Amerika gegründet haben: eine Republik.«

Gilbert schüttelte den Kopf. »Der Geist der Franzosen ist keineswegs republikanisch. Der König wird bleiben.«

»Dann machen wir keine Republik, sondern eine Revolution.«

Gilbert ließ den Kopf sinken.

»Wissen Sie, wer die Bastille zerstört hat, Gilbert?«

»Das Volk.«

»Sie verstehen mich nicht: Fünfhundert Jahre lang hat man Grafen, Fürsten und andere große Herren in die Bastille eingesperrt; da kam eines Tages ein König auf den unsinnigen Einfall, den Gedanken in eine Zelle zu sperren. Der Gedanke hat die Bastille in die Luft gesprengt, und das Volk ist durch die Bresche eingedrungen.«

»Das ist wahr«, sagte Gilbert.

»Warten Sie nur, Gilbert, das ist erst der Anfang. Hören Sie, ich war vor drei Tagen bei einem sehr verdienstvollen, menschenfreundlichen Arzt. Wissen Sie, womit er sich in diesem Augenblick beschäftigt? Er erfindet eine wirklich höchst sinnreiche Maschine, die er der Nation verehren will, und mit der man in einer Stunde fünfzig, sechzig, achtzig Menschen aus der Welt schaffen kann. Wenn sich nun ein so ausgezeichneter Arzt, ein so wohlmeinender Philanthrop, wie der Doktor Guillotin, mit einer solchen Maschine beschäftigt, ist das nicht ein Beweis, daß eine solche Maschine wirklich Bedürfnis ist? Wenn Sie die Maschine sehen wollen, lieber Gilbert, so werden Sie nächstens Gelegenheit dazu haben, man wird eine Probe damit machen. Ich werde es Ihnen sagen lassen, und wenn Sie nicht blind sind, werden Sie den Finger der Vorsehung erkennen, die wohl weiß, daß ein Augenblick kommen müsse, wo der Henker zuviel zu tun haben wird, um mit den gewöhnlichen Mitteln auszureichen.«

»Graf, Graf! in Amerika hatten Sie tröstlichere Lebensansichten.«

»Das glaube ich wohl, ich war mitten unter einem Volke, das sich erhebt, und hier befinde ich mich in einer Gesellschaft, mit der es bald zu Ende geht. In unserer veralteten Welt geht alles zu Grabe, Adel und Königtum, und dieses Grab ist ein bodenloser Abgrund.«

»Aber retten wir das Königtum, es ist das Palladium der Nation.«

»Das sind große Worte, Gilbert. Glauben Sie denn, es sei so leicht, das Königtum mit einem solchen König zu retten?«

»Aber er ist doch der Sprößling eines gewaltigen Geschlechts ...«

»Jawohl, eines Adelsgeschlechts, das mit Papageien endet! Hören Sie, Gilbert, Sie wissen, daß ich imstande bin, tausend Leiden zu ertragen, um Ihnen einen Schmerz zu ersparen. Ich will Ihnen daher einen Rat geben.«

»Reden Sie.«

»Der König muß fliehen. Der König muß Frankreich verlassen, solange es noch Zeit ist. In drei Monaten, in einem halben Jahr vielleicht wird es zu spät sein.«

»Graf,« erwiderte Gilbert, »würden Sie einem Soldaten den Rat geben, seinen Posten zu verlassen, weil das Bleiben auf demselben mit Gefahr verbunden ist?«

»Wenn der Soldat so wehrlos, umzingelt und in die Enge getrieben wäre, daß er sich nicht verteidigen könnte, wenn zumal sein Tod das Leben von Hunderttausenden in Gefahr brächte, ja, dann würde ich ihm raten, zu fliehen.«

»Graf, Sie wissen, daß ich ein Fatalist bin. Es geschehe, was da wolle; solange ich bei dem König etwas vermag, bleibt er in Frankreich, und ich bleibe bei ihm.«

»Hören Sie, es klopft jemand.«

»Wohlan, Graf, sagen Sie mir das Geschick dessen, der an diese Tür klopft, sagen Sie mir, wann und welchen Todes er sterben wird.«

»Gut,« sagte Cagliostro, »wir wollen selbst öffnen.«

Der Marquis von Favras trat ein.

Die Herren verneigten sich.

»Belieben Sie in den Salon zu gehen, Marquis«, sagte Cagliostro. »In fünf Minuten stehe ich zu Diensten.«

Der Marquis grüßte noch einmal, als er an den beiden Männern vorüberging, und verschwand.

»Nun?« fragte Gilbert.

»Sie wollen wissen, welchen Todes der Marquis sterben wird.«

»Sie haben mir ja versprochen, es zu sagen.«

Cagliostro lächelte und sah sich, um. Da niemand in der Nähe war, sagte er leise:

»Haben Sie schon einen Edelmann hängen sehen?«

»Nein.«

»Nun, da es ein seltenes, merkwürdiges Schauspiel ist, so finden Sie sich an dem Tage, wo der Marquis von Favras gehängt wird, auf dem Grèveplatz ein.«

Drittes Kapitel

Unterdessen setzten der König und die königliche Familie ihren Weg nach Paris fort.

Unterwegs hatte der kleine Prinz Hunger bekommen und zu essen verlangt. Wäre Gilbert dagewesen, so würde die Königin kein Bedenken getragen haben, ihn um ein Stück Brot für den Dauphin zu ersuchen. Aber einen Volkswehrmann mochte sie nicht anreden. Sie drückte den Dauphin an ihre Brust und sagte weinend zu ihm:

»Mein Kind, wir haben kein Brot, in Paris ist seit drei Tagen keines.«

Der arme Dauphin! Er sollte mehr als einmal, ehe er starb, vergebens um Brot bitten. Nachdem der Zug etwa eine halbe Stunde gesungen, geschrien, getanzt hatte, ertönte ein ungeheures Hurra. Wer ein geladenes Gewehr hatte, feuerte es ab; die Kinder weinten und fürchteten sich so sehr, daß ihnen der Hunger verging.

Dann ging's weiter, an den Kais hin, zum Stadthause.

Ganz in ihrer Nähe bemerkte die Königin ihren Kammerdiener Weber.

Sie rief ihn zu sich.

»Warum versuchst du mit Gewalt in das Stadthaus zu dringen?« fragte ihn die Königin.

»Um Ew. Majestät näher zu sein.«

»Im Stadthause bist du mir unnütz, Weber«, sagte die Königin; »aber anderswo kannst du mir sehr nützlich sein. In den Tuilerien, lieber Weber, in den Tuilerien! Dort erwartet uns niemand, und wenn du uns nicht vorauseilst, finden wir weder ein Bett, noch ein Zimmer, noch ein Stück Brot.«

»Das ist eine vortreffliche Idee, Madame«, sagte der König.

Marie Antoinette hatte deutsch gesprochen; der König, der wohl deutsch verstand, aber nicht sprach, antwortete in englischer Sprache.

Das Volk hörte wohl die instinktmäßig verabscheute Sprache, aber verstand sie nicht. Am den Wagen entstand ein lautes Murren, das in Gebrüll auszuarten drohte, als sich das Truppenkarree vor dem Wagen der Königin öffnete und hinter demselben wieder schloß.

Bailly erwartete den König und die Königin am Fuße eines in der Eile errichteten Throns. Er richtete einige Worte an sie, und der König antwortete ihm mit den Worten: »Ich kehre immer mit Freude und Vertrauen zu den Bewohnern meiner guten Stadt Paris zurück.«

Dann nahm das Königspaar auf dem in Eile hergerichteten Thron Platz, um die Anreden der Stadtverordneten zu hören.

Weber besichtigte unterdessen die Gemächer in den Tuilerien und wählte die von der Gräfin von Lamark bewohnten Appartements.

Gegen zehn hörte man den Wagen Ihrer Majestäten vorfahren.

Alles war zum Empfange bereit, und Weber eilte dem hohen Herrscherpaare entgegen.

Der König, die Königin, Madame Royale, der Dauphin, Madame Elisabeth und Andrea traten ein.

Der König sah sich unruhig nach allen Seiten um, als er aber in den Salon trat, bemerkte er durch eine halb offene Tür das in der Galerie aufgetragene Souper.

»Ah! Weber weiß immer Rat zu schaffen«, sagte er freudig überrascht. »Madame, sagen Sie ihm, daß ich sehr zufrieden mit ihm bin.«

Sobald die Kinder gegessen hatten, bat Marie Antoinette den König, sich in ihr Zimmer begeben zu dürfen.

»Sehr gern, Madame,« sagte der König, »denn Sie müssen ermüdet sein ...«

Die Königin verließ, ohne zu antworten, mit ihren beiden Kindern den Speisesaal. Als sie in ihrem Zimmer war, atmete sie befreit auf. Keine ihrer Frauen war ihr gefolgt; sie sah sich nach einem Sofa oder einem großen Armsessel um, denn sie wollte die beiden Kinder in ihr Bett legen. Der kleine Dauphin schlief schon. Kaum hatte der arme Knabe seinen Hunger gestillt, war er eingeschlafen.

Madame Royale war noch wach, und wenn es hätte sein müssen, würde sie die ganze Nacht nicht geschlafen haben.

Die Königin trat an eine Tür; sie wollte öffnen, aber ein leises Geräusch im Nebenzimmer hielt sie zurück; sie horchte und hörte einen Seufzer; sie sah durch das Schlüsselloch die Gräfin von Charny, die auf einer Fußbank kniete und betete.

Dieser Tür gegenüber war eine andere. Die Königin öffnete sie, und befand sich in einem behaglich warmen und von einer Nachtlampe beleuchteten Zimmer. Zu ihrer freudigen Überraschung bemerkte sie zwei schneeweiße, frisch überzogene Betten; hier legte sie ihre beiden Kinder schlafen und ging in ihr Zimmer zurück.

Vier Wachskerzen brannten auf dem Tische, der mit einem roten Teppich belegt war.

Die Königin starrte vor sich nieder und ihr Blick faßte nichts als den roten Teppich zu ihren Füßen.

Zwei- oder dreimal schüttelte sie gedankenlos den Kopf. Der blutige Widerschein der Lichter machte einen seltsamen Eindruck auf sie; es war ihr, als ob sich ihre Augen mit Blut füllten; ihre Schläfe pochten fieberisch.

Alle Ereignisse ihres Lebens zogen wie Nebelbilder vor ihrem geistigen Auge vorüber.

Sie erinnerte sich plötzlich, daß sie einmal das Haus des Barons von Faverney besucht und daselbst den berüchtigten Cagliostro, der einen so

furchtbaren Einfluß auf ihr Geschick gehabt, zum ersten Male gesehen hatte. Der Unhold hatte ihr auf ihr Bitten etwas Ungeheuerliches in einer Flasche gezeigt, eine Todesmaschine, die man noch nie gesehen hatte, und am Fuße dieser Maschine ein vom Rumpfe getrenntes Haupt, das kein anderes war, als das ihrige ... Vor ihren Augen sah sie einen roten Nebel aufsteigen.

Erstaunt bemerkte die Königin, daß es in dem Zimmer dunkler zu werden begann, sie blickte zu dem vierarmigen Kandelaber auf. Eine der vier Wachskerzen war ohne eine äußere Veranlassung erloschen.

Sie erschrak. Die Kerze rauchte noch, und dieses Erlöschen ließ sich durch nichts erklären.

Während sie den Kandelaber anstarrte, schien es ihr, als ob die der erloschenen zunächst befindliche Kerze nach und nach matter brannte; bald wurde die bisher weiße Flamme rot, und dann bläulich, flackerte plötzlich auf, wie durch einen unsichtbaren Hauch angeblasen, und erlosch endlich.

Die Königin hatte dem Erlöschen des Lichtes mit Entsetzen zugesehen, ihr Atem stockte, ihre ausgestreckten Hände näherten sich dem Kandelaber, je matter das Licht wurde; und als es endlich erlosch, sank sie in ihren Sessel zurück. So saß sie etwa zehn Minuten mit geschlossenen Augen, und als sie sie wieder aufschlug, bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß auch die dritte Kerze matter zu brennen begann, wie es mit den beiden ersten der Fall gewesen war.

Marie Antoinette glaubte anfangs, es sei ein Traumgesicht, sie versuchte aufzustehen, aber es war ihr, als ob sie an den Sessel festgebannt wäre; sie machte einen Versuch, die Prinzessin zu rufen, aber die Stimme erstarb ihr im Munde. Sie suchte den Kopf zu drehen, aber ihr Kopf blieb starr und unbeweglich, als ob das dritte erlöschende Licht ihren Blick und ihren Atem in sich gesogen hätte. Endlich veränderte auch das dritte, wie zuvor das zweite, mehrmals die Farbe, flackerte auf, schwankte hin und her und erlosch.

»Das Erlöschen der drei Kerzen«, sagte die Königin laut, »soll mich nicht kümmern, aber wehe mir, wenn auch die vierte erlischt, wie die andern!«

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so erlosch das vierte Licht, ohne daß es die Farbe wechselte, ohne daß es aufflackerte und schwankte, als ob der Tod die Kerze mit seinem Flügel berührt hätte.

Die Königin schrie vor Entsetzen laut auf; sie sprang auf, drehte sich zweimal im Kreise, streckte die Arme aus und sank ohnmächtig nieder.

In dem Augenblicke, als sie zu Boden fiel, ging die Tür des Nebenzimmers auf, und Andrea im weiten weißen Nachtgewande erschien auf der Schwelle.

Sie bettete den Kopf der Königin in ihren Schoß, und nach vielen Mühen gelang es ihr, diese aus ihrer tiefen Ohnmacht zu befreien.

»Die Gräfin von Charny!« rief Marie Antoinette und ließ Andrea schnell los; es war fast, als ob sie sie zurückstieße.

Weder diese Bewegung, noch das Gefühl, das sie hervorgerufen, entging der Gräfin. Aber im ersten Augenblicke blieb sie unbeweglich. Dann trat sie einen Schritt zurück.

»Befehlen Eure Majestät, daß ich Ihnen beim Auskleiden helfe?« fragte sie.

»Nein, Gräfin, ich danke«, antwortete die Königin mit bewegter Stimme. »Ich werde mich allein auskleiden, gehen Sie in Ihr Zimmer, Sie werden müde sein.«

»Ich will in mein Zimmer gehen,« antwortete Andrea, »aber nicht, um zu schlafen, sondern um über den Schlaf Euer Majestät zu wachen.«

Sie verneigte sich ehrerbietig vor der Königin und entfernte sich mit langsamen, feierlichen Schritten.

Viertes Kapitel

An demselben Abend, wo sich dies zutrug, war die Lehranstalt des Abbé Fortier durch ein nicht minder bedeutendes Ereignis in Schrecken gesetzt

worden.

Sebastian, der Sohn des Grafen Gilbert, war gegen sechs Uhr abends verschwunden, und trotz der sorgfältigsten Nachforschungen hatte man ihn bis Mitternacht nicht wiederfinden können.

Er hatte sich nach Haramont aufgemacht, um seinen Freund Pitou aufzusuchen, der mit ihm zusammen bei dem Abbé Fortier erzogen worden war.

Wir erinnern uns, daß Ange Pitou nach dem Gelage, das die Nationalgarde von Haramont sich selbst zu Ehren veranstaltet hatte, seiner Freundin Katharina nachgeeilt war; diese war nach dem Abschied von ihrem Geliebten, Isidor von Charny, auf dem Wege von Villers-Cotterets nach Pisseleux ohnmächtig zusammengebrochen.

Sebastian Gilbert, der davon nichts wußte, begab sich geradeswegs zu Pitous Hütte; da er aber seinen Freund nicht antraf, schrieb er ihm folgende Zeilen:

»Mein lieber Pitou!

Wie ich höre, ist das Volk nach Versailles gezogen und hat viele Menschen getötet, unter andern Georges von Charny. Ich habe große Angst um meinen Vater, der ein Feind der Aristokraten ist. Nun bin ich hier, um dich zu bitten, mich nach Paris zu begleiten. Ich zweifle durchaus nicht an deiner Bereitwilligkeit, gehe aber schon vor, da ich dich nicht antraf.

Beruhige den Abbé Fortier über mein Verschwinden, aber erst morgen, damit er mich nicht verfolgen kann.

Dein Sebastian.

Wir würden die Unwahrheit sagen, wenn wir behaupten wollten, Sebastian Gilbert sei ganz ruhig und unbefangen gewesen, als er in der Nacht eine so lange Reise unternahm; aber er hatte sein fünfzehntes Jahr beinahe vollendet, und ein Knabe von Sebastians Temperament, der Sohn Gilberts und Andreas, ist fast zum Manne gereift.

Sebastian nahm also, fest entschlossen, seinen Plan auszuführen, den Weg nach Largny. Bald aber teilte sich der Weg; nach welcher Richtung sollte er sich wenden? Er setzte sich auf die Böschung des Chausseegrabens nieder, um zu überlegen. Nach einer Weile glaubte er aus der Richtung von Villers-Cotterets ferne Hufschläge zu hören.

Er trat auf die Heerstraße, um die Reiter anzuhalten und zu befragen. Bald sah er die dunklen Umrisse der letzteren und die Funken, die die Hufeisen der Pferde aus den Steinen schlugen. Es waren zwei Reiter, von denen der eine etwa vier Schritte vor dem andern hergaloppierte. Gilbert vermutete mit Recht, daß der erste der Herr und der zweite der Diener sei.

Aber wie groß war sein Erstaunen, als er in dem Herrn Isidor von Charny erkannte, dem er von seinen Besuchen mit Pitou bei Katharina nicht unbekannt sein konnte.

Der Vicomte nahm Sebastian auf sein Pferd, dann ging's im Galopp weiter, und die beiden Pferde mit den drei Reitern verschwanden bald jenseits der Anhöhe von Goudreville.

Der Ritt ging bis Dammartin, dann wurde die Reise mit einer Postkutsche fortgesetzt. Erst am Nachmittag um fünf Uhr kamen sie vor den Tuilerien an.

Am Schloßtore mußten sie sich zu erkennen geben, denn Lafayette hielt alle Posten besetzt; als sich indes Isidor von Charny zu erkennen gab, wurden sie sogleich ins Haus geführt, wo sie in einem Vorzimmer Platz nehmen mußten.

Der Türsteher sollte sich zugleich nach dem Grafen von Charny und nach dem Doktor Gilbert erkundigen.

Der Knabe setzte sich auf ein Sofa. Isidor ging auf und ab. Nach zehn Minuten kam der Türsteher zurück. Der Graf von Charny war bei der Königin. Dem Doktor Gilbert war kein Unglück begegnet; man vermutete sogar, er befinde sich beim Könige; der König habe sich mit seinem Leibarzt eingeschlossen.

In diesem Augenblicke ging die Tür auf:

»Herr Vicomte von Charny! Man erwartet den Herrn Vicomte in den Zimmern der Königin.«

Isidor folgte dem Türsteher, Sebastian setzte sich wieder auf das Sofa. Seine Gedanken schweiften zu dem Abbé Fortier, zu Pitou, und er dachte an die Unruhe, die dem einen seine Flucht, dem andern sein Brief verursachen würde. Die Erinnerung an Pitou rief ihm den heimatlichen Wald ins Gedächtnis, und er dachte an die weibliche Gestalt, die er so oft im Traume, und nur einmal, wie er wenigstens glaubte, in Wirklichkeit gesehen hatte; jener Spaziergang im Walde von Sartory fiel ihm ein, wo die schöne Frau an ihm vorüberging, und dann in einer prächtigen, mit zwei feurigen Rossen bespannten Kutsche hinter den Bäumen verschwand.

Er erinnerte sich an den tiefen Eindruck, den diese Erscheinung auf ihn gemacht, und in diesen Traum versunken flüsterte er:

»Mutter! Mutter!«

Plötzlich ging die Tür, die sich hinter Isidor von Charny geschlossen hatte, wieder auf, und dieses Mal erschien eine Dame. Die Erscheinung stimmte mit dem, was in seiner Seele vorging, so vollkommen überein, daß er seinen Traum verwirklicht glaubte. Sebastian war in der lebhaftesten Spannung.

Aber seine Aufregung stieg aufs höchste, als er in der Eintretenden zugleich das Traumgesicht und die Wirklichkeit sah. – Es war das Ideal seiner Träume, es war die Dame, die er im Walde von Sartory gesehen hatte.

Er sprang auf, als ob er durch eine Feder emporgeschnellt würde. Seine Lippen taten sich auf, seine Augen erweiterten sich; er versuchte umsonst, einen Laut hervorzubringen.

Die Dame ging mit stolzer, majestätischer Haltung vorüber, ohne ihn zu beachten.

Wie ruhig und kalt auch ihre Haltung war, so ließ sie doch an ihren zusammengezogenen Augenbrauen, an ihrer blassen Gesichtsfarbe, an ihren

heftigen Atemzügen erkennen, daß sie sich in einer großen Aufregung befand.

Sie ging durch den ganzen Saal, öffnete die Tür am entgegengesetzten Ende desselben, und verschwand im Korridor.

Sebastian eilte so schnell nach, als er konnte, und kaum hatte sie den unteren Stock erreicht, so erschien Sebastian ebenfalls und rief: »Madame, Madame!«

Die junge Dame eilte in den Hof. Dort erwartete sie ein Wagen, sie stieg schnell ein und setzte sich, aber noch ehe die Wagentür geschlossen wurde, schlüpfte Sebastian an dem Bedienten vorüber und küßte der Flüchtigen den Saum des Gewandes.

»O Madame, Madame!« rief er mit dem Ausdrucke des tiefsten Gefühls.

Die junge Dame sah den schönen Knaben, der sie anfangs erschreckt hatte, verwundert an, und sagte mit ungewöhnlich sanfter Stimme:

»Warum laufen Sie mir denn nach, lieber Kleiner? Was wollen Sie von mir?«

»Ich will Sie sehen«, erwiderte der Knabe. »Ich will Sie recht oft sehen und Sie küssen.« Dann setzte er leise hinzu: »Ich will Sie *Mutter* nennen!«

Die junge Dame schrie laut auf, nahm den Kopf des Knaben in beide Hände, zog ihn an sich und drückte einen langen Kuß auf seine Stirn.

Dann lehnte sie sich zurück, und als ob sie gefürchtet hätte, daß ihr jemand den Knaben rauben werde, zog sie ihn ganz in den Wagen, schob ihn auf die andere Seite und zog selbst die Wagentür zu.

»Nach meiner Wohnung!« sagte sie, das Fenster niederlassend und sogleich wieder aufziehend: »Rue Coq-Héron Nr. 9, das erste Haustor von der Rue de la Plâtrière.«

Dann sagte sie zu dem Knaben:

»Dein Name?«

»Sebastian.«

»O komm, Sebastian, an mein Herz!«

Der Weg war nur ein einziger langer Kuß zwischen Mutter und Sohn. Diesen Knaben, denn ihr Herz hatte keinen Augenblick gezweifelt, daß er es sei, diesen Knaben, der ihr in einer entsetzlichen, angstvollen Nacht geraubt worden war, sie hatte ihn wiedergefunden; er erkennt sie wunderbarerweise, eilt ihr nach, verfolgt sie, nennt sie Mutter; ohne sie jemals gesehen zu haben, liebt er sie zärtlich, so wie sie ihm ihr Mutterherz öffnet, und ihr Mund, den nie fremde Lippen berührt haben, findet alle Freuden ihres verlorenen Lebens wieder in dem ersten Kusse, den sie ihrem Kinde gibt!

Es schlug sechs, als sich das Haustor auf den Ruf des Kutschers auftat, und der Wagen vor der Tür des Pavillons anhielt.

Andrea wartete nicht einmal, bis der Kutscher vom Bocke stieg, sie öffnete die Wagentür, sprang zuerst auf die erste Stufe der Außentreppe und zog Sebastian mit sich fort. Nachdem sie die Tür des Vorzimmers sorgfältig hinter sich abgeschlossen hatte, eilte sie in ihren Salon, wo sie Sebastian auf ein Sofa zog.

»O mein Kind, mein liebes Kind!« sagte sie in überschwenglicher Freude, in der noch ein leiser Zweifel bebte, »bist du es denn wirklich?«

»Mutter!« antwortete Gilbert mit einer Gefühlsinnigkeit, die wie erfrischender Tau das ungestüm pochende Herz Andreas durchdrang.

»Und hier! hier!« rief sie, indem sie sich umsah, in demselben Salon, wo sie Sebastian geboren hatte, und mit Entsetzen nach dem Zimmer hinblickte, wo er ihr entrissen worden war.

»Hier?« wiederholte Sebastian. »Was meinen Sie damit, Mutter?«

»Ich meine damit, mein Kind, daß es bald fünfzehn Jahre sind, als du in diesem Zimmer geboren wurdest, und daß ich der Gnade des Allmächtigen danke, der uns nach fünfzehn Jahren so wunderbar wieder zusammengeführt hat.«

»Wir haben uns nun wiedergefunden,« sagte der Knabe, »und du freust dich so darüber. Wir werden uns doch nicht mehr verlassen, nicht wahr?« Andrea war betroffen. »Mein armes Kind,« seufzte sie, »wie glücklich würdest du mich machen, wenn du das fertig brächtest.«

»Höre,« sagte Sebastian, »ich werde es schon machen. Die Gründe, die dich von meinem Vater getrennt haben, kenne ich nicht ...«

Andrea erblaßte.

»Aber wie wichtig diese auch sein mögen, so werden sie doch vor meinen Bitten, und wenn es sein muß, vor meinen Tränen verschwinden.«

»Nein ... nie!« sagte Andrea.

»Höre,« erwiderte Sebastian, »mein Vater ist mir von Herzen gut ...«

Andrea ließ die Hände des Knaben los, er schien es nicht zu beachten, und vielleicht bemerkte er es gar nicht. Er fuhr fort:

»Ich will ihn auf ein Zusammentreffen mit dir vorbereiten, ich will ihm sagen: Da ist sie; sieh nur, Vater, wie schön sie ist!«

Andrea stieß den Knaben von sich und stand auf.

Sebastian sah sie an; sie war so blaß, daß er sich vor ihr fürchtete.

»Nein, nie!« wiederholte sie.

»Und warum«, stammelte er, »willst du meinen Vater nicht sehen?«

»Ich will es dir sagen«, antwortete Andrea, die ihren Groll nicht länger zurückzuhalten vermochte; »weil dein Vater ein elender, schändlicher Mensch ist!«

Sebastian sprang vom Sofa auf und trat vor die Gräfin hin.

»Von meinem Vater sagen Sie das, Madame?« rief er, »von meinem Vater? Von dem Doktor Gilbert, der mich erzogen hat! Das sagen Sie von dem Manne, dem ich alles verdanke, den ich liebe und verehre! Ich habe mich geirrt, Madame, Sie sind meine Mutter nicht.« In diesem Augenblicke wurde das Haustor geöffnet, und ein Wagen rollte in den Hof.

Andrea war so erschrocken, daß dem Knaben ebenfalls ganz bange wurde. Der Graf von Charny war gemeldet worden.

»Geschwind in jenes Zimmer, Sebastian!« sagte Andrea in der größten Hast; »er darf dich nicht sehen, er darf nicht wissen, daß du auf der Welt bist.«

Sie schob den ganz bestürzten Knaben in das Nebenzimmer.

Dann schloß sie die Tür hinter ihm.

»Ich lasse den Herrn Grafen von Charny bitten, hereinzukommen«, sagte sie mit möglichster Fassung.

Der Graf von Charny war schwarz gekleidet, er trauerte um seinen vor zwei Tagen gefallenen Bruder.

Zum ersten Male nach ihrer Vermählung waren der Graf und die Gräfin allein.

»Verzeihen Sie,« sagte der Graf, »wenn meine unerwartete Gegenwart Ihnen lästig ist. Der Wagen hält vor der Tür, und ich werde mich entfernen, wenn ...«

»Nein, Graf,« fiel ihm Andrea ins Wort, »im Gegenteil, nach den schrecklichen Ereignissen freut es mich sehr, Sie zu sehen.«

»Sie waren also so gütig, sich nach mir zu erkundigen, Gräfin?« fragte Charny.

»Allerdings, man antwortete mir, Sie wären bei der Königin.«

Waren diese letzten Worte ganz harmlos, oder enthielten sie einen Vorwurf?

Andrea konnte ihre Eifersucht auf die Königin nicht verbergen. Charny, der sich wegen seines unangemeldeten Besuches entschuldigen zu müssen glaubte, sagte:

»Ich komme auf Befehl des Königs, der mir aufgetragen hat, nach Ihnen zu sehen. Erst durch die teilnehmenden Fragen des Königs habe ich erfahren, daß Sie vor kurzem die Tuilerien verlassen haben, wie man annimmt, nach einem Zwischenfall zwischen Ihnen und der Königin. Ich kannte Ihre frühere Wohnung hier in der Rue Coq-Héron, und so suchte ich Sie hier.« Bei diesen Worten schaute er Andrea mit großen Augen an: »Bin ich Ihnen willkommen?« »Können Sie daran zweifeln, Graf?« sagte Andrea, die schnell aufstand und ihrem Gemahl beide Hände reichte. Charny faßte beide Hände und zog sie an seine Lippen. Andrea schrak zusammen, als ob glühendes Eisen sie berührt hätte, und sank auf das Sofa zurück. Aber da ihre krampfhaft zusammengezogenen Hände den Grafen festhielten, so zog sie ihn im Zurücksinken mit sich, und Charny saß an ihrer Seite. In diesem Augenblicke hörte Andrea ein Geräusch im Nebenzimmer und entfernte sich so hastig, daß der Graf ebenfalls aufstand und sie verwundert ansah. Charny stand, auf die Rücklehne des Sofas gestützt, der Gräfin gegenüber und seufzte. Andrea drückte beide Hände vor das Gesicht. Was in diesem Augenblicke in ihrem Herzen vorging, ist unmöglich zu beschreiben. Sie war seit vier Jahren mit einem Manne vermählt, den sie unendlich liebte, ohne daß dieser Mann, dessen Neigung der Königin zugewandt war, die mindeste Ahnung gehabt hatte von dem großen Opfer, das sie durch diese Vermählung gebracht hatte. Sie hatte unter Verleugnung ihrer doppelten Pflicht als Gattin und Untertanin alles gesehen, alles ertragen, über alles das tiefste Schweigen beobachtet. Endlich hatte sie aus einigen zärtlichen Blicken ihres Gemahls, aus einigen härteren Worten der Königin geschlossen, daß ihre Aufopferung nicht ganz fruchtlos war. In den letzten schrecklichen, angstvollen Tagen war Andrea unter den bestürzten Hofleuten vielleicht die einzige gewesen, die ein freudiges Gefühl aufbrachte; es war, wenn ein Blick Charnys seine Besorgnis um sie an den Tag zu legen schien, wenn er sie mit Sehnsucht aufsuchte. Ein leiser Händedruck ließ ein bisher ungeahntes Gefühl in ihnen aufsteigen und rief einen gemeinsamen Gedanken in ihnen hervor.

Als nun das arme verlassene Wesen eben das ihr so lange entrissene Kind wiedergefunden hatte, ging an ihrem so düsteren Horizont plötzlich eine Morgenröte der Liebe auf; doch das Glück schien nicht für sie geschaffen, denn das eine glückliche Ereignis mußte das andere ertöten.

Charny seufzte und nahm das Gespräch wieder auf.

»Was soll ich dem Könige sagen, Gräfin?« fragte er.

Andrea erschrak, als sie seine Stimme hörte, und erwiderte:

»Ich habe so viel bei Hofe gelitten, daß ich den mir von der Königin bewilligten Abschied mit Dank annehme; ich habe in der Einsamkeit immer die Ruhe, wenn auch nicht das Glück gefunden. Mit Ihrer Erlaubnis, Graf, werde ich diesen Pavillon bewohnen, an den sich für mich wohl schmerzliche, aber auch süße Erinnerungen knüpfen.«

Diese Erlaubnis erteilte Charny mit einer artigen Verbeugung:

»Es ist also Ihr fester Entschluß, Gräfin?« sagte er.

»Ja, Graf«, antwortete Andrea sanft, aber entschieden.

»Jetzt habe ich nur noch eine Frage zu stellen,« sagte Charny, »darf ich Sie hier besuchen?«

Andrea sah ihn an; ihr sonst so ruhiges, leidenschaftloses Auge nahm einen lebhafteren Ausdruck an.

»Allerdings, Graf«, erwiderte sie; »ich werde ganz zurückgezogen leben, und ich werde Ihnen jederzeit dankbar sein, wenn Sie mir Ihre freien Augenblicke widmen.«

»Haben Sie wenigstens alles, was Sie brauchen?«

»Ich werde hier alles finden, was ich vormals hatte.«

»Lassen Sie doch sehen«, sagte Charny, der sich einen Begriff von der künftigen Wohnung seiner Gemahlin machen wollte.

»Was wollen Sie sehen, Graf?« fragte Andrea, die hastig aufstand und einen Blick auf das Schlafzimmer warf.

»Aber wenn Sie nicht gar zu bescheiden in Ihren Wünschen sind, Gräfin, so ist dieser Pavillon eigentlich keine Wohnung. Ich bin durch ein Vorzimmer gekommen, hier bin ich im Salon. Diese Tür«, und er öffnete eine Seitentür, »führt in einen Speisesaal, und diese?«

Andrea trat schnell zwischen den Grafen und die Tür, auf die er zuging, und hinter der sie in Gedanken Sebastian stehen sah.

»Graf,« sagte sie, »ich bitte Sie, keinen Schritt weiter!«

»Ja, ich verstehe,« sagte Charny, »diese Tür führt in Ihr Schlafzimmer.«

»Ja, Graf«, stammelte Andrea kaum vernehmbar.

Charny sah die Gräfin an, sie war blaß und zitterte; der Schrecken sprach deutlich aus ihren Gesichtszügen.

»Oh! Ich wußte wohl, daß Sie mich nicht lieben«, sagte er tief bewegt; »aber ich wußte nicht, daß Sie mich hassen.«

Er schien nicht imstande zu sein, länger bei Andrea zu bleiben, ohne seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen; er wankte wie ein Betrunkener, und alle seine Kräfte sammelnd, stürzte er mit einem Schmerzensruf, der tief in Andreas Herz drang, zum Zimmer hinaus.

Andrea folgte ihm mit den Augen, bis er verschwunden war; sie lauschte, der Wagen rollte davon; sie war in einem unbeschreiblichen Gemütszustände; sie fühlte, daß sie ihrer ganzen Mutterliebe bedurfte, um die andere Liebe zu bekämpfen. Noch einen Augenblick lauschte sie, es war alles ruhig, dann riß sie die Tür des Schlafzimmers auf und rief:

»Sebastian! Sebastian!«

Aber niemand antwortete ihr, und vergebens erwartete sie ein tröstendes Echo auf diesen Angstruf.

»Sebastian, Sebastian!« Keine Antwort.

Erst jetzt bemerkte sie, daß das Fenster offen war, und daß der Wind das Nachtlicht hin und her trieb.

Es war dasselbe Fenster, das man bereits vor fünfzehn Jahren offen gefunden hatte, als das Kind zum ersten Male verschwunden war.

»Oh! Ich hätte es mir denken können«, stammelte sie; »er sagte ja, daß ich seine Mutter nicht sei!«

So hatte sie denn alles verloren, ihr Kind und ihren Gatten, und in dem Augenblicke, als sie alles wiederzufinden glaubte! Erschöpft und halb bewußtlos warf sie sich auf das Bett. Sie hatte keine Willenskraft, sie hatte keine Gebete mehr, sie konnte nur klagen und weinen und schluchzen.

Plötzlich schien es ihr, als ob sich noch etwas Schrecklicheres zwischen diesen ihren Schmerz und ihre Tränen drängte; sie richtete sich langsam auf; ihr ganzer Körper bog sich, wie unter dem Einfluß einer unsichtbaren Gewalt, ihre Augen glaubten durch den feuchten Nebel ihrer Tränen hindurch zu bemerken, daß sie nicht mehr allein war. Gilbert, der durch das Fenster gekommen zu sein schien, stand vor ihr.

Fünftes Kapitel

Es war wirklich der Doktor Gilbert, der in dem Augenblicke, als sich der Lakai auf Isidors Geheiß erkundigt hatte, bei dem Könige war.

Als er von der Audienz zurückkam, traf er mit dem Vicomte von Charny zusammen, der ihn zu dem Vorzimmer führte, in dem Sebastian gewartet hatte. Aber Sebastian war nicht mehr da. In großer Sorge eilten Doktor Gilbert und der Vicomte durch die Gänge nach dem Ausgang, wo sie erfuhren, daß Sebastian mit einer Dame nach der Rue Coq-Héron Nr. 9 gefahren sei. Nun wußte Gilbert, daß sein Sohn seine Mutter gefunden hatte. Er verabschiedete den Vicomte und eilte nach dem Hause Andreas.

Mit den Verhältnissen noch genau vertraut, näherte er sich ihrem Schlafzimmerfenster und sah auf dem Bette eine regungslose weibliche Gestalt liegen, aus deren Munde leise Klagetöne kamen, die von Zeit zu Zeit durch einen lauten Angstruf unterbrochen wurden.

Gilbert näherte sich langsam, als er nahe genug stand, zweifelte er nicht mehr, es war Andrea, und sie war allein. – Aber wie kam es, daß sie allein war, und warum weinte sie? Das konnte Gilbert nur durch eine Unterredung mit ihr erfahren.

Er stieg leise und vorsichtig durchs Fenster, und stand hinter ihr in dem Augenblicke, wo die magnetische Anziehungskraft, für die sie so empfindlich war, sie zwang, sich umzudrehen.

Die beiden Feinde trafen also wieder zusammen.

Das erste Gefühl der Gräfin war eine unüberwindliche Abneigung.

Gilbert hingegen fühlte für Andrea nicht mehr jene glühende Liebe, die den Jüngling einst zu seiner verbrecherischen Tat getrieben, wohl aber jene zarte, innige Teilnahme, die den Mann bewogen haben würde, ihr selbst unter Lebensgefahr einen Dienst zu erweisen.

»Was wollen Sie von mir?« sagte Andrea.

»Was ich will? Ich will, daß Sie mir sagen, wo mein Sohn ist, den Sie in Ihrem Wagen hierhergebracht haben.«

»Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist, er ist vor mir geflohen, Sie haben ihn ja daran gewöhnt, seine Mutter zu hassen.« »Seine Mutter, Gräfin! ... Sind Sie wirklich seine Mutter?«

»O mein Gott!« rief Andrea, »er ist Zeuge meiner Verzweiflung gewesen, und fragt mich, ob ich seine Mutter bin!«

»Sie wissen also nicht, wo er ist?«

»Ich sage Ihnen ja, daß er entflohen ist, daß er in diesem Zimmer war, daß ich ihn hier wiederzufinden glaubte, und daß ich dieses Fenster offen und

das Zimmer leer fand.«

»O mein Gott!« rief Gilbert. »Wohin kann er sich gewandt haben? Der arme Knabe kennt Paris nicht, und Mitternacht ist vorüber!«

»Glauben Sie,« sagte Andrea, die diesen Gedanken aufgriff, »daß ihm ein Unglück begegnet ist?«

»Das will ich eben wissen,« erwiderte Gilbert, »und das sollen Sie mir sagen.«

Und damit streckte er Andrea die Hand hin.

Diese murmelte den Namen Sebastians und sank mit einem leisen Klagelaut auf einen Sessel.

»Schlafen Sie«, sagte Eilbert; »aber im Schlafe sehen Sie mit dem Herzen.«

»Ich schlafe«, sagte Andrea.

»Wohin haben Sie Sebastian geführt?«

»In den Salon hier neben diesem Zimmer.«

»Warum hat er Sie verlassen?«

»Weil ein Wagen vorfuhr.«

»Wer war in dem Wagen?«

Andrea zögerte.

»Wer war in dem Wagen?« wiederholte Gilbert mit festerem Ton und stärkerem Willen.

»Der Graf von Charny.«

»Wo haben Sie den Knaben versteckt?« »Ich schob ihn in dieses Zimmer.«

»Was sagte er, als er hier eintrat?« »Ich sei nicht mehr seine Mutter.«

»Warum hat er das gesagt?«

»Weil ich zu ihm sagte,« wiederholte Andrea mit großer Selbstüberwindung, »daß Sie ein elender, schändlicher Mensch sind.«

»Hat der Graf von Charny geahnt, daß der Knabe hier war?«

»Nein.«

»Warum ist er denn nicht geblieben?«

»Weil der Graf nie bei mir bleibt.«

»Was wollte er denn hier?«

»O mein Gott! mein Gott! Olivier, lieber Olivier!«

Gilbert sah sie erstaunt an.

»Oh, ich Unglückliche!« klagte Andrea. »Er fing an, sich mir zuzuwenden, er liebt mich, er liebt mich! ...«

Gilbert tat zum ersten Male einen Blick in dieses furchtbare Familiendrama.

»Und Sie,« fragte er, »lieben Sie ihn?«

»Seit dem Augenblick, wo ich ihn zum ersten Male sah.«

»Sie wissen also, was Liebe ist, Andrea?« fragte Gilbert traurig.

»Ich weiß,« antwortete die junge Gräfin, »daß die Liebe dem Menschen gegeben ist, damit er wisse, wieviel er leiden kann.«

»Kehren wir wieder zu Sebastian zurück.«

»Gattin, vergiß deinen Gatten; Mutter, denke nur an dein Kind!«

»Wo war Sebastian, während Sie mit dem Grafen von Charny sprachen?«

»Er lauschte ... da, da, an der Tür.«

»In welchem Augenblick hat er dieses Zimmer verlassen?«

»In dem Augenblick, als der Graf mir die Hand küßte und ich erschrocken aufschrie.«

»Sehen Sie ihn?«

»Ich sehe ihn«, sagte Andrea. »Er sieht sich nach einer Tür um, und da er keine findet, springt er aus dem Fenster und verschwindet.«

»Folgen Sie ihm in der Dunkelheit.«

»Er eilt der Rue Plâtrière zu ...; er spricht mit einer Frau, die ihm begegnet.«

»Wonach fragt er sie?«

»Er fragt nach der Rue Saint-Honoré.«

»Ja; dort wohne ich. Er wird mich erwarten ...«

»Nein,« sagte Andrea unruhig, »nein, er ist nicht da, er wartet nicht.«

»Wo ist er denn?«

»Er findet die Rue Saint-Honoré ... ei läuft über den Platz des Palais Royal ... er eilt weiter ... in der Rue des Frondeurs ... Halt, armes Kind! Sebastian! Sebastian! siehst du denn den Wagen nicht, der aus der Rue de la Sourdière kommt? Ich sehe ihn ... die Pferde ... Ach! ...«

Andrea schrie laut auf. »Gott sei gelobt!« rief sie nach einer Pause. »Das Pferd hat ihn auf die Seite geworfen ... da liegt er bewußtlos auf der Straße, aber er ist nicht tot ... er ist nur ohnmächtig ... Hilfe! Hilfe! ... Es ist mein Kind!«

Andrea sank, selbst fast ohnmächtig, in den Armsessel zurück.

»Weiter«, sagte Gilbert.

»Warten Sie!« erwiderte Andrea. »Es ist mein Sohn, es ist mein Sebastian! ... Oh, mein Gott! Die Menge macht Platz,– es ist gewiß der Mann, den man gerufen.«

»Was ist denn?« fragte Gilbert.

»Ich will nicht, daß der Mann mein Kind anrühre!« rief Andrea.

»Was macht der fremde Mann?«

»Er trägt ihn fort ... er wendet sich links in das Seitengäßchen, geht auf eine angelehnte Tür zu, geht eine Treppe hinunter und legt ihn auf den Tisch. Er zieht ihm den Rock aus, öffnet ein Besteck und nimmt eine Lanzette heraus; er will ihm eine Ader öffnen ... Nein, ich will es nicht sehen, ich will das Blut meines Sohnes nicht sehen!«

»Sehen Sie die Tür genau an und sagen Sie mir, ob etwas Auffallendes daran ist.«

»Ja, ein kleines viereckiges Fenster, mit kreuzweise zusammengefügten Eisenstäben.«

»Gut, mehr brauche ich nicht zu wissen.«

»Eilen Sie, laufen Sie! ... Sie werden ihn finden, wo ich gesagt habe.«

»Wollen Sie sogleich erwachen und sich an alles erinnern?«

»Wecken Sie mich sogleich; ich will alles im Gedächtnis behalten.«

Gilbert strich mit beiden Daumen über die Augenbrauen der Gräfin, hauchte ihr auf die Stirn und sprach die beiden Worte:

»Erwachen Sie!«

Dann eilte er in der vorgezeichneten Richtung davon und fand Sebastian in einer Kellerwohnung, wo er in einem dunklen Winkel auf einem armseligen

Ruhebett lag.

Als sich Vater und Sohn mit einer langen, zärtlichen Umarmung begrüßt hatten, wandte sich Gilbert zu dem Gastfreunde Sebastians.

»Sieh, Albertine,« sagte dieser, »und danke mit mir dem Zufall, der mir erlaubt hat, einem meiner Brüder diesen Dienst zu erweisen.«

Während der Chirurg diese Worte mit einigem Pathos sprach, sah sich Gilbert um; er schrak unwillkürlich zurück; es war ihm, als ob er diesen Menschen bereits in einem furchtbaren Traum, wie durch einen blutigen Schleier, gesehen hätte.

»Mein lieber Herr,« sagte er, »empfangen Sie den aufrichtigsten, herzlichsten Dank eines Vaters, dem Sie den Sohn gerettet haben. Darf ich fragen, mit welchem Menschenfreunde ich die Ehre habe zu sprechen?«

»Sie kennen mich nicht, Kollege«, sagte der Chirurg mit einer lächerlichen Fratze, die seiner Absicht nach freilich ein wohlwollendes Lächeln sein sollte; »aber ich kenne Sie: Sie sind der Doktor Gilbert, der Freund Washingtons und Lafayettes.«

»Wenn Sie mich aber kennen, so habe ich um so mehr Ursache, meine Frage zu wiederholen, und um die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu bitten.«

»O! wir haben schon vor langer Zeit Ihre Bekanntschaft gemacht«, erwiderte der Chirurg; »vor zwanzig Jahren, in der Nacht des 30. Mai 1770, wurden Sie verwundet, bewußtlos, dem Tode nahe, zu mir gebracht .... Mein Meister Rousseau brachte Sie, und ich öffnete Ihnen damals eine Ader.«

»Dann sind Sie Jean Paul Marat!« rief Gilbert, der unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

»Du siehst, Albertine,« sagte Marat, »mein Name macht Effekt.«

Er brach in ein unheimliches Gelächter aus.

»Aber warum muß ich Sie hier in diesem Keller wiederfinden?« fuhr Gilbert fort. »Ich glaubte, Sie wären Leibarzt des Grafen Artois? ...«

»Ich habe meinen Abschied genommen, ich will den Tyrannen nicht dienen.«

»Aber warum,« sagte Gilbert, »wohnen Sie denn in diesem dunklen, feuchten Keller?«

»Warum, Herr Philosoph? Weil ich ein Patriot bin, weil Bailly mich fürchtet, weil Necker mich verabscheut, weil Lafayette mir seine Nationalgarde auf den Hals hetzt, weil er einen Preis auf meinen Kopf gesetzt hat .... Aber ich lache ihn aus, diesen Lafayette; der mit der Königin konspiriert. Die Sache ist wahr, ich weiß es von der Bertin, der Putzmacherin der Königin. Und all dies bringe ich in dem vor kurzem gegründeten Journal »Der Volksfreund« an die Öffentlichkeit. Unter Aufbietung aller Energie schreibe ich den ganzen Volksfreund selbst, oft bis zu sechzehn Seiten; ich schreibe Tag und Nacht; die Polizei Lafayettes zwingt mich, verborgen zu leben, sie treibt mich zur Arbeit; es gefällt mir, die erbärmliche Welt durch das kleine düstere Fenster meines Kellers zu sehen. Von meinem unterirdischen Reiche aus beherrsche ich die Welt der Lebenden; ich bin der oberste Schiedsrichter über Wissenschaft und Politik; mit einer Hand werfe ich Newton, Franklin, Laplace, Monge, Lavoisier zu Boden; mit der andern rüttle ich an Bailly, Necker, Lafayette; ich werde alles niederreißen ... ja, wie Samson den Tempel niedergerissen hat, und unter den Trümmern, die mich selbst vielleicht zermalmen, werde ich das Königtum begraben.«

Gilbert schauderte unwillkürlich; dieser Mann sagte in einem elenden Kellerloche etwa dasselbe, was Cagliostro in einem Palast gesagt hatte.

»Nehmen Sie sich in acht!« sagte er; »für das, was Sie vorhaben, wird in Frankreich nicht genug Hanf wachsen, und die Stricke werden nicht mehr zu bezahlen sein.«

»Ich hoffe auch,« erwiderte Marat, »daß man neue und schnellere Mittel erfinden wird. Wissen Sie, wer in zehn Minuten an diese Tür klopfen wird? Ich erwarte Guillotin. Er hat eine wundervolle Maschine erfunden, eine

Maschine, die tötet, ohne Schmerz zu verursachen; in diesen Tagen werden wir sie ausprobieren.«

Gilbert schauderte; es war das zweite Mal, daß dieser Mann ihn an Cagliostro erinnerte. Er nahm seinen Sohn und trug ihn auf den Armen nach Hause, wo er von dem Pächter seines Gutes in Haramont, Billot, und von Pitou erwartet wurde. Nach den Erzählungen Pitous war Billot um seine Tochter und um den Stand seiner Äcker in Sorge geraten; er war gekommen, um von Dr. Gilbert die Erlaubnis zur Heimreise zu erwirken, die ihm auch erteilt wurde. Pitou ging mit ihm in die Heimat und nahm Geld mit zur Ausrüstung der dort von ihm begründeten Nationalgarde.

Sechstes Kapitel

Nach jenem furchtbaren Zuge vom 6. Oktober warf die aufgehende Sonne ihr mattes Licht auf eine vor den Tuilerien versammelte Volksmenge, die ihren König sehen wollte.

Den ganzen Tag hindurch empfing Ludwig XVI. Abordnungen. Hin und wieder mußte er sich auf dem Balkon zeigen und wurde mit allgemeinem Jubel empfangen.

Madame Elisabeth zeigte ihrem Bruder die sich herandrängende Volksmenge und sagte zu ihm:

»Es scheint mir doch, solche Menschen müssen nicht schwer zu regieren sein.«

Jedermann erklärte die Revolution für beendet; war doch der König von seinem Versailles, von seinen Höflingen und Ratgebern befreit; der Zauber war gebrochen, der das Königtum so lange festgehalten hatte; Gott sei Dank! Die beiden populärsten Männer Frankreichs, Lafayette und Mirabeau, kamen als Royalisten nach Paris zurück.

Der Herzog von Orleans reiste auf Wunsch Lafayettes ab und kam erst zurück, als er gerufen wurde.

Der König und Elisabeth schauten mit Rührung auf das Volk, während sich in Marie Antoinette Haß und Ärger immer mehr festsetzten. Die Marktfrauen, die sie empfangen mußte, behandelte sie kalt, fast mit Verachtung.

Die Königin war innerlich zerrissen, sie litt unsäglich darunter, daß sie Charny sich entgleiten sah. – –

Gilbert, der mehrere Tage nicht beim König gewesen war, erinnerte sich, daß er Dienst habe. Er fand Ludwig XVI. vor dem Bilde Karls I., das van Dyck gemalt hatte, in Gedanken versunken; er machte eine Bewegung, Ludwig XVI. stutzte und sah sich um.

»Ach! sind Sie es, Doktor?« sagte der König, der so in Gedanken versunken war, daß er Gilbert nicht hatte eintreten hören. Dann führte er Gilbert vor das Meisterwerk und sagte:

»Kennen Sie dieses Porträt, Doktor?«

»Meinen Eure Majestät die Geschichte des Königs, den es darstellt oder die Geschichte des Bildes selbst?«

»Ich meine die Geschichte des Bildes.«

»Nein, Sire; ich weiß nur, daß es 1645 oder 1646 zu London gemalt morden ist, das ist alles, was ich sagen kann; aber ich weiß nicht, wie es nach Frankreich gekommen ist und wie es zugeht, daß es jetzt in dem Zimmer Eurer Majestät ist.«

»Es gehörte der Madame Dubarry, der Geliebten Ludwigs XV. Nachdem wir diese in die Verbannung geschickt hatten, blieb es in einer Dachstube zu Versailles hängen. Wie kommt es nun, daß ich es hier finde? Warum verfolgt es mich?«

»Doktor,« fuhr er fort, »es ist ein Zufall, und kein Verhängnis.«

»Es ist ein Verhängnis, Sire, wenn dieses Bild nichts zu Ihnen sagt, aber es ist der Finger der Vorsehung, wenn es zu Ihnen spricht.«

»Wie können Sie denken, Doktor, daß ein solches Bild zu einem König in meiner Lage nicht spreche?«

»Eure Majestät haben mir erlaubt, die Wahrheit zu sagen; darf ich mich erkühnen, zu fragen?«

Ludwig XVI. schien einen Augenblick unschlüssig.

»Fragen Sie nur, Doktor«, sagte er.

»Was sagt dieses Porträt zu Eurer Majestät?«

»Es sagt mir, daß Karl I. seinen Kopf verloren hat, weil er gegen sein Volk Krieg führte, und daß Jakob II. den Thron verloren hat, weil er sein Volk verließ.«

»Da mir Eure Majestät erlaubt haben, zu fragen, so frage ich, was Sie dem so aufrichtig sprechenden Bilde antworten?«

»Herr Gilbert,« sagte der König, »ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich noch nichts beschlossen habe; ich werde mich nach den Umständen richten.«

»Man fürchtet, Eure Majestät beabsichtigen einen Krieg gegen Ihr Volk.«

Ludwig XVI. schüttelte den Kopf.

»Nein, Herr Gilbert,« sagte er, »ich kann nur mit Hilfe des Auslandes gegen mein Volk Krieg führen, und ich kenne die Lage von Europa zu gut, als daß ich den fremden Mächten trauen könnte. Der König von Preußen ist erbötig, mit hunderttausend Mann in Frankreich einzurücken, aber ich kenne den ehrsüchtigen Geist dieser kleinen Monarchie, die ein großes Königreich zu werden trachtet. Österreich stellt ebenfalls hunderttausend Mann zu meiner Verfügung, aber ich kann meinen Schwager Leopold nicht leiden; seine Mutter, Maria Theresia, hat meinen Vater vergiften lassen. Mein Bruder d'Artois schlägt die Hilfe Sardiniens und Spaniens vor, aber diesen beiden Mächten traue ich nicht. Die große Katharina beschränkt sich auf das Ratgeben. Sie können sich leicht denken, daß sie mit Polen genug zu tun hat. Sie gibt mir einen Rat, der lächerlich ist, zumal nach den Vorgängen

dieser letzten Tage. ›Die Könige‹, sagt sie, ›müssen unbekümmert um das Geschrei des Volkes ihre Bahn wandeln, gleichwie der Mond unbekümmert um das Gebell der Hunde seine Bahn wandelt.‹«

»Das Volk fürchtet, Eure Majestät wollten fliehen, Frankreich verlassen.«

Der König legte die Hand auf Gilberts Schulter.

»Ich habe Ihnen versprochen, die Wahrheit zu sagen, Doktor,« sagte er, »und ich will sie Ihnen sagen. Ja, es ist die Rede davon gewesen, man hat es mir vorgeschlagen. Aber in der Nacht vom 6. Oktober, als die Königin in meinen Armen weinte, nahm sie mir das feierliche Versprechen ab, daß ich nicht allein fliehen will. Ich habe es versprochen und werde mein Wort halten. Ich halte es aber nicht für möglich, daß wir miteinander entfliehen, ohne zehnmal verhaftet zu werden, bevor wir die Grenze erreichen; wir werden also nicht entfliehen, und ich glaube auch, daß die größte Gefahr vorüber ist.«

»Sire, was wir erlebt haben, ist nur das Erdbeben, wir haben noch das Feuer, die Asche und die Lava des Vulkans zu bekämpfen.«

»Sie sagen bekämpfen, Herr Gilbert; wäre es nicht richtiger, zu sagen: fliehen?«

»Es gibt zwei Mittel, den König und Frankreich zu retten.«

»Nennen Sie diese Mittel, und Sie werden sich sehr verdient machen.«

»Vor allem, Sire, müssen Sie sich an die Spitze der Bewegung stellen und sie leiten.«

»Nein, Herr Gilbert, man würde mich mit fortreißen, und das will ich nicht.«

»Das zweite Mittel ist, daß der Bewegung ein Gebiß angelegt wird, das stark genug ist, um sie zu bändigen.«

»Wie nennen Sie dieses Gebiß?«

»Popularität und Genie.«

»Und wer soll es schmieden?«

»Mirabeau.«

Ludwig XVI. sah Gilbert mit großen Augen an, als ob er nicht recht verstanden hätte.

Gilbert sah wohl, daß er einen Kampf zu bestehen hatte, aber er war gerüstet.

»Ja, Sire, Mirabeau«, wiederholte er.

»Aber Sie wissen doch, Herr Gilbert, daß Mirabeau zu dem Herzog von Orleans steht, er kann daher nicht mir ergeben sein.«

»O Sire, der Herzog von Orleans ist verbannt, folglich steht Mirabeau allein.«

»Aber wie kann ich einem Manne trauen, der sich verkauft!«

»Ew. Majestät können seine Dienste besser bezahlen als irgend jemand in der Welt.«

»Er ist unersättlich, er wird eine Million verlangen.«

»Wenn sich Mirabeau Ihnen für eine Million verkauft, Sire, so wird er Ihnen ganz ergeben sein. Glauben Sie, daß er zwei Millionen weniger wert sei, als ein oder eine Polignac?«

»Herr Gilbert!«

»Eure Majestät verbieten mir das Wort. Ich schweige.«

»Nein, reden Sie.«

»Ich habe gesprochen, Sire, ich kenne Mirabeau sehr genau.«

»Sie sind sein Freund?«

»Leider habe ich nicht die Ehre. Überdies hat Mirabeau nur einen Freund, der zugleich der Freund der Königin ist.«

»Sie meinen den Grafen von Lamark, ich weiß es wohl, und wir werfen es ihm täglich vor.«

»Eure Majestät sollen ihm vielmehr bei Todesstrafe verbieten, sich mit ihm zu entzweien.«

»Herr von Mirabeau,« entgegnete der König, »hat sich in Aix als Tuchhändler etabliert, um vom Volke gewählt zu werden; er kann die Partei der Vollmachtgeber nicht verlassen, um sich der Hofpartei anzuschließen.«

»Eure Majestät kennen Mirabeau nicht, ich wiederhole es Ihnen, Sire. Mirabeau ist vor allem Aristokrat, Edelmann, Royalist; er hat sich vom Volke wählen lassen, weil der Adel ihm mit Hohn und Verachtung begegnete, weil er, wie jeder Mann von Genie, sein Ziel zu erreichen, seine Aufgabe zu lösen trachtete. Er wäre weder vom Adel noch vom Volke gewählt worden, wenn er, wie Ludwig XIV., gestiefelt und gespornt ins Parlament getreten wäre und eine Rede über das göttliche Recht gehalten hätte. Eure Majestät sagen, er werde die Partei des Volkes nicht verlassen, um sich der Hofpartei anzuschließen. Aber warum gibt es denn eine Volks- und eine Hofpartei? Warum bilden diese beiden Parteien nicht eine einzige? Diese Vereinigung wird Mirabeau zustande bringen .... Ja, Sire, nehmen Sie Mirabeau; morgen wird er sich, durch Ihre Verachtung abgeschreckt, vielleicht gegen Sie wenden ... und dann, Sire, – ich sage es Ihnen, und dieses Bild Karls I. wird es wiederholen, – dann wird alles verloren sein! ...«

»Sie sagen, Mirabeau werde sich gegen mich wenden; ist denn das schon geschehen, Herr Gilbert?«

»Ja, dem Anschein nach vielleicht, aber im Grunde ist Mirabeau Ihnen ergeben, Sire. Fragen Sie den Grafen von Lamark, was er nach seiner denkwürdigen Sitzung vom 21. Juni zu ihm gesagt hat, denn Mirabeau allein liest mit wunderbarem Scharfblick in der Zukunft.«

»Nun, was hat er gesagt?«

»Er ringt in Verzweiflung die Hände und ruft: ›So führt man die Könige zum Blutgerüst!‹ Und drei Tage nachher klagt er: ›Diese Leute sehen den Abgrund nicht, der sich vor den Füßen der Monarchie auftut; der König und die Königin werden hineinstürzen und das Volk wird über ihren Leichen jubeln.‹«

Der König war betroffen, er erblaßte und sah das Porträt Karls I. an; einen Augenblick lang schien er bereit, sich zu entschließen, aber er besann sich und sagte:

»Ich will mit der Königin darüber reden; vielleicht entschließt sie sich, mit Herrn von Mirabeau zu sprechen, aber ich spreche nicht mit ihm.«

Der Türsteher trat ein. »Sire,« sagte er, »die Person, die Eure Majestät heute empfangen wollen, ist angekommen und wartet im Vorzimmer.«

»Sire,« fragte Gilbert, »habe ich mich als geschlagen zu betrachten?«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich mit der Königin darüber reden will.«

»Sire,« sagte Gilbert, »lassen Sie das Porträt Karl Stuarts nie aus Ihrem Zimmer bringen; es ist ein guter Ratgeber.«

Er verneigte sich und verließ das Zimmer gerade in dem Augenblick, als die von dem König erwartete Person in die Tür trat.

Gilbert konnte einen leisen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken; der Edelmann, der bei Seiner Majestät Audienz hatte, war derselbe Marquis von Favras, den er acht Tage zuvor bei Cagliostro gesehen und dessen nahe bevorstehendes tragisches Ende dieser angekündigt hatte.

Thomas Mahi Marquis von Favras, ein Mann von hohem Wuchs, fünfundvierzig Jahre alt, trat vor.

»Sie sind, der Marquis von Favras?« fragte der König. »Sie wünschten mir vorgestellt zu werden?«

»Ich sprach gegen Seine königliche Hoheit den Herrn Grafen von Provence den lebhaften Wunsch aus, Eurer Majestät meine Huldigungen darzubringen.«

»Mein Bruder hat großes Vertrauen zu Ihnen.«

»Ich glaube es, Sire, und ich gestehe, daß es mein größter Wunsch ist, dieses Vertrauen von Eurer Majestät geteilt zu sehen. Eure Majestät wünschen zu wissen? ...«

»Wer Sie sind und was Sie getan haben.«

»Wer ich bin, Sire? Die Nennung meines Namens hat es Ihnen gesagt; ich war Leutnant in der Schweizergarde des Grafen von Provence.«

»Und Sie haben seinen Dienst verlassen?«

»Ja, Sire, im Jahre 1775, um mich nach Wien zu begeben, wo ich meine Frau als einzige Tochter des Fürsten von Anhalt-Schaumburg anerkennen ließ.«

»Ihre Frau ist nie vorgestellt worden, Marquis?«

»Nein, Sire, aber sie hat eben jetzt die Ehre, mit meinem Sohne bei der Königin zu sein.«

»Und dann?« fragte Ludwig XVI.

»Als ich nach Frankreich zurückblickte und das frevelhafte Beginnen der Umsturzpartei sah, begab ich mich nach Paris zurück, um meinen Degen und mein Leben dem Könige zur Verfügung zu stellen.«

»Sie haben in der Tat traurige Dinge gesehen, nicht wahr, Marquis?«

»Sire, ich habe den 5. und 6. Oktober gesehen.«

Der König schien dem Gespräch eine andere Wendung geben zu wollen.

»Sie sagen also, Herr Marquis,« fuhr er fort, »mein Bruder, der Graf von Provence, habe so großes Vertrauen zu Ihnen, daß er Sie mit einer bedeutenden Anleihe beauftragt hat?«

Ein Zeuge dieser Unterredung hätte sehen können, wie sich der Vorhang, der den Alkoven des Königs halb verdeckte, bei dieser unerwarteten Frage bewegte, als ob jemand hinter ihm versteckt gewesen wäre. Der Marquis von Favras war betroffen wie einer, der auf eine Frage vorbereitet ist, und auf einmal eine ganz andere hört.

»Ja, Sire,« sagte er, »wenn es ein Beweis des Vertrauens ist, einen Edelmann mit Geldgeschäften zu beauftragen, so hat mir Seine Königliche Hoheit diesen Beweis des Vertrauens gegeben. Seine Königliche Hoheit ist infolge verschiedener Operationen der Nationalversammlung nicht in den Besitz der fälligen Gelder gekommen, und da es in dieser Zeit gut sein dürfte, daß die Prinzen um ihrer eigenen Sicherheit willen eine bedeutende Summe zu ihrer Verfügung haben, so hat mir Seine Königliche Hoheit Pfandscheine übergeben, auf die ich zwei Millionen erhalten habe.«

»Bei wem denn?«

»Sire, ich hatte mich zuerst an die Bankiers Schaumel und Sartorius gewandt, aber die Unterhandlung hatte nicht den erwarteten Erfolg, und ich wandte mich an Baron von Zannone.«

»Und er wohnt? ...«

»Er wohnt in Sèvres, Sire ... unweit der Stelle, wo der Wagen Ihrer Majestäten am 6. Oktober auf dem Wege von Versailles anhielt, als die Meuterer, von Marat, Verrières und dem Herzoge von Aiguillon geführt, in dem kleinen Wirtshause an der Brücke die beiden abgeschlagenen Köpfe Varicourts und Deshuttes von dem Friseur der Königin aufputzen ließen! ...«

Der König erblaßte, und hätte er in diesem Augenblicke nach dem Alkoven geschaut, so würde er gesehen haben, wie sich der Vorhang noch stärker bewegte als das erstemal.

Das Gespräch wurde ihm offenbar lästig, und er würde viel gegeben haben, wenn er es nicht angefangen hätte. Er brach es daher sogleich ab.

»Es ist gut, Herr Marquis,« sagte er, »ich sehe, daß Sie ein treuer Diener des Königtums sind, und verspreche Ihnen, daß ich es nicht vergessen werde, wenn sich eine Gelegenheit bietet.«

Dann machte er eine Kopfbewegung, die Favras wohl verstand, aber er sagte:

»Verzeihen Sie, Sire, ich glaubte, Eure Majestät wünschten noch mehr zu wissen ...«

»Nein,« sagte der König, »das ist alles, was ich zu wissen wünschte.«

»Sie irren sich«, sagte eine Stimme, die den König und den Marquis erschreckte; »Sie wünschen zu wissen, wie es der Großvater des Herrn Marquis von Favras angefangen hat, den König Stanislaus aus Danzig zu retten und ihn bis an die preußische Grenze zu begleiten.«

Diese dritte Person, die auf einmal erschien und sich in das Gespräch mischte, war die Königin.

Marie Antoinette war durch einen geheimen Gang in das Schlafgemach des Königs gekommen, um das Gespräch in dem Augenblicke, wo es Ludwig XVI. fallen lassen würde, wieder aufzunehmen.

Favras erkannte augenblicklich, daß ihm eine günstige Gelegenheit geboten wurde, seinen Plan zu entwickeln:

»Ihre Majestät meinen wahrscheinlich meinen Vetter, den General Steinflicht; er entriß den König Stanislaus zuerst den Händen seiner Feinde und machte ihn sodann infolge eines glücklichen Zusammentreffens von Umständen zum Ahnherrn Eurer Majestät.«

»Ganz recht, Herr Marquis!« sagte die Königin lebhaft, während Ludwig XVI. seufzend das Porträt Karl Stuarts ansah.

»Ihre Majestäten wissen,« fuhr der Marquis fort, »daß der König Stanislaus, nachdem er Danzig verlassen, auf allen Seiten von der moskowitischen Armee umzingelt war, und daß er vielleicht verloren gewesen wäre, wenn er sich nicht zur schleunigsten Flucht entschlossen hätte ...«

»Jawohl«, erwiderte der König; »aber meine Lage ist keineswegs so hoffnungslos, wie die Lage des Königs Stanislaus war. Danzig war von den Moskowitern umzingelt, wie der Marquis sagte; ich hingegen ...«

»Sie hingegen,« unterbrach ihn die Königin ungeduldig, »Sie sind mitten unter den Parisern, die am 14. Juli die Bastille erstürmten, die Ihnen in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober nach dem Leben trachteten und die Sie am 6. mit Gewalt, unter Hohn und Spott nach Paris führten ... In der Tat, die Lage ist beneidenswert und wohl wert, jener des Königs Stanislaus vorgezogen zu werden!«

Der König erwiderte:

»Sie sagen, Herr Marquis, man habe dem Könige Stanislaus drei Entweichungspläne vorgelegt? Worin bestanden diese?«

»Nach dem ersten, Sire, sollte er sich als Bauer verkleiden. Die Gräfin Chapska, eine Deutsche von Geburt, wollte sich als Bäuerin verkleiden und ihn für ihren Freund ausgeben ...«

»Und der zweite Plan?« sagte Ludwig XVI.

»Dem zweiten Plan zufolge sollte der König Stanislaus mit tausend Mann aufbrechen und sich durchzuschlagen suchen; nach dem dritten Plan, den Stanislaus annahm, sollte er sich als Bauer verkleidet aus Danzig entfernen, aber nicht in weiblicher Begleitung, die ihm auf der Flucht hinderlich sein konnte; dieser dritte Plan wurde von französischen Gesandten Monti vorgeschlagen und von meinem Verwandten, dem General Steinflicht, unterstützt.«

»Und dieser Plan wurde angenommen?«

»Ja, Sire; und wenn ein Monarch, der sich in der Lage des Königs von Polen befindet oder zu befinden glaubt, den gleichen Entschluß faßte und mich mit demselben Vertrauen beehrte, das Ihr erlauchter Ahnherr dem General Steinflicht schenkte, so würde ich ihm mit meinem Kopfe für das Gelingen bürgen, zumal wenn die Wege so frei wären wie in Frankreich, und der Monarch ein so guter Reiter wie Eure Majestät.«

»Allerdings«, sagte die Königin. »Aber in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober hat mir der König das feierliche Versprechen gegeben, nie ohne mich abzureisen ... Der König hat sein Wort gegeben, Herr Marquis, und er wird es halten.«

»Das macht die Reise freilich schwieriger, aber nicht unmöglich,« erwiderte Favras, »und wenn ich die Ehre hätte, ein solches Unternehmen zu leiten, so würde ich dafür bürgen, Ihre Majestät und die königliche Familie wohlbehalten nach Montmédy oder Brüssel zu führen, so wie der General Steinflicht den König Stanislaus wohlbehalten nach Marienwerder brachte.«

»Hören Sie wohl, Sire?« sagte die Königin. »Ich glaube, mit einem Manne wie Herr von Favras sei nichts zu fürchten.«

»Ja, Madame,« antwortete der König, »das ist auch meine Meinung; aber der Augenblick ist noch nicht gekommen ...«

»Gut, Sire,« entgegnete die Königin, »warten Sie nur, wie der getan, dessen Porträt uns ansieht, und dessen Anblick – wie ich wenigstens glaubte – Ihnen einen besseren Rat hätte geben sollen ... Warten Sie nur, bis Sie zu einer Schlacht gezwungen werden ... warten Sie nur, bis diese Schlacht verloren ist! Warten Sie, bis Sie im Kerker sitzen, und das Blutgerüst unter Ihrem Fenster gezimmert wird! ... Heute sagen Sie: »Es ist zu früh!« dann aber werden Sie sagen müssen: »Es ist zu spät!«

»Auf jeden Fall, Sire, bin ich zu jeder Stunde und auf den ersten Wink bereit«, sagte Favras, sich verneigend.

»Es ist gut«, sagte der König zu dem Marquis, der damit verabschiedet war, wie gern er auch, durch die Königin ermutigt, noch dringender gemahnt

hätte.

Die Königin schaute ihm nach, bis sich der Türvorhang hinter ihm geschlossen hatte.

»Ach! Sire,« sagte sie, die Hand nach dem Gemälde van Dycks ausstreckend, »als ich dieses Bild in Ihrem Zimmer aufhängen ließ, glaubte ich, daß es Ihnen besseren Rat geben würde.«

Sie stand rasch auf, als hätte sie es unter ihrer Würde gehalten, das Gespräch fortzusetzen, und ging auf die Tür des Alkovens zu; dann stand sie plötzlich still.

»Gestehen Sie nur, Sire,« sagte sie, »daß der Marquis von Favras nicht der erste ist, den Sie heute empfangen haben.«

»Nein, Madame, Sie haben recht; vor dem Marquis von Favias war der Doktor Gilbert hier.«

»Ich ahnte es wohl«, sagte sie. »Und wie es scheint, ist der Doktor Gilbert ...«

»Meiner Meinung, Madame; er sagt, daß wir Paris, daß wir Frankreich nicht verlassen dürfen.«

»Aber wenn er der Meinung ist, daß wir bleiben müssen, so gibt er gewiß auch einen Rat, der uns den Aufenthalt möglich macht?«

»Jawohl, er gibt einen Rat, er meint, wir sollen Mirabeau auf ein Jahr kaufen.«

»Und zu welchem Preise?«

»Mit sechs Millionen ... und einem Lächeln von Ihnen.«

Die Gesichtszüge der Königin nahmen einen sehr nachdenklichen Ausdruck an. »Im Grunde«, sagte sie, »wäre es vielleicht ein Mittel ...«

»Jawohl, aber ein Mittel, dem Sie Ihre Zustimmung versagen würden, nicht wahr, Madame?«

»Ich antworte weder ja noch nein, Sire«, sagte die Königin; »ich muß es mir überlegen ...«

Sie entfernte sich, und im Fortgehen setzte sie leise hinzu:

»Und ich werde es mir überlegen.«

Siebentes Kapitel

Der König war jetzt allein; einen Augenblick blieb er regungslos stehen. Endlich ging er auf die Tür zu, als ob er gefürchtet hätte, die Königin habe sich nur zum Schein entfernt. Er riß die Tür auf und schaute durch die Vorgemächer und Korridore.

Draußen wartete nur sein Kammerdiener.

»François,« sagte Ludwig XVI., »kennst du die Wohnung des Grafen von Charny?«

»Sire,« antwortete der Kammerdiener, »der Graf von Charny hat eigentlich keine Wohnung, er hat nur eine kleine Dachstube im Flora-Pavillon bezogen.«

»Weißt du, wo die Dachstube ist?«

»Ja, Sire.«

»Nun, so hole mir den Grafen von Charny; ich wünsche ihn zu sprechen.«

Der Graf fand den König in seinem Schlafzimmer. Ludwig XVI. sah sich um, als Charny eintrat.

»Ich habe Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu mir bitten lassen,« sagte der König, »aber ich bin gerade beim Frühstück, und beim Essen spreche ich nicht gern von Geschäften.«

»Wie Eure Majestät befehlen«, antwortete Charny.

»Wir wollen also für jetzt die Geschäfte ruhen lassen und von etwas anderem sprechen ... von Ihnen zum Beispiel. Ich fragte soeben, wo Sie in den Tuilerien wohnten; wissen Sie wohl, lieber Graf, was François mir geantwortet hat? Sie hätten nur eine Dachstube angenommen.«

»Das ist wahr, Sire.«

»Warum denn, Graf?«

»Weil ich allein bin.«

»Lieber Graf, Sie antworten, als ob Sie ein unverheirateter junger Offizier wären.«

»Sire,« antwortete Charny mit Wehmut, »ich glaube nicht, daß sich meine Gemahlin entschließen würde, meine Wohnung mit mir zu teilen.«

»Was bedeutet das? Nach kaum dreijähriger Ehe wohnt der Graf von Charny in den Tuilerien und die Gräfin von Charny in der Rue Coq-Héron!«

»Sire, darauf weiß ich nur zu antworten: die Gräfin wünscht allein zu wohnen.«

»Hören Sie, Graf,« sagte Ludwig XVI. mit jener Gutmütigkeit, die dem Hausvater, wie er sich selbst zuweilen nannte, so gut stand, »das ist zum Teil Ihre Schuld. Sie sind undankbar gewesen gegen das arme Fräulein von Faverney, das Sie so innig liebt.«

»Das mich so innig liebt, Sire? ...« erwiderte Charny mit einiger Bitterkeit. »Verzeihen Sie, haben Eure Majestät nicht gesagt, das Fräulein von Faverney liebe mich?«

»Ich weiß nicht, ob die Zeichen nur für mich allein sichtbar waren, lieber Graf; aber ich weiß, daß die Gräfin Sie in der Schreckensnacht vom 6. Oktober keinen Augenblick aus dem Auge verloren hat und daß alle Herzensangst, die sie empfand, in ihren Augen zu lesen war. Als die Tür meines Zimmers angegriffen wurde, machte die arme Frau eine Bewegung, um sich zwischen Sie und die Angreifer zu werfen.«

Charny war tief bewegt.

»Nun, genug davon ... Ich will während Ihrer Abwesenheit mit der Königin darüber reden«, sagte der König, der sein Frühstück eingenommen hatte und vom Tische aufstand.

»Gehen Sie in mein Kabinett, lieber Graf, ich bin jetzt in der Stimmung, offenherzig mit Ihnen zu sprechen.«

In seinem Zimmer angekommen, sagte Ludwig XVI.: »Herr Graf, mir ist etwas aufgefallen. In der Nacht vom 5. zum 6. Oktober hatten Sie zwischen der Wache bei der Königin und bei mir zu wählen. Sie teilten Ihren Bruder der Königin zu und blieben bei mir.«

»Sire,« erwiderte Charny, »ich bin das Haupt der Familie, so wie Sie das Haupt des Staates sind; ich hatte daher das Recht, bei Ihnen zu sterben.«

»Ich halte Sie für einen treuen Freund«, fuhr Ludwig XVI. fort; »ich glaube Ihnen daher eine geheime und gefahrvolle Sendung ohne Bedenken anvertrauen zu können.«

»O Sire,« sagte Charny mit Begeisterung, »Sie erheben mich zu hoch! Ich habe immer nur nach der Ehre gestrebt, ein treuer Untertan zu sein.«

»Herr Graf, Sie können die jüngsten Ereignisse nicht mit erlebt haben, ohne einen bestimmten Schluß daraus zu ziehen. Wie urteilen Sie über meine Lage und welche Mittel würden Sie mir vorschlagen, sie zu verbessern?«

»Sire,« antwortete Charny, »erlauben Sie mir, ganz frei und offen zu reden?«

»Reden Sie, Graf; wenn ich Sie um Rat frage, so wünsche ich zugleich Ihre Meinung zu vernehmen.«

»Sire, ich habe das Gastmahl in Versailles mißbilligt; ich habe die Königin dringend gebeten, in Ihrer Abwesenheit das Theater nicht zu besuchen; ich war in Verzweiflung, als Ihre Majestät die Kokarde der Nation mit Füßen trat und die schwarze Kokarde aufstecken ließ. Das Volk liebt Sie, das Volk ist für den König; aber das Volk leidet Not, es erhebt sich und wirft alles nieder, was ihm in den Weg kommt, denn es kennt seine Kraft nicht; wenn es einmal losgelassen ist, gleicht es einer großen Feuersbrunst, es brennt alles nieder, was ihm Widerstand leistet. Sie haben gesehen, Sire, wie sehr sich das Volk von Paris nach seinen Souveränen sehnte; Sie haben es zu Versailles in Wut und mordend gesehen ... Sie haben es aber auch hier vor

den Tuilerien gesehen, wie es Ihre Majestät und die königliche Familie jubelnd begrüßte.«

»Ja, ja, das habe ich gesehen,« sagte der König, »und daher kommt meine Unschlüssigkeit. Ich frage mich, welches das wahre Volk ist, ob das mordende und sengende oder das jubelnde und schmeichelnde.«

»Oh, das letzte, Sire, das letztere! Vertrauen Sie diesem, und es wird Sie gegen das andere verteidigen.«

»Graf, Sie wiederholen genau dasselbe, was mir der Doktor Gilbert heute morgen sagte.«

»Wenn ich die Ehre und das Unglück hätte, König zu sein, Sire, so würde ich meine rechte Hand dem General Lafayette, die linke Hand dem Herrn von Mirabeau reichen.«

»Graf,« erwiderte der König mit einiger Heftigkeit, »wie können Sie mir einen solchen Rat geben? Sie kennen ja die Bedeutungslosigkeit des einen und verachten die Sittenlosigkeit des andern.«

»Sire, es, handelt sich hier nicht um meine Sympathien, sondern um die Rettung Eurer Majestät und um die Zukunft des Königtums.«

»Aber wenn ich die Hand dazu böte, und die Bildung eines Ministeriums, in dem beide Platz finden würden, nicht zustande käme, was wäre dann zu tun?«

»Wenn alle Mittel, die Eure Majestät von der Vorsehung erhalten haben, erschöpft, und alle von den Umständen gebotenen Pflichten erfüllt wären, so dürfte es Zeit sein, auf Ihre und der Ihrigen Sicherheit bedacht zu sein.«

»Sie würden mir also raten, zu fliehen?« »Ich würde Eurer Majestät raten, sich mit Ihren zuverlässigen Regimentern und Edelleuten nach Metz, Nancy, Straßburg oder in sonst eine Festung zurückzuziehen.«

Das Gesicht des Königs strahlte vor Freude.

»So, das würden Sie mir raten?« sagte er. »Sie kennen alle Generale, die mir Beweise ihrer Aufrichtigkeit gegeben haben; sagen Sie aufrichtig, welchem würden Sie den gefährlichen Auftrag erteilen, seinen König zu entführen?«

»O Sire,« erwiderte Charny, »es ist eine schwere Verantwortung, Ihnen in einer solchen Wahl zu raten.«

»Beruhigen Sie sich, Graf«, sagte der König; »ich habe meine Wahl bereits getroffen, und eben an den Mann meiner Wahl will ich Sie senden. Hier ist der Brief, den Sie ihm zu übergeben haben.«

»Sire,« begann Charny nach kurzem Besinnen, »ich denke an den Marquis von Bouillé, als Untertan würde ich ihm meinen König ohne Bedenken anvertrauen.«

Als der Graf den Namen nannte, konnte der König einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken.

»Lesen Sie die Adresse des Briefes, Graf«, sagte er.

Charny nahm den Brief aus den Händen des Königs und las: »An Herrn Francis Claude Amour, Marquis von Bouillé, Kommandant der Stadt Metz.«

Dem Grafen von Charny traten Tränen der Freude in die Augen.

»Dieser Vorschlag zur Flucht ist nicht der einzige, der mir gemacht worden ist ... Kennen Sie den Marquis von Favras?«

»Ja, Sire. Er ist ein braver Soldat, ein Edelmann, der ohne Murren sein Leben hingeben wird, um sein Wort zu halten.«

»Er ist nicht der Führer des Unternehmens«, erwiderte der König. »Monsieur, mein Bruder, hat die Sache in die Hand genommen, Ja, Monsieur beschafft Geld, Monsieur bereitet alles vor, Monsieur will sich aufopfern und hier bleiben, wenn ich mit Favras abgereist bin!«

Charny stutzte:

»Aber warum will denn Monsieur mit Eurer Majestät nicht abreisen? Warum bleibt Seine Königliche Hoheit hier?«

»Aus Patriotismus ... wenn etwa der König abgesetzt und ein Regent ernannt werden muß, wird das Volk den Regenten gleich bei der Hand haben.«

»Sire,« fragte Charny mit einer Verbeugung, »soll meine Reise ein Geheimnis bleiben?«

»Es kann immerhin bekannt werden, daß Sie abreisen, wenn nur der Zweck Ihrer Abreise ein Geheimnis bleibt.«

»Und nur der Marquis von Bouillé darf den Zweck erfahren?«

»Ja, der Marquis allein ... und zwar erst, nachdem Sie sich von seiner Gesinnung überzeugt haben. Der Brief, den Sie ihm überbringen, ist ein bloßes Einführungsschreiben. Hier, lesen Sie«, setzte er hinzu, indem er dem Grafen den offenen Brief reichte.

Charny nahm den Brief und las:

»Tuilerienpalast, 19. Oktober.

Ich hoffe, Herr Marquis, daß Sie mit Ihrer Stellung als Gouverneur von Metz noch zufrieden sind. Der Herr Graf von Charny wird Sie auf seiner Durchreise fragen, ob es Ihr Wunsch ist, daß ich mehr für Sie tue. In diesem Falle würde es mich sehr freuen, Ihnen angenehm zu sein, so wie ich diese Gelegenheit ergreife, Sie meiner vollkommensten Hochachtung zu versichern.

Ludwig.«

»Jetzt gehen Sie, lieber Graf«, sagte der König. Er reichte ihm noch einmal die Hand, die der Graf ehrfurchtsvoll küßte.

Vor seiner Wohnung erwartete Charny der Kammerdiener der Königin, Weber. Die Königin wolle ihn sprechen und wünsche ihn auf der Stelle zu sehen.

Der Wunsch der Königin war für ihn Befehl, er konnte sich ihm nicht entziehen.

Charny gab seinem Bedienten einige Befehle in bezug auf die Abreise und folgte dem Kammerdiener auf dem Fuße.

So wie er war, in der vollen Uniform eines diensttuenden Offiziers, trat er in das Zimmer der Königin.

Charny verneigte sich und blieb fast auf der Türschwelle stehen.

»Treten Sie näher, Herr Graf, wir sind allein«, sagte Marie Antoinette.

Charny trat näher, dann erwiderte er mit sanfter, aber zugleich so fester Stimme, daß nicht die mindeste Unschlüssigkeit darin zu erkennen war:

»Ich stehe Eurer Majestät zu Befehl.«

»Graf,« fuhr die Königin sehr freundlich fort, »haben Sie nicht gehört, was ich zu Ihnen sagte? Wir sind allein.«

»Jawohl, Majestät«, antwortete Charny; »aber ich sehe nicht ein, inwiefern dieses Alleinsein das Verhalten eines Untertanen gegen seine Fürstin ändern kann.«

»Als ich Sie rufen ließ und von Weber erfuhr, daß Sie ihm auf dem Fuße folgten, glaubte ich, ein Freund begebe sich zu seiner Freundin.«

Ein bitteres Lächeln spielte um den Mund des Grafen.

»Ja, Graf,« setzte die Königin hinzu, »ich verstehe dieses Lächeln und weiß, was Sie denken. Sie sagen zu sich selbst, ich sei in Versailles ungerecht gewesen, und in Paris sei ich launenhaft.«

Sie reichte ihm ihre weiße, zarte, vollkommen schöne Hand.

Charny faßte die königliche Hand, drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf und wollte sie wieder loslassen, aber Marie Antoinette hielt sie fest.

»Ich gestehe,« sagte sie, »ich bin ungerecht gegen Sie gewesen, lieber Graf ... Ihr Bruder fiel für mich; ich hätte ihn mit Ihnen beweinen sollen ... Aber in diesen zehn Tagen der Einsamkeit habe ich meine Schuld abgetragen, ich habe ihn beweint ... Sehen Sie, lieber Graf, ich weine noch.«

»Ich versichere Eurer Majestät,« sagte er, »daß ich sehr dankbar bin für die Tränen, die Sie meinem Bruder nachweinen ... Leider habe ich kaum Zeit, Ihnen meinen Dank auszudrücken ...«

»Wieso, was meinen Sie?« fragte Marie Antoinette erstaunt. »Sie reisen ab?«

»Um mich eines Auftrages zu entledigen, den mir der König zu erteilen geruhte.«

»Und Sie verlassen Paris?« fragte die Königin mit Bangigkeit.

»Ja, ich verlasse Paris.«

Die Königin mußte ihre Bewegung gewaltsam bekämpfen.

»Und Sie reisen ... allein?« fragte sie.

»Ja, Madame, allein!«

Marie Antoinette atmete erleichtert auf.

»Wohin gehen Sie denn?« fragte sie weiter.

»Ich weiß, daß der König kein Geheimnis vor Eurer Majestät hat«, antwortete Charny ehrerbietig; »geruhen Sie daher, Ihren erlauchten Gemahl zu befragen; ich zweifle keinen Augenblick, daß Seine Majestät Ihnen alles sagen wird.«

Marie Antoinette sah Charny erstaunt an.

»Aber warum soll ich den König fragen, wenn ich es von Ihnen erfahren kann?« sagte sie.

»Weil das Geheimnis, das mir anvertraut ist, dem König, und nicht mir gehört.«

»Es ist gut, Herr Graf. Gehen Sie ...«

Charny verneigte sich noch einmal und ging festen Schrittes der Tür zu. Aber in dem Augenblick, als er die Hand an den Türknopf legte, breitete Marie Antoinette die Arme nach ihm aus und rief:

»Charny!«

Der Graf sah sich betroffen um.

»Charny, kommen Sie hierher!«

Der Graf trat zögernd näher.

»Kommen Sie näher ... noch näher«, fuhr die Königin fort. »Sehen Sie mich an ... Sie lieben mich nicht mehr, nicht wahr?«

Charny fühlte einen eiskalten Schauer durch seine Adern rieseln; er glaubte einen Augenblick, die Besinnung zu verlieren.

Es war das erstemal, daß sich die stolze Fürstin vor ihm beugte.

In jedem andern Moment würde er ihr zu Füßen gefallen sein und sie um Verzeihung gebeten haben; aber die Erinnerung an seine Unterredung mit dem König hielt ihn zurück.

»Es ist gut, Graf,« sagte Marie Antoinette, »Sie sind frei ... gehen Sie.«

Einen Augenblick wurde Charny von dem unwiderstehlichen Verlangen ergriffen, der Königin zu Füßen zu fallen; aber seine unerschütterliche Treue zum König bezwang die Liebe zur Königin, die er für erloschen hielt und die fast inniger und glühender als je zuvor wieder aufgelodert wäre. Er eilte zum Zimmer hinaus.

Die Königin sah ihm mit Tränen der Bitterkeit nach und lauschte auf seine verhallenden Schritte im Korridor. Dann zog sie die Glocke. Weber

erschien.

»Geh in die Rue Coq-Héron Nummer 9, zu der Gräfin von Charny und sage ihr, daß ich sie heute abend zu sprechen wünsche.«

Marie Antoinette war tief ergriffen, als ihr der Kammerdiener die Gräfin von Charny meldete.

»Ich heiße Sie willkommen, Andrea, wie immer«, sagte sie.

»Wenn Eure Majestät immer so mit mir gesprochen hätten,« erwiderte Andrea mit ihrer gewohnten Offenheit, »so würden Sie nicht nötig gehabt haben, mich rufen zu lassen.«

»Die Antwort ist hart, Andrea,« erwiderte Marie Antoinette, »aber ich habe sie nicht anders verdient.«

Marie Antoinette heftete ihren klaren, forschenden Blick auf die Gräfin.

»Es ist jetzt Zeit, daß wir uns aussprechen,« sagte sie, »und deshalb habe ich Sie rufen lassen ... Sie lieben Ihren Gemahl?«

Andrea wurde leichenblaß, aber sie blieb stumm.

»Sie lieben Ihren Gemahl?« wiederholte die Königin.

»Ja«, sagte Andrea.

Die Königin fuhr auf wie eine verwundete Löwin.

»Oh, ich dachte es wohl!« sagte sie. »Seit wann lieben Sie ihn?«

»Seit der ersten Stunde, wo ich ihn gesehen habe.«

Marie Antoinette wich vor dieser Marmorstatue, die sich eine Seele zuschrieb, erschrocken zurück.

»Und Sie haben geschwiegen?«

»Eure Majestät wissen es besser als irgend jemand.«

»Warum aber schwiegen Sie?«

»Weil ich bemerkte, daß auch Sie ihn liebten.«

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie ihn mehr liebten als ich, da ich nichts gesehen habe?«

»Eure Majestät haben nichts gesehen,« erwiderte Andrea mit Bitterkeit, »weil er Sie liebte!«

»Ja ... und ich sehe jetzt, weil er mich nicht mehr liebt ... Das meinen Sie, nicht wahr?«

Andrea schwieg.

»Aber so antworten Sie mir doch«, sagte die Königin; »antworten Sie und gestehen Sie, daß er mich nicht mehr liebt ...«

Andrea antwortete mit keiner Gebärde, nicht durch die leiseste Bewegung. »Das ist zum Rasendwerden!« rief die Königin. »Töten Sie mich lieber auf der Stelle ... Sagen Sie, er liebt mich nicht mehr, nicht wahr?«

»Das kann Ihnen nur der Graf sagen«, antwortete Andrea.

»Er wird Sie gewiß in sein Vertrauen gezogen haben?«

»Nie hat sich der Graf gegen mich darüber ausgesprochen.«

»Auch heute morgen nicht?«

»Ich habe den Grafen heute morgen nicht gesehen.«

Die Königin sah Andrea mit einem Blick an, der tief in ihr Herz zu dringen suchte.

»Sie wollen wohl behaupten, daß Sie von der Abreise des Grafen nichts wissen?«

»Er hat mir geschrieben, Majestät,« sagte Andrea, »hier ist der Brief.«

Marie Antoinette faltete den Brief auseinander, rückte den Armleuchter näher und las:

»Madame!

In einer Stunde verlasse ich Paris auf ausdrücklichen Befehl des Königs.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wohin ich gehe und wie lange ich ausbleiben werde. Ich hatte anfangs die Absicht, Ihnen meine Abreise mündlich anzuzeigen, aber ohne Ihre Erlaubnis wagte ich es nicht, Ihnen einen Besuch zu machen.

Für den Fall, daß es mir auf der Reise so ginge wie dem unglücklichen Georges, habe ich meine Maßregeln getroffen, damit Sie von einem Ereignis, welches Ihnen die Freiheit zurückgeben würde, in Kenntnis gesetzt werden. Dann erst würden Sie erfahren, welche Bewunderung ich Ihrer hochherzigen Aufopferung zolle; Sie waren jung, schön, und zum Glück geboren, und sind so schlecht belohnt worden von der hohen Frau, der Sie Jugend, Schönheit und Glück geopfert haben!

Mein einziger Wunsch ist, daß Sie dem Unglücklichen, der Ihren Wert so spät erkannt hat, eine Erinnerung widmen.

Ich scheide mit dem Gefühl inniger Verehrung.

Graf Olivier von Charny.«

Marie Antoinette reichte der Gräfin den Brief zurück.

Andrea nahm ihn an sich.

»Sagen Sie noch, daß Sie verraten sind?« sagte Andrea mit Wehmut. »Habe ich das Vertrauen, das Sie in mich setzten, nicht gerechtfertigt?«

»Verzeihen Sie mir, Andrea«, sagte die Königin. »Oh, ich mußte so viel leiden.«

»Sie haben gelitten? Das sagen Eure Majestät in meiner Gegenwart? Sie haben gelitten ... und gleichwohl mußten Sie nicht wie ich mit ansehen, daß sich der geliebte Mann gleichgültig von Ihnen abwandte und sein Herz einer andern schenkte ... Sie haben nicht gehört, daß der Mann Ihres Herzens, von Ihrem Bruder tödlich verwundet, in seinem Fieberwahn beständig jene andere rief, deren Vertraute Sie waren ... Sie haben nicht gesehen, wie sich diese andere in die Korridore schlich, in denen Sie selbst herumirrten, um diese Fieberphantasien zu hören, welche deutlich bewiesen, daß seine unsinnige Leidenschaft erst mit seinem Leben enden sollte ... Sie haben es nicht mit angesehen, wie dieser Mann Ihrer Nebenbuhlerin zu Füßen sank ... ja, Ihrer Nebenbuhlerin, denn in der Liebe verschwindet jeder Unterschied des Ranges ... Sie waren es nicht, die bei Ihrer Freundschaft, bei der gefährdeten königlichen Würde beschworen wurde, die Frau des Mannes zu werden, den Sie seit drei Jahren vergötterten ... wohlverstanden, ich sollte eine Frau ohne Gatte werden, ich sollte der Vorhang sein, den man zwischen die Augen der Menge und fremdes Glück ziehen wollte ... Sie haben dieses schwere Opfer nicht gebracht ... Sie haben Ihren Gemahl nicht verlassen, um ihn nur ... als Geliebten Ihrer Nebenbuhlerin wiederzusehen! ... Oh, ich schwöre es Ihnen, diese letzten drei Jahre waren schrecklich! Ich habe nichts versprochen,« sagte sie, »und wieviel habe ich gehalten ... Eure Majestät hatten mir zweierlei versprochen ...«

»Andrea! Andrea!« sagte die Königin.

»Sie hatten mir versprochen, den Grafen von Charny nicht wiederzusehen. Dieses Versprechen war um so heiliger, da ich es nicht verlangt hatte ...«

»Andrea ...«

»Dann hatten Sie mir versprochen, mich als Schwester zu behandeln.«

»Andrea ...«

»Sie gaben dieses Versprechen in einem Augenblick, in dem ich Ihnen mein Leben, meine Liebe, mein zeitliches und ewiges Glück geopfert hatte ... In jenem Augenblick übergaben Sie mir ein Billett, es lautete: ›Andrea, Sie haben mich gerettet; ich verdanke Ihnen meine Ehre, mein Leben gehört

Ihnen. Bei dieser Ehre schwöre ich Ihnen, daß Sie mich Schwester nennen können ...‹«

»Verzeihe mir, Andrea, verzeihe mir; ich glaubte, er liebe dich ...«

»Sie glaubten also, Madame, er müsse eine andere lieben, weil er gleichgültig gegen Sie wurde?«

Andrea hatte so viel gelitten, daß sie schonungslos wurde.

»Sie haben also bemerkt, daß er gleichgültiger gegen mich wurde?« sagte Marie Antoinette mit tiefem Schmerz.

Andrea antwortete nicht.

»Mein Gott! Was soll ich tun, um mir seine Liebe zu erhalten? Oh, wenn du es weißt, Andrea, meine Freundin, meine Schwester, so sage mir's, ich bitte, ich beschwöre dich!«

Die Königin streckte beide Hände nach ihr aus.

Andrea wich einen Schritt zurück.

»Wie kann ich das wissen?« sagte sie, »er hat mich ja nie geliebt!«

»Ja, aber er kann dich lieben ...«

»Und wenn sich dieses Unglück ereignete, so vergessen Sie nicht, daß ich ihm dann die Mitteilung machen müßte, die ich Ihnen gemacht habe!«

»Sie würden ihm sagen, daß Gilbert Ihnen Gewalt angetan? Sie würden ihm sagen, daß Sie einen Sohn haben? Sie würden nichts tun, um sich die Zuneigung des Grafen zu erwerben?«

»Nein, Madame, ebensowenig in Zukunft, wie ich es früher getan habe.«

»Und wenn er erklärt, daß er Sie liebt, wenn Sie ihm Ihre Gegenliebe gestehen, wollen Sie dann ...«

»O Madame!« sagte Andrea, die Königin unterbrechend.

»Ja, ja,« fuhr Marie Antoinette fort, »Sie haben recht, Andrea, meine Freundin, meine Schwester, ich bin ungerecht, rücksichtslos ... Aber wenn ich auch alles verliere, meine Macht, meinen Ruf, meine Freunde ... diese Liebe kann ich nicht verlieren; ihr würde ich Macht, Ruf und Freunde opfern!«

»Haben Ew. Majestät noch etwas zu befehlen?« sagte Andrea mit der eisigen Kälte, die sie nur in dem Augenblicke verlassen hatte, als sie von ihren Leiden gesprochen.

»Nein, ich danke Ihnen ... ich wollte Ihnen meine Freundschaft zurückgeben, und Sie schlagen sie aus ... Leben Sie wohl, leben Sie wohl, nehmen Sie wenigstens meinen Dank mit.«

Andrea machte eine kalte, tiefe Verbeugung und entfernte sich langsam und schweigend wie eine Erscheinung.

Achtes Kapitel

Am nächsten Morgen erhob sich die Königin erst gegen neun Uhr, ihr Gesicht zeigte Spuren von Tränen, ihre Wangen waren bleich.

Plötzlich hörte die Königin draußen Lärm. Etwas Ungewöhnliches schien vorzugehen.

Man hörte deutlich die Stimme Webers, die Stillschweigen gebot.

Die Königin rief nach ihrem treuen Kammerdiener.

In demselben Augenblicke ward es still.

»Was gibt's denn, Weber?« fragte die Königin; »was geht im Schlosse vor, und was bedeutet der Lärm?«

»Es scheinen Unruhen in der Stadt ausgebrochen zu sein; man sagt, es sei ein Aufstand wegen des Brotes, jedoch die eingehenden Berichte widersprechen sich sämtlich.«

»Geh geschwind in die Stadt, Weber, überzeuge dich mit deinen eigenen Augen und dann erzähle mir, was du gesehen hast. Wenn der Doktor Gilbert sich meldet, so soll man ihn nicht warten lassen, Weber! er ist immer wohl unterrichtet und wird uns alles erklären, was vorgeht.«

Weber eilte auf die Brücke zu, folgte dem Menschenstrom und kam auf den Notre-Dame-Platz.

Das Geschrei wurde immer wilder, man hörte deutlich Rufe wie: »Es ist ein Kornwucherer! ... Zum Tode, an die Laterne mit ihm!«

Plötzlich wurde Weber in eine Seitengasse gestoßen; hier wälzte sich eine tobende Menge, in deren Mitte sich ein Mann verzweifelt wehrte.

Ein einziger Mann nahm ihn gegen die Menge in Schutz; es war Gilbert.

Unter der Volksmasse waren einige, die ihn erkannten und riefen:

»Den Doktor Gilbert müssen wir anhören.«

Es folgte eine kurze Ruhepause, die Weber benutzte, um sich bis zu dem Doktor einen Weg zu bahnen. »Herr Doktor Gilbert!« rief er.

»Ah, Sie sind's, Weber! – Sagen Sie der Königin, daß ich vielleicht später kommen werde, ich habe zuerst ein Menschenleben zu retten.«

»O ja!« sagte der Unglückliche, ein Bäcker namens Oenis François, der die letzten Worte hörte: »Sie werden mich retten, nicht wahr, Doktor? ... Sagen Sie den Leuten, daß ich unschuldig bin; sagen Sie ihnen, daß meine junge Frau schwanger ist ... Ich schwöre Ihnen, Doktor, daß ich kein Brot versteckt habe!«

»Freunde!« rief Gilbert, der sich mit übermenschlicher Kraft gegen die Wütenden wehrte, »dieser Mann ist ein Franzose, ein Bürger wie ihr, man kann, man darf einen Menschen nicht morden, ohne ihn anzuhören ... Führt

ihn zu den nächsten Bezirkskommissaren, und das Weitere wird sich finden.«

Inzwischen waren vier bis fünf Personen dem Doktor zu Hilfe gekommen und hatten den Unglücklichen umstellt, um ihn gegen die Wut des Volkes zu schützen.

Glücklicherweise waren in dem allgemeinen Lärm alsbald die Worte zu verstehen:

»Da kommen die Bezirkskommissare!«

Die Drohungen verstummten; die Menge machte den Beamten Platz. Man führte den Unglücklichen zum Stadthause.

Der erbitterte Pöbel war nicht abzuwehren, ein Teil drang mit in das Stadthaus. Kaum war der arme François unter dem Portal des Stadthauses verschwunden, wurde das Gebrüll draußen immer lauter und drohender.

»Es ist ein vom Hofe bezahlter Kornwucherer; deshalb will man ihn retten.«

Zum Unglück war es noch sehr früh am Tage, und keiner der Männer, die das Volk in der Gewalt hatten, weder Bailly noch Lafayette, waren da. Die Aufwiegler stürmten in das Stadthaus und drangen in den Saal, wo sich der unglückliche Bäcker unter Gilberts Schutz befand.

Die Nachbarn des Angeklagten, die inzwischen herbeigeeilt waren, erklärten einstimmig, daß er seit dem Anfange der Revolution den größten Eifer an den Tag gelegt, daß er täglich bei zehnmal gebacken und selbst einigen anderen Bäckern Mehl überlassen habe.

Plötzlich stürmt eine wütende brüllende Rotte in den Saal, durchbricht die Reihe von Nationalgardisten, die den unglücklichen François umgibt, und trennt ihn von seinen Beschützern. Von diesem Augenblicke an ist er verloren. Er wird die Treppe hinuntergeworfen, und auf jeder Stufe bekommt er eine Wunde; als er unter dem Portal erscheint, ist sein Körper fast zerschmettert.

In einer Sekunde ist der Kopf des unglücklichen François vom Rumpfe getrennt und sitzt auf der Spitze einer Pike.

Niedergeschlagen ging Gilbert von dannen. Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter; vor Überraschung stieß er einen leisen Schrei aus; der Mann, den er erkannt hatte, schob ihm ein Billett in die Hand, legte einen Finger auf den Mund und entfernte sich in der Richtung des erzbischöflichen Palastes.

Der Mann wünschte ohne Zweifel unerkannt zu bleiben, aber ein Marktweib erkannte ihn und rief in die Hände klatschend:

»Es lebe Mirabeau, der Verteidiger des Volkes!«

Als die Letzten des Zuges, der dem Kopfe des unglücklichen François folgte, dieses Vivatrufen hörten, kehrten sie um und begleiteten Mirabeau jubelnd bis an den erzbischöflichen Palast.

Nunmehr las Gilbert das Billett, das ihm Mirabeau zugesteckt hatte, zweimal durch und fuhr in die Tuilerien.

Marie Antoinette erschrak, als sie den Doktor Gilbert erblickte, dessen Rock zerrissen war und dessen Hemd Blutspuren zeigte.

»Was ist aus dem Unglücklichen geworden, Herr Gilbert?«

»Er ist tot ... das erbitterte Volk hat ihn ermordet, in Stücke zerrissen!«

»Gibt es denn kein Mittel, die Mörder zu bestrafen?«

»Wir wollen unser Möglichstes tun«, erwiderte Gilbert; »aber noch besser wäre es, weitere Mordtaten zu verhüten, als die Mörder zu bestrafen.«

»Aber, mein Gott, wie ist das möglich?«

»Eure Majestät, stellen Sie an die Spitze der Regierung Männer, die das Vertrauen des Volkes besitzen, und derlei Vorfälle werden sich nicht mehr ereignen.«

»Ach, ja ... Herr von Mirabeau und den Marquis von Lafayette, nicht wahr?«

»Ich hoffte, Eure Majestät hätten mich rufen lassen, um mir die Zustimmung des Königs zu der von mir vorgeschlagenen Ministerkombination zu melden.«

»Sie glauben also, Herr Gilbert, daß Mirabeau sich entschließen würde, unsere Partei zu ergreifen?«

»Er ist Eurer Majestät mit ganzer Seele ergeben.«

»Aber er hält es schon mit dem Herzoge von Orleans?«

»Eure Majestät täuschen sich. Mirabeau hat sich, nachdem der Prinz vor den Drohungen Lafayettes nach England geflohen ist, von ihm losgesagt.«

»Das söhnt mich einigermaßen mit ihm aus,« sagte die Königin mit gezwungenem Lächeln, »und wenn ich glaubte, daß man wirklich auf Herrn von Mirabeau zählen könne, so wäre ich vielleicht weniger abgeneigt als der König, mich ihm anzuschließen ...«

»Eure Majestät, vor einer halben Stunde erhielt ich von Mirabeau ein Billett ...«

»Darf ich das Billett sehen?«

»Es ist für Eure Majestät bestimmt.«

Gilbert zog den Brief aus der Tasche. Die Königin nahm das Papier und las:

»Das heutige Ereignis ändert die Lage der Dinge. Man kann aus dem soeben abgeschlagenen Kopfe großen Nutzen ziehen. Die Nationalversammlung wird sich fürchten und die Verkündigung des Kriegsgesetzes verlangen.

Mirabeau kann den Antrag unterstützen und das Kriegsgesetz zum Beschluß erheben, er kann behaupten, daß nur von einer kräftigen vollziehenden Gewalt die Rettung zu erwarten sei; er kann Herrn von

Necker stürzen. Statt des Ministeriums Necker ernenne man ein Ministerium Mirabeau und Lafayette; dann bürgt Mirabeau für alles.«

»Gut ... Herr von Mirabeau schicke mir durch Sie eine Denkschrift über die Lage des Landes und den Entwurf eines Ministeriums zu; ich werde seinen Plan dem Könige vorlegen.«

»Und darf Herr von Mirabeau inzwischen die Verkündung des Kriegsgesetzes verlangen?«

»Ja, das steht ihm frei.«

»Aber der Sturz des Herrn von Necker kann dringend notwendig werden; würde dann ein Ministerium Lafayette und Mirabeau nicht ungünstig aufgenommen werden?«

»Von mir? Nein ... Ich will beweisen, daß ich bereit bin, meine persönliche Abneigung dem Wohl des Staates zu opfern; aber Sie wissen, daß ich für die Zustimmung des Königs nicht bürgen kann.«

Die Königin entließ den Doktor mit einer Handbewegung.

Eine Viertelstunde nachher war Gilbert in der Nationalversammlung.

Die Abgeordneten waren sehr aufgeregt, Mirabeau allein blieb ruhig auf seinem Platze. Er wartete, seine Augen waren auf die öffentliche Tribüne gerichtet.

Als er Gilbert bemerkte, heiterte sich sein Löwenantlitz auf.

Gilbert riß ein Blatt aus seinem Taschenbuche und schrieb:

»Ihre Anträge sind angenommen, wenn auch nicht von beiden Parteien, doch wenigstens von der, die nach Ihrer und meiner Meinung die einflußreichere ist.

Man verlangt auf morgen eine Denkschrift und auf heute ein Ministerprogramm.«

Dann faltete er das Papier in Briefform zusammen, schrieb die Adresse darauf und schickte das Billett an den Abgeordneten von Aix, der es überbringen sollte.

Mirabeau las das Billett mit dem Anschein der größten Gleichgültigkeit und schickte seine Antwort sofort an Gilbert:

»Morgen sende ich die Denkschrift ein. Ich schicke Ihnen hier die verlangte Liste. Zwei oder drei Namen können geändert werden.

Herr von Necker, Premierminister. (Man muß ihm jede Gelegenheit nehmen, durch seine Unfähigkeit zu schaden, und gleichwohl seine Popularität zu erhalten suchen.)

Erzbischof von Bordeaux, Kanzler.

Herzog von Liancourt, Kriegsminister. (Er ist dem Könige persönlich zugetan.)

Herzog von Larochefoucauld, Minister des königlichen Hauses und Gouverneur von Paris.

Graf von Lamark, Marineminister.

Bischof von Autun, Finanzminister.

Graf von Mirabeau, Staatsrat ohne Departement. (Die kleinlichen Bedenklichkeiten und persönlichen Rücksichten dürfen nicht mehr in Betracht kommen.)

Target, Bürgermeister von Paris.

Lafayette, Staatsrat, Marschall von Frankreich, provisorischer Generalissimus, um die Armee neu zu organisieren.

Herr von Montmorin, Gouverneur, Herzog und Pair. (Zuvor sind seine Schulden zu bezahlen.)

Herr von Ségur (aus Rußland), Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Mousieur, Bibliothekar des Königs.

Chapellier, Intendant der Gebäude.«

Unter dieser ersten Note stand eine zweite:

»Für Lafayette:

Minister der Justiz, der Herzog von Larochefoucauld.

Minister der auswärtigen Angelegenheit, der Bischof von Autun.

Minister der Finanzen, Lambert, Haller oder Clavières.

Marineminister ...

»Für die Königin:

Minister des Krieges oder der Marine, Lamark.

Minister des öffentlichen Unterrichts, der Abbé Sieyès.

Geheimsiegelbewahrer des Königs ...«

Diese zweite Note deutete offenbar die Veränderungen und Modifikationen an, die in der von Mirabeau vorgeschlagenen Ministerkombination gemacht werden konnten, ohne auf seine Absichten und Pläne störend einzuwirken.

All dies war mit etwas unsicherer Hand geschrieben; Mirabeau war also wohl nicht so ruhig, als es schien.

Gilbert eilte mit der Liste sofort zur Königin. Sie warf einen Blick auf die Note Mirabeaus. »Es ist gut, Doktor,« sagte sie, »lassen Sie mir die Note da; ich werde Ihnen morgen die Antwort sagen.«

Um sieben Uhr abends brachte ein Diener dem Doktor folgendes Billett:

»Die Sitzung war heiß! Das Kriegsgesetz ist votiert. Buzot und Robespierre wollten die Einsetzung eines obersten Gerichtshofes. Ich habe den Beschluß

durchgesetzt, daß der Hochverrat an der Nation von dem königlichen Gerichtshofe des Châtelet gerichtet werden soll. Ich habe die Rettung Frankreichs unbedingt in das Königtum gesetzt und Dreiviertel der Nationalversammlung haben mir beigestimmt.«

Neuntes Kapitel

Die Nationalversammlung hatte die Parlamente aufgehoben. Auf Mirabeaus Antrag wurde die letzte richterliche Entscheidung dem Châtelet als dem höchsten Gerichtshof wieder überlassen.

Es war dies ein großer Sieg für das Königtum, denn das Châtelet war bis zum Ausbruch der Revolution der oberste Gerichtshof in Frankreich gewesen.

Der erste Prozeß, den das Châtelet durchzuführen hatte, war der gegen die Mörder des unglücklichen François. Sie wurden auf dem Grèveplatz gehenkt.

Der Gerichtshof hatte noch zwei Prozesse zu erledigen: den Prozeß des Generalpächters Augeard und den des Generalinspektors der Schweizergarde, Pierre Viktor von Bezenval.

Beide Männer waren dem Hofe ergeben, man hatte sich daher beeilt, ihren Prozeß beim Châtelet anhängig zu machen. Sie wurden freigesprochen.

Nach Beendigung der Verhandlung sagte einer von den Anwesenden, die im Gedränge den Gerichtssaal verließen, zu seinem Nachbar:

»Nun, Herr Doktor Gilbert, was sagen Sie zu diesen beiden Lossprechungen?«

Gilbert stutzte, sah den andern an und erkannte Cagliostro.

»Diese Frage könnt Ihr besser beantworten als ich, Meister ... aber ich muß mich verabschieden.«

»Warum denn verabschieden?«

»Weil ich zu tun habe«, antwortete Gilbert lächelnd.

»Ein Stelldichein?«

»Ja.«

»Mit wem? ... Mit Mirabeau, mit Lafayette oder mit der Königin?«

Gilbert blieb stehen und sah Cagliostro forschend und unruhig an.

»Wissen Sie wohl, daß Sie mir zuweilen Angst machen?« sagte er zu ihm.

»Im Gegenteil, ich sollte Sie beruhigen«, erwiderte Cagliostro.

»Wieso?«

»Bin ich nicht Ihr Freund?«

»Sagen Sie, Doktor, wie steht es denn mit unserer Ministerkombination?«

»Wieso?«

»Ja, oder wenn Sie lieber wollen, mit unserem Ministerium Mirabeau-Lafayette?«

»Es gibt nur leere Gerüchte, die Ihnen so gut bekannt sind wie anderen, und Sie wollen jetzt von mir erfahren, was daran ist.«

»Doktor, Sie sind ein eingefleischter Zweifler, und das Schlimmste dabei ist, daß Sie nicht nur nicht glauben, sondern nicht glauben wollen! ... Ich muß Ihnen also zuerst sagen, was Sie so gut wissen wie ich, und dann werde ich Ihnen sagen, was ich besser weiß.«

»Ich höre, Graf.«

»Vor vierzehn Tagen bezeichneten Sie Herrn von Mirabeau als den einzigen Mann, der die Monarchie retten könne. Erinnern Sie sich noch? Sie

verließen das Zimmer des Königs in dem Augenblicke, als der Marquis von Favras eintrat.«

»Ein Beweis, daß er damals noch nicht gehenkt war«, sagte Gilbert lachend.

»Oh! Sie sind sehr voreilig, Doktor! Lassen Sie dem armen Teufel doch einige Tage Frist ... es ist doch billig, daß Sie seiner Seele zur Räumung des Leibes ebensoviel Zeit lassen, wie ein Mietsmann zur Räumung seiner Wohnung erhält, nämlich ein Vierteljahr ... aber ich muß Ihnen bemerken, Doktor, daß Sie mich von der rechten Bahn ablenken.«

»Betreten Sie sie nur wieder, Graf, ich werde Ihnen mit Vergnügen folgen.«

»Sie haben also dem Könige erklärt, nur Herr von Mirabeau könne die Monarchie retten.«

»Das ist meine Meinung, Graf, und deshalb habe ich dem Könige diese Ministerkombination vorgelegt.«

»Es ist auch meine Meinung, Doktor, und deshalb wird die von Ihnen vorgelegte Kombination nicht zustande kommen.«

»Nicht zustande kommen?«

»Nein, gewiß nicht ... Sie wissen wohl, daß ich die Rettung der Monarchie nicht will. Der König war durch Ihre Vorstellungen ziemlich überzeugt und sprach mit der Königin von Ihrer Ministerkombination. Zum größten Erstaunen der oberflächlichen Menschen war die Königin Ihrem Plane noch weniger abgeneigt als der König! Ist das die Wahrheit, Doktor?« sagte Cagliostro mit einem forschenden Blicke.

»Ich muß gestehen, Graf, daß Sie bis jetzt keinen Augenblick von dem geraden Wege abgewichen sind.«

»Darauf entfernten Sie sich frohlockend und in der festen Überzeugung, daß diese königliche Sinnesänderung eine Folge Ihrer unwiderleglichen Beweisgründe sei. Aber die Königin hat aus zwei Gründen nachgegeben. Erstens, weil sie tags zuvor einen großen Kummer gehabt hatte und daher in

einer Intrige eine Zerstreuung sah; zweitens, weil die Königin eine Tochter Evas ist; man hat ihr Herrn von Mirabeau als einen Löwen, einen Tiger geschildert, und eine Tochter Evas kann nie dem für die Eigenliebe so schmeichelhaften Wunsche widerstehen, einen Tiger oder Löwen zu zähmen.«

»Sie gehen von Mutmaßungen aus, Graf, und Sie hatten versprochen, mich durch Tatsachen zu überzeugen.«

»Sie weisen mein Teleskop zurück? Nun, wenden wir uns also wieder zu materiellen Dingen, etwa zu den Schulden Mirabeaus.«

»Hier haben Sie die schönste Gelegenheit, Graf; Ihren Großmut zu zeigen.«

»Sie meinen, ich soll Mirabeaus Schulden bezahlen? Aber Sie wissen, daß er für den Augenblick keineswegs auf mich zählt; er zählt auf den künftigen Generalissimus Lafayette, der ihn mit lumpigen fünfzigtausend Frank anlockt, am Ende zahlt er keinen Groschen für ihn ... Armer Mirabeau! Alle jene Gimpel und Gecken, mit denen du zu tun hast, verkennen dein Genie, und zerren nur an deinen Jugendtorheiten herum! ›Mirabeau ist ein ungeheurer Schwätzer!‹ sagt Rivarol; ›Mirabeau ist ein Lump!‹ sagt Mably; ›Mirabeau ist ein ruchloser Mensch!‹ sagt Guillermy; ›Mirabeau ist ein Meuchler!‹ sagt der Abbé Maury; ›Mirabeau ist so gut wie tot!‹ sagt Target; ›Mirabeau ist längst begraben!‹ sagt Dupout; ›Mirabeau hat die Blattern an der Seele!‹ sagt Champceuets; ›Mirabeau gehört auf die Galeeren!‹ sagt Lampesc; ›Mirabeau muß an den Galgen!‹ sagt Marat. Und wenn Mirabeau morgen stirbt, so wird ihn das Volk vergöttern, und alle diese Zwerge, die er so weit überragt, werden seinem Sarge folgen und jammern: ›Wehe, Frankreich, das seinen Tribun verloren!‹ ›Wehe dem Königtum, dem seine Stütze entrissen ist.‹«

»Sie werden mir doch nicht den Tod Mirabeaus prophezeien wollen?« sagte Gilbert fast erschrocken.

»Sagen Sie aufrichtig, Doktor, glauben Sie, daß er noch lange leben wird mit seinem immerfort gärenden Blut, seinem überwallenden Herzen, seinem alles durchdringenden Genie? Gilbert, Sie werden sich mit wenigen anderen intelligenten Männern vergebens abmühen, Mirabeau zum Minister

zu machen, ich sage Ihnen, daß Mirabeau, der geniale Staatsmann, sein Leben vertun und an den Rand des Grabes kommen wird, ohne Minister zu werden.«

»Der König widersetzt sich also?« fragte Gilbert.

»Oh! Er hütet sich wohl, er würde es mit der Königin zu tun bekommen, der er beinahe sein Wort gegeben hat. Sie wissen, die Politik des Königs liegt in dem Worte *beinahe*; er ist beinahe konstitutionell, beinahe Philosoph, beinahe populär und sogar beinahe Politiker, wenn er Monsieur zum Ratgeber hat. Gehen Sie morgen in die Nationalversammlung, lieber Doktor, und Sie werden sehen, was darin vorgeht.«

»Können Sie mir's nicht im Voraus sagen?«

»Ich würde Ihnen das Vergnügen der Überraschung nehmen, aber ich will Ihnen etwas anderes vorschlagen:

»In einer Stunde wird der Jakobinerklub eröffnet. Es ist eine sehr gewählte Gesellschaft, welche Sie gewiß gern besuchen werden. Auch bekommen Sie so vielleicht Zeit, den Schlag zu parieren, da Sie zwölf Stunden vorher gewarnt werden.«

Zwei Stunden später betraten der Graf und Gilbert das Haus des Jakobinerklubs. Von der Galerie aus warf Gilbert einen langen Blick auf diese glänzende Versammlung. Er erkannte jeden einzelnen und erwog im Geiste die Bedeutung aller dieser verschiedenen Talente. Seine Besorgnis wurde durch die Anwesenheit einer ganzen Anzahl Königstreuer etwas beschwichtigt.

»Sagen Sie aufrichtig,« flüsterte er Cagliostro zu, »wen sehen Sie unter dieser Gesellschaft, der wirklich ein Feind des Königtums ist?«

»Es sind ihrer zwei in der Versammlung.«

»Oh, das ist nicht viel unter vierhundert Menschen!«

»Es ist genug, wenn einer der beiden Männer der Mörder Ludwigs XVI., und der andere sein Nachfolger sein wird.«

Gilbert erschrak.

»Oh! Oh! sagte er, »haben wir denn hier einen zukünftigen Brutus und Cäsar?«

»Allerdings, lieber Doktor.«

»Sie werden mir die beiden großen Männer doch zeigen?« sagte Gilbert mit dem Lächeln des Zweiflers auf den Lippen.

»Bei wem willst du den Anfang machen, ungläubiger Apostel?«

»Lassen Sie zuerst den Brutus sehen.«

»Nun, so sieh,« sagte Cagliostro, »da ist er!«

Er deutete mit der Hand auf einen gegen die Kanzel gelehnten Mann, dessen Kopf in diesem Augenblicke beleuchtet war, während der übrige Körper in Dunkel gehüllt war.

Gilbert schauderte unwillkürlich.

»Kennen Sie ihn nicht?« fragte Cagliostro.

»Nicht wahr, er ist ein unbedeutender Advokat von Arras, namens Maximilian von Robespierre, Mitglied der Nationalversammlung?«

»Jawohl.«

»Aber wer ist denn dieser Robespierre?« fragte Gilbert.

»Wer dieser Robespierre ist? Außer mir weiß es vielleicht niemand in Frankreich ... Die Robespierre sind Irländer; vielleicht gehörten ihre Vorfahren zu den irischen Kolonien, die im sechzehnten Jahrhundert die Seminare und Klöster an unserer Nordküste so reichlich beschickten.«

»Aber was hat er denn bis jetzt geleistet?« fragte Gilbert.

»Erinnern Sie sich des Tages, wo die Vertreter des dritten Standes, die sich durch das königliche Veto zur Untätigkeit verurteilt sahen, von dem heuchlerischen Klerus gebeten wurden, ihre Arbeiten zu beginnen?«

»Ja.«

»Nun, lesen Sie die Rede, die der verachtete Advokat von Arras an jenem Tage hielt, noch einmal aufmerksam durch, und Sie werden sehen, ob in dieser Erbitterung, in dieser Heftigkeit, die ihn fast zum Redner machte, nicht eine ganze Zukunft liegt.«

»Hören Sie wohl, was ich Ihnen sage: dieser Mann, der einst der Schrecken der Nationalversammlung sein wird, ist jetzt die Zielscheibe des Spottes; die aristokratischen Jakobiner sind einfach der Meinung, daß Robespierre zur Unterhaltung der Versammlung da sei, und daß jedermann das Recht habe, Kurzweil mit ihm zu treiben. Ein einziger seiner Kollegen erkennt und versteht ihn: Mirabeau! – ›Er wird es zu etwas bringen‹ , sagte er vorgestern zu mir, ›denn er glaubt an das, was er sagt!‹«

»Aber ich habe die Reden dieses Mannes gelesen,« entgegnete Gilbert, »und ich finde sie mittelmäßig und seicht.«

»Mein Gott, ich sage ja nicht, daß er ein Demosthenes oder Cicero, ein Mirabeau oder Barnave sei! Aber, außer Gott weiß vielleicht nur ich, welcher Haß in seiner schmalen Brust gärt, welche Gewitter sich in seinem engen Gehirn zusammenziehen.«

»Aber warum kommt er denn hierher?«

»Weil er hier mehr Gehör findet, als in der Nationalversammlung. Der Jakobinerklub, lieber Doktor, ist der kleine Minotaur; er saugt an einer Kuh; später wird er ein Volk verschlingen. Robespierre ist das Vorbild der Jakobiner: die Gesellschaft wiederholt sich in ihm, und er ist der Ausdruck der Gesellschaft, nicht mehr und nicht weniger. Er hält gleichen Schritt mit ihr, ohne ihr zu folgen, ohne ihr vorauszueilen. Mich dünkt, ich habe Ihnen versprochen, Sie mit einem kleinen Instrument bekanntzumachen, welches

eben jetzt angefertigt wird und den Zweck hat, jede Minute einen Kopf, auch wohl zwei Köpfe abzuschlagen; glauben Sie nur, daß keiner der hier Anwesenden diesem Todeswerkzeug so viel Arbeit geben wird als der Advokat Robespierre.«

»In der Tat, Graf, Sie sind entsetzlich«, sagte Gilbert. »Aber sagen Sie, wo ist Ihr Cäsar?«

»Dort spricht er mit einem Manne, den er noch nicht kennt, und der später einen großen Einfluß auf sein Geschick haben wird. Dieser Mann heißt Barras; – behalten Sie den Namen und erinnern Sie sich seiner gelegentlich.«

»Sie scheinen den Spaß mit dem kleinen Unterleutnant für bare Münze geben zu wollen?«

»Gilbert,« sagte Cagliostro, indem er die Hand gegen Robespierre ausstreckte, »so wahr wie dieser das Blutgerüst Karls I. wieder aufrichten wird, ebenso gewiß wird jener«, er deutete auf den Korsen mit den glattgestrichenen Haaren, »den Thron Karls des Großen wieder aufrichten!«

»Und wie heißt der Mann?« fragte Gilbert.

»Jetzt heißt er noch Bonaparte, schlechtweg,« antwortete der Prophet, »aber einst wird er den Namen Napoleon führen.«

Gilbert drückte die Hand auf die Stirn und versank in so tiefes Nachdenken, daß er gar nicht bemerkte, wie die Sitzung eröffnet wurde und ein Redner die Tribüne bestieg.

Eine Stunde war verflossen, ohne daß ihn der Lärm der sehr stürmischen Sitzung seinen tiefen Gedanken entriß. Endlich fühlte er eine kräftige Hand auf seiner Schulter.

Er sah sich um. – Cagliostro war verschwunden, aber an seiner Stelle fand er Mirabeau.

Jeder Gesichtszug Mirabeaus drückte den heftigsten Zorn aus; seine Augen sprühten Flammen.

Gilbert sah ihn fragend an. »Was gibt's?« fragte er.

»Wir sind betrogen, hinters Licht geführt, verraten; der Hof will von mir nichts wissen, er hat Sie zum Narren gehabt ...«

»Ich verstehe Sie nicht, Graf.«

»Sie haben geschlafen?«

»Nein,« sagte Gilbert, »ich habe wachend geträumt.«

»So hören Sie. Als Antwort auf meinen heutigen Antrag, die Minister zur Teilnahme an den Beratungen einzuladen, werden morgen drei Freunde des Königs verlangen, daß kein Mitglied der Nationalversammlung während der Sessionsdauer Minister sein dürfe. Dieser so mühsam, so gewissenhaft gemachte Entwurf stürzt zusammen wie ein Kartenhaus, weil Seine Majestät Ludwig XVI. die Laune anwandelt, darein zu blasen! Aber,« setzte Mirabeau hinzu, indem er wie Ajax die geballte Faust zum Himmel erhob, »so wahr ich Mirabeau heiße, die Höflinge sollen sehen, daß ich noch stärker blasen, daß ich mit meinem Atem nicht nur ein Ministerium über den Haufen werfen, sondern auch einen Thron erschüttern kann!«

»Aber Sie werden doch in die Nationalversammlung gehen?« sagte Gilbert. »Sie werden doch Ihre Ansicht bis aufs äußerste verteidigen?«

»Ja, ich werde in die Nationalversammlung gehen, ich werde meine Ansicht bis aufs äußerste verteidigen. Ich gehöre zu denen, die sich nur unter den Trümmern begraben lassen.«

Am folgenden Tage nahm die Nationalversammlung trotz Mirabeaus beredten, erschütternden Worten mit großer Stimmenmehrheit den Antrag Lanjuinais' an, daß kein Mitglied der Nationalversammlung während der Session Minister sein dürfe.

»Und ich,« rief Mirabeau, als der Beschluß gefaßt war, »ich schlage folgendes vor, das an Ihrem Beschluß nichts ändern wird: »Alle Mitglieder der gegenwärtigen Versammlung können Minister sein, mit Ausnahme des Grafen von Mirabeau.'«

Alle sahen einander betroffen an, und während der tiefen Stille, die im Saale herrschte, verließ Mirabeau die Rednertribüne mit jenem kühnen, entschlossenen Schritt, mit welchem er einst Herrn von Dreux-Brézé entgegentrat, als er zu ihm sagte: »Wir sind hier durch den Willen des Volkes, wir werden nur mit dem Bajonett im Leibe diesen Ort verlassen.«

Er entfernte sich aus dem Saale.

Zehntes Kapitel

Der König hatte Mirabeau nicht zum Minister gemacht; er hatte den Entschluß gefaßt, zu warten, Zeit zu gewinnen, da ihm zwei angeknüpfte Unterhandlungen die Aussicht gaben, Paris heimlich zu verlassen und in einer Festung Schutz zu suchen. Das war sein Lieblingsplan.

Charny hatte die Reise von Paris nach Metz in zwei Tagen gemacht. Er hatte den Marquis von Bouillé in Metz gefunden und ihm den Brief des Königs übergeben.

Der Marquis war im ersten Augenblick unschlüssig; als er aber den Namen Charny las und sich des besonderen Vertrauens erinnerte, womit ihn die Königin beehrte, fühlte er sich als treuer Royalist von dem Wunsche durchdrungen, den König dieser scheinbaren Freiheit, die von vielen als eine wirkliche Gefangenschaft betrachtet wurde, zu entreißen.

Er mochte indes noch keinen entscheidenden Entschluß fassen, weil er die Vollmacht Charnys nicht für genügend hielt, und er beschloß, seinen Sohn, den Grafen Louis von Bouillé, nach Paris zu schicken, um sich mit dem König über diesen wichtigen Plan zu besprechen.

Der Graf Louis kam gegen den 15. November in Paris an. Der König wurde damals von dem Marquis von Lafayette sehr sorgfältig bewacht, und der

Graf Louis war der Vetter Lafayettes. Da dieser von der durch Charny angeknüpften Verbindung zwischen dem König und dem Marquis von Bouillé nichts wissen konnte, so war für den Grafen Louis nichts einfacher, als sich von Lafayette selbst dem König vorstellen zu lassen. Er sann noch über ein Mittel nach, zum König zu gelangen, als ihm Lafayette schrieb, daß seine Ankunft in Paris bekannt sei, und ihn einlud, ihn zu besuchen.

Der Graf begab sich sogleich zum Generalstab. Der General war im Stadthause, wo er eine Mitteilung Baillys zu empfangen hatte. Aber er fand Herrn Romeuf, den Adjutanten des Generals.

Romeuf war sechsundzwanzig, der Graf Louis zweiundzwanzig Jahre alt; sie sprachen nicht lange von Politik. Überdies wollte der Graf Louis durchaus nichts merken lassen, daß er mit einer ernsten Idee beschäftigt sei.

Er erzählte seinem Freunde Romeuf unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, er habe Metz ohne förmlichen Urlaub verlassen, um in Paris eine Geliebte zu besuchen.

Während der Graf Louis dem Adjutanten diese vertrauliche Mitteilung machte, erschien der General Lafayette in der Tür. Lafayette ging langsam auf den Erzähler zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Aha, jetzt sehe ich, Sie lockerer Zeisig,« sagte er, »warum Sie sich vor Ihrem respektablen Verwandten verstecken!«

Lafayette sah seinen Vetter mit etwas spöttischem Lächeln an. Er wußte, daß sich dieser Zweig der Familie sehr viel um das Wohl des Königs, aber nur wenig um die Freiheit des Volkes kümmerte.

»Mein Vetter, der Marquis von Bouillé,« sagte er mit scharfer Betonung des Titels, auf den er seit dem 5. Oktober verzichtet hatte, »hat seinem Sohn gewiß einen Auftrag an den König gegeben, über dessen Wohl ich wache?«

»Er hat mich beauftragt, ihm die ehrerbietigste Huldigung zu Füßen zu legen,« antwortete der junge Graf, »wenn Herr von Lafayette mich für würdig hält, meinem König vorgestellt zu werden.«

»Sie wünschen Seiner Majestät vorgestellt zu werden? ... Es ist jetzt elf Uhr; um die Mittagsstunde habe ich täglich die Ehre, den König und die Königin zu sehen, und werde Sie sogleich in die Tuilerien führen.«

Dieser Plan stimmte mit den Wünschen des jungen Grafen zu gut überein, als daß er eine Einwendung dagegen hätte machen können; er gab seine Zustimmung und zugleich seinen Dank durch eine Verbeugung zu erkennen.

Eine halbe Stunde nachher präsentierten die Schildwachen am Gittertor das Gewehr vor dem General Lafayette und dem jungen Grafen von Bouillé, ohne zu ahnen, daß sie zugleich der Revolution und Gegenrevolution die militärischen Ehren erwiesen.

Die Türen öffneten sich vor Lafayette, die Lakaien verneigten sich tief; man erkannte leicht den König des Königs, den Bürgermeister der Tuilerien, wie ihn Marat zu nennen pflegte.

Lafayette wurde zuerst zu der Königin geführt; der König war in seiner Schlosserwerkstatt, und man wollte Seine Majestät von der Anwesenheit des Generals in Kenntnis setzen.

Graf Louis wurde von der Königin sehr huldvoll empfangen, wußte diese doch, daß er und sein Vater ihr unbedingt ergeben waren.

Wie begeistert Graf Louis auch durch den huldvollen Empfang war, so verkannte er doch nicht, daß die Königin ihn keineswegs erwartet hatte. Kein geheimnisvoller Wink hatte ihm zu verstehen gegeben, daß sie von seiner Sendung Kenntnis habe. Dies stimmte übrigens mit der Versicherung Charnys, daß der König den Zweck seiner Sendung geheimgehalten, genau überein. Er mußte den König genau beobachten, um aus dessen Worten und Gebärden irgendein ihm allein verständliches Zeichen herauszufinden, daß Ludwig XVI. über die Ursache seiner Reise nach Paris besser unterrichtet sei als Lafayette. Der König hatte Lafayette und den Grafen Louis zu sich in die Schlosserwerkstatt gebeten. An der Tür der Werkstatt fragte der Kammerdiener:

»Wen habe ich zu melden?«

»Melden Sie den Obergeneral der Nationalgarde; ich werde die Ehre haben, Seiner Majestät diesen Herren selbst vorzustellen.«

»Der Herr Oberkommandant der Bürgergarde«, meldete der Kammerdiener.

Der König sah sich um.

»Aha! Sie sind's, Herr von Lafayette!« sagte er. »Verzeihen Sie, daß ich Sie hierher kommen ließ; aber der Schlosser heißt Sie willkommen in seiner Werkstatt.«

»Sire!« antwortete Lafayette, »in welchem Anzug Eure Majestät mich zu empfangen geruhen, Sie werden in mir jederzeit den treuesten Untertan finden. Dieser junge Offizier, den ich Eurer Majestät vorzustellen mir erlaube, ist mein Vetter, der Graf Louis von Bouillé, Hauptmann im Dragonerregiment ....«

»So!« unterbrach ihn der König, dessen Überraschung dem jungen Kavalier nicht entging, »ach ja, der Graf Louis von Bouillé, Sohn des Marquis von Bouillé, Kommandanten von Metz.«

»Jawohl, Sire«, sagte der junge Graf lebhaft.

»Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich Sie nicht erkannt habe. Sind Sie schon lange von Metz fort?«

»Fünf Tage, Sire, und da ich wohl mit besonderer Erlaubnis meines Vaters, aber ohne förmlichen Urlaub in Paris bin, so bat ich meinen Vetter um die Ehre, Eurer Majestät vorgestellt zu werden.«

»Den General? ... Sie haben wohlgetan, Herr Graf; niemand war mehr geeignet, Sie zu jeder Stunde vorzustellen und von niemandem würde es mir angenehmer gewesen sein.«

Übrigens hatten die wenigen Worte Ludwigs XVI. den jungen Grafen hinlänglich gewarnt, auf seiner Hut zu sein. Jene Frage zumal: ›Sind Sie schon lange von Metz fort?‹ bedeutete: ›Haben Sie Metz nach der Ankunft des Grafen von Charny verlassen?‹

Die Antwort des Boten war dem König verständlich genug.

»Ja, sehen Sie, General, ich habe ein Schloß angefangen«, begann der König jetzt. »Ich sage Ihnen, was ich arbeite, damit Sie Herrn Marat die Wahrheit sagen können; er könnte sonst wieder behaupten, ich gehe in die Werkstatt, um Fesseln für Frankreich zu schmieden ... Sie sind weder Geselle noch Meister, Herr von Bouillé?«

»Nein, Sire! aber ich bin Lehrling, und wenn ich Eurer Majestät in etwas nützlich sein könnte ...«

»Es ist wahr, lieber Vetter,« sagte Lafayette, »der Mann Ihrer Amme war ein Schlosser, und Ihr Vater sagte, wenn er dessen Rat folgen wolle, so werde er einen Schlosser aus Ihnen machen.«

»Ganz recht, General, und deshalb hatte ich die Ehre, mich Seiner Majestät als Lehrling anzutragen ...«

»Ein Lehrling wäre mir in der Tat gar nicht unwillkommen«, sagte der König.

»Was für ein Schloß soll ich machen, Eure Majestät?« fragte der junge Graf, »ein Damenschloß, ein Fallschloß oder ein auf beiden Seiten schließendes Schloß?«

»Oho, Vetter,« sagte Lafayette, »in diesem Handwerk scheinen Sie so bewandert, daß man Sie fast für einen Mann von Fach halten könnte.«

Ludwig XVI. hatte dem jungen Kavalier mit sichtlichem Vergnügen zugehört.

»Ich fürchte,« sagte er, »daß ich meiner Kunst zu viel zugetraut habe ... Ach! wenn ich meinen braven Meister Gamain noch hätte!«

»Ist der edle Mann denn tot, Sire?«

»Nein«, antwortete der König mit einem Seitenblick, den der junge Graf sehr wohl verstand; »nein; er ist in Versailles, Rue des Reservoirs. Er wird sich nicht in die Tuilerien getraut haben.«

»Warum nicht, Sire?« fragte Lafayette.

»Aus Furcht, sich zu kompromittieren. Ein König von Frankreich ist heutzutage sehr kompromittierend, lieber General. Man sieht's ja: alle meine Freunde sind fort ... Wenn Sie es nicht für unangemessen halten, daß er mir mit einem Lehrling an die Hand gehe, so will ich ihn in diesen Tagen holen lassen.«

»Sire,« antwortete Lafayette lebhaft, »Eure Majestät wissen wohl, daß nur Sie selbst die Personen zu bestimmen haben, welche das Glück haben sollen, in Ihrer Nähe zu weilen.«

»Jawohl, unter der Bedingung, daß Ihre Schildwachen die Eintretenden durchsuchen, wie man die Schmuggler an der Grenze durchsucht ...«

»Sire, ich weiß nicht, wie ich mich bei Eurer Majestät entschuldigen soll. Betreffs des Schlossermeisters geruhen Eure Majestät nur zu befehlen ...«

»Es hat damit keine Eile; erst in acht bis zehn Tagen brauche ich ihn, ihn und seinen Lehrling ... Ich werde ihn durch meinen Kammerdiener Durey, der sein Freund ist, in Kenntnis setzen lassen.«

»Er darf sich nur melden, Sire, um ungehindert zu Eurer Majestät zu gelangen. Gott behüte mich davor, Sire, den Namen eines Kerkermeisters, den man mir so gerne geben möchte, zu verdienen! Ich wollte Sie sogar bitten, Sire, Ihre Jagden, Ihre Ausflüge wieder anzufangen.«

»Oh, meine Jagden, nein, ich danke ... Überdies habe ich jetzt ganz andere Dinge im Kopfe ... Mit meinen Reisen ist es dasselbe; die letzte, die ich gemacht habe, – von Versailles nach Paris, hat mir die Reiselust benommen ... wenigstens habe ich nicht Lust, in so großer Gesellschaft zu reisen.«

Ludwig XVI. warf wieder einen Blick auf den Grafen von Bouillé, der durch ein kaum bemerkbares Augenblinzeln dem König zu erkennen gab, daß er ihn verstanden.

»Und jetzt,« sagte Ludwig XVI., sich zu dem jungen Grafen wendend, »werden Sie bald wieder nach Metz gehen?«

»Sire,« antwortete Bouillé, »ich verlasse Paris in zwei bis drei Tagen, aber nicht, um sogleich wieder nach Metz zu gehen; ich wollte zuvor meiner Großmutter in Versailles, Rue des Reservoirs, einen Besuch abstatten; erst in acht bis zehn Tagen kann ich die betreffende Person sehen, deren Befehle ich in einer Familienangelegenheit zu empfangen habe. Ich werde daher erst Anfang Dezember wieder bei meinem Vater sein ...«

Der König verabschiedete seinen Besuch; er wußte, daß er und Graf Louis sich verstanden hatten.

Elftes Kapitel

In einer elenden Dachstube in einem Hause in der Judengasse sitzen ein Mann und eine Frau.

Der Mann ist fünfundvierzig, scheint aber fünfundfünfzig Jahre alt zu sein; die Frau ist vierunddreißig und scheint vierzig.

Der Mann hält ein Kartenspiel in der Hand und probiert zum tausendsten Male einen untrüglichen Trick aus.

Die Frau trägt ein altes seidenes Kleid. Ihr Haar ist mit einem vormals vergoldeten Kamm aufgesteckt; ihre Hände sind außerordentlich sorgfältig gepflegt und von aristokratischem Aussehen.

Das ganze Bild ist von einer Kerze beleuchtet; die Stelle des Leuchters vertritt eine leere Flasche, die von einem Lichtkreis umgeben ist, während der übrige Teil des Zimmers im Halbdunkel liegt.

Die Frau bricht zuerst das Schweigen: »Es geht nicht mehr so weiter; deine Klugheit muß uns dieser elenden Lage entreißen, sonst muß ich zu meiner Klugheit Zuflucht nehmen.«

Diese letzten Worte sagte sie mit der Ziererei einer Schönen, der ihr Spiegel noch am Morgen gesagt hat: ›Sei nur ruhig, mit diesem Gesicht verhungert man nicht!‹

»Du siehst ja, mein Kind,« antwortete Beausire, »daß ich mich immerfort damit beschäftige. Ich sage dir, ich hab's gefunden.«

»Was denn?«

»Wie man gewinnen muß.«

»Geht das schon wieder an? Wenn nur Madame de la Motte nicht geflohen wäre ... so würde man noch Hilfsquellen finden und wäre nicht gezwungen,

mit einem alten Reiter im Elend zu leben ...«

Mademoiselle Nicole Legay, genannt Madame Oliva, deutete mit majestätischer Gebärde auf Beausire.

»Aber ich sage dir,« wiederholte dieser mit dem Tone der Überzeugung, »daß wir morgen reich sein werden.«

»Zeige mir die ersten zehn Louisdor, und ich will an alles andere glauben.«

»Heute abend sollst du sie sehen, die ersten zehn Louisdor; eben diese Summe ist mir versprochen worden.«

»Und du gibst sie mir, lieber Beausire!« sagte Nicole lebhaft.

»Ich gebe dir fünf davon, damit du dir ein seidenes Kleid kaufen kannst, mit den fünf andern ...«

Plötzlich wurde die Tür geöffnet und eine sanfte Stimme sagte:

»Guten Abend, Mademoiselle Nicole, guten Abend, Herr von Beausire.«

In der Tür stand ein sehr elegant gekleideter Mann und weidete sich an dieser Familienszene.

»Der Graf von Cagliostro!« riefen Nicole und Beausire gleichzeitig aus.

Eine tiefe Stille trat ein. Plötzlich seufzte der Geliebte Nicoles tief und vernehmlich.

»Was, Herr von Beausire,« sagte Cagliostro, »immer melancholisch?«

»Und Sie, Herr Graf, immer Millionär?«

»Ei, mein Gott, das Geld macht nicht glücklich! ...«

»Das ist wohl wahr, Herr Graf; abgesehen von unserer erbärmlichen Lage ...«

»Sind Sie glücklich ... Und mit tausend Louisdor könnten Sie dieses Glück vollkommen machen?«

Nicoles Augen leuchteten, Beausires Augen sprühten Flammen.

»Jawohl,« erwiderte der letztere hastig, – »ach, wenn wir tausend Louisdor hätten! Mit der einen Hälfte würden wir uns ein Landhaus kaufen, mit der andern eine kleine Rente sichern, und ich würde Landmann ... Nicole würde sich ganz der Erziehung unseres Kindes widmen.«

»Das Geschäftchen, das Sie jetzt vorhaben, wird Ihnen also nicht so viel eintragen?«

Beausire stutzte. »Was für ein Geschäft?« fragte er.

»Nun, die Angelegenheit, in welcher Sie als Gardesergeant auftreten; die Angelegenheit, in der Sie heute abend unter den Arkaden des Place-Royale erscheinen werden.«

Beausire wurde leichenblaß.

»Ach, Herr Graf!« sagte er, mit bittender Gebärde die Hände faltend. »Machen Sie mich nicht unglücklich!«

»Ich sagte es ja,« jammerte Nicole, »du solltest dich in die fatale Geschichte nicht einlassen!«

»Ich will Ihnen als Freund einen Rat geben, lieber Herr von Beausire: Nehmen Sie weder für den Adel noch für das Volk Partei, sondern für sich selbst ... Bedenken Sie, was Sie tun, Herr von Beausire; jede Sache hat eine gute und eine schlechte Seite. Es kommt nur darauf an, die gute Seite für sich herauszufinden.«

»Aha, ich merke schon, daß ich die gute Seite nicht getroffen habe, wie?«

»Nicht ganz, Herr von Beausire. Ich bin der Meinung, daß Sie Ihr Leben dabei aufs Spiel setzen. Sie werden wahrscheinlich gehenkt werden!«

»Herr Graf,« sagte Beausire, der sich den Schweiß von der Stirn wischte, »einen Edelmann henkt man nicht.«

»Das ist wahr; aber um die Begünstigung des Enthauptens zu erlangen, würden Sie Ihre Ahnenprobe machen müssen, lieber Herr von Beausire, und das würde dem Tribunal vielleicht zu langweilig sein; man würde Sie daher provisorisch hängen lassen ... Aber, Sie sind ja kein furchtsamer Mensch!«

»Nein,« antwortete Beausire, »nichts weniger als furchtsam ... Es gibt indes gewisse Umstände ...«

»Ja, ich verstehe ... zum Beispiel, wenn man wegen Diebstahls die Galeere hinter sich, und wegen Hochverrats an der Nation den Galgen vor sich hat – den Hochverrat an der Nation würde man vermutlich jetzt ein Verbrechen nennen, das die Entführung des Königs zum Zweck hat.«

»Herr Graf! Herr Graf!« rief Beausire entsetzt.

»Unglücklicher!« sagte Oliva, »auf diese Entführung bautest du also deine goldenen Träume!«

»Er hatte nicht so ganz unrecht, liebes Fräulein; ich wiederhole Ihnen nur, daß jede Sache eine Licht- und eine Schattenseite hat. Herr von Beausire hat unrecht, der schlechten Seite den Vorzug zu geben; – er hat sich nur umzudrehen, weiter nichts.«

»Was habe ich zu tun, Herr Graf?« fragte Beausire.

»Nehmen Sie einmal an,« sagte Cagliostro nachsinnend, »Ihr Plan scheitere; nehmen Sie an, die Mitschuldigen des Mannes mit der Larve und des Mannes im braunen Mantel würden verhaftet; nehmen Sie weiter an, sie würden zum Tode verurteilt ... Ei, mein Gott! man hat ja Bezenval und Augeard freigesprochen; Sie sehen also, daß nichts unmöglich ist ... Nehmen Sie an, ich sagte zu Ihnen: ›Armer Herr von Beausire, es ist Ihre Schuld!‹«

»Wieso?« fragte Beausire.

»›Wieso?‹ würde Ihnen die Stimme antworten; weil Sie nicht nur diesem kläglichen Tode entgehen, sondern auch tausend Louisdor hätten verdienen können.«

»Aber wie hätte ich diesem kläglichen Tode entgehen, wie hätte ich die tausend Louisdor verdienen können?«

»Sie hatten ja den Grafen von Cagliostro zur Seite ... Sie brauchten nur zu ihm zu sagen: ›Herr Graf, der Bruder des Königs treibt Verrat mit dem Marquis von Favras. Man will den König entführen und nach Peronne bringen ... Um Sie zu zerstreuen, Herr Graf, will ich Ihnen Tag für Tag, Stunde für Stunde den Fortgang der Sache mitteilen.‹ – Da würde Ihnen der Graf als großmütiger Kavalier geantwortet haben: ›Wollen Sie das wirklich tun, Herr von Beausire?‹ – Nun, jede Arbeit ist ihres Lohnes wert, und wenn Sie Ihr Wort halten, so habe ich da in einem Winkel vierundzwanzigtausend Livres bereitliegen, die ich dieser Laune opfern will ... und an dem Tage, wo der König entführt oder der Marquis von Favras gefangengenommen wird, kommen Sie zu mir und erhalten die vierundzwanzigtausend Livres, wie Sie diese zehn Louisdor als Geschenk erhalten!«

»So wahr ich Beausire heiße, ich nehme Ihr Anerbieten an.«

»Das genügt mir«, sagte Cagliostro. »Es ist dreiviertel neun, Herr von Beausire, um neun Uhr werden Sie unter den Arkaden des Place-Royale am Hotel Sully erwartet. Nehmen Sie diese zehn Louisdor, stecken Sie sie in die Westentasche, ziehen Sie Ihren Frack an, nehmen Sie Ihren Degen und lassen Sie nicht auf sich warten!«

Beausire ließ sich das nicht zweimal sagen; er nahm die zehn Louisdor, steckte sie in die Tasche und machte sich fertig.

»Wo werde ich den Herrn Grafen wiederfinden?« fragte er.

»Auf dem Sankt Johannisfriedhofe ... Wenn man von solchen Dingen sprechen will, so ist es besser, zu den Toten als zu den Lebenden zu gehen.«

In dem Augenblick, als die Glocken Mitternacht schlugen, erschien wirklich eine Gestalt zwischen den Taxusbäumen und Zypressen.

»Nun, Herr von Beausire,« sagte die spöttische Stimme Cagliostros, »erkennen Sie mich nicht?«

»Ach! Sie sind's«, sagte Beausire. »Das ist schön.«

»Setzen Sie auf diesem Seitenpfad Ihren Weg fort,« sagte Cagliostro, »zwanzig Schritte von hier finden wir einen verfallenen Altar, auf dessen Stufen wir von unsern Geschäften sprechen können.«

Beausire folgte Cagliostro und trat so regelmäßig in seine Fußtapfen, wie ein Soldat des zweiten Gliedes in die seines Vordermannes tritt.

»Ah, sehen Sie, hier ist frische Erde«, sagte Cagliostro, der so plötzlich stehen blieb, daß Beausire mit dem Bauch an seinen Rücken stieß. »Es ist das Grab Ihres Kameraden Fleur d'Epine, der als Mörder des Bäckers François vor acht Tagen gehängt wurde.«

»Jetzt sind wir da«, sagte endlich Cagliostro, vor einer Art Ruine stehenbleibend. Er setzte sich auf eine verfallene Stufe und wies seinem Begleiter einen Stein an. Es war Zeit; die Beine des alten Soldaten schlotterten.

»Hier können wir ungestört plaudern, lieber Herr von Beausire«, sagte Cagliostro. »Sagen Sie, was ist denn heute abend unter den Arkaden des Place-Royale vorgegangen?«

»Ich muß gestehen, Herr Graf,« erwiderte Beausire, »daß ich mich in diesem Augenblick nicht mehr recht auf alles besinnen kann, und ich glaube, wir würden beide gewinnen, wenn Sie mich um alles fragten, was Sie zu wissen wünschen.«

»Gut,« sagte Cagliostro, »an der Form liegt mir wenig, wenn ich nur erfahre, was ich wissen will ... Wieviel waren da?«

»Sechs, mich mit inbegriffen.«

»Sechs, Sie mit inbegriffen, lieber Herr von Beausire? Wir wollen doch sehen, ob es die Leute sind, die ich meine: – erstens Sie; das unterliegt keinem Zweifel ... Dann Ihr Freund Tourcaty, ein vormaliger Werbeoffizier, der die Aushebung der Brabanter Legion übernimmt, nicht wahr?«

»Ja,« sagte Beausire, »Tourcaty war da.«

»Ferner ein guter Royalist namens Marquié? Dann der Marquis von Favras? Dann der Mann mit der Larve?«

»Ja.«

»Haben Sie mir über diesen Mann etwas mitzuteilen, Herr von Beausire?«

Beausire sah Cagliostro so scharf an, daß seine Augen in der Dunkelheit zu leuchten schienen.

»Nicht wahr,« sagte er, »es ist ...«

Er hielt inne, als ob er gefürchtet hätte, eine Ruchlosigkeit auszusprechen.

»Wen meinen Sie?« fragte Cagliostro; »es ist ...«

»Nicht wahr? ...«

»Haben Sie denn einen Knoten in der Zunge, lieber Herr von Beausire? Nehmen Sie sich in acht, die Knoten in der Zunge haben zuweilen Knoten am Halse zur Folge, und diese sind gefährlicher, denn es sind Schleifknoten!«

»Nicht wahr,« erwiderte Beausire, der sich in die Enge getrieben sah, »es ist ... der Graf Louis von Nav ...«

»Vorsichtig!« sagte Cagliostro.

Beausire hielt inne.

»Jetzt, da uns über die Teilnehmer mit Maske und ohne Maske kein Zweifel mehr bleibt, wenden wir uns zu dem Komplott selbst. Nicht wahr, man will

den König entführen?«

»Das ist in der Tat der Zweck des Komplotts.«

»Und man will ihn nach Peronne bringen?«

»Ja, nach Peronne.«

»Und die Mittel?«

»Man hat zwei Millionen ...«

»Die ein Genueser Bankier vorschießt ... Ich kenne den Bankier ... Stehen sonst keine Geldmittel zu Gebote?«

»Ich glaube nicht.«

»Soweit also die Geldfrage. Aber man braucht nicht bloß Geld, sondern auch Leute.«

»Die Armee ist ja da. Zwölfhundert Reiter stehen in Versailles; sie brechen am festgesetzten Tage um elf Uhr abends auf; um zwei Uhr früh rücken sie in drei Kolonnen in Paris ein. Die erste marschiert in das Tor von Chaillot, die zweite in die Barrière du Roule, die dritte in die Barrière von Grenelle. Die letztere macht den General Lafayette nieder, die erste läßt Herrn Necker über die Klinge springen und die zweite schafft Herrn Bailly auf die Seite ... Dann werden die Kanonen vernagelt, die Truppen ziehen sich in den Elysäischen Feldern zusammen und rücken gegen die Tuilerien, die unser sind.«

»Wie, die Nationalgarde hält doch die Tuilerien besetzt.«

»Jawohl, aber wir haben die Brabanter Kolonne mit einem Teile der besoldeten Garde; sie wird sich der Eingange leicht bemächtigen; man dringt in die königlichen Gemächer und ruft: ›Sire, die Vorstadt Saint-Antoine ist im Aufstande ... ein bespannter Wagen erwartet Sie ... Sie müssen fliehen!‹ – Wenn der König in die Flucht willigt, so geht die Sache ganz leicht; wenn er nicht fliehen will, so bringt man ihn mit Gewalt fort und führt ihn nach Saint-Denis.«

»Gut!«

»Dort findet man zwanzigtausend Mann Infanterie, zu diesen stoßen die zwölfhundert Reiter, die Brabanter Legion, die vierhundert Schweizer, die dreihundert Verschworenen, zehn-, zwanzig-, dreißigtausend Royalisten, die sich unterwegs mit dem Hauptkorps vereinigen, und der König wird mit Gewalt nach Peronne geführt.«

»Und was geschieht in Peronne, lieber Herr von Beausire?«

»In Peronne findet man zwanzigtausend Mann; man unterhandelt über zwanzigtausend Schweizer, zwölftausend Deutsche und zwölftausend Sardinier, die, mit der ersten Eskorte des Königs vereinigt, einen Effektivbestand von hundertfünfzigtausend Mann bilden werden.«

»Eine hübsche Zahl!« sagte Cagliostro.

»Mit diesen hundertfünfzigtausend Mann marschiert man endlich gegen Paris; der Fluß wird oben und unten besetzt, um der Stadt die Lebensmittel abzuschneiden; Paris wird kapitulieren, man löst die Nationalversammlung auf und setzt den König, der dann wirklich wieder König ist, auf den Thron seiner Väter.«

»Amen!« sagte Cagliostro aufstehend. »Lieber Herr von Beausire, Sie haben ein höchst angenehmes Konversationstalent; aber es geht Ihnen wie den größten Rednern: wenn Sie fertig sind, haben Sie nichts mehr zu sagen ... und Sie sind fertig, nicht wahr?«

»Ja, Herr Graf, für jetzt.«

»Dann guten Abend, lieber Herr von Beausire. Wenn Sie zehn Louisdor brauchen, – wohlverstanden, immer als Geschenk –, so besuchen Sie mich in Bellevue.«

»In Bellevue? ... und ich habe nach dem Herrn Grafen von Cagliostro zu fragen?«

»O nein, man würde nicht wissen, wen Sie meinen. Fragen Sie nach dem Baron Zannone.«

»Nach dem Baron Zannone?« sagte Beausire erstaunt. »Das ist ja der Name des genuesischen Bankiers, der die zwei Millionen Wechsel Seiner königlichen Hoheit skontiert hat!«

»Wohl möglich«, sagte Cagliostro.

»Wie, wohl möglich?«

»Ja ... Ich mache so viele Geschäfte, daß sich dieses Geschäft unter den übrigen verliert ... Daher kam es, daß ich mich anfangs nicht recht erinnerte; aber jetzt glaube ich mich zu entsinnen.«

Beausire sah den Mann, der Geschäfte von zwei Millionen vergaß, erstaunt an, und er begann zu glauben, daß es wenigstens in pekuniärer Hinsicht besser sei, dem Darleiher zu dienen, als dem Geldnehmer.

Aber trotz seiner Verwunderung vergaß Beausire nicht den Ort, wo er sich befand, und er folgte dem Grafen auf dem Fuße. Man hätte sie für zwei Automaten halten können, die durch eine unsichtbare Feder in Bewegung gesetzt werden. Erst außerhalb des Gittertors trennten sich die beiden Körper und bewegten sich unabhängig voneinander.

»Wohin gehen Sie jetzt, lieber Herr von Beausire?« fragte Cagliostro.

»Und Sie?«

»Ich gehe einen Weg, den Sie nicht gehen.«

»Ich gehe zum Palais-Royal, Herr Graf.«

»Und ich zur Bastille, Herr von Beausire.«

Hierauf trennten sie sich, und beide verschwanden in der Finsternis.

Zwölftes Kapitel

Mit General Lafayettes Erlaubnis hatte der Schlossermeister Gamain mit einem Lehrling freien Zutritt zum König erhalten; wenige Tage, nachdem diese erteilt war, erschien auch schon Gamain, bei dem Graf Louis inzwischen Lehrling geworden war. Man unterhielt sich lange über den Bau eines Schrankschlosses, bis es dem Könige, der den Grafen gleich erkannt hatte, gelang, unter einem Vorwand mit Graf Louis nach seinen Gemächern zu gehen.

Dieses Mal begab sich Ludwig *XVI.* nicht auf der Haupttreppe, sondern auf einer geheimen, für seinen ausschließlichen Gebrauch bestimmten Treppe in sein Arbeitszimmer.

»Endlich sind wir allein, lieber Graf«, sagte er. »Vor allem habe ich Ihnen über Ihre Gewandtheit meine Bewunderung und für Ihre Ergebenheit meinen Dank auszudrücken.«

»Und ich, Sire,« antwortete der junge Graf, »habe um Entschuldigung zu bitten, daß ich in diesem Anzuge vor Eurer Majestät erschienen bin.«

»Unter Ihrer Kleidung schlägt ein biederes Herz .... Aber wir haben keine Zeit zu verlieren; Ihre Anwesenheit ist ein Geheimnis, selbst die Königin weiß nicht darum, sagen Sie mir geschwind, was Sie hierherführt.«

Der Graf von Charny überbrachte meinem Vater einen Brief.«

»Es war ein Einführungsschreiben zum Zwecke einer Unterredung.«

»Dieses mündlichen Auftrages hat er sich entledigt, Sire, und eben in dieser Angelegenheit bin ich auf Befehl meines Vaters nach Paris gekommen. Ich weiß, daß Eure Majestät die Gewißheit haben möchten, Frankreich in einem gegebenen Augenblicke verlassen zu können.«

»Und daß ich auf den Marquis von Bouillé zähle, daß ich keinen Mann kenne, der mich dabei wirksamer unterstützen könnte.«

»Und mein Vater ist sehr dankbar für die Ehre, die Sie ihm erweisen, Sire.«

»Doch zur Hauptsache. Was sagt er zu dem Plane?«

»Erlauben mir Eure Majestät, Ihnen den Plan meines Vaters vorzulegen.«

»Reden Sie«, sagte der König, der sich auf die Karte von Frankreich neigte, um der von dem jungen Grafen anzugebenden Reiseroute auf dem Papier zu folgen.

»Sire, Eure Majestät können sich in verschiedenen Richtungen entfernen.«

»Allerdings.«

»Zuerst in der Richtung nach Besançon, Sire, dann Valenciennes.«

Ludwig XVI. machte eine Kopfbewegung, welche bedeutete: Nennen Sie einen anderen Plan.

»Eure Majestät könnten sich auch durch die Ardennen nach Österreichisch-Flandern begeben«, fuhr der junge Kavalier fort. »Von da könnten Sie über dieselbe Grenze zurückkehren und eine inzwischen mit Truppen hinlänglich besetzte Festung zum Aufenthalte wählen.«

»Ich werde Ihnen sogleich sagen, warum ich Sie frage, ob Sie nichts Besseres wissen.«

»Endlich können sich Eure Majestät unmittelbar nach Sedan oder Montmédy begeben. Dort würde der General ganz frei handeln und Ihre Befehle ungehindert vollziehen können. Eure Majestät mögen nun Frankreich verlassen oder sich wieder nach Paris wenden wollen.«

»Lieber Graf,« erwiderte der König, »am liebsten würde ich mich für den letzten Plan entscheiden.«

»Haben Eure Majestät diese Flucht schon fest beschlossen?«

»Lieber Louis,« antwortete Ludwig XVI., »wenn ich sehe, daß die Königin und meine Kinder wieder in Gefahr sind wie in der Nacht vom 5. bis 6. Oktober, so werde ich mich entschließen.«

»Jetzt erlauben mir Eure Majestät,« fuhr der junge Graf fort, »die Ansicht meines Vaters über die Art der Reise auszusprechen ....«

»Oh, sagen Sie, was meint Ihr Vater?«

»Er meint, Sire, man könne die Gefahren der Reise vermindern, wenn man sie teilt.«

»Erklären Sie sich.«

»Eure Majestät würden mit Madame Royal und Madame Elisabeth, die Königin mit dem Dauphin reisen, so daß ...«

Der König ließ den Grafen von Bouillé nicht ausreden.

»Über diesen Punkt verlieren Sie nur keine Worte, lieber Louis,« sagte er, »ich werde mich von der Königin nicht trennen.«

Der junge Graf verneigte sich.

»Wenn der Augenblick gekommen ist, geruhen Eure Majestät Ihre Befehle zu erteilen,« sagte er, »und diese Befehle sollen pünktlich vollzogen werden.«

»Ich habe mich für die Straße über Chalons und Varennes entschieden. Verdun wird nicht berührt. Die Regimenter werden in die kleinen Städte zwischen Montmédy und Chalons verlegt.«

Bei diesen Worten öffnete der König die Tür der geheimen Treppe. Es war Zeit; der Schlossermeister war schon auf der untersten Stufe und hatte das Schloß in der Hand.

Gegen acht Uhr abends verließ Gamain weinberauscht den Palast. Er ging den Quai de la Savonnerie entlang, der damals ungemein belebt war.

Vor dem ersten Wirtshause schien Gamain einen schweren inneren Kampf zu bestehen. Er fragte sich, ob er in das Wirtshaus gehen sollte oder nicht. Aber er blieb Sieger und ging nicht hinein.

Bei dem zweiten wiederholte sich dieselbe Versuchung, und diesesmal konnte ein Unbekannter, der ihm wie sein Schatten folgte, die begründete Vermutung hegen, daß er nicht länger widerstehen werde, aber auch

diesesmal trug die Mäßigkeit den Sieg davon. Da sich jedoch die Versuchung gar zu oft wiederholte, so erlag ihr Gamain schließlich; er ging in ein Wirtshaus und trank ein Glas Wein; der Unbekannte wartete draußen geduldig.

Aber wer kann sagen, wann die Lippen, die sich einmal an dem verhängnisvollen Becher der Trunkenheit benetzt haben, nicht mehr trinken werden? Nichts macht bekanntlich mehr Durst als das Trinken. Kaum hatte Gamain hundert Schritte gemacht, so fühlte er das Bedürfnis, seinen Durst von neuem zu löschen; aber dieses Mal verlangte er eine halbe Flasche.

Der Schatten, der ihm unablässig folgte, schien über die Verzögerung, welche dieses Erfrischungsbedürfnis zur Folge hatte, keineswegs unzufrieden zu sein; hundert Schritte weiter verlangte der Meister eine ganze Flasche. Schließlich nahm er sich noch eine entkorkte mit.

In einem geschickten Bogen passierte er die Barriere von Passy, hinter der die Wirtshäuser bald aufhörten, aber er trug ja seine Freude bei sich. Schließlich begann Gamain zu fluchen:

»Es ist himmelschreiend!« lallte er, – »einem alten Kameraden ... einem Meister ... solchen Krätzer vorzusetzen ... Ich sage zu seinem fuchsschwänzenden Lehrburschen, der mir durchgegangen ist: Prosit Mahlzeit, Sire! ... Bessern Sie Ihre Schlösser nur selbst aus! ... Oh, es ist himmelschreiend ... Ihr habt mich vergiftet!«

Das Gift mochte wohl sehr stark wirken, denn das unglückliche Opfer fiel zum dritten Male der Länge nach auf die gepflasterte Landstraße, die zum Glück mit einer dicken Kotschicht bedeckt war, und konnte dieses Mal nicht mehr aufstehen.

Der Unbekannte, der ihm mit großer Beharrlichkeit gefolgt war, hielt einen zufällig vorüberfahrenden Fiaker an.

»Hört, Freund,« sagte er zu dem Kutscher, »meinem Kameraden ist unwohl geworden, bringt den armen Teufel in das Wirtshaus an der Brücke zu Sèvres,– ich setze mich neben Euch auf den Bock.«

In einer Stunde hielt der Fiaker vor dem Wirtshause an der Brücke zu Sèvres.

Das Ausladen des Gamain nahm wohl zehn Minuten in Anspruch. Dann finden wir den würdigen Meister an demselben Tische und demselben Büchsenmacher gegenüber, wie im ersten Kapitel dieser Geschichte.

Meister Gamain saß bereits in der steifen Haltung einer Wachsfigur auf einem Sessel, den Kopf an die Wand gelehnt. Der Unbekannte bestellte sogleich zwei Flaschen Wein und eine Flasche Wasser und hielt dem Schlossermeister ein Riechfläschchen unter die Nase.

Als sein durchdringender Geruch dem Schlosser in die Nase stieg, riß er die Augen auf und begann stark zu niesen.

»Er ... er hat mich vergiftet!« lallte er.

Der Büchsenmacher schien mit Vergnügen zu bemerken, daß Meister Gamain noch immer von derselben fixen Idee verfolgt wurde.

»Einen Freund ... einen Freund zu vergiften! ...«

»Es ist fürchterlich!« sagte der Büchsenmacher.

»Fürchterlich! ...« lallte Gamain.

»Schändlich!« sagte Numero eins.

»Schä ...ändlich!« wiederholte Numero zwei.

»Zum Glück«, erwiderte der Büchsenmacher, »war ich da, um Euch Gegengift zu geben.«

»Ja ... zum Glück«, stammelte Gamain.

Gamain hatte inzwischen die Augen zum zweiten und dritten Male aufgerissen und mit jener innigen Dankbarkeit, die jeder Trunkenbold innerhalb der vier Wände eines Wirtshauses empfindet, das trauliche Gastzimmer erkannt.

»Aha! Jetzt weiß ich, wo ich bin,« sagte er, »den halben Weg habe ich gemacht.«

»Jawohl, das habt Ihr mir zu danken«, sagte der Büchsenmacher.

»Wie, Euch?« fragte Gamain erstaunt. »Wer seid Ihr denn?«

»Lieber Meister Gamain,« erwiderte der Unbekannte, »diese Frage beweist, daß Ihr ein kurzes Gedächtnis habt.«

Gamain sah den andern noch aufmerksamer an als das erstemal.

»Ja, richtig,« sagte er, »es ist mir wirklich, als ob ich Euch schon gesehen hätte ... hier habe ich Euch gesehen!«

»Richtig. Schlosser und Büchsenmacher sind ja Geschwisterkinder.«

»Aha, jetzt erinnere ich mich! ... Es war am 6. Oktober, als der König nach Paris fuhr. Wir sprachen noch von ihm ...«

»Und ich fand so viel Vergnügen an dem Gespräch, Meister Gamain, daß ich jetzt wieder ein Stündchen mit Euch plaudern möchte ... Jetzt werdet Ihr mir vielleicht sagen können, was Ihr vor einer Stunde mitten auf der Landstraße machtet.«

»Wißt Ihr gewiß, daß ich auf der Landstraße lag?«

»Seht Euch nur einmal an.«

»Oho, meine Alte wird böse werden«, sagte er; »sie sagte gestern zu mir: ›Zieh deinen Sonntagsrock nicht an; deine alte Jacke ist gut genug für die Tuilerien.‹«

»Wie, für die Tuilerien?«

Gamain kratzte sich den Kopf und suchte seine noch ganz zerstreuten Gedanken zu sammeln.

»Ja, ja ... richtig«, sagte er; »ich war in den Tuilerien ... warum nicht? Es ist ja kein Geheimnis, daß ich der Schlossermeister des Herrn Veto war.«

»Wie, Herr Veto? Wen nennt Ihr denn Herrn Veto?«

»Was! Ihr wißt nicht, daß man den König so nennt? Kommt Ihr denn aus China?«

»Ihr dürft Euch darüber nicht wundern; ich treibe mein Geschäft und kümmere mich nicht um Politik.«

»Da seid Ihr glücklich ... mich zwingt man dazu ... und das wird mein Unglück sein!«

»Ihr habt mit dem König gearbeitet?« fuhr der Unbekannte fort. »Er hat Euch fünfundzwanzig Louisdor gegeben ...«

»Ja, richtig!« sagte Gamain; »ich hatte wirklich fünfundzwanzig Louisdor in der Tasche ...«

Gamain griff hastig in die Tasche.

»Wartet nur«, sagte er; »fünf, sechs, sieben ... wie konnte ich das auch vergessen! zwölf, dreizehn, vierzehn ... fünfundzwanzig Louisdor sind wahrhaft keine Kleinigkeit! siebzehn, achtzehn, neunzehn ... eine so runde Summe findet man heutzutage nicht auf der Straße! drei-, vier-, fünfundzwanzig! ... Gott sei Dank, sie sind alle da!«

»Ich sagte es ja, und wenn ich es sage, könnt Ihr's glauben.«

»Kann ich's glauben? ... Woher wußtet Ihr denn, daß ich fünfundzwanzig Louisdor bei mir hatte?« »Lieber Meister Gamain, ich habe Euch schon gesagt, daß ich Euch mitten auf der Landstraße liegend fand. Dann rief ich einen zufällig vorüberfahrenden Fiaker; ich machte eine Laterne von dem Wagen los, und während ich Euch anschaute, sah ich zwei oder drei Louisdor in der Nähe Eurer Tasche liegen. Der Kutscher schüttelte den Kopf und sagte: ›Nein, den fahre ich nicht!‹ – ›Warum nicht?‹ – ›Weil er für sein Gewand zu reich ist.‹ – ›Was,‹ sagte ich, ›Ihr meint, wir hätten es mit

einem Spitzbuben zu tun?‹ – Das Wort schien Euch aufzuwecken. – ›Was, ich ein Spitzbub?‹ sagtet Ihr. ›Ich habe fünfundzwanzig Louisdor in der Tasche, weil mein Lehrling, der König von Frankreich sie mir gegeben hat‹, antwortetet Ihr. – An diesen Worten glaubte ich Euch zu erkennen; ich hielt Euch die Laterne vors Gesicht. ›Ei! jetzt klärt sich alles auf: es ist Meister Gamain von Versailles; er hat mit dem Könige gearbeitet, und der König hat ihm fünfundzwanzig Louisdor für seine Mühe gegeben ... Kommt nur, ich stehe gut für ihn.‹ – Der Kutscher hatte nun nichts mehr einzuwenden. Ich steckte die Goldstücke wieder in Eure Tasche, der Kutscher trug Euch in den Wagen; ich stieg auf den Bock; wir fuhren bis hierher, und da seid Ihr, Gott sei Dank! im Trockenen, und beklagt Euch über nichts, als über Euern Lehrburschen, der Euch durchgegangen ist.«

»Ich habe von meinem Lehrburschen gesprochen?« rief Gamain, dessen Erstaunen immer größer wurde.

»Wißt Ihr denn nicht mehr, was Ihr gesagt habt?«

»Ich?«

»Jawohl; Ihr sagtet ja soeben: ›Das ist die Schuld des Schlingels‹ ... ich erinnere mich nicht mehr, welchen Namen Ihr nanntet ...«

»Louis Lecomte!«

»Ganz recht ... Ihr sagtet soeben: ›Das ist die Schuld des Schlingels Louis Lecomte, der mir versprochen hatte, mit nach Versailles zu gehen und nun durchgegangen ist.‹« »Es ist wohl möglich, daß ich das gesagt habe, es ist ja die Wahrheit.«

»Ich muß gestehen, daß Ihr Euerem Freunde ungeheuer viel Vertrauen schenkt! Erst sagt Ihr ja, und dann wieder nein. Gerade wie das letztenmal: Ihr wolltet mir eine Geschichte aufbinden, die nur ein Einfaltspinsel glauben kann.«

»Was für eine Geschichte?«

»Die Geschichte von der geheimen Tür, die Ihr im Hause eines vornehmen Herrn beschlagen habt.«

»Nun, Ihr mögt mir's glauben oder nicht, es war diesesmal wieder von einer Tür die Rede.«

»Beim Könige?«

»Ja, beim Könige ... nur ist's keine Treppentür, sondern eine Schranktür.«

»Und Ihr wollt mir aufbinden, der König, der das Schlossergewerbe zu seinem Vergnügen treibt, habe Euch holen lassen, um eine Tür zu beschlagen? Das kann ich nicht glauben!«

»Es ist aber doch so.«

»Da hat der König Euch wohl durch einen seiner alten Kammerdiener holen lassen?«

»Eben darin irrt Ihr Euch, Freund. Der König hatte einen Gehilfen angenommen. Der Geselle kommt nach Versailles und sagt zu mir: ›Hört, Vater Gamain, der König hat ein Schloß gemacht, und ich habe ihm geholfen, aber das verteufelte Ding will nicht schließen!‹ – ›Was soll ich denn dabei tun‹ sagte ich. – ›Ihr sollt es instandsetzen, was denn sonst?‹ – Und als ich zu ihm sagte: ›Es ist nicht wahr, du kommst nicht vom König, du willst mich in eine Falle locken‹, – da antwortete er: ›Zum Beweis, daß mich der König schickt, bringe ich Euch hier fünfundzwanzig Louisdor. Hier‹, sagte er, und zählte sie mir auf.«

»Das sind also die fünfundzwanzig Louisdor, die Ihr bei Euch habt?« fragte der Büchsenmacher. »Nein, nein, das sind andere. Die ersten fünfundzwanzig waren nur eine Abschlagszahlung.«

»Was? Fünfzig Louisdor? Da stimmt etwas nicht, Meister Gamain!«

»Das meine ich auch; denn schauen Sie, der Geselle ...«

»Ja, aber was habt Ihr denn beim König gemacht?« unterbrach ihn der Unbekannte, der das Gespräch wieder auf den interessantesten Punkt zu

lenken suchte.

»Wir schienen erwartet zu werden«, erwiderte der Schlosser. »Der König gab mir ein Schloß, das wahrlich nicht schlecht angefangen war, aber er war bei den Riegeln steckengeblieben. Der König sagte: ›Tue nur, als ob du zu Hause wärst, Gamain; arbeite nur fleißig, wir wollen unterdessen den Schrank herrichten.‹ Darauf ging er mit dem Gesellen fort.«

»Ging er die große Treppe hinunter?« fragte der Büchsenmacher gleichgültig.

»Nein, die kleine Treppe, die in sein Arbeitskabinett führt; als ich fertig war, ging ich ihnen nach. Ich mußte ganz geschwind durch das Kabinett gehen; aber im Vorbeigehen sah ich doch eine große Landkarte auf dem Tische, eine Karte von Frankreich.«

»Und Ihr habt auf dieser Landkarte nichts Besonderes bemerkt?«

»Jawohl: drei lange Reihen Stecknadeln, die von einem Mittelpunkt nach verschiedenen Seiten hin ausliefen; es kam mir vor wie die drei Armeen, die auf verschiedenen Straßen nach der Grenze marschierten.«

»Und Ihr glaubt, der König und Euer Gehilfe hätten nicht an dem Schranke gearbeitet, sondern die Landkarte angeschaut?«

»Ja, ich weiß es ganz gewiß. Die Stecknadeln hatten nämlich Köpfe von rotem Wachs. Der König hatte eine Stecknadel mit rotem Kopf in der Hand und stocherte sich damit die Zähne. Wartet nur, das ist noch nicht alles. Es war wirklich ein Schrank da!«

»Wirklich! Wo denn?«

»Ja, wo denn? ... der Schrank war in der Mauer des inneren Korridors, der vom Alkoven des Königs zu dem Zimmer des Dauphin führt.«

»Das ist wahrhaftig merkwürdig, lieber Gamain! ... Und der Schrank war offen?«

»Da seid Ihr im Irrtum. Ich dachte: wo mag denn der Schrank sein? Da sah sich der König um und sagte zu mir: ›Gamain, ich habe Vertrauen zu dir.‹ Darauf nahm der König ein Stück von der getäfelten Wand heraus, und ich bemerkte ein rundes Loch, das ungefähr zwei Fuß im Durchmesser hatte. Als er mein Erstaunen sah, sagte er zu mir: ›Lieber Gamain, siehst du dieses Loch? Ich habe es gemacht, um Geld darin zu verstecken. Jetzt mußt du das Schloß an der eisernen Tür festmachen.‹ Nach drei Stunden – ich hatte inzwischen fleißig gearbeitet – kam der König wieder und fragte mich: ›Nun, Gamain, wie steht's?‹ – ›Fertig, Sire‹, antwortete ich, und zeigte ihm die eiserne Tür. – ›Gut, Gamain‹ sagte er. ›Du kannst mir das Geld zählen helfen, das ich in dem Wandschrank verstecken will.‹ – Dann ließ er vier Säcke mit doppelten Louisdors bringen; ich zählte eine Million und er auch; und da fünfundzwanzig Louisdor übrig blieben, sagte er: ›Dies ist für deine Bemühung, Gamain ... ist es nicht eine Schande, von einem armen Mann, der fünf Kinder hat, eine Million in blanken Louisdors zählen zu lassen und ihm dann ein Trinkgeld von fünfundzwanzig Louisdor zu geben! ...«

»Ja,« sagte der Unbekannte, »das Trinkgeld ist so groß nicht.«

Kurz darauf kam die Königin herein und brachte mir Kuchen und Wein.

Der Unbekannte wußte genug und die beiden Männer trennten sich.

Dreizehntes Kapitel

Cagliostro, der in allen Klassen der Gesellschaft und selbst unter der Hofdienerschaft rätselhafte Verbindungen hatte, erfuhr schon am zweiten Tage, daß der Graf Louis von Bouillé in Paris angekommen sei, daß er von dem Marquis von Lafayette, seinem Vetter, dem König vorgestellt wurde, daß er sich gleich darauf dem Meister Gamain als Schlossergeselle vorgestellt hatte, daß er beim König leicht Zutritt gefunden, zwei Stunden vor Gamain die Tuilerien verlassen und sich zu seinem Freunde Achill von Chasteller begeben hatte und an demselben Abend mit der Extrapost nach Metz abgereist war.

Beausire war nach der Unterredung auf dem Friedhof nach Hause gekommen, wo er feststellen mußte, daß Mademoiselle Oliva

verschwunden war.

Erst jetzt fiel es dem armen Beausire wieder ein, daß sich der Graf von Cagliostro geweigert hatte, mit ihm fortzugehen. Es war kaum noch zu bezweifeln: Oliva war von dem Grafen Cagliostro entführt worden! Er eilte nach der Wohnung des Grafen und fand wirklich seine Geliebte vor. Sie war wie eine Fürstin herausgeputzt und bewohnte eine ganze Zimmerflucht.

Der Graf beruhigte den unglücklichen Liebhaber mit fünfundzwanzig Louisdor und erteilte ihm sogar gütigst die Erlaubnis, Oliva nach Wunsch zu besuchen. Damit war Beausire völlig zufriedengestellt.

Alles ging also nach dem Wunsch des Grafen bis gegen Ende Dezember. Eines Morgens hörte der Doktor Gilbert um sechs Uhr früh dreimal an seine Tür klopfen.

Der Graf von Cagliostro trat ihm entgegen und begrüßte ihn lächelnd:

»Kommen Sie, lieber Gilbert, ich störe Sie fürwahr nicht umsonst. Kommen Sie mit mir mit, wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Nach einer viertelstündigen Fahrt hielt der Wagen im Gefängnishofe von Bicêtre.

Mitten im Hofe waren fünf bis sechs Zimmerleute eben dabei, unter der Leitung eines kleinen, schwarzgekleideten Mannes eine Maschine von sonderbarer Gestalt aufzustellen.

Gilbert stutzte: er erkannte den Doktor Guillotin, den er bei Marat gesehen hatte.

»Guten Morgen, Baron«, sagte Guillotin. »Es freut mich, daß Sie der erste sind und den Doktor gleich mitbringen ...«

Inzwischen war die Maschine fertig geworden. Ihr Anblick war so furchterregend, daß Gilbert schauderte; der Erfinder blickte entzückt auf sein Werk.

Die Grundlage der Maschine bildete eine mit Brettern belegte Fläche, zu welcher man auf einer leichtgezimmerten Treppe hinaufgelangte.

Auf dieser etwa fünfzehn Fuß großen Plattform, der Treppe gegenüber, erhoben sich zwei parallele, zehn bis zwölf Fuß hohe Pfähle mit Fugen nach der Innenseite, zwischen denen ein halbmondförmiges Fallbeil hing, das durch eine Feder oben festgehalten wurde; sobald jedoch die Feder zur Seite gedrückt wurde, fiel das schwere Beil, in den Fugen gleitend, von der Höhe hernieder.

Am Fuße der Pfähle befand sich ein Block mit einer Vorrichtung, durch welche ein erwachsener Mensch den Kopf stecken konnte.

Während Cagliostro und Gilbert sich über diese neue Erfindung unterhielten, erschienen neue Zuschauer.

Gilbert erkannte unter ihnen den alten Doktor Louis, einen Kollegen Guillotins, begleitet von dem Stadtbaumeister Giraud. Auch der Scharfrichter von Paris war dabei.

Nicht lange, und ein weiterer Zuschauer war angekommen: es war der Doktor Cabanis, der zu Gilbert und Cagliostro trat.

»Meine Herren,« sagte der Doktor Guillotin, »da wir niemanden mehr erwarten, so können wir anfangen.«

Er winkte, und aus einer Tür kamen zwei graugekleidete Männer, die einen Sack trugen, dessen Umrisse leicht erraten ließen, daß ein menschlicher Leichnam darin steckte.

An den Fenstern erschienen die blassen Gesichter der Gefangenen, die als ungebetene Zuschauer mit bestürzten Blicken dem unerwarteten, furchtbaren Schauspiel zusahen.

Am Abend desselben Tages, nämlich am 24. Dezember, war Empfang bei der Prinzessin von Lamballe.

Im Laufe des Vormittags war der junge Baron Isidor von Charny von einer Reise nach Turin zurückgekommen, wo er eine Mission an den Grafen von Artois erledigt hatte. Gleich nach seiner Ankunft begab er sich zum König und dann zur Königin, die ihn beide sehr huldreich empfingen.

Er überbrachte vom Grafen von Artois den Rat, sich Favras anzuvertrauen und nach Turin zu kommen.

Die Königin behielt Isidor eine Stunde bei sich und lud ihn ein, am Abend in den Salons der Prinzessin von Lamballe zu erscheinen.

Um neun Uhr abend begab Isidor sich dorthin.

Der König und die Königin waren noch nicht da. Monsieur, der etwas unruhig schien, sprach mit de la Châtre und d'Avrey.

Der Kreis der Vertrauten bestand aus den Herren von Lamets, Herrn von Ambly, de Castries, de Fersen, Suleau, lauter treuen Anhängern, aber zum Teil sogar tollen Köpfen.

Isidor von Charny kannte keinen dieser jungen Männer; als aber sein Name genannt wurde, streckten sich alle Hände ihm entgegen. Überdies brachte er ja Nachrichten aus der Fremde.

Zuerst sprach Suleau; er hatte der heutigen Sitzung der Nationalversammlung beigewohnt und mit angehört, wie der Doktor Guillotin von der Rednertribüne aus die Vorzüge der von ihm erfundenen Maschine gerühmt hatte. Der menschenfreundliche Mann hatte den Antrag gestellt, statt aller bisherigen Todeswerkzeuge, die den Grèveplatz so lange in Schrecken gesetzt hatten, statt Galgen, Rad und Scheiterhaufen seine Maschine anzuwenden. Die Nationalversammlung war, wie Suleau berichtete, nicht abgeneigt gewesen, diesem Antrag stattzugeben.

Sobald ein Türsteher den König und die Königin meldete, hörte alles Geplauder auf, um dem ehrerbietigsten Schweigen Platz zu machen.

Das Herrscherpaar trat ein.

Die Prinzessin von Lamballe und Madame Elisabeth empfingen die Königin. Monsieur ging auf den König zu.

»Lieber Bruder, könnten wir nicht mit der Königin und einigen Vertrauten in einem abgesonderten Zimmer ein Spiel machen, um unter dem Schein des Whist ungestört miteinander reden zu können?«

»Sehr gern, Bruder«, antwortete Ludwig XVI.; »verabrede es mit der Königin.«

Monsieur ging auf Marie Antoinette zu, die eben mit Isidor von Charny im Gespräch war.

»Liebe Schwester,« sagte Monsieur, »der König wünscht eine Partie Whist zu vieren zu machen. Wir vereinigen uns gegen Sie, und er überläßt Ihnen die Wahl Ihres Partners.«

»Nun, meine Wahl ist getroffen«, erwiderte die Königin, die wohl merkte, daß die Whistpartie nur ein Vorwand war; – »Herr Baron von Charny, Sie werden mit von der Partie sein, und beim Spielen können Sie uns von Turin erzählen.«

»So! Sie kommen von Turin, Baron?« sagte Monsieur.

»Ja, gnädigster Herr.«

Monsieur errötete, hustete und entfernte sich.

Unterdessen begrüßte der König die Gesellschaft und ging dann mit der Königin zum Spiel. Er sah sich nach dem vierten Spieler um. »Aha! Herr von Charny, Sie wollen die Stelle Ihres Bruders vertreten? ... Er hätte keinen besseren Ersatzmann finden können; seien Sie willkommen.«

Als die Königin bemerkte, daß der Respekt die Gesellschaft von dem königlichen Tische entfernt hielt und nichts zu befürchten war, sagte sie zu Monsieur, ohne das Spiel zu unterbrechen:

»Herr Bruder, der Baron hat Ihnen also gesagt, daß er von Turin gekommen ist?«

»Jawohl«, erwiderte Monsieur.

»Er hat Ihnen gesagt, daß der Graf von Artois und der Prinz von Condé uns dringend einladen, nach dort zu kommen?«

»Ich habe sogar hinzugesetzt,« mischte sich Isidor jetzt ein, »daß ich bei einem Edelmann war, der Eurer Majestät, wie wir alle, treu ergeben und bereit ist, für Sie zu sterben; aber er ist unternehmender als wir alle, und er hat einen Plan entworfen ... es ist der Marquis von Favras.«

»Wirklich?« sagte die Königin. »Wir kennen ihn! ... Und Sie glauben an seine Ergebenheit, Herr Baron?«

»Ja, Eure Majestät, ich bin derselben gewiß.«

»Und wie weit ist der Plan gediehen?« fragte die Königin.

»Wenn Seine Majestät heute abend ein Wort zu sagen geruht, so können Sie morgen um diese Zeit in Peronne sein.«

Der König schwieg; Monsieur zerknitterte einen Coeurbuben in der Hand.

»Sire,« sagte die Königin zu ihrem Gemahl, »hören Sie, was der Baron sagt?«

»Jawohl, ich habe es gehört«, antwortete Ludwig XVI. mit Unmut.

»Und Sie, Herr Bruder?« fragte die Königin ihren Schwager.

»Ich bin ebensowenig taub wie der König«, erwiderte Monsieur. »Das ist allerdings ein Vorschlag ...«

Der König wandte sich hastig an seinen Bruder und sah ihn scharf an.

»Und wenn ich abreise,« sagte er, »wirst du mich begleiten?«

Monsieur wechselte die Farbe. »Ich habe noch keine Vorkehrungen getroffen ...«

»Wie! Du warst nicht darauf vorbereitet?« sagte der König; »und du beschaffst dem Marquis von Favras das Geld? Du hast keine Vorkehrungen getroffen, und erhältst jede Stunde Nachricht über das Komplott? ...«

»Komplott?« wiederholte Monsieur erblassend.

»Allerdings, denn es ist ein Komplott ... ein so wirkliches Komplott, daß der Marquis, wenn es an den Tag kommt, zum Tode verurteilt wird, wenn du ihn nicht rettest, wie wir Herrn von Bezenval gerettet haben.«

Der König stand auf.

»Sire,« sagte die Königin, »Sie mögen den Vorschlag nun annehmen oder nicht, so sind Sie dem Marquis eine Antwort schuldig.«

»Charny soll antworten,« sagte Ludwig XVI., »daß der König in eine Entführung nicht einwilligen kann.«

Dann entfernte er sich.

»Ich verstehe,« sagte Monsieur, »wenn der Marquis von Favras den König ohne seine Erlaubnis entführt, so wird er sehr willkommen sein, – vorausgesetzt, daß es ihm gelingt.«

»Herr Baron,« sagte die Königin, »eilen Sie sofort zu dem Marquis von Favras, und sagen Sie ihm die Worte Seiner Majestät: ›Der König kann in eine Entführung nicht einwilligen.‹ Er mag die Worte verstehen, wie er will, oder Sie mögen sie ihm erklären.«

Der König, der sich so plötzlich vom Spieltisch entfernt hatte, war auf die jungen Kavaliere zugegangen, deren laute Heiterkeit seine Aufmerksamkeit erregte.

Als der König herzutrat, trat tiefe Stille ein.

»Wie, meine Herren,« fragte er, »ist denn der König so unglücklich, daß er die Freude verstummen macht, wenn er sich zeigt?«

»Sire, es wurde über die Nationalversammlung gelacht. Wissen Eure Majestät, wovon in der ganzen heutigen Sitzung der Nationalversammlung die Rede gewesen ist?«

»Ja, und es hat mich sehr interessiert ... Die Verhandlung betraf eine neue Maschine zur Hinrichtung der Verbrecher.«

»Ja, Sire«, sagte Suleau; »der Doktor Guillotin bietet seine Erfindung der Nation an, ich habe vorgeschlagen, wir wollen die Maschine zu Ehren des Erfinders Guillotine nennen.«

»Sind denn schon Versuche damit angestellt worden?«

»Ich bin dabeigewesen, Sire«, sagte eine ernste Stimme.

Der König sah sich um und erkannte Gilbert, der während des Gesprächs in den Salon gekommen war.

»Ah! Sie sind's, Doktor«, sagte der König etwas betroffen. »Wie ist der Versuch gelungen?«

»Bei den beiden ersten sehr gut, Sire; bei dem dritten war der Halswirbel wohl durchschnitten, aber man mußte ein Messer zu Hilfe nehmen, um den Kopf vollends vom Rumpfe zu trennen.«

Die jungen Leute hörten mit verstörten Blicken zu.

»Wie, Sire,« sagte Charles Lameth, »man hat heute morgen drei Menschen hingerichtet?«

»Ja, meine Herren; es waren freilich drei Leichen.«

»Sire, das Instrument bildet im Vergleich mit allen anderen bis jetzt bekannten Maschinen dieser Art unleugbar einen Fortschritt; aber das Mißlingen bei dem dritten Leichnam ist ein Beweis, daß diese Maschine noch verbessert werden muß.«

»Und wie sieht sie aus?« fragte der König, der an allem, was Mechanik betraf, den lebhaftesten Anteil nahm. Gilbert suchte die Konstruktion zu

erklären; aber der König konnte sich nach dieser Schilderung keinen deutlichen Begriff von der Form des Instrumentes machen.

»Kommen Sie, Doktor,« sagte er, machen Sie mir eine Skizze, ich kann mir dann besser ein Bild machen.«

Gilbert fing an zu zeichnen, und der König sah ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu.

Als er kaum fertig war, sagte der König lebhaft:

»Es wundert mich gar nicht, daß der Versuch mißlungen ist, zumal beim drittenmal, man muß wirklich gar keinen Begriff von Mechanik haben, um einem Gegenstande, der einen harten, Widerstand leistenden Stoff durchschneiden soll, die Form eines Halbmondes zu geben.«

»Welche Form würden ihm denn Eure Majestät geben?«

»Natürlich die Form eines Dreiecks, und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie fünfundzwanzig Köpfe nacheinander abschlagen können, ohne daß das Eisen auch nur einmal den Dienst versagt ...«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, ertönte ein Schrei des Entsetzens.

Der König sah sich um und erblickte die Königin, die ohnmächtig in Gilberts Arme sank.

Sie hatte die greuliche Maschine, die ihr Cagliostro vor zwanzig Jahren einmal im Schlosse Faverney-Maison-Rouge gezeigt hatte, erkannt.

Die Soiree wurde natürlich unterbrochen.

Man brachte die Königin in das Schlafzimmer der Prinzessin und legte sie in einen bequemen Armsessel. Selbst der König entfernte sich; nur Doktor Gilbert blieb da. Endlich bewegte die Königin wie in einem schweren Traume, langsam den Kopf hin und her, stieß einen leisen Klageton aus und schlug die Augen auf.

Gilbert wollte sich entfernen; jedoch die Königin streckte die Hand nach ihm aus und sagte: »Bleiben Sie!« und zu der Prinzessin von Lamballe gewandt: »Therese, melde dem König, daß ich wieder zu mir gekommen bin, und sieh zu, daß ich nicht unterbrochen werde. Ich habe mit dem Doktor Gilbert zu reden.«

»Doktor,« begann die Königin jetzt, nachdem die Prinzessin sich entfernt hatte, »wundern Sie sich nicht über den Zufall, der Sie in entscheidenden oder erschütternden Augenblicken meines Lebens fast immer in meine Nähe bringt?« Die Königin sah ihn scharf an. »Sie sind ein seltener Mensch, Herr Gilbert. Ich war gegen Sie eingenommen ... Dieses Vorurteil ist jetzt beseitigt.«

»Geruhen Eure Majestät meinen innigsten Dank anzunehmen.«

»Doktor,« begann die Königin von neuem, »glauben Sie an Ahnungen oder Prophezeiungen?«

»Ganz wenige hochbegabte Menschen können durch ein tiefes Eindringen in die Vergangenheit dahin gelangen, die künftigen Dinge wie durch einen Schleier hindurch zu sehen. Aber diese Ausnahmen sind selten; und gleichwohl gibt es einen Mann, der zuweilen durch unleugbare Tatsachen alle Beweisgründe meines Verstandes widerlegt hat.«

»Dieser Mann ist Ihr Lehrer und Meister, nicht wahr, Herr Gilbert, der allmächtige, unsterbliche Mann, der göttliche Cagliostro!«

»Eure Majestät, mein einziger Lehrer und Meister ist die Natur ... Cagliostro ist nur mein Retter.«

»Und er hat Ihnen Dinge prophezeit, die in Erfüllung gegangen sind?«

»Sonderbare, unglaubliche Dinge!«

»Wenn er Ihnen also einen frühen, entsetzlichen, schmachvollen Tod prophezeit hätte, so würden Sie sich auf diesen Tod vorbereiten?«

»Ja,« erwiderte Gilbert, »aber zuvor würde ich einem solchen Tode durch alle möglichen Mittel zu entgehen suchen.«

»Zu entgehen? ... Nein, Doktor, nein, ich sehe wohl, daß ich verloren bin!« sagte die Königin. »Diese Revolution ist ein Abgrund, in welchen der Thron stürzen muß; das Volk ist ein Löwe, der mich verschlingen wird!«

»Eure Majestät,« erwiderte Gilbert, »es hängt nur von Ihnen ab, diesen gereizten Löwen zu zähmen ...«

»Doktor, ich habe mit diesem Volke auf immer gebrochen ... Es haßt mich, ich verachte es.«

»Eure Majestät täuschen sich«, erwiderte Gilbert. »Das Volk lehnt sich nicht auf; der König und die Königin treten dem Volk entgegen mit der kalten Losung der Standesrechte und der absoluten Gewalt, während man ringsum nur die Sprache der Brüderlichkeit und Vaterlandsliebe hört. Werfen Sie einen Blick auf eines jener improvisierten Feste, und Sie werden fast immer auf einem Hügel einen Altar sehen, und auf dem Altar ein Kind, das von allen adoptiert, mit Geschenken und Segenswünschen überhäuft wird. Dieses Kind ist das neugeborene Frankreich. Noch ist es Zeit, Eure Majestät: nehmen Sie das Kind vom Altar und werden Sie seine Mutter!«

»Doktor,« antwortete die Königin, »Sie vergessen, daß ich andere Kinder habe; wollte ich Ihrem Rate folgen, so würde ich meine leiblichen Kinder zugunsten eines fremden enterben.«

»Wenn dem so ist,« erwiderte Gilbert mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes, »dann hüllen Sie diese Kinder in Ihren Kriegsmantel und verlassen Frankreich mit ihnen. Eure Majestät haben recht, das Volk wird Sie verschlingen, und Ihre Kinder mit Ihnen ... aber es ist keine Zeit zu verlieren.«

»Und Sie werden der Abreise kein Hindernis in den Weg legen, Herr Gilbert?«

»Keineswegs.«

»Das trifft sich ja herrlich«, sagte die Königin; »denn ein Edelmann hat sich bereit erklärt, zu handeln.«

»Wie!« sagte Gilbert erschrocken, »Eure Majestät meinen doch nicht den Marquis von Favras? Ich muß Eure Majestät warnen; auch den Marquis verfolgt eine unheilvolle Prophezeiung von demselben Propheten.«

»Und welches Schicksal prophezeit er dem Marquis?«

»Einen frühen, schrecklichen, schmachvollen Tod, wie jener, von welchem soeben die Rede war.«

»Nun, dann hatten Sie recht, es ist keine Zeit zu verlieren, um den Unglückspropheten Lügen zu strafen.«

»Eure Majestät sind also entschlossen, die Hilfe des Marquis von Favras anzunehmen?«

»Ich habe schon zu ihm geschickt, Herr Gilbert, und erwarte seine Antwort.«

In diesem Augenblick trat der Baron von Charny ein und sagte:

»Der Marquis von Favras ist vor einer Stunde verhaftet und in das Châtelet-Gefängnis gebracht worden.«

Aus den Augen der Königin schoß ein leuchtender Blitz, aber in dieser Aufwallung des Zornes schien sich ihre ganze Kraft zu erschöpfen, sie sank ermattet in einen Sessel.

Vierzehntes Kapitel

Am Tage nach der Verhaftung des Marquis von Favras machte folgendes Schreiben die Runde durch ganz Paris:

»Der Marquis von Favras ist mit seiner Frau in der Nacht vom 24. zum 25. verhaftet worden, weil er den Anschlag geplant hatte, dreißigtausend Mann

aufzuwiegeln, um den General Lafayette und den Bürgermeister von Paris ermorden zu lassen, und uns sodann die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden.

Monsieur, der Bruder des Königs, steht an der Spitze der Verschwörung.«

Dieses Schreiben erregte ungeheures Aufsehn.

Am 26. abends waren die Abgeordneten im Stadthause versammelt, und während der Bericht des Untersuchungskomitees vorgelesen wurde, meldete der Türsteher, Monsieur wünsche vorgelassen zu werden.

Die Stadtverordneten sahen einander an. Der Name Monsieur war seit gestern in jedermanns Munde.

Bailly warf einen fragenden Blick auf die Versammlung, und da er in den Augen aller die gleiche Antwort zu lesen schien, sagte er:

»Sagen Sie Seiner Hoheit, daß wir bereit sind, Monsieur zu empfangen.«

Einige Sekunden später trat Monsieur ein.

Er war allein; sein Gesicht war blaß, und sein ohnehin etwas unsicherer Gang war noch wankender als gewöhnlich.

Er warf einen noch schüchternen Blick auf die zahlreiche Versammlung und begann:

»Meine Herren, der Wunsch, eine Verleumdung zu widerlegen, führt mich in Ihre Mitte. Der Marquis von Favras ist vorgestern verhaftet worden, und heute streut man absichtlich das Gerücht aus, ich hätte mit ihm in Verbindung gestanden ... Im Jahre 1772 trat der Marquis in meine Schweizergarde; 1775 schied er wieder aus. Seit jener Zeit habe ich nie ein Wort mit ihm gesprochen ...«

Ein Gemurmel erhob sich; aber ein Blick Baillys stellte die Ruhe wieder her; Monsieur fuhr fort:

»Seit Monaten meiner Einkünfte beraubt, und in Sorge um die bedeutenden Zahlungen, die ich zu leisten habe, wünschte ich meine Verbindlichkeiten zu erfüllen, ohne dem Staatsschatz zur Last zu fallen; ich beschloß daher eine Anleihe zu machen. Vor etwa vierzehn Tagen sagte mir Herr de la Châtre, der Marquis von Favras sei in der Lage, diese Anleihe bei einem Genueser Bankier zustande zu bringen; ich unterschrieb einen Schuldschein auf zwei Millionen, denn diese Summe brauchte ich teils zur Erfüllung meiner Zahlungsverbindlichkeiten, teils zur Bestreitung meiner Hofhaltung. Da es ein bloßes Geldgeschäft war, so beauftragte ich meinen Intendanten damit. Den Marquis von Favras habe ich nicht gesehen; ich habe nicht an ihn geschrieben; kurz, ich habe keinerlei Verbindung mit ihm gehabt. Was er sonst noch unternommen hat, ist mir ganz unbekannt.«

Gleichwohl erfuhr ich gestern, daß ein Rundschreiben in der Hauptstadt zirkuliert. Sie werden nicht von mir erwarten, meine Herren, daß ich mich zu einer Rechtfertigung herablasse, aber man nenne mir eine einzige meiner Handlungen, eine einzige meiner Reden, wodurch ich gezeigt hätte, daß das Glück des Königs und des Volkes aufgehört hat, der einzige Gegenstand meiner Gedanken und Wünsche zu sein; ich habe meine Gesinnungen und Grundsätze nie geändert, und werde sie auch nie ändern!«

Bailly antwortete:

»Es gereicht den Vertretern der Gemeinde Paris zur großen Befriedigung, den Bruder eines geliebten Königs, der die französische Freiheit wiederhergestellt, in ihrer Mitte zu sehen. Monsieur ist der eigentliche Schöpfer der bürgerlichen Gleichheit; er will nur nach seinen patriotischen Gesinnungen beurteilt werden. Diese Gesinnungen sprechen sich aus in den Erklärungen, welche Monsieur der Versammlung zu geben geruht.«

Monsieur hatte den Marquis von Favras verleugnet, und aus dem Lobe, das ihm der tugendhafte Bailly gespendet, sehen wir, daß der Erfolg seinen Erwartungen entsprach.

Ludwig XVI., dem dies wohl kein Geheimnis bleiben konnte, entschloß sich, die Konstitution zu beschwören.

Eines Morgens meldete der Türsteher dem Präsidenten der Nationalversammlung, daß der König vorgelassen zu werden wünsche.

Die Volksvertreter sahen einander erstaunt an. Man ließ Ludwig XVI. eintreten, und der Präsident räumte ihm seinen Sessel ein.

Der König wurde mit lautem Jubel begrüßt. Er nahm das Wort: Er habe das Bedürfnis gefühlt, der Nationalversammlung über ihre Wirksamkeit Glück zu wünschen; er habe die schöne Einteilung Frankreichs in Departements zu loben; aber vor allem müsse er seine Begeisterung für die Konstitution ausdrücken.

Die darauffolgende Rede des Königs wurde sehr beifällig aufgenommen, denn mit Ausnahme von Camille Desmoulins und Marat war noch ganz Frankreich royalistisch, viele Abgeordneten vergossen Tränen der Rührung. Jedermann streckte die Hand empor und schwur auf eine Konstitution, die noch gar nicht vorhanden war.

Der König entfernte sich: – aber der König und die Nationalversammlung konnten sich so nicht trennen: man eilte ihm nach und begleitete ihn bis zu den Tuilerien, wo die Abgeordneten von der Königin empfangen wurden.

Aber Marie Antoinette, die stolze Tochter der Kaiserin Maria Theresia, wird nicht so rasch von Begeisterung ergriffen; sie stellt den Abgeordneten der Nation ihren Sohn vor.

»Meine Herren,« sagte sie, »ich teile alle Gefühle des Königs; ich schließe mich von ganzem Herzen dem Schritte an, den er in seiner Liebe zum Volke getan hat. Hier ist mein Sohn; ich werde ihn frühzeitig lehren, die Tugenden seines guten Vaters nachzuahmen, die öffentliche Freiheit zu achten und die Gesetze zu wahren, deren feste Stütze er, wie ich hoffe, einst sein wird.«

Eine Begeisterung, die durch solche Worte nicht abgekühlt wird, mußte wohl sehr groß sein; der Enthusiasmus der Nationalversammlung war aufs höchste gestiegen. Es wurde die sofortige Eidesleistung beantragt; die Eidesformel wurde in derselben Sitzung festgesetzt, und der Präsident schloß mit den Worten:

»Ich schwöre, der Nation, dem Gesetze und dem Könige treu zu sein, und soviel in meiner Macht, die von der Nationalversammlung beschlossene und vom Könige angenommene Konstitution zu wahren.«

Alle Mitglieder der Versammlung, mit Ausnahme eines einzigen, hoben die Hand auf und wiederholten: »Ich schwöre es!«

Die Nationalversammlung ordnete ein Tedeum an. Man erneuerte nun noch am Altar, im Angesichte Gottes, den bereits geleisteten Eid.

Der König begab sich indes nicht in die Notre-Dame-Kirche und leistete daher auch den Eid nicht.

Seine Abwesenheit wurde wohl bemerkt; aber man war so hochgestimmt, so vertrauungsvoll, daß man sich mit dem ersten Vorwande, den er angab, begnügte.

»Warum sind Sie nicht bei dem Tedeum gewesen? Warum haben Sie nicht, wie die übrigen, am Altar geschworen?« fragte die Königin ironisch.

»Weil ich wohl lügen, aber nicht meineidig werden will«, war die Antwort.

Fünfzehntes Kapitel

Dieser Besuch des Königs in der Nationalversammlung hatte am 4. Februar 1790 stattgefunden.

Zwölf Tage nachher, in der Nacht vom 17. zum 18. desselben Monats erschien ein Mann am Tor des Châteletgefängnisses mit einem vom Polizeileutnant unterzeichneten Befehl, der den Überbringer ermächtigte, den Marquis von Favras ohne Zeugen zu sprechen.

Der Pförtner öffnete eine Tür und ließ den Fremden durch.

Der Unbekannte stand still und sagte, sich umwendend:

»Ihr seid der Schließer Louis?«

»Ja«, antwortete der Pförtner.

»Ihr seid vor acht Tagen von einer geheimnisvollen Hand hierhergebracht worden, um ein unbekanntes Werk zu vollbringen? Seid Ihr bereit?«

»Ich bin bereit.«

»Ihr habt von einem Manne Befehle zu empfangen?«

»Ja, von dem Meister.«

»Woran habt Ihr diesen Mann zu erkennen?«

»An drei Buchstaben, die auf einen Brustharnisch gestickt sind.«

»Ich bin der Mann ... hier sind die drei Buchstaben.«

Der Fremde öffnete seinen mit Spitzen besetzten Busenstreif und zeigte auf der Brust die drei Buchstaben *L.P.D.*

»Meister,« sagte der Schließer, sich verneigend, »ich stehe zu Eurem Befehl.«

»Gut. Öffnet mir den Kerker des Marquis von Favras und haltet Euch bereit, zu gehorchen.«

Zur größeren Sicherheit hatte man den Gefangenen in einen zwanzig Fuß unter der Erde befindlichen Kerker gesetzt; aber man hatte seinem Stande doch einige Rücksicht gezollt. Er hatte ein gutes Bett und weiße Wäsche; der Marquis schlief fest; der Unbekannte betrachtete ihn und legte ihm dann die Hand auf die Schulter.

Der Gefangene fuhr hastig auf.

»Beruhigen Sie sich, Herr Marquis,« sagte der Unbekannte, »es ist ein Freund ...«

Der Marquis sah den nächtlichen Besucher einen Augenblick zweifelnd an; er schien sich sehr zu wundern, daß ihn ein Freund zwanzig Fuß unter der Erde besuchte.

»Aha!« sagte er, sich plötzlich besinnend, »der Herr Baron Zannone!«

»Jawohl, lieber Marquis.«

»Sie wissen, Marquis, daß morgen das Urteil über Sie gesprochen wird? Sie wissen, daß Sie vor denselben Richtern erscheinen werden, die Augeard und Bezenval freigesprochen haben?«

»Ja.«

»Sie wissen, daß beide ihre Freisprechung nur der allmächtigen Fürsprache des Hofes zu danken haben. Sie hoffen vermutlich, daß der Hof dasselbe für Sie tun wird, was er für Ihre Vorgänger getan hat?«

»Die Personen, mit denen ich wegen des bewußten Unternehmens in Verbindung zu stehen die Ehre hatte, wissen, was sie in bezug auf mich zu tun haben, Herr Baron ... und was sie tun, ist gut.«

»Monsieur, der Bruder des Königs, hat erklärt, er kenne Sie kaum; der König denkt nicht mehr an Flucht; er hat sich sogar am 4. dieses Monats mit der Nationalversammlung zusammengetan und die Konstitution beschworen. Sie sehen also, Marquis, daß weder auf Monsieur noch auf den König zu zählen ist.«

»Zur Sache, Herr Baron.«

»Morgen werden Sie vor Ihren Richtern erscheinen. Man wird Sie verurteilen ... Und zwar zum Tode.«

Favras verneigte sich wie einer, der bereit ist, jeden Streich, von welcher Art er auch sei, zu empfangen.

»Aber, lieber Marquis,« sagte der Baron, »wissen Sie, zu welchem Tode?«

»Soviel mir bekannt, gibt es nur einen Tod, lieber Baron.«

»Ja, und zwar den Galgen.«

»Den Galgen?«

»Ja, neuerdings werden die Edelleute und das gemeine Volk durch ein und dieselbe Tür aus der Welt expediert; sie werden alle ohne Unterschied gehängt, Marquis.«

»Herr Baron,« erwiderte Favras, »wollten Sie mir bloß diese angenehmen Nachrichten überbringen, oder haben Sie mir noch etwas Besseres zu sagen?«

»Ich wollte Ihnen anzeigen, daß alles zu Ihrer Flucht bereit ist ... wenn Sie wollen, können Sie in zehn Minuten frei und in vierundzwanzig Stunden jenseits der Grenze sein.«

»Kommt das Anerbieten vom Könige oder von Seiner Königlichen Hoheit?«

»Nein, Herr Marquis, es kommt von mir.«

»Wie ist das möglich, Herr Baron?« erwiderte Favras. »Sie haben mich ja kaum zweimal gesehen.«

»Lieber Marquis, man braucht einen Mann nicht oft zu sehen, um ihn kennenzulernen.«

»Ich danke Ihnen von ganzem Herzen«, antwortete er; »aber ich will nicht fliehen.«

Der Baron sah den Gefangenen an, als ob er an seinem Verstande gezweifelt hätte.

»Sie wundern sich,« sagte Favras sehr heiter, »woher mir der sonderbare Entschluß kommt, den Tod, wenn es sein muß, in jeder Gestalt zu erleiden. – – Nun, ich will es Ihnen sagen. Ich bin Royalist; meine Anschauung beruht auf einer tief innerlichen Überzeugung, es ist ein Glaube, eine Religion, und die Könige sind für mich die sichtbaren Repräsentanten der Religion. Wenn ich fliehe, so wird man glauben, der König oder Monsieur sei mir zur Flucht behilflich gewesen.«

»Aber bedenken Sie doch, Marquis, welche Todesart Ihnen bevorsteht!«

»Je schmachvoller der Tod, desto verdienstlicher das Opfer, Herr Baron. Der Erlöser ist am Kreuze zwischen zwei Missetätern gestorben.«

»Ich ergebe mich noch nicht, Marquis«, sagte der Baron.

»Gute Nacht, Baron!« sagte Favras und drehte sich nach der Wand um.

Der Baron nahm ein Stück Papier und schrieb folgende Zeilen:

»Wenn das Urteil gesprochen ist, wenn der Marquis von Favras von seinen Richtern, vom Könige, von Monsieur nichts mehr zu erhoffen hat, so braucht er nur, im Falle er sich eines anderen besinnt, den Pförtner Louis zu rufen und zu ihm sagen: Ich habe mich zur Flucht entschlossen, und man wird Mittel finden, ihn zu befreien. Wenn der Marquis auf dem verhängnisvollen Karren sitzt, wenn er vor Notre-Dame Buße tut, wenn er barfuß und mit gebundenen Händen den kurzen Weg vom Stadthause zum

Grèveplatz macht, so darf er nur laut sagen: Ich will gerettet werden! Und man wird ihn retten.

Cagliostro.

Seit neun Uhr morgens war der Gerichtssaal mit Neugierigen überfüllt; jeder wollte den Angeklagten, an dessen Verurteilung niemand zweifelte, sehen.

Vierzig Richter saßen im Kreise am oberen Ende des Saales; der Präsident unter einem Thronhimmel.

Um drei Uhr gaben die Richter Befehl, den Gefangenen zu holen.

Tiefe, grauenvolle Stille herrschte im Saal, als er eintrat.

Das Gesicht des Gefangenen war ruhig und heiter, auf seine Kleidung war größte Sorgfalt verwendet. Er trug einen hellgrauen, gestickten, seidenen Frack, eine weiße Atlasweste, kurze Beinkleider, seidene Strümpfe, Schuhe mit Schnallen und das Ludwigskreuz im Knopfloch.

Während der Marquis von Favras auf die Anklagebank zuging, lauschten alle Anwesenden mit angehaltenem Atem.

Mitten unter den erbitterten Zuhörern erkannte der Angeklagte das leidenschaftslose Gesicht und den teilnehmenden Blick seines nächtlichen Besuchers.

Das Verhör begann, dann wurden die Belastungszeugen vernommen.

Favras, der sein Leben nicht durch die Flucht retten mochte, wollte es durch Beweisgründe verteidigen; er hatte vierzehn Entlastungszeugen vorladen lassen.

Als die Belastungszeugen vernommen waren, erwartete er die seinigen zu sehen; aber der Präsident sagte:

»Meine Herren, die Verhandlung ist geschlossen.«

»Entschuldigen Sie, Herr Präsident,« entgegnete Favras, »Sie vergessen die auf mein Ansuchen vorgeladenen vierzehn Zeugen zu verhören.«

»Der Gerichtshof«, erwiderte der Präsident, »hat beschlossen, die Zeugen nicht zu vernehmen.«

Eine leichte Wolke zog über die Stirn des Angeklagten, dann schoß ein Blitz aus seinen Augen.

»Ich glaubte vom Châtelet der Hauptstadt Frankreichs gerichtet zu werden«, sagte er; »ich habe mich geirrt; ich werde, wie es scheint, von der spanischen Inquisition gerichtet!«

»Führt den Angeklagten ab!« gebot der Präsident.

»Keine Gnade! Keine Gnade!« riefen fünfhundert Stimmen, als er den Saal verließ.

Gegen ein Uhr nachts kam der Gefangenwärter Louis in seine Zelle und weckte ihn.

»Herr Marquis,« sagte er, »die Richter sprechen in diesem Augenblick Ihr Urteil.«

»Mein Freund,« erwiderte Favras, »wenn du mir sonst nichts zu sagen hast, so hättest du mich schlafen lassen sollen.«

»Nein, Herr Marquis, ich habe Sie geweckt, um Sie zu fragen, ob Sie der Person, die in der vorigen Nacht bei Ihnen war, nichts zu sagen haben.«

»Nein, ich habe nichts zu sagen.«

»Besinnen Sie sich, Herr Marquis. Wenn das Urteil gesprochen ist, bekommen Sie eine Wache in Ihre Zelle, und jene Person, wie mächtig sie auch sei, vermag dann nichts mehr.«

»Ich danke Ihnen, mein Freund,« erwiderte Favras, »ich habe ihr weder jetzt noch später etwas zu sagen.«

»Dann tut es mir leid, daß ich Sie im Schlafe gestört habe«, sagte der Schließer; »aber in einer Stunde würde man Sie ohnehin geweckt haben.«

»Du meinst also,« fragte Favras lächelnd, »es sei nicht mehr der Mühe wert, daß ich wieder einschlafe, nicht wahr?«

»Hören Sie und urteilen Sie selbst«, sagte der Gefangenwärter.

In den oberen Gängen entstand wirklich ein großer Lärm.

»Aha, der Lärm gilt mir?« fragte Favras.

»Ja, Herr Marquis, man kommt, um Ihnen das Urteil vorzulesen.«

Der Marquis war zum Tode verurteilt; er sollte vor Notre-Dame Buße tun und sodann auf dem Grèveplatz gehängt werden.

Favras hörte das Urteil mit der größten Ruhe an, und selbst bei dem Worte »gehängt« zuckte er nicht mit der Wimper.

»Herr Marquis,« sagte der Gerichtsschreiber, »Sie wissen, daß Ihnen kein anderer Trost mehr bleibt als die Religion.«

Der Priester kam, und man ließ den Marquis mit ihm allein.

Was in dieser letzten Unterredung zwischen dem Verurteilten und dem Diener der Kirche vorging, weiß niemand. Ob Favras sein Herz, das vor den Richtern verschlossen geblieben war, im Angesichte Gottes auftat? Dies blieb ein Rätsel selbst für jene, die gegen drei Uhr nachmittags in seinen Kerker kamen und ihn ganz gelassen, sogar heiter fanden.

Man zeigte ihm an, daß die Todesstunde geschlagen habe.

Da man ihm Rock und Weste schon abgenommen und ihm die Hände gebunden hatte, so hatte man ihm nur noch Schuhe und Strümpfe auszuziehen und über seine übrigen Kleider ein Hemd zu ziehen. Dann befestigte man ihm auf seiner Brust eine Tafel, auf der die Worte standen: *Verschwörer gegen den Staat.*

Der Priester kam, und man ließ den Marquis mit ihm allein.

Vor dem Châtelet erwartete ihn ein Karren mit einer brennenden Wachskerze darauf.

Favras bestieg festen Schrittes den Karren; der Pfarrer folgte ihm und setzte sich, zu seiner Linken. Der Nachrichter stieg zuletzt auf und nahm hinter ihm Platz.

Ehe der Henker sich setzte, legte er dem Marquis den Strick, mit dem er gehängt werden sollte, um den Hals.

In dem Augenblick, als sich der Karren in Bewegung setzte, entstand eine Bewegung unter der Menge. Favras erkannte dicht bei dem Karren seinen nächtlichen Besucher in der Kleidung eines Fischhändlers. Er nickte ihm zu, aber dieses Kopfnicken bedeutete nur Dank und nichts anderes.

Der Karren hielt vor der Notre-Dame-Kirche an.

»Sie müssen absteigen und Buße tun«, sagte der Nachrichter. Favras gehorchte, ohne zu antworten.

Er ging bis an das Kirchentor und kniete nieder. In der ersten Reihe der Umstehenden erkannte er den Fischhändler. Ein Gerichtsschreiber vom Châtelet drückte ihm das Urteil in die Hand.

»Lesen Sie«, sagte er laut zu ihm. Dann setzte er leise hinzu:

»Herr Marquis, Sie wissen, daß Sie nur ein Wort zu sagen haben, wenn Sie gerettet werden wollen.«

Der Verurteilte gab keine Antwort, er begann das Urteil abzulesen.

Er las laut und ohne die mindeste Erregung zu verraten.

Gleich darauf setzte sich der Zug in der Richtung nach dem Grèveplatz wieder in Bewegung. Hier angelangt, sagte Favras: »Meine Herren, kann ich mich nicht einige Augenblicke in das Stadthaus begeben? Ich habe meinen letzten Willen zu diktieren.«

Der Karren fuhr auf das Stadthaus zu, das Volk unten schrie und tobte.

»Er will noch Enthüllungen machen!« schrie das Volk.

Ein Mann in der Kleidung eines Abbé stand etwas abseits von der Menge; als er das laut und schnell sich verbreitende Gerücht vernahm, erblaßte er. »Oh, fürchten Sie nichts, Herr Graf Louis,« sagte eine spöttische Stimme neben ihm, »der Verurteilte wird über die Vorgänge an der Place Royale kein Wort sagen.«

Der junge Mann sah sich hastig um. Die Worte, die er soeben gehört, hatte ein Fischhändler gesprochen.

Favras ging festen Schrittes in das Stadthaus; als der Verurteilte wieder erschien, wurde er von den fünfzigtausend Menschen, die den Platz füllten, mit einem lauten Triumphgeschrei begrüßt.

Favras sah sich um und sagte halblaut vor sich hin:

»Nicht eine Kutsche! ... Der Adel hat ein kurzes Gedächtnis: gegen den Grafen von Horn war er höflicher als gegen mich.«

»Der Graf von Horn war auch ein Mörder, und du bist ein Märtyrer«, antwortete eine Stimme.

Favras sah sich um; er erkannte den Fischhändler, dem er schon zweimal auf seinem Todeswege begegnet war.

In dem Augenblicke, als er den Fuß auf die erste Leitersprosse setzte, sprach Favras die Worte:

»Mitbürger ... Betet für mich!«

Auf der vierten Stufe stand er wieder still und sagte mit ebenso lauter, fester Stimme:

»Mitbürger ... Ich sterbe unschuldig!«

»Sie wollen also nicht gerettet werden«, sagte einer der beiden Henkersknechte, der mit ihm die Leiter hinaufstieg.

»Ich danke, mein Freund«, erwiderte Favras; »Gott lohne Euch Euern guten Willen!«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, stieß ihn der Henker von der Leiter ...

Der Mann in der Kleidung des Abbé bahnte sich in dem allgemeinen Tumult einen Weg durch die Menge, stieg schnell in einen gewöhnlichen Wagen ohne Wappen und Livree und rief dem Kutscher zu:

»Zum Luxemburg! ...«

Drei Personen erwarteten ihn mit großer Ungeduld: Monsieur und zwei seiner Vertrauten.

Ihre Ungeduld war sehr erklärlich: sie hätten schon um zwei Uhr, speisen sollen, und in ihrer Unruhe hatten sie noch keinen Bissen berührt.

Als der Wagen in den Hof fuhr, eilte Monsieur ans Fenster ... Gleich darauf trat der Mann in der schwarzen Tracht ein.

»Gnädigster Herr,« sagte er, »der Marquis von Favras ist gestorben, ohne ein Wort zu verraten.«

»Nun, dann können wir uns ruhig an den Tisch setzen, lieber Louis. Wir wollen auch beim Dessert ein Glas auf das Wohl dieses braven Edelmannes trinken.«

Sechzehntes Kapitel

Einige Tage nach der Hinrichtung des Marquis von Favras ritt ein Mann auf einem Apfelschimmel langsam die Hauptallee von Saint-Cloud hinan.

Als er das Ende der Allee erreicht hatte, ritt er ohne Zögern durch das Gittertor und sah sich in dem weiten Schloßhofe um.

Auf der rechten Seite wartete vor einem Nebengebäude ein Mann, der dem Reiter einen Wink gab.

Dieser neigte sich auf den Hals seines Pferdes und fragte leise:

»Herr Weber?«

»Herr Graf von Mirabeau?« antwortete der andere.

»Ja, der bin ich«, sagte der Reiter und stieg behender ab, als man hätte erwarten können.

»Kommen Sie, Herr Graf,« sagte Weber, »die Königin erwartet Sie.«

Weber führte den Grafen in das Vorzimmer eines kleinen Pavillons, klopfte leise an eine Tür und öffnete diese.

»Der Herr Graf Riquetti von Mirabeau«, meldete er.

Dann trat er auf die Seite, um den Grafen durchzulassen.

Als der Graf gemeldet wurde, erhob sich in dem entferntesten Winkel des Zimmers eine weibliche Gestalt und ging ihm zögernd, fast erschrocken entgegen.

Es war die Königin.

Auch ihr Herz schlug ungestüm; sie hatte den gehaßten, verschrienen Mann vor sich; den Mann, den sie als den Haupturheber ihres Unglücks betrachtete.

Als Mirabeau einige Schritte vorgetreten war, verneigte er sich ehrerbietig und wartete.

Die Königin brach nach einer kurzen Pause das Schweigen und sagte bewegt:

»Herr von Mirabeau, der Doktor Gilbert gab uns einst die Versicherung, daß Sie geneigt wären, sich uns anzuschließen. Man machte Ihnen einen Antrag, den Sie mit einer Ministerkombination beantworteten. Es ist nicht unsere Schuld, Herr Graf, daß diese Kombination nicht zustande gekommen ist.«

»Ich glaube es,« antwortete Mirabeau, »und am wenigsten ist es die Schuld Eurer Majestät ... Die Kombination scheiterte an dem Widerstand gewisser Leute, die sich das Ansehen treuer Anhänger der Monarchie zu geben wissen.«

»Solche Täuschungen, Herr Graf, sind von unserer Stellung unzertrennlich ... Die Könige können so wenig ihre Freunde wie ihre Feinde auswählen; sie sind zuweilen gezwungen, Dienste anzunehmen, die ihnen verderblich werden.«

»Eure Majestät werden mich gewiß nicht zu denen zählen, die Sie als Ihre Gegner betrachten. Es ist freilich spät, sehr spät, ich weiß es wohl. Vielleicht vermag ich nur noch unterzugehen mit der Monarchie, zu deren Rettung ich heute berufen werde. Wenn ich mir's recht überlegt hätte, so würde ich vielleicht einen andern Augenblick gewählt haben, um der huldreichen Einladung Eurer Majestät Folge zu leisten; denn eben jetzt, da das Rote Buch, das heißt, die Ehre der Freunde des Königs, der Nationalversammlung überliefert ist ...«

»Glauben Sie denn, Herr Graf,« unterbrach ihn die Königin, »daß der König an diesem Verrat teilgenommen habe? Das Rote Buch ist vom König auf dringendes Verlangen und unter der Bedingung ausgeliefert worden, daß das Komitee den Inhalt desselben geheimhalte. Das Komitee hat es drucken lassen; das ist eine Wortbrüchigkeit gegen den König, und keineswegs ein Verrat des Königs gegen seine Freunde.«

»Diese Veröffentlichung,« erwiderte Mirabeau, »mißbillige ich als Mann von Ehre, ich verleugne sie als Abgeordneter. Warum gibt der König eine Waffe heraus, die man so grausam gegen ihn wenden kann? Wenn ich die Ehre hätte, der Ratgeber Seiner Majestät zu sein, wäre es nicht geschehen; ich würde ihm dienen als Apostel der durch die monarchische Gewalt gewährleisteten Freiheit. Diese Freiheit hat drei Feinde: Klerus, Adel und Parlament. Der Klerus gehört nicht mehr unserer Zeit an; der Antrag des

Herrn von Talleyrand hat ihm den Todesstoß gegeben; der Adel gehört allen Zeiten an, ich glaube daher, daß man auf ihn zählen muß, denn ohne Adel gibt es keine Monarchie; aber man muß ihn zügeln, und das ist nur möglich, wenn man das Volk mit der königlichen Autorität verbündet. Die königliche Autorität wird sich aber nie aufrichtig mit dem Volke verbünden, solange die Parlamente bestehen, denn sie schmeicheln dem König wie dem Adel mit der verderblichen Hoffnung, die alte Ordnung der Dinge wiederherzustellen. Nach der Allgewalt des Klerus muß daher die Macht der Parlamente gebrochen werden. Wiederherstellung der königlichen Autorität und Vereinigung derselben mit der Freiheit des Volkes, das ist meine ganze Politik; wenn es auch die Politik des Königs ist, so erkläre er es frei und offen, wenn nicht, so weise er sie zurück.«

»Herr Graf,« erwiderte die Königin, die nun auf einmal Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in hellem Lichte erblickte, »ich weiß nicht, ob der König diese Politik zu der seinigen machen wird; aber ich würde sie zu der meinigen machen, wenn ich über etwas zu entscheiden hätte. Nennen Sie mir daher die Mittel, durch welche Sie jenen Zweck zu erreichen gedenken; ich werde Ihnen nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern auch mit Dank zuhören.«

Dieser Triumph über die kluge, geistvolle Marie Antoinette schmeichelte der Eitelkeit Mirabeaus.

»Eure Majestät,« sagte er, »werden nicht verkennen, daß wir auf Paris jetzt nicht mehr zählen können; aber in den Provinzen haben wir zahlreiche Freunde, die wir zu einer starken Macht vereinigen können. Ich rate daher, daß der König Paris, aber nicht Frankreich verlasse, daß er sich nach Rouen zur Armee begebe, daß er von dort aus populärere Dekrete erlasse als die Nationalversammlung. Kurz, der König werde revolutionärer als die Revolution, und es ist kein Bürgerkrieg zu fürchten.«

»Aber fürchten Sie die Revolution nicht, Herr Graf?« fragte die Königin. »Mich dünkt doch, sie sei gefährlich, ob sie nun vor uns herschreite oder uns folge.«

»Jawohl, Eure Majestät; ich glaube besser als irgend jemand zu wissen, daß man ihr Zugeständnisse machen muß. Zu dieser Revolution hat jedermann,

vom König bis zu dem geringsten seiner Untertanen, beigetragen. Ich bin daher weit entfernt, jene alte Monarchie zu verteidigen; aber ich suche sie neu zu gestalten. Nachdem der König, wie mir Herr Gilbert gesagt, einen flüchtigen Blick auf das Gefängnis und das Blutgerüst Karls I. geworfen hat, würde sich Seine Majestät wohl mit dem Thron Wilhelms III. oder Georgs I. begnügen.«

»Oh, Herr Graf,« sagte die Königin, die sich mit Schaudern an die Vision im Schlosse Faverney und an die Zeichnung des von Guillotin erfundenen Todeswerkzeuges erinnerte, »geben Sie uns jene Monarchie zurück, und Sie werden sehen, ob wir so undankbar sind, wie man uns vorwirft.«

»Ich will es tun«, erwiderte Mirabeau zuversichtlich. »Ich hoffe bei Eurer Majestät und bei meinem erhabenen Monarchen die nötige Stütze und Ermutigung zu finden, und ich schwöre hier zu Ihren Füßen, daß ich mein Versprechen halten oder das Leben dabei lassen werde.«

»Graf, Graf!« sagte Marie Antoinette, »vergessen Sie nicht, daß Ihr Schwur nicht bloß von zwei weiblichen Ohren gehört wird, sondern von einer fünfhundertjährigen Dynastie.«

»Ich kenne die Bedeutung der Verpflichtung, die ich übernehme; wenn ich in der Huld meiner Königin und in dem Vertrauen meines Königs eine Stütze finde, so werde ich das große Werk vollbringen.«

»Ich verspreche Ihnen beides, Herr Graf, wenn dies die einzige Hilfe ist, die Sie brauchen.«

Mirabeau verbeugte sich und drückte seine Lippen auf die Hand der Königin, dann richtete er sich stolz auf und sagte:

»Eure Majestät ... durch diesen Handkuß wird die Monarchie gerettet.«

Siebzehntes Kapitel

Wir erinnern uns, daß Billot von Doktor Gilbert in die Heimat beurlaubt war und Ange Pitou mitgenommen hatte. Pitou wußte, daß Katharinens

Herz bei der unerwarteten Trennung von Isidor gebrochen, und daß sie an der Stelle, wo er sie gefunden, ohnmächtig niedergesunken war. Aber das würde er dem Vater Billot um alles in der Welt nicht gesagt haben.

Das Stillschweigen, das er in bezug auf Katharinen beobachtete, vermehrte die Unruhe Billots, der sein Pferd zu höchster Eile antrieb.

Kaum hielt der Wagen vor dem Gutshof in Pisseleux an, so stieg Billot ab und eilte in das Haus.

Aber vor der Kammer seiner Tochter trat ihm in der Person des Doktor Raynal ein unerwartetes Hindernis entgegen. Der Arzt erklärte, daß Katharinens Zustand jede Gemütsbewegung gefährlich sei. Das war ein neuer schmerzlicher Schlag für Billot.

Es hatte sich eine Gehirnentzündung eingestellt, die im höchsten Grade gefährlich zu werden drohte; Katharine hatte seit dem Vormittag stark phantasiert.

Die Kranke mochte in diesen Fieberphantasien wohl gar seltsame Dinge sprechen, denn der Arzt hatte ihre Mutter schon von ihr entfernt, wie er jetzt ihren Vater zu entfernen suchte.

Mutter Billot saß in der Küche am Kamin; als sie die Stimme Billots hörte, raffte sie sich auf.

»Ei, Vater Billot!« rief sie und sah den Herrn vom Hause mit starren Blicken an.

Dann breitete sie die Arme aus und sank an seine Brust.

Billot sah sie bestürzt an; er schien sie kaum zu kennen.

»Was geht denn hier vor?« fragte er, während ihm der Angstschweiß von der Stirn floß.

Der Doktor Raynal nahm für die trostlose Mutter das Wort.

»Ihre Tochter«, sagte er, »ist sehr krank, sie darf nur bestimmte Personen sehen; binnen zwei bis drei Tagen darf außer mir und den von mir zu bezeichnenden Personen niemand in ihre Kammer.«

Billot seufzte. »Aber sehen darf ich sie doch?« fragte er wie ein Kind.

Der Doktor öffnete die Tür der Kammer, und Vater Billot konnte die Kranke sehen. Katharinens Gesicht erglühte im Fieber, ihr Blick war verwirrt; sie sprach abgebrochene, nur schwer verständliche Worte, und als Billot seine zitternden Lippen auf ihre feuchte Stirn drückte, glaubte er den Namen Isidor zu hören.

Vater Billot zog sich, nachdem er seine Tochter geküßt hatte, zurück, aber sein Gesicht hatte einen finsteren Ausdruck angenommen und er schien voller Sorgen.

»Ich sehe wohl«, sagte er für sich selbst, »es war wirklich Zeit, daß ich nach Hause kam ...«

Nach fünf Minuten tat sich die Tür des Krankenzimmers wieder auf und man hörte die Stimme des Arztes, welcher Pitou rief.

»Was ist gefällig, Herr Raynal?« fragte dieser.

»Komm und hilf Frau Clement, die Katharinen nicht allein halten kann; ich werde jetzt zum dritten Male Ader lassen.«

Pitou wunderte sich sehr, daß er dem Doktor Raynal einen Dienst erweisen sollte.

Der Arzt hatte nämlich bemerkt, daß Katharine in ihren Fieberphantasien, wenn sie von Isidor sprach, auch den Namen Pitou nannte.

Katharine sprach diese beiden Namen indes nicht in gleichem Tone, und der Doktor Raynal hatte daraus geschlossen, daß Ange Pitou der Freund und Isidor von Charny der Geliebte der Kranken sein müsse. Er hielt es daher für angemessen, der letzteren einen Freund zuzuführen, mit welchem sie von ihrem Geliebten sprechen konnte.

Pitou mußte vorläufig die Dienste eines chirurgischen Gehilfen verrichten. Der Doktor zog den Arm Katharinens sanft aus dem Bette, nahm den Verband ab, drückte mit beiden Daumen gegen die noch nicht vernarbte Wunde, und das Blut schoß hervor.

Als Pitou das Blut sah, fühlte er seine Kräfte schwinden. Er sank in den Armsessel der Frau Clement, drückte die Hände auf die Augen und rief schluchzend:

»Oh Jungfer Katharine! ... arme Jungfer Katharine! ...«

Was der Doktor erwartet hatte, traf ein: dieser kleine Aderlaß setzte das Fieber herab. Der Doktor gab noch der Frau Clement die nötigen Weisungen, unter anderm die sonderbare Weisung, ein paar Stunden zu schlafen, während Pitou bei der Kranken wachen würde. Dann gab er Pitou einen Wink und begab sich wieder in die Küche.

Pitou folgte dem Doktor, der die Mutter Billot am Hause sitzend fand.

»Nur Mut gefaßt, Mutter Billot,« sagte der Doktor; »es geht ja so gut, als man nur erwarten kann.«

Pitou erhielt jetzt den Auftrag, eine Medizin zu holen und die Nacht bei der Kranken zu wachen.

Katharine schlief ziemlich ruhig.

Pitou setzte sich ans Fenster, um Katharine recht gut sehen zu können.

Etwa eine Stunde nach seiner Rückkehr regte sich Katharine, ließ einen leisen Seufzer hören und schlug die Augen auf.

Pitous Gesicht strahlte vor Freude, als er sah, daß Katharine ihn anschaute.

»Pitou!« lispelte die Kranke.

»Ach, Jungfer Katharina,« sagte er, »ich wußte wohl, daß Ihr ihn liebtet; aber ich wußte nicht, daß Ihr eine Gehirnentzündung bekommen würdet, wenn er fortginge!«

Katharine, ermutigt durch diese Worte des Mitleids, suchte nun Ihre Gefühle nicht mehr zu verbergen.

»Ach, Pitou,« antwortete sie, »ich bin sehr unglücklich!«

»Jungfer Katharine,« erwiderte Pitou, »es macht mir zwar kein großes Vergnügen, von dem Junker Isidor zu sprechen, aber wenn's Euch angenehm ist, kann ich Euch erzählen, wie es ihm geht; ich weiß, daß er glücklich in Paris angekommen ist.«

»Er ist also in Paris?« fragte Katharine hastig.

»In diesem Augenblick wird er wohl nicht mehr dort sein«, erwiderte Pitou. »Ich weiß nur, daß er abreisen sollte ... ich glaube, nach Spanien oder Italien.«

Bei dem Worte ›abreisen‹ sank Katharina seufzend auf das Kissen zurück und brach in Tränen aus.

»Jungfer Katharine,« sagte Pitou, dem diese Tränen sehr weh taten, »wenn Ihr durchaus wissen wollt, wo er ist, so kann ich mich erkundigen.«

»Nein, Pitou, ich danke dir ... es ist nicht nötig, ich werde morgen früh gewiß einen Brief von ihm bekommen.«

»Einen Brief von ihm! ... Nicht möglich«, sagte Pitou, der verlegen an den Nägeln kaute. »Ich wundere mich nicht, daß er an Euch schreibt ... Aber ich fürchte, daß der Brief Eurem Vater in die Hände fällt.«

»Was, meinem Vater?« fragte Katharina erstaunt. »Ist denn mein Vater nicht in Paris?«

»Er ist in Pisseleux, Jungfer Katharine, und zwar dort in seiner Stube ... Herr Raynal hat ihm verboten, in Eure Kammer zu kommen ... weil Ihr phantasiert, sagte er, und ich glaube, er hat wohlgetan.«

»Warum denn?«

»Weil Herr Billot in diesem Punkte keinen Spaß zu verstehen scheint. Denn als er hier war und seinen Namen aus Eurem Munde hörte, schnitt er ein gar grimmiges Gesicht. Ich hörte ihn sogar zwischen den Zähnen murren: ›Es ist gut; solange sie krank ist, will ich nichts sagen; aber nachher wollen wir sehen!‹«

»Höre, Pitou,« sagte Katharina, indem sie seine Hand so heftig faßte, daß er erschrak, »du hast recht, seine Briefe dürfen meinem Vater nicht in die Hände fallen ... er würde mich umbringen!«

»Was kann man da machen?«

»Du müßtest zu der Mutter Colombe gehen ... zur Briefträgerin.«

»Aha, ich verstehe ... ich soll zu ihr sagen, daß sie Eure Briefe nur an mich abgeben soll.«

»Morgen will ich hingehen ... und dann alle Tage.«

»Morgen ist zu spät, lieber Pitou; du mußt noch heute gehen.«

»Gut, ich will heute gehen ... auf der Stelle, wenn's sein muß.«

»Du bist ein braver Mensch, Pitou,« sagte Katharina, »und ich bin dir von Herzen gut, was du für mich tust, ist besser als alle Mixturen der Welt.«

Als Pitou gegangen war, sank Katharina, erschöpft von dem langen Gespräch, auf das Kissen zurück.

Pitou eilte nach Villers Cotterêts und erhielt von der Frau Colombe einen Brief in elegantem Kuvert, der an Katharina Billot adressiert war. Mit sehr gemischten Gefühlen trat er den Heimweg an.

Trotzdem war Pitou ein so gutmütiger Mensch, daß er, um den verwünschten Brief schneller abgeben zu können, unwillkürlich aus dem Schritt in den Trab und aus dem Trab in den Galopp kam.

Fünfzig Schritte vor dem Meierhof stand er plötzlich still; er bedachte mit Recht, daß es den Vater Billot mißtrauisch machen könnte, wenn er so

atemlos ankäme. Er beschloß daher ein paar Minuten zu opfern und schritt mit der gravitätischen Haltung des Vertrauten eines Tragödienhelden auf das Haus zu. Als er an dem Krankenzimmer vorüberging, bemerkte er, daß die Wärterin das Fenster geöffnet hatte.

Pitou steckte zuerst die Nase, dann den ganzen Kopf in das Fenster. Katharina war wach und erwartete ihn; sie bemerkte sogleich, daß er ihr winkte.

»Ein Brief!« stammelte sie beglückt, »ein Brief!«

Ohne den Dank, der ihm ohnehin nicht entgehen konnte, abzuwarten, ging er auf das Hoftor zu, wo er Billot fand, der ihn zum Frühstück einlud.

Gerade als er damit fertig war, ging Katharinas Tür auf, und Frau Clement erschien mit ihrem süßlichen Krankenwärterlächeln in der Küche. Frau Billot ging auf sie zu, und auch der Herr des Hauses eilte in die Küche. Beide erkundigten sich nach Katharinas Befinden.

»Es geht recht gut«, antwortete Frau Clement; »aber ich glaube, daß Jungfer Katharina in diesem Augenblicke wieder etwas phantasiert.«

»Was, sie phantasiert wieder?« fragte Billot.

Pitou schaute auf und lauschte.

»Ja,« erwiderte Frau Clement, »sie spricht von einer Stadt namens Turin und von einem Lande, das sie Sardinien nennt, und sie ruft den jungen Herrn Pitou, um über das Land und die Stadt etwas zu erfahren.«

»Hier bin ich«, sagte Pitou, indem er seinen Becher leerte und sich den Mund mit dem Ärmel abwischte.

»Es ist gut,« sagte Billot, »da Katharina dich ruft, so geh nur hinein ... Vielleicht kommt ein Augenblick, wo sie ihre Eltern auch rufen wird.

Pitou merkte, daß ein Ungewitter im Anzuge war, und obwohl er bereit war, dem Sturm der Elemente nötigenfalls Trotz zu bieten, so sah er sich doch im voraus nach einem Obdach um.

Dieses Obdach war Haramont.

In Haramont war er König, ja noch mehr als König ... er war ja Kommandant der Nationalgarde, er war Lafayette!

Überdies hatte er Pflichten, die ihn nach Haramont riefen.

Katharina erwartete ihn mit Ungeduld. Aus dem Feuer ihrer Augen und der Glut ihrer Wangen hätte man mit Frau Clement wirklich schließen können, daß sie wieder vom Fieber befallen sei.

Kaum hatte Pitou die Tür hinter sich geschlossen, so richtete sich Katharina schnell auf und reichte ihm beide Hände.

»Ich danke dir, lieber Pitou,« sagte sie, »ich werde wahrscheinlich noch mehr Briefe bekommen ... Da du nun einmal so gütig gewesen bist ...«

»Ich will sie Euch holen«, versicherte Pitou dienstbeflissen.

»Du siehst wohl ein, daß mein Vater mich scharf beobachtet, und daß ich daher nicht zur Stadt gehen kann ...«

»Ja, aber mich beobachtet er auch, der Papa Billot ... ich habe es an seinen Augen gesehen.«

»Aber er kann doch nicht mit nach Haramont gehen, und wir können ja einen Ort bestimmen, wo du die Briefe versteckst.«

»Das ist wahr«, antwortete Pitou; »zum Beispiel in dem hohlen Weidenbaum nahe bei der Stelle, wo ich Euch in Ohnmacht fand.«

»Gut,« sagte Katharina, »das ist nicht weit, und man kann die Stelle vom Fenster aus doch nicht sehen ... Es bleibt also dabei, die Briefe werden in den hohlen Weidenbaum gelegt?«

»Ja, Jungfer Katharina. Aber wie könnt Ihr denn die Briefe holen?«

»Ich?« fragte Katharina lächelnd, »ich will recht schnell wieder gesund werden.«

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und der Doktor Raynal trat ein.

Achtzehntes Kapitel

Pitou, der nun in Villers-Cotterêts nichts mehr zu tun hatte, begab sich nach Haramont.

Seine Ankunft im Dorfe war ein Ereignis. Die schleunige Abreise des Kommandanten nach Paris hatte viele Mutmaßungen laut werden lassen, und als nun gar ein Adjutant des Generals Lafayette den Befehl überbracht hatte, die bei dem Abbé Fortier aufbewahrten Gewehre zur Ausrüstung der Nationalgarde zu verwenden, hegten die Haramontaner über die politische Wichtigkeit Pitous nicht den mindesten Zweifel mehr.

Pitou war nicht nur Kommandant und Besitzer von fünf bis sechs Louisdor, sondern auch der Überbringer von fünfundzwanzig Louisdor, die der Doktor Gilbert für die Ausrüstung der Haramontaner Nationalgarde bestimmt hatte.

In seiner Eigenschaft als Montierungskomnissar ging Pitou zu dem Schneider Dulauroy, um zu hören, ob dieser die Lieferung der Uniformen für die Nationalgarde in Bausch und Bogen übernehmen wolle, und welchen Preis er dafür verlange. Der Meister erklärte, daß er dreiunddreißig Röcke und Hosen nicht unter dreiunddreißig Louisdor liefern könne. Pitou fand das unchristlich teuer und erklärte, er habe nur über eine bestimmte Summe zu verfügen, und wenn etwa Meister Dulauroy die dreiunddreißig Röcke und Hosen nicht um fünfundzwanzig Louisdor liefern wolle, so werde er dem Meister Bligny den Auftrag geben.

Die Drohung, einem anderen diese bedeutende Lieferung anzutragen, verfehlte ihre Wirkung nicht, und Meister Dulauroy einigte sich mit Pitou, der seine eigene Uniform samt Epauletten noch gratis geliefert verlangte.

Um neun Uhr morgens war das große Geschäft abgeschlossen, und um halb zehn war Pitou, im stillen frohlockend über die seinen Mitbürgern zugedachte Überraschung, wieder in Haramont.

Um elf Uhr wurde Rappell geschlagen, und um die Mittagsstunde war die Nationalgarde unter den Waffen.

Am folgenden Sonntage sollte in Villers-Cotterêts ein Verbrüderungsfest gefeiert werden; zu Ehren des Vaterlandes hatte man einen Altar errichtet, an dem der Abbé Fortier die Messe lesen sollte.

Nach beendeter Messe sollten die Männer den Eid auf die Verfassung leisten.

Die Nationalgarde von Villers-Cotterêts, die seit acht Uhr unter den Waffen stand, erwartete die Volkswehr aus den benachbarten Dörfern und begrüßte jede neu ankommende Schar.

Es versteht sich, daß die patriotische Miliz von Haramont sehnlicher erwartet wurde, als alle anderen. Denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die dreiunddreißig Mann, aus denen sie bestand, auf Pitous Verwendung Uniformen erhalten hätten.

Punkt neun Uhr hörte man Trommel und Querpfeife, und am Ende der Hauptstraße erschien Pitou auf seinem Schimmel.

Lauter Jubel erfüllte die ganze Straße bis zum Marktplatz. Tante Angelika, die sich auch unter der Schar der Neugierigen befand, betrachtete Pitou mit so zudringlicher Neugier, daß sie beinahe unter die Füße seines Schimmels gekommen wäre.

Pitou beachtete sie kaum, denn mitten unter den weißgekleideten Mädchen hatte er Katharina erkannt.

Katharina war noch blaß, aber sie war schöner als alle anderen und schien seelenvergnügt, denn sie hatte in dem hohlen Weidenbaume einen Brief gefunden.

Sie winkte Pitou zu. – Pitou steckte seinen Degen in die Scheide, nahm seinen Hut ab und ging mit entblößtem Haupte auf die schöne Pächterstochter zu.

»Oh, ich habe dich anfangs gar nicht erkannt«, sagte Katharina. »Mein Gott, wie schön steht dir die Uniform! ... Dank, tausend Dank!« setzte sie leise hinzu. »Wie gut bist du und wie lieb habe ich dich!«

Plötzlich jedoch ertönte Lärm. Der Abbé Fortier war eingeladen worden, am Verbrüderungsaltar die Messe zu lesen, und die zu der religiösen Feier nötigen Ornamente sollten aus der Kirche auf den Marktplatz gebracht werden. Herr von Longpré, der Bürgermeister, hatte diese Anordnungen getroffen, aber der Abbé weigerte sich hartnäckig, den Weisungen zu folgen.

Er meldete sich krank.

Die Sache nahm eine bedenkliche Wendung. Zu jener Zeit glaubte man noch nicht, daß es möglich sei, ein Fest ohne Messe zu feiern.

Der Bürgermeister beschwichtigte die erste Aufregung, und erbot sich, dem Abbé Fortier in eigener Person einen Besuch zu machen. Die Tür des Pfarrhauses war aber verriegelt wie die Kirchentür. Herr von Longpré klopfte, die Tür blieb verschlossen.

Der Bürgermeister hielt es nun für notwendig, die bewaffnete Macht zu requirieren. Er ließ den Quartiermeister und den Gendarmen rufen. Beide leisteten der Aufforderung sogleich Folge. Eine große Volksmenge zog hinter ihnen her.

Aber in dem Augenblick, als ein Schlosser den Dietrich in das Schloß steckte, tat sich die Tür auf, und der Abbé Fortier erschien auf der Schwelle.

»Zurück!« rief er. »Ihr Ketzer, ihr Gottlosen. Was habt ihr Sodomiter bei dem Diener des Herrn zu tun?«

»Entschuldigen Sie, Herr Abbé,« sagte Herr von Longpré sehr sanft und gelassen; »wir wünschen nur zu wissen, ob Sie am Altar des Vaterlandes die Messe lesen wollen oder nicht.«

»Ob ich dem Aufruhr, dem Undank die Weihe erteilen will? Das können Sie unmöglich erwartet haben, Herr Bürgermeister! ... Sie wollen wissen, ob ich Ihre ruchlose Messe lesen will oder nicht? – Nein, nein, ich will sie nicht lesen!«

»Es ist gut, Herr Abbé,« antwortete der Bürgermeister, »Sie sind frei, und man kann Sie nicht zwingen.«

Da drängte sich ein Mann durch die verblüffte Menge und riß die schon fast geschlossene Tür mit so gewaltiger Kraft wieder auf, daß der Abbé, der doch ein starker Mann war, beinahe rücklings zu Boden gefallen wäre.

Dieser Mann war Billot.

Jedermann erwartete einen furchtbaren Auftritt. Aber Billot begann mit ruhigem, fast sanftem Tone:

»Wie sagen Sie, Herr Bürgermeister? ... Ist es wirklich Ihr Ernst, daß man den Herrn Abbé nicht zwingen könne, den Gottesdienst zu halten, wenn er sich weigert? Ich sage, man kann ihn zwingen.«

»Zurück, gottloser Mensch! Zurück, Ketzer!« rief der Abbé dem Pächter zu.

»Lassen Sie gut sein, Herr Abbé,« meinte Billot, »die Sache ist ganz einfach: wer eine Besoldung bezieht, hat die Verpflichtung, die Arbeit zu verrichten, für die er bezahlt wird. Sie allein weigern sich, Ihre Pflicht zu tun, ja noch mehr, Sie allein geben das Beispiel der Widersetzlichkeit.«

Der Abbé Fortier sah wohl ein, daß er sich verteidigen mußte.

»Die Kirche ist unabhängig«, sagte er; »die Kirche ist selbständig!«

»Eben das ist das Unglück«, entgegnete Billot; »ihr bildet eine abgesonderte Körperschaft; einen Staat im Staate! Aber wenn ihr Franzosen, wenn ihr Bürger unseres Landes seid, wenn ihr von der Nation bezahlt werdet, so, gehorcht der Nation!«

»Ja, ja!« riefen dreihundert Stimmen.

»Im Namen der Nation fordere ich dich daher auf, Priester,« sagte Billot ernst, »dein Friedensamt zu versehen und den Segen des Himmels für deine Mitbürger und dein Vaterland zu erflehen! ... Komm, komm!«

»Bravo, Billot! Es lebe Billot!« riefen alle Stimmen. »Zum Altar, zum Altar mit dem Priester!«

Der Abbé Fortier sah wohl ein, daß kein Widerstand mehr möglich war. »Wohlan denn,« sagte er, »so will ich zum Märtyrer werden!« Und er stimmte laut das » *Libera nos Domine*« an.

Den Höhepunkt des Festes bildete die Verkündung der Menschenrechte, die Billot am Altar des Vaterlandes unter dem ehrfürchtigen Schweigen der Menge vornahm.

Zum ersten Male hörte das Volk die öffentliche, unumwundene Anerkennung seiner Rechte, vernahm es die Kundmachung einer Verfassung, die ihm erst nach Jahrhunderten der Knechtschaft, des Elends und der Leiden gewährt wurde. Zum ersten Male wurde sich der Landmann, der Handwerker, der Arbeiter seiner Kraft, seiner Menschenwürde bewußt; zum ersten Male berechnete er den Platz, den er auf der Erde einnahm und maß den Schatten, den seine Gestalt in der Sonne warf; er fühlte, daß er unter dem Gesetz stand und nicht mehr von der Laune eines Zwingherrn anhing.

Als daher Billot den ganz neuen, unerhörten Ruf: Es lebe die Nation! erschallen ließ, da fand dieser Ruf in dem Munde aller Anwesenden ein Echo.

Neunzehntes Kapitel

Auf dem Meierhof Billots schien alles ruhig und heiter. In der Frühe gegen fünf Uhr wurde das Hoftor regelmäßig geöffnet; der Säemann begab sich zu Fuß, der Ackerknecht zu Pferde auf das Feld; der Kuhhirt trieb die Herde auf die Weide, und zuletzt kam Billot, die Seele dieser Welt im kleinen, auf seinem kräftigen Pferd.

Aber Billot war nicht so ruhig, wie er schien. Er spähte in der Dunkelheit umher, ob kein ungebetener Gast in der Nähe des Meierhofs umherstreifte, er lauschte, ob nicht zwischen Katharinas Kammer und dem Weidengebüsch am Wege geheimnisvolle Signale gewechselt wurden. Er beobachtete den Erdboden genau, um leichte, kleine, aristokratische Fußstapfen zu suchen.

Billot war gegen seine Tochter wohl etwas freundlicher geworden, aber seine argwöhnischen Blicke entgingen ihr keineswegs; sie durchwachte manche lange Winternacht, und sie wußte in der Tat nicht, ob sie Isidors Rückkehr wünschen sollte.

Pitou war nach wie vor Katharinas Briefbote. Der letzte Brief war mit dem Poststempel »Paris« versehen. Da der Vicomte einmal in Paris war, so ließ sich vermuten, daß er bald nach Boursonne kommen werde.

Zu einer Stunde, wo Billot im Felde zu sein pflegte, ging Pitou zu Katharina.

Sie lächelte ihm schon von ferne zu.

»Du bist's, lieber Pitou?« sagte sie; »wie kommst du denn hierher?«

Pitou zeigte auf die um seine Hand gewundenen Schlingen.

»Ich kam heute auf den Gedanken, Jungfer Katharina, Euch ein paar recht zarte, fette Kaninchen zu bringen; ich bin recht früh fortgegangen, um Euch

im Vorbeigehen zu besuchen, und mich zugleich nach Euerem Befinden zu erkundigen.«

»Nach meinem Befinden? Du bist sehr gütig, lieber Pitou.«

»Ihr habt mir etwas zu sagen, Jungfer Katharina?« fragte nach einer Pause Pitou, dem eine gewisse Unruhe in Katharinas Wesen auffiel.

»Ich? ... Nein, nichts; du irrst dich, lieber Pitou«, antwortete sie mit unsicherer Stimme.

Pitou bezwang sich.

»Ich meine, Jungfer Katharina,« erwiderte er, »wenn Ihr etwas von mir wünscht, so dürft Ihr's nur sagen.«

»Lieber Pitou,« sagte sie, »du hast mir bewiesen, daß ich mich auf dich verlassen kann, und ich bin dir sehr dankbar dafür; aber für jetzt brauche ich deine Dienste nicht.«

Dann setzte sie leise hinzu:

»Es ist nicht einmal nötig, daß du in dieser Woche auf die Post gehst; in den nächsten Tagen werde ich keinen Brief bekommen.«

Pitou wollte eben antworten, daß er sich's wohl gedacht habe; aber er besann sich, er wollte vielleicht sehen, wie weit Katharinas Vertrauen gegen ihn gehen würde. Als sie aber hartnäckig schwieg, sagte er:

»Jungfer Katharina, habt Ihr wohl die Veränderung bemerkt, die mit Herrn Billot vorgegangen ist?«

Katharina erschrak, aber sie faßte sich schnell.

»So«, antwortete sie mit einer anderen Frage. »Du hast also etwas bemerkt?«

»Hört, Jungfer Katharina,« erwiderte Pitou kopfschüttelnd, »es wird gewiß ein Augenblick kommen, – wann? das weiß ich nicht, wo der, dem diese

Veränderung zuzuschreiben ist, in eine sehr fatale Lage kommen wird ... Ich sage es Euch, und Ihr könnt mir's glauben.«

Katharina erblaßte.

»Still!« sagte sie, »wir wollen von anderen Dingen oder gar nichts reden ... Dort kommt mein Vater!«

Als Billot einen Mann unter Katharinas Fenster erblickte, hielt er an; aber er schien Pitou sogleich zu erkennen und setzte sein Pferd wieder in Trab.

Pitou ging ihm einige Schritte entgegen und begrüßte ihn mit dem Hut in der Hand.

»Aha! Du bist's, Pitou?« sagte Billot. »Willst du dich bei uns zu Gaste bitten?«

»Wenn Ihr mich einladet, so nehme ich's an.«

»Nun, so lade ich dich ein«, sagte der Pächter.

Pitou trat wieder ans Fenster.

»Habe ich recht geraten, Jungfer Katharina?« fragte er.

»Ja ... Er sieht heute noch finsterer aus als sonst.«

Dann setzte sie leise hinzu:

»O mein Gott, sollte er wissen? ...«

Katharina hatte sich nicht getäuscht; ihr Vater sah finsterer aus als je zuvor. Seine Tochter bot ihm, wie gewöhnlich, ihre blasse Wange zum Kuß, aber er berührte ihre Stirn nur leicht mit den Lippen und wandte sich dann schweigend von ihr ab.

»Ist das Essen fertig?« fragte er die Hausfrau.

»Ja, Vater Billot«, antwortete diese.

»Dann zu Tisch!« sagte er; »ich habe heute noch viel zu tun.« Und zu Pitou gewandt:

»Darf man wissen, was dich heute nach Pisseleux führt?«

»Ich wollte der Jungfer Katharina einen guten Bissen bringen; ich dachte, sie ist krank gewesen, und das zarte Kaninchenfleisch wird ihr wohl munden.«

»Ja, du hast recht,« sagte Billot, ihn unterbrechend, »denn du siehst, daß sie noch keinen Appetit hat.«

»Ich habe keinen Appetit, Vater,« sagte Katharina errötend, »weil ich erst eine große Schale Milch mit Brot gegessen hatte, als Pitou an meinem Fenster vorüberging und ich ihn rief.«

»Ich will gar nicht untersuchen, warum du keinen Appetit hast«, erwiderte Billot; »ich sage nur, was ich sehe ...«

Sein Blick fiel in diesem Augenblick, wie zufällig, auf das Fenster, durch welches man den Hof übersehen konnte.

»Aha!« sagte er aufstehend, »da kommt jemand, der mich sprechen will.«

»Sieh, der Vater Clouis!« sagte Pitou, der gar nichts Erschreckliches in diesem Besuche sah; »er bringt Eure Doppelflinte wieder, Herr Biliot.«

»Ja«, sagte Billot.

»Ich wünsche eine gesegnete Mahlzeit«, sagte Clouis. ' »Guten Tag, Vater Clouis«, antwortete Billot; »Ihr seid ein Mann von Wort ... ich danke Euch, jetzt setzt Euch und eßt mit uns.« Damit bot er dem Gast einen Stuhl.

Sein Platz war Katharina gegenüber, die ihn mit Angst und Schrecken ansah. »Ein delikates Glas Wein, Herr Billot«, sagte er; er glaubte sich als Gast verpflichtet, für die Unterhaltung zu sorgen, und fuhr fort:

»Ich habe gedacht: Ich will dem Vater Lajeunesse ins Gehege kommen und drüben einen Hasen schießen ... Ich kann dann gleichzeitig sehen, wie ein

mit Silber beschlagenes Gewehr die Kugel trägt ... Gesagt, getan: ich gieße dreizehn Kugeln statt zwölf ... und ich muß sagen, Eure Doppelflinte trägt die Kugel gut.«

»Ja, ich weiß es wohl,« antwortete Billot, »es ist ein gutes Gewehr.«

»Was, zwölf Kugeln?« fragte Pitou verwundert. »Es ist wohl irgendwo ein Scheibenschießen?«

»Nein«, antwortete Billot.

»Oh, jetzt kenne ich die Flinte«, fuhr Pitou fort.

»Aber, mein Gott!« rief Pitou erschrocken, »was fehlt Euch denn, Jungfer Katharina?«

»Mir? ... Nichts!« sagte Katharina, die ihre halbgeschlossenen Augen aufschlug und sich aus ihrer fast liegenden Stellung mit einiger Mühe wieder aufrichtete.

»Katharina? ... Was soll ihr denn fehlen?« sagte Billot, die Achseln zuckend.

»Dabei fällt mir etwas ein,« fuhr der alte Clouis fort, »wollt Ihr auf laufendes oder auf stillstehendes Wild schießen?«

»Das weiß ich noch nicht«, antwortete Billot; »ich kann nur sagen, daß ich auf den Anstand gehen will.«

»Ja, ja, ich verstehe«, sagte der alte Nimrod; »die wilden Schweine des Herzogs von Orleans gelüstet nach Euren Kartoffeln, und Ihr habt gedacht: wenn sie im Pökelfaß liegen, so fressen sie nicht mehr!« »Für die wilden Schweine sind die Kugeln nicht bestimmt, ich will einen Wolf schießen«, erwiderte Billot.

Wenn Pitou einen Blick auf Katharina geworfen hätte, so würde er bemerkt haben, daß sie einer Ohnmacht nahe war.

»Einen Wolf wollt Ihr schießen?« sagte Pitou. »Es ist ja noch kein Schnee gefallen ... das ist wirklich sonderbar!«

»Ja, ganz gewiß,« antwortete der Pächter, indem er zugleich Pitou und Katharina ansah, »der Schäfer hat heute morgen einen gesehen.«

»Wo denn?« fragte Pitou ganz arglos.

»Auf der Straße von Paris nach Boursonne, nahe am Walde von Yvors.«

»So!« sagte Pitou, der nun seinerseits Billot und Katharina ansah.

»Ja«, fuhr Billot mit derselben Ruhe fort; »man hatte ihn schon voriges Jahr bemerkt, und ich wußte es wohl ... Eine Zeitlang glaubte man, er sei fortgegangen, um nicht wiederzukommen; aber er scheint wieder da zu sein, und ich glaube, daß er hier in der Nähe umherstreift ... deshalb sagte ich dem Papa Clouis, er möge mir mein Gewehr putzen und ein Dutzend Kugeln gießen.«

Mehr vermochte Katharina nicht zu ertragen; sie stand auf und wankte der Tür zu.

Pitou, dem etwas bange wurde, stand ebenfalls auf und eilte der schönen Pächterstochter nach, um sie zu halten.

Billot warf den beiden einen zürnenden Blick zu; aber Pitous ehrliches Gesicht drückte ein zu aufrichtiges Erstaunen aus, um den Verdacht der Mitschuld zu erregen.

Billot kümmerte sich daher nicht länger um die beiden jungen Leute und fuhr fort:

»Ihr meint also, Papa Clouis, daß man sicher trifft, wenn man die Kugel in ein Stück Leder wickelt?«

Die Antwort auf diese Frage hörte Pitou nicht mehr; denn als er in die Küche trat, wo er Katharina einholte, sank sie ihm halb bewußtlos in die Arme.

»Mein Gott, was fehlt Euch denn?« fragte er ganz bestürzt.

»Oh, hast du denn nicht verstanden?« erwiderte Katharina. »Er weiß, daß Isidor in Boursonne angekommen ist, und er will ihn totschießen, wenn er sich hier in der Nähe sehen läßt!«

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Billot erschien auf der Schwelle.

»Lieber Pitou,« sagte er so ernst, daß an keine Entgegnung zu denken war, »wenn du wirklich gekommen bist, um dem alten Lajeunesse die Kaninchen wegzufangen, so ist es Zeit, daß du gehst und deine Schlingen stellst ...«

»Ja, Herr Billot«, sagte Pitou bescheiden, indem er Katharina und Billot ansah; »ich war aus keinem anderen Grunde gekommen, das schwöre ich Euch.«

»Nun, dann? ...«

»Dann gehe ich, Herr Billot.«

Er entfernte sich durch das Hoftor, während die trostlose Katharina in ihre Kammer ging und die Tür hinter sich verriegelte.

»Ja, ja, schließ dich nur ein!« zürnte Billot, der in der Küche stehenblieb, »daran liegt mir nichts, denn hier werde ich ihm nicht auflauern.«

Pitou, der zuweilen die gewaltige Kraft des Löwen besaß, hatte fast immer die Klugheit einer Schlange.

Anfangs faßte er den Entschluß, nach Boursonne zu eilen und den Vicomte von Charny vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen. Aber nach reifer Überlegung gab er diesen Plan wieder auf. Denn Katharina hatte ihn ja nicht beauftragt, nach Boursonne zu gehen, und er würde es im Grunde gar nicht ungern gesehen haben, wenn dem »Junker« etwas Menschliches begegnet wäre.

Inzwischen beobachtete er vom Waldrand aus den Meierhof mit scharfen Augen.

Nach einer kleinen Weile wurde ein Fenster hell; es war das Fenster von Billots Stube. In seinem Versteck konnte Pitou sehr gut sehen, was in der Stube vorging. Er sah, wie Billot mit einem Lichte eintrat und sein Gewehr lud. Dann löschte er das Licht aus, er schien am Fenster lauschen und die Umgebung beobachten zu wollen. Wenn Katharina etwa auf den Gedanken kam, aus dem Fenster zu steigen und sich in den Wald zu schleichen, so konnte Pitou sie sehen.

Pitou hatte sich nicht geirrt; sein scharfes Auge, das in der Dunkelheit so gut sah, bemerkte nach einer Weile, daß Katharina ihr Fenster öffnete, langsam herausstieg, den Fensterladen wieder andrückte und sich an der Mauer hinschlich.

Katharina war nicht in Gefahr, gesehen zu werden, solange sie in dieser Richtung fortging. Nach Villers-Cotterêts hätte sie ganz unbemerkt gelangen können;, wollte sie hingegen nach Boursonne gehen, so mußte sie in den Gesichtskreis treten, den der Blick von dem Fenster ihres Vaters aus umfaßte.

Am Ende der Mauer angelangt, blieb sie einige Sekunden unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte, stehen; aber auf einmal faßte sie einen Entschluß, sie bückte sich, um sich den spähenden Blicken soviel wie möglich zu entziehen, ging quer über den Weg und betrat einen schmalen Fußpfad, der zum Walde führte.

Sobald Katharina den Fußpfad betreten hatte, konnte ihre Absicht keinem Zweifel mehr unterliegen. Pitou ließ sie daher unbeachtet, um seine ganze Aufmerksamkeit den halbgeschlossenen Fensterläden Billots zu widmen.

Pitou sah, wie sich die Fensterläden auftaten und Billots Kopf zum Vorschein kam. Der Pächter stand eine Weile regungslos, als ob er seinen Augen nicht getraut hätte.

Nach einigen Sekunden ging das Hoftor auf, und als Katharina den Saum des Waldes erreichte, erschien Billot mit dem Gewehr auf der Schulter und

ging schnell auf den Wald zu; aber er schlug den Fahrweg ein, mit welchem sich der Fußpfad, den Katharina gewählt hatte, eine Viertelstunde von dem Meierhofe entfernt vereinigte.

Es war kein Augenblick zu verlieren.

Pitou sprang auf und lief wie ein aufgescheuchtes Reh in schräger Richtung durch den Wald. Als er den Fußpfad erreicht hatte, stand er still und lauschte. Es war Zeit, er hörte bereits die schnellen Fußtritte und den keuchenden Atem des Mädchens.

Pitou trat hinter einen Baum. Eine halbe Minute später kam Katharina. Er trat ihr schnell in den Weg und nannte zugleich seinen Namen.

Die Überraschung entlockte ihr nur einen leisen Schrei, und sie zitterte weniger vor Schrecken, als vor Angst und Besorgnis um ihren geliebten Isidor.

»Keinen Schritt weiter, um des Himmels willen!« sagte Pitou, die Hände faltend.

»Warum nicht?«

»Weil Herr Billot weiß, daß Ihr fortgegangen seid, weil er mit dem Gewehr in der Richtung nach Boursonne gegangen ist, weil er Euch am Kreuzwege von Bourg-Fontaine erwartet!«

»Aber er ... er!« sagte Katharina außer sich, – »soll er denn nicht gewarnt werden?«

»Kommt, Jungfer Katharina, und geht wieder in Eure Kammer, ich will mich in der Nähe Eures Fensters verstecken, und wenn ich den Junker Isidor sehe, will ich ihn warnen.«

»Das willst du tun, lieber Pitou?«

»Für Euch will ich ja alles tun; Jungfer Katharina ... Ach, ich habe Euch ja so lieb!«

Katharina drückte ihm die Hände.

Zehn Minuten nachher war Katharina wieder in ihrem Kämmerlein, und bevor sie das Fenster schloß, zeigte ihr Pitou das Weidengebüsch, in welchem er warten und lauschen wollte.

Die Weidenbäume, die etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Schritt von Katharinas Fenster entfernt standen, neigten sich über einen tiefen Graben, in welchem ein kleiner Bach floß.

In den letzten dieser zum Teil hohlen Weidenbäume hatte Pitou jeden Morgen die für Katharina angekommenen Briefe gelegt, und dort hatte sie die schöne Pächterstochter geholt, sobald ihr Vater ausgelitten war.

Pitou und Katharina waren übrigens mit so großer Vorsicht zu Werke gegangen, daß Billot nie den mindesten Verdacht gehegt hatte. Unglücklicherweise aber hatte der Schäfer des Meierhofes am frühen Morgen den von Paris kommenden Vicomte von Charny gesehen. Der Schäfer hatte die Ankunft Isidors als eine ganz unwichtige Neuigkeit erzählt; aber dieses unerwartete Erscheinen des »Junkers« vor Tagesanbruch war dem Pächter verdächtig vorgekommen. Seit seiner Rückkehr von Paris, seit der Krankheit Katharinas und zumal seit dem strengen Gebot des Doktor Raynal, während der Fieberphantasien Katharinas das Krankenzimmer nicht zu betreten, war er überzeugt, daß der Vicomte von Charny der Geliebte seiner Tochter sei. Daß der Vicomte sich mit einer Bäuerin vermählen werde, war keineswegs zu erwarten, und der erzürnte Vater faßte daher den Entschluß, die Schmach dieses Liebesverhältnisses in Blut abzuwaschen.

Eine Folge dieses Entschlusses warm die oben erzählten Vorgänge, welche für Katharina eine so furchtbare Bedeutung erlangt hatten.

Pitou stand also regungslos an einem Weidenbaum und lauschte mit seinen an die Nacht gewöhnten Sinnen, um einen Schatten zu erblicken oder einen Laut zu vernehmen.

Plötzlich glaubte er hinter sich die schleppenden, unsicheren Fußtritte eines auf dem gepflügten Acker gehenden Mannes zu hören. Der junge,

leichtfüßige Vicomte konnte es nicht sein; Pitou drehte sich daher langsam und vorsichtig um den Weidenbaum und bemerkte Billot, der vom Walde herkam und auf den Meierhof zuging.

Billot hatte, wie Pitou vorhergesehen, an dem Kreuzwege von Bourg-Fontaine gewartet; da aber niemand auf dem Fußpfad erschienen war, so glaubte er sich geirrt zu haben und ging, wie er sich ausgedrückt hatte, »auf den Anstand!« denn er meinte, der Vicomte von Charny werde einen Versuch machen, in Katharinas Fenster zu steigen.

Unglücklicherweise wollte der Zufall, daß Billot dieselbe Gruppe von Weidenbäumen, wo sich Pitou versteckt hielt, zu seinem Versteck wählte.

Pitou erriet die Absicht des Pächters. Er konnte ihm den Platz nicht streitig machen, lange besinnen durfte er sich auch nicht. Er glitt die Böschung hinab und verschwand in dem sieben bis acht Fuß tiefen Graben; hier versteckte er sich unter den Wurzeln des Weidenbaumes, an den sich Billot lehnte.

Eine Viertelstunde verfloß, ohne daß die Stille der Nacht unterbrochen wurde.

Aber plötzlich glaubte Pitou den Galopp eines Pferdes zu hören. Dieses Pferd lief in einer Entfernung von etwa sechzig Schritten über den Weg; man hörte Hufschläge und konnte Funken aufsprühen sehen.

Pitou sah, wie sich der Pächter nach vorn neigte, um in der Dunkelheit besser sehen zu können. Aber die Nacht war so finster, daß selbst Pitous Auge nur eine formlose Masse sah, die vorüberjagte und hinter der Hofmauer verschwand.

Pitou zweifelte nun nicht mehr, daß es Isidor sei; aber er hoffte, der Vicomte werde nicht durchs Fenster, sondern auf einem andern Wege ins Haus zu gelangen suchen.

Billot fürchtete es, denn er murmelte einige Worte, die wie ein Fluch klangen.

Dann folgte eine zehn Minuten lange furchtbare Stille. Endlich bemerkte Pitou am äußersten Ende der Mauer eine menschliche Gestalt. Die Nacht war so finster, daß Pitou hoffte, Billot werde die Gestalt gar nicht sehen. Er irrte sich: Billot sah sie, denn Pitou hörte, daß er den Hahn spannte.

Der Mann, der sich an der Mauer hinschlich, schien dieses Geräusch, welches das Ohr eines Jägers so leicht erkennt, ebenfalls zu hören, denn er blieb stehen.

Während jener stillstand und lauschte, sah Pitou den Gewehrlauf plötzlich in horizontaler Richtung über seinem Kopfe schweben; aber Billot mochte die Entfernung wohl für zu groß halten, denn der Gewehrlauf, der sich rasch gehoben hatte, senkte sich langsam.

Die Gestalt schlich weiter und ging immer an der Mauer entlang auf Katharinens Fenster zu.

Pitou konnte hören, wie dem Pächter das Herz schlug.

Der Gewehrlauf hob sich zum zweiten Male, aber nach wenigen Augenblicken senkte er sich wieder.

Inzwischen war der junge Mann an das Fenster gekommen. Er klopfte dreimal leise an.

Der Gewehrlauf hob sich zum dritten Male, während Katharina, die das gewohnte Zeichen erkannte, ihr Fenster leise öffnete.

In atemloser Spannung erwartete Pitou den Schuß; er hörte, wie der Stein gegen den Pfannendeckel schlug ... ein Blitz flammte auf, aber kein Knall erfolgte. Nur das Pulver in der Pfanne hatte sich entzündet.

Der Vicomte sah die Gefahr, an der er vorübergegangen war, und machte eine Bewegung, um gerade auf das Feuer loszugehen, aber Katharina streckte die Arme aus und zog ihn an sich.

»Unglücklicher!« sagte sie leise, »es ist mein Vater! ... Er weiß alles ... Komm!«

Sie bot alle ihre Kraft auf und zog ihn durchs Fenster. Als er in der Kammer war, zog sie den Fensterladen zu.

Fünf Minuten lang herrschte tiefe Stille,– Pitou und Billot schienen nicht zu atmen, ihr Herzschlag schien auszusetzen.

Plötzlich begannen die Kettenhunde auf dem Meierhofe laut zu bellen.

Billot stampfte mit dem Fuße auf, lauschte noch einen Augenblick und sagte mit Ingrimm:

»Ha! sie läßt ihn durch den Baumgarten entwischen!«

Er sprang über Pitous Kopf hinweg auf die andere Seite des Grabens, lief auf den Meierhof zu und war in wenigen Augenblicken hinter der Mauerecke verschwunden.

Pitou erriet seine Absicht. Sein Entschluß war schnell gefaßt: er sprang aus dem Graben, lief gerade auf Katharinens Fenster zu, riß den Laden auf und schwang sich durch das Fenster. Das Zimmer war leer, in der Küche brannte eine Lampe. Pitou, der jeden Winkel des Hauses kannte, eilte hinaus ... in den Baumgarten. Sein scharfes Auge, das die tiefste Finsternis durchdrang, sah zwei Gestalten: die eine war eben im Begriff, über die Mauer zu steigen, die andere stand unten und streckte die Arme aus.

Aber bevor der junge Mann hinübersprang, sah er sich noch einmal um.

»Auf Wiedersehen, Katharina!« sagte er. »Vergiß nicht, daß du mein bist!«

»Ja, ja, ja!« antwortete die schöne Pächterstochter; »aber um Gottes willen fort ... fort!«

»Ja, fort, Junker Isidor!« rief Pitou. »Es ist kein Augenblick zu verlieren!«

Man hörte den dumpfen Fall außerhalb der Gartenmauer, dann das Wiehern des Pferdes, das seinen Herrn erkannte, die raschen Hufschläge des Tieres, das vermutlich die Sporen des Reiters fühlte, dann einen Schuß ... und gleich darauf noch einen.

Als der erste Schuß fiel, schrie Katharina laut auf und machte eine Bewegung, als ob sie dem Vicomte zu Hilfe eilen wollte; der zweite Schuß entlockte ihr einen leisen Klagelaut, ihre Kräfte schwanden und sie sank in Pitous Arme.

Dieser lauschte, ob das Pferd noch ebenso schnell liefe wie vorher. Der Galopp ließ nicht nach und verlor sich bald in der Ferne.

»Das ist ein gutes Zeichen«, sagte Pitou.

Er hob Katharina auf und wollte sie forttragen. Aber sie nahm mit fast übermenschlicher Anstrengung ihre Kräfte zusammen und machte sich aus Pitous Armen los.

»Pitou,« sagte sie, »weißt du einen Ort, wo ich mich verbergen kann?«

»Oh ja, Jungfer Katharina,« antwortete er, »ich werde schon einen finden.«

»Dann führe mich weg von hier«, sagte Katharina.

»Aber Herr Billot?«

»Ich habe für immer gebrochen mit dem Manne, der nach meinem Geliebten geschossen hat!«

»Nun, so folge mir!«

Niemand sah sie fortgehen, und Gott allein wußte, wo Katharina die von Pitou versprochene Zufluchtsstätte fand.

Die ganze Nacht tobte ein furchtbarer Kampf in dem Herzen des Mannes, der seinen Racheplan entworfen und zur Ausführung gebracht hatte. Als er aber die Flucht seiner Tochter merkte, als er anfangs zürnend, dann bittend, endlich verzweifelnd ihren Namen rief und keine Antwort erhielt, da mochte seine riesenstarke Natur wohl heftig erschüttert werden.

»Weißt du nicht, wo Katharina ist?« fragte ihn am Morgen seine Frau.

»Katharina kann die Luft hier nicht vertragen,« antwortete Billot mit barschem Ton, um seine innere Bewegung nicht zu verraten; »sie ist zu ihrer Tante gegangen.«

»So!« erwiderte die Hausfrau verwundert. »Wird sie denn lange bleiben?«

»Solange es ihr nicht besser geht«, antwortete der Pächter in demselben Tone. – – –

Noch einer hatte in dieser Nacht schlecht geschlafen – nämlich Doktor Raynal.

Um ein Uhr war er durch den Bedienten des Vicomte von Charny geweckt worden. Er sollte dem jungen Herrn, dem ein Unfall zugestoßen sei, augenblicklich Hilfe leisten.

Es handelte sich um eine Schußwunde in der linken Seite und um einen Streifschuß an der rechten Schulter. Die beiden Kugeln schienen von gleichem Kaliber zu sein.

Aber wie sich der Unfall zugetragen, darüber wollte der Vicomte keine Auskunft geben.

Die Wunde in der Seite war bedeutend, aber keineswegs gefährlich; die Kugel war nur in das Fleisch gedrungen, ohne ein wichtiges Organ zu verletzen. Die Streifwunde war unbedeutend.

Am vierten Tage war Isidor von Charny so weit wiederhergestellt, daß er ausgehen konnte.

Zwanzigstes Kapitel

Mirabeau hatte im Vertrauen auf seine Kraft den Kampf begonnen; er hatte angefangen, das der Königin gegebene Versprechen einzulösen.

Zwei Tage nach seiner Audienz bemerkte er auf dem Wege zur Nationalversammlung zahlreiche Menschenansammlungen.

Es wurden Flugblätter verteilt, und von Zeit zu Zeit ertönte der Ruf:

»Der große Verrat des Herrn von Mirabeau ... Der große Verrat des Herrn von Mirabeau!«

»Mein Freund,« sagte er zu dem Manne, der die Broschüre austeilte und mehrere tausend Exemplare in zwei Körben liegen hatte, die ihm ein Esel nachtrug, – »wieviel kostet der große Verrat des Herrn von Mirabeau?«

Der Mann sah Mirabeau forschend an.

»Herr Graf,« erwiderte er, »ich gebe dies Blatt umsonst; es sind hunderttausend Exemplare gedruckt!«

Mirabeau warf einen Blick auf die erste und erblaßte. Sie enthielt ein Verzeichnis seiner Schulden, und dies Verzeichnis war ganz genau. Zweihundertachttausend Franken! Unter dem Schuldenregister stand der Tag, an welchem diese Summe von dem Almosenpfleger der Königin an die verschiedenen Gläubiger bezahlt worden war. Dann kam die Summe, die ihm der Hof monatlich ausbezahlte: sechstausend Franken! Endlich die ausführliche Wiedergabe seiner Unterredung mit der Königin.

Welcher gefährliche, geheimnisvolle Feind verfolgte ihn ... oder vielmehr die Monarchie?

Den Hausierer, der ihn »Herr Graf« genannt hatte, glaubte Mirabeau schon irgendwo gesehen zu haben. Er kehrte wieder um. Der Esel war noch da, die Körbe auf seinem Rücken waren fast leer, aber der erste Hausierer war verschwunden, und ein anderer hatte seine Stelle eingenommen.

Der Zufall wollte, daß der Doktor Gilbert über den Platz ging. Der Broschürenverteiler redete Gilbert an wie jeden andern:

»Der große Verrat des Herrn von Mirabeau!«

Aber als er Gilbert erkannte, schien ihm Arm und Zunge plötzlich gelähmt.

Gilbert sah ihn ebenfalls an, warf das Blatt weg und entfernte sich mit den Worten:

»Sie treiben da ein schlechtes Gewerbe, Herr Beausire!«

Er nahm Mirabeaus Arm und begab sich mit diesem in die Nationalversammlung, die in der Reitschule tagte.

»Sie kennen also den Mann?« fragte Mirabeau den Doktor Gilbert.

»Ich kenne ihn, wie man solche Leute kennt,« erwiderte Gilbert; »er war vormals Gefreiter und ist jetzt ein Spieler, ein Gauner.«

Mirabeau ging in düsterer Stimmung weiter.

»Wie!« sagte Gilbert, »sind Sie dem so wenig Philosoph, daß Sie sich einen solchen Angriff zu Herzen nehmen?«

»Nein, Doktor, was mich verstimmt, ist ein gegebenes Versprechen, das ich wahrscheinlich nicht halten kann. Kommen Sie, und Sie sollen eine schöne Sitzung sehen, dafür stehe ich Ihnen ein.«

Sobald sie die Reitschule betraten, wurde Mirabeaus Mut auf eine schwere Probe gestellt; von allen Seiten rief man ihm »Verrat« zu.

Mirabeau zuckte die Achseln und stieß alle, die ihm im Wege standen, mit den Ellenbogen zur Seite. Das Geschrei verfolgte ihn bis in den Sitzungssaal und schien dort einen neuen Sturm gegen ihn hervorzurufen. Kaum zeigte er sich, so riefen hundert Stimmen: »Ha! da ist er, der Verräter! der feile Redner!«

Barnave stand auf der Rednertribüne; er griff Mirabeau an:

»Jawohl,« sagte er, »du bist der Verräter, gegen den ich spreche!«

»Wenn du gegen mich sprichst,« antwortete Mirabeau, »so kann ich einen Spaziergang zu den Tuilerien machen, und ich kann wieder hier sein, bevor du fertig bist!«

Er entfernte sich wirklich aus dem Saale und ging auf die Tuilerien zu. Nach zwei Stunden lehrte er in die Nationalversammlung zurück.

Barnave verließ eben unter dem rauschenden Beifall des ganzen Saales die Tribüne.

Kaum sah man Mirabeau auf der Rednertribüne, so brach ein Sturm von Schmähungen und Verwünschungen gegen ihn los. Aber er hob seine gewaltige Hand und wartete. Endlich benutzte er eine Pause und ergriff das Wort:

»Ich wußte wohl,« rief er mit seiner Donnerstimme, »daß es vom Tarpejischen Felsen zum Kapitol nicht weit ist!«

So groß ist die Gewalt des Genies, daß diese wenigen Worte die erbittertsten Gegner zum Schweigen brachten.

Sobald Mirabeau sich Gehör verschafft hatte, war der Sieg halb gewonnen. Fünfmal bestieg er die Tribüne. Barnave hatte zwei Stunden gesprochen; – Mirabeau sprach drei Stunden lang.

Endlich setzte er folgende Beschlüsse durch: »Der König sollte das Recht haben, nach eigenem Ermessen zu rüsten und über die Streitkräfte zu verfügen; er sollte in der Nationalversammlung den Krieg beantragen und jeder Beschluß sollte, um vollgültig zu sein, der königlichen Sanktion bedürfen.«

Als Mirabeau die Sitzung verließ, wäre er beinahe in Stücke zerrissen worden. Barnave hingegen wurde vom Volke im Triumph davongetragen.

Als Mirabeau nach Hause kam, warf er sich auf die am Boden ausgebreiteten Kissen. Seit dem Beginnen der Session hatte sich sein Gesundheitszustand sichtlich verschlimmert. Er war ein Riese an Kräften, aber er hatte ein bewegtes Leben hinter sich, die Jahre der Haft hatten seine Gesundheit untergraben. Er war schon geneigt, seinem Bedienten, der einen Arzt holen wollte, Gehör zu geben, als der Doktor Gilbert die Türglocke zog und in das Zimmer des Grafen geführt wurde.

Mirabeau reichte dem Doktor die Hand und zog ihn neben sich auf die Kissen.

»Lieber Graf,« sagte Gilbert, »ich wollte nicht nach Hause gehen, ohne Ihnen Glück zu wünschen. Sie hatten mir einen Sieg versprochen, aber Sie haben mehr errungen, Sie haben einen Triumph davongetragen!«

»Jawohl, einen Triumph, einen Sieg ... Noch ein solcher Sieg, Doktor, und ich bin verloren!«

Gilbert sah Mirabeau an.

»Es ist wahr,« sagte er, »Sie sind krank. Sie haben Schmerzen, Graf?«

»Wie ein zur Hölle Verdammter! ... Auf Ehre, es gibt Tage, wo ich glaube, daß man meinem Leibe mit Arsenik ebenso zusetzt wie meinem Geiste mit der Verleumdung ...«

Gilbert zog ein kleines Kristallfläschchen aus der Tasche, welches eine grünliche Flüssigkeit enthielt.

»Hier, Graf,« sagte er, »wir wollen einen Versuch machen.«

»Was für einen Versuch?« fragte Mirabeau.

»Ein Freund von mir, der in den Naturwissenschaften sehr bewandert ist, hat mir das Rezept zu diesem Trank mit der Versicherung gegeben, es sei ein höchst wirksames Universalmittel, ein Lebenselixier. Wollen Sie auch einen Versuch machen?«

»Aus Ihrer Hand, lieber Doktor, würde ich alles, selbst den Schierlingstrank annehmen, um so lieber das Lebenselixier ... Müssen die Tröpfen unvermischt genommen werden?«

»Nein, denn sie haben eine sehr starke Wirkung. – Lassen Sie sich einige Tropfen Branntwein oder Weingeist in einem Löffel bringen.«

Der Bediente kam nach einigen Sekunden mit einem Löffel wieder, der die verlangten fünf bis sechs Tropfen Branntwein enthielt.

Gilbert schüttete eine gleiche Menge der Flüssigkeit dazu, und Mirabeau nahm das ganze ein.

»Zum Teufel, Doktor!« sagte er zur Gilbert, »mir ist wirklich, als ob ich einen Blitz verschluckt hätte!«

Mirabeau schien einen Augenblick wie vernichtet; der Kopf sank ihm auf die Brust; aber plötzlich richtete er sich auf und sagte:

»Oh! Doktor, das ist in der Tat das Lebenselixier! – Jetzt möge die Monarchie wanken; ich fühle die Kraft, sie zu halten!«

»Graf,« erwiderte Gilbert, »versprechen Sie mir, nur zweimal wöchentlich einige Tropfen zu nehmen, und ich lasse Ihnen dieses Fläschchen.«

»Geben Sie her,« sagte Mirabeau, »und ich verspreche Ihnen alles, was Sie wollen.«

»Hier ist es«, sagte Gilbert. »Aber das ist noch nicht alles; beziehen Sie eine Wohnung auf dem Lande. Die tägliche Fahrt nach Paris und wieder zurück wird Ihnen heilsam sein.«

»Ich habe heute früh meinen Bedienten fortgeschickt, um ein Landhaus zu suchen. – Hast du mir nicht gesagt, Julius, daß du in Argenteuil etwas Passendes gefunden hattest?«

»Ja, Herr Graf«, antwortete der Diener. »Das Haus dort ist zu vermieten.«

»Wo ist das Haus?«

»Unweit von Argenteuil ... Man nennt es das Schloß am Bache ...«

»Ach, Argenteuil! Ich habe dort meine Jugend verlebt; der Ort würde mir schon gefallen. Lieber Doktor, fahren Sie mit mir nach Argenteuil.«

»Gut, ich fahre mit«, sagte Gilbert; »wir wollen Ihr künftiges Landhaus in Augenschein nehmen.«

Ein Wagen brachte die Freunde nach Argenteuil. Sie besuchten das Wohnhaus von Mirabeaus Vater und auch das Grab seiner Großmutter. Auf der Weiterfahrt nach dem Reiseziel fanden sie eine Frau am Wege, die ein krankes Kind auf dem Arm hielt; Doktor Gilbert blieb bei der Frau zurück,

wahrend Mirabeau weiterfuhr, um das angebotene Haus allein zu besichtigen.

Das Schloß war sehr elegant und mit allen Bequemlichkeiten versehen, so versicherte wenigstens der Gärtner; auch hatte es auf den ersten Blick ganz den Anschein.

Als Mirabeau durch das Gittertor getreten war, befand er sich in einem viereckigen Hofe. Rechts war ein Pavillon, den der Gärtner bewohnte; links ein zweiter Pavillon, der weit zierlicher aufgeputzt war als der gegenüberstehende.

Als Mirabeau den hinter Rosen versteckten Pavillon und das Gärtchen sah, strahlte er vor Freude.

»Ist dieser Pavillon zu vermieten oder zu verkaufen?« fragte er den Gärtner.

»Allerdings,« antwortete dieser, »er gehört ja zum Schloß. Er ist jetzt freilich bewohnt.«

»So! der Pavillon ist bewohnt?« sagte Mirabeau. »Wer bewohnt ihn denn?«

»Eine Dame.«

»Jung?«

»Dreißig bis fünfunddreißig Jahre.«

»Schön?«

»Sehr schön!«

»Gut,« sagte Mirabeau, »wir wollen sehen ... Eine schöne Nachbarin kann nicht schaden ... Zeigen Sie mir das Schloß, mein Freund.«

Der Gärtner öffnete die Tür, und Mirabeau trat in eine Vorhalle. Eine im Hintergrunde befindliche Tür führte in den Garten.

Rechts war das Billardzimmer und der Speisesaal, links ein großer und ein kleiner Salon. Die Einrichtung gefiel Mirabeau, der übrigens zerstreut und ungeduldig schien. Die Fenster des Salons und der Schlafzimmer waren geschlossen. Mirabeau trat an ein Fenster und öffnete es.

Gerade unter dem Fenster, welches er eben geöffnet hatte, saß eine Dame am Fuße einer Trauerweide und las. Ein Knabe von fünf bis sechs Jahren spielte einige Schritte von ihr auf dem Rasen.

Es war seine Nachbarin, eine Frau, die Mirabeau, der für Sinnenlust so empfängliche Mann, gewählt haben würde, wenn sie der Zufall ihm nicht zugeführt hätte.

Sie bemerkte Mirabeau, stand auf, rief ihren Sohn und entfernte sich mit ihm, nicht ohne sich zwei- oder dreimal umzusehen.

Mirabeau erschrak. Die Dame hatte die Gesichtszüge der Königin Marie Antoinette.

Welcher wunderbare Zufall führte diese geheimnisvolle Dame, die das Ebenbild der Königin, vielleicht die Königin selbst war, in den Park des Hauses, das Mirabeau mieten wollte?

Während Mirabeau in Gedanken versunken am Fenster stand, fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Doktor Gilbert kam und erzählte, das kranke Kind, das er auf der Straße getroffen, würde wohl sterben. Im übrigen rate er, das Schloß nicht zu kaufen, die Gegend sei nicht gesund.

Trotz der Warnung des Doktor Gilbert kaufte Mirabeau das Schloß.

Einundzwanzigstes Kapitel

Mirabeau hatte dem König gesagt, wenn für das Königtum in Frankreich noch Rettung zu hoffen sei, so müsse man sie nicht in Paris, sondern in der Provinz suchen. Man müsse ein Nationalfest feiern, bei dem der König sein Volk und das Volk seinen König sehen könne.

Gegen diesen Vorschlag erhob sich jedoch von allen Seiten Widerspruch.

Die Royalisten meinten, man wage einen ungeheuren 14. Juli, aber nicht im Kampfe gegen die Bastille, sondern gegen das Königtum.

Die Jakobiner fürchteten ein solches Eintrachtsfest nicht weniger als ihre Feinde, denn sie wußten wohl, welchen Einfluß Ludwig XVI. noch immer auf die Massen ausübte!

In den Augen der Jakobiner mußte eine solche Vereinigung den Gemeingeist unterdrücken, das Mißtrauen einschläfern, die alte Götzendienerei wieder ins Leben zurückrufen, mit einem Wort, Frankreich wieder royalistisch machen.

Aber es war nicht mehr möglich, dieser Bewegung Einhalt zu tun.

Die Nationalversammlung tat alles, um die Zusammenkunft minder bedeutend zu machen, als man erwartete. Die Kosten dafür wurden den Gemeinden zugewiesen, damit armen Provinzen die Entsendung von Delegierten unmöglich gemacht wurde.

Aber man hatte die Rechnung ohne die allgemeine Begeisterung gemacht; man hatte die Gastfreundschaft nicht in Anschlag gebracht, die an den Landstraßen rief: »Franzosen, öffnet eure Türen, es kommen Brüder aus den fernsten Gegenden des Vaterlandes!«

Es gab keine Fremdlinge, keine Unbekannten mehr; überall Franzosen, Verwandte, Brüder; überall ertönte der Ruf: »Hierher, ihr Pilger, zu dem großen Verbrüderungsfest! Kommt, Nationalgarden, Soldaten, Matrosen! Herein, Ihr alle: ihr findet Väter und Mütter und Gattinnen, deren Söhne und Gatten anderswo die Gastfreundschaft finden, die wir euch bieten!«

Zu der Feier brauchte man einen ungeheuer großen Schauplatz, um für fünfhunderttausend Menschen Raum zu haben; zum Schauplatz wählte man das Marsfeld; aber das Marsfeld bildete eine ebene Fläche; man mußte es zum riesenhaften Bassin umgestalten; man mußte es austiefen und die Erde ringsum aufhäufen, um Erhöhungen zu bilden; fünfzehntausend Arbeiter wurden von dem Gemeinderat dorthin geschickt; aber es blieben nur drei

Wochen für diese Riesenarbeit, und nach zwei Tagen bemerkte man, daß man drei Monate brauchte!

Nun ereignete sich ein Wunder: Sobald sich das Gerücht verbreitete, das Marsfeld könne bis zum 14. Juli nicht fertig werden, erhoben sich hunderttausend Menschen und sagten: »Es soll fertig werden!«

Personen jeden Alters, jeden Geschlechts, jeden Standes fanden sich ein. Alle griffen zur Schaufel und zum Schubkarren. –

Unter den eifrigsten Arbeitern bemerkte man zwei in Uniform.

Es waren Billot und Pitou. Billot hatte schwere Sorgen; er wußte, wie es um Katharina stand, wußte, daß sie ein Kind erwartete – –, aber er kannte nicht ihren Aufenthalt. Oh, wenn er gewußt hätte, wie nah er ihr eines Tages war, als er vom Marsfelde nach der Stadt ging. Ein Wagen war an ihm vorbeigefahren, in dem Katharina saß, ein Kind auf dem Schoß, von Isidor von Charny begleitet.

Katharina hatte sowohl ihren Vater als auch ihren Jugendfreund gesehen. –

Die Arbeit, die aus einer unabsehbaren Ebene einen von zwei Hügeln eingeschlossenen, weiten Talgrund machen sollte, war wirklich am Abend des 13. Juli beendet worden.

Auch die Nationalversammlung war mit von dem elektrischen Schlag betroffen worden, der ganz Frankreich wie ein Erdbeben erschütterte. Sie hatte auf den Antrag Lafayettes den Erbadel abgeschafft, ebenso die Erblichkeit der Schmach, sie hatte den Beschluß gefaßt, daß eine Verurteilung die Ehre der Kinder und Verwandten des Verbrechers in keiner Weise mehr beeinträchtigen solle.

Der Einfluß Mirabeaus machte sich jeden Tag mehr bemerklich. Nicht nur auf der Rechten, sondern auch auf der Linken erwarb seine unwiderstehliche Beredsamkeit dem Hofe neue Anhänger. Die Nationalversammlung bewilligte fast mit freudiger Begeisterung eine Zivilliste von fünfundzwanzig Millionen für den König und vier Millionen Witwengehalt für die Königin.

Der beredte Tribun erstattete also beiden die zweihundertachttausend Franken Schulden, die sie für ihn bezahlt hatten, und sein monatliches Gehalt von sechstausend Livres reichlich zurück.

Übrigens schien Mirabeau den Geist der Provinzen richtig beurteilt zu haben; vor dem Bürgermeister Bailly schwenkte man die Hüte und rief: »Es lebe die Nation!« Aber vor Ludwig XVI. knieten sie nieder, legten ihre Degen zu seinen Füßen und riefen: »Es lebe der König!«

Endlich kam der 14. Juli; er erschien mit düsterer, wollenumhüllter Stirn und trieb Wind und Regen vor sich her. Aber das französische Volk besitzt die beneidenswerte Eigenschaft, über alles zu lachen, selbst über den Regen an Tagen, wo Feste gefeiert werden. Die seit fünf Uhr früh auf den Boulevards stehenden, vom Regen durchnäßten, vom Hunger geplagten Nationalgarden lachten und sangen mit ihren Brüdern aus der Provinz um die Wette.

Die Verbündeten zogen trotz Sturm und Regen durch die drei Tore des Triumphbogens in den weiten Zirkus auf dem Marsfeld. Als die ersten zwanzigtausend Mann, die man ihre Vorhut nennen konnte, einen ungeheuren Kreis gebildet hatten, kamen die Wähler von Paris, dann die Vertreter der Gemeinde, endlich die Nationalversammlung.

Jedes Departement erschien mit seiner Fahne. In dem Augenblick, als der Präsident der Nationalversammlung in seinem Sessel Platz nahm, setzte sich der König in den seinigen, und die Königin nahm auf ihrer Tribüne Platz.

Ach, die arme Königin! Ihr Gefolge war klein; ihre besten Freundinnen hatten sie furchtsam verlassen. Mit ihren Gedanken suchte sie Olivier.

Da er nicht gegenwärtig war, so wünschte sie wenigstens einen treuen, bewährten Freund zu sehen, und sie fragte nach Isidor von Charny.

Niemand wußte, wo Isidor von Charny war, und wenn ihr jemand geantwortet hätte, daß er zu dieser Stunde eine Bäuerin, seine Geliebte, nach Bellevue in ein kleines, prunkloses Haus führe, so würde sie gewiß

mitleidig die Achseln gezuckt, vielleicht auch eine eifersüchtige Regung empfunden haben.

Ja, sie dachte an den abwesenden Charny und an die erloschene Liebe, und zwar mitten unter dem Wirbel von fünftausend Trommeln und dem Klange von zweitausend Instrumenten, die man unter dem lauten Ruf: »Es lebe der König! Es lebe das Gesetz! Es lebe die Nation!« kaum hörte.

Diesem Getümmel folgte plötzlich tiefe Stille.

Zweihundert Priester in weißen Chorhemden näherten sich dem Altare. Der Bischof von Autun las eine Messe!

In diesem Augenblicke wurde das Wetter stürmischer als zuvor. Es schien fast, als ob der Himmel protestierte gegen diesen falschen Priester, dessen Mund in der Folge so viele Meineide sprach.

Nach beendeter Messe stieg Herr von Talleyrand einige Stufen hinunter und segnete die Nationalfahne samt den Bannern der dreiundachtzig Departements ein.

Dann begann die feierliche Eidesleistung.

Lafayette sprach mit fester Stimme:

»Wir schwören, der Nation, dem Gesetze, dem Könige treu zu sein und zu bleiben, – mit unserer ganzen Macht die von der Nationalversammlung beschlossene und vom Könige angenommene Verfassung zu wahren – die Sicherheit der Personen und des Eigentums, den freien Verkehr im Innern des Landes, die Eintreibung aller öffentlichen Steuern dem Gesetze gemäß zu schützen, – mit allen Franzosen durch die unauflöslichen Bande der Brüderlichkeit vereinigt zu bleiben!«

Dann erhob sich der Präsident der Nationalversammlung und sprach im Kreise sämtlicher Abgeordneten:

»Ich schwöre, der Nation, dem Gesetze, dem Könige treu zu sein und die von der Nationalversammlung beschlossene und vom Könige

angenommene Verfassung nach Kräften zu wahren!«

Nun erhob sich der König.

Still! Hört alle, mit welcher Stimme er den Nationaleid sprechen wird.

»Ich, König der Franzosen,« sprach Ludwig XVI., »schwöre, alle durch das verfassungsmäßige Staatsgesetz mir übertragene Macht anzuwenden, um die von der Nationalversammlung beschlossene und von mir angenommene Verfassung zu wahren und die Gesetze in Ausführung zu bringen!«

Krachender Donner folgte den Worten des Königs. Die hundert aufgestellten Kanonen waren gleichzeitig abgefeuert worden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Pitou hatte während seiner Anwesenheit in Paris den Doktor Gilbert aufgesucht, dem er über die Verwendung seiner fünfundzwanzig Louisdor Rechenschaft ablegte, und den Dank der dreiunddreißig Nationalgardisten überbrachte; und der Doktor Gilbert hatte ihm weitere fünfundzwanzig Louisdor mit der Weisung übergeben, diese Summe für seine eigenen Bedürfnisse zu verwenden.

Bei dieser Gelegenheit hatte Gilbert Pitou vorgeschlagen, seinem Sohn Sebastian einen Besuch zu machen. Pitou klatschte vor Begeisterung in die Hände wie ein Kind.

»Ich wäre schon gern hingegangen,« sagte er, »aber ich getraute mich nicht, Sie um die Erlaubnis zu bitten.«

Gilbert schrieb einige Zeilen an seinen Sohn.

»Hier,« sagte er, »nimm einen Wagen und fahre zu Sebastian; wahrscheinlich wird er durch dieses Billett bewogen werden, einen Besuch zu machen; du wirst ihn begleiten, nicht wahr, lieber Pitou, und wirst ihn vor der Tür des betreffenden Hauses erwarten?«

Pitou nahm einen Fiaker, fuhr zu Sebastian, schloß ihn in seine Arme und küßte ihn zärtlich; dann stellte er ihn wieder auf den Boden und übergab ihm den Brief seines Vaters.

Sebastian küßte den Brief mit der aufrichtigen Ehrerbietung und Zärtlichkeit, die er für seinen Vater hegte; dann fragte er nach kurzem Besinnen:

»Lieber Pitou, hat dir mein Vater nicht gesagt, daß du mich irgendwohin begleiten sollst?«

»Jawohl, wenn es dir angenehm ist.«

»Ja, ja,« sagte der Knabe lebhaft, »ja, es ist mir recht angenehm, und du wirst meinem Vater sagen, daß ich mit Vergnügen bereit gewesen sei.«

Sebastian war kein Kind mehr; er war fast siebzehn Jahre alt; sein Gesicht war regelmäßig schön und ausdrucksvoll, sein üppiges kastanienbraunes Haar wallte in natürlichen Locken auf seinen Nacken herab, und aus seinen blauen Augen leuchtete das erste Jugendfeuer.

»Ich weiß nicht, wohin wir fahren«, sagte Pitou, ehe sie einstiegen; »du mußt also die Adresse angeben.«

»Dafür laß mich nur sorgen,« erwiderte Sebastian, »Rue Coq-Héron Nr. 9,« sagte er zu dem Kutscher, »das erste Haustor von der Rue Coquillière.«

»Aber, lieber Pitou,« sagte Sebastian, »wenn die Person, die ich besuche, zu Hause ist, so werde ich wohl eine Stunde, vielleicht noch länger bei ihr bleiben.«

»Das tut nichts,« antwortete Pitou, »ich bin darauf vorbereitet!«

Als der Wagen in die Nähe des bezeichneten Hauses kam, schien Sebastian unruhig, fast fieberhaft aufgeregt zu werden. Er richtete sich im Wagen auf, steckte den Kopf zum Schlage hinaus und rief:

»Geschwind! Kutscher, geschwind!«

Als sie angelangt waren, öffnete Sebastian selbst den Schlag, drückte seinem Freunde Pitou noch einmal die Hand und eilte in den Pavillon.

Nach fünf Minuten tat sich die Wagentür auf, der Türhüter machte einen Bückling und sagte:

»Die Frau Gräfin von Charny bittet den Herrn Kapitän Pitou, sich gefälligst hineinzubemühen.«

Pitou stieg aus und folgte dem Türhüter ganz verblüfft in den Pavillon. Seine Verlegenheit wurde noch größer, als er im Vorzimmer eine schöne Dame erblickte, die Sebastian an ihre Brust drückte und, ohne ihn loszulassen, dem Eintretenden die Hand reichte.

»Herr Pitou,« sagte sie zu ihm, »Sie haben mir eine so große, so unverhoffte Freude gemacht, daß ich Ihnen persönlich danken wollte.«

Pitou machte große Augen, er stammelte einige unverständliche Worte, aber die Hand der schönen Dame ließ er unberührt.

»Nimm diese Hand und küsse sie, Pitou,« sagte Sebastian, – »meine Mutter erlaubt es.«

»Deine Mutter?« fragte Pitou.

Sebastian nickte bejahend.

»Ja, seine Mutter!« sagte Andrea, deren Augen vor Freude strahlten; – »seine Mutter, der Sie ihn nach neunmonatlicher Abwesenheit wieder zugeführt haben; seine Mutter, die ihn nur einmal gesehen hatte, und die, in der Erwartung, daß Sie ihn noch öfter hierher bringen werden, kein Geheimnis vor Ihnen haben will, obgleich dieses Geheimnis, wenn es bekannt würde, ihr nur verderblich werden könnte.«

»Mein Sohn hat mir gesagt,« fuhr die Gräfin fort, »daß Sie noch nicht gefrühstückt haben ... Gehen Sie in das Speisezimmer, Herr Pitou, und während ich mit Sebastian plaudere – Sie werden einer Mutter doch dieses Glück gönnen? – sollen Sie bedient werden.«

Als Pitou zwei Koteletts verzehrt hatte und eben ein gebratenes Huhn anschnitt, tat sich die Tür auf, und ein junger Kavalier trat ein, offenbar in der Absicht, sich in den Salon zu begeben.

Pitou schaute auf, der junge Kavalier schlug die Augen nieder; beide erkannten einander und gaben ihre Überraschung durch den Ausruf zu erkennen:

»Herr Vicomte von Charny!«

»Ange Pitou!«

Pitou stand auf, sein Herz schlug ungestüm; der Anblick des jungen Kavaliers erinnerte ihn an die gewaltigsten Regungen, die er je gefühlt hatte.

Isidor wurde durch Pitous Anblick an gar nichts erinnert; er wußte nur, daß Katharina dem braven Menschen viel Dank schuldig war.

Er ging daher ganz unbefangen auf Pitou zu, in welchem er trotz der Uniform und der zwei Epauletten noch immer den Bauernburschen von Haramont sah.

»Ah! Sie sind's, Herr Pitou!« sagte er. »Es freut mich, daß ich Gelegenheit habe, Ihnen für die Dienste, die Sie uns erwiesen, meinen Dank auszudrücken.«

»Herr Vicomte,« erwiderte Pitou mit ziemlich fester Stimme, »diese Dienste habe ich der Jungfer Katharina und sonst niemandem erwiesen.«

»Doch, Herr Pitou,« entgegnete Isidor mit einer leichten Verbeugung, »ich bin Ihnen meinen Dank schuldig und habe Ihnen meine Hand anzubieten. Ich hoffe, daß Sie meine Hand nicht zurückweisen werden.«

Aus der Antwort Isidors sprach so viel Edelmut und Zartgefühl, daß Pitou, allen Groll vergessend, die Hand des Vicomte mit den Fingerspitzen berührte.

In diesem Augenblick erschien die Gräfin von Charny in der Salontür.

»Herr Vicomte,« sagte sie, »Sie wünschen mich zu sprechen ... hier bin ich.«

Isidor verneigte sich gegen Pitou und begab sich in den Salon.

Er wollte die Tür schließen, aber Andrea, die ihn vorangehen ließ, gab es nicht zu. Die Tür blieb halb offen.

»Sie wünschen mich zu sprechen«, sagte die Gräfin zu ihrem Schwager ... »Darf ich fragen, was mir das Glück Ihres Besuches verschafft?«

»Ich habe gestern Nachricht von Olivier erhalten«, erwiderte Isidor. »Wie in den früheren Briefen, die er an mich schrieb, beauftragt er mich auch diesmal, ihn Ihrer freundlichen Erinnerung zu empfehlen. Er kann die Zeit seiner Rückkehr noch nicht bestimmen, und er würde sich sehr freuen, entweder ein Schreiben von Ihnen oder auch nur einen Gruß durch mich zu erhalten.«

»Herr Vicomte,« sagte die Gräfin, »ich konnte den Abschiedsbrief meines Gemahls bis jetzt noch gar nicht beantworten, weil ich gar nicht weiß, wo er ist; aber ich werde mich gern Ihrer gütigen Vermittlung bedienen, um ihm meine Achtung und meine Ergebenheit auszudrücken. Wenn Sie morgen einen Brief abholen lassen wollen, so soll dieser Brief an ihn bereitliegen.«

»Schreiben Sie nur den Brief, Madame«, sagte Isidor; »aber ich werde ihn erst in fünf bis sechs Tagen, und zwar persönlich abholen ... Ich habe eine sehr notwendige Reise zu machen; sobald ich zurückkomme, werde ich Ihnen meine Aufwartung machen und Ihre Befehle empfangen.« – –

Alsbald begleitete Pitou seinen Freund wieder in das Collège Saint-Louis zurück; er war mit seinem Frühstück und sich zufrieden.

Das einzige, was ihn hätte verstimmen können, war die dauernde Niedergeschlagenheit Billots. Selbst am Tage der großen Feier auf dem Marsfelde war Billot finster und wortkarg wie stets. Als er am Abend des großen Tages zusammen mit Pitou seine Mahlzeit einnahm, versuchte dieser vergebens, ihn auf andere Gedanken zu bringen; aber Billot ging auf

kein Gespräch ein; beide aßen schweigend, als sich ein Fremder an ihren Tisch setzte und sie mit spöttischer Miene anschaute.

Billot war keineswegs in der Laune, diesen Blick zu ertragen, er trat schnell auf den Unbekannten zu; aber ehe der Landwirt den Mund auftat, machte der Unbekannte ein Freimaurerzeichen, welches Billot beantwortete.

Der Unbekannte ergriff zuerst das Wort.

»Ihr kennt mich nicht, Brüder,« sagte er, »aber ich kenne dich, Kapitän Pitou, ich kenn auch dich, Pächter Billot.«

»Richtig, er kennt uns!« sagte Pitou.

»Warum dieses finstere Gesicht, Billot?« fragte der Fremde. »Ärgerst du dich, weil deine Tochter Katharina ...«

»Still!« unterbrach ihn Billot, der den Unbekannten beim Arme nahm, »davon will ich nichts hören!«

»Warum nicht?« erwiderte der Unbekannte, »wenn ich dir behilflich sein will, dich zu rächen?«

»Nun, das ist etwas anderes«, sagte Billot, zugleich erblassend und lächelnd; – »wenn es das ist, so sprich.«

»Und wie gedenkst du dich zu rächen?« sagte der Unbekannte mit seinem sarkastischen Lächeln. »Willst du eine kleinliche Rache nehmen und einen einzigen Menschen erschießen, wie es deine Absicht war?«

Billot wurde leichenblaß; Pitou schauderte, er hatte Mühe, seinen Schrecken zu verbergen.

»Oder willst du dich durch die Verfolgung einer ganzen Kaste rächen?«

»Jawohl, einer ganzen Kaste,« sagte Billot, »denn das Verbrechen des einen ist das Verbrechen des anderen, und der Doktor Gilbert, dem ich mein Leid klagte, antwortete mir: »Armer Billot! Was dir widerfährt, ist schon hunderttausend Vätern widerfahren!«

»So, das hat Gilbert zu dir gesagt?«

»Du kennst ihn?«

Der Unbekannte lächelte. »Ich kenne alle Menschen,« sagte er, »wie ich dich, Billot, wie ich Pitou, wie ich den Vicomte von Charny, wie ich Katharina kenne ...«

»Ich habe dich schon gebeten, Bruder, diesen Namen nicht auszusprechen.«

»Warum denn?«

»Weil es keine Katharina mehr gibt.«

Der Unbekannte stand auf und bot Billot den Arm.

»Bruder,« sagte er, »wir wollen einen Spaziergang machen, während unser junger Freund seine Flasche leert.« »Sehr gern,« antwortete Billot, »denn ich glaube zu erraten, was du mir anbieten willst.«

Nach kurzer Zeit kam Billot zurück und nahm seinen Platz am Tische wieder ein.

»Nun, Vater Billot,« fragte Pitou, »was gibt es Neues?«

»Das Allerneueste ist,« antwortete Villot, »daß du morgen allein abreisen wirst.«

»Und Ihr?« fragte der Nationalgarde-Kapitän.

»Ich?« sagte Villot. »Ich bleibe!«

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Acht Tage später betrat Billot einen Saal, den unsere Leser schon fünfzehn bis sechzehn Jahre vorher in Begleitung Rousseaus besucht haben.

Er war außen gekennzeichnet durch die Buchstaben L.P.D.

Innerhalb weniger Minuten füllte sich der Saal mit Männern aus allen Ständen, vom Bauer bis zum Fürsten.

Jeder der Anwesenden trug unter seinem Rock oder Mantel entweder die Freimaurerschürze, wenn er bloß Maurer, oder die Illuminatenschärpe, wenn er zugleich Maurer und Illuminat, das heißt in die großen Mysterien eingeweiht war.

Nur drei Männer trugen dieses letzte Abzeichen nicht. Der eine war Billot; der andere ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren; der dritte ein Mann, der etwa zweiundvierzig Jahre zählen mochte und seinem Auftreten nach den höchsten Klassen der Gesellschaft anzugehören schien.

Einige Sekunden, nachdem dieser letzte eingetreten war, tat sich eine Seitentür auf und der Präsident erschien. Billot konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken; der Präsident, vor welchem sich alle Häupter neigten, war kein anderer, als der Verbündete, dessen Bekanntschaft er am 14. Juli gemacht hatte.

Er stieg langsam die Stufen hinauf, und sprach dann zu der Versammlung:

»Brüder, wir haben heute zwei Angelegenheiten zu erledigen. Ich habe drei neue Jünger aufzunehmen; ich habe euch Rechenschaft zu geben von meinem Werke von dem Tage an, wo ich es unternommen, bis zu dieser Stunde. Ihr habt zu entscheiden, ob ich eures Vertrauens fortan noch würdig bin. – Jetzt mögen die Meister des Ordens allein in diesem Saale bleiben, damit wir die drei neuen Mitglieder aufnehmen oder zurückweisen.«

Bei diesen Worten tat sich eine zweite Seitentür auf; die Menge begab sich schweigend in die Bogengänge; nur drei Männer blieben. Es waren die drei aufzunehmenden Genossen.

In diesem Augenblicke tat sich die Tür, aus der der Präsident gekommen war, wieder auf. Sechs Männer, die eine Maske vor dem Gesicht trugen, traten ein, und stellten sich zu beiden Seiten des Präsidentenstuhles auf.

»Nr. 2 und Nr. 3 mögen sich einen Augenblick entfernen«, sagte der Präsident. Der junge Mensch und der vornehm aussehende Mann zogen sich in den Gang zurück. Billot blieb allein zurück.

»Tritt näher,« sagte der Präsident, »wo hast du das Licht empfangen?«

»Zu Soissons, in der Loge der ›Wahrheitsfreunde‹.«

»Wie alt bist du?«

»Sieben Jahre.«

»Wie heißest du unter den Erwählten?«

»Forre.«

»Warum wünschest du um einen Grad zu steigen und unter uns aufgenommen zu werden?«

»Weil ich gehört habe, daß man durch diesen Grad dem allgemeinen Lichte um einen Schritt nähergerückt wird.«

»Hast du Paten?«

»Ich habe niemand als den, der mir von selbst entgegengekommen ist, um mir die Aufnahme anzubieten.«

»Mit welcher Gesinnung wirst du auf der Bahn wandeln, die du zu betreten wünschest?«

»Mit dem Haß gegen die Mächtigen, mit der Liebe zur Gleichheit.«

»Was bürgt uns für diese Gesinnung?«

»Das Wort eines Mannes, der nie sein Wort gebrochen hat.«

»Wer, hat dir die Liebe zur Gleichheit eingeflößt?«

»Der niedrige Stand, in dem ich geboren bin.«

»Wer hat dir den Haß gegen die Mächtigen eingeflößt?«

»Das ist mein Geheimnis.«

»Versprichst du, all deine Umgebungen, soviel in deinen Kräften steht, auf diese Bahn der Gleichheit zu führen?«

»Ja.«

»Wirst du, soviel in deinen Kräften steht, jedes Hindernis beseitigen, das sich der Freiheit Frankreichs und der Mündigsprechung der Welt entgegenstellen würde?«

»Ja.«

»Bist du von jeder früheren Verpflichtung frei, oder, wenn du ein mit deinen jetzigen Zusagen im Widerspruch stehendes Versprechen gegeben hast, bist du bereit, dasselbe zu brechen?«

»Ja.«

Der Präsident wandte sich zu den sechs Männern mit der Maske.

»Brüder,« sagte er, »dieser Mann spricht die Wahrheit; ich selbst habe ihn eingeladen, einer der unsrigen zu werden. Ein großer Schmerz fesselt ihn an unsere Sache. Er hat schon viel für die Revolution getan. Ich will sein Pate sein und bürge für ihn in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.«

Die sechs Männer erklärten sich einstimmig für seine Aufnahme.

»Du hörst«, sagte her Präsident. »Bist du bereit, den Eid zu leisten?«

»Sage ihn vor,« erwiderte Billot, »und ich werde ihn nachsprechen.«

Der Präsident hob die Hand auf und sagte mit langsamer, feierlicher Stimme den Eid vor, den Billot wiederholte:

»Im Namen des Gekreuzigten schwöre ich, die fleischlichen Bande zu zerreißen, die mich an Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Weib, Verwandte, Freunde, Geliebte, Könige, Wohltäter und an irgendwelche Wesen fesseln, denen ich Treue, Gehorsam, Dank oder Dienste gelobt habe.«

»Gut,« sagte der Präsident, »von dieser Stunde an bist du des angeblichen Eides ledig, den du dem Vaterlande und den Gesetzen geleistet. Schwöre daher dem neuen Oberhaupte, das du anerkennst, mitzuteilen, was du sehen oder tun, lesen oder hören, erfahren oder erraten wirst, und selbst jenen Dingen nachzuforschen, die sich deinen Augen nicht darbieten.«

»Ich schwöre es«, wiederholte Billot.

»Schwöre,« fuhr der Präsident fort, »daß du Gift und Feuer und Schwert benutzen willst als sichere und notwendige Mittel, die Erde durch den Tod derer, welche die Wahrheit herabwürdigen oder unseren Händen zu entreißen suchen, zu reinigen.«

»Ich schwöre es«, wiederholte Billot.

»Jetzt«, sagte der Präsident, »lebe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.«

Der Präsident gab Billot einen Wink, und dieser entfernte sich.

»Nummer 2!« sagte der Präsident laut.

Der schwarzgekleidete junge Mann trat ein.

»Wo hast du das Licht empfangen?« fragte ihn der Präsident.

»Zu Laon, in der Loge der ›Menschenfreunde‹.«

»Wie alt bist du?«

»Fünf Jahre.«

»Wie hießest du unter den Uneingeweihten?«

»Antoine Saint-Just.«

»Wie heißest du unter den Erwählten?«

»Humilité.«

»Warum wünschest du um einen Grad zu steigen und unter uns aufgenommen zu werden?«

»Weil es in dem Wesen des Menschen liegt, nach den Höhen zu streben, und weil auf den Höhen die Luft reiner, das Licht glänzender ist.«

»Hast du Paten?«

»Robespierre den älteren und Robespierre den jüngeren.«

»Mit welcher Gesinnung wirst du auf der Bahn wandeln, die du zu betreten wünschest?«

»Mit dem Glauben.«

»Wohin muß Frankreich, wohin muß die Welt auf dieser Bahn gelangen?«

»Frankreich zur Freiheit, die Welt zur Mündigsprechung.«

»Was würdest du geben, um Frankreich und die Welt diesem Ziele zuzuführen?«

»Mein Leben ... das ist das einzige, was ich noch besitze, denn mein Gut habe ich schon hingegeben.«

Als der Schwur geleistet war, tat sich die Tür wieder auf, und Saint-Just entfernte sich.

Der Präsident sagte laut:

»Nummer 3!«, und der dritte Jünger erschien. Sein Anzug war elegant, aber man bemerkte daran jene Einfachheit, die in Frankreich Mode zu werden begann.

»Wo hast du das Licht empfangen?« sagte der Präsident.

»Zu Paris, in der Loge der freien Männer.«

»Wie alt bist du?«

Der Jünger gab durch ein Zeichen zu erkennen, daß er zu der Genossenschaft der Rosenkreuzler gehörte.

»Wie hießest du unter den Uneingeweihten?«

»Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans.«

»Wie heißest du unter den Erwählten?«

»Egalité.«

»Warum wünschest du unter uns aufgenommen zu werden?«

»Weil ich immer unter den Großen gelebt habe und endlich unter Menschen zu leben wünsche.«

»Hast du Paten?«

»Ja, zwei. Der eine heißt Abscheu, der andere Haß.«

»Mit welchem Wunsche wandelst du die Bahn, welche du zu betreten wünschest?«

»Mit dem Wunsche, mich zu rächen an dem, der mich verkannt, an der, die mich gedemütigt hat.«

»Was würdest du geben, um diesen Zweck zu erreichen?«

»Mein Vermögen, mein Leben! Ja, noch mehr als mein Leben, meine Ehre!«

Dann folgte die Eidesleistung, die in ihrem Wortlaut für den Aristokraten noch furchtbarer war als für die beiden anderen Jünger. Der Herzog sprach den Eid mit kaltem Schweiß auf der Stirne. Als er aber den Saal verließ, rief er: »Nun ist die Rache mein.«

Die Tür tat sich auf; die Genossen des Bundes wurden hereingeführt und füllten den Sitzungssaal.

Kaum war die Tür hinter dem letzten geschlossen, so streckte Cagliostro die Hand aus und sagte laut:

»Brüder, einige von euch waren vielleicht in einer Versammlung, die vor zwanzig Jahren in einer Grotte des Donnersberges stattfand. In dieser Versammlung faßten wir den Entschluß, das Volk, das in der Knechtschaft lebte, empor und zum Sieg zu führen. Es gab damals schon Freistaaten, aber diese waren uns zu klein; wir erkannten, daß Frankreich als großer Staat zunächst günstiger Boden für uns war. Mich erwähltet ihr zu eurem Führer; unseren Brüdern gab ich damals den Wahlspruch: *Lilia pedibus destrue*: Zertritt die Lilien. Um die erste Periode meines Werkes zu vollbringen, verlangte ich zwanzig Jahre Zeit. Seht, was sich in dieser Zeit in Frankreich geändert hat: Die Parlamente wurden abgeschafft; die Königin, die erst sieben Jahre nach ihrer Vermählung den Kronprinzen gebar sah sich nicht nur als Gattin und Mutter, sondern auch in der Halsbandgeschichte den schmählichsten Angriffen ausgesetzt; – der König, der unter dem Namen 'Ludwig der Ersehnte' den Thron bestieg, wurde von seinen Ministern von einem Experimente zum anderen und endlich zum Bankerott getrieben; – die Versammlung der Notabeln setzte die Generalstände ein, und diese, durch allgemeine Abstimmung ernannt, traten als Nationalversammlung zusammen; – der dritte Stand ging aus dem Kampfe mit Adel und Klerus als Sieger hervor; – die Bastille wurde erstürmt; die fremden Truppen wurden aus Paris und Versailles vertrieben; – die Nacht des 4. August zeigte der Aristokratie die Nichtigkeit des Adels; – der 5. und 6. Oktober zeigte dem Könige und der Königin die Schwäche des Königtums; – der 14. Juli 1790 zeigte der Welt die Einheit Frankreichs; – die Prinzen verloren durch die Auswanderung ihre Popularität; – Monsieur verlor die seinige durch den

Favrasschen Prozeß; – endlich wurde am Altare des Vaterlandes die Verfassung beschworen; der Präsident der Nationalversammlung saß neben dem Könige; über beiden saßen Gesetz und Nation; Europa, das sich uns zuneigt, erwartet schweigend die Dinge, die da kommen werden. – Jetzt sagt, Brüder, ist Frankreich das Rad, in welches Europa eingreifen, ist es die Sonne, welche die Welt erleuchten wird?«

»Ja, ja!« riefen alle Stimmen.

»Und glaubt ihr,« fuhr Cagliostro fort, »daß wir das begonnene Werk sich selbst überlassen können? Glaubt ihr, daß die beschworene Verfassung jede Besorgnis beseitige?«

»Nein, nein!« riefen alle Stimmen.

»Dann muß die zweite Periode des großen Revolutionswerkes unternommen werden«, sagte Cagliostro; »der Hof hat sein gegenrevolutionäres Werk wieder begonnen; jetzt ist es Zeit, wieder zu rüsten. Den Wahlspruch Christi: Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! haben wir schon halb errungen; wir wollen ihn ganz zur Wahrheit machen!«

Cagliostro hielt inne; lauter, begeisterter Beifall folgte seiner Rede.

Endlich wurde es wieder still. Die sechs maskierten Männer verneigten sich einer nach dem anderen vor dem Redner, küßten ihm die Hand und entfernten sich.

Dann ging jeder der Anwesenden vor der Rednerbühne vorüber, verneigte sich und wiederholte den verhängnisvollen Wahlspruch:

»Lilia pedibus destrue.«

Vierundzwanzigstes Kapitel

»Herr Graf,« sagte der Kammerdiener, »der Doktor Gilbert ist da.«

»Wie, der Doktor!« sagte Mirabeau. »Wegen einer solchen Kleinigkeit läßt man den Doktor kommen? Oh! Doktor, ich bedaure sehr, daß man Sie belästigt hat, ohne mich zu fragen ...«

»Lieber Graf,« erwiderte Gilbert, »man belästigt mich nie, wenn man mir Gelegenheit gibt, Sie zu sehen.«

Gilbert sah die Veränderung, die seit einem Monate in der ganzen Person des berühmten Redners vorgegangen war.

»Ja,« sagte Mirabeau, »nicht wahr, ich habe mich verändert? Ich will Ihnen sagen, woher das kommt.«

»Sie wissen,« fuhr Mirabeau fort, »worüber in der gestrigen Sitzung debattiert wurde? Es handelte sich um das Berg- und Hüttenwesen. Ich schlug die Feinde in die Flucht; ich blieb freilich auf dem Platze, aber ich hatte doch einen Sieg erkämpft. Und diesen Sieg habe ich bis heute früh um drei Uhr gefeiert ... dann bekam ich Schmerzen in den Eingeweiden. Julius hat Angst bekommen und zu Ihnen geschickt. Gilbert war ein zu geschickter Arzt, als daß er den Zustand Mirabeaus nicht hätte, bedenklich finden sollen. Der Kranke schien dem Ersticken nahe; er atmete schwer, und sein Gesicht war aufgedunsen, der Puls unregelmäßig.

»Diesmal wird es nichts zu bedeuten haben, lieber Graf«, sagte Gilbert; »aber es war Zeit! ...« Er zog mit jener Geschwindigkeit und Gelassenheit, an der man das wahre Talent erkennt, sein Besteck aus der Tasche und ließ den Patienten zur Ader.

»Teufel!« sagte Mirabeau, »ich glaube, daß Sie recht haben, Doktor ... Es war Zeit!«

Augenblicklich fühlte er eine große Erleichterung.

»Sie sind ein großer Narr, Graf, daß Sie ein Leben, das für Frankreich so kostbar ist, an einige Stunden vermeinter Genüsse setzen.«

»Bah! lieber Doktor,« sagte Mirabeau, »mein Leben ist für Frankreich nicht so kostbar, wie Sie glauben!«

»Werden Sie bedenklich krank,« erwiderte Gilbert, »so werden Sie morgen ganz Paris unter Ihren Fenstern haben; sterben Sie übermorgen, so wird ganz Frankreich Ihrer Leiche folgen!«

»Was Sie mir da sagen, ist sehr tröstlich«, antwortete Mirabeau lachend.

»Wie fühlen Sie sich jetzt?«

»Mein Kopf wird leicht; aber ich habe noch Schmerzen in den Eingeweiden.«

»Oh! das überlassen wir den Zugpflastern, lieber Graf. Der Aderlaß hat das seinige getan; jetzt lasse ich Ihnen eine Stunde Ruhe, dann fahren Sie mit mir nach Paris.«

»Doktor,« sagte Mirabeau lachend, »wollen Sie mir erlauben, daß ich erst heute abend abreise und Sie um elf Uhr in meinem Hause erwarte? Ich habe mein Wort gegeben; Sie werden doch nicht verlangen, daß ich es breche?«

»Und heute abend wollen Sie in Paris sein?«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie um elf Uhr erwarten werde ... Wahrhaftig, lieber Doktor, jetzt fühle ich mich ganz wohl.«

»Das heißt, Sie, weisen mir die Tür? Ich würde ohnehin nicht bleiben können; ich habe Dienst in den Tuilerien!«

»So! Dann werden Sie die Königin sehen«, sagte Mirabeau, der wieder trübe gestimmt wurde.

»Wahrscheinlich ... Haben Sie etwas an sie zu bestellen?«

Mirabeau lächelte bitter.

»Diese Freiheit würde ich mir nicht nehmen, Doktor. Sagen Sie ihr lieber gar nicht, daß Sie mich gesehen haben.«

»Warum nicht?«

»Weil Marie Antoinette Sie fragen würde, ob ich die Monarchie gerettet, wie ich ihr versprochen habe, und Sie würden die Frage mit Nein beantworten müssen ...«

»Ich soll ihr also nicht sagen, daß Sie sich durch Ihre übermäßigen Arbeiten, durch Ihre Anstrengungen auf der Rednerbühne ins Grab stürzen?«

»Ja, sagen Sie ihr das ... Wenn Sie wollen, machen Sie mich sogar kränker, als ich bin.«

»Gut, es soll geschehen.«

»Und Sie wollen mir alles wieder sagen, was sie über mich sagen wird?«

»Wort für Wort.«

»Gut ... Adieu, Doktor ... Tausend Dank!«

Er reichte Gilbert die Hand.

Gilbert sah Mirabeau forschend an; dieser Blick schien den Grafen verlegen zu machen.

»Apropos, ehe Sie fortgehen,« sagte der Kranke, »was verordnen Sie mir?«

»Keine Krankenwärterin unter fünfzig Jahren ... Sie verstehen mich doch, Graf?«

»Ich werde Ihre Vorschrift genau befolgen,« sagte Mirabeau lachend, – »und wenn's nicht anders möglich ist, so nehme ich zwei fünfundzwanzigjährige!« Vor der Tür begegnete Gilbert dem Kammerdiener. Der arme Mensch hatte Tränen in den Augen.

»Oh! Herr Gilbert,« sagte er, »warum gehen Sie fort?«

»Ich gehe fort, lieber Julius, weil mir die Tür gewiesen wird«, sagte Gilbert lachend.

»Und wissen Sie, warum?« eiferte der Alte, »Wegen der Dame! Und weil sie der Königin ähnlich ist! ... Mein Gott, die klugen Leute sind doch manchmal herzlich dumm!«

In Paris begegnete Gilbert Desmoulins, die lebende Zeitung. Er erzählte ihm Mirabeaus Krankheit, die er absichtlich gefährlicher machte, als sie wirklich war. Dann begab er sich in die Tuilerien und meldete die Krankheit des Grafen dem Könige, dann der Königin.

Die stolze Stirn Marie Antoinettes zog sich in Falten.

»Warum«, sagte sie, »hat ihn diese Krankheit nicht in der Frühe jenes Tages befallen, wo er seine schöne Rede über die dreifarbige Fahne hielt?«

Sie schien zu bereuen, daß sie in Gilberts Gegenwart ihren Haß gegen dieses Zeichen der französischen Nationalität geäußert hatte, und setzte hinzu:

»Es wäre freilich ein großes Unglück für Frankreich und für uns, wenn diese Unpäßlichkeit Fortschritte machte.«

»Ich glaube Euer Majestät untertänigst bemerkt zu haben,« erwiderte Gilbert, »daß es eine Krankheit und nicht bloß eine Unpäßlichkeit ist.«

»Diese Krankheit werden Sie bezwingen, Doktor«, sagte die Königin. »Sie müssen mir über das Befinden des Herrn von Mirabeau Bericht abstatten. Ich verlasse mich darauf.«

Dann sprach sie von anderen Dingen.

Abends begab sich Gilbert zur bestimmten Stunde in Mirabeaus kleines Hotel und fand Mirabeau auf dem Sofa. Auf einem Sessel bemerkte er einen zurückgelassenen Kaschmirschal.

Mirabeau schien die Aufmerksamkeit Gilberts von diesem in der Eile vergessenen corpus delicti ablenken zu wollen, er rief ihm entgegen:

»Ah! Sind Sie es? ... Ich habe gehört, daß Sie einen Teil Ihres Versprechens schon gehalten haben: Paris weiß, daß ich krank bin. Haben Sie den zweiten

ebenso gewissenhaft gehalten? Haben Sie beiden Majestäten gemeldet, daß ich ihnen nicht lange mehr zur Last sein werde?«

»Ich habe wenigstens gesagt, daß Sie krank sind.«

»Und was hat man Ihnen geantwortet?«

»Die Königin sagte, Sie hätten vor der Sitzung, in welcher Sie für die dreifarbige Fahne gesprochen, krank werden sollen.«

Mirabeau fuhr auf.

»So wird man mit Undank belohnt!« sagte er mit Bitterkeit. »Sie denkt also nicht mehr an die fünfundzwanzig Millionen, die der König als Zivilliste, nicht mehr an die vier Millionen, die sie selbst als Wittum erhält. – Die dreifarbige Fahne! sie ist jetzt die einzige Zuflucht des Königtums; es wäre vielleicht noch zu retten, wenn es ehrlich und offen in ihrem Schatten Schutz suchte. Aber die Königin will sich nicht retten; sie will sich rächen. Ich wollte zugleich das Königtum und die Freiheit retten; aber ich stehe allein in diesem Kampfe. Und gegen wen kämpfe ich? Hätte ich Menschen, Tiger, Löwen zu bekämpfen, ich würde sie nicht fürchten ... Nein, es ist der Kampf gegen das Meer, gegen die steigende Flut! Gestern waren mir kaum die Füße benetzt; heute reicht mir das Meer bis an die Knie; morgen wird die Flut bis an den Leib steigen und übermorgen über dem Kopfe zusammenschlagen! ... Ich muß aufrichtig gegen Sie sein, Doktor; zuerst grämte ich mich, dann verwandelte sich mein Kummer in Überdruß und Ekel. Ich hatte einen schönen Traum geträumt: ich glaubte der Vermittler zwischen Revolution und Monarchie zu werden; ich hoffte die Königin zu retten, wenn sie einst von dem Strom fortgerissen würde. Doch ich habe mich getäuscht, man hat nie ernstlich auf meinen Beistand gezählt, man hat nur darauf gesonnen, mir meine Popularität zu rauben, mich zu vernichten. Jetzt kann ich nichts Besseres tun, als zur rechten Zeit zu sterben, den Tod mit anmutigem Lächeln zu erwarten und recht graziös den Geist aufzugeben.«

Mirabeau sank auf das Sofa zurück und biß ingrimmig in die weichen Polster.

Gilbert wußte nun, was er wissen wollte.

»Was würden Sie sagen, Graf,« fragte er, »wenn sich der König morgen nach Ihnen erkundigen ließe?«

»Der König ... oder die Königin?« setzte Gilbert hinzu.

»Sie glauben,« erwiderte Mirabeau, »daß die Königin sich so weit herablassen würde? Gut, ich werde bis morgen abend warten. Wenn sie bis dahin zu mir geschickt hat ... so haben Sie recht, und ich habe unrecht ...«

»Bis dahin aber, lieber Demosthenes, müssen Sie sich Ruhe gönnen ... keine Gemütsbewegung, keine Aufregung!«

Gilbert entfernte sich. Der alte Kammerdiener erwartete ihn vor der Tür. »Nur Mut gefaßt, Freund«, sagte der Doktor; »dein Herr befindet sich besser.«

Der alte Diener schüttelte traurig den Kopf.

»Wie! Du glaubst mir nicht?« fragte Gilbert.

»Ich glaube gar nichts, Herr Doktor, solange sein böser Genius bei ihm ist.«

Unten an der Treppe sah Gilbert eine verschleierte Gestalt; sobald ihn diese bemerkte, entfloh sie durch eine halboffene Tür.

»Wer ist die Dame?« fragte Gilbert.

»Sie wissen ja,« antwortete der Kammerdiener, »das Ebenbild der Königin.«

Gilbert wurde nachdenklich, als er diese Worte vernahm. »Unmöglich!« sagte er und verließ das Haus.

Mirabeau hatte eine ziemlich ruhige Nacht. In der Frühe rief er seinen Diener und ließ das Fenster öffnen, um die frische Morgenluft zu atmen.

Von diesem Fenster aus konnte man auf die Straße sehen. Bei jedem Schlage des Türklopfers, bei jedem Ton der Glocke hätte man aus dem gegenüberstehenden Hause sehen können, wie sein Gesicht hinter dem Vorhang hervorlugte und ein spähender Blick die Menschen auf der Straße musterte.

Um zwei Uhr erschien Julius in Begleitung eines Lakaien ohne Livree. Mirabeau dachte im ersten Augenblick, es sei ein Bote der Königin, aber er irrte sich.

»Von dem Herrn Doktor Gilbert«, sagte Julius.

»Sage deinem Herrn, daß du mich außer Bett gefunden hättest und daß ich ihn heute abend erwarte«, sagte Mirabeau zu dem Bedienten.

Der Nachmittag verging, Türklopfer und Klingel waren unaufhörlich in Bewegung; ganz Paris schrieb sich bei Mirabeau ein. Auf der Straße versammelten sich viele Menschen aus den unteren Volksklassen, die aus den Zeitungen von Mirabeaus Krankheit erfahren hatten und den beruhigenden Versicherungen des alten Kammerdieners nicht glauben wollten.

Gegen fünf Uhr trat Mirabeau auf den Balkon und winkte den braven Leuten, die sich als Wächter seiner Ruhe aufgestellt hatten, seinen Dank zu.

Er wurde erkannt, und die Chaussee d'Antin ertönte von dem lauten Ruf: »Es lebe Mirabeau!«

Er aber dachte an die stolze, schöne Frau, die sich nicht im mindesten um ihn bekümmerte, und sein Auge sah sich forschend um, ob nicht ein Lakai in blauer Livree von den Boulevards herkäme.

Der Abend verging – aber er wartete vergebens. Um elf Uhr trat Gilbert lächelnd ein, aber er erschrak über Mirabeaus Gesicht. »Ist kein Bote gekommen?« fragte er.

»Nein, lieber Doktor; es ist niemand gekommen.«

»Unmöglich!« sagte Gilbert. Mirabeau zuckte die Achseln.

»Sie ehrlicher, argloser Mann!« sagte er zu ihm.

Dann faßte er Gilberts Hand und setzte hinzu:

»Soll ich Ihnen sagen, Doktor, was Sie heute getan haben?«

»Nun, so lassen Sie hören.«

»Sie waren heute um ein Uhr in den Tuilerien; Sie sprachen mit der Königin; Sie sagten, mein Zustand verschlimmere sich; es sei gut, sich wenigstens aus Berechnung, wenn auch nicht aus Teilnahme, nach meinem Befinden erkundigen zu lassen. Sie schien überzeugt, daß Sie recht hatten; sie entließ Sie mit der Versicherung, daß sie zu mir schicken werde; Sie entfernten sich voll Freude und im Vertrauen auf das königliche Wort ... und sie lachte über Ihre Leichtgläubigkeit ... Jetzt sagen Sie aufrichtig,« setzte Mirabeau hinzu, »ist es nicht so?«

»In der Tat,« erwiderte Gilbert, »wenn Sie dabei gewesen wären, lieber Graf, hätten Sie nicht besser sehen und hören können.«

»Wie unpolitisch!« sagte Mirabeau mit Bitterkeit. »Ich sagte Ihnen ja, in den Tuilerien weiß man Zeit und Umstände nicht zu benutzen ... Ein Diener in königlicher Livree, der heute, während sich das Volk unter meinen Fenstern drängte, in mein Haus gekommen wäre, würde die Bourbons wieder für ein Jahr populär gemacht haben!«

Mirabeau wandte sich ab und drückte die Hand auf die Augen. Gilbert sah zu seinem Erstaunen, daß ihm eine Träne über die Wange rollte. Er sagte:

»Nehmen Sie jetzt ein Bad, lieber Graf.«

Zehn Minuten nachher war Mirabeau im Bade, und Gilbert wurde, wie gewöhnlich, von dem alten Kammerdiener hinausbegleitet.

Mirabeau klingelte.

»Jean,« sagte er, »laß in meinem Zimmer einen Tisch decken und frage Oliva, ob sie mir das Vergnügen machen will, mit mir zu soupieren ... und die Blumen nicht vergessen!«

Um vier Uhr morgens wurde der Doktor Gilbert durch heftiges Klingeln geweckt.

»Ich weiß es schon,« sagte er, aus dem Bett springend, »Mirabeau hat einen Rückfall bekommen!«

Gilbert irrte sich nicht. Mirabeau hatte Jean und Julius zu Bett geschickt, nachdem das Souper aufgetragen und der Tisch mit Blumen bedeckt war.

Dann hatte er alle Türen verschlossen, bis auf eine. Diese führte in die Wohnung der Unbekannten, die der alte Diener den bösen Genius des Grafen nannte.

Um halb vier Uhr wurde heftig geklingelt. Beide Diener mußten einen Umweg durch die Wohnung der unbekannten Frau machen, um in das Schlafgemach zu kommen. Mirabeau, der halb ohnmächtig in seinem Fauteuil lag, hielt die Unbekannte in seinen Armen; vermutlich wollte er sie hindern, um Hilfe zu rufen. Sie hatte in ihrem Schrecken die auf dem Tische stehende Klingel ergriffen. Als sie die beiden Diener bemerkte, rief sie sowohl für sich, als für Mirabeau um Hilfe; denn Mirabeau erdrückte sie fast in seinen krampfhaften Zuckungen.

Die beiden Diener machten sie mit großer Mühe aus den Armen des Todkranken los. Mirabeau sank wieder in seinen Armsessel zurück; sie flüchtete in ihr Zimmer.

»Nun, was gibt's schon wieder?« fragte Gilbert.

»Ach! Herr Doktor,« sagte der alte Diener, »das hat wieder der weibliche Unhold zu verantworten! ... Und dann die verwünschten Blumen! ... Sie werden sehen! Oh, Sie werden sehen!«

In diesem Augenblick hörte man lautes Schluchzen. Gilbert eilte die Treppe hinauf. Als er in den ersten Stock kam, trat ihm auf einmal eine weibliche

Gestalt in flatterndem weißem Gewande entgegen und sank ihm zu Füßen. »Oh, Gilbert! Gilbert!« sagte sie, seine beiden Hände fassend, »um des Himmels willen, retten Sie ihn!«

»Nicole!« rief Gilbert erstaunt, »Nicole! ... Sie waren es also? ...«

»Retten Sie ihn! retten Sie ihn!« wiederholte Nicole.

Gilbert bebte plötzlich, vor einem entsetzlichen Gedanken zurück, der sich ihm aufdrängte.

»Jetzt wird mir alles klar«, sagte er für sich. »Beausire verkauft Schmähschriften gegen ihn ... Nicole ist seine Geliebte ... Er ist verloren, denn Cagliostro hat seine Hand dabei im Spiele!«

Mirabeau war wieder zur Besinnung gekommen. Gilbert ging hastig auf ihn zu.

»Ah!« sagte er, »es ist noch nicht so schlimm, wie ich fürchtete.«

Mirabeau lächelte.

Gilbert untersuchte den Puls, die Zunge; der Puls ging heftig, die Zunge war belegt. Plötzlich fingen die Schmerzen, die der Kranke zwei Tage zuvor schon gehabt hatte, wieder an; der Puls schlug heftig und setzte von Zeit zu Zeit aus.

Gilbert verordnete dieselben ableitenden Mittel, welche schon früher eine schnelle Linderung bewirkt hatten. Leider aber hatte der Kranke entweder nicht die Kraft, die Zugpflaster zu ertragen, oder er wollte nicht genesen; denn nach einer Viertelstunde verlangte er, daß die Zugpflaster abgenommen würden. Darauf verschlimmerte sich der Zustand.

Das Gerücht, welches sich schnell in der ganzen Stadt verbreitete, stellte den Zustand des großen Redners als sehr bedenklich dar; er habe einen Rückfall bekommen, hieß es, und sein Leben sei in Gefahr. Ganz Paris war so bestürzt, als ob ein allgemeines Unglück die ganze Bevölkerung bedrohte. Den ganzen Tag war die Straße, wie schon abends vorher, von

Leuten aus dem Volke abgesperrt, um jedes Geräusch von dem Hause des Kranken fernzuhalten. Von Stunde zu Stunde erkundigten sich die unter den Fenstern harrenden Gruppen nach seinem Befinden. Es wurden schriftliche Krankheitsberichte ausgegeben, welche augenblicklich durch die ganze Stadt verbreitet wurden. Die Tür war von Personen jeden Standes, jeder politischen Farbe belagert; die Freunde und Verwandten des großen Redners hatten sich im Hofe und im Vorsaal des Erdgeschosses versammelt, ohne daß er selbst eine Ahnung von diesem Gedränge hatte. Übrigens wurden zwischen Mirabeau und dem Doktor Gilbert nur wenige Worte gewechselt.

Vierundzwanzig Stunden ging Doktor Gilbert keinen Augenblick von Mirabeaus Krankenlager. Am Mittwoch abends gegen elf Uhr war das Befinden des Grafen leidlich, und Gilbert begab sich auf sein Zureden in ein Nebenzimmer, um einige Stunden zu ruhen.

Bei Tagesanbruch erwachte er; der Kranke mußte schrecklich gelitten haben; die Schmerzen waren heftiger geworden, der Kranke schien oft dem Ersticken nahe.

Von Zeit zu Zeit hatte der Kranke den Namen der Königin ausgesprochen.

»Die Undankbaren!« hatte er gesagt; »sie haben sich nicht einmal nach mir erkundigen lassen!«

Gilbert dachte, daß alles von der nahe bevorstehenden Krise abhänge; er ließ daher, um die Krankheit nachdrücklich zu bekämpfen, Blutegel auf die Brust setzen; aber die Blutegel wollten nicht saugen. Man ersetzte sie durch einen zweiten Aderlaß am Fuße und durch Moschuspillen.

Nach acht Stunden endlich ließ das Fieber nach und der Tod schien zu weichen. Die Besserung war aber nur vorübergehend. Gilbert stand vor dem Bette und sah dem entsetzlichen Kampfe zu, der jetzt eintrat. Mirabeau war verloren! Er war nicht mehr zu erkennen.

Von diesem Augenblick an nahm das Gesicht Mirabeaus jenen feierlichen Ausdruck an, der im Todeskampfe großer Männer immer bemerkt worden ist. Seine Stimme wurde langsam, ernst, sie nahm gewissermaßen einen

prophetischen Ausdruck an; seine Sprache wurde gemessener, sein Gedankenkreis erweiterte sich, und in seinen Gefühlen zeigte sich mehr Hingebung, mehr Innigkeit, mehr Tiefe.

Mirabeau ließ nun jedermann vor, der ihn zu sehen wünschte. Von Zeit zu Zeit fragte er, wer sich nach ihm erkundigte. Er fragte zwar nicht, ob ein Bote der Königin dagewesen sei, aber aus dem Seufzer, den der Sterbende ausstieß, als die Liste zu Ende war, schloß Gilbert, daß gerade der gewünschte Name fehlte.

Dann sprach er mit wunderbarer Klarheit über die allgemeine Politik. Den König und die Königin erwähnte er gar nicht.

Von Zeit zu Zeit hörte man draußen den vielstimmigen Ruf: »Es lebe Mirabeau!« Mirabeau lauschte und ließ das Fenster öffnen, um diesen Ruf, der ihn für so viele Leiden belohnte, deutlicher vernehmen zu können.

Als der Tag anbrach, sagte er zu Gilbert: »Heute werde ich sterben ... Habe ich die Erlaubnis, alles zu tun, was ich will?«

Gilbert antwortete durch eine stumme Gebärde, daß ihm alles freistehe.

Mirabeau rief seine beiden Diener.

»Jean,« sagte er, »besorge mir die schönsten Blumen, die zu finden sind. Julius wird mich unterdessen so schön wie möglich machen.«

Der alte Kammerdiener begann seinen Herrn zu rasieren und zu frisieren.

Sobald Jean aus dem Hause trat, wurde er von dem versammelten Volke mit Fragen bestürmt, kaum hatte er gesagt, daß sein Herr Blumen verlangt habe, liefen mehrere der Anwesenden durch die benachbarten Straßen und riefen: »Blumen für Herrn von Mirabeau!« Sogleich taten sich alle Türen auf, und jedermann bot das Schönste, was in der Wohnung oder im Treibhause zu finden war. In einer Viertelstunde war das Haus mit den seltensten Blumen überfüllt. »Lieber Doktor,« sagte Mirabeau, »ich habe jetzt von jemandem, der dieses Haus vor mir verlassen muß, für immer Abschied zu nehmen.

Lassen Sie mich eine Viertelstunde allein; aber warten Sie im Nebenzimmer ... Wenn sie fort ist, müssen Sie bei mir bleiben bis zu meinem Tode.«

In der nun folgenden halben Stunde wurde Gilbert von den im Hause anwesenden Freunden des Kranken mit Fragen bestürmt; er erklärte, daß Mirabeau wahrscheinlich den Abend nicht mehr erleben werde.

Man hörte das Rollen eines Wagens, der vor dem Hause anhielt. Gilbert glaubte im ersten Augenblick, es sei ein Hofwagen; er eilte ans Fenster, es wäre für den Sterbenden ein süßer Trost gewesen, zu erfahren, daß die Königin an ihn dachte! Aber es war ein einfacher Fiaker, den Jean geholt hatte. Er erriet, für wen.

Einige Minuten nachher kam Jean aus dem Hause und hob eine verschleierte Dame in den Wagen.

Bald darauf tat sich die Tür des Krankenzimmers auf, und man hörte die matte Stimme Mirabeaus, der den Doktor verlangte.

Als Gilbert wieder an das Bett trat, fand er ein gesticktes, mit Spitzen besetztes Taschentuch auf dem Boden. Er hob es auf; es war ganz naß von Tränen.

»Sie hat nichts mitgenommen«, sagte Mirabeau, als er das Taschentuch bemerkte; »sie hat sogar noch etwas zurückgelassen.«

Die wenigen Stunden, die Mirabeau noch lebte, waren nur noch ein Todeskampf.

Als er einmal wieder erwachte, wollte er die Liste derer sehen, die bei ihm vorgesprochen hatten.

Nicht einmal ein der königlichen Familie nahestehender Name, in welchem man eine versteckte Teilnahme hätte vermuten können, war in der Liste zu finden, geschweige die Königin selbst. Mirabeau tat sich nun die größte Gewalt an, um einige Worte zu sprechen. Es gelang ihm. »Oh, die Verblendeten!« rief er, »sie bedenken nicht, daß sie verloren sind, wenn ich die Augen schließe! ... Die Monarchie wird mich einst bedauern, wenn sie

auf meinem Grabe von den Unruhestiftern zerrissen und als Beute verteilt wird!«

Gilbert nahm einen Löffel, goß einige Tropfen der grünlichen Flüssigkeit, von welcher er Mirabeau schon ein Fläschchen gegeben hatte, hinein, und ohne sie diesmal mit Branntwein zu verdünnen, hielt er sie dem Kranken an die Lippen.

»Oh, lieber Doktor,« sagte Mirabeau lächelnd, »wenn das Lebenselixier auf mich wirken soll, so geben Sie mir den ganzen Löffel voll.«

Der Doktor erfüllte Mirabeaus Wunsch und reichte ihm den Trank, den er mit ungemeinem Wohlbehagen schlürfte.

Er schwieg einige Sekunden; dann sagte er mit ahnungsvollem Ton, als ob an der Schwelle der Ewigkeit der Schleier der Zukunft vor ihm aufgezogen würde:

»Ach! Doktor, wer in diesem Jahre 1791 stirbt, kann sich glücklich schätzen; denn bis jetzt ist von der Revolution nur das reine, strahlende Antlitz sichtbar gewesen. Bis jetzt hat keine große Revolution weniger Blut gekostet; denn bis jetzt ist es nur eine Revolution der Geister, aber bald wird sie sich in Taten offenbaren.«

Der Kranke sank auf das Kissen zurück. Drei Stunden lang ruhte seine schon erstarrte Hand in den Händen Gilberts; in diesen drei Stunden, von vier bis sieben Uhr, war der Todeskampf ruhig, so ruhig, daß man alle, die ihn sehen wollten, vorlassen konnte.

Aber gegen acht Uhr fühlte Gilbert die Hand Mirabeaus in der seinigen zucken. Die Zuckung war so heftig, daß er sich nicht täuschen konnte.

»Es geht zu Ende«, sagte er. »Jetzt beginnt der wahre Todeskampf!« Die Stirn des Sterbenden war mit Schweiß bedeckt; er schlug die Augen auf, sein Blick war ungemein lebhaft.

Er gab durch Zeichen zu verstehen, daß er eine Feder, Tinte und Papier wünsche.

Man gehorchte, nicht nur, um seinen Wunsch zu erfüllen, sondern auch, um keinen Gedanken dieses großen Genies verlorengehen zu lassen.

Er nahm die Feder und schrieb mit fester Hand die zwei Worte: »Schlafen, sterben ...« Es waren die Worte Hamlets.

Nach einer Pause verlangte er wieder nach der Feder.

Gilbert reichte sie ihm.

Mirabeau faßte mit krampfhaft zuckender Hand das Papier und schrieb mit kaum lesbaren Zügen: »Fliehen! Fliehen! Fliehen!«

Er wollte seinen Namen unterschreiben, aber er vermochte nur die ersten vier Buchstaben aufs Papier zu bringen.

»Das geben Sie ihr!« stammelte er, den Arm nach Gilbert ausstreckend.

Es waren seine letzten Worte.

Er sank regungslos auf das Kissen zurück; sein Atem stockte, sein Blick erlosch. – Er war tot!

Gilbert trat ans Bett, betrachtete ihn, griff an den Puls und legte ihm die Hand aufs Herz. Dann wandte er sich zu den Anwesenden:

»Meine Herren, Mirabeau hat aufgehört zu leiden!«

Der Schmerz war allgemein, der Verlust ward in allen Schichten der Gesellschaft tief gefühlt.

Mit ungeheurem Pomp und allen Ehren wurde Mirabeaus Leichnam im Pantheon beigesetzt. –

Der Tod Mirabeaus hatte über die öffentlichen Angelegenheiten plötzlich tiefes Dunkel verbreitet. Man wußte nicht mehr, wohin man sich wenden, welche Bahn man betreten sollte. Der starke, gewandte Bändiger des Ehrgeizes und Hasses war vom Schauplätze abgetreten; man fühlte, daß er etwas mitgenommen hatte, was der Nationalversammlung von nun an

fehlen würde: den Geist des Friedens, der mitten im Kriege wacht, die unter dem heftig arbeitenden Geiste verborgene Herzensgüte. Jedermann hatte durch Mirabeaus Tod verloren: die Royalisten hatten keine Sporen, die Revolutionäre keinen Zügel mehr. Der Wagen mußte nun schneller den langen, jähen Abhang hinunterrollen ... Wer konnte sagen, wohin er rollte? – –

Kaum drei Jahre später verbannte man Mirabeaus leibliche Reste aus dem Pantheon und setzte sie auf dem Friedhofe bei, auf dem die Hingerichteten bestattet wurden. –

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Der König war allein; ein Kammerdiener meldete:

»Der Herr Graf von Charny.«

»Nur herein! geschwind herein!« sagte der König. »Ich erwarte ihn seit gestern!«

Charny ging schnell hinein und trat mit ehrfurchtsvoller Hast auf den König zu.

»Sire,« sagte er, »ich erhielt vorgestern in der Nacht Ihren Befehl und reiste gestern früh um drei Uhr mit Extrapost von Montmédy ab.«

»Dann weiß ich mir die kleine Verspätung zu erklären«, sagte der König lächelnd.

»Sire,« versetzte Charny, »ich hätte allerdings mit Kurierpferden reisen können; ich wäre dann früher hier eingetroffen. Aber ich wollte die von Eurer Majestät gewählte Straße, insbesondere die guten und schlechten Poststationen kennenlernen. Ich habe alles sorgfältig aufgezeichnet und bin jetzt in der Lage, über alle Umstände Auskunft zu geben.«

»Bravo, Herr von Charny!« sagte der König; »Sie sind ein unvergleichlicher Diener ... Ich sagte soeben meinem lieben Kerkermeister

Lafayette, ich würde lieber König von Metz als König von Frankreich sein ... Doch zum Glück sind Sie da!«

»Eure Majestät wollten die Gnade haben, mich mit der Lage der Dinge bekanntzumachen.«

»Ja, es ist wahr; ich will mich kurz fassen ... Sie haben die Flucht meiner Tante erfahren? Dieser Reise stand kein gesetzliches Hindernis im Wege, und man hatte nicht zu fürchten, daß zwei harmlose alte Damen die Emigrantenpartei verstärken würden. Sie hatten Narbonne mit den Vorkehrungen zur Abreise beauftragt, aber ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, die Sache wurde bekannt, und sie erhielten am Abend ihrer Abreise in Bellevue einen Besuch in der Art wie der, den wir am 5. und 6. Oktober in Versailles erhielten. Glücklicherweise entkamen sie durch die eine Tür, während das ganze Gesindel in die andere hineinstürmte ... Denken Sie sich, kein Wagen war bereit! Drei sollten vollständig bespannt unter den Remisen halten! Sie mußten bis Meudon zu Fuß gehen; dort fand man endlich die Kutschen und reiste ab. Drei Stunden später war ganz Paris in Aufruhr. Marat behauptete, sie wären mit Millionen durchgegangen; Desmoulins meinte, sie hätten den Dauphin mitgenommen ... Als die Abreise der alten Damen einen so ungeheuren Lärm verursachte, kamen einige treue Freunde in die Tuilerien und boten mir ihren Beistand, ihr Leben an. Es mochten etwa hundert Edelleute sein. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, es sei eine Verschwörung im Anzuge und man beabsichtige, mich zu entführen. Lafayette, den man unter dem Vorwande, die Bastille werde wieder besetzt, in die Vorstadt Saint-Antoine geschickt hatte, kommt voll Zorn zurück, dringt mit gezogenem Degen und gefälltem Bajonett in die Tuilerien und entwaffnet unsere armen Freunde.«

»Oh, Sire, wir leben in einer schrecklichen Zeit!« sagte Charny, der traurig den Kopf schüttelte. »Warten Sie nur ... Wir gehen alljährlich, nach Saint-Cloud; das ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Vorgestern bestellen wir die Kutschen; wir gehen hinunter und finden fünfzehnhundert Personen um die Kutschen versammelt! Wir wollen einsteigen, aber das Volk fällt den Pferden in die Zügel und ruft, ich hätte die Absicht, zu fliehen, aber man werde es nicht zugeben ... Nach einer Stunde fruchtloser Versuche mußten mir umkehren. – Die Königin weinte vor Zorn!«

»War denn der General Lafayette nicht da, um Eurer Majestät beizustehen?«

»Lafayette? ... er eilte zum Stadthause, um das Vaterland in Gefahr zu erklären und die rote Fahne zu verlangen ... Das Vaterland in Gefahr, weil der König und die Königin nach Saint-Cloud fahren wollen!«

»Wenn die Dinge so stehen, Sire, so haben wir um so mehr Ursache, uns zu beeilen.«

»Ja, das wollen wir ... Lassen Sie hören, was haben Sie drüben mit Bouillé verabredet?«

Der König nahm eine Karte und breitete sie auf dem Tische aus. Diese Karte war nicht gestochen, sondern gezeichnet und, wie Charny sagte, fehlte kein Haus, kein Baum; er hatte acht Monate daran gearbeitet.

Charny und der König neigten sich auf diese Karte.

»Sire,« sagte Charny, »die eigentliche Gefahr wird für Eure Majestät zu Sainte-Menehould beginnen und zu Stenay aufhören; auf dieser achtzehn Meilen langen Strecke müssen wir unsere Detachements verteilen.«

»Aber könnte man sie nicht näher nach Paris, etwa bis Châlons anrücken lassen?«

»Das ist kaum möglich, Sire«, erwiderte Charny. »Überdies haftete der Marquis von Bouillé nur für die Strecke jenseits Sainte-Menehould. Er könnte sein erstes Detachement höchstens bis Pont-de-Sommevelle vorschieben, und er hat mir noch ausdrücklich aufgetragen, diesen Punkt mit Eurer Majestät zu besprechen ... Sehen Sie, Sire, da liegt der Ort, es ist die erste Poststation jenseits Châlons.«

»Der Marquis von Bouillé hat also die Etappen bereits bezeichnet und die Truppen bestimmt, die mich in einzelnen Abteilungen auf der Reise erwarten sollen?«

»Ja, Sire, mit Vorbehalt der Zustimmung Eurer Majestät.«

»Ich sehe wohl,« sagte der König erfreut, »es ist für alles gesorgt.«

In diesem Augenblick tat sich die Tür auf: die Königin trat ein. Sie war sehr blaß und hielt ein Papier in der Hand; als sie den Grafen sah, konnte sie einen Ausruf der Überraschung nicht unterdrücken; das Papier fiel ihr aus der Hand.

Charny erhob sich und verneigte sich ehrerbietig vor der Königin, die zwischen den Zähnen stammelte:

»Herr von Charny ... Herr von Charny ... hier ... beim König ... in den Tuilerien! ... Und ich wußte es nicht!«

»Ich bin soeben angekommen,« sagte er, »und wollte mich bei Seiner Majestät beurlauben, um auch meiner gnädigsten Königin meine Huldigungen darzubringen.«

Die Wangen der Königin färbten sich wieder. Es war schon lange her, daß sie die Stimme Charnys nicht gehört hatte, und der Ton, den er seinen Worten zu geben wußte, hatte ja so oft zu ihrem Herzen gesprochen!

Charny sah alles, was in dem Herzen der Königin vorging. Der König hatte sich gebückt, um das der Königin entfallene Papier aufzuheben. Er las die wenigen Worte, die auf dem Papier standen, ohne deren Sinn zu verstehen.

»Was bedeuten die drei Worte: ›Fliehen! Fliehen! Fliehen!‹ und dieses Bruchstück einer Unterschrift?« fragte der König.

»Sire,« antwortete Marie Antoinette, »diese drei Worte bedeuten, daß Herr von Mirabeau vor zehn Minuten verschieden ist, und dies ist der Rat, den er uns hinterlassen hat.«

»Madame,« erwiderte der König, »der Rat soll befolgt werden, denn er ist gut, und der Augenblick ist gekommen, ihn in Ausführung zu bringen.«

Dann setzte er, sich an Charny wendend, hinzu:

»Graf, Sie können der Königin in ihre Appartements folgen und ihr alles sagen ...«

Die Königin stand auf und sah bald den König, bald Charny an.

»Kommen Sie, Herr Graf«, sagte sie endlich.

Die Königin begab sich in ihr Boudoir und sank sogleich auf ein Sofa, indem sie dem Grafen von Charny einen Wink gab, die Tür hinter sich zu schließen. Die beiden waren allein.

Kaum saß Marie Antoinette, so wallte ihr volles Herz über, und sie schluchzte laut.

Charny fühlte sich tief ergriffen. Aber er kämpfte diese Aufwallung nieder, denn er fühlte, daß sein Gefühl für Andrea stärker geworden war, und daß diese Liebe siegen müßte.

Die Königin weinte, ohne ein Wort zu sprechen. Raubte ihr die Freude den Gebrauch der Sprache oder der Schmerz?

»Seine Majestät«, sagte Charny, »hat mich ermächtigt, Sie von allem, was ich für Ihre Rettung getan, in Kenntnis zu setzen; geruhen Sie daher, meinen Bericht anzuhören.«

»O Charny! Charny!« sagte die Königin, »haben Sie mir denn nichts Wichtigeres zu sagen?«

Sie drückte dem Grafen zärtlich die Hand und sah ihn mit einem Blicke an, für den er einst sein Leben gelassen haben würde. Während sie ihn ansah, bemerkte sie, daß er keineswegs bestaubte Reisekleider, sondern ganz hofmäßige Staatsuniform trug.

Diese Beobachtung schien sie zu verstimmen.

»Wann sind Sie denn angekommen?«

»Soeben, Madame, von Montmédy«, antwortete Charny.

»Sie haben also die Reise durch halb Frankreich gemacht?«

»Ja, seit gestern früh habe ich neunzig Meilen zurückgelegt.«

»Wie! Nach, dieser langen, ermüdenden Reise sind Sie so sorgfältig gebürstet, lackiert, gekämmt, wie ein Adjutant des Generals Lafayette! ... Die Nachrichten, die Sie zu überbringen hatten, waren also nicht sehr wichtig?«

»Im Gegenteil, aber ich dachte, es würde Aufsehen erregen, wenn ich im Hofe der Tuilerien aus einer mit Staub bedeckten Postchaise stiege. Seine Majestät sagte mir soeben, wie scharf Sie bewacht werden, und ich war froh, daß ich in Uniform gekommen war, wie ein gewöhnlicher Offizier, der nach kurzer Abwesenheit seine Aufwartung machen will.«

Marie Antoinette drückte dem Grafen mit deutlich bemerkbarer Unruhe die Hand.

»Ja, es ist wahr,« sagte sie mit unsicherer Stimme, »ich vergaß, daß Sie in Paris eine Wohnung haben.«

Charny stutzte. Erst jetzt wurde ihm die Absicht der Fragen klar.

»Ich ... in Paris?« sagte er. »Darf ich fragen, wo?«

Marie Antoinette vermochte nur mit Mühe ihre Fassung zu behaupten.

»Mich dünkt, in der Rue Coq-Héron«, sagte sie. »Dort wohnt doch die Gräfin, nicht wahr?«

Charny fühlte sich tief verletzt; er wäre beinahe aufgefahren wie ein Tier, dem man den Sporen in eine noch schmerzende Wunde drückt. »Madame,« erwiderte er mit tiefer Betrübnis, »ich hatte vor meiner Abreise die Ehre, Ihnen zu sagen, daß das Haus der Gräfin keineswegs das meinige ist. Ich bin bei meinem Bruder, dem Vicomte Isidor von Charny, abgestiegen, und in seiner Wohnung habe ich die Kleider gewechselt.« Die Königin jauchzte vor Freude und wollte auf die Knie sinken, indem sie Charnys Hand an ihre Lippen zog.

Aber er kam ihr zuvor und hob sie schnell auf.

»Oh! Madame,« rief er fast bestürzt, »was machen Sie?«

»Ich danke Ihnen, Olivier«, sagte Marie Antoinette mit so sanftem, gefühlsinnigem Ausdruck, daß Charny tief gerührt wurde.

»Sie danken mir!« sagte er mit Tränen in den Augen. »Mein Gott! Wofür denn?«

»Wofür? ... Sie fragen mich, wofür?« erwiderte die Königin. »Ich danke Ihnen für diesen einzigen Augenblick ungetrübter Freude, den ich seit Ihrer Abreise gehabt habe ... Mein Gott! Ich weiß es wohl, die Eifersucht ist eine närrische Sache! Auch Sie waren einst eifersüchtig, Charny; jetzt vergessen Sie es ... Noch einmal meinen Dank, Olivier! Sie sehen, ich bin wieder fröhlich, ich weine nicht mehr.«

Marie Antoinette versuchte zu lachen; aber sie schien in ihrer langen Leidenszeit die Freude verlernt zu haben, denn ihr Lachen hatte einen so traurigen, unheimlichen Ausdruck, daß der Graf ganz betroffen wurde.

Charny fühlte, daß er einen Abhang hinabeilte und daß eine Zeit kommen müsse, wo er an ein Anhalten, geschweige an eine Umkehr nicht mehr denken konnte. Er tat sich Gewalt an.

»Madame,« sagte er, »wollen Sie mir huldreichst erlauben, Ihnen zu erklären, was ich für Sie ausgerichtet habe?«

»Ach! Charny,« antwortete Marie Antoinette, »was ich Ihnen soeben sagte, würde ich lieber hören ... Doch Sie haben recht, Sie müssen mich beizeiten erinnern, daß ich Königin bin. Reden Sie, Herr Botschafter, das Weib hat nichts mehr zu erwarten; die Königin erwartet Ihren Bericht.«

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Am 19. Juni gegen acht Uhr morgens ging Gilbert in seiner Wohnung auf und ab. Von Zeit zu Zeit trat er ans Fenster und neigte sich hinaus; er schien jemanden zu erwarten und hielt ein zusammengefaltetes Papier in der Hand.

Endlich lockte ihn das Rollen eines vor der Tür anhaltenden Wagens ans Fenster; aber es war zu spät: die Person, die in dem Wagen gekommen war,

war schon ins Haus gegangen.

Gilbert rief ins Vorzimmer:

»Bastian, öffne dem Herrn Grafen von Charny die Tür, ich erwarte ihn.«

Er faltete das Papier noch einmal auseinander, und als er eben angefangen hatte zu lesen, meldete Bastian ... nicht den Grafen von Charny, sondern den Grafen Cagliostro.

Gilbert faltete schnell das Papier zusammen und steckte es in die Seitentasche seines Fracks.

»Der Graf von Cagliostro?«

»Mein Gott! ja, lieber Gilbert«, sagte der Graf. »Ich weiß wohl, daß Sie nicht mich, sondern Herrn von Charny erwarteten ... aber Herr von Charny ist beschäftigt; er kann erst in einer halben Stunde hier sein. Ich hoffe, daß ich Ihnen willkommen bin, obwohl Sie mich nicht erwartet hatten.«

»Mein teurer Meister,« erwiderte Gilbert, »Sie wissen, daß Ihnen hier zu jeder Zeit des Tages und der Nacht die Tür offen steht.«

»Ich danke Ihnen, Gilbert; auch mir wird es einst vielleicht vergönnt sein, Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie verehre. Wenn sich die Gelegenheit darbietet, wird der Beweis nicht auf sich warten lassen ... Jetzt lassen Sie uns ein Weilchen plaudern.« »Wovon denn?« fragte Gilbert lächelnd.

»Wovon?« wiederholte Cagliostro; »natürlich von dem Gespräch, das jetzt in der Mode ist ... von der bevorstehenden Abreise des Königs.«

Gilbert schauderte, aber das Lächeln verschwand keinen Augenblick von seinen Lippen; der kalte Schweiß trat ihm wohl auf die Stirn, aber er besaß so viel Willenskraft, daß er nicht erblaßte.

»Sie ist also auf morgen festgesetzt?« fuhr Cagliostro fort, als er sah, daß Gilbert wartete.

»Teuerster Meister,« erwiderte Gilbert, »Sie wissen, daß ich Sie immer ausreden lasse; selbst wenn Sie irren, bleibt für mich immer etwas zu lernen.«

»Daß der König morgen fliehen will, ist Ihnen wohl bekannt, lieber Gilbert, denn Sie selbst sind ja ein Werkzeug dieser Flucht.«

»Wenn dem so ist,« erwiderte Gilbert, »so erwarten Sie doch nicht, daß ich es Ihnen gestehe?«

»Ihres Geständnisses bedarf es nicht; Sie wissen ja, daß mir nichts verborgen ist. Hören Sie, lieber Gilbert. Die Königin will auf der Reise ihre gewohnte Lebensweise nicht ändern, obschon der Graf von Charny versichert, daß die Reise nicht länger als fünfunddreißig Stunden dauern werde. Sie hat bei Desbrosses ein prächtiges Reiseetui bestellt; dieses Etui ist gestern abend in die Tuilerien gebracht worden. – Der große bequeme Reisewagen, für sechs Personen eingerichtet, ist bei dem Hofsattler Louis von dem Grafen Charny bestellt worden. Der Graf zahlt ihm in diesem Augenblicke hundertfünfundzwanzig Louisdor, nämlich die Hälfte der Kaufsumme, aus. Man hat den Wagen gestern mit vier Postpferden probiert; der Vicomte Isidor von Charny hat einen höchst günstigen Bericht darüber abgestattet. – Endlich hat Herr von Montmorin heute morgen einen Paß für die Baronin von Korff, ihre beiden Kinder, ihre beiden Kammerfrauen, ihren Intendanten und drei Diener unterzeichnet, ohne zu wissen, was er unterzeichnete. Die Baronin von Korff ist Frau von Tourzel, die Gouvernante der ›Kinder Frankreichs‹; die beiden Kinder sind Madame Royale und der Dauphin; ihre beiden Kammerfrauen sind die Königin und Madame Elisabeth; ihr Intendant ist der König; die drei Diener, die den Wagen zu Pferde begleiten sollen, sind der Vicomte Isidor von Charny, Herr von Malden und Herr von Valory. – Diesen Paß hatten Sie in der Hand; als ich zu Ihnen kam, steckten Sie ihn in die Tasche. Bin ich gut unterrichtet, lieber Gilbert?«

»Ja ... bis auf einen kleinen Widerspruch zwischen Ihren Worten und dem Inhalt des Passes ...«

»Was für ein Widerspruch?«

»Sie sagen, die Königin und Madame Elisabeth stellen die beiden Kammerfrauen der Frau von Tourzel vor, und ich sehe in dem Reisedokument nur eine Kammerfrau.«

»Die Sache verhält sich so: Frau von Tourzel wird in Bondy ersucht werden, auszusteigen, der Graf von Charny, ein entschlossener, zuverlässiger Mann, wird ihren Platz einnehmen und nötigenfalls zwei Pistolen aus der Tasche ziehen. Die Königin wird nun Frau von Korff, und da alsdann nur eine erwachsene Dame im Wagen sein wird, so war es überflüssig, zwei Kammerfrauen in den Paß zu setzen. – Wollen Sie noch mehr wissen? Ich kann Ihnen noch über viele Dinge genaue Auskunft geben. Die Abreise sollte vor dem 1. Juni stattfinden; Herr von Bouillé bestand darauf; er hat an den König sogar einen merkwürdigen Brief geschrieben, worin er ihn ersucht, sich möglichst zu beeilen, weil der Geist der Truppen von Tag zu Tag bedenklicher werde. – Kurz, die Abreise wurde auf Sonntag den 19. festgesetzt; dann wurde am 18. früh eine neue Depesche abgeschickt, welche die Abreise auf morgen abend, den 20. Juni, festsetzte. Dies kann vielleicht Schwierigkeiten haben, denn Herr von Bouillé hatte allen seinen Truppen bereits Befehle gegeben und muß nun Gegenbefehle abschicken ... Das ist fatal, lieber Gilbert; nehmen Sie sich in acht!«

»Graf,« sagte Gilbert, »ich will aufrichtig gegen Sie sein: alles, was Sie sagen, ist wahr.«

»Lieber Gilbert,« fuhr Cagliostro fort, »Sie mögen über diese Flucht denken wie Sie wollen, sicher ist: Ludwig XVI. flieht nicht als Gatte und Vater; – nein, er verläßt Frankreich wegen der Verfassung, die ihm die Nationalversammlung nach dem Muster der Vereinigten Staaten zugeschnitten hat; – er verläßt Frankreich wegen der Vorgänge in Saint-Cloud, wo ihm das Volk bewiesen hat, daß er ein Gefangener war. Sie, lieber Gilbert, glauben noch an das schöne, trostreiche Ideal einer durch die Freiheit des Volkes gemäßigten Monarchie; Sie müssen aber bedenken, daß die Könige von Frankreich sich für die Stellvertreter Gottes auf Erden halten; nicht allein ihre gesalbte Person ist heilig und unverletzlich, sondern auch ihr Palast, ihre Diener! Ihre Diener sind Priester, mit denen man nur kniend sprechen darf; unsere Könige darf man bei Todesstrafe nicht

berühren, und wer Hand an ihre Diener legt, wird vom Bann getroffen! Als man den König hinderte, nach Saint-Cloud zu fahren, hat man ihn berührt; das konnte er nicht ertragen; nachdem er den Fluchtplan des Marquis von Favras verworfen und sich geweigert hatte, mit seinen Tanten zu fliehen, will er morgen mit einem Paß des Herrn von Montmorin unter dem Namen Durand und in Bedientenkleidern fliehen; wobei er jedoch nicht vergessen hat, den roten, goldgestickten Frack, den er zu Cherbourg trug, einpacken zu lassen.«

Gilbert entschloß sich, ganz offen zu reden.

»Graf,« sagte er, »alles, was Sie sagen, ist wahr. Kommen Sie als ehrlicher Feind, der erklärt, daß er kämpfen will? Oder kommen Sie als Freund, der seinen Beistand anbietet?«

»Lieber Gilbert,« antwortete Cagliostro zutraulich, »zuerst komme ich als Meister, um den Schüler zu warnen: Freund, du bist auf einem Irrwege; du hältst dich fest an der morschen Ruine, an dem einstürzenden Gebäude der Monarchie. Entferne dich nicht von der Wirklichkeit, um einem Schatten nachzujagen! Bedarfst du meiner Hilfe, so biete ich sie dir hiermit an!«

»Seien Sie ganz offen, Graf, und sagen Sie mir, in welcher Absicht Sie mir dieses Anerbieten machen.«

»Es ist ganz einfach, lieber Doktor: in der Absicht, daß der König Frankreich verlassen und uns die Republik ausrufen lassen möge.«

»Die Republik?« sagte Gilbert erstaunt. »Lieber Graf, ich sehe und bemerke nicht einen einzigen Republikaner ...«

»Sie irren sich ... ich sehe drei: Pétion, Camille Desmoulins und Ihren ergebensten Diener; diese können Sie so gut sehen wie ich. Dann sehe ich noch andere, die Sie sehen werden, wenn es an der Zeit sein wird, daß sie erscheinen.«

Gilbert sann einen Augenblick nach. Dann reichte er Cagliostro die Hand und sagte:

»Graf, wenn es sich um mich handelte, so würde ich Ihr Anerbieten ohne Zögern annehmen; aber es handelt sich um ein Königreich, um ein Königshaus. Bleiben Sie neutral, lieber Graf, das ist alles, was ich verlange.«

Cagliostro lächelte.

»Still,« sagte Gilbert, »die Türglocke wird gezogen.«

»Was liegt daran? Sie wissen wohl, daß es der Graf von Charny ist; den Rat, den ich Ihnen zu geben habe, kann er auch hören und benutzen .... Nur herein, lieber Graf!«

Charny erschien wirklich in der Tür. Als er einen Fremden bei Gilbert sah, blieb er unschlüssig und etwas betroffen stehen.

»Hören Sie den Rat,« fuhr Cagliostro fort: »trauen Sie den allzu kostbaren Etuis, den zu schweren Kutschen und den allzu ähnlichen Porträts nicht! – Adieu, Gilbert! Adieu, Herr Graf! Gott nehme Sie in seinen heiligen Schutz!«

»Wer ist dieser Herr?« fragte Charny.

»Ein Freund von mir,« sagte Gilbert, »ein Mann, der alles weiß, der uns aber sein Wort gegeben hat, uns nicht zu verraten.«

»Sein Name?«

Gilbert zögerte einen Augenblick.

»Baron Zannone«, sagte er.

»Es ist sonderbar,« erwiderte Charny, »der Name ist mir nicht bekannt, und doch glaube ich das Gesicht zu kennen ... Haben Sie den Paß, Doktor?«

»Hier ist er, Graf.«

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Das Mißtrauen, das insgeheim alle Vertrauten der königlichen Familie gegen Frau von Rocheveul hegten, war nicht ohne Grund gewesen. Obgleich ihr Dienst am 11. aufgehört hatte, war sie doch, da sie Verdacht hegte, unter irgendeinem Vorwande wieder ins Schloß gekommen, und sie hatte bemerkt, daß die Schmuckkästchen der Königin zwar an ihrem Platze, aber die Diamanten nicht mehr darin waren. Marie Antoinette hatte sie ihrem Friseur Leonard anvertraut, und dieser sollte am Abend des 20., einige Stunden vor seiner erlauchten Gebieterin mit Herrn von Choiseul, dem Befehlshaber der ersten Truppenabteilung, abreisen. Der letztere sollte überdies zu Varennes sechs gute Pferde in Bereitschaft halten, und er erwartete in seiner Wohnung die Befehle des Königs.

Die Kammerfrau des Dauphin hatte vermutet, daß die Abreise auf Montag den 20., abends um elf Uhr, festgesetzt sei und ihren Geliebten, den Adjutanten Gourion, davon in Kenntnis gesetzt.

Am Abend dieses bedeutungsvollen Tages saß Andrea in ihrem Salon Isidor von Charny gegenüber, der eine Kurierjacke trug und in der Hand einen runden Tressenhut hielt.

»Noch einmal, Vicomte,« sagte sie, »warum ist er dann nicht selbst gekommen?«

»Mein Bruder hat mich seit seiner Rückkehr mehrmals beauftragt, Ihnen Nachricht von ihm zu geben.«

»Ich weiß es, aber ich meine doch, er hätte persönlich Abschied von mir nehmen können.«

»Es wird ihm wohl nicht möglich gewesen sein, Madame.«

»Vicomte, hat der Graf auf dieser Reise eine große Gefahr zu bestehen?«

»Wer kann sagen,« erwiderte Isidor ausweichend, »wo in unserer Zeit Gefahr ist, und wo nicht! Heutzutage kommt die Gefahr aus der Erde, und manchmal begegnet man dem Tode, ohne zu wissen, woher er kommt.«

Andrea erblaßte.

»Er ist also in Todesgefahr«, sagte sie; »nicht wahr, Vicomte?«

»Ich denke, Madame, daß es nicht schaden würde, wenn Sie mich beauftragten, ihm Ihre Gedanken und Wünsche mündlich oder schriftlich zu überbringen.«

»Es ist gut, Vicomte,« sagte Andrea aufstehend, »warten Sie nur fünf Minuten.«

Der Vicomte sah nach der Uhr. »Ein viertel Zehn!« sagte er; »der König erwartet uns um halb Zehn .... Zum Glück ist es nicht weit bis in die Tuilerien.«

Nach einigen Minuten kam die Gräfin mit einem gesiegelten Briefe zurück. »Vicomte,« sagte sie, »Ihrer Ehre vertraue ich dies an! Merken Sie wohl, was ich Ihnen sage. Wenn Ihr Bruder, der Graf von Charny, seine Reise glücklich vollendet, so haben Sie ihm nur zu sagen, was ich für ihn empfinde: Sympathie für seine Treue, Achtung für seine Bereitwilligkeit, Bewunderung für seinen Charakter! ... Wenn er verwundet wird, so bitten Sie ihn, daß er mir erlaube, zu ihm zu kommen ... Wenn er tödlich verwundet wird, so übergeben Sie ihm diesen Brief. Wenn er ihn nicht mehr lesen kann, so lesen Sie ihm diese Zeilen vor, denn ich will, daß er vor seinem Ende mit dem Inhalte derselben bekannt werde ... Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Vicomte, daß Sie meinen Wunsch erfüllen wollen?«

Isidor von Charny neigte sich über die Hand der Gräfin und küßte sie wie zur Beteuerung. Dann eilte er fort. Als er in die Tuilerien kam, begegnete er zwei ihm unbekannten Offizieren, die im Vorzimmer des Königs warteten.

Eine Tür tat sich auf, und der König erschien. Sofort machte er von Charny mit Malden und Valory bekannt.

»Meine Herren,« sagte er dann, »Sie wissen, daß ich ein Gefangener bin ... Ich habe auf Sie gezählt, auf Ihren Beistand, um dieses demütigende Joch abzuschütteln und meine Freiheit wiederzuerlangen. Mein und der Meinigen Schicksal lege ich in Ihre Hände; alles ist zur Flucht bereit. Sie haben nichts zu tun, als uns noch heute abend von hier fortzuhelfen.«

»Sire, befehlen Sie!« sagten die drei jungen Kavaliere.

»Sie sehen wohl ein, meine Herren, daß wir nicht zusammen fortgehen können ... Unser Sammelplatz ist an der Ecke der Rue Saint-Nicaise, wo uns der Graf von Charny mit einer Mietkutsche erwartet. Sie, Vicomte, werden sich der Königin annehmen und auf den Namen Melchior antworten; Sie, Herr von Malden, werden Madame Elisabeth und Madame Royale unter Ihre Obhut nehmen und den Namen Jean führen; Sie, Herr von Valory, werden Frau von Tourzel und den Dauphin geleiten und sich François nennen lassen ... Vergessen Sie Ihre neuen Namen nicht, meine Herren, und erwarten Sie hier Ihre ferneren Weisungen.«

Unterdessen weilte der Herzog von Choiseul in seiner Wohnung in der Rue d'Artois. Er hatte tags vorher dem König im Namen des Herrn von Bouillé erklärt, es sei unmöglich, länger als bis zum 20. um Mitternacht zu warten; wenn er keine Nachricht bekomme, werde er am 21. um vier Uhr früh abreisen und alle Truppenabteilungen wieder nach Dun, Stenay und Montmédy führen. Choiseul erwartete nun vom Hofe die letzten Befehle; und da es schon neun Uhr abends war, hatte er wenig Hoffnung mehr. Endlich meldete ihm der einzige Diener, den er bei sich behalten hatte, einen Boten der Königin.

Der Bote wurde sogleich vorgelassen. Er war in einen weiten Mantel gehüllt und hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt.

»Sie sind's, Leonard!« sagte Choiseul. »Ich habe Sie mit Sehnsucht erwartet.«

»Es ist nicht meine Schuld; die Königin zeigte mir erst vor zehn Minuten an, daß ich mich zu Ihnen begeben solle; sie hat mir befohlen, alle ihre Diamanten mitzunehmen und Ihnen diesen Brief zu überbringen.«

Der Herzog von Choiseul hatte mit dem Friseur die letzten Häuser von Petite-Villette noch nicht hinter sich, als ein aus dem Jakobinerklub kommender Trupp von fünf Personen in die Rue Saint-Honoré kam. Diese fünf Personen waren: Camille Desmoulins, Danton, Fréron, Chénier und Legendre.

Als die kleine Gesellschaft an der Ecke der Rue de l'Echelle war, warf Camille Desmoulins einen Blick auf die Tuilerien und sagte:

»Findet ihr nicht, daß Paris heute abend ruhiger ist? Die Stadt ist wie ausgestorben. Auf dem ganzen Wege, den wir gemacht haben, ist uns nur eine einzige Patrouille begegnet.«

»Das ist kein Zufall«, erwiderte Fréron; »es sind Maßregeln genommen, um den Weg für den König frei zu lassen.«

»Wie!« fragte Danton; »man will den Weg für den König frei lassen?«

»Allerdings,« sagte Fréron, »er reist in dieser Nacht ab.«

»Das ist gewiß nur Scherz!« sagte Legendre.

»Es ist möglich«, erwiderte Fréron; »aber es ist mir in einem Briefe angezeigt worden.«

»Die Flucht des Königs ist dir in einem Briefe angezeigt worden?« sagte Camille Desmoulins; »in einem unterzeichneten Briefe?«

»Nein, der Brief ist anonym ... Ich habe ihn bei mir; da ist er ... Lest nur.«

Die fünf Patrioten blieben bei einem Fiaker stehen, und bei dem Licht einer Wagenlaterne lasen sie folgende Zeilen:

»Dem Citoyen Fréron wird hiermit angezeigt, daß Mr. Capet, die Österreicherin und die beiden Kinder heute abend Paris verlassen und von Bouillé, dem Despoten von Nancy, an der Grenze erwartet werden.«

»Mr. Capet!« sagte Camille Desmoulins. »Der Name ist gut! Ich werde Ludwig XVI. von jetzt an Mr. Capet nennen.«

»Ich möchte doch wissen,« sagte Danton, »ob der Brief die Wahrheit sagt und ob die ganze königliche Sippschaft diesen Abend Reißaus nehmen wird.«

»Wir sind ja bei den Tuilerien,« sagte Desmoulins, »wir können uns selbst überzeugen.«

Die fünf Patrioten machten die Runde um die Tuilerien. Als sie wieder an die Rue Saint-Nicaise kamen, bemerkten sie Lafayette, der mit seinem ganzen Generalstab in den Schloßhof ritt.

»Wahrhaftig,« sagte Danton, »da ist Blondinet, der die königliche Familie zu Bett bringen will ... unser Dienst ist zu Ende ... Gute Nacht!«

Um elf Uhr abends wurde der General Lafayette mit seinen beiden Adjutanten von dem Könige, der Königin und Madame Elisabeth empfangen. Um dieselbe Zeit wurden Madame Royal und der Dauphin zur Reise angekleidet, – zur größten Beschämung des Dauphin, der durchaus den Mädchenanzug zurückwies.

Dieser Besuch des Generals war im höchsten Grad beruhigend, zumal nach dem Argwohn, den die Angaben der Frau von Rocheveul erregt hatten.

Die Königin und Madame Elisabeth hatten abends eine Spazierfahrt in den Boulogner Wald gemacht und waren um acht Uhr zurückgekommen.

Lafayette fragte die Königin, ob ihr die Spazierfahrt Vergnügen gemacht habe; er meinte, sie möge nicht so spät draußen bleiben, der Abendnebel könne ihr schaden.

»Ein Juniabend«, erwiderte die Königin lachend. »Ich wüßte wahrlich nicht, woher ich den Nebel nehmen sollte, wenn ich ihn etwa brauchte, um unsere Flucht zu verbergen ... Ich sage: um unsere Flucht zu verbergen; denn ich glaube, es heißt noch immer, daß wir abreisen?«

»Es ist wahr, Eure Majestät,« sagte Lafayette, »man spricht jetzt mehr als je davon, und man hat mir sogar gesagt, daß die Abreise heute abend stattfinden soll.« – –

Um halb zwölf Uhr beurlaubte sich Lafayette mit seinen beiden Adjutanten. Lafayette begab sich in das Stadthaus, um Baillys Besorgnisse über die Absichten des Königs vollends zu beschwichtigen.

Als der General fort war, riefen der König, die Königin und Madame Elisabeth ihre Dienerschaft und ließen sich wie gewöhnlich beim Auskleiden behilflich sein; dann wurden alle zur gewohnten Stunde entlassen.

Die Königin und Madame Elisabeth kleideten sich gegenseitig an; kaum waren sie fertig, kam der König; er trug einen grauen Frack und eine kleine Perücke; dazu kurze Hosen, graue Strümpfe und Schuhe mit Schnallen.

Seit acht Tagen war der Kammerdiener Hue jeden Abend in genau dem gleichen Anzuge aus der Tür des längst ausgewanderten Herrn von Villequier gekommen und über den Karussellplatz gegangen. Man hatte diese Vorsichtsmaßregel angewandt, um die Wachen und andere Personen im Schlosse an das Erscheinen eines so gekleideten Mannes zu gewöhnen und dem Erscheinen des Königs das Auffallende zu nehmen. Man holte nun die drei Kuriere aus dem Boudoir der Königin, wo sie die festgesetzte Stunde erwartet hatten, und führte sie durch den Salon in das Appartement der Madame Royale, wo sich diese mit dem Dauphin aufhielt. Dieses Zimmer war bereits am 11. Juni von Villequier geräumt worden; von dieser Wohnung aus war es nicht schwierig, das Schloß zu verlassen. Es war bekannt, daß sie leer stand; man wußte nicht, daß der König die Schlüssel dazu hatte.

Überdies waren die Schildwachen in den Höfen gewohnt, gegen Mitternacht viele Leute auf einmal fortgehen zu sehen, denn die Hofdiener, die nicht im Schlosse wohnten, begaben sich um diese Zeit nach Hause.

Alle Anordnungen zur Reise waren getroffen. Isidor von Charny, der mit seinem Bruder alle gefährlichen Orte an der Landstraße inspiziert hatte, sollte vorauseilen, um auf allen Stationen die Pferde in Bereitschaft zu halten.

Malden und Valory, die auf dem Bock sitzen sollten, sollten den Postillions dreißig Sous Trinkgeld bezahlen. Besonders schnelles Fahren sollte mit

größeren Trinkgeldern belohnt werden; doch mehr als vierzig Sous durften nicht aufgewendet werden. Nur der König bezahlte einen Taler.

Der Graf von Charny sollte wohlbewaffnet im Wagen sitzen, um jedem Unfall zu begegnen; auch jeder der drei Kuriere sollte ein paar Pistolen im Wagen bereithalten.

Man hatte berechnet, daß man bei mittelmäßig schnellem Tempo in dreizehn Stunden in Châlons sein könnte.

All dies war zwischen dem Grafen von Charny und dem Herzog von Choiseul verabredet worden, und alle Weisungen waren daraufhin an die drei jungen Kavaliere weitergegeben worden.

Die Kerzen wurden ausgelöscht und man tappte im Finstern durch die Zimmer Villequiers.

Es schlug gerade zwölf, als man aus dem Zimmer der kleinen Prinzessin in die leerstehende Wohnung trat. Der Graf von Charny mußte seit einer Stunde auf seinem Posten sein.

Endlich fand der König die Tür. Er wollte den Schlüssel in das Türschloß stecken, aber die Königin hielt ihn zurück.

Man lauschte. Im Korridor hörte man Fußtritte und Geflüster. Draußen ging etwas vor.

Frau von Tourzel, die im Schlosse wohnte und deren Erscheinen in den Korridoren daher zu keiner Zeit auffallen konnte, erbot sich, durch die Zimmer zurückzugehen und nachzusehen, was das Geräusch und Geflüster bedeute.

Niemand wagte sich zu rühren; jeder hielt den Atem an.

Frau von Tourzel kam zurück; sie hatte den Adjutanten Gouvion erkannt und mehrere Uniformen gesehen.

Madame Elisabeth ging in das Zimmer der kleinen Prinzessin zurück und zündete das ausgelöschte Wachslicht an der noch brennenden Nachtlampe

an. Mit diesem Licht versehen, suchten die Flüchtlinge jetzt einen andern Ausgang aus der Wohnung Villequiers.

Lange hielt man alles Suchen für fruchtlos, und es verging darüber mehr als eine Viertelstunde. Endlich fand man eine kleine Treppe, die zu einem einzelnen Zimmer im Zwischenstock führte. Dieses Zimmer, welches der Bediente Villequiers bewohnt hatte, stieß an einen Korridor und eine Hintertreppe.

Die Tür war verschlossen. – Der König versuchte alle Schlüssel; keiner paßte. Der Vicomte von Charny suchte den Schloßriegel mit der Spitze seines Hirschfängers zurückzustoßen, aber der Schloßriegel widerstand.

Daraufhin nahm der König das Wachslicht, ließ die übrigen im Dunkeln zurück und begab sich in sein Schlafzimmer und von da auf der geheimen Treppe in seine Werkstatt. Dort nahm er ein Bündel Dietriche und ging zurück.

Einer faßte, die Tür ging auf, und alle atmeten wieder frei.

Mit frohlockender Miene sah Ludwig die Königin an.

»Nun, was sagen Sie dazu, Madame?« fragte er.

»Es ist wahr,« erwiderte die Königin lachend, »es ist gar nicht übel, Schlosser zu sein.«

Madame Elisabeth ging mit der kleinen Prinzessin voran. Zwanzig Schritte hinter ihr kam Frau von Tourzel mit dem Dauphin. Zwischen beiden ging Herr von Malden, der bereit war, ihnen nötigenfalls zu Hilfe zu kommen.

Als sie an die Tür des Karussellplatzes kamen, stand die Schildwache still. »Tante,« flüsterte die kleine Prinzessin, die Hand ihrer Begleiterin fassend, »wir sind verloren! der Soldat erkennt uns!«

»Das tut nichts, mein Kind«, erwiderte Madame Elisabeth; »wir sind noch mehr verloren, wenn wir zurückweichen.«

Sie setzten ihren Weg fort. Als sie der Schildwache bis auf einige Schritte nahegekommen waren, kehrte ihnen diese den Rücken zu, und sie gingen ungehindert weiter.

Ob der Soldat sie wirklich erkannt hatte? Ob er wußte, welche erlauchten Flüchtlinge er durchließ? Die Prinzessinnen waren davon überzeugt und segneten im stillen diesen unbekannten Retter.

Außerhalb des kleinen Gittertores bemerkten sie den Grafen von Charny, der schon in der größten Unruhe war.

Er trug einen weiten blauen Mantel und einen runden Hut von Wachsleinwand.

»Mein Gott! sind Sie endlich da?« flüsterte er. »Aber der König und die Königin? ...«

»Sie folgen uns«, antwortete Madame Elisabeth.

Er führte die Flüchtlinge schnell zu der Mietkutsche, die in der Rue Saint-Nicaise hielt. Ein Fiaker hielt neben der Mietkutsche.

»Du scheinst eine Fahrt zu haben, Kamerad?« sagte der Fiakerkutscher, als er die von dem Grafen Charny mitgebrachten Personen sah.

»Wie du siehst, Kamerad«, antwortete Charny.

Dann sagte er leise zu dem Leibgardisten:

»Nehmen Sie diesen Fiaker und fahren Sie zu dem Tor Saint-Martin; den Wagen, der uns erwartet, werden Sie leicht erkennen.«

Malden verstand ihn und setzte sich in den Fiaker.

»Und du hast auch deine Fahrt«, sagte er. »Geschwind zum Opernhaus!«

Kaum war der Fiaker in der Rue de Rohan verschwunden, so trat ein Mann in grauem Frack, den dreieckigen Hut tief ins Gesicht gedrückt, beide Hände in den Taschen, durch das Gittertor.

Es war der König. Herr von Valory folgte ihm.

Charny ging dem König einige Schritte entgegen; er hatte ihn erkannt, aber nicht an seiner Kleidung oder Haltung, sondern an Herrn von Valory, der ihm folgte.

»Kommen Sie, Sire«, flüsterte er ihm zu. »Und die Königin?« fragte er Herrn von Valory leise.

»Die Königin folgt uns mit Ihrem Herrn Bruder.«

»Gut; nehmen Sie den kürzesten Weg und erwarten Sie uns am Tor Saint-Martin; ich werde den längsten Weg wählen. Wir treffen uns an dem Wagen.«

Valory eilte auf dem kürzesten Wege zum Stelldichein.

Man wartete noch auf die Königin. – Es verging eine halbe Stunde. Charny, auf welchem die ganze Verantwortung lastete, war außer sich. Er wollte in das Schloß zurückeilen und sich erkundigen. Der König hielt ihn zurück. Der kleine Dauphin rief weinend nach seiner Mutter. Madame Royale, Madame Elisabeth und Frau von Tourzel vermochten ihn nicht zu trösten.

Die Angst wurde noch größer, als der Wagen des General Lafayette, von Fackeln begleitet, sichtbar wurde und auf den Karussellplatz fuhr. Dieser Wagen war auch der Königin begegnet, die mit Isidor von Charny einen unfreiwilligen Umweg gemacht hatte. Die beiden sahen ihn kommen und traten unter einen Torbogen, als auch schon die Pferde der Fackelträger zum Vorschein kamen. Der Vicomte schob die Königin in den dunkelsten Winkel und stellte sich vor sie hin.

In dem von den Fackelträgern umgebenen Wagen saß der General Lafayette in prächtiger Uniform.

In dem Augenblick, als der Wagen vorüberfuhr, fühlte sich Isidor durch einen starken Arm beiseite geschoben. Es war der Arm der Königin. Sie hatte ein dünnes Bambusrohr mit goldenem Knopf in der Hand und schlug damit an die Wagenräder, indem sie sagte:

»Geh, Kerkermeister! ich bin nicht mehr in deiner Gewalt!«

»Was machen Sie, Madame?« sagte Isidor. »Sie setzen sich der größten Gefahr aus!«

»Ich räche mich!« antwortete die Königin, »und daran kann man schon etwas wagen.«

Die Königin war kaum zehn Schritte von dem Gittertor entfernt, als ein Mann in blauem Mantel, mit einem tief in die Augen gedrückten Wachstuchhut, schnell auf sie zutrat, ihren Arm faßte und sie zu einer an der Ecke der Rue Saint-Nicaise haltenden Mietskutsche führte.

Man glaubte die Königin bestürzt, erschöpft, halb ohnmächtig ankommen zu sehen; aber sie war ungemein heiter und vergnügt; zehn Schritte vor der Mietskutsche hielt ein Diener ein Pferd am Zügel.

Der Graf von Charny gab seinem Bruder einen Wink, Isidor schwang sich in den Sattel und jagte davon.

»Steigen Sie ein, Madame,« sagte Charny, »es ist kein Augenblick zu verlieren.«

Die Königin stieg ein. Es saßen bereits fünf Personen, nämlich der König, Madame Elisabeth, Madame Royale, der Dauphin und Frau von Tourzel in der Kutsche. Sie nahm den Dauphin auf den Schoß; der König saß an ihrer Seite, Madame Elisabeth, Madame Royale und Frau von Tourzel hatten den Rücksitz eingenommen.

An der Porte Saint-Martin hielt der Reisewagen. Malden und Valory standen zu beiden Seiten des bereits geöffneten Schlages.

Der Graf von Charny sprang schnell vom Bock, riß die Tür der Mietskutsche auf und ließ die sechs Personen aussteigen.

Der König stieg zuerst ein, dann die Königin und Madame Elisabeth, endlich Frau von Tourzel mit den beiden Kindern. Malden stieg hinten auf; Valory setzte sich neben Charny auf den Bock. Der Wagen war mit vier

Pferden bespannt, die sogleich in Trab gesetzt wurden. Es schlug ein Viertel zwei. In einer Stunde waren die Flüchtlinge in Bondy. Die bereits angeschirrten Pferde warteten vor dem Stalle; auf der andern Seite der Landstraße hielt ein mit Postpferden bespanntes Kabriolett, in welchem zwei zu der Hofhaltung des Dauphin und der kleinen Prinzessin gehörende Kammerfrauen saßen.

Sie hatten in Bondy einen Mietswagen zu finden geglaubt, und da ihnen dies nicht gelungen war, hatten sie das Kabriolett um tausend Franken gekauft.

Der Verabredung gemäß, sollte Charny in Bondy den Platz der Frau von Tourzel einnehmen, und diese sollte allein nach Paris zurückkehren. Aber man hatte vergessen, Frau von Tourzel von diesem Plan in Kenntnis zu setzen. Der König setzte ihn ihr auseinander.

Frau von Tourzel antwortete: »Ich werde Sie nicht verlassen.«

Die Königin zitterte vor Ungeduld. Sie hatte doppelte Ursache, zu wünschen, daß Charny im Wagen Platz nehme; in seiner Nähe fühlte sie sich gleichzeitig geborgen und beglückt.

Frau von Tourzel ließ sich jedoch nicht bewegen, zurückzubleiben. Man einigte sich dahin, daß Graf Charny nach Paris zurückreiten sollte, um dann, als einfacher Kurier gekleidet, den Wagen wieder einzuholen.

»Gibt es kein anderes Mittel?« fragte Marie Antoinette voller Angst.

»Ich weiß keines«, sagte der König.

»Dann dürfen wir keine Zeit verlieren«, versetzte Charny. »Geschwind, Jean und François, auf euren Posten! Vorwärts, Melchior! ...«

In dem lebhaften Gespräch hatte man vergessen, dem Vicomte von Charny, Herrn von Valory und Herrn von Malden die im Sitzkasten des Wagens befindlichen Pistolen zu geben.

Gegen drei Uhr brach der Tag an; in Meaux wurden die Pferde gewechselt. Der König hatte Hunger, und es wurde der Flaschenkeller, den der Graf von Charny mit kaltem Braten, Brot und vier Flaschen Wein gefüllt hatte, hervorgesucht. Da weder Messer noch Gabeln da waren, nahm der König den Hirschfänger des Herrn von Malden, um den Braten zu schneiden.

Unterdessen neigte sich die Königin aus dem Wagen und schaute zurück, vermutlich um zu sehen, ob Charny noch nicht da war.

»Woran denken Sie, Madame?« fragte der König.

»Ich?« erwiderte die Königin mit gezwungenem Lächeln; »ich denke an Herrn von Lafayette .... Es wird ihm in diesem Augenblick gewiß nicht wohl zumute sein!«

Gegen acht Uhr morgens kam man an eine Anhöhe. Der Postillon begann im Schritt zu fahren. Die beiden Diener sprangen vom Bock.

»Jean,« sagte der König, »ich möchte die Anhöhe hinaufgehen, und ich glaube, daß die Kinder und die Königin die kleine Strecke ebenfalls gern zu Fuß zurücklegen werden.«

Die kleine königliche Gesellschaft verteilte sich sogleich auf der Landstraße. Der Dauphin lief Schmetterlingen nach, Madame Royale pflückte Blumen. Madame Elisabeth nahm den Arm des Königs; – die Königin ging allein.

Wer diese auf dem Wege zerstreute Familie gesehen hätte, würde sie für eine Gutsherrschaft gehalten haben, die sich auf ihr Schloß zurückbegibt.

Plötzlich blieb die Königin wie angewurzelt stehen. Auf der Landstraße erschien, in eine Staubwolke gehüllt, ein galoppierender Reiter.

Marie Antoinette sagte: »Ah! Nachricht von Paris!«

Alle sahen sich um, ausgenommen der Dauphin; der sorglose Knabe hatte den Schmetterling, dem er nachgejagt war, soeben gefangen; was lag ihm an den Nachrichten von Paris!

Es war wirklich der Graf von Charny; er trug einen grünen Reitrock mit flatterndem Kragen und einen Hut mit breitem Rand.

Sein sonst blasses Gesicht hatte durch den schnellen Ritt eine lebhaftere Farbe bekommen und seine Augen strahlten in ungewöhnlichem Feuer ... Die Königin hatte ihn noch nie so schön gesehen.

Er stieg vom Pferde und verneigte sich vor dem König.

»Es geht alles gut, Sire«, sagte Charny; »um zwei Uhr früh hatte noch niemand eine Ahnung von Ihrer Flucht.«

Die Reisegesellschaft setzte sich wieder in den Wagen; der Postillon setzte die Pferde in Trab; Charny ritt neben dem Wagen her.

Auf der nächsten Poststation fand man die Pferde bereit, nur nicht das Reitpferd für den Grafen. Isidor hatte nicht gewußt, daß sein Bruder ein Reitpferd brauchte. Der Wagen fuhr sogleich ab. – Charny mußte warten, aber fünf Minuten später war er im Sattel; er glaubte, der Wagen sei vorausgefahren; als er aber um eine Straßenecke bog, fand er den Wagen am Wege liegen; er konnte nicht weiter, weil ein Strang gerissen war. Hierdurch verlor man mehr als eine halbe Stunde Zeit, und jede Minute war ein unersetzlicher Verlust!

Um zwei Uhr kamen die Reisenden nach Châlons; die Pferde wurden gewechselt.

Der König zeigte sich einen Augenblick. Unter den Neugierigen waren zwei Männer, die ihn aufmerksam ansahen.

Plötzlich entfernte sich einer und verschwand.

Der andere trat näher.

»Sire,« sagte er leise, »zeigen Sie sich nicht so ... Sie sind sonst verloren!«

Endlich sind die Pferde eingespannt, die Postillone im Sattel. Der erste Postillon treibt die Pferde an ... beide stürzen.

Die Pferde werden mit Peitschenhieben wieder auf die Beine gebracht; man will den Wagen in Bewegung setzen, die beiden Pferde des zweiten Postillons stürzen ebenfalls. Der Postillon kommt unter das Sattelpferd zu liegen.

Charny stürzt auf den Postillon zu und reißt ihn unter dem Pferde hervor. Die steifen Stiefel des Postillons bleiben am Boden liegen.

Die Pferde sind dergestalt in den Strängen verwickelt, daß sie kaum wieder aufstehen können.

Charny stürzt auf die Pferde zu.

»Geschwind die Stränge los!« sagt er, »und dann wieder eingespannt!«

Inzwischen eilt der Mann, der sich plötzlich entfernt hatte, zu dem Bürgermeister; er meldet ihm, daß der König samt seiner Familie die Pferde wechselten, und verlangt einen Verhaftungsbefehl.

Anstatt sich von der Wahrheit der Aussage zu überzeugen, erklärt der Bürgermeister, die Sache könne nicht wahr sein, und als er endlich zum Äußersten getrieben wird, macht er sich zögernd auf den Weg zum Posthause. Aber es ist zu spät, der Wagen ist schon fort. Man hat mehr als zwanzig Minuten verloren.

Aber kaum sind die Reisenden hundert Schritte weitergefahren, so eilt ein Mann an den Wagen und ruft ihnen zu:

»Sie haben Ihre Maßregeln schlecht getroffen; man wird Sie anhalten!«

Die Königin schreit vor Schreck laut auf; der unbekannte Mann läuft davon und verschwindet in einem kleinen Walde.

Zum Glück sind es nur noch vier Meilen bis Pont-de-Sommevelle, wo der Herzog von Choiseul mit seinen vierzig Husaren wartet.

Aber es ist drei Uhr nachmittags, und man hat sich fast vier Stunden verspätet! ...

Achtundzwanzigstes Kapitel

Der Herzog von Choiseul war mit dem Friseur Leonard bis Pont-de-Sommevelle gekommen. Hier wollte es das Verhängnis, daß die Bauern eines unweit gelegenen Landgutes die Bezahlung der Abgaben verweigerten. Man hatte ihnen mit Exekution gedroht; aber die Verbrüderung hatte ihre Früchte getragen, und die Bauern der umliegenden Dörfer hatten den gutsherrlichen Bauern für den Fall, daß die Drohungen zur Tat würden, Hilfe zugesagt. Als die Bauern Husaren einrücken sahen, glaubten sie, sie kämen in feindlicher Absicht. Es wurden daher von Pont-de-Sommevelle sogleich Eilboten in die benachbarten Dörfer geschickt, und gegen drei Uhr ertönte in der ganzen Umgegend die Sturmglocke. Sobald der Herzog von Choiseul dies hörte, begab er sich in die Stadt zurück; er fand seinen Unterleutenant Boudet sehr unruhig.

Die Husaren, die man damals unter allen Truppenkorps ganz besonders verabscheute, wurden von den Bauern unaufhörlich geneckt und mit Spottliedern verhöhnt. Überdies begannen andere, besser Unterrichtete, einander zuzuflüstern, die Husaren wollten den König und die Königin erwarten.

Um die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen, erklärte Choiseul, er habe mit seinen Husaren keineswegs die Absicht, gegen die Bauern einzuschreiten, sondern er sei gekommen, um einen Schatz zu eskortieren, den der Kriegsminister an die Armee sende.

Aber das doppelsinnige Wort »Schatz«, welches die Aufregung auf einem Punkte beschwichtigte, bestätigte den Argwohn auf dem andern. Der König und die Königin sind ja auch ein Schatz, und eben diesen erwartet zweifellos der Herzog von Choiseul.

Nach einer Viertelstunde sieht er sich mit seinen vierzig Husaren dergestalt bedrängt und umzingelt, daß er die Unmöglichkeit einsieht, sich länger zu halten und die königliche Familie zu beschützen.

Der Postmeister steht mitten unter den fünf- bis sechshundert Neugierigen, die durch ein Wort, einen Wink zu Feinden gemacht werden können. Der

Herzog redet ihn an:

»Wissen Sie nicht, ob in diesen Tagen Geldsendungen nach Metz gemacht worden sind?«

»Jawohl,« antwortete der Postmeister, »erst heute morgen sind mit dem Postwagen hunderttausend Taler dahin abgegangen.«

»Wirklich?« erwiderte der Herzog, den dieser glückliche Zufall ganz überraschte.

»Parbleau!« sagte ein Gendarm; »ich muß es wohl wissen, denn ich und Robin waren zum Eskortieren kommandiert.«

»Wenn das der Fall ist,« sagte Choiseul, »so wird der Minister diese Art Übermittlung vorgezogen haben, und da unsere Anwesenheit hier ganz zwecklos geworden ist, so glaube ich, daß wir uns zurückziehen können ... Aufsitzen!« rief er den Husaren zu.

Die kleine Reiterschar verließ Pont-de-Sommevelle in dem Augenblick, als die Turmuhr eben halb sechs schlug.

Zweihundert Schritte von dem Städtchen lenkte der Herzog von Choiseul mit seinen Husaren in einen Seitenweg ein, um Saint-Menehould, wo eine große Aufregung herrschen sollte, zu umgehen.

In demselben Augenblicke kam Isidor von Charny vor dem Posthause an. Er hatte zwei Stunden gebraucht, um mit seinem schlechten Postgaul die letzten vier Meilen zurückzulegen. Während ein frisches Pferd für ihn gesattelt wurde, erkundigte er sich, ob man keine Husaren im Orte gesehen, und erfuhr, daß ein Detachement im Schritt fortgeritten sei. Isidor bestellte die Pferde und sprengte auf seinem frischen Pferde davon, um den Herzog von Choiseul einzuholen und aufzuhalten.

Der Herzog aber hatte, wie wir gesehen, die Landstraße verlassen und gerade in dem Augenblick, als der Vicomte von Charny auf der Post ankam, den Seitenweg eingeschlagen; der Vicomte von Charny holte ihn daher nicht ein.

Zehn Minuten nach der Abreise Isidors von Charny kam der Wagen des Königs an.

Der Herzog von Choiseul hatte recht gehabt; die Straße war frei geworden, die Volksmenge hatte sich verlaufen.

Der Graf von Charny, der die erste Truppenabteilung zu Pont-de-Sommevelle zu finden hoffte, galoppierte neben dem Wagen her.

Aber man fand weder die Husaren noch den Herzog von Choiseul. Der König, der die Sache bedenklich fand, steckte den Kopf zum Wagen hinaus.

»Um Gottes willen, Sire,« sagte Charny, »zeigen Sie sich nicht! Ich will mich erkundigen.«

Fünf Minuten nachher trat er wieder an den Wagen; er hatte den Sachverhalt erfahren und meldete ihn dem Könige.

Der König sah wohl ein, daß sich der Herzog von Choiseul zurückgezogen hatte, um ihm den Weg frei zu machen. Die Hauptsache war, so schnell wie möglich nach Saint-Menehould zu kommen; denn dorthin hatte sich der Herzog zurückgezogen, um seine Husaren mit den dort liegenden Dragonern zu vereinigen.

Als der Wagen zur Abfahrt bereit war, ritt Charny heran und fragte die Königin:

»Was befehlen Eure Majestät? Soll ich, vorausreiten, oder soll ich in einiger Entfernung folgen?«

»Verlassen Sie mich nicht«, sagte Marie Antoinette.

Inzwischen setzte Isidor von Charny in größter Eile seinen Weg fort. Zu seinem Erstaunen war die Landstraße, die man in ihrer schnurgeraden Richtung wohl eine Meile weit übersehen konnte, ganz verödet und menschenleer.

Zu Saint-Menehould fand er die Nationalgarde in den Straßen aufgestellt. Es waren die ersten Bürgersoldaten, die er auf der Reise sah.

Die ganze Stadt schien in Bewegung; Isidor hörte sogar die Trommel rühren. Ohne sich durch den Tumult irre machen zu lassen, sprengte er durch die Straßen in der Richtung zum Posthause.

Auf dem Marktplätze bemerkte er ein Dutzend Dragoner mit Lagermützen. An einem offenen Fenster stand der Marquis von Dandoins, ebenfalls mit der Lagermütze und einer Reitpeitsche in der Hand.

Isidor ritt vorbei, ohne sich umzusehen. Er meinte, der Marquis würde ihn erkennen und bedürfe daher keiner weiteren Andeutung.

Ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, der an seinem Tituskopf und Backenbart als Amtsrat zu erkennen war, stand in der Tür des Posthauses.

Isidor suchte jemand, an den er sich wenden könnte.

»Was wünschen Sie, mein Herr?« fragte ihn der junge Mann.

»Ich wünsche den Postmeister zu sprechen«, erwiderte der Vicomte von Charny.

»Der Postmeister ist für den Augenblick abwesend; aber ich bin sein Sohn, Jean Baptiste Drouet ... wenn ich ihn vertreten kann, so reden Sie.«

»Ich brauche für zwei Wagen, die bald hier eintreffen werden, sechs Postpferde.«

Drouet nickte, ging in den Hof und rief: »Sechs Pferde für zwei Wagen und einen Klepper für den Kurier!«

In diesem Augenblicke kam der Marquis von Dandoins.

»Mein Herr,« sagte er hastig zu dem Vicomte, »Sie bestellen Pferde für den König, nicht wahr?«

»Ja, und ich sehe zu meinem Erstaunen Sie und Ihre Dragoner in Lagermützen.«

»Wir haben keine Nachricht erhalten«, erwiderte der Marquis. »Überdies hat die hiesige Bevölkerung eine sehr drohende Haltung angenommen; man sucht meine Leute abtrünnig zu machen ... was ist zu tun?«

»Was zu tun ist?« sagte der Vicomte etwas ungeduldig. »Sie haben den mit jeder Minute zu erwartenden Wagen des Königs zu überwachen, sich nach den Umständen zu richten und eine halbe Stunde nach der königlichen Familie diesen Ort zu verlassen, um ihr den Rücken zu decken. – Doch still! Wir werden belauscht ... vielleicht hat man uns schon gehört ... Gehen Sie zu Ihrer Eskadron, und bieten Sie alles auf, um strenge Mannszucht zu halten.«

In demselben Augenblicke fährt der Wagen des Königs über den Marktplatz und hält vor dem Posthause.

Sogleich versammelt sich eine Schar von Neugierigen.

Isidor, der eben sein Pferd besteigen will, steht neben Drouet. Dieser schaut mit gespannter Aufmerksamkeit in den Wagen; er ist im vorigen Jahre auf dem Verbrüderungsfeste gewesen; er hat den König gesehen, er glaubt ihn zu erkennen. Er zieht einen Geldschein aus der Tasche, vergleicht das Porträt mit dem Original und jeder Zweifel schwindet.

Isidor, der inzwischen sein Pferd bestiegen hat, reitet auf die andere Seite des Wagens; sein Bruder steht am Kutschenschlage, auf den sich die Königin mit dem Ellbogen stützt.

»Der König ist erkannt«, sagte Isidor zu dem Grafen. »Nur geschwind fort, es ist kein Augenblick zu verlieren! ... Und laß den Schwarzbärtigen, der an der Tür steht, nicht aus den Augen; er hat den König erkannt; er heißt Jean Baptiste Drouet.«

»Gut,« sagte Olivier, »ich werde ihn beobachten ... Jetzt reite fort!«

Isidor sprengt im Galopp davon, um zu Clermont die Pferde zu bestellen.

Kaum ist er am Ende der Stadt, so fahren die Postillions, durch das Versprechen guter Trinkgelder angespornt, im starken Trabe davon.

Der Graf hat Drouet scharf beobachtet. Drouet ist nicht von der Stelle gegangen; er hat nur leise mit einem Stallknecht gesprochen.

Charny ging auf ihn zu.

»Ist kein Pferd für mich bestellt?«

»Allerdings«, antwortete Drouet; »aber es sind keine Pferde mehr da.«

»Es wird ja im Hofe ein Pferd gesattelt!«

»Das ist mein Pferd!«

»Können Sie mir's nicht überlassen? Ich zahle, was Sie verlangen.«

»Unmöglich; es ist schon spät, und ich habe ein Geschäft, das sich nicht aufschieben läßt.«

Dringendes Bitten würde Verdacht erregt haben, und mit Gewalt konnte Charny das Pferd nicht nehmen.

»Graf,« sagte der Marquis Dandoins, »ich gebe Ihnen eines von meinen Pferden.«

»Ich nehme es mit Freuden an ... Die Rettung des Königs hängt jetzt von dem kleinsten Zufall ab; je besser das Pferd, desto wahrscheinlicher das Gelingen!«

Beide begaben sich, nachdem Charny einem Unteroffizier den Auftrag gegeben, Drouet genau zu beobachten, in das Quartier Dandoins.

Zum Unglück ist das Quartier des Marquis fünfhundert Schritte von dem Marktplatz entfernt. Bis die Pferde gesattelt sind, geht wenigstens eine Viertelstunde verloren. Wir sagen: die Pferde, denn Dandoins will ebenfalls aufsitzen und mit seinen Leuten dem Wagen des Königs folgen.

Plötzlich glaubt Charny einen lauten Tumult zu hören und mitten in dem wüsten Lärm die Worte: »Der König! ... Die Königin!« zu unterscheiden.

Er eilt zum Hause hinaus und bittet den Marquis, ihm sein Pferd auf den Marktplatz zu schicken.

Der Lärm hat sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt verbreitet. Kaum haben Dandoins und Charny den Platz verlassen, so ruft Drouet, der nur diesen Augenblick erwartet zu haben scheint, den Umstehenden zu:

»In dem Reisewagen, der soeben abgefahren ist, sitzt der König mit der Königin und seiner Familie.«

Dann schwingt er sich aufs Pferd und jagt davon. – Mehrere Freunde suchen ihn zurückzuhalten. Wohin reitet er? Was hat er im Sinne?

Er antwortet ihnen leise:

»Der Oberst war mit seinen Dragonern da ... Es war nicht möglich, den König anzuhalten: es wäre ein Handgemenge entstanden, das sehr übel für uns hätte ablaufen können! Was ich hier nicht getan habe, werde ich in Clermont tun ... Haltet die Dragoner auf, das ist alles, was ihr zu tun habt.«

Der Bürgermeister erscheint in Begleitung der Gemeinderäte und fordert die Dragoner auf, sich in die Kaserne zu begeben, da es acht Uhr ist.

Charny hat alles gehört; der König ist erkannt; Drouet ist fort! Er stampft vor Ungeduld mit dem Fuße.

In diesem Augenblicke kommt der Marquis von Dandoins.

»Die Pferde? Die Pferde?« ruft ihm Charny entgegen.

»Sie kommen schon«, antwortete der Marquis.

»Haben Sie Pistolen in meine Sattelhalfter stecken lassen?«

»Ja.«

»Gut! Jetzt hängt alles von der Schnelligkeit Ihres Pferdes ab ... Ich muß einen Menschen einholen, der schon eine Viertelstunde voraus ist, und ihn niederschießen.«

»Wie? ihn niederschießen?«

»Ja, wenn ich sein Leben schone, ist alles verloren.«

In diesem Augenblicke kommt der Reitknecht mit den beiden Pferden. Charny besteigt das eine, reißt dem Diener die Zügel aus der Hand und jagt in gestrecktem Galopp davon, ohne die Worte zu beachten, die ihm der Marquis Dandoins nachruft.

Diese letzten Worte, die ungehört verhallen, sind indes von Wichtigkeit; denn der Marquis hat ihm nachgerufen:

»Sie haben mein Pferd genommen ... die Pistolen in den Halftern sind nicht geladen!«

Dandoins begibt sich wieder zu seinen Dragonern und läßt zum Aufsitzen blasen. Aber als die Soldaten ausrücken wollen, sind die Straßen so mit Menschen angefüllt, daß die Pferde keinen Schritt vorwärts können.

Ein Zusammenstoß konnte für den König nur verderblich werden. Der Marquis von Dandoins beginnt zu parlamentieren; er befragt die angesehensten Einwohner, was der Aufruhr bedeutet. Er will nur Zeit gewinnen; denn unterdessen kann der König nach Clermont kommen, und dort findet er den Grafen Damas mit hundertvierzig Dragonern.

Um halb zehn Uhr kommt der Wagen des Königs in Clermont an. Isidor von Charny ist nur einige hundert Schritte voraus, so schnell haben die Postillions gefahren.

Vor der Stadt erwartet Damas den Wagen des Königs; er ist durch Leonard von allem in Kenntnis gesetzt worden; er kennt die Livree des Kuriers und ruft Isidor an.

»Sind Sie der Kurier des Königs?«

»Sind Sie der Graf Charles von Damas?« fragt Isidor von Charny, ohne die Frage zu beantworten.

»Ja, der bin ich.«

»Ich bin der Kurier des Königs. Ziehen Sie Ihre Dragoner zusammen und eskortieren Sie den Wagen Seiner Majestät.«

»Ich muß Ihnen gestehen, daß ich für meine Dragoner nicht bürge, wenn sie den König erkennen ... Ich kann Ihnen nur versprechen, die Landstraße zu besetzen, sobald der Wagen vorbei ist.«

»Tun Sie, was Sie können, Herr Graf«, sagte Isidor von Charny. »Da kommt der König.«

Isidor kann nicht länger verweilen, er muß fort und frische Pferde bestellen. Fünf Minuten nachher steigt er vor dem Posthause ab.

Fast zugleich mit ihm kommt der Graf von Damas mit fünf bis sechs Dragonern an. Dann fährt der Wagen des Königs vor.

Der Graf von Damas hielt neben dem Wagen.

»Sind Sie da, Graf Damas?« fragte der König.

»Ja. Sire.«

»Warum sind denn Ihre Dragoner nicht unter den Waffen?«

»Sire, Eure Majestät haben sich um fünf Stunden verspätet; meine Eskadron war seit vier Uhr nachmittags im Sattel; ich suchte die Sache so lange als möglich hinzuziehen, aber die Stadt begann unruhig zu werden; sogar meine Dragoner ließen bedenkliche Mutmaßungen laut werden. Übrigens sehen Eure Majestät, daß alles sehr gut geht, der Weg ist frei.«

»Es freut mich, Graf«, erwiderte der König. »Sobald ich fort bin, lassen Sie zum Aufsitzen blasen und folgen dem Wagen in der Entfernung von einer Viertelmeile.«

»Sire,« sagte die Königin, »wollen Sie hören, was Herr Isidor von Charny sagt?«

»Was sagt er denn?« fragte der König etwas ungeduldig.

»Er sagt, der Sohn des Postmeisters zu Saint-Menehould habe Sie erkannt; sein Bruder, den er gewarnt hat, ist zurückgeblieben, und wahrscheinlich ereignet sich in diesem Augenblicke etwas Bedeutendes, da der Graf von Charny nicht kommt.«

»Wenn wir erkannt sind,« erwiderte der König, »so haben wir um so mehr Ursache, uns zu beeilen.«

Isidors Pferd war bereit; er schwingt sich in den Sattel und ruft den Postillions zu:

»Nach Varennes!«

Der Wagen des Königs bewegte sich auf der Landstraße zwischen Clermont und Varennes. Am äußersten Ende von Varennes sollten die Pferde gewechselt werden; um dahin zu kommen, mußte man über die mit einem Turm besetzte Brücke zur Stadt wieder hinausfahren. Das Haus, wo die Pferde gewechselt werden sollten, wurde von dem jungen Grafen Bouillé und Herrn von Raigecourt bewacht. Herrn von Rohrig, einen jungen Offizier von achtzehn Jahren, hatte man nicht in das Vertrauen gezogen, und er glaubte dahin beordert zu sein, um einen für die Armee bestimmten Geldtransport zu eskortieren.

Dem Plane nach sollte der Graf von Charny den Wagen des Königs durch das Straßenlabyrinth führen. Charny war vierzehn Tage in Varennes geblieben; er hatte alles genau beobachtet; jedes Gäßchen, jedes Hindernis war ihm bekannt. Aber zum Unglück ist Charny nicht da. Seine Abwesenheit läßt sich nur durch ein Unglück erklären: wie würde er sonst an diesem gefährlichsten Punkte der ganzen Reise gefehlt haben?

Der König selbst wird unruhig; da er sich auf Charny verlassen, hat er nicht einmal den Plan der Stadt mitgebracht.

Die Nacht ist dunkel; in einer solchen Nacht kann man sich sogar an bekannten Orten verirren, geschweige in den engen, krummen Straßen einer fremden Stadt.

Isidor von Charny war von seinem Bruder angewiesen worden, vor der Stadt anzuhalten. Dort wollte ihn der Graf ablösen und den Reisenden den Weg zeigen. Aber Isidor wurde durch das Ausbleiben seines Bruders ebenfalls mit der lebhaftesten Besorgnis erfüllt. Seine einzige Hoffnung war, daß Bouillé und Raigecourt in ihrer Ungeduld dem Könige entgegengeritten wären und diesseits Varennes warteten. Sie waren seit zwei bis drei Tagen in der Stadt, und konnten daher leicht als Führer dienen.

Als Isidor daher an den Fuß des Hügels von Varennes kam und nur einzelne Lichter in der Stadt bemerkte, hielt er sein Pferd an und sah sich unschlüssig im Dunkeln um. Er konnte nichts sehen.

Nach fünf Minuten hatte ihn der Wagen des Königs eingeholt.

Der König und die Königin lehnten sich zum Wagen hinaus, und beide fragten zugleich:

»Haben Sie den Grafen, von Charny nicht gesehen?«

»Sire, antwortete Isidor, »ich habe ihn nicht gesehen, und da er nicht hier ist, so muß ihm bei der Verfolgung des elenden Drouet ein Unglück widerfahren sein.«

Die Königin seufzte tief. Der König wandte sich zu den beiden Leibgardisten, die abgestiegen waren, und fragte:

»Kennen Sie die Stadt, meine Herren?«

Keiner kannte sie; »Sire,« sagte Isidor, »es scheint alles ruhig ... Geruhen Eure Majestät hier zehn Minuten zu warten; ich will in die Stadt reiten und über den Grafen von Bouillé und Herrn von Raigecourt, oder doch wenigstens über den Ort, wo der Herzog von Choiseul die frischen Pferde bereithält, etwas zu erfahren suchen.

Mit verhängtem Zügel sprengte Isidor der unteren Stadt zu und verschwand bald hinter den ersten Häusern.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Die Königin stieg aus, nahm den Arm des Herrn von Malden, und ging auf ein Haus zu. Als sie sich ihm näherten, wurde die Tür geschlossen; allein Malden hielt im letzten Augenblick die Tür fest.

»Was wollen Sie, mein Herr?« fragte ein Mann von fünfzig Jahren.

»Wir bitten Sie, uns gefälligst den Weg nach Stenay zu zeigen.«

»Und wenn ich mich dadurch einer Gefahr aussetze ...«

»Mein lieber Herr,« unterbrach ihn Malden, »so sind Sie doch gewiß zu galant, um einer Dame, die sich in Gefahr befindet, diesen Dienst zu versagen.«

Der Mann im Schlafrock trat auf Malden zu und sagte ihm leise ins Ohr: »Die Dame kenne ich ... es ist die Königin!«

Marie Antoinette zog Herrn von Malden zurück.

»Melden Sie dem Könige, daß ich erkannt bin«, sagte sie.

Malden eilte an den Wagen und entledigte sich dieses Auftrags.

»Ersuchen Sie den Mann, zu mir zu kommen«, sagte der König.

Der Mann im Schlafrock seufzte, zog seine Pantoffeln aus und ging mit bloßen Füßen an den Wagen.

»Wie heißen Sie?« fragte ihn der König.

»Von Préfontaine, Sire, Major der Kavallerie und Ritter des Ludwigsordens.«

»In Ihrer doppelten Eigenschaft als Major und Ritter des Ludwigsordens haben Sie mir zweimal Treue geschworen. Es ist daher Ihre Pflicht, mir aus dieser Verlegenheit zu helfen. Haben Sie vielleicht zufällig gehört, daß in einem Wirtshause frische Pferde bereitgehalten werden, und haben Sie Husaren gesehen, die seit gestern in der Stadt liegen?«

»Ja, Sire, die Pferde und die Husaren stehen jenseits der Stadt, die Pferde im Gasthofe ›Zum großen Monarchen‹, die Husaren sind wahrscheinlich in der Kaserne.«

Der König reichte der Königin die Hand, um ihr in den Wagen zu helfen.

Die beiden Offiziere setzten sich auf den Bock und riefen den Postknechten zu: »Zum großen Monarchen!«

Aber in diesem Augenblicke sprengte aus dem Walde ein Reiter.

»Postillions!« rief er, »keinen Schritt weiter!«

»Warum nicht?« fragten die erstaunten Postknechte.

»Weil ihr den König fahrt .... Der König ist auf der Flucht, und im Namen der Nation befehle ich euch, nicht von der Stelle zu fahren!«

Ludwig XVI. sah wohl, daß der Augenblick entscheidend war.

»Wer sind Sie denn?« rief er dem Reiter zu, »und wer hat Ihnen das Recht gegeben, hier Befehle zu erteilen?«

»Ich bin ein gemeiner Bürger ... aber ich vertrete das Gesetz und spreche im Namen der Nation. – Postillions, nicht von der Stelle ... Ihr kennt mich wohl, ich bin Jean Baptiste Drouet, Sohn des Postmeisters von Saint-Menehould.«

»Oh! der Elende!« riefen die beiden Offiziere, die vom Bock sprangen.

Aber ehe sie auf dem Boden standen, hatte Drouet sein Pferd gespornt und war in der Dunkelheit verschwunden.

»Ach! Charny ... Charny!« klagte die Königin, »was ist aus ihm geworden?«

Sie sank in den Wagen zurück, und schien von nun an gegen alles, was um sie her vorging, gleichgültig zu sein.

Was war aus Charny geworden?

Das Pferd des Marquis Dandoins war ein guter Renner; aber Drouet war beinahe zwanzig Minuten voraus. Diese zwanzig Minuten mußten eingebracht werden.

Drouet hatte einen Postklepper, und Charny ritt ein Vollblutpferd. Der letztere hatte daher kaum eine Meile zurückgelegt, als er seinen Gegner erblickte. Drouet bemerkte nun, daß er verfolgt wurde, und machte die ungeheuersten Anstrengungen, um seinem Verfolger zu entkommen. Der junge Patriot fürchtete keineswegs den Tod, aber er fürchtete, angehalten zu werden und diese willkommene Gelegenheit, seinen Namen berühmt zu machen, unwiederbringlich zu verlieren.

Es waren noch zwei Meilen bis Clermont; aber es war nicht zu bezweifeln, daß ihn sein Verfolger bald einholen werde. Er trieb daher seinen Gaul mit Sporn und Peitsche an.

Inzwischen war es Abend geworden, es war etwa halb Zehn. Drouet war nur noch drei Viertel Meilen von Clermont entfernt, aber Charny war kaum noch zweihundert Schritte hinter ihm zurück.

Drouet wußte, daß in Varennes keine Poststation war; er vermutete daher, daß der König sich nach Verdun wenden werde. Schon gab er die Hoffnung auf; denn ehe er den König einholte, mußte er selbst eingeholt werden.

Auf einmal, als Charny nur noch etwa fünfzig Schritte hinter ihm ist, begegnen ihm Postknechte mit ausgespannten Pferden. Drouet erkennt in ihnen dieselben, die den König gefahren haben.

»Sind die Wagen nach Verdun gefahren?«

»Nein, nein!« rufen ihm die Postknechte zu; »die Straße nach Varennes!«

Drouet frohlockt; er ist gerettet, der König verloren!

Hätte der König den Weg nach Verdun genommen, so wäre Drouet genötigt gewesen; in gerader Richtung fortzureiten, aber der König hat den

Seitenweg nach Varennes eingeschlagen, und dieser Weg geht zu Clermont in fast spitzem Winkel von der Hauptstraße ab. Drouet jagt in den Argonner Wald, dessen Weg er genau kennt. Er gewinnt dadurch einen Vorsprung von einer Viertelstunde, und überdies hofft er im Dunkel des Waldes seinem Verfolger zu entkommen. Charny, der die Gegend fast ebenso gut kennt wie Drouet, jagt ihm auf dem Fuße nach.

Noch ehe Drouet den Wald erreicht, ruft ihm Charny Halt zu. Charny zieht eine Pistole hervor und schlägt auf Drouet an.

»Halt!« ruft er ihm zu, »oder du bist des Todes!«

Drouet bückt sich auf den Hals seines Pferdes, und treibt es mit der Peitsche an.

Charny drückt los, aber nur die Funken des Steines blitzen in der Dunkelheit.

Charny schleudert wütend seine Pistole auf Drouet, zieht die zweite hervor und schlägt zum zweiten Male auf ihn an; aber die Pistole versagt wieder.

Kaum hat er hundert Schritte zurückgelegt, stürzt sein Pferd in einen Graben; Charny fällt kopfüber zu Boden; er springt rasch wieder auf und schwingt sich in den Sattel; – aber Drouet ist verschwunden!

So war Drouet seinem Verfolger entkommen; so erschien er auf der Landstraße und befahl den Postknechten, die den König fuhren, vor der Stadt Varennes zu halten.

Die Postknechte halten, denn Drouet hat sie im Namen der Nation aufgefordert, und dieser hat bereits mehr Gewalt als der Name des Königs.

Kaum ist Drouet in den Gassen der unteren Stadt verschwunden, so hört man den Galopp eines näherkommenden Pferdes.

Isidor kommt zurück: die von Choiseul bestellten Pferde stehen im »Großen Monarchen« bereit. Dort warten auch Bouillé und Raigecourt.

»Haben Sie den durch die Stadt galoppierenden Reiter nicht gesehen?« fragt der König hastig.

»Ja, Sire«, antwortete Isidor.

»Der Reiter ist Drouet«, erwiderte der König.

»Drouet!« ruft Isidor entsetzt. »Dann ... ist mein Bruder tot!«

Die Königin schreit laut auf, und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen.

Isidor von Charny war der erste, der sich wieder faßte.

»Sire,« sagte er, »wir dürfen nur an Eure Majestät denken. Es ist kein Augenblick zu verlieren! Die Postknechte kennen den Gasthof ›Zum großen Monarchen‹ ... also fort, im Galopp!«

Aber die Postknechte rühren sich nicht.

»Nun, warum fahren wir denn nicht weiter?«

»Weil es Herr Drouet verboten hat.«

»Wie! Wenn der König befiehlt, so gehorcht ihr Herrn Drouet?«

»Wir gehorchen der Nation.«

Isidor faßt den nächsten Postknecht beim Kragen und hält ihm den Hirschfänger auf die Brust.

Die Königin schreit laut auf:

»Um Gottes willen, meine Herren!« ruft sie. – Dann sagte sie zu den Postknechten: »Hört, Freunde! Fünfzig Louisdor Trinkgeld für euch drei, und fünfhundert Franken Pension für jeden, wenn ihr den König rettet!«

Die Postknechte treiben, durch die Belohnung angelockt, die Pferde weiter an.

Der Wagen fährt schnell durch die untere Stadt; aber als man an die Torwölbung kommt, die unter dem Brückenturm hindurchführt, bemerkt man, daß ein Torflügel geschlossen ist.

Man öffnet den Torflügel: der Weg ist durch zwei oder drei Karren gesperrt.

»Hierher, meine Herren!« ruft Isidor, der vom Pferde springt, um die Karren auf die Seite zu schieben.

In diesem Augenblick hört man die ersten Trommelwirbel und das erste Rasseln der Sturmglocke.

Drouet ist bei der Arbeit.

»Ha! der Elende!« ruft Isidor zähneknirschend, »wenn ich ihn finde!«

Mit gewaltiger Anstrengung schiebt er einen Karren weg, während Malden und Valory den andern umwerfen.

Es bleibt noch der dritte aus dem Wege zu räumen. Während die drei jungen Kavaliere Hand anlegen, erscheint der Wagen unter dem Turmgewölbe.

Auf einmal sieht man zwischen den Leitern des dritten Karrens vier bis fünf Gewehrläufe hervorkommen.

»Keinen Schritt weiter, meine Herren, oder Sie sind des Todes!« ruft ihnen eine Stimme zu.

»Meine Herren,« sagte der König, der sich zum Wagen herausneigte, »brauchen Sie keine Gewalt, ich befehle es Ihnen.«

Die beiden Offiziere und Isidor treten einen Schritt zurück.

»Was will man von uns?« fragte der König.

»Wir wollen die Pässe sehen«, antworteten zwei oder drei Stimmen.

»Die Pässe? Gut«, sagte der König; »rufen Sie die Stadtbehörden, wir wollen sie ihnen zeigen.«

Zwei Männer erschienen, der eine mit einer dreifarbigen Schärpe, der andere in Uniform.

Der erstere war der Gemeindevorsteher Sausse, der andere der Kommandant der Nationalgarde Hannonet.

Hinter ihnen sah man im Lichte der Fackeln gegen zwanzig Gewehrläufe glänzen.

»Meine Herren,« sagte der König, »ich bin bereit, mich Ihnen mit den mich begleitenden Personen anzuvertrauen; aber schützen Sie uns gegen die Roheit dieser Leute.«

»Gewehr bei Fuß, meine Herren!« sagte Hannonet.

Die Leute gehorchten murrend.

»Sie werden entschuldigen, mein Herr«, sagte der Gemeindevorsteher zum König; »aber es geht das Gerücht, Seine Majestät Ludwig XVI. sei auf der Flucht, und wir haben uns pflichtgemäß zu überzeugen, ob es wahr ist.«

»Sich zu überzeugen, ob es wahr ist?« eiferte Isidor. »Wenn es wahr ist, daß der König in diesem Wagen sitzt, so müssen Sie ihm zu Füßen fallen; wenn der Reisende hingegen ein Privatmann ist, warum halten Sie ihn dann an?«

»Mein Herr,« sagte Sausse, der sich fortwährend an den König wandte, »ich rede mit Ihnen; wollen Sie die Güte haben, mir zu antworten?«

»Sire,« sagte Isidor leise, »suchen Sie Zeit zu gewinnen; der Graf von Damas folgt uns mit seinen Dragonern, und er kann nicht lange mehr ausbleiben.«

»Sie haben recht«, sagte der König.

»Und wenn unsere Pässe in Ordnung sind, werden Sie uns dann ungehindert Weiterreisen lassen?«

»Allerdings«, erwiderte Sausse.

»Nun, dann haben Sie die Güte, Frau Baronin,« sagte der König zu Frau von Tourzel, »Ihren Paß hervorzusuchen und diesem Herrn zu zeigen.«

Frau von Tourzel verstand; sie begann wirklich den Patz zu suchen, aber in Taschen, wo er nicht zu finden war.

»Sie sehen ja,« sagte eine ungeduldige Stimme, »daß kein Paß vorhanden ist!«

»Allerdings, meine Herren, wir haben einen Paß«, sagte die Königin, »aber die Frau Baronin von Korff weiß nicht mehr, wo er geblieben ist; sie hat nicht gewußt, daß man ihn vorzeigen muß.«

Ein lautes Hohngelächter der Umstehenden bewies, daß man sich durch diese Ausflucht nicht täuschen ließ.

»Wir können es kürzer machen,« sagte Sausse, »Postillions! – fahrt vor meinen Laden; die Herren und Damen werden aussteigen, und alles wird sich aufklären .... Vorwärts!«

»Oh, Damas! Damas!« sagte der König; »wenn er nur kommt, ehe wir in dem verwünschten Hause sind!«

Aber man kam an dem Hause an, ohne von Damas etwas zu sehen. Dieser hatte nicht kommen können; zuerst hatte ihn der Gemeinderat aufgehalten, dann waren seine Dragoner zur Nationalgarde übergetreten. Er selbst versuchte, sich mit einigen Offizieren durchzuschlagen.

Das Haus des Munizipalbeamten – wenigstens was die erlauchten Gefangenen und ihre Leidensgefährten davon sahen – bestand aus einem Spezereiladen, der durch eine Glastür von einem Speisezimmer getrennt war. In einer Ecke des Ladens war eine hölzerne Treppe, die in den ersten Stock führte, der aus zwei Zimmern bestand.

Frau Sausse erschien halb angekleidet oben an der Treppe, als zuerst die Königin, dann der König, die »Kinder Frankreichs«, Madame Elisabeth und zuletzt Frau von Tourzel in den Laden traten.

Mehr als hundert Personen begleiteten den Wagen und blieben vor dem Hause stehen.

»Es war von einem Paß die Rede«, begann Sausse; »wenn die Dame, die sich für die Herrin des Wagens ausgibt, mir ihn einhändigen will, so will ich mit ihm auf das Rathaus gehen, wo der Gemeinderat versammelt ist, um zu sehen, ob er gültig ist.«

Frau von Tourzel nahm das Dokument aus der Tasche und übergab es dem Gemeindebeamten, der sich sogleich aufs Rathaus begab.

In der Sitzung des Gemeinderats ging es ungemein lebhaft zu, denn Drouet war dabei. Sausse erschien mit dem Paß. Alle wußten, daß die Reisenden in seinem Hause waren, und bei seiner Ankunft entstand das tiefste Schweigen.

Er überreichte dem Bürgermeister den Paß.

»Meine Herren,« sagte dieser, »der Paß ist vollkommen gültig. Hier ist die Unterschrift des Königs!«

Er reichte den Paß den Umstehenden, die ihn sehen wollten; aber Drouet kam den übrigen zuvor und ergriff das Papier.

»Er ist freilich vom König unterzeichnet«, sagte er. »Aber wo ist die Unterschrift der Nationalversammlung?«

»Hier«, sagte sein Nachbar, der den Paß zugleich mit ihm und bei demselben Lichte las; – »hier stehen die Unterschriften der Mitglieder eines Komitees.«

»Mag sein«, erwiderte Drouet; »aber wo ist die Unterschrift des Präsidenten ... Überdies handelt es sich auch gar nicht um eine Unterschrift. Die Reisenden sind keineswegs die russische Baronin von Korff mit Kindern und Dienerschaft; es sind der König, die Königin, der Dauphin, Madame Royale, Madame Elisabeth, eine Palastdame, drei Kuriere .... Wollen Sie die königliche Familie aus Frankreich entfliehen lassen?«

Die Frage war klar und entschieden gestellt, aber für Gemeindebeamten einer Stadt wie Varennes schwer zu lösen. Da die Beratung sich in die Länge zu ziehen schien, so entschloß sich der Gemeindevorstand, sich nach Hause zu begeben.

Er fand die Reisenden in seinem Laden. Madame Sausse hatte sie ersucht, sich in ihr Zimmer zu bemühen, hatte ihnen Sessel und sogar einen Imbiß angeboten, aber sie hatten alles abgelehnt.

Plötzlich erschien der Hausherr unter der vor der Tür versammelten Menge, durch die er sich nur mit Mühe einen Weg bahnte.

Der König ging ihm entgegen.

»Nun, der Paß?« fragte er mit einer Hast, die er vergebens zu bewältigen suchte.

»Der Paß«, antwortete Sausse, »ist im Gemeinderat der Gegenstand einer lebhaften Erörterung geworden.«

»Wie?« fragte Ludwig XVI. »zweifelt man etwa an seiner Gültigkeit?«

»Nein; aber man bezweifelt, daß er wirklich der Frau von Korff gehöre, und es geht das Gerücht, daß wir das Glück haben, den König und seine Familie bei uns zu sehen.«

Ludwig XVI. zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann faßte er plötzlich seinen Entschluß und erwiderte:

»Nun ja, ich bin der König ... hier ist die Königin, hier sind meine Kinder ... und ich ersuche Sie, uns mit der nötigen Achtung zu behandeln, welche die Franzosen ihren Königen gegenüber nie verleugnet haben.« Der König gab diese Erklärung mit Würde; aber sein einfacher Anzug war leider nicht geeignet, seiner Person etwas Imponierendes zu geben.

Die Königin fühlte den Eindruck, den die Erscheinung ihres Gemahls auf die gaffende Menge machte, und die Röte stieg ihr ins Gesicht.

»Wir wollen Ihre Einladung annehmen«, sagte sie hastig zu der Frau vom Hause; »führen Sie uns hinauf.«

Inzwischen verbreitete sich die Kunde, daß der König in Varennes sei, wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt. Ein Mann begab sich eilends auf das Rathaus und stürzte in den Sitzungssaal.

»Meine Herren,« sagte er, »die Reisenden, die bei, Herrn Sausse verweilen, sind wirklich der König und die königliche Familie .... Ich habe es aus des Königs eigenem Munde gehört.«

»Ich sagte es ja!« rief Drouet frohlockend.

Wie geschah es nun, daß Bouillé und Raigecourt mit ihren Husaren nicht in die Stadt kamen?

Wir wollen es erklären.

Gegen neun Uhr abends hatten die beiden Offiziere im »Großen Monarchen« gesessen, als der Friseur Leonard im gleichen Gasthause abstieg. Von ihm hörten sie, Damas sei von seinen Dragonern im Stich gelassen worden, der König werde wohl nicht kommen. Sie warteten bis nach Mitternacht.

Um halb ein Uhr wurden sie durch die Sturmglocke, das Trommeln und den Lärm aufgeweckt. Sie schauten aus dem Fenster und sahen die ganze Stadt in Bewegung. Darauf eilten sie in den Stall und ließen sogleich die für den König bereitgehaltenen Pferde herausbringen und vor die Stadt führen. Dort würde sie der König finden, nachdem er den Weg durch die Stadt zurückgelegt hätte.

Dann ließen sie ihre eigenen Pferde an denselben Ort bringen.

Inmitten des allgemeinen Geschreis und Getümmel erfuhren sie, daß der König angehalten und zu dem Gemeindevorstand geführt worden sei. Was tun?

Sollten sie die Husaren aufsitzen lassen und die Befreiung des Königs versuchen? Oder sollten sie zu dem Marquis von Bouillé eilen, den sie Wahrscheinlich zu Dun treffen würden.

Sie entschieden sich für das letztere. Das war ebenfalls Hilfe, die der König mit Gewißheit erwartete, und die nicht erschien.

Dreißigstes Kapitel

Der Herzog von Choiseul, Kommandant des ersten Postens zu Pont-de-Sommevelle, hatte, um die aufgeregte Stadt Saint-Menehould zu umgehen, einen Seitenweg eingeschlagen. Er glaubte, der König sei aufgehalten worden; war dies nicht der Fall, so mußte ja der König in Saint-Menehould den Marquis von Dandoins und in Clermont den Grafen von Damas finden.

Wir haben gesehen, daß der Marquis mit seinen Leuten zurückgehalten wurde und daß der Graf fast allein die Flucht ergreifen mußte.

Endlich, um halb ein Uhr, als Bouillé und Raigecourt bereits auf dem Wege nach Dun waren, kam der Herzog von Choiseul mit seinen vierzig Husaren an das andere Ende der Stadt. An der Brücke wurde er mit einem kräftigen »Wer da?« empfangen und eine Schildwache der Nationalgarde trat ihm in den Weg.

»Frankreich! Lauzun-Husaren!« antwortete Choiseul.

»Passiert nicht!« antwortete der Nationalgardist und rief zu den Waffen. Zugleich entstand eine große Bewegung in der Stadt; beim Schein der Fackeln sah man eine Menge Gewehre glänzen.

Der Herzog von Choiseul, der nicht wußte, mit wem er es zu tun hatte und was vorgefallen war, wollte sich vor allem über die Lage unterrichten. Plötzlich glaubte er mitten in der Dunkelheit eine kleine Reiterschar ausrücken zu sehen, und zugleich hörte er »Wer da?« rufen.

»Frankreich!« antwortete eine Stimme.

»Welches Regiment?«

»Monsieur-Dragoner.«

»Gut!« sagte Choiseul zu dem Unteroffizier, der neben ihm hielt, »da ist der Graf von Damas mit seinen Dragonern!«

Und ohne länger zu warten, entledigte er sich zweier Leute, die ihm in den Zügel gefallen waren und sprengte mit seinen Leuten in die erleuchteten und von Menschen wimmelnden Straßen. Vor dem Hause des Gemeindevorstehers bemerkte er den Wagen des Königs und eine starke Wache.

Um seine Truppe mit den Einwohnern nicht in Berührung zu bringen, wandte er sich zu der Husarenkaserne, deren Lage er kannte. Die Kaserne war leer; er ließ seine vierzig Husaren einrücken. Mannschaft und Pferde waren todmüde. Choiseul ließ ihnen keine Zeit; er befahl ihnen, mit gezogenem Säbel auszurücken, und eilte in starkem Trab zu dem Hause, wo er vermutete, daß der König gefangengehalten werde.

Ohne sich um die Schmähungen der Nationalgardisten zu kümmern, stellte er an der Tür eine Wache auf. Als er eben in die Tür treten wollte, empfing der König eine von Sausse geführte Deputation der Gemeinde, deren Sprecher sagte:

»Da die Einwohner von Varennes nicht mehr zweifeln können, daß sie das Glück haben, den König in ihrer Mitte zu besitzen, so wünschen sie seine Befehle in Empfang zu nehmen.«

»Meine Befehle?« antwortete der König. »Dann lassen Sie meinen Wagen bereithalten, damit ich abreisen kann.«

Die Gemeindedeputation war im Begriff, diese Frage zu beantworten, als man die Husaren Choiseuls heransprengen hörte. Man sah durch das Fenster, wie sie sich mit gezogenem Säbel auf dem Platze aufstellten.

Die Königin konnte ihre freudige Überraschung nicht verbergen.

»Wir sind gerettet!« flüsterte sie Madame Elisabeth ins Ohr.

In diesem Augenblick entstand in dem bewachten Vorzimmer ein großer Lärm. Der Herzog von Choiseul erschien ohne Hut mit entblößtem Degen in der Tür. Hinter ihm sah man das blasse, aber entschlossene Gesicht des Grafen von Damas.

Die Königin trat auf den Herzog von Choiseul zu und faßte seine Hand. »Ah! Sie sind's, Herr von Choiseul!« sagte sie. »Seien Sie willkommen!«

»Ach! Madame,« erwiderte der Herzog, »ich komme sehr spät, wie es scheint.«

»Nun, wenn Sie in guter Begleitung kommen, so läßt sich das Versäumte nachholen.«

»Leider sind wir fast allein, Madame. Der Marquis Dandoins ist mit seinen Dragonern zu Saint-Menehould festgehalten worden, und der Graf von Damas ist von den Seinen verlassen. Aber wo ist der Chevalier von Bouillé? Und warum ist Herr von Raigecourt nicht hier?«

Unterdessen hatte sich der König genähert.

»Ich habe die Herren gar nicht gesehen«, sagte er. »Was bleibt uns noch?«

»Wir müssen Sie retten, Sire«, sagte Damas. »Erteilen Sie Ihre Befehle.«

»Hören Sie, Sire«, sagte Choiseul. »Ich habe vierzig Husaren; sieben von ihnen müssen die Pferde hergeben; Eure Majestät setzen sich auf ein Pferd und halten den Dauphin in Ihren Armen; die Königin setzt sich auf das zweite Pferd, Madame Elisabeth auf das dritte, Madame Royale auf das vierte, und ebenso die drei Damen, die Sie nicht verlassen wollen. Wir umzingeln Sie mit den dreiunddreißig Husaren, die beritten bleiben; wir hauen uns mit dem Säbel durch, und so bleibt uns noch Aussicht auf Rettung! Aber bedenken Sie wohl, Sire, daß Sie sich schnell entschließen müssen, denn in einer Stunde, in einer halben, in einer Viertelstunde vielleicht sind meine Husaren von unsern Gegnern gewonnen.«

Der König erwiderte:

»Ich weiß wohl, daß dieses Rettungsmittel vielleicht das einzige ist. Aber können Sie verbürgen, daß in dem Handgemenge mein Sohn oder meine Tochter, die Königin oder meine Schwester nicht von einer Kugel getroffen werden?«

»Sire,« antwortete Choiseul, »wenn das sich ereignete, würde mir nichts übrig bleiben, als mir vor den Augen Eurer Majestät den Tod zu geben.«

»Nun, dann wollen wir auf alle solche Gewaltmittel verzichten«, sagte der König; »es ist besser, die Sache ruhig zu überlegen.«

Die Königin trat einige Schritte zurück und sah Isidor von Charny. Sie wechselte einige Worte mit ihm und Isidor eilte zum Zimmer hinaus.

Der König, der dies nicht beachtete, fuhr fort:

»Die Gemeindebehörde hat gegen meine Durchreise nichts einzuwenden; sie verlangt nur, daß ich bis Tagesanbruch warte.« Er zog seine Uhr hervor. – »Es ist bald drei Uhr ... Der junge Bouillé ist um halb ein Uhr fortgeritten ... um fünf oder sechs Uhr kann der Marquis von Bouillé persönlich hier eintreffen, und dann können wir ohne Gefahr für meine Familie und ohne Gewalt zu gebrauchen, Varennes verlassen und unsere Reise fortsetzen.«

Der Herzog von Choiseul erkannte die Richtigkeit dieser Gründe an; gleichwohl wandte er sich zur Königin; sein Blick schien andere Befehle zu erflehen. Aber sie sagte kopfschüttelnd: »Der König hat zu befehlen, meine Pflicht ist, zu gehorchen.«

Der Herzog verneigte sich und trat zurück. Zugleich zog er den Grafen von Damas, mit dem er sich besprechen wollte, auf die Seite und winkte den beiden Leibgardisten, an der Unterredung teilzunehmen. Er sagte:

»Meine Herren, der Marquis von Bouillé kann zwischen fünf und sechs Uhr hier sein, denn er muß zwischen Dun und Stenay stehen. Man wird den König von hier fortzuschaffen und nach Clermont zu bringen suchen, bevor er hier ist; sobald die Husaren in der Stadt sind, haben wir gewonnenes Spiel. Wir müssen uns vielleicht zehn Minuten zu halten suchen; wir sind zehn, es wird schwerlich jede Minute mehr als einer fallen, wir haben folglich Zeit!«

Die jungen Offiziere drückten einander die Hände, dann wurden die Posten verteilt; die beiden Leibgardisten und Isidor von Charny, den man jeden Augenblick erwartete, an die drei Fenster; der Herzog von Choiseul unten

an die Treppe; ihm zunächst der Graf von Damas; dann Floirac, Foucq und die beiden andern treugebliebenen Offiziere von Damas' Dragonern.

Kaum waren diese Vorkehrungen getroffen, so entstand ein Getümmel auf der Straße. Eine zweite Deputation war im Anzuge; sie ließ sich melden, und der König ließ sie sogleich vor.

Zugleich erschien Isidor von Charny; er flüsterte der Königin einige Worte zu und eilte wieder fort. Die Königin trat einen Schritt zurück und hielt sich erblassend an dem Bette fest, in dem ihre Kinder schliefen.

Der König sah die Abgeordneten fragend an.

Endlich verneigte sich Hannonet und sagte:

»Sire, ich würde mich sehr glücklich schätzen, den Befehlen Eurer Majestät zu gehorchen; aber ein Artikel der Verfassung verbietet dem König, das Reich zu verlassen, und den guten Franzosen, ihm auf seiner Flucht Vorschub zu leisten.«

Der König schien betroffen.

»Demzufolge,« fuhr Hannonet fort, »hat der Gemeinderat von Varennes beschlossen, einen Kurier nach Paris zu schicken und die Antwort der Nationalversammlung abzuwarten, ehe Eurer Majestät die Weiterreise gestattet wird.«

Dem König stand der Schweiß auf der Stirn, während sich Marie Antoinette voll Ungeduld in die blassen Lippen biß und Madame Elisabeth ihre flehenden Blicke zum Himmel erhob.

»Wie? meine Herren,« sagte Ludwig XVI. mit einer gewissen Würde, die er zu zeigen pflegte, wenn er zum Äußersten getrieben wurde, »steht es mir denn nicht mehr frei, zu gehen, wohin es mir beliebt? Wenn das der Fall ist, so bin ich ja mehr Sklave als der geringste meiner Untertanen! Das ist eine Gewalttat; aber ich bin nicht so verlassen, wie es scheint; ich habe hier vor der Tür vierzig treue Soldaten, und in der Umgegend von Varennes zehntausend Mann Kerntruppen. Ich befehle Ihnen daher, Herr

Kommandant, auf der Stelle meinen Wagen bespannen zu lassen .... Hören Sie, ich befehle es Ihnen! ich will es!«

Die Königin trat auf ihn zu und sagte leise zu ihm:

»Sire, wir müssen unser Leben daran wagen! unsere Ehre und Würde über alles!«

»Und wenn wir Eurer Majestät nicht gehorchen,« sagte der Kommandant der Nationalgarde, »was wird dann geschehen?«

»Dann werde ich Gewalt brauchen, und Sie sind dann verantwortlich für das Blut, das ich nicht vergießen wollte, und das in diesem Falle nicht von mir, sondern von Ihnen vergossen würde.«

»Wohlan denn, Sire,« erwiderte der Kommandant, »versuchen Sie es mit Ihren Husaren, ich werde die Nationalgarde bereithalten.«

Er entfernte sich.

Der König und die Königin sahen einander beinahe erschrocken an; vielleicht würden es beide nicht zum Äußersten getrieben haben, wenn nicht Madame Sausse mit der Derbheit und Rücksichtslosigkeit eines ungebildeten Frauenzimmers zu der Königin gesagt hätte:

»Nicht wahr, Madame, Sie sind die Königin?«

Marie Antoinette wandte sich ab, sie fühlte sich durch diese kecke Frage in ihrer Würde tief gekränkt.

»Jawohl,« sagte sie, »wenigstens vor einer Stunde glaubte ich es noch zu sein.«

»Nun, wenn Sie die Königin sind,« setzte Madame Sausse hinzu, »so bekommen Sie vierundzwanzig Millionen ... Der Platz ist nicht übel, da er so gut bezahlt wird; warum wollen Sie ihn denn aufgeben?«

Die Königin wandte sich voll Schmerz und Entrüstung zu dem König.

»Oh, Sire,« sagte sie, »alles ... alles lieber als solchen Hohn!«

Dann trat sie an das Bett, nahm den schlafenden Dauphin auf den Arm und eilte zum Fenster.

»Sire,« sagte sie, »kommen Sie; wir wollen uns dem Volke zeigen, um zu sehen, ob es ganz ruchlos ist ...« Der König folgte ihr instinktmäßig und erschien mit ihr am Fenster. Der ganze Platz bot das Schauspiel einer lebhaften Aufregung.

Die Husaren des Herzogs von Choiseul waren zum Teil schon für die Nation gewonnen. Isidor von Charny stand mit seinem Pferde mit gezogenem Hirschfänger außerhalb des Gedränges, das ihn gar nicht kümmerte; er schien jemanden aufzulauern, wie ein Jäger dem Wild auflauert. Alsbald hörte man den hundertstimmigen Ruf: »Der König! der König!«

Man sah wirklich den König und die Königin am offenen Fenster; die Königin hielt den Dauphin auf dem Arme.

Wäre Ludwig XVI. im Staatskleide oder in Uniform gewesen, so würde er auf die Menge vielleicht noch den erhofften Eindruck gemacht haben. Aber der König zeigte sich bei Tagesanbruch, als Diener verkleidet, im grauen Frack, mit einer gemeinen, ungepuderten Perücke; er war blaß, aufgedunsen, seit drei Tagen nicht rasiert. So erschien er und stammelte abwechselnd: »Meine Herren ... meine Kinder!« – Das hatten weder die Freunde noch die Feinde des Königtums erwartet.

Gleichwohl riefen der Herzog von Choiseul und Isidor: »Es lebe der König!« Einige Stimmen unter dem Volke wiederholten: »Es lebe der König!« Aber der Befehlshaber der Nationalgarde antwortete: »Es lebe die Nation!« und dieser Ruf fand ein weit vielstimmigeres und lauteres Echo.

Marie Antoinette war tief entrüstet; sie drückte den schlummernden Dauphin an ihre Brust, neigte sich zum Fenster hinaus und rief voll Ingrimm hinunter:

»Ihr Elenden!«

Einige hörten es und antworteten mit Drohungen. Der Tumult wurde immer größer, das Geschrei immer lauter und verworrener. Der Herzog von Choiseul, zum Äußersten getrieben, machte noch einen Versuch.

»Husaren!« rief er, »bei eurer Ehre fordere ich euch auf: rettet den König!«

Aber in diesem Augenblick erschien Drouet, von einer bewaffneten Schar umgeben.

»Was? Sie wollen den König entführen?« rief er, auf den Herzog von Choiseul zugehend. »Aber ich sage Ihnen, daß er nicht lebend in Ihre Hände kommen soll!«

Choiseul trat ihm mit gezücktem Säbel entgegen. – Aber der Kommandant der Nationalgarde war da.

»Wenn Sie einen Schritt weitergehen,« sagte er zu Choiseul, »so stoße ich Sie nieder!«

Bei diesen Worten sprengte Isidor von Charny, unbekümmert um alle Drohungen, auf die Gruppe los. Der Feind, den er erwartet hatte, war Drouet.

»Zurück! zurück!« rief er, mit gezücktem Hirschfänger die Menge durchbrechend; »der Verräter muß fallen!« Aber noch ehe er Drouet erreichte, krachten zwei Schüsse, ein Pistolenschuß und ein Flintenschuß. Die Pistolenkugel verwundete ihn nur leicht am Schlüsselbein; die Flintenkugel drang ihm in die Brust.

Man sah ihn die Arme ausstrecken und hörte seine ersterbenden Worte:

»Arme Katharina!«

Die Königin schrie laut auf vor Entsetzen; sie hätte beinahe den Dauphin fallen lassen. Während sie sich vom Fenster wegwandte, sprengte ein anderer Reiter, von Dun kommend, durch die zurückweichende Menge.

Der König trat nun ebenfalls zurück und schloß das Fenster.

Die Königin sank in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen ... Wie einst Georges von Charny war nun auch Isidor für sie zu ihren Füßen gefallen!

Aber plötzlich entstand vor der Tür ein lautes Getümmel, das ihre Aufmerksamkeit erregte. Olivier von Charny, bleich, mit verstörten Gesichtszügen, von der letzten Umarmung seines Bruders mit Blut befleckt, erschien in der Tür.

Die Königin sagte tonlos:

»Olivier ...«

Er gab den anwesenden Fremden einen Wink und sagte mit ruhiger, fester Stimme:

»Entschuldigen Sie, meine Herren, ich habe mit Ihren Majestäten zu sprechen.«

Die Ruhe, die Charny in so hohem Grade besaß, gab dem Grafen von Damas und den beiden Leibgardisten die einen Augenblick verlorene Energie zurück, und das Zimmer war schnell geräumt.

In diesem Augenblick erschien der Herzog von Choiseul, er hatte einige in ein blutiges Tuch gewickelte Papiere und übergab sie Charny, der ahnte, daß sie von seinem Bruder waren. Doch jetzt war keine Zeit.

Charny entwickelte einen neuen und letzten Plan zur Rettung, der die Zustimmung aller Beteiligten fand, aber von dem Eintreffen des Marquis von Bouillé abhängig gemacht werden mußte. Er wandte, sich noch einmal zur Königin.

»Madame,« sagte er, »in einer Stunde sind Eure Majestät frei, oder ich bin tot.«

Als er eben das Zimmer verlassen wollte, ging die Tür auf und eine neue Person erschien; es war ein Mann von vierzig bis zweiundvierzig Jahren,

ernst und düster von Angesicht. Er trug im Gürtel ein Paar Pistolen, an seiner Seite hing ein Säbel.

Atemlos stürzte er ins Zimmer und schien sich erst zu beruhigen, als er den König und die Königin erkannte. Ein Lächeln befriedigter Rache spielte um seinen Mund. Er streckte die Hand aus und sagte:

»Im Namen der Nationalversammlung verhafte ich Sie alle! Sie sind meine Gefangenen!«

Der Herzog von Choiseul zog schnell eine Pistole hervor und trat heran, um den Verwegenen niederzuschießen. Aber die Königin kam ihm zuvor; sie faßte schnell seinen Arm und sagte leise zu ihm:

»Sie stützen uns ins Verderben, Herr von Choiseul ... der Marquis von Bouillé kann nicht mehr weit von hier sein.«

»Sie haben recht«, antwortete der Herzog und steckte seine Pistole wieder in die Brusttasche.

Die Königin warf einen Blick auf den Grafen von Charny; er hatte sich, wahrscheinlich, um nicht bemerkt zu werden, in den dunkelsten Winkel des Zimmers zurückgezogen.

Doch die Königin kannte den Grafen: sie wußte wohl, daß er im entscheidenden Augenblick aus diesem Dunkel heraustreten werde.

Einunddreißigstes Kapitel

Die Worte: »Sie sind meine Gefangenen« hatten den König aus seiner Erstarrung geweckt.

»Gefangene ... im Namen der Nationalversammlung! Was wollen Sie damit sagen?«

»Es ist sehr leicht, zu verstehen«, antwortete der Fremde. »Sie hatten geschworen, Frankreich nicht zu verlassen, und dennoch sind Sie in der

Nacht entflohen, Sie sind zum Verräter geworden an Ihrem Wort, an der Nation, an dem französischen Volke!«

Die Hand Charnys, der hinter dem Herzog stand, berührte den Arm der Königin. Marie Antoinette sah sich um.

»Lassen Sie den Mann gewähren,« sagte der Graf leise, »er hat es mit mir zu tun.«

Der König sah den ernsten, düsteren Mann, der im Namen der Nation eine so nachdrückliche Sprache führte, mit Erstaunen an.

»Was wollen Sie von mir?« sagte er; »reden Sie.«

»Sire, ich will, daß Sie nicht weiterreisen.«

»Sie kommen wahrscheinlich mit Tausenden von Bewaffneten, um sich meiner Weiterreise zu widersetzen?« sagte der König.

»Nein, Sire, ich bin allein, oder vielmehr wir sind nur zwei: der Adjutant des Generals Lafayette und ich, ein schlichter Landmann. Aber die Nationalversammlung hat einen Beschluß gefaßt.

»Zeigen Sie den Beschluß«, sagte der König.

»Ich habe ihn nicht, er ist meinem Begleiter übergeben worden.«

»Wo ist Ihr Begleiter?« fragte der König.

»Dort, hinter mir«, war die Antwort.

Es war Romeuf, Lafayettes Adjutant.

Marie Antoinette war sehr schmerzlich überrascht, als sie ihn bemerkte. »Sie sind's, Herr von Romeuf!« rief sie mit Wehmut. »Das hätte ich nie geglaubt!«

Romeuf trat langsam, mit gesenkten Blicken, vor; er hielt das Papier in der Hand.

Als der König es gelesen hatte, sagte er:

»Es gibt keinen König von Frankreich mehr!«

Bei diesen Worten des Königs sah ihn Marie Antoinette fragend an.

»Lesen Sie, Madame,« sagte er entrüstet, »was die Nationalversammlung für einen Aufruf erlassen hat.«

»Wer hat es gewagt, ein solches Dekret zu unterzeichnen?« rief die Königin.

»Ein Edelmann,« antwortete der König, »der Marquis von Beauharnais!«

Die Königin las das Schriftstück mit dem Ausdruck der tiefsten Entrüstung.

Sie vermochte sich nicht länger zu halten, stürzte auf das Bett zu, ergriff das Papier, zerknitterte es in ihrer bebenden Hand und warf es weg.

»Nein, Sire,« sagte sie, »ich will nicht, daß dieses Papier meine Kinder besudele!«

Im Nebenzimmer entstand ein ungeheurer Lärm. Der Adjutant Lafayettes stieß einen Schrei aus; sein Begleiter rief wütend in den Tumult hinein:

»Ha! man beschimpft die Nationalversammlung! man beschimpft die Nation, das Volk! ... Hierher, Freunde!«

Gott weiß, was aus dem Zusammenstoß geworden wäre, wenn nicht Charny schnell vorgetreten wäre und den unbekannten Nationalgardisten beim Arm genommen hätte.

»Ein Wort, Herr Billot«, sagte er; »ich wünsche mit Ihnen zu sprechen.«

Billot – denn er war es – sah den Grafen betroffen an, wurde leichenblaß, blieb einen Augenblick unschlüssig und stieß seinen schon halb gezogenen Säbel in die Scheide zurück.

Das Zusammentreffen Billots mit Charny bedeutete eine günstige Verzögerung.

Die letzte Hoffnung der königlichen Familie war der Marquis von Bouillé, der mit der größten Sehnsucht erwartet wurde. Charny eilte davon, um ihn zu suchen. Die Königin blickte ihm angstvoll nach. Aber das Unglück wollte es, daß er – infolge von Mißverständnissen und Zufällen – erst in Varennes eintraf, als der König bereits auf der Rückreise war.

Nachdem alle Mittel versagt hatten, blieb der königlichen Familie nichts anderes übrig, als sich zu ergeben.

Aber kehren wir in das Haus des Gemeindevorstehers zurück.

Billot hatte dem König den Befehl überbracht, nach Paris zurückzukehren. Er wandte sich an den Adjutanten Romeuf, der inzwischen von der Königin gewonnen war.

»Nun, sind Sie entschlossen, abzureisen?« fragte er.

»Der König wünscht noch einige Augenblicke zu verweilen«, antwortete Romeuf; »niemand hat heute nacht geschlafen, und Ihre Majestäten sind im höchsten Grade ermüdet.«

»Herr von Romeuf,« erwiderte Billot, »Sie wissen wohl, daß Ihre Majestäten verweilen wollen, weil sie immer noch hoffen, daß der Marquis von Bouillé hier eintreffen werde. Aber wir müssen fort, und wenn Ihre Majestäten nicht gutwillig die Reise antreten wollen, so wird man sie mit Gewalt in den Wagen bringen.«

»Elender!« rief der Graf von Damas, indem er mit gezücktem Säbel auf Billot losstürzte.

Aber Billot sah sich ganz gelassen um und schlug die Arme unter. Er hatte nicht nötig, sich zu verteidigen: zehn Bewaffnete stürzten herein und umringten Damas.

Der König sah wohl, daß es nur eines Wortes oder einer Gebärde bedurfte, um ein furchtbares Blutbad hervorzurufen.

»Es ist gut,« sagte er, »lassen Sie anspannen; wir wollen abreisen.«

Madame Brunier, eine Kammerfrau der Königin, sank mit einem lauten Schrei in Ohnmacht.

Dieser Schrei weckte die beiden Kinder. Der kleine Dauphin fing an zu weinen.

»Sie haben gewiß kein Kind«, sagte die Königin zu Billot; »wie würden Sie gegen eine Mutter sonst so grausam sein können!«

Billot war betroffen. »Nein, Madame, ich habe kein Kind.«

Der König trat an das Fenster und sah unten den Wagen. Die Pferde waren angespannt. Das Volk bemerkte den König. Sogleich erhob sich ein furchtbares Geschrei; der König erblaßte.

Der Herzog von Choiseul näherte sich der Königin.

»Was befehlen Eure Majestät?« sagte er. »Wir wollen lieber sterben, als dies mit ansehen.«

»Wir wollen fort ... aber bleiben Sie mit Ihren Freunden bei uns, Sie sind es noch mehr sich selbst als uns schuldig!«

»Das mögen die Herren immerhin tun, wenn Sie können«, sagte Billot. »Wir haben Befehl, den König und die Königin nach Paris zurückzubringen, diese Herren kümmern uns durchaus nicht.«

»Und ich erkläre,« sagte der König mit mehr Entschiedenheit, als von ihm zu erwarten war, »ich erkläre, daß ich nicht abreise, wenn diese Herren ihre Pferde nicht haben.«

»Was sagen Sie dazu?« fragte Billot die Bewaffneten, die in ein lautes Gelächter ausbrachen.

»Ich will sie vorführen lassen«, sagte Romeuf.

Aber der Herzog von Choiseul trat dem jungen Offizier in den Weg.

»Verlassen Sie Ihre Majestäten nicht«, sagte er zu ihm; »Ihr Auftrag gibt Ihnen Gewalt über das Volk, und Sie sind mit Ihrer Ehre verantwortlich, daß Ihren Majestäten kein Haar gekrümmt werde.«

Herr von Romeuf blieb zögernd stehen. – Billot zuckte die Achseln.

»Es ist gut«, sagte er; »ich will mitgehen. Die Pferde stehen bereit. Fort also!«

»Fort!« wiederholten seine Genossen mit einem Tone, der keine Einwendungen zuließ.

Der König ging voran. Dann kam die Königin am Arme des Herzogs von Choiseul; dann Madame Elisabeth am Arme des Grafen von Damas; Frau von Tourzel mit den beiden Kindern und endlich die kleine Schar der Getreuen.

Herr von Romeuf, der als Abgesandter der Nationalversammlung unverletzlich war, hatte den Zug zu bewachen und in Schutz zu nehmen.

Die erlauchten Gefangenen setzten sich mit ihren wenigen Getreuen in den Wagen. Die beiden Leibgardisten nahmen ihre Plätze auf dem Bock wieder ein. Der Herzog von Choiseul schloß die Wagentür.

»Meine Herren,« sagte der König, »ich befehle ausdrücklich, daß man mich nach Montmédy führe ...«

Aber eine einzige, gewaltige Stimme rief:

»Nach Paris! nach Paris!«

Tiefe Stille folgte. Billot zeigte mit dem Säbel die Richtung an, in der die Postillione fahren sollten. »Die Straße nach Clermont!« sagte er mit gebieterischem Tone. Die Postknechte gehorchten, der Wagen rollte davon.

»Ich nehme Sie alle zu Zeugen, daß man mir Gewalt antut!« sagte Ludwig XVI.

Der unglückliche König, durch diese bei ihm ganz ungewöhnliche Anstrengung der Willenskraft erschöpft, sank auf den Sitz zurück. – Er saß zwischen der Königin und Madame Elisabeth.

Kaum hatte der Wagen, der in dem Gedränge nur langsam fahren konnte, einige hundert Schritte zurückgelegt, so hörte man lautes Geschrei und Getümmel.

Die Königin steckte sogleich den Kopf zum Wagen hinaus; aber sie fuhr entsetzt zurück und hielt die Hand auf die Augen.

»Wehe uns!« sagte sie. »Der Herzog von Choiseul wird ermordet!«

Der König fuhr auf, aber die Königin und Madame Elisabeth hielten ihn zurück.

Das Volk hatte den Herzog erkannt und gerufen:

»Das ist der Graf von Choiseul, einer von denen, die den König entführen wollten ... Nieder mit dem Aristokraten! nieder mit dem Verräter!«

Choiseul wurde vom Pferde gerissen und verschwand in dem furchtbaren Abgrunde, den man die Menge nennt, und den in jener Zeit der wütenden Leidenschaften kein Mensch lebend verließ.

Aber während er stürzte, eilten ihm fünf Personen zu Hilfe, darunter Romeuf. Es entstand ein furchtbares Handgemenge; trotzdem wurde der Herzog nur leicht verletzt; ein Gendarm fing mit seinem Gewehrlauf einen Sensenhieb auf; James Brisack wehrte mit einem Stock, den er einem der Angreifer entrissen hatte, einen gegen das Haupt seines Herrn gerichteten Säbelhieb ab.

Romeuf trat nun vor. »Ich bin hier im Auftrage der Nationalversammlung und des Generals Lafayette«, rief er dem Volke zu. »Jedermann hat meinen

Anordnungen Folge zu leisten ...« Man führe diese Herren auf das Rathaus!«

»Auf das Rathaus! auf das Rathaus!« riefen viele Stimmen.

Der Herzog von Choiseul und seine Begleiter wurden in das Gemeindehaus gedrängt. Ein einziger Gemeindebeamter war da. Um sich der auf ihm lastenden Verantwortung zu entledigen, befahl er, den Herzog von Choiseul, den Grafen von Damas und Herrn von Floirac ins Gefängnis zu bringen und von der Nationalgarde bewachen zu lassen. Romeuf erklärte, daß er den Herzog nicht verlassen wolle. Der Beamte ließ daher Herrn von Romeuf mit den übrigen in den Kerker abführen.

Choiseul gab seinem Diener einen Wink. James, der zu unbedeutend war, um beachtet zu werden, machte sich aus dem Staube. Seine erste Sorge war, sich nach den Pferden zu erkundigen. Er erfuhr, daß die Pferde in einem Gasthofe von mehreren Bürgersoldaten bewacht wurden.

Choiseul wurde allerdings von der Stadtmiliz bewacht, aber man hatte vergessen, Schildwachen vor die Kellerlöcher des Kerkers zu stellen, und das Volk schoß von draußen herein.

Diese mißliche Lage dauerte vierundzwanzig Stunden.

Endlich, am 23. Juni, als die Nationalgarde von Verdun eingetroffen war, gelang es den Bemühungen Romeufs, daß ihr die Gefangenen übergeben wurden, und er verließ die letzteren erst, nachdem er den Offizieren das Ehrenwort abgenommen, sie in Schutz zu nehmen.

Der Leichnam des armen Isidor von Charny war in das Haus eines Leinenwebers geschleppt worden, wo ihn fremde Hände bestatteten.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Inzwischen setzte die königliche Familie ihren Schmerzensweg nach Paris fort.

Die Reise ging langsam vonstatten, denn die Pferde mußten mit der Eskorte gleichen Schritt halten, und diese bestand zwar größtenteils aus Männern mit Gewehren, Heugabeln, Sensen, Säbeln, Piken und Dreschflegeln, aber es fehlte auch keineswegs an Weibern und Kindern. Die Weiber hoben ihre Kinder hoch auf, um ihnen den König zu zeigen, der mit Gewalt nach seiner Hauptstadt zurückgebracht wurde.

Man kam nach Clermont, ohne daß sich die fürchterliche Geleitschar verminderte. Unter den Gefangenen waren zwei den Drohungen und Angriffen ganz besonders ausgesetzt: dies waren die beiden unglücklichen Leibgardisten, die auf dem breiten Bocke des Reisewagens saßen. Die königliche Familie war laut Befehl der Nationalversammlung unverletzlich; aber die Diener wurden jeden Augenblick mit Bajonetten bedroht; oft wurde eine Sense über ihren Köpfen geschwungen, oder eine Lanze stach sie in die Seite oder in den Arm.

Plötzlich sah man mit Erstaunen einen Mann ohne Hut, mit nassen, beschmutzten Kleidern die Menge durchbrechen, den König und die Königin ehrerbietig grüßen, auf den Bock steigen und zwischen den beiden Leibgardisten Platz nehmen. Die Königin schrie vor Schrecken und Freude zugleich laut auf. Sie hatte Charny erkannt.

Es war ein Schrei des Schreckens, denn er stürzte sich durch seine Kühnheit in die größte Gefahr; ein Schrei der Freude, denn er war den Gefahren, die er auf seinem Wege bestanden, glücklich entronnen; wie ein Blitz durchfuhr sie die Gewißheit, daß sie auf die ersehnte Hilfe des Marquis von Bouillé nicht mehr hoffen durfte: wie wäre sonst Charny allein und in diesem Zustande erschienen?

Gegen zwei Uhr nachmittags kamen die Gefangenen in Saint-Menehould an.

Unweit dieser Stadt sah man einen alten Ritter des Ludwigsordens heransprengen. Der alte Kavalier ritt an den Wagen, nahm den Hut ab, begrüßte den König und die Königin, und nannte sie »Majestäten«. Das Volk hatte aber schon ganz andere Ansichten über Gewalt und Majestät; es war entrüstet, daß man seinem Gefangenen einen Titel gab, den es sich selbst anmaßte, und begann zu murren und zu drohen.

»Herr Chevalier,« sagte der König, »wir sind tief gerührt durch diesen Beweis Ihrer Ergebenheit; aber um Gottes willen! entfernen Sie sich; Sie sind Ihres Lebens hier nicht sicher!«

»Mein Leben gehört dem Könige,« erwiderte der alte Kavalier, »und der letzte Tag meines Lebens wird der schönste sein, wenn ich für meinen König sterbe!«

Einige hörten diese Worte und murrten noch lauter.

»Entfernen Sie sich!« rief ihm der König zu; dann neigte er sich zum Wagen hinaus und sagte zu den Bewaffneten: »Ich bitte euch, Freunde, laßt Herrn von Dampierre durch.«

Die nächsten, die den König verstanden, wichen zurück; aber etwas weiter vom Wagen entfernt kam der Reiter ins Gedränge; einige Weiber und Kinder schrien; die Männer drohten mit den Fäusten; der hartnäckige alte Mann ließ sich nicht irre machen. Nun verwandelten sich die Drohungen in lautes Geschrei und Gebrüll ... Der Chevalier von Dampierre machte sich endlich Bahn durch die Menschenmasse; er spornte sein Pferd, setzte über den Graben und sprengte querfeldein. Aber zum Abschiede schwenkte der alte Kavalier seinen Hut, sah sich um und rief: »Es lebe der König!« ... Ein Schuß krachte. – Er zog eine Pistole aus den Halftern und schoß zurück. Nun schoß jeder, der ein geladenes Gewehr hatte, auf den Vermessenen. Das von Kugeln durchbohrte Pferd stürzte. Die Menge wälzte sich auf die Stelle zu, wo Mann und Roß gefallen waren, – es waren etwa fünfzig Schritte von dem Wagen des Königs. Dann bildete sich ein wimmelnder, zuckender, schreiender Menschenknäuel; der auf einen Punkt zusammengezogene Tumult dauerte ein paar Minuten –, dann tauchte plötzlich ein greises, blutiges Haupt auf einer Lanzenspitze aus dem Chaos auf.

Die Königin schrie laut auf vor Entsetzen und sank in den Wagen zurück.

»Mörder! Kannibalen!« rief Charny in der größten Wut.

»Schweigen Sie, Herr Graf!« warnte Billot; »ich kann sonst nicht für Sie bürgen.«

Charny wollte vom Bock herunterspringen; die beiden Leibgardisten hielten ihn zurück; zwanzig Bajonette richteten sich gegen ihn.

»Freunde!« sagte Billot mit seiner starken, imposanten Stimme, »ich verbiete euch, diesem Manne ein Haar zu krümmen, was er auch tue ... Ich muß seiner Frau für ihn bürgen.«

»Seiner Frau!« sagte die Königin erschreckend, als ob ein Bajonett sie ins Herz getroffen hätte; – »seiner Frau! ...«

Es war spät, als der Zug in Châlons eintraf. Der Wagen fuhr in den Hof der Intendantur. Man hatte Kuriere vorausgeschickt, um Wohnungen zu bestellen. Der Hof war mit Nationalgarde und Neugierigen angefüllt. Man mußte die Zuschauer fortweisen, um dem König Platz zu machen. Als Ludwig XVI. den Fuß auf die Treppe setzte, fiel ein Schuß, und die Kugel pfiff an dem Ohr des Königs vorbei.

»Der Unvorsichtige!« sagte der König, sich ganz ruhig umsehend; »das Gewehr ist ihm losgegangen ... Sie müssen achtgeben, meine Herren, ein Unglück ist bald geschehen!«

Charny und die beiden Leibgardisten folgten der königlichen Familie ungehindert in den ersten Stock.

Abgesehen von dem Musketenschusse, glaubte die Königin in eine mildere Atmosphäre zu kommen. Vor dem Posthause, wo die tobende, lärmende Schar größtenteils umgekehrt war, hatte auch das Geschrei aufgehört; die königliche Familie war beim Aussteigen aus dem Wagen sogar mit Äußerungen des Mitleids empfangen worden. In einem Saale des ersten Stockes fand man eine reichbesetzte Tafel, und alle Gemächer waren so elegant und behaglich eingerichtet, daß die Gefangenen einander erstaunt ansahen.

Kaum waren die erlauchten Gäste bei Tische, so erschien der Herr vom Hause und verneigte sich vor der Königin.

»Madame,« sagte er, »die jungen Mädchen von Châlons bitten um die Gnade, Eurer Majestät Blumen überreichen zu dürfen.«

Die Königin sah zuerst Madame Elisabeth, dann den König ganz erstaunt an.

»Blumen!« sagte sie.

»Madame,« fuhr der Intendant fort, »wenn die Zeit schlecht gewählt oder die Bitte zu kühn ist, so will ich die Mädchen nicht herauflassen.«

»Ja, ja,« erwiderte die Königin, »lassen Sie sie nur kommen.«

In wenigen Minuten erschienen zwölf Mädchen im Vorgemache und blieben in der Tür stehen.

»Nur herein, Kinder!« rief ihnen die Königin zu, und streckte die Arme nach ihnen aus.

Die Wortführerin hatte eine schöne Rede einstudiert, die sie nun hersagen wollte; aber die Kleine wurde durch den Empfang, den sie bei der sonst so stolzen Königin fand, so gerührt, daß sie in Tränen ausbrach und nur die Worte stammeln konnte:

»Oh! Eure Majestät ... welch ein Unglück!«

Marie Antoinette nahm den Blumenstrauß und küßte das Mädchen.

Während dieser Zeit neigte sich Charny zum Könige und flüsterte ihm zu:

»Sire, vielleicht läßt sich aus der günstigen Stimmung der Stadt Nutzen ziehen. Wenn Eure Majestät mich eine Stunde beurlauben wollen, so werde ich hinuntergehen und Ihnen sodann berichten.

»Gehen Sie, Graf«, erwiderte der König; »aber seien Sie vorsichtig; ich könnte es nicht verschmerzen, wenn Ihnen ein Unglück begegnete ... Ach! zwei Todesfälle in einer Familie sind schon genug!«

Charny entfernte sich. Er griff an die Brusttasche, in der sich die in den Taschen seines Bruders vorgefundenen Papiere befanden und nahm sich vor, den ersten ruhigen Augenblick zu benutzen, um sie zu lesen.

Hinter den Mädchen, welche Madame Royale der Reihe nach wie Schwestern küßte, erschienen die Eltern: größtenteils ehrenwerte Bürger oder alte Edelleute; sie näherten sich schüchtern und ehrerbietig, um ihre unglücklichen Souveräne zu begrüßen.

Als sie erschienen, stand der König auf, und die Königin sprach mit ihrer sanftesten Stimme:

»Kommen Sie herein!«

Nach einer halben Stunde kam Charny zurück.

»Nun, wie steht's?« fragte der König.

»Sire, es geht alles gut«, antwortete der Graf; »die Nationalgarde ist erbötig, Eure Majestät morgen nach Montmédy zu geleiten.«

»Sie haben also etwas verabredet?« sagte Ludwig XVI.

»Ja, Sire, mit den ersten Chefs ... Morgen, vor der Abreise, verlangen Eure Majestät die Messe zu hören; – der Wagen wird Sie vor der Kirche erwarten. Eure Majestät steigen unter lautem Jubel ein, und mitten in diesem Jubel geben Sie Befehl umzukehren und den Weg nach Montmédy zu nehmen.«

»Es ist gut«, sagte Ludwig XVI. »Ich danke Ihnen. Graf ... wenn sich bis morgen nichts ändert, so wollen wir Ihren Rat befolgen.«

Der König und die Königin gingen in ihre Gemächer; die Schildmache stand an der Tür des Schlafzimmers.

Eine Stunde nachher, als der Nationalgardist abgelöst wurde, verlangte er Billot zu sprechen.

Beide sprachen leise und eifrig miteinander. – Billot schickte zu Drouet.

Als Folge dieser Unterredung begaben sich Billot und Drouet zu dem Postmeister, dem Freunde des letzteren. Dieser ließ ihnen zwei Pferde

satteln, und zehn Minuten nachher galoppierte Billot auf der Straße nach Reims, während Drouet nach Vitry-le-Français ritt.

Der Tag brach an. Es waren kaum sechshundert Mann, die erbittertsten oder ermüdetsten, von der gestrigen Eskorte geblieben.

Die Gardekompanie von Villeroi hatte zu Châlons ihr Standquartier gehabt. Ein Dutzend dieser Herren befand sich noch in der Stadt; sie hatten die Befehle des Grafen von Charny entgegengenommen. – Charny hatte sie aufgefordert, ihre Uniform anzulegen und sich zu Pferde vor der Kirche einzufinden. Sie entfernten sich nun, um sich auf dieses Manöver vorzubereiten.

Um sechs Uhr morgens waren die eifrigsten Royalisten der Bürgerschaft im Hofe der Intendantur versammelt. Charny und die beiden Leibgardisten standen mitten unter ihnen und warteten ebenfalls.

Der König stand um sieben Uhr auf und ließ sagen, daß er der Messe beizuwohnen wünsche.

Man suchte Drouet und Billot, um ihnen diesen Wunsch des Königs mitzuteilen; aber man fand keinen von beiden. Es stand der Erfüllung dieses Wunsches daher nichts entgegen.

Charny begab sich zum König und meldete ihm die Abwesenheit der beiden Anführer.

Der König freute sich darüber; aber Charny schüttelte den Kopf. Drouet kannte er nicht, aber desto besser kannte er Billot.

Die Vorbedeutungen schienen indes günstig. Die Straßen waren mit Menschen angefüllt, aber es war leicht zu sehen, daß die ganze Bevölkerung an dem Schicksal der Gefangenen innigen Anteil nahm.

Sobald sich die Fenster auftaten, ertönte der Ruf: »Es lebe der König! Es lebe die Königin!« so laut und anhaltend, daß das hohe Paar auf dem Balkon erschien.

Der Jubel wurde nun allgemein, und zum letzten Male konnten sich die beiden dem Schicksal Verfallenen einer Täuschung hingeben.

»Es geht alles gut!« sagte Ludwig XVI. zu Marie Antoinette. – Sie hob die Augen zum Himmel, aber sie antwortete nicht.

Die Kirchenglocken läuteten. Charny klopfte leise an die Tür.

»Es ist gut,« sagte der König, »ich bin bereit.«

Charny sah den König forschend an. Ludwig XVI. war ruhig, beinahe mutig; er hatte so viel gelitten, daß er seine Unentschlossenheit verloren hatte.

Der königlichen Familie waren in der Kirche Plätze unter einem Thronhimmel angewiesen. Die Priester begannen eine große Messe, obschon es erst acht Uhr war.

Charny bemerkte es; er fürchtete nichts so sehr wie eine Verzögerung; jeder Aufschub konnte seine neuen Hoffnungen vernichten. Er ließ dem Priester sagen, die Messe dürfe nicht länger als eine Viertelstunde dauern.

»Ich verstehe,« ließ der Priester antworten, »und will Gott bitten, daß er Ihren Majestäten eine glückliche Reise gewähre.«

Endlich drehte sich der Priester um, und sprach zu der Versammlung die Worte: *Ite missa est!*

Er ging die Stufen des Altars hinab und segnete im Vorbeigehen den König und die königliche Familie.

Diese verneigten sich und sprachen leise »Amen!«

Dann schritten sie zur Tür. Alle Anwesenden knieten nieder.

Vor der Kirche hielten die zehn bis zwölf Gardisten zu Pferde. Die royalistische Eskorte war ungemein zahlreich geworden.

Charny näherte sich dem Könige nicht ohne Besorgnis: doch Ludwig XVI. war entschlossen. Er neigte sich zum Wagen hinaus und sagte zu den Umstehenden:

»Meine Herren, gestern hat man mir zu Varennes Gewalt angetan; ich wollte nach Montmédy reisen, und man hat mich gegen meinen Willen hierher zurückgebracht, um mich den Empörern in der Hauptstadt zu überliefern. Aber gestern war ich von Rebellen umgeben; heute bin ich unter treuen Freunden, und ich wiederhole: Nach Montmédy!«

»Nach Montmédy!« rief Charny.

»Nach Montmédy!« rief einstimmig die Nationalgarde von Châlons. »Es lebe der König!«

Der Wagen rollte fort und nahm denselben Weg, auf welchem er abends vorher gekommen war.

Als der Zug dem Stadttor nahe kam, hörte man ein immer stärker werdendes dumpfes Getöse.

Charny erblaßte und legte die Hand auf das Knie des neben ihm sitzenden Leibgardisten. »Es ist alles verloren!« sagte er.

In diesem Augenblicke kam der Zug auf einen Platz, in den zwei Straßen mündeten. Auf jeder dieser Straßen rückte eine starke Schar Nationalgarde, von einem Manne zu Pferde geführt, unter Trommelschlag und fliegenden Fahnen an.

Der eine Anführer war Drouet, der andere Billot.

Charny brauchte nur einen Blick auf die beiden Scharen zu werfen, um zu begreifen. Die bis dahin unerklärliche Abwesenheit Drouets und Billots klärte sich nur zu deutlich auf.

Alles war gut verabredet worden. Beide kamen zu gleicher Zeit in Châlons an.

Die beiden Scharen machten auf dem Platze halt. Die Gewehre wurden geladen.

Der Zug, der nicht weiter konnte, hielt an. – Der König schaute zum Wagen hinaus. Der Graf von Charny war abgestiegen; er trat, bleich vor Zorn, an den Wagen.

»Was gibt's?« fragte der König.

»Sire, unsere Feinde haben Verstärkung geholt; die Gewehre geladen ... und hinter der Nationalgarde von Châlons stehen die bewaffneten Bauern!«

»Es ist gut«, sagte der König; »wir wollen umkehren.«

»Sind Eure Majestät fest entschlossen?«

»Graf, es ist schon genug Blut für mich geflossen, – Blut, das ich mit bitteren Tränen beweine! ... Es soll kein Tropfen mehr vergossen werden; wir wollen umkehren.«

»Meine Herren,« sagte Charny laut und gebieterisch, »wir kehren um! der König will es!«

Er faßte das eine der vorderen Pferde am Zügel und ließ den schweren Reisewagen umwenden.

Am Pariser Tore kehrte die nunmehr überflüssig gewordene Nationalgarde von Châlons um, und der Wagen des Königs wurde von den bewaffneten Bauern und von der aus Vitry und Reims herbeigeholten Nationalgarde eskortiert.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Der königliche Wagen setzte, bewacht von jenen beiden finsteren Männern, welche ihn zur Umkehr gezwungen hatten, langsam seinen Weg nach Paris fort, als Charny zwischen Epernay und Dormans einen anderen mit vier Postpferden bespannten Wagen von Paris kommen sah.

Ihm entstiegen drei Männer, von denen zwei den erlauchten Gefangenen ganz unbekannt waren. Der dritte war kaum ausgestiegen, so flüsterte Marie Antoinette dem König ins Ohr:

»Herr de Latour-Maubourg! die rechte Hand Lafayettes ... Das bedeutet nichts Gutes!«

Der älteste der drei Männer öffnete die Wagentür und sagte zu Ludwig XVI.:

»Ich bin Pétion, und dies sind die Herren Barnave und Latour-Maubourg; wir sind von der Nationalversammlung abgeschickt, um Sie zu eskortieren und darauf zu sehen, daß der Zorn des Volkes nicht eigenmächtig Justiz übe ... Rücken Sie doch etwas zusammen und machen Sie uns Platz!«

Die Königin warf dem Deputierten einen verachtenden Blick zu. Diesen Blick vermochte Latour-Maubourg nicht zu ertragen.

»Ihre Majestäten sitzen schon sehr gedrängt«, sagte er; »ich werde mich in den anderen Wagen setzen.«

»Machen Sie, wie Sie wollen«, erwiderte Pétion; » *mein* Platz ist in dem Wagen des Königs und der Königin, und ich steige ein.«

»Entschuldigen Sie, Madame,« sagte er zu der Prinzessin, »als Abgeordneter der Nationalversammlung gehört mir der Ehrenplatz ... Haben Sie daher die Güte aufzustehen.«

»Das ist zu arg!« sagte die Königin.

»Mein Herr!« sagte Ludwig XVI. mit ernst verweisendem Tone.

»Es ist einmal nicht anders ... Stehen Sie auf, Madame, und überlassen Sie mir Ihren Platz.«

Madame Elisabeth stand auf.

Unterdessen hatte sich Latour-Maubourg zu den Damen in den zweiten Wagen gesetzt.

»Nun, kommen Sie nicht, Barnave?« sagte Pétion.

»Wohin soll ich mich setzen?« fragte Barnave etwas verlegen.

»Wollen Sie meinen Platz?« fragte die Königin höhnisch.

»Ich danke Ihnen, Madame«, sagte Barnave beleidigt; »ein Platz auf dem Vordersitz genügt mir.«

Madame Elisabeth zog die kleine Prinzessin an sich, und die Königin nahm den Dauphin auf den Schoß. So wurde auf dem Vordersitz ein Platz leer, und Barnave setzte sich der Königin gegenüber.

»Fort!« sagte Pétion, ohne den König zu fragen.

Jérôme Pétion war ein Mann von zweiunddreißig Jahren, korpulent, blond, von blühender Gesichtsfarbe. Sein Verdienst bestand in der Klarheit und überzeugungsvollen Begeisterung seiner politischen Grundsätze. Er und Camille Desmoulins waren schon Republikaner, als es noch niemand in Frankreich war.

Pierre Joseph Marie Barnave war kaum dreißig Jahre alt. Als Mitglied der Nationalversammlung hatte er sich durch seinen Wetteifer mit Mirabeau, zu einer Zeit, als dessen Beliebtheit schon im Abnehmen war, einen Namen gemacht. – Er gehörte der konstitutionell-royalistischen Partei an. In dem Augenblick, als er der Königin gegenüber Platz nahm, sagte Ludwig XVI.:

»Meine Herren, vor allem erkläre ich Ihnen, daß ich nie die Absicht gehabt habe, Frankreich zu verlassen.«

»Ist das wirklich wahr, Sire?« fragte Barnave; »dieser Ausspruch wird Frankreich retten.«

Barnave wußte, daß einer der drei Männer der Graf von Charny war, und das Gerücht bezeichnete den Grafen als den Geliebten der Königin. – Barnave war eifersüchtig. Die Königin erriet seine Gedanken; sie kannte die verwundbare Stelle ihres Gegners, es handelte sich nur darum, diese Stelle zu treffen.

»Sire,« sagte sie zu dem Könige, »haben Sie gehört, was der Mann sagte, der die Eskorte führt?«

»Bei welchem Anlasse?« fragte der König.

»Als der Graf von Charny an den Wagen kam.«

Barnace war betroffen. Der Königin entging dies nicht.

»Hat er nicht erklärt,« sagte der König, »daß er für das Leben des Grafen bürge?«

»Jawohl, Sire, und er setzte hinzu, daß er der Gräfin dafür bürge ... Die Gräfin von Charny ist seit vielen Jahren meine Freundin, ich habe sie schon als Fräulein von Favernay gekannt. Glauben Sie nicht, daß es gut sei, den Grafen bei unserer Ankunft in Paris zu beurlauben? Es wäre grausam gegen die Gräfin, Charnys Dienste länger in Anspruch zu nehmen.«

Barnave, der in der größten Spannung zugehört hatte, machte große Augen. »Sie haben recht, Madame«, antwortete der König; »aber ich zweifle, daß der Graf den Urlaub annehmen wird.«

Die Königin merkte, daß Barnave ruhiger wurde; er schämte sich, daß er ihr in Gedanken Unrecht getan.

Oh, wie konnte er diesen unwürdigen Verdacht wieder gutmachen? Da erschien plötzlich ein armer Priester am Wagen, hob seine mit Tränen gefüllten Augen und seine bittenden Hände zum Himmel und sagte:

»Sire, Gott behüte Eure Majestät!«

Das Voll hatte lange keinen Vorwand gehabt, in Zorn zu geraten; endlich wurde ihm eine Gelegenheit geboten; den frommen Wunsch des Greises beantwortete die wütende Rotte mit lautem Geschrei. Sie fiel über den Priester her; – in einem Augenblicke war der Priester zur Erde geworfen.

»Mein Herr,« rief die Königin dem Deputierten zu, »sehen Sie nicht, was vorgeht?«

Barnave schaute zum Wagen hinaus.

»Ihr Elenden!« rief er, mit solcher Heftigkeit auffahrend, daß die Wagentür aufging, »ihr Unmenschen, seid ihr Franzosen, oder ist Frankreich ein Volk von Meuchlern geworden?«

Das Volk wich zurück, der alte Priester war gerettet. Er stand auf und sagte zu dem Deputierten:

»Sie haben wohlgetan, mich zu retten ... ein Greis wird für Sie beten.«

Als der alte Mann fort war, nahm der junge Deputierte seinen Platz wieder ein, als ob er gar nicht wüßte, daß er ein Menschenleben gerettet habe.

»Ich danke Ihnen«, sagte die Königin.

Diese Worte durchzuckten Barnave wie ein elektrischer Schlag.

Er betrachtete die wahrhaft königliche Anmut und Schönheit der Königin und fühlte sich in seiner Begeisterung versucht, dieser sterbenden Majestät zu Füßen zu fallen, als der Dauphin vor Schmerz aufschrie.

Der Knabe hatte dem tugendhaften Pétion irgendeinen mutwilligen Streich gespielt, wofür ihm dieser zur Strafe das Ohr lang zog.

Barnave nahm den Dauphin auf den Schoß; Marie Antoinette wollte ihn selbst nehmen, aber der Dauphin sagte: »Ich sitze hier gut.«

Marie Antoinette ließ den kleinen Prinzen, wo er war. Barnave war stolz und glücklich.

Der Knabe spielte mit den Rockknöpfen des Deputierten, die eine Inschrift trugen.

Der Dauphin fing an zu buchstabieren und brachte mit einiger Mühe die vier Worte heraus: »Frei leben oder sterben.«

»Was heißt das?« fragte er.

»Ich will dir's sagen, Kleiner«, versetzte Pétion; »die Franzosen haben geschworen, keinen Herrn mehr zu haben ... Verstehst du das?«

»Pétion!« sagte Barnave verweisend.

»Erkläre die Devise anders, wenn du kannst«, antwortete Pétion mit dem natürlichsten Tone der Welt.

Barnave schwieg, er faßte die Hand des Dauphin und zog sie ehrerbietig an seine Lippen.

Die Königin wischte verstohlen eine Träne ab.

Der Wagen rollte in die Ortschaft Dormans ein, wo Keine Vorbereitungen zum Empfange getroffen waren. Vor einem Gasthofe machte der Wagen halt.

Beim Aussteigen wollte sich Charny, seiner Gewohnheit gemäß, dem Könige und der Königin nähern, um ihre Befehle zu empfangen, aber Marie Antoinette gab ihm einen Wink, sich entfernt zu halten. – Der Graf gehorchte, ohne die Ursache dieses Winkes zu erraten.

Pétion war inzwischen in den Gasthof getreten und hatte das Amt des Quartiermeisters übernommen. Er gab sich nicht einmal die Mühe, wieder herunterzukommen; ein Kellner meldete, daß die Zimmer der königlichen Familie bereit seien.

Der König stieg zuerst aus, dann die Königin; sie wollte sich den Dauphin reichen lassen, aber der Knabe sagte:

»Nein, ich will bei meinem Freunde Barnave bleiben.«

Marie Antoinette nickte zustimmend und lächelte.

Auf den Arm ihres Gemahls gestützt, stieg sie die schmutzige Wendeltreppe hinauf. Im ersten Stock blieb sie stehen; aber der Kellner rief ihr zu:

»Nur weiter hinauf! Hier ist der Speisesaal und die Wohnung der Herren von der Nationalversammlung.«

Barnave war außer sich. – Pétion hatte diese Zimmer für sich genommen, und die königliche Familie in die Dachstuben gewiesen.

Man speiste im Kreise der Familie zu nacht.

Die beiden Leibgardisten warteten wie gewöhnlich bei Tische auf. – Charny erschien nicht; als der König eben vom Tische aufstehen wollte, erschien der Kellner und bat Ihre Majestäten im Namen Barnaves, die Wohnung im ersten Stock huldreichst annehmen zu wollen.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette sahen einander an. Der Dauphin lief in den Salon, dessen Tür der Kellner geöffnet hatte, und fragte:

»Wo ist mein Freund Barnave?«

Die Königin folgte dem Dauphin, und der König folgte der Königin. Barnave war nicht im Salon.

Graf von Charny hatte sich auf den Wink der Königin zurückgezogen und war nicht wieder erschienen. Er freute sich, daß ihm der Befehl der Königin eine kurze Ruhe und Zeit zu ungestörtem Nachdenken gab.

Seit zwei Tagen, seit dem Tode des geliebten Bruders, seit der Stunde, wo ihm der Herzog von Choiseul die bei Isidor gefundenen Papiere übergeben hatte, war ihm kaum ein Augenblick geblieben, sich seinem Schmerz zu überlassen. So war es ihm lieb, eine Dachstube für sich zu finden.

Er setzte sich an einen Tisch und zog die mit Blut befleckten Papiere aus der Tasche, nahm einen Brief und öffnete ihn.

Der Brief war von der armen Katharina. – Charny hatte dieses Liebesverhältnis längst geahnt. Aus diesem Briefe ersah er nun, daß Katharina Mutter war, und aus den einfach rührenden Worten, mit denen sie ihre Liebe ausdrückte, sprach das zarteste, innigste Gefühl; jede Zeile war eine Sühne für den Fehltritt des vertrauenden, liebenden Mädchens.

Dann fand Charny einen Brief, dessen Schriftzüge ihn überraschten. – Es war Andreas Handschrift; der Brief war an ihn adressiert.

An diesem Briefe hing ein mit Isidors Siegel befestigtes Billett, es enthielt folgende Zeilen:

»Dieser Brief ist an den Grafen Olivier von Charny adressiert; er ist von der Gräfin von Charny geschrieben. Wenn mir ein Unglück begegnen sollte, so wird der Finder dieses Papieres ersucht, es dem Grafen Olivier von Charny zuzustellen oder der Gräfin zurückzuschicken.

Diese hat mir den Brief mit folgender Weisung übergeben: Wenn der Graf sein Unternehmen glücklich ausführt, soll dieser Brief der Gräfin zurückgegeben werden. Wenn er schwer verwundet wird, soll er gebeten werden, daß er seiner Gemahlin erlaube, zu ihm zu kommen. Wenn er tödlich verwundet wird, soll ihm dieser Brief übergeben werden, und wenn er ihn nicht selbst lesen kann, soll man ihm denselben vorlesen, damit er vor seinem Ende das darin enthaltene Geheimnis kennenlerne.

Gleichzeitig bitte ich meinen Bruder, für die arme Katharina Billot zu sorgen, die mit meinem Kinde in dem Dorfe Ville-d'Avray wohnt.

Isidor von Charny.«

»Ich habe nicht das Recht, diesen Brief zu öffnen«, sagte der Graf nach einer langen Pause; »aber ich werde sie selbst bitten, daß sie mir erlaubt, ihn zu lesen ...«

Am nächsten Morgen wurde die Reise fortgesetzt. Die Hitze war drückend. Der König bemerkte wiederholt, daß Madame Elisabeth sehr ermüdet war und sich auf dem Vordersitze kaum zu halten vermochte; er bot der Prinzessin seinen Platz an, den sie erst auf seinen ausdrücklichen Befehl annahm.

Pétion saß dabei, ohne seinen Platz anzubieten. Barnave errötete, er verbarg beschämt sein Gesicht.

Um vier Uhr nachmittags kamen die Reisenden nach Meaux. Der Wagen hielt vor dem bischöflichen Palaste.

Die Königin warf einen Blick auf das düstere Gebäude und sah sich nach einem Arme um, auf den sie sich stützen könnte, um in den Palast zu gehen.

Barnave war da. – Die Königin lächelte ihm zu, und Barnave beeilte sich, ihr mit großem Anstände den Arm zu bieten.

Die Königin zog Barnave durch die Gemächer des bischöflichen Palastes mit fort. Es schien fast, als ob sie vor etwas fliehen wolle.

In einem Zimmer blieb sie endlich fast atemlos stehen. Wie durch Zufall befand sie sich einem weiblichen Porträt gegenüber.

Sie warf zerstreut einen Blick auf das Bild, und las auf dem Rahmen die Worte: Madame Henriette.

»Ja, Madame Henriette«, sagte Barnave; »aber Henriette von England ... nicht die Witwe des unglücklichen Karl I., sondern die Gemahlin des herzlosen Philipp von Orleans. Es wäre mir lieber,« setzte er nach einigem Zögern hinzu, »wenn es das Porträt der anderen wäre!«

»Warum denn?« fragte Marie Antoinette.

»Weil nur wenige Menschen einen guten Rat zu geben wissen, den besten geben noch jene, deren Mund der Tod geschlossen hat.«

»Können Sie mir sagen, was mir die Witwe Karls I. raten würde?« fragte die Königin.

»Wenn Eure Majestät befehlen, so will ich's versuchen«, erwiderte Barnave.

»›OH! Schwester‹, würde Ihnen jener Mund sagen, ›bemerken Sie nicht die Ähnlichkeit, die zwischen unserem beiderseitigen Geschick besteht? Ich war aus Frankreich gekommen, so wie Sie aus Österreich gekommen sind; ich war für die Engländer eine Fremde, so wie Sie für die Franzosen eine Fremde sind; ich hätte meinem irregeleiteten Gatten guten Rat geben können; ich schwieg, oder gab ihm schlechten Rat; anstatt das Band zwischen ihm und seinem Volke fester zu knüpfen, reizte ich ihn zum Kriege auf; ich gab ihm den Rat, gegen London anzurücken; ich führte

nicht nur einen Briefwechsel mit dem Feinde Englands, sondern begab mich sogar zweimal nach Frankreich, um fremde Soldaten nach England zu führen; endlich ...‹«

Barnave hielt inne.

»Fahren Sie fort«, erwiderte die Königin mit finsterer Stirn und zusammengepreßten Lippen.

»Warum sollte ich fortfahren, Madame; das Ende dieses blutigen Dramas ist Ihnen so gut bekannt wie mir ...«

»Ja, ich will also fortfahren, und Ihnen sagen, was das Porträt der Madame Henriette mir sagen würde. ›Endlich wurde der König von den Schotten verraten und ausgeliefert; er wurde gefangengenommen, als er eben nach Frankreich flüchten wollte ... Ein Schneider nahm ihn fest, ein Fleischer führte ihn ins Gefängnis; ein Bierverkäufer führte den Vorsitz in dem Gerichtshofe, der das unerhörte Urteil sprach, und um das Maß der Schande voll zu machen, schlug ein maskierter Henker dem Karl Stuart den Kopf ab!‹ Nicht wahr, das würde mir das Porträt der Madame Henriette sagen? Das weiß ich sehr gut; ich weiß es um so besser, als der Vergleich in vielen Punkten stimmt: Wir haben auch unseren Bierverkäufer aus der Vorstadt, er heißt Santerre; wir haben unseren Fleischer Legendre, glaube ich; das würde Madame Henriette zu mir sagen.«

»Ich würde ihr antworten: ›Liebe Prinzessin, Sie geben mir da keinen Rat, sondern Sie halten eine historische Vorlesung. Die Vorlesung ist zu Ende, jetzt erwarte ich den Rat.‹«

»Oh! Madame,« sagte Barnave. »Eurer Majestät kann man nur einen Rat geben: sich bei dem Volke beliebt zu machen.«

»Still,« sagte die Königin, »es kommt jemand ... wir werden ein andermal davon reden, Herr Barnave; ich bin bereit, Ihren Rat zu befolgen.«

»Eure Majestät werden im Speisesaal erwartet«, sagte der Diener, dessen Fußtritte man gehört hatte.

Marie Antoinette begab sich in den Speisesaal; der König kam aus einer anderen Tür; er hatte mit Pétion gesprochen und schien sehr aufgeregt. Zu seinen Offizieren sagte er:

»Meine Herren, nach dem Essen muß ich mit Ihnen reden; ich ersuche Sie daher, mir in mein Zimmer zu folgen.«

Der König aß viel wie immer, der Dauphin hatte schon tags zuvor Erdbeeren verlangt; die Königin war sehr traurig gewesen, ihm diesen Wunsch nicht erfüllen zu können, und als der Knabe alle Speisen unberührt ließ und wieder Erdbeeren verlangte, kamen ihr die Tränen in die Augen. Sie sah sich um, an wen sie sich wohl wenden könne, und bemerkte Charny.

Aber in diesem Augenblicke ging die Tür auf, und Barnave erschien, eine Schüssel mit Erdbeeren in der Hand.

»Eure Majestät,« sagte er, »werden huldreichst verzeihen, daß ich ungerufen eintrete; aber der durchlauchtigste Dauphin hat heute zu wiederholten Malen Erdbeeren verlangt.«

Unterdessen hatte sich Charny der Königin genähert, aber sie ließ ihm nicht einmal Zeit, zu fragen.

»Ich danke Ihnen, Herr Graf,« sagte sie, »Herr Barnave hat erraten, was ich wünschte, ich brauche nichts mehr.«

Charny verneigte sich und ging, ohne zu antworten, auf seinen Platz zurück.

»Ich danke dir, Freund Barnave«, sagte der kleine Dauphin.

»Herr Barnave,« sagte der König, »unser Diner ist nicht gut; aber es wird uns Vergnügen machen, wenn Sie daran teilnehmen wollen.«

»Sire,« erwiderte Barnave, »eine Einladung des Königs ist ein Befehl. Geruhen Eure Majestät, mir einen Platz anzuweisen.«

»Setzen Sie sich zwischen die Königin und den Dauphin«, sagte Ludwig XVI.

Barnave setzte sich freudetrunken.

Charny sah diese ganze Szene ohne die mindeste Regung von Eifersucht mit an; er betrachtete sogar mit einem gewissen Mitleid den armen Schmetterling, der ebenfalls das königliche Licht umflatterte, um sich die Flügel daran zu verbrennen.

Nach der Tafel begaben sich die drei Offiziere in das Zimmer des Königs.

Madame Royale, der Dauphin und Frau von Tourzel waren in ihre Zimmer gegangen. Der König, die Königin und Madame Elisabeth warteten.

Als die drei jungen Kavaliere erschienen, sagte der König:

»Heute machte mir Herr Pétion einen Vorschlag. ›Sire‹, sagte er, ›die drei Offiziere, die Sie begleiten, sind in Paris nicht sicher; weder ich noch meine Begleiter vermögen sie zu retten, selbst nicht mit Gefahr unseres Lebens.‹«

Charny sah seine beiden Kameraden an. Ein Lächeln der Verachtung umzog seinen Mund.

»Und was weiter, Sire?« fragte er.

»Herr Pétion,« fuhr der König fort, »erbietet sich, Ihnen drei Nationalgardeuniformen zu verschaffen, Ihnen diese Nacht die Türen des bischöflichen Palastes zu öffnen und jedem von Ihnen unbeschränkte Freiheit zur Flucht zu lassen.«

Charny sah seine beiden Kameraden fragend an, aber man antwortete ihm mit dem gleichen Lächeln.

»Sire,« erwiderte er, »unser Leben ist Euren Majestäten geweiht; es wird uns leichter sein, für Sie zu sterben, als uns von Ihnen zu trennen. Von Ihrem ganzen Hofe bleiben Ihnen drei Getreue; nehmen Sie ihnen nicht den einzigen Ruhm, treu bis ans Ende zu sein.«

»Es ist gut, meine Herren,« sagte die Königin, »wir nehmen es an ... aber Sie sehen wohl ein, daß von diesem Augenblick an alles unter uns gemeinsam sein muß: Sie sind fortan unsere Freunde, unsere Brüder ...

nennen Sie mir die Namen Ihrer Eltern und Geschwister; wir könnten das Unglück haben, einander zu verlieren; dann würde es uns zukommen, diesen geliebten Wesen ihr Unglück anzuzeigen und dasselbe nach Kräften zu mildern ...«

Malden empfahl seine Mutter, eine alte, kränkliche Dame, Valory seine Schwester, eine junge Waise.

Dann wandte sich die Königin an Charny.

»Ach, Herr Graf,« sagte sie, »ich weiß, daß Sie mir niemand zu empfehlen haben ... Ihre Eltern sind tot, und Ihre beiden Brüder ...«

»Meine beiden Brüder hatten das Glück, für Eure Majestät das Leben zu lassen«, erwiderte Charny. »Aber der zuletzt Gefallene hat eine unglückliche Liebe hinterlassen. Madame, haben Sie die Gnade, den Namen eines unglücklichen Landmädchens zu notieren; und wenn ich, wie meine beiden Brüder, das Glück hätte, für meinen erhabenen Herrn zu sterben, so geruhen Sie für Katharina Billot und ihr Kind zu sorgen; man wird sie in dem Dorfe Ville-d'Avray finden.«

Das Bild des sterbenden Charny mochte für die Phantasie der Königin wohl zu schrecklich sein; sie wankte auf einen Armsessel zu, doch faßte sie sich wieder und schrieb als letztes den Namen und die Adresse von Katharina Billot auf.

»Meine Herren,« sagte sie, »ich hoffe, Sie werden mich nicht verlassen, ohne mir die Hand zu küssen.«

Charny näherte sich zuletzt; die Hand der Königin zitterte, als sie diesen Kuß erwartete; aber kaum berührten die Lippen des Grafen diese schöne Hand, seufzte Marie Antoinette auf. Dieser Klageton bewies, daß sie jetzt den Abgrund erkannte, der sich mit jedem Tag zwischen ihr und dem Grafen erweiterte.

Die erlauchten Gefangenen waren nun fünf Tage von Paris abwesend; heute sollten sie wieder in der Hauptstadt eintreffen. Welch ein bodenloser Abgrund hatte sich in diesen fünf Tagen aufgetan!

Die ganze Bevölkerung der Umgegend von Paris strömte herbei. Bald war das Gedränge so stark, daß die Pferde kaum im Schritt gehen konnten. Es war außerordentlich heiß. – Die unverschämte Neugier des Volkes verfolgte den König und die Königin bis in die beiden Ecken des Wagens, in die sie sich zurückgelehnt hatten. Einige Leute stellten sich auf den Tritt und schauten in die Kutsche hinein; andere kletterten auf den Reisewagen oder hingen sich an die Pferde.

Es war ein Wunder, daß Charny und seine beiden Kameraden nicht ums Leben kamen. Eine Vorhut von mehr als zweitausend Personen zog vor dem Wagen her; mehr als viertausend folgten. Zu beiden Seiten wälzte sich eine unaufhörlich zunehmende Menschenmasse langsam fort.

In der Nähe von Paris vermochte man kaum noch zu atmen; der Wagen ächzte inmitten einer dichten Staubwolke; ein paarmal sank die Königin, dem Ersticken nahe, halb bewußtlos zurück. In Bourget verlangte der König ein Glas Wein. – Es fehlte wenig, so hätte man ihm einen mit Galle und Essig getränkten Schwamm gereicht.

Der Zug kam nach la Villette. Es dauerte länger als eine Stunde, bis die Menschenmenge sich zwischen beiden Häuserreihen hindurchwand, deren weiße Wände die Sonnenstrahlen zurückwarfen und die Hitze verdoppelten.

Man beschloß, den Umweg über die äußeren Boulevards und die Champs-Elysées zu machen. – Dadurch wurde die Qual um drei Stunden verlängert. An der Barriere hatte übrigens eine starke Grenadierabteilung den Wagen in die Mitte genommen.

Die ganze Bevölkerung von Paris war in die Champs-Elysées geströmt. Der König und die Königin blickten auf ein unabsehbares Menschenmeer. Tiefe, düstere Stille herrschte in dem ganzen weiten Umkreise; die Männer mit den Hüten auf dem Kopfe zeigten eine drohende Haltung.

Aber den traurigsten Eindruck machte eine doppelte Reihe Nationalgarde, die sich mit umgekehrtem Gewehr – zum Zeichen der Trauer – von der Barriere bis zu den Boulevards aufgestellt hatte.

Es war in der Tat ein Tag tiefer Trauer – der Trauer um eine siebenhundertjährige Monarchie. Die sich langsam fortbewegende Kutsche war ihr Leichenwagen, der das Königtum zur Gruft führte.

Als die den Wagen begleitenden Soldaten die lange Reihe Nationalgarde erblickten, schwenkten sie ihre Waffen und riefen: »Es lebe die Nation!«

Dieser Ruf wiederholte sich in der ganzen Reihe, von der Barriere bis zu den Tuilerien, und die ganze unabsehbare Volksmenge, die sich unter den Bäumen bis in die Straßen der Vorstadt und auf der andern Seite bis an den Fluß ausbreitete, rief einstimmig: »Es lebe die Nation!«

Man brauchte eine Stunde von der Barriere bis zum Platze Louis XV.

Hier bemerkte der König, daß man dem Standbild seines Ahnherrn die Augen verbunden hatte.

»Was soll das bedeuten?« fragte der König.

»Ich weiß es«, sagte Pétion; »man will die Verblendung der Monarchie dadurch andeuten.«

Trotz der Eskorte durchbrach die Volksmasse zwei- oder dreimal die Reihe der Grenadiere. Die Königin sah jedesmal entsetzliche, widrige, drohende Männergesichter am Kutschenschlage erscheinen.

Am Pont-Tournant standen zwanzig Abgeordnete, die die Nationalversammlung abgeschickt hatte, um den König und die königliche Familie zu beschützen. – Auch Lafayette mit seinem Generalstabe war da.

Lafayette näherte sich dem Wagen.

»Oh, Herr de Lafayette,« rief die Königin, sobald sie ihn bemerkte, »retten Sie die Leibgardisten!«

Dieser Ruf war nicht überflüssig, denn die Gefahr war groß.

Endlich hielt der Wagen vor den Tuilerien. »Ach! meine Herren,« sagte die Königin zu Pétion und Barnave, »retten Sie die Leibgardisten!«

»Haben Sie mir unter diesen Herren niemand besonders zu empfehlen?« fragte Barnave.

Die Königin sah ihn mit ihren klaren Augen scharf an.

»Niemand«, sagte sie.

Die nun folgenden zehn Minuten – selbst den Gang Zum Blutgerüst nicht ausgenommen– waren gewiß die peinlichsten ihres Lebens. Den Tod scheute sie nicht, aber sie war überzeugt, daß sie wie ein Spielzeug dem Volke überliefert oder in irgendein Gefängnis geschleppt werden würde.

Als sie, geschützt durch die Gewehre der Nationalgarde, aus dem Wagen stieg, wurde sie von einem Schwindel befallen und wäre beinahe zu Boden gesunken ...

aber als sie eben die Augen schließen wollte, glaubte sie mit dem letzten Blick jenen furchtbaren Mann zu sehen, der ihr einst in so geheimnisvoller Weise den Schleier der Zukunft gelüftet hatte, denselben Mann, der nur erschien, um die großen Katastrophen zu prophezeien; oder zu der Stunde, wo diese in Erfüllung gingen.

Als sie die Augen wieder aufschlug, sah sie, wie ihre Leibgardisten vom Wagen heruntergerissen wurden.

Charny, der, bleich und schön wie immer, allein gegen zehn Menschen kämpfte, blickte mit dem leuchtenden Blick des Märtyrers und dem Lächeln der Verachtung auf die Menge. – Von Charny schweiften ihre Blicke zu dem Mann hinüber, der sie mitten in dem ungeheuren Tumult davontrug; sie erkannte mit Schrecken den rätselhaften Mann von Faverney und Sèvres!

»Sie! Sie!« rief sie, indem sie ihn abzuwehren suchte.

»Ja, ich!« raunte er ihr ins Ohr. »Ich bedarf deiner noch, um die Monarchie in den Abgrund zu stoßen ... und dich rette ich!«

Das war mehr, als sie ertragen konnte. Mit einem lauten Schrei sank sie in Ohnmacht.

Unterdessen versuchte die Menge, den Grafen von Charny nebst seinen beiden Kameraden Malden und Valory in Stücke zu zerreißen; Drouet und Billot wurden im Triumph davongetragen.

Vierunddreißigstes Kapitel

Als die Königin wieder zur Besinnung kam, befand sie sich in ihrem Schlafgemach. Sie fragte sogleich nach dem Dauphin. – Der kleine Prinz war im Bett. Seine Gouvernante, Frau von Tourzel, und Madame Brunier, die Kammerfrau, waren bei ihm.

Barnave hatte sich zweimal nach ihrem Befinden erkundigt. Madame Campan meldete ihr den Besuch.

»Sagen Sie ihm meinen verbindlichsten Dank, Madame,« erwiderte Marie Antoinette, »und bringen Sie mir Nachricht über die Herren von Malden und von Valory.«

Das Herz der Königin wollte noch den Namen des Grafen von Charny hinzusetzen, aber ihre Lippen sträubten sich, ihn auszusprechen.

Es wurde ihr gemeldet, daß das Bad bereit sei. Inzwischen verzehrte Ludwig XVI. mit gutem Appetit ein gebratenes Huhn, dann spielte er mit seinem Sohn.

Die Nachrichten, die man der Königin brachte, waren nicht so schrecklich, wie man hätte glauben können.

Als der Zug bei der Barriere angekommen war, hatte der Graf mit seinen beiden Kameraden einen Plan verabredet: die drei Getreuen wollten wenigstens einen Teil der Gefahren von dem König auf sich selbst lenken. Sobald der Wagen halten würde, sollten sie sich in die wütende Rotte stürzen. So hoffte man diese zu teilen; vielleicht würden der König und die Königin dann frei und unangefochten in das Schloß kommen.

Sie führten den Plan auch aus. Malden und Valory waren übel zugerichtet, aber gerettet; man hatte sie im Schloß gesehen. Vom Grafen von Charny wußte man nichts, im Schlosse hatte er sich nicht gezeigt.

Bei dieser Mitteilung wurde die Königin leichenblaß. Madame Campan, welche die Ursache dieser Blässe wohl erriet, setzte hinzu:

»Aber Eure Majestät dürfen an der Rettung des Grafen nicht verzweifeln; Sie wissen ja, daß die Gräfin in Paris wohnt; vielleicht hat sich der Graf zu ihr geflüchtet.«

Eben dieser Gedanke hatte Marie Antoinette so bestürzt gemacht. Sie erwiderte:

»Campan! kleiden Sie mich schnell an! Ich muß wissen, was aus dem Grafen geworden ist ...«

»Aus welchem Grafen?« fragte Madame de Misery eintretend.

»Aus dem Grafen von Charny!« sagte die Königin.

»Der Graf von Charny ist im Vorzimmer Ihrer Majestät«, erwiderte Madame de Misery, »und bittet um die Ehre einer kurzen Unterredung.«

Einige Minuten später erschien Charny in der Tür.

Er hatte die seit seiner Ankunft verflossene Zeit dazu benutzt, die Spuren der langen Reise und seines furchtbaren Kampfes zu beseitigen.

»Oh, Herr Graf,« sagte die Königin, »ich habe überall nach Ihnen fragen lassen. Man sagt, Sie hätten den Herren Pétion und Barnave das Leben zu verdanken ... Ist das wahr?«

»Ja, Madame, ich bin Herrn Barnave doppelten Dank schuldig, denn er begleitete mich bis in mein Zimmer und versicherte, Eure Majestät hätten die Gnade gehabt, sich unterwegs mit mir zu beschäftigen.«

»Mit Ihnen, Graf; inwiefern?«

»Eure Majestät meinten, Ihre alte Freundin werde über meine Abwesenheit besorgt sein. Ich bin weit davon entfernt, diese Besorgnisse für so bedeutend zu halten, aber ich glaube, es ist schicklich, der Gräfin nunmehr einen Besuch zu machen.«

Die Königin drückte die linke Hand aufs Herz, als hätte sie sich überzeugen wollen, daß es nicht aufgehört habe zu schlagen.

»Es ist wahr, Graf«, sagte sie kaum hörbar; »warum haben Sie so lange gewartet, um sich dieser Pflicht zu entledigen?«

»Eure Majestät vergessen, daß ich Ihnen mein Wort gegeben hatte, die Gräfin nicht ohne dero Erlaubnis zu sehen, und bitte Eure Majestät inständigst, mir sie zu bewilligen.«

»Sonst würden Sie die Gräfin ohne meine Erlaubnis wiedersehen, nicht wahr?«

»Ich glaube, Eure Majestät sind ungerecht gegen mich«, erwiderte der Graf. »Als ich von Paris abreiste, glaubte ich, vielleicht für immer abwesend zu sein ... Es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht wie mein Bruder zu Varennes mein Leben gelassen habe; wenn mir die Ehre zuteil geworden wäre, für Sie zu sterben, so hätte ich die Gräfin nicht wiedergesehen ... Aber da ich wieder in Paris bin, so ist es nicht möglich, gegen die Frau, die meinen Namen führt, so rücksichtslos zu sein und ihr keine Nachricht von mir zu geben, zumal mein Bruder nicht mehr da ist, um mich zu vertreten ...«

Die Königin erwiderte, indem sie sich unwillkürlich gegen Charny neigte:

»Sie müssen die Gräfin sehr lieb haben, um mir einen solchen Schmerz anzutun.«

»Eure Majestät gaben mir vor sechs Jahren das Fräulein Andrea von Faverney zur Gemahlin. In diesen Jahren hat meine Hand die ihrige nicht zweimal berührt; ich habe nicht zehnmal mit ihr gesprochen ... Mein Leben war einer andern Liebe gewidmet; ich lebte am Hofe und machte Reisen. Mit der Gräfin war es anders: seitdem sie so unglücklich war, das Mißfallen Eurer Majestät zu erregen, lebt sie einsam in dem Pavillon der Rue Coq-Héron. Ihr Herz fühlt nicht das Bedürfnis nach Liebe, wie andere Frauenherzen; aber meine Nichtachtung würde sie mit Recht übelnehmen ...«

»Herr Graf,« erwiderte die Königin, »Sie sind ja sehr besorgt ... Sie sollten sich zuvor überzeugen, ob die Gräfin an Sie denkt.«

»Ich weiß nicht, ob die Gräfin jetzt an mich denkt«, erwiderte Charny; »aber bei meiner Abreise hat sie an mich gedacht, das weiß ich.«

»Sie hat Ihnen geschrieben?«

»Sie hat meinem Bruder Isidor einen Brief an mich übergeben.«

»Aber sie hatte mir doch geschworen ... Antworten Sie, was stand in dem Briefe! ...«

»Ich habe den Brief nicht gelesen. Er sollte mir durch meinen Bruder nur in dem Falle, daß ich tödlich verwundet würde, übergeben werden, aber er fiel ... Man hat dem Toten seine Papiere abgenommen, unter denen der Brief der Gräfin war und dieser Zettel ... wenn Eure Majestät die Gnade haben wollen, ihn zu lesen?«

Die Königin las:

»Dieser Brief ist an meinen Bruder, den Grafen Olivier von Charny gerichtet; er ist von seiner Gemahlin, der Gräfin von Charny, geschrieben ...«

Als sie die Worte gelesen hatte: » ... damit er vor seinem Ende das darin enthaltene Geheimnis kennenlerne ...«, sagte sie:

»Leugnen Sie es jetzt noch, daß Sie von ihr geliebt werden? ...«

»Wer, ich? ... Die Gräfin sollte mich lieben? Das ist unmöglich!«

»Warum denn? ... Liebe ich Sie doch!«

»Aber die Gräfin würde mir's gesagt haben, sie hatte sechs Jahre Zeit.«

»Nein,« erwiderte Marie Antoinette, »sie hat Ihnen nichts gesagt, weil ... sie wohl weiß, daß sie Ihre Gattin nicht sein kann!«

»Die Gräfin von Charny kann meine Gattin nicht sein?« wiederholte Olivier.

»Nein,« erwiderte die Königin, »sie weiß wohl, daß zwischen Ihnen ein Geheimnis besteht, das Ihre Liebe töten würde; sie weiß, daß sie durch die Mitteilung dieses Geheimnisses Ihre Verachtung verdienen würde.«

»Meine Verachtung! ... ich sollte die Gräfin verachten?«

»Was anderes verdient die Mutter ohne Gatten, das Weib, das nur dem Namen nach Gattin ist?«

Charny wurde leichenblaß.

»Madame!« sagte er, »Sie haben zuviel oder zuwenig gesagt ... und ich habe das Recht, Sie um eine Erklärung zu bitten.«

»Was fällt Ihnen ein, Herr Graf? Von mir, der Königin, verlangen Sie eine Erklärung?«

»Ja, Madame«, erwiderte Charny.

In diesem Augenblick ging die Tür auf:

»Doktor Gilbert bittet um die Ehre, Eurer Majestät seine Ehrerbietung bezeigen zu dürfen!«

»Er soll hereinkommen!«

Die Königin wandte sich wieder zu dem Grafen und sagte mit starker Betonung:

»Sie wünschten eine Erklärung in betreff der Gräfin. Diese Erklärung verlangen Sie von dem Doktor Gilbert ... er kann sie Ihnen besser und vollständiger geben als irgend jemand.«

Gilbert hörte die letzten Worte der Königin und blieb unbeweglich an der Tür stehen.

Marie Antoinette warf dem Grafen das Billett seines Bruders zu und wollte in ihr Ankleidezimmer gehen; aber Charny trat ihr in den Weg und faßte ihre Hand.

»Verzeihen Sie, Madame,« sagte er, »diese Erklärung muß in Ihrer Gegenwart abgegeben werden.«

»Herr Graf,« sagte Marie Antoinette, indem sie ihm einen flammenden Blick zuwarf, »Sie scheinen zu vergessen, daß ich die Königin bin!«

»Sie verleumden Ihre Freundin; Sie beleidigen aus Eifersucht die Gattin eines Mannes, der seit drei Tagen zwanzigmal sein Leben für Sie gewagt hat ... die Gemahlin des Grafen von Charny! ... In Ihrer Gegenwart soll der Verleumdeten Gerechtigkeit widerfahren ...«

»Gut, es sei«, sagte die Königin. »Herr Gilbert, Sie hören, was der Herr Graf wünscht.«

Gilbert trat vor und sah Marie Antoinette mit tiefem Schmerz an.

»Herr Graf,« sagte er, sich an Charny wendend, »was ich Ihnen zu sagen habe, ist die Schmach eines Mannes und der Ruhm einer Frau ... Ein Bauer, der kaum dem Knabenalter entwachsen war, entbrannte in sündiger Leidenschaft für das Fräulein von Faverney; er hatte keine Achtung vor ihrer Jugend, Schönheit und Unschuld. Eines Tages fand er sie in Ohnmacht und ... schändete sie! ... Das Fräulein von Faverney ist ein Engel! Die Gräfin von Charny ist eine Märtyrerin!«

Charny wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Ich danke Ihnen, Herr Gilbert«, sagte er. – »Madame,« setzte er, sich an die Königin wendend, hinzu: »ich wußte nicht, daß das Fräulein von Faverney so unglücklich gewesen ist; ich wußte nicht, daß die Gräfin von Charny so ehrenhaft ist ... sonst würde ich nicht sechs Jahre gelebt haben, ohne ihr zu Füßen zu fallen.«

Er verneigte sich vor der bestürzten Königin und entfernte sich.

Andrea schwebte in diesen Tagen in größter Angst, ahnte sie doch, daß Olivier sich beim fliehenden König befand. Als die Kunde von der Rückkehr Ludwigs XVI. nach Paris kam, litt es sie nicht zu Haufe; sie wartete mit Tausenden von Menschen vor den Tuilerien. Von dort sah sie wirklich Charny und die beiden andern Offiziere auf dem Bock des Reisewagens.

Endlich hielt der Wagen mitten unter dem lauten Geschrei und Getümmel an. – Fast in demselben Augenblick entstand eine große Bewegung, ein entsetzlicher Tumult in der Nähe des Wagens. Die Bajonette, Piken, Säbel erhoben sich; die drei Offiziere stürzten sich von ihrem Sitz und verschwanden, als ob sie in einen Abgrund gefallen wären. Dann entstand ein so starkes Wogen und Drängen unter der Menschenmasse, daß ihre letzten Reihen gewaltsam gegen die Terrassenwand geworfen wurden.

Andrea war fast besinnungslos vor Schreck; sie sah und hörte nichts mehr; die Erde drehte sich ihr im Kreise, es brauste ihr in den Ohren wie die Brandung des Meeres ... Sie sank halb ohnmächtig nieder, nur der Schmerz erinnerte sie daran, daß sie noch lebte.

»Sind sie tot?« war ihr erstes Wort, als sie wieder zu sich selbst kam.

Das Mitleid ist scharfsinnig; die Umgebung der Gräfin verstand sogleich, daß sie jene drei Männer meinte, deren Leben in so furchtbarer Gefahr gewesen war.

»Nein,« war die Antwort, »sie sind gerettet! Man nimmt an, daß sie im Schlosse sind.«

»Im Schlosse ... Dank, tausend Dank!«

Sobald die Gräfin in ihrem Zimmer war, sank sie erschöpft vor ihrem Betstuhl nieder. Es gibt Augenblicke, wo der Dank gegen den Allmächtigen so groß ist, daß Worte fehlen; dann erhebt sich das Herz zum Himmel.

Während sie in dieses selige Entzücken versunken war, ging die Tür auf; die Kammerjungfer suchte sie.

»Der Herr Graf von Charny«, sagte die Kammerjungfer.

Andrea nickte mit dem Kopfe; – sie konnte nicht sprechen.

Charny und die Gräfin waren allein.

»Ich habe gehört, Madame, daß Sie soeben erst nach Hause gekommen sind«, sagte er; »finden Sie es nicht indiskret, daß ich Ihnen so auf dem Fuße gefolgt bin?«

»Nein,« sagte sie mit zitternder Stimme, »nein ... Sie sind mir willkommen, Graf ... Ich war so unruhig, daß ich ausgegangen war, um zu erfahren, was vorging.«

»Madame, Sie hatten meinem Bruder einen Auftrag an mich gegeben? ...«

Andrea richtete sich halb auf und sah den Grafen mit ängstlicher Spannung an.

»Isidors Papiere sind mir eingehändigt worden, und Ihr Brief befand sich darunter.«

»Sie haben ihn gelesen?« rief Andrea und drückte beide Hände auf das Gesicht.

»Nein, ich sollte den Inhalt dieses Briefes nur im Falle einer tödlichen Verwundung kennenlernen, und Sie sehen, daß ich gesund und wohlbehalten bin.«

»Und der Brief? ...«

»Hier ist er, unerbrochen, wie Sie ihn meinem Bruder übergeben hatten.«

»Graf,« sagte Andrea, den Brief nehmend, »was Sie da tun, ist entweder sehr schön oder sehr grausam!«

Charny streckte den Arm aus und faßte die Hand der Gräfin. Sie ließ ihm ihre zitternde Hand.

»Ich weiß jetzt, warum Sie gekommen sind, Graf,« sagte sie nach einer Pause, »Sie wollten mir den Brief zurückgeben ...«

»Jawohl,« erwiderte er, »aber auch noch in anderer Absicht ... Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, Gräfin!«

»Mich wollen Sie um Verzeihung bitten, Graf?«^

»Wegen des Benehmens, das ich seit sechs Jahren gegen Sie beobachtet habe.«

Andrea sah ihn sehr erstaunt an.

»Habe ich mich jemals beklagt?« fragte sie.

»Nein, Gräfin, weil Sie ein Engel sind!«

Andrea wandte sich ab, ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Sie weinen, Andrea!« sagte Charny.

»Oh, verzeihen Sie mir«, erwiderte Andrea; »aber ich bin nicht gewohnt, daß Sie so zu mir sprechen ... Ach, mein Gott! mein Gott!«

Sie hielt inne. Wahrend sie ihr Gesicht bedeckt hatte, war ihr der Graf zu Füßen gefallen.

»Mein Gott, zu meinen Füßen!« wiederholte sie, als ob sie ihren Augen nicht trauen könnte.

»Andrea, Sie haben mir Ihre Hand entzogen«, sagte Charny.

Er reichte ihr von neuem die Hand.

»Was bedeutet das?« stammelte sie.

»Andrea,« antwortete Charny zärtlich, »es bedeutet, daß ich dich liebe!«

»Er liebt mich!« sagte sie, sich abwendend. »Nein, das ist unmöglich!«

»Sage, daß es dir unmöglich ist, mich zu lieben, Andrea; aber sage nicht, daß es mir unmöglich sei, dich zu lieben!«

»Oh, mein Gott! mein Gott!« stammelte sie; »gibt es in der Welt ein unglücklicheres Geschöpf, als ich bin?«

»Andrea,« fuhr Charny fort, »sage mir, daß du mich liebst ... oder wenigstens, daß du mich nicht hassest!«

»Ich ... Sie hassen?« erwiderte Andrea mit tiefem Gefühl, und aus ihren sonst so ruhigen Augen sprach eine Glut, die niemand in ihr vermutet hätte.

»Aber wenn es nicht Haß, nicht Liebe ist, was ist es denn, Andrea?«

»Es ist nicht Liebe, weil es mir nicht erlaubt ist, Sie zu lieben ...«

»Und warum ist es dir nicht erlaubt, mich zu lieben, wenn ich dich liebe, von ganzem Herzen liebe?«

»Ach, das darf ich nicht sagen!« antwortete Andrea, die Hände ringend.

»Aber,« erwiderte Charny mit sanfter Stimme, »wenn ich schon von einer andern Person gehört hätte, was du mir nicht sagen darfst?«

»Mein Gott!«

»Und wenn dieses Unglück Sie würdiger, achtbarer in meinen Augen machte, wenn dieses schreckliche Geheimnis mich bewogen hätte, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe?«

»Wenn das der Fall wäre, Graf, so wären Sie der edelste Mann!«

»Ich liebe dich, Andrea«, wiederholte Charny; »ich liebe dich!«

»Ach, mein Gott!« sagte Andrea mit erhobenen Händen, »ich wußte nicht, daß ich im Leben eine solche Freude haben würde! Lesen Sie diesen Brief, der Ihnen auf Ihrem Sterbebette übergeben werden sollte ...«

Während Andrea ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, erbrach Charny hastig den Brief, las die ersten Zeilen, stürzte hastig auf Andrea zu und zog sie in seine Arme.

»Seit dem Tage, wo du mich zum ersten Male gesehen!« sagte er, »seit sechs Jahren! ... Oh, du bist ein Engel! Werde ich dich je lieben können, wie du es verdienst? Werde ich dir Ersatz bieten können für alle deine Leiden?«

Fünfunddreißigstes Kapitel

Seit der Rückkehr des Königs bis zum 16. Juli hatte sich sehr viel ereignet. – Die Flucht des Königs hatte ungeheure Sensation gemacht, und als er wieder in Paris war, wußte niemand, was man mit ihm anfangen sollte. Jeder sagte frei seine Meinung.

Am 21. Juni, als der König entflohen war, erklärten die Kordeliers durch einen Anschlagzettel, daß sie geschworen, alle »Tyrannen« zu erdolchen, die es wagen würden, das französische Gebiet, die Freiheit und die Verfassung anzugreifen. – Marat schlug einen Diktator vor, Prudhomme dagegen weder ein neues Oberhaupt noch eine neue Regierung; er erließ einen Aufruf:

»Am dritten Tage nach der Rückkehr führte man den Dauphin auf der Terrasse vor den Tuilerien spazieren. Er mußte dem Volke Kußhände zuwerfen. Einige Zuschauer waren so feige, zu rufen: ›Es lebe der Dauphin!‹ – Bürger! nehmt euch in acht vor den Schmeicheleien eines Hofes, der vor dem Volke kriecht, wenn er nicht mehr der Stärkere ist!«

Camille Desmoulins war im Palais Royal, dem gewöhnlichen Schauplatz seiner Redekünste, auf einen Stuhl gestiegen und sagte:

»Meine Herren, es wäre ein Unglück, wenn der treulose Mann hierher zurückgebracht würde. Was sollten wir mit ihm machen? Wenn er hierherkommt, so stelle ich den Antrag, ihn drei Tage lang, mit einem roten Tuch um den Kopf, dem allgemeinen Gelächter preiszugeben und ihn sodann in Etappen an die Grenze zu bringen.«

Das republikanische Gefühl war in allen Herzen, aber das Wort Republik ward kaum von einigen ausgesprochen. Die Nationalversammlung hatte eine entschiedene Abneigung gegen die republikanische Staatsform; sie sagte: »Die Sitten Frankreichs sind nicht republikanisch!«

Im übrigen wurden während der Abwesenheit des Königs und auch nach seiner Rückkehr die verschiedensten Pläne über die Bildung einer neuen Regierung erörtert. Vorübergehend gewann sogar die royalistische Partei die Oberhand. Besonders umstritten war das Schicksal des Königs. Schließlich wurde folgendes beschlossen:

»Der König wird so lange seiner Würde enthoben, bis er aufs neue die Verfassung beschworen hat.

Schwört der König nicht, wird er abgesetzt. Für alle Folgen, die sich aus der gewaltsamen Abdankung ergeben, wird er zur Verantwortung gezogen.«

Als diese Proklamation bekanntgegeben wurde, gab es im Volke nur einen Schrei der Entrüstung. Zu Tausenden strömte die Menge auf das Marsfeld, um am Altar des Vaterlandes eine Petition an die Nationalversammlung verlesen zu lassen, in der die sofortige Abdankung des Königs und seine Aburteilung durch das Gericht verlangt wurde.

Diese Bittschrift wurde durch einen gewissen Robert verlesen und mußte nun unterzeichnet werden. Die Zahl der Unterzeichner war nicht auf zwei- bis dreihundert beschränkt: es waren vielleicht zehntausend, und da von allen Seiten immerfort noch Menschen herbeiströmten, so war vorauszusehen, daß binnen einer Stunde mehr als fünfzigtausend den Altar des Vaterlandes umgeben würden.

Inzwischen war der Nationalversammlung gemeldet worden, auf dem Marsfelde habe sich eine große Menschenmenge versammelt und nehme eine drohende Haltung ein. Die Nationalversammlung entsandte daraufhin Lafayette mit einem Truppenaufgebot.

Lafayette erscheint auf dem Marsfelde; die Volksmasse ist noch mit der Unterzeichnung der Petition beschäftigt, und es herrscht die vollkommenste Ruhe.

Der General rückt bis zum Altar des Vaterlandes vor. Er erkundigt sich nach dem Zweck der Versammlung. Man zeigt ihm die Petition. Die Bittsteller versprechen, sich nach Hause zu begeben, sobald die Petition unterzeichnet sein wird. Er sieht in diesem Vorgange nichts Tadelnswertes und zieht sich mit seinen Truppen zurück.

Zwei Schüsse, die bei der Ankunft Lafayettes abgegeben worden waren, aber niemand verletzt hatten, sind auf dem Marsfelde unbeachtet geblieben, aber in der Nationalversammlung haben sie einen furchtbaren Widerhall gefunden. – Die Nationalversammlung beabsichtigt dieses Mal einen royalistischen Staatsstreich, und jedes Mittel ist ihr zur Erreichung dieses Zweckes willkommen.

»Lafayette ist verwundet! sein Adjutant niedergeschossen! ... Auf dem Marsfelde gehen greuliche Dinge vor!«

So lautet die Kunde, die sich wie ein Lauffeuer durch Paris verbreitet und von der Nationalversammlung der Stadtbehörde offiziell mitgeteilt wird.

Aber die Stadtbehörde ist durch die Vorgänge auf dem Marsfelde schon beunruhigt worden; sie hat drei Beamte dahin abgeschickt.

Die Unterzeichner der Petition sehen vor dem Vaterlandsaltar einen neuen Zug anrücken. Sie schicken ihm eine Deputation entgegen.

Die drei Gemeindebeamten gehen gerade auf den Altar des Vaterlandes zu; aber anstatt der tobenden, drohenden Menge, die sie erwartet hatten, sehen sie eine friedliche Schar von Bürgern. Aber vielleicht ist die Petition aufrührerisch. Die Gemeindebeamten verlangen die Vorlesung der Petition. Sie wird ihnen von der ersten bis zur letzten Zeile vorgelesen.

»Meine Herren,« sagen die Beamten, »wir freuen uns, Ihre Stimmung kennenzulernen; wir hörten, es sei hier ein Tumult, aber wir sehen mit Vergnügen, daß man uns getäuscht hat. Wenn wir nicht von Amts wegen hier wären, würden wir selbst unterzeichnen.«

Die Zustimmung von drei Männern, bei denen man feindselige Absichten vermutet hatte, ermutigt die Bittsteller. In einem unbedeutenden Streit

zwischen dem Volk und der Nationalgarde sind zwei Personen verhaftet worden. Die beiden Gefangenen sind ganz schuldlos. Die angesehensten unter den Petitionären verlangen ihre sofortige Freilassung.

»Das können wir nicht auf uns nehmen,« antworten die Beamten; »aber ernennen Sie Kommissare; diese können sich mit uns zum Stadthause begeben, und es wird ihnen bewilligt werden, was recht ist.«

Man ernennt sogleich zwölf Kommissare; unter ihnen den einstimmig gewählten Billot. Sie begeben sich mit den drei Beamten zum Stadthause.

Der Grêveplatz ist zum größten Erstaunen der Kommissare mit Soldaten besetzt. Vor der Tür des Ratssaales weiden die Kommissare von den drei Beamten ersucht, einen Augenblick zu warten. Die letzteren gehen hinein und erscheinen nicht wieder.

Die Kommissare warten eine Stunde. Niemand läßt sich blicken. – Billot runzelt die Stirn und stampft ungeduldig mit dem Fuße. Plötzlich geht die Tür auf. Der Gemeinderat erscheint, Bailly voran. Billot geht auf ihn zu.

»Herr Bürgermeister,« sagte er energisch, »wir erwarten Sie seit einer Stunde.«

»Wer sind Sie und was haben Sie mir zu sagen?« fragte Bailly.

»Wer ich bin? Ich bin Billot. Ich habe Ihnen zu sagen, daß wir die Abgesandten des auf dem Marsfelde versammelten Volkes sind.«

»Und was verlangt das Volk?«

»Es verlangt die Erfüllung des Versprechens, das Ihre drei Bevollmächtigten gegeben haben, nämlich die Freilassung zweier zu Unrecht beschuldigter Bürger, für deren Schuldlosigkeit wir bürgen.«

»Ein solches Versprechen«, sagte Bailly, »kann uns nicht binden.«

»Warum nicht?«

»Weil es Aufrührern gegeben worden ist.«

Billot runzelte die Stirn. »Aufrührern!« erwiderte er; »jetzt sollen wir Aufrührer sein?«

»Jawohl«, sagte Bailly; »und ich werde mich sogleich auf das Marsfeld begeben, um Ruhe zu stiften.«

»Auf dem Marsfelde Ruhe stiften? Ihr Freund Lafayette ist ja soeben abgezogen; Ihre drei Abgeordneten sind ja mit uns gekommen und können Ihnen sagen, daß das Marsfeld ruhiger ist als der Stadthausplatz!«

In diesem Augenblick ritt ein Offizier heran.

»Wo ist der Herr Bürgermeister?« fragte er.

»Hier bin ich«, sagte Bailly.

»Zu den Waffen, Herr Bürgermeister! zu den Waffen! Man ist handgemein geworden auf dem Marsfelde; fünfzigtausend Meuterer wollen gegen die Nationalversammlung anrücken!«

»Meine Herren!« sagte Bailly; »wir wollen uns persönlich davon überzeugen ... Herr Billot, wenn Sie über Ihre Vollmachtgeber etwas vermögen, so gehen Sie und fordern Sie sie auf, auseinanderzugehen.«

»Auseinanderzugehen? Was fällt Ihnen ein? Das Petitionsrecht ist uns gesetzlich zuerkannt, und bis es uns durch einen neuen Beschluß wieder genommen wird, ist es niemandem, weder dem Bürgermeister noch dem Kommandanten der Nationalgarde erlaubt, die Bürger an der Darlegung ihrer Wünsche zu hindern ... Sie gehen auf das Marsfeld? Wir wollen vorangehen, Herr Bürgermeister!«

Als Billot mit den Kommissaren wieder auf dem Marsfelde eintrifft, hat sich die Volksmenge noch vermehrt. Es mochten wohl sechzigtausend Menschen versammelt sein. Von allen Seiten eilt man herbei und drängt sich um die Abgesandten. – »Sind die beiden Bürger freigelassen?«

»Die beiden Gefangenen sind nicht freigegeben, und der Bürgermeister hat geantwortet, die Petitionäre wären Aufrührer.«

Die Umstehenden lachen. Alle begeben sich auf ihre Plätze zurück oder gehen sorglos auf und ab.

Plötzlich eilt ein Bürger atemlos herbei. Er hat nicht nur die rote Fahne vor dem Stadthause gesehen, er hat auch gehört, wie der Befehl, auf das Marsfeld zu marschieren, von der Nationalgarde mit lautem Jubel begrüßt wurde; er hat gesehen, daß die Gewehre geladen wurden, daß ein Gemeindebeamter mit den Chefs leise sprach, und daß endlich die Nationalgarde, mit Bailly und dem Gemeinderat an der Spitze, ausrückte.

Bald hörte man näherkommende Trommelwirbel. Die Mitglieder der verschiedenen patriotischen Vereine ziehen sich in Gruppen zusammen und schicken sich an, das Marsfeld zu verlassen. Aber Billot ruft ihnen von der Plattform des Altars aus zu:

»Brüder! warum diese Furcht? Es sind nur zwei Fälle möglich: das Kriegsgesetz wird entweder geltend gemacht, oder nicht. Wird es geltend gemacht, warum sollen wir davonlaufen? Im entgegengesetzten Falle wird es kundgemacht, wir werden aufgefordert, und dann ist es immer noch Zeit, uns zurückzuziehen.«

»Ja, ja,« rief man von allen Seiten, »wir handeln nach dem Gesetz ... mir wollen die Aufforderung abwarten ... man muß uns dreimal auffordern ... Wir bleiben!«

Man blieb. Die Nationalgarde rückt von drei Seiten auf das Marsfeld. Eine Abteilung, unter der sich Bailly befindet, führt die rote Fahne.

Plötzlich sieht man, wie vorn die Menge vor heransprengenden Reitern in heilloser Unordnung zurückweicht; wer nicht niedergeritten wird, flüchtet sich an den Altar des Vaterlandes wie an ein unverletztes Asyl.

Dann kracht ein lebhaftes Gewehrfeuer, und Pulverdampf steigt auf. – Bailly ist mit Hohn und Spott empfangen worden; dabei ist ein Schuß gefallen und hat einen Dragoner leicht verwundet. Der Bürgermeister, auf den es offenbar abgesehen war, hat Befehl zum Feuern gegeben; aber es soll nur in die Luft geschossen werden, um den Spöttern einen Schrecken einzujagen.

Aber gleich darauf kracht eine neue Salve. – Die Garde schießt; auf wen? Auf die harmlose Menge, die den Altar des Vaterlandes umgibt!

Ein furchtbares Geschrei folgt diesem Gewehrfeuer; dann sieht man etwas bis dahin fast Beispielloses: die fliehende Volksmenge, die Leichen und im Blut sich fortschleppende Verwundete zurückläßt und mitten im Staube und Pulverdampf die den Fliehenden nacheilende Reiterei.

Das Marsfeld bot einen traurigen Anblick. Die Getroffenen waren meistens Weiber und Kinder. Der gegenseitige Groll wurde zur maßlosen Wut, zur rasenden Blutgier. Ein Geschütz wurde aufgefahren, die Kanoniere hielten die brennenden Lunten bereit, um zu feuern. Lafayette hatte kaum noch Zeit, auf die Batterien loszusprengen und sich vor die Feuerschlünde zu stellen.

Nachdem die Volksmenge eine Weile regellos durcheinandergelaufen war, wendete sie sich instinktmäßig zu der Nationalgarde der Vorstadt St. Antoine. Die Bürgersoldaten öffneten ihre Reihen und nahmen die Fliehenden auf. Der Wind hat den Staub und Pulverdampf nach dieser Seite hingetrieben, so daß sie nichts gesehen hatten und wähnten, die Volksmenge habe nur aus Furcht die Flucht genommen.

Als sich der Pulverdampf zerstreute, sahen sie mit Entsetzen die Erde mit Blut bedeckt und mit Toten übersäet.

In diesem Augenblicke sprengte ein Adjutant heran und gab ihnen den Befehl, vorzudringen und den Platz zu säubern, um sich mit den übrigen Truppen zu vereinigen. Aber anstatt diesen Befehl zu vollziehen, schlugen sie auf den Adjutanten und die nachsprengenden Reiter an.

Adjutant und Reiter wichen vor den Bajonetten der Patrioten zurück. Alle Fliehenden, die sich nach dieser Seite hin gewendet hatten, fanden hier sichern Schutz. In wenigen Augenblicken war das Marsfeld leer; es blieben nur die Weiber, Männer und Kinder zurück, die durch das furchtbare Gewehrfeuer der Garde oder von den nachfolgenden Dragonern getötet oder verwundet morden waren.

Nach Einbruch der Nacht warf man die Leichen in die Seine; – die Seine trieb sie dem Ozean zu; der Ozean verschlang sie.

Sechsunddreißigstes Kapitel

In den Tuilerien erwartete Maria Antoinette Weber, den sie auf das Marsfeld geschickt, und der auf der Höhe von Chaillot alles gesehen hatte.

Inzwischen hatte das Königspaar allerhand zu leiden.

Nach der Verhaftung hatte das Volk nur noch einen Gedanken: da sie einmal entflohen waren, konnten sie zum zweiten Male entfliehen und das zweitemal die Grenze erreichen.

Die Wache im Schloß lehnte jede Verantwortung ab, wenn eine andere als Madame de Rochereul die Gemächer der Königin betrat. Madame de Rochereul war, wie oben erwähnt, die Geliebte Gourions und hatte dem Bürgermeister Bailly ihren Argwohn mitgeteilt.

Man hatte daher auf der zu den königlichen Appartements führenden Treppe das Porträt der Madame de Rochereul aufhängen lassen, damit die Schildwache keiner andern Kammerfrau den Eintritt gestatte.

Die Königin wurde von dieser Maßregel in Kenntnis gesetzt; sie ging sogleich zum Könige und beschwerte sich darüber.

Der König ließ Lafayette rufen und verlangte die Wegnahme des Bildes. – Das Bild wurde weggenommen und die Kammerfrauen der Königin traten ihren Dienst wieder an.

Aber an Stelle dieses demütigenden Befehls wurde ein anderer erlassen. Die Bataillonschefs, denen der neben dem Schlafgemach der Königin befindliche Salon angewiesen war, erhielten Befehl, die Tür beständig offenzuhalten, um die königliche Familie immer vor Augen zu haben; nur während sich die Königin auszog oder ankleidete, wurde sie angelehnt, aber nie völlig geschlossen. Sobald Marie Antoinette angekleidet oder im Bett war, wurde die Tür wieder geöffnet.

Es war eine unerträgliche Tyrannei.

Im Augenblick erwartete die Königin also ihren Kammerdiener Weber. – Die Tür ging auf; aber anstatt des gutmütigen breiten Gesichts ihres Dieners sah sie das ernste, kalte Gesicht Gilberts zum Vorschein kommen.

Sie erschrak, als sie ihn bemerkte. Sie hatte ihn seit dem Abende nach der Rückkehr von Varennes nicht wieder gesehen.

»Sie sind's, Doktor?« murmelte sie.

»Ja, Madame,« sagte er, »ich bin's ... Ich weiß, daß Sie Weber erwarteten; aber ich kann Ihnen bestimmtere, zuverlässigere Nachrichten bringen. Er war an der Seite der Seine, wo nicht gemordet wurde!«

»Gemordet!« erwiderte die Königin. »Was ist denn geschehen?«

»Ein großes Unglück, Madame! Die Hofpartei hat gesiegt!«

»Die Hofpartei hat gesiegt! Und das nennen Sie ein Unglück, Herr Gilbert?«

»Ja, weil sie durch eines jener furchtbaren Mittel gesiegt hat, die den Sieger entnerven und ihn zuweilen an die Stelle des Besiegten stellen!«

Aber was ist denn vorgegangen?«

»Lafayette und Bailly haben auf das Volk schießen lassen; beide sind daher unfähig, Ihnen fortan zu dienen.«

»Warum das?«

»Weil sie ihre Popularität verloren haben.«

»Und was machte das Volk, auf welches man geschossen hat?«

»Es unterzeichnete eine Petition, welche die Absetzung des Königs verlangte.«

»Und Sie finden, daß man unrecht tut, auf das Volk zu schießen?« fragte Marie Antoinette mit flammenden Blicken.

»Ich glaube, man würde besser getan haben, es zu überzeugen ...«

»Wovon zu überzeugen ...«

»Von der Aufrichtigkeit des Königs.«

»Aber der König ist ja aufrichtig!«

»Halten Sie zu Gnaden, Madame ... vor drei Tagen habe ich den König verlassen; ich bot meine ganze Kraft auf, um ihm begreiflich zu machen, daß seine wahren Feinde seine Brüder, der Prinz von Condé und die Ausgewanderten sind. Ich bat Se. Majestät auf den Knien, jede Verbindung mit ihnen abzubrechen und ganz offen die Verfassung anzunehmen. Der König schien überzeugt zu sein; er hatte die Gnade, mir zu versprechen, daß jeder Verkehr mit den Ausgewanderten aufhören solle ... und kaum hatte ich mich beurlaubt, so unterzeichnete der König ein Schreiben an seinen Bruder, in welchem er ihn ermächtigt, mit dem Kaiser von Österreich und dem Könige von Preußen in Unterhandlung zu treten. Auch Ew. Majestät haben dieses Schreiben unterzeichnet ...«

Marie Antoinette war entrüstet.

»Unsere Feinde haben also selbst im Kabinett des Königs ihre Kundschafter?«

»Ja, Madame,« antwortete Gilbert gelassen, »und eben dadurch wird jeder Fehlgriff des Königs so gefährlich.«

»Aber der Brief war ja von dem Könige eigenhändig geschrieben; und er wurde sogleich von mir unterzeichnet, von dem Könige gesiegelt und dem Kurier übergeben.«

»Der Brief ist gelesen worden.«

»Sind wir denn von Verrätern umgeben?«

»Nicht jeder ist ein Graf von Charny!«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Leider will ich damit sagen, daß es eine unglückliche Vorbedeutung ist, wenn sich die Könige von Männern abwenden, die sie mit den stärksten Banden an ihr Geschick fesseln sollten.«

»Ich habe mich nicht von dem Grafen Charny abgewendet,« erwiderte die Königin mit Bitterkeit; »er hat sich von uns abgewendet. Wenn die Könige unglücklich werden, sind keine Bande stark genug, um ihre Freunde an sie zu fesseln.«

Gilbert sah die Königin an und schüttelte den Kopf.

»Verleumden Sie den Grafen nicht, Madame, sonst werden seine beiden für Sie gefallenen Brüder aus dem Grabe rufen, daß die Königin von Frankreich undankbar ist!«

»Herr Gilbert!« sagte Marie Antoinette beleidigt.

»Ew. Majestät wissen wohl, daß ich die Wahrheit sage,« erwiderte Gilbert; »Sie wissen wohl, daß der Graf von Charny auf seinem Posten sein wird, sobald Ihnen eine wirkliche Gefahr droht.«

Die Königin sah vor sich nieder. – Nach einer Pause sagte sie mit Ungeduld:

»Sie sind doch gewiß nicht gekommen, um von dem Grafen von Charny zu sprechen? Was wollten Sie der Königin sagen?«

»Ich wollte ihr sagen: »Madame, Sie spielen ein gewagtes Spiel, in dem es sich um das Wohl oder Wehe von Millionen handelt; die erste Partie haben Sie am 6. Oktober verloren, die zweite haben Sie soeben gewonnen, wie wenigstens die Hofpartei glaubt. Morgen wird Trumpf ausgespielt; wenn Sie verlieren, so handelt es sich um den Thron, um die Freiheit, vielleicht um das Leben!«

»Glauben Sie denn,« erwiderte die Königin mit stolzer Gebärde, »daß wir vor einer solchen Furcht zurückschrecken werden?«

»Ich weiß, daß der König Mut hat; ich kenne den hohen Sinn der Königin; ich werde Ihnen gegenüber daher nur triftige Gründe geltend zu machen suchen; aber ich kann leider nicht hoffen, daß es mir jemals gelingen werde, Ihre Majestäten zu überzeugen.«

»Warum machen Sie sich denn eine solche Mühe, Herr Gilbert, wenn Sie sie für fruchtlos halten?«

»Es ist tröstendes Bewußtsein, wenn man sich bei jeder Bemühung sagen kann: Ich erfülle meine Pflicht!«

Die Königin sah Gilbert forschend an.

»Vor allen Dingen«, sagte sie, »beantworten Sie mir eine Frage: Glauben Sie, daß es noch möglich ist, den König zu retten?«

»Ich glaube es.«

»Das französische Volk ist unser Feind!« entgegnete Marie Antoinette.

»Weil Sie es gelehrt haben, an Ihnen zu zweifeln.«

»Das französische Volk kann gegen eine europäische Koalition nicht standhalten.«

»Denken Sie sich an seiner Spitze einen König, der die Verfassung aufrichtig will, und das französische Volk wird gegen Europa in die Schranken treten.«

»Herr Gilbert,« sagte die Königin, »warten Sie hier einen Augenblick ... Ich gehe zu dem Könige, ich bleibe nicht lange aus.«

Gilbert verneigte sich; die Königin ging an ihm vorüber und begab sich in die Gemächer des Königs.

Der Doktor wartete eine Viertelstunde, eine halbe Stunde. Endlich ging eine Tür auf, aber nicht die, durch welche sich die Königin entfernt hatte.

Es war ein Türsteher, der sich nach allen Seiten umsah, dann auf Gilbert zutrat, ein Freimaurerzeichen machte, ihm einen Brief übergab und sich entfernte.

Gilbert las:

»Du verlierst Deine Zeit, Gilbert: in diesem Augenblicke hören der König und die Königin den Herrn von Breteuil, der soeben von Wien kommt und ihnen folgenden politischen Plan mitbringt:

»Gegen Barnave dasselbe Benehmen beobachten wie gegen Mirabeau; Zeit gewinnen, die Verfassung beschwören und buchstäblich ausführen, um zu zeigen, daß sie unausführbar ist. Frankreich wird lau werden und sich langweilen; die Franzosen sind leichtfertig, es wird eine neue Mode aufkommen, und die Freiheit vergessen werden. Wenn die Freiheit nicht vergessen wird, so kann wenigstens ein Jahr gewonnen werden, und in einem Jahre sind wir zum Kriege gerüstet.«

»Laß daher die beiden Verblendeten, die noch spottweise König und Königin genannt werden, und begib Dich in das Hospital am Gros-Caillou. Du wirft daselbst einen Sterbenden finden, der vielleicht noch zu retten ist; sie hingegen kannst Du nicht mehr retten, sie würden Dich in ihrem Sturz nur mit fortreißen!«

Das Billett war nicht unterzeichnet; aber Gilbert erkannte die Handschrift Cagliostros.

In diesem Augenblicke kam Madame Campan; Gilbert gab der Kammerfrau den Brief, den er eben erhalten hatte. Inzwischen kam der Tag, wo der König die Verfassung beschwören sollte.

England und die Ausgewanderten hatten dem König geschrieben: »Sterben Sie, wenn es sein muß; aber erniedrigen Sie sich nicht durch diesen Schwur!«

Leopold und Barnave sagten: »Schwören Sie immerhin; das weitere wird sich finden.«

Endlich entschied der König die Frage durch folgende Worte: »Ich erkläre, daß ich in der Verfassung keineswegs eine genügende Gewähr der Kraft und Einheit sehe; aber da die Meinungen so verschieden sind, so möge allein die Erfahrung entscheiden.«

Es fragte sich noch, an welchem Orte die Verfassung dem Könige zur Annahme vorgelegt werden sollte, ob in den Tuilerien oder in der Nationalversammlung.

Der König löste die Schwierigkeit durch die Erklärung, daß er die Verfassung da beschwören werde, wo sie votiert worden. – Er bestimmte zu dieser Feierlichkeit den 13. September.

Die Nationalversammlung empfing diese Mitteilung mit einstimmigem Beifall. Der König wollte zu den Volksvertretern kommen! – In einer Regung der Begeisterung erhob sich Lafayette und verlangte eine allgemeine Amnestie für die, welche die Flucht des Königs befördert hatten. – Die Amnestie wurde sogleich votiert.

Die Wolke, die den Himmel Charnys und Andreas verdunkelt hatte, zerstreute sich schnell.

Eine Deputation von sechzig Mitgliedern wurde ernannt, um dem Könige für sein Schreiben zu danken. – Der Siegelbewahrer stand auf und eilte in die Tuilerien, um dem Könige diese Deputation zu melden.

An demselben Vormittag hatte ein Beschluß der Nationalversammlung den Orden vom heiligen Geiste abgeschafft, und der König allein blieb ermächtigt, das Ordensband als Sinnbild der hohen Aristokratie zu tragen. Die Deputation fand den König nur mit dem Ludwigskreuz geschmückt; er bemerkte den Eindruck, den die Abwesenheit des blauen Bandes auf die Deputierten machte, und sagte zu ihnen:

»Meine Herren, Sie haben heute den Orden vom heiligen Geist abgeschafft und mir allein das Recht vorbehalten, das Ordensband zu tragen; ich

betrachte ihn aber als aufgehoben.«

Malouet war Präsident der Nationalversammlung; er war ein Royalist von reinstem Wasser, aber er glaubte die Frage aufwerfen zu müssen, ob die Nationalversammlung sitzen oder stehen sollte, während der König den Eid leisten würde.

»Sitzen! sitzen!« rief man von allen Seiten.

»Und der König?« fragte Malouet.

»Stehend und mit entblößtem Haupte schwören!« rief eine Stimme.

Es war eine vereinzelte Stimme, aber sie war stark und klangvoll; man glaubte die Stimme des Volkes zu hören, die sich vereinzelt vernehmen läßt, um besser verstanden zu werden.

Der Präsident erblaßte.

»Meine Herren,« sagte er, »die versammelte Nation hat den König unter allen Umständen als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Wenn der König den Eid stehend leistet, so beantrage ich, daß die Versammlung ebenfalls aufstehe.«

Die Eidesleistung war auf den folgenden Tag angesetzt. Der Saal war überfüllt; die Tribünen vermochten die Zuschauer nicht zu fassen. – Um die Mittagsstunde wurde der König gemeldet.

Der König sprach die Eidesleistung stehend; die Versammlung hörte ihn stehend an; dann wurde die Verfassungsurkunde unterzeichnet und alle setzten sich.

Der Präsident stand nun auf, um seine Rede zu halten; aber als er sah, daß der König nicht aufstand, nahm er selbst seinen Platz wieder ein. Die Zuschauer applaudierten, der König erblaßte; er zog sein Schnupftuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Die Königin wohnte der Sitzung in einer abgesonderten Loge bei. Sie konnte es nicht aushalten; sie stand auf, verließ die Loge, schlug die Tür heftig hinter sich zu und fuhr in die Tuilerien zurück.

Der König kehrte eine halbe Stunde später in die Tuilerien zurück. – Er fragte sogleich nach der Königin. Ein Türsteher wollte vorangehen; aber er entfernte ihn durch einen gebieterischen Wink, öffnete selbst die Türen und trat unerwartet in das Zimmer, wo sich die Königin befand.

Er war so blaß, so erschöpft, daß Marie Antoinette erschrocken aufsprang und ihm entgegenging.

»O Sire!« sagte sie, »was ist denn geschehen?«

»O Madame! warum haben Sie dieser Sitzung beigewohnt? Mußten Sie denn Zeuge meiner Demütigung sein?«

Ein so heftiger Ausbruch der Gefühle war selten bei Ludwig XVI. und deshalb um so ergreifender. Marie Antoinette war außer sich, sie sank ihm zu Füßen.

Nach einer halben Stunde tat sich die Tür wieder auf, und die Königin selbst rief ihre Kammerfrau.

»Campan,« sagte sie, »besorgen Sie dieses Schreiben an Herrn von Malden; es ist an meinen Bruder Leopold. Herr von Malden muß auf der Stelle nach Wien abreisen; dieser Brief muß dort früher ankommen als die Kunde der heutigen Vorgänge ... Wenn er zwei- oder dreihundert Louisd'or braucht, so geben Sie sie ihm; ich gebe sie Ihnen wieder.«

Madame Campan nahm den Brief und entfernte sich. – Zwei Stunden später reiste Malden nach Wien ab.

Das Schlimmste an der ganzen Sache war, daß man sich ein freundliches, heiteres Ansehen geben mußte. – Die Tuilerien waren mit einer ungeheuren Menschenmenge gefüllt. Abends war die ganze Stadt beleuchtet. Der König und die Königin wurden eingeladen, in den Champs Elysées spazierenzufahren. Die Adjutanten und Chefs der Pariser Armee begleiteten den Wagen zu Pferde. Sie wurden mit lautem Jubel empfangen; aber in einer Pause, wo der Ruf: »Es lebe der König! es lebe die Königin!« verstummte und der Wagen anhielt, sagte ein wild aussehender Mann aus dem Volke, der mit verschränkten Armen am Kutschenschlage stand:

»Glaubet ihnen nicht ... Es lebe die Nation!«

Der Wagen fuhr langsam weiter; aber der Mann legte die Hand auf die Wagentür, und so oft das Volk rief: »Es lebe der König! es lebe die Königin!« wiederholte er mit kreischender Stimme:

»Glaubet ihnen nicht ... Es lebe die Nation!«

In den verschiedenen Theatern wurden Vorstellungen vorbereitet: man sah wohl ein, daß es im italienischen Theater nicht gut gehen werde, man fürchtete einen Tumult.

Diese Besorgnis wurde zur Gewißheit, als man das Parterrepublikum musterte: Danton, Camille Desmoulins, Legendre, Santerre hatten die ersten Plätze inne. Als die Königin in ihre Loge trat, versuchten die Galerien zu applaudieren. Das Paterre gebot zischend Ruhe. Die Königin blickte mit Schrecken in den gähnenden Krater hinab; sie sah wie durch ein Flammenmeer hindurch zornglühende Augen auf sich gerichtet.

Sie kannte keinen dieser Männer von Ansehen, einige nicht einmal dem Namen nach.

»Mein Gott! was habe ich ihnen denn getan?« fragte sie sich, und suchte ihre Bestürzung hinter einem Lächeln zu verbergen; »und warum hassen sie mich?«

Plötzlich haftete ihr Blick mit Entsetzen auf einem Manne, der an einer Säule stand. Dieser Mann sah sie starr und forschend an.

Es war der Mann aus dem Schlosse Faverney, derselbe, den sie zu Sèvres und endlich wieder in den Tuilerien gesehen hatte, – der Mann der drohenden Worte, der rätselhaften, grauenvollen Taten!

Das Schauspiel begann; die Königin nahm alle ihre Fassung zusammen; mit einiger Mühe gelang es ihr auch, der Vorstellung einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Aber wie sehr sich Marie Antoinette auch bemühte, ihre Gedanken von dem rätselhaften Manne abzuwenden, so wurde sie doch durch eine magnetische Gewalt, die stärker war als ihr Wille, zu dem rätselhaften Manne hingezogen, und ihr Blick ging immer dieselbe Richtung.

Übrigens schien die Luft im Saale wie vor einem Gewitter mit Elektrizität angefüllt zu sein. Der Haß auf beiden Seiten mußte bald losbrechen.

Eine Gelegenheit bot sich in dem Duett, das die schöne Madame Dugazon gerade mit einem Tenoristen zusammen vortrug und das anfing mit den Worten: »Oh, wie liebe ich meine Herrin!«

Die Sängerin trat vor und wendete sich mit ausgestreckten Armen zu der Königin.

Marie Antoinette sah wohl ein, daß diese Worte einen Sturm heraufbeschwören würden. Sie wendete sich erschrocken ab, und ihr Blick fiel unwillkürlich auf den Mann an der Säule. Sie glaubte zu bemerken, daß er einen gebieterischen Wink gab, dem das ganze Parterre gehorchte; das Parterre rief einstimmig: »Keinen Herrn, keine Herrin mehr! Freiheit!«

Auf diesen Ruf antworteten die Logen und Galerien:

»Es lebe der König! es lebe die Königin!«

Der Kampf begann.

Die Königin schloß die Augen.

In demselben Augenblicke traten die Offiziere der Nationalgarde zu ihr heran und führten sie zur Loge hinaus.

Ohnmächtig wurde die Königin in den Wagen gebracht. – Es war das letztemal, daß Marie Antoinette das Theater besuchte.

Am 30. September erklärte die konstituierende Versammlung durch den Mund ihres Präsidenten Thouret, daß sie ihre Aufgabe erfüllt habe und ihre Sitzungen schließe.

An dem Tage, an dem der König die Verfassung beschworen hatte, verschwanden die Schildwachen und die Adjutanten Lafayettes aus dem Innern des Schlosses, der König war wieder frei. Barnave ließ sich bei der Königin melden. Er war sehr blaß und schien äußerst niedergeschlagen. Die Königin bemerkte es wohl. Sie empfing ihn stehend, obgleich sie den Respekt des jungen Mannes kannte und wohl wußte, daß er es nicht so machen würde wie der Präsident Thouret, der sich gesetzt hatte, als der König nicht aufgestanden war.

»Jetzt werden Sie doch zufrieden sein, Herr Barnave?« sagte Marie Antoinette; »der König hat Ihren Rat befolgt und die Verfassung beschworen.«

»Eure Majestät sind sehr gütig,« antwortete Barnave, sich verneigend, »mir ein Verdienst dabei zuzuschreiben. Die Beschwörung der Verfassung war indes das einzige Mittel, den König zu retten, wenn er ...«

Barnave stockte.

»Wenn er zu retten war ... das meinen Sie, Herr Barnave, nicht wahr?« erwiderte die Königin.

»Es sei ferne von mir, Madame, ein solcher Unglücksprophet zu sein! ... Und doch möchte ich angesichts meiner bevorstehenden Abreise von Paris, angesichts der nahen, vielleicht ewigen Trennung von Eurer Majestät weder zu viele Täuschungen zurücklassen noch jede Hoffnung rauben.«

»Sie verlassen Paris, Herr Barnave? Sie entfernen sich von mir?«

»Ja, Madame. Die Arbeiten der Nationalversammlung, deren Mitglied ich war, sind beendet, und da kein Mitglied der Konstituante in die gesetzgebende Versammlung treten kann, so habe ich keine Ursache mehr in Paris zu bleiben.«

»Auch dann nicht, wenn Sie uns nützlich sein können?«

»Nein, Madame,« erwiderte Barnave mit traurigem Lächeln; »denn von jetzt an kann ich Ihnen nicht mehr nützlich sein.«

»Sie haben eine zu geringe Meinung von sich selbst, Herr Barnave.«

»Ach nein, Madame, meine Popularität ist verloren!«

Die Königin sah Barnave mit einem seltsamen, fast triumphierenden Blicke an.

»Sie sehen,« erwiderte sie, »daß man die Popularität verlieren kann, aber Sie reisen nicht ab ... nicht wahr, Herr Barnave?«

»Wenn Eure Majestät befehlen,« sagte Barnave, »so bleibe ich, wie ein Soldat, der seinen Abschied hat, unter der Fahne bleibt, um in der Schlacht zu kämpfen.«

»Herr Barnave,« erwiderte die Königin mit großer Würde, »ich weiß nicht, welches Schicksal mir und dem Könige bevorsteht; aber die Namen aller Personen, die uns Dienste geleistet, sind mit unauslöschlichen Zügen in unser Gedächtnis geschrieben, und wir nehmen stets aufrichtigen Anteil an allem Glück oder Unglück, das ihnen begegnet ... Können wir inzwischen etwas für Sie tun?«

»Ja, Madame, viel ... Sie persönlich ... Sie können mir beweisen, daß ich in Ihren Augen nicht ganz wertlos war.«

»Womit soll ich Ihnen das beweisen?«

Barnave ließ sich auf ein Knie nieder.

»Dadurch, daß Sie mir Ihre Hand zum Kuß reichen.«

Eine Träne stahl sich aus dem Auge der Königin; sie reichte dem jungen Manne ihre weiße, kalte Hand.

Barnave berührte sie nur leise; der arme Enthusiast fürchtete, er werde die schöne Marmorhand nicht mehr loslassen können, wenn er seine Lippen zu fest daraufdrückte.

»Madame,« setzte er aufstehend hinzu, »mir wird es nicht vergönnt sein, Ihnen zu sagen: ›Die Monarchie ist gerettet!‹ aber ich sage Ihnen: ›Wenn

die Monarchie verloren ist, so wird der wärmste Verehrer und Bewunderer Eurer Majestät mit ihr untergehen.‹«

Siebenunddreißigstes Kapitel

Der Mutter Billot war die Abreise der Tochter Katharina sehr nahe gegangen; als nun auch ihr Mann nach Paris zurückkehrte, verfiel sie in dumpfes Brüten und verlor jedes Interesse an der Welt. In diesem Zustand schwanden ihre wenigen körperlichen Kräfte auch dahin, und das Ende schien nahe.

Doktor Raynal bat nun Ange Pitou, Herrn Billot zu benachrichtigen und auch Katharina zu suchen: Es sei Zeit nach Hause zu kommen; wenn sie die Frau und Mutter noch einmal sehen wollten.

Pitou kam an dem Tage nach Paris, an dem das Blutbad auf dem Marsfelde sich ereignet hatte. Billot hatte eine sehr ernste Kopfverletzung davongetragen, und nur einem Zufall verdankte es Pitou, daß er ihn in einem Lazarett fand; zugleich eilte Pitou zu Doktor Gilbert, der sich seines einstigen Freundes auch bereitwillig annahm. Erst als Billot soweit hergestellt war, daß man ihn den Krankenwärtern überlassen konnte, gingen Gilbert und Pitou zur Wohnung der Gräfin Charny, wo sie den Aufenthalt Katharinas zu erfahren hofften. Sie erfuhren durch den Hausdiener, daß Katharina in Ville d'Avray wohne und daß Graf und Gräfin Charny sich auf ihren Landsitz nach Boursonne zurückgezogen hätten.

Am nächsten Morgen früh um sieben klopfte Pitou an die Tür Katharinas.

Er hatte mit dem Doktor Gilbert verabredet, um acht Uhr mit ihm am Schmerzenslager Billots zusammenzutreffen.«

Katharina öffnete und schrie laut auf, als sie Pitou erblickte.

»Ach!« sagte sie, »meine Mutter ist tot!«

»Nein«, erwiderte Pitou; »aber Sie müssen sich beeilen, Mamsell Katharina, wenn Sie sie vor ihrem Ende noch sehen wollen. – – Und dann«,

fuhr Pitou fort, »ist noch ein anderes Unglück geschehen.«

»Was für ein Unglück?«

»Herr Billot ist gestern auf dem Marsfelde gefährlich verwundet worden. Jetzt hören Sie, Mamsell Katharina,« fuhr Pitou fort, »was ich Ihnen rate und was auch der Herr Doktor Gilbert für das beste hält ... Sie fahren mit mir nach Paris, besuchen Herrn Billot, der im Hospital Gros-Caillou liegt, und reisen dann im Postwagen nach Villers-Cotterêts.«

»Und Sie, Herr Pitou?« fragte Katharina.

»Ich,« sagte Pitou, »ich habe gedacht, daß ich wohl in Paris bleiben muß ... Sie reisen nach Hause zu Ihrer Mutter und ich stehe indessen Ihrem Vater bei ... Er hat niemand, der sich seiner annimmt.

Katharina reichte ihm die Hand.

»Sie sind ein braver Mensch, lieber Pitou«, sagte Katharina. »Kommen Sie, und küssen Sie meinen armen kleinen Isidor.«

Katharina, die in ihren Trauerkleidern schöner denn je aussah, führte ihn in ein kleines Zimmer, in dem ein Bett und eine Wiege stand.

Das Kind schlief.

Katharina zog einen Gazevorhang zurück und trat auf die Seite, um Pitou Platz zu machen.

»Ah, der schöne kleine Engel!« sagte Pitou, die Hände faltend.

Er kniete nieder und zog die Hand des Kindes an seine Lippen.

Pitou wurde sogleich dafür belohnt: er fühlte Katharinens Lockenhaar auf seinem Gesicht und ihren Mund auf seiner Stirn. Die Mutter gab den Kuß zurück, den ihr Söhnlein erhalten hatte.

Zehn Minuten später fuhren Katharina, Pitou und der kleine Isidor in dem Wagen des Doktors Gilbert nach Paris zum Hospital Gros-Caillou.

Katharina nahm ihr Söhnlein auf dem Arm und folgte Pitou. An der Tür der Kammer, in der Billot lag, blieb sie stehen.

»Sie haben mir gesagt, daß wir den Doktor Gilbert bei meinem Vater finden werden ...«

Pitou öffnete leise die Tür.

»Er ist da,« sagte er, »geben Sie mir Ihr Kind, Katharina.«

Sie reichte ihm das Kind, trat festen Schrittes in das Krankenzimmer und ging gerade auf das Bett ihres Vaters zu.

In Billots Zustand hatte sich wenig geändert. Ungeachtet des beginnenden Wundfiebers war das Gesicht des Verwundeten infolge des großen Blutverlustes leichenblaß, und die Geschwulst hatte sich über das linke Auge und einen Teil der linken Wange verbreitet.

Katharina sank vor dem Bette auf die Knie und streckte die Hände empor.

»Oh, mein Gott!« sagte sie, »du bist mein Zeuge, daß ich dich mit aufrichtigem Herzen bitte, meinem Vater das Leben zu erhalten.«

Mehr konnte Katharina nicht tun für den Vater, der ihrem Geliebten nach dem Leben getrachtet hatte.

Ihre Stimme machte offenbar einen tiefen Eindruck auf den Kranken. Sein ganzer Körper schien erschüttert zu werden, der Atem ging schneller, er schlug die Augen auf und sein Blick fiel auf Katharina.

Katharinas Blicke begegneten denen des Vaters, und Gilbert sah nicht ohne lebhafte Besorgnis das Aufeinandertreffen zweier Flammen, die man eher für zwei Blitze des Hasses als für zwei Lichtstrahlen der Liebe halten konnte.

Katharina stand auf und verließ festen Schrittes, wie sie gekommen war, das Zimmer.

Acht Stunden später war Katharina in Villers-Cotterêts. Anfangs erkannte man sie nicht; sie war so blaß und hatte sich so verändert, daß sie eine ganz andere zu sein schien.

Die Tante Angelika stand mit einigen Gevatterinnen auf der Straße und klatschte.

»Ei, sieh da!« rief sie auf einmal, mitten in ihrem Wortschwall innehaltend, »Herr Jesus! da steigt ja die Billotte mit ihrem Kinde aus dem Eilwagen! So wahr ich lebe, es ist die Billotte!«

Als die Tante Angelika die Ankunft der »Billotte« ausposaunte, liefen die Kinder der Ankommenden nach.

»Ja wahrhaftig,« sagten sie, »es ist Mademoiselle!«

»Ja, Kinder, ich bin's«, antwortete Katharina sehr freundlich.

»Guten Abend, Mademoiselle Katharina«, sagten die Kinder.

»Guten Abend, ihr lieben Kleinen«, antwortete Katharina. »Meine Mutter ist noch nicht tot, nicht wahr, Kinder?«

»O nein, noch nicht. Herr Raynal sagt, sie könne wohl noch acht oder zehn Tage leben.«

»Ich danke euch, Kinder«, sagte Katharina, schenkte den Kleinen einige Geldstücke und setzte ihren Weg fort.

»Nun, ist sie es wirklich?« fragten die neugierigen Tanten.

»Ja«, antworteten die Kinder. »Sie hat nach ihrer Mutter gefragt ... und sehen Sie nur, was sie uns geschenkt hat.«

Die Kinder zeigten die kleinen Silberstücke, die sie von der »Billotte« bekommen hatten.

»Sie muß ihre Unschuld in Paris teuer verkauft haben,« sagte die Tante Angelika, »wie würde sie sonst den Kindern Silberstücke schenken

können!«

Tante Angelika konnte Katharina Billot nicht leiden.

Unterdessen setzte Katharina ihren Weg fort. Hier war die kleine Brücke, wo Isidor Abschied von ihr genommen hatte.

Dort stand der hohle Weidenbaum, in dem Isidor seine Briefe versteckt hatte.

Als sie sich dem Hause näherte, sah sie das kleine Fenster, in welches Isidor so oft eingestiegen war. Unter diesem Fenster hatte Billot auf den jungen Mann geschossen. Vor dem Hoftore endlich erblickte Katharina die wohlbekannte Straße, die nach Boursonne führte. Wie oft war sie diesen Weg gegangen!

Katharina betrat rasch und entschlossen den Meierhof.

Ein Mann erschien.

»Vater Clouis!« sagte Katharina.

»Willkommen, liebe Demoiselle!« sagte der alte Gardist. »Sie sind hier im Hause so nötig wie das liebe Brot ... Kommen Sie.«

»Wie geht's meiner armen Mutter?« fragte Katharina.

»Ach,« war die Antwort, »sehr schlecht ... nur, wenn man Ihren Namen nennt, Demoiselle Katharina, scheint sie aus ihrer Erstarrung zu erwachen.«

»Wir wollen hingehen,« sagte Katharina, »kommen Sie, Vater Clouis.«

Katharina warf einen Blick in die halbdunkle Stube.

Ihre Mutter lag in ihrem altmodischen Himmelbett. Die grünen Vorhänge waren halb zugezogen. Auf dem Tische brannte eine dreiarmige zinnerne Lampe.

Madame Clement, die Krankenwärterin, saß in einem großen Armsessel und schlummerte. Die Kranke schien unverändert, nur ihre Gesichtsfarbe war auffallend blaß wie Elfenbein.

»Mutter! Mutter!« rief Katharina, auf das Bett zueilend.

Die Kranke schlug die Augen auf und nickte ihrer Tochter zu; ihre Lippen stammelten unverständliche Laute; ihre Hand hob sich und tastete umher; dann fielen ihr die Augen wieder zu. Am folgenden Tage kam der Doktor Raynal. Er war hocherfreut, die Tochter seiner Patientin zu finden. Vor allem brachte er eine Angelegenheit zur Sprache, die er mit Billot nicht erörtert haben würde: nämlich die Sakramente.

Katharina war gottesfürchtig, sie ließ den Abbé Fortier holen.

Aber kaum war der Abbé in das Krankenzimmer getreten, kaum hatte er bemerkt, daß die Kranke die Augen nicht aufschlug, so erklärte er, daß er nur denen, die beichten könnten, die Absolution erteile. Alle Bitten blieben fruchtlos; er entfernte sich, ohne der Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion gereicht zu haben.

Acht Tage und acht Nächte brachte Katharina abwechselnd an dem Bette ihrer Mutter und an der Wiege ihres Kindes zu.

In der neunten Nacht tat sich die Tür auf, und Pitou erschien. Er kam eben von Paris, das er am Morgen zu Fuß verlassen hatte.

Billot war auf dem Wege der Genesung; seit vier bis fünf Tagen hatte der Arzt für ihn gebürgt, und als Pitou fortgegangen war, sollte er aus dem Hospital in die Wohnung des Doktor Gilbert gebracht werden.

Für Billot war also nichts mehr zu fürchten, wohl aber für Katharina. Pitou hatte den Augenblick vorausgesehen, wo man den Verwundeten von dem hoffnungslosen Zustande seiner Frau in Kenntnis setzen würde. Er war überzeugt, daß Billot dann sogleich nach Villers-Cotterêts zurückkehren werde.

Und was war zu erwarten, wenn er Katharina auf dem Meierhofe fand?

Dies war der Punkt, über den Pitou sich mit Katharina aussprechen mußte. Er gestand ihr aufrichtig, wie viel er selbst von Billots Charakter fürchte; aber Katharina erklärte, daß sie das Bett ihrer Mutter nicht eher verlassen wolle, bevor sie der Sterbenden die Augen zugedrückt habe ... was ihr Vater auch mit ihr anstellen werde.

In der Nacht vom zehnten zum elften Tage, als alles Leben erloschen schien, gab die Kranke plötzlich einige Lebenszeichen von sich.

»Mutter! Mutter!« rief Katharina und kniete mit ihrem Kinde vor dem Bette der Mutter nieder.

Die Mutter Billot richtete sich auf, breitete langsam beide Arme über ihre Tochter und den kleinen Isidor aus und sagte mit großer Anstrengung, aber deutlich und mit feierlichem Ausdruck:

»Meine Kinder, ich segne euch!«

Dann sank sie auf das Kissen zurück; sie war tot.

Achtunddreißigstes Kapitel

Pitou traf alle nötigen Vorkehrungen zur Beerdigung der Entschlafenen. Zum Abbé Fortier mochte er nicht gehen. Er ging daher wegen der Totenmesse zu dem Meßner und bestellte den Totengräber.

Dann ging er nach Haramont, um seinem Leutnant Maniquet, seinem Unteroffizier und seinen einunddreißig Nationalgardisten anzuzeigen, daß die Beerdigung der Madame Billot am folgenden Tage um elf Uhr morgens stattfinden werde.

Man wußte nur zu gut, was Billot für die Idee, die alle Herzen entflammte, getan und gelitten hatte. Die gesamte Haramontaner Nationalgarde versprach daher, sich freiwillig und pünktlich in voller Parade auf dem Meierhofe einzufinden.

Abends kehrte Pitou nach Pisseleux zurück. Vor der Tür fand er den Tischler, der den Sarg brachte.

Katharina betete an dem Bette ihrer Mutter. Die Leiche war gewaschen und frisch angekleidet worden. Jetzt wurde sie in den Sarg gelegt, und für Katharina kam die schwere Stunde, in der sie auf immer von ihrer Mutter Abschied nehmen mußte ...

»Lebe wohl, Mutter!« sagte sie; »noch einmal, zum letzten Male ... lebe wohl!«

Dann verließ sie mit Pitou das Sterbezimmer.

Als Katharina an ihr Kämmerlein kam, hielt Pitou sie zurück.

»Ich meine, Mademoiselle Katharina,« stammelte Pitou etwas verlegen, »es ist an der Zeit, den Meierhof zu verlassen ... Sind Sie nicht auch der Meinung?«

»Ich verlasse den Meierhof erst, wenn meine Mutter ihn für immer verlassen hat«, antwortete das junge Mädchen.

Am andern Morgen um zehn Uhr kamen die zum Begräbnis eingeladenen Freunde in großer Anzahl auf den Meierhof.

Der Bürgermeister von Villers-Cotterêts, der gute Herr Longpré, war einer der ersten, die erschienen, um der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Um halb elf Uhr rückte unter Trommelschlag und mit fliegender Fahne die Haramontaner Nationalgarde an. Sie war vollzählig erschienen, es fehlte nicht ein einziger Mann.

Katharina in tiefer Trauer, ihren ebenfalls ganz schwarzgekleideten Knaben auf dem Arm, empfing jeden Ankommenden, und keiner hatte ein anderes Gefühl, als Achtung für die trauernde Mutter und ihr so früh verwaistes Kind.

Man erwartete nur noch den Priester, die Kirchendiener und die Leichenträger, aber sie kamen nicht.

Pitou kannte den Abbé Fortier und ahnte, was kommen würde.

Der Abbé Fortier wollte bei dem Begräbnis der Madame Billot nicht erscheinen, unter dem Vorwande, daß die Pächtersfrau vor ihrem Ableben nicht gebeichtet hatte.

Diese Vermutung, die Pitou dem Bürgermeister gegenüber äußerte, machte auf alle Anwesenden einen peinlichen Eindruck.

Eine Weile sah man sich schweigend an, dann hörte man eine Stimme:

»Nun, wenn der Abbé Fortier die Messe nicht lesen will, so mag er's bleiben lassen.«

Es war die Stimme des Leutnants Maniquet.

»Meine Herren,« sagte der Bürgermeister, »ich rate Ihnen, sich nach Villers-Cotterêts zu begeben. Dort wird sich alles aufklären.«

Pitou gab vier Nationalgardisten einen Wink; man schob die Gewehrläufe unter den Sarg und hob ihn auf.

An der Haustür zog der Trauerzug vor der knienden Katharina vorüber. An ihrer Seite kniete der kleine Isidor.

Dann küßte sie die Schwelle, die sie nicht wieder zu überschreiten glaubte, und sagte aufstehend zu Pitou:

»Sie können mich in der Waldhütte bei dem Vater Clouis finden.« –

Der Trauerzug bewegte sich schweigend auf der Landstraße fort, als die letzten plötzlich hinter sich laut rufen hörten.

Ein Reiter sprengte heran. Pitou sah sich um.

»Sie da, Herr Billot!« sagte er. »Jetzt möchte ich nicht in der Haut des Abbé Fortier stecken!«

Als der Name Billot genannt wurde, machte der ganze Zug halt. An der Spitze des Leichenzuges angekommen, stieg Billot vom Pferde und sagte laut:

»Guten Tag, Freunde! Ich danke euch.«

Dann nahm er den Platz unmittelbar hinter dem Sarge ein.

Alle sahen Billot neugierig an. An der Stirn und um das linke Auge war die Haut noch mit Blut unterlaufen.

»Wissen Sie, was vorgegangen ist?« fragte Pitou.

»Ich weiß alles«, antwortete Billot.

In düsterer Stimmung folgte Billot dem Sarge.

Bei den ersten Häusern von Villers-Cotterêts standen viele Menschen, die den Leichenzug erwarteten und sich ihm anschlossen.

Als der Leichenzug auf dem Marktplatz ankam, zählte er mehr als fünfhundert Personen; die Kirche ward sichtbar.

Was Pitou erwartet hatte, war wirklich der Fall: die Kirche war geschlossen. Vor dem Haupteingang wurde haltgemacht.

Billot war noch blasser, der Ausdruck seines Gesichts noch drohender geworden.

Der Kirchendiener wurde von Herrn Longpré herbeigerufen und befragt.

Der Abbé Fortier hatte allen an der Kirche angestellten Personen verboten, an dem Begräbnis in irgendeiner Weise teilzunehmen.

»Der Abbé Fortier hat die Schlüssel in Verwahrung genommen, um versichert zu sein, daß die Kirche nicht geöffnet wird«, sagte der Kirchendiener.

»Wir wollen die Schlüssel von dem Abbé holen!« riefen zweihundert Stimmen.

»Das würde sehr lange dauern,« entgegnete Billot, »und der Tod ist nicht gewohnt, zu warten, wenn er an eine Tür klopft.«

Er sah sich nach allen Seiten um. Der Kirche gegenüber wurde ein Haus gebaut.

Billot ergriff einen Balken und hob mit einem einzigen Ruck das ungeheure Stück Holz vom Boden auf. Der riesenstarke Mann wankte unter der zu schweren Last, und im ersten Augenblick glaubte man, Billot werde unter derselben zusammenbrechen.

Diese Schwäche dauerte jedoch nur wenige Sekunden. Der Landwirt blieb fest auf den Füßen stehen, und nachdem er das Gleichgewicht wiederbekommen hatte, ging er langsam, aber festen Schrittes zur Kirchentür.

Beim dritten Stoß sprangen Riegel, Schlösser und Angeln auf, die Tür war offen.

Billot ließ den Balken fallen.

Vier Männer hoben ihn auf und trugen ihn mit Mühe an den Platz zurück, wo Billot ihn aufgenommen hatte.

»Jetzt, Herr Bürgermeister,« sagte der Pächter von Pisseleux, »lassen Sie den Sarg meiner armen Frau, die nie einem Menschen etwas zuleide getan hat, mitten in den Chor stellen ... Und du, Pitou, hole den Meßner, die Sänger und die Chorknaben; ich hole den Abbé.«

Einige der Anwesenden wollten den Landwirt begleiten; aber er lehnte jede Begleitung ab.

»Laßt mich allein«, sagte er; »die Sache wird vielleicht ernst ... und ich will die Verantwortung meiner Handlungen allein übernehmen.«

Es war seit Jahresfrist das zweitemal, daß der revolutionäre Landwirt mit dem royalistischen Priester in Streit geriet.

Die Haustür des Abbé Fortier war verschlossen wie die Kirchentür.

Billot sah sich um; das einzige brauchbare Werkzeug war ein halb umgestürzter Prellstein.

Der Pächter faßte ihn, rüttelte mit aller Gewalt hin und her und riß ihn heraus.

Dann hob er den schweren Stein hoch auf und schleuderte ihn gegen die Tür des Pfarrhauses. Die Tür war zertrümmert.

Ein Fenster tat sich auf, und der Abbé kam, mit lauter Stimme um Hilfe rufend, zum Vorschein.

Plötzlich sah man das bleiche Gesicht des Landwirts hinter dem Abbé erscheinen; dieser hielt sich am Fensterkreuz fest. Billot schlang den rechten Arm um den Leib des Abbé, stemmte sich fest auf beide Beine und riß ihn mit einem Ruck von dem Fensterkreuz los. Das zerbrochene Holz war dem Abbé in den Händen geblieben.

Inzwischen hatte Pitou die ganze Kirchendienerschaft herbeigeholt. In unglaublich kurzer Zeit war alles bereit, und es fehlte nur noch der Abbé.

Plötzlich sah man den Pächter von Pisseleux wieder zum Vorschein kommen. Er zog den Abbé so schnell mit sich fort, als ob er allein gegangen wäre.

Mit Schrecken gewahrte der Abbé die zertrümmerte Kirchentür. Er trat in die Sakristei und kam im Meßgewand und mit dem Sakrament in der Hand wieder heraus; aber als er sich umdrehte, um die kirchliche Feier zu beginnen, streckte Billot die Hand aus.

»Genug, du unwürdiger Diener Gottes«, sagte er; »ich wollte nur deinen Stolz beugen ... nun will ich der Welt zeigen, daß eine wahrhaft fromme Christin, wie meine Frau, das Gebet eines fanatischen, boshaften Priesters entbehren kann.«

»Freunde,« sagte er dann, »zum Friedhof!«

Das Friedhofstor war geschlossen wie die Kirchentür.

Sonderbar! Billot mochte dieses schwache Hindernis nicht mit Gewalt beseitigen. Die Toten schienen ihn mit ehrerbietiger Scheu zu erfüllen.

Auf einen Wink des Pächters eilte Pitou fort und brachte nach kurzer Zeit den Schlüssel.

Billot und Pitou ließen den Sarg hinab. Sie erfüllten diese letzte Pflicht in so einfacher, natürlicher Weise, daß es keinem der Anwesenden einfiel, seine Hilfe anzubieten.

Als die ersten Erdschollen auf den Sarg fielen, hielt Billot inne und drückte die Hand auf die Augen, die sich mit Tränen füllten. Dann streckte er die Hand über das Grab aus und sagte:

»Du arme Dulderin! ein fanatischer Priester hat dir das Begräbnis verweigert ... ein übermütiger Junker hat meine Tochter entehrt ... die Verräter am Vaterlande haben das Blut vieler Bürger, haben auch mein Blut

auf dem Marsfelde vergossen ... darum schwöre ich ewigen Krieg dem Fanatismus, dem Übermut, dem Verrat am Vaterlande!«

Endlich sagte er, sich zu der schweigend zuhörenden Versammlung wendend:

»Freunde, Brüder! Statt der Verräter, die sich zu dieser Stunde über das Geschick Frankreichs beraten, wird eine neue Versammlung einberufen werden. Wollt ihr mich zu eurem Vertreter in dieser Versammlung ernennen?«

Ein allgemeiner beistimmender Zuruf beantwortete den Antrag Billots, dessen Kandidatur für die gesetzgebende Versammlung sofort an dem Grabe seiner Frau angenommen wurde.

Jeder einzelne nahm nun mit warmem Händedruck von Billot Abschied, der nach dem Meierhof zurückkehrte.

Er suchte nun soviel bares Geld wie nur irgend möglich zusammenzubringen. Es war ein gutes Jahr gewesen. Er entrichtete seinem Gutsherrn den Anteil an der Ernte, behielt seinen eigenen Anteil, bewahrte das zur Aussaat nötige Getreide und Viehfutter auf, und nachdem er endlich noch eine Summe zur Bestreitung der Wirtschaftskosten ausgesetzt hatte, ließ er eines Morgens seinen jungen Freund Pitou kommen.

Der Landwirt hatte den »Kapitän« nie holen lassen. Pitou begab sich daher nicht ohne Sorge auf den Meierhof.

Billot begrüßte Pitou jedoch, wie immer, mit einem herzlichen Händedruck; ja, er drückte ihm mit noch größerer Wärme die Hand, als er sonst zu tun pflegte, und ließ sie nicht los.

Pitou sah den Pächter erstaunt an.

»Pitou,« sagte Billot nach einer kurzen Pause; »du bist ein ehrlicher Mann. Ich gehe nach Paris und will dir die Aufsicht über meine Wirtschaft anvertrauen. Du kannst die Wirtschafterin, die die Aufsicht mit dir führen soll, selbst wählen. Ich frage dich nicht, wer es ist, ich brauche ihren Namen

nicht zu wissen, und wenn die Zeit kommt, wo meine Gegenwart in Paris nicht mehr notwendig ist, werde ich dich acht Tage vorher davon in Kenntnis setzen, damit die Wirtschafterin Zeit hat, sich zu entfernen, wenn ich sie nicht sehen soll oder sie mich nicht sehen mag.«

»Gut, Herr Billot«, sagte Pitou.

»Du wirst alles finden, was zum Betriebe der Wirtschaft notwendig ist,« fuhr Billot fort, »in dem Speicher ist das Getreide zur Aussaat, in den Scheuern Heu, Stroh und Hafer für die Pferde, und in dieser Schublade Geld für den Lohn und die Beköstigung der Dienstleute.«

Er übergab Pitou den Schlüssel.

Pitou schloß den Landwirt in seine Arme.

»Und wenn Sie mich drüben etwa brauchen ...« sagte er.

»Sei nur ruhig, Pitou,« fiel ihm Billot ins Wort, »ich werde dich nicht vergessen.«

Am fünf Uhr nachmittags stieg Billot zu Villers-Cotterêts in den nach Paris abgehenden Eilwagen, und um sechs Uhr kamen Pitou, Katharina und der kleine Isidor auf dem Meierhofe an.

Neununddreißigstes Kapitel

Die erste Amtshandlung der neuen Versammlung war die Absendung einer Deputation in die Tuilerien. Dieser Akt wurde mit einer Taktlosigkeit erwidert.

Die Deputierten wurden von einem Minister empfangen.

»Meine Herren,« sagte er, »der König kann Sie in diesem Augenblicke nicht empfangen. Kommen Sie um drei Uhr wieder.«

Die Deputierten entfernten sich.

»Schon wieder da?« fragten die übrigen Mitglieder, als die Deputierten wieder im Sitzungssaal erschienen.

Einer der Abgesandten ergriff das Wort: »Der König ist jetzt nicht zu sprechen; wir haben drei Stunden Zeit.«

»Nun, wir wollen diese drei Stunden benützen«, sagte der lahme Couthon. »Ich schlage vor, den Titel Majestät abzuschaffen.«

Lauter, einstimmiger Beifall nahm diesen Antrag auf; der Titel Majestät wurde durch Akklamation abgeschafft.

»Wie soll die vollziehende Gewalt genannt werden?« fragte eine Stimme.

»König der Franzosen,« antwortete eine andere Stimme; »es ist ein schöner Titel, und Monsieur Capet kann sich wohl damit begnügen.«

Alle Blicke richteten sich auf den Deputierten, der den König von Frankreich »Monsieur Capet« genannt hatte.

Man sah einen Mann von athletischem Körperbau, in der Kleidung eines Landmannes mit einer großen Narbe an der linken Schläfe. Es war Billot.

»Gut, er mag König der Franzosen heißen«, lautete der fast einstimmige Ruf.

»Ich bitte ums Wort«, sagte Couthon. »Wir haben noch eine Stunde Zeit, ich schlage vor, dem Könige statt des Thrones einen einfachen Sessel hinzustellen.«

Der Redner wurde durch rauschenden Beifall unterbrochen.

»Nur Geduld,« sagte er, »ich bin noch nicht fertig. Ich schlage vor, daß der Sessel des Königs zur Linken des Präsidenten stehe.«

»Aber«, entgegnete eine Stimme, »das heißt nicht nur den Thron abschaffen, sondern auch den König unterordnen.«

Diesem Antrage folgte ein furchtbares Getümmel; aber er ging durch.

»Es ist gut,« sagte Couthon, »die drei Stunden sind verflossen. Ich danke dem Könige der Franzosen für die Muße, die er uns geschenkt; wir haben unsere Zeit nicht mit Warten verloren.«

Die Deputation begab sich wieder in die Tuilerien.

Dieses Mal wurde sie vom Könige empfangen, aber sehr kurz abgefertigt.

»Meine Herren,« sagte Ludwig XVI., »ich kann mich erst in drei Tagen in die Nationalversammlung begeben.«

Dann kehrte er ihnen den Rücken zu.

Am 4. Oktober ließ der König sagen, er sei leidend und werde erst am 7. in der Sitzung erscheinen.

Ungeachtet der Abwesenheit des Königs wurde am 4. die Verfassung von 1791, das wichtigste Werk der letzten Nationalversammlung, in die neue Deputiertenkammer gebracht.

Der für die königliche Sitzung bestimmte Tag kam, es war der 7. Oktober. Der König erschien.

Der Empfang, der ihm in der neuen Deputiertenkammer zuteil wurde, übertraf alle Erwartung. Die Deputierten riefen: »Es lebe der König!«

Gleich darauf aber riefen die Royalisten von den Tribünen: »Es lebe Seine Majestät!«

Ein lautes Murren ließ sich in den Bänken der Volksvertreter hören.

»Es ist gut, meine Herren,« rief Couthon hinauf; »morgen werden Sie an die Reihe kommen.«

Der König gab durch einen Wink zu verstehen, daß er sprechen wollte.

Die von Duport-Dutertre verfaßte Rede, die der König ablas, war ein Meisterstück und machte einen großen Eindruck auf die Versammlung. Sie

handelte von der Notwendigkeit, die Ordnung zu wahren und das Wohl des Vaterlandes im Auge zu behalten.

Der König hatte in seiner Rede gesagt, er fühle das Bedürfnis, von Ihnen geliebt zu werden.«

»Wir auch, Sire,« sagte der Präsident, »fühlen das Bedürfnis von Ihnen geliebt zu werden.«

Diese Worte wurden von der ganzen Versammlung mit lautem Beifall aufgenommen.

Der König erklärte in seiner Rede, daß er die Revolution für beendet halte.

Im selben Augenblick glaubte es die ganze Versammlung.

Wäre Ludwig der XVI. nur nicht der freiwillige König des Klerus und der unfreiwillige König der Emigranten gewesen!

In der folgenden Nacht schrieb der König an alle auswärtigen Mächte, um ihnen die Annahme der Verfassung von 1791 anzuzeigen.

Die neue Nationalversammlung arbeitete hauptsächlich gegen die Emigranten und den Klerus.

Isnard, ein Südländer, heftig, jähzornig, gewaltig in Rede und Tat, sagte:

»Ich frage die Versammlung, ich frage ganz Frankreich, ganz Europa, ob jemand aufrichtig und mit gutem Gewissen behaupten will, daß die ausgewanderten Prinzen nicht gegen das Vaterland arbeiten ... Ich frage ferner, ob in dieser Versammlung jemand zu behaupten wagt, daß nicht jeder, der das tut, so schnell wie möglich angeklagt, verfolgt und bestraft werden muß ... Wer dieser Ansicht ist, stehe auf! ... Man hat behauptet, Schonung sei die Pflicht der Kraft; ich aber sage Ihnen, wir dürfen nicht ruhen und nicht rasten; wenn die Nation einen Augenblick einschlummert, so wird sie in Fesseln wieder erwachen. Es ist das unverzeihlichste Verbrechen, die Menschen wieder zu Sklaven machen zu wollen; hätten die

Menschen das Feuer des Himmels in ihrer Gewalt, so müßte man jeden, der einen Angriff gegen die Freiheit macht, damit vernichten!«

Es war das erstemal, daß man solche Worte hörte. Diese unbändige, gewaltige Beredsamkeit riß alles mit sich fort.

In derselben Sitzung wurde beschlossen: »Der französische Prinz Ludwig Stanislaus Xaver soll seine Ansprüche auf die Regentschaft verlieren, wenn er binnen zwei Monaten nicht zurückkommt.«

Am 8. November wurde beschlossen: »Alle Ausgewanderten, die am 1. Januar nicht wieder nach Frankreich zurückgekehrt sind, werden als Verschwörer gegen die Sicherheit des Vaterlandes betrachtet und zum Tode verurteilt.«

Am 29. November kam die Reihe an die Priester. Die Versammlung faßte folgenden Beschluß: »Der Bürgereid muß binnen acht Tagen geleistet werden. Wer ihn verweigert, macht sich des Aufruhrs verdächtig und wird unter die Aufsicht der Behörden gestellt.«

Aber am 19. Dezember erschien der König in der Deputiertenkammer, um den gegen die Geistlichkeit gefaßten Beschluß durch sein Veto kraftlos zu machen.

Ministerpräsident war damals Narbonne, er hielt sich aber nur drei Monate. Eine Rede Vergniauds versetzte seinem Ministerium den Todesstoß. Dieser Vergniaud führte aus:

»Die Tribüne der Gegenrevolution ist bereits errichtet. Auf ihr geht man damit um, uns Österreichs Händen auszuliefern ... Der Tag ist gekommen, wo wir dieser Vermessenheit ein Ziel setzen und die Anschläge der Verschwörer vernichten können. In früheren Zeiten sind im Namen des Despotismus aus diesem Palast oft Schrecken und Entsetzen hervorgegangen; heute mögen Schrecken und Entsetzen im Namen des Gesetzes wieder einziehen!«

Gilbert hatte schon vor einiger Zeit in den Tuilerien Dumouriez als den geeignetsten Nachfolger Narbonnes bezeichnet, und tatsächlich erschien

bald ein kleiner Mann in Feldmarschallsuniform in den Gemächern des Königs.

»Herr Dumouriez?« sagte dieser.

»Ja, Sire«, antwortete er.

»Herr von Narbonne hat Sie kommen lassen?«

»Ja; Sire, um mir anzuzeigen, daß ich der Ostarmee zugeteilt sei.«

»Sie sind aber noch nicht fort?«

»Ich nahm den mir übertragenen Posten an; allein ich machte Herrn von Narbonne darauf aufmerksam, daß ein allgemeiner Krieg bevorstehe.«

»Und um dem Könige und dem Vaterlande wirksamere Dienste Zu leisten, haben Sie die Stelle eines provisorischen Ministers für auswärtige Angelegenheiten abgelehnt?«

»Sire, ich bin ein Soldat und kein Diplomat.«

»Man hat mir versichert, Sie wären beides«, erwiderte der König. »Und auf diese Versicherung hin habe ich Ihnen die Ministerstelle wiederholt anbieten lassen. Warum lehnen Sie diese ab?«

»Majestät, entweder bin ich etwas wert oder nicht. Bin ich nichts wert, so bitte ich Eure Majestät, mich in meiner Dunkelheit zu belassen; bin ich etwas wert, so machen Sie aus mir keinen Eintagsminister; unsere Angelegenheiten stehen im Auslande zu sehr im Mißkredit, als daß die Höfe mit einem provisorischen Minister unterhandeln könnten. Noch mehr: man würde glauben, Sie wollten von Ihrem alten Ministerium nicht lassen und warteten nur eine günstigere Gelegenheit ab, dasselbe wieder ans Staatsruder zu setzen.«

»Halten Sie es denn für unmöglich, wenn es meine Absicht wäre?«

»Meiner Meinung nach ist es Zeit, daß Eure Majestät ein für allemal mit der Vergangenheit brechen.«

»Warum raten Sie mir nicht lieber sogleich die rote Mütze aufzusetzen?«

»Warum nicht, Sire,« antwortete Dumouriez, »wenn etwas damit zu erreichen wäre.«

Der König sah den Mann, der ihm diese Antwort gab, an, dann fuhr er fort:

»Ich bin nicht mehr gegen Sie eingenommen. Herr Dumouriez, Sie sind mein Minister.«

»Sire, einige Erklärungen dürften hier am Platze sein.«

»Reden Sie, ich höre.«

»Sire, ein Minister hat jetzt eine ganz andere Stellung als vormals. Sobald ich ins Ministerium eintrete, höre ich zwar nicht auf, der treue Diener Eurer Majestät zu sein, aber ich werde der Mann der Nation. Erwarten Sie daher von heute an nicht mehr die Sprache, an welche meine Vorgänger Sie gewöhnt haben; ich werde nur im Geiste der Freiheit und der Verfassung reden können. Meine Amtsgeschäfte werden mir nicht Zeit lassen, Ihnen den Hof zu machen; ich werde nur mit Eurer Majestät oder mit dem Staatsrate arbeiten, und diese Arbeit wird ein Kampf sein.«

»Warum denn ein Kampf?«

»Fast Ihr ganzes diplomatisches Korps ist gegen Revolutionäre; ich werde Eurer Majestät zur Ernennung neuer Gesandten raten; ich werde über die Wahl derselben andere Ansichten haben und Personen vorschlagen, die Eurer Majestät nicht einmal dem Namen nach bekannt sind oder sich Ihrer Gunst nicht erfreuen. Wenn Einsprüche Eurer Majestät begründet sind, so werde ich gehorchen; werden die Wahlen hingegen von Ihren Umgebungen getroffen und sind sie geeignet, Eure Majestät zu kompromittieren, so werde ich bitten, mir einen Nachfolger zu geben ... Sire, denken Sie an die furchtbaren Gefahren, die Ihren Thron umlauern.«

»Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche. An diese Gefahren habe ich längst gedacht.«

Dann hob der König die Hand zu dem Porträt Karls I. auf und setzte, sich die Stirn mit dem Taschentuch abwischend, hinzu:

»Vielleicht wird das Blutgerüst von Whitehall auf dem Grèveplatz errichtet werden.«

»Sire,« sagte Dumouriez, »habe ich mich, trotz der Erklärungen, die ich Eurer Majestät zu geben die Ehre hatte, noch als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu betrachten?«

»Ja, Herr Dumouriez.«

»Dann werde ich in die erste Sitzung vier Depeschen mitbringen, die weder im Inhalte noch in der Form den Depeschen meiner Vorgänger gleichen werden; sie sollen den Verhältnissen angemessen sein. Wenn die erste Arbeit den Beifall Eurer Majestät hat, so werde ich fortfahren; wenn nicht, Sire, so werde ich jeden Augenblick zur Abreise bereit sein, um dem Vaterlande und meinem Könige an der Grenze zu dienen.«

Er verneigte sich, um sich zu entfernen.

»Warten Sie,« sagte der König; »über einen Punkt sind wir einig, es bleiben noch sechs andere zu erledigen.«

»Meine Kollegen ...«

»Ja, wählen Sie Ihr Ministerium.«

»Eure Majestät bürden mir eine schwere Verantwortung auf.«

»Ich glaube dadurch Ihren Wünschen zuvorzukommen.«

»Sire,« sagte Dumouriez, »außer Lacoste kenne ich in Paris niemanden, den ich für die Marine empfehlen könnte.«

»Ist er nicht Kriegskommissar?«

»Ja, Sire; er hat seine Entlassung genommen, um nicht zur Teilnahme an einer Ungerechtigkeit genötigt zu sein.«

»Das ist eine gute Empfehlung ... und die übrigen?«

»Ich werde mich mit Brissot, Condorcet, Petion, Gensonné beraten.«

»Also mit der ganzen Gironde?« so hieß die neue, immer noch gemäßigte Revolutionspartei, so benannt, weil ihre Hauptführer aus dem Departement der Gironde stammten.

»Ja. Sire.«

»Nun, versuchen Sie es mit der Gironde; wir wollen heute abend eine außerordentliche Sitzung halten, an der Sie, Degrave und Gerville teilnehmen werden.«

»Aber Duport-Dutertre?«

»Er hat seine Entlassung genommen.«

»Ich werde Eurer Majestät zu Befehl stehen.«

Dumouriez verneigte sich, um sich zu beurlauben.

»Nein,« sagte der König, »warten Sie einen Augenblick.«

Die Königin Marie Antoinette erschien mit Madame Elisabeth.

»Madame,« sagte der König, »dies ist Herr Dumouriez, der uns gute Dienste verspricht. Wir werden uns heute abend mit ihm über die Ernennung eines neuen Ministeriums beraten.«

»Herr Dumouriez,« sagte sie, »kennen Sie den Doktor Gilbert?«

»Nein, Eure Majestät«, antwortete der General.

»Dann machen Sie seine Bekanntschaft.«

»Darf ich fragen, aus welchem Grunde Eure Majestät ihn mir empfehlen?«

»Weil er ein trefflicher Prophet ist ... Vor drei Monaten prophezeite er mir, Sie würden der Nachfolger des Herrn von Narbonne werden.«

Vierzigstes Kapitel

Am selben Abend erschien Dumouriez zur verabredeten Stunde mit seinen vier Depeschen. Degrave und Cahier de Gerville waren schon da und erwarteten den König.

Als der König eintrat, glaubte Dumouriez zu bemerken, daß die Tür offenblieb und daß sich die Tapete bewegte.

»Haben Sie Ihre Depeschen mitgebracht, Herr Dumouriez?« fragte Ludwig XVI. den General.

»Ja, Sire.«

Er zog die vier Schriftstücke aus der Tasche.

»An welche Mächte sind die Depeschen gerichtet?« fragte der König.

»An Spanien, Österreich, Preußen und England.«

»Lesen Sie sie vor.«

Dumouriez warf einen Blick auf die Tapete, an deren Bewegung er sehen konnte, daß jemand horchte.

Mit fester Stimme begann er die Depeschen vorzulesen. Der Minister sprach im Namen des Königs, aber im Geiste der Verfassung; er erörterte das wahre Interesse jeder Macht in bezug auf die französische Revolution.

Da jede Macht über die jakobinischen Flugschriften Klage führte, so verwahrte er sich in würdevoller, nachdrücklicher Sprache gegen die Schmähungen über die Pressefreiheit.

In ebenso würdevollen, energischen Ausdrücken verlangte er den Frieden im Namen einer freien Nation, deren erblicher Vertreter der König sei.

Ludwig XVI. hörte aufmerksam zu, und bei jeder neuen Depesche wurde seine Aufmerksamkeit größer.

»General,« sagte er, als Dumouriez fertig war, »so etwas habe ich noch nicht gehört.«

»So sollten die Minister im Namen der Könige immer sprechen und schreiben!« sagte Cahier de Gerville.

»Es ist gut«, sagte der König. »Jetzt schlagen Sie Ihr Ministerium vor.«

Dumouriez für die auswärtigen Angelegenheiten, Servan für den Krieg, Lacoste für die Marine.«

»Wen stellen wir an die Spitze der Finanzverwaltung?«

»Herrn Clavière, wenn Eure Majestät diese Wahl zu genehmigen geruhen. Er hat Erfahrung im Finanzwesen und zeichnet sich durch große Gewandtheit und Fleiß aus.«

»Ich weiß es,« erwiderte der König; »er steht in dem Rufe eines sehr tätigen und gewandten, aber auch jähzornigen, starrköpfigen Mannes.«

»Diese Fehler, Sire, sind fast allen Finanzmännern eigen.«

»Nun, wir wollen über diese Fehler hinweggehen; Herr Clavière ist Finanzminister ... Wem übertragen wir die Verwaltung der Justiz?«

»Sire, man empfiehlt mir einen Herrn Duranthon, einen Advokaten von Bordeaux.«

»Dann bleibt noch die Verwaltung des Innern.«

»Nach der allgemeinen Meinung, Sire, ist Herr Roland der rechte Mann für dieses Ministerium.«

»Wissen Sie, Herr Dumouriez, wie man Ihr Ministerium nennen wird, oder vielmehr wie man es schon jetzt nennt?«

»Nein, Sire.«

»Das Ministerium Sansculotte.«

»Ich nehme die Benennung an, Sire; man wird dann besser sehen, daß wir Männer sind.«

»Und alle Ihre Kollegen sind bereit?«

»Ich bin fest davon überzeugt.«

»Jetzt gehen Sie, meine Herren ... Übermorgen ist die erste Sitzung.«

Die drei Minister entfernten sich. Aber noch ehe sie die große Treppe erreicht hatten, lief ihnen ein Kammerdiener nach.

»Herr General,« sagte er zu Dumouriez, »der König läßt Sie ersuchen, mir zu folgen; Seine Majestät hat Ihnen noch etwas zu sagen.«

Dumouriez blieb zurück.

»Der König oder die Königin?« fragte er den Kammerdiener.

»Die Königin, Herr General.«

»Das hatte ich gefürchtet.«

Der Kammerdiener führte den General durch die matt beleuchteten Gänge in das Zimmer der Königin.

Die Königin ging rasch im Zimmer auf und ab. Dumouriez blieb an der Tür stehen, die sich hinter ihm schloß.

Marie Antoinette trat mit majestätischer, aufgebrachter Miene auf ihn zu.

»Herr General,« sagte sie, »Sie sind jetzt allmächtig, aber Sie sind es durch die Gunst des Volkes geworden ... Sie werden daher einsehen, daß alle diese Neuerungen weder mir noch dem Könige genehm sein können. Ich habe Sie

daher rufen lassen, um Sie aufzufordem, Ihren Entschluß zu fassen, ehe Sie weitergehen, und zwischen uns und den Jakobinern zu wählen.«

»Madame,« antwortete Dumouriez, »diese Mitteilung erfüllt mich mit dem tiefsten Schmerz; aber ich war darauf gefaßt, da Eure Majestät die Verhandlungen hinter der Tapete angehört haben. Ich stehe zwischen dem Könige und der Nation, aber vor allem gehöre ich dem Vaterlande.«

»Dem Vaterlande!« wiederholte Marie Antoinette. »Ist denn der König nichts mehr?«

»Der König«, versetzte Dumouriez, »ist immer der König; aber er hat die Verfassung beschworen, und seit dem Tage, wo dieser Eid geleistet wurde, muß der König dieser Verfassung gemäß handeln.«

»Ein erzwungener Eid ist null und nichtig!«

Dumouriez schwieg einen Augenblick.

»Die von Eurer Majestät verschmähte Verfassung«, sagte er, »ist allein imstande, Sie und den König und Ihre erlauchten Kinder zu retten.«

Die Königin unterbrach ihn mit gebieterischer Gebärde:

»Ich sage Ihnen, Herr General, Sie sind auf falschem Wege! ... Nehmen Sie sich in acht!« setzte sie drohend hinzu.

»Madame,« antwortete Dumouriez mit der größten Ruhe, »ich bin mehr als fünfzig Jahre alt und habe im Leben viele Gefahren bestanden; ich habe mein neues Amt mit dem Bewußtsein angetreten, daß die ministerielle Verantwortung keineswegs die größte der mir bevorstehenden Gefahren ist.«

»Oh, das fehlte auch noch!« sagte die Königin, in die Hände schlagend; »mich so zu verleumden!«

»Ich – Ew. Majestät verleumden!«

»Ja, ich will Ihnen den Sinn Ihrer Worte erklären. Sie meinen, ich sei imstande, Sie ermorden zu lassen ... Oh, das ist zu viel!«

Dumouriez war so weit wie möglich gegangen.

»Gott bewahre mich,« sagte er, »meine Königin so zu beleidigen. Der Charakter Eurer Majestät ist zu groß, zu edel, um Ihrem ärgsten Feinde einen solchen Argwohn einzuflößen; Sie haben heldenmütige Beispiele davon gegeben, die meine Bewunderung erregt und Ihnen meine treue Ergebenheit gesichert haben.«

»Ist das wirklich Ihr Ernst?«

»Ich schwöre es bei meiner Ehre! Ich habe durchaus kein Interesse, Eure Majestät zu täuschen; ich verabscheue Anarchie und Verbrechen. Ich besitze Erfahrung und bin besser in der Lage als Eure Majestät, die Ereignisse zu beurteilen. Was jetzt vorgeht, ist die fast einhellige Erhebung einer großen Nation gegen veraltete Bräuche. Wir brauchen nur unsere Blicke auf die noch keineswegs vollendete Revolution zu richten, um die Überzeugung zu gewinnen, daß der König und die Nation einander die Hand reichen müssen. Ich bin gekommen, um diese Vereinigung nach Kräften zu fördern. Helfen Sie mir, Majestät, anstatt meine Pläne zu durchkreuzen. Sobald ich für Eure Majestät in die Schranken trete, werden Sie entweder wieder die mächtige Königin, die glückliche Gattin und Mutter, oder ich lasse mein Leben in dem Kampfe.«

Er stand auf, verneigte sich und verließ schnell das Zimmer.

Die Königin sah ihm mit tiefem Schmerze nach.

»Die mächtige Königin?« sagte sie, »das ist vielleicht noch möglich ... aber die glückliche Frau werde ich nie, nie wieder! Oh, Charny!«

Dumouriez hatte sich so schnell entfernt, weil ihm der Schmerz der Königin weh tat. Überdies erwartete ihn Brissot, um ihn in den Jakobinerklub einzuführen.

Niemand war auf sein Erscheinen vorbereitet; denn es war ein großes Wagestück für einen Minister des Königs, in den Jakobinerklub zu kommen. Aller Blicke richteten sich daher auf ihn, sobald sein Name genannt wurde.

Selbst Robespierre sah sich um; eine unheimliche, bange Stille herrschte im Saale. Dumouriez sah wohl ein, daß er seine Schiffe hinter sich verbrennen mußte.

Die Jakobiner hatten die rote Mütze als Sinnbild der Gleichheit angenommen.

Dumouriez faßte rasch einen Entschluß; er nahm dem ersten besten Patrioten die rote Mütze ab, setzte sie sich auf, bestieg die Tribüne und hielt eine Ansprache über das Sinnbild der Gleichheit.

Der ganze Saal brach in lauten Beifall aus. Aber mitten unter dem Jubel hörte man ein Zischen, das immer stärker wurde und den Beifall plötzlich zum Schweigen brachte.

Es war ein langgedehntes »St!« aus den dünnen Lippen Robespierres.

Dumouriez gestand nachher mehr als einmal, daß das Pfeifen der über seinem Kopfe fliegenden Kanonenkugeln nie einen so unheimlichen Eindruck auf ihn gemacht habe, wie dieses Zischen aus dem Munde des Abgeordneten von Arras.

Aber Dumouriez war nicht nur ein tapferer General, sondern auch ein tüchtiger Redner; er war auf der Tribüne ebenso schwer zu überwinden wie auf dem Schlachtfelde.

Mit ruhigem Lächeln wartete er, bis wieder tiefe Stille eingetreten war, dann hob er mit dröhnender Stimme an:

»Brüder und Freunde, es wird künftig meine Lebensaufgabe sein, den Willen des Volks zu vollbringen und das Vertrauen des konstitutionellen Königs zu rechtfertigen.

In meinen Verhandlungen mit dem Auslande werde ich eine würdevolle, nachdrückliche Sprache führen, wie sie eines freien Volkes würdig ist, und die Folge dieser Verhandlungen wird entweder ein dauerhafter Friede oder ein entscheidender Krieg sein.«

Der Beifallssturm brach von neuem so laut aus, daß man das Zischen Robespierres kaum noch hörte.

»Wenn wir Krieg bekommen,« fuhr der Redner fort, »so zerbreche ich meine politische Feder und nehme meinen Rang in der Armee, um mit meinen Brüdern zu siegen oder Zu sterben. Eine schwere Last liegt auf meinen Schultern; Brüder, helfet mir sie zu tragen.«

Dumouriez schwieg und verließ unter lautem Beifall die Tribüne. Dieser Beifall verdroß Collot-d'Herbois, den so oft ausgezischten Schauspieler.

»Wozu dieser Beifall?« rief er. »Kommt Dumouriez als Minister hierher, so ist ihm nichts zu antworten; kommt er als Bruder, als Mitglied unserer Gesellschaft, so tut er nur seine Pflicht und teilt unsere Meinungen und Grundsätze; wir haben ihm daher nur eine Antwort zu geben: Er handle, wie er gesprochen hat«

Hierauf bestieg Robespierre das Rednerpult und begann mit dem ihm eigenen feierlichen Ausdruck:

»Ich gehöre keineswegs zu denen, die es für ganz unmöglich halten, daß ein Minister ein Patriot sei; ich nehme sogar die Zusagen des Herrn Dumouriez mit Vergnügen an. Wenn er diese Zusagen erfüllt, wenn er unsere Feinde, die von seinen Vorgängern und von einigen noch jetzt am Staatsruder sitzenden Verschworenen gegen uns aufgehetzt sind, geschlagen hat – dann werde ich geneigt sein, ihm Lob und Dank zu spenden; aber selbst dann glaube ich, daß ihm kein guter Bürger nachstehen wird. Nur das Volk ist groß, ist verantwortlich in meinen Augen. Daher verlange ich aus Achtung vor dem Volke, vor dem Minister selbst, daß man sein Erscheinen unter uns nicht durch Huldigungen begrüße, die den Verfall des öffentlichen Geistes bekunden würden. Er bittet um unsern Rat: ich, für meine Person, werde in seinem Interesse und zur Förderung des Gemeinwohls diesen Wunsch erfüllen. Solange Herr Dumouriez durch glänzende Beweise von

Vaterlandsliebe und zumal durch wirkliche Dienste beweisen wird, daß er der Bruder der guten Bürger und der Verteidiger des Volkes ist, soll es ihm hier an Beistand nicht fehlen. Diese Gesellschaft hat von der Anwesenheit eines Ministers durchaus nichts zu fürchten; aber sobald ein Minister hier mehr Einfluß und Geltung bekommt als ein Bürger, verlange ich seine Ausschließung. Doch dies wird nie der Fall sein.«

Am folgenden Tage leistete das neue Ministerium in der Nationalversammlung den Eid und begab sich sodann in die Tuilerien.

Roland war in der Reihe der Minister der letzte. Der Zeremonienmeister ließ die ersten fünf durch, dem neuen Minister des Innern jedoch verweigerte er den Eintritt. Roland wußte nicht, warum man ihn nicht einlassen wollte. »Ich bin Minister wie die übrigen,« sagte er, »sogar Minister des Innern.«

Dumouriez hörte den Wortwechsel und kehrte um.

»Warum verweigern Sie Herrn Roland den Eintritt?«

»Aber mein Gott!« rief der Zeremonienmeister händeringend, »ein runder Hut und keine Schnallen!«

»Ja, Sie haben recht,« antwortete Dumouriez mit der größten Kaltblütigkeit; »ein runder Hut und keine Schnallen – es ist alles verloren!«

Dann schob er Roland in das Zimmer des Königs.

Das neue Kabinett hatte es nicht leicht.

Am 1. März war der Kaiser Leopold gestorben. Sein Nachfolger war Franz II., an dem die ausgewanderten Franzosen einen eifrigen Beschützer hatten; er war der Verbündete Preußens und natürlich der erklärte Feind der französischen Nation.

Herr von Noailles, der französische Gesandte in Wien, war als Arrestant in seinem Palais zu betrachten.

Preußen glaubte damals an der Spitze des deutschen Fortschritts zu stehen, es zehrte an den sonderbaren philosophischen Überlieferungen des Königs Friedrich.

Die sichtbaren Feinde Frankreichs waren also Franz II. und Friedrich Wilhelm; die noch unsichtbaren waren: England, Rußland und Spanien. Der kriegerische König von Schweden, Gustav III., sollte das Haupt dieser Verbindung werden.

Kaiser Franz II. erließ bald nach seiner Thronbesteigung eine diplomatische Note, in der folgende Forderungen gestellt wurden:

1. Genügende Bürgschaften für die in Frankreich gelegenen Besitzungen der deutschen Fürsten.

2. Zurückgabe Avignons.

3. Wiederherstellung der Monarchie in der Weise, wie sie bis zum 23. Juni 1789 bestanden hat.

Es war klar, daß diese Note mit den geheimen Wünschen des Königs und der Königin übereinstimmte.

Am 16. April wurde König Gustav auf einem Ball ermordet. Zwei Tage nach diesem in Frankreich noch unbekannten Morde erhielt Dumouriez die österreichische Note. Er begab sich sogleich zu Ludwig XVI.

Marie Antoinette wünschte den Krieg, weil sie von einem Kriege die Rettung erwartete; Ludwig XVI. hingegen fürchtete ihn.

Als er indes die Note las, sah er wohl ein, daß für Frankreich die Stunde gekommen sei, das Schwert zu ziehen und daß man nicht mehr zurückkönne.

In dieser verhängnisvollen Stunde gab es in Frankreich vier scharf gesonderte Parteien:

die starren Royalisten, zu denen die Königin gehörte;

die konstitutionellen Royalisten, zu denen sich der König zu bekennen glaubte;

die Republikaner;

die Anarchisten.

Die starren Royalisten hatten in Frankreichs abgesehen von der Königin, kein erklärtes Oberhaupt. Im Auslande wurden sie durch »Monsieur«, durch den Grafen von Artois, durch den Prinzen von Condé und den Herzog Karl von Lothringen vertreten. Breteuil in Wien und Mérêe d'Argenteau in Brüssel sind die Bevollmächtigten der Königin bei dieser Partei.

Die Häupter der konstitutionellen Partei sind Lafayette, Bailly, Barnave, Lameth, Duport.

Der König ist sehr geneigt, das unbeschränkte Königtum aufzugeben und mit ihnen Hand in Hand zu gehen; er neigt sich jedoch mehr rückwärts als vorwärts.

Die Häupter der republikanischen Partei sind Brissot, Vergniaud, Cadet, Petion, Roland, Isnard, Ducos, Condorcet, Couthon.

Die Häupter der Anarchisten sind Marat, Danton, Santerre, Gouchon, Camille Desmoulins, Hébert, Legendre, Fabre d'Eglantine, Collot d'Herbois.

Dumouriez ist bereit, zu sein, was man verlangt, wenn er nur Vorteil und Ruhm dabei findet.

Robespierre ist in die Dunkelheit zurückgetreten und wartet.

Am 20. April wird der Krieg an Österreich erklärt.

Am 29. April rücken Bison und Dillon, die sich mit Lafayette vereinigen sollen, gegen die Maas vor; aber beide Truppenkörper wurden in den ersten Gefechten geschlagen. Die Schuld hierfür gab das Volk der Königin und dem König. Wer anders konnte der Urheber dieser schmählichen Niederlage sein, die keinen andern Zweck hatte, als die Parteien verzagt zu machen und

den Feinden Zuversicht einzuflößen? Der erste Gedanke war, sich an Marie Antoinette zu rächen! Aber man hatte dem Königtum Zeit gelassen, sich mit einem Schutzwall zu umgeben. Die Königin hatte die von der Constituante bewilligte »Konstitutionelle Garde« auf einen sehr achtunggebietenden Stand gebracht.

Diese Garde ist eine furchtbare Waffe in den Händen des Königtums; sie kann ja auf Befehl des Königs die Nationalversammlung umzingeln und die Deputierten vom ersten bis zum letzten Mann verhaften oder niedermachen!

Oder sie kann den König aus Paris wegführen und an die Grenze geleiten. Eine zweite Flucht wird gewiß gelingen.

Am 22. Mai schrieb der neue Bürgermeister Petion an den Kommandanten der Nationalgarde, um ihm seine Besorgnisse über eine neue Flucht des Königs auszudrücken und ihm die größte Wachsamkeit, insbesondere die Verdoppelung der Patrouillen in den Umgebungen, anzuempfehlen. Es war der Auftakt zur Abschaffung der Königsgarde.

Auf einen Bericht Barrères hin wurde die Auflösung der konstitutionellen Garde und die Verhaftung ihres Anführers Brissac beantragt.

An demselben Tage wurde der Antrag zum Beschluß erhoben, gegen den Herzog von Brissac ein Verhaftungsbefehl erlassen und die Posten in den Tuilerien der Nationalgarde übergeben.

Der König legte gegen diesen Beschluß sein Veto ein, jedoch ohne Erfolg.

Der zweite Vorstoß gegen das Königtum war das Dekret gegen die Priester. Demnach wurde jeder Priester, der den Eid verweigerte, des Landes verwiesen. Die Anregung zu diesem Dekret gab Roland.

Am 14. Juli sollte die Erstürmung der Bastille mit großem Pomp gefeiert werden. Servan verlangte die Zusammenziehung von 20000 Mann in der unmittelbaren Nähe von Paris. Dumouriez wandte sich gegen einen solchen Antrag.

Am meisten empört war die Königin.

»Bedenken Sie doch,« sagte die Königin in einer Unterredung zu Dumouriez, »wie hart es für den König ist, ein Dekret zu bestätigen, das zwanzigtausend Meuterer nach Paris ruft.«

»Die Gefahr ist groß«, erwiderte Dumouriez; »eben deshalb muß man ihr ins Angesicht schauen, aber sie nicht übertreiben. Dem Dekret zufolge wird die vollziehende Gewalt diesen zwanzigtausend Patrioten den Ort der Zusammenkunft anweisen; der Kriegsminister wird ihnen Offiziere geben und Verhaltungsbefehle erteilen.«

»Aber der Kriegsminister ist Servan!«

»Nein, Sire, sobald Servan austritt, bin ich Kriegsminister.«

»Sie wollen das Kriegsministerium übernehmen?« fragte die Königin.

»Ja, Madame, und ich hoffe, das über Ihrem Haupte hängende Schwert gegen Ihre Feinde zu kehren.«

Ludwig XVI. und Marie Antoinette sahen einander fragend an.

»Angenommen,« fuhr Dumouriez fort, »ich lasse das Lager bei Soissons aufschlagen.«

»Aber,« entgegnete der König, »wissen Sie auch gewiß, daß Sie dazu die Bewilligung erhalten?«

»Ich bürge dafür.«

»Wenn das ist,« sagte der König, »so übernehmen Sie das Kriegsministerium.«

»Erteilen dann Eure Majestät dem Dekret über die zwanzigtausend Mann die Sanktion?«

»Wenn Sie Kriegsminister sind, vertraue ich mich Ihnen unbedingt an.«

»Jetzt ist noch das Dekret über die Priester zu bestätigen.«

»Sie wissen, daß ich dieses Dekret nie bestätigen kann.«

»Sire, nach der Bestätigung des ersten Dekrets haben Eure Majestät keine Wahl mehr: Sie müssen auch das zweite bestätigen.«

»Ich habe einen Fehler gemacht,« erwiderte Ludwig XVI.; »ich mache mir ihn zum Vorwurf; aber daraus folgt noch nicht, daß ich einen zweiten Fehler machen müsse.«

»Wenn Eure Majestät diesem Dekret die Bestätigung nicht erteilen, so ist der zweite Fehler weit größer als der erste.«

»Sire ...« sagte Marie Antoinette.

Der König sah sich um.

»Auch Sie, Madame?«

»Sire,« sagte die Königin, »ich muß gestehen, daß ich nach den Erklärungen, die uns Herr Dumouriez gegeben, über diesen Punkt gleicher Meinung mit ihm bin.«

»Nun, dann willige ich ein,« erwiderte der König, »aber unter einer Bedingung.«

Dumouriez sah den König fragend an.

»Unter der Bedingung, daß Sie mich sobald wie möglich von den drei Aufwieglern Servan, Clavière und Roland befreien.«

»Ich versichere Eurer Majestät,« antwortete Dumouriez, »daß ich die erste Gelegenheit benutzen werde, und ich bin überzeugt, daß diese Gelegenheit sich sehr bald bieten wird.«

Dumouriez verneigte sich vor dem König und der Königin und entfernte sich.

»Sie gaben mir einen Wink«, sagte der König; »was haben Sie mir zu sagen?«

»Bestätigen Sie vorläufig das Dekret über die Zusammenberufung der zwanzigtausend Mann«, erwiderte die Königin; »lassen Sie ihn sein Lager bei Soissons errichten ... nachher werden Sie sehen, was mit dem Dekret über die Priester zu machen ist.«

»Aber er wird mich an mein Wort erinnern.«

»Das mag er immerhin tun«, sagte die Königin kalt.

Dumouriez hatte wahr gesprochen. Es fand sich bald eine Gelegenheit, die drei Minister zu entfernen. Sie schieden aus der Nationalversammlung aus, die ihnen das Lob ausstellte, daß sie sich um das Vaterland verdient gemacht hätten. Ihre Nachfolger wurden: Mourgues für Inneres und Finanzen, Naillac für das Auswärtige.

Der neue Ministerrat war in den Tuilerien versammelt. – Der König bestätigte das Dekret über das Lager von zwanzigtausend Mann; allein, die Sanktion des Dekrets über die Priester verschob er auf den folgenden Tag. Er schützte einige Gewissensskrupel vor, die sein Beichtvater beseitigen müsse.

Die Minister sahen einander an; es hatte sich der erste Zweifel in ihr Herz eingeschlichen. Am folgenden Tage kamen die Minister auf den Gegenstand der letzten Beratung zurück. Der König erklärte, daß er gegen das Dekret sein Veto einlege.

Die vier Minister, Dumouriez zuerst, antworteten mit ehrerbietigen, aber ernsten, nachdrücklichen Worten. Aber der König hörte ihnen mit geschlossenen Augen zu; seine Haltung und Miene bewies, daß sein Entschluß gefaßt war.

»Meine Herren,« sagte Ludwig XVI., »ich habe an den Präsidenten der Nationalversammlung einen Brief geschrieben, um ihm meinen Entschluß mitzuteilen. Einer von Ihnen wird das Schreiben unterzeichnen und dann tragen Sie es zusammen in die Deputiertenkammer.«

Dies war ein Befehl ganz im Sinne des alten Regimes.

»Sire,« sagte Dumouriez, nachdem er seine Kollegen fragend angesehen hatte, »haben uns Eure Majestät nichts weiter zu befehlen?«

»Nein«, antwortete der König und entfernte sich.

Die Minister beschlossen, für den folgenden Tag um eine Audienz zu bitten. Der Verabredung gemäß, wollten sie sich in keine Erklärungen einlassen, sondern insgesamt ihre Entlassung nehmen.

Dumouriez begab sich nach Hause. Er fand drei Billetts vor, die ihm Zusammenrottungen in der Vorstadt St. Antoine und geheime Zusammenkünfte im Hause Santerres anzeigten.

Er schrieb sogleich an den König, um ihn hiervon in Kenntnis zu setzen.

Eine Stunde später erhielt er folgendes, von Ludwig XVI. eigenhändig geschriebenes, aber nicht unterzeichnetes Billett:

»Glauben Sie nicht, Herr Dumouriez, daß ich mich durch Drohungen einschüchtern lasse; mein Entschluß ist gefaßt.«

Dumouriez schrieb sogleich zurück:

»Sire, Sie beurteilen mich falsch, wenn Sie mich der Anwendung eines solchen Mittels für fähig halten. – Ich bitte Eure Majestät untertänigst, mir einen Nachfolger zu wählen, der binnen vierundzwanzig Stunden an meine Stelle treten kann, und meine Entlassung huldreichst anzunehmen.«

Es war keinem Zweifel unterworfen, daß in den Tuilerien gegenrevolutionäre Pläne geschmiedet wurden. Man hatte wirklich Streitkräfte, auf die man sich verlassen konnte: die beurlaubte, aber jeden Augenblick schlagfertige, aus sechstausend Mann bestehende konstitutionelle Garde; ferner sieben- bis achttausend Ludwigsritter, deren rotes Ordensband das Erkennungszeichen war; dazu drei Bataillone Schweizer von je sechshundert Mann auserlesener Kerntruppen, unerschütterlich wie die Felsen ihrer heimatlichen Berge.

Noch mehr als alle diese Wächter des Thrones war ein Schreiben Lafayettes geeignet, die Zuversicht der Royalisten zu erhöhen. In diesem Schreiben kam folgende Stelle vor:

»Bleiben Sie beharrlich, Sire; auf die Ihnen von der Nationalversammlung erteilte Machtvollkommenheit gestützt, werden Sie alle guten Franzosen um Ihren Thron geschart finden.«

Um zehn Uhr morgens waren die Minister bei Ludwig XVI. Es war der 16. Juni. – Der König empfing sie in seinem Zimmer. Duranton führte das Wort. Im Namen aller überreichte er ehrerbietigst die Entlassung seiner Kollegen und die seinige.

»Wohlan«, antwortete der König mit finsterer Miene, »da Ihr Entschluß feststeht, so nehme ich Ihre Entlassung an. Ich werde die geeigneten Vorkehrungen treffen.«

»Sire,« sagte Dumouriez, »ich verlasse diese entsetzliche Stadt mit Freuden; nur eins tut mir weh: Eure Majestät in Gefahr zu wissen.«

»Ja,« erwiderte der König mit scheinbarer Gleichgültigkeit, »ich kenne die Gefahr.«

»Sire,« setzte Dumouriez hinzu, »ich bin nicht mehr Minister und stehe Eurer Majestät nicht mehr nahe. Ich bitte Sie daher aus reiner Ergebenheit und Vaterlandsliebe, aus Zuneigung für Ihre erhabene Person, für die Königin und Ihre Kinder, ich beschwöre Sie bei allem, was dem Menschen teuer und heilig ist: beharren Sie nicht bei Ihrem Veto! Diese Hartnäckigkeit wird Eure Majestät ins Verderben stürzen!«

»Reden Sie nicht mehr davon«, sagte der König; »mein Entschluß steht fest.«

»Sire, dasselbe sagten Sie mir in diesem Zimmer, in Gegenwart der Königin, als mir Eure Majestät versprachen, die Dekrete zu bestätigen.«

»Ich hatte unrecht, Ihnen dieses Versprechen zu geben und bereue es.«

»Sire, es ist das letztemal, daß ich die Ehre habe, Eure Majestät zu sehen. Verzeihen Sie daher meine Offenheit; ich bin dreiundfünfzig Jahre alt und habe Erfahrung. Man treibt Mißbrauch mit Ihrem Gewissen, man treibt Sie zum Bürgerkrieg ... Sie sind machtlos, Sie werden unterliegen ... und die Geschichte wird Sie beklagen, aber Ihnen auch den Vorwurf machen, daß Sie Frankreich ins Unglück gestürzt haben.«

»Mir, glauben Sie, werde man das Unglück Frankreichs vorwerfen?« fragte Ludwig XVI.

»Ja. Sire.«

»Gott ist mein Zeuge, daß ich nur das Glück Frankreichs will.«

»Ich zweifle nicht daran, Sire; aber Eure Majestät sind Gott nicht nur von der Reinheit, sondern auch von der vernünftigen Ausführung Ihrer Absichten Rechenschaft schuldig. Sie glauben die Religion zu retten, und geben ihr den Todesstoß; die Priester werden als Opfer einer unseligen Verblendung fallen. Ihre zertrümmerte Krone wird in Ihr Blut, in das Blut der Königin, vielleicht Ihrer Kinder fallen ...Oh, mein König! mein König! ...«

Dumouriez schien zu tief ergriffen, um länger reden zu können – er drückte seine Lippen auf die Hand, die ihm Ludwig XVI. leichte.

Der König erwiderte mit vollkommener Heiterkeit und mit einer Würde, deren man ihn nicht fähig geglaubt hätte:

»Sie haben recht, Herr General; ich bin auf den Tod gefaßt und verzeihe im voraus meinen Mördern ... Sie haben mir treu gedient, ich achte Sie und danke Ihnen für Ihre warme Teilnahme ... Leben Sie wohl.«

Nach diesen Worten konnte Dumouriez nicht länger bleiben; er entfernte sich.

Das Königtum hatte seine letzte Stütze von sich gestoßen, der König seine Maske abgeworfen ... er stand nun mit entblößtem Antlitz vor dem Volke.

Einundvierzigstes Kapitel

Santerre war den ganzen Tag durch die Straßen der Vorstadt Saint-Antoine geritten. Neben ihm ritt, wie ein Adjutant neben seinem General, Billot.

Viel Volk war auf der Straße.

»Haltet euch bereit, Freunde, und seid wachsam«, sagte Santerre; »die Verräter führen etwas gegen die Nation im Schilde ... aber wir sind da!«

»Wo sind die Verräter? Führen Sie uns gegen sie!« schrien die Vorstädter.

»Wartet nur,« sagte Santerre, »bis der Augenblick gekommen ist.«

»Wann wird er kommen?«

»Seid nur ruhig, Freunde; ihr werdet es schon erfahren.«

Der Begleiter Santerres bückte sich auf den Hals seines Pferdes und sagte leise zu einigen Männern, die er an gewissen Zeichen erkannte:

»Am 20. Juni ... am 20. Juni!«

Die Männer merkten sich das Datum und gingen fort. Zehn, zwanzig, dreißig Schritte von da bildeten sich Gruppen um sie, und das Datum flog leise von Mund zu Mund:

»Am 20. Juni.«

Was am 20. Juni geschehen sollte? das wußte man noch nicht; man wußte nur, daß etwas geschehen sollte.

Unter den Männern, denen dieses Datum mitgeteilt wurde, konnte man etliche erkennen:

Fournier, den Amerikaner, der durch die Räder eines Wagens auf Lafayette geschossen und dem dabei das Gewehr versagt hatte.

Beausire, den wir schon kennengelernt haben, Mouchet, Gonchon, den Mirabeau des Volkes, und Danton.

Mitten unter dieser Schar ging ein blasser, magerer junger Mann auf und ab. Er kannte niemand und niemand kannte ihn. Er wandelte einsam wie der Adler, den er in der Folge als Sinnbild wählen sollte.

Es war der Artillerieleutnant Bonaparte, der zufällig in Paris auf Urlaub war.

Dieser 20. Juni hatte eine sichtbare und eine geheime Bedeutung. Die eine war der Vorwand, die andere der Zweck. Der Vorwand war die Überreichung einer Bittschrift an den König und die Errichtung eines Freiheitsbaumes.

Der Zweck war: Frankreich von Lafayette zu befreien und dem unverbesserlichen Könige zu zeigen, daß es politische Stürme gibt, in denen ein Monarch samt Krone und Familie untergehen kann, wie ein Schiff mit Mann und Maus im Ozean versinkt.

Der Bastilleplatz wurde als Sammelplatz, der Tuilerienpalast als Ziel angegeben. Nachdem jeder versprochen hatte, sich auf den ihm angewiesenen Posten zu begeben, trennte man sich. Das allgemeine Losungswort war: »Auf die Tuilerien!« Was man dort wollte, das war noch unbestimmt. Am 20. Juni um fünf Uhr morgens waren die Bataillone versammelt. Gegen elf Uhr überbrachte ein Unbekannter den Marschbefehl; die unabsehbare Masse setzte sich in Bewegung. Als sie die Bastille verließ, bestand sie aus etwa zwanzigtausend Mann.

Diese Schar bot einen entsetzlichen Anblick ... überall zerrissene Blusen, zerfetzte Jacken; Piken, Bratspieße, Säbel ohne Griff, lange Stangen, an deren Ende man Messer befestigt hatte, Beile; als Standarten trug man: einen Galgen mit einer daran hängenden Gliederpuppe, die die Königin vorstellte; – dann Fahnen mit den Aufschriften: »Sanktion oder Tod«; – »Zurückberufung der patriotischen Minister; – »Zittere, Tyrann, deine Stunde ist gekommen!«

Die Nationalversammlung hatte den Lärm fast schon seit einer Stunde gehört, als die Kommissare der Volksmenge um die Erlaubnis baten, vor ihr zu defilieren.

Die Volksmenge hat ihren Zweck erreicht; sie ist vor der Nationalversammlung vorübergezogen, sie hat ihre Petition abgelesen, es bleibt nur noch die Sanktion vom Könige zu verlangen.

Die Nationalversammlung hatte die Deputation empfangen, wie hatte ihr der König den Zutritt verweigern können?

Der König hatte die Antwort erteilen lassen, er werde die von zwanzig Personen zu überreichende Petition annehmen.

Das Volk wollte unter den Fenstern vorüberziehen, während seine Abgeordneten die Petition überreichen würden. Alle die Fahnen mit den drohenden Aufschriften, alle die greulichen Standarten wollte man dem König und der Königin durch die Fenster zeigen. Alle Eingänge zu den Tuilerien waren geschlossen. Im Hofe und im Garten standen die Linienregimenter, einige Eskadrons Gendarmen und mehrere Bataillone Nationalgarde mit vier Kanonen. Die königliche Familie sah aus dem Fenster auf diesen scheinbaren Schutz herunter und schien ziemlich ruhig.

Die Menge verlangte indes, man solle das zur Terrasse führende Gittertor öffnen. Die wachhabenden Offiziere weigerten sich, das Tor ohne Befehl des Königs öffnen zu lassen. Drei Munizipalbeamte, welche diesen Befehl erwirken wollten, wurden eingelassen.

Mouchet führte das Wort.

»Sire,« sagte er, »eine Volksschar zieht in aller Ordnung heran. Es ist nichts zu befürchten; friedliche Bürger haben sich vereinigt, um der Nationalversammlung eine Petition zu überreichen. Die Bürger wünschen über die Terrasse zu ziehen, wo das Gittertor nicht nur geschlossen, sondern auch durch Geschütze verteidigt ist. Wir bitten daher Eure Majestät, das Gittertor öffnen zu lassen und den freien Durchgang huldreichst zu gestatten.«

Der König antwortete: »Sie sind Munizipalbeamter, Ihnen liegt daher die Wahrung des Gesetzes ob. Wenn Sie es im Interesse der Ruhe und Ordnung für notwendig halten, so lassen Sie das Gittertor der Terrasse öffnen; die Bürger mögen dann ihren Weg über diese Terrasse und durch das Stalltor nehmen.«

Das Tor wurde geöffnet. Jedermann wollte hinein, und es entstand ein furchtbares Gedränge. Das Gitter auf der Terrasse zerbricht wie ein Weidenbaum. Die Menge atmet auf und zerstreut sich vergnügt im Garten.

Man hatte versäumt das Stalltor zu öffnen. Die Menge zog an den in Reihe und Glied stehenden Nationalgardisten vorüber und nahm ihren Weg durch das Tor am Kai. Da sie aber in ihre Vorstädte zurückkehren mußte, so wollte sie sich durch die Pforten des Karussellplatzes drängen. Diese Pforten waren geschlossen und bewacht; aber die Menschenmasse wird ungeduldig. Endlich werden die Pforten geöffnet und die Menge überschwemmt den großen Platz. Dort erinnert sie sich, daß das Hauptgeschäft des Tages die Petition um Zurücknahme des Vetos ist. Anstatt daher ihren Weg fortzusetzen, wartet sie auf dem Karussellplatz.

Eine Stunde vergeht, und die Menge wird unruhig.

Aber der König schien durchaus nicht gesonnen, diesen Wunsch zu erfüllen. – Es war heiß und man bekam Durst. Hunger, Durst und Hitze machen die Hunde wütend. Das arme Volk waffnete sich mit Geduld und wartete.

Die Abgeordneten, die man mit Sehnsucht zurückerwartet, sind noch nicht einmal vor den König gelassen.

Plötzlich hört man vom Kai her lautes Rufen. – Es sind Santerre und St. Huruge auf ihren Pferden, Theroigne auf ihrer Kanone.

»Was macht ihr da vor dem Gitter? Warum geht ihr nicht hinein?«

»Ihr seht ja, daß das Tor geschlossen ist!« sagten mehrere Stimmen.

Theroigne springt von ihrer Kanone. »Sie ist geladen,« sagt sie; »gebt Feuer auf das Tor!«

»Halt, halt!« riefen zwei Munizipalbeamte; »keine Gewalt ... das Tor soll geöffnet werden.«

Sie zogen sogleich die Riegel zurück und rissen die beiden Türflügel auf. Die Volksmasse stürmt hinein wie ein reißender Strom. Die Kanone wird mit fortgerissen über den Hof, die Stufen hinan, bis oben auf die Treppe.

Oben auf der Treppe stehen Offiziere mit Schärpen.

»Was wollt ihr mit der Kanone?« fragen sie ... »Glaubt ihr durch eine solche Gewalttat etwas zu erlangen?«

»Es ist wahr«, antworten die Leute, die ganz erstaunt sind, daß sie die Kanone so weit mitgeschleppt haben.

Die Kanone wird umgedreht, um wieder die Treppe hinuntergeschoben zu werden; aber die Achse bleibt an einer Tür hängen, so daß sich die Mündung der Kanone gegen die Menge wendet.

»Aha, der König hat in seinen Gemächern sogar Kanonen!« rufen die Ankommenden, die nicht wissen, wie es zugegangen ist, daß dieses Geschütz sich gegen sie gekehrt hat.

Inzwischen wird das Türgesims auf Mouchets Befehl mit Äxten zerhauen, die Kanone losgemacht und wieder in das Erdgeschoß hinuntergeschoben.

Das laute Dröhnen der Axthiebe erregt die Aufmerksamkeit der Leibgarden und der Dienerschaft. Zweihundert Edelleute eilen herbei.

Die königliche Familie war im Zimmer des Königs versammelt. Plötzlich hört man die dröhnenden Axthiebe.

In demselben Augenblick stürzt ein Mann in das Schlafzimmer des Königs und ruft:

»Sire, verlassen Sie mich nicht ... Ich stehe für alles.«

Dieser Mann war der Doktor Gilbert.

»Was geht denn vor?« fragten der König und die Königin zugleich.

»Das Schloß ist voller Menschen«, antwortete Gilbert. »Das Volk verlangt Eure Majestät zu sehen.«

»Sire, wir verlassen Sie nicht!« sagten die Königin und Madame Elisabeth.

»Sire,« sagte Gilbert, »wollen mir Eure Majestät für eine Stunde die Gewalt erteilen, die ein Schiffskapitän während eines Sturmes hat?«

»Ja«, antwortete der König.

In diesem Augenblick erschien der Kommandant der Nationalgarde in der Tür; er war bleich und bestürzt, aber fest entschlossen, den König zu verteidigen.

»Herr Kommandant,« rief ihm Gilbert zu, »hier ist der König; er ist bereit, Ihnen zu folgen ... Gehen Sie, Sire, gehen Sie!«

»Ich folge meinem Gemahl«, rief die Königin.

»Und ich meinem Bruder«, setzte Madame Elisabeth hinzu.

»Sire,« sagte Gilbert, »um des Himmels willen, bitten Sie Ihre Majestät, sich auf mich zu verlassen ... ich stehe sonst für nichts.«

»Madame,« sagte der König, »befolgen Sie Herrn Gilberts Rat, und wenn es sein muß, fügen Sie sich seinen Anordnungen ... Herr Gilbert,« setzte er hinzu, »Sie bürgen mir für die Königin und den Dauphin.«

Die Königin wollte noch einen Versuch machen, aber Gilbert streckte die Arme aus, um ihr den Weg zu versperren.

»Madame,« sagte er zu ihr, »Eure Majestät sind in Gefahr, und nicht der König ... Ihnen legt man mit Recht oder Unrecht den Widerstand des Königs zur Last; Ihre Anwesenheit würde ihn nur in Gefahr bringen. Folgen Sie mir mit den Hofdamen.

Gilbert schob die Königin mit den Kindern und der Prinzessin von Lamballe in den Sitzungssaal; es wurde schon an die Türen geklopft.

Er zog einen schweren Tisch vor das Fenster. Die erste notwendige Schutzwehr war gefunden.

Unterdessen wurde immer lauter an die Tür gepocht. Gilbert eilte zur Tür, zog den Riegel zurück und sagte zu den anstürmenden Vorstädterinnen:

»Nur herein, Bürgerinnen! ... die Königin und ihre Kinder erwarten euch.«

Sobald die Tür offen war, wälzte sich der Menschenstrom herein wie durch einen durchbrochenen Damm.

»Wo ist sie, die Österreicherin? Wo ist Madame Veto?« riefen fünfhundert Stimmen.

Ein Mädchen mit fliegenden Haaren ging den übrigen voran, sie schwang einen Säbel in der Hand.

»Wo ist die Österreicherin?« schrie sie. »Sie soll von meiner Hand fallen!«

Gilbert nahm sie beim Arm und führte sie vor die Königin.

»Hier ist sie!« sagte er.

Marie Antoinette, die eine bewunderungswürdige Ruhe bewahrte, fragte mit dem sanftesten, herablassendsten Tone:

»Habe ich dir persönlich etwas zuleide getan, mein Kind?«

»Nein, Madame«, antwortete die Vorstädterin, sehr erstaunt über die würdevolle Haltung der Königin.

»Warum willst du mich denn umbringen?«

»Man sagt, Sie stürzten die Nation ins Elend«, erwiderte das junge Mädchen ganz verlegen und ließ die Spitze des Säbels auf den Fußboden sinken.

»Dann hat man Euch belogen«, sagte Marie Antoinette. »Ich bin die Gattin des Königs von Frankreich und Mutter des Dauphin ... Sieh nur, hier steht er vor Euch ... Ich bin eine Französin. Ach! ich war glücklich, als Ihr mich liebtet!«

Das Mädchen ließ, den Säbel fallen und fing an zu weinen.

»Ach, Madame, ich kannte Sie nicht! ... Verzeihen Sie mir! Ich sehe, daß Sie gut sind.«

Ludwig XVI. hatte inzwischen einen ähnlichen Auftritt erlebt. Kaum war er in den Saal des sogenannten »Oeil de Boeuf« gekommen, so wurde die Türfüllung zertrümmert, und die Spitzen der Bajonette und Piken drangen durch die Öffnungen.

»Machen Sie auf!« rief der König.

»Bürger!« rief d'Hervilly laut durch die Tür, »es ist überflüssig, die Tür einzuschlagen ... der König hat befohlen, sie zu öffnen.«

Zugleich zieht er die Riegel zurück, dreht den Schlüssel um, und die halb zertrümmerte Tür tut sich auf.

Der Herzog von Mouchy und der Nationalgarde-Kommandant haben eben Zeit gehabt, den König in eine Fensternische zu schieben, während einige Grenadiere eine Schutzwehr von umgestürzten Bänken vor ihm errichten.

Als die Menge tobend und mit lauten Verwünschungen in den Saal stürzte, konnte sich der König nicht enthalten, seinen Getreuen zuzurufen:

»Hierher, meine Herren!«

Vier Grenadiere zogen sogleich ihre Säbel und stellten sich zu beiden Seiten des Königs auf. »Den Säbel eingesteckt, meine Herren!« rief Ludwig XVI. »Bleiben Sie an meiner Seite, mehr verlange ich nicht.«

Diese Mahnung wäre fast zu spät gekommen; die blitzenden Säbelklingen schienen eine Herausforderung zu sein.

Ein in Lumpen gekleideter Mensch stürzte wütend auf den König los.

»Da bist du ja, Veto!« sagte er und schlug mit einem Stock, an welchem eine Messerklinge befestigt war, nach dem König.

Einer der Grenadiere, der trotz des Befehls des Königs seinen Säbel noch nicht in die Scheide gesteckt hatte, schlug den Stock mit dem Säbel nieder.

Der König, der unterdessen seine Fassung wiedergewonnen hatte, schob den Grenadier zur Seite und sagte:

»Lassen Sie mich ... Was kann ich mitten unter meinem Volk zu fürchten haben?«

Ludwig XVI. trat mit würdevollem Anstand einen Schritt vor und bot den Mordwaffen aller Art, die gegen ihn gerichtet waren, seine wehrlose Brust.

»Still!« sagte mitten in dem furchtbaren Tumult eine Stimme; »ich will reden!«

Es war die Stimme des Fleischers Legendre.

Er trat dem Könige so nahe, daß er ihn fast berührte. – Man hatte einen Kreis um ihn gebildet.

In diesem Augenblick erschien hinter Dantons herkulischer Gestalt das blasse, aber heitere Gesicht Gilberts.

»Monsieur«, sagte Legendre, den König anredend.

Ludwig XVI. sah sich rasch um, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte.

»Ja, Monsieur ... Monsieur Veto, mit Ihnen rede ich«, sagte Legendre. »Hören Sie mich daher an, denn es ist Ihre Schuldigkeit, uns anzuhören ... Sie haben uns von jeher betrogen und betrügen uns noch; aber nehmen Sie sich in acht, das Maß ist voll, und das Volk will nicht länger Ihr Spielball und Ihr Opfer sein.«

»Reden Sie, ich höre«, sagte der König.

»Gut, Sie wissen, was wir hier wollen: wir sind gekommen, um die Bestätigung der Dekrete und die Zurückberufung der Minister zu erwirken ... Hier ist unsere Petition.«

Der König sah den Vorleser scharf an, und als die Petition abgelesen war, sagte er mit wenigstens scheinbarer Ruhe:

»Ich werde tun, was mir Gesetz und Verfassung vorschreiben.«

»Ja, ja,« sagte eine Stimme, »das ist dein Paradepferd ... die Verfassung!«

Der König sah sich um in der Richtung, aus der diese Stimme kam, auch Gilbert machte eine Bewegung und legte die Hand auf die Schulter des Mannes, der gesprochen hatte.

»Ich habe Sie schon einmal gesehen, mein Freund,« sagte der König, »wer sind Sie?«

»Ja, Sire, Sie haben mich schon dreimal gesehen: einmal am 16. Juli bei der Rückkehr von Versailles, einmal zu Varennes und einmal hier ... Erinnern Sie sich noch meines Namens, Sire? Er hat eine üble Vorbedeutung; ich heiße Billot!«

In diesem Augenblick wurde der Tumult wieder stärker, ein Mann stach mit einer Pike nach dem Könige. Aber Billot faßte die Pike, entriß sie dem Meuchler und zerbrach sie auf dem Knie.

»Kein Mord,« sagte er zürnend, »nur das Gesetz hat das Recht, diesen Mann zu richten! Dieser Mann wird als Verräter vor Gericht gestellt und verurteilt werden.«

»Ja, Verräter! Verräter!« riefen hundert Stimmen.

Gilbert trat zwischen den König und das andrängende Volk, »Fürchten Sie nichts, Sire,« sagte er, »und suchen Sie diese Wütenden durch irgendeine handgreifliche Demonstration zufriedenzustellen.«

Ludwig XVI. trat vor, nahm einem Sansculotte die rote Mütze vom Kopf und setzte sie auf.

Die Menge brach in lauten Beifall aus.

»Es lebe der König! Es lebe die Nation!« riefen alle einstimmig.

»Sire,« sagte Gilbert, »Sie haben nichts mehr zu fürchten. Erlauben Sie, daß ich mich wieder zur Königin begebe.«

»Gehen Sie«, sagte Ludwig XVI. und drückte ihm die Hand.

Um zur Königin zu gelangen, mußte Gilbert durch mehrere Zimmer, unter andern auch durch das Gemach des Königs gehen. – Alle Räume waren voller Menschen.

Einige Sansculotten hatten sich's in den weichgepolsterten Armsesseln bequem gemacht, andere wälzten sich lachend auf Sofas und Betten und verglichen die schwellenden Polster mit ihren harten Bänken und Strohstühlen.

All dies war nicht mehr beunruhigend, die erste Aufwallung war vorüber. Gilbert kam um vieles ruhiger zur Königin.

Marie Antoinette stand noch an derselben Stelle, der kleine Dauphin hatte, wie sein Vater, eine rote Mütze auf dem Kopfe.

Im Nebenzimmer entstand plötzlich ein großer Lärm. Gilbert sah sich nach der Tür um. Den Lärm machte Santerre. Der Koloß kam in den Saal.

»Oho!« sagte er; »die Österreicherin ist also hier!«

Gilbert ging gerade auf ihn zu.

»Herr Santerre!« sagte er.

»Ei, sieh da, der Doktor Gilbert!«

»Der nicht vergessen hat,« erwiderte dieser, »daß Sie einer von denen sind, die ihm die Türen der Bastille geöffnet haben .... Erlauben Sie, Herr Santerre, daß ich Sie der Königin vorstelle.«

»Der Königin? ... Sie wollen mich der Königin vorstellen!« murrte der Fleischer.

»Jawohl; Sie lehnen es doch nicht ab?«

»Gott bewahre,« sagte Santerre; »ich wollte mich selbst vorstellen; aber da Sie einmal hier sind ...«

»Ich kenne Herrn Santerre,« sagte die Königin; »ich weiß, daß er in der großen Teuerung die Hälfte der Vorstadt Sankt Antoine mit Lebensmitteln versorgt hat.«

Santerre blieb erstaunt vor der Königin stehen. Sein Blick fiel auf den Dauphin, dem der Schweiß in dicken Tropfen über die Wangen floß.

»Nehmt dem Kleinen doch die Mütze ab,« sagte er zu den Vorstädtern, »ihr seht ja, daß er erstickt.«

Die Königin dankte ihm mit einem Blick.

»Madame,« sagte der brave Flamländer halblaut über den Tisch hinüber, »Sie haben sehr ungeschickte Freunde; ich kenne welche, die Ihnen besser dienen würden.«

Eine Stunde nachher hatte sich die ganze Menschenmasse zerstreut, und der König erschien in Begleitung seiner Schwester in dem Zimmer, wo ihn die Königin und die Kinder erwarteten.

Die Königin fiel ihm zu Füßen, die beiden Kinder faßten seine Hände, man sank sich in die Arme wie nach einem Schiffbruch.

Erst jetzt bemerkte der König, daß er die rote Mütze noch auf dem Kopfe hatte.

»Ach! ich hatte es ganz vergessen«, sagte er und warf das Sinnbild der Gleichheit mit Widerwillen weg.

Ein junger Artillerieoffizier von kaum zweiundzwanzig Jahren war Zeuge dieses ganzen Auftrittes gewesen. An einen Baum gelehnt, hatte er gesehen,

welchen Demütigungen und Gefahren der König ausgesetzt gewesen war; als er aber die Szene mit der roten Mütze sah, konnte er den Anblick nicht länger ertragen.

»Oh!« sagte er zu sich, »wenn ich nur zwölfhundert Mann und zwei Kanonen hätte, wie schnell würde ich den armen König von diesem Gesindel befreit haben!«

Dieser junge Offizier war Napoleon Bonaparte.

Zweiundvierzigstes Kapitel

Der Abzug aus den Tuilerien war ebenso still und traurig, wie der Einzug lärmend und gefahrdrohend gewesen war.

Es war ganz anders gekommen, als man sich gedacht hatte. Der König war noch nie so ruhig und gefaßt, ja nie so groß gewesen.

Die revolutionäre Idee hatte in den Tuilerien nur den bleichen, zitternden Schatten des Königtums zu finden geglaubt, nun fand sie es zu ihrem größten Erstaunen mutig, stark und von dem Glauben des Mittelalters erfüllt.

Die Royalisten frohlockten; am Ende war ihnen doch der Sieg geblieben. Der König war im Gefühl seiner Abhängigkeit von der Nationalversammlung bereit gewesen, das eine der beiden Dekrete zu bestätigen; jetzt aber wußte er, daß beide Dekrete ihn keiner größeren Gefahr aussetzten als das eine und hatte gegen beide sein Veto eingelegt.

Das Königtum war ja an dem verhängnisvollen 20. Juni so tief gesunken, daß es den Boden des Abgrundes berührt zu haben schien; es konnte von jetzt an nur mehr wieder aufsteigen.

So schien's auch wirklich zu kommen. Am 21. Juni erklärte die Nationalversammlung, daß sich keine bewaffnete Schar von Bürgern mehr an den Schranken zeigen dürfe.

Die Royalisten gingen damit um, die Verkündigung des Kriegsgesetzes zu verlangen.

Pétion begab sich eilends in die Nationalversammlung. Dieses Verlangen, hieß es, sei begründet durch die eben erfolgten Unruhen. Pétion versicherte, daß ei von Zusammenrottungen durchaus nichts wisse, und bürgte für die Ruhe von Paris. Der Antrag wurde verworfen, das Kriegsgesetz nicht verkündet.

Am folgenden Tage schrieb Ludwig XVI. an die Nationalversammlung, um sich über die Entweihung des Schlosses, des Königtums und des Königs zu beschweren.

Am 24. Juni musterten der König und die Königin die Nationalgarde und wurden mit Jubel empfangen.

An demselben Tage stellte das Direktorium von Paris die Amtsverrichtungen des Bürgermeisters ein. Wer gab ihm eine solche Vermessenheit? – Drei Tage später klärte sich die Sache auf. Lafayette, der mit einem einzigen Offizier sein Lager verlassen hatte, kam am 27. in Paris an und stieg bei seinem Freunde Larochefoucault ab.

Am folgenden Tage erschien der General in der Nationalversammlung. Er wurde mit drei rauschenden Beifallssalven empfangen, aber jede war von dem Murren der Girondisten begleitet. – Es war eine höchst stürmische Sitzung zu erwarten.

Der General Lafayette war einer der mutigsten Männer, die es gab; aber Mut ist nicht Tollkühnheit; es ist sogar selten, daß ein wirklich mutiger Mann zugleich tollkühn ist.

Lafayette sah die drohende Gefahr. Er stand allein gegen alle, der letzte Rest seiner Popularität stand auf dem Spiel. Wenn er sie verlor, so mußte er mit ihr zugrunde gehen. Wenn er gewann, konnte er den König retten.

Unter lautem Applaus der einen Partei, unter Murren und Drohungen der andern bestieg er die Tribüne.

»Meine Herren,« sagte er, »die Gewalttaten die am zwanzigsten Juni verübt worden sind, haben den Unwillen aller gutgesinnten Bürger und zumal der Armee erregt; unter den Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten gibt es darüber nur eine Stimme. Es ist Zeit, die Verfassung festzulegen, die Freiheit der Nationalversammlung, die Würde des Königs zu wahren. Ich bitte daher die Nationalversammlung dringend, den Beschluß zu fassen, daß die Gewalttaten, die am zwanzigsten Juni stattgefunden haben, als Verbrechen der Majestätsbeleidigung behandelt werden. Ich wünsche endlich, der Armee die Versicherung zu geben, daß die Verfassung im

Innern unverletzt bleiben wird, während die braven Franzosen zur Verteidigung der Grenze ihr Blut vergießen.«

Gegen das Ende dieser mit lautem Beifall begleiteten Worte hatte sich Guadet langsam von seinem Sitze erhoben. Der herbe Redner der Gironde streckte die Hand aus zum Zeichen, daß er sprechen wollte. Wenn die Gironde den Pfeil der Ironie abdrücken wollte, so reichte sie Guadet den Bogen.

»In dem Augenblick, als ich Herrn von Lafayette erblickte,« sagte er, »kam mir ein sehr beruhigender Gedanke: wir haben keinen auswärtigen Feind mehr, dachte ich; die Österreicher werden aufs Haupt geschlagen sein, und Lafayette bringt uns die Nachricht von seinem Siege und von ihrer Vernichtung! Diese Täuschung dauerte aber nicht lange; unsere Feinde sind noch dieselben, und gleichwohl ist Herr von Lafayette in Paris. Kann uns Herr von Lafayette seine Urlaubsbescheinigung vorweisen?«

Ein Deputierter steht auf und sagt: »Meine Herren, Sie vergessen, mit wem Sie sprechen und von wem die Rede ist. Lafayette ist der erstgeborene Sohn der französischen Freiheit, Lafayette hat der Revolution sein Vermögen, seinen Adel, sein Leben geopfert!«

»Sie halten ihm ja die Leichenrede!« ruft eine Stimme.

»Meine Herren,« sagt Ducos, »durch die Anwesenheit eines Generals, der nicht Mitglied unserer Versammlung ist, wird die Freiheit der Diskussion unterdrückt.«

»Das ist noch nicht alles«, setzt Vergniaud hinzu; »dieser General hat seinen Posten vor dem Feinde verlassen. Es fragt sich nur, ob er die Armee ohne Urlaub verlassen hat; ist dies der Fall, so soll man ihn als Ausreißer verhaften und in den Anklagestand versetzen.«

»Dasselbe wollte ich fragen,« sagt Guadet, »und ich unterstütze den Antrag.«

»Ich unterstütze ihn!« rief die ganze Gironde.

Eine Abstimmung gab den Freunden Lafayettes eine Mehrheit von zehn Stimmen.

Lafayette hatte noch eine letzte Hoffnung, von der er seinen Souveränen Mitteilung machte. Am folgenden Tage wollte er mit dem König die Nationalgarde mustern. Es war nicht zu bezweifeln, daß die Gegenwart des Königs und des vormaligen Generalkommandanten eine große Begeisterung hervorrufen würde. Diese günstige Stimmung wollte Lafayette benutzen, die Nationalversammlung zu umzingeln und dem Treiben der Gironde ein Ende zu machen. Während des Tumultes sollte der König eilends abreisen und sich in das Lager bei Maubeuge flüchten.

Es war ein kühner Handstreich, der aber bei der damaligen Stimmung der Gemüter kaum fehlschlagen konnte. – Unglücklicherweise kam Danton um drei Uhr früh zu Pétion, um ihn von dem Anschlage in Kenntnis zu setzen.

Sobald der Tag angebrochen war, ließ Pétion die Musterung absagen.

Wer hatte den König und Lafayette verraten? – Die Königin. – Hatte sie doch laut und offen erklärt, sie wollte lieber durch einen andern umkommen, als durch Lafayette gerettet werden. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen; sie sollte durch Danton umkommen.

Zu der Stunde, wo die Musterung hätte stattfinden sollen, verließ Lafayette die Hauptstadt und begab sich wieder zu seiner Armee.

Die Zustände im Innern wurden immer schlimmer. Jedermann wartete auf eine Explosion, sie lag in der Luft. In der Nationalversammlung sah man sich nach einem Mann um, der das Rad ins Rollen bringen konnte. Vergniaud, der sich bisher zurückgehalten hatte, wurde herangezogen.

Am dritten Tage war alles in atemloser Spannung, kein Deputierter fehlte auf seiner Bank, die Tribünen waren zum Erdrücken voll, Vergniaud war der letzte, der erschien.

Die ganze Versammlung harrte in gespannter Erwartung; jedermann begriff die Bedeutung dieses Moments.

Vergniaud war damals kaum dreiunddreißig Jahre alt. Er war eine sorglose und träge Natur, sein träumerisches Genie ließ sich gern gehen. Wenn er in der Nationalversammlung sprechen wollte, so arbeitete er drei bis vier Tage zuvor seine Rede aus, feilte, polierte und schliff sie; man ließ ihn daher nur in großen Gefahren, in entscheidenden Momenten sprechen. Er war kein Alltagsmensch, er war nur bei großen Gelegenheiten sichtbar.

»Bürger,« begann Vergniaud mit anfangs kaum vernehmbarer, aber bald laut und eindringlich werdender Stimme, »ich komme zu euch und frage: In welcher seltsamen Lage befindet sich die Nationalversammlung? Welches Verhängnis verfolgt uns und kennzeichnet jeden Tag durch Ereignisse, die uns in unserer Arbeit stören und uns unaufhörlich zwischen Furcht, Hoffnung und Leidenschaft hin und her werfen? Welches Verhängnis versetzt Frankreich in den Zustand der furchtbaren Gärung, in dem man nicht recht weiß, ob die Revolution zurückschreitet oder beharrlich ihr Ziel verfolgt? Kaum scheint unsere Nordarmee in Belgien vorzurücken, so sehen wir sie plötzlich vor dem Feinde zurückweichen. Man zieht den Krieg auf unser Gebiet herüber. Wie kommt es, daß gerade in einem für das Bestehen der Nation so entscheidenden Augenblick die Bewegung unserer Heere eingestellt wird? Sollte es wahr sein, daß man unsere Triumphe fürchtet? Welche Absicht haben diejenigen, die sich der Sanktion unserer Dekrete mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit widersetzen? Wollen sie über verödete Städte, über verwüstete Felder herrschen? Wie viele Tränen, wieviel Elend und Blut brauchen sie, um ihre Rache zu befriedigen? Wohin sind wir gekommen? ... Die inneren Unruhen und Zerwürfnisse haben zwei Ursachen: die geheimen Anschläge der Aristokratie und die Umtriebe des Klerus; beide haben ein und dasselbe Ziel: die Gegenrevolution.

Der König hat unserm Dekret über die religiösen Unruhen die Sanktion verweigert. Ich schließe daraus folgendes: Wenn er unsere Dekrete verwirft, so hält er sich ohne die von uns gebotenen Mittel für mächtig genug, den Landfrieden zu erhalten. Wenn daher der Landfriede nicht erhalten wird, wenn die Fackel des Bürgerkrieges das Königreich in Brand zu stecken droht, so sind die Vollstrecker des königlichen Willens selbst die Ursache alles Unglücks.

Im Namen des Königs wiegeln die französischen Prinzen die europäischen Höfe gegen uns auf; um den König zu verteidigen, scharen sich in Deutschland die alten Leibgardisten um die Fahne des Aufruhrs; um dem König zu Hilfe zu kommen, treten die Emigranten in das österreichische Heer ein und schicken, sich an gegen ihr Vaterland zu ziehen. Kurz, der Name des Königs wird bei allen Umtrieben und allem Unglück genannt.

In der Verfassungsurkunde aber steht: Wenn sich der König an die Spitze einer Armee stellt, und die Soldaten gegen die Nation führt, oder wenn er sich einem solchen in seinem Namen ausgeführten Unternehmen nicht durch einen förmlichen Akt widersetzt, so wird angenommen, er habe der königlichen Würde entsagt.

Da erwiesen ist, daß die falschen Freunde, die den König umgeben, vor Begierde brennen, den König ins Verderben zu stürzen, um seine Krone einem ihrer Führer aufs Haupt zu setzen; da es für seine persönliche Sicherheit wie für die Sicherheit des Reiches von der größten Wichtigkeit ist, daß sein Verhalten kein Gegenstand des Argwohns mehr sei, so beantrage ich eine Adresse, die ihm die eben angedeuteten Wahrheiten ins Gedächtnis rufe.

Ich beantrage ferner, daß die Nationalversammlung erkläre, das Vaterland sei in Gefahr. Auf diesen warnenden Ruf werden sich alle Bürger zusammenscharen und die Wunder der Tapferkeit und Aufopferung erneuern, welche die Völker des Altertums mit Ruhm bedeckt haben. Die feindlichen Scharen stehen an unserer Grenze, der Verrat lauert. Der gesetzgebende Körper setzt diesen Anschlägen strenge, aber notwendige Dekrete entgegen; die Hand des Königs zerreißt sie. Rufen Sie, noch ist es Zeit, rufen Sie alle Franzosen zur Rettung des Vaterlandes herbei! Wir haben nicht nötig zu wünschen, daß aus unserer Asche Rächer hervorgehen mögen: an dem Tage, wo unser Blut die Erde rötet, wird die Tyrannei mit ihrem Hochmut und ihren Palästen auf immer vor der nationalen Allgewalt verschwinden.«

Die Wirkung dieser Rede war ungeheuer, die ganze Versammlung wurde von dem gewaltigen Ozean fortgerissen, alles brach in laute Begeisterung aus.

Am 11. Juli hatte die Nationalversammlung erklärt, das Vaterland sei in Gefahr. Aber um diese Erklärung kundzumachen, bedurfte es der Ermächtigung des Königs.

Der König erteilte diese Ermächtigung erst am 21. abends. Die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, war im Grunde ein Geständnis der Ohnmacht, das die Staatsgewalt ablegte; es war ein Aufruf an die Nation, sich selbst zu retten, weil es der König nicht mehr könne oder nicht mehr wollte.

In der Zwischenzeit vom 11. bis zum 21. Juni hatte ein großer Schrecken die Tuilerien in Bewegung gesetzt. Der Hof erwartete auf den 14. Juli einen Anschlag gegen das Leben des Königs. Eine von Robespierre verfaßte Adresse der Jakobiner hatte sie in diesem Glauben bestärkt. Das Fest des 14. Juli begann. – Für die Revolution handelte es sich nicht um die Ermordung Ludwigs XVI., wahrscheinlich dachte man gar nicht daran, sondern um den Triumph Pétions über den König.

Pétion war, wie bereits erwähnt, infolge der Ereignisse des 20. Juni durch das Direktorium von Paris seines Amtes entsetzt worden. Ohne die Zustimmung des Königs wäre diese Maßregel wirkungslos gewesen, aber der König hatte diese Absetzung durch eine an die Nationalversammlung geschickte Proklamation bestätigt.

Am 13., nämlich am Tage vor der Jahresfeier der Erstürmung der Bastille, hatte die Nationalversammlung aus eigener Machtvollkommenheit diese Absetzung aufgehoben.

Am 14. um elf Uhr kam der König mit der Königin und seinen Kindern die große Treppe herunter. Drei- bis viertausend Mann unschlüssiger Truppen begleiteten ihn. Über die Stimmung des Volkes konnte man sich nicht täuschen. Überall rief man: »Es lebe Pétion!«

Der Königin war entsetzlich bange; sie fuhr jeden Augenblick erschrocken auf, denn sie glaubte ein Messer oder den Lauf einer Pistole blitzen zu sehen.

Auf dem Marsfelde stieg der König aus dem Wagen und ging an der linken Seite des Präsidenten auf den Altar des Vaterlandes zu.

Hier mußte sich die Königin von dem König trennen, um mit ihren Kindern die für sie bestimmte Tribüne zu besteigen.

Sie stand still und wollte nicht hinaufsteigen, bis der König den Altar erreicht hätte.

Am Fuße des Altars entstand plötzlich ein Wogen und Drängen. Der König verschwand, als ob er untergegangen wäre.

Die Königin, die ihm nachgeschaut hatte, schrie laut auf und wollte ihm nacheilen; aber er kam wieder zum Vorschein und stieg die Stufen des Altars hinauf.

Unter den gewöhnlichen Sinnbildern, die in feierlichen Aufzügen nie fehlten, wie die der Gerechtigkeit, der Kraft, der Freiheit, war ein schwarzgekleideter, mit Zypressen bekränzter Mann zu sehen, der unter einem Flor einen geheimnisvollen, glänzenden Gegenstand trug.

Dieses entsetzliche Sinnbild zog die Blicke der Königin ganz besonders auf sich. Sie stand wie auf ihren Platz festgebannt, und über den König, der inzwischen den Altar des Vaterlandes bestiegen hatte, ziemlich beruhigt, konnte sie die Augen von der düstern Statue nicht abwenden.

»Wer ist jener schwarzgekleidete, mit Zypressen bekränzte Mann?« fragte sie, ohne sich an eine bestimmte Person zu wenden.

Eine Stimme, die Marie Antoinette mit Schrecken erfüllte, antwortete: »Der Scharfrichter.«

»Und was trägt er unter dem Flor?« fragte die Königin weiter.

»Das Beil Karls I.«

Die Königin sah sich erblassend um; sie glaubte die Stimme schon gehört zu haben. Es war die Stimme Cagliostros.

Ein Schrei des Entsetzens erstarb auf ihren bleichen Lippen und sie sank ohnmächtig in die Arme der Prinzessin Elisabeth.

Dreiundvierzigstes Kapitel

Am 22. Juli, um sechs Uhr morgens, acht Tage nach dem Feste auf dem Marsfelde, dröhnte durch ganz Paris ein Kanonenschuß.

Von Stunde zu Stunde und den ganzen Tag hindurch sollte sich der Geschützdonner wiederholen.

Die sechs Legionen der Nationalgarde waren seit dem Anbruch des Tages vor dem Stadthause versammelt. Von hier aus sollten zwei Züge abgehen, um die Proklamation »Das Vaterland ist in Gefahr!« in den Straßen von Paris zu verbreiten. Auf jedem Platze, auf jedem Kreuzwege, auf jeder Brücke hielt der Zug an. Ein Trommelwirbel gebot Schweigen. Dann wurden die Fahnen geschwenkt, und wenn alles still war, begann ein Munizipalbeamter die Proklamation des gesetzgebenden Körpers mit ernster, feierlicher Stimme abzulesen. Die Proklamation schloß mit den verhängnisvollen Worten: »Das Vaterland ist in Gefahr!«

Diese Mahnung fand Widerhall in allen Herzen. Es war der einstimmige Ruf der Nation, des Vaterlandes, Frankreichs.

Auf allen Hauptplätzen von Paris hatte man Zelte für freiwillige Werbungen errichtet. Der Hauptwerbeplatz war vor der Notre-Dame-Kirche. Die patriotische Begeisterung war allgemein und steigerte sich bis zur Trunkenheit. Wer Waffen tragen konnte, eilte herbei, um sich einschreiben zu lassen; die Schildwachen vermochten die Andrängenden nicht abzuwehren. Jeder drängte sich zu dem Werbetische.

Es war die Verlobung des französischen Volkes mit dem zweiundzwanzigjährigen Kriege, der die Welt aus den Angeln gehoben hat und dessen Folgen noch in ferner Zukunft in dem Leben der Völker sichtbar sein werden.

Unter denen, die sich zu den Werbetischen drängten, waren alternde Männer, die von der Begeisterung ergriffen, den Jugendlichen spielten, um jünger zu erscheinen; blutjunge Knaben waren darunter, die sich auf die Fußspitzen stellten, um größer zu erscheinen und die antworteten: Sechzehn Jahre, wenn sie erst vierzehn alt waren.

Bis Mitternacht krachten von Stunde zu Stunde die beiden Geschütze; bis Mitternacht waren die Werbeplätze von einer dichtgedrängten Menge umgeben. Viele Angeworbene blieben da und hielten vor dem Altar des Vaterlandes ihre erste Beiwacht.

Jeder Kanonenschuß war bis in das Herz der Tuilerien gedrungen.

Die königliche Familie trennte sich erst nach Mitternacht, nachdem man erfahren hatte, daß die Kanonen schweigen würden.

Madame Campan schlief mit der Königin in einem Zimmer. Marie Antoinette hatte erst nach folgendem Anlasse ihre Einwilligung dazu gegeben. Sie hatte sich einst um ein Uhr nachts zur Ruhe begeben. Madame Campan stand vor dem Bett und sprach mit der Königin. Da hörte man plötzlich Fußtritte im Korridor, dann ein Geräusch, wie wenn zwei Männer handgemein würden.

Madame Campan wollte nachsehen, was vorging, aber die Königin wollte ihre Kammerfrau nicht fortlassen.

»Verlassen Sie mich nicht, Campan«, sagte sie.

Während dieser Zeit rief eine Stimme im Korridor: »Fürchten Sie nichts, Madame; ein Bösewicht wollte sich zu Ihnen schleichen und Sie umbringen, aber ich halte ihn fest.«

Es war die Stimme des Kammerdieners.

»Mein Gott!« sagte die Königin, die Hände zum Himmel erhebend, »welch ein Leben! ... Schmähungen am Tage, Mordanschläge in der Nacht!«

»Lassen Sie den Mann los,« rief sie dem Kammerdiener zu, »öffnen Sie ihm die Tür.«

Darauf ließ man den Meuchler los, der zur Dienerschaft des Königs gehörte.

In der Nacht nach dem pomphaften Umzuge erwachte Madame Campan gegen zwei Uhr morgens; der Mond schien auf das Bett der Königin und Madame Campan hörte die Königin seufzen.

»Sind Eure Majestät leidend?« fragte sie halblaut.

»Ich bin immer leidend,« antwortete Marie Antoinette, »aber ich hoffe, daß meine Leiden bald ein Ende nehmen werden.«

Dann streckte sie ihre bleiche Hand, die im Mondlichte noch bleicher aussah, aus dem Bett und sagte mit tiefer Wehmut: »In einem Monat, wenn der Mond wieder scheint, weiden wir frei und aller Fesseln ledig sein.«

Madame Campan war ganz erfreut über diese Worte. »Haben Sie den Beistand des Herrn von Lafayette angenommen?« fragte sie. »Wollen Ew. Majestät fliehen?«

»Den Beistand des Herrn von Lafayette?« sagte die Königin mit unverkennbarem Widerwillen.

»Nein, Gott sei Dank! ... Aber in einem Monat wird mein Neffe Franz in Paris sein. Österreich und Preußen sind verbündet; die beiden vereinten Mächte rücken gegen Paris an.«

»Und an welchem Tage hoffen die verbündeten Souveräne in Paris zu sein?« fragte Madame Campan.

»Am 15. bis 20. August«, antwortete die Königin.

»Gott erhöre Sie!« sagte die Kammerfrau.

Gott erhörte diesen Wunsch jedoch nicht; er schickte vielmehr dem bedrängten Frankreich eine unerwartete Hilfe: die Marseillaise. Sie kam

von Straßburg, wo sie der zweiundzwanzigjährige Rouget de Lisle auf einer patriotischen Feier in einer halben Stunde gedichtet und in Musik gesetzt hatte. In wenigen Tagen war sie in ganz Frankreich bekannt.

Vierundvierzigstes Kapitel

Als die Wogen immer höher schlugen, blieb man auch in den Tuilerien nicht untätig. In der Nacht vom 5. zum 6. August ließ man in aller Stille die Schweizer Bataillone von Courbevoie kommen.

Am 8. abends meldete man der Königin den Doktor Gilbert.

»Kommen Sie, Doktor!« rief ihm die Königin zu; »es freut mich, Sie zu sehen.«

Gilbert sah Marie Antoinette an: in ihrem ganzen Wesen war etwas Frohlockendes, das ihn unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit Schrecken erfüllte. »Madame,« sagte Gilbert, »ich sehe, daß ich zu spät oder zur Unzeit komme.«

»Im Gegenteil, Doktor, Sie kommen zur rechten Zeit und sind mir willkommen. Sie werden jetzt etwas sehen, was ich Ihnen schon längst gern gezeigt hätte: einen König, einen wirklichen König.«

»Ich fürchte,« erwiderte Gilbert, »daß Ew. Majestät mir keinen König, sondern einen Platzkommandanten zeigen werden.«

»Herr Gilbert, nach meiner Ansicht ist ein König nicht nur ein Mann, der sagt: »Ich will nicht«, sondern ein Mann, der sagt: »Ich will!««

»Ja, Madame,« antwortete Gilbert, »und für Ew. Majestät ist ein König zumal ein Mann, der sich rächt.«

»Der sich verteidigt, Herr Gilbert! Denn Sie wissen ja, daß wir ganz offen bedroht werden; ein gewisser Barbaroux soll fünfhundert Marseiller hierhergeführt haben, und, wie man sagt, hat die ganze Rotte auf den

Trümmern der Bastille geschworen, nicht wieder nach Marseille zu gehen, bis sie auf den Trümmern der Tuilerien kampiert haben wird.«

»Das habe ich auch gehört, Ew. Majestät«, erwiderte Gilbert. »Ich finde diese Nachrichten sehr bedrohlich und ich fürchte für den König und für Eure Majestät.«

»Sie wollen uns also vorschlagen, der Krone zu entsagen und uns dem Herrn Barbaroux und seinen Marseillern auf Gnade und Ungnade zu ergeben?«

»Ach, Madame, wenn der König seiner Krone entsagen und durch dieses Opfer sein Leben, das Ihrige und das Leben Ihrer Kinder schützen könnte ...«

»So würden Sie ihm diesen Rat geben, nicht wahr, Herr Gilbert?«

»Ja, Madame, und ich würde ihn fußfällig bitten, diesen Rat zu befolgen.«

»Herr Gilbert, Sie sind nicht fest in Ihren Meinungen.«

»Meine Meinung ist immer dieselbe«, entgegnete Gilbert. »Und welchen Rat geben Sie uns jetzt?«

»Ich rate Ew. Majestät zu fliehen. Ew. Majestät wissen wohl, daß es möglich ist, daß Ihnen noch nie eine so günstige Gelegenheit geboten wurde?«

»Weiter ...«

»In den Tuilerien befinden sich gegen dreitausend Mann.«

»Gegen fünftausend,« sagte die Königin mit einem Lächeln der Befriedigung, »und auf den ersten Wink kann die Zahl verdoppelt werden. Ich fliehe nicht mehr.«

»Und Eure Majestät wollen diesen Entschluß unter keiner Bedingung aufgeben?«

»Nein«, sagte die Königin und reichte Gilbert die Hand zum Kuß.

»Madame,« sagte Gilbert, »wollen mir Eure Majestät erlauben, einige Zeilen zu schreiben, die ich für so dringend halte, daß ich deren Absendung keine Minute verschieben will?«

»Schreiben Sie, Herr Gilbert«, sagte die Königin.

Gilbert setzte sich und schrieb:

»Kommen Sie, Herr Graf, die Königin ist in Lebensgefahr, wenn sie sich noch durch einen Freund zur Flucht bewegen läßt; ich glaube, daß Sie der einzige Freund sind, der sie dazu bewegen könnte.«

Er unterzeichnete das Billett und schrieb die Adresse darauf.

»Darf ich wissen, Herr Gilbert, an wen Sie schreiben?« fragte die Königin.

»An den Grafen von Charny«, antwortete er.

»An den Grafen von Charny!« wiederholte Marie Antoinette erblassend und zitternd; »warum schreiben Sie an ihn?«

»Ich fordere ihn auf, die von mir vergebens ausgesprochene Warnung zu wiederholen.«

Die Tür tat sich auf und ein Türsteher erschien. »Der Herr Graf von Charny, der eben ankommt,« sagte der Türsteher, »wünscht Ew. Majestät seine Huldigungen darzubringen.«

Marie Antoinette wurde noch blasser, sie vermochte nur einige unverständliche Worte zu stammeln.

»Lassen Sie ihn hereinkommen,« sagte Gilbert, »der Himmel schickt ihn.«

Charny erschien in der Tür. Er trug seine Seeoffiziersuniform.

»O kommen Sie, Herr Graf!« rief ihm Gilbert zu. »Soeben schrieb ich an Sie.«

Er übergab ihm den Brief.

»Ich erfuhr die Gefahr, in der sich Ihre Majestät befand, und bin herbeigeeilt«, sagte Charny sich verneigend.

»Um des Himmels willen,« sagte Gilbert, »geben Eure Majestät den Worten des Grafen Gehör ... durch seinen Mund wird ganz Frankreich sprechen.«

Er verneigte sich ehrerbietig vor der Königin und dem Grafen und entfernte sich eilends. Auch den dringenden Vorstellungen Charnys gegenüber blieb die Königin ihrem Entschluß, die Tuilerien nicht zu verlassen, treu.

Charny, der einsah, daß alles Drängen vergebens war, stellte sich auf alle Fälle zur Verfügung, und der König machte ihn zum Gouverneur des Schlosses. Man sah einen Kampf voraus. – In der Nacht vom 9. zum 10. August begab sich Ludwig XVI. in seine Gemächer und schloß sich mit seinem Beichtvater ein. – Die Königin begab sich zu Madame Elisabeth und zu der Prinzessin von Lamballe.

»Was macht Seine Majestät!« fragte die letztere.

»Er beichtet, antwortete Marie Antoinette mit einem unmöglich wiederzugebenden Ausdruck.

In diesem Augenblick ging die Tür auf und der Graf von Charny erschien. – Er war blaß, aber vollkommen ruhig.

»Ist Seine Majestät zu sprechen?« fragte er, sich vor der Königin verneigend. »Für den Augenblick«, antwortete Marie Antoinette, »bin ich der König!«

Charny wußte es besser als irgend jemand, aber er ließ nicht ab.

»Sie können hinaufgehen, Herr Graf,« sagte die Königin; »aber ich versichere Sie, daß sich der König jetzt nicht gern stören läßt.«

»Ich glaube es wohl,« erwiderte Charny; »Seine Majestät spricht mit Herrn Pétion, der eben gekommen ist.«

»Nein, Herr Graf, der König ist mit seinem Beichtvater allein.«

»Dann werde ich als Gouverneur des Schlosses an Eure Majestät meinen Bericht abstatten.«

»Gut, Herr Graf, reden Sie.«

»Vor allem«, begann Charny, »muß ich Eurer Majestät den Effektivbestand unserer Streitkräfte aufzählen. Die berittene Gendarmerie ist sechshundert Mann stark und steht auf dem Platz des Louvre; die Gendarmerie zu Fuß hält größtenteils den Marstall besetzt; hundertfünfzig Mann dieses Korps sind in das Hotel de Toulouse zum Schutz der Staatskassen geschickt worden; dreißig Mann stehen im ›Prinzenhofe‹ an der kleinen Treppe. Zweihundert Offiziere und Soldaten der vormaligen Garde, hundert Royalisten, ebensoviel Edelleute sind in dem ›Oeil de boeuf‹ und in den umliegenden Sälen verteilt; zwei bis dreihundert Nationalgardisten stehen in den Höfen und im Garten; endlich sind fünfzehnhundert Schweizer auf ihren verschiedenen Posten und haben insbesondere die große Vorhalle und die Haupttreppen zu verteidigen.«

»Und alle diese Vorkehrungen beruhigen Sie nicht?« fragte die Königin.

»Nichts beruhigt mich,« antwortete Charny, »wenn Eure Majestät in Gefahr sind.«

»Sie raten also noch immer zur Flucht, Herr Graf?«

»Ich rate Eurer Majestät, daß Sie sich mit dem König und Ihren erlauchten Kindern in unsere Mitte begeben ...« Die Königin machte eine Bewegung.

»Noch ist alles ruhig, wir haben Zeit, die Tuilerien zu verlassen und die Sternbarriere zu erreichen. Dort erwarten uns dreihundert Reiter von der konstitutionellen Garde. In Versailles sind leicht fünfzehnhundert Edelleute zusammenzubringen, und mit viertausend Mann führe ich Eure Majestät, wohin Sie wollen.«

»Ich danke Ihnen, Herr Graf,« erwiderte die Königin; »ich weiß die Bereitwilligkeit zu schätzen, mit welcher Sie Ihre Teuren verlassen haben,

um einer Fremden Ihre Dienste anzubieten ...«

»Eure Majestät sind ungerecht gegen mich«, fiel ihr Charny ins Wort; »das Leben meiner Monarchin wird für mich stets das kostbarste Gut, die Pflicht, die größte Tugend sein.«

»Jawohl, die Pflicht«, erwiderte die Königin; »aber auch ich glaube meine Pflicht zu kennen ... an mir liegt es, die Würde des Königtums zu wahren, oder wenn es angegriffen wird; ehrenvoll mit ihm zu fallen.«

»Ist dies das letzte Wort Eurer Majestät?«

»Ja, und zumal mein letzter Wunsch.«

Charny verneigte sich.

»Madame,« sagte er, »Eure Majestät setzen Ihre Hoffnung gewiß noch auf andere Umstände ... Wenn dies der Fall ist, so beschwöre ich Eure Majestät, sagen Sie es mir! Bedenken Sie, daß ich morgen um diese Zeit den Menschen oder Gott Rechenschaft zu geben habe über alle Ereignisse, die sich bis dahin hier zutragen werden.«

»So hören Sie, Graf«, erwiderte die Königin. »Pétion muß zweihunderttausend Franken und Danton fünfzigtausend erhalten haben. Danton hat versprochen, zu Hause zu bleiben, und Pétion wollte ins Schloß kommen.«

»Haben Eure Majestät zuverlässige Vermittler gewählt?«

»Sie sagen ja selbst, Pétion sei eben gekommen.«

»Ja, Madame.«

»Das ist schon etwas, wie Sie sehen.« »Aber noch keineswegs genug«, entgegnete Charny; »wie ich höre, hat man dreimal zu ihm geschickt, ehe er gekommen ist.«

»Wenn er mit uns hält,« sagte Marie Antoinette, »soll er im Gespräch mit dem König den Zeigefinger auf das rechte Auge legen.«

»Wenn er aber nicht mit uns hält ...«

»Dann ist er unser Gefangener.«

In diesem Augenblick hörte man den Ton einer Glocke.

»Was ist das?« fragte die Königin.

»Die Sturmglocke«, antwortete Charny.

Die Prinzessinnen standen erschrocken auf.

»Madame«, sagte Charny, auf den das Geläut einen größeren Eindruck zu machen schien, als auf die Königin; »ich will mich erkundigen gehen.«

»Man wird Sie doch wiedersehen?« fragte Marie Antoinette hastig.

»Ich bin gekommen, um mich Eurer Majestät zur Verfügung zu stellen und werde den König erst mit dem letzten Schatten der Gefahr verlassen.«

Die Königin sann eine Weile nach.

»Ich will doch sehen,« sagte sie für sich, »ob der König gebeichtet hat«, und verließ ebenfalls das Zimmer.

In diesem Augenblick fiel ein Schuß im Hofe.

»Da fällt der erste Schuß«, sagte Madame Elisabeth; »es wird leider nicht der letzte sein!«

Pétion war gegen elf Uhr in die Tuilerien gekommen.

Vor der Tür zum König begegnete ihm Maudat, der Kommandant der Nationalgarde.

»Ah, Sie sind's, Herr Bürgermeister?« sagte der Kommandant. »Was wollen Sie hier?«

»Ich könnte diese Frage unbeantwortet lassen,« erwiderte der Bürgermeister, »denn Sie sind nicht berechtigt, mich zu examinieren; aber ich habe Eile und will's Ihnen sagen. Ich bin hierhergekommen, weil der König dreimal zu mir geschickt hat ... von selbst wäre ich nicht gekommen.« »Nun, da ich einmal die Ehre habe, Sie hier zu sehen, Herr Pétion, so frage ich Sie, warum die Verwalter der Stadtpolizei unter die Marseiller eine Menge Patronen verteilt haben, und warum ich, der Kommandant der Nationalgarde, für jeden Mann nur drei Patronen erhalten habe.«

Pétion sah Maudat mit seiner unverwüstlichen Ruhe an und erwidertem »Man hat für die Tuilerien nicht mehr verlangt; drei Patronen für jeden Nationalgardisten, vierzig für jeden Schweizer; die Verteilung hat nach dem Willen des Königs stattgefunden.«

»Wozu diese große Verschiedenheit in der Zahl?«

»Das müssen Sie sich vom König und nicht von mir sagen lassen, Herr Maudat; wahrscheinlich traut er der Nationalgarde nicht.«

»Ich habe auch Pulver verlangt«, entgegnete der Kommandant.

»Das ist wahr«, antwortete Pétion; »aber Sie waren nicht in der Lage, das Pulver in Empfang zu nehmen.«

»Eine schöne Antwort!« rief Maudat, »Sie hätten mich in die Lage versetzen sollen, denn der Befehl muß ja von Ihnen ausgehen.«

Zum Glück ging die Tür auf:

»Herr Pétion, der König erwartet Sie.«

Pétion trat ein.

»Da sind Sie endlich, Herr Pétion«, sagte Ludwig XVI. »Wie sieht es in Paris aus?«

Pétion gab von dem Zustand der Stadt einen ausführlichen, wenn auch nicht genauen Bericht.

»Haben Sie mir sonst nichts zu sagen?« fragte der König.

»Nein, Sire«, antwortete Pétion.

Der König sah ihn scharf an. – Pétion machte große Augen, er wußte sich diese dringende Frage des Königs nicht zu erklären. Ludwig XVI. erwartete, daß Pétion den Zeigefinger auf das rechte Auge halte. Durch dieses Zeichen sollte der Bürgermeister von Paris zu erkennen geben, daß der König für die überschickten zweihunderttausend Franken auf ihn zählen könne.

Pétion kratzte sich hinter dem Ohr, aber das rechte Auge ließ er unberührt.

Der König war also betrogen worden, ein Gauner hatte die zweihunderttausend Franken behalten.

In diesem Augenblick erschien die Königin. – Sie kam gerade in dem Moment, wo der König nichts mehr zu fragen wußte und Pétion eine neue Frage erwartete.

»Nun, wie steht's?« fragte die Königin leise; »ist er unser Freund?«

»Nein,« sagte der König, »er hat kein Zeichen gegeben.«

»Dann muß er unser Gefangener sein.«

»Darf ich mich beurlauben, Sire?« fragte Pétion den König.

»Um Gottes willen, lassen Sie ihn nicht fort«, flüsterte ihm Marie Antoinette zu.

»Nein«, sagte der König. »In einem Augenblick werden Sie frei sein; aber ich habe noch mit Ihnen zu reden«, setzte Ludwig XVI. sehr laut hinzu; »treten Sie in dieses Zimmer.« .

Dies war soviel, als ob er zu den Anwesenden gesagt hätte: »Ich vertraue Ihnen Herrn Pétion an; haben Sie ein wachsames Auge auf ihn.«

Pétion befand sich mit dreißig Personen in einem kleinen Raum, wo sich kaum vier Personen frei bewegen konnten.

»Meine Herren,« sagte er, »es ist unmöglich, hier lange zu bleiben, man erstickt ja hier.«

Dieser Meinung waren alle Anwesenden. Niemand hielt Pétion auf, aber alle folgten ihm.

Er ging die nächste Treppe hinunter und kam im Erdgeschoß in ein Zimmer, das auf den Garten hinausging. Im ersten Augenblick fürchtete er, die Gartentür sei verschlossen. Sie war offen; er ging in den Garten.

Pétion befand sich in einem geräumigeren, luftigeren Gefängnis, das aber ebensogut verschlossen und bewacht war wie das erste; er ging auf die vom Monde hell beleuchtete Terrasse, bückte sich von Zeit zu Zeit, nahm einen Stein auf und warf ihn über die Mauer.

Zweimal wurde ihm gemeldet, der König wünsche ihn zu sprechen.

Er nahm immerfort Steine auf und warf sie über die Mauer; er hatte schon geahnt, daß er nicht leicht aus den Tuilerien herauskommen würde und hatte dieses Zeichen mit Billot verabredet. Der Landwirt war auch auf dem Posten; er eilte in die Nationalversammlung, die sogleich einen Boten absandte: Pétion habe sofort vor den Schranken zu erscheinen. Darauf ließen ihn die Wachen durch.

Noch während seinem Aufenthalt in den Tuilerien erhielt Maudat den Befehl, in die Nationalversammlung zu kommen. Endlich, gegen Morgen entschloß er sich, der Aufforderung Folge zu leisten.

Der Generalkommandant war über einen wichtigen Umstand noch nicht unterrichtet: er wußte nicht, daß Befehl gegeben war, Pont-Neuf und die Arkade Saint-Jean zu räumen. Die Ausführung dieses Befehls war von Manuel und Danton persönlich überwacht worden. Dieser Befehl war ergangen, damit die Garde des Aufstandes den Rücken freibekommen sollte.

Maudat war daher sehr erstaunt, den Pont-Neuf von Truppen ganz entblößt zu finden. Er hielt an und schickte seinen Adjutanten auf Kundschaft aus.

Nach zehn Minuten kam der Adjutant zurück; er hatte weder Kanonen noch Nationalgarde gesehen. Die Place-Dauphine, die Rue-Dauphine, der Quai der Augustiner waren ganz menschenleer.

Maudat hielt an der Ecke des Quai Pelletier an und schickte seinen Adjutanten nach der Arkade Saint-Jean.

Die Arkade Saint-Jean ließ die Volkswogen ungehindert hin und her ziehen, die Nationalgarde war verschwunden.

Mandat wollte umkehren; aber die Wogen hatten sich hinter ihm gesammelt und trieben ihn wie ein herrenloses Wrack gegen die Stufen des Stadthauses.

»Bleiben Sie da,« sagte er zu seinem Adjutanten, »und wenn mir ein Unglück widerfährt, melden Sie es in den Tuilerien.«

Als Maudat in den großen Saal des Stadthauses trat, erblickte er lauter unbekannte, ernste und drohende Gesichter. Es waren die Vertreter des ganzen Aufstandes, und der Mann, der ihn nicht nur in der Entwicklung bekämpfen, sondern in der Geburt ersticken wollte, war nun hierher beschieden worden, um Rechenschaft abzulegen. In den Tuilerien hatte er gegen Pétion den Verhörrichter gespielt: jetzt sollte er ins Verhör genommen werden.

Ein Mitglied dieser furchtbaren Gemeindevertretung fragte:

»Auf wessen Befehl hast du die Wache in den Tuilerien verdoppelt?«

»Auf Befehl des Bürgermeisters von Paris«, antwortete Maudat.

»Wo ist dieser Befehl?«

»In den Tuilerien, wo ich ihn gelassen habe, um ihn in meiner Abwesenheit vollziehen zu lassen.«

»Warum hast du die Geschütze ausrücken lassen?«

»Weil ich das Bataillon ausrücken ließ, und wenn das Bataillon ausrückt, fahren auch die Geschütze mit.«

»Wo ist Pétion?«

»Er war in den Tuilerien, als ich das Schloß verließ.«

»Als Gefangener?«

»Nein, er war frei; er ging im Garten umher.« In diesem Augenblick wird das Verhör unterbrochen. Ein Mitglied des neuen Gemeinderates bringt einen erbrochenen Brief, den er vorzulesen verlangt.

Maudat braucht nur einen Blick auf dieses Schreiben zu werfen, um einzusehen, daß er verloren ist. – Er hat seine Handschrift erkannt.

Dieses Schreiben ist der Befehl, den er um ein Uhr nachts an den Kommandanten des an der Arkade Saint-Jean aufgestellten Bataillons geschickt hat, die Schar, die gegen das Schloß ziehen würde, von hinten anzugreifen, während ihr das Bataillon vom Pont-Neuf in die Flanke fallen sollte.

Das Verhör ist beendet; der Brief sagt alles.

Der Präsident machte eine ausdrucksvolle horizontale Handbewegung und setzte hinzu: »Man führe ihn ab!«

Kaum ist der Generalkommandant Maudat die ersten drei Stufen des Stadthauses hinabgestiegen, so wird ihm in dem Augenblick, wo ihm sein Sohn entgegeneilt, der Kopf durch einen Pistolenschuß zerschmettert. Bald kam in dem Gedränge, in dem man nur blitzende Säbel und Piken sah, das blutende, vom Rumpf getrennte Haupt von Maudat zum Vorschein.

Dies war gegen vier Uhr morgens.

Als die Sturmglocken geläutet und der Generalmarsch geschlagen wurde, weckte man den König. Der Stellvertreter des Generalkommandanten, de la

Chemaye, bat ihn, sich den Nationalgardisten zu zeigen und durch seine Gegenwart ihre Begeisterung entfachen zu dürfen.

Ludwig XVI. erhob sich taumelnd und noch halb im Schlaf. Er war schlecht gepudert, und auf der Seite, wo er gelegen hatte, war seine Frisur plattgedrückt. Man suchte einen Friseur, aber es war keiner da. Der König verließ daher sein Zimmer, ohne frisiert zu sein.

Die Königin befand sich noch im Sitzungssaale. Sobald sie erfuhr, daß sich Ludwig XVI. seinen Verteidigern zeigen wollte, eilte sie ihm entgegen. Der König war in seiner ganzen Erscheinung, mit seinen gläsernen, ausdruckslosen Augen, mit seinen herabhängenden Mundwinkeln, in seinem violetten Frack das Gegenteil der Königin.

Es ging übrigens alles gut, solange die königliche Familie im Innern der Gemächer blieb. Die mit den Edelleuten vermischten Nationalgardisten sahen freilich den unbeholfenen und schlaftrunkenen Mann allzusehr in der Nähe, und sie fragten sich, ob dies wirklich der Held vom 20. Juni sei. – Das war nicht der König, den die Nationalgarde zu sehen erwartete.

Gerade in diesem Augenblick näherte sich der alte Herzog von Mailly in der besten Absicht, aber zum Unheil der Sache, der er zu dienen glaubte. Der alte Kavalier zog seinen Degen, kniete vor dem König nieder und schwor mit zitternder Stimme, für den »Sohn Heinrichs IV.« zu sterben.

Die Nationalgarde hatte aber keineswegs große Sympathien für den französischen Adel, sondern nur für den konstitutionellen König.

Diese Stimmung machte sich in dem auf allen Seiten ertönenden Ruf: »Es lebe die Nation!« Luft. Die wenigen Stimmen, welche riefen: »Es lebe der König!« wurden kaum gehört.

Man hatte eine Scharte auszuwetzen und trieb den König fast mit Gewalt in den sogenannten »Königshof« hinunter.

Die Royalisten riefen auch hier: »Es lebe der König!« Aber diese schwache Kundgebung wurde durch den lauten Ruf: »Es lebe die Nation!«

beantwortet. Und als die Royalisten nicht nachließen, riefen die Patrioten: »Nein, nein! kein anderer König als die Nation!«

Ludwig XVI. antwortete ihnen in fast bittendem Tone: »Ja, Kinder, die Nation und euer König sind eins und werden es bleiben.«

»Holen Sie den Dauphin«, sagte Marie Antoinette leise zu der Prinzessin Elisabeth; vielleicht wird der Anblick eines Kindes sie rühren.«

Man holte den Dauphin. – Unterdessen setzte der König diese traurige Musterung fort. Er kam auf den unglücklichen Gedanken, sich den Artilleristen zu nähern.

Das war ein Fehler, denn die Artilleristen waren fast ohne Ausnahme Republikaner. Hätte der König es verstanden, diese Truppe, die sich aus Überzeugung von ihm anwandte, an sich zu ziehen, so wäre es ein kühner Schritt gewesen, der wohl einen glücklichen Erfolg hätte haben können. Aber Ludwig XVI. war weder beredt noch entschlossen, noch herzgewinnend in seinem Wesen. Er begann zu stammeln; die Royalisten, die seiner Verlegenheit zu Hilfe kommen wollten, stimmten den sehr unzeitigen Ruf, der schon zweimal eine üble Wirkung gehabt, noch einmal an.

Dieser Ruf: »Es lebe der König!« hätte beinahe einen Zusammenstoß herbeigeführt. Einige Kanoniere verließen ihren Posten und traten drohend auf den König zu.

»Glaubst du denn,« sagten sie, »wir würden auf unsere Brüder schießen, um einen Verräter, wie du bist, zu verteidigen?«

Marie Antoinette zog den König zurück.

»Der Dauphin! der Dauphin!« riefen mehrere Stimmen. »Es lebe der Dauphin!«

Niemand wiederholte diesen Ruf; der arme Knabe kam zu sehr ungelegener Stunde.

Die Rückkehr des Königs ins Schloß war ein Rückzug, fast eine Flucht. Ludwig XVI. kam fast atemlos in seine Gemächer und warf sich in einen Lehnstuhl. Marie Antoinette, die an der Tür stehenblieb, sah sich nach allen Seiten um, als ob sie eine Hilfe, einen Beistand suchte. Sie bemerkte den Grafen von Charny, der sich an die zu ihren Gemächern führende Tür lehnte. Sie ging auf ihn zu.

»Ach! Herr Graf,« sagte sie, »es ist alles verloren!« »Ich fürchte wohl, Madame«, antwortete Charny.

»Können wir noch fliehen?«

»Nein, es ist zu spät.«

»Was bleibt uns denn noch übrig?«

»Zu sterben«, antwortete Charny, sich verneigend.

Fünfundvierzigstes Kapitel

Kaum war Maudat ermordet, wurde Santerre zu seinem Nachfolger ernannt. Santerre ließ sogleich in allen Straßen Generalmarsch schlagen und erteilte den Befehl, in allen Kirchen die Sturmglocken zu läuten. Dann schickte er Patrouillen aus mit dem Befehl, bis zu den Tuilerien vorzudringen und vor allem die Nationalversammlung zu schützen.

Gegen Morgen hatte man elf Personen verhaftet und festgesetzt.

Ihren Führer Suleau nahm man ins Verhör.

»Wo sind Sie verhaftet worden?«

»Auf der Terrasse des Schlosses.«

»Was hatten Sie da zu tun?«

»Ich hatte Befehl vom Gemeinderat, mich im Schlosse von der Lage der Dinge zu unterrichten und Bericht darüber zu erstatten.«

»Haben Sie diesen Befehl bei sich?«

»Hier ist er.«

Der Befehl war deutlich und bündig. Man mußte Suleau mit seinen zehn Leuten freigeben.

Als aber der Name bekannt wurde, rief die Menge: »Suleau soll mit seinem ganzen Anhang sterben!«

Suleau hörte die Stimmen, die seinen Tod verlangten. Er rief den Kommandanten des aus zweihundert Nationalgardisten bestehenden Postens, der ihn bewachte.

»Lassen Sie mich hinaus,« sagte er; »ich will als Opfer der Volkswut fallen. Dann ist alles abgetan, und zehn Leben werden gerettet.« Man wollte die

Tür nicht öffnen. Er versuchte aus dem Fenster zu springen, aber seine Mitgefangenen hielten ihn zurück; sie konnten nicht glauben, daß man sie ohne weiteres den Würgern überliefern werde. Sie irrten sich. Der Präsident Bonjour, durch das Geschrei der Volksmenge eingeschüchtert, gab der Forderung der Menge Gehör und verbot der Nationalgarde, dem Willen des Volkes entgegen zu handeln.

Die Nationalgarde gehorchte. Die Tür wurde frei. Das Volk stürzte in das Gefängnis und ergriff den ersten, der ihm in die Hände fiel.

Es war ein gewisser Abbé Bouyon, dramatischer Dichter. Er wurde dem Kommissär, der ihn zu retten suchte, mit Gewalt entrissen und in den Hof geschleppt und sank, von einem Bajonett durchbohrt, zu Boden.

Während dieses Kampfes entkamen zwei Gefangene.

Nach dem Abbé Bouyon kam ein vormaliger Leibgardist, namens Solminac, an die Reihe. Er leistete kräftigen Widerstand, sein Tod wurde dadurch nur um so entsetzlicher.

Dann wurde ein dritter, dessen Name nicht bekannt ist, niedergemacht. Der vierte war Suleau.

Suleau war stark. Er schlug drei bis vier Männer mit kräftiger Faust zu Boden und entriß einem der Mörder den Säbel. Ein furchtbarer Kampf begann. Zwei seiner Gegner lagen schon blutend zu seinen Füßen. Suleau machte sich dreimal los und schlug sich durch bis zur Tür; aber um sie zu öffnen, mußte er sich umdrehen. So wurde er einen Augenblick wehrlos, und dieser Augenblick genügte den Mördern, um ihm mit zwanzig Säbeln und Bajonetten den Garaus zu machen.

Während Suleau noch mit den Mördern kämpfte, entkam ein dritter von den Gefangenen.

Der fünfte entlockte allen einen Ausruf der Bewunderung. Es war ein vormaliger Leibgardist des Königs, namens Vigier, den man den »schönen Vigier« nannte. Da er ebenso mutig und gewandt als schön war, kämpfte er länger als eine Viertelstunde, fiel dreimal zu Boden, stand dreimal wieder

auf und färbte auf dem ganzen Hofe fast jeden Pflasterstein mit seinem Blute, aber auch mit dem Blute seiner Mörder. Endlich wurde er, wie Suleau, durch die Übermacht erdrückt und niedergemetzelt.

Die vier übrigen wurden fast ohne Widerstand niedergemacht.

Die neun Leichname wurden auf den Vendômeplatz geschleppt, enthauptet, ihre Köpfe auf Piken gesteckt und in den Straßen von Paris umhergetragen.

Während dieser letzten Mordszene – es war zwischen acht und neun Uhr morgens – verlangten elftausend Nationalgardisten, durch die Sturmglocke Barbarouxs und den Generalmarsch Santerres zusammengerufen, den Befehl, gegen die Tuilerien zu rücken. Man ließ sie eine Stunde warten. Zwei Gerüchte wurden verbreitet: man erwarte Zugeständnisse aus den Tuilerien, und die Vorstadt Saint-Marceau sei noch nicht bereit, und ohne sie könne man nicht vorrücken.

Eine Schar von tausend Pikenträgern wurde ungeduldig; sie durchbrach die Reihen der Nationalgarde und erklärte, sie würde allein die Tuilerien nehmen. Einige Verbündete aus Marseille stellten sich an ihre Spitze und wurden durch einstimmigen Zuruf als Führer begrüßt. – Dies war der Vortrab des Aufstandes.

Inzwischen war der Adjutant, welcher Zeuge der Ermordung Maudats gewesen, im Galopp nach den Tuilerien zurückgeeilt; aber erst, nachdem der König den unheilvollen Gang durch die Höfe gemacht hatte, konnte der Offizier zu Ludwig XVI. und Marie Antoinette gelangen und ihnen die traurige Nachricht melden. Die Königin konnte es nicht glauben, sie ließ sich die schreckliche Geschichte einmal, zweimal erzählen. Dann ließ sie durch ihren Kammerdiener Weber den Generalprokurator Röderer holen. Auf der Schloßuhr schlug es neun Uhr.

Während Weber den Herrn Röderer suchte, begab sich der Schweizerhauptmann Durler in den ersten Stock hinauf, um vom Könige oder Schloßkommandanten die letzten Befehle in Empfang zu nehmen.

Der Graf von Charny bemerkte ihn.

»Was wünschen Sie, Kapitän?« fragte er.

»Ich komme, um die letzten Befehle in Empfang zu nehmen, denn die Spitze der Aufrührerschar ist schon bis an den Karussellplatz vorgedrungen.«

»Der Befehl lautet: Mutige Abwehr, denn der König ist entschlossen, in unserer Mitte zu sterben.«

Der Kapitän hatte die Wahrheit gesagt: der Vortrab der Aufrührer wurde schon sichtbar. Es waren die tausend Pikenträger, an deren Spitze etwa zwanzig Marseiller und dreißig bis vierzig Gardes-Françaises, von demselben Korps, das drei Jahre vorher die Bastille genommen hatte, marschierten. Mitten unter den letzteren glänzten die goldenen Epauletten eines jungen Kapitäns. Es war Pitou, der auf Billots Empfehlung einen wichtigen Auftrag bekommen hatte.

Hinter diesem Vortrabe marschierte in beträchtlicher Entfernung ein starkes Korps Nationalgardisten und Verbündete mit zwölf Kanonen.

Als den Schweizern der Befehl des Schloßkommandanten mitgeteilt wurde, begab sich jeder von ihnen schweigend und entschlossen auf seinen Posten. Die Edelleute, die nur Waffen von kurzer Tragweite, Säbel oder Pistolen hatten, erwarteten in trunkener Wut den mörderischen Kampf mit dem Volke, mit dem alten Gegner, dem stets besiegten, aber seit acht Jahrhunderten immer größer gewordenen Riesen.

Jetzt wurde an der Tür geklopft, und mehrere Stimmen riefen: »Parlamentäre!« Zugleich kam ein weißes Schnupftuch über der Mauer zum Vorschein.

Man holte den Generalprokurator Röderer. »öffnen Sie die Tür!« sagte er und befand sich vor den Führern der Pikenmänner.

»Freunde,« sagte der Generalprokurator, »ihr habt für einen Parlamentär und nicht für eine bewaffnete Schar Einlaß begehrt. Wo ist der Parlamentär?«

»Hier!« antwortete Pitou mit seiner sanften Stimme und seinem gutmütigen Lächeln.

»Wer sind Sie?«

»Ange Pitou, Befehlshaber der Verbündeten zu Haramont.«

»Was wünschen Sie?« fragte er weiter.

»Einlaß für mich und meine Freunde.«

Pitous Freunde waren in Lumpen gekleidet und machten grimmige Gesichter; sie schienen mit ihren Piken sehr gefährliche Feinde.

»Warum wünschen Sie Einlaß?«

»Um die Nationalversammlung zu blockieren. Wir haben zwölf Kanonen, und nicht eine wird abgefeuert, wenn geschieht, was wir wollen.«

»Was wollen Sie denn?«

»Die Absetzung des Königs.«

»Bedenken Sie,« mahnte Röderer, »die Sache ist von großer Wichtigkeit.«

»Jawohl, von großer Wichtigkeit«, erwiderte Pitou. »Es ist drei viertel zehn, wir geben Ihnen bis zehn Uhr Bedenkzeit. Wenn wir Schlag zehn keine Antwort haben, so greifen wir an.«

»Inzwischen erlauben Sie doch, daß das Tor wieder geschlossen wird?«

»Allerdings. – Freunde,« sagte er zu seinen Begleitern, »geht zurück.«

Die Pikenmänner gehorchten. Aber die Belagerer hatten die furchtbaren Vorbereitungen zu ihrem Empfange gesehen.

Als die festgesetzte Frist eben ablief, kam ein Mann aus den Tuilerien und gab Befehl, das Tor zu öffnen. Die Belagerer drangen ungestüm durch das

geöffnete Tor, steckten die Hüte auf Piken und Säbel und ließen die Nation, die Nationalgarde und die Schweizer hochleben.

Die Nationalgardisten antworteten: »Es lebe die Nation!« Die Schweizer hingegen verharrten in ihrem düsteren Stillschweigen.

Erst vor den Mündungen der Kanonen hielten die Eindringenden an und schauten sich nach allen Seiten um.

Die große Vorhalle war voll von Schweizern. Eine Abteilung war in drei Reihen auf der Haupttreppe aufgestellt.

Einige fanden die Sache bedenklich, unter diesen Pitou. Sie versuchten durch Späße und Scherze mit den Nationalgardisten und Schweizern die Gefahr zu umgehen.

Die Patrioten waren mit alten Pistolen, verrosteten Flinten und neuen Piken bewaffnet, es wäre vielleicht besser für sie gewesen, wenn sie gar keine Waffen gehabt hätten.

Die Artilleristen waren zu ihnen übergegangen, die Nationalgarde schien geneigt, sich ebenfalls zu ihnen zu gesellen; sie suchten nun auch die Schweizer zu überreden.

Einer von ihnen trug eine Stange mit einem Haken; er sagte zu seinem Nachbar: »Wie wär's, wenn ich einen Schweizer angelte?«

Der Nachbar lachte. Der andere streckte seine Hakenstange vor, faßte damit das Lederzeug eines Schweizers und zog ihn an sich.

Der Schweizer leistete nicht mehr Widerstand, als eben nötig war, um nicht das Ansehen gänzlicher Willenlosigkeit zu haben.

Der Mann mit der Stange ging langsam zurück, und der Schweizer wurde aus der Vorhalle in den Hof gezogen wie ein geangelter Fisch.

Lautes Gelächter brach unter den Sansculotten aus. »Weiter! weiter!« rief es von allen Seiten. Der Hakenmann, durch diesen Zuruf ermutigt, zog einen zweiten Schweizer in den Hof. Das ganze Regiment wäre vielleicht

übergegangen, wenn nicht das Kommando: »Legt an!« dem Unfug ein Ende gemacht hätte.

Während sich die Gewehre senkten, feuerte einer der Angreifenden einen Pistolenschuß auf ein Fenster des Schlosses ab.

Pitou sah voraus, was kommen mußte.

»Werft euch nieder!« rief er seinen Leuten zu. »Nieder auf die Erde, oder ihr alle seid verloren.«

Er selbst warf sich platt auf die Erde nieder, aber ehe die übrigen Zeit hatten, seiner Aufforderung Folge zu leisten, ertönte das Kommando: »Feuer!« Eine furchtbare Salve krachte unter der Vorhalle, die sich mit Pulverrauch füllte.

Die dichtgedrängte Menschenmasse der Pikenträger schwankte und wogte wie ein vom Winde bewegtes Kornfeld; dann sank sie nieder wie von der Sichel durchschnittene Halme. – Kaum ein Drittel war am Leben geblieben, es floh davon.

Die Fliehenden zerstreuten sich über den Karussellplatz; einige liefen der Seine zu, andere in die Straße St. Honoré; sie schrien Verrat und Mord.

Am Pont-Neuf begegneten sie dem Hauptkorps, das von zwei Männern zu Pferde und einem Mann angeführt wurde.

»Zu Hilfe!« riefen die Fliehenden, »man mordet unsere Brüder!«

»Wer?« fragte Santerre.

»Die Schweizer ... sie haben auf uns geschossen, während wir ihnen Bruderschaft anboten.«

Santerre wandte sich zu dem andern Reiter.

»Was sagen Sie dazu?«

»Was ich dazu sage?« erwiderte ein kleiner blonder Mann mit sehr bemerkbarem deutschem Akzent; »ich sage: der Soldat muß dahin gehen, wo er die Gewehre krachen und die Geschütze donnern hört.«

»Ich glaube, lieber Billot,« sagte Santerre zu dem Mann zu Fuß, »daß wir in einer so wichtigen Sache nicht nur den Mut, sondern auch die Erfahrung zu Hilfe rufen müssen.«

»Der Meinung bin ich auch.«

»Ich schlage daher vor, dem Bürger Westermann, der ein wirklicher General und ein Freund Dantons ist, den Oberbefehl zu übertragen; ich selber erbiete mich, ihm als gemeiner Soldat zu gehorchen.«

»Ich bin mit allem einverstanden,« sagte Billot, »vorausgesetzt, daß wir, ohne einen Augenblick zu verlieren, losmarschieren.«

»Nehmen Sie den Oberbefehl an, Westermann?«

»Ja, ich nehme ihn an«, war die lakonische Antwort des Preußen.

»Dann erteilen Sie Ihre Befehle.«

»Vorwärts, marsch!« rief Westermann.

Der Generalprokurator Röderer, der sich inzwischen wieder in das Schloß begeben hatte, folgte dem Kammerdiener Weber. – Die Königin saß am Kamin, den Rücken gegen das Fenster gekehrt. Als die Tür aufging, sah sie sich rasch um.

»Nun, wie steht's?« fragte sie; »Sie sind einer der ersten Stadtbeamten, Ihre Anwesenheit ist ein Schild für das Königtum; ich wünsche daher von Ihnen zu erfahren, was wir zu hoffen oder zu fürchten haben.«

»Eure Majestät, zu hoffen ist wenig, zu fürchten alles.«

»Das Volk rückt also wirklich gegen das Schloß an?«

»Die Vorhut steht schon auf dem Karussellplatz und verhandelt mit den Schweizern.«

»Ich habe den Schweizern Befehl gegeben, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben! Sie sind doch nicht zum Ungehorsam geneigt?« »Nein, Madame, die Schweizer werden auf ihrem Posten sterben.«

»Und wir dagegen auf unserm Posten!« erwiderte Marie Antoinette; »ebenso wie die Schweizer im Dienste der Könige kämpfen müssen, sind die Könige die Verteidiger des Königtums.«

Röderer schwieg.

»Habe ich etwa das Unglück, mit Ihrer Ansicht nicht übereinzustimmen?« fragte die Königin.

»Nach meiner Meinung ist der König verloren, wenn er in den Tuilerien bleibt.«

»Wohin sollen wir uns denn wenden?« sagte die Königin, erschrocken aufstehend.

»In diesem Augenblick«, erwiderte Rüderer, »gibt es für die königliche Familie nur einen Zufluchtsort, die Nationalversammlung.«

»Wie sagen Sie?«.fragte die Königin, die nicht recht gehört zu haben glaubte.

»Die Nationalversammlung«, erwiderte Röderer.

»Und Sie glauben wirklich, daß ich diese Leute um etwas bitten würde?«

Röderer schwieg.

»Es gibt Feinde verschiedener Art,« setzte Marie Antoinette hinzu, »ich habe lieber mit denen zu tun, die mich offen und am hellen Tage angreifen, als mit denen, die mir heimlich zu schaden suchen.

»Wollen Eure Majestät den Bericht eines Sachkundigen anhören und die Streitkräfte, über die Sie zu verfügen haben, kennenlernen?«

»Weber, hole mir einen Offizier, Mailladoz, Lachennaye oder ...«

Sie wollte sagen: oder den Grafen von Charny, aber sie schwieg.

Weber entfernte sich.

»Eure Majestät würden selbst urteilen können, wenn Sie ans Fenster treten wollten.« Die Königin zog die Vorhänge zurück und sah den Karussellplatz, sogar den Königshof voll von Pikenträgern.

»Mein Gott!« rief sie, »sie sind ja bis in den Schloßhof gedrungen.«

In diesem Augenblick ging die Tür auf.

»Kommen Sie! kommen Sie!« rief die Königin, ohne zu wissen, wen sie anredete.

Charny trat ein. – »Hier bin ich, Madame«, sagte er.

»Ach, Sie sind's! ... Dann habe ich nichts zu fragen. Sie haben mir ja schon gesagt, was uns zu tun übrigbleibt.«

»Darf ich fragen,« sagte Röderer, »was Ihnen nach der Meinung des Herrn Grafen übrigbleibt?«

»Zu sterben«, antwortete die Königin.

»Eure Majestät sehen, daß mein Vorschlag annehmbarer ist.«

»Welchen Vorschlag haben Sie gemacht?« fragte Charny.

»In der Nationalversammlung Schutz zu suchen«, antwortete Röderer.

»Das ist freilich nicht der Tod,« sagte Charny, »aber die Schmach!«

»Hören Sie wohl!« sagte die Königin.

»Sollte es nicht möglich sein, einen Mittelweg einzuschlagen?« erwiderte Röderer.

Weber trat vor:

»Könnte man nicht in die Nationalversammlung schicken und zum Schutze des Königs eine Deputation in das Schloß kommen lassen?«

»Gut,« sagte die Königin, »ich gebe meine Zustimmung ... Herr von Charny, wenn Sie diesen Vorschlag annehmbar finden, so teilen Sie ihn dem König mit.«

Charny verneigte sich und ging.

»Weber, folge dem Grafen und melde mir die Antwort des Königs.«

Weber kam zurück. »Der König nimmt den Vorschlag an,« sagte er, »und die Herren Champion und Dejoly begeben sich sogleich in die Nationalversammlung.

Da ... Das Schloß erbebte, als ob es in seiner Grundfeste erschüttert würde. – Die Königin schrie laut auf und wich einen Schritt zurück, jedoch die Neugier lockte sie wieder ans Fenster.

»Oh, sehen Sie!« rief sie mit sprühenden Augen. »Sehen Sie, die Meuterer fliehen ... Sie zerstreuen sich nach allen Richtungen ... und Sie sagten, wir hätten keine andere Zuflucht mehr als die Nationalversammlung! Sehen Sie doch, die Schweizer machen einen Ausfall und verfolgen sie ... Oh, der Karussellplatz ist frei ... Viktoria! Viktoria!«

»Ich beschwöre Eure Majestät,« sagte Röderer, »folgen Sie mir!«

Die Königin kam wieder zu sich und folgte dem Generalprokurator.

»Wo ist der König?« fragte Röderer den ersten Kammerdiener, der ihm begegnete.

»Der König ist in der Galerie des Louvre«, antwortete der Gefragte.

»Eben dahin wollte ich Eure Majestät führen«, sagte Röderer.

Marie Antoinette folgte ihrem Führer, ohne seine Absicht zu ahnen.

Der König stand mit dem Schweizeroberst Maillardoz und fünf bis sechs Edelleuten an einem Fenster ... Er hielt ein Fernglas in der Hand. – Die Königin näherte sich dem Fenster, um zu sehen, was vorging.

Die unabsehbare Reihe der Aufrührer rückte von der Seine her gegen die Tuilerien an. Auf allen Türmen von Paris heulten die Sturmglocken; auch die große Glocke von Notre-Dame brummte dazwischen. Die Sonne warf ihre glühenden Strahlen auf die Gewehrläufe und Lanzenspitzen. Es herrschte tiefe Stille, man hörte nur ein summendes Geräusch und das dumpfe Rasseln der Geschützräder.

»Was sagen Eure Majestät dazu?« fragte Röderer die Königin.

Hinter dem Könige hatten sich etwa fünfzig Personen versammelt. Marie Antoinette warf einen langen Blick auf die Umstehenden. Dieser Blick schien bis in die Tiefe der Herzen zu dringen und darin den letzten Rest treuer Ergebenheit zu suchen.

Da zog die Königin dem Schweizerhauptmann Maillardoz zwei Pistolen aus dem Gürtel.

»Sire,« sagte sie, »jetzt ist der Augenblick da, zu siegen oder mitten unter Ihren Freunden zu sterben.«

Diese mutigen Worte der Königin trieben die Begeisterung auf den höchsten Grad. Man erwartete in atemloser Spannung die Antwort des Königs.

Ludwig XVI. nahm die Pistolen und gab sie dem Obersten Maillardoz zurück. Dann wandte er sich zu dem Generalprokurator von Paris und fragte:

»Sie meinen, ich soll mich in die Nationalversammlung begeben?«

»Ja, Sire«.

»Kommen Sie, meine Herren,« sagte der König, »hier ist nichts mehr zu tun.«

Marie Antoinette seufzte, nahm den Dauphin auf den Arm und sagte zu der Prinzessin von Lamballe und Madame de Tourzelles:

»Kommen Sie, meine Damen ... der König will es ja so.«

Die Edelleute, die zurückblieben, sahen einander an, als ob sie sagen wollten: »Für diesen König sind wir also hierhergekommen, um den Tod zu suchen?«

Lachennaye verstand die stumme Frage. »Nein, meine Herren,« sagte er, »wir opfern uns für das Königtum. Der Mensch ist sterblich, das Prinzip unvergänglich!«

»Sire,« sagte der Schweizeroberst, der den König auf dem Wege durch den Garten zu beschützen hatte, »sind Eure Majestät bereit?«

»Ja«, sagte der König.

»Dann kommen Sie, Sire.«

Plötzlich hörte man ein lautes Getümmel. Das Tor, das unweit des Café de Flore in die Tuilerien führte, war gesprengt. Eine Volksmasse, die erfahren hatte, daß sich der König in die Nationalversammlung begeben wollte, stürzte in den Garten. Ein Mann, der diese Schar anzuführen schien, trug als Banner einen Kopf auf einer Pike.

Der Oberst ließ haltmachen und befahl seinen Leuten, sich bereit zu halten.

»Herr von Charny,« sagte die Königin, »versprechen Sie mir, mich zu töten, wenn Sie sehen, daß ich diesen Unholden nicht entgehen kann!«

»Das kann ich Ihnen nicht versprechen, Madame«, antwortete Charny.

»Warum nicht?«

»Weil der Weg zu Eurer Majestät nur über meine Leiche geht.«

»Das ist der Kopf des armen Maudat«, sagte der König, »ich erkenne ihn.«

Die Mörderbande wagte sich nicht näher, aber sie überhäufte den König und die Königin mit Schmähungen. Fünf bis sechs Schüsse fielen, ein Schweizer sank tot nieder, ein anderer wurde verwundet.

Der Oberst wollte Feuer geben, aber der Graf von Charny hielt ihn zurück.

»Sie haben recht«, erwiderte der Oberst, und der Zug setzte seinen Weg durch den Garten fort.

Vor der Reitschule wurde halt gemacht und ein Bote abgeschickt, um der Nationalversammlung zu melden, daß der König in ihrer Mitte Zuflucht suche.

Die Nationalversammlung schickte eine Deputation ab, allein das Erscheinen dieser Deputation verdoppelte die Wut der Menge. Man hörte nur das wilde, verworrene Geschrei: »Abdankung oder Tod!«

»Abdankung oder Tod!«

Ein Mann von kolossaler Gestalt, der unter allen am lautesten schrie, suchte mit seiner Pike bald den König, bald die Königin zu treffen. Das Wutgeschrei wurde immer heftiger. Die Schweizer waren nach und nach von der anstürmenden Menge auseinandergetrieben worden. Die königliche Familie hatte nur noch die sechs Edelleute, die mit ihr aus den Tuilerien gekommen waren, den Grafen von Charny und die Deputation der Nationalversammlung um sich. Man mußte noch mehr als dreißig Schritte durch eine dichtgedrängte Menge gehen, und es war offenbar, daß man dem König und zumal der Königin nach dem Leben trachtete.

Unten an der Treppe begann der Kampf.

»Herr Graf,« sagte Röderer zu Charny, »stecken Sie Ihren Degen ein, oder ich stehe für nichts.«

Charny gehorchte, ohne ein Wort zu sagen.

Die königliche Gruppe wurde von der wogenden Menge gegen die Nationalversammlung gedrängt wie eine Barke, die von den Wellen geschaukelt und fortgetrieben wird. Der König sah sich genötigt, einen Mann zurückzustoßen, der ihm die Faust vor das Gesicht hielt. Der kleine Dauphin, der fast erdrückt wurde, rief um Hilfe und streckte die Arme aus. Ein Mann stürzte auf ihn zu und entriß ihn seiner Mutter.

»Mein Sohn!« rief Marie Antoinette. »Herr von Charny, um Gottes willen! retten Sie meinen Sohn!«

Charny ging auf den Mann zu, der den Knaben forttrug, aber kaum hatte er sich von der Königin entfernt, so streckten sich zwei oder drei Arme nach ihr aus, und eine Hand faßte ihr Halstuch.

Marie Antoinette schrie laut auf. Charny vergaß die Mahnung Röderers, und sein Degen durchbohrte den Verwegenen, der Hand an die Königin gelegt hatte. Die Menge brüllte vor Wut, als sie einen der ihrigen fallen sah, und stürmte mit verdoppelter Gewalt auf die Gruppe los. Die Weiber schrien: »Stoßt sie doch nieder, die Österreicherin! Gebt uns Waffen, wenn ihr nicht den Mut habt!«

Zwanzig entblößte Arme kamen zum Vorschein, um sie zu fassen. Aber Marie Antoinette war außer sich vor Schmerz. »Mein Sohn! mein Sohn!« rief sie, ohne an ihre eigene Gefahr zu denken.

Inzwischen war man fast bis an die Schwelle des Sitzungssaales gekommen; die Menge machte noch einen letzten Versuch, aber sie merkte, daß diese Beute ihr entgehen würde. Charny war so im Gedränge, daß er nur noch mit dem Degengefäß um sich schlagen konnte. Unter den drohenden geballten Fäusten entdeckte er eine Hand, die eine Pistole hielt und die Königin suchte. Er ließ seinen Degen los, faßte die Pistole mit beiden Händen, entriß sie dem Meuchler und schoß den nächsten Gegner damit nieder.

Darauf bückte er sich, um seinen Degen aufzuheben; aber der Degen war schon in den Händen eines Meuterers, der ihn gegen die Königin zückte.

Charny stürzte auf den Meuchler los.

In diesem Augenblick trat die Königin unmittelbar nach Ludwig XVI. in den zum Sitzungssaale führenden Gang. Sie war gerettet.

Kaum hatte sie den Gang betreten, so wurde die Tür hinter ihr zugeschlagen. Charny konnte ihr nicht mehr folgen, er erhielt zugleich einen Schlag mit einer eisernen Stange auf den Kopf und einen Lanzenstich in die Brust.

»Wie meine Brüder!« sagte er niedersinkend. »Arme Andrea!«

In demselben Augenblick verkündete der Geschützdonner den Beginn des Kampfes zwischen den Aufständischen und der Besatzung des Tuilerienschlosses.

Sechsundvierzigstes Kapitel

Im Schlosse glaubte man den Aufstand besiegt zu haben und wollte eben Maßregeln ergreifen, um die Wiederholung eines meuterischen Überfalls unmöglich zu machen, als man von der Seine her das Wirbeln der Trommeln und das Rasseln der Geschütze hörte.

Zugleich verbreitete sich das Gerücht, der König habe das Schloß verlassen und suche in der Nationalversammlung Zuflucht. – Es ist schwer zu sagen, welchen Eindruck diese Nachricht selbst unter den eifrigsten Royalisten machte. Ludwig XVI., der versprochen hatte, auf seinem königlichen Posten zu sterben, verließ diesen Posten und ging zum Feinde über; wenigstens ergab er sich ohne Gegenwehr.

Die Nationalgardisten glaubten nun ihres Eides entbunden zu sein und zogen sich fast alle zurück. Einige Edelleute folgten ihnen, denn sie fanden es überflüssig, für eine Sache, die sich selbst als verloren erklärte, das Leben zu lassen. Nur die Schweizer blieben; sie hielten fest an ihrer Pflicht.

Die Angreifenden hatten ihren Plan; sie glaubten, der König befinde sich in den Tuilerien, und wollten das Schloß auf allen Seiten umzingeln, um den König gefangenzunehmen.

Der Sturm war nicht schwer, trotzdem die Schweizer jeden Meter Boden nur unter großen Opfern aufgaben.

Plötzlich hörte man von den Gängen und Gemächern des ersten Stockes her den Ruf: »Der König befiehlt den Schweizern, das Feuer einzustellen!«

Es war zwei Uhr nachmittags. Der Befehl hatte den Vorteil, die Erbitterung der Sieger zu vermindern und die Ehre der Besiegten zu retten. In der Nationalversammlung hatte sich nämlich folgendes zugetragen. Noch ehe sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, hatte Marie Antoinette gesehen, daß der Graf von Charny von eisernen Stangen, Bajonetten und Piken bedroht wurde; aber sie wurde von ihren Begleitern in den Saal gezogen. Der Dauphin saß auf dem großen Tische der Nationalversammlung. Der Mann, der ihn dahin getragen hatte, schwenkte triumphierend seine rote Mütze über dem Kopfe des kleinen Prinzen und rief voll Freude: »Ich habe den Sohn Frankreichs gerettet! Es lebe der Dauphin!«

Aber sobald sie ihren Sohn in Sicherheit sah, dachte sie wieder an Charny.

»Meine Herren,« sagte sie, »einer meiner tapfersten Offiziere und treuesten Diener ist draußen in Lebensgefahr vor der Tür geblieben; ich bitte Sie, ihm Hilfe zu leisten.«

Fünf oder sechs Deputierte verließen eilends den Saal.

Die königliche Familie und die beiden Minister, die sie begleiteten, nahmen die Ministerplätze ein. – Vergniaud führte den Vorsitz. Die Nationalversammlung empfing sie stehend, nicht wegen der den gekrönten Häuptern schuldigen Etikette, sondern aus Achtung vor ihrem Unglück.

Ehe der König Platz nahm, gab er durch einen Wink zu verstehen, daß er sprechen wolle. Die ganze Versammlung schwieg.

»Ich bin hierher gekommen,« sagte Ludwig XVI., »um einem großen Verbrechen vorzubeugen; ich glaubte nur noch unter Ihnen in Sicherheit zu sein.«

»Sire,« antwortete Vergniaud, »Sie können auf die Standhaftigkeit der Nationalversammlung zählen; ihre Mitglieder haben geschworen, die Rechte des Volkes und die verfassungsmäßig bestehenden Gewalten mit ihrem Leben zu verteidigen.«

Der König setzte sich. – In diesem Augenblick krachte fast vor den Türen des Sitzungssaales ein furchtbares Gewehrfeuer. Ein Offizier der Nationalgarde stürzte ganz erschrocken in den Sitzungssaal und stand erst an den Schranken still. – »Die Schweizer!« rief er. »Wir werden überwältigt!«

Die ganze Nationalversammlung erhob sich wie ein Mann. Die Volksvertreter ebenso wie die Zuhörer auf den Tribünen hoben die Hand auf und riefen: »Was auch geschehen möge, wir schwören, als freie Männer zu leben und zu sterben!«'

Der König und die königliche Familie hatten bei diesem Schwur nichts zu tun, sie blieben daher sitzen.

Dieser Ruf aus dreitausend Kehlen dröhnte wie ein Donner in dem überfüllten Saale.

Zehn Minuten nachher ertönte ein anderer Ruf: »Das Schloß ist erstürmt, die Aufständischen rücken gegen die Nationalversammlung, um den König zu ermorden!«

Dieselben Männer, die aus Haß gegen das Königtum soeben geschworen hatten, ihr Leben für die Freiheit zu lassen, erhoben sich nun mit demselben Eifer und schworen, den König bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen.

In diesem Augenblick wurde der Schweizerhauptmann Durler im Namen der Nationalversammlung aufgefordert, die Waffen zu strecken.

»Ich diene dem Könige und nicht der Nationalversammlung«, erwiderte der Schweizer; »wo ist der Befehl des Königs?«

Man führte ihn fast mit Gewalt in die Reitschule.

»Sire,« sagte der brave Kapitän, »man verlangt, daß ich die Waffen strecke. Ist es der Wille Eurer Majestät?«

»Ja,« sagte der König, »übergeben Sie der Nationalgarde Ihre Waffen. Ich will nicht, daß brave Leute wie Sie ihr Blut vergießen.«

Dies war der Befehl, den man in den Gängen und auf den Treppen der Tuilerien ausrief.

Als durch diesen Befehl die Ruhe in der Versammlung einigermaßen wiederhergestellt war, rührte der Präsident die Glocke, um die Beratungen fortzusetzen. Aber ein Deputierter erhob sich und machte einen Artikel der Verfassung geltend, der jede Beratung in Gegenwart des Königs verbot.

»Das ist wahr,« sagte Ludwig XVI., »aber wohin soll ich mich wenden?«

»Sire,« sagte der Präsident, »wir haben Ihnen die Tribüne des Journal ›,Logographe‹ anzubieten; die Tribüne ist leer, weil das Journal nicht mehr erscheint.«

»Es ist gut,« erwiderte der König, »wir sind bereit, uns dahin zu begeben.«

Vergniaud befahl den Türstehern, den König zu führen. Ludwig XVI. ging nun mit der Königin und der königlichen Familie den Weg zurück, auf welchem er in den Sitzungssaal gekommen war. Man kam in den Korridor.

»Was liegt denn hier auf der Erde?« fragte Marie Antoinette; »es scheint Blut zu sein.«

Sonderbar! Diese Blutspuren wurden größer und häufiger, je näher man der Loge kam.

Um der Königin diesen Anblick zu ersparen, ging Ludwig XVI. rasch fort und öffnete selbst die Tür der Loge.

»Treten Sie ein, Madame«, sagte er zu der Königin.

Marie Antoinette eilte voraus; aber als sie in die Tür trat, schrie sie laut auf vor Entsetzen, hielt die Hand vor die Augen und wandte sich ab.

Die Blutspuren fanden nun ihre Erklärung: man hatte einen Toten in die Loge gebracht.

»Siehe da!« sagte der König; »wahrhaftig, es ist der arme Graf von Charny!«

Der Leichnam des Grafen wurde fortgetragen und die königliche Familie nahm Platz in der Loge. – Man wollte den Fußboden waschen, denn er war ganz mit Blut bedeckt; aber die Königin verbot es durch einen Wink und nahm zuerst Platz. Niemand bemerkte, daß sie ihre Schuhbänder zerriß und ihre bebenden Füße mit dem noch lauen Blut in Berührung brachte. O Charny! sagte sie in Gedanken; teurer Charny! Warum fließt mein Blut nicht hier bis auf den letzten Tropfen, um sich auf ewig mit dem deinen zu vermischen!

Es schlug drei. –

Die Tuilerien waren genommen.

Wer hatte den Sieg errungen? – Der Grimm des Volkes, wird man antworten. – Jawohl, aber wer lenkte das ergrimmte Volk? Der Mann, der sich auf seinem kleinen Rappen neben dem kolossalen Santerre gar unbedeutend ausnahm: der Elsässer Westermann.

Und wer ist der Vermittler gewesen zwischen ihm und der allmächtigen Hand Gottes? – Danton!

Santerre und Danton waren an dem entscheidenden Tage kaum zu sehen. Westermann machte alles und war überall.

Als sich die Nachricht verbreitete, der König habe das Schloß verlassen, versammelten sich die dreihundert Edelleute, die gekommen waren, um für den König zu sterben.

Sie beschlossen, sich ebenfalls in die Nationalversammlung zu begeben, um dem König zur Seite zu stehen. Sie versammelten alle Schweizer, die aufzufinden waren, nebst etwa zwanzig Nationalgardisten und gingen, fünfhundert an der Zahl, die Treppe hinunter, um sich durch den Garten in

die Reitschule zu begeben. Jedoch nur ein geringer Teil kam mit dem Leben davon, der weitaus größte Teil der todesmutigen Schar fand auf dem Schreckenswege einen grauenvollen Tod. Ihr Blut färbte die Straßen von Paris.

Neunhundert ihrer Brüder lagen tot im Innern der Tuilerien.

Siebenundvierzigstes Kapitel

Das Volk war in die Tuilerien gedrungen wie in die Höhle eines wilden Tieres. Geschrei und Drohungen erfüllten das Schloß. In Abwesenheit derer, die unter lautem Rufen und Schreien in den Schränken, hinter den Tapeten, unter den Betten gesucht wurden, ließen die Sieger an andern Personen und an leblosen Dingen ihre Wut aus. Sie mordeten die Schloßdiener, zertrümmerten die Möbel und schlugen die Wände ein.

Gleichwohl übte es mitten in diesem Gemetzel zuweilen Gnade wie ein gesättigter Löwe. Die Herzogin von Tarent, die Gräfin von Laroche-Aymon, Mademoiselle Pauline de Tourzel und noch eine andere Hofdame waren in den Tuilerien zurückgeblieben. Sie befanden sich im Schlafgemach der Königin.

Die Sieger traten, die noch rauchenden Gewehre in der Hand, in das Zimmer, hoch in der Luft schwenkten sie ihre blutigen Säbel.

Die Damen fielen auf die Knie nieder. Die Mörder hatten schon das Messer gezückt, als ein von Pétion geschickter Mann in der Tür rief: »Schonet die Weiber! Entehrt nicht die Nation!« Und man ließ ihnen das Leben.

Madame Campan und zwei andere Kammerfrauen entflohen über eine Seitentreppe. Ein Teil der Mörder eilte ihnen nach und holte sie bald ein.

Die beiden Kammerfrauen fielen auf die Knie, faßten die blutigen Säbelklingen und flehten die Mörder um Gnade.

Während Madame Campan fortlief, fühlte sie sich von hinten bei den Kleidern ergriffen und sah, gleich einem zuckenden Blitz, eine Säbelklinge

über ihrem Haupte funkeln – als plötzlich unten auf der Treppe eine gebieterische Stimme rief: »Was macht Ihr da oben?«

»Was gibt's?« antwortete der Mörder.

»An Frauen vergreift man sich nicht! Hört Ihr wohl?« setzte die Stimme hinzu.

»Steh auf, du Metze!« sagte der Unhold, »die Nation schenkt dir das Leben.« Inzwischen bekam Ludwig XVI. Hunger und verlangte sein Diner. Man brachte ihm Brot, Wein, ein gebratenes Huhn, kalte Küche und Obst.

Der König zerbrach sein Brot und zerlegte sein Huhn wie auf einer Jagdpartie, ohne sich im mindesten um die auf ihn gerichteten Blicke zu kümmern.

Unter den Augen, die ihn ansahen, waren zwei, die glühten, weil sie nicht weinen konnten: die Augen der Königin.

Sie hatte alles von sich gewiesen, Verzweiflung war das einzige Gefühl, dessen sie noch fähig war.

Die Versammlung, in der Ludwig XVI. Schutz suchte, hätte selbst des Schutzes bedurft, und sie täuschte sich keineswegs über ihre Schwäche. Sie war von einer wütenden Volksmenge bedroht, die mit lautem Geschrei die Abdankung des Königs verlangte.

Eine Kommission trat zusammen.

Vergniaud entwarf die Urkunde, die das provisorische Aufhören der königlichen Gewalt verkündete. Düster und niedergeschlagen erschien er wieder in der Nationalversammlung.

»Meine Herren,« sagte er, »ich beantrage im Namen der außerordentlichen Kommission eine sehr strenge Maßregel, deren Annahme jedoch durch das Wohl des Vaterlandes dringend geboten wird. Sie werden, wie tief auch Ihr Schmerz sei, zur Ausführung derselben die Hand bieten.«

Die Nationalversammlung beschließt:

»Das französische Volk wird aufgefordert, einen Nationalkonvent zu bilden;

das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt wird provisorisch seiner Amtsverrichtung enthoben, und es wird noch im Laufe des Tages ein königlicher Prinz zum Gouverneur ernannt;

die Zahlung der Zivilliste wird eingestellt;

der König und die königliche Familie bleiben unter dem Schutze der gesetzgebenden Versammlung, bis die Ruhe in Paris wieder hergestellt sein wird;

das Departement wird den Luxemburgpalast zur Residenz des Königs und der königlichen Familie unter dem Schutze der Staatsbürger einrichten lassen.«

Ludwig XVI. hörte diesen Beschluß mit seiner gewohnten Gleichgültigkeit an; dann neigte er sich gegen Vergniaud und sagte zu ihm:

»Wissen Sie wohl, daß, diese Maßregel nicht ganz verfassungsmäßig ist?«

»Das ist wahr, Sire«, antwortete Vergniaud; »aber sie bietet das einzige Mittel, Ihr Leben zu retten; wenn wir das zeitweilige Aufhören der königlichen Gewalt nicht bewilligen, so nehmen die Aufständischen Ihren Kopf!«

Der König machte mit Mund und Schultern eine Bewegung, die bedeutete: Das ist möglich! und nahm seinen Platz wieder ein.

In diesem Augenblick schlug die über ihm befindliche Wanduhr. Ludwig XVI. zählte die Glockenschläge.

»Neun Uhr!« sagte er, als der letzte Schlag verhallt war.

Jetzt erschienen die Saalinspektoren, um den König und die Königin in die Wohnung zu führen, die zu ihrem vorläufigen Aufenthalt bestimmt worden war.

Der König winkte mit der Hand, er wünschte noch eine kleine Weile zu bleiben. Die Versammlung beschäftigte sich eben mit einer Angelegenheit, die nicht ohne Interesse für ihn war: – man ernannte ein Ministerium.

Die Minister des Krieges, des Innern und der Finanzen waren bereits ernannt; es waren die vom König entlassenen Minister Roland, Clavière und Servan. Danton wurde Justizminister, Monge Marineminister, Lebrun Minister des Auswärtigen.

Als sämtliche Minister ernannt waren, stand der König auf und verließ die Loge. Marie Antoinette folgte ihm; seit sie die Tuilerien verlassen, hatte sie weder Speise noch Trank, nicht einmal ein Glas Wasser zu sich genommen.

Die mit Blut bedeckten, rauchenden, verödeten Tuilerien boten einen grauenvollen Anblick. Alle Bewohner des Schlosses waren fort, nur die Toten waren geblieben und drei bis vier Wachtposten, die das Königshaus gegen Raub und Plünderung schützten.

Der Posten im Uhrpavillon, wo sich die große Treppe befindet, stand unter dem Befehl eines jungen Kapitäns der Nationalgarde, der die Greuel der Verwüstung mit tiefem Mitleid betrachtete und sich schaudernd abwandte, wenn ein mit Toten beladener Wagen vorüberfuhr.

An eine Säule der Vorhalle gelehnt, sah er den langen stillen Zug der trauernden Mütter, Gattinnen und Schwestern vorüberziehen. In dem trüben Lichte der hier und da aufgesteckten Fackeln hätte man die ausgehungerten, zerlumpten Gestalten für Gespenster halten können, wenn man nicht von Zeit zu Zeit herzzerreißende Klagetöne und laute Verwünschungen gehört hätte.

Plötzlich schrak der junge Kapitän beim Anblick einer halbverschleierten weiblichen Gestalt auf.

»Die Gräfin von Charny!« flüsterte er.

Die Gestalt ging weiter, ohne ihren Namen zu hören. Der junge Kapitän gab seinem Leutnant einen Wink.

»Désiré,« sagte der Kapitän, »die arme Dame dort ist eine Bekannte des Herrn Gilbert; sie sucht wahrscheinlich ihren Mann unter den Toten. Ich muß ihr folgen, denn sie könnte eines Beistandes bedürfen. Ich lasse dir den Befehl des Postens; sei wachsam und tue deine Pflicht!«

Ange Pitou hatte sich nicht geirrt: die arme Andrea suchte wirklich ihren Gemahl; aber sie suchte ihn nicht mit der qualvollen Ungewißheit des Zweifels, sondern mit der düstern Überzeugung der Verzweiflung.

Als der Graf von Charny durch die Kunde von den jüngsten Ereignissen aus seinen schönen Träumen geweckt worden war, hatte er zu seiner Gemahlin gesagt: »Liebe Andrea, der König von Frankreich ist in Lebensgefahr und bedarf des Schutzes aller Getreuen; was soll ich tun?«

Ohne Zögern hatte Andrea geantwortet:

»Mein Olivier, deine Pflicht ruft dich nach Paris, um den König zu verteidigen und wenn es sein muß, für ihn zu sterben.«

»Aber du?« hatte Charny gefragt.

»Oh, um mich kümmere dich nicht. Ich habe nur für dich gelebt, und Gott wird mir gewiß erlauben, mit dir zu sterben!«

In den Tuilerien machte es Andrea wie die andern Suchenden, sie nahm eine Fackel und betrachtete einen Toten nach dem andern.

Pitou ging auf sie zu.

»Ach!« sagte er, »ich vermute wohl, was Sie suchen, Frau Gräfin.«

»Herr Pitou!« sagte Andrea. Sie trat vor ihn hin und faßte seine Hände.

»Wissen Sie, was aus dem Grafen von Charny geworden ist?« fragte sie.

»Nein, Madame«, antwortete Pitou; »aber ich kann Ihnen suchen helfen.«

»Es gibt eine Person,« erwiderte Andrea, »die uns sagen könnte, ob er tot ist oder lebt, die Königin.«

»Wissen Sie, wo die Königin ist?«

»In der Nationalversammlung ... und ich habe noch die Hoffnung, daß der Graf bei ihr ist.«

»O ja, ja«, erwiderte Pitou, der die Hoffnung keineswegs teilte, aber die unglückliche Witwe nicht enttäuschen mochte; »wollen Sie mit mir in die Nationalversammlung kommen?«

Andrea hatte lange in den Tuilerien gewohnt und kannte daher das Innere des Schlosses genau. Sie ging auf einer kleinen Seitentreppe in den Zwischenstock und von da in die große Vorhalle hinunter, so daß Pitou zu seinem Posten zurückkam.

Die Gräfin war fest überzeugt, daß sie nur in der Nationalversammlung das Schicksal ihres Gatten erfahren könne; die königliche Familie hatte aber schon vor einer Stunde die Nationalversammlung verlassen und sich in ihre Wohnung begeben; man mußte also zum Luxemburgpalast.

Aus Achtung vor ihrem tiefen Schmerz hatte man Marie Antoinette in den ersten Augenblicken allein gelassen. Endlich hörte sie die Tür aufgehen und sich wieder schließen, aber sie sah sich nicht um. Sie hörte Fußtritte auf ihr Bett zukommen, aber ihr in Tränen gebadetes Gesicht erhob sich nicht von dem Kopfkissen.

Aber plötzlich fuhr sie auf, als wäre sie von einer Schlange gebissen worden: eine wohlbekannte Stimme hatte ein einziges Wort gesprochen:

»Madame! ...«

»Andrea!« rief Marie Antoinette, sich aufrichtend und auf den Ellbogen stützend. »Was wollen Sie von mir?«

»Ich will von Ihnen, Madame, was Gott von Kain wollte, als er ihn fragte: ›Kain, was hast du mit deinem Bruder gemacht?‹«

»Mit dem Unterschiede,« erwiderte die Königin, »daß Kain seinen Bruder getötet hatte ... ich hingegen ... würde zehn Leben geopfert haben, um das

seinige zu retten!«

Die Gräfin von Charny wankte.

»Er ist also tot?« fragte sie.

Marie Antoinette sah die Gräfin an und erwiderte, ihre mit Blut bedeckten Füße zeigend:

»Glauben Sie, ich würde mir nicht die Füße gewaschen haben, wenn dies mein Blut wäre?«

Andrea wurde leichenblaß. »Sie wissen also, wo seine Leiche ist?« stammelte sie. »Ich will Sie hinführen, wenn man mich hinausläßt«, sagte Marie Antoinette.

»Ich will Eure Majestät auf der Treppe erwarten«, sagte die Gräfin und entfernte sich.

Pitou wartete vor der Tür.

»Herr Pitou,« sagte die Gräfin von Charny, »eine Freundin von mir will mich zu der Leiche des Grafen führen; es ist eine Kammerfrau der Königin ... darf sie mich begleiten?«

»Nur unter der Bedingung, daß ich sie wieder hierher zurückbegleite.«

»Gut, Sie können sie zurückbegleiten«, erwiderte die Gräfin.

Die Tür des Vorzimmers ging auf, und die Königin erschien tief verschleiert. Marie Antoinette ging voran, die Gräfin folgte ihr, zuletzt kam Pitou.

Marie Antoinette ging mit der brennenden Fackel voran. Vor der Haupttür der Nationalversammlung stand sie still:

»An dieser Tür ist er gefallen.«

Im Korridor senkte Marie Antoinette die Fackel gegen den Fußboden.

»Dies ist sein Blut«, sagte sie.

Die Gräfin blieb stumm.

Die Königin öffnete eine Tür und leuchtete mit der Fackel hinein.

»Hier liegt er«, sagte sie.

Andrea ging auf die Tribüne, setzte sich auf den Fußboden und legte mit großer Anstrengung das bleiche Haupt Oliviers auf ihren Schoß.

»Ich danke Ihnen, Madame,« sagte sie leise; »Sie haben meine Bitte erfüllt.«

»Aber ich,« erwiderte die Königin, »ich habe Sie noch um etwas zu bitten ... Verzeihen Sie mir?«

Eine kurze Pause folgte, als ob die Gräfin unschlüssig gewesen wäre. »Ja,« erwiderte sie endlich; »denn morgen werde ich bei ihm sein.«

Die Königin reichte der Gräfin eine Schere und sagte mit fast bittendem Tone: »Nun, so beweisen Sie, daß Sie mir verzeihen.«

Andrea schnitt dem Toten eine Haarlocke ab und gab sie der Königin.

Marie Antoinette faßte die Hand der Gräfin und küßte sie. Andrea zog ihre Hand mit einem leisen Schrei zurück, als ob die Lippen der Königin ein glühendes Eisen gewesen wären.

»Ach!« seufzte Marie Antoinette, sich entfernend, »wer kann sagen, welche von uns beiden ihn am meisten geliebt hat!«

Die Königin begab sich in ihr Zimmer zurück. Andrea blieb bei ihrem Toten, auf den sich ein blasser Mondesstrahl wie der Blick eines teilnehmenden Freundes herabsenkte.

Pitou begleitete die Königin bis an die Tür des Vorzimmers zurück. Dann sorgte er dafür, daß Charnys Leiche in die Rue Coq-Héron gebracht wurde. –

Am andern Morgen um acht Uhr klopfte Gilbert an die Tür des kleinen Hauses in der Rue Coq-Héron. Andrea hatte ihn rufen lassen. Bevor er sich vom Hause entfernte, rief er Pitou und ersuchte ihn, Sebastian aus der Lehranstalt des Abbé Bernardier abzuholen und in die Rue Coq-Héron zu führen. Dort sollte er Gilbert vor der Tür erwarten.

Andrea wartete schon, sie war ganz schwarz gekleidet. Man sah, daß sie seit gestern weder geschlafen noch geweint hatte; ihr Gesicht war blaß, ihre Augen trocken.

Gilbert verneigte sich und erwartete die Anrede der Gräfin.

»Herr Gilbert,« sagte Andrea, »ich wollte Sie und keinen andern kommen lassen, weil Sie nicht das Recht haben, den Dienst, um welchen ich Sie ersuchen will, zu verweigern.« »Sie haben recht, Madame; Sie können alles von mir verlangen, selbst mein Leben.«

»Herr Gilbert,« begann Andrea, »Sie wissen, was ich gelitten habe – – bis Olivier mir ein großes Glück schenkte. Heute Nacht fand ich ihn als Leiche wieder. Er liegt in diesem Zimmer ...

Glauben Sie, daß der Wunsch, nach einem solchen Leben mit ihm in einem Grabe zu ruhen, zu vermessen sei? .... Herr Gilbert, Sie sind ein geschickter Arzt, ein gelehrter Chemiker, Sie haben mir großes Unrecht getan, Sie haben viel abzubüßen ... Geben Sie mir ein schnell und sicher wirkendes Gift; dann will ich Ihnen nicht nur verzeihen, sondern mit dem innigsten Dank aus dem Leben scheiden.«

»Madame, ist dies wirklich Ihr Ernst?«

»Ich bitte Sie dringend darum, lieber Freund.«

»In zehn Minuten«, sagte Gilbert, »soll Ihr Wunsch erfüllt werden.«

Er verneigte sich und ging einen Schritt zurück.

Die Gräfin reichte ihm die Hand. »Oh, wie danke ich Ihnen, Gilbert!« sagte sie; »in einem Augenblick erweisen Sie mir mehr Gutes, als Sie mir in

Ihrem ganzen Leben Schmerz verursacht haben!«

Gilbert entfernte sich. – Vor der Tür fand er Sebastian und Pitou, die ihn in einem Fiaker erwarteten.

»Sebastian,« sagte er, indem er ein kleines Fläschchen unter der Weste hervorzog, »gib der Gräfin von Charny dieses Fläschchen ... ich schicke es ihr.«

»Wie lange darf ich bei ihr bleiben, Vater?« fragte Sebastian.

»So lange wie du willst.«

Eine Viertelstunde nachher kam Sebastian zurück. – Gilbert sah ihn forschend an; er brachte das Fläschchen in demselben Zustande zurück, wie er es erhalten hatte.

»Was hat sie gesagt?« fragte Gilbert.

»Sie sagte: ‚Oh, nicht aus deiner Hand, mein Kind!' Dabei weinte sie.« »Dann ist sie gerettet«, sagte Gilbert. »Komm, lieber Sebastian.«

Er küßte seinen Sohn zärtlich – vielleicht zärtlicher als je zuvor.

Gilbert hatte seine Rechnung ohne Marat gemacht.

Acht Tage später erfuhr er, daß die Gräfin von Charny verhaftet und in das Gefängnis der Abbaye gebracht worden sei.

Achtundvierzigstes Kapitel

Zwischen der Nationalversammlung und der Gemeindebehörde bestand ein tiefes Zerwürfnis. Die Nationalversammlung war im Grunde nur ein Werkzeug in der Hand dieses Gemeinderates gewesen.

Die Nationalversammlung hatte dem König eine Zuflucht geboten; der Gemeinderat hätte den unglücklichen Monarchen gern in den Tuilerien überfallen und samt der Königin und dem Dauphin zwischen zwei Türen

erdrückt. Die Nationalversammlung vereitelte diesen Plan, dessen Gelingen, wie schändlich er war, vielleicht ein großes Glück gewesen wäre.

Die Nationalversammlung gab sich also durch den Schutz, den sie dem König, ja selbst dem Hofe gewährte, als royalistisch zu erkennen. Dieselbe Gesinnung zeigte sie durch den Beschluß, daß der König den Luxemburgpalast bewohnen solle.

Um zur Diktatur zu gelangen, mußte der revolutionäre Gemeinderat alle Absichten und Maßregeln der Nationalversammlung zu vereiteln suchen. Die letztere hatte dem König den Luxemburgpalast zur Wohnung bestimmt; der Gemeinderat erklärte, nicht für den König bürgen zu können, wenn Ludwig XVI. den Luxemburgpalast bewohnte.

Die Nationalversammlung wollte wegen einer so unbedeutenden Sache nicht mit dem Gemeinderat brechen; sie überließ ihm die Wahl der königlichen Residenz.

Der Gemeinderat wählte den Temple. Diese Wahl war seiner würdig. Denn der Temple war kein Palast – nein, ein Gefängnis, ein niedriger, düsterer Turm.

Am 13. August abends wurden der König, die Königin, Madame Elisabeth, die Prinzessin von Lamballe, Frau von Tourzel, Herr von Chamilly, Kammerdiener des Königs, und Herr Hue, Kammerdiener des Dauphin, in den Temple gebracht.

Ganz Paris schien voller Freude. Es waren freilich dreitausend Bürger gefallen, aber der König, der Fremdling, der Erzfeind der Revolution, der Verbündete des Adels und des Klerus – der König war ein Gefangener.

Als der König aus dem Wagen stieg, fand er Santerre, der zehn Schritte vom Kutschenschlage zu Pferde hielt.

Der König trat ein, und da er noch nicht wußte, welche Wohnung ihm angewiesen worden war, verlangte er die Gemächer des »Palastes« in Augenschein zu nehmen.

Die Munizipalbeamten sahen einander lächelnd an und führten ihn in allen Zimmern des Temple umher.

Um zehn Uhr war das Abendessen aufgetragen. – Während der Mahlzeit stand Manuel neben Ludwig XVI. Er war nicht mehr Diener, sondern Kerkermeister.

Um elf Uhr gab einer der Kommissare den Kammerdienern Befehl, das wenige Bettzeug zu nehmen und ihnen zu folgen.

»Wohin?« fragten die Kammerdiener.

»In die Schlafgemächer eurer Herrschaft«, antwortete der Kommissar; »der Palast ist nur die Wohnung für tagsüber.«

»Mein Gott!« sagte der Kammerdiener, »Sie werden uns doch nicht in diesen Turm führen?«

»Allerdings, die Zeit der Paläste ist vorüber. Du wirst jetzt sehen, wie man den Mörder des Volkes unterbringt!« Im ersten Stockwerk blieben die Kammerdiener stehen; aber der Mann mit der Laterne ging weiter hinauf. Im zweiten Stockwerke endlich schloß er eine im Seitengange befindliche Tür auf.

Man trat in ein Zimmer, das nur ein Fenster hatte und dessen Einrichtung aus drei bis vier Stühlen, einem Tisch und einem schlechten Bett bestand.

»Welcher von euch beiden ist der Bediente des Königs?« fragte der Munizipalbeamte.

»Ich bin sein Kammerdiener«, antwortete Chamilly.

Die beiden Diener ließen sich nicht abschrecken und begannen Zimmer und Bett zu reinigen.

Der König kam kurz darauf.

»Oh, Sire,« sagten sie, »welche Schmach!«

Ludwig XVI, blieb ganz gelassen, er sah sich um, aber sagte kein Wort.

Als das Bett gemacht war, legte er sich nieder und schlief so ruhig ein, als ob er in den Tuilerien gewesen wäre.

Die Wohnung der Königin bestand aus vier Zimmern.

Sie war etwas sauberer als das Zimmer des Königs. Es schien fast, als ob sich die neuen Machthaber des gegen den König gespielten Betruges schämten; denn Manuel erschien mit der Meldung, daß der Stadtbaumeister, der Citoyen Palloy, sich mit dem König verständigen werde, um die künftige Wohnung der königlichen Familie so bequem als möglich zu machen. – –

Am Abend des 10. August, als der Kanonendonner schwieg, als das Gewehrfeuer nach und nach erlosch, trug eine Schar trunkener, zerlumpter Leute den Mann der Finsternis, den Uhu mit den blitzenden Augen, den Propheten des Pöbels – den Unhold Marat auf den Armen ins Stadthaus.

Er ließ es ruhig geschehen, denn es war ja nichts mehr zu fürchten, der Sieg war entschieden, und die blutige Wahlstatt den Wölfen, Geiern und Raben preisgegeben. Der Pöbelhaufe hatte ihn hervorgezogen, als er eben den Kopf aus seinem Kellerloch steckte und lauschte – und nun nannte man ihn den Sieger des 10. August!

Die »Citoyens Sansculottes« setzten ihren Abgott Marat mitten im Gemeinderate ab; sein Anblick erregte bei einigen Gelächter, bei andern Widerwillen oder Entsetzen. Die letzteren hatten recht.

Die Nationalversammlung hatte das Gemetzel vom 10. August voller Schrecken mit angesehen, ohne es verhindern zu können. Danton hatte gesagt: »Wo die Tätigkeit der Justiz beginnt, muß die Rache des Volkes aufhören; ich übernehme daher vor der Nationalversammlung die Verpflichtung, die in ihrer Mitte befindlichen Personen zu beschützen; ich werde mich an ihre Spitze stellen, ich bürge für sie.«

So hatte Danton gesprochen, bevor Marat im Gemeinderat erschien. Nach seinem Erscheinen bürgte er für nichts mehr.

Lacroix, der vormalige Offizier, einer der hundert Riesenarme Dantons, bestieg die Tribüne und beantragte die Einsetzung eines Kriegsgerichtes, vor das Schweizer, Offiziere und Soldaten gestellt werden sollten. Der Nationalgardekommandant Santerre sollte die Mitglieder dieses Kriegsgerichtes ernennen.

Die Idee Lacroix' oder vielmehr Dantons war folgende: In das Kriegsgericht würde man natürlich Männer wählen, die gekämpft hatten, wer selbst Mut besitzt, weiß auch den Mut bei andern zu schätzen.

Daß es eine Maßregel der Milde und Menschlichkeit war, geht daraus hervor, daß der Gemeinderat sie zurückwies. Marat wollte kürzer verfahren, er verlangte Köpfe, nur Köpfe und immer wieder Köpfe ... Vernünftige Abgeordnete wehrten sich, man ging mit Bittschriften gegen sie vor.

Den Petitionen folgten Drohungen. Die Ausschußmänner erschienen an den Schranken und erklärten: »Wenn binnen drei Stunden der Direktor des Schwurgerichts nicht ernannt ist und die Geschworenen nicht in der Lage sind, ihre Tätigkeit zu beginnen, so wird großes Unglück über Paris kommen!«

Gegen diese letzte Drohung war kein Widerstand mehr möglich, die Nationalversammlung ernannte einen außerordentlichen Gerichtshof. Am 20. trat er zusammen und verurteilte einen Royalisten zum Tode.

Der Verurteilte wurde am Abend des 21. bei Fackelschein auf dem Karussellplatze mit der Guillotine hingerichtet. Diese erste Hinrichtung machte einen so furchtbaren Eindruck, daß selbst der Henker die Besinnung verlor. Als er das Haupt dieses ersten Verurteilten, der den grauenvollen Reigen eröffnete, dem Volke zeigte, schrie er laut auf, ließ den Kopf auf das Steinpflaster fallen und sank nieder. Seine Gehilfen hoben ihn auf, er war tot.

Neunundvierzigstes Kapitel

Die Ereignisse folgten nun mit reißender Schnelligkeit aufeinander.

Am 17. August hatte Lafayette einen Aufruf an die Armee erlassen und sie aufgefordert, die Verfassung wieder einzusetzen und dem König seine Freiheit und seine Rechte wiederzugeben.

Am 18. ging Lafayette über die Grenze; am 21. wurde Longwy von den Österreichern angegriffen.

Nach einem vierundzwanzigstündigen Bombardement ergab sich die Stadt; am andern Ende Frankreichs begann der Aufstand der Vendée, angeblich wegen der Eidesleistung der Priester.

Zugleich erließ die Nationalversammlung ein Gesetz, das alle nicht vereideten Priester aus Frankreich verbannte.

Amtliche Personen wurden zu Haussuchungen ermächtigt, die Güter der Ausgewanderten zum Verkauf ausgeboten. Der Gemeinderat hatte auf dem Karussellplatze eine Guillotine errichtet, die er bereits arbeiten ließ. Man bewilligte ihm täglich einen Kopf.

Unter dem Volke verbreitete sich das Gerücht von der Vereinigung der preußischen und österreichischen Heere und von der Einnahme der Stadt Longwy. Der vom Könige, von dem Adel und der Priesterschaft herbeigerufene Feind zog also gegen Paris und konnte, wenn er auf keine Hindernisse stieß, in sechs Tagemärschen da sein.

Der ungestüme, leidenschaftliche Danton erschien vor Wut schäumend in der Nationalversammlung. Er besteigt die Tribüne und verkündet mit Donnerstimme:

»Die Nation muß sich zu gemeinsamer, ungeheurer Anstrengung vereinigen, um die Despoten über unsere Grenzen zurückzutreiben; das Volk muß sich in Massen auf die Feinde stürzen, um sie mit einem einzigen

Schlage, zu vernichten: wir müssen alle Feinde der Nation zugleich in Fesseln legen, wir müssen sie unschädlich machen.«

Nie zuvor war ein Volk auf der Bahn des Todes so weit vorgerückt. Frankreich war aufgelöst, zerrüttet, verraten, verkauft, an die Schlachtbank ausgeliefert.

Aber endlich, als sie die Berührung der kalten Todeshand fühlte, scharte sich die französische Nation mit gewaltsamer Anstrengung zusammen und bildete einen Leben und Feuer sprühenden Vulkan. Die Flamme, die aus diesem Vulkan emporstieg, hat ein halbes Jahrhundert lang ihren hellen Schein über die Welt verbreitet.

Trotzdem wurde in Paris der Kampf immer heftiger. Der Gemeinderat griff in die Wirksamkeit der Nationalversammlung über. Er verhing die Todesstrafe und maßte sich zugleich das Begnadigungsrecht an, denn er hatte Chaumette ermächtigt, die Gefängnisse zu öffnen und die Gefangenen auf freien Fuß zu setzen.

Huguenin, der Präsident des Gemeinderats, sollte zur Verantwortung gezogen werden.

Zwei Stunden, nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, stellte Tallien, ein unbedeutender Schreiber, in der Sektion der Thermen den Antrag, gegen die Sektion der Lombards zu ziehen.

Das war in der Tat der Bürgerkrieg; denn hier war nicht das Volk gegen den Monarchen, nicht der Handels- und Gewerbestand gegen den Adel, nicht die Strohhütte gegen das prächtige Schloß, sondern eine Sektion gegen die andere, Pike gegen Pike, Bürger gegen Bürger.

Zugleich nahmen Marat und Robespierre das Wort; Marat verlangte die Niedermetzelung der ganzen Nationalversammlung. Dieses Verlangen überraschte nicht; man war schon gewöhnt, derlei Anträge aus seinem Munde zu hören.

Der schlaue, arglistige Robespierre hingegen verlangte, man solle zu den Waffen greifen und sich nicht nur verteidigen, sondern sogar angreifen.

Robespierre mußte den Gemeinderat für sehr stark halten, um einen solchen Antrag zu wagen.

Er täuschte sich nicht; der Gemeinderat besaß große Gewalt, denn der Gemeindeschreiber Taillen begab sich in derselben Nacht mit dreitausend Bewaffneten in die Nationalversammlung.

»Nur die Stadt Paris«, sagte er, »hat die Versammlung zum Range von Repräsentanten eines freien Volkes erhoben; der Gemeinderat hat das Dekret gegen die widerspenstigen Priester erwirkt, er hat die Männer verhaftet, an die niemand Hand anzulegen wagte; der Gemeinderat«, setzte er hinzu, »wird in kurzem den Boden der Freiheit ganz von ihnen befreien.«

Die Nationalversammlung setzte sich zur Wehr; Manuel, der Prokurator des Gemeinderats, sah ein, daß man zu weit ging; er ließ Tallien verhaften und verlangte, daß Huguenin der Nationalversammlung Genugtuung gebe.

Gegen sechs Uhr erhielt die Nationalversammlung die Kunde von einer großen Bewegung in den Umgebungen der Abbaye. Man hatte einen Herrn von Montmorin freigesprochen. Das Volk glaubte, er hätte die Pässe unterzeichnet, mit denen Ludwig XVI. den Fluchtversuch gemacht hatte, und begab sich in Massen vor das Gefängnis; es drohte, selbst Justiz zu üben, wenn man Herrn von Montmorin nicht mit dem Tode bestrafe. Die ganze Nacht hindurch war in den Straßen von Paris eine furchtbare Gärung. Man ahnte, daß das unbedeutendste Ereignis, das am folgenden Tage diese Gärung vermehren würde, eine ungeheure Ausdehnung bekommen müsse.

Fünfzigstes Kapitel

Nach dem 10. August war ein besonderer Gerichtshof eingesetzt worden, um die in den Tuilerien begangenen Diebstähle zu ermitteln.

Auch unser alter Bekannter Beausire, vormaliger Gefreiter, war mit vielen andern Leuten in die Tuilerien gegangen; keineswegs wegen seiner patriotischen Gefühle; nein, Beausire wollte sehen, ob die, die den Thron verloren, nicht zugleich einige tragbare und leicht in Sicherheit zu bringende Kleinodien verloren hatten.

Um jedoch den Schein zu retten, hatte Beausire eine rote Jakobinermütze aufgesetzt, einen langen Schleppsäbel umgeschnallt und Hemd und Hände mit Blut besudelt.

Zum Unglück für ihn befand sich in den Tuilerien ein Mann, der nicht schrie, nicht unter die Betten schaute und keine Schränke öffnete. Er ging in den Gemächern auf und ab; von Zeit zu Zeit stand er still und sagte: »Vergeßt nicht, Bürger, die wehrlosen Frauen und die Wertgegenstände unberührt zu lassen!«

Gegen halb zehn Uhr sah Pitou, der den Wachtposten in der großen Halle kommandierte, einen riesigen Mann von der Treppe herunterkommen. Der letztere redete ihn an, als ob er den Auftrag erhalten hätte, Ordnung in die Verwirrung zu bringen und die Rache in Gerechtigkeit zu verwandeln.

»Kapitän, Sie werden sogleich einen Mann mit einer roten Mütze auf dem Kopf herunterkommen sehen. Verhaften Sie ihn und lassen Sie ihn durchsuchen, er hat einen Brillantschmuck gestohlen.«

»Sehr wohl, Herr Maillard«, antwortete Pitou, militärisch salutierend.

Beausire kam wirklich die große Treppe herunter und rief, seinen Säbel schwenkend: »Es lebe die Nation!«

Pitou gab seinen beiden Untergebenen Tollier und Maniquet einen Wink. Beausire bemerkte dies, blieb stehen und machte Miene, umzukehren.

»Halt,« sagte Pitou, »hier geht der Weg!«

»Sagen Sie, Kamerad, ist der Weg hier frei?«

»Ja, der Weg ist frei,« antwortete Pitou, »aber vorher muß sich jeder durchsuchen lassen.«

»Einen Patrioten, einen Sieger, einen Mann, der viele Aristokraten niedergesäbelt hat, will man durchsuchen?«

»So lautet der Befehl«, sagte Pitou. »Stecken Sie daher Ihren Säbel ein, Kamerad, ich würde sonst genötigt sein, Gewalt zu gebrauchen.«

»Gewalt!« erwiderte Beausire. »So sprichst du, weil du zwanzig Mann unter deinem Befehl hast.«

»Wenn wir beide allein wären,« unterbrach ihn Pitou, »würde ich's geradeso machen wie jetzt: ich würde dich fassen, dir den Säbel entreißen und ihn unter meinen Füßen zerbrechen, weil er von einem Diebe getragen worden ist.«

»Ein Dieb!« rief der Mann mit der roten Mütze; »ich, Herr von Beausire – ein Dieb!«

»Durchsucht ihn!« sagte Pitou.

»Gut, durchsucht mich!« erwiderte Beausire, die Arme ausstreckend.

Dieser Erlaubnis bedurfte es nicht, um die Durchsuchung vorzunehmen; aber zum größten Erstaunen Pitous fand man in den Taschen des vormaligen Gefreiten nichts als ein beschmutztes Spiel Karten und elf Sous.

»Gehen Sie,« sagte Pitou, »Sie sind frei.«

Maillard kam die Treppe herunter.

»Nun,« fragte er, »haben Sie etwas gefunden?«

»Nein«, antwortete Pitou.

»Dann bin ich glücklicher gewesen als Sie. Sehen Sie, ich habe den Brillantschmuck gefunden, aber der Spitzbube hat etwas gemerkt und die Diamanten herausgebrochen. Er hat sie so versteckt, daß wir sie nicht gefunden haben. – Ich will die Sache ins reine bringen«, fuhr Maillard fort und setzte seine langen Beine in Bewegung, um den ehrenwerten Herrn von Beausire zu verfolgen. Aber dieser war längst verschwunden, als Maillard auf die Straße trat.

Da der Verfolger sein Opfer nicht mehr fand, machte er einem befreundeten Apotheker in dessen Laden einen Besuch.

Als er etwa eine Viertelstunde da war, erschien eine Frau von sieben- bis achtunddreißig Jahren, die unter ihrem zerlumpten Kleid noch einige Spuren früheren Reichtums bewahrte.

Maillard sah die Eintretende an und wurde durch ihre auffallende Ähnlichkeit mit der Königin überrascht.

»Mein Mann ist krank,« sagte sie, »ich brauche ein Abführmittel für ihn, aber es darf nicht mehr als elf Sous kosten.«

Diese letzten Worte erregten die Aufmerksamkeit Maillards.

»Warum darf's nicht mehr als elf Sous kosten?« fragte der Apotheker.

»Weil mir mein Mann nicht mehr geben konnte.«

Maillard, der nie zerstreut war, widmete der Unbekannten seine ganze Aufmerksamkeit.

Nach einer Weile stand er auf und zog den Apotheker beiseite.

»Haben Sie bemerkt?« fragte er seinen Freund.

»Was denn?« fragte dieser.

»Die Ähnlichkeit der Frau, die eben fortging.«

»Mit der Königin«, sagte der Apotheker lachend. »Es ist eine historische Ähnlichkeit. Die Frau lebt mit einem vormaligen Gefreiten, nachmaligen Gauner und geheimen Kundschafter namens Beausire zusammen.«

»Was sagen Sie?« sagte Maillard, der auffuhr, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte. »Und für ihn hat sie das Abführmittel geholt ... Wenn ich nur wüßte, wo er wohnt.«

»Er wohnt in der Judenstraße Nummer sechs, wenige Schritte von hier.«

»Sagen Sie, in welcher Zeit wird Ihre Arznei wirken?«

»Nicht vor zwei Stunden.«

»Das ist mir lieb, dann habe ich Zeit. Adieu, lieber Freund.«

Maillard begab sich wieder in die Tuilerien, ließ sich zwei Soldaten geben und ging mit diesen nach der Judenstraße 6.

Hier versuchte Maillard die Tür zu öffnen; aber der Riegel war vorgeschoben.

»Wer ist da?« fragte die schleppende Stimme der Demoiselle Oliva.

»Im Namen des Gesetzes, machen Sie auf«, antwortete Maillard.

Als Maillard eben zum zweiten Male anklopfen wollte; tat sich die Tür auf.

Beausire lag im Bett, und auf dem Nachttische bemerkte Maillard zu seiner größten Befriedigung die leere Medizinflasche.

Man wartete die Wirkung ab, die pünktlich eintraf; das Resultat war höchst befriedigend: Beausire hatte für etwa hunderttausend Franken Diamanten verschluckt.

Das Schwurgericht verurteilte den Dieb zum Tode am Galgen.

Einundfünfzigstes Kapitel

»Herr Gilbert, der Wagen hält vor der Tür.«

Gilbert nahm seinen Hut, knöpfte seinen Überrock zu und wollte fortgehen. Aber vor der Tür seiner Wohnung stand ein Mann, der in einen Mantel gehüllt war und den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte.

Gilbert trat einen Schritt zurück, aber eine sanfte, freundliche Stimme redete ihn an: »Ich bin's, Gilbert.«

»Cagliostro!« rief der Doktor.

»Da haben wir's! Sie vergessen, daß ich Baron Zannone heiße. Für Sie freilich, lieber Gilbert, bin ich, wie ich wenigstens hoffe, noch immer Joseph Balsamo.«

»Oh, jawohl,« erwiderte Gilbert; »ich wollte soeben zu Ihnen ....«

»Ich dachte es mir wohl«, sagte Cagliostro. »Sagen Sie, was wollen Sie bei mir?«

»Setzen Sie sich, Meister«, sagte Gilbert, der mit Cagliostro wieder ins Haus gegangen war.

Cagliostro setzte sich.

»Es stehen uns schreckliche Dinge bevor, nicht wahr?« fragte Gilbert.

»Wer kann es ändern? Das Schreckliche wird zuweilen notwendig. Ich sagte ja, daß wir eine Revolution machen würden, wenn der König und die Königin samt dem Adel Widerstand leisteten.«

»Ja, Sie haben recht,« erwiderte Gilbert, »die Revolution ist da.«

»Aber noch nicht zu Ende«, entgegnete Cagliostro. »Erinnern Sie sich noch, daß ich Ihnen von einem Instrument erzählt habe, das der Doktor Guillotin erfunden hat? Sie können es jetzt auf dem Karussellplatze sehen.

»Ja,« erwiderte Gilbert, »und es scheint noch nicht schnell genug zu arbeiten, denn man will ihm ja mit Säbeln, Piken und Dolchen zu Hilfe kommen.«

»Hören Sie,« sagte Cagliostro, »es ist nicht zu verkennen, daß wir es mit halsstarrigen Leuten zu tun haben. Man gibt den Aristokraten, dem Hofe, dem Könige, der Königin alle möglichen Winke, und es nützt nichts; man erstürmt die Bastille, und es nützt nichts; man macht den fünften und sechsten Oktober, und es nützt nichts; man macht den zwanzigsten Juni, und es nützt nichts, den zehnten August, und es nützt nichts. Man bringt den König in den Temple, man steckt die Aristokraten in die Abbaye und füllt alle Gefängnisse von Laforce und Bicêtre, und es nützt nichts. Der

König in seiner Zwingburg freut sich, daß Longwy in der Gewalt der Preußen ist; die Aristokraten in der Abbaye lassen den König und die Preußen hochleben und trinken Champagner vor den Augen des Volkes, das nur Wasser zu trinken hat, sie schmausen Trüffelpasteten angesichts der Armen, die kein Brot zu essen haben. – Es muß ein Ende gemacht werden ...«

»Was meinen Sie?« fragte Gilbert, »womit soll ein Ende gemacht werden?«

»Mit dem König, mit der Königin, mit den Aristokraten; man muß sie vor Gericht stellen, verurteilen und öffentlich hinrichten, wie man's mit Karl I. gemacht hat. Aber die übrigen muß man aus dem Wege räumen, Doktor, und je eher, je lieber.«

Gilbert war außer sich. Nach einer Weile sagte er:

»Ich will eine Frau retten, die wir nicht sterben lassen dürfen.«

»Du meinst die Gräfin von Charny.«

»Ich will die Mutter Sebastians retten.« »Du weißt, daß Danton als Justizminister die Schlüssel des Gefängnisses hat.«

»Jawohl, aber ich weiß auch, daß Sie dem Justizminister sagen können: Schließen Sie diese Tür auf!«

Cagliostro trat an den Schreibtisch, schrieb auf ein kleines Stück Papier einige kabbalistische Zeichen und reichte Gilbert den Zettel.

»Hier, mein Sohn,« sagte er, »geh zu Danton und verlange von ihm, was du willst.«

Gilbert stand auf und eilte zu Danton.

Dieser kannte den berühmten Arzt vom Ansehen und dem Namen nach. Er ging ihm entgegen.

»Sie kommen wie gerufen, Doktor.«

Der Doktor begrüßte Danton und verneigte sich, als er hinter dem letzteren eine Dame bemerkte, die weinte.

»Das ist meine Frau«, setzte Danton, hinzu. »Sie glaubt, ich sei als Justizminister stark genug, Marat und Robespierre und den ganzen Gemeinderat an Mord und Blutvergießen zu hindern.«

Gilbert sah Madame Danton an. Diese stand mit gefalteten Händen da und weinte.

»Madame,« sagte Gilbert, »wollen Sie mir erlauben, diese mitleidigen Hände zu küssen?«

»Da bekommst du ja ganz unerwartet Verstärkung!« sagte Danton.

»Oh, mein lieber Herr,« schluchzte die arme Frau, »sagen Sie ihm doch, daß sein ganzes Leben mit Blut befleckt bleibt, wenn er das Blutbad zugibt.«

»Wenn es weiter nichts wäre,« erwiderte Gilbert, »wenn dieses Blutbad auf der Stirn eines einzigen bleiben müßte, dann wäre es nichts; was liegt an dem Leben, an der Ehre eines einzigen Bürgers. Aber durch eine solche Tat wird ganz Frankreich gebrandmarkt.«

»Gilbert,« sagte Danton, »wenn der Vesuv Feuer speit, so nennen Sie mir einen Mann, der stark genug wäre, die strömende Lava aufzuhalten.« »Wenn man Danton heißt, fragt man nicht, wo ein solcher Mann zu finden ist, man sagt: Hier ist er, und handelt.«

»Gut,« sagte Danton, »ich werde mein Glück versuchen. Ob es gelingt, weiß keiner ... Herr Gilbert, Sie haben ein Anliegen; womit kann ich Ihnen dienen?«

Gilbert zog den Zettel, den ihm Cagliostro gegeben hatte, aus der Tasche.

»Ah! Sie kommen auf seine Empfehlung«, sagte Danton; »was wünschen Sie?«

»Die Freiheit der Gräfin von Charny, die in der Abbaye gefangen sitzt.«

Danton nahm ein Blatt Papier und schrieb sogleich den Freilassungsbefehl aus.

Gilbert verneigte sich und begab sich mit dem kostbaren Papier, das der Gräfin von Charny das Leben wiedergab, in die Abbaye.

Er folgte dem Schließer eine drei Stockwerk hohe Wendeltreppe hinauf und trat in ein kleines Zimmer, in dem eine Lampe brannte.

Der Schließer hatte die Tür hinter dem Doktor zugezogen und blieb draußen stehen.

»Frau Gräfin ...« sagte Gilbert nach einer Weile.

»Sie sind's, Herr Gilbert?« fragte Andrea; »was wollen Sie von mir?«

»Madame,« erwiderte Gilbert, »es gehen unheimliche Gerüchte; man sagt, man werde morgen die Gefängnisse ...«

»Ja,« unterbrach ihn die Gräfin, »man will uns morden ... Aber Sie wissen ja, Herr Gilbert, daß ich auf den Tod vorbereitet bin.«

Gilbert verneigte sich. »Ich bin gekommen, um Sie abzuholen, Madame«, sagte er. »Sie sind frei.« Dabei reichte er ihr den Freilassungsbefehl.

Die Gräfin gab keine Antwort, sie zerriß das Schreiben Dantons in vier Stücke und warf es ins Feuer. Gilbert schrie laut auf.

»Ich will sterben«, sagte Andrea. »Ich habe nur eine Bitte: suchen Sie meine Leiche vor Beschimpfungen zu schützen. Mein Gemahl ruht in der Gruft seines Schlosses Boursonne. Dort habe ich die einzigen glücklichen Tage meines Lebens zugebracht, und ich wünsche an Charnys Seite zu ruhen.

»Gut, Madame, Sie haben Ihren Willen ausgesprochen, ich muß gehorchen.«

Was Danton erwartet hatte, trat ein; sein Antrag wurde abgelehnt.

Der Gemeinderat wollte Blutvergießen und Diktatur. Er entschied sich für die Ernennung eines Aufsichtskomitees.

Um zehn Uhr war dieses Mordkomitee zusammengetreten und erließ sofort den Befehl, vierundzwanzig Gefangene aus der Mairie in die Abbaye. zu bringen. Unter diesen befanden sich neun Geistliche.

Man ließ sie durch die aus Marseille und Avignon herübergekommenen Verbündeten aus ihren Gefängnissen holen und in sechs Wagen fortschaffen. Das Zeichen der Abfahrt wurde durch einen Schuß der Lärmkanone gegeben.

Anfangs blieben die Unglücklichen in den Kutschen unbehelligt; aber bald wurde von ihren vermeintlichen Beschützern das Volk gegen sie aufgereizt.

»Sehet,« sagten sie zu den mit jeder Minute anschwellenden Scharen, »da sind die Verräter, die es mit den Preußen halten! Da sind die Schurken, die dem Feinde unsere Städte übergeben, die eure Weiber und Kinder morden, wenn ihr sie zurücklaßt, während ihr an die Grenze marschiert!«

Doch alles blieb vorläufig fruchtlos.

Der Zug bewegte sich langsam über die Pont-Neuf, die Rue Dauphin, und man hatte weder die Geduld der Gefangenen ermüdet noch das Volk zum meuchlerischen Angriff aufgestachelt. Man war der Abbaye schon ziemlich nahe, die kurze Zeit, die noch übrig war, mußte benutzt werden, wenn der Höllenplan nicht scheitern sollte.

Der Zufall kam den heimtückischen Anschlägen zu Hilfe. Eben langte der Zug an einem Schaugerüst an, wo Freiwillige angeworben wurden. Es war ein starkes Gedränge. Die Wagen mußten anhalten.

Ein Mann stürzte mit gezogenem Säbel herbei, stieg auf den Tritt des ersten Wagens und stieß seinen Säbel aufs Geratewohl in den Wagen. Die Klinge war rot von Blut, als er sie wieder hervorzog.

Einer der Gefangenen trug einen Stock, mit dem er die Stöße abzuwehren suchte. Er traf einen Mann von der Eskorte.

»Oh, ihr Schurken!« rief dieser mit erheuchelter Entrüstung; »wir beschützen euch, und ihr schlagt uns! ... Her, Kameraden!«

Ein paar Spießgesellen, die auf diesen Ruf längst gewartet hatten, stürzten aus der Menge heraus und stießen mit ihren Piken blindlings in das Wageninnere. Man hörte das Geschrei der Insassen und sah bald das Blut der Getroffenen durch den Kutschenboden auf das Straßenpflaster fließen.

Das Blutvergießen hatte begonnen und war nun nicht mehr aufzuhalten. Dem erbitterten Pöbel ging es wie einem Tiere, das durch Blutgeruch rasend wird und selbst nach Blut lechzt. Die Greuel der vier Septembertage nahmen unaufhaltsam ihren Fortgang.

Gegen vier Uhr vernahm man innerhalb der düsteren Gefängnismauern das Toben der sich heranwälzenden Menge. Bald darauf hörte man den Ruf: »Die Schweizer! Die Schweizer!«

In der Abbaye waren etwa hundertfünfzig Schweizer untergebracht. Man hatte sie am 10. August mit größter Mühe in Sicherheit gebracht. Der Gemeinderat wußte, wie sehr das Volk die roten Uniformen haßte. Das Volk war daher nicht besser in Wut zu bringen, als wenn man die Schweizer vorschob und mit ihnen den Anfang machen ließ. Man brauchte etwa zwei Stunden, um diese hundertfünfzig Unglücklichen niederzumachen.

Dann sollten die Priester an die Reihe kommen; sie waren bereit zu sterben, verlangten aber zu beichten.

Das Volk bewilligte ihnen eine zweistündige Frist.

Wozu wurden diese zwei Stunden benutzt? Zur Bildung eines Tribunals. – Wer bildete es, wer führte den Vorsitz? Maillard.

Maillard wollte die Aristokraten über die Klinge springen lassen, aber dies sollte mit Beobachtung gewisser Formen geschehen. Das Volk sollte das Urteil sprechen, denn das Volk betrachtete er als den einzigen untrüglichen Richter.

Bevor Maillard sein Tribunal einsetzte, waren bereits zweihundert Personen niedergemetzelt worden.

Das Tribunal hielt seine erste Sitzung in der Abbaue ab. Um einen großen Tisch saßen zwölf Männer, die an ihren roten Mützen und an ihrer nachlässigen Kleidung leicht als Leute aus dem Volke zu erkennen waren. Auf dem Tische lagen Säbel, Degen und Pistolen.

Diese Männer waren die Richter, die über Leben und Tod der in den Kerkern befindlichen Gefangenen entschieden. Ihre Urteile, gegen die keine Berufung stattfand, wurden auf der Stelle vollstreckt; denn die mit Säbeln, langen Messern und Piken bewaffneten Henker warteten in dem von Blut triefenden Hofe.

Maillard führte den Vorsitz. Er war plötzlich in der Abbaye erschienen, hatte sich das Gefangenbuch bringen lassen, hatte aus dem Volkshaufen aufs Geratewohl zwölf Richter genommen und sich mit ihnen an den Tisch gesetzt.

Maillard las den Namen vor, die Schließer holten den Gefangenen; der Vorsitzende las aus dem Register die mit seiner Verhaftung verknüpften Umstände vor; der Gefangene erschien; Maillard sah seine Kollegen fragend an; lautete das Urteil auf Tod, so sagte er ganz kurz: »Nach La Force.« Die äußere Tür tat sich auf, und der Verurteilte fiel unter den Streichen der Mordknechte.

Wurde der Gefangene freigesprochen, so stand der kolossale schwarze Mann auf, legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte: »Man lasse ihn frei!«

In dem Augenblick, als Maillard vor der Abbaye angekommen war, hatte ihn ein Mann angeredet. Maillard hatte ihn sogleich erkannt und sich ehrerbietig vor ihm verneigt. Dann hatte er ihn in das Gefängnis geführt und ihm einen Platz in einem Winkel angewiesen mit den Worten: »Hier warten Sie, und wenn die Person, für die Sie sich interessieren, hereingeführt wird, geben Sie mir ein Zeichen.«

Der Mann stand seit dem Abend, als das Tribunal seine Sitzungen begonnen hatte, stumm und unbeweglich und wartete.

Es war Gilbert.

Am frühen Morgen war eine Pause eingetreten. Von drei bis sechs Uhr hatten die Richter samt ihren Henkern eine kurze Ruhe genossen. Um sechs Uhr hatten sie gefrühstückt.

In diesen drei Stunden hatte man die Toten fortgeschafft. Der Hof war mit einer drei Zoll dicken Schicht geronnenen Blutes bedeckt, auf der die Füße ausglitten, und da das Waschen zu lange gedauert haben würde, so hatte man den ganzen Hof mit Stroh belegt und über das Stroh die Kleider der Schlachtopfer, insbesondere der Schweizer, gebreitet. Das Blut würde von dem Stroh und den Kleidern aufgesogen.

Gegen halb sieben Uhr morgens begann man wieder neue Gefangene vorzurufen, das Schreien und Lärmen nahm wieder seinen Anfang.

Es verstrichen zwei Stunden. Endlich sagte Maillard mit gleichgültiger Stimme:

»Andrea de Faverney, Gräfin von Charny.« Als Gilbert diesen Namen hörte, fühlte er seine Knie wanken und seine Pulse stocken. Es sollte ja über ein Leben abgesprochen werden, das in seinen Augen wichtiger war als sein eigenes.

»Bürger,« sagte Maillard, »die Person, die jetzt erscheinen wird, ist eine Unglückliche, die vormals der Österreicherin ergeben war, aber von ihr nur Undank geerntet hat. Sie hat alles verloren, ihr Vermögen, ihren Gatten. Ihr werdet sie in Trauerkleidern sehen, und wem verdankt sie diese Trauer? Den Gefangenen im Temple ... Dieser Frau müßt ihr das Leben schenken.«

Die Mitglieder des Tribunals gaben ihre Zustimmung durch Kopfnicken zu erkennen.

Die Tür tat sich auf, und man bemerkte draußen im Gange eine schwarzgekleidete, verschleierte weibliche Gestalt. Sie trat allein und festen

Schrittes ein. Man hätte sie für eine Erscheinung aus der Welt der Toten halten können.

Die Beisitzer des Blutgerichts schauderten. – Sie trat bis an den Tisch und schlug ihren Schleier auf.

Die Gräfin war in diesem Augenblick die vollendetste Schönheit, die das Auge eines Mannes jemals erblickt hat; aller Blicke waren auf sie gerichtet. Gilbert lauschte in atemloser Spannung.

Ohne die Anrede Maillards abzuwarten, sagte sie mit sanfter und doch fester Stimme zu ihm:

»Sie sind der Präsident?«

»Ja«, antwortete Maillard erstaunt.

»Ich bin die Gräfin von Charny, Gattin des Grafen von Charny, der an dem verwünschten zehnten August gefallen ist; ich bin eine Aristokratin, eine Freundin der Königin. Ich habe den Tod verdient und suche ihn.«

Die Beisitzer des Blutgerichts vermochten ihr Erstaunen nicht zu unterdrücken, Gilbert erblaßte und zog sich so weit wie möglich in den Winkel zurück, um den Blicken der Gräfin zu entgehen. Maillard sagte: »Diese Frau ist wahnsinnig, der Tod ihres Mannes hat ihren Geist zerrüttet. Über Wahnsinnige hält das Volk kein Gericht.«

Er stand auf und wollte der Gräfin die Hand aufs Haupt legen. Aber Andrea wehrte ab.

»Ich habe meinen vollen Verstand«, sagte sie; »wenn Sie jemanden begnadigen wollen, so lassen Sie andere frei, die um Gnade bitten und Gnade verdienen. Ich verdiene keine Gnade und weise sie zurück.«

Maillard sah sich nach Gilbert um. Der Doktor stand mit gefalteten Händen in seinem dunklen Winkel.

»Diese Frau ist wahnsinnig«, wiederholte er; »man lasse sie frei!«

Er gab einem Beisitzer einen Wink, sie hinauszuführen und in Sicherheit zu bringen.

»Platz da!« rief der Mann den Bewaffneten zu; »sie ist unschuldig.

Man trat auf beiden Seiten zurück, um Andrea durchzulassen; Säbel, Piken und Pistolen senkten sich vor diesem Marmorbilde.

Aber als sie zehn Schritte gegangen war und während ihr Gilbert durch das Gitterfenster nachschaute, stand die Gräfin still.

»Es lebe der König!« rief sie; »es lebe die Königin! ... Ewige Schmach dem zehnten August!«

Gilbert war wie vom Donner gerührt; er eilte mit einem Schrei des Schreckens in den Hof.

Er hatte eine Säbelklinge glänzen gesehen, aber schnell wie der Blitz war die Klinge in der Brust der Gräfin verschwunden.

Er kam zeitig genug, um die Niedersinkende in seine Arme zu nehmen.

Andrea richtete ihren erlöschenden Blick auf ihn und erkannte ihn.

»Ich sagte es Ihnen ja«, stammelte sie.

»Dann setzte sie mit kaum vernehmlicher Stimme hinzu: »Wenden Sie Sebastian Ihre ganze Liebe zu ... Und gedenken Sie Ihres Versprechens ... an seiner Seite ... an der Seite meines Olivier, meines Gatten ... auf ewig!«

Dies waren die letzten Worte. Sie verschied.

Gilbert nahm sie in seine Arme und hob sie von der Erde auf.

Fünfzig entblößte, mit Blut bespritzte Arme erhoben sich drohend gegen ihn. Aber Maillard erschien hinter ihm, hielt ihm die Hand über den Kopf und sagte:

»Laßt den Bürger Gilbert durch, er trägt die Leiche einer armen Wahnsinnigen fort, die durch ein Mißverständnis ums Leben gekommen ist.«

Zweiundfünfzigstes Kapitel

Die Lage war bedenklich; Longwy war gefallen, Verdun in der größten Gefahr, der Feind nur noch fünfzig Meilen von Paris entfernt; der König und die königliche Familie waren daher kostbare Geiseln, die den entschiedensten Gegnern der Revolution das Leben sicherten.

Es wurden Kommissare in den Temple geschickt. Fünfhundert Soldaten wären nicht imstande gewesen, dieses Gefängnis zu bewachen; ein Kommissar ersann ein wirksameres Mittel als alle Piken und Bajonette in Paris: den Temple mit einem dreifarbigen Bande zu umgeben und folgende Inschrift daraufzusetzen: »Bürger, achtet diese Schranken, sie sind notwendig für unsere Überwachung und für unsere Verantwortlichkeit.«

Sonderbare Zeit, in der man starke Türen einschlug, Eisengitter zertrümmerte – und vor einem Bande zurückwich! Das Volk kniete vor dem dreifarbigen Bande nieder und küßte es.

Am 2. September speiste der König zur gewohnten Stunde; nach dem Essen begab er sich, wie gewöhnlich, mit der Königin, Madame Elisabeth, Madame Royale und dem kleinen Dauphin in den Garten.

Während des Spaziergangs wurde das Schreien und Lärmen draußen immer heftiger. Es war etwa drei Uhr, eben wurde mit der Ermordung der aus dem Stadthause zur Abbaye gebrachten Gefangenen der Anfang gemacht.

Kaum war die königliche Familie wieder in dem Zimmer der Königin versammelt, so erschienen zwei Munizipalbeamte; der eine, ein vormaliger Kapuziner namens Mathieu, trat auf den König zu und sagte:

»Sie wissen nicht, was vorgeht? Das Vaterland ist in der größten Gefahr.«

»Wie kann ich hier etwas erfahren?« erwiderte der König; »ich bin ja im Gefängnis, und niemand wird zu mir gelassen!«

»Nun, dann will ich Ihnen sagen, was Sie nicht wissen: Der Feind ist in die Champagne eingerückt, der König von Preußen marschiert gegen Châlons.«

Die Königin konnte eine Äußerung der Freude nicht unterdrücken. Der Munizipalbeamte bemerkte dies.

»O ja,« sagte er, sich zu Marie Antoinette wendend, »wir wissen wohl, daß wir samt unseren Frauen und Kindern umkommen werden; aber Sie haben alles zu verantworten, Sie werden vor uns sterben, dem Volke muß Genugtuung werden!«

»Wir sind in Gottes Hand«, antwortete der König; »ich habe für das Volk alles getan und habe mir nichts vorzuwerfen.«

Derselbe Munizipalbeamte wandte sich nun zu dem Kammerdiener Hue, der nahe an der Tür stand.

»Dich«, sagte er, »habe ich im Auftrage des Gemeinderats zu verhaften.«

»Hue!« sagte der König; »was hat er denn getan?«

»Das kümmert mich nicht; aber er wird heute abend abgeführt und seine Papiere versiegelt werden.« – Dann sagte er beim Fortgehen zu Clery: »Nehmen Sie sich in acht! Es wird Ihnen ebenso gehen, wenn Sie Winkelzüge machen.«

Am folgenden Tage, dem 3. September, war Ludwig XVI. um elf Uhr morgens mit seiner Familie in dem Zimmer der Königin. Ein Munizipalbeamter erschien und gab Clery Befehl, sich in das Zimmer des Königs zu begeben.

Manuel war da, und bei ihm befanden sich einige Mitglieder des Gemeinderats. In allen Gesichtern war eine große Unruhe bemerkbar.

»Was sagt der König zu der Verhaftung seines Kammerdieners?« fragte Manuel.

»Seine Majestät ist sehr besorgt«, antwortete Clery.

»Es wird ihm nichts geschehen«, antwortete Manuel; »ich habe indes Auftrag, dem König zu sagen, daß er nicht wiederkommen wird; sagen Sie ihm, daß ihm der Gemeinderat einen andern Kammerdiener schicken wird.«

»Es ist nicht mein Amt, den König zu betrüben,« antwortete Clery; »verschonen Sie mich daher mit dieser Botschaft, die ihm sehr unangenehm sein wird.«

Manuel sann eine kleine Weile nach. – »Es ist gut,« sagte er endlich, »ich will zur Königin gehen.«

Er ging sogleich hinunter und fand den König.

Ludwig XVI. hörte die Nachricht, die ihm der Gemeindeprokurator zu melden hatte, mit seiner gewohnten Ruhe an. Dann erwiderte er:

»Gut, ich danke Ihnen; ich werde mich durch den Kammerdiener, meines Sohnes bedienen lassen, und wenn's der Gemeinderat nicht erlaubt, so bediene ich mich selbst.«

»Haben Sie sich über etwas zu beschweren?« fragte Manuel.

»Es fehlt uns an Wäsche«, sagte der König.

Um ein Uhr äußerte der König den Wunsch, einen Spaziergang zu machen. Die Munizipalbeamten verweigerten die Erlaubnis. Um zwei Uhr setzte sich die königliche Familie zu Tisch. Nach einer Weile hörte man Trommelwirbel und lautes Getümmel, welches dem Temple immer näher kam.

Die königliche Familie begab sich in das Zimmer der Königin. –Der Lärm kam immer näher.

Was hatte dieses Schreien und Toben zu bedeuten? Die Gefangenen in La Force wurden niedergemetzelt wie in der Abbaye. Dort führte Hébert den Vorsitz, wie hier Maillard; das Gemetzel war in La Force noch furchtbarer als in der Abbaye.

Unter den dortigen Gefangenen war die unglückliche Prinzessin von Lamballe, die treueste Freundin der Königin. Die Erbitterung gegen sie war außerordentlich groß; man nannte sie die Ratgeberin der Österreicherin.

Die Prinzessin war nach England gegangen, sie hätte dort bleiben und in Ruhe leben können, aber als sie von dem Angriff auf die Tuilerien erfuhr, kam sie nach Paris zurück, um ihren Platz bei der Königin wieder einzunehmen.

An diesem Morgen erschienen zwei Nationalgardisten in ihrer Zelle.

»Stehen Sie auf,« sagte der eine zu der Prinzessin, »Sie müssen zur Abbaye gehen.«

»Ach, meine Herren,« erwiderte sie, »es ist mir unmöglich, das Bett zu verlassen; ich bin so schwach, daß ich nicht gehen kann.«

Dann setzte sie mit kaum verständlicher Stimme hinzu: »Sie können mich ja so gut hier umbringen wie anderswo.«

Einer der beiden neigte sich zu ihr und sagte leise, während der andere an der Tür lauschte:

»Gehorchen Sie, Madame; wir wollen Sie retten!«

»Dann entfernen Sie sich,« antwortete die Gefangene, »ich will mich ankleiden.«

Als sie aus der Tür trat, stand sie vor dem Blutgericht!

Hébert führte, wie schon erwähnt, den Vorsitz.

Bei dem Anblick der Männer, die mit aufgeschlagenen Hemdärmeln um den Tisch saßen, und ihrer mit Blut bespritzten Helfershelfer, die zur Vollziehung der Urteile bereit waren, fiel sie in Ohnmacht. Sie wurde dreimal befragt, aber sie sank jedesmal bewußtlos nieder, ohne antworten zu können.

»Sie wissen ja, daß man Sie retten will!« flüsterte ihr der Nationalgardist zu.

Dieses Versprechen gab ihr einige Kraft wieder.

»Was wollen Sie von mir, meine Herren?« fragte sie.

»Wer sind Sie?« fragte Hébert.

»Marie Luise, Prinzessin von Savoyen. Oberintendantin des Hauses der Königin.«

»Hatten Sie Kenntnis von dem Komplott des Hofes am 10. August?«

»Ich weiß von keinem Komplott.«

»Schwören Sie Freiheit, Gleichheit und Haß gegen den König, die Königin und die königliche Familie.«

»Das erste will ich gern beschwören, das übrige aber kann ich nicht schwören, weil ich es nicht fühle.«

»Schwören Sie doch!« flüsterte ihr der Nationalgardist zu, »oder Sie sind verloren!«

Aber als hätte sie gefürchtet, die Todesangst werde ihr den schmachvollen Schwur erpressen, hielt sie die Hand auf den Mund. Sie seufzte gepreßt.

»Sie hat geschworen!« rief der Nationalgardist, der sie geleitete.

Dann setzte er leise hinzu: »Gehen Sie geschwind aus der Tür, die vor Ihnen ist. Draußen rufen Sie: ›Es lebe die Nation!‹ und Sie sind gerettet.«

Als sie aus der Tür trat, wurde sie von einem ihr auflauernden Mörder ergriffen. Es war der große Nikolaus, derselbe, der den beiden Leibgardisten zu Versailles die Köpfe abgeschnitten hatte.

Diesesmal hatte er versprochen, die Prinzessin zu retten. Er zog sie auf einen blutigen, grauenerregenden Gegenstand zu und sagte: »Rufen Sie: ›Es

lebe die Nation!‹ ... So rufen Sie doch!«

Sie war gewiß im Begriff zu rufen, aber unglücklicherweise schlug sie die Augen auf. Sie stand vor einem Leichenhaufen, auf welchem ein Mann mit plumpen Schuhen herumtanzte, so daß das Blut unter seinen Füßen hervorspritzte wie der Traubensaft unter den Füßen des Winzers.

Entsetzt wendete sie sich ab und vermochte nur die Worte zu stammeln: »Pfui, wie gräßlich!«

Auch dieser Ausruf wurde absichtlich überhört. – Man sagt, ihr Schwiegervater, der Herzog von Penthiévre, hatte hunderttausend Franken gegeben, um sie zu retten.

Man schob sie in das Priestergäßchen, als plötzlich ein Elender, ein Haarkräusler namens Charlot die Reihen durchbrach und ihr mit seiner Pike die Haube vom Kopfe stieß. Ob er ihr nur die Haube abreißen oder sie ins Gesicht treffen wollte, läßt sich nicht entscheiden.

Ihr Blut floß. Der Anblick von Blut weckt Blutdurst. Ein Mann warf der Prinzessin ein Holzscheit an den Kopf. Sie wankte und sank auf die Knie nieder. Nun war sie nicht mehr zu retten. Von allen Seiten drang man mit Säbeln und Piken auf sie ein. Die Unglückliche gab keinen Laut von sich.

In einem Augenblick waren ihre Kleider zerrissen, und sie war nackt der Menge preisgegeben. Man legte sie auf einen Eckstein, und vier Männer wischten das aus sieben Wunden fließende Blut ab. So blieb sie von acht Uhr bis Mittag liegen. Ein Bewaffneter näherte sich und hieb ihr den Kopf ab.

Der Unmensch, der dieses Verbrechen beging, das an einem Leichnam vielleicht noch scheußlicher ist als an einem lebenden Wesen, hieß Grison.

Ein zweiter, namens Rodi, schnitt ihr die Brust auf und riß ihr das Herz heraus.

Kopf und Herz steckte man auf Piken und zog damit zum Temple. Eine große Menschenmenge folgte den Unholden. Man trat in einen Friseurladen

ein und stellte den Kopf auf einen Tisch. »Frisieren Sie mir diesen Kopf,« sagte der Pikenträger, »er wird im Temple seine Aufwartung machen.«

Dann ging der Zug unter dem lauten Geschrei der Menge weiter.

Dieses Geschrei hatte die königliche Familie, die eben bei Tisch saß, gehört. – Die Mörder verlangten, daß eine Deputation von zehn Mördern, darunter die drei Pikenträger, eingelassen würden; sie sollten die Runde um den Turm machen, um der Königin die blutigen Trophäen zu zeigen. Das Ansinnen war so vernünftig, daß es ohne Widerrede bewilligt wurde.

Der König saß an einem Tische und tat so, als ob er mit der Königin Triktrak spielte. Plötzlich bemerkte der König, daß der eine Beamte hastig die Tür verschloß und die Fenstervorhänge zuzog.

»Was gibt's denn?« fragte der König.

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft.

Offiziere und einige Munizipalbeamte traten ein.

»Es geht das Gerücht,« sagte ein Offizier, »es sei niemand mehr im Turm und Sie wären alle entkommen. Zeigen Sie sich am Fenster, um das Volk zu beruhigen.«

Der König sah keinen Grund, dieser Aufforderung nicht Folge zu leisten.

»Tun Sie es,« sagte einer, »man will Ihnen den Kopf und das Herz der Prinzessin von Lamballe zeigen, um Ihnen zu beweisen, wie das Volk seine Tyrannen behandelt. Ich rate Ihnen, sich sehen zu lassen, wenn Sie nicht wollen, daß der Kopf der Prinzessin hierhergebracht wird.«

Die Königin fiel mit einem lauten Schrei in Ohnmacht.

Der König sah sich um und sagte zu dem Offizier:

»Sehen Sie, was Sie getan haben!«

»Meine Mutter«, sagt Madame Royale in ihren Memoiren, »blieb seit jener Schreckensszene stumm und unbeweglich. Sie sah nichts von allem, was im Zimmer vorging; das Entsetzen hatte sie zur Bildsäule gemacht.«

Dreiundfünfzigstes Kapitel

Am 21. September um die Mittagstunde tat sich die Tür des großen Saales der Reitschule auf und die siebenhundertneunundvierzig Mitglieder der neuen Nationalversammlung erschienen, um ihre Plätze einzunehmen.

Zweihundert Deputierte waren Mitglieder der alten Nationalversammlung gewesen. Der Nationalkonvent war unter dem Eindruck der Septembernachrichten gewählt worden, die Vermutung lag daher sehr nahe, daß in der neuen Versammlung ein reaktionärer Geist herrsche.

Aber in einem Gefühl stimmten die Abgeordneten jedenfalls überein: sie verurteilten die Septembergreuel und haßten die Vertreter der Stadt Paris, denn diese stammten fast alle aus dem Gemeinderate, dem Anstifter jener Schreckenstage.

Man hätte sagen können, das vergossene Blut fliehe mitten durch den Sitzungssaal und trenne die hundert Deputierten der Stadt von den übrigen Mitgliedern der Nationalversammlung.

Unter den Gehaßten saßen: Robespierre, Danton und Marat! Ihr Ziel war, wie die Girondisten behaupteten, die Diktatur.

Zwei Männer saßen auf den beiden entgegengesetzten Seiten dieser Nationalversammlung. Es waren Billot und Gilbert.

Gilbert saß auf der äußersten Rechten, Billot auf der äußersten Linken.

Pétion wurde einstimmig zum Präsidenten ernannt.

Fast der ganze Nationalkonvent wollte die Republik. Die Girondisten hatten jedoch beschlossen, die Frage über die Veränderung der Regierungsform erst später zur Sprache zu bringen. Aber am 20. September, dem Tage der Schlacht von Valmy, in der Dumouriez die Preußen schlug, lieferten andere Kämpfer eine Schlacht, die noch entscheidender und folgenreicher war. Saint-Just, Panis, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und einige andere

Mitglieder der künftigen Nationalversammlung waren im Palais-Royal versammelt und speisten. Sie verabredeten, am folgenden Tage ihren Feinden das Wort Republik als Handschuh hinzuwerfen.

Collot d'Herbois hatte sich erboten, den Antrag zu stellen.

Kaum hatte Franz von Neufchâteau die Vollmachten der vorigen Nationalversammlung übergeben, so verlangte Collot d'Herbois das Wort.

»Bürgerrepräsentanten,« sagte er, »ich stelle den Antrag: der erste Beschluß der eben zusammengetretenen Nationalversammlung sei die Abschaffung des Königtums.«

Die Verkündung der Republik entsprach einem laut ausgesprochenen Wunsche, einem dringenden Bedürfnis der Nation; es war die Weihe des langen Kampfes, den das Volk bestanden; es war die Erhebung des Volkes auf Kosten des Königtums. Jeder Franzose schien aufzuatmen, als ob ihm die Last des bourbonischen Thrones von der Brust gewälzt wäre.

Die Stunden der Täuschung waren kurz; man glaubte eine Republik zu proklamieren und bestätigte eine Revolution.

Die wahren Republikaner, die eine von Verbrechen freie Republik wollten, freuten sich. Die Republik war ja die Verwirklichung ihres höchsten Wunsches, endlich hatten sie es dahin gebracht, daß man unter den Trümmern von zwanzig Jahrhunderten das Urbild der menschlichen Staatseinrichtungen hervorholte. Es war ein schöner, herrlicher Traum. Jeder schloß die Augen vor der Zukunft und warf einen Schleier über den unbekannten Ozean, auf dem man schon den Sturm brausen hörte.

Der gemeinsame Gedanke hatte Gestalt angenommen: die junge Republik war mit Helm und Lanze bewaffnet auf die Welt gekommen. Bei einem Festmahl, das anschließend abgehalten wurde, wurden erhabene Gedanken, edle Gefühle ausgetauscht.

Manche sahen in der Wonnetrunkenheit ihrer jungen Hoffnungen den Himmel offen. Dies waren die jungen, glühend, begeisterten Männer, zumal Barbaroux, Rebecqui, Ducos, Fayer, Fonfrède.

Andere blieben auf halbem Wege stehen, um Kräfte zu sammeln für den Weg, den sie noch zurückzulegen hatten. Dies waren die früheren Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung, deren Last ihnen beinahe zu schwer geworden war: Guadet, Gensonnè, Grangeneuve, Vergniaud.

Noch andere fühlten, daß sie ihr Ziel erreicht hatten und nicht mehr populär waren; sie lagen behaglich im Schatten des jungen Freiheitsbaumes und fragten sich, ob es wohl der Mühe wert sei, wieder aufzustehen. Zu diesen gehörten Roland und Petion.

Aber wer war nach der Meinung aller berufen, die wichtigste Rolle in der kommenden Zeit zu spielen, und wer war in ihren Augen der Haupturheber der jungen Republik, und wer war vom Schicksal bestimmt, der künftige Leiter derselben zu sein? – Vergniaud.

Als der Festschmaus zu Ende war, füllte er sein Glas und stand auf.

»Freunde,« sagte er, »einen Trinkspruch!«

Alle standen ebenfalls auf.

»Auf die ewige Dauer der Republik!«

Um dieselbe Zeit, als Verginaud diesen Trinkspruch ausbrachte, hörte man im Temple ein Trompetensignal. Der König und die Königin konnten durch die offenen Fenster ihrer Zimmer einen Munizipalbeamten hören, der mit lauter fester Stimme die Abschaffung des Königtums und die Errichtung der Republik verkündete.

Wie unglücklich auch die Gefangenen waren, ein großer Trost war ihnen bisher geblieben; sie waren vereinigt. – Aber der Gemeinderat beschloß, den König von seiner Familie zu trennen. Am 26. September, fünf Tage nach der Verkündigung der Republik, erfuhr Clery von einem Munizipalbeamten, daß die Wohnung, die man im großen Turm für den König bestimmt hatte, bald bereit sei.

Mit tiefem Schmerz überbrachte Clery seinem Herrn diese traurige Nachricht; aber der König sagte mit seiner gewohnten Fassung: »Suche den

Tag dieser schmerzlichen Trennung zu erfahren und setze mich davon in Kenntnis.«

Aber Clery erfuhr nichts und konnte dem König nichts weiter berichten.

Am 29. um zehn Uhr morgens erschienen zwei Munizipalbeamte in dem Zimmer der Königin, als eben die ganze Familie versammelt war. Sie überbrachten einen Brief des Gemeinderates, den Gefangenen Papier, Tinte, Federn und Bleistift zu nehmen.

Man durchsuchte nicht nur die Zimmer, sondern auch die Gefangenen selbst.

Der König und die Königin machten keinerlei Bemerkung; sie durchsuchten ihre Taschen und gaben alles hin, was sie bei sich hatten.

Erst jetzt erfuhr Clery, daß der König noch am selben Abend in den großen Turm gebracht werden sollte.

Bis zum Abend ereignete sich nichts Neues. Bei jedem Geräusch, bei jedem Aufgehen einer Tür pochte den Gefangenen das Herz, und sie reichten einander die Hände.

Der König blieb länger als gewöhnlich in dem Zimmer der Königin; aber endlich schlug die Scheidestunde. – Die Tür ging auf und sechs Munizipalbeamte erschienen mit einem neuen Dekret des Gemeinderates, das sie dem Könige vorlasen.

Es war der offizielle Befehl zur Übersiedelung in den großen Turm.

Dieses Mal vermochte Ludwig XVI. seine gewohnte Ruhe nicht zu bewahren. Der Abschied war lang und schmerzlich. Alle fühlten eine ahnungsvolle Bangigkeit und blickten mit Schaudern und Tränen in die Zukunft. Endlich mußte der König den Beamten folgen; die Tür schloß sich hinter ihm mit einem dumpfen, grauenerregenden Tone, der den Zurückbleibenden jede Hoffnung, jeden Trost nahm.

Man hatte sich so sehr beeilt, den Gefangenen diesen neuen Schmerz zu bereiten, daß die neue Wohnung noch nicht eingerichtet war. Es waren nur zwei Stühle und ein Bett darin, und die frische Ölfarbe verbreitete einen unerträglichen Geruch.

Der König ging zu Bett, ohne eine Klage zu äußern. Clery blieb die Nacht auf einem Sessel.

Am andern Morgen kleidete der Kammerdiener den König an und wollte sich dann in den kleinen Turm begeben, um den Dauphin anzukleiden. Es wurde ihm nicht gestattet, und einer der Hüter sagte zu ihm: »Sie haben mit den übrigen Gefangenen nichts mehr zu tun; der König wird seine Kinder nicht mehr sehen.«

Dieses Mal hatte Clery nicht den Mut, seinem Herrn die traurige Kunde zu überbringen.

Der König verlangte um neun Uhr zu seiner Familie geführt zu werden.

»Wir haben keinen Befehl dazu«, sagten die Kommissare.

Ludwig XVI. blieb allein mit Clery. Beide waren sehr niedergeschlagen.

Eine halbe Stunde nachher erschienen zwei Beamte mit einem Aufwärter aus einem Kaffeehause, der dem König ein Stück Brot und ein Glas Limonade brachte.

»Meine Herren,« fragte Ludwig XVI., »könnte ich nicht mit meiner Familie speisen?«

»Wir werden die Befehle des Gemeinderates einholen«, antwortete man.

»Und wenn ich nicht hinuntergehen kann, so kann doch mein Kammerdiener gehen; er bedient meinen Sohn, und ich hoffe, daß es ihm auch künftig gestattet sein wird.«

Der König sprach diese Frage so sanft und ohne alle Bitterkeit aus, daß die Kommissare ganz erstaunt waren und nicht wußten, was sie antworten

sollten; man hatte etwas ganz anderes erwartet als diesen Ton, dieses Benehmen, diesen mit Würde ertragenen Schmerz.

Clery war geblieben; er stand noch regungslos an derselben Stelle und sah seinen Herrn mit unaussprechlicher Bangigkeit an.

Der König nahm das Stück Brot, brach es in zwei Hälften und reichte die eine dem Kammerdiener.

»Armer Clery,« sagte er, »man scheint Ihr Frühstück vergessen zu haben; nehmen Sie die Hälfte von meinem Brot, ich habe an der andern genug.«

Clery wollte es nicht annehmen, aber der König ließ nicht nach und drängte ihm das Brot auf. Clery nahm es schluchzend. – Auch der König weinte.

Um zehn Uhr führte man die Handwerker herein, die in der Wohnung arbeiteten. Einer der Beamten trat auf den König zu und sagte mit inniger Teilnahme:

»Ich war bei dem Frühstück Ihrer Familie und bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß sich alle wohlbefinden.«

Der König fühlte sich leichter; die Teilnahme dieses Mannes tat ihm wohl.

»Ich danke Ihnen,« antwortete er, »könnte ich nicht einige Bücher bekommen, die ich in dem Zimmer der Königin gelassen habe? Haben Sie die Güte, sie mir zu schicken.«

Der Hüter war sogleich bereit, diese Bitte zu gewähren; aber er konnte nicht lesen und war daher in Verlegenheit. Endlich ersuchte er Clery ihn zu begleiten.

Clery war sehr erfreut, es wurde ihm Gelegenheit geboten, der Königin Nachricht von ihrem Gemahl zu bringen.

Als Clery erschien, standen die Königin, Madame Elisabeth und Madame Royale auf, alle drei sahen ihn fragend an, aber ohne ihn anzureden. Der kleine Dauphin eilte auf ihn zu und sagte: »Da ist mein guter Clery!« Leider konnte Clery nur wenige abgemessene Worte sagen, aber die Königin

vermochte ihren Gefühlen nicht länger Zwang anzutun, sie wandte sich unmittelbar an die Hüter und sagte zu ihnen:

»Oh, meine Herren, warum kann der König nicht bei uns sein? Wenn's auch nur einige Minuten täglich, wenn's auch nur bei Tische wäre!«

Die Prinzessin Elisabeth und Madame Royale standen mit gefalteten Händen, ohne ein Wort zu sagen, dabei.

»Meine Herren,« sagte der Dauphin, »ich bitte Sie, lassen Sie meinen Vater wieder zu uns kommen! Ich will auch für Sie beten.«

Die Hüter sahen einander an, ohne zu antworten.

»Heute«, sagte endlich der Beamte, der mit dem Könige gesprochen, »heute können Sie noch zusammen speisen.«

»Aber morgen?« sagte die Königin.

»Madame,« antwortete der Mann, »wir müssen nach den Beschlüssen des Gemeinderats handeln; morgen werden wir tun, was er befiehlt ...«

Auch ein Munizipalbeamter konnte sich der Tränen nicht erwehren.

Dann sagte er, seine Gefühle bekämpfend, zu der Königin: »Als Sie am 10. August das Volk morden ließen, haben Sie keine Tränen vergossen!«

»Ach! das Volk hat sich über unsere Gefühle sehr getäuscht! Wenn es uns besser zu beurteilen wüßte, würde es wie Sie über uns weinen.«

Der Tisch wurde in der neuen Wohnung des Königs gedeckt. Die ganze Familie wurde hinübergeführt. Man war sehr vergnügt wie bei einem Festschmause; durch den einzigen Tag glaubte man alles gewonnen zu haben.

Man hatte in der Tat viel gewonnen, denn von nun an hörte man nichts mehr von dem Beschlusse des Gemeinderates, und der König war, wie früher, den ganzen Tag bei seiner Familie.

Vierundfünfzigstes Kapitel

Am Morgen desselben Tages, wo sich dies im Temple zutrug, kam ein Mann mit einer roten Jakobinermütze und auf eine Krücke gestützt in das Ministerium des Innern.

»Ich wünsche den Minister zu sprechen.« (Seit vierzehn Tagen war der Titel »Monsieur« abgeschafft.)

»Mein Freund, Sie müssen wissen, daß man den Minister nicht so ohne weiteres sprechen kann«, sagte der Türsteher.

»Ich will Anzeige von einer Verschwörung machen; ich bin Nicolas Claude Gamain, der vormalige Schlossermeister Ludwig Capets.«

Es heißt ja, daß dem Spitzbuben der Prozeß gemacht werden soll ... Was ich zu sagen habe, wird für die Nation vielleicht nicht unwesentlich sein.«

Diese Worte schienen großen Eindruck auf den Türsteher zu machen, und er meldete dem Minister den Schlossermeister Nicolas Claude Gamain.

Der Minister Roland sah Gamain vom Kopf bis zu den Füßen an.

»Setzen Sie sich, Citoyen«, sagte er; »Sie scheinen leidend.«

»Jawohl, ich bin leidend,« erwiderte Gamain, indem er sich auf einen Stuhl niederließ, »seit mich die Österreicherin vergiftet hat.«

Bei diesen Worten konnte der Minister seinen tiefen Abscheu nicht verbergen, und er wechselte einen vielsagenden Blick mit seiner Frau, die an allen politischen Fragen tätigen Anteil nahm.

»Und Sie sind gekommen, um Anzeige von dieser Vergiftung zu machen.«

»Ja, und ich habe noch etwas anderes anzuzeigen.«

»Können Sie Ihre Aussagen beweisen?« »Kommen Sie nur mit mir in die Tuilerien, ich werde Ihnen den eisernen Schrank zeigen, wo Capet seinen

Schatz versteckt hielt.«

Roland trat auf seine Frau zu und sah sie fragend an.

»Es ist etwas Wahres daran,« sagte sie; »der Name dieses Mannes fällt mir jetzt ein ... er ist der Schlossermeister des Königs.«

Roland zog die Glocke. Der Türsteher erschien.

»Ist ein bespannter Wagen im Hofe?« fragte der Minister.

»Ja.«

»Lassen Sie ihn vorfahren.«

»Kommen Sie, Freund«, sagte der Minister zu dem Meister Gamain.

Gamain hinkte zum Zimmer hinaus.

»Ich sagte dir ja,« murrte er, »daß ich dir's heimzahlen würde!«

Was meinte der Elende? Was wollte er heimzahlen? All das Gute, was der König ihm getan hatte!

Der eiserne Schrank, den Meister Gamain angezeigt und geöffnet hatte, enthielt zum größten Leidwesen des Ministers Roland und seiner Frau nichts gegen Dumouriez und Danton. Einen großen Teil seiner Papiere hatte der König vor seiner Verhaftung der Madame Campan übergeben, und die vorgefundenen Schriften kompromittierten hauptsächlich Ludwig XVI. und den Klerus; sie zeigten den kleinlichen, beschränkten, undankbaren Geist des Königs, der nur die haßte, die alles aufgeboten hatten, ihn zu retten: Necker, Lafayette und Mirabeau. Auch gegen die Girondisten fand sich nichts vor.

Der Konvent bewilligte dem Meister Gamain für seine schöne Handlung eine jährliche Pension von zwölfhundert Limes. Der schändliche Angeber starb übrigens bald nachher unter furchtbaren Qualen. Die Strafe des Himmels traf ihn weit härter, als wenn er sein Leben unter der Guillotine, zu der er seinem königlichen Lehrling mit verholfen, geendet hätte.

Die Verhandlungen zu dem Prozeß des Königs begannen am 13. November.

Saint-Just, ein vierundzwanzigjähriger Fanatiker, bestieg die Rednerbühne und sprach ohne jede Hast eine ganze Stunde lang. Er verlangte, den Tod, und nur den Tod, kein gerichtliches Verfahren, keine Verhandlungen, kein Urteil. »Der König muß sterben,« sagte der Unhold mit dem blassen, kränklichen Mädchengesicht; »denn es gibt keine Gesetze mehr, er selbst hat sie vernichtet. Er ist unser Feind; wenn man ihn vor Gericht stellen wollte, müßte man ihn zuerst wieder zum Bürger machen, denn nur Bürger, aber keine Feinde stellt man vor Gericht. Er ist ein überführter, auf blutigen Taten ertappter Verbrecher ...«

So sprach er immerfort, ohne sich zu ereifern, ohne die mindeste Aufregung merken zu lassen, mit abgemessenen, einstudierten Gebärden und pomphafter Betonung, und am Ende jedes Satzes wiederholten sich die Schreckensworte: »Er muß sterben!«, die auf die Zuhörer einen unheimlichen, grauenvollen Eindruck machten.

Der Fanatiker erreichte seinen Zweck: das ganze Richterkollegium wurde von Grauen ergriffen; selbst Robespierre erschrak, daß sein Zögling sich so weit über die äußersten republikanischen Vorposten hinauswagte, um die blutige Fahne der Revolution aufzupflanzen. Der Prozeß war von jener Stunde an nicht nur beschlossen, sondern Ludwig XVI. verurteilt. Wer einen Versuch gemacht hätte, den König zu retten, würde sich dem Tode geweiht haben. Danton faßte zwar den Entschluß, aber er hatte nicht den Mut, ihn auszuführen; er hatte genug Patriotismus gehabt, um eine große Blutschuld auf sich zu nehmen, aber er besaß nicht genug Kaltblütigkeit, um sich Verräter nennen zu lassen.

Am 7. Dezember kam ein Munizipalbeamter an der Spitze einer Gemeindedeputation in den Temple; er las den Gefangenen eine Verordnung vor, nach der ihnen Messer, Scheren und überhaupt alte scharfen Instrumente wegzunehmen waren.

Unterdessen erhielt der Kammerdiener Clery einen Besuch von seiner Frau, die eine Freundin mitbrachte. Clery wurde wie gewöhnlich in die Kanzlei gerufen; seine Frau sprach in lautem Tone über ihre häuslichen

Angelegenheiten; aber während Madame Clery laut sprach, sagte ihre Freundin leise:

»Nächsten Dienstag wird der König in den Konvent geführt; der Prozeß beginnt. Der König kann sich einen Rechtsbeistand nehmen. All dies ist ganz gewiß.«

Der König hatte dem Kammerdiener verboten, ihm etwas zu verbergen. Der treue Diener entschloß sich daher, ihm die traurige Kunde mitzuteilen. Abends beim Auskleiden erzählte er ihm, was er gehört hatte, und setzte hinzu, daß der Gemeinderat beabsichtige, ihn während der ganzen Dauer des Prozesses von seiner Familie getrennt zu halten.

Ludwig XVI. hatte daher vier Tage Zeit, um sich mit der Königin zu besprechen und irgendein Verständigungsmittel zu verabreden. Clery war erbötig, alles zu wagen, um den Gefangenen behilflich zu sein.

Am andern Morgen begab sich der König mit seinem Sohne zur Königin, um zu frühstücken; er dankte Clery noch einmal für seine Dienste und sagte: »Ziehen Sie auch fernerhin Erkundigungen ein; suchen Sie zu erfahren, was man mit mir machen will. Fürchten Sie nicht, mich zu betrüben. Ich habe mit meiner Familie verabredet, nicht merken zu lassen, daß ich etwas erfahren habe, um Sie nicht in Gefahr zu bringen.«

Aber je näher die Eröffnung des Prozesses kam, desto argwöhnischer wurden die Hüter. Clery konnte den Gefangenen daher nur die Nachrichten überbringen, die in seiner Zeitung standen. In dieser Zeitung, die man ihm bewilligt hatte, stand das Dekret, laut welchem der König am 11. Dezember vor den Schranken des Konvents erscheinen sollte.

Am 11. Dezember um fünf Uhr wurde in allen Straßen von Paris Generalmarsch geschlagen. Die Tore des Temple taten sich auf, und man ließ Kavallerie und Geschütze einrücken. Die königliche Familie stellte sich, als ob ihr die Ursache dieses ungewöhnlichen Getümmels nicht bekannt gewesen wäre, und fragte die diensttuenden Kommissare, was es zu bedeuten habe. Diese verweigerten jede Antwort.

Um neun Uhr kam der König mit dem Dauphin zum Frühstück in die Wohnung der Prinzessinnen.

Noch eine Stunde des Zusammenseins, jedoch nur unter den Augen der Hüter, war ihnen vergönnt; nach einer Stunde mußte man sich trennen, ohne den überwältigenden Gefühlen freien Lauf lassen zu können, denn man durfte ja nicht merken lassen, daß man von der bevorstehenden harten Maßregel Kenntnis hatte.

Der junge Prinz wußte nichts; man hatte ihn mit der traurigen Nachricht verschont; er hing mit der größten Zärtlichkeit an seinem Vater, der wieder jung geworden war, um mit ihm zu spielen, und sich wieder zum Schüler gemacht hatte, um sein Lehrer zu sein.

Um elf Uhr erschienen zwei Munizipalbeamte und sagten Seiner Majestät, sie wollten den jungen Ludwig abholen und zu seiner Mutter führen. Der König küßte seinen Sohn und beauftragte Clery, ihn zu seiner Mutter zu führen.

Clery gehorchte und kam bald zurück.

»Wo haben Sie meinen Sohn gelassen?« fragte Ludwig XVI.

»In den Armen der Königin«, antwortete Clery.

Einer der Kommissare erschien.

»Mein Herr,« sagte er, »der Citoyen Chambon, Bürgermeister von Paris – der Nachfolger Pétions – ist in der Kanzlei und wird sogleich hier erscheinen.«

Der Bürgermeister kam erst um ein Uhr in Begleitung des neuen Gemeindeprokurators Chaumette, des Aktuars Coulombeau und einiger Munizipalbeamter. Auch Santerre erschien mit seinen Adjutanten.

Der König stand auf.

»Was wollen Sie von mir?« fragte er den Bürgermeister.

»Ich habe den Auftrag, Sie abzuholen,« antwortete Chambon; »das betreffende Dekret der Kommission wird Ihnen der Aktuar vorlesen.«

Der Aktuar rollte ein Papier auseinander und las:

»Dekret der Nationalkommission, die befiehlt, daß Louis Capet ...«

Bei diesen Worten unterbrach ihn der König: »Capet ist nicht mein Name; so hieß einer meiner Ahnherren.«

Als der Aktuar weiterlesen wollte, setzte er hinzu:

»Ersparen Sie sich die Mühe, ich habe das Dekret in einer Zeitung gelesen. – Ich hätte gewünscht,« sagte er zu den Kommissaren, »in den zwei Stunden, die ich gewartet habe, wenigstens meinen Sohn bei mir zu behalten ... Ich werde Ihnen folgen, nicht um dem Konvent zu gehorchen, sondern weil meine Feinde die Gewalt in Händen haben.«

»Dann kommen Sie«, sagte Chambon.

»Lassen Sie mir nur Zeit, einen Überrock über meinen Frack zu ziehen ... Clery, meinen Überrock!«

Der Kammerdiener reichte ihm den verlangten Überrock, der von nußbrauner Farbe war.

Der Bürgermeister ging voran, der König folgte ihm.

Er sah sich noch einmal nach dem Turm um und stieg in den Wagen. – Es regnete.

Auf der Terrasse stieg Ludwig XVI. aus. Santerre legte ihm die Hand auf die Schulter und führte ihn vor die Schranken, auf denselben Platz, wo er die Verfassung beschworen hatte.

Alle Abgeordneten blieben sitzen, als der König eintrat. Ein einziger stand auf und verneigte sich, als Ludwig XVI. an ihm vorüberging.

Der König sah sich erstaunt um und erkannte den Doktor Gilbert.

»Guten Morgen, Herr Gilbert«, sagte er. »Sie kennen Herrn Gilbert?« fragte er Santerre, »er war vormals mein Arzt ... Nicht wahr? Sie werden ihm nicht zürnen, daß er mich gegrüßt hat?« .

Das Verhör begann.

Hier, vor der Öffentlichkeit, begann der Nimbus, der den stillen Dulder umgeben hatte, zu verschwinden. Der König beantwortete die an ihn gerichteten Fragen, aber er antwortete zögernd, ausweichend, leugnend, mit absichtlichen Zweideutigkeiten. – Die Öffentlichkeit tat ihm großen Schaden.

Das Verhör dauerte bis fünf Uhr. Dann wurde der König in den Konferenzsaal geführt, wo ihn sein Wagen erwartete.

Der Bürgermeister trat auf ihn zu.

»Haben Sie Hunger?« fragte er ihn; »wünschen Sie etwas zu essen?«

»Ich danke Ihnen«, antwortete der König mit einer ablehnenden Handbewegung.

Man begab sich in den Hof hinunter. – Als der König erschien, ertönte von allen Seiten der Schlußvers der Marseillaise.

Ludwig XVI. war etwas betroffen und bestieg den Wagen.

Chaumette schwieg und lehnte sich in eine Ecke des Wagens zurück.

»Was fehlt Ihnen?« fragte der König nach einer Weile; »Sie sehen blaß aus.« »Es ist wahr,« antwortete der Prokurator, »ich fühle mich nicht wohl.«

»Vielleicht können Sie das Schaukeln des Wagens nicht vertragen?« fragte Ludwig. XVI.

»Es ist möglich.«

»Haben Sie Seereisen gemacht?«

»Ich habe den Krieg unter Lamotte-Piquet mitgemacht.«

»Lamotte-Piquet war ein tapferer Mann.«

Das Gespräch stockte wieder. – Woran der König wohl dachte? An seine schöne »Marion«, die in Indien siegreich gekämpft hatte? An den Hafen von Cherbourg, der dem Ozean abgewonnen war? An die Freudenschüsse, mit denen er in den Tagen seines Glückes begrüßt worden war?

Jene glückliche Zeit lag weit hinter dem unglücklichen Ludwig XVI. Jetzt saß er in einem schlechten Wagen, der im Schritt durch die sich herandrängende neugierige Pöbelmasse fuhr; er blinzelte, weil seine Augen das helle Tageslicht nicht mehr vertrugen; sein dünner blonder Bart war mehrere Tage nicht geschnitten; seine Wangen hingen schlaff herab – kurz, wer hätte in dem Manne mit dem grauen Frack und dem nußbraunen Überrock den einst so mächtigen König erkannt!

Als der König im Temple ankam, war sein erstes Verlangen, zu seiner Familie geführt zu werden.

Man antwortete ihm, es sei über diesen Punkt kein Befehl erteilt worden.

Ludwig XVI. sah wohl ein, daß ihm jeder Verkehr mit andern Menschen untersagt war.

»Setzen Sie wenigstens die Königin von meiner Rückkehr in Kenntnis«, sagte er.

Dann setzte er sich und las, ohne sich um die ihn umgebenden vier Kommissare zu kümmern.

Der König hatte noch eine Hoffnung, nämlich, daß seine Familie zum Souper zu ihm kommen werde. Aber er wartete vergebens, niemand erschien.

»Aber mein Sohn wird wenigstens die Nacht bei mir zubringen?« fragte der König; »seine Sachen sind ja hier.«

Diese Frage wurde ebensowenig beantwortet wie die andern.

»Nun, dann will ich zu Bett gehen«, sagte Ludwig XVI.

Am andern Morgen richtete die Königin zum erstenmal eine Bitte an ihre Hüter. Sie verlangte zweierlei: den König zu sehen, und Zeitungen zu erhalten, um von dem Gange des Prozesses unterrichtet zu sein.

Diese beiden Begehren wurden vor den Gemeinderat gebracht. Das eine Begehren, das sich auf die Zeitungen bezog, wurde rundweg abgeschlagen; das andere wurde halb bewilligt.

Die Königin konnte ihren Gemahl nicht mehr sehen; aber die Kinder durften ihren Vater sehen, unter der Bedingung, daß sie von Mutter und Tante getrennt wurden.

Man setzte den König von diesem Ultimatum in Kenntnis.

Ludwig XVI. sann einen Augenblick nach, dann sagte er mit der ruhigen Ergebung, die ihm so leicht wurde:

»Nein, ich will auf diese Freude verzichten, wie sehr ich mich auch nach meinen Kindern sehne.«

Man mußte nun auf ein Mittel sinnen, trotz der strengen Haft miteinander zu verkehren. Der treue Clery übernahm es wieder, mit Hilfe eines Dieners der Prinzessinnen, namens Turgy, diesen Verkehr zu vermitteln.

Das Gespräch zwischen den beiden Dienern beschränkte sich meist auf folgende Worte:

»Der König befindet sich wohl.«

»Die Königin, die Prinzessin und die Kinder befinden sich wohl.«

Eines Tages jedoch steckte Turgy dem Kammerdiener des Königs ein kleines Billett zu. »Madame Elisabeth hat es mir in ihrer Serviette gereicht«, sagte er.

Clery begab sich eilends zum König, um ihm das Billett zu übergeben. Es war mit Stecknadelstichen punktiert; denn die Prinzessinnen hatten schon

seit langer Zeit keine Schreibmaterialien mehr.

Das Billett enthielt folgende Worte:

»Wir befinden uns wohl, Bruder; schreiben Sie uns auch.«

Der König antwortete auf die gleiche Weise, denn seit der Eröffnung des Prozesses hatte man ihm Federn, Tinte und Papier wiedergegeben.

Dann übergab er den Brief unversiegelt seinem Kammerdiener.

Zehn Minuten nachher hatte Turgy die Antwort.

An demselben Tage ging Turgy an dem Zimmer Clerys vorüber und warf durch die angelehnte Tür einen Knäuel Zwirn hinein. Dieser Knäuel enthielt ein zweites Billett der Prinzessin Elisabeth. Es war ein verabredetes Mittel.

Clery wickelte den Zwirn um ein Billett des Königs und legte den Knäuel in den Porzellanschrank. Turgy nahm ihn heraus und legte die Antworten an denselben Ort. Aber so oft als ihm sein Kammerdiener einen neuen Beweis von Treue oder Gewandtheit gab, schüttelte der König den Kopf und sagte:

»Nehmt euch in acht, Freunde, ihr bringt euch in Gefahr ...«

Das Mittel war in der Tat zu gewagt; Clery sann auf ein anderes.

Die Kommissare pflegten dem König die Wachskerzen in Paketen zu bringen. Clery bewahrte den Bindfaden sorgfältig auf, und als er eine hinlängliche Menge hatte, zeigte er dem König an, daß er ein Mittel habe, seine Korrespondenz lebhafter zu machen.

Er übermittelte der Prinzessin Elisabeth den Bindfaden; die Prinzessin, die über ihm schlief und deren Fenster gerade über einem zu Clerys Fenster führenden kleinen Korridor war, konnte in der Nacht ihre Briefe an den Bindfaden hängen und auf demselben Wege die Briefe des Königs erhalten. Überdies konnte man an diesem Bindfaden Federn, Papier und Tinte befestigen, so daß die Prinzessinnen nicht nötig hatten, ihre Billetts mit Nadeln zu punktieren.

Die Gefangenen konnten daher täglich miteinander korrespondieren.

Die Lage des Königs hatte sich übrigens, seitdem er vor dem Konvent erschienen war, verschlimmert. Man hatte allgemein geglaubt, Ludwig XVI. werde nach dem Beispiel Karls I. dem Konvent jede Antwort verweigern, – oder stolz und würdevoll antworten, nicht wie ein Angeklagter, der vor Gericht steht, sondern wie ein Ritter, der die Herausforderung annimmt und den Handschuh aufhebt.

Unglücklicherweise war Ludwig XVI. nicht königlich genug, um einen dieser Wege einzuschlagen. Er antwortete schüchtern, zögernd, verkehrt, und als er endlich merkte, daß er sich mehr und mehr verwickelte, verlangte er einen Rechtsbeistand.

Am 14. Dezember zeigte man dem König an, daß er die Erlaubnis habe, mit seinen Verteidigern zu verkehren, und daß Malesherbes ihn an demselben Tage besuchen werde.

Als er den einfachen und in seiner Einfachheit so ehrwürdigen Greis von vierundsiebzig Jahren eintreten sah, vermochte er seine überwallenden Gefühle nicht zu unterdrücken; er brach in Tränen aus und ging mit ausgebreiteten Armen auf seinen Verteidiger zu.

»Lieber Herr von Malesherbes,« sagte der König, »kommen Sie in meine Arme! Ich weiß, was ich zu erwarten habe; ich bin auf den Tod vorbereitet. Sie werden finden, daß ich vollkommen ruhig bin.« Am 16. Dezember wurde eine Deputation gemeldet, die aus vier Konventmitgliedern bestand.

Sie überbrachte dem König die Anklageakte und die auf den Prozeß bezüglichen Beweisstücke, mit deren Protokollierung der ganze Tag verging. Jedes Dokument wurde von dem Sekretär vorgelesen, und nach jeder Ablesung sagte Valazé:

»Haben Sie Kenntnis davon?«

Der König antwortete ja oder nein.

Einige Tage später kamen dieselben Kommissare wieder und lasen einundfünfzig neue Aktenstücke vor, die der König unterzeichnete wie die vorigen.

Im ganzen hundertachtundfünfzig Dokumente, von denen er Abschriften erhielt.

Am 26. Dezember sollte der König zum zweiten Male vor den Schranken des Konvents erscheinen. Sein blonder, dünner, häßlicher Bart war gewachsen. Ludwig XVI. verlangte seine Rasiermesser. Sie wurden ihm zurückgegeben unter der Bedingung, daß er sich nur in Gegenwart von vier Kommissaren rasieren sollte.

Am 25. Dezember um elf Uhr begann der König sein Testament zu schreiben. Er schloß: »Ich bin bereit, vor Gott zu erscheinen und schließe mit der feierlichen Erklärung, daß ich mir keines der Verbrechen, deren man mich beschuldigt, zum Vorwurf mache.«

Wie konnte Ludwig XVI., der alle seine Eide brach und mit Zurücklassung einer Verwahrung gegen dieselben ins Ausland fliehen wollte, – wie konnte Ludwig XVI., nachdem er die Pläne Lafayettes und Mirabeaus einer sorgfältigen Prüfung unterzogen und den Feind herbeigerufen hatte, – wie konnte er sagen, daß er sich keines der Verbrechen, deren man ihn beschuldigt, zum Vorwurf mache?

Nur weil er sich auf den Standpunkt des absoluten Königtums stellte!

Fünfundfünfzigstes Kapitel

Der 26. Dezember brach an und fand den König auf alles, selbst auf den Tod, vorbereitet.

Die Königin hatte erfahren, daß der König zum zweiten Male vor dem Konvent erscheinen werde. Das Rasseln der Trommeln und der militärische Lärm hätte sie über die Maßen erschrecken können, wenn es Clery nicht gelungen wäre, sie darauf vorzubereiten.

Um zehn Uhr morgens stieg der König mit Chambon und Santerre in den Wagen. Im Sitzungsgebäude des Konvents angekommen, mußte er eine Stunde warten. Es waren eben Verhandlungen im Gange, denen der König nicht beiwohnen durfte. Ein Schlüssel, den er am 12. Dezember seinem Kammerdiener übergeben hatte, war diesem abgenommen worden. Man war auf den Gedanken gekommen, diesen Schlüssel an dem eisernen Schrank zu versuchen, und er hatte wirklich gepaßt.

Man hatte dem König den Schlüssel gezeigt.

»Ich kenne ihn nicht«, hatte er geantwortet.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er ihn selbst verfertigt.

In derlei Verhältnissen fehlte dem König jede Selbstverleugnung und Seelengröße.

Als die Verhandlung zu Ende war, zeigte der Präsident der Versammlung an, daß der Angeklagte mit seinen Verteidigern bereit sei, vor den Schranken zu erscheinen.

Der König erschien in Begleitung seiner Verteidiger Malesherbes, Tronchet und Desèze.

»Ludwig,« sagte der Präsident, »der Konvent hat beschlossen, Sie heute anzuhören.«

»Mein Rechtsbeistand wird meine Verteidigung lesen«, antwortete der König.

Tiefe Stille folgte; die ganze Versammlung meinte, dem König, dessen Macht gebrochen war, dem Manne, dessen Leben an einem dünnen Faden hing, könne man wohl einige Stunden Gehör schenken. Vielleicht war der Konvent auf eine große, lebhafte Diskussion gefaßt: wer konnte wissen, ob nicht das Königtum sich plötzlich aufrichten und einige jener inhaltschweren, ergreifenden Worte, die nach Jahrhunderten noch wiederholt werden, sprechen würde.

Diese Erwartung ging nicht in Erfüllung, die Verteidigungsrede des Advokaten Desèze war eben – Advokatenrede und nichts weiter.

Der Verteidiger hätte zum Herzen und nicht zu dem klügelnden Verstande sprechen sollen.

Dann sprach Ludwig XVI.

»Meine Herren,« sagte er, »Sie haben meine Verteidigung gehört, ich will sie nicht wiederholen; ich spreche vielleicht zum letzten Male zu Ihnen, daß mein Gewissen rein ist und daß meine Verteidiger ebenfalls die reine Wahrheit gesagt haben.

Eine öffentliche Prüfung meines Verhaltens habe ich nie gefürchtet, aber mit tiefem Schmerz habe ich in den Anklageakten die Beschuldigung gefunden, ich hätte das, Blut des Volkes vergossen und das traurige Ereignis vom 10. August sei meine Schuld.

Die vielfältigen Beweise von Zuneigung zu dem Volke, die ich jederzeit gegeben habe, sind eine tatsächliche Widerlegung dieser Beschuldigung; mein ganzes Verhalten scheint mir darzutun, wie wenig ich die Gefahr fürchtete, um das Blut des Volkes zu schonen.«

Eine andere Antwort wußte der Nachfolger von sechzig Königen, wußte der Enkel Ludwigs des Heiligen, Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. seinen Anklägern nicht zu geben!

Er hinterließ der Nachwelt nichts, nicht einmal einen gegen seine Henker geschleuderten Fluch!

Der Konvent fragte daher ganz erstaunt: »Haben Sie sonst nichts zu Ihrer Verteidigung zu sagen?«

»Nein«, antwortete der König,

»Sie können sich entfernen.«

Ludwig verließ den Sitzungssaal und wurde in ein anderes Zimmer geführt.

Hier schloß er den Advokaten Desèze in seine Arme, und als er bemerkte, daß dieser in Schweiß gebadet war, trieb er ihn an, die Wäsche zu wechseln, und wärmte selbst das Hemd, das der Advokat anzog.

Um fünf Uhr fuhr er in den Temple zurück.

Das Jahr 1793 begann. Der streng bewachte König hatte nur noch einen Diener bei sich. Während er am Neujahrsmorgen traurig über seine Verlassenheit nachsann, trat Clery an sein Bett und sagte leise:

»Sire, erlauben Sie mir, meine wärmsten Wünsche für das baldige Ende Ihrer Leiden auszudrücken.«

Dann stand der König auf und kleidete sich an. In diesem Augenblick traten die Kommissare ein. Ludwig trat auf einen zu und sagte: »Sie können mir einen großen Dienst erweisen. Ich bitte Sie, erkundigen Sie sich in meinem Namen nach dem Befinden meiner Familie und bringen Sie ihr meine Glückwünsche zum neuen Jahre.«

»Ich gehe«, antwortete der Kommissar, der sichtlich gerührt war.

»Ich danke Ihnen,« sagte der König; »Gott wird es Ihnen vergelten, was Sie für mich tun.«

Am 16. Januar sollte das Urteil gesprochen werden.

Die große, furchtbare Sitzung, die zweiundsiebzig Stunden dauerte, begann.

Der Saal bot einen sonderbaren Anblick, der mit dem Gegenstand der Verhandlung wenig im Einklang stand. Wer nicht wußte, welch ein furchtbares Drama aufgeführt weiden sollte, hätte es nicht ahnen können. Der Hintergrund des Saales bestand aus Logen, in denen hübsche, in Samt und Pelzwerk gekleidete Damen saßen und Orange und Gefrorenes aßen. Die Männer begrüßten sie, plauderten eine Weile mit ihnen, gingen auf ihre Plätze zurück und winkten einander zu; es war wie in einem italienischen Schauspielhause.

Die Seite des »Berges« zumal machte sich durch ihre Eleganz bemerkbar; unter den Montagnards saßen ja die Millionäre: der Herzog von Orleans, Lepelletier, de Saint-Fargeau, Hérault de Séchelles, Anacharsis, Clooty, der Marquis von Châteauneuf.

Alle diese Herren hatten Logen für ihre Mätressen, die mit dreifarbigen Bändern aufgeputzt und mit Eintrittskarten oder Empfehlungsschreiben versehen erschienen.

Die oberen, für das Volk bestimmten Tribünen wurden während der drei Tage nicht leer; man zechte wie in einer Schenke, man aß wie in einem Speisehause und sprach wie in einem Klub.

Auf die erste Frage: »Ist Ludwig schuldig?« antworteten 693 Stimmen mit Ja.

Auf die zweite Frage: »Soll über den Beschluß des Konvents das Urteil des Volkes eingeholt werden?« stimmten 281 Stimmen für die Berufung an das Volk; 432 Stimmen stimmten dagegen.

Dann kam die dritte, die Hauptfrage, die entscheidende, verhängnisvolle Frage: »Zu welcher Strafe soll er verurteilt werden?«

An diese Frage kam man am dritten Tage um acht Uhr abends. Es war ein kalter, trüber, regnerischer Wintertag. Man war ermüdet, abgespannt, des langen Harrens überdrüssig; bei den handelnden Personen wie bei den Zuschauern waren die Kräfte nach fünfundvierzigstündiger Sitzung erschöpft.

Jeder einzelne Deputierte bestieg die Rednertribüne und sprach eines der vier Urteile: Gefängnis; Deportation; Todesstrafe mit Aufschub oder Berufung an das Volk; Todesstrafe ohne Aufschub, ohne Berufung.

Jede Äußerung des Beifalls oder der Mißbilligung war untersagt worden, und dennoch murrte das Volk, sooft ein anderes Urteil als »Tod« gesprochen wurde.

Einmal indes wurde dieses Schreckenswort mit Murren und Pfeifen aufgenommen, nämlich als Philipp Egalité die Rednertribüne bestieg und sagte:

»Ich habe nur meine Pflicht vor Augen, und in der Überzeugung, daß jeder, der gegen die Volkssouveränität etwas unternommen hat oder künftig noch unternehmen wird, den Tod verdient, stimme ich für den Tod.«

Mitten in diesem letzten Akte des furchtbaren Dramas ließ sich ein kranker Deputierter, namens Duchâtel, auf die Tribüne tragen; als er mit Schlafrock und Nachtmütze erschien, fing die Versammlung an, zu lachen.

Vergniaud, der am 10. August Präsident gewesen war, führte auch noch am 17. Januar den Vorsitz. Er hatte die Absetzung des Königs verkündet, und hatte nun auch den Tod zu verkünden.

»Bürger,« sagte er, »ihr werdet einen großen Akt der Gerechtigkeit üben; ich hoffe, daß die Humanität euch bestimmen wird, das tiefste Schweigen zu beobachten; wenn die Gerechtigkeit gesprochen hat, muß auch die Humanität ihre Rechte geltend machen.«

Er las das Ergebnis der Abstimmung. Von 721 Deputierten hatten 334 für Verbannung oder Gefängnis und 387 für den Tod mit oder ohne Aufschub gestimmt. Für den Tod waren daher 53 Stimmen mehr als für die Verbannung. Wenn man von diesen 53 Stimmen die 46 abrechnete, die für den Tod mit Aufschub gestimmt hatten, so blieb für die sofortige Vollziehung der Todesstrafe eine Mehrheit von sieben Stimmen.

»Bürger,« sagte Vergniaud mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes, »ich erkläre im Namen des Konvents, daß Ludwig Capet zum Tode verurteilt

morden ist.«

Die Abstimmung hatte am Abend des 19. Dezember begonnen, aber erst Sonntag, den 20., um drei Uhr früh verkündete Vergniaud das Urteil.

Ludwig XVI. wußte, daß sein Schicksal entschieden wurde, und in seinem einsamen Zimmer, fern von seiner Familie, die er in den letzten Tagen nicht hatte sehen wollen, um seinen Geist zu kasteien, wie ein sündhafter Mönch seinen Leib kasteit, legte er mit wenigstens scheinbarer Gleichgültigkeit sein Leben oder seinen Tod in Gottes Hand.

Am Sonntagmorgen um sechs Uhr erschien Malesherbes. Der König war schon aufgestanden.

»Nun?« fragte Ludwig XVI, als er ihn bemerkte.

Malesherbes schwieg, aber der Gefangene sah an dem traurigen Gesicht des Greises, daß er keine Hoffnung mehr habe.

»Zum Tode,« sagte Ludwig, »ich wußte es wohl.«

Er brach in Tränen aus und schloß Malesherbes in seine Arme.

»Herr von Malesherbes,« setzte er hinzu, »ich versichere Sie, daß ich seit zwei Tagen unablässig nachsinne, ob ich im Laufe meiner Regierung den kleinsten Vorwurf von meinen Untertanen verdient habe. Ich schwöre Ihnen mit der vollsten Überzeugung eines Mannes, der bald vor Gott erscheinen wird, daß ich stets das Glück meines Volkes gewollt und nie einen entgegengesetzten Wunsch gehegt habe.«

Alles dieses geschah in Gegenwart Clerys, der bitterlich weinte. Der König, den der Schmerz des treuen Dieners dauerte, führte Herrn von Malesherbes in sein Kabinett und blieb etwa eine Stunde mit ihm allein.

Dann kam er heraus, umarmte seinen Verteidiger noch einmal, bat ihn inständigst, abends wiederzukommen und nahm Abschied von ihm.

Der König hatte Tränen in den Augen.

»Der gute Alte hatte mich tief gerührt«, sagte er zu Clery, als er wieder in sein Zimmer kam. »Aber was fehlt Ihnen denn?«

Der Kammerdiener zitterte am ganzen Leibe, seitdem er von Malesherbes, den er im Vorzimmer empfangen, erfahren hatte, daß der König zum Tode verurteilt worden sei.

Um seinem Herrn den Zustand, in welchem er sich befand, soviel als möglich zu verbergen, holte er das Rasierzeug und traf alle Vorkehrungen zum Ankleiden.

Der König seifte sich den Bart selbst ein und Clery stand vor ihm, das Becken mit beiden Händen haltend.

Plötzlich wurde Ludwig XVI. sehr blaß. Clery fürchtete, er könnte ohnmächtig werden, und stellte das Rasierbecken auf einen Tisch, um seinen Herrn nötigenfalls zu halten; aber der König faßte seine beiden Hände und sprach seinem Diener Mut ein.

Dann rasierte er sich ganz ruhig.

Ludwig XVI. blieb bis zur Stunde der Tafel in seinem Zimmer. Gegen zwei Uhr tat sich plötzlich die Tür auf und die Exekutivkommission erschien, um dem Gefangenen das Urteil zu verkünden.

An der Spitze waren: Garat, der Justizmmister; Lebrun, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten; Grouvelle, Sekretär der Exekutivkommission; der Präsident und der Generalprokurator; der Bürgermeister und der Gemeindeprokurator; der Präsident des Kriminalgerichts und der öffentliche Ankläger und Santerre.

Garat, der den Hut auf dem Kopfe behielt, ergriff das Wort und sagte:

»Ludwig, der Nationalkonvent hat die provisorische Exekutivbehörde beauftragt, Ihnen die Beschlüsse vom 15., 16., 17., 19. und 20. Januar mitzuteilen; der Sekretär wird sie Ihnen vorlesen.«

Grouvelle faltete das Dekret auseinander und las mit zitternder Stimme:

Erster Artikel. Der Konvent erklärt Ludwig Capet, den letzten König der Franzosen, der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und frevelhafter Anschläge gegen die allgemeine Sicherheit des Staates schuldig.

Zweiter Artikel. Der Nationalconvent beschließt, daß Ludwig Capet die Todesstrafe erleiden soll.

Dritter Artikel. Der Nationalkonvent erklärt die von den Verteidigern Ludwig Capets eingereichte Berufung an das Volk für null und nichtig.

Vierter Artikel. Die provisorische Exekutivbehörde hat Ludwig Capet im Laufe des Tages mit dem gegenwärtigen Beschlüsse bekanntzumachen und die nötigen Sicherheitsmaßregeln zu treffen, die Vollziehung desselben binnen vierundzwanzig Stunden zu veranlassen, und sodann unmittelbar nach der Vollstreckung des Urteiles dem Nationalkonvent von allem Bericht zu erstatten.

Während dieser Ablesung blieb das Gesicht des Königs vollkommen ruhig, nur zwei Gefühle waren in seinen Zügen deutlich zu lesen.

Bei den Worten: »der Verschwörung schuldig«, schwebte ein verächtliches Lächeln auf seinen Lippen, und als der Sekretär las: »daß Ludwig Capet die Todesstrafe erleiden soll«, blickte der Verurteilte zum Himmel auf.

Dann trat der König auf den Sekretär zu, nahm ihm das Dekret aus der Hand, legte es zusammen, steckte es in sein Portefeuille, und nahm ein anderes Papier heraus, das er dem Minister Garat überreichte.

»Herr Justizminister,« sagte er, »ich bitte Sie, dieses Schreiben sogleich dem Nationalkonvent zu übergeben.«

Als der Minister zu zögern schien, setzte der König hinzu:

»Ich will es Ihnen vorlesen.«

Er las mit fester, sicherer Stimme:

»Ich wünsche einen Aufschub von drei Tagen, um mich vorzubereiten, vor Gott zu erscheinen. Zu diesem Zwecke bitte ich um die Erlaubnis, mit der Person, die ich den Kommissaren des Gemeinderates nennen werde, ungehindert sprechen zu können, jedoch unter der Bedingung, daß diese Person für den Liebesdienst, den sie mir erweisen wird, nichts zu fürchten hat.

»Ich wünsche von der beständigen Überwachung, mit der mich der Gemeinderat seit einigen Tagen belästigt, von jetzt an befreit zu sein.

»Ich wünsche in dieser Zwischenzeit meine Familie ohne Zeugen zu sehen, und ersuche den Nationalkonvent, sich sogleich meiner Familie anzunehmen und ihr die freie Wahl ihres künftigen Aufenthaltes zu gestatten.

»Alle Personen, die mir nahegestanden, empfehle ich der Wohltätigkeit der Nation; viele derselben sind mittellos und müssen sich, da sie keine Besoldung mehr erhalten, in Not befinden; viele Greise, Frauen und Kinder hatten keine andere Hilfsquelle als ihre Pension.

Geschrieben im Turme des Temple am 20. Januar 1793.

Ludwig.«

Garat nahm den Brief und versprach, denselben augenblicklich dem Konvent zu übergeben.

Der König zog nun noch einmal sein Portefeuille hervor und nahm einen kleinen Zettel heraus.

»Hier ist die Adresse der Person, die ich zu sprechen wünsche,« sagte er, »falls der Konvent meinem Wunsche entspricht.«

Die von der Prinzessin Elisabeth geschriebene Adresse lautete: »Mr. Edgeworth de Firmont, Nr. 485, Rue du Bac.«

Der König trat nun einen Schritt zurück wie vormals, wenn er Audienz gab und die betreffenden Personen entließ.

Die Minister und ihre Begleiter entfernten sich.

»Clery«, sagte der König zu seinem Kammerdiener, der sich kaum aufrechthalten konnte, und sich an die Wand lehnte. »Clery, laß mein Mittagessen kommen.«

Clery ging in das Speisezimmer; er fand daselbst zwei Munizipalbeamte, die ihm eine Verordnung vorlasen, durch welche dem Gefangenen verboten wurde, sich der Messer und Gabel zu bedienen. Nur ein Messer sollte dem Kammerdiener anvertraut werden, um in Gegenwart der Kommissare für seinen Herrn das Brot und Fleisch zu zerschneiden.

Die Verordnung wurde auch dem König vorgelesen, da es Clery nicht über sich gewinnen konnte, ihn von dieser Maßregel in Kenntnis zu setzen.

Der König brach sein Brot mit den Fingern und zerschnitt das Fleisch mit dem Löffel. Gegen seine Gewohnheit aß er wenig und blieb nur ewige Minuten bei Tische.

Um sechs Uhr wurde der Justizminister gemeldet; Santerre kam einige Augenblicke früher.

Der König stand auf, um ihn zu empfangen.

»Mein Herr,« sagte der Justizminister, »ich habe Ihren Brief dem Konvent übergeben und bin beauftragt worden, Ihnen folgende Antwort zu bringen:

»Es steht Ludwig frei, irgendeinen Geistlichen, den er zu sprechen wünscht, zu sich kommen zu lassen; sowie auch seine Familie ohne Zeugen zu sehen.

»Die stets großmütige und gerechte Nation wird sich seiner Familie annehmen.

»Die Gläubiger seines Hauses werden angemessene Entschädigungen erhalten.

»Der Nationalkonvent geht, ohne das Gesuch um Aufschub zu berücksichtigen, zur Tagesordnung über.«

Der König machte eine leichte Kopfbewegung, und der Minister entfernte sich.

Aber die Kommissare hielten ihn zurück.

»Minister,« fragten sie, »wie kann Ludwig seine Familie sehen?«

»Ohne Zeugen«, antwortete Garat. »Das geht nicht an; auf Befehl des Gemeinderates dürfen wir ihn Tag und Nacht nicht aus den Augen lassen.«

Die Sache war in der Tat etwas mißlich. Man einigte sich dahin, daß der König seine Familie im Eßzimmer empfangen sollte, um durch das in der Wand befindliche Fenster gesehen werden zu können, aber die Tür sollte geschlossen werden, damit die draußenstehenden Kommissare das Gespräch nicht hören könnten.

Unterdessen sagte der König zu seinem Kammerdiener:

»Sehen Sie zu, ob der Justizminister noch da ist, und rufen Sie ihn zurück.«

Der Justizminister sprach noch mit den Beamten.

Er ging wieder hinein.

»Herr Minister,« sagte Ludwig XVI,, »ich habe vergessen, Sie zu fragen, ob man Herrn Edgeworth zu Hause gefunden hat, und ob ich ihn sprechen kann.«

»Ich habe ihn in meinem Wagen mitgebracht,« sagte Garat, »er ist in der Kanzlei und wird sogleich heraufkommen.«

In demselben Augenblick erschien Edgeworth in der Tür.

Sechsundfünfzigstes Kapitel

Edgeworth de Firmont war der Beichtvater der Prinzessin Elisabeth. Der König, der seine Verurteilung schon seit beinahe sechs Wochen vorausgesehen hatte, hatte seine Schwester über die Wahl des Geistlichen,

der ihn in seinen letzten Augenblicken begleiten sollte; um Rat gefragt, und Madame Elisabeth hatte ihm weinend den Abbé Edgeworth vorgeschlagen.

Dieser würdige Geistliche, ein geborener Engländer, war den Septembergreueln glücklich entkommen und hatte sich unter dem Namen Essex nach Choisy-le-Roi zurückgezogen. Die Prinzessin Elisabeth kannte seine doppelte Adresse, sie hoffte, daß er vor Beendigung des Prozesses nach Paris kommen werde.

Sie irrte sich nicht. Der Abbé Edgeworth leistete der Aufforderung mit freudiger Ergebung Folge, denn er wußte wohl, wie gefährlich es für einen nicht beeideten Geistlichen war, den König auf seinem Todesgange zu begleiten.

So schrieb er am 21. Dezember 1792 an einen Freund in England:

»Wenn die Ruchlosigkeit des Volkes so weit geht, daß es diesen Königsmord auf sich nimmt, so bereite ich mich selbst auf den Tod vor, denn ich bin überzeugt, daß die Volkswut mich nicht eine Stunde nach dieser entsetzlichen Szene am Leben lassen wird.«

Der König schloß sich mit ihm ein.

Um acht Uhr abends kam er wieder heraus und sagte zu den Kommissaren:

»Meine Herren, haben Sie die Güte, mich zu meiner Familie zu führen.«

»Das geht nicht,« erwiderte einer der Kommissare; »aber man wird Ihre Familie hierherkommen lassen, wenn Sie es wünschen.«

»Gut,« antwortete der König, »wenn ich sie nur ungehindert und ohne Zeugen in meinem Zimmer sprechen kann.«

»Nicht in Ihrem Zimmer,« entgegnete derselbe Munizipalbeamte, »sondern in dem Speisezimmer; so haben wir's mit dem Justizminister verabredet.«

»Aber Sie haben doch gehört,« sagte der König, »daß mir der Beschluß des Konvents gestattet, meine Familie ohne Zeugen zu sprechen.«

»Das ist wohl wahr, Sie werden unter sich sein, die Tür wird geschlossen, aber wir werden Sie durch das Fenster beobachten.«

»Gut, lassen Sie meine Familie kommen.«

Die Munizipalbeamten entfernten sich, und der König ging in das Speisezimmer.

Clery folgte ihm, rückte den Tisch auf die Seite und stellte die Sessel weg, um Platz zu machen.

»Clery,« sagte der König, »bringen Sie eine Flasche Wasser und ein Glas, für den Fall, daß die Königin Durst bekommt. ... Warten Sie, Clery; bitten Sie den Herrn Abbé Edgeworth, mein Zimmer nicht zu verlassen; sein Anblick könnte einen zu großen Eindruck auf meine Familie machen.«

Um halb neun Uhr tat sich die Tür auf. –

Die Königin ging voran, ihren Sohn an der Hand führend; dann kamen Madame Elisabeth und Madame Royale.

Der König breitete die Arme aus. Die beiden Damen und die beiden Kinder sanken weinend an seine Brust.

Eine Minute lang herrschte tiefe Stille im Speisezimmer, man hörte nur das Schluchzen der Frauen und Kinder.

Dann machte Marie Antoinette eine Bewegung, um den König in sein Zimmer zu führen.

»Nein,« sagte er, sie zurückhaltend, »ich darf Sie nur hier sprechen.«

Die Königin und die königliche Familie hatten den Urteilsspruch durch Zeitungsverkäufer erfahren, aber die näheren Umstände waren ihnen nicht bekannt.

Der König erzählte ihnen, was er wußte, entschuldigte seine Feinde und zeigte der Königin, daß weder Pétion noch Manuel für den Tod ohne Aufschub gestimmt hatten.

Marie Antoinette hörte zu und jedesmal, wenn sie sprechen wollte, wurde ihre Stimme durch Tränen erstickt.

Sie überließ sich einem Gefühl, das der Reue sehr ähnlich war. Sie wollte den König in sein Zimmer führen, um einen Augenblick allein mit ihm zu bleiben. Als sie sah, daß es nicht möglich war, zog sie den König ans Fenster. Gewiß wollte sie ihm zu Füßen fallen und ihn weinend und schluchzend um Verzeihung bitten. Der König erriet ihre Absicht und hielt sie zurück.

»Lesen Sie das, meine teure, geliebte Gattin«, sagte er, sein Testament aus der Tasche ziehend.

Marie Antoinette las halblaut den Satz, den ihr der König mit dem Finger zeigte:

»Ich bitte meine Gemahlin, mir alle Leiden zu verzeihen, die sie um meinetwillen erduldet, und den Kummer, den ich ihr während unserer Ehe vielleicht gemacht habe, so wie sie auch versichert sein kann, daß ich ihr nicht zürne, falls sie sich etwas vorzuwerfen hätte.«

Wer würde ihr einen Vorwurf machen mögen, der Dulderin, die mit der doppelten Glorie des Märtyrertums und der Verzeihung ihres Gatten vor die Nachwelt getreten ist?

Sie fühlte das; sie sah ein, daß sie von jenem Augenblick an vor der Geschichte gerechtfertigt dastand; aber sie wurde um so schwächer im Angesicht des Mannes, den sie so spät lieben und schätzen gelernt hatte, sie fühlte, daß sie ihn verkannt, seine guten Eigenschaften übersehen und nur seine Mängel bemerkt hatte.

Es waren nicht mehr Tränen, nicht mehr Worte, die sich der Brust der Unglücklichen entrangen, es war ein krampfhaftes Schluchzen. Sie wollte mit ihrem Gemahl sterben, und wenn man ihr diese Gunst verweigerte, den Hungertod erleiden.

Die Kommissare, die nichts verstehen konnten, aber an den Gebärden errieten, daß der Verurteilte die Überlebenden tröstete, vermochten den

Anblick nicht länger zu ertragen; sie wandten sich ab, und als sie weiter die Klagetöne hörten, ließen sie ihrem menschlichen Gefühl freien Lauf und brachen in Tränen aus.

Dieser herzzerreißende Auftritt dauerte eindreiviertel Stunden. – Endlich stand der König auf. Gattin, Schwester, Kinder hängten sich an ihn. Der König und die Königin hielten den Dauphin bei der Hand. Die kleine Prinzessin stand zur Linken ihres Vaters und hielt ihn umfaßt; Madame Elisabeth stand hinter ihrer Nichte und hielt den Arm des Königs; Marie Antoinette, die des Trostes am meisten bedurfte, weil sie am wenigsten schuldlos war, hatte den Arm um den Hals ihres Gatten geschlungen, und diese rührende Gruppe fühlte nur einen Schmerz. Mitten unter dem Schluchzen und Wehklagen hörte man nur die Worte:

»Wir werden uns wiedersehen, nicht wahr?«

»Ja, ja! beruhigen Sie sich.«

»Morgen früh um acht Uhr, nicht wahr?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Warum nicht um sieben Uhr?« fragte die Königin.

»Nun ja, um sieben Uhr,« erwiderte der König; »aber jetzt ... adieu, adieu!«

Diese letzten Worte sprach er, mit so ausdrucksvoller Stimme, daß man ihm Folge leisten mußte, denn seine Kräfte waren erschöpft.

Ebenso ging es der jungen Prinzessin; sie sank mit einem matten Klageton zu Boden.

Sie war ohnmächtig. Madame Elisabeth und Clery hoben sie auf.

Der König sah die Notwendigkeit ein, seine Gefühle zu bekämpfen und stark zu sein. Er entwand sich den Armen der Königin und des Dauphin, und ging, noch ein Lebewohl zurückrufend, in sein Zimmer.

Dann verschloß er die Tür hinter sich.

Clery wollte die noch immer ohnmächtige junge Prinzessin in die Wohnung der Königin tragen; aber an der Treppe hielten ihn die Kommissare zurück und zwangen ihn, umzukehren.

Der König hatte den Abbé Edgeworth in dem Kabinett des Ecktürmchens wieder gefunden, und ließ sich zu seiner Zerstreuung von ihm erzählen, wie er in den Temple gekommen war.

Ob er dieser Erzählung mit vollem Bewußtsein zuhörte, oder ob die Worte von seinen eigenen Gedanken übertönt wurden und nur verworren in seine Ohren drangen, wer kann es wissen?

Als die Erzählung beendet war, sagte der König:

»Jetzt wollen wir alles vergessen und nur an mein Seelenheil denken.«

»Sire,« antwortete der Abbé, »ich bin bereit, alles zu tun, was in meinen Kräften steht, und ich hoffe, daß Gott mich dabei unterstützen wird ... Aber glauben Sie nicht, daß es ein großer Trost für Sie sein würde, die Messe zu hören und zu kommunizieren!«

»Jawohl,« sagte der König, »glauben Sie, daß ich eine solche Vergünstigung zu schätzen wissen würde ... Aber wie wollen Sie es möglich machen? Bedenken Sie, welcher Gefahr Sie sich aussetzen ...«

»Das ist meine Sorge, Sire, und ich will Eurer Majestät beweisen, daß ich der Ehre würdig bin, die Sie mir erweisen. Geben Sie mir unbedingte Vollmacht, und ich stehe für alles.«

»Gehen Sie«, erwiderte Ludwig XVI. »Gehen Sie,« wiederholte er kopfschüttelnd, »aber es wird vergebens sein.«

Der Abbé Edgeworth verneigte sich und ging fort, um sich in die Kanzlei führen zu lassen.

»Der Mann, der morgen sterben wird,« sagte der Abbé, »wünscht vor seinem Todesgange die Messe zu hören und zu beichten.«

Man beriet sich.

Die Bitte wurde unter zwei Bedingungen gewährt: Erstens sollte der Abbé ein Gesuch schreiben und unterzeichnen, und zweitens sollte die Zeremonie am andern Morgen spätestens um sieben Uhr beendet sein, da die Hinrichtung des Gefangenen um acht Uhr stattfinden sollte.

Der Abbé schrieb das Gesuch und ließ es in der Kanzlei. Dann wurde er zu dem Gefangenen zurückgeführt, dem er die Gewährung seiner Bitte anzeigte.

Es war zehn Uhr, der Abbé Edgeworth blieb bis Mitternacht mit Ludwig XVI. allein.

Um Mitternacht sagte der König zu ihm:

»Herr Abbé, ich bin müde, ich möchte schlafen; ich brauche Kraft für morgen.«

Dann rief er zweimal: »Clery! ... Clery!«

Clery erschien, entkleidete den König und wollte ihm die Haare aufwickeln; aber Ludwig XVI. sagte lächelnd:

»Lassen Sie nur, es ist nicht der Mühe wert.«

Dann legte er sich zu Bett, und als Clery die Vorhänge zuzog, sagte der König zu ihm:

»Wecken Sie mich um fünf Uhr.«

Kaum ruhte sein Haupt auf dem Kissen, so schlief er ein, so unwiderstehlich waren bei ihm die körperlichen Bedürfnisse.

Der Abbé Edgeworth legte sich auf das Bett des Kammerdieners.

Clery, der nur wenig schlief und oft durch schauerliche Träume aufgeschreckt wurde, versäumte die bestimmte Stunde nicht. Schlag fünf Uhr stand er auf und machte Licht.

»Ich habe gut geschlafen,« sagte der König; »es war mir ein Bedürfnis, denn der gestrige Tag hat mich schrecklich ermüdet ... Wo ist der Herr Abbé?«

»Auf meinem Bett, Sire.«

»Auf Ihrem Bett! wo haben Sie denn die Nacht zugebracht?«

»Auf diesem Sessel.«

»Es tut mir leid, Sie müssen eine schlechte Nacht gehabt haben.«

»Oh, Sire,« erwiderte Clery, »wie hätte ich in einem solchen Augenblicke an mich denken können?«

»Armer Clery!« sagte der König und reichte ihm die Hand, die der treue Diener weinend küßte.

Clery begann nun den König zum letzten Male anzukleiden. Er hatte einen braunen Frack, Beinkleider von grauem Tuch, graue seidene Strümpfe und eine Pikeeweste zurechtgelegt.

Als der König angekleidet war, frisierte ihn der Kammerdiener. Unterdessen machte Ludwig XVI. ein Petschaft von seiner Uhr los, steckte es in seine Westentasche, legte seine Uhr auf den Kamin, zog einen Ring vom Finger und steckte ihn in dieselbe Tasche, wo das Petschaft war.

Während ihm Clery den Frack anzog, nahm der König, der tags vorher denselben Frack getragen hatte, Brieftasche, Lorgnette und Tabaksdose heraus und legte alles nebst seiner Börse auf den Kamin. Alle diese Vorbereitungen geschahen in Gegenwart der Kommissare, die in das Zimmer des Königs gekommen waren, sobald sie Licht gesehen hatten.

Es schlug halb sechs.

»Clery,« sagte der König, »wecken Sie den Herrn Abbé Edgeworth.«

Der Abbé war schon aufgestanden, er hatte den Kammerdiener erwartet und trat ein.

Der König nickte ihm zu und ersuchte ihn, in sein Zimmer zu kommen. Unterdessen richtete der Kammerdiener den Altar her.

Zu diesem Zwecke wurde auf die im Zimmer befindliche Kommode ein Tischtuch gelegt.

Als der Altar fertig war, ging Clery in das Zimmer des Königs, um den König davon in Kenntnis zu setzen.

»Können Sie bei der Messe ministrieren?« fragte ihn Ludwig XVI.

»Ich hoffe es,« antwortete Clery, »ich weiß nur das Staffelgebet nicht auswendig.«

Der König reichte ihm ein Meßbuch.

Der Abbé Edgemorth war schon in Clerys Zimmer, wo er sich ankleidete. Sobald er im Ornat erschien, zogen sich die Beamten in das Vorzimmer zurück; sie mochten wahrscheinlich mit einem Geistlichen nicht in Berührung kommen.

Es war sechs Uhr, die Messe begann. Der König hörte sie kniend und mit der tiefsten Andacht an.

Nach der Messe kommunizierte der König, und der Abbé Edgeworth begab sich in das Nebenzimmer, um das Priestergewand abzulegen.

Der König benutzte diesen Augenblick, um seinem treuen Diener zu danken und ihm Lebewohl zu sagen; dann begab er sich wieder in sein Zimmer.

Der Abbé kam ebenfalls dahin. Clery setzte sich auf sein Bett und weinte.

Um sieben Uhr kam der König aus seinem Zimmer und rief seinen Kammerdiener.

Clery eilte herbei.

Der König trat mit ihm ans Fenster und sagte zu ihm:

»Übergeben Sie dieses Petschaft meinem Sohn und diesen Ring meiner Gemahlin; sagen Sie ihnen, daß ich sie mit schwerem Herzen verlasse. Dieses kleine Paket enthält Haare von unserer ganzen Familie, übergeben Sie es ihnen ebenfalls.«

»Aber werden Sie denn Ihre Familie nicht mehr sehen, Sire?« fragte Clery.

Der König war einen Augenblick unschlüssig, dann erwiderte er:

»Nein, nein ... Ich hatte allerdings versprochen, sie heute morgen zu sehen; aber ich will den Meinigen den herben Trennungsschmerz ersparen. Clery, wenn Sie sie wiedersehen, sagen Sie ihnen, wie schwer es mir geworden, ohne einen Scheidekuß fortzugehen ...«

Bei diesen Worten konnte er seine Tränen nicht zurückhalten.

Dann setzte er mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes hinzu:

»Nicht wahr, Clery, Sie werden den Meinen das letzte Lebewohl von mir bringen?«

Er ging wieder in sein Zimmer.

Die Kommissare hatten gesehen, daß der König die erwähnten Gegenstände Clery übergab. Einer von ihnen verlangte die Herausgabe, aber ein anderer machte den Antrag, sie dem Kammerdiener bis zur Entscheidung des Gemeinderates zu lassen. Dieser Antrag wurde angenommen.

Eine Viertelstunde nachher kam der König wieder aus seinem Zimmer.

»Clery,« sagte er, »fragen Sie, ob ich eine Schere haben kann.«

»Kann der König eine Schere haben?« fragte Clery die Kommissare.

»Was will er damit machen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Fragen Sie ihn.«

Einer der Kommissare ging in das Zimmer; er fand den König vor dem Abbé Edgeworth kniend.

»Sie haben eine Schere verlangt,« sagte er, »was wollen Sie damit machen?«

»Mein Kammerdiener soll mir die Haare abschneiden«, antwortete der König.

Der Kommissar begab sich in die Kanzlei hinunter. Man beriet sich eine halbe Stunde, und endlich schlug man es ab.

Der Kommissar ging wieder hinauf.

»Die Direktion hat es abgeschlagen«, sagte er.

»Ich würde die Schere nicht berührt haben,« sagte der König, »und Clery würde mir in Ihrer Gegenwart die Haare abgeschnitten haben. Gehen Sie noch einmal hinunter, ich bitte Sie.«

Der Kommissar ging wieder hinunter und trug das Ansuchen des Königs noch einmal vor, aber die Direktion beharrte bei ihrer Weigerung. Ein Kommissar trat nun auf Clery zu und sagte zu ihm:

»Ich glaube, es ist Zeit, daß du dich anschickst, den König auf seinem Todesgange zu begleiten.«

»Mein Gott,« erwiderte Clery zitternd, »warum soll ich ihn denn begleiten?«

»Um ihn zu entkleiden; du bist ja sein Kammerdiener.«

»Nein, er kann hier bleiben,« sagte ein anderer; »der Nachrichter ist gut genug dazu.«

Der Tag begann zu grauen; in allen Sektionen von Paris wurde Generalmarsch geschlagen. Dieser Lärm drang bis in den Turm und erfüllte den Abbé Edgeworth und Clery mit Entsetzen.

Aber der König war ruhiger als je, er lauschte einen Augenblick und sagte ganz gelassen:

»Wahrscheinlich wird die Nationalgarde ausrücken.«

Nach einer Weile marschierte Kavallerie in den Hof. Man hörte die Hufschläge der Pferde und die Stimmen der Offiziere.

Der König lauschte wieder und sagte mit derselben Ruhe:

»Sie scheinen näher zu kommen.«

Von sieben bis acht Uhr klopfte man mehrmals unter verschiedenen Verwänden an die Tür des Kabinetts, und jedesmal erwartete der Abbé zitternd, es sei das letztemal.

Aber jedesmal stand der König auf, ging ohne die mindeste Unruhe an die Tür, antwortete den Personen, die ihn in seiner Andacht störten, und setzte sich dann wieder zu seinem Beichtvater.

Um neun Uhr endlich wurde das Geräusch stärker und die Türen gingen auf. Santerre erschien mit sieben bis acht Kommissaren und zehn Gendarmen, die sich in zwei Reihen aufstellten.

Als der König das Geräusch hörte, trat er aus dem Kabinett, ohne das Anklopfen abzuwarten.

»Sie wollen mich abholen?« sagte er.

»Ja.«

»Warten Sie nur eine Minute.«

Er ging wieder in das Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

»Jetzt muß ich gehen, die Scheidestunde hat geschlagen«, sagte er zu dem Abbé Edgeworth, und er kniete vor ihm nieder. »Geben Sie mir Ihren letzten Segen und bitten Sie Gott, daß er mir bis ans Ende beistehe.«

Als der König den Segen erhalten hatte, stand er auf, öffnete die Tür und ging auf die im Schlafzimmer stehenden Kommissare und Gendarmen zu.

Alle hatten den Hut auf dem Kopfe.

»Meinen Hut, Clery«, sagte der König.

Clery holte schluchzend den Hut.

»Ist unter Ihnen vielleicht ein Mitglied des Gemeinderats?« fragte Ludwig XVI.; »Sie, glaube ich?«

Er wandte sich an einen Beamten, namens Jacques Roux, der ein beeideter Priester war.

»Was wünschen Sie?« fragte dieser.

Der König zog sein Testament aus der Tasche.

»Ich ersuche Sie,« sagte er, »der Königin ... meiner Gemahlin, diese Schrift zu übergeben.«

»Wir sind nicht hierher gekommen,« antwortete Jacques Roux, »um Bestellungen für dich zu machen, sondern um dich zum Blutgerüst zu führen.«

Der König nahm die Beleidigung mit derselben Sanftmut und Gelassenheit hin, wie Christus, und wandte sich an einen andern Beamten, namens Gobeau.

»Wollen Sie meine Bitte nicht erfüllen?«

Der Mann schien unschlüssig zu sein, und der König setzte hinzu:

»Oh, Sie können die Schrift lesen, es sind sogar Bestimmungen darin, die ich zur Kenntnis des Gemeinderats zu bringen wünsche.«

Der Munizipalbeamte nahm das Testament.

Clery hatte inzwischen nicht nur den Hut, sondern auch den Überrock geholt; aber der König sagte:

»Nein, Clery, geben Sie mir nur meinen Hut.«

Clery reichte ihm den Hut; der König benutzte diese Gelegenheit, um ihm noch einmal die Hand zu drücken.

Dann sagte er mit befehlendem Tone, den er so selten in seinem Leben angenommen hatte:

»Kommen Sie, meine Herren!«

Dies waren die letzten Worte, die er in seinem Gefängnis sprach.

Auf der Treppe begegnete ihm der Pförtner des Turmes, Mathay, den er zwei Tage vorher an seinem Kaminfeuer sitzend gefunden und etwas unwillig aufgefordert hatte, ihm seinen Platz zu überlassen.

»Mathay,« sagte er, »ich habe Sie vorgestern etwas hart angeredet, zürnen Sie mir deshalb nicht.«

Mathay lehrte ihm den Rücken zu, ohne zu antworten.

Der König ging zu Fuß über den ersten Hof; er sah sich zwei- oder dreimal um und warf der Gattin, seiner einzigen Liebe, der Schwester, seiner einzigen Freundschaft, den Kindern, seiner einzigen Freude, den letzten Scheideblick zu.

Am Eingange des Hofes hielt ein grüner Wagen; zwei Gendarmen standen am Kutschenschlage. Als sich der König näherte, stieg der eine zuerst ein und setzte sich auf den Rücksitz; dann stieg der König ein und gab dem Abbé Edgeworth einen Wink, an seiner Seite Platz zu nehmen. Der andere stieg zuletzt ein und schloß die Wagentür.

Um ein Viertel zehn Uhr fuhr der Wagen ab.

Jetzt noch ein Wort über die Königin, über Madame Elisabeth und die beiden Kinder, denen der König durch die Mauern ihres Kerkers den letzten

Scheideblick zugeworfen hatte.

Abends vorher, nach der herzzerreißenden Zusammenkunft, hatte die Königin kaum die Kraft gehabt, den Dauphin auszukleiden und zu Bett zu bringen. Sie hatte sich in ihren Kleidern auf ihr Bett geworfen. Um ein Viertel sieben ging die Tür auf, ein Meßbuch wurde geholt.

Die ganze Familie rüstete sich nun, denn nach dem Versprechen, das ihr der König abends vorher gegeben, glaubte sie, man werde sie zu ihm führen; aber die Zeit verstrich, die Königin und die Prinzessinnen hörten die verschiedensten Geräusche, das Öffnen und Schließen der Türen, das Geschrei des Pöbels beim Erscheinen des Königs drang an ihr Ohr, endlich der Lärm der sich entfernenden Pferde und Geschütze.

Die Königin sank auf einen Stuhl und sagte«:

»Er ist fort, ohne uns Lebewohl zu sagen.«

Madame Elisabeth und die kleine Prinzessin sanken auf die Knie.

So waren denn alle Hoffnungen nacheinander geschwunden! Anfangs hatte man Verbannung und Gefängnis gehofft, und diese Hoffnung war geschwunden; endlich hoffte man nichts mehr, als einen verzweifelten Handstreich auf dem Wege, und diese Hoffnung sollte ebenfalls schwinden.

»O mein Gott! mein Gott!« rief die Königin, und dieser letzte Ruf der Verzweiflung war alles, was sie zu sagen vermochte.

Unterdessen fuhr der Wagen weiter und erreichte den Boulevard.

Die Straßen waren ziemlich verödet, die Kaufläden zur Hälfte geschlossen; in den Haustüren, an den Fenstern war niemand. Denn eine Verordnung des Gemeinderats verbot jedem Bürger, der nicht zu der bewaffneten Miliz gehörte, die auf den Boulevard ausmündenden Straßen zu betreten oder sich beim Vorbeikommen des Zuges an den Fenstern zu zeigen.

Der Himmel war trüb und neblig; man sah nur einen Wald von Piken, unter denen nur hier und da einige Bajonette funkelten. Vor dem Wagen ritt die

Kavallerie und vor dieser ging eine Menge Trommler.

Der König hätte gern mit seinem Beichtvater gesprochen, aber er konnte es nicht wegen des großen Lärms.

Der Abbé Edgeworth reichte ihm sein Brevier, und Ludwig XVI. las.

An der Porte Saint-Denis schaute er auf; er glaubte unter der Menge eine Bewegung zu bemerken.

Etwa zehn junge Leute stürzten aus der Straße Beauregard hervor, schwenkten ihre Säbel und durchbrachen die Volksmenge mit dem Ruf:

»Hierher, wer den König retten will!«

Dreitausend Verschworene sollten auf dieses von dem Baron von Batz, einem Abenteurer, gegebene Zeichen herbeieilen.

Er gab kühn das Zeichen, aber von den dreitausend Verschworenen antwortete nur ein Dutzend.

Als der Baron von Batz und seine wenigen Genossen sahen, daß nichts zu machen war, benutzten sie die durch ihren Befreiungsversuch verursachte Verwirrung und verloren sich in dem Straßenlabyrinth.

Diese Bewegung war es, die den König in seiner Andacht störte; aber sie hatte so wenig zu bedeuten, daß der Wagen nicht einmal anhielt. Als er nach zwei Stunden und zehn Minuten anhielt, war er am Ziele.

Sobald der König merkte, daß die Bewegung des Wagens aufhörte, neigte er sich zu dem Ohr des Priesters und sagte:

»Wir sind zur Stelle, wenn ich nicht irre.«

Nur das Stillschweigen des Abbé Edgeworth antwortete ihm.

In demselben Augenblick kam einer der drei Brüder Samson, der Pariser Nachrichter, an den Wagen und wollte den Schlag öffnen. Aber der König

hielt ihn zurück, legte die Hand auf das Knie des Abbé Edgeworth und sagte mit würdevollem, gebieterischem Tone:

»Meine Herren, ich empfehle Ihnen diesen würdigen Mann hier. Tragen Sie Sorge, daß ihm nach meinem Tode kein Leid geschehe; ich beauftrage Sie, darüber zu wachen.«

Unterdessen waren die beiden andern Nachrichter an den Wagen gekommen.

»Ja, ja,« antwortete einer von ihnen, »wir werden schon dafür sorgen, lassen Sie uns nur machen.«

Ludwig stieg aus.

Die Henkersknechte kamen auf ihn zu und wollten ihm seinen Frack ausziehen; aber er wies sie mit stolzer Gebärde zurück und begann, sich allein zu entkleiden.

Einige Augenblicke blieb der König allein in dem Kreise, der sich um ihn gebildet hatte; er warf den Hut auf die Erde, zog den Rock aus und knüpfte das Halstuch auf.

Nun aber traten die Nachrichter auf ihn zu. Einer von ihnen hatte einen Strick in der Hand.

»Was wollen Sie?« fragte der König.

»Ihnen die Hände binden«, antwortete der Mann, der, den Strick trug.

»Das leide ich nicht«, sagte der König, dessen Gefühl sich empörte; »lassen Sie das; tun Sie, was Ihnen befohlen ist, aber binden lasse ich mich nicht.«

Die Nachrichter begannen laut zu sprechen, es fehlte nicht viel, so hätten sie Gewalt gebraucht, und der Märtyrer hätte die Achtung und Teilnahme, die er sich durch, sechs Monate der Ruhe und Ergebung erworben, wieder verscherzt; da näherte sich einer der drei Brüder Samson, der vom Mitleid gerührt war und dennoch die traurige Pflicht hatte, den schrecklichen Befehl zu vollziehen.

»Sire,« sagte er ehrerbietig, »mit diesem Schnupftuch.«

Der König sah seinen Beichtvater an. Dieser nahm seine Fassung zusammen, um zu sprechen.

»Sire,« sagte er, »Eure Majestät werden dadurch dem Heiland, der Sie nun bald belohnen wird, um so ähnlicher werden.«

Der König blickte mit unendlichem Schmerz zum Himmel auf.

»Sie haben recht«, sagte er, »nur sein Beispiel kann mich bewegen, in eine solche Beschimpfung zu willigen ... Tut, was ihr wollt«, sagte er zu den Henkern, indem er die Hände ausstreckte, »ich will den Leidenskelch bis auf den Grund leeren.«

Die Stufen des Blutgerüstes waren hoch und glatt; er stieg sie am Arme des Priesters hinan. Edgeworth fürchtete, der König könne im letzten Augenblick schwach werden, denn er fühlte den Arm des Königs schwer auf dem seinigen. Aber auf der obersten Stufe machte Ludwig XVI. sich von den Händen seines Beichtvaters los und ging rasch auf die andere Seite der Plattform. Seine Wangen waren gerötet und hatten nie so lebhaft und frisch ausgesehen.

Die Trommeln wurden gerührt. Mit einem gebieterischen Blick brachte er sie zum Schweigen und sprach mit lauter Stimme folgende Worte:

»Ich sterbe unschuldig aller Verbrechen, die man mir zur Last legt; ich verzeihe den Urhebern meines Todes und bitte Gott, daß das Blut, das ihr jetzt vergießen werdet, nie über Frankreich komme.«

»Rührt die Trommeln!« rief eine Stimme, die man lange für die Stimme Santerres gehalten hat; aber diesen Befehl gab Beaufranchet, Graf von Oyat, Sohn Ludwigs XV. und der Buhlerin Morphise.

Es war also der natürliche Oheim des Verurteilten.

Der Trommelwirbel begann von neuem; aber der König stampfte mit dem Fuße und rief noch lauter und gebieterischer als zuvor:

»Schweigt! ich habe noch etwas zu sagen!«

Aber die Trommler hörten nicht auf.

»Tut eure Pflicht!« schrien die Pikenmänner, die das Schafott umgaben, den Nachrichtern zu.

Diese stürzten auf den König zu, der langsam zurückkam und einen Blick auf das Fallbeil warf, von welchem er ein Jahr zuvor selbst eine Zeichnung gemacht hatte.

Dann fiel sein Blick auf den Priester, der am Rande des Blutgerüstes kniend betete.

Hinter den beiden Pfählen der Guillotine entstand nun eine Bewegung, das Fallbrett schlug um, der Kopf erschien an der verhängnisvollen Lucke, ein glänzender Gegenstand fuhr blitzend nieder, ein dumpfer Schlag ertönte, und man sah nichts mehr, als einen großen Blutstrahl.

Einer der Nachrichter nahm den Kopf auf und zeigte ihn dem Volke. Der Rand des Gerüstes wurde mit königlichem Blut bespritzt.

Die Pikenmänner brüllten bei diesem Anblick vor Freude laut auf und tauchten ihre Piken, ihre Säbel und Schnupftücher in das Blut. Dabei riefen sie: »Es lebe die Republik!«

Aber dieser Ruf, der die Völker mit ahnungsvoller Freude erfüllt hatte, verhallte zum erstenmal ohne Echo.

Die Republik hatte nun einen unauslöschlichen Schandfleck an der Stirn; sie hatte, wie später ein berühmter Diplomat sagte, mehr als ein Verbrechen, sie hatte einen großen Fehler begangen.

In Paris herrschte ungeheure Bestürzung, die sich bei einigen bis zur Verzweiflung steigerte. Eine Frau stürzte sich in die Seine – ein Friseur schnitt sich den Hals ab – ein Buchhändler wurde wahnsinnig – ein vormaliger Offizier starb infolge heftiger Gemütsbewegung.

Bei der Eröffnung der Sitzung fand der Präsident einen Brief vor. Dieser Brief war von einem Manne, der wünschte, daß ihm der Leichnam Ludwigs XVI. übergeben werde, damit er ihn neben seinen Vater begrabe.

Dann wurde folgendes Protokoll verfaßt:

Protokoll über die Beerdigung Ludwig Capets.

Am 21. Januar 1793, im Jahre II der Französischen Republik, haben wir unterzeichnete Administratoren des Departements von Paris, im Auftrage des Gemeinderates und infolge der Verordnung der provisorischen Vollziehungsbehörde der Französischen Republik, uns um neun Uhr morgens in die Wohnung des Citoyen Recaves, Pfarrers zu St. Magdalena, begeben, und ihn gefragt, ob er dafür Sorge getragen habe, daß die Beerdigung in der gewünschten Form vor sich gehe. Er antwortete uns, daß er alles, was ihm anbefohlen, genau befolgt und alle Vorkehrungen getroffen habe.

Von da begaben wir uns in Begleitung der Bürger Renard und Damoreau, Vicare zu St. Magdalena, auf den in der Straße Anjou-Saint-Honoré gelegenen Friedhof der Pfarre und daselbst überzeugten wir uns von der Vollziehung der Befehle, die wir infolge des von dem Gemeinderat erhaltenen Auftrages dem Citoyen Recaves tags zuvor erteilt hatten.

Bald darauf wurde in unserer Gegenwart der Leichnam Ludwig Capets, den wir vollkommen erkannten, von einer Abteilung Fußgendarmerie auf den Friedhof gebracht. An dem vom Rumpfe getrennten Haupte bemerkten wir, daß die hinteren Haare abgeschnitten waren. Der Leichnam war ohne Krawatte, ohne Rock und ohne Schuhe; er war mit Hemd, Piquéweste, grauen Tuchhosen und grauen seidenen Strümpfen bekleidet.

Mit dieser Bekleidung wurde er in einen Sarg gelegt und dieser wurde in das Grab hinabgelassen, das sogleich mit Erde gefüllt wurde. Alles geschah nach dem Befehl der provisorischen Exekutivbehörde der Französischen Republik, und wir haben mit den Bürgern Recaves, Renard und Damoreau, Pfarrer und Vicare zu St. Magdalena, gegenwärtiges Protokoll unterzeichnet.

Leblanc, Administrator des Departements, Dubois, Administrator des Departements, Damoreau, Recaves, Renard.

So starb König Ludwig XVI. am 21. Januar 1793, und so wurde er an demselben Tage beerdigt. Er war neununddreißig Jahre, fünf Monate und drei Tage alt, hatte achtzehn Jahre regiert und war fünf Monate und acht Tage Gefangener gewesen.

Sein letzter Wunsch ging nicht in Erfüllung, und sein Blut kam nicht nur über Frankreich, sondern über ganz Europa.

Siebenundfünfzigstes Kapitel

Am Abend dieses Schreckenstages befanden sich zwei Männer in einem Salon in der Straße St. Honoré. Die Schreie der Pikenmänner, die die öden und hellerleuchteten Straßen von Paris durchzogen und auf ihren hoch emporgehaltenen Waffen blutige Fetzen von Tüchern und Hemden trugen und in wilder Lust riefen: »Der Tyrann ist tot! hier ist sein Blut!« drangen bis zu ihnen herauf. Beide schwiegen. Der eine, schwarz gekleidet und den Kopf in beide Hände gestützt, saß an einem Tisch. Der andere, seiner Kleidung nach ein Landmann, ging mit starken Schritten auf und ab, sein Blick war düster, seine Stirn in Falten gezogen, seine Arme auf der Brust gekreuzt.

So oft der letztere an dem zweiten vorüberging, warf er ihm einen fragenden Blick zu.

Endlich schien der Mann, der in so düsterer Stimmung auf und ab wanderte, dieses Schweigens überdrüssig zu sein, er stand still, sah sein Gegenüber scharf an und sagte:

»Ich bin also ein Räuber, Citoyen Gilbert, weil ich für den Tod des Königs gestimmt habe?«

Der schwarzgekleidete Mann richtete sich auf, schüttelte den Kopf und reichte dem andern die Hand.

»Nein, Billot«, erwiderte er. »Sie sind ebensowenig ein Räuber wie ich ein Aristokrat bin; Sie haben nach Ihrem Gewissen gestimmt, und ich nach dem meinigen, nur mit dem Unterschiede, daß ich für das Leben, und Sie für den Tod gestimmt haben. Aber es ist doch entsetzlich, einem Menschen zu nehmen, was ihm keine Gewalt der Erde wiedergeben kann!«

»Also nach Ihrer Meinung,« entgegnete Billot, »ist der Despotismus unverletzlich, die Freiheit ein Aufruhr? Was bleibt damit dem Volke? Das Recht, zu dienen und zu gehorchen! ... Und das sagen Sie, Herr Gilbert, der Zögling Jean Jacques Rousseaus, der Bürger der Vereinigten Staaten!«

»Nein, Billot, das sage ich nicht, denn das wäre ein Frevel an der Nation.«

»Herr Gilbert,« sagte der Landwirt, »ich will Ihnen sagen, was ich mit meinem plumpen gesunden Verstand denke, und erlaube Ihnen, mir mit allem Scharfsinn, mit aller Gelehrsamkeit darauf zu antworten. – Geben Sie zu, daß ein Volk, das von herrschsüchtigen Priestern und Despoten unterdrückt wird, das Recht hat, sich gegen solche Bedrückung aufzulehnen und für seine Freiheit zu kämpfen?«

»Allerdings.«

»Dann gestehen Sie ihm auch das Recht zu, die Resultate seines Sieges zu sichern?«

»Das versteht sich.«

»Nehmen Sie sich in acht, es wird uns weit führen ...«

»Ich werde Ihnen folgen, wohin Sie mich führen, Billot, und Ihnen durch den einzigen Ausspruch antworten: Mensch, du hast nicht das Recht, deinem Nächsten das Leben zu nehmen!«

»Aber der König ist nicht mein Nächster,« erwiderte Billot, sich ereifernd, »er ist mein Feind ... Ich erinnere mich an eine Stelle der Bibel, aus der mir meine arme Frau vorzulesen pflegte: Samuel sagte zu den Israeliten, die einen König verlangten ...«

»Ich weiß wohl, Billot; aber Samuel rettete Saul, er nahm ihm nicht das Leben.«

»Oh! ich weiß wohl, daß ich verloren bin, wenn ich mich mit Ihnen in die Gelehrsamkeit vertiefe. Ich frage Sie daher ganz einfach: hatten wir das Recht, die Bastille zu nehmen?«

»Ja.«

»Hatten wir das Recht, die uns verweigerte freie Beratung zu fordern?«

»Ja.«

»Hatten wir das Recht, den König von Versailles nach Paris zu führen, als er die konstituierende Versammlung durch das Fest der Leibgarde und Zusammenziehung von Truppen einschüchtern wollte?«

»Ja.«

»Hatten wir das Recht, den König in Varennes anzuhalten, als er fliehen und zum Feinde übergehen wollte?«

»Ja.«

»Hatten wir das Recht, uns am 20. Juni zu erheben, als der König, nachdem er die Verfassung von 1791 beschworen, mit dem Auslande unterhandelte?«

»Ja.«

»Hatten wir das Recht, am 10. August die Tuilerien zu nehmen und den Thron für erledigt zu erklären, als er die Sanktion der verfassungsmäßig gegebenen Gesetze verweigerte? Hatten wir das Recht, ihn vor den Nationalkonvent zu stellen, als er trotz seiner Gefangenschaft im Temple nicht aufhörte, gegen die Freiheit der Nation zu konspirieren?«

»Ja, das leugne ich nicht.«

»Dann hatte der Konvent auch das Recht, ihn zu verurteilen! ...«

»Ja, zur Verbannung, zur Landesverweisung, zu lebenslänglicher Haft ... zu allem, nur nicht zum Tode.«

»Warum nicht zum Tode?«

»Weil er nicht in sträflicher Absicht gehandelt hatte. Sie beurteilen seine Handlungsweise vom Gesichtspunkte des Volkes, lieber Billot; er hat die Verhältnisse vom Gesichtspunkte des Königtums beurteilt und demgemäß gehandelt. Er war kein Tyrann, kein Bedrücker des Volkes, kein Mitschuldiger der Aristokraten, kein Feind der Freiheit.«

»Sie beurteilen ihn also vom Gesichtspunkte des Königtums?«

»Nein, denn vom Gesichtspunkte des Königtums würde ich ihn freisprechen.«

»Aber Sie haben ja für das Leben gestimmt ...«

»Allerdings, aber mit Verbannung oder lebenslänglicher Haft ... Glauben Sie mir, Billot, ich habe ihn noch parteiischer beurteilt, als ich eigentlich wollte; ich bin ein Sohn des Volkes, und die Wage, die ich in der Hand hielt, neigte sich dem Volke zu. Sie haben ihn nur aus der Ferne gesehen, Sie haben ihn nicht kennengelernt wie ich. Die Königliche Gewalt, die ihm nach der Verfassung zukam, befriedigte ihn nicht, er schwankte zwischen der Nationalversammlung, die ihn noch zu mächtig fand, und einer ehrgeizigen Königin, zwischen dem gedemütigten, erbitterten Adel und dem unversöhnlichen Klerus ... Nein, Billot, je mehr Kämpfe, desto mehr Siege. Sie sagen, der König sei Ihr Feind gewesen; der Feind war besiegt, und einen Feind mit kaltem Blute morden, heißt keineswegs ihn verurteilen; es ist eine Sache, die den ehrwürdigen Namen der Justiz keineswegs verdient, und zugleich eine Unklugheit, denn das Königtum, das ihr zu vernichten wähnt, wird durch diesen Akt der Rache mit der Glorie des Märtyrertums umgeben ... Nehmt euch in acht! Ihr habt zu viel, und doch nicht genug getan! Karl I. wurde hingerichtet, und Karl II. wurde König; Jakob II. wurde verbannt, und seine Söhne sind im Exil gestorben. Die menschliche Natur ist voll Mitgefühl, und wir haben uns den bei weitem größten Teil der Menschen, der die Revolutionen mit dem Herzen beurteilt, für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre entfremdet. Glauben Sie mir, Freund, gerade die Republikaner haben am meisten Ursache, den Tod Ludwigs XVI. zu beklagen, denn sein Blut wird über sie kommen und die Republik ertränken.

»Es liegt etwas Wahres in deinen Worten, Gilbert«, antwortete eine Stimme in der Tür.

Die beiden Männer stutzten und sahen sich um.

»Cagliostro!« riefen sie zugleich.

»Mein Gott! ja,« antwortete der Eintretende; »aber es ist auch an Billots Worten etwas Wahres.«

»Das ist eben das Unglück«, erwiderte Gilbert; »die Sache, die wir vertreten, hat zwei Seiten, und jeder, der sie von seiner Seite betrachtet, kann sagen: ich habe recht. Sagen Sie uns Ihre Meinung, Meister.«

»Ihr habt soeben euer Urteil über die fragliche Angelegenheit abgegeben«, sagte Cagliostro; »ich will über euer Urteil ein Urteil fällen. Habt ihr den König verurteilt, so hattet ihr recht; habt ihr dagegen den Menschen verurteilt, so hattet ihr unrecht.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Billot.

»Hören Sie nur zu, ich errate, was er meint«, sagte Gilbert.

»Wollte man ihm durchaus das Leben nehmen,« fuhr Cagliostro fort, »so hätte es geschehen müssen, als er in Versailles oder in den Tuilerien, von seinen Höflingen und Schweizern umgeben, als er dem Volke noch unbekannt war; es hätte am 5. Oktober oder am 10. August geschehen müssen. Aber nachdem er fünf Monate im Temple zugebracht hatte, nachdem sein Privatleben allgemein bekannt geworden war, nachdem er vor Leuten aus dem Volke gegessen, getrunken, geschlafen hatte und gleichsam der Kamerad des Arbeiters geworden war, hätte man ihn als Menschen behandeln, das heißt, ihn verbannen oder einsperren sollen.«

»Ich verstand Sie nicht,« sagte Billot zu dem Doktor Gilbert, »aber jetzt verstehe ich den Citoyen Cagliostro.«

»Es ist ganz klar. Man weiß jetzt, wie ehrenwert, wie sanft und gutmütig er in seinem Privatleben war, man wird jetzt erzählen, wie zärtlich er als Vater, wie vortrefflich er als Gatte, wie gütig er als Gebieter war, man wird ihn bemitleiden und als ein schuldloses Opfer des Parteihasses hinstellen ... Oh, die Dummköpfe! ich hätte ihnen mehr Einsicht und Klugheit zugetraut ... So weit geht die Unklugheit der jetzigen Machthaber! Ist es doch so weit gekommen, daß ihn seine Gemahlin liebt! ... Lieber Gilbert,« setzte Cagliostro lachend hinzu, »wer hätte am 14. Juli, am 5. und 6. Oktober, am 10. August gedacht, daß die Königin den König jemals lieben werde?«

»Oh! wenn ich das hätte ahnen können ...« sagte Billot mit tiefem Schmerz.

»Was würden Sie dann getan haben?« fragte Eilbert.

»Was ich getan haben würde? Ich würde ihn entweder am 15. Juli oder am 6. Oktober oder 10. August getötet haben; es wäre mir sehr leicht gewesen.«

Gilbert verzieh ihm diese Worte, Cagliostro bewunderte sie.

»Aber Sie haben es nicht getan«, sagte der letztere nach einer kurzen Pause, »Sie, Billot, haben für den Tod, und Sie, Gilbert, für das Leben gestimmt?«

»Ja«, antworteten beide.

»Jetzt will ich Ihnen einen Rat geben ... Sie, Gilbert, haben sich zum Mitglied des Konvents ernennen lassen, um eine Pflicht zu erfüllen; Sie, Billot, sind in den Konvent getreten, um Rache zu üben. Die Pflicht ist nun erfüllt, die Rache befriedigt, Sie haben hier nichts mehr zu tun; gehen Sie.«

Beide sahen Cagliostro an.

»Gehen Sie«, erwiderte er. »Sie sind keine Parteimänner, sondern selbständige Patrioten. Jetzt, da der König tot ist, werden sich die Parteien mit verdoppelter Erbitterung bekämpfen und vernichten. Welche Partei zuerst unterliegen wird, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß eine nach der andern zugrunde gehen wird. Morgen, Gilbert, wird man Ihnen die Nachsicht und Milde, und übermorgen Ihre Strenge, Billot, zum Verbrechen anrechnen. Glauben Sie mir, in dem bevorstehenden Kampfe zwischen Haß, Furcht, Rache und Fanatismus werden sehr wenige rein bleiben; einige werden sich mit Kot, andere mit Blut besudeln ... Folgt daher meiner Warnung, Freunde, und zieht euch zurück.«

»Aber was wird aus Frankreich werden?« entgegnete Gilbert.

»Jawohl,« setzte Billot hinzu, »das Vaterland hat Ansprüche an uns.«

»Frankreich ist materiell gerettet,« sagte Cagliostro; »der äußere Feind ist geschlagen, der innere Feind ist tot. Das Blutgerüst vom 21. Januar hat für die Gegenwart eine ungeheure Bedeutung und Gewalt, denn die Revolution

muß nun unvermeidlich ihren Fortgang nehmen. Der Tod Ludwigs XVI. wird den Zorn der auswärtigen Mächte entflammen und der Republik die verzweifelte, übermenschliche Kraft der zum Tode verurteilten Nationen geben. Zieht euch in aller Stille zurück; denn bevor sie das Beil niederlegt, wird die Aristokratie enthauptet sein, bevor sie die dreifarbige Fahne niederlegt, wird Europa besiegt sein ... Säumet nicht, Freunde und geht.«

»Gott ist mein Zeuge,« sagte Gilbert, »daß ich Frankreich gern verlassen werde, wenn uns die von Ihnen prophezeite Zukunft bevorsteht ... Aber wohin sollen mir uns wenden?«

»Undankbarer!« eiferte Cagliostro, »denkst du denn nicht an Amerika, dein zweites Vaterland? Hast du sie vergessen, die herrlichen Landseen, die Urwälder, die unermeßlichen Prärien? Fühlst du nach den furchtbaren Stürmen und Ungewittern, die jetzt die Gesellschaft erschüttern, nicht das Bedürfnis der Ruhe in der Natur?«

»Werden Sie mir folgen, Billot?« fragte Gilbert aufstehend.

»Werden Sie mir verzeihen?« fragte Billot, auf den Doktor zutretend.

Die beiden Männer sanken einander in die Arme.

»Gut,« sagte Gilbert, »wir reisen ab.«

»Wann?« fragte Cagliostro.

»In acht Tagen, denke ich.«

Cagliostro schüttelte den Kopf.

»Nein,« sagte er, »Sie müssen heute abend abreisen.«

»Warum?«

»Weil ich morgen abreise.«

»So, wohin denn?«

»Ihr werdet es einst erfahren, Freunde.«

»Aber wie sollen wir fortkommen?«

»Der .Franklin' segelt in sechsunddreißig Stunden nach Amerika ab.«

»Aber wir haben keine Pässe?«

»Hier sind Pässe.«

»Und mein Sohn ...«

Cagliostro wandte sich ab und öffnete die Tür.

»Kommen Sie herein, Sebastian,« sagte er, »Ihr Vater ruft Sie.«

Sebastian kam und warf sich in die Arme seines Vaters.

Billot konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken.

»Es fehlt uns nichts mehr als eine Postchaise«, sagte Gilbert.

»Mein Wagen hält vor der Tür.«

Gilbert ging an einen Sekretär, in dem sich die gemeinsame Kasse, etwa tausend Louisdor enthaltend, befand und winkte Billot, seinen Anteil davon zu nehmen.

»Haben wir genug?« fragte Billot.

»Wir haben mehr, als wir brauchen, um eine Provinz zu kaufen.«

Billot sah sich verlegen im Zimmer um.

»Was suchen Sie, Freund?« fragte Gilbert.

»Ich suche etwas, das mir ganz unnütz sein würde, wenn ich es fände, da ich nicht schreiben kann.«

Gilbert lächelte und nahm eine Feder.

»Diktieren Sie«, sagte er.

»Ich möchte von Pitou Abschied nehmen«, sagte Billot.

»Ich will es in Ihrem Namen tun.«

Er setzte sich nieder und schrieb. Als er fertig war, fragte ihn Billot:

»Was haben Sie geschrieben?«

Gilbert las:

»Lieber Pitou!

»Wir verlassen Frankreich, Billot, Sebastian und ich, und wir alle drei sagen Ihnen ein herzliches Lebewohl.

»Da Sie Billots Meierhof verwalten, werden Sie wohl alles haben, was Sie brauchen. – Wahrscheinlich werden wir Ihnen bald schreiben und Sie einladen, uns zu folgen.

Ihr Freund Gilbert.«

»Ist das alles?« fragte Billot.

»Es ist noch eine Nachschrift.«

»Wie lautet sie?« '

Gilbert sah den Landwirt scharf an und sagte:

»Billot empfiehlt Ihnen Katharina.«

Billot dankte ihm und schloß ihn voll Freude in seine Arme.

Zehn Minuten nachher war die Postchaise, in der Gilbert, Sebastian und Billot ihre Reise antraten, auf dem Wege nach Le Havre.

Achtundfünfzigstes Kapitel

Etwa ein Jahr später hatten sich an einem klaren Wintermorgen auf dem Schloßplatz von Villers-Cotterets etwa drei- bis vierhundert Personen zusammengefunden, die auf das Erscheinen eines Brautpaares warteten, das von unserem alten Bekannten, dem Bürgermeister von Longpré, in den Ehestand geführt wurde.

Die beiden Brautleute waren Ange Pitou und Katharina Villot. Ach! es hatte sehr wichtiger Ereignisse bedurft, um die Geliebte des Vicomte von Charny, die Mutter des kleinen Isidor, zur Heirat mit Ange Pitou zu bewegen. Gehen wir einmal kurz zurück, wie Katharina zu diesem Entschluß kam.

Die von Cagliostro am Abend des 21. Januar prophezeiten Ereignisse waren über alle Erwartung rasch und in furchtbarer Weise eingetroffen und hatten eine lange, unauslöschliche Blutspur zurückgelassen.

Am 1. Februar 1793 hatte der Nationalkonvent die Emission von achthundert Millionen Assignaten beschlossen, wodurch die Gesamtsumme der in Umlauf gesetzten Assignaten auf drei Milliarden und hundert Millionen stieg.

Am 28. März 1793 hatte er ein Dekret erlassen, das die Ausgewanderten auf Lebenszeit verbannte, für bürgerlich tot erklärte und ihre Güter zugunsten der Republik konfiszierte.

Am 7. November hatte der Konvent das Komitee des öffentlichen Unterrichts beauftragt, einen Entwurf über einen neuen Kultus, der an die Stelle des katholischen Gottesdienstes treten sollte, vorzulegen.

Wir übergehen die Ächtung und den Tod der Girondisten mit Stillschweigen; wir schweigen von der Hinrichtung des Herzogs, von Orleans, der Königin, Baillys, Dantons, Camille Desmoulins und vieler anderer.

Billot und Gilbert waren als Ausgewanderte betrachtet und ihre Güter konfisziert und verkauft worden.

Ebenso verfuhr man mit den Gütern des Grafen von Charny.

So war Katharina von dem Meierhofe zu Pisseleux vertrieben und die Besitzung als Nationaleigentum erklärt worden.

Pitou hatte wohl im Namen Katharinas Verwahrung eingelegt; aber er hatte sich den gemäßigten Patrioten angeschlossen und war dadurch etwas verdächtig geworden. Verständige Leute gaben ihm daher den Rat, sich weder mit Taten noch Worten den Befehlen der Nation zu widersetzen.

Katharina und Pitou hatten sich nach Haramont zurückgezogen. Katharina hatte anfangs die Absicht gehabt, in der Waldhütte des alten Clouis wieder eine Zuflucht zu suchen; aber als sie an der Tür des alten Waldhüters angekommen waren, hatte dieser den Finger auf den Mund gelegt und den Kopf geschüttelt, um ihr Stillschweigen zu gebieten und die Unmöglichkeit, sie aufzunehmen, anzudeuten.

Der Platz war nämlich schon besetzt. Das Gesetz über die Verbannung der nicht beeideten Geistlichen war in Vollzug gesetzt worden, und der Abbé Fortier war verbannt worden. Aber er hatte sich nicht entschließen können, über die Grenze zu gehen, und seine freiwillige Verbannung hatte sich darauf beschränkt, daß er sein Haus zu Villers-Cottersts verließ und bei dem alten Clouis eine Zuflucht suchte, die dieser ihm auch bereitwillig gewährte.

Katharina und Pitou mußten daher ihren Plan aufgeben. Es blieb Katharina nur die Wahl zwischen dem Hause der Tante Angelika in Villers-Cotterêts und der bescheidenen Wohnung Pitous in Haramont.

An eine Aufnahme bei der Tante Angelika war nicht zu denken; denn die alte Jungfer war während der Revolution noch zänkischer und magerer geworden, als sie zuvor gewesen war.

Es blieb noch das Häuschen Pitous in Haramont, das Pitou aber nur im äußersten Notfall beziehen wollte. Er hatte sich daher entschlossen, bei seinem Freunde Desiré Maniquet ein Unterkommen zu suchen. Doch all dies vermochte die arme Katharina über die Zukunft keineswegs zu beruhigen.

Die Beweise treuer Hingebung rührten Katharina; sie fühlte, daß Pitou sie glühend liebte, vergötterte, und zuweilen dachte sie, daß sie diese treue, aufopfernde Liebe wohl durch ein zärtlicheres Gefühl als dasjenige der Freundschaft belohnen könnte.

Die arme Katharina stand ganz allein in der Welt, und Pitou war ihre einzige Stütze, auch drängte sich ihr der Gedanke auf, daß sich niemand als Pitou ihres Kindes annehmen würde, wenn der kleine Isidor das Unglück hätte, seine Mutter zu verlieren. So kam sie nach und nach zu dem Entschlusse, Pitou die einzige Belohnung zu geben, die in ihrer Macht stand, ihm ihre ganze Freundschaft und ihre Hand zu schenken.

Es verstrichen beinahe sechs Monate, bis sich Katharina mit diesem Gedanken ganz vertraut machte. Pitou wurde während dieser Zeit jeden Morgen mit freundlichem Lächeln begrüßt, jeden Abend mit zärtlicherem Händedruck entlassen; aber er hatte von Katharinas Absicht nicht die leiseste Ahnung.

Eines Abends bot sie ihm zum Abschiede nicht nur die Hand, sondern auch die Stirn. Pitou glaubte, Katharina sei zerstreut, und er war zu ehrlich, um eine Zerstreuung zu benützen.

Er trat einen Schritt zurück; aber Katharina ließ seine Hand nicht los, sie zog ihn an sich und bot ihm nicht mehr die Stirn, sondern die Wange.

Pitou zögerte noch mehr. Der kleine Isidor, der es sah, sagte zu ihm:

»Papa Pitou, küsse doch Mama Katharina!«

»O mein Gott!« stammelte Pitou, der so blaß wurde, als ob er sterben sollte.

Und er drückte zitternd seinen Mund auf Katharinas Wange.

Katharina nahm ihren Knaben und legte ihn in Pitous Arme.

»Ich gebe Ihnen das Kind, Pitou,« sagte sie; »wollen Sie gleichzeitig auch seine Mutter nehmen?«

Dem armen Pitou schwindelte der Kopf, er schloß die Augen und sank, den Knaben in seinen Armen haltend, auf einen Sessel.

»Lieber kleiner Isidor,« sagte er, »wie lieb habe ich dich!«

Es wurde nun von der Heirat gesprochen. Pitou sagte zu seiner Braut:

»Ich will dich nicht drängen, Katharina; aber wenn du mich recht glücklich machen willst, so schiebe mein Glück nicht zu lange auf.«

Katharina wollte noch einen Monat warten. – Nach drei Wochen begab sich Pitou in Uniform zu der Tante Angelika, um ihr seine bevorstehende Heirat anzuzeigen.

Er fand sie tot in deren Bett.

»Ach, arme Tante Angelika«, sagte er und kniete vor dem Bett nieder.

Vor der Tür hatte sich bereits eine große Menschenmenge angesammelt. Jeder wußte über den Tod der Tante Angelika etwas zu erzählen. Einige meinten, sie sei vom Schlage getroffen, andere, es sei ein Blutgefäß gesprungen, noch andere, sie sei an Entkräftung gestorben.

Alle flüsterten einander zu: »Wenn Pitou nicht dumm ist, wird er auf dem obersten Brett des Schrankes in einem Buttertopf oder unter dem Strohsack in einem Strumpfe einen verborgenen Schatz finden.«

Bald erschien der Doktor Raynal. Jedermann wollte wissen, woran die Tante Angelika gestorben sei. Der Arzt trat an das Bett, untersuchte den Leichnam, legte die Hand auf die Herzgrube und erklärte zum größten Erstaunen der ganzen Gesellschaft, die Tante Angelika sei erfroren und wahrscheinlich verhungert.

Pitou brach in Tränen aus.

Der Doktor Raynal hatte ein Tuch über den Kopf der Toten geworfen und ging auf die Tür zu. Er winkte Pitou zu sich.

»Ich rate dir, Freund,« sagte er, »alles genau zu durchsuchen ... Du verstehst mich?«

Als die Begräbnisfeierlichkeit zu Ende war, dankte Pitou den Anwesenden im Namen der Verstorbenen und in seinem eigenen Namen; dann zogen alle, der Gewohnheit gemäß, an ihm vorüber.

Unterdessen kniete Katharina mit dem kleinen Isidor an einem mit vier Zypressen bepflanzten Grabe. Es war das Grab ihrer Mutter, und die vier Zypressen hatte Pitou aus dem Walde geholt und auf das Grab gepflanzt.

Er wollte Katharina in ihrer Andacht nicht stören, und eilte ins Haus, um Feuer zu machen.

Leider war das Holz verbrannt, und er hatte kein Geld mehr.

Er sah sich nach allen Seiten um und suchte irgendein Hausgerät, das er opfern könnte. Sein Blick fiel zunächst auf das Bett, die Truhe und den Lehnstuhl der Tante Angelika.

Das Bett und die Truhe hatten wohl keinen großen Wert, waren aber noch nicht unbrauchbar; aber der Armsessel war so baufällig, daß seit langer Zeit niemand auf ihm Platz genommen hatte; er wurde daher geopfert.

Pitou faßte also den verstümmelten Sessel bei einem Fuß, hob ihn hoch auf und schleuderte ihn mit aller Gewalt auf den Fußboden.

Der Sitz brach mitten durch, und zum größten Erstaunen Pitous kamen aus der weiten Öffnung Ströme blanken, schimmernden Goldes.

Pitou stand eine Weile wie erstarrt da. Plötzlich wurde sein Gesicht heiter. Er nahm die umherliegenden Goldstücke vom Boden auf und zerschnitt den Sitz des Lehnstuhls mit seinem Messer. Das ganze Polster war mit Goldstücken angefüllt.

Pitou zählte seinen Schatz; es waren fünfzehnhundertfünfzig Louisdor, das ist siebenunddreißigtausendzweihundert Livres; da aber ein Louisdor

damals neunhundertzwanzig Livres in Assignaten galt, so besaß Pitou einen Schatz von einer Million viermalhundertsechsundzwanzigtausend Livres.

Und in welchem Augenblick fiel ihm dieses kolossale Vermögen zu? In dem Augenblicke, als er kein Geld mehr hatte, um Holz zu kaufen.

Pitou steckte sich alle Taschen voll Louisdor, und nachdem er jeden Teil des Sessels geschüttelt hatte, türmte er ihn im Kamine auf, schlug Feuer und zündete das Holz mit zitternder Hand an.

Es war Zeit. Katharina und der kleine Isidor kamen, vor Kälte schlotternd, vom Friedhofe.

Pitou drückte den Knaben an sein Herz, küßte Katharinas erstarrte Hände und entfernte sich eilends, indem er ihr zurief: »Ich habe einen notwendigen Gang zu machen; wärme dich und erwarte mich hier.«

»Wohin geht denn Papa Pitou?« fragte Isidor.

»Ich weiß es nicht,« antwortete Katharina; »aber da er so schnell geht, beschäftigt er sich gewiß mit dir oder mit mir.«

Am folgenden Tage fand der öffentliche Verkauf des Meierhofes Pisseleux und des Schlosses Voursonne statt. Der Meierhof war auf viermalhunderttausend und das Schloß auf sechsmalhundertausend Liures in Assignaten geschätzt worden. Der Bürgermeister von Longpré kaufte die beiden Besitzungen als Bevollmächtigter eines Unbekannten für die Summe von tausenddreihundertfünfzig Louisdor, das ist für eine Million zweimalhunderttausend Franken in Assignaten. Er bezahlte den Kaufpreis bar aus.

Dieses geschah am Sonntage, und tags darauf sollte die Trauung Katharinas und Pitous stattfinden.

Am Sonntagmorgen ging Katharina sehr früh nach Haramont, entweder um sich am Tage vor ihrer Hochzeit bräutlich zu schmücken, oder um nicht in Villers-Cotterêts zu bleiben, während der schöne Meierhof, wo sie ihre

Jugend verlebt, wo sie so glücklich gewesen war, und so viel gelitten hatte, öffentlich versteigert werden sollte.

Daher kam es, daß die Volksmenge, die am folgenden Tage um elf Uhr vor dem Rathause wartete, Pitou so sehr bedauerte und lobte, daß er ein so blutarmes Mädchen geheiratet.

Unterdessen richtete der Bürgermeister von Longpré an die Brautleute die üblichen Fragen:

»Citoyen Pierre Ange Pitou, nehmen Sie die Citoyenne Anna Katharina Billot zu Ihrer Ehegattin?«

»Citoyenne Anna Katharina Villot, nehmen Sie den Citoyen Pierre Ange Pitou zu Ihrem Ehegatten?«

Beide antworteten Ja, Pitou mit bewegter Stimme, Katharina ruhig und heiter, und Herr von Longpré erklärte die beiden Verlobten im Namen des Gesetzes für Eheleute.

Dann winkte er den kleinen Isidor zu sich.

Der Knabe, der auf dem Schreibtische des Bürgermeisters saß, sprang rasch herunter und ging auf Herrn von Longpré zu.

»Mein Kind,« sagte der, »nimm diese Papiere und übergib sie deiner Mama Katharina, wenn dein Papa Pitou sie nach Hause geführt hat.«

Der Knabe nahm die beiden Schriften und hielt sie mit drolliger Sorgfalt in seinen Händchen.

Die Zeremonie war zu Ende. Zum größten Erstaunen der Anwesenden nahm Pitou fünf Louisdor aus der Tasche und übergab sie dem Bürgermeister mit den Worten: »Für die Armen, Herr von Longpré.«

Katharina lächelte. »Sind wir denn so reich?« fragte sie.

»Wer glücklich ist, Katharina, ist reich,« antwortete Pitou, »und du hast mich zum reichsten Manne der Welt gemacht.«

Er bot ihr den Arm, auf den sich die junge Frau vertraulich stützte.

Die vor dem Rathause versammelte Menge begrüßte die Neuvermählten mit lautem Zuruf. Pitou dankte seinen zunächststehenden Freunden mit herzlichem Händedruck, und Katharina nickte ihren Freundinnen freundlich zu.

Jetzt wandte sich Pitou nach rechts.

»Wohin gehst du denn?« fragte Katharina.

»Komm nur, liebe, teure Katharina,« sagte Pitou; »ich führe dich an einen Ort, den du sehr gern wiedersehen wirst.«

Katharina ließ sich willig führen.

»Wo gehen sie denn hin?« fragten die Leute, die ihnen nachschauten.

»Wir werden doch nicht nach Pisseleux gehen?« fragte Katharina, ihren Mann anhaltend.

»Komm nur, Katharina«, sagte Pitou.

Katharina ging seufzend auf dem Feldwege weiter, und nach zehn Minuten kamen sie an die kleine Brücke, wo Pitou sie am Abend der Trennung von dem Vicomte Isidor ohnmächtig gefunden hatte.

Dort stand sie still.

»Pitou,« sagte sie, »weiter gehe ich nicht.«

»Oh, nur bis zu der hohlen Weide«, bat Pitou.

Katharina seufzte und ging weiter. An dem Weidenbaume stand sie wieder still und sagte:

»Jetzt laß uns umkehren, ich bitte dich!«

Aber Pitou war unerbittlich; er legte die Hand auf ihren Arm und sagte:

»Nur noch zwanzig Schritte, Katharina, mehr verlange ich nicht.«

»Ach, Pitou!« rief Katharina mit so herzzerreißendem Tone, daß Pitou ebenfalls stehenblieb.

»Und ich glaubte dir eine so große Freude zu machen, meine Katharina!«

»Wie! Du glaubtest mir eine so große Freude zu machen, indem du mich auf einen Meierhof führst, wo ich meine Kindheit verlebt habe, der meinen Eltern gehört hat und einst mein Eigentum werden sollte, der aber gestern verkauft worden ist und jetzt einem Fremden gehört, dessen Namen ich nicht weiß!«

»Nur noch zwanzig Schritte, Katharina ... weiter gewiß nicht!«

Diese zwanzig Schritte waren in der Tat genug, denn als die beiden jungen Gatten um die Ecke der Ringmauer kamen, sahen sie das große Hoftor vor sich.

Vor dem weitgeöffneten Hoftor standen in einer Reihe aufgestellt die Taglöhner, Knechte und Mägde in ihrem Sonntagsstaat, Vater Clouis an der Spitze. Jeder hielt einen Blumenstrauß in der Hand.

»Ach! ich verstehe,« sagte Katharina; »du wolltest mich vor der Ankunft des neuen Eigentümers noch einmal hierherführen, um von den alten Dienern Abschied zu nehmen ... Ich danke dir, Pitou.«

Sie ließ den Arm ihres Mannes und die Hand des kleinen Isidor los und ging auf die Leute zu, die sie alle umringten und in die große Stube führten.

Pitou nahm den kleinen Isidor auf den Arm und folgte seiner Frau. Der Knabe hielt die beiden Papiere gewissenhaft in seinen Händchen.

Die junge Frau saß mitten in der Stube und rieb sich die Stirn, als ob sie eben aus einem Traum erwachte.

»Mein Gott, Pitou!« sagte sie, sich nach allen Seiten umsehend; »was höre ich? ... Ich verstehe kein Wort ...«

»Liebe Katharina,« erwiderte Pitou, »nimm die Papiere, die unser Kind dir überreicht; sie werden dir vielleicht mehr Aufklärung geben.«

Katharina nahm dem Knaben die Papiere aus der Hand.

»Lies, Katharina«, setzte Pitou hinzu.

Katharina faltete das eine Papier auseinander und las:

»Ich bestätige, daß ich das Schloß Boursonne und die dazugehörigen Grundstücke für Rechnung des Jacques Philippe Isidor, minderjährigen Sohnes der Katharina Billot, am heutigen Tage gekauft und bezahlt habe, und daß diese Besitzung folglich das Eigentum des genannten Kindes ist.

De Longpré, Bürgermeister von Villers-Cotterêts.«

»Was bedeutet das, Pitou?« fragte Katharina; »ich verstehe kein Wort davon.«

»Lies nur die andere Schrift«, sagte Pitou.

Katharina nahm das andere Papier und las:

»Ich bestätige, daß ich den Meierhof Pisseleux mit allen dazu gehörigen Grundstücken heute für Rechnung der Citoyenne Anna Katharina Billot gekauft und bezahlt habe, und daß sie daher die einzige und rechtmäßige Eigentümerin des genannten Meierhofes ist.

De Longpré, Bürgermeister von Villers-Cotterêts.«

»Um des Himmels willen!« rief Katharina, »sage mir, was alles dies bedeutet, oder ich verliere den Verstand!«

»Ich will dir's sagen,« erwiderte Pitou; »ich fand vorgestern tausendfünfhundert Louisdor in dem alten Armsessel meiner Tante Angelika. Dieses Geld wird dir das Rätsel lösen: das Schloß Boursonne bleibt in der Familie Charny, dieser Meierhof in der Familie Billot.«

»Aber, lieber Pitou,« zürnte Katharina, »wie konntest du den alten Armsessel verbrennen? Du hattest ja tausendfünfhundert Louisdor, um Holz zu kaufen ...«

»Ich erwartete jeden Augenblick deine Ankunft, und du hättest frieren müssen, bis das Holz gekauft und gebracht worden wäre.«

Katharina breitete die Arme aus, und Pitou führte ihr den kleinen Isidor zu.

»Oh, du auch ... du auch, lieber Pitou!« sagte Katharina, und drückte ihr Kind und ihren Mann ans Herz.

Alexander Dumas d. Ätere

Napoleon Bonaparte

Vorwort.

Schon trennt uns ein Jahrhundert von der Zeit, als Napoleon Bonaparte, bald vernichtend, bald befruchtend, anderthalb Jahrzehnte den Brennpunkt des europäischen Lebens bildete, aber die Flut der sich mit seiner Person beschäftigenden Schriften ist keineswegs versiegt. Gerade in neuester Zeit erleben wir ja nicht nur auf dem Gebiete des französischen, sondern auch des deutschen Schrifttums eine wahre Napoleon-Renaissance. Immer wieder lockt der Zauber seiner überragenden Persönlichkeit zu neuen Versuchen, mit der Feder seinen Riesenspuren zu folgen, mehr oder minder scharfsinnig die Quellen seiner Erfolge und Mißerfolge aufzudecken, sein Genie und seine Denkart zu zergliedern, das erschütternde Schauspiel seines kometenartigen Auftauchens und Erlöschens zu schildern und den Erben und Vollender der groben Revolution als Sämann neuer Keime aufzuzeigen. War es zunächst mehr ein leidenschaftlicher Kultus, der in kleinlich beengender, tatenloser Zeit ihm, der verkörperten Tatkraft, Weihrauch bot, so trat doch allmählich immer sieghafter die nüchterne Forschung und kritische Betrachtung in ihr Recht. Aus dem Halbgott seiner Verherrlicher oder dem Beelzebub, als den ihn jäh aufflammendes Nationalgefühl von ihm bedrängter Völker manchmal erscheinen ließ, ist für unsere heutige Anschauung einer der größten Feldherrn und Organisatoren geworden, der allerdings in seinen Mitteln nichts weniger als wählerisch war; die Napoleonlegende ist nach und nach von der Geschichtschreibung abgelöst worden, und die neuesten Werke (in allen Kultursprachen) über den genialen Korsen zeigen im ganzen eine erfreuliche Abgeklärtheit.

Als Alexander Dumas der Vater, Sohn eines der verwegensten Generale des ersten Kaiserreichs, durch eine Lebensgeschichte Napoleons die heroische Zeit des Schlachtenkaisers ins Gedächtnis rief, gab es noch nicht die dem heutigen Forscher zu Gebote stehende Menge von Werken, die uns über alle Einzelheiten von Napoleons Laufbahn unterrichten, seine Schlachten und Kriegszüge kritisch erörtern und Einblicke in sein Seelenleben eröffnen. Es

war ja Dumas auch nicht darum zu tun, ein Werk zu liefern, das den Ansprüchen gelehrter Kritiker genügen könne, sein Buch ist wie ein wehmütiger Sehnsuchtsseufzer des französischen Volles nach der entschwundenen Herrlichkeit der ruhm- und glanzvollen Kaiserzeit und nach dem Manne, der nicht nur die Massen, sondern auch die erlesenen Geister – und zwar keineswegs nur solche in Frankreich – in seinen Bann zwang. Gerade hierdurch erhält nun diese mit allen Vorzügen Dumasscher Darstellungskunst ausgestattete Biographie ihren besonderen historischen und kulturhistorischen Wert, und der Verlag verdient Anerkennung dafür, daß er in der napoleonischen Zentenarzeit auch diesen in Vergessenheit geratenen Zeugen hat auferstehen lassen.

Der Übersetzer hat sich gestattet, hin und wieder, wo Dumas' Zahlen, Daten usw. mit den Ermittelungen neuerer Forschung zu sehr auseinanderklaffen, zu verbessern oder eine berichtigende Anmerkung einzufügen. Dumas ist zumeist Napoleons eigenen Angaben über die Stärke- und Verlustziffern der einzelnen Schlachten gefolgt, Napoleon aber betrachtete seine Berichte nur wie jedes andere Rüstzeug als Mittel zur Erreichung weiterer Erfolge, er, der mit unübertroffener Meisterschaft und Unbedenklichkeit dem Talleyrandschen Ausspruch gemäß handelte, die Worte seien nicht da, den Willen auszudrücken, sondern zu verhüllen – er, der selbst das Wort geprägt hat: »Die Lüge, einmal geboren, stirbt nicht.«

Napoleon Bonaparte

Am 15. August 1769 wurde zu Ajaccio ein Kind geboren, das von seinen Eltern den Namen Bonaparte, vom Himmel den Namen Napoleon erhielt.

Die ersten Tage seiner Jugend verflossen inmitten der fieberhaften Gährung, wie sie auf Revolutionen zu folgen pflegt. Korsika, das seit einem halben Jahrhundert von Selbständigkeit träumte, war soeben halb erobert, halb verkauft worden und aus Genuas Sklaverei nur entronnen, um in die Gewalt Frankreichs zu fallen. Paoli, bei Ponte-Nuova besiegt, suchte mit seinem Neffen und seinen Brüdern eine Freistatt in England, wo ihm Alfieri seinen Timoleon widmete. Der Neugeborene atmete die schwüle Luft

gegenseitigen Bürgerhasses ein, und die Glocke, die zu seiner Taufe läutete, zitterte noch von Sturmsignalen.

Karl Bonaparte, sein Vater, und Lätitia Ramolino, seine Mutter, die beide von patrizischem Geschlecht waren und aus dem reizenden oberhalb Florenz gelegenen Dorfe San-Miniato stammten, waren zuerst Paolis Freunde gewesen, hatten aber dann dessen Partei aufgegeben und französischem Einfluß Gehör geschenkt. Daher war es ihnen ein leichtes, von Herrn von Marboeuf, der als Gouverneur auf die Insel zurückkehrte, wo er zehn Jahre zuvor als General gelandet war, eine günstige Fürsprache zu erhalten, um den jungen Napoleon in die Militärschule von Brienne zu bringen. Das Gesuch wurde bewilligt, und nicht lange darauf wurde in der Liste der Zöglinge von Brienne folgender Eintrag gemacht:

»Heute, den 23. April 1779, ist Napoleon Buonaparte, neun Jahre, acht Monate und fünf Tage alt, in die Königliche Militärschule zu Brienne-le-Château eingetreten.«

Der neue Ankömmling war also ein Korse, das heißt: er kam aus einem Lande, das noch heutzutage mit so kraftvoller Beharrlichkeit gegen die Zivilisation ankämpft, daß es seinen Charakter, wenn auch nicht seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Er redete nur die Mundart seiner Heimatinsel; auch war ihm die dunkle Hautfarbe die von der mittägigen Sonne eingeätzt wird, und das düstere, durchdringende Auge des Bergbewohners eigen.

Das war mehr als hinreichend, um die Neugier seiner Kameraden zu erregen und ihre angeborene Unbändigkeit noch zu verschärfen, denn die Neugier der Jugend ist höhnisch und unbarmherzig. Einen Professor, namens Dupuis, dauerte der arme Verlassene; er gab sich die Mühe, ihm Privatstunden in der französischen Sprache zu geben, und nach drei Monaten war der Knabe schon so weit vorgeschritten, daß er daran gehen konnte, die ersten Elemente der lateinischen Sprache zu erlernen. Aber gleich von Anfang an trat bei ihm der Widerwille hervor, den er stets gegen die toten Sprachen beibehielt, während sich anderseits seine Begabung für mathematische Wissenschaften schon in den ersten Lehrstunden bemerkbar machte. Die natürliche Folge hiervon war, daß er die mathematischen Aufgaben für seine Kameraden zu lösen pflegte, und diese ihm dafür die

humanistischen Arbeiten und Übersetzungen fertigten, die ihm ein Greuel waren.

Eine gewisse Vereinsamung, in der sich der junge Napoleon eine Zeitlang infolge der anfänglichen Unmöglichkeit, seine Gedanken mitzuteilen, befand, errichtete zwischen ihm und seinen Schulgenossen eine Schranke, die nie ganz verschwand. Indem aber dieser erste Eindruck in ihm eine peinliche Erinnerung, die fast wie Abneigung aussah, zurückließ erzeugte er jenen frühreifen Menschenhaß, der ihn zu einsamen Vergnügungen hinzog, während manche darin die prophetischen Träume des werdenden Genies zu sehen vermeinten. Übrigens verleihen verschiedene Umstände, die bei anderen kaum Beachtung gefunden hätten, den Erzählungen solcher Geschichtsschreiber einige Wahrscheinlichkeit, die da meinten, dem wunderbaren Leben des Mannes müsse auch eine außerordentliche Kindheit entsprechen.

Mit Vorliebe beschäftigte sich der junge Bonaparte in seiner Freizeit mit der Bearbeitung eines kleinen umzäunten Landstückes. Von Neugierde getrieben, stieg eines Tages einer seiner jungen Kameraden, um zu sehen, was er so allein in seinem Gärtchen mache, auf den Zaun und sah, daß er eifrig Kieselsteine nach taktischen Gesetzen ordnete, wobei die militärische Rangordnung durch die Größe der Steine bezeichnet wurde. Da der unbefugte Lauscher ein Geräusch machte, wandte sich Bonaparte um und rief dem Mitschüler ärgerlich zu, er solle hinuntersteigen. Dieser spottete aber über den kleinen Strategen, der nun, doppelt ergrimmt, den größten Stein ergriff und dem Spötter mitten auf die Stirn schleuderte, so daß er, nicht ungefährlich verletzt, hinabstürzte.

Fünfundzwanzig Jahre später, das heißt, als er sich auf dem Gipfel seines Glückes befand, meldete man Napoleon einen Bittsteller, der sich als seinen Schulkameraden bezeichnete. Da sich Betrüger mehr als einmal dieses Vorwandes bedient hatten, um zu ihm zu gelangen, befahl Napoleon seinem Adjudanten, nach dem Namen dieses alten Mitschülers zu fragen. Aber der Name erweckte keine Erinnerung in Napoleon, weshalb er sagte: »Gehen Sie noch einmal hin und fragen den Mann, ob er mir keinen Umstand anführen könnte, der meine Erinnerung weckte!« Der Adjutant tat, wie ihm befohlen, und kam mit der Nachricht zurück, daß der Fremde, statt aller

Antwort, auf eine Narbe an der Stirn gewiesen habe. »Ah! jetzt erinnere ich mich.« sagte der Kaiser, »ich habe ihm einen Obergeneral an den Kopf geworfen! ...«

Während des Winters von 1783 auf 1784 fiel eine solche Masse Schnee, daß jede Erholung im Freien unmöglich war. Bonaparte, der so wider Willen genötigt war, seine sonst der Gartenbeschäftigung gewidmeten Stunden inmitten des ungewohnten Lärms seiner lustigen Kameraden zuzubringen, schlug vor, einen Ausflug zu machen und mit Schaufeln und Spaten eine befestigte Stadt anzulegen, die dann von einem Teile angegriffen, von dem anderen verteidigt werden sollte. Der Vorschlag war zu lockend, als daß man ihn hätte verwerfen können. Natürlich wurde der Urheber des Plans zum Anführer einer Partei erwählt. Seiner Tatkraft konnte die belagerte Stadt nicht widerstehen, sie wurde nach heldenhaftem Widerstand der Feinde genommen. Schon am nächsten Tage schmolz der Schnee; aber diese neue Art des Zeitvertreibs ließ im Gedächtnis der Schüler eine tiefe Spur zurück. Als Männer erinnerten sie sich gern dieses Kinderspiels und wenn sie die Mauern so vieler Städte vor Napoleon fallen sahen, mußten sie der Schneewälle gedenken, die Bonaparte mit ihnen erstiegen hatte.

Wie Bonaparte älter wurde, entwickelten sich die ursprünglichen Ideen, deren Keime schon lange in ihm lagen, und ließen die Früchte ahnen, die sie eines Tages bringen sollten. Verhaßt war ihm der Gedanke an die Unterwerfung Korsikas durch Frankreich, die ihn, den einzigen Korsen in der Schule, als Besiegten unter Siegern erscheinen ließ. Als er einmal bei einem Beamten der Anstalt zu Mittag speiste, sprachen die Professoren, die schon mehrmals die nationale Empfindlichkeit ihres Zöglings bemerkt hatten, geflissentlich übel von Paoli. Sogleich stieg ihm die Röte auf die Stirn, er konnte nicht länger an sich halten und rief: »Paoli war ein großer Mann, der sein Vaterland wie ein alter Römer liebte, und niemals werde ich es meinem Vater, der sein Adjutant war, verzeihen, daß er zur Vereinigung Korsikas mit Frankreich beigetragen hat; er hätte dem Glücksstern seines Generals folgen und mit ihm fallen sollen.«

Inzwischen war der junge Bonaparte nach Verlauf von fünf Jahren bis zum vierten Kurs gelangt und wußte von mathematischen Wissenschaften so

viel, als ihm seine Lehrer, Pater Patrault, mitteilen konnte. Er stand nun im Alter, wo man aus der Brienner in die Pariser Schule überzugehen pflegte. Seine Zeugnisse waren gut, und in dem Bericht des Herrn v. Keralio, des Inspektors der Militärschulen, an König Ludwig XVI. hieß es:

»Herr v. Bonaparte (Napoleon), geboren den 15. August 1769, vier Fuß, zehn Zoll, zehn Linien hoch, hat den vierten Kurs vollendet; Körperbeschaffenheit gut, Gesundheit vortrefflich. Charakter folgsam, anständig und erkenntlich, Betragen sehr ordentlich, hat sich immer durch Talent und Fleiß in der Mathematik ausgezeichnet. Geschichte und Geographie ziemlich gut; schönwissenschaftliche Übungen und Latein, worin er es nur bis zur vierten Klasse brachte, wenig befriedigend; vortrefflich zum Seemann geeignet; verdient die Aufnahme in die Militärschule zu Paris.«

Infolge dieses Zeugnisses wurde der junge Bonaparte in die Pariser Militärschule aufgenommen; von seinem Abgang legt folgender Eintrag Zeugnis ab:

»Am 17. Oktober 1784 verließ die Königliche Militärschule zu Brienne Herr Napoleon Bonaparte, Ritter, geboren in der Stadt Ajaccio auf der Insel Korsika, den 15. August 1869, Sohn des Edlen Karl Maria v. Bonaparte, Deputierten des korsischen Adels, aus genannter Stadt Ajaccio, und der Dame Lätitia Ramolino, und in diese Anstalt am 23. April 1779 aufgenommen.«

Man hat Bonaparte zum Vorwurf gemacht, er habe sich eines eingebildeten Adels gerühmt und sein Alter falsch angegeben; beide Behauptungen werden durch die angeführten Dokumente widerlegt.

Aus Bonapartes Aufenthalt in der Pariser Kriegsschule ist nichts Besonderes zu berichten, nur etwa den Umstand, daß er seinem früheren Inspektor, den Pater Berton, eine Denkschrift zuschickte. Der jugendliche Gesetzgeber hatte in der Einrichtung jener Schule Fehler gefunden, die sein sich entwickelndes Verwaltungstalent nicht mit Stillschweigen übergehen konnte. Einer dieser Fehler, und zwar der gefährlichste von allen, war der Luxus, der die Zöglinge umgab. »Statt eine zahlreiche Dienerschaft«, schrieb er, »für die Zöglinge zu unterhalten, statt ihnen täglich Mahlzeiten

mit zwei Gängen zu geben, statt mit einem höchst kostspieligen Reithaus für Ritter und Pferde zu prunken, sollte man die Schüler, ohne jedoch dadurch ihrem Studiengang Eintrag zu tun, an Selbstbedienung gewöhnen, ausgenommen eine einfache Küche, die sie nicht zu besorgen hätten. Zwieback oder dergleichen sollte man ihnen vorlegen, sie ans Ausklopfen ihrer Kleider und an das Putzen ihrer Stiefel und Schuhe gewöhnen. Da sie arm und zum Militärdienst bestimmt sind, ist dies die einzige Erziehung, die man ihnen geben sollte. Bei nüchterner Kost und genötigt, ihren Anzug selbst zu besorgen, würden sie kräftiger werden und lernen, der Strenge der Jahreszeiten zu trotzen und den untergebenen Soldaten blinde Hochachtung und Ergebenheit einzuflößen.« Bonaparte war fünfzehn und ein halbes Jahr alt, als er diesen Reformplan vorschlug; zwanzig Jahre später gründete er die Militärschule zu Fontainebleau.

Im Jahre 1785, nach glänzenden Prüfungen, wurde Bonaparte zum Leutnant im Regiment La Fère, das damals in Dauphiné stand, ernannt. Nach kurzem Aufenthalt zu Grenoble wohnte er in Valence. Hier beginnen einige Sonnenblicke der Zukunft die Dunkelheit, in der sich der unbekannte junge Mann noch befand, zu erhellen. Man weiß, Bonaparte war arm; aber so arm er war, dachte er doch daran, seine Familie zu unterstützen, und rief seinen Bruder *Ludwig*, der neun Jahre jünger war als er, von Korsika zu sich nach Frankreich. Beide wohnten bei Fräulein Bon, Große Straße, Nr. 4. Bonaparte hatte ein Schlafzimmer, und darüber wohnte der kleine Ludwig in einer Dachstube. Seinen Gewohnheiten aus der Militärschule treu, was ihm später in den Feldzügen so großen Nutzen gewährte, weckte Bonaparte seinen Bruder frühzeitig, indem er mit einem Stock an die Decke klopfte, und gab ihm dann Unterricht in der Mathematik. Eines Tages zeigte sich der junge Ludwig, der sich dieser Tagesordnung nur mit Mühe fügen konnte, noch widerwilliger und säumte noch länger als gewöhnlich, zu seinem Bruder herabzukommen.

Da schlug Bonaparte abermals an die Decke, bis der saumselige Schüler endlich eintrat.

»Nun! was gibt's denn heute morgen? Mir scheint, wir sind sehr träge!« rief Bonaparte.

»Oh! Bruder,« antwortete Ludwig, »ich träumte so schön!«

»Und was träumtest du denn?«

»Mir träumte, ich sei König.«

»Und was war ich dann ... Kaiser?« sagte achselzuckend der junge Leutnant. »Geschwind an die Arbeit!«

Und der Unterricht wurde, wie gewöhnlich, von dem künftigen König genommen und von dem künftigen Kaiser gegeben.

Bonapartes Wohnung gegenüber lag der Laden eines reichen Buchhändlers, namens Marc-Aurèle, dessen Haus, ich glaube, mit der Jahreszahl 1530 versehen, ein Juwel aus der Renaissancezeit ist. Hier brachte der junge Offizier so ziemlich alle Stunden zu, die ihm der Militärdienst und der brüderliche Unterricht übrigließen, und diese Stunden waren, wie man gleich sehen wird, nicht verloren.

Am 7. Oktober 1808 gab Napoleon in Erfurt ein Festmahl; seine Gäste waren der Kaiser Alexander, die Königin von Westfalen, der König von Bayern, der König von Württemberg, der König von Sachsen, der Prinz Wilhelm von Preußen, die Beherrscher von Oldenburg, von Mecklenburg-Schwerin, von Weimar und der Fürst-Primas (Dalberg). Die Unterhaltung kam auf die goldene Bulle, die bis zur Errichtung des Rheinbundes für die römische Kaiserwahl, die Anzahl und die Eigenschaften der Wähler maßgebend gewesen waren. Der Fürst-Primas sprach eingehend über diese Bulle und erwähnte, sie stamme aus dem Jahre 1409.

»Ich glaube, Sie täuschen sich,« sagte lächelnd Napoleon; »die Bulle wurde 1356 unter der Regierung Kaiser Karls IV. verkündet.«

»So, ist es, Sire,« antwortete der Fürst-Primas, »ich erinnere mich jetzt; aber woher wissen Eure Majestät dies so genau?«

»Als ich einfacher Leutnant bei der Artillerie war ...,« erzählte Napoleon –

Bei diesen Worten malte sich ein so lebhaftes Gefühl in den Mienen seiner edlen Gäste, daß der Sprecher unwillkürlich unterbrach; aber gleich darauf fuhr er lächelnd fort:

»Als ich die Ehre hatte, einfacher Leutnant bei der Artillerie zu sein, war ich drei Jahre in Garnison zu Valence. Ich war kein Freund der Gesellschaften und lebte äußerst zurückgezogen. Dafür hatte es ein glücklicher Zufall gefügt, daß ich in der Nähe eines kenntnisreichen und sehr gefälligen Buchhändlers wohnte. Dessen Bibliothek habe ich während dieser drei Garnisonjahre gelesen und wieder gelesen, und ich habe auch das nicht vergessen, was sich nicht auf meinen Stand bezog. Zudem hat mich die Natur mit einem guten Zahlengedächtnis begabt; es ist nicht selten, daß ich meinen Ministern einzelne Posten und die Gesamtbeträge ihrer ältesten Rechnungen anführe.«

Das war jedoch nicht das einzige Andenken Napoleons aus Valence.

Zu den wenigen Personen, die Bonaparte in Valence besuchte, gehörte Herr v. Tardivon, Abt von Saint-Ruf, dessen Orden kurz zuvor aufgehoben worden war. In seinem Hause traf er Fräulein Karoline von Colombier, in die er sich verliebte. Die Familie dieses Fräuleins bewohnte ein Landhaus, das eine halbe Stunde von Valence lag und Bassiau hieß; der junge Leutnant erhielt Zutritt im Hause und machte mehrere Besuche. Inzwischen trat ein Edelmann aus dem Dauphiné, namens Bressieux als Bewerber auf. Bonaparte sah, daß es Zeit sei, sich zu erklären, sollte er nicht zu spät kommen; er schrieb daher an Fräulein Karoline einen langen Brief, worin er ihr alle seine Gefühle ausdrückte und sie ersuchte, ihre Eltern damit bekannt zu machen. Diese nahmen jedoch, so vor die Wahl zwischen einem Leutnant ohne Aussicht und einem Edelmann mit einigem Vermögen gestellt, den Edelmann zum Schwiegersohn. Bonaparte wurde in möglichst wenig verletzender Form zurückgewiesen, und sein Brief einer dritten Person eingehändigt, die ihn dem Schreiber zurückstellen wollte. Aber Bonaparte weigerte sich, ihn zurückzunehmen. »Behalten Sie ihn,« sagte er zu der Person, »er wird eines Tages Zeugnis von meiner Liebe wie von der Reinheit meiner Gesinnungen gegen Fräulein Karoline ablegen.« Die Person behielt den Brief, und ihre Familie bewahrt ihn noch heute auf.

Drei Monate später heiratete Fräulein Karoline Herrn v. Bressieux.

Im Jahre 1806 wurde Frau v. Bressieux mit dem Titel einer Ehrendame der Kaiserin-Mutter an den Hof berufen, ihr Bruder in der Eigenschaft eines

Präfekten nach Turin geschickt und ihr Gemahl zum Baron und Verwalter der Staatsforsten ernannt.

Sonst trat Bonaparte während seines Aufenthaltes zu Valence noch in nähere Beziehung zu den Herren v. Montalivet und Bachasson, von denen der eine Minister des Innern und der andere Inspektor der Lebensmittel in Paris wurde. Sonntags lustwandelten diese drei jungen Männer fast immer zusammen außerhalb der Stadt und blieben bisweilen stehen, um einem Tanzvergnügen im Freien zuzusehen, das um zwei Sous für den Mann und den Tanz ein Gewürzkrämer der Stadt gab, der in seinen Mußestunden die Fiedel zu streichen pflegte. Dieser Fiedler war ein alter Soldat, der sich nach seinem Abschied nach Valence zurückgezogen und dort verheiratet hatte, worauf er in der geschilderten Weise ein Doppelgeschäft betrieb. Da aber der Verdienst auch so für seinen Bedarf nicht ausreichte, suchte und erhielt er nach der Einrichtung der Departements eine Austrägerstelle in den Bureaus der Zentralverwaltung. Von diesem Posten holten ihn die ersten Freiwilligenbataillone im Jahre 1790 weg.

Hierauf wurde dieser alte Soldat Gewürzkrämer, Fiedler und Ausläufer im Laufe weniger Jahre Marschall Victor, Herzog von Belluno.

Als Bonaparte Valence verließ, hinterließ er bei seinem Bäcker, namens Coriol, eine Schuld von drei Franken zehn Sous.

Der junge Korse kam zu gleicher Zeit mit seinem Landsmann Paoli in Paris an. Die Konstituierende Versammlung hatte Korsika an der Wohltat der französischen Gesetze teilnehmen lassen; Mirabeau hatte auf der Rednerbühne erklärt, es sei Zeit, die flüchtigen Patrioten, die die Unabhängigkeit der Insel verteidigt, zurückzurufen, und so war Paoli heimgekehrt. Bonaparte wurde von dem alten Freunde seines Vaters wie ein Sohn bewillkommt, und der junge Schwärmer fand sich seinem Helden gegenüber, der eben erst zum Generalstatthalter und Militärkommandanten der Insel ernannt worden war.

Bonaparte erhielt Urlaub, den er dazu benutzte, Paoli zu folgen und seine Familie wiederzusehen, die er vor sechs Jahren verlassen hatte. Der patriotische General wurde von allen Anhängern der Unabhängigkeit mit unaussprechlichem Jubel empfangen, und der junge Leutnant war Zeuge

von dem Triumph des berühmten Verbannten. So groß war die Begeisterung, daß die allgemeine Stimme seiner Mitbürger Paoli zugleich an die Spitze der Nationalgarde und zum Vorsitzenden der Departementalverwaltung erhob. Eine Zeitlang blieb er in vollkommener Harmonie mit der Konstituierenden Versammlung; aber ein Antrag des Abbé Charrier, der den Vorschlag machte, Korsika an den Herzog von Parma gegen Piacenza auszutauschen und mit letzterem den Papst für Avignon zu entschädigen, bewies Paoli, welche geringe Wichtigkeit der Mutterstaat dem Besitz seines Vaterlandes beilegte. In dieser Zeit geschah es, daß die englische Regierung, die Paoli zur Zeit seiner Verbannung aufgenommen hatte, mit dem neuen Präsidenten Unterhandlungen eröffnete; auch verbarg Paoli seine Vorliebe für die britische Verfassung der im Werke begriffenen französischen gegenüber nicht. Hier aber schieden sich die Wege des jungen Leutnants und des alten Generals; Bonaparte blieb französischer Bürger, und Paoli wurde wieder korsischer Anführer.

Zu Anfang des Jahres 1792 wurde Bonaparte nach Paris zurückberufen. Dort fand er Bourrienne wieder, einen alten Schulfreund, der nach einer Reise durch Preußen und Polen über Wien zurückkehrte.

Keiner von beiden Schulkameraden war glücklich; sie beschlossen, ihr Mißgeschick gemeinsam zu tragen, um es sich minder schwer zu machen; der eine bewarb sich um eine Stelle im Heere, der andere wollte beim Ministerium des Auswärtigen angestellt werden. Da beide erfolglos waren, träumten sie von Handelsgeschäften, die sie aus Mangel an Kapital meist nicht ausführen konnten. Eines Tages kamen sie auf den Gedanken, mehrere im Bau begriffene Häuser in der Rue Montholon mietweise zu übernehmen, aber die Ansprüche der Eigentümer waren so übertrieben, daß sie sich genötigt sahen, von dem Unternehmen abzusehen aus demselben Grund, aus dem sie schon so viele andere aufgegeben hatten. Als sie aus dem Hause des Erbauers traten, stellten sie fest, daß sie nicht nur nicht zu Mittag gespeist, sondern daß sie auch kein Geld hatten, das Versäumte nachzuholen. Diesem Übelstand wußte Bonaparte dadurch abzuhelfen, daß er seine Uhr versetzte.

Inzwischen war der 10. Juni, das düstere Vorspiel des 10. August, angebrochen. Die beiden jungen Männer hatten sich zum Frühstück bei

einem Restaurateur in der Straße St. Honoré getroffen und waren eben mit Essen fertig, als sie durch einen großen Lärm und laute Rufe: » *Ça ira*! Es lebe die Nation! Es leben die Sansculotten! Nieder mit dem Veto!« ans Fenster gezogen wurden. Sie sahen einen Haufen von 6000 bis 8000 Menschen, von Santerre und dem Marquis von St. Hurugues geführt, die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau hinabeilen und sich zur Versammlung begeben. »Folgen wir dieser Canaille!« sagte Bonaparte, und sofort schlugen die beiden jungen Männer den Weg nach den Tuilerien ein. An der Terrasse des Seineufers blieben sie stehen; Bonaparte lehnte sich gegen einen Baum, und Bourienne setzte sich auf eine Brustwehr.

Von da aus sahen sie nicht, was vorging; aber sie ahnten das Vorgefallene leicht, als ein Fenster nach dem Garten hin sich auftat und Ludwig XVI. mit einer roten Mütze auf dem Kopf, die ihm jemand aus dem Volk auf der Spitze einer Pike geboten hatte, sichtbar wurde.

» *Coglione! coglione!*« brummte achselzuckend in seinem korsischen Dialekt der junge Leutnant, der bis jetzt stumm und starr geblieben war, in sich hinein.

»Was meinst du, daß er tun sollte?« fragte Bourrienne.

»Vier- bis fünfhundert mit Kanonen wegfegen,« erwiderte Bonaparte, »die übrigen liefen dann von selbst nach.«

Den ganzen Tag über sprach er nur von dieser Szene, die auf ihn den stärksten Eindruck gemacht hatte.

So sah Bonaparte unter seinen Augen die ersten Ereignisse der französischen Revolution sich entrollen. Als einfacher Zuschauer wohnte er dem Feuer des 10. Augusts und dem Gemetzel vom 2. September bei; als er darauf immer noch keine Verwendung im Heere fand, entschloß er sich zu einer neuen Reise nach Korsika.

Paolis geheime Verhandlungen mit dem englischen Kabinett hatten während Bonapartes Abwesenheit eine solche Entwicklung genommen, daß man sich über seine Entwürfe unmöglich länger täuschen konnte. Eine Unterredung, die der junge Leutnant und der alte General miteinander im

Hause des Gouverneurs von Corte hatten, endigte mit einem Bruch; die beiden einstigen Freunde trennten sich, um sich nur noch auf dem Schlachtfelde zu begegnen. An demselben Abend wollte ein Schmeichler Paolis in seiner Gegenwart übel von Bonaparte reden. »Still! sagte zu ihm der General, indem er seinen Finger auf die Lippen legte, »dieser junge Mann ist vom Schrot und Korn der Alten!«

Bald erhob Paoli offen die Fahne des Aufruhrs. Am 26. Juni 1793 von Englands Parteigängern zum Generalissimus und Präsidenten einer Konsulata zu Corte ernannt, wurde er am 17. Juli von dem Nationalkonvent für vogelfrei erklärt. Bonaparte war nicht in der Hauptstadt; er hatte endlich die so oft nachgesuchte Verwendung im aktiven Dienst erlangt. Zum Kommandanten der besoldeten Nationalgarde befördert, stand er an Bord der Flotte des Admirals Truguet und bemächtigte sich indessen des Forts St. Etienne, das die Sieger bald wieder räumen mußten. Als Bonaparte Korsika wieder betrat, fand er die Insel im Aufstand. Die Konventsmitglieder Salicetti und Lacombe Saint-Michel, die mit der Vollziehung des gegen den Rebellen geschleuderten Dekrets beauftragt waren, hatten sich nach Calvi zurückziehen müssen. Bonaparte eilte ihnen zu Hilfe und versuchte mit ihnen einen Angriff auf Ajaccio, der abgeschlagen wurde. Am gleichen Tage brach ein Brand in der Stadt aus, und die Bonaparte sahen ihr Haus in einen Aschenhaufen verwandelt. Bald darauf verurteilte sie ein Beschluß der revolutionären Regierung zu ewiger Verbannung von dem Eiland. Hatte ihnen das Feuer ein Obdach geraubt, so raubte ihnen die Acht das Vaterland. In dieser Not wendeten sie ihre Augen auf den Leutnant Bonaparte, und dieser blickte nach Frankreich. Die ganze arme Verbanntenfamilie schiffte sich auf einem schwachen Fahrzeug ein, und der zukünftige Cäsar ging unter Segel und deckte mit den Fittichen seines Glückes seine vier Brüder, von denen drei Könige werden sollten, und seine drei Schwestern, auf deren eine das Diadem wartete.

Die ganze Familie verweilte in Marseille und rief den Schutz Frankreichs an, für das sie verbannt war. Die Regierung hörte ihre Klagen; Joseph und Lucian erhielten Anstellungen bei der Armeeverwaltung, Ludwig wurde Unteroffizier, und Bonaparte trat als Oberleutnant, also mit Beförderung, zum vierten Infanterieregiment über. Nicht lange nachher stieg er zum

Kapitänsrang in der zweiten Kompagnie desselben Korps, das damals in Nizza lag, empor.

Das Jahr mit der blutigen Zahl 93 war angebrochen, die eine Hälfte Frankreichs rang mit der andern, und der Westen und der Süden standen in Flammen. Lyon war nach viermonatiger Belagerung eingenommen, Marseille hatte dem Konvent seine Tore geöffnet, Toulon seinen Hafen den Engländern überantwortet.

Eine Armee von 30 000 Mann, aus Truppen zusammengesetzt, die unter Kellermanns Befehlen Lyon belagert hatten, ferner aus einigen Regimentern der Alpen und der italienischen Armee und endlich aus den in den nächsten Departements gepreßten Rekruten, drang gegen das verkaufte Toulon vor. Der Kampf begann bei den Schluchten von Ollioules. General Du Teil, der die Artillerie leiten sollte, war abwesend; General Dommartin, sein Stellvertreter, wurde im ersten Scharmützel kampfunfähig gemacht; so hatte ihn sein Ersatzmann zu vertreten, und dies war Bonaparte. Hier kam der Zufall dem Genie zu Hilfe, vorausgesetzt, daß für das Genie der Zufall nicht Vorsehung heißt.

Bonaparte erhält seine Ernennung, stellt sich dem Generalstab vor und wird bei dem General Carteaux eingeführt, einem stolzen, vom Kopf bis zum Fuß vergoldeten Manne, der ihn fragt, womit er ihm dienen könne. Der junge Offizier zeigt ihm die Bestallung, der gemäß er unter seinen Befehlen die Operationen der Artillerie zu leiten hat. »Artillerie!« – antwortete der tapfere General – »wir brauchen keine; heute abend werden wir Toulon mit dem Bajonett nehmen, und morgen werden wir es verbrennen.«

Indes, so zuversichtlich auch der Obergeneral war, er konnte Toulon nicht nehmen, ohne es erst auszukundschaften. Darum hatte er die Geduld, bis zum anderen Tage zu warten; aber mit der Morgenröte stieg er, von seinem Adjutanten Dupas und dem Bataillonschef Bonaparte begleitet, in seinen Feldwagen, um die ersten Anordnungen zum Angriff zu besichtigen. Auf Bonapartes Vorstellungen hatte er, wiewohl ungern, das Bajonett aufgegeben und der Artillerie die erste Aufgabe zuerteilt. Infolgedessen hatte er selbst die ihm nötig scheinenden Befehle gegeben, und er kam jetzt eben, um die Ausführung dieser Befehle zu prüfen und ihren Erfolg zu sichern.

Die Höhen, von denen man Toulon zuerst erblickt, wie es, die Füße im Meere badend, sich inmitten seines halborientalischen Gartens verbirgt, waren kaum hinter ihnen, als der General mit den beiden jungen Männern aus dem Wagen steigt und sich in einen Weinberg verliert. Hier bemerkt er einige Kanonen, die hinter einer Art Schulterwehr aufgestellt waren. Bonaparte sieht sich um und ahnt nichts von dem, was vorgeht; der General ergötzt sich einen Augenblick an dem Erstaunen seines Bataillonschefs, dann sagt er, sich mit selbstgenügsamem Lächeln seinem Adjutanten zuwendend:

»Sind das unsere Batterien, Dupas?«

»Ja, General,« antwortet dieser.

»Und unser Park?«

»Vier Schritte von hier.«

»Und unsere Bombenkugeln?«

»Man macht sie in den nächsten Landhäuschen glühend.«

Seinen Augen hatte Bonaparte nicht trauen können, aber seinen Ohren muß er trauen. Er mißt den Raum mit dem geübten Auge des Artilleristen und findet, daß die Batterie von der Stadt wenigstens eine und eine halbe Stunde entfernt ist. Anfangs glaubt er, der General wollte seinem jungen Bataillonschef den Puls fühlen; aber der Ernst, womit Carteaux in seinen Anordnungen fortfährt, läßt ihm keinen Zweifel übrig. Da wirft er behutsam eine Bemerkung über die Entfernung hin und äußert die Furcht, die glühenden Kugeln möchten nicht zur Stadt gelangen.

»Meinst du?« sagte Carteaux.

»Ich fürchte, General,« antwortet Bonaparte; »übrigens könnte man es ja zuvor, ohne sich mit glühenden Kugeln zu bemühen, mit kalten versuchen, um die Schußweite zu messen.«

Carteaux findet den Gedanken gescheit, läßt eine Kanone laden und abschießen, und während er an den Mauern der Stadt die Wirkung des Schusses beobachten will, zeigt ihm Bonaparte ungefähr tausend Schritte entfernt die Kugel, die in die Ölbäume schlägt, den Boden furcht, aufprallt und hüpfend, nachdem sie kaum ein Drittel des von dem General berechneten Raumes durchflogen, die Kraft verliert.

Der Beweis war schlagend; aber Carteaux wollte sich noch nicht ergeben und sagte: »Diese Aristokraten von Marseillern haben das Pulver verdorben.«

Da indes das Pulver, verdorben oder nicht verdorben, nicht weiter trägt, so muß man andere Maßregeln ergreifen. Man kommt ins Hauptquartier zurück. Bonaparte, verlangt einen Plan von Toulon, entfaltet ihn auf einem Tische, und nachdem er eine Weile die Lage der Stadt und der verschiedenen Verteidigungswerke von der auf der Spitze des Mont Faron angelegten Schanze, die die Stadt beherrscht, bis zu den Forts Lamalgue und Malbousquet, die ihre rechte und linke Flanke decken, erwogen hatte, legt der junge Bataillonschef den Finger auf eine neue, von den Engländern erbaute Schanze und spricht mit der entschlossenen Kürze des Genies:

»Hier ist Toulon.«

Carteaux aber kann dem Gedankenflug nicht folgen; er hat Bonapartes Worte buchstäblich genommen und sagt, zu Dupas, seinem Getreuen, gewendet:

»Es scheint, Kapitän Kanone ist nicht stark in der Geographie.«

Das war Bonapartes erster Beiname; wir werden sehen, wie er später zu dem des »kleinen Korporals« kam.

In diesem Augenblick trat der Volksvertreter Gasparin in das Zelt. Von diesem hatte Bonaparte gehört, daß er nicht nur ein wahrer, edler und wackerer Patriot, sondern auch ein verständiger und scharfsinniger Mann sei. Der Bataillonschef geht stracks auf ihn zu mit den Worten:

»Bürgervertreter, ich bin Bataillonschef der Artillerie. Infolge der Abwesenheit des Generals Du Teil und der Verwundung des Generals Dommartin steht diese Waffe unter meiner Leitung. Ich verlange, daß sich niemand außer mir darein mischt, oder ich stehe für nichts.«

»Ei, wer bist du denn, um für etwas zu stehen?« fragt der Volksvertreter, erstaunt, daß ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren in solchem Ton und mit solcher Zuversicht ihn anredet.

»Wer ich bin,« entgegnete Bonaparte, ihn in eine Ecke ziehend und leise mit ihm redend, »ich bin ein Mann, der sein Fach versteht und unter Leute geraten ist, die von dem ihrigen keinen Begriff haben. Fragen Sie den Obergeneral nach seinem Schlachtplan, so werden Sie finden, ob ich recht oder unrecht habe.«

Der junge Offizier redete mit solcher Überzeugung, das, Gasparin keinen Augenblick zauderte. »General«, sagte er, sich Carteaux nähernd, »die Volksvertreter wünschen, daß du ihnen binnen drei Tagen deinen Schlachtplan vorlegst.«

»Du brauchst nur drei Minuten zu warten, so gebe ich ihn dir,« erwiderte Carteaux.

In der Tat setzte sich der General nieder, nahm die Feder und schrieb auf ein kleines Blättchen den berühmten Feldzugsplan, der das Muster seiner Art wurde und, wie folgt, lautete:

»Der Artilleriegeneral wird Toulon drei Tage lang bedonnerkeilen, nach deren Ablauf werde ich die Stadt in drei Kolonnen angreifen und nehmen.

Carteaux.«

Der Plan wurde nach Paris geschickt und dem Ausschuß für das Geniewesen eingehändigt. Der Ausschuß fand ihn weit mehr belustigend als wissenschaftlich; Carteaux wurde zurückberufen und Dugommier an seine Stelle gesendet.

Als er ankam, fand der neue General bereits alle Anstalten von seinem Bataillonschef getroffen. Es handelte sich hier um eine Belagerung, bei der Gewalt und Mut anfänglich nichts vermögen; Kanonen und Taktik müssen erst reines Feld machen. Es gab keinen Punkt der Küste, auf dem nicht Artillerie gegen Artillerie zu wirken hatte. Sie donnerte von allen Seiten, gleich einem ungeheuren Gewitter, dessen Blitze sich kreuzen, sie donnerte von der Höhe der Berge, von der Höhe der Mauern herab, sie donnerte vom Blachfeld und vom Meere her, es war, als hätten Sturm und Vulkan ihre Kraft vereint.

Inmitten dieses Flammennetzes wollten die Volksvertreter an einer von Bonaparte aufgepflanzten Batterie etwas ändern lassen; schon hatte die Bewegung begonnen, als der junge Bataillonschef ankam und alles in die alte Stellung bringen ließ. Die Volksvertreter wollten Gegenvorstellungen machen. »Sorgen Sie für Ihr Vertreteramt,« antwortete Bonaparte, »und lassen Sie mich das meinige besorgen. Diese Batterie steht hier gut, und ich bin mit meinem Kopfe dafür verantwortlich.«

Der allgemeine Angriff begann am 16., und von nun an war die Belagerung nur noch ein fortgesetzter Sturm. Am 17. morgens nahmen die Belagerer den Pas-de-Leidet und das Croix-Faron; um Mittag vertrieben sie die Verbündeten aus der Schanze St. André und den Forts Pomets und beiden St. Antoine; endlich gegen Abend drangen die Republikaner unter dem Schein der Gewitter- und Kanonenblitze in die englische Schanze. Als der durch einen Bajonettstoß am Knie verwundete Bonaparte so sein Ziel erreicht hatte, fühlte er sich als Meister der Stadt und sagte zu dem von zwei Kugeln in Arm und Bein getroffenen und von Blutverlust und Ermattung überwältigten General Dugommier: »Ruhen Sie aus, General, wir haben soeben Toulon erobert, und übermorgen können Sie darin schlafen.«

Am 18. wurden die Forts l'Eguilette und Balagnier erstürmt und Batterien auf Toulon gerichtet. Als die verbündeten Truppen mehrere Häuser in Brand sahen und das Zischen der die Straßen durchfurchenden Kugeln hörten, brach unter ihnen Uneinigkeit aus. Plötzlich sahen die Belagerer, deren Blicke sich in die Stadt und auf die Reede bohrten, eine Feuersbrunst auf Punkten ausbrechen, die sie nicht angegriffen hatten. Die Engländer, zur

Abfahrt entschlossen, hatten das Zeughaus, die Marinemagazine und die französischen Schiffe, die sie nicht wegschleppen konnten, in Brand gesteckt. Beim Anblick der Flammen erhebt sich ein allgemeines Wutgeschrei. Die ganze Armee fordert den Sturm; aber es ist zu spät. Die Engländer beginnen unter dem Feuer unserer Batterien sich einzuschiffen; sie lassen die im Stich, die für sie Frankreich verraten hatten und nun zum Danke von ihnen wieder verraten werden. Inzwischen bricht die Nacht an. Die Flammen, die auf mehreren Punkten aufgestiegen waren, erlöschen unter großem Geräusch; die Galeerensklaven haben ihre Ketten gebrochen und ersticken den von den Engländern gelegten Brand.

Am nächsten Tage, dem 19., zieht die republikanische Armee in die Stadt ein, und abends schlief der Obergeneral, wie es ihm Bonaparte vorausgesagt hatte, in Toulon.

Dugommier vergaß die Dienste des jungen Bataillonschefs nicht; zwölf Tage nach der Einnahme der Stadt erhielt dieser den Rang eines Brigadegenerals.

Von nun an wird er ein Mann der Geschichte und bleibt es für alle Zeit.

Jetzt wollen wir mit raschem Schritte Bonaparte auf der Laufbahn begleiten, die er als Obergeneral, Konsul, Kaiser und Verbannter durchmessen hat. Wenn wir ihn dann, ein helleuchtendes Meteor, wiedererscheinen und einen Moment auf dem Throne strahlen gesehen haben, folgen wir ihm nach jenem Eiland, wohin er zum Sterben ging, wie wir ihn auf jenem Eiland fanden, wo er geboren wurde.

Der General Bonaparte

Bonaparte war, wie wir gesehen, zur Belohnung für seine der Republik vor Toulon geleisteten Dienste, zum Artilleriegeneral der Armee von Nizza befördert worden. Hier trat er in ein vertrautes Verhältnis mit dem jüngern Robespierre, der bei dieser Armee abgeordneter Volksvertreter war. Kurze Zeit vor dem 9. Thermidor nach Paris zurückberufen, gab sich Robespierre alle Mühe, den jungen General zu bestimmen, ihm in die Hauptstadt zu folgen; aber Bonaparte weigerte sich beharrlich; noch war die Stunde nicht gekommen, wo er Partei nehmen sollte.

Zudem hielt ihn vielleicht noch ein anderer Beweggrund zurück, und – war es diesmal wieder der Zufall, der das Genie schützte? In diesem Falle hatte sich der Zufall in der Gestalt einer schönen jungen Volksvertreterin verkörpert, die zu Nizza die Sendung ihres Gemahls teilte. Bonaparte hegte eine ernste Neigung für sie, die er durch echt kriegerische Huldigungen bewies. Eines Tags, als er mit ihr in der Nähe des Col di Tenda spazierenging, wollte der junge General seiner schönen Begleiterin das Schauspiel eines kleinen Krieges bieten und befahl ein Vorpostengefecht. Ein Dutzend Soldaten fielen dieser Belustigung zum Opfer, und Napoleon hat mehr als einmal auf St. Helena gestanden, daß diese zwölf ohne wirklichen Grund, aus bloßer Laune getöteten Menschen ihm größere Gewissensbisse verursachten als der Tod der 600 000 Soldaten, deren Gebeine er in den Eissteppen Rußlands gelassen hatte.

Inzwischen faßten die Volksvertreter bei der italienischen Armee folgenden Beschluß:

»Der General Bonaparte hat sich nach Genua zu begeben, um in Verbindung mit den Geschäftsträgern der französischen Republik seinen Aufträgen gemäß mit der Regierung von Genua zu unterhandeln.

»Der Geschäftsträger bei der genuesischen Republik hat ihn anzuerkennen und bei der Regierung von Genua zu beglaubigen.

Loano, den 25. Messidor im II. Jahr der Republik.«

Der wahre Zweck dieser Sendung war, den jungen General die Festungen Savona und Genua mit eigenen Augen sehen zu lassen, ihm Gelegenheit zu geben, über die Artillerie und sonstige Kriegsvorräte alle möglichen Aufschlüsse zu erhalten, endlich ihn instand zu setzen, alles Tatsächliche festzustellen, woraus man die Absichten der genuesischen Regierung der Koalition gegenüber erkennen könnte. Während Bonaparte diese Sendung erfüllte, bestieg Robespierre das Schafott, und an die Stelle der terroristischen Volksvertreter traten Albitte und Salicetti. Bei ihrer Ankunft zu Barcelonette machten sie folgenden Beschluß – es war dies der Dank, der des rückkehrenden Bonaparte wartete, – bekannt:

»Die Volksvertreter bei der Alpen- und bei der italienischen Armee fassen, in Erwägung, daß der General Bonaparte, Oberbefehlshaber bei der Artillerie der italienischen Armee, ihr Vertrauen durch das verdächtigste Benehmen und besonders durch seine jüngste Reise nach Genua gänzlich verloren hat, folgenden Beschluß:

»Der Brigadegeneral Bonaparte, Oberbefehlshaber bei der Artillerie der italienischen Armee, ist vorläufig seiner Stelle enthoben: er soll durch Maßnahme und unter Verantwortlichkeit des Obergenerals der genannten Armee in Verhaft genommen und unter guter und sicherer Bedeckung vor den öffentlichen Wohlfahrtsausschuß nach Paris geführt werden; alle seine Papiere und Effekten, von denen die von den Volksvertretern Albitte und Salicetti an Ort und Stelle zu ernennenden Kommissare ein Verzeichnis zu machen haben, sind unter Siegel zu legen, und was davon verdächtig erscheint, ist nach Paris an den öffentlichen Wohlfahrtsausschuß zu senden.

Gegeben zu Barcelonette den 19. Thermidor des Jahres II der einen, unteilbaren und demokratischen französischen Republik.

Gezeichnet:

Albitte, Salicetti, Laporte.

Für die Richtigkeit der Abschrift der Obergeneral
der italienischen Armee:

Gezeichnet: *Dumerbion*.«

Der Beschluß wurde vollzogen; Bonaparte, zu Nizza ins Gefängnis geführt, blieb vierzehn Tage darin, worauf er durch einen von denselben Männern unterzeichneten zweiten Beschluß vorläufig wieder in Freiheit gesetzt ward.

Übrigens entkam Bonaparte einer Gefahr nur, um in eine Unannehmlichkeit zu geraten. Die Ereignisse des Thermidor hatten eine Umgestaltung in den Konventsausschüssen mit sich gebracht; ein alter Kapitän, namens Aubry, stand nun an der Spitze des Ausschusses und entwarf eine neue Heeresordnung, auf der er sich als Artilleriegeneral verzeichnet hatte. Was Bonaparte betrifft, so erteilte man ihm als Ersatz für den entzogenen Rang eines Artilleriegenerals den eines Infanteriegenerals in der Vendée. Bonaparte, der den Schauplatz eines Bürgerkriegs in einem Winkel Frankreichs für seinen Ehrgeiz zu eng fand, weigerte sich, diesen Posten zu übernehmen, und wurde kraft eines Beschlusses des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses aus der Liste der aktiven Oberoffiziere gestrichen.

Schon hielt sich Bonaparte für zu unersetzlich für Frankreich, um nicht durch eine solche Ungerechtigkeit tief niedergeschlagen zu werden; aber da er noch nicht auf einem jener Gipfel des Lebens angelangt war, von wo aus man den ganzen Horizont überblickt, den man noch zu durchlaufen hat, so hatte er allerdings schon Hoffnungen, aber noch keine Gewißheiten. Diese Hoffnungen zerrannen jetzt; er, der sich so voll Aussichten und Genie gefühlt hatte, glaubte sich nun zu einer langen, wo nicht ewigen Untätigkeit verdammt, und das in einem Zeitpunkte, wo jeder, der vorwärts ging, zum Ziele gelangte! Vorläufig mietete er ein Zimmer in einem Hause der Rue Mail, verkaufte für 6000 Franken seine Pferde und Wagen, raffte das wenige Geld, das ihm gehörte, zusammen und beschloß, sich aufs Land zurückzuziehen. Eine gesteigerte Einbildungskraft springt leicht von einer Übertreibung zur andern. Aus dem Lager verbannt, sah Bonaparte nichts mehr vor sich als das Landleben; da er nicht Cäsar sein konnte, machte er sich zu einem Cincinnatus.

Da kam ihm wieder Valence in den Sinn, wo er so unbekannt, so glücklich drei Jahre lang verlebt hatte. Dorthin wendete er seinen forschenden Blick, und sein Bruder Joseph, der nach Marseille zurückkehrte, begleitete ihn. In der Nähe von Montélimar machen die beiden Wanderer halt; Bonaparte findet Lage und Klima der Stadt nach seinen Wünschen und fragt, ob nicht

in der Umgegend ein Gut von geringem Wert zu kaufen sei. Man schickt ihn zu Herrn Grasson, einem gefälligen Anwalt, bei dem er bis zum anderen Tage verweilt, wo sie ein kleines Landgut, namens Beauserret, besichtigen, dessen Beiname »Schönsitz« schon die anmutige Lage bezeugte. Wirklich nehmen Bonaparte und Joseph dieses Gut in Augenschein. Es paßt für sie in jeder Hinsicht, nur fürchten sie, es würde nach seinem Umfang und Zustand im Preis zu hoch sein. Sie wagen eine Frage – »Dreißigtausend Franken« – wie geschenkt!

Bonaparte und Joseph kommen nach Montélimar zurück und beraten sich. Ihr vereinigtes kleines Vermögen gestattet ihnen, diese Summe an ihre künftige Einsiedelei zu setzen, und sie sagen auf den dritten Tag ihre Entschließung zu. Noch an Ort und Stelle wollen sie handelseinig werden, so sehr gefällt ihnen Beauserret. Herr Grasson begleitet sie von neuem dahin; sie besichtigen das Anwesen noch genauer als das erstemal; da fragt Bonaparte, erstaunt, daß man für ein so schönes Landgut so wenig fordert, mit einemmal, ob kein besonderer Grund vorliege, der den Preis herunterdrücke.

»Ja,« antwortete Herr Grasson, »aber für Sie ist er ohne Wichtigkeit.«

»Gleichviel,« erwidert Bonaparte, »ich möchte ihn doch wissen.«

»Es wurde ein Mord darin begangen.«

»Und von wem?«

»Von einem Sohn an seinem Vater.«

»Ein Vatermord!« ruft Bonaparte aus und wird noch blässer als gewöhnlich, »fort von hier, Joseph!«

Und seinen Bruder am Arme fassend, stürzte er aus den Zimmern, stieg wieder auf seinen Wagen, forderte, in Montélimar angekommen, Pferde und reiste stehenden Fußes nach Paris zurück, während Joseph seinen Weg nach Marseille fortsetzte.

Letzterer ging dahin, um die Tochter eines reichen Kaufmanns, namens Clary, zu heiraten, der später auch Bernadottes Schwiegervater wurde.

Bonaparte aber nahm nun, vom Schicksal abermals nach Paris, diesem großen Mittelpunkt der Ereignisse, verschlagen, dort das dunkle und verborgene Leben wieder auf, das ihm so schwer fiel. Da er bald seine Tatenlosigkeit unerträglich fand, legte er der Regierung ein Schriftstück vor, worin er auseinandersetzte, wie es in Frankreichs Interesse liege, in einem Augenblick, wo die Kaiserin von Rußland ihr Bündnis mit Österreich noch enger schloß, die Militärmacht der Türkei so viel wie möglich zu vergrößern. Demgemäß machte er der Regierung das Anerbieten, nach Konstantinopel zu gehen und sechs bis sieben Offiziere der verschiedenen Waffengattungen mitzunehmen, die die zahlreichen und tapfern, aber undisziplinierten Truppen des Sultans nach militärischen Grundsätzen einüben könnten.

Die Regierung würdigte das Schriftstück nicht einmal einer Antwort, und Bonaparte blieb in Paris. Was wären die Folgen für die Weltgeschichte gewesen, wenn ein Mitglied des Ministeriums ans Ende dieser Bittschrift das Wort: *Bewilligt!*« gesetzt hätte! – Gott allein weiß es.

Inzwischen war am 22. August 1795 die Verfassung des Jahres III angenommen worden; die Gesetzgeber, die sie schufen, haben darin bestimmt, daß zwei Drittel der Mitglieder des Nationalkonvents in den neuen gesetzgebenden Körper übergehen sollten. Dabei stürzten die Hoffnungen der Gegenpartei zusammen, die bei einer gänzlichen Neuwahl eine andere, *ihre* Meinung vertretende Majorität zu gewinnen hoffte. Diese Gegenpartei wurde von den meisten Pariser Sektionen unterstützt, die erklärten, die Verfassung nur dann annehmen zu wollen, wenn die Bestimmung über die Wiederwahl der zwei Drittel aufgehoben würde.

Der Konvent beharrte auf seinem unveränderten Beschluß. Die Sektionen begannen zu murren, am 25. September kam es zu vorläufigen Unordnungen; endlich am 4. Oktober oder 12. Vendemiaire wurde die Gefahr so dringend, daß der Konvent es an der Zeit erachtete, ernstlich seine Stellung zu wahren. Demgemäß erließ er an den General Alexander Dumas, den Obergeneral der Alpenarmee, der zurzeit beurlaubt war,

folgendes Schreiben, dessen Kürze schon die Dringlichkeit der Umstände beweist:

»Der General Alexander Dumas wird sich stehenden Fußes nach Paris begeben, um daselbst den Befehl der bewaffneten Macht zu übernehmen.«

Das Schreiben des Konvents wurde ins Hotel Mirabeau, wo sich der General aufhalten sollte, getragen; aber Dumas war drei Tage vorher nach Villers-Cotterets abgereist, wo er am 13. morgens den Brief erhielt.

Inzwischen wuchs die Gefahr von Stunde zu Stunde; unmöglich konnte man die Ankunft des Generals erwarten. So wurde während der Nacht der Volksvertreter Barras zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt; er bedurfte eines Helfers und warf seine Augen auf – Bonaparte.

Wie man sieht, hatte das Schicksal seinen Pfad geklärt; die Stunde der Zukunft, die, heißt es, einmal für jeden Menschen schlagen muß, war für ihn angebrochen, und die Kanone des 13. Vendemiaire brüllte in der Hauptstadt.

Die Sektionen, die er vernichtet hatte, gaben ihm den Namen »*Kartätscher*«, und der Konvent, den er gerettet, den Titel eines Obergenerals der italienischen Armee.

Aber dieser große Tag sollte nicht allein auf Bonapartes politisches Leben Einfluß haben; auch sein Privatleben sollte davon abhängen und neue Gestalt gewinnen. Die Entwaffnung der Sektionen war mit einer Strenge vorgenommen worden, die bei den Umständen unerläßlich war. Da verschafft sich eines Tages ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren beim Generalstab Eingang und flehte den General Bonaparte an, er möchte ihm den Degen seines Vaters, der General der Republik gewesen war, zurückgeben lassen. Bonaparte, von der Bitte und der jugendlichen Anmut, womit sie ihm vorgetragen worden war, gerührt, ließ den Degen suchen und gab ihn dem Knaben zurück.

Beim Anblick der ihm heiligen, verloren geglaubten Waffe küßte das Kind weinend den Griff, den die Vaterhand berührt hatte. Dem General ging diese Sohnesliebe zu Herzen, und er erwies dem Kinde so viel Wohlwollen,

daß die Mutter sich verbunden glaubte, ihm am folgenden Tage einen Dankesbesuch abzustatten.

Das Kind war – Eugen, und die Mutter – Josephine, die Witwe des Generals v. Beauharnais, mit der Bonaparte am 9. März 1796 sich bürgerlich trauen ließ, nachdem er zwei Tage vorher vom Direktorium auf Carnots Vorschlag zum Chefgeneral der italienischen Armee ernannt worden war.

Am 12. März 1796 reiste Bonaparte zur italienischen Armee ab. In seinem Wagen hatte er 2000 Louisdor, das war alles, was er, wenn er sein und seiner Freunde Vermögen zu den Subsidien des Direktoriums legte, hatte zusammenbringen können. Mit dieser Summe geht er, Italien zu erobern; sie betrug den siebenten Teil von dem, was Alexander zur Eroberung Indiens mitnahm.

In Nizza fand er eine Armee ohne Kriegszucht, ohne Munition, ohne Lebensmittel, ohne Kleidung. Im Hauptquartier angekommen, läßt er jedem General, damit er sich zum Feldzug ausrüsten könne, die Summe von vier Louisdor reichen; darauf sagte er zu den Soldaten, indem er nach Italien hinwies:

»Kameraden, inmitten dieser Felsen hier fehlt es euch an allem; schaut auf die reichen Ebenen, die sich zu euren Füßen entfalten; sie gehören uns! Auf, nehmen wir sie!«

Das war ungefähr dieselbe Rede, wie sie Hannibal vor neunzehn Jahrhunderten an seine Soldaten gerichtet hatte. In der Zwischenzeit war nur einer hier gewandelt, der würdig wäre, diesen beiden Männern an die Seite gestellt zu werden, – Cäsar!

Die Soldaten, an die Bonaparte solche Worte richtete, waren die Trümmer einer Armee, die sich seit zwei Jahren in den öden Felsen des Gestades von Genua mit Mühe des Feindes erwehrten, der, 200 000 Mann stark, aus den besten Truppen Österreichs und des Königreichs Sardinien gebildet, vor ihnen stand. Bonaparte griff diese Masse mit kaum 30 000 Mann an und schlägt sie fünfmal in elf Tagen, bei Montenotte, bei Millesimo, bei Dego, bei Vico und bei Mondovi. Darauf nimmt er, mit der einen Hand die Tore der Städte brechend, mit der anderem die Schlachten schlagend, die Festen

Coni (Cuneo), Tortona, Alessandria und Ceva. In elf Tagen sind die Österreicher von den Piemontesen getrennt, Provera ist gefangen, und der König von Sardinien genötigt, in seiner eigenen Hauptstadt eine Kapitulation zu unterzeichnen. Jetzt dringt Bonaparte nach Oberitalien vor und schreibt, auf Grund der errungenen Erfolge die künftigen vorahnend, an das Direktorium: »Morgen marschiere ich gegen Beaulieu, ich zwinge ihn, über den Po zurückzugehen, ich setze unmittelbar nach ihm hinüber, ich bemächtige mich der ganzen Lombardei, und ehe ein Monat vergeht, hoffe ich, auf den Tiroler Bergen zu sein, dort die Rheinarmee zu treffen und mit ihr zusammen den Krieg nach Bayern zu tragen.«

In der Tat, Beaulieu wird verfolgt. Vergeblich wendet er sich, den Übergang über den Po zu verhindern: der Übergang wird ins Werk gesetzt. Er rettet sich hinter die Mauern von Lodi, ein dreistündiger Kampf verjagt ihn daraus. Er stellt sich auf dem linken Ufer der Adda in Schlachtordnung und verwehrt mit seiner ganzen Artillerie den Übergang über die Brücke, die abzubrechen er nicht die Zeit gefunden hatte. Am 10. Mai treffen die französischen Kolonnen vor dem Flusse ein und erzwingen unter Bonapartes eigener kühner Führung den Übergang; die österreichische Nachhut flüchtet. Nun unterwirft sich Pavia; Pizzighetone und Cremona fallen, das Schloß von Mailand öffnet seine Tore, der König von Sardinien unterzeichnet den Friedensvertrag, die Herzöge von Parma und Modena folgen seinem Vorgang, und Beaulieu hat nur noch Zeit, sich in Mantua einzuschließen.

Bei diesem Vertrag mit dem Herzog von Modena gab Bonaparte die erste Probe seiner Uneigennützigkeit, indem er vier Millionen in Gold ablehnte, die ihm der Kommandant von Este im Namen seines Bruders anbot, und zu deren Annahme ihn Salicetti, der Regierungskommissär bei der Armee, drängte.

In diesem Feldzuge erhielt er auch den volkstümlichen Namen, der ihm im Jahre 1815 die Tore Frankreichs wieder öffnete, und zwar bei folgender Gelegenheit. Als er den Oberbefehl der Armee übernahm, setzte seine Jugend die Veteranen nicht wenig in Erstaunen, weshalb sie beschlossen, ihm selber die niederen Grade zu übertragen, deren ihn die Regierung enthoben zu haben schien. Somit traten sie nach jeder Schlacht zusammen,

um ihm einen Grad zu erteilen, und wenn er ins Lager zurückkehrte, wurde er von den ältesten Schnurrbärten empfangen, die ihn mit seinem neuen Titel begrüßten. So geschah es, daß er bei Lodi Korporal wurde. Daher der Beiname *Kleiner Korporal*, der ihm dann für immer blieb.

Indessen hat Bonaparte auf einen Augenblick haltgemacht, und während dieses Haltes ereilt ihn der Neid. Das Direktorium, das aus der Korrespondenz des Soldaten den Staatsmann erkennt, gerät in Furcht, der Sieger möchte sich zum Schiedsrichter von Italien aufwerfen, und macht Miene, ihm Kellermann beizugeben. Bonaparte erfährt es und schreibt:

»Mir Kellermann beigeben heißt alles verderben wollen. Ich kann nicht freiwillig neben einem dienen, der sich für den besten Taktiker Europas hält; zudem glaube ich, daß *ein* schlechter General Besseres leistet als zwei gute. Der Krieg ist, wie das Regieren, eine Sache des Taktes.«

Darauf hält er seinen feierlichen Einzug in Mailand, wo er sich zur Eroberung Oberitaliens rüstet, während das Direktorium zu Paris den von Salicetti am Turiner Hofe geschlossenen Frieden unterzeichnet, und die mit Parma angeknüpften Unterhandlungen zu Ende gebracht sowie die mit Neapel und Rom eröffnet werden.

Der Schlüssel zu Deutschland ist Mantua, also muß Mantua genommen werden. Hundertfünfzig im Mailänder Schloß eroberte Kanonen werden auf die Stadt gerichtet; Serrurier erstürmt ihre Außenwerke, und die Belagerung beginnt.

Da fühlt das Wiener Kabinett die ganze Schwere seiner Lage. Es schickt Beaulieu 25 000 Mann unter Quosdanovichs Befehlen und 35 000 unter Wurmser zu Hilfe. Ein mailändischer Spion erhält Depeschen, die diese Verstärkung anmelden, und macht sich verbindlich, in die Stadt zu gelangen.

Der Spion fällt einer von dem Adjutanten Dermoncourt kommandierten Nachtrunde in die Hände und wird vor den General Dumas geführt. Umsonst durchsucht man ihn, man findet nichts. Eben will man ihn wieder in Freiheit setzen, als der General, von einer bedeutungsvollen Ahnung getrieben, auf den Gedanken kommt, daß er seine Depesche verschluckt

habe. Der Spion leugnet, aber als der General Dumas befiehlt, ihn zu erschießen, gesteht es der Spion ein. Er wird der Obhut des Adjutanten Dermoncourt überlassen, der vermittels eines von dem Oberchirurgen verordneten Brechmittels in den Besitz eines Wachskloßes von der Größe eines Sandkügelchens gelangt. Dieser enthält Wurmsers Brief auf einem mit einer Rabenfeder beschriebenen Pergament. Der Brief, der die ausführlichste Auskunft über die Bewegungen der feindlichen Armee gibt, wird an Bonaparte geschickt. Quosdanovich und Wurmser haben sich getrennt: ersterer marschiert auf Brescia. letzterer auf Mantua, ein Fehler, der bereits Provera und Argenteau zum Verderben gereicht hat. Bonaparte läßt 10 000 Mann vor der Stadt und eilt mit 25 000 Quosdanovich entgegen, den er in die Engpässe von Tirol zurückwirft, nachdem er ihn bei Salo und Lonato geschlagen hat. Dann wendet er sich urplötzlich gegen Wurmser, der die Niederlage seines Mitfeldherrn durch die Gegenwart der feindlichen Armee, die ihn überwunden hat, erfährt. Mit französischer Heftigkeit angefallen, wird er bei Castiglione geschlagen. So haben die Österreicher in fünf Tagen 20 000 Mann und 50 Kanonen, verloren. Doch hat der letzte Kampf Quosdanovich Zeit gegeben, sich wieder zu sammeln; Bonaparte kommt gegen ihn zurück und schlägt ihn bei San-Marco, Serravalle und Roveredo: dann kehrt er wieder um und schreitet, nach den Kämpfen bei Bassano, Rimolano und Cavalo, zum zweitenmal zur Belagerung Mantuas, in das sich Wormser mit den Trümmern seiner Armee geworfen hat.

Während er so in Oberitalien gewaltige Aufgaben vollendet, bilden sich hier auf sein Wort neue Staaten. Er gründet die zispadanische und transpadanische Republik, verjagt die Engländer aus Korsika und hält zugleich Genua, Venedig und den Heiligen Stuhl so unter dem Daumen, daß sie sich nicht zu erheben vermögen. Aufs neue entreißt ihn diesen umfassenden politischen Neuordnungen das Herannahen einer neuen kaiserlichen Armee unter Alvinczys Befehlen, aber eine verhängnisvolle Macht erdrückt diesen wie die früheren Gegner. Denselben Fehler, den sich seine Vorgänger zuschulden kommen ließen, begeht auch Alvinczy. Er teilt seine Armee in zwei Korps; das eine von 30 000 Mann soll unter seiner Anführung durch das Veronesische ziehen und Mantua gewinnen, das andere von 25 000 Mann unter Quosdanovichs Kommando sich an der Etsch ausbreiten. Bonaparte marschiert gegen Alvinczy und erreicht ihn bei Arcole. Am 15. November stellen sich ihm in der Nähe dieses Dorfes an

dem Flüßchen Alpone ein paar Bataillone Kroaten und Siebenbürger Wallachen entgegen und suchen die dortige Brücke zu halten, bis Verstärkungen herankommen. Es gilt für die Franzosen, den Übergang zu erzwingen, bevor diese eintreffen, allein alle Stürme vereitelt das mörderische Feuer der Gegner. Da stellt sich Bonaparte, eine Fahne ergreifend, persönlich an ihre Spitze und stürmt mit seinem Stabe den Truppen voran auf die Brücke. Allein auch dies ist umsonst; neben ihm fällt ein Adjutant, mehrere andere Offiziere werden verwundet, und ein Gegenangriff der Österreicher bringt alles in Verwirrung. Der Obergeneral wird von seinen fliehenden Truppen fortgerissen, und gerät, in einen Sumpf gestürzt, in persönliche Gefahr, so daß er nur mit Mühe gerettet werden kann. Am 16. und 17. November entbrennt alsdann die eigentliche Schlacht gegen die ganze Macht Alvinczys. Bonaparte läßt ihn nicht eher los, als bis er von den Österreichern 500 Tote auf dem Schlachtfeld gebettet und ihnen 8000 Gefangene und 30 Kanonen abgenommen hat. Dann wirft er sich, jede Rast nach dem schweren Ringen verschmähend, zwischen Davidovich, der aus Tirol hervorbricht, und Wurmser, der von Mantua ausfällt, und wirft den einen in seine Berge, den andern in seine Stadt zurück. Auf dem Schlachtfeld erfährt er, daß Alvinczy und Provera im Begriff sind, ihre Vereinigung zu bewerkstelligen. Da jagt er Alvinczy bei Rivoli in wilde Flucht, zwingt Provera, durch die Kämpfe von San Giorgio und la Favorita, die Waffen niederzulegen, und eilt wieder gegen Mantua, das er umringt, erstickt und zwingt, in dem Augenblicke sich zu ergeben, wo eine fünfte Armee, aus den Rheinreserven gezogen, unter den Befehlen des Erzherzogs Karl herbeieilt.

Kein Schlag soll Österreich erspart bleiben; die Niederlagen seiner Generale müssen bis zum Throne reichen. Am 10. März 1797 wird Prinz Karl beim Übergang über den Tagliamento geschlagen, ein Sieg, der uns die Staaten Venedigs und die Engpässe Tirols öffnet. Die Franzosen dringen im Sturmmarsch auf dem geöffneten Wege vor, triumphieren bei Lavis, Trasmis und Clausen, ziehen in Triest ein, nehmen Tarvis, Gradiska und Villach. setzen dem blutenden Erzherzog auf den Fersen nach, lassen von ihm nur ab, um die Straßen nach der Hauptstadt Österreichs zu besetzen, und dringen endlich bis auf 30 Stunden von Wien vor.

Hier macht Bonaparte halt, um die Unterhändler zu erwarten. Ein Jahr nur ist's, daß er Nizza verließ, und während dieses Jahres hat er sechs Armeen vernichtet, Alessandria, Turin, Mailand, Mantua genommen und die dreifarbige Fahne auf den piemontesischen, italienischen und Tiroler Alpen aufgepflanzt. Um ihn her und neben ihm beginnen bereits andere Namen zu glänzen: Massena, Augereau, Joubert, Marmont, Berthier. Das Siebengestirn bildet sich, die Planeten drehen sich um ihre Sonne, der Himmel des Kaiserreichs bestirnt sich!

Bonaparte hatte sich nicht getäuscht, die Unterhändler langen an. Leoben wurde zum Ort der Unterhandlungen gewählt, zu denen Bonaparte keiner Vollmachten vom Direktorium mehr bedarf. Er hat den Krieg geführt, er wird auch den Frieden machen. »Bei der Sachlage sind sogar die Unterhandlungen mit dem Kaiser zu einer militärischen Operation geworden.« Nichtsdestoweniger zieht sich diese Operation in die Länge, mit allen möglichen Schlichen und Schlingen der Diplomatie wird sie umringt und gelähmt. Aber der Tag kommt, wo der Löwe müde wird, im Garn stillzuhalten. Mitten in einer Erörterung springt er auf, faßt ein prächtiges Porzellanservice, wirft es in Stücke und zertritt es mit den Füßen. Dann ruft er den erstarrenden Bevollmächtigten zu: »So werde ich euch alle zermalmen, da ihr es nicht besser haben wollt!« Die Diplomaten zeigen sich gefügiger. Man liest den Vertrag vor. Im ersten Artikel erklärt der Kaiser von Österreich, daß er die französische Republik anerkenne. »Streicht diesen Artikel,« ruft Bonaparte, »die französische Republik ist wie die Sonne am Firmament, nur die Blinden trifft ihr Glanz nicht!«

So halt Bonaparte im Alter von 27 Jahren in der einen Hand den Degen, der die Staaten zerteilt, und in der anderen die Wage, die die Könige wägt. Mag ihm das Direktorium immerhin seine Bahn vorzeichnen, er folgt der eigenen; befiehlt er auch noch nicht, so gehorcht er doch schon nicht mehr. Das Direktorium schreibt ihm, er solle daran denken, daß Wurmser ein Emigrant ist; Wurmser fällt in die Hände Bonapartes, und er hat für ihn alle seinem Unglück und seinem Alter schuldigen Rücksichten. Das Direktorium bedient sich dem Papst gegenüber beschimpfender Formen; Bonaparte schreibt ihm immer mit Achtung und nennt ihn nie anders als Heiliger Vater. Das Direktorium deportiert und ächtet die Priester; Bonaparte befiehlt seiner Armee, sie als Brüder zu achten und als Diener

Gottes zu ehren. Das Direktorium versucht, die Aristokratie mit der Wurzel auszurotten; Bonaparte erläßt an die Demokratie in Genua ein tadelndes Schreiben wegen der maßlosen Verfolgung des Adels und läßt sie wissen, daß sie Dorias Standbild ehren muß, wenn sie seine Achtung nicht verlieren soll.

Am 15. Vendemiaire des Jahres VI (17. Oktober 1797) wird der Friede von Campo Formio unterzeichnet, und Österreich, dem man Venedig läßt, entsagt seinen Rechten auf Belgien und seinen Ansprüchen auf Italien. Bonaparte verläßt Italien und geht nach Frankreich; am 15. Frimairé desselben Jahrs (5. Dezember 1797) kommt er in Paris an.

Bonaparte war zwei Jahre entfernt gewesen, und in diesen zwei Jahren hatte er 150 000 Gefangene gemacht, 170 Fahnen, 550 Kanonen, 600 Feldstücke, 4 Pontontrains, 9 Schiffe von 64 Kanonen, 12 Fregatten von 52, 12 Korvetten und 18 Galeeren erbeutet; noch mehr! 2000 Louisdor hatte er, wie wir oben gesehen haben, aus Frankreich mitgenommen und dafür nach und nach 50 Millionen dahin geschickt; so war es diesmal gegen alle alten und neuen Traditionen die Armee, die das Vaterland nährte.

Mit dem Frieden mußte Bonaparte dem Ende seiner militärischen Laufbahn entgegensehen. Da er aber nicht in Untätigkeit bleiben konnte, so strebte sein Ehrgeiz nach der Stelle eines der beiden austretenden Direktoren. Unglücklicherweise war er erst 28 Jahre alt, und so wäre seine Ernennung eine so große und so schnelle Verletzung der Verfassung vom Jahre III gewesen, daß man nicht einmal den Vorschlag zu machen wagte. So bezog er denn wieder sein kleines Haus in der Rue Chantereine und rang mit den Erfindungen seines Genies vor allem gegen den fürchterlichsten Feind, den er bis dahin bekämpft hatte, – gegen das Vergessenwerden.

»In Paris,« sagte er, »behält man nichts im Gedächtnis; bleibe ich lange müßig, so bin ich verloren. In diesem großen Babel verschlingt ein Ruhm den andern, und wenn man mich ganze drei Male im Schauspielhause des Anblicks würdig geachtet hat, wird man mich nicht mehr ansehen.«

Deshalb ließ er sich bis auf Besseres zum Mitglied des Instituts ernennen.

Endlich am 29. Januar 1798 sagte er zu seinem Geheimschreiber: »Bourrienne, ich mag hier nicht bleiben, es gibt nichts zu tun. Ich merke wohl, wenn ich bleibe, bin ich in kurzem unten. Hier nutzt sich alles ab; schon habe ich keinen Ruhm mehr. Dieses kleine Europa bietet nicht genug, es ist ein Maulwurfshügel. Nur im Orient hat es große Reiche und große Revolutionen gegeben, im Orient, wo 600 Millionen Menschen leben, dorthin gilt es zu gehen; alle großen und berühmten Männer stammen dorther.«

Ihn aber treibt es, die großen und berühmten Männer zu überragen. Bereits hat er mehr getan als Hannibal, er wird so viel tun wie Alexander und Cäsar zusammen. An den Pyramiden, wo diese beiden großen Namen eingegraben sind, soll auch der seinige nicht fehlen.

Am 12. April 1798 wurde Bonaparte tatsächlich zum Obergeneral der Armee des Orients ernannt.

Man sieht, schon brauchte er bloß noch zu verlangen, um zu erhalten. In Toulon, wo er Anfang Mai ankommt, zeigt ihm die Probe, daß er nur zu befehlen hat, um Gehorsam zu finden.

Ein achtzigjähriger Greis war zwei Tage vor seiner Ankunft in dieser Stadt erschossen worden. Am 16. Mai 1798 schreibt er an die auf Grund des Gesetzes vom 19. Fruktidor ernannten Kriegsausschüsse der 9. Division folgenden Brief:

»Bonaparte, Mitglied des Nationalinstituts.

Mit größtem Schmerze, Bürger, habe ich erfahren, daß siebzig- bis vierundachtzigjährige Greise, arme, schwangere Frauen oder Mütter kleiner Kinder, nachdem sie der Auswanderung überwiesen, erschossen worden sind.

»Sind denn die Soldaten die Henker der Freiheit geworden?

»Ist das Mitleid, das sie bis ins Handgemenge begleitete, jetzt in ihrem Herzen erstorben?

Das Gesetz vom 19. Fruktidor war eine Maßregel der öffentlichen Wohlfahrt; die Verschwörer wollte es treffen, nicht aber elende Weiber und hinfällige Greise.

Ich ermahne euch darum, Bürger, sooft das Gesetz Greise über sechzig Jahre oder Frauen vor euren Richterstuhl führt, zu erklären, daß ihr mitten im Kampfe die Greise und Frauen eurer Feinde geschont habt.

Der Krieger; der einen Blutbefehl gegen eine Person unterzeichnet, die nicht imstande ist, die Waffen zu tragen, ist ein Feiger.

Bonaparte.«

Dieser Brief rettete einem unglücklichen Angeklagten das Leben. Drei Tage darauf schiffte sich Bonaparte ein. So ist sein letztes Lebewohl an Frankreich ein königlicher Akt der Ausübung des Begnadigungsrechtes.

Malta war zum voraus erkauft; Bonaparte ergriff ohne Schwierigkeit davon Besitz und steigt bereits am 1. Juli 1798 in Ägypten in der Nähe des Forts Marabu nicht weit von Alexandria ans Land.

Sobald dies Murad Bei, den der Feind wie einen Löwen in seiner Höhle aufsuchen will, erfuhr, umgab er sich mit seinen Mamelucken, ließ den Nilstrom hinab eine Flottille von kriegsgerüsteten Djermen, Kangen und Schaluppen gehen und sie am Ufer des Flusses von einem 12 000 bis 15 000 Reiter starken Korps begleiten, dem Desaix, der unsere Vorhut befehligte, am 14. bei dem Dorfe Minieh-Salam begegnete. Das war seit den Kreuzzügen das erstemal, daß der Orient und der Okzident einander gegenüberstanden.

Der Stoß war fürchterlich. Die goldbedeckte, windschnelle, flammengleich verzehrende Schar warf sich furchtlos auf unsere Vierecke, deren Flintenläufe sie mit ihren trefflichen Damaszener Säbeln zerhackte. Als aber aus diesen Vierecken das Feuer wie aus einem Vulkan hervorsprühte, entrollte sie sich gleich einer goldgestickten Seidenschärpe, sauste auf ihren Rennern von einem Eisenwinkel zum andern, doch jeder spie ihr seine Ladung ins Gesicht. Als sie jedes Eindringen unmöglich sah, floh sie endlich wie eine lange Reihe verscheuchter Vögel, ließ rings um unsere

Bataillone einen zuckenden Gürtel verstümmelter Pferde und Menschen zurück und flog weit hinaus, um, neu zusammengeschlossen, zu neuem Anlaufsversuche zurückzukehren, der vergeblich und mörderisch war, wie der erste.

Da der Tag am heißesten war, sammelten sich diese Reiter zum letztenmal; aber statt auf uns zurückzukommen, nahmen sie den Weg der Wüste zu und verschwanden am Horizont in einem Sandwirbel.

Zu Gizeh erfuhr Murad das Unglück vom 14. Juli, und an demselben Tage wurden Boten nach Saïd, nach Fayum, in die Wüste geschickt. Beis, Scheiks, Mamelucken – alles wurde von allen Seiten gegen den gemeinsamen Feind zusammenberufen. Jeder mußte kommen mit seinem Roß und seinen Waffen, und drei Tage später zählte Murad 6000 Reiter um sich.

Diese ganze Schar, die auf den Kriegsruf ihres Führers herbeigeeilt war, lagerte sich in Unordnung am Ufer des Nils, im Angesicht Kairos und der Pyramiden, zwischen dem Dorfe Embabeh, an das sie ihren rechten Flügel lehnte, und Gizeh, dem Lieblingssitze Murads, wohin sie ihren linken streckte. Murad hatte sein Zelt unter einem Riesenmaulbeerbaum aufgeschlagen, dessen Schatten 50 Reiter bedeckte. In dieser Stellung erwartete er, nachdem er einige Ordnung in seine Milizen gebracht, die französische Armee, die am Nil heraufzog. Den 21. bei Tagesanbruch bemerkte Desaix, der immer den Vortrab führte, einen Streifzug von 500 Mamelucken, der auf Kundschaft ausgeschickt war und eben zurückkehrte, aber fortwährend den Blicken ausgesetzt war. Um 4 Uhr morgens hörte Murad laute Zurufe; es war die französische Armee, die die Pyramiden begrüßte.

Um 6 Uhr standen Franzosen und Mamelucken Stirn gegen Stirn.

Man denke sich dieses Schlachtfeld! – Es war dasselbe, das Kambyses, ebenfalls ein Eroberer, der aber vom anderen Ende der Welt kam, gewählt hatte, um die Ägypter zu zermalmen. Zweitausendvierhundert Jahre waren inzwischen verflossen; der Nil und die Pyramiden waren immer da; aber die granitne Sphinx, die die Perser im Gesichte verstümmelten, ragte nur noch mit ihrem Riesenkopf aus dem Sande; der Koloß, von dem Herodot spricht,

hatte sich eingesenkt; Memphis war verschwunden, Kairo entstanden. Alle diese Erinnerungen schwebten den französischen Führern klar und lebhaft und den Soldaten verworren vor Augen, jenen unbekannten Vögeln gleich, die einst über den Schlachten dahinflogen und den Sieg weissagten.

Der Schauplatz des Kampfes ist eine ungeheure Sandebene, wie man sie zur Verwendung der Reiterei braucht. In der Mitte erhebt sich ein Dorf, Bekir genannt, und ein kleiner Bach begrenzt den Raum unweit Gizeh. Murad und seine ganze Reiterei lehnten sich mit dem Rücken an den Nil und hatten Kairo hinter sich.

Aus der Beschaffenheit des Schlachtfeldes und der Stellung seiner Feinde erkannte Bonaparte, daß es ihm möglich sei, die Mamelucken nicht allein zu besiegen, sondern auch zu vernichten. Er entwickelte seine Armee im Halbkreis und bildete aus jeder Division riesige Vierecke, in deren Mitte die Artillerie stand. Desaix, der gewöhnlich das Vordertreffen führte, befehligte das erste Viereck zwischen Embabeh und Gizeh. Dann kamen die Division Reynier, die Division Kleber, die an Stelle ihres bei Alexandria verwundeten Führers Dugua kommandierte; hierauf die Division Menou unter Vial; zuletzt als äußerster linker Flügel, an den Nil gelehnt und Embabeh am nächsten, die Division des Generals Bon.

Alle Vierecke sollten sich zugleich in Bewegung setzen, auf Embabeh marschieren und Dorf, Pferde, Mamelucken, Palisaden samt und sonders in den Nil werfen.

Aber Murad war nicht der Mann, hinter einem Sandhaufen auf den Feind zu warten. Kaum waren die Vierecke in Ordnung gestellt, als die Mamelucken aus ihren Verschanzungen in ungeordneten Massen hervorstürmten und ohne Wahl, ohne Berechnung sich auf die Vierecke stürzten, die sie zunächst vor sich fanden; es waren die Divisionen Desaix und Reynier.

Sobald sie auf Schußweite nahekamen, teilten sich die Stürmenden in zwei Reihen, die erste ritt mit verhängten Zügeln auf den linken Flügel der Division Reynier, die zweite auf den rechten der Division Desaix zu. Die Vierecke ließen sie bis auf zehn Schritte ansprengen, dann schlugen sie an, und Roß und Reiter sahen vor sich eine Flammenmauer; die beiden ersten Reihen der Mamelucken stürzten, daß die Erde unter ihnen erbebte: der

Rest jagte, von seinem Anlauf fortgerissen und durch den Eisen- und Feuerwall aufgehalten, da er weder umlenken konnte noch wollte, betäubt längs dem ganzen Viereck Reynier hin, dessen Feuer ihn auf die Division Desaix zurückwarf. Da diese so zwischen die beiden Menschen- und Pferdewirbel, die sie umbrausten, eingekeilt war, streckten sie ihnen die Bajonettspitzen ihrer ersten Reihe entgegen, während die beiden anderen Blitze speien und ihre Flügel sich aufrollen, um den Kugeln Raum zu geben, die gierig an dem blutigen Feste teilnehmen.

Eine ganze Weile waren die beiden Divisionen von allen Seiten umwogt und wurden alle Mittel versucht, diese den Weg versperrenden, aber sterblichen Vierecke zu sprengen. Die Mamelucken sprengen auf zehn Schritte an, trotzen dem Doppelfeuer der Flinten und Kanonen. Dann werfen sie ihre Pferde, die beim Anblick der Bajonette schaudern, herum, lassen sie zunächst rückwärts gehen, dann sich bäumen und überschlagen sich mit ihnen, worauf die abgeworfenen Reiter auf den Knien sich fortschleppen, wie die Schlangen kriechen und unsern Soldaten die Kniekehlen durchschneiden. Dreiviertel Stunden dauerte dieses gräßliche Gemetzel. Bei solchen Kämpfen, wenn man es kämpfen nennen kann, sahen unsere Soldaten in ihren Gegnern keine Menschen mehr; Spukgestalten, Gespenster, Teufel glaubten sie vor sich zu haben. Endlich schwand, wie von einer Windsbraut davongetragen, alles dahin, wütende Mamelucken, Menschengeschrei, Pferdegewieher, Flammen und Rauch. – Nichts blieb zwischen den beiden Divisionen zurück, als ein blutiges Schlachtfeld, starrend von Waffen und Standarten, übersät von Toten und Sterbenden, die noch ächzten und aufzuckten wie die Dünung nach halbgedämpftem Sturme.

In diesem Augenblicke drangen alle Vierecke mit regelmäßigem Schritte, als wäre es zur Parade, vorwärts und schlossen Embabeh in ihren Feuerkreis ein. Da entflammte sich plötzlich ihrerseits die Schlachtlinie des Beis, siebenunddreißig Stücke entsandten ihre feurigen Schlangen über die Ebene; es hüpften auf dem Nil die Schiffe, vom Rückstoß der Bombarden emporgerissen, und Murad selbst stürzte an der Spitze von dreitausend Reitern hervor, um sich in diese höllischen Vierecke einzubeißen.

Jetzt erkannte ihn die Reitermasse, die sich zurückgezogen, aber Zeit gehabt hatte, sich wieder zu schließen, und auch sie wandte sich aufs neue gegen ihre ersten, tödlichen Feinde.

Wundervoll mußte der Anblick für das Auge des Adlers sein, der über dem Schlachtfelde schwebte, wie diese sechstausend Reiter, die ersten der Welt, auf Pferden, deren Huf keine Spur im Sande zurückließ, gleich einer Meute, jene unbeweglichen, flammensprühenden Vierecke umkreisten, sie mit ihren Windungen umstrickten, mit ihren Knoten umschlangen, zu erdrosseln suchten, da sie sie nicht zu öffnen vermochten, sich zerstreuten, sich wieder zusammenschlossen, um sich abermals zu zerstreuen, und hin und wider wogten, wie die Wellen am Ufer, und wie sie dann in einer Linie, einer Riesenschlange gleich, deren Kopf man bisweilen sich über die Vierecke emporrecken sah, von dem unermüdlichen Murad geführt, zurückkehrten. Da geschah plötzlich etwas Unbegreifliches in den Verschanzungsbatterien; die Mamelucken hörten ihre eigenen Kanonen donnern und sahen sich durch ihre eigenen Kugeln zerrissen. Schiffe fingen Feuer und sprangen in die Luft. Während Murad sich die Krallen und Zähne an unsern Vierecken abstumpfte, hatten wir in drei Angriffsreihen die Verschanzungen genommen, und Marmont, der nun die Ebene beherrschte, donnerte von den Höhen Embabehs herab auf die mit uns im Todeskampf ringenden Mamelucken.

Jetzt befahl Bonaparte ein letztes Manöver, das die Vollendung brachte. Die Vierecke öffneten, entwickelten, vereinten sich und schweißten sich zusammen, wie die Ringe einer Kette: Murad und die Mamelucken fanden sich zwischen ihren eigenen Verschanzungen und die französische Schlachtlinie eingekeilt. Er sah, daß die Schlacht verloren war; er sammelte den Rest seiner Leute und schwang sich mit verhängtem Zügel, auf seinen windschnellen Rennern durch diese doppelte Feuerlinie hindurch in die Öffnung, die die Division Desaix zwischen sich und dem Nil ließ, brauste wie ein Windwirbel unter den letzten Kugeln unserer Soldaten weg, verschwand in dem Dorfe Gizeh und erschien einen Augenblick darauf oberhalb des Ortes, mit zwei- bis dreihundert Reitern, den einzigen Trümmern seiner Macht, auf dem Rückzug nach Oberägypten.

Auf dem Schlachtfelde hatte er dreitausend Mann, vierzig Stücke schweres Geschütz, vierzig beladene Kamele, seine Zelte, seine Pferde, seine Sklaven gelassen. Die ganze mit Gold, Kaschmir und Seide bedeckte Ebene des Schlachtfeldes gab man den siegreichen Soldaten preis, die eine unermeßliche Beute machten, denn die Mamelucken waren in ihre allerschönsten Rüstungen gehüllt und trugen alles, was sie an Edelgestein, Gold und Silber besaßen, an sich.

Bonaparte schlief dieselbe Nacht in Gizeh, und am dritten Tag zog er durch das Tor des Sieges in Kairo ein.

Kaum ist er in Kairo, so träumt Bonaparte nicht allein von der Kolonisierung des kaum eroberten Landes, sondern auch von der Eroberung Indiens auf dem Wege der Euphratlinie. An das Direktorium richtet er eine Zuschrift, worin er Verstärkungen, Waffen, Kriegszeug, Wundärzte, Apotheker. Mediziner, Gießer, Destillateure, Schauspieler, Gärtner, Krämer, um Hampelmänner an das Volk zu verkaufen, und fünfzig Französinnen fordert. An Tippu Sahib schickt er einen Kurier, um ihm ein Bündnis gegen die Engländer anzubieten. Dann machte er sich doppelt hoffnungsfroh, an die Verfolgung Ibrahims, des mächtigsten Beis nach Murad, zerschmettert ihn bei Saheleyh; aber während man ihm zu diesem Siege Glück wünscht, bringt ihm ein Bote die Nachricht von dem gänzlichen Verlust seiner Flotte. Nelson hat Brueys auf der Reede von Abukir in die Luft gesprengt, die Flotte ist, wie bei einem Schiffbruch, verschwunden: keine Verbindung mit Frankreich, keine Hoffnung auf Indiens Eroberung mehr!

In Ägypten bleiben muß er nun oder groß, wie die alten Helden, daraus hervorgehen.

Bonaparte kommt nach Kairo zurück und feiert den Geburtstag Mohammeds und die Gründung der Republik. Inmitten dieser Festlichkeiten empört sich Kairo, und während er, von der Höhe des Mokattam herab, auf die Stadt Blitze speit, kommt ihm Gott mit einem Gewitter zu Hilfe. In vier Tagen ist alles in Ruhe. Bonaparte reist nach Suez ab: er will das Rote Meer sehen und, nicht älter als Alexander, den Fuß nach Asien setzen. Fast geht er unter wie Pharao, ein Guide rettet ihn. Jetzt wenden sich seine Augen nach Syrien. Der Zeitpunkt einer Landung in Ägypten ist vom Feind verpaßt und kommt erst im Juli folgenden Jahres

wieder; aber über Gaza und el Arisch könnten die Feinde heranziehen, denn Ali Pascha, genannt Djezzar, das ist der *Schlächter*, hat sich der letztgenannten Stadt bemächtigt. Diese Vorhut der Ottomanischen Pforte gilt es zu vernichten, die Wälle von Jaffa, Gaza und Acre umzustürzen, das Land zu verheeren und alle seine Hilfsquellen zu vernichten, um den Zug eines feindlichen Heeres durch die Wüste unmöglich zu machen. So weit ist der Plan bekannt; aber vielleicht verbirgt sich dahinter eine jener Riesenunternehmungen, wie sie Bonaparte immer im Grunde seiner Gedanken wälzt; wir werden ja sehen!

An der Spitze von zehntausend Mann bricht er auf, teilt das Fußvolk in vier Korps, die er unter Bon, Kleber, Lannes und Reynier stellt, überweist Murat die Reiterei, Dammartin die Artillerie und Cafarelli-Dufalga die Pioniere. El Arisch wird angegriffen und am 1. Ventose (20. Febr. 1799) genommen, am 7. Gaza ohne Widerstand besetzt und am 17. Jaffa erstürmt, dessen aus fünftausend Mann bestehende Besatzung über die Klinge springen muß. Dann geht es im Triumph vorwärts; St. Jean d'Acre (Akka) wird erreicht, und noch am 30. desselben Monats werden die Laufgräben eröffnet. Hier beginnt das Unglück.

Ein Franzose befehligt den Platz, ein alter Kamerad Napoleons. Miteinander in der Militärschule geprüft, waren sie am gleichen Tage jeder zu seinem Korps geschickt worden. Als royalistischer Parteigänger läßt Phélipeaux den Engländer Sydney Smith aus dem Temple entrinnen, folgt ihm nach England und geht ihm nach Syrien voraus. An seinem Genie mehr als an Acres Wällen bricht sich Bonapartes Ungestüm: auch erkennt er auf den ersten Blick, daß die Verteidigung von einem höherstehenden Manne geleitet wird. Eine regelrechte Belagerung ist unmöglich, es gilt, die Stadt zu erstürmen. Dreimal hintereinander wird der Sturm versucht, vergeblich!

Während eines dieser Stürme fällt eine Bombe zu Bonapartes Füßen nieder. Augenblicklich werfen sich zwei Grenadiere auf ihn, schließen ihn in ihre Mitte, legen ihre Arme über sein Haupt und decken ihn von allen Seiten. Die Bombe platzt, und, wunderbar, ihre Splitter achten schonend solche Hingebung; niemand wird verwundet. Einer von diesen Grenadieren heißt Daumesnil; er wird im Jahre 1809 General; 1812 verliert er in Moskau ein Bein und 1814 ist er Kommandant in Vincennes.

Inzwischen erhält Djezzar von allen Seiten Beistand: die Paschas von Syrien haben ihre Macht gesammelt und marschieren gegen Acre, Sydney Smith eilt mit der englischen Flotte herbei, die Pest endlich, dieser schrecklichste aller Bundesgenossen, kommt dem Henker Syriens zu Hilfe. Zuerst gilt es, sich der Armee von Damaskus zu erwehren. Statt sie zu erwarten oder bei ihrem Herannahen zurückzuweichen, geht ihr Bonaparte entgegen, erreicht und zerstreut sie in der Ebene am Berge Tabor und kehrt dann zurück, um noch fünf Stürme zu wagen, die ebenso vergeblich wie die früheren sind. St. Jean d'Acre ist für ihn eine Stadt des Fluches, über die er nicht hinwegkommt.

Alles staunt, daß er sich so abringt, um ein Felsennest zu nehmen, daß er Tag für Tag sein Leben daran wagt, daß er seine besten Offiziere und seine tapfersten Soldaten in die Schanze wirft; alles tadelt ihn wegen dieser blutdürstigen Verstocktheit, die zwecklos scheint. Der Zweck aber – hier ist er, er erklärt ihn selbst nach einem jener fruchtlosen Stürme, wobei Duroc verwundet ward, denn er fühlt das Bedürfnis, einige ihm ebenbürtige Herzen wissen zu lassen, daß er nicht das Spiel eines Unsinnigen spiele. »Ja,« sagte er, »ich sehe, daß mir dieses elende Nest viele Leute und viel Zeit geraubt hat, aber schon sind die Dinge zu weit gediehen, als daß ich nicht eine neue Anstrengung wagen sollte. Gelingt mir's, so finde ich in der Stadt die Schätze des Paschas und Waffen für dreimal hunderttausend Mann. Ich empöre und bewaffne Syrien, das voll Entrüstung ist über die Abscheulichkeit des Djezzar, dessen Sturz die Bevölkerung bei jedem Sturme von Gott erfleht. Ich marschiere auf Damaskus und Aleppo; beim Vorrücken vermehre ich meine Armee durch alle Mißvergnügten. Ich verkünde dem Volke die Abschaffung der Sklaverei und der tyrannischen Herrschaft der Paschas. Mit bewaffneten Massen dringe ich nach Konstantinopel vor; ich stürze das türkische Reich, gründe im Orient ein neues, großes Kaiserreich, das meinen Namen bei der Nachwelt verewigt, und kehre über Adrianopel und Wien nach Paris zurück, nachdem ich das Haus Österreich vernichtet habe.« – Dann fährt er mit einem Seufzer fort: »Gelingt's mir nicht mit diesem letzten Sturme, den ich wagen will, so breche ich auf; die Zeit drängt. Vor Mitte Juni werde ich nicht in Kairo sein, und dann sind dem Feinde die Winde günstig, um nach dem Norden Ägyptens zu segeln. Konstantinopel wird Truppen nach Alexandria und Rosette schicken, ich *muß* dort sein; die Landarmee, die später anlangen

wird, fürchte ich für dieses Jahr nicht. Bis zum Rand der Wüste werde ich alles mit Feuer und Schwert verwüsten lassen; zwei Jahre von heute an werde ich den Durchzug einer Armee unmöglich machen, denn unter Schutt und Trümmern kann man nicht leben.«

Und er muß sich zur Umkehr entschließen. Die Armee zieht sich auf Jaffa zurück, wo Bonaparte das Spital der Pestkranken besucht. Mitgenommen wird jeder, der transportiert werden kann, zur See über Damiette und zu Land über Gaza und el Arisch, an sechzig bleiben zurück, die nur noch einen Tag zu leben haben, aber in einer Stunde in die Hände der Türken fallen werden. Dieselbe stahlherzige Notwendigkeit, die die Besatzung von Jaffa über die Klinge springen ließ, erhebt abermals ihre Stimme. Der Apotheker R... läßt, sagt man, den Sterbenden einen Trank reichen: statt der Martern, die ihrer von den Türken warten, werden sie wenigstens einen sanften Tod haben.

Endlich Mitte Juni kehrt die Armee nach einem langen und beschwerlichen Marsch nach Kairo zurück. Es war Zeit, denn Murad Bei, der Desaix entwischt war, bedrohte Unterägypten. Zum zweitenmal stößt er am Fuße der Pyramiden auf die Franzosen. Bonaparte trifft alle Anordnungen zu einer Schlacht. Diesmal nimmt er die frühere Stellung der Mamelucken ein, die sich an den Fluß lehnt; aber am andern Morgen ist Murad Bei verschwunden. Bonaparte ist erstaunt: doch am nämlichen Tage noch wird ihm alles klar. Die Flotte, die er vermutet hatte, war bei Abukir genau zu der Zeit, die er vorausgesagt hatte, gelandet, und Murad zog ab, um sich auf Umwegen mit dem türkischen Lager zu vereinigen.

Bei seiner Ankunft trifft er den Pascha voll hoher Hoffnungen: als dieser erschien, hatten sich die französischen Abteilungen, die zu schwach sind, ihn zu schlagen, zusammengezogen. »Siehst du,« sagte Mustapha Bei zum Bei der Mamelucken, »diese gefürchteten Franzosen, deren Nähe du nicht aushalten konntest, sie fliehen vor mir, sobald ich mich zeige.« »Pascha,« erwiderte Murad Bei, »danke dem Propheten, daß es den Franzosen gefällt, sich zurückzuziehen: denn kehrten sie um, so würdest du vor ihnen verschwinden wie der Staub vor dem Sturme.«

Er hatte wahrgesagt, der Sohn der Wüste. Einige Tage nachher kam Bonaparte an, und nach dreistündigem Kampfe weichen die Türken und

fliehen. Mustapha Bei übergibt Murat mit blutender Hand seinen Säbel: mit ihm ergeben sich 200 Mann als Gefangene. 2000 decken das Schlachtfeld, 10 000 sind ertrunken: 20 Kanonen, alle Zelte und die ganze Bagage fällt in unsere Hände. Die Festung Abukir wird genommen, die Mamelucken sind in die Wüste zurückgeworfen, und die Engländer und Türken haben auf ihren Schiffen Zuflucht gesucht.

Bonaparte schickt einen Boten auf das Admiralschiff, der über die Zurückgabe der Gefangenen, die man unmöglich bewachen kann, und die er nicht, wie zu Jaffa, erschießen lassen will, unterhandeln soll. Dafür schickt der Admiral Bonaparte Wein, Früchte und die Frankfurter Zeitung vom 10. Juni 1799.

Seit dem Monat Juni 1798, d. h. seit mehr als einem Jahre, hat Bonaparte keine Nachrichten von Frankreich; er wirft die Augen auf das Blatt, überfliegt es schnell und ruft: »Meine Ahnungen haben mich nicht getäuscht, Italien ist verloren; ich muß abreisen.« In der Tat sind die Franzosen auf dem Punkt angekommen, wo er sie zu haben wünscht, sie stecken so im Unglück, daß sie ihn nicht als einen Ehrgeizigen, sondern als einen Retter ankommen sehen. Gantheaume, den er hat rufen lassen, kommt alsbald an, und Napoleon gibt ihm den Auftrag, die zwei Fregatten, den Muiron und die Carrère, und zwei kleine Fahrzeuge, die Revanche und die Fortune, mit Lebensmitteln für 400 bis 500 Mann auf zwei Monate zu versehen. Am 22. August schreibt er an die Armee: »Die Nachrichten aus Europa haben mich bestimmt, nach Frankreich abzureisen, den Oberbefehl überlasse ich dem General Kleber, die Armee wird bald von mir hören. Mehr kann ich jetzt nicht sagen. Es fällt mir schwer, die Soldaten zu verlassen, mit denen ich aufs engste verknüpft bin; aber es geschieht nur auf einen Augenblick. Zu dem General, den ich ihnen hinterlasse, hat die Armee und habe ich Zutrauen.«

Am andern Tag schifft er sich auf dem Muiron ein. Gantheaume will in die hohe See stechen; Napoleon widersetzt sich. »Ich will,« sagt er. »daß Sie so viel wie möglich den Küsten Afrikas folgen, und Sie werden diesen Weg bis südlich von Sardinien verfolgen. Ich habe eine Handvoll Tapferer, aber wenig Artillerie: zeigen sich die Engländer, so laufe ich auf den Strand.

Dann werde ich zu Lande Oran, Tunis oder einen anderen Hafen erreichen und dort die Mittel finden, mich einzuschiffen.«

Einundzwanzig Tage lang werfen Ost- und Nordostwinde Bonaparte gegen den Hafen zurück, den er eben verlassen hat. Endlich fühlt man die ersten Lüfte eines Südwindes, und Gantheaume fängt ihn mit allen Segeln auf: in kurzer Zeit fährt man an der Stelle vorbei, wo einst Karthago stand, umsegelt Sardinien, dessen Westküste man folgt: am ersten Oktober läuft man in den Hafen von Ajaccio ein, wo man 17 000 Franken türkische Zechinen gegen französisches Geld einwechselt, – das ist alles, was Bonaparte von Ägypten mitbringt. Endlich den 7. desselben Monats verläßt man Korsika und steuert Frankreich zu, von dem man nur noch 70 Meilen entfernt ist. Am Abend des 8. wird ein Geschwader von 14 Schiffen gemeldet: Gantheaume schlägt vor, das Schiff zu wenden und nach Korsika zurückzukehren. »Nein,« ruft gebieterisch Bonaparte. »segelt mit aller Macht, alles an seinen Posten: nordwestlich, nordwestlich fort!« Die ganze Nacht bringt man in Unruhe zu: Bonaparte geht nicht von der Brücke weg: er läßt eine große Schaluppe ausrüsten, bemannt sie mit zwölf Matrosen, befiehlt seinem Sekretär, seine wichtigsten Papiere auszuwählen und nimmt zwanzig Mann, um an den Küsten von Korsika zu scheitern. Mit Anbruch des Tages werden alle diese Vorsichtsmaßregeln unnütz, der Schrecken verschwindet, die Flotte segelt gegen Nordwest. Am 8. Oktober bemerkt man bei Tagesanbruch Fréjus; um 8 Uhr läuft man auf die Reede. Sogleich verbreitet sich das Gerücht, daß eine der Fregatten Bonaparte bringe. Das Meer bedeckt sich mit Nachen, alle Gesundheitsmaßregeln, die Bonaparte vorsätzlich verletzen wollte, hat das Volk vergessen. Vergebens macht man es auf die Gefahr, die es läuft, aufmerksam. »Lieber wollen wir die Pest,« ruft es, »als die Österreicher!« Bonaparte wird geführt, gezogen, getragen: es ist ein Fest, eine Huldigung, ein Triumph. Endlich mitten im Enthusiasmus, im Freudengeschrei, im Taumel steigt Cäsar an das Land, das keinen Brutus mehr hat.

Sechs Wochen nachher hat Frankreich keine Direktoren mehr, aber drei Konsuln, und unter diesen drei Konsuln ist einer, wie Siéyes gesagt hat, der alles weiß, der alles tut, der alles kann.

Wir sind zum 18. Brumaire (9. November) 1799 gelangt.

Bonaparte Erster Konsul.

Kaum bekleidete Bonaparte die erste Ehrenstelle eines von innern und äußern Kriegen noch blutenden und durch die eigenen Siege ganz erschöpften Staates, so war seine erste Sorge der Versuch, auf fester Grundlage den Frieden abzuschließen. Daher schrieb er am 5. Nivose des Jahres VIII der Republik mit Umgehung aller diplomatischen Formen, worin die Regenten ihre Gedanken hüllen, direkt und eigenhändig an den König Georg III. und schlug ihm ein Bündnis zwischen Frankreich und England vor. Der König blieb stumm. Pitt nahm die Antwort auf sich, d. h. die Verbindung wurde zurückgewiesen.

Bonaparte wandte sich, von Georg III. zurückgewiesen, an Paul I. Da er den ritterlichen Charakter dieses Fürsten kannte, glaubte er, ihm gegenüber ebenfalls ritterlich handeln zu müssen. Er ließ die in Holland und der Schweiz gefangengenommenen russischen Truppen im inneren Frankreich zusammenkommen, ließ sie neu kleiden und schickte sie ohne Lösegeld oder Auswechslung in ihr Vaterland zurück. Bonaparte hatte sich nicht getäuscht, als er darauf rechnete, durch ein solches Vorgehen Paul I. zu entwaffnen. Als dieser von dem verbindlichen Verfahren des Ersten Konsuls erfuhr, zog er seine noch in Deutschland stehenden, Truppen zurück und sagte sich von der Koalition los.

Frankreich und Preußen standen in gutem Einvernehmen, und König Friedrich Wilhelm hatte die Bedingungen des Vertrags von 1795 aufs pünktlichste erfüllt. Bonaparte sandte Duroc an ihn, um ihn zu bestimmen, seinen militärischen Kordon bis an den Niederrhein auszudehnen, um keine so lange Linie verteidigen zu müssen. Der König von Preußen willigte ein und versprach, seinen Einfluß bei Sachsen, Dänemark und Schweden zu verwenden, um diese neutral zu halten.

So bleiben also noch England, Österreich und Bayern übrig. Aber diese drei Mächte waren nichts weniger als bereit, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen. Bonaparte hatte daher Zeit, ohne sie aus dem Auge zu verlieren, seine Blicke nach innen zu richten.

Die neue Regierung hatte ihren Sitz in den Tuilerien. Bonaparte bewohnte den königlichen Palast, und allmählich wurden die alten Hofsitten in diesen Zimmern, aus denen sie die Mitglieder des Konvents vertrieben hatten, wieder lebendig; übrigens war, muß man sagen, das erste Vorrecht der Krone, das Bonaparte sich anmaßte, das der Begnadigung. Herr Defeu, ein französischer Emigrant, war in Tirol gefangengenommen,, nach Grenoble geführt und zum Tode verurteilt worden. Als Bonaparte dies erfährt, läßt er seinen Sekretär auf ein Schnitzel Papier schreiben: *»Der Erste Konsul befiehlt, die Verurteilung des Herrn Defeu aufzuheben,«* unterzeichnet diesen lakonischen Befehl, übergibt ihn dem General Férino, und Herr Defeu ist gerettet.

Sodann fängt eine Leidenschaft an bemerklich zu werden, die bei Bonaparte nach der für den Krieg den ersten Platz einnimmt, die Leidenschaft für Bauten und Denkmäler. Zunächst begnügt er sich damit, die Mauerbuden, die den Hof der Tuilerien verfinstern, wegfegen zu lassen. Als er bald darauf beim Blick aus dem Fenster voll Ärger sieht, daß der Quai d'Orsay von der Vorstadt Saint-Germain durch die Seine abgeschnitten wird, die jeden Winter ausbricht und die Verbindung hemmt, schreibt er nichts als die Worte: »Der Kai der Schwimmschule wird im nächsten Jahre fertig sein,« und schickt sie dem Minister des Innern, der sich beeilt, zu gehorchen. Aus der großen Zahl von Menschen, die sich täglich auf, Nachen über die Seine zwischen dem Louvre und den Quatre-Nations fahren lassen, ergibt sich die Notwendigkeit einer Brücke; der Erste Konsul läßt die Herren Perrier und Fontaine rufen, und von einem Ufer zum andern streckt sich wie ein magischer Bau der Pont des Arts. Der Vendôme-Platz ist der Statue Ludwigs XIV. beraubt und verwaist; eine Säule, die man aus den den Österreichern in einem Feldzug von drei Monaten abgenommenen Kanonen gießt, wird das alte Standbild ersetzen. Die abgebrannte Getreidehalle wird in Eisen wieder aufgebaut; meilenlange Kais wurden von einem Ende der Hauptstadt zum andern geführt, um die Wasser des Flusses in ihr Bett zu dämmen. Ein Palast soll für die Börse errichtet, die Invalidenkirche ihrer ersten Bestimmung zurückgegeben werden, glänzend, wie sie zum ersten Male im Strahle der Sonne Ludwigs XIV. flammte. Vier Friedhöfe, die an die Totenstadt in Kairo erinnern, sollen an den vier Hauptpunkten von Paris angelegt werden. Endlich soll, wenn Gott ihm Zeit und Vermögen dazu läßt, eine Straße gebaut werden, die von Saint-Germain l'Auxerrois bis zur

Barrière du Trone sich hinzieht, sie wird hundert Fuß breit und mit Bäumen angepflanzt werden wie die Boulevards und mit Arkaden eingefaßt wie die Straße Rivoli; aber mit dieser Straße wird er noch warten müssen, denn sie soll den Namen »Kaiser-Straße« führen.

Unterdessen bereitete das erste Jahr des neunzehnten Jahrhunderts denkwürdige Kriege vor; das Rekrutierungsgesetz wurde mit Begeisterung ausgeführt, eine neue Kriegsmacht organisiert, Aushebungen nach Bedarf von der Küste von Genua bis an den Niederrhein vorgenommen. Eine Reservearmee zog sich im Lager bei Dijon zusammen: sie bestand zum großen Teil aus der holländischen Armee, die von der Vendée, der sie den Frieden gegeben hatte, heranzog.

Ihrerseits antworteten die Feinde auf diese Zurüstungen durch ähnliche Vorbereitungen. Österreich organisierte eiligst seine Aushebungen: England nahm ein Korps von 12 000 Bayern in Sold, und einer seiner geschicktesten Agenten warb in Schwaben, Franken und im Odenwald Mannschaften an: endlich traten 6000 Württemberger, die Schweizerregimenter und das adelige Korps der Emigranten unter den Befehlen des Prinzen von Condé aus den Diensten Pauls I. in den Sold Georgs III. Alle diese Truppen sollten am Rhein verwendet werden, während Österreich seine besten Soldaten nach Italien schickte, denn hier wollten, die Verbündeten den Feldzug eröffnen.

Am 17. März 1800 wendet sich Napoleon mitten in einer Arbeit über die Einrichtung der von Talleyrand gestifteten diplomatischen Schulen plötzlich an seinen Sekretär und fragt ihn mit einem Gefühl sichtbarer Freude:

»Wo glauben Sie, daß ich Melas schlagen werde?«

»Das weiß ich nicht,« antwortete ihm erstaunt der Sekretär.

»Stellen Sie in meinem Kabinett die große Karte von Italien aus, und ich will es Ihnen zeigen.«

Der Sekretär gehorcht eiligst. Bonaparte nimmt eine Anzahl Nadeln mit Köpfen von rotem und schwarzem Wachs in die Hand, legt sich über die ungeheure Karte und steckt seinen Feldzugsplan aus. In alle Punkte, wo ihn

der Feind erwartet, steckt er seine Nadeln mit schwarzen Köpfen, die mit roten Köpfen überall dahin, wo er seine Truppen hinzuführen gedenkt. Dann wendet er sich an seinen Sekretär, der ihm stillschweigend zugesehen hat.

»Nun?« sagt er.

»Ja, ich weiß noch nicht,« erwiderte ihm dieser.

»Sie sind ein Dummkopf! Merken Sie auf! Melas ist in Alessandria, wo er sein Hauptquartier hat, er wird dort bleiben, solange Genua nicht übergeben wird. In Alessandria hat er seine Magazine, seine Spitäler, seine Artillerie, seine Reserven.« Indem er auf den St. Bernhard deutet, fährt Bonaparte fort: »Ich gehe hier über die Alpen, falle ihm in den Rücken, ehe er weiß, daß ich in Italien bin, unterbreche seine Verbindungen mit Österreich, dränge ihn in die Ebenen von Scrivia zusammen,« – er steckte eine rote Nadel in San-Giuliano – »und schlage ihn hier.«

Den Plan der Schlacht von Marengo hatte der Konsul hier gezeichnet. Vier Monate später war er bis aus den kleinsten Punkt ausgeführt: die Alpen waren überstiegen, das Hauptquartier war in San-Giuliano, Melas war abgeschnitten, und es fehlte nur noch die Schlacht. Bonaparte hatte seinen Namen neben den Hannibals und Karls des Großen geschrieben.

Der Erste Konsul hatte die Wahrheit gesagt. Er hatte sich von der Höhe der Alpen herabgestürzt, wie eine Lawine: schon am 2. Juni war er in Mailand, wo er ohne Widerstand einzog und dessen Fort er sogleich belagerte. Denselben Tag wurde Murat nach Piacenza und Lannes nach Montebello gesandt. Beide gingen, ohne noch daran zu denken, daß sie, der eine eine Krone, der andere ein Herzogtum erkämpfen sollten.

Den Tag nach dem Einzug Bonapartes in Mailand läßt sich ein Spion melden, den er schon in seinen ersten italienischen Feldzügen gebraucht hatte und den der General auf den ersten Anblick erkennt. Der Mann steht im Dienste der Österreicher, Melas schickt ihn, die französische Armee zu beobachten: aber er will das gefährliche Handwerk, das er treibt, aufgeben und verlangt 1000 Louisdor, wenn er Melas verraten soll: auch muß er seinem General einige genaue Nachrichten überbringen.

»Das tut nichts,« sagte der Erste Konsul, »es liegt mir wenig daran, daß man meine Macht und meine Stellung kennt, wenn ich nur die Macht und die Stellung meines Feindes kenne; sage mir etwas, was der Mühe wert ist, und die 1000 Louis sind dein.« Darauf gab ihm der Spion die Zahl der Korps, ihre Stärke und Stellung, die Namen der Generale, ihre Tapferkeit, ihren Charakter an, wobei ihm der Erste Konsul auf der Karte folgt, die er mit Nadeln spickt. Zudem sei Alessandrien nicht verproviantiert. Melas denke nicht an eine Belagerung, er habe viele Kranke und keine Arzeneien. Als Gegengabe für diese Angaben stellt Berthier dem Spion eine fast ganz genaue Mitteilung über die Lage der französischen Armee zu. Der Erste Konsul aber übersieht nun klar Melas' Lage, wie wenn der Genius der Schlachten ihn über den Ebenen der Scrivia und Bormida hätte schweben lassen.

Am 8. Juni in der Nacht kommt ein von Murat gesandter Kurier von Piacenza an. Er überbringt einen aufgefangenen Brief, die Depesche Melas' an den Reichshofrat zu Wien; sie meldet die Übergabe von Genua, das Massena am 4., nachdem alles bis auf die Pferdesättel aufgezehrt war, nicht länger halten konnte.

Man weckt Bonaparte mitten in der Nacht, eingedenk seines Befehls: »*Laßt mich schlafen bei guten Nachrichten, weckt mich aber bei schlimmen*!« »Bah, Sie verstehen das Deutsche nicht,« sagte er anfangs zu seinem Sekretär. Als er denn zugeben mußte, daß dieser die Wahrheit gesagt hat, steht er auf, bringt den übrigen Teil der Nacht damit zu, Befehle zu geben und Kuriere abzuschicken; und um 8 Uhr morgens ist alles gerüstet, um den möglichen Folgen dieses unerwarteten Ereignisses zu begegnen.

Denselben Tag wird das Hauptquartier nach Stradella verlegt, wo es bis zum 12. bleibt, und wo Desaix am 11. sich anschließt. Am 13. auf dem Marsch nach der Scrivia kommt der Kaiser über das Schlachtfeld von Montebello und findet die Kirchen noch voller Toter und Verwundeter.

»Teufel,« sagt er zu Lannes, der ihn herumführte, »es scheint, das Treffen war heiß.«

»Ich denke wohl,« erwiderte dieser, »die Knochen krachten in meiner Division, wie wenn Hagel auf die Fensterscheiben fiele.«

Endlich am 13. abends kommt der Erste Konsul in Torre di Garrofoli an. Obgleich es spät und er von Mattigkeit überwältigt ist, will er doch nicht zu Bette gehen, ehe er sicher weiß, daß die Österreicher keine Brücke über die Bormida haben. Um 1 Uhr morgens kehrt der mit dieser Sendung beauftragte Offizier zurück und meldet, daß keine Brücke geschlagen ist. Diese Nachricht beruhigt den Ersten Konsul; er läßt sich noch einen Bericht über die Stellung der Truppen geben und legt sich nieder, ohne an ein Treffen für den kommenden Tag zu glauben.

Unsere Truppen nahmen folgende Stellungen ein:

Die Divisionen Gardanne und Chambarliac, die das Armeekorps des Generals Victor bildeten, hatten ein Lager bei dem Landhaus Pedra-Bona vor Marengo in gleicher Entfernung von, dem Dorf und dem Fluß bezogen.

Das Korps des Generals Lannes befand sich vor dem Dorfe San-Giuliano rechts von der großen Straße von Tortona auf 600 Ellen (1200 Meter) bei dem Dorfe Marengo.

Die Konsulargarde war als Reserve hinter den Truppen des Generals Lannes auf eine Entfernung von etwa 500 Ellen (1000 Meter) aufgestellt.

Die Kavalleriebrigade unter dem Befehle des Generals Kellermann und einige Schwadronen Husaren und Jäger bildeten den linken Flügel und füllten auf der ersten Linie die Zwischenräume zwischen den Divisionen Vardanne und Chambarliac aus.

Eine zweite Kavalleriebrigade, von General Chambiaux befehligt, bildete den rechten Flügel und füllte auf der zweiten Linie die Räume zwischen der Infanterie des Generals Lannes aus.

Endlich hielt das 12. Husaren- und das 21. Jägerregiment, die von Murat abgegeben waren, unter den Befehlen des Generals Rivaud den Ausgang von Sale, einem auf der äußersten Rechten der Hauptposition gelegenen Dorf, besetzt.

Alle diese Korps, die miteinander Fühlung hatten und schräg mit dem linken Flügel nach vorn gestaffelt waren, machten einen Bestand von 80 bis 90 000 Mann Infanterie und 2500 Pferden aus. Mit ihnen sollten sich im Laufe des andern Tages die Divisionen Monnier und Boudet vereinigen, die nach den Befehlen des Generals Desaix im Rücken, etwa zehn Meilen von Marengo, die Dörfer Acqui und Castel-Novo besetzt hielten.

Seinerseits hatte General Melas während des 13. die Vereinigung der Truppen der Generale Haddick, Kaim und Ott vollendet. Am nämlichen Tage war er über den Tanes gegangen und biwakierte vor Alessandria mit 36 000 Mann Infanterie, 7000 Mann Kavallerie und einer zahlreichen, wohlbedienten und gut bespannten Artillerie.

Um 5 Uhr wurde Napoleon durch den Donner der Kanonen geweckt.

In demselben Augenblick und als er sich kaum angekleidet hatte, eilt ein Adjutant des Generals Lannes im Galopp mit der Meldung, der Feind sei über die Bormida gegangen, habe sich in der Ebene entwickelt und man schlage sich.

Der Offizier des Generalstabs, der auf Kundschaft ausgeschickt worden war, war nicht weit genug gegangen; es führte eine Brücke über den Fluß.

Bonaparte steigt sogleich zu Pferd und begibt sich in aller Eile auf den Kampfplatz.

Hier trifft er den Feind, der in drei Reihen aufgestellt ist; die eine, sein linker Flügel, der aus der ganzen Kavallerie und der leichten Infanterie besteht, marschiert über Sale auf Castelceriole zu, während Zentrum und rechter Flügel, die sich gegenseitig unterstützen und aus den Infanteriekorps der Generale Haddick, Kaim, O'Reilly und der Grenadierreserve, unter den Befehlen des Generals Ott, bestehen, auf der Straße von Tortona und über Fragarolo an der Bormida hinauf vorrücken.

Bei den ersten Schritten, die diese beiden Heeresteile machten, waren sie auf die Truppen des Generals Gardanne gestoßen, die, wie gesagt, bei Pedra-Bona aufgestellt waren. Das Getöse der zahlreichen Artillerie, die vor ihnen herzog, und hinter der sie den Angegriffenen dreimal überlegene

Bataillone entwickelten, hatte Bonaparte geweckt und den Löwen auf das Schlachtfeld gelockt.

Er kam in dem Augenblick an, wo die gesprengte Division Gardanne sich wieder zu sammeln begann und ihr der General Victor die Division Chambarliac zur Hilfe sandte. Durch diese Hilfe geschützt, führten die Truppen Gardannes ihren Rückzug in guter Ordnung aus, und zogen ins Dorf Marengo ein.

Jetzt hören die österreichischen Truppen auf, in gedrängten Massen zu marschieren: sie entfalten sich auf dem sich vor ihnen erweiternden Felde in parallelen Linien, aber an Zahl bei weitem denen der Generale Gardanne und Chambailiac überlegen. Die erste dieser Linien war von General Haddick, die zweite von General Melas in Person kommandiert, während das Grenadierkorps des Generals Ott sich ein wenig rückwärts, rechts von dem Dorfe Castelceriolo, formierte.

Eine wie eine Verschanzung ausgetiefte Schlucht bildete einen Halbkreis um das Dorf Marengo. Der General Victor stellte hier die Divisionen Gardanne und Chambarliac, die eben zum zweitenmal angegriffen werden sollen, in Linien auf. Kaum stehen sie in Schlachtordnung, so gibt ihnen Bonaparte den Befehl, Marengo so lange als möglich zu verteidigen; der Obergeneral hat erkannt, daß die Schlacht den Namen dieses Dorfes führen wird.

Nach einem Augenblick entbrennt der Kampf von neuem auf der ganzen Front der Linie, Plänkler feuern von beiden Seiten der Schlucht aufeinander, und die Kanonen donnern Kartätschen auf Pistolenschußweite auf den Feind. Unter dem Schutz dieser fürchterlichen Artillerie braucht sich der Feind nur auszudehnen, um uns zu überflügeln. Der General Rivaud, der den äußersten rechten Flügel der Brigade Gardanne kommandiert, rückt jetzt vor und stellt außerhalb des Dorfes unter dem heftigsten Feuer des Feindes ein Bataillon auf freiem Felde auf mit dem Befehle, sich töten zu lassen, ohne einen Schritt zu weichen; es bildet so eine Zielscheibe für die österreichische Artillerie, von der jede Kugel trifft. Aber inzwischen faßt General Rivaud seine Kavallerie zusammen, umreitet das Schutzbataillon, stürzt sich auf 3000 Österreicher, die mit gefälltem Bajonett vorrücken, wirft sie zurück und zwingt sie, obgleich er selbst von

einer Flintenkugel verwundet ist, sich hinter ihrer Linie wieder zu sammeln: dann reitet er auf die rechte Seite des Bataillons, das wie eine Mauer stehengeblieben war, zurück.

In diesem Augenblick wird die Division des Generals Gardanne, an der sich das ganze feindliche Feuer seit dem Morgen erschöpft, nach Marengo geworfen, wohin ihr die erste Linie der Österreicher folgt, während die zweite die Division Chambarliac und die Brigade, Rivaud hindert, ihr zu Hilfe zu kommen; auch sind diese, selbst zurückgeworfen, bald gezwungen, sich auf ihrem Rückzug an den Enden des Dorfes zu schlagen. Hinter diesem vereinigen sie sich wieder; der General Victor formiert sie aufs neue, erinnert sie daran, welchen Wert der Erste Konsul auf den Besitz von Marengo legt, stellt sich an ihre Spitze und dringt in die Straßen, die die Österreicher noch nicht Zeit gehabt hatten zu verbarrikadieren, nimmt das Dorf, verliert es, nimmt es noch einmal, ist aber, von der Überzahl erdrückt, gezwungen, es zum zweitenmal zu verlassen. Dann stellt er, von den beiden Divisionen des Generals Lannes, der ihm zu Hilfe kommt, unterstützt, seine Linie parallel mit der des Feindes auf, der seinerseits aus Marengo vorrückt, sich entwickelt und eine unermeßliche Schlachtlinie darbietet. Sogleich entwickelt sich Lannes, der die beiden Divisionen des Generals Victor wieder vereinigt und kampfbereit steht, nach rechts, als eben die Österreicher im Begriff sind, uns zu überflügeln. Dieses Manöver bringt ihn den Truppen des Generals Kaim, die eben Marengo genommen haben, gegenüber; die beiden Korps, das eine durch seinen Erfolg begeistert, das andere von der Ruhe erfrischt, schlagen sich mit Wut, und der Kampf, der einen Augenblick geruht hat, entspinnt sich auf der ganzen Linie heftiger als je.

Nach einstündigem Kampfe, wo Mann gegen Mann mit dem Bajonett ringt, wankt das Armeekorps des Generals Kaim und zieht sich zurück. Der General Champeaux stürzte an der Spitze des ersten und achten Dragonerregiments auf die Weichenden und bringt sie noch mehr in, Unordnung, worauf General Watrin sie mit dem 6. leichten und dem 22. und 40. Linienregiment verfolgt und sie auf 100 Ellen (200 Meter) hinter den Bach Barbotta zurückwirft. Aber die Bewegung, die er gemacht, hat ihn von seinem Armeekorps getrennt, die Divisionen des Generals Victor sind

durch seinen Sieg gefährdet, und er ist genötigt, den Posten wieder einzunehmen, den er einen Augenblick offen gelassen hat.

Zur gleichen Zeit tat Kellermann auf dem linken Flügel, was Watrin soeben auf dem rechten getan hatte. Zwei seiner Kavallerieangriffe hatten die feindliche Linie durchbrochen; aber nach der ersten war er auf eine zweite Linie gestoßen, und da er wegen der Überzahl den Kampf nicht wagte, ging ihm die Frucht des augenblicklichen Sieges verloren.

Am Mittag wurde diese Linie, die wie eine feurige Schlange fast eine Meile lang hin und her wogte, im Zentrum zurückgedrängt, nachdem sie das Menschenmögliche geleistet hatte; sie zog sich zurück, nicht besiegt, sondern zerschmettert von dem Feuer der Artillerie und zerdrückt durch den Stoß der Massen. Das Korps entblößte durch den Rückzug seine Flügel, die daher gezwungen waren, der rückgängigen Bewegung des Zentrums zu folgen; und Watrin und Kellermann gaben beide ihren Divisionen den Befehl zum Rückzug.

Der Rückzug wurde sogleich regelmäßig, wie auf dem Schachbrett, unter dem Feuer von achtzig Stück Geschütz, die dem Marsche der österreichischen Bataillone vorarbeiteten, vollzogen. Zwei Stunden weit zog sich die ganze Armee, von Kanonenkugeln durchfurcht, von Kartätschen zerfleischt und von Haubitzen zerrissen, zurück, ohne daß ein einziger Mann seine Reihe verließ, um zu fliehen, und indem sie die verschiedenen vom Ersten Konsul angeordneten Bewegungen mit der Regelmäßigkeit und der Kaltblütigkeit einer Parade ausführte. In diesem Augenblick erschien die erste österreichische Kolonne, die, wie geschildert, nach Castelceriolo marschiert und noch nicht ins Feuer gekommen war, indem sie uns rechts überflügelte. Dieser Andrang wäre zu stark gewesen, und Bonaparte entschied sich daher, die Konsulargarde zu verwenden, die er mit zwei Grenadierregimentern als Reserve aufgespart hatte. Er ließ sie bis auf 300 Ellen (600 Meter) auf der äußersten Rechten vorrücken, befahl ihr, sich in Vierecken aufzustellen und Elsnitz mit seiner Kolonne *wie durch eine Granitschanze* aufzuhalten.

General Elsnitz beging jetzt den Fehler, in den Bonaparte gehofft hatte, daß er fallen würde. Statt diese 900 Mann, die im Rücken einer siegreichen Armee nicht zu fürchten waren, unbeachtet zu lassen und weiter zu

marschieren, um den Generalen, Melas und Kaim zu Hilfe zu kommen, verbiß er sich in diese Handvoll Tapferer, die alle ihre Patronen beinahe auf Schußweite abschossen, ohne überwältigt zu werden, und, als sie ihre Kugeln verschossen hatten, den Feind mit der Spitze des Bajonetts empfingen.

Allein diese Handvoll Leute konnte es unmöglich lange so aushalten, und Bonaparte wollte ihnen daher Befehl geben lassen, der rückgängigen Bewegung der übrigen Armee zu folgen, als eine der Divisionen Desaix', die des Generals Monnier, im Rücken der französischen Linie erschien. Bonaparte zitterte vor Freude; es war die Hälfte der erwarteten Verstärkung. Sofort wechselt er ein paar Worte mit General Dupont, dem Chef des Generalstabs. General Dupont stürzt auf sie zu, übernimmt das Kommando, findet sich einen Augenblick von der Kavallerie des Generals Elsnitz umringt, durchbricht ihre Reihen und stößt mit schrecklichem Ansturm auf die Division des Generals Kaim, die schon auf General Lannes losbrach, und treibt den Feind bis zum Dorfe Castelceriolo zurück. In diesen Ort wirft er eine seiner Brigaden unter den Befehlen des Generals Carra Saint-Cyr, der die überraschten und durch den ungestümen Angriff ganz verblüfften Tiroler Jäger und die Wolfsjäger daraus vertreibt, befiehlt ihm im Namen des Ersten Konsuls, sich hier eher mit allen seinen Leuten töten zu lassen, als zu weichen; dann macht er auf dem Rückweg das Bataillon der Konsulargarde und die zwei Grenadierregimenter, die sich unter den Augen der ganzen Armee so schön verteidigt hatten, frei und schließt sich nun der rückgängigen Bewegung an, die fortwährend, mit derselben Ordnung und Genauigkeit ausgeführt wird.

Es war drei Uhr mittags. Von 19 000 Mann, die um fünf Uhr morgens die Schlacht eröffnet hatten, waren auf einem Bogen von zwei Meilen kaum noch 8000 Mann Infanterie, 1000 Pferde und 6 Kanonen übrig und kampffähig; der vierte Teil der Armee war kampfunfähig, und mehr als das zweite Viertel war aus Mangel an Wagen mit dem Transport der Verwundeten beschäftigt, die nach Bonapartes Befehl nicht zurückgelassen werden durften. Alles zog sich zurück, mit Ausnahme des Generals Carra Saint-Cyr, der, das Dorf Castelceriolo besetzt haltend, schon über eine Meile von der Hauptarmee entfernt war. Noch eine halbe Stunde, und es schien allen unvermeidlich, daß der Rückzug sich in ungeordnete Flucht

auflösen mußte. Da sprengt ein der Division Desaix, auf der zur Stunde nicht nur das Glück des Tages, sondern das Schicksal Frankreichs ruht, vorausgeschickter Adjutant in vollem Galopp an mit der Nachricht, daß die Spitze ihrer Kolonnen auf der Höhe von San Giuliano erscheint. Bonaparte wendet sich um, sieht den Staub, der ihre Ankunft bezeichnet, wirft einen, letzten Blick auf die ganze Linie und gebietet Halt!

Das elektrische Wort läuft durch die Front der Schlacht: alles macht halt. In diesem Augenblick kommt Desaix an, der seiner Division eine halbe Stunde vorauseilt. Bonaparte zeigt ihm die mit Toten bedeckte Ebene und fragt ihn, was er von der Schlacht denke. Desaix übersieht alles mit einem Blick: »Ich denke, sie ist verloren,« sagt er; dann zieht er seine Uhr: »aber es ist erst drei Uhr, und wir haben noch Zeit, eine zweite zu gewinnen.« »Das ist meine Absicht.« erwiderte lakonisch Bonaparte, »und ich habe zu diesem Zweck Vorkehrungen getroffen.«

In der Tat, hier fängt der zweite Abschnitt des Tages an oder vielmehr die zweite Schlacht von Marengo, wie Desaix sie genannt hat.

Bonaparte reitet an der Front der Linie, die sich jetzt von San Giuliano nach Castelceriolo erstreckt, vorüber.

»Kameraden,« ruft er mitten in den Kugeln, die die Erde unter den Füßen seines Pferdes aufwühlen, »wir haben zu viele Schritte rückwärts gemacht; der Augenblick ist gekommen, vorwärtszugehen. Vergeßt nicht, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu schlafen!«

Der Ruf: »Es lebe Bonaparte! Es lebe der Erste Konsul!« erhebt sich von allen Seiten und erstirbt in den Wirbeln der Trommeln, die zum Angriff schlagen.

Die verschiedenen Armeekorps waren jetzt in folgender Ordnung aufgestellt: der General Carra Saint-Cyr behauptete fortwährend, trotz den Anstrengungen, die der Feind machte, es wiederzunehmen, das Dorf Castelceriolo, die Hauptstütze der ganzen Armee.

Nach ihm kamen die zweite Brigade der Division Monnier, die Grenadiere und die Konsulargarde, die, zwei Stunden lang allein gegen das ganze

Armeekorps des Generals Elsnitz ausgehalten hatten.

Hierauf die zwei Divisionen Lannes'.

Dann die Division Boudet, die noch nicht im Feuer war, und an deren Spitze sich der General Desaix befand, der scherzend sagte, es werde ihm Unglück begegnen, da ihn die österreichischen Kugeln seit den zwei Jahren, die er in Ägypten gewesen sei, nicht mehr kennten.

Endlich die zwei Divisionen Gardanne und Chambarliac, die während des Tags am meisten mitgenommen worden und von denen kaum mehr 1500 Mann übrig waren.

Alle diese Divisionen waren in einer Diagonale hintereinander aufgestellt. Die Kavallerie stand auf der zweiten Linie, bereit, in die Zwischenräume der Korps einzurücken: die Brigade des Generals Champeaux lehnte sich an die Straße von Tortona; die des Generals Kellermann stand im Zentrum zwischen dem Korps Lannes und der Division Boudet.

Die Österreicher, die von der uns zugekommenen Verstärkung nichts gesehen haben und glauben, der Tag sei gewonnen, rücken in guter Ordnung immer weiter vor. Eine Kolonne von 5000 Grenadieren, von General Zach kommandiert, dringt auf der großen Straße vor und marschiert im Sturmschritt gegen die Division Boudet, die San Giuliano deckt. Bonaparte läßt fünfzehn Kanonen als Batterie aufstellen, die eben angekommen waren und von der Division Boudet maskiert werden; dann kommandiert er mit einem Wort, das im Umkreis einer ganzen Stunde widerhallt: *»Vorwärts!«* Das ist der allgemeine Befehl: folgendes sind die besonderen:

Carra-Saint-Cyr soll das Dorf Castelceriolo verlassen, alles, was sich ihm entgegenstellt, über den Haufen werfen und sich der Brücken über die Bormida bemächtigen, um den Österreichern den Rückzug abzuschneiden. General Marmont soll die Artillerie demaskieren, wenn man nur noch auf Pistolenschußweite vom Feinde entfernt ist. Kellermann soll mit seiner schweren Kavallerie in die gegenüberstehende Linie eine Öffnung brechen, wie er sie so gut zu brechen weiß. Desaix soll mit seinen frischen Truppen die Grenadiere General Zachs vernichten; endlich soll Champeaux mit

seiner leichten Kavallerie sofort einhauen, wenn die bisherigen Sieger zum Rückzug blasen.

Die Befehle werden, kaum gegeben, sofort befolgt; mit einer einzigen Bewegung haben unsere Truppen wieder die Offensive ergriffen; auf der ganzen Linie kracht das Gewehrfeuer und donnern die Kanonen. Der schreckliche Sturmschritt, zu dem die Marseillaise den Takt gibt, läßt sich hören. Ist ein Führer auf der anderen Seite des Engpasses angekommen, so zögert er keinen Augenblick, in die Ebene zu dringen. Die von Marmont enthüllte Batterie speit Feuer; Kellermann stürzt mit seinen Kürassieren vor und durchbricht beide Linien; Desaix sprengt über die Gräben, setzt über die Hecken, langt auf einer kleinen Erhöhung an und fällt in dem Augenblick, wo er sich umdreht, um zu sehen, ob seine Division ihm folgt. Durch seinen Tod wird das Feuer seiner Soldaten nicht gedämpft, sondern verdoppelt. Der General Boudet nimmt seine Stelle ein und stürzt auf die Kolonne der Grenadiere, die ihn mit dem Bajonett empfängt. In diesem Augenblick kehrt Kellermann, der, wie oben gesagt, bereits die beiden Linien durchbrochen hat, um, sieht die Division Boudet im Handgemenge mit dieser unbeweglichen Masse, die sie nicht zum Weichen bringen kann, fällt ihr in die Flanke, dringt in die Zwischenräume, öffnet, vierteilt und bricht sie. In weniger als einer halben Stunde sind die 5000 Grenadiere durchbrochen, geworfen, zerstreut: sie verschwinden wie Rauch, zerschmettert, vernichtet, der General Zach und sein Generalstab werden gefangen, und das ist alles, was davon übrigbleibt.

Jetzt will der Feind seinerseits seine unzählige Kavallerie angreifen lassen, aber das unaufhörliche Feuer der Musketen, die verzehrenden Kartätschen und das furchtbare Bajonett lassen ihn nicht weit kommen. Murat manövriert in seinen Mannen mit zwei Stücken leichter Artillerie und einer Haubitze, die ihm noch im Fahren den Tod zuschleudern. In diesem Augenblick zerplatzt in den Reihen der Österreicher ein Munitionswagen und vermehrt noch die Unordnung. Darauf hat General Champeaux mit seiner Reiterei gewartet; er bricht vor, verdeckt durch ein geschicktes Manöver seine geringe Zahl und dringt mitten in die Feinde ein. Die Divisionen Gardanne und Chambarliac, denen der frühere Rückzug noch schwer auf dem Herzen liegt, fallen über sie mit der ganzen Wut der Rache her: Lannes stellt sich an die Spitze seiner zwei Armeekorps und stürzt

ihnen voran mit dem Rufe: »Montebello! Montebello! Bonaparte ist überall.«

Jetzt schwankt alles, alles zieht sich zurück, alles löst sich; die österreichischen Generale versuchen umsonst, den Rückzug zu regeln: der Rückzug wird zur regellosen Flucht: in einer haben Stunde durchziehen die französischen Divisionen die Ebene, die sie Fuß um Fuß vier Stunden lang verteidigt haben: erst in Marengo hält der Feind an, wo er sich wieder unter dem Feuer der Plänkler sammelt, die General Carra Saint-Cyr von Castelceriolo bis an den Bach Barbotta geworfen hat. Aber die Division Boudet, die Divisionen Gardanne und Chambailiac verfolgen ihn ihrerseits von Straße zu Straße, von Platz zu Platz, von Haus zu Haus. Marengo ist genommen: die Österreicher ziehen sich auf Pedra-Bona zurück, wo sie auf der einen Seite von den drei Divisionen, die so erbittert auf sie sind, und auf der andern von der Halbbrigade Carra Saint-Cyrs angegriffen werden. Um neun Uhr abends ist Pedra-Bona genommen, und die Divisionen Gardanne und Chambarliac haben ihre Stellungen vom Morgen wieder gewonnen. Der Feind stürzt gegen die Brücken, um über die Bormida zu gehen, aber er stößt auf den General Carra Saint-Cyr, der ihm zuvorgekommen ist. Da sucht er Furten und setzt über den Fluß unter dem Feuer aller unserer Linien, das erst um 10 Uhr abends erlischt, die Trümmer der östereichischen Armee erreichen wieder ihr Lager von Alessandria, die französische Armee biwakiert vor den Verschanzungen des Brückenkopfs.

Der Tag hatte die Österreicher 4500 Tote, 8000 Verwundete, 7000 Gefangene, 12 Fahnen und 20 Geschütze gekostet.

Vielleicht niemals hat sich das Glück an einem und demselben Tage von zwei so verschiedenen Seiten gezeigt. Um 2 Uhr nachmittags war es für die Franzosen eine Niederlage samt allen ihren verderblichen Folgen; um 5 Uhr hatte sich der Sieg dem Banner von Arcole und Lodi wieder zugewendet; um 10 Uhr war Italien mit einem Schlage wiedererobert und winkte der französische Thron.

Am folgenden Morgen meldete sich der Fürst von Liechtenstein bei den Vorposten, um dem Ersten Konsul die Aufträge des Generals Melas zu überbringen. Da sie aber Bonaparte nicht zusagten, diktierte er ihm dafür die seinigen zur Übermittelung an Melas. Die österreichische Armee sollte

frei und mit kriegerischen Ehren Alessandria verlassen dürfen, jedoch unter den bekannten Bedingungen, die ganz Italien wieder vollständig unter französische Herrschaft brachten.

Der Fürst von Liechtenstein kehrte am Abend ins französische Hauptquartier zurück. Melas, der um 3 Uhr den Tag gewonnen geglaubt, die Vervollständigung unserer Niederlage seinen Generalen überlassen und sich zum Ausruhen nach Alessandria zurückbegeben hatte, war der Ansicht gewesen, die Bedingungen seien zu hart. Aber gleich bei den ersten dahin zielenden Bemerkungen unterbrach Bonaparte den Abgesandten mit den Worten:

»Ich habe Ihnen meine letzte Willensmeinung erklärt, überbringen Sie sie Ihrem General und kommen Sie schnell zurück, denn sie ist unwiderruflich. Sie müssen wissen, daß ich Ihre Lage so gut kenne, wie Sie selbst, denn ich führe nicht erst seit gestern Krieg. Sie sind in Alessandria belagert, Sie haben viele Verwundete und Kranke, es fehlt Ihnen an Lebensmitteln und Arznei, während ich Ihre ganze Rückzugslinie besetzt halte. Sie haben an Getöteten oder Verwundeten den Kern ihres Heeres verloren. Ich könnte noch mehr verlangen, meine Stellung berechtigt mich dazu; aber ich mäßige meine Forderungen aus Achtung für die grauen Haare Ihres Generals.«

»Diese Bedingungen sind hart!« erwiderte der Fürst, »besonders die Rückgabe Genuas, das nach einer so langen Belagerung vor kaum fünfzehn Tagen gefallen ist.«

»Wenn Sie nur das beunruhigt.« entgegnete der Erste Konsul, dem Fürsten ein aufgefangenes Schreiben zeigend, »so sehen Sie hieraus, daß Ihr Kaiser die Einnahme von Genua noch gar nicht erfahren hat, und man braucht sie ihm nur nicht zu melden.«

Noch am Abend wurden alle seine Bedingungen angenommen, und Bonaparte schrieb an seine Kollegen:

»Am Tage nach der Schlacht von Marengo, Bürger, Konsuln, hat der General Melas auf den Vorposten die Erlaubnis nachgesucht, mir den General Schall zu schicken. Im Laufe des Tages ist dann die Übereinkunft abgeschlossen worden, die hier beiliegt. Sie ist während der Nacht von

General Berthier und General Melas unterzeichnet worden. Ich hoffe, das französische Volk wird mit seiner Armee zufrieden sein.

Bonaparte.«

So war die Prophezeihung erfüllt, die der Erste Konsul seinem Sekretär vier Monate zuvor im Kabinett der Tuilerien verkündet hatte.

Darauf kehrte Bonaparte nach Mailand zurück, wo er die Stadt erleuchtet und von lebhafter Freude erfüllt vorfand. Dort erwartete ihn auch Massena, den er seit dem ägyptischen Feldzuge nicht mehr gesehen hatte, und erhielt zur Vergeltung für seine schöne Verteidigung Genuas den Oberbefehl der italienischen Armee.

Dann begab sich der Erste Konsul, vom Jubelruf der Völker begleitet, nach Paris zurück. Er kam nachts in der Hauptstadt an; als aber die Pariser am Morgen seine Rückkehr erfuhren, eilten sie in Massen mit solchem Geschrei und so ungeheurer Begeisterung nach den Tuilerien, daß sich der junge Sieger von Marengo auf dem Balkon zeigen mußte.

Einige Tage darauf wurde die allgemeine Freude durch eine entsetzliche Nachricht verdüstert. Kleber war zu Kairo unter dem Dolche Soliman-el-Alebis an demselben Tage gefallen, an dem Desaix auf den Ebenen von Marengo unter den Kugeln der Österreicher fiel.

Infolge der von Berthier und dem General Melas in der auf die Schlacht folgenden Nacht unterzeichneten Übereinkunft wurde am 5. Juli ein Waffenstillstand geschlossen, der aber am 5. September gebrochen und erst nach dem Sieg bei Hohenlinden wieder erneuert wurde.

Während dieser Zeit nahmen die Verschwörungen ihren Fortgang. Ceracchi, Arena, Topineau-le-Brun und Demerville waren in der Oper verhaftet worden, wo sie sich dem Ersten Konsul genähert hatten, um ihn zu ermorden. Eine Höllenmaschine war in der Straße Saint-Nicaise fünfundzwanzig Schritte hinter seinem Wagen aufgeflogen, und Ludwig XVIII. schrieb an Bonaparte einen Brief über den andern, er solle ihm seinen Thron zurückgebend.

Anmerkung:
Ein erster vom 20. Februar 1800 datierte Brief lautet folgendermaßen: »Männer wie Sie, mein Herr, flößen niemals Besorgnis ein, mag auch der Schein gegen sie sein. Sie haben einen ausgezeichneten Platz errungen, und ich weiß Ihnen Dank dafür. Besser als einer wissen Sie, daß Kraft und Macht erforderlich ist, um eine große Nation glücklich zu machen. Retten Sie Frankreich vor seiner eigenen Wut, und Sie werden den Wunsch meines Herzens erfüllen. Geben Sie ihm seinen König zurück, und die künftigen Geschlechter werden Ihr Andenken ehren. Sie werden für den Staat immer nur allzu nötig sein, als daß ich durch Übertragung wichtiger Stellen meines Ahnen Schuld und die meinige bezahlen könnte.

Ludwig.«

Da dieser Brief unbeantwortet geblieben war, so folgte ihm ein zweiter, in dem es hieß: »Lange schon, General, müssen Sie wissen, daß Sie meine Hochachtung erworben haben. Vermöchten Sie an meiner Erkenntlichkeit zu zweifeln, so bezeichnen Sie Ihren Platz, bestimmen Sie das Los Ihrer Freunde! Was meine Grundsätze betrifft, so bin ich Franzose. Milde von Charakter, werde ich es auch aus guten Gründen sein. Nein, der Sieger von Lodi, Castiglione und Arcole, der Erobrerer von Italien und Ägypten kann unmöglich eine eitle Prunkstellung über wahren Ruhm stellen. Indessen verlieren Sie eine kostbare Zeit. Wir können Frankreichs Ruhm sicherstellen. Ich sage *wir*, weil ich Bonapartes dazu bedarf und er es ohne mich nicht zu erreichen vermöchte. General, Europa schaut auf Sie, der Ruhm erwartet Sie, und ich bin ungeduldig, meinem Volke den Frieden wiederzugeben.

Ludwig.«

Bonaparte antwortete am 24. September: »Ich habe Ihren Brief erhalten, mein Herr! Ich danke Ihnen für die Artigkeiten, die Sie mir darin sagen. Sie können Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen, denn Sie müßten auf hunderttausend Leichnamen einziehen. Opfern Sie Ihr Interesse der Ruhe und dem Glück Frankreichs, die Geschichte wird es Ihnen gutschreiben. Ich bin

nicht fühllos gegen das Unglück Ihrer Familie und werde mit Vergnügen erfahren, daß Sie alles um sich haben, was Ihnen in Ihrer Zurückgezogenheit Ruhe gewähren kann.

Bonaparte.«

Um das Bild dieser Unterhandlungen vollständig zu machen, wollen wir noch den vielgenannten Brief, mit dem Ludwig XVIII. drei Jahre später seine Ansprüche auf den Thron Frankreichs festhielt, ins Gedächtnis rufen: »Ich verwechsle Herrn Bonaparte nicht mit seinen Vorgängern; ich schätze seinen Wert, seine militärischen Talente; ich weiß ihm für mehrere Verwaltungsmaßnahmen Dank, was man Gutes an meinem Volke tut, wird mir immer teuer sein, aber er täuscht sich, wenn er glaubt, er könne mich zum Aufgeben meiner Rechte bewegen, im Gegenteil, er würde sie, könnten sie jemals anfechtbar werden, durch den Schritt, den er in diesem Augenblick tut, selbst begründen. Mir ist unbekannt, was Gott über meinen Stamm und mich verhängt hat, aber ich kenne die Verpflichtungen, die er mir durch den Rang, worin er mich geborenwerden ließ, auferlegte. Als Christ werde ich den Verpflichtungen bis zu meinem letzten Seufzer nachkommen, als Sohn des heiligen Ludwig werde ich mich, seinem Beispiel getreu, auch in den Fesseln zu achten wissen! als Nachfolger Franz des I. will ich wenigstens gleich ihm sagen können: »Wir haben alles verloren, nur die Ehre nicht!«

Endlich, am 9. Februar wurde der Vertrag von Lüneville unterzeichnet, der alle Bedingungen des Friedens von Campo Formio bestätigte. Alle auf dem linken Rheinufer gelegenen Staaten wurden neu an Frankreich abgetreten, die Etsch als Grenze der österreichischen Besitzungen festgesetzt, die Zisalpinische, Batavische und Helvetische Republik vom Kaiser anerkannt, endlich Toskana an Frankreich überlassen.

Die Republik war im Frieden mit der ganzen Welt, außer mit England, ihrem alten und ewigen Feind. Diesen beschloß Bonaparte mit einer gewaltigen Kundgebung in Schreck zu setzen. Ein Lager von 200 000 Mann wurde bei Boulogne angelegt, und eine ungeheure Menge flacher, zum Transport dieser Armee bestimmter Fahrzeuge in allen nördlichen

Häfen Frankreichs zusammengebracht. England erschrak, und am 25. März 1802 wurde der Vertrag von Amiens unterzeichnet.

Unterdessen ging der Erste Konsul mit unvermerkten Schritten, doch rasch dem Throne entgegen, und Bonaparte machte sich allmählich zum Napoleon. Am 15. Juli 1801 unterzeichnete er ein Konkordat mit dem Papst; am 21. Januar 1802 nahm er den Präsidententitel der Zisalpinischen Republik an; am folgenden 2. August wurde er zum Lebenslänglichen Konsul ernannt; am 21. März 1804 ließ er den Herzog von Enghien in den Gräben von Vincennes erschießen.

Nachdem der Revolution dieses letztes Unterpfand gegeben war, wurde an Frankreich die große Frage gerichtet: » *Soll Napoleon Bonaparte Kaiser der Franzosen sein*?«

Fünf Millionen Unterschriften antworteten bejahend, und Napoleon stieg auf den Thron Ludwigs XVI. Nur drei Männer legten im Namen der Wissenschaft, dieser ewigen Republik, die keine Cäsaren hat und keinen Napoleon anerkennt, Verwahrung ein.

Diese Männer waren Lemercier, Ducis und Chateaubriand.

Napoleon Kaiser.

Die letzten Augenblicke des Konsuls dienten dazu, mit Hinrichtungen oder Gnadenerweisen die Wege zum Thron zu ebnen. Einmal auf den Kaiserthron gelangt, machte sich Napoleon an eine neue Organisation des Reiches.

Der alte Lehnsadel war verschwunden, Napoleon schuf einen neuen volkstümlichen. Die verschiedenen Ritterorden waren in Mißachtung gesunken. Napoleon setzte die Ehrenlegion ein. Seit zwölf Jahren war der Generalsrang die höchste militärische Auszeichnung, Napoleon setzte zwölf Marschälle ein.

Diese zwölf Marschälle waren die Gefährten seiner Mühen; Geburt und Gunst hatten keine Stimme bei ihrer Wahl. Alle hatten ihre Tapferkeit zur Mutter und den Sieg zum Vater. Die Auserkorenen waren Berthier, Murat, Moncey, Jourdan, Massena, Augereau, Bernadotte, Soult, Brune, Lannes, Mortier, Ney, Daooust, Bessieres, Kellermann, Lefèvre, Pérignon und Serrurier.

Heute, nach 39 Jahren, leben noch drei, die die Sonne der Republik aufgehen und den Stern des Kaiserreichs sinken sahen; der erste ist zur Stunde, wo wir diese Zeilen schreiben, Gouverneur der Invaliden (Moncey), der zweite Präsident des Ministerrats (Soult) und der dritte König von Schweden (Bernadotte), als die einzigen und letzten Reste der kaiserlichen Plejaden; die beiden ersten haben sich auf ihrer Höhe gehalten, und der dritte ist noch höher gestiegen.

Am 2. Dezember 1804 fand die Salbung in der Kirche Notre-Dame statt; der Papst Pius VII. war ausdrücklich von Rom gekommen, um die Krone auf das Haupt des neuen Kaisers zu setzen. Von seiner Garde begleitet, in einem achtspännigen Wagen, Josephine neben ihm, begab sich Napoleon in die Hauptkirche. Der Papst, die Kardinäle und die Erzbischöfe, die Bischöfe und alle großen Staatskörperschaften erwarteten ihn in der Kathedrale, auf deren Stufen er einige Augenblicke stillhielt, um eine Anrede anzuhören und darauf zu antworten. Sodann trat er in die Kirche ein und stieg, die

Krone auf dem Haupt und das Szepter in der Hand, auf den für ihn bereiteten Thron. In dem durch das Zeremoniell bezeichneten Augenblick kam ein Kardinal, der Groß-Almosenier, und ein Bischof, um ihn abzuholen, und geleiteten ihn zum Fuße des Altars; jetzt nahte sich ihm der Papst und sprach, indem er ihm auf Haupt und beide Hände die dreifache Salbung erteilte, mit lauter Stimme folgende Worte:

»Gott, Allmächtiger, der du Hasael gesetzt hast, Syrien zu regieren, der du Jehu gemacht hast zum König in Israel und ihnen geoffenbaret deinen Willen durch den Mund des Propheten Elias, du, der gleichermaßen ausgegossen hat die heilige Ölung der Könige auf das Haupt von Saul und David durch die Hand des Propheten Samuel, gieße durch meine Hände die Schätze deiner Gnade und deiner Segnungen über deinen Knecht Napoleon aus. den wir trotz unserer persönlichen Unwürdigkeit heute in deinem Namen zum Kaiser weihen.«

Darauf stieg der Papst langsam und majestätisch wieder auf seinen Thron. Man brachte dem neuen Kaiser die heiligen Evangelien: er streckte die Hand darüber aus und leistet den durch die Konstitution vorgeschriebenen Eid. Nach Leistung des Eides rief der Oberste der Wappenherolde mit starker Stimme:

»Der sehr glorreiche und sehr erhabene Kaiser der Franzosen ist gekrönt und auf den Thron gesetzt. – Es lebe der Kaiser!«

Sofort ertönte die Kirche von demselben Rufe; eine Artilleriesalve erwiderte ihn mit eherner Stimme, und der Papst stimmte das *Te Deum* an. Ganz aus war es von dieser Stunde an mit der Republik; *die Revolution hatte sich verkörpert*.

Aber an *einer* Krone genügte es nicht; der Riese mit den hundert Armen des Geryon hatte, schien es, auch dessen drei Köpfe. Am 17. März 1805 kam Herr von Melzi, Vizepräsident per Staatskonsulta der Zisalpinischen Republik, ihm die Vereinigung des *Königreichs* Italien mit dem französischen Kaiserreiche anzubieten, und am 26. Mai empfing er zu Mailand in dem Dome, dessen Stein Galeas Visconti gelegt hatte, und dessen letzte Verzierungen er selbst meißeln lassen sollte, die eiserne Krone der alten Lombardenkönige, die Karl der Große getragen hatte, und die er

nun auf sein Haupt setzte, mit den Worten: »Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie berührt!«

Von Mailand, wo er Eugen mit dem Titel eines Vizekönigs zurückläßt, begibt sich Napoleon nach Genua, das seiner Souveränität entsagt, und dessen mit dem Kaiserreich vereintes Gebiet fortan die drei Departements Genua, Montenotte und Apenninen bilden. Bei dieser Gelegenheit machte er auch die Republik Lukka zum Fürstentum Piombino. Napoleon, der aus seinem Stiefsohn einen Vizekönig und aus seiner Schwester eine Prinzessin macht, schickt sich an, aus seinen Brüdern Könige zu machen.

Mitten in dieser Neugestaltung von Ruinen erfährt Napoleon, daß England, um der ihm angedrohten Landung zu entgehen, Österreich abermals zu dem Entschluß bewogen hat, Frankreich mit Krieg zu überziehen. Nicht genug! Paul I., unser ritterlicher Bundesgenosse, war ermordet worden; Alexander hat des Vaters Doppelkrone als Hoherpriester und Kaiser geerbt. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war der Abschluß eines Allianzvertrages mit dem britischen Ministerium am 11. April 1805 gewesen; und eben diesem Vertrag, der Europa zu einer dritten Koalition aufbietet, ist Österreich am 9. August beigetreten.

Diesmal sind es wiederum die verbündeten Monarchen, die den Kaiser zwingen das Szepter niederzulegen, und den General, wieder zum Degen zu greifen. Napoleon begibt sich am 25. September in den Senat, erwirkt eine Aushebung von 80 000 Mann, reist am folgenden Tag ab, geht am 1. Oktober über den Rhein, betritt am 6. Bayern, entsetzt München am 12., nimmt Ulm am 20. und bemächtigt sich Wiens am 13. November. Am 29. d. M. vereinigt er sich mit der italienischen Armee und steht am 2. Dezember, dem Jahrestag seiner Krönung, den Russen und Österreichern in den Ebenen von Austerlitz gegenüber.

Am Abend zuvor hatte Napoleon den Fehler entdeckt, den seine Feinde begingen, indem sie alle ihre Streitkräfte um das Dorf Austerlitz zusammenzogen, um den linken Flügel der Franzosen zu umgehen.

Gegen Mittag war er mit den Marschällen Soult, Bernadotte und Bessières zu Pferde gestiegen, durch die Reihen der Gardeinfanterie und -kavallerie, die auf der Ebene von Schlapanitz unter den Waffen standen, geritten und

hatte sich dabei bis auf die Vorpostenlinie von Murats Reiterei, die einige Karabinerschüsse mit dem Feinde wechselte, hinausgewagt. Von da hatte er mitten in dem Kugelregen die Bewegungen der verschiedenen Kolonnen beobachtet und, von einem plötzlichen Geistesblitz erleuchtet, wie sie seinem Genie eigen waren, Kutusoffs ganzen Plan geahnt. Von diesem Augenblick an war Kutusoff in seiner Vorstellung geschlagen, und als er in seine Baracke, die er sich inmitten seiner Garde auf einer die ganze Ebene beherrschenden Plattform hatte aufschlagen lassen, zurückkehrte, sagte er, sein Roß umwendend, mit einem letzten Blick auf den Feind: »Bevor morgen die Sonne untergeht, wird diese ganze Armee mein sein.«

Gegen 5 Uhr nachmittags wurde der Armee folgender Tagesbefehl bekanntgegeben:

»Soldaten, die russische Armee steht vor euch, um den Unfall der Österreicher bei Ulm zu rächen. Es sind dieselben Bataillone, die ihr bei Hollabrunn geschlagen und seither ununterbrochen verfolgt habt.

Unsere Stellungen sind furchtbar, und während der Feind versuchen wird, meinen rechten Flügel zu umgehen, wird er mir seine Flanke preisgeben.

Soldaten, ich selbst werde eure Bataillone führen; ich werde weit vom Feuer bleiben, wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit Verderben und Verwirrung in den feindlichen Reihen verbreitet; sollte aber der Sieg nur einen Augenblick zweifelhaft sein, so würdet ihr sehen, wie sich euer Kaiser den ersten Streichen aussetzt; denn der Sieg darf nicht ungewiß sein, am wenigsten an einem Tage, wo es sich um die Ehre der französischen Infanterie handelt, die so viel zur Ehre der ganzen Nation beiträgt.

»Keiner verlasse unter dem Vorwand, die Verwundeten fortzubringen, die Reihen, und jeder durchdringe sich mit dem Gedanken, daß diese Söldlinge Englands überwunden werden müssen, die von so großem Hasse gegen unsere Nation beseelt sind.

»Dieser Sieg wird unserm Feldzug ein Ende machen, und wir werden Winterquartiere beziehen können, wo die neuen Armeen, die sich in Frankreich bilden, zu uns stoßen, und dann werde ich einen Frieden schließen, der meines Volkes, euer und meiner würdig ist.«

Lassen wir jetzt Napoleon selbst reden; hören wir, wie Cäsar von Pharsalus erzählt!

»Den 30. bezogen die Feinde ein Biwak bei Hogieditz. Diesen ganzen Tag über durchritt ich die Gegend; ich sah, daß es bloß von mir abhing, meinem rechten Flügel einen guten Stützpunkt zu verschaffen und das Vorhaben des Feindes zu vereiteln, wenn ich nämlich die Hochebene von Pratzen, vom Santon an bis Kresenowitz, mit starker Macht besetzte, um ihn in der Front aufzuhalten. Dadurch wäre aber bloß ein Zusammenstoß mit gleichen Aussichten für beide Teile herbeigeführt worden, und ich wollte etwas Besseres. Die Absicht der Verbündeten, sich um meine rechte Flanke zu ziehen, lag zutage; ich glaubte, einen ganz sicheren Streich führen zu können, wenn ich sie ungestört ihren linken Flügel ausdehnen ließ, und stellte nur eine Reiterabteilung auf den Höhen von Pratzen auf.

Am 1. Dezember rückte der Feind aus Austerlitz vor und stellte sich uns gegenüber in der Stellung von Pratzen auf, indem er seinen linken Flügel bis Aujest ausdehnte. Bernadotte, der aus Böhmen zurückkam, rückte in die Linie ein, und Davoust erreichte mit einer seiner Divisionen die Abtei Raigern, Gudins Division biwakierte bei Nikolsburg.

Die von allen Seiten über den Marsch der feindlichen Kolonnen einlaufenden Berichte bestätigten mich in meiner Meinung. Um 9 Uhr abends durchritt ich meine Linie, sowohl um die Richtung der feindlichen Feuer zu erkennen, als um meine Truppen anzufeuern. Ich hatte ihnen eben erst einen Tagesbefehl verlesen lassen, der ihnen nicht nur den Sieg verhieß, sondern auch mitteilte, welches Manöver ihn uns verschaffen sollte. Es war dies wohl das erstemal, daß ein General seiner ganzen Armee den Plan kundgab, wodurch er den Sieg zu erreichen hoffte. Ich befürchtete nicht, daß der Feind davon Kenntnis erhalte; er würde auch nicht daran geglaubt haben. Dieser Ritt war die Veranlassung zu einer der rührendsten Begebenheiten, die ich je erlebt habe. Meine Anwesenheit vor der Front der Armeekorps teilte ihnen einen elektrischen Schwung mit, der, von einem zum andern fortschwingend, mit Blitzesschnelle zum äußersten Ende der Linie gelangte; in unwillkürlicher Bewegung schwangen alle Infanteriedivisionen brennende Strohbunde an langen Stangen in die Höhe und bereiteten mir so ein Feuerwerk, dessen erhabener und sonderbarer

Anblick etwas Majestätisches hatte. Es war der erste Jahrestag meiner Krönung!!

Der Anblick dieser Feuer erinnerte mich an die Reisigbüschel, durch die Hannibal die Römer täuschte, und an die Biwaks bei Liegnitz, wo Daun und Laudon sich dadurch anführen ließen und Friedrichs Armee gerettet wurde. Bei meinem Vorüberreiten erschallt der Ruf: » *Es lebe der Kaiser* !«, und dieser Ruf, den jedes Korps, dem ich mich näherte, immerfort wiederholt, trägt den lauten Beweis von der Begeisterung meiner Soldaten ins feindliche Lager hinüber. Nie machte ein kriegerischer Auftritt einen feierlicheren Eindruck, und jeder Soldat teilte das Vertrauen, das eine solche Ergebenheit mir einflößen mußte.

Es erstreckte sich diese von mir bis Mitternacht durchrittene Linie von Kobelnitz bis an den Santon. Soults Korps bildete deren rechten Flügel; zwischen Sokelnitz und Puntowitz aufgestellt, befand er sich demnach dem feindlichen Zentrum gerade gegenüber. Bernadotte biwakierte hinter Girskowitz. Murat links von diesem Dorfe und Lannes auf beiden Seiten der Straße nach Brünn; meine Reserven stellten sich hinter Soult und Bernadotte auf.

Dadurch, daß ich meinen rechten Flügel unter Soult dem Zentrum des Feindes gegenüberstellte, mußte die schwerste Aufgabe der Schlacht natürlich ihm zuteil werden. Damit aber seiner Begegnung der von mir gehoffte Erfolg nicht fehle, mußte man damit anfangen, die feindlichen Truppen, die sich auf Blasowitz zu und über die Austerlitzer Heerstraße entwickelten, von ihm abzuhalten. Wahrscheinlich befanden sich die Kaiser und das Hauptquartier in Austerlitz, vor allem mußte daher ein Streich dorthin geführt werden, um sich sodann mit einer Frontveränderung gegen ihren linken Flügel wenden zu können: auch wurde hierdurch jener linke Flügel von der Olmützer Straße abgeschnitten.

Ich faßte daher den Entschluß, zuerst die Bewegung von Bernadottes Korps auf Blasowitz mit meinen Garden und der Grenadierreserve zu unterstützen, um den feindlichen rechten Flügel zurückzutreiben und mich dann gegen seinen linken zu wenden, der, je weiter er über Telnitz herausrückte, um so mehr preisgegeben war.

Schon den Abend vorher war mein Plan gefaßt, den ich ja auch meinen Soldaten mitgeteilt hatte. Nun kam es aber hauptsächlich darauf an, den rechten Augenblick zu treffen. Die Nacht hatte ich im Biwak zugebracht, und die Marschälle hatten sich bei mir eingefunden, um meine letzten Befehle einzuholen.

Um vier Uhr morgens stieg ich zu Pferde: der Mond war untergegangen, die Nacht kalt und ziemlich dunkel, das Wetter jedoch heiter. Es lag mir daran, zu erfahren, ob der Feind keine nächtliche Bewegung gemacht habe, die meinen Plan hätte stören können. Die Berichte der Feldwachen kamen darin überein, daß sich alles Geräusch vom rechten Flügel des Feindes nach dem linken hingezogen habe, die Feuer schienen mehr gegen Aujest zu ausgedehnt. Mit Tagesanbruch verdunkelte ein leichter Nebel den Horizont ein wenig, besonders in den Gründen. Plötzlich fällt dieser Nebel, die Sonne beginnt mit ihren Strahlen die Gipfel der Berge zu vergolden, während ein dunstiges Gewölk noch auf den Tälern lag. Wir erkennen ganz deutlich die Höhen von Pratzen. Unlängst noch mit Truppen bedeckt, sind sie jetzt vom linken Flügel des Feindes verlassen; es ist klar, daß er seinen Vorsatz, seine Linie bis jenseits Telnitz auszudehnen, verfolgt hat. Jedoch zugleich entdecke ich eine andere Masse, die sich vom Zentrum aus gegen den rechten Flügel in der Richtung nach Holubitz bewegt. Nun ist es zweifellos, daß der Feind sein entblößtes Zentrum allen Streichen, die ich dagegen führen will, selbst preisgibt. Es war 8 Uhr morgens; Soults Truppen waren im Hintergrunde von Puntowitz auf zwei Linien, in Bataillonsangriffskolonnen zusammengedrängt. Ich frage den Marschall, wieviel Zeit er bedürfe, um die Höhen von Pratzen zu erreichen; er verspricht mir, in weniger als 20 Minuten dort zu sein. – Wir wollen noch warten, antwortete ich ihm ... solange der Feind eine falsche Bewegung macht, muß man sich wohl hüten, ihn darin zu unterbrechen.

Bald wird das Kleingewehrfeuer gegen Sokelnitz und Telnitz zu lebhafter; ein Adjutant meldet mir, daß der Feind mit drohender Macht daraus hervorbreche. Darauf hatte ich gewartet; ich gebe das Zeichen, und im Augenblick sprengen Murat, Lannes, Bernadotte und Soult davon. Auch ich steige zu Pferde, um mich zum Zentrum zu begeben: beim Vorüberreiten bei meinen Truppen feuere ich sie aufs neue mit den Worten an: *Der Feind stellt sich in seiner Unklugheit euren Streichen selbst bloß; beendigt den*

Feldzug durch einen Donnerstreich! Der Ruf: *Es lebe der Kaiser!* bezeugt, daß man mich verstanden habe, und gibt die eigentliche Losung zum Angriffe; bevor ich aber diesen schildere, wollen wir sehen, was bei der Armee der Verbündeten vorgegangen ist.

Wenn man dem von Weyrother stammenden Entwurfe Glauben schenken darf, so war ihre Absicht, nach demselben Plane, den sie anfänglich durch strategische Manöver ausführen wollten, nun taktisch zu verfahren, das heißt, sie wollten durch ihren verstärkten linken Flügel meinen rechten zu fassen suchen, mir die Straße nach Wien abschneiden und mich, geschlagen, auf Brünn zurückwerfen. Obwohl mein Schicksal nicht an jene Straße gebannt war, und ich, wie schon früher bemerkt, die Straße nach Böhmen vorgezogen hätte, so ist es doch gewiß, daß jener Plan den Verbündeten mehrfach günstige Aussichten bot. Sollte er aber gelingen, so mußte man den hauptsächlich zum Handeln bestimmten linken Flügel nicht abtrennen, sondern es war im Gegenteil wesentlich, ihm nach und nach das Zentrum und den rechten Flügel, die sich in derselben Richtung hätten ausdehnen müssen, folgen zu lassen. Weyrother manövrierte, wie früher bei Rivoli, mit beiden Flügeln, oder, wenn dies nicht seine Absicht war. so verfuhr er wenigstens so, daß man es glauben mußte.

Der linke Flügel, unter Buxhövden, bestand aus Kienmayers Vorhut und den drei russischen Divisionen Doktoroff, Langeron und Pribischefsky, alles in allem 30 000 Mann: er sollte von den Höhen von Pratzen in drei Kolonnen über Aujest auf Telnitz und Sokelnitz vorrücken, den Bach, der links zwei Seen bildet, überschreiten und sich auf Turas zuwenden.

Die vierte Kolonne, unter Kollowrats Befehlen, bei der sich das Hauptquartier befand, bildete das Zentrum; sie sollte etwas hinter der dritten Kolonne über Pratzen auf Kobelnitz vorrücken: sie bestand aus 12 schwachen russischen Bataillonen von der letzten Aushebung.

»Die fünfte, aus 80 Schwadronen unter dem Fürsten Johann Liechtenstein bestehend, sollte das Zentrum, hinter dem sie die Nacht über gestanden hatte, verlassen und den rechten Flügel durch ihre Bewegung gegen die Brünner Straße zu unterstützen.

Die sechste, am äußersten rechten Flügel, begriff Bagrations Vorhut in sich und bestand aus 12 Bataillonen und 40 Schwadronen, die dazu bestimmt waren, von der großen Brünner Straße her die Höhen des Santon und die von Bosenitz anzugreifen. Die siebente enthielt die Garden unter dem Großfürsten Konstantin; sie sollte als Reserve des rechten Flügels auf der Brünner Straße verbleiben.

Man sieht, daß der Feind meine rechte Flanke überflügeln wollte, die er bis Melnitz ausgedehnt glaubte, während meine Armee, für jeden Fall gerüstet, zwischen Schlapanitz und der Brünner Straße in Massen beisammen stand.

Dieser Disposition gemäß hatte sich Buxhövden, der ohnedies schon der übrigen Armee voraus war, noch vor den andern Kolonnen in Bewegung gesetzt: auch war Liechtensteins Reiterei vom Zentrum nach dem rechten Flügel abmarschiert, so daß die Höhen von Pratzen, der Schlüssel des ganzen Schlachtfeldes, gänzlich entblößt waren.

Im Augenblicke, wo ich das Zeichen dazu gebe, brechen alle meine Kolonnen auf. Bernadotte geht durch den Engpaß von Girskowitz und rückt, in seiner linken Flanke durch Murat gedeckt, auf Blasowitz vor; in gleicher bähe marschiert Lannes zu beiden Seiten der Brünner Straße: meine Garde und meine Reserven folgen in einiger Entfernung Bernadottes Korps: sie sind bestimmt, über das Zentrum des Feindes herzufallen, sowie er dieses wieder verstärken will.

Wie ein Wetterstrahl bricht Soult aus der Schlucht bei Kobelnitz und Puntowitz mit den Divisionen St. Hilaire, und Vandamme hervor: die Brigade Levasseur unterstützt ihn. Zwei andere Brigaden von der Division Legrand bleiben, in Plänklerketten aufgelöst, zurück, um Buxhövden die Engpässe von Telnitz und Sokelnitz zu verdecken und streitig zu machen. Da mit Gewißheit angenommen werden kann, daß er sie erstürmen wird, so erhält Marschall Davoust den Befehl, mit der Division Friant und Bourciers Dragonerdivision von Raygern aufzubrechen und die Spitzen der russischen Kolonnen so lange im Schach zu halten, bis der passende Augenblick zum ernstlicheren Angriffe gekommen ist.

Kaum hat Soult die Höhen von Pratzen erklommen, als er unvermutet auf Kollowrats Kolonne (die vierte) stößt, die hinter der dritten im Zentrum

marschiert und, in der Meinung, durch diese gesichert zu sein, sich, in Marschkolonne mit Zügen vorwärts bewegt. Kaiser Alexander, Kutusoff und sein Generalstab befinden sich bei ihr. Alles, was unerwartet in einem Hauptquartier selbst vorfällt, erregt Staunen und Bestürzung. Miloradovich, der an der Spitze marschiert, gewinnt kaum Zeit, seine Bataillone nacheinander zu formieren und ins Gefecht zu führen, er wird über den Haufen geworfen, und ein gleiches widerfährt den auf ihn folgenden Österreichern. Kaiser Alexander gibt Beweise von Kaltblütigkeit und setzt sich persönlicher Gefahr aus, um die Truppen wieder zu sammeln: allein er hat, dank Weyrothers lächerlichen Dispositionen, keine einzige zur Reserve verwendbare Division zur Hand. Die verbündeten Truppen werden bis Hostiradek gejagt: die zur dritten Kolonne gehörige Brigade Kamensky, in ihrer rechten Flanke angegriffen, vereinigt ihre Anstrengungen mit Kutusoff und stellt auf einen Augenblick die Ordnung wieder her. Aber diese Unterstützung ist St. Hilaires, Vandammes und Levasseurs vereinigten Angriffen gegenüber nur von kurzer Dauer. Kollowrats Kolonne, die befürchtet, in das sumpfige Tal bei Birnbaum hinabgeworfen zu werden, zieht sich nach Vorschrift der Disposition auf Wischau zurück, wobei die ganze Artillerie dieser Kolonne, die tief in den halbgefrornen Lehmboden eingesunken ist, uns zur Beute wird, und die ihrer Kanonen und Reiterei beraubte Infanterie vermag nichts mehr gegen den siegreichen Soult.

Zu gleicher Zeit, als dieser entscheidende Schlag geschah, hatten sich die Kolonnen des rechten Flügels unter Buxhövden gekreuzt und sich bei Sokelnitz den Weg versperrt: dessenungeachtet und trotz der Anstrengungen der Division Legrand gelang es ihnen durch Sokelnitz vorzubrechen. Buxhövden selbst entwickelte sich über Telnitz, und die vier ihm entgegengestellten Bataillone waren nicht imstande, ihn aufzuhalten.

In diesem Augenblicke traf Davoust von Raygern ein, und die Division Friant warf die feindliche Vorhut auf Telnitz zurück. Da aber das Gefecht bei Sokelnitz eine ernstlichere Wendung zu nehmen droht, läßt Davoust nur Bourciers Dragoner vor Telnitz stehen und zieht sich mit der Division Friant den Bach hinauf. Hier entspinnt sich ein äußerst hitziges Gefecht; Sokelnitz, genommen und wieder genommen, verbleibt einen Augenblick in den Händen der Russen. Langeron und Pribischefsky brechen sogar gegen die Marxdorfer Höhen vor, wogegen unsere in einem Halbmond

aufgestellten Truppen mehrere Flankenangriffe mit Vorteil gegen sie ausführen. Aber dieser ganze, wenn auch blutige Kampf war nur Nebensache, es genügte, den Feind festzuhalten, ohne ihn gerade zurückzuwerfen: es hätte nicht einmal was getan, wenn man ihn noch etwas weiter vorgelassen hätte.

Während so die Dinge auf unserm rechten Flügel eine günstige Wendung nahmen, machten wir auch im Zentrum und auf dem linken Flügel keine geringeren Fortschritte. Hier widerfuhr dem Großfürsten Konstantin und den russischen Garden genau das gleiche, was kurz vorher dem Hauptquartier und der vierten Kolonne widerfahren war: sie sollten die Reserven bilden und waren die zuerst Angegriffenen.

Bagration verlängerte seinen rechten Flügel gegen Dwaroschena zu, um die Stellung am Santon zu umfassen und anzugreifen. Liechtensteins Reiterei, zu seiner Unterstützung vom Zentrum herbeigerufen, hatte sich auf ihrem Marsche mit den übrigen Kolonnen gekreuzt, so daß der Großfürst, der vor ihr mit seinen Garden bei Krug anlangte, sich in dem Augenblicke in erster Linie befand, wo Bernadotte auf Blasomitz und Lannes zu beiden Seiten der Brünner Straße vorrückten; sogleich entspann sich ein lebhaftes Gefecht.

»Fürst Liechtenstein, der nach einem langen Spazierritt endlich auf dem rechten Flügel des Großfürsten eintraf, war im Begriffe aufzumarschieren, als die russischen Gardeulanen, von unzeitiger Kampflust hingerissen, sich zwischen Bernadottes und Lannes' Divisionen warfen, um Kellermanns leichte Reiterei, die sich vor ihnen zurückzog, einzuholen. Sie wurden ein Opfer ihrer Hitze; Murats Reserven hieben auf sie ein, warfen sie und jagten sie unter das Feuer unserer beiden Infanterielinien zurück, wodurch die Hälfte zu Boden gestreckt wurde.

Unterdessen hatte sich Kutusoff durch unsere Fortschritte bei Pratzen genötigt gesehen, Liechtenstein zur Unterstützung des Zentrums zurückzurufen, und dieser, rechts und links gleich stark bedroht, wußte nicht, auf wen er hören und wohin er zuerst zu Hilfe eilen sollte; zunächst entsandte er vier Reiterregimenter, die gerade noch ankamen, um Zeugen von Kollowrats Niederlage zu sein. General Uwarroff wurde mit 30

Schwadronen zwischen Bagration und dem Großfürsten aufgestellt, und die übrige Reiterei nahm ihre Stellung auf dessen linkem Flügel.

Wie aber der Großfürst die französische Infanteriekolonnen nach Blasowitz eindringen und daraus sich entwickeln sieht, faßt er den Entschluß, sich von den Höhen herabzuziehen und ihnen die Hälfte des Wegs zu ersparen. Es scheint ihm diese Bewegung zu seiner eigenen Sicherheit ebenso notwendig, wie um dem Zentrum, dessen Lage Anlaß zur Beunruhigung gibt, Luft zu verschaffen.

Während sich nun ein wütendes Infanteriegefecht zwischen den russischen Garden und der Division Erlon entspann, befiehlt der Großfürst dem Gardekürassierregiment, in die rechte Flanke der letzteren einzuhauen, wo das vierte Linienregiment zur Deckung des Abstandes von der Division Vandamme aufgestellt war. Auf dieses Regiment warfen sich die russischen Kürassiere und sprengten das eine Bataillon: allein mit dem Leben ihrer Tapfersten bezahlen sie die Ehre, diesem Bataillon seinen Adler genommen zu haben. Gefährlich war dieses abgesonderte Scharmützel an sich nicht, da ich jedoch nicht wußte, ob es der Feind nicht fortsetzen würde, so hielt ich für nötig, den Marschall Bessières mit meiner Gardereiterei dorthin zu senden. Es mußte dem Dinge ein Ende gemacht werden, und so erteilte ich ihm den Befehl zum Angriffe. Nach der ehrenvollsten Verteidigung sieht sich die russische Linie genötigt, Bernadottes und Bessières' vereinten Anstrengungen zu weichen. Die Gardeinfanterie, deren Widerstandskraft erschöpft ist, zieht sich auf Krzenowitz zurück. Die Reitergarden, die in diesem Augenblicke von Austerlitz hier eintrafen, schmeichelten sich vergeblich, eine günstige Wendung herbeizuführen. Es war diesem Musterregiment unmöglich, noch etwas auszurichten: meine Grenadiere zu Pferde, die ich unter Rapps Befehlen dagegen ansprengen lasse, werfen es, und nun schlägt das ganze Zentrum den Weg nach Austerlitz ein.

Mittlerweile hatten Murat und Lannes Bagrations Korps und Uwaroffs Reiterei mit Erfolg angegriffen, und unsere Kürassiere waren in die linke Flanke dieses durch die Divisionen Suchet und Caffarelli hart gedrängten Flügels eingebrochen. Auf allen Seiten krönte der Sieg unsere Schritte.

In der Überzeugung, daß Bernadotte, Lannes und Murat mehr als genügten, um mit dem Feinde auf dieser Seite vollends fertigzuwerden, wendete ich

mich mit meinen Garden und Oudinots Reserve rechts, um Soult bei der Bedrängung des im Rücken gefaßten und mitten zwischen Seen schwer bloßgestellten linken Flügels hilfreiche Hand zu leisten. Es war 2 Uhr; Soult, durch unsere Annäherung neu belebt, zog die Divisionen St. Hilaire und Legrand zusammen, um Sokelnitz von hinten anzugreifen, während Davousts Truppen von vorn darauf einstürmen sollten, Vandamme seinerseits wirft sich auf Aujest und meine Garde und die Grenadiere folgen, um bei diesen Angriffen im Notfälle beistehen zu können.

Die in Sokelnitz eingeschlossene Division Pribischefsky streckt das Gewehr; nur einige Flüchtlinge überbringen die Kunde von diesem Unfalle. Langeron, den nunmehr die Reihe trifft, ist nicht viel glücklicher, und nur der Hälfte seiner Mannschaft gelingt es, zu Buxhövden zu entkommen. Dieser, der 5-6 Stunden mit unnötigen Scharmützeln bei Telnitz verloren hatte, statt sich schon um 10 Uhr auf Sokelnitz zurückzuziehen, glaubt endlich, es sei Zeit, auf sein eigenes Heil bedacht zu nehmen. Zwischen 2 und 3 Uhr beginnt er seinen Marsch zurück nach Aujest und sucht, indem er sich längs des Grundes zwischen den Höhen und den Seen fortzieht, aus der Mausefalle, in die er geraten war, zu entkommen. Seine Kolonne bricht aus dem Dorfe hervor, als Vandamme sich mit Ungestüm auf seine Flanke wirft, nach Aujest eindringt und die Kolonne durchbricht. Buxhövden, nicht mehr imstande, umzukehren, setzt mit den vordersten zwei Bataillonen seinen Weg zu Kutusoff fort; dagegen sehen sich Doctoroff und Langeron nun mit den übrigen 28 Bataillonen in den Schlund zwischen den Seen und den von St. Hilaire, Vandamme und meinen Reserven besetzten Höhen eingezwängt. Die Spitze der nach Aujest marschierenden Kolonne, die das Geschütz geleitete, will über die nach der Austrocknung des Sees verbliebenen Kanäle flüchten, aber unter der Last der Kanonen stürzt die Brücke ein. Nun suchen die wackern Leute, um ihr Geschütz zu retten, über das äußerste Ende des gefrornen Sees wegzukommen, allein das von unseren Kanonenkugeln durchfurchte Eis bricht unter dem Gewichte jener Masse ein. so daß Mann und Pferd und Kanonen versinken und mehr als 200 Mann ihren Tod finden. Nur *ein* Ausweg bleibt Doctoroff übrig, nämlich der, sich unter unserem Feuer längs des Seeufers bis nach Telnitz zu ziehen und einen Damm, der den Telnitzer See vom Melnitzer scheidet, zu erreichen. Mit ungeheurem Verluste gelang es ihm so, nach Satschann zu entkommen, das durch Kienmayers Reiterei gedeckt war: es zeichnete sich

diese hierbei sehr vorteilhaft aus. Von dort schlugen sie miteinander den Weg über die Gebirge nach Czeitsch ein, wobei sie von den unsrigen lebhaft verfolgt wurden. Die wenige Artillerie, die der Feind vom Zentrum und von dem linken Flügel gerettet hatte, ging bei diesem Rückzuge verloren, der über furchtbare, vom Regen des vergangenen Tages und durch Tauwetter unfahrbar gewordene Wege führte.

Des Feindes Lage war schrecklich; ich hatte ihm die Straße nach Wischau verlegt, die er aber sowieso nicht hätte benützen können, da sie schon völlig zerstört war, und die Trümmer seines linken Flügels nicht mehr imstande waren, sie noch zu erreichen. Er war daher gezwungen, den Weg nach Ungarn einzuschlagen: allein Davoust, dessen *eine* Division nach Nikolsburg kam, konnte durch einen Flankenmarsch vor ihm nach Göding gelangen, während wir ihn von hinten lebhaft bedrängten. Die ganze, durch einen Verlust; von 180 Kanonen und 25 000 Toten, Verwundeten und Gefangenen, ohne die zahlreichen Versprengten, sehr geschwächte Armee befand sich in der größten Unordnung.«

So lautet Napoleons eigener Bericht. Er ist klar, einfach und ernst, wie es sich für eine solche Tat schickt; seine Voraussicht hatte ihn keinen Augenblick getäuscht, die Schlacht entwickelte sich wie auf einem Schachbrett, und ein einziger Donnerschlag zerblitzte, wie er sich ausgedrückt hatte, die dritte Koalition.

Am dritten Tag erschien der Kaiser von Österreich in Person, um wieder den Frieden zu begehren, den er gebrochen hatte. Die Zusammenkunft der beiden Kaiser fand bei einer Mühle, neben der Heerstraße und unter freiem Himmel statt.

»Sire,« sagte Napoleon, Franz II. entgegengehend, »ich empfange Sie in dem einzigen Palast, den ich seit zwei Monaten bewohne.«

»Sie ziehen aus ihrer Wohnung solchen Nutzen, daß sie Ihnen gefallen muß,« erwiderte Franz.

Bei dieser Besprechung kam man über einen Waffenstillstand überein, und die Hauptbedingungen des Friedens wurden festgesetzt. Die Russen, die man bis auf den letzten Mann hätte vertilgen können, durften an dem

Waffenstillstand teilnehmen auf die Bitte des Kaisers Franz und das einfache Versprechen des Kaisers Alexander, daß er Deutschland sowie das österreichische und preußische Polen räumen werde. Die Vereinbarungen wurden eingehalten, und er zog sich in Tagesmärschen zurück.

Der Sieg von Austerlitz war für das Kaiserreich, was der von Marengo für das Konsulat gewesen war, Bestätigung für die Vergangenheit, Verheißung für die Zukunft.

König Ferdinand von Neapel wurde, weil er im Laufe des letzten Krieges den Friedensvertrag mit Frankreich gebrochen hatte, seiner Königswürde über die beiden Sizilien für verlustig erklärt, und Joseph, des Kaisers ältester Bruder, als sein Nachfolger eingesetzt. Die Batavische Republik, zum Königreich erhoben, kam an Ludwig. Murat erhielt das Großherzogtum Berg; Marschall Berthier wurde Fürst von Neufchâtel und Herr von Talleyrand Fürst von Benevent. Dalmatien, Istrien, Friaul, Cadore, Conegliano, Belluno, Tréviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua und Rovigo stiegen zu Herzogtümern empor, und das große Kaiserreich mit den abhängigen Königreichen, den Lehen, dem Rheinbund und seiner Schweizer Mediation erreichte in weniger als zwei Jahren den Umfang dessen, was einst Karl der Große beherrschte.

Nicht mehr ein Szepter, sondern eine Weltkugel hielt Napoleon in der Hand.

Der Friede von Preßburg dauerte ungefähr ein Jahr. In dessen Verlaufe gründete Napoleon die Kaiserliche Universität und ließ den *Code civil* samt der Prozeßordnung veröffentlichen. Mitten in seiner Verwaltungstätigkeit durch die feindliche Haltung Preußens unterbrochen, dessen Streitkräfte infolge der in den letzten Kriegen beobachteten Neutralität verschont geblieben waren, ist Napoleon in kurzem genötigt, einer vierten Koalition gegenüberzutreten. Die Königin Luise hat den Kaiser Alexander daran erinnert, daß sie über dem Grabe des großen Friedrich sich eine unauflösliche Allianz gegen Frankreich zugeschworen haben, Kaiser Alexander vergißt über sein erstes sein zweites Gelöbnis, und Napoleon erhält, bei Strafe der Kriegserklärung, den Befehl, seine Soldaten über den Rhein zurückgehen zu lassen.

Napoleon läßt seinen Kriegsminister Berthier kommen und zeigt ihm Preußens Ultimatum.

»Man ladet uns,« sagte er, »zu einem Ehrenstelldichein; nie hat ein Franzose so etwas ausgeschlagen; und weil eine schöne Königin Kampfzeugin sein will, wollen wir höflich sein und, damit sie nicht zu warten braucht, ohne zu rasten, bis nach Sachsen marschieren!«

Und diesmal erneut er und übertrifft aus Galanterie an reißender Schnelle noch den letzten Feldzug. Der preußische wird am 7. Oktober 1806 durch die Korps Murat, Bernadotte und Davoust eröffnet, dauert während der folgenden Tage in den Kämpfen von Schleiz und Saalfeld fort und endigt am 14. mit der Schlacht von Jena und Auerstädt. Am 16. strecken 14 000 Preußen bei Erfurt die Waffen, und am 25. zieht die französische Armee in Berlin ein. Sieben Tage haben hingereicht, die Monarchie Friedrichs des Großen dem großen Errichter und Vernichter von Thronen in die Hände zu liefern, der Bayern, Württemberg und Holland Könige gegeben, der die Bourbonen aus Neapel und das Haus Lothringen aus Italien und Deutschland vertrieben hat. Am 27. richtet Napoleon von seinem Hauptquartier in Potsdam an seine Soldaten folgenden Tagesbefehl, der den ganzen Feldzug zusammenfaßt:

»Soldaten,

Ihr habt meine Erwartung gerechtfertigt und dem Vertrauen des französischen Volks auf würdige Weise entsprochen. Ihr habt die Entbehrungen und Mühen mit ebensovielem Mute ertragen, wie ihr im Kampf Unerschrockenheit und kaltes Blut bewährt habt; solange dieser Geist euch beseelt, wird nichts euch widerstehen können. Die Reiterei hat mit Fußvolk und Artillerie so gewetteifert, daß ich fortan nicht weiß, welcher Waffe ich den Vorzug geben soll: alle seid ihr gute Soldaten. Hört die Erfolge unserer Anstrengungen: Eine der ersten Mächte Europas, die eben noch wagte, uns eine schmähliche Kapitulation vorzulegen, ist vernichtet: die Wälder, die Engpässe Frankens, die Saale, die Elbe, über die unsere Väter nicht in sieben Jahren gedrungen wären, – wir haben sie in sieben Tagen bezwungen und in der Zwischenzeit noch vier Gefechte und eine große Schlacht geliefert. Nach Potsdam und Berlin sind wir dem Ruhm unserer Siege vorausgeeilt: mir haben 60 000 Gefangene gemacht, 65

Fahnen, darunter die der Garden des Königs von Preußen, 600 Kanonen, drei Festungen genommen und mehr als 20 Generale gefangen. Und doch bedauert über die Hälfte von euch, daß sie noch keinen Flintenschuß getan hat! Alle Provinzen der preußischen Monarchie bis zur Oder sind in unserer Gewalt. Soldaten! Die Russen brüsten sich, zu uns zu kommen; wir werden ihnen entgegengehen und die Hälfte des Weges ersparen. Mitten in Preußen werden sie noch einmal ein Austerlitz finden. Eine Nation, die sogleich die Großmut vergaß, die wir nach dieser Schlacht gegen sie geübt, wo ihr Kaiser, ihr Hof, die Trümmer ihrer Armee nur der ihnen von uns gewährten Kapitulation ihre Rettung verdankten, – eine solche Nation kann nicht mit Erfolg gegen uns kämpfen. Übrigens werden noch, während wir den Russen entgegenmarschieren, neue im Innern des Kaiserreichs gebildete Armeen an unsern Platz treten, um unsere Eroberungen zu hüten. Mein ganzes Volk hat sich voll Entrüstung über die schmähliche Kapitulation, die die preußischen Minister in ihrem Wahnsinn uns vorschlugen, erhoben: unsere Straßen und Grenzstädte wimmeln von Ausgehobenen, die darauf brennen, euren Fußtapfen zu folgen. Fortan werden wir nicht mehr einem verräterischen Frieden preisgegeben sein und die Waffen nicht eher niederlegen, als bis wir die Engländer, diese ewigen Feinde unserer Nation, gezwungen haben, ihren Anschlägen auf die Ruhe des Kontinents und ihrer angemaßten Herrschaft über die Meere zu entsagen. Soldaten, ich kann euch meine Gesinnungen nicht besser ausdrücken, als indem ich euch versichere, daß, ich für euch *die* Liebe im Herzen trage, die ihr mir alle Tage beweist.«

Während der König von Preußen auf Grund des am 16. November unterzeichneten Waffenstillstandes den Franzosen alle ihm noch gebliebenen festen Plätze übergibt, macht Napoleon halt, wendet sich gegen England zurück und schlägt es in Ermanglung anderer Waffen mit einem Erlaß. Großbritannien wird in Blockadezustand erklärt, jeder Handel und jeder Briefwechsel mit den britischen Inseln werden untersagt, kein Brief in englischer Sprache darf durch die Post befördert werden. Jeder Untertan des Königs Georg, der in Frankreich oder in den von unsern Truppen und den von unsern Verbündeten besetzten Ländern betroffen wird, soll Gefangener sein; jedes Geschäft, jeder Grundbesitz, jede Ware, die einem Engländer gehören, soll dem Staate verfallen sein; der Handel mit Waren, die einem Engländer angehören oder aus dessen Fabriken oder Kolonien stammen,

wird verboten; endlich darf kein Schiff, das aus England oder den englischen Kolonien kommt, in irgendeinem Hafen einlaufen.

Nachdem er so wie ein politischer Papst, über ein ganzes Königreich den Bann verhängt hat, ernennt er den General Hullin zum Gouverneur von Berlin, beläßt den Fürsten Hatzfeld in seinem Zivilkommando und zieht den Russen entgegen, die, wie bei Austerlitz, ihren Verbündeten zu Hilfe eilen und, wie bei Austerlitz, eintreffen, wenn jene vernichtet sind. Napoleon nimmt sich nur noch Zeit, den Degen Friedrichs des Großen, sein Ordensband vom Schwarzen Adler, seine Generalsschärpe und die Fahne, die seine Garde in dem weltberühmten Siebenjährigen Krieg trug, nach Paris zu schicken, und eilt am 25. November von Berlin aus dem Feinde entgegen.

Vor Warschau stoßen Murat, Davoust und Lannes auf die Russen. Nach einem kurzen Scharmützel räumt Bennigsen die Hauptstadt Polens, in die die Franzosen einziehen: das polnische Volk erhebt sich wie ein Mann für die Franzosen, bietet sein Gut, sein Blut, sein Leben an und verlangt nur seine Selbständigkeit dafür. Napoleon erfährt diesen ersten Erfolg in Posen, wo er haltgemacht hat, um einen König zu machen, es ist der alte Kurfürst von Sachsen, dessen Krone er befestigt.

Das Jahr 1806 endigte, mit den Kämpfen von Pultusk und Golymin, und das von 1807 begann mit der Schlacht von Eylau, einer seltsamen, unentschiedenen Schlacht, in der die Russen 8000 und die Franzosen 10 000 Mann verloren, wobei jede der beiden Parteien sich den Sieg zuschrieb, und infolge deren der Zar ein *Te Deum* dafür singen ließ, daß er 15 000 Gefangene, 40 Kanonen und 7 Fahnen in unsern Händen zurückgelassen hatte. Indessen war dies das erstemal, daß er sich wirklich mit Napoleon gemessen hatte: er war dabei auf recht geblieben und darum schon Sieger.

Dieses stolze Bewußtsein dauerte übrigens kurze Zeit. Am 26. Mai wird Danzig genommen: einige Tage darauf wurden die Russen bei Spanden, bei Lomitten, bei Altkirchen, bei Deppen, bei Guttstadt, bei Heilsberg geschlagen. Endlich am 13. Juni abends stehen sich beide Armeen in Schlachtordnung vor *Friedland* gegenüber. Am folgenden Morgen beginnt die Kanonade, und Napoleon marschiert dem Feind entgegen mit dem Ausruf: »Heute ist ein Glückstag, es ist der Jahrestag von Marengo!« In der

Tat brachte die Schlacht, wie bei Marengo, die Entscheidung. Die Russen wurden zermalmt. Alexander ließ 60 000 Mann auf dem Schlachtfelde, ertränkt in der Alle oder gefangen, zurück: 120 Kanonen und 25 Fahnen waren die Trophäen des Sieges, und die Trümmer der überwundenen Armee liefen, ohne auch nur an die Möglichkeit eines Widerstandes zu denken, fliehenden Fußes, um sich jenseits des Pregels zu decken, dessen sämtliche Brücken sie zerstörten.

Trotz dieser Vorsicht gingen die Franzosen am 16. über den Fluß und marschierten sogleich auf den Niemen zu, die letzte Schranke, die Napoleon noch zu durchbrechen hatte, um den Krieg auf das eigene Gebiet des Kaisers von Rußland zu tragen. Da erschrak der Zar: der Zauber der britischen Verführungen verschwindet. Er befindet sich in gleicher Lage wie nach Austerlitz, ohne Hoffnung auf Beistand; zum zweitenmal beschließt er, sich zu demütigen. Diesen Frieden, den er so hartnäckig zurückgewiesen hat, solange er dessen Bedingungen diktieren konnte, den muß er sich nun erbitten und in der von seinem Überwinder befohlenen Form entgegennehmen. Am 21. Juni wird ein Waffenstillstand unterzeichnet, und am 22. folgender Tagesbefehl erlassen:

»Soldaten!

Am 5. Juni wurden wir in unsern Kantonierungen von der russischen Armee angegriffen. Der Feind hatte sich aber in den Ursachen unserer Untätigkeit verrechnet; zu spät hat er erfahren, daß unsere Ruhe die Ruhe des Löwen ist; er bereut nun, daß er dies vergessen.

In den Tagen von Guttstadt, von Heilsberg und an jenem ewig denkwürdigen von Friedland, kurz in den zehn Tagen des Feldzugs, haben wir 120 Kanonen, 70 Fahnen genommen, 60 000 Russen getötet, verwundet oder gefangen und der feindlichen Armee alle ihre Vorräte, Spitäler, Feldlazarette, die Festung Königsberg und die mit Munition aller Art und mit 160 000 von England unsern Feinden geschickten Gewehren beladenen Schiffe in dessen Hafen abgenommen.

Mit Adlersflug sind wir von den Ufern der Weichsel an die des Niemen geeilt. Ihr feiertet bei Austerlitz den Jahrestag der Krönung, dieses Jahr habt ihr den von Marengo, der dem Krieg der zweiten Koalition ein Ziel setzte,

festlich begangen. Franzosen, ihr waret euer und meiner würdig. Ihr werdet mit Lorbeeren bedeckt und nach Erringung eines Friedens, der die Gewähr seiner Dauer in sich trägt, nach Frankreich zurückkehren. Es ist Zeit, daß unser Vaterland in Ruhe und vor dem bösartigen Einflusse Englands behütet lebe. Meine Wohltaten werden euch meine Dankbarkeit und den ganzen Umfang der Zuneigung, die ich zu euch hege, beweisen!«

Am 24. Juni ließ der Artilleriegeneral La Riboissière ein Floß auf dem Niemen erbauen und darauf ein zum Empfang der beiden Kaiser bestimmtes Zelt errichten. Jeder sollte sich von dem Ufer, das er besetzt hielt, darauf begeben.

Am 25. um 1 Uhr nachmittags verließ der Kaiser Napoleon in Begleitung Murats, des Großherzogs von Berg, der Marschälle Berthier und Bessières, des Generals Duroc und des Großstallmeisters Caulaincourt das linke Ufer des Flusses und begab sich nach dem bereitgehaltenen Zelt. Zu gleicher Zeit brach der Kaiser Alexander in Begleitung des Großfürsten Konstantin, des Obergenerals Bennigsen, des Fürsten Lobanoff, des Generals Uwaroff und des Generaladjutanten Grafen von Lieven vom rechten Ufer auf.

Die beiden Fahrzeuge legten zu gleicher Zeit an. Als sie auf die Flöße traten, umarmten sich die beiden Kaiser.

Diese Umarmung war das Vorspiel des Friedens von Tilsit, der am 9. Juli 1807 unterzeichnet wurde.

Preußen zahlte die Kriegskosten; die Königreiche Sachsen und Westfalen wurden wie zwei Festungen zu seiner Überwachung errichtet. Alexander und Friedrich Wilhelm ernannten feierlich Joseph, Ludwig und Jerome als ihre gekrönten Brüder an. Der Erste Konsul Bonaparte hatte Republiken geschaffen, der Kaiser Napoleon verwandelte sie in Lehen. Als Erbe der drei Dynastien, die über Frankreich geherrscht hatten, wollte er die Hinterlassenschaft Karls des Großen noch vermehren, und Europa war genötigt, ihn gewähren zu lassen.

Am 27. Juli desselben Jahres kehrte Napoleon, nachdem er diesen glanzvollen Feldzug mit einem Zug des Milde beschlossen, nach Paris zurück. Kein Feind blieb ihm mehr übrig als England, das allerdings an den

Niederlagen seiner Verbündeten blutete und furchtbar litt, aber immer noch an den beiden Enden des Festlandes, in Schweden und Portugal, aufrecht stand.

Durch die Verfügung der Kontinentalsperre von Berlin aus war England, wie gesagt, von Europa in den Bann getan. Rußland und Dänemark hatten ihm in den Nordmeeren, Frankreich, Holland und Spanien im Ozean und Mittelmeer ihre Häfen verschlossen und sich feierlich verpflichtet, keinen Handel mit ihm zu treiben. Es blieben also nur noch Schweden und Portugal übrig. Napoleon nahm Portugal, Alexander Schweden auf sich. Napoleon entschied durch eine Verfügung vom 27. Oktober 1807, daß das Haus Braganza aufgehört habe zu regieren, und Alexander verpflichtete sich am 27. Oktober 1808, gegen Gustav von Schweden ins Feld zu ziehen.

Einen Monat später waren die Franzosen in Lissabon.

Die Besetzung Portugals war nur die Einleitung zur Eroberung Spaniens, wo Karl lV. zwischen dem Kreuzfeuer zweier entgegengesetzter Machthaber, des Günstlings Godoy und Ferdinands, des Prinzen von Asturien, regierte. Durch eine ungeschickte, von Godoy veranlaßte Schilderhebung zur Zeit des preußischen Krieges vor den Kopf gestoßen, hatte Napoleon nur einen Blick auf Spanien geworfen, einen kurzen, unbemerkten Blick, der aber genügt hatte, ihm die Aussicht auf Neubesetzung eines bald erledigten Thrones zu eröffnen. Kaum waren daher seine Truppen im Besitze Portugals, als sie in die Iberische Halbinsel vordrangen. Hier besetzten sie unter dem Vorwand des Seekriegs und der Blockade zuerst die Küsten, sodann die Hauptplätze und bildeten endlich rings um Madrid einen Kreis, den sie nur enger zu ziehen brauchten, um in drei Tagen Herren der Hauptstadt zu sein. Unterdessen brach gegen den spanischen Minister ein Aufstand aus, und der Prinz von Asturien wurde unter dem Namen Ferdinand VII. an seines Vaters Stelle zum König ausgerufen. Weiter hatte Napoleon nichts gewünscht.

Sogleich ziehen die Franzosen in Madrid ein. Der Kaiser eilt nach Bayonne, beruft die spanischen Fürsten zu sich, zwingt Ferdinand VII., die Krone seinem Vater zurückzugeben, und schickt ihn gefangen nach Valençan. Unmittelbar darauf dankt der alte Karl IV. zugunsten Napoleons ab und zieht sich nach Compiègne zurück. Karls V. Krone wird Napoleons'

ältestem Bruder Joseph zugesprochen. Durch diese Veränderung wird der Thron von Neapel frei, den Napoleon seinem Schwager Murat zuspricht, so daß nun außer seiner eigenen fünf Kronen im Besitz seiner Familie sind.

Aber indem Napoleon den Kreis seiner Macht erweiterte, erweitert er seinen Kampfplatz. Die durch die Blockade geschädigten Interessen Hollands, das durch die Erschaffung der Königreiche Bayern und Württemberg erniedrigte Österreich, das in seinen Hoffnungen getäuschte Rom, dem die Rückgabe der von dem Direktorium mit der Zisalpinischen Republik vereinigten Provinzen an den heiligen Stuhl verweigert wird, endlich Spanien und Portugal, deren nationale Gefühle schrecklich vergewaltigt werden, bilden ebenso viele Echos, die Englands unaufhörlichen Kriegsruf widerhallen lassen.

Von allen Seiten bildete sich mit einem Male ein gewaltiger Gegenstoß, wenn er auch zu verschiedenen Zeiten losbrach.

Rom ging voran. Am 3. April verließ der Legat des Papstes Paris, und sofort erhielt der General Miollis den Befehl, Rom militärisch zu besetzen. Der Papst bedrohte unsere Truppen mit Exkommunikation, unsere Truppen antworteten ihm mit der Einnahme von Ankona, Urbino, Macerata und Camerino.

Spanien folgt. Sevilla erkannte durch eine Provinizialjunta Ferdinand VII. als König an und rief alle unbesetzten spanischen Provinzen unter die Waffen; die Provinzen erhoben sich, General Dupont mußte die Waffen strecken, und Joseph wurde gezwungen, Madrid zu verlassen.

Dann kam Portugal. Die Portugiesen standen am 16. Juni zu Oporto auf; Junot, dem es zur Behauptung seiner Eroberung an Truppen mangelte, mußte das Land gemäß dem Vertrag von Cintra räumen, und hinter ihm besetzte es Wellington mit 25 000 Mann.

Napoleon erachtete die Sachlage für ernst genug, um seine Gegenwart zu erheischen. Wohl wußte er, daß Österreich im geheimen waffne, aber vor Jahresfrist konnte es nicht gerüstet sein, wohl wußte er, daß Holland den Ruin seines Handels beklage, aber solange es sich mit Klagen begnügte,

war er entschlossen, es unbeachtet zu lassen. So blieb ihm mehr als genug Zeit übrig, um Portugal und Spanien wiederzuerobern.

Napoleon erschien an den Grenzen Navarras und Biscayas mit 80 000 deutschen Veteranen, die Erstürmung von Burgos war das Signal seiner Ankunft. Ihr folgte der Sieg von Tudela. Darauf wurden die Linien der Somosierra mit dem Bajonette genommen, und am 4. Dezember hielt Napoleon seinen feierlichen Einzug in Madrid, wohin ihm folgende Kundgebung vorausgegangen war:

»Spanier!

»Ich komme nicht zu euch als Gebieter, sondern als Befreier, ich habe das Inquisitionstribunal, gegen das unser Jahrhundert und Europa laut ihre Stimme erhoben, abgeschafft, die Priester sollen die Gewissen leiten, aber keine äußerliche und körperliche Gerichtsbarkeit über die Bürger ausüben. Ich habe die Lehensrechte unterdrückt, und jeder kann fortan Herbergen, Bäckereien, Mühlen, Thunfischfänge und Fischereien errichten, überhaupt seine Betriebsamkeit betätigen.

Die Selbstsucht, der Reichtum und das Glück einer kleinen Zahl von Leuten schadeten eurem Ackerbau mehr als der Brand der Hundstagssonne. Wie es nur *einen* Gott gibt, so soll auch im Staat nur *eine* Gerechtigkeit sein: alle besonderen Gerichtsbarkeiten waren von Anfang an ein Machtraub und den Rechten der Völker zuwider; ich habe sie zerstört. Das lebende Geschlecht mag verschiedener Ansicht sein, allzu viele Leidenschaften sind erregt; aber eure Enkel werden mich segnen als den zweiten Vater eures Vaterlandes; als denkwürdige Tage werden sie die zählen, wo ich unter euch erschienen bin, und von diesen Tagen wird sich Spaniens Wohlergehen herschreiben.«

Das eroberte Spanien war stumm, und die Inquisition antwortete mit folgendem Katechismus:

»Sage mir, mein Kind, wer bist du?« »Ein Spanier durch Gottes Gnade.« »Wer ist der Feind unseres Glückes?« »Der Kaiser der Franzosen.« »Wie viele Naturen hat er?« »Zwei, die menschliche und die teuflische.« »Wie viele Kaiser der Franzosen gibt es?« »Einen wirklichen in drei trügenden Personen.« »Wie heißen sie?« »Napoleon, Murat und Manuel Godoy.«

»Welcher von den dreien ist der schlimmste?« »Sie sind alle drei gleich.« »Von wem stammt Napoleon?« »Von der Sünde.« »Murat?« »Von Napoleon.« »Und Godoy?« »Aus der Kreuzung beider.« »Was ist der Geist des ersten?« »Stolz und Despotismus.« »Des zweiten?« »Raubsucht und Grausamkeit.« »Des dritten?« »Wollust, Verräterei und Unwissenheit.« »Was sind die Franzosen?« »Verketzerte Christen.« »Ist es eine Sünde, einen Franzosen zu ermorden?« »Nein, mein Vater, man verdient den Himmel, wenn man einen dieser ketzerischen Hunde totschlägt.« »Welche Strafe verdient der Spanier, der seinen Pflichten nicht nachkommt?« »Den Tod und die Schmach der Verräter.« »Wer wird uns von unseren Feinden befreien?« »Das gegenseitige Vertrauen auf uns selbst und die Waffen!«

Indessen ruhte Spanien scheinbar im Frieden und fügte sich fast ganz seinem neuen Könige: zudem riefen die feindlichen Rüstungen Österreichs Napoleon nach Paris zurück. Dort am 23. Januar 1809 angekommen, lies er sogleich den österreichischen Gesandten um Erklärungen ersuchen. Was dieser vorbrachte, schien ihm unzulänglich, und nach einigen Tagen erfuhr er, daß das österreichische Heer am 9. April über den Inn gesetzt sei und Bayern überfallen habe. Diesmal kam uns Österreich zuvor und war eher in Bereitschaft als Frankreich. Napoleon wendet sich an den Senat.

Am 14. entsprach der Senat seinem Ansuchen durch ein Gesetz, das die Aushebung von 40 000 Mann verordnete, am 17. war Napoleon in Donauwörth mitten unter seiner Armee: am 20. hatte er die Schlacht bei Thann, am 21. die bei Abensberg. am 22. die bei Eckmühl, am 23. die bei Regensburg gewonnen, und am 24. richtete er nachstehenden Tagesbefehl an seine Armee:

»Soldaten!

Ihr habt meine Erwartung gerechtfertigt, die geringere Zahl habt ihr durch eure Tapferkeit wettgemacht, glorreich habt ihr den Unterschied gezeigt zwischen den Legionen eines Cäsar und den bewaffneten Kohorten eines Xerxes. Im Laufe von vier Tagen haben wir in den Schlachten von Thann, Abensberg und Eckmühl, in den Gefechten von Landshut und Regensburg triumphiert. 100 Kanonen, 40 Fahnen, 50 000 Gefangene sind die Erfolge eurer schnellen Bewegungen und eures Mutes. Der durch ein meineidiges Kabinett betörte Feind schien nicht mehr zu wissen, wer ihr seid. Furchtbar

schnell ist er aus seinem Wahn erwacht, ihr seid ihm entsetzlicher erschienen als je. Eben erst ist er über den Inn gesetzt und hat das Gebiet unserer Verbündeten überfallen, und heute flieht er geschlagen in tödlicher Angst und ohne Ordnung. Schon hat meine Vorhut den Inn überschritten; bevor ein Monat vergeht, werden wir in Wien sein.«

Am 27. waren Bayern und die Pfalz geräumt: am 3. Mai verlieren die Österreicher das Treffen bei Ebersberg, am 9. war Napoleon unter den Mauern Wiens, am 9. öffnete es seine Tore, und am 13. hielt Napoleon seinen Einzug.

Man sieht, Prophezeiungen galten damals noch mit Recht etwas. 10 000 Mann, unter den Befehlen des Prinzen Karl, hatten sich auf das linke Ufer der Donau zurückgezogen. Napoleon verfolgt sie und holt sie den 21. bei Eßling ein, wo Massena seinen Herzogstitel mit dem eines Fürsten vertauscht. Während des Kampfes werden die Brücken der Donau durch das plötzliche Anschwellen des Stromes fortgerissen, aber in vierzehn Tagen schlägt Bertrand drei neue Brücken darüber, die erste mit 60 Jochen, auf der drei Wagen nebeneinander passieren können, die zweite auf Pfählen ist acht Fuß breit: die dritte endlich ruht auf Kähnen. Und der Tagesbefehl vom 3. Juli aus Wien meldet, daß es hinfort keine Donau mehr gebe, wie Ludwig XIV. das gleiche von den Pyrenäen erklärt hatte.

Wirklich wurde am 4. Juli die Donau überschritten, den 5. die Schlacht bei Engersdorff gewonnen, am 7. endlich lassen die Österreicher 4000 Tote und 9000 Verwundete auf dem Schlachtfeld von Wagram und 20 000 Gefangene, 10 Fahnen, 40 Kanonen in den Händen ihrer Besieger.

Den 11. zeigte sich der Fürst von Liechtenstein bei den Vorposten, um einen Waffenstillstand zu verlangen: er war kein Unbekannter: am Tag nach der Schlacht von Marengo hatte er sich schon mit der gleichen Botschaft eingestellt. Den 12. wurde der Stillstand zu Znaim geschlossen. Alsbald begannen die Verhandlungen: sie dauerten drei Monate, während deren Napoleon Schönbrunn bewohnte, wo er wie ein Wunder dem Dolche des Thüringer Pfarrerssohnes Staps entging. Endlich wurde am 14. Oktober der Friede unterzeichnet.

Österreich trat an Frankreich alle auf dem rechten Ufer der Save gelegenen Länder, das Gebiet von Görz und von Montefeltro, Triest, die Krain und den Kreis Villach ab. Es erkannte die Vereinigung der illyrischen Provinzen mit dem französischen Reiche an sowie jede künftige Einverleibung italienischen, portugiesischen und spanischen Gebiets, die Eroberung oder diplomatische Kombinationen mit sich bringen konnten, und verzichtete unwiderruflich auf das Bündnis mit England, um dem Kontinentalsystem mit allen seinen Anforderungen beizutreten.

Man sieht, alles begann Napoleon entgegenzuwirken, aber noch vermochte ihm nichts zu widerstehen. Portugal hatte mit den Engländern gemeinschaftliche Sache gemacht. Er überschwemmte Portugal mit Truppen. Die Spanier hatten durch eine ungeschickte Schilderhebung ihre feindselige Gesinnung an den Tag gelegt: er nötigte Karl IV. abzudanken. Der Papst hatte Rom zum allgemeinen Stelldichein der Sendboten Englands gemacht; er behandelte den Papst wie einen weltlichen Souverän und setzte ihn ab. Die Natur verweigerte Josephine aus ihrer Ehe mit Napoleon Kinder: er heiratete die Tochter des österreichischen Kaisers, Marie Luise und erhielt von ihr einen Sohn. Holland war, trotz seiner Zusagen, ein Stapelplatz für englische Waren geworden: er setzte Ludwig ab und schlug dessen Königreich zu Frankreich.

Jetzt zählte der Kaiserstaat 130 Departements: er erstreckte sich vom britischen Ozean bis zu den Meeren Griechenlands, vom Tajo bis zur Elbe, und 120 Millionen Menschen einem einzigen Willen gehorsam, einer einzigen Gewalt unterworfen und auf ein und demselben Wege gefühlt, riefen in acht verschiedenen Sprachen: *Es lebe Napoleon!*

Der General ist im Zenit seines Ruhmes und der Kaiser auf dem Gipfel seines Glückes. Bisher haben wir ihn ohne Unterlaß emporsteigen sehen. Jetzt macht er halt und bleibt ein Jahr auf der Höhe seiner Herrlichkeit stehen; denn er muß ja wohl Atem schöpfen zum Abstieg.

Am 1. April 1810 heiratete Napoleon Marie Luise, die Erzherzogin von Österreich: elf Monate später verkündeten 101 Kanonenschüsse der Welt die Geburt eines Thronerben.

Eine der ersten Wirkungen von Napoleons Verbindung mit dem Hause Habsburg-Lothringen war eine Abkühlung zwischen ihm und dem Kaiser von Rußland, der ihm, wenn man Dr. O'Meara glauben darf, seine Schwester, die Großfürstin Anna, hatte anbieten lassen. Seit 1810 hatte Alexander, der Napoleons Kaiserreich wie einen schwellenden Ozean näher und näher auf sich zufluten sah, seine Armeen vermehrt und aufs neue Verbindungen mit Großbritannien angeknüpft. Das ganze Jahr 1811 verstrich mit fruchtlosen Unterhandlungen, die nach der Art, wie sie scheiterten, den neuen Ausbruch eines Krieges immer wahrscheinlicher machten. Daher begannen beide Teile zu rüsten, noch ehe er erklärt war. Preußen stellte nach dem Vertrag vom 24. Februar Napoleon 20 000 und Österreich nach dem vom 14. März 30 000 Mann. Italien und der Rheinbund trugen zu dem geplanten Unternehmen 25 000 und 80 000 Streiter bei. Endlich schied ein Senatsbeschluß die Nationalgarde für den inneren Dienst in drei Banne: davon stellte der erste zum aktiven Dienst bestimmte außer der Riesenarmee, die an den Niemen rückte, 100 Kohorten von je 1000 Mann zur Verfügung des Kaisers.

Am 9. März reiste Napoleon von Paris ab, indem er den Herzog von Bassano beauftragte, dem Gesandten des Zaren, Fürsten Kurakin, seine Pässe so lange als möglich vorzuenthalten. Dieser Befehl, der dem Anschein nach eine Friedenshoffnung übrigließ, hatte tatsächlich keinen andern Zweck, als Alexander über die wahren Gesinnungen seines Feindes so lange wie möglich in Ungewißheit zu lassen, damit dieser unversehens über die russische Armee herfallen und ihn überrumpeln könne. Napoleon hatte gewöhnlich diese Taktik verfolgt, die ihm, wie immer, so auch diesmal gelang. Daher begnügte sich der Moniteur anzuzeigen, daß der Kaiser Paris verlasse, um die große, an der Weichsel Vereinigte Armee zu besichtigen, und daß ihn die Kaiserin bis Dresden zum Zweck eines Besuchs bei ihrer erlauchten Familie begleiten würde.

Nachdem er dort vierzehn Tage verweilt und Talma und Fräulein Mars, wie er ihnen in Paris versprochen, vor einem Parterre von Königen hatte spielen lassen, verließ Napoleon Dresden und langte am 2. Juni in Thorn an. Am 22. verkündete er seine Rückkehr nach Polen durch folgenden Tagesbefehl aus dem Hauptquartier von Wilkowski:

»Soldaten, Rußland hat Frankreich ein ewiges Bündnis und England Krieg geschworen: es bricht heute seinen Eid und will keine Erklärung seines befremdenden Verhaltens geben, bevor nicht die französischen Adler über den Rhein zurückgegangen und damit unsere Verbündeten seiner Willkür überantwortet wären. So meint es denn, wir seien entartet? Sollten wir nicht mehr die Soldaten von Austerlitz sein? Es stellt uns die Wahl zwischen Schande und Krieg, und diese kann nicht zweifelhaft sein. Vorwärts! Laßt uns den Niemen überschreiten, tragen wir den Krieg auf Rußlands Boden! Die französische Armee wird dort Ruhm ernten. Der Friede, den wir schließen werden, soll dem unheilvollen Einflusse ein Ziel setzen, den das moskowitische Kabinett seit einem halben Jahrhundert auf die Angelegenheiten Europas ausübt.«

Die Armee, an die Napoleon diese Worte richtete, war die schönste, die zahlreichste und zugleich die stärkste, die er je befehligt hatte. Sie war in 15 Korps geteilt, jedes von einem Herzog, Fürsten oder Könige geführt, und bildete eine Masse von 400 000 Mann Infanterie, 70 000 Mann Kavallerie und von 1000 Feuerschlünden.

Drei Tage waren zum Übergang über den Niemen erforderlich: man wählte dazu den 23., 24. und 25. Juni.

Napoleon stand einen Augenblick still, gedankenvoll und unbeweglich auf dem linken Ufer dieses Flusses, wo ihm Kaiser Alexander drei Jahre vorher ewige Freundschaft geschworen hatte. Dann sagte er hinüberschreitend: »Das Verhängnis zieht die Russen hinab; mögen die Lose in Erfüllung gehen!«

Mit Riesenschritten begann er, wie immer, seinen Lauf; nach zweitägigem, wohl berechnetem Marsche war die völlig ahnungslose russische Armee auseinander gesprengt und ein ganzes Armeekorps von ihr abgetrennt.

Da ließ Alexander, der an den furchtbaren und entscheidenden Schlägen aufs neue die Gefährlichkeit dieses Gegners erkannte, diesem sagen, er sei zu Unterhandlungen bereit, wenn er das von seinen Truppen überschwemmte Gebiet räumen und an den Niemen zurückgehen wolle. Napoleon fand diesen Schritt so befremdend, daß er darauf nur mit seinem am andern Tag erfolgenden Einzug in Wilna antwortete. Hier blieb er 20

Tage, errichtete eine vorläufige Regierung, während ein Reichstag in Warschau zusammentrat, um sich mit der Wiederherstellung des Königreichs Polen zu beschäftigen, worauf er sich wieder zur Verfolgung der russischen Armee anschickte.

Am zweiten Marschtage wurde er sich mit Entsetzen über das von Alexander angenommene Verteidigungssystem klar. Die Russen hatten auf ihrem Rückzuge alles zerstört. Ernten, Schlösser und Hütten. Eine Armee von 500 000 Mann rückte in Wüsten vor. die ehemals nicht einmal Karl XII. und seine 20 000 Schweden hatten ernähren können.

Vom Niemen bis zur Wilna marschierte man beim Leuchten der Feuersbrünste, über Leichen und Trümmer. In den letzten Tagen des Juli langte die Armee zu Witebsk an, voll Erstaunen über einen Krieg, der keinem andern glich, in dem man auf keine Feinde stieß, und wo man, wie es schien, nur mit Dämonen der Vernichtung zu tun hatte. Napoleon selbst war, wie gesagt, ganz erstarrt über einen solchen Feldzugsplan, den er in seine Berechnungen nicht hatte aufnehmen können; er sah vor sich nichts als unermeßliche Wüsten, deren Ende er erst in einem Jahre erreicht hätte, und wo jeder Schritt, den er tat, ihn von Frankreich, von seinen Verbündeten, von allen seinen Hilfsquellen entfernte. In Witebsk angelangt, warf er sich niedergeschlagen auf einen Sessel, ließ sofort den Grafen Daru rufen und sagte ihm: »Ich bleibe hier, ich will mich hier wieder finden, hier meine Armee zusammenziehen, hier ihr Ruhe gönnen und Polen organisieren. Der Feldzug von 1812 ist beendigt, der von 1813 wird das übrige tun. Was Sie betrifft, mein Herr, sorgen Sie dafür, daß wir hier leben können, denn wir werden nicht die Torheit Karls XII. begehen.« – Dann fügte er, zu Murat gewendet, hinzu: »Pflanzen wir hier unsere Adler auf! Das Jahr 1813 wird uns in Moskau sehen. 1814 zu St. Petersburg, der Krieg mit Rußland dauert drei Jahre.«

Dies war wirklich der Entschluß, den Napoleon gefaßt zu haben schien. Aber jetzt stellte ihm Alexander, der seinerseits über die Untätigkeit erschreckt, endlich die Russen vor Augen, die ihm bisher wie Gespenster entschwunden waren. Wie ein Spieler durch den Klang des Goldes gelockt, kann sich Napoleon nicht länger halten und jagt ihnen auf der Ferse nach. Am 14. August ereilt und schlägt er sie bei Krasnoi; am 18. vertreibt er sie

aus Smolensk, das er brennend zurückläßt, und am 30. bemächtigt er sich Wjasmas, wo er sämtliche Magazine zerstört findet. Seitdem er den Fuß auf russischen Boden gesetzt hat, deutet alles auf den Ausbruch eines großen Volkskrieges.

Endlich erfährt Napoleon in dieser Stadt, daß die russische Armee ihren Befehlshaber gewechselt hat und sich anschickt, eine Schlacht in einer Stellung zu liefern, die sie in der Eile verschanzt. Kaiser Alexander hat soeben aus Rücksicht auf die öffentliche Stimmung, die die Unfälle des Krieges der schlechten Wahl seiner Generale beimißt, den Oberbefehl dem General Kutusoff, dem Besieger der Türken, übertragen. Wenn man dem allgemeinen Gerüchte glauben darf, so hat der Preuße Pfuel die ersten Unfälle des Feldzugs veranlaßt, und der Ausländer Barclay-de-Tolly hat sie mit seinem ewigen Rückzugssystem, das den reinen Moskowitern verdächtig erscheint, noch schlimmer gemacht. In einem Volkskriege kann nur ein Russe das Vaterland retten, und alle stimmen darin überein, vom Zaren bis zum letzten Sklaven, daß der Sieger von Rustschuck und der Friedensdiktator von Bucharest allein imstande ist, Rußland zu retten. Der neue General, seinerseits überzeugt, daß er, um sich die Gunst der Armee und der Nation zu erhalten, eher eine Schlacht liefern als uns nach Moskau vorrücken lassen muß, ist entschlossen, die Feinde in der Stellung, die er nahe bei Borodino innehatte, anzunehmen, nachdem er dort den 4. September 10 000 kaum organisierte Milizen aus Moskau an sich gezogen hat.

Am gleichen Tage stößt Murat zwischen Gjatsk und Borodino auf den General Konowitzin, der von Kutusoff beauftragt war, eine breite, von einer Schlucht gedeckte Hochebene zu behaupten. Konowitzin befolgt wörtlich den gegebenen Befehl und hält stand, bis die den seinen doppelt überlegenen Massen ihn rückwärts stoßen oder vielmehr hinabgleiten lassen; man folgt seiner Blutspur bis zu dem befestigten Kloster Kolostkoi. Dort sucht er noch einen Augenblick standzuhalten: aber von allen Seiten überflutet, ist er genötigt, sich wieder auf Golowino zurückzuziehen, das er indes nur flüchtigen Fußes durcheilen kann, denn unsere Vorhut dringt fast zugleich mit der russischen Nachhut in dieses Dorf ein. Einen Augenblick darauf erscheint Napoleon zu Pferd und überschaut von der Höhe, worauf er steht, die ganze Ebene. Die in Aschenhaufen verwandelten Dörfer, die

zertretenen Fruchtfelder, die mit Kosaken gespickten Gehölze beweisen ihm, daß die Ebene, die sich vor ihm ausdehnt, von Kutusoff zu seinem Schlachtfelde gewählt ist. Hinter dieser ersten Linie befinden sich drei Dörfer auf einer stundenlangen Linie; ihre durch Verhaue gehemmten, durch Baumstämme unzugänglich gemachten Zwischenräume wimmeln von Soldaten; die ganze russische Armee wartet hier; der letzte Beweis wird dadurch erbracht, daß sie vor ihrem linken Flügel nahe bei dem Dorfe Schwardino eine Schanze aufgeworfen hat.

Napoleon überschaut den ganzen Umkreis mit *einem* Blicke. Seit einigen Stunden folgt er auf beiden Ufern der Kaluga; er weiß, daß dieser Fluß bei Borodino eine Krümmung links hin bildet, und obgleich er die Höhen, die ihn zu dieser Abweichung zwingen, nicht sieht, vermutet er sie doch und begreift, daß sich hier die Hauptstellungen der russischen Armee befinden. Aber der Fluß, der die äußerste Rechte des Feindes deckt, läßt sein Zentrum und seinen linken Flügel offen: hier allein ist er verwundbar, hier also muß man ihn fassen. Aber zunächst gilt es, ihn von der Schanze zu vertreiben, die seinen linken Flügel wie mit einem Vorwerk deckt; von da aus wird man imstande sein, seine Stellung besser zu erkennen. Der General Compans erhält den Befehl, die Schanze zu nehmen: dreimal erstürmt er sie, dreimal wird er wieder hinausgeworfen: endlich dringt er ein viertes Mal ein und nimmt Stellung darin. Von hier aus kann endlich Napoleon ungefähr zwei Drittel des gesamten Schlachtfeldes überblicken. Der Rest des Tages vom 5. wird mit gegenseitigen Beobachtungen zugebracht. Von beiden Seiten bereitet man sich auf eine entscheidende Schlacht vor: die Russen bringen ihn einzig mit den Feierlichkeiten des griechischen Kultus hin und rufen in ihren Gesängen den heiligen Niewsky und seine allmächtige Hilfe an. Die Franzosen, an das *Te Deum* und nicht an Gebete gewöhnt, ziehen ihre Vorposten an sich, schließen ihre Massen zusammen, setzen ihre Waffen instand und verteilen ihre Artillerieparke an die bestimmten Plätze. Von beiden Seiten halten sich die Streitkräfte der Zahl nach das Gleichgewicht; die Russen haben 230 000 Mann und wir 225 000 Mann.

Des Kaisers Zelt steht hinter der italienischen Armee links von der großen Straße; die alte Garde stellt sich in Vierecken um sein Zelt auf; die Feuer werden angezündet; die der Russen bilden einen weiten regelmäßigen Halbkreis, die der Franzosen sind schwach, ungleich und zerstreut; den

verschiedenen Korps ist noch keine eigene Lagerstelle angewiesen, und es fehlt an Holz. Während der ganzen Nacht fällt ein kalter und feiner Regen; der Herbst meldet sich. Napoleon läßt den Fürsten von Neufchâtel elfmal wecken, um ihm Befehle zu erteilen, und jedesmal fragt er ihn, ob der Feind noch geneigt scheine standzuhalten; mehrmals hat ihn die Besorgnis, die Russen möchten ihm entrinnen, plötzlich aus dem Schlafe aufgestört, weil er das Geräusch ihres Aufbruches zu hören vermeinte; er hat sich getäuscht, und erst die Helle des Tages läßt den Feuerschein der feindlichen Biwaks erbleichen. Um 5 Uhr morgens steigt Napoleon zu Pferd und reitet, von der Dämmerung geschützt, mit einer schwachen Bedeckung auf halbe Schußweite die ganze feindliche Linie entlang.

Die Russen haben alle Höhen besetzt, sie kreuzen senkrecht die Moskauer Straße und den Hohlweg von Gorka, in dessen Grund ein kleiner Waldbach fließt, und sind zwischen der alten Smolensker Straße und der Moskwa eingeschlossen. Barclay de Tolly bildet mit 3 Infanterie- und 1 Kavalleriekorps den rechten Flügel, von der großen mit Bastionen versehenen Schanze bis zur Moskwa hin, Bagration mit dem siebenten und achten Korps den linken, von der großen Schanze bis an den Holzschlag, der sich zwischen Semenowskoë und Ustiza ausdehnt. So stark diese Stellung auch war, so war sie doch mangelhaft; der Fehler lag an dem General Bennigsen; der als Generalquartiermeister der Armee alle seine Aufmerksamkeit auf die von der Natur verteidigte Rechte verwendet und die Linke vernachlässigt hatte, während doch diese die schwache Seite war; zwar war sie von drei Schanzen gedeckt, aber zwischen diesen und der alten Straße von Moskau lag nur ein von einer Anzahl Jäger behaupteter Zwischenraum von 500 Ellen (an 1000 Meter).

Napoleons Plan ist folgender:

Er gewinnt mit seiner äußersten Rechten unter Poniatowskys Befehlen die Moskauer Straße, schneidet die feindliche Armee entzwei, und während Ney, Davoust und Eugen deren linken Flügel im Zaum halten, will er das ganze Zentrum und den rechten Flügel in die Moskwa zurückwerfen. Es ist dies der nämliche Plan wie bei Friedland: nur daß sich bei Friedland der Fluß im Rücken des Feindes befand und ihm allen Rückzug abschnitt, während hier die Moskwa an seiner Rechten vorbeifließt, und er, wenn er

sich zurückziehen will, hinter sich ein günstiges Terrain findet. Dieser Schlachtplan erlitt im Laufe des Tages eine Abänderung. Nicht mehr Bernadotte, sondern Eugen soll das Zentrum angreifen; Poniatowsky soll sich mit seiner ganzen Kavallerie zwischen den Holzschlag und die große Straße schieben und zu gleicher Zeit den äußersten linken Flügel angreifen, während ihn Davoust und Ney von vorn anfallen; Poniatowsky erhält zu diesem Zwecke außer seiner Kavallerie zwei Divisionen vom Korps Davoust. Diese Entziehung eines Teils seiner Truppen bringt die üble Laune des Marschalls auf den höchsten Grad, denn er hatte einen ihm unfehlbar scheinenden Schlachtplan vorgeschlagen und ihn verwerfen sehen müssen. Dieser Plan bestand darin, vor dem Angriff auf die Schanzen die Stellung zu umgehen und sich senkrecht am äußersten Ende des Feindes aufzustellen. Das Manöver war gut, aber gewagt, weil die Russen, wenn sie merken, daß sie abgeschnitten zu werden drohen, und im Fall der Niederlage keinen Ausweg haben, während der Nacht ihr Lager auf der Straße von Mosaisk verlassen und uns am andern Tag nichts als ein ödes, verlassenes Schlachtfeld und leere Schanzen hinterlassen können; dies fürchtete aber Napoleon gerade so sehr wie eine Niederlage.

Um 3 Uhr reitet Napoleon noch einmal aus, um sich zu versichern, daß nichts sich geändert hat; er kommt auf den Höhen von Borodino an und wiederholt dort, das Glas in der Hand, seine Beobachtungen. Obgleich ihn nur wenige Personen begleiten, wird er doch erkannt: ein Kanonenschuß, der einzige, der während dieses ganzen Tages gelöst wurde, fährt aus den russischen Linien, und die Kugel schlägt einige Schritte vom Kaiser nieder.

Um 4 ½ Uhr kehrt der Kaiser nach seinem Feldlager zurück, er trifft dort Herrn v. Bausset, der ihm Briefe von Marie Luise und das Porträt des Königs von Rom von Gerard überbringt. Das Porträt ist vor dem Zelt aufgestellt, und darum hat sich ein Kreis von Marschällen, Generalen und Offizieren gebildet.

»Nehmt dieses Porträt weg,« sagt Napoleon, »das hieße ihm allzufrüh ein Schlachtfeld zeigen.« In sein Zelt zurückgekehrt, diktiert Napoleon folgende Befehle:

»Während der Nacht sind zwei Schanzen gegenüber den vom Feind erbauten und im Laufe des Tags erkundeten, aufzuwerfen.

Die Schanze links wird mit 42 Feuerschlünden und die rechts mit 72 besetzt.

»Mit Tagesanbruch wird die rechte Schanze zu feuern anfangen, die linke wird anfangen, sobald sie auf der rechten schießen gehört hat.

Der Vizekönig läßt dann eine größere Zahl Plänkler, die ein wohlgenährtes Gewehrfeuer unterhalten, vorrücken. Das dritte und das achte Korps unter den Befehlen des Marschalls Ney werden ebenfalls einige Plänkler vorsenden.

Der Fürst von Eckmühl wird in seiner Stellung verbleiben.

Der Fürst Poniatowsky wird mit dem fünften Korps vor Tagesanbruch aufbrechen, so daß er die Linke des Feindes vor 6 Uhr morgens umgangen hat.

Ist die Schlacht begonnen, so wird der Kaiser seine Befehle nach den Erfordernissen der Lage erteilen.«

Nach Feststellung dieses Planes verteilt Napoleon seine Truppen derart, daß die Aufmerksamkeit des Feindes nicht zu sehr erweckt wird. Jeder erhält seine Verhaltungsbefehle, die Schanzen steigen empor, die Artillerie setzt sich in Stellung; mit Tagesanbruch sollen 120 Feuerschlünde mit Kugeln und Haubitzen die Werke überschütten, deren Wegnahme dem rechten Flügel aufgetragen ist.

Kaum kann Napoleon eine Stunde schlafen; jeden Augenblick läßt er fragen, ob der Feind noch da sei; verschiedene Bewegungen, die er ausführt, lassen zwei-, dreimal seinen Rückzug vermuten. Es ist aber nicht an dem; er macht nur seinen Fehler wieder gut, auf den Napoleon seinen ganzen Schlachtplan gebaut hat, indem er auf seine Linke das ganze Korps von Tutschkoff, das alle schwachen Punkte besetzt, hinüberbringt.

Um 4 Uhr tritt Rapp in das Zelt des Kaisers und trifft ihn die Stirn auf beide Hände stützend; er blickt auf.

»Nun? Rapp!« fragt er.

»Sire, sie sind noch da.«

..Das wird eine schreckliche Schlacht werden! Rapp, glauben Sie an den Sieg?«

»Ja, Sire, aber an einen blutigen.«

»Ich weiß das,« antwortete Napoleon: »aber ich habe 80 000 Mann, 20 000 werde ich verlieren und mit 60 000 in Moskau einziehen: die Nachzügler werden sich dort wieder anschließen, desgleichen die Marschbataillone, und wir werden stärker sein als vor der Schlacht.«

Man sieht, Napoleon hatte bei der Zahl seiner Streiter weder seine Garde noch seine Kavallerie mitgezählt: er ist fest entschlossen, die Schlacht ohne sie zu gewinnen, es soll ein Artilleriekampf sein.

In diesem Augenblick erschallt allgemeines Freudengeschrei: der Ruf: »Es lebe der Kaiser« durchfliegt die ganze Linie: bei den ersten Strahlen der Sonne hat man den Soldaten folgenden Tagesbefehl, einen der schönsten, offensten und gedrängtesten Napoleons, vorgelesen:

»Soldaten!

Da ist endlich diese Schlacht, nach der ihr so sehr verlangt habt: von nun an hängt der Sieg nur von euch ab: er ist notwendig; er wird uns Übelfluß verschaffen und gute Winterquartiere und eine schnelle Rückkehr ins Vaterland sichern. Seid die Soldaten von Austerlitz, Friedland, Witebsk und Smolensk, und die späteste Nachwelt soll von euch sagen, wenn sie von einem unter uns redet:

Er ist bei der großen Schlacht unter den Mauern Moskaus gewesen.«

Kaum hört das Rufen auf, so läßt Ney, der immer Ungeduldige, um die Erlaubnis bitten, den Kampf eröffnen zu dürfen. Alles greift sogleich zu den Waffen; jeder bereitet sich zu dem großen Schauspiel vor, das über das Schicksal Europas entscheiden soll. Die Adjutanten fliegen wie Pfeile nach allen Richtungen. Compans, der schon vor zwei Tagen so gut eingeleitet hat, soll sich längs dem Holzschlag einschieben, das Gefecht mit Wegnahme der Schanze, die der äußersten Linken der Russen zum Schutze dient, beginnen, und Davoust soll ihn unterstützen, indem er im Holzschlag selbst ungesehen vorwärts geht, während die Division Friant in Reserve bleibt. Sobald sich Davoust der Schanze bemächtigt hat, soll Ney staffelförmig vorrücken, um Semenowskoë zu erstürmen; seine Divisionen

haben bei Valutina sehr gelitten und zählen kaum 15 000 Streiter; 10 000 Westfalen sollen sie verstärken und die zweite Linie bilden, die junge und alte Garde die dritte und vierte. Murat hat seine Reiterei zu teilen. Links von Ney, dem feindlichen Zentrum gegenüber, wird Montbruns Korps stehen. Nansouti und Latour-Maubourg werden eine Stellung einnehmen, die ihnen gestattet, den Bewegungen unsers rechten Flügels zu folgen. Grouchy endlich soll den Vizekönig unterstützen, der, durch die von Davoust abgetrennten Divisionen Morand und Gerard verstärkt, zuerst Borodino wegnehmen, dort die Division Delzons zurücklassen und mit den drei übrigen, die Kaluga auf den in der Frühe geschlagenen drei Brücken überschreitend, die große, auf ihrem rechten Ufer angebrachte Schanze des Zentrums angreifen wird. Eine halbe Stunde reicht hin. diese Befehle zu überbringen: es ist 5 ½ Uhr morgens; die Schanze rechts eröffnet ihr Feuer, die links erwidert es, alles setzt sich in Bewegung, alles marschiert, alles geht vorwärts.

Davoust stürzt mit seinen beiden Divisionen vorwärts in den Kampf. Eugens linker Flügel, aus der Brigade Plausonne gebildet, der auf Beobachtung hätte stehenbleiben und mit dem Besitz von Borodino sich begnügen sollen, läßt sich, trotz dem Gegenbefehl seines Generals von blinder Hitze hinreißen, geht über das Dorf hinaus und stößt sich an den Höhen von Gorki, wo ihn die Russen von vorn und von der Seite zusammenschmettern. Da eilt das 92. Regiment dem 106. zu Hilfe, sammelt dessen Trümmer und führt es heraus, aber halbvernichtet und infolge des Falls seines Generals führerlos.

In diesem Augenblick wirft Napoleon, in der Voraussetzung, daß Poniatowsky Zeit gehabt hat, seine Bewegung auszuführen, Davoust auf die erste Schanze: die Divisionen Compans und Desaix folgen ihm, 30 Kanonen mit sich schleppend. Die ganze feindliche Linie blitzt auf gleich einer angezündeten Pulvermine.

Unser Fußvolk rückt vor, ohne einen Schuß zu tun, es eilt, das Feuer des Feindes zu überfallen und es ist zu ersticken. Compans wird verwundet; Rapp eilt an seine Stelle; er stürmt im Sturmschritt mit gefälltem Bajonett daher; im Augenblick, wo er die Schanze erreicht, fällt er, von einer Kugel getroffen, es ist seine zweiundzwanzigste Wunde. Ein dritter nimmt seinen

Platz ein und wird gleichfalls getroffen, Davousts Pferd fällt von einer Kanonenkugel, der Fürst von Eckmühl rollt in den Kot, man glaubt, er sei getötet, aber er steht wieder auf, steigt auf ein anderes Pferd und kommt mit einer Quetschung weg.

Rapp läßt sich vor den Kaiser tragen.

»Wie? Rapp,« ruft Napoleon, »schon wieder verwundet!«

»Immer, Sire,! Sie wissen, das ist meine Gewohnheit.«

»Was tut man da oben?«

»Wunder! Aber um fertigzumachen, bedürfte man der Garde.«

»Ich werde mich wohl hüten,« entgegnet Napoleon mit einer Bewegung, als schauderte ihn, »ich mag sie nicht zugrunde richten lassen; ich werde die Schlacht ohne sie gewinnen.«

Jetzt wirft sich Ney mit seinen 3 Divisionen in die Ebene und rückt, staffelförmig vordringend, an der Spitze der Division Ledru auf jene verhängnisvolle Schanze, die die Division Compans bereits ihre drei Generale gekostet hat: er nimmt sie von der linken Seite, während die Tapfern, die den Angriff begonnen, sie von der rechten ersteigen. Ney und Murat werfen die Division Razout auf die beiden andern Schanzen; eben ist sie auf dem Punkt, sich ihrer zu bemächtigen, als sie von den russischen Kürassieren angefallen wird. Ein Augenblick erwartungsvoller Ungewißheit! Das Fußvolk macht halt, aber weicht nicht zurück: Bruyères Reiterei kommt ihm zu Hilfe; die russischen Kürassiere werden geworfen: Murat und Razout dringen vor, und die Verschanzungen sind erstürmt.

Zwei Stunden sind während dieser Angriffe verflossen: Napoleon wundert sich, Poniatowskys Kanonen nicht zu hören und keine durch dessen Angriff hervorgerufene Bewegung zu bemerken. Inzwischen hat Kutusoff, der die gegen seinen linken Flügel bereitstehenden dichten Massen leicht zu entdecken vermocht, Bagawuts Korps dahin entsendet: eine seiner Divisionen marschiert nach Ustiza, die andere wirft sich in das Gehölz. In diesem Augenblick kommt Poniatowsky zurück, der den Weg durch den

Wald nicht hat finden können und nun von Napoleon auf die äußerste Rechte Davousts entsendet wird.

Übrigens ist die linke Seite der russischen Linie überwältigt und die Ebene offen, die drei Schanzen sind in Neys, Murats und Davousts Händen, aber Bagration beharrt in drohender Haltung und erhält Verstärkung über Verstärkung: man muß ihn schleunigst hinter die Schlucht von Semenowsko ë werfen, oder er kann wieder zum Angriff schreiten.

Was nur von grobem Geschütz in die Schanzen geschleppt werden kann, wird herbeigeführt, um ihre Bewegung zu unterstützen. Ney stürzt sich vorwärts, 15–20 000 Mann ihm nach.

Statt ihn aber zu erwarten, fliegt Bagration, der durch den Stoß überworfen zu werden fürchtet, an die Spitze seiner Linie und marschiert ihm mit gefälltem Bajonett entgegen. Die beiden Massen begegnen sich, das Handgemenge beginnt, man ficht Mann gegen Mann: es ist ein Duell zwischen 40 000 Soldaten. Bagration wird schwer verwundet, und die russischen Truppen, einen Augenblick ohne Führer, wenden sich zur Flucht. Da tritt Konownitzin an ihre Spitze, führt sie hinter die Schlucht von Semenowskoë zurück und zwingt durch eine gut aufgestellte Artillerie unsere heranstürmenden Kolonnen zum Stillstand. Murat und Ney sind erschöpft; beide haben übermenschliche Anstrengungen gemacht und lassen Napoleon um Verstärkung bitten. Der Kaiser läßt die junge Garde aufbrechen: aber fast in demselben Augenblick glaubt er, als er sein Augenmerk auf Borodino richtet und einige Regimenter von Eugens Soldaten durch Uwaroffs Kavallerie zurückgedrängt sieht, das ganze Korps des Vizekönigs sei auf dem Rückzug, und befiehlt der jungen Garde zu halten. Statt der jungen Garde schickt er Ney und Murat die ganze Reserveartillerie: 100 Kanonen enteilen im Galopp, um auf den eroberten Höhen Aufstellung zu nehmen.

Folgendes war der Verlauf der Dinge auf dem Flügel Eugens.

Nachdem er gegen eine Stunde durch das Gefecht der Brigade Plausonne aufgehalten worden war, überschritt der Vizekönig die Kaluga auf vier kleinen, vom Geniekorps geschlagenen Brücken. Auf dem andern Ufer rückt er eiligst in schräger Linie nach rechts hin, um die große zwischen

Borodino und Semenowskoë befindliche Schanze, die das feindliche Zentrum deckt, zu nehmen. Die Division Morand, die zuerst die Hochebene erreichte, schickt das 30. Regiment gegen die Schanze vor und rückt in tiefen Kolonnen zu seiner Unterstützung nach. Es sind alte Soldaten, die diese Kolonnen bilden, ruhig im Feuer wie auf der Parade, sie marschieren Gewehr im Arm und dringen, ohne einen Schuß zu tun in die Schanze trotz des fürchterlichen Feuers der ersten Linie von Paskewitsch. Aber dieser hat den Fall vorausgesehen und wirft sich mit der zweiten Linie auf die Flanken der Kolonnen, während Jermanoff mit einer Brigade der Garden zu seiner Unterstützung nachrückt. Wie sie den neuen Feind sieht, wendet die erste Linie ihre Front, und die Division Morand steht so mitten in einem Feuerdreieck. Sie macht kehrt und läßt den General Bonami und das 30. Regiment in der Schanze, wo Bonami fällt und die Hälfte des 30sten um ihn her. In diesem Augenblick hatte Napoleon einige Regimenter über die Kaluga zurückgehen sehen, darum seine Rückzugslinie bedroht geglaubt und seine junge Garde zurückgehalten.

Inzwischen hat Kutusoff den Moment benutzt, wo er Ney und Murat schwanken sieht. Während sie bemüht sind, ihre Stellungen zu halten, ruft der feindliche General alle seine Reserven und selbst die russische Garde seiner Linien zu Hilfe. Mit allen diesen Verstärkungen stellt Konownitzin, der den verwundeten Begration ersetzt, seine Linien wieder her. Sein rechter Flügel lehnt an der großen, von Eugen angegriffenen Schanze, sein linker berührt das Gehölz: 50 000 Mann scharen sich keilförmig und drücken vor, um uns zurückzudrängen: ihre Artillerie donnert, ihr Pelotonfeuer zischt, Stücke und Kugeln zerreißen unsere Reihen: Friants Soldaten, die in erster Linie stehen und von einem Kartätschenhagel überschüttet werden, zaudern, verwirren sich, ein Oberst reißt sein Pferd herum und befiehlt den Rückzug: aber Murat, der allgegenwärtige, ist hinter ihm, hält ihn an, faßt ihn am Kragen und fragt ihn mit dem Auge durchbohrend:

»Was machen Sie da?«

»Sie sehen ja, daß man hier nicht stehenbleiben kann!« antwortete ihm der Oberst, auf den von seinen Leuten bedeckten Boden weisend.

»Ei, zum Henker! Ich bleibe da, ich,« entgegnet Murat.

»Gut,« sagt der Oberst. »Soldaten, rechts um! Lassen wir uns totschießen!«

Und er nimmt mit seinem Regiment unter den Kartätschenkugeln seine Stellung wieder ein.

In diesem Augenblick entflammen sich unsere Schanzen, 80 neue Feuerschlünde speien auf einmal, die von Murat und Ney erwartete Verstärkung ist angelangt, zwar in anderer Gestalt, aber nur um so furchtbarer.

Nichtsdestoweniger setzen die dichten und tiefen in Bewegung gesetzten Massen des Feindes ihren Marsch fort. Wohl sieht man unsere Kugeln in ihren Reihen tiefe Furchen ziehen, ganz gleich, sie gehen vorwärts. Aber den Kugeln folgt die Kartätsche; von diesem eisernen Orkan zermalmt, suchen sich die feindlichen Reihen wieder zu bilden, aber doppelt fällt der Todesregen. Da halten sie, wagen nicht weiterzugehen und wollen doch keinen Schritt rückwärts tun. Entweder hören sie die Kommandostimme ihrer Generale nicht mehr, oder ihre Generale sind unfähig, mit so großen Massen zu manövrieren. und verlieren den Kopf. Wie dem auch sei, 40 000 Mann stehen zwei lange Stunden da und lassen sich vom Blitze zerschmettern: es ist ein schauderhaftes Gemetzel, eine endlose Zerfleischung. Endlich meldet man Ney und Murat, daß die Munition ausgeht. Die Sieger sind es, die zuerst müde werden.

Ney stürmt wieder vorwärts, seine rechte Linie dehnt sich, um die Linke des Feindes zu umgarnen. Murat und Davoust unterstützen diese Bewegung; Bajonett und Flinte zerstören, was der Artillerie entronnen ist, und die russische Armee hat keinen linken Flügel mehr. Die Sieger, die mit lauten Rufen nach der Garde verlangen, wenden sich nach dem Zentrum und eilen Eugen zu Hilfe, alles rüstet sich zum Angriff auf die große Schanze.

Montbrun. dessen Korps dem feindlichen Zentrum gerade gegenüber steht, drängt im Sturmschritt dagegen vor. Kaum hat er ein Viertel des Weges zurückgelegt, als ihn eine Kugel mitten entzweireißt. Caulaincourt ersetzt ihn: er stellt sich an die Spitze des fünften Kürassierregiments und stürzt sich auf die Schanze, indes zu gleicher Zeit die Divisionen Morand, Gerard und Bourcier, von den Weichsellegionen unterstützt, auf drei Seiten zumal

angreifen. Im Augenblick, wo er eindringt, fällt er tödlich verwundet: im gleichen Augenblick ist sein tapferes Regiment, das durch die hinter dem Werke aufgestellte Infanterie Ostermanns und der russischen Garde zusammengeschossen wird, zum Weichen gezwungen und zieht sich zurück, um, von unsern Kolonnen geschützt, sich wieder zu bilden. Aber jetzt stürmt auch Eugen an der Spitze seiner drei Divisionen auf die Schanze ein, nimmt sie und fängt den General Lichatscheff. Wahrend er sich noch darin festsetzt, wirft er Grouchys Korps auf die Trümmer der Bataillone Doktoroffs. Die russische Garde und die Gardereiter dringen gegen die unsrigen vor, und Grouchy wird zu einer rückgängigen Bewegung gezwungen. Aber diese Bewegung hat Belliard Zeit gegeben. 20 Kanonen zusammenzubringen, die bereits als Batterie in der Schanze stehen.

Da schließen sich die Russen mit schon bewiesener Hartnäckigkeit aufs neue zusammen, ihre Generale führen sie in den Kampf zurück, und sie rücken in geschlossenen Kolonnen an, um die Schanze, für deren Erwerb sie uns so teuer zahlen ließen, wiederzunehmen. Eugen läßt sie auf Schußweite kommen, dann enthüllt er seine 30 Stücke, die sich alle auf einmal entflammen. Die Russen wirbeln einen Augenblick, schließen ihre Reihen nochmals, und diesmal dringen sie bis zur Mündung der Kanonen vor und lassen sich zerschmettern. Eugen, Murat und Ney schicken Kurier auf Kurier an Napoleon; sie verlangen heftig nach der Garde. Die ganze feindliche Armee ist vernichtet, wenn Napoleon sie ihnen bewilligt. Auch Belliard, Daru, Berthier dringen in ihn.

»Und wenn es morgen eine zweite Schlacht gibt, mit wem soll ich sie liefern?«

Sieg und Schlachtfeld ist unser: aber wir können den Feind nicht verfolgen, der sich unter unserm Feuer zurückzieht, ohne das seine zu unterbrechen, und bald darauf haltmacht, um sich in einer zweiten Stellung zu verschanzen. Jetzt steigt Napoleon zu Pferde, reitet nach Semenowsko zu und besucht das ganze Schlachtfeld, wo noch von Zeit zu Zeit einige verlorene Kugeln einschlagen. Endlich ruft er Mortier und befiehlt ihm, die junge Garde vorzuschieben, aber den neuen Verhau, der ihn von dem Feinde trennt, nicht zu überschreiten; dann kehrt er unter sein Zelt zurück.

Um 10 Uhr nachts reitet Murat, der sich seit 6 Uhr morgens schlägt, herbei und meldet, daß der Feind in Unordnung über die Moskwa geht und ihm aufs neue zu entrinnen droht. Nochmals verlangt er die Garde, die kein Tagewerk getan hat, und mit der er die Russen einzuholen und ihnen den Rest zu geben verspricht. Aber Napoleon weigert sich diesmal, wie vorher, und läßt die Armee, die er so eilig aufgesucht hatte, entweichen. Am folgenden Tag war sie gänzlich verschwunden, und Napoleon war unbestrittener Herr des entsetzlichsten Schlachtfeldes, das vielleicht, solange die Welt steht, existiert hat. 60 000 Mann, davon ein Drittel Franzosen, lagen darauf; 9 Generale waren uns getötet und 34 verwundet worden. Unsere Verluste waren unermeßlich und ohne entsprechende Erfolge.

Am 14. September zog die Armee in Moskau ein. Aber alles sollte in diesem Kriege düster sein, selbst unsere Triumphe. Unsere Soldaten waren gewöhnt, in Hauptstädte und nicht in Totenstädte einzuziehen; Moskau schien ein unermeßliches Grab, überall öde und überall schweigend. Napoleon nahm seine Wohnung im Kreml, und die Armee verbreitete sich in der Stadt. Dann brach die Nacht herein.

Um Mitternacht wurde Napoleon durch den *Feuerlärm* aufgeweckt; blutrotes Leuchten drang bis zu seinem Bett. Er stürzte an sein Fenster; Moskau stand in Flammen: ein edler Herostrat – hatte Rostopschin seinen Namen verewigt und zugleich sein Vaterland gerettet.

Diesem Flammenozean, der wie die Flut heranschwoll, galt es zu entrinnen. Am 16. war Napoleon, von Trümmern umringt und vom Brand umschlungen, genötigt, den Kreml zu verlassen und sich auf das Schloß Petrowskoi zurückzuziehen. Hier beginnt sein Kampf mit den Generalen, die ihm raten, sich, solange es noch Zeit ist, zurückzuziehen und seine unheilbringende Eroberung aufzugeben. Bei dieser ihm fremden und ungewohnten Sprache wird er bedenklich und wendet seine Blicke abwechselnd nach Paris und St. Petersburg. Nur 150 Stunden trennen ihn von diesem, 800 von jenem; auf Petersburg marschieren, heißt seinen Sieg erweisen, nach Paris umlenken, seine Niederlage bekennen.

Währenddessen rückt der Winter heran, der nicht mehr rät, sondern befiehlt. Am 15., 16., 17. und 18. Oktober werden die Kranken über Mosaisk und

Smolensk abgeführt, am 22. verläßt Napoleon Moskau, und am 23. fliegt der Kreml in die Luft. Elf Tage lang geht der Rückzug ohne allzu große Unfälle vor sich, als auf einmal am 7. November der Thermometer von fünf bis auf achtzehn Grad unter den Gefrierpunkt fällt, und die 29. Kriegsdepesche vom 14. überbringt Paris die Nachricht von unerhörten, entsetzlichen Schrecknissen, denen die Franzosen keinen Glauben beimessen würden, hätte sie nicht ihr Kaiser selbst erzählt.

Von diesem Tage an geht ein Unstern auf, der den Glanz unserer größten Siege überbietet; man wird an einen Kambyses erinnert, der im Wüstensande versinkt, an einen Xerxes, der auf einer Barke über den Hellespont zurückflieht, an einen Varro, der die Trümmer des Heeres von Cannä nach Rom zurückführt. Von den 70 000 Reitern, die über den Niemen gesetzt hatten, kann man kaum 4 Kompagnien, jede zu 150 Pferden, bilden, um Napoleon als Begleitung zu dienen. Das ist die heilige Schar; die Offiziere nehmen darin den Rang gemeiner Soldaten ein, die Obersten sind Unteroffiziere. Generale Hauptleute. Sie hat einen Marschall zum Obersten, einen König zum General; und das Unterpfand, das ihr anvertraut ist, das Palladium, das sie bewahrt, ist ein Kaiser.

Und wollt ihr wissen, was aus dem Rest der Armee in diesen unermeßlichen grundlosen Steppen, zwischen Himmel und Schnee, der auf ihr Haupt fällt, und auf diesen beeisten Seen, die unter ihr brechen, geworden ist, so vernehmt:

»Generale, Offiziere und Soldaten, – alle marschierten in einem Haufen wirr durcheinander, das Übermaß des Elends ließ jeden Rang verschwinden, und Reiterei, Artillerie, Fußvolk, alles war nur eine unentwirrbare Masse.

Die meisten hatten einen Sack voll Mehl auf den Schultern und trugen an der Seite einen Napf an einer Schnur; andere schleppten am Zügel Schatten von Pferden, die mit Kochgeschirren und armseligen Vorräten beladen waren.

Diese Pferde bildeten selbst Mundvorräte, und zwar um so bessere, als man sie nicht zu tragen brauchte und sie, wenn sie fielen, sofort zur Nahrung bereiten konnte. Um sie zu zerstückeln, wartete man nicht einmal ihren

letzten Hauch ab; kaum lagen sie am Boden, so warf man sich darauf, um alle fleischigen Teile abzuziehen.

»Die Mehrzahl der Armeekorps war aufgelöst: aus ihren Trümmern hatte sich eine Menge kleiner, aus 8 bis 10 Köpfen bestehender Körperschaften gebildet, die zu gemeinsamem Marsche verbunden waren und sich in allem gegenseitig halfen.

Manche dieser Abteilungen besaßen ein Pferd, das ihr Gepäck, die Küchengeräte und den Mundbedarf trug; sonst war jedes Mitglied mit einem zu diesem Gebrauch bestimmten Quersack versehen.

Diese kleinen, vom Ganzen völlig gelösten Gemeinschaften führten ein Sonderdasein und stießen alles, was nicht zu ihnen gehörte, von ihrem Kreise zurück. Alle Individuen einer solchen Schutzfamilie marschierten enge aneinander und hüteten sich ängstlich vor jeder Trennung in der Masse. Wehe dem, der seine Abteilung verloren hatte: nirgends fand er einen Menschen, der sich im geringsten um ihn gekümmert und ihm irgendwie Beistand geleistet hätte. Überall wurde er mißhandelt und verfolgt: erbarmungslos verjagte man ihn von allen Feuern, auf die er kein Recht hatte, von allen Orten, wo er Zuflucht suchte. Und diese Hetze hörte nicht auf, bis es ihm gelungen war, die seinigen wiederzufinden. Napoleon sah mit eigenen Augen diese wahrhaft unglaubliche Masse von Flüchtlingen und zuchtlosen Menschen.

Man stelle sich, soweit dies möglich ist, 100 000 Unglückliche vor, die Schultern mit einem Quersack beladen und auf lange Stäbe gestützt, aufs absonderlichste mit Lumpen behangen, von Ungeziefer wimmelnd und allen Schrecknissen des Hungers preisgegeben. Man denke sich zu diesem Menschenhaufen, schon an sich einem Beweise des gräßlichsten Elends, noch die von so vielen Leiden zeugenden Gesichter hinzu: man vergegenwärtige sich diese blassen, von dem Kot der Biwaks bedeckten, von Rauch geschwärzten Menschengestalten mit hohlen erloschenen Augen, verworrenen Haaren, langem und stinkendem Bart: und doch wird man nur einen schwachen Schattenriß des Bildes haben, das die Armee darbietet.

Wir krochen mühsam, uns selber überlassen, in der Schneewüste auf kaum bemerkbaren Wegen durch Steppen hindurch und unendliche Fichtenwälder.

Hier unterlagen Unglückliche, an denen Krankheit und Hunger schon lange gezehrt, der Last ihrer Leiden und verendeten unter Folterqualen, eine Beute der grimmigsten Verzweiflung. Dort warf man sich mit Wut über den her, bei dem man Lebensmittel vermutete, und entriß sie ihm trotz seinem hartnäckigsten Widerstand und seinen gräßlichen Flüchen.

An einer Stelle hörte man das Geräusch der von den Pferden unter die Füße getretenen oder von den Wagenrädern zerquetschten Leichname, an einer andern das Schreien und Stöhnen der Opfer, denen die Kraft ausgegangen war, und die, auf dem Wege liegend und mit letzter Anstrengung gegen diesen entsetzlichen Tod ankämpfend, in Erwartung des Sterbens doppelt starben.

Dort wieder schlugen sich um das Aas eines Pferdes gierige Gruppen bei der Verteilung der Fetzen. Während die einen die äußeren fleischigen Teile abschnitten, gruben sich die andern bis zum Gürtel in die Eingeweide ein, um Herz und Leber herauszureißen.

Auf allen Seiten Unheil verkündende, entsetzte, durch Frostbeulen verstümmelte Gesichter! Mit einem Wort, überall Bestürzung, Schrecken, Hunger und Tod!

Um den Andrang dieser entsetzlichen Leiden, die auf unserem Haupte lasteten, auszuhalten, mußte man mit einer kraftvollen Seele und einem unerschütterlichen Mute ausgerüstet sein. Die unerläßliche Bedingung war, daß die moralische Kraft im selben Maße wuchs wie die Gefährlichkeit der Umstände. Sich durch den Anblick der beklagenswerten Szenen, deren Zeuge man war, angreifen lassen, hieß sich selbst verurteilen: man mußte sein Herz jedem Gefühl des Mitleids verschließen. Wer glücklich genug war, in seinem Innern eine hinlängliche Widerstandskraft gegen so viele Übel zu finden, der entwickelte die kälteste Fühllosigkeit und die unzerstörbarste Festigkeit.

Man sah solche Männer mitten unter dem Grausen, das sie umgab, ruhig und unerschrocken alle Wechsel ihrer Lage ertragen, alle Gefahren verachten und durch den ununterbrochenen Anblick des Todes, der sich ihnen unter den abscheulichsten Gestalten aufwies, sich daran gewöhnen, ihm ohne Schaudern wahrhaft ins Auge zu schauen.

Taub gegen die Schmerzensrufe, die von allen Seiten in ihr Ohr tönten, wendeten sie sich, wenn solch ein Unglücklicher neben ihnen zusammensank, kalt ab und setzten ohne die geringste Gemütsbewegung ihren Weg fort.

So blieben diese unglücklichen Opfer verlassen auf den Schneemassen; solange sie die Kraft hatten, hielten sie sich aufrecht, dann sanken sie allmählich zurück, ohne von irgendeinem menschlichen Wesen ein Trosteswort zu hören, ohne daß jemand die Pflicht gefühlt hätte, ihnen auch nur den geringsten Beistand zu leisten. Unaufhörlich marschierten wir mit großen Schlitten, stumm, zu Boden starrend, vorwärts und machten nur mit sinkender Nacht halt.

Von Ermattung und Hunger überwältigt, hatten wir auch dann noch keine Ruhe. Es galt, unter allen Umständen, wenn auch keine Wohnung, so doch wenigstens Schutz gegen die Härte des eisigen Windes zu finden. Man stürzte sich in die Häuser, in die Scheunen, die Gehöfte und jeden Bau, den man blicken konnte. In wenigen Augenblicken war man dermaßen darin eingepfropft, daß niemand mehr herein noch hinaus konnte. Wer inwendig keinen Platz mehr gewinnen konnte, machte sich vor der Tür, hinter den Mauern und in der Nähe zurecht. Die erste Sorge war, sich Holz und Stroh zu besorgen. Zu diesem Ende erkletterte man die benachbarten Häuser und nahm zuerst das Strohdach weg, und, wenn dies nicht zureichte, riß man Bretter und Balken von den Giebeln, und am Ende zerstörte man Stück für Stück, das ganze Haus, bis es dem Erdboden gleich war, trotz des Widerstands derer, die sich darein geflüchtet hatten und es nach Leibeskräften verteidigten. Wurde man nicht auf diese Weise aus den Hütten verjagt, wo man ein Asyl suchte, so riskierte man, darin von den Flammen verzehrt zu werden: denn oft warfen die, die nicht in das Haus eindringen konnten, Feuer hinein, um die darin befindlichen zu vertreiben.

Besonders geschah dies immer, wenn höhere Offiziere sich eines solchen nach der Vertreibung früherer Besitznehmer bemächtigt hatten.

So mußte man sich denn entschließen, die Nacht über zu kampieren. Zu dem Ende pflegte man oft, statt sich in die Häuser einzuquartieren, sie vom Giebel bis zum Grundstein zu schleifen und ihre Bestandteile mitten im Freien zu zerstreuen, um sich abseits Zufluchtsstätten zu bereiten. Hatte man sich solche, wie die Gelegenheit sie bot, verschafft, so zündete man Feuer an, und jedes Mitglied der kleinen Abteilung beeilte sich, bei der Bereitung des Nachtmahls zu helfen.

Während die einen Brei kochten, kneteten die andern Teig, den man in der Asche buk. Jeder zog aus seinem Zwerchsack gesammelte Pferdefleischschnitten und warf sie zum Braten unter die Kohlen.

Brei war die gewöhnlichste Nahrung. Aber was war das für ein Brei! Da man unmöglich Wasser herbeischaffen konnte, weil alle Quellen und Sümpfe bedeckt waren, ließ man in einem Kessel so viel Schnee zergehen, als man Wasser gewinnen wollte. Sodann rührte man in dieses Wasser, das schwarz und kotig war, eine Portion mehr oder minder grobes Mehl und ließ diese Mischung so lange einkochen, bis sie von breiiger Beschaffenheit war. Hierauf würzte man sie mit Salz oder warf in Ermangelung dessen 2–3 Patronen hinein, die ihm durch den Pulvergeschmack die abscheuliche Fadheit benahmen und ein dunkles Kolorit gaben, wodurch er nicht wenig an die schwarze Suppe der Spartaner erinnerte.

Während man diesen Kleister bereitete, legte man in schmale Streifen geschnittenes Pferdefleisch auf die Kohlen, das man gleichfalls mit Kanonenpulver würzte. Nach dem Genuß dieses Mahles schlief jeder, von Strapazen ermüdet und unter der Last seiner Leiden erliegend, fast augenblicklich ein, um am folgenden Morgen das gleiche Leben wieder zu beginnen.

Mit Tagesanbruch erhob sich, ohne daß irgendein Signal das Zeichen zum Aufbruch gegeben hätte, die ganze Masse von freien Stücken aus ihrem Biwak und bewegte sich weiter...

So verflossen zwanzig Tage. In ihrem Verlaufe hinterließ die Armee auf ihrem Pfade 200 000 Menschen und Kanonen. Dann mündete sie in die Beresina, wie ein Waldstrom in einen Abgrund.

Am 5. Dezember, während die Reste der Armee sterbend in Wilna lagen, reiste Napoleon auf die dringenden Bitten des Königs von Neapel, des Vizekönigs von Italien und seiner bedeutendsten Heerführer im Schlitten von Smorgoni nach Frankreich. Damals war die Kälte auf 27 Grad unter Null gestiegen.

Am 18. abends traf Napoleon in einem Gefährt am Tor der Tuilerien ein, das man ihm anfangs gar nicht öffnen wollte, weil ihn alle noch in Wilna vermuteten.

Am dritten Tage brachten die höchsten Behörden und Körperschaften des Reiches ihre Glückwünsche zu seiner Ankunft dar.

Am 12. Januar 1813 stellte ein Senatsbericht dem Kriegsminister 350 000 Rekruten zur Verfügung.

Am 10. März erfuhr man den Abfall Preußens.

Vier Monate lang war ganz Frankreich nur ein Waffenplatz.

Am 15. April verließ Napoleon Paris von neuem an der Spitze seiner jungen Legionen.

Am 1. Mai stand er bei Lützen, bereit, mit 250 000 Mann die verbündete russisch-preußische Armee anzugreifen. 200 000 Franzosen und 50 000 Sachsen, Bayern, Westfalen und Württemberger folgten wieder seinen Fahnen. Der Riese, den man niedergeschmettert glaubte, hatte sich wieder erhoben; Antäus war von der Mutter Erde wieder mit neuer Kraft begabt.

Wie immer, waren seine ersten Schläge furchtbar und entscheidend. Die verbündeten Armeen ließen auf dem Schlachtfelde von Lützen 13 000 Tote oder Verwundete und in den Händen der Sieger 2000 Gefangene. Die jungen Rekruten hatten sich mit dem ersten Schlage zu Veteranen erhoben und Napoleon sich ausgesetzt wie ein Unterleutnant.

Am folgenden Tag erließ er nachstehenden Tagesbefehl an seine Armee:

»Soldaten! Ich bin mit euch zufrieden, ihr habt meine Erwartung erfüllt. Die Schlacht von Lützen wird man über die Schlachten von Austerlitz, von Jena, von Friedland und über die an der Moskwa setzen. An einem einzigen Tage habt ihr die verräterischen Komplotte eurer Feinde zunichte gemacht. Wir werden die Tataren in ihre scheußlichen Himmelsstriche, die sie nicht verlassen sollen, zurückwerfen! In ihren eisigen Wüsten, dem Sitz der Sklaverei, der Barbarei und schnöder Verderbnis, wo der Mensch zum Tiere herabgewürdigt ist, sollen sie bleiben! Groß ist euer Verdienst um das gesittete Europa! Soldaten! Frankreich, Italien und Deutschland erstatten euch ihren Dank!«

Der Sieg bei Lützen öffnet dem sächsischen Könige wieder die Tore von Dresden. Am 8. Mai geht ihm die französische Armee dahin voraus, am 9. läßt der Kaiser eine Brücke über die Elbe schlagen, hinter die sich der Feind zurückgezogen hat. Am 20. erreicht und überwältigt er ihn in der verschanzten Stellung von Bautzen, am 21. setzt er den Sieg des vorigen Tages fort, und in diesen beiden Tagen, wo Napoleon die geschicktesten Manöver der Kriegskunst ausführt, verlieren die Russen und Preußen 18 000 Mann an Verwundeten und Toten und 3000 Gefangene.

Tags darauf werden in einem unglücklichen Gefecht der Nachhut dem General Bruyère beide Beine weggerissen, und zwei andere Generale fallen durch die gleiche Kanonenkugel.

Die verbündete Armee ist in vollem Rückzug, sie hat über die Neiße, den Queiß und den Bober gesetzt, durch das Gefecht bei Sprottau, wo ihr Sebastiani 22 Kanonen, 80 Artilleriewagen und 500 Gefangene abnimmt, noch zu größerer Eile getrieben. Napoleon folgt ihr auf der Ferse und gönnt ihr keinen Augenblick Ruhe; wo sie gestern lagerte, da lagern wir heute.

Am 29. erschienen der Graf Schuwalow, Adjutant des Kaisers von Rußland, und der preußische General Kleist bei den Vorposten, um einen Waffenstillstand zu verlangen.

Am 30. findet eine neue Zusammenkunft auf dem Schlosse von Liegnitz statt, jedoch ohne Erfolg.

Schon sinnt Österreich auf einen Wechsel in seiner Bündnisstellung. Um so lange als möglich neutral zu bleiben, hat es sich zum Vermittler angeboten und ist angenommen worden. Das Ergebnis seiner Vermittlung war ein zu Pläswitz am 4. Juni abgeschlossener Waffenstillstand.

Sofort versammelte sich ein Kongreß zu Prag, um über den Frieden zu unterhandeln: aber der Friede war unmöglich. Die verbündeten Mächte forderten eine Beschränkung des Kaiserreichs auf die Rhein-, Alpen- und Maasgrenze. Napoleon betrachtete dieses Ansinnen als eine Verhöhnung. Die Verhandlungen wurden abgebrochen, Österreich ging zur Koalition über, und der Krieg, der allein zu einer endgültigen Entscheidung führen konnte, begann aufs neue.

Abermals erschienen die Gegner auf dem Schlachtfelde. Die Franzosen standen mit 300 000 Mann, darunter 40 000 Reiter, auf dem rechten Ufer der Elbe, im Herzen Sachsens, die verbündeten Souveräne mit 500 000 Mann mit Einschluß von 100 000 Reitern, so daß sie sich sofort nach drei Richtungen, Berlin, Schlesien und Böhmen, wenden konnten.

Ohne sich durch diesen ungeheuren Zahlenunterschied beirren zu lassen, ergreift Napoleon mit gewohnter Blitzesschnelle die Offensive wieder. Er teilt seine Armee in drei Heerhaufen: der eine soll auf Berlin marschieren und gegen die Preußen und Schweden operieren, der zweite die Stellung bei Dresden behaupten, um die russische Armee in Böhmen zu beobachten, und mit der dritten marschiert er in Person gegen Blücher.

Blücher wird erreicht und geworfen: aber mitten im Treibjagen auf seine Feinde erfährt Napoleon, daß die 60 000 Franzosen, die er in Dresden gelassen hat, von 180 000 Alliierten angegriffen sind: er nimmt von seinem Armeekorps 35 000 Mann: während man ihn in der Verfolgung Blüchers begriffen glaubt, naht er mit Blitzesschnelle, tödlich wie der Blitz.

Am 29. August greifen die Alliierten Dresden von neuem an und werden geworfen. Am folgenden Tag wiederholen sie mit allen ihren Massen den Angriff, und ihre Massen werden gebrochen, zerrissen, vernichtet. Die ganze Armee, die unter den Augen des Kaisers Alexander ficht, ist einen Augenblick mit völliger Auflösung bedroht und vermag sich nur zu retten, indem sie 40 000 Mann auf dem Schlachtfelde zurückläßt.

In dieser Schlacht verliert Moreau beide Beine durch eine der ersten Kugeln, die von der Kaisergarde abgeschossen wurden, Napoleon selbst hatte das Geschütz gerichtet.

Jetzt tritt die gewöhnliche Rückwirkung ein. Am Tage nach dieser fürchterlichen Metzelei meldet sich ein österreichischer Agent in Dresden, der freundliche Worte überbringt. Aber indes man in den ersten Verhandlungen begriffen ist, erfährt man, daß die Schlesische Armee, die auf der Verfolgung Blüchers begriffen war, 25 000 Mann verloren hat, daß die gegen Berlin gesandte von Bernadotte geschlagen ist, daß endlich beinahe das ganze Korps des Generals Vandamme, der die Russen und Österreicher mit einem kaum zwei Drittel des Feindes zählenden Heere verfolgt, von dieser Masse, die in einem Augenblick des Anhaltens auf ihrer Flucht ihre Überlegenheit bemerkt hat, zurückgeworfen worden ist.

So beginnt der weltberühmte Feldzug von 1814, in dem Napoleon überall siegt, wo er persönlich ist, und überall besiegt wird, wo er nicht ist, schon im Jahre 1813. – Auf diese Nachrichten hin werden die Unterhandlungen abgebrochen.

Kaum von einem Krankheitsunfall, als dessen Anlaß man Gift vermutete, wiederhergestellt, marschiert Napoleon sogleich gegen Magdeburg. Seine Absicht ist, einen Seitensprung nach Berlin zu tun und sich der Stadt, nach dem Übergang über die Elbe, zu bemächtigen. Schon sind mehrere Korps bis Wittenberg gelangt, als ein Brief des Königs von Württemberg berichtet, daß Bayern die Partei gewechselt und ohne Kriegserklärung, ohne jede vorherige Mitteilung, seine Armee mit der österreichischen am Inn vereinigt habe, daß 80 000 Mann unter den Befehlen des Generals Wrede nach dem Rhein marschierten, daß endlich Württemberg, wenn auch fortwährend im Herzen seiner Allianz getreu, durch die Übermacht gezwungen worden ist, sein Kontingent dazu stoßen zu lassen. Innerhalb 14 Tagen werden 100 000 Mann Mainz einschließen.

Österreich hat das Beispiel des Abfalls gegeben, und das Beispiel ist eifrig befolgt worden.

Napoleons zwei Monate lang durchdachter Plan, auf den schon alles eingerichtet war, Festungen und Magazine, ist damit in einer Stunde

verändert. Statt unter dem Schutze der festen Plätze und Magazine von Torgau, Magdeburg, Wittenberg und Hamburg die Alliierten zwischen die Elbe und Saale zurückzuwerfen, statt den Krieg zwischen Elbe und Oder zu spielen, wo die französische Armee Glogau, Küstrin und Stettin besitzt, entschließt sich Napoleon zum Rückzug an den Rhein. Aber zuvor muß er die Verbündeten schlagen, um sie außerstand zu setzen, ihn auf seinem Rückzug zu verfolgen. Darum rückt er, statt vor ihnen zu fliehen, gegen sie an und trifft sie am 16. Oktober bei Leipzig. Franzosen und Alliierte stehen einander wieder gegenüber, die Franzosen mit 157 000 Streitern und 600 Kanonen, die Alliierten mit 350 000 Mann und einer doppelt so starken Artillerie als die unsrige.

An demselben Tage noch finden acht Stunden lang Kämpfe statt. Die französische Armee ist siegreich, aber ein Armeekorps, das von Dresden erwartet, um die Niederlage der Feinde zu vervollständigen, langt nicht an. Nichtsdestoweniger übernachten wir auf dem Schlachtfelde.

Am 17. erhält die russische und österreichische Armee Verstärkung, und am 18. greift sie nun ihrerseits an.

Vier Stunden lang wird der Kampf von den Franzosen ohne Nachteil ausgehalten, plötzlich aber gehen 30 000 Sachsen, die eine der wichtigsten Stellungen in der Schlachtlinie einnehmen, zu dem Feinde über und wenden 60 Feuerschlünde geradezu gegen uns. Alles scheint verloren, so unerhört ist dieser Abfall, so schrecklich diese Veränderung.

Napoleon eilt mit der Hälfte seiner Garde herbei, greift die Sachsen an, jagt sie vor sich her, nimmt ihnen einen Teil seiner Artillerie wieder ab und zerschmettert sie mit den von ihnen selbst geladenen Kanonen. Die Alliierten machen eine rückgängige Bewegung: sie haben in diesen zwei Tagen 150 000 Mann ihrer besten Truppen verloren. Auch diese Nacht noch schlafen wir auf dem Schlachtfelde.

Das grobe Geschütz hat, wenn auch nicht das Gleichgewicht ganz wiederhergestellt, doch wenigstens das große Mißverhältnis aufgehoben, und eine dritte Schlacht bietet sich unter günstigen Aussichten dar, als man Napoleon meldet, daß nur noch zu 16 000 Schüssen Munition vorhanden ist, nachdem man während der zwei letzten Schlachten 220 000 Schüsse

abgefeuert hat. Da tut es not, an den Rückzug zu denken. Der Erfolg beider Siege ist verloren: 50 000 Mann sind unnütz geopfert worden.

Um zwei Uhr morgens beginnt die rückgängige Bewegung in der Richtung nach Leipzig. Die Armee will sich hinter die Elster zurückziehen, um mit Erfurt, woher sie die notwendige Munition erwartet, in Verbindung zu stehen. Aber der Rückzug wird nicht so geheim ausgeführt, daß die verbündete Armee nicht darüber erwachte. Anfangs glaubt sie, es stehe ihr ein Angriff bevor, und setzt sich in Bereitschaft; doch bald erfährt sie die Wahrheit. Die siegreichen Franzosen ziehen sich zurück; sie weiß nicht warum, aber sie benutzt ihren Rückzug. Mit Tagesanbruch greifen die Alliierten unsere Nachhut an und dringen mit ihr in Leipzig ein. Unsere Soldaten kehren um, machen Front gegen den Feind, kämpfen Schritt für Schritt, um der Armee zum Übergang über die einzige Elsterbrücke, auf der der Rückzug stattfinden kann, Zeit zu verschaffen. Plötzlich hört man eine schreckliche Explosion; man stutzt, man erkundigt sich und erfährt, daß ein Sergeant ohne Befehl von seinem Chef die Brücke in die Luft gesprengt hat. 40 000 Franzosen, verfolgt von 200 000 Russen und Österreichern, sind durch einen reißenden Fluß von der Armee getrennt; sie müssen sich ergeben oder abschlachten lassen. Ein Teil ertrinkt, der andere begräbt sich unter den Trümmern der Ranstädter Vorstadt.

Am 20. gelangt die französische Armee nach Weißenfels und fängt an, sich ihrer Verluste bewußt zu werden. Der Fürst Poniatowsky, die Generale Vial, Dumoutier und Rochambeau sind ertrunken oder gefallen, der Fürst von der Moskwa, der Herzog von Ragusa, die Generale Souham, Campans, Latour-Maubourg und Friedrichs verwundet, der Prinz Emil von Darmstadt, der Graf Hochberg, die Generale Lauriston, Delmas, Roznieckі, Krasinski, Valory, Bertrand, Dorsenne, d'Etzko, Colomy, Bronikowski, Siwowitz, Malachowski, Rautenstrauch und Stockhorn in Gefangenschaft geraten. Wir haben in der Elster und in den Vorstädten 10 000 Tote, 15 000 Gefangene, 150 Kanonen und 500 Munitionswagen gelassen.

Was von Rheinbundstruppen noch übriggeblieben, das war auf dem Weg von Leipzig nach Weißenfels ausgerissen. – Zu Erfurt, wo sie am 25. anlangte, zählte die französische Armee, auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, nur noch ungefähr 80 000 Mann.

Am 28. erhält Napoleon in Schlüchtern genaue Aufschlüsse über die Bewegungen der österreichisch-bayrischen Armee; sie hat Eilmärsche gemacht und ist an den Main vorgerückt.

Am 30. steht sie vor Hanau in Schlachtordnung, uns den Weg nach Frankfurt zu verrammeln. Die französische Armee stößt auf sie, rückt ihr auf den Leib, tötet ihr 6000 Mann und setzt am 5., 6. und 7. November über den Rhein.

Am 9. ist Napoleon wieder in Paris.

Hier verfolgt ihn Abfall auf Abfall, der sich von außen immer mehr nach innen ausdehnt: nach Rußland Deutschland, nach Deutschland Italien, nach Italien Frankreich.

Die Schlacht von Hanau hatte zu neuen Konferenzen Veranlassung gegeben. Der Baron von St. Aignan, der Fürst von Metternich, der Graf Nesselrode und Lord Aberdeen waren in Frankfurt zusammengetreten. Napoleon sollte den Frieden erhalten, wenn er den Rheinbund aufgebe, Polen und den Elbdepartements entsage. Frankreich solle innerhalb seiner natürlichen Grenzen, der Alpen und des Rheins bleiben. Man werde dann in Italien eine Grenze ausmitteln, die uns vom Hause Österreich absondere.

Napoleon willigte in diese Grundlagen und ließ dem Senat und Gesetzgebenden Körper die Verhandlungsprotokolle vorlegen, mit der Erklärung, daß er bereit sei, die verlangten Opfer zu bringen. Der Gesetzgebende Körper, der damit unzufrieden war, daß ihm Napoleon einen Präsidenten gesetzt, ohne ihm vorher Kandidaten vorgeschlagen zu haben, ernannte eine Kommission von fünf Mitgliedern zur Prüfung dieser Protokolle. Diese fünf durch ihre Opposition gegen das kaiserliche System bekannten Berichterstatter waren die Herren Lainé, Galloig, Flaugergues, Raynouard und Maine de Biran. Sie verfaßten ein Schriftstück, in dem sie das seit elf Jahren vergessene Wort *»Freiheit«* wieder anwandten. Napoleon zerriß das Schriftstück und entließ den Gesetzgebenden Körper. Während dieser Zeit enthüllten sich die wahren Absichten der verbündeten Herrscher trotz aller täuschenden Protokolle. Wie bei Prag hatten sie nur Zeit gewinnen wollen; von neuem brachen sie die Konferenzen ab, mit der Vertröstung auf einen baldigen Kongreß zu Chatillon an der Seine. Das war

eine Herausforderung und ein Hohn zugleich. Napoleon nahm die erstere an und rüstete sich, den zweiten zu rächen. Am 25. Januar 1814 verließ er Paris und übergab Gemahlin und Sohn dem Schutz der Offiziere der Nationalgarde.

An allen Enden wurde das Kaiserreich angegriffen. Die Österreicher drangen in Italien vor, die Engländer hatten die Bidassoa überschritte und zeigten sich auf dem Kamm der Pyrenäen. Schwarzenberg drang mit der großen, 150 000 Mann starken Armee durch die Schweiz ein, Blücher hatte mit 130 000 Preußen Frankfurt besetzt; Bernadotte überzog Holland und nahm Belgien mit 100 000 Schweden und Sachsen. 700 000 Krieger, die durch ihre Niederlagen in der großen napoleonischen Kriegsschule ausgebildet waren, schritten, alle festen Plätze umgehend, gegen das Herz Frankreichs vor mit der einzigen Losung: Paris! Paris!

Napoleon steht allein gegen eine ganze Welt. – Diesen zahllosen Massen hat er kaum 150 000 Mann entgegenzustellen. Aber er hat, wenn auch nicht das Vertrauen, so doch das Genie seiner jungen Jahre wiedergefunden; der Feldzug von 1814 soll sein strategisches Meisterstück sein.

Mit einem Blicke hat er alles gesehen, alles umfaßt, und, soweit es in der Macht eines Menschen steht, für alles gesorgt. Maison ist beauftragt, Bernadotte in Belgien aufzuhalten, Augereau soll den Österreichern nach Lyon entgegenziehen, Soult die Engländer hinter der Loire festhalten, Eugen Italien verteidigen; er selbst will Blücher und Schwarzenberg auf sich nehmen.

Er wirft sich zwischen beide mit 60 000 Mann, fliegt von einer Armee zur andern, zerschmettert Blücher bei Champaubert, Montmirail, bei Château-Thierry und bei Montereau. In zehn Tagen hat Napoleon fünf Siege davongetragen, und die Alliierten haben 90 000 Mann verloren.

Jetzt werden neue Unterhandlungen zu Chatillon an der Seine angeknüpft; aber die verbündeten Souveräne steigern ihre Forderungen mehr und mehr und schlagen unannehmbare Bedingungen vor. Nicht nur Napoleons Eroberungen sollen aufgegeben, sondern die Grenzen der Republik mit denen der alten Monarchie vertauscht werden.

Napoleon antwortete mit einem jener Löwensprünge, die ihm eigen waren. Er schwang sich von Mery an der Seine nach Craonne, von Craonne nach Rheims, von Rheims nach St. Dizier. Wo immer er den Feind trifft, da jagt er ihn, da wirft er ihn, da zerschmettert er ihn. Aber in seinem Rücken schlicht sich der Feind wieder zusammen, und immer geschlagen dringt er immerfort vor.

Überall, wo Napoleon nicht ist, fehlt auch sein Glück. Die Engländer sind, in Bordeaux eingezogen, die Österreicher besetzen Lyon, die mit den Trümmern der Blücherschen vereinigte belgische Armee erscheint wieder in seinem Rücken. Seine Generale sind ohne Tatkraft, müde und matt. Mit Ordensbändern verbrämt, von Titeln erdrückt, von Gold erstickt, mögen sie sich nicht mehr schlagen. Dreimal entrinnen ihm die Preußen, die er in seiner Gewalt zu haben vermeint; das erstemal auf dem linken Ufer der Marne infolge eines plötzlichen Frostes, der die Moräste, in denen sie zugrunde gehen sollten, festmacht; das zweitemal an der Aisne infolge der Übergabe von Soissons, die ihnen einen Ausweg nach vorn öffnet, in demselben Augenblick, wo sie nicht mehr zurückweichen können, endlich zu Craonne infolge der Nachlässigkeit des Herzogs von Ragusa, der sich durch einen nächtlichen Überfall einen Teil seines Heergerätes wegnehmen läßt. Diese düstern Vorzeichen entgehen Napoleon nicht; er fühlt, daß Frankreich – trotz seiner Anstrengungen – seinen Händen entgleitet. Ohne Hoffnung, einen Thron darin zu behaupten, will er mindestens ein Grab darin erringen und tut, aber vergeblich, alles mögliche, um sich bei Arcis an der Aube und St. Dizier erschießen zu lassen. Kugeln und Geschosse sind mit ihm im Bunde.

Am 29. März meldet man ihm zu Troyes, wohin er Winzingerode verfolgt hat, daß die Preußen und Russen in geschlossenen Kolonnen auf Paris marschieren.

Augenblicklich bricht er auf, langt am 1. April zu Fontainebleau an und erfährt, daß Marmont am Tage zuvor, abends fünf Uhr, kapituliert hat. und die Verbündeten seit dem Morgen die Hauptstadt besetzen.

Drei Wege blieben ihm übrig.

Er hat noch 50 000 Soldaten, die tapfersten und ergebensten auf der Welt, unter seinen Befehlen. Um ihrer Treue sicher zu sein, brauchte er nur die alten Generale, die alles zu verlieren hatten, durch die jungen Obersten, die alles zu gewinnen hatten, zu ersetzen. Auf seinen noch immer machtvollen Ruf konnte die Bevölkerung aufstehen, aber dann – war Paris geopfert; denn die Verbündeten hätten es bei ihrem Rückzug verbrannt; aber nur ein Volk wie die Russen läßt sich durch ein solches Mittel retten.

Der zweite Weg war, Italien zu gewinnen, indem er die 25 000 Mann Augereaus, die 18 000 des Generals Grenier, die 15 000 des Marschalls Sujet und die 40 000 des Marschalls Soult an sich zog. Aber dieser Ausweg führte zu keinem Erfolg. Frankreich blieb von dem Feinde besetzt, und es konnte ihm daraus das größte Unheil entstehen.

Als drittes blieb die Möglichkeit, sich hinter die Loire zurückzuziehen und einen Guerillakrieg zu führen.

Die Verbündeten kamen seiner Unentschlossenheit durch die Erklärung zu Hilfe, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis des allgemeinen Friedens sei.

Diese Erklärung ließ ihm nur die beiden Wege offen, wie Hannibal aus dem Leben zu scheiden oder wie Sulla vom Throne zu steigen.

Er versuchte, heißt es, den ersten; aber Tabanis' Gift war kraftlos.

Da entschloß er sich zum zweiten und schrieb auf einen heute verlorenen Papierstreifen vielleicht die bedeutsamsten Linien, die je eine Menschenhand gezogen hat:

»Da die verbündeten Mächte verkündet haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis zur Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Eide getreu, daß er für sich und seine Erben dem Throne Frankreichs und Italiens entsagt, weil es kein persönliches Opfer, und wäre es das Opfer des Lebens selbst, gibt, das er nicht für Frankreich zu bringen bereit wäre.«

Ein Jahr lang schien die Welt verwaist.

Napoleon auf der Insel Elba.

Napoleon war König der Insel Elba.

Als er die Herrschaft der Welt verlor, hatte er anfangs nichts behalten wollen als sein Unglück. »Ein kleiner Taler des Tags,« hatte er gesagt, »und ein Pferd – das ist alles, was ich brauche.« Darum hatte er, statt Italien, Toskana, Korsika zu wählen, die Augen auf den kleinen Winkel der Erde geworfen, wo wir ihn wiederfinden, und auch dies nur auf dringende Bitten seiner Umgebung.

Aber während er die eigenen Interessen vernachlässigte, hatte er einen langen Kampf für die Rechte seiner Begleiter geführt.

Es waren dies die Generale Bertrand und Drouot, der eine Großmarschall des Palastes, der andere Adjutant des Kaisers; es war der General Cambronne, Major im ersten Regiment der Gardejäger; es waren der Baron Jermanowski, Major der polnischen Lanciers; der Ritter Malet; die Artilleriehauptleute Cornuel und Raoul; die Infanteriehauptleute Loubers, Lamourette, Hureau und Combi, endlich die Hauptleute bei den polnischen Lanciers Balinski und Schoultz.

Diese Offiziere befehligten 400 ausgewählte Grenadiere und unberittene Jäger der alten Garde, die die Erlaubnis erhalten hatten, ihren alten Kaiser in die Verbannung zu begleiten. Für den Fall ihrer Rückkehr nach Frankreich hatte Napoleon für sie die Beibehaltung ihrer Bürgerrechte ausbedingen lassen.

Man schrieb den 13. Mai 1814. als die Fregatte The Undaunted um 6 Uhr abends auf der Reede von Portoferrajo Anker warf.

General Dalesme, der dort noch im Namen Frankreichs befehligte, begab sich augenblicklich an Bord, um Napoleon ehrfurchtsvoll zu bewillkommnen.

Graf Drouot, der zum Gouverneur der Insel ernannt worden war, begab sich ans Land, um sich in dieser Eigenschaft anerkennen und die Forts von Portoferrajo übergeben zu lassen. Baron Jermanowski begleitet ihn, um die Stelle eines Platzkommandanten einzunehmen, während Ritter Baillon als Palastverwalter für die Wohnung Seiner Majestät zu sorgen hatte.

Noch am gleichen Abend begaben sich alle Behörden, die Geistlichkeit und die bedeutendsten Einwohner aus freien Stücken in Vertretung der Einwohnerschaft an Bord der Fregatte und wurden bei dem Kaiser vorgelassen.

Am folgenden 4. trug in der Frühe eine Truppenabteilung die Fahne mit dem neuen Wappen, das sich der Kaiser gewählt hatte, in die Stadt; es war das der Insel, nämlich ein Silbergrund mit roter Einfassung und drei goldene Bienen darauf. Sogleich wurde sie auf dem Fort Etoile unter Geschützbegrüßung aufgepflanzt; auch die englische Fregatte begrüßte sie sowie alle Schiffe, die im Hafen lagen.

Gegen 2 Uhr betrat Napoleon mit seinem ganzen Gefolge das Land. In dem Augenblick, als er den Fuß auf den Boden der Insel setzte, wurde er von 101 von der Artillerie des Forts gelösten Kanonenschüssen begrüßt, worauf die englische Fregatte mit 24 Schüssen und den Hochrufen ihrer ganzen Mannschaft antwortete.

Der Kaiser trug die Uniform eines Obersten der berittenen Jäger der Garde: er hatte an seinem Hute die rot und weiße Kokarde der Insel mit der dreifarbigen vertauscht.

Vor seinem Einzuge in die Stadt wurde er von den Behörden, der Geistlichkeit und den angesehensten Bürgern, mit dem Bürgermeister an der Spitze, der ihm die Schlüssel von Portoferrajo auf einer silbernen Platte überreichte, empfangen. Die Truppen der Garnison standen unter Waffen und bildeten Spalier. Hinter ihnen drängte sich die ganze Bevölkerung, nicht bloß der Hauptstadt, sondern auch anderer Städte und Dörfer, die von allen Ecken und Enden der Insel herbeigeströmt war. Sie konnten nicht glauben, daß sie, arme Fischer, den Mann zum Könige haben sollten, dessen Macht, Namen und Taten die Welt erfüllt hatten. Napoleon war dabei heiter, freundlich und beinahe fröhlich.

Nachdem er dem Bürgermeister geantwortet hatte, begab er sich mit seinem Gefolge in die Kathedrale, wo man das *Te Deum* sang. Sodann verfügte er sich nach dem Austritt aus der Kirche in das Haus des Bürgermeisters, das ihm vorläufig zur Wohnung bestimmt war. Abends war die Stadt und der Hafen durch die Einwohner von freien Stücken erleuchtet.

Am nämlichen Tage veröffentlichte General Dalesme folgende von Napoleon abgefaßte Bekanntmachung:

»Bewohner der Insel Elba!

Die Wechselfälle des Lebens haben den Kaiser Napoleon in eure Mitte geführt: seine eigene Wahl gibt ihn euch zum Herrscher. Vor dem Eintritt in eure Mauern hat euer neuer Monarch folgende Worte an mich gerichtet, die ich mich beeile, euch kundzutun, weil sie die Bürgschaft eures künftigen Glückes sind.

»General« sagte der Kaiser zu mir, »ich habe meine Rechte dem Interesse des Vaterlandes geopfert und mir als mein Reich und Eigentum nur die Insel Elba vorbehalten. Alle Mächte haben hierzu ihre Zustimmung gegeben. Indem Sie die Bewohner mit diesem Stand der Dinge bekannt machen, sagen Sie ihnen, daß ich diese Insel zu meinem Aufenthalt gewählt habe wegen der Sanftheit ihrer Sitten und ihres Klimas: versichern Sie ihnen, daß sie stets der Gegenstand meines lebhaften Wohlwollens sein werden.«

Bewohner Elbas, solche Worte bedürfen keiner Erläuterung, sie werden euer Glück begründen. Des Kaisers Urteil ist treffend: ich bin euch diese Anerkennung schuldig und gebe sie euch.

Bewohner Elbas, ich werde bald von euch scheiden, und dieses Scheiden wird mir wehe tun: aber der Gedanke an euer Glück versüßt mir das Bittere meines Scheidens, und wo ich auch immer sein werde, überall werde ich das Andenken an die Tugenden der Bewohner der Insel Elba bewahren.

Dalesme.«

Die 400 Grenadiere langten am 26. Mai an, und am 28. zog General Dalesme mit der alten Besatzung ab. So war die Insel völlig ihrem neuen Beherrscher übergeben.

Napoleon konnte nicht lange untätig bleiben. Nachdem er die ersten Tage den notwendigsten Geschäften, die mit der Besitzergreifung verbunden waren, gewidmet hatte, stieg er am 18. Mai zu Pferde und besuchte alle Teile der Insel. Er wollte sich selbst von dem Stande des Ackerbaus überzeugen, und was sonst zum mehr oder minder sicheren Ertrag der Insel beitrage, wie Handel, Fischfang. Ausbeutung von Marmor und Metall. Mit besonderer Aufmerksamkeit nahm er die Brüche und die Bergwerke, die ihren Hauptreichtum ausmachen, in Augenschein.

Nachdem er alles bis auf das letzte Dorf besichtigt und überall den Bewohnern Beweise seiner Fürsorge gegeben hatte, kehrte er wieder nach Portoferrajo zurück und beschäftigte sich damit, seinen Hof zu organisieren und die öffentlichen Einkünfte für die dringendsten Bedürfnisse anzuwenden. Diese Einkünfte flossen aus Eisenminen, von denen man jährlich eine Million ziehen konnte; aus dem Thunfischfang, der für 4–500 000 Franken verpachtet wurde; aus Salinen, deren Benutzung fast die gleiche Summe ergeben konnte, endlich aus Grundsteuern und einigen Zöllen. Alle diese Einnahmen, nebst den zwei Millionen, die er sich vorbehalten hatte, konnten ihm jährlich ungefähr 4 ½ Millionen bringen. Napoleon sagte oft, er sei niemals so reich gewesen.

Das Rathaus hatte er gegen eine hübsche bürgerliche Wohnung, die er pomphaft seinen Stadtpalast nannte, vertauscht. Dieses Haus lag auf einem Felsen zwischen dem Fort Falcone und dem Fort Etoile in einer Bastion. Mühlenbastion genannt, und bestand aus zwei Pavillons und einem Hauptgebäude, das beide verband. Von seinen Fenstern aus übersah man die zu den Füßen gelegene Stadt und den Hafen so genau, daß keine neue Erscheinung dem Auge des Herrn entgehen konnte.

Sein Landpalast stand in San Martino. Vor seiner Ankunft war dies nur eine Hütte, die er neu aufbauen und mit Geschmack möblieren ließ. Indes übernachtete dort der Kaiser nie, es war nichts als das Absteigequartier auf seinen Spazierritten. Am Fuße eines sehr hohen Berges, von dem ein Waldbach herabrauschte, inmitten einer Wiese gelegen, bot es eine Aussicht

über die ganze amphitheatralisch gebaute Stadt, auf den Hafen darunter sowie am fernen Horizont, über die dampfende Oberfläche des Meeres hinweg, auf die Gestade Toskanas.

Nach Verlauf von 6 Wochen langte die Kaiserinmutter auf der Insel Elba an und einige Tage darauf Prinzessin Pauline. Diese war zum Kaiser nach Frejus gekommen und hatte sich mit ihm einschiffen wollen; aber sie war damals so leidend, daß der Arzt sich widersetzt hatte. Der englische Kapitän hatte sich aber verpflichtet, zurückzukehren und die Prinzessin an einem bestimmten Tage zu holen. Da dieser Tag verflossen war, ohne daß die Fregatte erschien, so bediente sich die Prinzessin eines neapolitanischen Schiffs, um ihre Überfahrt zu bewerkstelligen. Sie blieb nur zwei Tage und reiste dann nach Neapel ab; aber am ersten November kehrte sie auf der Brigg L'Inconstant zurück, um den Kaiser nie mehr zu verlassen.

Man kann sich denken, daß Napoleon, aus dem Zustand größter Tätigkeit in völlige Ruhe versetzt, das Bedürfnis hatte, sich regelmäßige Beschäftigung zu schaffen. So füllte, er auch alle seine Stunden regelmäßig aus. Mit dem Tage stand er auf, schloß sich in seine Bibliothek ein und arbeitete bis 8 Uhr morgens an seinen militärischen Memoiren. Dann ging er aus, um die öffentlichen Arbeiten zu besichtigen, blieb stehen, um an die Arbeiter, die sämtlich Soldaten seiner Garde waren, Fragen zu richten. Gegen 11 Uhr nahm er sein sehr bescheidenes Frühstück. In der Zeit der größten Hitze schlief er, wenn er viel gelaufen war oder gearbeitet hatte, nach dem Frühstück ein bis zwei Stunden und machte regelmäßig um 3 Uhr, sei es zu Pferde oder im Wagen, vom Großmarschall Bertrand und dem General Drouot begleitet, einen Ausflug. Unterwegs hörte er alle Gesuche an, die man da an ihn richten konnte, und ließ nie jemand unbefriedigt. Um 7 Uhr kehrte er zurück, speiste mit seiner Schwester, die das erste Stockwerk seines Stadtpalastes bewohnte, zu Mittag und zog bald den Intendanten der Insel, bald Herrn von Balbiani, bald den Kammerherrn Vantini, bald den Maire von Portoferrajo, bald den Hauptmann der Nationalgarde, mehrmals auch die Maires von Portolongone und von Rio zur Tafel.

Was die Kaiserinmutter betrifft, so bewohnte sie ein besonderes Haus, das ihr der Kammerherr Vantini abgetreten hatte.

Indessen war die Insel Elba für alle Neugierigen Europas ein Reiseziel geworden, und bald wurde der Zudrang der Fremden so groß, daß man Maßregeln ergreifen mußte, um die bei der Anhäufung so vieler Fremden, darunter einer guten Anzahl Abenteurer, die ihr Glück machen wollten, unvermeidlichen Schwierigkeiten abzustellen. Die Erzeugnisse des Bodens reichten bald nicht mehr aus, und man mußte sich Lebensmittel vom Kontinent verschaffen; der Handel von Portoferrajo nahm dadurch zu, und diese Zunahme hob den allgemeinen Wohlstand.

So war Napoleon selbst in der Verbannung eine Quelle des Wohlstandes für das Land, das ihn besaß. Bis zu den letzten Klassen der Gesellschaft machte sich dieser Einfluß wohltätig bemerkbar; es war, als umgebe die Insel ein neuer Luftkreis.

Unter diesen Fremden waren die Engländer am zahlreichsten; sie schienen den höchsten Wert darauf zu legen, ihn zu sehen und zu hören. Napoleon empfing sie seinerseits wohlwollend. Lord Bentinck, Lord Douglas und mehrere andere Herren des hohen Adels nahmen eine wertvolle Erinnerung an die Art, wie sie aufgenommen worden waren, nach England mit.

Von allen Besuchen, die der Kaiser empfing, blieben die angenehmsten die einer großen Zahl von Offizieren aller Nationen, Italiener, Franzosen, Polen, Deutsche, die ihm ihre Dienste anboten. Er antwortete, daß er weder Stellen noch Grade für sie zu vergeben habe. – »Gut, wir dienen als Soldaten!« sagten sie. Und fast immer nahm er sie unter seine Grenadiere auf. Diese Verehrung seines Namens schmeichelte ihm am meisten.

Der 15. August, der Geburtstag des Kaisers, brach an. Er wurde mit schwer zu beschreibendem Freudentaumel gefeiert, was für Napoleon, der an offizielle Feste gewöhnt war, ein ganz neues Schauspiel sein mußte. Die Stadt gab dem Kaiser und seiner Garde einen Ball; auf dem großen Platz wurde ein weites, schön verziertes Zelt errichtet, und Napoleon befahl, es auf allen Seiten offen zu lassen, damit das ganze Volk am Feste teilnehme.

Was man allenthalben an öffentlichen Arbeiten unternahm, ist unglaublich. Zwei italienische Architekten, die Herren Bargini, ein Römer, und Bettarini, ein Toskaner, entwarfen die Pläne dazu, aber fast jedesmal änderte der Kaiser ihre Entwürfe nach seinen Gedanken und war so der eigentliche

Schöpfer und Baumeister. So änderte er den Riß mehrerer angefangener Straßen, machte eine Quelle ausfindig, deren Wasser ihm besser zu sein schien als das, das man in Portoferrajo trank, und führte sie bis an die Stadt.

Obgleich man vermuten konnte, daß Napoleon mit seinem Adlerblick den europäischen Ereignissen folgte, hatte er sich doch den Anschein nach ganz in sein Schicksal ergeben. Es zweifelte sogar niemand daran, daß er sich mit der Zeit an dieses neue Leben gewöhnen werde, wo er von der Liebe aller derer, die sich ihm näherten, umgeben war, – als die verbündeten Souveräne es selbst auf sich nahmen, den Löwen wiederzuwecken, der vermutlich gar nicht schlief.

Schon seit mehreren Monaten weilte Napoleon in, seinem kleinen Reich, das er mit allen Mitteln zu verschönern suchte, die ihm sein feuriger und erfinderischer Geist eingab, das er insgeheim benachrichtigt wurde, man berate über seine Entfernung von der Insel.

Frankreich verlangte durch sein Organ, den Herrn von Talleyrand, mit großem Nachdruck auf dem Kongresse in Wien diese angeblich für seine Sicherheit unumgänglich notwendige Maßregel, indem es unaufhörlich vorstellte, wie gefährlich es für die regierende Dynastie sei, wenn Napoleon so nahe an den Küsten Italiens und der Provence sich aufhalte. Es machte dem Kongresse namentlich bemerkbar, daß der berühmte Geächtete; wenn man seine weitere Verbannung nicht bald veranlasse, in vier Tagen nach Neapel gelangen und von da mit Hilfe seines Schwagers Murat, der dort noch regiere, an der Spitze einer Armee in die bereits unzufriedenen Provinzen Oberitaliens dringen, sie durch den ersten Aufruf zur Empörung verleiten und so den tödlichen Kampf, den man kaum beendigt habe, wieder erneuern könne.

Um diese Verletzung des Vertrags von Fontainebleau in etwas zu rechtfertigen, legte man eine Korrespondenz des Generals Excelmanns mit dem Könige von Neapel vor, die eben erst aufgefangen worden war und eine auf frischer Tat ertappte Verschwörung vermuten ließ, deren Mittelpunkt die Insel Elba war, und die sich über Italien und Frankreich verzweigte. Der Verdacht verstärkte sich bald durch eine andere Verschwörung, die man zu Mailand entdeckte, und an der mehrere Oberoffiziere der alten italienischen Armee beteiligt waren.

Österreich sah die gefährliche Nachbarschaft ebenfalls nicht mit ruhigen Augen an; die Augsburger Zeitung, sein Organ, sprach dies auch ganz offen aus; man las dort nachstehende Mitteilung:

»So beunruhigend auch die Mailänder Ereignisse sind, so darf man sich nichtsdestoweniger in dem Gedanken beruhigen, daß sie vielleicht dazu beitragen können, so bald als möglich einen Menschen Zu entfernen, der auf dem Felsen der Insel Elba die Fäden dieser durch sein Gold angezettelten Meutereien in den Händen hielt und, solange er in der Nähe der italienischen Küsten bleibt, die Souveräne dieser Länder nicht in ihrem ruhigen Besitz lassen wird.«

Jedoch wagte es der Kongreß trotz der allgemeinen Überzeugung nicht, auf so schwache Beweise hin einen Beschluß zu fassen, der in geradem Widerspruch mit den Grundsätzen der von den verbündeten Monarchen so nachdrücklich verkündeten Mäßigung stand. Er beschloß, um den Anschein zu vermeiden, als verletze man die bestehenden Verträge, Napoleon Eröffnungen zu machen und ihn zum freiwilligen Verlassen Elbas zu bestimmen zu suchen, mit dem Vorbehalt, Gewalt zu brauchen, falls er sich widersetzen würde. Man beschäftigte sich also sofort mit der Wahl eines andern Aufenthaltes. Es wurde auf Malta hingewiesen. Allein England sah hier Vorteile für Napoleon, aus einem Gefangenen konnte er Großmeister werden; es brachte daher St. Helena in Vorschlag.

Napoleons Gedanke war, daß diese Gerüchte durch seine Feinde selbst verbreitet seien, um ihn zu irgendeiner Handlung der Verzweiflung zu veranlassen, die dann gestattete, die ihm gemachten Versprechen zu verletzen. Infolgedessen entsandte er sogleich einen verschwiegenen, geschickten und treuen Agenten nach Wien, mit dem Auftrag, festzustellen, ob die ihm mitgeteilten Nachrichten glaubwürdig seien. Dieser Mann war an den Prinzen Eugen Beauharnais empfohlen, der damals in Wien anwesend war, im Vertrauen des Kaisers Alexander stand und daher wissen mußte, was auf dem Kongreß vorging. Der Agent verschaffte sich bald alle nötigen Auskünfte und ließ sie an den Kaiser gelangen. Überdies richtete er einen sicheren Briefwechsel ein, durch den Napoleon über alles, was sich zutrug, auf dem laufenden gehalten wurde.

Außer diesem Briefwechsel mit Wien unterhielt Napoleon Verbindungen mit Paris, und jede Nachricht, die ihm von dort zukam, zeugte von einer wachsenden Erregung gegen die Bourbonen. In dieser zweideutigen Lage, die ihn zu einem Entschluß nötigte, kam ihm der erste Gedanke an den riesenhaften Entwurf, den er bald zur Ausführung brachte.

Napoleon übertrug, was er in Wien getan hatte, auf Frankreich. Er entsandte Boten mit geheimen Anweisungen, die die Wahrheit feststellen und, wenn Gelegenheit dazu wäre, Verbindungen mit seinen treu gebliebenen Freunden und mit Heerführern, die sich am meisten zurückgesetzt sahen und deswegen am unzufriedensten sein mußten, anknüpfen sollten.

Diese Boten bestätigten ihm bei ihrer Rückkehr die Nachrichten, an die Napoleon nicht zu glauben gewagt hatte. Zugleich geben sie ihm die Versicherung, es herrsche eine dumpfe Gärung im Volke und in der Armee, alle Unzufriedenen, die nicht zu zählen seien, richteten die Augen auf ihn und wünschten nichts sehnlicher als seine Rückkehr; ein Ausbruch sei unvermeidlich, und die Bourbonen könnten unmöglich lange gegen den öffentlichen Haß ankämpfen, den die Unerfahrenheit und Unvorsichtigkeit ihrer Regierung hervorgebracht hätte.

Es war also kein Zweifel mehr, hier drohte die Gefahr, dort winkte die Hoffnung: hier ein ewiges Gefängnis auf einem Felsen mitten im Ozean, dort die Herrschaft der Welt!

Mit gewohnter Blitzesschnelle faßte Napoleon seinen Entschluß; in weniger als acht Tagen war in seinem Geiste alles entschieden. Es handelte sich nur noch um die Zurüstungen zu dem Riesenunternehmen, ohne den Argwohn des englischen Kommissars zu erwecken, der von Zeit zu Zeit die Insel Elba besuchte, und unter dessen Oberaufsicht man alle Schritte des Exkaisers gestellt hatte.

Dieser Kommissar war Oberst Campbell, der den Kaiser bei seiner Ankunft begleitet hatte. Er hatte eine englische Fregatte zur Verfügung, mit der er beständig von Portoferrajo nach Genua, von Genua nach Livorno, von Livorno nach Portoferrajo fuhr. Sein Aufenthalt hier währte gewöhnlich 14 Tage, während deren der Oberst ans Land stieg und Napoleon dem Anschein nach seine Aufwartung machte.

Außerdem galt es, die geheimen Agenten, die auf der Insel sein konnten, zu täuschen, den naturgemäßen Scharfsinn der Einwohner abzuleiten, kurz, über seine Absichten völlig irrezuführen.

Zu diesem Zwecke ließ Napoleon die angefangenen Arbeiten eifrig fortsetzen, mehrere neue Straßen, die er in allen Richtungen, quer durch und um die Insel herum, zu führen beschloß, anlegen, die von Portoferrajo nach Portocongone ausbessern und für Fuhrwerke Herrichten, endlich ließ er, da es wenig Bäume auf der Insel gab, vom Kontinent eine große Anzahl Maulbeerbäume kommen, die er an beiden Seiten des Wegs zu pflanzen befahl. Dann ließ er es sich angelegen sein, seinen Landpalast in San Martino weiter auszubauen. Er bestellte in Italien Statuen und Vasen, kaufte Orangenbäume und seltene Pflanzen; kurz er schien alle Mühe darauf zu verwenden, wie auf eine Wohnung, die er lange Zeit bewohnen wollte.

Zu Portoferrajo ließ er die alten Mauern, die seinen Palast umgaben, und ein langes Gebäude, das den Offizieren als Behausung diente, bis auf die Höhe einer Terrasse niederreißen und deren Umfang so vergrößern, daß man einen Waffenplatz daraus machen und zwei Bataillone Revue passieren lassen konnte. Eine alte verlassene Kirche wurde den Einwohnern zur Errichtung eines Theaters überlassen, zu dem die besten Schauspieler Italiens kommen sollten. Alle Straßen wurden ausgebessert. Das Tor von Terre war nur für Maultiere gangbar; man erweiterte es, und durch Anlagen einer Terrasse wurde der Weg für alle Arten von Wagen gut benutzbar gemacht.

Während dieser Zeit ließ er zur weiteren Vorbereitung seines Plans die Brigg *l' Inconstant*, die er sich zu vollem Eigentum vorbehalten, und die Schebecke *Etoile*, die er gekauft hatte, häufige Fahrten nach Genua, Livorno, Neapel, an die afrikanischen Küsten und selbst nach Frankreich machen, um die englischen und französischen Kreuzer an ihren Anblick zu gewöhnen. Wirklich besuchten diese Schiffe nacheinander die Küsten des Mittelländischen Meeres mit der Flagge Elbas in allen Richtungen und in wiederholten Fahrten, ohne im mindesten beunruhigt zu werden. Das hatte Napoleon gewollt.

Nun beschäftigte er sich ernstlich mit den Zurüstungen zu seiner Abreise. Er ließ des Nachts und ganz insgeheim eine große Anzahl Waffen und

Schießbedarf auf den Inconstant schaffen, er ließ die Kleider, die Wäsche und die Fußbekleidung seiner Garde ausbessern, er berief die Polen, die in Portocongone und auf der kleinen Insel Pianosa, deren Fort sie bewachten, standen, und beschleunigte die Bildung und Einübung des Jägerbataillons, zu dem er ausschließlich Leute aus Korsika und Italien nahm. In den ersten Tagen des Januar war alles bereit, um die erste günstige Gelegenheit, die die aus Frankreich erwarteten Nachrichten brächten, zu benutzen.

Endlich trafen diese Nachrichten ein: ein Oberst der alten Armee war ihr Überbringer und reiste sofort wieder nach Neapel ab.

Unglücklicherweise war in diesem Augenblick der Oberst Campbell mit seiner Fregatte im Hafen. Napoleon mußte warten, ohne die geringste Ungeduld sehen zu lassen, und ihn mit den gewöhnlichen Rücksichten behandeln, bis die Zeit seines gewohnten Aufenthalts verflossen war. Endlich, am Nachmittag des 24. Februar, ließ Campbell um die Erlaubnis bitten, dem Kaiser seine Aufwartung machen zu dürfen; er kam, um Abschied von ihm zu nehmen und um seine Aufträge für Livorno zu bitten. Napoleon begleitete ihn bis ans Tor, und die Leute vom Dienst konnten folgende letzten Worte, die er an ihn richtete, hören: »Leben Sie wohl, Herr Oberst; ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise. Auf Wiedersehen!« Kaum hatte der Oberst Napoleon verlassen, so ließ dieser den Großmarschall rufen; er brachte einen Teil des Tages und der Nacht eingeschlossen mit ihm zu, legte sich um drei Uhr morgens nieder und stand mit Tagesanbruch auf.

Mit dem ersten Blick, den er auf den Hafen warf, sah er die englische Fregatte im Begriff, unter Segel zu gehen. Von da an wendete er, wie wenn eine magische Kraft seinen Blick an das Fahrzeug gefesselt hätte, kein Auge mehr von ihm ab. Er sah sie alle ihre Segel, eines nach dem andern, entfalten, die Anker lichten, sich in Bewegung setzen, mit einem guten Südostwind aus dem Hafen laufen und mit vollen Segeln gegen Livorno steuern.

Sodann stieg er mit einem Fernglas auf die Terrasse und verfolgte den Lauf des sich entfernenden Fahrzeugs: gegen Mittag schien die Fregatte nur noch ein weißer Punkt auf dem Meere, um ein Uhr war sie ganz verschwunden.

Sogleich gab Napoleon seine Befehle. Eine der hauptsächlichsten Anordnungen war, daß er alle Fahrzeuge, die sich im Hafen befanden, mit einer dreitägigen Sperre, einem »Embargo« von drei Tagen, belegte: auch die kleinsten wurden dieser Maßregel, die augenblicklich ausgeführt wurde, unterworfen.

Dann schloß man, da die Brigg *Inconstant* und die Schebecke *Etoile* für den Transport nicht hinreichten, mit den Eigentümern von drei oder vier Handelsschiffen, die man unter den besten Seglern auswählte, Verträge ab. Denselben Abend waren alle Käufe geschlossen, und die Fahrzeuge standen zur Verfügung des Kaisers.

In der Nacht vom 25. auf den 26., vom Samstag auf den Sonntag, berief Napoleon seine Vertrauensmänner und die angesehensten Einwohner, aus denen er eine Art Regierungsrat bildete. Dann ernannte er den Obersten der Nationalgarde Capi zum Kommandanten der Insel, vertraute den Bewohnern die Verteidigung des Landes an und empfahl ihnen seine Mutter und seine Schwester. Er versicherte zum voraus die Versammelten, ohne ihnen genau den Zweck seines Unternehmens anzugeben, des Erfolgs, der nicht ausbleiben könne, er versprach, im Falle eines Krieges Hilfe zur Verteidigung der Insel zu senden, und schärfte ihnen ein, die Insel keinesfalls an irgendeine Machte, es wäre denn auf einen von ihm ausgegangenen Befehl hin, zu übergeben.

Am Morgen verfügte er noch einiges über sein Haus, nahm Abschied von seiner Familie und gab Befehl zur Einschiffung.

Am Mittag ertönte der Generalmarsch.

Um 2 Uhr erfolgte das Signal zum Antreten. Jetzt kündigte Napoleon selbst seinen alten Waffengenossen an, zu welchen neuen Taten sie berufen seien. Als er Frankreich nannte und von der Hoffnung einer nahen Rückkehr ins Vaterland sprach, ertönt ein Ruf der Begeisterung, die sich in Tränen auflöst; die Soldaten brechen aus den Reihen, fallen einander in die Arme, springen vor Freude wie Rasende umher und stürzen sich dem Kaiser, als wär' er ein Gott, zu Füßen.

Die Kaiserinmutter und die Prinzessin Pauline sahen weinend diesem Auftritt von den Fenstern des Palastes zu.

Um 7 Uhr war die Einschiffung vollendet. Um 8 Uhr fuhr Napoleon aus dem Hafen auf einem Boote; einige Minuten später war er an Bord des Inconstant. Im Augenblick, wo er den Fuß darauf setzte, knallte ein Kanonenschuß; es war das Zeichen zur Abfahrt.

Sogleich spannte die kleine Flottille die Segel aus und verlieh mit einem frischen Südsüdostwinde die Reede, dann den Meerbusen, steuerte nordwestlich und segelte in einer gewissen Entfernung an den Küsten Italiens hin. In demselben Augenblick, wo sie unter Segel ging, fuhren Sendboten nach Neapel und Mailand, während ein Oberoffizier nach Korsika steuerte, um dort einen Aufstand zu erregen, der dem Kaiser im Fall seines Unterliegens in Frankreich eine Zuflucht sichern sollte.

Am 27. stieg jeder mit Tagesanbruch auf das Verdeck, um sich über den Weg, den man während der Nacht gemacht hatte, zu vergewissern. Groß und grausam war das Erstaunen, als man bemerkte, daß man höchstens 6 Meilen zurückgelegt hatte. Kaum hatte man das Kap St. André umschifft, so hatte der Wind angefangen, schwächer zu wehen, und eine verzweifelte Windstille war ihm gefolgt.

Als die Sonne den Horizont geklärt hatte, sah man nach Westen hin, an den Küsten Korsikas, die französische Kreuzerflottille, die aus zwei Fregatten bestand. Fleur de Lys und Melpomene.

Dieser Anblick verbreitete Schrecken über alle Fahrzeuge; auf der Brigg *l'Inconstant*, die den Kaiser trug, war er sehr groß, und die Lage schien so kritisch, die Gefahr so drängend, daß man zu erwägen anfing, ob man nicht nach Portoferrajo zurückkehren und daselbst günstigen Wind abwarten sollte. Aber der Kaiser machte augenblicklich der Beratung und Unschlüssigkeit ein Ende durch den Befehl, die Fahrt fortzusetzen, indem er prophezeite, die Windstille werde aufhören. Und wirklich, wie wenn der Wind ihm untertänig wäre, wehte er gegen 11 Uhr wieder, und um 4 Uhr befand man sich auf der Höhe von Livorno zwischen Capraja und Gorgone.

Aber jetzt verbreitete sich eine neue und ernstere Unruhe als die erste auf der ganzen Flottille. Man entdeckte plötzlich nördlich unter dem Wind, etwa 5 Meilen entfernt, eine Fregatte, eine andere tauchte zu gleicher Zeit an den Küsten Korsikas auf, und zu guter Letzt sah man in der Entfernung ein drittes Kriegsschiff mit günstigem Winde auf die Flottille zusteuern.

Da gab es kein Zögern mehr, man mußte auf der Stelle einen Entschluß fassen. Die Nacht rückte heran, und im Schutze der Dunkelheit konnte man den Fregatten entgehen, aber das Kriegsschiff steuerte immer näher, und man konnte es bereits als eine französische Brigg erkennen. Der erste Gedanke, der sich jetzt aller bemächtigte, war, das Unternehmen sei entdeckt oder verraten, und man habe es mit überlegenen Kräften zu tun. Der Kaiser allein behauptete, der Zufall habe die drei Fahrzeuge herbeigeführt, die miteinander nichts zu tun und nur dem Anscheine nach feindselige Absichten hätten. Er war überzeugt, daß man eine so geheim ausgeführte Expedition nicht so schnell erfahren haben könne, um ein ganzes Geschwader zu ihrer Verfolgung in Bewegung zu setzen.

Trotz dieser Überzeugung befahl er, die Luken zu öffnen, und beschloß, im Fall eines Angriffes zu entern, fest, überzeugt, daß er mit seiner Veteranenmannschaft die feindliche Brigg nehmen und dann seinen Weg ruhig fortsetzen könne, indem er sich durch eine nächtliche Fahrt in entgegengesetzter Richtung der Verfolgung der Fregatten entzöge. Jedoch immer noch in der Hoffnung, der Zufall allein habe die drei Schiffe, die man sah, hier vereinigt, befahl er den Soldaten und allen Personen, die Verdacht erregen konnten, unter das Verdeck zu gehen, und Signale teilten sogleich den andern Fahrzeugen diesen Befehl mit. Nachdem diese Vorsichtsmaßregel getroffen war, wartete man die Ereignisse ab.

Um 6 Uhr abends waren die beiden Fahrzeuge in der Nähe und im Bereich des Sprachrohrs. Obgleich es schnell dunkel zu werden anfing, erkannte man doch die französische Brigg *Zephyr*, Kapitän Andrieux. Im übrigen konnte man leicht aus ihren Bewegungen erkennen, daß sie mit ganz friedlichen Absichten nahte. Die Voraussagungen des Kaisers erwiesen sich also als zutreffend.

Als sich die beiden Briggs erkannten, grüßten sie sich nach Seebrauch und wechselten, ihren Lauf fortsetzend, einige Worte. Die beiden Kapitäne

fragten sich gegenseitig nach dem Ort ihrer Bestimmung. Kapitän Andrieux antwortete, er gehe nach Livorno. Die Antwort des *Inconstant* besagte, er gehe nach Genua und werde gern Aufträge mitnehmen. Der Kapitän Andrieux dankte und fragte, wie sich der Kaiser befinde. Bei dieser Frage kann Napoleon dem Wunsche nicht widerstehen, an einer für ihn so interessanten Unterhaltung teilzunehmen; er nimmt das Sprachrohr aus den Händen des Kapitäns Chotard und antwortet: »Vorzüglich«. Nach dem Austausch dieser Mitteilungen setzten beide Briggs ihren Weg fort und verloren sich in der Nacht.

Man fuhr mit allen Segeln und sehr frischem Winde weiter, so daß man am andern Tage, den 28., das Kap Corse umschiffte. An diesem Tage signalisierte man abermals ein Kriegsschiff von 74 Kanonen auf hoher See, das gegen Bastia segelte. Es erregte keine Unruhe: vom ersten Augenblick an erkannte man, daß es keine schlimmen Absichten hatte.

Ehe Napoleon die Insel Elba verließ, hatte er zwei Aufrufe verfaßt. Als er sie aber ins reine schreiben lassen wollte, konnte sie niemand, auch er selbst nicht, entziffern. Da warf er sie ins Meer und diktierte sogleich zwei andere, der eine richtete sich an die Armee, der andere an das französische Volk. Alle, die schreiben konnten, verwandelten sich sofort in Sekretäre, alles wurde zum Pult. Trommeln, Bänke, Tschakos, und jeder setzte sich an die Arbeit. Mitten in dieser Arbeit bemerkte man die Küsten von Antibes, die mit begeistertem Rufe begrüßt wurden.

Die Hundert Tage.

Den 1. März um drei Uhr ging die Flottille im Golf Juan vor Anker, um fünf Uhr stieg Napoleon ans Land, und es wurde in einem Olivenwäldchen biwakiert, wo man noch jetzt den Baum zeigt, an dessen Fuß der Kaiser sich niederließ. Fünfundzwanzig Grenadiere und ein Gardeoffizier wurden in demselben Augenblick nach Antibes gesandt, um die Garnison zu gewinnen: aber von ihrer Begeisterung fortgerissen, zogen sie in die Stadt ein mit dem Rufe: »Es lebe der Kaiser!« Man wußte noch nichts von der Landung Napoleons und hielt die Leute für wahnsinnig. Der Kommandant ließ die Brücke aufziehen, und die 25 Tapfern sahen sich gefangen.

Das war ein rechter Unstern; auch schlugen einige Offiziere Napoleon vor, nach Antibes zu marschieren und es mit Gewalt zu nehmen, um dem übeln Eindruck zuvorzukommen, den der Widerstand dieses Platzes auf die öffentliche Meinung hervorbringen könnte. Napoleon antwortete, daß man auf Paris und nicht auf Antibes losgehen müsse, und indem er dem Wort die Tat folgen ließ, hob er das Biwak mit dem Aufgang des Mondes auf.

Noch mitten in der Nacht erreichte die kleine Armee Cannes, zog gegen sechs Uhr morgens durch Grasse und machte auf einer Anhöhe halt, die die Stadt beherrscht. Kaum hatte sich Napoleon dort festgesetzt, als er von den Bewohnern der Umgegend, bei denen sich das Gerücht seiner wunderbaren Landung bereits verbreitet hatte, umringt wurde. Er empfing sie, wie er dies in den Tuilerien getan haben würde, indem er ihre Klagen anhörte, Bittschriften entgegennahm und ihnen Gerechtigkeit versprach. Der Kaiser glaubte in Grasse eine Straße zu finden, deren Anlage er im Jahre 1813 befohlen hatte, aber die Straße war nicht fertig. Er mußte sich also entschließen, in der Stadt seinen Wagen und die vier kleinen, von der Insel Elba mitgebrachten Artilleriestücke zurückzulassen. Man nahm seinen Weg über die noch mit Schnee bedeckten Bergpfade, und des Abends blieb man nach einem Marsch von zwanzig Stunden im Dorfe Cérénon über Nacht. Am 3. März langte man, in Barême an, am 4. in Digne und am 5. in Gap. In dieser Stadt hielt man so lange an, als nötig war, um die Aufrufe, die man am andern Tage auf dem Wege zu Tausenden verteilte, zu drucken.

Indessen war der Kaiser nicht ohne Besorgnis. Bis jetzt hatte er es nur mit der Bevölkerung zu tun gehabt, und deren Begeisterung ließ sich nicht bezweifeln. Aber kein Soldat hatte sich gezeigt, kein organisiertes Korps hatte sich mit der kleinen Armee vereinigt, und vor allem wünschte und hoffte Napoleon, daß seine Person auf die zu seiner Bekämpfung ausgesandten Regimenter ihren Einfluß ausübte. Der so gefürchtete und so gewünschte Augenblick brach endlich an. Zwischen Lamuse und Vizille stieß der General Cambronne, der mit 40 Grenadieren in der Vorhut marschierte, auf ein von Grenoble ausgesandtes Bataillon, das den Weg versperren sollte. Der Anführer dieser Abteilung weigerte sich, den General Cambronne anzuerkennen, und dieser ließ den Kaiser von dem, was vorging, benachrichtigen.

Napoleon verfolgte eben seinen Weg in einem schlechten Reisewagen, den man sich in Gap verschafft hatte, als er diese Nachricht erhielt. Er ließ sogleich sein Pferd bringen, stieg auf und ritt im Galopp bis auf fast 100 Schritte an die Soldaten, die eine sperrende Mauer bildeten, heran, ohne daß ein einziger Ruf, ein einziger Willkomm seine Person begrüßt hätte.

Der Augenblick, das Spiel zu gewinnen oder zu verlieren, war da. Der Grund und Boden, worauf man stand, ließ leinen Rückzug zu: links von der Straße war ein steiler Berg, rechts eine kleine, kaum 30 Fuß breite, von einer Schlucht begrenzte Wiese und gegenüber das schlagfertige Bataillon, das sich von der Schlucht bis an den Berg ausdehnte.

Napoleon hielt auf einer kleinen Anhöhe, zehn Schritte von einem Bache, der durch eine Wiese fließt. Da wendet er sich gegen den General Bertrand und ruft, ihm die Zügel seines Pferdes zuwerfend: »Man hat mich getäuscht: doch gleichviel, vorwärts!« Mit diesen Worten steigt er ab. geht durch den Bach, schreitet stracks auf das noch immer unbewegliche Bataillon zu, bleibt zwanzig Schritte von der Linie stehen, in demselben Augenblick, wo der das Bataillon führende Adjutant des Generals Marchand seinen Degen zieht und Feuer zu geben befiehlt, und ruft: »Wie? meine Freunde, erkennt ihr mich nicht? Ich bin euer Kaiser. Wenn ein Soldat unter euch ist, der seinen General töten will, so kann er es, hier stehe ich.« Kaum sind diese Worte gesprochen, als der Ruf: *»Es lebe der Kaiser!«* aus aller Munde erschallt. Der Adjutant befiehlt zum zweitenmal, Feuer zu

geben, aber seine Stimme wird von tausendstimmigem Geschrei erstickt. Zugleich, und während vier polnische Lanciers den Wegeilenden verfolgen, lösen sich die Reihen der Soldaten, sie stürzen vor, umgeben Napoleon, fallen ihm zu Füßen, küssen ihm die Hände, reißen die weiße Kokarde ab und stecken die dreifarbige auf, dies alles unter einem Freudengeschrei und einem Entzücken, das die Augen ihres alten Generals mit Tränen füllt. Bald aber erinnert er sich, daß kein Augenblick zu verlieren ist, er kommandiert eine halbe Wendung rechts, stellt sich an die Spitze der Kolonne und marschiert so, Cambronne mit seinen 40 Grenadieren vor sich, und das Bataillon, das man ausgeschickt hat, um ihm den Weg zu versperren, hinter sich, zur Höhe des Berges von Vizille. Von hier aus sieht er, wie eine halbe Meile weiter unten der Adjutant, immer von den vier Lanciers verfolgt, vor denen er dank seinem frischen Pferde einen Vorsprung gewinnt, die Stadt erreicht, verschwindet und gleich darauf am andern Ende wiedererscheint und ihnen nur dadurch entrinnt, daß er einen Querweg einschlägt, wo ihre vor Mattigkeit halb toten Pferde ihm nicht mehr folgen können. – Indessen hat dieser fliehende Mann und die vier ihn verfolgenden Männer, die wie der Blitz durch die Straßen von Vizille sprengen, durch die bloße Erscheinung alles verraten. Am Morgen hat man den Adjutanten an der Spitze seines Bataillons durchmarschieren sehen, und nun jagt er allein und verfolgt wieder zurück. Es ist also wahr: Napoleon rückt vor, begleitet von der Liebe des Volks und der Soldaten! Alles läuft hinaus, fragt sich, begeistert sich. Plötzlich bemerkt man den Zug auf dem Hügelrücken von La Mure. Männer, Weiber. Kinder, alles eilt ihm entgegen, die ganze Stadt umgibt ihn, ehe er vor ihren Toren erscheint, während die Bauern von den Bergen herabkommen, in eiligen Sprüngen wie Gemsen, und von Fels zu Fels den Ruf: *»Es lebe der Kaiser!«* erschallen lassen.

Napoleon macht in Vizille halt. Vizille ist die Wiege der französischen Freiheit, und das Jahr 1814 wird nicht meineidig an 1789, denn der Kaiser wird von einer vor Freude trunkenen Einwohnerschaft empfangen. Aber Vizille ist nur eine Stadt ohne Tor, ohne Mauern, ohne Garnison: nach Grenoble muß man marschieren. – Ein Teil der Einwohner begleitet Napoleon. – Eine Stunde von Vizille sieht man einen Offizier, ganz mit Staub bedeckt, herbeieilen. Wie der Grieche bei Marathon ist er nahe daran, vor Ermattung umzufallen; aber er bringt auch reiche Nachrichten.

Gegen 2 Uhr nachmittags ist das 7. Infanterieregiment, vom Oberst Labédoyère kommandiert, von Grenoble abmarschiert, um gegen den Kaiser vorzurücken. Aber eine halbe Stunde vor der Stadt hat der Oberst, der an der Spitze seines Regiments ritt, plötzlich umgewendet und Halt geboten. Sofort tritt ein Tambour auf den Oberst zu und hält ihm die geöffnete Trommel hin. Der Oberst greift hinein, zieht einen Adler hervor, und indem er sich, um von allen gesehen zu werden, in die Bügel stellt, ruft er aus: »Soldaten, schaut hier das glorreiche Zeichen, das in unsern unsterblichen Tagen vor euch herging. Er, der uns so oft zum Siege führte, rückt heran, um unsere Erniedrigung und unser Unglück zu rächen. Es ist Zeit, unter seine Fahne zu fliegen, die nie aufgehört hat, die unsrige zu sein. Wer mich liebt, der folge mir! Es lebe der Kaiser!« – Das ganze Regiment ist ihm gefolgt. Der Offizier wollte der erste sein, der diese Nachricht dem Kaiser überbrachte, und ist vorausgeeilt: aber das ganze Regiment folgt ihm auf dem Fuße nach.

Napoleon spornt sein Pferd und reitet weiter; seine ganze kleine Armee folgt ihm mit großem Geschrei im Sturmschritt. Auf der Höhe eines Hügels angekommen, bemerkt er das Regiment Labédoyère, das eilenden Fußes vorrückt. Kaum hat man ihn bemerkt, als der Ruf: *Es lebe der Kaiser!* ertönt. Dieser Ruf wird von den Tapferen der Insel Elba vernommen und erwidert. Da läßt es keinen mehr in seinen Reihen, alles läuft, alles dringt vorwärts. Napoleon wirft sich in die Mitte der Entgegenkommenden, Labédoyère stürzt sich von seinem Pferde herab, um Napoleons Knie zu umfassen. Dieser empfängt ihn in seinen Armen, drückt ihn an seine Brust und sagt: »Oberst, *Sie* setzen mich wieder auf den Thron!« Labédoyère ist außer sich vor Freude. Diese Umarmung wird ihn das Leben kosten, aber was liegt daran? Man hat ein Jahrhundert gelebt, wenn man solche Worte vernahm.

Sofort machte man sich wieder auf den Weg, denn Napoleon kann nicht ruhen, bevor er in Grenoble ist. Grenoble hat eine Besatzung, die sich, heißt es, halten soll. Vergeblich verbürgen sich die Soldaten bei dem Kaiser für ihre Kameraden: der Kaiser tut zwar, als sei er überzeugt wie sie, befiehlt aber doch, auf die Stadt zu marschieren.

Abends 8 Uhr langte Napoleon unter den Mauern von Grenoble an.

Die Wälle sind von dem dritten Genieregiment, das aus 2000 alten Soldaten besteht, von dem vierten Linien-Artillerie-Regiment, in dem Napoleon gedient hat, von zwei Bataillonen des 5. Linienregiments und den Husaren des vierten besetzt. Übrigens war der Marsch des Kaisers so reißend schnell gewesen, daß er allen Maßregeln zuvorkam. Man hatte keine Zeit mehr, die Brücken aufzuziehen; aber die Tore sind geschlossen, und der Kommandant weigert sich, sie öffnen zu lassen.

Napoleon erkennt, daß ihn ein Augenblick des Zögerns verderben kann. Die Nacht beraubt ihn der zauberischen Wirkung seiner Gegenwart; gewiß aller Augen suchen ihn, aber niemand sieht ihn. Da befiehlt er Labédoyère, die Artilleristen anzureden, und der Oberst steigt auf eine Erhöhung und ruft mit starker Stimme:

»Soldaten, wir bringen euch den Helden zurück, dem ihr in so viele Schlachten gefolgt seid: an euch ist es, ihn aufzunehmen und mit uns den alten Sammelruf der Besieger Europas zu wiederholen: › *Es lebe der Kaiser*!‹«

In der Tat wird dieser magische Ruf augenblicklich wiederholt und nicht allein auf den Wällen, sondern auch in allen Teilen der Stadt. Alles eilt nun den Toren zu, aber die Tore sind geschlossen, und der Kommandant hat die Schlüssel. Inzwischen sind die Soldaten, die Napoleon begleiten, näher getreten. Man gibt einander Rede und Antwort, man reicht sich die Hände durch die Fallgitter, aber man öffnet nicht. Der Kaiser knirscht vor Ungeduld, die nicht frei von Befürchtung ist. Plötzlich ertönt das Geschrei: Platz! Platz! Die ganze Bevölkerung der Vorstadt Très-Cloître ist's, die mit Balken herandringt, um die Tore einzustoßen. Jeder stellt sich in Reih und Glied, die Hebel beginnen ihr Werk, die Tore stöhnen, krachen, fallen, und 6000 Mann dringen zugleich ein.

Das ist keine Begeisterung mehr, es ist Wut, Raserei. Die Menschen stürzen sich auf Napoleon, als wollten sie ihn in Stücke zerreißen. In einem Augenblick ist er unter bacchantischem Jubelgeschrei von seinem Pferde gerafft, aufgehoben und fortgerissen. Nie, in keiner Schlacht, ist er solche Gefahr gelaufen. Alles zittert für ihn, denn er allein kann begreifen, daß die Flut, die ihn fortreißt, lauter Liebe ist.

Endlich hält er in einem Hotel: sein Generalstab kommt herbei und umgibt ihn. Kaum ist man wieder zu Atem gekommen, als man neuen Lärm hört: diesmal sind es die Bewohner der innern Stadt, die ihm die ganzen Tore bringen, da sie ihm die Schlüssel dazu nicht bringen konnten.

Nun ist die Nacht ein ununterbrochenes Fest, währenddessen Soldaten, Bürger und Bauern sich miteinander verbrüdern. Auch läßt Napoleon sofort seine Aufrufe wieder drucken. Am 8. morgens werden sie angeheftet und nach allen Seiten hin verbreitet. Sendboten gehen von der Stadt aus und tragen sie nach allen Enden hin mit der Kunde von der Besitznahme der Hauptstadt des Dauphiné und dem baldigen Eingreifen Österreichs und des Königs von Neapel. Erst in Grenoble weiß Napoleon bestimmt, daß er bis nach Paris gelangen wird.

Am folgenden Tag kommen Geistlichkeit, Generalstab, die gerichtlichen sowie alle bürgerlichen und militärischen Behörden, dem Kaiser ihre Huldigung darzubringen. Nach beendigter Audienz hält er über die 6000 Mann starke Besatzung Heerschau und zieht dann schleunigst gegen Lyon.

Tags darauf setzt er, nach Ausfertigung von drei Erlassen, die verkündeten, daß er die kaiserliche Gewalt wieder an sich nehme, den Zug fort und übernachtet zu Bourgoin. Immer größer wird die Menge des begleitenden Volkes, wie die Begeisterung, es ist, als gebe ihm ganz Frankreich das Geleit und dringe mit ihm nach der Hauptstadt vor.

Auf der Straße von Bourgoin nach Lyon erfährt Napoleon, daß der Herzog von Orleans, der Graf von Artois und der Marschall Macdonald die Stadt verteidigen wollen, und daß man im Begriff ist, zwei Brücken, Morand und la Guillotière abzubrechen. Er lacht über diese Zurüstungen, an die er nicht glaubt, denn er kennt den Patriotismus der Lyoneser und befiehlt dem vierten Husarenregiment, bis la Guillotière zu streifen. Das Regiment wird mit dem Rufe: »Es lebe der Kaiser!« aufgenommen. Der Ruf dringt bis zu Napoleon, der dem Regiment in einer Viertelstunde Entfernung nachfolgt. Er setzt sofort sein Pferd in Galopp und kommt allein und voll Vertrauen in einem Augenblick, wo man ihn am wenigstens erwartet, mitten unter dieser Bevölkerung an, deren Jubel er durch seine Gegenwart zum Entzücken steigert.

Im gleichen Moment werfen sich Soldaten beider Parteien auf die Barrikaden, die sie in wetteifernder Arbeit zerstören, und in einer Viertelstunde liegen sie einander in den Armen. Der Herzog von Orleans und der General Macdonald sind gezwungen, sich zurückzuziehen; der Graf von Artois entflieht, und es folgt ihm, nachdem ihn alles verlassen hat, *ein* einziger freiwilliger Royalist.

Um 5 Uhr abends eilt die ganze Besatzung dem Kaiser zu. Eine Stunde später nimmt die Armee Besitz von der Stadt.

Um 8 Uhr zieht Napoleon in die zweite Hauptstadt des Königreichs ein. Während seines dortigen viertägigen Aufenthaltes standen ununterbrochen 20 000 Menschen unter seinen Fenstern.

Am 13. reiste der Kaiser von Lyon ab und schlief in Mâcon. Immer höher stieg der Enthusiasmus. Nicht mehr einzelne Individuen, die Behörden selbst empfingen ihn jetzt an den Toren der Städte.

Am 17. wartete ihm zu Auxerre ein Präfekt auf, der erste höhere Staatsbeamte, der diesen Schritt der Anerkennung wagte.

Am Abend meldete man den Marschall Ney. Er kam, voll Scham über seine Kälte im Jahre 1814 und über die Eide, die er Ludwig XVIII. geleistet hatte, um sich einen Platz in den Reihen der Grenadiere zu erbitten. Napoleon öffnete ihm die Arme, nannte ihn den *Tapfern der Tapfern*, und alles war vergessen.

Abermals eine totbringende Umarmung.

Am 20. März um 2 Uhr nachmittags kam Napoleon zu Fontainebleau an. Dieses Schloß weckte schreckliche Erinnerungen, denn in einem seiner Zimmer hatte er sein Leben verlieren wollen, im andern hatte er das Kaiserreich wirklich verloren. Nur einen Augenblick hielt er dort an, dann setzte er seinen Triumphzug nach Paris fort.

Hier langte er, wie zu Grenoble und Lyon, abends an, am Schlusse eines langen Tagemarsches und an der Spitze der Truppen, die zum Schutz der

Vorstädte bestimmt waren. Er hätte mit zwei Millionen Menschen einziehen können.

Um 8-1/2 Uhr abends betrat er den Hof der Tuilerien. Hier stürzte man ihm entgegen, wie man in Grenoble getan, tausend Arme strecken sich aus, fassen ihn, reichen ihn von einem dem andern mit unaussprechlichem, fieberhaftem Jubelgeschrei. So ungeheuer ist die Menge, daß man sie nicht zu meistern weiß: es ist wie ein Bergstrom, dem man seinen Lauf lassen muß. Napoleon kann nur die Worte sprechen: »Meine Freunde, ihr erstickt mich!«

In den Zimmern findet Napoleon eine andere Menge, eine vergoldete ehrfurchtsvolle Menge, eine Menge von Hofleuten, Generalen, Marschällen. Diese erstickten Napoleon nicht, sie beugten sich vor ihm.

»Meine Herren«, sagt der Kaiser zu ihnen, »uneigennützige Leute sind es, die mich in meine Hauptstadt zurückgeführt haben, die Unterleutnants und Soldaten haben alles getan, dem Volke, der Armee verdanke ich alles.«

Noch in derselben Nacht befaßte sich Napoleon mit der Neugestaltung des Ganzen. Minister wurden: Cambacérès für die Justiz, der Herzog von Vicenza für die auswärtigen Angelegenheiten, der Marschall Davoust für den Krieg, der Herzog von Gaëta für die Finanzen, Decrès für die Marine, Fouché für die Polizei, Carnot für das Innere, der Herzog von Bassano wurde wieder zum Staatssekretär eingesetzt, der Graf Mollien wieder Schatzmeister, der Herzog von Rovigo Generalkommandant der Gendarmerie, Herr von Montalivet Intendant der Zivilliste. Letort und Labédoyère wurden zu Generalen befördert, Bertrand und Drouot in ihren Stellen als Großmarschall des Palastes und Generalmajor der Garde bestätigt: endlich alle Kammerherren, Stallmeister, Zeremonienmeister von 1814 wiederernannt.

Am 26. März wurden alle großen Staatskörperschaften berufen, Napoleon die Wünsche Frankreichs vorzutragen.

Am 27. März hätte man glauben können, die Bourbonen hätten niemals existiert, und die ganze Nation meinte geträumt zu haben.

Wirklich war mit einem Tage die Revolution beendigt, sie hatte nicht einen Tropfen Blut gekostet, niemand konnte diesmal Napoleon den Tod eines Vaters, Bruders oder Freundes vorwerfen. Die einzige sichtbare Veränderung war die der Farbe auf den Fahnen, die über unsern Städten flatterten, und der Ruf: » *Es lebe der Kaiser*!«, der von einem Ende Frankreichs bis zum andern widertönte.

Indessen ist die Nation stolz auf die große Tat der Willensfreiheit, die sie soeben ausgeführt. Die Größe des Unternehmens, das sie so trefflich unterstützt hat, scheint durch den riesenhaften Erfolg die Unglücksfälle der drei letzten Jahre auszutilgen; die Nation weiß es Napoleon Dank, daß er den Thron wiederbestiegen hat.

Napoleon überblickt prüfend seine Lage.

Zwei Wege stehen ihm offen. Er kann alles für den Frieden versuchen und dabei sich auf den Krieg rüsten oder den Krieg mit einer jener unvorhergesehenen Bewegungen, mit einem jener plötzlichen Blitzschläge beginnen, die aus ihm Europas donnernden Jupiter gemacht haben.

Jeder dieser beiden Wege hat seine Übelstände.

Alles für den Frieden versuchen heißt den Verbündeten Zeit geben, sich zu sammeln. Wenn sie ihre Soldaten zählten und die unsrigen, so fanden sie bei sich ebenso viele Armeen wie bei uns Divisionen; wir standen wieder einer gegen fünf. Gleichviel, hatten wir doch auch so manchmal gesiegt!

Den Krieg beginnen heißt denen recht geben, die behaupten, Napoleon wolle den Frieden nicht. Zudem hat Napoleon nur über 40 000 Mann zu verfügen. Das reichte zwar hin, um Belgien wiederzunehmen und in Brüssel einzuziehen. Aber in Brüssel befand er sich dann in einem Kreis von festen Plätzen, die er nacheinander nehmen mußte, und doch waren Maastrich, Luxemburg und Antwerpen keine Baracken, die man mit einem Handstreich überrumpelte. Zudem gärte die Vendée, der Herzog von Angoulême marschierte auf Lyon und die Marseiller auf Grenoble. Zunächst galt es, zu rechter Zeit diesen Brand in den Eingeweiden, der Frankreich foltert, zu dämpfen, damit es mit seiner ganzen Gewalt und Wucht dem Feinde die Brust biete.

Napoleon entschließt sich daher für den erstgenannten Weg. Der Frieden, den er im Jahre 1814 zu Chatillon nach dem feindlichen Einfall in Frankreich verwarf, kann im Jahr 1815 nach seiner Rückkehr von der Insel Elba angenommen werden. Anhalten kann man, solange man emporsteigt, aber niemals beim Heruntersinken.

Um der Nation seinen guten Willen zu zeigen, richtet er daher folgendes Rundschreiben an die Könige von Europa:

»Mein Herr Bruder!

»Sie werden im Laufe des letzten Monats meine Rückkehr an die Küsten von Frankreich, meinen Einzug in Paris und die Abreise der bourbonischen Familie erfahren haben. Was diese Ereignisse in Wahrheit bedeuten, muß Eurer Majestät nunmehr bekannt sein. Sie sind das Werk einer unwiderstehlichen Macht, das Werk und der einstimmige Wille einer großen Nation, die ihre Pflichten und Rechte kennt. Die Erwartung, die mich zum größten aller Opfer bewog, war getäuscht worden, darum eben bin ich zurückgekommen, und von dem Punkte an, wo ich den Strand betrat, hat mich die Liebe meiner Untertanen bis in die Hauptstadt getragen. Das erste Bedürfnis meines Herzens ist, so große Zuneigung mit einem ehrenvollen Frieden zu belohnen. Da die Wiederherstellung des Kaiserthrons für das Glück der Franzosen nötig war, so ist es mein süßester Gedanke, sie zugleich der Befestigung der Ruhe Europas dienstbar zu machen. Des Kriegsruhms, der der Reihe nach die Fahnen der verschiedenen Nationen umstrahlt hat, ist's genug; genug auch des Schicksalswechsels, der große Unglücksschläge große Erfolge ablösen ließ, auf große Erfolge sind große Unfälle nachgefolgt, so ist's des wechselnden Glücks genug. Ein schönerer Schauplatz eröffnet sich heute den Souveränen, und ich will der erste sein, der ihn betritt.

»Nachdem wir der Welt das Schauspiel großer Kämpfe gegeben, wird es weit süßer sein, fortan keinen andern Wettstreit mehr zu kennen als den in der Verbreitung von Friedenswohltaten, keinen andern Kampf als den heiligen Kampf zur Beglückung der Völker: Frankreich will mit Freimut diesen edlen Endzweck aller seiner Wünsche verkünden. Eifersüchtig auf seine Selbständigkeit, wird es sich zum unabänderlichen Grundsatz seiner Politik die vollkommenste Achtung der Unabhängigkeit anderer Nationen

machen. Sind dies, wie ich das glückliche Vertrauen hege, die persönlichen Gesinnungen Eurer Majestät, so ist die allgemeine Ruhe auf lange hin gesichert, und die innerhalb der Staaten thronende Gerechtigkeit reicht allein hin, ihr Gebiet zu schirmen.«

Dieses Schreiben, das einen Frieden, vorschlägt, dem die uneingeschränkteste Achtung von der Unabhängigkeit anderer Nationen zugrunde liegt, trifft die verbündeten Herrscher im besten Zug, Europa unter sich zu teilen. Bei diesem großen Menschenschacher, bei diesem öffentlichen Seelenhandel nimmt Rußland das Großherzogtum Warschau, Preußen verschlingt einen Teil des Königreichs Sachsen, einen Teil Polens, Westfalens, Frankens und hofft wie eine unermeßliche Schlange, deren Schwanz Memel berührt, seinen Kopf am linken Rheinufer hin bis Thionville zu verlängern. Österreich will wieder sein Italien haben, das es vor dem Vertrag von Campo-Formio hatte, sowie alles, was sein doppelköpfiger Adler auf Grund der Verträge von Luneville, Preßburg und Wien allmählich hat aus seinen Klauen fallen lassen. Der Statthalter von Holland, zum Königsrang erhoben, verlangt, daß man ihm die Einverleibung Belgiens, des Gebietes von Lüttich und des Großherzogtums Luxemburg in seine Erbstaaten bestätige. Der König von Sardinien endlich dringt auf die Vereinigung Genuas mit seinem Festlandstaate, von dem er seit 15 Jahren abwesend ist. Jede Großmacht will, wie ein marmorner Löwe die Kugel unter seiner Tatze, ein kleines Königreich für sich haben. Rußland fordert Polen, Preußen Sachsen, Spanien Portugal, Österreich, Italien. Und England, das die Kosten aller dieser Umwälzungen auslegt, soll wie der brave Schweppermann statt eines Eies zwei haben – Holland und Hannover.

Der Moment war, wie man sieht, übel gewählt. Indes hätte diese Eröffnung des Kaisers vielleicht einen Erfolg haben können, wäre der Kongreß nicht mehr versammelt gewesen, so daß die Unterhandlungen nacheinander mit einem Herrscher um den andern stattfinden konnten. Aber da sie noch beieinander saßen und einander ins Gesicht sehen konnten, übernahm sich ihre Selbstliebe, und Napoleon erhielt keine Antwort auf seinen Brief.

Der Kaiser war keineswegs erstaunt über dieses Stillschweigen; er hatte es vorausgesehen und verlor keine Stunde, sich zum Kriege zu rüsten. Je

schärfer er aber seine Angriffsmittel prüfte, um so mehr beglückwünschte er sich, daß er seinem ersten Triebe nicht gefolgt war. Alles war außer Rand und Band in Frankreich: kaum blieb der Kern einer Armee übrig. Was das Kriegsmaterial, Pulver, Gewehre, Kanonen betrifft, so schien alles verschwunden.

Seit drei Monaten arbeitete Napoleon täglich sechzehn Stunden. Auf seinen Ruf bedeckte sich Frankreich mit Fabriken, Werkstätten. Gießereien, und die Waffenschmiede der Hauptstadt allein lieferten bis an 3000 Gewehre in 24 Stunden, während die Schneider in demselben Zeitraum 15 bis 1800 Uniformen fertigten. Desgleichen wurden die Stämme der Linienregimenter von 2 Bataillonen auf 5 gebracht, die der Reiterei um 2 Schwadronen verstärkt, 200 Bataillone Nationalgardisten organisiert, 20 Marine-Regimenter und 40 Regimenter junger Garden zum aktiven Dienst verwendet und die beurlaubten Veteranen wieder unter die Fahnen gerufen, der Jahrgang 1814–15 ausgehoben, die verabschiedeten Soldaten und Offiziere zum Wiedereintritt in die Linie aufgefordert. Sechs Armeen, Nord-, Mosel-, Rhein-, Jura-, Alpen- und Pyrenäen-Armee genannt, werden gebildet, während eine siebente als Reservearmee sich unter den Mauern von Paris und Lyon, die man befestigen will, sammelt.

In der Tat sollte jede große Hauptstadt vor einem Handstreich gesichert sein, und mehr als einmal verdankte die alte Lutetia den Mauern ihre Rettung. Wäre Wien im Jahre 1805 verteidigt worden, so hätte die Schlacht von Ulm den Krieg nicht entschieden. Wäre im Jahr 1806 Berlin befestigt gewesen, so hätte sich die bei Jena geschlagene Armee dort wieder gesammelt und sich ebendaselbst mit der russischen Armee vereinigt. Wäre im Jahr 1808 Madrid im Verteidigungsstand gewesen, so hätte die französische Armee, selbst nach den Siegen von Espinosa, Tudela, Burgos und Somosierra, es nicht gewagt, auf diese Hauptstadt zu marschieren; während sie die englische und spanische Armee in der Richtung von Salamanca und Valladolid hinter sich stehen ließ. Hätte sich endlich Paris im Jahre 1814 auch nur acht Tage gehalten, so wäre die verbündete Armee zwischen seinen Mauern und den 80 000 Mann, die Napoleon bei Fontainebleau sammelte, erstickt worden.

Der Ingenieurgeneral Haxo wird mit diesem großen Werke beauftragt; er soll Paris befestigen und General Léry Lyon.

Wenn uns daher die Verbündeten nur bis zum 1. Juni Zeit lassen, so steigt der Effektivstand unserer Armee von 200 000 auf 414 000 Mann. Bis zum 1. September wird dieser Stand nicht allein verdoppelt, sondern es wird auch aus jeder Stadt bis zum Zentrum Frankreichs eine Festung gemacht, die allesamt der Hauptstadt gleichsam als vorgeschobene Werke dienen sollen. So macht das Jahr 1815 dem von 1793 den Rang streitig, und Napoleon hat ebensoviel erreicht wie der öffentliche Wohlfahrtsausschuß, ohne daß er genötigt gewesen wäre, mit einem Dutzend Guillotinen nachzuhelfen.

Auch ist kein Augenblick zu verlieren; die Verbündeten. die sich um Sachsen und Krakau zanken, sind, Gewehr im Arm, mit brennender Lunte stehengeblieben. Vier Befehle werden erlassen, und Europa marschiert von neuem gegen Frankreich.

Wellington und Blücher versammelten 220 000 Mann, Engländer, Preußen, Hannoveraner, Belgier und Braunschweiger, zwischen Lüttich und Courtrai; die Bayern, Badenser und Württemberger eilen nach der Pfalz und dem Schwarzwald: die Österreicher nahen in Eilmärschen, um sich mit ihnen zu vereinigen; die Russen ziehen durch Franken und Sachsen und werden spätestens in zwei Monaten von Polen aus an den Ufern des Rheins stehen. 900 000 Mann sind auf den Beinen, 300 000 werden ihnen folgen. Die Koalition besitzt das Geheimnis des Kadmus, auf ihren Ruf steigen Soldaten aus der Erde.

Napoleon aber fühlt, je dichter er die feindlichen Armeen sich scharen sieht, um so mehr das Bedürfnis, sich auf dieses Volk zu stützen, das ihn im Jahre 1814 im Stich gelassen hat. – Einen Augenblick schwankt er, ob er nicht die Kaiserkrone beiseitelassen soll, um den Degen des Ersten Konsuls wieder zu ergreifen. Aber er, der im Schoß der Revolution geboren ist, hat Furcht vor ihnen; es graut ihm vor der Volksaufregung, weil er weiß, daß sie sich durch nichts mehr bändigen läßt. Die Nation hat sich über den Mangel an Freiheit beklagt: er will ihr daher die Zusatzakte zur Verfassung des Kaiserreichs verleihen. Das Jahr 1790 hat die Föderation gehabt, das Jahr 1815 soll das »Maifeld« haben; vielleicht läßt sich Frankreichs

Freiheitsdrang dadurch beruhigen. Napoleon hält Heerschau über die Föderierten und schwört am 1. Juni auf dem Altar des Märzfeldes den Eid der Treue auf die neue Konstitution. An demselben Tage eröffnet er die Kammern.

Gleich darauf nimmt er, von dieser politischen Komödie, die er mit Widerwillen spielt, befreit, seine wahre Rolle wieder an und wird General. Er hat 180 000 Mann zur Verfügung, um den Feldzug zu eröffnen. Was soll er tun? Soll er den Anglopreußen entgegengehen, um sie bei Brüssel oder Namur zu treffen? Soll er die Verbündeten unter den Mauern von Paris oder Lyon erwarten? Soll er Hannibal oder Fabius sein?

Erwartet er die Verbündeten, so gewinnt er Zeit bis zum August, und dann hat er seine Aushebungen vollzählig gemacht, seine Rüstungen beendigt, sein ganzes Material in Bereitschaft gestellt. Er kann dann mit allen seinen Hilfsmitteln eine Armee bekämpfen, die sich durch die Beobachtungskorps, die sie notgedrungen in ihrem Rücken stehen ließ, geschwächt hat.

Aber das halbe Frankreich, das dann in Feindes Hand wäre, würde die Klugheit dieses Schrittes nicht begreifen. Man kann wohl den Fabius spielen, wenn man, wie Alexander, den siebenten Teil der Weltkugel besitzt, oder wenn man, wie Wellington, auf dem Boden eines andern Reiches sich bewegt. Zudem liegt ein derartiges Zaudern nicht in dem Genie des Kaisers.

Auf der andern Seite hofft er, durch einen sofortigen Angriff auf Belgien den Feind zu verblüffen, der uns außerstand wähnt, ins Feld zu rücken; Wellington und Blücher können geschlagen, auseinander gesprengt, vernichtet werden, bevor noch der Rest der verbündeten Truppen Zeit gefunden hat, zu ihnen zu stoßen. Damit fällt ihm Brüssel zu, die Rheinufer greifen wieder zu den Waffen, Italien, Polen und Sachsen stehen auf, und so kann gleich beim Anfang des Feldzugs der erste Schlag, wenn er recht getan wird, die Koalition auflösen.

Wahr ist freilich auch, daß im Unglücksfall der Feind schon Anfang Juli nach Frankreich gezogen wird, das heißt gegen zwei Monate früher, als er von selbst dahin kommen würde. Aber darf Napoleon nach seinem Triumphzuge vom Golf Juan bis Paris an seiner Armee zweifeln und eine Niederlage voraussetzen?

Von seinen 180 000 Mann muß der Kaiser ein Vierteil verzetteln, um Bordeaux, Toulouse, Chambéry, Belfort, Straßburg zu besetzen und die Vendée, diesen alten, durch Hoche und Kleber schlecht ausgeschnittenen politischen Krebs, im Zaum zu halten. Es verbleiben ihm daher nur 125 000 Mann, die er von Philippeville bis Maubeuge zusammenzieht. Freilich hat er 200 000 Feinde vor sich, aber wenn er nur noch sechs Wochen wartet, so hat er auf einmal ganz Europa auf dem Leibe. Am 12. Juni reist er von Paris ab, am 14. verlegt er sein Hauptquartier nach Beaumont, wo er inmitten von 60 000 Mann lagert, indem er 16 000 Mann auf seinem rechten Flügel gegen Philippeville und 40 000 Mann auf seinem linken gegen Solre an der Sambre wirft. In dieser Stellung hat Napoleon vor sich die Sambre, rechts die Maas, links und im Rücken die Wälder von Avesne, Chimay und Gedine.

Der Feind seinerseits steht zwischen der Sambre und Schelde und verbreitet sich staffelartig auf einem Raum von ungefähr 20 Stunden.

Die preußisch-sächsische Armee unter dem Oberbefehl Blüchers bildet die Vorhut. Sie zählt 120 000 Mann und 300 Feuerschlünde. Sie teilt sich in vier Korps; das erste, kommandiert von dem General Zieten, hat sein Hauptquartier zu Charleroi und Fleurus und bildet zugleich den Mittelpunkt; das zweite, unter dem General Pirsch, lagert in der Umgegend von Namur, das dritte, kommandiert von General Thielemann, steht an den Ufern der Maas in der Umgegend von Dinant; das vierte, kommandiert von dem General Bülow, hinter den drei ersten aufgestellt, hat sein Hauptquartier in Lüttich. So gestellt, hat die preußisch-sächsische Armee die Form eines Hufeisens, dessen beide Enden, wie wir sagten, auf der einen Seite bis Charleroi und auf der anderen bis Dinant reichen und von unsern Vorposten, eines 3, das andere nur 1 ½ Stunden, entfernt sind.

Die englisch-holländische Armee steht unter dem Oberbefehl Wellingtons: sie zählt 104 200 Mann in 10 Divisionen, die in zwei große Infanterie- und ein Kavalleriekorps geteilt sind. Das erste Infanteriekorps befehligt der Prinz von Oranien, der sein Hauptquartier zu Braine-le-Comte hat, das zweite der Generalleutnant Hill, dessen Hauptquartier in Brüssel ist, die Reiterei endlich, die ihr Standquartier rings um Grammont hat, wird von Lord Uxbridge kommandiert. Der große Artilleriepark steht in Gent.

Die zweite Armee bietet die gleiche Stellung dar, wie die erste; nur ist das Hufeisen umgekehrt, und statt der Enden ist ihr Zentrum unserer Schlachtfront am nächsten, von der sie indes durch die preußisch-sächsische Armee vollständig getrennt wird.

Napoleon ist am Abend des 14. nur zwei Stunden von den Feinden angelangt, ohne daß sie noch die entfernteste Kenntnis von seinem Marsche haben. Über eine große Karte der Umgegend gebeugt und von Spionen, die ihm sichere Aufschlüsse über die verschiedenen Stellungen des Feindes bringen, umgeben, durchwacht er die Nacht. Nach genauer Einsicht in ihre Aufstellung berechnet er mit gewohntem Scharfsinn, daß sie bei der übergroßen Ausdehnung ihrer Linien drei Tage nötig haben, um sich zu vereinigen. Überfällt er sie unversehens, so kann er die beiden Armeen trennen und sie vereinzelt schlagen. Allererst zieht er 20 000 Pferde in ein Korps zusammen, der Säbel dieser Kavallerie soll die Schlangen mitten entzweischneiden, deren getrennte Stücke er dann sofort zertreten will.

Der Schlachtplan ist entworfen, Napoleon entsendet seine verschiedenen Befehle und fährt mit der Prüfung des Terrains und der Ausfragung der Spione fort. – Alles bestärkt ihn in dem Gedanken, daß er die Stellung des Feindes vollkommen kennt, und der Feind dagegen in gänzlicher Unwissenheit über die seinige schwebt, als plötzlich ein Adjutant des Generals Gérard im Galopp herbeisprengt. Dieser überbringt die Nachricht, daß der Generalleutnant Bourmont und die Obersten Clouet und Willoutrey vom vierten Korps zum Feinde übergegangen sind. Napoleon hört es mit der Ruhe eines an Verrat gewohnten Mannes: dann sagt er zu Ney, der vor ihm steht, gewendet:

»Nun! Marschall, hören Sie es? Ihr Schützling ist es, von dem ich nichts wollte, für den Sie mir bürgten, und den ich nur aus Rücksicht auf Sie angenommen habe; nun ist er zum Feinde übergegangen!«

»Sire«, antwortete der Marschall, »verzeihen Sie mir, aber ich glaubte ihn so ergeben, daß ich für ihn gut gesagt hätte, wie für mich selber«.

»Herr Marschall,« erwidert Napoleon, sich erhebend und ihm die Hand auf die Schulter legend, »wer blau ist, bleibt blau, und wer weiß ist, bleibt weiß.«

Dann setzt er sich wieder und nimmt augenblicklich mit seinem Angriffsplan die Veränderungen vor, die dieser Abfall nötig macht.

Mit Tagesanbruch sollen sich seine Kolonnen in Bewegung sehen. Die Vorhut seines linken Flügels, aus der Infanterie-Division des Generals Jérôme Bonaparte, ehem. Königs von Westfalen, gebildet, soll die Vorhut des preußischen Korps unter General Zieten werfen und sich der Brücke von Marchiennes bemächtigen; der rechte, von General Gerard kommandierte Flügel soll zur rechten Zeit die Brücke von Châtelet überrumpeln, während die leichte Reiterei des Generals Pajol, die die Vorhut des Zentrums bildet, von dem dritten Infanteriekorps unterstützt, vorzurücken und die Brücke von Charleroi zu nehmen hat. Um zehn Uhr soll die französische Armee über die Sambre gegangen und auf feindlichem Grund und Boden sein.

Alles geschieht, wie Napoleon befohlen. Jérôme wirft Zieten über den Haufen und nimmt ihm 500 Gefangene ab, Gérard stürmt die Brücke von Châtelet und jagt den Feind weiter als eine Stunde jenseits des Flusses zurück: nur Vandamme säumt und hat um sechs Uhr morgens sein Lager noch nicht verlassen. – »Er wird zu uns stoßen«, sagt Napoleon, »greifen Sie, Pajol, mit Ihrer leichten Reiterei an; ich folge Ihnen mit meiner Garde.«

– Pajol bricht auf und wirft alles, was ihm in den Weg kommt, über den Haufen. Ein Infanterievierеck will standhalten, der General Desmichels stürzt sich, an der Spitze des 4. und 6. Jägerregiments darauf, durchbricht, vierteilt und zerstückelt es und nimmt ihm einige hundert Gefangene ab. Pajol kommt, den fliehenden Feind niedersäbelnd, vor Charleroi an und reitet im Galopp ein; Napoleon folgt ihm. Um drei Uhr erscheint Vandamme; eine schlecht gemachte Ziffer ist die Ursache seiner Zögerung: er hat IV für VI gehalten. Sein Irrtum straft sich zuerst an ihm selbst dadurch, daß er nicht mitkämpfen durfte.

Noch am gleichen Abend ist die ganze französische Armee über die Sambre gesetzt: Blüchers Heer ist auf dem Rückzuge nach Fleurus und läßt zwischen sich und der englisch-holländischen Armee einen leeren Raum von vier Stunden.

Napoleon sieht den Fehler und beeilt sich, ihn zu benutzen: er erteilt Ney den mündlichen Befehl, mit 42 000 Mann auf der Straße von Brüssel nach Charleroi vorzurücken und nur erst im Dorfe Quatrebras, einem wichtigen, auf der Kreuzungsstraße von Brüssel, Nivelle, Charleroi und Namur gelegenen Punkte, stehenzubleiben. Dort soll er die Engländer aufhalten, während Napoleon mit seinen noch übrigen 72 000 Mann die Preußen schlägt. Der Marschall bricht augenblicklich auf.

Napoleon, der seine Befehle vollzogen glaubt, setzt sich am Morgen des 16. Juni wieder in Marsch und entdeckt die preußische Armee in Schlachtordnung zwischen Saint-Amand und Sombreffe, die Sambre vor sich. Sie ist aus drei Korps zusammengesetzt, die zu Charleroi, Namur und Dinant gelagert waren. Ihre Stellung ist unverantwortlich, denn sie bietet ihre rechte Flanke Ney dar, der den erhaltenen Befehlen gemäß, um diese Stunde in Quatrebas sein muß, das heißt 2 Stunden hinter dem Rücken des Feindes. Demzufolge trifft Napoleon seine Anordnungen. Er stellt seine Armee in der gleichen Linie, wie die Blüchers auf, um ihn von vorn anzugreifen, und schickt an Ney einen vertrauten Offizier mit dem Befehl, er solle ein Beobachtungskorps in Quatrebras lassen und sich in aller Eile gegen Bry wenden, um den Preußen in den Rücken zu fallen. – Ein anderer Offizier sprengt in demselben Augenblick davon, um das Korps des Grafen von Erlon, das die Nachhut bildet und folglich erst in Villers-Perruin sein soll, aufzuhalten; er soll ihn umwenden lassen und nach Bry zurückführen. Diese neue Anordnung fördert die Sache um eine Stunde und verdoppelt die guten Aussichten, denn, wenn auch der eine ausbleibt, wird doch sicher der andere kommen, und treffen beide ihren Anweisungen gemäß nacheinander ein, so muß die ganze preußische Armee verloren sein. Die ersten Kanonenschüsse, die Napoleon von Bry oder Vagnelée her hört, sollen das Zeichen zum Angriff in der Front sein. Nachdem der Kaiser so seine Verfügungen getroffen, macht er halt und wartet.

Indes verstreicht die Zeit, und Napoleon hört nichts. Zwei, drei, vier Stunden des Nachmittags verrinnen, immer die gleiche Stille. Der Tag ist jedoch zu kostbar, um ihn zu verlieren. Schon der morgende kann eine Verbindung der Feinde herbeiführen, dann müßte er einen neuen Plan entwerfen, um das aus den Händen gelassene Glück wiederzuwinnen. Napoleon gibt den Befehl zum Angriff; jedenfalls wird der Kampf die

Preußen beschäftigen, und sie werden ihre Aufmerksamkeit weniger auf Ney richten der ohne Zweifel beim ersten Kanonenschuß anlangt.

Napoleon eröffnet den Kampf mit einem allgemeinen Angriff auf die Linke; er hofft, damit den größern Teil der feindlichen Streitkräfte auf diese Seite zu ziehen und ihn von seiner Rückzugslinie in dem Augenblick zu entfernen, wo Ney auf der alten Straße Brunehaut anlangt. Alsdann bietet er alles auf, um sein Zentrum zu durchbrechen und ihn so entzweizuschneiden, indem er den stärksten Teil der Armee in dem eisernen Dreieck, das er den Tag vorher aufgestellt hatte, einschließt. Der Kampf beginnt und dauert zwei Stunden, ohne daß man irgendwelche Nachricht von Ney oder von Erlon erhält; und doch mußten sie schon morgens 10 Uhr den Befehl erhalten haben, und doch hatte der eine nur einen Weg von 2, der andere von 2 ½ Stunden zurückzulegen. So muß Napoleon allein zu siegen versuchen. Er gibt den Befehl, seine Reserven in den Kampf zu führen, um gegen das Zentrum die den Erfolg des Tages entscheidende Bewegung ins Werk zu setzen. In diesem Augenblick meldet man ihm, daß eine starke feindliche Kolonne in der Ebene von Heppignies sich zeige und seinen linken Flügel bedrohe. Wie diese Kolonne zwischen Ney und Erlon durchpassieren konnte, wie Blücher dasselbe Manöver, das er, Napoleon, im Sinne gehabt, hatte ausführen können, – das ist ihm unbegreiflich. Gleichviel, er wendet seine Reserven, um sie diesem neuen Angriff entgegenzustellen, und die Bewegung auf das Zentrum ist verschoben.

Eine Viertelstunde nachher erfährt er, daß diese Kolonne Erlons Korps ist, das die Straße von Saint-Amand statt der von Bry eingeschlagen hat. Er nimmt nun sein unterbrochenes Manöver wieder auf, marschiert auf Ligny, nimmt es im Sturmschritt und nötigt den Feind zum Rückzug. Aber die Nacht bricht herein, und die ganze Armee Blüchers marschiert durch Bry, das von Ney mit 20 000 Mann besetzt sein sollte. Nichtsdestoweniger ist die Schlacht gewonnen; 40 Kanonen fallen in unsere Hände. 20 000 Mann sind außer Gefecht gesetzt, und die preußische Armee ist so in Unordnung, daß die Generale von den 70 000 Mann, aus denen sie besteht, bis Mitternacht kaum 30 000 wieder zusammenbringen konnten.

Blücher selbst war mit dem Pferde gestürzt und entkam ganz zerquetscht im Schutze der Dunkelheit auf dem Pferde eines Dragoners.

Während der Nacht erhält Napoleon Nachrichten von Ney und muß erkennen, daß sich die Fehler von 1814 im Jahre 1815 erneuern. Statt mit Tagesanbruch, wie er Befehl erhalten hat, auf das nur von 10 000 Holländern besetzte Quatrebras zu marschieren und sich des Ortes zu bemächtigen, ist Ney erst am Mittag von Gosselies aufgebrochen, so daß in Quatrebras, das von Wellington zum Sammelplatz für die nach und nach eintreffenden verschiedenen Armeekorps bezeichnet worden war, diese Korps erst mittags 3 Uhr angelangt waren, und Ney somit 30 000 Mann statt 10 000 angetroffen hatte. Der Marschall, der der Gefahr gegenüber immer seine gewohnte Tatkraft wiederfand, und der zudem die 20 000 Mann des Grafen Erlon hinter sich glaubte, hatte keinen Augenblick gezögert anzugreifen. Groß war daher sein Erstaunen, als er fand, daß das Korps, worauf er rechnete, ihm nicht zu Hilfe kam, und er, durch überlegene Streitkräfte zurückgeworfen, seine Reserve nicht erreichte, als er die Schutz suchende Hand dahin ausstreckte, wo sie sein sollte. Demgemäß hatte er Adjutanten nach ihr ausgeschickt, mit dem bestimmten Befehl, sie sollte sogleich zurückkehren. Aber im gleichen Augenblick hatte er selbst Napoleons Weisung empfangen. Doch zu spät: der Kampf war angesponnen, er mußte standhalten. Dessenungeachtet hatte er von neuem nach dem Grafen Erlon geschickt und ihn ermächtigt, seinen Weg nach Bry fortzusetzen, sich selbst aber mit neuer Wut gegen den Feind gewendet. In diesem Augenblick war eine neue Verstärkung von 12 000 Engländern unter Wellington angelangt und Ney zum Rückzug auf Fraisne gezwungen worden, während das Armeekorps des Grafen Erlon seine Zeit völlig mit Märschen und Gegenmärschen verlor und beharrlich auf einem Umkreis von 3 Stunden zwischen zwei Kanonaden hin und her marschierte, ohne allen Nutzen für Ney oder für Napoleon.

War nun der Sieg auch minder entscheidend, als er es hätte sein können, so war es dennoch ein Sieg. Die preußische Armee hatte, in vollem Rückzug begriffen, da sie links hin wich, die englische Armee bloßgestellt, die jetzt am weitesten vorgerückt war. Napoleon entsendet, um eine Vereinigung zu verhindern, Grouchy mit 34 000 Mann mit dem Befehl, den Preußen nachzujagen, bis sie standhalten. Aber Grouchy begeht denselben Fehler wie Ney: nur steht es im Buche des Schicksals geschrieben, daß die Folgen dieses Fehlers fürchterlicher sein sollen.

So gewohnt der englische Obergeneral an die plötzlichen Schläge Napoleons war, so hatte er doch noch geglaubt, zu rechter Zeit in Quatrebras anzulangen, um sich mit Blücher zu vereinigen. Wirklich erhält Lord Wellington am 15. abends 7 Uhr zu Brüssel einen Kurier von dem Feldmarschall, der ihm den Aufbruch der ganzen französischen Armee und den Beginn der Feindseligkeiten berichtet. Vier Stunden darauf, als er eben zu Pferd steigen wollte, erfährt er, daß die Franzosen Herren von Charleroi sind und ihre 150 000 Mann starke Armee in fortlaufender Linie geradeaus auf Brüssel marschiert und den ganzen Raum zwischen Marchiennes, Charleroi und Chatelet einnimmt. Er bricht schleunigst auf, befiehlt allen seinen Truppen, ihr Standquartier zu verlassen, um sich auf Quatrebras zusammenzuziehen, wo er, wie gemeldet, um 6 Uhr eintrifft, um die Niederlage der preußischen Armee zu erfahren. Wäre der Marschall Ney den erhaltenen Instruktionen nachgekommen, so erfuhr Wellington ihre gänzliche Vernichtung.

Übrigens hat der Tod eine schreckliche Ausgleichung vorgenommen: der Herzog von Braunschweig ist bei Quatrebras und der General Letort bei Fleurus gefallen.

Folgendes war die Stellung der drei Armeen während der Nacht vom 16. auf den 17.

Napoleon lagerte auf dem Schlachtfeld; das dritte Korps vorwärts von Saint-Amand, das vierte vorwärts von Ligny, die Reiterei des Marschalls Grouchy zu Sombreffe, die Garde auf den Anhöhen von Bry, das sechste Korps hinter Ligny und die leichte Reiterei nach der Straße von Namur hin, auf der ihre Vorposten standen.

Blücher, wenig bedrängt von Grouchy, der ihn schon nach einstündiger Verfolgung aus dem Gesicht verlor, hatte seinen Rückzug in zwei Kolonnen bewerkstelligt und erst hinter Gembloux Stellung genommen wo das vierte Korps, unter den Befehlen des Generals Bülow, von Lüttich anlangend, zu ihm gestoßen war.

Wellington hatte sich bei Quatrebras gehalten und die verschiedenen Divisionen seiner Armee nach und nach an sich gezogen, die entsetzlich

abgemattet waren, da sie die ganze Nacht vom 15. auf den 16., den ganzen 16. und beinahe die ganze Nacht vom 16. auf den 17. marschiert waren.

Gegen 2 Uhr morgens schickt Napoleon einen Adjutanten an den Marschall Ney. Der Kaiser nimmt an, daß die englisch-holländische Armee der rückgängigen Bewegung der preußisch-sächsischen folgen wird, und befiehlt dem Marschall, seinen Angriff auf Quatrebras zu erneuern. Der General Graf Lobau. der mit zwei Divisionen des sechsten Korps, seiner leichten Reiterei und den Kürassieren des Generals Milhaud auf die Straße von Namur gerückt ist, soll ihn bei diesem Angriff unterstützen, zu dem er unter solchem Beistand stark genug sein muß, da er es aller Wahrscheinlichkeit nach nur mit der Nachhut der Armee zu tun haben wird.

Mit Tagesanbruch setzt sich die französische Armee in zwei Kolonnen wieder in Marsch, die eine 68 000 Mann stark, von Napoleon kommandiert, die den Engländern folgt; die andere von 34 000 Mann, unter Grouchys Befehlen, zur Verfolgung der Preußen.

Ney ist noch immer zurück, und Napoleon gelangt zuerst vor den Pachthof von Quatrebras, wo er ein Korps englischer Kavallerie bemerkt. Er wirft, um ihre Stärke zu erkennen, eine Abteilung von 100 Husaren auf sie, die, von dem feindlichen Regiment scharf bedrängt, zurückkommen. Jetzt macht die französische Armee halt und stellt sich in Schlachtordnung. Die Kürassiere des Generals Milhaud breiten sich auf dem rechten Flügel aus, die leichte Reiterei stellt sich staffelförmig auf dem linken auf, die Infanterie im Zentrum und in der zweiten Linie, die Artillerie benutzt die Unebenheiten des Terrains und setzt sich demgemäß in Stellung.

Ney ist noch nicht erschienen. Napoleon will in der Besorgnis, ihn sonst, wie am gestrigen Tage, zu verlieren, ohne ihn nichts beginnen. 500 Husaren sind gegen Fraisne, wo er sein muß, gesprengt, um sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Bei dem Gehölze Delhutte angelangt, das sich zwischen der Straße von Namur und der von Charleroi befindet, hält diese Abteilung ein Regiment roter Lanciers von der Division Lefèbre-Desnouettes für ein Korps Engländer und beginnt ein Gewehrfeuer. Nach Verlauf einer Viertelstunde erkennt und erklärt man sich gegenseitig. Ney steht also in Fraisne, wie Napoleon es gedacht hat, und zwei Offiziere gehen an ihn ab und drängen ihn, auf Quatrebras vorzurücken. Die Husaren

kehren um und nehmen ihre Stellung auf dem linken Flügel der französischen Armee, die roten Lanciers bleiben auf ihrem Posten. Napoleon läßt, um keine Zeit zu verlieren, eine Batterie von 12 Kolonnen, die das Feuer eröffnen, aufpflanzen; nur zwei Geschütz« erwidern es, ein neuer Beweis, daß der Feind während der Nacht Quatrebras geräumt und nur eine Nachhut dort gelassen hat, um seinen Rückzug zu decken. Übrigens läßt sich alles nur instinktmäßig tun oder erraten, da der herabstürzende Regen den Gesichtskreis auf einen äußerst engen Raum beschränkt.

Nach einstündiger Kanonade, während deren er die Augen unaufhörlich, gegen Fraisne gerichtet hält, sieht Napoleon, daß der Marschall immer noch zögert, und schickt ihm einen Befehl nach dem andern. Da meldet man ihm, daß der Graf Erlon sich endlich mit seinem Armeekorps zeigt. Da er bisher noch nie, weder bei Quatrebras noch bei Ligny, ins Gefecht gekommen, so beauftragt ihn Napoleon mit der Verfolgung des Feindes. Sofort stellt er sich an die Spitze der Kolonne und marschiert im Sturmschritt auf Quatrebras. Hinter ihm erscheint das zweite Korps. Napoleon setzt sein Pferd in Galopp, sprengt, nur von 30 Mann begleitet, über die Fläche, die sich zwischen den beiden Straßen ausbreitet, langt bei dem Marschall Ney an, dem er nicht nur seine gestrige Langsamkeit vorwirft, sondern noch mehr die heutige, wodurch er zwei kostbare Stunden verloren hat, während deren er die feindliche Armee auf ihrem Rückzug hätte hart bedrängen und diesen vielleicht in eine vollständige Auflösung hätte verwandeln können. Sofort eilt er, ohne die Entschuldigungen des Marschalls anzuhören, an die Spitze der Armee, wo er einen Teil der Soldaten bis ans Knie im Moraste, den andern bis um die Schenkel im Wasser watend findet. Er bedenkt, daß die englisch-holländische Armee mit dem gleichen Übelstand zu kämpfen hat, und daß sie außerdem noch der ganzen Verwirrung eines Rückzugs preisgeben ist. Er gibt der fliegenden Artillerie Befehl, auf der Chaussee, wo sie mit aller Leichtigkeit fortrollen kann, voranzueilen und keinen Augenblick das Feuer einzustellen, und wäre es nur, um ihre und die feindliche Stellung anzuzeigen. Die beiden feindlichen Armeen setzen ihren Marsch in diesem Sumpfe fort, von Nebel umhüllt und sich im Schlamme fortschleppend, wie zwei ungeheure vorsintflutliche Drachen, die Flammen und Rauch aufeinander speien.

Gegen 6 Uhr abends wird die Kanonade stetig und stärker. In der Tat hat der Feind eine Batterie von 15 Kanonen enthüllt. Napoleon errät, daß dessen Nachhut Verstärkung erhalten hat, und daß Wellington, der bei dem Gehölz von Soignes angekommen sein muß, im Begriff ist, für die Nacht Stellung davor zu nehmen. Der Kaiser will sich dessen versichern; er läßt die Kürassiere des Generals Milhaud, die Miene machen anzugreifen, unter dem Schutze von 4 Batterien leichter Artillerie vorrücken. Jetzt enthüllt der Feind 40 Geschütze, die mit einem Male losbrechen. Kein Zweifel mehr, die ganze Armee steht da; das allein wollte Napoleon wissen. Er ruft seine Kürassiere zurück, die er morgen nötig hat, nimmt Stellung vor Planchenoit, legt sein Hauptquartier in den Pachthof von Caillou und läßt während der Nacht eine Warte aufschlagen, von deren Höhe er am anderen Morgen die ganze Ebene übersehen könnte. Aller Wahrscheinlichkeit nach nimmt Wellington die Schlacht an.

Im Laufe des Abends führt man mehrere Offiziere von der englischen Reiterei, die man während des Tages zu Gefangenen gemacht hatte, vor Napoleon, er kann aber von ihnen nichts weiter erfahren.

Um 10 Uhr schickt Napoleon an Grouchy, von dem er glaubt, daß er vor Wavre stehe, einen Offizier, um ihn wissen zu lassen, daß er die ganze englisch-holländische Armee vor sich habe, die vor dem Forste von Soignes, mit dem linken Flügel an den Flecken la Haie gelehnt, aufgestellt sei, und daß er ihr mit aller Wahrscheinlichkeit morgen eine Schlacht liefern werde. Demgemäß befiehlt er ihm, zwei Stunden vor Tagesanbruch eine Division von 7000 Mann mit 16 Stücken schweren Geschützes von seinem Lager abzusenden, und zwar auf St. Lambert zu, damit sie sich mit dem rechten Flügel der großen Armee in Verbindung setzen und gegen den linken der englisch-holländischen operieren könne. Grouchy selbst solle, sobald er gewiß sei, daß die preußisch-sächsische Armee Wavre geräumt habe, um sich auf Brüssel zu werfen oder irgendeiner anderen Richtung zu folgen, mit dem größten Teile seiner Truppen in der gleichen Richtung, wie die Division, die ihm als Vorhut dienen würde, aufbrechen und mit seiner ganzen Macht gegen zwei Uhr nachmittags in dem Augenblicke, wo seine Gegenwart entscheidend sein dürfte, anzukommen suchen. Übrigens werde Napoleon, um nicht die Preußen durch seine Kanonade herbeizuführen, das Gefecht erst ziemlich spät vormittags beginnen. Kaum ist diese Depesche

abgefertigt, als ein Adjutant des Marschalls Grouchy mit einem abends 5 Uhr geschriebenen Bericht aus Gembloux anlangt.

Der Marschall hat die Fährte des Feindes verloren, er weiß nicht, ob er auf Brüssel oder auf Lüttich marschiert ist; demzufolge hat er eine Vorhut auf jeder dieser beiden Straßen aufgestellt. Da Napoleon gerade die Posten kontrolliert, so findet er erst bei seiner Rückkehr die Depesche. Sogleich sendet er einen anderen, dem nach Wavre geschickten ähnlichen Befehl ab, und kaum ist der Offizier, der ihn mitnimmt weg, so reitet ein zweiter Adjutant ein, der einen zweiten, morgens 2 Uhr geschriebenen und gleichfalls von Gembloux kommenden Bericht überbringt. Grouchy hat abends 6 Uhr erfahren, daß Blücher mit all seinen Streitkräften sich gegen Wavre gewendet hat. Dorthin habe er (Grouchy) den Preußen auf der Stelle folgen wollen, aber seine Truppen hätten schon Biwak bezogen und kochten ihre Suppe; er wolle daher erst morgen früh aufbrechen. Napoleon kann diese Trägheit seiner Generale nicht begreifen, die doch, von 1814–1815, ein Jahr Zeit zur Ruhe gehabt haben; er entsendet an den Marschall einen noch dringenderen Befehl als die beiden ersten.

Folgendes sind nun die Stellungen der 4 Armeen während der Nacht vom 17. auf den 18.: Napoleon, mit dem 1., 2. und 6. Infanteriekorps, der leichten Reitereidivision des Generals Subervic, den Kürassieren und Dragonern von Milhaud und Kellermann, endlich mit der Kaisergarde, zusammen 68 000 Mann und 240 Kanonen, lagert hinter und vor Planchenoit, quer auf der großen Straße von Brüssel nach Charleroi.

Wellington, mit der ganzen englisch-holländischen, mehr als 80 000 Mann und 250 Feuerschlünde starken Armee, hat sein Hauptquartier zu Waterloo und breitet sich auf der Spitze einer Anhöhe von Braine-Laleud bis nach la Haie aus.

Blücher ist zu Wavre, wo er wieder 75 000 Mann gesammelt hat, mit denen er schlagfertig steht, um überall hinzueilen, wo ihm der Kanonendonner die Notwendigkeit seiner Gegenwart verkünden sollte.

Grouchy endlich ist in Gembloux, wo er ausruht, nachdem er in zwei Tagen drei Stunden Marsch zurückgelegt hat.

So verstreicht die Nacht. Jeder ahnt wohl, daß man am Vorabend einer Schlacht von Zama ist, aber man weiß noch nicht; wer Scipio und wer Hannibal sein wird.

Mit Tagesanbruch tritt Napoleon unruhig aus seinem Zelte, denn er fürchtet, Wellington nicht mehr in seiner gestrigen Stellung zu finden. Er glaubt, der englische und der preußische General hätten die Nacht benutzen müssen, um sich vor Brüssel zu vereinigen, und sie erwarteten ihn am Ausgang der Engpässe des Forstes von Soignes. Aber auf den ersten Blick ist er wieder beruhigt. Die englisch-holländischen Truppen stehen noch immer auf der Hügellinie, wo sie gestern hielten; im Fall einer Niederlage ist ihr Rückzug unmöglich. Napoleon wirft nur einen Blick auf seine Anordnungen. Dann sagt er, sich zu seinen Begleitern umwendend: »Das Schicksal des Tages hängt von Grouchy ab; befolgt er die erhaltenen Befehle, so stehen unsere Aussichten neunzig gegen zehn!«

Morgens 8 Uhr klärt sich das Wetter auf, und Artillerieoffiziere, die Napoleon zur Untersuchung der Ebene abgeschickt hat, kommen mit der Meldung zurück, der Boden beginne zu trocknen und in einer Stunde könne die Artillerie anfangen zu manövrieren. Sogleich steigt Napoleon, der zum Frühstück abgesessen war, wieder aufs Pferd, reitet gegen la Haie Sainte und erkundet die feindliche Linie. Aber da er seinen Augen noch immer nicht traut, heißt er den General Haxo sich dem Dorfs so viel wie möglich zu nähern, um sich zu vergewissern, daß der Feind durch keine während der Nacht aufgeworfene Verschanzung gedeckt ist. Eine halbe Stunde später kehrt der General zurück; er hat keinerlei Befestigung wahrgenommen, und der Feind ist nur durch die natürliche Beschaffenheit der Örtlichkeit selbst verteidigt. Man befiehlt den Soldaten, ihre Waffen zu putzen und trocknen zu lassen.

Napoleon hatte zuerst den Gedanken, auf dem rechten Flügel anzugreifen; aber gegen elf Uhr berichtet ihm Ney, der diesen Teil des Terrains zu untersuchen hatte, daß ein Bach, der durch die Schlucht läuft, durch den gestrigen Regen zum sumpfigen Waldstrom geworden sei, den er mit dem Fußvolk nicht überschreiten könnte; er müsse daher aus dem Dorfe rottenweise ausmarschieren. Da ändert Napoleon seinen Plan; er will diese örtliche Schwierigkeit vermeiden, bis zum Anfang der Schlucht

hinaufsteigen und die feindliche Armee im Zentrum durchbrechen, Reiterei und Artillerie auf die Brüsseler Straße werfen, so daß dann den in der Mitte zerschnittenen zwei feindlichen Armeekorps kein Rückzug übrigbleibt, da dem einen Grouchy, der um 2 oder 3 Uhr eintreffen muß, den Weg abschneidet, und dem andern die Reiterei und Artillerie die Brüsseler Straße versperren. Sonach richtet der Kaiser alle seine Reserven auf das Zentrum.

Als dann jeder auf seinem Posten ist und nur den Befehl zum Aufbruch erwartet, setzt Napoleon sein Pferd in Galopp und reitet an der Linie hinab. Überall, wo er vorbeikommt, weckt er die Töne der Militärmusik und den Freudenruf der Soldaten, eine Gewohnheit, die dem Beginn seiner Schlachten immer einen festlichen Anstrich verleiht, im grellen Gegensatz gegen die Kälte der feindlichen Armeen, wo selten ein kommandierender General so viel Vertrauen und Sympathie besitzt, um eine solche Begeisterung hervorzurufen. Mit dem Fernglas in der Hand an einen Baum des kleinen Querwegs gelehnt, vor dem seine Soldaten in Schlachtordnung stehen, ist Wellington Zeuge dieses eindrucksvollen Schauspiels einer Armee, die schwört zu siegen oder zu sterben.

Napoleon kehrt zurück und stellt sich auf die Höhen von Rossomme, von wo aus er das ganze Schlachtfeld überschaut. Hinter ihm ertönt noch, sich wie eine angezündete Pulverfurche fortpflanzend, das Geschrei und die Musik, dann sinkt plötzlich alles in jene feierliche Stille zurück, wie sie immer über zwei Heeren schwebt, die zum Kampfe schreiten.

Bald wird diese Stille durch ein Gewehrfeuer unterbrochen, das von unserer äußersten Linken ausgeht, und dessen Rauch man über dem Gehölz von Goumont wahrnimmt, es sind Jérômes Plänkler, die den Kampf anspinnen müssen, um die Engländer auf diese Seite zu locken. Wirklich enthüllt der Feind seine Artillerie, und der Donner der Kanonen beginnt das Zischen der Flintenkugeln zu beherrschen. General Reille läßt die Batterie der Division Foy vorrücken und Kellermann seine 12 leichten Artilleriestücke vorgaloppieren; zugleich sprengt, unter völliger Bewegungslosigkeit des Restes der Linie, die Division Foy weg und eilt Jérôme zu Hilfe.

Im Augenblick, wo Napoleon dieser ersten Bewegung voll Eifer zuschaut, reitet ein von Marschall Ney, der den Zentrumsangriff gegen den Pachthof von Belle-Alliance auf der Straße von Brüssel leiten sollte, entsendeter

Adjutant im Galopp herbei, mit der Meldung, alles sei gerüstet und der Marschall erwarte nur noch das Zeichen. In der Tat sieht Napoleon die für diesen Angriff bezeichneten Truppen in tiefen Massen vor sich und will eben das Zeichen geben, als er auf einmal bei einem letzten Blick auf das ganze Brett des Schlachtfeldes mitten im Nebel etwas wie eine Wolle wahrnimmt, das in der Richtung von Saint-Lambert heranzieht. Er wendet sich zum Herzog von Dalmatien, der als Generalmajor neben ihm hält, und fragt ihn, was er von dieser Erscheinung denke. Plötzlich richten sich alle Fernrohre des Generalstabs nach dieser Seite. Einige behaupten, es seien Bäume, andere, es seien Leute. Napoleon ist der erste, der eine Marschkolonne unterscheidet: aber ist's Grouchy? ist's Blücher? Das weiß man nicht. Marschall Soult meint, es sei Grouchy, Napoleon aber zweifelt noch ahnungsvoll. Er beruft den General Domon und befiehlt ihm, mit seiner und des Generals Subervic leichten Kavalleriedivision aufzubrechen, um nach rechts aufzuklären und schleunigst mit dem anlangenden Korps Fühlung zu suchen. Ist's Grouchys Abteilung, so soll er sich mit ihr vereinigen, ist's Blüchers Vorhut, sie aufhalten.

Gesagt, getan. 3000 Mann Reiterei jagen im Galopp weg, entrollen sich wie ein endloses Band, schlängeln sich einen Augenblick durch die Linien unserer Armee, züngeln über unseren äußersten rechten Flügel hinaus, reiten weiter und schließen sich wie auf einer Parade etwa in einer Entfernung von 3000 Ellen (fast 6 Kilometer) wieder zusammen.

Kaum ist diese Bewegung ausgeführt, die so anziehend war, daß sie eine Weile die Aufmerksamkeit von dem Gehölz von Goumont, wo die Artillerie immer fortdonnert, abgezogen hat, als ein Jägeroffizier dem Kaiser einen preußischen Husaren vorführt, der zwischen Wavre und Planchenoit durch einen fliegenden Streifzug gefangen war. Er trägt einen Brief des Generals Bülow, der Wellington von dessen Ankunft benachrichtigt und Verhaltungsbefehle verlangt. Außer dieser alle Zweifel über die bemerkten Massen aufhebenden Auskunft gibt der Gefangene noch weitere, die man trotz ihrer Unglaublichkeit glauben muß. Er sagt, es hätten noch die drei Korps der preußisch-sächsischen Armee zu Wavre gestanden, wo Grouchy sie auf keine Weise beunruhigt habe. Es stehe auch kein Franzose davor, denn eine Patrouille seines Regiments habe in eben dieser Nacht bis zwei Stunden vor Wavre hin gestreift, ohne auf irgend etwas zu stoßen.

Napoleon wendet sich wieder zu Marschall Soult mit den Worten: »Heute morgen noch standen unsere Aussichten auf neunzig; durch Bülows Ankunft verlieren wir dreißig. Es steht aber noch sechzig gegen vierzig, und wenn Grouchy den ungeheuren Fehler, daß er gestern in Gembloux seinem Vergnügen nachging, wieder gutmacht, wenn er seine Abteilung mit Blitzesschnelle schickt, so wird der Sieg nur noch entscheidender sein, denn dann ist Bülows Korps gänzlich verloren. Lassen Sie einen Offizier kommen!«

Ein Offizier des Generalstabs reitet augenblicklich herbei; er soll Bülows Brief zu Grouchy bringen und ihn aufs schnellste herbeirufen. Nach seiner eigenen Aussage muß er jetzt, in dieser Stunde, vor Wavre sein. Der Offizier soll einen Umweg machen und vom Rücken zu ihm kommen. Er hat auf trefflichen Wegen nur 4–5 Stunden zurückzulegen, der Offizier hat ein rasches Pferd und verspricht, in 1 ½ Stunden an Ort und Stelle zu sein.

Im gleichen Augenblick schickt der General Domon einen Adjutanten, der die Nachricht bestätigt; es sind die Preußen, die man vor sich hat, und er selbst hat soeben mehrere auserlesene Streifpatrouillen entsendet, um sich mit Marschall Grouchy in Verbindung zu setzen.

Der Kaiser befiehlt dem General Lobau, mit zwei Divisionen schräg über die große Straße von Charleroi zu setzen und zur Unterstützung der leichten Reiterei auf das äußerste Ende des rechten Flügels zu eilen. Er soll eine gute Stellung wählen, wo er mit 10 000 Mann 30 000 auszuhalten vermag. So lauten die Befehle, die Napoleon erteilt, wenn er seine Leute kennt. Augenblicklich wird diese Bewegung ausgeführt, und Napoleon kehrt seine Augen wieder nach dem Schlachtfelde.

Eben haben die Plänkler auf der ganzen Linie das Feuer begonnen, und doch ist es, mit Ausnahme des mit gleicher Erbitterung fortdauernden blutigen Kampfes im Gehölz von Goumont, noch immer nichts Ernsthaftes. Außer einer Division, die die englische Armee von ihrem Zentrum den Garden zu Hilfe gesendet hat, steht die ganze englisch-holländische Linie unbeweglich, und auf ihrer äußersten Linken ruhen Bülows Truppen aus und schließen sich aufs neue, um ihre noch im Hohlweg langsam heranziehende Artillerie abzuwarten. Jetzt schickt Napoleon den Marschall Ney den Befehl, das Feuer seiner Batterien spielen zu lassen, auf la Haie-

Sainte zu marschieren, es mit dem Bajonett zu nehmen, eine Division Fußvolk darin zu lassen, augenblicklich auf die zwei Pachthöfe von la Papelotte und la Haie zu stürmen und den Feind herauszutreiben, um die englisch-holländische Armee von Bülows Korps zu trennen. – Der diesen Befehl überbringende Adjutant eilt davon, sprengt über die kleine Ebene, die Napoleon vom Marschall trennt, und verliert sich in den gedrängten Reihen der Kolonnen, die das Signal erwarten. Nach einigen Minuten blitzen auf einmal 80 Feuerschlünde und verkünden, daß der Befehl des Oberbefehlshabers vollzogen wird.

Der Graf von Erlon rückt mit drei Divisionen vor im Schutze dieses fürchterlichen Feuers, das die englischen Linien zu lichten beginnt, als plötzlich die Artillerie, wie sie über einen tiefen Grund fährt, einsinkt. Wellington, der von seiner Höhenlinie diesen Unfall gesehen hat, benutzt ihn und wirft auf die Artillerie eine Kavalleriebrigade, die sich in zwei Korps trennt und sich mit Blitzesschnelle teils auf die Division Marcognet, teils auf die hilflos gelassenen Stücke wirft, die nicht nur den Angriff eingestellt haben, sondern auch nicht mehr imstande sind, sich selbst zu verteidigen. Die Infanterie kann sich des Andrangs nicht erwehren; sie wird überwältigt und verliert zwei Adler. Die Artillerie wird niedergesäbelt, die Stränge an den Kanonen und die Kniekehlen der Pferde werden durchgehauen, schon sind 7 Kanonen unbrauchbar gemacht. Da bemerkt Napoleon den Wirrwarr und befiehlt den Kürassieren des Generals Milhaud, ihren Brüdern zu Hilfe zu eilen. Die Eisenmauer setzt sich, von dem vierten Lanciers-Regiment unterstützt, in Bewegung, und die englische Brigade, auf frischer Tat gefaßt, verschwindet, zermalmt, zerschmettert, zerstückt unter diesem fürchterlichen Stoß. Unter anderen sind zwei Dragonerregimenter völlig vernichtet. Die Kanonen werden wieder gewonnen, und die Division Marcognet ist herausgehauen.

Diesen bewundernswert ausgeführten Befehl hat Napoleon selbst überbracht, indem er sich in einem Regen von Kugeln und Granaten, die an seiner Seite den General Devaux töten und den General Lallemand verwunden, an die Spitze der Linie stürzt. Indes rückt Ney auch ohne alle Artillerie immer weiter vor, und während des erzählten üblen, obwohl so rasch wieder gutgemachten Zwischenfalls zur Rechten der Straße von Charleroi nach Brüssel hat er auf der großen Straße und auf den Feldern

links eine andere Kolonne, die endlich la Haie-Sainte erreicht, vorrücken lassen.

Hier, unter dem Feuer der ganzen englischen Artillerie, das die unsrige nur noch schwach erwidern kann, verdichtet sich der Kampf. Drei Stunden lang ringt Ney, der die ganze Kraft seiner schönen Jahre wiedergefunden hat, blutig nach der Stellung, die er endlich erstürmt und mit feindlichen Leichnamen übersät findet. Drei schottische Regimenter schlafen dort Mann an Mann, in Reih und Glied gefallen, wie sie gekämpft haben, und die 2. belgische, die 5. und 6. englische Division haben dort ein Drittel ihrer Leute gelassen. Napoleon wirft auf die Flüchtigen Milhauds unermüdliche Kürassiere, die sie, den Säbel in ihren Rippen, bis mitten in die Reihen der feindlichen Armee verfolgen, wo sie Verwirrung anrichten. Von der Höhe, wo der Kaiser steht, sieht er den Train und die englischen Reserven vom Kampfplatze abziehen und sich nach der Straße von Brüssel drängen. Der Tag ist unser, wenn Grouchy kommt.

Beständig sind Napoleons Augen nach Saint Lambert gewendet, wo die Preußen endlich den Kampf begonnen haben, aber trotz ihrer Überzahl von den 2500 Reitern Domons und Subervics und von Lobaus 7000 Mann aufgehalten werden. Wie würden ihm letztere in dieser Stunde zustatten kommen, um seinen Angriff auf das Zentrum zu unterstützen, wohin er aufs neue seine Blicke richtet, indes er nichts hört und nichts sieht, was ihm die so ersehnte Ankunft Grouchys verkündet.

Jetzt schickt Napoleon dem Marschall den Befehl, sich um jeden Preis in seiner Stellung zu halten. Er muß einen Augenblick klar sein Schachbrett übersehen.

Auf der äußersten Linken hat Jérôme einen Teil des Gehölzes und das Schloß von Goumont gewonnen, wovon nichts mehr sichtbar ist, als die vier nackten Mauern, da alle Dächer von den Haubitzen zerstört sind, aber die Engländer halten sich dauernd in dem Hohlweg längs dem Obstgarten hin. Auf dieser Seite ist es also nur ein halber Sieg.

Vorn und gegen das Zentrum hin hat der Marschall la Haie-Sainte erstürmt und hält sich darin, trotz der Artillerie Wellingtons und seiner

Reiterangriffe, die vor unserem fürchterlichen Musketenfeuer zurückprallen. Hier ist es ein vollständiger Sieg.

Rechts von der Chaussee kämpft der General Durutte um die Pachthöfe von la Papelotte und la Haie; und hier – kann man siegen.

Endlich auf der äußersten Rechten haben sich Bülows Preußen, nachdem sie sich in die Schlacht begeben, senkrecht zu unserer Rechten aufgestellt. 30 000 Mann und 60 Feuerschlünde rücken gegen die Divisionen der Generale Domon, Subervic und Lobau vor; hier also ist für den Augenblick die wahre Gefahr.

Die Gefahr wächst noch durch die anlangenden Berichte; Domons Streifpatrouillen sind zurückgekehrt, ohne Grouchy bemerkt zu haben. Bald erhält man eine Depesche des Marschalls selbst. Statt mit Tagesanbruch von Gembloux aufzubrechen, wie er in seinem gestrigen Briefe versprochen hatte, hat er es erst um 9 ½ Uhr getan. Jetzt ist es schon 4 ½ nachmittags, schon fünf Stunden dauert das Feuer der Kanonen; noch hofft Napoleon, daß er, dem ersten Kriegsgebote gehorsam, dem Kanonendonner nachziehen werde. Um 7 ½ Uhr kann er auf dem Schlachtfelde sein; bis dahin muß man die Anstrengungen verdoppeln und zumal den Fortschritt der 30 000 Mann Bülows aufhalten, die sich, wenn Grouchy endlich anrückt, in einem Kreuzfeuer befinden werden.

Napoleon befiehlt dem General Duhesme, der die beiden Divisionen der jungen Garde kommandiert, auf Planchenoit zu gehen, wohin Lobau, von den Preußen gedrängt, einen regelmäßigen Rückzug ausführt. Duhesme nimmt 8000 Mann und 24 Kanonen, die in starkem Galopp ankommen, sich in Batterie stellen und in dem Augenblick ihr Feuer beginnen, wo die preußische Artillerie mit ihren Kartätschen die Brüsseler Straße bearbeitet. Diese Verstärkung hemmt den Fortschritt der Preußen und scheint sie einen Augenblick sogar zum Weichen zu bringen. Napoleon benutzt diesen Wechsel. Ney erhält Befehl, im Sturmschritt gegen das Zentrum der englisch-holländischen Armee zu marschieren und sie zu durchbrechen. Er zieht Milhauds Kürassiere an sich, die vorn angreifen, um ein Loch zu bohren. Der Marschall folgt ihnen, und bald steht er mit seinen Truppen auf der Plattform. Da entflammt sich die ganze englische Linie und speit ihm Tod ins Gesicht, zugleich wirft Wellington alles, was ihm von Reiterei übrig

ist, gegen Ney, während sein Fußvolk sich in Vierecke zusammenschließt. Napoleon fühlt die Notwendigkeit, den Angriff zu unterstützen, und schickt dem Grafen Valmy den Befehl, mit seinen zwei Kürassierdivisionen auf die Plattform zu rücken, um den Divisionen Milhaud und Lefèvre-Desnouettes beizuspringen. Im gleichen Augenblick läßt Marschall Ney die schwere Kavallerie des Generals Guyot vorrücken. Zu ihr stoßen die Divisionen Milhaud und Lefèvre-Desnouettes und stürzen sich in den Kampf, 3000 Kürassiere und 3000 Gardedragoner, das heißt die ersten Soldaten der Welt, sprengen, so stark ihre Pferde laufen können, heran und stoßen sich an den englischen Vierecken, die sich öffnen, ihre Kartätschen speien lassen und sich wieder schließen. Aber nichts hält den fürchterlichen Sturm unserer Soldaten auf. Die englische Kavallerie zieht sich, zurückgeworfen, den langen Säbel unserer Kürassiere und Dragoner in den Rippen, inzwischen zurück und schließt sich hinten unter dem Schutze ihrer Artillerie wieder. Urplötzlich stürmen Kürassiere und Dragoner auf die Vierecke, von denen sich einige endlich auflösen; aber sterben, ohne einen Schritt zu weichen. Jetzt beginnt ein gräßliches Schlachten, von Zeit zu Zeit durch verzweifelte Reiterangriffe unterbrochen, gegen die unsere Soldaten sich wenden müssen, und während deren die englischen Vierecke wieder Atem schöpfen und sich neu bilden, um abermals zerrissen zu werden. Wellington, von Viereck zu Viereck verfolgt, vergießt Tränen der Wut, wie er so 12 000 Mann seiner besten Truppen unter seinen Augen niedermetzeln lassen muß; aber er weiß, daß sie keinen Schuh breit weichen werden. Er berechnet die Zeit, die noch verfließen muß, bevor die Zerstörung vollendet ist, zieht seine Uhr und sagt zu seiner Umgebung: »Noch zwei Stunden reicht es aus, und bevor *eine* verrinnt, ist die Nacht gekommen oder Blücher.« So geht es 5/4 Stunden fort.

Jetzt sieht Napoleon von der Höhe, von der er das ganze Schlachtfeld beherrscht, eine dichte Masse auf dem Wege von Wavre vorrücken ... Endlich langt Grouchy, den er so lange erwartet an, spät zwar, aber noch zeitig genug, um den Sieg zu vervollständigen! Beim Anblick dieser Verstärkung schickt er Adjutanten, um nach allen Richtungen zu melden, daß Grouchy erscheint und in die Linie einrückt. In der Tat entwickeln sich Massen auf Massen und stellen sich in Schlachtordnung. Unsere Soldaten verdoppeln den Eifer, denn sie glauben nur noch einen letzten Schlag tun zu dürfen. Da donnert plötzlich eine furchtbare Artillerie den

Neuangekommenen voraus, und die Kugeln, statt gegen die Preußen gerichtet zu werden, reihen ganze Glieder der Unsrigen nieder. Alle starren einander an: der Kaiser schlägt sich vor die Stirn: es ist nicht Grouchy, es ist Blücher!

Napoleon übersieht auf den ersten Blick seine Lage. Sie ist schrecklich, 60 000 Mann frischer Truppen, auf die er nicht rechnete, sind nacheinander über seine durch achtstündigen Kampf zermalmten Truppen hergefallen. Im Zentrum ist er immer noch im Vorteil, aber er hat keinen rechten Flügel mehr. Die Fortsetzung der Blutarbeit, um den Feind entzweizuschneiden, wäre nunmehr unnütz und sogar gefährlich. Da ersinnt und befiehlt der Kaiser eines der schönsten Manöver, die er je in seinen kühnsten strategischen Kombinationen erdacht hat: es ist ein großer schräger Frontwechsel auf dem Zentrum, mittels dessen er beiden Armeen die Stirn bieten kann. Zudem verfließt die Zeit, und die Nacht, die für die Engländer kommen sollte, sie wird auch für ihn kommen.

Sofort gibt er seinem linken Flügel Befehl, das Gehölz von Goumont und die wenigen Engländer, die noch unter dem Schutze der mit Schießscharten versehenen Mauern des Schlosses standhalten, hinter sich zu lassen und das erste und zweite Korps, die schwer gelitten, zu ersetzen, während er zugleich Kellermanns und Milhauds Reiter, die auf der Plattform des Mont St. Jean zu hart bedrängt werden, befreien soll. Er befiehlt Lobau und Duhesme, den Rückzug fortzusetzen und sich in Reih und Glied oberhalb Planchenoit aufzustellen, dem General Pelet, in diesem Dorfe zum Schutze der Bewegung tapfer auszuharren. Das Zentrum soll und kann für sich selber stehen. Zugleich erhält ein Adjutant Befehl, die Linie zu durchreiten und die Ankunft des Marschalls Grouchy zu melden.

Bei dieser Nachricht belebt sich die Begeisterung aufs neue: alles auf der unermeßlichen Linie dringt vor; Ney, fünfmal seines Pferdes beraubt, nimmt den Degen in die Hand. Napoleon stellt sich an die Spitze der Reserve und stürmt in eigener Person auf der Chaussee heran. Noch immer weicht der Feind auf sein Zentrum zurück, seine erste Linie ist durchbrochen; die Garde reitet über sie hinweg und nimmt eine Batterie. Aber hier stößt sie auf eine zweite Linie, die aus einer fürchterlichen Masse gebildet ist, es sind die Trümmer der von der französischen Kavallerie zwei

Stunden zuvor über den Haufen geworfenen Regimenter, die sich neu gebildet haben; es sind die englischen Gardebrigaden, das belgische Regiment von Chassé und die Division Braunschweig. Ganz gleichgültig! Die Kolonne entfaltet sich wie zu einem Manöver, aber plötzlich schleudern 10 in Batterie gestellte Feldstücke auf Pistolenschußweite Tod und Verderben und reißen ihr den ganzen Kopf weg, während 20 andere Feuerschlünde sie von der Flanke packen und sich in die um Belle-Alliance aufgehäuften Waffen einbohren, die ihre Bewegung bloßgestellt hat. Der General Friant wird verwundet; der General Michel, der General Jamin und der General Mallet werden getötet. Die Majore Augelet, Cardinal und Agnès stürzen tot nieder, General Guyot, der zum achtenmal seine schwere Kavallerie zum Angriff führt, erhält zwei Schüsse. Neys Kleider und Hut werden von Kugeln durchlöchert. Ein momentanes Schwanken wird auf der ganzen Linie fühlbar. – In diesem Augenblick ist Blücher in dem Flecken La Haie angekommen und hat die beiden Regimenter, die es verteidigen, daraus vertrieben. Diese beiden Regimenter, die sich eine halbe Stunde gegen 10 000 gehalten, treten den Rückzug an, aber Blücher zieht 6000 Mann englischer Kavallerie, die Wellingtons linken Flügel geschützt haben, zu sich, da sie dort der Preußen wegen überflüssig geworden sind. Diese 9000 Mann, die, mit den Verfolgten untermengt anlangen, machen einen ungeheuern Riß mitten ins Herz der Armee. Da wirft sich Cambronne mit dem zweiten Bataillon des ersten Jägerregiments zwischen die englische Kavallerie und die Fliehenden, schließt sich zum Viereck und deckt den Rückzug der übrigen Gardebataillone. Sein Bataillon zieht den ganzen Stoß auf sich; es ist umringt, bedrängt, von allen Seiten angegriffen. Das ist der Moment, wo Cambronne, auf die Aufforderung, sich zu ergeben antwortet, zwar nicht die blumige Phrase, die man ihm angedichtet hat, sondern ein einziges Wort, freilich ein Wachthauswort, dem jedoch der rohe Nachdruck nichts von seiner Erhabenheit nimmt, und fast sogleich von einem Haubitzenstück, das ihn in den Kopf trifft, zerschmettert vom Pferde sinkt.

Zugleich läßt Wellington das ganze Ende seines rechten Flügels vorrücken, worüber er jetzt verfügen kann, weil er infolge unserer Bewegung nicht mehr in Schach gehalten ist, und seinerseits nun die Offensive ergreifend, schleudert er ihn wie einen Waldstrom von den Höhen der Plattform herab. Diese Kavallerie umreitet die Vierecke der Garde, die sie nicht anzugreifen wagt, wendet sich rechts und kehrt zurück, um unser Zentrum unterhalb la

Haie-Sainte zu durchbohren. Jetzt erfährt man, daß Bülow unsere äußerste Rechte umgeht, daß der General Duhesme gefährlich verwundet ist, endlich, daß Grouchy, auf den man zählte, nicht kommt. Flinten- und Kanonenfeuer schlägt aus einer Entfernung von nicht mehr als 500 Ellen (1000 Meter) in unsern Rücken, Bülow hat uns überflutet. Der Schrei *»Rette sich, wer kann!«* ertönt, die Auflösung beginnt. Die noch standhaltenden Bataillone werden von den Flüchtigen auseinander gerissen. Napoleon sprengte, als er eben umzingelt werden sollte, mit Ney, Soult, Bertrand, Drouot, Corbineau, Flahaut, Gourgaud und Labédoyère, die ohne Soldaten sind, in Cambronnes Karree. Die Kavallerie macht Angriff auf Angriff; die englische Artillerie säubert, von der Zinne ihrer Höhen herab, die ganze Ebene; die unsrige, die keine Arme mehr zur Bedienung hat, bleibt stumm. Der Kampf hört auf, die Metzelei beginnt.

In diesem Augenblick lichten sich die Wolken; Blücher und Wellington, die sich auf dem Pachthof von Belle-Alliance die Kunde gereicht haben, benutzen diesen Beistand des Himmels, um ihre Kavallerie zur Verfolgung unserer Truppen zu spornen. Die Sprungfedern, die diesen Riesenkörper bewegten, sind zerbrochen, die Armee ist zerstreut; nur einige Bataillone der Garde halten stand und sterben.

Umsonst bemüht sich Napoleon, der Verwirrung Einhalt zu tun. Er wirft sich mitten in die gelösten Glieder, findet ein Regiment der Garde und Batterien in Reserve hinter Planchenoit und versucht, die Flüchtigen zu sammeln. Unglücklicherweise hindert die Nacht, ihn zu sehen, und der Lärm, ihn zu hören. Da steigt er vom Pferd, wirft sich, den Degen in der Hand, mitten in ein Karree: Jérôme folgt ihm mit den Worten: »Du hast recht, Bruder, hier muß fallen, was den Namen Bonaparte trägt.« Aber er wird von seinen Generalen und den Offizieren des Generalstabs weggeführt und von seinen Grenadieren zurückgewiesen, die wohl selbst sterben wollen, nicht aber; daß ihr Kaiser mit ihnen sterbe. Man hebt ihn wieder aufs Pferd, ein Offizier faßt den Zügel und reißt ihn im Galopp fort. So jagt er mitten durch die Preußen, die ihn fast eine halbe Meile überholt haben. Kein Geschoß, keine Kugel will ihn treffen. Endlich langt er in Jemappes an, hält dort eine Weile, erneuert seine Sammlungsversuche, die jedoch von der Nacht, der Verwirrung, der allgemeinen Auflösung und mehr noch durch die wilde Verfolgung der Engländer vereitelt werden. Da muß er sich

sagen, wie nach Moskau, daß alles zum zweitenmal vorbei ist, und daß er nur von Paris aus die Armee wieder sammeln und Frankreich retten kann. So setzt er seinen Weg fort, hält in Philippeville an und gelangt am 20. nach Laon.

Der Schreiber dieser Zeilen hat Napoleon nur zweimal in seinem Leben, und zwar im Verlauf einer Woche während der kurzen Zeit des Pferdewechselns gesehen, das erstemal, als er nach Ligny ging, das zweitemal, als er von Waterloo zurückkam; das erstemal bei den Strahlen der Sonne, das zweitemal beim Scheine einer Lampe, das erstemal mitten unter dem freudigen Zuruf der Menge, das zweitemal inmitten der Totenstille der Bevölkerung.

Jedesmal saß Napoleon in demselben Wagen, an demselben Platze, mit demselben Kleide angetan; jedesmal war es derselbe unbestimmte und verlorene Blick; jedesmal dasselbe Haupt, ruhig und leidenschaftslos; nur hatte er bei der Rückkunft die Stirn ein wenig mehr gegen die Brust geneigt als bei der Hinfahrt.

War es Mißmut darüber, daß er nicht schlafen konnte, oder war es der Schmerz, die Welt verloren zu haben?

Am 21. Juni ist Napoleon in Paris zurück. Am 22. erklären sich die Pairs- und die Deputiertenkammer für permanent und jeden als Landesverräter, der sie vertagen oder auflösen wollte. – An demselben Tage dankt Napoleon zugunsten seines Sohnes ab.

Am 6. Juli zieht Ludwig XVIII. wieder in Paris ein. Am 14. geht Napoleon, nachdem er das Anerbieten des Kapitäns Baudin, der ihn nach den Vereinigten Staaten führen will, ausgeschlagen hat, an Bord des Bellerophon, Kapitän Maitland, und schreibt an den Prinzregenten von England:

»Königliche Hoheit!

»Den Parteien, die mein Land teilen, und der Feindschaft der Großmächte Europas preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn vollendet. Nun komme ich, wie Themistokles, mich am Herde des britischen Volkes

niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Eurer Königlichen Hoheit beanspruche, als dem mächtigsten, dem beständigsten und edelmütigsten meiner Feinde.

Napoleon.«

Am 16. Juli segelte der Bellerophon nach England ab. Am 24. ging er zu Torbay vor Anker, wo Napoleon erfuhr, daß General Gourgaud, der Überbringer seines Briefes, sich nicht hatte mit dem Lande in Verbindung setzen können und genötigt worden war, seine Depeschen aus den Händen zu geben.

Am 26., abends, lief der Bellerophon auf der Reede von Plymouth ein. Da verbreitete sich zuerst das Gerücht von der Deportation nach St. Helena. Napoleon wollte nicht daran glauben. Aber am 30. Juli zeigte ihm ein Kommissar den seine Deportation nach St. Helena verfügenden Beschluß. Entrüstet griff Napoleon zur Feder und schrieb:

»Ich protestiere hiermit feierlich im Angesichte des Himmels und der Menschen gegen die mir angetane Gewalt, gegen die Verletzung meiner heiligsten Rechte, da man mit Gewalt über meine Person und meine Freiheit verfügt. Ich bin freiwillig an Bord des Bellerophon gekommen, ich bin kein Gefangener, ich bin der Gast Englands. Ich bin sogar auf Veranlassung des Kapitäns dorthin gekommen, der behauptete, von der Regierung Befehle zu meiner Aufnahme zu haben und mich mit meinem Gefolge nach England geleiten zu wollen, wenn mir dies genehm wäre. Ich bin in gutem Glauben gekommen, um mich unter den Schutz der Gesetze Englands zu stellen. Sobald ich an Bord des Bellerophon saß, war ich am Herde des britischen Volkes. Wenn die Regierung, indem sie dem Kapitän des Bellerophon den Befehl gab, mich sowie mein Gefolge aufzunehmen, mir nur eine Schlinge hat legen Willen, so hat sie an ihrer Ehre gefrevelt und ihre Flagge geschändet.

»Sollte diese Handlung tatsächlich ausgeführt werden, so würden die Engländer hinfort vergeblich von ihrer Loyalität, von ihren Gesetzen und von ihrer Freiheit sprechen; die britische Treue würde in der Gastfreundschaft des Bellerophon ihr Grab gefunden haben.

»Ich rufe die Geschichte an. Sie wird sagen, daß ein Feind, der lange Zeit dem englischen Volke in offenem Kampfe gegenüberstand, freiwillig gekommen ist, in seinem Unglück ein Asyl unter seinen Gesetzen zu suchen. Welchen größeren Beweis seiner Achtung und seines Vertrauens konnte er ihm geben? Aber wie hat man in England eine solche Großherzigkeit erwidert? Man tat, als wollte man diesem Feinde eine gastfreundliche Hand reichen, und sobald er sich in gutem Glauben überliefert hatte, opferte man ihn

Napoleon.

»An Bord des Bellerophon, auf dem Meere.« Dieser Verwahrung ungeachtet, mußte Napoleon am 7. August, den Bellerophon verlassen, um an Bord des Northumberland zu steigen. Der ministerielle Befehl besagte, es solle Napoleon der Degen abgenommen werden. Der Admiral Keith schämte sich eines solchen Befehls und wollte ihn nicht vollziehen. – Montag den 7. August 1815 lichtete der Northumberland die Anker zur Fahrt nach St. Helena. – Am 16. Oktober, siebzig Tage nach seiner Abreise von England und hundert Tage, nachdem er Frankreich verlassen hatte, betrat Napoleon den Felsen, den er hinfort nicht wieder verlassen sollte.

England aber nahm die Schmach seines Verrats in ihrer ganzen Fülle auf sich, und vom 16. Oktober 1815 an hatten die Könige ihren Christus und die Völker ihren Judas.

Napoleon auf St. Helena

Der Kaiser übernachtete denselben Abend in einer Art Herberge, wo er sich sehr unwohl fühlte. Am folgenden Tag, morgens 6 Uhr, begab er sich zu Pferd mit dem Großmarschall Bertrand und dem Admiral Keith nach Longwood, zu dem Hause, das der letzere, als das angemessenste auf der Insel, zu seinem Wohnsitz bestimmt hatte. Nach seiner Zurückkunft verblieb der Kaiser in einem kleinen, zu einem Landhause gehörigen Pavillon, der einem Großhändler der Insel, namens Balcombe, gehörte. Das war seine vorläufige Wohnung, und hier sollte er so lange bleiben, bis Longwood instand gesetzt wäre, ihn aufzunehmen. Er hatte sich am Abend zuvor so übel befunden, daß er, obschon dieser kleine Pavillon fast gar nicht möbliert war, nicht in die Stadt zurückkehren wollte.

Als Napoleon sich abends niederlegen wollte, zeigte sich's, daß ein Fenster in seinem Schlafzimmer keine Scheiben, keine Läden und keine Vorhänge hatte. Herr von Las Cases und sein Sohn verhängten es, so gut sie konnten, und fanden ein Dachzimmer, wo sie sich jeder auf eine Matratze, niederlegten; die Kammerdiener warfen sich, in ihre Mäntel gehüllt, quer vor die Tür auf den Boden. Am folgenden Morgen frühstückte Napoleon ohne Tafeltuch, ohne Serviette, den Rest des Mittagessens vom vorigen Tage.

Das war nur das Vorspiel des Elends und der Entbehrungen, die seiner in Longwood warteten.

Doch verbesserte sich nach und nach diese Lage. Man ließ vom Northumberland Weißzeug und Silbergeräte kommen, und der Oberst des 53. Regiments hatte ein Zelt anbieten lassen, das man so aufschlug, daß es als Verlängerung des kaiserlichen Zimmers dienen konnte. Von da an dachte Napoleon, mit seiner gewöhnlichen Regelmäßigkeit, daran, Ordnung in seine Tageszeit zu bringen.

Um 10. Uhr ließ er Herrn von Las Cases rufen, um mit ihm zu frühstücken. Sodann fand eine halbstündige Unterhaltung statt, und hierauf las Herr von Las Cafes, was ihm den Tag vorher diktiert worden war, wieder vor. War

diese Lektüre zu Ende, so fuhr Napoleon bis 4 Uhr fort zu diktieren. Um 4 Uhr kleidete er sich an und ging aus, damit man sein Zimmer in Ordnung bringen könnte. Gewöhnlich ging er dann in den Garten hinunter, der ihm sehr ans Herz gewachsen war und an dessen Ende ihm eine zeltartige, mit Leinwand bedeckte Laube wie ein Zelt Schutz gegen die Sonne bot. Regelmäßig setzte er sich unter dieses Dach, wohin man einen Tisch und Sessel gebracht hatte, und diktierte hier dem seiner Begleiter, der zum Zwecke dieser Arbeit von der Stadt kam, bis zur Stunde des Mittagessens, die auf 7 Uhr festgesetzt war. Den Rest des Abends las man entweder in Racine oder Molière, da von Corneille nichts vorhanden war; Napoleon nannte dies die Komödie oder die Tragödie besuchen. Endlich legte er sich, so spät er nur konnte, nieder, da er, wenn er früh zu Bett ging, mitten in der Nacht aufwachte und nicht mehr schlafen konnte.

In der Tat, welcher von Dantes Verdammten hätte seine Strafe gegen die schlaflosen Nächte Napoleons vertauschen wollen?

Nach Verlauf von einigen Tagen fühlte er sich müde und krank. Man hatte drei Pferde zu seiner Verfügung gestellt, und er verabredete, in der Hoffnung, daß ihm ein Spazierritt gut tun würde, mit den Generalen Gourgaud und Montholon auf den folgenden Tag einen Ausflug zu Pferd. Selbentags erfuhr er aber, daß ein englischer Offizier Befehl hatte, ihn nicht aus dem Auge zu verlieren. Sogleich schickte er die Pferde zurück, mit der Bemerkung, alles, was man im Leben tue, beruhe auf Erwägung. Sei das Übel, seinen Kerkermeister zu sehen, größer als der Gewinn aus der körperlichen Bewegung, so sei es offenbar vorteilhafter, zu Hause zu bleiben.

Anstatt dessen suchte der Kaiser hinfort Zerstreuung in nächtlichen Spaziergängen, die manchmal bis morgens zwei Uhr dauerten.

Endlich, am Sonntag den 10. Dezember, ließ der Admiral Napoleon benachrichtigen, daß sein Haus zu Longwood bereit sei, und noch am gleichen Tage begab sich Napoleon zu Pferd dahin. Der Gegenstand, der ihn in seiner neuen Einrichtung am meisten erfreute, war eine hölzerne Badewanne, die der Admiral durch einen Tischler in der Stadt hatte verfertigen lassen, und zwar nur nach seiner Zeichnung, denn eine Badewanne war zu Longwood ein unbekanntes Gerät. Noch an demselben

Tage machte Napoleon Gebrauch davon. Am folgenden Tag wurde der Dienst beim Kaiser eingerichtet. Er gliederte sich in Kammer-, Livree- und Küchendienst und wurde von elf Personen versehen.

Die Hofhaltung wurde ähnlich wie auf der Insel Elba eingerichtet. Der Großmarschall Bertrand behielt die Oberhofmeisterstelle und die allgemeine Oberaufsicht, Herr von Montholon hatte die Besorgung der häuslichen Geschäfte, dem General Gourgaud lag die Sorge für den Stall ob, und Herr von Las Cases überwachte die innere Verwaltung. Der Tag wurde ungefähr ebenso eingeteilt, wie bisher. Um 10 Uhr frühstückte der Kaiser an einem Gueridon, während der Großmarschall und seine Amtsgenossen an einer Freitafel speisten, zu der sie besondere Einladung machen konnten. Da es keine bestimmte Stunde zum Spaziergang gab, weil die Hitze den Tag über sehr drückend war und es am Abend bald sehr feucht wurde, auch die Reit- und Wagenpferde, die immer vom Kap kommen sollten, nie anlangten, so arbeitete der Kaiser einen Teil des Tages bald mit Herrn von Las Cases, bald mit den Generalen Gourgaud oder Montholon. Von 8 bis 9 Uhr speiste man schnell zu Mittag, weil der Speisesaal einen für den Kaiser unerträglichen Geruch nach Farbe hatte; sodann ging man in das Gesellschaftszimmer, wo der Nachtisch bereitet stand. Hier laß man Racine, Molière oder Voltaire, wobei man Corneille immer mehr vermißte. Um 10 Uhr endlich setzte man sich zum Reversi, dem Lieblingskartenspiel des Kaisers, bei dem man in der Regel bis 1 Uhr morgens sitzenblieb.

Die ganz kleine Kolonie war in Longwood untergebracht mit Ausnahme des Marschalls Bertrand und seiner Familie, die *Hut's Gate*, ein schlechtes, kleines, auf der Straße nach der Stadt gelegenes Haus, bewohnte.

Die Wohnung des Kaisers bestand aus zwei Zimmern; jedes 15 Fuß lang, 12 Fuß breit, und ungefähr 7 Fuß hoch: sie waren beide mit Nankingzeug tapeziert; ein schlechter Teppich bedeckte den Boden.

In dem Schlafzimmer stand das kleine Feldbett, wo der Kaiser schlief, ein Sofa, auf dem er den größten Teil des Tages, mitten unter Büchern, die kaum noch für anderes Platz ließen, ruhte. Daneben stand ein kleiner Gueridon, auf dem er frühstückte oder allein zu Mittag speiste, und der abends einen dreiarmigen mit einem Schirm versehenen Leuchter trug.

Zwischen den beiden Fenstern, der Tür gegenüber, war eine Kommode mit der Wäsche des Kaisers, worauf auch sein großes Necessaire stand.

Den Kamin, über dem ein sehr kleiner Spiegel angebracht war, zierten mehrere Gemälde. Rechts stand das Porträt des auf einem Lamm reitenden Königs von Rom, links hing ein anderes Porträt des Königs von Rom, wie er auf einem Kissen sitzt und einen Pantoffel anprobiert. Mitten auf dem Kamin stand wieder eine marmorne Büste des Kaiserkindes. Zwei Leuchter, zwei Flaschen und zwei vergoldete silberne Tassen aus dem Necessaire des Kaisers vervollständigten die Ausschmückung.

Endlich hing unweit des Sofas und dem Kaiser, wenn er, wie gewöhnlich, ausgestreckt dalag, gerade vor Augen das von Isabey gemalte Porträt Marie Luises, die ihren Sohn auf den Armen hält. Überdies befand sich zur Linken des Kamins und neben den Porträts die dicke silberne Uhr Friedrichs des Großen, eine Art Weckuhr, die er von Potsdam mitgenommen hatte, und als Gegenstück die eigene Uhr des Kaisers, die die Stunde der Schlacht von Marengo und Austerlitz geschlagen hatte, auf beiden Seiten mit goldenem Deckel versehen und die Chiffre *B* tragend.

Die Möbel des zweiten Zimmers bestanden anfangs nur aus rohen, auf einfachen Fußgestellen ruhenden Brettern, worauf eine große Menge von Büchern und die verschiedenen den Generalen oder Sekretären vom Kaiser diktierten Abhandlungen lagen. Sodann stand zwischen den beiden Fenstern ein Büchergestell und gegenüber ein dem ersten gleichendes Bett, auf dem der Kaiser zuweilen den Tag über ausruhte und auch in der Nacht schlief, wenn er das erste wegen seiner häufigen und langen Schlaflosigkeit verlassen hatte. Endlich befand sich in der Mitte der Arbeitstisch, an dem die Plätze, wie sie der Kaiser beim Diktieren und die Herren von Montholon, Gourgaud oder Las Cases beim Schreiben gewöhnlich einnahmen, bezeichnet waren.

Dies war die Lebensweise und der Palast des Mannes, der nacheinander die Tuilerien, den Kreml und den Eskorial bewohnt hatte.

Jedoch, trotz der Hitze des Tages, trotz der Feuchtigkeit des Abends, trotz des Mangels an den zum gewöhnlichen Leben notwendigen Gegenständen hätte der Kaiser alle diese Entbehrungen mit Geduld ertragen, wäre man

nicht so weit gegangen, ihn überall zu bespähen und nicht nur als Gefangenen auf der Insel, sondern sogar als Gefangenen in seinem Hause zu behandeln. Wie bereits erwähnt, hatte man verfügt, Napoleon müsse beim Ausreiten von einem Offizier begleitet werden. Infolgedessen war der Kaiser, wie gesagt, seinem Grundsatz gemäß nie mehr ausgeritten. Durch diese Beharrlichkeit hatte er es erreicht, daß seine Kerkermeister diese Beschränkung aufhoben, wenn er sich nur in bestimmten Grenzen halten wollte. Aber in diesen Grenzen war er von einem Kreise Schildwachen eingeschlossen, und eines Tags legte eine dieser Wachen schon auf den Kaiser an, als General Gourgaud ihr das Gewehr in dem Augenblicke, wo sie wahrscheinlich abdrücken wollte, entriß. Übrigens gestatteten diese Schranken nur einen halbstündigen Ritt, und da der Kaiser sie nicht überschreiten wollte, um der Begleitung seines Wächters enthoben zu bleiben, so stieg er ab und setzte seinen Ausflug zu Fuß auf kaum gebahnten Wegen an tiefen Schluchten hin fort, wo es ein Wunder ist, daß er nicht zehnmal hinabstürzte.

Trotz dieses Wechsels in seinen Gewohnheiten blieb die Gesundheit des Kaisers während der ersten sechs Monate ziemlich gut. Aber im folgenden Winter, als die Witterung andauernd schlecht war, als Feuchtigkeit und Regen in die Zimmer des Schachtelhauses, das er bewohnte eindrang, fing er an, sich häufig unwohl zu fühlen, was sich in Anfällen von Betäubung und Erstarrung äußerte. Zudem wußte Napoleon wohl, daß die Luft sehr ungesund war, und daß eine fünfzig Jahre alte Person auf der Insel als Seltenheit galt.

Inzwischen kam ein neuer Gouverneur und wurde dem Kaiser durch den Admiral vorgestellt. Es war ein Mann von etwa 45 Jahren, von unangenehmer Gestalt, dünn, mager, ausgetrocknet, mit rotem Gesicht und rotem Haar, von Sommersprossen bedeckt, mit schielenden Augen, die nur verstohlen um sich schauten, nur selten jemand ins Gesicht sahen und unter feuerroten, dichten und stark hervorragenden Augenbrauen lagen; er hieß Sir Hudson Lowe.

Mit dem Tage seiner Ankunft begannen neue Quälereien, die immer unerträglicher wurden. Er führte sich dadurch ein, daß er dem Kaiser zwei gegen ihn geschriebene Flugschriften zuschickte. Dann unterwarf er die

ganze Dienerschaft einem Verhör, um von ihnen zu erfahren, ob es ihr freier und fester Wille sei, beim Kaiser zu bleiben. Infolge dieser neuen Widerwärtigkeiten verfiel Napoleon bald wieder in einen krankhaften Zustand, wie er immer häufiger bei ihm eintrat. Er dauerte fünf Tage, während deren er nicht ausging, aber doch fortfuhr, seinen italienischen Feldzug zu diktieren.

Bald steigerten sich die Quälereien des Gouverneurs; geflissentlich setzte er die einfachsten Schicklichkeitsregeln so sehr beiseite, daß er den » *General Bonaparte*« zum Mittagessen bei sich einlud, um ihn einer Engländerin von hohem Stande, die auf St. Helena gelandet war, vorzustellen. Napoleon antwortete nicht einmal auf die Einladung, worauf die Verfolgung noch schlimmer wurde.

Jeder Brief mußte vor der Beförderung dem Gouverneur mitgeteilt werden, und jedes Schreiben, das Napoleon den Titel Kaiser gab, wurde vernichtet.

Man ließ den General Bonaparte wissen, der Aufwand, den er machte, sei zu groß. Die Regierung könne ihm nur eine tägliche Tafel von höchstens vier Personen, für jede Person eine Flasche Wein täglich und wöchentlich ein Gastessen gestatten; weitere Aufwendungen sollten General Bonaparte und die Personen seines Gefolges selbst bezahlen.

Der Kaiser ließ sein Silbergerät zerbrechen und schickte es in die Stadt; aber der Gouverneur ließ ihm sagen, es dürfte nach seiner Ansicht nur an den von ihm bezeichneten Käufer verkauft werden. Dieser Käufer des Gouverneurs gab 6000 Franken für die erste Lieferung, was den einfachen Metallwert dieses Silbergeräts kaum zu zwei Dritteln deckte. Der Kaiser nahm alle Tage ein Bad, man ließ ihm sagen, er müsse sich mit einem Bad wöchentlich begnügen, da in Longwood kein Überfluß an Wasser sei. Es standen in der Nähe ein paar Bäume, unter denen er zuweilen spazierenging, und die den einzigen Schatten auf dem ihm erlaubten Spaziergang gewährten. Der Gouverneur ließ sie abhauen; und als der Kaiser sich über diese Grausamkeit beklagte, antwortete er, er habe nicht gewußt, daß diese Bäume dem General Bonaparte angenehm seien, man werde aber, wenn er sie vermisse, andere dafür pflanzen.

Damals erfaßte Napoleon manchmal ein erhabener Grimm, und dies war auch bei der erwähnten Antwort des Gouverneurs der Fall.

»Das Ärgste, was mir die englischen Minister angetan haben,« rief er, »ist nicht mehr, daß sie mich hierher geschickt, sondern daß sie mich in *Ihre* Hände geliefert haben. Ich beklagte mich über den Admiral; aber dieser hatte doch wenigstens noch ein Herz, Sie entehren Ihre Nation, und Ihr Name wird ein Schandfleck bleiben.«

Endlich merkte man an der Beschaffenheit des Fleisches, daß man für die Tafel des Kaisers tote und nicht getötete Tiere liefere. Man ließ bitten, sie lebendig zu liefern, aber die Bitte wurde abgeschlagen.

Von nun an ist Napoleons Dasein nur ein langsamer und schmerzlicher Todeskampf, der aber fünf Jahre lang dauerte. Die fünf langen Jahre bleibt der neue Prometheus auf den Felsen angekettet, wo ihm Hudson Lowe das Herz zerfleischt. Endlich am 20. März 1821, dem glorreichen Jahrestage der Rückkehr Napoleons nach Paris, empfand er vom Morgen an einen starken Druck im Magen und ein äußerst beschwerliches Gefühl der Erstickung in der Brust. Bald machte sich ein schneidender Schmerz über dem Magen und in der linken Milz fühlbar und verbreitete sich über die Brust bis zur linken Schulter. Trotz der augenblicklich angewandten Gegenmittel hörte das Fieber nicht auf, der Unterleib war bei Berührung schmerzhaft, und der Magen dehnte sich aus. Nachmittags gegen 5 Uhr verdoppelten sich die Schmerzen; zugleich beklagte sich der Kranke über einen eiskalten Schauer und über Krämpfe besonders an den unteren Extremitäten. In diesem Augenblicke war die Gemahlin des Großmarschalls Bertrand gekommen, um einen Besuch abzustatten. Napoleon zwang sich, weniger angegriffen zu erscheinen, und suchte, sich sogar heiter zu stellen, aber bald gewann wieder seine melancholische Stimmung die Oberhand: »Wir beide,« sagte er, »müssen uns auf den Spruch des Schicksals gefaßt machen; Sie, Hortense, und ich sind bestimmt, ihm auf diesem elenden Felsen zu erliegen. Ich werde vorangehen, Sie werden nachkommen, und Hortense Ihnen folgen. Aber alle drei werden wir uns da oben wiederfinden.« Dann fügte er folgende vier Zeilen aus Zaire bei:

»Doch nimmermehr darf ich Paris zu sehen hoffen. Ich bin zu gehn gefaßt, es steht die Gruft mir offen. Noch heute tret' ich vor den Herrn der Herren

hin Und fordre Lohn für alles, was ich litt für ihn.«

Die darauf folgende Nacht war unruhig, die Symptome wurden immer bedenklicher. Ein Brechmittel ließ sie auf einen Augenblick verschwinden, aber sie zeigten sich bald wieder. Fast gegen den Willen des Kaisers hielten Dr. Antomarchi und Herr Arnott, Chirurg bei dem auf der Insel in Garnison liegenden zwanzigsten Regimente, Beratungen. Diese Herren erkannten bald die Notwendigkeit, ein großes Zugpflaster auf den Unterleib zu legen, ein Abführmittel zu verordnen und von Stunde zu Stunde Essig über die Stirn des Kranken zu gießen. Nichts destoweniger machte die Krankheit reißende Fortschritte.

Eines Abends sagte ein Bedienter von Longwood, er habe einen Kometen gesehen; Napoleon hörte es, und dieses Vorzeichen machte tiefen Eindruck auf ihn. »Ein Komet,« rief er aus. »dieses Zeichen war der Vorläufer von Cäsars Tode.«

Am 11. April nahm die Kälte an seinen Füßen sehr zu. Der Arzt versuchte warme Umschläge, um sie zu zerteilen. »Das alles ist unnütz,« sagte Napoleon zu ihm, »nicht hier, im Magen, in der Leber sitzt das Übel. Sie haben kein Mittel gegen die Glut, die mich verbrennt, keine Medizin vermag das Feuer, von dem ich verzehrt werde, zu löschen.«

Um 15. April fing er an, sein Testament aufzusetzen, und an diesem Tage durfte niemand sein Zimmer betreten außer Marchand und dem General Montholon, die von 1 ½ Uhr bis 6 Uhr abends bei ihm blieben.

Um 6 Uhr trat der Arzt ein. Napoleon zeigte ihm sein angefangenes Testament und jedes mit dem Namen der Person, für die es bestimmt war, bezeichnete Stück seines Necessaires. »Sie sehen,« sagte er zu ihm, »ich rüste mich, von dannen zu gehen.« Der Arzt wollte ihn beruhigen, Napoleon unterbrach ihn: »Keine Täuschung mehr,« setzte er hinzu, »ich weiß, wie es steht, und ich bin gefaßt.«

Der 19. brachte eine fühlbare Besserung, die bei allen die Hoffnung wiederbelebte außer bei Napoleon, und allgemein beglückwünschte man sich zu diesem Wechsel. Napoleon ließ sie reden, dann sagte er lächelnd: »Ihr täuscht euch nicht, ich befinde mich heute besser, aber ich fühle

nichtsdestoweniger, daß mein Ende naht. Wenn ich gestorben bin, so werdet ihr alle den süßen Trost haben, nach Europa zurückzukehren. Ihr werdet eure Eltern und eure Freunde wiedersehen, und auch ich werde meine Tapfern im Himmel wiederfinden. Ja, ja,« setzte er, sich belebend und die Stimme begeistert erhebend, hinzu. »Kleber, Desaix, Bessières, Duroc, Ney, Murat, Massena, Berthier werden mir entgegenkommen. Sie werden zu mir von unsern gemeinschaftlichen Taten sprechen, und ich werde ihnen die letzten Ereignisse meines Lebens erzählen. Wenn sie mich wiedersehen, werden sie vor Begeisterung und Ruhmesseligkeit ganz verzückt sein. Wir werden mit Scipio, Cäsar, Hannibal von unsern Kriegen sprechen, es wird eine Wonne sein ... Vorausgesetzt,« fuhr er lächelnd fort, »daß man da oben nicht erschrickt, so viele Krieger beieinander zu sehen.«

Einige Tage nachher ließ er seinen Kaplan Vignali rufen. »Ich bin in der katholischen Religion geboren,« sagte er zu ihm, »ich will die Pflichten, die sie auferlegt, erfüllen und die Sakramente, die sie austeilt, empfangen. Sie werden alle Tage eine Messe in der nahen Kapelle lesen und das heilige Sakrament vierzig Stunden lang aufstellen. Wenn ich gestorben bin, so werden sie Ihren Altar neben mein Haupt in die Sterbekammer stellen und dann die Messe lesen. Sie werden alle üblichen Zeremonien beobachten und damit nicht aufhören, bis ich begraben bin.«

Nach dem Priester kam die Reihe an den Arzt. »Mein lieber Doktor,« sagte er zu diesem, »nach meinem Tode, der bald eintreten wird, will ich, daß Sie die Öffnung meines Leichnams vornehmen, aber ich verlange, daß kein englischer Arzt Hand an mich lege. Ich wünsche, daß sie mein Herz herausnehmen, es in Weingeist legen und meiner teuren Marie Luise überbringen. Sie werden ihr sagen, daß ich sie zärtlich geliebt habe und niemals aufhörte, sie zu lieben; Sie werden ihr all meine Leiden erzählen; Sie werden ihr alles sagen, was Sie gesehen haben; Sie werden ihr genau über meinen Tod berichten. Ich empfehle Ihnen besonders, meinen Magen gut zu untersuchen und einen genauen und ins einzelne gehenden Bericht darüber meinem Sohne zuzustellen. Dann werden Sie sich von Wien nach Rom begeben; Sie werden meine Mutter, meine Familie aufsuchen; Sie werden ihnen mitteilen, was Sie von mir hier gesehen haben. Sie werden ihnen sagen, daß ebenderselbe Napoleon, den die Welt den Großen genannt hat, wie Karl den Großen und wie Pompejus, in dem beklagenswertesten

Zustande, an allem Mangel leidend, mit sich selbst und seinem Ruhme alleingelassen, gestorben sei. Sie werden ihnen sagen, daß er sterbend allen regierenden Familien den Abscheu und den Schimpf seiner letzten Augenblicke vermacht.«

Am zweiten Mai erreichte das Fieber den höchsten Grad, der Puls schlug in der Minute hundertmal, und der Kaiser verfiel in ein Delirium. Das war der Anfang des Todeskampfes, der aber auf Augenblicke unterbrochen wurde. In diesen kurzen Augenblicken des Bewußtseins kam Napoleon unaufhörlich auf die Weisung zurück, die er dem Arzte Antomarchi gegeben hatte: »Nehmen Sie sorgfältig,« sagte er zu ihm, »die anatomische Untersuchung meines Körpers vor und namentlich des Magens. Die Ärzte in Montpellier haben mir mitgeteilt, daß die Krankheit am Magenpförtner in meiner Familie erblich sei, ihr Bericht ist, wie ich glaube, in Ludwigs Händen. Fordern Sie ihn, vergleichen Sie ihn mit dem. was Sie selbst beobachtet haben; möchte ich wenigstens mein Kind vor dieser fürchterlichen Krankheit bewahren können! ...«

Die Nacht war ziemlich gut; aber am folgenden Morgen zeigte sich das Delirium mit erneuter Gewalt. Gegen 8 Uhr jedoch verlor es ein wenig an Kraft; gegen 3 Uhr kam der Kranke wieder zur Besinnung. Er benutzte sie. um seine Testamentsvollstrecker zu berufen, und empfahl ihnen, falls er vollständig das Bewußtsein verlieren sollte, keinen andern englischen Arzt sich ihm nähern zu lassen als den Doktor Arnott. Dann fügte er bei ganz klarem Bewußtsein und mit der ganzen Stärke seines Geistes hinzu:

»Mein Tod ist nahe; ihr werdet nach Europa zurückgehen; ich muß euch einige Ratschläge darüber geben, wie ihr euch verhalten sollt. Ihr habt meine Verbannung geteilt, ihr werdet meinem Andenken treu sein, ihr werdet nichts tun, um es zu verletzen. Alle Grundsätze (einer freien Staatsverfassung) habe ich angenommen und habe sie meinen Gesetzen, meinen Werken eingeprägt, es gibt keinen, den ich nicht heilig gehalten hätte. Unglücklicherweise waren die Umstände ungünstig; ich war gezwungen, mit Strenge zu verfahren und zu vertagen. Da kam das Unglück; ich habe den Bogen nicht entspannen können, und Frankreich ist um die freiheitlichen Einrichtungen, die ich ihm geben wollte, gekommen. Es beurteilt mich mit Nachsicht, es legt meine guten Absichten in die

Wagschale, mein Name, meine Siege sind ihm teuer. Folgen Sie seinem Beispiel! Bleiben Sie den Ansichten treu, die Sie verteidigt, wie dem Ruhme, den wir erworben haben! Sonst gibt es nur Schande und Verwirrung!«

Am Morgen des fünften hatte das Übel den höchsten Grad erreicht, das Leben des Kranken war nur noch ein keuchendes und schmerzhaftes Hinsiechen; das Atmen wurde immer schwächer, die weitgeöffneten Augen waren starr und glanzlos, und einige unbestimmte Worte, das letzte Aufwallen seines verwirrten Geistes, erstarben von Zeit zu Zeit auf seinen Lippen. Das Letzte, was man vernehmen konnte, war: »Tête!« und »Armee!« Dann erstickte die Stimme, aller Geist schien erstorben, und der Arzt selbst glaubte; daß die Lebenskraft gewichen sei. Indessen hob sich der Puls gegen acht Uhr wieder, der Todesbann, der den Mund des Sterbenden schloß, schien zu weichen, und einige tiefe und hohle Seufzer entstiegen seiner Brust. Aber um halb elf Uhr war der Puls verschwunden, und einige Minuten nach elf Uhr hatte der Kaiser aufgehört zu leben ...

Zwanzig Stunden nach dem Tode seines erlauchten Kranken schritt der Arzt Antomarchi zur Öffnung des Leichnams, wie es ihm Napoleon oft empfohlen hatte. Dann nahm er das Herz heraus, das er den erhaltenen Weisungen gemäß in Weingeist legte, um es Marie Luise zu übergeben. Aber in demselben Augenblicke stellten sich unvermutet die Testamentsvollstrecker ein, mit der Erklärung Sir Hudson Lowes, daß er weder den ganzen Körper noch einen Teil davon von St. Helena entfernen lassen werde, er müßte auf der Insel bleiben. So wurde der Leichnam an das Schafott genagelt. Jetzt wandte man sich der Wahl eines Begräbnisplatzes für den Kaiser zu und entschied sich für einen Ort, den Napoleon nur einmal gesehen hatte, von dem er aber immer mit Wohlgefallen redete. Sir Hudson Lowe gab seine Zustimmung dazu; das Grab an diesem Orte anzulegen.

Nach der Sektion nähte Doktor Antomarchi die zerschnittenen Teile wieder zusammen, wusch den Körper und übergab ihn dem Kammerdiener, der ihn mit dem gewöhnlichen Anzug des Kaisers bekleidete, das heißt mit Beinkleidern von weißem Kaschmir, weißseidenen Strümpfen, langen steifen Stiefeln mit kleinen Sporen, weißer Weste, weißer Halsbinde, die

mit einer schwarzen überzogen und hinten zugeschnallt war, mit dem Rock eines Obersten der Gardejäger, geziert mit den Orden der Ehrenlegion und der Eisernen Krone, endlich mit dem dreieckigen Hute. So angetan, wurde Napoleon am 6. Mai 5 ¾ Uhr aus dem Saale weggebracht und in dem kleinen Schlafzimmer, das man in einen Katafalk verwandelt hatte, zur Schau gestellt. Der Leichnam hatte die Hände frei; er lag auf seinem Feldbette ausgestreckt, seinen Degen an der Seite; ein Kruzifix ruhte auf seiner Brust, und der blaue Mantel von Marengo war über seine Füße hergeworfen. So blieb er zwei Tage lang ausgestellt.

Am Morgen des achten wurde der Leichnam des Kaisers, der unter der Vendômesäule ruhen, und das Herz, das Marie Luise zugesandt werden sollte, in einen gußeisernen, ausgepolsterten Sarg mit einem von weißem Atlas überzogenen Kopfkissen gelegt; der Hut, der aus Mangel an Raum nicht auf dem Haupte des Toten bleiben konnte, wurde ihm zu Füßen gelegt. Um ihn streute man Adler und alle Arten von Münzen, die mit seinem Bilde während der Dauer seiner Regierung geprägt worden waren. Dazu legte man sein Tischgerät, sein Messer und einen Teller mit seinem Wappen. Dieser erste Sarg wurde in einen zweiten, von Zedernholz, den man in einen dritten bleiernen legte, eingeschlossen, und letzterer in einen vierten von Zedernholz, ähnlich dem zweiten, aber von größerem Umfang, gestellt. Dann setzte man, den Sarg in demselben Raum, wo der Körper ausgestellt war, zur Schau aus.

Um halb ein Uhr wurde der Sarg von den Soldaten der Garnison in die große Pappelallee, wo der Leichenwagen wartete, gebracht. Man bedeckte ihn mit einem violetten Samt, auf den man den Mantel von Marengo legte. Darauf setzte sich das Leichengefolge in folgender Ordnung in Bewegung:

Der Abbé Vignali, angetan mit seinem Priesterschmucke, und neben ihm der junge Heinrich Bertrand, der einen silbernen Weihkessel mit dem Weihwedel trug.

Die Doktoren Antomarchi und Arnott.

Die Wächter des Leichenwagens, der von vier durch Bediente an der Hand geführten Pferden gezogen und zu jeder Seite von 12 Grenadieren ohne Waffen begleitet wurde; diese sollten den Sarg auf ihren Schultern tragen,

sobald der schlechte Zustand des Weges das Weiterfahren des Wagens verhinderte.

Der junge Napoleon Bertrand und Marchand, beide zu Fuß und neben dem Leichenwagen.

Die Grafen Bertrand und Montholon zu Pferd unmittelbar hinter dem Leichenwagen.

Ein Teil vom Gefolge des Kaisers.

Die Gräfin Bertrand mit ihrer Tochter Hortense, in einem mit zwei Pferden bespannten Wagen, an der Hand geführt von den Bedienten, die neben dem abschüssigen Abfall hergingen.

Das Grab war ungefähr eine Viertelstunde von Hut's-Gate entfernt gegraben, der Leichenwagen hielt nahe am Grabe, und die Kanonen begannen, fünf Schüsse in der Minute zu tun.

Der Leichnam wurde in das Grab hinabgelassen, während der Abbé Vignali das Gebet verrichtete. Napoleons Füße waren nach dem Orient, den er erobert hatte, gewendet; sein Haupt dem Westen zu, wo er einst regierte. Darüber versiegelte ein ungeheurer Stein seine letzte Wohnung und bildete den Übergang von der Zeit zur Ewigkeit.

Endlich brachte man eine silberne Platte mit, auf der folgende Inschrift eingegraben war:

Napoleon.

geboren zu Ajaccio, den 15. August 1769, Gestorben zu St. Helena am 5. Mai 1821.

Aber in dem Augenblicke, wo man die Inschrift auf dem Stein befestigen wollte, stürzte Sir Hudson Lowe vor und erklärte im Namen seiner Regierung, daß man auf das Grab keine andere Aufschrift setzen dürfe als:

Der General Buonaparte.

Nachschrift des Übersetzers.

Im Monat Dezember 1840 wurde gemäß einer Übereinkunft des Königs der Franzosen, Louis Philipp, und der Königin Viktoria von England Napoleons Leichnam durch den Prinzen Joinville unter Begleitung des Grafen Las Cases von St. Helena auf der Fregatte Belle-Poule abgeholt und am 15. Dezember in dem dazu erbauten Mausoleum im Invalidendome zu Paris feierlichst beigesetzt.

So wurde Napoleons letzter Wunsch, an den Ufern der Seine zu ruhen, zwanzig Jahre nach seinem Tode erfüllt; die Franzosen fühlten sich an jenem Tage kummervoll als die Waisen seines Ruhmes.

Alexander Dumas

Lady Hamilton

Memoiren einer Favoritin

Prolog.

Am 14. Januar 1815, gegen fünf Uhr abends, ließ ein Priester, dem eine alte Frau, die ihm als Führer zu dienen schien, voranschritt, die Spuren seiner Tritte in dem Schnee zurück, welcher sich von dem Dorfe Wimille nach dem zwischen Boulogne-sur-Mer und Calais gelegenen kleinen Hafen Ambleteuse erstreckte, in welchem Jakob der Zweite, nachdem er aus England verjagt worden, im Jahre 1688 landete. Der Priester ging mit raschem Schritte und verriet dadurch, daß man ihn mit Ungeduld erwartete. Er hüllte sich dabei dicht in seinen Mantel, um sich gegen den kalten, scharfen Wind zu schützen, der von der englischen Küste herüberwehte. Die Flut war eben im Steigen begriffen und man hörte das Brüllen der Meereswogen, gemischt mit dem trockenen Geräusch des Gerölles, welches vom Wasser am Strande hin- und hergeworfen wurde. Nachdem man ungefähr eine halbe Wegstunde auf der durch eine Doppelreihe kränklicher, entlaubter Ulmen angedeuteten Straße zurückgelegt, schlug die alte Frau rechts vom Wege einen unter dem Schnee kaum sichtbaren Fußsteig ein, welcher nach einer kleinen Hütte führte, die auf der Mitte eines die Landschaft beherrschenden Hügelabhanges stand. Ein leuchtender Punkt, der wahrscheinlich durch eine durch die Fensterscheiben hindurch sichtbare Kerze oder eine Lampe verursacht ward, war das einzige, was das Vorhandensein dieser Hütte verriet, die sonst in dem Abenddunkel vollständig unsichtbar gewesen wäre. Zehn Minuten genügten, um die beiden Wanderer an die Schwelle der Tür gelangen zu lassen. Die alte Frau streckte eben die Hand nach dieser Tür aus, als dieselbe sich von selbst öffnete und eine jugendliche Stimme mit einem leichten Anflug von englischem Akzent sagte:

»Kommen Sie, Herr Abbé. Meine Mutter erwartet Sie mit Ungeduld.« – Die alte Frau trat auf die Seite, um den Priester vorangehen zu lassen, hinter welchem sie ebenfalls in die Hütte trat. Das junge Mädchen schloß die Tür

wieder und zeigte in dem zweiten Zimmer, dem einzigen erleuchteten, auf eine Frau, welche sich mit Mühe im Bette emporrichtete. »Ist er da?« fragte die Kranke mit matter Stimme und auf englisch. – »Ja, Mama,« antwortete das junge Mädchen in derselben Sprache. – »O, dann möge er hereinkommen!« rief die Kranke auf französisch. Mit diesen Worten sank sie wieder auf ihr Bett zurück. – Der Priester trat in das zweite Zimmer und näherte sich dem Bette. Das junge Mädchen und die alte Frau blieben in dem ersten Gemach.

Die Kranke schien durch die Anstrengung, die sie soeben gemacht, ganz erschöpft zu sein und zeigte, ohne den Kopf vom Pfühl zu erheben, mit matter Hand auf einen Sessel, indem sie dem Geistlichen durch diese Gebärde zu verstehen gab, daß er sich dem Bette nähern und Platz nehmen solle. Der Priester verstand diese Gebärde, näherte sich dem zu Häupten des Bettes stehenden Sessel und setzte sich. Es trat ein Augenblick des Schweigens ein, während dessen man weiter nichts hörte als den gepreßten Atemzug der Sterbenden und das Schluchzen, welches das junge Mädchen vergebens zu unterdrücken versuchte. Während dieser Minute des Wartens hatte der Priester Zeit, einen Blick um sich zu werfen. Das Innere des Gemaches bot ein eigentümliches Gemisch von Luxus und Elend dar. Die Möbel und Wände waren allerdings die einer ärmlichen Hütte, die Bettwäsche der Kranken aber war von der feinsten holländischen Leinwand. Das Negligé, in welches sie sich gehüllt, war von prachtvollem Batist und das Tuch, welches, unter ihrem Halse zusammengeknüpft, einen Wald von herrlichem kastanienbraunem Haar zusammenhielt, war mit jenen kostbaren Spitzen eingefaßt, welchen England den Namen gegeben hat. Dem Bette gegenüber und nur durch das Fenster getrennt, welches durch einen elenden Kattunvorhang verhüllt war, machten sich durch den Glanz ihres Kolorits zwei Bildnisse bemerkbar, die augenscheinlich ihr Dasein dem Pinsel eines großen modernen Meisters verdankten.

Sie stellten das eine eine Frau, das andere einen Mann vor, beide schienen eines des andern Seitenstück zu sein, und waren von Lebensgröße. Das Bildnis des Mannes stellte einen höheren Offizier der englischen Marine vor. Seine blaue Uniform trug auf der linken Seite unter dem Bath-Orden, der in England so hoch geschätzt und nur für geleistete sehr wichtige Dienste verliehen wird, noch drei andere Orden, in welchen ein in diesen

Dingen bewanderter Kenner den Orden des heiligen Ferdinand und des Verdienstes, den Orden des heiligen Joachim von Malta, welchen Paul der Erste von Rußland gestiftet und der mit ihm starb, und drittens endlich den ottomanischen Halbmond erkannt haben würde, der in seiner Sichel den Namenszug des Sultan Selim des Dritten in Diamanten trug. Ganz besonders auffallend aber ward dieses Bildnis durch die ruhmreiche Verstümmelung gemacht, deren Opfer das Original gewesen sein mußte. Eine breite Narbe durchfurchte nämlich die Stirn, unter welcher sich eine schwarze Binde hinzog, die ein verlorenes Auge verdeckte, während der an einem Knopf der Uniform befestigte rechte Ärmel der Uniform verriet, daß der Arm oberhalb des Ellbogens amputiert worden war. Der Mann, welchen dieses Bild vorstellte, war von Wuchs eher klein als groß. Er hatte blondes Haar. Das ihm noch gebliebene Auge schien geniale Blitze zu schießen und die Adlernase verriet ebenso wie das kräftig geformte Kinn Willenskraft und Mut, die charakteristischen Eigenschaften eines Kriegshelden. Die Frau dagegen war das vollkommene Urbild der Anmut und Schönheit. Ihr jeden Schmuck entbehrendes kastanienbraunes Haar fiel in üppigen Locken auf ihren Hals und ihre Brust herab. Sie hatte schwarze Augen und schwarze Wimpern. Ihre Gesichtsfarbe war frisch und zart, die Nase gut geformt, der Mund klein wie der eines Kindes und ließ, halbgeöffnet wie eine Rose an einem Frühlingsmorgen, zwei Perlenreihen sehen oder vielmehr erraten. Sie trug eine Kaschmirtunika von griechischem Schnitt und einen über die rechte Schulter geworfenen Purpurmantel. Ihr Leib ward von einem breiten, mit Gold gestickten Gürtel von kirschrotem Samt umschlossen, dessen Agraffe aus einer Kamee bestand, die das von der Seite gesehene Haupt eines Greises darstellte. Dieses prachtvolle Bildnis war augenscheinlich das der Kranken, in deren Zügen man jetzt noch, trotz ihrer fünfzig Jahre und der Verheerungen einer grausamen Krankheit, Überreste einer außerordentlichen Schönheit erkennen konnte, welche der Maler auf die Leinwand festgebannt.

Während der Priester diese sozusagen unwillkürliche Beaugenscheinigung vornahm, öffnete die Kranke wieder langsam die Augen und heftete sie mit dem Ausdrucke der Unruhe auf ihn. Es war, als suchte sie in dem Gesichte des Mannes, den sie hatte rufen lassen, um ihn zum Vermittler ihrer Versöhnung mit Gott zu machen, was sie wohl von der himmlischen Barmherzigkeit zu fürchten und zu hoffen habe. Der Priester war ein Mann

von fünfundsechzig Jahren, mit einem sanften, ruhig heiteren, von spärlichem, dünnem weißen Haar beschatteten Gesicht. Man las in seinen Zügen die Einfalt seiner Seele und erkannte in seinem Blick einen Funken jener unaussprechlichen Liebe, welche Leonardo da Vinci in die Augen des Heilands gelegt hat. Die Kranke schien durch den Anblick des Priesters wieder ein wenig beruhigt zu werden. »Mein Vater,« sagte sie, »ich habe in allen heiligen Büchern gelesen, daß Gottes Barmherzigkeit unendlich ist; ich habe Sie aber holen lassen, um diese Worte nochmals aus dem Munde eines Dieners dieses Gottes selbst zu hören. Meine Sünden, meine Fehler, ja meine Verbrechen,« setzte sie, die Stimme senkend, hinzu, »sind so groß, daß, wenn ich nicht in Verzweiflung sterben soll, ich nicht weniger als des Wortes eines heiligen Mannes wie Sie bedarf.« – Der Priester betrachtete erstaunt diese Frau mit der sanften Stimme, dem offenen Gesichtsausdrucke und dem Auge, welchem selbst das Fieber, welches sie verzehrte, seinen engelgleichen Ausdruck nicht rauben konnte und die gleichwohl sagte, sie sei eine Verbrecherin. »Meine Tochter,« antwortete er, »die Todesangst verwirrt Ihre Sinne. Das Weib ist allerdings ein schwaches Geschöpf und durch ihre Stellung in der Gesellschaft der Gefahr ausgesetzt, Sünden und Fehler zu begehen; wenn ich aber recht verstanden habe, so klagen Sie sich an, nicht bloß Sünden und Fehltritte, sondern geradezu Verbrechen begangen zu haben.« – »Ja, Verbrechen, mein Vater, Verbrechen! O, ich weiß wohl, daß ein Held mich seine Geliebte und eine Königin mich ihre Freundin nannten, ich weiß wohl, daß in dem Enthusiasmus meiner Jugend, in dem Strudel meines Glücks ich meine Handlungen nicht so beurteilte. Seitdem aber er tot ist, seitdem sie tot ist, seitdem ich in Not und Elend geraten bin, und seitdem die Not, diese Rache des Himmels, mich zum Zweifel geführt hat – seit dieser Zeit sehe ich mich so wie ich bin, mein Vater, das heißt mit einem durch die Schwelgerei befleckten Körper und mit von Blut geröteten Händen.« – »Meine Tochter, die Barmherzigkeit des Herrn ist unendlich,« hob der Priester wieder an, »und Jesus verzieh im Namen seines Vaters der reuigen Magdalena ebenso wie der Ehebrecherin.«

Die Kranke streckte die Hand aus, legte dieselbe auf den Arm des Priesters, richtete sich empor, um sich ihm zu nähern, und fragte: »Würde er auch der Herodias verziehen haben?« – Beinahe mit Entsetzen bog der Priester sich zurück. »Wer sind Sie denn?« fragte er. – »Ja, in der Tat, Sie haben recht, mein Vater,« antwortete die Kranke, –»wenn ich Ihnen meinen Namen sage,

so sage ich Ihnen damit alles. O entfernen Sie sich nicht von mir, wenn ich es Ihnen gesagt haben werde«,« setzte sie hinzu. – »Meine Tochter,« sagte der Priester, »selbst einen Vatermörder würde ich trösten und bis aufs Blutgerüst begleiten.« – »O, das Blutgerüst, das ist die Sühne!« rief die Kranke. »Wenn ich anstatt in meinem Bett auf dem Blutgerüst stürbe, dann würde ich nicht zweifeln.« – »Haben Sie denn einen Mord begangen?« fragte der Priester schaudernd. – »Nein, mein Vater, aber ich habe einen Mord begehen lassen.« – »Waren Sie sich dabei des Verbrechens bewußt, welches Sie begingen?« – »O nein, nein, ich glaubte dem König, ich glaubte Gott zu dienen; ich diente aber bloß meiner Rache. Wie wollen Sie, daß Gott mir verzeihe, mir, die ich nicht verziehen habe?« – Der Priester sah sie an. »Sie sind Engländerin?« fragte er dann. –»Ja, mein Vater,« antwortete die Kranke. – »Und Protestantin?« – »Ja.« – »Warum haben Sie aber dann nicht einen Geistlichen von Ihrer Religion holen lassen? Es gibt einen in Boulogne.« – »Ich weiß es.« – Die Kranke schüttelte den Kopf und stieß einen Seufzer aus. – »Nun und?« fragte der Priester wieder. – »Unsere Geistlichen sind zu streng, mein Vater. Unsere Religion ist zu schroff. Ich habe es nicht gewagt.« – »Es ist das ein großes Lob, welches Sie der unsrigen zollen, meine Tochter, da Sie aber diese Meinung von unserer Religion haben, warum haben Sie dann nicht schon längst im Schoße derselben Zuflucht gesucht?« – »Wenn sie mich nun zurückgewiesen hätte, mein Vater?« – »Unsere Religion weist niemanden zurück, meine Tochter. Sagte Jesus nicht zu dem guten Schächer: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, noch heute sollst du bei mir im Paradiese sein?« – »Der gute Schächer hing aber am Kreuze. Er starb mit dem Heiland.« – »Wer in ihm stirbt, der stirbt auch mit ihm und die Reue ist besser als das Kreuz. Bereuen Sie, meine Tochter?« – »O,« sagte die Kranke, indem sie beide Hände gen Himmel hob, »o, ich bereue aufrichtig und inbrünstig, das schwöre ich Ihnen.« – »Bereuen Sie bloß aus Furcht vor dem Tode?« – »O nein, mein Vater; ich bereue, weil mir, wie dem heiligen Paulus auf dem Wege nach Damaskus, die Schuppen von den Augen gefallen sind, und weil ich mich so sehe, wie ich bin.« – »Wohlan, Sie wissen, daß Gott dem heiligen Paulus nicht bloß verzieh, sondern auch einen seiner Apostel aus ihm machte. Dennoch hatte der heilige Paulus die Mäntel derer gehalten, welche den heiligen Märtyrer Stephan steinigten.« – »Wie gut sind Sie, mein Vater, daß Sie mich auf diese Weise ermutigen und trösten.« – »Das ist meine Pflicht, meine Tochter. Wenn ein Schaf trotz der Warnungen des Hundes sich eigenwillig

von der Herde entfernt, dann nimmt der gute Hirt es auf seine Schultern und trägt es zurück in die Hürde. Wie weit mehr Grund hat er aber, es mit Freuden aufzunehmen, wenn es von selbst zurückkehrt. Sprechen Sie, erzählen Sie mir Ihre Fehltritte. Ich bin bereit, dieselben zu hören, und wenn dieselben die einem armen Priester erteilte Vollmacht nicht überschreiten, so werde ich sie Ihnen im Namen Gottes verzeihen.« – »Eine solche Erzählung würde lang und nutzlos sein. Mein Name wird genügen. Wenn Sie meinen Namen hören, so werden Sie alles wissen.« – Der Priester sah sie abermals mit Überraschung an. »Nun, dann nennen Sie mir Ihren Namen,« sagte er.

Die Sterbende neigte sich zu ihm und murmelte mit zitternder, kaum vernehmlicher Stimme die zwei Worte: »Lady Hamilton.« – »Dieser Name sagt mir nichts, meine Tochter,!« antwortete der Priester, »ich kenne denselben nicht, sondern höre ihn jetzt zum erstenmal.« – »O, mein Gott,« rief die Kranke fast mit dem Ausdruck der Freude, »dann gibt es also einen Menschen, der mich nicht kennt! Es gibt also einen Mund, der mir nicht geflucht hat?« Und sie sank, ein Dankgebet zu Gott murmelnd, auf ihrem Bett zurück. Plötzlich aber zuckte ein Ausdruck der Angst und des Schreckens über ihr Gesicht. »O dann,« sagte sie, »bin ich aber verloren, mein Vater, denn ich werde weder Kraft noch Zeit genug haben, Ihnen alles zu erzählen, und wenn ich Ihnen nicht die nagenden Folterqualen der Armut, die fieberhaften Verlockungen des Goldes, die unwiderstehlichen Vorspiegelungen der Leidenschaft schildern kann, wenn Sie von meinem Leben bloß die Fehler, aber nicht die Versuchungen kennen, dann werden Sie mir niemals verzeihen. O, wenn Sie lesen könnten –.«

»Was denn?« – »Meine Lebensgeschichte, die ich selbst als eine erste Sühne in allen ihren Einzelheiten niedergeschrieben, besonders damit sie später meiner Tochter zur Warnung dienen und sie abhalten möge, den Weg zu betreten, den ich gewandelt, und in die Fehler zu verfallen, in welche ich gefallen bin.« – »Und warum sollte ich diese von Ihnen geschriebene Lebensgeschichte nicht lesen?« – »O, mit dem Blute meines Herzens ist sie geschrieben, das schwöre ich Ihnen.« – »Warum sollte ich sie nicht lesen, frage ich.« – »Weil ich Engländerin bin und diese Geschichte daher in englischer Sprache niedergeschrieben habe.« – »Ich habe fünf Jahre, von 1790 bis 1795, in England gelebt und spreche das Englische wie meine

Muttersprache.« – »O, mein Vater, mein Vater!« rief die Sterbende, indem sie die Hand des Priesters ergriff. »Sie hat fürwahr Gott mir gesendet und ich beginne an seine Verzeihung zu glauben. Hier, mein Vater,« setzte sie mit fieberhafter Hast hinzu, indem sie dem Priester einen Schlüssel gab, den sie an dem Zipfel ihres Taschentuchs angebunden und unter ihrem Kopfkissen versteckt gehalten; »nehmen Sie diesen Schlüssel, öffnen Sie das Schubfach dieser Toilette und Sie werden darin ein Manuskript mit dem Titel »My Life« finden. Nehmen Sie dieses, lesen Sie es und wenn Sie mir Verzeihung bringen, so kommen Sie so schnell als möglich wieder. Bin ich dagegen auf ewig verdammt, so schicken Sie mir bloß das Manuskript zurück. Ich werde dann wissen, was das heißt.«

Der Priester erhob sich, öffnete das Schubfach und nahm aus demselben das bezeichnete Manuskript. »Meine Tochter,« sagte er, »diese Lektüre muß einen Teil der Pflichten meines Berufes ausmachen. Sie werden mich daher erst morgen zu derselben Stunde wiedersehen.« – »Gott wird so gnädig sein, mich bis dahin leben zu lassen,« sagte die Kranke, »besonders –,« Sie zögerte. – Der Priester sah sie an. Sein Blick war eine Ermutigung. – »Besonders,« hob sie wieder an, »wenn Sie mich segnen.« – »Ich segne Sie, arme Frau!« sagte der Priester, »und möge Gott Sie segnen, wie ich es tue.« – Als er in das erste Zimmer zurückkam, sah er hier das junge Mädchen und die alte Frau auf den Knien liegen. – »Gott behüte Sie, mein Kind; leben Sie wohl,« sagte er zu dem jungen Mädchen, indem er seine rechte Hand auf das Haupt desselben legte. Die alte Frau ergriff seine linke Hand und küßte sie. Der Priester verließ das Haus. Die Kranke folgte, so lange sie ihn sehen konnte, ihm, die Arme nach ihm ausbreitend, mit den Augen. Das junge Mädchen zeigte sich auf der Schwelle des Zimmers. »Wie fühlst du dich jetzt, Mama?« fragte es. – »O, besser, besser, meine Horatia. Noch ein Besuch wie der, den dieser Mann mir soeben gemacht, und er wird meine Vergangenheit mit sich hinweggenommen haben.«

Am nächsten Tage zu derselben Stunde kam der Priester wieder. Dicht hinter ihm folgten zwei Chorknaben, von welchen der eine den Weihkessel, der andere das Kreuz trug. Die Kranke war ruhiger, aber auch noch schwächer als am Abend vorher. Es war klar, daß nur der Glaube und die Hoffnung, diese beiden Töchter des Himmels, sie noch aufrecht hielten. Der Priester näherte sich mit von Menschenliebe und Mitleid strahlendem

Antlitze dem Bette. Das junge Mädchen und die alte Frau, diese beiden Wesen, welche zwei zu beiden Seiten der Pforte des Lebens stehende Bildsäulen zu sein schienen, um die Jugend und das hinfällige Alter zu repräsentieren, richteten die Kranke auf ihrem Pfühl empor. Zwei Schritte von ihr blieb der Priester stehen. Sie wartete mit gefalteten Händen und die Augen gen Himmel richtend. »Glauben Sie an die sieben Sakramente?« fragte er. – »Ja, ich glaube daran,« antwortete sie. – »Glauben Sie an die wirkliche Gegenwart des Heilands im heiligen Abendmahle?« – »Ja, ich glaube daran.« – »Glauben Sie an die oberste Gewalt des römischen Papstes und an seine Unfehlbarkeit in Glaubenssachen?« – »Ja, ich glaube daran.« – »Glauben Sie an die römischen Symbole und mit einem Worte an alles, was die römische, apostolische und allgemeine Kirche glaubt?« – »Ja, ich glaube daran.« – Der Priester schöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Wasser aus dem Weihkessel, ließ es auf das Haupt der Sterbenden träufeln und sagte: »Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Möge das Wasser der Taufe deine Fehltritte, deine Sünden und selbst deine Verbrechen hinwegnehmen!« Die Sterbende stieß einen Freudenruf aus, ergriff die von der Berührung mit dem geweihten Wasser noch nasse Hand des Priesters, drückte sie begierig an ihre Lippen und küßte sie. Dann rief sie mit überwallendem Gefühle der Erhebung: »Mein Gott, nimm meine Seele auf zu Dir!« – Und sie sank auf das Kopfkissen zurück. Ihr Gesicht hatte einen solchen Ausdruck von heiterer Ruhe gewonnen, daß die alte Frau und das junge Mädchen glaubten, sie schliefe, und nur der Priester verstand, daß bloß der Tod diese himmlische Ruhe geben konnte. Sie war wirklich tot. Wie sie am Abende zuvor gesagt, hatte der Priester bei seinem zweiten Besuche die Vergangenheit mit sich fortgenommen und das Wasser der Taufe hatte, indem es von ihrer Stirn bis zur Seele drang, alles, Schmutz und Blut, hinweggewaschen.

Wir lassen nun folgen, was der Priester in dem »Meine Lebensgeschichte« betitelten Manuskripte gelesen.

In der Hoffnung, daß Gott meiner Reue und meiner Demut verzeihen wird, schreibe ich die folgenden Seiten.

1. Jänner 1814.

Emma Lyonna, verw. Hamilton.

1. Kapitel.

Meine ersten Erinnerungen gehen bis zum Jahre 1767 zurück. Ich zählte damals drei oder vier Jahre. Die genaue Zeit meiner Geburt habe ich niemals gekannt. Ich sehe mich bloß gleichsam durch einen Nebel hindurch mit meiner Mutter eine große Straße mitten durch ein Gebirge wandern. Bald trug sie mich auf ihrem Rücken, bald ging ich neben ihr her und hielt mich an ihre Hand oder an ihr Kleid. Von Zeit zu Zeit ward der Weg von Bächen durchschnitten. Dann nahm mich meine Mutter auf die Arme, durchwatete den Bach und setzte mich am andern Ufer wieder auf den Boden nieder. Es mußte während des Winters oder wenigstens gegen Ende des Herbstes sein. Ich empfand fortwährend Kälte und zuweilen Hunger. Wenn wir durch eine Stadt oder ein Dorf kamen, blieb meine Mutter vor dem Laden eines Bäckers stehen und bettelte mit flehender Stimme um ein Stück Brot, welches man ihr auch fast allemal gab. Während der Nacht blieben wir selten in den Städten oder in den Dörfern, sondern vielmehr in einem alleinstehenden Gehöft. Hier bat meine Mutter, daß man ihr erlauben möge, in der Scheune oder in dem Stalle zu schlafen. Die Nächte, wo man uns erlaubte, in dem Stalle zu schlafen, waren meine Festnächte. Ich wurde dann warm, und fast allemal, ehe wir uns wieder auf den Weg machten, gab mir am Morgen die Pächterin oder die Magd, welche die Kühe zu melken kam, eine Tasse laue Milch, die für mich um so größere Delikatesse ausmachte, als ich nicht daran gewöhnt war. Nach der Entfernung, die wir zurücklegten und angenommen, daß wir täglich vier bis fünf Meilen machten, dauerte unsere Reise beinahe eine Woche. Endlich langten wir in der Stadt Hawarden an, welche das Ziel unserer Wanderung war.

Mein Vater, der John Lyons hieß, war gestorben, und meine Mutter hatte die Stadt, wo sie ihn verloren, verlassen, um ihre in Hawarden wohnende Familie um einige Unterstützung zu meiner Erziehung und ihrem eigenen Unterhalt zu bitten. Hier breitet sich abermals eine Dunkelheit von einigen Monaten über mein Gedächtnis, und ich finde mich, eine kleine Herde Schafe hütend, in einer Meierei wieder, wo meine Mutter als Magd beschäftigt war. Im Verhältnis zu der Vergangenheit fühlte ich mich jetzt glücklich. Der Frühling war gekommen, und mit ihm die Wärme und das Grün. Der Abhang des Hügels, auf welchen ich meine kleine Herde zur Weide trieb, war ein ungeheurer Thymian- und Heidekrautteppich, welchen

meine Schafe lustig abweideten und worauf ich mir Blumenkränze wand. Abends trieb ich meine Herde in das Gehöft zurück und schlief mit in der Hürde. Ein Korb, welcher Brod, ein wenig Butter oder Käse, zuweilen auch ein hartgekochtes Ei enthielt, genügte zur Befriedigung meiner Bedürfnisse für den ganzen Tag. Mein Hund teilte mein Brod und schien mit dieser Kost ebenso zufrieden zu sein wie ich. Wenn mir gefrühstückt und zu Mittag gegessen hatten, löschten wir unseren Durst an einer benachbarten durchsichtigen Quelle, welche ein krystallenes Becken füllte, ehe sie sich weiter ergoß, und wie ein Silberfaden den Abhang des Hügels hinabströmte. So vergingen drei oder vier Jahre, ohne daß ein Ereignis die süße Eintönigkeit dieses Lebens unterbrochen und eine Spur in meinem Gedächtnis zurückgelassen hätte.

Eines Tages, als ich wie gewöhnlich mich über die Quelle neigend trank, nachdem ich mir einen Kranz von Heiderosen und Gänseblümchen aufgesetzt, hielt ich zum erstenmal in dem Augenblicke, wo meine Lippen das Wasser berühren wollten, inne. Ich gewahrte, daß ich hübsch war. Indes ich drücke mich nicht richtig aus, wenn ich sage, ich hätte gesehen, daß ich hübsch war. Ich wußte ja nicht, was hübsch sein hieß. Ich hatte mich noch nie einem Spiegel gegenüber befunden, in welchem ich mich hätte sehen können. Das Gesicht aber, welches das Wasserbecken zurückwarf, gefiel mir; ich lächelte es an, und näherte meine Lippen dem Wasser, weniger um zu trinken, als vielmehr um ihm einen Kuß zu geben. Von diesem Augenblicke an machte ich aus dem Rande der Quelle mein Toilettekabinett und flocht hier meine Blumenkränze und probierte dieselben auch, bis ich zufrieden mit mir war – eine Zufriedenheit, welche ich dadurch kundgab, daß ich mein eigenes Konterfei küßte.

Eines Tages wäre diese Zärtlichkeit, die ich für mich selbst hegte, mir beinahe verderblich geworden. Meine Hände glitten auf dem Rasen aus, ich fiel in die Quelle, und ohne meinen Hund, der mich an meinen Kleidern festhielt, wäre ich ertrunken. Ich hatte von dem, was gut, und von dem, was schlimm ist, so wenig Begriff, daß ich, um meine Kleider zu trocknen, mich ganz nackt auszog und mich, um mich selbst zu trocknen, danebenlegte.

In diesem Augenblick hörte ich mich rufen. Ich sprang auf und sah meine Mutter, die mich suchte. Ich lief auf sie zu. Sie schalt mich tüchtig aus,

ohne daß ich den Grund ihres Scheltens recht begriff. In unserer Existenz war übrigens seit kurzem eine Verbesserung eingetreten. Meine Mutter hatte von dem Lord Halifax eine kleine Summe erhalten, die teils für sie selbst, teils für mich bestimmt war. Die mir zugeteilte Summe sollte zur Bestreitung der Kosten für meine Erziehung dienen. Ich habe niemals recht den Grund dieser Freigebigkeit von seiten des Lord Halifax verstanden und meine Mutter wollte mir auch keine nähere Auskunft darüber geben. Auf dem Pachthofe ging bloß das Gerücht, daß in meinen Adern wohl ein edleres Blut ranne als das des armen John Lyons. Gott bewahre mich davor, daß ich meine Mutter beschuldigen sollte. Wenn dem aber so gewesen wäre, wie das Gerücht erzählte, so würde ich darin die Erklärung jener unklaren Wünsche und jenes unaufhörlichen Strebens nach einem Range finden, den ich erreicht habe, für welchen ich aber sicherlich nicht bestimmt war.

Meine Mutter hatte mir mitgeteilt, daß ich von dem nächstfolgenden Tage an aufhören würde meine Schafe zu hüten. Ich sollte in ein Pensionat für junge Mädchen kommen, die ich zuweilen Donnerstag oder Sonnabend in der Nähe des Pachthofes spazieren gehen sah.

Mein erstes Wort war: »Mama, bekomme ich dann auch einen schönen Strohhut und ein schönes blaues Kleid wie jene Mädchen?« – »Jawohl,« antwortete meine Mutter. »Dies ist die gemeinsame Kleidung aller Schülerinnen dieser Anstalt.« Ich hüpfte vor Freuden. Ich glaubte, ich müßte mich sehr gut in solchen Kleidern ausnehmen, deren Besitz ich mir niemals zu träumen gewagt. Ich küßte meine Schafe eines nach dem andern und überließ sie dann einem jungen Hirten, der mein Nachfolger sein sollte. Den längsten Abschied nahm ich von meinem Hund. Das arme Tier, welches mir vor kaum einer Stunde das Leben gerettet, hing mit ungemeiner Liebe und Treue an mir. Ich liebkoste den armen Black einmal über das andere und konnte mich kaum von ihm trennen, um meiner Mutter zu folgen. Das treue Tier hätte die schönste Lust gehabt, mir nachzulaufen. Es schien zwischen seiner Liebe und seiner Pflicht zu schwanken, die Pflicht trug jedoch den Sieg davon. Black begleitete mich bis an eine Stelle, wo er, ohne seine kleine Herde aus dem Gesicht zu verlieren, mir mit den Augen folgen konnte. Er setzte sich auf einen Felsen, hielt den Kopf nach mir gewendet, schickte mir von Zeit zu Zeit ein klagendes Gebell nach und

blieb unbeweglich und winselnd an derselben Stelle sitzen, bis ich hinter einem Hügelvorsprung für ihn verschwand. Obschon ich ihn aber nicht mehr sehen konnte, hörte ich ihn doch immer noch heulen und winseln.

Noch denselben Tag brachte mich meine Mutter in die Stadt, von welcher der Pachthof ungefähr eine halbe Stunde entfernt war. Sie wollte hier das erste Quartal meiner Pension bezahlen und mir das Maß zu meiner neuen Kleidung nehmen lassen, die in dem Institut selbst gefertigt ward, damit zwischen den Zöglingen in dieser Beziehung kein Unterschied obwalte. Es geschah dies am Mittwoch. Am nächstfolgenden Montag sollte ich in das Pensionat eintreten. Die Direktorin versprach den Spaziergang des nächsten Sonntags nach dem Pachthofe zu lenken, damit man mir meine Uniform anprobieren könne. Es war das ein großes Fest für die Schülerinnen, welche hier mit frischen Eiern und warmer Milch traktiert werden sollten. Die Zeit der Ankunft der Schülerinnen war auf neun Uhr bestimmt, und meine Mutter hatte sich anheischig gemacht, alles bereit zu halten. Es war dies das erstemal, daß ich Gelegenheit hatte, die Macht des Geldes schätzen zu lernen. Meine Mutter, die am Tage vorher noch eine arme Magd gewesen, mit welcher man rauh und kurz, wie zu einem Dienstboten der niedrigsten Gattung sprach, schien stillschweigend und ohne daß man es anzuerkennen brauchte, zum Range einer Aufseherin über die anderen Dienstleute erhoben worden zu sein, und zwar bloß, weil man eine Hundertpfundnote in ihrer Hand gesehen, welches Geld doch, wenn es aus der ihm beigemessenen Quelle kam, sie eher hätte herabsetzen als erhöhen sollen. Am Abend schlief ich bei meiner Mutter in einem Bett, welches man mir aus einer auf Stühle gelegten Matratze bereitete und unter welches sich mein treuer Black schlich, der, als er mich wiedersah, mir seine Freude auf eine Weise bezeigte, als wenn er gefürchtet hätte, mich auf immer verloren zu haben.

Während der drei oder vier Jahre, welche verflossen waren, ohne eine andere Veränderung als die der Jahreszeiten herbeizuführen, war es mir nie eingefallen, einen Tag länger als den andern zu finden. Ich hatte niemals den Gang der Zeit zu beschleunigen gewünscht. Ich stand mit dem Tage auf, ich legte mich mit der Nacht nieder, ich teilte mein Brot mit Black, verkrümelte den Rest für die Vögel, flocht mir Blumenkränze, spiegelte mich in der Quelle, träumte ohne zu wissen wovon, und der Abend kam

dann, ohne daß ich gemessen hätte, wie weit er ursprünglich von dem Morgen entfernt gewesen. Jetzt war dem nicht mehr so. In meinem Gemüt hatte ein vollständiger Umsturz stattgefunden. Die Minuten waren Stunden, die Stunden Tage und die Tage Jahre geworden. Es war mir, als würde ich niemals den glückseligen Sonntag erleben, wo ich meine Lumpen gegen jenes blaue Kleid, welches für mich zweimal die Farbe des Himmels trug, und den reizenden Strohhut, die Glorie meines ersten unklaren Ehrgeizes, vertauschen sollte. Ich hatte, obschon ich vollkommen wach war, verworrene, unzusammenhängende Visionen, wie man deren in den Träumen hat. Ich wollte einen Berg ersteigen, der hoch genug wäre, um mich über den Gürtel der Berge, die uns umgaben, hinausschauen zu lassen. Ich hatte keinen Begriff von dem, was es jenseits dieser Berge geben könne, ganz gewiß aber mußte es etwas Schöneres sein als das, was ich hier sah. Ach, leider habe ich mein ganzes Leben lang Berge ersteigen und über den Horizont hinausschauen wollen, welchen mir Gott gezogen. Der so heißersehnte Tag brach endlich an. Die ganze ihm vorangehende Nacht konnte ich nicht schlafen, und lange schon vor dem ersten Strahl der Morgenröte war ich auf den Füßen.

Meine Mutter stand fast gleichzeitig mit mir auf. Auch sie hatte sich neue Kleider gekauft und widmete an diesem Tage ihrer Toilette eine ganz ungewöhnliche Sorgfalt. Ihr Kostüm war das der Gebirgsbewohner von Wales, und ich bemerkte jetzt zum ersten Male, daß meine Mutter sehr schön gewesen sein mußte und daß sie auch jetzt noch hübsch war. Als sie mit ihrer Toilette fertig war, nahm sie mich vor und kämmte mir mein prachtvolles, natürlich gelocktes Haar und wollte, als sie sah, daß ich bloß mein Hemd anhatte, mir die Kleider vom vorigen Tage wieder anziehen. Ich weigerte mich jedoch hartnäckig, dies tun zu lassen, und sagte, ich hätte, als ich sie am Abend vorher ausgezogen, dies in der bestimmten Hoffnung getan, daß ich sie zum letztenmal abgelegt. Da das Kostüm meiner Mutter mir sehr hübsch vorkam, so fragte ich sie hierauf, ob ich reich genug wäre, um mir ebenfalls ein solches anschaffen zu können, und sie versprach mir ein noch viel hübscheres, wenn nach Ablauf eines Monats die Direktrice der Pension ihr sagen würde, daß sie mit mir zufrieden sei.

Ich nahm mir fest vor, nach Ablauf eines Monats mein Kostüm zu haben. Um meine gestern angehabten Kleider nicht wieder anziehen zu müssen,

legte ich mich wieder ins Bett und wartete bis um neun Uhr. Endlich verkündete mir ein lustiges Geplauder, ähnlich dem eines Schwarmes Elstern, die Ankunft meiner künftigen Genossinnen. Meine Mutter, welche meine Ungeduld kannte, trat sofort mit einer Unterlehrerin ein. Sie brachte mir meine Uniform. Meine Ausstattung bestand aus zwei vollständigen, der Form nach vollkommen gleichen Anzügen, nur war der für die Sonntage bestimmte von feinerem Stoff und schönerem Gewebe. Alle anderen Gegenstände, von den Strümpfen an bis zu den Halskrägen, waren in halben Dutzenden da. Ich konnte gar nicht glauben, daß alle diese Schätze, welche man auf mein Bett niederlegte, wirklich mir gehörten. Meine Mutter fragte, was alles kostete, und bezahlte es. Nun erst hielt ich mein Eigentum für gesichert. Diese Akquisition kostete vierhundert Franken. Auch eine so große Summe Geldes hatte ich niemals beisammen gesehen. Meine Toilette begann. Das Maß war von einem geschickten Schneider genommen worden, denn es paßte alles wunderschön. Nach Verlauf von zehn Minuten war ich fertig.

Ein Stück Spiegelglas, ein neuer Luxus im Zimmer meiner Mutter, gestattete mir, mich zu sehen. Ich stieß einen Freudenschrei aus. Ich fand mich weit hübscher als in der Quelle. Mein großer Strohhut mit den blauen Bändern stand mir ganz besonders zum Entzücken, und in der Folgezeit, selbst in der Periode meines größten Glückes, wählte ich, wenn ich meine Schönheit recht zur Schau tragen wollte, keinen anderen Kopfputz als den der kleinen Pensionärin von Hawarden. Mit einem Sprunge war ich aus meinem Zimmer im Hofe, und aus dem Hofe auf dem Rasenplatz. Die ganze Pension war da, ziemlich sechzig Mädchen im Alter von acht bis fünfzehn Jahren. Sie betrachteten mich mit mehr Neugier als Sympathie. Eine von den großen sagte: »Sie ist nicht ganz übel, dieses kleine Bauernmädchen.« – Eine andere antwortete »Ja, aber sie sieht ziemlich linkisch aus.« Das Herz schnürte sich mir zusammen. Bei meinem Eintritt in das Leben ward ich auf diese Weise mit Verachtung und Spott empfangen. Stumm und unbeweglich blieb ich stehen und fühlte, wie die Schamröte mir bis in die Stirn emporstieg.

»Kleine,« sagte eine zu mir, »geh einmal hinein und sage, man solle uns die Eier und die Milch bringen.« Mein Stolz empörte sich. – »Ich bitte um Verzeihung,« sagte ich; »ich sollte meinen, daß ich nicht eure Magd sei.« –

»Nein, das bist du nicht,« sagte die Pensionärin, welche zuerst gesprochen; »da deine Mutter aber die Magd des Gehöftes ist, so hat diese vielleicht die Güte, uns zu bedienen; wir haben Hunger.« In diesem Augenblicke trat meine Mutter zur Haustür heraus. Weinend lief ich auf sie zu und warf mich ihr in die Arme. Sie fragte mich, warum ich weinte, da ich sie doch nur wenige Minuten vorher in so heiterer Stimmung verlassen. Mit kurzen Worten erzählte ich ihr alles.

Die Pächterin hörte zu, dann näherte sie sich den Pensionärinnen. »Meine jungen Damen,« sagte sie, »mein Pachthof ist kein Gasthaus. Ich verkaufe meine Eier, meine Butter und meine Milch auf dem Markt, aber nicht hier. Auf die Bitte meiner Freundin, Mistreß Lyons, war ich gern bereit, Ihnen dies alles anzubieten; wenn aber die Gastfreundschaft ihre Pflichten hat, so hat sie auch ihre Rechte, und eins dieser Rechte ist, nicht beleidigt zu werden. Dieses Recht beanspruche ich nicht bloß für mich, sondern auch für alle Personen, welche zu meinem Hause gehören.« – »Sehr gut gesprochen,« sagte die Direktrice der Pension; »ich danke Euch für diese Lehre, die Ihr meinen Schülerinnen gegeben. Ich stand im Begriff, es selbst zu tun, aber ich würde meine Sache nicht so gut gemacht haben. Diejenigen von diesen jungen Damen, welche sich der Ehre, die Ihr ihnen erzeigt, würdig machen wollen, werden selbst ihr Frühstück bei Euch holen, und ich danke Euch dafür im voraus im Namen aller Eurer Gäste und in dem meinigen. Wer nicht geht und sich das Frühstück holt, bekommt keines – damit ist die Sache abgemacht. Also, wer mich lieb hat, der folge mir.« Und die Direktrice der Pension, welche Mistreß Colman hieß, lenkte, mit ihrem Beispiele vorangehend, ihre Schritte nach dem Hause, während sämtliche Pensionärinnen ihr folgten, mit Ausnahme der drei, welche direkt oder indirekt das Wort an mich gerichtet hatten.

Einen Augenblick später kam Mistreß Colman aus dem Hause heraus. In der einen Hand hielt sie einen Korb voll Eier, in der andern einen großen Krug mit dampfender Milch. Die beiden Lehrerinnen kamen hinter ihr her, und trugen ebenso wie sie einen Krug Milch und einen Korb Eier. Die Pächterin und meine Mutter folgten mit zwei riesigen, soeben aus dem Ofen gekommenen Broten mit brauner appetitlicher Rinde. Jede der Pensionärinnen trug ihren Teller, ihre Gabel, ihr Messer und ihren Löffel. Alle setzten sich auf den Rasenplatz um Mistreß Colman und ihre beiden

Lehrerinnen herum. Nur die drei Rebellen bildeten, stehen bleibend, eine Gruppe für sich. »Mistreß Davidson,« sagte ich zu der Pächterin, »wollt Ihr mir sechs Eier in einem kleinen Korb, einen Krug Milch und drei Tassen geben?« Sie erriet meine Absicht, küßte mich auf die Stirn und gab mir, was ich von ihr verlangte. Mit meinem kleinen Korbe, meinem Kruge Milch und meinen drei Tassen trat ich aus dem Hause heraus und ging auf die drei Verbannten zu. »Meine jungen Damen,« sagte ich zu ihnen, »wollen Sie mir verzeihen, daß ich die Ursache der Strafe bin, zu welcher man Sie verurteilt hat?« – »Wir danken,« sagte die größte der drei Schülerinnen, »wir haben keinen Hunger.« – »Emma,« sagte die Direktrice der Pension, »komm her, gib mir einen Kuß und setze dich neben mich. Du bist ein gutes kleines Mädchen.« – Ich setzte meinen Korb mit Eiern, meinen Krug Milch und meine drei Tassen zu den Füßen der drei Schmollenden nieder und nahm dann neben Mistreß Colman Platz. Sie hatte die Wahrheit gesprochen, ja ich war wirklich ein gutes kleines Mädchen. Ist es meine Schuld oder die der Welt, wenn ich das sündhafte Geschöpf geworden bin, welches jetzt vor dir, o mein Gott, das Knie beugt?

2. Kapitel.

Nach dem Frühstück, welchem die drei großen Pensionärinnen beiwohnten, ohne daran teilzunehmen, kehrten sämtliche junge Mädchen, von Mistreß Colman geführt, nach der Stadt zurück. Am Morgen, noch ehe mir das im vorigen Kapitel Erzählte begegnet war, wäre es mein größter Wunsch gewesen, noch denselben Tag und ohne Verzug in Mistreß Colmans Institut einzutreten und meinen Platz unter ihren Zöglingen einzunehmen. Mein Enthusiasmus hatte sich jedoch bedeutend abgekühlt und ich bat meine Mutter um die Erlaubnis, diese Nacht noch auf dem Pachthofe bleiben zu dürfen. Es ward demgemäß verabredet, daß sie mich erst den nächstfolgenden Morgen nach der Pension bringen sollte. Als Mistreß Colman, welche die Sinnesänderung, die in mir vorgegangen, bemerkte, und welche schon fürchtete, eine Schülerin zu verlieren, mich verließ, überhäufte sie mich mit Liebkosungen und bewog auch einige der kleinsten Schülerinnen, Freundschaft mit mir zu machen. Ich fühlte jedoch recht wohl, daß ich für diese jungen Damen nie etwas anderes sein würde, als das kleine Bauernmädchen, die Tochter der Magd des Pachthofes. Ich hebe

diese auf den ersten Anblick vielleicht kindisch erscheinenden Umstände ganz besonders hervor, weil sie in Verbindung mit denen, von welchen ich später Gelegenheit haben werde zu sprechen, einen ungemein großen Einfluß auf mein Leben äußerten. Die Blumen verdanken ihren Glanz und ihren Wohlgeruch, die Früchte ihren Wohlgeschmack und ihre Schönheit nicht bloß der mehr oder minder geschickten und eifrigen Pflege des Gärtners, der sie zieht, sondern auch den atmosphärischen Verhältnissen, in welche der Zufall sie versetzt. Mein angeborener Fehler war der Stolz. Der darüber hinwegwehende Wind der Verachtung und des Spottes fachte, anstatt ihn auszulöschen, ihn nur zu desto hellerer Flamme an, und ebenso wie Satan, der anfangs der schönste und geliebteste Engel war, ging ich, die ich weiter nichts war als ein armes menschliches Geschöpf, durch meinen Stolz unter.

Als Mistreß Colman mit ihren Pensionärinnen fort war, lenkte ich meine Schritte nach dem Hügel, wohin ich drei oder vier Jahre lang meine kleine Herde getrieben. Dieser Hügel war Sonntags das Ziel des Spazierganges, welchen einige in der Stadt wohnende Leute zu machen pflegten. Die Bewohner des Pachthofes hatten mich nun alle in meinem neuen Glanze gesehen und der Eindruck, den ich durch meinen ersten Anblick auf sie hervorgebracht, konnte sich nicht erneuern. Ich suchte daher die Blicke und Komplimente anderer. Ich erstieg den Hügel mit meinem großen Strohhut auf dem Kopfe. Mein langes Haar flatterte im Winde, meine Wangen waren gerötet von dem Hauch der Jugend und der Gesundheit. Ich ging an mehreren Gruppen von Spaziergängern vorbei oder überholte dieselben. Alle sahen mich an, und einige Stimmen sagten: »Das ist ein schönes Kind.« – Ein einziger fragte: »Aber ist das nicht Mistreß Davidsons kleine Schafhirtin?« Ach leider ja, ich war es. Diese Bemerkung vergiftete, obschon durchaus nichts Böswilliges darin lag, mir doch die ganze Freude, welche mir die vorher gehörten Lobsprüche bereitet. Ich versank in trauriges Hinbrüten und setzte mit niedergeschlagenen Augen meinen Weg weiter fort, während ich die Blumen, die ich gepflückt, um mir einen Kranz daraus zu winden, eine nach der andern aus den Händen fallen ließ.

Plötzlich hörte ich ein freudiges Gebell, und Black, der mich von weitem erkannt, kam mir entgegengesprungen und richtete sich an mir empor. Das arme Tier nahm keine Rücksicht auf die Kleider, die ich jetzt trug, sondern

glaubte, es sei ihm erlaubt, der künftigen Pensionärin der Mistreß Colman immer noch auf dieselbe Weise zu begegnen wie der kleinen Schafhirtin. Der Befehl: »Marsch, fort, Black!« von einem Schlag auf seine unehrerbietigen Pfoten, der ihm ein Schmerzgewinsel entlockte, begleitet, war die einzige Anerkennung, welche dieser Freund, einer der ältesten, die ich jemals gehabt, und wahrscheinlich der treueste, den ich jemals haben werde, für seine freudige und zärtliche Kundgebung erhielt. Black entfernte sich, die Ohren hängen lassend und den Kopf schüttelnd, als ob er ein Zwiegespräch mit sich selbst führte. Der kleine Hirt, der in der Bewachung der Schafe mein Nachfolger geworden, erhob sich, als er mich näher kommen sah. Es war augenscheinlich, daß er mich nicht erkannte; erst als ich mich ihm bis auf einige Schritte genähert hatte, rief er: »Ah, Sie sind es, Miß Emma! Ach, wie schön Sie sind!«

Ich lächelte ihm zu. Es war dies das erste aufrichtige Kompliment, welches man mir bis jetzt gemacht. Ich wußte es ihm Dank. Man wird den Einfluß sehen, welchen diese wenigen Worte später auf mein Schicksal äußerten. »Guten Tag, Dick,« sagte ich zu ihm. »Du bist ein wackerer Junge und du wärest auch schön, wenn du schöne Kleider hättest.« – »Ach,« antwortete er, »ich bin weiter nichts als ein armer Bauernknabe und ich werde wahrscheinlich nie andere Kleider bekommen. Mit Ihnen dagegen ist es etwas anderes. Wie es scheint, hat man erfahren, daß Sie ein vornehmes Fräulein sind.« Er spielte mit diesen Worten auf das Gerücht an, welches sich, seitdem meine Mutter von Lord Halifax hundert Pfund Sterling geschenkt erhalten, in bezug auf ein Verhältnis verbreitet, in welchem sie früher zu diesem Herrn gestanden haben sollte. Ich gab hierauf keine Antwort, denn ich verstand nicht recht, was der Knabe sagen wollte. Ich erkundigte mich nach seiner Schwester, einem Mädchen von ungefähr demselben Alter wie ich. Sie diente als Magd in einem benachbarten Pachthof und hieß Amy Strong. »O,« sagte er, »die befindet sich wohl und würde sich gewiß sehr freuen, wenn sie Sie so schön gekleidet sähe.« – »Glaubst du?« fragte ich. – »Jawohl,« entgegnete er, »sie hat Sie sehr lieb, Miß Emma, und beneidet niemanden um das Gute, was ihm beschieden ist.« Ich befand mich jetzt in der Nähe der Quelle. Ich neigte mich darüber, um mich darin zu betrachten, wagte aber, ich weiß selbst nicht warum, in Richards oder, wie man diesen Namen in England abzukürzen pflegt, in Dicks Gegenwart nicht meinem Spiegelbild einen Kuß zu geben, wie ich zu

tun pflegte, wenn ich allein war. »Ja, ja,« sagte Dick lachend, »betrachten Sie sich nur noch ein wenig in unseren Quellen. Mit der Zeit werden Sie in die Stadt kommen, Miß Emma, und sich dann in großen vergoldeten Spiegeln betrachten, wie sie in dem Laden des Kaufmanns von Hawarden zu sehen sind. Wenn Sie einmal an diesem Hause vorbeikommen, so können Sie stehen bleiben und sich in aller Bequemlichkeit vom Kopf bis zu den Füßen betrachten, ohne daß es Sie etwas kostet.«

Ich setzte mich in der Nähe der Quelle nieder. Ich dachte nicht mehr daran, in derselben eine unvollständige Vervielfältigung meines Bildes zu suchen, sondern träumte, daß ich mich in einem großen schönen Spiegel mit vergoldetem Rahmen betrachtete. Ich versetzte mich im Geiste in ein elegantes Zimmer mit türkischem Teppich, himmelblauseidenen Vorhängen und kostbaren verzierten Möbeln. Ich schloß die Augen, um nichts mehr von der Wirklichkeit zu sehen und mich ganz meinem Traume hinzugeben. Ach, wie oft hatte ich dergleichen Träume! Es waren prophetische blendende Visionen der Zukunft. Woher kamen mir diese Visionen von unbekannten Dingen? Vielleicht hatten meine ersten Blicke rasch entschwundenen Glanz widergespiegelt, der aber in meinem jungen Gedächtnis gleichsam den Reflex einer früheren Welt zurückgelassen. Wenn ich mit meiner Mutter von diesen unklaren Erinnerungen sprach, begnügte sie sich mir zu antworten, ich hätte wahrscheinlich eine Fee zur Patin gehabt, welche mich des Nachts in Palästen habe herumwandeln lassen. Auch dieses Mal faßte meine Patin mich bei der Hand und indem ich meine Augen, welche soeben noch alle Farben des Regenbogens widerspiegelten, aufschlug, sagte ich zu dem kleinen Hirten: »Lebewohl, Dick. Morgen komme ich in Mistreß Colmans Pension. Alle Donnerstage und Sonnabende aber werde ich wieder auf den Pachthof kommen und mich dann und wann auch hier einfinden, um dich zu besuchen.« Und ich entfernte mich, ohne an Black zu denken. Dieses arme Tier, welchem mein Empfang unerklärlich gewesen, konnte sich auch meinen Abschied nicht erklären. Er folgte mir einige Schritte weit, aber nicht so weit als das erstemal, und setzte sich, um mich den Hügel hinabgehen zu sehen. Ich warf einen letzten Blick auf diesen kleinen Platz, welcher das Paradies meiner Jugend gewesen und den ich im Geiste jetzt noch sehe mit seiner Gruppe von Zwergeichen und Wachholderbäumen, mit seiner von rosigem Heidekraut bedeckten Kuppe, mit seiner aus dem Schoße der Erde

hervorsprudelnden und in kleinen Wasserfällen sich in das Tal hinabstürzenden Quelle. Dick hatte sich auf den Boden niedergestreckt und schälte mit seinem Messer die Rinde eines Stockes ab. Seine Schafe weideten hier und da einige Schritte von ihm. Black saß zwischen ihnen und mir und betrachtete mich mit traurigem Blick, wie verkannte Freunde zu tun pflegen. Ich dachte nicht einmal daran, ihn zu rufen und zu trösten. Das arme Tier hatte, als es mich sah, versucht, mir begreiflich zu machen, daß es mich immer noch liebe; aber es war nicht wie Dick imstande gewesen, mir zu sagen, daß ich schön sei. Dies war meine erste Undankbarkeit. Dagegen wird man sehen, wie dankbar, wie allzu dankbar ich gegen Dick war. Am nächstfolgenden Tage führte verabredetermaßen meine Mutter mich zu Mistreß Colman. Ich ward empfangen, wie man während der ersten Tage jede in eine Pension tretende Schülerin und jede ihr Noviziat antretende Nonne empfängt. Die Lehrerinnen waren instruiert, gegen mich mit aller möglichen Nachsicht zu verfahren, und Mistreß Colman selbst führte meine Mutter in den Schlafsaal, ließ sie das weiße Bett untersuchen, welches man für mich aufgeschlagen, und zeigte ihr, einen nach dem andern, alle Toilettengegenstände, die für mich bestimmt waren. Alle diese neuen Gegenstände, welche für mich der Weg zum Luxus waren, ließen mich die verächtlichen Blicke meiner künftigen Genossinnen übersehen, und ich nahm von meiner armen Mutter, die weit bewegter war als ich, Abschied, ohne sonderlich viel Tränen zu vergießen. Man befragte mich über das, was ich wußte. Das Examen dauerte nicht lange, denn ich wußte absolut weiter nichts, als meine Morgen- und Abendgebete nach dem anglikanischen Ritus, in welchem ich erzogen worden. Vom Lesen und Schreiben war niemals die Rede gewesen und ich kannte nicht einmal die Buchstaben. Man sah sich deshalb genötigt, mich trotz meiner neun Jahre zunächst der Klasse zuzuteilen, in welcher die sogenannten Abcschützen, das heißt Kinder von fünf bis sechs Jahren saßen. Es war dies eine große Demütigung für mich; mein Stolz aber, der mir oft so verderblich war, leistete mir in diesem Falle gute Dienste. Da ich der niedern Klasse, in welcher ich nun war, mich schämte, so machte ich unerhörte Anstrengungen, um mich in die höhern Klassen emporzuarbeiten.

Nach Verlauf von drei Monaten las ich ganz leidlich und fing an zu schreiben. Nun kam ich, in die Klasse, wo Rechnen und englische Sprache gelehrt ward. In dieser Klasse blieb ich sieben oder acht Monate, dann kam

ich in die, welche man die »große« nannte. Hier lehrte man Geographie, Geschichte, Musik und Zeichnen. In diesen letzteren Künsten hatte ich schon einige Fortschritte gemacht, als eines Morgens meine Mutter laut weinend mich aufsuchte, um mir zu melden, daß mein Gönner, Lord Halifax, plötzlich gestorben sei. Er war mit dem Pferde gestürzt und hatte keinerlei Verfügung zu unsern Gunsten hinterlassen. Meine Pension ward noch einen Monat lang bezahlt. Nach Ablauf dieses Monats aber sah sich meine Mutter wahrscheinlich genötigt, meine Erziehung zu unterbrechen, weil sie dann nicht mehr die Mittel besaß, die Kosten dafür zu bestreiten. Die Neuigkeit, daß die kleine Bäuerin, deren Fortschritte die vornehmen Fräuleins oft gedemütigt, sich genötigt sehen würde, wieder die Schafe zu hüten, rief in der Klasse der Großen, zu welcher auch meine drei alten Feindinnen gehörten, die immer noch einen echt englischen Groll gegen mich bewahrten, allgemeine Freude hervor. In den unteren Klassen, wo ich mir einige Freundinnen erworben, bedauerte man mich. Mistreß Colman tat, indem sie Abschied von mir nahm, als ob sie sich eine Träne trocknete, um ihren Schülerinnen ein gutes Beispiel zu geben, dabei aber hütete sie sich wohl, sich zu erbieten, meine Ausbildung unentgeltlich fortzusetzen, obschon sie mir mehr als einmal, besonders an den Tagen, wo meine Mutter sich einfand, um das vierteljährige Honorar für mich im voraus zu bezahlen, mehr als einmal gesagt hatte, ich würde in einem oder zwei Jahren die Ehre und der Stolz ihres Institutes sein. Ich verließ das Pensionat und nahm weiter keinen Trost mit, als alle meine kleinen Toilettegegenstände und ein ganz neues Uniformkleid, dessen ich mich aber, wie Mistreß Colman mir einschärfte, nicht bedienen sollte, weil ich nicht mehr dem Pensionate angehörte. Übrigens verließ ich Mistreß Colmans Haus, worin ich achtzehn Monate zugebracht, mit einer nach allen Seiten hin begonnenen, aber auch gleichzeitig in jeder Richtung unvollendeten Erziehung. Ich konnte lesen und schreiben, ich verstand ein wenig zu rechnen, ich hatte einige Kenntnisse in Geographie und Geschichte. Außerdem hatte ich drei Monate Zeichnen und Musik getrieben und besaß sonach, abgesehen vom Lesen und Schreiben, keine Fertigkeit, die mir hätte nützlich sein können. Es war dies nicht genug, um mein Wohlergehen zu fördern, wohl aber mehr als nötig war, um mich meinem Verderben entgegenzuführen.

Meine Mutter hatte ebenfalls von dem Rückschlage des Unglücks, welches mich betroffen, zu leiden. Als die Pächterin sie wieder die arme, mittellose

Witwe werden sah, die sie bei ihrer Ankunft gewesen, machte sie wieder aus ihr dasselbe, was sie anfangs gewesen, nämlich eine gewöhnliche Magd.

Was mich betraf, so taugte ich, durch meine begonnene Schulbildung zu einer halben Vornehmheit herangezogen, zu gar nichts mehr. Ich konnte nicht wieder auf den Pachthof zurückkehren, um wie eine Schäferin Marmontels in meinem himmelblauen Kleide und mit meinem großen Strohhut die Herde zu hüten. Man begann sich daher nach einem Unterkommen für mich umzusehen. Eines Morgens kam Dicks Schwester, Amy Strong, um mir zu melden, daß dieses Unterkommen durch ihre Mutter gefunden sei. Ich sollte nämlich als Kinderwärterin und Elementarlehrerin zu Mr. Thomas Hawarden kommen, welcher, ich weiß nicht warum oder wie, den Namen der Stadt trug, die er bewohnte. Er war ein Schwager des letzten alderman Bonbel und Vater des berühmten Chirurgen von Leicester Square.

Die Stellung, die man mir anbot, war allerdings weit entfernt, meinen ehrgeizigen Träumen zu entsprechen; ich mußte aber leben und hatte daher keine Wahl der Mittel. Man stellte meine Ausstattung aus den Trümmern der des Pensionats zusammen. Aus meinem himmelblauen Kleid ward ein gewöhnliches gefertigt, und da ich monatlich außer Kost und Wohnung zwölf Schillinge bekommen sollte, so erwartete man, daß ich durch angemessene Ersparnis die Mittel zur Vervollständigung meiner mangelhaften Garderobe erwerben würde. Es war eine große Demütigung für mich, wieder nach Hawarden in einer Eigenschaft zurückzukehren, welche mit der einer dienenden Person nahe verwandt war. Es war dies aber einmal eine Laune des Gottes Zufall, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, mich bald zu erhöhen, bald zu erniedrigen. Du bist Zeuge, mein Gott, daß jetzt, in einer Erniedrigung, aus welcher ich keine Aussicht mehr habe mich emporzuarbeiten, ich dich mit dankbarerem Herzen anflehe, als ich es von der Höhe meiner Größe getan!

3. Kapitel.

Am 20. September 1776 trat ich in Mr. Thomas Hawardens Dienst. Ich zählte damals zwölf bis dreizehn Jahre. Mr. Hawarden war ein Puritaner von altem Schrot und Korn, ernst und gerecht in allen Dingen. Seine Gattin war ihrerseits kalt und streng. Die Kinder, über welche ich Aufsicht führen sollte, waren die ihrer einzigen Tochter, welche während einer Reise des Vaters in Amerika an einer Brustkrankheit gestorben war. Es waren ihrer drei. Die beiden ältesten zählten vier und fünf Jahre. Das jüngste befand sich noch in den Händen der Amme. Eine große Pendeluhr schien die alles regelnde Gottheit des Hauses zu sein. Alle Sonnabende, wenn die Mittagsstunde schlug, ward sie aufgezogen und in Folge dieser Verrichtung, welche ich Mr. Hawarden auch nicht ein einziges Mal unterlassen sah, rollte die ganze Woche sich ab wie ein Räderwerk, das nicht weniger genau ineinandergriff wie das der Uhr selbst. Der Leser wird mich fragen, wer die Uhr an Mr. Hawardens Stelle aufzog, wenn dieser Sonnabends mittags nicht zu Hause war? Hierauf antworte ich, daß Mr. Hawarden, welcher wußte, daß er an diesem Tage diese wichtige Funktion zu verrichten hatte, Sonnabends um halb zwölf Uhr nach Hause kam, wenn er ausgegangen war, oder erst um halb eins fortging, wenn er auszugehen hatte. Während des ganzen Jahres, wo ich bei Mr. Hawarden war, sah ich ihn nicht einen Schritt schneller tun, als den andern, kein Wort lauter sprechen als das andere, nicht ein einziges Mal lächeln, nicht ein einziges Mal sich erzürnen, keine Gelegenheit zum Gutestun versäumen und nicht eine einzige Ungerechtigkeit begehen, wie unbedeutend dieselbe auch gewesen wäre. Mistreß Hawarden war buchstäblich der Schatten ihres Ehegatten. Sie kam mir vor wie eine jener Püppchen, welche an den Wettergläsern das schöne Wetter und den Regen anzeigen. Das Weibchen, welches hinter dem Manne herauskommt oder hineingeht, wiederholt alle Bewegungen, welche dieser ausführt. Sie spannt ihren Regenschirm auf, wenn er zum Zeichen des herannahenden Sturmes den seinigen öffnet, und macht ihn zu, sobald er durch das Schließen des seinigen die Rückkehr des Sonnenscheins verkündet.

Mr. Thomas Hawarden mußte reich sein, obschon ich während eines ganzen Jahres in seinem Hause kein anderes Silber sah als die zwölf Schillinge, welche ich allemal am Ersten des Monats um zwölf Uhr morgens mit der gewohnten Pünktlichkeit des Hauses von Mistreß Hawardens elfenbeinweißer Hand ausgezahlt erhielt. Das ganze Haus gehörte den

beiden Gatten; von der einen Seite ging es auf die Hauptstraße der Stadt, von der andern auf einen Garten mit Gängen, die mit Meeressand bestreut waren, mit von Buchsbaum eingefaßten Beeten und pyramidenförmig zugestutzten Taxusbäumen. Ein Gärtner hatte diesen kleinen Garten in Ordnung zu halten, und nie sah ich darin ein abgestorbenes Blatt oder eine geknickte Blume. Die Kinder gingen darin spazieren, aber sie wußten, daß sie nicht das Recht hatten darin zu spielen, und daß es ihnen verboten war, die Blumen oder Früchte anzurühren. Im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr stand man auf. Um acht Uhr begab sich die ganze Familie, Herrschaft und Dienstleute, bis zu dem Säugling und seiner Amme, in ein Zimmer, wo eine Bibel mit stählernen Schließhaken auf einem Lesepult angenietet war. Mr. Hawarden schlug diese Bibel auf, las ein Gebet und seine Frau antwortete Amen. Dann schloß er die Bibel und man trat in das Speisezimmer, wo ein aus Milch, Butter und Eiern bestehendes Frühstück aufgetragen war. Eine große Teekanne, aus welcher jeder das Recht hatte, sich nach Belieben einzuschenken, obschon stillschweigend angenommen war, daß man dies nie mehr als zweimal täte, enthielt ungefähr ein Dutzend Tassen. Wir waren fünf Personen bei Tische. Mr. Hawarden, Mistreß Hawarden, die beiden Kinder und ich, die ich infolge meiner Funktion als Lehrerin das übrigens, wie mir schien, von den andern Dienstleuten nicht sonderlich beneidete Recht besaß, mit am Tische der Herrschaft zu speisen.

Wenn die Wanduhr jenes Ausheben hören ließ, welches dem Schlage der Stunde vorangeht, erhob sich alles, so daß nur selten jemand noch nicht aufgestanden war, wenn die halbe Stunde schlug. Schlag zwölf Uhr setzte man sich zur Mittagstafel nieder, mit Ausnahme Sonnabends, wo das Mittagsmahl sich um eine Minute infolge des Umstandes verzögerte, daß Mr. Thomas Hawarden erst seine Uhr aufziehen mußte. Das Mittagsmahl war, ohne luxuriös zu sein, doch gut und wohlschmeckend. Das gewöhnliche Getränk war Bier, jeder aber erhielt außerdem aus einer Flasche, welche für Mittags- und Abendessen ausreichte, ein kleines Glas Bordeauxwein, die Kinder bloß ein halbes Glas. Um fünf Uhr gab es Butterbrötchen oder Kuchen. Die Teekanne kam wieder zum Vorschein und lieferte ebenso wie beim Frühstück das einzige Getränk. Dieses Vesperbrot dauerte ebenso wie das Frühstück eine halbe Stunde. Um acht Uhr ward zu Abend gegessen. Diese Mahlzeit war so ziemlich eine Wiederholung des Mittagsmahles, ausgenommen, daß die Kinder ihr nicht beiwohnten. Diese

bekamen um halb acht Uhr eine Butter- oder Honigsemmel, je nach ihrer Wahl, und um acht Uhr wurden sie zu Bett gebracht. Ich hörte sie nicht ein einziges Mal weinen, ausgenommen, wenn sie beim Fallen sich sehr wehe getan hatten.

Donnerstags nach dem Frühstücke wurde der Jagdwagen angespannt. Die Kinder, die Amme und ich stiegen hinein, und der Kutscher fuhr uns nach irgendeiner der Wiesen, welche sich in der Nähe der Stadt Hawarden befinden.

Nun hatten wir unser Fest. Die Last, welche in der eisigen Atmosphäre des Hauses unsere Brust bedrückte, hob sich wie durch die Sonnenstrahlen verflüchtigt. Sogar der Säugling in den Armen der Amme schien im Freien fröhlicher zu sein, als in der Stadt. Die Amme ging mit ihrem Pflegling spazieren. Die beiden anderen Kinder und ich sprangen im Grase herum, pflückten Blumen und verfolgten die Schmetterlinge. Die Kinder beteten mich an, weil ich ebenso Kind war als sie selbst.

Sonnabend nach dem Vesperbrot wartete der angespannte Wagen an der Tür. Alle Welt stieg hinein mit Ausnahme des Gärtners, welcher in seinem Gartenhäuschen blieb und das Haus bewachte, und man begab sich aufs Land. Mit diesem Ausdruck bezeichnete man ein ziemlich großes Haus, welches dritthalb Stunden von Hawarden, zwischen Chester und Flint an dem Ufer des Dee ungefähr eine Viertelmeile von der Stelle stand, wo dieser Fluß sich in das irische Meer oder vielmehr in den Golf ergießt, der damit in Verbindung steht. Man brauchte, um diesen Weg zurückzulegen, zwei Stunden zehn Minuten – niemals weniger und niemals mehr. Der Kutscher peitschte sein Pferd dreimal. Das erstemal beim Abfahren, das zweitemal auf der Hälfte des Weges, das drittemal bei der Ankunft in der Allee. Der erste Anblick des Meeres war für mich ein tiefergreifender. Obschon der Golf des Dee ziemlich schmal ist, so konnte man doch von der Höhe eines kleinen Berges am Horizont das hohe Meer entdecken. Ich streckte nach diesem unendlichen Raume meine Arme mit ebenso leidenschaftlicher Gebärde aus, wie ich es nach der Ewigkeit getan haben würde.

Der Sonntag, welchen wir während der sieben schönen Monate des Frühlings, des Sommers und des Herbstes unabänderlich auf dem Lande

zubrachten, war dem Gebet und dem Spazierengehen gewidmet. An diesem Tage hatte ich die Aufsicht über die Kinder, nicht bloß nach dem Frühstück, wie Donnerstags, sondern auch nach dem Mittagsmahle. Hier bedurften wir keines Jagdwagens. Das am rechten Ufer des Dee zwischen dem Fluß und dem Golf stehende Landhaus ließ uns die Wahl zwischen dem Meeresstrande, um daselbst Muscheln zu suchen und dem Abhang des Flußufers, um daselbst Blumen zu pflücken. Das ganze zwischen dem Fluß und dem Meere liegende Terrain bot uns eine Promenade von ungefähr drei Viertelmeilen. Hier war die Freiheit für uns noch größer als Donnerstags auf den Wiesen von Hawarden. Es waren im Grunde zwei Sonntage auf fünf Schattentage. Mein Leben ist nicht immer so gut geteilt gewesen.

Eines Tages – es war an einem Sonntage in der ersten Woche des Monats Mai 1777 – gegen zwei Uhr nachmittags sahen wir, als wir an diesem Tage zum zweitenmal ausgingen, am Meerestrande ein hübsches Boot, welches von vier oder fünf Ruderern bewacht ward. Die Bänke im Hinterteil des Bootes waren mit Teppichen und Sammetkissen belegt. Einige Schritte von dieser Stelle saß ein Mann auf einem hölzernen Schemel und zeichnete eine Walliserin, die ihr Kind in den Armen hielt. Eine junge Dame stand neben dem Zeichner und sah, ihm über die Schulter schauend, seiner Arbeit zu. Der Mann und die junge Dame waren, obschon ländlich, doch mit der größten Eleganz gekleidet. Man erriet sofort, daß es Bewohner von London waren, welche sich hierher nach Flintshire verirrt. Die Kinder liefen, von Neugier getrieben, auf die Gruppe zu. Ich rief sie zurück; so gehorsam sie aber im Hause waren, ebenso eigenwillig und widerspenstig waren sie, wenn sie sich in Freiheit fühlten. Sie antworteten nicht, sondern setzten ihren Weg fort, bis sie eines an der Seite der Dame, das andere an der Seite des Zeichners standen. Beide drehten sich um. »O, das ist ein schönes Kind,« sagte der Zeichner, indem er seine Hand auf den Kopf des kleinen Knaben legte, wie um ihn besser zu sehen. »Wie heißest du, mein kleiner Freund?« – »Edward,« antwortete der Knabe. »Und du; kleine Miß?« fragte er das Mädchen. – »Sarah,« antwortete diese. – »Ist das nicht seltsam, Arabella?« sagte der Zeichner zu der Dame, »das sind die Namen meiner beiden Kinder.« Dann setzte er mit einem Seufzer hinzu: »Sie standen, als ich sie das letztemal sah, ungefähr in demselben Alter.«

Und er versank in Nachdenken und schien seine Zeichnung ganz zu vergessen. Mittlerweile hatten sich die Augen der Dame auf mich gerichtet und schienen fest an meinem Gesicht zu haften. »In der Tat,« murmelte sie »das ist ein herrliches Wesen. Sieh' doch, Romney!« Und sie berührte ihn an der Schulter, um ihn aus einem Hinbrüten aufzurütteln. Er schüttelte den Kopf wie ein Mensch, der eine traurige Erinnerung aus seinem Gemüt hinweg zu bannen wünscht. »Was sagst du, Arabella?« fragte er. – »Ich sage, du sollst dich umdrehen und hinter dich schauen.«

Der Maler richtete nun seinen Blick auf mich und schien im höchsten Grade erstaunt und betroffen zu sein. »Treten Sie näher, Miß,« sagte die Dame zu mir, »gestatten Sie uns, Sie mit Muße zu betrachten. Sie sind so hübsch, daß Ihr Anblick Vergnügen bereitet.« Mein Gesicht errötete vor Scham, mein Herz aber hüpfte vor Freuden. Es war jetzt nicht mehr ein kleiner Hirt, welcher mir sagte, daß ich schön sei, es waren nicht mehr neidische Pensionärinnen, welche mich hübsch fanden, während sie mir zugleich Ungeschick und Unbeholfenheit zum Vorwurf machten; es waren vielmehr ein Herr und eine Dame aus der Stadt, welche mich freimütig und ohne Einschränkung bewunderten.

Mechanisch näherte ich mich. Der Maler bot mir die Hand, ich gab ihm die meinige.

»Und welch' eine Hand, ich will nicht sagen, *hat* sie, sondern *wird* sie haben,« fuhr der Maler fort. »Sieh nur, Arabella.« – »O, glaube mir, Romney, daß ich das Mädchen mit ebensoviel Vergnügen betrachte, als du. Eifersüchtig bin ich, Gott sei Dank, nicht. Darf man Sie fragen, wie Sie heißen, Miß?« – »Ich heiße Emma, Madame,« antwortete ich. – »Und wie alt sind Sie?« fragte der Maler. – »Ich soll ziemlich vierzehn Jahre alt sein.« – »Wie, Sie sollen?« – »Ja, genau hat meine Mutter mir mein Alter nie gesagt.« – »Sie ist die Tochter irgendeiner Herzogin,« sagte Romney. – »Nein, Sir!« antwortete ich; »ich bin die Tochter einer einfachen Bäuerin.« – »Und diese beiden Kinder?« fragte die Dame; »sind das Ihre Geschwister?« – »Nein, Madame. Ich bin bei dem Vater dieser Kinder, um sie zu beaufsichtigen und sie im Lesen und Schreiben zu unterrichten.« – »Sage selbst, Romney,« sagte die Dame, indem sie sich zu dem Maler herabneigte, um in gedämpftem Ton mit ihm zu sprechen, »welches Glück

würde dieses Mädchen mit einem Gesicht wie dieses in London machen.« – »Ich bitte dich, Versucherin,« entgegnete der Maler, »führe das arme Kind nicht ins Verderben.« – »Dann fuhr er, zu mir gewendet, fort:

»Miß Emma, wären Sie wohl bereit, mir einen sehr großen Dienst zu leisten?« – »Sehr gern, Sir,« antwortete ich. »Was ist es für einer?« – »Wollen Sie mir fünf Minuten stehen, damit ich eine Skizze von Ihnen entwerfen kann?« – »Mit dem größten Vergnügen, Sir!« – »Nun, dann bleiben Sie, wie Sie in diesem Augenblicke sind.« Ich verharrte in derselben Stellung. Er drehte sich auf seinem Schemel halb herum und in weniger als zehn Minuten hatte er eine reizende Skizze meiner Person fertig.

Ich folgte dem Bleistift auf dem Papier mit begierigem Blick. Als die Zeichnung fertig war, hielt der Maler sie mir vor die Augen. »Erkennen Sie sich, Miß?« – »O,« sagte ich, diesmal vor Freude errötend, »so hübsch bin ich nicht.« – »Tausendmal hübscher sind Sie! Aber sieh, Arabella, um diese durchsichtigen Fleischtöne, um diesen feuchten Blick, um dieses wallende Haar richtig darzustellen, müßte man Ölfarben anwenden. Wenn Sie des Wohnens in der Provinz einmal überdrüssig sein werden, Miß, so kommen Sie nach London und ich gebe Ihnen für eine einstündige Sitzung, die Sie mir wohl bewilligen werden, so viel, als man Ihnen für die Erziehung dieser beiden Kinder auf ein ganzes Jahr gibt.« – »Jetzt nenne mich aber nicht mehr Versucherin, Romney,« sagte die Dame.

»Immer mache deinerseits deine Vorschläge, Arabella, ich hindere dich nicht daran.« – »Wohlan,« fuhr die Dame fort, »wenn Sie nach London kommen, Miß, und sich mit dem Posten einer einfachen Gesellschaftsdame für zehn Pfund monatlich begnügen wollen, so werden Sie mich stets bereit finden, Sie bei mir aufzunehmen. Gib mir ein Stück Papier und einen Bleistift, Romney!« – »Was willst du damit machen?« – »Ich will diesem schönen Kinde meine Adresse geben.« – »Wozu?« fragte Romney, die Achseln zuckend. – »Wer kann es wissen?« entgegnete Arabella. – »Du hättest wirklich den Mut, dieses Antlitz in deiner Nähe weilen zu lassen, Arabella?« – »Warum nicht?« antwortete die Dame mit herausfordernder Miene. »Ich gehöre zur Zahl derjenigen, welche die Vergleiche suchen, anstatt dieselben zu fliehen.« Dann drehte sie sich nach mir herum und

setzte hinzu: »Hier, Miß, haben Sie auf alle Fälle meine Adresse.« Und sie bot mir das Papier, auf welchem jetzt die Worte standen: »Miß Arabella, Oxfordstreet 23.«

Ich nahm das Papier, ohne recht zu wissen, was ich damit machen sollte, ohne Absicht, mich desselben zu bedienen, gerade wie Eva vielleicht den Apfel nahm, ohne ihn zu essen. »Komm, Romney,« sagte die junge Frau, indem sie den Maler nach dem Boote zurückführte, »in einer Stunde erwartet man uns im Park Gate und wir haben die ganze Meerenge zu durchrudern.« Der Maler erhob sich, warf der Bäuerin, welche ihm Modell gestanden, einen Louis'dor hin, ging zwei Schritte weit an mir vorüber und sagte: »Wenn Sie nach London kommen, Miß, so ist es gut; kommen Sie nicht, so ist es vielleicht noch besser. »Mittlerweile,« fuhr er, mich mit der Hand grüßend, fort, »leben Sie wohl oder auf Wiedersehen.« – »Auf Wiedersehen!« rief Arabella, indem sie den Fuß in das Boot setzte. Und das leichte Fahrzeug entfernte sich, von den vier Rudern getrieben, mit außerordentlicher Schnelligkeit. Ganz in Gedanken versunken führte ich die Kinder nach Hause zurück.

4. Kapitel.

Wenn man sich der Wirkung erinnert, welche Dick an dem Tage auf mich hervorgebracht, wo er, indem er mir von einem großen Spiegel mit vergoldetem Rahmen erzählte, in welchem ich mich vom Kopf bis zu den Füßen sehen würde, mich in das Zauberreich der Fee Morgana versetzt, so kann man sich einen Begriff von den tollen Visionen machen, welche infolge meiner Unterredung mit dem Maler und seiner schönen Begleiterin in meinem Hirn durcheinanderwirbelten. Ich verstand nicht die Hälfte der Worte, welche sie miteinander gewechselt, oder die sie an mich gerichtet, wohl aber hatte ich verstanden, daß der Maler mir gesagt, er würde mir fünf Pfund für jede Sitzung geben, die ich ihm bewilligte, und daß Miß Arabella mir zehn Pfund monatlich geben wollte, wenn ich mich dazu verstünde, ihre Gesellschaftsdame zu sein. Wenn ich also nach London ging, so hatte ich Aussicht, förmliche Reichtümer zu erwerben. Allerdings hieß es keinen hohen Posten bekleiden, wenn man weiter nichts als Gesellschafterin einer Dame war, deren Verhältnisse mir etwas zweifelhaft erschienen. Für mich aber, die arme Tochter einer Bauernmagd, für mich, die ich noch vor drei Jahren die Schafe gehütet, für mich, die verachtete Pensionärin der Mistreß Colman, für mich, die ich jetzt gegen einen Lohn von vier Pence täglich Kinderlehrerin bei Mr. Thomas Hawarden war, für mich konnte es nur als ein großer Schritt zu dem verheißenen Glück betrachtet werden, wenn ich jährlich anstatt sieben oder acht Pfund, deren hundert und noch mehr verdiente.

Und dann London! London mit dem bezaubernden Namen, die Stadt, von welcher alle Welt sprach, wohin alle Welt wollte, wo aller Ehrgeiz mündete, wie jeder Fluß ins Meer; London! war es nicht schon viel, in London zu sein, in einer Stadt von anderthalb Millionen Einwohnern, anstatt in einem Marktflecken von Flintshire, mitten unter den Gebirgen von Wales, in der Nähe der öden Strandflächen des irischen Meeres! Als ich am Montag früh wieder in Mr. Thomas Hawardens Haus zurückkehrte, erschien mir dieses daher eintöniger als je. Ein Umstand trug bei, meine Traurigkeit und Unzufriedenheit noch höher zu steigern. Wie gewöhnlich ging ich am nächstfolgenden Donnerstag mit den Kindern auf die Wiese, um sie spielen

zu lassen, ich sage spielen zu lassen, denn ich spielte nicht mehr mit ihnen. Ich saß auf einem umgestürzten Baum und irrte im Geiste in jener großen Stadt umher, welche jetzt das Ziel aller meiner Wünsche war, als ich das Geräusch von Tritten und plaudernde Stimmen hörte, welche mir immer näher kamen.

Ich richtete den Kopf empor. Es waren meine früheren Mitschülerinnen, welche ihre Schritte nach der Richtung lenkten, in welcher ich mich befand. Seit meinem Austritt aus dem Pensionat hatte mir der Zufall keine meiner Mitschülerinnen wieder in den Weg geführt, dafür brachte er sie mir heute alle auf einmal. Ich erhob mich, um Mistreß Colman zu grüßen. Sie schien mich kaum noch zu kennen und erwiderte meinen Gruß durch ein leichtes Kopfnicken, ohne ein Wort an mich zu richten. Meine drei Feindinnen aber erkannten mich. Indem sie an mir vorübergingen, sagte die größte, welche Clarisse Danby hieß, zu Clara Sutton, ihrer Nachbarin: »Sieh, da ist unsere ehemalige Genossin Emma Lyons! Wie es scheint, verdient sie mit dem Kinderwarten auch nicht mehr als wie mit dem Schafhüten, denn sie hat noch ihr Kleid aus der Pension an.« Und alle drei schlugen ein lautes Gelächter auf.

Einige der jüngeren Pensionärinnen erkannten mich, aber nur eine einzige verließ die übrigen, kam auf mich zu und umarmte mich. Sie hieß Fanny Campbell und war die Tochter eines Marinesergeanten. Zweiundzwanzig Jahre später rettete dieser Kuß ihrem Bruder das Leben, dennoch aber wischte er nicht den Spott hinweg, der ihm vorangegangen war. Ja, man hatte recht. Ich trug noch mein Kleid aus der Pension. Ich hatte das für die Sonntage bestimmte so geschont, daß es noch ganz gut war und es war mir auf diese Weise möglich geworden, die zwölf Schillinge, die ich monatlich erhielt, auf die Seite zu legen. Dies war mein Schatz, das heißt die Freiheit.

Ich hatte, seitdem ich bei Mr. Hawarden war, sonach sechs Pfund Sterling gesammelt. Meine sechs Goldstücke lagen in einem Schubfach der Kommode meines Zimmers verwahrt, zu welchem ich den Schlüssel stets bei mir trug, obschon dies in Mr. Hawardens Hause eine sehr überflüssige Vorsicht war, denn man hätte hier den Diamanten des Großmoguls ruhig auf offenem Tische liegen lassen können, ohne fürchten zu müssen, daß ihn jemand sich aneignete. Ja, ich trug immer noch dasselbe Kleid, Clarisse

Danby hatte die Wahrheit gesprochen. Wenn ich aber nach London ging, wenn ich Gesellschaftsdame bei Miß Arabella ward, wenn ich zehn Pfund monatlich bekam, wenn ich Mr. Romney, dem Maler, Modell stand, und wenn er mir für jede Sitzung fünf Pfund bezahlte, so konnte ich alle Monate, alle vierzehn Tage, ja alle Tage ein neues Kleid anziehen. Nie bemächtigte sich eine Versuchung eines Frauenherzens rascher als die, welche mich in diesem Augenblick beschlich. Ich betrachtete den Zettel, den ich in meinem Halstuch verwahrt trug, und wiederholte wohl zehnmal: »Miß Arabella, Oxfordstreet, 23.« Übrigens hätte ich dieses Papier auch ohne Nachteil verlieren können, denn die Adresse stand auf unauslöschliche Weise in meinem Hirn eingegraben.

Als ich wieder in Mr. Hawardens Haus zurückkam, fand ich hier einen neuen Gast vor. Es war dies Mr. James Hawarden, der Sohn, derselbe, der, wie ich schon gesagt, Wundarzt in London war und in Leicester Square wohnte. Er kam eben von London. Er wollte acht Tage bei seinem Vater bleiben. Acht Tage lang sollte ich also von London sprechen hören! Mein Gesicht äußerte auf ihn dieselbe Wirkung, die es auf alle anderen Leute äußerte. Er richtete allerhand Fragen in bezug auf meine Familie und mich selbst an mich. Er fragte, was ich in Zukunft zu tun gedächte und warum ich nicht nach London ginge. Er wollte, sagte er, mir ein passendes Unterkommen verschaffen. Dann, und während mein Herz vor Begierde und Hoffnung pochte, und mir die Brust zu sprengen drohte, setzte er, nachdem er mich einen Augenblick lang mit einem Blick inniger Teilnahme betrachtet, hinzu: »Nein; jedenfalls ist es besser, wenn Sie nicht hinkommen.« Gern hätte ich ihn näher befragt, aber in Mr. Hawardens Gegenwart wagte ich es nicht. Endlich fügte es der Zufall, daß dieser das Zimmer verließ. Kaum hatte die Tür sich hinter ihm geschlossen, so entschlüpften mir auch schon die Worte: »Kennen Sie vielleicht Mr. Romney?« – »Welchen Romney?« fragte Mr. James Hawarden. – »Nun, den Maler,« antwortete ich. – »Ah, wer kennt Romney nicht? Er ist ja der größte Porträtmaler der Neuzeit.« Dann zuckte er die Achseln und setzte hinzu: »Welch' ein Unglück!« Ich sah ihn an und befragte ihn mit den Augen, denn mit dem Munde wagte ich es nicht. »Ja,« fuhr er fort, »welch' ein Unglück, daß ein so großes Genie sich bei diesem Manne im Bunde mit so großer Immoralität zeigt. Er hatte eine anbetungswürdige Frau und zwei reizende Kinder, hat aber die eine wie die anderen verlassen, um mit

Theaterdamen und Kurtisanen zu leben, welche seine Gesundheit ruinieren, und sein Geld verschwenden. Für seine Kunst ist ihm allerdings nichts zu teuer. Er würde ein Modell mit fünfundzwanzig Pfund Sterling bezahlen, wenn es ihm eine neue Schönheit darböte. Woher aber kennen Sie Romney?«

»Ich kenne ihn nicht,« antwortete ich errötend. »Es war bloß eine Verwandte von ihm in der Pension, in welcher ich mich befand.« Mr. Hawarden trat wieder ein und ich schwieg. Der strenge Puritaner würde es sehr gemißbilligt haben, daß ich mit seinem Sohne eine Konversation über dergleichen Dinge führte. Ich sprach überhaupt mit Mr. James Hawarden nicht wieder über Romney. Ich wußte ja nun alles, was ich wissen wollte. Mr. Hawarden hatte es mir selbst gesagt. Er war imstande, ein Modell, welches ihm irgend eine neue Schönheit darböte, mit fünfundzwanzig Pfund Sterling zu bezahlen. Ich enthielt mich, mit ihm von Miß Arabella zu sprechen. Ich wollte nicht wissen, was sie eigentlich war, denn der Zweifel gestattete mir, von ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen. War übrigens das erste Wort aller, die mich sahen, nicht, daß ich nach London gehen sollte? Ebenso aber nahm auch jeder, nachdem er mehr über die Sache nachgedacht, seine Worte zurück und riet mir ab. Was hatte London denn so Furchtbares? Auf die anderthalb Millionen Menschen, welche London bewohnten, kamen wenigstens zwei- bis dreihunderttausend junge Mädchen von meinem Alter. Waren diese denn deshalb, weil sie in London wohnten, verloren?

Nach Verlauf von acht Tagen reiste Mr. James Hawarden wieder ab. Sein Interesse an mir hatte sich während seines Aufenthaltes bei seinem Vater nur gesteigert, und als er mich verließ, sagte er, wenn ich jemals – obschon er es nicht wünschte – nach London käme, so bäte er mich, ihn nicht zu vergessen. Es stand durchaus nicht zu fürchten, daß ich ihn vergäße. Ich hatte seine Adresse meinem Gedächtnis eben so eingeprägt wie die Miß Arabellas. Einige Tage nach seiner Abreise fügte es der Zufall, daß ich, als ich das Haus verließ, um die Kinder, welche bei einer Verwandten von Madame Hawarden waren, abzuholen, an dem Laden des Spiegelhändlers vorbeikam, von welchem Dick mir vor vier oder fünf Jahren erzählt. Ich schrak förmlich zusammen, als ich mich in dem an einer Tür des Ladens ausgestellten Spiegel in Lebensgröße erblickte. Unwillkürlich blieb ich, wie

durch mein eigenes Bild bezaubert, stehen. In diesem Augenblick fühlte ich, daß man mich an der Schulter berührte. Ich drehte mich herum und erkannte Amy Strong, die ich seit beinahe einem Jahre nicht gesehen.

Sie war, ohne gerade elegant, doch besser gekleidet, als ihrem Stande zukam, und ich betrachtete sie daher mit Erstaunen. Sie sah, daß ich im Begriff stand sie auszufragen. Sie ließ mir nicht Zeit dazu. »Was machst du hier?« sagte sie zu mir. Ich lachte. »Du hast es doch gesehen,« antwortete ich. »Ja, du betrachtetest dich in einem Spiegel, du fandest dich schön und du hattest recht. Ich möchte auch so schön sein wie du; dann wüßte ich wohl, was ich täte.« – »Und was würdest du tun?« – »Ich würde dann in dem Fürstentum Wales nicht mehr lange bleiben.« – »Wo würdest du denn hingehen?« – »Nach London. Alle Welt sagt, daß man mit einem hübschen Gesicht in London sein Glück macht. Geh doch hin, und wenn du Millonärin bist, so machst du mich zu deiner Kammerzofe.« – Ich stieß' einen Seufzer aus. »Lust dazu hätte ich schon,« sagte ich. – »Nun, was hält dich dann ab?« – »Wie willst du, daß ich in meinem Alter allein nach London reise?« – »O, wenn es dir bloß an einer Reisegefährtin fehlt, so bin ich ja da.« – Ich sah sie an. »Sprichst du im Ernste?« fragte ich sie. – »In vollem Ernste.« – »Aber man braucht viel Geld, um nach London zu gehen.« – »Nein, im Gegenteile, es kostet nicht viel. Man kann für ein Pfund hingelangen. Ich habe mich in Chester schon erkundigt. Für ein Pfund bekommt man einen Platz im Innern der Personenpost; wir nehmen zwei Plätze für zwei Pfund und in drei Tagen sind wir in London.« – »Aber deine Mutter?« – »Meine Mutter?« wiederholte Amy, den Mund verziehend. »Mit dieser bin ich, seitdem ich den Pachthof verlassen, nicht recht einig.« – »Dann bist du also nicht mehr bei Mistreß Rivers?« – So hieß die Pächterin, bei welcher Amy früher diente. »Nein. Es wird am besten sein, wenn ich dir sogleich alles sage. Denke dir, daß ihr Sohn Charles, welcher Midshipman ist, sie besuchte und während seines Aufenthalts bei seiner Mutter mir den Hof machte. Ich fand Charles sehr hübsch und ließ mir seine Aufmerksamkeiten gefallen. Seine Mutter nahm das übel und jagte mich fort. Charles glaubte, er sei mir für den Dienst, um welchen er mich gebracht, eine Entschädigung schuldig und ehe er sich wieder auf sein Schiff begab, schenkte er mir fünfzehn Pfund. Fünf davon habe ich ausgegeben, um mir Kleider zu kaufen, deren ich sehr bedurfte. Folglich habe ich noch zehn. Willst du mit mir nach London kommen? Ich

gebe dir fünf davon. O, du wirst mir sie schon wieder geben, dies soll mir durchaus keine Sorge machen.«

»Ich danke dir, Amy,« antwortete ich. »Ich bin aber beinahe eben so reich als du. Ich habe sieben Pfund im Vermögen.« – »Du hast sieben Pfund und ich habe deren zehn! Dann haben mir also zusammen siebzehn Pfund. Damit können wir ja eine Reise um die Welt machen, abgesehen davon, daß Charles sich an Bord eines Admiralschiffes befindet.« – »O,« sagte ich zu ihr. »wenn ich gewiß wüßte –«

»Was denn?« fragte Amy. – »Ob die Dame, welche mir ihre Adresse gegeben, wieder nach London zurückgekehrt ist.« – »Eine Dame hat dir ihre Adresse gegeben?« – »Ja.« – »Und sie wohnte in London?« – »Ja.« – »Und zu welchem Zweck hat sie dir ihre Adresse gegeben?« – »Ich soll Gesellschafterin bei ihr werden. Sie bietet mir zehn Pfund monatlich. – »Zehn Pfund monatlich und du zögerst noch!« – »Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich sie vor kaum vierzehn Tagen am Meeresstrande, nicht weit von Mr. Hawardens Hause sah.« – »Wo wohnte sie denn hier?« – »Ich hörte, daß sie von Park Gate sprachen.« – »Sie sprachen? Dann war sie also nicht allein?« – »Nein, sie war von einem Maler begleitet, welcher seinerseits sich erbot, mir allemal, wenn ich ihm eine Stunde Modell stünde, fünf Pfund zu geben.« – »Wie! Du hast eine Dame gefunden, welche dir zehn Pfund monatlich bietet, wenn du ihre Gesellschafterin sein willst, und einen Maler, welcher dir fünf Pfund für die Sitzung bietet, und du hast dies alles zurückgewiesen! Wenn du katholisch wärest, so würde ich vermuten, daß du einmal nach dem Tode heiliggesprochen sein wolltest. Laß' uns unverweilt aufbrechen, Emma. Du wirst erst dein Glück und dann das meinige machen.« – »Wenn es nur möglich wäre zu erfahren, ob sie noch in Park Gate, oder ob sie wieder abgereist sind.« – »Nichts leichter als dies.« – »Wieso?« – »Nun, haben wir nicht Dick, der auch gern nach London gehen möchte, und den wir, da wir reich sind, mit in den Kauf nehmen werden? Welchen Tag gehst du mit deiner Herrschaft auf's Land?« – »Alle Sonntage.« – »Nenne mir die Namen deines Malers und deiner Dame.« – »Der Maler heißt Mr. Romney, die Dame Miß Arabella.« – »Mr. Romney – Miß Arabella – und im Park Gate nachfragen, ob sie noch da sind? Sei unbesorgt, ich werde nichts vergessen; Sonnabend abends reise ich mit Dick nach Chester. Sonntag zehn Uhr morgens werde ich am

Meerestrande spazieren gehen, dort werden wir uns treffen und ich gebe dir Antwort.« – »Aber du wirft Dick um seinen Dienst als Schafhirt bringen.« – »O, Dick hütet die Schafe schon längst nicht mehr.« – »Was macht er denn?« – »Das weiß ich selbst nicht recht. Wahrscheinlich treibt er ein wenig Schmuggelhandel.«

»Ach, mein Gott, die Schmuggler kommen ja auf die Galeeren! « – »Ja, wenn man sie ertappt. Dick aber ist schlau und läßt sich nicht erwischen. Da er jedoch anfängt an unserer Küste sehr bekannt zu werden, so wäre es ihm nicht unlieb, ein wenig anderswohin zu können. Also Sonntag?« – »Ja, Sonntag! aber versprechen kann ich dir nichts.« – »Wer verlangt denn, daß du etwas versprechen sollst? Wenn wir dort sind, werden wir sehen. Auf alle Fälle vergiß weder dein Geld noch deinen Koffer.«

Und Amy entfernte sich mit sorglosem, leichtem Tritte, welcher bewies, daß sie, was sie selbst betraf, mit sich vollkommen einig war. Ich blieb einen Augenblick unbeweglich und gedankenvoll noch auf derselben Stelle stehen; dann entfernte ich mich ebenfalls nachdem ich noch einen letzten Blick in den großen Spiegel geworfen. Unglücklicherweise gab mir der Spiegel denselben Rat wie Amy Strong.

5. Kapitel.

Am nächstfolgenden Sonntage gingen wir wie gewöhnlich und zu derselben Stunde wie am Sonnabende vorher auf's Land. Das Pferd erhielt die drei gewohnten Peitschenhiebe und nach Verlauf von zwei Stunden zehn Minuten stiegen wir aus. Ich hatte Amy's Ratschläge nicht vergessen. Ich hatte meine sieben Pfund mitgenommen, zu welchen mittlerweile noch die zwölf Schillinge gekommen waren, welche Mr. Thomas Hawarden mir am Tage vorher ausgezahlt. Nur bedurfte ich nicht eines Koffers, um meine Garderobe zu verwahren, sondern eine mit den vier Zipfeln zusammengebundene Serviette genügte vollkommen. – Es wäre schwierig, die Gefühle auszudrücken, welche in mir erwachten, als ich das Haus betrat, welches ich jetzt vielleicht zum letzten Male wiedersah, wo ich wahrscheinlich meine letzte Nacht verbrachte, um mich dann in der folgenden als Flüchtling davon zu entfernen, ohne zu wissen, wohin ich

ginge und in welche neue und unbekannte Welt ich mich unter der Obhut jener launenhaften Gottheit hineinwagte, welche man den Zufall nennt. Ich überlegte für den Fall, daß meine Flucht fest beschlossen wäre, worin die Hindernisse bestünden, die ich zu überwinden haben würde. Unglücklicherweise waren dieselben nicht von der Art, daß ein so überspannter Kopf wie der meinige dadurch hätte aufgehalten werden können. Die Kinderstube, welche auch zugleich mein Zimmer war, befand sich im Erdgeschosse und ging in den Garten. Die Tür des Gartens führte auf den Strand und auf diesem Strande konnten Amy und Dick, welche ihrerseits keiner Überwachung unterworfen waren, mich erwarten. Am nächstfolgenden Tage zu der verabredeten Stunde war ich mit am Strande. Dick und Amy erwarteten mich gerade an der Stelle, wo ich einen Monat vorher Mr. Romney und Miß Arabella begegnet war. Sie hatten, wie ich nun hörte, Park Gate schon vor drei Wochen verlassen. Wohin sie gereist waren, konnte man nicht sagen; da sie sich aber nach Chester hatten fahren lassen, so stand mit Wahrscheinlichkeit zu vermuten, daß sie nach London gegangen waren.

Amy war der Meinung, daß wir auf alle Fälle abreisen müßten. Es war dies auch die Meinung Dicks, dem noch mehr als seiner Schwester daran zu liegen schien, sich von der irischen Küste so bald als möglich zu entfernen. Da sonach von drei Stimmen zwei sich für die Abreise erklärten, so trug die Majorität den Sieg davon. Die Personenpost ging am nächstfolgenden Tage früh sechs Uhr ab und Amy war so vorsichtig gewesen, unsere zwei Plätze im Inneren und den ihres Bruders auf dem Dache zu bestellen. Um Mitternacht – eher fortzukommen war mir unmöglich – sollten Amy und ihr Bruder an der Tür des Gartens sein. Ein Boot sollte uns erwarten und uns nach Chester bringen, wo wir wenigstens eine Stunde vor Abgang der Personenpost anlangen mußten. Nachdem diese Verabredung getroffen war, entfernten sich Amy und Dick. Der Tag verging mit seiner gewöhnlichen Regelmäßigkeit. Ich habe oft bemerkt, daß nichts schneller vergeht als die regelmäßigen Tage oder vielmehr, wenn sie einmal vorbei sind, nichts schneller zu sein scheint, weil, da sie durch kein hervorragendes Ereignis bezeichnet werden und nur unbestimmte Erinnerungen zurücklassen, diese Erinnerungen in der grauen, monotonen Färbung eines Lebens ohne Freude und ohne Schmerzen sich vermischen.

Der Abend kam. Man brachte die Kinder zur gewohnten Stunde zu Bett. Ich aß mit Mr. und Mistreß Hawarden zu Abend und kehrte dann Schlag zehn Uhr in mein Zimmer zurück. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, mir vorher Feder, Tinte und Papier hineinzutragen, denn ich hatte zwei Briefe zu schreiben, den einen an Mr. Hawarden, den andern an meine Mutter. Ich schrieb an Mr. Hawarden, um ihm für die Güte zu danken, die er mir bewiesen, und um ihm zu sagen, daß ich niemals das Jahr vergessen würde, welches ich so glücklich gewesen, in seinem Hause zu verleben. Infolge eines Wunsches, der mächtiger wäre, als mein Wille, würde ich jedoch nach jenem Lande der Chimären gelockt, welches man London nennt. Ich ginge, mich seinem Gebet und dem seiner Gattin empfehlend, fort wie ein Seefahrer, der in ein gebrechliches Fahrzeug steigt und in ein ihm unbekanntes Meer hineinsteuert. An meine Mutter schrieb ich, daß ich, weil ich in London bei einer reichen Dame – anderweite Auseinandersetzungen fügte ich nicht hinzu – einen ganz ausgezeichneten Platz gefunden hätte, der mir zehn Pfund Sterling monatlich eintragen würde, nach dieser Stadt abreiste. Wenn der Platz, fügte ich hinzu, wirklich so wäre, wie man mir gesagt, so würde ich nicht säumen, ihr meine Dankbarkeit für die Mühe und Sorgfalt zu beweisen, welche sie auf meine Erziehung verwendete. Ich sagte noch – und dies war auch beinahe wahr – wenn ich ihr noch nichts von diesem Platze gesagt, und wenn ich nicht persönlich von ihr Abschied nähme, so läge der Grund darin, daß ich, wenn sie mich einmal wieder in ihren Armen hielte, nicht mehr den Mut haben würde, mich von ihr zu trennen. Nachdem ich diese Briefe geschrieben, versiegelte ich sie, schrieb die Adressen darauf und fühlte mich nun ein wenig ruhiger. In einem anderen Hause hätte ich fürchten können, daß die Herrschaft sich vielleicht später zu Bett legte als gewöhnlich, oder daß ein verspäteter Arbeiter mir im Garten begegne. In Mr. Hawardens Haus herrschte aber zu große Pünktlichkeit, als daß mir ein Unfall dieser Art hätte begegnen können.

Ich hörte es elf und dann halb zwölf in der Uhr im Speisezimmer schlagen, die ebenso genau gestellt wurde wie die Mr. Hawardens in der Stadt, ausgenommen daß sie anstatt Sonnabends mittags erst Sonntags zu derselben Stunde aufgezogen wurde. Ich ließ noch ziemlich zehn Minuten vergehen. Ich küßte die beiden Kinder, welche durch die Regelmäßigkeit, womit sie schliefen, ihre unbestreitbare Abkunft verrieten. Dann öffnete ich das Fenster und stieg in den Garten hinaus, worauf ich die beiden Flügel,

wenn auch nicht wieder zu schließen, doch möglichst fest anzudrücken suchte. Am Fuße des Fensters mußte ich einen Augenblick stehen bleiben. Obschon ich nicht viel zu fürchten hatte, so pochte mir das Herz doch gewaltig. Übrigens war die Nacht dunkel und seitdem ich Hawarden bewohnte, hatte ich mir wieder die kindische Furcht angewöhnt, welche die Finsternis einflößt; eine Furcht, die ich, als ich auf dem Pachthofe war und ganze Tage im Gebirge zubrachte, niemals empfunden hatte. Nach einigen Sekunden schwand diese Furcht, welche ihren Grund mehr in dem Schritt, den ich tat, als in den Verhältnissen hatte, unter welchen er geschah, aus meinem Gemüt hinweg. Meine Augen gewöhnten sich an das Dunkel. Dank dem Kies, womit der Weg bestreut war, sah ich denselben sich vor mir hinschlängeln wie ein langes graues Band.

Dieses Band führte gerade nach der Gartentür, durch welche hinaus man auf den Meeresstrand gelangte. Ich begann auf diese Tür zuzueilen. Als ich an derselben angelangt war, blieb ich stehen. Es war mir, als hätte ich auf der andern Seite der Wand sprechen hören. Es war dies jedoch durchaus nicht zu verwundern, da ja Dick und Amy mich hier erwarten sollten. Ich atmete wieder auf und fragte leise: »Bist du es, Amy?« Amys Stimme antwortete mir bejahend. Überdies hörte ich dieselbe Stimme, welche zu Dick sagte: »Sie ist es; sie ist da.« Es war augenscheinlich, daß trotzdem, was diesen Morgen verabredet worden, die beiden Geschwister gefürchtet hatten, ich würde nicht Wort halten. Ich öffnete die Tür und brauchte zu diesem Zwecke bloß den Schlüssel umzudrehen. In der Tat war wohl nie eine Flucht, welche so seltsame Resultate zur Folge haben sollte, von so wenigen romantischen Abenteuern begleitet. Hinter der Tür standen Dick und Amy. Ich bemerkte, daß Dick mit einer Kugelbüchse und mit einem Paar Pistolen bewaffnet war. Er war jetzt ein großer, starker Bursche von achtzehn Jahren, und schien viel Mut und Entschlossenheit zu besitzen. Wir machten die Tür wieder zu. Dick, der sich des Schlüssels bemächtigte, verschloß sie von außen, damit, wenn wir fort wären, niemand in den Garten gelangen könnte, und warf den Schlüssel über die Mauer. Ein kleines Boot erwartete uns, auf dem Strand liegend, in einer Entfernung von wenigen Schritten. Wir, Amy und ich, stiegen hinein. Dick schob es in das Wasser und sprang in dem Augenblick, wo es sich auf dem Meeresspiegel zu schaukeln begann, ebenfalls mit hinein. Dann bemächtigte er sich der Ruder und begann dieselben kräftig zu handhaben.

Es war, wie ich mich entsinne, in einer schönen Nacht des Jahres 1777, in der Nacht vom 15. zum 16. Juli, wo ich dieses friedliche Haus, welches ich nicht wieder sehen sollte, verließ und von allen meinen Erinnerungen der Jugend und Unschuld schied, die sich mir hinfort nur noch im Traume vergegenwärtigen sollten, so daß ich wie Francesca von Rimini sagen konnte: »Die bitterste Erinnerung im Schmerz ist die Erinnerung an die Tage des Glücks.«

Siebenunddreißig Jahre sind seit jener Nacht vergangen, aber wenn ich die Augen schließe und mich in meine Gedanken versenke, so ist es mir, als wäre es erst gestern gewesen, und ich sehe alle jene Gegenstände wieder, welche in jenem Augenblick mir ins Auge fielen und mein Gemüt beschäftigten. Der Himmel war schwarz, aber nur infolge der Abwesenheit des Mondes. Tausende von Sternen funkelten in dem dunklen Azur und spiegelten sich in dem noch dunklern der Fluten des Meerbusens.

Mr. Hawardens Haus, an welchem wir still vorbeiglitten, indem wir eine sich schnell wieder verlierende Furche hinter uns ließen, hob sich zu unserer Rechten ab wie eine graue Masse. Auf dem Gipfel des kleinen Hügels an der Küste, welche wir soeben verlassen, schimmerte ein Leuchtfeuer und auf der entgegengesetzten Küste bellte ein Hund in einem unsichtbaren Gehöft.

Gegen drei Uhr landeten wir am anderen Ufer des Meerbusens. Dick ruderte sein Boot in die Nähe einer kleinen am Strande liegenden Schaluppe. Auf sein Anrufen richteten zwei Männer sich empor. Er wechselte einige Worte mit ihnen, übergab ihnen seine Waffen, drückte dem einen die Hand, umarmte den andern und reichte uns die Hand, um uns beim Aussteigen behilflich zu sein.

Wir schlugen den Weg nach Chester ein, welches ungefähr eine Stunde Weges von dem Strande entfernt lag. Für Landbewohner wie wir war eine Stunde Weges eine Kleinigkeit. Ich trug mein kleines Paket. Das Amys, welches ein wenig umfangreicher war als das meinige, ward von Dick getragen, welcher höchstwahrscheinlich für seine Person nichts weiter besaß, als was er auf dem Leibe trug.

Mit Tagesanbruch kamen wir in Chester an. Dick führte uns in eine Art Wirtshaus, welches nicht weit von dem Personenpostbureau stand. Amy und ich genossen hier jede eine Tasse Milch. Dick, der weniger der Lebensweise der Hirten huldigte als wir, trank ein Glas Branntwein. Die Stunde verging wohl oder übel und um sechs Uhr stiegen wir in den Postwagen. Auf der Reise ereignete sich nichts, was hier besonders erwähnt zu werden verdiente. Wir passierten mehrere größere Städte Englands, Lichfield, Coventry, Oxford, und am dritten Tage, gegen vier Uhr nachmittags, langten wir in London an. Dick hatte die Adresse eines kleinen Gasthauses, wo einige Erkennungsworte ihm sofortigen Willkommen bereiten mußten, denn der Wirt des Gasthauses stand, wie es schien, mit sämtlichen Schleichhändlern der Küste in Verbindung. Dieses Gasthaus stand in Billiers-Street, einer kleinen Straße, die einerseits an die Themse, andererseits an den Strand stößt. Ich gestehe, daß ich bei meinem Einzug in London mehr Schrecken als Bewunderung fühlte. Die sich nach allen Richtungen kreuzenden Wagen, dieses Getöse, unter welchem das des Donners vergebens versuchen würde, sich hörbar zu machen, diese mehr rennenden als gehenden Fußgänger, die Atmosphäre, welche, anstatt rein und durchsichtig wie auf dem Lande zu sein, jetzt grau und dick geworden war, das erbärmliche Gasthaus endlich, in welchem wir nach einer Reise von sechzig Stunden abstiegen, alles dies war nicht geeignet, meine Träume auf poetische oder goldene Weise zu verwirklichen. Dick verlangte für Amy und mich ein Zimmer. Da die Ungewißheit, in welcher ich mich in bezug auf die Anwesenheit der Miß Arabella in London befand, mir keinen Augenblick Ruhe ließ, so nahm ich, sobald ich Toilette gemacht und während Amy ausruhte, Dicks Arm und ließ mich von ihm nach Oxfordstreet führen. Dick kannte den Weg, der nach diesem Ziele aller meiner Hoffnungen führte, ebensowenig als ich. Er erkundigte sich jedoch und dank seiner auf dem Wege, den wir zu verfolgen hatten, jeden Augenblick erneuten Fragen gelangten wir binnen weniger als einer Viertelstunde nach Oxfordstreet. Die Nummer 23 stand auf der Tür eines allerliebsten kleinen Hotels eingraviert, und man sah durch das Gittertor hindurch und über den Hof hinweg das üppige Grün eines Gartens.

Ein Schweizer in kostbarer Livree stand unter dem Haupteingang. Nur mit einer gewissen Furcht richtete ich das Wort an eine Persönlichkeit, die mir so bedeutend erschien, und fragte sie mit vor doppelter Gemütsbewegung

zitternder Stimme, ob Miß Arabella in London sei. »Was wollen Sie von Mylady?« fragte der Schweizer. – »Ich hatte vor ungefähr einem Monate die Ehre sie in Chester zu treffen,« antwortete ich. »Sie sagte mir, ich sollte sie in London aufsuchen und hier ist die Adresse, welche sie mir gegeben.« Der Schweizer zog die Schnur einer Glocke, die Glocke läutete und eine Art Zofe, eine Frau von etwa vierzig Jahren, kam die Treppe herunter. »Antworten Sie diesem jungen Mädchen, Mistreß Norton,« sagte der Schweizer, indem er seine würdevolle Haltung und seine majestätische Unbeweglichkeit wieder annahm. Ich wiederholte der Dienerin, was ich zu dem Schweizer gesagt, und überreichte ihr die Adresse, welche Miß Arabella mir gegeben. »Ja, das ist in der Tat Mylady's Handschrift,« sagte die Dienerin, nachdem sie gelesen, »unglücklicherweise ist sie jetzt nicht in London.« – »O mein Gott! Wo ist sie denn? Ich bin ja einzig und allein in der Absicht nach London gekommen, um sie aufzusuchen.« – »Der letzte Brief, den wir von ihr erhalten haben, war von Dover. Sie meldete uns darin, daß sie sich nach Frankreich einschiffte.« – »Und,« fragte ich, während diese erste Täuschung mir das Herz zusammenschnürte, »wissen Sie nicht, wann sie vielleicht wiederkommt?« – »Nein, es ist bloß wahrscheinlich, daß sie zur Zeit der Wettrennen wieder hier sein wird.« – »Und wann werden diese Wettrennen stattfinden?« – »Vom 15. bis 25. August.« – »Was sollen wir tun?« fragte ich Dick, indem ich mich nach ihm herumdrehte. – »Wir können weiter nichts tun, als warten,« antwortete er. – »Wenn Sie Ihren Namen aufschreiben wollen, Miß,« sagte die Dienerin, »so wird man, sobald Mylady zurückkommt, ihr denselben geben.« – »Das werde ich sehr gern tun.« – Mit diesen Worten trat ich in die Loge des Schweizers und schrieb auf ein Blatt Papier: »Emma Lyonna.« – »Sie werden die Güte haben,« setzte ich hinzu, »Mylady zu sagen, daß das junge Mädchen dagewesen ist, welchem sie in Wales am Meeresstrande begegnet ist und welchem sie ihre Adresse mit der Aufforderung gegeben, sie in London zu besuchen.« – »Und wo wird man Sie finden, wenn Mylady befiehlt, daß man Sie suche?« – »Das weiß ich selbst noch nicht und ich weiß auch nicht, was mittlerweile aus mir werden wird.« – »Vor der Hand,« setzte Dick hinzu, »wohnen wir –« Ich unterbrach ihn, denn ich begriff sofort, daß die Nennung unserer Herberge uns eben nicht sonderlich zur Empfehlung gereichen würde. »Vor der Hand,« sagte ich, »wird man bei Mr. James Hawarden, Chirurg in Leicester Square, stets erfahren können, wo ich bin. Wünschen Sie, daß ich die Adresse dieses Herrn unter meinem

Namen schreibe?« – »Das ist nicht nötig. Er hat Tom kuriert, als dieser das Bein gebrochen hatte.« – »Ich danke. Und nun,« sagte ich zu Dick, »sei so gut, mich zu Mr. Hawarden zu führen.« – Dick erkundigte sich nach dem Wege, den wir nun einzuschlagen hätten. Glücklicherweise war Leicester Square nicht sehr weit von Oxfordstreet entfernt und wir lenkten unsere Schritte sofort nach dem neuen Ziele.

6. Kapitel.

Mr. James Hawarden war nicht zu Hause, doch sollte er noch vor sieben Uhr zurückkommen und es war jetzt halb sechs. Man forderte mich auf, so lange zu warten. Ich bat Dick, in unser Gasthaus, welches nicht weit von Leicester Square entfernt sein konnte, zurückzukehren und mich in einer Stunde abzuholen. In der Tat lag Leicester Square am Wege und ungefähr auf der Hälfte von Oxfordstreet bis zur Themse, auf welche die Fenster unseres Zimmers gingen. Nach Verlauf einer halben Stunde hörte ich drei- oder viermal an die Tür pochen. Es war der Hausherr, welcher zurückkam und sich auf diese Weise ankündigte. Er trat in die Art Sprechzimmer, wo ich ihn erwartete, und obschon es mittlerweile beinahe Abend geworden war, so erkannte er mich doch sofort. »Ah, Sie sind es, mein schönes Kind!« sagte er zu mir mit einem Lächeln, welches einen gewissen Anflug von Wehmut hatte. »Ich dachte mir, als ich Hawarden verließ, wohl, daß ich Sie bald in London sehen würde.« – »Ist das ein Vorwurf, den Sie mir da machen, Sir?« fragte ich ihn. – »Nein, die Jugend ist abenteuersüchtig und die Schönheit hat ihre glücklichen oder verderblichen Geschicke, denen sie nicht entrinnen kann. Wollen Sie mit in mein Kabinett kommen? Dort können wir besser plaudern und ich vermute, daß Sie mir mancherlei mitzuteilen haben werden.« – »Wenn Sie die Güte haben wollen, mich anzuhören, ja, Sir.« – »Nun so kommen Sie, mein Kind.« – Mit diesen Worten ergriff er einen Armleuchter mit drei Kerzen und ging mir voran.

Wir traten in ein einfaches, aber zugleich elegantes Kabinett und nahmen darin Platz. – »Nun, Sie sind also da,« hob er dann an, »was gedenken Sie hier zu tun?« – »Sir,« sagte ich zu ihm, »als ich Sie fragte, ob Sie Mr. Romney kennten, und ich Ihnen sagte, er wäre mit einer der Pensionärinnen bei Mistreß Colman verwandt, belog ich Sie.« – Mr. Hawarden lächelte in

eigentümlicher Weise. »Sie irren sich, Sir,« sagte ich errötend. »Ich habe Mr. Romney nur ein einzigesmal gesehen. Er war am Meeresstrande in Gesellschaft einer Dame, welche Miß Arabella hieß.« – »Ja,« sagte Mr. Hawarden, »man hat mir allerdings erzählt, daß er mit ihr herumstreicht.« – »Jetzt,« hob ich wieder an, »lassen Sie mich Ihnen die Wahrheit sagen.« – Ich erzählte ihm nun unsere Begegnung in allen ihren Einzelheiten, wie Miß Arabella mir ihre Adresse gegeben und welche Anerbietungen wir beide gemacht. Ich sagte ihm, ohne ihm etwas zu verschweigen, wie ich das Haus seines Vaters verlassen, wie ich nach London gekommen sei und welchen vergeblichen Besuch ich soeben in Oxfordstreet gemacht. Er ließ mich reden, dann sah er mich fest an, und faßte meine beiden Hände in die seinigen. »Mein Kind,« sagte er in sehr sanftem, aber zugleich gewissermaßen feierlichem Tone, »wenn man so alt ist, wie Sie und Ihre Schönheit besitzt, so gibt es zwei Wege, welche man im Leben verfolgen kann. Der eine führt einfach und gerade durch eine ruhige, eintönige Ebene und durch Ehe und Mutterschaft zu einem ehrenwerten und geehrten Alter. Der andere steigt bald, um die Aussicht auf einen glänzenden Horizont zu gewähren. Bald senkt er sich und führt durch schmutzige Moräste. Schlägt man diesen Weg ein, so erlangt man das Ziel des Lebens in drei Stationen. Die erste heißt Stolz, die zweite Reichtum, die dritte Schande. Sie stehen jetzt an dem Scheidepunkte dieser zwei Wege. Wissen Sie, welchen Sie wählen werden?« – »Ach, Sir, können Sie mich das fragen?« – »Ja, mein Kind, ich kann und muß Sie fragen, denn, bemerken Sie wohl, ich bin nicht bloß Sittenprediger, sondern auch, und zwar vorzugsweise, Philosoph. Nun glaube ich nicht, wie gewisse absolute Geister behaupten, daß der Mensch vollkommen seinen freien Willen habe. Ich glaube an die unwiderstehliche Macht der Materie über die Seele noch mehr als an die absolute Herrschaft der Seele über die Materie. Wenn Sie auch den geraden und einfachen Weg einschlagen, so werden doch bald die Dunkelheit der Nacht, bald der Rausch der Sinne Sie davon hinwegleiten. Gute Ratschläge und ein guter Führer werden Sie wieder auf den geraden Weg bringen. Ich werde, wenn Sie wollen, dieser Ratgeber und dieser Führer sein; es liegen aber in gewissen Organisationen gewisse Urbedingungen, über welche weder Ratschläge noch Beispiele zu triumphieren vermögen. Diese eigentümlich geschaffenen Organisationen stößt die Gesellschaft von sich, das Gesetz straft sie, die Wissenschaft aber beklagt sie und spricht sie zuweilen von aller Schuld frei. Dennoch aber ist es immer besser, wenn man den guten

Weg einschlägt, als wenn man den schlimmen wählt. Es ist schon eine Gnade der Vorsehung, daß Sie jene Dame nicht zu Hause angetroffen haben. Wollen Sie mir versprechen, freiwillig nicht wieder zu ihr oder zu Mr. Romney zu gehen, so will ich mich dann in allem Ernste mit Ihnen beschäftigen.« Ich schwieg. »Sie zögern?« sagte er. – »Nein, Sir,– aber ich hatte mich goldenen, melodischen Träumen hingegeben. Man hat mir so oft gesagt, daß ich, wenn ich nach London käme, mein Glück machen würde, und ich bin hierhergekommen, ohne mich weiter zu fragen, auf welche Weise dieses Glück sich mir bieten würde. Verlange ich zu viel, wenn ich Sie bitte, mir fünf Minuten Zeit zu lassen, damit ich erst diese Träume aus meinen Gedanken verbannen kann?« – »Armes Kind!« murmelte der Arzt. Ich saß eine Weile stumm und gedankenvoll da. Ich fühlte seinen Blick auf mich geheftet. Es war mir, als dränge dieser Blick mir bis in die innerste Seele und verliehe derselben eine Willenskraft, die ihr bis dahin unbekannt gewesen.

»Sir,« hob ich nach Verlauf von einigen Augenblicken wieder an, »ich verspreche Ihnen, weder Miß Arabella noch Mr. Romney wiederzusehen zu suchen. Ich verspreche Ihnen, nicht zu diesen Personen zu gehen, aber – aber wenn dieselben zu mir kommen, wenn ich ihnen begegne, ohne sie zu suchen, dann verspreche ich Ihnen nicht, daß ich die Kraft haben werde, der Versuchung zu widerstehen.« – »Sie werden getan haben, was Sie gekonnt,« antwortete Mr. Hawarden, »und mehr kann man von einer Tochter Eva's nicht verlangen.« In diesem Augenblick ward zweimal an der Tür gepocht. Diese beiden Schläge verrieten die untergeordnete Stellung des Pochenden. Ich erschrak. »Was ist Ihnen?« fragte mich der Arzt. – »Sir,« sagte ich zu ihm, »wahrscheinlich ist es Dick, der Bruder meiner Freundin Amy Strong, welcher mich abholen will. Wenn Sie aber wollen, daß ich Ihre guten Ratschläge befolge, so lassen Sie mich nicht zu meiner Freundin zurückkehren. Sie ist es, die mich mit nach London gelockt hat, und wenn ich zu Grunde gehe, so ahne ich, daß es durch sie geschehen wird.« – »Gut. Sagen Sie, Sie blieben diese Nacht bei mir, und ich behielte Sie da, weil ich Ihnen versprochen hätte, Ihnen morgen ein Unterkommen zu verschaffen.« Der Diener, der mich in das Sprechzimmer geführt, öffnete die Tür des Kabinetts und sagte, zu seinem Herrn gewendet: »Sir, der junge Mensch, welcher die junge Dame gebracht hat, ist da und will sie wieder abholen.« – »Laßt ihn hereinkommen,« sagte Mr. Hawarden. Dann öffnete

er eine Tür, welche in einen Salon führte, in welchem eine junge Frau von drei- oder vierundzwanzig Jahren mit einer Stickerei beschäftigt saß, während ein zu ihren Füßen sitzendes Kind in einem Bilderbuch blätterte. »Liebe Freundin,« sagte er, »hier ist das junge Mädchen, von welchem ich dir bei meiner Rückkunft von Hawarden erzählt. Sie kommt aus dem Hause meines Vaters. Sei so gut, ihr bis morgen Gastfreundschaft zu gewähren. Morgen hoffe ich für sie ein passendes Unterkommen zu finden.« Die junge Frau erhob sich und kam mir entgegen. In diesem Augenblick erschien Dick unter der Tür. »Dick,« sagte ich zu ihm, »entschuldige mich bei Amy; Mr. und Mistreß Hawarden wollen mich bei sich behalten. Wenn die Hoffnung, welche mein Gönner mir macht, sich verwirklicht, so schreibe ich dir augenblicklich.« – »Na, sagte ich dir nicht, Emma, daß man nie verzweifeln müsse. Gott ist gut und in London ist Platz für alle. Auf jeden Fall, Mr. Hawarden, werden Sie sich rühmen können, diesem Mädchen, welches gestern noch das schönste der Provinz war und heute wahrscheinlich das schönste in London ist, einen Dienst geleistet zu haben. Auf Wiedersehen, Emma! Mr. und Mistreß Hawarden, Gott vergelte es Ihnen.«

Mit diesen Worten entfernte sich Dick, nicht wenig erfreut über das Glück, welches ich gemacht. Dieses Glück war freilich nicht gerade das, welches ich zu suchen gekommen war. Das eigentliche Glück bestand nach meiner Ansicht in einem geräuschvollen, bewegten Leben mit plötzlichen unerwarteten Katastrophen und Glücksumständen. Die junge Frau, welche ihren Gatten soeben umarmt wie einen Vater, welche sich ruhig und lächelnd wieder zu dem Kinde gesetzt, das seinerseits nicht einmal die Augen von dem Bilderbuch emporgerichtet, um zu sehen, wer in das Zimmer träte – diese junge Frau, welche ihre Stickerei wieder mit einer Hand ergriff, die niemals durch die Leidenschaften bewegt worden zu sein schien, welche ihre Blumen mit ruhiger, geduldiger Kunstfertigkeit nuancierte – diese Frau war freilich glücklich; es gab aber, wie der gelehrte Arzt so richtig auseinandergesetzt, Temperamente, welchen dieses kalte ruhige Glück nicht genügen konnte.

Und übrigens welche Aussicht hatte ich wohl, dasselbe Ziel zu erreichen, zu welchem sie gelangt war? War ich vielleicht auch reich geboren und von geehrter Familie wie sie, um mit achtzehn Jahren einen in der Wissenschaft

berühmten Gemahl zu finden, der mich in einen eleganten, warmen, behaglichen Salon einführte? Nein, ich war ein armes Landmädchen, ohne Vermögen, beinahe ohne Erziehung. Ich wagte nicht zu antworten, wenn man mich fragte, was meine Mutter machte, und kaum konnte ich antworten, wenn man mich nach dem Namen meines Vaters fragte. Ich war schön, dies war alles. Ich mußte daher von meiner Schönheit verlangen, was andere von ihrer Erziehung, ihrer Geburt, ihrem Vermögen verlangen. Da Gott mir weiter nichts gegeben als Schönheit, so hatte er ohne Zweifel beabsichtigt, mir dadurch alles andere, was mir fehlte, zu ersetzen. Meiner Schönheit stand mehr die Entscheidung über mich, als mir die Entscheidung über meine Schönheit zu.

Dies waren die Betrachtungen, die ich bei mir anstellte, als ich diesen friedlichen Haushalt sah, wo der Mann las, die Frau stickte und das Kind in einem Bilderbuch blätterte. Wie verschieden hiervon war die stolze und entschiedene Haltung einer Miß Arabella! Wie himmelweit verschieden hiervon war der glühende Enthusiasmus, das freie Leben und der künstlerische Ruhm eines Romney!

Ohne Zweifel waren die Frau und die Kinder, welche er verlassen, auch eine Frau, welche stickte, und Kinder, welche Bilderbücher ansahen, und wenn dies der Fall war, so hatte ich nicht den Mut, ihm seine Treulosigkeit zum Verbrechen anzurechnen. O törichte Jugend! O wahnsinnige Phantasie! Ach, wenn ich, am Ende des Lebens angelangt, heute mit den Augen der Reue das betrachte, was ich damals mit den Augen der Illusion ansah, wie gern möchte ich, anstatt die glänzende und strafbare Emma Lyonna, die reiche und mächtige Lady Hamilton, lieber jene sanfte junge Frau gewesen sein und mein Leben mit Blumensticken mit meinem neben mir sitzenden Gatten und meinem zu meinen Füßen liegenden Kinde zugebracht haben!

Um sieben Uhr bereitete Mistreß Hawarden den Tee; um neun Uhr ward zu Abend gegessen. Der ganze Unterschied, den ich zwischen den Lebensgewohnheiten des älteren Mr. Hawarden und denen seines Sohnes bemerkte, bestand darin, daß das Kind mit uns zu Abend aß. Um zehn Uhr wies man mir mein Zimmer an. Dick hatte Sorge getragen, mir mein kleines Paket zu bringen. Die Sachen, welche es enthielt, und die fünf Pfund, welche mir nach Bestreitung meiner Reisekosten noch übrig blieben,

machten meine ganze Habe aus. Am nächsten Morgen wußte ich nicht, ob ich wieder in das Familienzimmer hinuntergehen sollte und wartete daher, bis man mir sagen würde, was ich zu tun hätte. Nach einer Weile meldete man mir, daß das Frühstück aufgetragen sei, und ich ging hinunter. Mr. James Hawarden war soeben erst wieder nach Hause gekommen. Ganz freudig kam er auf mich zu. »Wohlan,« sagte er, »mein Vorhaben ist gelungen und es kommt nun bloß auf Sie an, mein Kind, ob Sie dem Wege folgen wollen, den ich Ihnen gestern andeutete. Einer meiner Klienten, Mr. Plowden, einer der ersten Juweliere von London, braucht eine Ladenmamsell. Ihre Augen werden allerdings seine Diamanten und Ihre Zähne seine Perlen ein wenig in den Schatten stellen, aber was tuts? Sie bekommen zum Anfang fünf Pfund monatlich und das Weitere wird sich finden. Wir haben verabredet, daß Sie schon morgen Ihren Posten antreten und ich werde Sie zu ihm führen.«

Der Arzt betrachtete, nachdem er dies gesagt, mich vom Kopf bis zu den Füßen und rief: »Mein Himmel!« – Ich errötete. »Sie finden meine Toilette sehr mangelhaft, nicht wahr?« fragte ich. – »Allerdings,« entgegnete er. »Haben Sie nicht ein frischeres Kleid, welches ein wenig mehr nach der Mode ist?« Ich schüttelte den Kopf. »Schön sind Sie, das steht außer Frage. Sie würden auch in jedem Gewand, in einer härenen Kutte, ja selbst unter Lumpen noch schön bleiben, dennoch aber bedarf es einer gewissen Ausstattung, wenn man in einem derartigen feinen Verkaufsgeschäft tätig sein will. Wenn man Zeit hätte; aber bis morgen –.«

In diesem Augenblicke trat Mistreß Hawardens Zofe ein. »Ist Mistreß Hawarden nicht hier?« fragte sie – »Nein; was wollt Ihr von ihr?« fragte der Arzt. – »Miß Cecily ist da und wünscht sie zu sprechen.« – »Ah, das ist ja gerade die Schneiderin,« rief Mr. Hawarden. »Sagt Miß Cecily, sie solle warten, und meiner Frau, sie solle zu mir hierherkommen.«

Die Dienerin verließ das Zimmer und fünf Minuten später trat Mistreß Hawarden ein. »Ich habe dich rufen lassen, liebe Freundin,« sagte Mr. Hawarden zu seiner Gattin, »um dich zu fragen, ob Miß Cecily diesem jungen Mädchen hier bis morgen ein Kleid fertigen kann.« – »Das dürfte wohl schwierig sein,« entgegnete die Frau des Arztes, »aber warte –.« – »Nun gut, ich warte.« Mistreß Hawarden betrachtete mich aufmerksam,

näherte sich mir und maß ihre Schulter mit der meinigen. »Ich glaube, ich kann dich aus der Verlegenheit ziehen,« sagte sie dann, zu ihrem Gatten gewendet. »O, ich verlasse mich ganz auf dich,« entgegnete er. – »Cecily,« fuhr Mistreß Hawarden fort, »bringt mir soeben ein einfaches, aber elegantes Kleid. Diese junge Dame ist gerade so groß wie ich, obschon vielleicht ein wenig schlanker. Auf alle Fälle aber kann, wenn du glaubst, daß es geht, diese junge Dame mein Kleid nehmen und Cecily wird mir dann, da ich warten kann, ein anderes fertigen.« Mr. Hawarden küßte seine Gattin auf die Stirn.

»In der Tat,« sagte er, »du bist ein Engel; doch nein, ich irre mich, du bist eine Heilige, vielleicht bist du beides zu gleicher Zeit.« Dann drehte er sich nach mir herum und fuhr fort: »Nun, Miß, ist es Ihnen so recht und wollen Sie ein Kleid tragen, welches für meine Frau gefertigt worden?« – »Ich würde stolz darauf sein und mich glücklich schätzen.« Mr. Hawarden zog die Klingel. »Miß Cecily soll hierherkommen.« Die Schneiderin trat ein. »Ich verlasse Sie,« sagte Mr. Hawarden. »Das Weitere werden die Damen untereinander selbst abmachen.« Mit diesen Worten entfernte er sich. Das Kleid paßte mir, als ob es für mich gefertigt wäre. Am nächstfolgenden Tage, zehn Uhr morgens, war ich bei Mr. Plowden, das heißt in dem schönsten Juwelierladen am Strand, installiert, und Hawarden verabschiedete sich von meinem neuen Dienstherrn, indem er mich ihm empfahl, als ob ich sein eigenes Kind wäre.

Ich habe seitdem viel Kleider gehabt, niemals aber eines, in welchem ich hübscher ausgesehen und welches mir besser gestanden hätte, als das der sanften Mistreß Hawarden.

7. Kapitel.

Wenn Mr. James Hawarden geglaubt hatte, mich, wenn er mich mitten unter die Diamanten, die Saphire, die Smaragden und Perlen des reichen Mr. Plowden versetzte, von der Versuchung oder die Versuchung von mir zu entfernen, so hatte er sich sehr getäuscht. Dieser gelehrte Anatom, der in der Brust und in den Eingeweiden seiner Kranken ihre physischen Gebrechen las, hatte nicht verstanden, in meinem Herzen das moralische Gebrechen zu lesen, von welchem es verzehrt ward. Mich jeden Augenblick des Tages diese tausenderlei Kleinode aller Art und von jeder Gestalt, welche diesen so notwendigen, ja für jedes wirkliche Weib so unentbehrlichen Überfluß ausmachen, berühren, mich sie von weit weniger schönen Wesen als ich war, und welche von ihren Ehemännern oder von ihren Liebhabern zu dieser Quelle des Lichtes geführt wurden, um sich für Bälle, für die Theater, für Festlichkeiten zu schmücken, an den Hals, an die Handgelenke, an die Ohren halten lassen – dies hieß das Pulver mit dem Feuer spielen lassen.

Zehn oder zwölf Tage nach meiner Anstellung besuchte mich Mr. Hawarden, um sich nach mir zu erkundigen. Man sprach sich sehr belobend über mich aus. Mr. Plowden war ganz entzückt von mir. Er behauptete, die meisten Herren, welche Schmucksachen für ihre Frauen oder für ihre Liebhaberinnen kauften, nähmen dies bloß zum Vorwand, um mich zu sehen, und würden, wenn sie es sonst wagten, mit den gekauften Gegenständen lieber meine Ohren, meinen Hals und meine Arme schmücken, als die der eben erwähnten Damen. Es lag hierin viel Wahres und auch ich konnte nicht umhin, die Wirkung zu bemerken, die ich hervorrief. Mr. Hawarden, der sich über das mir gespendete Lob nicht wenig freute, bat Mr. Plowden mir zu erlauben, den nächsten Sonntag bei ihm zuzubringen, weil er, wie er sagte, mir eine Überraschung bereiten wolle. Den nächsten Tag frühzeitig würde er mich wieder zurückbringen. Mein Dienstherr bewilligte dies um so eher, als Sonntags in London kein Kaufladen geöffnet wird, so daß die Gunst, die er mir zugestand, auch den Vorzug hatte, daß er dabei keinerlei Nachteil erlitt. In Mr. Hawardens Hause ging es, wie der Leser aus den wenigen Worten, die ich darüber gesagt,

schon abgenommen haben wird, nicht eben sehr lustig zu; die vierzehn Tage aber, welche ich in dem Bijouterieladen zugebracht, wo ich fortwährend beschäftigt gewesen, Schmucksachen vorzuzeigen und den Personen, welche dieselben zu sehen verlangten und anprobierten, allerhand Schmeicheleien zu sagen, hatten mich vierundzwanzig Stunden wenn auch nicht des Vergnügens, doch wenigstens der Ruhe schätzen gelehrt. Überdies hatte Mr. Hawarden auch von einer Überraschung gesprochen, und ich war sehr neugierig, worin dieselbe bestehen würde. Am Sonntag fand ich mich demgemäß zur Stunde des Frühstücks in Leicester Square ein. Mistreß Hawarden empfing mich mit ihrer gewohnten wohlwollenden Sanftmut. Es war ein herrlicher Augusttag. Man ließ den Wagen anspannen und machte eine Spazierfahrt nach dem Hyde Park. Ich kannte bis jetzt von London weiter nichts als Villiersstreet, Oxfordstreet, Leicester Square und den Strand. Diese aristokratische Promenade war daher der Beginn meiner Einführung in eine neue Welt. Diese Scharen von Reitern in dem reichen Kostüm, welches man zu jener Zeit trug, die eleganten Amazonen mit den wallenden Gewändern und Schleiern, dieser Glanz der vornehmen englischen Gesellschaft, alles setzte mich in Erstaunen. Ich hätte die Hälfte meiner Lebenszeit darum gegeben, wenn mir vergönnt gewesen wäre, einen jener Phaëtons zu führen, welche mit Blitzesschnelle an uns vorüberfuhren, oder auf einem der schönen Pferde zu sitzen, welche in der für die Reiter reservierten Allee auf- und abgaloppierten. Ganz gewiß hatte Mr. Hawarden, um mich von Ehrgeiz und Stolz zu heilen, ein Mittel in Anwendung gebracht, welches Gefahr lief, eine Wirkung hervorzubringen, die der von ihm erwarteten geradezu entgegengesetzt war. Wir kehrten durch den Greenpark zurück, den wir, um dem Kinde ein Vergnügen zu machen, zu Fuße durchwandelten, und gingen dann wieder nach Hause, um den Vesperimbiß einzunehmen. Ich fragte Mr. Hawarden, ob dies die Überraschung sei, von welcher er gesprochen. »Nein;« sagte er. »Allerdings scheint unser Ausflug Ihnen Vergnügen gemacht zu haben, ich habe Ihnen aber noch etwas Besseres zu bieten. Ich werde Ihnen den berühmten Garrick zeigen.« Ich wußte nicht im mindesten, wer Garrick wäre und suchte meine Unwissenheit auch durchaus nicht zu verbergen oder zu bemänteln, sondern bat um nähere Erklärung. »Garrick,« sagte Mr. Hawarden, »ist der größte Schauspieler, der jemals gelebt hat.« Ich machte große Augen. »Er spielt heute abend wahrscheinlich zum letztenmal, während dagegen eine junge Schauspielerin, der man eine große Zukunft

verspricht, eine gewisse Mistreß Siddons, zum ersten Male auftritt. Sheridan, dessen Freund und Arzt ich gleichzeitig bin, hat mir Billetts zu einer Loge geschickt, und ich hatte die Absicht, Sie an diesem Genusse teilnehmen zu lassen.« – »Wie,« rief ich, »ich soll mit ins Theater gehen? Ich soll eine Komödie sehen?« – »Nein, eine Tragödie vielmehr, doch hoffe ich, daß Ihnen dieselbe ebenso sehr gefallen wird.« Ich stieß einen Freudenschrei aus und klatschte in die Hände wie ein Kind, welches ich in der Tat auch noch war. »Ach,« rief ich, »wie gut Sie sind, Mr. Hawarden. Wie, ich soll ein Trauerspiel sehen! Dann wird es Könige und Königinnen auf der Bühne geben, nicht wahr? Und wie heißt das Trauerspiel, welches wir sehen werden?« – »Es heißt ›Romeo und Julia‹, mein Kind, und ist eins der vier Meisterwerke Shakespeares.« – »Und das soll ich sehen!« rief ich vor Freude hüpfend. »Mein Gott, wie glücklich ich doch bin!« – »Na,« sagte Mr. Hawarden, »es macht wirklich Vergnügen, Ihnen Vergnügen zu machen.«

Ich war in der Tat vor Freude geradezu außer mir. Oft hatte ich wohl schon vom Theater sprechen gehört, aber ich hatte keinen Begriff davon, was es eigentlich wäre. Einige von Mistreß Colmans Schülerinnen, welche in Chester im Theater gewesen und dort herumziehende Schauspielertruppen gesehen, waren ganz entzückt wieder nach Hause gekommen. Wie mußte es erst in London sein. »Wann geht es denn an?« fragte ich Mr. Hawarden. – »Schlag halb acht Uhr.« – »Und wann ist es aus?« – »Ziemlich um elf Uhr.« – »Dann dauert es also drei und eine halbe Stunde?« – »Ja, aber von diesen vierthalb Stunden,« sagte Mr. Hawarden lachend, »müssen die Zwischenakte in Abrechnung gebracht werden.« – »Aber nicht wahr, wir werden gleich zum Anfange dort sein?« – »Jawohl; wenn der Vorhang aufgeht, sind wir bereits in unserer Loge.« – »Ach mein Gott; jetzt ist es erst fünf Uhr!«

»Weniger fünf Minuten, aber die Zeit wird vergehen. Es gibt ja bis dahin noch eine Menge zu tun. Erstens haben wir den Tee zu trinken. Soeben bringt man denselben und ich ersuche Sie, ein wenig von diesem Pudding zu genießen, denn wir werden heute abend sehr spät soupieren. Ferner haben Sie Ihre Toilette zu machen.« – »Meine Toilette! Ich, Mr. Harvarden! Sie wissen doch, daß ich nur ein einziges Kleid habe, nämlich das, welches Mistreß Hawarden die Güte gehabt hat, mir zu geben. Ich müßte denn das

berühmte blaue Kleid wieder anziehen, was ich aber, offen gestanden, nicht gern möchte.« – »Die blaue Farbe stand Ihnen aber sehr gut.« – »Ja, die Farbe wohl, aber das Kleid! Sie werden sich erinnern, daß dieses Ihnen selbst nicht gefiel.«

»Na,« sagte Mr. Hawarden, »es wird sich hoffentlich alles noch machen.« Meine Augen wichen nicht von dem Zeiger der Uhr. »Geht diese Uhr nicht zu spät?« fragte ich. – »In der Familie Hawarden,« sagte der Doktor lachend, »gehen die Uhren nie zu früh oder zu spät, sondern stets auf die Minute. Deswegen wird, sobald der Tee getrunken ist und die Kuchen gegessen sind, ein jedes sich auf sein Zimmer verfügen, denn es wird dann halb sieben Uhr sein und wir brauchen zehn Minuten, um von hier nach Drury Lane zu gelangen.« Als die Kuchen gegessen und der Tee getrunken war, ging ich mechanisch in mein Zimmer hinauf, welches dasselbe war, in welchem ich geschlafen. Ich wußte nicht recht, was ich während der vierzig Minuten, die uns noch von dem glücklichen Augenblick des Aufbruchs trennten, machen sollte, als ich auf dem Bett ein reizendes Kleid von blauem Taffet liegen sah, welches aus dem Himmelszelte geschnitten zu sein schien. Gleichzeitig trat die Zofe ein.

»Sie erlauben wohl, Miß,« fragte sie, »daß ich Ihnen beim Ankleiden ein wenig behilflich bin?«

Indem sie dies sagte, hob sie das Kleid mit beiden Händen empor. Nun erst begriff ich, was bis jetzt in Mr. Hawardens Worten mir dunkel geblieben war. Er hatte nicht bloß daran gedacht, mich ins Theater zu führen, sondern mir auch dazu ein Kleid geschenkt. Die Tränen traten mir in die Augen. Ich empfand das Bedürfnis, zu ihm zu eilen und ihm meine Dankbarkeit auszusprechen. »Wo ist Mr. Hawarden?« fragte ich die Zofe. – »Er kleidet seine Gattin an, damit ich Ihnen behilflich sein kann und damit alle zur rechten Zeit fertig seien.«

Ich ward förmlich betrübt über diese vollendete Güte, denn ich fühlte, daß ich unfähig wäre, dieselbe jemals zu vergelten, ja auch nur gebührend dafür zu danken. Ich war mehr träumerisch als ungeduldig geworden. Ich dachte an diesen Mann, der allgemeine Berühmtheit genoß, der einer der ersten Ärzte von London, ein ausgezeichneter Anatom, ein Gelehrter ersten Ranges war und sich die Mühe nahm, seine Frau anzukleiden, damit die

Tochter der armen Bauermagd, damit die ehemalige Kinderwärterin seines Vaters, damit Mr. Plowdens Ladenmamsell nicht zu spät ins Theater käme und auch nicht des mindesten Teils des Glücks verlustig ginge, welches sie sich versprach.

Es liegt in dem Genie eine barmherzige Güte für die Kleinen, eine erhabene Sanftmut gegen die Schwachen, wodurch es sich der Allmacht Gottes nähert. Ein Viertel auf acht Uhr pochte der vortreffliche Mann selbst an meine Tür. »Nun,« fragte er, »wie weit sind wir?«

Ich ging rasch hinaus, ergriff ihn bei der Hand und küßte ihm dieselbe, ehe er meine Absicht erraten konnte. Er sah mich an. Ohne Zweifel war ich sehr hübsch, denn er zuckte zärtlich mitleidig die Achseln und sagte, indem er mich seiner Gattin zeigte, welche in diesem Augenblicke aus ihrem Zimmer trat: »Gestehe, daß es ein großes Unglück wäre, wenn dieses Meisterwerk der Schöpfung auf Abwege geriete!« Dann, und als ob er bereuete, meinem Stolze diese Nahrung gegeben zu haben, sagte er: »Vorwärts, vorwärts in den Wagen! Ich habe diesem Kinde versprochen, noch vor dem Aufziehen des Vorhanges mit ihm an Ort und Stelle zu sein.« In der Tat nahmen wir in unserer Loge gerade in dem Augenblicke Platz, wo die Ouvertüre begann. Ich hatte noch Zeit einen Blick auf den glänzenden Halbkreis zu machen. Sheridan, welcher damals Theaterdirektor war, hatte das Haus kürzlich von dem ersten Dekorateur Londons restaurieren lassen. Man konnte sich in einen Feenpalast versetzt glauben. Was mich betraf, so war ich geblendet von dem Licht, magnetisiert von der Musik, bezaubert durch das Gold, die Diamanten und die Blumen, und nicht begreifend, wie man so viel Schätze hier zusammenbringen könnte, ohne gleichsam die ganze Welt zu ruinieren, nicht imstande zu sagen oder mir auch nur zu denken, wo ich wäre.

Der Vorhang ging auf. Ich sah nun weiter nichts mehr als einen öffentlichen Platz in Verona.

8. Kapitel.

Wer mir in allen Phasen meiner obskuren und unwissenden Kindheit gefolgt ist, kann sich eine Idee von der Wirkung machen, welche diese Vorstellung von ›Romeo und Julia‹ auf mich hervorbrachte, während die Hauptrollen

von dem größten Tragöden, den England gehabt, und von der größten Tragödin, welche es haben sollte, gespielt wurden. Mein Hirn, das noch weiß war wie die unbeschriebenen Blätter eines Buches, nahm alle Eindrücke von Poesie, Liebe, Mitleid und Schrecken auf, welche in diesem bewundernswürdigen Gedicht enthalten sind, und die, indem sie sich meinem Gemüt einprägten, alle meine Sinne zum höchsten Grade des Enthusiasmus und der Begeisterung entflammten. Ich war gerade ebenso alt wie Julia. Ich war schön und leidenschaftlich wie sie. Ich begriff diese plötzliche und exaltierte Liebe, welche sie für den jungen Montague empfindet und welche sie in der Vorahnung ihres nahen Todes gleich am ersten Tage oder vielmehr in der ersten Nacht, wo sie ihren Geliebten sieht, sagen läßt: »Eile, Amme, eile; erkundige dich, ob er noch frei ist, denn wenn er vermählt ist, dann soll, dies schwöre ich, nur der Sarg mein Brautbett sein.«

Mr. Hawarden verfolgte auf meinem Gesicht die wechselnden Gefühle meines Herzens, und der erfahrene, scharfblickende Psychologe las darin alle Eindrücke, die ich empfand. Es war für ihn ein interessantes Studium, gemischt mit jener süßen Befriedigung, welche bei Anblick des Glücks oder des Vergnügens gewährt, welches man bereitet. Und in der Tat, mein Glück und meine Freude waren groß. Besonders als die Balkonszenen kamen, von welchen die erste so poetisch, die zweite so leidenschaftlich ist, drückte ich beide Hände aufs Herz und hätte mit starrem Auge und atemlos ebenso wie Julia gewünscht, Romeo gleichzeitig da zu behalten und von der Bühne zu entfernen. Man denke sich den Schrecken, der sich meiner bemächtigte, als Julia, indem sie den Trank zu sich nimmt, welcher sie in Schlaf versenken soll, bei dem Gedanken erbebt, daß sie allein in der Gruft ihrer Ahnen mitten unter den Toten erwachen und vielleicht diese Toten ebenfalls aus ihren Gräbern hervorgehen sehen wird. Dann kam die Katastrophe, die auf mich um so mehr Wirkung äußerte, als sie nicht bloß für mich, sondern auch für die andern Zuschauer neu war. Man weiß, daß in der ursprünglichen Tragödie, so wie Shakespeare sie geschrieben, Romeo an Juliens Grabe stirbt, ohne zu wissen, daß sie nur schläft, und daß Julia erst nach Romeos Tod wieder zum Bewußtsein erwacht. Durch einen Blitz des dramatischen Genies erleuchtet, hat Garrick gesehen oder vielmehr erraten, an welcher furchtbaren Szene der große Dramatiker vorübergegangen war, ohne sie zu ahnen. Er hat Julien in dem Augenblicke wieder aufgeweckt,

wo Romeo, der sie tot glaubt, sich eben vergiftet hat, und anstatt die beiden Toten isoliert und folglich einsam zu machen, hat er den beiden Liebenden eine und dieselbe Todesqual bereitet, welche für den einen durch das Gift, für den andern durch den Dolch endet. Auf diese Weise hat er den Auftritt vom Schmerz zur Verzweiflung, vom Schönen zum Erhabenen gesteigert.

In dem Augenblick, wo Julia sich den Tod gibt, sank ich zurück und ward ohnmächtig, während das ganze Haus, Garrick für seine bewunderungswürdige Neuerung und das glänzende Talent, welches er dabei entfaltet, dankend, in einen lauten Beifallssturm ausbrach. Meine Ohnmacht war nicht gefährlich. Ein wenig frisches Wasser erweckte mich daraus. Ich konnte nichts weiter tun, als Mr. Hawardens Hände ergreifen und ihm dieselben drücken und ohne mich zu fragen, ob es passend oder unpassend sei, warf ich mich in die Arme seiner Gattin.

Wir kehrten nach Hause zurück. Das Abendessen erwartete uns, ich aber konnte, wie man sich leicht denken wird, keinen Bissen zu mir nehmen. Vor meinen Augen flackerten Tausende von Lichtern, mein Hirn war erfüllt von Poesie, mein Herz von Liebe und Zauber. Ich bat Mr. Hawarden um die Erlaubnis, mich auf mein Zimmer begeben zu dürfen. Er gewährte sie mir. Dann ging er in seine Bibliothek und sagte: »Ich weiß, was Sie wollen; Sie wollen wieder ins Theater. Hier gehen Sie hinein!« Und mit diesen Worten gab er mir ein Buch in die Hand. Es war ein Band von Shakespeare, in welchem die Tragödie von »Romeo und Julia« stand. Ich stieß einen Freudenschrei aus. Mr. Hawarden hatte den inbrünstigsten Wunsch meines Herzens erraten und war demselben entgegengekommen. Ich eilte in mein Zimmer, warf mich in einen Armsessel, las das Stück von der ersten Zeile bis zur letzten wieder durch. Dann nahm ich wieder die Hauptszenen, die Liebesszenen zwischen Romeo und Julia vor, indem ich mit der Balkonszene begann und mit der in der Gruft endete. Allerdings war ich unfähig, das Genie zu würdigen, welches dieses Meisterwerk der Poesie geschaffen; mein von Jugend, Hoffnung und Liebe erfülltes Herz ersetzte aber den Mangel an Wissenschaft durch innere Anschauung. Übrigens hatte ich nichts vergessen, weder eine Gebärde des Schauspielers, noch eine Betonung der Schauspielerin. Und welch' ein Schauspieler, welch' eine Schauspielerin waren es. Garrick und Mistreß Siddons!

Gegen drei Uhr morgens legte ich, während Kopf und Herz in Flammen standen, durch die Müdigkeit jedoch überwältigt, mich endlich zu Bett. Es geschah aber bloß um zu träumen, ich sei Julia und um einen eingebildeten Romeo in meine Arme zu schließen und mit ihm vor Liebe und Schmerz zu sterben. Ich brauche nicht erst zu sagen, m welcher Gemütsverfassung ich in meinen Bijouterieladen zurückkehrte. Ich hatte Mr. Hawarden gebeten, mich das magische Buch mitnehmen zu lassen. Ich hielt es in dem Wagen, der mich wieder nach Hause zurückbrachte, an mein Herz gedrückt, als ob ich fürchtete, daß die darin enthaltene Poesie ihm Schwingen liehe, so daß es vielleicht von mir hinwegflöge. Wie demütigend für meinen Stolz erschienen mir jetzt alle jene armseligen Aufmerksamkeiten, die ich den Kunden gegenüber zu beobachten genötigt war, jene Schmeicheleien, die meine Stellung mich zwang. ihnen zu machen, und die Anpreisung der Waren, welche ich ihnen vorlegte. So schön zu sein wie Julia, ein so von Liebe und Poesie erfülltes Herz zu besitzen wie das ihrige, und dagegen Bijouterien anzuprobieren, wäre es auch im Laden des ersten Juweliers von London, anstatt ein Atlaskleid durch einen Ballsaal zu schleppen, anstatt von der Höhe eines Balkons Liebesworte mit einem schönen Kavalier auszutauschen, anstatt auf den Gesang der Vögel zu hören und mit dem Geliebten zu erörtern, ob es der Gesang der Nachtigall oder der der Lerche ist – man wird gestehen, daß eine tiefe Kluft zwischen dem lag, was war und was sein konnte, zwischen dem Traum und der Wirklichkeit. Während des Tages wagte ich nicht zu lesen und wenn ich es auch gewagt, so hätte ich doch keine Zeit dazu gehabt. Mr. Plowdens Laden war einer der besuchtesten von London und ward nie leer, so daß ich unaufhörlich beschäftigt war. Ich erwartete daher mit großer Ungeduld die zehnte Abendstunde, wo das Geschäft geschlossen wurde. Kaum war dies geschehen, so ging ich wieder in mein Zimmer hinauf. Hier beschränkte ich mich nicht mehr darauf zu lesen, sondern lernte in einer einzigen Nacht beinahe das ganze Drama auswendig. Ganz besonders die Szenen, welche mich oder richtiger gesagt Julien persönlich angingen, waren Wort für Wort in meinem Gedächtnis geblieben und ich hatte mir nicht bloß die Verse, sondern auch die Gebärden und Betonung gemerkt, womit die große Schauspielerin, welche die Rolle der Julia gab, die Verse gesprochen hatte.

Ich begann nun diese Gebärden und Betonungen nachzuahmen, in meinem Stolze aber, und so vollkommen mir auch Mistreß Siddons in dem

Augenblick, wo ich sie sah und hörte, erschienen war, glaubte ich jetzt, indem ich dieselben Verse deklamierte, es ließe sich dabei eine noch größere Geschmeidigkeit des Gebärdenspiels und eine größere Weichheit des Sprachorgans entwickeln. In der Tat ließ Mistreß Siddons, wie ich mich später überzeugte, so vollkommen sie in den Rollen einer Lady Macbeth und ähnlichen auch war, doch in den sanftem, nuancierteren Juliens oder Desdemonas einiges zu wünschen übrig. Dabei schien es mir, als wäre diese der großen Künstlerin mangelnde Anmut des Körpers, dieser Zauber der Stimme von der Natur mir verliehen. Meine geschmeidige hohe harmonische Gestalt konnte durch ihre natürlichen Undulationen jene Vollkommenheit des Schmachtens und der Weichheit erlangen, welche die Italiener mit dem unübersetzbaren Ausdruck morbidezza bezeichnen. Es war mir, als besäße ich, was so selten der Fall ist, alles – das sanfte und tragische Sprachorgan und ein Gesicht, welches selbst, wenn es erheuchelte Gefühle zu erkennen gab, in der Traurigkeit die verkörperte Melancholie und in der Freude das blendendste Spiegelbild derselben zu sein schien.

Mein Körper war bis dahin rein geblieben, wenn auch die Durchsichtigkeit meiner Seele schon getrübt war. Meine Schönheit besaß jenen Sammethauch unbestreitbarer Unschuld, welche selbst in der nackten Venus Achtung gebietet. Mit einem Worte, ich säete schon das Feuer, aber ich verbrannte noch nicht.

Einen Teil der Nacht brachte ich damit zu, daß ich vor einem kleinen Spiegel, in dem ich kaum den fünften oder sechsten Teil meiner Person sehen konnte, deklamierte und gestikulierte. Am nächstfolgenden Tage fragte Mistreß Plowden, entweder aus Naivetät oder aus Ironie, ob ich die Gewohnheit hätte, laut zu träumen, denn meine Zimmernachbarn hätten sich beschwert, daß ich sie im Schlafe gestört. Sie bat mich daher, möchte ich nun schlafend oder wachend träumen, den Klang meiner Stimme ein wenig zu mäßigen. Dies hieß mit anderen Worten mir befehlen, der einzigen wirklichen Freude zu entsagen, welche mir, seitdem ich auf der Welt war, beschieden gewesen. Ich setzte meine nächtlichen Studien fort, natürlich mit gedämpfter Stimme. Mein großer Traum wäre damals gewesen, mich einem Theaterdirektor vorzustellen und mich von ihm engagieren zu lassen. Ich dachte daran, Mr. Sheridan empfohlen zu werden. Ich hatte seinen Namen nicht vergessen, obschon ich damals noch keinen

Begriff von der Berühmtheit hatte, die sich daran knüpfte. Wie solle ich aber eine solche Bitte an Mr. Hawarden stellen? Woher sollte ich den Mut nehmen, ihm zu sagen, daß ich Mr. Plowdens Kaufladen mit dem Theater, daß ich den geraden Weg, den er mir eröffnet, mit dem krummen vertauschen wollte, den er mir zu verschließen geglaubt? Ich fühlte, daß ich diesen Mut, diese Kraft niemals haben würde. Was sollte ich tun? Warten, das heißt mich auf eins oder das andere jener seltsamen Ereignisse verlassen, welche plötzlich die Zukunft eines Lebens verändern, und mich in dem Schiffbruche an die dünne Planke der Hoffnung anklammern. So vergingen vierzehn Tage, vielleicht die schmerzlichsten, welche ich bis damals zugebracht. Ich war seit etwas länger als einem Monat bei Mr. Plowden und erlitt seit ungefähr vierzehn Tagen die Qualen, welche ich soeben zu schildern versucht, als eine elegante Equipage vor der Tür des Kaufladens hielt und ein Lakai in perlgrauer und kirschroter Livree die Tür des Wagens öffnete, aus welchem eine wunderbar schön gekleidete Dame stieg. Als ich meinen Blick auf diese Dame warf, war ich nahe daran, einen lauten Schrei auszustoßen. Es war Miß Arabella!

Mit ihrem stolzen, entschiedenen Schritt trat sie in den Kaufladen. Es war, als sähe man die Göttin der Mode und des Reichtums, oder noch besser gesagt Fortuna in eigener Person. Sie sah mich sofort, und ihr Blick kreuzte sich mit dem meinigen, keine Muskel ihres Gesichtes aber verriet, daß sie mich erkannte. Es setzte mich dies durchaus nicht in Erstaunen. Ohne Zweifel hatte man vergessen, ihr meinen Namen zu geben. Sie glaubte, wenn sie sich nämlich meiner überhaupt noch erinnerte, jedenfalls, ich sei noch in Wales, und das einzige, was ihre Blicke, als sie mich in London in einem Bijouterieladen des Strand bei Mr. Plowden fand, auf meine Person lenken konnte, war ein durch die Ähnlichkeit hervorgerufenes Erstaunen. Dieses Erstaunen gab sich aber auf keinerlei Weise kund. Sie ließ sich mehrere Schmucksachen zeigen, und obschon ich mit dieser Vorzeigung beauftragt ward, so sprach sie doch mit mir wie mit einer Person, die ihr vollkommen unbekannt gewesen wäre. Ihre Wahl richtete sich auf einen Schmuck von Smaragden und Diamanten, dreitausend Pfund an Wert. Nachdem sie ihre Wahl getroffen, sagte sie: »Schicken Sie mir heute nachmittags fünf Uhr diesen Schmuck mit der quittierten Rechnung in mein Hotel.« Zugleich sah sie mich an, und setzte dann zu Mr. Plowden gewendet hinzu: »Schicken Sie diese junge Dame.« Ich fühlte wie ein

Schauer meinen ganzen Körper durchrieselte. Mr. Plowden antwortete, ihr Wunsch werde pünktlichst, erfüllt werden, und geleitete sie dann mit einer Menge Komplimenten und Verbeugungen wieder nach ihrem Wagen zurück. »Diese junge Dame und keine andere,« sagte Miß Arabella nochmals, ehe sie m den Wagen stieg. »Verstehen Sie, Mr. Plowden? Wenn Sie mir jemand anders schicken, so bezahle ich Ihnen Ihren Schmuck nicht bloß nicht, sondern sende Ihnen denselben zurück, um nie wieder etwas bei Ihnen zu kaufen.« – »Seien Sie unbesorgt, Mylady,« sagte Mr. Plowden, »es soll alles geschehen, wie Sie befehlen.« Miß Arabella winkte mit der Hand, und der Wagen fuhr in scharfem Trabe davon.

Ich stand da, wie vernichtet. Das unerwartete Ereignis, welches ich angerufen, ohne es auch nur bestimmt bezeichnen zu können, war, gleich jener durch den Stab eines Zauberers improvisierten magischen Erscheinungen, sofort herbeigeeilt. Ich hatte nicht Miß Arabella gesucht, sondern Miß Arabella hatte mich gefunden. Was auch die Folge dieser Begegnung sein mochte, so ward ich dem Mr. Hawarden gegebenen Wort keinesfalls untreu.

Abends um fünf Uhr ließ Mr. Plowden eine Droschke holen, denn er fand es nicht geraten, mich mit einem Schmucke von diesem Werte allein durch die Straßen von London gehen zu lassen. Es war die entscheidende Stunde, und es fand in mir ein heftiger Kampf statt. Ich war nahe daran, Mr. Plowden zu bitten, mir die Versuchung zu ersparen, der Versucher war aber in meiner Seele und behielt die Oberhand. In Oxfordstreet Nr. 23 machte der Wagen Halt. Ich erkannte das Hotel mit dem Schweizer unter dem Tor und dem Garten im Hintergrund wieder. Der Schweizer zog mit jener wichtigen Miene, die er nie ablegte, die Klingel. Die Zofe erschien. Ich sagte, daß ich im Auftrag von Mr. Plowden käme, und ich hörte, daß bereits Befehl erteilt war, mich sofort vorzulassen. Miß Arabella befand sich in einem kleinen Boudoir mit himmelblauen Atlastapeten und in Gold und Weiß gemalter Decke. Sie trug ein reiches türkisches Frauenkostüm mit Zechinenkopfputz und ein goldgesticktes Mieder von kirschrotem Sammet, welches einen Teil der Brust sehen ließ; ihre nackten Füße staken in orientalischen Pantoffeln, welche kirschrot und mit Gold gestickt waren wie der Gürtel. So saß oder lag sie vielmehr auf schwellenden Polsterkissen. Sie befahl Mistreß Norton,

ihrer Zofe, die Tür hinter mir zu schließen, und mich mit ihr allein zu lassen.

»Mylady,« sagte ich mit zitternder Stimme und ohne daß ich gewagt hätte die Augen zu ihr aufzuschlagen, »hier ist der Schmuck, den Sie bei Mr. Plowden ausgewählt, und die Rechnung, welche Sie verlangt. Mr. Plowden läßt Ihnen sagen, daß er die Rechnung nicht beigefügt haben würde, wenn Sie es nicht ausdrücklich verlangt hätten.« Sie unterbrach mich. »Also Sie sind es wirklich, Sie kleine Undankbare?« sagte sie. »Kommen Sie einmal her.« Die Schönheit hat auf mich stets eine unwiderstehliche Gewalt ausgeübt, und die Miß Arabellas war wirklich blendend zu nennen. Ich näherte mich ihr, kniete vor ihr nieder, wie ich vor der Göttin Venus zu der Zeit, wo die Götter auf Erden wandelten, getan haben würde, wenn ich ein junges Mädchen von Gnyda oder Paphos gewesen wäre. »O Mylady,« sagte ich ganz überwältigt, »Sie tun mir unrecht. Mein erster Besuch in London war bei Ihnen. Um Ihnen zu gehorchen, um Ihnen auf meinen Knien zu dienen, wie ich in diesem Augenblicke tue, war ich nach London gekommen. Man hat Ihnen jedenfalls auch meinen Namen zugestellt, aber ohne Zweifel haben Sie ihn selbst vergessen.« – »Kommen Sie her!« sagte Miß Arabella nochmals. Zugleich faßte sie mich bei der Hand, und ließ mich neben ihr auf dem Kissen Platz nehmen. »Sie sehen doch,« fuhr sie dann fort, »daß ich Sie nicht vergessen, denn ich habe Sie ja bis in den Kaufladen dieses abscheulichen Plowden verfolgt. Warum sind Sie aber nicht wieder einmal hierher zu mir gekommen?« Ich schlug die Augen nieder, denn ich stand im Begriff zu lügen. »Ich fürchtete, Sie wären noch nicht nach London zurück,« sagte ich. – »Aber warum haben Sie dann bei Mr. Hawarden verboten, daß man mir Ihre Adresse gebe?« – »O, das habe ich niemals verboten!« rief ich lebhaft. »Ohne Zweifel hat Mr. Hawarden –« Sie unterbrach mich und sagte: »Wahrscheinlich hat Mr. Hawarden Ihre Tugend schützen wollen, welche ohne Zweifel nach seiner Meinung bei mir gefährdet ist.« Ich schlug errötend die Augen nieder. »Sie verstehen noch nicht zu lügen,« sagte Miß Arabella. »Ich hatte dies buchstäblich erraten.« Sie klingelte und Mistreß Norton trat wieder ein.

»Hier,« sagte sie, indem sie ihr ein bereits zurechtgelegtes Paket Banknoten gab, »hier tragt dies zu Mr. Plowden und sagt, ihm, daß ich den Schmuck behalte, aber auch die Person, welche ihn mir überbracht hat.« – »Wie,

Mylady,« rief ich, »Sie wollen –« »Wollen Sie mir vielleicht weiß machen, daß Sie sich nach Mr. Plowdens Kaufladen und Ihrem Beruf als Ladenmamsell zurücksehnen? Dies hieße meine Fertigkeit, in den Zügen der Menschen zu lesen, Lügen strafen. Hier,« setzte sie lachend hinzu, »hier können Sie ganz nach Belieben deklamieren; hier wird sich niemand beschweren, daß Sie zu laut träumen.« –«Wie, Sie wissen?« rief ich. – »Ich bin sehr neugierig, und Sie wissen, daß die Neugier der Erbfehler der schönen Frauen ist. Ich sage also, daß Sie hier ganz nach Ihrem Belieben deklamieren können, abgesehen davon, daß Sie so oft ins Theater gehen werden, als es Ihnen Vergnügen macht.« – »Wirklich, Mylady?« – »O, ich kann das sehr leicht tun. Ich habe eine Loge, aufs ganze Jahr, die fortwährend leer steht, und Sie können daher dieselbe nach Belieben benützen.« Dann drehte sie sich zu der Zofe herum und sagte: »Nun, worauf wartet Ihr noch, meine Liebe?« – »Ich wollte Ihnen bloß bemerklich machen, Mylady, daß Sie von fünf bis sechs Uhr einen Besuch erwarten. Wenn ich nun selbst zu Mr. Plowden gehe, so kann, obschon dies gar nicht weit ist, die bewußte Person während dieser Zeit kommen und würde dann niemand finden, der sie bei Ihnen meldete.« – »Da habt Ihr recht, liebe Norton,« sagte Miß Arabella. »Schickt daher lieber Mr. Tom zu Mr. Plowden, und wenn jene Person kommt, so werdet Ihr sie bitten, einen Augenblick in dem Salon zu warten und mir dann Meldung machen. Jetzt geht.« – Mistreß Norton entfernte sich. »Nun wollen wir einmal diese Diamanten ansehen,« sagte Miß Arabella in gleichgültigem Tone. – Ich überreichte ihr das Etui, indem ich sagte: »Die Steine sind wahrhaft wunderschön.« – »Ach, ich habe deren schon so viel,« entgegnete Miß Arabella. »Georg sagte mir aber gestern, die Steine, welchen er den Vorzug gäbe, wären die Smaragden, und man muß schon etwas für die Leute tun, von welchen man – ha, das häßliche Wort, welches mir auf der Zunge schwebte, ich wollte sagen, von welchen man bezahlt wird, anstatt: von welchen man geliebt wird.« Ich sah die schöne Dame an. Eine Art kalter Schweiß trat mir auf die Stirne. Ich begann zu glauben, daß Mr. Hawarden recht gehabt habe, aber es war zu spät. »Helfen Sie mir diesen Schmuck anlegen,« sagte Arabella zu mir. Mit diesen Worten streckte sie mir den Hals, dann eins nach dem andern die Ohren und dann die Arme entgegen. War ich, indem ich aus dem Kaufladen des Strand in das Hotel von Oxfordstreet übersiedelte, höher oder tiefer gestiegen? Diese Frage war nicht leicht zu beantworten. In dem Kaufladen des Strand war ich die

Dienerin des Publikums, in Oxfordstreet war ich Miß Arabellas Kammermädchen. Eben hatte ich ihr das zweite Armband angelegt, als Mistreß Norton wieder eintrat. »Er ist da,« sagte sie. – »Wo ist er?« – »In dem Salon.« – »Führt diese junge Dame in das Zimmer, welches auf den Garten geht. Sehet zu, daß es ihr an nichts gebreche und beauftragt Sarah, sie zu bedienen.« Mistreß Norton öffnete eine in dem Wandgetäfel angebrachte kleine Tür, und forderte mich auf, ihr zu folgen, während Miß Arabella sich erhob, einige Schritte in der Richtung des Salons tat und in ihrem süßesten Tone sagte: »Treten Sie ein, mein Prinz.«

9. Kapitel.

Meine Wohnung bestand aus drei hübschen kleinen Zimmern mit der Aussicht auf den Garten. Sie befanden sich in der Höhe eines gewöhnlichen Zwischenstocks. Das mittelste hatte einen Balkon, der in eine Art Terrasse auslief und von großen, grünen, dichtbelaubten Bäumen beschattet ward. Dieser Balkon war ganz von Efeu und wildem Wein überrankt und reichte rückwärts auch bis vor die Fenster der übrigen Zimmer. Der Anblick dieses Balkons machte mein Herz vor Freude hüpfen, denn er erinnerte mich an die Dekoration des zweiten Aktes in ›Romeo und Julia‹. Wenn ich um Mitternacht beim Scheine des Mondes in einem weißen Pudermantel auf diesem Balkon stand, so hielt nichts mich ab zu glauben, ich sei Julia. Es fehlte mir dann bloß noch ein Romeo. Kaum sah ich mich allein, so dachte ich an die neue Veränderung, die in meinem Leben vorgegangen war. Welchem Verhängnis ging ich entgegen?

Es war klar, daß ein stärkerer Wille als der meinige über meine Existenz verfügte, ohne mir die Macht zu lassen, ihm Widerstand zu leisten. – Zuerst entreißt die unerwartete Unterstützung des Lord Halifax mich meiner Unwissenheit, um mir einen Grad von Erziehung und Bildung zu geben, der mir mehr schädlich als nützlich ist. Dann wird diese Unterstützung mir plötzlich wieder entzogen, und der Zufall führt mich in eine gute, rechtschaffene Puritanerfamilie, wo ich mein Leben wenigstens für einige Zeit festgestellt glaube, als plötzlich die unvorhergesehene Begegnung mit Amy Strong neue Projekte in meinem Gemüt allerdings nicht erst erweckt, wohl aber mit solcher Kraft entwickelt, daß ich vergebens der Hand zu

widerstehen suche, welche mich fortreißt, und ich gehe nach London, indem ich dem Rufe einer Person folge, die ich nicht kenne. Die Vorsehung, welche diesmal mich ihres Blickes würdigt, entfernt diese Person aus meinem Wege. An ihrer Statt finde ich einen Mann von edlem Herzen und eine Frau mit sanftem, zärtlichem Gemüt. Für sie gehe ich in einem Augenblick aus dem Zustande einer Fremden in den einer Freundin über. Man sucht und findet für mich eine Stellung, die besser ist, als die, welche ich bei dem älteren Mr. Hawarden bekleidete, und weit besser als meine erste Stellung bei Mistreß Davidson. Die ehemalige Schafhirtin wird erste Ladenmamsell eines der reichsten Juweliere von London und hier faßt das Verhängnis, welchem ich entronnen bin, mich abermals und schleudert mich, ohne daß ich Zeit habe mich zu besinnen, in jene krumme gefährliche Bahn hinein, von welcher Mr. Hawarden mir eine so abschreckende Schilderung entworfen. Was soll ich tun? Soll ich dieses verhängnisvolle Haus fliehen? Soll ich zu Mr. Hawarden eilen, ihm alles sagen, alles gestehen, selbst meinen Wunsch Schauspielerin zu werden? Soll ich mich unter seinen Schutz stellen und ihm zurufen: »Hier bin ich! Retten Sie mich! Retten Sie mich!« Wenn ich dies tun will, so muß es geschehen, ehe noch die Nacht verflossen ist, denn wenn diese über meiner Abwesenheit vergeht, so ist alles verloren. Oder soll ich bleiben? Soll ich mein Boot der Strömung, welche es fortträgt, folgen lassen, ohne Lotse und ohne Steuerruder mitten unter den Strudeln und den Stromschnellen? Soll ich es so dem Ozean zutreiben lassen, das heißt einer unbekannten wunderbaren Zauberwelt oder vielleicht den Eisbergen des Polarmeeres?

Aber welcher Unterschied zwischen dem Leben dieser Frau, welche prachtvolle Pferde, elegante Equipagen, Lakaien in kostbarer Livree, ein luxuriöses Hotel, so viel Diamanten, daß sie nicht weiß, was sie damit machen soll, Logen in allen Theatern und einen Geliebten hat, zu welchem sie sagt: »Treten Sie ein, lieber Prinz, ich erwarte Sie!« und der Existenz jener armen Ladenmamsell, welche um acht Uhr morgens aufsteht, ihren Tag damit zubringt, daß sie Schmucksachen handhabt, von welchen ihre Hände nur die Spur des Drucks und ihre Augen den Reflex behalten; die um zehn Uhr sich zu Bett legt, und nicht einmal in ihrem Zimmer die Verse Shakespeares zu deklamieren wagt, weil sie fürchtet, daß die Nachbarn sich darüber beschweren, und daß ihr Dienstherr sie frage, ob sie laut träumt! O Herr, mein Gott, selig sind die, welche die Kraft haben, dem Strom zu

widerstehen; aber zu entschuldigen bei der Stellung, welche die menschlichen Gesetze ihnen in der Gesellschaft bereiten, sehr zu entschuldigen, o mein Gott, sind die, welche sich von dem Strome fortreißen lassen. Leider gehörte ich zur Zahl dieser Letzteren. Der Abend verging und die Nacht kam, ohne daß ich den Mut gehabt hätte, zu einem Entschlusse zu kommen. Ich hätte wenigstens an Mr. Hawarden schreiben, ich hätte ihn bitten sollen, an meiner Statt seiner würdigen Gattin die Füße zu küssen. Ich nahm aber nicht bloß meine Zuflucht nicht zu ihm, sondern ich schrieb ihm sogar nicht einmal. Ich schämte mich, ihn wiederzusehen und vermied daher seine Begegnung. Da ich fühlte, daß schon die Erinnerung ein Gewissenbiß war, so bemühte ich mich, zu vergessen, und da mir dies nicht gelang, so betäubte ich mich wenigstens. Dies war meine zweite Undankbarkeit. Und dennoch, woran lag es, daß ich nicht gerade das Gegenteil tat? Ich wollte schreiben; ich trat in ein kleines Kabinett, wo ich ein Bureau gesehen. In diesem Bureau hoffte ich Feder, Tinte und Papier zu finden. Ich fand aber von all' diesem nichts darin. Ich fand weiter nichts als ein Buch, ein Buch, welches ich mechanisch öffnete und las. Es führte den Titel: »Clarissa Harlowe«. Ich wußte nicht, was ein Roman war, ebenso wie ich bei meiner Ankunft in London nicht gewußt hatte, was ein Theaterstück war.

Ich öffnete das Buch oder vielmehr ich öffnete eine neue Pforte, welche in die phantastische, unbekannte Welt führte, in die ich an dem Tage eingetreten war, wo der Vorhang eines Theaters vor mir aufgegangen. Dieser, wie man versichert, zu einem moralischen Zweck geschriebene Roman äußerte auf mich eine Wirkung, welche der, die der Verfasser beabsichtigt, geradezu entgegengesetzt war. Lovelace erschien mir, anstatt als ein abscheulicher Verführer, vielmehr als ein verführerischer Gentleman. Ich beneidete Clarissa sozusagen um ihr Unglück, weil sie ja des Glücks der Liebe teilhaft geworden, und ich war vollkommen bereit, denselben Gefahren entgegenzugehen und mit demselben Ungemach zu kämpfen. Von dem Augenblicke an, wo dieses Buch in meine Hände fiel, von dem Augenblick an, wo ich es aufschlug, war bei mir nicht mehr die Rede davon, an Mr. Hawarden zu schreiben, oder zu Mr. Plowden zurückzukehren. Die Fee hatte mich abermals mit ihrem Zauberstabe berührt; ich gehörte nicht mehr mir selbst an.

Mistreß Norton kam, um mich zu fragen, ob ich hinunterkommen und den Tee mit ihr trinken wollte; sie fand mich aber in meine Lektüre versunken. Ich fragte sie, ob das, was sie soeben zu mir gesagt, ein Befehl von Miß Arabella oder eine Einladung von ihr selbst sei. Sie antwortete, Miß Arabella habe Besuch und denke wahrscheinlich nicht an mich. Ich bat Mistreß Norton, mir meinen Tee und meine Butterbrote, die mein Imbiß und meine Abendmahlzeit sein sollten, auf mein Zimmer zu schicken und, mich ungestört bei meiner Lektüre zu lassen. Einen Augenblick später und ohne daß ich bei dem Eintritte oder dem Fortgehen der Zofe auch nur die Augen von meinem Buche erhoben hätte, hörte ich den Lakai, der mir das Verlangte brachte. Ich gab ihm durch eine Gebärde zu verstehen, daß er alles auf den Tisch setzen und mich dann wieder allein lassen solle. Da es wahrscheinlich sein eigener Wunsch war, meiner Bedienung überhoben zu werden, so gehorchte er. Sobald er wieder hinaus war, verschloß ich die Tür, als ob ich fürchtete gestört zu werden. Ich vergaß den Tee, ich vergaß Mistreß Norton, ich vergaß Miß Arabella, ich vergaß die ganze Welt. Ich war Clarissa Harlowe geworden, so wie ich Julia geworden war.

Nach zwei oder drei Stunden dieser hartnäckigen Lektüre entstand jedoch ein solches Chaos in meinem Geiste, und das Blut drang mir mit solcher Gewalt nach dem Gehirn empor, daß ich das gebieterische Bedürfnis empfand, frische Luft zu schöpfen. Ich öffnete mein Fenster und ging, mich auf eine der steinernen Bänke des Balkons zu setzen. Es war eine schöne Sommernacht, eine jener Nächte, welche Shakespeare wählt, um sie mit einem seiner Träume zu bevölkern. Der Mondschein, welcher durch die Bäume des Gartens fiel, spielte auf dem Rasen und auf dem schlafenden Wasser des Bassins. Julias Nachtigall sang in dem Gebüsch. Es war eine jener Nächte, welche, berauschender als die glühendste Sonne, die Liebe in einem jungen Mädchenherzen zur Reife bringen. Durch die seidenen Vorhänge hindurch sah man die Fenster in Miß Arabellas Wohnung prachtvoll erleuchtet. Man hörte die Akkorde einer Harfe und die gedämpften Töne einer Frauenstimme. Ich hatte noch niemals die Klänge dieses himmlischen Instruments vernommen und Kunst und Natur vereinigten sich, meinen Träumen ein Konzert zu geben. Es waren gleichzeitig Juliens Nachtigall und Clarissas Harfe, welche mir sagten: »Alles liebt! Wir haben geliebt, liebe du nun auch!« Plötzlich öffnete sich eines der Fenster und beleuchtete einen Teil des Gartens, während ich

gänzlich im Schatten blieb, so daß ich sehen konnte, ohne gesehen zu werden.

Eine weibliche Gestalt erschien an diesem Fenster. Es war Miß Arabella. Ich machte unwillkürlich eine Bewegung, um mich zurückzuziehen, da ich aber einsah, daß ich nicht gesehen werden konnte, so blieb ich wo ich war. Zugleich mit dem Licht verbreitete sich ein Wohlgeruch von außen. Dann fragte eine Stimme: »Wo sind Sie, Arabella? Wo sind Sie?« – »Hier, gnädigster Herr,« antwortete Miß Arabella. – »Was machen Sie an diesem Fenster, Königin meines Herzens?« – »Ich brannte und ich suche mich zu löschen.« Ein schöner junger Mann, beinahe noch ein Kind, kaum ein Jüngling, erschien jetzt hinter ihr und stützte sich mit dem Ellbogen auf den Balkon. Die beiden Köpfe waren jetzt so nahe aneinander, daß Arabellas wallendes Haar mir, indem es sich mit den blonden Locken des jungen Mannes mischte, das Gesicht desselben zur Hälfte verbarg.

Dieser junge Mann war kein anderer als der Prinz von Wales, später Georg der Vierte. Er faßte Arabellas Haar mit vollen Händen und küßte es leidenschaftlich. Ich versuchte zu hören, was sie sagten. Sie sprachen aber so leise, daß ihre Worte nicht bis zu mir drangen. Ich hörte küssen, dann umschlang der junge Mann Miß Arabella mit seinem Arme und zog sie in das Zimmer hinein. Hinter ihnen schloß sich das Fenster, die dichten Vorhänge fielen herab und hemmten das Licht. Die poetische Erscheinung aus dem Reiche der Liebe war entschwunden und ließ mich einem mir bis dahin noch völlig unbekannt gewesenen Gefühl zur Beute. Die Nachtigall fuhr fort zu singen, die Töne der Harfe aber waren verstummt.

Ich entsann mich der zweiten Liebesszene zwischen Romeo und Julia, und mehr als jemals schienen die süßen Modulationen darin zu liegen, welche mich im Theater so betroffen gemacht. Dennoch zögerte ich, wie dringend ich auch das Bedürfnis fühlte, die wunderbaren Verse des großen Dichters zu deklamieren, das harmonische Schweigen zu stören und eine Menschenstimme mit dem Gesang der Nachtigall und jenem unbeschreiblichen Geräusch zu mischen, welches in der durchsichtigen Finsternis einer Sommernacht dem Schwirren zu gleichen scheint, welches Oberons und Titanias Fittiche hervorbringen.

Dennoch aber floß, wie aus einem allzuvollen Kelche, jener erste Vers:

»Noch ist's nicht Zeit; oh bleib noch, Romeo!«

über meine Lippen. Dann sah ich mich, an allen Gliedern zitternd, um. Ich war wirklich allein. Ich ward dreister und rief mit lauterer Stimme:

»Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir; es war die Nachtigall.

Atemlos hielt ich inne. Es war mir, als hätte ich das Geräusch eines sich öffnenden Fensters gehört. Ich schaute nach der Seite hin, von welcher das Geräusch gekommen war. Ich sah nichts. Alles war ruhig, alles schien einsam zu sein. Ich hatte ein niegeahntes Vergnügen daran finden gelernt, die Töne meiner eigenen Stimme zu hören, und ich fuhr fort:

»Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neid'schen Streif.
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der munt're Tag erklimmt die durst'gen Höhen,
Nur Eile rettet mich, Verzug ist Tod!«

Nachdem ich die erste Schüchternheit überwunden, fuhr ich, von der Melodie meiner eigenen Stimme berauscht, fort, mit dem ganzen Ausdruck, den ich darein zu legen vermochte, die Szene bis zu Ende zu deklamieren. Die Reihe des Antwortens war an mir, und gerade als ob Romeo zugegen gewesen wäre, um mich zu hören, oder als ob ein ganzes Publikum zugehört hätte, um mir dann Beifall zuzujubeln, antwortete ich:

»Trau mir, das Licht ist nicht des Tages Licht.
Die Sonne hauchte dieses Luftbild aus,
Dein Fackelträger diese Nacht zu sein,
Dir auf den Weg nach Mantua zu leuchten;
D'rum bleibe noch,– zu geh'n ist noch nicht not.«

Es kam mir vor, als hätte ich in diesen letzten Vers nicht Leidenschaft genug gelegt und ich wiederholte ihn daher mit meiner ganzen Seele.

Diesmal war ich mit mir zufrieden.

Hierauf antwortete ich an Romeos Stelle mir selbst:

»Lass' sie mich greifen, ja, lass' sie mich töten!
Ich gebe gern mich drein, wenn du es willst.
Nein, jenes Grau ist nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Cynthia's Stirn.
Das ist auch nicht die Lerche, deren Schlag
hoch über uns des Himmels Wölbung trifft.
Ich bleibe gern; zum Geh'n bin ich verdrossen,
Willkommen, Tod! hat Julia dich beschlossen,
Nun, Herz? Noch tagt es nicht, noch plaudern wir.«

Ich dachte daran, wie schön Mistreß Siddons in diesem Augenblick gewesen war, das heißt, als sie, indem sie einsieht, daß sie sich irrt, gewahrt, in welche Gefahr ihr Irrtum oder vielmehr ihre Liebe Romeo gebracht hat, und ich rief in einem Tone, der vor Angst und Furcht nicht weniger erbebte als der ihrige:

»Es tagt, es tagt! Auf! Eile fort von hier!
Es ist die Lerche, die so heiser singt,
Und falsche Weisen, rauhen Mißton gurgelt.
Man sagt, der Lerche Harmonie sei süß,
Nicht diese: sie zerreißt die uns're ja.

Die Lerche, sagt man, wechselt mit der Kröte
Die Augen; möchte sie doch auch die Stimme!
Die Stimm' ist's ja, die Arm aus Arm uns schreckt,
Dich von mir jagt, da sie den Tag erweckt.
Stets hell und heller wird's; wir müssen scheiden!«

Kaum hatte ich diesen letzten Vers mit dem ganzen Ausdruck, den ich dareinzulegen vermochte, deklamiert, als eine Stimme »Bravo!« rief und lauter Beifall sich von der Seite her vernehmen ließ, auf welcher ich ein Fenster sich öffnen zu hören glaubte. Ich stieß einen Schrei aus, eilte in mein Zimmer zurück, schloß das Fenster wieder hinter mir und sank zitternd auf einen Divan. Ich hatte allein zu sein geglaubt. Ich irrte mich,

ich hatte einen Zuhörer gehabt. Wer aber war dieser Zuhörer? Ganz gewiß ein junger Mann. Die Stimme war frisch und klangvoll. Was den Beifall betraf, so dauerte derselbe fort, selbst nachdem mein Fenster sich geschlossen. Es war als ob man, wie man im Theater zu tun pflegt, den Beifall verdoppelte, um den Künstler, dem dieser Beifall gilt, zum nochmaligen Erscheinen auf der Bühne zu veranlassen.

So unruhig und aufgeregt ich aber auch war, so hatte diese Unruhe nichtsdestoweniger etwas Süßes und Berauschendes. Diese Einzelheiten erscheinen dem Leser vielleicht kindisch, aber wie soll ich mir Verzeihung für meinen Fall erwecken, wenn ich nicht die Steilheit des Pfades veranschauliche, welchen ich hinabglitt?

10. Kapitel.

Meine Nacht war nach den Gemütsbewegungen des Abends nur Folge und die Entwicklung dieser Gemütsbewegungen. Es war mir, als hätte auch ich einen Roman begonnen. Zweierlei verfolgte mich in meinem Schlafe und drang durch das Tor der Sinne bis in mein Herz hinein. Das eine war jene Vision, welche mir jene beiden so schönen Häupter dicht nebeneinander zeigte, wie sie ihr Haar, ihren Atem, ihre Seufzer mischten, ein Bild, welches sich kräftig von dem hellerleuchteten Hintergrund des Zimmers abhob. Das andere war jener unsichtbare Zuhörer, welcher mir ohne Zweifel bei jenem nächtlichen Auftritt, wo ich allein zu sein glaubte, in allen Einzelheiten aufs genaueste gefolgt war. Auf diese Weise vereinigte sich alles, um mich dem Untergange entgegen zu drängen – die Ereignisse meiner Tage, die Träume meiner Nächte.

Miß Arabella war erst ziemlich spät sichtbar. Sie ließ mich rufen. Ich fand sie in demselben Boudoir, wo ich sie am Tage vorher gesehen. »Liebe Kleine,« sagte sie im Tone einer Königin zu mir, »ich verlasse London auf einige Tage. Ich möchte Sie gerne mitnehmen, leider aber ist dies unmöglich. Bleiben Sie daher in meiner Abwesenheit hier. Ich weiß, daß Sie das Theater lieben. Meine Loge steht zu Ihrer Verfügung. Sie können allein hineingehen, wenn Sie wollen, aber Sie sind noch sehr jung, Sie sind sehr hübsch, und es wird daher gut sein, wenn Sie in Begleitung von Mistreß Norton hingehen. Das einzige, um was ich Sie bitte, ist, daß Sie keine Besuche empfangen. Wenn Sie bei meiner Rückkehr immer noch von Ihrer Manie für das Theater besessen sind, so werde ich zwei Worte mit Sheridan sprechen und Sie können dann versuchsweise einmal auftreten. Wenn Sie zufällig Romney begegnen, so suchen Sie es so einzurichten, daß er Sie nicht sieht. Wenn er Sie dennoch sieht, so vermeiden Sie es, mit ihm zu sprechen, und wenn er mit Ihnen spricht, so sagen Sie ihm nicht, bei wem Sie sind. Wir haben uns veruneinigt und sind jetzt Todfeinde.« Ich versprach Miß Arabella, allen ihren Wünschen pünktlich nachzukommen. »Und nun,« sagte sie zu mir, »ist es Ihnen vielleicht gefällig, mich umgestalten zu helfen?« – »Ich bin bereit, alles zu tun, was Sie mir befehlen wollen,« sagte ich. »Bin ich nicht bei Ihnen, um Ihnen zu gehorchen?« –

»Ja, bis du andern befiehlst, was bei einem Gesichtchen wie das deinige nicht lange dauern kann.« Indem Miß Arabella dies sagte, faßte sie mich beim Kinn. »In der Tat,« fuhr sie fort, »ich glaube, Romney hatte recht, und es ist eine große Anmaßung von mir, dieses reizende Antlitz in der Nähe des meinigen weilen zu lassen. Weißt du, was ich bedauere?« setzte sie hinzu, indem sie mir mit den Händen durch die Locken meines Haares fuhr.

»Nein,« antwortete ich. »Ich wüßte wirklich nichts. Sie sind ja jung, schön, reich und werden geliebt.« – »Findest du mich wirklich schön, oder sagst du dies wie die andern, bloß um mir ein Kompliment zu machen?« fuhr sie fort, indem sie sich vor einen Spiegel stellte und ihr Gesicht dem meinigen näherte, wie um die beiden Gattungen unserer Schönheit zu vergleichen. – »Ja, Sie sind schön! sehr schön!« rief ich mit dem Ausdruck der vollkommensten Aufrichtigkeit. – »Wohlan,« sagte sie, »ich bedauere, daß ich anstatt einer schönen, sehr schönen Frau nicht ein schöner, sehr schöner Mann bin, denn wenn ich ein Mann wäre, so schwöre ich, daß ich um deinetwillen alle Torheiten der Welt begehen würde. Ha,« setzte sie hinzu, »ich fange damit schon an, selbst ohne Mann zu sein, denn ich vergesse mich, indem ich mit dir plaudere, und den Prinzen warten lasse.« Sie küßte mich auf die Stirn und klingelte der Zofe. »Nun,« sagte sie, »sind meine Kleider noch nicht bereit? Der Schneider hatte dieselben doch bis um drei Uhr nachmittags zu liefern versprochen.« – »Die Kleider sind schon seit einer halben Stunde da, Mylady,« antwortete die Zofe. – »Nun, dann bringt sie mir.« – Die Zofe verließ das Zimmer und kam einige Augenblicke darauf mit einem vollständigen eleganten Herrenanzug zurück. – »Wie!« rief ich, »Sie wollen sich als Mann kleiden?« – »Ja; es ist ein Einfall des Prinzen. Wir wollen mit einigen seiner Freunde acht Tage auf dem Lande zubringen, auf die Jagd gehen und was weiß ich sonst noch alles vornehmen. Er sagte gestern zu mir: »Sie wissen nicht, was Sie machen sollen, Arabella? Sie sollen sich als Mann kleiden!« Ich ließ sogleich meinen Schneider rufen und bestellte bei ihm einen vollständigen Männeranzug, den er heute um drei Uhr abzuliefern hätte. Er versprach es mir und, wie du siehst, hat er Wort gehalten. »Nun,« fuhr Miß Arabella, sich nach der Zofe herumdrehend fort, »was wollt Ihr noch, liebe Norton?«

»Ich erwarte Ihre Befehle, um Sie ankleiden zu helfen, Mylady.« – »Dies wird Emma tun,« entgegnete Miß Arabella. »Nicht wahr, liebe Kleine,

diesen Dienst wirst du mir leisten?« – »Ohne Zweifel.« – »Nun, dann geht, liebe Norton, und laßt die Postpferde kommen, damit ich in einer halben Stunde abreisen kann.« – Die Zofe entfernte sich. Arabella musterte nun, einen nach dem andern, die verschiedenen Bestandteile ihres Anzugs. Alles war höchst geschmackvoll gearbeitet und darauf berechnet, die körperlichen Vorzüge der Person, welche diese Kleider tragen sollte, hervorzuheben. Der Rock war von dunkelgrünem Sammet mit goldenen Knopflöchern, die Weste von weißer Seide mit bunter Blumenstickerei; das Beinkleid von himmelblauem Sammet und die von seinem, seidenweichem Leder gefertigten Stiefel ließen, obschon sie bis über die Knie hinausragten, die Form des Beines erraten und zeigten den reizendsten kleinen Fuß, den man sehen konnte.

Arabella schien durch die Beaugenscheinigung aller dieser Gegenstände vollkommen zufriedengestellt zu werden. »Glaubst du,« sagte sie zu mir, »daß ich mich darin leidlich ausnehmen werde?« – »O, Sie werden ganz bezaubernd darin sein,« antwortete ich. – »Schmeichlerin!« entgegnete sie, indem sie ihren Hausrock auszog. »Komm, hilf mir ein wenig.« Mit diesen Worten nahm sie aus einem Schubfach ihrer Toilette ein Batisthemd mit einem Busenstreifen von prachtvollen englischen Spitzen und dergleichen Manschetten und gab es mir, um es ihr überwerfen zu helfen. Ihr Haar war bereits nach Männerart frisiert und stand wunderbar zu ihrem schönen Gesicht, dessen Ausdruck, wie sich nicht leugnen ließ, mehr der des Stolzes und der Dreistigkeit als der der Bescheidenheit war.

Sie legte dann vollends ihre Frauenkleider ab. An plastischer Schönheit hätte sie, wenn auch nicht mit den antiken Statuen, wohl aber mit denen des Mittelalters wetteifern können, die in bezug auf üppige Anmut unbestreitbar über ersteren stehen. Sie war nicht die Venus des Praxiteles oder die Victoria des Phidias; jedenfalls aber eine der Grazien von Germain Pilon.

Einige Augenblicke lang betrachtete ich mit Bewunderung diese Vollkommenheit der Formen, welche im Altertum zur Anbetung begeistert haben würde. »Nun,« sagte Arabella, »woran denkst du, kleine Zerstreute?« –, »Ich sehe Sie an, Mylady, und sage mir im stillen, daß der Prinz sehr glücklich ist.«

Sie lächelte, zuckte in bezaubernder Weise die Achseln und bückte sich, damit ich ihr das Hemd überwerfen könnte. Wie seltsam ist doch die Natur des Weibes! Ihr höchster Genuß liegt im Stolz und die süßesten Liebkosungen sind für sie die der Schmeichelei. Was war ich für Miß Arabella! Ein wenig mehr als ein Kammermädchen; gleichwohl war es augenscheinlich, daß sie meine Komplimente mit ebensoviel Begierde suchte wie die des Prinzen. Die sämtlichen anderen Verrichtungen ihrer Toilette folgten mit derselben Langsamkeit und derselben Koketterie. Ohne Zweifel war es jetzt nicht das erstemal, daß die launenhafte Schöne Männerkleider anlegte.

Als wir die Toilette beendet hatten, war die Metamorphose vollständig und man hätte darauf schwören mögen, daß man einen jungen Gentleman von sechzehn bis höchstens achtzehn Jahren vor sich hätte, während sie als Weib fünfundzwanzig zu zählen schien, ja aller Wahrscheinlichkeit nach dieses Alter und somit die erste Blüte des Lebens bereits überschritten hatte. In dem Augenblick, wo sie, indem sie mir über meine Ungeschicklichkeit in bezug auf ihr Halstuch Vorwürfe machte, dasselbe mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit, welche große Übung verriet, um ihren Hals geschlungen und damit ihre männliche Toilette vervollständigt hatte, trat Mistreß Norton wieder ein und meldete, daß die Postpferde da seien und daß der Wagen warte. Miß Arabella warf einen letzten Blick auf sich selbst und dann auf mich. Es war augenscheinlich, daß in ihr ein eigentümlicher Kampf stattfand, von welchem ich mir keine Rechenschaft geben konnte.

Dann neigte sie sich zu mir und flüsterte mir ins Ohr: »Du weißt wohl nicht, was ich denke?« – »Nein,« antwortete ich mit der vollkommensten Aufrichtigkeit. – »Ich denke, daß ich lieber Mann sein und dich in diesem Wagen entführen, als Weib sein und hineinsteigen möchte, selbst wenn es geschieht, um einer Einladung des Erben der Krone von England zu folgen.« Dann ergriff sie eine kleine Reitgerte, deren Griff mit einem prachtvollen Smaragd geschmückt war. »Leb' wohl,« sagte sie; »ich werde so bald wie möglich wiederkommen. Mittlerweile lasse ich dich hier als Herrin des Hauses zurück.« Und mit diesen Worten entfernte sie sich rasch, indem sie sich mit ihrer Reitgerte auf den Stiefel schlug und ihre Sporen auf dem Getäfel des Fußbodens klirren ließ. Das Fenster ging auf die Straße.

Ich eilte an dasselbe, um sie noch einmal zu sehen. Leichtfertig sprang sie in die mit vier Pferden bespannte Kalesche, lichtete den Kopf empor, sah mein an der Fensterscheibe klebendes Gesicht, drückte die Hand an die Lippen und streckte sie dann nach mir aus. Die Postillone knallten mit ihren Peitschen, und der Wagen rollte im Galopp davon. Nun war ich allein in diesem lauen, von Wohlgerüchen erfüllten Zimmer, wo man unmöglich an etwas anderes denken konnte, als an Reichtum, Liebe und Wollust. Ich blieb hier eine Stunde und ließ mich von dieser entnervenden Atmosphäre durchdringen, welche Bajä für die Tugend der römischen Matronen so gefährlich machte.

Wie weit war es von hier bis zu der milden und intelligenten Atmosphäre, welche ich in dem Hause von Leicester Square, oder zu der merkantilen und bürgerlichen, welche ich in Mr. Plowdens Kaufladen, und endlich zu der puritanischen und strengen, welche ich in dem Hause des älteren Mr. Hawarden geatmet!

»Ich lasse dich als Herrin des Hauses zurück,« hatte Miß Arabella beim Fortgehen zu mir gesagt. Warum das? Welche Rechte hatte ich? Wodurch hatte ich mir eine solche Gunst erworben? Und dennoch, von welcher Art auch der Beweggrund sein mochte, dem ich sie verdankte, so war sie doch wirklich vorhanden. Ich bemerkte dies sehr bald an der Art und Weise, auf welche Mistreß Norton mich fragte, ob ich ihr noch irgendwelche Befehle zu erteilen hätte.

Befehle zu erteilen! Ich, die ich bis jetzt stets Befehle empfangen hatte! Ich darf es nicht verschweigen, daß ich immer noch von dem Gefühl meiner untergeordneten Stellung durchdrungen war. Vielleicht vergaß ich zuweilen den Punkt, von welchem ich ausgegangen war; sobald ich mich aber mit mir allein befand, fühlte ich mich eher aufgelegt, das Glück für seine Gunstbezeigungen, die mich bloß emporzuheben schienen, um meinen Fall desto tiefer zu machen, zu schelten, als ihm für diese ungeahnte Erhebung zu danken, welche, wie ich instinktartig fühlte, von seiten der Vorsehung nur ein Irrtum sein konnte. Ich antwortete, wenn Mistreß Norton mir das Vergnügen machen wollte, mit mir zu Mittag zu speisen und mich dann ins Theater zu begleiten, so würde ich ihr dafür sehr dankbar sein.

Mistreß Norton verlangte nichts Besseres, denn es war für sie ebenfalls ein hoher Genuß, ins Theater zu gehen. Sie fragte mich, welchem ich den Vorzug gäbe. Ich kannte nur eins, nämlich Drury Lane. Man gab »Macbeth«. Es war dies ein Stück, in welchem Mistreß Siddons einen ihrer größten Triumphe feierte. An diesem Abend waren die Eindrücke, die ich empfing, sehr verschieden von denen des ersten Abends. Ich durchlebte alle Phasen der Angst und des Schreckens. Jene Eigenschaften der Milde und Sanftmut, welche Mistreß Siddons in der Rolle der Julia abgingen, wurden jetzt durch die entgegengesetzten Eigenschaften ersetzt. Die Energie der Stimme, die Unbeweglichkeit ihrer Physiognomie gaben den ehrgeizigen Bestrebungen dieses Felsenherzens eine Vollkommenheit des Spiels, welche in der Szene, wo sie Macbeth zum Verbrechen treibt, ans Erhabene grenzte. Ich meine die Szene, wo sie ihren von Banquos Geist bedrohten Gatten beruhigt, und dann die, wo sie in ihrem Schlafe, mehr noch durch ihre erschütterte Macht als durch die Reue verfolgt, im Nachtgewande mit offenen, aber der Sehkraft beraubten Augen, mit hohler, klangloser Stimme kommt, um klagend das Schauspiel jener nächtlichen Schrecken zu geben, welche den Mörder verfolgen. Ich war, als ich wieder nach Hause zurückkehrte, vielleicht von noch größerer Bewunderung ergriffen, als das erstemal, dennoch aber weniger gerührt. Ich bewunderte, aber ich weinte nicht. Ich fühlte, daß ich, indem ich Macbeth gesehen, einer Kunstleistung beigewohnt hatte, während ich in »Romeo und Julia« meinen Anteil an einer Szene der Natur zu nehmen geschienen. Aufgeregt kehrte ich in meine kleine Wohnung zurück und wollte unter dem Eindruck dessen, was ich soeben gehört und gesehen, ebenso wie ich an dem Abend getan, wo Mr. Hawarden mich in das Theater geführt, das Gesehene und Gehörte zu reproduzieren versuchen.

Ich sah aber sehr bald ein, daß weder meine Physiognomie noch meine Stimme für furchtbare Eindrücke geschaffen waren. Meine Stimme war zu sanft, meine Physiognomie zu zärtlich und zu jugendlich. Ich lachte über mich selbst, als ich sah, wie unmöglich es mir war, jene düstere Betonung und jene unwiderstehliche Versuchung nachzuahmen, welche Macbeth sagen läßt:

».....Bring forth men children only,
For this undaunted mettle

should compose Nothing but males.«

(Bringe mir männliche Kinder zur Welt,
denn dein unbesiegbares Herz
darf nur Männer zeugen.)

Wider Willen verfiel ich immer wieder in jene sanften, liebeskranken Biegungen der Stimme zurück, welche mich glauben ließen, daß ich in Julias Rolle neue und unbekannte Gefühle gefunden. Meine Physiognomie stimmte damals wunderbar mit dem harmonischen Wohllaut meiner Worte zusammen. Ich fühlte mit einem Wort, daß es mir unmöglich sein würde, irgendeinen Macbeth mit mir bis zum Throne zu erheben, welche Anstrengungen ich auch zu diesem Zwecke machte, während ich nur zu sprechen, anzublicken und zu lächeln brauchte, um den widerspenstigsten Romeo bis auf den tiefsten Grund meines Grabes hinabzulocken.

Ich sah jetzt an meinem inneren Auge jene bezaubernde Ballszene vorübergehen, wo die beiden Liebenden, fast ohne zu sprechen, sich eines dem anderen widmen, so daß, als Romeo sich entfernt hatte, Julia, welche fühlte, daß der teure Unbekannte ihr Herz mit hinwegnimmt, ihre Amme ihm nachschickt und ausruft:

»Geh', frage wie er heißt. Ist er vermählt,
So ist das Grab zum Brautbett mir erwählt.«

Ich deklamierte diese Worte, indem ich die ganze Seele und die ganze Leidenschaft hineinlegte, deren mein Herz fähig war, bis ich plötzlich im Garten am Fuße des Balkons mich nicht mit dem Namen Emma, sondern mit dem Namen Julia rufen zu hören glaubte. War es eine Verirrung meiner Einbildungskraft, eine Täuschung meiner Sinne? War ich in meinen Träumen so weit gekommen, daß sie sich gleichsam in Wirklichkeit verwandelten? Ich näherte mich leise dem Fenster, öffnete es und eine Stimme; so sanft wie ein Seufzer des Nachtwindes, rief abermals: »Julia! Julia!« Romeo war also gefunden. Romeo war am Fuße des Balkons, aber wer war er?

11. Kapitel.

Bei dieser Gewißheit, daß ein Unbekannter da war, hätte ich das Fenster wieder schließen, den Vorhang fallen lassen, in mein innerstes Zimmer fliehen und dasselbe verriegeln sollen. In jeder anderen Gemütsstimmung würde ich dies sicherlich auch getan haben, aber es war, als ob jenes Wesen, welches die heilige Schrift nicht zu nennen wagt, sondern bloß mit den Worten: »Der, welcher im Finstern wandelt,« bezeichnet, sich an mich geheftet hätte wie an eine Beute. Es schien geschworen zu haben, mich nicht eher loszulassen, als bis es mich in den tiefsten Abgrund hinabgezerrt hätte. Anstatt daher das Fenster zu schließen, anstatt zu fliehen, lehnte ich das Ohr an den nicht ganz geschlossenen Fensterflügel und horchte. Zu meinem großen Erstaunen sprach nun der Unbekannte mit sanfter, frischer Stimme die folgenden Verse, als ob es unsere Aufgabe wäre, jedes unsere Rolle vor einem unsichtbaren Publikum zu spielen, oder als ob ich wirklich Julia und er wirklich Romeo wäre.

Mit verhaltenem Atem lauschte ich und der Unbekannte sprach:

»Doch still, was schimmert durch das Fenster dort?
Es ist der Ost, und Julia die Sonne.
Geh' aus, du holde Sonne! Ertödte Lunen,
Die neidisch ist, und schon vor Grame bleich,
Daß du viel schöner bist, obwohl ihr dienend.
O, da sie neidisch ist, so dien' ihr nicht.
Nur Toren gehn in ihrer blassen kranken Vestalentracht einher; wirf du sie ab!
Sie ist es, meine Göttin! meine Liebe!
O, wüßte sie, daß sie es ist!«

Der Leser kennt die Zaubermacht, welche das Altertum dem Gesang der Sirenen zuschrieb, eine Macht, welcher Ulysses nur dadurch entrann, daß er seine Reisegefährten an die Masten seiner Schiffe festband und sich selbst die Ohren mit Wachs verstopfte. Leider ward ich durch kein Band gefesselt. Meine Ohren standen allen sinnlichen Melodien der Liebe geöffnet, die Stimme lockte mich mit unwiderstehlicher Gewalt. Ich setzte den Fuß auf den Balkon. Mein Herz pochte immer starker, meine Lippen bebten. Und als ob sie das Geheimnis meines Herzens gekannt hätte, fuhr die Stimme fort:

»Sie spricht, doch sagt sie nichts; was schadet das?
Ihr Auge spricht, ich will ihm Antwort geben.
Ich bin zu kühn, es redet nicht zu mir.
Ein Paar der schönsten Stern' am ganzen Himmel
Wird ausgesandt, und bittet Juliens Augen
In Ihren Kreisen unterdeß zu funkeln.
Doch wären ihre Augen dort, die Sterne
In ihrem Antlitz? Würde nicht der Glanz
Von ihren Wangen jene so beschämen,
Wie Sonnenlicht die Lampe? Würd' er auch,
Aus luft'gen Höh'n sich nicht so hell ergießen,
Daß Vögel sängen, froh den Tag zu grüßen?«

Hingerissen von dieser magischen Poesie, und indem ich in den Geist meiner Rolle einzugehen begann, dachte ich an Mistreß Siddons und ließ den Kopf auf die Hand sinken. Mein unbekannter Romeo, welcher einen Augenblick zu warten schien, damit ich Zeit hätte, mich mit der Szene in die richtige Wechselwirkung zu setzen, fuhr fort:

»O, wie sie auf die Hand die Wange lehnt!
War' ich der Handschuh doch auf dieser Hand
Und küßte diese Wange!«

Ich wußte nichts Besseres zu tun, als mit dem Dichter zu antworten:

»Weh mir!«

In einem leidenschaftlichen Tone, welcher alle Fibern meines Herzens erbeben machte, hob die Stimme wieder an:

»Sie spricht! O, sprich noch einmal, holder Engel!
Denn über meinem Haupt erscheinest du
Der Nacht so glorreich wie ein Flügelbote
Des Himmels dem erstaunten, über sich
Gekehrten Aug' der Menschensöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuschauen,
Wenn er dahinfährt auf den trägen Wolken,
Und auf der Luft gewölbtem Busen schwebt.

Die Reihe des Sprechens war nun an mir. Ich drückte meine beiden Hände auf mein Herz und in einem Tone, der meinem Mitspieler, welchen ich in dem nächtlichen Dunkel erriet, nichts zu wünschen übrig ließ, antwortete ich:

»O Romeo, warum denn Romeo?
Verleugne deinen Vater, deinen Namen!
Willst du es nicht, schwör' dich zu meinem Liebsten,
Und ich bin länger keine Capulet!«

Die Stimme murmelte:

»Hör' ich noch länger oder soll ich reden?«

Ganz in meine Rolle eingehend, hob ich, indem ich meiner Stimme den holdesten Ausdruck zu geben suchte, wieder an:

Dein Nam' ist nur mein Feind, du bliebst du selbst,
Und wärst du auch kein Montague.
Was ist Denn Montague? Es ist nicht Hand, nicht Fuß,
Nicht Arm noch Antlitz, noch ein anderer Teil.
Was ist ein Name? Was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften.
So Romeo, wenn er auch anders hieße,
Er würde doch den tötlichen Gehalt
Bewahren, welcher sein ist ohne Titel.
O, Romeo, leg deinen Namen ab
Und für den Namen, der dein Selbst nicht ist,
Nimm meines ganz.«

Ich gestehe, daß ich mit gewaltiger Gemütsbewegung die Antwort erwartete. Dieselbe ließ nicht lange auf sich warten, und Romeo hob mit einem zärtlichen Ton, welcher dem meinigen in keiner Beziehung nachstand, wieder an:

»Ich nehme dich beim Wort,
Nenn' Liebster mich, so bin ich neu getauft,
Und will hinfort nicht Romeo mehr sein.«

Der Leser sieht uns, mich auf meinem Balkon, meinen unbekannten Romeo im Schatten verborgen, aber von mir durch einen so unbedeutenden Raum getrennt, daß mir, wenn wir die Hände ausgestreckt hätten, einander hätten berühren können. Ich brauche daher hier nur die Szene bis zu Ende abzuschreiben, und der Leser wird die weitere Inszenierung selbst übernehmen und sich die Gemütsbewegungen denken, welche sie in dem Herzen eines fünfzehnjährigen Mädchens erweckte, welches sozusagen sein doppeltes Debüt in einer berauschenden Poesie und in einer geheimnisvollen Liebe bestand. Ich werde daher die erläuternden Zwischenbemerkungen und die weitere Szene mit den Worten des großen Dichters folgen lassen.

Ich.
Wer bist du, der du, von der Nacht beschirmt,
Dich drängst in meines Herzens Rat?

Romeo.
Mit Namen
Weiß ich dir nicht zu sagen, wer ich bin.
Mein eig'ner Name, teure Heil'ge, wird,
Weil er dein Feind ist, von mir selbst gehaßt.
Hätt' ich ihn schriftlich, so zerriß' ich ihn.

Ich.
Mein Ohr trank keine hundert Worte noch
Von diesen Lippen, doch es kennt den Ton.
Bist du nicht Romeo, ein Montague?

Romeo.
Nein, Holde; keines, wenn dir ein's mißfällt.

Ich.
Wie kamst du her? O sag' mir und warum?
Die Gartenmau'r ist hoch, schwer zu erklimmen;
Die Stätt' ist Tod; bedenk' nur, wer du bist!
Wenn einer meiner Vettern dich hier findet!

Romeo.
Der Liebe leichte Schwingen trugen mich;
Kein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren;
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann;
D'rum hielten deine Vettern mich nicht auf.

Ich.
Wenn sie dich seh'n, sie werden dich ermorden.

Romeo.
Ach, deine Augen droh'n mir mehr Gefahr
Als zwanzig ihrer Schwerter; blick' du freundlich,
So bin ich gegen ihren Haß gestählt,

Ich.
Ich wollt' um alles nicht, daß sie dich säh'n.

Romeo.
Vor ihnen hüllt mich Nacht in ihren Mantel.
Liebst du mich nicht, so laß sie nur mich finden,
Durch ihren Haß zu sterben, war' mir besser
Als ohne deine Liebe Lebensfrist.

Ich.
Wer zeigte dir den Weg zu diesem Ort?

Romeo.
Die Liebe, die zuerst mich forschen hieß.
Sie lieh mir Rat, ich lieh ihr meine Augen.
Ich bin Steuermann, doch wärst du fern
Wie Ufer, von dem fernsten Meer bespült,
Ich wagte mich nach solchem Kleinod hin.

Diese letzten Worte wurden mit einer solchen Leidenschaft gesprochen, daß ich keine Gemütsbewegung zu heucheln brauchte, als ich antwortete:

Ich.
Du weißt, die Nacht verschleiert mein Gesicht,

Sonst färbte Mädchenröte meine Wangen,
Um das, was du vorhin mich sagen hörtest.
Gern hielt' ich streng auf Sitte, möchte gern
Verleugnen, was ich sprach. Doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebst du mich? Ich weiß, du wirst's bejahen,
Und will dem Worte trau'n, doch wenn du schwörst,
So kannst du treulos werden; wie sie sagen,
Lacht Jupiter des Meineid's der Verliebten.
O holder Romeo! Wenn du mich liebst,
Sag's ohne Falsch; doch dächtest du, ich sei
zu schnell besiegt, so will ich finster blicken,
Will widerspenstig sein und nein dir sagen,
So du dann werben willst, sonst nicht um alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könntest denken, ich sei leichten Sinn's.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer sein
Als sie, die fremd zu tun geschickter sind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd getan,
War' ich von dir, eh' ich's gewahrte, nicht
Belauscht in Liebesklagen. Darum vergib!
Schilt diese Hingebung nicht Flatterliebe,
Die so die stille Nacht verraten hat.

Romeo.
Ich schwöre, Fräulein, bei dem heil'gen Mond,
Der silbern dieser Bäume Wipfel säumt.

Ich.
O schwöre nicht beim Mond, dem wandelbaren,
Der immerfort in seiner Scheibe wechselt,
Damit nicht wandelbar dein Lieben sei!

Romeo.
Wobei denn soll ich schwören?

Ich.
Laß es ganz.
Doch willst du, schwör' bei deinem edlen Selbst,

Dem Götterbilde meiner Anbetung,
So will ich glauben.

Romeo.
Wenn die Herzensliebe –,

Ich.
Gut, schwöre nicht. Obwohl ich dein mich freue.
Freu' ich mich nicht des Bundes dieser Nacht.
Er ist zu rasch, zu unbedacht, zu plötzlich;
Gleicht allzusehr dem Blitz, der nicht mehr ist,
Noch eh' man sagen kann: es blitzt. – Schlaf süß!
Des Sommers warmer Hauch kann diese Knospe
Der Liebe wohl zur schönen Blum' entfalten,
Bis wir das nächste Mal uns wiederseh'n.
Nun gute Nacht! So süße Ruh' und Frieden,
Als mir im Busen wohnt, sei dir beschieden.

Romeo.
Ach, du verlässest mich so unbefriedigt?

Ich.
Was für Befriedigung begehrst du noch?

Romeo.
Gib deinen treuen Liebesschwur für meinen.

Ich.
Ich gab ihn dir, eh' du darum gefleht;
Und doch, ich wollt', er stünde noch zu geben.

Romeo.
Wollt'st du ihn mir entzieh'n? Wozu das, Liebe?

Ich.
Um unverstellt ihn dir zurückzugeben.
Allein ich wünsche, was ich habe, nur:
So grenzenlos ist meine Huld, die Liebe

So tief ja wie das Meer. Je mehr ich gebe,
Je mehr auch hab' ich; beides ist unendlich.
Ich hör' im Haus Geräusch. Leb' wohl, Geliebter.

Hier fehlte uns eine dritte Person, denn in diesem Augenblicke verlangt das Stück, daß die Wärterin Julia ruft. Gerade aber, als ob der Zufall geschworen hätte, aus dieser Dichtung bis ans Ende eine Wirklichkeit zu machen, ließ sich in dem Augenblicke, wo Julias Name gerufen werden sollte, der Name Emma in meinem Zimmer hören. Er ward durch eine Frauenstimme ausgesprochen und ich sah, daß sich jemand dem Fenster näherte. Ich hatte nur eben Zeit, meinem Romeo anstatt in Versen in Prosa zu sagen: »Warten Sie, ich komme sogleich wieder!«

Ich kehrte in mein Zimmer zurück und sah mich Amy Strong gegenüber, welche ich seit dem Tage meiner Ankunft in London und seit dem Augenblicke, wo ich sie in dem Gasthause in Villiersstreet verlassen, nicht wieder gesehen hatte. Das arme Mädchen schluchzte und weinte. Obschon ihr Erscheinen mir nicht sehr gelegen kam, so warf ich mich doch mit der ganzen Hingebung eines vollen jungen Herzens, welches eine Freundin wieder findet und das Bedürfnis, sich mitzuteilen empfindet, in ihre Arme. Gleich aus den ersten Worten, welche sie zu mir sprach, ersah ich, daß sie mir eine lange Geschichte zu erzählen hatte und daß, indem sie zu einer solchen Stunde kam, ihre Absicht darauf hinauslief, mich erst den nächstfolgenden Morgen wieder zu verlassen. Ich hatte noch Abschied von Romeo zu nehmen. Deshalb ließ ich Amy in mein Schlafzimmer treten, kehrte auf den Balkon zurück, neigte mich über das Geländer und streckte die Hand aus. Zwei Hände erfaßten dieselbe, ein brennender Mund drückte sich darauf und unsere beiden Stimmen murmelten gemeinschaftlich: »Morgen!« Dann kehrte ich wieder in das Zimmer zurück. Mein Herz pochte gewaltig und alle meine Sinne waren erschüttert durch dieses neue und unbekannte Gefühl, welches infolge dieser berauschenden Poesie und dieses seltsamen Geheimnisses meine Adern durchglühte.

12. Kapitel.

Es wäre für Amy Strong nicht schwer gewesen, zu sehen, daß etwas Ungewohntes in meinem Leben vorging. Sie war jedoch mit der Angelegenheit, welche sie hierherführte, so sehr beschäftigt, daß sie nichts zu merken schien, sondern das, was ihr auf dem Herzen lag, sofort zur Sprache brachte. Dick, man erinnert sich noch des Bruders meiner Freundin, jenes jungen Burschen, welcher mein Nachfolger im Dienste des Schafhütens gewesen, dann Schleichhändler geworden und mit uns von Chester nach London gekommen war. Dick, sage ich, war infolge des Verfahrens, womit England damals seine Marine rekrutierte, zum Matrosen gepreßt und der Mannschaft des Commodore John Payne zugeteilt worden. Es galt nun, von dem genannten Offizier die Freilassung des jungen Mannes zu erwirken. Man hatte Amy Strong gesagt, daß der galante Commodore einem jungen, hübschen Gesichte nichts abschlagen könne, und sie hatte nun an mich gedacht, um mich zu bitten, ihr bei diesem Unternehmen behilflich zu sein.

Demgemäß hatte sie sich bei Mr. Hawarden nach mir erkundigt. Dieser hatte sie an Mr. Plowden verwiesen und Mr. Plowden hatte ihr Miß Arabellas Adresse gegeben und ihr gesagt, ich sei verschwunden, wahrscheinlich aber würde sie mich bei dieser Dame finden. Sie war an diesem Abend schon zweimal dagewesen. Man hatte ihr gesagt, ich sei nicht zu Hause, und ich war auch in der Tat, wie man sich entsinnen wird, ins Drury-Lane-Theater gegangen. Entschlossen jedoch, mich zu sehen, zu sprechen, zu welcher Stunde es auch sein möchte, war Amy zum drittenmal gekommen und hatte nicht eher mit Bitten nachgelassen, als bis man sie, obschon es beinahe Mitternacht war, in mein Zimmer geführt hatte.

Sie war, wie man gesehen, gerade an der Stelle der Szene erschienen, wo die Wärterin Julien ruft, und sie hatte sich dabei eine doppelte Variante erlaubt – die erste insofern als sie mich bei dem Namen Emma anstatt bei dem Namen Julia rief, und die zweite, indem sie mich zwang, von meinem Romeo schon lange vor dem Augenblick Abschied zu nehmen, wo die wirkliche Julia Abschied von dem ihrigen nimmt.

Ich befand mich in jener glücklichen Stimmung des Geistes und des Herzens, wo man glaubt, man könne das ganze Menschengeschlecht glücklich machen. Ich versprach Amy Strong sofort, mich den

nächstfolgenden Tag für Dicks Freilassung zu verwenden, und da sie zu einer so späten Stunde der Nacht nicht wieder nach Hause zurückkehren konnte, so bereiteten wir ihr ein Lager auf meinem Sopha, damit sie in meiner Nähe schlafen und wir den nächstfolgenden Tag die erforderlichen Schritte gemeinschaftlich tun könnten. Demzufolge, was Amy erfahren, befand sich Sir John Payne am Bord seines Schiffes, des »Theseus«, welches in der Themse zwischen Greenwich und London vor Anker lag. Amy hatte bemerkt, daß ich, ganz im Gegensatz zu ihr selbst, fröhlich und heiter war. Sie hatte mir ihr Unglück erzählt und ich erzählte ihr allerdings nicht mein Glück, denn ich hatte noch keinen Grund, mich glücklich zu fühlen, wenigstens aber war meine Einbildungskraft mit Träumen beschäftigt, welche, wenn sie für junge Mädchen auch nicht das Glück selbst, doch wenigstens das Spiegelbild desselben sind. Es versteht sich von selbst, daß, solange wir wach blieben, mein unbekannter Romeo Stoff zur Unterhaltung lieferte. Mit dem Namen Romeo im Herzen und den Lippen auf meiner Hand an der Stelle, auf welche er die seinigen gedrückt, schlief ich ein. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß meine ganze Nacht ein einziger flammender Traum war.

Als ich am nächstfolgenden Morgen die Tür meines Zimmers öffnete, sah ich einen Brief auf dem Fußboden liegen. Man hatte denselben wahrscheinlich durch die Öffnung, welche sich zwischen dem Fußboden und dem auf den Balkon hinausführenden Fenster befand, in das Innere des Zimmers hineingeschoben. Die Aufschrift lautete: »An Julia.« Ich öffnete den Brief und sah sofort begierig nach der Unterschrift. Der Name dessen, der den Brief geschrieben, konnte ebensogut ein Taufname als ein Familienname sein. Er hieß nämlich Harry. Nun las ich den Brief selbst, oder verschlang ihn vielmehr. Ich hatte die Wahrheit so ziemlich erraten. Romeo-Harry war mein Nachbar. Er hatte mich auf meinem Balkon an dem Abend gesehen, wo ich, als ich mich mit der Nacht und der Nachtigall allein glaubte, die Szene Julias deklamiert hatte. Er war es gewesen, der mir am Schlusse der Szene seinen Beifall zu erkennen gegeben und mich dadurch bewogen hatte, die Flucht zu ergreifen. Den nächstfolgenden Tag war er auf den Einfall gekommen, in den Garten hinabzusteigen und ebenso wie Romeo, unbekümmert um die Gefahr, in welche er sich durch diese Unklugheit begab, mich dadurch an das Fenster zu locken, daß er die ersten Verse der schönen Gartenszene deklamierte. Man weiß, daß ihm dies

vollständig gelungen war. Die Erklärung, die er mir in bezug auf sich selbst gab, war kurz. Er war Student auf der Universität Cambridge. Durch einen unwiderstehlichen Trieb zum Theater hingezogen, glaubte er, daß dies sein eigentlicher Beruf sei, und forderte mich auf, mit ihm gemeinschaftlich diese Laufbahn zu betreten, für welche ich unverkennbar ebenfalls geschaffen sei. Er bat mich, in der nächstfolgenden Nacht wieder auf dem Balkon zu erscheinen und ihm die Antwort zu geben, von welcher, wie er mir versicherte, sein künftiges Lebensglück abhinge.

Ich habe bereits gesagt, daß dieser Brief, welcher durchaus nicht geeignet war, die Unruhe meines Herzens zu beschwichtigen, mit dem Namen Harry unterzeichnet war. Augenscheinlich war er nach unserer unterbrochenen Szene geschrieben. Der, welcher ihn geschrieben, hatte meinen Balkon erklettert und nachdem er sich überzeugt, daß ich nicht allein war und wahrscheinlich auch die ganze Nacht nicht allein sein würde, den Brief auf die schon beschriebene Weise in mein Zimmer geschmuggelt. Ich ersah hieraus, daß, sofern mein Nachbar einige Kühnheit besaß, ich mich in meinem Zimmer nicht eben sehr sicher befand und daß ich ebenso wie die eigentliche Julia von der Gartenszene bald zur Balkonszene übergehen würde.

Ach, leider war es ebenfalls eine der Gefahren meiner Situation, daß ich meine Gedanken ohne Furcht bei einem Verhältnis der Art verweilen ließ, wie man mir jetzt angetragen. Wenn Julia, die Erbin des Hauses Capulet, das heißt eines der vornehmsten von Verona, wenn die Tochter, welche die Ehre einer Familie, aufrecht zu erhalten hatte, von der sie angebetet ward, von der sie in allen Grundsätzen der Tugend erzogen worden, infolge einer jener jugendlichen Verirrungen, wo das Herz über alle sozialen Rücksichten den Sieg davonträgt, ihrem Geliebten ihre Tugend, ihren Ruf, ihr Glück zum Opfer bringt, wie konnte dann ich, ein armes, alleinstehendes Mädchen ohne Namen, welches gewissermaßen mit Hilfe der öffentlichen Wohltätigkeit erzogen worden, welches seinen Vater niemals gekannt und von einer Mutter, die durch ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen mußte, nur ungenügend überwacht werden konnte, wie konnte ich, welcher die beste Lehre von allen, die Lehre des guten Beispiels, fehlte, ich, die ich von meiner Handlungsweise niemandem Rechenschaft zu geben schuldig war, ich, die ich, wenn ich mich hingab, weder einen Namen noch eine Familie

befleckte, ich, die ich dann mich allein dem Untergange weihte, wie könnte ich da, wo eine Julia erlegen war, wohl an Widerstand denken? Ich dachte auch nicht daran. Ich dachte bloß an das Glück, meinen unbekannten Romeo wiederzusehen oder vielmehr zu sehen, denn in dem Dunkel hatte ich seine Züge nicht zu unterscheiden vermocht. Ich hatte an dem Ton und Ausdruck seiner Stimme bloß die Jugend erkannt und aus seiner Schrift und seinem Stil konnte ich Erziehung und Bildung erraten. Was Schönheit betraf, so war ich überzeugt, daß er diese besaß, denn es lagen in diesem ganzen Abenteuer von seiner Seite nicht bloß die Inspirationen der Jugend, sondern auch die der Schönheit.

Ich küßte den Brief und barg ihn an meinem Herzen. Mittlerweile kleidete Amy sich an. Wir hatten beinahe anderthalb Stunden Wegs zurückzulegen, um die Stelle der Themse zu erreichen, wo die englische Flottille vor Anker lag. Dennoch aber konnten wir den Admiral nicht wohl eher als gegen Mittag zu sprechen verlangen und hatten daher vollauf Zeit, zu Hause zu frühstücken und uns dann auf den Weg zu machen.

Ich klingelte, um zu fragen, ob man uns dieses Frühstück in meinem Zimmer auftragen könnte. Der Diener antwortete, Miß Arabella habe bei ihrer Abreise befohlen, daß man mir gehorche wie ihr selbst. Während des Frühstücks fragte man mich, ob ich wünschte, daß man den Wagen anspanne. Da ich nicht wissen lassen wollte, wo wir hingingen, so lehnte ich dieses Anerbieten ab und sagte bloß, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach erst abends wieder nach Hause kommen würde.

Gegen Mittag brachen wir auf. Amy, welche in dem Leben von London mehr bewandert war als ich, rief einen Mietwagen herbei, verständigte sich mit dem Kutscher über das Fahrgeld und wir fuhren dann weiter nach der Themse. Ich überließ mich vollständig meiner Freundin Amy. Mein Gemüt war noch fast ausschließlich mit dem Ereignis der vergangenen Nacht beschäftigt. Jeden Augenblick legte ich die Hand aufs Herz, um mich zu überzeugen, daß ich Harrys Brief nicht verloren. Das einzige, was einen Schatten auf diesen holden Traum meines Herzens warf, war der Umstand, daß ich es mit einem schlichten Studenten, einem Künstler, der sich erbot, an meinem Arme den dornigen Pfad der Kunst zu wandeln, anstatt mit einem schönen Kavalier zu tun hatte, welcher mich in einer vierspännigen

Equipage dem Ruhme einer Mistreß Siddons oder dem Reichtum einer Miß Arabella entgegenführte. Aufgeschoben war jedoch nicht aufgehoben, das Theater war ein Piedestal, wo die Statue der Schönheit ihren Kultus ebenso gut hatte wie die des Talents, und da ich von meiner Schönheit überzeugt war – leider hatte man mir dies, von dem armen Dick an, der mir es zuerst in den Gebirgen von Wales gesagt, bis zu Harry-Romeo, der mir es erst diesen Morgen geschrieben, tausendfach wiederholt – da ich von meiner Schönheit überzeugt war, sage ich, und da ich auch Talent zu besitzen glaubte, so war dies alles nur eine Frage der Zeit, und ich hatte ja Zeit, um zu warten.

Man sieht, daß ich dem Programm, welches ich mir bei Abfassung meiner Lebensgeschichte vorgezeichnet, treu bleibe, und daß ich den Menschen, welche mich vielleicht allzuhart beurteilt, ebenso wie Gott, der einmal, hoffe ich, nachsichtiger gegen mich sein wird, meine innersten Gedanken darlege. Wenn ich einen Roman schriebe, so könnte ich die Ereignisse verändern oder verkehren; ich könnte mein Unrecht beschönigen und meine Fehler entschuldigen. Ich habe aber dieses Buch »Mein Leben« betitelt. Deshalb habe ich auch nicht das Recht, an den Ereignissen meines Lebens etwas zu ändern, sondern muß sie in ihrer Reihenfolge und in ihrer wahren Gestalt entrollen.

Ich gestehe, daß dieses Buch, als von Menschenhand geschriebener Roman, schlecht abgefaßt, und, was noch schlimmer ist, schlecht gedacht sein würde, denn als Traum der Einbildungskraft könnte es keinen Einfluß auf das Leben anderer haben. Dem ist jedoch nicht so. Ich löse ein Blatt Geschichte aus dem großen allgemeinen Buche des Menschengeschlechts, von der eisernen Feder des Schicksals geschrieben, welches mich wie ein unheilverkündendes Meteor durch mein Jahrhundert gefühlt und durch mich einen verderblichen Einfluß auf meine Zeitgenossen ausgeübt hat. Ich muß alles sagen, selbst, meine verwerflichen Gedanken, ebenso wie ich alles enthüllen muß, selbst meine schlimmen Taten, denn die einen führen zu den andern. Meine einzige Entschuldigung ist, daß ich von allem, was mir begegnet, oder durch mich geschehen ist, nichts im voraus gewollt oder vorbereitet habe, sondern daß ich im Gegenteil stets einem Impuls gefolgt bin, dessen Ursachen von meinem Willen unabhängig und ganz besonders stärker gewesen sind als dieser. Hierbei darf ich nicht unerwähnt lassen –

denn ich muß auch alles sagen, was zu meiner Verteidigung dienen kann – daß meine schlimmsten Taten, oder vielmehr die schlimmsten Ereignisse meines Lebens fast stets eine gute Absicht, ein vortreffliches Prinzip gehabt haben. So hatte auch der Schritt, welchen ich in diesem Augenblick unternahm, welcher zu meinem tiefsten Fehltritt führte und mich dadurch aus den düstersten und tiefsten Abgründen der Gesellschaft auf ihre strahlendsten Gipfel erheben sollte, einen lobenswerten Zweck und ward mir durch die Humanität vorgezeichnet, denn ich tat ihn, um den Bruder meiner Freundin vor dem gefürchtetsten Schicksal eines freien Engländers zu retten. Warum aber ging ich dabei mit so viel Bereitwilligkeit und Eifer zu Werke? Vielleicht bloß, weil Dick der erste gewesen war, der mir aufrichtig und mit voller Überzeugung gesagt hatte, daß ich schön sei.

Ich hatte mich so in meine Betrachtungen versenkt, daß ich weder auf den Weg, den wir zurückgelegt, noch auf die Zeit, die wir dazu gebraucht, geachtet hatte, als plötzlich der Wagen Halt machte. Wir waren am Ufer des Flusses in einiger Entfernung von einem prachtvollen Kriegsschiff. Erwartete man uns? Ich weiß es nicht, bin aber später oft auf den Gedanken gekommen, daß alles zwischen Amy und dem Commodore im voraus verabredet war. Kaum waren wir nämlich aus dem Wagen gestiegen, so stieß ein mit sechs Ruderern bemanntes Boot von dem »Theseus« ab und kam auf uns zu. Alles war für mich so neu und ich war mit so viel widerstreitenden Empfindungen beschäftigt, daß mir dieser Umstand für den Augenblick gar nicht auffiel, sondern ich erst später daran dachte. Binnen wenigen Minuten befanden wir uns an Bord des Schiffes. Einer der ersten Gegenstände, die ich, indem ich die Schiffstreppe hinaufstieg, erblickte, war der arme Dick selbst, welcher schon Matrosenkleider trug. Er näherte sich mir und sagte in kläglichem Tone: »Ach, Miß Emma, haben Sie Erbarmen mit dem armen Dick. Sein Schicksal ruht in Ihren Händen.« Ich konnte nicht recht begreifen, wie mir auf einmal eine so große Macht zur Verfügung stünde,– der arme unglückliche Knabe sah aber so traurig aus, daß ich ihm versprach, alles zu tun, was in meinen Kräften stünde. Ein Midshipman stieß ihn brutal auf die Seite und führte uns in Sir John Paynes Kajüte.

Diese Kajüte war eins der elegantesten Boudoirs, die ich jemals gesehen, selbst zu der Zeit, wo ich mein Leben in den Boudoirs einer Königin

zubrachte. Der Fußteppich war aus prachtvollen Tigerfellen zusammengesetzt und die Wand mit den schönsten ostindischen Kaschemirs bekleidet. Wenn man dieselben emporhob, so sah man Trophäen von Waffen, die den reichsten Bazars des Orients entstammten.

Der Sitz, auf welchem der Commodore saß oder vielmehr lag, war ein, türkischer Divan mit goldener Blumenstickerei, wie man deren bloß an den Gestaden des Bosporus und des Ganges träumt. Die Basis, auf welcher er ruhte, bestand aus zwei Kanonenläufen, welche wie Gold funkelten. An gewöhnlichen Tagen verschwanden dieselben vollständig unter dem sie bedeckenden Stoff. An den Tagen des Kampfes nahm man die Kaschemirs, welche die Trophäen, und die Kissen des Divans, welche die Geschütze bedeckten, hinweg und man sah sich aus dem Boudoir einer Modedame in das Arsenal eines englischen Commodore versetzt.

Sir John Payne, der einen Schlafrock von chinesischem Stoff trug, war bei unserem Eintritt mit Lesen beschäftigt. Mit der Nachlässigkeit eines Menschen, der einen unerwarteten Besuch empfängt, drehte er sich nach uns herum, als er aber zwei Frauen erblickte, erhob er sich. Ich warf auf ihn einen raschen Blick, der, wie rasch er auch war, mir möglich machte, alles zu sehen. Sir John Payne war ein schöner Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, welcher den Grad, den er so jung bekleidete, augenscheinlich mehr seiner Geburt und seinem Reichtum als den Feldzügen verdankte, die er bis jetzt mitgemacht. Alles an ihm, wie um ihn herum, verkündete Luxus. Das Messer, womit er sein Buch aufschnitt, hatte einen goldenen Griff, seine Finger waren mit Ringen belastet und eine neben ihm liegende Uhr mit Diamanten besetzt. Er hauchte, sozusagen, ein hocharistokratisches Parfüm aus.

Amy warf sich schluchzend, sie besaß die Fähigkeit des Weinens in bewundernswürdigem Grade, ihm zu Füßen, oder wollte dies vielmehr tun. Er wehrte ihr jedoch und fragte sie, was sie zu ihm führe. Sie zog mich, als ob das Schluchzen ihr das Sprechen unmöglich machte, bei der Hand näher und forderte mich durch eine Gebärde auf, an ihrer Statt das Wort zu ergreifen. Erst jetzt schien der Admiral mich zu bemerken. Er sah mich an, schien durch meine Schönheit in Erstaunen gesetzt zu werden und ließ mich an seiner Seite Platz nehmen. Amy blieb stehen, bedeckte sich das Gesicht

mit ihrem Tuche und sagte mit halberstickter Stimme zu mir: »Sprich, sprich! Mylord wird dich lieber anhören und besser verstehen als mich.«

13. Kapitel.

Ich war selbst sehr aufgeregt und setzte mit bewegter Stimme Admiral den Zweck unseres Besuchs auseinander, indem ich ihm zugleich versicherte, daß er sich, wenn er den armen Dick wieder freiließe, ein ewiges Recht auf meine Dankbarkeit erwerben würde. Sei es nun, daß der Admiral dies wirklich glaubte, oder daß er mir eine Schmeichelei sagen wollte, kurz, er fragte mich, welchen Grund eine Person von meinem Stande haben könne, um sich für einen gemeinen Menschen wie der zu interessieren, dessen Freilassung ich soeben begehrte. Mit einem Gemisch von Demut und Stolz antwortete ich hierauf, ich sei durchaus keine Person von Stand, sondern ein armes Landmädchen und Dicks Landsmännin. Er ergriff mich bei der Hand, betrachtete dieselbe und schüttelte mit zweifelnder Miene den Kopf. Meine Hände, welche ich mit einer Koketterie, die bei mir dem Alter voranschritt, stets sorgfältig gepflegt, waren in der Tat sehr schön. »Diese Hände,« rief der Admiral lachend, »sind nicht die Hände einer Bäuerin.« Ich versicherte dem Admiral, daß er sich irre. »Dann,« sagte er, indem er von seinem kleinen Finger einen Diamantring zog, den er an den meiner Hand steckte, welcher der Stärke des seinigen entsprach, »dann fehlt bloß dieser Ring, um Hände einer Herzogin daraus zu machen.«

Ich fühlte, daß ich mehr vor Freude als vor Scham bis an die Augen errötete. Dennoch aber und obschon meine Hand mir mit dem Schmucke, den sie empfangen, noch weit schöner erschien, wollte ich dem Admiral den Ring, den er mir auf so galante Weise anbot, zurückgeben. Er hielt jedoch meine Hand in der seinigen fest und sagte, wenn ich auf meiner Weigerung beharrte, so müßte ich mich darauf gefaßt machen, daß er auch bei der seinigen beharre. Ich warf die Augen auf Amy. Diese sah mich durch ihre Tränen hindurch mit so bittendem Blick an, daß ich nicht den Mut hatte, längeren Widerstand zu leisten. Ich behielt den Ring. Amy schien nun wieder Mut zu fassen. »Und mein armer Dick?« fragte sie.

»Hören Sie, was ich sage,« antwortete der Admiral. »Ich allein kann diese Frage nicht entscheiden. Ich kann wohl die Entlassung des jungen Mannes beantragen, dieselbe bedarf aber der Autorisation durch die Admiralität.« – »Ja,« sagte ich, indem ich Sir John Paynes Hände ergriff, »aber wenn Sie diesen Antrag stellen, so wird die Entlassung bewilligt werden, nicht wahr?« – »Ich hoffe es.« – »Sagen Sie, daß Sie dessen sicher sind.« – »Ich werde alles tun, was ich kann, um mich Ihnen angenehm zu machen,« sagte der Admiral indem er sich höflich verneigte. – »Ach, wenn es Ihnen gelänge,« rief ich, »wie dankbar wollte ich Ihnen sein!« – »Ist. das wahr, was Sie mir da sagen?« fragte der Admiral, indem er mich fest und mit wenn auch nicht liebendem, doch begehrlichem Blick betrachtete. Ich errötete und senkte das Haupt, ohne zu antworten. Es war mir jetzt, als sähe ich ihn einen Blick mit Amy wechseln; Amys Blick aber konnte ebenso wie der meinige ein bittender sein. »Hören Sie,« hob er wieder an, »ich werde Ihnen einen Beweis meines guten Willens geben. Noch heute gehe ich nach London und tue daselbst die nötigen Schritte.« – »Ach, wie gütig Sie sind!« – »Und,« fragte Amy, »wann und wo werden wir Antwort erhalten?« – »Das ist sehr einfach,« sagte der Admiral. »Warten Sie.« – »Hier?« fragte ich zögernd, denn ich dachte an mein Stelldichein für den Abend. – »Nein, in London, in meinem Haus in Piccadilly.« – Ich sah Amy fragend an. – »Fragen Sie Emma,« sagte, sie.

»Ich stehe ganz zu Ihren Befehlen, Mylord.« – »Ich werde warten, wo es Ihnen beliebt, Mylord,« antwortete ich, »in der Hoffnung, daß die Antwort, die Sie uns bringen, eine gute sein werde. Nur –« setzte ich hinzu. – »Nur –« wiederholte der Admiral. – »Nur muß ich bis zehn Uhr abends zu Hause sein.« – »Es wird Ihnen freistehen, sich zu entfernen, sobald es Ihnen beliebt. Da aber die Antwort sich verzögern und mich selbst ziemlich lange aufhalten kann, so werden Sie eine Tasse Tee und ein Stück Kuchen genießen. Dann gebe ich Ihnen Ihre Freiheit zurück, und bitte Sie um die meinige, was ich ganz gewiß nicht tun würde, wenn ich Sie nicht verließe, um Ihnen einen Dienst zu leisten.« Er schlug auf eine lautdröhnende chinesische Glocke. Ein Diener trat ein. »Den Tee,« befahl der Admiral. Ohne Zweifel war alles schon im voraus angeordnet, denn wenige Augenblicke darauf trat der Diener wieder ein und brachte einen mit Konfitüren bedeckten Präsentierteller, den er auf einen Tisch setzte. »Nun, meine schöne Bittstellerin, machen Sie jetzt die Honneurs beim Tee,« sagte

der Admiral zu mir. Ich gehorchte ihm errötend und verlegen und schenkte eine Tasse Tee ein, welche ich dem Admiral mit einer Hand präsentierte, indem ich ihm mit der anderen den Zucker darbot und dabei zugleich einen Knix machte, so wie man mich in der Pension gelehrt. »In der Tat,« sagte Sir John zu mir, »man hatte mir nicht zu viel gesagt. Sie sind wirklich anbetungswürdig!« Ich warf einen vorwurfsvollen Blick auf Amy. Die dem Admiral soeben entschlüpfte Bemerkung bewies mir, daß mein Besuch nicht, wie ich glaubte, vorausgesehen, sondern erwartet worden war. »Nehmen Sie es Amy übel, daß sie mir gesagt, sie hätte das schönste Wesen der Welt zur Freundin, und nehmen Sie mir es übel, daß ich Sie zu sehen gewünscht habe?« fragte der Admiral. »Wenn Sie dies täten, so wären Sie sehr grausam, denn Sie hätten, wenn Sie sich geweigert zu kommen, aus Ihrem Freund Dick einen Matrosen gemacht, was, wie mir scheint, durchaus nicht der Beruf des jungen Mannes ist, und Sie hätten mir nicht erlaubt, mich Ihren Diener zu nennen, was gleichwohl mein Beruf zu sein scheint.« Ich wußte nicht, was ich auf dieses so leicht hingeworfene, aber durchaus nicht ehrerbietige Kompliment sagen sollte. Er hielt mir seine Tasse hin, damit ich einige Tropfen Sahne hineingösse, und er konnte sehen, wie meine Hand zitterte. »Wie! hier vereiniget sich also alles – Tugend, Zartgefühl und Keuschheit – abgesehen von Schönheit und Jugend,« murmelte er. Ich betrachtete ihn mit erstauntem Blick.

»Haben Sie vielleicht einmal Hamlet spielen sehen?« fragte er mich. – »Nein,« antwortete ich. – »Wohlan, was ich Ihnen soeben gesagt, ist dasselbe, was Hamlet zu Ophelia sagt, als er erstaunt ist, so viel Anmut, Liebe und Züchtigkeit in einer und derselben Person vereinigt zu finden.« – Ich schüttelte den Kopf. – »Und,« fuhr Sir John fort, »da Ophelia nicht an die Liebe des Prinzen von Dänemark glaubt, so setzt er hinzu:

»Zweifle an der Sonne Klarheit, Zweifle an der Sterne Licht, Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit, Nur an meiner Liebe nicht.«

Sir John ergriff mich bei beiden Händen, gab seiner Stimme den zärtlichsten Ausdruck und fuhr fort: »O liebe Ophelia, es gelingt mir schlecht mit dem Silbenmaße und ich besitze nicht die Kunst meine Seufzer zu messen, aber daß ich dich bestens liebe, o Allerbeste, das glaube mir.« – »Und was antwortet Ophelia auf diese Verse?« fragte ich. Sir John erhob

sich. »Hamlet,« sagte er, »läßt ihr nicht Zeit zum Antworten. Er entfernt sich und verläßt sich darauf, daß selbst in seiner Abwesenheit das Herz der Person, die er liebt, für ihn sprechen werde.« – »Sie verlassen uns also auch?« fragte ich Sir John. – »Nach drei Uhr würde ich die Lords der Admiralität nicht mehr beisammen finden und ich will wenigstens das Verdienst besitzen, mein Versprechen zu halten und Ihnen heute noch eine Antwort zu bringen, mag dieselbe nun gut oder schlimm ausfallen.« – »Und wir?« fragte Amy. – »Sie,« sagte Sir John, »Sie werden die Güte haben, mich in Piccadilly zu erwarten, wohin mein Diener Sie begleiten wird.« – »Werden Sie mittlerweile dem armen Dick wenigstens vierundzwanzig Stunden Urlaub geben?« – »Ja,« sagte Sir John lachend, »aber nur, dafern Miß Emma mir mit ihrem Worte dafür bürgt, daß der Bursche nicht desertiert, denn in diesem Falle würde Miß Emma mit ihrer eigenen Person für ihn haften.« – »Hörst du, Emma?« sagte Amy. – Ich reichte Sir John die Hand. »Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Mylord,« sagte ich zu ihm. – »Nun,« sagte der Admiral, »wünsche ich weiter nichts, als daß der Bursche bis ans Ende der Welt davonlaufe. Wollen Sie mit mir kommen, damit ich Sie ans Land bringen kann?« – »Wir sind,« sagte ich, »Ihretwegen, Mylord, an Bord dieses Schiffes gekommen und von dem Augenblicke an, wo Mylord es verläßt, haben wir keinen Grund mehr, länger zu bleiben.« – Sir John schlug abermals auf die Glocke und derselbe Diener trat wieder ein. »Die Jolle!« befahl der Admiral. – »Sie liegt bereit, Mylord.« – »Ihr werdet mit uns ans Land kommen, und diese Damen nach Piccadilly begleiten. Um sieben Uhr wird soupiert.«

Ich wollte in bezug auf dieses Souper eine Bemerkung machen, Sir John aber ließ mir nicht Zeit dazu, sondern bot mir den Arm und führte mich nach der Treppe. Sämtliche Offiziere waren von der Kajüte bis zur Treppe in doppelter Reihe aufgestellt. Ich senkte nicht bloß die Augen, sondern auch das Haupt, denn alle Blicke lasteten gewissermaßen auf meiner Stirn und beugten dieselbe nieder. Ich sah mich in der Jolle, ohne recht zu« missen, wie ich hineingekommen war. Ich hörte Sir Johns Stimme, welcher Dick befahl, uns zu folgen. Dann stieß das Boot leicht wie ein Vogel von dem Schiffe ab und näherte sich dem Ufer. Hier wartete Sir Johns Equipage. Daneben stand unser bescheidener Mietwagen. »Sie wollen doch nicht in diesem Fuhrwerke nach London zurückkehren?« fragte der Admiral. – »Wie sollen wir anders dahin zurückgelangen?« fragte ich. – »Piccadilly ist

auf meinem Wege, ich werde Sie im Vorüberfahren dann absetzen.« Er winkte seinem Diener, welcher den Kutscher unseres Mietwagens bezahlte. Dann öffnete er selbst den Schlag seines Wagens und ließ mich zuerst einsteigen, während Amy einige Worte mit Dick wechselte, um ihn an einen Ort zu bestellen, wo sie ihm von Sir Johns Schritten Rechenschaft geben könnte. Dick, der weniger stolz war, als wir, bemächtigte sich des Mietmagens und ließ sich im Triumphe nach London zurückfahren. Sir John setzte sich auf den Vordersitz und überließ uns die beiden Hinterplätze. Der Diener setzte sich neben den Kutscher, der Wagen rollte fort, während ich mich in ganz andere Träume versenkt sah, als die waren, mit welchen ich meine Wohnung verlassen.

Für mich hatte das Leben in der Tat ein sich unaufhörlich drehendes Rad zum Symbol. Aber in welcher Richtung drehte sich dieses Rad? Geschah es, um mich zu erhöhen, oder geschah es vielmehr, um mich zu erniedrigen? War ich seit dem Tage, wo ich die Schafe hütete, etwas Besseres oder etwas weniger Gutes geworden? Ich überließ mich diesen Betrachtungen so vollständig, daß ich kaum fühlte, wie Sir John sich meiner Hand bemächtigte. Ich ließ dieselbe willenlos und untätig in der seinigen.

Nach einer halben Stunde machte der Wagen Halt. Wir waren in Piccadilly. Der Schlag öffnete sich und Sir John stieg zuerst aus, um uns die Hand zu bieten. Ich war dankbar dafür, daß ein Gentleman uns begegnete wie Herzoginnen, und mit unfreiwilliger Bewegung drückte ich die Hand, welche mir dargeboten ward. »Ich danke,« murmelte der Admiral leise. Rasch zog ich meine Hand zurück. Er betrachtete mich mit einem gewissen Erstaunen; an meinem Lächeln aber sah er, daß in diesem Zurückziehen meiner Hand nichts Beleidigendes für ihn lag. Es war jetzt über drei Uhr. Er hatte folglich keinen Augenblick zu verlieren, wenn er noch zur rechten Zeit auf die Admiralität kommen wollte. Er stieg daher wieder in seinen Wagen und wir gingen, von dem Diener geführt, in das Haus hinein. Dieses Haus, welches so ziemlich auf der Mitte des Weges von London bis zu Sir John Paynes Station lag, war ein mit der größten Eleganz möbliertes allerliebstes kleines Hotel und hatte keinen andern Eigentümer oder Mieter als Dicks aristokratischen Gönner. Der Lakai, den uns dieser zurückgelassen, führte uns eine jede in ihr Zimmer. Als ich das meinige

betrat, blieb ich stehen und suchte in meinen Erinnerungen, wo ich dieses Zimmer schon gesehen hätte.

Es lag in der Wirklichkeit dieser Vision etwas Unmögliches. In die Richtung von Piccadilly hatte mein Weg mich niemals gefühlt und man weiß, daß, als ich nach London kam, dies zum erstenmal geschah. Ich stand vor einem großen Goldrahmenspiegel in einem eleganten Zimmer mit himmelblau seidenen Vorhängen, Toilettenmöbeln und eine Kommode von Rosenholz. Unter meinen Füßen hatte ich einen türkischen Teppich, über meinem Kopfe einen Plafond mit Freskomalereien, welche dem Pinsel eines Boucher oder Watteau zu entstammen schienen. Tanz gewiß hatte ich dieses Zimmer schon gesehen.

Ich setzte mich in einen Sessel, dessen seidener Überzug von derselben Farbe war wie die Vorhänge, und diese blaue Farbe führte mich durch die Analogie auf den Gedanken an mein erstes Kleid als Pensionärin. Ich sah mich wieder mit jenem Kleide an der Quelle sitzen, in deren Nähe meine Schafe weideten. Ich dachte wieder an den Tag, wo Dick zu mir gesagt hatte: »Betrachte dich in unsern Quellen, Emma; später einmal wirst du in die Stadt gehen und dich in großen Goldrahmenspiegeln betrachten, wie der ist, der an der Tür des Spiegelhändlers in Hawarden steht.« Durch den Faden meiner Erinnerungen geführt, besann ich mich auf alles. Dieses Zimmer, dieser Spiegel, diese türkischen Teppiche, diese Vorhänge, die so blau waren wie mein Kleid im Pensionat, ja dies alles hatte ich in einem Traume meiner Kindheit gesehen und jetzt nach sieben oder acht Jahren fand ich es in der Wirklichkeit wieder. Und Dick, welcher jene Prophezeiung ausgesprochen, war jetzt auch Ursache der Verwirklichung derselben. Seltsame Verkettung von Umständen, welche meinem Herzen jene verhängnisvolle Idee eingepflanzt, daß eine Macht, die stärker wäre als mein Wille, über mein Schicksal verfügen und daß ich vergebens versuchen würde, mich dieser Macht zu widersetzen. Nach ungefähr einer halben Stunde trat Amy Strong in mein Zimmer und fand mich in demselben Sessel, in welchen ich nach meinem Eintritt gesunken war. Mein Hinbrüten schien sie zu beunruhigen. Sie versuchte mich daraus aufzurütteln, indem sie von Sir John Payne, von seiner Güte gegen Dick und von seiner Artigkeit gegen uns sprach. Ich begnügte mich zu lächeln, ohne zu antworten, ich begriff den Zweck dieser Artigkeit, die Berechnung dieser

Güte und ich fühlte, instinktartig, daß meine Ehre das Lösegeld für Dicks Freilassung sein würde.

Zum Unglück war Sir John Payne jung, schön und reich; zum Unglück war er auch artig und schien gutmütig zu sein. Alles vereinigte sich sonach, um mich ins Verderben zu stürzen, sogar die guten Instinkte meines eigenen Herzens, welche mich drängten, Dick zu retten und Amy zu trösten. Um fünf Uhr machte ein Wagen vor dem Tore Halt. Ich erschrak. Amy eilte an das Fenster und stieß einen Freudenruf aus. Ich brauchte nicht erst an das Fenster zu eilen, um zu fühlen, daß es Sir John war, welcher nach Hause zurückkam.

Einen Augenblick später öffnete sich die Tür und er trat mit heiterer Miene ein. »Was geben Sie mir, Miß Emma,« sagte er zu mir, »wenn ich Ihnen eine gute Nachricht für Ihren Schützling bringe?« – »Was,« antwortete ich, indem ich mich erhob und ihm beide Hände entgegenstreckte, »was könnte ich Ihnen weiter geben als den Dank eines tiefgerührten Herzens, Mylord?« – »Gut,« sagte er. »Für jetzt begnüge ich mich mit diesem Dank. Unsere Rechnung werden wir später ausgleichen.« – »Dann ist Ihr Vorhaben also gelungen, Mylord?« fragte Amy. – »Wenigstens ist es auf dem besten Wege dazu,« entgegnete der Admiral. »Man hat mir die Freilassung Ihres Bruders für diesen Abend versprochen. Wir wollen sie, wenn es Ihnen recht ist, bei Tische erwarten. Sie müssen sehr hungrig sein, denn Sie haben weiter nichts als ein kleines Stück Kuchen genossen. Ich meinerseits gestehe, daß die weiten Wege, die ich gemacht, meinen Appetit ebenfalls nicht wenig gereizt haben.« Ich wollte eine Bemerkung über die Notwendigkeit machen, in der ich mich befand, nach Oxfordstreet zurückzukehren, als der Diener eintrat und meldete, daß die Tafel serviert sei. Sir John Payne bemächtigte sich meines Armes, führte mich nach dem in derselben Etage gelegenen Speisezimmer und rief: »Kommen Sie, meine schönen Tischgenossinnen!«

Der Tag begann sich zu neigen und aus dem durch die dichten Vorhänge vermehrten Halbdunkel meines Zimmers traten wir in ein prächtig erleuchtetes Speisezimmer, dessen Lichter von dem Kristall der Gläser und dem funkelnden Silbergeschirr widergespiegelt wurden. Es war in der Tat, als wenn von Feenhänden ein Souper für ihren König Oberon und ihre Königin Titania zubereitet worden wäre. Die Atmosphäre war lau und von

einem gleichzeitig herben und süßen Parfüm erfüllt, welches durch alle Poren einzudringen schien. Beim Anblick dieses Luxus und infolge dieser duftenden Atmosphäre bemächtigte sich meiner gleichsam ein plötzlicher Rausch. Ich fühlte, mich einer Ohnmacht nahe. Meine Füße zitterten und mein Kopf neigte sich auf die Schulter herab. Sir John fühlte, daß ich seinem Arm schwerer ward, und als er mir an dem matten Ausdruck meiner Augen und der schlaffen Haltung meines Körpers ansah, was in mir vorging, sagte er: »Sie gehören zur Gattung der Sensitiven. Sie sind Weib und Blume zu gleicher Zeit. Glücklich der Mann, welcher den Wohlduft der Blume atmen und das Wort Liebe von den Lippen des Weibes pflücken wird.« Ich stieß einen Seufzer aus und der Admiral führte mich, während ich förmlich taumelte, zu meinem Stuhle und nahm neben mir Platz.

Der Zauber des Reichtums ist für mich ebenso groß gewesen wie die Furcht vor dem Mangel. Stamme ich denn wirklich aus aristokratischem Blut und sind alle meine Bestrebungen darauf gerichtet, mir die durch meine illegitime Geburt zertrümmerte Stufe wieder zu erobern? Mein Leben ist in dieser Beziehung weiter nichts gewesen als ein langer Rausch, und wenn ich von dem Rang und dem Reichtum nichts mehr zu verlangen hatte, blendete als reiche und vornehme Dame mich wiederum der Ruhm, ebenso wie als armes Mädchen hoher Stand und Reichtum mich geblendet hatten. Es war jetzt das erstemal, daß ich mich an eine reichservierte Tafel setzte. Es war das erstemal, daß die Gläser gleich Diamanten durch ihre Flammenreflexe mein Auge blendeten. Es war das erstemal, daß ich meine Lippen mit jenem französischen Schaumwein benetzte, welcher gleich dem des Altertums durch die Hände der Bacchantinnen in dem Becher der Freude gekeltert wird. Nichts von diesem allen aber war imstande mich aus meinem Taumel zu erwecken, das Blut, welches rascher durch meine Adern kreiste, zu beruhigen und das Feuer, welches gleichsam stoßweise aus meiner Brust auf meine Stirn stieg, zu löschen. Als ich mich an den Tisch setzte, war ich schon trunken von Wohlgeruch und Kerzenglanz. Beim Dessert trat ein Diener ein, welcher eine mit einem großen Siegel verschlossene Depesche überbrachte. Sir John entsiegelte die Depesche, überzeugte sich, daß es wirklich Dicks Entlassung war, und überreichte sie Amy. Amy erhob sich sofort und bat unter dem Vorwande, daß sie nicht länger zögern wolle, ihrem Bruder diese gute Nachricht mitzuteilen, um die

Erlaubnis, sich zu entfernen. Sir John hatte durchaus nichts dagegen, sondern lobte im Gegenteile diesen Beweis von schwesterlicher Gesinnung.

Ich sah ein, daß von den nächsten fünf Minuten meine ganze Zukunft abhinge. Als ich sah, daß Amy sich erhob, tat ich dies ebenfalls. Sir John machte keine Bewegung, mich zurückzuhalten; ich hatte aber aus meinem Zimmer erst meine Mantille und meinen Hut zu holen. Fest entschlossen, mich dem Bereich der Verführung zu entziehen, eilte ich nach dem Zimmer, welches ich mild durch eine Alabasterampel beleuchtet fand. Es konnte nichts Reizenderes geben als dieses Zimmer, besonders in diesem gedämpften Lichtschein, welcher dem des Mondes in einer stillen Sommernacht glich. Stumm, unbeweglich, entzückt blieb ich einen Augenblick stehen und kämpfte mit dem Wunsche zu bleiben und dem, Amy zu folgen. Ich begriff nun, daß ich eine Stütze außer mir suchen müßte. Ich drückte die Hand aufs Herz, ich suchte und fand hier Harrys Brief. Nun atmete ich auf und wollte sofort aus dem Zimmer eilen, hinter mir aber hatte die in dem Schnitzwerk des Wandgetäfels angebrachte Tür sich geschlossen und war unsichtbar geworden. Es war, als beherrschte mich ein unwiderstehlicher Zauber, der mich in einen Feenpalast geführt hätte. Ich drehte mich um und wollte die Klingel ziehen. Zwischen mir und dem Kamin aber stand Sir John mit ausgebreiteten Armen und murmelte mit leiser Stimme das Wort: »Undankbare!« Bei dieser Stimme ergriff der eben erst beschwichtigte Taumel mich von neuem. Eine Flammenwolke zog an meinen Augen vorüber und ich sank in die mir geöffneten Arme. Ich danke dir, mein Gott, dafür, daß mein erster Fehltritt seinen Grund in Herzensgute und Aufopferung für andere, aber nicht in sinnlicher Begierde oder im Hang zur Ausschweifung hatte.

14. Kapitel.

Nun war ich Sir John Paynes Geliebte. Es beginnt hiermit die Reihe der traurigsten, vielleicht aber nicht der strafbarsten Ereignisse meines Lebens. Ich habe Gott und den Menschen versprochen, sie aufrichtig zu bekennen und ich meide dieses Geständnis mit voller Aufrichtigkeit tun, um zu beweisen, daß ich es als Reuige tue.

Wenn die Reue über einen Fehltritt in dem Herzen nur infolge der materiellen Unannehmlichkeiten oder Vorurteile, die er nach sich zieht, entstünde, so würde mich nichts bewegen, diese, ich will nicht sagen erste Liebe – denn wirklich geliebt habe ich nur einmal in meinem Leben – wohl aber diese erste Verirrung zu bereuen. Sir John war ein Gentleman, nobel, freigebig, artig, und ich konnte während der fünf oder sechs Monate, welche unser Verhältnis dauerte, nur zufrieden mit ihm sein. Das kleine Haus in Piccadilly ward mein, und wenn er mich besuchte, was so oft geschah, als die Pflichten seines Dienstes ihm Zeit dazu ließen – so sah es aus, als käme er in meine und nicht in seine Behausung. Die Diener und die Equipage standen zu meinen Befehlen und nach dem Respekt, welchen die Diener mir bewiesen, bemaß ich den, welchen der Herr vor mir hatte.

Als ich in den Möbeln meines Zimmers jene neugierige Untersuchung anstellte, welche die Frauen in dem Gemach, welches sie bewohnen, niemals verfehlen vorzunehmen, fand ich in einer mit meiner Namenschiffre gestickten Börse fünf- bis sechshundert Stück Sterling und in einem Etui einen Schmuck von Türkisen und Diamanten.

Von diesem Augenblick an, wo ich einsah, daß dieses Geld für mich bestimmt war, teilte ich es in zwei gleiche Teile: einen für meine Mutter, den andern für mich. Den ersteren schickte ich auch sofort an meine Mutter ab, ohne ihr jedoch zu sagen, wo ich sei und wie ich zu diesem Gelde gekommen wäre. Jetzt, wo ein trauriges, unglückliches Alter über mich hereinzubrechen droht, gereicht es mir zum Troste, zu bedenken, daß ich auf der Höhe meines Glücks oder meiner Schande niemals auch nur einen Augenblick lang versäumt habe, für das materielle Wohlbefinden der schlichten Frau zu sorgen, der ich dieses Leben verdanke, welches für mich

gleichzeitig so glänzend und so schmerzlich war. Übrigens wäre ich ohne zwei Gedanken, die mich vorzugsweise beschäftigten, vollkommen glücklich gewesen. Der erste dieser Gedanken war der an meinen unbekannten Romeo, welcher mich sicherlich alle Abende vergebens am Fuße meines Balkons erwartete. Der zweite war, was wohl Miß Arabella bei ihrer Rückkehr gesagt haben würde, als sie mich nicht mehr in ihrer Wohnung vorfand. Ich hatte in der Tat eine seltsame Art und Weise, die Personen zu verlassen, welche mir Gutes erzeigt oder erzeigen gewollt – eine Art und Weise, die ihnen eine ganz eigentümliche Meinung von mir beibringen mußte. Einige Tage lang ward ich durch eine Art Scham bewogen, mich in Piccadilly eingeschlossen zu halten. Am dritten Tage empfing ich den Besuch Amys und ihres Bruders. Die äußere Erscheinung beider erweckte in mir die Vermutung, daß sie ebenfalls ihren Anteil an der Freigebigkeit des Commodore genossen hätten. Endlich brachte Sir John Payne mich so weit, daß ich mich bereit erklärte, auszugehen. Das Theater war immer noch meine herrschende Leidenschaft und er mietete eine Loge im Drury Lane. Er hatte, um mich dahin zu führen, den Tag gewählt, wo »Hamlet« gegeben ward. Mit einer gewissen Gemütsbewegung hörte ich die Verse, welche er an Bord des »Theseus« zu mir gesprochen, und indem ich mein Schicksal an das Opheliens kettete, folgte ich dem Unglücke der Tochter des Polonius mit ganzer Seele. Die beiden Wahnsinnsszenen wurden für mich dasselbe, was die Gartenszene und die Balkonszene in »Romeo und Julia« für mich gewesen waren. Auf dem Nachhausewege sprach ich von weiter nichts, als von Ophelia, ich träumte die ganze Nacht von ihr und wiederholte die mir im Gedächtnis zurückgebliebenen Bruchstücke der betreffenden Verse. Shakespeares Werke gab es in der kleinen Bibliothek in Piccadilly nicht, wohl aber hatte Sir John sie an Bord des »Theseus«, und da er im Laufe des Tages sich dorthin zu begeben hatte, so versprach er einen meiner Diener mitzunehmen und mir durch diesen den gewünschten Band zu schicken. Ich erwartete meinen Shakespeare mit derselben Ungeduld, wie eine andere ein goldenes Armband oder einen Perlenschmuck erwartet hätte. Ich riß dem Diener das Buch förmlich aus der Hand, schloß mich in mein Zimmer ein und versenkte mich in diesem Ozean von Poesie. Am Abend wußte ich die beiden Wahnsinnsszenen auswendig, und da ich mir die bald traurigen, bald heiteren Mienen gemerkt, womit Ophelia ihren Geliebten am St. Valentinstage besucht, oder das Grab ihres Vaters mit Blumen bestreut, so konnte ich mit jenem

mimischen Talent, welches ich von jeher gehabt, nicht bloß die Gebärden, sondern auch die Modulationen wiederholen, welche ich am Abend vorher gesehen oder gehört hatte. Alles dies geschah für mich allein und vor jenem vergoldeten Spiegel, der mir von Dick prophezeit worden.

Es fehlte mir dabei bloß eins, nämlich ein passendes Kostüm. Das Opheliens war indessen sehr leicht herzustellen, da es ja bloß in einem langen weißen Gewand besteht. Ich beschloß mir die Befriedigung dieser Grille zu gestatten. Abends beim Souper bat ich Sir John um die Erlaubnis, den nächstfolgenden Tag auszugehen. Erstaunt sah er mich an. »Sie bitten mich um Erlaubnis?« sagte er zu mir. »Glauben Sie denn erst meiner Erlaubnis zu bedürfen, wenn Sie ausgehen wollen?« – »Nein,« sagte ich, »aber dennoch wäre ich nicht ausgegangen, ohne es Ihnen zu sagen.« – »Nun, da Sie dies einmal wollen, so setzen Sie vielleicht auch Ihrem Vertrauen die Krone auf, indem Sie mir sagen, warum Sie ausgehen wollen.« – »Ich will Kleiderstoffe einkaufen,« antwortete ich. – »Warum wollen Sie damit nicht Ihre Schneiderin beauftragen?« fragte er. Ich lachte. »Weil ich mein Kleid selbst zu machen gedenke,« antwortete ich. – »Nun, lassen sie sich wenigstens die Adressen der renommiertesten Kaufläden geben.« – »Das ist nicht nötig. Das, was ich suche, finde ich bei dem ersten besten. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich nicht lieber meine Zofe schicke, und ich werde dies auch tun, wenn Sie sich dazu verstehen, mich anderswohin zu begleiten.« – »Überall, wohin Sie mich führen, teure Emma, werde ich auf dem Wege nach dem Paradies zu sein glauben. Es wäre daher sehr töricht von mir, wenn ich mich weigern wollte.« – »Nun, dann ist die Sache abgemacht. Nach dem Frühstück werde ich meine Zofe in die Stadt schicken.« – »Und wir, wo werden wir hingehen?« – »Ins Freie, wenn es Ihnen beliebt. Ich habe ländliche Gelüste für morgen.« – »Und zu welcher Stunde soll unser Ausflug stattfinden?« – »Nach dem Frühstück, wenn es Ihnen recht ist, Mylord.« Demgemäß ward alles verabredet. Am nächstfolgenden Morgen schickte ich, nachdem ich mich kaum vom Schlaf erhoben, meine Zofe mit dem Auftrage fort, eine Quantität von dem schönsten weißwollenen Stoff, den sie finden könnte, und außerdem einen großen schwarzen Tüllschleier zu kaufen. Sir John hörte mich meine Befehle erteilen, ohne meine Absichten zu verstehen, und wünschte wahrscheinlich sehnlich, daß ich ihm mein Geheimnis wenigstens zum Teil verraten möchte, aber ich sagte kein Wort.

Nach dem Frühstück stiegen wir in den Wagen und ich befahl dem Kutscher, uns aus der Stadt hinaus in die nächsten Felder zu fahren. Die nächsten Felder von London sind aber immer noch ziemlich weit und wir brauchten über eine Stunde, ehe ich fand, was ich suchte. Endlich ließ ich den Wagen Halt machen und stieg aus.

»Soll ich Ihnen folgen?« fragte Sir John.

»Jawohl,« antwortete ich. »Sie sollen mir nicht bloß folgen, sondern mir auch behilflich sein.«

»Wobei?«

»Das werden Sie sogleich sehen.« Ich betrat die Wiese und begann Kornblumen, Rosmarin und Fenchel zu pflücken. Sir John sah mir zu und machte es wie ich. Als wir jedes einen großen Strauß Feldblumen beisammen hatten, stieg ich wieder in den Wagen. »Das ist eine seltsame Idee,« sagte Sir John zu mir. »Sie können sich ja die schönsten Blumen bei den ersten Gärtnern von London holen lassen, anstatt hierherzugehen und diese Heuernte einzufahren.«

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich ein einfaches Landmädchen bin? Und müssen denn die Feldblumen in meinen Augen nicht mehr Wert haben als die Blumen der Städte?« – »Wäre ich so unglücklich, daß Sie die Zeit betrauern, wo Sie eine Nymphe der Wiesen von Flintshire waren, anstatt wie jetzt eine der Gottheiten Londons zu sein?« – »Nein, Mylord; obschon meine göttlichen Eigenschaften sehr zweifelhaft sind, da sie ja nur von einem einzigen Anbeter anerkannt werden.« – »O, was das betrifft,« antwortete Sir John, »so brauchen Sie sich bloß zu zeigen, um Ihren Kultus zu einem allgemeinen zu machen. Als Venus auf den Einfall kam, die Welt zu regieren, tauchte sie aus dem Meere auf und damit war alles gesagt.« – »Und,« fragte ich lachend, »geben Sie mir vielleicht den Rat, meinen künftigen Untertanen in demselben Kostüm zu erscheinen wie Miß Aphrodite?« – »O nein! die Sache bekam dem König Kandaules zu schlecht, als daß ich Lust hätte, den Versuch zu wiederholen.« Gegen drei Uhr kehrten wir nach Piccadilly zurück. Sir John ließ mich an der Tür unsers Hauses mit meinem Bündel Heu, wie er sagte, absteigen und setzte

seinen Weg weiter fort; weil er noch Geschäfte auf der Admiralität zu besorgen hatte.

Ich fand, daß meine Zofe mit den von mir aufgetragenen Einkäufen wieder da war. Ich hatte ihr befohlen, gleich eine Näherin mitzubringen und diese war ebenfalls schon da. Ich entsann mich des Schnittes, welchen Opheliens Gewand gehabt, ganz genau. Das, was ich nicht graziös genug daran fand, verbesserte ich, und mit jener bewunderungswürdigen Geschicklichkeit, ich will nicht sagen mich anzukleiden, wohl aber mich zu kostümieren, welche ich von jeher besessen, schnitt ich meine Tunika selbst zu und versprach zwei Pfund Sterling zwischen der Arbeiterin und meiner Zofe zu teilen, wenn das Gewand bis um neun Uhr abends fertig oder wenigstens geheftet wäre.

Beide machten, von der Aussicht auf Belohnung angespornt, sich sofort an die Arbeit. Was mich anging, so traf ich unter meinen Feldblumen eine geeignete Auswahl, und ließ sie in Wasser einweichen, damit sie sich bis zum Abend frisch erhielten. Um sechs Uhr kam Sir John nach Hause zurück. Er war in sehr heiterer Laune. Er hatte um einen zweimonatlichen Urlaub nachgesucht, der ihm auch bewilligt worden, und seine Absicht war, diese zwei Monate ausschließlich mir zu widmen. Ohne Sir John in dem absoluten Sinne zu lieben, welchen man dem Wort Liebe beilegt, empfand ich für ihn doch innige dankbare Anhänglichkeit, nicht wegen des Luxus, womit er mich umgeben, sondern wegen seiner Freundlichkeit gegen mich, denn mein aristokratischer Stolz ward durch die Formen, in welche Sir John seine Wohltaten kleidete, mehr gerührt, als durch die Wohltaten selbst.

Sir John hatte mich um die Erlaubnis gebeten, erst den nächstfolgenden Tag auf den »Theseus« zurückzukehren und wie man sich leicht denken kann, hatte ich diese Erlaubnis gewährt. Ich sagte ihm sogar, daß ich, um ihn für seinen übertriebenen Ehrgeiz zu belohnen oder zu bestrafen, je nachdem er die Sache nehmen wollte, eine Überraschung bereiten würde. Um neun Uhr bat ich deshalb Sir John um die Erlaubnis, mich auf einige Augenblicke in mein Zimmer zu begeben. Er fragte mich lachend, ob dieses Verschwinden mit der in Aussicht gestellten Überraschung zusammenhinge, doch gab ich hierauf keine bestimmte Antwort. Mein Gewand war fertig.

Ich löste mein langes Haar auf und wand mir einen jener Kränze, wie ich deren als Kind so viele gewunden, um sie sodann aufzusetzen und mich damit in der Quelle zu betrachten. Ich legte mein langes Gewand an, welches einen Teil meiner Brust und meine Arme unverhüllt ließ, raffte alle meine Erinnerungen zusammen, gesellte meine eigenen Inspirationen dazu und öffnete dann die Tür des Salons. Zum erstenmal wollte ich den Eindruck beurteilen, welchen meine Schönheit, von dem doppelten Zauber der Mimik und der Poesie unterstützt, auf die Menschen ausüben könne. Allerdings war der Mann, der in diesem Augenblick für mich die gesamte Männerwelt repräsentierte, sehr zu meinen Gunsten eingenommen, so daß ich seine Meinung nicht als allgemeines Gesetz betrachten konnte. Dennoch aber wagte ich nicht, vor ihn zu treten, ohne vorher noch einen langen und letzten Blick in den verhängnisvollen Goldrahmenspiegel geworfen zu haben. Das Kompliment, was dieser mir machte, war so vollständig, daß ich nicht mehr zweifelte, sondern keck eintrat.

Sir John stand an den Kamin gelehnt und hielt das Gesicht nach der Tür gewendet. Bei meinem Erscheinen stieß er einen Ruf der Überraschung und Bewunderung aus. Gleich mein erstes Auftreten war von Erfolg begleitet.

Es war dies, wie man leicht begreift, eine große Ermutigung. Ich begann sofort den halb heiteren, halb schwermütigen Gesang, welcher die Wahnsinnsszene eröffnet:

»Wie erkenn' ich dein Treulieb
Vor den andern nun?
An dem Muschelhut und Stab
Und den Sandelschuh'n.«

Sir John streckte die Arme nach mir aus; ich tat aber, als wenn ich ihn nicht sähe, und starr vor mich hinblickend fuhr ich fort:

»Er ist lange tot und hin,
Tot und hin, Fräulein!
Ihm zu Häupten ein Rasen grün,
Ihm zu Fuß ein Stein.«

Sir John klatschte Beifall. Ich erhob jenen langgezogenen, klagenden Ruf, den ich von der Künstlerin gehört, welche die Rolle der Ophelia spielte, und mit schluchzender Stimme fuhr ich fort:

»Sein Leichenhemd weiß wie Schnee zu seh'n,
Geziert mit Blumensegen,
Das unbeträn̈t zum Grab' mußt' geh'n
Von Liebesregen.«

Sir John kam einen Schritt auf mich zu. Nun erst schien ich ihn zu erblicken, und ich sprach die Worte, welche Ophelia an den König richtet.

»Gottes Lohn! Recht gut.
Sie sagen, die Eule war eines Bäckers Tochter.
Ach, Herr! Wir wissen wohl, was wir sind,
aber nicht, was mir werden können.
Gott segne Euch die Mahlzeit!«

Ohne vermittelnden Übergang verfiel ich dann aus der tiefsten Melancholie in die tollste Heiterkeit und begann das bei uns so beliebte Lied:

»Auf morgen ist Sankt Valentin's Tag,
Wohl an der Zeit noch früh,
Und ich, 'ne Maid am Fensterschlag,
Will sein eure Valentin.

Er war bereit, tat an sein Kleid,
Tät auf die Kammertür,
Ließ ein die Maid, die als 'ne Maid
Ging nimmermehr herfür.«

Dann nahm ich jenen, auf einen Augenblick aufgegebenen starren Blick des Wahnsinns wieder an und fuhr fort:

Ich hoffe, alles wird gut geh'n.
Wir müssen geduldig sein; aber ich kann nicht umhin zu weinen,
wenn ich denke, daß sie ihn in den kalten Boden gelegt haben.
Mein Bruder soll davon wissen.

Kommt; meine Kutsche!
Gute Nacht, süße Damen.«

Und heiter ging ich hinaus, indem ich die nicht vorhandene Melodie eines unbekannten Liedchens trällerte.

»Sie sind eine Zauberin!« sagte der Admiral. »Ein solcher Wahnsinn könnte selbst den König Salomo um den Verstand bringen.« Ich fuhr jedoch, ohne auf ihn zu hören, und indem ich in meine Stimme einen so schmerzlichen Ausdruck legte, daß ich selbst davor schauderte, fort:

»Sie trugen ihn auf der Bahre bloß,
Leider, ach leider!
Und manche Trän' fiel in Grabesschoß.«

»Emma!« rief Sir John, »Emma! Antworten Sie mir, ich bitte darum.« –

»Adieu, mein Turteltäubchen,«

sagte ich zu ihm, indem ich in meiner Rolle fortfuhr. Dann fiel ich wieder in den ersten schmerzlichen Ausdruck, breitete meinen schwarzen Schleier auf den Fußteppich, entblätterte meine Blumen und sang dazu:

»Hinunter! Man trage ihn hinunter!
Wehe! Wehe! Dreimal Wehe!«

Sir John wollte mich unterbrechen, ich ließ ihm aber nicht Zeit dazu, bot ihm eine Blume und sagte mit lächelndem Munde:

»Da ist Vergißmeinnicht, das ist zum Andenken:
Ich bitte Euch, liebes Herz, gedenkt meiner!
Und da ist Rosmarin, das ist für die Treue.
Da ist auch Fenchel für Euch und Aglei.
Da ist Raute für Euch und hier ist welche für mich.
Ihr könnt Eure Raute mit einem Abzeichen tragen.
Da ist Maßlieb. Ich wollte Euch ein paar Veilchen geben,
aber sie welkten alle, da mein Vater starb.
Sie sagen, er nahm ein gutes Ende.«

Dann sank ich mit gen Himmel gerichteten Augen auf die Knie nieder und murmelte anscheinend gedankenlos:

»Der kleine gute Robin
Ist meine ganze Lust.«

Nun aber konnte der gute Sir John sich nicht mehr beherrschen. Er umschlang mich mit seinen Armen, hob mich auf, drückte mich an seine Brust und sagte: »Genug, genug! Oder Sie machen mich wahnsinnig.«

Der Ausdruck seiner Augen und die Gemütsbewegung, welche sich in seiner Stimme verriet, strafte seine Worte durchaus nicht Lügen. Ich brach in ein lautes Gelächter aus.

»Wie?« sagte er, »Ist das wieder Wahnsinn? Spielen Sie Ihre Rolle weiter? Ins Himmelsnamen, antworten Sie mir ernsthaft.« – »Meine Rolle ist, Ihnen zu gefallen, Mylord, aber nicht Sie zu erschrecken. Ophelia ist in den Fluß gestürzt und ertrunken. Emma Lyonna aber lebt und liebt Sie.« Freudig warf ich mich an seine Brust. Die Wirkung, welche ich hervorgebracht, stand nicht zu bezweifeln und diese Wirkung hatte meine kühnsten Hoffnungen übertroffen. Nur dachte ich in meinem innersten Herzen unwillkürlich fortwährend an meinen armen unbekannten Romeo, dessen sanfte Stimme mir unter den großen Bäumen von Miß Arabellas Garten so schön antwortete.

15. Kapitel.

Gern möchte ich schnell über diesen Teil meines Lebens hinweggehen, welcher, obschon in den Augen der Sittenprediger vielleicht der tadelnswerteste, doch der ist, welcher mir am wenigstens Reue einflößt. Ich war ein armes, von meiner Kindheit an verlassenes Mädchen. Ich war niemandem Rechenschaft über meine Handlungsweise schuldig, nicht einmal meiner Mutter, für welche schon meine Geburt eine Antwort auf die Vorwürfe gewesen wäre, welche sie mir vielleicht gemacht hätte. Ich hing nur von mir ab, ich erwartete alles von mir; zu meinem Unglück schön, ward ich durch einen angeborenen Instinkt zu allen Freuden der Jugend, zu allen Verführungen des Luxus und des Reichtums hingetrieben. Welche

moralische oder physische Stütze hätte ich in Anspruch nehmen können, selbst wenn ich die Absicht gehabt hätte, gegen die Versuchung zu kämpfen? Da ich aber das Gute nicht von dem Bösen zu unterscheiden wußte, so betrat ich einen abschüssigen Pfad, der mir immer angenehmer, immer blumenreicher vorkam. Das Leben erschien mir in der Gestalt eines schönen, wie der Frühling mit Blumen bekränzten Jünglings. Ich ergriff den dargebotenen Arm dieses falschen Beschützers und stützte mich darauf, ohne zu wissen, welchem Ziele wir entgegengingen und in welchen Morast oder in welche dürre Wüste er mich führen würde. Übrigens, und ich darf dies nicht verschweigen, hat eine der guten oder schlimmen Eigenschaften meiner Veranlagung darin bestanden, daß ich immer in der Gegenwart gelebt habe. Diese Gegenwart war, mit der Vergangenheit verglichen, zu der Zeit, von welcher ich jetzt spreche, ein Leben materieller Genüsse, die hoch über den sechzehn Jahren standen, die ich bis jetzt durchlebt. Die Welt, die mich nicht kannte, machte mir keine Vorwürfe und ich selbst machte mir auch keine. Alles trieb mich daher zum Vergessen der Vergangenheit, zur Sorglosigkeit in bezug auf die Zukunft. Es war mir als hätte ich, so lange meine Schönheit dauerte, von der Unbeständigkeit des Glücks nichts zu fürchten, und indem ich an mein jugendliches Alter dachte und mich in meinem Spiegel betrachtete, sagte ich, daß ich, Gott sei Dank, noch lange schön zu sein hätte.

Man erinnert sich, daß Sir John Payne auf zwei Monat Urlaub genommen, und daß er diese zwei Monate ausschließlich mir widmen wollte. Nachdem ihm dieser Urlaub erteilt worden, fragte er mich, wo ich hinzugehen, was ich vorzunehmen wünschte. Ich stellte die Wahl ganz ihm anheim. Ich kannte ja nichts außerhalb des Zirkels, in welchem ich bis jetzt gelebt. Ich wünschte nichts, sondern fühlte bloß einen unwiderstehlichen Zug nach dem Unbekannten. Sir John entschied, daß wir nach Frankreich gingen. Ich klatschte vor Freuden in die Hände. Ich hatte viel von Frankreich sprechen hören, aber es war mir nie eingefallen, daß ich dieses Land selbst zu sehen bekommen könnte. Ich verstand nicht Französisch, Sir John aber redete diese Sprache ganz geläufig und konnte mir alles, was ich nicht selbst verstand, übersetzen. Wir brachen auf. Jener Drang nach dem Unbekannten war die Krankheit jener Zeit, und ich, das winzige Atom, ward von dem Strudel mit fortgerissen.

Es gibt Momente, wo die Nationen ihrer selbst überdrüssig und von der Wirklichkeit ermüdet, sich in den Traum flüchten und nicht bloß nach dem trachten, was nicht ist, sondern auch nach dem, was nicht sein kann.

So unwissend ich auch war, so berührte mich doch jener Hang Frankreichs zu dem Unmöglichen auf seltsame Weise. Not und Armut waren hier groß, der Luxus aber war noch größer. Die Fürsten und großen Herren ruinierten sich mit einem Eifer und mit einer Sorglosigkeit, welche nicht schlimmer hätte sein können, selbst wenn sie den Vulkan gekannt hätten, auf welchem die Gesellschaft damals einherwandelte. Aber was fragte man darnach? Der Kardinal von Rohan suchte den Stein der Weisen; Cagliostro hatte, wie man versicherte, das Lebenselexier entdeckt; Mesmer die Heilung aller Krankheiten durch den Magnetismus; Franklin hatte den Blitz besiegt und führte ihn gefangen auf einem Drahte in die Tiefen der Erde; und Montgolfier stellte eine neue Straße in den unendlichen Räumen des Himmels in Aussicht. Die alte Welt konnte immerhin in den Abgrund versinken, eine neue tauchte empor.

Diese beiden Monate vergingen für mich in einem ununterbrochenen Taumel. Sir John hatte die schönsten Pferde, die schönsten Wagen, die ersten und besten Logen in allen Theatern. Ich sah Lekain, ich sah Mademoiselle Raucourt, Orosman, Athalia, Britannicus, ich hörte die »Ihpigenia in Tauris« von Gluck und die »Dido« von Piccini. Greuza, der Maler der Unschuld, fertigte mein Porträt und überall, wohin ich kam, wiederholte mir ein bezauberndes Murmeln, daß ich schön sei. Ich fühlte mich so glücklich, daß Sir John eine Verlängerung seines Urlaubs um einen Monat zu erbitten wagte; man gewährte ihm diese Verlängerung, sagte ihm aber zugleich, daß er nach Ablauf dieses Monats sich zur Verfügung der Regierung bereit zu halten habe. Der Krieg mit Amerika ward immer erbitterter, Frankreich drohte sich daran zu beteiligen, und England fühlte aller Wahrscheinlichkeit nach sehr bald das Bedürfnis, jenseits des atlantischen Meeres einen großen Schlag zu führen. Sir John hütete, als er mir die Verlängerung seines Urlaubs mitteilte, sich wohl, mir etwas von der ihm dabei gestellten Bedingung zu sagen. Er wollte keinen Schatten auf meine Freude werfen. Wir blieben demgemäß noch einen Monat, dann aber mußten wir nach England zurückkehren. Diese Reise blieb wie ein bezaubernder Traum ein Teil meiner steten Erinnerung. Ich hatte die

Königin von Frankreich zweimal gesehen – einmal in der Oper bei der Aufführung der »Dido« von Piccini, das zweitemal in der Comédie Française bei der Aufführung von »Orosman«. Es war dies die glückliche Epoche ihres Lebens. Sie ward noch geliebt und verehrt, der Haß und die Verleumdung kamen erst später. Sie hatte ihrerseits mich ebenfalls bemerkt und gefragt, wer ich wäre. Die Erinnerung an mich blieb ihren Gedanken so gegenwärtig, daß, als drei Jahre später Madame Lebrun, ihre Malerin, nach London kam, diese mich im Namen der Königin bat, mich von ihr malen zu lassen. Es war dies eine zu große Ehre, als daß ich dieselbe zurückgewiesen hätte, und man versicherte mir, daß sie dieses Porträt ihrer Privatgalerie einverleibte.

Bei meiner Rückkunft nach London fand ich, wie ich gestehen muß, mein kleines Haus in Piccadilly ein wenig öde und es dauerte nicht lange, so bat Sir John, welcher ohne Zweifel fürchtete, daß ich mich langweilte, mich um die Erlaubnis, mir einige seiner Freunde vorzustellen. Wir empfingen demzufolge einmal wöchentlich, dann zweimal, dann dreimal, dann alle Tage. Sir John, dem ich meine niedrige Herkunft ebensowenig verschwiegen hatte, wie ich das auch sonst getan hatte, fragte mich wie besorgt, ob ich imstande sein würde, die Rolle einer Herrin vom Hause zu spielen. Gleich vom ersten Tage an aber war er in dieser Beziehung beruhigt. Es ist dies eines der eigentümlichsten Geschenke, welche die

Ich weiß nicht, welches wehmütige Gefühl sich meiner bemächtigte, als ich diese künstlichen Blumen anstatt natürlicher zu einem Strauße zusammenband. Sir John schien mir ebenfalls niedergeschlagen zu sein. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich, daß er die Augen unverwandt auf mich geheftet hielt. Wenn dann unsere Blicke sich begegneten, so versuchte er zu lächeln. Seit einigen Wochen ging er alle Tage auf die Admiralität und empfing fortwährend Botschaften von derselben entweder in seiner Wohnung oder auf dem »Theseus«. Beinahe alle Tage erteilte er geheime Befehle und traf Anstalten, welche er mir zu verheimlichen suchte. Es war augenscheinlich, daß in unserem Geschicke irgendeine Veränderung vorzugehen im Begriffe stand.

Der Abend kam, die Freunde vom gestrigen Tage fanden sich wieder ein. Sie waren sehr neugierig in bezug auf die Überraschung, die ich ihnen

bereitete und welche Sir John ihnen mit einer gewissen Feierlichkeit versprochen. Nach dem Tee oder vielmehr während des Tees begab ich mich aus dem Salon in mein Schlafzimmer. Hier verwandelte ich mich binnen wenigen Augenblicken in Ophelia, und gerade in dem Momente, wo man am wenigsten erwartete, mich wieder erscheinen zu sehen, öffnete ich die Tür. Ein einstimmiger Ruf verkündete, daß ich den beabsichtigten Effekt machte. Mein Erfolg war unermeßlich. Zum ersten Male debütierte ich vor Zuschauern. Bis jetzt hatte ich bloß für mich allein oder für eine einzige Person deklamiert, ein einziges Mal war mir von einem unbekannten Zuhörer Beifall gespendet worden. Was Sir John betraf, so hatte ich von ihm mehr als Beifall erlangt und die Wirkung, welche ich dieses zweite Mal hervorbrachte, erschien mir noch größer als die erste. Der Enthusiasmus war ein allgemeiner. Man rief »Da capo! da capo!« Man bat den Admiral, mich zu einer nochmaligen Vorführung der Szene zu bewegen, aber ich weigerte mich hartnäckig. Ich war überzeugt, daß die Fehler, welche den Augen meiner Zuschauer bei dieser ersten Probe entgangen waren, bei der zweiten klar zu Tage treten würden. »Wenn jedoch,« sagte ich, »einer dieser Herren die Rolle des Romeo übernehmen wollte, so würde ich gern bereit sein, die Julia in der Balkonszene zu spielen.« Unglücklicherweise waren Sir Johns Gäste im Bereiche des Vergnügens besser bewandert als in dem der Literatur und folglich mit der Muse Shakespeares nicht so vertraut, daß sie die von mir ihnen zugemutete Aufgabe zu lösen vermocht hätten.

Mit einem lebhaften Gefühl der Reue und Trauer dachte ich jetzt an den armen Harry, welcher mir in Miß Arabellas Garten einen so poetischen und liebeerfüllten Romeo improvisiert hatte. Der Schleier der Nacht, der sich über sein Gesicht gebreitet und mir seine Züge verhüllt, so daß nur seine Stimme zu mir gedrungen war, ließ dieser Erinnerung etwas ungemein Romantisches und Geheimnisvolles. »Wie schade,« sagte Sir John, »daß mein Freund Featherson nicht in London ist, er, der den Shakespeare so gut auswendig kann wie Garrid. Sobald ich Sheridan zu sehen bekomme, werde ich ihn fragen, wo er ist.« – »Er ist ja hier,« antwortete einer unserer Gäste. – »Wissen Sie das gewiß, Sir Georg?« fragte der Admiral. – »Jawohl. Ich habe ihn gestern gesehen und gesprochen.« – »Kann man erfahren, wo er wohnt?« – »Nichts leichter als dies. Ich werde mich bei seinem Onkel erkundigen, der sein Hotel auf dem Haymarket hat.«

Ich weiß selbst nicht, warum ich den Worten, welche der Admiral und Sir Georg gewechselt, mit der größten Aufmerksamkeit, ja sogar mit einem gewissen Herzklopfen zugehört hatte. Der Admiral drehte sich nach mir herum. »Und,« fragte er, »wenn man nun Featherson ausfindig macht, werden Sie sich dann dazu verstehen, mit ihm die beiden Szenen zu spielen?« – »Jawohl, sehr gern,« antwortete ich. »Aber,« setzte ich lächelnd hinzu, »warum wollen Sie dieselben nicht selbst lernen?« – »Ach,« antwortete Sir John mit einem Seufzer, »ich könnte mich fast versucht fühlen, es zu tun. Harry wird sich jedoch dieser Aufgabe jedenfalls besser entledigen als ich.« – »Harry!« rief ich. »Wer ist dieser Harry?« – »Harry, meine liebe Emma, ist Feathersons Taufname.« – »Ich bitte um Entschuldigung,« sagte ich. – »Haben Sie vielleicht einen Harry gekannt?« fragte mich Sir John mit einer gewissen Neugier. – »Allerdings habe ich diesen Namen einmal nennen gehört,« antwortete ich; »es war nicht der eines vornehmen Lord, sondern der eines armen Künstlers, und mein Harry,« setzte ich lachend hinzu, »hatte sicherlich mit Sir Harry Featherson nichts gemeinsam.« – Man kam überein, daß Sir Georg Sir Harry ausfindig machen und daß man, wenn man ihn fände, die Aufführung der beiden Szenen aus »Romeo und Julia« mit ihm arrangieren sollte.

16. Kapitel.

George hatte sich nicht getäuscht. Lord Featherson war nach einer Reise von fünf oder sechs Monaten auf dem Kontinent nach London zurückgekehrt. Sir George hatte seine Adresse durch seinen Onkel erfahren. Er wohnte in einem prachtvollen Hause in Brook Street an der Ecke von Grosvenor Square. Zu Hause getroffen hatte er ihn jedoch nicht, aber ohne zu sagen, wovon die Rede war, ihn für den nächstfolgenden Abend zu Sir John oder vielmehr zu mir bestellt. Ich nahm an allem, was diesen Unbekannten betraf, ein eigentümliches Interesse, welches ich mir selbst nicht erklären konnte. Mit Ungeduld erwartete ich den Abend des nächstfolgenden Tages. Ich verwandte auf meine Toilette mehr Sorgfalt als gewöhnlich und wäre, ich weiß selbst nicht warum, außer mir gewesen, wenn ich Sir Harry nicht einnehmend erschienen wäre.

Zwischen neun und zehn Uhr fanden sich unsere ersten Gäste ein. Jedesmal, wenn die Tür sich öffnete, drehte ich mich rasch herum, es war aber schon halb elf, als der Diener endlich Sir Harry Featherson meldete. Meine Unruhe war Sir John nicht entgangen. Ebenso wie meine Blicke wendeten auch die seinigen jedesmal, wenn die Tür sich öffnete, sich nach derselben, und als man Sir Harry Featherson meldete, fühlte ich, wie Sir John mich scharf ins Auge faßte. Sir Harry trat ein. Es war ein allerliebster junger Mann von drei- bis vierundzwanzig Jahren mit blauen Augen, prachtvollen Zähnen und zartem, frauenhaftem Teint. Er hatte während der sechs Monate, die er in Frankreich verlebt, sich einen hohen Grad französischer Ungezwungenheit angeeignet und schien auf der Überfahrt über den Kanal jene britische Steifheit abgestreift zu haben, welcher sich zu entledigen meinen Landsleuten so schwer wird. Die erste Person, die er mit den Augen suchte, war Sir John. Er ging sofort auf ihn zu, unterwegs aber richteten sich seine Augen mit einem Ausdruck seltsamen Erstaunens auf mich, während seine Füße am Boden zu wurzeln schienen. Ich errötete, ohne zu wissen warum. Sir John sah Harrys Erstaunen und mein Erröten. Sein Blick schweifte von ihm zu mir und von mir zu ihm.

Dieses Gefühl war aber für mich allein bemerkbar. Nachdem er seinem Freund, den er lange nicht gesehen, die Hand gedrückt, führte er mir ihn zu, um mir ihn vorzustellen. Sir Harry machte mir mit bewegter Stimme einige Komplimente und ich antwortete darauf, doch ich weiß nicht was für unzusammenhängende Worte. Seine Stimme machte einen gewaltigen Eindruck auf mich, denn sie besaß eine unglaubliche Ähnlichkeit mit der des unbekannten jungen Künstlers, welcher in Miß Arabellas Garten mit mir die Rolle des Romeo gespielt hatte. Nachdem Sir Harry mich begrüßt, ging er, um seinen andern Freunden die Hand zu drücken. Der Admiral blieb allein bei mir. »Sie kennen wohl Sir Harry?« fragte er mich im Tone sanften Vorwurfs, indem er mir die Hand drückte. – »Ich schwöre Ihnen,« antwortete ich, »daß ich ihn heute zum erstenmal sehe.« – »Sie wissen, Emma, daß ich alles glaube, was Sie mir sagen.« – »Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.« Er betrachtete mich mit zärtlichem Blick. »Mit solchen Augen und mit einem solchen Munde lügt man nicht,« murmelte er, wieder mit sich selbst sprechend. – »Besonders,« setzte ich hinzu, »wenn man kein Interesse am Lügen hat.« Ich war selbst fest überzeugt, daß ich die Wahrheit spräche und alles war in mir wahr, Ton sowohl als Blick.

Sir John ward dadurch vollständig beruhigt. Sir George brachte nun das Gespräch auf den Gegenstand, wegen dessen man sich versammelte, und fragte Sir Harry, ob er immer noch so große Vorliebe für das Theater habe und ob er seinen Shakespeare immer noch auswendig wisse. Sir Harry lächelte wie bei einer Erinnerung. »Ich habe,« sagte er, »seit sechs Monaten viel vergessen, oder ich bin vielmehr bemüht gewesen, viel zu vergessen. Dennoch gibt es gewisse Dinge, die ich nicht vergessen kann.« »Wissen Sie noch die beiden Liebesszenen zwischen Romeo und Julia?« fragte Sir John Payne. Sir Harry lächelte wehmütig. »Diese beiden Szenen,« sagte er, »gehören eben zur Zahl derjenigen, welche ich vergessen möchte, aber nicht vergessen kann.«

Ich sah ihn an, wie um ihn zu befragen, seine Physiognomie sagte aber durchaus nichts mehr, als was sein Mund gesagt hatte. »Nun dann, Emma,« sagte Sir John, »setzen Sie meinen Freund Harry Featherson von unserem Wunsche in Kenntnis. Ganz gewiß wird er den Bitten einer schönen jungen Dame eher Gehör schenken als den unsrigen.« – »Um was handelt es sich?« fragte Sir Harry. – »Um eine Bemühung, der Sie sich hoffentlich unterziehen meiden, um dem Wunsche des Admirals und seiner ehrenwerten Freunde zu genügen,« antwortete ich. »Ich bin eine leidenschaftliche Verehrerin, ich will nicht sagen des Theaters, denn die Bühne werde ich wahrscheinlich niemals betreten, wohl aber der Deklamation. Neulich spielte ich einmal abends vor diesen Herren die Szene Ophelias aus dem vierten Alte von Hamlets und ich machte mich verbindlich, die beiden Liebesszenen zwischen Romeo und Julia zu spielen, wenn jemand die Rolle des Romeo übernehmen wollte. Keiner dieser Herren wußte diese Rolle auswendig und man nannte Ihren Namen als den eines vollendeten Künstlers. Man beklagte Ihre Abwesenheit, versicherte aber dann, Sie seien wieder da. Sir George übernahm es endlich, Ihnen eine Einladung zum Tee bei uns zu überbringen, und alle nahmen sich für den Fall, daß Sie in die Ihnen gelegte Schlinge gingen, vor, Sie nicht eher wieder fortzulassen, als bis Sie sich verbindlich gemacht, wenigstens auf einen Abend mein Romeo zu, sein. Sie haben jetzt gehört, was Sir John Payne gesagt hat, und welche Hoffnung er auf die von mir Ihnen vorgetragene Bitte baut. Ich hoffe, daß Ihre Galanterie Sie bewegen wird, ihn nicht in seiner Erwartung zu täuschen.«

Sei es nun, daß meine Worte gut gewählt schienen, oder daß meine Stimme einen Ausdruck von sanfter Überredung angenommen, kurz, die sämtlichen Herren zollten mir lauten Beifall, als ob ich eine förmliche Tirade losgelassen hätte. Nach einem solchen Erfolg bei dem Publikum wäre es sehr zu verwundern gewesen, wenn ich bei Sir Harry meine Absicht nicht erreicht hätte. Dieser begnügte sich jedoch damit, daß er sich verneigte und mir stammelnd antwortete, er stehe mir zu Befehl. Man umringte mich, man wünschte mir Glück und machte es sich zu einem förmlichen Fest, uns zu sehen und uns die beiden versprochenen Szenen spielen zu hören. Die Frage war bloß, wo Sir Harry sein Kostüm als Romeo hernehmen sollte. Was mich betraf, so besaß ich das Julias bereits. Sir Harry antwortete jedoch, da man sich von dieser improvisierten Vorstellung ein so großes Vergnügen verspräche, so dürfe dasselbe durch nichts verzögert werden. Er würde sich deshalb ein Kostüm verschaffen und den nächstfolgenden Abend die Szene mit mir spielen. Dicht an das Haus stieß ein ziemlich großes Gewächshaus und schon den nächstfolgenden Morgen ließ Sir John Payne einen Tischler mit fünf bis sechs Gesellen holen, welche einen Balkon aufschlugen. Man umgab die Estrade mit Tropenpflanzen, schmückte sie mit Blumen und um zwei Uhr nachmittags war das Theater fertig.

In diesem Augenblicke kam ein Bote von der Admiralität, welcher sehr eilige Depeschen überbrachte. Sir John las dieselben, ward bleich und sagte mit sichtbar veränderter Stimme zu dem Boten: »Meldet den Lords, daß ich ihnen pünktlich gehorchen werde.« – Ich bemerkte die Aufregung des Admirals und während der Bote sich entfernte ging ich auf ihn zu, faßte ihn beim Arm und fragte ihn, ob die Depesche vielleicht eine schlimme Nachricht enthielte. »Ja, eine sehr schlimme Nachricht,« entgegnete er, indem er sich bemühte zu lächeln. »Die Lords der Admiralität halten eine Nachtsitzung und ersuchen mich, derselben beizuwohnen.« – »Dann,« sagte ich, »verschieben wir unsere heutige Abendgesellschaft auf einen anderen Tag.« – »Nein,« sagte er, »im Gegenteil; wenn unsere Gesellschaft nicht heute abend stattfindet, wer weiß dann, wann wir uns wieder zusammenfinden werden. Ich brauche erst um Mitternacht von hier fortzugehen und mir haben daher vollauf Zeit, unsere beiden Szenen zu spielen. Mittlerweile kommen Sie und schenken Sie mir einige Minuten; ich werde Ihnen dankbar dafür sein.« Ich betrachtete ihn mit unruhigem Blick.

Warum sollte Sir John, der mich doch ganz allein für sich besaß, mir für einige Minuten, die ich ihm schenkte, dankbar sein? Ich wagte nicht ihn deshalb zu befragen, und da er seinen Arm um mich geschlungen, so ließ ich mich von ihm hinwegführen.

Der Abend kam. So wie die Zeit verging, ward Sir John immer trauriger und ich selbst fühlte mich, ich wußte nicht warum, von einem unglaublichen Frösteln ergriffen. Das Herz schnürte sich mir zusammen und dennoch besaß dieses Gefühl zugleich einen gewissen Reiz. Es war mir, als wenn ich etwas Unbekanntes zugleich fürchtete und hoffte. Ich dachte mir Sir Harry in seinem schwarzen Kostüm. Ich glaubte, Romeos Wams müßte zu seinem aristokratischen Gesicht wunderschön stehen. Im Laufe des Tages hatte er dieses Kostüm geschickt und man hatte es in die an das Treibhaus stoßende Wohnung des Gärtners getragen. Aus dieser sollte Harry herauskommen, um am Fuße meines Balkons zu erscheinen. Um neun Uhr fand er sich in seiner gewöhnlichen Kleidung ein. Er schien vor Freude förmlich zu strahlen und diese Freude beleuchtete sein Gesicht wie eine Glorie. Ich konnte nicht umhin ihn sehr schön zu finden und der Ton seiner Stimme machte, wie am Abend vorher, einen gewaltigen Eindruck auf mich.

Er kam auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte zu mir: »Guten Abend, teure Julia.« – Diesmal war ich unruhig und verlegen und gab keine Antwort. Ich wäre kaum imstande gewesen, eine zweite Rede nach Art der ersten zu halten. Zum Glück war dies nicht nötig, weil schon alles im voraus besprochen war. Um halb zehn Uhr beschäftigte sich jeder von uns mit den Einzelheiten seiner Toilette. Ich bin stets, selbst mit den kompliziertesten Toiletten sehr rasch fertig gewesen, denn ich trug, ausgenommen bei großer Gala, mein Haar stets ohne Puder. Die Herren gingen hinunter in das Gewächshaus, welches ganz allerliebst erleuchtet war. Zwischen den beiden Szenen sollte uns der Tee serviert werden. Als ich fertig war, ward Sir Harry durch eine im Innern angebrachte Klingel in Kenntnis gesetzt, daß er nun auftreten könne.

Ich hatte mich nicht geirrt. Das mittelalterliche Kostüm stand ihm bewundernswürdig gut und er war auf diese Weise vollkommen schön. Er näherte sich meinem Balkon wie ein vollendeter Künstler oder wie ein

leidenschaftlicher Liebhaber und begann die schon in einem früheren Kapitel mitgeteilten Verse zu deklamieren. Gleich bei den ersten Worten zuckte ich zusammen. Es war wirklich dieselbe Stimme, es war wirklich dieselbe Betonung, die ich in Miß Arabellas Garten gehört. Entweder lag hier ein unerhörtes Wunder von Ähnlichkeit vor, oder ich hatte meinen Harry wiedergefunden, den ich für immer verloren geglaubt. Andererseits aber war es unmöglich, daß der edle Sir Harry Featherson derselbe wäre wie der bescheidene Künstler, mit dem ich mich auf so malerische und so geheimnisvolle Weise in Beziehung gesetzt. Es war immer noch besser, an eine allerdings unwahrscheinliche, aber doch mögliche Ähnlichkeit der Stimme, als an eine mehr als unwahrscheinliche Identität zu glauben. Auf alle Fälle fühlte ich mich durch den Zauber dieser Stimme unwiderstehlich hingerissen, und als ich auf dem Balkon erschien, trugen meine Züge ohne Zweifel den Ausdruck des Geistes meiner Rolle, denn die um Sir John versammelten Zuhörer spendeten mir einstimmigen Beifall.

Man weiß wie jener Liebesdialog beginnt, wo Julia anfangs spricht, ohne Romeo zu sehen und während sie sich allein glaubt, und wo Romeo spricht, während er die Geliebte in kurzer Entfernung erblickt, aber ohne das Wort an sie zu richten zu wagen, und wie die beiden Stimmen, welche sich die eine an die Einsamkeit, die andere an die Nacht richten, zuletzt einander antworten. Die Szene war natürlich ganz dieselbe, wie ich sie früher mitgeteilt, nur ward sie diesmal noch durch den Glanz der Beleuchtung, den Anblick der Personen und das Bravorufen der Zuschauer belebt. Ich habe von dem Beifall gesprochen, den man mir spendete, als ich auftrat. Dieser Beifall wendete sich auch Sir Harry zu, als dieser seinerseits sprach. Die Szene hatte für mich mit einem seltsamen Realismus ihren Fortgang.

Ich war nicht mehr Emma Lyonna und mein Mitspieler war nicht mehr Sir Harry. Sir Harry war Romeo und ich war Julia. Mein Blick lenkte sich infolge des Beifalls auf die Gruppe der Zuschauer, und es war mir, als sähe ich Sir John sich eine Träne trocknen. Diese Träne fiel mir glühend aufs Herz. Glücklicherweise hatte mein Anbeter seiner Rolle gemäß mich in diesem Augenblick ins Zimmer zu rufen, und ich verließ, um diesem Rufe zu entsprechen, den Balkon. Während dieser wenigen Sekunden erholte ich mich, obschon es schien, als ob von diesem Augenblicke an der Strom meines Lebens eine andere Richtung genommen hätte. Zwei- oder dreimal

murmelte ich unwillkürlich mit leiser Stimme: »Sir Harry! Sir Harry! Sir Harry!« als ob ich »Romeo« gemurmelt hätte. Ich kehrte auf den Balkon zurück, meine Sehkraft war getrübt, mein Herz gleichsam berauscht, und als ich an den Vers kam:

»Ha, meine Arme würden dich ersticken,«

Als ich ganz verstört wieder in mein Zimmer zurückkehrte, während Romeo, noch am Fuße des Balkons stehend, die Verse sprach, welche seinem Abgang vorausgehen, sah ich mich Sir John dicht gegenüber. Ich fuhr zusammen. Er zog meinen Kopf an seine Brust, drückte ihn fest daran und sagte: »Ach arme Julia! wie liebst du Romeo!« – Ich verstand den zärtlichen Vorwurf, der in diesen wenigen Worten lag. Ich verstand, daß Sir John das, was ich ihm in bezug auf Sir Harry gesagt, nämlich, daß ich diesen noch nie gesehen, bezweifelte. »Hören Sie mich an, Sir John,« sagte ich zu ihm. »Ich habe noch niemals gelogen und Sie, der Sie so gut gegen mich gewesen sind, würde ich weniger belügen als sonst jemand. Ich werde Ihnen daher alles sagen.« – »O nein, nein,« hob er wieder an, indem er zu lächeln versuchte. – »Ich will es aber,« entgegnete ich beharrlich. Mit wenigen Worten erzählte ich ihm, was mir in Miß Arabellas Garten in jener Nacht begegnet war, wo ich, während ich allein zu deklamieren glaubte, dort einen unbekannten Mitakteur gefunden, ich sagte ihm von dem Briefe, den ich den nächsten Tag empfangen, und wie, weil ich gerade denselben Tag mit Amy zu Sir John gegangen, um ihn um Dicks Freilassung zu bitten, ich den angeblichen Studenten von Cambridge nie wiedergesehen. Allerdings hatte ich gleich bei den ersten Worten, welche Sir Harry beim Eintritt in den Salon gesprochen, seine Stimme wiederzuerkennen geglaubt, allerdings hatte ich bei den ersten Versen, die er beim Auftreten als Romeo gesprochen, keinen Zweifel mehr gehegt, dennoch aber hatte ich, als ich Sir John versicherte, daß ich Sir Harry niemals gesehen, nichts als die reine Wahrheit gesagt.

»Was wollen Sie, mein Freund?« setzte ich hinzu. »Wenn es von Seiten eines schwachen Wesens wie ich nicht allzu anmaßend wäre, so würde ich sagen, mein Leben sei einem Verhängnis unterworfen, gegen welches ich nichts vermag.« Sir John antwortete nicht, sondern seufzte bloß. In diesem Augenblick hörte ich unsere Zuschauer, welche mich, wie man im Theater

zu tun pflegt, herausriefen. »Kommen Sie, liebes Kind,« sagte Sir John, »empfangen Sie die Huldigungen, welche Ihnen mit Recht gebühren.« Und er führte mich mit sanfter Gewalt zurück in das Gewächshaus, wo ich, sobald ich erschien, von allen umringt und beglückwünscht ward,

17. Kapitel.

Die Vorstellung war noch nicht zu Ende. Nach der Balkonszene blieb uns noch die Fensterszene zu spielen übrig. Nach dem Ausdruck der Sehnsucht hatten wir den des Glücks zu malen. Ich fürchtete diese zweite Leistung sehr und bat, Ermüdung vorschützend, Sir John leise und seine Freunde laut, mir das weitere zu erlassen. Das krampfhafte Jucken meiner Muskeln aber, mein funkelnder Blick und der fieberhafte Klang meiner Stimme verrieten im Gegenteil, daß ich mehr der Ermüdung als der Ruhe bedurfte. Die Zuhörer beharrten auf ihrem Verlangen. Mein Herz stimmte mit diesen Bitten zu sehr überein, als daß ich lange hätte widerstehen können. Ich gab nach. Diesmal hatten wir, Sir Harry und ich, wie man sich erinnern wird, gemeinschaftlich auf dem Balkon zu erscheinen. Mein Arm mußte seinen Hals umschlingen, meine Augen sich in die seinigen verlieren und unser beider Herz vor Liebe beben. Sir Harry sah sich daher in dieser improvisierten Kulisse einen Augenblick lang mit mir allein. Er näherte sich mir, umschlang mich mit seinem Arm und drückte mich an sein Herz, indem er das einzige Wort murmelte: »Endlich!« Ich ward wie von einem elektrischen Schlag durchschauert. Meine Augen schlossen sich, ich schlang meine Arme um Romeos Hals, indem ich einen leisen Schrei entschlüpfen ließ. Dann weiß ich nicht mehr, wie es geschah, aber es war als würden meine Lippen von einer Flamme berührt. Es war nicht der erste Kuß, den Julia empfing, wohl aber der erste, den Romeo ihr gab.

Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. Sir Harry zog mich in der Richtung des Fensters. Ich machte eine gewaltige Anstrengung über mich selbst und war wieder Herrin meines Willens. Eine ganze Nacht der Liebe hätte mich nicht besser auf jenen so berauschenden und zugleich so schmerzlichen Abschied vorbereiten können, welcher der ewigen Trennung der Liebenden von Verona vorangeht.

Unser Erscheinen ward mit einstimmigem Beifall begrüßt. Die Reihe des Beginnens war an mir. Selbst die studierteste Kunst hätte in meine Stimme keinen so wahren Ausdruck legen können wie der Zustand, in welchem sich mein Herz befand. Die schönen Verse Shakespeares entquollen meinem

Munde wie der süßeste Honig, und als Sir Harry antwortete, er verlange nichts inniger, als bei mir zu bleiben und für mich zu sterben, verkündete ein dreifacher Beifallssturm, daß jeder bereit sei, es ebenso zu machen wie der falsche Romeo. Unsere Szene hatte ihren Fortgang und machte alle Phasen durch, womit Shakespeares gewaltiges Genie sie koloriert hat. Als Romeo aber sich meinem Arm entwand, war es mir, als löste meine Seele sich von mir, und ich sank wie geknickt auf die Knie nieder. Man nahm das, was nur eine Schwäche des Körpers war, für eine Begeisterung des Herzens. Ich spielte den übrigen Teil der Szene über den Balkon hinausgebeugt und mich an das Geländer anklammernd. Als Romeo sich, mir sein letztes Lebewohl zuschickend, entfernte, machte mein Trennungsschmerz sich auf eine Weise Luft, daß man nicht anders glauben konnte, als es sei wirklich der Schmerzensschrei eines Körpers, der seine Seele sich losreißen fühlte.

Vergebens würde ich versuchen, den Enthusiasmus, welchen diese Szene hervorrief, und den wahnsinnigen Beifall, der ihr folgte, zu schildern. Was mich betraf, so war ich halb ohnmächtig auf dem Balkon zurückgeblieben. Sir John näherte sich mir, richtete mich in seinen Armen empor und trug mich mehr, als er mich führte, in die Mitte seiner Freunde zurück. Sir Harry bekam ebenfalls seinen Anteil an den Lobsprüchen, die er aber bescheiden ablehnte und ausschließlich mir zuwies. Sir John faßte unsere beiden fieberhaft glühenden Hände in die seine, welche kalt und feucht war, und sagte: »Wenn Romeo und Julia einander so geliebt hätten, wie ihr, so würde der Tod, so unerbittlich er sonst auch ist, nicht den Mut gehabt haben, sie zu trennen.«

Ich betrachtete ihn mit Erstaunen und zog meine Hand zurück, die er mir erst nach einem feurigen Druck zurückgab. Wir tranken Tee, dann zog Sir John seine Uhr heraus. »Meine Herren,« sagte er, »um zwölf Uhr bin ich genötigt, Sie zu verlassen. Die Admiralität hält eine Nachsitzung. Wir haben also noch eine Viertelstunde miteinander zuzubringen.« Dann nahm er mich beiseite und fuhr fort: »Ihnen, liebe Emma, sage ich nicht Lebewohl. Es ist möglich, daß die Sitzung zeitig genug endet, um mir zu gestatten, wiederzukommen und die Nacht bei Ihnen zuzubringen. Warten Sie jedoch nicht auf mich, sondern legen Sie sich zu Bett und schlafen Sie. Ich habe meinen Schlüssel. Machen Sie sich daher um mich keinerlei

Unruhe.« Ich weiß nicht, warum mich bei diesen Worten ein kalter Schauer durchrieselte.

»Können Sie denn nicht von dieser Sitzung wegbleiben?« fragte ich, ohne recht zu wissen, ob ich auch wirklich wünschte, daß er bliebe. – »Unmöglich,« antwortete er. Dann kehrte er an den Teetisch zurück, um welchen herum seine Freunde gruppiert waren, plauderte und machte eine sichtbare Anstrengung, seine Gemütsbewegung hinter einer erheuchelten Heiterkeit zu verbergen. Die Viertelstunde verging. Man hörte die Mitternachtsstunde schlagen. Sir John zog zum zweitenmal die Uhr. Sie stimmte mit dem Schlage der Turmuhr überein. Die Herren begriffen, daß es Zeit für sie war, sich zu entfernen. Sie nahmen daher Abschied von mir, Harry ebenso wie die andern, aber mit einem Blick tiefer Trauer, dann kam Sir John auf mich zu, küßte mich auf die Stirn und sprach die beiden Verse Romeos:

»Es senke sich der Schlummer leis' auf dich herab,
So wie die Biene auf den Kelch der Rose.«

Ich konnte bloß durch ein Lächeln antworten, welches ebenso traurig war, wie das seinige. Er warf mir einen letzten Blick zu, ergriff Sir Harrys Arm und war mit ihm der letzte, der das Zimmer verließ. Als die Tür sich hinter ihm schloß, fühlte ich mich so einsam und so bedrückt, als ob ich mich in der Gruft der Capulets befunden hätte.

Ich bewunderte, während ich zugleich erschrak, die seltsamen Verkettungen, womit das Schicksal die verschiedenen Episoden meines Lebens miteinander in Verbindung brachte, ohne daß mein Wille irgendwelchen Anteil daran hatte.

In der Tat hatte ich jenen unbekannten Künstler, jenen bescheidenen Sir Harry, der nur wie ein Phantom mitten in der Finsternis an mir vorübergegangen war und auch nur die Spur eines solchen hinterlassen hatte, beinahe vergessen. Plötzlich kommt Sir John auf den Einfall, seinen Freunden einen Begriff von meinem mimischen Talent zu geben. Ich spiele die Wahnsinnsszene der Ophelia. Man bittet mich, dieselbe zu wiederholen. Ich erbiete mich, wenn jemand mitspielen will, die eine oder die andere der beiden Liebesszenen aus »Romeo und Julia« aufzuführen. Niemand weiß

die eine oder die andere auswendig. Einer von Sir Johns Freunden nennt Sir Harry Feathersons Namen. Dieser Name Harry macht mich stutzig. Sir Harry Featherson, der seit sechs Monaten verreist gewesen, ist seit kaum zwei oder drei Tagen zurückgekehrt. Der Admiral Sir John Payne beauftragt Sir George, ihn einzuladen. Er kommt und der Zufall, das Verhängnis will, daß Sir Harry Featherson und der Student Harry ein und dieselbe Person sind.

Was hatte ich mir bei diesem allem vorzuwerfen? Nichts, außer höchstens die Gefühle, die ich bei seinem Anblick, bei seinen Worten, bei seiner Berührung empfunden. Stand es aber wohl in meiner Macht, diese Gefühle zu empfinden oder nicht? Und war es nicht schon viel, daß ich die Kraft hatte, sie zu bemeistern?

Welche Einwirkung sollte diese neue Begegnung auf mein Leben äußern? Was dies betraf, so war ich fest entschlossen, die Verantwortlichkeit dafür nicht auf mich zu nehmen.

Ich hatte Sir John alles gesagt. Ich wollte ihm nun auch bei seiner Nachhausekunft sagen, von welcher Art die Empfindungen seien, welche Sir Harrys Nähe mir eingeflößt. An ihm war es dann, über mein Leben zu entscheiden, indem er mich entweder von London entfernte oder mir erlaubte zu bleiben und folglich Sir Harry wiederzusehen.

Bei diesem Entschluß blieb ich stehen. Ich empfand für Sir John nicht das, was man eigentlich Liebe nennt, wohl aber war ich durchdrungen von Hochachtung wegen seines edelmütigen Charakters und von Dankbarkeit für seine mir bewiesene Güte und Freigebigkeit. Ihn täuschen, dies würde für mich, wie ich recht wohl fühlte, ewige Reue zur Folge gehabt haben. Nachdem ich einmal diesen Entschluß gefaßt, fühlte ich mich ruhiger. Sir Johns Hand, dies wußte ich bestimmt, leitete mich sicherlich wie die eines Freundes, und ohne sein eigenes Interesse zu Rate zu ziehen, wählte er für mich die am wenigsten schmerzliche Bahn.

Ich verließ das Gewächshaus, kehrte in mein Zimmer zurück, kleidete mich aus und legte mich nieder. Da er mir gesagt, er würde, wenn es ihm möglich wäre, wieder nach Hause kommen, so erwartete ich ihn, denn ich war überzeugt, daß er sein Wort halten würde. Ich fühlte jedoch, daß die Nacht

für das Geständnis, welches ich ihm abzulegen hatte, niemals dunkel genug sein würde, und deshalb löschte ich alle Lichter aus, selbst das Nachtlicht. Es verging ziemlich lange Zeit, während welcher meine Zofe und die andern Dienstleute sich zu Bett begaben. Ich hörte die Uhr eins, dann zwei schlagen, ohne daß es mir in der Ungeduld des Wartens und bei den vielen Gedanken, die mich beschäftigten, gelungen wäre, einzuschlafen. Es hatte eben halb drei geschlagen, als es mir war, als hörte ich das Geräusch eines sich behutsam bewegenden Trittes auf dem Fußboden, dann hörte ich wie die Tür des an mein Schlafzimmer stoßenden Toilettekabinetts sich leise öffnete, dann trat ein Augenblick Schweigen ein. Ich zweifelte nicht, daß es Sir John wäre, welcher wieder nach Hause käme. Er hatte den Schlüssel zu dem äußern Tor des Hotels, um zu jeder Stunde ins Haus gelangen zu können, und er überraschte mich auf diese Weise sehr oft. Einen Augenblick lang schien der Entschluß, den ich gefaßt, nahe daran, wieder in den Hintergrund zu treten; ich raffte jedoch alle meine Willenskraft und, wenn ich so sagen darf, meine ganze Redlichkeit zusammen. Endlich öffnete sich die Tür. Das Kabinett war ebenso finster wie mein Schlafzimmer. Er näherte sich daher tastend und durch meine Stimme geleitet, meinem Bett. Er schloß mich in seine Arme, ich drängte ihn aber sanft zurück, indem ich ihm sagte, ich hätte ihm ein Geständnis zu tun. Hierauf erzählte ich ihm alle meine Empfindungen vom vorigen Abend ebenso wie von den früheren, von dem Augenblick an, wo ich Sir Harry nennen gehört, bis zu dem, wo ich die Gewißheit erlangt, daß Sir Harry Featherson und mein junger Student aus dem Garten eine und dieselbe Person seien. Ich verhehlte ihm nichts von dem, was ich empfunden, als der falsche Romeo mich mit seinem Arme umschlungen, als sein Mund den meinigen berührt, als er mir endlich jenen Abschiedsgruß zugeworfen, der mir alle Fassung geraubt, und ich ging sogar so weit, ihm zu sagen, daß selbst in diesem Augenblicke, wo ich in seiner Nähe wäre, wo ich in seinen Armen, an seinem Herzen ruhte, Sir Harry es wäre, an den ich dächte und nach dem ich mich sehnte.

Zu meinem großen Erstaunen ward dieses Geständnis durch einen Freudenschrei beantwortet. Der Mann, welchem ich dieses Geständnis getan, war nämlich nicht Sir John Payne, sondern Sir Harry Featherson. Ich erkannte ihn an diesem Rufe, an meinem in seinem Delirium tausendmal wiederholten Namen, an dieser Stimme, die mir bis in die Seele drang.

Nach dem Geständnisse, welches ich getan, konnte für mich von Widerstand keine Rede mehr sein, und ich gab mich dem Schicksale hin, welches einmal über mich verhängt war. Mit zwei Worten erklärte Sir Harry mir die seltsame Verwechselung, welche dem Wunsche meines Herzens so wohl entsprach. Der Admiral hatte in dem Augenblicke, wo er mit dem Geschwader, welches er kommandierte, nach Amerika abging, meine Liebe zu Sir Harry und Sir Harrys Liebe zu mir recht wohl bemerkt. Man hat seine Fragen und meine Antworten gesehen. Ohne Zweifel hat er sich überzeugen wollen, daß ich ihm die Wahrheit gesagt. Er hatte, als er das Gewächshaus verlassen, Sir Harry beim Arm genommen, ihn mit in seinen Wagen steigen lassen und die Frage sofort mit den Worten zur Sprache gebracht: »Sie lieben Emma, und Emma liebt Sie?« Sir Harry hatte ihm hierauf mit derselben Einfachheit wie ich alles gesagt. Sir John hatte einen Augenblick nachgedacht, dann Harrys Hand ergriffen, ihm einen Schlüssel hineingedrückt und dabei bloß die vier Worte gesagt: »Machen Sie sie glücklich.« Dann hatte er ihn umarmt und Abschied von ihm genommen. Dieser Schlüssel, den er ihm gegeben, war der zu dem kleinen Hause in Piccadilly. In dem Augenblicke, wo Sir Harry mir diese Geschichte erzählte, war der Admiral bereits in See gegangen und steuerte mit vollen Segeln nach Amerika.

18. Kapitel.

So verfügte das Schicksal abermals über mich, ohne mir zwischen dem Guten oder dem Schlimmen freie Wahl zu lassen. Das Haus, welches ich bewohnte, war von Sir John Payne in meinem Namen auf ein Jahr gemietet. Alles, was es enthielt, war deshalb mein, dennoch aber widerstrebte es mir, diese Gemächer, wo mich alles an Sir John Payne erinnerte, mit einem anderen Manne zu bewohnen. Ich verlor keine Zeit, dies Sir Harry zu sagen, Er sah es ebenso ein als ich, und am nächsten Tage übergab ich, indem ich bloß den Türkis, welchen der Admiral am ersten Tage, wo ich ihn gesehen, mir an den Finger gesteckt und die wenigen Guineen, die sich noch in meiner Börse vorfanden, mitnahm, die Schlüssel des Hauses Sir Johns Intendanten und ging mit Sir Harry in die Wohnung, welche dieser in Brook Street an der Ecke von Grosvenor Square inne hatte. Sir Harry war kaum dreiundzwanzig Jahre alt. Er war deshalb von dem ganzen Feuer der Jugend

beseelt, und da er keine der Rücksichten zu nehmen hatte, welche dem Admirale Sir John Payne durch seine offizielle Stellung geboten wurden, so riß er mich mit sich in den heitern, glänzenden Strudel hinein, welchem er in seiner Eigenschaft als reicher, eleganter Gentleman angehörte. Das Leben, welches Sir John Payne mit mir nur in Paris führen konnte, weil er in Paris volle Freiheit genoß, führte Sir Harry in London.

Bis jetzt hatte er, da er niemanden hatte, der die Honneurs seines Hauses gemacht hätte, keine Gesellschaften empfangen, sobald ich jedoch bei ihm war, versammelte er seine Freunde dreimal wöchentlich. Man legte an diesen Abenden Bank und verlor oder gewann ungeheure Summen. Ich lernte dadurch Geschmack am Spiele finden, eine verderbliche Gewohnheit, von der ich mich niemals wieder vollständig freimachen konnte.

Der Frühling kam und mit ihm die Wettrennen. Das in Epsom war damals noch etwas Neues und folglich in großer Aufnahme. Ich brauchte Sir Harry nicht erst zu bitten, mich hinzuführen, denn jede Gelegenheit, Ausgaben zu machen, war ihm willkommen. Er kaufte einen Wagen und prachtvolle Pferde und an dem bestimmten Tage machten mir uns mitten in dem fürchterlichen Tumult, welcher sich bei dergleichen Gelegenheiten entwickelt, auf den Weg zum Wettrennen.

Ich werde nicht versuchen das Schauspiel zu schildern, welches zweimalhunderttausend Menschen darbieten, die von allen Gattungen Wagen, Chaisen, Landaus, Kaleschen, Phaëtons usw. nach dem betreffenden Schauplatz befördert wurden. Wer es gesehen hat, bedarf einer solchen Schilderung nicht, denn hätte er es auch nur einmal gesehen, so wird doch dieser Anblick ewig in seiner Erinnerung bleiben, und denen die es nicht gesehen haben, würde doch eine selbst noch so ausführliche Beschreibung kein angemessenes Bild davon gewähren. Die Eleganz seiner Equipage, die Livree seiner Diener und sein Name verschafften Harry, sobald er sich nannte, einen Platz in den ersten reservierten Reihen. Wir kamen hier zufällig neben eine Equipage, die nicht weniger elegant war als die unsrige. Zwei Damen nahmen die Hintersitze dieses Wagens ein oder sie standen vielmehr, wie dies bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, darauf und bedienten sich des niedergeschlagenen Verdecks zum Sitzen. Ich warf die Augen auf sie und zuckte zusammen. Es waren zwei

Pensionärinnen aus Mistreß Colmans Institut, welche mich zweimal beleidigt hatten, einmal auf dem Pachthofe, wo sie Milch essen wollten, und das zweitemal auf der Wiese, wo ich Mr. Thomas Hawardens Kinder spazieren führte.

Die Leser dieser Memoiren werden jedenfalls die Namen dieser beiden Personen längst vergessen haben, ich jedoch erinnerte mich derselben sofort. Die eine war Clarisse Dandy, die andere Clara Sutton.

Ein sehr eleganter Gentleman, der ohne Zweifel der Gatte der einen oder der anderen dieser Damen war, stand auf dem Kutschbock. In demselben Augenblicke, wo ich sie erkannte, erkannten sie mich ebenfalls und nachdem sie eine Weile mich angesehen und miteinander geflüstert, stieg Clara Sutton auf den Vordersitz und sagte dem Herrn einige Worte ins Ohr. Der Herr drehte sich nach mir herum, sah mich aufmerksam an und befahl dann seinem Kutscher, diese Wagenreihe zu verlassen und anderswo Halt zu machen. Der Kutscher gehorchte sofort und der Wagen entfernte sich, so daß ein leerer Raum entstand. Sir Harry hatte von dem, was soeben geschehen, nichts gesehen, weil er aufmerksam nach den Rennpferden ausschaute. Als er sich nach mir herumdrehte, sah er, daß mir große Tränen über die Wangen herabrollten. Es war dies seit langer Zeit das erstemal, daß ich weinte. Ich hatte es beinahe verlernt. Dieser Schimpf lehrte mich es wieder.

Sir Harry liebte mich wahrhaft und aufrichtig. Mit großer Beharrlichkeit fragte er, was die Ursache meines Kummers sei. Ich verhehlte ihm denselben so lange ich konnte, endlich aber gab ich seinen Bitten nach und zeigte ihm den leeren Raum.

Er verstand nicht sogleich, was ich damit sagen wollte, und ich mußte ihm daher das Geschehene näher auseinandersetzen. Er wollte wissen, wer die Personen wären, welche mir diese Beleidigung angetan, und ich erzählte ihm, es seien zwei meiner früheren Mitschülerinnen, welche, da sie mich erkannt und ohne Zweifel gewußt, mit welchem Rechte ich mich in Sir Harrys Wagen befände, sich geschämt, in meiner Nachbarschaft zu bleiben. »Das ist nicht möglich!« rief Sir Harry erbleichend. – »Ach,« entgegnete ich, »leider ist es nur allzu wahr.« – »Das werden wir sogleich sehen,« sagte er. Mit diesen Worten setzte er sich auf den Kutschbock, nahm dem

Kutscher die Zügel ab und fuhr unsern Wagen wieder dicht neben den, in welchem sich die beiden Damen befanden. Kaum aber hatten wir diesen Platz eingenommen, als auf Befehl des Gentleman, welcher diese Damen begleitete, ihr Wagen sich abermals in Bewegung setzte und wieder den Platz wechselte.

Sir Harry ward leichenblaß. Er zog sein Notizenbuch aus der Tasche, riß ein Blatt heraus, schrieb auf dasselbe einige Worte mit Bleistift, rief einen seiner Diener und sagte: »An Mylord Camberwell.« Ich ahnte, daß diese mit Bleistift geschriebenen wenigen Worte nichts anderes als eine Herausforderung seien, und ich bat Sir Harry, das Blatt nicht abzusenden. »Liebe Emma,« sagte er zu mir, »haben Sie die Güte, sich nicht in diese Angelegenheit zu mischen. Nicht Sie hat man beleidigt, sondern mich.« Er sprach diese Worte in so festem Tone, daß ich einsah, es würde vergeblich sein, auf meinem Verlangen zu beharren.

Fünf Minuten später brachte der Diener die Antwort. »Sehr schön,« sagte Harry, nachdem er gelesen. Dann steckte er das Blatt in die Westentasche. Ich bat ihn, das Wettrennen zu verlassen und mich nach London zurückzubringen. »Nach den ersten drei Rennen soll es geschehen, liebe Emma,« entgegnete er. »Ich habe mit Lord Greenville um zweitausend Guineen gewettet und will wissen, ob ich verloren oder gewonnen habe.« Ich ahnte, daß dies nicht der eigentliche Grund von Sir Harrys Weigerung sei. Als das erste Rennen beendet war, ging er allerdings nach der Rennbahn; dies tat er aber bloß, um zwei seiner Freunde, von welchen der eine Sir George war, beiseite zu nehmen. Er sprach eine Weile mit ihnen, dann kehrte er mit lächelndem, obschon immer noch ein wenig bleichem Gesicht zu mir zurück und sagte:

»Nun, das erste Rennen habe ich gewonnen. Sie bringen mir Glück, liebe Emma.« Mit diesen Worten nahm er seinen Platz neben mir wieder ein. Beim zweiten Rennen verlor er, gewann aber beim dritten wieder, und dies war der Hauptgewinn. Zwischen dem zweiten und dritten Rennen hatten seine Freunde sich ihm genähert, um mit ihm zu sprechen. Er hatte rasch einige Worte mit ihnen gewechselt und damit war alles gesagt. Als das dritte Rennen vorüber war, befahl Sir Harry seinem Kutscher, uns nach London zurückzufahren.

Bei der zu diesem Zwecke erforderlichen Bewegung kreuzte Sir Harrys Wagen sich mit dem des Lord Camberwell, und die beiden Herren begrüßten einander mit der ausgesuchtesten Höflichkeit und mit lächelndem Munde. Bangen Herzens kehrte ich nach London zurück. Am Abend fanden sich Sir Harrys beide Sekundanten bei ihm ein. Die drei Herren begaben sich in ein Zimmer und hatten bei verschlossenen Türen eine Konferenz, welche beinahe eine Stunde dauerte. Als sie fort waren, wollte ich etwas Näheres wissen, Sir Harry aber weigerte sich, mir irgendwelche Aufklärung zu geben. Gegen neun Uhr abends schickte ihm Lord Greenville den Betrag der verlorenen Wette – zweitausend Guineen, wie Sir Harry mir gesagt hatte. »Hier,« sagte er zu mir, »ich habe in Ihrem Namen gewettet und diese Summe gehört daher Ihnen.« Und er warf das Geld in das Schubfach meiner Toilette. Ich achtete kaum auf das, was Sir Harry zu mir sagte, so sehr waren meine Gedanken mit dem Vorfalle in bezug auf Lord Camberwell beschäftigt. Ein Uhr morgens zog Sir Harry sich in sein Zimmer zurück, indem er mich in dem meinigen ließ. Ich sah ein, daß er der Einsamkeit und des Schlafes bedurfte, da er den nächstfolgenden Tag eine Ehrensache auszumachen hatte.

Was mich betraf, so machte ich mich darauf gefaßt, die ganze Nacht kein Auge zuzutun. Sir Harry hatte die Verbindungstür, welche unsere beiden Zimmer trennte, verschlossen. Ich stand auf und lugte durch das Schlüsselloch. Er saß an seinem Sekretär und schrieb. Er war ein wenig bleich, schien aber vollkommen ruhig zu sein. Ich legte mich wieder zu Bett. Ich hörte der Reihe nach alle Stunden der Nacht schlagen. Gegen sechs Uhr morgens schloß ich, von der Müdigkeit überwältigt, die Augen und schlief wider Willen ein. Als ich wieder erwachte, war es heller Tag. Ich hatte zwar unruhig, aber doch drei Stunden lang geschlafen. Ich sprang aus dem Bett und öffnete die Tür von Sir Harrys Zimmer. Dieses Zimmer war leer. Ich warf ein Negligé über, klingelte dem Diener und befragte ihn. Sein Herr hatte am Abend vorher befohlen, daß der Wagen früh dreiviertel auf Sieben angespannt sein solle. Schlag sieben Uhr hatten Sir Harrys Sekundanten ihn abgeholt und alle drei waren dann zusammen fortgefahren. Es stand nicht zu bezweifeln – Sir Harry war fort, um sich zu schlagen.

Über zwei Stunden lang war ich eine Beute der furchtbarsten Angst und Unruhe. Gegen elf Uhr hörte ich endlich das Geräusch eines in den Hof

hereinrollenden Wagens. Ich eilte an das Fenster und sah Sir Harry mit seinen Freunden aussteigen. Ich stieß einen Freudenschrei aus und eilte nach der Treppe. Sir Harry hatte sich auf Pistolen geschlagen, sein Gegner hatte eine Kugel in den Schenkel bekommen; er selbst war unversehrt geblieben. Dieses Duell machte in der eleganten Welt von London großes Aufsehen. Natürlich stellte man die Sache in dem Lichte dar, welches mir am ungünstigsten war. Man behauptete, ich hätte Sir Harry erst aufgefordert, dem Wagen, der sich von uns entfernt, nachzufahren, während ich doch im Gegenteil in der Überzeugung, daß ich abermals beleidigt werden würde, alles mögliche getan, um Sir Harry abzuhalten, unsern ersten Platz zu verlassen. Während der ganzen Zeit, welche Lord Camberwells Wiederherstellung in Anspruch nahm, schickte Sir Harry jeden Tag zu ihm, und ließ sich nach seinem Befinden erkundigen.

Der Sommer nahte heran. Sir Harry besaß ein prächtiges Landgut in Up-Park in der Grafschaft Sussex. Dorthin fühlte er mich nun und gewährte mir alle Rechte einer Frau vom Hause. Der usurpierte Titel Mylady, welchen mir Sir Harrys Freunde, die Tischgenossen seines Schlosses und die Schmarotzer seines Reichtums gaben, genügte meiner Eigenliebe, so lange wir unter uns blieben. Sobald wir aber einmal die Mauern der prachtvollen Villa im Rücken hatten, war Mylady Featherson weiter nichts als die Abenteurerin Emma Lyonna, das heißt eine »Unterhaltene«, die vielleicht ein wenig schöner war als die andern, keinesfalls aber achtbarer als diese. Die Folge hiervon war von seiten unserer in gesetzlichen Verhältnissen lebenden Nachbarn eine Kundgebung von Verachtung, welche bei jeder Gelegenheit zu Tage trat und mich im tiefsten Herzen verwundete. Allerdings, über den kleinen Hof, welchen Sir Harry mir bereitet, herrschte ich als Königin, ich war Königin der Wettrennen, der Feste und der Jagden. Während der drei oder vier Monate, welche wir in Up-Park verbrachten, lernte ich reiten und erlangte hierin einen hohen Grad von Eleganz und Sicherheit. Abends fuhr ich fort Szenen aus Dramen vorzuführen und durch plastische Attitüden die berühmtesten Frauen des Altertums nachzuahmen. Mit Hilfe der außerordentlichen Beweglichkeit meiner Züge und der prachtvollen Kostüms, die ich nach den besten Zeichnungen, welche man von jenen berühmten Persönlichkeiten auftreiben konnte, fertigen ließ, gelang es mir, eine genaue Vorstellung von denselben zu geben, und oft hatte ich nicht einmal nötig zu sagen, wer die Heldin aus der griechischen,

jüdischen oder römischen Geschichte, die ich vorstellen wollte, war, denn die Zuschauer errieten es sofort von selbst.

Es möchte schwierig sein, zu sagen, auf welche Summe sich die täglichen Ausgaben für diese königliche Villegiatur beliefen. Zwei- oder dreimal reiste Sir Harry selbst nach London, um das zur Fortführung dieses Luxus notwendige Geld zu holen. Der Intendant, welcher für die ersten Bedürfnisse gesorgt, hatte endlich geschrieben, daß, da Sir Harrys Einkünfte schon auf zwei Jahre im voraus erschöpft wären, es schwierig sein würde, eher wieder Geld aufzutreiben, als bis Sir Harry, nachdem er sein fünfundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, die Verwaltung seines Vermögens selbst in die Hände bekäme, welches dann allerdings ein ungeheures sein würde. Gegen Ende des Monats Juli sah er sich in großer Geldverlegenheit, daß er, um nach London reisen und eines seiner gewohnten Anlehen dort aufnehmen zu können, sich wegen Bestreitung der Reisekosten an mich wendete. Seine Freunde, welche diesen unvermeidlichen Ruin schon von weitem kommen gesehen, waren einer nach dem andern verschwunden. Die beiden letzten reisten mit ihm zugleich nach London ab und versprachen mit ihm wiederzukommen. Ich allein, ich sah nichts, ich ahnte nichts, sondern glaubte, Sir Harrys Börse sei eben so unerschöpflich wie die des Fortunatus. Drei Tage wartete ich, ohne mich sonderlich zu beunruhigen. Noch zwei Tage vergingen, ohne daß Nachricht kam – erst am Morgen des sechsten, seitdem Sir Harry Up-Park verlassen, empfing ich einen Brief von ihm. Dieser Brief war ein Donnerschlag. Er lautete wie folgt:

»Meine arme Emma!

Ich bin vollständig ruiniert – wenigstens für den Augenblick. Ich schulde ziemlich fünfzigtausend Pfund Sterling. Meine Familie will mich den Klauen der Wucherer und Advokaten nur unter der Bedingung entreißen, daß ich mich vollständig ändere. Unter dieser Änderung versteht man zunächst und vor allen Dingen die Verzichtung auf das Teuerste, was ich in der Welt besitze, das heißt auf Sie. Um meines guten Verhaltens und Gehorsams während der zwei oder drei Jahre, die mich noch von meiner Volljährigkeit trennen, sicher zu sein, verbannt man mich nach Indien, wo meine Familie mir eine Kompagnie gekauft hat. Alles dieses ist erst diesen

Morgen festgesetzt worden. Heute abend bringt man mich auf das Schiff und wenn Sie diesen Brief erhalten, so schwimme ich schon auf offenem Meere. Leben Sie wohl, meine teure Emma! Sie haben mir acht Monate eines Glückes bereitet, welches nur wenigen Menschen beschieden ist. Verzeihen Sie, daß ich es Ihnen so übel vergelte. Ich, der ich Sie geliebt, ich liebe Sie noch und werde Sie stets lieben. Harry.«

Noch an demselben Tage fanden sich Gerichtsbeamte ein, um eine Liste über die von Sir Harry Featherson in dem Schlosse zu Up-Park gelassenen Gegenstände aufzunehmen, welche den Gläubigern, deren gerichtlichen Schritten man Einhalt getan; zum Pfand dienen sollten. In derselben Stunde verließ ich das Schloß und nahm weiter nichts mit, als die mir persönlich gehörenden Effekten und eine Summe von ungefähr zweihundertundfünfzig Pfund.

19. Kapitel.

Diese Gemütserschütterung war eine der heftigsten, die ich in meinem Leben erfahren. Bis jetzt war ich von der Armut zum Luxus, vom Unglück zum Glück emporgestiegen. Plötzlich aber zerbrach gleichsam etwas in der Maschinerie meiner Existenz und ich hörte auf an meine Unverwundbarkeit zu glauben.

Ich liebte Harry von ganzer Seele, und meine Seele ward dadurch, daß diese Liebe mir geraubt ward, vollständig zerrissen. Diese Liebe wurzelte in meinem ganzen Sein und dieses hatte daher nicht eine Stelle, welche dadurch nicht schmerzhaft berührt worden wäre. Auf die moralische Saite, die durch den ersten Schlag getroffen worden, folgte die materielle. Von dem Augenblicke an, wo ich mich von dem Schlage wieder emporrichtete, mußte ich mich mit den Sorgen für meinen Lebensunterhalt beschäftigen und für ein bekümmertes Herz ist dies eine furchtbare Aufgabe. Wo sollte ich hin? Was sollte aus mir werden? Wo sollte ich ein Obdach finden? Auf welchen Stein sollte ich mein Haupt niederlegen? Alles dies wußte ich nicht, und diese Fragen legte ich mir vor, während ich unter einem Baum der Allee saß, deren Staub ich noch acht Tage vorher unter den Rädern einer eleganten Equipage oder unter den Hufen eines stolzen Rosses

aufgewirbelt. Ich hatte mir in der benachbarten Stadt einen Wagen gemietet, diesen mit meinen zwei oder drei Koffern beladen und darin Platz genommen. Als der Kutscher mich fragte: »Wo soll ich Sie hinfahren, Madame?« wußte ich nicht, was ich ihm antworten sollte. »Fahrt immer die Straße entlang,« sagte ich. – »Welche denn?« fragte er wieder. – »Diese da.« – »Aber bis wohin denn?« – »Bis in das erste Dorf oder bis an die erste Stadt.« – »Der erste Marktflecken ist Nutley.« – »Nun, dann fahret nach Nutley.« Der Kutscher setzte, nicht wenig erstaunt, seine Pferde in Bewegung. Nach Verlauf von drei Stunden machte er Halt auf dem Marktplatze eines großen Dorfes, welches in einer reizenden Gegend am Fuße einer Anhöhe lag. »Nun sind wir in Nutley,« sagte er zu mir. – »Erkundigt Euch, ob es hier ein kleines Haus zu vermieten gibt, welches von einer Dame allein mit ihrer Dienerin bewohnt werden kann.« – Er warf die Zügel dem Pferde auf den Hals und begann zu suchen, was ich begehrte. Ich blieb stumm und unbeweglich im Wagen sitzen, wieviel Minuten oder wieviel Stunden weiß ich nicht zu sagen, ich hatte den Sinn für den Lauf der Zeit verloren. Der Kutscher kam endlich zurück. Am andern Ende des Dorfes hatte er wirklich ein kleines Haus gefunden, was nach seiner Meinung ganz für mich paßte. »Fahret mich hin,« sagte ich zu ihm. Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung und hielt nach kurzer Zeit vor einem kleinen Hause, welches im Schatten einiger Bäume stand und von einem Blumengärtchen umgeben war.

Dieser Garten war mit einer lebendigen Hecke umzäunt und diese mit einem hölzernen Einlaßpförtchen versehen, welches ebenso wie die Fensterläden grün angestrichen war. Die Eigentümerin hatte es in der Obhut einer alten Frau gelassen und diese beauftragt, es zu vermieten, wenn sie einen Liebhaber dazu fände.

Die Eigentümerin, die kein anderes Vermögen besaß als dieses kleine Haus und eine kleine Rente von fünfzig Pfund, wovon sie lebte, war zu ihrem Bruder, einem Stabsoffizier außer Dienst, gerufen worden, der kürzlich seine einzige Tochter verloren. Das Haus war so geblieben, wie sie es verlassen, das heißt vollständig möbliert – bescheiden, aber sauber.

Ich brauchte bloß einen Blick auf das Haus zu werfen, um zu sehen, daß es in jeder Beziehung dem Zustand meines Herzens und meiner Mittel

entsprach. Es war abgelegen, so daß mein Herz hier die Ruhe finden konnte, deren es bedurfte. Es war bescheiden und ich gewann infolge dieses Umstandes, so wenig reich ich auch war, Zeit, einen Entschluß in bezug auf das zu fassen, was mir in Zukunft zu tun übrigblieb. Der Mietzins war dreißig Pfund jährlich. Ich bezahlte sechs Monate voraus unter der Bedingung, daß es mir freistünde, das Haus zu verlassen, wenn ich nichts weiter bezahlen wollte, und vorausgesetzt, daß ich es dann im Laufe der sechs ersten Monate verließe. Mein Vermögen schmolz demzufolge bis auf zweihundertunddreißig Pfund oder fünftausendsiebenhundertundfünfzig Franks zusammen. Wenn ich in diesem Hause bleiben und darin fern von der Welt leben wollte, so hatte ich so ziemlich drei Jahre Ruhe vor mir. Zwei Stunden später war ich in das Haus eingezogen, zu welchem selbst meine einfachste Toilette allerdings einen seltsamen Kontrast bildete. Dennoch, wenn ich mit dieser bescheidenen, aber reizenden Wohnung den Punkt verglich, von welchem ich ausgegangen war, so fand ich, daß ich bei meinem Sturze wenigstens noch in der Hälfte der Höhe mich festgeklammert hatte. Für ein Pfund monatlich und freie Beköstigung verstand die alte Aufwärterin sich dazu, bei mir zu bleiben und alle häuslichen Vorrichtungen zu besorgen. Das erste, woran ich dachte, mir einige Kleider fertigen zu lassen, welche mit der neuen Existenz, die ich zu führen im Begriff stand, besser übereinstimmten. Ich ließ sie von schwarzer Seide fertigen. Auf alle Fragen nach meinem Namen antwortete ich, ich hieße Mistreß Heart, ich wäre Witwe und wolle die ersten Monate meines Schmerzes und meines Witwenstandes in Einsamkeit und Zurückgezogenheit zubringen. Ich war noch sehr jung, um schon Witwe zu sein. Man glaubte von meiner Erzählung natürlich bloß soviel man wollte. Mir kam darauf wenig an, denn ich hatte ja mit niemandem Umgang.

Die ersten acht Tage meiner Zurückgezogenheit vergingen ganz in der Hingebung an jenen physischen und moralischen Schmerz, von welchem schwere Schicksalsschläge des Lebens begleitet zu sein pflegen. Allmählich kehrte dann die Ruhe, wenn auch nicht in mein Herz, doch wenigstens in meinen Geist zurück, und ich konnte meine Lage mit prüfendem Blick ins Auge fassen. Ich hatte einen Mann verloren, den ich liebte; aber war dieser Mann der Trauer wert, welche ich ihm widmete? War seine Handlungsweise gegen mich die eines Gentleman gewesen? Hatte er bei dem Ruin seines Vermögens an mich gedacht? Hatte er sich gefragt, was

aus mir werden sollte? Hatte er versucht, mir eine jener Existenzen zu gründen, welche sonst den unglücklichen Frauen beschieden zu sein pflegen, die ihr Leben der Liebe geweiht haben?

Ich mußte mir gestehen, daß er von all diesem nichts getan. Welch' ein Unterschied zwischen seiner Handlungsweise und der Sir John Paynes. Von dem Augenblick an, wo ich dahingelangt war, daß ich Sir Harry mit Unparteilichkeit beurteilte und nach seinem wahren Werte würdigte, war ich nahe daran, mich über seinen Verlust zu trösten. Er war allerdings ein schöner, eleganter junger Mann; mein Gedächtnis erinnerte mich aber unter den Freunden Sir Johns und den seinigen an fünf oder sechs junge Männer, die ebenso schön und ebenso elegant waren als er. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde ich ohne den geheimnisvollen Vorfall, mit Hilfe dessen er sich in mein Leben eingeführt und der eine unauslöschliche Spur darin zurückgelassen, auf ihn nicht mehr geachtet haben als auf einen andern, und er wäre unbemerkt an mir vorübergegangen.

Was die Situation betraf, in der ich mich befand, so war dieselbe jedenfalls viel besser, als die bei meiner ersten Ankunft in London. Wenn ich in Zurückgezogenheit und Einsamkeit leben wollte, so hatte ich eine lange Reihe von ruhigen Tagen vor mir.

Wollte ich in London wieder mit demselben Glanz auftreten, wie ich es verlassen, so hatte ich einen oder zwei Monate Luxus jener Gesellschaft in die Augen zu werfen, unter welcher ich gelebt, und in welche ich stets unter denselben Bedingungen zurückkehren konnte.

Ich warf, nachdem ich diese Betrachtungen angestellt, einen Blick in meinen Spiegel. Ich sah jünger, schöner und frischer aus als jemals, und wenn auf meinem Gesicht noch einige Spuren von den vergossenen Tränen zurückgeblieben waren, so wurden sie bereits durch ein halbes Lächeln verwischt. Nach dem geräuschvollen Leben, welches ich geführt, nach den festlichen Tagen, nach den durchspielten Nächten empfand ich nur ein Bedürfnis, nämlich das einiger Wochen Ruhe. Die heitere Ruhe meines Herzens war getrübt wie die Reinheit eines Sees nach einem Sturme. Man mußte ihm Zeit lassen, seine Durchsichtigkeit wieder zu gewinnen. Die ersten Tage der Einsamkeit, die ich in diesem kleinen Hause in Nutley verlebte, waren daher nicht ohne einen gewissen melancholischen Reiz,

nach welchem ich mich zuweilen, selbst auf der Höhe meines Glanzes, zurückgesehnt habe.

Ich fragte mich, ob dieses ruhige, bequeme Leben, wo ein Tag dem andern glich, beim Lichte besehen, nicht eigentlich das sei, für welches die Natur uns bestimmt hat. Dennoch aber antwortete auf diese Frage eine geheime Stimme, daß ich nicht zur Zahl der Menschen gehöre, für welche die Natur die Ruhe der Mittelmäßigkeit und die stillen Freuden der Einsamkeit aufgespart hat. Ich gehörte vielmehr zu jenen außergewöhnlichen Organisationen, die den Kampf und den Sieg oder die Niederlage bedürfen, welche die Folge davon sind. Auf welchem Theater sollte dieser Kampf meiner Zukunft gegen das Schicksal beginnen? Ich wusste es nicht; ich, die Athletin des Luxus und der Laune, fühlte aber, daß die augenblickliche Ruhe, in welche ich mich versenkt, nur die schnell vergängliche war, welche dem Kampfe vorangeht.

Ich blieb zwei Monate in Nutley, fast ohne die Schwelle meines Gartens zu überschreiten. Während dieser zwei Monate hatten alle Bestrebungen meiner Jugend Zeit gehabt, in mir wieder aufzuleben. Die Wunde meines Herzens hatte sich um so leichter geschlossen, als ich mir sagte, daß bei Sir Harrys gezwungener Untreue meine Eigenliebe nicht zu leiden gehabt habe, denn unsere Trennung hatte ihren Grund nicht in einem Erkalten seiner Leidenschaft, sondern in dem Zwange, der durch Ereignisse auf ihn ausgeübt worden, welche mächtiger waren, als sein Wille.

Bei einem derartigen Bruche – ich sollte dieses weibliche Geheimnis vielleicht nicht der Öffentlichkeit preisgeben – blutet unser Dünkel mehr als unsere Liebe, und das Weib, welches zu sich sagen kann: »Ich habe mich von meinem Geliebten getrennt, aber ich bin überzeugt, daß er mich immer noch liebt,« ist weit näher daran, über die Trennung getröstet zu werden, als die, welche sich sagt: »Ich bin von meinem Geliebten getrennt, weil er mich nicht mehr liebt.« Die Folge hiervon war, daß ich im Laufe des zweiten Monats meiner Einsamkeit mich von neuem nach jenem Strudel hingezogen fühlte, der mich seit einem Jahre mit sich fortgerissen. Ich beschloß demgemäß nach London zurückzukehren, und das Glück aufs neue zu versuchen.

Es war mir bis jetzt so treu gewesen, daß ich hoffen konnte, es werde mich nicht schon zu Anfange meiner Laufbahn wieder verlassen. Übrigens hatte ich mich, so wie das Nachdenken oder vielmehr die Erinnerung in mich zurückgekehrt und es in meinem Geiste Tag geworden war, auf eine Hilfsquelle besonnen, die mir vielleicht noch übrigblieb.

Ich hatte mein kleines Haus in Piccadilly in meiner Eile, Sir Harry aus meiner Vergangenheit hinaus zu folgen, so schnell verlassen, daß ich nicht mehr an das reiche Geschenk gedacht hatte, welches Sir John mir in dem kostbaren Mobiliar gemacht, das in diesem Hause sich befand.

Jetzt empfand ich den inbrünstigen Wunsch, dieses Haus, den Zeugen der ersten Tage meines Glücks, das heißt meines Stolzes, wiederzusehen.

Für mich beruht nämlich – und dies ist eben das, was meinen Untergang herbeigeführt hat – das Glück mehr in der Befriedigung des Stolzes als in der Liebe.

Ich erinnerte mich unklar, Sir Johns Intendanten sagen gehört zu haben, daß die Miete des Hauses auf ein Jahr im voraus bezahlt wäre, und daß alles, was sich in diesem Hause befände, mir gehöre. Allerdings ward diese Schenkung durch keine Urkunde verbrieft, und wenn meine Erinnerung mich täuschte, wenn der Mietkontrakt in Sir Johns Namen anstatt in dem meinigen abgeschlossen – ein Umstand, womit ich mich niemals ernst beschäftigt – oder wenn der Intendant ein unredlicher Mann war, so war es mit dieser ganzen reichen Hoffnung aus.

Es trat ein Augenblick ein, wo ich den Zweifel nicht mehr ertragen konnte, und wo ich beschloß aufzubrechen und mich von der Wirklichkeit, mochte diese nun sein, welche sie wollte, zu überzeugen. Es kam alle Tage eine Personenpost durch Nutley, welche von Lemes nach London und von London nach Lemes ging. Ohne meiner Aufwärterin zu sagen, ob ich wiederkäme oder nicht – was ich nicht nötig hatte, da ja die Miete auf mehr als drei Monate bezahlt war – übergab ich ihr die Schlüssel, nahm einen Platz in der Personenpost und reiste nach London ab, wo ich am nächstfolgenden Tage früh anlangte. Ich rief eine Droschke herbei, ließ meinen Koffer aufladen und befahl mit bewegter Stimme und hochklopfendem Herzen, mich nach Piccadilly zu bringen.

Als die Droschke vor der mir so bekannten Fassade des trauten Hauses Halt machte, wo eine für mein Leben so wichtige Frage entschieden werden sollte, drohten meine Kräfte mir untreu zu werden, und ich zögerte an die Tür zu pochen. Plötzlich aber und wie um diesem meinem Zögern ein Ende zu machen, öffnete sich die Tür, um eine Frauensperson hinaustreten zu lassen und ich stieß einen Freudenruf aus. Diese Frauensperson war nämlich keine andere als Amy Strong, welche, wie man sich erinnert, von jeher einen so großen Einfluß auf die Ereignisse meines Lebens geäußert. Auch diesmal schien das Fatum sie mir in den Weg zu führen. Sie erkannte mich in demselben Augenblicke wo ich sie selbst erkannte, und wir warfen uns einander in die Arme. Hinter ihr stand der Kastellan des Hauses ehrerbietig mit dem Hut in der Hand. Als er mich erkannte, öffnete er sofort beide Torflügel, damit der Wagen hereinfahren könnte. Der Wagen fuhr herein und machte am Fuße der Treppe Halt. Der Kastellan öffnete den Schlag, und da ich zögerte, eine Frage an ihn zu richten, so sagte er: »Sie sind sehr lange abwesend gewesen, Mylady, aber Sie werden alles noch so finden, wie Sie es verlassen haben.« Mit diesen Worten überreichte er mir den Schlüssel zur ersten Etage, welche die war, die ich bewohnte. Es war augenscheinlich, daß in der Tat nichts verändert worden war, und daß alles, was das Haus enthielt, wirklich mir gehörte.

20. Kapitel.

Ich kehrte in diese beglückende Wohnung, die ich auf so unverhoffte Weise wiederfand, mit einem tiefen Gefühl von Freude zurück, und durch Tränen des Dankes gegen Sir John hindurch sah ich mein teures blaues Zimmer, das Zimmer meiner Träume, und den großen, mir von Dick prophezeiten Goldrahmenspiegel wieder. Der armen Amy ging es nicht sonderlich gut. Ich war von jeher ihre Vorsehung gewesen, fünf– oder sechsmal war sie hier gewesen, um etwas von mir zu erfahren und meine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Allemal aber hatte man ihr gesagt, daß ich nicht da sei und daß man meinen dermaligen Aufenthaltsort nicht kenne. Eben hatte sie einen letzten Schritt dieser Art und zwar ohne bessern Erfolg getan, als wir uns auf der Schwelle begegneten, welche sie trostlos wieder passierte und welcher ich mich zitternd näherte. In der Vereinsamung, in der ich mich befand, erschien mir diese Begegnung wie ein Segen des Himmels. Ich

schlug Amy vor, bei mir zu bleiben, und ohne daß etwas über die Stellung gesprochen ward, welche sie in dem Hause einnehmen sollte, nahm sie mein Anerbieten an.

Wenn ich die Situation richtig ins Auge faßte, so hatte ich nur zwei Wege einzuschlagen. Das Mobiliar des Hauses in Piccadilly gehörte mir, denn Sir John hatte es mir geschenkt. Durch den Verkauf konnte eine Summe von vielleicht zweitausend bis zweitausendundfünfhundert Pfund daraus gelöst werden. Ich konnte also mit dem, was ich noch besaß, etwa sechzigtausend Franks oder eine Rente von hundert bis hundertundzwanzig Pfund Sterling realisieren. Wenn ich mich dazu verstand, der Welt, dem Luxus, dem eleganten Leben zu entsagen, wenn ich wieder in mein kleines Haus zu Nutley zurückkehrte, so brauchte ich mich wegen der Zukunft nicht zu ängstigen, denn meine Existenz war dann gesichert. Wollte ich dagegen die betretene Bahn, nämlich die der Abenteuer, der Laune und des Zufalls, weiter verfolgen, so mußte ich die Möbel und das Haus behalten, neue Liebesverhältnisse anknüpfen und es auf das weitere ankommen lassen. Leider drängte mein Charakter mich nur allzusehr zu diesem letzteren Entschlusse, und Amy, welche mir gegenüber die Rolle spielte, welche vor sechstausend Jahren die Schlange der armen, leichtsinnigen Eva gegenüber gespielt, ermutigte mich, diesen Entschluß zu fassen. Man errät, daß es dieser war, für den ich mich entschied.

Gott, der ein Gott des Erbarmens und nicht ein Gott der Rache ist, verlangt, hoffe ich, nicht, daß ich in allen seinen Einzelheiten das Jahr erzähle, welches zunächst verfloß und welches das neunzehnte meines Lebens war.

Alle Phasen jener beklagenswerten Existenz eines weiblichen Wesens, welches von seiner Schönheit lebt, wurden durchgemacht, alle Schmerzen derselben erschöpft, alle Schmach bis auf den letzten Tropfen getrunken.

Wenn ich alle diese Einzelheiten verschweige, so geschieht dies nicht, weil ich sie vergessen hätte. Ich unterlasse diese Erzählung bloß, weil die Kraft mir fehlt, denselben Weg in der Erinnerung noch einmal zu durchwandeln. Ich werde daher bloß sagen, daß gerade ein Jahr nach meiner Rückkehr in das kleine Haus von Piccadilly ich dasselbe, nachdem ich meine Möbel, meine Schmucksachen, meine Spitzen verkauft, weit ärmer verließ, als ich das Schloß von Up-Park verlassen, denn ich besaß von allen Trümmern

meines ehemaligen Glanzes weiter nichts mehr, als das seidene Kleid, welches ich auf dem Leibe trug. Wie war ich auf eine so tiefe Stufe des Mangels und des Elends herabgesunken, daß selbst Amy, diese erste und hartnäckige Ursache meines Ruins, mich verlassen hatte? Nur das Verhängnis, welches mich von der Stufenleiter der Menschheit herabstürzen wollte, um mich sämtliche Sprossen derselben von neuem erklettern zu lassen, könnte dies sagen.

Jeder einzelne Umstand jenes furchtbaren Tages ist meiner Erinnerung gegenwärtig.

Es war Freitags am 26. Oktober 1782, elf Uhr vormittags, an einem jener kalten, nebeligen Tage, wie es deren nur in London gibt, als ich das kleine Haus in Piccadilly verließ. Mein Frühstück hatte in einem Stück Brot und einem Glas Wasser bestanden und ich wußte nicht gewiß, ob ich wieder ein Stück Brot zu meinem Mittagsmahle haben würde. Ich ging Piccadilly hinauf bis Old Bondstreet, ohne zu wissen, wohin ich ging, ohne mir ein Ziel gesteckt zu haben. Ich ging immer geradeaus wie ein Blinder, indem ich an die mir Begegnenden anstieß und gegen andere Hindernisse anrannte. Es dauerte nicht lange, so sah ich mich in Oxford Street. Nur der Zufall hatte mich hierhergeführt. Hier orientierte ich mich. Ich befand mich Miß Arabellas Hotel beinahe gegenüber. Ich blieb einen Augenblick stehen. Während dieses Augenblickes kam ein Wagen aus dem Hofe heraus und fuhr bis an den Fuß des Perrons. Eine in eine kostbare, mit Spitzen besetzte Atlasmantille gehüllte Dame stieg in Begleitung eines eleganten Kavaliers ein. Der Wagen schloß sich wieder und fuhr, mich mit Kot bespritzend, vorüber. Diese Dame war Miß Arabella. Was den Kavalier betraf, der wahrscheinlich ein neuer Bewunderer war, so kannte ich denselben nicht. Der Wagen verschwand in Highstreet.

Warum blieb diese Person, die wahrscheinlich auch nicht von besserer Herkunft war als ich, die sicherlich nicht schöner war als ich, reich und glücklich, während ich, nachdem ich ebenso reich und ebenso glücklich gewesen wie sie, jetzt arm, und elend sie an mir vorüberfahren und mich mit Kot bespritzen sah?

Dies schien mir eine unerklärliche Grausamkeit des Schicksals zu sein.

Vielleicht eine halbe Stunde blieb ich unbeweglich an derselben Stelle stehen und wäre ohne Zweifel noch länger stehen geblieben, ohne zu wissen, warum ich nicht weiterging, wenn sich nicht allmählich eine Menschenmenge um mich gesammelt und ein Polizeier, sich hindurchdrängend, mich gefragt hatte, was ich gleich einer Bildsäule stumm und mit den Füßen im Kote stehen bliebe?

Ich antwortete, ich hätte eine Dame von meiner Bekanntschaft in ihrem Wagen aus dem Hause Nr. 23 herauskommen gesehen und erwartete nun ihre Rückkunft, um mit ihr zu sprechen.

»Geht nur Eures Weges weiter,« sagte der Polizeier in rauhem Tone zu mir; »zu dieser Stunde des Tages haben Frauenzimmer Eurer Art nicht das Recht, auf den Trottoirs stehen zu bleiben.«

Diese Worte drangen mir ins Herz wie ein glühendes Eisen. Ich raffte mich auf und ging durch Deanstreet nach dem Strand hinunter.

Kaum hatte ich einige Schritte zurückgelegt, so sah ich mich Mr. Plowdens Kaufladen gegenüber, in welchem ich, wie man sich erinnert, einen Monat als Ladenmamsell fungiert. Das Leben war hier für mich weder glücklich noch glänzend, wenigstens aber ruhig gewesen. An der Stelle, wo ich während jenes Monats gesessen, sah jetzt ein anderes junges Mädchen von meinem Alter. An ihren sanften, zufriedenen Zügen sah man mit leichter Mühe, daß sie dadurch, daß sie Mr. Plowdens Ladenmamsell geworden, das Ziel ihrer Wünsche und ihres Ehrgeizes völlig oder doch beinahe erreicht hatte. Die rauhen Worte des Polizeiers waren mir noch zu frisch in der Erinnerung, als daß ich vor Mr. Plowdens Laden ebenso stehengeblieben wäre, wie ich vor Miß Arabellas Hotel stehen geblieben war.

Ich ging den Strand hinauf bis King Williamstreet und dann diese entlang nach Leicester Square.

Gerade, als ob ich Stufe um Stufe die Leiter meiner Erinnerungen hinaufsteigen sollte, fand ich hier jenes kleine Haus Mr. Hawardens wieder, wo ich bei meiner ersten Ankunft in London so wohlwollende und gastfreie Aufnahme gefunden. Vom Strand an war ich im Regen gegangen, welcher jetzt immer heftiger zu fallen begann. Meine Abgestumpftheit hatte jedoch

einen solchen Grad erreicht, daß ich nicht bemerkte, wie ich bis auf die Haut durchnäßt war. Das kleine Haus hatte immer noch seinen soliden puritanischen Anstrich. Ich setzte mich auf die Stufen einer Art ambulanten Theaters, welches auf der Mitte des Platzes aufgeschlagen war.

Vor mir hatte ich die Tür von Mr. Hawardens Haus. Über zwei Stunden blieb ich so im Regen sitzen und fühlte, wie sich allmählich in mir der Hunger zu regen begann. Dennoch war ich zu stolz, um in diesem gastlichen Haus ein Stück Brod zu erbetteln. Unglücklicherweise waren zwei der Hilfsquellen, auf welche ich in der bedrängten Lage, in der ich mich befand, hätte rechnen können, mir gegenwärtig verschlossen. Mr. Sheridan, dessen Namen ich so oft genannt, war durch den Brand des Drury-Lane-Theaters, dessen Direktor er war, und wo ich ein Unterkommen hätte finden können, in die Unmöglichkeit versetzt, mir nützlich zu sein. Was Romney betraf, so hatte dieser mir niemals seine Adresse gegeben. Ich glaubte mich bloß zu entsinnen, daß er in der Nähe von Cavendish-Square oder in Cavendish-Square selbst wohnte. Diese Erinnerung war jedoch zu unbestimmt, als daß ich auf dieselbe hin sein Haus aufzusuchen vermocht hätte.

Ich bedurfte aber rascher und wirksamer Hilfe. Ich hatte Hunger, ich wußte nicht, wo ich etwas zu essen hernehmen, die Nacht brach ein und ich wußte nicht, wo ich ein Nachtlager finden sollte. Ich hob die Augen gen Himmel, um den Zorn desselben durch einen flehenden Blick zu entwaffnen zu suchen.

In diesem Augenblick fuhr ein Wagen wenige Schritte von der Stelle entfernt vorüber, wo ich saß. Er machte Halt, der Schlag öffnete sich. Eine Frau von vierzig bis fünfundvierzig Jahren in einem prachtvollen indischen Kaschemirshawl stieg aus und kam, trotz des auf mich und auf sie herabrieselnden Regens auf mich zu. In den Zügen dieser Frau lag ein Gemisch von Zynismus und Gemeinheit, welches mit ihrer eleganten Toilette in offenem Widerspruch stand. Da ich nicht glauben konnte, daß sie mit mir sprechen wollte, so ließ ich meine Stirn wieder auf meine beiden Hände herabsinken. Sie berührte mich an der Schulter. Ich richtete den Kopf wieder empor. Die Frau stand vor mir. Sie heftete einen frechen Blick auf mich und murmelte ziemlich laut: »Meiner Treu, sie ist hübsch; sie ist

sehr hübsch!« Erstaunt sah ich sie an. Was wollte diese Frau von mir? »Warum bleiben Sie hier im Regen sitzen?« fragte sie mich. – »Weil ich nicht weiß, wo ich hin soll,« antwortete ich. – »Na,« sagte sie, »wenn man ein so hübsches Gesicht hat, wie Sie, so kommt man nicht so leicht in Verlegenheit, ein Nachtlager zu finden.« – »Aber dennoch befinde ich mich in dieser Verlegenheit, wie Sie sehen.« – »Warum sind Sie so bleich?« – »Weil mich friert und hungert.«

– »Sie sind doch nicht krank?« – »Nein, aber ich werde es wohl werden, wenn ich die Nacht auf der Straße zubringen muß.«

– »Wer zwingt Sie denn, die Nacht auf der Straße zuzubringen?«

– »Habe ich Ihnen nicht schon gesagt, daß ich nicht weiß, wo ich hin soll?« – »Kommen Sie mit mir.« – Ich sah sie wieder an. – »Wer sind Sie?« fragte ich sie. – »Ich bin jemand, der Ihnen bietet, was Sie nicht haben, – Nahrung, Wohnung, Kleider, Geld.« – »Und was verlangen Sie dafür?« – »Das wird man Ihnen später sagen. Jetzt machen Sie schnell. An Zeit fehlt es mir allerdings nicht, wohl aber ruiniere ich meinen Shawl und meinen Hut, wenn ich noch länger hier mit Ihnen plaudere.«

– Ich zögerte. »Gute Nacht denn, schönes Kind,« sagte die elegante Frau und tat einen Schritt, um sich wieder zu ihrem Wagen zurückzuverfügen. »Madame! Madame!« rief ich ihr nach.

– »Nun, haben Sie sich entschlossen?« – »Wenn mir morgen die Absichten, welche Sie mit mir haben, nicht zusagen, wird es mir dann freistehen, Sie wieder zu verlassen?« – »Jawohl; aber es versteht sich, daß Sie mir dann die Auslagen wieder erstatten, die ich vielleicht für Sie gemacht haben werde.« – »Ich folge Ihnen, Madame.« – Ich erhob mich. Der Regen troff mir von den Kleidern herab. – »Setzen Sie sich auf den Vordersitz und schmiegen Sie sich so viel als möglich zusammen.« Ich gehorchte.

Sie schüttelte den Kopf. »Sie befinden sich in einem traurigen Zustand! – Apropos, Sie haben doch nicht etwa eine Geschichte mit der Polizei auszumachen?« – »Ich?« – »Ja, Sie.« – »Wie sollte ich etwas mit der Polizei auszumachen haben? Ich habe erst diesen Morgen meine Wohnung verlassen.« – »Ah, Sie hatten eine Wohnung?« – »Ja.« – »Und wo befand

sich Ihre Wohnung?« – »In Piccadilly.« – »Piccadilly ist aber keines unserer Quartiere.« – »Keines Ihrer Quartiere? Ich verstehe Sie nicht.« Die elegante Frau sah mich wieder an und spitzte die Lippen. »Das ist wohl möglich,« sagte sie. »Sie haben wirklich ein ehrliches Gesicht und das macht sich sehr gut.« – »Madame,« sagte ich, über diese triviale Ausdrucksweise fast erschreckend, »wenn Sie das Anerbieten, welches Sie mir gemacht haben, bereuen, so bin ich bereit, wieder auszusteigen.« – »Nein, nein, bleiben Sie.« – Dann schlug sie die Wagentür selbst zu und sagte zu dem Kutscher: »Nach Hause!« – Zehn Minuten später hielt der Wagen an der Tür eines Hauses in Haymarket, dessen Fenster sämtlich geschlossen waren.

Es fror mich sehr, als ich aber dieses Haus betrat und die Tür sich hinter mir schließen hörte, fror mich noch mehr. Es war mir, als träte ich in ein Grab. Es war auch in der Tat ein Grab, ein Grab der Keuschheit und Tugend, welches man niemals wieder verläßt, ohne die Spuren jenes moralischen Todes an sich zu tragen, welche noch weit furchtbarer sind als die des physischen.

21. Kapitel.

Mein dringendstes Bedürfnis, selbst noch vor dem der Speise und Trankes, war ein vollständiger Wechsel der Kleidung und ein Bad. Mistreß Love – war dieses Wort, welches »Liebe« bedeutet, ein Spitzname, den ihr die Stammgäste ihres Hauses gegeben, oder eine Laune des Zufalls? – Mistreß Love begriff dieses doppelte Bedürfnis sehr gut, denn sofort nach unserer Ankunft gab sie Befehl, ein Bad zu bereiten und dann wurden frische Wäsche und ein Negligé in das Zimmer gebracht, welches sie für mich bestimmte. Als ich dieses Zimmer betrat, sank ich fast bewußtlos, vernichtet, erstarrt und kaum bemerkend, was um mich her vorging, in einen Lehnstuhl. Mistreß Love beaufsichtigte mit auffallendem Eifer alles selbst und ihr Blick verwendete sich keinen Augenblick von mir. Als das Bad bereitet war, wollte sie selbst die Dienste einer Zofe bei mir verrichten. Sie unterzog sich diesem Amt mit einer Sorgfalt, die ich mir nicht erklären konnte, um die ich mich aber in der Stumpfheit, in welcher ich befangen war, weiter nicht kümmerte.

Mein Kleid klebte mir auf den Schultern – man trug zu jener Zeit sehr enge Kleider. Mistreß Love riß es ohne weiteres auf und durchschnitt den Senkel meines Schnürleibes mit der Schere. Ehe noch viele Augenblicke vergangen waren, sah ich mich nackt. Obschon ich mich nur in Gegenwart einer Frau befand, so empfand ich doch ein rasch aufsteigendes Gefühl von Scham, welches meine Wangen rötete. Ich flüchtete mich in meine Badewanne, deren durchsichtiges Wasser mir nur einen ungenügenden Schleier ließ. Als ich in dieses laue Wasser hineinkam, empfand ich ein unaussprechliches Gefühl von Wohlbehagen. Meine Brust weitete sich und mein Atemzug ward regelmäßig und leicht. »Ach, Madame,« sagte ich, ohne mich um den Grund zu kümmern, der meine seltsame Wirtin bewog, so an mir zu handeln, »wie danke ich Ihnen!« – »Schon gut, schon gut,« sagte sie. »Man wird Sie pflegen, liebe Kleine; seien Sie unbesorgt. Sie sind schön genug dazu.« Dann zog sie die Klingel, verlangte eine Tasse Bouillon und fügte leise einen Befehl hinzu, den ich nicht verstand. Es herrschte in diesem Hause ein seltsames Gemisch von Luxus und Gemeinheit. Ein Dienstmädchen, welches für eine Kammerzofe zu elegant und für eine Dame nicht elegant genug war, brachte eine ausgezeichnete Bouillon in einer Tasse von gewöhnlichem Porzellan.

Meine Lippen näherten sich dem Gefäß nur mit Widerstreben. Ich hatte seit einem Jahre luxuriöse Gewohnheiten angenommen. Ich, das arme Landmädchen, verstand jetzt nur von Silbergeschirr zu essen und aus Kristall oder chinesischem Porzellan zu trinken. Als ich getrunken, setzte Mistreß Love sich an das Kopfende meiner Badewanne, nahm einen Kamm, band mein Haar auf und kämmte es mit einer Sorgfalt und Geschicklichkeit, welche einem Friseur von Profession zur Ehre gereicht hätte. Nachdem sie dies getan, band sie mir das Haar wieder auf und arrangierte es mit einer Eleganz, die ich, als ich mich in einem Spiegel betrachtete, anerkennen mußte. In dem Augenblick, wo sie mit dieser Verrichtung fertig war, trat die Dienerin wieder ein und sagte Mistreß Love einige Worte ins Ohr. Diese Worte schienen ihr zur lebhaften Befriedigung zu gereichen. »Jetzt, liebe Kleine« sagte sie, »ist es, glaube ich, Zeit, daß Sie das Bad verlassen. Ein allzulanges Verweilen im lauen Wasser ist nicht bloß der Gesundheit, sondern auch der Schönheit nachteilig. Steigen Sie daher heraus, damit ich Sie selbst abtrocknen kann.« Ich hatte mir rasch die Gewohnheit angeeignet, mir alle Dienste bei der Toilette durch eine Zofe

leisten zu lassen und ich folgte daher Mistreß Loves Aufforderung ohne weiteres Zögern. Das gutverschlossene, mit Teppichen belegte Zimmer war mild erwärmt.

Ich stieg aus der Badewanne, ohne wie Venus Aphrodite den Schleier meines langen Haares zu haben.

Mistreß Love näherte sich mir mit einem Negligégewand; plötzlich aber wendete sie sich zu der Dienerin und sagte: »Was ist das für grobe Leinwand? Haltet Ihr diese junge Dame denn für ein Schenkmädchen? Tragt diese Lappen fort und bringt Hemden und ein Negligé von Battist.« Die Dienerin entfernte sich. Ich sah ihr erstaunt nach und suchte mich wie eine antike Statue mit meinen beiden Händen zu verschleiern. Mistreß Love fing an zu lachen. »Ah,« sagte sie, »Sie kommen wohl aus einem Pensionat für junge Damen? Wenn dies der Fall ist, so hätten Sie mir es sagen sollen. Dann hätte ich erst Handschuhe angezogen, ehe ich Sie berührt hätte, und würde nur in gedämpftem Tone mit Ihnen gesprochen haben. Stehen Sie jetzt gerade und halten Sie die Hände in die Höhe, damit das Blut abwärtsströme.«

»Aber, Madame –«

»Frieren Sie?«

»Nein.«

»Nun, dann lassen Sie sich um alles andere unbesorgt und gestatten Sie mir, Sie mit Muße zu betrachten. Ich sage es noch einmal, Sie sind schön, sehr schön.« Diese Lobsprüche fingen an mich zu beunruhigen, ohne daß ich jedoch einen wirklichen Grund zur Unruhe gehabt hätte.

»Ich bitte Sie dringend, Madame,« sagte ich »gestatten Sie mir, mich wieder anzukleiden.«

»Man muß Ihnen doch erst passende Wäsche bringen. Obschon Sie sich übrigens so zieren, so bin ich doch überzeugt, daß Sie sich in dem Kostüm, welches Sie jetzt tragen, schon mehr als einmal im Spiegel betrachtet haben, denn sonst wären Sie nicht Weib. Indes, hier ist Ihre Wäsche, Sie

können sich nun ankleiden. Gestatten Sie mir, Ihnen bloß noch eins zu sagen, nämlich daß, wenn Sie keine Törin sind, Sie Ihr Glück in den Händen haben; verstehen Sie mich?« – »Ja, Madame, ich verstehe, obschon nicht ganz.« – »Nun gut denn, Miß Clarissa, dann wird man Ihnen jemanden schicken, der sich deutlicher erklären wird. Kleiden Sie sich jetzt nach Belieben und mit Muße an und wenn Sie etwas brauchen, so klingeln Sie. Man wird Sie nicht warten lassen. Auf Wiedersehen, mein Kind! Zieren Sie sich nicht, und alles wird gut gehen.«

Mit diesen Worten entfernte sich Mistreß Love zugleich mit der Dienerin, welche die Wäsche auf einen Stuhl gelegt hatte. Als ich allein war, blieb ich einen Augenblick gedankenvoll und unbeweglich stehen. Ich dachte nicht mehr daran, daß ich nackt war, oder vielmehr ich dachte daran, um einen Blick in den Spiegel auf mich selbst zu werfen. Mistreß Love hatte, wie mir wenigstens schien, mir kein übertriebenes Lob gespendet und ich konnte den Vergleich mit den schönsten Marmorwerken des Altertums in der Tat recht wohl aushalten. Endlich, langsam, und Stück um Stück bekleidete ich mich mit der Wäsche, welche den aristokratischen Ansprüchen der Königin Anna von Österreich genügt haben würde. Alle meine luxuriösen Instinkte waren wieder erwacht und unaufhörlich summten Mistreß Loves Worte in meinem Ohr:

»Wenn Sie nicht töricht sind, so haben Sie Ihr Glück in den Händen.«

Und ich breitete die Arme diesem versprochenen Glück entgegen und murmelte:

»So möge es denn kommen! Ich bin bereit, es zu empfangen.«

Ich muß ein sehr schwaches und leicht in Versuchung führendes Wesen sein, denn ich hatte endlich begriffen, an was für einem Ort ich mich befand. Ich hatte das schändliche Handwerk erraten, welches meine freche Wirtin betrieb. Ich wußte, daß die Bewunderung, welche sie mir zollte, die des Roßkamms für das Pferd war, welches er kaufen oder verkaufen will, und bei dem Anblick meiner erfrischten Schönheit, bei der Berührung dieser feinen schmeichelnden Wäsche fand ich die Hoffnung wieder und erwachte wieder zum Leben.

In dem Augenblicke, wo ich mich in mein weites Negligé gehüllt und mit den nackten Füßen in allerliebste kleine seidene Pantoffeln gefahren war, sah ich meine Tür sich öffnen und man brachte einen vollständig gedeckten Tisch mit zwei Kuverts herein. Der Tisch trug eine Art Komfort und selbst Reichtum zur Schau. Ziseliertes Silbergeschirr, chinesisches Porzellan, holländische Leinwand – nichts fehlte. Nun war, wie ich schon bemerkt, dieser Tisch nicht für mich allein gedeckt. Das zweite Kuvert ließ auf einen unbekannten Gast schließen. Fortuna nahm, indem sie zu mir zurückkehrte, wieder ihre geheimnisvollen Gewohnheiten an, diesmal aber schien es, als benähme sie sich gegen die arme Emma ziemlich kavaliermäßig. Allerdings befand ich mich in einer so traurigen Lage, daß sie keine großen Rücksichten zu nehmen brauchte. Als der Tisch vor den Kamin gestellt war, öffnete die Tür sich wieder und ein Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren trat ein. Derselbe war elegant gekleidet, obschon die Eleganz seines Kostüms mehr in dem Schnitt als in dem Stoff und in der Kostbarkeit seiner Kleider bestand. Er trug einen schwarzbesetzten Rock von granatfarbenem Sammet, eine gestickte Weste von weißer Seide, Beinkleider von Atlas und schwarzseidene Strümpfe. Ein weißes Halstuch, ein Hemd mit einem prachtvollen Busenstreif von englischen Spitzen, Schuhe mit Diamantschnallen und ein dreieckiger Hut mit schwarzer Seide garniert vervollständigten seine Toilette, welcher eine goldene Brille einen gewissen Charakter verlieh, der zwischen der Haltung eines Beamten und der eines Mannes der Wissenschaft schwankte. Als ich ihn erblickte, erhob ich mich zugleich verlegen und erzürnt. Da ich aber auch sofort einsah, daß das Haus und die Situation, in der ich mich befand, mir nicht das Recht gaben, mich gegen irgend jemanden zu »zieren«, wie Mistreß Love sagte, so sank ich zitternd in meinen Lehnstuhl zurück.

Der Unbekannte, welcher mich bald blaß, bald rot werden sah, begriff, welche Unruhe mich bewegte, und indem er sich mir mit ausgesuchter Höflichkeit näherte, sagte er: »Ich bitte um Entschuldigung, Miß, wenn ich vor Ihnen erscheine, ohne mich vorher anmelden zu lassen; ich möchte aber gern so bald als möglich erfahren, ob Sie eben so gut als schön sind.« Ich stammelte einige unverständliche Worte. Wie tief ich auch in diesen meinen Tagen des Mangels und Elends gesunken war, so war ich es doch noch nicht so weit, daß ich ohne Vorbereitung und ohne Übergang das Eigentum des ersten besten gewesen wäre. Wider Willen traten mir die Tränen in die

Augen. »O,« rief ich, »dieses elende Weib! Sie hat keine Zeit verloren.« Der Unbekannte betrachtete mich mit einem gewissen Erstaunen und wie um sich zu überzeugen daß es wirklich aufrichtige Tränen wären, die ich vergösse.

»Miß,« hob er wieder an, »meine Erfahrung in bezug auf menschliche Physiognomien verrät mir auf den ersten Blick, daß ich es mit einer Person von Distinktion zu tun habe, die durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände, nach welchen ich nicht das Recht habe zu fragen, in eine falsche Stellung versetzt worden ist. Ich beeile mich daher, Sie zu beruhigen. Ich komme nicht, um mit Ihnen von Liebe zu sprechen, obschon Ihre Schönheit jede andere Konversation von Ihnen fern zu halten scheint.« – »Ach, Sir,« rief ich, »die Schönheit ist zuweilen ein sehr großes Unglück.« Der Unbekannte lächelte.

»Sie ist,« sagte er, »ein großes Unglück, über welches ich die Frauen, die davon heimgesucht worden, sich sehr leicht trösten gesehen habe. Die Schönheit, Miß, ist die sich auf Erden offenbarende Gottheit. Gestatten Sie daher einem Apostel des großen allgemeinen Kultus, Ihnen seine Huldigung zu Füßen zu legen.« Ich lächelte trotz des pathetischen Tones, mit welchem der Unbekannte diese letzten Worte gesprochen hatte. »Verzeihen Sie, Sir,« antwortete ich, »ich glaube, Sie haben mir eben versprochen, nicht von Liebe zu sprechen.« – »Und inwiefern bin ich meinem Versprechen untreu geworden? Eine Huldigung ist keine Liebeserklärung.« Ich verstand immer weniger. »Nach dem, was Ihre Wirtin mir mitgeteilt hat,« fuhr der Unbekannte fort, »bedürfen Sie der Speise und des Trankes. Setzen Sie sich daher zu Tische und essen Sie. Ich werde neben Ihnen Platz nehmen, um Ihnen Gesellschaft zu leisten und ganz besonders, um die Ehre zu haben, Sie zu bedienen.« Ich konnte eine solche Einladung, besonders da ich buchstäblich vor Hunger ganz kraftlos war, nicht zurückweisen. Ich rückte meinen Stuhl an den Tisch. Der Unbekannte, welcher sich noch nicht gesetzt, rückte ebenfalls einen Stuhl an den Tisch und nahm mir gegenüber Platz. »Miß,« hob er dann an, indem er ein kaltes Huhn anspießte und es mit bewundernswürdiger Gewandtheit zu tranchieren begann, »ein lateinischer Dichter Namens Horaz sagt: ›Die Angelegenheiten, welche am leichtesten zu einem guten Resultat gelangen, sind die, welche man bei Tische verhandelt, denn der Wein ist für die

Gedanken das, was das Wasser für die Pflanzen ist; er bringt sie zum Sprossen und Blühen!‹ Essen Sie daher und trinken Sie, besonders um Ihre Gefühle wieder in ein richtiges Gleichgewicht zu bringen. Dann wollen wir von dem Geschäft sprechen, welches mich hierherführt, und welches vielleicht für Sie und für mich eine Goldmine werden kann.« Indem er gleichzeitig einen Flügel von dem Huhn auf meinen Teller legte, füllte er mein Glas zur Hälfte mit vortrefflichem, Bordeauxwein.

22. Kapitel.

Der gebieterische Wille der physischen Bedürfnisse ist eine der größten Demütigungen für unsere arme Menschennatur, denn dadurch geben sich die Schwäche und Gebrechlichkeit derselben kund. Ich habe schon gesagt, welche Veränderung jenes laue Bad, jene milde Atmosphäre, jene seidenweiche Wäsche in mir hervorruft. Ein delikates Souper, welches mir von meinem Unbekannten mit aller Rücksicht serviert ward, die er gegen eine Herzogin an den Tag gelegt haben würde, gab mir so viel Ruhe und Heiterkeit zurück, als mit einer so unsicheren Lage wie die meinige verträglich war. Das Wichtigste hatte ich jedoch noch zu erfahren, nämlich die Geschäftsangelegenheit, welche der Unbekannte mir vorzutragen hatte. Wie oft ich ihn aber auch daran erinnerte, so ging doch die Mahlzeit vorüber, ohne daß er ein Wort davon gesprochen hätte.

Während dieser ganzen Zeit blieb er die personifizierte Artigkeit und Höflichkeit. Seine Konversation war die eines unterrichteten Mannes von Distinktion, obschon mit einem gewissen Anflug von Pedanterie, wie sie besonders Ärzten, Advokaten oder mit einem Worte Männern der Wissenschaft eigen zu sein pflegt.

Als das Souper beendet war, bat mein Tischgenosse mich um meine Hand. Ich reichte sie ihm; er faßte sie zwischen die seinigen, fühlte mir an den Puls und sagte: »Jetzt, Mademoiselle, wo in Ihren Empfindungen ein vollkommenes Gleichgewicht wieder hergestellt zu sein scheint, wo Ihr Puls regelmäßig seine achtundsechzigmal in der Minute schlägt, wo Ihr Magen mit Hilfe einer ruhigen und leichten Verdauung eine sanfte Wärme in Ihrem ganzen Körper verbreitet, wo folglich Ihr Hirn sich in dem

geeignetsten Zustand befindet, um einen wichtigen Entschluß zu fassen, will ich Ihnen sagen, wer ich bin und welche Macht mich hierherführt.« Ich öffnete Augen und Ohren gleichzeitig. »Ich bin,« fuhr der Unbekannte fort, »der Doktor Graham, der Freund Mesmers und Cagliostros, der Demonstrator der megalanthropogenetischen Wissenschaft. Mein Ruf ist in London schon sehr groß und meine unbestreitbaren Erfolge haben mir den Weg zum Reichtum geöffnet.«

– »Ach, Doktor,« sagte ich lächelnd, »ich freue mich sehr, die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten Mannes wie Sie zu machen. Einer meiner Freunde, dessen Namen ich Ihnen nicht nennen kann, der aber auch ein Freund von Ihnen war, hatte mir immer versprochen, mich in eine der Sitzungen zu führen, welche Sie in Old Bailey gaben. Nicht wahr, dort hielten Sie Ihren Kursus?«

– »Sehr richtig, Miß. Ich sehe, daß ich mich nicht irrte, als ich Sie gleich auf den ersten Blick für eine Person hielt, die durch ihren Geist einen eben so hohen Standpunkt einnimmt, als durch ihre Schönheit. Brauche ich Ihnen jetzt noch zu erklären, von welcher Art die wissenschaftliche Arbeit ist, mit welcher ich mich befasse?«

– »Sie werden mir dadurch ein großes Vergnügen machen, Doktor, obschon ich weiß, daß diese wissenschaftliche Arbeit darin besteht, daß Sie an einer Wachsfigur in Lebensgröße die verborgensten Geheimnisse der Natur, von dem des Blutumlaufes bis zu dem noch verborgeneren der menschlichen Fortpflanzung, demonstrieren. Diese Wachsfigur, welche Sie die Göttin Hygiea getauft haben, liegt auf einem Bette, welches Sie das Bett Apollos nennen. Ist es so, Doktor?«

– »Sie haben ganz recht, Miß. Wohlan, wenn meine Demonstrationen die Menge schon anlocken, wenn ich dieselben an einer einfachen Wachsfigur vornehme, bedenken Sie, wie noch viel ungeheurer der Andrang sein würde, wenn diese Demonstrationen mit einer lebenden Person vorgenommen würden, die mit einer so vollkommenen Schönheit wie die Ihre begabt wäre.«

– »Aber, Doktor,« antwortete ich, »Sie, für den die Natur keine Geheimnisse hat, Sie müssen wissen, daß die Schönheit des Gesichtes nicht

unbedingt von der Schönheit des Körpers begleitet ist und daß nur wenig Modelle, wie man sagt, als Muster für das Ensemble gelten können. Kleomenes mußte, wie ich von unterrichteteren Personen, als ich bin, sagen gehört, von fünfzig jungen Griechinnen die Schönheiten entlehnen, aus welchen er seine medizäische Venus zusammensetzte.«

– »Gerade das ist es, was mich bis jetzt aufgehalten hat. Ich suchte dieses Modell; vor zwei Stunden glaubte ich noch, daß es nicht zu finden sei; gleichwohl aber bin ich ihm endlich in Ihnen begegnet.« – »In mir, Doktor? Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß Sie von mir noch nichts weiter kennen, als mein Gesicht und daß ich von der Vollkommenheit, welche Sie suchen, hundert Meilen weit entfernt sein kann.«

– »Da irren Sie sich, Miß,« hob der Doktor mit der größten Ruhe wieder an. »Eben weil ich weiß, daß Sie die Verschmelzung aller Schönheiten sind, komme ich, um Ihnen eine Assoziation anzutragen, die uns beide zum Reichtum führen wird.« – »Wie, Sie wissen es?« fragte ich mit immer größerem Erstaunen. »Wer hat es Ihnen denn gesagt?« – »Man hat es mir nicht gesagt, Miß, ich habe es gesehen.« – »Sie haben es gesehen? Wo denn und wie denn?« – »Mistreß Love, welche schon längst von mir beauftragt ist, die vollkommene Schönheit zu suchen, ließ mich von Ihrer Ankunft benachrichtigen und ich eilte herbei. Als Sie aus dem Bade stiegen, befand ich mich in dem Nebenzimmer. Ich sah Sie durch eine im Wandgetäfel angebrachte Öffnung, und Sie blieben lange genug in jenem Zustande, daß keine Ihrer Vollkommenheiten mir entgehen konnte. Was Mängel betrifft, so habe ich deren vergebens gesucht. Es war mir nicht möglich, auch nur einen einzigen zu finden.«

Ich stieß einen Ruf des Entsetzens aus. »Aber wissen Sie, daß Sie da etwas sehr Unrechtes getan haben, Doktor?« rief ich. – »Miß,« antwortete er ganz ruhig, »wenn ich die Ehre gehabt hätte, Sie vor zwei Stunden so zu kennen, wie ich Sie jetzt kenne, so würde ich mir nicht erlaubt haben, Sie auf diese Weise zu belauschen. Da ich Sie aber in dem Hause der Mistreß Love fand, da ich wußte, auf welche Weise Sie von dieser in Leicester-Square aufgenommen worden, so konnte ich nicht vermuten, daß ich da, wo ich einen einfachen böhmischen Kiesel zu finden erwartet, einem Diamanten begegnen würde.« – »O Doktor, Doktor!« rief ich. – Und ich barg das

Gesicht in beiden Händen. Der Doktor wartete geduldig, bis ich die Hände wieder vom Gesichte nahm, und faßte sie dann in die seinigen.

»Hören Sie mich an,« sagte er, »der Zufall bietet Ihnen heute eine Gelegenheit, wie Sie nie wieder eine finden werden. Sie haben die Wahl zwischen langem Elend und Mangel und ewiger Schmach und einem raschen sicheren Reichtum, welcher keine andere Grenze haben wird, als Ihren Willen. Sie sind schön, Sie sind jung, Sie sind gebildet. Ehe Sie noch ein Jahr in diesem nichtswürdigen Haus verweilt haben, wird Ihre Jugend entschwunden, Ihre Schönheit verwelkt, Ihre Bildung untergegangen sein. Anstatt der öffentlichen Bewunderung eine Stunde für eine Summe zu schenken, welche nach Verlauf von drei Monaten Ihnen die Unabhängigkeit Ihres ganzen Lebens sichert, verkaufen Sie hier Ihre Tage und Ihre Nächte zu einem elenden Preise. Sie gehören dem ersten besten Trunkenbold. Sie sind das Spielwerk des ersten besten Matrosen, der eine Guinee in der Tasche hat; die Genossin verworfener Kreaturen, die Sklavin einer gemeinen Zwischenhändlerin. Bei dem Doktor Graham sind Sie die Göttin Hygiea; bei Mistreß Love sind Sie das Mädchen Heart. Hier gehört nichts Ihnen, nicht einmal der Hut, nicht einmal das Kleid, nicht einmal das Hemd, welches Sie auf dem Leibe tragen, während Sie auf dem Trottoir von Haymarket hin- und herwandeln. Dort, bei mir, werden Sie von heute an wieder Ihre entschwundene Größe aufbauen, von welcher Ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach nichts geblieben ist als der Ring, welchen Sie am Finger tragen. Sie scheuen sich wohl, vor den Blicken der Zuschauer sich im Zustand der Nacktheit zu zeigen? Dies wurde ich begreifen, wenn Sie nicht so entzückend schön wären. »Die Scham,« sagt ein mir befreundeter Philosoph, »ist weiter nichts als das Gefühl einer Unvollkommenheit.« Sehen Sie doch die Tänzerin des großen Theaters. Ist sie unter ihrem Trikot und ihrem Tüllkleid bekleideter, als Sie unter Ihrem Gazeschleier hinter dem Geländer sein werden, welches verhindern wird, daß man in Ihre unmittelbare Nähe gelange? Es liegt, glauben Sie mir dies, in der Schönheit eine ehrfurchtgebietende Majestät und die bis zur Begeisterung gesteigerte Bewunderung schließt die Begierde aus. Urteilen Sie hierüber nach mir selbst. Ich sah Sie, als Sie aus dem Bade kamen, nicht wahr? Sie befinden sich hier in einem Hause, wo man bloß zu wünschen braucht, um zu besitzen. Was habe ich aber getan, nachdem ich Sie gesehen? Bin ich vielleicht ohne weiteres gekommen, um Ihnen zu sagen: ›Ich finde Sie nach

meinem Geschmack; Sie müssen mir gehören?‹ – Nein, ich komme vielmehr, um ehrerbietig und das Knie vor Ihnen beugend zu sagen: ›Königin der Schönheit, wollen Sie, daß ich Ihnen einen Altar errichte?‹ Sie sprachen von jenen jungen Mädchen in Sparta und Athen, welche als einfache Sterbliche jede ihren Anteil zu der göttlichen Schönheit lieferten. Zögerten sie wohl, sich dem großen Künstler, der sie in der Gegenwart vergötterte und in der Nachwelt berühmt machte, nackt zu zeigen? Nein, mit Stolz und Freude warfen diese Mädchen selbst den letzten Schleier weg und suchten ihre geheimsten Schönheiten geltend zu machen. Als die Kurtisane Mnesarete wegen Ruchlosigkeit gegen die Götter in Athen verurteilt werden sollte, was tat ihr Verteidiger Hyperides? Er löste ihren Gürtel und ließ ihre Tunika fallen, so daß er sie auf diese Weise zwang, unvermutet und plötzlich ihren Richtern in ihrer niederschmetternden Schönheit zu erscheinen, und der Areopag erklärte sie hierauf nicht bloß für unschuldig, sondern sank auch auf die Knie nieder. Wohlan, auch für Sie gilt es jetzt, entweder zu ewiger Schmach verurteilt oder zur Königin gekrönt zu werden. Es liegt, glauben Sie mir, mehr Keuschheit darin, wenn man seine Tunika einmal täglich vor zweihundert Personen fallen läßt, als wenn man zehnmal täglich unter vier Augen mit dem ersten besten den Gürtel löst. Ich verlasse Sie jetzt, überlegen Sie sich, was ich gesagt habe. Ich bin von der Richtigkeit Ihrer Ansichten so überzeugt, daß ich nur an Sie selbst appelliere, und Ihres Zartgefühls so sicher, daß ich Ihnen das Honorar für fünfzehn Abende, zu fünfundzwanzig Pfund jeder, das heißt dreihundertundfünfundsiebzig Guineen hier lasse. Wenn Sie meine Anträge ablehnen, so werden Sie mir diese dreihundertfünfundsiebzig Guineen zurücksenden, und ich werde dann wissen, was dies zu sagen hat. Wenn ich bis übermorgen nichts empfange, so werde ich Sie dann in meinem Wagen abholen. Berechnen Sie, was fünfundzwanzig Guineen täglich ein Jahr lang oder auch nur sechs Monate, oder auch nur drei Monate ausmachen – zweitausendzweihundertfünfzig Pfund Sterling, beinahe ein Vermögen. Bedenken Sie, daß ich für diese ungeheure Summe von Ihnen weiter nichts verlange, als eine Stunde täglich, eine Stunde, während welcher Sie keine Gebärde zu machen und kein Wort zu sprechen brauchen, während welcher Sie die Augen schließen und zu schlafen scheinen, ja, wenn es sein muß, wirklich in magnetischem Schlafe befangen sein können. Ihr Gesicht wird mit einem Schleier bedeckt sein, der dicht genug ist, damit niemand, wenn er Ihnen den nächstfolgenden Tag begegnet, sagen könne: ›Dies ist die

prachtvolle Statue, welche ich gestern gesehen.‹ Und nun, Miß Heart, reichen Sie mir Ihre schöne Hand zum Kusse. Ich entferne mich und ich hoffe.«

Und indem Doktor Graham auf meinem Tische vier Rollen, drei jede zu hundert und eine von fünfundsiebzig Guineen zurückließ, küßte er mir ehrerbietig die Hand, verneigte sich und verließ das Zimmer. Ich blieb erst stumm und beinahe unbeweglich sitzen. Meine einzige Bewegung bestand darin, daß ich dem Doktor mit den Augen folgte, bis die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte. Auf alles, was er mir gesagt, hatte ich kein Wort der Entgegnung gefunden, in meinem Gemüt aber fand ein gewaltiger Kampf statt. Die Gastfreundschaft, welche ich empfangen und die sich durch Mangel, Not, Obdachlosigkeit und Hunger bis zu einem gewissen Grade erklären ließ, war unerträglich. Wenn ich nur drei Tage lang davon Gebrauch machte und mich in die Folgen davon fügte, so ward mein ganzes Leben dadurch befleckt und hatte nicht einmal die Entschuldigung eines Gewinnes, der mit dem Opfer im Verhältnis gestanden hätte. Bei dem Doktor dagegen war, wie er gesagt hatte, die Nacktheit der Bildsäule durch den Schleier des Reichtums bedeckt. Ich spielte die Rolle der Danae, aber mit dem goldenen Regen, der in dieser Welt so vieles abwäscht. Auf der einen Seite handelte es sich um Entwürdigung, auf der andern nur um Keckheit. Ich streckte die Hand aus. Ich nahm die vier Rollen eine nach der andern in die Hand; ich öffnete sie, ich ließ die Guineen in meinen Schoß fallen, ich wühlte mit den Händen in diesem Gold, ich ließ es in klirrenden Kaskaden aus den Händen wieder in meinen Schoß herabregnen, bis ich davon geblendet war. Ich sagte mir, daß es bloß auf mich ankäme, zehn-, zwanzig-, ja hundertmal so viel zu haben, daß ja, da mein Gesicht verhüllt bleibe, mich niemand erröten machen könne, wenn er mich später wiedersähe. Ich sagte mir mit einem Worte alles, was der Stolz und die Notwendigkeit dem bedrängten wankenden Herzen eines menschlichen Wesens einflüstern können, welchem die Natur Instinkte eingepflanzt, gegen welche die Gesellschaft Gesetze gegeben und welches jung, schön, intelligent, vor Mangel und Hunger keine andere Zuflucht hat als die Prostitution. Das Ergebnis aller dieser Betrachtungen bestand darin, daß ich die dreihundertfünfundsiebzig Pfund Sterling dem Doktor Graham nicht zurückschickte. Am dritten Tage kam er demgemäß gegen elf Uhr morgens, wie er versprochen, um mich in seinem Wagen abzuholen. Noch denselben

Abend lag ich, das Gesicht mit einem dichten Schleier und den Körper mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt, in dem magnetischen Schlafe, den ich gegen mein empörtes Schamgefühl zu Hilfe gerufen, auf dem Apollobette und diente dem Doktor Graham als Subjekt bei seinen megalantyropogenetischen Demonstrationen.

23. Kapitel.

Nur London, dieses eigentümliche Gemisch von erkünstelter Verschämtheit und wirklicher Schamlosigkeit, erklärt das ungeheure Aufsehen, welches diese menschliche Schaustellung machte, welcher die Polizei, die in allen andern zivilisierten Ländern der Welt eingeschritten sein würde, nicht das mindeste Hindernis in den Weg legte. Man schlug sich buchstäblich, um Eingang zu erzwingen, und obschon der Eintrittspreis ein Pfund Sterling betrug, so war doch der Salon, in welchem der Doktor Graham seine Vorlesungen hielt, alle Abende gefüllt. Sobald als die Zuschauer fort waren, weckte mich der Doktor. Ich kleidete wich wieder an, wir soupierten gemeinschaftlich und zogen uns dann jedes in sein Zimmer zurück. Niemals – ich muß dieses sagen – richtete während der zwei oder drei Monate, die ich bei ihm blieb, der Doktor auch nur ein Wort an mich, welches nicht ein Beweis von Sympathie und Achtung gewesen wäre.

Mir, die ich vor Gott geschworen, alles zu sagen, kommt es nun zu, den Leser in die geheimsten Tiefen, ich will nicht sagen des Frauenherzens, denn Gott bewahre mich davor, der Ausdruck meines ganzen Geschlechts sein zu wollen, wohl aber eines Frauenherzens hinabsteigen zu lassen. Auch Rousseau hat in seinen »Bekenntnissen« nicht die Menschen, sondern den Menschen gemalt, und dieses Werk gilt trotz der seltsamen Enthüllungen, welche es enthält, für ein schönes Buch, Ich möchte, indem ich keines der Geheimnisse meines Herzens den Augen des Physiologen entziehe, ein Buch schreiben, welches dem Rousseaus nicht den Rang streitig macht, wohl aber mit demselben wetteifert.

Ich komme demgemäß zu einem neuen Geständnis.

Alle Abende beim Souper erzählte mir der Doktor, ohne Zweifel damit ich nicht auf den Einfall käme, den Lauf seiner einträglichen Sitzungen zu unterbrechen, die einstimmigen Lobsprüche, welche an dem Bett, auf welchem ich ruhte, laut wurden, Lobsprüche, die für mich nicht einmal ein eitles Geräusch waren, denn die Schwere meines Schlafes konnte durch kein Geräusch, von welcher Art es auch sein mochte, durchdrungen werden. Die Folge hiervon war, daß, weil mir fortwährend gesagt ward, selbst Venus

habe in dem Netz, in welchem ihr Gemahl sie gefangen hielt, unter den Göttern des Olymps keine größere Bewunderung erregt als die, welche ich bei den Bewohnern der Erde erweckte, endlich in mir der Wunsch entstand, mit meinen eigenen Ohren jene berauschende Melodie zu hören, welche man das Lob nennt.

Ebenso wie alle meine Wünsche, ward auch dieser sehr bald unüberwindbar und da er selbst, ohne daß ich den Doktor davon zu unterrichten brauchte, leicht zu befriedigen war, so beschloß ich, ihm Raum zu geben. Demzufolge tat ich am dritten oder vierten Tage gleich bei den ersten magnetischen Strichen, die Doktor Graham machte, als ob ich fest schliefe, und mit geschlossenen Augen, aber offenen Ohren und das Gesicht mit dem Battisttuche bedeckt, wodurch es den Blicken der Zuschauer entzogen ward, schickte ich mich an, jene Reihe glühender Lobsprüche zu hören, welche, wie der Doktor vorgab, meine Schönheit den Bewunderern der Form abnötigte. Graham hatte durchaus nicht zu viel gesagt. Niemals stieg das Lob in duftigerem Weihrauch auf dem Altar der Göttin von Gnyda und Paphos empor, als um die Estrade herum, auf welcher ich lag. Es war als ob jeder Bewunderer erriete, daß mein Schlaf ein verstellter sei und daß ich hören könnte, so daß er das Lob in der Hoffnung übertriebe, den Lohn dafür zu erhalten. Ich trank das süße Gift bis auf den letzten Tropfen. Von diesem Augenblicke an nahm ich mir vor, wach zu bleiben. Das Honorar an Lobsprüchen hatte für mich mehr Wert als das an Geld.

Was den Doktor betraf, so machte er so glänzende Einnahmen, daß er, ohne daß ich es von ihm verlangte, das Honorar für meine Sitzungen verdoppelte und ich jeden Abend, anstatt fünfundzwanzig, nun fünfzig Pfund erhielt. Fünf oder sechs Abende vergingen in jenem Rausche, von welchem jeder Erfolg begleitet zu sein pflegt. Mitten in dieser Sitzung aber drang mir ein Wort wie ein spitziges Eisen in das Herz, so daß ich zusammenzuckte. »Wie schade,« sagte eine Stimme, »daß ein wahrscheinlich häßliches Gesicht eine so seltene Vollkommenheit der Formen verunziert.« – »Warum glauben Sie, daß diese prachtvolle Statue ein ihres Körpers unwürdiges Gesicht habe?« fragte eine zweite Stimme. »Graham sagt im Gegenteile, dieses Gesicht sei von vollendeter Schönheit,« – »Wenn dies der Fall wäre,« sagte die erste Stimme, »würde er es denn wohl so sorgfältig verhüllen?« – – Die zweite Stimme fand ohne Zweifel diese Bemerkung so richtig, daß sie nichts

darauf antwortete. Am zweiten und am drittnächsten Tage wurden andere dergleichen Bemerkungen gemacht, welche meiner Eigenliebe die furchtbarsten Qualen bereiteten. Der Doktor Graham sah mir an meiner mürrischen Miene wohl an, daß mir etwas im Kopfe herumging, was ich nicht gestehen wollte. Er befragte mich mit seiner gewohnten Artigkeit, aber ich gab ihm keine Erklärung.

Es verbreiteten sich in London in bezug auf mein Gesicht die widersprechendsten Gerüchte. Niemand wollte sich an die natürliche Ursache halten. Die einen sagten, sie wüßten aus guter Quelle, daß ich durch die Blattern entstellt worden, die andern, daß eine breite Brandwunde eine meiner Wangen durchfurche. Alle diese Behauptungen hörte ich und es erwachte in meinem Herzen eine förmliche Wut darüber. Ich träumte den Augenblick, wo die von mir angesammelte Summe bedeutend genug sein würde, um mich der weiteren Fortsetzung dieser Schaustellung zu überheben, an deren schmachvolle Seite ich mich gewöhnt, während ich mich an die zweifelhafte Seite derselben nicht gewöhnen konnte. Endlich eines Tages, als eine Diskussion dieser Art sich wieder in meiner Umgebung entsponnen hatte, konnte ich nicht mehr an mich halten. Eine Bewegung warf das Battisttuch, welches mein Gesicht verschleierte, herab und meine Züge erschienen völlig unverhüllt. Die Augen waren geschlossen, auf den Lippen aber ruhte der Ausdruck herausfordernden Trotzes. Ein Ruf der Bewunderung ließ sich hören. Einen Augenblick glaubte ich, die Zuschauer würden in ihrem Enthusiasmus das Geländer niederbrechen. Der Doktor Graham sah sich genötigt, sich rasch zwischen sie und mich zu stellen.

Dieses Ereignis, welches die Wirkung des Zufalls zu sein schien, führte den Salons des Doktors eine neue Masse von Zuschauern zu. Noch denselben Abend war die Neuigkeit, daß ich von Gesicht eben so schön sei, wie von Körper, in aller Munde; den nächstfolgenden Tag stand sie in allen Zeitungen zu lesen. Ebenso getäuscht wie die andern brachte Doktor Graham das Herabfallen meines Schleiers ebenfalls auf Rechnung eines Zufalls, dieser hatte aber für ihn ein so wunderbares Resultat herbeigeführt, daß er mich bat, mir künftig meine Schaustellung mit unverhülltem Antlitz gefallen zu lassen. Ich tat, als ob ich seinen Bitten nachgäbe, während ich doch nur den Einflüsterungen meiner Koketterie folgte. Mein Erfolg stieg

immer höher. Die Einnahmen des Doktors erreichten die höchste Ziffer. Nach Verlauf eines Monats hatte er eine Summe von beinahe dreißigtausend Pfund Sterling realisiert. Eines abends erschrak ich beim Klange einer Stimme, deren Ton mir nicht unbekannt war. »Sie ist es,« murmelte die Stimme. Einen Augenblick darauf fügte sie hinzu: »Sie ist noch schöner, als ich glaubte.« Ich wagte nicht; die Augen aufzuschlagen. Meine geschlossenen Augenlider waren der letzte Wall, hinter welchen sich meine Keuschheit geflüchtet hatte. Augenscheinlich war es jemand, der mich kannte, jemand, dem ich im Laufe meines vergangenen Lebens begegnet war. Wie sehr ich aber auch mein Gedächtnis zu Hilfe nahm, so erinnerte dieser Klang mich doch an keine der Personen, welche ich während meines Verhältnisses zu Sir Harry Featherson, oder zu Sir John Payne, oder auch später gesehen. Ich mußte daher noch weiter zurückgehen, zu Erinnerungen; welche der Zeit vor meiner Ankunft in London angehörten. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß die Stimme, die ich so eben gehört, die eines Mannes war.

Als die Sitzung geschlossen ward, blieb eine einzige Person hinter den anderen zurück. An ihrer Stimme erkannte ich in ihr die, auf deren Namen ich mich vergebens zu besinnen suchte. »Mein lieber Graham,« sagte sie, »Sie müssen von Miß Emma Lyonna durchaus die Gunst erlangen, um welche ich Sie bitte.« – »Erstens heißt die Person, von welcher Sie diese Gunst zu erlangen wünschen, nicht Emma Lyonna, sondern Miß Heart,« antwortete der Doktor.« – »Es ist wohl möglich, daß sie sich Ihnen gegenüber, lieber Doktor, Miß Heart nennt, für mich aber heißt sie Emma Lyonna. Auf alle Fälle stellen Sie mich ihr vor. Ich hoffe, daß sie mich nicht ganz vergessen haben wird.« – »Heute abend? Unmöglich!« – »Ich sage auch nicht heute abend, sondern morgen.« – »Nun gut denn, morgen.« – »Abgemacht.« – »Falls sie sich nämlich nicht weigert.« – »In diesem Fall habe ich natürlich weiter nichts zu sagen, ich hoffe aber, daß sie sich nicht weigern wird. Adieu, mein lieber Graham.« – »Adieu, mein lieber Romney,« Also Romney war es! Als der Doktor, nachdem er ihn hinausgeleitet, wieder zurückkam, fand er mich bereits angekleidet. Natürlich konnte ich nicht zuerst von Romney zu sprechen anfangen. Der Doktor hätte ja dann sofort gewußt, daß ich nicht geschlafen hatte. Während des Soupers brachte er die Sache jedoch selbst zur Sprache und fragte mich, ob ich einen Maler Namens Romney kennte. Ich antwortete in

gleichgültigem Tone, daß ich vor drei oder vier Jahren an den Ufern des Dee allerdings einem Maler dieses Namens begegnet wäre, welcher eine Skizze von mir gemacht und mir fünf Guineen für jedesmal geboten, wo ich mich dazu verstehen würde, ihm als Modell zu dienen. »Würden Sie sich dazu verstehen, ihn wiederzusehen?« fragte mich der Doktor. »Er befand sich heute abend unter der Zahl meiner Zuhörer. Er hat Sie erkannt und wünscht lebhaft, Ihnen vorgestellt zu werden. Ihr Porträt von Romney gemalt, ist ein Paß, der Ihnen das Tor der Nachwelt öffnet.« Ich antwortete, daß ich ihn mit Vergnügen wiedersehen würde; da ich ihn aber über gewisse Dinge meiner Vergangenheit zu befragen wünschte, so wollte ich ihn bei mir und ohne Zeugen empfangen. Graham verneigte sich. »Sie wissen,« sagte er, »daß Sie unumschränkte Herrin Ihres Tuns und Lassens sind. Versprechen Sie mir bloß, daß, welchen Einfluß Romney auch auf Sie äußern möge, Sie sich doch nicht von ihm bestimmen lassen wollen, unsere Sitzungen vor Ablauf von zwei Monaten aufzugeben. In zwei Monaten werde ich ein Vermögen realisiert und die Freude haben, auch Sie auf lange Zeit vor Mangel gesichert zu sehen.« Ich gab Doktor Graham mein Wort, indem ich ihm einfach die Hand reichte. Er hatte sich gegen mich zu redlich benommen, als daß ich ihm nicht diesen Beweis von Dankbarkeit hätte geben sollen. Als ich am nächstfolgenden Morgen meiner Gewohnheit gemäß allein mit dem Doktor frühstückte, fand ich unter meiner Serviette zwei Diamant-Ohrgehänge, die jedes fünfhundert Pfund Sterling wert waren. Ich stand im Begriffe sie anzuprobieren, und mit dem Feuer, welches sie warfen, mich selbst zu blenden, als ich an der Tür jene fünf oder sechs lauten raschen Schläge vernahm, welche in London einen aristokratischen Besuch ankünden. Ich zweifelte nicht, daß es Romney sei. In der Tat öffnete sich fünf Minuten später die Tür und ich sah meinen alten Bekannten vom Ufer des Dee eintreten.

24. Kapitel.

Ich hatte mir bereits gesagt, daß in Romneys Gegenwart nur eine große Unbefangenheit meine schiefe Stellung einigermaßen decken konnte. Hätte ich nach dem, was er am Abend zuvor gesehen, eine zurückhaltende Miene annehmen wollen, so wäre ich sehr töricht gewesen. Ich erhob mich daher bei seinem Eintritt, ging ihm entgegen, bot ihm mit dem Lächeln einer alten

Bekannten die Hand und hieß ihn willkommen. »Meiner Treu, liebe Emma,« sagte er, »Sie bereiten mir fortwährend Überraschungen. Schon dreimal habe ich Sie gesehen. Zweimal glaubte ich, ich könnte Sie niemals schöner wiederfinden. Schon zweimal habe ich mich getäuscht und wahrscheinlich bin ich bestimmt, mich auch ein drittes Mal zu täuschen.« – »Wollen Sie mir eine Liebeserklärung machen?« fragte ich ihn. »Dann knien Sie gefälligst nieder. Wollen Sie aber bloß als Freund mit mir sprechen, so nehmen Sie gefälligst an meiner Seite Platz.« – »Da Sie die Sache so nehmen,« entgegnete Romney, »so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich die Stellung eines Freundes erst dann einnehmen will, wenn ich die Hoffnung auf eine noch beneidenswertere verloren haben werde. Sehen Sie mich demgemäß zu Ihren Füßen, teure Emma. Ich sage Ihnen, daß Sie in der Tat das Schönste sind, was ich je auf Erden gesehen, und daß es in meinem Leben nur einen glücklicheren Tag geben wird, als den, wo ich Ihnen sage: Emma, gestatten Sie mir, Sie zu lieben, nämlich den, wo Sie zu mir sagen werden: Romney, ich liebe Sie.« – »Ich habe nichts dagegen, daß Sie mich lieben, mein bester Romney,« entgegnete ich. »Kommen Sie aber und lassen Sie uns plaudern. Ich muß nämlich von Ihnen selbst wissen, ob Sie mich noch würdig finden, Sie zu lieben, wenn ich Ihnen alles gesagt haben werde, was geschehen ist, seitdem mir uns gesehen.« – »Ah!« sagte er, »Sie begnügen sich nicht bloß damit, schön zu sein, sondern Sie besitzen auch Welt und Geist. Wollen Sie denn, daß ich geradezu den Verstand verliere?« – »Wenn dies der Fall wäre, so würde ich wahrscheinlich bloß die Hälfte der Arbeit zu verrichten haben, die andere Hälfte ist jedenfalls von Miß Arabella schon besorgt.« – »Haben Sie Miß Arabella wieder einmal gesehen?« – »Ich sage Ihnen ja, daß ich Ihnen eine ganze Beichte abzulegen habe. Hören Sie mich daher an.«

Und halb ernst, halb traurig, immer aber kokett, denn ich wollte ihm gefallen, erzählte ich Romney alles, was in meinem Leben seit dem Tage geschehen, wo ich ihn zum ersten Mal gesehen – wie ich ganz besonders in der Hoffnung, ihn wiederzusehen, nach London gekommen, wie ich, da ich ihn abgereist gefunden, Mr. Hawarden aufgesucht. Dann entrollte ich ihm die ganze seltsame Kette der Ereignisse meines Lebens und wunderte mich unaufhörlich, daß ich ihn nicht ein einziges Mal in jener Welt von Gentlemen und Künstlern begegnet war, die ich während der vierzehn oder fünfzehn Monate gesehen, welche ich bei Sir John und Sir Harry verlebt.

Romney hatte seinerseits viel von mir sprechen gehört, ohne zu ahnen, daß die Rede von mir sei. Mein Auftreten als Ophelia und Julia hatte in der künstlerischen Welt Aufsehen gemacht und er hatte auch gewünscht, mich zusehen. Sein ganz der Kunst und den Vergnügungen gewidmetes Leben hatte ihn jedoch nach andern Richtungen hingelockt, und waren wir uns auf diese Weise nicht begegnet.

»Jetzt,« sagte Romney zu mir, »sind Sie zu reich, als daß ich mich erböte, Ihnen jede Sitzung mit fünf Guineen zu bezahlen, und Sie sind an der Reihe mir Almosen zu spenden. Sind Sie in bezug auf Ihr Herz und Ihre Person noch frei?«

– »Ja, frei wie die Luft!«

– »Und der Doktor Graham?«

– »Dieser ist mein Impresario, weiter nichts. Ich stehe jedoch in einem Ehrenkontrakt mit ihm. Er hat mich dem Mangel und was noch schlimmer ist als dieser, der Schande entrissen und ich habe ihn dafür reich gemacht.«

– »Wohlan,« sagte Romney, »es kann sich alles arrangieren. Sie werden Graham reich und mich berühmt machen. Später werden Sie in Ihren weichherzigen Augenblicken überlegen, ob Sie nicht gleichzeitig mein Glück machen können. Es würde dann wenig Existenzen geben, welche besser angewendet wären, wie die Ihrige.« Wir verabredeten, daß ich schon den nächstfolgenden Tag auf eine Stunde nach Cavendish Square in Romneys Atelier gehen und dieser eine Reihe Studien nach mir beginnen sollte. Wir verließen einander als zwei zärtliche Freunde, die nur noch einen Schritt zu tun haben, um ein Liebespaar zu werden. Es war lange her, daß mein armes Herz seine Beschäftigung gehabt hatte. Ich hatte für Romney stets große Sympathie gehegt, und ich war, wie ich ihm gesagt, von allen Verbindlichkeiten frei.

Obschon er beinahe fünfundvierzig Jahre alt war, so besaß er doch die dreifache Jugend der Kraft, der Eleganz und des Rufes.

Mehr konnte selbst eine Dame, die größere Ansprüche als ich hätte machen können, nicht wünschen. Ich konnte einen Augenblick glauben, daß ich

Romney liebte, oder vielmehr ihn lieben würde.

Am nächstfolgenden Tag ging ich zu der verabredeten Stunde zu ihm. Er erwartete mich mit allen jenen kleinen Vorbereitungen, die man trifft, wenn man eine ersehnte Dame erwartet. Das Zimmer war mit Blumen und weichen Teppichen geschmückt. Ein prachtvolles Tigerfell war in eine Estrade gearbeitet, welche der glich, die ich bei dem Doktor Graham einnahm. Ein Kranz von Weinlaub erwartete augenscheinlich eine Erigone. Von dem Augenblicke an, wo ich bei Romney war, von dem Augenblicke an, wo ich nicht bloß freiwillig, sondern auf einen von mir selbst ausgesprochenen Wunsch hierherkam, wäre es lächerlich von mir gewesen, ihm etwas von dem, was er von mir erwartete, zu verweigern. Gleich am ersten Tage und innerhalb zwei Stunden entwarf er eine prachtvolle Skizze. Wir haben in England wenig Maler, beinahe alle aber, die wir haben, verstehen sich trefflich auf das Kolorit und Romney nimmt unter diesen den ersten Rang ein. Als ich wieder nach Hause kam, fand ich den armen Doktor Graham ein wenig unruhig. Seitdem er mich aus dem Hause in Haymarket mit in das seine genommen, war es das erstemal gewesen, daß ich letzteres verlassen. Ich beruhigte ihn über das, was ihn vor allen Dingen interessierte, das heißt über die Gewißheit, die ich ihm gab, daß ich mein verpfändetes Wort halten würde. Ich sagte ihm, was er schon wußte, weil Romney es ihm schon vor mir gesagt, nämlich, daß ich den berühmten Künstler seit langer Zeit kannte. Auch verschwieg ich ihm nicht die Herzensverbindlichkeiten, welche ich soeben mit ihm eingegangen war.

So verlebte ich drei Monate und schenkte dem Doktor Graham einen Monat mehr, als er von mir verlangte. Während dieser drei Monate machte Romney eine ganze Reihe Studien nach mir. Er beendigte die angefangene Erigone und fertigte eine Venus, eine Kalypso, eine Helena, eine Judith und eine Rebekka. Gegen die Mitte des vierten Monats verkündete der Doktor das Ende seiner Vorlesungen. Er hatte beinahe hunderttausend Pfund Sterling verdient. Die letzten Sitzungen waren auf so wahnsinnige Weise besucht, daß die Zuhörer einander fast erdrückten. Ich selbst hatte auf diese Weise acht- bis zehntausend Pfund Sterling erworben. Graham bot mir die Hälfte der Einnahme, wenn ich ihm auch noch ferner meine Mitwirkung leihen wollte. Ich weigerte mich. Ich ward dieser Schaustellungen müde; ich sehnte mich, wieder ein wenig dem Vergnügen zu leben. Noch nie war

ich so reich gewesen, und ich glaubte mein Reichtum könne nie ein Ende nehmen. Romney erbot sich, mich in seine Wohnung aufzunehmen und ich ging auf sein Anerbieten ein.

So verbrachten wir drei Monate in der vollkommensten Eintracht. Romney empfing die ganze elegante Jugend von London in seinem Hause. Unter der Zahl seiner vornehmsten Gäste befand sich Lord Greenville, ein Nachkomme des alten edlen Geschlechts Warwick und derselbe, welchem Sir Harry bei den Wettrennen in Epsom zweitausend Pfund abgewonnen. Mitten unter den Huldigungen, die mir von allen Seiten dargebracht wurden, waren die seinigen die eifrigsten und, wie ich nicht umhin kann zu sagen, die ehrerbietigsten.

Als leidenschaftlicher Bewunderer der Formen hatte Romney mich in allen Stellungen der Antike reproduziert. Lord Greenville blieb ganze Stunden vor diesen Gemälden sitzen. Einige Monate lang gab seine Liebe sich nur durch die Bewunderung der Kopien und den Beifall kund, welche er dem Originale schenkte, wenn ich irgendeine historische Attitüde nachahmte, oder wenn ich eine Szene von Shakespeare deklamierte. Eines Abends, als ich den Monolog gesprochen, welchen Julia hält, ehe sie den betäubenden Trank zu sich nimmt, näherte er sich mir und sagte, indem er den Augenblick benützte, wo man ihn weder sehen noch hören konnte. »Sie müssen mein werden, Emma, oder ich verliere den Verstand.« Ich sah ihn an und lachte. »Bei meiner Ehre,« fuhr er fort, »ich spreche in allem Ernste.« – »Auf Ihr Wort als Edelmann?« – »Ja, auf mein Wort als Edelmann.« – »Nun, dann kommen Sie in einem Augenblicke, wo ich allein bin,« antwortete ich ihm. »Dann wollen wir weiter darüber sprechen.« – »Und zu welcher Stunde soll ich kommen, um Sie allein zu finden?« – »Das ist nicht meine Sache. An Ihnen ist es, aufzupassen, wenn Romney das Haus verläßt, und dann diesen Umstand zu benützen.« – »Gut,« sagte er. »Mehr verlange ich nicht von Ihnen.«

Am drittnächsten Tage sah ich ihn in dem Augenblicke in das Haus kommen, wo Romney dasselbe verlassen. »Da bin ich,« sagte er zu mir mit bewegter Stimme, indem er sich mir zu Füßen warf. – »Mylord,« sagte ich zu ihm, »wenn Sie mir zu Füßen liegen, dann können wir nicht über eine Angelegenheit sprechen die so wichtig ist wie die, über welche wir

verhandeln wollen. Setzen Sie sich daher neben mich und lassen Sie uns plaudern.« – Lord Greenville sah mich mit erstauntem Blicke an. »O, Miß Emma, ich glaubte von Ihnen weniger kalt empfangen zu werden.« – »Warum aber sollte ich Sie anders empfangen?« entgegnete ich. »Ich liebe Romney, aber nicht Sie, wenigstens nicht in der Bedeutung, welche ich Ihrem Wunsche gemäß diesem Wort geben soll.« – »Und werden Sie mich niemals lieben?« – »Das will ich nicht gerade gesagt haben, Mylord. Die Liebe besteht aus zwei Elementen oder vielmehr ich sollte sagen, sie besteht aus zwei Arten von Liebe – aus der Liebe, welche sich der Sinne eines Weibes auf den ersten Blick bemächtigt und welche der Schlag des sympathischen Funkens ist, und der Liebe, welche das Herz eines Weibes allmählich erfüllt und die das Ergebnis angenehmer Beziehungen und guten Einvernehmens ist. Wie jung ich auch bin, Mylord, so habe ich schon diese beiden Gattungen Liebe kennengelernt, und der Mann, welcher auf die zweite Weise geliebt worden, ist nicht der gewesen, der sich über seinen Anteil am meisten zu beklagen gehabt hätte. Wenn ich Sie auf die erste Weise hätte lieben sollen, so wäre es schon geschehen und ich würde es Ihnen sagen. Ich würde selbst Romney augenblicklich um Ihretwillen verlassen, denn die Sehnsucht eines Weibes nach einem andern Manne ist schon eine Untreue. Sie sind jedoch jung, schön, reich, von vornehmer Familie – ich kann Sie daher lieben, nicht wie ich Harry Featherson geliebt habe, sondern wie Sir John Payne und Romney von mir geliebt worden sind.« – »Ich glaube,« entgegnete Sir Charles Greenville, »es gibt ein französisches Sprichwort, welches sagt: Von einem bösen Schuldner muß man nehmen, was man kriegen kann. Ich werde mich diesem Sprichwort unterwerfen.« – »Nur, Sir Charles,« hob ich wieder an, »will ich Ihnen eins bemerklich machen, nämlich, daß ein Schuldner etwas schuldet, während ich dagegen nichts schulde.« – »Sie haben viel Witz, Miß Emma, und ich habe unglücklicherweise immer sagen hören, daß allzuviel Witz dem Herzen schade.« – »Ich weiß nicht, ob ich Witz habe, denn es hat mir noch niemand etwas darüber gesagt, daß ich aber ein Herz habe, dies weiß ich, denn unglücklicherweise hat dieses Herz gesprochen. Ich habe daher bis jetzt mehr meinem Herzen als meinem Witz zu mißtrauen gehabt. Erlauben Sie, daß diesmal mein Herz meinen Witz beauftrage, seine Angelegenheiten zu besorgen.« – »Ich höre, Miß Emma, ich gestehe aber, daß ich schaudere, indem ich Ihnen zuhöre.« – »Noch ist's Zeit. Machen Sie es wie Ulysses. Entweder vermeiden Sie das Vorgebirge der Circe, indem Sie Ihren Lotsen:

›Hinaus ins hohe Meer!‹ zurufen oder verstopfen Sie die Ohren mit Wachs.« – »Nein, ich will lieber Ihre Stimme hören und es auf die Gefahr, in ein Tier verwandelt zu werden, ankommen lassen. Übrigens sehen Sie, da ich Sie nach dem, was Sie mir gesagt haben, immer noch anhöre, so ist die Metamorphose schon halb bewirkt.« – »Nicht übel! Sie sind auch ein Mann von Witz, Mylord. Ich sehe, daß wir uns verstehen werden. Jetzt lassen Sie mich ausreden.« – »Ich höre Sie.«

»Ich bin beinahe zwanzig Jahre alt. Ich bin in einem Dorfe geboren und habe die Instinkte meiner Geburt überwunden. Ich habe keine Erziehung erhalten, Intelligenz, Lektüre und ein gutes Gedächtnis haben jedoch diesem Mangel abgeholfen. Ich habe Fehltritte begangen, ich bin gefallen, aber ich habe mich wieder erhoben. Ich bin arm und elend gewesen, ich habe Hunger und Durst gelitten; ich habe kein Obdach gegen Regen, Wind und Kälte gehabt, und jetzt bin ich in Sammt gekleidet, ich wohne umgeben von Meisterwerken der Kunst und ohne reich zu sein, kann ich, wenn ich bloß tausend Franks monatlich ausgebe, auf mein ganzes noch übriges Leben gegen Mangel geschützt sein. Wenn ich dem Doktor Graham noch drei Monate Sitzungen bewilligen wollte, so würde ich Millionärin. Ich habe aber nicht gewollt. Romney gefiel mir, und ich zog es vor, mich ihm zu geben.« – »Haben Sie bloß, um mir zu sagen, daß Romney so glücklich ist, von Ihnen geliebt zu werden, mich eingeladen, Sie zu besuchen, wenn er nicht zu Hause sein würde?« – »Ja wohl, sehr richtig! Da ich mit Ihnen von ernsthaften Dingen zu sprechen habe, denn es wird davon Ihre Zukunft oder die meinige abhängen, so muß ich mich gegen Sie mit aller Freimütigkeit aussprechen.« Sir Charles stieß einen Seufzer aus. – »Wollen Sie lieber den Verstand verlieren?« fuhr ich fort. – »Ich verstehe Sie nicht.« – »Haben Sie mir nicht gesagt: Sie müssen mein werden, Emma, oder ich verliere den Verstand?« – »Ja, das ist wahr.« – »Nun, da ich nur unter gewissen Bedingungen Ihnen gehören kann, so muß ich Sie von diesen Bedingungen in Kenntnis setzen.« – »Nun, dann nennen Sie dieselben.« – »Meine Situation ist, wie ich Ihnen bereits angedeutet, folgende: Ich habe Romney ohne große Liebe genommen, aber wie man einen liebenswürdigen Mann nimmt – um nicht mehr allein im Leben zu stehen, um mich auf etwas zu stützen. Romney liebt mich und ich hänge mit großer Zuneigung an ihm. Unser Leben ist angenehm, ich habe keinen Grund, es aufzugeben, ich müßte es denn – hören Sie wohl – um einer sozialen Stellung willen tun.

Ich meine damit nicht in pekuniärer, sondern eben nur in sozialer Beziehung. Lieben Sie mich wirklich hinreichend, um den Verstand zu verlieren? Wenn dies der Fall, so lieben Sie mich auch hinreichend, um mich zu heiraten.«

Sir Charles Greenville hüpfte auf seinem Stuhl empor. »Sie zu heiraten?« rief er. Ich erhob mich und machte ihm eine tiefe Verbeugung. »Mylord,« sagte ich zu ihm, »wenn Sie geneigt sein werden, diesen Antrag anders als dadurch zu beantworten, daß Sie vor Überraschung auf dem Stuhle emporhüpfen, so werde ich die Ehre haben, Sie zu empfangen. Bis dahin gestatten Sie, daß ich mich der Ehre Ihrer Unterhaltung und des Vergnügens Ihrer Gegenwart beraube.« Hierauf verneigte ich mich abermals und begab mich in mein Zimmer, indem ich den Lord allein in dem Atelier zurückließ. Es vergingen drei oder vier Tage, ohne daß ich ihn wiedersah.

25. Kapitel.

Romney fuhr fort vollkommen gut und freundlich gegen mich sein. Ich befriedigte als Geliebte seine Eigenliebe und als Modell seinen Kunstsinn, denn seine ausgezeichnetsten Leistungen auf dem Gebiete der Malerei datierten aus der Zeit unseres Verhältnisses. Er war zu jener Zeit so sehr in Aufnahme, daß er, so verschwenderisch er auch war, doch sich selbst zum Trotz jeden Tag zwanzig bis fünfundzwanzig Guineen auf die Seite legte, obschon er vier Pferde im Stalle, zwei schöne Equipagen und drei oder vier Diener hielt.

Dreimal wöchentlich empfingen wir Gesellschaft. Die drei andern Abende fuhren wir spazieren oder ins Theater.

Unser Verhältnis besaß alle Reize der Sympathie ohne die Stürme der Liebe.

Am vierten Tage, nachdem ich die Erklärung mit Lord Greenville gehabt, erschien er bei mir wieder. Ich empfing ihn gerade so, als ob nichts zwischen uns vorgefallen wäre. Ich fühlte mich von ihm weder angezogen noch abgestoßen. Ich hatte ihm Bedingungen gestellt, ohne zu wünschen, daß er sie annähme. Ich hatte es mehr getan, um ihm gegenüber einen klar

bestimmten Standpunkt einzunehmen, als weil ich von dem Wunsche beseelt gewesen wäre, wirklich Lady Greenville zu werden. Er näherte sich mir mehrmals und sprach leise mit mir, da er aber die Frage nicht mit dürren Worten anregte, so konnte er mir kein Wort entlocken, welches Bezug auf den Zustand seines Herzens gehabt hätte. Mochte Romney nun einsehen, daß Eifersucht von seiner Seite lächerlich gewesen wäre, oder mochte er mir vertrauen, mir, die ich bei ihm blieb, ohne etwas von ihm zu verlangen und ohne etwas von ihm zu empfangen, oder mochte er endlich unser Verhältnis, so wie ich selbst tat, als etwas betrachten, was für keinen von beiden Teilen verbindlich wäre, und was nicht länger dauern dürfe, als es uns beiden angenehm sein würde – kurz, er schien durch die Aufmerksamkeiten, die man mir bewies, niemals beunruhigt zu weiden.

Einmal hatte er zu mir gesagt: »Nicht wahr, darüber sind wir einverstanden, daß wir beide nicht so töricht sind, uns zu hintergehen? Ich bin als Liebender und als Maler doppelt glücklich, Sie zu besitzen; aber ich dränge mich durchaus nicht auf. Sie verstehen mich, nicht wahr? Ich werde wahrscheinlich nicht der erste sein, der unseres Verhältnisses überdrüssig wird; sollte dies jedoch geschehen, so würde ich es Ihnen sagen, überzeugt, daß Sie mir meine Freimütigkeit verzeihen, und daß mir gute Freunde bleiben würden. Von Ihrer Seite verlange ich dasselbe.«

Ich hatte ihm hierauf die Hand geboten und damit war alles gesagt. Ich war fest entschlossen, ihn von Lord Greenvilles Liebe zu mir zu unterrichten, sobald nämlich diese Liebe sich auf bestimmtere Weise kundgeben würde.

Um mir keinen Vorwurf zu machen zu haben, hatte ich mir dabei fest vorgenommen, von den Künsten der Koketterie in bezug auf Lord Greenville keinerlei Gebrauch zu machen.

Mit dem Instinkt des Weibes fühlte ich, daß ihm gegenüber gerade in dem Mangel an Koketterie meine hauptsächliche Macht bestünde und meinen Triumph über ihn sichern würde. Am nächstfolgenden Tage, als Romney sich zu Lady Craven, welche später die bekannte Marquise von Anspach ward, begeben hatte, weil sie ihm zu ihrem Porträt sitzen wollte, meldete der Diener Lord Greenville. Ich antwortete, daß ich bereit sei, ihn zu empfangen. Sehr bleich und sehr aufgeregt trat er ein. Ich lud ihn lächelnd durch eine Gebärde ein, neben mir Platz zu nehmen. »Teure Emma,« sagte

er zu mir, »es ist mir unmöglich noch länger in der Ungewißheit zu verharren, in welcher ich mich befinde.«

»Ungewißheit?« wiederholte ich. »Ich sollte im Gegenteile meinen, daß es in der Welt keine bestimmtere Situation geben könnte, als die, welche ich Ihnen bereitet.« – »Wenn ich frei wäre, so würde ich nicht in Ungewißheit leben. Beinahe hätten Sie mich nicht wieder gesehen.« – »Wieso? Sollten Sie mit dem Gedanken umgegangen sein, sich das Leben zu nehmen? Warten Sie dann wenigstens bis zum Monat Oktober – dies ist die Zeit der Selbstmorde.« – »Nein, ich will mich in Ihren Augen nicht so verdient oder lächerlich machen. Hören Sie die einfache Wahrheit. Sie wissen, oder Sie wissen nicht, daß ich einen sehr reichen Onkel habe. Er ist mein Onkel, weil er in erster Ehe mit einer Schwester meiner Mutter vermählt gewesen ist. Er ist von Geburt Schotte und Milchbruder des Königs Georg des Dritten, ein alter Gelehrter, Archäolog, Geolog und was weiß ich sonst noch alles. Er heißt Sir William Hamilton, und ich erwarte von ihm mein ganzes Vermögen, denn an väterlichem Erbteil besitze ich nichts oder doch nur sehr wenig.« – »Aber, Mylord, wovon bestreiten Sie dann Ihre Ausgaben?« – »Von dem Gehalte des Amtes, welches ich im Ministerium bekleide. Sobald aber das Ministerium wechselt und Mr. Fox, der mein Universitätsfreund ist und mir wohlwill, nicht mehr Minister ist, so verliere ich die fünfzehnhundert Pfund Sterling Gehalt, welche mein Posten mir einbringt, und ich habe dann weiter keine Zuflucht, als eben meinen Onkel. Wohlan, liebe Emma, dieser Onkel hat mir geschrieben, um mir zu sagen, was ich Ihnen eben mitteile, und mir das Amt eines ersten Gesandtschaftssekretärs in Neapel und später nicht bloß die Nachfolge auf seinem Posten, sondern auch die Aussicht auf sein unermeßliches Vermögen zu bieten. Einen Augenblick lang bin ich unschlüssig gewesen, ob ich annehmen oder ablehnen soll. Ich habe aber gefühlt, daß es mir unmöglich sein würde, fern von Ihnen zu leben, und deshalb habe ich abgelehnt.« – »Da haben Sie sehr unrecht daran getan.« – »Und Sie haben den Mut, mir das zu sagen?« – »Ja. Durch Ihre Weigerung haben Sie eine erste Torheit begangen, und wenn Sie mich heiraten – denn, wenn es wirklich wahr ist, daß Sie um meinetwillen geblieben sind, so werden Sie mich heiraten – und wenn Sie mich heiraten, sage ich, werden Sie eine zweite begehen.« – »Sie sprechen nicht sonderlich trostreich, Emma.« – »Ich spreche die Wahrheit. Glauben Sie mir, Mylord; wenn der Brief an

Ihren Onkel noch nicht fort ist, so zerreißen Sie denselben; ist er fort, so schicken Sie einen zweiten nach, welcher den ersten widerruft. Wenn wir einander heiraten, so würden wir beide ein schlechtes Geschäft machen. Ich würde vielleicht höhersteigen, Sie aber würden ganz gewiß sich tiefergestellt sehen.« – »Soll dies heißen, daß Sie das Versprechen, welches Sie mir gegeben, wieder zurücknehmen und daß ich, selbst wenn ich mich erbiete, Sie zu heiraten, von Ihnen nichts zu hoffen habe?« – »Davon sage ich kein Wort, Mylord. Mein Versprechen ist gegeben, und ich werde es halten.« – »Ach,« sagte Lord Greenville, »das Unglück ist, daß es mir nicht einmal freisteht, eine Torheit, wie Sie es nennen zu begehen. Mein Vater wird, ehe ich volljährig bin, mir niemals erlauben, daß ich eine andere heirate, als die, welche er mir selbst gewählt haben wird, und selbst wenn ich volljährig bin, werde ich, wenn ich nach meinem Gutdünken heiraten will, einen harten Stand mit ihm haben und das Gesetz zu Hilfe rufen müssen.« – »Wie alt sind Sie jetzt?« – »Erst zweiundzwanzig und ein halbes Jahr.« – »Aber, Mylord,« entgegnete ich lachend, »ich für meine Person finde im Gegenteile, daß sich dies sehr glücklich trifft. Während der dritthalb Jahre, die Sie noch bis zu Ihrer Volljährigkeit zurückzulegen haben, werden Sie Zeit haben, sich zu überzeugen, ob Sie mich wirklich lieben, und dann in dritthalb Jahren wird sich das Weitere finden.« – »Wie, Sie sehen, welche Qualen ich leide und können auf diese Weise über mich spotten?« – »Ich sehe gar nicht, daß Sie Qualen leiden. Ich höre, was Sie mir sagen; dies ist alles.« – »Und Sie glauben meinen Worten nicht.« – »Erinnern Sie sich dessen, was Hamlet zu Polonius sagte: Worte! Worte! Worte!« – »Glauben Sie an meine Ehre, Miß Emma?« fragte Lord Greenville in ernstem Tone. – »Mehr als an Ihre Liebe, Mylord.« – »Glauben Sie an mein Wort als Edelmann?« – »Auf so lange als nötig ist, um einem Schwure Zeit zum Verdunsten zu geben.«

»Dann glauben Sie also an gar nichts?« – »O doch, ich glaube an die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge.« – »Gesetzt, Miß Emma, ich machte mich positiv verbindlich, Sie, sobald ich volljährig bin, zu heiraten.« – »Dies würde allerdings etwas ernsthafter sein, ohne jedoch positiver zu werden.« – »Wieso?« – »Weil eine Person in meiner Stellung keinen gerichtlichen Prozeß anhängig macht, wenn ein ihr gegebenes Eheversprechen unerfüllt bleibt.« – »Wenn ich aber mein Versprechen nun so abfaßte, daß ich ehrlos würde, wenn ich es nicht erfüllte?« – »Dann

könnte man sich die Sache weiter überlegen.« – »Würden Sie dies tun?« – »Wenn ich das Versprechen hätte, vielleicht.« – »Gut, noch heute abend sollen sie es haben.« – »Führen Sie mich nicht in Versuchung, Mylord.« – »Miß Emma,« sagte Sir Charles, indem er sich erhob, »ich liebe Sie mehr als irgend etwas auf der Welt, und wenn Sie nur durch eine Heirat die Meine werden können, wohlan, so sollen Sie mein Weib werden.« – »Ich will Ihnen noch einen letzten Gefallen tun, Mylord. Ich werde weder heute abend noch morgen meine Briefe öffnen, so daß Sie bis übermorgen Zeit haben, Ihr Wort zurückzunehmen. Da ich zwei Monate gewartet habe, so kann ich auch noch vierundzwanzig Stunden warten.«

Lord Greenville küßte mir die Hand und entfernte sich. Er stand im Rufe der größten Redlichkeit, so daß ich, wenn auch an der Erfüllung seines Versprechens, doch nicht an seinem guten Willen zweifeln konnte. Ich meinerseits fühlte, daß ich, indem ich so handelte, wie ich tat, mich weder von einer eigennützigen Berechnung noch von einem ehrgeizigen Wunsche leiten ließ, sondern, daß ich vielmehr wieder in die Gewalt jener unerklärlichen und unbekannten Macht geriet, welche über mein Schicksal verfügte und mich vorwärtsdrängte, indem sie mich fast bei jedem meiner Schritte im Leben eine Stufe der sozialen Leiter erklimmen ließ. Allerdings war ich schon einmal gefallen und der Sturz war ein sehr tiefer gewesen. Dennoch aber hatte ich mich von demselben wieder erhoben, wenigstens in gewisser Beziehung. Sir Johns und Sir Harrys Liebe war nur die Verherrlichung meiner Schönheit, Romneys Liebe dagegen war die Weihe der Kunst. Ich sagte mir, daß die Geschichte selbst für die Kurtisanen ihre Stufen hat. Nachdem ich Phryne gewesen, war ich Lais geworden, und nachdem ich Lais geworden, blieb mir weiter nichts übrig, als bis zur Aspasia zu steigen. Aspasia, die Freundin des Sokrates und des Alcibiades, Aspasia, die Gemahlin des Perikles, die das Gewicht ihres Wortes in die Angelegenheiten Griechenlands warf und über die Kriege von Samos, Megara und des Peloponnes entschied – Aspasia war mehr als eine gewöhnliche Kurtisane. Wohlan, ich weiß nicht welche Stimme mir leise zuflüsterte, daß es für mich nicht genug sei, Lais zu sein, sondern, daß ich auch Aspasia werden würde.

Romney trat ein. Er war zu sehr mein Freund, als daß ich ihm etwas von dem Geschehenen verschwiegen hätte. »Mein lieber Romney,« sagte ich zu

ihm, »welchen Rat würden Sie einer Frau in meiner Stellung geben, welche Gelegenheit findet, einen künftigen Pair von England zu heiraten und Mylady zu werden?« »Ah!« sagte Romney, »hat Lord Greenville sich vielleicht endlich erklärt?«

– »Sie hatten wohl bemerkt, daß er mich liebt?«

– »Wie sollte ich das nicht bemerkt haben.«

– »Gleichwohl aber haben Sie nie etwas davon gesagt.«

– »Ich war überzeugt, daß Sie, sobald der geeignete Augenblick gekommen wäre, mir selbst davon sagen würden.«

– »Mein lieber Romney, Sie sind ein liebenswürdiger Mann, und in der Tat, ich glaube, ich werde niemals den Mut haben, mich von Ihnen zu trennen.«

– »Ja, liebe Emma, Sie können in der Tat überzeugt sein, daß wir niemals werden getrennt werden.«

– »Aber dennoch, wenn ich Lord Greenville heirate?«

– »Nicht die Körper sind es, die sich trennen, sondern die Seelen. Wird von dem Augenblicke an, wo Sie sich mit Vergnügen meiner erinnern und wo ich Ihrer mit Wonne gedenke, dies nicht die wahre wirkliche Gegenwart und, wie die Kirche in ihrer symbolischen Sprache sagt, die Gemeinschaft der Seelen sein? Fünfhundert, ja tausend Meilen voneinander entfernt, werden wir einander vielleicht mehr gegenwärtig sein, als Leute, die einander niemals verlassen haben.«

– »Sie sprechen wie ein platonischer Philosoph, Romney.«

– »Die Alten sagten: Wer jung stirbt, wird von den Göttern geliebt. Wohlan, ich habe immer geglaubt, daß es eine reizende Liebe sein müßte, welcher man nicht Zeit ließe alt zu werden, welche man in ihrer Blüte gepflückt und in eine Erinnerung eingesargt hat, so daß sie im Vergleich zu jeder andern jung und frisch bleibt, wie die Morgenröte des Frühlings.«

– »Dann, meinen Sie also, Romney.« – Ich redete nicht aus.

»Ich meine, daß Sie Ihrem Schicksal folgen, Emma.«

– »Sie glauben also, daß ich einst die Gemahlin eines Pairs von England sein werde?«

– »Was Sie sein werden, weiß ich nicht, wenn man mir aber nach einer Abwesenheit von vier oder fünf Jahren bei meiner Rückkehr sagte, daß Sie Königin von Großbritannien geworden seien, so würde mich dies nicht in Erstaunen setzen. Ich wäre nicht Romney, das heißt ich wäre nicht der erste Maler Englands, wenn ich nicht an die Allmacht der Schönheit glaubte.«

– »Romney, es ist seltsam, aber was Sie mir da sagen, hat eine innere Stimme mir schon oft gesagt. Romney, ich gestehe ihnen beinahe mit Schrecken, ich glaube an mein Fatum.«

– »Nun, dann folgen Sie diesem Fatum. Wenn es in dem Willen der Vorsehung beschlossen ist, so wäre es ruchlos, dagegen zu kämpfen.«

Am Abend empfing ich Lord Greenvilles Brief, aber, wie gesagt, ich öffnete denselben nicht. Sein Ungestüm erlaubte ihm nicht zu warten, und am Abend kam er selbst. Ich zeigte ihm den noch versiegelten Brief. Was Romney betraf, so war dieser gegen ihn so freundschaftlich wie gewöhnlich, vielleicht noch freundschaftlicher. »Wann werde ich Antwort von Ihnen erhalten?« fragte Lord Greenville. – »Morgen vormittag.« – »Gebe Gott, daß sie meinen Wünschen entspreche,« sagte Lord Greenville.

Am nächstfolgenden Morgen öffnete ich seinen Brief. Derselbe enthielt weiter nichts als die Worte: »Ich mache mich bei meiner Ehre verbindlich, Miß Emma Lyonna, sobald ich das Alter der Volljährigkeit erlangt haben werde, zu heiraten und will mich als Mann ohne Ehre betrachten lassen, wenn ich meinem Versprechen untreu werde.

1. Mai 1780. Lord Greenville.«

Ich zeigte Romney den Brief. »Zögern Sie auch nicht eine Minute lang,« sagte er zu mir. »Ihr Glück beruht in diesen vier Zeilen und sollte Lord Greenville jemals seinem Wort untreu werden, so würde ich die Aufgabe übernehmen, ihn als Ehrlosen zu brandmarken.« – »Dann behalten Sie

diesen Brief,« sagte ich zu Romney. »Er ist in Ihren Händen besser aufgehoben als in den meinigen.« – »Von diesem Augenblicke an, liebe Emma,« sagte Romney, indem er meinen Brief in die Schatulle schloß, worin er seine kostbarsten Kleinodien verwahrte, »sind Sie meine Schwester und ich bin Ihr Bruder. Wenn mir ein Unglück zustieße, so würde ich dafür sorgen, daß dieser Brief Ihnen wieder zugestellt würde. Übrigens können Sie denselben, da er an Ihre Adresse lautet, zu jeder Zeit reklamieren.« – Ich begab mich in ein Zimmer, ergriff eine Feder und schrieb an Sir Charles Greenville: »Nehmen Sie acht Tage Urlaub. Holen Sie mich heute abend mit einem Wagen ab und führen Sie mich, wohin Sie wollen.

Emma Lyonna.«

Eine Stunde später empfing ich folgendes Billett: »Ich werde Ihrem Befehl gehorchen. Sie haben in Ihrer Antwort etwas weggelassen. Nach dem Namen Emma Lyonna hätten Sie nämlich die Worte: ›Lady Greenville‹ hinzusetzen sollen. Mit der Versicherung, daß Sie mich zum glücklichsten aller Menschen gemacht

Charles Greenville.«

Im Laufe des Abends rollten wir in einer vierspännigen Equipage die nach Edinburg führende Straße entlang, während Romney allen unsern Freunden mitteilte, daß sie mich in dritthalb Jahren unter dem Namen und unter dem Titel Lady Greenville wiedersehen würden.

26. Kapitel.

Ich glaube hinreichend das Gefühl dargelegt zu haben, welches mich an Lord Greenville, ich will nicht sagen fesselte, wohl aber ihm geneigt machte. Zunächst war es das Bewußtsein, daß er mich wirklich liebte, die Gewißheit, daß er ein ehrlicher Mann war, dann endlich und vielleicht noch mehr als alles dies der Ehrgeiz, der mich dem Glanz und dem Reichtum ebenso unwiderstehlich entgegentrieb, wie der Schmetterling zu der Flamme hingetrieben wird, die ihm gleichwohl den Untergang bringt. Lord Greenville besaß als mütterliches Erbteil ein kleines Schloß in Schottland

am Forth, zwischen Muggleborough und Preston Pans, sechzehn englische Meilen von Edinburg. Hier machten wir Halt. Mr. Fox, dem er sich wahrscheinlich wohl gehütet hatte zu sagen, warum er eine solche Bitte an ihn stellte, hatte ihm einen Urlaub, nicht von acht Tagen, sondern von vier Wochen bewilligt. Dieses Verhältnis, welches beinahe drei Jahre dauerte und welches über das Schicksal meines Lebens entschied, ist vielleicht das, worüber ich in bezug auf Gemütsbewegungen am wenigsten zu erzählen habe. Nach dem Versprechen, welches Lord Greenville mir gegeben und durch welches er sich unwiderruflich gebunden erachtete, betrachtete und behandelte er mich als sein Weib. Ich meinerseits sah in ihm meinen künftigen Gatten und begegnete ihm, als ob er es schon wäre. Da ich mir über die Lage, in der er mich genommen, und ganz besonders über die, welche derselben vorangegangen war, durchaus keine Täuschung machte, so wußte ich das Opfer, welches er mir gebracht, vollkommen zu würdigen und war daher bedacht, ihn zu glücklich zu machen, daß er während der dritthalb Jahre, die bis zu unserer gesetzlichen Vermählung noch vergehen mußten, sein Versprechen keinen Augenblick zu bereuen hätte.

Wir blieben auf seinem Schlosse nur so lange, als wir brauchten, um von unserer Reise auszuruhen; dann begannen wir Schottland zu besuchen. Wenn ich eine Prinzessin von königlichem Geblüt gewesen wäre, so hätte Lord Greenville mir nicht mit zarterer Aufmerksamkeit begegnen können, als er es tat. Meine Reise mit ihm war ein geschichtlicher Kursus, in welchem ich die Sagen von Wallace und Robert Bruce, von Montrose und von Charles Edward hörte. Ich sah das Zimmer, in welchem Rizzio ermordet, und das Schloß, in welchem Maria Stuart gefangen gehalten ward. Die vier Wochen vergingen sehr rasch und wir kehrten nach London zurück. In unserer Abwesenheit, hatte Lord Greenvilles Intendant ein Haus gemietet, welches die Aussicht auf den Green Park hatte und in welchem wir, der Lord und ich, jedes eine Etage bezogen. Mit seinem Gehalt und seinem persönlichen Vermögen hatte er ziemlich zweitausend Pfund Sterling jährlich. Es war dies im Verhältnis zu dem Luxus, den er entfaltete, ziemlich wenig; der Minister hatte ihm aber für den Fall, daß er an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten bliebe, versprochen, ein Mittel zur Erhöhung seines Gehaltes ausfindig zu machen. Lord Greenville hatte an seinen Onkel Sir William Hamilton geschrieben, daß er aus Anhänglichkeit an Fox in London bleiben würde, so lange dieser Minister wäre. Zugleich

hatte er ihm das Versprechen, welches Fox ihm gegeben, mitgeteilt und ihn gebeten, ihm es möglich zu machen, die Erfüllung desselben abzuwarten.

Sir William Hamilton hatte ihm sofort eine Anweisung von tausend Pfund auf seinen Bankier geschickt. Lord Greenville fragte mich auf die zarteste und schonendste Weise, ob ich nicht Lehrer annehmen und durch diese meine Ausbildung vollenden lassen wollte. Ich sah ein, daß der Kreis von Kenntnissen, welcher Emma Lyonna, der nur dem Vergnügen huldigenden Abenteurerin, genügte, für Mylady Greenville nicht genügen würde, und ich bat Sir Charles, mir selbst einen Studienplan vorzuzeichnen. Von diesem Augenblicke an hatte ich Lehrer für die französische und italienische Sprache, für den Gesang, für die Zeichenkunst und den Tanz.

Man weiß, mit welcher Leichtigkeit ich lernte und mit welchem wunderbaren Gedächtnis ich begabt war. Obschon ich alle die genannten Dinge gleichzeitig trieb, so machte ich doch in jedem derselben reißende Fortschritte. Ich hatte von Natur eine gute reine Stimme. Es war als wäre die Musik für mich eine vergessene Kunst, deren ich mich bloß wieder zu erinnern glaubte. Das Italienische lernte ich gewissermaßen singend.

Was das Französische betraf, so widmete ich mich dem Studium dieser Sprache mit solchem Eifer, daß ich während der ganzen Zeit, welche mir die andern Übungen übrig ließen, stets ein in der Sprache Racines und Voltaires geschriebenes Buch in der Hand hatte.

Mein Leben war sonach ein vollständig verändertes. Jene tausend Vergnügungen, von welchen das Leben einer hübschen Frau begleitet zu sein pflegt, hatten den Studien einer ernsten Frau und wie ich nicht unerwähnt lassen darf, einer Familienmutter Platz gemacht. Nach Verlauf von zehn Monaten lieh nämlich eine kleine Tochter unserem Bunde einen noch vollständigeren ehelichen Anstrich. Zwei Monate vorher jedoch hatte uns in bezug auf unsere Finanzen ein schwerer Schlag getroffen. Das, was Sir William Hamilton vorausgesehen, war eingetroffen. Nachdem Charles Fox im Jahre 1782 das Ministerium Pitt gestürzt und mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut worden, hatte er den Frieden mit Amerika und Frankreich zustande gebracht. In diesem Triumph hatte er den Weg zur unumschränkten Macht zu finden geglaubt und, entrüstet über das gesetzwidrige Gebaren der ostindischen Kompanie, dasselbe laut gerügt

und eine gerichtliche Untersuchung verlangt. Da er aber mit diesem Antrage im Oberhause durchfiel, so sah er sich genötigt, als Minister seine Entlassung zu geben und wieder zur Opposition überzugehen. Infolge dieses Rücktritts verlor Lord Greenville seinen Posten. Es blieben ihm daher in allem von seinem Privatvermögen zweihundertfünfzig bis dreihundert Pfund Sterling jährlich, Wie gewöhnlich nahm er seine Zuflucht abermals zu seinem Onkel, indem er ihm versicherte, daß Charles Fox jedenfalls sehr bald wieder ins Ministerium treten würde, dann würde seine, Lord Greenvilles Stellung eine weit bessere werden als je vorher, da er dann doch den Preis seiner Hingebung und Freundschaft erhalten mußte. Sir William Hamilton schickte abermals eine Anweisung auf eintausend Pfund Sterling. Mit dieser Summe, Lord Greenvilles Privatvermögen und meinen acht- bis zehntausend Franks Rente hätten wir bescheiden leben und bessere Tage abwarten können. Ich suchte auch Lord Greenville aus allen Kräften dazu zu bereden; mochte er nun aber wirklich an Charles Foxs Wiedereintritt in das Ministerium glauben, oder sein Hang zur Verschwendung über die Ratschläge der Vernunft den Sieg davontragen, kurz wir fuhren fort, in der bisherigen Weise zu leben. Die Folge hiervon war, daß wir sehr bald mit unseren Hilfsmitteln fertig waren. Mir blieb unter diesen Umständen nur eins zu tun übrig, nämlich mein kleines Vermögen zur Verfügung des Mannes zu stellen, dessen Namen ich nun bald tragen sollte. Dies tat ich auch. Nach achtzehn Monaten war auch diese Summe ausgegeben. Lord Greenville schrieb zum dritten Mal an seinen Onkel, erhielt aber diesmal keine andere Antwort als eine Weigerung, obschon zugleich mit der Einladung, sich, wenn es ihm konvenierte, unter den ihm bereits angetragenen Bedingungen in Neapel einzufinden. Diese Reise wäre aber unsere ewige Trennung gewesen und Lord Greenville verweilte keinen Augenblick dabei. Unsere Familie hatte sich um zwei Kinder vermehrt und unsere Mittel, folglich noch unzureichender gemacht.

Allerdings ward Lord Greenville in drei Monaten volljährig und ich war überzeugt, daß er mit dem Tage dieser Volljährigkeit sein Versprechen lösen würde. Wenn aber dieses Versprechen auch erfüllt war, so war ich dann immer noch weiter nichts als Lady Greenville. Unsere Stellung ward wohl dadurch ein wenig verändert, der Stand unserer Finanzen aber blieb immer noch derselbe.

Die beschränkten Umstände, in welchen wir lebten, gingen allmählich geradezu in Mangel über. Ich verstehe jene Situation, wo Stolz, Gewohnheit und Instinkt alle Tage einen Kampf mit dem Bedürfnis zu bestehen haben, entweder nicht recht oder gar nicht zu schildern. Ich bin schon einmal rasch über meinen Sturz hinweggegangen. Mein Mut wird das zweitemal nicht größer sein als das erste. Ich konnte Lord Greenville nicht anders als dankbar sein, denn er erduldete alle diese Leiden aus Liebe zu mir. Dabei aber blieben seine Traurigkeit, seine Entmutigung von mir nicht unbemerkt. Ich besiegte sein Widerstreben, ein viertes Mal an seinen Onkel zu schreiben. Er schrieb. Lord Hamiltons Antwort war ein Donnerschlag für uns. Er schrieb, er habe sich nach der Situation seines Neffen erkundigt und erfahren, daß die Ursache seiner Bedrängnis in nichts weiter läge als in einer Liebe zu einer dieser Liebe unwürdigen Kurtisane. Zugleich kündete er seine nahe bevorstehende Ankunft in London an, indem er sagte, er wolle den Stand der Sache selbst beurteilen und würde, je nach dem, was er mit eigenen Augen gesehen, dann handeln.

Ein angefügtes Postskript sagte, wenn Lord Greenville die ihm schon gestellten Bedingungen annehmen wolle, so brauche er nur augenblicklich nach Neapel abzureisen und in London jenes unwürdige Geschöpf zurücklassen, für dessen Subsistenz in diesem Falle aus Mitleid in geeigneter Weise gesorgt werden würde.

Ich muß es Lord Greenville zum Lobe nachsagen, daß dieser Brief ihn zur größten Erbitterung reizte und er denselben unbeantwortet ließ. Durch diese edelmütige Gesinnung ward jedoch an unserer Situation nichts geändert. Nachdem wir uns in die Entbehrung des Überflüssigen gefügt, waren mir nun bei der Entbehrung des Notwendigen angelangt. Wir hatten sogar unsere letzten Schmucksachen verkauft, wir waren über ein Jahr Mietzins schuldig, die gerichtliche Klage gegen uns war bereits anhängig gemacht und es bedurfte nur einer letzten, vom Gesetze vorgeschriebenen Formalität, um uns mit unsern Kindern auf die Straße geworfen zu sehen. Wir waren bei jener äußersten Situation angelangt, wo ein neues Unglück sogar zu wünschen ist, so unmöglich war es, daß eine Katastrophe, wie schrecklich dieselbe auch sein möchte, unsere Lage verschlimmerte.

Plötzlich erfuhren wir, daß Sir William Hamilton sich seit acht Tagen in London befand, und sein Haus in Fleetstreet bewohnte. Man hatte uns nicht von dieser Ankunft in Kenntnis gesetzt. Ohne Zweifel hatte Sir William diese Zeit benutzt, um Erkundigungen über uns einzuziehen. Auf alle Fälle schwebte ein großes Unglück über unseren Häuptern. Als Lord Greenville diese Nachricht erhielt, faßte er einen plötzlichen Entschluß.

»Meine liebe Emma,« sagte er zu mir, »ausgenommen durch eine Trennung können wir kaum unglücklicher werden, als wir bereits sind. Wohlan, unser Schicksal ruht in deinen Händen.« Ich betrachtete ihn mit Erstaunen. – »Höre mich an,« fuhr er fort. »Ich kenne meinen Onkel. Er ist Archäolog und liebt jede plastische Schönheit. Er verbringt sein Leben mitten unter den schönsten Marmorgebilden Griechenlands. Nun aber kenne ich keine Statue, wäre sie selbst von Praxiteles oder Lysippus, welche dir an Schönheit gleichkäme. Gehe daher zu meinem Onkel, wirf dich ihm zu Füßen, sprich für uns und unsere Sache ist gewonnen.« Wie betäubt durch eine solche Zumutung sah ich Charles mit erstauntem Blicke an.

»Wie!« sagte ich dann zu ihm, »ich bin es, um welcher willen er dir zürnt, und du willst, daß ich es sei, die sich seinem Zorne aussetzt?«

– »Er zürnt mir um deinetwillen, liebe Emma, weil er meine Liebe nicht begreift, und er begreift meine Liebe nicht, weil er dich nicht kennt. Wenn er aber dich einmal gesehen, wenn er deine unwiderstehliche Stimme einmal gehört haben wird, wenn deine flehenden Tränen vor ihm geflossen sind, dann wird er alles verstehen und verzeihen.« – Ich schüttelte den Kopf. Ich empfand ein heftiges Widerstreben, diesen Schritt zu unternehmen. »Dann,« sagte Charles, »bleibt uns nichts weiter übrig, als uns in unser Schicksal zu fügen, denn ich, das weiß ich gewiß, werde nichts von meinem Onkel erlangen, der meinen Besuch erwartet und sich im voraus gegen mich gepanzert hat, während du –«.

»Höre, Charles,« antwortete ich, »ich will nicht, daß du glaubest, ich könne dir deine Anhänglichkeit an mich so schlecht vergelten, daß ich mich weigerte, irgendeinen Schritt für dich zu tun, möge der so demütigend sein, als er nur immer wolle. Laß mir bis morgen Zeit, um mich auf dieses Erscheinen bei deinem Onkel vorzubereiten – morgen gehe ich.«

– »Du wirst tun, was dein Wille dir gebietet, Emma,« sagte Charles, »glaube aber, daß die Zeit kostbar und daß es unklug ist, auch nur eine Minute zu verlieren. Bis morgen kann Lord Hamilton uns von seiner Anwesenheit benachrichtigen, und es kommt für uns viel darauf an, daß wir ihm zuvorkommen. Ziehe dein schlichtestes Kleid an, denn du bist niemals schöner als in deiner Einfachheit; gehe nach Fleetstreet – alle Welt kennt Sir William Hamiltons Haus; tritt keck ein, sprich mit deinem Herzen in deinem Namen; in dem meinigen, in dem unserer Kinder, und Gott wird das Übrige tun.«

Sir Charles sprach mit einer solchen Überzeugung, daß dieselbe auch mich für sich zu gewinnen begann. Indem ich Aufschub bis zum nächstfolgenden Tag verlangt, hatte ich bloß getan, was der Verurteilte tut, der um eine Frist bittet. Ich hatte versucht, den entscheidenden Augenblick hinauszuschieben, da der Entschluß aber einmal gefaßt war, so war es besser, ihn sofort in Ausführung zu bringen.

Mit der Festigkeit eines verzweifelten Entschlusses begab ich mich in mein Zimmer. Ich legte mein am wenigsten kostbares Kleid an, ich band mein Haar, welches ich immer ohne Puder trug, mit einem einfachen Bande zusammen, dann setzte ich einen großen Strohhut auf, warf eine kleine Mantille über die Schultern und erschien plötzlich wieder in dem Zimmer, in welchem Charles zurückgeblieben war. Bei dem Geräusch, welches ich bei meinem Wiedereintritt machte, richtete er den Kopf empor und stieß einen lauten Ruf aus. »O,« sagte er, »nie bist du schöner gewesen, teure Emma; wir sind gerettet!«

27. Kapitel

Anstatt einen Wagen zu nehmen, wollte ich vollständig demütig sein und machte mich zu Fuß auf den Weg nach Fleetstreet. Charles hatte recht. Ich brauchte nach Sir William Hamiltons Hause nur zu fragen und man zeigte es mir sofort. An der Tür des Hauses angelangt, fühlte ich, wie die Füße mir zu wanken begannen. Ich stützte mich an die Mauer und versuchte ein wenig Mut zu fassen. Sir William war zu Hause. Ein Lakai fragte mich nach meinem Namen, um mich anzumelden. Ich fürchtete, daß mir, wenn ich diesen Namen nannte, der Zutritt verweigert werden könnte. »Sagt Sir William nur,« antwortete ich, »daß ihn eine junge Frau zu sprechen wünscht.« Obschon ich jetzt über vierundzwanzig Jahre alt war, so sah ich doch noch so jung aus, daß der Lakai, der mich nicht als eine junge Frau anerkennen wollte, mich als ein junges Mädchen anmeldete. Ich hörte Sir Williams Stimme, welcher sagte:

»Sie soll hereinkommen.« Ich drückte die Hand aufs Herz, um das ungestüme Klopfen desselben zu beschwichtigen. Ich war nahe daran zu ersticken. Der Lakai kam zurück, öffnete mir die Tür und forderte mich auf eintzutreten. Sir William saß an einem Tisch und las die Korrektur des Werkes, welches er unter dem Titel: »Beobachtungen über den Vesuv« im Begriff stand herauszugeben. Ich blieb auf der Schwelle der Tür stehen und wartete, bis er den Kopf emporrichten würde. Er gewahrte mich, verhielt sich einen Augenblick unbeweglich und sah mich an. Dann erhob er sich, kam einen Schritt auf mich zu und fragte: »Was wollen Sie, schönes Kind?« – Die Stimme versagte mir. Ich konnte bloß einen Schritt auf ihm zugehen und dann halb ohnmächtig auf den Teppich niedersinken. Als er meine Blässe und das Zittern bemerkte, welches sich meiner bemächtigt, zog er die Klingel, um Hilfe herbeizurufen. Der Lakai trat wieder ein. »Es ist ihr unwohl geworden, du siehst das selbst,« rief Sir William. »Komm', hilf mir!« – Der Lakai half Sir William mich auf ein Sofa tragen. Bei dieser Bewegung lösten die Bänder meines Hutes sich auf und mein Haar fiel herab. Wenn ich dies absichtlich und aus Koketterie herbeigeführt hätte, so hätte es nicht besser gelingen können, denn ich besaß das schönste Haar von der Welt. »Riechsalz! Riechsalz!« befahl Sir William.

Der Lakai brachte ihm ein Flacon; er setzte sich neben mich, lehnte meinen Kopf an seine Schulter und ließ mich das Salz atmen. Ich schlug die Augen wieder auf, welche ich während der letzten Minute mehr aus Furcht denn aus Mutlosigkeit geschlossen gehalten.

»Ach, Mylord,« murmelte ich, »wie gütig sind Sie!« Und mit diesen Worten ließ ich mich zu seinen Füßen niedergleiten. Er betrachtete mich mit wachsendem Erstaunen.

»Sie müssen etwas Unmögliches von mir verlangen wollen, Miß, da Sie zweifeln, es zu erhalten,« sagte er. Ich ließ mein Gesicht auf die Hände niedersinken und brach in Schluchzen aus.

»O Mylord, Mylord,« sagte ich, ohne den Kopf emporzurichten, »wenn Sie wüßten, wer ich bin!«

– »Und wer sind Sie denn?«

– »Die Person, welche Sie auf der ganzen Welt am meisten hassen, Mylord.«

– »Ich hasse niemand, Miß,« sagte Sir William.

– »Nun denn, welche Sie am meisten verachten.« – Er legte seine flache Hand auf meine Stirn und lichtete dieselbe in die Höhe. »Emma Lyonna,« stammelte ich.

– »Unmöglich!« sagte er, indem er ein wenig zurückwich, »unmöglich!«

– »Warum unmöglich, Mylord?«

– »Mit einem solchen Gesicht ist man keine Verlorene.«

– »Ein edles Herz wie das Ihres Neffen, Mylord, würde sich auch keiner Verlorenen gewidmet haben.«

»Ist aber denn das, was man mir gesagt hat, wahr, oder ist es nur ein Gewebe von Lügen?«

– »Und was hat man Ihnen gesagt, Mylord? Ich bin bereit, Ihre Fragen offen und freimütig zu beantworten. Offenheit ist in meiner Lage die erste Tugend.« –

»Man hat mir gesagt, Ihre Mutter sei eine Bauernmagd und Sie selbst hätten die Schafe gehütet.«

– »Das ist wahr, Mylord.«

– »Dann wären Sie Rinderwärterin in einer kleinen Provinzialstadt gewesen.«

– »Auch das ist wahr.«

– »Dann wären Sie nach London gekommen und hätten ein Asyl bei einem wackeren Arzte, Mr. Hawarden, gefunden, der Sie als Verkäuferin in einem Bijouterieladen untergebracht. Ihre schlimmen Neigungen hätten Sie jedoch bald bewogen, diese bescheidene Stellung wieder zu verlassen.«

– »Alles dies ist wahr.«

– »Hier aber beginnt ohne Zweifel die Lüge. Sie werden die Geliebte des Commodore Sir John Payne, dann die des jungen Sir Harry Featherson.« – Ich machte eine einfache Kopfbewegung, welche ein Zugeständnis andeutete. »Dann steigen Sie tiefer, immer tiefer herab. Sie werden die Mitschuldige des Charlatan Graham, die Maitresse des Malers Romney, endlich die meines Neffen, dem Sie sich, wie man mir versichert, nur unter der Bedingung ergeben, daß er Sie heirate und von welchem Sie sich ein Eheversprechen unterzeichnen lassen, mit dessen Hilfe Sie ihn zwingen, Ihr Sklave zu sein.«

»Ich bitte um zehn Minuten Zeit, Mylord, um mich zu rechtfertigen,« antwortete ich. Mit diesen Worten erhob ich mich und eilte aus dem Zimmer hinaus.

– »Wo gehen Sie hin,« rief Sir William, »wo gehen Sie hin?«

– »Ich komme sogleich wieder, Mylord.« – Ich eilte mehr fliegend als gehend die Treppen hinunter, sprang in eine eben vorüberfahrende Droschke und rief: »Nach Cavendish Square.« – Fünf Minuten später war ich in Romneys Wohnung. Das Glück wollte, daß er zu Hause war. »Lord Greenvilles Heiratsversprechen!« rief ich ihm zu. »Geben Sie es mir, mein lieber Romney.«

– »Was ist Ihnen denn, meine arme Emma? Sie sind ja ganz verstört.«

– »Es ist nichts – jenes Versprechen – ich bitte Sie inständig darum. Schnell! schnell!« – Romney eilte an einen Schrank, öffnete die schon erwähnte Schatulle und gab mir Lord Greenvilles Heiratsversprechen.

– »Hier,« sagte er. »Wollen Sie mich aber in bezug auf das, was Sie damit machen wollen, nicht lieber erst zu Rate ziehen?«

– »In solchen Dingen, lieber Romney, zieht man bloß sein eigenes Gewissen zu Rate. Ich danke Ihnen.«

Mit diesen Worten eilte ich aus dem Zimmer hinaus, ließ mich wieder nach Sir Williams Wohnung in Fleetstreet zurückfahren, ging mit derselben Schnelligkeit wieder die Treppe hinauf und zu Sir William hinein, welcher gedankenvoll und mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging. Ich ließ ihm nicht Zeit, mich zu befragen, sondern hielt ihm das Heiratsversprechen seines Neffen vor die Augen. »Was ist das?« fragte er.

– »Haben Sie die Güte zu lesen, Mylord.« – Er las: »Ich mache mich bei meiner Ehre verbindlich, Miß Emma Lyonna, sobald ich das Alter der Volljährigkeit erlangt haben werde, zu heiraten und will mich als Mann ohne Ehre betrachten lassen, wenn ich meinem Versprechen untreu werde. Den 1. Mai 1780. Lord Greenville.«

»Nun und?« sagte Sir William nachdem er gelesen. »Das Vorhandensein dieses Versprechens war mir bekannt.«

– »Sie irren sich, Mylord,« antwortete ich, »es ist nicht mehr vorhanden.« Mit diesen Worten näherte ich mich dem Feuer und warf das Papier in die Flammen, welche es sofort verzehrten.

– »Was machen Sie da?« fragte Sir William.

– »Nun ist Ihr Neffe durch nichts mehr gebunden, Mylord,« antwortete ich. »An Ihnen ist es nun, ihn so weit zu bringen, daß er mich verlasse.« – Und ohne auf seine Stimme, die mich rief, zu antworten, verließ ich das Zimmer und kehrte nach Hause zurück.

Charles wartete mit der größten Unruhe. »Wohlan,« fragte er, als er mich mit vom Gehen und von Gemütsbewegung gerötetem Gesicht wiederkommen sah, »was ist geschehen?« Ich erzählte ihm meine Unterredung mit seinem Onkel in allen ihren Einzelheiten. »Also,« sagte er, »du hast mein Eheversprechen verbrannt?« – »Ja, Mylord, und Sie sind frei.« – »Das heißt, liebe Emma, meine schriftliche Schuld hat sich dir gegenüber in eine Ehrenschuld verwandelt, das ist der ganze Unterschied.« »Hören Sie mich an, Mylord,« sagte ich. »Überlegen Sie sich alles wohl. Sie sind bei jenem wichtigen Moment angelangt, der über ein ganzes Leben entscheidet. Wenn Sie mich verlassen, so wird nicht bloß alle Welt Ihnen recht geben, sondern von demselben Augenblick an ist auch Ihre Zukunft gesichert, Ihr Glück gemacht. Bleiben Sie dagegen hartnäckig bei mir, so wendet sich die ganze Gesellschaft von Ihnen ab und Ihr Onkel sagt sich von Ihnen los und enterbt Sie. Sie können in materieller Beziehung nicht mit mir leben, ich aber wohl ohne Sie. Sobald Sie reich sind, geben Sie mir die zehntausend Pfund, welche wir zusammen vertan haben, zurück. Sie bitten Ihren Onkel, daß er die Zukunft unserer Kinder sichere und ich lebe und unsere Kinder leben. Bleiben Sie dagegen arm, so bleibe ich mit meinen Kindern auch arm und es wird unvermeidlich ein Tag kommen, wo Sie Ihre Aufopferung bereuen und wo unsere Kinder mir ihren Untergang zum Vorwurf machen werden.«

»Genug, Emma, genug!« rief Charles, indem er mich mit seinen Armen umschlang, wie um zu verhindern, daß man mich ihm entreiße. »Es mag geschehen, was Gott will, aber keine menschliche Macht soll uns trennen.« In diesem Augenblick stieß er einen lauten Schrei aus. Die Tür des Zimmers war offen stehen geblieben. Sein Onkel, welcher die Treppe heraufgekommen war, ohne zu gestatten, daß man ihn anmeldete und ohne daß wir ihn gesehen, stand auf der Schwelle der Tür und hatte alles gehört, was wir soeben gesprochen. »Mein Onkel!« rief Charles, indem er einen

Schritt zurücktrat. – »Sie sehen, Mylord,« sagte ich zu Sir William, »daß ich tue, was ich kann und daß es nicht meine Schuld ist.« –»Laß mich mit dieser jungen Frau allein,« sagte Sir William zu Charles. Letzterer verneigte sich ehrerbietig und verließ das Zimmer. Sir William Hamilton näherte sich mir und bot mir die Hand. »Ich bin zufrieden mit Ihnen,« sagte er, »und ich hoffe, daß Sie den Weg, den Sie betreten, beharrlich weiter verfolgen werden.« – »Ich bitte um Verzeihung, Mylord,« antwortete ich. »Sie sehen aber, daß ich nicht erst durch Ihre Ratschläge ermutigt zu werden brauche. Die meines Gewissens werden mir hoffentlich genügen.« – »Gut. Aber, wie Sie eben diesem jungen Toren bemerklich machten, Sie haben Kinder.« – »Dies ist etwas anderes und meine Pflicht als Mutter gebietet mir, diese unschuldigen Wesen Ihrer Güte zu empfehlen.« – »Nach dem, was ich gehört, schuldet mein Neffe Ihnen eine Summe von zehntausend Pfund Sterling.« –»Das ist wohl möglich, Mylord, aber es ist dies eine Angelegenheit zwischen Ihrem Neffen und mir.« – »Wenn mein Neffe sich dazu versteht, Sie zu verlassen, so werde ich diese Summe verdreifachen.« – »Ich treibe mit meinem Geld ebensowenig Wucher wie mit meiner Liebe.« – »Aber was wollen Sie mit zwei- bis dreihundert Pfund jährlicher Rente machen?«– »Ich werde versuchen, mit meinen Talenten und Kunstfertigkeiten etwas zu verdienen.« – »Dann wollen Sie wohl Unterricht geben?« – »Warum nicht?« – »Was für Unterricht denn?« – »Im Französischen und Italienischen.« – »Sie sprechen französisch und italienisch?« – »Ja.«

Sir William redete mich in diesen beiden Sprachen nacheinander an und ich antwortete ihm so korrekt, daß er dadurch zufriedengestellt zu werden schien. »Wie es scheint, sind Sie auch musikalisch,« fuhr er fort, »denn ich sehe hier ein Piano und eine Harfe.« – »Allerdings spiele ich diese beiden Instrumente.« – »Dürfte ich Sie wohl bitten, sich vor mir hören zu lassen?«– »Sie haben das Recht zu fordern, Mylord.« – »Nein, nein, ich fordere nicht, ich bitte nur.« – »Dann würden Sie wohl entschuldigen, wenn ich Ihnen etwas sänge, was mit dem Zustand meines Herzens in Einklang steht?« – »Singen Sie, was Ihnen beliebt. Was es auch sein möge, so werde ich es mit Vergnügen hören.«

Ich gestehe, daß in diesem Augenblick wieder ein wenig Koketterie in meinem Herzen erwachte. Da ich nicht das Gefühl erraten konnte, welches

Sir William veranlaßte; alle diese Fragen an mich zu richten, so betrachtete ich dieselben nur von der gefühllosen und egoistischen Seite. Ich fand es grausam, daß er mich in einer solchen Situation aufforderte zu singen, und da ich ihm gehorchen mußte, so wollte ich wenigstens von meinem Gehorsam so viel Nutzen als möglich ziehen. Ich rief das ganze mimische Talent zu Hilfe, welches die Natur mir verliehen. Ich setzte mich, nahm die Harfe zur Hand und lehnte die Stirn daran, während mein aufgelöstes Haar auf meine Schultern herabwallte. Mit zitternder Hand entlockte ich den Saiten des Instrumentes einige Akkorde und begann dann mit leise klagender Stimme ein Lied, welches ich in unseren Gesellschaftskreisen schon oft vorgetragen und womit ich stets den nachhaltigsten Erfolg erzielt. Nachdem ich geendet, ließ ich den Kopf auf die Schulter sinken und erwartete mit verhaltenem Atem unsere Rettung oder unsere Verurteilung.

»Madame,« hob Sir William, auf den mein Gesang den gewaltigsten Eindruck gemacht, endlich an, »ich begreife nun, daß mein Neffe Sie anbetet. Sagen Sie ihm, daß ich ihn bitten lasse, mich morgen zu besuchen.« – Und nachdem Sir William sich ehrerbietig vor mir verneigt, entfernte er sich. Kaum war er zur Tür hinaus, als Charles, der vom Schlafzimmer aus alles mit angesehen und angehört, in den Salon hereingestürzt kam, mich in seine Arme schloß und mit freudestrahlenden Augen und hoffnungsvollem Herzen rief:

»Ich wußte es wohl, daß du uns retten würdest!«

28. Kapitel.

Man begreift, in welcher Gemütsbewegung dieser Tag für mich verging. Sir Charles nährte eine Hoffnung, welche ich, ich weiß nicht warum, nicht teilen konnte. Es schien mir, als ob hinter Sir Williams anscheinender Niederlage sich etwas Unbekanntes verberge. Auf alles, was Charles mir sagte, auf alle Projekte, die er entwarf, antwortete ich: »Morgen werden wir sehen.« – Der morgende Tag kam. Sir William Hamilton hatte keine Stunde bestimmt. Um neun Uhr morgens begab Sir Charles sich zu ihm. Ich blieb zu Hause. Ich wartete eine Stunde, die mir ein Jahrhundert zu sein schien. Nach Verlauf dieser Stunde kam Sir Charles wieder. Ich sah auf den ersten

Blick, daß keine seiner Hoffnungen sich verwirklicht hatte. Er war bleich und vollständig niedergeschlagen. »Nun?« fragte ich ihn zitternd. Er zog einen Brief aus der Tasche.

»Mein Onkel ist unbeugsam,« sagte er dann. »Er verlangt unsere sofortige Trennung.«

– »Hatte ich es nicht gesagt?« –

»Wenn mir,« fuhr Charles fort, »uns dazu verstehen, so sichert er jedem unserer Kinder fünfhundert Pfund Renten, die im Todesfalle des einen auf die überlebenden Kinder vererben. Mir gewährt er auch ferner eine Rente von fünfzehnhundert Pfund und dir erstattet er die zehntausend Pfund Sterling wieder, welche wir zusammen vertan haben.« – »Und was haben Sie darauf geantwortet?« – »Ich habe mich geweigert.« – »Was ist das für ein Brief?« – »Ein Brief an dich.« – »Von Ihrem Onkel?« – »Ja, von meinem Onkel.« – »Lesen wir ihn.« – »Er ist für dich allein bestimmt und ich habe versprochen, daß du ihn allein lesen sollst.« – »Geben Sie her.« – »Soll ich dir etwas sagen?« fuhr Charles fort, indem er mich mit wehmütigem Blick betrachtete. – »Was ist es?« – »Mein Onkel liebt dich.« – Ich erschrak. – »Sie sind von Sinnen, Charles.« – »Nein, ich wollte darauf schwören.« – Ich ließ den Kopf auf die Brust herabsinken. Ein Blitz durchzuckte mich. Ich dachte an den Auftritt des vorigen Tages, an die bewundernden Blicke Sir Williams, an den schmeichelnden, liebkosenden Ton, in welchem er zu mir gesprochen. Ich näherte mich mit dem Briefe in der Hand dem Kamin und wollte ihn ins Feuer werfen. Charles tat mir Einhalt. »Emma,« sagte er in ziemlich festem Tone zu mir, »gestern warst du es, welche mich ermutigte, Mann zu sein, und ich war es, der allem Widerstand leistete, was du mir in bezug auf das Interesse unserer Kinder und das meinige sagen konntest. Heute bin ich es, der zu dir sagt: Emma, lies diesen Brief und denke über die darin enthaltenen Anträge reiflich nach, denn ich bezweifle nicht, daß wirkliche Anträge darin enthalten sind. Der Augenblick ist entscheidend, und wenn ich gestern das Recht zu haben glaubte, über mein Schicksal und das meiner Kinder zu verfügen, so glaube ich dagegen heute nicht das Recht zu besitzen, über das deinige zu verfügen und ein Hindernis für deine Zukunft und dein Glück zu sein.« Ich betrachtete Charles mit Erstaunen, da ich aber den Edelmut seines Herzens

kannte, so war ich über den Beweggrund, der ihm diese Worte eingab, keinen Augenblick lang in Zweifel. »Ich habe,« hob er wieder an, »meinem Onkel versprochen, dir vollkommene Freiheit zu lassen, diesen Brief zu lesen. Lies daher, liebe Emma, und wenn er, wie ich nicht bezweifle, das Ultimatum meines Onkels ist, so entscheide über unser Schicksal.« Und indem er mich mit Tränen in den Augen umarmte, begab er sich in das Schlafzimmer und ließ mich in dem Salon allein.

Einen Augenblick lang blieb ich zitternd, während der Schweiß mir auf die Stirne trat, stehen. Dann taumelte ich und sank in einen Lehnsessel. Ich begriff in der Tat, daß ich unser aller Schicksal in den Händen hatte. Ich öffnete den Brief, aber ich konnte nicht sogleich lesen. Meine Augen waren wie von einer Wolke umflort. Allmählich wurden die Buchstaben sichtbarer, mein Blick ward frei und ich las:

»Mademoiselle! Ich habe seit gestern mit der ganzen Kälte und Ruhe nachgedacht, die man selbst in meinem Alter bewahren kann, nachdem man Sie gesehen. Die Leidenschaft meines Neffen erklärt sich durch Ihre Eigenschaften, Ihre Vorzüge, mit einem Wort durch den Zauber Ihrer Person. Ich begreife nicht bloß, daß man Sie liebt, sondern auch, daß man Sie ewig liebt. Es gibt jedoch im Leben Verhältnisse, gegen welche es Wahnsinn wäre, kämpfen zu wollen, weil man vergebens versuchen würde, sie zu besiegen. Diese Verhältnisse haben wir gestern gemeinschaftlich besprochen und sie liegen in den Geständnissen, welche Sie mit so vieler Offenheit mir getan. Bedenken Sie selbst und sagen Sie mir, ob es möglich ist, daß Sie in derselben Stadt, welche Sie nach der Reihe als Sir John Paynes und Sir Harry Feathersons Maitresse, als Grahams Bundesgenossin, als Romneys Modell gesehen, die Gattin des Lord Greenville werden, auf die Gefahr hin, bei jedem Schritt, den Sie in den Straßen von London tun, einer Erinnerung an jene Vergangenheit zu begegnen, gegen welche alle Ihre Reue nichts vermag und die selbst durch die Allmacht Gottes nicht verwischt werden könnte. Ihre Ehe mit meinem Neffen wäre – selbst vorausgesetzt, daß ich dareinwillige und seine Stellung sichere – Ihr Unglück und das Unglück Ihrer Kinder. Sie sind fünfundzwanzig Jahre alt – Sie haben mir Ihr Alter selbst gesagt, denn meine Augen hätten Ihnen höchstens achtzehn gegeben – Sie sind fünfundzwanzig Jahre alt, mein Neffe ist erst vierundzwanzig und folglich ein Jahr jünger als Sie. Er tritt

erst in das Alter der Leidenschaften. So schön, so verführerisch, so vollkommen Sie auch sind, so ist es gleichwohl möglich, daß er Ihnen später einmal untreu wird, und daß er dann Äußerungen der Reue über das Opfer fallen läßt, welches er Ihnen gebracht zu haben glaubt. Wenn Sie ihn, den ruinierten Mann ohne Zukunft, jetzt heiraten, so ist das Opfer auf Ihrer Seite, dies weiß ich wohl und ich bin der erste, der dies anerkennt. In den Augen der Welt dagegen würde das Opfer auf seiner Seite sein. Aus diesen Gründen mache ich Ihnen den Vorschlag: Werden Sie anstatt meine Nichte meine Tochter. Witwer und ohne Kinder, stehe ich allein auf der Welt. Mein schon seit seiner Jugend von mir stets entfernt gewesener Neffe ist für mich ein Fremdling. Ich liebe ihn mit der Liebe, die ich für meine Schwester hegte, aber nicht mit der, die ich für ihn selbst empfände. Er selbst hegt für mich, ohne daß er sich selbst Rechenschaft davon gibt, nur eine Neigung, deren Stärke sich nach dem Guten richtet, was ich ihm erzeigen kann. Wenn Sie dareinwilligen, meine Adoptivtochter zu werden, so verschwinden jene Unmöglichkeiten, welche sich einem ruhigen und glücklichen Leben für Sie in England entgegenstellen, selbst, gerade so wie die Wasserfurche eines Schiffs verschwindet, welches aus einem Meere in das andere steuert. Ich nehme Sie mit nach Neapel, wo niemand Sie kennt, wo niemand Sie gesehen hat, wo Sie weder Emma Lyonna noch Miß Heart heißen, wo Sie weder Paynes noch Feathersons Maitresse, weder Grahams Bundesgenossin noch Romneys Modell sind, sondern wo Sie unter dem Namen, den es Ihnen belieben wird zu wählen, meine geliebte Adoptivtochter sind. Von meinem Reichtum spreche ich nicht. Ich habe sieben- bis achttausend Pfund Sterling Rente, ohne meinen Posten als Gesandter, welcher mir fünftausend Pfund jährlich einträgt. Dieses Gesamteinkommen teile ich in drei Teile – ein Teil gehört Ihnen, der zweite meinem Neffen, der dritte Ihren Kindern. Nein, ich spreche nicht von den Diensten, welche Sie mir leisten können. Ich zähle achtundfünfzig Jahre. Ich bedarf, in Ermanglung der Liebe, der Freundschaft und empfinde das Bedürfnis, daß man mich liebe, wie man einen alten Mann liebt. Wie lange habe ich wohl noch zu leben? Sechs, acht, vielleicht noch zehn Jahre. Berechnen Sie, wie rasch in Ihrem Alter zehn Jahre vergehen. Im schlimmsten Falle also, das heißt in zehn Jahren, wo Sie fünfunddreißig zählen und folglich in dem Alter stehen, wo das Weib oft noch seine volle Schönheit besitzt, sind Sie frei, reich und – erlauben Sie mir diese Worte, mit welchen ich durchaus keine verletzende Absicht verbinde – durch Ihre Hingebung an mich geläutert. Gestatten Sie

mir, Ihnen noch zu sagen, daß ich in Neapel, einer der schönsten Städte der Welt, wohne und daß ich allen Grund habe zu hoffen, sie bis zu meinem Tode zu bewohnen. Ich bin der Freund des Königs und der Königin, ich bewege mich dort in einer Gesellschaft, über welche Sie sofort die Macht ausüben werden, welche Ihre Schönheit, Ihre Talente, mit einem Wort Ihre Überlegenheit Ihnen leihen. Diese Gesellschaft ist aus allen Talenten, aus allen Intelligenzen, aus allen Aristokratien, von der Geburt bis zu der des Genius, zusammengesetzt und während Sie hier die Sklavin der Vergangenheit sind, sind Sie dort die Königin der Zukunft. Nun, nachdem Sie gelesen haben, denken Sie nach. Ich erwarte Ihre Antwort mit größerer Ungeduld, als ein liebender Jüngling. Ich erwarte sie als egoistischer alter Mann. Übrigens wird dieselbe, möge sie ausfallen, wie sie wolle, nichts an den Gesinnungen ändern, die ich Ihnen gewidmet und unter welchen die Achtung den ersten Platz einnimmt.

William Hamilton.«

Dieser so einfache, so edle und so würdige Brief rührte mich tief, dies gestehe ich offen. Ich ließ meinen Arm am Körper, meinen Kopf auf die Brust herabsinken, und verfiel in langes Hinbrüten. Als ich den Kopf wieder emporrichtete, stand Sir Charles vor mir. An seinem wehmütigen Lächeln war leicht zu sehen, daß er erriet, was in meiner Seele vorging. Ich reichte ihm den Brief. »Lesen Sie,« sagte ich zu ihm.

Er warf die Augen darauf.

»Nein,« rief ich lebhaft, »nicht in meiner Gegenwart. Lesen Sie ihn allein, ebenso wie ich ihn allein gelesen habe. Auf alle Fälle ist das Herz Ihres Onkels ein edles und großmütiges.«

Charles ging wieder in das Schlafzimmer und ich blieb abermals allein im Salon. Allein? O nein, Sir Williams Brief hatte das Zimmer mit einer ganzen Welt unbekannter Phantome bevölkert. Noch einmal schienen das Schicksal, der Zufall, das Verhängnis, die Vorsehung über mich verfügen zu wollen, ohne meinem freien Willen und meinen eigenen Wünschen Spielraum zu lassen. Ich konnte mir die Kraft und Wahrheit der von Sir William Hamilton dargelegten Gründe in bezug auf meine Vermählung mit seinem Neffen nicht verhehlen. Alle diese Gedanken waren auch in mir

mehr als einmal erwacht, und je näher ich dem von meinem Ehrgeiz geschaffenen Ziele gekommen, destoweniger hatte ich es in der Wirklichkeit wünschenswert gefunden.

Der Horizont dagegen, welchen Sir William mir geöffnet, strahlte in dem ganzen Feuer jener südlichen Sonne, welche ich bis jetzt bloß in den Strophen Tassos und Ariostos gesehen. Meine verderbliche Einbildungskraft, welche stets bereit war, mich in die grenzenlosen Regionen der Phantasie zu locken, entrollte hier ihre blendendsten Gebilde. Jene Krone einer Salonkönigin, welche ich durch Sir Johns Abreise, Sir Harrys Untreue und Lord Greenvilles Ruin verloren, mußte ich vollständiger und in größerem Umfange durch die Stellung wiedererobern, welche Sir William Hamilton in der Welt der Diplomatie einnahm. Wenn ein Gesandter auch nicht selbst König ist, so ist er doch der Vertreter des Königtums und der anspruchsvollste weibliche Ehrgeiz kann sich mit dem Titel einer Gesandtin begnügen. Allerdings war ich, wenn ich Sir William Hamilton folgte, nicht Gesandtin, sondern bloß die Adoptivtochter eines Gesandten, und dies war ein großer Unterschied, da die Langweile und die Laune eines alten Mannes, wenn sie meiner überdrüssig ward, jeden Augenblick die Adoptivtochter, deren Stellung durch nichts verbürgt ward, auf den Standpunkt einer Emma Lyonna und selbst einer Miß Heart wieder herabsinken lassen konnte. Sir William hätte deshalb nicht beabsichtigen sollen, mich zu seiner Adoptivtochter, sondern zu seiner Gattin zu machen. Bei diesem Gedanken zuckte eine blendende Flamme an meinen Augen vorüber. Warum aber war diese Flamme so blendend? War Lord Greenville nicht von vornehmerer Herkunft als Sir William Hamilton? Stammte er nicht von den Warwicks, oder war er nicht wenigstens mit jener berühmten Familie Warwick verwandt, welche ihren Ursprung von jenem bekannten Grafen Richard Nevill herleitete, den man den Königmacher nannte?

Sir William stammte bloß aus einer guten schottischen Familie, dies war alles. Wenn daher ein Greenville, das heißt Warwick, es nicht verschmäht hatte, mir sein Wort zu geben, warum sollte dann Sir Hamilton, der allerdings reich war und eine hohe Stellung einnahm, der aber in bezug auf aristokratische Abkunft und Jugend nicht dieselben Verlockungen zu bieten hatte, wie sein Neffe, warum, frage ich, sollte Sir William zögern, eine Person, welche nur ein Wort zu sprechen brauchte, um Lady Greenville zu

werden, zur Lady Hamilton zu machen? War ich wohl auf meinem bergaufführendem Wege stehen geblieben? Oder, wenn ich auch gefallen war, hatte dann mein sozusagen von der Vorsehung gefügter Sturz mich nicht immer wieder in höhere Regionen zurückgeführt, als die waren, aus welchen ich herabgestiegen?

War es jetzt, wo ich schon beinahe Lady Greenville war, schwerer Lady Hamilton zu werden, als es für Romneys Maitresse gewesen, Lady Greenville zu werden? Eines oder das andere mußte ich werden; dies war bei mir fest beschlossen.

29. Kapitel.

Diese Betrachtungen hatten mich über eine Stunde lang ausschließlich beschäftigt. Der Stundenschlag der Uhr rüttelte mich aus meinem Hinbrüten auf. Ich hob die Augen empor und suchte Sir Charles.

Er hatte vollauf Zeit gehabt, den Brief seines Onkels zu lesen. Warum war er nicht schon wieder zu mir gekommen, um mit mir darüber zu sprechen?

Ich erhob mich, um zu ihm zu gehen, da er nicht zu mir kam. Ich trat in das Schlafzimmer, es war leer. Ich öffnete das Ankleidekabinett; dasselbe war ebenso leer wie das Schlafzimmer.

War Charles ausgegangen? Dies war wohl möglich, denn eine Lauftreppe führte aus dem Schlafzimmer in den Hausflur hinab. Ich sah mich ringsum und suchte etwas zu entdecken, was mir den Schlüssel zu diesem Rätsel gäbe.

Auf Charles Bureau lag Sir William Hamiltons geöffneter Brief. Neben diesem Briefe lagen folgende Zeilen von Lord Greenvilles Hand:

»Ich hatte mich nicht geirrt, mein Onkel liebt Dich, Emma. Ich will nicht durch die Einwirkung, die ich auf Dein Herz haben konnte, Deinem Schicksal eine von mir ausgehende Richtung geben. Erst in acht Tagen werde ich wieder in dieses Zimmer zurückkehren, und dann aller Wahrscheinlichkeit nach Dich nicht mehr vorfinden. Um der Zukunft

unserer Kinder, um unserer beider Ehre willen aber begnüge Dich mit keiner anderen Stellung als der einer Lady Hamilton.

CharIes Greenville.«

Auch er hatte die Bahn gesehen, die sich mir hier eröffnete. Auch er glaubte, daß ich das Ziel erreichen könnte, welches mich gleich von vornherein geblendet, und welches ich mich allmählich gewöhnt zu betrachten, wie der Adler die Sonne betrachtet, ohne die Augen niederzuschlagen. Ich ergriff deshalb die Feder und schrieb:

»Mylord! Ich habe Lord Greenville den Brief mitgeteilt, welchen Sie mir die Ehre erzeigt, mir zu schreiben. Er hat das Haus sofort verlassen und mir gesagt, daß er, weil er mir in bezug auf mein Schicksal, auf das seinige und das unserer Kinder vollständig freie Hand lassen wolle, erst in acht Tagen zurückkehren würde. Es ist folglich an mir, Ihnen zu antworten, Mylord, und ich werde es mit derselben Offenheit und Freimütigkeit tun womit ich bis jetzt zu Werke gegangen bin. Wie sollte ich, da ich unwürdig bin, Sir William Hamiltons Nichte zu werden, würdig sein, seine Adoptivtochter zu werden? Nein, Mylord, es gibt etwas noch Einfacheres als alles dies, und dies besteht darin, daß ich weder Ihre Nichte noch Ihre Tochter werde, sondern ganz einfach Emma Lyonna bleibe. Ich verlasse London. Vor zwei Jahren verlebte ich drei Monate – vielleicht die glücklichsten meines Lebens – in einem reizenden kleinen Städtchen Namens Nutley. Ich kehre dahin zurück. Dem Willen Ihres Neffen – den ich Ihnen verspreche nicht wiederzusehen und den ich vollständig frei über sein Schicksal verfügen lasse – dem Willen Ihres Neffen gemäß, sage ich, werde ich dort allein leben, oder mich der Erziehung unserer Kinder widmen. Diese Kinder habe ich Ihnen empfohlen, Mylord, und bin deshalb in diesem Punkte außer Sorge. Ich irrte mich, Mylord, als ich glaubte, daß ich eine rechtschaffene Gattin, eine gute Mutter sein und einen Mann von Stand und Bildung glücklich machen könnte. Ich hatte mich geirrt, sage ich, denn Sie urteilen in dieser Beziehung anders. Aber auch Sie haben sich geirrt, indem Sie glauben, daß ich, indem ich eine falsche Stellung aufgebe, eine noch falschere einnehmen könnte. Meine Stellung als Lord Greenvilles Geliebte war in London geschaffen. Wer sagt mir, daß es mir gelingen würde, die Ihrer Adoptivtochter in Neapel zu schaffen? Nein, Mylord, so viel Ehre ist

mir nicht bestimmt. Im Dunkel geboren, werde ich im Dunkel sterben. Diejenigen Tage, welche durch die Sonne erleuchtet worden, sind nicht meine glücklichsten gewesen. Leben Sie wohl, Mylord! Suchen Sie für Ihren Neffen eine vornehme und makellose Gattin. Machen Sie diese zu Ihrer Adoptivtochter und überlassen Sie die arme Emma ihrem Elend und ihrer Schande. Sie nennt sich Ihre Magd und hat nicht den Ehrgeiz, von Ihnen anders genannt zu werden.

Emma Lyonna.«

Ich ließ diesen Brief sofort an Sir William Hamilton befördern und traf dann die nötigen Anstalten zu meiner Abreise. Entweder war Sir William bei mir, ehe mein erster Koffer gepackt war, oder Lord Greenville kam, sobald er erfuhr, daß ich in Nutley war, mir dorthin nach. Im ersten Falle war dies ein Schritt vorwärts, im zweiten Falle war meine Situation dieselbe oder vielmehr eine bessere, weil ich, nachdem Lord Greenville das Haus verlassen, auch nicht darin hätte bleiben wollen.

Sir William Hamilton hatte meinen Brief nicht sobald erhalten, so kam er auch schon zu mir geeilt. Er fand mich mit den Anstalten zu meiner Abreise beschäftigt.

»Das, was Sie mir schreiben, ist also Ihr Ernst?« rief er. – »Jawohl, mein völliger Einst, Mylord,« antwortete ich ihm. »Sie werden doch nicht voraussetzen, daß ich mir erlaube, Scherz mit Ihnen zu treiben?« – »Wenn Ihr Brief nun mich nicht zu Hause angetroffen hätte, und wenn ich, anstatt sofort, erst in zwei Stunden gekommen wäre?« – »Dann hätten Sie mich abgereist gefunden.« – »Hätten Sie mir dadurch zu entrinnen geglaubt?« – »Ihnen zu entrinnen? Ich verstehe nicht, Mylord. Ich fliehe Sie nicht, ich fliehe Lord Greenville nicht, ich fliehe niemanden, ich ziehe mich bloß zurück.« – »Ich wäre eine Stunde nach Ihnen, ja vielleicht sogar eine Stunde vor Ihnen in Nutley gewesen.« – »Und was hätten Sie in Nutley machen wollen, Mylord?« – »Ich hätte Ihnen gesagt, daß jetzt, wo ich Sie kenne, Emma, ich Sie nicht mehr entbehren kann und daß ich Sie bitte, unter dem Namen, den Sie selbst wählen werden bei mir zu bleiben!« Ich fühlte, wie ein Schauer des Stolzes mein Herz erfüllte.

»Mylord,« sagte ich, »Sie wissen wohl, daß ich von dem Onkel nur einen Titel annehmen kann, nämlich den, welchen ich dem Neffen verweigert habe.« – »Emma, sprechen Sie aus Ehrgeiz so?« – »Nein, Mylord, nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Selbstachtung.«

»Und hat Ihnen niemand zu der Haltung, die Sie mir gegenüber beobachten, geraten, Emma?« – »O doch, Mylord.« – »Wer denn?« – »Ein Mann, ohne dessen Rat ich meinem Gewissen nach über nichts entscheiden darf.« – »Von wem sprechen Sie?« – »Von Lord Greenville.« –, »Von meinem Neffen?« – »Gehen Sie in dieses Zimmer, Mylord, und auf dem Bureau werden Sie den Brief finden, den er mir geschrieben, bevor er unsere Wohnung verlassen. Lesen Sie.« Sir William ging in das Schlafzimmer und kam unmittelbar darauf mit dem Brief in der Hand zurück.

Er hatte sich kaum Zeit genommen, denselben zu lesen. »Miß Emma,« sagte er, »wollen Sie einem Manne, der nie etwas anderes als Ihr Vater sein wird, die Huld erzeigen, ihn Ihren Gatten zu nennen?« Die Füße versagten mir den Dienst. Ich sank in einen Lehnstuhl nieder, und kalter Schweiß perlte auf meiner Stirn. War es ein Traum? Bot der stolze Sir William Hamilton, welcher ausdrücklich in der Absicht von Neapel hierhergekommen, um die Ehe, welche ich im Begriffe stand mit seinem ruinierten Neffen einzugehen, zu vereiteln, mir wirklich seinen Namen, seinen Rang, sein Vermögen?

»Mylord,« sagte ich zu ihm, »wenn ich ein so glänzendes Anerbieten sofort annehmen wollte, so könnte es Ihnen später vorkommen, als hätten Sie sich übereilt. Machen Sie mir dieses Anerbieten morgen noch einmal, und ich werde dann darauf antworten.« – »Ich bin damit einverstanden, aber unter der Bedingung, daß Sie diese Antwort in der Kapelle des Hotels abgeben und daß wir noch denselben Abend nach Neapel abreisen.« – »Ich werde morgen von Ihnen nur Befehle zu empfangen haben, Mylord.« – »Und werden Sie mittlerweile erlauben, daß ich als Freund den Abend bei Ihnen zubringe?«

»Wollte ich Ihnen diesen Wunsch abschlagen, Mylord, so hieße dies Sie einer Gelegenheit zur Reue berauben.«

»Glauben Sie, daß ich mich langweilen werde?« – »Der Gesandte, der Freund eines Königs und einer Königin, der von der Aristokratie der Geburt und der Intelligenz umgebene Gelehrte wird, fürchte ich, an der Konversation der armen Schafhirtin aus dem Fürstentume Wales nur ein sehr mittelmäßiges Interesse finden.« – »Sie kommen mir vor wie die Prinzessinnen in unseren Volksmärchen, Emma. Sie haben eine Fee zur Pate gehabt. Sie haben von dem Namen, welchen sie Ihnen gegeben, einen Buchstaben abgeschnitten, um desto besser Ihr Inkognito zu wahren, und Sie heißen nicht Emma, sondern eigentlich Gemma, der Edelstein.« – »Mylord, Mylord, Sie sind gewöhnt mit einer Königin zu sprechen, Bedenken Sie, daß Sie in London sind und nicht in Neapel.« – »Diese Königin wird Ihre Freundin sein, Emma. Diese Königin wird Sie bitten, sie in Sachen der Anmut und des guten Geschmackes zu unterrichten. Diese Königin wird an dem Tage, wo Sie es wünschen, genötigt sein, ihre Krone Ihnen abzutreten.«

»Gibt die Königin, wenn Sie ihr dergleichen Dinge sagen, Mylord, die Hand zum Kusse?« – »Warum fragen Sie das?« – »Weil ich mich geneigt fühle, die Rolle der Vizekönigin einzuüben.« – Und ich reichte ihm die Hand.

Lord Hamilton ergriff dieselbe und küßte sie mit derselben Ehrerbietung, welche er der Königin Marie Karoline bewiesen haben würden »Bei den Plänen, die ich für morgen habe,« sagte er dann, indem er meine Hand losließ und sich gegen mich verneigte, »werden Sie sich nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich sehr viel zu tun habe. Erlauben Sie daher, daß ich Sie verlasse und heben Sie den Abend, den Sie mir versprochen, mir auf.« Ich empfand selbst den Wunsch, allein zu sein, um mir Rechenschaft von den Gefühlen zu geben, welche sich in meinem Herzen und besonders in meinem Geiste durcheinandertummelten. Ich machte Sir William meine anmutigste Reverenz und sagte ihm, daß ich ihn um acht Uhr abends erwarten würde. Als er hinaus war, faßte ich mich mit beiden Händen am Kopfe. Es war mir, als müßte derselbe auseinanderspringen.

Brauche ich mich erst über die seltsame Situation, in der ich mich befand, auszusprechen? Nein; ganz wie Lord Greenville erraten, war Sir William Hamilton bis zum Wahnsinn in mich verliebt.

Erst um ein Uhr morgens verließ er mich berauscht, bezaubert, geblendet.

Am nächstfolgenden Tage vermählte, nachdem Sir William die Dispensation von dem gesetzlichen Aufgebote erkauft, ein protestantischer Geistlicher, der ihm seine Stelle verdankte, uns in einem zur Kapelle eingerichteten Zimmer des Hotels ohne Aufsehen, ohne Pomp und ohne andere Zeugen, als die, welche von dem Gesetze vorgeschrieben, und zur Gültigkeit des feierlichen Aktes erforderlich waren. Als die Zeremonie vorüber war, überreichte der Geistliche uns einem jeden eine Abschrift von dem von ihm ins Kirchenbuch aufgenommenen Trauungsprotokoll. Diesmal handelte es sich nicht um ein Eheversprechen wie das Lord Greenvilles, sondern um eine wirkliche Vermählung, die, obschon heimlich, doch vollkommen gültig war. Noch denselben Abend, nachdem die Angelegenheiten meiner Kinder und ihres Vaters von Sir William mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit geordnet worden, verließen wir London und traten die Reise nach Neapel an.

30. Kapitel.

Wir durchreisten einen Teil von Frankreich, Belgien und Deutschland. In Wien verweilten wir so lange, als Sir William Zeit bedurfte, um dem Kaiser Joseph dem Zweiten seine Huldigung darzubringen. Er hatte schon früher die Ehre gehabt, demselben vorgestellt zu werden, als Seine Majestät vor vier Jahren inkognito und ohne Gefolge unter dem Namen eines einfachen Edelmannes in Neapel gewesen war. Dann reisten wir weiter nach Venedig, Ferrara, Bologna und Rom. In Rom beschloß Sir William mit meiner Einführung in die italienische Welt den Anfang zu machen. Seine archäologischen Forschungen hatten ihn mehr als einmal in die Hauptstadt der Cäsaren geführt und er war mit den angesehensten Familien befreundet. Zu Anfang des Frühjahres 1788 langten wir hier an. Pius der Sechste saß seit dreizehn Jahren auf dem Stuhle des heiligen Petrus und war jetzt einundsiebzig Jahre alt. Gerade in dem Augenblick, wo wir in Rom anlangten, bot sich mir eine Gelegenheit dar, ihn zu sehen.

Bekanntlich *empfängt* der Papst keine Frauen, sondern *begegnet* ihnen bloß. Wenn irgendeine vornehme fremde oder römische Dame den Pontifex zu sehen wünscht, so läßt sie ihn um diese Gunst bitten, und er läßt ihr in der Regel antworten, daß er an dem und dem Tage, zu der und der Stunde, wenn es Sommer ist, im Garten des Quirinal, und wenn es Winter ist, im Garten des Vatikan spazieren gehen werde. Die Dame findet sich an dem bezeichneten Tage und zu der bezeichneten Stunde ein, begegnet Sr. Heiligkeit und empfängt den päpstlichen Segen.

Ich für meine Person konnte in meiner Eigenschaft als Protestantin nicht einmal auf eine solche Gunst hoffen, gleichwohl sollte ich auf einem noch einfacheren Wege dieser Ehre teilhaftig werden. Die Direktoren des Kollegs der Propaganda hatten von dem Papst die Zusicherung erhalten, einer ihrer akademischen Disputationen beizuwohnen. Für Sir William war nichts leichter als in seiner Eigenschaft als Gesandter Plätze zu erhalten. Da diese Plätze reserviert waren, so waren wir nicht genötigt, lange an der Tür zu stehen oder warten, sondern brauchten uns erst gerade zur bestimmten Zeit einfinden.

Kaum hatten wir Platz genommen, als ein großes Geräusch die Ankunft des heiligen Vaters verkündete.

Ich gestehe, daß ich sein Erscheinen mit großer Neugier erwartete. Es möchte schwer gewesen sein, einen schöneren Greis zu sehen, als Pius der Sechste war. Sein früher so schönes blondes Haar war allerdings weiß geworden, wallte aber immer noch in anmutigen Locken auf die Schultern herab. Das Gesicht sah ein wenig zu frisch aus, als daß man nicht einige Nachhilfe der Kunst hätte vermuten sollen; die Zähne aber waren schön und das Auge besaß eine merkwürdige Lebhaftigkeit. An dem heutigen Tage war dieses Auge vielleicht lebhafter als gewöhnlich. Man erzählte sich leise, daß Se. Heiligkeit sich soeben einem jener Zornesausbrüche hingegeben, welche der Schrecken seiner ganzen Umgebung waren und die oft durch die unbedeutendste Ursache hervorgerufen wurden.

Er hatte nämlich zu der Feierlichkeit, welcher er beiwohnen sollte, bei seinem Schneider ein neues Kleidungsstück bestellt; eine unglückliche Falte an demselben beeinträchtigte die Regelmäßigkeit der Formen, auf die er so stolz war. Er machte dem armen Teufel darüber lebhafte Vorwürfe, welchen dieser eine demütige Entschuldigung entgegenzustellen wagte. Diese Entschuldigung aber war trotz ihrer Demut durch eine kräftige Ohrfeige zurückgewiesen worden. Der Schrecken mehr als der Schmerz hatten eine Ohnmacht herbeigeführt, und der Schuldige war nur durch einen tüchtigen Aderlaß wieder zum Bewußtsein gebracht worden. Die Zeremonie begann. Alles ging wunderschön, bis die Sitzung zu zwei Drittteilen vorüber war. Die Direktoren des Kollegiums ließen nun in der Meinung, dem Papste dadurch eine Freude zu bereiten, indem sie ihm zeigten, wie weit die Kirche ihre Herrschaft erstrecke, da sie selbst unter der heißesten Zone Anhänger zähle, einen jungen Neger vom Kongo auftreten und dieser neubekehrte Afrikaner begann eine Rede, welche mir sehr gut ausgearbeitet zu sein schien, die aber gleich in ihrem Eingange von dem heiligen Vater unterbrochen ward, indem er sich erhob und sich unter unverkennbaren Zeichen der Unzufriedenheit entfernte. Nach Verlauf von einigen Sekunden ward die Ursache dieser plötzlichen Anwandlung von Übellaune bekannt. Pius der Sechste hatte sich weder um die Schönheit der Rede, noch um den Kongo, noch um den Breitegrad bekümmert, unter welchem es lag. Er hatte nur eines gesehen – einen sehr häßlichen Neger,

dessen widerwärtige Physiognomie seine empfindlichen Sehorgane beleidigt hatte – und er hatte sich mit der Bemerkung entfernt, daß man ihm dergleichen Ungeheuer nicht wieder vor die Augen kommen lassen solle. Dies war alles, was die Direktoren des Kollegs der Propaganda durch ihre zarte Aufmerksamkeit gewonnen hatten. Dafür hatte einige Monate früher, am 6. Oktober 1787 – dieses Datum hatte sich wie das eines Festtages in die Erinnerung der ganzen Umgebung des Papstes eingegraben – die Vorsehung ihm eine große Freude bereitet. Die Prinzessin-Herzogin Signora Constanze Onesti war nämlich von einem derben Knaben entbunden worden.

Prinzessin-Herzogin nennt man in Rom die Gattin desjenigen der Neffen des Papstes, der von ihm zum Prinz-Herzog ernannt wird, die andern Neffen werden gewöhnlich Kardinäle. Die Prinzessin-Herzogin, das heißt die Gemahlin des Prinz-Herzogs Onesti Braschi, war, wie man behauptete, dem Papst in mehr als einer Beziehung lieb und wert – erstens als Nichte, weil sie seinen Neffen geheiratet, und zweitens als Tochter der Geliebten des Kardinals Rezzonico, der schönen Julia Falconieri. Bei Gelegenheit des eben erwähnten Ereignisses hatten in Rom große Festlichkeiten stattgefunden und sämtliche Kardinale und Prälaten hatten ihre Freude und ihre Anhänglichkeit dadurch zu erkennen gegeben, daß sie die Prinzessin-Herzogin mit Geschenken überhäuften.

Der Gemahl dieser Dame, den ich in den Soiréen, oder wie man dort sagt, den Conversazioni der Prinzessin Borghese, den am wenigsten langweiligen von allen römischen Konversationen – von dieser allgemeinen Langweiligkeit nehme ich jedoch die des alten Kardinals von Vernis aus, bei welchem man die ganze Ungezwungenheit des Landes fand, welches er repräsentierte – der Gemahl dieser Dame, welchem ich, sage ich, in den Conversazioni der Prinzessin Borghese begegnete, war ein ziemlich schöner Mann von athletischem Körperbau und aus seiner kleinen Stadt Cesena herbeigekommen, um Prinz-Herzog zu werden. Seine Unwissenheit war eine wahrhaft patriarchalische, und wenn man in Rom von einem an den äußersten Grenzen des Blödsinns angelangten Menschen sprechen wollte, so sagte man.: »Er ist so dumm wie der Prinz-Herzog.«

Das erstemal, wo er nach seiner Ankunft von Cesena noch ganz stolz auf seine neue Würde und die Abstammung, welche ein römischer Gelehrter

ihm ermittelt, sich bei der Prinzessin Borghese einfand, wünschte er ein Glas Wasser und bat die Herrin des Hauses darum. Er stand, während er dies tat, mit dem Ellbogen auf den Kaminsims gelehnt. »Ziehen Sie zweimal die Klingelschnur, die hinter Ihnen hängt,« sagte die Prinzessin zu ihm, »und Sie werden bekommen, was Sie wünschen.«

Der Prinz-Herzog gehorchte, ohne zu begreifen. Er kannte nicht den Gebrauch der Klingeln, welcher übrigens von Frau von Maintenon erfunden, nicht viel über hundert Jahre alt ist. Sein Erstaunen war daher groß, als er, sobald er die Schnur zweimal gezogen, einen Diener mit einem mit allerhand Erfrischungen beladenen Präsentierbrett eintreten sah. Man mußte, um seine Neugier zu befriedigen, ihm den Mechanismus der Klingelzüge erklären, der, wie wir nicht unterlassen dürfen zu bemerken, seine Bewunderung in so hohem Grade erregte, daß er den ganzen Abend davon sprach. Diese Bewunderung war so groß, daß der Prinz-Herzog, anstatt nach Hause zurückzukehren, sich nach dem Vatikan fahren ließ und seinen Onkel aus dem Schlafe weckte, um ihm die von ihm gemachte Entdeckung mitzuteilen.

Der Papst, welcher im Bett lag, zog die zu Häupten seines Bettes hängende Klingelschnur und sagte zu dem herbeieilenden Kammerdiener: »Geleitet Monsignore Onesti wieder hinaus, und ehe Ihr ihn ein andermal zu einer solchen Stunde einlaßt, erkundigt Euch erst, ob das, was er mir zu sagen hat, der Mühe verlohnt, daß man mich wecke.« Diese Unwissenheit des Prinz-Herzogs erstreckte sich auf alles. Wenige Tage nach dem eben erzählten Vorfall begegnete ich ihm bei der Marquise Bocca Paduli Gentili.

Man sprach von der englischen und französischen Literatur – von Shakespeare, Ben Johnson, Racine, Corneille und Molière.

Der Prinz-Herzog saß mit offenem Munde da. Er kannte keinen dieser Herren, sondern hörte sie jetzt zum ersten Mal nennen. Sir William nannte, als das Gespräch auf die, Ganganelli gewidmete, Tragödie: »Mahomet« kam, den Namen Voltaire. »Ach!« rief der Prinz-Herzog, indem er vor Freude in seinem Lehnstuhl emporhüpfte, »den kenne ich! Es ist ein deutscher Mönch, welcher der heiligen Kirche einen großen Schaden zugefügt hat.« Der gute Mann verwechselte Voltaire mit Luther.

Übrigens schien es, als ob ein Verhängnis diesen Dummkopf an unsere Schritte fesselte. Am nächstfolgenden Tage trafen wir uns an der Tafel des venetianischen Gesandten wieder. Man sprach von Wien und von der kaiserlichen Gemäldegalerie. Der Prinz-Herzog rief, von einer schönen Anwandlung von Kunstenthusiasmus ergriffen: »Wenn ich in Wien wohnte, so brächte ich mein ganzes Leben in dieser Galerie im Anschauen der ›Nacht‹ von Correggio zu.« Einer sah den andern an. Wir wußten alle, daß die »Nacht« von Correggio von August dem Dritten, König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, der Galerie von Modena abgekauft worden, und daß dieses Gemälde sich in Dresden befand. Lord Harvey, Herzog von Bristol und Bischof von Derry in Irland, konnte sich nicht überwinden, einen solchen Beweis von Unwissenheit ungerügt hingehen zu lassen.

»In der Tat, Monsignore,« sagte er, »es tut mir leid, einem Mann von Ihrer Gelehrsamkeit widersprechen zu müssen, ich zögere aber nicht, Ihnen zu versichern, daß Sie sich irren, und daß das Gemälde, welches Ihnen den Wunsch einflößt, in Wien zu wohnen, um es mit aller Muße betrachten zu können, sich in diesem Augenblick nicht in Wien, sondern in Dresden befindet.«

»Wie,« entgegnete der Prinz-Herzog, »wollen Sie die Sache besser wissen als mein Onkel, der es mir gesagt hat, und der in seiner Eigenschaft als Papst unfehlbar ist?«

»Monsignore,« hob Lord Harvey wieder an, »der Grund, den Sie da anführen, ist nicht stichhaltig. Ich bin protestantischer Bischof, und erkenne folglich die Unfehlbarkeit Ihres Onkels nicht an.« Ich erwähnte vorhin den Stolz, welchen der Prinz-Herzog in bezug auf den Stammbaum an den Tag legte, welchen man ausdrücklich für ihn erfunden und der selbst den hinter sich ließ, welchen der Advokat Nicolas David für die Herzöge von Guise erfunden und welcher die Abstammung derselben von Karl dem Großen herleitete. Mit dem erstgedachten Stammbaume war es folgendermaßen beschaffen. Angelo Braschi stammte aus einer edlen, aber armen Familie von Cesena. Seine Schwester hatte einen kleinen Bürger dieser Stadt, namens Onesti, geheiratet, welcher Handelsgeschäfte trieb und nie auch nur den mindesten Anspruch darauf gemacht hatte, in die Carossen des Königs von Frankreich zu steigen. Dennoch aber, als der Neffe des Papstes von

diesem zum Prinz-Herzog ernannt ward, mußte man für ihn eine dieses Ranges würdige Abstammung ausfindig machen.

Zum Glück las ein Genealog in der lateinisch geschriebenen Lebensgeschichte des heiligen Romaldus die Worte: »Romaldus, ex honestis parentibus natus.«

Der Genealog faßte die Worte beim Schopfe, nahm das Beiwort honestis für den Familiennamen des Heiligen und ließ mit großem typographischem Luxus ein Werk drucken, in welchem er bewies, daß der heilige Romaldus aus einer Familie Onesti stamme, mit welcher der Neffe des Papstes in gerader Linie verwandt sei. Kraft dieser, wie man leicht begreift, unbestrittenen Genealogie empfing der Erstgeborene des Herzogs – das Kind, dessen Geburt am 6. Oktober 1787 am Hofe von Rom so große Freude veranlaßt – von seinem Onkel in der Taufe den Namen Romoaldo.

31. Kapitel.

Ich habe gesagt, daß die römischen Conversazion sehr langweilig waren; ich hätte sagen sollen für die andern, denn für mich boten sie ein so neues Schauspiel dar, daß sie amüsant oder vielmehr außerordentlich waren. Die Römerinnen sind allerdings schön, doch im Volke häufiger als unter der Aristokratie. Oft findet man unter den Bäuerinnen der Umgegend von Rom Gestalten und Physiognomien, welche an die Madonnen Raphaels erinnern. In den vornehmeren Ständen sind die Schönheiten seltener und mein Erscheinen machte daher in den römischen Salons keine geringe Sensation.

Es war beinahe, als ob unter den Prälaten und Kardinälen eine Revolution zum Ausbruche kommen sollte. Ich muß hier zunächst sagen, was eine römische Soirée gewöhnlich ist, wenn nicht durch ein großes Ereignis wie meine Gegenwart ein Grad von Leben und Aufregung hineingebracht wird. Die römischen Abendgesellschaften richten sich natürlich nach dem Geist der Regierung und des Priestertums. Die Zeit vergeht damit, daß man den Anforderungen der Etikette genügt und wenn auch zuweilen das Herz dabei interessiert ist, so ist doch der Geist es niemals. Überall stößt man auf Zwang, die Heiterkeit existiert hier nicht, nicht einmal unter den jungen Leuten. Da die Furcht in aller Herzen lebt, so leuchtet auch das Mißtrauen

aus aller Augen. Anstatt sich freimütig auszusprechen, wie man in Frankreich und in England zu tun pflegt, sieht man sich an, mustert sich und schweigt, aus Furcht, sich zu kompromittieren. Die Fremden sind natürlich nicht von denselben Befürchtungen beseelt, das eisige Wesen der andern erkältet aber auch sie. Die ganze Gesellschaft hat das Ansehen einer ungeheuren Uhr, deren Räder stehen geblieben sind und sich bloß von Zeit zu Zeit infolge eines Stoßes in Bewegung setzen, um wieder stehen zu bleiben. Zum Glück spielt man und zwar hoch; obschon ich aber gern spielte, so zog ich es doch vor, das zu studieren, was ich hier vor Augen hatte, denn ich meinte, zu der Karte könnte ich immer noch zeitig genug zurückkehren.

Wenn die Herrin des Hauses nicht spielt, so bemächtigt sie sich einer Eminenz oder eines Ministers und plaudert mit ihm so lange, als die Soirée dauert.

Die anderen mit irgendeiner Würde bekleideten Personen machen es ebenso, und diese Zwiegespräche werden, so zahlreich sie auch sind, so ernst und leise gepflogen, daß man mitten unter fünfzig Personen eine Fliege schwirren hört. Die Unbeweglichkeit aller dieser Leute erinnerte mich an die der altrömischen Senatoren, die auf ihren curulischen Stühlen saßen und von der Hand der Gallier den Tod erwarteten. Wenn es drei oder vier Kardinale unter der Gesellschaft gibt, so wird die Sache für die Zuschauer sehr unbequem. Die vornehmen Eminenzen spazieren unaufhörlich hin und her. Man muß ihnen stets Platz machen, sich, wenn sie an einem vorbeikommen, tief verbeugen und sich in acht nehmen, daß man nicht auf die ungeheure Schleppe ihres Gewandes trete. Die einfachen Prälaten, welche sie umgaben, gehen stets gebückt wie Parenthesen und schenken jeder Redensart Beifall, welche die Eminenz ihrem geheiligten Munde entfallen zu lassen geruht.

Meine Ankunft in Rom und meine Einführung in die Gesellschaftskreise hatte, wie ich schon gesagt, eine förmliche Revolution hervorgerufen. Die Eminenzen bildeten, anstatt auf und ab zu spazieren, wie der »eingebildete Kranke« Molières, einen Kreis um mich, und da ich geläufig italienisch sprach und von ihnen nur sehr wenige französisch und keiner englisch, so

waren sie nicht wenig erfreut, mir ihre gleichzeitig faden und übertriebenen Komplimente in ihrer Muttersprache machen zu können.

Einer meiner eifrigsten Courmacher war Lord Harvey, Bischof von Derry, und da er mit mir englisch sprach, da seine Konversation, wenn auch nicht gerade viel Geist und Witz, doch etwas Originelles hatte, und da wir beiderseitig über die Dinge lachten, die von uns gesprochen worden, so waren die Eminenzen und ultramontanen Größen, welche uns umgaben, sehr ärgerlich darüber.

Die angenehmsten von allen Soiréen waren die bei der Marquise von Santa Croce. Allerdings empfing sie in ihrem engeren Zirkel – und in diesen ward ich infolge der politischen Stellung meines Gemahls eingeführt – nur eine gewählte Gesellschaft, die fast ganz aus dem diplomatischen Korps bestand. Ich hatte darauf bestanden, der Marquise von Santa Croce vorgestellt zu werden, denn ich wußte, daß man um zehn Uhr abends in ihren kleinen Soiréen den Kardinal von Bernis antraf und ich wünschte diesen liebenswürdigen Greis kennen zu lernen, dessen Gedichte, welche er seine Jugendsünden nannte, ich gelesen hatte. Der Kardinal von Bernis zählte damals dreiundsiebzig Jahre und hatte von seinem Witze, ja ich möchte beinahe sagen auch von seiner Jugend noch nichts verloren. In Rom trug er den Titel eines Beschützers von Frankreich. Man weiß, daß er, nachdem er eine Rolle in der europäischen Diplomatie gespielt, in den geistlichen Stand trat, den Titel Abbé annahm, nach Paris ging, dort galante Verse drucken ließ, der Frau von Pompadour gefiel, mit neunundzwanzig Jahren Mitglied der Akademie ward, nach dem Tode des Kardinals Fleury schnell sein Glück machte, Gesandter in Venedig und bald darauf Kardinal wurde. Er war es, der als Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Allianztraktat mit Österreich unterzeichnete und während des siebenjährigen Krieges in Ungnade fiel, weil er gegen die Meinung der Frau von Pompadour zum Frieden geraten. Als Frau von Pompadour im Jahre 1764 starb, ward der Kardinal von Bernis zum Erzbischof von Alby und fünf Jahre später zum Gesandten in Rom ernannt.

In den ersten Jahren seines Aufenthaltes hier spielte er eine sehr glänzende Rolle, und obschon Spanien in Rom den herrschenden Einfluß wieder gewonnen, so hatte der Kardinal doch durch seine persönlichen

Eigenschaften Frankreich in einer guten Stellung erhalten. Gleich an dem Tage, wo wir ihm vorgestellt wurden, lud er uns für den nächstfolgenden zur Tafel.

Wir wußten im voraus, daß diese Tafel eine ganz vorzügliche war, und daß, den Gewohnheiten des römischen Bedientengesindels ganz entgegen, die Lakaien sich von den Gästen nicht den Preis der Mahlzeit bezahlen ließen, welche letztere am Tage vorher zu sich genommen. Der Kardinal führte ein großes Haus. Er hielt offene Tafel, und wer ihm einmal vorgestellt worden, hatte für immer sein Kuvert bei ihm. Dieser täglich wiederkehrende Aufwand, die Feste, die er gab, führten ihn geraden Weges seinem Ruin entgegen, umsomehr, als seine mit der Verwaltung seiner Güter in Frankreich beauftragte Familie jedes Jahr, um ihm keinen Ertrag schicken zu müssen, bald eine Dürre, bald eine Überschwemmung erfand. Was von diesen Landplagen verschont blieb, ward durch angeblich notwendige Baureparaturen verschlungen. Der liebenswürdige Greis erzählte mir dies alles lachend, indem er mit mir kokettierte.

»Zum Glück,« sagte er, »bin ich dreiundsiebzig Jahre alt, und so lange ich lebe, wird mein Vermögen wohl noch reichen.« Leider täuschte sich der würdige Mann. Als er drei Jahre später wegen seiner Opposition gegen die französische Revolution zurückgerufen und seines ganzen Vermögens beraubt ward, sah er sich, der bis jetzt ein jährliches Einkommen von einhunderttausend römischen Talern gehabt, in sehr beschränkte Umstände versetzt und hätte ohne die Unterstützung, welche der Chevalier Azara, sein Freund, ihm beim spanischen Hofe auswirkte, geradezu Mangel leiden müssen.

Wir trafen bei dem Kardinal von Bernis diesen würdigen Spanier, in bezug auf dessen Redlichkeit und Courtoisie in Rom nur *eine* Stimme war. Er und sein Hof – der Carls des Dritten – war augenblicklich mit dem Papst ein wenig gespannt und zwar infolge einer kleinen Escamotage, welche letzterer sich erlaubt, und in bezug auf welche Azara trotz aller Bitten noch keine Genugtuung hatte erlangen können. Bekanntlich ward die Gesellschaft Jesu im Jahre 1767 aus Spanien und Neapel verbannt und endlich im Jahre 1773 von Clement dem Vierzehnten unterdrückt, welcher diesen Akt nur um zwei Jahre überlebte.

Ob schon der König Carl der Dritte gegen die guten Väter keinen geringen Groll hegte, weil sie schon von seiner Geburt an das Gerücht verbreitet, er sei der Sohn des Kardinals Alboni und nicht der Philipps des Fünften, so hatte seine Rache sich doch darauf beschränkt, daß er sie aus seinen Staaten verbannte und auch aus denen seines Sohnes Ferdinand verbannen ließ. Dabei fuhr er fort, ihnen ihre Pensionen in vortrefflichen spanischen Piastern zu bezahlen, welche in Italien und besonders in Rom, wo das Gold fürchterlich gefälscht ist, einen Mehrwert hatten.

Nun war in Civita Vecchia ein von dem Hofe in Madrid abgesendetes, mit Piastern beladenes Schiff angekommen. Diese Piaster waren zur Bezahlung der Pensionen der Verbannten bestimmt. Pius der Sechste ließ sie in der Münze deponieren. Als das Geld einmal hier war, ließ er, anstatt es unter die guten Väter zu verteilen, es einschmelzen, mischte ein Vierteil geringhaltiges Metall darunter, ließ Paoli, Papeti, Carlini und Testoni daraus schlagen und bezahlte die Jesuiten mit diesem erbärmlichen Gelde, so daß er, wie Jenkens, Sir Williams Bankier, uns versicherte, mehr als fünfundzwanzig Prozent daran gewann. Die Jesuiten und der Chevalier Azara mochten reklamieren, wie sie wollten; sie fanden kein Recht. Endlich richteten sie eine Bittschrift an den König Carl den Dritten und baten ihn, sie später direkt durch die Hände des spanischen Gesandten auszahlen zu lassen. Es ist dies jedoch noch nichts im Vergleich mit dem, was man von den Mitteln erzählte, welche jener Papst anwendete, um sich Geld zu verschaffen, oder vielmehr um das Vermögen des Prinz-Herzogs und des Kardinals Onesti, seiner beiden Neffen, zu vermehren, denn der Krebs des Nepotismus nagte ihn ab bis auf die Knochen.

Im Augenblicke unserer Ankunft in der ewigen Stadt stand Pius der Sechste im Begriff, trotz seiner weltlichen und geistlichen Macht, einen Prozeß zu verlieren, den er, wenn derselbe bloß ungerecht gewesen wäre, zehnmal gewonnen hätte. Unglücklicherweise aber war dieser Prozeß geradezu ruchlos. Die Tatsache war folgende: Es gab in Rom einen Lastträger aus der Umgegend von Mailand, welcher durch seine Arbeit, echte Lastträgerarbeit, die fabelhafte Summe von achthunderttausend römischen Talern oder vier Millionen vierhunderttausend Franks französisches Geld zusammengebracht hatte. Dieser Lastträger hieß Levi. Er hatte drei Söhne Amasis, Giuseppe und Giovanni. Er teilte sein Vermögen unter sie und

stellte dabei die Bedingung, daß das Vermögen eines jeden ohne männliche Kinder sterbenden Bruders wieder an die anderen zurückfallen sollte.

Giovanni, der älteste der Söhne, starb einige Zeit nach seinem Vater, ohne Kinder zu hinterlassen. Giuseppe war der zweite, welcher starb, und er hinterließ eine Tochter Anna Maria. Es blieb nun noch der dritte, Amasis übrig, welcher Priester geworden und folglich keine Aussicht für Kinder hatte. Dem Rechte nach hätte nun alles, selbst das Erbteil des Priesters, der Tochter zufallen sollen, da ja keiner der Verstorbenen männliche Kinder hinterlassen hatte. Der Priester aber behauptete, alles gehöre ihm, und bemächtigte sich in der Tat des ganzen Vermögens, zum Nachteil Anna Marias, deren Mutter er nicht leiden konnte.

Anna Maria machte einen Prozeß gegen ihren Onkel anhängig. Der Priester wußte durch seinen Einfluß Zeugen aufzutreiben, welche aussagten, Anna Maria sei nicht von legitimer Geburt. Diese List hatte kein anderes Resultat, als daß dadurch die öffentliche Meinung aufgeregt ward. Das Gerücht von diesem Prozesse kam auch zu Ohren des Papstes, der hier ein gutes Geschäft witterte. Er beauftragte einen gewissen Nardini, Amasis den Kardinalshut und eine Rente zu bieten, über deren Höhe man sich verständigen würde. Man machte Amasis bemerklich, da das ganze Vermögen von seinem Vater in den Staaten des Papstes erworben worden, es nicht mehr als recht sei, wenn es, mit Abzug des Anteils, welcher ihm, Amasis, zuerkannt werden würde, an den heiligen Stuhl zurückfiele. Amasis sah in diesem Vorschlag ein Mittel, um zugleich seinen Stolz und seinen Haß zu befriedigen. Er schenkte dem Papst sein sämtliches Besitztum und stellte die Entscheidung der Entschädigungsfrage seiner Großmut anheim.

Der Papst setzte sofort den Prinzen-Herzog in den Besitz dieses Vermögens, vergaß aber die Amasis versprochene Rente ebenso wie den Kardinalshut. Amasis reklamierte, aber vergeblich. Nun begann er zu bereuen, ohne Nutzen für sich eine schlechte Tat begangen zu haben. Er errichtete deshalb ein Testament, in welchem er erklärte, die Schenkung, welche er dem Papste gemacht, sei das Resultat hinterlistiger Ratschläge, und hinzufügte, er habe besonders sich von dem Haß leiten lassen, den er gegen seine

Schwägerin gehegt, die er nun um Verzeihung bat, indem er sein Verbrechen gestand, und die gemachte Schenkung widerrief.

Nardini, der päpstliche Agent, dem man ohne Zweifel ebenfalls vergessen, seine Courtage zu bezahlen, machte nun gemeinschaftliche Sache mit Amasis, indem er erklärte, er bereue, sich zum Werkzeuge des Papstes hergegeben und ihm bei dieser abscheulichen Tat noch geholfen zu haben. Das Testament Amasis und die Geständnisse Nardinis wurden bald öffentlich bekannt, und man begann von allen Seiten zu murren. Der Papst begnügte sich jedoch zu antworten, die von Amasis zu seinen Gunsten geübte Freigebigkeit sei ein Wunder des Apostels Petrus, und es komme ihm nicht zu, sich dem Wohlwollen zu widersetzen, welches der Heilige für seinen Nachfolger bewahre. Da zu der Zeit, wo dies geschah, der Papst bereits einundsiebzig Jahre zählte, so begnügten Anna Maria und ihre Mutter sich damit, daß sie die besten Advokaten Roms eine Konsultation abhalten ließen und dieser gemäß beschlossen, den Tod des Papstes abzuwarten, und den Prozeß nicht gegen diesen, sondern gegen den Prinz-Herzog anhängig zu machen. Dieser Beschluß erschreckte Pius den Sechsten. Wenn er tot war, so war niemand mehr da, welcher das ganze Gewicht seiner Macht in die Wage geworfen hätte, welche eine alte mythologische Tradition der Göttin der Gerechtigkeit in die Hand gibt. Er zwang daher Anna Maria, ihre Rechte sofort geltend zu machen und den Prozeß gegen ihn zu beginnen. Das Interesse, welches das arme Kind einflößte, dem man sein rechtmäßiges Erbe rauben wollte, ward so allgemein, und die Ungerechtigkeit, gegen welche es reklamierte, war so augenscheinlich, daß die Richter dem Papst mitteilten, sie könnten nicht anders als *gegen* ihn erkennen, weshalb sie ihm rieten, sich mit der Klägerin zu vergleichen. Der Papst hätte demzufolge Anna Maria gewisse Eröffnungen machen lassen.

So weit war die Sache gediehen. Man sagte, Anna Maria würde die Hälfte des Vermögens ihres Großvaters annehmen und die andere Hälfte dem Prinz-Herzog überlassen, welcher auf diese Weise von vier Millionen vierhunderttausend Franks zwei Millionen zweihunderttausend behielt. Dies hieß vielleicht nicht sich mit Ehren, jedenfalls aber mit gutem Gewinn aus der Sache ziehen.

32. Kapitel.

Man begreift, daß ich bei meiner Vorliebe für das Theater sofort nach meiner Ankunft in Rom Sir William bat, mich ins Schauspiel zu führen. Meine Neugier war um so unwiderstehlicher, als ich hatte erzählen hören, daß hier die Gewohnheit herrsche, die Frauenrollen durch Knaben spielen zu lassen. Übrigens weiß ich nicht, ob man die amphibischen Wesen, welche hier die Stelle der Frauen vertreten, Knaben nennen kann. Bei den Griechen, diesen leidenschaftlichen Verehrern der Schönheit, hatte die plastische Träumerei den Hermaphroditen, die Verschmelzung aller Schönheiten beider Geschlechter und welcher gleichzeitig Hebe und Ganymed war, erfunden. Die Römer dagegen haben ein ganz besonderes Wesen erfunden, welches weder dem einen noch dem anderen Geschlecht angehört und welches weder Hebe noch Ganymed ist. Für diese seltsamen Wesen begehen die römischen Prälaten jedes Alters dieselben Torheiten, welche unsere jungen Herren in London und Paris für die Damen der Oper begehen. Sir William führte mich in das Theater Velle. Man gab hier »Armida« von Gluck, und die Rolle der Armida ward von einem jungen Sänger gegeben, welcher sich damals der Gunst der römischen Prälatur im höchsten Grade erfreute. In dem Augenblicke, wo er auf der Bühne erschien – und ich gestehe, wenn man mir es nicht vorher gesagt, so hätte ich darauf gewettet, daß es eine Frau und zwar eine hübsche Frau sei – in dem Augenblicke, wo er auf der Bühne erschien, sage ich, und ehe er noch einen einzigen Ton gesungen, brach das ganze Haus in einen wütenden Beifallssturm aus. Ernste Prälaten, alte Kardinale, deren schroffer Anblick mich betroffen gemacht, schienen mir nahe daran zu sein, vor Wohlbehagen ohnmächtig zu werden, als dieser – als dieses – ich weiß wirklich nicht, wie ich sagen soll – als dieses *Objekt* aus den Kulissen heraustrat. Sein Erfolg war ein unermeßlicher. Wir hatten in unserer Loge den Kardinal Braschi Onesti, jüngsten Bruder des Prinzen-Herzogs, welcher, kaum von einer schweren Krankheit erstanden, gemeint hatte, eine Leidenschaft für diesen zweiten Sporus habe für einen Rekonvaleszenten nichts Gefährliches. Er erzählte uns mit Stolz, daß die Krankheit, welche er überstanden, durch eine vollständige Erschöpfung der Kräfte herbeigeführt worden und zwar infolge einer Orgie, bei welcher er gewettet, es mit den fünf größten Trinkern und den fünf schönsten Kurtisanen Venedigs aufzunehmen.

Er hatte beinahe den Tod davon gehabt, aber doch seine Wette gewonnen. Der Kardinal Braschi Onesti war einer der eifrigsten Anbeter des Wunders des Tages. Er erbot sich, Sir William Hamilton in die Loge der seltsamen Armida zu führen, und ihn der Toilette der Zauberin beiwohnen zu lassen, welche zwischen dem ersten und zweiten Akt das Kostüm wechselte. Ich fragte, ob auch Damen mit dabei sein könnten. Er antwortete mir, dies sei allerdings nicht gebräuchlich, ganz gewiß aber würde ich in meiner Eigenschaft als Fremde von dem Signor Veluti – so hieß er – freundlichst empfangen werden, besonders wenn ich mich dazu verstünde, ihm einige Komplimente zu machen. Übrigens sei Signor Veluti ein großer Verehrer schöner Frauen. Der Kardinal ließ uns die Verbindungstür zwischen dem Zuschauerraum und der Bühne öffnen. Wir gingen quer über diese hinweg und kamen in den Korridor, welcher nach der Loge der Armida führte. An der Tür war großes Gedränge und der Korridor gedrängt voll. Beim Anblick des Neffen des Kardinals aber öffneten sich die Reihen, die untergeordneten Anbeter drückten sich an die Wände, und man ließ uns vorbei.

Wir traten in eine ganz mit himmelblauem Atlas ausgeschlagene Loge, welche in bezug auf Eleganz mit dem Boudoir einer Modedame wetteifern konnte. Das Idol saß vor seinem Altar, das heißt bei seiner Toilette. Es empfing den Kardinal-Neffen mit dem reizendsten Lächeln und fragte ihn, wie er es wagen könne vor ihm zu erscheinen, ohne ihm einen Blumenstrauß oder eine Schachtel Bonbons mitzubringen. Der Kardinal Braschi Onesti zog von seinem Finger einen Brillantring im Werte von vielleicht tausend römischen Talern, steckte ihn an den Zeigefinger des Signor Veluti und bat ihn, diesen Ring anstatt eines Buketts anzunehmen. Da er, sagte er, die Ehre gehabt, den Gesandten und die Gesandtin von England in das Theater zu begleiten, so habe er nicht gewußt, ob es ihm diesen Abend möglich sein würde, ihm sein Kompliment zu machen. Sir William und Lady Hamilton hätten jedoch gewünscht, den großen Sänger, dem sie Beifall gezollt, in der Nähe zu sehen und er, Braschi, habe diese Gelegenheit benutzt, um seinem Lieblingskünstler das Vergnügen zu bezeigen, welches dieser ihm in dem ersten Akte der »Armida« bereitet. Nachdem der Kardinal dies gesagt, stellte er uns den Signor Veluti vor, welcher Sir William Hamilton die Ehre erzeigte, ihm die Hand zum Kusse zu reichen, während er mich einlud, Platz zu nehmen. Sei es nun, daß unsere Eigenschaft als Fremde in seinen Augen uns zur Empfehlung

gereichte, sei es, daß er sich geschmeichelt fühlte, den Besuch des Gesandten einer Macht ersten Ranges zu empfangen, kurz der Signor Veluti war gegen uns äußerst liebenswürdig. Er warf mir die zärtlichsten Blicke zu und sagte, wenn wir es erlaubten, so würde er sich glücklich schätzen, unsern Besuch zu erwidern. Man kann sich denken, daß wir uns wohl hüteten, eine solche Gunst abzulehnen. Dann bat er, indem er sich besonders mit mir beschäftigte, mich, ihm den Namen des Opiats zu nennen, womit ich mir die Lippen riebe und die Flüssigkeit, womit ich mir die Zähne spülte. Ich antwortete ihm, daß ich mich für die Zähne nie eines anderen Mittels bedient hätte, als eben des reinen Wassers, und was meine Lippen beträfe, so hätten dieselben von Natur die Farbe, die er daran sähe.

Der Signor Veluti rief, ein solches Wunder sei unmöglich, ergriff die Kerze und bat mich um Erlaubnis, meine Lippen und meine Zähne in der Nähe zu betrachten – eine Musterung, die ich mir bereitwillig gefallen ließ, und nach welcher Signor Veluti erklärte, ich sei sicherlich eine der schönsten Personen, die er jemals gesehen. Dann kehrte er, wahrscheinlich in der Meinung, mir durch diese Schmeichelei seinen Tribut der Gastfreundschaft entrichtet zu haben, zu seiner Toilette zurück, kokettierte mit seinen Bewunderern und ließ von Zeit zu Zeit eine anmutige Roulade hören, welcher von den Zuhörern enthusiastischer Beifall gespendet ward.

Es war seltsam, zu sehen, welche Mühe diese Zuhörer, die beinahe sämtlich der hohen Prälatur angehörten, sich gaben, um von der falschen Armida ein Lächeln, einen Blick, ein Wort zu erobern. Der eine hielt ihm seinen Kranz von Rosen, der andere seinen Zauberstab, dieser das Gewebe, welches seine Reize nicht bedecken, sondern durchschimmern lassen sollte, jener den kleinen Mantel, welcher diese himmlische Stimme vor den Luftströmungen schützen sollte, welche nachteilig darauf einwirken konnten.

Ich saß da, ich sah, ich hörte, ich glaubte zu träumen. Ich lächelte unwillkürlich über diese Beweise von Ehrerbietung, die von Männern, welche das Volk als ehrwürdige Persönlichkeiten betrachtete, diesem Idol gegeben wurden, welches jener unzähligen Menge falscher Götter in dem Pantheon menschlicher Ketzereien eine unglaubliche Einheit mehr hinzufügte. Der Augenblick, wo Armida wieder auf der Bühne erscheinen mußte, war da, die Klingel des Inspizienten ließ sich für die gemeinsamen

Märtyrer hören; für den Signor oder die Signora Veluti, wie man will, erfolgte die Aufforderung mündlich durch den Regisseur und mit allen Kennzeichen von Ehrerbietung, die er einer wirklichen Königin bewiesen haben würde. Die schöne Armida nahm sich nur mir allein gegenüber die Mühe, sich wegen ihrer gezwungenen Abwesenheit zu entschuldigen, dann berührte sie mich mit ihrem Zauberstabe und sagte: »Schöner als Sie sind kann ich Sie nicht machen, wohl aber kann ich für Sie tun, was die Sibylle von Cumä, welche zu besuchen Sie im Begriffe stehen, von Apollo vergessen hatte zu verlangen. Ich kann nämlich durch meine Zauberkunst machen, daß Sie ewig schön bleiben.«

Dann machte die Zauberin, indem sie einige Worte sprach welche eine cabbalistische Formel sein sollten, mir eine weibliche Reverenz und entfernte sich, indem sie sich hin und her wiegte und eine Cadenz hören ließ, an deren Reinheit und Wohlklang sich allerdings nichts aussetzen ließ.

Ich verließ das Zimmer Armidas stumm vor Erstaunen und kehrte in meine Loge zurück; die sich so nahe an der Bühne befand, daß ich von dem Signor oder der Signora Veluti wieder erkannt ward, und diese die Güte hatte, während des noch ganzen übrigen Abends mir Beweise ihrer Aufmerksamkeit zu geben, sei es, indem sie ihre schwierigsten Passagen an mich richtete, sei es, indem sie ihre mörderischsten Blicke nach mir schleuderte. Am nächstfolgenden Tag empfing ich den Besuch des Grafen von Bristol, welchem ich die fabelhaften Ereignisse des vorigen Abends erzählte. Er fing an zu lachen und erzählte mir, daß es in Rom unter der hohen Prälatur eine achte Todsünde gäbe, welche man die noble nenne. Wie groß auch meine Neugier war, den Signor oder die Signora Veluti in der Nähe und bei Tag zu sehen, so ließ ich ihn doch, als er fünf Uhr nachmittags in einem eleganten Abbékostüme erschien, mit der Entschuldigung abweisen, daß die Vorbereitungen zu meiner Abreise es mir unmöglich machten, irgendwelchen Besuch zu empfangen. In der Nacht, welche dieser Abreise voranging, ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall, welcher von der Art und Weise, auf welche damals in Rom die Polizei gehandhabt ward, einen Begriff geben kann. Kaum fünfzig Schritte von unserm Hotel, auf dem sogenannten Spanischen Platze war bei Rovaglio, dem Uhrmacher des Vatikans, gegen zwei Uhr morgens ein Einbruchdiebstahl versucht worden. Der Uhrmacher, sein Sohn und zwei

Diener hatten sich zur Wehr gesetzt. Einer der Räuber war auf dem Platze geblieben und einen zweiten hatte man sterbend an der Ecke der Straße del Babuino liegend gefunden.

Am nächstfolgenden Tage erfuhr man, auf welche Weise Rovaglio sich selbst Gerechtigkeit verschafft hatte. Es war nicht das erstemal, daß man bei diesem Manne einzubrechen versucht, dessen Kaufladen, wie man wußte, einen reichen Vorrat von Uhren und Schmucksachen enthielt. Schon zweimal hatte er durch das Geräusch, welches er im Innern des Ladens gemacht, dergleichen Versuche vereitelt. Jedesmal hatte er dann die Polizei davon benachrichtigt. Der mit dem Departement der öffentlichen Sicherheit betraute Prälat Busca hatte aber nur mit schönen Redensarten geantwortet, ohne irgendwelche Maßregel gegen die Diebe anzuordnen. Als Rovaglio sich auf diese Weise von der Behörde, die ihn hätte beschützen sollen, verlassen sah, richtete er, als er eines Tages in den Vatikan ging, um die Uhren zu stellen, es so ein, daß er dem Papste begegnete, dem er alles erzählte, worauf er ihn um direkten Beistand gegen die Industriellen bat, welche sich mit gewaffneter Hand in sein Geschäft zu mischen suchten. »Mein lieber Rovaglio,« antwortete ihm der Papst, »ich nehme an der kritischen Lage, worin Sie sich befinden, aufrichtig Teil, aber ich kann nichts tun. Da Monsignore Busca Sie nicht beschützen will, so kann ich ihn auch nicht zwingen, es zu tun; schützen Sie sich lieber selbst.«

»Aber wie soll ich das tun?« fragte Rovaglio.

»Legen Sie sich mit Ihren Söhnen und Dienstleuten gut bewaffnet, sei es im Laden selbst oder hinter der Tür, in den Hinterhalt, und wenn die Bösewichter wiederkommen, um Sie zu berauben, so schießen Sie dieselben nieder. Mögen Sie deren töten, so viel Sie wollen – ich erteile Ihnen im voraus Absolution.« Rovaglio war dem Rate des Papstes gefolgt; er hatte sich selbst geschützt und zwei Banditen getötet. Der Papst hielt Wort und erteilte ihm für diese beiden Mordtaten öffentliche Absolution.

33. Kapitel.

Ich kann Rom nicht verlassen, ohne hier noch einige Bemerkungen über die Menschen und die Ereignisse einzuschalten. Der Vergleich, den ich

zwischen unseren nordischen Sitten und denen des Südens anstellte, prägte sich meiner Erinnerung so tief ein, daß jetzt, nach dreißig Jahren, das Gemälde der Personen und der Ereignisse unter meiner Feder ebenso genau wieder zum Vorschein kommt, als wenn ich die Zeilen, die man sogleich lesen wird, auf der Durchreise in Rom im Jahre 1788 geschrieben hätte. Was mir bei meiner Ankunft in Rom zunächst auffiel, war der große Unterschied, den ich hier zwischen den Preisen aller Dinge bemerkte. Eine Mietequipage kostet in London eine Guinee den Tag, in Paris achtzehn Franks, in Rom bloß sieben oder acht Franks. Dasselbe Verhältnis findet in bezug auf die Hotels statt. In London kostet eine einigermaßen hübsche Wohnung eine Guinee täglich, in Paris fünfzehn Franks, in Rom kaum zehn Franks. Teuer ist in Rom weder der Wagen, noch die Wohnung, noch auch die Beköstigung – man speist allerdings auch ganz abscheulich – sondern nur die buona mano oder mit andern Worten das Trinkgeld. Man kann bei einem vornehmen Mann weltlichen Standes, bei einem Kardinal oder bei einem Priester keinen Besuch machen, ohne daß den nächstfolgenden Tag die Diener in corpore einem ins Haus kommen, um sich ein Geschenk zu erbitten. Der Erzbischof von Wien hatte Sir William ein Paket an den Kardinal Buoncampagno mitgegeben. Sir William, welcher keinen Grund hatte, diesen Prälaten zu sprechen, obschon derselbe der Bruder des regierenden Fürsten von Piombino war, ließ, als er durch die betreffende Straße fuhr, das Paket durch seinen Kammerdiener abgeben. Am nächstfolgenden Tage kam ein großer Bengel in der Livrée des Kardinals, um Sir William im Namen seines Herrn guten Tag zu wünschen und um ihn in seinem eigenen um eine buona mano zu bitten. Sir William antwortete, er habe dem Kardinal Buoncampagno keineswegs einen Besuch gemacht, sondern sich darauf beschränkt, ihm ein Paket zuzustellen, dessen Besorgung er aus reiner Gefälligkeit übernommen. Es käme daher eher dem Kardinal zu, Sir Williams Kammerdiener ein Trinkgeld zu geben, als Sir William dem Kammerdiener des Kardinals ein solches zu verabreichen. Der Wicht beharrte nichtsdestoweniger immer noch auf seinem Verlangen. Sir William aber ließ ihm die Tür vor der Nase zuschlagen.

Sir Williams Bankier in Rom war ein zu seltsamer Mensch, als daß ich nicht im Vorübergehen einige Worte über ihn sagen sollte. Er hieß Thomas Jenkens, war geborener Engländer und hatte anfangs die Malerei studiert. Da er jedoch bemerkt, daß er stets ein nur mittelmäßiger Künstler bleiben

würde, so begnügte er sich, während er das Bankierhandwerk ausübte, ein geschickter Kenner zu bleiben, der in der Theorie alles dessen, was auf Malerei und Zeichenkunst Bezug hat, gründlich bewandert war. Dabei war er zugleich ein Archäolog, dessen Urteil in bezug auf Kameen und geschnittene Steine als beinahe unfehlbar betrachtet ward. Niemand verstand besser als er über ein Basrelief, über eine Statue oder eine Büste zu sprechen, wie beschädigt der Gegenstand auch durch sein Verweilen in der Erde oder durch das Werkzeug des Arbeiters, der es ausgegraben, sein mochte. Um sein Lob vollständig zu machen, will ich noch bemerken, daß er oft von dem Kardinal Alexander Albani – den man nicht mit dem Kardinal Francesco verwechseln darf – von dem berühmten Winkelmann, dem Verfasser der »Geschichte der Kunst bei den Alten«, und von dem berühmten Raphael Mengs, einem der besten Maler der neueren Schule, der nun seit zehn Jahren tot war, zu Rate gezogen ward. Diese Verbindung des Handels mit Statuen, Kameen und Medaillen mit den Geschäften eines Bankiers hatte Jenkens zu einem der reichsten Kapitalisten Roms gemacht.

Sir William entnahm von ihm nicht bloß das Geld, dessen er zur Fortsetzung seiner Reise bedurfte, sondern kaufte ihm auch zwei oder drei seiner schönsten Ringe und Kameen ab, die er mir zum Geschenk machte. Bei dieser Gelegenheit war ich Zeuge der Art und Weise, auf welche Jenkens verkauft, und die Erinnerung daran ist unauslöschlich in mir zurückgeblieben. Wenn der Gegenstand, den man Jenkens abkaufen wollte, eine Medaille war, so begann er damit, daß er die Geschichte des Ereignisses oder der Person erzählte, worauf sie Bezug hatte, worauf er in einer mit großem Pathos gehaltenen pomphaften Lobrede die Seltenheit und Eigentümlichkeit des betreffenden Exemplares rühmte, worauf er natürlich bemüht war; einen bedeutenden Preis zu fordern. Bezahlte man ihm dann gegen sein Erwarten den verlangten Preis, so begann er zu seufzen, Tränen zu vergießen und zu schluchzen. Ein Vater, der sich seine einzige Tochter durch einen Mann entführen sähe, welcher mit ihr zu den Antipoden ginge, könnte keinen lebhafteren Schmerz an den Tag legen. Ich war mit zugegen, als Sir William ihm die für mich bestimmten Schmucksachen abkaufte, und ich gestehe, daß ich selbst bis zu Tränen gerührt ward.

»Mylord,« sagte er zu Sir William, »wenn Sie den Handel, den Sie soeben mit mir abgeschlossen, jemals bereuen, so bringen Sie mir diese Ringe,

diese Kameen, diese Medaillen wieder. Sie werden mich stets bereit finden, Ihnen den dafür gezahlten Preis zurückzuerstatten und mir dadurch obendrein einen hohen Trost bereiten.«

Das Außerordentliche hierbei ist, daß Jenkens, den man zuweilen beim Wort gehalten, niemals verfehlt hatte, das, was er versprochen, auch zu tun und das für den Gegenstand empfangene Geld ungeschmälert zurückzuerstatten, wobei er zugleich die lebhafteste Freude an den Tag gelegt, daß er sich wieder im Besitz des schmerzlich vermißten Gegenstandes sah. Mochte dies nun Berechnung oder das wahre Gefühl eines Archäologen sein, welcher, wie Cardillac, sich nicht entschließen konnte, sich von seinem Schatz zu trennen, so äußerte die Treue, womit Jenkens sein Wort hielt, auf den Käufer allemal eine beruhigende Wirkung, denn dieser glaubte nie eine Sache über ihren Wert zu bezahlen, da er ja wußte, daß er, wenn er sie dem Verkäufer wiederbrächte, dieser ihm sofort das Geld wieder herauszahlen würde. Ich bilde mir ein, daß ich die Kunst verstehe, durch meine Physiognomie die verschiedenen Empfindungen der Seele auszudrücken, aber ich gestehe, daß, wenn Jenkens, anstatt bei der Trennung von seinen Kameen und Medaillen einen aufrichtigen Schmerz zu empfinden, bloß eine eingelernte Rolle spielte, er in der Kunst des Lachens und des Weinens mich weit hinter sich zurückließ.

Wir sahen auf dieser Durchreise durch Rom – ohne jedoch nähere Bekanntschaft mit dem Manne zu machen – einen Prälaten, der früher an dem Hofe von Neapel eine so bedeutende Rolle spielte, daß ich ihn schon jetzt dem Leser vorstellen zu müssen glaube. Ich spreche nämlich von dem päpstlichen Oberschatzmeister, Monsignore Fabrizzio Ruffo.

Derselbe war der Neffe des Kardinals Ruffo, Dekan des heiligen Kollegs, welcher, wie ich schon bemerkt, den schönen Angelo Braschi veranlaßte, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Wir müssen Pius dem Sechsten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er, auf den Thron des heiligen Petrus gelangt, dem Manne, der ihm den Weg dazu gebahnt, sich so dankbar verpflichtet fühlte, daß seine erste Sorge war, dem Neffen des verstorbenen Kardinals denselben Posten zu geben, welchen er, Braschi, früher von Rezzonico durch die Protektion der schönen Julia Falconieri erhalten. Er machte den jungen Fabrizzio Ruffo zum Großschatzmeister, ein

Amt, welches, wie ich schon bemerkt zu haben glaube, dem, der es niederlegt, von Rechts wegen den Kardinalshut einträgt. Monsignore Ruffo galt in Rom für einen Mann von scharfem Verstand, welchem die Kunst der Folard und der Montecuculi nicht unbekannt war. Er pflegte sogar selbst zu sagen, daß, wenn er zur Zeit der Lavalette und der Richelieu gelebt hätte, er öfter den Panzer und Helm als das Barett und den Purpurmantel getragen haben würde. Großer Liebhaber des schönen Geschlechts und aus dieser seiner Neigung durchaus kein Hehl machend, gab er gegen die männlichen Sängerinnen oder die weiblichen Sänger die größte Verachtung zu erkennen. Zur Zeit unserer Durchreise machte er eifrig einer Signora Lepri den Hof, einer Verwandten jener Anna Maria, deren ungerechte Bedrückung wir erzählt. Da er sich keineswegs versteckte, so waren seine Liebschaften aller Welt bekannt, und dies verschaffte ihm die Ehre, in satirischen Versen besungen zu werden, deren Verfasser, ein Zeitungsschreiber in Florenz, mit langer Gefängnisstrafe belegt ward. Seit dem berüchtigten Pasquillanten, welcher von Sixtus dem Fünften zu den Galeeren verurteilt ward, hatte man kein Beispiel von solcher Strenge gesehen.

Da ich hier auf einen in Rom sehr bekannten Vorfall, den man anderwärts nur wenig kennt, anspiele, so ist es vielleicht nicht unangemessen, wenn ich hier, um mein Sittengemälde zu vervollständigen, eine Parenthese öffne und die Sache erzähle. Unter dem Pontifikat Sixtus des Fünften hatte ein Dichter Namens Marere einige satirische Verse geschrieben, in welchen er die Gattin eines hohen Beamten beleidigt, der sich deswegen bei dem Papst beschwerte. Dieser, ein strenger, aber gerechter Richter, ließ den Dichter rufen und befragte ihn über die Beweggründe, die er gehabt, sich so etwas zu erlauben. Nach mehreren Erklärungen, welche den Papst nicht zufriedenstellten, obschon sie diesen zuweilen bewogen, zu lächeln, fragte er, wie er eine Frau, deren Name beinahe ein Symbol der Tugend sei, öffentlich mit ihrem Namen als eine Kurtisane habe bezeichnen können.

»Hattet Ihr vielleicht Grund, Euch über sie zu beklagen?« fragte Sixtus der Fünfte. – »Nein,« antwortete der Poet, »durchaus nicht.« –»Aber warum habt Ihr sie dann verleumdet und beleidigt?« – »Ich brauchte einen Reim und ihr Name lieferte mir denselben.« – Sixtus der Fünfte biß sich auf die Lippe. »Und Ihr, Herr Poet, wie heißt Ihr?« fragte er dann. »Marere, Euer

Heiligkeit zu dienen,« antwortete der Poet. »Wohlan, die Reihe des Versmachens ist nun an mir, und da Euer Name mir ebenfalls einen Reim liefert, so werde ich auch versuchen zu reimen:

»Ihr verdienet, Signor Marere,
Zu rudern auf einer Galeere!«

Das auf diese Weise von dem Papst gesprochene Urteil ward auch wirklich in Vollzug gesetzt und auf alle Bitten, welche man zugunsten des Schuldigen bei Sixtus anbrachte, antwortete er: »Einen guten passenden Reim findet man selten; ist dies aber der Fall, so muß ein solches Ereignis auch konstatiert werden und Epoche machen.« Und Signor Marere mußte demgemäß auf den Galeeren von Civita Vecchia rudern, wo er starb und zwei Bände unveröffentlichte Gedichte hinterließ, die für die Nachwelt verloren gingen, da kein Verleger den Mut hatte, sie herauszugeben.

Am Abend unserer Abreise hatten wir, als wir das Theater verließen, da es noch ziemlich zeitig war, unsern Abschiedsbesuch bei jenem liebenswürdigen Kardinal von Bernis gemacht, welchem Voltaire den Namen »Babette das Blumenmädchen« gegeben. Wir trafen bei ihm den Grafen von Bristol, Bischof von Derry, welcher sich in derselben Absicht hier befand. »Sie verlassen also Rom auch, Mylord?« fragte ich diesen seltsamen Prälaten, dessen Originalität mich für ihn interessierte. – »Jawohl meine schöne Landsmännin, die Gnade hat mich erleuchtet.« – »Wann werden Sie abreisen?« – »Morgen.« –«Und wohin, wenn man fragen darf?« – »Das sollen Sie morgen erfahren,« – Am nächstfolgenden Tage erschien er bei uns, nachdem wir gefrühstückt, und verlangte eine Unterredung mit Sir William. Sir William ging mit ihm in ein Kabinett. Fünf Minuten später kam er wieder heraus und führte den Bischof an der Hand. »Liebe Emma,« sagte er, »Mylord behauptet, er habe sich plötzlich so sehr in dich verliebt, daß er sich von deiner teuren Person nicht trennen könne, ohne vor Sehnsucht zu sterben. Demzufolge bittet er uns um Erlaubnis, uns nach Neapel zu begleiten. Da du wahrscheinlich nicht gesonnen bist, den Tod eines unserer vornehmsten Pairs und eines der höchsten Würdenträger unserer Kirche zu verschulden, so habe ich für meine Person seine Bitte bewilligt, und er erwartet nur noch deine Zustimmung, um der stolzeste aller Menschen und der glücklichste aller Bischöfe zu sein.« Da die

zweiundsiebzig Jahre des Lord-Bischofs mir keine große Furcht einflößten, so glaubte ich nicht, mich wegen einer so unschuldigen Bitte mit Sir William Hamilton in Widerspruch setzen zu müssen. Ich reichte dem Lord die Hand, welche er mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Freude küßte, und wir kamen überein, daß er von diesem Augenblicke als mein Cavaliere servente oder dienender Ritter der englischen Gesandtschaft attachiert sein sollte.

34. Kapitel.

Wir reisten mit zwei Post- und einem Gepäckwagen von Rom ab, und schlugen auf die Gefahr hin, angefallen und beraubt zu werden, den Landweg ein. Die sechs Diener des Grafen von Bristol und unsere beiden, lauter starke, mutige Engländer, bildeten eine zu unserer Verteidigung hinreichende Eskorte. Für mich, die ich stets von dem Wunsche beseelt gewesen bin, den Kreis meiner geringen Kenntnisse zu erweitern, war es ein großes Vergnügen, mit Sir William Hamilton zu reisen. In allen Dingen des Altertums bewandert, hatte er sein ganzes Wissen der Sichtung einer gesunden Kritik unterworfen, so daß, wenn er eine Tatsache erzählte, ein Datum zitierte oder ein Monument beschrieb, man alles, was er sagte, unbedingt auf Treu und Glauben hinnehmen konnte. Wir verließen Rom auf der appischen Straße, das heißt durch das alte appische Tor, so daß das Tal der Egeria, der Zirkus Caracallas, das Grab der Cecilia Metella zu unserer Linken und die Katakomben von St. Sebastian und die Monumente der aurelischen Familie zu unserer Rechten blieben. Sir William ließ unseren Wagen vor dem Grabmale der Tochter des Kritikers Metellus Halt machen, wo die Asche jener jungen, intelligenten Frau ruhte, die in jenem schönen Zeitalter Roms gelebt, welche Cäsar, Pompejus, Cicero, Clodius, Catullus, Hortensius, Lucullus und Cato gekannt und dieselben vielleicht einmal alle zusammen an ihrem Herd vereinigt hatte, ehe sie durch den unversöhnlichen Haß des Bürgerkrieges getrennt wurden. Trotz seiner zweiundsiebzig Jahre stieg Mylord Harvey, mein dienender Ritter, aus dem Wagen, und wollte durchaus bis auf den obersten Rand des Grabmales hinaufsteigen, um mir ein Reis von dem wilden Granatbaume zu pflücken, der in den Ruinen wuchs.

Als wir in Aqua Ferentina anlangten, zeigte Sir William uns den Ort, wo Clodius von den Gladiatoren des Milo tödlich verwundet ward.

In Genzano verließen wir unseren Wagen einen Augenblick und stiegen, von vier Mann unserer Leibwache mit der Kugelbüchse auf der Schulter begleitet, bis zum See Nemi hinauf. Es ist dies einer der reizendsten Orte der römischen Campagna und trennt den Berg Gentili von den unsichtbaren Ruinen von Alba La Longa. Lord Harvey, welchem die Liebe zu mir die Rüstigkeit eines zwanzigjährigen Jünglings geliehen zu haben schien, verließ uns keinen Augenblick und marschierte entweder uns voran oder neben uns her. Der Ausflug dauerte ungefähr eine Stunde. Wir nahmen dann wieder in unseren Wagen Platz und rollten einen ziemlich steilen Abhang hinab, den pontinischen Sümpfen entgegen, welche Pius der Sechste beschäftigt war austrocknen zu lassen, nicht um des öffentlichen Wohls, nicht um der Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse der Stadt Rom willen, sondern um den Grundbesitz seines Neffen, des Prinzen-Herzogs, zu vermehren. Auf der Hälfte dieses Hügelabhanges begegneten wir einer Karosse, welche, wie wir schon von weitem bemerkten, einem hohen Würdenträger der Kirche angehören mußte. Als wir näher kamen, erkannten wir Monsignore Ruffo. Er redete uns an und fragte, ob wir nicht ein Glas Wasser für einen armen Teufel hätten, der von dem furchtbaren Fieber der pontinischen Sümpfe befallen worden und den er in seinem eigenen Wagen mit nach Rom zurücknahm. Er hatte ihn am Fuße eines Baumes liegend gefunden, auf seine Schultern geladen und bis in seinen Wagen getragen, um ihm in Rom die weitere nötige Pflege angedeihen zu lassen. In seiner Eigenschaft als Großschatzmeister hatte Ruffo die Arbeiten, welche Pius der Sechste ausführen ließ, zu beaufsichtigen und die Arbeiter auszuzahlen.

Bei einer dieser Gelegenheiten hatte er eben Anlaß gefunden, die gute Tat auszuführen, deren Zeugen wir waren. Der blinde Haß des Bürgerkrieges machte Hamilton, Nelson und mich eine Zeitlang zu erbitterten Feinden des Kardinals Ruffo. Heute aber, wo der Haß schweigt, wo ich schreibe, mit der rechten Hand auf dem Papier, mit der linken Hand auf dem Gewissen, muß ich sagen, daß der Kardinal gegenüber der blinden Rache, an welcher ich unglücklicherweise einen für die Ruhe meiner Seele allzu tätigen Anteil nahm, oft die Aufgabe der Humanität vertrat. Übrigens werde ich, wenn die

Zeit da sein wird, wo ich diese furchtbaren Ereignisse erzähle, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Wir gaben ihm das Wasser, welches er für seinen Fieberkranken begehrte, der jeden Augenblick zu trinken verlangte. Wir hatten auf unserem Gepäckwagen ein ganzes Faß voll mitgenommen. Der Oberschatzmeister verließ uns, indem er uns sagte, wir würden uns wahrscheinlich in Neapel wiedersehen.

Der Kardinal war nämlich Neapolitaner und stammte aus einer vornehmen Familie von San Lucido in Calabrien. Sein Adel war sprichwörtlich. In Italien sagt man, wenn man von einem alten unbestreitbaren Adel sprechen will: »Die Evangelistas in Venedig, die Bourbons in Frankreich, die Colonna in Rom, die Sanseverini in Neapel, die Ruffo in Calabrien.«

Wir setzten unsern Weg nach Terracina, er den seinigen nach Rom weiter fort.

Nichts konnte malerischer sein als dieser Weg durch die pontinischen Sümpfe, zu dessen beiden Seiten die Arbeiter einen Kanal gruben. Man sah nur hagere, kränkliche Gestalten, denn alle diese Unglücklichen litten mehr oder weniger an den Einwirkungen der Malaria. Man mußte sie alle vierzehn Tage durch frische Arbeiter ersetzen, während die ersteren auf den Höhen wieder die Gesundheit zu erlangen suchten, die sie in den Sümpfen verloren. Ganz besonders als die Nacht einbrach, gewann die Landschaft ein vollkommen gespenstisches Ansehen.

Der sich durch dicke schwarze Wolken wälzende Mond beleuchtete gewisse Teile der Sümpfe, um andere dagegen im tiefsten Dunkel zu lassen. Bei dem Getöse, welches die Hufschläge unserer Pferde und die Peitschen unserer Postillone machten, erhoben sich große Vögel von der Gattung der Reiher und Rohrdommeln schweigend aus dem hohem Grase und den Wassertümpeln, in deren Mitte geräuschvoll, die scheußlichen Köpfe und die dampfenden Nüstern emporhebend, große Büffel schnarchten, die durch die Nacht noch riesiger gemacht wurden.

Es war dies das erstemal, daß ich diese Ungeheuer während der Nacht und in Freiheit sah, und ihr Anblick flößte mir unwillkürlichen Schauer ein.

Ganz besonders aber auf den Poststationen trug alles, was uns umgab, einen Charakter, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Dörfer gibt es in den pontinischen Sümpfen nicht, sondern bloß zwei oder drei Poststationen, welche aus einigen hölzernen Hütten bestehen, in welchen die unglücklichen Postillone mit ihren Familien wohnen. Die kleinen, magern, dichtbehaarten Pferde sind nicht in Ställe eingeschlossen, sondern weiden im Freien.

Auf den Knall der Peitschen unserer Postillone sahen wir fünf oder sechs mit langen Stangen bewaffnete Männer gleich Schatten aus den Hütten herauskommen. Sie sprangen auf das erste beste Pferd, auf welches sie stießen, ritten dann im weiten Kreise um die im Freien weidenden herum und trieben sie im Galopp und mit großem Geschrei auf die Hütten zu. Hier faßten andere, in Bereitschaft stehende Männer die Pferde bei der Mähne und legten ihnen endlich nach einem verzweifelten Kampfe ein zerfetztes Geschirr an, mittels dessen man sie trotz ihres Wiehern, Stampfens und Ausschlagens, womit sie gegen die Gemalt, die man ihnen antat, protestierten, an unsern Wagen spannte.

Als die drei Wagen bespannt waren, wurden die bis jetzt durch das Gebiß zurückgehaltenen Pferde sich selbst überlassen und rannten in wütendem Galopp davon, rechts und links von zwei Reitern begleitet, welche gemeinschaftlich mit dem Postillon durch ihre Zurufe und Peitschenhiebe Wagen und Gespanne auf der Mitte der Straße erhielten. Es waren jetzt nicht mehr drei Kaleschen oder Postwagen, sondern Lawinen, Wirbelwinde, Orkane, welche nicht einen Weg zurücklegten, sondern die Entfernung förmlich verschlangen.

Gegen drei Uhr morgens langten wir in Terracina an. Hier ruhten wir zwei Stunden lang auf Stühlen aus, denn die zweifelhafte Reinlichkeit der Betten hielt uns ab, uns derselben zu bedienen. Gegen sechs Uhr morgens machten wir uns wieder auf und hielten das nächstemal in Molo de Gaëta. Während die Diener unseres Begleiters das Frühstück aus den Bagagewagen holten und auf den Tisch setzten, ließen wir uns nach den Ruinen der Villa Ticeros führen. Hier, den Plutarch in der Hand, schilderte Sir William uns den Tod des großen Redners von dem Augenblick an, wo er mitten unter den Raben, die ihn – eine Verkündigung des nahebevorstehenden Todes –hartnäckig

begleiteten, den Fuß ans Land setzte, bis zu dem, wo er aus der Villa nach dem Meere fliehend, hinter sich die Tritte der Mörder hörte, welche ihn verfolgten, seine Sänfte Halt machen ließ und, nachdem er sein ganzes Leben in Furcht vor dem Tode zugebracht, mit der Ruhe eines Märtyrers und der Seelengröße eines Helden starb. Es ist eine der seltsamen Eigentümlichkeiten, an welchen die Geschichte des Altertums so reich ist, daß jene Furcht, welche die Römer zu so vielen Niedrigkeiten trieb, sie in dem Augenblicke, wo sie sich dem so gefürchteten Tode gegenüber sahen, plötzlich verließ, um der wunderbarsten Unerschrockenheit Platz zu machen. Als Beleg hierzu dient der Tod des Petronius, des Lucanus und Senecas, dieser drei Schmeichler Neros. Nach Verlauf einer Stunde kamen wir wieder in Molo de Gaëta an, wo wir frühstückten. Dann setzten wir unsern Weg nach Neapel weiter fort, wo wir gegen neun Uhr abends mittels der Straße von Capua anlangten. Ein nicht weniger unauslöschliches Gefühl, obschon von ganz anderer Art als in den pontinischen Sümpfen, erfüllte mich bei meiner Ankunft in Neapel, als ich mich in einer schönen hellen Nacht dem dampfenden Vesuv gegenüber sah, in dessen Krater gleich einer glühenden Kugel über der Mündung eines Mörsers der Vollmond in seinem Glanze sich in einer dunstigen Atmosphäre zu schaukeln schien. Wir fuhren durch die Porta Capuana, durch das sogenannte alte Kastell, die Marina und den Piliero. Das Castello Nuovo blieb zu unserer Linken, die Piazza Medina zu unserer Rechten. Wir kamen an dem Porticus des San Carlotheaters vorüber, welches wegen einer außerordentlichen Vorstellung hell erleuchtet war. Dann fuhren wir über den Largo San Fernando, die Chiaja entlang und hielten endlich an der Ecke vor dem Palast Calabrita Capella Vecchia, der Wohnung des englischen Gesandten. Diese erste Nacht schlief Mylord Bristol oder Harvey mit in dem Gesandtschaftshotel, da sich aber glücklicherweise über Sir Williams Zimmer, der die beiden ersten Etagen innehatte, eine leerstehende Wohnung befand, so richtete Lord Harvey sich hier für die Dauer ein und bezog diese Räumlichkeiten schon am nächstfolgenden Tag. Nun war ich endlich in Neapel. Ich befand mich hier in einer Stellung, welche ich mir in den wahnsinnigsten Anwandlungen meines Ehrgeizes nicht zu träumen gewagt. Emma Lyonna war verschwunden, Miß Heart war verschwunden, alle jene unsaubere Vergangenheit war im Schmutze Londons begraben zurückgeblieben. Es gab jetzt bloß noch Lady Hamilton, die Gemahlin des Gesandten Englands. An mir war es, dies nicht zu vergessen.

35. Kapitel.

Da ich die ganz eigentümliche Gesellschaft zu schildern haben werde, welche Sir William Hamilton in Neapel besuchte und empfing, so glaube ich, ehe ich mich zu der Erzählung der politischen Ereignisse wende, in welche ich mich verwickelt fand, damit beginnen zu müssen, daß ich einen vollständigeren Begriff von jener seltsamen Person gebe, welche der Leser bereits kennt, und welche, Lord Harvey, Carl oder Graf von Bristol, Bischof von Derry hieß. Er war das jüngste von zwanzig Kindern, und da er das einzige war, welches davon am Leben geblieben, so hatte er die Güter, die Titel und die Würden der ganzen Familie geerbt.

Er weilte fast fortwährend im Ausland. Zu der Zeit, wo wir ihm begegneten, waren es ungefähr zwanzig Jahre her, daß er keinen Fuß in seine Diözese gesetzt. Nichts an ihm erinnerte daran, daß er auf irgendeine Weise der Kirche angehörte, weder seine Kleider, noch seine Konversation. Gewöhnlich trug er einen weißen Hut und einen seidenen Rock von bald heller, bald sehr greller, nur selten schwarzer Farbe. Dies war sein Kostüm. Was seine Sitten betraf, so waren sie ebenso wie seine Konversation ungemein locker. Das erste, was er bei seiner Ankunft in Neapel tat, war, daß er sowohl im Theater San Carlo als in dem Theater San Carlino eine Loge nahm. Er hatte keinen religiösen Glauben, nicht einmal an die absoluten Dogmen der Kirche, und war der erste, welcher dieselben lächerlich machte. Von der Unsterblichkeit der Seele sprach er mit einer Gleichgültigkeit, welche an Zweifel grenzte, gefiel sich nur in weltlichen Konversationen und liebte es, leichtfertige und selbst skandalöse Anekdoten zu erzählen oder erzählen zu hören. Schon bei seiner ersten Reise in Frankreich hatte er das Rhonetal, Grenoble und die Dauphinée besucht. An der großen Karthause vorbeikommend, war er bis zu dem Kloster der Schüler des heiligen Bruno hinaufgestiegen.

In dem Augenblicke, wo er hier erschien, war die Bruderschaft eben bei Tische. Er pochte an die Tür, die wegen der eben erwähnten Operation der frommen Väter verschlossen war, und der Pförtner erklärte ihm, daß es verboten sei, einzutreten, wenn die Mönche sich im Refektorium befänden. Lord Bristol zog jedoch aus seiner Tasche eine Karte, auf welcher sein Wappen stand, mit den darunter befindlichen Worten: »Lord Bristol,

Bischof von Derry.« Diese Karte ließ er dem Abt zustellen, der nur die Worte las: »Bischof von Derry,« und in der Meinung es mit einem katholischen Bischof zu tun zu haben, ihn mit dem ganzen Kloster auf den Knien empfing, indem er ihn zugleich um seinen Segen bat, welchen der Lord auch keinen Anstand nahm, ihnen zu erteilen.

Es war dies eine der Erinnerungen, welche seine Heiterkeit allemal im höchsten Grade erregten, wenn er bedachte, daß katholische Mönche mit vollkommener Unterwürfigkeit den Segen eines protestantischen Bischofs empfangen hatten. Bei der Aufführung der Oper: »Die heimliche Ehe« war er von derselben so entzückt, daß er an einem der nächsten Tage seine sechs englischen Lakaien hineinschickte und ihnen empfahl, Cimartosas Musik mit der größten Aufmerksamkeit anzuhören. Bei ihrer Wiedernachhausekunft ließ er sie in sein Zimmer kommen und fragte sie, ob sie seine Befehle pünktlich befolgt hätten. Auf ihre bejahende Antwort befahl er ihnen, in Zukunft nur in Rezitativen mit ihm zu sprechen, und zwar in aus der genannten Oper entlehnten, sei es nun um Befehle zu empfangen, sei es um ihm zu sagen, daß seine Tafel serviert sei, sei es um ihm die Namen von ihn besuchenden Personen zu melden. Die Diener sahen einander an und glaubten, ihr Herr sei übergeschnappt. Auf seine wiederholte Aufforderung baten sie sich Bedenkzeit aus und versprachen, ihm den nächstfolgenden Morgen Antwort zu sagen.

Am nächsten Morgen schickten sie zwei der Ihrigen als Deputation zu Mylord und ließen ihm erklären, daß sie es mit der Würde englischer Diener unvereinbar fänden, anstatt zu sprechen, zu singen, wie Possenreißer auf dem Theater taten. Lord Bristol entgegnete ihnen hierauf, daß er, wenn sie sich seinen Wünschen fügten, ihren Gehalt verdoppeln würde. Zugleich gewährte er ihnen abermals vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden erschienen dieselben Deputierten wieder und meldeten, daß sie bedauerten, trotz der ihnen von Mylord gebotenen Vorteile auf ihrer Weigerung beharren zu müssen. Mylord Bristol bezahlte ihnen sechs Monate Lohn und schickte sie alle nach England zurück. Dann, als die Engländer fort waren, rekrutierte er ein halbes Dutzend Neapolitaner und stellte ihnen folgende Bedingungen:

Sie sollten mit ihm nie anders sprechen, als in aus der mehrerwähnten Oper entlehnten Rezitativen, wobei es ihnen selbst obliegen würde, die Worte mit der Musik in Einklang zu bringen. Für diesen besonderen Dienst, der natürlich eine höhere Intelligenz als die gewöhnlicher Diener nötig machte, sollten sie fünfundvierzig Ducati monatlich erhalten, das heißt ziemlich viermal mehr, als die am besten bezahlten Diener in Neapel sonst zu erhalten pflegten.

Die unerläßliche Bedingung hierbei war jedoch, daß die sechs Vorzimmer-Virtuosen während der ersten sechs Monate bloß Kost und Kleidung, den baren Gehalt aber erst nach Ablauf des sechsten Monats bekämen. Wenn einer von ihnen den Dienst vor Ablauf dieser Zeit verließe, so hatte er keinerlei Recht auf irgendeine Entschädigung. Die neapolitanischen Diener gingen auf dieses Anerbieten ein, ließen einen Paglietto oder öffentlichen Schreiber kommen, welcher den Kontrakt aufsetzte, und sechs Monate lang ward Mylord auf die zufriedenstellendste musikalische Weise bedient. Eines Abends, als er bei Sir William dinierte, brachte ihm einer seiner sechs Diener unter Absingung eines kurzen Rezitativs einen mit einem großen schwarzen Siegel verschlossenen Brief. Lord Bristol entsiegelte den Brief, las ihn, schob ihn unter seinen Teller und lachte, plauderte und scherzte seiner Gewohnheit gemäß den ganzen noch übrigen Abend. Gegen elf Uhr zog er sich zurück; es war dies eine Stunde früher als gewöhnlich. Am nächstfolgenden Tage ließ Sir William, welcher fürchtete, daß diese zeitige Entfernung durch ein Unwohlsein herbeigerufen worden, fragen, ob Lord Bristol sichtbar sei. Der Lord ließ antworten, es sei ihm ein großes Unglück widerfahren, und er könne daher niemanden empfangen. Sir William erzwang, durch diese Antwort beunruhigt, sich Zutritt und fand den armen alten Mann in Tränen und Schluchzen.

»Mein Gott, was fehlt Ihnen?« fragte Sir William erschrocken.

»Bemerkten Sie, daß man mir gestern abend während des Diners einen schwarzgesiegelten Brief brachte?« antwortete Mylord.

»Ja.«

»Nun, dieser Brief meldete mir, daß mein Sohn in Livorno gestorben ist. Ich wollte die heitere Stimmung an Ihrer Tafel nicht stören und bezwang

mich daher. Sobald ich aber mich wieder in meiner Wohnung befand, kam der Schmerz nur umso heftiger zum Ausbruch. Um mich recht auszuweinen, wollte ich daher heute niemanden empfangen, nicht einmal Sie.« Die offizielle Gesellschaft Sir Williams war natürlich das diplomatische Korps. Seine vertraute Gesellschaft dagegen bestand aus hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern. Der älteste fremde Minister in Neapel war Graf von Sa, Gesandter von Portugal. Seit den dreißig Jahren, die seine Ernennung bereits zurücklag, war er nur ein einzigesmal nach Lissabon zurückgekehrt und von dort so schnell als möglich wiedergekommen.

Einmal hatte er einen gewaltigen Schrecken gehabt. Es war nämlich die Rede davon gewesen, die portugiesische Gesandtschaft in Neapel als kostspielig und unnütz aufzuheben und den portugiesischen Gesandten in Rom mit den Angelegenheiten an *beiden* Höfen zu beauftragen. Zum Glück aber war der König Joseph der Erste gestorben, seine Tochter, die Königin Marie, hatte entschieden, daß die Gesandtschaft auch noch ferner bestehen solle, und der Graf von Sa hatte wieder aufgeatmet. Übrigens gab es wenig Diplomaten, deren Amt eine so vollständige Sinekure gewesen wäre wie das dieses Ministers, der weiter nichts zu tun hatte, als seinem Hofe die laufenden Nachrichten mitzuteilen, die er von seinem Sekretär niederschreiben ließ. Die Promenade war die einzige Arbeit, die er sich zumutete. Man sprach viel von seinem Harem, der aus Tänzerinnen vom San Carlo-Theater bestand. Was ihn selbst betraf, so sprach er fast gar nicht, denn das Portugiesische hatte er vergessen und das Französische und das Italienische niemals geläufig sprechen gelernt. Er war groß, breitschulterig und hatte einen Nacken wie ein Stier, mit welchem auch seine Physiognomie viel Ähnliches hatte. Von seinen Talenten weiß ich nichts zu sagen, denn während der sieben oder acht Jahre, wo ich ihn alle Wochen dreimal sah, konnte ich nie auch nur ein einziges an ihm entdecken. Der bedeutendste Minister war der Graf von Lemberg, weil er Familiengesandter war. Er war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann und ganz das Gegenteil von dem Grafen von Sa. Man warf ihm zuweilen vor, daß er stolz sei; mochte nun dieser Vorwurf ungerecht sein oder der Graf von Lemberg meinen, daß dem Gesandten Großbritanniens gegenüber ein solcher Fehler eine Lächerlichkeit sein würde, kurz, wir hatten niemals Gelegenheit, etwas davon zu bemerken. Wahrscheinlich war

er bei den Neapolitanern bloß deshalb in diesen Ruf gekommen, weil er die Schmarotzer und Flachköpfe, von welchen es am Hofe von Neapel wimmelte, nicht leiden konnte.

Gleich am ersten Abend, wo ich ihn sah, bemerkte ich zu meinem Befremden, daß er seine Meinung über die höchsten Personen des Hofes so rückhaltlos aussprach, als ob er von den gemeinsten Lazzaronis gesprochen hätte. Das Gespräch kam auf den Chevalier Acton, und der Gesandte von Toskana fand sich veranlaßt, sich über diesen Günstling in lobender Weise zu äußern. Der Graf von Lemberg verzog jedoch verächtlich den Mund und sagte:

»Aus diesem Manne wäre ein guter Seeräuber geworden; damit ist alles gesagt. Er besitzt die Talente und den Körperbau eines solchen und diesem Umstand verdankt er wahrscheinlich seine hohe Stellung.«

Man versicherte, daß er bei einer Unterredung mit der Königin in bezug auf diesen selben Acton gesagt hatte:

»Ich will über die verborgenen Eigenschaften dieses Ministers weder zum Nachteil noch zum Vorteil etwas sagen. Ich kenne dieselben nicht und mag sie auch nicht kennen, wohl aber weiß ich, daß die, welche er im Ministerium entwickelt, nicht den Ämtern entsprechen, womit Eure Majestät ihn beehrt haben.« Die Stellung des Grafen von Lemberg am Hof von Neapel war eine durchaus nicht beneidenswerte. Als Familiengesandter fand er sich in alle Intrigen verwickelt, und es läßt sich nicht leugnen, daß einige dieser Intrigen nicht auf der Höhe der Majestät seines Dienstes standen.

Zwischen dem König und der Königin kamen häufige Zwistigkeiten vor. Ich werde von diesen Zwistigkeiten später einige erzählen, die in meiner Gegenwart stattfanden. Bei allen diesen ehelichen Zerwürfnissen sah der Gesandte sich genötigt, zu vermitteln, die hohen Ehegatten einander wieder zu nähern, im Namen des Kaisers zu sprechen, mit einem Worte wenigstens einmal monatlich den Dienst eines Friedensrichters zu verrichten.

Der arme Lemberg war daher, mochte er auf der Promenade sein oder bei Tische sitzen, niemals sicher, daß er nicht plötzlich geholt würde, um die

Ruhe zwischen den erhabenen Gatten wieder herzustellen. Einige Tage nach unserer Ankunft gab er ein großes Diner. Einer der Gäste erzählte uns, daß während der Mahlzeit ein Kurier von der Königin eingetroffen war. Der Graf von Lemberg mußte augenblicklich fort und seine Gäste allein weiterspeisen lassen. Es hatte sich nämlich in Caserta ein Streit wegen der Marquise von San Marco, vertrauter Ehrendame der Königin, erhoben. »Dieses verwünschte Weibsvolk bringt mich noch von Sinnen!« rief der Graf, indem er die Serviette hinwarf.

Ich werde diese Musterung von Staatsmännern damit schließen, daß ich einige Worte über ein diplomatisches Atom sage, welches Bonecchi hieß, und kaiserlicher Konsul und Agent von Toskana war. Sehr klein, sehr alt, unaufhörlich schmatzend, fortwährend spionierend und mit stierem Blich vorgestrecktem Hals und gespitztem Ohr auf Neuigkeiten lauernd, war Signor Bonecchi der Korrespondent des Kaisers Leopold, dem er alle Wochen Bericht über die Skandalosa erstattete, die am Hofe und in der Stadt vorgekommen waren. Wenn zufällig einmal die Anekdoten fehlten, so trug er kein Bedenken, deren zu erfinden. Anfänglich hatte er einen festen Gehalt bezogen, da aber, wenn er nicht hinreichend angespornt ward, die Neuigkeiten ausblieben, so fand der Kaiser es geraten, ihn wöchentlich und nicht mehr nach dem Jahre bezahlen zu lassen. Seit einem Jahre empfing er demgemäß zwei Louisdor für jede Anekdote, welche der Kaiser für interessant erklärte. Auf diese Weise verdiente er sich monatlich etwa zwanzig Louisdor. Dieser Köder hatte dem kleinen Manne ein eigentümliches Talent verliehen, sich in die Häuser einzuschleichen und sich zu allen Diners und Festlichkeiten einladen zu lassen. Man wußte recht wohl, was er hier wollte, da er aber im Namen des Kaisers und sogar, wie einige behaupteten, im Namen der Königin Karoline kam, welche ihre Privatspionage dem öffentlichen Spion ihres Bruders anvertraute, so wagte niemand, ihm den Zutritt zu verweigern oder ihm ein unfreundliches Gesicht zu machen. Wenn er dann wieder nach Hause kam, so setzte er alles, was er gehört, zusammen, zog Schlußfolgerungen daraus, fügte hinzu, nahm davon hinweg, änderte und schickte so wöchentlich seinem Souverän eine Chronik auf Kosten der höchsten Personagen.

Wenn wir nun noch auf die Ärzte, die Gelehrten und die Schriftsteller übergehen, welche die vertraute Gesellschaft Sir Williams bildeten, so sind

wir dann fertig mit der Umgebung, welche mich in dem neuen Leben begleiten wird, in welches mich die Ereignisse führen, die ich bis jetzt erzählt, ebenso wie die noch unglaublicheren und besonders dramatischeren, welche ich den Augen des Lesers noch vorzuführen habe.

36. Kapitel.

Einige Zeit vor seiner letzten Reise nach London hatte Sir William zwei seiner eifrigsten Tischgäste verloren. Der eine war im Alter von achtunddreißig Jahren gestorben. Es war dies der berühmte Gaëtano Filangieri, gegen dessen Gattin ich mir großes Unrecht vorzuwerfen habe. Der andere, ein Greis von achtzig Jahren, war der berühmte Abbé Galiani, welcher für den geistreichsten Mann von Neapel galt. Diesen Ruf verdankte er vielleicht dem Umstand, daß er lange in Frankreich gewohnt hatte. Da diese beiden gestorben waren, ohne daß ich sie gekannt, so brauche ich mich nicht weiter mit ihnen zu beschäftigen. Zur Zahl unserer fleißigsten Besucher gehörten der Arzt Cotugno und sein Kollege, der Chevalier Gatti, zwei der merkwürdigsten Persönlichkeiten von Neapel. Abgesehen davon, daß der Doktor Cotugno einen hohen Rang in der medizinischen Wissenschaft bekleidete, so war er auch, wie mir Sir William mitteilte, einer der ersten Kenner der griechischen, lateinischen und italienischen Klassiker. Ich habe niemals begreifen können, wie ihm bei seiner ausgebreiteten Praxis, seinem Dienst in den Hospitälern und den Konsultationen, die er in seiner Wohnung erteilte, noch Zeit zu der Lektüre blieb, aus welcher er seine unermeßliche Gelehrsamkeit schöpfte. Von den Patienten, die zu ihm kamen, nahm er nie etwas, seine Besuche dagegen ließ er sich unabänderlich mit drei Piastern bezahlen und verdiente auf diese Weise dreitausend Pfund Sterling jährlich. Einige Zeit vor unserer Ankunft in Neapel hatte er den Vicomte von Eriza, spanischen Gesandten, wegen eines Schlaganfalls behandelt, durch welchen dieser Diplomat den Gebrauch des rechten Armes verloren.

Nach Verlauf von anderthalb Monaten und nach fünfzig Besuchen hatte Cotugno ihn vollständig wiederhergestellt. Der spanische Gesandte schickte ihm tausend Dukaten.

Cotugno antwortete ihm:

»Eure Exzellenz haben sich geirrt, wenn Sie mir tausend Dukaten für fünfzig Besuche schicken. Mein festes Prinzip ist, für meine Besuche nicht mehr als drei Piaster zu nehmen, selbst wenn ich sie dem König gemacht

hätte. Fünfzig Besuche zu drei Piaster betragen hundertundfünfzig Piaster. Indem ich die Ehre habe, Ihnen den Überschuß zurückzusenden, zeichne ich usw. usw.

Cotugno.«

Nicht so war es mit dem Doktor Gatti, der ebenso habsüchtig als Cotugno uneigennützig war. Er war einer der eifrigsten Verbreiter der Blatterimpfung und hatte in Paris damit ungeheure Summen verdient. Sir William war aus zwei Gründen der bevorzugte Freund dieses Doktor Gatti – erstens wegen unserer Tafel, die er gut fand, und zweitens wegen unserer Equipagen, über die er nach Gutdünken verfügte. Ganz im Gegensatz zu Cotugno, welcher sich viel mit der armen Volksklasse beschäftigte, erklärte Doktor Gatti laut, daß er sich nicht einmal herablassen würde, Leute zweiten Ranges in Behandlung zu nehmen, überhaupt schien er sich fest vorgenommen zu haben, Cotugnos Antipod zu sein, denn er nahm nie ein wissenschaftliches Werk zur Hand, sondern las nur Flugschriften und Zeitungen. Anstatt wie sein berühmter Kollege seine Unabhängigkeit bei den Großen zu wahren, war er diesen gegenüber der kriechendste Schmarotzer. Er behauptete, die zwei glücklichsten Nationen der Welt seien die neapolitanische und die spanische, weil König Ferdinand und König Carl der Dritte so leidenschaftliche Freunde der Jagd wären, daß sie nicht Zeit hätten, sich mit ihren Untertanen zu beschäftigen, und weil jedes Volk, dessen Monarch sich nicht um dasselbe bekümmere, auf dem besten Wege zum vollkommenen Glück sei.

In dieser letzteren Beziehung glaube ich, daß Sir William sich ein wenig der Meinung des Doktor Gatti zuneigte, denn er verdankte die Gunst, in welcher er bei Ferdinand stand, ausschließlich seiner Leidenschaft für die Jagd und seiner Geschicklichkeit bei Ausübung derselben.

Am Morgen nach seiner Ankunft schrieb der König ihm eigenhändig:

»Kommen Sie schnell, mein lieber Hamilton, um mit mir in Caserta auf die Jagd zu gehen. Ich habe seit Ihrer Abreise nicht einen einzigen guten Tag gehabt. Sie hatten mir mein Glück, mitgenommen; ich hoffe, daß Sie es auch wieder zurückgebracht haben.

Ihr wohlgeneigter

Ferdinand B.«

Der dritte vertraute Freund unseres Hauses außer dem diplomatischen Korps war der Marquis del Basto, welcher in gerader Linie von dem abstammte, welchem Franz der Erste seinen Degen übergeben, welchen er dem Connetable von Bourbon nicht einhändigen wollte.

Der Marquis del Basto stammte aus dem Hause Avalos, einem der bedeutendsten Italiens. Er hatte hunderttausend Dukaten oder fünfhunderttausend Franks jährliche Rente. Ein solches Vermögen, das in England sehr häufig vorkommt, ist in Italien etwas sehr Seltenes. Der Degen Franz des Ersten wird, wie man versichert, noch jetzt in dem Schatz des Hauses Avalos aufbewahrt. Sir William empfing auch häufig den Herzog von Termoli, der aus einer genuesischen Familie stammte, welche schon seit langer Zeit sich in Neapel niedergelassen hatte. Der Herzog von Termoli war Oberstallmeister des Königs und Sohn des Herzogs von San Nicandro. Dieser letztere Titel war aber weit entfernt, von ihm beansprucht zu werden. In der Tat hatte der Herzog von Nicandro, welcher, die einen behaupteten infolge von Intrigen, die andern durch Geld, zum Gouverneur des Königs ernannt worden, den König so schlecht erzogen, daß dieser oft in seinen Anwandlungen von Zorn über sich selbst, wenn er sich so unwissend fand, zu dem Herzog von Termoli sagte: »Dein Vater ist Schuld an meinem Unglück und an dem meiner Untertanen. Ich bin aber zu gerecht, um es dich entgelten zu lassen, daß dein Vater einen Esel aus mir gemacht hat.«

Allerdings hörte ich mehr als einmal selbst Ferdinand die Erziehung beklagen, die er genossen, und dem Herzog die Unwissenheit Schuld geben, die den König in dieser Beziehung nur wenig über den ersten besten Lazzarone stellte. Übrigens sagte die Königin, welche sich der Unwissenheit ihres Gemahls schämte, dieselbe aber auch zugleich benutzte, um ihn von den Geschäften fernzuhalten und alles in ihren Händen zu konzentrieren, mir oft, nicht der Herzog von San Nicandro sei es, den man für diese verfehlte Erziehungsweise verantwortlich zu machen habe, sondern vielmehr der Minister Tanucci, welcher den Herzog von San Nicandro eben wegen seiner bekannten Unfähigkeit gewählt und ihm

empfohlen, den jungen Prinzen in der Unwissenheit zu erhalten, damit er später als König unfähig sein möchte, irgendeinen Teil der Administration des Königreichs zu überwachen, und damit er dieselbe gänzlich den Händen seines Ministers überließe. Es lag hierin viel Wahres, dennoch aber durfte man der Königin nicht unbedingt glauben, wenn sie von dem alten toskanischen Minister sprach, den sie nicht leiden konnte, weil er Carl dem Dritten, dem er sein Glück verdankte, ergeben, den spanischen Einfluß repräsentierte, während sie als Tochter und Schwester eines Kaisers den österreichischen vertrat. Man ging zu jener Zeit, indem man den Haß Karolinens gegen alles, was spanisch oder französisch war – einen Haß, der sich auch auf ihren Gatten und ihre Söhne erstreckte – und ihre Sympathie für das, was österreichisch war, übertrieb, sehr weit. Man behauptete sogar, sie habe ein antieheliches, antimütterliches und antinationales Komplott geschmiedet, um das Königreich beider Sizilien mit Österreich zu vereinigen, dem es infolge des Friedens von Utrecht angehört und dessen Händen es wieder durch die Eroberung Carl des Dritten im Jahre 1731 während des großen Krieges zwischen Frankreich und Österreich entrissen worden, und ich muß heute, wo die königliche Gunst und Freundschaft mich nicht mehr blenden, gestehen, daß die Königin in diesem Punkte Grund zu dergleichen Verleumdungen gab. In der Tat habe ich niemals begreifen können, woher die Antipathie der Königin von Neapel gegen ihre Söhne kam, während sie dagegen große Schwäche für ihre Töchter zeigte. Diese Antipathie gab sich unter dem Vorwand einer notwendigen Disziplin, bald um die Erziehung der jungen Prinzen zu regeln, bald um ihrem Charakter die nötige Richtung zu geben, durch wahrhaft grausame und dabei zwecklose Züchtigungen kund, und ihre Mutter flößte ihnen eine Furcht ein, welche etwas Übertriebenes hatte. Niemals habe ich in ihrer Gegenwart diese armen kleinen Prinzen lächeln sehen, bei dem mindesten Geräusch zitterten sie, und so bald sie die Stimme der Königin hörten, flüchteten sie sich instinktartig in die Arme ihres Vaters.

Das älteste der königlichen Kinder starb in einem Alter von sieben oder acht Jahren gegen das Jahr 1778, infolge einer allmählichen Abzehrung, welche die Feinde der Königin der schlechten Behandlung beimaßen, deren Opfer der kleine Prinz gewesen. Als er wirklich krank ward, begann die Königin sich über die Ursachen und die Beschaffenheit seiner Krankheit mit den Ärzten zu besprechen, während ihr Gemahl, der nie einen Versuch

machte, sich über seine Unwissenheit, die er offen eingestand, erheben zu wollen, sich damit begnügte, daß er weinte. Als der junge Prinz endlich starb, verdoppelten sich die Tränen des Königs, Maria Karoline aber wiederholte – so versicherte man – bloß die Worte jener spartanischen Mutter: »Als ich ihn zur Welt brachte, wußte ich, daß er einmal wieder sterben würde.« Während meines Aufenthaltes am Hofe von Neapel war ich auch Zeuge des Todes des Prinzen Don Alberto. Derselbe starb sogar in meinen Armen und auf meinen Knien, denn er war von den jungen Prinzen der, welcher mir der liebste war. Ich werde diesen Todesfall zu seiner Zeit erzählen und will hier bloß sagen, daß derselbe, wie mir schien, eher den Haß der Königin gegen die Franzosen und Republikaner verdoppelte, als in ihrem Herzen die Liebe erweckte, welche die Mutter am Grabe ihrer Kinder blutige Tränen weinen läßt. Der einzige Sohn, welchen die Königin zu lieben schien, war der Prinz von Salerno, der, ich glaube, im Jahre 1790 geboren war und den die Königin an ihr Herz gedrückt hielt, während der Prinz Alberto in meinen Armen starb. Diesem Prinzen von Salerno hätte sie alle übrigen geopfert, gleichwohl aber – obschon ich eine solche Ruchlosigkeit niemals glauben werde – sagt man, daß sie im Jahre 1812, wo der Prinz in Palermo sich zu der englischen Partei und den englischen Ideen hinzuneigen schien, ihm nach dem Leben trachtete, indem sie ihn durch eine Tasse Schokolade zu vergiften suchte. Dem Gerücht nach ward der Prinz von der ihm drohenden Gefahr durch seinen Kammerdiener Carlomagno Viglio gerettet. Wahrscheinlich war dies auch der Grund der sonst unerklärlichen Gunst in welcher dieser Mann bei seinem Herrn stand und die ihn mächtiger machte als irgendein Mitglied seiner Familie, als irgendeinen Günstling, als irgendeinen Minister.

Das öffentliche Gerücht behauptete demgemäß, daß Karoline ihren Bruder Joseph den Zweiten ihren Kindern vorzöge und die Interessen der österreichischen Monarchie über die Interessen des Königtums der beiden Sizilien stellte. Übrigens werde ich das, was ich gesehen, mit derselben Aufrichtigkeit erzählen, womit ich das erzählt habe, was mir selbst begegnet ist. Der Leser wird dann aus den Tatsachen die Schlußfolgerungen ziehen, die ihm angemessen erscheinen.

37. Kapitel.

Sir William Hamiltons Haus war im Augenblicke unserer Ankunft in Neapel nicht darauf vorbereitet, eine Frau zu empfangen. Es war das ausschließlich der Geologie, der Numismatik und der Bildhauerkunst gewidmete Museum eines Gelehrten und eines Altertumforschers. Man mußte erst mitten in der Vergangenheit und der toten Natur einen Platz für die Gegenwart und die lebende Natur schaffen. Ich muß Sir William die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er mir zu keinem seiner Schätze den Zutritt verwehrte. Ich wählte demgemäß in der umfangreichen ersten Etage des von der englischen Gesandtschaft bewohnten Hotels drei Zimmer, um meine Privatwohnung hier einzurichten, ohne daß er der Lava des Vesuvs, den Medaillen der Cäsaren und den Bruchstücken von Apollo und Venus gestattet hätte, Einspruch dagegen zu tun. Übrigens ist, wie ich gestehen muß, meine angeborene Koketterie so groß, daß ich selbst allen diesen Altertümern mit Einschluß unserer alten Gelehrten den Hof machen wollte. Nach Verlauf von einem Monat hätte ich ohne Katalog die vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Sorten Lava bezeichnen, einen von Cäsar selbst von einem unter Hadrian geschlagenen Cäsar unterscheiden und nach einem einzelnen Bruchstück eine ganze Statue rekonstruieren können. Sir William war außer sich vor Freude, als er mich mit solcher Leichtigkeit auf seine Geschmacksrichtungen eingehen und mich in seine Lebensweise als Archäolog und Altertumsforscher finden sah. Daran gewöhnt, bei Lord Greenville, einem der fashionabelsten Kavaliere Englands, die Honneurs zu machen, hatte ich nichts zu lernen, um Sir Williams Salon auf gleichen Fuß mit den elegantesten Salons von Neapel zu stellen, denn dieses stand in dieser Beziehung weit hinter London zurück.

Nun hielt ich es, um den Enthusiasmus meiner Bewunderer noch höher zu steigern, für geraten, meine mimischen Talente geltend zu machen. Da die meisten unserer Gäste Italiener waren, so hielt ich es nicht für rätlich ihnen Szenen aus Shakespeare vorzuführen. Ihr schwächlicher Magen hätte diese solide Nahrung nicht zu ertragen vermocht. Ich begnügte mich daher mit plastischen Attitüden und führte, indem ich an einem und demselben Abend den jüdischen Mantel gegen das griechische Peplum, den türkischen Turban gegen das asiatische Diadem vertauschte, ihnen Judith, Aspasia, Roxelane und Helena vor. Auch riskierte ich den ersten Pas jenes Shawltanzes, der später nicht bloß in Neapel, sondern auch in Paris, London, in Wien und in Petersburg einen so wunderbaren Erfolg hatte. Bald war in der Hauptstadt

des Königreichs beider Sizilien von nichts weiter die Rede als von der Wunderdame, welche Sir William Hamilton aus London mitgebracht. Alle ausgezeichneten Männer von Neapel, selbst einige Frauen, baten um die Ehre, in der englischen Gesandtschaft empfangen zu werden. Zu meiner großen Demütigung und zu Sir Williams großem Erstaunen aber sahen wir keine Gesamteinladung vom Hofe an uns ergehen. Sir William war immer noch der Jagd- und Fischfanggenosse des Königs. Nur selten begleitete er ihn auf dem einen oder dem andern dieser Ausflüge, ohne ihm von mir zu erzählen und mein Lob zu preisen. Der König wünschte ihm Glück, eine so schöne, so ausgezeichnete und so kenntnisreiche Frau zu besitzen, dabei aber blieb die königliche Courtoisie stehen. Ebenso wußte ich, daß man mehrmals der Königin Maria Karolina von mir gesprochen. Stets aber hatte sie dann die Konversation fallen lassen, oder dieselbe auch mit auffallender Affektation vermieden.

Man gab mir den Rat, der Königin einmal wie zufällig in den Weg zu kommen. Die Sache war leicht. Die Königin promenierte oft mit den jungen Prinzessinnen, ihren Töchtern, in den Gärten von Caserta, zu welchen der Zutritt, ohne öffentlich zu sein, Leuten vom Stand und zuweilen selbst durch die Protektion untergeordneter Offizianten, Leuten aus dem Volk offen stand, welche eine Bitte anzubringen hatten. Ich bat Lord Hamilton, bei der ersten Gelegenheit, wo er sich nach Caserta begäbe, mich mitzunehmen, weil ich die Gärten zu sehen wünschte, die man mir als sehr schön geschildert. Wahrscheinlich ahnte Sir William die Hauptursache meines Verlangens, und da die Art Verachtung, welche man mir bewies, ihn mehr schmerzte als mich, so war es ihm selbst nicht unlieb, wenn eine angenehme oder unangenehme Tatsache Anlaß zu einer Erklärung gäbe. Eines Tages, als er dem König aus dem Kabinett von Saint-James eingetroffene Depeschen mitzuteilen hatte, machten wir uns demgemäß auf den Weg nach Caserta. Sir William hatte hier ein Zimmer, wo er ausruhen konnte, so lange es ihm beliebte, und wo er von den Leuten des Königs bedient ward. Vor seiner Reise nach England hatte er von dieser Vergünstigung oft Gebrauch gemacht, seit meiner Ankunft in Neapel aber hatte er, obschon er häufig in Caserta gewesen, dort noch niemals übernachtet. Als Sir William seine Depeschen mitgeteilt, ward er vom König eingeladen, auf dem Schlosse zu bleiben, um ihn den nächstfolgenden Tag auf einer großen Jagdpartie zu begleiten. Sir William

schützte meine Anwesenheit in Caserta vor, der König aber antwortete ihm: »Nun, haben Sie hier nicht Ihre Wohnung? Wenn Lady Hamilton etwas bedarf, so möge sie nur befehlen. Meine Diener werden ihr gehorchen, als ob sie die ihrigen wären.« Damit war alles gesagt.

Da dieser Aufenthalt in Caserta mit meinen Projekten übereinstimmte, so nahm Sir William in seinem und meinem Namen die Einladung an und fragte den König bloß, ob er etwas dagegen habe, daß ich in dem Garten spazieren ginge. Der König zuckte die Achseln, was bedeutete, daß die Frage überflüssig sei. Sir William kam wieder zu mir und erzählte mir alles, was geschehen. Bei dem Diner trug der Lakai, indem er gewisse Weine auf den Tisch setzte, Sorge zu sagen: »Aus dem Keller des Königs.« Beim Braten und indem er uns einen prachtvollen Fasan vorsetzte, bemerkte der Lakai ebenfalls: »Von der Jagd des Königs.« Es war augenscheinlich, daß Sir William der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeiten von seiten des Königs war. Ebenso augenscheinlich aber war, daß diese Aufmerksamkeiten sich nicht bis auf mich erstreckten.

Am Abend ward Sir William zum Kartenspiel beim König eingeladen. Da aber in dieser Einladung nicht von mir die Rede war, so blieb er unter irgendeinem Vorwand weg und ließ sich entschuldigen. Man tat als sei man mit dieser Entschuldigung zufrieden. Am nächstfolgenden Morgen bei Tagesanbruch ward im Namen des Königs an Sir Williams Tür gepocht. Seine Majestät brach stets sehr zeitig auf und liebte, wie sein Ahnherr Ludwig der Vierzehnte, nicht zu warten. Sir William fühlte sich durch diese Art und Weise, auf welche man seine Vermählung wie nicht geschehen betrachtete, tief gekränkt. Er sagte zu mir, wenn mein Plan, der Königin zu begegnen, gelänge, und ich mich dann zu beklagen haben glaubte, so solle ihn dann nichts mehr in Neapel zurückhalten, weder der Umstand, daß er seit zwanzig Jahren hier eingewohnt sei, noch seine Liebe zu Altertümern, noch das Klima, welches für seine Gesundheit sehr zuträglich sei. Er wollte dann den König Georg um seine Zurückberufung oder um seine Versetzung an irgendeinen andern, von mir selbst zu bezeichnenden Hof bitten.

Ich machte eine sehr einfache Toilette. Ich versuchte keinen meiner Vorzüge geltend zu machen. Einer auf ihre Schönheit eifersüchtigen Königin darf man nicht dadurch den Hof machen wollen, daß man selbst

allzu schön erscheint. Mein Stolz hatte mir schon mehr als einmal zugeflüstert, daß die Königin, weil sie nicht mehr in der Blüte der Jugend stand, meine Nähe wahrscheinlich fürchtete. Die Fenster von Lord Hamiltons Wohnung gingen auf die Gärten. Von diesen Fenstern aus konnte man die Königin hereinkommen sehen. Ich wußte, daß sie nach dem Frühstücke von zehn bis elf Uhr mit den jungen Prinzessinnen hier einen Spaziergang machte. Ein Viertel auf elf sah ich sie auch wirklich erscheinen, begleitet von dreien ihrer Töchter, der Prinzessin Maria Theresia, siebzehn Jahre alt, welche das nächste Jahr Erzherzogin und zwei Jahre später Kaiserin von Österreich werden sollte, von der Prinzessin Marie Louise, sechzehn Jahre alt, die ein wenig später Großherzogin von Toskana ward, und der Prinzessin Marie Amalie, die erst sechs Jahre zählte. Außer diesen drei Prinzessinnen waren noch da: die Prinzessin Maria Christina, neun Jahre alt, welche Königin von Sardinien ward; die Prinzessin Marie Antoinette, fünfthalb Jahre alt, welche Prinzessin von Asturien ward; die Prinzessin Marie Clotilde, zwei Jahre alt, welche im Jahre 1792 sterben sollte, und Marie Henriette, die noch in der Wiege lag und ihre Schwester nur um einige Monate überlebte.

Der Augenblick war da, wo ich meinen Plan in Ausführung bringen mußte. Die Königin und die Prinzessinnen gingen ein Stück in den Garten hinein; die zwei größeren gingen neben ihrer Mutter her, und die jüngere, Maria Amalie, sprang voran, pflückte Blumen und versuchte Schmetterlinge zu fangen.

Ich nahm ein Buch in die Hand, und ging in den Garten hinunter. Ich tat, als ob ich läse. Dies gestattete mir zu sehen, ohne daß es so aussah. Ich machte einen Umweg, so daß ich der königlichen Familie erst am andern Ende des Gartens begegnete. Ich wollte, daß die Königin glaubte, nur der Zufall habe mich ihr in den Weg geführt. Dann, indem ich diese Begegnung zugleich wünschte und fürchtete, verlangte ich nichts mehr, als einige Augenblicke zu haben, um mich darauf vorzubereiten. Ich betrat die Allee, welche mich unfehlbar mit der Königin zusammenführen mußte. Ich hatte die Augen auf mein Buch geheftet, aber es wäre mir unmöglich gewesen, auch nur den Titel dieses Buches zu nennen. Ich sah die Buchstaben, ohne daß dieselben meinen Gedanken einen Sinn darboten. Meine Gedanken waren anderwärts. Mein Herz schlug mit seltsamer Heftigkeit. Plötzlich an der Ecke einer

Allee sah ich, kaum fünfundzwanzig bis dreißig Schritte, die Königin vor mir. Die kleine Prinzessin Amalie, welche ihrer Mutter immer noch voransprang war nur noch zehn Schritte von mir entfernt. Ich tat, als bemerkte ich nichts, als wäre ich in meine Lektüre versunken. Ich hatte allemal noch Zeit, die Augen aufzuheben und eine ehrerbietige Überraschung zu heucheln. Man weiß, wie gut ich alle Gefühle auszudrücken und die zartesten Nuancen dieser Gefühle durch Mienen und Gebärden zu erkennen zu geben verstand. Ein Vorfall bewog mich jedoch, die Augen eher von meinem Buche aufzuheben, als ich eigentlich wollte. Die kleine Prinzessin Amalie kam auf mich zugesprungen, nahm eine Blume aus ihrem Strauß und bot mir dieselbe. Dies war eine gute Vorbedeutung. Ich richtete den Kopf empor. Ich schien jetzt erst das königliche Kind ebenso wie seine Schwestern und die Königin zu sehen, und indem ich eine tiefe Verbeugung machte, schickte ich mich an, die mir dargebotene Blume anzunehmen. In diesem Augenblicke aber rief die Königin, wie selbst durch meine Nähe überrascht, in lautem Tone zweimal »Amalie! Amalie!« Die Kleine, welche in der Stimme ihrer Mutter jenen gebieterischen Ton erkannte, den sie so gut dareinzulegen wußte, drehte sich erschrocken um, lief mit ihrem unversehrten Blumenstrauß auf die Königin zu und ehe ich mich von meiner Überraschung erholt, hatte Maria Karoline ihre Tochter bei der Hand genommen, sie in eine Seitenallee hineingestoßen und war dann selbst mit den beiden großen Prinzessinnen eingebogen, indem sie auf diese Weise tat, als ob sie mir den Weg freilassen wollte. Ich empfing den Stoß mitten ins Herz. Tränen traten mir in die Augen. Ich kehrte sofort auf mein Zimmer zurück, gab Befehl, den Wagen anzuspannen und reiste nach Neapel ab, indem ich an Sir William die Worte zurückließ: »Machen Sie sich keine Sorgen wegen meiner Gesundheit, dieselbe hat mit meiner Abreise nichts zu schaffen. Ich habe geglaubt, Caserta verlassen zu müssen. Wenn ich Ihnen erzählen werde, was geschehen ist, so werden Sie, hoffe ich, meine Handlungsweise billigen. Ihre Emma.« Zwei Stunden später war ich wieder in Neapel im Gesandtschaftshotel, und nachdem ich die Pferde wechseln gelassen, schickte ich den Wagen nach Caseita für Sir William zurück.

38. Kapitel.

Abends um sieben Uhr kam Sir William an. Als er von der Jagd zurückgekehrt, hatte er mich abgereist gefunden, und obschon der König ihn mit eigenem Munde zur Tafel geladen, Caserta verlassen, nachdem er dem König sagen lassen; daß ein unerwarteter Umstand ihn nötigte, nach Neapel zurückzukehren. Sir William ahnte, was geschehen sei. Ich brauchte ihm bloß die Einzelheiten zu erzählen. Ich muss ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er sich durch diesen Schimpf noch tiefer verletzt fühlte als ich. Er erbot sich mit mir noch diesen selben Abend Neapel zu verlassen, ohne auch nur Abschied zu nehmen. Dies aber hätte zurückweichen, dies hätte das Feld räumen, dies hätte die Niederlage eingestehen heißen. Das war es aber nicht, was ich wollte. Ich wollte siegen. Ich wollte vorgestellt sein, ich wollte am Hofe empfangen werden, wie dies als Gattin des Gesandten von England mein Recht war. Ich wollte auch hier die Erfolge haben, die ich überall gehabt, wo ich sie gewollt hatte, ich wollte mich endlich an dieser insolenten Königin rächen, indem ich ihre Höflinge selbst zwang zu sagen, daß ich nicht bloß schöner, sondern auch intelligenter und geistreicher wäre als sie. Ich bestand daher darauf, daß Sir William von dem König selbst eine Erklärung in bezug auf das verächtliche Benehmen der Königin verlangte. Wenn ich heute bedenke, zu welcher hochmütigen Verblendung mein unerwartetes Glück mich verleitet, so erstaune ich über meine Kühnheit selbst.

Sir William zögerte keinen Augenblick, meinem Willen nachzugeben. Er hegte für mich eine so wahnsinnige Anbetung, daß er über das Benehmen der Königin gegen mich ebenso erstaunt zu sein schien, als ich es war.

Er reiste wieder nach Caserta, begab sich sofort zum König, brachte die Frage offen zur Sprache und gab ihm zu verstehen, daß sein künftiges Verweilen von der Art und Weise abhängen würde, auf welche man sich gegen mich benähme. Der König liebte Sir William sehr, nicht um Sir Williams, sondern um seiner selbst willen. Dieser durch und durch egoistische Fürst war einmal so. Lord Hamilton war ein guter Fußgänger, ein guter Jäger, ein guter Reiter, ein geistreicher und heiterer Gesellschafter. Seit vielen Jahren war der König an seine Nähe gewöhnt, und diese würde ihm gefehlt haben. Übrigens begann der politische Horizont sich im Westen auch zu trüben. Der König von Neapel begriff, so wenig er auch in den Geschäften bewandert war, sehr wohl, daß Sir William, der Milchbruder des

Königs von England, der Jugendgespiele Georgs des Dritten, ihm im Falle eines wahrscheinlichen Bruches mit Frankreich bei dem Kabinett von St. James eine mächtige Stütze sein konnte. Er nahm daher die ihm gemachte Eröffnung mit vollkommener Freundlichkeit auf und mit jenem gutmütigen Ton, der bei ihm zuweilen natürlich, zuweilen erheuchelt, aber in dem gegenwärtigen Falle so gut gespielt war, daß man das Spiel unmöglich bemerken konnte, sagte er: »Mein lieber Lord, wissen Sie, welches Gerücht hier umläuft?« – »Nein, ich hoffe aber, daß Ew. Majestät mir die Gnade erzeigen will, es mir mitzuteilen.« – »Nun,« fuhr der König fort, »das Gerücht behauptet, Sie wären nicht gesetzlich vermählt.«

Sir William hatte dies vorausgesehen. Er zog aus seiner Tasche das Zertifikat des protestantischen Geistlichen und überreichte es dann dem König. »Hier, Sire,« sagte er, »ist meine Antwort.« Der König las das Zertifikat und drehte es mit einer gewissen Verlegenheit mehrmals herum. »Ich sage Ihnen,« fuhr er dann fort, »nichts Neues, wenn ich bemerke, daß man in Neapel sehr boshaft ist. Wollten Sie auch dieses Zertifikat an allen Ecken anschlagen lassen und ich durch ein Edikt den Einwohnern befehlen, ihm Glauben beizumessen, so wäre man doch noch imstande, daran zu zweifeln, während, wenn Ihre Vermählung am Hofe anerkannt wäre, wenn Sie Lady Hamilton dem König Georg dem Dritten vorgestellt hätten – was Ihnen bei dem Fuße, auf welchem Sie mit ihm stehen, sehr leicht sein müßte – man unmöglich länger leugnen könnte. Wie kommt es, daß Sie nicht daran gedacht haben?« Sir William betrachtete den König mit seinem durchdringendsten Blick, aber es war ihm unmöglich, die Maske zu durchschauen. Ferdinand verstand sich auf ein gewisses gutmütiges Mienenspiel, welches ihn, den schlauen und verschmitzten, als den naivsten aller Menschen erscheinen ließ. »Es ist gut, Sire,« antwortete Sir William. »Sie geben mir einen Urlaub, nicht wahr?« – »Ja, aber nur ungern, denn ich möchte nicht, daß ein so vortrefflicher Gesellschafter wie Sie mich auch nur auf einen einzigen Tag verließe. Wenn Sie es aber, besonders um einer so wichtigen Angelegenheit willen und um Ihrer Vermählung Anerkennung zu verschaffen, wünschen, so sehen Sie wohl ein, daß ich mich nicht weigern kann.« – »Dann brauche ich also bloß nach London zu schreiben, damit meine Ankunft nicht allzu sehr überrasche.« – »Warten Sie! Auch diesen Aufenthalt kann ich Ihnen ersparen.« – »Eure Majestät würden mir dadurch einen großen Dienst leisten.« – »Wohlan, die Briefe, die ich von meinem

Schwager, dem Kaiser von Österreich, und von meinem Schwager, dem König von Frankreich, erhalte, können als so wichtig betrachtet werden, daß sie ohne Verzug Mr. Pitt mitgeteilt werden müssen. Ich sage Mr. Pitt, weil bei Ihnen es so ziemlich ist wie hier. Der König ist nichts, der Premierminister dagegen alles, sonst würde ich sagen, dem König Georg dem Dritten. Wohlan, ich werde Ihnen die Urschriften dieser Briefe anvertrauen und Ihnen einen eigenhändigen Brief an meinen Bruder, den König von Großbritannien, mitgeben. Indem Sie auf diese Weise die Mission, womit ich Sie bei ihm beauftrage, vollziehen, werden Sie zugleich Ihre eigenen Angelegenheiten besorgen.«

Besser konnte Sir William es sich nicht wünschen. Er empfing sofort die Briefe, welche er dem König von England und dessen Minister mitteilen sollte, und noch denselben Abend reisten wir auf einem leichten Schiffe der königlichen Marine, welches zu unserer Verfügung gestellt worden, nach Livorno ab. Auf der Durchreise durch Florenz sollte Sir William einen Brief an den Großherzog Leopold abgeben. Von Florenz aus sollten wir unsere Reise mit Postpferden weiter fortsetzen, während die königliche Felucke in Livorno unsere Rückkehr erwartete. Es war als ob die Witterung mit unseren ungeduldigen Wünschen übereinstimmte. Wir hatten fortwährend günstigen Wind, und machten die Überfahrt in drei Tagen. Sir William vollzog seinen Auftrag bei dem Großherzog Leopold, den er über die Wendung, welche die Dinge in Frankreich nahmen, sehr unruhig fand. Alles ging hier einer nahen Revolution entgegen, und die ersten Ereignisse des Jahres 1789, bei welchem wir angelangt waren, verrieten, daß diese Revolution eine sehr ernste sein, und in der ganzen übrigen Welt ihren Widerhall finden würde. Er konnte daher Sir Williams Reise nach London und den anscheinenden Zweck, welchen dieselbe hatte, nur billigen. Er war auch nicht ohne Besorgnis wegen seines Bruders Joseph des Zweiten, Kaisers von Deutschland, dessen Gesundheit immer unsicherer und schwächer ward. »Wir werden sehen,« sagte er, »wie unser Schwager Ferdinand der Vierte sich aus dieser ganzen Sache ziehen wird; er, welcher behauptet, er sei so glücklich, in seinen ganzen Staaten auch nicht einen einzigen Philosophen zu ernähren.« Auf alle Fälle war er der Meinung, daß der Kaiser von Osterreich, der König von Neapel, der Papst und sämtliche Fürsten Italiens ein Schutz- und Trutzbündnis schließen und eine Art

Sanitätscordon ziehen müßten, damit die revolutionären Ideen nicht die Alpen überschritten.

Wir verließen Florenz mit der Post und kamen über den St. Gotthard in der Schweiz und den Niederlanden an, wo wir uns nach England einschifften. Wir kamen in London gerade zehn Monate nach dem Tage an, wo wir es verlassen, und stiegen in unserem Hotel in Fleetstreet ab. Noch an demselben Tage ward Sir William von dem Könige empfangen. Ich erwartete seine Rückkunft mit einer gewissen Aufregung und Unruhe. Mit meiner Wiederankunft in London war ich, sozusagen, wieder in mein vergangenes Leben eingetreten, und sah mich wieder dem Elend und der Schmach meiner ersten Jahre gegenüber. Dem König konnte irgendein Bedenken beigehen, und wenn man Sir William meine Vorstellung verweigerte, so fiel ich trotzdem, daß ich Lady Hamilton war, tiefer als je der Fall gewesen. Freudestrahlend kam Sir William wieder nach Hause. Meine öffentliche Vorstellung sollte nächstfolgenden Montag stattfinden. Der König hatte keinerlei Schwierigkeit gemacht, sondern sich gegen seinen Freund Hamilton liebenswürdiger und freundlicher gezeigt als je. Noch denselben Tag sprach Sir William den Wunsch aus, ein von Romney, der noch immer für den ersten Maler galt, gefertigtes Porträt von mir mit nach Neapel zu nehmen. Es war unmöglich, daß Sir William mein früheres Verhältnis zu Romney nicht kannte. Er war aber so wenig mein Gatte, daß es mir ganz erklärlich war, wenn er in bezug auf den großen Künstler keine Eifersucht an den Tag legte. Wir verabredeten, denselben den nächstfolgenden Morgen in seinem Atelier in Cavendish Square zu überraschen. Ich war der Courtoisie Romneys zu sicher, als daß ich nötig gehabt hätte, ihn durch einen Brief aufzufordern, in mir nur Lady Hamilton zu sehen, ja im sichern Besitz der Gewalt, welche ich über Sir William ausübte, machte ich mir ein Fest aus der Überraschung, welche mein unerwartetes Erscheinen dem berühmten Maler bereiten würde.

Da Sir William mein Porträt im Kostüm einer Odaliske zu besitzen wünschte, so legte ich meine prachtvolle türkische Kleidung an und wir stiegen in den geschlossenen Wagen, der uns nach Cavendish Square brachte, wohin wir von Sir Williams Hotel nur eine kurze Strecke zurückzulegen hatten. Ich kannte das Haus und es hatte, wie ich nicht anders sagen kann, einige meiner guten Erinnerungen bewahrt. Ohne

Romney jemals in der eigentlichen Bedeutung des Wortes geliebt zu haben, war ich ihm doch sehr zugetan gewesen, und sein Andenken taucht in meinem Geiste nie auf, ohne von dem Lächeln meiner Lippen begleitet zu sein. Er hatte immer noch denselben Kammerdiener. Dieser erkannte mich. Ich gab ihm einen Wink und deutete mit dem Auge auf meinen Gatten, der mir folgte.

Er bewies mir, daß er mich verstanden, indem er mich fragte, ob er Sir William oder Lady Hamilton anmelden sollte. Ich antwortete verneinend, indem ich erklärte, wir stünden im Begriff, seinem Herrn einen Freundschaftsbesuch, aber keine Staatsvisite zu machen und daß wir uns deshalb selbst anmelden würden. Der Diener trat auf die Seite und ließ uns passieren.

Wir traten in Romneys Hotel. Sämtliche vier Weltteile waren in Kontribution gesetzt worden, um diesen prachtvollen Tempel der Kunst zu schmücken, Trophäen vereinigten die schönsten Waffen wilder und zivilisierter Völker, die Pfeile des Indianers von Florida und die Kandschars Asiens, die Tigerfelle Bengaliens, die Löwenhäupter des Atlas, die Felle des sibirischen Bären und des persischen Panthers lagen über die Möbel gebreitet und bedeckten den Fußboden oder die Wände, deren obere Felder mit den wunderbaren Skizzen des Meisters, den wir zu besuchen kamen, geschmückt waren.

Kurz, es gab in diesem umfangreichen Raum keine Stelle, wo das Auge ruhen konnte, ohne auf einen Gegenstand zu fallen, der in materieller oder künstlerischer Beziehung von hohem Werte war. Romney war eben im Begriff, die letzte Hand an eine Erigone zu legen, welche sich mit einem Tiger auf einem Blumenteppich wälzte. Die Erigone hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit einer gewissen Emma Lyonna, eine Ähnlichkeit, welche bewies, daß diese Emma Lyonna noch nicht vollständig aus der Erinnerung des Malers entschwunden war.

Bei dem Geräusch der Tür drehte er sich nicht herum. Ohne Zweifel glaubte er, es sei bloß sein Diener, der etwas zu ordnen oder aufzuräumen habe. Ich berührte ihn mit der Hand an der Schulter. Nun drehte er sich um, erkannte mich, stieß einen Schrei aus, stand, als er meinen Gemahl erblickte, auf, verneigte sich vor mir und sagte: »Noch schöner als früher. Ich hätte es

nicht für möglich gehalten.« Dann wendete er sich zu Sir William und fuhr fort: »Empfangen Sie meine Komplimente, Mylord, und sagen Sie mir schnell, ob ich das Glück haben kann, Ihnen einen Dienst zu leisten.«

Und mit wunderbarer Courtoisie, gerade als ob er mich zum erstenmal sähe, führte er uns in seinem Atelier herum. Sir William sagte ihm, was er wünschte, – ein Porträt von mir in dem Kostüm, welches ich eben trug. Romney machte hocherfreut sofort eine große Leinwand zurecht und skizzierte seine ganze Komposition.

Wir verabredeten, daß ich alle Tage wiederkäme, um zu sitzen, und Romney versprach nach Ablauf von acht Tagen mit dem Porträt fertig zu sein. Am nächstfolgenden Tage führte Sir William mich ebenfalls nach Cavendish Square. Da er aber mehrere Geschäfte zu besorgen hatte, so ließ er mich bloß absteigen, setzte sich dann wieder in den Wagen und versprach mich in zwei Stunden abzuholen. Während dieser zwei Stunden war Romney so diskret, kein Wort zu sagen und keine Anspielung zu machen, welche an unser früheres vertrautes Verhältnis hätte erinnern können.

Er sprach mit mir von Rom und Neapel, hörte ganz besonders mich darüber sprechen und versprach uns dort einen Besuch zu machen.

Ich gestehe, daß ich mich durch eine solche Delikatesse fast verletzt fühlte. Ich begriff dieselbe, aber sie schnürte mir das Herz zusammen. Das Weib will, wenn sie auch vergißt, doch nicht vergessen werden. Sir William kam etwas später wieder, als er gesagt, so daß das Porträt dadurch gewann. Er hatte Mr. Pitt gesprochen, ihm die Briefe von der Königin Marie Antoinette und von dem Kaiser Joseph dem Zweiten gezeigt und mit ihm eine lange Unterredung über die Angelegenheiten des Kontinents gehabt. In Frankreich standen die Dinge äußerst schlecht. Kälte und Hungersnot schienen sich verschworen zu haben, um aus den Franzosen eben so viel wütende Teufel zu machen. Man sprach von Einberufung der Generalstaaten auf den 4. April. Mr. Pitt betrachtete diesen Zeitpunkt schon jetzt als den Anfang der Revolution. Sir William hatte Vollmacht erhalten, um in Neapel die Angelegenheiten Englands zu führen, wie ihm gut dünkte, natürlich immer mit gebührender Rücksicht auf die Ehre und die Interessen Großbritanniens. In Romneys Gegenwart sagte er von diesem allem nichts, sondern erzählte es bloß mir auf dem Rückwege nach unserem Hotel.

39. Kapitel.

Am nächstfolgenden Montag, dem 20. März 1789, dem Tage meiner Vorstellung bei Hofe, war keine Sitzung bei Romney. Der ganze Tag war den Zurüstungen zu dieser großen Zeremonie und ganz besonders dem Dienste meiner Toilette gewidmet. Auf meine Vorstellung sollte großer Hofball folgen. Als der König mich erscheinen sah, kam er mir mit liebenswürdiger Galanterie entgegen, bot mir die Hand und führte mich auf meinen Platz, indem er mit mir zu sprechen nur aufhörte, um sich mit Sir William zu unterhalten. Kaum hatte der König mich verlassen, so näherte sich mir der Prinz von Wales. Unwillkürlich ward mein Gemüt nun von einem einzigen Gedanken erfüllt. Ich sah mich in meinem schlichten Kostüm als Gesellschaftsfräulein auf Miß Arabellas Terrasse an dem Abend, wo sie den Prinzen von Wales empfangen. Ich sah sie wieder beide am Fenster, dann in das helle Licht zurücktretend, strahlend vor Jugend und Begierde. Ich weiß nicht, was der Prinz mir sagte. Ich weiß nicht, was ich ihm antwortete. Alle Fasern der Erinnerung enthoben meinen Geist der Gegenwart und ließen ihn rückwärts eine Reise in die Vergangenheit machen. Ich mußte dem Prinzen sehr albern erscheinen.

Dieser Abend war für mich gleichzeitig ein Abend des Stolzes und des Schmerzes; des Stolzes, denn ich hatte mein Ziel erreicht; ich war offiziell als Sir Williams Gattin am Hofe von England empfangen, kein anderer Hof konnte sich nun weigern, mich zu empfangen, und in meiner Eigenschaft als Gesandtin einer Großmacht kam ich, was den Rang betraf, unmittelbar nach den Prinzessinnen von Geblüt – des Schmerzes, weil jedes Lächeln, jeder scheele Blick, jedes ins Ohr geflüsterte Wort mir eine im Grase kriechende Verleumdung zu sein schien, welche bereit war, den Kopf emporzuheben, sobald ich mich entfernt haben würde. Sir William war ein förmliches Wunder von Ruhe und stiller Freude. Wäre ich, um sein Weib zu werden, aus dem strengsten, vergittertsten Kloster gekommen, so hätte er nicht stolzer auf mich zu sein scheinen können. Dennoch ward mir der Abend sehr lang, und obschon ich den Hofball schon vor ein Uhr morgens verließ, so war ich doch ungemein erschöpft und abgespannt.

Am nächstfolgenden Tage hütete ich mich wohl, die Sitzung bei Romney zu versäumen.

Ich fühlte das Bedürfnis, das Antlitz eines Freundes zu sehen; ich wußte, daß ich am vergangenen Abend nur Masken gesehen. Er war, wie der Diener mir sagte, wegen eines dringenden Geschäftes ausgegangen. Er ließ mich deshalb um Entschuldigung bitten und zugleich ersuchen, ihn zu erwarten. Sir William, welcher diesen Morgen wieder allerlei Geschäfte zu besorgen hatte, nahm den Wagen und ließ mich bei Romney. Ich erwartete diesen mit der größten Ungeduld. Ich sollte ihm Neuigkeiten bringen und es war mir, als wenn ich dergleichen von ihm erfahren würde. Als ich daher seinen Schritt vernahm, als ich seine Stimme in dem Nebenzimmer des Ateliers hörte, als ich die Tür sich öffnen sah, eilte ich auf ihn zu und fragte:

»Nun?«

Wahrscheinlich regte sich auch in ihm etwas Ähnliches wie in mir, denn so unbestimmt meine Frage auch war, so beantwortete er doch meinen Gedanken direkt. »Wohlan,« sagte er zu mir, »Sie haben gestern einen wahnsinnigen Erfolg gehabt. Ich bin heute morgen in der ganzen Stadt herumgelaufen, um Neuigkeiten von Ihnen zu hören, und ich habe nur wütende Frauen gesehen. Wie es scheint, sind Sie wunderschön gewesen. Man spricht von drei Herzoginnen, die vor Eifersucht krank geworden seien; andere haben, als sie gesehen, wie der König Sie auf Ihren Platz geleitet und wie dann der Prinz von Wales mit Ihnen geplaudert, sich vor Wut in die Finger gebissen und sind auf dem besten Wege, völlig überzuschnappen. Ich habe soeben das Porträt der Lady Craven skizziert, einer Engländerin von altem Schrot und Korn, welche sich kürzlich von Lord Craven nach vierzehnjähriger Ehe hat scheiden lassen. Sie ist mit auf dem Hofball gewesen und hat herzlich über die Gesichter gelacht, welche man Ihnen gezogen. Ich sagte ihr, daß ich Sie bei mir anzutreffen hoffte, und sie entgegnete mir ganz einfach: Machen Sie ihr meine Komplimente und sagen Sie ihr, sie sei das schönste Geschöpf, welches ich jemals gesehen.«

Ich ergriff Romneys Hand und drückte sie ihm mit aller Kraft. Es drängte mich, ihm um den Hals zu fallen. Er hatte mir bis in die feinsten Äderchen das göttliche Gefühl der befriedigten Rache eingeflößt.

Am nächstfolgenden Tage erstatteten alle Journale ihre Berichte über den Hofball. Einige schonten mich nicht, aber was kam weiter darauf an? Mein Prozeß der Königin von Neapel gegenüber war gewonnen. Am siebenten Tage war mein Porträt fertig, da es aber infolge der orientalischen Zutaten, womit Romney mich umgeben, mehr ein Gemälde geworden, als ein Porträt geblieben war, so bat Sir William, entzückt von dem Talent, womit es ausgeführt wurden, den Maler, die Gefälligkeit noch weiter zu treiben und sich nochmals an die Arbeit zu setzen, um ein zweites Porträt zu fertigen, welches ebenso einfach wäre, als das erste kompliziert war. Romney verlangte nichts Besseres. Er behauptete, es mache ihm so viel Vergnügen, mein Bild zu malen, daß er nie ein anderes Modell begehren möchte. An demselben Tage, wo er das erste Porträt beendete, begann er das zweite. Dieses war von wahrhaft griechischer Einfachheit. Ich war mit bloßem Kopf, von vorn gesehen, das Haupt ein wenig gegen die rechte Schulter geneigt. Mein langes aufgelöstes Haar wallte auf meine Brust herab, die durch eine Tunika von Musselin halb verschleiert war. Ein Mantel von rotem Kaschemir war über meine Schultern geworfen. Mein einziger Schmuck war ein goldener Gürtel, nach arabischer Manier ziseliert, der zugleich eine Kamee umschloß, welche Sir William Hamilton vorstellte.

Dieses zweite Porträt, welches meiner Meinung nach noch schöner war als das erste, ward in fünf Tagen beendet, es ist dies dasselbe, welches Sir William dem Lord Nelson schenkte. Dieser ließ es in seiner Kajüte auf dem »Donnerer« aufhängen. Nach seinem Tode ward es mir zurückgegeben und es bildet in der elenden Hütte, wo ich diese Memoiren schreibe, noch heute das Seitenstück zu dem seinigen. In den Tagen meiner Armut hat man mir bis zu zwölftausend Franks für diese beiden Porträts geboten, aber ich habe mich niemals entschließen können, mich davon zu trennen. Sie sollen die Aussteuer meiner Horatia sein.

Während unseres Verweilens in London gab Sir William einige Soiréen, zu welchen die ganze Gentry der Hauptstadt eingeladen ward. Einige Frauen, welche es für angemessen erachtet hatten, die Spröden zu spielen, weil sie sich auf der andern Seite der Vierzig befanden, glaubten, diese Gesellschaften nicht mit ihrer Gegenwart beehren zu sollen, von den jungen und schönen Frauen der Aristokratie aber blieb auch nicht eine einzige weg. Sir William verlangte, daß ich in diesen Soiréen einige Charakterszenen

vorführte. In der einen sprach ich demgemäß Julias Monolog, in einer andern spielte und sang ich die Nina. An diesem Abende entwickelte sich ein förmlicher Enthusiasmus, und ganz besonders Romney war wie von Sinnen. Am nächstfolgenden Tage schrieb er an einen seiner Freunde: »In meinem letzten Briefe glaube ich Dir gemeldet zu haben, daß ich bei Sir William und dessen Gemahlin dinieren würde. Am Abende versammelten sich mehrere Personen unserer ersten Gesellschaft, um Lady Hamilton singen zu hören. Im ernsten wie im komischen Fache weckte sie durch ihre Anmut, wie durch ihr Talent die Bewunderung aller, ihre Nina aber übertraf alles, was man sehen kann, und ich glaube in bezug auf das Feuer, welches sie in diese Rolle zu legen weiß, kommt keine andere Darstellerin ihr gleich. Die ganze Gesellschaft lauschte ihr mit atemloser Spannung, so einfach, so groß, so erschütternd und ergreifend ist ihr Spiel. Meine beiden Porträts wurden mit der größten Sorgfalt eingepackt und Sir William, der von dem, was er seinen »Schatz« nannte, sich nicht trennen wollte, richtete es so ein, daß wir denselben bei unserer Abreise gleich mitnehmen konnten.

Wir verließen London am 20. April. Sir William nahm aus Neugier den Rückweg über Paris. England, welches bald einen so grausamen Krieg gegen Frankreich führen sollte, war jetzt noch in Frieden mit diesem Lande und Sir William ward daher in dieser Beziehung durch nichts an der Ausführung seines Wunsches gehindert. Wir kamen am 26. April an, gerade zur rechten Zeit, um eine Emeute zu sehen. Es war die der Vorstadt St. Antoine. Sir William hatte alle mögliche Eile aufgeboten, um der Eröffnung der Generalstaaten beizuwohnen, welche am 27. stattfinden sollte. Bei unserer Ankunft erfuhr er jedoch, daß sie auf den nächstfolgenden 4. Mai verschoben war. Anstatt der Eröffnung der Generalstaaten sahen wir den Brand und die Plünderung der Magazine Réveillons.

Wir sahen die Sache gleichsam aus der ersten Loge mit an. Ohne Zweifel wußte man schon am Tage vorher, daß etwas geschehen würde, denn als Sir William abends nach Hause kam, brachte er die Erlaubnis zu einem Besuche in die Bastille mit.

Den nächstfolgenden Tag machten mir von dieser Erlaubnis Gebrauch. So wie wir uns der Bastille näherten, ward die Menge immer dichter und wir glaubten nicht, mit unserm Wagen bis zum Eingangstore durchdringen zu

können. Endlich gelang es uns, aber nicht ohne daß wir mit Geschrei und Verwünschungen begrüßt worden wären. Das französische Volk schien mir seit der Zeit, wo ich es zum ersten Male gesehen, sich sehr verändert zu haben. Der Gouverneur Delaunay, welcher bereits in Kenntnis gesetzt worden, daß der englische Gesandte und seine Gemahlin die Bastille besuchen würden, erwartete uns, um selbst die Honneurs des königlichen Schlosses zu machen. Er begann damit, daß er uns fragte, ob wir seine Gefangenen sehen wollten, wenigstens die, welche es ihm erlaubt wäre, uns zu zeigen. Ich erkundigte mich, ob es zulässig wäre, einige davon in Freiheit zu setzen. Delaunay antwortete mir, daß seine Courtoisie sich so weit nicht erstrecken dürfe.

»Dann,« sagte ich, »wenn wir nichts für diese Unglücklichen tun dürfen, so wünsche ich sie lieber nicht zu sehen.«

»Aber was wünschen Sie dann sonst zu sehen?«

»Paris von der Höhe der Türme.«

Dies ließ sich sehr leicht tun. Der Gouverneur ging mit seinem Hute in der Hand uns voran, und ließ, wie dringend ich ihn auch bat, sich doch nicht bewegen, ihn aufzusetzen. Ich fragte mich, wie ein so artiger und manierlicher Mann seinen Gefangenen gegenüber so unerbittlich oder vielmehr so habsüchtig sein könnte. Man erzählte nämlich von ihm ganz unglaubliche Beispiele von Geiz und Eigennutz. Alle Ämter der Bastille bis herab zu dem des Küchenjungen wurden von ihm verkauft und hingen von ihm ab. Mit sechzigtausend Franks Besoldung wußte er es, wie man sagte, möglich zu machen, hundertundzwanzigtausend einzunehmen. Er hatte seinen Gewinn an allem– am Holz, am Wein, an den Lebensmitteln. Die Terrasse einer Bastion war in einen Garten zum Spaziergange für die Gefangenen verwandelt worden, Delaunay aber hatte denselben für hundert Franks jährlich an einen Gärtner vermietet. Als wir oben auf den Türmen standen, schweifte unser Blick einerseits bis zum äußersten Ende des Boulevard du Temple, andererseits bis zum sogenannten königlichen Garten, gegen Westen bis Vincennes, gegen Osten bis zu den Invaliden. Erst von hier aus sahen wir ordentlich, wie zahlreich die Menge war, welche wir passiert und auf welche wir jetzt herabschauten. Diese ganze Menge drängte sich nach der Vorstadt Saint-Antoine zu. Sie schien wild aufgeregt

zu sein und einige Männer drohten im Vorbeiziehen der Bastille mit der Faust. Delaunay lachte darüber.

Ich fragte ihn, was dieses Getöse und Geschrei zu bedeuten habe. Er antwortete mir, das Volk von Paris behaupte in seiner Verblendung und Böswilligkeit, es müsse verhungern. Der Papierfabrikant Réveillon, einer jener Aristokraten des Handels – der allerschlimmsten Aristokraten, die es gäbe – habe, wie man behauptete, gesagt, der Arbeiter verdiene noch zu viel und man müsse seinen Tagelohn bis auf fünfzehn Sous herabsetzen. Man fügte hinzu, er solle mit der schwarzen Schnur des St. Michaelisordens von dem Hofe dekoriert werden, der sich auf diese Weise in ihm eines royalistischen Wählers versicherte. Die ganze Menge drängte sich nach Réveillons Magazinen. Das Geschrei, welches sie ausstieß, bedrohte den Papierfabrikanten mit dem Tode. Zum Glück hatte er sich versteckt, so daß man ihn in seinem Hause nicht fand. Binnen wenigen Augenblicken ward nun aus einer Schütte Stroh eine Puppe fabriziert. Ein Trödler brachte einen alten Rock, welchen man dem Strohmann anzog. Dann hing man ihm eine schwarze Schnur um den Hals, befestigte ihn am Ende einer Stange und trug ihn so in den Straßen von Paris herum. Der Zug bewegte sich an der Bastille vorüber, um den Strohmann auf dem Platze vor dem Stadthause zu verbrennen. Zugleich aber versprachen die Meuterer, indem sie sich entfernten, daß sie den nächstfolgenden Tag wiederkommen und das Haus in Brand stecken würden.

»Wenn Sie das sehen wollen,« bemerkte der Gouverneur in galanter Weise, »so kommen Sie morgen zur selben Stunde wieder. Die Sache wird interessant werden, glaube ich.«

»Aber,« entgegnete ich, »da diese Leute ihre Absicht ganz laut und offen aussprechen, so wird die Polizei morgen ihre Maßregeln ergreifen und sich diesem Vorhaben widersetzen.«

»O Mylady,« entgegnete Delaunay lachend, »man sieht wohl, daß Sie sich noch in England glauben, wo ein Konstabler, wenn er den Anführer der Emeute mit seinem Stabe berührt, eine Zusammenrottung von hunderttausend Mann zerstreut. Geben Sie sich keiner Täuschung hin, Mylady. Hier sind wir in Frankreich und in Frankreich bleibt das Volk, wenn es sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, nicht auf halbem Wege

stehen. Erzeigen Sie mir die Ehre, morgen mit mir zu frühstücken. Ich werde einen Mann als Schildwache auf die Türme postieren, damit wir sofort benachrichtigt werden, wenn das Schauspiel beginnt, und ich verspreche Ihnen zum Dessert eine Szene, wie man dergleichen nicht alle Tage sieht.« Ich sah Sir William an. Er las in meinen Augen den Wunsch, Zeugin der Ereignisse des morgenden Tages zu sein, und da er nie etwas anderes wollte, als was ich wollte, so sagte er: »Herr Gouverneur, abgesehen von dem Frühstück, nehmen wir Ihr freundliches Anerbieten an.« Der Gouverneur verneigte sich. »Unglücklicherweise,« entgegnete er, »sind die Anerbietungen von der Art, daß sie sich nicht voneinander trennen lassen. Es bietet sich mir Gelegenheit, einen der ersten Gelehrten der Welt und die schönste Frau Englands an meiner Tafel zu empfangen, und diese Gelegenheit werde ich mir nicht entgehen lassen.« Ich fühlte mich angenehm geschmeichelt und bewunderte zugleich diese französische Galanterie, welche wie eine natürliche Blume sogar aus den Steinritzen eines Gefängnisses hervorsproßte. »Wohlan, Herr Gouverneur,« antwortete ich, »ich nehme Ihre freundliche Einladung im Namen meines Gatten und in dem meinigen an, aber nur unter einer Bedingung.«

»Eine von Ihnen, Mylady, gestellte Bedingung ist schon im voraus angenommen, bestünde sie auch darin, daß Sie die Schlüssel zur Bastille ausgehändigt verlangten. Nennen Sie die Bedingung.« – »Sie werden uns die gewöhnliche Kost der Gefangenen auftragen lassen, damit mich etwas daran erinnert, daß ich in einem Gefängnis frühstücke.« – »Auch in diesem Punkt kann ich Sie zufriedenstellen, Mylady, und verspreche Ihnen Gefangenenkost.« – »Auf Ihr Ehrenwort?« – »Auf Edelmannsparole.« – Ich reichte dem Gouverneur die Hand. »Ich weiß« sagte ich, »daß, wenn ein Franzose dies sagt, er sich lieber umbringen lassen, als sein Ehrenwort brechen würde. Auf Wiedersehen morgen.« Mit diesen Worten nahmen wir Abschied von dem galanten Gouverneur der Bastille.

40. Kapitel.

In Erwartung des für den nächstfolgenden Tag versprochenen Schauspiels fragte Sir William mich, wo ich den Abend zuzubringen wünschte. Es versteht sich von selbst, daß ich antwortete: In der *Comédie française*. Das Theater war und blieb stets meine herrschende Leidenschaft, und wenn zur Zeit meines Elends Drury Lane nicht niedergebrannt wäre, so wäre ich höchst wahrscheinlich dort aufgetreten und vielleicht die Nebenbuhlerin einer Mistreß Siddons geworden, anstatt die einer Aspasia zu werden. Für das Heil meiner Seele und die Ruhe meines Gewissens wäre dies ohne Zweifel besser gewesen. Man gab »Berenice« von Racine. Sir William ließ eine Loge verlangen; man meldete ihm aber, daß keine mehr zu haben sei. Mitten unter Emeute und Hungersnot keine Loge mehr im Theater! Das erschien mir ganz unglaublich. Wir fragten nach der Ursache dieses Andranges.

Man antwortete uns, ein junger Tragöde, der erst seit zwei Jahren debütiere, aber stets mit dem größten und verdientesten Beifall, werde an diesem Abend zum ersten Male in der Rolle des Titus auftreten. Ich fragte wie er hieße. Sein Name war François Talma. Sir William sah, daß ich über dieses Mißgeschick ganz trostlos war. Er schrieb deshalb sofort an seinen Kollegen, den englischen Gesandten am französischen Hofe, um ihn zu fragen, ob er nicht zufällig eine auf das ganze Jahr gemietete Loge in der *Comédie française* habe.

Der Gesandte, der wahrscheinlich nicht verheiratet war, oder dessen Frau das Theater nicht liebte, antwortete, er könne zu seinem großen Bedauern Sir Williams Wunsch nicht befriedigen, denn er habe keine Loge. Ich war so außer mir, daß ich Sir William bat, unsern Wirt heraufkommen zu lassen und denselben zu befragen, ob er nicht ein Mittel müßte, wodurch eine Loge oder auch nur Plätze überhaupt, möchten es sein, was für welche es wollten, zu erlangen seien.

»Ich kenne nur ein Mittel,« sagte der Wirt, »und dies besteht darin, daß Sie an Herrn Talma selbst schreiben.« Sir William machte eine verneinende Gebärde. »Talma ist ein vortrefflicher junger Mann,« hob unser Wirt wieder

an. »Er verkehrt in der besten Gesellschaft von Paris, ist ausgezeichneter Patriot und wird sicherlich, wenn Sie sich nennen wollen, Mylord, alles, was in seinen Kräften steht, tun, um Ihnen das Vergnügen zu verschaffen, ihn zu sehen.« Sir William drehte sich nach mir herum und wußte nicht, was er tun sollte. Er sah, daß ich die Hände faltete und ihn mit flehendem Blick ansah. »Wohlan,« sagte er, »da du es einmal willst, so soll es geschehen.« Er ergriff die Feder und schrieb: »Sir William Hamilton, Gesandter des Königs von Großbritannien, und seine Gemahlin haben die Ehre, Herrn Talma zu begrüßen und ihm den Wunsch zu erkennen zu geben, ihn heute abend in der Rolle des Titus zu sehen. Alle ihre Bemühungen, sich eine Loge zu verschaffen, sind vergebens gewesen. Sie sehen sich deshalb, selbst auf die Gefahr hin, zudringlich zu erscheinen, genötigt, sich an ihn selbst zu wenden und ihn um zwei Plätze zu bitten, mögen dieselben sein, wo sie wollen, dafern sie nur von einer Dame besucht werden können.«

29. April.«

»Wollen Sie es übernehmen, diesen Brief an Herrn Talma zu befördern?« fragte Sir William unsern Wirt.

»Jawohl, es wird dies durchaus keine Schwierigkeiten machen.«

»Und Sie werden uns die Antwort zustellen lassen?«

»Damit der Auftrag richtig ausgeführt werde,« sagte unser Wirt, »werde ich selbst gehen.« Und ohne unsern Dank abzuwarten, entfernte er sich, indem er den Brief mitnahm. »In der Tat,« murmelte Sir William, als ob er es nur ungern zugestünde, »es läßt sich nicht leugnen, daß das französische Volk ein sehr artiges und höfliches ist. Wie schade, daß es auch ein so leichtsinniges ist!« Sir William war weit entfernt zu ahnen, daß die Franzosen so nahe daran waren, die gute Eigenschaft, wegen welcher er sie lobte, und den Fehler, welchen er ihnen zum Vorwurf machte, abzulegen. Nach Verlauf einer halben Stunde trat unser Wirt mit freudestrahlender Miene wieder ein. Er hielt ein Billett in der Hand.

»Sie haben eine Loge?« rief ich ihm entgegen, als ich ihn erblickte.

»Ja,« sagte er, indem er sein Billett emporhielt. »Hier ist sie.« Ich nahm ihm das Billett aus der Hand. Es standen darauf die Worte geschrieben: »Gut für meine Loge. Talma.« Und darunter: »Eingang der Artisten.« Außer mir vor Freude bemächtigte ich mich des Billetts. »Warte,« sagte Sir William zu mir; »es ist dies noch nicht alles. Titus erzeigt uns die Ehre, uns zu antworten.«

»Ah, lassen Sie sehen.«

Ich las: »Der Bürger Talma bedauert, dem berühmten Sir William Hamilton und Mylady Hamilton bloß seine eigene, auf der Bühne selbst befindliche Loge anbieten zu können. So aber, wie sie ist, offeriert er dieselbe mit dem Ausdruck seiner umfassenden Dankbarkeit dafür, daß man die Gewogenheit gehabt hat, sich seiner zu erinnern. 27. April 1789.« Es versteht sich von selbst, daß wir Schlag halb acht Uhr im Theater waren. Der Schweizer erwartete uns an der Tür, ließ uns quer über die Bühne gehen und führte uns in die Loge. Es war leicht zu sehen, daß der Mann welchem dieselbe gehörte, hier die ganze Koketterie entfaltet hatte, deren ein Künstler fähig ist. Ein großer Spiegel schmückte eine der Wände, die Möbel waren mit türkischen goldgestickten Stoffen bedeckt. Die ganze Loge erinnerte mich im kleinen an Romneys Atelier. Ich war ganz entzückt darüber, mich auf der Bühne zu befinden. Es freute mich dies zehnmal mehr, als wenn ich im Zuschauerraum gewesen wäre, selbst wenn man mir die königliche Loge zur Verfügung gestellt hätte. Mit Ungeduld erwartete ich das Aufgehen des Vorhangs. Mittlerweile aber hatte ich ein Schauspiel, welches fast noch interessanter war als das der Tragödie, nämlich das hinter den Kulissen. Alle Künstler sprachen miteinander über ihren Kollegen Talma und fragten sich, welche neue »Ausschreitung« in bezug auf das Kostüm er sich erlauben würde. Mit diesem Ausdrucke »Ausschreitung« bezeichneten sie nämlich die förmlich wissenschaftliche Arbeit, welcher Talma sich unterzog, um das Theater zur historischen Wahrheit zurückzuführen. Endlich ließ das Glöckchen sich hören, man tat die drei Schläge, der Regisseur machte Platz für die Künstler und der Vorhang ging auf. Ich gestehe, daß, als in der ersten Szene des zweiten Aktes Titus auftrat, ich einen Ruf der Bewunderung ausstieß. Es war mir, als sähe ich eine römische Bildsäule einhergewandelt kommen. Der Kopf war ganz besonders wunderschön. Das nach antiker Weise kurz geschnittene Haar,

der Lorbeerkranz, der nicht festgebundene, sondern nachlässig über die Schultern geworfene Purpurmantel, so daß dem Träger freies Spiel damit gestattet war – alles dies ließ der Physiognomie des Künstlers ein eigentümliches Gepräge, welches den Zuschauer um siebzehnhundert Jahre zurückversetzte. Die sämtlichen übrigen Darsteller sahen dagegen aus wie Masken. Die Rolle der Berenice war, so viel ich mich erinnern kann, mit einer jungen schönen Aktrice besetzt, welche Madame Bestris hieß. Sie trug das altertümliche Kostüm, Puder und Reifröcke. Als sie in der vierten Szene des zweiten Aktes auftrat und sich Titus gegenüberbefand, machte sie erst eine Gebärde der Überraschung und unterdrückte dann eine heftige Anwandlung zum Lachen. Titus ging mit nackten Armen und Beinen, während die andern Trikots und seidene Beinkleider trugen. Nichtsdestoweniger sagte sie mit dem ganzen seelenvollen Ausdruck, welchen sie dareinlegen konnte, die lange Tirade, welche fast diese ganze Szene ausfüllte. Nachdem sie jedoch den letzten Vers gesprochen, hörte sie nicht auf die Antwort des Titus, sondern betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen und murmelte:

»Aber, mein Gott, Sie haben ja keine Perücke! Sie tragen ja weder Trikot noch Beinkleider.« Talma, der mittlerweile zu Ende gesprochen, antwortete ihr leise:

»Liebe Freundin, dergleichen trugen die Römer ja nicht.«

Berenice fuhr in ihrer Rolle weiter fort, und die Zuschauer, welche von diesem leisen Zwischenspiel nichts gehört, waren zu Tränen gerührt.

Ich bog mich in den Hintergrund der Loge zurück, um ungeniert lachen zu können, während Sir William in seiner Eigenschaft als Altertumskenner wiederholt sagte:

»Er hat recht, er hat vollkommen recht. Bravo, junger Mann, Bravo! Sie sehen aus wie eine in Herkulanum oder Pompeji ausgegrabene Statue. *Perge! Sic itur ad astra!*«

Der Tragöde verneigte sich zum Zeichen des Dankes leicht nach unserer Seite. »Wer sind die Leute, die du in deiner Loge hast?« fragte Madame Bestris in mürrischem Tone, während sie immer weiter spielte.

»Es sind englische Künstler,« antwortete Talma mit einem leichten Lächeln, welches auf die Rechnung der Liebe gebracht ward, welche Titus für Berenice empfindet.

»Ja, Künstler, Herr Talma!« rief ich Beifall klatschend, »Sie haben recht, echte Künstler.« Als Titus abtrat, spendete ich doppelten Beifall, denn dieser Abgang ward von dem jungen Tragöden bewundernswürdig ausgeführt. In dem Augenblicke, wo nach Beendigung des zweiten Aktes der Vorhang hinabfiel, hörte man einen lauten Beifallssturm im Zuschauerraum. Man bog sich aus den Logen und man schrie: »Bravo!« Von unserm Standpunkt aus konnten wir nichts sehen, einige Künstler aber näherten sich dem Vorhang und lugten durch das darin angebrachte Loch. »Was gibt es? was gibt es?« fragten die andern Schauspieler diejenigen, welche so glücklich waren, durch die Öffnung schauen zu können,

»Na,« antwortete eine Stimme, »das fehlte bloß noch!«

»Was denn?«

»Der Narr von Talma findet Nachahmer.«

»Wie?« fragte einer der Schauspieler; »gibt es vielleicht im Parterre Leute, welche keine Beinkleider anhaben?«

»Nein, wohl aber gibts im Orchester einen jungen Mann, der sich wahrscheinlich im Zwischenakt das Haar hat abschneiden lassen. Er ist à la Titus frisiert und er ist es, dem man Beifall zujubelt.« Zwischen dem zweiten und dem dritten Akt ward dieses Beispiel von noch drei oder vier anderen jungen Leuten nachgeahmt. Im letzten Akte hatte Talma wenigstens zwanzig Nachahmer unter den Zuschauern. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß von diesem Abend an die Mode datierte, das Haar à la Titus zu tragen. Als nach dem fünften Akt der Vorhang fiel, ließ Sir William Hamilton, meinen Wünschen entgegenkommend, durch den Schweizer den Bürger Talma fragen, ob wir ihm einen Besuch in seiner Ankleideloge machen könnten, um uns bei ihm zu bedanken. Er ließ uns sofort antworten, es sei dies für ihn eine so große Ehre, daß er nicht gewagt habe, dieselbe zu erwarten; wenn wir ihm aber dieselbe erzeigen wollten, so würde er sie gern annehmen. Wir machten uns auf den Weg nach seiner Loge. Der Korridor

war gedrängt voll; als man aber eine Dame, welche der höhern Gesellschaft anzugehören schien, erblickte, drückte jeder sich an die Wand, so daß es uns gelang unser Ziel zu erreichen.

Titus erwartete uns an der Tür, um die Honneurs seiner Loge zu machen. Unser Erstaunen war groß, als er uns in vortrefflichem Englisch anredete und uns oder vielmehr Sir William fragte, ob er sein Inkognito beibehalten wolle oder nicht. Sir William antwortete, er habe durchaus keinen Grund, die Ehre zu verbergen, welche er sich selbst erzeige, indem er einem großen Künstler seinen Dank und seine Komplimente abstattete. Im Gegenteil wünsche er, der Gesellschaft, die sich in der Loge befände und die dem Anscheine nach der intelligenten Klasse angehöre, vorgestellt zu werden. Sir William irrte sich auch nicht. Talma stellte uns nach der Reihe den Dichter Marie Joseph Chenier, dessen »Carl den Neunten« er wieder aufnehmen wollte, Ducis, dessen »Macbeth« er studierte, den jungen Arnault, der für ihn den »Marius« gedichtet, La Harpe, der ihn quälte, seinen »Wasa« zu spielen; den Maler David, der ihm seine Kostüme zeichnete, den Chevalier Bertin, der vor fünf oder sechs Jahren sein Buch über die Liebe herausgegeben und der den nächstfolgenden Tag nach St. Domingo abreiste, wo er schon ein Jahr später sterben sollte, Parny, den man den *französischen Tibull* nannte und der im Begriff stand, seine »Eleonore« zu dichten, während sein Bruder vielleicht mit weniger Poesie, aber mit ebensoviel Witz Mademoiselle Contat sang, und endlich fünf oder sechs andere junge Leute vor, welche alle einen Namen hatten oder im Begriff standen, sich einen zu machen. Sir William hatte seinen Hof und ich hatte auch den meinigen. Die Poeten kamen zu mir, die Maler gingen zu Sir William. Er verwickelte sich mit David und Talma in eine gelehrte Diskussion über das antike Kostüm, während ich den Chevaliers Bertin und Parny Komplimente über ihre Verse machte, und sie mir mit Lobsprüchen über meine Schönheit vergalten. Sir William, der fortwährend bedacht war, mir Triumphe zu verschaffen, bereitete mir auch jetzt einen. Er ersuchte Talma, sich mit seinen sämtlichen Freunden, die sich in seiner Loge befänden, den nächstfolgenden Abend in seinem Hotel einzufinden. Wenn Talma sich dazu verstünde, Verse von Corneille, Racine und Voltaire zu deklamieren, so würde Lady Hamilton ihrerseits einige Szenen aus Shakespeare vorführen. Talma ward zugleich gebeten, seine Freunde in Kenntnis zu setzen, daß der Abend mit einem Souper schließen würde. Die

Einladung ward einstimmig angenommen und wir begaben uns nach Hause. Wir hatten, wie man sich erinnert, versprochen, uns den nächstfolgenden Morgen um zehn Uhr in der Bastille einzufinden, um mit dem Gouverneur zu frühstücken.

41. Kapitel.

Als wir nach Hause kamen, dankte ich Sir William Hamilton für den reizenden Abend, den er mich hatte verleben lassen. Die Kunst schien mir, beim Lichte besehen, immer das Ziel zu bleiben, zu welchem ich bestimmt war, und wenn ich meinem wirklichen Berufe folgen und mich dem Theater widmen gekonnt hätte, so hätte ich sicherlich einen ebenso weitverbreiteten Ruf hinterlassen, wie Mademoiselle Champmeslé oder Mistreß Siddons. Am nächstfolgenden Morgen ließ ich frühzeitig zwei Schneiderinnen kommen. Ich fertigte ihnen die Zeichnungen zu zwei Kostümen, welche ich für den Abend wünschte, zu dem Ophelias und dem Julias. Ich forderte sie auf, so viel Gehilfinnen anzunehmen, als sie wollten, damit bis um acht Uhr abends unfehlbar die beiden Kostüme fertig wären. Die beiden Schneiderinnen gaben mir ihr Wort. Ich rechnete auf dasselbe ebenso fest, wie ich am Tage zuvor auf die Edelmannsparole des Gouverneurs Delaunay gebaut, und stieg um halb zehn Uhr in den Wagen, um mich mit Sir William nach der Bastille zu begeben. Als wir jedoch den Boulevard du Temple erreichten, war die Menschenmenge so dicht, daß es uns unmöglich war, auf diesem Wege weiterzukommen. Wir fuhren deshalb durch die Rue du Temple, gewannen den Quai und fuhren dann an dem Arsenal vorbei. Auf dieser Seite war der Raum frei, denn über die Bastille ging die Emeute nicht hinaus und ergoß sich linkerseits in die Vorstadt Saint-Antoine. Der Gouverneur erwartete uns und die Tafel war mit großem Luxus hergerichtet. Er lud uns ein, ohne Verzug zu frühstücken, weil die Emeute sich bis zu Mittag wahrscheinlich zu ihrem vollen Glanze entfaltet haben würde. Gleich bei dem ersten Gange beschuldigten wir, als wir die Menge der Speisen und die Feinheit der Weine sahen, den Gouverneur, daß er seinem Wort untreu geworden, weil er uns nicht die Kost der Gefangenen vorsetze.

»Mylady,« antwortete Delaunay, »Sie haben mir allerdings Bedingungen gestellt, innerhalb derselben aber mir vollen Spielraum gelassen. Wir haben in der Bastille Gefangene von verschiedenen Gattungen, von Prinzen vom Geblüt an bis zu Pasquillanten. Für die Beköstigung eines Prinzen von Geblüt sind fünfzig Franks täglich festgesetzt, für die eines Marschalls von Frankreich sechsunddreißig, für die der Generale und Brigadiers vierundzwanzig, für die eines Rats fünfzehn, für die eines gewöhnlichen Richters zehn, für die eines Geistlichen sechs und endlich für die eines Pasquillanten oder Flugschriftlers drei. – »Nun und?« fragte ich, denn ich wußte nicht recht, wo er mit dieser langen Aufzählung hinauswollte. – »Nun,« hob er an, »ich traktiere Sie als Prinzen von Geblüt. Sie haben ein Frühstück wie ein gefangener Prinz, weiter nichts.« – »Dann haben wir wohl das Frühstück des Herrn von Beaufort?« fragte ich. – »Nein, da irrst du dich, liebe Freundin,« sagte Sir William, »Herr von Beaufort sitzt nicht in der Bastille, sondern in Vincennes. Herr von Condé aber hat in der Bastille gefangen gesessen.« – »Wie?« rief ich. »Dann hat er hier seine Nelken gezüchtet! Wenn noch eine davon da ist, Herr Gouverneur, so werden Sie mir dieselbe schenken.« – »Da irrst du dich abermals,« sagte Sir William »Der Condé, welcher sich zum Gärtner machte, war Ludwig der Zweite, der große Condé, und dieser war ebenfalls in Vincennes, dafern du nicht zugeben willst, daß in der Bastille geboren werden auch so viel heiße, wie als Gefangener darin sein. Heinrich der Zweite, sein Vater, ein ziemlich trauriger Gesell, saß in der Bastille.«

»Aber das muß ich gestehen!« rief der Gouverneur, »ein englischer Gelehrter weiß von der Geschichte meiner Festung mehr als ich! Wohlan, einen Toast auf den Tower von London. Möge derselbe die Könige von England immer von ihren Feinden befreien, ebenso wie die Bastille den König von Frankreich von den seinigen befreit. Ich kann Ihnen versichern, Mylord, daß der Herzog von Clarence in keinem bessern Wein ertränkt worden ist, als der ist, welchen Sie gegenwärtig trinken.«

Wir hatten eben, um dem Gouverneur Bescheid zu tun, unsere Gläser geleert, als man uns meldete, daß, wenn wir die Emeute in ihrer ganzen Schönheit sehen wollten, wir keinen Augenblick zu verlieren hätten. Der Gouverneur wollte uns noch länger bei Tische zurückhalten und versicherte uns, daß mir noch vollauf Zeit hätten. Die Neugier trug jedoch den Sieg

davon und wir bestiegen den Turm, welcher der Vorstadt St. Antoine zunächst gelegen war. Als wir diesen hohen Punkt, von wo uns keine Einzelheit entgehen konnte, erreicht hatten, sahen mir den furchtbaren Auftritt in seiner ganzen Häßlichkeit.

»Pardieu!« sagte der Gouverneur, indem er Sir William sanft an der Schulter berührte, »ich kann Ihnen nicht bloß die Plünderung von Réveillons Magazin, sondern auch Réveillon selbst zeigen.«

»Wieso?«

»Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß er gestern Morgens, weil er wohl wußte, daß es sich um nichts Geringeres handelte, als ihn aufzuhängen, zu mir kam, um mich um ein Asyl zu bitten, was ich ihm natürlich auch bewilligt habe. Sehen Sie dort jenen kleinen Mann mit dem krausen Haar, den geballten Fäusten und dem verzerrten Gesicht, welcher an dem, was vorgeht, so großes Interesse zu haben scheint und sich über die Brustwehr der Schießscharten hinausbeugt, so daß man meinen sollte, er wolle von der Mauer hinabspringen?«

»Das ist Réveillon?«

»Ja, das ist er.« Und damit wir nicht an seinen Worten zweifeln möchten, setzte der Gouverneur hinzu: »He, Herr Réveillon! Was meinen Sie zu dem, was da drüben geschieht?« Réveillon zuckte zusammen.

»Ich glaube, Herr Gouverneur,« antwortete der arme Teufel, »wenn der Hof nicht eine Emeute brauchte, um wegen der Generalstaaten Zeit zu gewinnen, so würde man mit diesem Lumpengesindel sehr bald fertig werden. Ist es nicht eine wahre Schande? Zweitausend Meuterer plündern mein Haus und werden es wahrscheinlich in Brand stecken und Herr von Bezenval schickt, wie viel? Zählen wir sie – zehn, fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig – Herr von Bezenval schickt dreißig Mann, um zweitausend im Zaume zu halten, abgesehen von hunderttausend Zuschauern, welchen die Sache Spaß macht und die folglich die andern aufhetzen.

»Mein bester Herr Réveillon,« sagte der Gouverneur, »nehmen Sie sich in acht! Sie sprechen sich über die Regierung Seiner Majestät etwas ungeniert aus, und da Sie einmal in der Bastille sind, so wäre es leicht möglich, daß man Sie darin ließe.«

»O,« sagte Réveillon, welcher beim Anblick seines zerschlagenen Hausgerätes in immer größere Wut geriet, »ich bin unbesorgt. Für Leute, wie ich bin, ist die Bastille nicht gebaut, sondern für die großen Herren. Sie selbst zum Beispiel, wenn Sie wollten –«

Er zögerte und stockte.

»Nun?« fragte der Gouverneur lachend.

»Nun, Sie brauchten bloß ein Wort zu sagen und Sie könnten mich retten, denn morgen bin ich an den Bettelstab gebracht.«

»Und was für ein Wort müßte ich sagen?«

»Sie brauchten bloß zu sagen: ›Feuer!‹ und eine Ihrer Kanonen brauchte bloß zu gehorchen, dann würde der Platz mit einem Male leer sein.«

»Aber,« sagte Sir William zu dem Gouverneur, »wie mir scheint, hat dieser Unglückliche nicht ganz unrecht.«

»Im Gegenteile,« sagte der Gouverneur, »er hat sogar vollkommen recht. Ich kommandiere aber ein königliches Schloß und kann, ohne ausdrücklichen Befehl vom König, keine Kanone richten und kein Zündkraut losbrennen.«

Die Plünderung ging mittlerweile ihren Gang. Nach der Plünderung kam die Brandlegung. Die Flammen begannen zu den Fenstern herauszuschlagen. Nun rückten einige Kompagnien Garden an und gaben Feuer. Zwei oder drei der Meuterer stürzten, die andern aber trieben die Soldaten mit Steinwürfen zurück. Ich suchte mit den Augen Réveillon. Er war nicht mehr da. Ohne Zweifel hatte der Anblick der Verwüstung seines Hauses ihn so tief bekümmert, daß er ihn nicht länger zu ertragen vermocht, sondern sich in ein Zimmer der Bastille zurückgezogen hatte. Endlich nach

Verlauf von zwei oder drei Stunden, während man die Plünderer und Brandstifter nach Belieben schalten und walten gelassen, kamen die Schweizer angerückt. Die Meuterer wollten mit diesen machen, was sie mit den französischen Garden gemacht; die Schweizer aber waren nicht so gutmütig. Sie feuerten in allem Ernste, nicht mehr blind, sondern scharf, töteten etwa zwanzig Menschen und zerstreuten nicht bloß die Plünderer, sondern auch die Neugierigen. Dann drangen sie in das brennende Haus, aus welchem sie Menschen auf die Straße herausgeschleppt brachten, die uns anfangs tot zu sein schienen, die aber nur betrunken waren, und welche man in den Kellern gefunden hatte. Einige jedoch hatten, indem sie Réveillons Wein zu trinken geglaubt, die Farbestoffe der Fabrik getrunken und mußten an dem darin enthaltenen Gift wirklich sterben. Ich sah, daß im ganzen genommen eine Emeute nicht etwas so Lustiges war, wie ich mir dachte. Diese hier, welche mit dem Aufknüpfen eines Strohmannes begonnen, endete mit der Plünderung und Anzündung eines Hauses. Ferner mit dem Tode von fünf oder sechs Soldaten und von etwa zwanzig Menschen, welche, wenn auch elendes Gesindel, doch deswegen immer Menschen waren. Wir dankten dem Gouverneur der Bastille für seine Emeute und sein Frühstück, gestanden ihm aber, daß der Anblick der ersten uns abhielte, das letztere zu beenden. Wir ließen deshalb seine Gefangenenkost der Prinzen von Geblüt, welche, wie ich nicht anders sagen kann, ausgezeichnet war, halb stehen und kehrten mit leichterer Mühe, als wir gekommen waren, in unser Hotel zurück.

Als wir vier Monate später in Neapel die Einnahme der Bastille und Delaunays Tod erfuhren, machten diese beiden Nachrichten auf uns einen um so tiefern Eindruck, weil wir das Schloß und seinen Gouverneur kannten. Wenn man aber die Höhe der Türme, die Stärke der Mauern und die Festigkeit der Tore gesehen hat, so fragt man sich, wie ein schlecht bewaffnetes, schlecht geführtes Volk ohne Kanonen, ohne Kriegsmaschinen eine solche Festung wie die Bastille erstürmen kann? Diese Frage wird seit fünfundzwanzig Jahren gestellt, aber die Antwort darauf ist noch nicht erfolgt. Sobald ich einmal wieder zu Hause war, beschäftigte ich mich nur noch mit den Zurüstungen zu unserer Abendgesellschaft. Ich ging mit ganz eigentümlicher Koketterie zu Werke, um mir den Beifall einer solchen Versammlung intelligenter Männer zu erwerben. Ich fürchtete bloß, daß die Ereignisse des Tages unsern Projekten für den Abend Eintrag tun könnten.

Ich kannte aber die Franzosen noch nicht, dieses vielseitige Volk, welches Zeit für alles findet, welches an einem und demselben Tage mit gleicher Sorglosigkeit, und ich möchte beinahe sagen mit derselben Geschicklichkeit die Muskete, den Bleistift und die Feder handhabt, welches am Morgen dem Revoltieren, abends der Kunst obliegt, und zwar alles dies mit einem Eifer und einem Zartgefühl, welches nur ihm angehört. Um acht Uhr hatten meine Schneiderinnen Wort gehalten und ich bekam meine beiden Kostüme. Die Pünktlichkeit, womit unsere Gäste von neun bis halb zehn Uhr sich einfanden, bewies uns das Vergnügen, welches es ihnen machte, unserer Einladung zu folgen. Anfangs sprach man von der Neuigkeit des Tages, das heißt von der Emeute. Mit Erstaunen sah ich, daß alle diese Künstler, alle diese Poeten, alle diese Journalisten, wenn sie dieselbe auch nicht einzig und allein auf Rechnung des Hofes brachten, doch wenigstens der Meinung des armen Réveillon waren, als derselbe sein Magazin brennen sah, nämlich, daß der Hof sich nicht so kräftig widersetzt hatte, wie er wohl gekonnt hätte. Der Dichter Chenier und der Maler David gingen noch weiter. Sie behaupteten nicht bloß, daß der Hof sich der Emeute nicht widersetzt hätte, sondern auch, daß der Anstoß dazu von ihm selbst ausgegangen sei. Er hoffte, sagten sie, daß jener ganze ausgehungerte Schwarm, alle diese Leute ohne Brot, fünfzigtausend Arbeiter ohne Arbeit sich den Meuterern anschließen und die Häuser der Reichen zu plündern beginnen würden. Dann gewann alles eine andere Gestalt. Der Hof hatte einen vortrefflichen Beweggrund, um eine Armee in und um Paris und Versailles zu konzentrieren, einen bewundernswürdigen Vorwand, um die Einberufung der Stände zu vertagen. Gegen die Erwartung des Hofes aber war das Volk ehrlich geblieben und hatte sich weiterer Gewaltschritte enthalten. Die Herren sagten dies mit einem solchen Ausdruck der Überzeugung und ihre Zuhörer waren so geneigt, ihnen beizustimmen, daß mein Gewissen dadurch sehr erschüttert ward. Was Sir William betraf, so gestattete seine diplomatische Zurückhaltung ihm nicht, sich offen zu dieser Meinung zu bekennen, wohl aber bemerkte ich, daß er dieselbe sich kundgeben ließ, ohne sie weiter als durch ein »wohl möglich« oder »glauben Sie?« zu bekämpfen. Da indessen unsere Gesellschaft keinen politischen Zweck hatte, so hörte man allmählich auf von den Angelegenheiten des Tages zu sprechen, um wieder auf die Poesie und Literatur zu kommen. Talma war, wie man uns gesagt hatte, ein Mann von hochgebildetem Urteil, und indem er sich anschickte, den Hamlet von

Ducis zu spielen, bedauerte er in Gegenwart dieses Dichters, daß derselbe sich genötigt zu sehen geglaubt, dem französischen Geschmack so viele Opfer zu bringen. Ich glaubte, dies sei der geeignete Augenblick, um der Wagschale den Ausschlag zu Gunsten Shakespeares zu geben, und ohne etwas zu sagen, begab ich mich in mein Zimmer. Fünf Minuten genügten mir, um mein Ophelia-Kostüm anzulegen und die von Sir William, der meine Absicht verstanden, angefachte Diskussion war noch in eifrigem Fortgange, als plötzlich die Tür sich öffnete und ich in dem geschickt erzeugten Dunkel des Nebenzimmers bleich und mit starrem Blick wie das Gespenst Ophelias erschien. Ein einziger Schrei hallte durch den Salon und jeder wich unwillkürlich vor mir zurück, um mir Platz zu machen. Ophelias Wahnsinns- und Julias Balkonszenen waren mein Triumph. Davon hatte ich mich jedesmal überzeugt, wo ich in London diese beiden Szenen gespielt. In Frankreich hatte ich gleichzeitig einen Vorteil und einen Nachteil. Die Sache war hier vollkommen neu und mußte folglich größern Effekt machen; da aber nur sehr wenige die englische Sprache verstanden, so mußte das Spiel meiner Physiognomie die Absicht des Dichters erraten lassen.

Zum Glück bedurfte die prachtvolle Wahnsinnsszene Ophelias keine Erklärung, so sprechend kann die sie begleitende Pantomime werden. Fast bei jedem Vers ward ich von Beifall unterbrochen, der aber, anstatt den Effekt zu erhöhen, denselben nur beeinträchtigen konnte. Talma kam deshalb meinem Wunsch entgegen und bat, daß man mich wenigstens ohne Unterbrechung die verschiedenen Stadien durchmachen lassen solle, welche die Szene darbietet. Ich dankte ihm durch eine Kopfbewegung, und ohne mich zu unterbrechen oder unterbrochen zu werden, fuhr ich fort bis zum Ende der ersten Szene, welche mit den Worten schließt:

»Gute Nacht, meine Damen, meinen Wagen.«

Nun aber brach ein förmlicher Beifallssturm los. Talma kam, indem er mich wegen dieser Vertraulichkeit um Verzeihung bat, auf mich zugestürzt und erklärte, ich sei keineswegs die Gesandtin von England, sondern die inkognito reisende Mistreß Siddons. Demzufolge küßte er mir die Hand. Beiläufig will ich hier eins bemerken, nämlich, daß nie ein großer Herr, wie ein Prinz oder König, der mir die Hand küßte, mir so viel Vergnügen machte, oder besser gesagt so große Ehre erzeigte, wie Talma in diesem

Augenblick. Und Sir William begriff dies recht wohl, denn er faßte seinerseits Talmas Hand und drückte sie mit der Miene der innigsten Dankbarkeit. Ich entschlüpfte aus dem Saale, während man mich mit Ungestüm zurücklief. Man glaubte, der Auftritt sei zu Ende, Talma aber erklärte, daß erst die Hälfte aufgeführt und daß die noch übrige die malerischste und dramatischste sei. Ich wollte den Enthusiasmus meiner Bewunderer nicht kalt werden lassen und erschien fast sofort wieder mit meinem aufgelösten Haar, meinem Kranz von Maßlieben und Vergißmeinnicht und den wilden Blumen in meinem Schleier. Ich habe schon einmal die Wirkung geschildert, welche ich in dieser Rolle hervorbrachte. Man verzeihe meinem Stolze, wenn ich mich wiederhole. Es sind dies die einzigen Triumphe, welche keine Reue in mir zurückgelassen haben. Es war dies die reine Seite, die sich in mir Bahn brach; es war die künstlerische Flamme, welche mich mit ihrer Glorie krönte.

Warum hat Gott nicht erlaubt, daß ich in der Welt der Kunst lebte, anstatt in der Welt der Größe und des Glanzes? Es versteht sich von selbst, daß mein Erfolg das zweite Mal noch größer war als das erste Mal. Er endete mit einem förmlichen Streit, welchen Talma mit dem armen Ducis begann, den er beschuldigte, den Hamlet Shakespeares so entstellt zu haben, daß er nicht gewagt, die beiden Szenen, die ich soeben vorgeführt, darin aufzunehmen. Ducis schien gänzlich zu der Idee Talmas bekehrt zu werden, dennoch aber kam es mir vor, als wollte er seinen Hamlet lieber so lassen, wie er wäre, anstatt ihn nochmals von vorn anzufangen. Ebenso wie der Abbé Vertot war er mit seiner Belagerung fertig. »Ich hatte es Ihnen wohl gesagt,« wiederholte Talma. »Sie besitzen eine abscheuliche Wut, alles zu arrangieren. Es ist gerade so wie mit meinem Monolog, dem berühmten: ›Sein oder nicht sein,‹ welchen Sie mir vollständig verdorben haben. Wollen Sie vielleicht wissen, wie er im Englischen lautet, mein lieber Ducis? Schauen Sie her und hören Sie!«

Alle traten auf die Seite. Talma hielt sich ein paar Sekunden lang die Hand auf die Augen, um seiner Physiognomie Zeit zu geben, sich zu ändern. Dann ließ er langsam die Hand herabsinken, und mit träumerischer Stirn, stierem Auge und gesenktem Haupte begann er in englischer Sprache mit vortrefflichem Akzent jenes berühmte Verhör, wo das Leben den Tod zwingen will, ihm sein Geheimnis zu gestehen.

Talma war erhaben – O, wäre ich frei, wäre es mir erlaubt gewesen, meine goldene Kette zu brechen, wie würde ich gesagt haben »Nimm mich hin! Trage mich mit dir empor in die Höhe, wo du schwebst, und lass' mich nur an deinem Herzen wieder auf die Erde herabsinken.« Ach, leider hatte das Schicksal anders über mich verfügt. Verzeihe mir, mein Gott, daß ich nicht zu wählen, oder vielmehr, daß ich nicht zu warten wußte. Was kann es nützen, wenn ich den Rest dieses berauschenden Abends erzähle? Nach zweiundzwanzig Jahren leuchtet er noch durch die Nacht der Vergangenheit strahlender als meine schönsten Tage. Wir blieben beisammen bis Tagesanbruch, ohne daß jemand von neun Uhr abends bis sechs Uhr morgens ein einziges Mal daran gedacht hätte, die Stunde schlagen zu hören.

42. Kapitel.

Am drittnächsten Tage, den 30. April, empfingen wir von der englischen Gesandtschaft Billetts, um der Eröffnung oder vielmehr der Prozession der Generalstaaten in Versailles beizuwohnen. Unsere Abreise war auf den Tag nach dieser Zeremonie, das heißt auf den 5. Mai festgesetzt. Wurden die Stände noch einmal vertagt, so wollten wir unsern Weg weiter fortsetzen, denn Sir William hatte nicht die Absicht, seinen Aufenthalt in Paris noch länger auszudehnen.

Am 3. Mai abends begaben wir uns nach Versailles, um dort zu übernachten. Der englische Gesandte hatte für das halbe Jahr ein Haus dort gemietet, denn er vermutete, daß ganz besonders hier der Puls der Nation schlagen würde, und er hatte uns zwei Zimmer der ersten Etage dieses Hauses eingeräumt, welches in der Straße stand, durch welche die Prozession sich bewegen sollte. Wir gingen zuerst in eine Tribüne; um die Heiligegeist-Messe zu hören. Ich weiß nicht, ob viele der Anwesenden an die Worte der heiligen Schrift dachten: »Du wirst Völker schaffen, und das Antlitz der Erde wird sich erneuen.« Kurz vor Beendigung des Veni Creator gingen wir fort, um auf der Straße der Prozession unsere Plätze einzunehmen. Die mit französischen und Schweizergarden besetzten und mit Teppichen belegten breiten Straßen von Versailles vermochten kaum die zahllose Menge zu fassen. Ganz Paris war in Versailles. Die Türen, die

Fenster, die Dächer und sogar die Bäume waren mit Zuschauern besetzt. Die mit hellfarbigen Stoffen und wertvollen Shawls bedeckten Balkons dienten den mit Feder und Blumen geschmückten Frauen als Logen. Es war, als ob in dem Augenblick, wo man sich in die Arena des Bürgerkrieges zu stürzen im Begriff stand, die Frauen, die von dem harten Gesetz der Gleichheit getroffen werden sollten, diese Gelegenheit benutzt hätten, um sich noch einmal in ihrer ganzen Toilette und in ihrem vollen Glanz zu zeigen.

Es war augenscheinlich, daß etwas Großes begann. Was war wohl das Resultat davon? Das wußte noch kein Mensch. Zuerst sahen wir am Ende der Straße eine schwarze Masse erscheinen. Dies war der dritte Stand. Fünfhundertfünfzig Deputierte, darunter dreihundert Advokaten, Magistratspersonen, lauter oder beinahe lauter unbekannte Namen, mit Ausnahme eines einzigen, der sich durch seine Skandalgeschichten bekannt gemacht. Soll ich freimütig sein wie immer? Es war dies der, den ich vor allen andern zu sehen gekommen war: Honoré Riquetti de Mirabeau. Frankreich und das Ausland hatten bereits von seinem Namen widergehallt. Seine Liebschaften, seine Entführungen, seine Gefangenschaften bildeten einen ergreifenderen und furchtbareren Roman als irgendeiner der von der Phantasie der Dichter geträumten.

Ich hatte nur *eine* Frage: »Wo ist Mirabeau?«

Man zeigte mir ihn. Von weitem sah ich zurückgeworfen jenes gebieterische Haupt, durch überwältigende Häßlichkeit gekennzeichnet und nach Art der Löwen einen Wald von Haaren schüttelnd. Er war die Gesellschaft einer ganzen Epoche in einem einzigen Menschen vereinigt. Ich sage ausdrücklich in *einem* Menschen, denn die andern schienen neben ihm nur Schatten zu sein. Ich folgte ihm mit den Augen, so lange ich ihm folgen konnte. Sein Erscheinen oder vielmehr das des ganzen dritten Standes erweckte einen Sturm von Beifallsbezeigungen und Bravorufen, welcher aufhörte, als der Adel erschien. Ganz im Gegensatz zum dritten Stande, der sich durch die Einfachheit und Gleichförmigkeit seiner Kleidung ausgezeichnet, bot der ganz in Samt und Seide gekleidete Adel eine Zusammenstellung der lebhaftesten Farben dar, die durch die prachtvollsten Stickereien noch mehr hervorgehoben wurden. Ich

erkundigte mich nach dem Namen von etwa zwanzig dieser berühmten »Ofeurs«, aber keiner von allen diesen Namen war mir bekannt. Man zeigte mir Lafayette, den Helden Amerikas. Ich erwartete eine jener kräftigen Naturen zu sehen, welche von der Vorsehung berufen sind, mit ihrer Feder, mit ihrer Stimme oder mit ihrem Degen die großen Prinzipien aufrecht zu erhalten. Ich sah aber bloß einen schlanken, bleichen oder vielmehr blonden und rosenwangigen jungen Mann, der durch nichts die Rolle verriet, welche er in der Vergangenheit gespielt, am allerwenigsten aber die, welche er in der Zukunft spielen sollte. Der Adel zog vorüber, nur der Herzog von Orleans ward mit Beifall, aber dies auch auf förmlich wahnsinnige Weise begrüßt. Man wollte dadurch die Königin kränken und war nur auf Rache gegen sie bedacht. Schon seit langer Zeit war der Krieg zwischen Philipp von Orleans und Maria Antoinette erklärt. Man führte für diese Antipathie die seltsamsten Ursachen an. Dieselbe dauerte schon seit acht oder neun Jahren und sollte nur auf dem Schafott erlöschen, welches sie beide durch einen Zwischenraum von zweiundzwanzig Tagen voneinander getrennt bestiegen.

Nach dem Adel kam die Geistlichkeit. Das allgemeine Schweigen war dasselbe. In der Geistlichkeit schienen bloß die beiden Stände vereinigt zu sein, welche wir soeben einzeln vorüberziehen gesehen – der Adel und der dritte Stand. Zuerst kamen etwa dreißig Prälaten in violetten Gewändern. Dann ein Musikkorps. Auf dieses folgten etwa zweihundert Geistliche in dem schwarzen Priestergewand. Diesen näherte sich das Volk unwillkürlich, wenn auch ohne Beifallsbezeigungen. Sie waren das Volk der Kirche, das Volk, welches in früheren Jahrhunderten nicht bloß das allgemeine Volk repräsentierte, sondern auch die Freiheiten des Volkes geschützt hatte. Später war es dieser Mission ein wenig untreu geworden; man war aber gern bereit, ihm dies zu verzeihen, wenn es nur wieder in den guten Weg einlenkte. Dem König wurden seinerseits einige Beifallsbezeigungen gespendet, aber sie waren weit von denen entfernt, womit man Mirabeau und den Herzog von Orleans überhäufte. Dann kam die Königin. Seit meinem ersten Besuch in Paris war eine furchtbare Veränderung mit ihr vorgegangen. Anstatt der liebenswürdigen Sanftheit, die sich sonst in ihren Zügen aussprach, lag jetzt darin etwas Hartes, Trockenes, Undankbares. Man schrie ihr ins Ohr: »Es lebe der Herzog von Orleans!« Und mitten unter diesen Rufen ließ ein Pfeifen sich hören. Sie ward bleich und war

nahe daran, ohnmächtig zu werden. Fast sofort aber ermannte sie sich, ihren Mut zusammenraffend, wieder, richtete den Kopf empor, schleuderte einen haßerfüllten, herausfordernden Blick umher und nahm dann wieder ihre gewohnte harte, verächtliche Miene an.

Als die Königin vorüber war, trat ich vom Fenster zurück und setzte mich. Ich empfand dieselbe Wirkung, als wenn mir ein Stück Eis ins Herz gedrungen wäre. Wenn man mir in diesem Augenblicke gesagt hätte: »Dieses eiserne Rohr wird sich nicht beugen und deshalb zerbrochen werden,« so würde man mich dadurch keineswegs in Erstaunen gesetzt haben. Wir ruhten einen Augenblick aus und dann, nachdem wir gesehen, was mir sehen gewollt, machten mir uns wieder auf den Rückweg nach Paris. Unterwegs erklärte Sir William mir die Situation. Es war ein wirklicher Kampf, der sich zwischen der niedern Geistlichkeit, zwischen dem dritten Stand und den vom Adel unterstützten Prälaten und Edelleuten entspann. Alle diese Fragen waren zu ernst, als daß ich meine Gedanken lange dabei hätte verweilen lassen. Mein böser Genius wollte, daß ich mich in die Politik eines andern Landes mengte. Hierzu aber ward ich durch ein doppeltes Gefühl verleitet – durch meine innige Freundschaft für die Königin Karoline und durch meine unwiderstehliche Liebe zu Nelson. Jetzt kann weder das eine noch das andere dieser Gefühle mir zur Entschuldigung gereichen, dies weiß ich wohl; da ich aber eine so furchtbare Rechenschaft abzulegen habe, so will ich dies lieber im Namen meiner Liebe und Selbstverleugnung, als im Namen meines persönlichen Interesses tun.

Am nächsten Tage, den 5. Mai 1789, verließen wir Paris. Wir nahmen den Weg durch Belgien und die Schweiz, gingen über den St. Gotthard, fuhren über den Lago Maggiore, erreichten Livorno mit der Post, fanden hier unsere Felucke und stiegen am 20. Mai an der Immacolatella ans Land. Als wir das Gesandtschaftshotel betraten, fand Sir William hier ein Billett des Königs vor, welches folgendermaßen lautete: »Am Tage nach Ihrer Ankunft, mein lieber Sir William, werde ich Sie zum Diner im Schlosse von Caserta erwarten; die Königin aber, welche mit Ihrer liebenswürdigen Gemahlin eine nähere Bekanntschaft zu machen wünscht, als dies bei einer offiziellen Vorstellung geschehen kann, wird dieselbe zwischen elf und zwölf Uhr erwarten. Bleiben Sie daher bis um vier Uhr bei Ihren

Geschäften, aber schicken Sie uns Lady Hamilton als die Taube der Arche, um uns zu melden, daß Sie ans Land gestiegen sind. Ihr wohlgewogener Ferdinand B.«

Sir William antwortete: »Sire! Die Taube wird zur bestimmten Stunde bei Ihnen sein. Erwarten Sie aber nicht, daß sie den Ölzweig bringe. Ich zweifle, daß man sich sobald wieder in Frankreich mit der Kultur dieser Bäume wird beschäftigen können. Ich meinerseits werde zu der mir angedeuteten Stunde Ew. Majestät für die mir bewiesene Güte danken. Ich habe die Ehre zu sein Ew. Majestät Alleruntertänigst gehorsamster Diener

W. Hamilton.«

Mein Triumph war, wie man sieht, vollständig.

43. Kapitel.

Ich hatte aus Frankreich eine Menge Kleider mitgebracht. Ich zögerte einige Zeit, um zu erfahren, in welcher Art von Toilette ich mich bei der Königin präsentieren sollte. Ich entschied mich für das einfachste. Ein Kleid von weißem Atlas, eine weiße Feder im Haar, ein hellblauer Kaschmir auf den Schultern, dies war der ganze Luxus, den ich entfaltete. Um zehn Uhr machte ich mich auf den Weg nach Caserta, um elf Uhr stieg ich am Fuß der großen Treppe aus. In der ersten Etage öffnete man mir eine Tür, welche in einen Korridor führte. Die Königin erwartete mich in ihren kleinen Gemächern. Ich brauche nicht erst zu sagen, wie gewaltig das Herz mir pochte. Ich fühlte, daß ich bleich ward, denn mein ganzes Blut strömte mir nach dem Herzen zurück. Endlich, nachdem sich drei oder vier Türen geöffnet und geschlossen hatten, öffnete man die letzte. Ich war wie geblendet, aber dennoch hörte ich den mir voranschreitenden Lakai die Worte aussprechen: »Lady Hamilton!« – Ich trat ein, ohne etwas zu sehen. Ein Nebel hatte sich über meine Augen gebreitet. Ich wollte eine Verbeugung machen. Ich taumelte und mußte mich an einem Sessel anhalten. Ich fühlte, wie jemand mich um den Leib faßte und stützte: »Was fehlt Ihnen, Mylady?« sagte eine wohlwollende Stimme zu mir. – »Ich bitte um Verzeihung, Madame,« stammelte ich, »die Aufregung, welche mir die so lange gewünschte und so lange erwartete Ehre, vor Ew. Majestät erscheinen zu dürfen, verursacht.« – »Mein Gott, bin ich denn so imposant?« – »Sie sind Königin, Madame.« – »Da irren Sie sich. Ich bin Weib und ein Weib, welches eine Freundin sucht. Wenn Sie mir diese Freundin bringen, so werden Sie mir mehr gegeben haben, als ich Ihnen jemals vergelten kann. Nachdem ich dies vorausgeschickt, bitte ich Sie, sich zu setzen, damit ich Sie mit Muße betrachten kann.« – Ich machte eine Bewegung, um mein Gesicht mit den Händen zu bedecken. »Wollen Sie mir wohl gestatten, dieses reizende Antlitz zu betrachten, welches ich bis jetzt nur von der Seite oder verstohlen gesehen?« – Ich stieß zwei- oder dreimal einen halberstickten Schrei aus und fing an zu schluchzen. »Aber für so töricht hätte ich Sie nicht gehalten,« rief die Königin. »Soll ich mich vielleicht bei Ihnen entschuldigen?« – »O Madame,« murmelte ich. – »Kokette!« sagte sie. »Ganz im Gegensatz zu den Frauen, welche wenn sie

weinen, häßlich werden, weiß sie, daß die Tränen sie nur noch schöner machen. Es ist ja nur eine einzige Frau hier und Sie brauchen daher nicht *la civetta* zu spielen. Lassen Sie mich Ihnen die Augen trocknen und plaudern wir dann.«

Die Königin wollte mir in der Tat die Augen trocknen. Ich warf mich ihr zu Füßen und küßte ihr die Hände. »Na, das wird schon besser,« sagte sie, »und wenn ich Sie auf beide Wangen geküßt haben werde, so sind wir dann quitt.« Mit diesen Worten umarmte und küßte sie mich. »So,« sagte sie dann, »nun sind die Kinderpossen vorbei, nicht wahr? Nehmen Sie wieder Platz neben mir und lassen Sie uns gute Freunde sein. Es müßte denn sein, daß Sie nicht wollten. Dann aber ist die Schuld nicht mehr mein.« Ich fand hierauf nichts zu antworten, sondern lächelte bloß auf die dankbarste Weise. »Wohlan,« fuhr die Königin fort, indem sie mit meinem Haar spielte, »ich liebe nicht die Vormittage, welche mit Regen anfangen.« – »Ach, Madame,« stammelte ich, »wer hätte mir jemals gesagt, daß eine große Königin, daß die erhabene Tochter Maria Theresiens –« »Still, still! – oder vielmehr, da Sie von einer Königin sprechen – ich weiß, daß Sie meine Schwester in Versailles gesehen haben – in ihrem letzten Briefe schreibt sie mir, daß die Dinge in Frankreich einen immer schlimmeren Verlauf nehmen, daß sie sehr leidend ist und körperlich immer mehr verfällt. Was ist an diesem allen wohl wahr?« – »Ach, Majestät, ich hatte die Königin von Frankreich seit acht Jahren nicht gesehen und ich muß allerdings gestehen, daß sie in diesen acht Jahren von der schönen und glücklichen Seite des Lebens Abschied genommen zu haben scheint.« – »Und ich, die ich sie seit neunzehn Jahren nicht gesehen, wie würde ich sie wohl wiederfinden! Die arme Antoinette!« – »Dennoch zählt sie erst dreiunddreißig Jahre,« entgegnete ich, »und mit dreiunddreißig Jahren ist man noch jung.« – »Wenn man Königin ist, nicht,« antwortete Karoline, indem sie die Stirn runzelte. »Übrigens, wenn die Angelegenheiten sich immer trüber gestalten, so werden wir die Aufgabe haben, dies reiflich zu überlegen. Jetzt lassen Sie mich einmal Ihre Toilette in Augenschein nehmen. Ich weiß nicht, ob Sie Ihrem Kleide gut stehen, oder ob Ihr Kleid Ihnen gut steht. Gewiß aber ist, daß es reizend, geschmackvoll ist. Ich werde mir ein ganz genau ähnliches fertigen lassen. Einen blauen Kaschemirshawl wie der Ihrige habe ich schon und wir werden dann aussehen wie zwei Schwestern.« – »O Madame!« – »Natürlich werden Sie

die jüngste sein. Wie alt sind Sie? Dreiundzwanzig?« – »Etwas über sechsundzwanzig, Madame.« – »Ihr Gesicht hat einen unschätzbaren Fehler, meine Liebe, nämlich den, daß es zu Ihrem Vorteil lügt. Mit mir ist gerade das Gegenteil der Fall. Ich bin stets älter erschienen, als ich bin. Sie werden mir doch nicht etwa Komplimente machen? Morgen schicken Sie mir Ihr Kleid und ich werde mir sofort ein ähnliches fertigen lassen. – Aber wer stört uns denn da? – Ah, es ist der König – ich kenne seinen Tritt.« – »Der König, Madame?« rief ich, indem ich mich erhob. »Ich bin, wie Sie gesehen haben werden, in Dingen der Etikette durchaus nicht bewandert. Was soll ich tun?« – »Was Sie tun sollen? Bleiben sollen Sie. Übrigens macht der König mir niemals lange Besuche.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und der König trat mit Geräusch ein. Wenn ich übrigens sage »der König«, so muß ich bemerken, daß ich mich glücklich schätzte, von der Königin soeben gehört zu haben, daß sie ihn an seinem Tritt erkannte, denn ich würde in dem Bauer, welcher jetzt in das Zimmer der Königin trat, nun und nimmermehr einen König vermutet haben. Man denke sich einen noch jungen Mann von hohem, ziemlich gut geformten Wuchse, obschon seine Füße zu groß und seine Hände zu dick waren, in Jagdschuhen von großen ledernen Gamaschen, einer Weste von Hirschleder, samtner Jacke und dergleichen Beinkleidern, von frischer Gesichtsfarbe, zurücktretender Stirn und eben so geformtem Kinn, einer ungeheuren Nase, die ihm das Ansehen nicht eines Adlers, sondern eines Papageien gaben, mit einer Stutz- und Zopfperücke und in der Hand an den Pfoten drei Truthühner haltend, welche aus Leibeskräften zappelten und glucksten. Hierzu denke man sich noch gemeine Gebärden und eine gemeine Sprech- und Ausdrucksweise und man hat einen ungefähren Begriff von dem, was Ferdinand der Vierte war. »Aber, mein Gott, was ist Ihnen denn begegnet?« rief die Königin. »Ich bin allerdings daran gewöhnt, Sie von der Jagd zurückkommen zu sehen, heute aber scheinen Sie etwas noch Besseres zu tun, denn ich glaube, Sie kommen aus dem Hühnerstalle.« – »Ach, meine liebe Schulmeisterin,« sagte Ferdinand – mit diesem Namen nannte er sie, wenn er bei guter Laune war, denn sie war es, welche ihn hauptsächlich Lesen und Schreiben gelehrt hatte – »Sie haben mir immer gesagt, wenn ich nicht König wäre, so würde ich nicht wissen, womit ich mein Brot verdienen sollte. Dies hier aber wird Ihnen das Gegenteil beweisen. Sehen Sie einmal diese drei Truthühner an.« – »Ich sehe

dieselben.« – »Und nun machen Sie mir das Vergnügen, sie zu betasten.« – »Es ist geschehen, mein Herr.« – »Nun Sie, Mylady.« – Mit diesen Worten hielt der König die Truthühner mir vor die Augen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, ich zögerte. »Betasten Sie doch!« sagte er. »Da Sie davon essen werden, so kann es nicht schaden, wenn Sie sich überzeugen, daß sie fett sind. Ich hoffe doch, daß wir Sir William mit bei Tische haben.« – »Er wird die Ehre haben, Ihrer Einladung zu folgen, Majestät.« – »Und daran wird er wohl tun! Er wird die Truthühner schmausen, die ich gewonnen habe.« – »Aber, mein Herr,« sagte die Königin im Tone der Ungeduld, »so kommen Sie doch mit der Geschichte dieser unglücklichen Vögel zu Ende.« – »O, Sie können sagen: mit der meinigen, denn dieselbe ist mit der dieser Tiere so innig verflochten, daß keine von der andern getrennt werden kann. Denken Sie sich, daß ich gestern, als ich im Garten spazieren gehe, einer armen Frau begegne, welche vor mir stehen bleibt und sagt: ›Mein Herr, man hat mir gesagt, ich sollte hierhergehen, wenn ich dem König begegnen wollte. Glauben Sie, daß er bald vorbeikommt?‹– ›Nichts ist wahrscheinlicher als dies, gute Frau.‹« – »Aber wie wird er gekleidet sein, damit ich ihn erkenne?« – Ich hatte Lust, ihr das Signalement von San Marco oder Ascoli zu geben; ich zog es jedoch vor, das Abenteuer zu Ende zu verfolgen. – »Höret,« sagte ich, »da der König nicht alle Tage spazieren geht, und Ihr daher warten könntet bis zum Abend, ohne daß er vorüberkäme, so wollen wir etwas Besseres tun. Wenn Ihr ihm vielleicht eine Bittschrift zu überreichen habt, so will ich dieselbe zur Beförderung übernehmen.«

»Da würden Sie mir allerdings einen großen Gefallen tun,« sagte die gute Frau. »Ich bin eine arme Witwe und habe weiter nichts als drei Truthühner; wenn Sie aber Wort halten, so will ich Ihnen dieselben geben.« – »Sind sie fett?« fragte ich, denn Sie können sich denken, daß ich nicht Lust hatte, die Katze im Sacke zu kaufen.« – »Jawohl, fett wie Gänse, mein Herr,« antwortete die Frau. – »Nun gut, dann ist die Sache abgemacht. Kommt morgen mit Euren drei Truthühnern. Habt Ihr Eure Bittschrift bei Euch?« – »Ja.« – »Dann gebt sie her, morgen werde ich sie Euch mit dem darauf geschriebenen Beschluß des Königs wieder zustellen. Ich gebe Euch Eure Bittschrift zurück, Ihr gebt mir die drei Truthühner und wir sind quitt.« – »Sie können sich denken meine Damen, daß ich nicht verfehlt habe, mich zur rechten Zeit einzufinden. Ich hatte einen Mann als Schildwache

aufgestellt, und sobald als er kam und mir sagte: »Es ist eine Bäuerin mit drei Truthühnern unten,« ging ich hinunter, gab der guten Frau ihre von mir mit Resolution versehene Bittschrift zurück und sie übergab mir ihre drei Truthühner. Die arme Frau! Ich fürchte sehr, daß sie dieses Opfer vergeblich gebracht hat.« – »Warum?« – »Weil die Richter auf meine Empfehlung keine sonderliche Rücksicht nehmen werden. Diesmal aber bin ich entschlossen, wenn es sein muß, einen Staatsstreich auszuführen, damit man dieser armen Witwe Gerechtigkeit widerfahren lasse – das heißt, wenn ihre Truthühner wirklich fett sind.« – Und der König ging, in ein lautes Gelächter ausbrechend, wieder hinaus und nahm seine drei Truthühner mit, um sie selbst in die Küche zu tragen.

Die Königin sah ihm mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Verachtung nach, richtete dann ihren Blick wieder auf mich und sagte: »Sie haben ihn gesehen; etwas Weiteres brauche ich nicht hinzuzufügen.« Meine Augen weilten nun auf ihr selbst und ich betrachtete sie mit der größten Aufmerksamkeit. Sie war, wie sie gesagt hatte, siebenunddreißig Jahre alt, so daß bei ihr schon die Schönheit der Matrone auf die der jungen Frau folgte. Sie besaß den weißen Teint der Frauen des Nordens, wunderschönes blondes Haar, blaue Augen, welche fähig waren, jeden Ausdruck, von dem der zärtlichsten Liebe bis zu dem des glühendsten Hasses, wiederzugeben. In letzterem Falle besaß ihr Gesicht eine Härte, welche man ihm nimmermehr zugetraut hätte. Die Nase war gerade und gut geformt und der Mund, obschon schön, doch durch jenes den Prinzessinnen aus dem Hause Österreich eigentümliche Hervorragen der Unterlippe ein wenig entstellt. Die Schultern, die Arme und die Hände waren prachtvoll, dabei aber ließ die Gewohnheit der königlichen Majestät all' diesem eine Steifheit, welche die Königin der Anmut des Weibes in hohem Grade beraubte. Die Italiener haben für diese Art von Anmut, welche in Italien ganz besonders mangelt, ein Wort geschaffen. Sie nennen sie Morbidezza Die nachlässige Grazie der Kreolinnen würde davon den vollständigsten Begriff geben. Während ich die Königin betrachtete, tat sie in bezug auf mich dasselbe und schien mich ebenso genau zu mustern wie ich sie. Es erwachte in uns beiden gleichzeitig derselbe Gedanke. Wir fingen beide an zu lachen. Sie umschlang mich mit ihren Armen, drückte mich an sich und küßte mich mit einem Ungestüm, welches man eher von einem Liebhaber als von einer Freundin erwartet hätte. Ich stutzte. Es erinnerte mich dies an Miß Arabellas Freundschaft.

Wir aßen die Truthühner gebraten und als Pastete zum Diner; sie waren fett, aber hart, was seinen Grund dann hatte, daß der König nicht einige Tage warten gewollt, um sich von ihrer Qualität zu überzeugen. Kommen wir mit dieser Truthühnergeschichte sofort zu Ende. Ganz wie Ferdinand gedacht, hatte seine Signatur nicht den mindesten Einfluß. Der Richter hatte die Empfehlung gelesen, und da er sie bloß als eine der vielen betrachtete, welche die Monarchen sich durch ungestümes Bitten oder Achtlosigkeit abnötigen lassen, die Achseln gezuckt und die Bittschrift beiseite gelegt. Die Folge davon war, daß nach Verlauf von vierzehn Tagen der König der Witwe abermals begegnete. Sie machte ihm heftige Vorwürfe und beschuldigte ihn, ihre Gutmütigkeit gemißbraucht zu haben, indem er ihr weisgemacht, er kenne den König.

»Ich will Euch etwas sagen,« entgegnete Ferdinand. »Kommt heute über vierzehn Tage wieder und wenn dann Euer Prozeß nicht gewonnen ist, so mache ich mich verbindlich, Euch für jedes Eurer Truthühner hundert Dukaten zu geben.« Die gute Frau schüttelte den Kopf. Es war augenscheinlich, daß sie an die Entschädigung ihrer Truthühner ebensowenig glaubte, als an das Gewinnen des Prozesses und sie brummte zwischen den Zähnen hindurch noch allerlei von Intriganten, welche viel versprächen und sich im voraus bezahlen ließen, aber ihr Versprechen nicht hielten. Der König notierte sich den Namen des Berichterstatters und schrieb an den Justizschatzmeister, ihm seinen monatlichen Gehalt, welcher den drittnächsten Tag fällig geworden wäre, nicht zu bezahlen, indem er zugleich befahl, ihm, wenn er die Ursache wissen wollte, zu sagen, daß er bezahlt werden würde, sobald er den von dem Könige empfohlenen Prozeß expediert hätte, aber keine Stunde eher. Vierzehn Tage später übergab der König der guten Frau das Dezisum, durch welches sie ihren Prozeß gewann und indem er sich zu erkennen gab, fügte er zugleich die dreihundert Dukaten hinzu, welche er für die drei Truthühner versprochen.

44. Kapitel.

Da mein Leben während eines Zeitraumes von zehn Jahren sich am Hofe von Neapel bewegen wird, so muß ich zum Verständnis der nachfolgenden Tatsachen meinen Lesern eine vollständigere Kenntnis der beiden

Persönlichkeiten geben, mit welchen ich sie soeben bekanntgemacht, das heißt des Königs Ferdinand und der Königin Karoline.

Ich brauche nicht zu erzählen, wie Carl der Dritte, zweiter Sohn Philipp des Fünften und erster Sohn Elisabeths Farnese, sich im Jahre 1734 des Thrones beider Sizilien bemächtigte und im Jahre 1745 als König anerkannt ward. Als sein ältester Bruder ohne Kinder starb, ward er auf den Thron von Spanien berufen und mußte sich einen Nachfolger wählen. Wir sagen, *sich wählen*, weil bei dieser Gelegenheit das Recht der Erstgeburt umgekehrt werden mußte. Der Infant Don Philipp war nämlich, wie man sagte, infolge der schlechten Behandlung, die er von seiner Mutter zu ertragen gehabt, geistesschwach geworden. Von ihm konnte deshalb keine Rede sein.

Der König Carl der Dritte ließ ihn in Neapel zurück, wo er an seiner als unheilbar erkannten Krankheit starb. Dafür nahm er seinen Sohn Carl, Prinzen von Asturien, mit, der bei seinem, ich glaube im Jahre 1788 erfolgten Tode unter dem Namen Carl der Vierte König ward, und bestimmte zum Erben des Königreichs beider Sizilien seinen dritten Sohn, der damals sieben Jahre alt war. Ehe er nach Spanien abreiste, wollte er diesem Sohne einen Gouverneur wählen. Da dies aber in Rücksicht auf das zarte Alter des Prinzen mehr Sache der Mutter als des Vaters war, so ward die Wahl unglücklicherweise von der Königin getroffen. Sie bot den Posten an den Meistbietenden aus und der Herzog von San Nicandro, ein Mann, der eines solchen Amtes am allerwenigsten würdig war, erhielt dasselbe. Eine der Empfehlungen des Königs Carl des Dritten war folgende:

»Macht aus meinem Sohne ganz besonders einen guten Jäger. Die Jagd ist das einzige Vergnügen, welches eines Königs wahrhaft würdig ist.« Carl der Dritte stellte in der Tat die Jagd über alles, selbst über das Glück seines Volkes. Ich werde in dieser Beziehung nur eine Anekdote anführen. Da er die Insel Procida ganz besonders zur Fasanenjagd bestimmt hatte, so erließ er ein Edikt, welches die gänzliche Ausrottung der Katzen anordnete. Der Besitz eines dieser Tiere ward von diesem Augenblicke an ein Verbrechen, welches nur durch eine harte und sogar entehrende Strafe gebüßt werden konnte. Ein Mann handelte gegen dieses Edikt, behielt seine Katze, ward angezeigt, festgenommen, überführt und verurteilt, vom Henker ausgepeitscht, auf der ganzen Insel mit dem Beweis seines Verbrechens, das

heißt seiner Katze am Halse, herumgeführt um endlich auf die Galeeren geschickt zu werden. Man wird gestehen, daß dies sehr hart war. Was geschah nun? Die Maulwürfe, die Ratten und die Mäuse vermehrten sich, da sie nun von ihren natürlichen Feinden, den Katzen, befreit waren, in solcher Weise, daß die Kinder in der Wiege von ihnen gefressen wurden.

Die dadurch zur Verzweiflung getriebenen Procidaner griffen zu den Waffen und beschlossen, in Massen lieber nach den Barbareskenstaaten auszuwandern, als unter einer so rücksichtslosen Regierung zu leben. Carl der Dritte sah sich deshalb endlich genötigt, sein Edikt zu widerrufen.

Gehen wir zu einer anderen Anekdote über, welche den Fanatismus desselben Königs Carl für seine Hunde zeigt. Dieselbe dient zum Gegenstück seines Hasses gegen die Katzen. Ein Offizier vom Regiment der italienischen Garden war in Caserta auf Wache. Er trug demzufolge seine Galauniform, die er sich, in Anbetracht seines mittelmäßigen Soldes, nicht ohne Aufopferung angeschafft hatte. König Carl der Dritte kam, von der Jagd zurückkehrend und von seiner Meute gefolgt, vorüber. Einer der mit Schmutz bedeckten Hunde sprang, in der freundlichen Absicht ihn zu liebkosen, an dem Offizier in die Höhe und beschmutzte ihm die Uniform. Der Offizier nahm natürlich auf die Absicht keine Rücksicht, sondern stieß, ärgerlich über den seiner Uniform zugefügten Schaden, den Hund mit einem Fußtritt von sich. Der Hund erhob ein Geheul, welches die Aufmerksamkeit des Königs erweckte. Carl der Dritte drehte sich um, sah den Offizier an, ging auf ihn zu und sagte:

»Weißt du nicht, Kerl, daß das Tier, welches du dir unterstanden hast zu stoßen, mir lieber ist als Fünfzig deinesgleichen?« Der Offizier, der nicht wenig erschrak, sich, weil er einem Hund einen Fußtritt versetzt, auf diese Weise behandelt zu sehen, wechselte die Farbe, ward krank, bekam das Fieber und starb den nächstfolgenden Tag.

Kehren wir jetzt zu dem Prinzen Ferdinand und seinem Lehrer, dem Herzog von San Nicandro, zurück. Letzteren habe ich nicht gekannt, denn als ich nach Neapel kam, war er schon tot. Es herrschte jedoch über ihn nur eine Stimme, und die Erziehung des Königs bestätigte diese einstimmige Meinung, das heißt, daß er der ihm von der Königin erzeigten Ehre völlig unwürdig gewesen. Der Herzog von San Nicandro war selbst im höchsten

Grade unwissend. Er hatte in seinem Leben weiter nichts gelesen als sein Gebetbuch, was eine, wenn auch sehr gute, doch völlig unzureichende Lektüre für einen Mann war, dem die Erziehung eines Königs oblag. Da er nun selbst nichts wußte, so konnte er auch seinen Schüler nichts lehren, der, als er sich vermählte, kaum lesen noch schreiben konnte und nie eine andere Sprache redete, als das neapolitanische Patois. Da dem Erzieher übrigens von dem König Carl dem Dritten bloß eingeschärft worden war, aus dem jungen Prinzen einen guten Jäger zu machen, so glaubte er auch nicht, ihn mit etwas anderem beschäftigen zu müssen. Der alte toskanische Minister Carls des Dritten, Tannucci, welcher vierundzwanzig Jahre lang im Namen seines Herrn regiert und zum Chef der Regentschaft des jungen Prinzen ernannt worden, verlangte seinerseits nichts Besseres, als daß der König auch bei erlangter Volljährigkeit möglichst unwissend sei und er im Namen desselben ebenso wie in der Vergangenheit fortregieren könne.

Er gab daher in bezug auf die Erziehung des jungen Königs weiter keinen Rat als höchstens den, ihm außer Geschmack an der Jagd auch noch Geschmack am Fischfang beizubringen, so daß der junge König, wenn er von einem anstrengenden Vergnügen mittels eines ruhigen Vergnügens sich erholte, nicht Zeit hätte, an die Angelegenheiten des Staates zu denken. Das einzige, was den Herzog von San Nicandro beunruhigte, und worüber er sich mit rührender Melancholie beklagte, war die allzugroße Herzensgüte des jungen Königs. Er trug deshalb Sorge, dieses Geschenk des Himmels nach Möglichkeit in den Hintergrund zu drängen. Der Prinz von Asturien, welchem man nicht denselben Hang zur Gutmütigkeit vorwerfen konnte, fand ein lebhaftes Vergnügen daran, lebendigen Kaninchen das Fell abzuziehen. Der Herzog von San Nicandro rühmte seinem Schüler dieses Vergnügen sehr, als er aber sah, daß es diesem allzusehr widerstrebte, strengte er seine Phantasie an und erfand eine Variante, welche darin bestand, daß er den jungen Prinzen, dem man noch kein Schießgewehr in die Hände zu geben wagte, hinter eine unten mit einem Loche versehene Tür stellte. Mit einem Stocke bewaffnet, lauerte Ferdinand den Kaninchen, welche man durch dieses Loch trieb, auf, und schlug sie dann tot. Das war doch schon etwas.

Zu diesem Zeitvertreib gesellte der Fürst von San Nicandro bald einen zweiten. Dieser bestand darin, daß er seinem Zögling Kaninchen, Hunde,

Katzen, Kinder, Bauern und Arbeiter mittels langer Tücher prellen lehrte. König Carl der Dritte, welchem man über diese Erholungen seines Sohnes Bericht erstattete, fand dieselben gut und schrieb, man solle bloß die Hunde aus dem Spiele lassen, weil dies edle, der Jagd dienende Tiere seien, und der junge Prinz fuhr daher fort, bloß Kaninchen, Katzen, Kinder, Bauern und Arbeiter zu prellen, welche, da sie nicht zur Klasse der edlen Tiere gehörten, keine Recht auf Ausnahme hatten.

So kam Ferdinand eines Tages, als er unter den Zuschauern einen jungen toskanischen Abbé, einen schwächlichen bleichen jungen Mann, bemerkte, auf den Gedanken, diesen ebenfalls zu prellen, und gab seinen Lakaien leise die erforderlichen Befehle. Die Lakaien bemächtigten sich dieses Unglücklichen, legten ihn auf eine Decke und schnellten ihn wiederholt in die Höhe, bis er ohnmächtig ward. Außer sich vor Scham, als er wieder zur Besinnung kam, flüchtete der junge Mann nach Rom, wo er krank ward und nach Verlauf von zwei Monaten starb. Sein Name war Marrighi. Unter dergleichen Amüsements wuchs der König heran, ward ein unerschrockener Jäger, ein tüchtiger Reiter, ein unvergleichlicher Fischer, ein Ringer ersten Ranges und ließ anfangs seine jungen Spielkameraden mit Stöcken, womit er, wenn sie ein solches Manöver machten, ihre Schultern liebkoste, und dann ein Regiment exerzieren, welches er organisierte und welches er seine Liparioten nannte, weil die jungen Leute, aus welchen es bestand, größtenteils aus dem Archipel von Lipari stammten. So erreichte er, ohne sich um die Angelegenheiten des Königreiches auch nur im mindesten zu kümmern, sein siebzehntes oder achtzehntes Jahr und es galt nun, ihn zu vermählen. Man hatte schon längst für ihn die junge Erzherzogin von Osterreich, Marie Josephe, eine Tochter des Kaisers Franz des Ersten, ausersehen. Die Bildnisse und Hochzeitsgeschenke waren bereits ausgetauscht und die Festlichkeiten auf dem Wege, welchen die junge Prinzessin passieren sollte, vorbereitet, als an dem zur Abreise bestimmten Tage Marie Josephe krank ward und starb.

Nun wählte man an ihrer Statt die jüngere Schwester Marie Karoline, welche im Monat April 1768 von Wien abreiste. Mit dem Frühlingsmonat zog die kaiserliche Blume in ihr Königreich ein. Im Jahre 1752 geboren, zählte sie jetzt kaum sechzehn Jahre. Sie kam mit dem Auftrage, die Politik des Hofes von Neapel so zu lenken, wie Maria Theresia es ihr andeuten

würde. Ihre Mutter, deren Lieblingstochter sie war, konnte sich auch auf sie verlassen. Karoline besaß einen Geist, der ihrem Alter vorangeeilt war. Sie war mehr als unterrichtet, sie war gelehrt, sie war mehr als intelligent, sie war Philosophin. Sie war schön in der ganzen Bedeutung des Wortes und wenn sie es sein wollte, bezaubernd. Ich habe gesagt, daß sie, als ich sie kennen lernte, siebenunddreißig Jahre zählte, und darnach konnte man sich einen Begriff von dem machen, was sie mit sechzehn Jahren gewesen sein mußte. Sie sprach und schrieb vier Sprachen – deutsch, französisch, spanisch und italienisch. Bloß wenn sie beim Sprechen in die Hitze geriet, begann sie zuweilen zu stottern, ihre hellen beweglichen Augen aber und die Klarheit ihrer Ideen machten diesen kleinen Mangel vergessen.

Sie brachte nach dem glühenden Süden alle Träume der nebeligen Poesie des Nordens mit. Sie sollte nun das fabelhafte Land der Sirenen sehen, wo Tasso geboren worden, wo Virgil gestorben. Sie sollte mit ihrer eigenen Hand den Lorbeer pflücken, welcher am Grabe des Sängers des Augustus und an dem des Dichters des »befreiten Jerusalems« wächst. Ihr Gatte zählte achtzehn Jahre. Es stand zu erwarten, daß er Euryalos oder Tancred, Nisus oder Renaud sein würde.

Warum nicht? War sie nicht gleichzeitig Venus und Armida?

Sie fand den König, welchen ich zu malen versucht, mit großen Füßen, dicken Knien, dicken Händen, großer dicker Nase und den neapolitanischen Dialekt mit den Gebärden eines Lazzarone sprechend. Ein Artikel des Ehekontraktes der Königin, welchen Tannucci ganz unbeachtet gelassen, sollte der Politik des Königreiches beider Sizilien eine völlig andere Gestalt geben. Dieser Artikel lautete: »Wenn die Königin einen Thronerben geboren haben wird, so soll ihr das Recht zustehen, dem Kabinettsrat beizuwohnen.« Allerdings dauerte es sechs Jahre, ehe sie diesen Thronerben gebar, mit zweiundzwanzig Jahren aber war Karoline nur um so fähiger, den Wünschen ihrer Mutter zu dienen. Anfangs glaubte die Königin, sie könne die Erziehung ihres Gemahls von vorn beginnen, und es erschien ihr dies um so leichter, als er, nachdem er sie mit Tannucci und den wenigen andern unterrichteten Personen des Hofes sprechen gehört, vor Erstaunen ganz außer sich geriet und unfähig, die wahre Wissenschaft von bloßem Geplauder zu unterscheiden, bewundernd ausrief:

»In der Tat, die Königin ist die allgemeine Wissenschaft!«

Es dauerte jedoch nicht lange, so legte sich diese Bewunderung und mehr als einmal hörte ich ihn ausrufen:

»Die Königin ist so gelehrt, begeht aber gleichwohl mehr Dummheiten als ich, der ich im Vergleich zu ihr nur ein Esel bin.«

Nichtsdestoweniger fügte Ferdinand in der ersten Zeit seiner Ehe sich in die Lehren, welche die Königin ihm gab, und er lernte von ihr ziemlich ordentlich lesen und schreiben. Diese ihm von ihr erteilten Lehrstunden waren es, worauf er anspielte, wenn er sie in seinen Anwandlungen von guter Laune »meine liebe Schulmeisterin« nannte. Was sie ihm aber niemals beibringen konnte, waren die eleganten Manieren der nordischen und westlichen Höfe; jene körperliche Sauberkeit, welche in den heißen Ländern so selten und gleichwohl hier notwendiger ist, als anderwärts; so wie jenes anmutige Geschwätz der Galanterie, welches aus der Liebe eine Sprache macht, welche teils dem Duft der Blumen, teils dem Gesang der Vögel entlehnt ist. Karolinens Überlegenheit demütigte Ferdinand und Ferdinands Gemeinheit demütigte Karoline. Wir werden sehen, welche Folgen sich aus dieser Verschiedenheit der Charaktere und diesem Gegensatz der Geschmacksrichtungen ergaben.

45. Kapitel.

Wir sehen somit diese beiden Personen einander gegenüber – einerseits die Königin, schön, stolz, anmutig, distinguiert, feinfühlend, sinnlich, ein wenig pedantisch, leicht zu reizen, schwer zu besänftigen, ihren Gemahl wegen der Gemeinheit seiner Worte und der Schwäche seines Geistes verachtend – andererseits den König, heiter, naiv bis zur Unwissenheit, freimütig bis zur Plumpheit, ohne Zartgefühl beim Reden oder Handeln, so daß er nicht einem Monarchen auch nicht einem Prinzen, ja nicht einmal einem einfachen Edelmann, sondern einem Lazzarone glich. Eines der Dinge, welche die Königin zur Verzweiflung trieben und sie bewogen, sich des Theaterbesuchs fast gänzlich zu enthalten, war die Art und Weise, auf welche der König sich hier benahm und sich während der Zwischenakte zum Hanswurst des Pöbels machte. Zwischen der Oper und dem Ballett

brachte man ihm sein Souper in die Loge. Eins der Bestandteile dieses Soupers war allemal eine Schüssel Makkaroni. Der König ergriff diese Schüssel, trat an den Rand der Loge und verschlang unter dem lauten Beifallsjubel des Parterres unter allerhand komischen Gebärden nach und nach die ganze Portion, indem er sich der Finger als Gabel bediente und sich für den Beifall der Zuschauer freundlich bedankte. Die Königin glaubte anfangs über ihn eine weit größere Herrschaft erlangt zu haben, als sie in der Tat besaß und in der Folge erlangte.

Als sie sich eines Tages über den Herzog von Altavilla, den Günstling des Königs, erzürnte, überhäufte sie diesen Kavalier mit Schmähungen und beschuldigte ihn, daß er sein Ansehen bei dem König nur dadurch behaupte, daß er Mittel in Anwendung bringe, die eines Edelmannes unwürdig seien. Der in seiner Würde verletzte Herzog beklagte sich bei dem König über die von der Königin erfahrenen Beleidigungen und bat um Erlaubnis, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Der über das Verfahren seiner Gemahlin erzürnte König begab sich sogleich zu ihr und machte ihr lebhafte Vorwürfe. Anstatt ihn jedoch zu begütigen, reizte sie ihn durch ihre Antworten noch mehr, so daß der Wortwechsel mit einer kräftigen Ohrfeige endete, deren Spuren auf der Wange der Königin noch drei oder vier Tage lang zu sehen waren. Nun zog sie sich wie Achill unter ihr Zelt zurück. Der König aber hielt festen Stand und die Königin sah sich genötigt, sich zu demütigen und zwar in solchem Grade, daß sie die Vermittlung des Herzogs von Altavilla in Anspruch nehmen mußte, um wieder zu Gnaden angenommen zu werden. Dem Kaiser Joseph, welcher damals in Italien reiste, gelang es, als er nach Neapel kam, die beiden Gatten wieder miteinander auszusöhnen.

Eine Zeitlang ging dem König die Verachtung, welche die Königin ihm bewies, zu Herzen. Es dauerte jedoch nicht lange, so beschloß er, sich darüber zu trösten und ihre Gesellschaft zu meiden. Dies hatte für Karoline die Unannehmlichkeit zur Folge, daß sie nicht wußte, wie und zu welcher Zeit sie ihren Einfluß aus ihren Gemahl wieder gewinnen sollte.

Leidenschaftlicher Jäger, wie ich schon erzählt, ließ Ferdinand selten einen Tag verstreichen, ohne auf die Jagd zu gehen. Er hatte in jedem Bezirk seiner Wälder große Hütten bauen lassen, deren Inneres einfach, aber

bequem eingerichtet und ausgestattet war. Wenn er hier, unter dem Vorwand, ein wenig auszuruhen, eintrat, fand er allemal in dem zierlichen Kostüm der Bäuerinnen aus der Umgegend von Neapel ein hübsches Weibchen oder Mädchen, welches seine Befehle erwartete. Dabei aber trug er doch Sorge, den hierbei mitwirkenden gefälligen Dienern einzuschärfen, mit der größten Umsicht und Verschwiegenheit zu Werke zu gehen, damit nicht etwa die Königin etwas davon erführe. »Ach, was da!« sagte eines Tages ein Kammerdiener, welcher sich oft eine freimütige Äußerung erlauben durfte, »wozu diese Heimlichtuerei, da ja die Königin es ebenso und vielleicht noch toller macht als Sie, Majestät.«

»Schweig! schweig! Lassen wir sie machen,« sagte der König; »dies kreuzt und verbessert die Rassen.«

Heute, wo ich versprochen habe, die Wahrheit nicht zu verschweigen, muß ich sagen, daß der alte Kammerdiener nicht log. Die Königin, deren erster Liebhaber der Fürst von Caramanico war, hatte später Acton, und gleichzeitig mit Acton – ohne daß dieser sich mehr darum kümmerte, als Potemkin um die übrigen Verehrer Katharinens der Zweiten – gleichzeitig mit Acton, sage ich, den Herzog della Regina, dessen Name, wie man sieht, prädestiniert zu sein schien, und Pic d'Anceni, der die Balletts in Italien, wenn nicht erfunden, doch wenigstens verbessert hat. Ebenso wie die große Katharina wollte sie ihre Liebhaber belohnen; da sie aber weniger reich war als diese, so ruinierte sie sich und war aus diesem Grunde niemals bei Kasse.

Kehren wir jetzt zu dem König zurück. Abgesehen von seinen Liebschaften in den Jagdhäuschen hatte der König von Zeit zu Zeit vorübergehende Neigungen für Damen des Hofes oder aus einem andern Stande. Karoline war nicht eifersüchtig auf ihren Gemahl, den sie nicht bloß nicht liebte, sondern geradezu verachtete. Dennoch aber fürchtete sie, daß eine Frau, die geschickter wäre als die anderen, eine Macht an sich reißen könnte, welche sie sich um keinen Preis entgehen lassen wollte. In gewissen Augenblicken wußte sie demgemäß mit echt weibischer Beharrlichkeit und Gewandtheit hinter das Geheimnis dieser Liebesintrigen zu kommen, und rächte sich dann an ihren Nebenbuhlerinnen. So gestand der König, nachdem er einige Monate mit der Herzogin von Luciano auf vertrautem Fuße gestanden,

diese Intrige seiner Gemahlin. Diese ließ die Herzogin auf ihre Güter verbannen. Darüber entrüstet, legte die Herzogin Männerkleidung an, lauerte den König auf einem seiner Wege ab und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Der König, der ihr gegenüber ebenso schwach war, als er es der Königin gegenüber gewesen, gestand sein Unrecht ein, aber dennoch sah die Herzogin sich genötigt, auf ihre Güter zurückzukehren, wo sie zur Zeit meiner Ankunft in Neapel noch war. Dasselbe geschah mit der Herzogin von Cassano Serra, obschon hier gerade entgegengesetzte Motive zugrunde lagen. Ferdinand beschäftigte sich mit ihr trotz aller Mühe, die er sich gab, umsonst, denn trotz allen seinen Bitten weigerte sie sich standhaft, seinen Wünschen nachzugeben. Der König beschwerte sich über diese Sprödigkeit gegen seine Gemahlin, und die Königin ließ die Herzogin von Cassano verbannen, weil dieselbe zu keusch gewesen, ebenso wie sie die Herzogin von Luciano in die Verbannung geschickt, weil dieselbe es nicht genug gewesen.

Leider bezahlte die arme Herzogin ihre Tugend noch einmal so teuer, als eine andere ihre Sünden bezahlt haben würde, und kehrte zu ihrem Unglück im Jahre 1799 aus der Verbannung zurück. Ich habe gesagt, daß der Herzog von San Nicandro sich bemüht hatte, aus seinem Zögling den ersten Jäger und den ersten Fischer des Königreiches zu machen, und zwar bloß in der von Tannucci eingegebenen Absicht, den Prinzen von der Teilnahme an den Staatsgeschäften abzuhalten. Der König trieb auch in der Tat, wenn er dem Kabinettsrat beiwohnte, die Vorliebe für Jagd und Fischfang so weit, daß er nicht gestattete, Schreibmaterialien auf den Beratungstisch zu bringen, denn er fürchtete, daß man dann auf den Gedanken kommen könnte, irgendeine Verordnung abzufassen, welche er dann genötigt wäre zu unterzeichnen. Es bestand zwischen dem König von Neapel und dem Markgrafen von Anspach ein vertrauter wöchentlicher Briefwechsel über alles, was sich auf die Jagd bezog. Jeder der beiden Fürsten führte ein genaues Register, in welches Tag für Tag und Stunde für Stunde die von ihnen auf diesem Gebiete vollbrachten Heldentaten eingetragen wurden.

Ein ähnliches Register und eine ähnliche Korrespondenz ward zwischen dem König von Neapel und dem König von Spanien, seinem Vater, geführt. Nun geschah es oft, daß die beiden Monarchen sich infolge politischer Differenzen entzweiten. Wie uneinig sie aber auch in politischer Beziehung

sein mochten, so erlitt doch das eben erwähnte Register keinerlei Unterbrechung. Das Verzeichnis der wilden Tiere, welche dem Vergnügen des Monarchen geopfert worden, ward stets regelmäßig geführt. Das kleine Wild ward darin ebenso gewissenhaft verzeichnet, wie das große. In einer besonderen Rubrik waren die Schwierigkeiten bemerkt, die es dabei zu überwinden gegeben, die Unfälle, die dabei vorgekommen, die Personen, welche den König begleitet, und die besonderen Beweise von Kühnheit oder Geschicklichkeit, wodurch sie sich hervorgetan. Das von diesen beiden Registern, welches für den Markgrafen von Anspach bestimmt war, galt für das bevorzugte, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil Ferdinand, so geschickt er auch war, doch weit weniger gut schoß, als Carl der Dritte, während er im Gegenteil ein besserer Schütze war, als der Markgraf von Anspach. Die süßeste Schmeichelei, womit man das Ohr des Königs erfreuen konnte, war, wenn man ihm sagte, er schösse besser, als der Markgraf von Anspach, was durch die Zahl des von Ferdinand erlegten Wildprets konstatiert würde, weil dieses die Zahl des von dem Markgrafen von Anspach geschossenen überstiege, während man die Zahl der von dem König Carl dem Dritten erlegten Tiere noch größer wäre, dies nicht in der größern Geschicklichkeit des Königs Carl, sondern in dem Umfang und in dem Wildreichtum der spanischen Wälder seinen Grund hätte.

Ich werde hier noch zwei Anekdoten mitteilen, welche das von mir von dem König entworfene Bild vervollständigen. Dann werde ich sofort zur Erzählung der Ereignisse übergehen, welche das Königreich Neapel beunruhigten und woran ich selbst Teil nahm – mehr aus Freundschaft für den König und die Königin als infolge einer wirklichen Antipathie gegen das französische Volk und die italienischen Patrioten. Der König jagte in einem seiner Wälder, als eine arme Frau ihm begegnete. Sie kannte ihn nicht und schien sehr betrübt zu sein. Ohne weder das Herz noch den Geist Heinrichs des Vierten zu besitzen, hatte Ferdinand doch einen Instinkt für volkstümliche Abenteuer. Er näherte sich der guten Frau und befragte sie. Diese antwortete ihm, sie sei Witwe, habe sieben Kinder zu ernähren und besäße, um dies zu ermöglichen, weiter nichts als ein kleines Feld, welches durch die Meute des Königs verwüstet worden sei. »Sie werden selbst zugeben, Signor,« setzte die Witwe weinend hinzu, »daß es sehr hart ist, einen Jäger zum Fürsten zu haben, dessen Vergnügungen für seine Untertanen nur eine Quelle der Tränen sind.« Ferdinand antwortete, ihre

Klagen seien gerecht und da er im Dienste des Königs stünde, so würde er nicht ermangeln, ihn davon in Kenntnis zu setzen.

»Sagen Sie es ihm oder sagen Sie es ihm nicht,« erwiderte die Frau, »deswegen hoffe ich nicht mehr und nicht weniger. Nur ein Mensch ohne Herz kann auf diese Weise um seines Vergnügens willen das Besitztum armer Leute verwüsten, weil er weiß, daß diese nichts gegen ihn auszurichten vermögen.«

Diese Erklärung der Witwe hielt den König nicht ab, sie bis an ihre Hütte zu begleiten und mit eigenen Augen den Schaden zu sehen, den er angerichtet. Hier angekommen, rief er zwei Bauern, Nachbarn der Frau, und ersuchte sie, den Schaden zu taxieren. Die Bauern machten ihre Berechnung und schätzten den Schaden auf zwanzig Dukaten. Der König nahm aus seiner Tasche sechzig Dukaten und gab davon der Witwe vierzig, indem er sagte, es sei nicht mehr als recht, daß ein König doppelt so viel bezahle wie ein Privatmann. Die noch übrigen zwanzig Dukaten wurden zwischen die beiden Schiedsrichter geteilt.

Einen Tag in der Woche gab der König Audienz in Capodimonte, einem Palast, welcher vom König Carl dem Dritten ausdrücklich für die Schnepfenjagd erbaut worden. An diesem Tage konnte jeder ohne Audienzbrief zu ihm gelangen und brauchte bloß zu warten, bis die Reihe an ihn kam. Natürlich waren die Vorzimmer allemal gedrängt voll. Ein alter Pfarrer aus der Umgegend von Capodimonte, der sich eine Gnade beim König ausbitten wollte, beschloß von diesem öffentlichen Audienztag Gebrauch zu machen und sich direkt an Se. Majestät zu wenden. Da er aber sich darauf gefaßt machen mußte, kürzere oder längere Zeit im Vorzimmer zuzubringen, so traf er Vorsichtsmaßregeln gegen den Hunger und steckte ein Stück Brot und Käse in die Tasche, nicht etwa um dieses Stück Brot in dem Vorzimmer zu verzehren, denn um keinen Preis hätte er einen solchen Verstoß gegen die Ehrerbietung begangen; da er aber drei Stunden Weges zu Fuß zurückzulegen hatte, um wieder in sein Dorf zu gelangen, so gedachte er, nachdem er seine Audienz gehabt, auf dem Rückwege an dem ersten besten Brunnen Halt zu machen, hier sein Brot und seinen Käse zu essen, einige Schluck Wasser dazu zu trinken und, nachdem er sich auf diese Weise gestärkt, sich wieder auf den Weg nach seiner Pfarre zu

machen. Als er drei oder vier Stunden gewartet, kam endlich die Reihe an ihn und er trat in das Kabinett des Königs. Der König saß in einem Lehnsessel und zu seinen Füßen lag ein großer Jagdhund, der wegen der Feinheit seiner Witterung sein Liebling war. Kaum war der Geistliche eingetreten, so öffnete der Hund die Nüstern, hob den Kopf empor, machte freundliche Augen und wedelte mit dem Schwanze. Alle diese freundlichen Demonstrationen galten dem Pfarrer oder vielmehr dem Stück Käse, welches er in der Tasche hatte. Man kennt die unwiderstehliche Vorliebe, welche die Jagdhunde für diese Delikatesse haben. So wie der Geistliche unter einer Menge Verbeugungen näher kam, richtete der Hund sich ganz auf und ging ihm mit der freundschaftlichsten Miene entgegen. Der Geistliche, welcher vielleicht nicht glaubte, daß die Demonstrationen des Hundes so freundschaftlich seien, wie sie es wirklich waren, sah seine Annäherung mit Unruhe. Diese Unruhe verwandelte sich in Furcht, als er den Hund hinter sich schleichen sah. Noch ärger aber ward die Sache, als er, während er sein Gesuch vortrug, fühlte, wie die Schnauze des Hundes sich in seine Tasche hineinbohrte. Die Liebe des Königs zu den Hunden war bekannt. Es konnte für den Geistlichen keine Rede davon sein, sich des Lieblingshundes des Königs durch einen Fußtritt zu entledigen, und dennoch begann das Tier die Indiskretion bis zur Zudringlichkeit zu treiben. Was den König betraf, so belustigte dieser Auftritt ihn, der für einen feinen Scherz unzugänglich war, über alle Maßen. Er unterbrach den Geistlichen mitten in seiner schon ohnehin sehr unsicheren Anrede.

»Ich bitte um Entschuldigung, mein Vater,« sagte er, »aber was haben Sie denn in Ihrer Tasche, da mein Hund es durchaus sehen will?«

»Ach, Sire,« antwortete der Priester zögernd, »weiter nichts, als ein Stück Käse, welches ich zu meiner Abendmahlzeit bestimmt habe. Es ist, wie Sie selbst sehen, vier Uhr nachmittags, ich habe noch drei Stunden zu gehen, um nach meiner Pfarre zurückzukommen und ich bin nicht reich genug, um in der Stadt zu speisen.«

»Meiner Treu, Sie haben recht,« hob der König wieder an, »denn eben ist es Jupiter,« – so hieß der Hund – »gelungen, sich des Käses zu bemächtigen. Fahren Sie in Ihrer Darlegung fort, denn nun ist es wahrscheinlich, daß er Sie in Ruhe lassen wird.« Der Geistliche sagte demgemäß, während Jupiter

seinen Käse schmauste, was er dem König zu sagen hatte, der ihn mit der größten Aufmerksamkeit anhörte.

»Es ist gut,« sagte Ferdinand, als der Geistliche zu Ende gesprochen, »wir werden uns die Sache überlegen.« Trotzdem aber, was der König gesagt, schien Jupiter, nachdem er den Käse gefressen, dem Geistlichen auch noch das Brot nehmen zu wollen. »Na,« sagte der König, »bringen Sie das Opfer nicht bloß halb sondern leeren Sie Ihre Tasche vollständig.«

»Das will ich gern tun, Sire,« sagte der Priester, »aber wo bleibt dann *meine* Mahlzeit.«

»Machen Sie sich keine Unruhe um eine solche Kleinigkeit; der gute Gott wird schon sorgen.«

Der Priester gab dem Hunde sein Brot und verließ das Kabinett. Während Jupiter das Brot fraß, zog der König die Klingel. »Laßt,« sagte er, »den Priester, der soeben hinausgegangen ist, nicht fort, sondern tragt ihm eine tüchtige Mahlzeit auf, damit er wenigstens eine Stunde bei Tische bleibe.« Der Befehl des Königs ward ausgeführt. Während dieser Stunde kehrte der König nach Neapel zurück und besorgte die Angelegenheit des Priesters, so daß, als dieser schon durch eine gute Mahlzeit gestärkt und getröstet nach Hause kam, erfuhr, daß außerdem noch die Gnade, die er nachgesucht, ihm bewilligt war.

Ich habe mich sehr weitläufig über die Jagd ausgesprochen und darüber den Fischfang vernachlässigt. Ich muß daher auch noch ein Wort über dieses zweite Vergnügen sagen, auf welches der König fast ebenso versessen war, wie auf das erste. Wenn man sagen wollte, Ferdinand habe gefischt, so wäre damit nichts gesagt. Das eigentliche Vergnügen des Königs bestand nicht im Fischen, sondern darin, daß er die von ihm gefangenen Fische auch selbst verkaufte. Ich habe diesem eigentümlichen Schauspiel nicht einmal, sondern mehr als zehnmal beigewohnt. Es ging dabei folgendermaßen zu: Der König fischte gewöhnlich in einem reservierten Teile des Meeres einem kleinen Hause gegenüber, welches im Quartier Pausilippo stand und ihm gehörte. Wenn er einen reichlichen Fang gemacht hatte, so kam er wieder ans Land, ließ seine Fische auf die Marina tragen und rief die Käufer herbei, welche, wie man sich leicht denken kann, nicht verfehlten, auf den

königlichen Ruf herbeizueilen. Nun wurden die Fische wie auf dem Markte verauktioniert. Jeder konnte mitbieten, wenn auch nur einen Grano mehr. Fand der König, daß der Preis zu niedrig blieb, so bot er selbst mit und wenn er den Fisch auf diese Weise selbst erstand, so behielt er ihn und man aß ihn im Palast. Alle konnten bei dieser Gelegenheit, wie auch überall anderwärts, sich dem König nähern, mit ihm sprechen und sich sogar mit ihm zanken, was seine guten Freunde, die Lazzaroni, in ihrem Patois auch nicht ermangelten zu tun. Sie nahmen sich dabei nicht die Mühe, ihm den Titel »Majestät« zu geben, sondern nannten ihn einfach »Nasone«, wegen seiner Nase, die dreimal so groß war wie eine gewöhnliche. Dieser Fischverkauf war größtenteils etwas sehr Komisches. Der König verkaufte, wie ich schon gesagt, so teuer als möglich, rühmte seine Fische, hob sie an den Floßfedern empor, um sie zu zeigen, und traktierte die Käufer, welche zu wenig boten, dafern er sie erreichen konnte, mit Ohrfeigen. Die Lazzaroni ihrerseits antworteten ihm durch Schimpfreden, geradeso als ob sie es mit einem gewöhnlichen Fischhändler zu tun hätten, und er wollte sich darüber totlachen. War der Verkauf beendet, so kehrte der König, vom Meerwasser triefend und von Fischgeruch duftend, in den Palast zurück und ging, ehe er sich wusch oder die Kleider wechselte, zur Königin, um ihr lachend alles zu erzählen. Die Königin hörte ihn je nach der Laune, in der sie sich befand, geduldig an, oder trieb ihn wieder zur Tür hinaus, indem sie ihn wegen dieser gemeinen Vergnügungen scharf tadelte, obschon es ihr sehr unlieb gewesen wäre, wenn er denselben entsagt hätte, da sie es ja diesen gemeinen Vergnügungen, welche in seinen Augen wichtiger waren als die Staatsangelegenheiten, zu danken hatte, daß sie das Königreich nach ihrem Belieben regieren konnte.

46. Kapitel.

Die Königin hatte mir, wie ich schon gesagt, mein Kleid abverlangt, um sich ein ähnliches fertigen zu lassen. Ich schickte es ihr noch denselben Abend. Drei Tage darauf kam ihr Kammerdiener, um mir zu melden, die Königin sei im königlichen Palast und ließe mich rufen, indem sie mich zugleich ersuchte, meinen blauen Kaschemir mitzubringen. Sie war kaum seit zehn Minuten von Caserta angekommen und damit ich sie nicht warten lassen möchte, ließ sie mich in einer ihrer Equipagen holen. Ich benachrichtigte Sir William von meinem Fortgehen und begab mich sofort zur Königin. Die Gemächer der Königin befanden sich in dem nach dem Meere zu gelegenen Flügel des Palastes und gingen auf eine ganz mit Orangen- und Zitronenbäumen bedeckte Terrasse. Ich fand die Königin, mit dem neuen Kleide angetan, welches sie sich nach dem meinigen hatte fertigen lassen. Sie trug eine einzige weiße Feder im Haar und ihr blauer Kaschemir war über einen Sessel geworfen. Ich wollte sie mit dem gewöhnlichen Zeremoniell begrüßen, sie umarmte und küßte mich aber und sagte: »Rasch, rasch zur Toilette!« – Ich wußte anfangs nicht recht, was diese Aufforderung heißen sollte; die Königin zeigte mir aber mein auf einem Sessel liegendes Kleid und ich begriff nun, daß sie sich die Grille in den Kopf gesetzt, uns eine wie die andere gekleidet sehen zu wollen. Es war dies auch wirklich ihre Absicht. Ich fragte sie nun, ob sie mir erlauben wolle in ein Nebenkabinett zu gehen, um hier das Kleid zu wechseln. Sie zuckte die Achseln: »Wozu dergleichen Zeremonien zwischen uns?« fragte sie. Dann, als sie meine Verlegenheit sah, setzte sie hinzu: »Lassen Sie mich nur machen. Ich werde Ihre Zofe sein und Sie werden sehen, daß ich meinen Dienst ganz gut verstehe.«

Ich war so verlegen, daß ich nicht wußte, was ich tat. Ich stammelte, ich zitterte, ich stach mir meine Nadeln in die Finger, ich versuchte mich den Händen der Königin zu entziehen. »Sind Sie denn toll?« rief sie. »Werden Sie mich wohl machen lassen? Ich befehle es Ihnen!« Und dann, um mir zu beweisen, daß dieser Befehl, obschon mit gebieterischer Stimme gesprochen, eine neue Gunst war, faßte sie mich, indem sie mir ihn erteilte, um den Leib und küßte mich auf die Schulter. Ein Schauer durchrieselte

meinen ganzen Körper. Ich war so weit entfernt, dergleichen Vertraulichkeiten von einer Königin zu erwarten, die für die stolzeste und gebieterischeste Frau ihres Königreiches galt, daß ich zu träumen glaubte. Ich fragte mich, ob dies wirklich die Tochter der Kaiserin Maria Theresia, und ob ich wirklich die Tochter einer armen Bauernmagd sei. Ich war gewissermaßen moralisch geblendet. Ich mußte, wohl oder übel, die Königin gewähren lassen. Sie half mir das Kleid ablegen, in welchem ich gekommen war, dann zog sie mir mein weißes Atlaskleid an und steckte mir eine weiße Feder ins Haar. Hierauf näherte sie unsere beiden Köpfe dem Spiegel und schaute einen Augenblick lang hinein. In halb schmollendem Tone sagte sie dann: »Meiner Treu, ich treibe da ein einfältiges Handwerk. Ganz gewiß. Mylady Hamilton, Sie sind schöner als ich.«

Ich errötete, ganz verlegen, bis über die Ohren und wußte, nicht, wo ich mich verbergen sollte. »Ew. Majestät,« sagte ich zu ihr, »werden mir erlauben, nicht Ihrer Meinung zu sein. Ich bin vielleicht hübsch, aber Sie – o Sie, Sie sind schön!« – »Finden Sie das wirklich, und sagen Sie mir es ohne Schmeichelei?« – »O, ich schwöre es Ihnen!« rief ich mit dem Ausdrucke der ungeheucheltsten Aufrichtigkeit. – »Also,« sagte sie, indem sie einen Blick auf ihre prachtvollen Schultern warf, »wenn Sie ein Mann wären, liebe Lady, so würden Sie sich in mich verlieben?« – »Ich würde noch mehr tun als dies, Madame; ich würde Sie auf den Knien anbeten.« Sie schüttelte den Kopf und lächelte wehmütig. – »Geliebt zu werden ist schon etwas Seltenes,« sagte sie dann, »besonders für eine Königin. Verlangen wir nicht das Unmögliche und dennoch –« Sie stockte und seufzte.

Ich betrachtete sie mit einer Teilnahme, in der sie sich nicht irren konnte. »Und dennoch?« wiederholte ich. Sie schlang einen ihrer Arme um meinen Hals und ließ mich an ihrer Seite auf einem Sofa Platz nehmen.»Wie viel Liebschaften haben Sie gehabt?« fragte sie mich dann. – »Fragen mich Eure Majestät, wie vielmal ich geliebt habe oder wie vielmal ich geliebt worden bin?« – »Sie haben recht; es ist nicht dasselbe. Ich frage also, wie vielmal Sie geliebt worden sind.« – »Einmal mit zärtlicher Freundschaft und einmal mit tiefer Liebe.« – »Und welches von diesen beiden Gefühlen hat Sie am vollständigsten glücklich gemacht?« – »Die zärtliche Freundschaft, glaube ich.« – »Und Sie?« – »Ich?« – »Ja, Sie. Wer ist von allen Ihren Anbetern

der, den Sie am meisten geliebt haben?« – Ich lächelte. »Soll ich freimütig antworten?« fragte ich. – »Wir sollen Sie dies stets.« – »Einen dritten, der mich nicht liebte.« – Die Königin machte eine Bewegung mit dem Kopfe, seufzte abermals und sagte: »Und dennoch war dies der Wahre! So sind wir Frauen! Auch ich, meine arme Emma, habe eine wahre und echte Liebe einer erheuchelten und ehrgeizigen geopfert und ich leide nun die Strafe dafür. Ich habe einen Gemahl, den ich nicht liebe, und soll ich es Ihnen gestehen? den ich nicht lieben kann, und einen Geliebten, den ich verachte. Sie wundern sich, daß ich Ihnen dies mit solcher Freimütigkeit sage, aber was wollen Sie? Ein gewisser Instinkt zieht mich zu Ihnen hin. Übrigens spricht man von diesen Dingen in Neapel schon so laut, daß das Verdienst des Vertrauens kein großes ist und Sie aller Wahrscheinlichkeit nach schon längst wissen, was ich Ihnen heute mitteile.«

»Aber das, was Sie, mir sagen, Majestät, rührt mich deswegen nicht weniger.«

– »Meine Majestät ist eine traurige Majestät, was nämlich das Glück betrifft. Als ich den Fuß auf den Boden von Neapel setzte, als ich den Mann erblickte, für den man mich bestimmt, da fühlte ich, daß mein Urteil gesprochen war.«

– »Ja, in der Tat, welch ein Unterschied zwischen dem König und Ihnen!« rief ich.

– »Da hast du meine einzige Entschuldigung auf dich genommen, liebe Emma. Du, ein zartfühlendes Gemüt, kannst dir von meiner Enttäuschung einen Begriff machen. Ich war jung, ich zählte kaum fünfzehn Jahre. Man hatte mir gesagt, daß ich über das Land herrschen solle, in welchem Virgil gestorben, in welchem Tasso geboren war. Ich sollte einen jungen Prinzen von achtzehn Jahren, einen Enkel Ludwigs des Vierzehnten, einen Urenkel Heinrichs des Vierten heiraten. Ich kam, sozusagen, mit der Aeneide in der einen, mit dem »befreiten Jerusalem« in der andern Hand. Ich kam mit allen Hoffnungen eines jungfräulichen Herzens, mit allen Träumen eines mit den Balladen unseres alten Deutschlands genährten Geistes. Ich sah ihn. Du kennst ihn. Ich brauche dir nicht erst sein Porträt zu entwerfen – eine Art unwissender Bauer, der keine andere Sprache redet als sein neapolitanisches Patois, ein Lazzarone vom Hafendamm, der in der königlichen Loge seine

Makkaroni speist, ein Fischer der Mergellina; welcher unter den gemeinsten Ausdrücken seine Fische verkauft; ein roher Jäger ohne Poesie, ein Dorfsultan, der sich einen Harem von Kuhmägden geschaffen! Ach, ich versichere dir, die Illusion dauerte nicht lange. Einmal glaubte ich, noch glücklich werden zu können. Ich war auf meinem Wege einem Manne begegnet, der mit allen Eigenschaften begabt war, welche dem König fehlten. Er war jung, schön, elegant, geistreich, obendrein Fürst, was seinen übrigen Vorzügen keinen Eintrag tat.«

»Der Fürst von Caramanico!« rief ich, ohne zu bedenken, wie unpassend diese Unterbrechung von meiner Seite war. –

»Dann kennst du also seinen Namen?« fragte die Königin. Ich errötete. »O, erröte nicht,« sagte sie zu mir. »Zu diesem Manne konnte eine Königin sich bekennen. Er liebte mich wahrhaftig, der arme Giuseppe! Nicht wie der andere, weil ich Königin war, und ich weiß, er liebt mich immer noch.«

»Aber wer hindert dann Euer Majestät, ihn wiederzusehen?«

– »Man hat Sorge getragen, ihn von mir zu entfernen.«

– »Lassen Sie ihn wiederkommen – rufen Sie ihn zurück. O, wenn ich Königin wäre, wenn ich einen Mann liebte und meinen Gemahl verabscheute, dann sollte nichts auf der Welt mich abhalten, den, welchen ich liebte, in meiner Nähe zu haben.«

– »Auch nicht die Furcht, durch seine Zurückberufung seinen Tod herbeizuführen?« fragte mich die Königin in düsterem Tone. Ich stutzte.

»Und wer könnte ein solches Verbrechen begehen?« fragte ich.

– »Der, welcher seine Stelle eingenommen hat und fürchten könnte, sich durch jenen wieder daraus verdrängt zu sehen.«

– »Diese Überzeugung haben Sie, Majestät!« rief ich, »und dennoch behalten Sie diesen Mann in Ihrer Nähe?«

– »Was willst du! In den Regionen, welche wir bewohnen, gibt es polititische Fallstricke. Wird man einmal darin gefangen, so ist man es für immer. Zu weinen ist verboten. Ein ganzes Volk hört uns und ruft dann lachend: ›Das ist schon recht so!‹ Klagen können wäre allerdings ein großer Trost, aber dazu bedarf man einer Freundin. Du siehst, daß ich Klage, selbst ohne zu wissen, ob ich eine Freundin habe.«

– »O, Sie haben eine, Madame; Sie haben eine Freundin, welche Sie lieben wird, nicht weil Sie Königin sind,« rief ich, und war nahe daran, ihr wie meinesgleichen um den Hals zu fallen. Ich unterdrückte noch diese Bewegung.

»Die sich aber von mir entfernen wird, weil ich Königin bin,« sagte Karoline mit wehmütigem Lächeln. »Ach, meine arme Emma, die Regionen des Thrones sind, wie die Gipfel der Alpen, von einer gewissen Höhe an kahl und unfruchtbar. Es gedeiht hier nichts mehr, weder Freundschaft noch Liebe.«

– »Sie sehen wohl, daß Sie sich irren, Madame, da ja jener Mann Sie geliebt hat, da Sie sagen, daß er Sie noch liebt und da endlich ich –«

»Nun du?«

– »Da ich, ermutigt durch das, was Sie mir sagen, Ihnen zu gestehen wage, daß ich Sie auch liebe.«

– »O, ich habe das oft geträumt – eine Freundin! Ich habe aber nur gefällige Dienerinnen gefunden, wie zum Beispiel die San Marco und die San Clemente, welche unaufhörlich etwas von mir für sich erbitten; die, wenn sie dies nicht für sich selbst, es für ihre Liebhaber, oder, wenn nicht für diese, für ihre Männer tun. Sind dies Freundinnen?«

– »Ich, Madame,« rief ich, »ich habe nichts von Ihnen zu erbitten, weder für mich noch für meinen Gatten. Was einen Liebhaber betrifft, so habe ich keinen und fürchte sogar sehr, daß ich niemals einen haben werde.« – »Aber eben weil du weder für dich noch für andere etwas von mir zu erbitten hast, wirst du dir nicht die Mühe nehmen, meine Freundin zu sein,« sagte die Königin mit bitterem Lächeln. »O doch, doch!« rief ich und

konnte nicht mehr dem Impuls widerstehen, der mich zu ihr hindrängte. Ich schlang meine Anne diesmal wirklich um ihren Hals und wiederholte: »O doch, doch! Ich schwöre es Ihnen.« – »Nun,« hob Karoline wieder an, »das ist eine gute Regung. Wohlan, ich will dich dafür belohnen, indem ich dir etwas zeige, was ich niemandem zeigen würde – sein Bildnis –« Sie schwieg eine Weile und fuhr dann fort: »Später vielleicht, in zehn Jahren, wirst du wissen, daß es in dem Leben eines jeden Weibes, sei sie nun Königin oder Wäscherin, stets eine Liebe gibt, welche eine tiefere Spur zurückläßt, als die andern. Diese Liebe ist oft die erste. Bei jedem Manne, der in der Wirklichkeit oder in der Erinnerung vor dem Spiegel welchen man das Herz nennt, vorübergeht, schüttelt man traurig den Kopf und sagt: »Der ist es nicht.« Dann trübt der Spiegel sich allmählich und wirft gar kein Bild mehr zurück. Dennoch, wenn man hinter den seine Fläche bedeckenden Nebel schaut, ist es immer noch jener Mann, den man hier wieder findet.« – Ich senkte das Haupt. Der einzige Mann, den ich geliebt oder zu lieben geglaubt, war Sir Harry und ich fühlte, daß keiner von denen, welche ich gekannt, in meinem Herzen die tiefe Spur zurückgelassen hatte, von welcher die Königin sprach. War ich also bestimmt, nicht mehr zu lieben? Oder hatte ich die eigentliche, wahre Liebe noch nie empfunden? Die Königin ging an ihren Sekretär, ein prachtvolles Geschenk von König Ludwig dem Sechzehnten, öffnete ein geheimes Schubfach und kehrte mit einer kleinen Kassette in der Hand zu mir zurück. Diese Kassette enthielt ein Medaillon in einem Etui, ein Paket Briefe und verwelkte Blumen und Blätter. Ich dachte an diese stolze, mächtige, absolute Königin, welche man beschuldigte, ein ehernes Herz oder gar keines zu haben, und die gleichwohl jetzt wie eine einfache schlichte Frau, wie eine Pensionärin, die ihre letzten Ferien beweint, wie eine Nonne, die ihre Freiheit betrauert, mir verwelkte Blumen und Blätter, Briefe und ein Porträt zeigte. Das Szepter kann die Hand vertrocknen lassen, die Krone kann die Stirne der Königin sengen, aber es gibt einen Winkel des Herzens, wo das Weib immer Weib bleibt. Ich lächelte über diesen neuen Beweis von unserer Kraft oder unsrer Schwäche, wie man will.

»Du lachst,« sagte die Königin, »und du findest, daß ich sehr töricht bin, nicht wahr? Wohlan, lache immer zu, wenn du willst. Ein Teil meines Herzens ist da, wo er ist; der andere ist bei diesen Briefen, diesen Blumen und diesem Porträt. Oft wenn ich einen ganzen Tag einen Gatten, den ich

hasse, und einen Geliebten, den ich verachte, ertragen habe, schließe ich mich allein in dieses Zimmer ein. Ich nehme meine teure Kassette aus meinem Sekretär, ich öffne sie und sage: ›Dieses Lorbeerblatt haben wir eines Abends an Virgils Grabe gepflückt.‹ Der Mond, welcher prachtvoll hinter dem Berge Sant Angelo aufging, warf breite Schatten auf den Pausilippo. Wir waren beide in eine dieser dunklen Ecken begraben und gleichsam abgeschnitten von der Welt der Lebenden, die unter uns brauste. Auf der Uhr des Klosters St. Antonio schlug die elfte Stunde. Er lag auf seinen Knien vor mir wie ein Schäfer Theokrits oder Geßners und blickte bittend zu mir empor. Wir hatten uns gesagt, daß wir einander liebten, aber ich hatte ihm noch nichts gewährt als die Jungfräulichkeit meines Herzens. Beim letzten Schlage der elften Stunde pflückte ich dieses Blatt. Ich drückte es auf meine Lippen und senkte mein Haupt zu ihm herab. Sein Mund preßte sich auf die andere Seite des Blattes, welches nun noch die einzige Scheidewand zwischen seinen Lippen und den meinigen war. Plötzlich zog ich das Blatt rasch hinweg und unsere Lippen berührten sich. Er stieß einen Schrei aus, als ob ihm ein glühendes Eisen in das Herz gedrungen wäre. Ich sah ihn erbleichen, die Augen schließen und zurücksinken. Ich faßte ihn in meine Arme, ich drückte ihn an mein Herz. Es war an einem schönen Abend des Monats Mai, am siebenten; das Meer glänzte wie ein See von flüssigem Silber. Der Jupiter stand über dem Vesuv, rot, als ob er aus dem Krater desselben emporgestiegen wäre: Ach, armes welkes Blatt! Es sind nun vierzehn Jahre her, daß du gepflückt wurdest, und du siehst gleichwohl, daß ich nichts vergessen habe. Jede dieser Pflanzen oder dieser Blumen ist ein Merkzeichen unserer Liebe und hat seine Geschichte wie dieses Lorbeerblatt. Mit ihnen könnte ich das ganze Gedicht meines Glückes und meiner Jugend wieder zusammensetzen. Dieses Heidekrautreis trug ich in einer Nacht des Wahnsinnes an meiner Seite. Der König hatte ein bevorrechtetes Regiment, welches er seine Liparioten nannte, weil es wenigstens zum größten Teil aus Leuten bestand, welche von den liparischen Inseln stammten. Giuseppe war Kapitän dieses Regiments. Zu jener Zeit ward ich von dem alten Tannucci, der mich verabscheute und den ich verachtete, scharf überwacht und wir konnten uns daher nur unter tausend Gefahren sehen. Ich brachte den König auf die Idee, seinem Regimente ein Fest zu geben. Wir kamen überein, uns zu verkleiden, er sich als Gastwirt, ich mich als Wirtin, und die Offiziere des Regiments zu bedienen. Man schlug zwei riesige Zelte auf. In dem einen präsidierte der

König in weißer Mütze mit an dem Gürtel aufgesteckter Küchenschürze und dem Messer an der Seite. Seine Kellner waren die vornehmsten Herren des Hofes. Ich trug das Kostüm der Frauen von Procida, ein rotes Tuch um den Kopf, ein um die Taille herum fest anschließendes gesticktes Mieder, einen kurzen scharlachroten Rock, welcher den untern Teil des Beins unbedeckt ließ, und meine Mägde waren die zwölf vornehmsten Hofdamen. Caramanico setzte sich an eine meiner Tafeln und ich konnte mich mit ihm beschäftigen, indem ich mich zugleich mit den andern beschäftigte. Mit welcher Freude war ich seine Magd. Als er auf die Gesundheit der Königin trank, wußte ich, daß er die Marie Karolinens, aber nicht die der Königin meinte. Ich ging dicht an ihm vorüber, mein Kleid streifte sein Knie, mein Arm seine Schulter. Ich ging unaufhörlich hin und her und hatte stets auf diesem schmalen Wege zu tun, den er mir so schmal als möglich machte. Die Musik gab das Signal zum Tanz. Als einer der ersten Offiziere des Regiments hatte Caramanico das Recht, mich aufzufordern und wir tanzten dreimal miteinander. Er hatte das Bukett gesehen, welches ich am Gürtel trug. Er benutzte einen Augenblick, wo er nicht tanzte, um ein ähnliches zusammenzusetzen. Er gab es mir. Ich gab ihm das meinige. Dies hier ist das seinige– dieses Heidekraut mit wilden Nelken umgeben. Willst du den Brief sehen, den er mir den nächstfolgenden Tag schrieb. Hier ist er– lies!«

Ich nahm den Brief aus den zitternden Händen der Königin und las:

»O meine geliebte Karoline! Nun bin ich wieder aus dem Himmel in die Wüste herabgestürzt, welche man die Erde nennt, wenn du nicht da bist. Ist es ein Traum? Ist es Wirklichkeit? Eine Göttin, Hebe oder Venus, ich weiß nicht welche– beide sind blond, beide sind jung, beide sind schön– hat mir Ambrosia aufgetragen und Nektar kredenzt. O, ich erkannte den göttlichen Trank, denn ich hatte während unserer ganzen letzten Nacht von deinen Lippen getrunken und dieser war noch berauschender als der, welchen Du gestern gereicht. Denke nur eins, meine geliebte Karoline, aber denke daran mit Deinem Geiste, mit Deinem Herzen, mit allem, was Gott an Liebe in Dich gelegt hat – denke daran, mir eine Nacht zu schenken, eine jener schönen Nächte, welche mit Küssen gestirnt sind, die in meiner Erinnerung bleiben und tausendmal Heller und glänzender sind, als meine Tage. Ach, warum bist Du Königin? Warum bist Du nicht einfach und wirklich eine jener schönen Töchter der griechischen Insel, deren Kostüm Du gestern

trugst? Dann gäbe es keinen von Soldaten bewachten Palast mehr, keine von Ehrendamen bewachten Korridors, kein von einem König bewachtes Schlafgemach. Es gäbe unter unseren Füßen nur eine Barke mit dem Meere, den Himmel über unsern Häuptern, ein Vorgebirge mit dem süßen Namen Misena, einen Golf mit liebenden Erinnerungen, welcher Baja hieße; Orangenhaine, in welchen wir uns verlören, um uns so spät als möglich wieder zu finden, und welche Sorrento heißen würden. O das Leben mit Dir, die Freiheit mit Dir, das Unglück mit Dir, den Tod mit Dir, aber nichts ohne Dich, nicht einmal den Ruhm, nicht einmal das Glück, nicht einmal einen Platz zur Rechten Gottes!

Dein Giuseppe.«

Seufzend ließ ich den Brief fallen. »Glaubst du, daß er mich liebte?« fragte die Königin, indem sie den Brief aufhob und an ihre Lippen drückte. Ich antwortete nicht. – »Ja, ich verstehe,« fuhr sie fort, »du fragst dich, weil du nicht mich zu fragen magst, wie ich, da ich von einem solchen Manne geliebt ward, mich dazu verstehen konnte, ihn von mir zu entfernen. Du fragst dich, wie ich, da ich ihn geliebt, jemals einen andern lieben gekonnt. Ich habe aber keinen andern geliebt – ich bin bloß die Geliebte eines andern gewesen, weiter nichts. Was willst du? Kleopatra war, nachdem sie die Geliebte des göttlichen Cäsar gewesen, das Liebchen des Trunkenbolds Antonius. Sprechen mir nicht mehr davon. Dies ist mein Makel. Willst du sein Bildnis sehen?« – Und heftig, beinahe mit Zorn, öffnete sie das Etui und hielt mir ein reizendes Miniaturporträt vor die Augen. Es war das Bild eines Mannes von achtundzwanzig bis dreißig Jahren von mehr strengen als zärtlichen Zügen, mit schönem schwarzem Haar, schönen schwarzen Augen und schönem, bleichem Teint. Er trug die Uniform eines Kapitäns der Liparioten. Das Bild war am Morgen nach jenem verhängnisvollen Tage, an welchen der Strauß von Heidekraut und milden Nelken erinnerte, begonnen und der Königin während der so flehentlich begehrten Nacht überreicht worden. In diesem Augenblicke ward an der Tür gepocht. »Wer ist da?« fragte die Königin, indem sie Blumen, Brief und Bildnis, als ob sie gefürchtet hätte, daß ein profaner Blick diese Gegenstände entweihen könne, rasch wieder in die Kassette legte. »Ich, Madame,« antwortete eine Männerstimme. Die Königin runzelte die Stirn, was ihrem schönen Antlitz einen unglaublichen Ausdruck von Härte gab. »Ich hatte doch gesagt, daß

ich für niemand zu sprechen sei,« entgegnete sie. – »Auch nicht einmal für mich,« fragte die Stimme. – »Wenn ich sage für niemand,« antwortete die Königin in rauhem Tone, »so gibt es keine Ausnahme.« – »Ich hatte Euer Majestät sehr wichtige politische Neuigkeiten mitzuteilen.« – »Teilen Sie dieselben dem König mit. Ich trete für heute meine Vollmacht an ihn ab.« – »Aber wenn Euer Majestät erfahren wird –« »Ich will heute nichts erfahren,« sagte die Königin und stampfte ungeduldig mit dem Fuße. – »Lady Hamilton ist wohl bei Euer Majestät?« – »Ich glaube Sie unterstehen sich, mich auszufragen?« rief die Königin. – »Nein, Majestät, Sir William war aber da, um Mylady mitzuteilen, daß er, weil er dieselben Nachrichten empfangen wie ich, nach Caserta gehen werde.« – »Weiß er, daß Mylady hier ist?« – »Ja, Majestät.« – »Nun gut, so möge er sich nach Caserta begeben.« – »Dann gehe ich mit ihm,« fuhr die Stimme fort. – »Ja, gehen Sie.« – Man hörte das Geräusch sich entfernender Tritte.

»Er wollte mir meinen Tag verderben,« sagte die Königin. – »Aber dennoch, Madame,« wagte ich zu bemerken, »wenn die Nachrichten, die man Ihnen mitteilen wollte, wirklich so wichtig sind, wie es scheint.« – »Heute, wo ich in der einen Hand das Bildnis des Geliebten halte und mit der andern eine Freundin an mein Herz drückte,« antwortete Karoline, »würde ich meinen eigenen Thron für einen Carlino hingeben, um wie viel mehr den anderer?«

47. Kapitel.

Man begreift, daß es der Fürst Giuseppe von Caramanico, damals Vizekönig von Sizilien, war, von welchem zwischen der Königin Karoline und mir die Rede gewesen. Er war Minister des Königs und Geliebter der Königin, als er in der Absicht, für Neapel eine Marine zu schaffen, vorschlug, den Fregattenkapitän John Acton von Toskana zu berufen. Warum ward dieser beinahe ganz unbekannte Mann, der sich durch keinerlei geistige Überlegenheit auszeichnete, von dem Fürsten von Caramanico gewählt, der seinerseits ein Geist ersten Ranges war? Auf dieser Welt ist einmal alles das Spiel des Zufalls, wenn man das Geschick so nennen will. In Bescançon von irländischen Eltern geboren, trat John Acton in die französische Marine, mußte hier Demütigungen erfahren, die

er, wie man versicherte, auch wirklich verdient hatte, und verließ Frankreich, indem er diesem Lande einen Groll bewahrte, der später in Haß und Erbitterung überging. Diesen Groll hatte er die Königin Karoline bewogen, zu teilen, noch ehe sie die nur allzu gerechten Beweggründe des Todes Ludwigs des Sechzehnten und Maria Antoinettens dazu hatte. Eine einzige Tatsache wird von diesem Haß Actons gegen Frankreich einen Begriff geben.

Während einer Teuerung, wo man in Neapel buchstäblich verhungerte, ließ er ein Schiff mit Getreide, welches Ludwig der Sechzehnte schickte, zurückweisen, bloß weil es von Frankreich kam. Bei einer Expedition gegen die Raubstaaten, wobei er eine Fregatte kommandierte, war er der einzige, der eine gewisse Intelligenz entwickelte, und beim Ausschiffen und Wiedereinschiffen der Soldaten die wesentlichsten Dienste geleistet hatte. Das Gerücht von dieser Tatsache war dem Fürsten von Caramanico zu Ohren gekommen. Eifrig bedacht auf den Ruhm eines Thrones, auf welchem die Frau saß, die er anbetete, hatte er Acton dem König vorgeschlagen, und eine Kopfbewegung der Königin hatte ihren Gemahl bewogen, den Vorschlag zu genehmigen.

Aber wie kam es, daß der so loyale, hochgebildete und treue Fürst durch einen einfachen brutalen, mittelmäßigen irländischen Offizier, der weder Jugend noch Schönheit besaß, verdrängt werden konnte? Dies ist eines der Rätsel, welche die Liebe oder die Laune aufgibt und welche die Intelligenz nicht zu lösen vermag.

Dennoch geschah das Unerklärliche. John Acton war der Nachfolger des Fürsten Giuseppe di Caramanico, welcher mit dem Titel eines Gesandten nach London geschickt oder vielmehr verbannt ward, und nach Verlauf von zwei oder drei Jahren mit dem eines Vizekönigs nach Sizilien zurückkehrte. In dem Augenblicke, wo die Königin mir die in dem vorigen Kapitel erzählte vertrauliche Mitteilung machte, war er in Palermo. Man sieht, daß John Acton die Zeit schlecht gewählt, wenn er in einem solchen Augenblicke an die Tür der Königin pochte. Dennoch aber als ob diese Unterbrechung genügt hätte, dem Gange ihrer Ideen eine andere Richtung zu geben, schloß Karoline die kleine Kassette wieder zu, trug sie zurück in ihr Schubfach, schlug die Klappe, welche dieses Schubfach verbarg, in die

Höhe, blieb vor einem Spiegel stehen, ordnete sich das Haar und sagte dann, indem sie heftig an der Klingelschnur riß, mit einem Ausdruck von affektierter Gleichgültigkeit und Leichtfertigkeit:

»Wir wollen spazieren gehen.«

Einen Augenblick später kratzte man an der Tür.

»Herein!« sagte die Königin, indem sie ihren Kaschemir über die Schultern warf.

»Ew. Majestät vergessen, daß Sie die Tür von innen verschlossen haben.«

»Ja, das ist wahr. Öffne, Emma!«

Ich öffnete.

Die Königin drehte sich herum, um zu sehen, wer hereinkäme. »Ah, du bist es, liebe San Marco?« sagte sie. »Wir soupieren heute abend bloß unter Frauen – du, die San Elemente und ich. Man wird das rosenfarbene Boudoir und den kleinen Salon erleuchten. Man wird unsere gewohnten Gäste benachrichtigen, zum Beispiel Rocca Romana, den alten Gatti, Maliterno, Pignatelli, aber nur keine langweiligen Leute, keine Sittenprediger, keine Diplomaten. Termoli, wenn er kommt, wird willkommen sein.«

»Soll ich ihn einladen?« fragte die Marquise von San Marco.

»O nein! Überlassen wir auch dem Zufall etwas.«

Dann wendete sie sich zu mir und fuhr fort:

»Ich meine den Sohn des Herzogs von San Nicandro, des Dummkopfes, welcher die Erziehung des Königs geleitet hat. Er schämt sich über die Art und Weise, auf welche sein Vater seine Aufgabe gelöst, so sehr, daß er den Namen eines seiner Lehngüter, Termoli, angenommen hat. Er ist ein Mann von Geist und ich habe mir auch vorgenommen, die Schuld des Vaters nicht an dem Sohne heimzusuchen, sondern ihm zu verzeihen. Lemberg aber unter keinem Vorwand. Nur keine Gelehrten! Die Gelehrten sind in allen Ländern der Welt langweilig, in Italien aber bringen sie einen förmlich zur

Verzweiflung. Also du hörst, liebe San Marco,« sagte sie, sich wieder umdrehend, »in Summa zehn oder höchstens zwölf Personen von meinen intimen Freunden.«

Dann führte sie mich nach der großen Treppe und hob wieder an: »Ich habe vertraute Freunde und der König hat die seinigen ebenfalls. Die letzteren sind allerdings nicht sehr zahlreich.« Wir gingen die Treppe hinunter. Ein Wagen erwartete uns im Hofe. Er war mit zwei Pferden bespannt und ohne andere Auszeichnung als ein F und ein B mit einer geschlossenen Krone darüber. Der Kutscher trug keine Livree. Die Königin und ich, wir waren die eine genau so gekleidet wie die andere. Ein Kleid von weißem Atlas, eine weiße Feder im Haar, ein blauer Kaschemir machten unsere ganze Toilette aus.

Der einzige Unterschied, der zwischen uns bestand, war der, daß die Königin goldblondes Haar hatte, während das meinige dunkelkastanienbraun war. Wir verließen den Palast und fuhren den sogenannten Riesenhügel und Santa Lucia hinab, an dem kleinen Palast Lhiatamone, einem der Lustschlösser des Königs vorüber, dann die Chiaja hinab und die Mergellina entlang bis zu der Ruine, die das Volk, welches großen Ausschweifungen oder großen Verbrechen allemal eine gewisse Popularität gibt, den Palast der Königin Johanna nennt, der aber in der Tat der Palast Anna Caraffas ist, welchen der Herzog von Medina Celi, ihr Gemahl, als er nach dem Sturze des Großherzogs Olivarez nach Spanien zurückgerufen ward, halb vollendet ließ und der heute noch so dasteht, wie er ihn gelassen. Um hierher zu gelangen, waren wir an einem Haus von ziemlich schönem Aussehen vorübergekommen, welches zu jener Zeit noch keine Nummer trug, denn die Häuser von Neapel wurden erst fünf oder sechs Jahre später numeriert. Als mir an diesem Hause vorbeikamen, streckte die Königin den Arm aus.

»Du siehst dieses Haus,« sagte sie.

»Ja, Majestät,« antwortete ich.

»Wohlan, dies ist das Fischhaus meines erhabenen Gemahls. Hier am Strande verkauft er die Fische, die er gefangen, und führt dabei eine

Sprache, welche der seiner guten Freunde, der Lazzaroni, nichts nachgibt. Du hast wohl diesem Schauspiel noch niemals beigewohnt?«

»Nein, Majestät, auch wünsche ich es nicht.«

»Da tust du unrecht. Es würde dir das von der königlichen Majestät wahrscheinlich einen ganz anderen Begriff geben, als welchen du jetzt davon hast.« Und sie warf sich mit einer jener Gebärden von Ungeduld und Verachtung, die man nur, wenn sie von ihrem Gemahl sprach, an ihr bemerkte, in den Hintergrund ihres Wagens zurück. Es war die Stunde der Promenade. Es gab einen ungeheuren Zusammenfluß von Equipagen, welche der Gewohnheit gemäß bis zum äußersten Ende der Mergellina, dann zurück die Chiaja hinauf bis zur Kirche San Fernando, die Toledostraße entlang bis zum Mercatello fuhren und so, als ob sie dazu verdammt wären, immer wieder denselben Weg wiederholten. Es gibt in der Tat nur *eine* Promenade in Neapel, wenn man nämlich ein staubiges Pflaster und eine Straße, in welcher bei Tage fünfzig und während der Nacht dreißig Grad Hitze herrschen, eine Promenade nennen kann. Während der ganzen Promenade war der königliche Wagen Gegenstand der allgemeinen Neugier. Ich war in Neapel noch wenig bekannt, so daß diese einer fremden Person, einem neuen Gesicht erzeigte Ehre das Erstaunen eines jeden erweckte. Nur einige Hofdamen, welche sich wie auf einen elektrischen Schlag in ihren Wagen erhoben, riefen, die einen: »Lady Hamilton,« die andern: »Die englische Gesandtin!« Zwei oder drei riefen: »Emma Lyonna!« kurzweg und dies bewies unglücklicherweise, daß ich auch unter diesem Namen bekannt war. Wir kreuzten meinen alten Anbeter, den Bischof von Derry. Als er mich in dem Wagen der Königin erblickte, ward sein Gesicht durch einen Freudestrahl verklärt, aber er schien durchaus nicht erstaunt zu sein. Hätte er mich selbst zur rechten Hand der Juno oder zur linken der Minerva sitzen gesehen, so würde er gefunden haben, daß ich an meinem Platze sei, und auf alle diese Ausrufungen, alle diese Beweise von Erstaunen antwortete die Königin nur mit ihrem stolzen Lächeln, welches zu sagen schien:

»Warum nicht, wenn es mir so beliebt?«

Mit Einbruch des Abends kehrten wir wieder in den Palast zurück. Neben dem *a giorno* erleuchteten Speisezimmer, wo die Tafel unseres kleinen

Komitees mit demselben Luxus gedeckt war, als ob große Gala wäre, befand sich das Boudoir, von welchem die Königin gesprochen. Dieses geheimnisvolle Kabinett war nur von einer Alabasterlampe beleuchtet, welche ihren Milchschein über die Möbel und die Teppiche ausgoß. Die Fenster gingen auf die Terrasse und durch die Blätter der Orangenbäume hindurch sah man das von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne gerötete Meer funkeln. Marie Karoline durchschritt bloß den Speisesaal und zog mich in das Boudoir. Ich bezweifle, daß die Göttin der Wollust, Venus Astarte, selbst, sei es in Gnidia, sei es in Paphos, sei es in Cythera, zu der Zeit, wo sie von Adonis geliebt und von Perikles und Alcibiades angebetet ward, etwas Traulicheres und Fesselnderes erfunden habe, als dieses reizende Taubennest, in welches der Tau des Meeres nur durch das blühende Laubwerk der Orangenbäume drang.

Augenscheinlich hatte dieses Boudoir, welches aus Perlmutter und Rosenblättern zusammengesetzt zu sein schien, kein anderes Echo als für die süßen Worte und das Murmeln des Herzens und nichts zu atmen, als duftige Ausströmungen. Kaum war ich eingetreten, so empfand ich eine seltsame Regung, als ob ein nur eingeschlafener süßer Gesang plötzlich erwachte. Es war ein Zauber gleich dem, welchen ich in jener Nacht erfahren, wo Sir Harry sich meinem Bett genähert hatte, um darin den Platz seines Freundes Sir John einzunehmen. Meine Lippen wurden wie von einem glühenden Atem vertrocknet, meine matten Augen schlossen sich halb, meine Brust hob sich und ich sank halb liegend auf die schwellenden Kissen, indem ich murmelte: »Ach, wie könnte man hier nicht lieben!« – »Und wer hindert dich zu lieben?« fragte die Königin. »Stehst du denn in dem Alter, wo man nicht mehr liebt?« – »Nein,« antwortete ich, »aber wen soll ich lieben?« – »Ach ja,« antwortete die Königin, »das ist die Frage, wie dein großer Dichter sagt. Wen soll ich lieben? So fragte auch Sappho, ehe sie Phaon gesehen. Sie sah Phaon und bezahlte den Blick, den sie auf den schönen Lesbier heftete, mit ihrem Leben. Arme Emma,« setzte die Königin in gedämpftem Tone hinzu, »du hast recht – wen sollst du lieben? Denn die Liebe der Männer ist sterblich und wahre Freundschaft ist nur die Freundschaft der Frauen, dies glaube mir.«

Ich richtete mich mit Anstrengung empor und betrachtete die Königin mit dem Ausdruck des Erstaunens.

»Sieh, meine arme Schwester, Marie Antoinette,« fuhr sie fort. »Sieben Jahre lang ist sie die Gattin ihres Mannes gewesen, ohne sein Weib zu sein. Wohlan, diese sieben Jahre sind die glücklichsten ihres Lebens gewesen. Allerdings hat sie das Glück gehabt, zweien Freundinnen zu begegnen, zweien Freundinnen, wie ich wenigstens deren einer begegnen möchte – der Prinzessin von Lamballe und der Frau von Polignac. Ich werde dir die Briefe zeigen, welche sie zu jener Zeit geschrieben. Man fühlt, daß sie damals nie eine Wolke im Herzen gehabt hat. Die Dillon, die Coigny, die Fersen sind es, die den Orkan um sie herum erweckt haben – Lamballe und Polignac! Das war das schöne Wetter, das war der Azur, das war die Sonne! Willst du, Emma,« sagte die Königin, indem sie mich mit ihrem Arm umschlang, »für mich werden, was diese beiden zärtlichen Freundinnen für meine Schwester Marie Antoinette gewesen sind?«

»Ja, ja!« rief ich mit der ganzen Naivität meiner Seele.« »Ja, ich will es von ganzem Herzen!«

»Ich danke dir,« rief die Königin, indem sie ihre Lippen mit rascher, ungestümer Bewegung auf die meinen drückte. »O, ich fühlte, daß ich dich lieben werde, mehr als ich jemals jemanden geliebt.« Ich stieß einen schwachen Schrei aus. Ich war keineswegs auf diese fast männlichen Liebkosungen gefaßt. Es war mir als entschwänden mir plötzlich alle Kräfte, als umflorte eine Wolke meine Augen, als wäre ich einer Ohnmacht nahe. Mit Anstrengung erhob ich mich und drängte die Königin mit sanfter Gewalt von mir hinweg.

»O,« murmelte ich, »was ist mir? Ich glaube; ich ersticke!«

– »Dieses Gefühl ist ein ganz natürliches,« sagte die Königin, indem sie sich ebenfalls erhob und mich mit ihren Armen stützte, »bei dieser Julihitze in unsern Atlaskleidern und Fischbeinkorsetts. Liebe Freundin, mir haben noch einige Minuten bis zum Souper. Entledigen wir uns dieser schweren Gewänder und werfen wir uns in ein einfaches Negligé! Wir empfangen heute abend bloß vertraute Freunde und übrigens, kleine Kokette, bedarfst du keiner Toilette, um schön zu sein. Ich brauche dir das nicht erst zu sagen; du weißt es, und um ein Uhr morgens, wann sie fortgehen werden, finden wir jede unser Bad bereit, und du wirst nach Hause zurückkehren, frisch wie Venus aus den Fluten auftauchte, welche du dort unten funkeln siehst.«

Mit diesen Worten löste die Königin selbst die Agraffen meines Kleides und den Schnürsenkel meines Korsetts. Kleid und Korsett fielen zu meinen Füßen herab. Ich atmete auf und stieß einen Seufzer des Wohlbehagens aus. »In der Tat,« sagte die Königin, »wenn man so geschaffen ist wie du, liebe Emma, so ist es eine Sünde, ein anderes Kostüm zu tragen als das Aspasiens. Warte, wir wollen unsere Tunika überwerfen, meine schöne Griechin. Kokettiere heute abends wenigstens nicht mit Rocca Romana! Ich würde zum Tod eifersüchtig auf dich werden.«

– »Hat einer dieser beiden Herren,« fragte ich lächelnd, »das Glück, von Ew. Majestät mit Interesse betrachtet zu werden?«

– »Ich habe ja nicht gesagt, daß ich auf diese eifersüchtig sein würde, Schelmin,« entgegnete die Königin. »Ich habe gesagt, daß ich eifersüchtig auf dich sein würde. Da liegt meine Nachttoilette, auf diesem Sessel neben meinem Bett.« Und indem sie diese Worte sagte, öffnete sie eine Tür, welche in das Schlafzimmer führte.

»Nimm sie,« fuhr sie dann fort. »Ich werde klingeln, daß man mir eine andere bringe.«

»Eine ebensolche?«

»Jawohl, eine ebensolche. Haben wir nicht verabredet, daß wir zwei Schwestern oder besser noch, zwei Freundinnen sein wollen?«

Sie zog die Klingel. Ich ging in das Schlafzimmer. Im Gegensatz zu dem Boudoir, welches, wie ich gesagt, durch eine Alabasterlampe erleuchtet war, beleuchtete dieses Schlafzimmer eine Lampe von rosenfarbenem böhmischem Glas. Das ganze Gemach war mit blauem Atlas ausgeschlagen und das durch rosigen Kristall fallende Licht bedeckte den Stoff mit zauberischen Reflexen. Zwei an den beiden Ecken angebrachte Türen führten die eine in ein Toilettenkabinett, die andere in ein Badezimmer, welches seinem ganzen Umfange nach weiter nichts war, als eine einzige riesige Badewanne von weißem Marmor mit Stufen, die von so feinen Teppichen bedeckt waren, daß die Muster derselben Stickereien zu sein schienen. In jeder Ecke lagen seidene Polsterkissen. Dieses ganze Zimmer war wie die in Pompeji ausgegrabenen gemalt, mit den Tänzerinnen von

Capri an den Wänden. Es lag in all' diesem etwas von jenem bezauberten Palast der Armida, welchen Tasso besingt.

Überhaupt war ich seit einer Stunde in die Welt des Zaubers eingetreten. Von diesem Boudoir, von diesem Schlaf- und Badezimmer war es bis zu dem von Dick prophezeiten blauen Zimmer eben so weit als von diesem blauen Zimmer bis zu der Dachkammer, die ich bei der Pächterin Davidson bewohnte. Die Nachttoilette der Königin bestand aus einer Art Tunika von Batist, die um den Hals herum, an der Brustöffnung und am Ende der Ärmel mit den feinsten Spitzen besetzt war. Eine Schnur von rosafarbener Seide war bestimmt, die Taille zu umgürten und ein Paar Pantoffeln von rosenfarbenem Atlas vervollständigten das Negligé. Kaum hatte ich es angelegt, so sah ich die Königin in einem gleichen Kostüm eintreten. Sie betrachtete mich einen Augenblick, dann sagte sie mit reizendem Lächeln: »Ich hätte fast Lust, für dich zu tun, was meine Schwester Antoinette für die kleine Prinzessin Lamballe getan, nämlich am Hofe das Amt einer Dame des Bettes zu schaffen. Die Folge hiervon würde sein, daß wir uns weder bei Tage noch bei Nacht verließen. Allerdings könnte ich mich dann auf einen harten Widerstand von Sir William gefaßt machen.«

Ich lachte. »Ich weiß nicht, ob Eure Majestät auf Widerstand von seiner Seite stoßen würden,« antwortete ich; »wohl aber weiß ich, daß das Amt, welches Eure Majestät im königlichen Palast zu schaffen gedenkt, in der englischen Gesandtschaft nicht oder doch so wenig existiert, daß es nicht der Mühe lohnt, davon zu sprechen.«

»Von dieser Seite wäre ich also beruhigt; aber ich zittere von einer andern.«

»Und von welcher?« fragte ich.

»Wenn der König dich so schön sieht, so wird er sich in dich verlieben.«

»Mein Gott, was sagen Sie da, Majestät?« – »Erlaubst du mir, dich gegen ihn zu verteidigen?«

»Ich bitte Ew. Majestät flehentlich darum. Ich glaube aber, ich werde mich schon selbst hinreichend zu verteidigen wissen.«

»Willst du, daß ich dir ein gutes Mittel dazu gebe? Parfümiere dich, mit welchem Parfüm du vorziehst dies zu tun, gleichviel mit welchem, und unterlasse dies nicht, so oft du an den Hof kommst. Der König ist, wie sein Ahnherr Heinrich der Vierte, mit welchem er, glaube ich, sonst weiter keine Ähnlichkeit hat – er verabscheut alle Parfüms, während ich dagegen eine große Freundin davon bin. Jetzt sieh mich an. In der Tat, du bist reizend, zehnmal schöner als in großer Toilette, nur gestatte mir ein wenig, in deinem Haar herumzuwühlen.«

Die Königin öffnete ein auf ihrer Toilette stehendes Etui und nahm eine Perlenschnur daraus, welche gleichzeitig als Halsband und als Hauptschmuck dienen konnte, denn die Perlen waren in gewisser Entfernung durch große Diamanten miteinander verbunden. Diese Schnur befestigte sie mir im Haar. Sie schien aller persönlichen Koketterie entsagt zu haben, bloß um mich schön zu machen, wäre es auch auf ihre Kosten. Es war nicht, als ob ein Weib das andere, sondern als wenn ein Liebender die Geliebte schmückte.

»O,« sagte sie, »die San Marco und die San Clemente werden vor Eifersucht bersten. Man meldet uns die bevorstehende Ankunft einer Engländerin, wir erwarten eines jener bekannten Wesen mit rotblondem Haar, blaßblauen Augen und langen Zähnen und siehe da, das Land der langweiligsten weiblichen Kreaturen sendet uns auf einmal eine Cleopatra mit kastanienbraunem Haar, mit Augen von ich weiß nicht was für Farbe und einer Haut, die ich vollends nicht zu schildern weiß. Wovon ist dieselbe geschaffen, meine schöne Freundin? Von Hermelin oder Schwan? So wahr ich lebe, es tut mir leid, daß ich alle jene Personen für heute abend eingeladen. Wir wären allein geblieben, wir wären ins Bad gestiegen, wir hätten uns in demselben unser Diner auftragen lassen können. Ich habe die schönste Lust, ihnen die Tür verschließen zu lassen – aber nein, ich werde sie empfangen. Man sagt, du seiest eine wunderbare Schauspielerin, eine entzückende Tänzerin –«

Ich errötete.

»Sir William hat es gesagt. Du wirst Verse deklamieren, du wirst singen, du wirst alles tun, was du kannst, um meinen Gästen den Kopf zu verdrehen. Wir werden sie geblendet und außer sich sehen. Morgen wird in ganz

Neapel von niemandem die Rede sein, als von dir, und wenn man mir von Lady Hamilton spricht, so werde ich sagen: »Ja, das ist meine Freundin! Das ist meine Emma, die nur mir gehört und niemandem anders.« Und die Männer werden eifersüchtig sein auf mich und die Frauen werden mich noch mehr verabscheuen. O, ich werde es ihnen schon zu entgelten wissen, diesen Neapolitanerinnen, welche nicht zu lieben verstehen und die man peitschen muß, um sie ins Bad zu treiben. Wenn ich gezwungen wäre, eine einzige davon zu umarmen, so würde ich lieber eine Verwandlung der Strafe in ewige Gefangenschaft verlangen, während ich dich dagegen lebend verschlingen möchte.«

Und mit einem seltsamen Gesichtsausdruck und hastiger Gebärde entblößte sie mir die Schulter und biß und küßte dieselbe. In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür des Boudoirs und wir hörten die Worte: »Die Tafel ist serviert, Majestät.« – »Komm,« sagte die Königin. Und wir traten in das Speisezimmer.

48. Kapitel.

Die Damen der Königin – diejenigen, welche für ihre beiden Freundinnen galten, aber nichts weiter waren als ihre Vertrauten, die Marquise von San Marco und die Baronin von San Clemente – waren in großer Hoftoilette, was zu uns einen eigentümlichen Kontrast bildete. Sie trugen gepudertes Haar und Blumen darin, waren rot geschminkt, mit Schönpflästerchen auf den Wangen, und ihre steifen Taillen waren von stählernen Schnürleibern umschlossen. Zum erstenmal gewahrte ich die lächerliche Seite dieser großen Toiletten. Die armen Frauen sahen aus wie Masten. Und dennoch waren beide schön, besonders die Marquise von San Marco. Es war aber die Schönheit ohne Anmut, ohne Biegsamkeit, ohne Reiz. Die Königin dagegen war, obschon durch ihre sechsunddreißig Jahre ein wenig korpulent, wirklich bezaubernd. Es war, als ob sie in Erwartung einer unangenehmen Nachricht, die sie noch nicht kannte, die sie aber nicht verfehlen konnte, den nächstfolgenden Tag zu erfahren, der Zeit, den Ereignissen und der Politik noch einige glückliche Stunden abstehlen wollte. Gegen die genannten Damen war sie liebenswürdig, gegen mich aber geradezu anbetungswürdig. Sie hatte mich an ihrer Seite Platz nehmen lassen und

bediente während des ganzen Soupers mich selbst. Gewöhnt, wie ich war, Wasser zu trinken, oder es kaum mit ein wenig französischem Wein zu röten, mußte ich, um den Bitten der Königin nachzugeben, jetzt alle feurigen Weine Siziliens und Ungarns kosten. Diese Weine schienen das Blut, welches in meinen Adern rann, in Flammen zu verwandeln. Vor Beendigung des Diners oder vielmehr Soupers meldete man uns, daß die wenigen Personen, zu deren Empfang die Königin Erlaubnis erteilt, da wären und im Salon warteten. Die Königin ließ die Türen öffnen, stützte sich auf meinen Arm und trat in den Salon.

Ich habe schon gesagt, daß sie an diesem Abend viel schöner war als gewöhnlich. Sie schien glücklich zu sein. Ihre Stirn war ruhig, ein wohlwollendes Lächeln umspielte ihre sonst so stolz verächtliche Lippe. Als man sie sah, erhob sich ein Murmeln der Bewunderung, welches mit lauten Beifallsbezeigungen endete. Sie reichte Rocca Romana und Maliterno die Hand zum Kusse. Rocca Romana, der damals das Abenteuerleben begann, welches ihn zum Richelieu von Neapel gemacht hat, war noch ein Jüngling, beinahe ein Knabe. Er stand seinem Rufe nicht nach, das heißt, er war bewundernswürdig schön und vollkommen elegant. Man erkannte in ihm sofort den Mann, der in der reinsten Aristokratie geboren und bestimmt war, bei Hofe zu leben. Maliterno war älter und weniger schön als er. Sein Gesicht war strenger und männlicher und einige Jahre später, im Jahre 1796, gab in Tirol ein Säbelhieb, den er quer über das Gesicht erhielt und bei ihm ein Auge ausschlug, seiner Physiognomie einen noch düstereren Anstrich.

Was den Doktor Gatti betraf, so glaube ich, von diesem schon gesprochen zu haben. Er war ein Kurtisan mit biegsamem Rückgrat, der als Arzt überall Zutritt hatte und sich überall eindrängte, nicht um Kranke zu heilen, sondern um zu intrigieren. Die Königin war ihm nicht sonderlich geneigt, gestand ihm aber dennoch einen gewissen Einfluß zu. Der Fürst Pignatelli, der später, als die königliche Familie Neapel verließ und nach Sizilien floh, als Generalvikar des Königreiches eine große Berühmtheit erlangte, war damals ein Mann von zwei- bis vierunddreißig Jahren, ohne einen hervorstechenden Zug, weder hinsichtlich seines Charakters noch hinsichtlich seiner Physiognomie. Er war einer jener gefälligen Minister, welche der böse Genius eines Volkes in Tagen der Revolution an die Seite

der Könige stellt und welche die Befehle, die ihre Gebieter ihnen geben, nur allzupünktlich befolgen.

Als man die Königin so strahlend heiter sah, setzten alle Gesichter sich mit dem ihrigen in Einklang. Die Königin stellte mir nach der Reihe die sieben oder acht Vertrauten des königlichen Palastes vor, welche sich auf ihren Ruf eingefunden und wovon ich die hervorragenden bereits genannt. Wie alle Deutsche war Karoline eine große Freundin der Musik. Der Salon war daher mit einer Menge musikalischer Instrumente versehen, worunter sich auch ein Klavier und eine Harfe befanden. Die Königin fragte mich, ob ich das eine oder das andere dieser Instrumente spielte. Ich spielte beide. Ich ergriff die Harfe. Es war klar, daß ich im Begriff stand, das feierlichste Debüt zu machen, welches mir jemals beschieden gewesen. Vor einigen Monaten hatte man in Herculanum ein Manuskript entdeckt, welches Verse von Sappho enthielt. Diese Verse waren von dem Marquis von Gargallo ins Italienische übertragen und von Cimarosa in Musik gesetzt wurden. Ich band mir das Haar auf, ich warf es durch eine Kopfbewegung auf meine Schultern herab. Es war voll, sehr lang und da ich niemals Puder getragen, sehr zart und weich. Es fiel wallend bis weit unter meinen Gürtel herunter.

Ich versuchte – und man weiß, daß ich in der Mimik Ausgezeichnetes leistete – ich versuchte meinen Zügen die Begeisterung der antiken Poesie zu geben, und nach einem Vorspiel, während dessen schon der Beifall laut zu werden begann, sang ich Sapphos Verse, während ich sie mit einfachen Akkorden begleitete. Ich brauche meine Leser nicht daran zu erinnern, bis zu welchem Grad von Vollkommenheit ich in dergleichen Leistungen es gebracht hatte. Gleich von dem ersten Verse an hatte ich mich vollständig mit der Dichterin identifiziert und mich folglich der Gemüter meiner Zuhörer bemächtigt.

Wenn der Beifall mich nicht nach jeder Strophe unterbrach, so lag der Grund darin, daß man fürchtete, auch nur einen Ton meiner Stimme, einen Akkord des Instrumentes zu verlieren; als ich aber bei dem letzten Vers auf die Knie niedersank, und mit den Augen gen Himmel blickend die letzten Worte des Gedichts an die Göttin der Liebe selbst richtete, da brach der Beifallssturm in einer Weise los, welche aller Schranken spottete. Es war augenscheinlich, daß ich einen bis jetzt noch unbekannten Effekt, etwas

ganz Neues, vollständig Unerwartetes erzielt hatte. Die Königin hob mich auf, drückte mich an ihr Herz und küßte mich. »O, noch einmal, noch einmal!« rief sie. »Noch einmal, Emma. Ich bitte dich darum.« Ich schüttelte aber den Kopf.

»Majestät,« sagte ich zu ihr, »ich verdanke meinen Erfolg einer Überraschung. Von dem Augenblick an, wo es keine Überraschung mehr gäbe, würde es auch keinen Erfolg mehr geben. Verlangen Sie daher niemals von mir, daß ich mich wiederhole, wohl aber werde ich, wenn Sie wollen etwas anderes versuchen.«

»Alles, was du willst, aber schnell! schnell! schnell! Wir möchten dir gern wieder Beifall zujubeln. – Haben Sie jemals so etwas gesehen, Gatti? Haben Sie jemals so etwas gehört, Rocca Romana?«

Die Antwort lautete, wie man sich leicht denken kann, einstimmig verneinend. Nun vereinigte sich alle Welt mit der Königin, um noch etwas von mir zu verlangen. Ich war der Wirkung sicher, die ich in der Wahnsinnsszene Ophelias hervorbringen würde. Ich bat die Königin um einen Tüllschleier und Blumen. »Komm mit in mein Zimmer,« sagte sie. »Du wirst unter allen meinen Schleiern den wählen, welcher dir am besten zusagt. Was Blumen betrifft, so findest du deren soviel, als du willst, auf der Terrasse.« Ich ging mit der Königin in ihr Schlafzimmer. Ich wählte einen einfachen Tüllschleier. Dann gingen wir miteinander auf die Terrasse. Die Königin stellte sich mir zur Verfügung und sagte zu mir:

»Willst du dieses Geranium? Willst du diesen Orangenzweig? Willst du diese Rosenlorbeerblüte?«

Alles dies war eigentlich nicht das, was ich brauchte. Diese Blumen der Zivilisation und der Aristokratie standen mit Ophelias Wahnsinn in Widerspruch; Maßlieben, Veilchen und Rosmarin verlangte der Teil Shakespeares. Die Blumen, welche man mir hier bot, taugten wohl für die Tochter der Kaiserin Maria Theresia, aber nicht für die Tochter des Polonius. Ich begann aber schon nicht mehr schwierig zu sein, sondern Diamanten und Perlen zu nehmen, wenn ich nichts anderes fand. Die Königin wollte bleiben und mir bei meiner Toilette behilflich sein. Ganz besonders aber war eben sie es, auf die ich Eindruck machen wollte, und ich

schickte sie daher unerbittlich aus dem Zimmer. Übrigens hatte sich Karoline kaum wieder in den Salon zurückbegeben und in ihrem Lehnsessel Platz genommen, so öffnete sich, dank meiner Geschicklichkeit in dergleichen Umgestaltungen, auch schon die Tür des Schlafzimmers wieder, und ich erschien in dem Rahmen derselben bleich mit stieren Blicken und von Wahnsinn zuckenden Lippen.

Wenn meine Zuhörer, obschon Nachkommen der Athenienser, mit der Poesie der Muse von Lesbos wenig vertraut waren, so waren ihnen die Gesänge des Poeten von Stratford noch weit fremder. Nicht ein einziger von ihnen verstand übrigens soviel Englisch, daß er einer Deklamation shakespearischer Verse zu folgen imstande gewesen wäre. Für sie handelte es sich daher um eine einfache Pantomime. Was hinderte mich aber dies? War die Pantomime nicht gerade das, worin ich am meisten exzellierte? Ich muß selbst sagen, daß ich selbst in meinen vollständigsten Inspirationen noch nie die Höhe erreicht hatte, zu welcher ich mich an diesem Abend aufschwang. Ich war wirklich die naive Valentine Hamlets, die verzweifelte Tochter des Polonius, die wahnsinnige Schwester des Laërtes. Ich hatte niemanden, der mir meiner Rolle gemäß antwortete, aber ich ergänzte jeden Mangel. Die Überzeugung, daß niemand diese Lücken bemerken würde, hielt mich aufrecht oder erhob mich vielleicht noch mehr. Ich war gleichzeitig Dichter und Darstellerin. Da, wo der Vers mangelte, improvisierte ich. Shakespeare selbst, ich bin dessen gewiß, wäre mit mir zufrieden gewesen. Ich werde nicht versuchen, das Erstaunen meiner Zuhörer zu schildern. Es war aller Wahrscheinlichkeit nach das erste Mal, daß diesen Organisationen die bleiche Poesie des Nordens erschien, welche mit aufgelöstem Haar ihre Schmerzen beweint. Nur die Königin fand darin Anklänge an die Dichter ihres eigenen Vaterlandes. Als ich abtrat, folgte mir ein mit Schluchzen gemischter Beifallssturm in mein Zimmer. Die Königin kam mir nachgeeilt und faßte mich in ihre Arme. Dann, als sie nahende Tritte hörte, rief sie:

»Wer kommt da?«

Die zudringliche Person, welche entweder die San Marco oder die San Clemente war, kehrte in den Salon zurück, oder kam vielmehr keinen

Schritt näher. Die Königin schien einen Augenblick nachzudenken, dann sagte sie plötzlich: »Bleib hier und kehre nicht in den Salon zurück.«

Es war dies mein einziger sehnlicher Wunsch, denn ich war im höchsten Grade erschöpft. Ich sank in einen Lehnsessel. Die Königin entfernte sich und ich hörte, wie sie sagte: »Unsere Engländerin hat zum größeren Ruhme ihres Dichters und zu unserem größern Amüsement so wacker gespielt, daß sie vor Erschöpfung halb tot ist. Ich bitte daher, sie zu entschuldigen. Gute Nacht, meine Herren.«

»Ist es wenigstens erlaubt, Beifall zu spenden?« fragte Rocca Romana.

»O, soviel Ihnen beliebt,« sagte die Königin. »Sie werden dennoch niemals genug spenden. Gestehen Sie, daß diese Leistung etwas Wunderbares ist.« Es erfolgte ein abermaliger lauter Beifallssturm, dann hörte ich die Stimmen allmählich verhallen. Die Königin dankte ihren Ehrendamen, welche ihre Dienste anboten, und schloß die Tür hinter ihnen. Als sie sich umdrehte, sah sie mich den seidenen Türvorhang des Salons emporheben. »So komm' doch, Sirene! komm' doch, Circe! komm', Armida!« sagte sie. Und indem sie ihren Arm um meinen Hals schlang, zog sie mich neben sich auf das Sofa. Wir sanken neben der Harfe nieder. Sie ergriff dieselbe und wollte selbst zu spielen und zu singen beginnen, als man leise an der Tür kratzte.

»Was will man schon wieder von mir?« fragte die Königin ungeduldig. – »Die Leute und der Wagen der Lady Hamilton sind da,« antwortete eine Stimme. – »Sie mögen in das Gesandschaftshotel zurückkehren,« sagte die Königin. »Man bedarf ihrer hier nicht. Ich behalte Lady Hamilton bei mir.« Dann zog sie, ja trug mich beinahe nach dem Badezimmer, indem sie flüsterte:

»Komm'! komm'! Sir William ist in Caserta und wird erst morgen zurückkehren.«

49. Kapitel.

Die Nachricht, welche seit dem gestrigen Tage über dem Haupte der Königin geschwebt hatte, war die von der Einnahme der Bastille. Nichts hätte Karoline mit größerer Bestürzung erfüllen können. Es war, als ob man ihr gemeldet, daß die Neapolitaner das Kastell San Elmo erstürmt hätten. Diese Nachricht hatte – obschon, soviel man wußte, kein anderer Bote aus Frankreich gekommen war, als der, welcher diese Nachricht gebracht und obschon man diesen im Palast zurückgehalten und eingeschlossen – sich dennoch in Neapel verbreitet und hier eine eigentümliche Sensation erweckt. Als einige Jahre vorher die Freimaurer in Frankreich, die Illuminaten in Deutschland, die Swedenborgianer in Schweden geheime Gesellschaften zu bilden begannen, hatte die Freimaurerei auch in Italien und besonders im südlichen Teile einige Fortschritte gemacht. Diese maurerische Invasion hatte zur Zeit der Liebschaft der Königin mit dem Fürsten Caramanico stattgefunden und die Königin, welche jede Gelegenheit aufsuchte, mit ihrem Geliebten zusammenzutreffen, hatte ihn heimlich aufgefordert, sich als Maurer aufnehmen zu lassen. Er hatte dies ohne Zögern getan und sie hatte, das Gesetz benutzend, welches die Gründung von Frauenlogen gestattete, sich zur Großmeisterin einer Loge erklärt, welcher mehrere neapolitanische Damen beigetreten waren. Was den König betraf, so hatte er seinen Beitritt immer aufgeschoben, namentlich wegen der physischen und moralischen Proben, denen er sich nicht unterwerfen wollte, weil er nicht überzeugt war, daß er sie rühmlich bestehen würde. Allmählich hatte die Königin sich immer freier gemacht. Nach dem Tode des Ministers Tannucci konnten die Liebenden einander sehen, sooft sie wollten. Man hatte die Freimaurerlogen sich versammeln und ruhig an ihrem Werke arbeiten lassen. Dieses Werk bestand, wie man sich erinnert, damals in nichts anderem, als in einer umfassenden Verschwörung gegen das Königtum. Zu jener Zeit waren mehrere merkwürdige Männer aufgetreten und hatten in Italien ihre Schule gemacht. Es waren dies die Erben und Nachfolger der Vico, Genovesi, Beccaria, Filangieri, Pagano, Cirillo, Conforti, mit einem Worte aller derer, welche den Triumph derselben Prinzipien wollten, das heißt, den Fortschritt der

Welt bis zum Lichte jener Philosophie, welche in Frankreich sich in eine Feuersbrunst verwandelt hatte.

Alles, was im südlichen Italien das Auge auf Frankreich geheftet, wußte im voraus, daß die Bewegung von Paris ausgehen würde und erbebte vor Freude bei der Nachricht von der Einnahme der Bastille. Man kann sich denken, daß der Hof von Neapel ein ganz entgegengesetztes Gefühl empfand. Die Bastille war genommen worden ohne Belagerung in einem Tage, in drei Stunden durch ein Volk, welches gestern waffenlos gewesen, und heute dreißigtausend Musketen besaß. Die weiße Kokarde, dieses Emblem der Lilien, war in die dreifarbige, das Emblem der Revolution, verwandelt. Ludwig der Sechzehnte hatte dieses Emblem, angenommen und selbst an seinem Hute befestigt. Alles dies waren unerhörte, unerwartete, unglaubliche Dinge, welche den Hof von Neapel mit Bestürzung erfüllen mußten und ihn auch wirklich damit erfüllten. Die politischen Beziehungen waren, dank dem Hasse des Ministers Acton gegen Frankreich und dem Einflusse, den er im Kabinettsrat gewonnen, zwischen den beiden Königreichen kalt und förmlich geworden. Die Familienbeziehungen zwischen Marie Karoline und ihrer Schwester waren dagegen so zärtlich geblieben wie je und es vergingen selten vierzehn Tage, ohne daß Briefe gewechselt worden wären, in welchen die beiden Erzherzoginnen einander ihre Freuden, ihre Schmerzen und ganz besonders ihre ehelichen Enttäuschungen erzählten. Sei es nun, daß der Minister Acton in dem Instinkt seines Hasses die Ereignisse, welche in Frankreich im Anzuge waren, erriet, sei es, daß er nur jenem rachsüchtigen Gefühl folgte, welches sein Herz erfüllte, kurz, er steigerte die Unruhe des Königs Ferdinand mehr, als daß er dieselbe beschwichtigt hätte und stellte ihm eine bewaffnete Intervention in Aussicht, bei welcher Neapel eine Rolle zu spielen oder eine Mission zu erfüllen hätte. Einen mächtigen Bundesgenossen fand er nach dieser Seite hin in Sir William Hamilton, welcher die Liebe zu seinem Milchbruder, dem König Georg, und zu England, seinem Vaterland, bis zum Fanatismus trieb.

Was mich betraf, die ich außerhalb jeder politischen Frage stand, und mit den Rechten der Völker und der Macht der Könige sehr unbekannt war, so gehorchte ich natürlich dem Impulse, der mir gegeben ward, besonders wenn derselbe von einem Manne wie Sir William kam, dessen überlegener

Geist von einem jeden anerkannt ward, und von einer Frau wie Marie Karoline, welche schon von dem ersten Tage an, wo ich sie gesehen, eine große Gewalt über mich ausgeübt hatte. Von diesem Augenblicke an huldigte ich also dem Hasse und den Sympathien der Personen, welche mich umgaben, ohne mir Rechenschaft von diesem Hasse und diesen Sympathien zu geben, welche bei mir mehr instinktartige Gefühle als irgendeiner Regel oder einer Berechnung unterworfen waren. Man begreift übrigens, daß diese Gefühle sich nur in den Personen entwickelten, deren Widerspiegelung ich anfangs war, um später unglücklicherweise ihr Werkzeug zu werden. Die Nachrichten aus Frankreich blieben nicht bei der Einnahme der Bastille und dem Wechsel der Kokarde stehen. Man erfuhr nach und nach die bei dem königlichen Bankett der königlichen Garde stattgehabten Vorfälle, wo die Nationalkokarde mit Füßen getreten und die schwarze aufgesteckt worden war, so wie die Tage des 5. und 6. Oktobers, während welcher die Gemächer des Palastes von Versailles geplündert, zwei Leibgardisten getötet und der König und die Königin mit Gewalt nach Paris zurückgeführt worden waren. Diese letzte Nachricht machte die Königin Maria Karoline sehr traurig. Sie zeigte mir einen Brief von ihrer Schwester Antoinette, worin diese ihr ein Projekt mitteilte, welches darin bestand, aus Frankreich zu entfliehen oder die von der Krone seit dem Monate Juli verlorene Gewalt vollständig wieder zu erobern. Dieses Projekt mußte ganz Europa in Flammen setzen, und gefiel schon deshalb der Königin, welche, indem sie den Kampf gegen die Revolution begann, damit in ihr eigentliches Element eintrat. Dieses Projekt war folgendes. Aus der Darlegung, die ich in wenigen Zeilen davon geben werde, wird man sehen, daß dies die erste Idee zur Flucht nach Varennes war. Man wollte neuntausend Mann von dem, was man das »Haus des Königs« nannte, um Versailles zusammenziehen. Von diesen neuntausend Mann gehörten zwei Dritteile dem Adel an und bestanden demzufolge aus treuergebenen Leuten. Man wollte sich der ungefähr zwanzig Lieues von Paris entfernten Stadt Montargis bemächtigen, in welcher der Baron von Viomesnil kommandierte. Derselbe war Lafayettes Kriegsgenoß in Amerika gewesen, aber nur aus Eifersucht gegen Lafayette, welcher zu den Konstitutionellen übergegangen war, seinerseits Kontrerevolutionär geworden. Achtzehn aus den Karabiniers und Dragonern, das heißt aus den beiden royalistischen Waffengattungen ausgewählte Regimenter, sollten die Wege abschneiden und jeden nach Paris bestimmten Lebensmitteltransport anhalten. Der

König und die Königin sollten sich nach Montargis zurückziehen und hier überlegen, was weiter zu tun sei. Wahrscheinlich wollte man Paris aushungern und dieses dadurch zwingen, zu tun, was man wollte. An Geld würde es nicht gefehlt haben. Außer dem, welches der König von Paris mitnehmen könnte, zählte man auf freiwillige Gaben. Ein einziger Prokurator der Benediktiner hatte hunderttausend Taler angeboten. Maria Karoline rief: »Ich gebe eine Million, sollte ich auch meine Diamanten verkaufen!« Hinter dieser königlichen Gabe bot ich bescheiden in Sir Williams Namen und dem meinigen fünfzigtausend Franks, welche auch angenommen wurden. Die Tage des 5. und 6. Oktobers machten jedoch die Ausführung des eben erwähnten Projektes unmöglich.

Alle diese Nachrichten verfehlten nicht auf die Königin von Neapel ihre Wirkung zu äußern. Sie ahnte, daß eines Tages auch sie unter ähnlichen Umständen wie die, worin ihre Schwester sich befand, wie diese genötigt sein würde, entweder zu fliehen oder das Haupt unter den Volkswillen zu beugen. Sie glaubte, es sei dies der geeignete Augenblick, um die Familienbande mit Österreich fester zu knüpfen, und durch diesen Bund ihrer Schwester Marie Antoinette, die in Frankreich immer mehr an Popularität verlor, den einzigen Stützpunkt zu geben, den sie gegen ihr Volk anrufen konnte, nämlich die Familie. Die Königin bewies mir ein solches Vertrauen, daß sie nicht bloß die Güte hatte, mir alle Ereignisse mitzuteilen, von welchen mich übrigens auch Sir William unterrichtet haben würde, sondern mich auch über alle Dinge zu Rate zu ziehen. Zwei ihrer Töchter waren heiratsfähig. Es ward demgemäß zwischen dem Hofe von Neapel und dem von Österreich verabredet, daß sie die beiden Erzherzöge Franz und Ferdinand heiraten sollten, während der Kronprinz von Neapel, Franz, Herzog von Kalabrien, der damals kaum erst dreizehn Jahre zählte, sobald er das erforderliche Alter erreicht, die junge Erzherzogin Marie Clementine heiraten sollte, welche noch zwei Jahr jünger war als er. Marie Antoinette korrespondierte fleißig mit ihrem Bruder, Joseph dem Zweiten, durch Vermittlung ihrer Ratgeber. Diese waren der Abbé Vermond und der Graf von Breteuil. Der österreichische Gesandte in Paris, der Graf von Argenteau, empfing die Briefe von Wien und beförderte die von Paris nach Wien. Am 20. Februar 1790 starb Kaiser Joseph der Zweite, und einige Tage darauf erfuhr die Königin diesen Todesfall, auf den man übrigens schon längst gefaßt gewesen. Der Kaiser starb an einem Brustleiden. Er

beklagte, daß er nach der ruhmreichen Regierung Maria Theresias ohne Ruhm regiert und sah von seinem Sterbebette aus im Geiste die Gefahren, welche seiner Familie drohten. Der Großherzog von Toskana Leopold, bestieg nun den Thron. Er stand im Rufe eines gelehrten Philosophen und großen Reformators. Die Königin Karoline fürchtete, daß die Philosophie ihres Bruders am Ende so weit ginge, daß er die Ereignisse, welche sich in Frankreich vorbereiteten, zur Entwickelung kommen ließe, ohne sich denen entgegenzusetzen.

Diese Erwägung bestimmte sie, mit ihrem Gemahl eine Reise nach Wien zu machen. Der angebliche Zweck war, mit dem neuen Kaiser, welcher seine Schwester Marie Karoline sehr liebte, die notwendigen Verabredungen wegen den Familienheiraten zu treffen. Der eigentliche Zweck aber war, Mittel zur Rettung der Königin Marie Antoinette zu ersinnen, sei es, indem man ihr zur Flucht behilflich wäre, sei es, daß man eine Contrerevolution in Frankreich hervorriefe, oder sei es, daß man mittels einer Koalition eine Intervention mit bewaffneter Hand versuchte. Die Königin konnte sich kaum entschließen, mich zu verlassen. Ich war, sagte sie, die einzige Person, welche sie in Neapel zurückließ. Ich mußte ihr versprechen, ihr dreimal wöchentlich zu schreiben. Ich hatte mich erboten, sie zu begleiten und sie hatte mein Anerbieten mit Dank angenommen. Meine Gegenwart am Hofe in Wien aber, als Gattin des englischen Gesandten in dem Augenblicke, wo in diesem selben Augenblicke eine Koalition gegen Frankreich sich vorbereitete, erschien Sir William allzu bedeutsam. Er setzte der Königin seine Gründe auseinander. Sie fand dieselben gerecht und war die erste, welche mir zu bleiben befahl. Mit wahrhafter Verzweiflung verließ sie mich einige Tage nach dem Tod ihres Bruders. Sie ließ mich schwören, in ihrer Abwesenheit niemanden zu empfangen als meinen alten Anbeter, den Grafen von Bristol, dem sie mich übergab, indem sie ihm befahl, ihren Schatz zu hüten. Sie ließ sich ein Porträt von mir fertigen, gab mir das ihrige, und bat mich, als höchsten Beweis des Vertrauens und der Freundschaft, ihre Kassette in Verwahrung zu nehmen. Endlich reiste sie ab. Überall, wo sie unterwegs verweilte, wußte sie es möglich zu machen, mir zu schreiben und während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes in Wien empfing ich jede Woche einen Brief von ihr. Sie erzählte mir die Krönungsfeierlichkeiten, welchen sie sowohl in Wien wie in Pest beiwohnte, weil der Kaiser, als König von Ungarn, nicht bloß die

kaiserliche Krone in Wien, sondern auch die königliche Krone in Pest empfing. Was die politischen Dinge; das heißt die Maßregeln betraf, welche man zu treffen hatte, um Marie Antoinette zu retten oder Europa gegen Frankreich zu verbünden, so deutete eine einzige Zeile als Nachschrift darauf hin und enthielt bloß die drei Worte: »Alles geht gut.«

In der Tat bereitete während dieser Reise Karoline – im Bunde mit ihrem Bruder – die Flucht nach Varennes vor und man beschloß, daß eine Armee sich bereit halten sollte, den König und die Königin von Frankreich zu unterstützen, sobald dieselben die Grenze passiert haben würden. Der König Ferdinand soll nach seiner Rückkehr in Neapel seine Armee in geeigneten Stand setzen, um sie mit der österreichischen Armee gemeinschaftlich agieren lassen zu können. Endlich, in den ersten Tagen des Aprils, empfing ich von der Königin einen Brief, worin sie mir ihre bevorstehende Rückkehr meldete. Dabei wollte sie jedoch, da sie sich genötigt sah, mit dem Papst Pius dem Sechsten einige politische Angelegenheiten zu ordnen, dort eine Woche verweilen. Sofort nach ihrer Ankunft daselbst wollte sie mir wieder schreiben. In der Tat war sie auch kaum daselbst angelangt, so schrieb sie mir. Die Kälte, welche während einiger Jahre den Hof von Rom von dem Hofe von Neapel getrennt und deren Ursache in der Weigerung des Königs Ferdinand oder vielmehr des alten Ministers Tannucci, einen gewissen althergebrachten Tribut zu zahlen, bestand, war vor der gemeinsamen Gefahr verschwunden. Es ward zwar von den beiden Monarchen festgesetzt, daß dieser Tribut abgeschafft bleibe, und dagegen die Könige von Neapel bloß bei ihrer Krönung zum Zeichen ihrer Ehrfurcht vor den Aposteln Petrus und Paulus dem heiligen Vater eine gewisse Summe bezahlen sollten. In dem Brief, welcher mir die Abreise der Königin von Rom meldete, bestimmte sie den Tag und die Stunde ihrer Ankunft in Caserta, wohin sie mich einlud ihr entgegenzukommen und sie zu erwarten, damit wir uns sobald als möglich und zwar ohne Zeugen wiedersähen. Ich allein ward auf diese Weise von ihrer Rückkehr benachrichtigt; ihre Frauen und selbst ihre Kinder sollten sich erst den nächstfolgenden Tag bei ihr einfinden. Der König sollte seine Reise bis Neapel fortsetzen und während die Königin in Caserta ausruhte, sich mit dem Chevalier Acton und Sir William beraten, für welche der Hof von Neapel keine Geheimnisse hatte. Um meinerseits eine Ungeduld zu beweisen, welche der, deren Gegenstand ich war, gleichkäme, war ich

schon lange vor der Stunde der Ankunft in Caserta und konnte, als man ihren Wagen auf der Straße von Capua erblickte, sie von weitem durch Winken mit meinem Tuche begrüßen. Die Königin sah mich und schwenkte zur Antwort das ihrige. Der königliche Wagen verdoppelte seine Schnelligkeit und ich hatte nur eben noch Zeit, die große Treppe hinabzueilen, um die Monarchin in meinen Armen zu empfangen. Der Verabredung gemäß setzte der König seinen Weg weiter fort und wir, die Königin und ich, blieben in Caserta zurück.

50. Kapitel.

Dank der von der Königin gebrauchten Vorsicht hatten wir vierundzwanzig Stunden für uns. Marie Karoline war in der heitersten Stimmung. Abgesehen von der Freude, mich wiederzusehen, kam sie mit der Versicherung des Kaisers Leopold, daß eine Koalition, für welche man auch Preußen zu gewinnen hoffte, sich gegen dieses Frankreich bilden würde, welches sie so sehr haßte. Während ihres Verweilens in Wien war sie von den Emigranten besucht worden, welche alle Frankreich als von zehn verschiedenen Parteiungen zerrissen geschildert und laut die Hilfe des Auslandes angerufen hatten. Diesen Personen zufolge handelte es sich von der Grenze bis Paris bloß um eine Promenade, die nicht einmal das Verdienst der Gefahr haben würde. Was Ludwig den Sechzehnten und Maria Antoinette betraf, so war alles in bezug auf ihre Flucht im voraus fest bestimmt. Am 12. Juni sollten sie Paris verlassen und über Chalons, Verdun und Montmédy die Grenze gewinnen, wo sie der König von Schweden. Gustav, erwarten sollte, der sich sodann augenblicklich an die Spitze der zum Marsch gegen Paris bestimmten Armee stellen würde. Die Aufgabe der Königin war nun, für diese Koalition auch die sämtlichen kleinen Fürsten von Italien und den König von Spanien zu gewinnen. Man betrachtete das letztere als sehr leicht, da ja der König Carl der Vierte der Bruder des Königs Ferdinand war. Marie Karoline bezweifelte nicht das Gelingen dieser doppelten politischen Operation und genoß im voraus die doppelte Freude des befriedigten Hasses und des gerechten Stolzes.

Ich weiß nicht, ob die Königin denselben Hochgenuß darin fand, zu mir herabzusteigen, wie ich, zu ihr emporzuklimmen. Ich bezweifelte es. Es

liegt in den königlichen Freundschaften, welche die Würde des Thrones zu vergessen geruhen, eine eigentümliche Anziehungskraft, denn diese Freundschaften sprechen nicht bloß zum Herzen, sondern auch zu allen stolzen Regungen, welche besonders bei dem Weibe mit dem geheimsten Ehrgeiz der Seele in Wechselwirkung stehen. Für kein Weib in der Welt hätte ich dieses Selbstverleugnungsvolle Gefühl empfunden, welches ich für die Königin empfand, eben deshalb weil sie Königin, weil sie Marie Karoline hieß und weil sie Maria Theresias Tochter war.

Was war ich dagegen neben ihr, selbst wenn ich vergaß, daß ich Emma Lyonna gewesen, um mich bloß zu erinnern, daß ich Lady Hamilton war?

Man wundere sich daher nicht darüber, daß der Rausch dieser königlichen Gunst mich zu so großen Fehltritten, vielleicht sollte ich sagen zu so großen Verbrechen verleitete. Ach, ich bin ein Kind des Stolzes! Während wir, die Königin und ich, in Caserta waren, versammelte der König den Kabinettsrat und am Tage seiner Ankunft beschloß man, nicht bloß alle Anstalten zu treffen, um den Krieg gegen Frankreich zu beginnen, sondern auch scharf den revolutionären Geist zu überwachen, der sich auch in Neapel anscheinend offen regen wollte und hier dieselben Unordnungen zur Folge haben konnte wie in Frankreich. Es war ein großer und gefährlicher Entschluß, Frankreich den Krieg zu erklären, und zwar aus dem Grunde, weil der König von Neapel ebensowenig kriegerischen Geist besaß als sein ganzes Volk. Die kriegerischen Neigungen des Königs hatten sich bis jetzt auf eine unmäßige Leidenschaft für die Jagd beschränkt und wenn er einmal zufällig statt der Hirsche und Wildschweine ein anderes Ziel für seine Kugel gewählt hatte, so hatte dieses gewöhnlich bloß in einem armen Teufel von Bauer bestanden, welchem er, um seine Geschicklichkeit zu beweisen, den Hut vom Kopfe geschossen. Seitdem er aber einmal bei einem dieser Experimente anstatt nur den Hut zu treffen, auch den Kopf des Unglücklichen, der zugleich der Ehre und Schande teilhaftig war, ihm als Zielscheibe zu dienen, getroffen und ihn auf der Stelle getötet, hatte er auch diesem Amüsement für immer entsagt.

Was das neapolitanische Volk betraf, so hatte es, abgesehen von einigen Erneuten, von welchen die längste, nämlich die Masaniellos, vierzehn Tage dauerte, stets, obschon im Einzelkampfe mutig, gegen förmliche Schlachten

eine nicht zu leugnende Abneigung gehegt. Die sieben Millionen Menschen, aus welchen damals das neapolitanische Volk bestand, waren durchaus nicht in den Waffen geübt, und seit den Schlachten von Bitonto und Velletri, Schlachten, an welchen die Neapolitaner keinen Anteil genommen, weil dieselben zwischen den Spaniern und den Österreichern entschieden wurden, hatte Neapel den Donner der Kanonen nicht wieder gehört.

Die letzte dieser Schlachten, nämlich die von Velletri, hatte vor etwa sieben- oder achtundvierzig Jahren stattgefunden, selbst der Nachhall des Kanonendonners hatte daher Zeit gehabt, zu verstummen und die dermalige Generation bestand aus den Enkeln derer, die nicht selbst gekämpft, sondern bloß hatten kämpfen sehen. Nicht ohne Grund argwöhnte die Königin, daß die in Frankreich proklamierten neuen Prinzipien ihren Widerhall in Neapel finden würden. Der ganze mezzo ceto, welcher größtenteils aus Advokaten, Ärzten, Künstlern und dergleichen bestand, war von diesen Prinzipien durchdrungen. Ganz besonders die Jugend, welche die Bücher Voltaires, die Werke Rousseaus, die Schriften der Philosophen und der Enzyklopädisten begierig verschlungen und welche diese einen Augenblick lang erlaubten Bücher jetzt mit Strenge verboten und mit Eifer verfolgt sah, fragte sich, mit welchem Rechte man sie, wenn ein Nachbarvolk sich zum Lichte hindurchkämpfte, in der Finsternis erhalten wolle.

Allerdings gab es zum Gegensatze zu der fortschrittsfreundlichen, liberalen und aufgeklärten Bevölkerung einen Adel, der keinen andern Ruhm und keine andere Hoffnung kannte als die bei Hofe und die Gunst des Königs, ferner eine verderbte unwissende Geistlichkeit, welche in dem Siege der französischen Prinzipien den Sturz ihrer Macht und den Verlust ihres Vermögens sah, und endlich ein fanatisches Volk, welches dem Könige Ferdinand aufrichtig ergeben war, nicht bloß, weil er der angestammte König war, sondern auch, weil er in bezug auf das Volk vertraulich und liberal, mit diesem infolge seiner gemeinen Sprache, seiner ordinären Beschäftigungen und seiner niedrigen Instinkte eine Ähnlichkeit hatte, welche aus dem Sohne Carls des Dritten nicht das machte, was er hätte sein sollen, nämlich der erste Edelmann des Königreichs, sondern das Oberhaupt der Lazzaroni vom Hafendamme.

Man muß ihm übrigens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er alle diese Kriegsrüstungen, zu welchen die Königin, der Chevalier Acton und Sir William ihn trieben, vornahm, ohne sich über die Triumphe, welche dieser Armee, die er organisierte, beschieden sein würden, große Illusionen zu machen. Er hatte sich einmal verbindlich gemacht, in dem großen Kampfe, der sich vorbereitete, eine Rolle zu spielen und es gab nur eins, wozu er fest entschlossen war, nämlich sein eigenes Leben nicht unklug auf's Spiel zu setzen. Mittlerweile verging die Zeit und man näherte sich dem 12. Juni, dem für die Flucht des Königs bestimmten Tage. Die Königin sprach mit mir über diesen verzweifelten Versuch ihres Schwagers und ihrer Schwester alle Tage und verhehlte sich nicht, daß sie auf diesen Wurf alles setzten, um alles zu gewinnen. Marie Caroline ließ, ohne zu sagen zu welchem Zwecke, für den 12. Juni in allen Kirchen öffentliche Gebete anbefehlen. Diese seltsame Persönlichkeit vereinte zwei Extreme in sich. Sie war zu gleicher Zeit abergläubisch und freigeisterisch und die bigotten Instinkte kämpften in ihr mit der philosophischen Erziehung.

Der 12. Juni kam. Die Königin brachte fast den ganzen Tag in der Kapelle des Schlosses auf den Knien zu. Mir erlaubte sie nicht, sie dahin zu begleiten, denn sie fürchtete, daß ich als Ketzerin ihr Unglück bringen könnte. Am Abende jedoch ließ sie mich holen, behielt mich die ganze Nacht bei sich und verbrachte einen Teil der Nacht damit, daß sie auf einer Landkarte diese Flucht verfolgte, welche ihre Gedanken so sehr beschäftigte. »Jetzt müssen sie die Tuilerien verlassen,« sagte sie. »Jetzt müssen sie in Bondy sein, jetzt in Meaux, jetzt in Montmirail.« Erst um fünf Uhr legte sie sich nieder, und erst um acht Uhr schlief sie ein. Am Abend traf ein Kurier aus Frankreich ein, welcher einen Brief von Marie Antoinette brachte. Ich war bei der Königin, als dieser Brief ankam; sie hatte den ganzen Tag nicht erlaubt, daß ich sie verließe. Mit zitternder Hand öffnete sie den Brief, und gleich nachdem sie die erste Zeile gelesen, rief sie ungeduldig: »Denke dir, Emma, sie sind den 12. nicht abgereist.« Mit diesen Worten zog sie ihr Tuch, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und, fuhr dann fort zu sprechen, indem sie zugleich weiter las: »Frau von Rochereul, die Geliebte eines Adjutanten Lafayette's, hatte bis zum 13. abends Dienst bei dem Dauphin. Man fürchtete, daß die Sache verraten werde.« – »Man hat klug gehandelt,« murmelte sie, »aber es wäre besser gewesen, wenn man eher daran gedacht hätte.« Sie las wieder einige Zeilen.

»Die Abreise ist nun bis auf den 18. verschoben,« sagte sie. »Also noch acht Tage der Angst und Unruhe.« Sie zerknitterte das Papier in der Hand, anstatt es aber von sich zu werfen, steckte sie es zerknittert in den Busen. »Wer ist der Kurier, der diesen Brief gebracht hat?« fragte sie. – »Derselbe, den Ew. Majestät vor drei Wochen an die Königin von Frankreich abgesendet hat.« – »Ferrari?« rief sie. – »Ja, Ferrari, Majestät.« – »Dann lasse man ihn heraufkommen. Ohne Zweifel wird er mir noch etwas mündlich zu sagen haben.« – »Allerdings hat er gewünscht, daß man nicht vergessen möge, Ew. Majestät seinen Namen zu nennen.« – Es vergingen einige Sekunden, dann trat Ferrari ein. Es war ein Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, schon seit acht oder zehn Jahren im Dienste des Schlosses, und ein ganz vortrefflicher Reiter, welcher, ohne auszuruhen, Strecken von hundert und zweihundert Lieues zurücklegte. Er war es, der auf der Rückreise von Wien dem königlichen Wagen vorangeritten war, um überall Pferde zu bestellen. Marie Caroline hatte ihn ihrer Schwester als einen Mann empfohlen, dem sie unbedingt vertrauen könne. Marie Antoinette war es, so scharf sie auch von Lafayette und dessen Generalstab bewacht ward, doch gelungen, Ferrari in den Tuilerien zu empfangen, und man hatte ihm alle Einzelheiten über die Art und Weise mitgeteilt, auf welche man die Wachsamkeit des Generals der Nationalgarde zu täuschen hoffte. Um sich einen Begriff von den Schwierigkeiten, welche die Flucht darbot, machen zu können, muß man zuvörderst wissen, wie die königliche Familie bewacht war. Lafayette, welcher der Nationalversammlung mit seiner eigenen Person haftete, hatte alle seine Vorkehrungen getroffen. Sechshundert Mann Nationalgarde von den verschiedenen Sektionen hielten Tag und Nacht in den Tuilerien Wache. Vor dem äußern Tor hielten fortwährend zwei berittene Gardisten. Schildwachen standen an allen Türen des Gartens, und die Terrasse des Flusses war ebenfalls in Entfernungen von je hundert Schritt mit Schildwachen besetzt. Im Innern war die Wachsamkeit nicht weniger groß. Die Schildwachen standen bis in die Zugänge, welche zu dem Kabinett des Königs und der Königin führten, bis in einen kleinen, im Dachraum angebrachten finstern Korridor, in welchen die für den Dienst der königlichen Familie bestimmten geheimen Treppen mündeten.

Der König und die Königin, welche keine Leibgarde mehr hatten, verließen den Palast nicht anders, als unter der Eskorte von zwei oder drei Offizieren

der Nationalgarde. Von allen diesen Schwierigkeiten umringt, hatten der König und die Königin folgendes ausgesonnen: Die erste Dame des Dauphin, die, welcher man nicht recht traute, verließ, wie die Königin Marie Antoinette in ihrem Briefe gesagt, ihren Dienst am 12. Das kleine Zimmer, welches sie in den Tuilerien bewohnte, wird dann leer. Dieses kleine Zimmer ging in ein Gemach, welches schon seit sechs Monaten leer stand und von Herrn von Villequier, erstem Kammerherrn, bewohnt gewesen war. Es stand jetzt leer, weil Herr von Villequier ausgewandert war. Dieses im Erdgeschoß befindliche Zimmer hatte zwei Ausgänge – einen auf den Prinzenhof, den andern auf die Rue Royale. Die Königin sollte sagen, weil es ihr an Platz fehle, solle man ihr für ihre Tochter das Zimmer der Frau von Rochereul überlassen, welches durch Beendigung des Dienstes dieser Dame leer ward. Was das Zimmer des Herrn von Villequier betraf, so sollte der König, der ein vortrefflicher Schlosser war, einen Schlüssel fertigen, mit dessen Hilfe man es öffnen könnte.

Wie zahlreich auch die Schildwachen waren, so hatte man gleichwohl vergessen, eine an die Tür dieses Zimmers zu stellen. Übrigens waren, sobald es elf Uhr geschlagen, die Schildwachen, da der Dienst des Schlosses zu dieser Stunde endete, daran gewöhnt, sehr viele Leute auf einmal herauskommen zu sehen. Man hatte daher Aussicht, mitten unter allen diesen Leuten den Palast verlassen zu können, ohne erkannt zu werden. War man einmal aus den Tuilerien hinaus, so übernahm ein Schwede, Herr o. Fersen, welcher der Königin sehr ergeben war, das übrige. Er wollte, als Fiakerkutscher verkleidet, an dem Pförtchen der Rue de l'Echelle warten, und die Flüchtlinge bis an die Barriere von Clichy bringen, wo ein von ihm bestellter Reisewagen, fertig bespannt, bei einem Freunde von ihm, Mr. Crawford, warten sollte. Der König sollte als Intendant verkleidet sein, das heißt, einen grauen Rock, Atlasweste, grüne Beinkleider, graue Strümpfe, Schnallenschuhe und einen kleinen dreieckigen Hut tragen. Ein Kammerdiener des Königs, namens Hue, von derselben Größe wie der König und dessen Gang und Haltung der König sich einstudiert, ging seit zwei oder drei Tagen aus und ein und sollte damit fortfahren bis zum Abend der Flucht, damit man sich daran gewöhnen möchte, diesen graugekleideten Mann vorübergehen zu sehen. Der Dauphin sollte als kleines Mädchen verkleidet werden. Die Königin, Madame Elisabeth, die königliche Prinzessin sollten mit den diensttuenden Frauen

untermischt hinausgehen, und man hoffte, daß sie unter der Menge unbemerkt passieren würden. Die Fliehenden mußten aber auch Pässe haben. Herr von Fersen hatte es übernommen, auch hierfür zu sorgen. Eine Freundin von ihm, Frau von Corff, stand im Begriff, Paris zu verlassen. Sie hatte einen Paß für sich, ihre beiden Kinder, einen Kammerdiener und zwei Kammerfrauen. Diesen Paß hatte sie Herrn von Fersen überlassen, und dieser hatte ihn der Königin gegeben. Auf diese Weise gedachte man aus Paris hinauszukommen. Herr von Bouille, ein Mann von Mut und Verstand, auf welchen der König rechnen konnte, hatte sämtliche Truppen Lothringens, des Elsaß, der Franche-Comté und der Champagne unter seinem Kommando. Er war beauftragt, die Straße zu explorieren, welche von Chalons über Varennes nach Montmédy führt. In gewisser Entfernung auf dieser Straße aufgestellte und von treuergebenen Offizieren kommandierte Truppen sollten die Ankunft des Königs erwarten, und ihm zur Eskorte dienen. Herr von Bouillé hatte eine Million in Assignaten zugesendet erhalten, um alle Ausgaben bestreiten zu können. So standen die Dinge, als am 12. Juni abends Ferrari in Neapel ankam. Er hatte neun Tage gebraucht, um diesen Weg zurückzulegen und war folglich am 4. von Paris abgereist. Die Königin Marie Caroline schenkte ihm zweihundert Dukaten, forderte ihn auf, auszuruhen, und befahl ihm, sich auf jedes Ereignis gefaßt zu halten. Ferrari antwortete, vierundzwanzig Stunden Ruhe wären für ihn genug und die Königin könne auch noch vor Ablauf derselben über ihn disponieren.

51. Kapitel.

Während aller dieser Tage der Unruhe, die auf die Ankunft des Kuriers folgten, verlangte die Königin, daß ich in ihrer Nähe bliebe. Allen anderen gegenüber zeigte sie sich ungestüm, heftig und schroff. Gegen mich allein blieb sie sanft und gut, denn nur mir allein teilte sie ihre Hoffnungen und Befürchtungen mit. Der Kurier der Gesandtschaft kam alle Wochen. Der 16. war der Tag seiner Ankunft. Am 16., während die Königin mit mir in dem alten Park der Herzöge von Caserta spazieren ging, ward uns von einem der Huissiers des Palastes ein Sekretär aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zugeführt. Schon von weitem sah die Königin, daß dieser Sekretär einen Brief in der Hand hatte. Sie erhob sich von der Bank, auf der

wir saßen, und ging ihm rasch entgegen. Der junge Mann verneigte sich und überreichte ihr den Brief. Die Königin öffnete diesen Brief, las ihn, machte ein Zeichen der Ungeduld und gab ihn dann mir. – »Haben Euer Majestät mir vielleicht Befehle zu erteilen?« fragte der junge Mann. – »Nein, ich habe Ihnen nur meinen Dank zu sagen.« – Der junge Mann verneigte sich abermals und fragte, ehe er sich entfernte, ob der Huissier ermächtigt wäre, ihm eine Quittung über den Brief zu geben und zu bescheinigen, daß derselbe in die eigenen Hände der Königin befördert worden.

Der Huissier erhielt Befehl, zu tun, was von ihm verlangt ward. Der junge Mann und er entfernten sich. Die Königin schlang ihren Arm um meinen Hals, las über meine Schulter hinweg und sagte: »Verstehst du?« – »Ja, vollkommen,« antwortete ich. – Und ich las laut: »Die Jagd ist auf den 21. verschoben. Um Mitternacht wird man aufbrechen, um bei Tagesanbruch auf dem Sammelplatz zu sein. Diese Verzögerung ist durch einen Kreditbrief verursacht worden, welcher den 20. fällig wird.«

Der Brief war ohne Unterschrift. Die Königin erkannte aber die Handschrift ihrer Schwester Marie Antoinette. »Wie! Euer Majestät begreifen nicht?« fragte ich. – »O doch,« sagte die Königin. »Man wird erst am 20. um Mitternacht anstatt am 18. abreisen, weil am 20. morgens der König den Vierteljahresbetrag seiner Zivilliste ausgezahlt erhält.« – »Und wieviel beträgt diese Summe?« fragte ich. – »Sechs Millionen.« – »Ah, das lohnt allerdings der Mühe,« sagte ich lächelnd. – »Ja,« antwortete die Königin, »aber immer noch dauert es zwei Tage. Wer weiß, was in diesen zwei Tagen geschehen kann.« – Dann schüttelte sie den Kopf und sagte: »Ach, meine arme Emma, ich habe traurige Ahnungen.«

Es muß hierbei bemerkt werden, daß die Königin alle ihre Kümmernisse für sich und für mich behielt und weder dem König noch dem Minister ein Wort davon sagte. Die Tage verflossen. Caroline ging nicht nach Neapel; sie verließ nicht Caserta und ich verließ sie nicht. Sir William, vor welchem wir keine Geheimnisse hatten und der die Besorgnisse der Königin kannte, forderte mich selbst auf, ihr treue Gesellschaft zu leisten. Während des ganzen Tages am 20. hatte sie keine Ruhe und konnte weder stehen noch sitzen. Es war als ob sie, von physischer Ermüdung dazu gezwungen, ihre

haßerfüllten Gedanken zu verbannen suchte. Von Mitternacht an stieg ihre Aufregung, wenn dieses überhaupt möglich war, immer höher. Einen Augenblick lang war sie mit dem Gedanken umgegangen, Ferrari wieder nach Paris zu schicken. Sie hatte aber eingesehen, daß, wie sehr er sich auch beeilte, er doch immer nur erst den zweiten oder dritten Tag nach der Abreise der königlichen Familie in Paris anlangen würde. Deshalb hatte man Ferrari dabehalten, um ihn für einen dringenden Fall zur Verfügung zu haben. Sie hoffte, daß der König oder die Königin im Augenblick der Abreise einen Kurier an sie abgefertigt haben würden, um ihr diese Abreise zu melden. In diesem Falle ward dieser Kurier am 29. Juni erwartet. Der Tag des 29., des 30. Juni und der Vormittag des 1. Juli vergingen, ohne daß Nachrichten eintrafen; am 1. Juli aber gegen elf Uhr morgens fand Sir William sich in eigener Person ein und verlangte mich zu sprechen.

Die Königin, welche für alle ein Gegenstand der Unruhe war, forderte mich auf, sogleich zu Sir William hinunterzugehen. Er erwartete mich in einem kleinen Salon des Erdgeschosses. Gleich auf den ersten Blick sah ich ihm am Gesicht an, daß er der Überbringer schlimmer Nachrichten war. »Was gibt's?« fragte ich ihn auf englisch. – »Der König und die Königin sind in einer Stadt namens Varennes angehalten worden,« antwortete mir Sir William, »und höchstwahrscheinlich hat man sie zu dieser Stunde schon wieder nach Paris zurückgeführt.« – »Wie sagen Sie, Sir William?« rief eine Stimme. Ich drehte mich um. Die Königin stand ungeduldig und ein Unglück ahnend auf der Schwelle der Tür. Sie war mir gefolgt und hatte Sir Williams Worte gehört, ohne dieselben zu verstehen. An dem Tone aber, womit er gesprochen, hatte sie wohl erraten, daß er mir nichts Gutes verkündete. Sie hatte ihre Frage auf französisch getan.

»Madame,« antwortete Sir William, ich meldete Mylady ein großes Unglück.«

– »Man hat meine Schwester ermordet!« rief die Königin.

– »Nein, Madame, ein solches Verbrechen hat Gott nicht gestattet. Ihre Schwester lebt, aber sie ist auf ihrer Flucht erkannt, angehalten und gefangen nach Paris zurückgebracht worden.«

– »Gefangen? Meine Schwester? Man hat gewagt, die Hand an eine königliche Person zu legen?«

– »Ihr erster Gedanke, Madame, war ja, daß man sie gar ermordet hatte.«

»Daß man eine Königin ermordet, ist mir erklärlich. Dazu bedarf es bloß eines Fanatikers oder eines Wahnsinnigen. Um sie aber gefangenzunehmen, dazu bedarf es einer offenen Rebellion, einer Volksempörung, einer Revolution!«

– »Aber wie wollten denn Ew. Majestät die Bewegung, welche jetzt in Frankreich stattfindet, anders nennen als eine Revolution?«

– »Wenigstens hoffe ich, daß, wenn die Königin Gefangene, sie es in ihrem Palaste ist?«

– »Wir wissen noch weiter nichts, Madame, als daß vierzig oder fünfzig Lieues von Paris, in einer kleinen Stadt, welche man Varennes nennt, Ihre Majestäten der König und die Königin von Frankreich angehalten worden sind. Die englische Gesandtschaft hat mir einen Kurier mit einer Depesche zugesendet, die weiter nichts enthält. Beim Abgange des Kuriers waren der König und die Königin schon nach Chalons zurückgebracht und drei Volksrepräsentanten reisten von Paris ab, um ihnen entgegenzugehen und sie zu beschützen.«

– »Um sie zu beschützen!« rief Marie Caroline; »drei Advokaten wahrscheinlich beschützen den König und die Königin von Frankreich! Das ist seltsam! Kann ich den Kurier sprechen?«

– »Ich habe ihn mitgebracht, denn ich vermutete sogleich, daß Ew. Majestät ihn vielleicht zu befragen wünschten.«

– »Ich danke Ihnen; lassen Sie ihn kommen. Nicht wahr, du wirst mir als Dolmetscherin dienen, Emma?«

– »Ich glaube, er spricht französisch,« antwortete Sir William.

»Nun dann um so besser,« sagte die Königin.

Fünf Minuten später stand der Kurier vor ihr. Er wußte aber weiter nichts, als was er auf der Straße sprechen gehört. Man hatte ihm erzählt, daß man, als man die Flucht des Königs erfahren, Lafayette hatte umbringen wollen, weil man ihn beschuldigte, diese Flucht begünstigt zu haben. Das Ernsthafteste bei der Sache sei, daß die Pariser im höchsten Grade erbittert wären, und er könne versichern, daß der König bei seiner Rückkunft nach Paris alles zu fürchten haben würde, wenn nicht zu seiner Sicherheit die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen wären. Plötzlich, während der Kurier der Königin die Einzelheiten mitteilte, erinnerte er sich, daß er auf den Straßen »Gefangennehmung des Königs Ludwigs des Sechzehnten« ausrufen gehört und daß er das Zeitungsblatt gekauft hatte, in welchem die Gefangennehmung erzählt ward. Die Königin streckte begierig die Hand aus, der Kurier suchte in seinen Taschen und zog endlich aus einer derselben eine Nummer der »Revolutionen von Frankreich und Brabant« von Camille Desmoulins hervor. Die Königin durchflog das Blatt rasch, dann knitterte sie es Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wut zwischen den Händen zusammen und rief:

»O, die Elenden! Besser wäre es, sie hätten ihn zehn-, hundert-, tausendmal getötet, als auf diese Weise beschimpft.«

Ich nahm ihr das Journal aus den Händen und wollte es dem Boten zurückgeben.

»O, lies! lies!« sagte sie; ich will, daß du selbst siehest, wie diese nichtswürdigen Franzosen ihrem König begegnen.« Meine Augen fielen auf folgende Zeilen: »Wovon hängen die großen Ereignisse ab? Sainte-Menehould, dieser Name erinnert unsern gekrönten Sancho Pansa an die berühmten Schweinsfüße. Er will sich nicht nachsagen lassen, daß er durch Sainte-Menehould gekommen sei, ohne von den berühmten Schweinsfüßen an Ort und Stelle gegessen zu haben. Er gedenkt nicht mehr des Sprichwortes: Plus occiclit gula quam gladius. Die Zeit, welche über diesen Zubereitungen verging, war ihm verderblich.«

»Dergleichen Angriffe verdienen bloß Verachtung,« sagte ich zur Königin.

Ohne auf mich zu hören, fuhr sie fort: »Und die Könige sehen ihren Bruder auf diese Weise behandeln, und sie erheben sich nicht alle wie ein Mann

und schwören, auf Paris zu marschieren und in dieser fluchwürdigen Stadt keinen Stein auf dem andern zu lassen. O Könige! Familie von Feiglingen! Sehet ihr nicht, daß man euch dort allen den Prozeß macht? Sir William!« – »Madame?« entgegnete Sir William, indem er sich verneigte. – »Kehren Sie jetzt sogleich wieder nach Neapel zurück?« – »Wenn Ew. Majestät es wünscht.« – »Ja, ich wünsche es, und Sie können mir wohl einen Platz in Ihrem Wagen einräumen?« – »Dies wäre eine große Ehre für mich, Madame.« – »Doch nein, eben fällt mir etwas noch Besseres ein. Gehen Sie, in einer Viertelstunde folgen wir Ihnen. Gehen Sie in den Palast und bitten Sie den König in meinem Namen, den Kabinettsrat zusammenzuberufen. Ich will mit allen diesen Männern sprechen. Ich sehe noch gar nicht, daß man sich zum Kriege rüstet, und dennoch haben wir gegen unsern Bruder Leopold Verbindlichkeiten übernommen. Es wäre eine Schande, wenn er bereit wäre und wir wären es nicht. Gehen Sie, Sir William, gehen Sie, und bemühen Sie sich zu erfahren, ob wir auf England rechnen können.«

Wenn die Königin auf diese Weise so sprach, so lag in ihrem Worte eine solche Macht, in ihrer Gebärde eine solche Würde, in ihrer Person eine solche Majestät, daß jeder, der sie hörte, an weiter nichts dachte, als ihr zu gehorchen. Sir William begnügte sich daher, sie zu hören, stieg wieder in den Wagen und rief dem Kutscher zu: »Nach dem königlichen Palast – so rasch als möglich!« Eine Viertelstunde später stiegen wir, wie die Königin gesagt, selbst in den Wagen und folgten Sir William.

52. Kapitel.

Obschon die Königin ihren Kutscher auf dieselbe Weise zur Eile ermahnte, wie Sir William den seinigen, so kam dieser doch, da Sir William die besten Pferde in Neapel, selbst die des Königs, nicht ausgenommen, hatte, zwanzig Minuten vor uns an. Die Folge davon war, daß die Königin bei ihrem Eintritt in den Palast den Ministerrat versammelt fand. Der Minister Acton hatte seinerseits ebenfalls die Nachricht von der Gefangennehmung des Königs von Frankreich erhalten und geglaubt, daß die Sache wohl der Mühe verlohne, dem Kabinettsrat vorgetragen zu werden. Da ich der Königin nicht folgte, sondern der Wagen, nachdem er sie im Palast

abgesetzt, mich nach dem Gesandschaftshotel brachte, so erfuhr ich das, was nun geschah, nur durch Hörensagen. Der König hatte in ziemlich schlechter Laune Platz genommen, indem er im voraus erklärt, daß er weit wichtigere Geschäfte habe als die, womit der Kabinettsrat sich beschäftigte, und indem er den Ministern zugleich andeutete, daß er nicht bis zu Ende der Sitzung bleiben würde. Als er die Königin kommen sah, dachte er sogleich den Vorsitz im Kabinettsrat ihr zu übertragen und näherte sich ihr daher, indem er sich sehr liebenswürdig gegen sie zeigte und sie seine »liebe Schulmeisterin« nannte, was er nur tat, wenn er ganz besonders gut gelaunt gegen sie war. Plötzlich und in dem Augenblicke, wo die Diskussion am lebhaftesten war, pochte man auf eine gewisse Weise an die Tür.

Die Königin fragte ungeduldig, wer die Keckheit habe, mit dieser Vertraulichkeit an die Tür des Kabinettsrats zu pochen; der König mochte aber eine Gebärde. »Meine liebe Schulmeisterin,« sagte er, »beunruhige dich nicht, es gilt mir. Ich weiß schon, was es ist.« Mit diesen Worten ging er hinaus. Die Königin machte einen langen Hals und sah zwischen der sich öffnenden Tür hindurch einen Piqueur, welcher den König erwartete. Nach einigen Sekunden öffnete die Tür sich wieder. »Ich kann nicht länger bleiben, ich habe anderwärts Geschäfte,« sagte Ferdinand. »Vertritt meine Stelle, liebe Karoline. Was du tust, wird wohlgetan sein wie immer.« Mit diesen Worten verabschiedete er sich von der Königin und den Ministern mit einer Handbewegung und schloß die Tür wieder, worauf man sich rasch entfernende Tritte hörte. Die Königin war an eine solche Handlungsweise des Königs gewöhnt und ließ sich in der Regel dadurch weiter nicht beunruhigen. Diesmal aber erschienen ihr die Umstände so ernst, daß der König trotz des Widerwillens, welchen die öffentlichen Geschäfte ihm einflößten, dem Kabinettsrat doch wohl bis zu Ende hätte beiwohnen sollen, denn es war auch ein wenig sein Prozeß, der hier abgeurteilt ward. Im Verlaufe der Beratung brachte man der Königin einen Brief, welcher von Wien kam. Er war von ihrem Bruder Leopold und meldete ihr Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit. Der Kaiser schrieb ihr, daß er nächstfolgenden Monat, ungefähr den 20. August, mit dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm, eine Zusammenkunft in Pillnitz haben werde. Die Folge dieser Zusammenkunft werde höchstwahrscheinlich eine Kriegserklärung gegen Frankreich sein. Der Kaiser ersuchte deshalb seinen Schwager Ferdinand, sich für diesen Fall bereit zu halten, das Kontingent

zu stellen, zu welchem er sich bei seinem Besuch in Wien selbst verbindlich gemacht. Der Kaiser wußte noch nicht die Gefangennehmung in Varennes oder vielmehr er mußte sie zu dieser Stunde wissen, denn die Kommunikationen waren zwischen Paris und Wien rascher, als zwischen Paris und Neapel. Sein vom 23. Juni datierter Brief war aber drei oder vier Tage vorher geschrieben, ehe er die traurige Neuigkeit wissen konnte.

Es war ein Glück, für die Königin, daß ihr Gemahl den Vorsitz ihr übertragen, denn der König, der um halb zwei Uhr sich im Kabinettsrat eingefunden, würde sich nicht dazu verstanden haben, bis um sechs Uhr auszuhalten. Karoline hatte die Freude, durch die von Acton eingezogenen Erkundigungen zu erfahren, daß, wenn die Feindseligkeiten gegen Frankreich noch nicht begonnen, wenigstens alle Anstalten zum Einrücken in das französische Gebiet getroffen wurden. Fünfunddreißigtausend Mann Deutsche rückten gegen Flandern vor; fünfzehntausend Mann andere gegen das Elsaß; fünfzehntausend Mann Schweizer machten sich fertig, auf Lyon zu marschieren; eine piemontesische Armee bedrohte die Dauphiné und zwanzigtausend Mann Spanier hielten sich bereit, die Grenze zu überschreiten. Der General Acton ward als Marine- und Kriegsminister beauftragt, das Kriegsmaterial an Schiffen, Kanonen und Munition zu vervollständigen. Er versprach der Königin Waffen- und Pulverfabriken einzurichten, und dann schrieb er an die Prinzen von Hessen-Philippstadt, von Württemberg und von Sachsen, um allen dreien Kommandos anzubieten. Dies war das, was das Äußere betraf; die Königin hatte aber beschlossen, auch das Innere einer Überwachung zu unterwerfen, die jedem Ereignisse vorbeugte, welches sich in seinem Prinzip oder in seinem Ziel denen näherte, welche jetzt in Frankreich stattfanden.

Man beschloß die Häuser der Stadt, die es noch nicht waren, zu numerieren; man stellte in jedem Quartier Kommissare an, welche ausschließlich mit einer politischen Polizei beauftragt waren. Ein junger Mann, den der General Acton der Königin als unternehmend, geschickt und ehrgeizig empfehlen zu können glaubte, erhielt einen Titel, der seit langer Zeit abgeschafft war, jetzt aber für diese Zeiten der Unruhe wieder hervorgesucht ward, nämlich den eines Regenten der Vicaria. Dieser junge Mann war der Chevalier Ludovico von Medici, welcher, nachdem er einmal zur Macht gelangt war, dieselbe auch nicht wieder verlassen sollte. Die

Königin hatte keinen Grund, sich zu beklagen. Man hatte in einer einzigen Sitzung mehr Arbeit verrichtet, als man sonst in zehn zu erledigen pflegte. Als die Königin den Kabinettsrat verließ, wollte sie wissen, was für ein dringendes Geschäft es wäre, was den König veranlaßt, sich so plötzlich zu entfernen, und warum der Piqueur sich erlaubt hatte, an die Tür zu pochen. Dieser Piqueur kam, um dem König zu melden, daß sich ein prächtiger Schwarm Feigendrosseln in Capo di Monte niedergelassen habe, und da baldiges Wiederauffliegen zu erwarten stand, weil jetzt die Zugzeit dieser Vögel war, so hatte der König seinem Piqueur befohlen, ihn sofort zu benachrichtigen, sobald gut zum Schusse zu kommen wäre. Der Piquer hatte nicht verfehlt, diesem Befehle nachzukommen, und dies war die wichtige Angelegenheit, welche den König Ferdinand abgehalten, seinen Anteil an den Maßregeln zu nehmen, welche, wie man wenigstens hoffte, zur Rettung seines Schwagers Ludwig des Sechzehnten und seiner Schwägerin Marie Antoinette beitragen sollten. Die Königin hatte mir befohlen, punkt sechs Uhr im Palast zu sein. Ich erwartete sie seit einer halben Stunde, als sie aus dem Kabinettsrat kam. Sie erzählte mir achselzuckend die Geschichte des Königs, im Grunde genommen aber machte diese Sorglosigkeit des Gemahls sie gleichzeitig zum König und zur Königin und ihr Despotismus war gern damit einverstanden. Wir stiegen wieder in den Wagen und fuhren nach Caserta zurück.

Unterwegs begegneten wir einer Art Postchaise, welche mit Staub bedeckt war und einen langen Weg zurückgelegt zu haben schien. Als man die königliche Livree erkannte, stieg eine Dame halb aus dem Wagen heraus und rief ihrem Postillon zu, daß er Halt machen solle. Es war augenscheinlich, daß diese Dame, woher sie auch kommen mochte, zur Königin wollte. Die Königin ließ unseren Wagen ebenfalls halten und wartete. Die Reisende sprang nun vollends von ihrem Wagen herab und war im nächsten Augenblick bei uns.

»Im Auftrage der Königin Marie Antoinette!« sagte sie. –

»Sie kommen im Auftrage meiner Schwester?« fragte die Königin.

– »Ja, Madame.«

– »Haben Sie einen Brief von ihr?«

– »In meinem Portefeuille.«

– »Von ihr selbst?«

– »Euer Majestät kennt die Chiffre der Königin, nicht wahr?«

– »Jawohl! Lassen Sie Ihren Wagen dem unserigen folgen und setzen Sie sich mit zu uns. Wie heißen Sie?«

– »Mein Name ist Ihnen unbekannt, Madame, ich glaube aber nicht mehr, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Inglesina bin.«

– »Ah, ja, ja! Sie gehören zum Haushalt der Prinzessin von Lamballe. Setzen Sie sich mit zu uns – steigen Sie ein.« – Die junge Dame richtete einige Worte in vortrefflichem Italienisch an den Postillon, stieg in unsern Wagen und setzte sich auf den Vordersitz. Ihr Wagen folgte.

»Rasch! rasch!« sagte die Königin, »erzählen Sie uns, wie die Sachen stehen. An welchem Tage haben Sie Paris verlassen?« – »Am 26. Juni, Madame, am Tage nach der Rückkehr der Königin.« – »Und meine Schwester befindet sich wohl?« – »Ja, Madame, abgesehen von den Aufregungen und Anstrengungen dieser furchtbaren Reise.« – »Wie ist ihre Situation in den Tuilerien?« – »Sie ist die einer Gefangenen, dies darf man sich nicht verhehlen, und sie wird Gefangene bleiben bis zu dem Augenblicke, wo der König die Konstitution beschworen haben wird.« – »Er möge sie denn beschwören und Zeit gewinnen, bis wir ihr zu Hilfe kommen können.« – »Ach, Madame, diese Hilfe ist es, um deren Beschleunigung ich im Namen der Königin zu bitten komme.« – »Wir beschäftigen uns bereits damit, seien Sie unbesorgt.«

Während dieser Zeit entsiegelte die Königin den Brief von ihrer Schwester, vergebens aber versuchte sie den Sinn desselben zu enträtseln. »Ich kann nicht lesen, wenn ich den Schlüssel der Chiffreschrift nicht vor Augen habe,« sagte sie ungeduldig. – »Es ist das Wort Ludovico dreimal wiederholt.« – »Ja, ich werde aber in Caserta lesen, wo ich die Gedanken zusammennehmen kann. Jetzt sagen Sie mir, wer Sie geschickt. Erzählen Sie mir die nähern Umstände Ihrer Reise und was in Paris in dem Augenblicke Ihrer Abreise von dort gesprochen ward.« – »Mit

Lebensgefahr wollte ich mich überzeugen, daß die Königin ohne Unfall in den Palast zurückgekehrt sei, und da die Reiseroute der hohen Personen vorgezeichnet war und man wußte, daß sie durch die Barrière de l'Etoile zurückkommen würden, so begab ich mich gleich am frühen Morgen in den Tuileriengarten. Sobald die Königin herein war, mußte ich es der Prinzessin von Lamballe melden, welche sich bei ihrem Vater, dem Herzoge von Penthièore, befand. Ich muß Ew. Majestät gestehen, daß die Haltung der Bevölkerung eine sehr drohende war.«

»Gegen wen?« – »Gegen den König und gegen die Königin, Madame.« – »Ha, diese verwünschten Franzosen!« – »Man hatte, um die Verblendung der Monarchie anzudeuten, der Statue des Königs Ludwig des Fünfzehnten die Augen verbunden und in gewissen Zwischenräumen waren große Tafeln angebracht auf welchen die Worte standen: »Wer dem König Beifall schenkt, wird durchgeprügelt, wer ihn beschimpft, wird gehängt.« Ich fühlte mich schaudern. Die Königin ward sehr bleich. »Erzählen Sie weiter,« sagte sie. – »Ich sah den königlichen Wagen von weitem kommen. Er ward von den Grenadieren eskortiert, deren hohe Bärenmützen den Schlag verdeckten. Zwei Grenadiere standen auf dem Tritte des vordern Kupees und waren beauftragt, die drei Leibgardisten zu schützen, welche dem Könige treu geblieben, ihn auf seiner Flucht begleitet und sich geweigert hatten, in Meaux, wie Barnave ihnen vorgeschlagen, zu entfliehen, weil sie das Schicksal des Königs bis ans Ende teilen wollten.« – »Kennen Sie die Namen dieser wackern Leute?« fragte die Königin. – »Es sind die Herren von Moustier, von Malden und von Valori.« – Die Königin schrieb die drei Namen in ihr Notizbuch.

»Weiter, weiter!« fuhr sie fort, während sie noch schrieb. – »Lafayette erwartete mit seinem ganzen Generalstabe den Wagen am Gittertore der Tuilerien. Sobald die Königin ihn erblickte, rief sie ihm zu: ›Herr von Lafayette, retten Sie die drei Gardisten, sie haben nur dem Könige gehorcht.‹« – »Dieser einfache Gehorsam ward ihnen aber als ein Verbrechen angerechnet. Eine Spalier von Nationalgarden zog sich von der Drehbrücke bis an den Perron des Palastes. An diesem Perron mußten die hohen Reisenden aussteigen. Hier lauerte sonach die Gefahr. Die Nationalversammlung hatte zwanzig Deputierte geschickt. Diese warteten vor dem Tore des Schlosses. Lafayette sprang vom Pferde, und ließ von der

Terrasse mit dem Tore des Gartens, mit den Musketen und Bajonetten der Nationalgarde eine förmliche eiserne Straße bilden. Die beiden Kinder, die Prinzessin und der Dauphin, stiegen zuerst aus und erreichten den Palast ohne Hindernis. Nun kamen die Leibgardisten an die Reihe. Man hatte geschworen, sie nicht lebendig wieder den Palast betreten zu lassen. Man hatte das Gerücht verbreitet, es wären dies dieselben, welche am 2. Oktober die dreifarbige Kokarde mit Füßen getreten hätten. In dem Augenblick, wo sie von dem Kutschbocke herabstiegen, fand deshalb ein fürchterlicher Kampf statt und die Säbel und Piken der Männer des Volkes durchbrachen die Reihen der Nationalgarden. Valori und Malden wurden verwundet.«

Die Königin Karoline trocknete sich mit ihrem Tuche den Schweiß von der Stirn. »Ha!« sagte sie, »wenn ich bedenke, daß wir vielleicht benimmt sind, ähnliche Greuel zu sehen. Doch nein, nein, nein,« fuhr sie, mit den Zähnen knirschend, fort, »eher ließe ich sie alle vertilgen.« Ich faßte sie bei den Händen. »O, niemals, niemals!« sagte ich. »Beruhigen Sie sich doch, Majestät!« – »Wenn du wüßtest, wie diese Neapolitaner mich hassen. Vielleicht mehr als die Pariser meine Schwester hassen. Aber erzählen Sie weiter. Wie erreichte sie den Palast?« – »Sie ward von ihren beiden erbittertsten Feinden, den Herrn von Noailles und Aiguillon, gewissermaßen hineingetragen. Als sie sich in den Händen derselben sah, glaubte sie sich auch wirklich verloren. Sie irrte sich. Diese beiden Männer waren hierhergekommen, nicht um sie ins Verderben zu stürzen, sondern um sie zu retten.« – »Und der König?« – »Der König stieg zuletzt aus, Madame. Er schien mir sehr ruhig zu sein. Er ging zwischen Barnave und Petion mit seinem gewöhnlichen Schritt.« – »Und Sie selbst?« – »Ich kehrte in das Hotel Penthièvre zurück, um der Prinzessin von Lamballe die gute Nachricht zu bringen, daß die Königin ohne Unfall in den Palast zurückgekehrt sei. Im Laufe des Abends kam Madame Campan. Sie brachte im Auftrage der Königin den Brief, den ich soeben die Ehre gehabt Ew. Majestät zu überreichen. Sie bat im Namen der Königin Marie Antoinette Ew. Majestät, eine Abschrift davon dem Kaiser Leopold zu übersenden, an welchen sie nicht Zeit gehabt zu schreiben. In Meaux, wo sie im Hause des Bischofs die Nacht vom 23. zum 24. zugebracht, hatte sie Mittel gefunden, an Ew. Majestät zu schreiben.«

»Ach, meine arme Marie! meine arme Marie!« rief die Königin. »O, warum kann ich nicht sie anstatt dieses Briefes an mein Herz drücken! Ach, wäre es ihr möglich, zu entrinnen, zu mir zu kommen! In Caserta und in Neapel würde sie hundertmal glücklicher sein als in Versailles und in Paris.« – »Wenn sie es könnte, Madame,« sagte die Inglesina, »so würde sie sicherlich nicht ermangeln es zu tun und sich glücklich schätzen.« – Man betrat den Palast in Caserha. »Übernimm die Sorge für unsere liebe Inglesina,« sagte die Königin, sich zur mir wendend. »Siehe zu, daß es ihr an nichts fehle. Ich werde mittlerweile den Brief meiner armen Marie lesen und die mir von ihr erteilten Weisungen befolgen.« Eine Stunde später ging ein Kurier nach Neapel ab, um den General Acton aufzufordern, sich den nächstfolgenden Tag in Caserta einzufinden und dem Kurier des Kaisers Leopold zu befehlen, nicht abzureisen, ohne die Depeschen der Königin mitzunehmen.

53. Kapitel.

Die Geschichte unserer Inglesina – welche ich fortfahren werde, mit diesem Namen zu benennen, weil sie uns ersucht, ihren wahren Namen nicht zu veröffentlichen – war sehr einfach. Sie war das einzige noch übrige Kind einer edlen herabgekommenen Familie und erfreute sich der Gunst und des Schutzes des Herzogs von Norfolk und der Lady Mary Duncan, welche ihre Familie gekannt und sie selbst in dem irländischen Kloster der Rue du Bac untergebracht hatten. Hier genoß sie den Unterricht Sacchinis, Musiklehrers der Königin. Erstaunt über die Fortschritte, welche seine Schülerin machte, und da er sie überdies mit großer Geläufigkeit italienisch und deutsch sprechen gehört, rühmte der Komponist des »Oedipus auf Colonos« sie seiner königlichen Gebieterin so sehr, daß diese die junge Dame zu sehen wünschte. Die Prinzessin von Lamballe erbot sich, sich inkognito in dem Kloster gerade zu der Stunde einzufinden, wo Sacchini seine Lektion geben würde. Sie kam auch wirklich und versicherte nach ihrer Rückkunft in die Tuilerien der Königin, daß die Lobsprüche des berühmten Komponisten keineswegs übertrieben seien. Zwei Tage später ward Inglesina von der Königin empfangen, welche, die Dienste bedenkend, die in den ernsten Umständen, worin sie sich befand, eine Person ihr leisten konnte, welche, zugleich englisch, deutsch und italienisch sprach, die junge Dame, an sich fesselte, weit mehr durch sanfte Worte, als durch die Hoffnung auf Belohnungen, welche die Königin zu dieser Zeit nicht einmal zu versprechen gewagt hätte, da sie ja fürchten mußte, diese Versprechungen nicht halten zu können. Inglesina erzählte uns selbst, wie sie von der Königin von Frankreich den Auftrag erhalten, dessen sie sich in diesem Augenblicke bei der Königin von Neapel entledigte. Sie war aus Frankreich mit zwei Briefen abgereist – einem an Marie Karoline, und dies war der, welchen sie ihr soeben zugestellt, und einem zweiten an die Herzogin von Parma. Da Parma auf dem Wege nach Neapel lag, so war der für die Herzogin von Parma bestimmte Brief notwendig zuerst abgegeben worden. Als Inglesina in Parma angelangt war, hatte sie erfahren, daß die Herzogin sich in Colorno, ihrem Landhause, befand. Sie machte sich demzufolge sofort dahin auf, und langte in dem Augenblicke an, wo die Herzogin ausreiten wollte. Sie winkte einem Diener, der sich ihrem Wagen näherte,

und bat ihn, die Herzogin von ihrer Ankunft zu unterrichten. Der Diener ging auf die Herzogin zu und meldete ihr, daß eine junge Dame, die soeben aus Paris angekommen, sie zu sprechen wünsche und einen Brief überbrächte, den sie nur der Herzogin selbst zustellen könne. Inglesina folgte mit den Augen dem Diener, der ihr Vermittler geworden. Bei den Worten:

»Eine junge Dame aus Paris« hatte sie gesehen, wie die Herzogin stutzte und unruhig ward. Sofort aber näherte sich diese dem Wagen und Inglesina wiederholte ihr, um weder von den Franzosen noch von den Italienern, welche die Herzogin umgaben, verstanden zu werden, auf deutsch, was sie ihr schon durch den Diener hatte sagen lassen, nämlich, daß sie von der Königin Marie Antoinette mit einem Briefe beauftragt sei, den sie nur ihr allein überreichen könne. Die Herzogin hatte Inglesina hierauf aufgefordert, den Wagen zu verlassen, und in den Palast hineinzugehen, in welchen sie ihr dann nachgefolgt war, und den Brief gelesen hatte, während die Botin einige Erfrischungen zu sich nahm. Kaum hatte die Herzogin die erste Zeile gelesen, so hatte sie auf italienisch ausgerufen:

»O mein Gott, mein Gott! Alles ist verloren! Es ist zu spät!« So wie sie weiter las, rief sie von Zeit zu Zeit: »Vergebens! völlig vergebens! Sie sind alle verloren!« Dann setzte sie, sich zu Inglesina wendend, hinzu: »Es tut mir leid, daß es Ihnen nicht möglich ist hier zu bleiben und ein wenig auszuruhen. Wenn Sie aber nach Parma zurückkommen, so wird es mir sehr angenehm sein, Sie wiederzusehen!« Dann zog sie ihr Tuch, trocknete sich eine Träne und sagte: »Die Umstände sind gegenwärtig von der Art, daß ich, wenn ich diesen Brief beantworten wollte, nicht bloß mich, sondern auch meine Schwester und Sie selbst bloßstellen würde.« Mit diesen Worten stieg sie wieder zu Pferde, wünschte Inglesina glückliche Reise und galoppierte davon. Inglesina setzte ihren Weg weiter fort. Allerdings fand sie die Herzogin von Parma in bezug auf die Gefahren, in welchen ihre Schwester schwebte, ein wenig kalt; da ihr aber natürlich daran lag, so bald als möglich in Neapel anzulangen, so reiste sie schnell weiter, ohne sich die mindeste Ruhe zu gönnen.

Nach den Enttäuschungen kamen die Katastrophen. Inglesina reiste, wie schon bemerkt, in einer Postchaise mit einem Diener auf dem Kutschbock.

Dieser Diener hatte unter seinen Füßen die Kassette, in welcher die Reisende ihr Geld und ihre sonstigen Kostbarkeiten verwahrt hielt. Da sie bei Tage in Rom ankommen wollte, so schickte sie ihren Diener voraus, um Pferde zu bestellen. Da aber nun niemand mehr da war, der die Kasse bewachte, so ward sie zwischen Aqua Pendente und Monte Rosa gestohlen, so daß sie bei ihrer Ankunft in Rom gerade noch so viel Geld hatte, um die Post bezahlen zu können, aber keinen Heller, um ihre Reise nach Neapel fortzusetzen. Zum Glück hatte sie einen Empfehlungsbrief an die Herzogin von Paoli, welche in Fontana Trevi wohnte. Am Morgen vor ihrer Ankunft hier begab sie sich daher zu der Herzogin, übergab ihr ihren Brief und erzählte ihr ihr Unglück. Die Herzogin lieh ihr hundert Dukaten, womit sie ihre Reise fortsetzte. Inglesina wußte wohl, daß sie, sobald sie nur einmal in Neapel wäre, dann nichts mehr brauchen würde. Die Herzogin gab ihr überdies einen Empfehlungsbrief und zwar an niemand anders als an Sir William. Da Inglesina nicht mußte, wer ich war, so fragte sie mich, ob ich den englischen Gesandten kenne, ob dies ein gefälliger Mann sei, und ob ich sie an ihn empfehlen könnte. Zu Inglesinas großem Erstaunen bestand meine Antwort darin, daß ich den an Sir William gerichteten Brief entsiegelte. Die Herzogin von Paoli bat Sir William darin, alle notwendigen Nachforschungen anstellen zu lassen, damit die arme Inglesina wieder in den Besitz ihrer Kassette käme. Da ich nicht wußte, ob ich Sir William vor dem Abgange des kaiserlichen Kuriers, welcher wieder durch Rom kam, und auf den nächstfolgenden Morgen bestellt war, sehen würde, so ergriff ich eine Feder und schrieb an den englischen Konsul in Rom, indem ich ihn bat, bei den päpstlichen Behörden darauf zu dringen, daß alle nötigen Schritte getan würden, nicht wie sie gewöhnlich zu geschehen pflegten, sondern mit Ernst und Nachdruck. Ich bezeichnete die beiden Postillone als die Personen, welche vor allen Dingen festgenommen werden müßten, denn Inglesina hatte mir gesagt, daß man sie ihr als Diebe von Profession bezeichnet. Als ich den Brief beendet hatte, gab ich ihn Inglesina zu lesen, welche, als sie ihn mit »Lady Hamilton« unterzeichnet sah, das ganze Geheimnis meiner Indiskretion durchschaute. Gleichzeitig zog ich von meinem Finger einen schönen Brillantring, den ich sie bat, zum Andenken an die originelle Weise anzunehmen, auf welche wir miteinander Bekanntschaft gemacht. Als wir noch so miteinander sprachen, trat die Königin ein und hatte die Güte, sich selbst bei Inglesina zu erkundigen, ob ich auch gut Sorge für sie getragen. Inglesina antwortete, indem sie lebhaft

meine Hand ergriff und dieselbe küßte, ehe ich noch Zeit hatte, es zu verhindern. Die Königin fragte weiter, und Inglesina ersah daraus, daß sie an den Ereignissen in Frankreich und an den Gefahren, in welchen ihre Schwester schwebte, ein ganz anderes Interesse nahm, als die Herzogin von Parma. Als die Königin dann sah, wie die arme Inglesina trotz der Ehrfurcht, welche die Nähe der Königin ihr einflößte, stehend einschlief, gestattete sie ihr, sich zu Bett zu legen. Unter der Tür rannte Inglesina aber fast mit dem General Acton zusammen, welcher, obschon erst auf morgen bestellt, doch, weil er wußte, daß es sich um einen Boten oder vielmehr um eine Botin aus Frankreich handle, eiligst herbeikam, um seinen Eifer zu beweisen und sich der Königin zur Verfügung zu stellen. »Ich bitte um Verzeihung, Madame,« sagte er, »eben wollte ich mich anmelden lassen, als Mademoiselle die Tür öffnete und ich mich Ew. Majestät gegenüber sah.« – »Kommen Sie schnell, General!« sagte die Königin. »In solchen Augenblicken wie diese kann von Etikette keine Rede mehr sein. Sie wissen, was vorgeht, Sie wissen, daß meine Schwester und ihr Gemahl Gefangene in den Tuilerien sind. Ludwig der Sechzehnte befindet sich genau in derselben Lage wie Carl der Erste von England. Man wird ihm den Kopf abschlagen wie diesem.« – »O Madame,« sagte der General, »glauben Sie, man übertreibt.« – »Kommen Sie noch einmal herein, Inglesina, kommen Sie noch einmal herein,« rief die Königin, »und sagen Sie ihm wie die Dinge stehen. Diese Kaltblütigkeit könnte mich zur Verzweiflung bringen.« – »An welchem Tage haben Sie Paris verlassen?« fragte der General die wieder eintretende Inglesina. – »Nun, mein Gott,« rief die Königin ungeduldig, »an dem Tage, wo alles verloren war.«– »Ich bitte Majestät, lassen Sie diese junge Dame sprechen,« sagte Acton, »und Sie werden sehen, daß nicht alles verloren ist. Haben Sie ein wenig Geduld.« – »Geduld!« sagt« die Königin, »Geduld! Seit der Einnahme der Bastille, das heißt seit zwei Jahren, höre ich von nichts anderem sprechen.«

Sie sank auf einen Sessel, wendete sich zu Inglesina, welche durch diese Gemütsbewegung der Königin vollständig wieder munter gemacht worden, und sagte: »Erzählen Sie ihm alles, und wenn er wissen wird, was ich weiß, so wollen wir sehen, ob er wieder wagen wird zu sagen: »Geduld!« Sowie Inglesina sprach, machte die Königin Bewegungen mit dem Kopfe und fragte wiederholt: »Nun? nun? nun?« Dann als die Botin geendet hatte, sagte sie: »Ich habe einen Brief von meinem Bruder, dem Kaiser

empfangen. Er schreibt mir, daß er am 27. August in Pillnitz eine Unterredung mit dem König Friedrich Wilhelm von Preußen haben wird. Schreiben Sie ihm im Namen des Königs Ferdinand, daß wir im voraus allem beitreten, was er tun wird, und daß er auf fünfundzwanzigtausend Mann und fünfundzwanzig Millionen rechnen kann.« Der General lächelte. »Die fünfundzwanzigtausend Mann wären allerdings möglich,« sagte er, »das Geld aber wird etwas schwieriger aufzutreiben sein. Die Kassen sind leer, das wissen Sie selbst, Madame.« – »Gut, man wird sie aber wieder füllen, sollte man auch zu diesem Zwecke die Krondiamanten veräußern. Übrigens, wenn Sie dies dem Kaiser nicht im Namen des Königs Ferdinand schreiben wollen, so schreibe ich es ihm in dem meinigen, oder vielmehr, ich habe es ihm schon geschrieben. Hier ist der Brief.« – »Ew. Majestät wissen,« sagte der General Acton sich verneigend, »daß ich nie einer andern Meinung gewesen bin als der Ihrigen; ich möchte aber Ew. Majestät bemerklich machen, daß Mademoiselle« – hier deutete er auf Inglesina – »fast krank aussieht, so ermüdet ist sie.« – »Ich bin es weniger von meiner Reise als von meinem Kummer,« antwortete Inglesina, »wenn ich das Unglück bedenke, welches den erhabenen Personen droht, die ich vor so kurzer Zeit verlassen.« – »Gleichviel, gleichviel,« sagte die Königin, »begeben Sie sich auf Ihr Zimmer, legen Sie sich zu Bett und schlafen Sie vierundzwanzig Stunden, wenn Sie können.« – Die arme Inglesina war in der Tat kränker, als sie es selbst glaubte, oder als sie es gestehen wollte. In der Nacht ward sie von einem heftigen Fieber ergriffen und sah sich genötigt, acht Tage lang das Bett zu hüten.

Während dieser Woche ließ die Königin keinen Tag vergehen, wo sie nicht selbst die Kranke in ihrem Zimmer besucht und sich selbst nach ihrem Befinden erkundigt hätte. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß trotz aller Nachforschungen, welche wir, Sir William Hamilton und ich, anstellen ließen, Inglesinas Kassette nicht wieder gefunden ward. Wir erfuhren bloß, daß einer der beiden Postillone der Pate eines Kardinals war, was ihm gestattete, das Handwerk eines Diebes und das eines Postillons gleichzeitig auszuüben.

Nach Verlauf von acht Tagen reiste Inglesina, vollkommen wiederhergestellt, nach Frankreich zurück. Sie nahm einen in Chiffern

geschriebenen Brief von der Königin von Neapel an die Königin Marie Antoinette mit.

Am 27. August hatte der Kaiser Leopold in Pillnitz mit dem König Friedrich Wilhelm die verabredete Zusammenkunft. Nur die beiden Zeugen, welche dieser Unterredung beiwohnten, hätten sagen können, worin der Zweck derselben bestand. Der eine derselben war Herr von Bouillé, welcher dem König einen so großen Beweis von Anhänglichkeit in Varennes gegeben, wo er bis zum letzten Augenblicke versuchte, ihn den Händen des Volkes zu entreißen. Der andere war Herr von Narbonne, jener schöne Kriegsminister, den Frau von Staël erfunden, welche einen Augenblick lang hoffte, ihr Genie diesem hohlen Kopfe einzupflanzen. Ein Geheimnis, welches das Geschwätz der Hofschranzen ziemlich durchsichtig gemacht, umgab die Geburt dieses schönen Mannes, welcher, wie man behauptete, nichts anderes war als die Frucht eines Inzests zwischen dem König Ludwig dem Fünfzehnten und seiner Tochter Madame Adelaide, welche damals in Rom war und die wir acht Jahre später mit ihren beiden Schwestern in Palermo sehen sollten. Mittlerweile begannen die Nachrichten aus Frankreich ein wenig günstiger zu lauten. Die Nationalversammlung hatte die konstitutionelle Akte beendet, welche später unter dem Namen der Konstitution von 91 bekannt war. Am 14. September hatte der König sich in die Konstituante begeben und die Konstitution beschworen, indem er sich verpflichtete, sie mit aller auf ihn übertragenen Macht aufrecht zu erhalten. Sofort und als ob die Nationalversammlung nur darauf gewartet hätte, daß dieser feierliche Akt die Nation mit dem König wieder aussöhne, ward Ludwig dem Sechzehnten erlaubt, alle Befehle zu erteilen, die er für seine Sicherheit und die Würde seiner Person angemessen erachten würde. Die Siegel wurden in seinen Gemächern wieder abgenommen und der Garten ebenso wie das Schloß der Tuilerien dem Publikum wieder geöffnet.

Dennoch wurden die Kriegsrüstungen von seiten des Königs von Preußen, des Kaisers Leopold und des Königs Ferdinand deswegen nicht weniger eifrig betrieben, als plötzlich drei im höchsten Grade unerwartete Neuigkeiten am Hofe von Neapel aufeinander folgten. Man erfuhr nämlich, daß der Kaiser Leopold am 1. März gestorben, daß Gustav der Dritte, König von Schweden, am 16. desselben Monats ermordet worden und endlich, daß

am 20. April Frankreich an Franz den Ersten, König von Böhmen und Ungarn, den Krieg erklärt hatte. Ich weiß nicht, ob in der Gemütsverfassung, in der die Königin sich befand, der Tod ihres Bruders Leopold ihr sehr schmerzlich war. Trotz des Vertrags von Pillnitz, trotz der äußerlichen Kriegsrüstungen behauptete man leise, es bestünde zwischen dem französischen Minister Delmare und dem Kabinett von Wien ein geheimes Einverständnis zur Aufrechterhaltung des Friedens. In seiner Eigenschaft als Philosoph liebte Leopold den Krieg nicht und war auch übrigens nicht bereit, einen zu führen. Der Kaiser Franz dagegen, der Neffe der Königin, welcher seinem Vater folgte, repräsentierte die Konterrevolution vollkommen und war ganz der Mann, wie Marie Karoline für ihre Pläne ihn brauchte. Sofort nach dem Tode des Kaisers Leopold war der Gesandte Frankreichs in Wien, Herr von Noailles, fast Gefangener in seinem eigenen Palaste. Was Preußen betraf, so war man dieses Staates sicher. Unter seinem Schutze manövrierten die Emigrierten und bei einer öffentlichen Audienz hatte der König Friedrich Wilhelm Herrn von Sègur, dem Gesandten Ludwig des Sechzehnten oder vielmehr der Nationalversammlung, den Rücken zugekehrt und den Gesandten von Coblenz, das heißt der französischen Prinzen, gefragt, wie sich der Graf von Artois befände. Die Ermordung Gustavs von Schweden war allerdings ein großes Verbrechen, aber kein großes Unglück, wenigstens nicht für die Sache der Könige. Erstens nahm man ganz unrichtigerweise an, Gustav sei von den Revolutionären ermordet wurden. Dies war nicht der Fall, gleichwohl aber fand dieses Gerücht Glauben und brachte ein Verbrechen mehr auf Rechnung unserer Feinde. Allerdings hatte man ihn als den künftigen Oberanführer der Gegner der Revolution bezeichnet, aber war er wohl sehr zu fürchten? Man glaubte, er hasse Frankreich, wie ein Mann eine treulose Geliebte haßt, und sein Hauptgedanke, als er starb, war, zu missen, was Frankreich von seinem Tode denken würde.

»Was wird Brissot sagen?« murmelte er, indem er seinen letzten Seufzer aushauchte. Was die Kriegserklärung Frankreichs an Österreich betraf, so ward sie, weil augenscheinlich das Girondistenministerium, aber nicht der König diesen Krieg erklärte, und dieser Erklärung übrigens ein Ultimatum des Kaisers Franz zu Grunde lag, welches Frankreich unmöglich annehmen konnte, und weil endlich dieser Krieg alle Wünsche der Königin erfüllte, eher als eine gute denn als eine schlimme Nachricht aufgenommen. Die

doppelte Trauer, welche man in Neapel wegen des Todes des Kaisers von Österreich und der Ermordung des Königs von Schweden trug, war daher nach meiner Ansicht mehr eine Hof- als eine Herzenstrauer.

54. Kapitel.

Zu der Zeit, wo ich bei meiner Rückkehr von Wien mit Sir William und Lord Nelson, also 1801, durch Deutschland reiste, sah ich den Mann in der Verbannung, welcher 1792 den König Ludwig den Sechzehnten zu dem Entschlusse bewogen, Österreich den Krieg zu erklären. Dieser Mann war Charles François Dumouriez, der zu unserem Unglück Frankreich bei Balmy und Jemappes rettete. Ich hatte am Hofe von Neapel so viel von ihm sprechen hören, daß ich ihn mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete und mir kein Wort von dem Gespräch, welches er mit Mylord führte, entgehen ließ. Wenn ich bei dieser Epoche meines Lebens angekommen sein werde, werde ich den Eindruck schildern, den er auf mich machte.

Wir haben gesagt, daß nach dem Schwure, den man der Verfassung geleistet, eine Art Frieden sich zwischen der Versammlung, welche die Nation, und dem König; welcher das göttliche Recht repräsentierte, gebildet hatte, aber wider seinen Willen und den der Königin fortgerissen, hatte der König sich zum Vorkämpfer der revolutionären Prinzipien von 89 gemacht. Wir hätten sagen sollen, es sei ein Waffenstillstand gewesen. Bei der ersten besten Gelegenheit, sollte dieser Waffenstillstand gebrochen werden. Diese Gelegenheit bot sich bei der Entlassung der Minister, welche den Krieg hatten erklären lassen. Zu Ende des Juni erfuhren wir durch einen Brief der Königin Marie Antoinette selbst den Sturm auf die Tuilerien durch die Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau, unter der Anführung des berüchtigten Santerre, der, wie Cromwell, erst gewesen, aber, da ihm das Genie des Protektors fehlte, auf dem dritten Teil des Weges, den der Abgesandte der Universität von Cambridge durchlief, innehalten mußte. Dieser Brief war der vorletzte Verzweiflungsschrei Marie Antoinette's. Wir hörten nicht den letzten, den sie am 10. August ausstieß. Vom 1. Juli 1792 an erhielt die Königin Karoline nur indirekte Nachrichten über ihre Schwester und man sah von dem, was in Frankreich vorging, nicht mehr, als wie man zuweilen einen Blitz durch Gewitterwolken hindurchsieht.

Der Brief der Königin Marie Antoinette war lang, er erklärte, wie Ludwig der Sechzehnte in den Krieg mit Österreich eingewilligt und wie er denselben der Nationalversammlung zuerst vorgeschlagen. Marie Karoline vermutete wohl, daß ihr Schwager diesen Schritt nur widerstrebend getan, sie kannte aber nicht genau die Lage, in welcher er sich befand. Der Brief ihrer Schwester schilderte ihr dieselbe in aller ihrer Klarheit. Der König, den die Jakobiner, vor allem Robespierre, beschuldigten, er wolle den Krieg, wollte ihn in Wirklichkeit weniger als sonst jemand. Er hatte allerdings in einem Kriege alles zu verlieren, und die Königin erklärte das sehr gut. Ein Sieg Lafayette's oder irgend eines anderen Generals richtete den Thron nur wieder auf, um ihn unter Vormundschaft zu stellen; auf der anderen Seite erbitterte eine Niederlage ganz Paris, führte Aufruhr in den Straßen herbei und trieb ihn von den Straßen bis in die Tuilerien, wo er noch nicht hingedrungen war, denn natürlich würde der König beschuldigt werden, diese Niederlage vorbereitet zu haben, oder sich doch wenigstens darüber zu freuen. Kurz, wenn der König nicht in dem Sturm unterging, wenn das Königtum von Gottes Gnaden triumphierte, zu wessen Nutzen triumphierte es denn? Zum Nutzen Monsieurs und der Emigration, denn Monsieur verbarg seine Absichten nicht länger. Monsieur wollte die Abdankung Ludwig des Sechzehnten und die Regentschaft bis zur Mündigkeit des Dauphin. Besonders die Königin hatte alles zu fürchten, und obgleich ihr energischer Charakter, der dem Marie Karolinens sehr ähnelte, dazu beitrug, daß sie sich mutig der Gefahr entgegenstellte, verhehlte sie sich doch nicht, daß sie weder in Paris noch im Ausland Freunde hatte.

In Paris hatte man sie abwechselnd Madame Defizit oder Madame Veto genannt und das gesamte Volk war ihr Feind. In Koblenz hatte man beschimpfende Lieder auf sie gedichtet und ihre Todfeinde waren Monsieur und der frühere Minister Calonne, der, nachdem er ihr Diener gewesen, sie jetzt haßte, und den Grafen Artois für sich gewonnen hatte, der ihr ehemals freundlich gesinnt gewesen, jetzt aber zu ihren Feinden übergegangen war. So war das siegreiche Frankreich für Marie Antoinette wahrscheinlich die Absetzung. Siegten die Fürsten, so war es noch schlimmer, denn dann blieb ihr nichts übrig, als das Kloster. Der König von Frankreich hatte am 20. April Österreich den Krieg erklärt. Am 28. hatte bei Quiévrain das erste Treffen stattgefunden. Die Revolutionäre waren geschlagen worden, und

hatten in einer Scheune den General Theobald Dillon ermordet, den Bruder des schönen Arthur Dillon, den man für den ersten Geliebten Marie Antoinettens ansah. Ja, der Haß gegen die arme Königin von Frankreich war so groß, daß die Soldaten, welche Theobald mit Arthur verwechselten, diesen aus Haß gegen seinen Bruder umbrachten und über Verrat schrien. Der andere war noch unglücklicher; er starb 1794 auf dem Schafott. Unglücklicherweise wußten die Preußen keinen Nutzen aus, diesen ersten Siegen zu ziehen. Sie besaßen ein so großes Selbstvertrauen, daß der Herzog von Braunschweig, an den die Königin geschrieben, um ihren Schwager und ihre Schwester zu empfehlen, ihr antwortete: »Eure Majestät möge sich beruhigen. Wir sind im Begriff nicht einen Krieg zu führen, sondern einen militärischen Spaziergang zu machen. Unsere Tagemärsche sind im voraus bezeichnet und ungefähr am 15. September werden wir in Paris sein.« Und wirklich nahm der General Clerfayt am 23. August Longwy nach einem vierundzwanzigstündigen Bombardement und am 2. September nahm der König von Preußen selbst Verdun und rückte gegen Paris. Vor diesen etwas beruhigenden Nachrichten jedoch hatten wir unheilvolle Mitteilungen erhalten. Am 10. August waren die Tuilerien mit Sturm genommen und am 13. der König mit der königlichen Familie in den Temple gebracht worden. Dann kam die Nachricht von dem Blutbad in den Gefängnissen. Im ersten Augenblicke meldete man der Königin, daß alle Gefangenen gemordet worden seien, daß man keine einzige Ausnahme gemacht hätte, und daß der König und die Königin mit den anderen umgekommen seien. Marie Karoline glaubte vor Wut und Schmerz wahnsinnig zu werden. Zugleich aber erhielt man einen Brief von Herrn v. Breteuil, dem Agenten Ludwig des Sechzehnten, und einen anderen von Herrn v. Mercy-Argenteau, welche die Königin von Neapel in bezug auf diesen Punkt beruhigten, indem sie ihr meldeten, daß der König und die Königin noch lebten, daß man aber davon spräche, gegen den König einen Prozeß einleiten zu wollen. Herr von Mercy-Argenteau meldete unter anderem in einem Postskriptum, daß die Vendée sich empört hätte. So hatten die Republikaner das Schwert des Auslandes vor den Augen, den royalistischen Dolch in der Flanke.

Zu gleicher Zeit hörten wir von dem Sieg bei Balmy, von der Proklamation der Republik, der Anklage gegen den König und dem wahrscheinlichen Frieden mit Preußen. Der militärische Spaziergang Seiner Majestät des

Königs Friedrich Wilhelm hatte sich nicht über die Grenze des Argonnerwaldes ausgedehnt und im Lager von la Lune Halt gemacht. Jetzt entschloß sich Marie Karoline die neapolitanische Regierung mit ins Treffen zu führen. Das erste Zeichen von Feindseligkeit, welches der König Ferdinand der neuen Republik gab, war die Weigerung, sie in der Person ihres Gesandten, des Bürgers Mackau, anzuerkennen und in Konstantinopel den Bürger Sémonville auf dieselbe Weigerung stoßen zu lassen. Hierauf ließ die Königin durch den General Acton eine Note an Venedig und Sardinien verfassen. Diese Note, welche auf eine italienische Liga hinzielte, war in folgenden Worten abgefaßt:

»In welcher Lage sich die deutschen Truppen am Rhein auch befinden mögen, so ist es doch für Italien sehr wichtig, in den Alpen Kräfte zu haben, die ihm zum Schütze dienen und die Franzosen verhindern, entweder wenn sie an anderen Punkten besiegt werden, eine verzweifelte Diversion zu machen, oder als Sieger bei den Verfolgungen ihrer Feinde die italienischen Staaten zu beunruhigen. Wenn das Königreich Neapel, Sardinien und Venedig sich zu diesem Zwecke verbündeten, würde sich der Papst ganz gewiß der heiligen Sache anschließen, die kleinen Mittelstaaten würden, sie möchten nun wollen oder nicht, der allgemeinen Bewegung folgen und aus diesem Bunde würden eine Menge Kräfte hervorgehen, die fähig wären, Italien zu verteidigen und ihm Einfluß und Gewicht in den Kriegen und Kabinetten Europas zu verleihen. Der Zweck dieser Note ist der, die Gründung einer Konföderation vorzuschlagen, in welcher der König beider Sizilien die größte Verantwortlichkeit übernehmen würde, obgleich er der letzte ist, den die Waffen Frankreichs erreichen können. Er glaubt jedoch die italienischen Fürsten daran erinnern zu müssen, daß die Hoffnung, einzeln der Gefahr eines feindlichen Einfalls zu entschlüpfen, stets der Untergang Italiens gewesen ist.«

Man hatte soeben die Antwort Sardiniens, welches diesen Vorschlag annahm, erhalten und man erwartete die Antwort Venedigs, als am 16. Dezember, als die Minister mit Sir William Rat hielten, und ich soeben das Frühstück mit der Königin eingenommen hatte, die am Fenster stand und zerstreut auf den Scheiben trommelte, sie mich plötzlich rief und mir das Meer zwischen dem Pausilippo und Capri ganz mit Schiffen bedeckt zeigte. »Was ist denn das?« fragte sie mich. Ich blickte hin und wußte ebensowenig

wie sie. Als das Geschwader aber Neapel in Sicht bekam, hißte man die dreifarbigen Flaggen auf, die in Neapel so verhaßt waren, und man erkannte eine französische Flotte. In diesem Augenblicke vernahmen wir schnelle Schritte im Vorzimmer, die Tür ward heftig aufgerissen, der König kam sehr bleich und aufgeregt hereingestürzt und indem er sich in einen Lehnstuhl warf, sagte er, indem er auf einige Schiffe zeigte, die mit vollen Segeln daherkamen:

»Sehen Sie, Madame, das ist Ihr Werk!« Jetzt ward die Königin ebenfalls sehr bleich, aber vor Zorn, ihre Unterlippe verzog sich verächtlich und indem sie ihrem Gemahle ins Gesicht sah, sagte sie mit gerunzelter Stirn:

»Wollen Sie mir die Gnade erweisen, sich zu erklären, denn ich verstehe Sie nicht.«

– »Zum Teufel!« schrie der König, »ich dächte doch, das wäre leicht zu verstehen! Sie haben mich bewogen, Monsieur Magot nicht zu empfangen,« – der König verunstaltete in seinem neapolitanischen Dialekte, mochte dies nun absichtlich geschehen oder nicht, den Namen des Gesandten der französischen Republik – »Sie haben mich bewogen, an meinen guten Freund, den Sultan zu schreiben, den ich niemals gesehen, dessen Beys von Tunis, von Marokko und von Tripolis meine Untertanen rauben und auf ihren Galeeren rudern lassen; Sie haben mich bewogen, sage ich, an meinen Freund, den Sultan zu schreiben, daß auch er Monsieur Semonville nicht empfangen sollte, und er hat nicht unterlassen, sich dieses Vergnügens zu berauben; Sie haben mich an die Spitze einer Konföderation der italienischen Fürsten, von welchen die Hälfte mich in der Gefahr sitzen lassen wird, gestellt, um eine Koalition gegen Frankreich zu bilden. Nun, Frankreich ist entrüstet und schickt mir eine Flotte; wozu das, mag Gott wissen! Vielleicht um Neapel zu bombardieren!«

– »Und was dann?« fragte die Königin.

»Wie, was dann? Was dann, nachdem Neapel bombardiert worden?«

– »Neapel wird bombardiert werden, wenn es sich nicht verteidigt.«

– »Im Gegenteile, Madame, es wird bombardiert werden, wenn es sich verteidigt.«

– »So wollen Sie die Franzosen also in den Hafen kommen lassen, ohne eine Kanone abzufeuern?«

– »Das glaube ich wohl! Erstens taugt das Pulver, welches man in Neapel fabriziert, nichts, da zehnmal mehr Kohle als Salpeter darin enthalten ist. Wenn ich mit neapolitanischem Pulver schießen ließe, so würde kein Drittel der Schüsse treffen, und deshalb lasse ich auch mein Pulver aus England kommen.« –

»Dann haben Sie also wohl befohlen«

– »Daß man dem Admiralschiffe entgegengehe, um den Kommandanten der Flotte daran zu erinnern, daß ein alter Vertrag nur sechs französischen Kriegsschiffen die Einfahrt in den Kriegshafen gestattet.«

– »Nun, das muß ich sagen!« rief die Königin.

– »Warten Sie doch! – Um ihm jedoch zu sagen,« fuhr der König fort, »daß es einmal noch keine Gewohnheit ist, und daß ich ihn bitte, mich, ehe ein Offizier der Flotte ans Land steigt, wissen zu lassen, welchem glücklichen Umstande ich die Ehre seines Besuches zu verdanken habe.« – »Du hörst es, Emma!« rief die Königin ungeduldig, indem sie mit dem Fuße stampfte. Der König tat, als ob er diese Bewegung der Königin nicht bemerkte. »Und,« sagte er, »der Kapitän François Caracciolo wird in der königlichen Jolle meinen Auftrag ausführen.« – »Ich bewundere Sie!« sagte die Königin spottend. »Sie schicken einen Fürsten zu Republikanern.« – »Madame, da ich voraussetze, daß die französische Republik mir das Beste sendet, was sie hat, so schicke ich auch ihr das Beste, was ich besitze. Sehen Sie diese Halunken von Franzosen! Sie fürchten sich vor nichts, diese Teufel von Jakobinern! Dort wirft das Admiralschiff in halber Schußweite vom Kastell d'Uovo Anker. Sie müssen wissen, daß wir schlechtes Pulver haben, sonst würden sie sich nicht der Gefahr aussetzen, in den Grund gebohrt zu werden.« – »Ach nein,« murmelte die Königin, »das wissen sie nicht; sie wissen aber wahrscheinlich etwas anderes.« – »Daß ich unfähig bin, aus ihrer Unklugheit Nutzen zu ziehen?« sagte der König in dem spöttischen

Tone, welcher machte, daß man nie erraten konnte, ob er spottete oder im Ernste sprach, ob er geistreich war, oder eine Dummheit sagte. »Sie haben recht, jene lieben Sansculotten! Ah, meiner Treu', da, entfaltet sich ja die ganze Flotte in Schlachtordnung; sie manöverieren wundervoll! Und wenn man bedenkt, daß seit acht oder zehn Jahren mein Marineminister, der General Acton, jährlich acht bis zehn Millionen verschlingt, indem er mir eine Flotte verspricht, die, ich niemals erblicke. Mit hundert Millionen sollte ich eine dreifach so große Flotte als diese hier haben. Begeben Sie sich in den Staatsrat, Madame, und teilen Sie diese meine Bemerkung Herrn Jean Acton mit. Dann übt sie vielleicht eine größere Wirkung auf ihn aus, als wenn ich es täte; denn wenn ich, um es kurz zu sagen, eine dreifach so große Flotte als jene dort hätte, so schlecht unser Pulver auch sein möchte, so könnten mir uns verteidigen, während dies rein unmöglich ist, da wir nur schlechtes Pulver und fünf oder sechs armselige Schiffe haben, die hintereinander herfahren!« Die Königin, welche die Absicht des Königs wohl verstand, biß sich auf die Lippen, daß sie beinahe bluteten, denn der König, sagte ihr zugleich damit: »Du hast einen Gatten, der ein Feigling, und einen Geliebten, der ein Dieb ist.« – »Sie haben recht, mein Herr,« sagte sie. »Ich werde in den Rat gehen und in dem Sinne sprechen, in welchem Sie es wünschen.« – »O, Sie haben Zeit! Sehen Sie, dort steigt Caracciolo allein an Bord. Sehen Sie nur, wie das gute Volk sich dafür interessiert! Ganz Neapel ist auf den Kais. Das schöne Gemetzel, wenn man sich schlüge! Freilich würde das ganze Gesindel sehr bald Reißaus nehmen.« –«Der unbarmherzige Zyniker!« murmelte die Königin. – »Hörst du ihn? Ich glaube, daß er, wenn er niemanden hätte, über den er spotten könnte, sich selbst verspotten würde.« – »Zum Teufel!« sagte der König, »die Unterredung hat nicht lange gedauert; da steigt Caracciolo schon wieder in seine Jolle. Noch vor zehn Minuten wird er hier sein. Erweisen Sie uns die Ehre, dem Rat beizuwohnen, Madame? Sie wissen, daß Sie das Recht dazu haben, seitdem Sie der Krone einen Erben gegeben. Sie haben selbst Tannucci daraus verstoßen, indem Sie von diesem Ihrem Rechte Gebrauch machten. Er war für die französische Politik, und Sie waren für die österreichische. O, wenn er doch hier wäre; er könnte uns einen guten Rat geben!« – Und der König verließ das Zimmer, indem er den Kopf schüttelte und sagte: »Armer Tannucci!«

55. Kapitel.

Ich mußte gestehen, daß ich wie versteinert war. Ich wußte wohl, daß der König von Neapel sich wenig um seine Würde kümmerte, ich glaubte aber nicht, daß er sich so weit vergessen könnte. Ich sah die Königin an. »Werden Sie gehen, Madame?« fragte ich sie. – »O gewiß, ja, ich werde gehen,« erwiderte sie. »Und du wirst mich begleiten.« – »Ich, Madame, und mit welchem Rechte?« – »Du wirst mitkommen,« sagte die Königin ungeduldig. »Ich will, daß du Sir William den ganzen Hergang der Dinge erzählen und ihm sagen könnest, wer der Mann ist, ob der König oder die Königin.« – Hierauf gab es keine Antwort; das war keine Einladung, das war ein Befehl. Ich folgte der Königin, und fünf Minuten später traten wir in den Staatsrat. Dieser Rat bestand aus dem General Acton, Carlo von Marco, Ferdinando Corradini, Saverio Simonetti und dem neuen Regenten der Vicaria, Ludovico von Medici. Gewöhnlich präsidierte der König diesem Rat, man weiß jedoch, in welcher Weise. Er erschien nämlich und verschwand. Ferdinand hatte die Zeit richtig berechnet, in welcher der Kapitän Caracciolo vom französischen Admiralschiff zurückkommen könnte, denn kaum hatte die Königin an dem Tische dem König gegenüber Platz genommen, und kaum hatte ich mich in eine Ecke gesetzt, als die Tür sich öffnete und man den General anmeldete.

Ich sah den Mann zum ersten Mal, an dessen Tode ich sieben Jahre später einen so grausamen Anteil nehmen sollte. Caracciolo war damals ein Mann von vierzig Jahren mit schwarzen Augen und scharf ausgeprägten Gesichtszügen. Es lag etwas Strenges und Gebieterisches in seinem Wesen, woran man sofort den Patrizier von Geblüt erkennen konnte. Er war wirklich ein Fürst oder stammte vielmehr von den Fürsten Caracciolo ab, deren Vorfahren die berühmten Caraccioli waren, die eine so große Rolle in den Bürgerkriegen von Neapel spielten. Einer von ihnen, Sergiani, war der Geliebte der Königin Johanna II. und ward im Kastell Capuano ermordet, aus Rache für eine Ohrfeige, die er in einem Augenblicke des Zornes seiner königlichen Herrin zu geben gewagt. Er trat ein, sah sich um, schien mit Erstaunen zwei Frauen, deren eine fremd war, dem Rate beiwohnen zu sehen, verneigte sich tief und blieb stumm.

»Nun?« fragte Ferdinand ungeduldig. – »Befiehlt mir der König zu sprechen?« fragte Caracciolo. – »Bedarfst du denn eines Befehles, um dem König eine Antwort zu geben?« – »Der König war allein, als er mich absandte.« – »Ja,« sagte die Königin, und jetzt ist der König nicht mehr allein. Es scheint mir jedoch, daß Sie die Personen kennen müßten, vor denen Sie stehen.« – »Ich habe die Ehre, Ihre Majestäten und Ihre Exzellenzen zu kennen,« erwiderte Caracciolo mit fester Stimme, »allein ich habe nicht die Ehre, die Dame dort zu kennen.« – »Diese Dame ist meine vertraute Freundin,« sagte die Königin. – »Dieser Titel flößt uns Ehrerbietung ein, Madame,« erwiderte der Fürst, indem er sich verneigte, »da es sich aber um Staatsangelegenheiten handelt« – »Wollen Sie dem Kapitän Caracciolo befehlen, zu sprechen, General?« sagte die Königin zu dem Minister Acton. »Ihr Befehl übt vielleicht eine mächtigere Wirkung aus, als die Bitte des Königs und die meinige.« – »Also sprich!« befahl der König. – »Sire,« erwiderte Caracciolo, »der Offizier, welcher die französische Flotte befehligt, ist der Admiral von Latouche-Trèville.« – »Wer ist denn dieser Admiral von Latouche-Tréville?« fragte Ferdinand. – »Einer der besten Seeleute der französischen Flotte, Sire. Er war es, der 1781 mit dem Kapitän La Pérouse – La Pérouse befehligte die »Astrée« und er die »Hermione« – einen fünfstündigen Kampf gegen vier Fregatten und zwei englische Korvetten aushielt und trotz der überlegenen Anzahl des Feindes die Palme des Tages davontrug.« – »Und was will er hier?« – »Er hat sich geweigert, mir das zu eröffnen, Sire, aber zugleich gesagt, daß er in einer Stunde seinen Sekundanten senden wolle, der Ihnen in bezug auf diesen Gegenstand Aufklärung geben würde.« – »Nun, meine Herren,« sagte der König, »so wollen wir die Erklärung des Herrn – Verzeihung, ich versprach mich – des Bürgers Latouche-Tréville abwarten.« – »Ich fürchte, Sire,« sagte Acton, »daß wir von einer ähnlichen, Szene bedroht werden, wie der Admiral Marin sie zu Anfang der Regierung des erhabenen Vaters Ew. Majestät in dem Hafen von Neapel herbeigeführt, als er in Englands und Österreichs Namen der italienischen Regierung andeutete, daß er die Neutralität in dem italienischen Krieg zu wahren habe.« – »Ja, ja,« sagte Ferdinand, »der Offizier, der beauftragt war, im Namen des Kommodore zu sprechen, war sehr unverschämt. Er zog seine Uhr aus der Tasche, stellte sie nach der Pendule – es ist noch heute dieselbe – und gab dem König zwei Stunden Zeit, einen Neutralitätsvertrag zu unterzeichnen und einen Befehl an Montemar, mit seinen Truppen in das Königreich zurückzukehren,

auszufertigen.« – »Und was tat denn der König, Ihr Vater?« fragte die Königin. – »Zum Teufel!« erwiderte Ferdinand, »er tat, was England forderte.« – »Weil zu dieser Zeit aber,« rief Caracciolo, der ganz vergaß, daß er gar nicht gefragt ward, »weil zu dieser Zeit, Sire, die Stadt ohne Verteidigung, ohne Verschanzungen, ohne Besatzung, ohne Verproviantierung, weil der Hof nicht militärisch war, weil die Minister zaghafte Männer waren, während jetzt –«

»Schweig!« befahl der König, »es hat niemand deine Meinung wissen wollen.« – »Sprechen Sie nur!« sagte die Königin. »Wir wollen uns belehren lassen.« – Dann wendete sie sich zum König und fragte: »Sie erlauben es, nicht wahr, Sire?« – »O, Sie wissen recht gut, daß ich alles erlaube,« erwiderte Ferdinand, »was mich aber nicht hindert, nach meinem Kopfe zu handeln,« setzte er hinzu, erhob sich und ging hinaus. – »Sie sagten, mein Herr,« hob die Königin wieder an, indem sie sich an Caracciolo wandte: »Während jetzt –« »Während jetzt,« begann der Kapitän wieder, »die Stadt reichlich mit Kanonen, Soldaten, Waffen und Munition versehen ist. Mit einem gutgerichteten Feuer vom Castello d'Uovo und vom Castello Nuovo wird man die französische Flotte außer Bombenschußweite halten.« – »Der König behauptet, das Pulver tauge nichts,« sagte die Königin. – »Nun, Madame,« sagte Caracciolo, »dann versucht man zu entern. Wenn ich dreihundert Barken in dem Hafen erhalte, so will ich an der Spitze derselben das Admiralschiff angreifen.« – Der König trat wieder ein, und als er die letzten Worte Caracciolo's vernahm, zuckte er mit den Achseln. – »Ich bitte um Verzeihung, Majestät,« sagte Caracciolo, »die tunesischen und malaischen Korsaren machen es aber nicht anders.« – »Monsieur,« sagte die Königin, »um Gottes willen, schenken Sie dem Gehör, was der Kapitän sagt. Es handelt sich hier um die Ehre ihrer Krone.« – »Überdies, Madame,« sagte Caracciolo, indem er sich zu der Königin wandte, die sich, wie er bemerkte, auf seine Seite neigte, »haben wir jetzt eine Jahreszeit, in welcher der Hafen von Neapel nicht zu behaupten ist. Nach der Kenntnis, die ich von unserem Klima habe,« fuhr er fort, indem er fragend zum Himmel blickte, »wollte ich darauf wetten, daß binnen vierundzwanzig Stunden ein Sturm die französische Flotte zwingt, das Weite zu suchen. Seine Exzellenz der Herr Kriegsminister, der selbst Seemann ist, kann bestätigen, daß ich die Wahrheit sage.« – »Antworten Sie, General,« sagte Karoline. – »Es liegt allerdings viel Wahres in dem,

was Signor Caracciolo sagt, allein wir sind in die Enge getrieben.« – »Nein General,« hob der Kapitän wieder an, »denn sobald das erste Segel in Sicht kam, habe ich an Bord meiner Korvette alle Befehle so erteilt, als ob ich überzeugt gewesen wäre, daß dieses Schiff ein feindliches sei, und ich weiß, daß alle meine in dem Hafen stationierten Kameraden es eben so gemacht haben wie ich.« – »Nun, Sire,« fragte die Königin ihren Gemahl, der mit übergeschlagenen Beinen dasaß und seinen Fuß baumeln ließ, »was sagen Sie?« – »Sie sehen es ja, Madame,« erwiderte der König, »ich sage gar nichts.« – »Was tun Sie denn?« – »Ich warte.« –

In dem Augenblicke, in welchem der König das sagte, hörte man einen ersten, dann einen zweiten und dann einen dritten Kanonenschuß. »Ah,« rief die Königin, indem sie sich erhob und an das Fenster eilte, »es scheint, als ob das Castello d'Uovo Feuer gäbe.« – »Ja, Madame,« erwiderte Caracciolo, »jedoch nur blind. Das Castello d'Uovo begrüßt den Gesandten des Herrn von Latouche-Tréville. Und sehen Sie, das Castello Nuovo ahmt dem Castello d'Uovo nach.« – Wirklich folgten die Kanonenschüsse regelmäßig aufeinander, und man konnte die einundzwanzig Schüsse hören, welche der gewöhnliche Gruß befreundeter Mächte sind. – »Wollen Ihre Majestät mir erlauben, mich zurückzuziehen?« fragte Caracciolo, indem er sich an die Königin wandte. »Ich habe hier weiter nichts zu tun.« – »Ich ebensowenig,« sagte die Königin. »So will ich mich denn gleichfalls zurückziehen. Komm, Emma!«

Die Königin bedeutete mich, ihr zu folgen, ich gehorchte. Caracciolo trat zur Seite, um uns vorüber zu lassen, grüßte die Königin tief und ehrfurchtsvoll, als ich aber an ihm vorüberging, richtete er sich hoch auf und warf mir einen so verächtlichen Blick zu, daß die Schamröte mir ins Gesicht stieg. Das war die zweite Beleidigung, die er mir an diesem Tage zufügte. Die Königin ging schnell und ohne sich auch nur umzusehen, ob ich ihr folgte. Sie erreichte die Tür ihres Zimmers, stürzte hinein und sank auf ein Sofa, indem sie sich das Haar zerraufte. »Nun,« sagte sie, »du hast es gesehen! Mein Schwager Ludwig XVI. ist ein Löwe gegen diesen Menschen. O wieviel Schande werden wir hinunterschlucken müssen, meine arme Emma, wenn deine Regierung uns nicht zu Hilfe eilt.« – »Madame,« erwiderte ich, »ich bin nur eine arme Frau und mit der Politik sehr unbekannt, mir scheint es aber, als ob an allem diesem die Minister

ebensoviel Schuld trügen, als der König.« – »Was du nur willst! Alle diese Männer sind nicht Minister, sie sind Lakaien. – Ah, mein armer Joseph, wenn du hier wärest, du würdest es nicht dulden, daß man deine Königin beschimpfte. – Hörst du, die Salven beginnen wieder. Die Republik faßt Fuß im Gebiete Neapels. – Wirklich, dieser Caracciolo ist eine mächtige Natur.« – »Mögen Ihre Majestät mir erlauben, ihn nur zu bewundern, ohne für ihn zu sympathisieren. Er ist nichts weniger als höflich gegen mich gewesen.« – »Alle Edelleute Neapels sind so – entweder kriechend wie die Lazzaroni oder stolz wie Barone des römischen Reiches. Diese Caraccioli behaupten, von den griechischen Kaisern abzustammen; sie sind stolz, aber doch wenigstens tapfer. Du hast diesen Caracciolo gesehen, man hätte ihm nur zu sagen brauchen, mit seiner »Minerva« das Admiralschiff anzugreifen, so hätte er sich darauf gefreut wie auf ein Fest. Mir gefallen unter allen Umständen solche Männer besser als wie jene Rohre, die sich unter jedem Lüftchen beugen.« – Die Königin näherte sich dem Fenster. – »Würde es dir nicht Vergnügen gemacht haben,« sagte sie, »von hier aus einem Gefechte zuzusehen? Sieh nur, mit welcher Unverschämtheit sie ihr revolutionäres Banner im Winde flattern lassen! ›Nehmen Sie diese Farben,‹ sagte Lafayette, indem er dem Könige seine Kokarde gab, ›Sie werden die Reise um die ganze Welt machen.‹ Ich hoffe, England wird nicht erlauben, daß diese stolze Prophezeiung in Erfüllung geht. O, wenn ich daran denke, daß am anderen Ende dieses Palastes ein Franzose uns Gesetze vorschreiben will, im Namen einer Regierung, welche meine Schwester gefangen hält und meinen Schwager vielleicht köpfen will, so werde ich wirklich wahnsinnig vor Wut.«

In demselben Augenblicke klopfte man leise an der Tür. Ein Türsteher meldete den englischen Gesandten. »Er möge eintreten! er möge eintreten!« rief die Königin. Dann reichte sie Sir William die Hand und sagte: »Ah, Sie kommen gerade zu rechter Zeit. Sie wissen doch, was bei uns vorgeht?« – »Ich weiß, was man erzählt, weiter nichts. Mögen Ihre Majestät mir aber erlauben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.« – »Jetzt kommt auf mein Befinden nichts an! Jetzt muß man sich um das Befinden des Königreiches bekümmern. Wir sind sehr krank, mein lieber Hamilton, und wenn Monsieur Pitt uns nicht zu Hilfe kommt, so fürchte ich ernstlich, daß man uns, gleich wie meinem Bruder Ludwig XVI. am 20. Juni die rote Mütze über die Ohren zieht.« – »Monsieur Pitt, Madame« sagte Sir

William, »wird Ihnen zu Hilfe kommen, daran zweifeln Sie nicht. Er folgt jedoch einem Systeme, welches ich nicht billigen kann, da es den Wünschen Ihrer Majestät zuwiderläuft. Mr. Pitt ist ein Whig, der Tory geworden ist, das vergessen Sie nicht, er will, daß Frankreich selbst den Fluch der Nation auf sich lade.« – »Ja, das heißt, anstatt Ludwig XVI. zu retten, was wohl hätte geschehen können, wenn er sich der Koalition angeschlossen, will er ihn rächen, wenn die Franzosen ihn hingerichtet haben werden. Übrigens verlange ich sehr viel, wenn ich will, daß der Minister einer Nation, die Carl den Ersten enthauptet hat, erzürnt sein soll, weil eine andere Nation das Beispiel der englischen nachahmt. O, wenn er die Franzosen haßte, wie ich!« – »Ich will Ew. Majestät etwas sagen, was Ihnen unmöglich scheinen wird und dennoch wahr ist: Mr. Pitt haßt die Franzosen noch mehr, als Sie es tun.« – »Mehr als ich?« – »Ja, Madame.« – »Das kann ich kaum glauben.« – »O, ich kann Ew. Majestät versichern, daß dem so ist. Glauben Sie mir, ich habe den Vater, Lord Chatham gekannt, ich habe den Sohn gekannt, habe ihn als Kind gesehen; er ist heftig, krank, jähzornig geboren. Er ist ein trauriger, herber, über alles erbitterter Mensch. Jetzt ist er auf den Untergang der Revolution erpicht; er wartet nur, bis die geeignete Stunde schlägt. Fox und Sheridan, an die ich geschrieben, haben ihr Möglichstes getan, damit die Regierung bei dem Konvent interveniere, er aber hat es nicht gewollt. Es ist traurig, sagen zu müssen, und besonders Ew. Majestät gegenüber, er spekuliert aber auf das Entsetzen, welches das Ereignis in Europa hervorrufen wird. Mr. Pitt hat zweimal in seinem Leben gelacht, Madame, und zweimal hat er sich zu einem Scherze herabgelassen. Das erste Mal lachte er, als er erfuhr, daß in San Domingo eine Empörung ausgebrochen war, daß die Neger überall sengten und würgten. Er lachte und sagte: »Jetzt können die Franzosen braunen Zuckerkand zu ihrem Kaffee nehmen!« Das zweite Mal lachte er, es war vor vierzehn Tagen, als Fox und Sheridan, von mir dazu bewogen, ihm vorstellten, daß, wenn er sich nicht einmischte, die Franzosen ihre Raserei so weit treiben könnten, ihren König umzubringen. Er lachte und sagte: »In diesem Falle wird es auf der Karte von Europa eine leere Stelle geben.« – »Ihr Pitt ist aber ein Ungeheuer!« rief die Königin. – »Ich habe mir keine Meinung über Mr. Pitt gebildet, dessen Gesandter zu sein ich die Ehre habe, Madame,« sagte Sir William lachend, »ich weiß jedoch, daß er es verstanden hat, sich von allen drei Englanden anbeten zu lassen.« – »Was meinen Sie von den drei Englanden, Sir William? England, Irland und Schottland?« – »O nein.

Altengland, das feudale England, welches seit 89 vor Furcht verging, da es aus jedem Schiffe, welches aus Frankreich kam, die Menschenrechte ans Land steigen zu sehen glaubte, das handeltreibende England, welches das Meer wie sein Lehn betrachtet und dem Pitt die Vernichtung der französischen Marine versprochen, endlich das müßige, spekulative, wuchertreibende England. Frankreich teilt sein Ländergebiet, die Engländer teilen ihre Renten. Jeder Engländer hat seinen Koupon und an jedem Morgen berechnet er, was er in der Nacht gewonnen. Als Frankreich, welches seinem Bankerott entgegengeht, für zwei Milliarden Assignaten in Umlauf setzte, stiegen unsere Fünfprozentigen, welche zweiundneunzig standen, bis auf hundertzwanzig. Pitt war ein großer Mann! Die Vierprozentigen, welche fünfundsiebzig standen, stiegen auf hundertundfünf und Pitt war ein Heros! Die Dreiprozentigen endlich, welche siebenundfünfzig standen, stiegen auf siebenundneunzig und Pitt ist nun ein Gott!« – »Ein erbärmlicher Gott!« – »Ach, Sie wissen ja, Madame, daß die Menschen sich ihre Götter nach dem, was sie lieben, und nach dem, was sie hassen, bilden. Die Inder beten eine Kuh an, die Mongolen ein Lamm, die Siamesen einen weißen Elefanten. Lassen Sie uns das goldene Kalb anbeten; das ist noch der ausgebreitetste Kultus.«

In diesem Augenblicke vernahm man neuen Kanonendonner, der verkündigte, daß der Gesandte des Herrn von Latouche-Tréville in das Admiralboot stieg, und man benachrichtigte soeben Sir William, daß der König ihn bitten ließe, zu ihm zu kommen.

56. Kapitel.

Nach den Bestimmungen des Königs und des Staatsrates konnte schon im voraus wissen, daß der Gesandte des französischen Admirals auf keine großen Schwierigkeiten bei seinen Unterhandlungen stoßen würde. Der König war auch wirklich entschlossen, Frankreich alles zu bewilligen, was es fordern würde, natürlich mit dem stillen Vorbehalte, sein Wort zu brechen, oder Frankreich zu verraten, falls England sich entschließen sollte, sich einzumischen. So hatte denn der König in der Sitzung mit lauter Stimme, wie auch schriftlich erklärt, daß er bereit sei, den Bürger Mackau zu empfangen und ihn wie den Gesandten einer befreundeten Macht zu behandeln. Er hatte versprochen, in den Kriegen Frankreichs mit Europa die vollständigste Neutralität bewahren zu wollen, kurz, er hatte sich verpflichtet, seinen Gesandten, welcher es bewirkt, daß Herr von Sémonville nicht vom Sultan empfangen worden, aus Konstantinopel zurückzurufen. Er hatte also in allen Punkten nachgegeben und Frankreich alle nur mögliche Satisfaktion gegeben.

So sahen wir denn noch an demselben Abende die französische Flotte absegeln und sich in der Dämmerung verlieren. Am folgenden Morgen war kein einziges Schiff mehr zu sehen. Vor der Abreise jedoch hatte der Admiral von Latouche-Tréville den französischen Gesandten in Neapel, wie auch den Gesandten am römischen Hofe, den Bürger Basseville, ans Land gesetzt. Wie der König bemerkt hatte, war die Menge, welche dem Schauspiel der Manöver einer französischen Flotte im Golfe von Neapel zusah, unermeßlich auf dem weiten Amphitheater, da aber, wo der Gesandte des französischen Admirals landete, hatte die Menschenmenge sich ärger und dichter gedrängt, als sonst wo. Die Trikolore, welche den Bug des Admiralsschiffes schmückte, hatte, da sie so dicht auf neapolitanischem Gebiete wehte, sehr verschiedene Empfindungen erweckt. Die Lazzaroni hatten sie mit einer Art stumpfsinnigen Hasses betrachtet, alle aber, die der aufgeklärten Jugend Neapels angehörten, wie auch die Männer, welche freisinnigen Berufszweigen angehörten, hatten ihr Herz klopfen hören, als sie dieses sichtbare Zeichen einer Revolution sahen, mit welcher die Fortschrittspartei sich eines Tages zu verbünden hoffte. Man berichtete alle

diese Einzelheiten der Königin und versicherte ihr sogar, daß einige junge Männer, unter denen auch ein gewisser Emanuele de Deo sich befunden, ihren Enthusiasmus nicht hätten beherrschen können und in dem Augenblicke, wo der Gesandte des französischen Admirals in seinem republikanischen Kostüm an ihnen vorübergekommen, gerufen hätten: Es lebe Frankreich!« Als ich am Abend nach dem Palais der englischen Gesandtschaft, welche an der Ecke des Flusses und der Straße Chiaja lag, zurückkam, sah ich Gruppen in der Straße Chiatamone. Diese Gruppen waren durch die französische Trikolore, welche über einer Tür, der Tür des Bürgers Mackau, wehte, herbeigelockt worden.

Am folgenden Tags des Nachmittags erfüllte sich die Prophezeiung des Kapitäns Caracciolo. Der Wind schlug nach Südwesten um und ein furchtbarer Sturm brach los. Wenn Neapel nur vierundzwanzig Stunden Widerstand geleistet hätte, so wäre die französische Flotte entweder gezwungen gewesen, das Weite zu suchen, also zu fliehen, oder sie wäre vom ersten bis zum letzten Schiff verloren gewesen. Als die Königin diesen Sturm sah, der ihr Begehren so vollkommen rechtfertigte, konnte sie sich nicht enthalten, dem König seine Feigheit vorzuwerfen. Doch war dies ein Vorwurf, der, mir müssen es gestehen, keinen großen Eindruck auf Ferdinand hervorbrachte. Anstatt sich wegen dieses Sturmes, welcher, ohne daß die neapolitanischen Kanonen etwas dabei zu tun brauchten, der Flotte des französischen Admirals schrecklichen Schaden zufügen konnte, Glück zu wünschen, beklagte er eine Jagdpartie, die am folgenden Morgen im Walde von Persano abgehalten werden sollte, und auf die er nun verzichten mußte. Er hatte jedoch die Königin einigermaßen beruhigt, indem er ihr die Theorie, nach welcher er die Treue, die man abgeschlossenen Verträgen schuldig ist, betrachtete, darlegte und ihr sagte, daß er sich mit Sir William bestimmt entschlossen habe, Frankreich den Rücken zu kehren, sobald die Engländer sich der Koalition anschließen würden. Mr. Pitt brauchte ihm nur ein Zeichen zu geben, und Soldaten und Schiffe würden England sofort zur Verfügung stehen. Am 20. Dezember, also vier Tage nach dem Verschwinden der französischen Flotte, ward ich durch lauten Ruf erweckt. Eine Menge Volks strömte lärmend über die Brücke von Chiaja und verbreitete sich bis in die Gärten der Villa. Ich klingelte und fragte, was für ein Ereignis diesen Auflauf verursachte. Man erwiderte mir, daß die französische Flotte wieder in den Hafen segle. Ich erhob mich und kleidete

mich schnell an, denn ich dachte mir, daß die Königin mich holen lassen würde, und wirklich erhielt ich in dem Augenblicke, wo ich meine Toilette beendet, ein Billett von ihr, in welchem sie mich bat, in das Schloß zu kommen. Fast in demselben Augenblick trat Sir William bei mir ein. Er hatte soeben vom König dieselbe Einladung bekommen und erbot sich, sich mit mir zugleich in das Schloß zu begeben. Wir stiegen in den Wagen und befahlen dem Kutscher, durch die Straße Santa-Lucia zu fahren. Kaum waren wir auf dem Kai angekommen, so sahen wir, wie die ganze Flotte wieder in den Hafen segelte, nicht aber in der bewunderungswürdigen Ordnung wie vor einigen Tagen, sondern wie ein Schwarm verscheuchter Seevögel, deren jeder nach Kräften sich anstrengt, ein schützendes Obdach zu gewinnen. Wir erreichten das Schloß. Eilig hatte man den Staatsrat zusammenberufen, und als wir die große Treppe hinaufstiegen, begegneten wir demselben Kapitän Caracciolo, den herbeizurufen man für gut erachtet, obgleich er das erste Mal ganz anderer Meinung gewesen als der König.

Sir William begleitete mich bis zu dem Zimmer der Königin und begab sich in das Konseilzimmer. Als ich bei der Königin eintrat, erzählte ich ihr die Begegnung, die ich soeben auf der Treppe gehabt. Sie klingelte.

»Man soll den Kapitän Caracciolo bitten, zu mir zu kommen, ehe er sich in den Staatsrat begibt,« sagte sie, »ich habe mit ihm zu sprechen.«

Dann zog sie mich mit fort und sagte: »Verstehst du etwas von dem, was vorgeht? Wir, die wir glaubten, diese französische Flotte los zu sein! Was will denn dieser Admiral von Latouche-Tréville mit seinen dreifarbigen Bannern und Kokarden bei uns? Will er hier republikanische Propaganda machen, um auch bei uns Revolution zu erregen! O, sie mögen sich nur in acht nehmen! Wir sind noch zeitig genug gewarnt worden. Mit uns haben sie nicht so leichtes Spiel wie mit Ludwig dem Sechzehnten und Marie Antoinette. Was mich betrifft, so erkläre ich, daß ich erbarmungslos sein werde.«

Ich hatte noch nicht Zeit zum Antworten gefunden, als die Tür sich öffnete, und man den Kapitän Francois Caracciolo anmeldete. »Kommen Sie, kommen Sie, mein Herr!« sagte die Königin. »Sie sind der einzige, der neulich meiner Meinung war.« Caracciolo verbeugte sich. »Und das ist ein

großes Glück für mich,« sagte er, »denn neulich sprachen Ew. Majestät im Namen der neapolitanischen Ehre.«

»Nun, heute sagen Sie einmal offen, was geht jetzt vor?«

»Das, was ich vorausgesehen habe, Madame. Die französische Flotte ist vom Sturm zerstreut und beschädigt worden. Wenn wir nun vierundzwanzig Stunden Widerstand geleistet hätten, so wären wir Herren der Situation.«

»Können wir es nicht noch werden?«

»Inwiefern, Madame?« – »Ihrer Meinung nach kommt die französische Flotte nur wieder nach Neapel zurück, weil sie Schaden gelitten?« – »Nach dem, wie ich es beurteilen kann,« sagte Caracciolo, indem er nach dem Meere blickte, »ist kein einziges Schiff unbeschädigt geblieben.« – »Nun gut, wenn man die Situation nun benutzte und heute das versuchte, was man neulich nicht zu tun gewagt, würden Sie dann immer noch bereit sein, das Admiralschiff mit Ihrer Korvette anzugreifen?« – »Das ist unmöglich, Majestät.« – »Wie, unmöglich?« – »Ja, denn neulich schlug ich vor, einen Feind angreifen zu wollen.« – »Und jetzt?« – »Und jetzt ist dieser Feind unser Verbündeter geworden.« – »Unser Verbündeter?« – »Gewiß. Ein Wort ist gewechselt, ein Vertrag ist unterzeichnet worden. Neulich wollte der Admiral von Latouche-Tréville einer feindlichen Nation Gesetze vorschreiben, heute sucht er um die Hilfe eines verbündeten Königreiches nach. Neulich zu kämpfen, war meiner Meinung nach eine Pflicht, heute anzugreifen, wäre ein Verrat.«

»Und wenn der König Ihnen dennoch Befehl dazu gäbe?« – »Anzugreifen?« – »Ja.« – »Ich hoffe, Madame, daß der König mir keinen solchen Befehl geben wird.« – »Wenn er Ihnen aber dennoch einen solchen gäbe?«

»Dann würde ich den Kummer haben, meine Entlassung bei ihm einzureichen.« – »Du hörst es, Emma!« rief die Königin, indem sie sich nach mir herumdrehte. »Beurteile die andern nach ihm; dies ist ihre Ergebenheit für uns!« Und zu Caracciolo gewendet fuhr sie fort: »Es ist gut, mein Herr, ich habe alles von Ihnen erfahren, was ich wissen wollte; ich halte Sie nicht länger zurück.« Caracciolo verneigte sich und ging hinaus.

»Jetzt erklärt sich alles,« fuhr die Königin fort. »Die Flotte hat Schaden gelitten und in Neapel will man sie wieder ausbessern. Warum nicht? Ist Neapel denn nicht, wie der Bürger Caracciolo«–sie betonte das Wort Bürger – »gesagt hat, mit dieser französischen Republik, welche soeben den Königen den Krieg erklärt hat, und meinen Schwager enthaupten will, verbündet?« Ich blieb stumm.

»Nun,« fragte die Königin, »du antwortest mir nicht? Du hast mir nichts zu sagen?«

»Ich würde, fürchten die Königin zu verletzen, wenn ich ihr meine Meinung offen sagte.«

»Mich zu verletzen, du? Du bist wohl toll! Inwiefern könntest du mich denn verwunden?«

»Wenn ich mich der Meinung dieses Mannes anschlösse.«

»Welches Mannes?«

»Des Fürsten Caracciolo, und Gott weiß, daß dies nicht aus Entzücken über ihn geschieht.«

»Du findest also, daß diese Franzosen recht haben, wenn sie uns den Fuß auf den Nacken setzen?«

»Ich finde, Madame, daß man unrecht getan hat, mit ihnen zu unterhandeln.«

»Und, daß wir jetzt, wo man einmal unterhandelt hat, auch die Folgen unseres gegebenen Wortes tragen müssen. Vielleicht hast du recht. Wir wollen Sir William hierüber zu Rate ziehen.« Unterdessen war die französische Flotte in den Hafen gesegelt, wie man in einen befreundeten Hafen kommt und hatte daselbst geankert. Eine Stunde darauf erfuhren wir, daß alles, was der Kapitän Caracciolo vorausgesehen, auch geschehen war. Kaum auf dem offenen Meere, war die französische Flotte von einem furchtbaren Sturm ereilt von elf Schiffen waren sieben arg beschädigt worden und der Admiral von Latouche-Tréville verlangte, mit feinem

Vertrag in der Hand, einem Vertrag, welcher ihm die Vorteile der begünstigsten Nationen sicherte, seine beschädigten Schiffe ausbessern, seinen Vorrat an süßem Wasser erneuern und mit dem Hafen unterhandeln zu dürfen, um Lebensmittel, Tauwerk und Segel zu kaufen. Alle diese Bitten wurden ihm gewährt. Man tat noch mehr. In der Eile, welche die neapolitanische Regierung hatte, um sich diese gefährlichen Gäste vom Halse zu schaffen, tat man sein möglichstes, um dem Admiral Arbeiter, Materialien und Lebensmittel herbeizuschaffen; durch einen provisorischen Kondukt leitete man die Wasser von Carmignano, die hellsten und gesündesten Wasser von Neapel, bis an die Spitze des Hafendammes.

Was die Königin betraf, so zog sie sich, um nicht fortwährend diese verhaßten Uniformen, und abscheulichen Trikoloren vor Augen zu haben, nach Caserta zurück, obgleich es im ärgsten Winter, das heißt im Januar war, und nahm mich mit sich.

57. Kapitel.

Während wir in Caserta waren, verwirklichten sich in Neapel alle Prophezeiungen der Königin. Sei es, das Latouche-Tréville wirklich seine Schiffe ausbessern lassen mußte, sei es, daß dies nur eine List war, und daß er den geheimen Instruktionen der Republik folgte, welche, dahin lauteten, alle Völker, mit welchen Frankreich in Berührung käme, auf den Weg der Revolution zu treiben, kurz, er benutzte seine Gegenwart in der Hauptstadt des Königreiches beider Sizilien, indem er die neapolitanischen Patrioten veranlaßte, eine geheime Gesellschaft zu organisieren und für Süditalien den Sieg der Prinzipien, welche damals in Frankreich herrschten, vorzubereiten. Täglich begaben sich seine Offiziere – und man weiß, daß die Offiziere der französischen Marine im allgemeinen ausgezeichnete und unterrichtete Männer sind – ans Land, mischten sich unter die Bevölkerung, machten Proselyten und streuten in alle jungen Herzen den Samen der Empörung, der einige Jahre später soviel Blutvergießen herbeiführen sollte.

Am Abend vor dem Tage, an welchem die Flotte die Anker lichten sollte, gaben die jungen Männer den Offizieren der Flotte eine großes Diner. Man sang revolutionäre Lieder, und unter diesen die Marseillaise, welche Rouget

du Liste verfaßt und welche, indem sie am 10. August zu Tage trat, dem Dichter eine so furchtbare Unsterblichkeit verliehen. Man hatte die rote Mütze aufgepflanzt und geschworen, auch in Neapel eine dreifarbige Kokarde haben zu wollen, welche die weiße Kokarde der Bourbonen ersetzen sollte. Dann hatten alle die, welche an diesem Diner teilgenommen, die französische Mode angenommen, welche Talma in seiner Tragödie »Titus« aufgebracht. Sie hatten sich nämlich das Haar kurz schneiden lassen, den Puder verschmäht, und alle, welche der alten Mode Treue bewahrten, mit dem Namen Caudini, das heißt Schwanzträger getauft. Während dieser ganzen Zeit war mir die Königin, ohne mich irgendwie zu ihrer Vertrauten zu machen, mit einem dunklen Werk beschäftigt erschienen. Oft, wenn wir zusammen waren, sprach man leise mit ihr, sagte ihr, daß jemand sie zu sprechen wünsche, worauf sie sich, ohne weiter zu fragen, erhob, als ob sie schon im voraus die Ursache dieser Störung gewußt hätte, und dann kam sie nach einer viertel, einer halben, einer ganzen Stunde zurück, drückte mir die Hand und sagte: »Es geht alles gut.«

Eines Tages, während die Königin in eine dieser geheimen Konferenzen gegangen war, ging ich in den Garten hinunter und sah einen schwarzgekleideten, mir unbekannten Mann in demselben. Ohne zu wissen, daß dieser Mann später eine furchtbare Berühmtheit erlangen würde, konnte ich dennoch nicht umhin, mir sein Äußeres genau einzuprägen. Er war eher groß als klein, und trug den Kopf auf die Brust gesenkt, obgleich sein finsterer und unheimlicher Blick in Mannshöhe vor ihm hinstarrte; doch dieser Blick sollte, das verstand man wohl, oft umherblicken, ohne zu sehen. Sein Gesicht war aschfarben, sein Gang unregelmäßig wie der wilder oder unruhiger Tiere, bald langsam und bald schnell. Er ging an mir vorüber und schien mich dennoch nicht zu sehen; er sprach mit sich selber und ich hörte folgende Worte, die er zwischen den Zähnen hervorstieß: »Die Tortur! Ich muß die Tortur anwenden! Was soll ich ohne die Tortur ausrichten! Sie werden sonst niemals Geständnisse ablegen!« Dieser Mann flößte mir Furcht ein. Ich folgte ihm mit den Augen,– man suchte ihn im Auftrage der Königin. Ich setzte mich auf eine Bank, alle meine Glieder zitterten mir. Bald sah ich die Königin an der Gartentür erscheinen. Sie sah sich überall um, sie suchte mich. Ich stand auf und ging ihr entgegen. »Guter Gott, teure Königin,« fragte ich, »wer ist dieser Mann, dem ich hier im Garten

begegnet bin, und der so traurige Worte murmelte?« – »Welcher Mann denn?« fragte die Königin. – »Der, welchen Ew. Majestät haben holen lassen.«

»Ah!« sagte die Königin lachend, »du hast ihn gesehen? – Das ist mein Spürhund. Ich bin, wie der König von der Leidenschaft zur Jagd erfaßt; wie er will auch ich meine Meute haben und es wird nicht lange dauern, so können wir den Jakobiner hetzen. Er ist ein sehr gefährliches Tier, doch nur, wenn man ihm einen Vorteil über den Jäger gewinnen läßt.« – »So ist also dieser Mann, Madame?« – »Nun, was ist mit diesem Mann?« – »Dieser Mann ist wohl der Scharfrichter?« – »Nicht ganz; ich hoffe jedoch, daß er der Lieferant desselben sein wird.« – Dann breitete sie die Arme nach Frankreich zu aus und rief: »O meine Schwester, meine arme Schwester, sie haben dich, ich aber habe sie! Und sei ruhig, denn da alle Menschen Brüder sind, so werden die Brüder von Neapel für die Brüder von Paris büßen.« Ich blieb stumm. Ich begriff wohl den Haß der Königin gegen die Revolution, allein so viel Energie in einer Frau erschreckte mich. Diese Frau war in Wahrheit die Tochter der Königin Maria Theresia.

Ich ging still, auf den Arm der Königin gestützt, weiter, auf den Arm, der infolge eines nervösen Krampfes die Kraft eines Männerarmes zu besitzen schien. »Was willst du, meine arme Emma!« sagte Karoline, nachdem sie einen Augenblick lang mit festem und schnellem Schritt gegangen war; »jetzt mußt du dich entschließen. Du glaubtest in ein Land der Wonne zu kommen, du hattest sagen hören, die Luft von Pästum sei so mild, daß die Rosen zweimal im Jahre daselbst blüheten; die Luft von Sorrento sei so balsamisch, daß man eine Sorrentinerin an ihrem duftenden Haar erkennte. Du glaubtest, daß das Leben hier wie in dem alten Sybaris inmitten von Festen und Lustbarkeiten verflösse, daß man auf Mooslagern ruhete und auf Blumenteppichen wandelte. Allein man hatte vergessen, dir zu sagen, daß inmitten dieser Herrlichkeit ein Berg stünde, der die Hölle in seinen Eingeweiden verschlösse, der wie die ganze andere Schöpfung zu lächeln schien und der plötzlich, indem er die Häuser wie Kartenhäuschen erschütterte, Herkulanum mit Lava, Pompeji mit Asche bedeckte und das erschreckte Meer vom Ufer von Regina bis an den Felsen von Capri zurückweichen ließe. Das hatte man dir zu sagen vergessen, ich aber sage es dir.« Ich blickte sie beinahe entsetzt an. »Wir beginnen einen furchtbaren

Kampf, in welchem wir unterliegen können, obgleich wir fast mit Gewißheit darauf rechnen können, daß wir die Sieger sein werden; doch aber müssen wir kämpfen und der Kampf wird hart sein. Kind der frischen Wiesen und grünen Rasen, fühlst du dich zu schwach, auf meinen Kriegswagen zu steigen? Dann verlasse deine Königin, kehre in dein Land Wales zurück zu deiner Wiege, wie ein klarer Bach, welcher sich fürchtet, sich mit den unruhigen Fluten des Meeres zu vermischen und zu seiner Quelle zurückkehrt.« – »O nein, nein, nein!« rief ich, indem ich beide Arme um den Hals der Königin schlang, »ich liebe Sie zu sehr, als daß ich Sie in einem Augenblicke verlassen könnte, in welchem Sie, wie Sie mir selbst sagen, in Gefahr sind. Ich bin schwach, Sie aber sind stark, stark für Sie und für mich. Sie werden mich stützen, wenn ich schwach bin, Sie werden mich aufrichten, wenn ich falle. Ich bin nicht so tief in die Geheimnisse der Politik eingedrungen, um zu wissen, wer in diesem großen Kampfe der Völker gegen die Könige Recht hat; wenn Sie aber Unrecht haben, teure Königin, will ich auch mit Ihnen Unrecht haben, und wenn der Vesuv oder die Revolution über Neapel hereinbricht, dann will ich von derselben Lava verbrannt und unter derselben Asche erstickt werden, wie Sie.« Die Königin umarmte mich und drückte mich an ihr Herz. »Gut denn!« sagte sie. »Es schien mir seit einiger Zeit, als ob ich dich halb verloren hätte; jetzt aber finde ich dich wieder. Ich betrübte mich schon, mich so allein zu fühlen. O, ich will keine Geheimnisse vor dir haben. Ja, ich arbeite an einem finstern Werke, wie die Eumeniden, ich flechte Schlangen in der Finsternis. Mit Gold und Titeln kann man hier tun, was man will. Der Mann, den du gesehen hast, und der dich so sehr erschreckt hat, ist eine meiner Vipern: er heißt Vanni. Die beiden andern heißen Guidobaldi und Castelcicala. Der letztere ist Fürst; er war unser Gesandter in London. Ich habe ihm vorgeschlagen zurückzukommen und der Chef meiner Spione, der Präsident meiner Staatsjunta zu werden, und er hat meinen Vorschlag angenommen. O, ich werde den Anklägern solche Belohnungen schenken, daß ich, wie im alten Rom, aus der Anklage ein ehrenwertes Amt, oder wenn nicht ein ehrenwertes, so doch wenigstens ein beneidenswertes machen werde.«

»Nun,« sagte ich, »erkläre ich mir, warum dieser Vanni von Tortur sprach und sagte, daß man ohne Tortur nichts gestehen würde.« – »Ja, die Tortur ist seine fixe Idee, und von seinem Gesichtspunkte aus hat er auch recht. Er hat

Ehrgeiz dieser Mann. Wenn andere sich begnügen, zu sagen: › *Unser König*,‹ sagt er: › *Mein König*,‹ als ob der König ihm ganz allein gehörte, und als ob er ganz allein beauftragt wäre, ihn zu behüten. So werden denn die Angeklagten, die Denunzierten nicht fehlen, vielleicht aber die Schuldigen, denn der Meinung gewisser hartnäckiger Leute nach sind nur diejenigen anerkannte Schuldige, welche ihr Verbrechen gestehen, und hier gesteht niemand etwas. Vanni behauptet nur, daß er mit Hilfe gewisser Mittel, die er erfunden, und vorausgesetzt, daß man ihm Vollmacht gibt, diese Mittel in Anwendung zu bringen, Steine zum Reden bringen könnte. Ich habe ihm gesagt, daß ich mich dem durchaus nicht widersetze, und daß die Wahrheit ein so köstliches Ding sei, daß alle Mittel zur Erlangung derselben gut wären. Jetzt ist nur noch eine Schwierigkeit vorhanden. Es schien nämlich, als ob nichts davon in den Gesetzen stünde. Doch die Jakobiner sind ebensowenig in den Gesetzen, der Jakobinismus ist kein vorhergesehenes Verbrechen. Deshalb konnte man auch kein Gesetz gegen denselben schreiben, und weil er nicht im Gesetz steht, kann man sich, um ihn zu bestrafen, auch der Mittel bedienen, welche nicht im Gesetz stehen. Du wirst dir wohl denken, daß ich kein so geschickter Rechtsgelehrter bin, um dies alles selbst zu wissen; meine Viper, mein Vanni hat mir diesen Beweisgrund eingeblasen. Er hat Cicero angeführt, als er Lentulus und Cethegus erwürgte, des Gesetzes ungeachtet, welches verbot, römische Bürger ums Leben zu bringen. Dieser Meister Vanni ist sehr gelehrt. Ich werde ihn zum Ritter des Ordens vom heiligen Georg machen. Ich blickte die Königin voller Erstaunen, und ich muß es gestehen, auch nicht ganz frei von einem gewissen Entsetzen, an. – Sie bemerkte den Eindruck, den sie auf mich hervorbrachte. »Ja,« sagte sie, »du begreifst, du findest, daß ein Unterschied zwischen der ehemaligen und jetzigen Karoline ist. Jene Karoline fand Gefallen daran, dasselbe Kleid, denselben Haarschmuck denselben Schal wie du anzulegen, ihr ganzer Ehrgeiz bestand darin, selbst neben dir schön gefunden zu werden. Sie kannte den Schmerz, aber noch nicht den Haß. Wenn sie sich mit dir allein einschloß, wollte sie die Funken eines vergangenen Glückes in der Asche ihrer Liebe suchen; sie wollte dir sagen: »Ich habe geliebt und werde niemals wieder lieben; auch ich, obgleich ich eine Königin bin, habe ein Herz gehabt.« Die Karoline von jetzt aber hat nicht mehr Zeit; an die Vergangenheit zu denken, sie muß für die Zukunft kämpfen. Was ist ein nach Sizilien verbannter Geliebter neben einer in Frankreich eingekerkerten Schwester, neben einem Bruder, der

bereits mit einem Fuße auf den Stufen des Schafotts steht? Jetzt handelt es sich nicht um Glück, nicht um Poesie, nicht um Liebe! Es handelt sich um das Leben! Es gibt kein Tier, vom Adler bis zur Taube, welches sein Nest nicht verteidigte und nicht für seine Jungen kämpfte. Den umbringen, der uns umbringen will, ist keine Rache, sondern Instinkt der Selbsterhaltung. Wenn auch bei uns Vergniauds, Petions und Robespierres erstehen, so werden wir nicht warten, bis sie einen 20. Juni und einen 10. August herbeiführen, sondern wir werden ihnen eine Bartholomäusnacht bereiten. Die Valois haben die Bourbons gelehrt, daß es besser ist vom Louvre auf die Straße herab, als von der Straße in den Louvre hinaufschießen zu lassen. Man möge mich *MadameVeto* oder *Madame Defizit*, oder wie man sonst will, nennen, niemals aber wird man mich Jane Gray oder Maria Stuart nennen.«

»Gott bewahre uns vor einem solchen Unglück!« sagte eine Stimme hinter uns. Die Königin und ich drehten uns schnell herum und standen einem Manne gegenüber, den man an seinem eher priesterlichen als laienhaften Gewande leicht als einen Würdenträger der Kirche erkannte. Ich sah an dem Blick der Königin, daß sie den Fremden nicht kannte, der so kühn gewesen, uns einzuholen und sich in unser Gespräch zu mischen. Ich aber erkannte ihn und rief: »Monsignore Fabrizio Ruffo!« – »Da Lady Hamilton mir die Gnade, erweist, mich zu erkennen, würde sie mir dann wohl auch eine zweite Gnade zur ersten gesellen, indem sie mich der Königin vorstellt, zu welcher ich übrigens vom König gesandt worden?« – Ich blickte die Königin fragend an. Als sie hörte, wie ich den Liebling des Papstes Pius VI. nannte, mit welchem, wie ich schon erwähnt habe, der Hof von Neapel auf dem besten Fuße stand, hatte ihr Gesicht einen Ausdruck von Wohlwollen angenommen, der mir erlaubte, den Wünschen des edlen Prälaten nachzukommen. – »Madame,« sagte ich, »gestatten Sie, daß ich auf den soeben ausgesprochenen Wunsch des Herrn die Ehre habe, Euer Majestät Monsignore Fabrizzio Ruffo, Schatzmeister Seiner Heiligkeit vorzustellen.« – »Madame,« sagte der Prälat, indem er sich verneigte, »gestatten Sie mir, daß ich, indem ich Lady Hamilton für ihre Güte danke, zugleich zwei kleine Irrtümer, die sie begangen und auch begehen mußte, berichtige. Ich bin nicht mehr Schatzmeister, ich bin Kardinal.« – »Ich gratuliere Ihnen dazu, mein Herr,« sagte die Königin. »Haben Eure Eminenz mir aber nicht gesagt, daß der König Sie gesandt?« – »Ja, das habe ich gesagt, Madame,

und Seine Majestät der König wäre selbst mit mir nach Caserta gekommen, hätte er nicht eine Eberjagd in den Wäldern am See Fusaro abhalten müssen, da es ihm unmöglich war, dieselbe aufzuschieben.« – »Daran erkenne ich meinen erhabenen Gatten,« sagte die Königin lächelnd. »Deswegen aber sind Sie mir nicht weniger willkommen, besonders wenn Sie mir eine gute Nachricht bringen.« – »Ich bringe Ihnen wenigstens eine große, Madame, eine Nachricht, welche die schlimmsten Folgen nach sich ziehen kann. Der Gesandte der französischen Republik zu Rom, der Bürger Basseville, ist soeben bei einem Aufstand ermordet worden.« – Die Königin schauderte.

»Das ist allerdings eine große Nachricht, die Sie mir da bringen! Und wie ist die Sache denn zugegangen?« – »Ew. Majestät weiß doch, daß der französische Admiral, als er seinen Gesandten, den Bürger Mackau, mit an den Hof von Neapel nahm, zugleich auch den Gesandten am römischen Hofe, den Bürger Basseville bei sich an Bord hatte?« – Der Kardinal betonte das zweimal wiederholte Wort *Bürger*, so daß, dank der Art und Weise, in der er es aussprach, nichts Unangenehmes für das Ohr der Königin darin lag. So ließ sie denn diesen ersten Satz an sich vorübergehen, indem ihr Gesicht keinen anderen Ausdruck als ein verächtliches Lächeln annahm und sie dem Kardinal andeutete, daß sie ihn hörte. Der Kardinal fuhr fort: »Die Nachricht hatte große Aufregung verursacht und sich bis in unsere Provinzen verbreitet. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Madame, in welchem Lichte unsere würdigen Priester ihren Beichtkindern auf den Dörfern und in der Stadt die französische Republik schilderten. Sich mit ihr verbünden, heißt sich der Hölle verschreiben. Bei dieser von den Kanzeln angekündigten Nachricht hatten sich die Bewohner von Rom, die Barbaren von Trastevero, die Wilden von Sabinien, die Ochsenhirten der Sümpfe, blind und wild wie ihre Büffel, auf dem Wege zusammengerottet, auf welchem der Gesandte kommen mußte. Drei Tage lang warteten sie. Alle Abende wiederholten die Priester in den Beichtstühlen den bestürzten Frauen, daß dieser französische Gesandte in der heiligen Stadt die Fahne des Satans aufpflanzen wolle. Die Frauen zündeten Kerzen an, beteten und wehklagten, die Männer knirschten mit den Zähnen und schliffen ihre Messer.« – »Braves Volk!« murmelte die Königin. – »Endlich verkündete vorgestern, am 13. Januar, ein großes Geschrei das Näherkommen des Wagens. Alles Volk stürzte nach der Richtung, von welcher er kam. Der

Gesandte trug sein republikanisches Galakostüm, einen blauen Rock, eine dreifarbige Schärpe darüber, einen dreieckigen Hut mit einer dreifarbigen Kokarde, und zwei seiner Freunde, die ziemlich ebenso gekleidet waren, sahen mit in dem Wagen. Als die Menge das sah, brach sie in ein lautes Geschrei aus. Die drei Reisenden schienen taub oder völlig gleichgültig zu sein und setzten ihren Weg fort. Die Räder und Pferde ihres Wagens waren verschwunden, der wie eine Barke auf Menschenwellen schaukelte. So kommen sie an den Palast des Kardinals Zelada, begeben sich zu diesem und fordern ihn auf, ihre Vollmachten anzuerkennen. Der Kardinal, welcher von Sr. Heiligkeit bestimmte Instruktionen erhalten, weigert sich und erklärt, daß die französische Republik für den römischen Hof weder existiere, noch jemals existieren würde. Der Gesandte grüßt den Kardinal, steigt wieder in den Wagen und pflanzt, sei es um Frankreichs Ehre zu retten, oder um an die italienischen Patrioten zu appellieren, eine Trikolore neben dem Kutscher auf. Als das Volk das sieht, verdoppelt sich, wie Ew. Majestät sich denken kann, das Geschrei und ein Steinregen beginnt auf den Gesandten und seine Freunde herabzuhageln. Der erschreckte Kutscher treibt die Pferde bis zum schärfsten Galopp an und lenkt den Wagen in den Hof eines französischen Bankiers. Zum Unglück oder zum Glück, je von welchem Gesichtspunkte aus man die Sache betrachtet, ist die Zeit zu kurz, die Tore hinter dem Wagen zu schließen, das Volk stürzt herein und man weiß wirklich nicht, wie es in dem Tumult gekommen ist, daß man Sr. Exzellenz dem Bürger Basseville den Leib mit einem Rasiermesser aufgeschlitzt hat.«

»Und kennt man den Mörder?« fragte die Königin schnell. – »Ja und nein,« erwidert Ruffo. »Seine Heiligkeit kennt ihn, die Regierung Seiner Heiligkeit aber wird ihn nicht kennen. So ist denn der Papst, bereits durch den Krieg in der Vendée, den seine Emissäre gepredigt haben, bloßgestellt, noch ärger durch den Tod des französischen Gesandten kompromittiert. Es wird ihm schwerlich gelingen, gleich wie dem seligen Pilatus, seine Hände von dem Blute Basseville's zu reinigen, es wird stets eine Spur davon an seinen Fingern kleben bleiben. So ist denn Basseville's Tod der Krieg gegen Frankreich. Ich komme im Namen Seiner Heiligkeit, um den König Ferdinand zu fragen, ob er imstande ist, dieselbe zu unterstützen, und wenn dies der Fall ist, ebenfalls im Namen Seiner Heiligkeit dem Kämpfer für die Kirche die wenigen Talente, mit denen die Natur und die Erziehung mich

hierzu ausgerüstet hat, zur Verfügung zu stellen.«– Die Königin lächelte. »So gehören Eure Eminenz, wenn ich recht verstanden habe, der streitenden Kirche an?« – »Ja, glauben Sie es nur, Madame! Ich gehöre zu dem Geschlechte der la Valette und der Richelieu. Im Mittelalter hätte ich den Küraß und den Degen getragen und gegen die Türken und Hugenotten gekämpft. Heute bin ich vollständig bereit, gegen die Franzosen zu ziehen, die Heiden von noch schlimmerer Art sind!« – »Nun Herr Kardinal,« sagte die Königin, »wir werden suchen, Ihnen Arbeit zu geben. Unglücklicherweise hängt die Sache nicht von mir allein ab!« – »Das weiß ich,« erwiderte Ruffo, »wenn aber,« fuhr er fort, indem er mich anblickte, »Lady Hamilton sich ins Mittel legen wollte.« – »Ich, Herr Kardinal? Und was soll ich denn dabei tun, mein Gott?« – »Nun, Madame, Perilles hat den Krieg von Samos, von Megara und den peloponnesischen Krieg infolge der Ratschläge und des Einflusses der Aspasia unternommen. – Aspasia war nicht schöner als Sie und Perikles hatte nicht mehr Einfluß auf die Angelegenheiten Griechenlands als Sir William Hamilton durch seinen Milchbruder, den König Georg, auf die Angelegenheiten Englands hat. England braucht Frankreich nur den Krieg zu erklären und wir sind gerettet!« – »Hörst du?« sagte die Königin zu mir. »Der Kardinal spricht im Namen unseres heiligen Vaters, des Papstes, und unser heiliger Vater, der Papst, ist unfehlbar!« – »Nun gut denn, teure Königin!« erwiderte ich, »ich werde mein möglichstes tun. Ha, da kommt Perikles gerade, um sich uns zur Verfügung zu stellen!« Wirklich kam Sir Williams auch auf uns zu. Da die Stunde des Diners gekommen war, so begaben wir uns wieder in das Schloß. Ihre Majestät lud Sir William zur Tafel ein, wie auch den Kardinal, und während wir speisten, entwarfen wir die kriegerischsten Pläne von der Welt. Wenn ich heute daran denke, was ich in der Wage, wenn auch nur so viel wie ein Sandkörnchen, wog, so daß durch dieses Gewicht die Schale sich einem zwanzigjährigen Kriege zuneigte, der vielleicht noch nicht beendet ist, so erschrecke ich vor der Verantwortlichkeit, die ein Sandkörnchen vor Gott haben kann.

58. Kapitel.

Der Kardinal hatte recht. Basseville's Tod rief in Frankreich eine ungeheure Aufregung hervor. Der Konvent beschloß, furchtbare Rache für diesen

Mord zu nehmen, und das Vaterland sollte den Sohn des Gemordeten adoptieren.

Dieses Gerücht aber verschwand bald vor dem Gerüchte von einer viel furchtbareren Katastrophe! Am 27. Januar erfuhr man in Neapel, daß Ludwig XVI. zum Tode verdammt worden sei und am 1. Februar kam die Kunde seiner Hinrichtung. Gleich in dem Augenblicke, in welchem diese Nachricht nach London kam, deutete Pitt dem französischen Minister, an, daß er England binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen habe. Von mir gedrängt, und ich muß sagen, daß es dieses Antriebes nicht bedurfte, hatte Sir William sogleich drei oder vier Briefe an den König Georg geschrieben und dieser hatte ihm in einem kleinen Billette selbst geantwortet, daß England, welches die Schuld auf Frankreich schieben wollte, warten würde, bis die Franzosen ihren König wirklich hingerichtet hätten; sobald dies aber geschehen wäre, würde man sofort mit der Republik brechen.

Wir erhielten beide Briefe in Neapel zugleich; den, welcher die am 21. Januar vollzogene Hinrichtung Ludwigs XVI. mitteilte, und den, in welchem man uns die Ausweisung des französischen Gesandten aus London anzeigte. Obgleich man den Tod Ludwigs erwartete, so war dies doch ein furchtbarer Schlag für die Königin. Der Brief des Gesandten war auf schwarzgerändertes Papier geschrieben und schwarz gesiegelt. Als Karoline den Brief sah, wußte sie alles. Sie stieß einen Schrei aus und ward ohnmächtig, indem sie sagte: »Sie haben ihn gemordet!«

Augenblicklich ward befohlen, daß alle Karnevalsfeste aufhören, daß der ganze Hof und alle Würdenträger des Reiches Trauer anlegen sollten, und daß in allen Kirchen Totengebete gelesen würden. Castelcicala, Guidobaldi und Vanni wußten nun, daß sie mit dem Werke beginnen konnten, zu dem man sie berufen. Verhaftungen wurden vorgenommen, und erst als die Zahl der eingekerkerten Jakobiner nicht weniger als dreihundert betrug, lächelte die Königin wieder. Dann bereitete sich das neapolitanische Gouvernement, indem es dabei immer mit Frankreich verbündet blieb, für den Krieg vor. Die Landarmee ward bis auf eine Stärke von 36 000 Mann erhöht und die Seemacht bis zu einer Anzahl von 102 Schiffen von allen Größen vermehrt.

Der Kardinal Ruffo hatte bei allem einen militärischen oder politischen Einfluß ausüben wollen, den ihm ohne Zweifel das Bewußtsein seines

Verdienstes wünschen ließ, und auf welchen ihm nicht nur die Empfehlung des Papstes, sondern auch Studien, die er in der Artilleriekunst gemacht, ein Recht gaben – Studien, die, wie ich glaube, in der Erfindung einer neuen Methode, glühende Kugeln zu machen, bestanden. Allein, mochte nun der Minister Acton das Vertrauen nicht teilen, welches der Kardinal zu seinem eigenen Verdienst hatte, oder fürchtete er im Gegenteil den Einfluß eines überlegenen Mannes für sein Glück, oder hatte die Königin, welche eine gewisse Abneigung gegen den Kardinal empfand, die guten Absichten des Königs, der ihn offen unter seinen Schutz genommen, neutralisiert, kurz, es vergingen zwei bis drei Monate, ohne daß der Kardinal Ruffo irgend eine offizielle Stellung am Hofe erhielt. Marie Karoline ließ sich jetzt nicht im entferntesten träumen, welchen Dienst ihr derselbe Kardinal, den sie jetzt von militärischen Angelegenheiten fernhielt, sechs Jahre später als Soldat erweisen würde! Der König aber, welcher, wie ich bereits gesagt habe, eine große Sympathie für Se. Eminenz empfand, wollte dem Kardinal endlich einen Beweis dieser Sympathie geben, nur wies er ihm, wie er so gern den Spott zu seiner Gnade gesellte, einen Posten an, der gewiß am wenigsten für einen Diener der Kirche paßte. Er ernannte ihn nämlich zum Inspektor seiner Kolonie in San-Leucio.

Ich möchte hier auf einige Einzelheiten in bezug auf diese Kolonie von San-Leucio eingehen, von der ich in einem früheren Kapitel dieser Memoiren nur einen kurzen Begriff gegeben habe. Die Sache ist ziemlich schwer zu sagen, allein es tut nichts. Ich habe bereits schon so viele schwere Dinge gesagt, und habe deren noch so viele zu erzählen, daß damit zu zögern, lächerlich sein würde. Überdies werde ich den König Ferdinand selbst sprechen lassen, und jeder wird dann selbst entscheiden können, ob Gutherzigkeit, Heuchelei oder Zynismus ihn bewogen, über seine Schöpfung, die Kolonie von San-Leucio, einen ländlichen Harem, wo er nicht weniger Sultan war, als der Sultan in dem seinigen, Rechenschaft zu geben. Ich folge hier dem Originalmanuskripte des Königs, welches mir die Königin Karoline an einem ihrer heiteren oder verächtlichen Tage mitteilte und welches betitelt war: »Ursprung und Fortschritt der Bevölkerung von Leucio.«

»Da einer meiner lebhaftesten Wünsche,« sagte Ferdinand in dieser Schrift, »stets der gewesen war, einen angenehmen und vom Geräusch des Hofes

entfernten Ort zu finden, wo ich die wenigen Mußestunden, die mir die ernsten Regierungsgeschäfte lassen, nützlich anwenden könnte, und da das herrliche Caserta und der prachtvolle Palast, den mein Vater begonnen hat und den ich vollendet habe, nicht die Stille und Einsamkeit bieten, die zum Nachdenken und zur Ruhe des Geistes erforderlich sind, sondern vielmehr, um sozusagen, eine zweite Hauptstadt inmitten des Landes bilden, wo dieselbe Pracht und derselbe Luxus wie in Neapel mich umlagern, so beschloß ich, mir in dem Park von Caserta einen einsameren Ort zu wählen, wo ich völlig mir selbst leben könnte, und meine Wahl fiel auf San-Leucio.« Man wird sogleich sehen, was der König Ferdinand unter Nachdenken und Ruhe des Geistes verstand. »Nachdem ich daher 1773 den Wald mit einer Mauer hatte umgeben lassen, innerhalb welcher der Weinberg und das alte Kasino der Prinzen von Caserta, welches das Belvedere hieß, lagen, ließ ich auf einer kleinen Anhöhe einen kleinen Pavillon einzig und allein zu meiner Bequemlichkeit auf der Jagd bauen. Außerdem ließ ich auch, so gut es eben ging, ein altes, halb verfallenes Haus ausbessern, auch einige neue Häuser bauen und berief fünf oder sechs Individuen, welche zu der Bewachung des Waldes und des besagten Pavillons dienten, auf die Weinpflanzungen und die Ländereien, welche innerhalb der Ringmauer lagen. 1776 ward der Salon des alten Kasinos in eine Kirche verwandelt und diese Kirche zur Bequemlichkeit der Bewohner, die sich täglich vermehrten und bald die Zahl von siebzehn Familien erreichten, zum Kirchspiel erhoben. So ward es denn wegen der vielen Bewohner nötig, noch mehr Häuser zu bauen.« Der König fährt fort: »Als der Pavillon vergrößert worden, fing ich an daselbst zu wohnen und den Winter dort zuzubringen; da ich aber das Unglück hatte, mein erstes Kind zu verlieren und deswegen mich nur vorübergehend dort aufhielt, so beschloß ich einen nützlicheren Gebrauch von dieser Wohnung zu machen. Da die Bewohner, von denen ich gesprochen, mit vierzehn andern Familien, die sich zu ihnen gesellt, die Zahl von vierunddreißig Köpfen erreicht hatten – dank der Fruchtbarkeit, welche durch die Reinheit der Luft und die Ruhe und den häuslichen Frieden, in dem sie lebten, herbeigeführt ward – so fürchtete ich, daß so viel Säuglinge, welche sich tagtäglich vermehrten, in Zukunft infolge ihrer mangelhaften Erziehung eine gefährliche Gesellschaft von Wüstlingen und Bösewichtern werden könnten, und wollte ein Erziehungshaus für Kinder beiderlei Geschlechts gründen, wozu ich meinen Jagdpavillon benutzte. So fing ich denn an, Regeln aufzusetzen und

geschickte und geeignete Personen für die Ämter zu suchen, die zur Erfüllung meines Zweckes gegründet werden mußten. – Nachdem ich beinahe alles geordnet, dachte ich darüber nach, daß alle Mühe, die ich mir gegeben, alle Kosten, die ich aufgewendet, leider ohne Nutzen sein würden, da diese jungen Leute, nachdem ich ihre Erziehung beendet, entweder Müßiggänger werden, oder, wenn sie irgendein Handwerk erlernen wollten, die Kolonie verlassen müßten, um ihren Lebensunterhalt anderswo zu verdienen, da ich in meinem Dienst nur einige beschäftigen konnte. Ich bedachte, wie schmerzlich jede Trennung für die betreffenden Familien sein müßte und wie sehr ich mich selbst betrüben würde, wenn ich mich dieser schönen Jugend beraubt sähe, die ich alle wie meine eigenen Kinder betrachtet und mit soviel Mühe aufgezogen hatte. Ich wendete mich daher einem anderen Zweck zu. Ich beschloß diese Kolonie, die, da sie sich unaufhörlich vergrößerte, dem Staate sehr nützlich werden konnte, in einer Weise zu regieren, welche geeignet wäre, diese armen Leute ruhig und glücklich zu machen und ihnen ein Leben in der Furcht Gottes und vollkommener Harmonie zu bereiten. Sie hatten mir bisher kein einziges Mal Anlaß zu Verdruß gegeben, sondern im Gegenteil dazu beigetragen, daß ich unter ihnen die erhabene Zufriedenheit, die in den Stunden, wo die Staatsangelegenheiten gegen meine Ruhe konspirierten, so beneidenswert war, genießen konnte.«

Wie man sieht, hatte der König Ferdinand nun endlich »die für das Nachdenken und die Ruhe des Geistes so notwendige Einsamkeit und den so nötigen Frieden gefunden.«

Als der König diesen unverhofften Zweck erreicht hatte, beschloß er aus Dankbarkeit für die schöne Jugend, die sein Herz erquickte, seiner so gut gedeihenden Kolonie, die immer blühender zu werden versprach, Gesetze zu geben, welche an die erinnerten, die Saturnus und Rhea ihren Völkern im goldenen Zeitalter gegeben. Demnach begann er die tyrannischen Rechte der Eltern über die Kinder aufzuheben, durch welche letztere so oft gehindert werden, den Regungen ihres Herzens und ihrer Natur zu folgen. So stand es den Kindern frei, sich zu wählen und zu heiraten, ohne daß die Eltern etwas in dieser ernsten Angelegenheit zu tun hatten, in die sie sich oft nur mischen, um alles zu verderben. Jedes Jahr zu Pfingsten mußten die jungen Leute, wenn sie aus der großen Messe kamen, dem ganzen Dorf

zeigen, welche Wahl sie getroffen. Unter dem Portal der Kirche bot der junge Mann, nicht mehr und nicht weniger als ein Schäfer auf einem Gemälde von Watteau oder Boucher, dem jungen Mädchen, das er liebte, einen Strauß roter Rosen. Wenn die Person, welcher er angeboten ward, die Liebe des jungen Mannes erwiderte, so gab sie ihm einen Strauß weißer Rosen, und alles war gesagt. Die beiden Liebenden waren von diesem Tage an Brautleute und wurden den folgenden Sonntag getraut. In der Zwischenzeit ließ der König sie zu sich kommen, natürlich jedes allein. Er hielt ihnen eine Rede über ihre ehelichen Pflichten, und da er sich das Recht vorbehalten, das junge Paar auszustatten, vermehrte oder verminderte sich je nach der Aufmerksamkeit, mit welcher das junge Mädchen die Rede des Königs angehört, die Ausstattung. Nun wird man wohl begreifen, mit welcher Aufmerksamkeit die Braut einer so wichtigen Rede lauschte. Übrigens gab es keine Richter, kein Tribunal. Wenn irgendein Prozeß vorkam, so gaben drei Greise, welche die Kolonie gewählt hatte, unter einer Eiche ihr Urteil ab, wie ehemals der heilige Ludwig. Um Narrheiten und Luxus zu vermeiden, von denen sich selbst Bäuerinnen fortreißen lassen, trugen alle jungen Mädchen der Kolonie dasselbe Kostüm, welches einfach, aber geschmackvoll war, und welches der König durch seinen gewöhnlichen Maler hatte zeichnen lassen. Die Auszeichnungen ausgenommen, welche der König Ferdinand selbst daran zu Gunsten guter Arbeiterinnen vornahm, konnte niemand etwas daran ändern. Unter anderem war auch die Konskription abgeschafft.

Man wird leicht sehen, daß der König, um zu einem so glücklichen Resultate zu kommen, die Weisheit des Königs Salomo mit dem sozialen Wissen eines Idomeneus hatte vereinigen müssen. Da nun der königliche Gründer der Kolonie von San-Leucio nicht wußte, was er mit dem Kardinal Ruffo anfangen sollte, so stellte er ihn an die Spitze dieser Kolonie. Vielleicht war dies kein geeigneter Platz für einen Kardinal; geistreiche Leute aber, sagt man, sind nirgends am unrechten Platze, und der Kardinal Ruffo besaß außerordentlich viel Geist. Was die Königin betraf, die nicht weniger geistreich als der Kardinal war, so sah sie mit großer Befriedigung, wie die Kolonie von San-Leucio gedieh, sich vergrößerte und bevölkerte. Wenn der König den Salomo und Idomeneus studiert hatte, so hatte sie dagegen Frau von Pompadour studiert und regierte, während der König sich belustigte. Zwar war es nicht ein heiteres Geschäft, im Jahre der Gnade

1793 zu regieren. Das werden mir bald sehen, indem wir uns wieder den Staatsangelegenheiten zuwenden.

59. Kapitel.

Ich habe gesagt, daß noch an demselben Tage, wo man in London die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten erhalten, die englische Regierung dem französischen Gesandten andeutete, daß er das Land zu verlassen habe. Das war eine Beschimpfung, die das stolze Frankreich nicht ertragen konnte. So wie es Österreich den Krieg zuerst erklärt, so erklärte es auch neun Tage nach der Ausweisung seines Gesandten England und Holland den Krieg. Darauf hatte England nur gewartet. Ich hörte, wie Sir William und die Königin die Kräfte der beiden Mächte berechneten und mit Freude die Überlegenheit der materiellen Kräfte Großbritanniens über die Frankreichs konstatierten. Frankreich war ohne Geld, ohne Waffen, fast ohne Heer; seine ganze Seemacht bestand in sechsundsechzig Linienschiffen und achtzig Fregatten oder Korvetten. England war in finanzieller Hinsicht in einem so blühenden Zustand, daß Mr. Pitt sagte, daß er, wenn er soviel Geld hätte, um die Nationalschuld abzutragen, doch dies nicht tun, sondern das Geld lieber in die Themse werfen würde. Was die Seemacht Englands betraf, so bestand diese aus hundertundachtundfünfzig Linienschiffen, aus zweiundzwanzig Schiffen von fünfzig Kanonen, aus fünfundzwanzig Fregatten und hundertundacht Kuttern. Also besaß England ungefähr viermal soviel Schiffe als Frankreich. Wenn man nun noch die hundert Kriegsschiffe Hollands dazurechnet, so wird man sehen, daß die beiden verbündeten Mächte fünfhundertunddrei Kriegsschiffe gegen zweiundsechzig aussenden konnten. Diese Rechnung, welche man dem König Ferdinand wohl zehnmal wiederholen mußte, gab ihm endlich den Mut, sich mit England zu verbünden und am 20. Juli 1793 unterzeichnete die neapolitanische Regierung, ohne, daß man Frankreich irgend etwas von dem Bruche mitgeteilt, einen *geheimen Vertrag* mit England.

In diesem Vertrag ward bedingt, daß der König von Neapel zwölf Schiffe, darunter vier Linienschiffe und ebensoviel Fregatten zu dem Geschwader schicken sollte, mit welchem England im Mittelmeere kreuzen wollte, wie

auch sechstausend Mann zu dem Landungsheer dieses Geschwaders. Der König hatte nach und nach den Vorsitz im Staatsrate aufgegeben und die Königin wohnte stets den Verhandlungen bei, die sie mit der Wut des Hasses betrieb. In zwei Monaten waren Soldaten und Schiffe ausgerüstet und ein Teil stieß zu der anglo-spanischen Flotte, welche vor Toulon kreuzte. Durch einen royalistischen Agenten, den die Königin in dieser Stadt hatte, wurden mir von allem unterrichtet, was vorging. Toulon hatte Teil an dem großen Aufstand genommen, welcher sich im Süden Frankreichs gegen den Konvent gebildet. Die Stadt war in drei Parteien geteilt: in die Jakobiner, die konstitutionellen Royalisten und die entschiedenen Royalisten. Wir wußten, daß die konstitutionellen und die anderen Royalisten, durch die Hinrichtungen erschreckt, die ihre Zahl zu vermindern begannen, sich vereinigt hatten, und daß es sich um nichts Geringeres, als um die Überlieferung der Stadt an die Engländer handelte.

Am 10. September signalisierte man ein englisches Schiff, welches auf den Hafen von Neapel zusegelte und von Frankreichs Küsten zu kommen schien. Seit einigen Wochen schon entfernten wir uns nur sehr wenig aus Neapel, da wir wichtige Nachrichten erwarteten. Man unterrichtete also die Königin von dem Ereignis und sie ließ uns, Sir William und mich, davon benachrichtigen. Ich sage von dem Ereignis, denn in den Umständen, in denen wir uns befanden, war die Ankunft eines englischen Schiffes ein Ereignis. Wir begaben uns sogleich in den Palast. Die Königin befand sich auf der Terrasse, mit einem Fernglas in der Hand und erforschte das Schiff, welches nach und nach seine Segel reffte, um langsamer segeln zu können, und jetzt in den Hafen einlief. An den Signalen sah man schon, daß dieses Schiff der »Agamemnon«, ein Linienschiff des Königs von England, war, und daß es von Toulon kam. Das wenige, was man soeben erfahren, war soviel, daß der König und Sir William es nicht erwarten konnten, die Nachrichten, welche das Schiff brachte, zu hören, und dieselben daher selbst holen wollten. Beide stiegen in ein Boot der königlichen Marine und alle Gesundheitsrücksichten verachtend begaben sie sich an Bord. Kaum waren sie daselbst angelangt, als man eine Ehrensalve abfeuerte und der »Agamemnon« in einer Rauchwolke verschwand. Nach Ablauf einer halben Stunde kamen der König und Sir William wieder ans Land zurück. Sir William hatte sich sogleich in das Gesandtschaftshotel begeben, und ließ mir sagen, zu ihm zu kommen, da er meiner bei dem Empfang eines

unerwarteten Gastes bedürfte. Ich überließ es dem König, der Königin die Nachrichten mitzuteilen, die zu erfahren, sie so begierig war, und da ich dachte, daß Sir William alles ebensogut wie der König wissen würde, da er bei der Unterredung des Königs mit dem Kapitän des »Agamemnon« als Dolmetsch gedient, so nahm ich Abschied von der Königin und stieg in den Wagen, indem ich dem Kutscher befahl, nach dem Hotel zu fahren. Sir William erwartete mich.

»Liebe Emma,« sagte er, als er mich erblickte, »ich werde dir bald einen kleinen Mann vorstellen, der sich nicht rühmen kann, schön zu sein, der meiner Meinung nach aber eines Tages einer der größten Kriegshelden sein wird, die England jemals besessen.« Ich mußte über Sir Williams Enthusiasmus lachen. »Und woher weißt du das?« fragte ich. – »Aus den wenigen Worten, die wir miteinander gewechselt haben, und ich wollte wetten, daß dieser Mann die Welt in Erstaunen setzen wird. Du weißt, daß ich nie einen englischen Offizier bei mir habe empfangen wollen, aber ich bitte dich, diesem gegenüber aus Liebe zu mir diese Honneurs des Hauses zu machen. Gib also deine Befehle, daß man ein Zimmer für ihn bereit halte, und daß es ihm an nichts fehle.« – »Und wann kommt denn dein zukünftiger großer Mann?« fragte ich. – »Er muß jeden Augenblick kommen. Wir dinieren alle zusammen bei dem König und morgen werden wir alle den ganzen Tag in Portici verbringen.« – »Du kannst mir aber wenigstens sagen, wie dein Held heißt.« – »Horace Nelson, liebe Freundin. Vergiß diesen Namen nicht; er wird einmal berühmt werden.« – Ich hatte keine Bemerkung zu machen und machte auch keine.

Das Gesandtschaftshotel war ungeheuer groß. Vor einiger Zeit war das Gerücht gegangen, daß der Prinz von Wales – derselbe Prinz, den ich eines Abends durch die offenen Fenster bei Miß Arabella im vollen Glanze der Jugend und Liebe gesehen – nach Neapel kommen würde und bei dieser Nachricht hatte Sir William eiligst ein Zimmer für ihn herrichten lassen. Der Prinz war aber nicht gekommen, dies Zimmer war zum Empfang eines Prinzen bereit geblieben und ich dachte, daß es weder zu gut, noch zu schön für den zukünftigen großen Mann Sir Williams sei. Ich bestimmte also das Zimmer des Prinzen von Wales für den Kapitän Nelson. Der Zufall wollte, daß eines der schönsten Bilder, die Romney von mir gefertigt, sich in diesem Zimmer befand. Als ich wieder in den Salon trat, war Sir William

nicht mehr allein. Ein Offizier, der die Uniform der englischen Marine trug, war bei ihm. Sobald ich eintrat, erhoben sich beide und kamen auf mich zu. Sir William stellte mir den Kapitän Nelson vor. Wenn man an Ahnungen glauben dürfte, so würde ich hier erwähnen, daß ich, sei es infolge instinktiver Anziehung oder infolge der Eingenommenheit, die sich meiner nach dem, was Sir William mir mitgeteilt, bemächtigt, eine gewisse Bewegung empfand, als ich den Gruß des Kapitän Nelson erwiderte. Dennoch war, wie Sir William mir erzählt hatte, der Kapitän Nelson weit entfernt, ein schöner Mann zu sein. Achtzehn Jahre sind seitdem verflossen und doch sehe ich ihn gerade noch so vor mir, wie an dem Tage, wo er mir vorgestellt ward und wo der Krieg ihn noch mit den Verstümmelungen verschont hatte, die er später erlitt.

Nelson war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, von kleiner Statur mit bleichem Gesicht, blauen Augen, einer Habichtsnase, wie sie das Profil der Männer des Krieges auszeichnet, und mit dem scharfausgeprägten Kinn, welches bis zur Hartnäckigkeit gesteigerte Zähigkeit andeutet. Sein Haar und Bart waren rotblond, das Haar dünn der Bart schlecht gewachsen. Nelson küßte mir die Hand ziemlich linkisch, aber ziemlich galant. Es war leicht, in jedem seiner Worte den Seemann in der ganzen Bedeutung des Wortes zu erkennen, und man würde vergebens in ihm den englischen Gentleman gesucht haben, von welchem meine ersten Bekanntschaften mir noch einige Erinnerung gelassen hatten. Man weiß bereits, welche Nachricht er brachte. Eine furchtbare Nachricht für Frankreich. Der erste Kriegshafen war den Engländern überliefert worden.

In Folgendem gebe ich kurz die Einzelheiten des Ereignisses, welches ich aus dem Munde des Kapitän Nelson selbst erfuhr.

Ich habe bereits gesagt, daß, wie wir wußten, drei verschiedene Parteien in Toulon existieren, die Jakobiner, die konstitutionellen Royalisten und die entschiedenen Royalisten. Die beiden letzteren, welche sich gegen die Jakobiner verbündet hatten, warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, um mit ihren Gegnern einen Kampf zu beginnen. Diese Gelegenheit sollte sich bald bieten. Die Konstitution von 1793 war dekretiert worden und die Jakobiner hatten sie unter Pauken- und Trompetenschall in Toulon proklamieren lassen. Eine allgemeine Gährung verbreitete sich in der

ganzen Stadt infolge dieser Proklamation und die Konterrevolutionäre beschlossen, sich der Annahme der Konstitutionsakte zu widersetzen. Die jakobinischen Behörden, welche voraussahen, was wohl geschehen würde, ließen ein Dekret anschlagen, in welchem man jedem mit der Todesstrafe drohte, der es wagen würde, die Eröffnung der Sessionen zu beantragen. Dieses Dekret brachte aber ganz die entgegengesetzte Wirkung von der, die man erwartet hatte, hervor. Jede der verbündeten Parteien strömte nämlich in Masse nach den Sektionen und der Eifer war so groß, daß man die Türen nicht öffnete, sondern einschlug. In einem Augenblicke war die Gegenrevolution vollendet, die Papiere des Jakobinerklubs wurden genommen, die Hauptchefs der Gesellschaft arretiert und in die Gefängnisse gesetzt, aus welchen man die Royalisten befreite, um ihnen Platz zu machen. Es war mit dem Schafott wie mit den Gefängnissen, die, nachdem sie den Royalisten gedient, jetzt den Jakobinern dienten. Weit entfernt davon, das Schafott einzureißen, ließ man es fortarbeiten, nur daß jetzt republikanische Häupter darauf fielen, wie vordem royalistische.

Eine dieser Hinrichtungen führte einen großen Tumult herbei und beinahe wäre alles verloren gewesen. Das neue Tribunal verdammte einen gewissen Alexander Lambert, einen sehr populären Mann in Toulon, zum Tode. Eine Verschwörung, ihn zu retten, bildete sich und wirklich stürzte sich in dem Augenblicke, wo man Lambert zum Tode führte, eine Unmasse Volks auf die Wache, welche ihn eskortierte. Der traurige Zug war in der Straße der Kupferschmiede angekommen, welche nun der Schauplatz eines schrecklichen Kampfes ward. Als ein Mann der Eskorte sah, daß das Volk siegen würde, schoß er auf den Gefangenen, welcher gefährlich, vielleicht aber nicht tödlich verwundet, obgleich die Kugel ihm durch den Leib gegangen war, zu Boden stürzte. Wie dem auch sein mag, endlich gelang es den Sektionen, die Oberhand zu gewinnen. Die Angreifer wurden in die Flucht geschlagen, Alexis Lambert, dessen Blutspur man wie der eines verwundeten Wildes folgte, fiel wieder in die Hände der Sektionäre, welche sich um die Beute stritten. Die einen wollten, daß man seine Hinrichtung aufschieben, die anderen, daß man dieselbe augenblicklich vollziehen sollte. Die Mehrzahl stimmte für die unmittelbare Hinrichtung und wirklich ward Alexis Lambert noch an demselben Tage enthauptet.

Toulon ward von dem Konvent außer dem Gesetz erklärt. Sonderbarerweise aber hatte Toulon, ungeachtet seines Aufstandes, alle republikanischen Einrichtungen beibehalten und die Trikolore wehte noch immer über der Stadt. Die Royalisten glaubten noch nicht genug getan zu haben. Als sie nach dem Meere blickten, sahen sie die anglo-spanisch-neapolitanische Flotte den Hafen blockieren. Sie beschlossen, Toulon den Engländern zu übergeben und durch diesen Verrat dem Banne des Nationalkonvents zu entrinnen. Man begann Unterhandlungen mit dem Admirale Hood anzuknüpfen, der jedoch nichts entscheiden wollte, so lange er nicht der Mitwirkung des Generals Grafen Maudés, Platzkommandanten, und des Admirals Trogof, des Kommandanten der Flotte, sicher wäre. Beide gingen auf den Plan ein, allein man konnte dem Kontreadmiral Saint-Julien, der ein unverbesserlicher Jakobiner war, nicht so leicht Vernunft beibringen. Kaum hatte er Kenntnis von dem Plane erhalten, so versammelte er, anstatt denselben zu unterstützen, seine Mannschaft, hielt eine feurige Rede und ließ die Offiziere und Matrosen schwören, nie zu dulden, daß die feindlichen Flotten in den Hafen von Toulon einliefen. Der Kontreadmiral Saint-Julien hatte zu dieser republikanischen Rede einen Augenblick benutzt, wo sein Vorgesetzter am Ufer war. Als Saint-Julien die Einmütigkeit nicht seiner Mannschaft allein, sondern auch die der anderen Schiffe sah, nahm er den Befehl über das Geschwader und manöverierte auf solche Weise, daß es ihm gelang, die Passage der Reede vollkommen zu sperren.

Wenn die Royalisten jetzt keinen verzweifelten Schlag führten, so waren sie verloren. Die Armee des Generals Carteaux, welcher soeben Marseille genommen, marschierte gegen Toulon und indem Saint-Julien die Reede sperrte, schnitt er ihnen den Rückzug ab. Die Royalisten versuchten diesen verzweifelten Schritt und er gelang. Sie schlossen mit den Engländern einen Vertrag, in welchem ausgemacht ward, daß, wenn sie in den Hafen von Toulon kämen, sie die Stadt im Namen und als Verbündete Sr. Majestät des Königs Ludwig des Siebzehnten in Besitz nehmen sollten. Nachdem dieser Vertrag geschlossen worden, erklärten sie die Flotte für eine Rebellin gegen den allgemeinen Willen der Einwohner und beschlossen, daß Gewalt gegen sie angewendet werde.

Demgemäß stellte man auf alle Posten, wo republikanische Offiziere standen, royalistische und besonders an den dicken Turm, dessen Kommandanten man auftrug, die glühenden Batterien zu heizen und beim ersten Signal auf die Flotte zu schießen, während der Admiral Hood sie von seiner Seite angreifen und den Eingang in den Hafen zu erzwingen suchen sollte. Diese Nachrichten wurden dem Kontreadmiral Saint-Julien mitgeteilt, der darauf erwiderte, daß er die Stadt bombardieren und alle Schiffe sich zum Kampf fertig machen lassen werde. Ein blutiger Bürgerkrieg war im Begriff auszubrechen und niemand kann sagen, wie die Sache hätte enden können, als die Fregatte »Die Perle«, welche der Leutnant Van Kempen befehligte, sich plötzlich von der Flotte trennte und für die Stadt erklärte. Der Admiral benutzte die Gelegenheit sogleich. Er ließ sich nach der Fregatte rudern und pflanzte auf derselben seine Kommandantenflagge auf, denn er wußte, welchen Zauber dieselbe auf die Matrosen ausübte. Wirklich verließ auch ein Teil des Geschwaders bei dem Anblick derselben den Kontreadmiral Saint-Julien. Da ihm bloß noch sieben Schiffe blieben, so beschloß er, sich in die Mitte der englischen Flotte zu begeben, ein Entschluß, den er mit unerhörtem Glück ausführte.

Von nun an aber war Toulon ohne Verteidiger und die nun herrschenden Royalisten ließen die Engländer herein. Obgleich die Erzählung dieser Ereignisse nicht zu den Memoiren einer Frau zu gehören scheint, so habe ich doch aus zwei Gründen dabei verweilt. Erstens hatten diese Ereignisse großen Einfluß auf andere, an denen ich später nur regen Anteil nahm, und Zweitens hat meine Vertrautheit mit der Königin von Neapel es mir möglich gemacht, Einzelheiten zu erfahren, die selbst Geschichtsschreibern, die über diese Epoche geschrieben haben, unbekannt geblieben sind.

60. Kapitel.

Einige Zeit nach der Ankunft Nelsons in Neapel begab ich mich, vielleicht vor der gewöhnlichen Stunde, zur Königin. Man sagte mir zu meinem großen Erstaunen, daß die Königin sich eingeschlossen, und daß sie verboten habe, irgend jemanden ohne ihre Erlaubnis bei ihr eintreten, zu lassen.

Da die Königin mit mir jedoch stets eine Ausnahme gemacht, so zog ich mich zurück, erstaunt, daß diese Ausnahme heute nicht wie an anderen Tagen beibehalten worden, als ich im Zimmer der Königin klingeln hörte. Man eilte bei dem Geräusch der Klingel herbei und fragte an der geschlossenen Tür: »Was befehlen Ihre Majestät?«

»Ruft Louis Custode,« erwiderte die Königin.

Da ich wissen wollte, warum ich wie die andern an die Tür ihres Zimmers gewiesen worden, so rief ich: »Ich bin da, Majestät!«

»Emma!« sagte sie und öffnete die Tür ganz weit.

»Ich sehe wohl, daß du da bist,« sagte Karoline lachend, »warum stehst du denn aber hier?«

»Weil,« erwiderte ich, »Eure Majestät jedem, wer es auch sein mag, den Eintritt in Ihr Zimmer verboten haben.«

»Bist du denn jemals mit dem,« ›wer es auch sein mag‹ gemeint? Du bist Emma, das heißt meine Freundin, die einzige, vor der ich keine Geheimnisse habe. Komm, komm!« Und sie rief mich durch eine Kopfbewegung ebenso wie mit dem Munde. Ich folgte ihr. In ihrem Schlafzimmer lagen auf einem breiten Kanapee, welches dem Bett gegenüber stand, eine ganze Welt von Papieren, die wie ein Wasserfall von dem Sofa auf den Boden gefallen waren.

»O Gott!« rief ich, »ich hoffe, daß Ihre Majestät nicht verurteilt ist, dies alles zu lesen?«

»Nein, ich habe es aber gelesen, ohne dazu verurteilt zu sein.« – »Dann überrascht es mich nicht, daß Ihre Majestät heute morgen so bleich und so leidend aussehen.«

»Das ist begreiflich, denn ich habe nicht geschlafen.«

»Was haben Ihre Majestät denn getan?«

»Ich habe es dir ja gesagt, ich habe alle diese Papiere, die du hier liegen siehst, vom ersten bis zum letzten gelesen.«

»Und zu welchem Zweck?« – »Sieh', an wen diese Papiere adressiert sind,« sagte Karoline und zeigte mir ein Kuvert. »An den Bürger Mackau, Gesandter der französischen Republik in Neapel.« Ich blickte die Königin an. »Wie!« fragte ich sie erstaunt, »der Bürger Mackau teilt Ihrer Majestät die Briefe mit, die er von seiner Regierung erhält?« – »O welche Unschuld!« rief die Königin. In diesem Augenblicke hörte man eine Stimme, welche vor der Tür sagte: »Hier ist der Mann, den Eure Majestät haben rufen lassen.« Karoline zog den Riegel, den sie vorgeschoben, selbst zurück und öffnete die Tür.

Ein Mann, der zu der Dienerschaft zu gehören schien, trat ein. Als er die Königin erblickte, verneigte er sich bis auf die Erde. »Ist es gewiß,« fragte ihn Karoline, »daß ich hier alle Papiere der französischen Gesandtschaft habe?«

»Alle, ohne Ausnahme, Majestät! Selbst die, welche in dem Schreibtisch des Gesandten lagen.« – »Du lügst nicht?« – »Ihre Majestät werden es an dem Geschrei sehen, welches der Gesandte erheben wird, wenn er bemerkt, daß er bestohlen worden ist.« – »Ich habe dir zweitausend Dukaten für diesen Diebstahl versprechen lassen.« – »Ja, Majestät, und ich habe tausend als Abschlagszahlung erhalten.« – »Obgleich die Papiere nicht so sind, wie ich es wünschte so sind doch hier die anderen tausend Dukaten.« – »Ich danke, Majestät; man hat mir aber noch mehr versprochen.« – »Was denn noch?« – »Da ich der einzige bin, der das Zimmer des Gesandten betreten, so wird man mich zuerst in Verdacht haben und gewiß festnehmen.« – »Was kann es dir denn schaden, wenn die Richter dich nicht verurteilen?« – »Ich werde dennoch einige Monate im Gefängnis sitzen müssen.« – »Was kann das dir denn aber schaden, wenn du für jeden Monat, den du im Gefängnis zubringen wirst, hundert Dukaten erhältst?« – »Wenigstens ist dies dann eine Entschädigung. Auf alle Fälle vertraue ich mich der Gnade der Königin an.« – »Lasse dich festnehmen, leugne kühn, was auch für Beweise wider dich sein werden, stelle uns unter keinem Vorwand bloß und sei ruhig.«

Der Dieb – denn, wie man gesehen haben wird, war es wirklich ein Dieb – steckte die Börse ein. »Wie!« sagte die Königin, »du zählst ja nicht?«

»O, das wäre ja ein Beweis von Mißtrauen.«

»Es ist gut, du wirst wegen deines Vertrauens belohnt werden. Verlaß mich jetzt.« Der Mann verneigte sich abermals bis auf die Erde und ging fort. »Nun?« fragte mich die Königin, »verstehst du jetzt den Stand der Dinge?«

»Nein, denn ich kann nicht glauben, daß Ihre Majestät den französischen Gesandten durch diesen Mann haben seiner Papiere berauben lassen.«

»Dies ist aber dennoch die einfache und genaue Wahrheit.«

Ich gestehe, daß ich erschrak, denn ich dachte, daß ein auf den Befehl meiner Königin ausgeführter Diebstahl doch immer ein Diebstahl sei. Karoline erriet, was in meinem Innern vorging. »Ich glaubte in diesen Papieren Beweise für ein Einverständnis zwischen den Jakobinern von Neapel und den Jakobinern von Paris zu finden,« sagte sie. »Ich habe mich allerdings geirrt, jedoch darin etwas nicht weniger Wichtiges gefunden.«

»Und was haben Ihre Majestät gefunden?«

»Warte,« sagte Karoline, »es ist mir, als ob das der Tritt des Königs wäre – ja, er ist es. – Was will er denn zu dieser Stunde bei mir?« In diesem Augenblicke klopfte man ziemlich laut an die Tür.

»Ob ich nicht recht habe!« sagte die Königin, indem sie sich so setzte, daß sie die Papiere unter den Falten ihres Gewandes verbarg. Ich öffnete. Der König sah sehr unruhig aus.

»Mein Himmel!« rief Karoline lachend, »was fehlt Ihnen denn, mein Herr, und warum sehen Sie denn so verstört aus?«

»Sie wissen wohl nicht, was diese Nacht geschehen ist?« – »Nein, wenn Sie mir es aber gesagt haben werden, so werde ich es wissen.« – »Gestatten Sie aber vorher, daß ich als galanter Kavalier Mylady die Hand küsse und mich nach dem Befinden Sir Hamiltons erkundige.« Ich reichte dem König die

Hand, die er, wie er gesagt, galant küßte. »Sir William befindet sich ausgezeichnet gut,« erwiderte ich, »und wird sich sehr darüber freuen, daß Ew. Majestät sich seiner so gnädig erinnern.«

»Jetzt, nachdem Sie diese Pflichten erfüllt haben,« hob die Königin wieder an, »erzählen Sie mir die schreckliche Begebenheit, die sich diese Nacht ereignet hat.«

»Nun, diese Nacht hat man die Papiere der französischen Gesandtschaft gestohlen.« – »Bah!« – »Und heute morgen hat der Kanzler in Namen des Bürgers Mackau bei dem General Acton auf Klage angetragen.« – »Wirklich?« – »Und die Klage lautet dahin, daß man eine Person am Hofe von Neapel der Tat verdächtig hält.« – »Dann ist er intelligenter, als ich glaubte.« – »Wer er?« – »Der Bürger Mackau.« – »Was meinen Sie?« – »Ich meine, daß Ihr bester Spürhund, Sire, die Spur der Papiere nicht besser hätte verfolgen können, als es der Bürger Mackau getan.« – »Wie, Madame! Sie wissen um diesen Diebstahl?« – »Ja, ich habe davon sprechen hören.« – »Und Sie wissen, wo die Papiere sind?« – »Ich vermute es.« – »Wo sind sie denn aber?« – »Wollen Sie es wissen?« – »Gewiß, und wäre es nur um den Forderungen des Bürgers Mackau nachzukommen.« – »Nun, hier sind sie!« sagte die Königin, indem sie sich erhob und die Papiere sichtbar machte, auf denen sie gesessen, und die sie unter den Falten ihres Gewandes verborgen hatte. »O mein Gott!« rief der König erbleichend. – »Emma! Emma« sagte die Königin lachend, »rücke Seiner Majestät einen Fauteuil hin, sie wird schwach.«

Die Lachlust steckte auch mich an und ich rückte dem König einen Lehnstuhl hin, auf dem er niedersank. »Madame,« sagte er, »man wird aber erfahren, daß wir es sind, die die Papiere haben stehlen lassen, und der Diebstahl dieser Papiere zieht einen Krieg mit Frankreich nach sich!«

»Erstens, mein Herr,« sagte die Königin, »haben nicht *wir* die Papiere stehlen lassen, sondern ich habe es getan; zweitens wird man nicht erfahren, daß ich es gewesen bin, und drittens hätten wir auch ohne den Diebstahl dieser Papiere einen Krieg mit Frankreich gehabt. Der Diebstahl der Papiere ändert also nichts.« – »Und warum hätten wir ohnedies Krieg mit Frankreich?« – »Ganz einfach, weil der Bürger Mackau Augen hat, weil er unsere Rüstungen gesehen, die Soldaten und Schiffe, die wir nach Toulon

geschickt haben, gezählt hat, weil Frankreich von allem unterrichtet ist und weiß, daß wir viertausend Mann und vier Schiffe in Toulon haben.«

»Wir können dem französischen Gesandten dennoch nicht die geforderte Genugtuung verweigern.« – »Und welche Genugtuung fordert er?« – »Kriminelle Untersuchung des Diebstahls, wenn der Dieb ein Neapolitaner ist.« – »Geben Sie ihm nur diese Genugtuung!« – »Wenn der Dieb nun aber gesteht?« – »Er wird nichts gestehen!« – »Wenn er aber dennoch verurteilt wird?« – »Er wird nicht verurteilt werden, da er vor einem neapolitanischen Tribunal stehen wird.« – »O Madame,« sagte der König, »verlassen Sie sich nicht darauf; heutzutage strebt man nach Unabhängigkeit.« – »Eben das will ich verhindern, mein Herr,« sagte die Königin, indem sie die Stirn runzelte, »und wenn es sein muß, so werde ich mit den Tribunalen den Anfang machen.«

»So ist dies also Ihre Sache?« – »Jawohl!« – »Sie wollen dies Geschäft auf sich nehmen?« – »Ja.« – »Dann handeln Sie nach Ihrem Dafürhalten. Meinetwegen mag geschehen, was da will, wenn mir nur meine Wälder bleiben, in denen ich jagen, und ich den Golf behalte, wo ich fischen kann.« – »Und San-Leucio, wo Sie sich ausruhen können,« fügte die Königin mit verächtlichem Lachen hinzu.

»Würde mir Ihre Majestät die Ehre erweisen, sich um San-Leucio zu kümmern?« fragte der König.

»Und warum sollte ich das, wenn jetzt an der Spitze dieser interessanten Kolonie ein so verdienstvoller Mann wie der Kardinal Ruffo steht? O, wenn er anstatt Inspektor Schatzmeister wäre, so würde ich vielleicht nicht so ruhig sein.« – »Was haben Sie denn gegen den armen Kardinal? Ich versichere Sie, daß er ein Mann von großer Ergebenheit für uns ist.« – »Für Sie wollen Sie wohl sagen?« – »Du mein Gott, Madame,« sagte der König lachend, »sind wir denn nicht beide *eins*?« – »O nein, mein Herr, und ich rühme mich dessen.«

»Sie behandeln mich heute morgen sehr ungnädig, Madame.« – »Behandle ich Sie denn abends besser als am Morgen?« – »Was soll denn Lady Hamilton von mir denken?«

»Lady Hamilton bildet ihre Meinungen nach den meinigen.« – »Das heißt,« sagte der König lachend, »daß Lady Hamilton mir, wie Sie, die Ehre erweist, mich zu verabscheuen.« – »O!« sagte die Königin, »Sie wissen recht wohl, daß ich ein anderes Gefühl als das des Hasses für Sie empfinde.« – »Ich sehe nun wohl ein, daß ich heute morgen bei Ihnen nicht das letzte Wort behalte.«

»Waren Sie deshalb gekommen?«

»Nein, Madame; ich war gekommen, um Sie zu sehen und Ihnen die Neuigkeiten des Morgens mitzuteilen.« – »Nun gut, ich will Ihnen dafür die Neuigkeiten des Tages sagen. Wir, Monsignor Acton und ich, haben beschlossen, daß zwei Schiffe und dreitausend Mann Verstärkung zur anglo-spanischen Flotte gesandt werden. Die Generale von Gambo und Pignatelli sollen den Oberbefehl erhalten. Ich überlasse Ihnen die Ehre der Initiative, wenn Sie dieselbe heute im Kabinettsrat nehmen wollen, nur drängen Sie zur Eile, denn der Kapitän Nelson verlangt diese Verstärkung durchaus.«

»Und wird es mir durch diese Tätigkeit gelingen, Ihre Gnade wiederzuerlangen?« – »Sie haben dieselbe ja niemals verloren, mein Herr,« sagte die Königin mit halb anmutigem, halb spöttischem Lächeln. – Der König näherte sich ihr, faßte ihre Hand und küßte dieselbe, indem er sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck anblickte. »So sind Sie also entschieden zum Krieg entschlossen?«

»Ja, entschieden, mein Herr, und dies um so entschiedener, als es gar nicht anders geht.«

»So sei es denn, Madame! In den Kampf! Sie werden sehen, daß, wenn der Augenblick gekommen sein wird, den Degen aus der Scheide zu ziehen, ich eben so tapfer sein werde, wie jeder andere.« – »Das wird Ihnen um so leichter sein, mein Herr, da König Carl der Dritte, als er Neapel verließ, Ihnen den Degen zurückgelassen hat, mit dem Philipp Spanien und er selbst das Königreich Neapel besiegt hatte. Nun ist dieser Degen seit der Schlacht von Velletri nicht ans Tageslicht gekommen und in dreiundvierzig Jahren kann zwischen einer Scheide und einer Klinge vieles geschehen.« – »Meiner Treu, meine liebe Schulmeisterin,« sagte der König

kopfschüttelnd. »Sie besitzen für mich zu viel Geist und ich lasse Sie daher im alleinigen Besitz des Terrains.«

Nachdem er sich vor uns verneigt, zog er sich zurück. »Jetzt,« sagte die Königin, »während mein teurer Gemahl ein Alexander oder ein Cäsar wird, wollen wir die nutzlosen Papiere verbrennen und nur die aufheben, die es wert sind.« Wir machten uns ans Werk und ich muß offen bekennen, daß dieser entschiedene Charakter mich in seinem Willen mit fortriß, wie ein Gestirn den Trabanten in seinen Kreislauf mitzieht.

Die Begebenheiten, die ich soeben erzählt, waren acht oder zehn Tage vor der Ankunft des Kapitän Nelson geschehen, auf den zurückzukommen, es jetzt Zeit ist.

61. Kapitel.

Man wird sich der Antwort erinnern, die Desdemona auf die Frage des Senats von Venedig gab:

»Wie habt Ihr, die Ihr jung, schön und edel seid, den Mann lieben können, der weder edel, noch schön, noch jung ist?« – Desdemona erwidert: »Er erzählte mir von seinen Reisen, seinen Gefahren, Kämpfen und stundenlang hing meine Seele an seinen Lippen.« – Ungefähr ebenso war es, ich will nicht sagen mit dem ersten Gefühl der Liebe, sondern mit dem ersten Gefühl von Sympathie, welches mir Nelson einflößte. Er war ein rauher Seemann, eine Art John Bull, der symbolische Typus des englischen Volkes. Von den ehrgeizigsten Wünschen beseelt, ward er, da er fern von den Thronen geboren worden, bei der ersten Annäherung derselben, von dem Glanz geblendet, der von ihnen ausging. Hier ist seine Geschichte, wie er sie eines Abends der Königin und mir erzählte.

Er war am 29. September 1758 in einem kleinen Dorfe der Grafschaft Norfolk geboren. Demnach war er zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, fünfunddreißig Jahre alt.

Er hatte Teneriffa noch nicht belagert und auch den korsischen Feldzug noch nicht mitgemacht; daher hatte er auch noch weder den rechten Arm,

noch das linke Auge verloren. Er war der Sohn eines einfachen Geistlichen. Das Dorf, wo er geboren ward, hieß Burnham-Thorpes. Seine Mutter starb jung und hinterließ der Fürsorge des armen Dorfgeistlichen elf Kinder. Der Vater erzog sie sparsam und mit der milden Liebe, welche die Glieder einer armen und zahlreichen Familie miteinander verbindet. Er unterrichtete sie alle selbst, Knaben wie Mädchen, richtete aber seine Gesundheit dabei zu Grunde, und um dieselbe wieder herzustellen, war er genötigt, die Bäder von Bath zu brauchen. Der älteste Sohn, William Nelson, übernahm in der Abwesenheit des Vaters die Leitung der kleinen Kolonie. Die arme Familie hatte einen Verwandten, einen Bruder der Mutter, welcher mit der Familie Walpole verwandt war. Dieser Onkel war Schiffskapitän und hieß Morris Suckling. Eines Tages wollte der Zufall – wovon hängt oft das Schicksal der Menschen, selbst der gekrönten Häupter ab! – eines Tages wollte der Zufall, daß der kleine Horace Nelson während des Osterfestes in einer Zeitung las, daß sein Onkel den Oberbefehl über den »Reasonable«, ein Schiff von vierundsechzig Kanonen, erhalten hatte. »Bruder,« rief er, indem er sich an William wendete, »schreibe sogleich, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, an den Vater, und bitte ihn, meinen Onkel Morris zu fragen, ob ich mit ihm zur See gehen dürfte.« – Noch an demselben Tage ward der Brief abgeschickt. Als der Vater denselben las, rief er aus: »Ich glaube, Horatio ist dazu berufen. Ich würde nicht erstaunen, wenn er die höchste Mastspitze erkletterte!« Wirklich tat Nelson das auch. Suckling nahm den Vorschlag an, und der kleine Nelson, der so schmächtig wie eine Weidenrute war, ward an Bord des »Reasonable« aufgenommen. Horatio Nelson machte auf diesem Schiffe zwei Reisen, eine dritte auf dem »Triumph«, und nachdem das letztere desarmiert worden, schiffte er sich auf einem Kauffahrteischiffe ein. Bei seiner Rückkehr nach London fand er seinen Onkel als Direktor einer praktischen Seemannsschule auf demselben »Triumph«, auf dem er gesegelt, wieder. Er trat in diese Schule ein, da ihm aber dieses Leben auf süßem Wasser unerträglich, so ließ er sich freiwillig zum Teilnehmen an einer Entdeckungsexpedition nach dem Nordpol anwerben. Demgemäß begab er sich an Bord des »Race-Corse«. Nachdem das Schiff die äußersten Grenzen des Ozeans erreicht, blieb es zwischen den Eisbergen festsitzen. Bei einer dieser Expeditionen auf dem in Eis verwandelten Meere begegnete der junge Horatio einem Bären und griff diesen zuerst an, obgleich er weiter keine Waffe als ein Messer besaß. Von seinem furchtbaren Gegner fest umschlungen, wäre er beinahe zwischen

den Armen des Ungeheuers erstickt, als einer seiner Gefährten den Bären ins Ohr schoß und tötete.

Nelson war sechzehn Jahre alt und noch so schwächlich, daß man ihn kaum für zwölf alt hielt. »Warum hast du bei deiner geringen Kraft,« fragte ihn der Kapitän, »einen solchen Gegner angegriffen?« »Ich wollte sein Fell meinem Vater und meinen Schwestern mitbringen,« erwiderte Nelson. Die rauhen Proben, denen das Meer die Seefahrer unterwirft, verdoppelten später Nelsons Kräfte und befestigten seine Gesundheit. Nachdem das Schiff aus den Eisfelsen befreit worden, befand es sich dann wieder im offenen Meere. Hierauf begab sich Nelson auf das Schiff »Sea Horse«, ein Schiff von zwanzig Kanonen, und befuhr den indischen Ozean. Nachdem er zwei Jahre an den Küsten desselben verweilt, wo die Luft vergiftet ist, kehrte der junge Seemann in einem Zustand solcher Kränklichkeit zurück, daß man glaubte, er würde sterben. Sechs Monate genügten jedoch, um ihn wieder herzustellen. Er benutzte die Zeit seiner Genesung dazu, um sich für seine Examina vorzubereiten, aus denen er siegreich und mit dem Grade eines Marineunterleutnants hervorging. Hierauf kämpfte er gegen Amerika, als es den Unabhängigkeitskrieg begonnen, verteidigte Jamaika gegen den Admiral Estaing, ging nach Südamerika und erneuerte hier die Heldentaten jener Küstenbrüder, deren Geschichte mit dem Zauber eines Romans bis zu uns gedrungen ist. Eines Tages schlief er bei einem seiner Streifzüge in den Wäldern von Peru am Fuße eines Baumes ein. Eine Schlange kroch in den Mantel, in den Nelson sich eingewickelt hatte.

Eine Bewegung, welche der Schlafende machte, störte die Schlange, welche ihn biß. Es war eine schwarze Schlange von der gefährlichsten Gattung. Das Gegengift, welches die Eingeborenen noch rechtzeitig innerlich und äußerlich bei ihm anwendeten, rettete den jungen Seemann, zum zweiten Male aber kam er todkrank nach England zurück. Er genas jedoch wieder, wenn auch nicht vollständig, und sein ganzes Leben hindurch fühlte er die Nachwirkung dieser Vergiftung. Drei Monate nach seiner Rückkehr erhielt er auf die Empfehlung des Lord Cornwallis den Oberbefehl über eine Brigg von 26 Kanonen, mit der er in der Nordsee kreuzte und die Küste Dänemarks kennen lernte. Im Frühling ward Nelson nach Nordamerika geschickt. Von vier französischen Fregatten verfolgt und umringt, entkam er dadurch, daß er mit seiner Brigg durch einen bis dahin für unzugänglich

gehaltenen Paß segelte. Er berührte Kanada. Hier war es, wo Nelson zum ersten Male liebte, und an der Heftigkeit dieser ersten Leidenschaft konnte man sehen, welchen Einfluß die Liebe auf sein Leben haben würde. Um sich nicht von der Frau zu trennen, die er liebte, wollte er seine Entlassung einreichen, seinem Beruf entsagen und sein Schiff nach England zurückschicken, selbst aber zurückbleiben. Seine Untergebenen, die ihn anbeteten, behandelten ihn wie einen Tollen und beschlossen, ihn von seiner Tollheit zu heilen. Sie taten nämlich, als ob sie seinen Befehlen gehorchten, entfernten sich, kamen die Nacht zurück, drangen bis in sein Zimmer, fesselten ihn an Händen und Füßen, und nachdem sie ihn so in ihrer Gewalt hatten, schleppten sie ihn an Bord, lichteten die Anker und gaben ihm die Freiheit erst dann wieder, als man sich auf dem offenen Meer befand. Diese Leidenschaft erlosch nur, um einer andern das Feld zu räumen. Bei seiner Rückkehr nach England verliebte er sich in Mistreß Nisbett, eine junge Witwe von neunzehn Jahren und heiratete sie. Er nahm seine junge Frau und einen reizenden kleinen Knaben, namens Josua, einen Sohn aus ihrer ersten Ehe, mit in das Haus seines sterbenden Vaters und zum zweiten Male glaubte man ihn für den Seemannsberuf verloren. Und wirklich bedurfte es der Kriegserklärung Frankreichs gegen England, um ihn dem angenehmen Dunkel zu entreißen, in welches er sich geflüchtet. Die Admiralität suchte ihn in seinem Hause auf und übertrug ihm den Oberbefehl über den »Agamemnon«, mit dem er zum Geschwader des Admirals Hood im Mittelmeere zog. Er kam gerade noch zeitig genug, um an der Einnahme von Toulon teilzunehmen, nach welcher man ihn, wie man bereits gesehen, nach Neapel schickte, wo er Verstärkung holen sollte. Ich habe gesagt, wie er von dem König und der Königin empfangen ward. Einmal zum Kriege entschlossen, konnte Ferdinand nicht bessere Nachrichten wünschen, als wie Nelson sie ihm brachte. Man hatte offen und vollständig mit Frankreich gebrochen. Auf die Klage des Bürgers Mackau hatte man den Dieb der Papiere des französischen Gesandten festgenommen, vor ein Tribunal gestellt und freigesprochen, obgleich die Beweise seiner Strafbarkeit offenkundig vorlagen.

Wie die Königin aus den Briefen des Gesandten ersehen, hatte Mackau alle Wortbrüchigkeiten des Hofes von Neapel erkannt. Er hatte die Flotte in See gehen, Nelson ankommen sehen, das Echo der Artigkeiten, welche der König; wie die Königin dem Seehelden erwiesen, war bis zur französischen

Gesandtschaft gedrungen, kurz, eines Morgens erhielt der Gesandte von seiner Regierung den Befehl, Neapel zu verlassen und war, über die neapolitanische wie päpstliche Regierung aufgebracht, abgereist. Mit ihm reisten die Gattin und die Tochter Basseville's, den man in Rom ermordet. Die eine beweinte den Vater, die andere den Gatten. Von der Terrasse des Palastes aus sahen wir Mackau sich auf ein neutrales Schiff begeben und da er seinerseits eine Gruppe Frauen den königlichen Zimmern gegenüber sah, so glaubte er, die Königin sei auch da und streckte die Arme drohend nach uns aus. Ich hatte jedoch in dem Gefolge des Gesandten für nichts Augen, als für jene beiden schwarzgekleideten Frauen, deren Trauer lauter um Rache schrie, als die drohende Gebärde des Gesandten. Nelson war von dem Empfange, der ihm vom Könige, von der Königin und Sir William bereitet worden, berauscht. Als ein Kind des Volks, fern vom Hofe geboren, fühlte er gleich wie ich den Zauber, den ein königliches Lächeln ausübt, tiefer als die Personen, welche von Geburt einen höheren Rang besitzen.

Hier folgt der Brief, den er am 14. September 1793 an seine Gattin schrieb:

»An Mistreß Nelson. Die Nachrichten, die ich gebracht habe, sind mit der größten Zufriedenheit aufgenommen worden. Nachdem der König mir zuerst einen Besuch an Bord des »Agamemnon« abgestattet, hat er sich zweimal nach meinem Befinden erkundigen lassen. Er nennt die Engländer die Retter Italiens und besonders die Retter seines Reiches. Übrigens habe ich für Lord Hood mit einem Eifer gearbeitet, wie niemand denselben weitertreiben kann, und ich übersende ihm den herrlichsten Brief, den die Hand eines Königs je geschrieben. Ich habe diesen Brief durch die Verwendung Sir William Hamilton's und des Premierministers, der ein Engländer ist, erhalten. Lady Hamilton empfindet anbetungswürdige Teilnahme für Josua. Diese Lady Hamilton ist eine junge Frau von ausgezeichnetem Anstand, die dem Rang, zu dem sie erhoben worden ist, alle Ehre macht. Ich werde Lord Hood sechstausend Mann Verstärkung von hier zuführen. Grüße meinen lieben Vater, wie auch Lord und Lady Walpole. Ich bin wie stets dein Dich liebender

Horace Nelson.«

Solange Nelson sich in Neapel aufhielt, wohnte er in dem Gesandtschaftshotel. Ich habe bereits gesagt, welchen Eindruck er auf mich

hervorbrachte. Später wiederholte er mir oft, daß er mich von dem ersten Augenblicke an, wo er mich gesehen, geliebt habe; während dieser ersten Reise jedoch sprachen nur seine Blicke und noch so wenig entschlossen, daß er abreiste und mich in dem Zweifel zurückließ, ob er mich liebte, oder nur einfach eine brüderliche Zuneigung für mich empfände. Bei mir galt das Gefühl, welches ich empfand, wenn es überhaupt die Grenzen der Freundschaft überschritt, gänzlich dem schönen Jüngling, dem Sohn der Mistreß Nisbett, der in einem Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren bereits die Uniform eines Marineoffiziers trug. Wenn ich, auf einem Divan liegend, den Arm um Josua's Hals geschlungen, der Erzählung von den Reisen, den Gefahren und den Kämpfen seines Stiefvaters lauschte, pflegte Sir William, der stets für das Altertum eingenommen war, mich mit der Königin von Karthago zu vergleichen, wie sie Ascanius liebkost und dabei den Erzählungen des Aeneas lauschte.

62. Kapitel.

Marie Karoline war eine Zeitlang durch Nelsons Anwesenheit in Neapel von den furchtbaren Plänen, welche die Anklage gegen ihre Schwester ihr eingegeben, abgelenkt worden, sobald Nelson aber abgereist war, kehrten ihr Geist und Herz wieder nach der Conciergerie zurück, gleichwie die Magnetnadel, nachdem sie einen Augenblick und durch Zufall von ihrem Punkt abgewichen, unveränderlich zu dem Pol zurückkehrt. Unterdessen hatte der Prozeß gegen Marie Antoinette einen schnellen und verhängnisvollen Verlauf genommen. Vor das Revolutionstribunal verwiesen und am 1. August nach der Conciergerie gebracht, hatte Marie Antoinette am 12. Oktober ein Verhör gehabt und war am 16. zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Obgleich die Königin von Neapel sich wohl dachte, daß der Konvent Marie Antoinette, den Hauptgegenstand seines Hasses, nicht schonen würde, so war doch der Schlag nicht weniger furchtbar für sie, als sie die Hinrichtung ihrer Schwester erfuhr. Sie fiel in Krämpfe, die sie mit Drohungen und lautem Geschrei begleitete, und ihr Gesicht verzerrte sich dabei auf solche Weise, daß es sehr zu bezweifeln war, ob es je seine frühere Schönheit wieder erhalten würde. Wie bei dem Tode Ludwig XVI. befahl man öffentliche Trauer, Gebete in allen Kirchen und Totenprozessionen auf allen Straßen. Die Königin schloß sich in ihr Zimmer ein und wollte außer mir niemanden bei sich empfangen. Während der ersten acht Tage, welche den verhängnisvollen Nachrichten folgten, verließ ich die Königin keine Stunde. Ich schlief bei ihr, aß bei ihr, sie aber schlief weder, noch aß sie. Endlich vermochte sie zu weinen und fühlte sich durch die Tränen etwas erleichtert. Während dieser acht Tage aber hatte sie tausend Racheschwüre ausgesprochen, wie auch ich es tun mußte. Wie wollte sie sich rächen? Das wußte sie nicht. Wodurch sollte ich sie in ihrer Rache unterstützen? Das wußte sie ebensowenig. Wie Hamilkar es aber mit dem jungen Hannibal getan, so legte sie auch meine Hand auf den Altar und schrie: »Rache! Rache!« Was den König betraf, so schien er den ersten und zweiten Tag sehr erschüttert und besonders sehr erschreckt zu sein; am dritten Tag aber ging er unter dem Vorwand, sich zerstreuen zu wollen, auf die Jagd und kam unter einer Woche nicht wieder zum Vorschein. Jetzt war es, wo der Haß die Königin Karoline dem Minister Acton näher brachte.

Dreimal des Tages ließ sie ihn holen, fragte ihn um Nachrichten über den Krieg und wenn sie ihn entließ, rief sie aus: »Sie, der Sie ein Mann sind, könnten doch ein Mittel zur Rache für mich finden.« Dann pflegte Acton sie so gut zu trösten, wie sie sich eben trösten ließ, indem er sagte, in welchen blutigen Zuckungen Frankreich seine Kräfte erschöpfe.

Eines Tages aber sah ich ihn bleich, mit zusammengekniffenen Lippen und vor Wut am ganzen Körper bebend eintreten. Als die Königin ihn bemerkte, wußte sie sogleich, daß er der Überbringer irgendeiner verhängnisvollen Nachricht war.

Karoline richtete sich hoch auf, und indem sie meine Hand, die sie bei dem Eintritt des Generals gefaßt hatte, heftig drückte, sagte sie: »Was ist denn wieder?« – »Die Republikaner haben Toulon wiedergenommen, Madame,« sagte Acton. – »Toulon!« rief die Königin, indem sie erbleichte, »sie haben Toulon wiedergenommen und vor ungefähr acht Tagen sagten Sie mir noch, daß Sie vom General Hood einen Brief empfangen hätten, in welchem er Ihnen geschrieben: »Wenn die Jakobiner mir Toulon wiedernehmen, so werde ich selbst Jakobiner.« – »Nun, es bleibt ihm jetzt weiter nichts übrig, als sich die rote Mütze bis über die Ohren zu ziehen.« – »Wie ist dies denn aber möglich? Ihrer Aussage zufolge waren die Belagerer Toulons ja Blödsinnige. Carteaux, der General Carteaux, sagten Sie, wäre unfähig, selbst eine Stadt dritten Ranges zu belagern.« – »Und ich sage es noch, Madame, nur hat man unglücklicherweise Carteaux abgerufen und Dugonnier an seine Stelle geschickt. Die Generale aber sind es nicht, die Toulon wiedergenommen haben; es ist vielmehr allem Anschein nach ein junger, vollkommen unbekannter Offizier, der zum ersten Male ins Feld gezogen.« – »Und wie heißt er?« – »Bonaparte.« – »Wer ist das, Bonaparte? Ist er ein Italiener?« – »Ja und nein.« – »Woher ja und nein?« – »Er ist ein Korse.« – Die Königin stampfte mit dem Fuße. »Toulon ist wiedergenommen!« wiederholte sie. Sie schwieg einen Augenblick, indem sie die Stirn runzelte und die Arme ausstreckte. »Und weiter weiß man nichts von diesem Bonaparte?« – »Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich von ihm weiß, Madame. Die Nachricht ist von einer Handelsbrigg, die man im Hafen blockiert und die denselben zugleich mit der englischen und unserer Flotte verlassen, gebracht worden. Nur hat sie, da sie ausgezeichnet segelte, die beiden Flotten überholt und von einem kleinen Sturm unterhalb der

Insel Elba gepackt, ist sie in drei Tagen von Pinosa bis hierher gekommen.« – »Wen haben Sie befragt?« – »Den Kapitän.« – »Kann ich diesen Mann nicht sprechen?« – »Nichts ist leichter, nur hat er mir bereits alles gesagt, was er wußte.« – »Wann hoffen Sie weitere Nachrichten zu erhalten?« – »Diesen Abend, diese Nacht, spätestens morgen früh.« – Jetzt blickte der General unwillkürlich nach der Küste. »Ah, sehen Sie, Madame,« sagte er, »dort kommt ein Schiff mit vollen Segeln auf uns zu und es ist mir, als ob ich am Horizonte noch mehr Schiffe auftauchen sähe.« – »Bringe das Fernrohr, Emma,« sagte die Königin.

Die Königin hatte wirklich vom Kapitän Nelson ein gutes Fernrohr verlangt, und dieser hatte ihr das beste, was es auf dem »Agamemnon« gab, gesandt.

Der General nahm es, und nachdem er es gestellt, richtete er es auf das Schiff, welches am Horizont erschien.

Und während er die Rohre wieder ineinanderschob, sagte er:

»Wenn ich mich nicht sehr irre, so werden wir noch vor zwei Stunden die genauesten Nachrichten und zwar von einem Mann erhalten, der sich von dem ganzen Vorgang nichts wird haben entgehen lassen.«

»Sie haben das Schiff also erkannt?« fragte Karoline.

»Ja, ich glaube, es ist die »Minerva«, deren Kapitän Francisco Caracciolo ist.« – »Ah,« sagte die Königin, »wenn er es ist, so teilen Sie ihm doch mit, daß ich ihn zu sprechen wünsche und zwar zuerst. Wenn Sie wollen, General, so begleiten Sie ihn; zuerst aber soll er hierherkommen.« – Der General verneigte sich und ging. Wir blieben allein. Die Königin nahm das Fernrohr wieder zur Hand und folgte der Korvette mit den Augen, bis diese in den Hafen eingelaufen war. Die Korvette aber hatte, noch ehe sie in den Hafen einlief, Signale mit dem Kastell d'Uovo gewechselt, so daß der Kapitän nicht einmal wartete, bis der Anker den Meeresgrund berührte, um in seine Jolle zu steigen und sich nach dem Hafendamme rudern zu lassen. In der Ferne sah man sechs bis acht andere Schiffe, die mehr oder minder beschädigt zu sein schienen, und je nach den Schäden die sie erlitten, mehr oder minder langsamer segelten.

Seitdem die Königin die Schaluppe, welche der Kapitän der Korvette bestiegen, aus den Augen verloren, blickte sie unverwandt auf die Tür.

Nach Ablauf von zehn Minuten hörten wir schnell näherkommende Schritte, die Tür öffnete sich und der General Acton selbst meldete: »Der Kapitän Caracciolo.« – Der Kapitän trat ein, machte eine tiefe Verbeugung, die es mir freistand als auch für mich geltend anzusehen, und erwartete die Fragen der Königin. »Nun, mein Gott! mein Herr!« sagte sie. »Ich habe soeben gehört, diese schändlichen Jakobiner hätten Toulon wiedergenommen! Ist das wahr?« – »Es muß wohl wahr sein, Madame,« erwiderte Caracciolo mit traurigem Lächeln, »da ich hier bin!« – »Und man hat Toulon also übergeben, ohne sich zu verteidigen?« – »Man hat sich verteidigt, Madame, denn von den unsern sind zweihundert Mann getötet und vierhundert zu Gefangenen gemacht worden.« – »Dann erklären Sie mir diese Niederlage, mein Herr, denn das ist doch eine Niederlage, nicht wahr?« – »Jawohl, Madame, und zwar eine Niederlage in der ganzen Bedeutung des Wortes und der ganzen Wirklichkeit der Sache.« – »Wer hat es denn aber vermocht, in wenigen Tagen den ganzen Stand der Dinge zu verändern?« – »Ein Mann von Genie, Madame.« – »Dieser Bonaparte?« – »Ja, dieser Bonaparte.« – »Was hat er denn getan?« – »Er hat den einzigen Punkt entdeckt, an welchem Toulon angreifbar war. Er hat diesen Punkt mit dem Bajonett genommen, und von demselben aus die Stadt beschießen lassen.« – »Und dann? Weiter, weiter! Sie sehen wohl, daß ich höre, mein Herr.« – »Nun, Madame, dann ... als man gesehen, wie die Haubitzen die Stadt einäscherten, als man die Kugeln durch die Straßen pfeifen hörte, als man gesehen, wie die Forts von Eguilette und Balagnier sich mit Klein-Gibraltar vereinigten, um Toulon zu zerstören, brach Streit zwischen den Engländern, Spaniern und Neapolitanern aus. Die Engländer, welche sich fest vorgenommen hatten, die Stadt zu räumen, ohne weder den Spaniern, noch uns etwas davon zu sagen, legten im Zeughaus, in den Magazinen der Marine und in den französischen Schiffen, die sie nicht mit fortnehmen konnten, Feuer an, begannen sich unter dem Feuer der französischen Batterien einzuschiffen und verließen diejenigen, die ihretwegen Frankreich verraten und die sie nun ihrerseits verrieten. Von jetzt an, Madame, entstand Verwirrung, Flucht und Unordnung! Die Engländer ließen auf die Royalisten schießen, die sich an den Seiten ihrer Schiffe anklammerten, um der Rache der Patrioten zu entrinnen. Ich hielt es für meine Pflicht, das

Beispiel der Engländer nicht nachzuahmen, sondern habe ungefähr zwanzig Royalisten an Bord aufgenommen und unter anderen auch den Gouverneur der Stadt, den Grafen Mandes. Ich bringe die Unglücklichen mit hierher. Ob sie nun hier vor Hunger umkommen, wenn der König sich ihrer nicht erbarmt, oder ob sie dort erschossen oder guillotiniert werden, so ist dies ja einerlei.« – »Sie haben recht gehandelt, mein Herr,« rief die Königin, »und Ihre Royalisten werden nicht vor Hunger umkommen, das sage ich Ihnen, denn wenn der König sich weigert, ihnen Brot zu geben, so werde ich meine Diamanten verkaufen und den Armen Brot verschaffen.« Caracciolo verbeugte sich. »Ich weiß nicht, mein Herr,« fuhr die Königin fort, »ob mein Einfluß so weit geht, daß ich Sie zum Admiral ernennen lassen kann. Auf alle Fälle aber werde ich den König und Monsieur Acton um diese Gunst bitten, und wenn ich mich nicht täusche, so wird man Ihnen diese Belohnung gern gewähren.« – Karoline machte eine Handbewegung, Caracciolo verbeugte sich und ging. »Was meinen Sie denn zu der Sache, mein Herr?« fragte die Königin den General Acton. – »Ich meine, Madame, daß der Fürst Caracciolo die Engländer nicht leiden kann. Daher kommt ohne Zweifel die häßliche Rolle, die er meine Landsleute in dieser Angelegenheit spielen läßt.« – »Sie wollen hiermit also sagen, daß Sie, mein Herr, nicht meiner Meinung sein werden, wenn man im Staatsrat erörtern wird, ob der Grad, den ich für den Kapitän Caracciolo fordern werde, bewilligt werden soll?« – »Eure Majestät weiß,« sagte Acton, indem er sich verneigte, »daß ich stets Ihrer Meinung bin. Würde die Königin es jetzt nicht für gut finden, wenn ich schleunigst Order gäbe, daß die Schiffe und Menschen, die soeben in den Hafen gekommen, der Gegenstand der Pflege und der Sorge der Regierung sein sollen?« – »Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie! Lassen Sie die Verwundeten verbinden, die Kranken pflegen, und denen, die sich ausgezeichnet haben, Belohnungen erteilen, denn wir sind keine solche Großmacht, daß wir das Recht hätten, undankbar gegen unsere Verteidiger zu sein.« – Acton verließ uns.

Am Abend kehrte der König von der Jagd zurück. Gegen elf Uhr erkundigte sich die Königin nach allem, was er gesagt und getan. Er hatte ganz ruhig soupiert, hatte sich während seines Soupers die Ereignisse, von denen man soeben Kunde erhalten, erzählen lassen und war dann, ohne ein Wort zu sagen, zu Bett gegangen. Um Mitternacht bat mich die Königin, sie zu begleiten. Ich sah mit Erstaunen, daß sie einen Dolch und einen schwarzen

Bleistift nahm, und als ich sie fragte, was sie zu tun im Begriff sei, sagte sie: »Komm nur mit und du wirst es sehen.« – Ich folgte ihr durch den stets einsamen Korridor, auf welchem der König gewöhnlich zu ihr kam. So gelangten wir an ein kleines Zimmer, welches sich vor dem des Königs befand. Hier blieb Karoline stehen und horchte, ob sich nirgends ein Geräusch vernehmen ließe. Es herrschte jedoch das tiefste Schweigen sowohl in dem Zimmer des Königs, der in tiefem Schlafe lag, als auch in dem Zimmer des diensttuenden Hofkavaliers. Die Königin näherte sich dem Schlafzimmer ihres Gatten, stieß den Dolch in die Tür und indem sie mir den schwarzen Bleistift gab, sagte sie: »Da der König deine Schrift nicht kennt, so schreibe hier um diesen Dolch die Worte, die ich dir sagen werde.« Ich setzte den Bleistift auf das Holz der Tür. – »Schreibe: Alle Moden kommen aus Frankreich.« Ich schrieb es. – »Jetzt komm,« sagte Karoline, »wir werden ja sehen, ob der König morgen früh ebenso gut frühstücken wird, wie er heute abend soupiert hat!«

Am nächsten morgen um acht Uhr kam der König schreckensbleich im Schlafrock zur Königin hereingestürzt, zeigte ihr mit zitternder Hand den Dolch und wiederholte mit einer Stimme, die durch das Klappern seiner Zähne unterbrochen ward, die Worte, welche ich an die Tür geschrieben. Karoline schien nicht weiter erstaunt zu sein. – »Das beweist,« sagte sie, »daß sogar in unseren Palast bereits Jakobiner eingedrungen sind.« – »Was sollen wir aber tun?« rief der König verzweifelt. – »Gerade das Gegenteil von dem, was Karl I. und Ludwig XVI. getan haben,« erwiderte die Königin, »den Jakobinern vorgreifen und sie umbringen, damit *wir* nicht umgebracht werden.« – »Ja, das will ich auch,« sagte der König; »wen aber sollen wir töten? – »Die Jakobiner.« – »Wir wollen uns das einmal klar machen,« sagte der König, der mit seinem einfachen Menschenverstand nicht begreifen konnte, was die Königin unter den *Jakobinern* verstand. »In Frankreich sind allem Anscheine nach die Jakobiner Sansculotten mit roten Mützen, welche lästernde und mordbrennerische Journale schreiben, hier sind die Jakobiner anständige, unterrichtete, ja gelehrte Männer, die gute Bücher oder wenigstens solche schreiben, welche man für gute Bücher hält. In Frankreich heißen die Jakobiner Santerre, Collot, d'Herbois, Hubert, sie sind Bierhändler, ausgepfiffene Komödianten, Verkäufer von Kontremarken. Hier dagegen heißen die Jakobiner Hektor, Caraffa, Cirillo, Conforti, das heißt, sie gehören dem ersten Adel und den medizinischen

und juristischen Wissenschaften an. Gibt es denn wie in so vielen anderen Dingen, auch unter den Jakobinern einen Unterschied?« – »Ja,« erwiderte die Königin, »es gibt auch unter den Jakobinern einen, und je unterrichteter, vornehmer und reicher die unsrigen sind, desto mehr muß man sie fürchten. In Frankreich ist das Volk schlecht und die Klasse der Gebildeten gut, hier ist im Gegenteil das Volk gut und die Klasse der Gebildeten schlecht.« – »Gut! Also heute ist das Volk gut! Warum haben Sie es denn da so verachtet, als es mir Beifall klatschte, als es mich Makkaroni essen sah und als es auf den Tritt meines Wagens stieg, um mich an der Nase zu zupfen und mich in die Ohren zu kneifen?« – »Weil ich es damals nicht kannte, heute aber kenne ich es und lasse ihm Gerechtigkeit widerfahren, ja ich habe bereits das vor Ihnen voraus, daß ich es bereits getan habe. Gewiß, das Volk hat seine guten Seiten, beim heiligen Januarius aber, es hat auch seine schlimmen. Der Mann aber, der heute nacht in den Palast eingedrungen ist, der den Dolch in die Tür Ihres Zimmers gestoßen und die Worte um denselben geschrieben hat: »Alle Moden kommen aus Frankreich «, ist kein Mann aus dem Volke gewesen, denn er hat es nicht im neapolitanischen Dialekt, sondern in schönem und gutem Italienisch geschrieben.« – »Das muß ich allerdings zugeben. Es ist dies so wahr, daß ich schon im Begriff war, den armen Riario Sforza, der heute nacht Dienst bei mir hatte, festnehmen zu lassen; als er aber den Dolch sah, ward er, glaubte ich, noch bleicher und erschrak noch mehr als ich.« Die Königin ging an das Fenster und öffnete es. »Sehen Sie,« sagte sie zum König, indem sie ihm die Schiffe zeigte, die man am vorhergehenden Abend in der Ferne hatte auftauchen sehen, und die der Reihe nach mehr oder minder beschädigt in den Hafen einliefen, wie Seevögel, denen das Blei des Jägers die Flügel zerschossen hat. »Ist das nicht ein trauriges Schauspiel für die Menschheit? Eine Schande für die Regierung! Unsere Soldaten sind entweder niedergeschossen oder gefangen, unsere Flotte ist entmastet! Es ist dies ein Unglück für das ganze Volk und sehen Sie, ganz Neapel ist auf den Kais, um diesem traurigen Schauspiel beizuwohnen. Nun, wenn Sie können, verkleiden Sie sich, mischen Sie sich unter diese Menge, ohne erkannt zu werden, und Sie werden sehen, daß alle, die in Tuch gekleidet gehen, daß alle Reichen, Gelehrten, Patrizier, daß alle sich über unser Unglück freuen werden, während im Gegenteil die Halbnackten, die Unwissenden, die Armen weinen, wehklagen und die Franzosen verwünschen werden. Wenn die Franzosen kommen, so werden alle Ihre Ärzte, Ihre Gelehrten, Ihre

Fürsten sich ihnen anschließen. Wer wird ihnen entgegentreten? Das Volk! Wer wird sich für Sie, mein Herr, umbringen lassen? Die Lazzaroni!« – »Hm!« sagte der König, »die Narren sind sehr geistreich, daß sie für jemanden oder für eine Sache das Leben hingeben! Zum Teufel! Es ist ein so angenehmes Leben, mit dem Kopfe in dem Schatten und den Füßen in dem Sonnenschein dazuliegen und nur aufzustehen, um Polichinelle, Morra spielen oder Makkaroni essen zu sehen.« – »Wenn die Franzosen kommen, werden Sie es schon sehen!« – »Na!« sagte der König mit einer Gebärde, die nur ihm allein eigen war, »die sind noch weit, die Franzosen! Sie müssen zu Lande kommen, da das Meer von Engländern beherrscht wird, und die letzteren ihnen in Toulon zwanzig Kriegsschiffe verbrannt und fünfzehn mit fortgenommen haben. Dann sind doch auch, wenn Toulon auch wiedergenommen ist, Mainz und Valenciennes es noch nicht, und die Vendée macht dem Konvent viel zu schaffen. Die republikanische Armee hat die Schlacht bei Wattigny gewonnen; wo liegt denn nur Wattigny? Ich glaube in Frankreich, nach Lille zu. Es liegt auf dem Wege nach Flandern und nicht auf dem Wege nach Neapel. Von anderer Seite habe ich sagen hören, daß unsere Verbündeten, die Engländer, Sankt Domingo genommen hätten.« – »Ich sage ja auch nicht, mein Herr, daß die Jakobiner in Frankreich, sondern daß die Jakobiner in Neapel zu fürchten sind.« – »Nun, die Jakobiner von Neapel, meine liebe Schulmeisterin, können Sie ja durch Medici festnehmen lassen; Sie haben Vanni, Guidobaldi und Castelcicala, welche Sie verurteilen können, und den Maestro Donato, der die Verurteilten hängen kann. Ich überlasse sie Ihnen, machen Sie mit ihnen, was Sie wollen. Nur möchte ich gern Cottugno behalten, der ein guter Arzt ist, und mein Temperament genau kennt; für alle übrigen aber, für die Gelehrten, Juristen, die Adeligen, die Conforti, die Pagano, die Caraffa, würde ich keine Prise dieses guten spanischen Tabaks hingeben, den mir mein Bruder Karl IV. zum Geschenk gemacht.... Ah, da fällt mir ein, daß ich mein Jagdjournal mit dem seinigen verglichen und gefunden habe, daß ich seit letztem Januar bis heute, also in einem Jahre weniger einige Tage, ein Drittel mehr Wild als er erlegt habe.« – »Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu,« sagte die Königin, indem sie die Achseln zuckte. »Es ist allerdings eine sehr interessante Beschäftigung, in den gegenwärtigen Verhältnissen vom Morgen bis zum Abend zu jagen.« – »Glauben Sie denn, Madame, daß es die Revolutionäre verhindert haben würde, Toulon wiederzunehmen, wenn ich nicht gejagt hätte?« – »Ich weiß wirklich nicht,

mein Herr,« sagte Karoline mit Verachtung, »ob Sie mehr Philosoph als Logiker, oder mehr Logiker als Philosoph sind, und ich rate Ihnen daher, sich einer dieser Wissenschaften oder beiden zu widmen, wenn Sie wollen, während ich Ihre Erlaubnis, die Talente Medicis, Vannis, Guidobaldis, Castelcicalas und die Donatos zu benutzen, annehmen werde. Gehen Sie, mein Herr, vergessen Sie Ihren Dolch nicht, behalten Sie ihn im Auge, denken Sie über die Worte nach, die um ihn herum geschrieben standen, und es werden heilsame Reflexionen daraus für Sie erwachsen. Gehen Sie heute auf die Jagd?« – »Nein, Madame, ich fische.« – »Ah, der Augenblick ist wirklich gut dazu gewählt! Fischen Sie, mein Herr! Fischen Sie nur, und wenn Sie zurückkommen, teilen Sie mir etwas über Ihre Fische mit.«

Der König, der sich bereits erhoben und einen Schritt nach der Tür gemacht hatte, blieb stehen. »Sie haben recht,« sagte er, »ich werde den Fischfang abstellen. Ich werde mich heute damit begnügen, einige Fasanen in Capodimonte zu schießen.« – Und er ging hinaus.

Karoline ließ den General Acton zu sich bescheiden und beide beschlossen:

»Daß noch an demselben Tage, zum Vorteil des Staatsschatzes, eine große Anzahl Kirchengüter veräußert werden sollten;

daß Neapel mit einer außerordentlichen Steuer von wenigstens hunderttausend Dukaten und der Adel mit einer Steuer von hundertundzwanzigtausend Dukaten zu belegen seien;

daß die Kirchen, die Klöster und die Kapellen von ihren goldenen und silbernen Gefäßen die hergeben sollten, die nicht durchaus gebraucht würden;

daß die Bürger ihre Kleinodien und Pretiosen verkaufen, dem Staatsschatz den Erlös derselben überliefern und dafür auf einen gewissen Termin ausgestellte Bankanweisungen erhalten sollten;

und daß endlich die Regierung, ohne sich an den etwaigen Lärm zu kehren, der daraus entstehen könnte, sich der öffentlichen Banken bemächtigen sollte.«

Zweihundertfünfzig Millionen waren das Ergebnis dieses Fischzuges.

Außerdem erhielt die Staatsjunta von der Königin selbst den Befehl, ihr Amt zu beginnen, was sie denn auch dadurch tat, daß sie auf Marie Karolinens Befehl hundert Personen festnahm.

63. Kapitel.

Wir wollen hier einige Worte über den Verbrecher oder vielmehr über den ersten Unschuldigen sagen, der so vielen Opfern den blutigen Weg zum Schafott und zum Galgen öffnete. Da die Königin sich in Neapel befand, um das Osterfest daselbst zu feiern, was sie niemals unterließ, so hörten wir erzählen, daß die Kirche del Carmine, eine der berühmtesten Kirchen Neapels, durch eine furchtbare Ruchlosigkeit geschändet worden sei. Ich muß jedoch erst etwas über die Kirche del Carmine selbst sagen. Die Kirche del Carmine war von der Königin Elisabeth, der Mutter des jungen Conradin, gegründet worden. Elisabeth kam mit einem goldbeladenen Schiff, um ihren Sohn aus den Händen des Herzogs von Anjou oder vielmehr aus denen des Königs von Neapel loszulaufen, allein sie kam zu spät. Das Gold, mit welchem sie das unglückliche Kind hatte loslaufen wollen, ward nun zum Bau einer Kapelle verwendet, in welcher man die irdischen Überreste Conradins und die des Herzogs von Österreich, seines Freundes, der, da er nicht ohne ihn leben konnte, mit ihm sterben wollte, beisetzte.

Im Jahre 1438 schoß René d'Anjou, als er Neapel belagerte, eine Kugel nach dem großen Kruzifix, welches oben auf dem Altar angebracht war, unter welchem Conradin begraben lag. Das Kruzifix neigte jedoch den Kopf auf die rechte Schulter, so daß die Kugel daran vorbeiflog, ohne es zu berühren; und in die Mauer hineinfuhr. Das Kruzifix stand bereits in dem Rufe großer Heiligkeit. Durch ein ganz eigentümliches Wunder des Himmels wachsen auf seinem Haupte Haare, wie auf einem lebendigen Haupt, und an jedem Ostertage schneidet der Syndikus von Neapel das Haar mit einer goldenen Schere ab. Nachdem er dem Könige, der Königin und den königlichen Prinzen einen Teil von diesen Haaren gegeben, verteilt er die übrigen unter die Gläubigen.

In dem Kreuzgange dieser Kirche ward auch Masaniello 1647 ermordet. So stand denn die Kirche del Carmine, welche an den Altmarkt, also an den bevölkertsten Teil von Neapel stößt, wegen dieser halb historischen, halb religiösen Traditionen, nicht nur bei den Lazzaroni, sondern auch bei den anderen Klassen der Gesellschaft in hohem Ansehen. Am Ostersonntag 1794 nun, gerade in dem Augenblicke, wo der Priester die Hostie emporhielt, ließen sich abscheuliche Gotteslästerungen hören und ein bleicher Mann mit emporgesträubtem Haar, schweißbedeckter Stirn und schäumendem Munde bahnte sich, indem er rechts und links um sich schlug, einen Weg durch die Menge, stürzte auf den Altar zu, schlug den Priester auf die Wange, riß ihm die Hostie aus den Händen und zertrat dieselbe mit den Füßen. Im Mittelalter würde man gesagt haben, dieser Mann sei vom Teufel besessen und man hätte ihm denselben ausgetrieben. Im achtzehnten Jahrhundert betrachtete man ihn wie einen Gotteslästerer und Tempelschänder, einen Verbreiter der schändlichen Prinzipien Frankreichs und man machte ihm den Prozeß. Dieser war nicht lang. Der Schuldige leugnete nicht nur nichts, entschuldigte nichts, sondern leugnete auch im Angesichte der Richter Gott, Jesum und die heilige Jungfrau. Er hieß Tommaso, war aus Messina, siebenunddreißig Jahre alt, hatte drei Brüder und eine Schwester, keine Eltern mehr und hatte nicht einmal, soviel man wußte, eine Wohnung. So sagte er wenigstens.

Die Geistlichkeit zog großen Vorteil aus diesem Vorfall. Sie sagte, daß dieser Mann die Ruchlosigkeit der Zeit repräsentierte und ein lebendiges Symbol der Verderbtheit wäre, in welche die revolutionären Prinzipien die Menschen gestürzt hätten. Was die Richter betraf, so glaubten sie den Abscheu, den ein solches Verbrechen in ihnen erweckte, nicht deutlich genug ausdrücken zu können. Sie verurteilten den Schuldigen nicht nur zum Tode am Galgen, sondern er sollte auch auf dem Wege zur Richtstätte einen Knebel im Munde tragen, weil man fürchtete, daß die Lästerungen, welche er in seiner letzten Stunde ausstoßen würde, den guten Christen ein Greuel sein könnten. Außerdem sollten drei Tage vor der Hinrichtung in allen Kirchen öffentliche Gebete gelesen werden, damit dieses Verbrechen gesühnt würde. Nur zwei Richter, der Präsident Cito und der Rat Potenza, waren gegen die Todesstrafe und verlangten, daß Tommaso Amato in ein Irrenhaus gebracht würde.

Der 17. Mai, ein Sonnabend, ward für die Hinrichtung bestimmt. Man führte den Verurteilten durch alle Straßen Neapels, nur mied man diejenigen, welche in der Nähe des königlichen Palastes lagen, weil man in einer derselben dem König hätte begegnen und eine solche Begegnung den Verurteilten hätte retten können. Die Geistlichkeit wollte ganz Neapel zeigen, was ein Gotteslästerer war. Endlich führte man den Verurteilten auf den Marktplatz, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Die *Vianchi*, das heißt die Glieder der Bruderschaft, welche das traurige Vorrecht genießen, die Verurteilten in ihrer letzten Stunde moralisch und physisch zu stützen, begleiteten ihn, wie auch zehn bis zwölf andere Bruderschaften von allen Farben, die in Neapel existieren. Trotz des langen und ermüdenden Weges, welchen der Verurteilte zurückgelegt, hielt ihn doch eine gewisse fieberhafte Aufregung aufrecht. Er stieg die Leiter mit so festem Tritt hinauf, als ob er nicht gewußt hätte, daß jede Stufe ihn dem Tode näherführte. Als die Hinrichtung vorüber war, warf man seine Leiche auf einen Scheiterhaufen, worauf man die Asche des Scheiterhaufens, mit der sich die seinige vermischt hatte, in alle vier Winde streute. Noch an dem Abend des Tages, an welchem diese Hinrichtung ganz Neapel mit Schrecken erfüllte, kam ein Brief des Generals Danero, Gouverneurs von Messina, welcher bat, daß man einen unglücklichen Wahnsinnigen, Namens Tommaso Amato, der aus dem Hospitale von Messina entflohen wäre, zurückschicken möchte. So geheim man diesen Brief auch zu halten versuchte, so ward derselbe dennoch bekannt, und ganz Neapel wußte, da die Jakobiner sich beeilten, die Nachricht zu verbreiten, daß die Richter die Aufregung eines Wahnsinnigen für die Ruchlosigkeit eines Atheisten gehalten hatten. Dieser Irrtum, welcher dem Eifer der Richter hätte Einhalt tun sollen, schien denselben im Gegenteil gerade zu verdoppeln. Sie bestimmten, daß die Tribunalsitzungen ohne Unterbrechung fortdauern sollten und daß nur zur Essens- und Schlafenszeit Ausnahmen stattfinden dürften.

Zu derselben Zeit ungefähr war es auch, daß England, welches die Niederlage von Toulon rächen wollte, beschloß, gegen Korsika zu Felde zu ziehen. Das Kabinett von St. James hatte schon seit langer Zeit die Kräfte Paolis erprobt und wußte, daß es auf diesen Mann den seine Landsleute für den Größten hielten, der je in ihrem Lande geboren worden, rechnen könnte.

Die Königin war von diesem Plane durch Sir William Hamilton oder vielmehr durch mich unterrichtet. Es handelte sich nämlich darum, sie dahin zu bringen – und das war nicht schwer – daß sie, dem Vertrage zwischen England und dem Königreiche beider Sizilien gemäß, ihre Truppen mit denen der Engländer vereinigte. Hierauf ließ der König das Gerücht verbreiten, daß er für diese Expedition zehn Millionen aus seiner Privatschatulle gegeben habe, die Königin zeigte sich auf den Promenaden und im Theater mit falschen Diamanten geschmückt und sagte, daß sie ihre echten Edelsteine den Bedürfnissen des Staates geopfert habe. Nelson ward mit der Belagerung von Calvi beauftragt. Eine Kugel, die einige Schritte von ihm in den Boden schlug, schleuderte einen Hagel von Kieseln in die Höhe. Einer dieser Kiesel traf Nelson am linken Auge und schlug es ihm aus. Wenn man wissen will, aus welchem Metalle das Herz dieses rauhen Seemanns bestand, welchem die Kugeln Frankreichs ein Glied nach dem andern abrissen, bis er es endlich, für zwei vernichtete Flotten, bei Trafalgar niederschmetterte, so muß man den Brief lesen, den er noch an demselben Tage, wo er die furchtbare Wunde erhielt, an den Admiral Hood schrieb:

»Mein lieber Lord!

Aus den Nachrichten, die Sie über die Schlacht erhalten haben, ist Ihnen wahrscheinlich nichts von einer allerdings an und für sich sehr unwichtigen Sache bekannt geworden. Es handelt sich nämlich um eine leichte Wunde, die ich heute Morgen erhalten habe, und die leicht sein muß, da ich Ihnen heute Abend noch schreiben kann.

Seien Sie meiner aufrichtigsten Hochachtung und Treue versichert. *Horace Nelson*.«

Sir William und ich, wir erhielten auch Nachricht von dieser *leichten Wunde*, ohne zu ahnen, daß damit der Verlust eines Auges gemeint war. Die Königin, die noch nicht voraussehen konnte, welche Dienste Nelson ihr einige Jahre später leisten würde, nahm dennoch ein gewisses Interesse an dem Vorfalle. Als der König erfuhr, daß Nelson ein Auge verloren hatte, fragte er: »Welches denn?«

»Das linke, Sire,« antwortete man.

»Gut,« sagte er, »das wird ihn also nicht hindern, auf die Jagd zu gehen.« – Schon lange hatte ich, seitdem ich in Neapel war, einen Ausbruch des Vesuvs zu sehen gewünscht und ich hatte Sir William lachend gebeten, daß er, da er so vertraut mit dem Vulkane wäre, diesem doch befehlen möchte, für mich ein tüchtiges Erdbeben hervorzurufen. Mein Wunsch war erfüllt. Am 12. Juni abends kam Sir William und da ich noch bei der Königin war, so holte er mich bei der letzteren ab. »Madame,« sagte er zu mir, nachdem er die beiden Majestäten begrüßt hatte, »ich komme soeben von dem Observatorium. Sie haben einen mit einem Erdbeben verbundenen Ausbruch des Vesuvs gewünscht, und wenn ich den Voranzeigen glauben darf, so werden Sie bald einen sehen und zwar einen sehr schönen.«

»Gut,« rief der König, »weiter fehlte uns nichts!«

»Mein Herr,« sagte die Königin, »es gibt Augenblicke, in denen die Natur an den Ereignissen des menschlichen Lebens teil zu nehmen und mit in den Zorn der Menschen auszubrechen scheint. Sie wissen doch, welche Anzeichen dem Tode Cäsars vorausgingen.« – »Meiner Treu, nein, Madame. Ich habe Sir William einmal von etwas wie von einem Kometen sprechen hören, allein die Kometen sind mir ziemlich gleichgültig, während mir die Erdbeben Furcht einflößen, erstens mir persönlich, wie alle Gefahren, deren Ursache ich nicht vollkommen begreife, und zweitens ruinieren sie mich durch die Wiederherstellungskosten ... Erinnern Sie sich noch, was mich das Erdbeben von 1783 gekostet hat?« – »Ich hoffe, daß Sie im vorkommenden Falle,« erwiderte die Königin, »nicht nach diesem Erdbeben wieder dieselben Torheiten begehen werden, denn wir können jetzt einen besseren Gebrauch von unserem Gelde machen, als es zum Wiederaufbau der Hütten Ihrer Calabreser verwenden.« – »Vielleicht wäre es aber dazu besser angewendet, als daß wir es in einem Krieg gegen Frankreich ausgeben. Frankreich ist ein furchtbarer Vulkan, Madame, der nicht nur die Hütten, sondern die Paläste umstürzt.«

»Fürchten Sie nicht, daß die Jakobiner von Paris Ihnen Caserta und Portici nehmen?« – »O, o!« – Die Königin zuckte die Achseln.

»Sagen Sie, was Sie wollen, Madame,« fuhr Ferdinand fort, »ich fürchte die Jakobiner von Paris mehr als die von Neapel. Zum Teufel! Ich kenne mein Neapel! Ich bin hier geboren und mit drei F mache ich, was ich will.« –

»Und welche sind diese drei F?« fragte ich lachend den König. – »Wie, meine liebe Emma,« sagte die Königin, »du kennst nicht den beliebten Wahlspruch des Königs?« – »Nein, Madame.« – »Mit drei F regiert man ganz Neapel: »*Forca, Festa, Farina*.«. – »Ist dies auch Ihre Meinung, Madame?« fragte ich lachend. – »Meine Meinung ist die, daß zwei F zuviel sind und daß die ›Forca‹ allein genügt.« – »Es droht uns also ein Erdbeben; wenigstens meinen Sie es wohl, Sir William?« – »Ich fürchte es.« – Der König klingelte, ein Diener erschien an der Tür.

»Laß anspannen,« befahl der König.

»Wo wollen Sie denn hin?« fragte Karoline. – »Nach Caserta,« erwiderte Ferdinand. »Und Sie?« – »Ich bleibe hier.« – »Und Sie, Madame?« fragte mich der König. – »Wenn die Königin bleibt, so bleibe ich auch,« erwiderte ich. – »Und Sie, Sir William?«

»Sire, mir ist es gerade recht, dieses Phänomen in der Nähe studieren zu können.« – »Dann studieren Sie, mein Freund, studieren Sie! Zum Glück sind Sie weder korpulent, noch leiden Sie an Asthma wie jener römische Gelehrte, der in Stabia erstickte. ... Wie hieß er nur?« – »Plinius, Sire.« – »Ja Plinius, so hieß er. Nun sagen Sie einmal, ich wüßte nichts vom Altertum, Madame?« – »Ah, mein Herr, wer hat Ihnen denn je einen solchen Vorwurf machen können? Wenn man den Herzog von San-Nicandro zum Lehrer gehabt hat, so weiß man alles.« »Nun, Madame,« sagte der König, »man weiß schon sehr viel, wenn man weiß, daß man nichts weiß. Weil ich anstatt der Intelligenz Instinkt besitze, so ergreife ich die Flucht. Viel Vergnügen, meine Damen! Viel Vergnügen, Sir William!« – Und als der Diener wieder erschien, um zu melden, daß angespannt sei, rief der König: »Hier bin ich!« und eilte hinaus. Einen Augenblick darauf hörten wir das Rollen des Wagens, der Seine Majestät aus Neapel hinwegführte.

64. Kapitel.

Marie Karoline war von Natur tapfer und mutig und sie liebte es besonders, wenn der König einen neuen Beweis seiner Feigheit lieferte, einen Beweis ihres Mutes zu geben. Obgleich die Luft drückend war, obgleich der

Sirocco, dieser Wind, den jeder Neapolitaner für seinen persönlichen Feind hält, heftig wehte, so schlug sie sowohl mir, als auch Sir William vor, mit ihr, sozusagen, der Gefahr entgegenzugehen und durch die Marina bis zur Magdalenenbrücke zu fahren. Sir William besaß die mutige Kaltblütigkeit eines wahren englischen Gentleman, und wenn es sich um wissenschaftliche Dinge handelte, so trieb er diese Kaltblütigkeit bis zur Verwegenheit. Er nahm daher den Vorschlag der Königin mit Freuden an. Ohne den wissenschaftlichen Enthusiasmus meines Gemahls zu teilen, ohne den launenhaften Wunsch nach Abenteuern der Königin zu besitzen, konnte ich mich dennoch nicht weigern, wenn beide eine vielleicht nur eingebildete Gefahr suchten, es gleichfalls auf diese Gefahr ankommen zu lassen. Ich hätte es allerdings lieber gesehen, wenn ich hätte zurückbleiben und das Erdbeben abwarten können, allein die Scham bewog mich, ihm entgegenzugehen. Als es Mitternacht schlug, stiegen wir unter dem Portal des Palastes in den Wagen.

»Nach der Magdalenenbrücke!« befahl die Königin.

Der Kutscher gehorchte, fuhr über den Largo del Castello und noch ehe die Uhren die zwölfte Stunde ausgeschlagen hatten, waren wir auf dem Molo. Der afrikanische Wind hatte sich vollständig gelegt, die wenige Luft, die man einatmete, war mit Schwefel geschwängert und trotz des Rollens des Wagens hörte man das unterirdische Geräusch, welches den großen vulkanischen Explosionen vorangeht und der ganzen Natur ein unbestimmtes Vorgefühl der Gefahr einflößt, noch ehe die Gefahr selbst vorhanden ist. Das Meer bewegte sich, nicht in langen, übereinanderrollenden Wellen, wie wenn ein Sturm im Anzuge ist, sondern es kochte wie ein über dem Feuer hängender Kessel und das Kochen stieg von dem Boden auf die Oberfläche. Dieses Sieden machte den ganzen Golf, der von Phosphor funkelte, zu einem großen Feuerspiegel. Der Mond schwamm in einem aschfarbenen Dunst. Um elf war er hinter dem Vulkan aufgegangen, und obgleich er kaum im zweiten oder dritten Tage des Abnehmens stand, so glich er, als er über dem Krater aufstieg, einer ungeheuren, aus einem kolossalen Mörser in die Luft geschleuderten Bombe. Die ganze beklagenswerte Einwohnerschaft des Basso Porto hatte sich in die Höhlen verkrochen, die sie sich unter den Häusern gegraben und das Rollen des Wagens war das einzige, was die Einsamkeit der engen und

dunklen Gäßchen störte, welche nach den Kais führten. Einige unruhige und verirrte Hunde suchten sich auf ihren vier Beinen festzuhalten, als ob sie die Erde bereits unter sich zittern fühlten, und heulten den Mond kläglich an. Ich faßte die Hand der Königin.

»Was fehlt dir?« fragte sie. »Deine Hand ist ja eiskalt!« – »Ich fürchte mich,« erwiderte ich. – »Beruhigen Sie Ihre Gemahlin doch, Mylord,« sagte die Königin, »denn sonst könnte sie ohnmächtig werden.« – In diesem Augenblicke blieb ein Mann, der trotz der drückenden Hitze in einen Mantel gehüllt war, stehen und sah erstaunt den Wagen vorbeifahren. Und allerdings war dies, obgleich Sir William uns begleitete, keine Stunde, zu welcher Frauen gewöhnlich und besonders in einem solchen Viertel, spazierenfuhren.

»Königin Karoline,« sagte dieser Mann, »Sie versuchen Gott!« Und er verschwand in einem kleinen überwölbten Gäßchen, welches das Seufzergäßchen heißt, weil die zum Tode Verurteilten durch dieses Gäßchen gehen und von hier das Schafott zuerst erblicken. »O mein Gott, Madame!« rief ich aus, »wer war denn das?«

»Irgendein von Vanni vergessener Jakobiner, der mir droht, weil er nichts anderes tun kann,« flüsterte die Königin. Wir kamen bis zur Magdalenenbrücke, an der hohen Statue des heiligen Januarius aber wollten die Pferde durchaus nicht weiter. Der Kutscher peitschte vergebens auf sie los, sie gingen nicht, bäumten sich und drängten sich rückwärts an die Brustwehr der Brücke. »Madame, Madame!« rief ich, indem ich die Hand der Königin faßte, »dieser Mann war kein Feind, sondern vielmehr ein Freund. ... Fahren Sie nicht weiter! versuchen Sie Gott nicht!«

»Was ist denn mit deinen Pferden, Gaetano?« fragte die Königin.

»Ich weiß es nicht, Madame,« sagte der Kutscher, »sie wollen durchaus nicht an der Statue des heiligen Januarius vorüber.«

»Ist jemand oder etwas auf dem Wege, was sie erschrecken könnte?«

«Ich sehe nichts, Madame; die Tiere sehen aber oft Dinge, welche die Menschen nicht sehen.«

»Haben Sie gehört, was dieser Dummkopf schwatzt?« fragte die Königin Sir William.

»Madame,« erwiderte dieser, »Ihr Kutscher konstatiert eins der Probleme der Natur, ohne es zu erklären. Es ist bis zur Evidenz erwiesen, daß bei Finsternissen, Erdbeben, kurz bei allen großen Erschütterungen der Natur, die Tiere von ihrem Instinkt davon benachrichtigt werden, noch ehe der Mensch durch seinen Verstand gewarnt ward. Allem Anscheine nach wird der Berg bald etwas von sich hören lassen.« – Und als ob der Vesuv nur diesen Augenblick abgewartet hätte, um seinem Zorne Luft zu machen, ließ sich mit einem Male ein schreckliches Brüllen vernehmen und ein heftiger Stoß schleuderte den Wagen ein Stück rückwärts. Die Pferde wieherten und ohne irgendeine Bewegung zu machen, bedeckten sie sich mit Schweiß, wie das Meer sich mit Schaum bedeckt. »Madame, Madame!« rief der Kutscher, »ich sagte es wohl, daß meine Pferde etwas sähen, was ich nicht bemerke. Sehen Sie, sehen Sie!«

Und er zeigte mit dem Finger auf den Gipfel des Berges. Ein schwarzer, dicker Rauch begann aus dem Krater in vertikaler Richtung wie ein ungeheurer Turm aufzusteigen. Durch diesen Rauch zuckten Blitze, auf die furchtbare Donnerschläge, die einer Batterie von wohl hundert Kanonen glichen, folgten. Die Königin faßte meine Hand und drückte dieselbe. Dieses eherne Herz begann Furcht zu fühlen. Ich sank beinahe ohnmächtig zusammen. Sir William war entzückt.

»Wenn Ihre Majestät durchaus hier bleiben wollen,« sagte Gaetano mit zitternder Stimme, »so bitte ich die Herrschaften inständig, auszusteigen, denn ich kann nicht mehr für meine Pferde stehen.« In diesem Augenblicke erdröhnte ein furchtbarer Donnerschlag, wir empfanden einen heftigen Stoß und es war mir, als ob alles um mich herum schwankte.

»Madame, um Himmels willen!« rief ich, »wir wollen umkehren, wir wollen umkehren!« Die Königin brauchte das jedoch nicht erst zu befehlen, denn mit einer Bewegung, welche die Hand des Kutschers ohnmächtig machte, drehten sich die Pferde von selbst um und jagten dann, ohne daß sie aufzuhalten waren, im tollsten Galopp die Brücke hinab und die Marina entlang.

»Madame, Madame!« rief der Kutscher, der sich vergebens festzuhalten suchte, »ich bin nicht mehr Herr meiner Pferde.«

»Nun, dann schütze uns Gott!« sagte die Königin.

Ein neuer Donnerschlag, furchtbarer als alle bisherigen, erdröhnte; ich fühlte, wie ein Schauder durch meine Adern rieselte und ward vor Schrecken ohnmächtig. Als ich die Augen wieder öffnete, stand der Wagen, Gaetano hielt die Pferde am Gebiß und wir befanden uns dem Seufzergäßchen gegenüber. In dem Augenblicke, wo der Wagen eben an der Biegung des Kais zerschellen wollte, war derselbe Mann, der der Königin zugerufen, Gott nicht zu versuchen, den Pferden in den Zügel gefallen und hatte sie in der Gefahr, von ihnen zertreten zu werden, mit übermenschlicher Kraft zum Stehen gebracht. Der Stoß war so heftig gewesen, daß Gaetano von seinem Sitze geworfen worden war. Er hatte sich jedoch sogleich wieder erhoben und die Pferde beim Gebiß gefaßt.

Als der Unbekannte sah, daß der Kutscher wieder Herr seiner Tiere war, hatte er sich entfernt und war verschwunden. Ich hatte nichts gesehen. Ich erwachte wie aus einem Traume. Die Königin ließ mich an ihrem Flakon riechen. »O, Gott sei Dank!« rief ich aus, als ich wieder zu mir kam, »daß Ew. Majestät kein Unglück zugestoßen ist!« Und ich warf mich in ihre Arme, indem ich sie mit Tränen und Küssen bedeckte. Dies war vielleicht seltsam, die Königin übte aber auf mich dieselbe Kraft aus, wie der Magnetiseur auf den Magnetisierten. Wenn ich bei ihr war, so war es mir stets, als ob meine Seele fortwährend strebte, aus meinem Körper zu fliehen und sich mit der ihrigen zu vereinigen. Gaetano stieg wieder auf seinen Sitz und die Pferde schienen wie durch einen Zauberspruch beruhigt zu sein, so daß wir glücklich im Palais anlangten. Ich war wie zerschlagen. Die Königin befahl mir, mich auf mein Zimmer, welches an das ihrige stieß, zu begeben und mich zu Bett zu legen. Sir William bat um die Erlaubnis, auf die Terrasse des Palastes gehen zu dürfen, um von da aus die Phänomene des Vulkans besser beobachten zu können. Ich glaube, daß er sich, um ein geologisches Problem zu lösen, wie Empedolles in den Krater gestürzt und seinen Pantoffel auf dem Gipfel des Berges zurückgelassen hätte.

Ich sah weiter nichts von dem Erdbeben, man erzählte aber Folgendes davon: Die Stöße folgten schnell aufeinander, indem sie sich besonders von

Norden nach Süden, also von Portici nach Torre-del-Annunziata, erstreckten. Wie immer, blieb Neapel auch diesmal verschont. Gegen drei Uhr des Morgens bedeckte sich der Weg längs des Fußes des Berges mit Flüchtlingen, die ihre Wohnungen verließen und wie hinter einem Wall hinter der Magdalenenbrücke oder vielmehr hinter der Statue des heiligen Januarius, der von dem höchsten Punkt der Brücke die Stadt beschützt, Zuflucht suchten. Die Sonne war hell am reinen Himmel aufgestiegen, bald aber hatte sich die Rauch- und Aschensäule, die aus dem Krater des Vesuvs emporstieg, über das ganze Firmament verbreitet. Die Wasser, welche der Spiegel des Himmels sind, überzogen sich mit grauer Farbe und das Tageslicht verschwand allmählich wie bei einer Finsternis. Als ich mich erhob, hätte man schwören mögen, daß es abends um acht und nicht frühmorgens um zehn Uhr sei.

Von diesem Augenblicke an bis zum übernächsten Morgen, also vom 13. bis zum 15. Juni, zeigte sich die Sonne nicht mehr, das Toben im Berge verdoppelte sich und die Finsternis ward mit jeder Minute dichter. Am folgenden Morgen wäre es, wenn die Uhren den Lauf der Zeit nicht angezeigt hätten, geradezu unmöglich gewesen, zu sagen, ob es Morgen, Abend oder Nacht sei. Die Finsternis war so groß, daß man sich in Chiaja und in Toledo, das heißt in den beiden größten Straßen Neapels, in einem finstern Zimmer zu befinden glaubte. Der Kardinal-Erzbischof holte aus der Kathedrale, von allen Geistlichen der Stadt begleitet, die vergoldete Büste des heiligen Januarius und begab sich damit, von dem ganzen Adel, welcher Gebete sprach, und von dem ganzen Volk, welches Hymnen sang, begleitet, auf die Magdalenenbrücke, wo er den heiligen Beschützer der Stadt um Gnade anflehte. Die Königin hörte die Messe, die dieser Zeremonie voranging, da ich aber protestantisch war, konnte ich nicht mitgehen. Wenn das Volk eine Ketzerin in einer Kirche gesehen hätte, so wäre es imstande gewesen, mir die Katastrophe zuzuschreiben und mich in Stücke zu zerreißen. Der Erzbischof, der Adel und das Volk beteten von zwei Uhr nachmittags bis zum Abend auf der Brücke. Wenn ich aber sage Abend, so ist dies unrichtig, denn es gab jetzt weder Tag noch Abend und nur die Glocken, welche das Ave Maria läuteten, zeigten die Wiederkehr der Nacht an.

In der Nacht vom 15. zum 16. zog ein Knall, als ob eine Pulvermühle in die Luft flöge, aller Aufmerksamkeit an, denn die ganze Bevölkerung von Neapel war auf den Straßen. Die furchtsamsten der Bewohner lagen mit dem Gesicht auf der Erde und die minder erschreckten lagen auf den Knien oder beugten sich wenigstens unter der Last des furchtbaren Ereignisses. Eine unermeßliche Feuergarbe flog aus dem Krater bis an den Himmel und fiel dann in flammenden Trümmern auf den Abhang des Berges. Hierauf quoll aus dem Gipfel des Berges ein doppelter Feuerstrom, wovon sich der eine Arm nach Resina, der andere nach Torre-del-Greco wandte.

Dreißigtausend Personen, Männer, Frauen und Kinder, folgten erstarrend diesem doppelten Lavastrom mit den Blicken. Die ganze Ebene, welche sich zwischen dem Vulkan und Resina ausdehnte und alle Landhäuser, welche auf dieser Ebene standen, wurden von Lava überströmt; an den Toren von Resina aber stand die furchtbare Überschwemmung, wie auf ein überirdisches Gebot, plötzlich still. Zum Unglück geschah dies nicht bei Torre-del-Greco. Eine frühere Lavaüberschwemmung hatte die Hälfte der Stadt bedeckt, war dann plötzlich stillgestanden und hatte eine dunkle Klippe gebildet, welche beinahe hundert Meter weit den von der Lava verschonten Teil der Stadt umgab. Auf dieser Klippe hatte sich, wie auf einem neuen tarpesischen Felsen, eine neue Stadt erhoben und den verbindenden Teil zwischen der alten und der neuen Stadt bildete eine in die Lava gehauene Treppe. Diesmal ward nun sowohl die alte, wie die neue Stadt vollständig verheert und überschwemmt. Der vulkanische Strom durchfloß die neue Stadt an ihrer Basis und von der Höhe der Klippe riß er sie wie einen feurigen Katarakt auf die alte Stadt herab, welche er verschlang und bis an die höchsten Häuser und den Glockenturm überdeckte. Dann stürzte der Strom, welcher die Trümmer zweier Städte mit sich fortriß, dem Meere zu, wo er einen Damm bildete, hinter welchem die Schiffe Schutz finden konnten. Dies geschah alles in der Nacht vom 15. zum 16., als ob die schreckliche Katastrophe, um den Gipfelpunkt ihrer Furchtbarkeit zu erreichen, des Schreckens bedurft hätte, welchen die Finsternis einflößt.

Am Morgen des 16. erschien die Sonne, die man drei Tage lang nicht gesehen, wieder am heiteren Himmel. Ein Teil des Vesuvs war vom Vesuv selbst verschlungen worden; der höchste Teil des Berges war in den Krater

gestürzt und da er von einer Höhe nun mehr als tausend Meter herabstürzte, hatte er den Krater eingedrückt und dabei mit einem furchtbaren Getöse die ungeheure Feuergarbe aufsprühen lassen, die das Meer in einer Runde von zehn Meilen erleuchtet und die beiden Lavaströme hatte austreten lassen, die das Land überschwemmt hatten. Durch diesen Sturz ward der Kegel des Berges, der bis dahin der niedrigste gewesen, der Beherrscher der Lüfte. Während dieser Trauer- und Schreckensstunden hörten alle Arbeiten, nur nicht die der Staatsjunta, auf, denn einige von ihr erlassene Aktenstücke datieren von den drei Tagen des Erdbebens. Der Zorn Gottes hatte den Zorn der Könige nicht besänftigt. An dem Morgen nach der Nacht, in welcher durch das Durchgehen der Pferde das Leben der Königin und das unsrige in Gefahr schwebte, und in welcher wir durch die wunderbare Dazwischenkunft des geheimnisvollen Unbekannten gerettet worden waren, hatte die Königin den Polizeichef zu sich beschieden und diesem befohlen, die genauesten Nachforschungen zur Entdeckung ihres Retters anzustellen. Alle Mühe war jedoch nutzlos und obgleich der Polizeichef seine geschicktesten Agenten ausgeschickt hatte, so vermochte doch keine Hand den Schleier zu lüften, der auf diesem seltsamen Ereignisse ruhte. Der König schrieb am 15., daß er, da das Wetter sich wieder aufgeheitert habe, am 17. auf die Jagd gehen, und folglich erst den 18. zurückkommen werde.

Vom dem, was in Neapel oder dessen Umgebungen hätte geschehen können, erwähnte er kein Wort. Ihm selbst war kein Unglück zugestoßen, alles andere war ihm gleich.

65. Kapitel.

Ich habe mit wenigen Worten die Verurteilung und den Tod Tommaso Amatos, eines der ersten Opfer der Junta, erzählt, bei dessen Prozeß notwendig das Verbrechen der Gotteslästerung erst bestraft werden mußte, ehe man gegen die Verbrechen der Majestätsbeleidigung vorschreiten konnte. Gleich nach der Abreise des Admirals Latouche-Tréville hatten die Festnehmungen begonnen. So waren einige der Gefangenen jetzt fast vier Jahre in Haft. Es handelte sich um rund fünfzig Angeklagte. Der Fiskalprokuratur, Basilio Palmieri, hatte bei Eröffnung des Prozesses gesagt, daß er Beweise gegen zwanzigtausend Menschen hätte. Inzwischen

hatte er beschlossen, dreißig der Angeklagten zum Tode zu verurteilen, das heißt nach vorheriger Anwendung der Tortur. Das Tribunal aber begnügte sich damit, drei zur Todesstrafe, drei zu den Galeeren und dreizehn zu leichteren Strafen zu verurteilen. Die übrigen wurden freigesprochen. Das Haupt der Verschwörung war ein gewisser Pietro di Falco. Er legte Bekenntnisse ab und offenbarte den Plan der Verschworenen, aber ohne, daß diese Bekenntnisse jemals öffentlich abgelegt wurden. Man schickte den Ankläger auf die Insel Tremiti, ohne daß man ihn je seinen Mitschuldigen gegenübergestellt hatte. Die Wahl der Richter hinsichtlich der Todesstrafe war seltsam. Man hätte meinen sollen, sie wollten ein Opfer bringen, welches dem bleichen Gott angenehm wäre. Die drei Verurteilten waren drei junge Leute, fast drei Kinder, welche der aristokratischen Klasse angehörten, dem Alter nach noch Schüler, unbekannt mit der Welt, in die einzutreten sie noch nicht Zeit gehabt, und nur durch ihre Triumphe im Kolleg bei ihren Mitschülern bekannt. Das Alter aller drei zusammen machte nicht das Alter eines Greises aus. Der Älteste hieß Vicenzo Vitagliano und war zweiundzwanzig Jahre alt; der zweite hieß Emanuele de Deo und war zwanzig Jahre alt, und der dritte hieß Vicenzo Gagliani und war neunzehn Jahre alt. Durch die ganze Stadt tönte ein Wehruf, als man die verhängnisvolle Wahl der Junta und zugleich erfuhr, daß diese Wahl auf drei junge Männer gefallen war, die ›weiter kein Verbrechen begangen hatten,‹ als daß sie Dinge gesagt, über die es besser gewesen wäre zu schweigen, und daß sie dem Beifall gespendet, was erst einer Untersuchung bedurft hätte.« Das große Verbrechen, das sie begangen, bestand darin, daß sie sich das Haar hatten kurz schneiden lassen und zuerst die aus Frankreich durch den Schauspieler Talma bei Gelegenheit der ersten Aufführung des »Titus«, wie ich erzählt, aufgebrachte Mode angenommen hatten.

Ich muß gestehen, daß, als man mir diese Nachricht mitteilte, als man mir das Alter der Verurteilten nannte, als man mir sagte, wer sie waren und als man mir erklärte, daß sie unmöglich eine ernstliche Verschwörung beabsichtigt hätten, ich von tiefem Mitleid für diese drei Bäumchen ergriffen ward, die mit der Wurzel ausgerissen werden sollten, ohne daß sie Zeit gehabt, Früchte zu tragen.

Ich eilte zur Königin. Sie empfing mich mit strengem Gesichte und gerunzelter Stirn. »Willst du auch für sie bitten?« fragte sie. – »Und wenn

ich es nun wollte, Madame, würden Sie sich weigern, mir Gehör zu schenken?« – »Ja, denn ich habe mir fest vorgenommen, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen und deine Bitte würde nur eine nutzlose Mühe sein.« – »O Madame,« sagte ich, indem ich die Hände faltete, »so jung und so ungefährlich!« – »Allerdings gehören sie nicht zu denen, die Tarquinius dem Boten seines Sohnes bezeichnete; denn es waren die höchsten Mohnköpfe des Gartens, die er mit seinem Stabe abschlug.« – »O Madame, Sie geben das also selbst zu.« – »Siehst du, es gibt Augenblicke, in denen ich mich frage, ob die elenden Richter jene drei Kinder aus Dummheit oder aus Verrat gewählt haben; ich muß dir aber gestehen, daß ich für den Verrat bin.« – Ich sah die Königin erstaunt an. – »Du verstehst mich wohl nicht? Wenn ich jene begnadige, so bin ich verpflichtet, auch alle zu begnadigen, denn alle werden sich für so unschuldig wie jene halten, oder wenigstens sagen, sie wären es. Wenn ich sie hinrichten lasse, so wird man über solche Grausamkeit, solchen Kannibalismus ein lautes Geschrei erheben, alle Väter werden mich hassen, alle Mütter werden mir fluchen und wo eine Mutter ist, die einen zwanzigjährigen Sohn hat, wird sie diesen Sohn an ihr Herz drücken und sagen: ›Gott bewahre dich vor der fremden Königin, der Österreicherin!‹ wie man meine Schwester genannt hat.« – »O Madame, Sie sehen wohl, daß Sie zögern!« rief ich aus, »und wenn Sie zögern, so liegt der Grund darin, daß die Richter Unrecht haben.« – »Die Gerechtigkeit kann niemals Unrecht haben, Emma. Ich werde ihr also freien Lauf lassen.«

Ich stieß einen Seufzer aus und ließ den Kopf auf die Brust herabhängen, indem ich einige Worte leise vor mich hinsprach. »Was murmelst du denn da vor dich hin?« fragte Karoline. – »Ich danke Gott, daß ich keine Königin bin,« erwiderte ich. – Ein momentanes Stillschweigen herrschte, welches die Königin zuerst brach. – »Überdies ist das Urteil erst heute ausgesprochen worden, so daß wir noch drei Tage Zeit haben, einen Entschluß zu fassen. .... Du wirst heute abend hier bleiben. Guter Rat kommt über Nacht.« In diesem Augenblicke trat der König ein. Wie gewöhnlich grüßte er mich sehr höflich, indem er mir andeutete, wieder Platz zu nehmen und sich selbst neben seine Gemahlin setzte. – »Meine liebe Schulmeisterin,« sagte er zu derselben, »ich teile Ihnen hierdurch mit, daß ich drei bis vier Tage abwesend sein werde.« – »Und wo wollen Sie hin?« – »Ich will in Persano jagen.« – »Dachten Sie etwa, daß ein neues Erdbeben stattfinden könnte?« – »Nein, dann würde ich nicht nach Salerno,

sondern in die Gegend von Capua gehen. Sie wissen wohl, daß der Vesuv und der Ätna die Trennung der Meerenge von Messina, die, wie man mir erzählt hat, einmal durch ein Erdbeben erfolgt sein soll, niemals ernstlich genommen haben. Sie stehen miteinander durch unterirdische Verzweigungen in Verbindung, und wenn sie sich etwas zu sagen haben, so ist es nicht gut, ihnen in den Weg zu kommen. ... Nein, vor einem Erdbeben fürchte ich mich in diesem Augenblicke nicht.« – »Und wovor fürchten Sie sich denn?« – »O, Sie werden es schon wissen.« – »Sollten Sie nicht mehr so fest wie bisher von der Wahrheit Ihres Wahlspruchs überzeugt sein und an der Kraft eines Ihrer drei F zweifeln?« – »Nicht an der Kraft, wohl aber an der Gelegenheit.«

»Und in diesem Zweifel? ...«

»Entferne ich mich. ... Gibt der Weise nicht einen ähnlichen Rat?« – »Das heißt, Sie wollen bei allem, was vorgeht, nichts sein oder wenigstens tun, als ob Sie nichts dabei zu schaffen hätten?« – »Ich mag weder dabei sein, noch so scheinen. Habe ich etwa die Junta zusammenberufen? Habe ich Castelcicala aus London kommen lassen? Habe ich die berühmte schwarze Kammer organisiert, von der man soviel spricht, und deren Vorhandensein ich glücklicherweise leugnen kann, da ich niemals dort gewesen bin und nicht einmal weiß, in welchem Palast sie sich befindet? Dies alles habe ich nicht getan, sondern nur Sie allein. Ich jage, ich fische, ich erhole mich in San-Leucio, ich bin, um historisch zu sprechen, einer der faulen Könige. Sie aber, Sie sind die Königin, Sie führen das Szepter, Sie sind eine Katharina die Zweite, man wird Sie eines Tages die Semiramis des Südens nennen, wie man die Zarin die Semiramis des Nordens nannte, und dies wird sowohl für Sie, wie für mich sehr ruhmvoll sein. Da Sie aber die Annehmlichkeiten des Staates genießen, so ist es billig, daß Sie auch die Lasten desselben tragen.« – »Das heißt, daß Sie mir Neapel und Europa gegenüber die Verantwortlichkeit für den Tod dieser drei jungen Männer überlassen wollen?«

»Von was für drei jungen Männer sprechen Sie denn?« – »Von denen, die heute morgen von der Junta verurteilt worden sind.« – »Ah, die Junta hat heute morgen drei junge Männer verurteilt?« – »Sie wissen es wohl nicht?« – »Nein, meiner Treu! Ich besitze einen so mittelmäßigen Einfluß auf die

Regierung, daß man sich gar nicht die Mühe nimmt, mit mir von Staatsangelegenheiten zu sprechen.«

»Hier ist aber nicht zu scherzen, mein Herr. Die Sache ist ernst, wir wollen also ernst davon sprechen, oder es überhaupt nicht tun.«

»Dann wollen wir es nicht tun; das ist mir am liebsten. Sie kennen meine Gewohnheit, mich nicht in Dinge zu mischen, die mich etwas angehen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich nach Persano gehen und mich einige Tage daselbst aufhalten werde, denn wenn Sie nicht gewußt hätten, was aus mir geworden wäre, so hätten Sie sich meinetwegen beunruhigen können und ich möchte Ihren Geist durchaus nicht von den hohen politischen Spekulationen dadurch abziehen, daß er sich mit meiner armseligen Person beschäftigte. Sie sagten, es seien drei junge Männer zum Tode verurteilt worden? Die armen jungen Leute! Das tut mir leid, allein wenn sie schuldig sind, wenn sie eine Verschwörung angezettelt haben. ...«

Jetzt ergriff ich das Wort. »Das ist es eben, Sire, was das vortreffliche Herz Ihrer Majestät der Königin beunruhigt. Sie weiß nicht gewiß, ob diese jungen Leute wirklich schuldig sind, ja, sie fürchtet sogar, sie seien unschuldig.«. – »Zum Teufel! In diesem Falle, liebe Lady, darf die Königin die Verurteilten nicht hinrichten lassen. Der Tod jenes Wahnsinnigen, den man da neulich gehängt, hat bereits einen schlechten Eindruck hervorgebracht und der Tod dreier Unschuldiger würde einen noch schlimmeren Eindruck hervorbringen. Das bedenken Sie nur, Madame, bedenken Sie das!« – »Wenn ich die Verurteilten,« hob die Königin, die sichtlich ärgerlich darüber war, in einer Diskussion mit ihrem Gatten die Überwundene zu sein, wieder an, »auch begnadigen wollte, mein Herr, habe ich denn das Recht dazu? Ich bin doch nicht der König.« – »Wie, Sie wären nicht der König?« – »Nein, ich bin nur die Königin.« – »Und das sagen Sie mir? Zum Teufel, Sie sind wohl König. Wer ist König? Der, welcher im Staatsrat den Vorsitz führt. Wer ist König? Der, welcher Krieg erklärt, oder Frieden schließt. Wo aber zum Teufel haben Sie denn gesehen, daß ich mich mit solchen Dingen beschäftigt habe? *Sie* beschäftigen sich damit, Madame; also sind Sie in Wirklichkeit König.« – »König, mein Herr, ist auch der, welcher unterzeichnet.« – »Sie wissen recht wohl, Madame, daß ich so träge bin, daß ich, um nicht einmal die Mühe zu haben, unterzeichnen zu

müssen, mir einen Namensstempel habe fertigen lassen.« – »Der in einem Kästchen liegt, zu welchem Sie den Schlüssel haben, mein Herr.« – »Das habe ich eben bemerkt, als ich mich entschloß, nach Persano zu gehen. Ich dachte, es sei abgeschmackt, daß, da einmal alles in Ihren Händen ist, dieser Schlüssel es nicht auch wäre und ich bringe Ihnen denselben.« – »O, geben Sie her, geben Sie her, Sire!« rief ich aus und riß ihm den Schlüssel fast aus den Händen. – »Madame,« sagte Ferdinand zur Königin, die ihn düster anblickte, »ich bitte Sie hiermit zu bedenken, daß die königliche Unterschrift sich in diesem Augenblicke in den Händen von Lady Hamilton befindet und daß es gefährlich sein würde, sie im Besitze dieser Unterschrift zu lassen. Sie brauchte nur, wozu sie auch große Lust hat, an unsere Verbündeten, die Engländer, entweder Malta oder Sizilien zu verkaufen und könnte dadurch unserer Krone großen Schaden zufügen.«

Und indem er uns, die Königin und mich, mit der spöttischen Miene grüßte, die nur ihm eigen war, ging er hinaus, indem er die Gebärde eines Menschen, der sich die Hände wäscht, nachahmte. »Ja, ich verstehe,« sagte die Königin, »du wäschest dir die Hände! Pilatus hat es ebenfalls getan, der Fluch der Geschichte hat ihn aber deswegen nicht weniger achtzehn Jahrhunderte lang verfolgt. – Gib mir den Schlüssel, Emma. Wir wollen sehen, was damit zu tun ist!« Ich überreichte ihr kniend den Schlüssel. In diesem Augenblicke meldete man, daß der Fiskalprokurator Vasilio Palmieri – derselbe, welcher sagte, daß er gegen zwanzigtausend Menschen Beweise hätte und der dreißig der Angeklagten zum Tode und zur vorherigen Unterwerfung der Tortur verurteilt hatte – um die Ehre bäte, der Königin seine Huldigungen darbringen zu dürfen. »Das trifft sich ausgezeichnet!« sagte Karoline. »Wenn er nicht gekommen wäre, so hätte ich ihn holen lassen,« und sie fuhr zu mir gewendet fort: »Willst du das Gesicht eines kriechenden Schurken sehen, Emma?« – »Ich bin bereit zu bleiben, oder hinauszugehen, wie Eure Majestät es mir befehlen werden.« – »Nein, es steht dir frei, du mußt selbst wissen, wie viel du vertragen kannst.« – »Nun, da Eure Majestät mir freien Willen lassen, und ich ein großes Interesse an allem nehme, was unsere drei unglücklichen jungen Männer betrifft, so ziehe ich es vor zu bleiben.« – »Dann bleibe,« sagte Karoline, und zu dem Diener, der den Besuch der Magistratsperson gemeldet hatte, gewendet fuhr sie fort: »Der Fiskalprokurator Basilio Palmieri mag eintreten.«

66. Kapitel.

Wenn jemals ein Gesicht seinen Eigentümer zu einem kriechenden Schurken stempelte, wie die Königin gesagt hatte, so war dies gewiß das Gesicht Basilio Palmieris. Er trat bis auf die Erde gebückt ein; wenn er von der Türe bis zur Königin hätte kriechen können, so hätte er es getan. Die Königin empfing ihn stehend. Der Herr Fiskalprokurator versuchte es anfangs, sich zu entschuldigen, beim Tribunal so wenig ausgerichtet zu haben. Er hätte dreißig Köpfe gefordert, allein es wäre nicht seine Schuld, daß ihm nur drei bewilligt worden, er hätte die Tortur verlangt, es wäre nicht seine Schuld, daß man diese Forderung zurückgewiesen.

»Es ist gut, mein Herr,« erwiderte Karoline kalt, »Sie sind vielleicht ein anderes Mal glücklicher.«

«Ich lege der Königin meine demütigen Huldigungen zu Füßen und frage Ew. Majestät, ob ich vielleicht in irgendeiner Weise nützen kann.«

»Sie können mir zwei Dienste erweisen, mein Herr,« erwidert die Königin.

»Ich!« rief der Fiskalprokurator erstaunt aus, »ich könnte Ew. Majestät zwei Dienste erweisen? Sie wollen sagen, Madame, Befehle empfangen!«

»Sie können,« fuhr die Königin fort, »mir sagen, welcher von den drei Verurteilten dem königlichen Palaste am nächsten wohnt.« – »Das ist der junge Emanuele de Deo, Madame,« erwiderte der Fiskalprokurator, der eine solche Frage nicht begreifen konnte. – »Hat er noch Eltern,« hob die Königin wieder an. – »Nur noch den Vater.« – »Wissen Sie seine Adresse?« – »Ja, Madame.« – »Geben Sie mir diese.« – »Giuseppe de Deo in der Brigittenstraße, nahe bei dem Getreidehändler, ziemlich in der Mitte der Straße.« – »Ich danke, mein Herr. Schreibe diese Adresse auf, Emma.« – Ich zog ein paar kleine Elfenbeintäfelchen aus der Tasche und schrieb eifrig die von dem Fiskalprokurator gegebene Adresse darauf. Die Königin sah nach mir hin, bis ich die Adresse vollständig aufgeschrieben, als ob sie den Mann nicht anblicken wollte, den sie erst, als die höchste Zeit war, zu sich beschieden. Endlich wendete sie sich wieder an ihn und sagte: »Jetzt sagen

Sie mir, wo die Verurteilten gefangensitzen.« – »In der Vicaria, Madame.« – »Hier ist Papier, Tinte und eine Feder, schreiben Sie, mein Herr.« – Die Königin zeigte dem Fiskalprokurator einen Tisch, auf welchem die von ihr genannten Gegenstände lagen. Don Basilio Palmieri, der sich in Gegenwart der Königin nicht zu setzen wagte, beugte ein Knie zur Erde, nahm die Feder zur Hand und war zu schreiben bereit. – »Sind Sie bereit, mein Herr?« fragte die Königin. – »Ja, Madame.« – Die Königin diktierte: »Der Oberkerkermeister der Vicaria wird allen Befehlen, die ihm die Person, welche dieses Billett vorzeigt, geben wird, blindlings Gehorsam leisten.« – »Ich bin fertig, Madame.« – »Nun gut, dann schreiben Sie das Datum und Ihren Namen darunter, und benachrichtigen Sie Ihren Oberkerkermeister, daß Sie einen Befehl für ihn gegeben hätten.« – »Und soll ich ihm sagen, welche erhabene Person –« »Sie sollen ihm nichts sagen, mein Herr, denn Sie wissen meine Absichten nicht, und ich wünsche, daß Sie dieselben auch nicht zu erfahren suchen.« – »Haben Ew. Majestät noch weitere Befehle für mich?« – »Nein, mein Herr.« – »Dann habe ich die Ehre, mich Euer Majestät zu empfehlen und Ihnen meine tiefste Hochachtung zu Füßen zu legen.« – Die Königin neigte das Haupt ein wenig und der Fiskalprokurator verließ rückwärtsgehend das Zimmer. Die Tür schloß sich hinter ihm.

»Was soll ich denn mit dieser Adresse machen, Madame?« fragte ich. – »Behalte sie. Wenn der Augenblick gekommen sein wird, wo ich sie benutzen will, werde ich dir weitere Anweisungen geben.« Was den Befehl betraf, den sie sich für den Oberkerkermeister der Vicaria hatte geben lassen, so las sie denselben noch einmal durch, um zu sehen, ob er auch so geschrieben, wie sie ihn diktiert, dann faltete sie ihn, überzeugt, daß keine Silbe mehr und keine Silbe weniger darin sei, sorgfältig zusammen und steckte ihn in ein kleines Portefeuille, welches sie gewöhnlich bei sich trug. Ich folgte allen ihren Bewegungen mit den Augen und suchte ihre Gedanken zu lesen. »Ich sehe mit Freude, Madame,« sagte ich, »daß der König wahrscheinlich keine unnütze Vorsicht angewendet hat, indem er Ihnen den Schlüssel zum königlichen Siegel zurückgelassen.« – »Ich habe noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, es wird alles von den Verurteilten selbst abhängen,« erwiderte die Königin. »Auf alle Fälle habe ich dir eine Rolle in der Lösung der Umstände, welche diese nun auch sein mag, vorbehalten, bereite dich also auf diese Rolle vor.« – »Und welche Vorbereitungen soll ich denn treffen?« – »Du mußt heute abend um acht

Uhr mit einem schwarzen Kleide und einem schwarzen Mantel hier sein.« – »O, Madame, schwarz hat eine schlimme Vorbedeutung!« – »Sei ruhig, man soll uns in der Nacht nur nicht sehen.« – »Wir werden also heute nacht zusammen ausgehen, Madame?« – »Vielleicht beide, vielleicht mußt du auch allein gehen.« – »Wozu wollen Sie mich denn machen?« – »Dazu, wozu dich Gott bereits gemacht hat, ohne mich erst zu fragen, zu einer Gesandtin.« – Ich wollte fragen, die Königin legte mir aber die Hand auf den Mund. »Mit der Zeit wirst du alles erfahren, schöne Freundin, ich werde dir nichts verheimlichen. So gedulde dich denn ruhig bis heute abend.« – »Dann verlasse ich Sie, Madame, denn ich würde nicht den Mut besitzen, bei Ihnen zu bleiben, ohne Sie zu fragen.« – »Das ist allerdings das beste, was du tun kannst, denn deine Fragen würden doch nur nutzlos sein.« – »Sie sind heute wirklich grausam!« – »Was schadet es denn, wenn meine Grausamkeit sich auf dich allein erstreckt und der Blitz durch diesen Blitzableiter von deinen Schützlingen abgelenkt wird?« – »O, unter dieser Bedingung überliefere ich mich Ihnen. Hier ist mein Arm, beißen Sie mich bis aufs Blut.« – Sie faßte meinen Arm, als ob sie mich wirklich beißen wollte, allein sie berührte ihn nur mit den Lippen. »Meiner Treu, nein,« sagte sie, indem sie den beabsichtigten Biß in einen Kuß verwandelte, »das würde schade sein! Überdies weiß man ja nicht, ob dein Arm Fleisch oder Marmor ist, und ich fürchte meine Zähne daran zu zerbrechen. Geh und versäume ja nicht, heute abend Punkt acht Uhr hier zu sein.« – »O, seien Sie unbesorgt, Madame, ich werde nicht auf mich warten lassen.« – Und Punkt acht Uhr trat ich ganz schwarz gekleidet in das Zimmer der Königin. Sie erwartete mich in demselben Kostüm. – »O,« sagte sie, als sie mich erblickte, »heute sehe ich dich zum ersten Male schwarz gekleidet. Weißt du, daß schwarz dich wundervoll kleidet und du entzückend schön bist?« – »Sie sind es ebenfalls, Madame; ich möchte Sie aber dennoch lieber anders gekleidet sehen; wir sehen wie zwei Witwen aus.« – »Meinst du denn, daß dies das größte Unglück wäre, welches uns treffen könnte?« – »Ja, was mich betrifft, so schwöre ich es Ihnen! Ich liebe den guten Sir William sehr!« – »So, daß du ihm ein Grabmal errichten lassen würdest, wie die Königin Artemisia es getan,« erwiderte lachend die Königin, »nur daß du dich nicht mit auf seinem Scheiterhaufen verbrennen ließest.«

»Ich schwöre Ihnen, daß, wenn ich in Malabar geboren wäre –«

»Ja, du bist aber, glaube ich, in dem Fürstentums Wales geboren, so daß ich vollkommen beruhigt bin. Jetzt handelt es sich aber um das alles nicht. Ich habe dir bereits gesagt, daß ich dir heute abend eine Rolle als Gesandtin übertragen würde; bist du bereit dazu?«

»Ich erwarte die Befehle Ew. Majestät.« – »Du hast doch die Adresse, die dir Don Basilio gegeben?« – »Wenn ich sie auch nicht hätte, so erinnerte ich mich doch derselben. Es war die Brigittenstraße, nahe bei dem Getreidehändler, ungefähr in der Mitte der Straße.« – »Und der Vater des Verurteilten?« – »Giuseppo de Deo.« – »Gut. Du wirst in einem Wagen ohne Wappen und Namenszug, den ich für dich habe anspannen lassen, in die Brigittenstraße fahren, Giuseppo de Deo abholen und mit hierher zu mir bringen.«

»Wie, Madame,« rief ich hoch erfreut, »Sie wollen mit dem Vater des unglücklichen jungen Mannes sprechen?«

»Ja, es ist eine Grille von mir.« – »Dann ist er ja aber gerettet!« – »Noch nicht.« – »Und ich soll ihn holen?« – »Ja, du müßtest dich denn weigern.« – »Ich sollte mich weigern, der rettende Engel eines unglücklichen Verurteilten, der Himmelsbote einer unglücklichen Familie zu sein!«

»Nun, wenn du deine Aufgabe für eine Wohltat hältst, so verliere keine Zeit, dieselbe auszuführen.«

»O, ich eile, Madame! Mein Mantel! mein Mantel!«

Ich hatte denselben bei meinem Eintritte in das Zimmer auf einen Sessel geworfen. Die Königin ergriff ihn und legte mir ihn um.

»Und jetzt geh', du Taube der Arche,« sagte sie, »möchtest du einen Olivenzweig zurückbringen!«

Ich flog leicht wie der Vogel, dessen Namen die Königin mir beigelegt, die Treppe hinunter, ließ den Wagen vorfahren und sprang hinein, indem ich dem Kutscher zurief: »In die Brigittenstraße!«

67. Kapitel.

Vom königlichen Palast bis zur Brigittenstraße waren es nur wenige Schritte, so daß ich in einem Augenblick daselbst anlangte. Ich stieg an dem bezeichneten Ort aus. Da es kaum acht Uhr abends war, so hatte der Getreidehändler seinen Laden noch nicht geschlossen und ich konnte fragen lassen, wo Don Giuseppe de Deo wohnte. Der Getreidehändler, welcher Lieferant für die königlichen Ställe war, erkannte den Kutscher, der ihn nach Don Giuseppe fragte, und als er eine Dame an der Wagentür sah, so kam er schnell herbei, da er die Wahrheit vermutete und sich dachte, daß der König oder die Königin geschickt hätten. Man hatte mich so oft in dem königlichen Wagen durch die Straßen Neapels fahren und neben der Königin sitzen sehen, daß der Getreidehändler mich sogleich erkannte. »O Mylady,« sagte er, »der, den Sie zu sehen wünschen, befindet sich augenblicklich in großer Betrübnis, denn sein Sohn ist heute morgen durch die Junta zum Tode verurteilt worden.« – »Das weiß ich,« erwiderte ich, »und gerade deshalb möchte ich mit ihm sprechen. Da Sie nun sein Nachbar sind, so möchte ich von Ihnen wissen, in welchem Hause und in welcher Etage er wohnt.« – »Er wohnt in diesem Hause, Madame,« sagte er, »und zwar in der dritten Etage.« – Und zu gleicher Zeit zeigte er mir das Haus, welches neben dem seinigen stand. »Laßt öffnen,« sagte ich zu dem Kutscher. – »Ich fürchte aber, Madame,« fuhr der Getreidehändler fort, »daß Sie ihn nicht zu Hause antreffen weiden.« – »Wo kann er denn sein?« – »Ich habe ihn fortgehen sehen.« – »Zu dieser Zeit?« – »Ja.« – »Er ist gewiß zu einem der Richter gegangen, um für seinen Sohn zu bitten.«

»O, Madame, zu dieser Stunde kann kein Richter mehr weder für den armen Vater, noch für das arme Kind etwas tun.«

»Wo ist er denn aber dann hingegangen?« – Der Getreidehändler sah mich an. – »Wollen Sie durchaus zu ihm?« fragte er. – »Ja, durchaus und zwar augenblicklich.« –

»Ist es zu seinem Heil? Verzeihen Sie, wenn ich darnach frage, Madame, der arme Vater trägt aber bereits eine so große Last des Schmerzes auf seinen alten Schultern, daß es, wenn Sie die Wucht dieser Last auch nur um

ein Körnchen vermehren wollten, eine Wohltat sein würde, wenn man Ihnen nicht sagte, wo er ist.«

»Ich kann zwar nichts versprechen, allein ich komme in einer barmherzigen Absicht.« – »Dann kommen Sie, Madame, und ich will – Gott verzeihe mir, wenn Sie mich täuschen – Sie zu ihm führen.« – »Haben wir weit zu gehen?« fragte ich. – »Ungefähr zehn Schritte.« – Der Mann ging vor mir her; ich folgte. Er blieb auch wirklich, nachdem er ungefähr zehn Schritte weit gegangen war, an der kleinen Kirche der St. Brigittenstraße stehen. »Ah,« murmelte ich, »nun verstehe ich, warum er nicht zu Hause ist!« Der Getreidehändler klopfte an die kleine Tür, die sich sogleich öffnete. Eine Art Küster führte uns in die Kirche, die mit Ausnahme einer einzigen erleuchteten Kapelle finster war. Wir traten ein. Der Getreidehändler zeigte mir einen Greis, der nicht auf den Altarstufen kniete, sondern vielmehr auf denselben lag, und mit der Stirn den Marmor berührte. »Sehen Sie,« sagte der Kaufmann, »dort liegt der Mann, den Sie suchen.« Ich dankte ihm, er zog sich zurück und ließ mich allein, an der Tür aber hielt ihn die Neugierde zurück und er blieb mit dem Küster stehen, um zu sehen, was vorgehen sollte. Ich näherte mich geräuschlos dem Greis. Er betete, und da er mich nicht hatte kommen hören, so berührte ich seine Schulter. Er richtete sich auf, so daß er eine kniende Stellung einnahm, und stützte sich mit der einen Hand auf die Altarstufen.

»Wer sind Sie und was wollen Sie?« fragte er. »Sind Sie der Engel, nach welchem ich rief?« – »Nein, ich bin der Engel nicht, den Sie gerufen,« erwiderte ich, »wenn ich aber auch kein Engel bin, so komme ich vielleicht deswegen nicht minder im Namen Gottes.« – »Was meinen Sie, Madame? Wissen Sie, wer ich bin und für wen ich bete?« – »Sie sind Giuseppo de Deo und beten für Ihren Sohn Emanuele de Deo.« – »Ja, ja, ja.« – »Dann folgen Sie mir.« – »Wohin?« – »Zur Königin.« – Sein Gesicht verdüsterte sich. – »Zur Königin?« fragte er zwischen Freude und Furcht schwankend. »Was kann mir die Königin zu sagen haben? Wissen Sie, daß das Gerücht geht, sie sei es, welche die Hinrichtungen wünscht? Wenn dem so wäre, so möge Gott ihr gnädig sein! Was sie aber auch für eine Königin sein mag, so möchte ich doch lieber an meiner als an ihrer Stelle sein.« – »Kommen Sie nur,« wiederholte ich. »Ich hoffe, daß, wenn Sie mit Ihrer Majestät gesprochen, Sie eine bessere Meinung von ihr haben werden.« –

»Übrigens,« sagte der Greis, »können die Sachen nicht schlimmer werden, als sie schon sind, ich folge Ihnen daher, Madame.«

Und indem er den Marmor der Stufen küßte, erhob er sich.

Ich ging voran. Als wir an die Kirchtür kamen, ging Don Giuseppo an mir vorbei, tauchte seine Finger in den Weihkessel und reichte mir das geweihte Wasser.

Als er sah, daß ich meine Finger nicht benetzte, sah er mich erstaunt an.

»Ich bin Protestantin,« sagte ich.

Da schien der letzte Hoffnungsschimmer, der auf seiner Stirn leuchtete, zu schwinden; mechanisch machte er das Zeichen des Kreuzes, stieß einen Seufzer aus, senkte das Haupt auf die Brust und folgte mir.

Wir stiegen in den Wagen. »In den königlichen Palast,« befahl ich dem Kutscher. Fünf Minuten später hielt der Wagen am Fuße der Treppe, die zu den Zimmern der Königin führte.

Anstatt sich zu freuen, wie er es doch hätte tun sollen, war der Greis düster wie die Verzweiflung, bleich wie der Tod. Ehe wir in das Zimmer traten, in welchem uns die Königin erwartete, ergriff er mich bei der Hand und stützte sich auf die Einfassung der Tür. Er war nahe daran ohnmächtig zu werden.

»Aus Gnade, einen Augenblick!« sagte er.

Was mich betraf, so war alle Freude im Grunde meines Herzens erstorben. So stellte man sich also die Königin vor! Sie war es, die das Urteil durch den Mund der Richter aussprach, die durch die Hand des Henkers tötete!

Endlich schien Don Giuseppe seine Kräfte wieder zu gewinnen. Ich gab dem Türsteher ein Zeichen, die Tür öffnete sich. Die Königin hatte das Geräusch unserer Schritte gehört, und da sie wissen wollte, was wir in dem anstoßenden Zimmer taten, so hatte sie sich erhoben und kam uns entgegen. Ihr Gesicht war finster, beinahe zornig, denn sie erriet, was vorgegangen

war. Ich schob Don Giuseppe zu den Füßen der Königin und sagte zu ihm: »Hier ist sie, von der die Begnadigung Ihres Sohnes abhängt, bitten Sie sie wie die heilige Jungfrau darum und Sie werden diese Gnade erhalten.« Der arme Greis sank auf die Knie, faltete die Hände, seine Bitte aber waren die Worte: »Ist es wahr, Madame?« – »Was?« fragte die Königin mit ihrer kurzen und befehlenden Stimme. – »Daß Sie, wenn ich Sie um Gnade für meinen Sohn anflehe, Sie mir diese Gnade auch gewähren wollen?« – »Ich hoffe doch, daß niemand etwas in meinem Namen versprochen hat?« fragte Karoline, indem sie mich mit der Härte, die bisweilen in ihrem Auge lag, anblickte. – »Nein, Madame,« erwiderte ich, »ich habe aber zu einem Vater, der an dem Altar der Jungfrau für das Leben seines Sohnes betete, gesagt: Kommen Sie und ich werde Sie zu einer Königin führen, die schön und gnädig ist wie eine Madonna.« – »Madame! Madame!« sagte Don Giuseppe, der ein wenig Mut faßte, weil ich ihn unterstützte, »Sie können alles: Sie sind Königin, mehr als Königin, Sie sind König! Gnade, Madame! Gnade für meinen Sohn! Er ist vor drei Tagen zwanzig Jahre alt geworden. Er ist mein einziger Sohn, Madame! Ich dachte, er solle mir meine Sterbestunde einmal erleichtern, nie aber ist es mir eingefallen, daß ich ihn überleben würde! Madame, bei Ihren teuren Kindern, bei dem Prinzen Franz, bei dem Prinzen Leopold, bei Ihrem kleinsten Sohn, der noch in der Wiege liegt, bei dem Prinzen Albert, flehe ich Sie an, Madame, beschwöre ich Sie, Königin, Majestät, haben Sie Mitleid mit meinem Sohne!« – »Madame! Madame!« sagte ich zur Königin, indem ich meine Bitten mit denen des armen Vaters vereinigte und ihr die Hand küßte. – »Und wenn ich nun etwas für Ihren Sohn täte, mein Herr,« sagte die Königin, »würde er sich dann weigern, auch etwas für mich zu tun?« – »Für Sie, Madame? Für Sie, die Sie reich, jung, schön, allmächtig sind? Und was sollte er denn für Sie tun? Sagen Sie es! Sagen Sie es, und die ganze Macht eines Vaters will ich anwenden, damit er Sie ehre, verehre und Ihnen auf den Knien diene von dem Tage an, wo Sie ihn mir wieder geschenkt haben werden, bis zu seiner Todesstunde.« – »Ihr Sohn ist ein Jakobiner, mein Herr,« sagte die Königin.

Don Giuseppe unterbrach sie. »Er ein Jakobiner, er, Madame? Weiß er es wohl selbst, was ein Jakobiner ist? Wissen Sie, daß der Unglückliche bereits drei Jahre im Gefängnisse ist? Er war siebzehn Jahre, Madame; hat ein Kind von siebzehn Jahren wohl eine selbständige Meinung? Er hat sich

das Haar kurz schneiden lassen, das ist sein einziges Verbrechen. Während der drei Jahre aber, die er im Gefängnisse zugebracht hat, haben seine Haare Zeit gehabt, wieder zu wachsen.« – »Das ist gleich, er weiß etwas von der Verschwörung, die uns umgibt und uns bedroht. Er mag gestehen, was er weiß, und ich will ihn und seine beiden Gefährten begnadigen.« – »Er soll bekennen?« rief der arme Vater, »er soll bekennen?! Hat er denn etwas zu bekennen? Weiß er denn etwas? Und kann er, selbst wenn er sprechen wollte, etwas bekennen, wenn er nichts von dieser Verschwörung weiß, von der Sie sprechen, Madame, und die, wie man sagt, nur in dem Hirn der Richter existiert? Wie können Sie verlangen, daß er etwas bekenne, was er nicht weiß? Wer sollte ihm übrigens auch Ihre Bedingungen überbringen? Wer wird eine überzeugende Stimme besitzen, um seine etwaigen Skrupel zu besiegen? Wer wird ihn im Namen seines Vaters beschwören, um diesen Preis zu leben? O, niemand, ich würde vielleicht diese Person sein – und selbst dann noch!« – »Auf Sie rechne ich eben, mein Herr, Sie sollen Ihren Sohn sprechen.« – »Ich soll meinen Sohn sprechen, meinen Emanuel!« rief der Vater, indem er seine Stirn mit beiden Händen faßte, als ob er fürchtete wahnsinnig zu werden. »Was sagen Sie mir da?« – »Hier ist ein Befehl für Don Basilio Palmieri, den Fiscalprocurator. Ich sage ihm darin, Ihnen die Erlaubnis zu geben, Ihren Sohn zu sehen und sich eine Stunde lang ohne Zeugen mit ihm zu unterhalten.« – »Wann, Madame, wann –, bedenken Sie, daß ich ihn seit drei Jahren nicht gesehen habe.« – »Heute abend, von zehn bis elf Uhr.« – »Und wenn ich Don Basilio nun nicht antreffe?«« – »So werden Sie Ihren Sohn morgen anstatt heute besuchen.« – »Es ist aber bereits neun Uhr, Madame, ich habe keinen Augenblick zu verlieren.« – »Ich halte Sie auch nicht länger zurück; gehen Sie!« – »O, es ist mir, als sollte ich vor Freude wahnsinnig werden.« – »Was suchen Sie?« – »Ihre Hand, Ihre Hand, Madame, um sie zu küssen!« Die Königin reichte ihm ihre Hand. Sie war wirklich von dieser tiefen Bewegung gerührt, und wenn der arme Vater in ihrem Herzen hätte lesen können, wie ich, so hätte er beharrlich gefleht und sie hätte ihm das Leben seines Sohnes ohne irgendeine Bedingung geschenkt. Zum Unglück sagte er weiter nichts; stürzte aus dem Zimmer und wiederholte die Worte: »Mein Sohn! mein Sohn! mein Emanuel! ...« Und das Geräusch seiner. Schritte verhallte allmählich mit dem Klang seiner Stimme.

68. Kapitel.

Die Königin und ich, wir blieben allein. Marie Karoline war bewegt; man fühlte aber, daß es bei diesem mit einem dreifachen Panzer bekleideten Herzen ganz anderer Bewegungen bedurfte, um es zu schmelzen. »Jetzt kommt die Reihe an uns,« sagte sie. Ich hatte meinen Mantel nicht abgelegt, sie band den ihrigen um, schlug ihre Kapuze über das Gesicht, nahm meinen Arm und zog mich nach der Treppe. Am Fuße derselben fanden wir den Wagen, in dem ich nach der Brigittenstraße gefahren war. Die Königin stieg ein, ich folgte. Der Lakai schloß die Tür. »Wohin?« fragte er. – »Nach der Vicaria,« erwiderte die Königin. Und der Wagen fuhr schnell durch die Toledostraße, verließ dieselbe an der Ecke des Palastes Maddalone, um sich in dem Labyrinth von Gäßchen zu verlieren, welche nach dem alten capuanischen Palaste führen. Ich war mehrere Male am Fuße dieser Mauern vorübergekommen und hatte mit Grauen die Gefangenen an dem Gitter ihres Gefängnisses hängen und die Häupter der Geköpften an den Ecken der Mauern ihres eisernen Käfigs vertrocknen sehen. Jetzt aber sollte ich in den furchtbaren Umkreis treten, wo die Verurteilten ihren dreitägigen Todeskampf kämpften.

Es war sehr wahrscheinlich, daß ich nicht nur etwas Neuem, sondern auch etwas Schrecklichem, Furchtbarem, etwas Unerhörtem beiwohnen sollte.

Ich schmiegte mich schaudernd an die Königin und fühlte, wie sie hart und kalt wie Marmor war. Sie mußte furchtbar gelitten haben, daß sie so gleichgültig hatte werden können.

Ohne Zweifel erwartete man uns, denn schon bei dem Geräusch unseres Wagens öffnete sich die Tür und wir befanden uns auf dem Hof. Ein Mann stand am Fuße einer linksgelegenen Treppe mit einer Laterne. Der Lakai öffnete den Schlag, die Königin stieg aus und schritt gerade auf diesen Mann zu. Ich folgte ihr mit wankendem Tritt.

»Sie sind der Oberkerkermeister, nicht wahr?« sagte die Königin in dem befehlenden Tone, der nur ihr eigen war. – »Ja, Madame.« – »Sie erwarten mich?« – »Ich erwarte eine Person, die mir einen Befehl des Fiscalprocurators überbringen soll.«

»Hier ist dieser Befehl.«

»Sie erlauben doch, daß ich ihn lese?«

»Das ist sogar Ihre Pflicht.«

Der Kerkermeister las den Befehl des Fiscalprocurators, faltete das Papier zusammen und steckte es in die Tasche. »Jetzt, Madame,« sagte er, »haben Sie mir zu befehlen, und ich habe zu gehorchen. Was wünschen Sie?« – »Der Vater des Verurteilten Emanuelo de Deo hat von dem Herrn Fiscalprocurator die Erlaubnis erhalten, eine Stunde mit seinem Sohne zu sprechen. Ich möchte der Unterredung beiwohnen, ohne daß man wüßte, daß ich da wäre, und wo möglich hören, was sie sprechen.«

»Nichts ist leichter, Madame. Die drei Gefangenen sind in der Totenkammer.« So nennt man nämlich das Zimmer, in welchem die Verurteilten die letzten drei Tage ihres Lebens zubringen. Von einer Seite steht dieses Zimmer mit der Kapelle in Verbindung, von der anderen mit der Garderobe, in welcher die Brüderschaft der Bianchi, welche die Verurteilten zur Richtstätte begleiten, ihre langen weißen Kleider aufbewahrt. In diesem Kabinett, in welches man durch eine geheime Treppe gelangt, ohne daß man weder durch die Kapelle noch durch die Totenkammer gehen muß, sind unsichtbare Öffnungen angebracht, damit die Richter das Gespräch der Gefangenen untereinander hören, und selbst ihre Gebärden wahrnehmen können. »Sie können in dieses Kabinett gehen, und werden daselbst alles sehen und hören, was in der Totenkammer vorgeht.«

»Es ist gut. Wir wollen gehen!«

Der Kerkermeister öffnete das Gitter, an welches er sich lehnte, die Königin ging durch und stieg kühn die dunkle Treppe hinauf, die sich vor ihr befand.

»O Madame, Madame, warten Sie!« rief ich ihr zu.

Das Gitter schloß sich hinter uns, indem es in seinen Angeln knarrte. Dann rasselte der Schlüssel im Schloß.

Karoline hatte den ersten Treppenabsatz erreicht, tastend hatte ich sie gesucht und gefunden, denn dank unserer schwarzen Kleider waren wir in der Dunkelheit vollkommen unsichtbar. Ich klammerte mich an die Königin an.

Der Kellermeister ging an uns vorüber und seine Laterne warf einen bleichen Lichtschein auf die schwarzen Mauern.

In der ersten Etage schloß ein zweites Gitter die Treppe in ihrer ganzen Breite. Der Kerkermeister öffnete es wie das erste, mit demselben Knarren der Angeln und Schlüssel, dann gingen wir hindurch, dann schloß es sich hinter uns und ich fühlte mich doppelt bedrückt, denn jedem, auch dem Unschuldigen, der ein Gefängnis betritt, ist es, als ob diese furchtbaren Pforten, obgleich sie für das Verbrechen allein gemacht sind, sich nie wieder öffnen sollten. Wir gingen einen feuchten und engen Korridor entlang, auf den sich vergitterte Fenster öffneten, die Licht in die Zellen bringen sollten. Als die Laterne zu einer so ungewöhnlichen Stunde an den Fenstern vorüberkam, sah man hier und da die undeutliche Gestalt eines Gefangenen sich auf seinem Lager aufrichten und hörte das Knistern des Strohes. Ich war von unendlicher Furcht erfüllt, wie es stets der Fall ist, wenn man sich an einem unbekannten und unheimlichen Orte befindet. Von Zeit zu Zeit mußten wir warten; ein neues Gitter ward vor uns geöffnet, dann wieder geschlossen und bei jedem war es mir, als ob ich, wie Dante, eine neue Stufe in der Hölle überschritte. Wenn ich mit unserem Führer allein gewesen wäre, so wäre ich ohnmächtig zusammengesunken, und wenn ich ganz allein gewesen wäre, so hätte die Furcht mich getötet. Endlich erreichten wir das Ende des Korridors, welches an eine ebenso enge Treppe wie der Korridor selbst stieß und die mit einem Gitter eiserner Querstangen wie die der Fenster geschlossen war. So klein meine Hand auch war, so konnte ich doch dieselbe nicht durch diese Stangen bringen. Der Kerkermeister drehte sich herum und sagte mit leiser Stimme: »Wir brauchen nur dieses Gitter noch zu öffnen und diese Treppe hinaufzugehen, dann sind wir da.« – »Dann öffnen Sie,« sagte die Königin mit einer Stimme, welche nicht die geringste Gemütsbewegung verriet.

Der Kerkermeister gehorchte, jedoch mit einer Vorsicht, welche bewies, daß mir uns wirklich unserem Ziele näherten und daß er nicht von denen gehört

zu werden wünschte, denen unser Besuch galt. Übrigens waren die Schlösser und Angeln dieses letzten Gitters so angebracht, daß sie sich ohne das geringste Geräusch bewegten. Mußten nicht Augen und Ohren sich denen, die sie bespionieren und verraten wollten, schweigend nähern können?

Wir erreichten eine Art großes Kabinett, in welches die Königin entschlossen eintrat, ich aber blieb auf der Schwelle stehen. An den Wänden hingen, stehenden unbeweglichen Schatten gleich, die langen weißen Gewänder der Bianchi, nur an den Augen durchlöchert, denn, wie wir bereits gesagt haben, legten die Bianchi in diesem Kabinette, welches an die Totenkammer stieß, das unheimliche Kostüm an, in welchem sie die zum Tode Verurteilten zum Schafott begleiteten.

Die Königin sah meine Furcht und erriet die Ursache derselben. Ohne etwas zu sagen, faßte sie eins der Gewänder und schüttelte es, um mir zu beweisen, daß nichts unter seinen Falten verborgen wäre, nicht einmal ein Gespenst. Dann deutete sie mir an, daß ich eintreten sollte.

Hierauf zeigte ihr der Kerkermeister in dem Getäfel der Wand so angebrachte Löcher, daß man sie von der Totenkammer aus nicht bemerken konnte. Übrigens konnten die Gefangenen in dieser Kammer, da sie nicht mehr die Freiheit ihrer Bewegungen besaßen, weder das Getäfel noch die Wände untersuchen. Außerdem war eine blecherne Röhre nach Art eines Sprachrohres für das Ohr angebracht, ebenso wie das Auge gerade in die Öffnung hineinpaßte, so daß die in dem Kabinette versteckte Person zugleich sehen und hören konnte, was in der Totenkammer vorging. Es waren zwei solche Öffnungen und zwei solche Röhren vorhanden. Der Kerkermeister zeigte uns dieselben.

»Erwarten Sie uns unten an der Treppe auf dieser Seite des Gitters,« sagte die Königin zu ihm.

Der Kerkermeister gehorchte. Er ließ seine Laterne auf der Erde stehen, die Königin hob sie auf und gab sie ihm in die Hand.

Wir blieben im Dunkeln, da aber die Totenkammer, um den Namen einer »brennenden Kapelle« zu verdienen, tageshell erleuchtet war, so erschienen

zwei lichte Punkte an dem dicken Getäfel und zeigten genau den Ort an, zu welchem das Auge hineinsehen sollte. Wir näherten uns, indem wir den Atem einhielten, dem Getäfel, legten sorgfältig die Hand darauf, damit es nicht knistern sollte, dann blickten wir durch die Öffnung und sahen folgendes: In einem viereckigen Gemach von mittlerer Größe, das keinen anderen Ausgang als eine nach einer Kapelle führende Tür besaß, lagen drei Matratzen am Boden, und auf den Matratzen lagen die drei Verurteilten, Emanuelo de Deo, Gagliam und Vitagliano. Ihre Füße und Hände staken in eisernen, am Boden befestigten Ringen Nur waren die Fußringe fest im Boden, während die Handschellen, welche an einer, drei bis vier Fuß langen Kette hingen, den Gefangenen erlaubten, sich auf ihr Bett zu setzen und selbst die Hand zu einer gewissen Höhe zu erheben. Diese drei Matratzen waren an die Wand gelehnt, die eine im Hintergrunde des Zimmers uns gegenüber, die beiden andern uns zur Rechten und Linken. Nur war die zur Rechten liegende, welche dem jungen Emanuele de Deo gehörte, an eine an die Wand gemalte Freske gelehnt, die Christus am Kreuze und Maria zu seinen Füßen kniend darstellte. Vor dieser Freske brannten ungefähr zwanzig Kerzen, die den Gefangenen wie eine feurige Mauer umgaben. Er saß auf seinem Lager, wie das Gemälde oder der Kupferstich – denn ich habe das Gemälde nie gesehen – wie der Kupferstich von Davids Gemälde uns Sokrates darstellt, wie er eben im Begriff ist, den Giftbecher zu trinken. Anstatt des alten Weisen aber mit der gewölbten Stirn, der abgeplatteten Nase, wie er zu den Athenern sagt: »Es war gar nicht der Mühe wert, mir das Leben zu nehmen, Ihr hättet mich nur sterben zu lassen brauchen,« saß hier ein junger Mann mit griechischem Profil, bleichem Teint, flammenden Augen und schwarzem Haar, welches in langen Locken auf seine Schultern herabfloß, denn, wie sein Vater gesagt hatte, hatte sein Haar während der dreijährigen Haft Zeit gefunden, wieder zu wachsen.

Ich weiß nicht, welches Gefühl des Mitleids oder der Bewunderung der Anblick des jungen Emanuele der Königin einflößte; was mich betraf, so kehrten meine Augen, nachdem ich einen Blick auf seine Gefährten geworfen, wieder zu ihm zurück, um ihn nicht wieder zu verlassen. Ein Maler hätte ein prachtvolles Bild schaffen können, wenn er diesen jungen Mann dargestellt hätte, der von den ihn umgebenden Kerzen beleuchtet ward, an eine Matratze zu Füßen der Freske, an die er sein Haupt lehnte, gefesselt war, nur mit einem schwarzen Beinkleide bekleidet, den Kragen

auf die Schultern zurückgeschlagen, das Hemd auf der Brust offen. So sprach er mit seinen Gefährten über Tod und Unsterblichkeit. Er war wirklich wunderschön und man hätte ihn für den heiligen Johannes, den Lieblingsjünger des Herrn, halten können, hätte er nicht schwarzes Haar an Stelle der blonden Locken gehabt, die Leonardo da Vinci, der unsterbliche Maler des »heiligen Abendmahls«, dem Jünger gibt.

69. Kapitel.

In dem Augenblicke, wo wir eintraten, hörten wir Worte, die wie eine sanfte Melodie klangen, und an dem Versmaß, wie an der energischen Form erkannte ich, daß der junge Neapolitaner Verse von Dante rezitierte. Da unser Eintritt durchaus kein Geräusch verursachte, und die Gefangenen gar nicht vermuteten, daß sie gehört und gesehen würden, so fuhr er fort. Ich habe schon gesagt, welchen Eindruck er auf mich hervorbrachte, als meine Blicke auf ihn fielen, um sich nicht wieder von ihm wegzuwenden; ich habe schon gesagt, daß er, wie er so da saß, sich auf die eine Hand stützte, während er die andere, so weit es die Länge seiner Kette gestattete, zum Himmel erhob, die Stellung eines Sokrates eingenommen hatte, und daß er das begeisterte Antlitz eines Propheten besaß.

Ohne Zweifel dachte er, daß seine beiden Gefährten der Stütze und Ermutigung bedürften, denn er rezitierte ihnen den vierzehnten Gesang des »*Paradieses*«, in welchem Dante, von Beatrice geführt, bis in den Himmel des Mars steigt, und die Seelen derer findet, die für den wahren Glauben gekämpft haben, und die in Gestalt feuriger Zungen das Kreuz umgaben und das heilige Kruzifix verherrlichten.

In den Augen dieses jungen Enthusiasten war der wahre Glaube die Freiheit, für die er starb, und seine Hoffnung, die er auch seinen Gefährten einzuflößen suchte, war die, eines Tages auch eine dieser melodischen feurigen Zungen zu sein.

Jetzt, nachdem ich gesagt habe, was wir gesehen, werde ich auch sagen, was ich hörte.

Als die Stimme deutlich an mein Ohr drang, hatte Emanuele bereits dreiviertel des Gesanges rezitiert und mit vibrierender Stimme, mit auf einen unbekannten Gegenstand geheftetem Auge war er an die Zeile gekommen:

»Qui vince la memmoria mia lo'ngegno.«

Seine Gefährten hörten ihm mit offenem Munde und lächelnden Lippen zu. Man hätte glauben können, sie sagten zu ihm: »Singe dein letztes Lied, du schöner Schwan der Freiheit!« Er war bis zu dem Verse gekommen:

»Hier muß die Dichtkunst dem Gedächtnis weichen.«

Und vielleicht dachte er jetzt nicht einmal mehr an seine Freunde und fühlte sich wie Dante von dem Anblick, der sich seinem geistigen Auge bot, hingerissen und bezaubert. Er fuhr fort:

Am Kreuze leuchtend sah ich ragen *Christus*,
So hell, daß es kein Wortbild kann erreichen.

Doch wer sein Kreuz hat nachgetragen, *Christus*
Entschuldigt gerne, was ich hier verschwiegen, ^
Wird ihm in jenem Licht einst tagen, *Christus*.

Von Arm zu Arm, vom Fuß zum Gipfel stiegen
Zuckende Lichter, und durch ihren Reigen
Schien beim Begegnen hellre Glut zu fliegen.

So pflegen tanzend wohl mit Heben, Steigen,
Langsam und eilig, grade und geschweift,
Staubteilchen groß und winzig sich zu zeigen

Im Sonnenstrahl, der durch ein Ritzchen streift
Zum dunkeln Raum, wenn Kühlung zu erringen
Absicht und Kunst nach einer Schutzwand greift.

Und wie sich wohlgestimmte Saiten schwingen
Von Harfen oder Geigen süß im Klang,
Mag auch von fern die Weise unklar klingen,

So aus den Lichtern, die das Kreuz umschlang,
Floß eine Melodie, mein Herz berauschend,
Obwohl kein Wort verständlich mir vom Sang,

Als nur, daß er, erhabnen Lobspruch tauschend,
»Steh auf und siege!« rief; war's deutlich zwar,
So stand ich doch, umsonst nach Deutung lauschend.

Während der Gefangene diese letzte Zeile sprach, war er so schön, so begeistert, er schien so überzeugt zu sein, daß seine Gefährten laut ihren Beifall kundgaben, wie einem Schauspieler gegenüber und indem sich das Klirren ihrer Ketten mit ihren Beifallsrufen vermischte. Plötzlich hörte man inmitten dieser Bravorufe und dieses Klirren der Ketten eine Stimme in dem Nebenzimmer, also in der Kapelle, welche rief: »Mein Sohn! wo ist er denn? wo ist mein Sohn?« Emanuele erkannte diese Stimme. »Vater, Vater!« rief er, »hier bin ich!« Er vergaß, daß er angekettet war, und machte eine so heftige Bewegung, um seinem Vater entgegenzustürzen, daß er eine der Ketten, die welche er am rechten Arme trug, sprengte. Der junge Mann ward aber mitten in seinem Sprung durch die Füßlinge und die Kette am linken Arme zurückgehalten und sank seufzend auf sein Lager zurück. In diesem Augenblicke erschien der alte Giuseppe de Deo an der Tür, eilte in die Arme seines Sohnes und rief: »Emanuele, teurer Emanuele!« Und Vater und Sohn hatten sich einen Augenblick lang umschlungen, wobei das schwarze Haar des jungen Mannes sich mit den weißen Locken des Greises mischte. Es herrschte ein Stillschweigen von einigen Augenblicken und man hörte nur das Schluchzen des alten Vaters, dessen Herz bei der Umarmung des Sohnes in Tränen zerfloß. Der Greis brach das Schweigen zuerst. »Sie wissen,« sagte er zu den beiden Kerkermeistern, die ihn begleitet hatten, »daß ich das Recht habe, allein mit ihm zu bleiben.« Ohne Zweifel waren die Kerkermeister von dieser, dem armen Vater gewährten Gnade unterrichtet, denn sie lösten bereits die Ketten der anderen beiden Gefangenen, die sie dann in die Kapelle hinausführten. Vater und Sohn blieben allein.

»O Madame,« flüsterte ich der Königin ins Ohr, »wird man ihm nicht die Ketten abnehmen, damit er wenigstens in diesem Augenblick des Glücks, das er Ihnen verdankt, vergißt, daß er Gefangener ist?« – »Er mag um diese Gnade bitten,« erwiderte die Königin, »und sie soll ihm gewährt werden.« – Als ob selbst die Gefangenenwärter von dieser Lage gerührt worden wären, kamen sie wieder herein und befreiten Emanuele de Deo von den Fußschellen und der letzten Fessel, an die seine linke Hand gekettet war. –

Er erhob sich, schüttelte das Haupt wie ein junger Löwe, der soeben seine Freiheit wiedererlangt hat, und stieß einen Seufzer der Befriedigung aus. »O mein lieber Vater!« rief er freudig, als ob alle Gefahr vorüber sei, »wie mich dieses Wiedersehen freut! – Und welchem Wunder verdanke ich dieses Glück deiner Gegenwart und dieses Augenblicks der Freiheit?« – »Es ist allerdings ein Wunder, geliebter Emanuel, und ich kann kaum daran glauben,« erwiderte der Greis. »Ich war in der St. Brigittenkirche, wo ich Gott um Hilfe für uns anflehte, als eine Dame mich im Namen der Königin holte.« – »Im Namen der Königin?« rief Emanuel, indem er seinen Vater mit dem größten Erstaunen anblickte. Und während sich seine Stirn sichtbar umdüsterte, wiederholte er: »Im Namen der Königin? Das ist unmöglich!« – »Das habe ich anfangs auch gesagt, ich habe es aber doch glauben müssen. Ich folgte der Dame, wir stiegen in einen Wagen und sie nahm mich mit auf das Schloß.« – »Und du kennst diese Dame?« fragte der junge Mann lebhaft. – »Nein,« erwiderte der Greis zögernd. – »O, du kennst sie, Vater,« hob Emanuel wieder an.«Ist es die Marquise von San-Marco, die Baronin von San-Clemente?« – Der Greis schüttelte das Haupt. – »Bitte, Vater, sage mir, wer die Dame war!« – »Ich glaube,« erwiderte Don Giuseppe mit sichtbarer Furcht, daß sein Geständnis schlimm aufgenommen werden möchte, »ich glaube, es war die Gemahlin des englischen Gesandten.« – »Die Gemahlin des englischen Gesandten! Lady Hamilton! Emma Lyonna! Und wer hat diesem verlorenen Geschöpf das Recht gegeben, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen?« – »Mein Sohn,« rief der Greis, »sprich nicht in dieser Weise von ihr. Ich möchte schwören, daß sie es gewesen ist, die bei der Königin um Gnade für dich gebeten hat.« – »Um Gnade für mich, bei der Königin? Was sagst du da, Vater? Da die Königin es ist, die uns verurteilen läßt, so kann sie uns doch nicht begnadigen wollen?« – »Ich versichere dir diese Gnade aber dennoch. « – »Du versicherst mir sie?« – »Ja, jedoch unter einer Bedingung.« – »Ah!« sagte Emanuele mit einem verächtlichen Zucken seiner Lippen. »Laß diese Bedingung hören, Vater.« Und der junge Mann setzte sich auf einen Schemel. Sein Vater legte ihm die Hand auf die Schulter. »Vor allen Dingen, mein Sohn,« sagte der Greis, »mußt du bedenken, wie groß meine Liebe zu dir ist und in welchen Schmerz, in welche Vereinsamung mich dein Tod versetzen würde...« – »Vater, sage mir sogleich, welches diese Bedingung ist, denn sonst muß ich glauben, was ich bereits vermute, nämlich, daß sie anzunehmen geradezu unmöglich ist.« – »Wir wollen

fortgehen, mein Kind; wir wollen Italien, ja, wenn es sein muß, Europa verlassen! Wenn ich nur bei dir bin, so ist mir jeder Winkel der Erde, wo wir wohnen werden, gleich!« – »Gestehe, Vater,« sagte der junge Mann mit einem bittern Lächeln, »gestehe, daß man eine Feigheit von mir verlangt, die dich selbst erschreckt!« – »Denke an die Schande, die eine öffentliche Hinrichtung über unser Haus bringen wird, bedenke, daß du zu einem entehrenden Tode verurteilt bist!« – »Ein entehrender Tod ist besser, als ein entehrendes Leben, mein Vater. Welches ist die Bedingung, unter der man mir das Leben schenken will?« – »Denke, mein Sohn, daß du nicht nur dein Leben, sondern auch das deiner beiden Gefährten rettest, wenn du tust, was die Königin wünschet.« – »Was will denn die Königin aber?« rief Emanuele, indem er vor Ungeduld mit dem Fuße stampfte. – »Was dir das Todesurteil gebracht hat, mein geliebter Emanuele,« sagte der Greis, »ist der Umstand, daß du so trotzig gewesen bist, den Richtern nichts zu bekennen.« – »Ha, und man hofft, daß ich vor dem Schafott Geständnisse ablegen werde! Und gerade meinen Vater hat man dazu gewählt, mir einen solchen Vorschlag zu machen! Man hat meinen Vater zu einem Boten der Schande gemacht!« – Don Giuseppe sank vor seinem Sohn auf die Knie nieder und verbarg das Haupt an seiner Brust. »Mein Sohn, mein geliebter Sohn!« rief er aus. Und er brach in lautes Schluchzen aus, in dem man nur die Worte unterscheiden konnte: »Ich liebe dich so sehr! Ich liebe dich so sehr! Du weißt nicht, wie groß die Liebe eines Vaters ist!« – »Nein, ich wußte es nicht, jetzt aber weiß ich es, da du dich nicht geweigert hast, mir einen solchen Vorschlag zu machen. O, du mußt mich außerordentlich lieben, da du auf mich, auf dich, auf unsere ganze Familie Schande laden wolltest, nur um mich zu retten!« – »Mein Sohn,« rief der Greis, indem er ihn an sein Herz drückte, ohne ihn anzusehen, »habe Mitleid mit dem Zustand, in welchem du mich siehst!« – »Steh' auf, mein Vater,« sagte der junge Mann, indem er ihm die Hände küßte, »und höre stehend, was ich dir sagen will.«

Der Greis gehorchte, denn er war es, der da flehte, und sein Sohn war es, welcher befahl. »Es scheint,« fuhr Emanuele de Deo fort, »als ob die Tyrannei, in deren Namen du kommst, nicht genug am Blute der Patrioten hat, sondern auch ihre Ehre will und für das Leben der Schande, das sie mir anbietet, so und so viel andere Häupter fordert. Weißt du nicht, wieviel, Vater? Man hätte dir eine Zahl bestimmen sollen! O, ich sagte es wohl, daß

von dieser Frau nichts Gutes kommen könnte, und als du mir ihren Namen und den ihrer würdigen Freundin nanntest, ist mir alle Hoffnung entsunken ... Nein, nein, laß mich sterben, Vater! O ich weiß, daß Neapel die Freiheit viel kosten wird und daß, um dieselbe einzubürgern, noch Ströme Blutes fließen müssen, vergiß aber nicht, daß das Blut, welches zuerst vergossen worden, das ruhmvollste bleiben wird. Denke doch an die verhaßte Existenz, die du mir anbietest! Fliehen! und in welchem unbekannten Lande der Erde, in welchem dunkeln Winkel der Erde sollten wir unsere Schande verbergen? Nein, besänftige deinen Schmerz, tröste dich mit der Überzeugung, daß ich unschuldig sterbe und daß mein Tod eine Huldigung der Redlichkeit ist. Tragen wir beide, du und ich, unser Märtyrertum eines Augenblicks mit Mut. Der Tag wird kommen, an dem mein Name mit Ruhm in der Geschichte genannt werden wird, und an welchem du stolz sagest: »Mein Sohn war einer der Ersten, die für ihr Vaterland starben.« – »Nun, ich sehe ein, daß du dich weigerst, unter solchen Bedingungen zu leben; laß mich aber noch einmal zur Königin gehen, laß mich bei ihr um Gnade flehen, ohne daß du erröten mußt, dieselbe anzunehmen! Ich bin überzeugt, daß die Königin, wenn sie mich zu ihren Füßen liegen sieht, wenn sie meine Bitten, mein Flehen hört; mir diese Gnade bewilligen wird.« – »O tue das nicht, Vater! O nein, um Himmels willen tue es nicht! Siehst du denn nicht, daß diese Frau den Weg der Verdammnis wandelt, und daß eine gute Handlung sie vielleicht wieder auf den Weg des Heils führen könnte? Der Tag der Tyrannen ist gekommen; wie ihre Schwester Marie Antoinette ist Karoline eine Verräterin ihres Landes, ihrem Gatten treulos! Unreine Liebe genügte ihr nicht, sie mußte sich auch entehren. Auf den Fürsten Caramanico, diesen edlen und tapferen Chevalier, folgte ein intriganter Irländer von zweifelhafter Herkunft, der, von der französischen Marine ich weiß nicht wegen welches schmachvollen Verbrechens fortgejagt, sich nun mit neapolitanischem Gelde bereichern will, und der, als elender Minister einer gekrönten Maitresse, wenn er uns verfolgt, nicht einmal die Entschuldigung seines eigenen Hasses hat. Endlich folgt jetzt in der Gnade der Königin auf diesen Acton eine Höflingin von niedriger Herkunft, eine von einem Charlatan von den Trottoirs von Haymarket aufgelesene Person, eine Prostituierte, welche die Königin auf den Thron, auf dem sie sitzt, zu erheben glaubt und die im Gegenteil die Königin mit in das Bordell hinabzieht, aus dem sie hervorgegangen ... Nein, nein, mein Vater! Bitte diese Dreieinigkeit ohne Seele um keine Gnade! Wir haben bis

hierher rein gelebt: so wollen mir denn auch rein sterben, wie mir gelebt haben.« – »O ja,« murmelte die Königin, »du sollst sterben, Elender! und nun soll dich nichts mehr retten. Wenn Gott selbst vom Himmel herabstiege, um mich um Gnade für dich anzuflehen, so würde ich diese Gnade nicht gewähren! – Komm, Emma! komm! wir haben, wie mir scheint, genug gehört. Ich sage ›wir‹, denn du hast auch deinen Teil bekommen.« – Und indem sie meine Hand mit einer Art Schnauben ergriff, welches lange zurückgehalten worden, nun mit jeder Stufe, die wir die Treppe hinuntereilten, stärker ward, zog sie mich mehr tot als lebendig aus dem Kabinett hinaus. Zum ersten Male hörte ich mir fluchen!

70. Kapitel.

Während des ganzen Weges sprach die Königin kein Wort, nur hielt sie meine Hand fest in der ihrigen und an den krampfhaften Bewegungen derselben fühlte ich, bis zu welchem Paroxysmus ihre Wut sich steigerte. Als wir ihr Zimmer erreicht hatten, warf sie sich, immer noch stumm und aufgeregt, in einen Lehnstuhl. Dann rief sie plötzlich: »Wie mich diese verworfenen Neapolitaner hassen! Hast du ihn gehört? Er ist der Dolmetsch seiner ganzen Generation. – O, wie froh ich bin, das mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört zu haben, was ich gesehen und gehört habe! – Ich machte mir Gewissensbisse, ich wollte begnadigen – begnadigen! Jetzt mögen sie nur kommen und um Gnade flehen, ich werde ihnen zu antworten wissen: ›Ihr habt rein gelebt, so sterbet auch rein!‹ O sie sollen sterben und mit ihnen alle, die nicht Haupt und Knie, beugen wollen!« Nach augenblicklichem Schweigen fuhr sie fort: »Die Junta ist abgeschmackt; ich werde eine andere ernennen. Man fordert dreißig Köpfe von ihr, und sie bewilligt nur drei und wählt gerade die Jüngsten, deren Tod die meiste Bewegung in der Öffentlichkeit hervorrufen wird. Sie sollen aber nicht etwa enthauptet werden, diese Ehre soll ihnen nicht widerfahren, sondern wie gemeine Diebe, wie Mörder von gemeiner Geburt will ich sie hängen lassen. O, ich habe meine Leute dazu und werde diesen elenden Jacobinern ein Tribunal geben, welches sie nicht schonen wird .... Vanni, Castelcicala, Guidobaldi, das sind Männer, auf die ich mich verlassen kann. Castelcicala ist Fürst und ich kann ihm keinen höheren Titel geben, Vanni aber werde ich zum Marquis und Guidobaldi zum Grafen machen, ich

werde sie mit Gold überhäufen, während sie mich mit Blut sättigen!« Und sie erhob sich gleich einer Nemesis, um dann mit Wutgeschrei auf ihr Bett zu sinken. Ich folgte ihr, warf mich vor ihr auf die Knie und sagte: »Schonen Sie sich, Madame!« – »O nichts wider sie zu können! Sie töten, das ist alles! Und hast du nicht gesehen, daß sie dem Tode trotzen, daß sie ihn laut herbeirufen, daß sie die Märtyrer spielen! Sage mir, wäre es nicht besser, sie in dem Bergwerk von Favignana oder von Maritimo zu begraben?« – »Ja, Madame,« rief ich, »das ist eine Eingebung des Himmels! Sie hätten dann Zeit zu bereuen.« – »Zu bereuen, sie? Niemals! sie werden mich nur um so ärger hassen. Übrigens gibt es auch kein so gut verwahrtes Gefängnis, aus dem sie nicht entflöhen. – Man hat mir erzählt, daß ein französischer Gefangener, namens Latude, dreimal aus der Bastille entwischt sei. – Nein, nur dem Grabe kann niemand entfliehen. Ich will bei ihrer Todesstrafe nichts als die Art ihres Todes ändern.« – »Fürchten Sie denn keinen Aufstand, Madame?« – »O, ich wünsche einen! Ich wünsche eine Gelegenheit herbei, bei der ich Neapel verbrennen und ein Drittel seiner Einwohner vernichten könnte! Nur das Volk ist gut, nur die Lazzaroni sind treu, alles, was ein Tuchkleid trägt, ist durch die Vico, Genovese, Beccaria, Filangieri, Pagano und Conforti verderbt worden. Es ist ein Glück, daß dieser Emanuele de Deo den armen Caramanico geschont hat, denn wenn er von diesem dasselbe gesagt hätte, wie von Acton, so hätte ich ihm das Fleisch mit glühenden Zangen zerreißen lassen!« Ich ergriff die Gelegenheit, die sie mir selbst bot, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. »Haben Sie lange nichts von ihm gehört?« fragte ich. – »Von wem?« – »Von dem Fürsten von Caramanico.« – »O, er schreibt mir schon lange nicht mehr. Wenn ich ihm schreibe, so geschieht dies, wie ich dir bereits gesagt zu haben glaube, durch die Vermittelung seiner Gemahlin, die in Neapel geblieben ist. Sie schickt ihm meine Briefe zu, da sie glaubt, daß es sich um Staatsangelegenheiten handelt, ihm aber habe ich selbst befohlen, mir nicht mehr zu schreiben, denn ich traue hier niemandem als dir. Wenn man denken sollte, daß er noch an mich denkt oder sich einbildet, daß er wieder erster Minister werden will, so mag Gott wissen, was geschehen könnte! .... Du hast wohlgetan, mit mir von ihm zu sprechen, Emma. Siehe, das beruhigt mich, ... o, wenn er doch hier wäre!« Und sie umschlang schluchzend das Kissen. »Befehlen Sie, daß ich Sie zu Bett bringe und den Kasten mit den Briefen und Buketts neben Sie stelle?« –

»O,« sagte sie, »du bist mein Trost, du allein weißt, was den Frieden in meinem Herzen herstellen kann, und auch dich beschimpfen sie!«

»Denken Sie nicht an mich, Madame. Zum Unglück haben diese Menschen in ihren Bemerkungen über mich recht, da sie mir nichts Unwahres vorwerfen, und ich bin ihnen sogar noch dankbar, daß sie bei der Wahrheit geblieben sind. Denken Sie also nicht mehr an mich, Madame, sondern nur an ihn. Vielleicht denkt er gerade in dieser Stunde an Sie.« – »O, du bist von Sinnen! Er hat dort schöne Sizilianerinnen. Ich bin mit meinen siebenunddreißig Jahren eine alte Frau, er dagegen mit seinen vierzig ein junger Mann. Von dreißig Jahren an muß man die Jahre bei uns doppelt zählen, das wirst du eines Tages auch erfahren.« –

»Pst, Madame!« sagte ich lachend, »ich habe es bereits erfahren. Obgleich ich das Datum meiner Geburt, das nicht wie das Eurer Majestät in dem Almanach von Gotha verzeichnet steht, nicht genau kenne, so muß ich doch meine zweiunddreißig, mindestens aber meine einunddreißig Jahre alt sein.« – »Du bist zwanzig Jahre alt,« sagte sie, »und ich glaube, Gott vergebe mir, du wirst es immer bleiben.«

»Wollen Eure Majestät mir den Schlüssel zum Sekretär geben?« – »Nein, das ist nutzlos. Ich will mich zu Bett legen, denn ich bin wie gerädert, du wirst dich zu mir setzen, und dann wollen wir von ihm sprechen. Es ist außerordentlich, wie schon die Erinnerung an ihn mich beruhigt. O, ich weiß nicht, warum ich mich beklage, denn ich bin ja zwei oder drei Jahre glücklich gewesen, und welche Frau, besonders welche Königin, kann drei Jahre des Glücks in ihrem Leben zählen!«

Zuerst war ihr Zorn in Aufregung übergegangen und jetzt verwandelte sich ihre Aufregung in Melancholie. Ich half ihr beim Auskleiden, sie legte sich zu Bett, ich rückte einen Lehnstuhl an ihr Bett und nahm ihre Hand.

»Und jetzt,« sagte ich, »erzählen Sie mir von ihm.«

Nun öffnete sich dieses übervolle Herz und schüttete sich aus. Eine Stunde lang rief sie sich auch die kleinsten Ereignisse dieser drei glücklichen Jahre ins Gedächtnis zurück. Keine Einzelheit entschlüpfte ihr, und während dieser Stunde vergaß sie alles, sogar die tiefverwundende Beschimpfung,

die man ihr angetan. Eine so große Macht haben die Erinnerungen einer ersten Liebe auf das Herz des Weibes! Allmählich aber ward ihre Stimme matter, ihre Hand entzog sich der meinigen, ihre Augen schlossen sich und ein sanfter Atem wie der eines Kindes strömte aus diesen vor zwei Stunden noch wutschäumenden Lippen. Sie schlief. Ich vermutete, daß ihr Schlaf nach den Aufregungen, die sie soeben durchgekämpft, ein tiefer und langer sein würde und gab daher in den Vorzimmern Befehl, daß man am folgenden Morgen diesen Schlaf durch nichts stören solle. Dann zog ich mich in mein Zimmer, welches an das der Königin stieß, zurück und ließ die Tür zwischen beiden offen. Am folgenden Morgen oder vielmehr am folgenden Tage, am 3. Oktober 1794, erwachte die Königin erst um zehn Uhr und rief mich beim Erwachen.

Ich war vor ungefähr fünf Minuten aufgestanden und eilte an ihr Bett. »Wirklich,« sagte sie, »du bist die mächtigste Zauberin, die existiert hat. Du besitzest Macht über die Herzen und über die Leidenschaften. Ich habe sieben Stunden lang den Schlaf eines Kindes geschlafen. – O, du wirst mich niemals verlassen, nicht wahr? Du bist mein guter Genius!« Sie breitete die Arme nach mir aus. Ich neigte mich über sie und küßte sie auf die Stirn.

»Frage, ob niemand zu mir gewollt hat,« sagte sie.

Ich erriet ihre Gedanken. Sie hoffte, daß der verzweifelte Giuseppe trotz des Abredens seines Sohnes doch einen Versuch bei ihr machen würde, ihre Gnade zu erlangen. Ich ging selbst in die Vorzimmer und fragte nicht nur die Ehrendamen, sondern sogar die Türsteher; allein es war niemand gekommen. Ich lehrte zu Karolinen zurück, und teilte ihr diesen Umstand mit. Ihre Stirne umdüsterte sich.

»Sie haben es gewollt,« murmelte sie, »und ich habe mir dann keinen Vorwurf zu machen.« Zu mir gewendet fuhr sie dann fort: »Ich gebe dir auf den ganzen Tag deine Freiheit. Ich habe mehrere Briefe zu schreiben, mehrere Personen zu empfangen und morgen viele Befehle zu erteilen. Sei um sechs Uhr hier; wir werden uns heute abend nach Caserta begeben.«

»Und – wenn der Vater wieder kommen sollte –« sagte ich bittend.

»Wenn er wieder käme, so wollten wir sehen, was zu tun wäre,« erwiderte die Königin. »Sei doch ruhig, er wird nicht wieder kommen.«

Als ich das Palais verließ und die Kirche des heiligen Ferdinand passierte, um in die Chiajastraße einzubiegen, sah ich wie eine Menge Menschen nach dem Largo del Castello strömte. Ich befahl meinem Lakai, vom Wagen zu springen und nach der Ursache dieses Gedränges zu fragen. Er stieg ab, näherte sich einer Gruppe, die er fragte, und kam dann zurück. Mir war es, als ob die Leute in dieser Gruppe mich drohend anblickten. »Was gibt es denn?« fragte ich den Lakai. – »Mylady,« erwiderte er, »es scheint morgen auf dem Largo del Castello eine Hinrichtung stattfinden zu sollen. Man errichtet das Schafott.«

«Ins Hotel! ins Hotel!« rief ich, indem ich meinen Kopf in den Händen verbarg.

Ich begab mich zu Sir William.

»Sie wissen doch, was geschieht, mein Herr?« fragte ich.

»Ja,« erwiderte er, »das Tribunal scheint drei Jacobiner zum Tode verurteilt zu haben und morgen wird man sie wahrscheinlich hängen.« – »Die Königin fürchtet, daß morgen, eben wegen dieser Hinrichtung, ein Aufstand ausbrechen könnte, und fordert uns auf, den Tag in Caserta bei ihr zuzubringen.« – »Gehen Sie nur mit. Ich kann Neapel nicht verlassen. Ich soll meiner Regierung morgen über alle Vorgänge berichten und wenn ich in Caserta wäre, so könnte ich der Genauigkeit meiner Depesche nicht gewiß sein.«

»Ich hoffe doch, daß Sie der Hinrichtung der Unglücklichen nicht beiwohnen werden?« – »Ich weiß es noch nicht. Der englische Bankier Leigh hat mir einen Platz an seinen Fenstern angeboten, und da er am Largo del Castello wohnt, so nehme ich sein Anerbieten vielleicht an. Auf alle Fälle werde ich morgen abend oder spätestens übermorgen früh nach Caserta kommen und das Nähere über den Vorgang mitteilen.« Ich schauderte bei dem Gedanken an diese Einzelheiten, die mir Sir William so ruhig versprach. Da er durchaus nicht wußte, was in der vorhergehenden Nacht geschehen war, so konnte er meine Aufregung nicht begreifen; da er

mich aber überhaupt niemals fragte, so richtete er auch jetzt keine Frage an mich. Zur bestimmten Stunde war ich bei der Königin, nur hatte ich dem Kutscher befohlen, durch Chiatamone und Santa-Lucia zu fahren, weil ich die Nähe des Largo del Castello meiden wollte. Dennoch mußten wir nach Caserta durch die Toledostraße fahren. Wir saßen aber in einem geschlossenen Wagen und ich zog die Vorhänge zu. Da wir einen Wagen ohne Wappen und in Livreen gekleidete Diener hatten, so konnten wir durch die Menge, die fortwährend auf der Toledostraße hin- und herwogte, fahren, ohne Neugierde zu erregen. Ich fühlte mich doch erst wieder ruhig, als ich, nachdem wir uns außerhalb der Stadt befanden, das Fenster herunterlassen und die Luft der Felder atmen konnte. Ich hatte nicht nötig gehabt, die Königin zu fragen, ob jemand bei ihr gewesen, und ob sie Gnade hätte gewähren oder verweigern müssen. Wir kamen ungefähr halb acht Uhr in Caserta an. Als wir das massive und schwere Gebäude betraten, war es mir, als ob wir in ein Grab stiegen.

Man wird sich vorstellen können, welchen traurigen Abend wir verbrachten. Wir wurden beide, die Königin sowohl als ich, von einem und demselben Gedanken gepeinigt. Wir konnten an nichts anderes denken, und dennoch wollte keine von uns von der Sache sprechen, die uns so hartnäckig beschäftigte. Was mich betraf, so schwebten mir fortwährend jene drei jungen Männer und besonders der, welcher die Hauptrolle in dieser Tragödie spielte, vor Augen. Sein braunlockiges Haupt, seine beredten Augen, seine vibrierende Stimme, seine feierlichen Gebärden, alles trat mir so lebhaft vor die Seele, daß ich, wäre ich allein gewesen, dem Wunsche nicht hätte widerstehen können, einen Bleistift zu nehmen und die ganze Szene zu skizzieren. Die Königin hatte ein Buch genommen und tat, als ob sie lese, da sie jedoch die Blätter umzuwenden vergaß, so konnte man leicht sehen, daß sie *nicht* las.

Gegen zwei Uhr brachte man uns einen Imbiß, wir tranken jedoch nur eine Tasse Tee. Zu wiederholten Malen versuchte sowohl die Königin als ich, einige der gleichgültigen Phrasen zu erwähnen, auf denen in Ermanglung großer Gedanken die gewöhnlichen Unterhaltungen beruhen, jede dieser Phrasen aber glich einem Stein, der in einen Schlund fällt und ohne Echo darin versinkt. Die Pendule auf dem Kamin war von Meißener Porzellan. Sie stellte die mit einer Sense bewaffnete Zeit dar. Nie habe ich eine

frappantere und düstrere Allegorie gesehen. Nach und nach schlug die Uhr die zehnte, die elfte und die zwölfte Stunde. Mit dem letzten vibrierenden Klange der Glocke traten wir in den 4. Oktober ein; es war der Tag der Hinrichtung.

Die Königin erhob sich, ging nach dem Kamin, nahm die Glasglocke der Uhr in die Höhe und hielt den Perpendikel an. Sie sorgte dafür, daß die Uhr die vierte Stunde nicht schlüge, denn um vier Uhr sollte sie nicht mehr die Zeit messen, sondern die Ewigkeit anzeigen. Die Hinrichtung der drei jungen Männer sollte um vier Uhr stattfinden. Ich wußte es nicht, die Königin aber wußte es, und wir waren beide so sehr mit einem und demselben Gedanken beschäftigt, daß, als sie den Pendel der Uhr anhielt, ein Schauer meinen ganzen Körper durchrieselte, denn ich verstand ihre Absicht.

71. Kapitel.

Ich weiß nicht, wie die Königin schlief, ich aber hatte schreckliche Träume. Gegen Morgen erst verschwanden die Visionen, die mein Gehirn beunruhigten, und ich konnte einige Ruhe genießen. Das erste, was ich sah, als ich erwachte, war die Königin, die an meinem Fenster stand. Sie hauchte an die Fensterscheiben und hatte auf den Hauch ihres Atems mit dem Finger eine Art Grabhügel und auf diesem drei Kreuze gemalt. Als sie hörte, wie ich mich auf meinem Bette erhob, nahm sie schnell ihr Taschentuch und wischte die Scheibe ab.

»Wie langweilig!« sagte sie; »ich war zeitig aufgestanden, da ich hoffte, wir könnten einen Spaziergang machen, und nun fällt ein feiner Regen, der uns vielleicht den ganzen Tag am Ausgehen verhindern wird.«

»Haben Eure Majestät schon lange gewartet?« fragte ich.

»Meine Majestät sind schon eine Stunde da, weil meine Majestät sehr schlecht geschlafen haben. Schnell erhebe dich, wir wollen uns zu zerstreuen suchen.« Ich erhob mich. »Ah!« sagte die Königin, indem sie mich betrachtete, »so habe ich denn einmal die Befriedigung, dich weniger

außerordentlich schön als gewöhnlich zu finden! Du bist heute bleich und hast rote Augen, das will ich dir nur sagen, meine liebe Freundin.«

»Ach, Madame,« erwiderte ich, »ich fürchte sehr, heute abend noch bleicher auszusehen und noch rötere Augen zu haben, als jetzt.« Sie tat, als ob sie mich nicht gehört hätte, sondern fragte: »Hast du denn nicht Sir William eingeladen, mit uns nach Caserta zu kommen?«

»Jawohl, Madame; er wird aber durch Geschäfte in Neapel zurückgehalten und wird daher erst heute abend oder morgen früh kommen.«

»Ah, um so besser!« sagte die Königin mit sichtbarer Anstrengung. »So kann er uns nähere Nachrichten mitteilen.« Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß das Gespräch zwischen uns hiermit beendet war. Karoline begab sich in ihr Zimmer. Ich kleidete mich an.

Gegen zwei Uhr hörte der Regen auf. Man sollte beim ersten Sonnenstrahl, der durch die Wolken blicken würde, den Wagen anspannen. Man benachrichtigte uns, daß es geschehen sei. Wir gingen hinunter und machten eine Promenade im Park. In dem Maße, wie die Zeit vorrückte, bemächtigte sich auch eine fieberhafte Aufregung der Königin. Sie hatte das Gespräch auf die Gefangenschaft, die Leiden und den Tod ihrer Schwester Marie Antoinette gebracht, die am 16. des Monats, in den wir soeben eingetreten, hingerichtet worden war. Da keiner ihrer Gedanken mir entging, so verstand ich sehr wohl, daß sie darin eine Erleichterung ihrer Gewissensbisse suchte, die Leiden hervorhob, welche die Franzosen einer Frau bereitet hatten, die durch ihren Rang als unverletzlich hätte dastehen sollen. Der Himmel ward wieder finster, und der Kutscher glaubte wieder nach dem Schlosse fahren zu müssen. Die Königin machte keine einzige Bemerkung. Der Wagen hielt am Fuße der großen Ehrentreppe. Karoline wechselte den Gegenstand der Unterhaltung.

»Diese Treppe ist wirklich sehr schön,« sagte sie, »und diese Treppe allein hätte den Ruf Vanvitellis begründen können.« Und sie machte mich auf alle Wunder dieses Bauwerks aufmerksam. So gelangten wir in ihr Zimmer. Karoline war die Beute einer jener nervösen Überreizungen, die bei ihr gewöhnlich mit einer Krisis endeten. Sie ging sehr schnell, als ob sie ihre äußeren Bewegungen, die trotz ihrer Verstellung, den Zustand ihrer Seele

verrieten, ins Gleichgewicht bringen wollte. Plötzlich und gerade in dem Augenblicke, wo sie wieder in ihr Zimmer trat, blieb sie unbeweglich stehen, den Blick auf die Pendule geheftet.

Es war gerade vier Uhr. Die Uhr ließ eben jenes Ausheben hören, welches dem Stundenschlag vorausgeht; die Zeit erhob ihre Sichel wie zum Schlage und die Glocke erdröhnte viermal unter dem stählernen Hammer. Die Vorsicht der Königin, am Abend vorher die Uhr anzuhalten, war vergeblich gewesen und seltsamerweise schlug die Uhr gerade in dem Augenblicke, wo die Königin ins Zimmer trat, die verhängnisvolle Stunde, die sie auf dem Zifferblatt anzuhalten versucht hatte. Nachdem die Königin mit mir in den Wagen gestiegen, war nämlich ein Lakai hereingekommen, und als er sah, daß die Uhr stand, hatte er dieselbe aufgezogen und gestellt. Daher kam das Wunder. Die Wirkung war jedoch bereits hervorgebracht, ehe die Königin sich die Ursache erklärt, und wenn ich Karolinen nicht gestützt hätte, so wäre sie, glaube ich, umgefallen. Ich wollte klingeln, sie verbot es mir.

»O nein,« sagte sie, »ich kann vielleicht schwach sein, es darf es aber niemand erfahren. Da es aber wahrscheinlich ist, daß Gott für diese drei elenden Jakobiner kein Wunder hat geschehen lassen, so will ich dies Geheimnis der Uhr wissen. Hilf mir mich auf mein Bett legen und dann erkundige dich darnach.«

Ich führte die Königin bis an ihr Bett, sie legte sich angekleidet darauf und ich ging hinaus, um die Diener zu fragen. Da erzählte mir der Lakai, daß er, da er gesehen, daß die Uhr gestanden und er geglaubt hätte, sie sei zufällig stehen geblieben, es für seine Pflicht gehalten, sie aufzuziehen und zu stellen. Ich ging sogleich wieder zur Königin und brachte ihr diese Erklärung. Ihr Gesicht hellte sich auf; sie wischte sich den Schweiß von der Stirne und versuchte zu lachen, die Muskeln des Gesichts schienen jedoch steif geworden zu sein, so daß sie keinen milderen Ausdruck annehmen wollten.

»Jetzt muß übrigens,« sagte sie, indem sie nach der Uhr blickte und sah, daß es halb fünf war, »alles vorbei sein. Ein großes Exempel ist statuiert worden, das war in Neapel nötig.« Ich schwieg. »Bist du nicht auch meiner Meinung?« fragte sie.

»Ach, Madame,« erwiderte ich, »erlauben Sie, daß ich über diese schrecklichen Dinge, wobei es sich um Leben und Tod handelt, keine Meinung habe. Ich bin zu entfernt von denen geboren, denen Gott das Recht gegeben, über das Leben anderer zu verfügen, als daß ich mich je mit dieser ernsten Frage beschäftigt hätte. Ich bin nur ein Weib, demnach ein schwaches Geschöpf, und ich hätte es lieber gesehen, wenn diese Pendule die Stunde der Gnade anstatt die Stunde der Verdammung geschlagen hätte.«

»Wenn diese Pendule die Stunde der Verdammung geschlagen hat, so ist es die Schuld der Verurteilten selbst,« rief Karoline lebhaft. »Hast du nicht alles getan und auch mich bewogen, alles zu tun, was zu ihrer Rettung nötig war? Habe ich nicht noch gestern, trotz der mir von diesen Leuten angetanen Beschimpfung, den ganzen Tag in Neapel gewartet, ob niemand aus ihrer Familie, Vater, Mutter, Bruder, Schwester, mich um Gnade für sie anflehen würde? Als du fort warest und ich allein blieb, habe ich da nicht Befehl gegeben, daß man jeden der zu mir wollte, vorlassen sollte? – Nun, ich habe von elf Uhr früh bis abends zehn Uhr vergebens gewartet und bei jedem Schritt, der sich meiner Türe näherte, in Hoffnung gezittert. Sie verachten aber meine Gnade, sie sind glücklich, für die heilige Sache der Freiheit sterben zu können. Sie bilden sich ein, daß Neapel ihnen einst Bildsäulen errichten werde, und in dieser Erwartung gehen sie wie Märtyrer zur Richtstätte. – Bildsäulen in Neapel!« – Die Königin brach in ein gellendes Gelächter aus. »Darauf zu rechnen! – Die Völker wissen wohl zu zerstören, nicht aber aufzubauen. Vielleicht wird man die Statuen der Könige umstürzen, gewiß aber nicht, um dafür den Jakobinern deren zu errichten.«

Sie versank wieder in tiefes Schweigen. Ich hütete mich wohl, dieses Schweigen zu stören. Den Kopf in ihre Hand gestützt, zählte ich mechanisch die fieberhaften Schläge ihres Pulses, als plötzlich das Rollen eines Wagens unter der Wölbung des Palastes widerhallte. Bei diesem Geräusch erhob sich Karoline von ihrem Lager. »Was ist das?« fragte sie.

»Wahrscheinlich ist es,« erwiderte ich, »Sir William, der seinem Versprechen gemäß zu uns kommt.«

»Wenn er es ist, so lasse ihn eintreten!« rief die Königin. »Ich will so schnell als möglich erfahren, was dort unten geschehen ist.«

Es war Sir William wirklich. Er brachte Nachrichten und zwar so unerwartete, daß er keinen Augenblick hatte zögern wollen, uns dieselben mitzuteilen, und dank seinen ausgezeichneten Pferden hatte er den Weg in fünf Viertelstunden zurückgelegt. Folgendes war geschehen und er hatte es mit seinen eigenen Augen vom Fenster des Bankier Leigh aus gesehen. Wie gewöhnlich waren die Bianchi in das Gefängnis der Vicaria gegangen, um die Verurteilten abzuholen, die zu Fuß gingen und von zwei Kompagnien Infanterie und einer Abteilung Kavallerie begleitet wurden. Sie hatten zum erstenmal an der Kathedrale Halt gemacht, dann ihren Weg fortgesetzt bis zur Toledostraße, in die sie bei dem Palais Maddalone einbogen. In der Toledostraße mußten die Soldaten dem traurigen Zug einen Weg bahnen, so dicht gedrängt standen die Menschen. Die drei jungen Männer, deren jeder zwischen zwei Büßern ging, auf deren Schultern sich zu stützen sie verschmähten, und vor denen ein Priester vorausging, der sich von Zeit zu Zeit umdrehte und ihnen das Kruzifix zum Kusse reichte – ein Akt, den sie mit ehrfurchtsvoller Inbrunst ausführten, – wandelten festen Schrittes dahin und grüßten die an die zu beiden Seiten der Straßen stehenden Häuser zurückgedrängte Menge und die an den Fenstern der gedrängt vollen Häuser stehenden Bekannten. Diese erwiderten die Grüße dadurch, daß sie die Taschentücher schwenkten und riefen: »Lebt wohl! lebt wohl!« Ungefähr dreiviertel auf vier Uhr kam der Zug an die Sankt-Ferdinandskirche und gelangte, nachdem man das Theater San Carlo passiert, auf dem Schloßplatz an, in dessen Mitte das Schafott errichtet war, welches von drei Galgen überragt ward, welche die Form eines großen H hatten, bei welchem man den Querstrich bis an das oberste Ende der beiden Grundstriche hinaufgeschoben. Vitagliano, der älteste der drei jungen Leute, der zuerst ging, rief aus: »Freunde, hier ist das Werkzeug unseres Märtyrertums.« – »Es sei uns willkommen!« erwiderte Emanuele de Deo. »Das Märtyrertum führt zu Gott!« – »Und der Tod zur Freiheit!« fügte Gagliani, der jüngste der drei Verurteilten, hinzu. Man hörte diese drei Worte und die, welche sie gehört hatten, sagten sie weiter. Die Menschenmenge war eine ungeheure und kaum hatten vierhundert Mann Infanterie vor einer halben Stunde auf den Platz rücken und um das Schafott herum ein großes leeres Viereck bilden können. Hierauf hatten

diese vierhundert Mann im Angesichte aller und auf Befehl ihrer Offiziere ihre Flinten geladen. Von der anderen Seite sah man die Artilleristen des Castello Nuovo die Mündungen ihrer Kanonen auf den Schloßplatz richten und sie selbst standen mit angezündeten Lunten hinter den Geschützen, bereit Feuer zu geben, sobald man einen Versuch zur Befreiung der Gefangenen machen würde. Zu diesen Truppen gesellten sich dann auch noch die, welche die drei Verurteilten begleiteten. Ungefähr achthundert Mann Soldaten umstanden das Schafott. In dem Augenblicke, wo die Verurteilten in den verhängnisvollen Kreis traten, der wie eine eiserne Mauer zwischen dem Leben und ihnen stand, schlugen zwölf Tambours einen gedämpften Wirbel, welcher anzeigte, daß das düstere Drama seinen Anfang nähme.

Da Gagliani der jüngste der drei Verurteilten war – ich habe bereits gesagt, daß er kaum neunzehn Jahre alt war – so stieg er zuerst auf die Plattform. In dem Augenblicke, wo dieses so jugendliche und dennoch dem Tode geweihte Haupt erschien, durchlief ein Schauer die Menge und einige Stimmen riefen um Gnade. »Gnade?« rief Gagliani, die Stimme erhebend. »Man hat uns auf Kosten unserer Ehre Gnade angeboten und wir haben sie verschmäht.« Der Henker saß schon rittlings auf dem Querbalken des Galgens, die Gehilfen stießen Gagliani an die Leiter; er stieg die fünf oder sechs Stufen leise hinauf und die Schlinge ward ihm um den Hals gelegt. »Es lebe die Freiheit!« hatte er noch Zeit zu rufen. Sofort stieß der Henkersknecht die Leiter mit dem Fuße um, und der von dem Stoße bewegte Körper baumelte in der Luft. Der Henker glitt auf die Schultern des Gehängten herab, der Knecht klammerte sich ihm an die Füße, eine unförmliche, von Todeszuckungen bewegte Gruppe erschreckte die Zuschauer einen Augenblick lang, dann sprang der Henker auf die Erde, der Knecht zur Seite und der Leichnam des ersten Märtyrers hing mit gebrochenen Halswirbeln unbeweglich am Galgen. Jetzt kam Emanuele de Deo an die Reihe. Er stieg die Stufen der Plattform schnell hinauf und schien jemanden in der Menge mit den Augen zu suchen. Da erhob sich mitten in dem tiefen Schweigen eine Stimme, welche schmerzerfüllt rief: »Du suchst mich wohl? Hier bin ich, mein Kind!« Und nun sah man den alten Vater Emanuels, der sich mit tränenbetautem Antlitze auf den Fußspitzen erhob, sein Taschentuch schwenkte und ohne Zweifel in Erfüllung eines letzten Versprechens gekommen war, um seinem Sohne

Lebewohl zu sagen. »Lebe wohl, mein Vater, lebe wohl!« rief seinerseits der junge Mann. »Ich sterbe für mein Vaterland. Möge mein Vaterland sich meines Todes erinnern und denselben rächen!« Und indem er selbst nach der Leiter stürzte, ging er die Stufen rückwärts hinauf, steckte seinen Hals durch die verhängnisvolle Schlinge und der zweite Akt des furchtbaren Dramas begann. In dem Augenblicke aber, wo sich der Henker auf die Schultern des Gehenkten gleiten ließ, wo der Henkersknecht sich an seine Füße klammerte, wo der Greis jammernd seinen Sohn rief und die Hände verzweiflungsvoll rang, ertönte ein furchtbares Geschrei, das halb Mitleid, halb Drohung war. Eine schwankende Bewegung durchlief die Menge, das Kommando: »Fertig! Schlagt an!« ließ sich hören und dann folgte ein Klirren, welches den schnellen Gehorsam derer anzeigte, denen dieses Kommando gegeben worden. Eine Rauchwolke, auf welche der Knall einer blindgeladenen Kanone folgt«, zeigte sich an einem der Türme des Kastells; das neapolitanische: »Fliehe, wer kann!« »Fuga! Fuga!« ward von Tausenden von Stimmen wiederholt, die Reihen der Soldaten wurden durchbrochen, nicht von Angreifenden, sondern von Fliehenden und der Henker, welcher fürchtete, daß man ihm inmitten dieses Tumultes sein letztes Opfer rauben könnte und er die zehn Dukaten verlieren möchte, welche die Munizipalität für jede Hinrichtung bewilligt, stürzte sich mit einem Messer auf Vitagliano und durchbohrte ihn. Dieser sank zum Tode getroffen nieder. Und während die bestürzte Menge durch die zahlreichen Straßen, die an den Largo del Castello stießen, von diesem Kommando, diesem Musketengeklirr und von diesem Kanonenschusse verfolgt, entfloh, schleppten der Henker und seine Knechte den sterbenden Vitagliano auf die Plattform, wo er sein Leben aushauchte, und da sie nichts anderes tun konnten, so hingen sie anstatt eines Lebendigen einen Toten an den Galgen. Dies waren die Ereignisse, die Sir William, der Augenzeuge dieser furchtbaren Szene gewesen war, uns mit diplomatischer Genauigkeit erzählte.

72. Kapitel.

Marie Karoline hörte der Erzählung vom Anfange bis zu Ende zu, ohne ein Zeichen von Erregung zu geben; nur verlangte sie, als Sir William geendet, ein Glas Wasser. Ich holte selbst eins von ihrer Toilette und brachte es ihr,

als sie es aber aus meiner Hand nahm, zitterte die ihrige und ich hörte, wie ihre Zähne an dem Rande des Glases klapperten. »Sie sind krank, Madame,« sagte ich. – »Ja, ich glaube selbst,« erwiderte sie, »daß ich etwas Fieber habe.« Dann drückte sie mir die Hand, wie von plötzlichem Schrecken ergriffen, und sagte: »Du wirst doch die Nacht in meiner Nähe bleiben, nicht wahr?« – »Gott bewahre mich davor, Sie auch nur einen einzigen Augenblick zu verlassen, Madame! Man sollte aber nach dem Arzte schicken.« – »Warum denn?« – »Weil ich fürchte, daß Sie ernstlich krank sind und denke, daß einige beruhigende Mittel vielleicht genügen würden, eine gefährliche Krankheit abzuwenden.« Die Königin dachte einen Augenblick nach, richtete sich auf ihrem Ellbogen empor und ließ dann das Haupt wieder auf das Kissen sinken. »Die Sache ist die,« sagte sie, »daß ich mich nicht wohl fühle. Ich habe Ohrensausen und rote Flecke vor den Augen. Schicke einen Kurier nach Neapel und schreibe Domenico Cirillo, morgen früh so zeitig wie möglich zu mir zu kommen.« »Wollen Eure Majestät mir erlauben, Ihren Puls zu fühlen? Ich verstehe mich ein wenig auf Medizin,« sagte Sir William. »Fühlen Sie,« sagte Karoline, indem sie den Arm ausstreckte. Sir William zog seinen Handschuh aus, nahm seine Uhr heraus und während er mit der einen Hand dieselbe hielt, untersuchte er mit der anderen den Puls der Königin. Er zählte zweiundachtzig Schläge in der Minute. »Nicht morgen erst,« sagte er, »sondern heute noch muß der Arzt kommen, Madame, und da ich wegen meiner Korrespondenz nach Neapel zurückkehren muß, so werde ich Ihr Kurier sein. Wenn Cirillo abwesend sein sollte, so werde ich Ihnen Cottugno schicken.« – »Schicken Sie mir wen Sie wollen, Mylord, nur keinen englischen Arzt. Ich verabscheue Ihre Kalomelverschreiber; sie haben für alle Krankheiten nur ein Mittel, man sollte meinen, sie hätten das Universalheilmittel erfunden.« Sir William verabschiedete sich von uns und ging fort, indem er die Königin inständig bat, nicht, wie sein skeptischer Geist ihn fürchten ließ, falls sie kränker würde, einen Dorfarzt holen zu lassen, sondern den zu erwarten, den er ihr aus der Stadt schicken würde. Sir William hatte sich nicht getäuscht. Das Übel der Königin nahm schnell zu, und zwei Stunden, nachdem er fort war, lag sie im Fieberwahnsinn. In diesem Delirium wohnte sie der Hinrichtung der drei jungen Männer bei und erzählte alle die Einzelheiten, die Sir William ihr soeben berichtet.

Um Mitternacht fuhr ein Wagen donnernd durch die Einfahrt des Palastes. Man wußte, daß ein Arzt aus Neapel erwartet ward und man war wach geblieben, damit er ohne Verzögerung heraufkommen könnte. Ich eilte an die Treppe. Es war der Doktor Cottugno. Er ward von Sir Williams Sekretär begleitet, der mir einen Brief meines Gatten überbrachte. Domenico Cirillo hatte nicht kommen wollen, sondern gesagt, daß er um fünf Uhr seine Entlassung als Hofarzt ins Palais geschickt habe. Das war eine Stunde nach der Hinrichtung, die Absicht war also deutlich und bestimmt, und der Beweggrund, aus welchem Cirillo seine Entlassung eingereicht, bedurfte keiner weiteren Erklärung. Sir William, der die patriotischen Ansichten Cirillos kannte, war über seine Weigerung durchaus nicht erstaunt und hatte sich an Cottugno gewendet. Ich führte den letzteren zur Königin. Sie sah im Gesicht ganz purpurrot aus, sprach in kurzen Worten und ihr Auge war fieberhaft. Ihr Puls ging noch schneller und man konnte in einer Minute neunzig Schläge zählen. Cottugno, der sich durch seine schnelle Entschlossenheit auszeichnete, warf nur einen einzigen Blick auf die Kranke.

»Die physischen Kräfte,« sagte er, »sind durch die moralischen sehr erschüttert worden. Es handelt sich daher darum, auf die moralischen Kräfte durch die physischen zu wirken.« Und er zog sein Besteck aus der Tasche. Dann fuhr er zu mir gewendet fort: »Madame, wollen Sie mich unterstützen, Ihrer Majestät zur Ader zu lassen, oder wollen Sie eine der Kammerfrauen rufen?« – »Wenn ich Ihnen nun helfen wollte, mein Herr,« sagte ich, »würde dann das, was ich zu tun haben würde, schwer sein?« – »Ach, mein Gott, nein! Es handelt sich einfach darum, daß Sie nicht ohnmächtig werden. Können Sie dafür stehen?« – »Ja, mein Herr, ich besitze Mut.« – »Man hat bisweilen Mut für sich, ohne ihn für andere zu haben. Übrigens handelt es sich nur darum, die Schüssel zu halten.« – »Rechnen Sie auf mich.« – »Gut, dann wollen wir keine Zeit verlieren.« – Und der Doktor unterband hierauf selbst den Arm der Königin und ohne eine andere Hilfe als die meinige ließ er der Königin reichlich zur Ader. Ich sah zum ersten Male Blut fließen und zwar das kostbare Blut einer gekrönten Freundin; der Eindruck war demnach ein tiefer. Ich kniete vor dem Bett der Königin und hielt das Becken, in welches sich ihr Blut, wie mir es schien, in furchtbarer Menge ergoß. Ich wußte noch nicht, was mir Sir William später mitteilte, daß der menschliche Körper sechzehn bis

siebzehn Pfund Blut enthält. In dem Maße, in welchem das Blut floß, ward es mir dunkel vor den Augen und der kalte Schweiß trat mir auf die Stirn. Ich hielt jedoch trotzdem nicht weniger fest, bis zu dem Augenblick, wo der Arzt mir sagte: »Sie können das Becken auf die Erde stellen, Madame, es ist alles vorbei.« Als ob ich in meiner Hilfeleistung all meine Kräfte, besonders meine Willenskraft, erschöpft hätte, ließ ich mich, nachdem ich auf die Erlaubnis des Doktors das Becken kaum niedergesetzt, auch mich völlig gehen und den Kopf auf das Bett der Königin sinken. »Ich hatte es Ihnen wohl gesagt,« bemerkte Cottugno.« – »O, es ist nichts, Doktor, es ist nichts,« erwiderte ich, »Sie haben ihr aber soviel Blut entzogen.« – »Nicht mehr als fünf bis sechs Unzen. Das Gehirnfieber muß gemildert werden. Es hat eine Gehirnerschütterung stattgefunden; wir müssen das Gleichgewicht wieder herstellen. Wenn das Fieber, die Röte und besonders das Delirium andauern sollten, so müsse die Königin die Füße in so heißes Wasser setzen, als sie es nur ertragen kann, und in welchem man drei bis vier Unzen Senfmehl aufgelöst. Hilft dies noch nicht, so müssen ihr Senfpflaster auf die Fußsohlen gelegt werden, denn alles das Blut, welches jetzt nach dem Kopfe strömt, muß in die Extremitäten gezogen werden.« »Bitte, schreiben Sie das alles auf, Doktor,« sagte ich. »Warum wollen Sie aber nicht bei der Königin bleiben?« – »Ja und meine Spitäler! Wer sollte denn dort meinen Dienst übernehmen? Das ist unmöglich, schöne Frau, unmöglich! ... Um zwei Uhr nachmittags werde ich wieder hier sein. Die Königin mag sich gedulden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Delirium bis dahin schwächer geworden sein und unsere erhabene Kranke sich auf dem Wege der Besserung befinden ... Und sehen Sie, da schläft sie schon.« In diesem Augenblicke schlug die Uhr.

Bei dem ersten Schlag öffnete die Königin die Augen und schien ängstlich zu horchen. Ich horchte fast ebenso ängstlich wie die Königin, denn ich kannte die Ursache ihrer Aufmerksamkeit, mit der sie auf dieses Geräusch hörte. Die Uhr schlug die dritte Stunde. »Gut!« sagte Karoline, »noch eine Stunde!« Und ihr Haupt sank wieder auf die Kissen. »Man muß zu verhüten suchen,« sagte Cottugno, »daß diese Uhr die Stunden, besonders aber die nun folgende schlägt.« Er sprach diese Worte mit solcher Einfachheit, daß es unmöglich zu erkennen war, ob er eine andere Absicht hatte hineinlegen wollen, als die, der Uhr Schweigen zu gebieten. Ich ging an den Kamin und hielt den Zeiger an. Cottugno fühlte den Puls der Königin; er hatte sich um

zwölf Schläge vermindert. »Alles geht gut,« sagte der Doktor, »und wenn nichts Neues geschieht, wird die Königin in drei Tagen hergestellt sein.« Dann wischte er mit der größten Sorgfalt seine Lanzette ab, hielt die Spitze derselben in die Flamme der Kerze steckte dann die Lanzette wieder in sein Besteck, dieses in die Tasche, empfahl mir, das Blut aufzubewahren, damit er die Zusammensetzung desselben untersuchen könnte, und ging fort, indem er mir riet, ein wenig auszuruhen. Ich bedurfte der Ruhe in der Tat sehr, denn seit drei Nächten hatte ich gar nicht oder doch nur wenig geschlafen. Der Schlaf der Königin war im ganzen ruhig, nur fuhr sie einigemal heftig zusammen. Ich zog einen Sessel an ihr Bett, nahm ihre Hand in die meinige, damit ich durch ihre leiseste Bewegung geweckt werden möchte, und schlief selbst ein. Wie lange mein Schlaf dauerte, weiß ich nicht, als ich aber die Augen aufschlug, von dem Geräusch geweckt, welches in dem Nebenzimmer entstanden, war es bereits heller Tag. Das Geräusch ward durch eine Person verursacht, welche heftig sagte: »Ich muß zur Königin! Ich sage Ihnen, ich muß zu ihr!« Ich sprang von meinem Sessel auf und stürzte in das Nebenzimmer. Hier sah ich eine vornehme Dame, die ungefähr dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt sein mochte und deren Gesicht tiefe Spuren von Schmerz zeigte. »O Madame,« rief sie, als sie mich erblickte, »machen Sie es möglich, daß ich zur Königin gelange, ich bitte Sie inständigst!«

Und sie faßte meine Hände, indem sie sich neigte, als ob sie auf die Knie sinken wollte. »Unmöglich, Madame!« erwiderte ich. »Die Königin ist sehr krank; es ist ihr diese Nacht zur Ader gelassen worden und der Arzt hat verboten, jemanden zu ihr zu lassen.« – »O, ich aber, ich,« rief die Dame, »ich bin nicht jemand. ... Ich bin ... ich bin ... eine Freundin der Königin!« – »Entschuldigen Sie mich, Madame, ich habe Sie aber niemals am Hofe gesehen.« – »Wozu hätte ich denn an den Hof kommen sollen? Ich hatte ja dort gar nichts zu tun! Sehen Sie aber hier, Sie kennen doch die Handschrift der Königin?« – Sie zog mehrere Briefe aus der Tasche. »Sehen Sie, Madame, sehen Sie! ... Teure Prinzessin! Nicht wahr, es ist ihre Handschrift?« – »Ja, wer sind Sie denn aber?« fragte ich ganz erstaunt. – »Ich bin ...« Sie zögerte. »Ich bin die Fürstin von Caramanico.« – »Die Gemahlin des Mannes ...« Ich stockte. »Ja,« sagte sie, »die Gemahlin des Mannes, den sie so sehr geliebt hat! ... Nun, ich will ihr sagen, daß sie den

Mann, den sie so sehr geliebt hat, nicht sterben lassen kann.« – »Ihn sterben lassen! Wen denn?« fragte eine Stimme hinter uns.

Wir, die Fürstin und ich, drehten uns herum und stießen einen doppelten Schrei aus. Die Königin, die ebenfalls von dem Geräusch geweckt worden war, hatte sich, da sie eine Frauenstimme auf die meinige antworten hörte, erhoben und stand mit bloßen Füßen, im Hemd, und ganz mit Blut befleckt, auf der Schwelle des Schlafzimmers. Sie erkannte die Fürstin von Caramanico, stieß ebenfalls einen Schrei aus, stürzte auf sie zu, faßte sie beim Arme, zog sie mit in ihr Zimmer und sagte: »Komm, Emma, komm!« Ich folgte der Königin und Prinzessin und schloß die Tür hinter mir.

73. Kapitel.

Die Königin blickte uns beide verstört an, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob sie alte Erinnerungen beleben wollte, und sagte dann, indem sie die Prinzessin anblickte: »Ich habe nicht recht gehört, nicht wahr? Sie haben nicht gesagt: ›Die Königin kann ihn nicht sterben lassen!‹« – »Nein, Madame, nein,« rief die Fürstin, »Sie haben recht gehört und ich habe gesagt und wiederhole es: »Nein, nein, nein, die Königin kann ihn nicht sterben lassen!« – »Wen aber kann denn die Königin nicht sterben lassen?« fragte Karoline. – »Den Mann, den sie so sehr geliebt hat!« – »Den Fürsten von Caramanico?« – »Ja.«

»Ist er in Lebensgefahr?« – »Lesen Sie nur, Madame, lesen Sie!« – Und indem die Fürstin auf die Knie sank, hielt sie der Königin einen Brief hin. Mit gebrochener Stimme und klappernden Zähnen las Karoline: »Liebe Freundin –« Sie blickte die Fürstin mit funkelnden Augen an. – »Lesen Sie nur, Madame, lesen Sie!« sagte diese in flehendem Tone. Die Königin fuhr fort: »Ich weiß nicht, was mit mir geschehen ist, seit vierzehn Tagen bleicht mein Haar sichtlich und meine Zähne lockern sich im Zahnfleisch und fallen aus. – Ich fühle mich von Todesschwermut ergriffen und fürchte, nicht mehr lange zu leben. Ich kann Dir nicht sagen, was ich glaube, Du kannst es aber erraten. Sage ihr nichts und leide allein: es gibt unglücklicherweise kein Mittel. Der Vater war Arzt und der Sohn war Chemiker gewesen!

Giuseppe.«

Die Königin stieß einen Schrei aus, ihre Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten. »Das heißt,« rief sie aus, »daß er vergiftet worden ist!« – »Ja leider, Madame!« – »Warum hat man ihn denn aber vergiftet, da ich ihn nicht mehr liebte, oder da man wenigstens nicht wußte, daß ich ihn noch liebte?« – »Sie wissen, wie populär er war, Madame,« sagte die Fürstin; »man sprach von seiner Rückkehr nach Neapel, man sagte –« – die Fürstin machte eine Anstrengung, den Namen auszusprechen – »man sagte, daß Mr. Acton nicht mehr in solcher Gunst bei Ihnen stände, kurz, man sagte, daß, mit der Annäherung der schlimmen Tage – denn die schlimmen Tage kommen, wenn sie nicht schon da sind – es Ihre Absicht sei, einen geborenen Neapolitaner zum Minister zu nehmen, da die fremden Minister, so geschickt sie auch sein mögen, in Tagen der Revolution keine sicheren Werkzeuge seien. Dies alles sagte man, Madame. Man wird diese Stimme in weiteren Kreisen gehört haben und sie ist es, die ihn tötet!«

»O, wenn ich das glauben sollte!« murmelte die Königin zähneknirschend.

»Glauben Sie es, Madame, glauben Sie es, denn es ist Wahrheit, verhängnisvolle, furchtbare, unabänderliche Wahrheit! Giuseppe, unser Giuseppe stirbt an Gift!«

»Wann haben Sie denn diesen Brief erhalten?« – »Heute morgen.« – »Vor wieviel Tagen ist er denn geschrieben worden?« – »Vor vier Tagen.« – »Am 1. Oktober. ... Er hat also an demselben Tage geschrieben, an dem jene jungen Leute verurteilt wurden!« – »O,« rief Karoline, indem sie die Hände rang, »das ist eine Strafe des Himmels!« – Die Heftigkeit ihrer Bewegung brachte den Verband der Ader in Unordnung, die schlecht geschlossene Öffnung sprang auf und ich sah einen Blutstrahl aus dem Arm der Königin spritzen und ihr Hemd rot färben. »O sehen Sie,« rief ich,« sehen Sie, Madame! Sie töten sie.« – Und von der Aufregung und dem Blutverlust erschöpft, erbleichte die Königin, stieß einen schwachen Seufzer aus und taumelte. Ich eilte noch zeitig genug herbei, um sie in meinen Armen aufzufangen. Sie war ohnmächtig geworden.

Die Prinzessin und ich, wir trugen sie auf ihr Bett. Ich drückte die Ader zusammen, wie ich es den Doktor hatte tun sehen, dann legte ich ein wenig

Scharpie auf die Wunde, den Verband wieder darum und so gelang es mir, das Blut zu stillen, ehe die Kranke wieder zum Bewußtsein kam. Dann faltete ich die Hände und sagte zu der Fürstin: »Sie sehen, in welchem Zustand die Königin sich befindet. Zum Unglück kann sie nichts für den Fürsten tun. Nur Sie allein können etwas tun, Madame.« – »Was kann ich denn tun, mein Gott?« – »Madame, Sie können, ohne noch eine Minute zu zögern, nach Palermo reisen, den besten Arzt von Neapel mitnehmen und gegen das Verbrechen, welches uns alle in Trauer versetzt, an die Wissenschaft appellieren.« – »O, ich hoffte auf die Königin?« rief die arme Fürstin, indem sie einen Blick auf Karolinen warf. »O Gott, o Gott!« – »Die Königin kann Ihnen nicht helfen, Madame, es müßte denn durch die Bestrafung des Verbrechens geschehen und auch das ist noch sehr zweifelhaft, denn Sie wissen selbst, daß der Schuldige oder die Schuldigen so hoch gestellt sind, daß die Strafe nie bis zu ihnen emporsteigen wird. Dann handelt es sich auch um das Leben des Fürsten und nicht um die Bestrafung seiner Mörder. Denken Sie daher an das Leben des Fürsten und seien Sie ruhig, denn wenn die Königin bestrafen kann, so wird sie es auch tun!« – »O, sie wird bestrafen! Glauben Sie, daß Sie es tun wird?« – »Ja, sie bedarf aber dazu ihres ganzen Verstandes, ihrer ganzen Kraft und Macht. Lassen Sie daher das Delirium schwinden, das Fieber sich beruhigen, gehen Sie dahin, wo nicht allein Ihre Liebe, sondern Ihre Pflicht Sie ruft, retten Sie den Fürsten, wenn noch Rettung möglich, hören Sie seinen letzten Seufzer, wenn es zu spät ist, ihn zu retten, stehen Sie ihm sanft und helfend in seinem Todeskampfe zur Seite, sagen Sie ihm – denn da er keine andere Trösterin als Sie hat, so müssen Sie es ihm sagen – sagen Sie ihm, daß die Königin ihn stets und in Wirklichkeit nur ihn geliebt hat. Sie sind das zweien Herzen schuldig, die soviel gelitten und die, wie ich weiß, niemanden als Sie zur Vermittlerin, Vertrauten und Freundin gehabt haben.« – »Es ist gut,« rief die Fürstin. »Ich werde tun, was Sie mir raten, Madame, und wenn der Fürst durch die Wissenschaft eines Mannes und die Hingebung eines Weibes gerettet werden kann, so wird es geschehen. Ich danke Ihnen. Wenn er stirbt, so sagen Sie der Königin, daß ich ihr das Werk unserer Rache überlasse?«

Sie kniete neben dem Bett nieder, küßte die Hand der Königin, sendete mir mit Hand und Mund ein letztes Lebewohl und eilte aus dem Gemach. Die Ohnmacht der Königin war eine Wohltat der Vorsehung, denn ohne diese

Ohnmacht wäre Karoline, in der Gemütsverfassung, worin sie sich befand, ohne Zweifel wahnsinnig geworden oder von einer Gehirnentzündung befallen worden.

Ich ging hinter der Fürstin hinaus, um den Dienstleuten zu befehlen, daß sie, im Fall sie von der Königin selbst gefragt würden, kein Wort von dem Besuch der Fürstin Caramanico sagen sollten; dann kehrte ich zur Königin zurück und da ich die Rückkehr derselben zur Besinnung nicht zu fürchten brauchte, weil die Fürstin fort war, so rieb ich Karoline die Schläfe mit kaltem Wasser und ließ sie Salze einatmen. Nach einigen Minuten öffnete sie die Augen, der Ausdruck derselben war aber so verstört, daß ich leicht sah, daß das Delirium der Nacht sie wieder befallen hatte. Für den Augenblick war dies das glücklichste, was es geben konnte. Zwar nannte Karoline im Delirium mehrmals den Namen Giuseppe und einmal den des Fürsten von Caramanico, jedoch mit unzusammenhängenden Worten, die mich hoffen ließen, daß sie nur im Traum die Erinnerung an das, was vorgefallen war, wiederfinden würde.

Ich klingelte den Kammerfrauen; zwei derselben kamen. Ich rief mir die Vorschriften des Doktors ins Gedächtnis zurück. Zuerst begannen wir damit, daß wir die Königin ein Fußbad von Senf nehmen ließen, dann umlegten wir, als die Röte im Gesicht, das Fieber und das Delirium nicht aufhörten, die unteren Teile der Füße mit Senfpflastern. Dies ward uns um so leichter, als Karoline mich trotz des Deliriums kannte, sehr sanft gegen mich war und alles mit sich machen ließ, was ich anordnete.

Gegen ein Uhr verfiel sie in einen Zustand von Erstarrung, der seltsam gegen die Aufregung abstach, in der sie sich soeben noch befunden. Punkt zwei Uhr hörte ich das Rollen eines Wagens. Cottugno hielt Wort. Ich ließ die Königin unter der Obhut zweier Kammerfrauen und eilte dem Doktor entgegen. Ich kam gerade noch zeitig genug, ihn oben an der Treppe zu begrüßen. Mit zwei Worten erzählte ich ihm, nicht das, was heute morgen vorgefallen war – denn ich besaß kein Recht über das Geheimnis der Königin – sondern, daß seine Kranke, nachdem sie wieder zum Bewußtsein gekommen sei, eine große Aufregung gehabt habe, wodurch die verbundene Ader wieder aufgesprungen sei, was eine Ohnmacht herbeigeführt habe. Ich fügte hinzu, daß wir seine Vorschrift Punkt für Punkt befolgt hätten und

schilderte ihm den jetzigen Zustand der Königin. Cottugno untersuchte das Blut, erkannte darin die Anzeichen einer heftigen Entzündung und begab sich dann zur Königin. Karoline lag unbeweglich mit geschlossenen Augen da. Der Doktor fühlte ihren Puls, lauschte ihren Atemzügen und fragte sie nach ihrem Befinden; die Königin öffnete die Augen nicht und schwieg.

»Rücken Sie das Becken her,« sagte der Doktor zu einem der Kammermädchen, »die Königin hat noch nicht genug Blut verloren und ich muß ihr daher noch eine bis zwei Unzen entziehen.«

Die Königin zog ihren Arm zurück – ein Beweis, daß sie gehört hatte was Cottugno soeben gesagt hatte. Dieser schien jedoch die Bewegung nicht zu bemerken, sondern faßte den Arm der Königin.

»O,« sagte die Kranke, »ich bin schon schwach genug, machen Sie mich nicht noch schwächer. – Ich könnte dann nicht einmal mehr zwei Ideen miteinander verbinden.«

»Gut!« sagte Cottugno, »Eure Majestät müssen in dem Zustand, in welchem Sie sich befinden, nicht nur zwei Ideen nicht miteinander verbinden, sondern überhaupt gar keine haben.« Karoline seufzte; sie besaß nicht die Kraft zu widerstehen. Der Doktor öffnete die Ader und die Königin verlor wieder zwei Becken voll Blut: Das war mehr, als sie ertragen konnte; sie wurde ohnmächtig. Sogleich unterband Cottugno die Ader.

»So!« sagte er. »Diese Damen werden zum Apotheker gehen, oder hinschicken und den Arzneitrank bereiten lassen, den ich verschreiben werde. Unterdessen wollen wir plaudern.« Er schrieb das Rezept, übergab es den beiden Kammerfrauen und schob sie sozusagen zum Zimmer hinaus. Dann ging er zu der Königin hin, die noch immer bewußtlos war, und faßte ihre Hand.

»Sehen Sie,« sagte er zu mir, »mit den Ärzten muß man offen reden, denn sonst läuft man Gefahr, daß sie sich täuschen und dadurch den Kranken töten.«

»Mein Gott!« rief ich aus, »ist denn Lebensgefahr vorhanden?«

»Die ist stets vorhanden, wenn an der einen Seite eines Lagers die Krankheit und auf der anderen der Arzt steht. Ich denke mir aber, daß hier der Geist kränker ist, als der Körper.«

»Das glaube ich ebenfalls, Doktor, und bewundere Ihren Scharfblick.«

Cottugno zuckte die Achseln. »Da ist nun weiter kein Scharfblick dabei,« sagte er, »und die ganze Sache liegt klar wie der Tag vor mir. Ich will Ihnen erzählen, was vorgefallen ist. Wenn ich mich irre, so werden Sie mir ins Wort fallen; wenn ich aber den Hergang der Sache errate, so werden Sie mich fortfahren lassen.« – »Wenn die Königin Sie nun aber hört?« – »Das ist nicht zu befürchten. Ich habe meine Hand auf ihrem Puls, wenn sie wieder zu sich kommen will, so werde ich es eine Minute voraus wissen. ... Nicht wahr, die gestrige Hinrichtung hat die Königin so in Aufregung gebracht?« – »Wie können Sie denn das erraten?« – »O, wie naiv! Erstens hat die Hinrichtung viele andere in Aufregung gebracht, wievielmehr nicht sie, welche diese Hinrichtung verhindern konnte, es aber nicht für gut befunden hat, es zu tun.« – »Doktor, die Königin hat den Verurteilten ihre Gnade anbieten lassen, sie haben jedoch diese zurückgewiesen.« – »Ja, ich habe so etwas erzählen hören; das geht mich jedoch nichts an, denn ich bin hier weiter nichts als Arzt. Die Hinrichtung hat gestern um vier Uhr stattgefunden und gestern um vier Uhr ist die Königin krank geworden.« – »Wer hat Ihnen denn das gesagt?« – »Sir William Hamilton: Sie sehen, daß ich für keinen Zauberer gelten will, er hätte mir es aber gar nicht zu sagen brauchen, denn diese Nacht, als ich hier war, zuckte die Königin, als sie die Uhr die dritte Stunde schlagen hörte, zusammen und rief: ›Gut, wir haben noch eine Stunde!‹ Das ist aber noch nicht alles, denn wie Sie mir sagten, hat sie heute morgen noch eine heftige Aufregung gehabt, nicht wahr?« – »Ja, eine sehr heftige!« – Er sah mich an. »Sie wird erfahren haben, daß der Fürst von Caramanico vielleicht an Gift sterben muß.« – »Seien Sie still!« rief ich, »seien Sie still!« – »Ich sage Ihnen aber, daß sie mich nicht hören kann.« – »Woher wissen Sie denn aber von diesem Vorfall?« – »Auf die einfachste Weise. – Die Fürstin war vor zwei Stunden bei mir. Sie fragte mich, ob ich mit ihr nach Palermo reisen könnte, ich aber erwiderte ihr, daß es mir unmöglich sei, da ich die Königin nicht verlassen dürfte. Ich habe die Fürstin zu Cirillo geschickt, dem ich das schuldig war, da er gestern Ihren Gemahl zu mir geschickt hatte. Die Fürstin und Cirillo müssen jetzt

abgereist sein, und wenn es ein Mittel gibt, den Fürsten zu retten, so wird Cirillo es in Anwendung bringen, denn er ist ein geschickter Arzt. Während ich nun mit der Fürstin sprach, plauderte ihr Diener mit dem meinigen, und da der Mann keinen Grund hatte, ein Geheimnis daraus zu machen, so sagte er, daß er mit der Fürstin soeben von Caserta käme. Demnach ist die Aufregung der Königin durch die Nachricht, daß der Fürst vergiftet worden sei, verursacht worden. Ich hätte Sie in dem Glauben lassen können, ich hatte alles erraten, das wäre jedoch Scharlatanerie, und Gott sei Dank, ist wohl Gatti, aber nicht Cottugno ein Scharlatan. Soll ich Ihnen jetzt meinen Feldzugsplan gegen die Krankheit der Königin mitteilen? Er ist sehr einfach. Die Nachricht von der Vergiftung des Fürsten von Caramanico ist bei ihr gleichsam ein Traum. Sie weiß nicht, ob sie geträumt hat, daß sie die Fürstin gesehen oder ob sie dieselbe wirklich gesehen hat. Diese beiden Ideen kann sie nicht miteinander verbinden, und das darf sie auch gar nicht, deswegen habe ich sie auch, als sie sich über allzugroße Schwäche beklagte, durch den Aderlaß, noch mehr geschwächt. Ich wäre stark genug, gegen die gestrige Hinrichtung oder die heutige Vergiftung zu kämpfen, wenn jede Sache für sich allein stände. Da die beiden Aufregungen aber zusammentreffen, so ist Cottugno wie ein ungeschickter General zwischen zwei Feuern gefangen und geschlagen. Cottugno muß es machen wie der verwundete Horatier. Er muß wie dieser die Curiatier nacheinander angreifen. Sie verstehen mich wohl? Mein erster Curiatier ist die gestrige Hinrichtung, mein zweiter die heutige Vergiftung und mein dritter ist der am wenigsten zu fürchtende, nämlich die Krankheit.«

»Wirklich, mein Herr,« sagte ich, indem ich ihn anblickte, »Sie sind ein wunderbarer Mann.«

»Nun, nicht wunderbarer als jeder andere; ich habe Praxis und Beobachtungsgabe, das ist alles. Jetzt hören Sie: Meine ganze Arbeit wird sich darauf beschränken, die Königin zu verhindern, sich zu erinnern. Wenn mir das in drei Tagen gelingt, so ist durchaus nichts mehr zu befürchten. Das, was ich ihr gebe, ist nur ein Beruhigungsmittel, jedoch ein solches, das man ihr mit der größten Vorsicht und Regelmäßigkeit reichen muß, denn sobald die Dosis eine zu starke wäre, würde dieselbe allzusehr beruhigen.« – »Mein Gott, was wollen Sie denn der Königin geben?« – »Ganz einfach Belladonna.« – »Ich dächte aber, Belladonna wäre Gift?« – »Es ist auch

Gift; wenn es aber eingenommen wird, wie die Königin es einnehmen soll, so ist es ein Einschläferungs-, ja nur ein Beruhigungsmittel. Sie müssen der Königin alle Stunden einen Kaffeelöffel voll geben. ... Ah, Ihre Majestät kommt wieder zu sich! Vergessen Sie nicht, daß die Hinrichtung der drei jungen Männer vor vierzehn Tagen stattgefunden hat und daß die Vergiftung des Fürsten eine Fabel ist.... Still!«

In diesem Augenblicke schlug die Königin die Augen groß auf und sah sich um. »Das ist gut,« sagte Cottugno, indem er sich erhob, »das Befinden Eurer Majestät ist herrlich! Mylady, vergessen Sie nicht, Ihrer Majestät von Zeit zu Zeit einen Kaffeelöffel von dem Tranke zu reichen, den ich ihr verschrieben habe. Am besten geschieht es so schnell wie möglich. Sehen Sie, da kommen die Damen mit der Arznei. Geben Sie mir einen kleinen Löffel, Ihre Majestät werden mir die Ehre erweisen, den ersten Löffel von meiner Hand anzunehmen.«

Und ohne der Königin Zeit zu lassen, sich zu besinnen, schob er ihr den Löffel in den Mund und gab ihr den Trank ein.

»Morgen werde ich zu derselben Stunde wiederkommen,« sagte er. Zehn Minuten später lag Karoline in festem Schlafe.

Alles was der Doktor vorausgesagt, geschah. Drei Tage lang lag die Königin in halbem Schlafe, in einem Zustand von Schlafsucht, der weder Wachen noch Schlummer war. Dann, nach Ablauf dieser drei Tage, erlaubte Cottugno, daß der Tag allmählich in ihrem Geist dämmerte, und bei dem bleichen Schimmer dieses Tages zogen alle Ereignisse der Gegenwart an ihr vorüber, jedoch mit der unbestimmten und undeutlichen Färbung vergangener Begebenheiten. Da ich die Königin keinen Augenblick verließ, so war ich die Vertraute ihrer Rückkehr zum Leben und zum Schmerz. Drei oder vier Tage hatte sie kein Wort von dem Fürsten gesprochen. Eines Morgens aber sagte sie mit einer gewissen Anstrengung: »Hat die Fürstin von Caramanico mir während meines Deliriums keinen Besuch abgestattet?«

»Ja, Madame,« erwiderte ich, »sie hatte erfahren, daß ihr Gemahl leidend war und da sie nach Palermo abreise, so wollte sie Eure Majestät fragen, ob Sie nicht etwas an den Vizekönig zu bestellen hätten.« Die Königin, welche

meine Hand gefaßt hielt, drückte dieselbe und fragte mich, indem sie mir ins Gesicht blickte: »Emma, die Fürstin ist nicht wiedergekommen?« – »Nein, Madame.« – »Sie hat auch nicht geschrieben?« – »Nein, Madame.« – »Gib Befehl, daß man sie bei ihrer Rückkehr sogleich zu mir lasse; sobald sie mich zu sprechen verlangt.« – »Wenn nun aber die Nachrichten, die sie bringt, schlechte wären, würden Sie sich dann stark genug fühlen, dieselben ohne Nachteil für Ihre Gesundheit zu hören?« – »Ja, sei unbesorgt; mit der Ruhe ist auch meine Stärke wiedergekommen. Erweise mir nur einen Dienst.« – »Befehlen Sie, Madame.« – »Hier ist der Schlüssel zu meinem Sekretär; du kennst doch das geheime Fach –« »Ja, Madame.« – »Gut, dann hole mir mein teures Kästchen; ich sehne mich, es bei mir zu haben.« – »Ich gehe sogleich.« – »Ja, gehe und komme schnell wieder! Wenn du dem König zufällig begegnen solltest und er so neugierig wäre, sich nach mir zu erkundigen, so sage ihm, daß es mir gut geht, daß ich aber noch einige Tage der Ruhe und Einsamkeit bedürfte. Nichts würde mir unangenehmer sein, als ihn gerade jetzt wiederzusehen.

»Gut, Madame.« Ich sah nach meiner Uhr. »Es ist jetzt neun Uhr, zu Mittag werde ich wieder hier sein.« – »O, ich danke. Ich wüßte nicht, was aus mir werden sollte, wenn ich dich nicht hätte!« – Ich faßte ihre Hände und küßte dieselben. »Vergiß nicht beim Fortgehen die Befehle in bezug auf die Fürstin zu geben.« – »Nein, Madame, seien Sie unbesorgt.« – »Und füge hinzu, daß man die Pendule wieder aufziehen kann; meine Nerven sind wieder Genug gestärkt, daß ich die Uhr schlagen hören kann; selbst die vierte Stunde.«

Ich verließ die Königin und entledigte mich der beiden Aufträge, die sie mir erteilt. Dann stieg ich in den Wagen, indem ich dem Kutscher anempfahl, so schnell als nur möglich zu fahren, und fuhr davon. Am Maddalone begegnete ich einem schwarzen Wagen, auf dem ein in Trauer gekleideter Kutscher und Lakaien sich befanden. Ich schauderte, eine Ahnung sagte mir, daß eine Witwe in diesem Wagen säße. Ich erreichte Neapel. Ich sagte im Gesandtschaftshotel nur meinem Gemahle einige Worte, begab mich sofort in das Palais, wo ich den Auftrag der Königin vollführte, ohne das Unglück zu haben, dem Könige zu begegnen. Um ebenso schnell wieder nach Caserta zu kommen, hatte ich beim Aussteigen befohlen, die Pferde zu wechseln. Wenige Minuten vor Mittag war ich wieder in Caserta. Unter der

Vorhalle hielt ein schwarzer Wagen, um welchen die schwarzgekleideten Diener standen, denen ich auf dem Wege begegnet war. Und als ich den Fuß auf die erste Stufe der großen Haupttreppe setzte, sah ich die Türen der Gemächer Karolinens sich öffnen. Eine ganz in lange schwarze Kreppschleier gehüllte Frau erschien. Sie hielt das Taschentuch vor die Augen und schluchzte, indem sie sich weitertastete. Ich stellte mich an die Seite; sie ging an mir vorüber, ohne mich zu sehen, obgleich ihr Gewand das meinige berührte. Sie stieg in den Wagen und fuhr fort. Ich trat bei der Königin ein, als die Pendule die zwölfte Stunde schlug. »Du hältst Wort, Emma,« sagte sie. »Komm her.« Ich näherte mich ihr, erstaunt, keine größere Veränderung in ihrer Stimme wahrzunehmen. Ich erwartete Karolinen trostlos und in Tränen zu finden, allein ich täuschte mich. Sie war kalt und entschlossen. Ich reichte ihr das Kästchen. Sie öffnete es mit dem Schlüssel, den sie bereit hielt, und indem sie eine Haarlocke aus dem Busen zog, sagte sie: »Sieh', das ist alles, was von ihm bleibt.« Sie drückte die Haarlocke heftig an ihre Lippen und schloß dieses Andenken an den Toten zu den Andenken ihrer Liebe in ein und dasselbe Kästchen. Dann schob sie das Kästchen unter ihr Kopfkissen, auf welches sie das Haupt sinken ließ, schloß die Augen und murmelte dieselben Worte, die ich bereits bei ihr gehört, vor sich hin: »Es ist eine Strafe des Himmels!«

74. Kapitel.

Zum Unglücke stachelten die äußern politischen Ereignisse diese energische Seele, die nicht ohne Leidenschaften leben konnte und von dem Bedürfnisse zu lieben oder zu hassen, verzehrt ward, bald wieder zu der Wut an, die nur einen Augenblick vom eigenen Schmerz gelindert worden war. Die Reaktion des 9. Thermidor, welche diejenigen vernichtete, die am meisten zur Hinrichtung Ludwig des Sechzehnten und Marie Antoinettes beigetragen, hatte Marie Karolinen eine momentane Erleichterung gebracht. Diese Reaktion schien jedoch den revolutionären Armeen ein Signal zur Verdoppelung ihrer Energie zu sein. Meine Notiztafeln tragen noch heute das Datum der Siege der republikanischen Generale, welche Siege ich verzeichnete, so wie mir von denselben Kunde erhielten und uns dieselben in Erstaunen setzten, denn da Frankreich rings von Feinden umgeben war, so schien es uns leicht besiegbar. Die Österreicher, die in das Innere

Frankreichs gedrungen waren, ließen sich am 16. August vom General Scherer die Festung Guesnoy und am 27. August vom General Pichegru die Stadt Valenciennes wieder nehmen. Am 30. öffnete Condé den französischen Armeen wieder seine Tore. Landrecies war schon am 30. April wieder genommen worden, so daß von vier, von den Armeen des Kaisers eroberten Orten diesem auch nicht einer mehr blieb. An der Grenze Spaniens standen die Sachen wenig besser. Fontrabie und St. Sebastian wurden von dem General Mancey besetzt und das Fort Bellegarde war soeben in die Hände des Generals Dugommier gefallen. Der General Jourdan, welcher die Armee der Sambre und Maas befehligte, machte seinerseits Fortschritte, die uns in große Unruhe versetzten. Nachdem er sich zum Herrn von Aachen gemacht, hatte er am 2. Oktober die Schlacht von Aldenhoven gewonnen, am 3. hatte er Julliers genommen, hierauf nach der Reihe Andernach, Coblenz, Mastricht, Köln und dies alles, während Pichegru Nymwegen nahm und Amsterdam, aus welchem der Statthalter entfloh, besetzte und sich der holländischen Flotte bemächtigte, die zwischen dem Eis des Texel gefangen lag.

Endlich ward ein Friedensvertrag am 9. Februar 1795 zwischen Frankreich und Toscana geschlossen, wodurch der französischen Republik Aufnahme in das politische System Europas zugestanden ward. Die Königin ließ den General Acton eine Tabelle der französischen Heere zu Anfang des Jahres 1795 aufsetzen, und aus dieser Tabelle ging hervor, daß Frankreich am 1. März acht Landarmeen hatte: die Nordarmee, die vom General Moreau befehligt ward, die Armee der Sambre und Maas, vom General Jourdan befehligt, die Mosel- und Rheinarmee unter dem General Pichegru, die Armee der Alpen und Italiens unter Kellermann; die der östlichen Pyrenäen unter Scherer; die Armee der Westküsten unter Cancloux und endlich die Armee der Küsten von Brest und Cherbourg unter Hoche. Diese furchtbare Haltung brachte an dem spanischen Hofe noch eine größere Wirkung hervor, als am neapolitanischen, denn König Carl der Vierte, der Bruder des Königs Ferdinand, beschloß mit Frankreich in Unterhandlung zu treten und am 22. Juli 1795 ward der Friede unterzeichnet. Einen Monat vorher von diesem Abfall Carl des Vierten durch die Königin unterrichtet, teilte Sir William Hamilton seinerseits die Nachricht der englischen Regierung mit, so daß diese in Voraussehung dieser Feindseligkeiten die nötigen Schritte tun konnte.

Plötzlich kam die Nachricht vom Tage des 13. Vendemiaire – ich bediene mich dieser revolutionären Bezeichnung, weil die Geschichte sie geheiligt hat – nach Neapel und nannte zum zweiten Male den Namen Bonapartes. Nur war der Bataillonschef seit dem 19. Dezember 1794 bis zum 4. November 1795 General geworden. Bonaparte rettete den Convent, indem er die Sectionen auf den Stufen der Kirche St. Roch niederschmetterte. Dieser Sieg über den Bürgerkrieg und die Gunst des Generals Barras verschafften ihm in wenigen Monaten den Oberbefehl über die italienische Armee. Der Hof zu Wien hielt Frankreich für wahnsinnig, daß es sein Schicksal einem jungen Mann von sechsundzwanzig Jahren anvertraute, der erst durch zwei Siege, die er über Franzosen davongetragen, bekannt geworden. Die Königin erhielt einen Brief von ihrem Neffen. Alle alten Generale Österreichs lachten vor Mitleid, als sie das Kind sahen, welches man ihnen, den ausgezeichnetsten Kriegsmännern, entgegenstellte! Und was war auch der Ruhm des Generals Bonaparte neben dem Ruhm eines Beaulieu, eines Wurmser, eines Alvinzi und eines Prinzen Carl!

Wir erwarteten mit Ungeduld den Beginn des Feldzuges. Österreich hatte fünf Armeen, also ungefähr achtzigtausend Mann. Bonaparte rückte mit sechsunddreißigtausend Mann über Savone Beaulieu entgegen, der ihm seinerseits mit fünfzigtausend Österreichern entgegenmarschierte. Fast zu derselben Zeit erhielten wir die Nachricht von den Schlachten bei Mottenotte, Millesimo und Dego. Unsere Bestürzung war groß, denn Beaulieu war in jedem dieser drei Treffen geschlagen worden. Er hatte sechstausend Tote und achttausend Gefangene und zehn oder zwölf Kanonen verloren. Noch schlimmer aber war es, als man erfuhr, daß die sardinische Armee, von der österreichischen getrennt, ihrerseits bei Mondovi geschlagen worden war, daß 10 000 Österreicher mit 18 Kanonen auf der Brücke zu Lodi von 2000 Franzosen, die ebenfalls von Bonaparte befehligt wurden, bezwungen und in die Flucht geschlagen worden, daß der General Massena in Mailand eingezogen und daß in Paris zwischen der französischen Republik und dem König von Sardinien ein Vertrag geschlossen worden, in welchem der König Savoyen, Nizza und Tenda an die Republik abtrat, den Armeen derselben Durchzug durch seine Länder gestattete, ihr seine festen Plätze überließ und in die Zerstörung von Susa und Brunette willigte.

Wie man sich leicht denken kann, ist es meine Absicht nicht, diesem Feldzug in seinen Einzelheiten zu folgen. Ich will einfach die Tatsachen nennen und eine schwache Schilderung der Wirkung geben, die sie hervorbrachten. Wurmser, der Beaulieu folgte, ward bei Castiglione, Roveredo, Bassano geschlagen und gezwungen, sich in Mantua einzuschließen. Alvinzi, den man ihm zu Hilfe schickte, ward bei Arcole und Rivoli geschlagen. Und endlich erlitt Prinz Carl, der ihnen folgte, überall, wo er hinkam, ebenfalls Niederlagen. Dies alles in einem Jahre. Toscana und Sardinien hatten bereits Frieden mit Frankreich geschlossen. Dies taten nun auch der Herzog von Modena und der Papst. Venedig, welches die Franzosen bereits vor seinen Toren sah, befahl dem Bruder des Königs, der seit dem Tode des Dauphins den Titel Ludwig der Achtzehnte angenommen, Verona und die Staaten der Republik zu verlassen. Von diesem Augenblicke an folgten die Ereignisse mit erschreckender Schnelligkeit aufeinander. Der General Massena nahm Klagenfurt, Hauptstadt von Kärnthen, der General Bernadotte nahm Laibach, Hauptstadt von Krain. Endlich rückte Augereau in Venedig ein, stürzte die alte Regierung und setzte an ihre Stelle eine demokratische Municipalität ein. Die Situation war um so ernster für uns – ich sage uns, so sehr hatte ich mich mit der Königin identifiziert und so sehr bildeten der König und Sir Hamilton eine Person – die Situation war um so ernster für uns, als der Hof von Neapel nicht aufgehört hatte, den Sieger zu reizen, indem man Österreich Hilfe schickte, was jedoch nichts zu bedeuten gehabt hätte, wenn man nicht außerdem furchtbare Manifeste gegen Frankreich erlassen hätte.

Bei diesen Manifesten tat der König gewöhnlich weiter nichts, als daß er seinen Namen darunterschrieb und oft drückte man nur, anstatt seiner Unterschrift, den Stempel darauf, der dieselbe ersetzen sollte. Diese Manifeste wurden von dem General Acton, dem Fürsten Castelcicala und der Königin ausgearbeitet, und da die Königin ziemlich schlecht schrieb, so führte ich fast immer die Feder. Ich habe mehrere dieser Manifeste aufbewahrt und nach der Heftigkeit derselben wird man die gefährliche Stellung, in welche der Hof von Neapel sich der französischen Regierung gegenüber gebracht, beurteilen können.

»Nichts kann vor unseren Augen Gnade für diese Franzosen finden lassen, die ihren König gemordet, ihre Tempel verwüstet, ihre Priester verbannt

und getötet, ihre besten und größten Bürger umgebracht, kurz, die nicht nur alle Gesetze der menschlichen Gesellschaft, sondern auch alle Gesetze der Gerechtigkeit umgestoßen haben, und die, mit ihren eigenen Verbrechen nicht zufrieden, sie auch zu den Besiegten oder den Nationen, die leichtgläubig genug gewesen sind, sie als Freunde aufzunehmen, verpflanzt und zur Blüte gebracht haben. Die seinerzeit ermatteten Völker aber haben sich nun erhoben, um sie zu vernichten. Ahmen wir das Beispiel dieser gerechten und mutigen Verteidiger nach; vertrauen wir auf die göttliche Hilfe und unsere Waffen, und in allen Kirchen sollen Gebete gehalten werden. Und Ihr, fromme Neapolitaner, betet zu Gott um Frieden im Königreiche, höret die Stimme eurer Priester, folget ihrem Rate, sei es, daß sie denselben von der Kanzel herab oder im Beichtstuhl verkündigen.«

»Und da in allen Gemeinden Listen für Freiwillige ausliegen, so mögen alle Waffenfähigen ihre Namen auf diese Ehrenregister schreiben. Bedenkt, daß es die Verteidigung des Vaterlandes, des Thrones, der Freiheit, der dreimal heiligen christlichen Religion gilt! Bedenkt, daß es sich um eure Frauen, eure Kinder, eure Güter, die Freuden des Lebens, die väterlichen Sitten, die Gesetze eurer Ahnen handelt! Ich werde der Genosse eurer Gebete und Kämpfe sein. Wer würde nicht den Tod einem Leben vorziehen, welches man nur auf Kosten der Freiheit und Gerechtigkeit erkaufen kann!« Dann wendete sich der König oder vielmehr die, welche in seinem, Namen schrieben, an die Bischöfe, Pfarrer, Beichtväter und Missionare folgendermaßen:

»Unser Wille ist, daß in allen Kirchen beider Königreiche vierzigstündige Gebete und Bußpredigten gehalten werden sollen, um von Gott den Frieden unserer Staaten zu erflehen und deshalb sollt ihr am Altar, von der Kanzel, im Beichtstuhl den Neapolitanern und Einwohnern unseres Landes ihre Christen- und Untertanenpflichten ins Gedächtnis zurückrufen, damit sie Gott ein reines Herz und dem Vaterland einen Arm darbieten können, der für die Verteidigung der Religion und des Thrones gerüstet ist. Zeiget euren Beichtkindern die Irrtümer, in welche die Franzosen geraten sind, die Lügen der Tyrannei, die sie Freiheit nennen, die Ketzereien und noch schlimmeren Verbrechen der französischen Armeen und endlich die allgemeine Gefahr. Regt das Volk durch Prozessionen und andere heilige Zeremonien auf und schildert allen auf deutliche Weise, daß eine Revolution, welche die

menschliche Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttert, die Pfeiler derselben, die Kirche und den Thron, vernichtet.«

Diese Proklamation ward unter Trompetenschall in allen Straßen und Kreuzwegen Neapels verlesen, an allen Mauern angeschlagen, in allen Kirchen weiter ausgelegt. Die vierzigstündigen Gebete wurden im ganzen Königreich verkündigt und begannen sogleich in der Hauptkirche, nämlich in der des heiligen Januarius. Die Priester, das muß man sagen, unterstützten die Königin in ihren Absichten, sei es nun aus Überzeugung, sei es aus Fanatismus, auf das Beste. Der König und die Königin begaben sich unter großem Pomp in die Kathedrale, von den Ministern, den Höflingen, den Magistratspersonen, kurz von allen Personen begleitet, die auf irgend eine oder die andere Weise von der Regierung abhingen.

Das Volk folgte dem ihm gegebenen Beispiel und die Kirchen waren so mit Menschen überfüllt, daß es unmöglich war, die Straßen zu passieren, da es ja nur wenig Straßen in Neapel gibt, in denen keine Kirche sich befindet, so daß die Menschen, die nicht mehr in die Kirchen konnten, vor den Türen beteten. Von diesem Augenblicke an wurden die Franzosen den Neapolitanern als Diebe, Mörder, Räuber, Ketzer und vom Bannstrahle Getroffene geschildert, gegen die man weder Treu noch Glauben zu halten brauchte, die man wie Geächtete verfolgen, von hinten überfallen, am Herd der Gastfreundschaft vergiften, während ihres Schlafes worden, kurz wie tolle Hunde umbringen könnte.

So weit führt die Verblendung der Leidenschaft, daß auch ich die Wut gegen eine Nation teilte, die ich später um ein Asyl anflehte und die es mir gewährte, während England, für welches ich so viel getan, mir ein Stück Brod verweigerte! Übrigens wird der Leser meine Gefühle aus einigen Briefen von mir erkennen, die ich anführen und an denen ich kein Wort ändern werde. Eine Klasse der Gesellschaft in Neapel aber gab es, die diesen Haß gegen die Franzosen nicht teilte und folglich auch nicht in die Gebete einstimmte, die man gegen die Franzosen zum Himmel schickte. Es war dies die freie, unabhängige, unterrichtete Klasse des sogenannten Mezzo ceto, das heißt die Juristen, Ärzte, Philosophen, Advokaten und Dichter. Und die Königin, welche die Reue vergaß, die sie nach dem Tode der ersten Opfer, besonders nach dem des Fürsten Caramanico, empfunden,

war die erste Person, welche die Staatsjunta reorganisierte und den drei Männern, welche man die Sbirren oder Häscher der Königin nannte, nämlich Vanni, Guidobaldi und Castelcicala, abermals Beschäftigung gab.

Von neuem füllten sich die Gefängnisse und diesmal wurden die ersten Namen von Neapel auf der Liste der Gefangenen verzeichnet. Inmitten dieser Vorbereitungen nicht nur zu einem Defensiv-, sondern auch zu einem Offensivkriege versetzte uns der Waffenstillstand von Brescia, welcher dem Vertrag von Tolentino mit Pius dem Sechsten voranging, wie ich bereits gesagt habe, in die größte Verlegenheit. In dem Vertrag von Tolentino trat der heilige Vater Bologna, Ferrara und die Romagna an Frankreich ab, wobei den abgetretenen Ländern das Recht zuerteilt ward, republikanische Verfassungen anzunehmen, was sie auch sogleich taten, nachdem ihre Abtretung erfolgt war. So rückte die Gefahr, welche die Königin für fern gehalten, immer näher. Die Franzosen wichen zwar zurück, die revolutionären Prinzipien aber machten einen Schritt vorwärts, der Gedanke, stärker als die Menschen, faßte Wurzel an den Orten, die sie verließen. Der General Acton und die Königin sahen ein, daß kein Augenblick zu verlieren war. Sie mußten, daß das Direktorium in Bonaparte drang, an dem Königreich beider Sizilien Rache zu nehmen und daß dieser geantwortet hatte: »Jetzt sind wir noch nicht mächtig genug, um dieser Rache die nötige Furchtbarkeit zu verleihen; es wird aber ein Tag kommen, wo Neapel seine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Schändlichkeiten bezahlen muß, und ich stehe dafür, daß der König Ferdinand und die Königin Karoline nichts dadurch verlieren werden, daß sie ein wenig haben warten müssen.«

Diese Antwort war dem Hofe von Neapel wörtlich mitgeteilt worden, und obgleich die Rache noch einige Zeit aufgeschoben ward, so fürchtete sich der König doch so vor diesem Damoklesschwert, welches über seinem Haupte schwebte, daß er den Prinz Belmonte mit dem Auftrag an Bonaparte schickte, um jeden Preis einen Friedensvertrag abzuschließen. Am 11. Oktober ward der folgende Vertrag von den Bevollmächtigten der beiden Mächte unterzeichnet. Ich führe denselben hier an, damit der Leser beurteilen kann, in welchen Zustand der Abhängigkeit die Furcht den neapolitanischen Hof der französischen Republik gegenüber versetzt hatte. Je tiefer man in den Sumpf kommt, desto mehr füllt er sich mit Wasser und

je tiefer man das Herz der Königin erniedrigte, desto mehr erfüllte es der Haß. Die Bedingungen des Vertrags waren durchaus nicht zweideutig und folgendermaßen:

»Neapel wird, indem es sich von seinen anderen Verbündeten trennt, neutral bleiben und seine Häfen allen Schiffen derjenigen Mächte, die gegen Frankreich Krieg führen, verschließen. – Höchstens sollen vier der französischen Republik feindselige Schiffe Aufnahme finden. Man soll allen Franzosen, die aus irgendeiner politischen Ursache gefangen sein könnten, die Freiheit wieder geben. Es sollen ernstliche Nachforschungen zur Entdeckung der Personen angestellt werden, welche die Papiere des Ministers Mackau gestohlen haben. Die Franzosen haben die Freiheit, die verschiedenen Kulte auszuüben, zu denen sie sich bekennen. Mit der französischen Republik werden Handelsverträge unterzeichnet, durch welche Frankreich in den sizilianischen Häfen dieselben Rechte erhält, wie die begünstigten Nationen. Die batavische Republik wird anerkannt und in diesen Frieden mit inbegriffen betrachtet.«

Außerdem sollte ein Artikel dieses Vertrages geheim bleiben und nur den Unterzeichnenden bekannt werden. Es war der folgende:

»Der König muß der französischen Republik acht Millionen Franks (zwei Millionen Dukaten) bezahlen. Ihrerseits werden die Franzosen, ehe sie sich mit dem Papste verständigen, nicht über die Festung Ancona vordringen, und weder moralisch noch materiell die militärischen Bewegungen Süditaliens unterstützen.«

75. Kapitel.

Die Verhältnisse hatten sich in einem Jahre sehr geändert. Jener kleine General Bonaparte, über den alle Welt spottete, war nach einem siegreichen Feldzuge, den man den größten Heldentaten eines Alexander, Hannibal oder Cäsar an die Seite stellen konnte, von dem Direktorium »der Mann der Vorsehung« genannt worden und die französische Republik hatte ihm eine Fahne geschenkt, auf welcher mit goldenen Lettern geschrieben stand: »Der General Bonaparte hat fünf Armeen vernichtet, in achtzehn großen Schlachten und siebenundsechzig kleineren Kämpfen gesiegt, hundertsechsundsechzigtausend feindliche Soldaten zu Gefangenen gemacht, hundertsechzig Fahnen zum Schmucke der militärischen Gebäude, tausendhundertachtzig Kanonen für unsere Arsenale, zweihundert Millionen in den Staatsschatz, einundfünfzig Kriegsschiffe in unsere Häfen, Meisterwerke der Kunst zur Verschönerung unserer Galerien und Museen und kostbare Manuskripte für unsere Bibliothek nach Frankreich geschickt und außerdem achtzehn Völker befreit.« Man wird begreifen, wie sehr diese Ehrenerweisungen, die man unserem Feinde darbrachte, den Hof von Neapel, Sir William und mich erbitterten – mich, da ich als Freundin der Königin alle ihre Sympathien und ihren Haß, teilte, und Sir William als englischen Gesandten. An dem Tage, an welchem die neapolitanische Regierung gezwungen ward, die cisalpinische Republik anzuerkennen, verfiel die Königin in einen Wutanfall, wie ich noch nie gesehen. Der Friede von Campo-Formio, der zwischen Frankreich und Österreich geschlossen worden, war von großer Wichtigkeit. Frankreich erstreckte nun seine Grenzen von den Alpen bis zum Rhein; Österreich verlor zwar Land, aber gewann an Untertanen; an der Stelle der sich neuerhebenden cisalpinischen Republik fiel die Republik von Venedig und ward das Eigentum des Kaisers.

Der Frieden schien gesichert, Sir William aber lachte in seiner diplomatischen Weise, wenn man von der Dauer dieses Friedens sprach. »So lange England noch Krieg führt,« sagte er, »kann in der Welt, besonders aber in Frankreich nicht Ruhe werden.« Die Königin, welche diesen Frieden ebenfalls nicht ernster zu nehmen schien, als Sir William,

benutzte die Gelegenheit, um die Hochzeit des Erbprinzen mit der Erzherzogin Clementine zu feiern. Ich werde von diesem Prinzen wenig zu sprechen haben, denn er spielte während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Rom eine mehr als untergeordnete Rolle, während ich von der Prinzessin gar nichts sagen werde, denn diese spielte gar keine Rolle.

Der Prinz war damals ein ziemlich großer junger Mann von einundzwanzig Jahren, sehr dick, sehr rosig, sehr geschickt, sehr unterrichtet, sehr listig und sehr schweigsam. Die Augen auf Europa geheftet, verlor er keine der Einzelheiten des großen historischen Dramas, welches sich daselbst abspielte, und dennoch schien er nichts zu sehen. Durch die Heftigkeit seiner Mutter erschreckt, gewöhnte er sich, obgleich er alt und verständig genug war, seine Meinung abzugeben, allen sich darbietenden Fragen fremd zu bleiben, mochten sie auch von der größten Wichtigkeit für den Thron von Neapel und folglich auch für ihn sein, da er der Erbe war. Gleichwie der König inmitten aller dieser Wirren sich mehr mit einer Jagd bei Astrom oder Persano als mit dem Fall oder dem Erstehen einer Republik zu beschäftigen schien, schien der Prinz sich mehr mit den Entdeckungen Meßmers, Montgolfiers und Lavoisiers als mit dem Waffenstillstand von Brescia oder mit dem Vertrag von Tolentino zu beschäftigen. Seine Mutter liebte ihn nicht sehr und erklärte ihn im Vertrauen für ebenso dumm wie seinen Vater.

Der Liebling Marie Karolinens war der Prinz Leopold, der zu dieser Zeit acht oder neun Jahre alt war. Er war auch wirklich ein reizender Knabe, voll von Geist und Witz. Der dritte Prinz war ein Kind von sechs Jahren, namens Albert, und sehr schwächlich. Wie ich später erzählen werde, hatte ich den Schmerz, diesen Knaben nicht nur sterben, sondern ihn auch in meinen Armen verscheiden zu sehen. Ein neapolitanisches Geschwader holte die junge Erzherzogin von Triest und führte sie nach Manfredonia, wo sie der Prinz Franz erwartete, obgleich die Hochzeitsfeierlichkeiten erst in Foggia, also fünf bis sechs Meilen weiter im Lande, stattfinden sollten.

Der König und die Königin hatten ihren Sohn begleitet, natürlich war ich auch dabei. Sir William Hamilton war in Neapel geblieben. Ich war neugierig, die Braut zu sehen, die man mir übrigens als ziemlich unbedeutend schilderte. Das wäre wahr gewesen, wenn eine Blässe, die sich

niemals mit dem geringsten Rot färbte, und eine tiefe Melancholie das Gesicht der Prinzessin nicht sehr interessant gemacht hätten. Woher kam diese Traurigkeit und diese Blässe wohl? Nie hat ein Mensch das erfahren. Vielleicht von einer verlassenen, aber nicht vergessenen Liebe am Hofe der Cäsaren, vielleicht war sie auch nur das verhängnisvolle Zeichen, welches denen auf die Stirn gedrückt worden, die jung sterben müssen. Die Hochzeit ward in der zweiten Hälfte des Monats Juni gefeiert und große Gnaden wurden bei dieser Gelegenheit gewährt. Acton, der erste Minister, ward zum Generalkapitän ernannt. Vierundvierzig vakante Bischofssitze wurden mit vierundvierzig neuen Bischöfen besetzt und damit brachte der König ein großes Opfer, denn so lange die Sitze unbesetzt waren, bezog der König die Einkünfte derselben. Grade und Ordenszeichen wurden den Offizieren verliehen, die sich in dem italienischen Krieg gegen Frankreich erklärt. Endlich wurden viele Einwohner von Foggia zum Marquis erhoben, hauptsächlich aus dem Grunde, weil man sie für die enormen Kosten belohnen wollte, die sie zur Feier der Hochzeit des Kronprinzen aufgewendet.

Ich habe mich verleiten lassen, dieser Hochzeit bis zu Ende zu folgen, wie unwichtig dieselbe auch für das öffentliche Leben, wie auch für das Privatleben des Prinzen Franz gewesen, und ich habe mich dadurch von den ernsten Ereignissen entfernt, die am römischen Hofe vorgefallen waren und deren Rückwirkung der neapolitanische Hof ein Jahr später erfahren sollte. Ich meine nämlich die Ermordung des französischen Generals Duphot. In meiner Stellung konnte mir keine Einzelheit eines solchen Vorfalls unbekannt oder dunkel bleiben. Ich werde denselben etwas ausführlich erzählen, denn in Folge dieses Vorfalls besetzten die Franzosen Rom, worauf die römische Republik proklamiert ward.

Jetzt, wo ich fern von diesen Ereignissen und dem Haß jener Epoche schreibe, hoffe ich in meiner Erzählung die Unparteilichkeit eines Geschichtschreibers, wenn auch nicht die eines Richters, zu besitzen. Man wird leicht begreifen, daß, seitdem man die Römer ermächtigt, eine republikanische Verfassung anzunehmen, sich in Rom eine republikanische Partei gebildet hatte. Diese Partei bestand besonders aus französischen Künstlern, die in der Stadt wohnten. Diese hätten es geradezu für eine Verletzung ihrer Pflichten als Patrioten angesehen, wenn sie nicht durch alle

Mittel versucht hätten, für das Regierungssystem, dem sie huldigten, Proselyten zu gewinnen. Der Bruder Napoleon Bonapartes (Joseph Bonaparte) war Gesandter in Rom. Die Familie war schnell gestiegen, da sie von der mächtigen Hand des *Mannes der Vorsehung*, wie ihn das Direktorium nannte, unterstützt ward. Joseph Bonaparte, in dem wir nie den zukünftigen Usurpator des neapolitanischen Thrones vermutet hätten, tat alles, was in seiner Macht stand, um die Republikaner zurückzuhalten, indem er ihnen sagte, daß der günstige Augenblick noch nicht gekommen sei. Trotz seiner Anstrengungen aber benachrichtigten sie ihn am 26. Dezember 1797, daß eine Bewegung sich vorbereite. Er verabschiedete sie, indem er sie wie immer bat, sich vorderhand dieser Bewegung, wenn sie könnten, noch zu widersetzen. Sie zogen sich zurück, indem sie versprachen, nach seinen Worten zu tun. Am folgenden Tage benachrichtigte der Chevalier d'Azara, der spanische Minister, Joseph Bonaparte selbst von der beabsichtigten Demonstration.

Und wirklich fand am 23. Dezember diese Demonstration auch statt. Von den Dragonern angegriffen, während eine Kompagnie Infanterie Feuer gab, flüchteten die Republikaner unter die Portale des Palais Corsini, welches der Gesandte bewohnte. Da das Ereignis, welches hierauf folgte, auf sehr verschiedene Weise erzählt worden ist, so werde ich mich begnügen, hier den amtlichen Bericht Joseph Bonapartes wiederzugeben. Man schickte uns eine Kopie dieses Berichts, und nach demselben schildere ich das Folgende. Da dieses Aktenstück gar nicht oder doch nur sehr wenig bekannt ist, so wird es hoffentlich dem Leser von gewissem Interesse sein. Ich beginne die Erzählung des Gesandten, wo ich die meinige unterbrochen habe.

».... Ein eben ankommender französischer Künstler benachrichtigte uns, daß der Zusammenlauf immer stärker würde, daß er in der Menge wohlbekannte Spione der Regierung unterschieden hätte, welche lauter als die andern geschrieen: ›Es lebe das römische Volk! es lebe die Republik!‹, daß man mit vollen Händen Piaster ausstreue, daß die Straße verstopft sei. Ich trug ihm auf, sogleich hinunterzugehen und den Aufwieglern meinen Willen kund zu tun. Die französischen Militärs in meiner Umgebung fragten, ob sie den Zusammenlauf durch Gewalt zerstreuen sollten und bewiesen mir dadurch ihre Ergebenheit. Ich nahm jedoch die Insignien meines Amtes und

bat die Offiziere, mir zu folgen. Ich zog es vor, selbst mit den Aufrührern, deren Sprache ich redete, zu sprechen.

»Als wir mein Kabinett verließen, hörten wir eine längere Salve. Eine Abteilung Kavallerie war, ohne mich davon zu benachrichtigen, in das unter meiner Jurisdiktion stehende Gebiet eingedrungen, hatte dasselbe im Galopp durchritten und in die drei großen Portale des Palais hineingefeuert. Hierauf war die Menge in die Höfe und auf die Treppen gestürzt. Ich kam an Sterbenden, Fliehenden, Tollkühnen und solchen Leuten vorüber, die man bezahlt hatte, damit sie die Demonstration erregen und dann die Teilnehmer angeben sollten. Eine Abteilung Füsiliere war den Reitern gefolgt. Sie begegneten mir auf den Korridoren. Bei meinem Anblick blieben sie stehen. Ich suchte den Chef, er war jedoch in den Reihen versteckt, so daß ich ihn nicht herausfinden konnte. Ich fragte die Soldaten, auf welchen Befehl sie in die Jurisdiktion Frankreichs eingedrungen seien, und forderte sie auf, sich zurückzuziehen, was sie auch taten. Da ich glaubte mit dieser Partei nun fertig zu sein, so wendete ich mich zu den Aufrührern, welche sich in das Innere der Höfe geflüchtet hatten. Bereits rückten einige in demselben Maße auf die Truppen los, in dem diese sich entfernten. In entschiedenem Tone sagte ich ihnen, daß der Erste, der es wagte, die Mitte des Hofes zu überschreiten, es mit mir zu tun haben würde; und zu gleicher Zeit zogen der General Duphot, Scherlack, zwei andere Offiziere und ich den Degen, um diesen unbewaffneten Haufen, in dem man kaum einige Pistolen und Dolche sah, zurückzuhalten. Während wir aber hier beschäftigt waren, gaben die Füsiliere, die sich nur auf Schutzweite zurückgezogen hatten, alle Feuer. Mehrere tödliche Kugeln trafen die Personen der letzten Reihen. Wir, die wir in der Mitte standen, wurden verschont, und die Kompagnie zog sich zurück, um von neuem zu laden.

»Ich benutze diesen Augenblick, ich bitte den Oberst Beauharnais, Adjutanten des Generals Bonaparte, der sich zufällig auf der Rückreise von einer Mission in der Levante bei mir befand, und den Generaladjutanten Arrighi mit dem Degen in der Hand, diese Truppe, die von verschiedenen Gefühlen bewegt ward, zurückzuhalten. Ich selbst nähere mich mit dem General Duphot und dem Generaladjutanten Scherlack den Anführern, um diese zu überreden, den Platz zu verlassen und das Feuer einzustellen. Ich fordere sie auf, die Jurisdiktion Frankreichs zu verlassen, indem ich ihnen

sage, daß der Gesandte es übernähme, die Aufrührer bestrafen zu lassen; daß sie zu diesem Zwecke nur in den Vatikan, zu ihrem General, dem Gouverneur von Rom, dem Senator oder sonst einem Beamten zu schicken brauchten, und die Sache dann ohne Blutvergießen beendet werden würde.

»Der allzumutige General Duphot, der gewohnt war, stets zu siegen, stürzte vor. Mit einem Sprung steht er zwischen den Bajonetten der Soldaten, die er zu beruhigen sucht. Der General Scherlack und ich, wir folgten ihm aus nationalem Instinkt.

»Von dem Strom mit fortgerissen, kommt Duphot bis an ein Stadttor namens *Settimiana*. Ich sehe, wie ein Soldat seine Muskete auf ihn abfeuert. Er sinkt in die Brust getroffen, erhebt sich aber wieder, indem er sich auf seinen Säbel stützt. Ich rufe ihn, er will zu mir. Da streckt ihn ein zweiter Schuß auf das Pflaster nieder und mehr als fünfzig Schüsse feuert man noch auf seinen Leichnam ab! Scherlack ist nicht getroffen. Er zeigt mir einen Umweg, der uns nach den Gärten des Palais führt und den Schüssen der Mörder Duphots entzieht, zu denen noch eine andere Kompagnie stößt, die von der anderen Seite der Straße Feuer gibt. Von dieser zweiten Kompagnie vertrieben, schließen sich die beiden Offiziere uns an. Wir müssen eine neue Gefahr ins Auge fassen: die zweite Abteilung Soldaten konnte ja frei in den Palast dringen, aus dem meine Gemahlin und meine Schwester, die den nächsten Tag die Gattin des braven Duphot werden sollte, soeben erst mit Gewalt von meinen Sekretären und zwei jungen Künstlern geschafft worden.

»Wir gelangten durch den Garten in das Palais, die Höfe waren von arglistigen und feigen Schurken, welche diese schreckliche Szene erst hervorgerufen, überfüllt. Ungefähr zwanzig dieser Kerle und zwanzig friedliche Bürger waren tot auf dem Platze geblieben. Ich trete in den Palast ein, die Stufen sind mit Blut bedeckt, Sterbende schleppen sich nur noch so hin, Verwundete stöhnen. Es gelingt, die drei Tore, die nach der Straße zu gelegen sind, zu schließen. Das Jammern der Braut Duphots, dieses Helden, der stets bei der Avantgarde der Armeen der Pyrenäen und Italiens, ein fortwährender Sieger, verteidigungslos von feigen Banditen ermordet worden war, die Abwesenheit seiner Mutter und seines Bruders, die, von Neugierde getrieben, das Palais verlassen hatten, um die Denkmäler Roms

in Augenschein zu nehmen, das fortgesetzte Feuern in den Straßen und auf die Tore des Palastes; die ersten Gemächer des Palais Corsini, die ich bewohnte, von Menschen überfüllt, deren Absichten man nicht kannte, alle diese Umstände und noch viele andere gaben diesem Auftritte etwas so Furchtbares, daß nur der, bei ihn mit erlebt, sich einen richtigen Begriff davon machen kann.

»Ich ließ meine Domestiken rufen, drei waren abwesend, einer war verwundet worden. Ich ließ die Waffen, deren wir uns auf der Reise bedient, in den Teil des Palastes bringen, den ich bewohnte. Ein Gefühl nationalen Stolzes, welches ich nicht besiegen konnte, gab den jungen Offizieren den Plan ein, den Leichnam ihres unglücklichen Generals zu holen. Dies gelang ihnen mit Hilfe einiger treuer Diener, indem sie einen Umweg einschlugen, trotz des Feuers, welches die feige und zügellose Soldateska von Rom auf der Kampfstätte fortsetzte.

»Die Offiziere fanden den Leichnam dieses braven Generals, der noch vor kurzem von so erhabenem Heldenmut beseelt gewesen. Man hatte ihn ausgeplündert, er war von Schüssen durchbohrt, mit Blut beschmutzt und mit den Steinen bedeckt, die man auf seine Leiche geworfen.

»Am nächsten Morgen um sechs Uhr, also vierzehn Stunden nach dem Morde des Generals Duphot, der Bestürmung meines Palastes und der Ermordung der ihn umstehenden Menschen, war noch kein Römer bei mir gewesen, der sich im Namen der Regierung von dem Stand der Dinge unterrichtet hätte. Ich beschloß meine Pässe zu fordern und Rom sofort zu verlassen. Ich reiste ab, nachdem ich mich des Zustandes der wenigen Franzosen versichert, die in den römischen Staaten zurückblieben. Der Chevalier Argiolini ist beauftragt worden, ihnen Pässe nach Toscana auszufertigen, wo sie mich mit den Offizieren und Dienern, die mich von dem ersten Augenblicke der Gefahr an nicht verlassen haben, finden werden.

»Bei Beendigung dieses Berichtes würde ich Republikanern Unrecht zu tun glauben, wenn ich nicht auf die Rache dringen wollte, welche die französische Regierung an dieser treulosen Regierung nehmen muß, die sich freiwillig zur Mörderin der ersten französischen Gesandten, die ihr zu schicken man sich herabgelassen, gemacht, und die einen General ermordet

hat, der sich wie ein Wunder der Tapferkeit in einer Armee auszeichnete, in der jeder Soldat ein Held gewesen ist.

»Bürger Minister, ich werde mich unverzüglich nach Paris begeben. Sobald ich die Angelegenheiten geordnet haben werde, die mir noch zu regeln übrig geblieben sind, werde ich Ihnen Weiteres über die Regierung von Rom mitteilen und meine Meinung bezüglich der Strafe aussprechen, die über Rom zu verhängen ist.

»Diese Regierung verleugnet sich nicht; listig und verwegen, wenn es ein Verbrechen zu verüben gibt, feig und kriechend, wenn dasselbe verübt worden ist, liegt sie heute zu den Füßen des Ministers d'Azara, damit er sich nach Florenz zu mir begeben mich wieder nach Rom zurückbringen soll. Dies schreibt mir dieser großmütige Freund der Franzosen, welcher würdig wäre in einem Lande zu wohnen, wo man seine Tugenden und seinen edlen Gerechtigkeitssinn besser zu schätzen verstände.

»Florenz am 30. Dezember 1797.

»Joseph *Bonaparte*.«

76. Kapitel.

Ich gestehe, daß ich stets erstaunt bin, wenn ich die Feder niederlege, nachdem ich solche Zeilen wie die obigen geschrieben. Ich, das frivole Weib, durch meine Geschmacksrichtungen, meinen Charakter, mein Temperament im voraus dazu bestimmt, außerhalb aller politischen Intrigen, wie ein Schmetterling oder ein Vogel in einer Welt von Seide, Gaze, Gesang und Harmonie zu leben, schreibe schwerfällige, mit Blut befleckte Berichte ab, welche die Völker zu Krieg und zur Rache aufrufen! Gleiche ich nicht der Venus Aphrodite, die ihr Gesicht, das süße Lächeln, die verheißungsvollen Augen, den liebebeteuernden Mund mit der Maske der Nemesis bedeckt? Ich habe es aber unternommen, die Ereignisse zu berichten, an denen ich Teil genommen, und kann jetzt nicht vor der Aufgabe zurückweichen, die ich mir gestellt. Die Stimme meines Gewissens und vielleicht auch die meiner Reue, ruft mir zu »Weiter!« Und gezwungen, dieser Stimme von oben zu gehorchen, fahre ich fort. Der

Bericht Joseph Bonapartes rief in Paris eine große Aufregung hervor. Bonaparte war der Gott des Augenblicks: einen seiner Brüder beschimpfen, war mehr als ein Majestätsverbrechen, es war ein Verbrechen an der Gottheit! Folgenden Brief schrieb der Bürger Talleyrand, dieser Thermometer der öffentlichen Stimmung, an Joseph Bonaparte in Erwiderung seines Berichts:

»Am 18. Jänner 1798.

»Ich habe den herzzerreißenden Brief erhalten, den Sie mir über die schrecklichen Ereignisse geschrieben, die am 8. Nivose in Rom vorgefallen sind. Trotz der Sorgfalt, mit welcher Sie sich bemüht, alles zu verschweigen, was Ihnen an diesem entsetzlichen Tage persönlich zugefügt worden ist, ist es mir doch nicht entgangen, daß Sie die größte Unerschrockenheit, Kaltblütigkeit und jene Intelligenz, der nichts entschlüpft, an den Tag gelegt und großherzig die Ehre des französischen Namens aufrecht erhalten haben. Das Direktorium beauftragt mich, Ihnen auf die nachdrücklichste und deutlichste Weise mitzuteilen, wie sehr Ihr ganzes Benehmen die vollste Zufriedenheit des Direktoriums verdient. Ich hoffe, daß Sie gern glauben meiden, wie glücklich es mich macht, das Organ dieser Gefühle des Direktoriums zu sein. –«

Das Direktorium begann damit, die Bestrafung der Mörder zu fordern; mochte es nun aber aus Nachlässigkeit oder aus Mitschuld geschehen sein, keiner ward den Tribunalen überliefert, noch sonst in irgendeiner Weise beunruhigt. Man wußte, daß das Haupt der Mörder, namens Amadeo, sich des Degens und des Gurtes des Ermordeten bemächtigt, daß der Pastor des benachbarten Kirchspiels sich die Uhr angeeignet und daß die anderen sich in die Kleider und das Geld Duphots geteilt.

Das Direktorium befahl dem General Berthier, der in der Abwesenheit Bonapartes in Italien kommandierte, gegen Rom zu marschieren. Berthier empfing diesen Befehl in Mailand und setzte sich gleich am folgenden Morgen nach dem Tage, an dem er den Befehl empfangen, in Bewegung. Am 29. Januar war seine Avantgarde in Macerata, am 10. Februar waren alle Truppen unter den Mauern Roms vereinigt und ein Detachement nahm von der Engelsburg Besitz, welche die päpstlichen Soldaten nicht einmal zu verteidigen suchten. Der General Berthier aber verhinderte, daß man weiter

vordrang und unterrichtete nur die Häupter der Aufwiegler, daß sie auf seine Unterstützung rechnen könnten. Am 16. Februar, dem dreiundzwanzigsten Jahrestage der Erhebung Pius des Sechsten auf den päpstlichen Thron, versammelten sich eine Menge Aufrührer auf dem alten »Forum Romanum« und begaben sich von da nach dem Vatikan, wo sie unter den Fenstern des Papstes das Geschrei ertönen ließen: »Es lebe die Republik!« Aus Ehrfurcht, wie sie sagten, nicht vor dem Papste, sondern vor dem Greise, drangen sie nicht in den Vatikan selbst ein, bemächtigten sich aber der ganzen Stadt und verfaßten eine Adresse, welche die Souveränität des Volkes proklamierte, alle Mitschuld an der Ermordung Bassevilles und Duphots zurückwies, die päpstliche Autorität abschaffte und die politischen, finanziellen und bürgerlichen Angelegenheiten ins Auge faßte, indem sie eine republikanische, freie und unabhängige Regierung konstituierte.

Die Häupter der Bewegung beeilten sich, eine Deputation von acht Männern aus ihrer Mitte an den General Berthier zu schicken, die ihm diese Beschlüsse überbringen sollte. Sogleich hielt der General seinen Einzug durch das Volkstor und noch an demselben Tage bestieg er das Kapitol, wo er, den alten römischen Triumphatoren nachahmend, im Namen des Direktoriums die neue Republik begrüßte, die als frei und von Frankreich unabhängig anerkannt ward und zu welcher das ganze Gebiet gehörte, welches man dem Papste durch den Vertrag von Tolentino gelassen. Am folgenden Morgen sangen vierzehn Kardinäle, welche so feig gewesen waren, die Befreiungsakte und ihre Entsagung auf alle politischen Rechte zu unterzeichnen, das »Te Deum« in der St. Peterskirche. Der General Cervoni, der beauftragt war, Pius dem Sechsten seine Absetzung zu verkündigen, drang bis zu dem heiligen Vater und fand ihn auf den Knien im Gebete. Mit vollkommener Ruhe empfing Pius der Sechste die Nachricht von der Aufhebung seiner weltlichen Rechte, und als er aufgefordert ward, die neue Regierung anzuerkennen, erwiderte er:

»Meine Souveränität habe ich von Gott, es ist mir nicht erlaubt, derselben zu entsagen. Ich bin achtzig Jahre alt, das Leben ist mir also nichts wert. Was Beschimpfungen und Leiden betrifft, so fürchte ich dieselben nicht.«

Da die Gegenwart des heiligen Vaters sich aber nicht mit der neuen Regierung vertrug, so erhielt Pius der Sechste die Einladung, die Hauptstadt der Christenheit zu verlassen, und reiste auch wirklich am 20. Februar nach Toscana ab.

Alle diese Nachrichten kamen zu gleicher Zeit zu uns und verursachten, wie man leicht begreifen wird, eine große Unruhe an unserem Hofe. Die Republik, von den Franzosen Schritt für Schritt weiter geführt, machte täglich einen neuen Fortschritt in Italien und war nur noch dreißig Meilen von uns entfernt. Die Regierung des Königreiches beider Sizilien glaubte gegen diesen drohenden Gegner Vorsichtsmaßregeln ergreifen zu müssen. Ohne sich um den Vertrag zu kümmern, den er am 19. Februar 1797, also vor kaum vierzehn Monaten, mit Frankreich geschlossen, unterzeichnete Ferdinand am 19. Mai 1798 einen Vertrag mit dem Kaiser, seinem Neffen, wodurch der erste Vertrag vollständig ungültig ward. In Folge dieses neuen Vertrags mußte der Kaiser 66 000 Mann Bewaffnete in Tirol bereit halten und Ferdinand 30 000 an den neapolitanischen Grenzen zusammenziehen. Durch einen eigentümlichen Zufall war der 19. Mai 1798 derselbe Tag, an welchem die französische Flotte in Toulon unter Segel ging, um die Expedition nach Egypten zu unternehmen. Man wußte, daß Frankreich Vorbereitungen traf; welches Land aber von dieser furchtbaren Rüstung bedroht ward, wußte man nicht. Der Kommandant der englischen Flotte, Sir Jean Jervis, von jetzt an Graf von Saint-Vincent, wollte durchaus nicht in den Vorbereitungen der Republik einen Plan zu einer Expedition in dem Ozean sehen. So glaubte er denn genug zu tun, daß er die Meerenge von Gibraltar schloß und die spanische Flotte in dem Hafen von Cadix blockierte. In dieser Überzeugung schickte er Nelson, der unter ihm diente, mit drei Linienschiffen, vier Fregatten und einer Korvette in den Hafen von Toulon, indem er ihm außerdem versprach, ihm sofort Verstärkung zu schicken, sobald er dieselbe verlangte. Am 9. Mai verlieh Nelson die Bai von Cadix, allein es war schon zu spät. Im Golf von Lyon angekommen, zerstreute ein Sturm seine Schiffe und entmastete dasjenige, welches er bestiegen. Um die Schiffe wieder auszubessern, lief er in den Hafen von Saint-Pierre ein, in welchen ihn ein Schiff bugsierte, welches weniger als das seinige gelitten hatte. Während seines Aufenthaltes im Hafen von Saint-Pierre erfuhr er, daß die französische Flotte den Hafen von Toulon

verlassen, und schickte ein Schiff an Sir Jervis, um diesen um die versprochene Verstärkung zu bitten.

Erst am 8. Juni aber, also drei Wochen nach der Absegelung der französischen, konnte Nelson diese Verstärkung, die aus zehn Schiffen von vierundsiebzig und einem Schiffe von fünfzig Kanonen bestand, mit seinen Schiffen vereinigen. An der Spitze seines Geschwaders begann Nelson die Verfolgung der französischen Flotte. An den Südküsten von Korsika erfuhr er, daß man sie zwischen dem Kap von Korsika und Italien gesehen. Plötzlich kam Nelson der Gedanke ein – und derselbe war nicht unwahrscheinlich – daß die französische Flotte auf Neapel zusteuere. Und mit vollen Segeln schlug er den Weg nach Neapel ein. Am 15. Juni war er bei den Inseln von Ponsa und schickte uns seinen vertrauten Offizier, besser gesagt seinen Freund, den Kapitän Truebridge, der mit dem Generalkapitän und Sir William die Angelegenheiten erörtern sollte. Truebridge überbrachte mir einen Brief von Nelson. Der Eindruck, den ich auf diesen großen Mann hervorgebracht, war mir nicht entgangen, so daß ich es seltsam fand, daß er die Gelegenheit, selbst nach Neapel zu kommen und mich endlich wiederzusehen, unbenutzt ließ. Der Brief erklärte mir jedoch alles. Der Inhalt desselben war folgender:

»Mylady!

Wenn ich nach Neapel käme, ans Land stiege und Sie wiedersähe, so würde ich meine Pflichten vollständig vernachlässigen, die mir gebieten, die französische Flotte zu verfolgen, ohne einen Augenblick zu verlieren. Truebridge wird Ihnen diesen Brief überbringen, der, anstatt ein Beweis von Gleichgültigkeit zu sein, vielmehr durch die Erklärung, die er Ihnen gibt, ein Beweis für die Macht der Gefühle ist, die ich für Sie empfinde. Sobald Truebridge, je nach den Befehlen, die er von dem Generalkapitän und Sir William empfangen wird, wieder zurückgekehrt ist, werde ich meine Reise fortsetzen. Und wenn die Franzosen am anderen Ende der Welt wären, so will ich sie doch einholen, und Sie werden mich als Sieger und Ihrer würdig, Mylady, oder gar nicht wiedersehen. Tausendmal Ihr

Horace Nelson.«

Dieser Brief schmeichelte, ohne meinem Herzen weiter viel zu sagen, meinem Stolze in hohem Grade. Während der fünf Jahre, die verflossen waren, hatte Nelson sich wie ein Held oder vielmehr, wie er mir später sagte, wie ein Mann geschlagen, der den Tod sucht. Ich habe bereits erzählt, daß er bei Calvi ein Auge verloren, allein dies war nicht alles, denn bei Teneriffa hatte er auch einen Arm eingebüßt. Diesmal versprach er, meiner würdig oder gar nicht wiederzukommen, und ich war überzeugt, daß er Wort halten würde. Nelson gehörte nicht zu den Männern, welche versprechen und nicht Wort halten. Von der Terrasse des Palais aus sah ich das herrliche Schauspiel mit an, wie die Flotte vor Neapel vorbeidefilierte. Mit Hilfe eines Fernrohrs zeigte mir Sir William das Schiff, auf welchem die Admiralsflagge wehte. Ich konnte nicht erkennen, was an Bord vorging, allein ich wußte gewiß, daß Nelson die Augen auf das Palais, wie ich die meinigen auf sein Schiff richtete. Langsam teilte sich die Flotte vor dem Felsen von Capri; ein Teil wendete sich rechts, der andere links, und es dauerte drei Tage, ehe sie dem Blicke vollständig entschwunden war, da vollkommene Windstille herrschte. Diese Windstille war die Ursache, daß Nelson erst am 25. Juni am Fort von Messina anlangte. Hier erfuhr er, daß Bonaparte sich im Vorübersegeln der Insel Malta bemächtigt, eine Garnison von viertausend Mann daselbst zurückgelassen und dann seine Reise nach dem Orient fortgesetzt hatte.

Vom Leuchtturme aus, am 25. Juni, schrieb Nelson an Sir William, um ihm diese Nachricht mitzuteilen, und an mich, um die Versicherung der Gefühle, die er mir gestanden, zu erneuern.

Wir erhielten den Brief am 30. Juni und ich beantwortete denselben sogleich in folgender Weise:

»Teurer Freund!

Ich benutze die Gelegenheit, die der Kapitän Hope mir bietet, um Ihnen einige Zeilen zu schreiben und Ihnen für den liebenswürdigen Brief zu danken, den Sie mir durch den Kapitän Bowen zugesendet haben. Die Königin war sehr erfreut, als ich ihr übersetzte, was Sie ihr Verbindliches gesagt haben. Sie beauftragt mich, Ihnen zu danken und Ihnen zu versichern, daß sie für Ihr Wohlergehen betet. Was den Sieg betrifft, so ist sie überzeugt, daß Sie denselben gewinnen werden. Der königsmörderische

Minister Garat ist jetzt bei uns. Er ist der unverschämteste, schamloseste Diplomat, den man sich nur denken kann und ich sehe deutlich voraus, daß der Hof von Neapel den Krieg wird erklären müssen, wenn das Land gerettet werden soll, denn der französische Gesandte macht täglich die drohendsten Bemerkungen. Die Königin versteht die ganze Wahrheit dessen, was Sie in Ihrem Briefe an Sir William gesagt haben. Sie besitzen das wahre Licht, welches die Ereignisse aufklärt. Dasselbe ist mit dem General Acton der Fall. Unglücklicherweise aber ist der erste Minister, Gatto, ein oberflächlicher und leichtsinniger Mensch, steif und dünkelhaft wie ein Hahnenkamm, der an nichts anderes denkt, als wie ihm sein gesticktes Kleid steht und welche Wirkung sein Diamantring hervorbringt. Die Hälfte der Neapolitaner hält ihn für einen halben Franzosen und ich glaube, daß die ändere Hälfte sich irrt, wenn sie ihn für einen Neapolitaner hält. Die Königin und Acton können ihn nicht ausstehen. Kümmern Sie sich daher nicht um ihn, denn da er nur von dem Könige unterstützt wird, so wird er keine sehr große Macht erlangen. Dennoch aber ist ein erster Minister, sei er auch nur ein Minister von Rauch und Dunst, immer etwas, wäre er auch nur da, um jemandem einen schlechten Streich zu spielen. Sie wissen wohl, daß man die drei- oder vierhundert Jacobiner, die man gefangen hielt, alle, nach einer drei- oder vierjährigen Haft für unschuldig erklärt hat. Wenn ich alles glaubte, was man in meiner Umgebung von ihnen sagt, so verdiente wenigstens die Hälfte von ihnen den Tod am Galgen. Garat durch seinen Einfluß und Gatto durch seine Schwäche, ja vielleicht durch seine Sympathie, haben das herrliche Werk verrichtet, diese niedlichen Herren der Gesellschaft wiederzugeben. Kurz, ich bin in großer Angst und sehe alles hier für fast verloren an. Es betrübt mich dies bis zu Tränen, um unserer teuren und reizenden Königin willen, die wirklich ein besseres Schicksal verdient. Sie werden verstehen, lieber Freund, daß ich Ihnen dies alles im Vertrauen und in Eile schreibe. Ich hoffe, daß Sie das Mittelmeer nicht verlassen werden, ohne uns mitzunehmen. Wir haben unseren Abschied genommen und alle Vorbereitungen getroffen, um augenblicklich abreisen zu können, sobald wir dazu aufgefordert werden; unterdessen aber bitte ich Gott, daß er Ihnen beistehen möge, diese Ungeheuer von Franzosen zu vernichten. Die Herrschaft solcher Gottlosen kann nicht von langer Dauer sein. Wenn sich Ihnen Gelegenheit bietet, so schreiben Sie uns, Sie glauben gar nicht, welcher Balsam Ihre Briefe für uns sind.

Gott segne Sie, teurer Freund, und seien Sie versichert, daß ich stets sein werde Ihre dankbare und treue Freundin

Emma Hamilton.«

Nelson erhielt diesen Brief auf dem Meere, während er die französische Flotte suchte, ohne sie finden zu können.

77. Kapitel.

Wirklich hatte Nelson vollkommen jede Spur von Bonaparte und den dreihundertfünfzig Schiffen, die zu dessen Geschwader gehörten, verloren. Drei Tage lang in der Meerenge von dem Sirocco zurückgehalten, benutzte er einen Umsprung des Windes, um Reggio zu umsegeln und in das offene Meer zu steuern. Endlich überzeugt, daß Bonaparte sich nach Egypten begäbe, segelte er gerade auf Alexandrien zu, kam aber noch vor der französischen Flotte daselbst an, da der Admiral Brungs, ohne Zweifel um etwaige Verfolger irrezuführen, an der Küste der Insel Candia vor Anker gegangen war. Von dem Gouverneur von Alexandrien schlecht empfangen, der ihm drohte, auf ihn schießen zu lassen, wenn er die Durchfahrt zu erzwingen versuche, ohne Kenntnis des Weges, den die französische Flotte eingeschlagen, in der Vermutung, daß sie, da sie nicht in Alexandrien war, nach Konstantinopel segele, fuhr Nelson ziellos an den Küsten von Caramania und Morea hin und her, indem er versuchte, hier etwas zu erfahren, und nachdem er den ganzen Archipel durchsegelt, trieb ihn der Mangel an Wasser und Proviant wieder nach Sizilien zurück. Er sagte mir mehr als einmal, daß er vom 30. Juni an, wo er aus der Meerenge von Messina segelte, bis zum 21. Juli, wo er im Hafen von Syrakus einlief, wahnsinnig zu werden geglaubt hatte. Die Situation war in der Tat eine sehr ernste und in England zog sich ein furchtbares Unwetter gegen ihn zusammen. Als man daselbst erfuhr, daß er aus Toulon eine Flotte von vierhundert Segeln hatte auslaufen lassen und dieselbe vergebens einen Monat lang in dem Mittelmeer, also in einem großen See, gesucht hatte, fragte man sich auf allen Seiten, ob er nicht ein Verräter, den man vor ein Gericht stellen müsse, und der Admiral Saint-Vincent ein Leichtsinniger wäre, der sich den Tadel der Admiralität zugezogen, daß er ihr einen

Kontre-Admiral vorgeschlagen, der dieses Grades unwürdig sei. Nelsons einzige Hoffnung stand auf uns oder vielmehr auf mir. Ich sollte es bei der Königin dahinbringen, daß er, trotz der Verträge mit Frankreich, allen Beistand erhielt, welche die Gouverneure der sizilianischen Häfen ihm gewähren konnten, denn wenn Neapel die Bedingungen des Vertrags mit Frankreich hielt, so mußte Nelson nach Gibraltar zurück und er war verloren. Ein glänzender Sieg allein konnte ihn retten.

Der folgende Brief, den er am 22. Juli an den Lord von Saint-Vincent schrieb, wird dem Leser einen Begriff von seinem Seelenzustande geben.

»Syrakus, am 22. Juli 1798.

Mein lieber Lord!

Ich habe Ihnen eine Menge Briefe und Papiere zu schicken, da ich aber keine Fregatte habe, die sie Ihnen überbringen könnte, und ich mich in diesem Augenblicke nicht von dem ›Orion‹ trennen kann, so überlasse ich es Ihnen, sich meine Verlegenheit vorzustellen. Ich weiß heute den Ort, wo die französische Flotte sein könnte, ebensowenig, als an dem Tage, an dem ich das Cap Passaro umsegelte. Was ich gewiß weiß, ist bloß der Umstand, daß sie am 18. Juni den Hafen von Malta verlassen hat. In der Dienstagsnacht waren alle Schiffe auf dem offenen Meere und am Mittwoch Morgen hat man sie mit einem Westnordwestwinde schnell weitersegeln sehen. Das ist mir von vierzehn Personen versichert worden, von da an aber sind alles nur Vermutungen. Wenn die Flotte nach Westen gesegelt wäre, so bin ich überzeugt, daß man sich in jedem Hafen, ja selbst an jedem Punkte Siziliens, von dem man sie gesehen haben würde, beeilt hätte, mich davon zu benachrichtigen. Weiter darf ich Ihnen nichts sagen, ich bin aber überzeugt, daß wir verraten sind und es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser Brief, den ich Ihnen über Neapel schicken muß, nicht einmal nach Neapel kommen wird, oder daß der französische Minister eine Kopie davon bekommen wird, wenn er ihn nicht selbst kopiert. Was mich betrifft, so sage ich Ihnen, daß ich, wenn nicht auf der einen oder der anderen Seite geradezu eine Unmöglichkeit vorhanden ist, die französische Flotte noch einholen werde. Auf der unsrigen ist kein einziger Kranker. Ich habe Ihnen über alles ausführlich berichtet und meine geheimsten Gedanken mitgeteilt. Gott beschütze Sie!

Ihr stets ergebener

Horatio Nelson.«

»N. S. Die Art und Weise, wie man uns in den Häfen von Sizilien empfängt, ist empörend. Der Gouverneur gesteht uns, daß er, wenn er die Mittel gehabt hätte, den erhaltenen Befehlen gemäß gezwungen gewesen wäre, unsere Einfahrt in den Hafen zu verhindern. Acton hätte versprochen, Befehle zu geben, *allein es ist keiner geschickt worden.* Was denken Sie davon?«

Noch an demselben Tage schrieb Nelson verzweifelt, fast wütend an Sir William Hamilton:

»Van-Guard, Syrakus, den 22. Juli 1798.

Geehrter Herr!

Ich bin äußerst erstaunt, daß der König von Neapel den Befehl gegeben hat, höchstens drei bis vier englische Schiffe in seine Häfen zu lassen. Ich dachte, es wären geheime Instruktionen erteilt worden, daß man uns ungehindert hereinlassen sollte. Wenn man fortfahren sollte, mir alle nötigen Mittel zu verweigern, so lassen Sie mich es so schnell wie möglich durch das erste Schiff wissen, damit ich noch Zeit habe, mich in Gibraltar zu verproviantieren. Die Weise, in der man uns behandelt, ist eine Schande für eine große Nation. Die Flagge der englischen Regierung ist in allen befreundeten Häfen geschändet worden.

Ich bin mit der größten Hochachtung usw.

Horatio Nelson.«

Dank meinen Bemühungen jedoch waren diese geheimen Instruktionen gegeben worden; sie kamen bloß etwas später. Noch an demselben Tage, an welchem Nelson diesen Brief schrieb, erhielten die Gouverneure von Syrakus sowohl, als auch die der anderen Häfen Befehl, ihm Lebensmittel, Wasser, Holz, kurz alles zu liefern, was er brauchte, und ganz besonders die Zahl der Schiffe, die in die Häfen einlaufen wollten, nicht zu beschränken.

Gleich am folgenden Morgen machte Nelson seine Heftigkeit durch folgenden Brief wieder gut:

»Syrakus, 23. Juli 1798.

Meine guten Freunde!

Dank für alle Ihre Mühe! Wir haben Proviant und Wasser und gewiß ist es eine Vorbedeutung des Sieges, wenn wir unser Wasser an der Quelle Arethusa schöpfen kommen. Bei der ersten günstigen Brise werden wir unter Segel gehen und seien Sie überzeugt, daß ich entweder mit Lorbeeren gekrönt, oder mit Zypressen bedeckt zurückkehren werde. H. N.«

Zwei Tage später schrieb Nelson wieder an Sir William:

»Syrakus, 25. Juli 1798.

Geehrter Herr!

Die Flotte ist segelfertig und in dem Augenblicke, wo der Wind von der Küste her wehen wird, werde ich diese herrliche Reede verlassen, wo alle unsere Bedürfnisse in so reichlichem Maße befriedigt, und die größten Aufmerksamkeiten uns erwiesen worden sind. Ich bin aber in großer Angst gewesen, so lange dem Gouverneur keine geheime Instruktion erteilt worden war, uns ungehindert in den Hafen zu lassen. Ich habe die feste Zuversicht, daß ich die französische Flotte finden werde. Alsdann wird alles in den Händen der Vorsehung liegen, an deren Güte ich nicht zweifle.

Empfehlen Sie mich bestens Lady Hamilton und seien Sie der ewigen Treue versichert

Ihres

H. Nelson.«

Der Wind, auf den Nelson wartete, erhob sich in der Nacht vom 25. zum 26. Juli, und da die Flotte segelfertig war, so ward Befehl gegeben, die Anker zu lichten. Nelson schlug die Richtung nach Griechenland ein. Am 28. Juli lief der »Culloden«, als er bei Morea vorübersegelte, in den Hafen von

Coron ein, fragte den türkischen Gouverneur und erfuhr von diesem, daß die Franzosen in Alexandrien wären. Der »Culloden« segelte sogleich zum Admiralschiff und durch Signale erteilte man Befehle, mit vollen Segeln auf Alexandrien zuzusteuern. Man gelangte am 1. August mittags an diesem Hafen an, die Franzosen hatten denselben aber bereits verlassen und sich weiter nach Osten gewendet. Man folgte ihrer Spur und dreiviertel auf drei Uhr signalisierte der »Zélé«, welcher das Geschwader anführte, daß sechzehn Linienschiffe, vor Anker liegend, in Sicht wären. Um drei Uhr gab Nelson das Signal, sich zum Kampfe vorzubereiten. Mir kommt es nicht zu, diese furchtbare Schlacht am Nil, die zwei Tage währte, zu schildern. Nie ward ein vollständigerer Sieg errungen, nie erschreckte ein ähnliches Unglück das Meer. Ein französisches Schiff, der »Orient«, sprang in die Luft, ein Schiff und eine Fregatte wurden in den Grund gebohrt, neun Schiffe wurden genommen, unter diesen neun Schiffen waren aber drei in einem solchen Zustand; daß der Sieger genötigt war, sie am nächsten Morgen zu verbrennen und zwei Tage später dasselbe Experiment mit zwei anderen Schiffen zu wiederholen. Unglücklicherweise hatte Nelson eine furchtbare Wunde erhalten. Eine Segelstange, von einer französischen Kugel zerschossen, war ihm in dem Augenblicke, wo er den Kopf bei dem Krachen einer platzenden Bombe in die Höhe hob, auf die Stirn gefallen und hatte ihm die Haut von der Stirn bis zum Munde abgeschunden. Nelson glaubte tödlich verwundet zu sein, so groß war die Heftigkeit des Schlages. Sogleich ließ er den Kaplan rufen, um diesem seinen letzten Willen anzuvertrauen, mit dem Kaplan aber war der Arzt gekommen, welcher die Wunde untersuchte. Da er keinen Bruch fand, was er leicht sehen konnte, da die Knochen bloßlagen, so zog er die Stirnhaut wieder in die Höhe und legte einen Verband darum. Als Nelson das Tageslicht wiedersah, dem er auf ewig Lebewohl zu sagen geglaubt, übernahm er mit übermenschlicher Anstrengung das Kommando über den »Vanguard«, und indem er alle seine Kraft, seine ganze Geistesgegenwart, alle seine Kaltblütigkeit wiederfand, harrte er auf seiner Quartierbank aus und befahl, so lange die Beschießung der französischen Flotte fortzusetzen, bis dieselbe vollständig zerstört war. Dann ergriff er, trotz seiner Verwundung, trotz seiner Blindheit die Feder und schrieb an uns, nämlich an Sir William und an mich: »Meine guten Freunde! Vollständiger Sieg! Die französische Flotte ist zerstört! Der Kapitän Capel, der auf der ›Mutine‹ abreist, wird Ihnen diesen Brief bringen und alle die Einzelheiten, die ich Ihnen nicht selbst mitteilen kann,

erzählen. Ich habe eine leichte Wunde erhalten; beunruhigen Sie sich nicht. Auf ewig Ihr treuer *Horatio Nelson.*« – »Übermitteln Sie gefälligst diese gute Nachricht unserer liebenswürdigen Königin und legen Sie ihr meine ehrfurchtsvollen Huldigungen zu Füßen.«

Wirklich reiste der Kapitän auf der »Mutine« ab und kam am 4. September in Neapel an, wo er uns lebhaft erzählte, daß Nelson einige Tage nach ihm eintreffen würde und den Hafen von Neapel zum Versammlungsort seiner ganzen Flotte bestimmt hätte, da ein jedes seiner mehr oder minder beschädigten Schiffe nur so weit segeln konnte, als es seine Kräfte gestatteten.

Nachdem der Kapitän Capel sich seines Auftrages entledigt hatte, schrieb er an Nelson:

»Herr Admiral!

Es ist mir unmöglich, Ihnen die Freude zu schildern, die auf allen Gesichtern strahlte, wie den donnernden Applaus, der uns bei unserer Ankunft entgegenschallte. Die Königin und Lady Hamilton sind beide vor Freude ohnmächtig geworden. Kurz, man nennt Sie überall den Befreier Europas. Morgen wird ein Kurier nach Wien abgehen. Ich werde ihn begleiten, um keinen Augenblick zu verlieren. Ich werde auf alle mögliche Weise von Sir William Hamilton und den anderen fremden Ministern, welche die ruhmreiche Nachricht eiligst an ihre Höfe gesandt haben, unterstützt.

Ich habe die Ehre usw.

Capel.«

Was mich betraf, so schrieb ich gleich im ersten Augenblick an Nelson einen Brief voll überschwänglichen Entzückens, den ich jedoch hier nicht anführen kann, da ich keine Kopie desselben aufbewahrt habe, den Nelson aber teilweise in dem folgenden Brief, den er an seine Gattin schrieb, wiederholt:

»Auf offenem Meer, den 16. September 1798.

Das Königreich beider Sizilien ist wahnsinnig vor Freude, vom König an bis zu dem letzten Bauer. Nach dem, was mir Lady Hamilton in ihrem Briefe über die Königin schreibt, so muß einem der Zustand der letzteren wahrhaft leid tun. Ich wiederhole hier die eigenen Worte von Lady Hamilton: ›Wie vermöchte ich Ihnen das Entzücken der Königin zu schildern? Das ist geradezu unmöglich. Sie weint, sie schreit, sie läuft wie eine Wahnsinnige in ihren Gemächern umher, umarmt alle, welche ihr in den Weg kommen, und lacht und weint zugleich. ›O braver Nelson!‹ ruft sie bei jeder Gelegenheit aus: ›Gott segne unsern Befreier! O Nelson! Nelson! was verdanken mir Ihnen nicht! O Sieger, o Erretter Italiens! Warum kann mein dankbares Herz nicht bei Ihnen sein und Ihnen seine Freude kund geben!‹ Das übrige kannst Du Dir denken, teure Fanny. Lebe wohl. Mein Kopf gestattet mir nicht, Dir auch nur die Hälfte von dem zu sagen, was ich Dir sagen möchte; alle meine Anstrengungen wären beinahe verlorene gewesen, allein Gott hat mich beschützt.

Dein H. Nelson.«

Man muß die Ehrenbezeigungen, die Nelson erwiesen wurden, und die Belohnungen, mit denen er von allen Fürsten Europas buchstäblich erdrückt ward, kennen, um sich einen Begriff von dem Haß, ja vielleicht von dem Schrecken zu machen, den Frankreich zu dieser Zeit dem ganzen Europa einflößte. Eines Tages setzten wir mit Nelson eine Liste dieser Belohnungen auf. Es ist die folgende und geht vom Oktober 1798 bis zum Oktober 1799: Erstens erhielt er von dem König und der Königin von England die englische Pairswürde und eine goldene Medaille. Von dem Unterhause auf einen Befehl des Königs vom 22. November 1798 für sich und seine beiden nächsten Erben den Titel eines Barons vom Nil und von Burnham-Thorpe, mit einer Rente von zweitausend Pfund Sterling, die vom 1. August 1798, dem Tage der Schlacht am Nil, auszuzahlen war. Von dem englischen Parlamente für sich und seine beiden nächsten Erben ebenfalls eine Rente von zweitausend Pfund Sterling. Von dem irischen Parlamente eine Rente von tausend Pfund Sterling. Von der westindischen Kompagnie zehntausend Pfund Sterling. Von der türkischen Kompagnie ein kostbares Tafelservice. Von der Stadt London einen Degen, dessen Griff reich mit Diamanten besetzt war. Von dem Sultan eine Diamantagraffe mit dem Chelmik oder Siegesfederbusch, die auf zweitausend Pfund Sterling geschätzt ward und

einen kostbaren Pelz, den man auf tausend Pfund schätzte. Von der Mutter des Sultans, der Sultanin Valide, eine mit Diamanten besetzte Dose an Wert von tausend Pfund Sterling. Von dem König beider Sizilien einen Degen, dessen Griff mit Diamanten besetzt war und der einen Wert von fünftausend Pfund Sterling hatte. Von dem König von Sardinien eine mit Diamanten besetzte Tabaksdose im Werte von zwölfhundert Pfund Sterling. Von der Regierung der Insel Zante einen Degen mit goldenem Griff und einen Stock mit goldenem Knopf. Von der Stadt Palermo eine goldene Dose und eine goldene Kette auf einem silbernen Teller. Das originellste Geschenk und sozusagen das englischste, welches Nelson auch die größte Freude bereitete, war das seines Freundes, des Kapitäns Hallowell, des Kommandanten des »Swiftsure«.

Wie ich bereits gesagt, flog das französische Schiff »der Orient« in die Luft und seine Trümmer bedeckten eine große Strecke weit das Meer. Unter diesen Trümmern bemerkte der Kapitän Hallowell den Hauptmast, der unbeschädigt geblieben war. Er ließ alle Schaluppen aussetzen, und unbekümmert darum, wie die Schwimmer sich inmitten der Trümmer abarbeiten mußten, befahl er, nur den Hauptmast des »Orients« zu retten. Alle Schaluppen des »Swiftsure « hingen sich an diesen Mast und schleppten ihn an Bord. Sogleich ließ Ben Hallowell den Schlosser und den Zimmermann kommen, und befahl ihnen in dem stärksten Teil des Mastes einen Sarg auszuhöhlen, der mit denselben Nägeln und Klammern beschlagen ward, die man aus demselben Mast gezogen. Nachdem der Sarg fertig war, schickte Hallowell denselben mit folgendem Brief an Nelson:

»*An den ehrenwerten Lord Nelson*. Mylord!

Ich schicke Ihnen einen Sarg, der vollständig aus dem Holze und den Eisenbeschlägen des Hauptmastes des französischen Schiffes ›der Orient‹ gefertigt ist, damit Sie, wenn Sie diese Welt verlassen, in Ihren Trophäen ruhen können. Die Hoffnung, daß dieser Tag noch fern sei, ist der aufrichtige Wunsch Ihres gehorsamen und treuen Dieners.

An Bord des ›Swiftsure‹, den 23. Mai 1799.

Ben *Hallowell*.«

Wie ich gesagt habe, nahm Nelson dieses Geschenk mit der größten Freude auf. Eine Zeitlang ließ er den Sarg, mit dem Deckel an die Wand gelehnt, dicht hinter dem Lehnstuhle, auf welchem er sich zu Tisch setzte, stehen. Endlich erhielt ein alter Diener, den dieses posthume Möbel betrübte, von Nelson die Erlaubnis, den Sarg in das Zwischendeck zu schaffen. Als Nelson den arg beschädigten »Vanguard« verließ, kam der Sarg mit ihm an Bord des »Donnerers«, wo er lange auf dem Oberdeck des Schiffes stand. Eines Tages bewunderten die jungen Offiziere des »Donnerers« das Geschenk des Kapitäns Ben Hallowell; Nelson rief ihnen aber aus seiner Kajüte zu: »Bewundern Sie den Sarg, so lange Sie wollen, meine Herren; es wird ihn aber doch keiner von Ihnen bekommen.« Ach, ich brauche nicht erst zu sagen, daß der arme Nelson in dem Sarge ruht, den ihm Ben Hallowell geschenkt. Ich gestehe, daß mir die Hand zitterte und daß mir Tränen in die Augen traten, als ich mich dieser traurigen Einzelheiten erinnerte; sie machen aber einen Teil des Ruhmes und der Größe meines Helden aus, und ich habe mich nicht für berechtigt gehalten, sie mit Schweigen zu übergehen.

78. Kapitel.

Am 19. erhielten wir die Nachricht, daß Nelson am 16. die Höhe von Stromboli passiert habe. Man dachte, daß er bald nach Neapel kommen müßte, und indem man es darauf ankommen ließ, was Garat, der Gesandte der französischen Republik, denken, sagen oder tun würde, traf man Vorbereitungen zu großen Festlichkeiten. Drei Tage vorher waren der »Culloden« und der »Alexander« eingetroffen, die, da sie weniger beschädigt waren, als der »Vanguard« diesem fünf Tage voraus waren. Auf dem Kap Campanella und dem höchsten Punkte des Felsens von Capri stellte man Wachen auf. Dieselben sollten durch Signale die Ankunft von Nelsons Flotte melden und sogleich diese Nachricht nach Neapel entsenden. Hierauf schmückte man eine große Barke prächtig aus. Man spannte ein purpurnes Zelt darüber, welches mit den Wappen Englands und des Königreichs beider Sizilien gekrönt war. Man verschönte die Barke durch Fahnen und Trophäen der beiden vereinigten Nationen, man bereitete zwölf bis fünfzehn andere Barken, welche der Hauptbarke folgen sollten, und wartete, nachdem man Befehl erteilt, daß ein jeder vom Hofe sich

bereithalten sollte, beim ersten Zeichen Nelson entgegenzueilen. Inzwischen hatte die Königin ihre Zärtlichkeit gegen mich verdoppelt und mir ihre geheimsten Gedanken mitgeteilt. Marie Karoline verhehlte es sich nicht, daß die Feste, die sie dem Sieger am Nil zu Ehren geben wollte, einen Krieg mit Frankreich nach sich ziehen würden, und trotzdem, daß Frankreichs Kräfte durch den Verlust seiner Flotte und den von 30 000 Mann, die mit Bonaparte in Egypten eingeschlossen waren, vollständig erschöpft waren, war es doch nichtsdestoweniger ein Feind, den man fürchten, ja schonen mußte.

Daher mußte der Hof von Neapel um jeden Preis Nelson und hinter diesem England für sich gewinnen. Nun aber rechnete die Königin, um Nelson zu gewinnen, auf mich. Die stolze Marie Karoline bat die englische Gesandtin, wie die arme Amy Strong die bescheidene Emma gebeten hatte. Sollte ich weniger für eine Königin tun, als ich für eine kleine Bäuerin getan? Mein Leben hatte mit der Verführung des Admirals John Payne begonnen, und sollte mit der Verführung des Admirals Horatio Nelson enden. Ich bewunderte Nelson, ich liebte ihn aber noch nicht; meine Liebe zu ihm entstand erst durch seine große Liebe zu mir. Die bis zum Übermaß gesteigerten Gefühle sind auch ansteckend. Ich versprach der Königin, zu tun, was in meinen Kräften stände, sagte ihr aber, daß Sir William uns hindernd im Wege stehen würde. Karoline lachte. »Sir William,« sagte sie, »ist ein viel zu guter Engländer, als daß er den Sieger vom Nil nicht auch belohnen sollte. Überdies braucht er gar nicht gefragt zu werden. Wenn ich Nelson liebte, so würde ich mir gewiß nicht die Mühe nehmen, den König über das um Rat zu fragen, was mir zu tun beliebte.« – »Majestät,« erwiderte ich, »der König Ferdinand war Kronprinz und Sie waren Erzherzogin von Österreich, Sie haben ihm eine eben so große, ja größere Mitgift gebracht, als er Ihnen. Das war jedoch nicht mit Sir William und mir der Fall. Wer war ich denn, als er mich heiratete? Die Maitresse seines Neffen. Wer war ich vorher, ehe ich die Maitresse seines Neffen war? Er hat es vergessen, Madame, und ich möchte ihn nicht gerne wieder daran erinnern.« Die Königin legte mir die Hand auf den Mund. »Wir werden schon alles gut einzurichten wissen,« sagte sie. »Derjenige, der etwas anderes als dein Glück wollte, würde mein größter Feind sein. Bedenke doch, ob ich dich unglücklich machen wollte!« Ich ward nachdenklich,

denn ich fühlte deutlich, daß sich mir eines jener Ereignisse näherte, die auf das ganze Leben Einfluß ausüben.

Am 22. September wurden wir früh um sechs Uhr benachrichtigt, daß zwei oder drei große Schiffe von den Wachen signalisiert worden seien, und daß das eine dieser Schiffe die Admiralsflagge trüge. Seit fünf oder sechs Tagen war der König in Erwartung der Festlichkeiten nicht auf die Jagd gegangen, was ihm tiefe Seufzer kostete, denen die Königin aber durchaus keine Beachtung schenkte. Sogleich ward Befehl gegeben, daß jeder auf dem ihm angewiesenen Posten sein sollte, die Geistlichen aller Kirchspiele wurden benachrichtigt, ihre Glocken zum Läuten bereitzuhalten, die Kommandanten aller Forts mußten die Kanonen laden lassen, denn man hatte sich vorgenommen, Nelson einen königlichen Empfang zu bereiten. Der Admiral Caracciolo sollte die Führung der kleinen Flottille übernehmen, die Nelson entgegensegeln sollte. Natürlich befehligte er die Hauptbarke, welche der König und die Königin besteigen wollten. Um daher zu jeder Stunde am Tage oder in der Nacht bereit zu sein, blieb er seit der Ankunft des »Culloden« und »Alexander« fortwährend an Bord der Hauptbarke. Die Königin hatte Sir William Hamilton, in seiner Eigenschaft als englischer Gesandter – und vielleicht auch aus anderen Gründen, die sie nicht nannte – die Ehre, Nelsons Wirt zu sein, überlassen und besonders an dem Tage seiner Ankunft sollte er uns ganz gehören. Sir William hatte große Vorbereitungen getroffen und ich hatte mit großer Freude, ja mit großem Stolze meine Sorgfalt den Vorbereitungen gewidmet, die von dem Auge einer Frau geleitet und von ihrem Geschmack geordnet werden müssen. Wie fast stets hatte ich die Nacht im Palais zugebracht, denn nur selten ließ mich die Königin in das Gesandtschaftshotel zurückkehren. Sir William allein hatte das Recht, sich darüber zu beklagen, und er beklagte sich nicht. Sir William war zu dieser Zeit beinahe siebenundsechzig Jahre alt. Die Königin, welche wünschte, daß ich schöner als je aussehen sollte, entwarf die großartigsten Pläne in bezug auf meine Toilette; mein Entschluß aber stand fest. Ich wollte kein anderes Kostüm, als das, in welchem Romney mich gemalt hatte, als wir, Sir William und ich, nach London zurückgekehrt waren, um unsere Vermählung sanktionieren zu lassen. Dieses Kostüm bestand bekanntlich aus einem langen weißen Kaschmirgewande in Form einer griechischen Tunika, welches in der Taille von einem roten, goldgestickten Maroquingürtel zusammengehalten ward,

den eine Agraffe, eine Kamee, die nichts anderes als das Porträt Sir Williams war, schloß. Mein Haar, für welches ich stets allen Schmuck verschmäht habe, sollte ungepudert auf meine Schultern herabwallen und ich wollte mich in einen großen roten indischen Shawl, der mit Blumen gestickt war, hüllen. Dieser Shawl hatte mir oft bei der Königin und in unseren vertrauten Zirkeln bei dem von mir erfundenen Shawltanz gedient, den seitdem alle Tänzerinnen nachgeahmt. Die Königin machte dagegen eine königliche Toilette und war über und über mit Diamanten bedeckt. Auch der König war in großer Toilette und mit seinen Hausorden von Spanien, Frankreich und Österreich geschmückt.

Um acht Uhr waren alle bereit. Wir gingen die Arsenaltreppe hinab nach dem Kriegshafen. Die Hauptbarke erwartete uns; Caracciolo in großer Galaadmiraluniform stand auf seiner Quartierbank. Kaum befanden sich der König und die Königin an Bord, als von allen Seiten die Kanonen der Kastelle donnerten und die Glocken der dreihundert Kirchen von Neapel zu läuten begannen. Die Stadt bot mit ihren von Rauch umwölkten und von Blitzen erleuchteten Türmen ein majestätisches Schauspiel dar. Die Barke stieß vom Lande, sie war nach dem Muster der alten römischen Galeeren gebaut. Sir William hatte die Zeichnung dazu geliefert und er behauptete, daß dieselbe genau nach der Galeere gefertigt worden sei, in welcher Kleopatra dem Antonius entgegengesegelt. Die Königin sagte lachend, daß dies eine Anspielung des englischen Gesandten sei, und daß er nichts dagegen haben würde, wenn die neue Kleopatra in ihrer Liebe zu einem andern Antonius ihre Ähnlichkeit mit der Königin von Egypten noch weiter verfolgte. Die ganze Flottille setzte sich in Bewegung und die Hauptgaleere mit ihren vierzig Ruderern führte den Zug an. Dieser Golf, dessen azurnes Blau an Tiefe und Klarheit mit dem Azur des Himmels wetteifert, bot an dem schönen, lichtvollen Septembermorgen mit den zwölf oder fünfzehn Barken, die an Schönheit und Eleganz einander zu übertreffen suchten, die mit purpurnen Zelten, wehenden Flaggen und Blumen geschmückt waren, und deren jede eine balsamische Spur zurückließ, einen herrlichen Anblick dar. Die ganze Flottille setzte sich unter dem Läuten der Glocken, dem Donner der Kanonen und dem Beifallsrufen der unzähligen Menschenmenge von Neapel, die auf dem Molo und auf den Kais sich drängte, mit den Taschentüchern wehte, die Mützen in die Luft warf und wie toll rief: »Es lebe der König! Es lebe Nelson! Nieder mit den

Franzosen!« in Bewegung. Die Königin biß sich mit gehässigem Lächeln auf die Lippen, denn nicht ein einzigesmal hörte man den Ruf: »Es lebe die Königin!« Übrigens waren wir bald so weit von der Stadt entfernt, daß wir das Rufen nicht mehr hören konnten, nur noch das Geläute der Glocken und der Donner der Kanonen drang zu uns.

Sobald wir den Hafen verlassen, hatten wir am Horizonte das Schiff bemerkt, dem wir entgegenfuhren. Der Wind trieb es uns entgegen, so daß mir ihm nicht hätten entgegenfahren können, wenn wir aus Mangel an Rudern hätten segeln müssen. So geschah es denn, daß sich durch dieses gleichzeitige Entgegenkommen zweier Flotten die Entfernung zwischen beiden schnell verminderte. Das Schiff, welches uns am nächsten war, trug, wie die Wachen gesagt hatten, an seinem Hauptmast die Admiralsflagge, und überdies erkannte der Admiral Caracciolo mit dem unfehlbaren Auge eines Seemanns den »Vanguard«. Ohne Zweifel hatte Nelson seinerseits, trotz der großen Entfernung, die kleine Flottille entdeckt und erkannt, denn da er erriet, daß sie zu ihm und seinetwegen kam, so ließ er einen Kanonenschuß abfeuern, von dem wir lange schon den Rauch sahen, ehe wir den Knall hörten, und einer Flamme gleich ward an der Mastspitze das rote englische Banner aufgehißt. Wir konnten die Schüsse vom »Vanguard« nicht erwidern, da wir keine Artillerie an Bord hatten, sogleich aber ließ unser Musikkorps unter der Leitung von Dominico Cimarosa die fröhlichsten Fanfaren ertönen, und mir für meinen Teil gefiel es besser, Nelson auf diese Weise meine Huldigungen darzubringen, als ihn mit dem rauhen Donner der Kanonen zu begrüßen. Nicht ohne heftige Aufregung fühlte ich mich zu dem Helden hingezogen, von dem ich wußte, daß er mich bis zum Wahnsinn liebte. Noch hatte kein Gefühl in meinem Herzen eine so entschiedene Gestalt angenommen, als daß ich selbst wissen sollte, welche Empfindungen mich bei seinem Anblick bewegten, nur fühlte ich an dem Schauder, der meinen ganzen Körper durchrieselte, und an der wechselnden Röte und Blässe meines Gesichts, daß diese Empfindungen sehr heftige sein würden. Der »Vanguard« hatte das Kap Campanella und wir Torre del Greco passiert; wir waren kaum noch drei Meilen voneinander entfernt und in einer Viertelstunde oder in zwanzig Minuten befanden sich die Hauptbarke und der »Vanguard« vielleicht einander dicht gegenüber. Die Königin sah meine Unruhe und da ich, wie gewöhnlich, zu ihren Füßen saß, so neigte sie sich an mein Ohr und flüsterte: »Mut, du Törichte! Denke

an Amy Strong, den Admiral Payne und den Matrosen Richard. Nur bittet dich jetzt nicht Amy Strong, sondern die Königin von Neapel. Wir eilen auch nicht dem Admiral Payne entgegen, sondern dem Admiral Horatio Nelson und endlich handelt es sich nicht um die Rettung eines armen Matrosen, sondern um die eines ganzen Königreiches.« – »O Madame,« erwiderte ich, »eben das erschreckt mich. Wenn der Zweck kein so großer wäre, so würde auch meine Angst geringer sein; nie aber habe ich daran gedacht, daß man mir eines Morgens sagen würde: ›Das Heil eines Königreiches hängt von dir ab‹, so daß ich in dem Augenblicke, wo mir diese ernste Mission zuerteilt wird, zögere und nicht die Kraft zur Erfüllung derselben in mir fühle.«

Die Königin faßte meine Hand und drückte dieselbe, als ob sie mir ihre Kraft durch eine Art magnetischer Leitung mitteilen wollte. Und wirklich fühlte ich mich gestärkt, ja beinahe begeistert, so lange sie meine Hand hielt. Wir ruderten so fort und befanden uns endlich dem »Vanguard« dicht gegenüber. Ich sah und hörte nicht mehr, ich befand mich fast in einem ebensolchen Zustande, wie den, in den mich Doktor Graham während der Ausstellung auf dem Apollobett zu versetzen wußte. Ich verstand, daß die Königin mich aufforderte, mich zu erheben; ich fühlte, daß sie mich nach der Schiffstreppe schob. Mechanisch und ohne zu bemerken, daß ich voranging, was doch gegen alle Etikette war, faßte ich das Geländer und stieg hinauf. Oben an der Treppe wartete Nelson mit gezogenem Hute. Hier gewann ich das Leben wieder, hier befand ich mich wieder dem Manne gegenüber, den ich seit seiner Reise von Toulon nach Neapel nicht gesehen. Seitdem hatte er ein Auge und einen Arm verloren, eine schwarze Binde bedeckte seine Stirn und verbarg seine letzte Wunde. Ich sah diese ganze Gesamtheit von Verstümmelungen, ein unermeßliches Gefühl des Mitleids bemächtigte sich meiner, ich kannte nur eine Belohnung, die des Helden würdig war, der vor mir stand, ich breitete die Arme aus und sank an sein Herz, indem ich ausrief: »O mein Gott, ist es möglich! – Teurer großer Nelson!« Ich war nahe daran, ohnmächtig zu werden, zum Glück aber stürzten Ströme von Tränen aus meinen Augen und Schluchzen erleichterte mein Herz, sonst wäre ich erstickt. Von diesem Augenblicke an gehörte ich Nelson so vollständig an, als wenn er mich bereits besessen hätte. Das war mehr als Resignation, mehr als Hingabe, mehr als Liebe, es war Verhängnis!

79. Kapitel.

Der König und die Königin bestiegen nach mir den »Vanguard« und fanden mich in dem bereits geschilderten Zustande an Nelsons Brust, von seinem einzigen Arm gestützt. Sein Hut war auf das Deck gefallen und in der Ekstase seines Glückes blickte er mit rückwärtsgeneigtem Haupte gen Himmel. Endlich brachten ihn die Hurras der auf den Raaen stehenden Matrosen wieder zu sich; er wendete den Blick wieder der Erde zu und sah nun, was um ihn her vorging. Um ihn herum standen der König, die Königin, die Minister und die Höflinge, die alle gekommen waren, um dem Helden von Abukir zu huldigen, wie sie dem Siegesgotte selbst gehuldigt haben würden. Der König hielt einen prachtvollen Degen in der Hand, der reich mit Diamanten besetzt war und der einen materiellen Wert von fünftausend Pfund Sterling hatte, jedoch außerdem noch von unberechenbarem historischen Werte war. Es war dies nämlich der Degen, den Ludwig der Vierzehnte, Philipp dem Fünftem bei seiner Abreise nach Spanien gegeben hatte und den dieser wieder seinem Sohne schenkte, als dieser nach Neapel ging. Als der König Philipp der Fünfte den Degen seinem Sohne Don Carlos gab, sagte er: »Dieser Degen gehört dem Eroberer des Königreichs Neapel,« und als Don Carlos ihn seinem Sohne vermachte, hatte er gesagt: »Dieser Degen gehört dem Verteidiger des Reiches, das ich dir erobert habe.« Ferdinand betrachtete jetzt Nelson als den Erretter des Königreiches und gab ihm das prachtvolle Erbstück, das von seinem Großvater und seinem Vater auf ihn gekommen war. Die Königin überreichte ihrerseits dem verstümmelten Helden das Patent eines Herzogs von Bronte. Es war dies eine feine Schmeichelei, da Bronte einer der drei Zyklopen war, die den Donner schmieden, und die Königin nannte ihn in Wirklichkeit auch den Herzog vom Donner. Mit dieser Herzogswürde war ein Einkommen von dreitausend Pfund Sterling verbunden. Außerdem teilte der König Nelson mit, daß er die Absicht habe, einen militärischen Verdienstorden zum heiligen Ferdinand zu stiften, und versprach ihm den ersten Grad dieses Ordens, der nach den Familienpatenten verteilt werden würde. Damit die vornehmen Gäste bequem an Bord steigen könnten, hatte der »Vanguard« beigelegt. Ich glaubte, daß es für Nelson die angenehmste Schmeichelei sein müßte, wenn wir ihn bäten, uns die Narben seines

Schiffes, das nicht weniger verstümmelt war, als er, zu zeigen. Denn dadurch ward er genötigt, uns die Schlacht zu erzählen und demnach auch von sich zu sprechen. Natürlich begannen wir mit der Kajüte des Admirals. Kaum hatten wir dieselbe betreten, als ein kleiner Vogel, eine Art Feigenschnepfe, zum Fenster hereinflog und sich auf Nelsons Schulter setzte. Eben wollte ich, erstaunt über die Zutraulichkeit dieses neuen Gastes, Nelson fragen, als dieser einen Freudenschrei ausstieß.

»O,« sagte er, »sei mir willkommen, und heute mehr denn je, mein reizender Begleiter!« Und er nahm den kleinen Vogel in die Hand, küßte ihn und reichte ihn mir zum Kusse, worauf er ihn wieder auf seine Schulter setzte, wo er ganz ruhig sitzen blieb, ohne sich durch unsere Gegenwart stören zu lassen. Was Nelson soeben gesagt, erregte den lebhaften Wunsch in mir, etwas Näheres über das reizende kleine Tier zu erfahren, welches gekommen zu sein schien, um dem Sieger vom Nil seine Glückwünsche darzubringen. Dieselbe Neugierde bemerkte ich auch in den Augen der Königin, des Königs und in denen aller Umstehenden. »So hören Sie denn, was ich Ihnen sagen werde,« hob Nelson an, »und halten Sie es nicht für ein Weihnachtsmärchen. Dieser kleine Vogel ist mein guter Genius!« – »Inwiefern, Mylord?« fragte ich. – »Die Alten kämpften nicht, ohne die Wahrsager zu befragen, versichert man uns. Auch ich sollte nie kämpfen, ohne meinen kleinen Vogel zu befragen, denn er ist mein Prophet.« – »O erzählen Sie uns die Geschichte, Mylord!« sagte die Königin. – »Ich weiß wirklich nicht, ob es der Mühe wert ist, eine solche Kinderei Euer Majestät zu erzählen,« sagte Nelson. – »O ja, ja,« riefen wir, die Königin und ich, gleichzeitig. – »Nun, Madame, nun, Mylady, in was für einem Lande der Erde ich mich auch befinde, so kommt stets, wenn mir ein Glück bevorsteht, ein solcher Vogel – ich will nicht behaupten, daß es stets derselbe ist – und setzt sich auf meine Schulter. Wenn mir jedoch ein Unglück bevorsteht, so verschwindet er. Zum ersten Male sah ich ihn in Nordamerika und zwar in Kanada. Von vier französischen Fregatten verfolgt, wußte ich keinen anderen Ausweg, als eine bis dahin für unzugänglich gehaltene Durchfahrt zu passieren. Der Vogel setzte sich auf meine Schulter. Ich lenkte meine Brigg durch die Felsen und kam glücklich durch. Hierauf flog der Vogel fort. ... Vor fünf Jahren kam ich von Toulon nach Neapel. Ich kreuzte den Kanal von Ischia, stand auf dem Deck und der Vogel setzte sich auf meine Schulter. Am folgenden Morgen hatte Seine

Majestät der König die Gnade, mich wie einen Freund zu empfangen und Sir William nahm mich auf wie einen Sohn. Die Königin reichte mir die Hand zum Kusse, und Sie, Mylady, sagten zu mir: ›Dieses Haus ist das Ihrige,‹ indem Sie mir ein Zimmer im Gesandtschaftshotel zur Verfügung stellten. ... Bei der Belagerung von Calvi, wo ich ein Auge verlor, und bei der Belagerung von Teneriffa, wo ich einen Arm verlor, habe ich meinen kleinen Propheten nicht gesehen. Am Morgen von Abukir aber setzte er sich wieder auf meine Schulter, und jetzt ist er abermals da. Er ist zugleich mit Ihnen in die Kajüte gekommen. So kann ich diesen Vogel denn mit Recht meinen guten Genius nennen. Wenn ich ihn am Vorabend einer Schlacht nicht wiedersehe, so werde ich mein Testament machen, denn der nächste Tag wird dann wahrscheinlich mein letzter sein. ... Verzeihen Sie aber, daß ich Ihnen eine solche Torheit erzählt habe! Sie wissen ja, Madame, daß die Seeleute ihren Aberglauben haben; mein lieber, kleiner Vogel ist mein Aberglaube, und mehr als je werde ich von nun an daran festhalten.«

»Und niemals hat er sich auf die Schultern eines andern, als auf die Ihrigen gesetzt?« fragte ich Nelson. –»Niemals.«– »Niemals hat er sich von einer andern Hand als der Ihrigen angreifen lassen?« – »Niemals – Sie müßten es aber versuchen.« Ich streckte die Hand aus, der Vogel ließ sich fassen. Ich weiß nicht, warum ich so erfreut war, etwas mit diesem Helden gemein zu haben. Ich ließ den Vogel los und er setzte sich wieder auf Nelsons Schulter. »Ah, Madame,« sagte ich zur Königin, »versuchen Sie es doch auch einmal.« – Die Königin streckte die Hand aus, der Vogel tat jedoch einen leisen Schreckensruf, flog nach dem Fenster und verschwand. Nelson hielt meine Hand und drückte sie. Ich konnte nicht umhin, diesen Druck zu erwidern.

Dieser Zwischenfall, an den ich seitdem so oft gedacht habe, lenkte uns eine Zeitlang von dem begonnenen Besuche ab, dann aber setzten wir denselben fort. Wenn man die Kugellöcher zählte, welche sich in dem »Vanguard« befanden, so fragte man sich, wie es möglich gewesen, daß das Schiff nicht gesunken und die ganze Mannschaft vom ersten bis zum letzten Mann getötet worden war.

Es war ein Uhr. Um nach Neapel zurückzukehren, brauchte man wenigstens zwei und eine halbe Stunde, und dann mußten wir auch das Te Deum anhören. Sir William, der ein Diner bestellt hatte, welches eines Apicius würdig gewesen wäre, fürchtete für dasselbe und sagte dem Könige, daß man, wenn man noch länger auf dem »Vanguard« verweile, Gefahr liefe, entweder alles kalt oder verbrannt essen zu müssen. Der König Ferdinand war für dergleichen Bemerkungen sehr empfänglich. Er sprach daher mit der Königin und diese lud Nelson ein, mit an Bord der Hauptbarke zu kommen. Jetzt war der Admiral Caracciolo an der Reihe, die Honneurs auf der Barke zu machen. Er stellte sich unten an die Treppe des »Vanguard« und empfing zuerst den König, die Königin und mich, dann den Kronprinzen und seine Schwester, vor der man mir fast immer mit oder ohne Absicht den Vortritt ließ, dann die Minister, die Gesandten, die hohen Offiziere, kurz alle, die mit der Hauptbarke gekommen waren, und dann Nelson. Die Begrüßung der beiden Admiräle war auf beiden Seiten kurz und kalt. Überdies sprach Caracciolo auch nicht englisch, ebensowenig wie Nelson italienisch. Er sagte seinem Kollegen ein Kompliment in bezug auf die Schlacht am Nil und da Nelson nicht antworten konnte, so lächelte und grüßte er nur. Man steuerte auf Neapel zu. Caracciolo begab sich wieder auf seine Quartierbank. Die Königin ließ Nelson zwischen sich und mir Platz nehmen. Kaum hatte man von den Kastellen aus gesehen, daß die Flottille sich vom »Vanguard« trennte und wieder den Weg nach Neapel einschlug, so fingen auch die Kanonen wieder zu donnern und die Glocken zu läuten an. In dem Augenblicke, wo Nelson den Fuß auf die Galeere setzte, hatte die Musik auf ein Zeichen das prächtige Lied: »God save the King« angestimmt, welches Ludwig der Vierzehnte zu Ehren Jakobs des Zweiten, der als Verbannter in Saint-Germain lebte, von Lully hatte komponieren lassen. Nelson, der einfache Sohn eines Pfarrers von Burnham-Thorpe, der nie an den Hof gekommen und höchstwahrscheinlich nie mit einem König, einer Königin, ja nicht einmal mit einem Fürsten gesprochen hatte, war berauscht, ja beinahe wahnsinnig. Meine Augen, die ihm das Interesse, welches ich für ihn empfand, nicht verbargen, brachten ihn vollends um die Besinnung. Diese Rückkehr nach Neapel schien eine Auferstehung der antiken Gebräuche, die zu der Zeit herrschten, als Miltiades oder Themistokles als Sieger in Athen einzogen. Noch mehr aber war dies der Fall, als man sich dem Ufer näherte, als Nelson den Molo, die Kais, die Plattformen der Türme, die Terrassen der Häuser mit Menschen bedeckt

sah, als er die Beifallsrufe, die Vivats, die Hurras der Menge hörte, als die Artillerie die Salven und die Glocken ihr fröhliches Geläute verdoppelten, kurz, als ganz Neapel, diese zu allen Zeiten so geräuschvolle Stadt, die verschiedenartigen Geräusche, welche stets bei besonderen Gelegenheiten der Ausdruck der Freude oder des Zornes von fünfhunderttausend Einwohnern sind, verdrei-, vervier-, ja verfünffachte.

Noch sehr von seiner letzten Wunde angegriffen, erblaßte er mehrere Male sichtlich und schien nahe daran, ohnmächtig zu werden.

Ehe ich die Barke verließ, lud ich, auf die Bitte der Königin, den Admiral Caracciolo ein, mit an dem Feste teilzunehmen, welches seinem Kollegen, dem englischen Admiral Nelson, zu Ehren gegeben werden sollte. Mochte uns nun aber der neapolitanische Fürst für zu schlechte Gesellschaft für sich halten, oder mochte seine Entschuldigung eine wirklich begründete sein, kurz, er erwiderte mir mit großer Höflichkeit, daß er, da die Nacht stürmisch zu werden drohte, und der Hafen von nur mäßiger Sicherheit wäre, das Ankern der englischen Schiffe, die, da sie schon im Kampfe sehr gelitten, vielleicht einem Sturme nicht mehr würden widerstehen können, selbst überwachen wolle. Mochte diese Entschuldigung nun gut oder schlecht sein, ich nahm sie an; da aber seine Schwester und seine Nichte Cäcilia zu dem Ball eingeladen waren, welcher auf das Diner folgen sollte, so sagte ich Caracciolo, daß ich wenigstens hoffte, das Vergnügen der Gesellschaft der beiden Damen zu genießen. Er antwortete mir jedoch mit derselben Höflichkeit, aber auch mit derselben Kälte, daß seine Schwester schon seit drei Tagen so unpäßlich sei, daß sie das Zimmer nicht verlassen dürfe, und daß sie daher, zu ihrem großen Bedauern, meiner Einladung nicht Folge leisten könnte. Die erste Entschuldigung hatte ich ruhig und lächelnd hingenommen, bei der zweiten abschlägigen Antwort aber konnte ich mich einer ungeduldigen Bewegung nicht enthalten. Die Königin bemerkte es und näherte sich uns. »Der Fürst Caracciolo,« sagte sie, »ist ein zu fein gebildeter Edelmann, als daß er dir eine unhöfliche Antwort hätte geben können, liebe Emma, und dennoch scheint es, deinem Gesicht nach zu urteilen, als ob du dich über ihn beklagen müßtest.« Anstatt sich zu beeilen eine Antwort zu geben und sich zu rechtfertigen, ließ der Admiral mir Zeit, das Wort zu ergreifen. »Nein, Madame,« erwiderte ich, »nicht über den Admiral, sondern über mein Verhängnis muß ich mich beklagen.«

– »Du weißt, liebe Emma, daß ich die Rätsel nicht liebe, daher erkläre dich!« sagte die Königin in dem Tone, der bei ihr stets den Beginn eines Sturmes andeutete. – »Gewiß, Madame, das Verhängnis will, daß wir des Vergnügens beraubt werden, Seine Exzellenz zu empfangen, da das jetzt so herrliche Wetter diese Nacht stürmisch zu werden droht. Und ein nicht minder grausames Geschick hat es gewollt, daß die Schwester des Herren Admirals noch an demselben Tage, wo sie unsere Einladung erhalten, von einer so ernsten Unpäßlichkeit befallen worden ist, daß sie das Zimmer hüten muß, wodurch die reizende Cäcilia genötigt worden ist, als gute Tochter bei ihrer Mutter zu bleiben. So kommt es denn, daß durch dieses doppelte Verhängnis die Festlichkeiten, die man dem einen Admiral zu Ehren gibt, und zwar einem Admiral, welcher die Franzosen besiegt hat, vorübergehen werden, ohne daß wir zu seiner Ehre nur eine einzige Person aus der Familie des berühmten Admirals Caracciolo bei uns sehen können, und ohne daß der Herr Admiral selbst im Namen der neapolitanischen Marine einen Toast auf die englische Marine ausbringen kann.«

Die Königin ward sehr bleich und runzelte die Stirn. »Nehmen Sie sich in acht, mein Herr Admiral!« sagte sie, »diejenigen, welche gute oder schlechte Entschuldigungen gefunden haben, um nicht den Festen beiwohnen zu müssen, welche die Gemahlin des englischen Gesandten gibt, werden auch nicht zu den Festen eingeladen werden, welche die Königin von Neapel geben wird.« – »Madame,« sagte Caracciolo, ohne sich zu rühren, »die Krankheit meiner armen Schwester ist mit solcher Heftigkeit aufgetreten, daß ich, selbst wenn diese Festlichkeiten einen Monat dauern sollten, daran zweifle, daß meine Schwester selbst in einem Monat soweit wieder hergestellt sein würde, um an diesen Festen teilnehmen zu können.« Jetzt ward der König ungeduldig, weil er nicht wußte, was der Gegenstand dieser langen Unterredung mit seinem Admiral war, und Nelson, welcher sah, daß ich rot vor Scham und die Königin bleich vor Zorn war, kam unruhig auf uns zu. Die Königin, welche Nelson jede Erklärung, die ihn hätte verwunden können, ersparen und mich jeder Demütigung, die mich in seinen Augen hätte herabsetzen können, entziehen wollte, zog mich schnell mit fort, indem sie sagte: »Komm, Emma, komm! Die Gesundheit der Schwester des Fürsten liegt uns so am Herzen, daß wir uns jeden Tag nach ihrem Befinden erkundigen lassen, bis wir wissen, daß es ihr besser geht.« – »Das ist eine Aufmerksamkeit, welche meine Schwester um so höher

schätzen wird,« erwiderte der Fürst, »da sie in dem Umstand, daß sie nicht weiß, womit sie dieselbe verdient hat, eine ganz besondere Gunst Euer Majestät sehen wird.« – Der Admiral sprach diese letzten Worte mit so ehrfurchtsvoller Höflichkeit, daß die Königin, die nicht leicht das letzte Wort von einem Gegner, mochte dieser sein wer er wollte, annahm, keine Antwort darauf fand und sich entfernte, indem sie mich mit fortzog. Ich gestehe, daß ich ihr mit Tränen in den Augen und mit durchbohrtem Herzen folgte. Wie jene römischen Triumphatoren inmitten ihres Triumphes die Stimme des Sklaven hören mußten, der ihnen zurief, daß sie sterblich wären, rief auch mir inmitten meines Triumphes eine Stimme zu: »Favoritin der Königin! Gemahlin des englischen Gesandten! Mylady Hamilton! Denke an das Apollobett und das Trottoir von Haymarket!« Man wartete nur noch auf die Königin, ehe man landete. Obgleich ich mich auf ihren Arm, anstatt daß sie sich auf den meinigen stützte, was doch das Zeichen der größten Gunst war, schritt ich mit gesenktem Haupte durch die Reihen der Höflinge, die mich beneideten. Ich hatte ein Lächeln auf den Lippen und den Tod im Herzen! Niemals hatte ich gehaßt, nie gewünscht, mich an jemanden zu rächen, von diesem Augenblicke an aber fühlte ich, daß Haß und der Wunsch, mich zu rächen, wie eine doppelte Schlange sich in mein Herz schlichen.

Endlich stieg man ans Land. Die königlichen Equipagen und die Wagen der Gesandtschaft warteten am Arsenal. In den ersten Wagen stieg der Admiral Nelson mit dem König, der Königin und mir, der Kronprinz und die Kronprinzessin stiegen mit Sir William in den zweiten. In die anderen Wagen konnte sich jeder setzen, wer da wollte, was jedoch auch erst nach einigen Zeremonien und Etikettestreitigkeiten geschah. Die Kutscher hatten Befehl erhalten, nach der St. Klarakirche zu fahren, wo das Te Deum von dem Kardinal-Erzbischof von Neapel, Capece Zurlo, gesungen werden und wobei ihn der Kardinal Fabrizzio Ruffo, von dem zu sprechen ich bereits Gelegenheit gehabt Habe und der, ohne daß noch sonst jemand es vermutete, sich der Epoche näherte, in der er eine so große politische Rolle spielte, unterstützen sollte. Den Befehl jedoch, nach der Klarakirche zu fahren, konnten die Herren leichter geben, als die Diener ihn befolgen, denn die Straßen waren so mit Menschen überfüllt und die Wagen so dicht von einer unglaublichen Menschenmenge umringt, daß sie vom Meer umtosten Schaluppen glichen, die von den Wogen geschüttelt werden. So unbeliebt

die Königin war, so beliebt war dagegen der König. Niemals stand, wenn er ausging, eine Truppe, ein Gendarm, eine Garde trennend zwischen ihm und dem Volke. Der letzte Lazzarone konnte zu ihm, ihn berühren, mit ihm sprechen, sich nach seinem Befinden erkundigen, ihn fragen, wann er seine Fische in Mergellina verkaufen, oder seine Makkaroni im Theater San Carlo essen würde, und wie man leicht begreifen wird, benutzen diese zutraulichen Menschen diese Erlaubnis in ihrer ganzen Ausdehnung. So war es nicht selten, daß der König bei Feierlichkeiten wie die heutigen drei bis vier Lazzaroni auf dem Kutscherbock, ebensoviel auf dem Bediententritt bei den Lakaien und ebensoviel wie Pagen auf den Tritten an den Schlägen des Wagens stehen hatte.

Nelson konnte sich darüber nicht genug verwundern, und da er an die majestätische Würde der Herrscher Großbritanniens, wie an den ruhigen und kalten Enthusiasmus des Volkes in London gewöhnt war, so machten diese lärmenden Gefühlsexplosionen der Südländer ihn schwindlig. Übrigens nahmen der König und die Königin in seinen Gedanken, besonders aber in seinem Herzen jetzt nur den zweiten Platz ein. Da er der Königin und ich dem König gegenüber saß, so hatte er sich meiner rechten Hand bemächtigt und drückte dieselbe unter fieberhaften Zuckungen, welche die Unruhe seiner Seele verrieten und mir sagten, was für stürmische Gefühle das Blut nach seinem Herzen trieben. Wir brachten gewiß eine Stunde zu, ehe wir vom Kai bis in die Klarakirche gelangten. Dann dauerte das Te Deum ungefähr eine halbe, und die Rückfahrt drei Viertelstunden. Endlich erreichten wir das englische Gesandtschaftshotel und es ward hohe Zeit, denn ich war vor Ermattung, Auflegung, hauptsächlich aber vor Zorn wie zerschlagen. Das ungeheure Portal des Palais Calabrito war in einen Triumphbogen verwandelt worden, an dessen beiden Seiten sich Masten mit Bannern erhoben, deren jedes Nelsons Namen trug. Bis zur ersten Etage glich die Treppe einer Laube aus Lorbeeren und Blumen. Ein Diner von achtzig Kuverts war in der Gemäldegalerie, serviert worden. Beim Dessert spielten die hundertundzwanzig Musiker des Theaterorchesters die Melodie des Liedes: ›God save the king‹, wozu eine wundervolle Stimme die eingelegten Couplets sang.

Das letzte derselben war Nelson zu Ehren gedichtet worden und lautete folgendermaßen,

»Drum Heil Dir, starker Held,
Dich preist die ganze Welt,
Zu Frankreichs Spott,
Egyptens Wüstensand
Singt, wie das stolze Land,
Wo deine Wiege stand:
Dich segne Gott!«

Man wird begreifen, mit welchem Enthusiasmus dieser Vers aufgenommen ward. Der König, die Königin, der Kronprinz, wie alle Gäste hörten ihn stehend an, und der Ruf: »Es lebe Nelson! Es lebe der Sieger vom Nil! Es lebe der Retter Italiens!« ertönte zuerst von den Lippen der königlichen Familie und ward hierauf von allen Gästen wiederholt. Wie hätte ich von allen diesen Lobeserhebungen, diesen Huldigungen und Schmeicheleien nicht berauscht werden sollen? Nein! Ich bekenne es laut, ich konnte, da ich von der Königin dazu getrieben, ja von Sir Williams Schweigen fast dazu berechtigt ward und er nichts tat, um mich zu stützen, einen solchen Fall nicht vermeiden; keine Frau hätte an meiner Stelle widerstehen können.

Dann hat man auch gesagt, daß ich mich gleich vom ersten Tage, ja vom ersten Augenblicke an, wo ich Nelson gesehen, ihm hingegeben hätte. Dies ist eine der vielen Verleumdungen, die man in bezug auf mich verbreitet hat. Unglücklicherweise konnte auch meine Vergangenheit mich durchaus nicht gegen die verteidigen, die mir übel wollten! In Wirklichkeit aber geschah es erst nach sechs Monaten, daß ich Nelson, der fern von mir war, in einem Briefe zu wissen tat, daß ich seine Liebe erwidern könnte. Und zum Beweis dessen, was ich hier sage, führe ich den folgenden Brief Nelsons an. Er ist vom 24. Oktober 1798, also einen Monat nach seinem Einzug in Neapel, datiert und wird beweisen, daß zu dieser Zeit noch durchaus keine engeren Beziehungen zwischen uns bestanden.

»Banguard, Malta.

»Teure Lady!

So wären wir denn nach einer langen Reise angekommen. Es ist alles, wie ich vermutet hatte. Die Minister von Neapel wissen gar nicht, in welchem Zustand die Insel sich befindet. Weder ein Haus noch eine Bastei von Malta ist im Besitz der Inselbewohner, und der Marquis von Nizza hat mir gesagt, daß es ihnen sicher an Munition, Waffen, Lebensmitteln, kurz an Beistand aller Art fehle. Er weiß nicht, ob neapolitanische Offiziere auf der Insel sind, und obgleich ich ein Verzeichnis ihrer Namen habe, so sind sie doch nicht angekommen. Was der Marquis von Nizza bestätigt hat und was ganz gewiß ist, ist der Umstand, daß die Gouverneurs von Messina und Syracus auch nicht die geringste Hilfe geschickt haben. Ich will jedoch alles wissen. Sobald der Marquis morgen früh abgereist sein wird, werde ich mich nach allem erkundigen. Er sagt mir, daß er sehr wünscht, unter meinem Kommando zu dienen. Von dem Augenblicke an, wo er einwilligt, das Schiff zu wechseln, werde ich es glauben. Wir werden übrigens sehen, wie er sich unter unsere Zucht beugen wird. Nach meiner Abreise wird Ball die Blockade leiten. Ich sage nach meiner Abreise, im Fall es am Hof des Königreiches beider Sizilien scheint, als ob meine Gegenwart zu Anfang November in Neapel nötig sei. Ich hoffe, daß dies der Fall sein wird, zugleich fühle ich, daß meine Pflicht mich nach dem Orient ruft, denn obgleich die französische Flotte in Egypten vernichtet worden ist, so bin ich doch nicht ganz sicher, daß die Armee nie wieder nach Europa zurückkehren wird. Vor allem aber ist es mein Ziel, dem Königreich beider Sizilien zu dienen und das zu tun, was Ihre sizilischen Majestäten wünschen, selbst wenn es gegen meine Ansichten wäre, sobald ich nach Neapel kommen werde und das Land Krieg führen wird. Ich hoffe bestimmt, über diesen Punkt eine Konferenz mit dem General Acton halten zu können. Ich weiß gewiß, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, und daß die Königin überzeugt ist, mein einziger Wunsch sei, ihren Beifall zu verdienen.

Gott möge Sie und Sir William in seinen Schutz nehmen, und seien Sie versichert, daß ich stets mit der liebevollsten Hochachtung sein werde, Ihr dankbarer und treuer Freund.

Horatio Nelson.«

Ich hoffe, daß niemand in diesem Briefe ein einziges Wort finden wird, welches nicht das Wort eines Freundes, allerdings eines zärtlichen, hingebenden Freundes, aber doch nur das eines Freundes ist. Gewiß, weder ich noch die Königin täuschten sich über diese große Ergebenheit Nelsons für sie und ihren Gemahl. Wenn Nelson nach Neapel zurückkehrte, so geschah es, weil er mich sehen wollte. Wenn er nicht nach dem Orient ging, wohin seine Pflicht ihn rief, so geschah es, weil er sich nicht von mir entfernen wollte. Und seine Voraussehungen in bezug auf den Orient waren so richtig, daß er vielleicht, wenn er nicht in Neapel geblieben wäre, als der General Bonaparte sich am 22. August 1799 einschiffte, um nach Frankreich zurückzukehren, diese Rückkehr, welche die Geschicke von ganz Europa änderte, verhindert hätte. Am 22. August 1799 aber war er bei mir in Palermo und ich glaube, daß er, selbst wenn er die Gewißheit gehabt hätte, Bonaparte gefangennehmen zu können, doch keinen einzigen Tag von mir gewichen wäre.

80. Kapitel.

Einige Tage nach dem königlichen Empfange Nelsons verließ Bürger Garat Neapel mit dem ganzen Personal der französischen Gesandtschaft unter dem Vorwande, soeben zum Mitglied des Rates der Fünfhundert ernannt worden zu sein. Aber zum großen Erstaunen aller verschluckte Frankreich die Beleidigung, anstatt die Gelegenheit zu ergreifen, Neapel den Krieg zu erklären, und schickte an Stelle des Bürgers Garat den Bürger Lacombe Saint-Michel. Diese erheuchelte Gleichgültigkeit gegen eine solche Beschimpfung bewies, daß Frankreich nicht imstande war, Krieg zu führen, und verdoppelte nur noch die Kühnheit der Königin. Durch Opfer aller Art war es dem Königreich Neapel gelungen, eine Armee von fünfundsechzigtausend Mann zu besitzen, während alle Berichte in der Aussage übereinstimmten, daß die Franzosen in Rom nicht mehr als zehntausend Mann hatten, und daß es diesen Zehntausend an Brot, Kleidung und Schuhwerk fehlte, daß sie seit drei Monaten keine Löhnung erhalten, daß sie als ganze Artillerie nur neun Stück Kanonen ohne Pulvervorrat, und im ganzen nur hundertachtzigtausend Stück Patronen besaßen. Der König und die Königin stimmten in ihrem Haß gegen die Franzosen überein, nur wollte der König, ehe er letztere angriff, warten, bis

der Kaiser von Österreich sie angriffe, und der Kaiser wollte den Krieg nur mit den vierzigtausend Mann Russen, die ihm der Zar Paul versprochen, beginnen. Die Königin dagegen wollte die Franzosen angreifen, ohne einen Augenblick zu verlieren. Mit ihren fünfundsechzigtausend Mann war sie sicher, die römischen Staaten wieder zu erobern, und war einmal Rom zurückerobert, so würden sich, meinte sie, auch alle anderen Völkerschaften Italiens, die, wie sie glaubte, mit Ungeduld das Joch der Franzosen trugen, empören und sie von der Halbinsel jagen. Unter diesen Umständen ward ich von der Königin mit einer geheimen Botschaft an Nelson beauftragt. – Nelson war, wie die Königin, für sofortigen Beginn des Krieges. Es handelte sich darum, ihn dahin zu bringen, an Sir William oder mich einen angeblich vertraulichen Brief zu schreiben, welchen Sir William dem König mitteilen sollte. Nelson, ein braver Soldat, war ein mittelmäßiger Politiker und ein noch mittelmäßigerer Briefschreiber. Die vierzig oder fünfzig Briefe, die er mir in seinem Leben geschrieben, glänzen mehr durch ihre Freimütigkeit als durch den Stil. Nelson willigte ein, den Brief zu schreiben, aber unter der Bedingung, daß man ihm eine Abschrift gebe, und daß er derselben nur zu folgen brauche. Das war gerade, was die Königin, wenn sie es gewagt hätte, verlangt haben würde. Der Entwurf dieses Briefes wurde verfaßt von dem Generalkapitän Acton, Sir William Hamilton und der Königin. Ich übergab ihn Nelson, und den nächsten Morgen erhielt ich folgenden an mich adressierten Brief, der nichts anderes als eine Abschrift des Briefes war, den, wie ich gesagt, das Triumfeminavirat, welches Neapel regierte, verfaßt hatte.

»Neapel, den 3. Oktober 1798.

Geehrte Frau! Die Teilnahme, welche Sie und Sir William immer für die Interessen des Königreiches beider Sizilien und für die Herrscher, welche es regieren, gezeigt, hat sich mir seit fünf Jahren bewiesen, und ich kann es wirklich sagen, daß ich meinerseits bei allen Gelegenheiten, die sich geboten haben, und es sind deren viele gewesen, nie verfehlt habe, meine Liebe für das Wohl dieses Landes zu offenbaren. Auf Grund dieser Zuneigung kann ich nicht mehr ein gleichgültiger Zuschauer dessen bleiben, was sich ereignet hat und was jetzt in dem Königreiche beider Sizilien vorgeht; auch kann ich das Unglück, welches über das Königreich hereinbrechen wird, nicht mitansehen. Ohne ein Mann der Politik, sehe ich

doch, daß dieses Unglück hereinbrechen wird und zwar durch die schlechteste aller Politik, durch die Politik des Abwartens. Seit meiner Ankunft in diesen Wassern habe ich erkannt, daß die Sizilianer ein biederes, ihren Herrschern treues Volk sind, und daß sie den größten Widerwillen gegen die Franzosen und deren Grundsätze haben. Seit ich in Neapel bin, beweisen mir alle Berichte, die mir zu Ohren kommen, und alle Erfahrungen, die ich mache, daß das neapolitanische Volk darnach strebt, Krieg mit den Franzosen zu beginnen, welche, wie jeder weiß, eine Armee von Banditen zusammenziehen, um diese Gegenden zu verwüsten und die Monarchie zu stürzen. Da ich diese Überzeugung habe und weiß, daß Seine sizilische Majestät ihrerseits eine Armee besitzt, die bereit ist, ins Feld zu rücken, und zwar in einem Lande, welches, wie man mir bestätigt, Verlangen trägt, sie aufzunehmen, was den Vorteil bieten würde, daß man, anstatt den Krieg daheim abzuwarten, ihn in eine entfernte Gegend verlegen könnte, so wundere ich mich, daß diese Armee noch nicht auf dem Wege nach Rom ist. Ich glaube, daß die Ankunft des Generals Mack die Regierung bestimmen wird, nicht einen der günstigsten Augenblicke zu verlieren, welche die Vorsehung ihr jemals zur Verfügung gestellt hat. Wenn sie wartet, bis das Königreich verheert sein wird, anstatt selbst in die römischen Staaten einzurücken, so braucht man nicht Prophet zu sein, um zu sagen, daß dieses Königreich zu Grunde gerichtet und die Monarchie gestürzt ist. Wenn der König bei seinem unglücklichen Zaudersystem beharrt, so rate ich Ihnen, sich bei der ersten schlimmen Nachricht mit allem, was Sie an wertvollen Dingen besitzen, zum Einschiffen bereit zu halten. Es wird dann an mir sein, für Ihre Sicherheit zu sorgen, ebenso wie für die unserer liebenswürdigen Königin und ihrer Familie. Inzwischen erlauben Sie mir, mich zu nennen Ihren ganz ergebenen und treuen Diener.

Horatio Nelson.«

Ein Satz dieses Briefes von Nelson muß für den Leser durch meine Schuld unverständlich sein. Ich habe vergessen zu sagen, daß die Königin ihren Neffen, den Kaiser von Österreich, um den General Mack gebeten hatte, damit dieser sich an die Spitze ihrer Armee stelle, und der Kaiser hatte ihr diesen Wunsch gewährt. Dieser Brief brachte auf Ferdinand die Wirkung hervor, die man erwartet hatte. Indessen hielt er gegen seine Gewohnheit an einem Punkte fest, nämlich gerade nur zu derselben Zeit ins Feld zu ziehen

wie der Kaiser. Demzufolge kam man überein, daß der König seinem Neffen einen Brief schreiben sollte, in welchem er ihn, sozusagen, in die Enge triebe. Dieser Brief ganz von seiner Hand, wurde mit dem Kurier Ferrari abgeschickt, dem ausdrücklich befohlen wurde, den Brief dem Kaiser selbst zu übergeben, und sofort die Antwort dem König Ferdinand zu überbringen. Aber ehe Ferrari abreiste, hatte er von der Königin zweitausend Dukaten erhalten, mit dem Gegenbefehl, auf seiner Rückkehr über Caserta zu kommen, und die Antwort anstatt dem König ihr zu überbringen. Ferrari erhielt andere zweitausend Dukaten, als er der Königin den Brief übergab. Sie versprach denselben nur zu lesen, und dann wieder in das Kuvert zu stecken. Das hieß einen sehr kleinen Verrat teuer bezahlt, und Ferrari zögerte auch gar nicht. Außerdem wußte er, daß es die Königin war, die unter dem Namen ihres Gemahls regierte, und das beruhigte ihn über die Gefahren, in welche er geraten mußte, im Fall der Verrat bekannt würde. Ferrari reiste ab; man berechnete die Zeit, die er brauchte, um seine Mission zu erfüllen. Wenn der Kaiser von Österreich mit seiner Antwort nicht zögerte, so war es ein Geschäft von elf oder zwölf Tagen.

Der General Mack kam am 8. Oktober in Caserta an, und wurde am Donnerstag bei dem König und der Königin zu Tisch geladen. Wir, Sir William und ich, empfingen eine offizielle Einladung für diesen Tag. Ihre Majestäten nahmen den General mit den größten Zeichen der Achtung auf, und die Königin sagte, indem sie ihn Nelson vorstellte: »Der General Mack ist zu Lande das, was mein Held Nelson zur See ist.« Das Kompliment war nicht schmeichelhaft und der Vergleich nicht richtig. Nelson hatte sich in Toulon, Calvi, Teneriffa, ohne entscheidende Vorteile zu erlangen, doch mit Ruhm bedeckt; bei Abukir hatte er nicht nur Heldenmut, sondern auch Genie bewiesen. Mack, im Gegenteile, war überall, wo er sich mit den Franzosen gemessen, von ihnen geschlagen worden. Trotzdem hatte er in Europa, man hat nie gewußt warum, den Ruf eines der größten Strategen dieser Epoche erlangt. Die gute Meinung, welche die andern von Mack hatten, war aber immer noch weit geringer, als die, welche Mack von sich selbst besaß. Ich habe nie größern Dünkel als den seinigen gesehen; er ließ keinen Augenblick die Voraussetzung zu, daß er geschlagen werden könnte, ja selbst nicht, daß die Franzosen Widerstand leisten könnten. Ich gestehe, daß ich eben infolge dieser maßlosen Überhebung gleich bei den ersten Worten, welche ich mit dem berühmten General auszutauschen die Ehre

hatte, eine förmliche Antipathie gegen ihn faßte. Die Zeit verging und Ferrari galoppierte. Am zehnten Tage nach seiner Abreise schlug Sir William dem Könige eine Jagdpartie in Persano vor, und da Sir William und der König demgemäß auf drei Tage abwesend waren, so ließen wir, die Königin, der General Acton und ich, uns in Caserta nieder. Ferrari kam den nächsten Tag gegen sieben Uhr abends an. Er brachte den Brief vom Kaiser von Österreich.

Acton hatte nach einem Siegel von einem Briefe Franz des Zweiten ein Petschaft machen lassen, welches dem kaiserlichen glich. Von dieser Seite brauchte man also nicht unruhig zu sein. Man wollte das Siegellack weich machen und den Brief entsiegeln. Wenn er so lautete, wie man es wünschte, so wollte man ihn unversehrt wieder in das Kuvert tun und dasselbe wieder zusiegeln. Lautete er hingegen nicht so, daß er die Wünsche der Königin begünstigte, so wollte man etwas ersinnen. Der Kaiser zeigte seinem Onkel bestimmt an, daß er nicht eher ins Feld rücken würde, als bis Suwaroff und seine vierzigtausend Mann Russen angekommen wären, und er glaubte nicht, daß dies vor Monat April 1799 geschehen könnte. Deshalb forderte er Ferdinand auf, seine Ungeduld zu zügeln, und es wie er zu machen, nämlich bis dahin zu warten. Es war augenscheinlich, daß, wenn die Franzosen auf einmal von hundertfünfzigtausend Österreichern, vierzigtausend Russen und fünfundsechzigtausend Neapolitanern angegriffen würden, sie dann gezwungen sein würden, Italien zu räumen; und wer konnte – da Bonaparte und seine dreißigtausend Mann in Egypten eingeschlossen waren – sagen, wo der triumphierende Marsch der österreichisch-russischen Armee stillstehen würde?

Aller Wahrscheinlichkeit nach nicht eher als in Paris. Die Königin war jedoch eine zu hastige Spielerin, als daß sie gewartet hätte, bis die Zeit ihr so schöne Karten in die Hand geben würde, und so wurde der Plan, den sie und der Generalkapitän Acton entworfen, in Ausführung gebracht. Acton war der Sohn eines irländischen Arztes, und, wie ich bereits erwähnt habe, ein geschickter Chemiker. Mit einer Mischung, die er schon im voraus bereitet, nahm er die Tinte des Briefes weg, indem er nur noch die Unterschrift ließ. Dann schrieb er anstatt der Verweigerung, auszurücken, wenigstens in diesem Augenblicke, welche Weigerung der Kaiser so bestimmt ausgedrückt hatte, ein förmliches Versprechen, ins Feld zu ziehen,

sobald Ferdinand die römische Grenze passiert haben würde. Dann wurde der Brief wieder zugemacht, mit dem Petschaft des Kaisers neu gesiegelt und Ferrari übergeben, der ihn nach Persano brachte und den Händen des Königs übergab, indem er ihm beteuerte, er sei der erste, der den Brief berühre, nachdem er ihn aus den erhabenen Händen des Kaisers erhalten. Der König, der in Gesellschaft von Sir William bei Tische saß, entsiegelte den Brief, las ihn und gab ihn Sir William mit sichtbarer Befriedigung. Mein Gatte war, wie man weiß, mit in dem Komplott, deshalb war er über diese günstige Antwort durchaus nicht erstaunt. Er wünschte nur dem König Ferdinand Glück dazu, indem er zu ihm sagte: »So sehen Sie, Sire, daß Se. Majestät der Kaiser derselben Meinung ist, wie Lord Nelson. Es ist kein Augenblick zu verlieren.« Und so wurde wirklich bestimmt, daß General Mack in die römischen Staaten einrücken sollte, und zwar ohne länger zu zögern, als es die Vorbereitungen zum Feldzug erforderten. Man stand jetzt in den ersten Tagen des November.

81. Kapitel.

Der Krieg, in den Ferdinand gewilligt, war eine Sache, die ernster behandelt werden mußte. Man mußte den König dahin bringen, daß er sich an die Spitze seiner Armee stellte, und den Krieg persönlich mitmachte. Der König war, wie ich bereits gesagt, weit entfernt, tapfer zu sein; und wenn ich auch lange in bezug auf die Königin blind gewesen bin, so bin ich es doch hinsichtlich des Königs nie gewesen, besonders da Karoline immer Sorge trug, mich ihren Gemahl immer in seinem wahren Licht sehen zu lassen. Die Unterhandlungen dauerten lange, aber die Königin und Sir William machten bei Ferdinand geltend, daß es sich für ihn nicht nur darum handelte, die Franzosen zu bekämpfen und die Legitimität aufrecht zu erhalten, sondern auch, wenn er einmal in den römischen Staaten wäre, zu sehen, was bei der Teilung des Erbe des heil. Petrus auf *seinen* Anteil kommen würde. Der König willigte endlich ein. Da man nur auf diese Einwilligung gewartet, so wurde die Armee sogleich in drei Korps geteilt; zweiundzwanzigtausend Mann wurden nach San-Germano geschickt, sechzehntausend in die Abruzzen, achttausend in die Festung Gaëta, und einige Transportschiffe hielten sich bereit, unter Begleitung von Nelsons Geschwader, zehntausend Mann nach Toskana zu bringen. Diese

zehntausend Mann waren bestimmt, den Franzosen den Rückzug abzuschneiden, wenn General Mack sie geschlagen haben würde. Es ist sonderbar, daß diese drei Armeekorps unter das Kommando von drei Ausländern gestellt wurden. Mack war Oberbefehlshaber, und Micheroux und Damas waren Divisionsgeneräle. Ersterer war, wie man weiß, ein Österreicher, die beiden andern waren Franzosen. Einundfünfzigtausend Mann waren bereit, in die römischen Staaten einzurücken. Im übrigen war, wie Admiral Nelson richtig beurteilt hatte, der Augenblick gut gewählt, um die Franzosen anzugreifen. Das Direktorium, welches durch den Bürger Garat von den feindlichen Absichten des Hofes von Neapel unterrichtet worden, hatte alle Mittel aufgeboten, diesem Angriffe entgegenzutreten. Es hatte soviel Mann, als es nur konnte, von der Armee der zisalpinischen Republik abgesondert, sie nach Rom geschickt und hier das Kommando dem General Championnet übertragen. Championnet hatte bis dahin nur Unterkommandos gehabt, und war daher noch wenig geschätzt und bekannt. Sein Kommando über Rom, seine Eroberung Neapels machten ihn erst berühmt.

Man versichert, daß im Augenblicke, wo er Frankreich verließ, und wo er, zur Belohnung seiner früheren Dienste, dieses neue Kommando empfing, der Direktor Barras ihm seine Hand auf die Schulter legte und sagte: »Geh' nach Italien, General, und ich gebe dir mein Wort, daß du beauftragt sein wirst, den ersten König zu entthronen, der sich den Zorn der Republik zuzieht.« Championnet reiste von Paris ab und kam in dieser Hoffnung nach Rom. In Rom aber fand er die französische Armee in dem Zustande, den ich schon beschrieben, ohne Brot, Schuhe, Kleidung und Sold. Sie besaß nur neun Kanonen und hundertachtzigtausend Stück Patronen. Mit der Verstärkung, welche die Armee aus dem zisalpinischen Italien erhalten, bestand sie aus vierzehn- bis fünfzehntausend Mann. Den 22. November schleuderte der König das berühmte Manifest, welches vom Fürsten Pignatelli Belmonte unterzeichnet und an den Chevalier Priocca, Minister des Königs von Piemont, Carl Emanuel des Zweiten, gerichtet war. Wie alle Aktenstücke, die vom König ausgingen, war auch dieses von der Königin, dem Generalkapitän Acton und Sir William verfaßt worden. Heute, wo eine Zeit von zehn Jahren verflossen, das Vorurteil verschwunden und der Haß erloschen ist, erscheint dieses Aktenstück in seinem wahren Charakter. Es ist gleichsam ein Aufruf zum Meuchelmord, und doch rief ich wie die

andern diesem Manifeste Beifall zu, als es in Caserta am 20. November 1798 an meinen Augen vorüberging. Nachdem diese Brandfackel geschleudert war, hatte man weiter nichts mehr zu tun, als ins Feld zu rücken.

Die Königin hatte für ihren Gemahl eine prächtige Generalsuniform machen lassen, und wir besuchten hintereinander die Lager von Sessa und San-Germano, um den König seinen Soldaten vorzustellen. Diese militärischen Spaziergänge, das Geschrei, welches sich dabei erhob, die Ausrufe: »Es lebe der König! Tod den Franzosen!« verdrehten dem König Ferdinand vollends den Kopf und er verließ uns, indem er der Königin alle Arten kriegerischer Versprechen gab. Ich muß der Wahrheit die Ehre geben und sagen, daß die Königin trotz dieser Versprechungen wenig davon überzeugt war, und doch, wie schlecht auch ihre Meinung von ihrem Gemahl war, so war sie doch weit entfernt, die Überraschung zu ahnen, welche die Zukunft ihr aufbewahrte. Wir kehrten nach Caserta zurück, und der König rückte an der Spitze seiner Armee gegen die römische Grenze vor.

Am 24. marschierte die Armee auf drei Punkten in das päpstliche Gebiet ein. Der rechte Flügel, der sich am adriatischen Meere hinzog, überschritt den Tronto, jagte einen schwachen französischen Vortrab, der hier aufgestellt war, aus Ascoli und schlug die Richtung nach Pontedi in Fermo ein. Der mittelste Teil der Armee kam die Apenninen über Aquila herab und rückte auf Rieti vor. Der linke Flügel endlich, bei dem Mack und der König waren, überschritt den Garigliano in drei Kolonnen – bei Isola, bei Ceprano, bei Sant' Agata, und marschierte durch die pontinischen Sümpfe über Valmontone und Frascati unmittelbar gegen Rom. An demselben Tage, wo die neapolitanische Armee die Grenze der römischen Staaten erreichte, erhielt General Championnet vom Direktorium einen Befehl, der ihm dreitausend Mann nahm, um die Garnison von Korfu zu verstärken. Vielleicht hätte Championnet diesem Befehl nicht zu gehorchen gebraucht, da die dringende Notwendigkeit denselben unzweckmäßig erscheinen ließ. Er gab aber die dreitausend Mann und hatte nur noch ungefähr zwölftausend. Aber zur selben Zeit ließ er die Lärmkanone auf der Engelsburg abfeuern, in der ganzen Stadt Generalmarsch schlagen und traf schnell alle Maßregeln, um einer Gefahr zu begegnen, die sich mit der

Schnelligkeit einer Lawine gegen ihn heranwälzte. Wir erhielten täglich Nachrichten vom König und diese Nachrichten hielten uns über seinen Triumphmarsch unterrichtet. In der Nacht des 30. November erhielten wir die Nachricht, daß der König den Tag vorher unter wahnsinnigem Jubel seinen Einzug in Rom gehalten. Man hatte seinen Wagen ausgespannt, und das Volk hatte ihn gewissermaßen in seinen Armen bis an den Palast Farnese getragen. Der Brief des Königs meldete uns, daß der General Championnet Rom verlassen habe, nachdem er fünfhundert Mann in der Engelsburg zurückgelassen und dem Offizier, der sie befehligte, verboten hatte, sich unter irgendeiner Bedingung zu ergeben. Gleichzeitig hatte er ihm sein Wort gegeben, noch vor zwanzig Tagen wieder in Rom zu sein. Dieses Versprechen machte dem König und besonders dem General Mack großen Spaß. Ferdinand fügte in einer Nachschrift hinzu, daß das Volk die Patrioten erwürge und ihre Häuser plündere. Er selbst habe zwei Neapolitaner, die Gebrüder Corona, erschießen lassen, von welchen der eine Minister der römischen Republik gewesen. So ging alles aufs beste. Auch die Königin befahl, daß ein Te Deum in allen Kirchen Neapels gesungen, die Kanonen als Siegeszeichen gelöst, und die Stadt illuminiert werde. Zum Lobe der Neapolitaner muß man es sagen, daß diese Befehle mit Begeisterung entgegengenommen und ausgeführt wurden. Man erinnert sich, daß eine Truppenabteilung von acht- bis zehntausend Mann unter dem Kommando des Generals Naselli auf Transportschiffen nach Livorno abgehen sollte. Am 22. November verließ wirklich diese Abteilung den Hafen von Neapel unter dem Schutze des »Vanguard«, auf welchem Nelson sich befand, des »Culloden«, des »Minotaurus«, der »Alliance«, des Kutters »Flora«, sowie des portugiesischen Geschwaders.

Kriegs- und Transportschiffe kamen am Nachmittage des 28. Novembers in Livorno an. Die englischen und neapolitanischen Minister machten sogleich ihren Besuch bei dem Admiral. General Naselli forderte die Stadt auf, sich zu ergeben, was um acht Uhr abends geschah. Diese Aufforderung hatte der General Naselli und der Vize-Admiral Nelson gemeinschaftlich ergehen lassen. Naselli nahm die Stadt in Besitz, Nelson aber blieb auf seinem Schiffe. Überdies war Nelson zu verliebt in mich, um lange entfernt von mir zu sein. Darum verließ er Livorno am 30. November und war am 5. Dezember wieder in Neapel. Am 6. morgens schrieb er dem General-Kapitän Acton einen Brief, in welchem folgender Satz stand, den der

Minister sich beeilte, uns lesen zu lassen. Nelson sah die Dinge in keinem so rosigen Lichte, wie der König von Neapel.

»Hier haben Sie in einigen Worten den Zustand des Landes und die Lage der Dinge,« sagte er. »Die Armee des Königs ist in Rom; Civita-Vecchia ist genommen, aber in der Engelsburg sind noch fünfhundert Mann Franzosen zurückgeblieben. General Championnet steht an der Spitze von dreizehntausend Mann und erwartet die Neapolitaner in einer sehr festen Stellung in Civita-Castellana. General Mack rückt gegen sie mit zwanzigtausend Mann vor. Der Ausgang ist, meiner Meinung nach, zweifelhaft und wird über das Schicksal Neapels entscheiden. Wenn Mack geschlagen wird, so ist das Land in zwanzig Tagen verloren. Der Kaiser hat keinen Mann seiner Armee von der Stelle rücken lassen, und ohne des Kaisers Hilfe kann dieses Land nicht den Franzosen widerstehen. Nur ist es nicht die eigene Wahl, sondern die Notwendigkeit, die den König von Neapel gezwungen hat, aus seinem Reiche zu gehen und nicht zu warten, bis die Franzosen ihre Kräfte gesammelt und ihn binnen einer Woche aus Neapel gejagt hätten.«

Zur selben Zeit kamen aus Rom ähnliche Nachrichten; nur der König verkündigte uns das Vorrücken Macks auf Civita-Castellana, aber nicht mit bloß zwanzigtausend, sondern mit vierzigtausend Mann, und es schien uns unmöglich, daß eine solche Überlegenheit der Zahl uns nicht den Sieg sichern sollte. Überdies war der König seines Erfolges so sicher, daß seine Ruhe uns aller Besorgnis enthob. Seine Briefe waren voll von Beschreibungen von Festen, die man ihm zu Ehren veranstaltet. Wenn er durch die Straßen von Rom schritt, ging er stets auf Teppichen und unter einem Blumenregen. Am Abend herrschte in dem Apollotheater die größte Pracht. Die Depesche, die uns diese Einzelheiten brachte, war vom 6. Dezember. Wir zeigten sie Lord Nelson, indem wir ihn aufmerksam machten, daß Mack mit nicht nur zwanzigtausend, sondern sogar mit vierzigtausend Mann dem Feind entgegenrückte. Alles das überzeugte ihn aber nicht. Er hatte gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit dem General Mack eine ziemlich schlechte Meinung von diesem gefaßt. Er verließ uns gegen fünf Uhr abends und wir, die Königin und ich, blieben mit einigen Damen, die unsere gewöhnliche Gesellschaft ausmachten, allein. Zwischen sieben und acht Uhr, als wir den Tee tranken, hörten wir

das Rollen eines Wagens, der unter der Wölbung des Palastes hinfuhr, dann einen großen Lärm von Dienern, welche die Treppen hinabeilten. Die Königin wurde sehr blaß. Ich sah sie fragend an. »Ah!« sagte sie zu mir, »ich habe eine Ahnung.« – »Welche, Madame?« fragte ich sie. – »Daß es der König ist, der soeben ankam.« – »Der König? Unmöglich, Madame! Wir haben ja erst diesen Morgen einen Brief von ihm erhalten.« – Die Tür öffnete sich, ein Türsteher meldete: »Seine Exzellenz der Herzog von Ascoli!« – Der Herzog von Ascoli trat ein. Die Königin und ich stießen einen Ruf des Erstaunens aus. Er trug das Kostüm des Königs. Da er von demselben Wuchse und Alter war wie der König, und da überdies Zwielicht im Zimmer herrschte, so hielten wir ihn auf den ersten Blick wirklich für den König selbst.

Die Königin bemerkte jedoch diesen Irrtum sehr bald und ihr ehelicher Instinkt ließ sie unter dieser Verkleidung etwas Schmachvolles vermuten. Sie erhob sich und fragte in strengem Tone: »Was soll diese Maskerade bedeuten, Herzog?« – »Ach, Madame, nichts Fröhliches!« antwortete der Herzog. »Wenigstens ist sie aber ein Beweis, wie sehr ich dem König ergeben bin.« – »Dem König? Und wo ist er, der König?« – »Hier, Madame.« Die Königin sah mich an. »Und wo denn hier?« versetzte sie. – »In seinem Zimmer.« – »Ah, ah! Er wagt nicht, sich vor mir zu zeigen, wie es scheint.« – Und nach einem Augenblicke des Schweigens setzte die Königin hinzu: »Die Neapolitaner sind geschlagen worden, nicht wahr?« Der Herzog zögerte mit der Antwort. »Wohlan,« sagte die Königin, »wenn der König ein Weib ist, so bin ich ein Mann; sagen Sie alles.« – »Vollständig geschlagen, ja, Madame.« – »Braver Nelson!« sagte sie, indem sie sich zu mir wendete. »Du siehst es, sein Instinkt hat ihn nicht getäuscht. Dieser General Mack ist also, wie wir wohl ahnten, wirklich ein Dummkopf?« – »Ich kann Euer Majestät nichts weiter sagen, als daß die neapolitanischen Truppen gänzlich geschlagen worden sind.« – »Sie sind dieser Nachricht gewiß?« – »Wir, der König und ich, haben sie aus dem Munde des Generals Mack selbst.«

Die Königin nahm meine Hände und drückte sie krampfhaft. »Das Schicksal will, daß ich den Becher der Schmach bis auf den Boden leere,« murmelte sie. – »Aber, mein Herr,« fragte ich den Herzog, während die Königin ihr Taschentuch zwischen den Zähnen zerriß, »können Sie Ihrer

Majestät gar keine Einzelheiten mitteilen?« – »Ich kann der Königin weiter nichts sagen, als was ich selbst weiß.« – »So sagen Sie es doch!« rief die Königin, »und machen Sie schnell, denn ich muß gestehen, daß es mich zu wissen drängt, zu welchem Zwecke Sie auf dem Rücken das Kleid und am Halse die Orden des Königs tragen.« – »Wollen Eure Majestät geduldig anhören,« sagte der Herzog von Ascoli, indem er sich verneigte, »sonst werde ich gezwungen sein, zu dem Könige zurückzukehren und ihm zu sagen, daß Sie mich nicht haben anhören wollen.« – »Sie appellieren an meine Geduld, mein Herr. So sei es denn; ich verspreche Ihnen, ruhig zu sein. Sprechen Sie!« – »Nun, Madame, wir waren gestern in der Loge Seiner Majestät im Theater Apollo, als ungefähr gegen neun Uhr abends die Tür hastig aufgerissen ward, und wir den General Mack erscheinen sahen, der ganz mit Staub bedeckt war, wie einer, der einen langen Weg zurückgelegt hat. »Sire,« sagte er, »Sie sehen einen Mann vor sich, der in Verzweiflung ist, Ihnen eine solche Kunde zu bringen. Wir sind auf allen Punkten geschlagen, voneinander getrennt, auf völligem Rückzug oder vielmehr auf vollständiger Flucht, und unsere einzige Hoffnung auf Euer Majestät Rettung besteht darin, daß Sie sogleich nach Neapel abreisen. Wenn ich dann frei von der Sorge bin, die mir Ihr teures Haupt verursacht, werde ich versuchen, die Armee wieder zu sammeln und Rache zu nehmen.« – »Der elende, übermütige Wicht!« murmelte die Königin. – »Sie können, Madame,« fuhr der Herzog fort, »sich die Bestürzung des Königs bei einer solchen Nachricht denken. Er sah Mack ohne zu antworten und mit verstörtem Gesicht an, dann erhob er sich plötzlich und schwankte aus der Loge hinaus. Glücklicherweise hatte man vom Zuschauerraume aus nichts gesehen, und man glaubte, der König sei in dem Zimmer neben seiner Loge. Es durfte nicht das Ansehen der Flucht haben. Die römischen Jakobiner, die sich für die Taten, die der König befohlen, rächen wollten, hatten ihn scharf im Auge und konnten, da Mack geschlagen war, eine rasche Tat versuchen. Ehe man unsere Abwesenheit bemerkt und sich die Nachricht verbreitet hatte, waren wir im Palast Farnese. Dort stieg der König mit zwölf Offizieren und einigen seiner treuesten Diener, in welche Zahl er die Gnade hatte, mich mit einzuschließen, zu Pferde. Wir ritten durch das Volkstor hinaus und schlängelten uns die Mauern entlang bis an das Tor San Giovanni. Hier angekommen ritt der König mit sieben oder acht Mann Begleitung im Galopp weiter und gegen elf Uhr abends kamen wir in Albano an. Der König erkundigte sich bei dem Postmeister, ob ein

Wagen da sei. Der Postmeister hatte aber nur ein Kabriolett. Während man anspannte, nahm mich Seine Majestät beiseite und bat mich, die Kleider mit ihm zu wechseln, was ich augenblicklich tat.« – »Und wozu dies? Warum sollten Sie die Kleider mit ihm tauschen?« fragte die Königin. – »Ich weiß es nicht, Madame,« antwortete der Herzog, »da aber eine Bitte Seiner Majestät so gut wie ein Befehl ist, so gehorchte ich.« – »Ein Befehl, ein Befehl,« wiederholte die Königin, »aber zuletzt hatte dieser Befehl doch einen Zweck!«

Der Herzog verneigte sich, ohne zu antworten. »O! ich möchte es doch gerne wissen,« sagte die Königin, indem sie ungeduldig mit dem Fuße stampfte, »was der König von dieser Maskerade hoffte.« – »Sie wünschen zu wissen, was ich davon hoffte, Madame?« sagte der König, indem er eintrat und sich in einen Lehnstuhl warf, gerade als ob er von der Jagd käme. »Ich hoffte, daß, wenn wir von den Jakobinern ergriffen werden würden, sie Ascoli und nicht mich aufknüpften.« – »Und?« – fragte die Königin. – »Nun, während man ihn aufgeknüpft, hätte ich mich doch retten können!« – Die Königin hob die Hände zum Himmel und bedeckte sich dann das Gesicht damit. »O! O!« murmelte sie. – »Aber,« sagte der König, der den Ausruf der Königin nicht ordentlich verstanden, »sie hätten es wirklich gemacht, wie sie es sagten, diese Schurken von Jakobinern.« – »Und Sie hätten Ihren Freund an Ihrer Stelle hängen lassen?« rief Karoline. – »Das denke ich wohl und sogar lieber zwei- als einmal.« – »Und Sie, Herzog, Sie hätten sich wirklich an des Königs Stelle hängen lassen?« sagte die Königin, indem sie sich erhob und auf den Herzog zuging. – »Ist es nicht die Pflicht eines Untertanen, sein Leben für seinen Herrn zu opfern?« sagte der Herzog einfach. – »Ach, mein Herr,« rief die Königin, indem sie sich an ihren Gatten wendete, »Sie sind sehr glücklich, einen solchen Freund zu haben. Schätzen Sie ihn hoch. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sie, wenn Sie ihn verlören, keinen andern fänden.« Dann sagte sie, nachdem sie sich nach mir herumkehrte: »Im übrigen habe ich mich nicht zu beklagen, denn ich bin gewiß, daß Emma, wenn es nötig sein würde, für mich täte, was der Herzog bereit war für Sie, Majestät, zu tun.« Und indem sie den Arm um meinen Hals schlang sagte sie: »Komm', Emma, komm'. Es ist schön, einen solchen Höfling, aber traurig, einen solchen König zu sehen.«

82. Kapitel.

Nachdem die Königin in ihr Zimmer zurückgekehrt war, klingelte sie und befahl anspannen zu lassen. Als ich sie anblickte, um in ihren Gedanken zu lesen, sagte sie zu mir: »Du verstehst wohl, daß ich diesem Egoisten, der seinen besten Freund an seiner statt gefangennehmen lassen will, die Sorge, über unsere Sicherheit zu wachen, nicht überlassen mag. Er wäre imstande, mit seiner Jagdflinte und seinen Hunden nach Sizilien zu fliehen, ohne sich um uns zu kümmern.« – »Wie, nach Sizilien zu fliehen? Sie glauben, Majestät, daß der König Neapel zu verlassen gedenkt?« – »Und was willst du, was er sonst tun soll? In vierzehn Tagen werden die Franzosen hier sein. Glücklicherweise bleibt uns Nelson. Wie steht es mit ihm? Du hast ihn hoffentlich nicht zur Verzweiflung getrieben.« – »Nelson wird alles tun, was wir wünschen,« antwortete ich lächelnd. – »Gut. Es ist zu spät, um ihm sagen zu lassen, heute abend noch ans Land zu steigen, aber morgen ganz früh müssen wir uns mit ihm besprechen.« – »Warum wäre es heute abend zu spät? Zwei Worte von mir werden ihn bewegen, zu jeder beliebigen Nachtstunde hierher zu kommen. Jetzt ist es acht Uhr, halb zehn können wir in Neapel sein; um zehn kann er mein Billett haben; eine halbe Stunde darauf wird er im Palaste sein.« – »So sei es denn. Du wirst ihn empfangen, du wirst ihm alles sagen. Währenddessen werde ich mit Acton sprechen. Nicht wahr, du siehst ein, daß Nelson mit Leib und Seele unser sein muß? Es steht einfach das Leben auf dem Spiele.« – »O, Majestät –« »Die Jakobiner von Paris haben mit meiner Schwester keine Umstände gemacht. Glaubst du, daß die von hier sich mehr Zwang antun werden? Überdies kann Nelson vom Lord Saint-Vincent einen Befehl erhalten, der ihn von uns entfernt. In diesem Falle aber muß er selbst einem Befehle vom Lord Saint-Vincent, ja sogar einem Befehle von der Admiralität, wenn von daher einer käme, ungehorsam sein.« – »Eintretenden Falls,« antwortete ich der Königin lachend, »werden mir Ew. Majestät sagen, was ich tun muß, damit er ungehorsam sei; ich werde es tun und er wird nicht gehorchen.« – Man hatte soeben gemeldet, daß angespannt sei. »Komm'!« sagte Karoline. – »Wollen Ew. Majestät es nicht dem Könige melden lassen?« – »Wozu?« – »Wenn er nun Se. Exzellenz den General-Kapitän zu sich ruft?« – »Acton

wird erst dann kommen, nachdem er mich gesehen hat. Gehen wir hinunter.«

Wir eilten schnell hinab, ohne jemand davon zu benachrichtigen. Die Königin hüllte sich in einen Kaschemirshawl, denn es regnete in Strömen und es war kalt. Wir sprangen in den Wagen, schlossen die Fenster und der Kutscher fuhr im Galopp davon. Karoline hatte sich sorgenvoll in den Wagen zurückgeworfen. Man hätte glauben können, sie schliefe, wenn nicht von Zeit zu Zeit nervöse Schauer sie zittern gemacht hätten, und indem sie zitterte, murmelte sie entweder das Wort *Geck*, welches Mack, oder das Wort *Feigling*, welches ihrem Gemahl galt. Dann rief sie: »O Nelson, braver Nelson! Es gibt keine Hoffnung mehr als auf ihn, Emma!« Und ich drückte ihr die Hand, indem ich sagte: »Seien Sie unbesorgt, Madame, ich stehe für ihn wie für mich selbst.« Nach einer und einer halben Stunde nach der Abfahrt von Caserta waren wir in dem königlichen Palast. Noch ehe wir aus dem Wagen stiegen, fragte die Königin, ob der General-Kapitän Acton im Schlosse sei. Er war glücklicherweise da. »Saget ihm, daß ich ihn augenblicklich bei mir erwarte,« sagte Karoline. Und wir stiegen die Treppe hinauf. Alle, welche sich zeigten, um der Königin Ihre Dienste anzubieten, Männer sowohl wie Frauen, entfernte sie wieder und antwortete: »Ich danke.« – Wir traten allein bei ihr ein. Der Diener stellte einen Kandelaber auf einen Tisch und fragte nach den Befehlen der Königin. »Laßt niemanden ein als Mr. Acton, Mylord Nelson und Sir William Hamilton,« antwortete sie mit jener Klarheit des Tones und jener Kürze der Worte, die bei ihr allemal eine heftige Gemütsbewegung verrieten. Sie legte selbst Federn, Papier und Tinte auf einen Tisch. »Schreibe ihm,« sagte sie dann zu mir. Ich nahm die Feder und schrieb flüchtig diese wenigen Worte hin: »Kommen Sie! Wir erwarten Sie im Palast, die Königin und ich, in wichtiger Angelegenheit.

»Emma.«

»Was hast du ihm geschrieben?« fragte die Königin. – »Zu kommen, das ist alles.« – »Wie, alles?« – »Es ist nichts weiter nötig.« – »Emma! Emma!« sagte die Königin, »du wirst ihn entschlüpfen lassen.«

»Bin ich Ihr Lotse? Ja oder nein!« – »Sicherlich, aber –« »Dann mischen Sie sich nicht in die Führung des Schiffes, sondern lassen Sie mich

handeln.« – »So handle!« – Während sie aber ihre Einwilligung gab, zuckte sie mit den Achseln, was verriet, daß sie an meiner Stelle anders gehandelt haben würde. Ich beunruhigte mich aber nicht darüber. »Nun,« sagte ich zu ihr, »durch wen werden Eure Majestät den Brief forttragen lassen?« – »Das kommt Acton zu. Durch den Kriegshafen ist man in zehn Minuten an Bord des »Vanguard«. In diesem Augenblick trat Acton ein: »Irgendein Unglück, nicht wahr, Madame?« sagte er, indem er sich der Königin mit einem Gesichte näherte, in welchem seine Unruhe sich ausprägte. »Ja,« sagte Karoline, »und zwar ein sehr großes Unglück. General Mack ist geschlagen worden, und der König ist vor zwei Stunden in Caserta angekommen, nachdem er Wunder von Tapferkeit vollbracht hat.« Und sie brach in ein gellendes, nervöses Gelächter aus, wie es ihr in übergroßer Aufregung eigen zu sein pflegte. Und als Acton sie mit wachsendem Erstaunen ansah, versetzte sie: »Sie sollen in einem Augenblicke alles wissen, vor allen Dingen aber lassen Sie dieses Billett Lord Nelson zukommen. Es ist notwendig, daß es den Kriegshafen ohne Hindernisse passiere.« – »Ich werde in den Binnenhafen hinuntergehen,« antwortete der General, »um selbst die Barke, die Mylord holen soll, abzuschicken und dem Offiziere meine Befehle zu erteilen.« Und der General entfernte sich. – »Er hat wenigstens das Gute, daß er gehorsam ist,« sagte die Königin, indem sie ihm mit den Augen folgte. – »Warum tun Sie ihm nicht die Ehre an, *ergeben* zu sagen?« – »Weil das ein Wort ist, welches nicht in dem Wörterbuche der Höflinge steht.« – »So! und der Herzog von Ascoli?« – »Dieser ist nicht der Höfling des Königs, sondern sein Freund. Wenn der König glücklich und heiter ist, so ist es Ascoli, der ihm die bittersten Wahrheiten sagt; er ist nicht wie du Schmeichlerin, die du mir deren nie sagst.« – »Ist es mein Fehler, wenn die bittersten Wahrheiten, die man Euer Majestät sagen könnte, nur Lobeserhebungen sind?«

Die Königin küßte mich auf die Stirne und fing an hin und her zu gehen. Von Zeit zu Zeit ging sie nach der Terrasse und warf einen Blick durch die Dunkelheit auf die englische Flotte, von welcher man jedes Schiff an seinen Lichtern erkannte, und jedes Mal murmelte sie: »O Nelson! unsere einzige Hoffnung steht auf dir!« Einmal sagte sie, indem sie auf mich zukam: »Begreifst du es? Zweiundfünfzigtausend, mit allem versehene, gut besoldete Neapolitaner lassen sich von zehn- oder zwölftausend Franzosen, die halb nackt, ohne Sold, ohne Brot, ohne Schuhe, ohne Pulvervorrat sind,

schlagen! Jetzt sind sie mit allem versehen, außer mit Schuhen, wenn nicht etwa unsere Soldaten die ihrigen weggeworfen haben, um noch schneller fliehen zu können. O! wenn ich ein Mann wäre, wie hätte ich mich unter diese Memmen gestellt! Wie hätte ich allen Offizieren, die nur dazu gut sind, bei der Parade ihre Silberstickerei spiegeln und ihre bunten Federn im Winde flattern zu lassen, die Epauletten heruntergerissen. Es gibt Augenblicke, auf mein Ehrenwort, wo ich Lust habe, zu Pferde zu steigen, wie meine Mutter Maria Theresia, um diesen trägen König zu beschämen. Unglücklicherweise aber habe ich es nicht mit Ungarn, sondern mit Neapolitanern zu tun.« Unterdessen trat Acton wieder ein. »Hier bin ich, Madame,« sagte er. »Der Brief ist abgeschickt, und wenn Mylord nur halb so eilig ist, Euer Majestät zu dienen, wie ich es sein würde, so wird er in einer Viertelstunde hier sein. Wollen Euer Majestät mir sagen, um was es sich handelt?« Die Königin führte ihn in das Zimmer nebenan. Sie wollte mich mit Nelson allein lassen; vielleicht hatte sie auch einige jener geheimen und furchtbaren Befehle zu erteilen, die ich häufig erst kennen lernte, wenn sie schon ausgeführt waren.

Wirklich erfuhr ich auch später, daß zwischen der Königin und dem Generalkapitän von dem Kurier Ferrari die Rede gewesen, in dessen Hände man den von Sir William und Acton verfaßten Brief anstatt des von dem Kaiser von Österreich geschriebenen untergeschoben. Man fürchtete, daß Ferrari den Betrug enthülle, und Ferdinand auf diese Weise erführe, daß sein Neffe Franz, anstatt ihn zum Ausrücken aufzufordern, ihm schrieb, er werde sich vor Ankunft der Russen, also vor Monat April oder Mai, nicht von der Stelle rühren. So wurde denn in dem Augenblicke, wo ich allein war, um auf Nelson zu warten, der Untergang Ferraris beschlossen. Ich werde zur passenden Zeit und an der geeigneten Stelle den Tod dieses Unglücklichen und die schrecklichen Umstände, welche denselben begleiteten, erzählen.

Ich war kaum seit einer Viertelstunde allein, als der Kammerdiener Lord Nelson meldete, und ich diesen in dem Rahmen der Tür erscheinen sah. Er war ganz atemlos, denn er hatte die Treppe sehr schnell erstiegen, und sein unruhig aussehendes Gesicht verriet seine Unruhe. Ehe er noch den Mund geöffnet, hatte ich beide Arme um seinen Hals geschlungen, indem ich zu ihm sagte: »Teurer Nelson, unsere einzige Hoffnung sind Sie.« Er zog mich

an sein Herz, dessen Pochen ich durch die Uniform fühlte, und drückte seine zitternden Lippen auf meine Augen. Als ob er fürchtete, sich auf einer Liebkosung zu ertappen, entfernte er mich wieder sanft von sich, und indem er mich mit leidenschaftlichem Ausdruck ansah, fragte er mich: »Nun, was gibt es? Sie sprechen mit einem Manne, der sein Leben für die Königin hingeben würde, und –« Er zögerte. »Und seine Ehre für Sie,« endete er den Redesatz. – »O teurer Nelson!« rief ich aus, nahm seine Hand und wollte sie küssen. Bei der Bewegung, die er machte, um sie zurückzuziehen, neigte er den Kopf; ich erhob den meinigen, unsere Lippen begegneten sich. »O!« rief Nelson, indem er einige Schritte zurücktrat; »Sie machen mich wahnsinnig!« – »Was schadet dies,« sagte ich zu ihm, »wenn ich Sie wieder heile?« Er blickte um sich, um zu sehen, ob wir allein wären. Ich verstand seine Blicke und sagte lächelnd zu ihm: »Die Königin und der Generalkapitän sind da.« Und ich zeigte auf das Nebenzimmer.

Er seufzte, kam auf mich zu, legte seinen einzigen Arm um meine Taille, und ließ mich neben sich Platz nehmen. »Sie haben mir geschrieben, daß Sie einen Dienst vor mir zu erbitten hätten,« sagte er. »Ich bin ein Egoist, weil ich Sie nicht zuerst gefragt habe, womit ich Ihnen dienen könne. Ich mache meinen Fehler wieder gut. Später werden wir von meiner Torheit sprechen.« – »Sobald Sie wollen,« sagte ich, mit einem verheißungsvollen Blick, »und wenn Sie zu lange zögern, so werde ich zuerst davon sprechen.« – »Nehmen Sie sich in acht,« sagte er, »Sie sind Parthenope... ich aber bin nicht Ulysses.« – Dann fuhr er mit Selbstüberwindung fort: »Wohlan, Mack ist geschlagen, nicht wahr? Die Armee ist auf der Flucht. Der König hat einen Kurier geschickt?« – »Noch mehr als das, der König ist selbst vor drei Stunden in Caserta angekommen. Alles ist verloren. In vierzehn Tagen werden die Franzosen hier sein. Die Königin beabsichtigt nach Sizilien zu fliehen und rechnet auf Sie, um sie hinzubegleiten.« – »Gehen Sie auch mit?« fragte Nelson. – »Ich verlasse die Königin nicht.« – »Und ich, ich verlasse Sie nicht.« – »Welcher Befehl auch an Sie gelange?« – »Und müßte ich meine Briefe zerreißen, ohne sie zu öffnen!« – »Nelson!« rief ich, und streckte ihm die Arme entgegen. Er warf sich an mein Herz. »Schon wieder!« sagte er, »schon wieder! Haben Sie doch Mitleid mit mir!« – »Nelson, nicht aus Mitleid sage ich Ihnen, daß ich Sie liebe; es geschieht aus Dankbarkeit ... aus Liebe!« Ganz außer sich warf er sich mir zu Füßen, indem er mir die Hände küßte und dabei ein mattes Murmeln

hören ließ, welches ebensowohl Schmerz als Freude ausdrückte. In diesem Augenblicke öffnete die Königin die Tür halb, und als sie Nelson zu meinen Füßen sah, machte sie eine Bewegung, um sich zurückzuziehen. »O! kommen Sie herein, kommen Sie herein, Madame!« sagte ich; »Nelson hat mir soeben gesagt, daß er uns gehöre, und ich habe ihm gesagt, daß ich ihm gehöre. Wollen Eure Majestät geruhen, unserm Retter die Hand zum Kusse zu reichen.«

83. Kapitel.

Am nächsten Morgen war Staatsrat. Der König setzte die Lage der Dinge auseinander. Er verschwieg nichts von dem Unglück. Er hätte es eher noch größer gemacht, als es war, wenn dies möglich gewesen wäre. Der Admiral Caracciolo wurde in seiner Eigenschaft als Kommandant der Seemacht mit zu dieser Beratung zugezogen. Da man vom Meere her nichts zu fürchten hatte, weil die Engländer den Hafen bewachten, so fragte er, ob man ihm erlaube, die Seesoldaten in ein Korps von tausend bis zwölfhundert Mann zu vereinigen, sich an ihre Spitze zu stellen und gegen die Franzosen zu ziehen. Wenn er sich der Pässe in den Abruzzen bemächtigte, ehe der Hauptteil der neapolitanischen Armee dahin gelangte, so konnte er ihrer weitern Flucht ein Hindernis in den Weg legen und die Flüchtlinge mit Gewalt wieder sammeln.

Wie groß auch die Zahl der Soldaten sein mochte, die man in den verschiedenen Kämpfen gegen die Franzosen verloren, so mußte doch die neapolitanische Armee immer noch wenigstens viermal stärker sein, als die, vor welcher sie floh. Der König nahm dieses Anerbieten nicht an. Er zweifelte an der Ergebenheit Caracciolos, und argwöhnte, daß er die Truppen nur organisieren wolle, um sich dann mit ihnen den Patrioten anzuschließen.

Caracciolo ward durch diesen Verdacht, den er nicht verdiente, verletzt, und erklärte, indem er sich noch vor Schluß der Beratung zurückzog, daß er sich auf sein Schiff begebe, wo er die Befehle des Königs erwarte. Ehe er an Bord seines Schiffes zurückkehrte, ließ er sich jedoch bei der Königin melden. Bei der Königin war auch ein Kabinettsrat versammelt, nur bestand

dieser aus der Königin, Nelson, Sir William und mir. Seit dem Tage vorher hatte die Königin mit dem General-Kapitän ihre Flucht und die ihrer Familie beschlossen. Sie zögerte, Caracciolo zu empfangen, Sir William aber bestimmte sie dazu. Die Königin faßte mich beim Arm, denn sie wünschte, daß ich ihrer Unterredung mit dem Admiral beiwohne, ohne Zweifel, um ihm die Beharrlichkeit einer Freundschaft zu zeigen, die durch die direkten und indirekten Ratschläge, welche man gegen diese Freundschaft geben konnte, anstatt erschüttert, nur noch mehr befestigt ward. Vergebens bat ich sie, mich doch nicht einer neuen Beschimpfung von Seiten des neapolitanischen Fürsten auszusetzen. Sie erklärte mir, daß sie es so wünsche, und daß der Admiral bei dem geringsten zweideutigen Worte festgenommen werden würde. Gleich beim ersten Zusammentreffen konnte man aber leicht sehen, daß in diesem Augenblicke nichts dergleichen von Seiten Caracciolos zu fürchten sei. Nie war der Ausdruck der Ehrfurcht auf einem edlen Antlitze stärker ausgeprägt, als der, welchen mir auf dem des Fürsten lesen konnten.

»Madame,« sagte er, indem er sich verneigte, »der König hat uns soeben das Unglück der Landtruppen mitgeteilt, glücklicherweise aber ist die treue Seemacht noch unversehrt. Ich bin nicht gerufen worden, Eurer Majestät einen Rat zu geben, und doch würde ich, wenn Eure Majestät mir die Ehre erzeigten mich zu befragen, nachdem ich, wohlverstanden, bis zum letzten Augenblick ausgehalten und alles getan, um uns zu retten, den Rat geben, Ihre festländischen Staaten zu verlassen und nach Sizilien zu fliehen.«

»Dies ist auch meine Absicht, mein Herr,« sagte die Königin.

»Dann,« versetzte Caracciolo, indem er sich zum zweiten Male verneigte, »würde ich Eure Majestät inständig bitten, der 'Minerva' die Ehre zu erzeigen, sie zu ihrem Transportschiff zu wählen. Die 'Minerva' ist das beste Schiff des ganzen neapolitanischen Geschwaders, und in Anbetracht des Zustandes, in den die Schlacht bei Abukir die englische Flotte versetzt hat, könnte sie sogar in Schnelligkeit und Sicherheit mit dem Schiffe Lord Nelsons wetteifern. Wir sind jetzt in den schlechtesten Tagen für die Schiffahrt, ich kenne unsere Meere, und ich möchte fast sagen unsere Stürme. Niemand als ich könnte besser für das Wohl Eurer Majestät und Ihrer erhabenen Familie bürgen. In einigen Tagen kann die Fregatte so

eingerichtet werden, daß Eure Majestät darin einen würdigen Aufenthalt findet.«

»Es ist unnötig zu sagen,« fuhr Caracciolo fort, »daß, wenn, wie es scheint, Lady Hamilton und Sir William es für gut erachten, Eurer Majestät zu folgen, es mir eine große Ehre sein würde, sie an meinem Bord zu empfangen. Es würde dies sogar die größte sein, die mir zu Teil werden könnte, wenn ich nicht zu gleicher Zeit die hätte, Eure Majestät zu empfangen.« Das alles wurde in einem so würdigen, edlen und ehrfurchtsvollen Tone gesagt, daß die Königin nicht widerstehen konnte. Sie hielt dem Admiral die Hand entgegen. »Mein Herr,« sagte sie zu ihm, »an dem Tage, wo ich Sie brauche, werde ich Ihr Anerbieten nicht vergessen, und bis dahin danke ich Ihnen, es mir gemacht zu haben, in meinem und Lady Hamiltons Namen. Haben Sie mir noch etwas zu sagen, oder wünschen Sie etwas?« – »Ich habe Eurer Majestät zu sagen, daß ich Sie bitte, mich als Ihren treuesten Diener anzusehen, und daß ich. Ihnen meine ehrfurchtsvolle Huldigung zu Füßen zu legen wünsche.« Und indem der Admiral von neuem die Königin und mich grüßte, ging er rückwärts bis an die Tür, indem er mit erhabenem Zartgefühl die Würde seiner eigenen Person mit der Verehrung, die er der Majestät der Königin zollte, vereinbarte. Die Königin folgte ihm mit den Augen. »Dieser Beweis von Treue und Ehrfurcht rührt mich noch mehr um deinet- als um meinetwillen,« sagt sie zu mir; »aber es würde mir ebenso lieb gewesen sein, wenn der Admiral mir ihn gar nicht gegeben hätte.« Wir gingen wieder in das Zimmer zurück, wo wir Sir William und Lord Nelson gelassen hatten. Nelson schien ärgerlich zu sein, und da die Königin gar nicht von der Unterredung mit Caracciolo sprach und Nelson sie nicht fragen durfte, sagte er: »Madame, ich hoffe, Euer Majestät werden nicht vergessen, daß Sie sich zuerst an mich gewendet, und daß ich mich zuerst Ihnen zur Verfügung gestellt.« – »Seien Sie unbesorgt, lieber Admiral,« antwortete die Königin. – »Dann habe ich also Ihr Wort, Majestät,« sagte Nelson, »daß kein anderes Schiff, als das, welches ich kommandiere, die Ehre haben wird, Eure Majestät nach Sizilien zu bringen?« – »Sie haben es,« sagte die Königin, »aber dieses Wort bindet nur mich, Sir William und Mylady Hamilton. Was die Absichten des Königs sind, weiß ich nicht, und gedenke auch nicht, sie zu beeinflussen.« Nelson verneigte sich. »Eure Majestät wird mir also erlauben, demzufolge zu handeln?« – »Handeln Sie,

und wir sind überzeugt, daß alles, was Sie tun werden, zu unserem Besten sein wird.«

»Ich bitte die Königin um Erlaubnis, zwei oder drei Briefe zu schreiben, von denen sie die Güte haben wird, Kenntnis zu nehmen,« sagte Lord Nelson. Ich machte auf einem Seitentische Feder, Tinte und Papier zurecht, und gab Mylord dann ein Zeichen, daß alles bereit sei. Nelson setzte sich an den Tisch, gab mir zu verstehen, daß ich die Zeilen, so wie sie aus seiner Feder flossen, lesen könnte, und schrieb folgende zwei Briefe:

»Ganz geheim.

Neapel, den 10. Dezember 1798.

Mein lieber Truebridge!

Die Dinge sind hier in einem sehr kritischen Zustande, und ich wünsche, daß Sie ohne Verzug zu mir stoßen, indem Sie die ›Terpsichore‹ in Livorno zurücklassen, um den Großherzog zurückzubringen. Diese Maßregel ist unumgänglich notwendig, und ich schicke Ihnen wahrscheinlich bald den Kommandanten Campbell, um diesen Dienst zu verrichten. Der König ist wieder zurück und alles geht sehr schlecht. Um Gottes willen, beeilen Sie sich! Nähern Sie sich Neapel mit der größten Vorsicht. Ich werde wahrscheinlich in Messina sein; erkundigen Sie sich aber auf alle Fälle, wenn Sie an den liparischen Inseln vorüberkommen, damit Sie wissen, ob wir in Palermo sind. Ermahnen Sie Gages, so heimlich wie möglich zu Werke zu gehen. Er möge an Wyndham schreiben und ihm die notwendigen Mitteilungen über die Lage, in der wir uns befinden, machen, damit er seinerseits mit der größten Verschwiegenheit handle. Alle vereinigen ihre Grüße mit den Ihres treuen Freundes

Horatio Nelson.«

Der zweite Brief war an Kapitän Ball gerichtet mit derselben Empfehlung: »Ganz geheim.

Mein lieber Ball!

Ich wünsche, daß Sie mir sogleich den ›*Goliath*‹ schicken und daß Sie Foley Befehl geben, außerhalb des Leuchtturmes vor Messina zu kreuzen, bis er weitere Nachrichten erhält. Es ist sehr möglich, daß er mich dort sieht, mich und *andere*. Die Lage dieses Landes ist höchst traurig, fast alle sind hier Verräter oder Memmen. Gott segne Sie! Halten Sie dies alles geheim, und sagen Sie Foley bloß, er solle sich Neapel nur mit der größten Vorsicht nähern. Ich habe nichts aus England erhalten. Ich bin hier mit der ›Alkmene‹ und den Portugiesen.

Das ganze Haus sagt Ihnen mit Ihrem Freunde tausend Grüße.

»Horatio Nelson.«

»Der Kutter ›Flora‹ ist verlorengegangen, und ich kann Ihnen nichts schicken. Können Sie den ›Incendiary‹ absenden? Nur aber keine neapolitanischen Schiffe! *Sie sind alle Verräter in der Marine;* in Summa: überall herrscht Treulosigkeit.«

Man sieht aus den Zeilen, die ich unterstrichen habe, den Haß der englischen Marine gegen die neapolitanische scharf hervortreten und die ersten Blitze von Nelsons Eifersucht gegen Caracciolo aufzucken, einer Eifersucht, die für letzteren so verderblich war. Nelson übergab mir diese beiden Briefe, die ich Sir William gab, damit er der Königin die Stellen, die ihr dunkel scheinen könnten, erkläre. Nelson schrieb gewöhnlich mit einer lakonischen Kürze, die ihn in seiner eigenen Sprache zuweilen unverständlich für seine Landsleute machte, umsomehr aber für die Ausländer. Während die Königin mit Sir Williams Hilfe die beiden Briefe, die ich soeben angeführt habe, las, saß Nelson in Gedanken versunken, indem er seine Feder zwischen den Fingern rollte und zu zögern schien, ob er noch einen dritten schreiben sollte.

Endlich entschloß er sich.

An Lord Spencer.

Neapel, den 10. Dezember 1798.

Mein lieber Lord!

Erlauben Sie, daß ich in zwei Worten Sie in Kenntnis setze von dem, was soeben vorgefallen.

Die neapolitanische Armee ist von den Franzosen gänzlich geschlagen und die Flüchtlinge, werden von den Siegern bald nach Neapel zurückgeworfen werden. In diesen traurigen Umständen hat mir die Königin mein Ehrenwort abgenommen, sie nicht eher zu verlassen, als bis glücklichere Tage wiederkommen. Der König ist vergangene Nacht angelangt. Er war der Bote seines eigenen Unglücks. Er scheint so dicht verfolgt worden zu sein, daß er gezwungen gewesen ist, mit einem seiner Kammerherren die Kleider zu wechseln. Sie sehen, daß, da er zu einem solchen Rettungsmittel getrieben worden ist, die Gefahr wirklich vorhanden gewesen sein muß. Ich hoffe daher, daß die Admiralität nichts Unangemessenes darin sehen wird, daß ich bei der Königin bleibe, der ich, wie ich bereits gesagt, mein Wort gegeben habe. Helfen Sie mir durch Ihren hohen Einfluß es halten, sollte ich es selbst törichterweise gegeben haben. Sobald als wir vollständigere Nachrichten erhalten, werde ich sie Ihnen zukommen lassen.

Mit allen Gefühlen der Hochachtung zeichne ich als Ihr treuer Diener

H. Nelson.«

Diese drei Briefe boten allen Ereignissen die Spitze. Die Königin dankte Nelson dafür, und man wartete, nachdem diese ersten Maßregeln getroffen waren, mit mehr Ruhe. Der Kabinettsrat des Königs hatte keinen Entschluß gefaßt, die Sache wäre für ihn auch schmierig gewesen, denn man wußte, beim Lichte besehen, weiter nichts, als was der König selbst wußte, das heißt, daß die neapolitanische Armee geschlagen worden und auf der Flucht war. Indessen setzte man eine Proklamation auf, deren zweideutige Ausdrücke die Wahrheit der Tatsachen schlecht bemäntelten, und die sogleich an allen Straßenecken angeschlagen ward. Nur dumpfe Gerüchte von dem Ereignisse waren bis nach Neapel gedrungen, die bestimmte Nachricht von dem Unglück äußerte daher gleichsam die Wirkung einer platzenden Bombe. Was der General Mack gesagt, war vollkommen wahr. Es gab keine neapolitanische Armee mehr. Nicht als ob die Verluste, die sie auf dem Schlachtfelde erlitten, so groß gewesen wären, denn sie hatte kaum tausend Mann verloren. Da sie aber aus vollständig ungleichartigen Elementen zusammengesetzt war, so hatte sie sich beim ersten Angriff

aufgelöst und war verschwunden wie Rauch. So ward ein auf törichte Weise gereizter Feind, ein Feind, den man gottlos, grausam, Entheiliger der Religion, Verfolger seiner Priester usw. nannte, durch nichts gehindert, in das Königreich einzufallen und bis nach Neapel vorzudringen.

Der König wußte dies so gut, daß er, indem er darauf verzichtete, sich mit irdischen Waffen zu verteidigen, seine Sache in Gottes Hände legte, Gebete in den Kirchen anbefahl, um den Zorn des Himmels zu besänftigen, und die wegen ihrer Beredsamkeit berühmtesten Priester und Mönche aufforderte, die Kanzeln und selbst die Ecksteine zu besteigen, um durch alle nur möglichen Mittel das Volk zu bewegen, die Hauptstadt zu verteidigen.

84. Kapitel.

Man begreift die Wirkung, welche die königliche Proklamation und die Predigten der Priester und Mönche auf die Bevölkerung der Dörfer und der Stadt hervorbrachten. Als ich die Gefangennehmungen der Jakobiner und die Enthauptungen von Emanuel de Deo, Gagliani, Vitagliano erzählte, sagte ich, wie die Stimmung der mittleren und aufgeklärten Klasse von Neapel war. Die Klasse der Lazzaroni, das heißt die zahlreichste, vielleicht hunderttausend Seelen, war aber für den König und hielt die Franzosen für Gottlose und für mit dem Kirchenbanne Belegte und Ketzer. Die Proklamation des Königs war nichts anderes als ein Aufruf zur Straßenräuberei. Nun ist aber, sozusagen, die Straßenräuberei in den Abruzzen und in der Terra di Lavoro eine Nationalsache. Jeder nimmt die Flinte, das Beil oder Messer und macht sich auf, ohne ein anderes Ziel vor Augen als Zerstörung, mit keinem anderen Trieb als nur Plünderung. So unterstützt er seinen Anführer, ohne ihm zu gehorchen; er folgt seinem Beispiel, aber nicht seinen Befehlen. Massen waren vor den Franzosen geflohen, nur vereinzelte Scharen marschierten gegen sie; eine Armee war verschwunden.

Was die Vorgänge in der Stadt betrifft, so war hier die furchtbarste Verwirrung zu sehen. Eine ganze Klasse der Gesellschaft, der Mezzoceto, die, welche sich Patrioten nannten und die man Jakobiner hieß, hielten sich zu Haus eingeschlossen, denn sie fürchteten sich der Wut des Volkes

auszusetzen, die durch den Anblick eines langen Beinkleides oder eines à la Titus frisierten Kopfes bis aufs höchste gesteigert werden konnte. Ungeheure Zusammenrottungen bildeten sich auf allen Plätzen, auf dem Largo Castello, auf dem Largo de la Trinita, auf dem Largo delle Pigne, auf dem Mercatello, auf dem Altmarkt, kurz überall, wo man Gerüste gebaut, und wo von diesen Gerüsten herab mit einem Kruzifix in der Hand ein Mönch predigte. Die Lazzaroni betrachteten sich als die Häupter dieser Versammlungen, stellten sich an die Spitze derselben und liefen durch die Toledostraße, die Chiaja und die Santa Lucia, indem sie riefen: »Es lebe der König, Tod den Jakobinern! Tod den Franzosen!« Vor ihnen schlossen sich alle Türen, alle Läden, alle Fenster. Als der Abend kam, zündete man, da man im Dezember stand und das Wetter regnerisch und kalt war, große Feuer an und verbrachte die Nacht in ihrer Nähe, indem man trank, sang und heulte.

Die Königin sah oft zu den Fenstern hinaus und konnte nicht umhin, über den Sturm zu erschrecken, den sie zu entfesseln beigetragen hatte, ohne zu wissen, ob unter diesen Windstößen nicht auch der Thron untersinken würde. Indessen faßte der König bei dem Anblicke des allgemeinen Aufstandes, bei den Nachrichten, die aus der Provinz kamen, wieder einigen Mut. Er ließ den schwachen Willen merken, den Widerstand zu organisieren und die Franzosen zu erwarten. Die Bauern fuhren fort Wunder des Fanatismus, und die Offiziere Wunder der Feigheit zu vollbringen. Tchudy, ein alter Oberst aus der Schweiz, der in Gaëta kommandierte, hatte die Tore dieser Festung geöffnet, obgleich dieselbe für uneinnehmbar galt. Civitella del Tronto, eine Festung, die auf einem unzugänglichen Berge lag, wurde von einem Spanier, dessen Name ich nicht mehr weiß, verteidigt. Nach zehn Stunden Belagerung ergab er sich mit seiner ganzen Garnison als Kriegsgefangener. Der Gouverneur des Forts von Pescara wartete gar nicht einmal, bis die Belagerung begann, sondern ergab sich bei den ersten feindseligen Kundgebungen. Dafür aber sengten, würgten und metzelten die Bauern alles nieder, was ihnen unter die Hände kam. Sie hatten sich der Stadt Teramo bemächtigt, die sie den Franzosen wieder abgenommen. Eine Masse Freiwillige waren aus der Terra di Lavoro ausmarschiert, und zogen den Garigliano entlang, indem sie die Brücken abbrachen, sich auf der Landstraße in den Hinterhalt legten, und Boten, einzelne Leute, ja sogar kleine Abteilungen von Soldaten ermordeten.

Auf der andern Seite, und wenn auch Gaëta, Civita del Tronto und Pescara sich ergeben hatten, so war Capua standhaft, und Macdonald erlitt hier einen schweren Verlust. Duhesme war vor demselben Capua mit zwei noch blutenden Wunden angekommen, dem General Maurice Mathieu war eine Kugel durch den Arm gegangen; der Oberst von Arnaud war gefangen genommen worden, der General Boisregard war getötet und Championnet kam keuchend aus der Terra di Lavoro heraus – und nannte die noch unbekannten Namen Fra Diavolo und Mammone, welche später eine so traurige Berühmtheit erlangen sollten. Die Täuschung verschwand. Wenn die Franzosen auch immer unbesiegbar waren, so waren sie doch wenigstens nicht mehr unverwundbar. Auch sagte man, daß die Franzosen sich bei Capua nicht in der Hoffnung, dasselbe einzunehmen, vereinigten, sondern um sich einen ehrenhaften Rückzug zu bereiten. Alle diese Nachrichten gaben den Neapolitanern das Vertrauen wieder, Ferdinand war so geliebt, daß er die Mißliebigkeit Actons und der Königin beim Volke nicht bloß aufwog, sondern auch vergessen machte. Jene eilige Flucht, die dem König die Achtung aller Leute von Charakter geraubt, hatte nur dazu beigetragen, ihn den Lazzaroni noch werter zu machen. Einer sagte dem andern wiederholt, daß Ferdinand, von seiner Armee verraten, gekommen sei, sich in ihre Mitte zu flüchten. Übrigens sagten sich die vernünftigen Freunde des Königtums – und wenn es deren auch nur wenige gab, so konnte man doch in Neapel noch eine ziemliche Zahl zusammenbringen – daß noch vierzigtausend Mann in den Händen Macks und Damas' seien, daß Nascelli acht- bis zehntausend aus Toscana zuführen könne, daß die bewaffneten Banden, die beim Aufrufe des Königs entstanden waren und die im Lande umherschweiften, wenigstens fünfzehntausend Mann betragen würden. Alle diese vereinigten Kräfte bildeten eine Totalsumme von sechzig- bis fünfundsechzigtausend Mann, gestützt auf eine Stadt von fünfhunderttausend Einwohnern, und auf die dreifache Flotte der Engländer, Portugiesen und Neapolitaner.

So war es augenscheinlich, daß in diesem Ozean von Menschen zehn- bis zwölftausend Franzosen verschlungen werden und verschwinden mußten. Dies alles aber beruhigte Karolinen nicht. Sie fühlte bei dem Widerwillen, den sie gegen die Neapolitaner empfand, daß diese sie haßten. Acton hatte ebenso wie sie das Gefühl dieses Hasses. Auf der andern Seite hatte sich die Furcht der Staatsinquisitoren vom ersten Augenblicke an bemächtigt.

Castelcicala, Vanni, Guidobaldi wußten sich von geheimer Rache umgeben und verstärkten, indem sie um die Wette zitterten, die Fluchtpartei. Nelson, der in Sizilien für alles bürgte, haftete in Neapel für nichts. Aber wenn der König in Neapel blieb, so durfte niemand wagen, ihn zu verlassen. Deshalb mußte man den König dazu bestimmen, indem man ihn durch irgend ein furchtbares Schauspiel erschreckte, und sozusagen aus Neapel hinausjagte. Wenn in dem Ereignis, welches ich erzählen will, ein Verbrechen lag – worüber ich weiter nicht entscheiden will – so war dieses Verbrechen von der Königin und Acton beschlossen und ausgeführt.

Ich habe bereits ein Wort von der Verlegenheit gesagt, die Ferrari verursachte, weil er dem König eine falsche Depesche überbrachte. Wenn der König nun in einem solchen Augenblicke auf irgend eine Weise erfuhr, daß er getäuscht worden war, so konnte sein Zorn ein furchtbarer werden. Nun aber war am Abend des 19. Dezember eine Depesche aus Wien gekommen, und die Königin, die stets auf der Lauer lag, hatte dieselbe aufgefangen. Diese Depesche hätte dem König, wenn sie bis zu diesem gekommen wäre, alles offenbart. Der Kaiser schrieb nämlich seinem Neffen, daß er, indem er vor der Zeit gehandelt, die Sache Europas verraten habe, und daß er verdiene, seinem Schicksale überlassen zu werden. Von diesem Augenblicke an war über Ferrari, der bis jetzt bloß gerichtet war, der Stab gebrochen und sein Tod bestimmt, den König zu schrecken. Ich wiederhole es, in dieser ganzen Sache spreche ich nur vom Hörensagen, und wenn ich mir geschworen hätte alles der strengsten Wahrheit gemäß zu gestehen, so würde ich diese Tat mit Stillschweigen übergehen, weil ich die Richtigkeit hier nicht so bestätigen kann, wie bei Sachen, bei denen ich selbst beteiligt gewesen bin. Ich glaube von einem gewissen Pasquale de Simone gesprochen zu haben, der im Solde der Königin stand und den man deshalb den Sbirren oder Häscher der Königin nannte. Er erhielt, sagte man, fünftausend Dukaten mit dem Befehle, einen Teil davon unter das Volk, besonders unter die Hafenarbeiter und Seeleute, zu verteilen. Es handelte sich darum, sich eines Mannes zu entledigen, den Pasquale de Simone dem Zorne des Volkes dadurch bezeichnen würde, daß er ihn einen Jakobiner nannte. Am 20. Dezember, gegen zehn Uhr abends, kam Ferrari aus dem Palais, um ein Billett des General-Kapitäns an Lord Nelson zu besorgen. Pasquale de Simone wartete auf ihn in der Nähe der Straße del Piliero, d. h. an der Ecke des Kai, dem Hafendamme gegenüber. Durch ein Zeichen gab

er den Seeleuten zu verstehen, daß dies der Mann sei, von dem die Rede war. Die Seeleute antworteten durch ein anderes Zeichen, daß sie ihn verstanden hätten. Ferrari sprang ohne irgendwelches Mißtrauen vom Kai in ein Boot und befahl zweien der Seeleute, ihn an Bord von Nelsons Schiff zu bringen. Die Ruderer verlangten im voraus bezahlt zu werden.

Ferrari gab ihnen vier Carlins. Es war dies gut bezahlt. Die Seeleute forderten einen Piaster. »Nehmt euch in acht, was ihr tut,« sagte Ferrari; »ich bin der Kurier des Königs.« – »Du?« antwortete einer der Seeleute, ermutigt durch ein Zeichen von Pasquale de Simone. »Wir kennen dich, du bist ein Jakobiner.«

Kaum war das Wort gesprochen, so blitzten auch schon zwanzig Messer und der unglückliche Ferrari fiel, von Stichen durchbohrt. Den Tag vorher hatte eine große Demonstration stattgefunden, die den König in seinem Entschlüsse, in Neapel zu bleiben, nicht wenig bestärkt hatte. Eine ungeheure Menge Volkes hatte sich auf dem Schloßplatze versammelt, indem sie rief: »Tod den Jakobinern!« Zugleich hatte man nach ihren Namen gefragt, um sie alle niederzumetzeln, und zu verstehen gegeben, daß, wenn erst die inneren Feinde vernichtet seien, es leicht sein würde, auch die äußeren Feinde zu vertilgen. Bei dem wütenden Geschrei, welches die Menge erhob, hatte sich der König auf dem Balkon gezeigt, dem Volke durch Gebärden und Worte gedankt und den Fürsten Pignatelli unter die Menge geschickt, mit dem Auftrage, mit ihren Anführern zu sprechen und ihnen zu sagen, daß die Abreise des Königs, die man vor der Zeit gemeldet, noch lange nicht bestimmt sei, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach der König, wenn er sicher sein könnte, durch das Volk unterstützt zu werden, bleiben würde.

Und das Volk hatte gerufen:

»Für Gott und den König sind wir bereit, uns vom ersten bis zum letzten umbringen zu lassen!«

Das war die Demonstration, welche die Königin und die ganze Fluchtpartei so sehr erschreckt hatte. Den nächsten Tag, zu derselben Stunde, hörte der König denselben dumpfen Lärm, der mit Heulen und Geschrei vermischt war, wie es der Pöbel aller Länder und besonders der Pöbel Neapels hören

läßt. Der König glaubte, es wäre eine harmlose oder wenigstens nur den Worten nach feindselige Demonstration, und begab sich wie gewöhnlich auf seinen Balkon. Die Menge kam dieses Mal von der Seite des Theaters San Carlo herauf und rollte etwas Unförmliches mit sich fort, was der König vergebens zu erkennen bemüht war. Man hörte nur das Geschrei:

»Der Jakobiner! Tod dem Jakobiner!«

Der König fing an zu begreifen, daß dieser unförmliche, blutende, durch den Kot geschleifte Gegenstand sehr wohl der Körper eines Menschen sein könne. Der Körper dieses Menschen, wenn es wirklich ein Körper war, konnte aber nur der eines Feindes sein, und der König war so ziemlich derselben Meinung wie König Carl der Neunte, welcher, indem er den Leichnam des Admirals Coligny betrachtete, sagte: »Die Leiche eines Feindes riecht immer gut!« Somit empfing er die Menge mit seinem gewohnten Lächeln. Als aber die Menge, um dieses Lächeln auf angemessene Weise zu beantworten, den Leichnam aufrichtete, erkannte der König nach einem Augenblicke des Zögerns Ferrari, stieß einen Schrei des Entsetzens aus, wankte zurück, und fiel, die Augen mit den Händen bedeckend, in einen Lehnstuhl. Diesen Augenblick hatte die Königin eben abgewartet. Sie trat ein, nahm den König beim Arm und führte ihn fast mit Gewalt an das Fenster.

»Sehen Sie,« sagte sie, »mit unseren Dienern fängt man an; mit uns wird man aufhören. Das ist das Schicksal, was uns, Ihnen, mir und unsern Kindern, vorbehalten ist!«

»Geben Sie Befehl, und reisen wir ab!« rief Ferdinand, indem er sein Fenster zuwarf, und sich in den Hintergrund seiner Zimmer zurückzog. Die Partie war gewonnen.

85. Kapitel.

Sowie dieser Entschluß gefaßt war, schrieb die Königin an Nelson, der mit gewohnter Eile herbeikam. Sie meldete ihm ihre Abreise, nur der Tag war noch nicht bestimmt. Wenn ich sage der Tag, so sollte ich eigentlich sagen: die Nacht, denn man kam überein, daß die königliche Familie Neapel verlassen sollte, ohne jemandem vorher von dieser Flucht etwas mitzuteilen. Die Königin wendete sich an Nelson und nicht an Caracciolo. Sie tat dies aus zwei Gründen. Der erste war vielleicht die Antipathie, die ihr der neapolitanische Fürst einflößte, obgleich sie nicht umhin konnte, dem Edelmute seines Charakters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; der zweite und wahrscheinlich hauptsächlichste aber war, daß Karoline einen Neapolitaner nicht die Reichtümer sehen lassen wollte, welche sie mit fortnahm, aus Furcht, daß das Gerücht davon sich in der Stadt verbreiten möchte. Da das Fortschaffen der wertvollsten Gegenstände noch denselben Abend geschehen sollte, so schickte Nelson sogleich folgenden Befehl an den Kapitän Hope, Kommandanten der »Alkmene«: »Drei Barken und der kleine Kutter der ›Alkmene‹, nur mit Säbeln bewaffnet, hat sich punkt halb acht Uhr an der ›Viktoria‹ einzufinden. Eine einzige Barke wird an den Kai anlegen. Die Barken sollen sich vor sieben Uhr am Bord der ›Alkmene‹ vereinigen, unter dem Befehle des Kommandanten Hope. Die *Enterhaken* in den Schaluppen. Alle anderen Schaluppen des ›Vanguard‹ und der ›Alkmene‹ werden mit großen Messern bewaffnet und die kleinen Boote mit ihren Caronnaden sollen sich an Bord des ›Vanguard‹ unter dem Kommando des Kapitän Hardy vereinigen, der sich punkt halb neun davon entfernen wird, um auf der Hälfte des Weges nach Molo-Siglio in See zu stechen. Jede Schaluppe ist mit vier bis sechs Soldaten zu bemannen. Im Fall man Hilfe brauchte, gebe man Feuersignale. H. Nelson.«

Das Rendezvous hatte man sich an der »Viktoria« gegeben, weil der Kai der »Viktoria« gerade dem Paläste der englischen Gesandtschaft gegenüber lag, und weil ich, ohne bemerkt zu werden, hierher die kostbarsten Kleinodien der Königin bringen und bringen lassen konnte. Diese Kostbarkeiten sollten mir im Laufe des Tages in zwei oder drei Kisten verpackt zugeschickt werden. Da man aber auch alle Kunstgegenstände, wie Statuen und

Gemälde, die man zusammenbringen konnte, mitnehmen wollte, so mußte man einen andern Weg ausfindig machen. Eine alte Tradition des Schlosses sagte, daß unter dem Schlosse ein Gang existiere, der mit dem Meere in Verbündung stünde. Es handelte sich nun darum, diesen Gang zu entdecken. Dieselbe Tradition sagte, daß dieser unterirdische Gang seit der Zeit der spanischen Herrschaft nicht wieder geöffnet worden wäre. Die Königin ließ den ältesten der Diener des Schlosses kommen. Es war dies ein Mann von vierundachtzig Jahren. Er war folglich 1714 geboren und 21 Jahre alt gewesen, als Karl der Dritte zum König von Neapel ernannt worden war. Er war ehemals Schlosser des Palastes gewesen, und war jetzt pensioniert. Sein 58 Jahre alter Sohn war aber sein Nachfolger und nahm denselben Posten im Schlosse ein. Der Greis sammelte seine Erinnerungen und versprach diesen Gang wieder aufzufinden mit Hilfe seines Sohnes, für den er wie für sich selbst, bürgte. Soviel wie er sich erinnern konnte, war dieser Gang eine Klafter breit und acht bis neun Fuß hoch. Die Statuen und Gemälde konnten folglich auf diesem Wege fortgeschafft werden. Der Greis erhielt Befehl, sich an die Wiederaufsuchung des unterirdischen Ganges zu machen und die Königin zu benachrichtigen; sobald er ihn gefunden haben würde. Eine halbe Stunde später kam er wieder herauf. Er hatte die innere Tür erkannt; sein Sohn erwartete die Befehle der Königin, um diese Tür zu öffnen, denn was aus dem Schlüssel geworden sei, wußte man natürlich nicht. Die Königin wollte niemandem die Ausforschung des Ganges anvertrauen. Ihre Gegenwart hätte der Operation eine zu große Wichtigkeit verliehen, und ich übernahm daher diese Aufgabe. Man nahm Fackeln und ich folgte dem Greise hinunter. Das Souterrain stand in Verbindung mit den Kellern des Schlosses, nur war die Tür verborgen hinter einer Reihe leerer Tonnen, die in dem Augenblicke, wo man sie berührt, in Staub zerfallen waren, da sie vielleicht schon seit Dreivierteljahrhundert hier lagen. Ich befahl dem Schlosser, die Gittertür zu öffnen, was nicht ohne gewisse Schwierigkeit geschehen konnte, weil der Rost das Schloß und die Angeln verdorben hatte. Indessen es gab endlich nach.

In dem Augenblicke, wo wir in diesen dunklen, von Stickluft angefüllten Gang eindringen wollten, fehlte mir der Mut. Es schien mir, als ob ich auf diesem klebrigen Boden allen Alten kriechender Tiere begegnen müßte. Dennoch ging ich mit dem jüngsten der beiden Männer hinein. Der Greis blieb zurück, um die Tür zu bewachen.

Das Souterrain machte Biegungen, die dessen Länge verdoppelten; die Luft darin war feucht, und eiskalte Wassertropfen fielen von der gewölbten Decke.

Ich bemerkte, daß ich mich dem entgegengesetzten Ende näherte, an dem Aufflattern von drei oder vier Fledermäusen, die ich in ihrer Ruhe aufscheuchte, und die wieder hundert andere erweckten. Des Tages flüchteten sie sich in diesen dunklen Gang und des Abends flogen sie zwischen den Stäben des Gittertores, welches nach dem Kriegshafen führte, heraus.

Ungeachtet des Schreckens, welchen mir dieses unheimliche Aufflattern einflößte, schritt ich weiter, und bald erblickte ich das Tageslicht.

Wie man gesagt, ging die entgegengesetzte Öffnung auf das Meer, und der zwölf bis höchstens fünfzehn Fuß breite Kai erlaubte alles, was man wünschte, leicht an Bord der Schaluppen zu schaffen, die am Landungsplatz anlegten. So konnte man noch an demselben Abende mit dem Fortschaffen anfangen, indem man die Kisten in die Keller hinabtrug. Ich ging wieder hinauf, um der Königin diese gute Nachricht zu bringen. Sie erklärte, daß sie an meiner Stelle vor Furcht gestorben sein würde, da sie den größten Abscheu vor Fledermäusen hege. Und wirklich war diese Furcht der Königin vor diesen Tieren der Grund, daß die königliche Familie für ihre Flucht nicht den neuen Weg benutzte, dessen, wenn auch nicht Christoph Columbus, doch wenigstens Vasco de Gama ich war. Der ganze Tag wurde verwendet, um Kisten zu machen, in welche man alles packte, was man sich an Gold bei der Bank, bei dem Leihhaus und bei anderen öffentlichen Anstalten verschaffen konnte.

Übrigens waren seit Donnerstag den 19. die Segelmeister beauftragt, die Kajüten auf dem »Vanguard« für den König, die Königin und die königliche Familie herzurichten. Die Maler waren in den Kajüten der Offiziere unter dem Hinterteil des Schiffes tätig, weil dieser Raum bestimmt war, der Salon der königlichen Familie zu werden. In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag wurden die ersten Kisten an Bord geschafft. Der Graf von Thurn war es, der diesen ganzen Transport zu besorgen hatte, da man dazu, wie gesagt, keinen Neapolitaner verwenden wollte. Der Freitag verging mit derselben Arbeit, die man so viel wie möglich nach

außen hin geheim hielt; denn die Zusammenrottungen fanden immer noch statt und der Palaisplatz füllte sich alle Augenblicke mit Lazzaroni, welche riefen: »Es lebe der König! Tod den Jakobinern! Tod den Franzosen!« Die Abreise wurde für die Nacht vom 21. zum 22. festgesetzt. Der König wollte sich nicht an einem Freitage einschiffen; aber die Königin bestand darauf, denn sie fürchtete, er möchte seinen Entschluß ändern, spottete über seinen Aberglauben und setzte es durch, daß man sich noch an demselben Abend einschiffte. Am 20. hatte der Admiral Caracciolo Befehl empfangen, sich bereit zu halten, den »Vanguard« zu begleiten, und man hatte ihn glauben lassen, daß die Königin, die königliche Familie, Sir William Hamilton und ich uns an Bord des »Vanguard« einschiffen würden, daß der König aber die Reise an Bord der »Minerva« machen werde, was alle widerstreitenden Ansprüche miteinander versöhnt und aus dem neapolitanischen Admiral keinen Feind gemacht haben würde. Am 21. gegen Mittag wurde Nelson benachrichtigt, daß die Abreise am Abend stattfinden werde, und er erteilte demgemäß dem Grafen Thurn seine Befehle.

Er schrieb unter andern zwei Briefe, an den Marquis von Nizza und an den Kapitän Hope. Der Zweck dieser Briefe war, die Schiffe der neapolitanischen Flotte verbrennen zu lassen, weil daraus feindliche Schiffe werden konnten, wenn sie in die Hände der Franzosen, oder Schiffe der Rebellen, wenn sie in die der Patrioten fielen.

Man begreift wohl, welche Unruhe während dieses ganzen unglücklichen Freitags in dem Palast herrschte. Die Königin, welche die Abreise gewollt und beschleunigt hatte, weinte vor Wut und war nahe daran, Gegenbefehl zu erteilen. Der Fürst Pignatelli ward zum Generalvikar des Königreiches ernannt. Man hatte einen Brief von Mack erhalten, welcher meldete, daß er nach Neapel kommen wolle, um die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen. Man ließ für ihn ein Diplom als Generalleutnant des Königreichs zurück. Der Fürst Pignatelli fragte, wie weit sich seine Vollmacht erstrecke. »Bis zum Verbrennen Neapels!« antwortete die Königin. »Sie haben das Recht über Leben und Tod bei dem Mezzoceto und dem Adel; hier ist nur das Volk gut.«

Um sechs Uhr abends versammelte sich die ganze königliche Familie in den Zimmern der Königin. Außerdem waren noch Sir William, ich, der

österreichische Gesandte und seine Familie da. Der König hatte den Wunsch geäußert, den Kardinal Ruffo mitzunehmen, die Königin aber, die den Prälaten verabscheute, hatte sich dem widersetzt. Demzufolge hatte sich der Kardinal auf der »Minerva« eingeschifft. So hatte der Admiral Caracciolo nun durch Seine Eminenz erfahren, daß er der Ehre, den König zu führen, beraubt sei. Sein Stolz als Fürst und sein Patriotismus als Neapolitaner hatten durch diese Nachricht eine doppelte Wunde erhalten. Er wollte dem König augenblicklich seine Abdankung zuschicken, aber Ruffo bewog ihn, seine Pflicht bis zuletzt zu erfüllen, und seine Entlassung nicht eher einzureichen, als nach der Ankunft in Palermo. Die Kunde von der Abreise des Königs hatte sich, wie gut auch das Geheimnis bewahrt worden war, in der Stadt verbreitet. Man muß Neapel kennen, um eine Idee von dem Tumult zu haben, der während des Tages in der Umgegend des Palastes herrschte. In Neapel gleichen die Äußerungen der Liebe so sehr den Ausbrüchen des Hasses, daß man hätte glauben können, das ganze Volk, welches fürchtete, seinen König zu verlieren, habe sich in der Absicht, ihn zu erwürgen, hier versammelt. Um halb elf Uhr legte der Graf von Thurn mit den Schaluppen an dem Fuß der Treppe an, die unter dem Namen der Treppe des Caraco bekannt ist. Dann stieg er hinauf, um die Tür der oberen Treppe zu öffnen, die in die königlichen Gemächer ging. Als er aber die Tür dieser Zimmer öffnen wollte, zerbrach er den Schlüssel in dem Schloß, so daß man gezwungen war, die Tür aufzusprengen.

Der König stellte sich hierauf an die Spitze der Kolonne, indem er eine Wachskerze in der Hand hielt. Als er aber auf die Hälfte der Treppe gekommen war, hörte er Geräusch von dem sogenannten Riesenhügel her, und da er fürchtete gesehen zu werden, so blies er die Wachskerze aus. Wir befanden uns nun in furchtbarer Finsternis, inmitten welcher wir gezwungen waren, uns weiterzutasten. So erreichte man den Molo Eiglio, aber das Meer ging so hoch, daß man nicht wagte, sich der Gefahr auszusetzen und aus dem Hafen auszulaufen. Wir warteten daher in den Barken, indem wir uns in unsere Mäntel und Shawls hüllten, und da man vergessen hatte, den kleinen Prinzessinnen ihre Abendmahlzeit zu geben, so verlangten diese zu essen, und wollten vor Hunger umkommen. Ein Matrose hatte Sardellen, die sie ohne Brot aßen, worauf sie schlechtes, verfaultes Wasser dazu tranken. Endlich, als das Meer sich beruhigt hatte, steuerten wir auf den »Vanguard« los und stiegen kurz vor Mitternacht an

Bord. Ungeachtet der Anordnungen, die Lord Nelson getroffen, fühlte sich der König und die königliche Familie auf dem »Vanguard« sehr eingeschränkt. Zehn Personen hatten die Kajüte des Admirals und die der Offiziere eingenommen, ohne Sir William und mich, den österreichischen Gesandten und seine Gattin mitzurechnen. Diese zehn Personen waren der König, die Königin, der Kronprinz, seine Gemahlin, die kleine Prinzessin, von der sie vor kurzem erst entbunden, der junge Prinz Leopold, Prinz Albert und die Prinzessinnen Marie Christine, Marie Amalie und Marie Antonie. Einen Augenblick hatte der König, da er sich so beschränkt sah, Lust, dem Admiral Caracciolo das Versprechen, welches man ihm gegeben, zu halten und sich auf dessen Schiff zu begeben. Die Königin jedoch gab durchaus nicht zu, daß der König sich von seiner Familie trenne.

Der Tag brach mit frischem, aber unglücklicherweise widrigem Winde an. Man hörte von dem »Vanguard« aus die Aufregung in der Stadt wie das Knurren eines riesigen Bären. Und wirklich hatte das Volk gehört, daß Ferdinand, trotz seines Versprechens, es verlassen, und Plakate, die an allen Straßenecken, auf allen Plätzen, an allen Kreuzwegen angeschlagen waren, meldeten, daß Fürst Franz Pignatelli zum Generalvikar mit unumschränkter Vollmacht ernannt worden; daß Mack General-Kapitän der geschlagenen Armee sei, und daß der Minister Simonetti aus dem Finanzdepartement geschieden sei, um dem Bankier Zurlo Platz zu machen. Alle diese Ernennungen waren auf Befehl des Königs erfolgt, vom vorigen Tage datiert und von seiner eigenen Hand geschrieben. Man erzählte die Antwort, welche die Königin dem Fürsten Pignatelli gegeben, als man ihn gefragt, bis wie weit sich seine Vollmacht erstrecke: »Bis zum Verbrennen Neapels.« – Die Kais waren von Menschen angefüllt, aber das Meer war zu wild, als daß eine Barke sich hätte der Gefahr aussetzen mögen. Man sah Gruppen, die sicherlich Deputationen waren, aber diese Gruppen verschwanden eine nach der andern, nachdem sie einen Augenblick am Ufer des Meeres verweilt, denn kein Schiffer wollte sich dazu verstehen, sie bis an das Admiralsschiff, von dessen Mast die Flagge des Königs wehte, zu bringen. Während der Nacht wurde der Wind schwächer, blieb aber immer noch widrig. Bei Tagesanbruch überschwemmte die Menge die Kais wieder. Sie begrüßte die englische Flotte mit lautem Geschrei, da sie ohne Zweifel hoffte, der König würde seinen Entschluß ändern, und wirklich sahen wir, als das Meer wieder ruhig wurde, die Deputationen, die wir den

Tag vorher vergebens auf dem Kai verweilen gesehen, nicht nur wieder erscheinen, sondern auch sich einschiffen und sich dem »Vanguard« nähern. Es war eine dreifache Deputation, nämlich: eine von der Geistlichkeit, mit dem Erzbischof Capece Zurlo an der Spitze, eine andere von den Baronen des Königreichs und eine dritte von dem Magistrat und Gemeinderat. Sie kamen alle, um den König anzuflehen, nicht abzureisen, und verbürgten sich mit ihrer Ehre dafür, ihn bis aufs äußerste zu verteidigen. Der König aber wollte niemanden empfangen, ausgenommen den Kardinal und Erzbischof von Neapel. Er ließ die Barken die Runde um den »Vanguard« machen, und die, welche sich darin befanden, vergebens die Hände zum Himmel erheben. Der Erzbischof Capece Zurlo bot alles mögliche auf, um Se. Majestät zurückzuhalten, der König aber war unbeugsam. »Monsignore,« sagte er, »das Land hat mich verraten, ich werde sehen, ob das Meer mir treu sein wird.« Der Erzbischof verließ, den »Vanguard«, den Tod im Herzen und indem er erklärte, daß, er nicht voraussagen könne, was Neapel nun, da es sich selbst überlassen sei, tun werde. »O!« murmelte die Königin, »wenn Sie nicht wissen, was Neapel machen wird, so weiß ich wohl, was ich ihm antun werde, wenn ich jemals wieder den Fuß hineinsetze.«

86. Kapitel.

Gegen fünf Uhr sprang der Wind um, man machte sich segelfertig und lichtete den Anker um sieben Uhr. Dann brach man auf, von der Fregatte »Minerva« und zehn bis zwölf Handels- oder Transportschiffen begleitet. Aber kaum waren wir an Capri vorüber, so wurden wir von einem heftigen Sturm erfaßt. Es war, als ob das Meer, ebenso untreu wie das Land, den König auch verraten wollte. Der ganze Montag ging in Kämpfen gegen den Sturm hin. Die Nacht war furchtbar; die drei Bramstangen und der Bugspriet zerbrachen. Zwanzigmal dachten wir, das Schiff würde auseinandergehen, so schrecklich war das Krachen. Man wird sich schwerlich eine Idee von dem Zustande machen, in dem sich die königliche Familie befand. Der vom Schrecken niedergeschmetterte König befahl sich allen Heiligen und besonders dem heiligen Franziskus von Paula, dem er ganz besonders zu vertrauen schien und dem er, wenn er ihn rettete, eine ebenso schöne Kirche wie die Peterskirche zu Rom versprach. Von seiner

Familie sprach er dabei gar nicht; ohne Zweifel aber war diese mit darunter verstanden. Die kleinen Prinzessinnen waren vor Hunger und Seekrankheit dem Tode nahe; der Kronprinz schien ebenso niedergeschlagen zu sein wie sein Vater; die Prinzessin Clementine lächelte, ihre Tochter in den Armen haltend, melancholisch den Himmel an. Die Königin war düster und in Gedanken versunken. Von Zeit zu Zeit kam Nelson, der auf dem Verdeck blieb, um über die Sicherheit seiner erlauchten Passagiere zu wachen, herab, um uns ein Wort der Ermutigung zu sagen, welches ich nur mit einer Bewegung der Hand oder mit einem Blick beantwortete, und da es hauptsächlich dieser Blick, dieses Zeichen mit der Hand war, was er sich holen wollte, so stieg er dann zufrieden wieder hinauf. Gegen Morgen hellte sich der Himmel ein wenig auf. Nelson sagte uns, er glaube, es werde nun zwei Stunden Ruhe sein, und wenn wir einen Augenblick auf das Verdeck steigen wollten, so würden wir uns wohlfühlen. Man würde übrigens diesen Augenblick zugleich benützen, um die Kajüten etwas in Ordnung zu bringen. Der König, der den größten Teil der Nacht auf den Knien im Gebet verbracht, atmete wieder auf und ging uns mit gutem Beispiel voran, indem er den einzigen Arm Nelsons ergriff, und mit diesem auf das Verdeck stieg. Die Königin folgte ihm. Als sie sich allein und wankend der Treppe näherte, sprang ich auf Sie zu, um sie zu stützen. Nelson kam wieder mit dem Kapitän Hardy herunter, um der Kronprinzessin und den jungen Prinzessinnen den Arm zu geben. Was den Kronprinzen betrifft, so war dieser erschöpfter und niedergeschlagener als irgendeiner von uns. Der jüngste der Söhne der Königin blieb, unfähig sich zu bewegen, in seiner Hängematte liegen.

Das Verdeck des »Vanguard« bot ein Schauspiel von Verwirrung dar, die nicht weniger groß war, als die unserer Kajüte. Die Matrosen benutzten den Augenblick Ruhe, den ihnen der Sturm gewährte, um die zerbrochenen Stangen durch neue zu ersetzen, und machten sich auf den Wiederbeginn des Sturmes gefaßt. Der König, der sich auf die Schanze des Schiffes gestützt hatte, blickte mit neidischen Augen auf die Fregatte des Admirals Caracciolo, die zu unserer Linken hinsegelte und ein bezaubertes Schiff zu sein schien. Nichts von seinem Tauwerke, nichts von seinem Tafelwerke war beschädigt, und es schien gänzlich verschont zu bleiben von den ungeheuren Wellenschlägen, in deren Folge wir mit einer Bewegung dahinrollten, die der eines Pferdes glich, welches sein Reiter galoppieren

läßt. »Sehen Sie dort, Madame!« sagte der König zu Karoline. Und er zeigte ihr die »Minerva«. »Nun?« fragte ihn die Königin. – »Nun, Sie sind schuld, daß ich auf diesem Schiff und nicht auf jenem bin.« – »Es sich sehr glücklich,« antwortete die Königin, »daß der Admiral nicht italienisch versteht.« – »Und warum?« – »Weil es meiner Meinung nach schon genug ist, daß er einen feigen König führt, ohne daß Sie ihm noch beweisen, daß er es mit einem undankbaren König zu tun hat.« Und sie drehte ihm den Rücken zu. »Nennen Sie mich so undankbar, wie Sie wollen,« sagte der König, ohne das erste Prädikat zu rügen; »deswegen ist es nicht weniger wahr, daß ich lieber auf der Fregatte Caracciolos als auf dem ›Vanguard‹ sein möchte.«

Man hatte mir soeben gesagt, daß der kleine Prinz, der in seiner Hängematte liegen geblieben, nach mir verlange. Ich beeilte mich, hinunter zu gehen. Es war ein Kind von sechs Jahren, was man den Prinzen Albert nannte. Er wurde von der Königin nicht sonderlich geliebt, denn wahre Zuneigung besaß sie bloß für ihren zweiten, neun Jahre alten Sohn Leopold. Die Folge davon war, daß der arme kleine Albert, der diese Vernachlässigung instinktartig fühlte, sich an mich angeschlossen hatte, mich seine »kleine Mama« nannte und allemal in meine Arme eilte, wenn er einer Strafe entgehen oder eine Gnade erlangen wollte.

Das arme Kind befand sich etwas wohler und bat mich, ihn auf das Verdeck zu führen. Trotz der Bewegung des Schiffes nahm ich ihn auf meine Arme und trug ihn hinauf.

Während der Stunde, die soeben verflossen war, hatte sich der Himmel von neuem bedeckt und der Wind war nach Südwest umgesprungen, so daß der »Vanguard« genötigt war, dicht bei dem Winde zu segeln. Was die »Minerva« betraf, so war es, als ob ihr alles gleichgültig wäre und selbst der widrige Wind ihr Flügel liehe. Übrigens war es nicht schwer, zu sehen, daß ein neuer Sturm herankam. Dunkle, feuchte, grauweiße Wollen sanken schnell herab und schienen auf den Mastspitzen des »Vanguard« zu ruhen. Starke Stöße einer lauwarmen, entnervenden Luft gingen an uns, einen faden Geschmack zurücklassend, vorüber. Es war dies der lybische Wind, der, welcher den Matrosen des mittelländischen Meeres am meisten zuwider ist. Nelson teilte uns mit, daß die Ruhe, die uns der Sturm

vergönnt, zu Ende sei, und daß, wenn wir wieder in unsere Kajüten hinabgehen wollten, er in unserer Abwesenheit dem Sturme die Spitze bieten wolle. Ich warf einen letzten Blick auf die neapolitanische Fregatte, und was für ein Vorurteil ich auch zu Nelsons Gunsten hatte, so war ich doch nicht weniger gezwungen die Vorzüglichkeit ihres Segelns vor dem unsrigen anzuerkennen.

Wir steuerten mit nur wenigen, kurzgerefften Segeln, während die »Minerva« mit vollen Segeln den Sturm herauszufordern schien. Da ihr Vorderteil spitzer war, so teilte sie die Wogen besser, rollte folglich weniger als der »Vanguard« und rechtfertigte den selbstsüchtigen Wunsch des Königs. Zehn Minuten nach dem Rate, den uns Nelson gegeben, waren wir wieder in unsern Kajüten, und der Sturm stürzte sich wieder auf uns herab. So verbrachten wir den Dienstag und den Mittwoch. Der Donnerstag wurde durch ein schreckliches Unglück gekennzeichnet. Gegen vier Uhr nachmittags ward der junge Prinz Albert, mein Liebling, von Krämpfen befallen, die sich immer mehr steigerten. Der Schiffsarzt kam herunter, aber alle seine Hilfe war vergebens. Ich hielt das Kind in meinen Armen an meine Brust gedrückt, und ich fühlte, wie alle seine Glieder sich unter den Schmerzen der Krankheit krümmten. Einige Male wollte ihn die Königin nehmen, aber er klammerte sich an mich und wollte mich nicht verlassen. Der Sturm heulte schrecklicher als je. Die Wogen bedeckten das Verdeck, das Schiff zitterte von den Masten an bis in den Raum, aber ich gestehe, daß ich weiter nichts hörte, als das Wehklagen des armen Kindes, daß ich weiter nichts fühlte, als den Schauer dieses sich im Todeskampfe windenden kleinen Körpers. Endlich gegen sieben Uhr abends stieß er einen herzzerreißenden Schrei aus, erstarrte in meinen Armen, machte eine Anstrengung, um mich zu umarmen, und ein Seufzer hob seine Brust – es war der letzte. »Madame! Madame!« rief ich fast wahnsinnig »der Prinz ist tot!« Die Königin kam zu uns, sah ihren Sohn an, berührte ihn und begnügte sich zu sagen: »Gehe, armes Kind! Du gehst uns so kurze Zeit voraus, daß es nicht nötig ist, dich zu beweinen.« Dann fügte sie, indem sie die Hand mit einer Gebärde ausstreckte, die sie mehr der Medea als der Niobe ähnlich machte, hinzu: »Aber, wenn wir davonkommen, dann sei ruhig, du sollst gerächt werden!« Es war als ob der Sturm nur auf dieses Sühneopfer gewartet hätte, um sich zu beruhigen. Kaum hatte nämlich das

königliche Kind den letzten Seufzer ausgehaucht, so legte sich der Wind und der Himmel hellte sich auf.

Ich glaube, diese Besserung in der Atmosphäre mußte erst eintreten, ehe die königliche Familie wirklich bemerkte, daß sie soeben eines ihrer Glieder verloren. Die Prinzessin Marie Clementine schien am meisten ergriffen zu sein. Sie erhob allerdings kein Geschrei, sie ließ kein Zeichen des Schmerzes sehen, aber bei dem Ausrufe, der meinem Munde entschlüpfte: »Der Prinz ist tot!« drückte sie ihre Tochter an ihr Herz und große Tränen rollten über ihre Wangen.

Ich legte den kleinen Prinzen in meine eigene Kajüte, und blieb die Nacht über an seinem Bette sitzen.

Um zwei Uhr morgens hörte ich ein lautes klirrendes Geräusch. Man warf den Anker aus. Wir waren angelangt. Einen Augenblick darauf hörte jede Bewegung des Schiffes auf. Wir hatten fünf Tage auf der schrecklichen Überfahrt zugebracht, denn es war jetzt Freitag, den 26. Dezember. Um fünf Uhr waren alle bereit ans Land zu steigen; aber ich erklärte, daß ich bei dem kleinen Prinzen bleiben würde, bis er zur Erde bestattet wäre.

Der König, die Königin, die Brüder und die Schwestern des Toten verließen sich, ohne mir sonderlich zu widersprechen, in dieser Beziehung auf mich. Man versprach im Laufe des Tages die Leiche abholen zu lassen, um sie in der Kapelle des königlichen Palastes auf dem Paradebette aufzustellen, und Nelson machte sich anheischig, von dem Schiffszimmermann Sarg und Bahre fertigen zu lassen. Die königliche Familie, Acton, Sir William Hamilton und die Minister Castelcicala, Belmonte und Fortinguerra stiegen in die Schaluppen und ließen sich nach der Marina rudern, wo ihre Landung von der auf den Raaen stehenden Mannschaft des »Vanguard« mit lautem Hurra begrüßt ward. Salutschüsse wurden nicht abgefeuert, weil man sich innerhalb des Hafendammes befand. Nelson blieb an Bord. An der Leiche des armen Kindes vertrat ich gewissermaßen die Stelle der Mutter, die mir eine Liebe schwur, welche sie auch niemals verleugnet hat. Um zwei Uhr nachmittags ward die kleine Leiche auf ihre Bahre gelegt, und ein Bote kam, um uns zu melden, daß der Leichenwagen auf dem Kai wartete. Die Matrosen ließen die Leiche in die Admiralsjolle hinab. Nelson und ich nahmen, wie eigentlich der Vater und die Mutter hätten tun sollen, zu

beiden Seiten des Sarges Platz und man ruderte nach dem Kai. Der Sarg ward auf den Leichenwagen gehoben; eine Hofequipage stand für uns bereit. Wir stiegen hinein und fuhren langsam hinter der Leiche her. So kamen wir fast durch ganz Palermo, welches durch zwei Hauptstraßen, die Via de Toledo und die Via Maqueda, kreuzweise durchschnitten wird, und gelangten an den königlichen Palast. Die Leiche ward in der byzantinischen Kapelle beigesetzt, wo sie drei Tage bleiben sollte, und nun erst verlangte ich, daß man mich in die Zimmer der Königin führe.

Nelson ließ sich mittlerweile zum König bringen. Er fand denselben sehr beschäftigt, aber nicht mit der Niederlage der Armee oder mit den Fortschritten der Revolution, und ebensowenig mit Berechnung der Zeit, wo die Franzosen wahrscheinlich in Neapel sein wurden, sondern mit zwei andern, weit wichtigeren Fragen. Die erste war: Gab es in der Ficuzza einen guten Wildstand? und die zweite: Wer waren wohl am Abend dieses Tages die Mitspieler, welche die Ehre hatten, mit dem Könige eine Partie Reversi zu machen? – Es waren nun beinahe zwei Monate vergangen, seitdem der König nicht auf der Jagd gewesen, und über acht Tage, daß er keine Partie Reversi gemacht. Allerdings hatte er seine gewöhnlichen Spieler, den Herzog von Ascoli, den Fürsten von Castelcicala und den Fürsten von Belmonte, mit bei sich, aber er liebte auch dann und wann einmal andere Gesichter zu sehen. Ruffo spielte nicht, und übrigens hatte die Königin auch eine solche Antipathie gegen ihn gefaßt, daß der König darauf verzichtet hatte, ihm in dem engern Familienkreise Zutritt zu gestatten. Wenn er über Politik mit ihm zu sprechen und ihn über irgendeine Regierungsmaßregel zu Rate zu ziehen hatte, so schrieb er ein Billett und ließ ihn zu sich kommen. Nun aber gab es gerade in Palermo einen Mann, der ein großer Spieler und auch ein großer Jäger war und dem König Ferdinand sofort die beiden Dinge bieten konnte, welche er suchte, nämlich ein prachtvolles Jagdrevier auf seinem Landgute Illica und einen unermüdlichen Mitspieler am Boston- oder Reversitische.

Dieser Mann war der Präsident Cardillo. Der König war kein sonderlicher Freund der adeligen Beamten, die bedrängten Umstände aber, in welchen er sich für den Augenblick befand, bewogen ihn, diese Antipathie einmal zu überwinden. Er ließ sich demzufolge den Präsidenten Cardillo präsentieren, der ihm seine Wälder, seine Fasane, seine Rehe, seine Wildschweine und

seine Hunde sofort zur Verfügung stellte. Der über dieses Anerbieten nicht wenig erfreute König nahm sofort eine Jagd für den nächstfolgenden Tag an und lud den Präsidenten für denselben Abend zu einer Spielpartie ein. Im Laufe des Tages jedoch teilte man dem König mit, daß der Präsident der schlechteste Spieler in ganz Sizilien sei. Der König lachte.

»Mein Himmel,« rief er, »und ich habe bis jetzt immer geglaubt, ich selbst sei der schlechteste Spieler in meinem ganzen Königreich! Ich habe also einen Mann gefunden, der mir in jeder Beziehung die Spitze bieten wird.«

Man kann sich leicht denken, daß man dem Präsidenten Cardillo eine Menge Ratschläge gab. Alle diese Ratschläge ließen sich ihrem Hauptinhalte nach in die Worte zusammenfassen: »Vergessen Sie nicht, daß es der König ist, mit welchem Sie die Ehre haben zu spielen, und mäßigen Sie sich.« Der Präsident gab die schönsten Versprechungen von der Welt und setzte am ersten Abend durch seine Mäßigung die sämtlichen Anwesenden, welche man von seiner Reizbarkeit unterrichtet, förmlich in Erstaunen.

Ein einziges Wort entschlüpfte ihm, welches ihm sofort die Geneigtheit des Königs gewann. Der König, dem man Zornesausbrüche des Präsidenten versprochen, hatte sich darauf gefaßt gemacht, und da er vergebens darauf wartete, so glaubte er sich gewissermaßen getäuscht und um einen Genuß betrogen. Er trieb deshalb den armen Cardillo so in die Enge, daß er selbst nicht recht acht auf das Spiel gab und einen groben Fehler machte. »Himmel Element,« rief der König, »ich bin wirklich ein großer Esel! Ich hätte mein Aß zugeben können und habe es nicht getan.«

»Na,« entgegnete der Präsident, dem sein Bemühen, sich in den Schranken der Mäßigung zu erhalten, ebenfalls die Aufmerksamkeit auf das Spiel geraubt hatte, »ich bin ein noch größerer Esel als Euer Majestät, denn ich hätte den Buben ausspielen können und habe ihn in der Hand behalten.« Der König brach in ein lautes Gelächter aus. Die Antwort des Präsidenten erinnerte ihn an die Freimütigkeit seiner guten Lazzaroni. Der Präsident Cardillo sagte ihm von diesem Augenblick an ganz vortrefflich zu und die Jagden in Illica erwarben ihm seine Gunst vollends im höchsten Grade. Da das Rerversi ein Spiel war, welches seines Ernstes wegen für den frivolen Teil des Hofes, dem ich angehörte, nicht viel Verlockendes hatte, so

errichtete man für uns eine Pharobank. Ich hatte das Spiel stets leidenschaftlich geliebt, und da ich jetzt allen meinen Gelüsten ungebundener folgen konnte als je, so gab ich mich ganz dieser Leidenschaft hin.

Nelson spielte niemals, sondern stand, mit seinem einzigen Arme auf meine Stuhllehne gestützt, hinter mir und flüsterte mir leise Beteuerungen seiner Liebe zu, wodurch das Spiel für mich einen doppelten Reiz erhielt. Ach, heute, wo ich oft mit Schmerzen auf das Goldstück warte, welches für unsern wöchentlichen Lebensunterhalt notwendig ist, gedenke ich nicht ohne Gewissensbisse der Zeit, wo ich das Gold mit vollen Händen auf den Spieltisch warf. In bezug auf den Mann, welcher bei diesen Gelegenheiten die Bank hielt – es war dies der Herzog von S. – muß ich meinen Bekenntnissen, die ich vollständig zu machen versprochen, eine kleine Einzelheit einschalten.

Der Herzog von S. war eine Art Casanova, stammte aber aus einer sehr vornehmen und ausgezeichneten Familie Siziliens. Auf dem Kontinent war er sehr bekannt wegen seiner Reisen, wegen seines Tuns und Treibens in den Hauptstädten und durch seine Duelle, welche ihren Grund fast alle in seinem außerordentlichen Glück am Spieltisch gehabt hatten. In dem vorliegenden Falle ist jedoch hiervon nicht die Rede. Ob der Herzog von S. als Bankier seine zweiundfünfzig Karten immer redlich und gewissenhaft handhabte, weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß er jeden Tag sich mit einer neuen Nadel in seinem Hemd oder einem neuen Diamant an seinem Finger zeigte. Ich war Weib und dieser Diamant verlockte mich. Ich verlangte denselben genauer anzusehen, ich steckte ihn an meinen Finger oder an meinen Hals, ich bat den Herzog, mir ihn abzulassen. Er bot ihn mir mit der Gewißheit, daß ich ihn zurückweisen, daß aber mein Wunsch entweder von der Königin oder von Sir William oder von Nelson erfüllt werden würde. In der Tat war ich auch sicher, den von mir am Abend gewünschten Gegenstand am nächstfolgenden Morgen auf meiner Toilette zu finden. Wer hatte mir ihn geschenkt? Darnach fragte ich nicht einmal. Was kam bei diesem verschwenderischen Leben, wo man sich förmlich in Gold wälzte, und sich sehr wenig darum kümmerte, woher es kam oder wohin es ging, auf zwei- oder dreihundert Louisdor mehr oder weniger an? Und dennoch kam, wie ich später wohl einsah, jedes dieser Goldstücke vom

Volke und es klebte dessen Schweiß, wo nicht dessen Blut daran. Auf alle Fälle weiß ich gewiß, daß der Herzog von S. dadurch, daß er sich seines Juwelenvorrats Stück für Stück zu meinen Gunsten entäußerte, keine schlechten Geschäfte machte.

87. Kapitel.

So verging der Monat Januar. Die Nachrichten, welche man von Neapel erhielt, lauteten sehr niederschlagend. Anfangs war zwischen dem Fürsten Pignatelli, als Generalvikar, und den Franzosen ein Waffenstillstand abgeschlossen worden. Diesen Waffenstillstand hatten die Lazzaroni verletzt; die Franzosen waren deshalb gegen Neapel vorgerückt und nach einem dreitägigen hartnäckigen Kampfe in die Stadt eingezogen. Der Generalvikar hatte die Flucht ergriffen und war nun ebenfalls in Palermo angelangt. Endlich am 22. Januar war die parthenopäische Republik proklamiert worden. Der heilige Januarius hatte sein Wunder verrichtet. Man wollte behaupten, daß Championnet ihm ein wenig dabei geholfen, und der Vesuv hatte, indem er einen kleinen Ausbruch dazugesellt, wie die französischen Soldaten meinten, selbst die rote Mütze aufgesetzt. Der König Ferdinand hatte von längern Zeiten her einen Groll gegen den heiligen Januarius, der, nachdem er sich geweigert, seine Wunder für ihn zu tun, es für die Franzosen verrichtet hatte. Allerdings hatte Championnet, wie man behauptete, um ihn dazu zu bestimmen, Mittel in Anwendung gebracht, welche geradezu unwiderstehlich waren. Ferdinand entsetzte daher den heiligen Januarius seines Grades als Generalleutnant, welchen der General Mack vierzehn Tage lang in seinem Namen bekleidet, und beraubte ihn der mit diesem Posten verbundenen Einkünfte.

Dies war aber noch nicht alles. Die Jakobiner arbeiteten durch ihre zahlreichen Verbindungen in der Provinz an der Demokratisierung der Abruzzen, der Terra di Lavoro und Calabriens. Wenn es gelang, Calabrien zu demokratisieren, so brauchte die Revolution nur die Meerenge zu überschreiten, um festen Fuß in Sizilien zu fassen. Nun aber zählte Sizilien seinerseits ebenfalls eine ziemliche Menge Jakobiner, welche in der Hoffnung lebten, daß bei der ersten Entfernung des englischen Geschwaders Palermo seine Revolution ebenso machen würde wie Neapel.

An demselben Tage, wo in Neapel die Republik proklamiert worden, das heißt am 22. Januar 1799, hatte der König in Palermo einen großen Staatsrat versammelt, um irgendein Mittel ausfindig zu machen, wodurch man der mit Riesenschritten näherrückenden Revolution Einhalt tun könnte. Seit zwei Stunden diskutierte man, ohne sich über etwas verständigen zu können, als ein Türsteher eintrat und meldete, daß der Kardinal um die Erlaubnis bäte, an der Beratung teilnehmen zu dürfen. Der Kardinal kam ganz einfach, um dem König, das Anerbieten zu machen, sich an die Spitze der kalabresischen Reaktionäre zu stellen, und mit diesen gegen Neapel zu marschieren. Seit seiner Landung in Sizilien in eine Zelle des Klosters Grancia eingeschlossen, hatte er lange über seinen Plan nachgedacht, und er wünschte sehnlichst, sich dafür zu rächen, daß man ihm einen militärischen Posten verweigert, und zu beweisen, daß er mehr Scharfblick und Mut besäße, als alle jene Generale, welche mit dem König die Flucht ergriffen hatten und sich jetzt bloß um die Ehre stritten, ihn auf die Jagd zu begleiten oder eine Partie Reversi mit ihm zu machen.

Ein solcher Vorschlag verdiente in Erwägung gezogen zu werden, obschon er im ersten Augenblicke alle Gemüter in große Unruhe versetzte. Ruffo aber, welcher mit allen Mitgliedern seiner Familie in lebhaftem Briefwechsel stand, und fünf oder sechs Boten nach Calabrien abgefertigt hatte, bewies klar, daß diese Provinz nur auf ihn wartete, um sich sofort zu erheben. Der König gab daher noch in dieser Sitzung seine Zustimmung zu dem Projekt des Kardinals, und in der sehr richtigen Voraussetzung, daß mit der Ausführung desselben keine Zeit zu verlieren sei, versprach er, daß der Kardinal binnen drei Tagen sein Bestallungsdekret als Generalvikar ausgefertigt erhalten sollte. Ruffo bat, da der Staatsrat einmal versammelt sei, dieses Dokument sofort abzufassen; der König erklärte jedoch, daß er dies selbst besorgen werde.

Wenn Ferdinand so sprach, so wußte man, was es bedeutete. Die Sache war seinem geheimen Kabinett, das heißt der Königin, dem General Acton und Sir William Hamilton vorbehalten. Erfüllt von Stolz und Freude, kehrte der König in seine Gemächer zurück. Sein Freund, der Kardinal, den die Königin so verachtete, dieser Mann der Kirche, den man nicht einmal würdig erachtete, ihm den Posten eines Bureauchefs im Kriegs- oder Marineministerium anzuvertrauen, hatte etwas vorgeschlagen, was

eigentlich Sache des Kronprinzen war, und wovon dieser gleichwohl nicht die mindeste Idee hatte. Er ließ die Königin, Sir William, Lord Nelson und den General Acton zusammenrufen und teilte ihnen Ruffos Vorschlug mit. Alle waren der Meinung, daß man diesen Vorschlag annehmen müsse. Nur die Königin sprach weder Zustimmung noch Mißbilligung aus, sondern begnügte sich zu schweigen. Man kam überein, Ruffo den nächstfolgenden Morgen in den Palast zu rufen und in seiner Gegenwart und seinen eigenen Ratschlägen gemäß, die Urkunde aufzusetzen, durch welche ihm der Titel eines Generalvikars verliehen werden sollte. Noch denselben Abend ließ der Admiral Francesco Caracciolo um die Gunst bitten, von dem König empfangen zu werden. Ferdinand, welcher fühlte, daß er gegen Caracciolo unrecht gehandelt und welchem demzufolge die Gegenwart des Admirals unerträglich gewesen wäre, ließ antworten, daß er mit einer sehr dringenden Angelegenheit beschäftigt sei, und deshalb den Admiral bitten ließe, ihm, wenn er etwas wünsche, es schriftlich mitzuteilen.

Caracciolo ließ eine Petition zurück, worin er um seine Enthebung von dem Posten eines Admirals der neapolitanischen Marine und um die Erlaubnis bat, nach Neapel zurückkehren zu dürfen. Der König, welcher im Gefühle seines Unrechts doppelt empfindlich war, benutzte die Gelegenheit, um sich des Admirals zu entledigen, und schrieb an den Rand des Entlassungsgesuchs: *»Si accordi, ma sappia il cavaliere Carracciolo, che Napoli è in potere del nemico.«*

(Wird bewilligt, der Kavalier Caracciolo muß aber wissen, daß Neapel in der Gewalt des Feindes ist.)

Caracciolo achtete weiter nicht auf die Ausdrücke, in welchen der Abschied bewilligt war. Er sah darin nur die Erlaubnis, Palermo zu verlassen, und schiffte mit einem Herzen von Wermut und Galle sich schon am nächstfolgenden Morgen ein. Im Augenblicke seiner Abreise war der engere Staatsrat im Palast versammelt und Ruffo empfing aus den Händen des Königs, außer einem Manifest an die Calabresen, die Urkunden, durch welche er zum Generalleutnant ernannt ward und Vollmacht erhielt, im Namen des Königs zu handeln. Dem Kardinal war mitgeteilt worden, daß man ihm, obschon der König fünfundsechzig bis siebzig Millionen von Neapel mit fortgenommen, an Geld nicht mehr geben könne als eine

Summe von dreitausend Dukaten oder zwölftausend Franks, womit er alle Unkosten der Restauration bestreiten sollte. Er selbst sollte, sobald er einmal in Calabrien wäre, ein Mittel ausfindig machen, um freiwillige oder erzwungene Kontributionen zu erheben, oder sich auf sonst beliebige Weise zu helfen.

Ehe er jedoch noch Abschied vom König genommen, glaubte man eine Goldmine gefunden zu haben. Der Fürst Luzzi meldete nämlich dem Prälaten im Namen des Königs, daß der Marquis Don Francesco Taccone, Oberschatzmeister des Königreiches Neapel, in Messina angekommen sei und über fünfhunderttausend Dukaten, das heißt über zwei Millionen Franks, mitgebracht habe, die er in Neapel gegen Banknoten umgewechselt habe. Da nun dieses Geld der allgemeinen Kasse des Königreiches gehörte, so war der König damit einverstanden, daß es dem Kardinal zur Bestreitung der Kosten seiner Expedition überlassen werde. Beeilen wir uns zu sagen – und niemand, der da weiß, wie leicht in Neapel das Geld denen, die es angreifen, an den Händen kleben bleibt, wird sich darüber wundern – daß weder Ruffo, noch der König, noch sonst eine lebende Seele von diesen zwei Millionen jemals etwas zu sehen bekamen. Der Kardinal verlor keine Zeit. Am 26. Januar reiste er nach Messina ab, und nachdem er hier vergebens seine fünfmalhunderttausend Dukaten einzukassieren gesucht, ging er weiter nach Calabrien, wo er am 8. Februar 1799 am Strande von Cotrona landete. Gleich darauf ließ er auf dem Balkon des Landhauses seines Bruders, des Herzogs von Rocca Bella, die königliche Fahne aufpflanzen, welche auf der einen Seite das Wappen der beiden Sizilien und auf der andern das Kreuz mit der Umschrift: *»In hoc signo vinces!«* trug.

Nach Verlauf von einigen Tagen erfuhren wir, daß ungefähr tausend Mann sich mit ihm vereinigt hatten und daß er mit diesen weiter nach Monteleone gezogen war. Diese Nachrichten machten die Königin wieder gesund und warfen auf die Gruft des armen kleinen Prinzen ein zweites Leichentuch, nämlich das der Vergessenheit. Ich habe bereits gesagt, wie unsere Abende vergingen. Der König fuhr fort den Präsidenten Cardillo auszuschelten, der Präsident Cardillo Zornesausbrüche in den Bart zu murmeln, der Herzog von 'S. die Bank zu halten und seine Ringe und Nadeln funkeln zu lassen, ich ihm meinen Wunsch nach ihrem Besitz zu erkennen zu geben, und Sir William und Nelson mir sie zu kaufen.

Die Königin, welche nicht spielte, saß mit den jungen Prinzessinnen in einer Ecke und stickte an einer für die Calabresen bestimmten Fahne, welche sie, sobald sie fertig wäre, dem Kardinal zu schicken gedachte. Unsere Tage standen, besonders als die ersten milden Lufthauche und die ersten Sonnenblicke des Frühlings kamen, unsern Abenden in nichts nach. Das Ende des Monats Februar und der Anfang des Monats März sind in Palermo prachtvoll. Zwei- oder dreimal wöchentlich veranstaltete man Lustfahrten im Hafen, man frühstückte an Bord des einen Schiffes und dinierte an Bord des andern. Die Königin nahm an diesen Lustpartien nur selten Teil. Seit der Niederlage der neapolitanischen Armee, seit der seltsamen Rückkehr ihres Gemahls, seit der notgedrungenen Flucht aus Neapel war sie düster und mehr als jemals in ihrem Haß verschlossen, aus welchem sie nur erwachte, um in milde Wutausbrüche zu verfallen, die ihre Umgebung in Furcht und Schrecken setzten, und während welcher ich allein bis zu ihr dringen durfte. Wenn daher eine jener soeben erwähnten Festlichkeiten und Lustbarkeiten stattfand, war ich die eigentliche Königin derselben.

In der Tat fuhren bei diesen Wasserpromenaden, an welchen fünfzig bis sechzig schöngeschmückte Barken mit Damen und Herren vom Hofe teilnahmen, Nelson und ich stets in einer Gondel mit zwölf Ruderern voran, während der König selbst deren nur acht hatte. Allerdings schlug er, sobald wir ins Meer hinaus waren, seine eigene Richtung ein und begann anstatt auf unsere Musiker oder unsere Sänger zu horchen, Jagd auf Möwen, Taucherenten und andere Vögel zu machen. Was uns betraf, so legten wir nach einer ersten Meerfahrt an Bord entweder des »Culloden« oder des »Minotaurus« an. Nach Beendigung des Frühstücks stiegen wir beim Klang der Instrumente oder unter harmonischem Gesang wieder in unsere Gondel und zuweilen gefiel ich, indem ich die Augen schloß und mich in die Zeit des Altertums versetzte, mir darin, zu glauben, meine Seele bewohne diese Welt nicht zum ersten Male und ich sei früher Kleopatra gewesen, ebenso wie Nelson schon einmal als Antonius gelebt. Ich rief mir dann einige der schönen Verse Shakespeares in die Erinnerung zurück, und sprach dieselben, während der Hauch des Lenzes die Düfte der Orangenhaine zu uns herübertrug. Färbten dann die letzten Strahlen der Sonne den Gipfel des Berges Pellegrino, so fuhren wir wieder zurück nach dem »Vanguard«, den man mittlerweile prachtvoll illuminiert. Eine lange Tafel nahm fast das

ganze Deck ein, und die Geschütze waren durch mit Silbergeschirr, Blumen und feines Gebäck bedeckte Büfetts unsichtbar gemacht.

Man setzte sich zu Tisch, ich mich dem König gegenüber, als ob ich die Königin wäre, zwischen Nelson und den Kapitän Truebridge oder dem Kommandanten Thomas Louis. Das Mahl dauerte einen Teil der Nacht hindurch, und bei jedem Toast, den wir ausbrachten, donnerten die Geschütze der unteren Batterien, während die des Forts antworteten. Nelson war oft zerstreut und in Gedanken versunken. Ich fühlte bei mir selbst, daß sein Gewissen ihm Vorwürfe über seine Untätigkeit machte und ihn mahnte, wo anders zu sein. In diesen Augenblicken stand er, unter dem Vorwand, einen Befehl zu erteilen, vom Tische auf und spazierte dann längere Zeit einsam auf dem Quarterdeck hin und her.

Eines Tages folgte ich ihm dorthin, näherte mich ihm von hinten, ohne daß er mich sah, und hörte ihn murmeln:

»Elender Tor, der ich bin! In der Tat, mein Schiff hat eher das Aussehen eines Pastetenbäckerladens als eines Schiffes vom blauen Geschwader.« Ich schlang meinen Arm um seinen Hals und führte ihn, während er darüber, daß ich ihn gehört, vor Scham und Verzweiflung ganz außer sich war, auf seinen Platz zurück. Der Karneval nahte heran, und da die Nachrichten vom Kardinal Ruffo immer befriedigender lauteten, so gab man bei Hofe einige Maskenbälle. Nelson, welcher sich augenscheinlich zu betäuben suchte, kam bei dieser Gelegenheit auf den Einfall, verkleidet mit mir auf den Straßen herumzulaufen. Zwei- oder dreimal begingen wir diese Torheit, ein Vorfall aber, welcher leicht ernste Folgen hätte haben können, benahm uns für die Zukunft die Lust dazu.

Eines Nachts, als wir uns auch so verkleidet in Palermo umhertrieben, führte Nelson, der, wie die Engländer meistens zu tun pflegen, nach dem Diner viel getrunken, mich in ein übelberüchtigtes Haus, welches von den Offizieren des Geschwaders besucht ward. Keiner derselben erkannte uns mit Bestimmtheit. Ein Hochbootsmann aber und ein Seekadett, welche trinkend in einem Winkel saßen, schöpften Verdacht, und als wir, Nelson und ich, wieder fortgingen, schlichen sie uns nach und sahen uns in das Gesandtschaftshotel hineingehen. Beinahe in demselben Augenblicke kam der König heraus, und da er zwei lustige Käuze sah, die in der besten Laune

zu sein schienen, so wollte er wissen, was sie hier machten. Der Hochbootsmann radebrechte ein wenig italienisch, und machte dem König großen Spaß, indem er ihm das ganze Abenteuer erzählte. Ferdinand versprach ihm, sich seiner zu erinnern, und fragte ihn, was ihm wohl am angenehmsten sein würde. Der Hochbootsmann antwortete lachend, sein Ehrgeiz habe seit seiner Geburt darin bestanden, Ritter zu werden.

»Wohlan,« sagte der König, »du sollst einer werden! Wie heißest du und zu welchem Schiff gehörst du?«

Der Hochbootsmann antwortete, er hieße John Baring, und gehöre zur Mannschaft des »Vanguard«. Zugleich erinnerte er den König an einige kleine Dienste, die er so glücklich gewesen, ihm während der Überfahrt von Neapel nach Palermo zu leisten.

»In der Tat,« sagte der König, »jetzt entsinne ich mich dessen.«

»Nun, das freut mich!« hob der Hochbootsmann wieder an. »Ich glaubte schon, Ew. Majestät hätten es vergessen.«

»Warum glaubtest du das?« fragte Ferdinand.

»Weil,« antwortete der durch die Freundlichkeit des Königs ermutigte Hochbootsmann, »weil weder ich noch meine Kameraden jemals so glücklich gewesen sind, auf Ew. Majestät Gesundheit für Geld mit einem andern Bildnis zu trinken als dem unsers allergnädigsten Königs, Georgs des Dritten.« Der König biß sich in die Lippe.

»Wohlan,« sagte er, »morgen sollst du für Geld mit meinem Bildnis auf meine Gesundheit trinken, und deine Kameraden sollen, indem sie auf die deinige trinken, dich Ritter nennen.« Da der König sehr schwatzhaft war, so ging er sofort zu der Königin und erzählte ihr die ganze Geschichte – daß ich mit Nelson verkleidet ausgegangen, daß ich in einem Hause gewesen, welches er mit einem noch etwas stärkeren Prädikat als »übelberüchtigt« bezeichnete, und daß er endlich einem englischen Hochbootsmann begegnet sei, der ihm soviel Spaß gemacht, daß er versprochen, ihn zum Ritter des St. Georgsordens zu ernennen.

Noch denselben Abend schrieb er einen Befehl, daß der Finanzminister Fürst Luzzi schon den nächsten Morgen dreizehnhundert Unzen Gold als Gratifikation für die Mannschaft des »Vanguard« an Bord dieses Schiffes schicken solle. Der Fürst Luzzi sollte von dieser Bestimmung den Admiral Nelson in Kenntnis setzen und ihm gleichzeitig melden, daß der König den Hochbootsmann John Baring zur Belohnung der Dienste, die er ihm auf der Überfahrt geleistet, zum Ritter des St. Georgsorden ernannt habe. Zum Unglück für den armen Hochbootsmann hatte der König wie ich schon gesagt, alles der Königin erzählt und die Königin hatte es wiederum mir mitgeteilt, und mir dabei zugleich den Rat gegeben, mich künftig besser in acht zu nehmen, denn man hätte mich erkannt und sei mir nachgeschlichen. Sobald als ich Nelson sah, teilte ich ihm meinerseits mit, was vorgefallen war. In seiner ersten Aufwallung von Zorn sprach er ganz einfach davon, John Baring aufknüpfen zu lassen. Ob er dazu das Recht hatte, weiß ich nicht; auf seinem Schiffe aber betrachtete er sich als unumschränkten Monarchen, und hätte sicherlich getan, wie er gesagt. Ich drang aber so sehr mit Bitten in ihn, daß er sich begnügte, den indiskreten Hochbootsmann fortzujagen. Es tat mir sehr leid, nicht die vollständige Begnadigung desselben auswirken zu können. Mittlerweilen gestalteten sich die Dinge in Calabrien immer besser. Man hatte, wie ich bereits erwähnt, Nachricht von dem Einzuge des Kardinals in Monteleone und dann in Catangaro und in Cotrona erhalten, welche letztere Stadt die sanfedistischen Truppen geplündert und niedergebrannt hatten. Die Nachrichten, welche uns aus Neapel zugingen, lauteten für die königliche Sache nicht weniger günstig.

Championnet war wegen des Widerstandes, den er den Forderungen des Direktoriums entgegenzusetzen versucht, in Ungnade gefallen und Macdonald an seiner statt zum Obergeneral ernannt worden. Kaum hatte letzterer diesen Posten übernommen, als die Niederlagen der französischen Armee in Oberitalien ihn zwangen, ihn wieder aufzugeben. Suwaroff und seine fünfzigtausend Mann Russen waren angelangt, und der Kaiser von Österreich hatte sich endlich entschlossen, ins Feld zu rücken. Die Franzosen waren ihrer in Egypten eingeschlossenen besten Soldaten und mit denselben zugleich ihres besten Generals beraubt, bei Magnano geschlagen worden, und hatten die Minciolinie verloren, während Suwaroff, der zum Oberbefehlshaber der österreichisch-russischen Armee ernannt worden, in Verona eingezogen war, und sich Brescias bemächtigt hatte.

Macdonald hatte, nachdem er Befehl empfangen, seine Streitmacht mit der im vollen Rückzuge begriffenen französischen Armee zu vereinigen, Neapel am 3. Mai verlassen, während er in dem Kastell San Elmo eine Garnison von nur fünfhundert Mann zurückgelassen.

Die Nachricht von der Räumung Neapels kam am 9. Mai nach Palermo. In dem Augenblicke aber, wo wir uns der Freude hingaben, welche diese Räumung uns machte, traf eine andere Neuigkeit ein, welche zu der vorher empfangenen das Gegengewicht bildete. Am 12. Mai erfuhren wir durch die Brigg »Die Hoffnung«, daß die französische Flotte von Brest unsere Blockade getäuscht und den Hafen verlassen hatte. Man hatte sie bei Oporto gesehen, in der Richtung von der Meerenge von Gibraltar, und wahrscheinlich in der Absicht, sich mit der spanischen Flotte zu vereinigen und einen Schlag gegen Minorca oder Sizilien zu versuchen. Demzufolge war es notwendig, die englische Flotte zu verstärken, und der Admiral erteilte sofort Befehl, die englischen Schiffe, welche sich in der Bai von Neapel befanden, zurückzurufen. Nelson hoffte aber immer noch, daß er nicht nötig haben werde, sich von Palermo zu entfernen. Er war wirklich krank vor Unruhe und bei dem bloßen Gedanken, sich, wenn auch nur auf einige Tage von mir entfernen zu müssen, weinte er wie ein Kind. Sechs Tage lang, das heißt vom 13. bis 17. Mai, war er unschlüssig, was er tun solle, obschon er recht wohl fühlte, daß sein Platz auf dem hohen Meere und nicht im Hafen von Palermo sei. Alle von ihm herbeigerufenen Schiffe trafen nach und nach mit ihren Kapitänen bei ihm ein. Endlich, am 18., riß er sich mit gewaltiger Anstrengung und mit mehr Schmerz von mir los, als es Antonius, mit welchem ich ihn oft verglich, gekostet, Kleopatra zu verlassen, um sich mit Oktavia zu vermählen. Ich glaube, wenn Nelson einmal, ein einziges Mal in seinem an Gefahren so reichen Leben den Tod fürchtete, so geschah es in diesem Augenblicke, so teuer war ihm das Leben geworden, seitdem ich ihn liebte.

Ein Vorwand hielt ihn noch zurück. Es herrschte fast gänzliche Windstille; in der Nacht vom 18. zum 19. aber erhob sich eine Brise und entschied den Aufbruch der Flotte. Nelson begab sich an Bord des »Vanguard«. Sir William und ich geleiteten ihn bis in den Hafen. Hier angelangt, sprang er in sein Boot, welches ihn seit zwei Stunden erwartete, gab Befehl nach dem Admiralschiff zu rudern, ließ den Kopf in die Hände sinken und schaute

nicht wieder nach uns zurück. Was uns betraf, so verließen wir die Marina erst, als wir ihn mitten unter den Fahrzeugen, welche den Hafen füllten, aus den Augen verloren hatten. Kaum aber hatte der »Vanguard« eine Meile zurückgelegt, als der Wind sich wieder legte. Nelson benutzte diesen Umstand, um mir den folgenden Brief zu schreiben, den er mir mit dem Leutnant Swinay schickte.

»Meine teure Lady Hamilton!

Wenn ich Ihnen sage, wie traurig und düster mir der »Vanguard« erscheint, so sage ich Ihnen damit, daß ich, nachdem ich mich in der Gesellschaft der liebenswürdigsten Menschen befunden, mich plötzlich in eine dunkle Zelle eingesperrt finde. Jetzt bin ich wahrhaftig der große Mann, denn ich habe kein befreundetes Wesen bei mir und wünsche von ganzem Herzen wieder ein kleiner Mann zu werden. Sie und der gute Sir William, Sie haben allen Orten, wo Sie nicht sind, für mich den Zauber geraubt, den dieselben vielleicht früher für mich hatten. Meine Liebe zu Ihnen erstreckt sich auf alles, was Sie berührt, und Sie können sich keinen Begriff von dem machen, was ich empfinde, wenn ich Sie alle in meiner Erinnerung zusammenfasse.

Vergessen Sie nicht Ihren treuen

Nelson.«

Der Aufbruch der englischen Flotte versetzte den Hof von Palermo in große Unruhe. Die Königin besonders, welche wußte, wie wenig man auf ihren Gemahl rechnen konnte und die auch dem Genie Actons nicht recht traute, war in Verzweiflung. Dennoch beschloß man, sich, soviel man konnte, in Verteidigungszustand für den Fall zu setzen, daß die Franzosen eine Landung in Sizilien zu bewirken versuchen sollten.

Die Tage des 25., 26., 27. und 28. Mai vergingen unter fortwährenden Befürchtungen. Am 29. ward Lärm gemacht. Man sah von Marsala herkommend die Flotte, welche man anfänglich für die vereinigte französisch-spanische hielt. Es dauerte jedoch nicht lange, so überzeugte man sich, daß es Nelson war, welcher mit seinem Geschwader zurückkehrte. Man beeilte sich, anspannen zu lassen, und die Königin, Sir William und ich stiegen in den Wagen und nahmen die Richtung nach der

Marina. Nelson seinerseits verlor ebenso keinen Augenblick und kaum war der »Vanguard« vor Anker gegangen, so stieg der Admiral in seine Jolle und kam ans Land.

An der Art und Weise, auf welche die Königin ihm entgegeneilte und ihm die Hände drückte, konnte ich wahrnehmen, daß die Furcht ein nicht weniger starkes Gefühl ist, als die Liebe. Nelson stieg in unsern Wagen und fuhr mit uns nach dem Palaste. Während der acht oder zehn Tage, wo er gekreuzt, hatte er nicht ein einziges Segel von der französischen Flotte zu erspähen vermocht. Nach seiner Ansicht hatte sie die Richtung nach Toulon genommen, ohne Zweifel, um dort Verstärkungen an sich zu ziehen. Er legte viel Gewicht auf seine Rückkehr, welche, wie er sagte, den Zweck hatte, die Königin zu beruhigen. Seine einzige Hand aber gab mir, indem sie die meine drückte, deutlich zu verstehen, daß er bloß um meinetwillen zurückgekommen war. Er erkundigte sich, ob wir Nachrichten von Neapel erhalten hätten. Wir wußten nichts Bestimmtes. Er dagegen hatte erfahren, daß Ruffo seinen siegreichen Marsch durch Calabrien weiter fortsetzte. Die Neapolitaner hatten mittels einer Flottille von kleinen Fahrzeugen, welche von Caracciolo, der in den Dienst der Republik getreten war, geführt wurden, die Abwesenheit Nelsons und des Kerns der Flotte zu benutzen versucht, um die Inseln wieder zu nehmen. Nach einem erbitterten Kampfe gegen das von dem Kapitän Foot kommandierte »Seahorse« und die früher von Caracciolo, gegenwärtig von dem Grafen Thurn kommandierte Fregatte »Minerva« aber war die republikanische Flottille zurückgeschlagen worden.

Am 6. Juni ward Lord Nelsons Geschwader durch die Ankunft des »Donnerers,« eines Schiffes von achtzig Kanonen, welches bestimmt war, anstatt des »Vanguard« das Admiralschiff zu werden, verstärkt. Bald darauf, folgten der »Leviathan«, mit der Flagge des Vizeadmirals Duckworth, ferner der »Majestic« und der »Northumberland«, welche von der Flotte des Lord St. Vincent detachiert worden waren. Der 8. Juni war ein Festtag. Nelson verpflanzte seine Flagge vom »Vanguard« auf den »Donnerer«, und nahm zugleich auf letzteres Schiff den Kapitän Hardy, fünf Leutnants, den Kaplan und viele Matrosen und Seekadetten mit. Noch denselben Tag ward beschlossen, daß Nelson wieder in See stechen und eine Expedition gegen Neapel versuchen sollte. Der Kronprinz, welcher sich schämte, noch nichts zur Wiedereroberung seines Erbteils getan zu haben, entschloß sich endlich

mit Nelson zu gehen, welcher erklärte, daß er, wenn der König ihm Instruktionen geben wollte, mit dem ersten günstigen Wind auslaufen würde.

Der König, die Königin und Sir William brachten die Nacht damit zu, daß sie diese Instruktionen aufsetzten. Dieselben gaben Nelson unbeschränkte Vollmacht. Dabei aber empfahl ihm Karoline mündlich, mit den Rebellen nicht zu unterhandeln, und beauftragte mich, ihm eine Stelle aus einem Briefe zu übersetzen, den sie in bezug auf diesen Punkt an den Kardinal Ruffo schrieb, und worin es hieß:

»Ich wünsche sehnlich, zu erfahren, daß Sie Neapel genommen haben und daß Unterhandlungen mit dem Kastell San-Elmo und seinem französischen Kommandanten angeknüpft worden sind. Dabei aber bitte ich Sie dringend: keine Unterhandlungen mit strafbaren Vasallen, welchen der König in seiner Milde verzeihen oder ihre Strafe wenigstens mindern wird! Niemals und unter keinem Vorwand darf mit rebellischen Untertanen kapituliert oder unterhandelt werden, welche in die Enge getrieben sind, und die, wenn sie auch das Böse tun wollten, es doch nicht mehr könnten, weil sie jetzt in der Falle sitzen wie gefangene Ratten. Wenn es für das Wohl des Staates notwendig ist, so bin ich einverstanden, daß man ihnen verzeihe, mit solchen Elenden aber unterhandeln, das darf niemals geschehen!

»Ganz besonders gibt es unter ihnen einen, den wir um keinen Preis nach Frankreich entschlüpfen lassen dürfen. Es ist dies der unwürdige Caracciolo, dieser dreifache Undankbare, welcher alle Winkel der Küsten von Neapel und Sizilien kennt, und der, wenn er unserer Gerechtigkeit entränne, uns allen große Unannehmlichkeiten bereiten und die persönliche Sicherheit des Königs gefährden könnte.«

Solche Instruktionen ließen für Nelson nur *eine* Alternative übrig. Entweder mußte er dieselben pünktlich ausführen, oder sich gar nicht damit befassen, denn sie hatten nicht bloß den Zweck, Neapel wieder zu erobern, sondern auch den, das Königtum zu rächen. Nelson zögerte, wie ich hier nicht verschweigen darf, und Donnerstag, am 12. Juni, war er noch unentschieden.

Karoline griff wieder zu dem gewöhnlichen Mittel, wodurch sie auf ihn einzuwirken verstand, und diktierte mir folgenden Brief an ihn: »Ich habe soeben den Abend bei der Königin verbracht. Sie ist in förmlicher Verzweiflung und sagt, daß, obschon das Volk von Neapel der Mehrzahl nach für seinen rechtmäßigen Herrscher sei, die Dinge doch nicht wieder in den Zustand der Ruhe und Botmäßigkeit zurückgeführt werden können, wenn er nicht mit seiner Flotte vor Neapel erschiene. Deshalb werden Sie, mein lieber Lord, von ihr flehentlich und inständig gebeten, ja beschworen, sich ohne Zeitverlust nach Neapel zu begeben. Um des Himmels willen erwägen Sie, bedenken Sie, handeln Sie! Wir werden Sie begleiten, wenn Sie es wünschen. Sir William ist krank, ich bin krank. Dies wird uns wieder gesund machen.

Stets und immerdar aufrichtig die Ihrige

Emma Hamilton.«

Nelson konnte mir nie etwas abschlagen. Mein Brief bestimmte ihn und in der Nacht ließ er mir antworten, daß den nächstfolgenden Tag der Kronprinz zu ihm an Bord kommen könne. In der Tat begab dieser sich auch am 13. an Bord des »Donnerers«. Wir begleiteten ihn alle, der König, die Königin, mehrere Personen von der königlichen Familie, Sir William Hamilton und ich. Sofort ward die königliche Flagge aufgehißt und in demselben Augenblicke eine Salve von einundzwanzig Kanonenschüssen gegeben. Mittags verließen wir den »Donnerer«, indem wir den Prinzen und sein Gefolge an Bord zurückließen. Sofort, nachdem wir uns entfernt, ging Nelson unter Segel. Am nächstfolgenden Tage, Freitags vier Uhr morgens, stießen die Schiffe »Powerful« und »Bellerophon« zu ihm.

Dieselben meldeten ihm im Auftrage des Lord Keith, daß die zweiundzwanzig Segel starke französische Flotte an der Küste von Italien signalisiert worden sei. Nelson, der nur sechzehn Schiffe zweiten Ranges und sehr wenig Mannschaften hatte, hielt es nicht für rätlich, den Kronprinzen den Gefahren eines Kampfes auszusetzen, welcher seine Verantwortlichkeit verdoppelte. Er schlug daher sofort wieder den Rückweg nach Palermo ein und landete an demselben Tage acht Uhr morgens, den Prinzen mit seinem ganzen Gepäck und Gefolge.

Dann stach er wieder in See und steuerte auf Maritimo zu, in der Hoffnung, mit dem »Alexander« und dem »Goliath« zusammenzutreffen, deren Kapitäne infolge der Befehle, welche sie vor acht Tagen erhalten, sich zur Blockade von Malta begeben sollen. Am 18. Juni war er vor Maritimo und glaubte immer noch, es mit der französischen Flotte zu tun zu haben, denn dem Kapitän Foot, der ihm das Heranrücken der Russen und des Kardinals, sowie die wahrscheinliche Einnahme von Neapel meldete, befahl er, wenn Neapel genommen wäre, mit dem »Seahorse« und dem »Perseus« vor Maritimo zu ihm zu kommen und zur Bewachung der Inseln und der Bai von Neapel bloß die neapolitanischen Schiffe mit dem »Bulldog« und dem »St. Leon« zurückzulassen, Übrigens, fügte er hinzu, wenn der Kapitän Foot es für gefährlich hielte, Neapel zu verlassen, so stünde ihm vollkommen frei, nach seinem Gutdünken zu handeln.

Noch an demselben Tag, das heißt am 18. Mai, fanden der »Alexander« und der »Goliath« sich endlich ein.

Am drittnächsten Tage kam eine Depesche von Lord Keith, welcher Lord Nelson aufforderte, nach Palermo zurückzukehren, hier die Befehle des Königs in Empfang zu nehmen und das Geschwader in die Bucht von Neapel zu führen, wohin seiner Vermutung zufolge die französische Flotte den Weg genommen. Während dieser letzteren Tage war zwischen der Königin und mir verabredet worden, daß, um Nelsons Eifer nicht erkalten zu lassen, nicht der Kronprinz, sondern ich und Sir William an Bord des »Donnerers« gehen sollten.

Gegen neun Uhr morgens signalisierte man die Rückkunft der Flotte. Mittags lief sie in die Bucht von Palermo ein, ging aber nicht vor Anker. Nelson stieg in dem Augenblicke ans Land, wo wir, die Königin, Sir William und ich, auf der Marina anlangten. Wir nahmen ihn mit in unsern Wagen und führten ihn nach dem Palast, wo er mit dem König eine Unterredung hatte, welche volle drei Stunden dauerte. Als Mylord wieder aus dem Kabinett des Königs heraustrat, fand er uns, meinen Gatten und mich, zur Abreise bereit. Er ließ sich vor der Königin auf ein Knie nieder und schwur ihr, daß ihr Wille buchstäblich vollzogen werden solle. Seine Freude, mich mit an Bord zu haben, eine Freude, welcher er vor Sir William keine Worte leihen konnte; verwandelte sich dem Anscheine nach in

Enthusiasmus für die Sache der Königin. Ein Blick von ihm sagte mir, daß er vor *mir* knie, und daß es *meine* Hand sei, welche er küßte. Wir nahmen Abschied von der Königin. Sie hielt mich lange an ihr Herz geschlossen und ihr letztes Wort war das des unglücklichen Königs Carl des Ersten. »Denke daran!« Als wir an Bord des »Donnerers« kamen, erfuhr Mylord aus einem Briefe von Sir Allan Gardener, der mit sechzehn Segeln im mittelländischen Meere kreuzte, daß die französische Flotte, von Lord Keith verfolgt, in dem Golf von Spezzia gesehen worden. Nelson befahl, frisches Wasser einzunehmen, dann gingen mir alle drei an Bord des »Serapis«, welcher von dem Kapitän Duncan kommandiert ward. In derselben Nacht, nachdem alle Vorkehrungen getroffen, kehrten wir auf den »Donnerer« zurück; der Anker ward gelichtet und wir stachen in See.

88. Kapitel.

Der nächstfolgende Tag verging, ohne daß wir auch nur ein einziges Segel gewahrten. Das Wetter war schön, der Wind gut, wir passierten die Inseln und Montags am 24., bei Tagesanbruch, begegneten wir einer neapolitanischen Sloop, welche uns bat, ihr Wasser zu geben. Eine Stunde später sahen wir eine Brigg auf uns zukommen, in welcher Nelson die englische Brigg »Mutine« erkannte. Er ließ signalisieren, daß er mit ihr zu sprechen wünsche. Die Schaluppe der Brigg ward ausgesetzt, kam auf uns zu und der Kapitän Hoste stieg an Bord des »Donnerers«. Der Kapitän Hoste war Überbringer eines Vertrages, welcher zwischen dem Kardinal Ruffo, dem General der türkischen Truppen, dem Kapitän Foot vom »Seahorse«, den Franzosen im Kastell San Elmo und dem Rebellen im Castello Nuovo und dem Castello d'Uovo abgeschlossen worden. Als Nelson hörte, daß mit den Rebellen ein Vertrag geschlossen worden, was doch den Befehlen der sizilianischen Majestäten geradezu entgegen war, ward er bleich vor Zorn. Er sendete sofort ein kleines Fahrzeug mit dem Vertrag nach Palermo und schrieb dem König, er kehre sich nicht an diesen Traktat, sondern betrachte denselben als einen Akt des Verrats, der nicht aufrecht erhalten werden dürfe. Nachdem er aus dem Munde des Kapitäns Hoste alle weiteren Einzelheiten vernommen, welche dieser ihm über dieses Ereignis liefern konnte, befahl er ihm, sich auf sein Schiff zurückzubegeben und mit ihm nach Neapel zu kommen. Man machte sich wieder auf den Weg.

Da der Wind gut war, so kam man bald in Sicht von Capri und steuerte mit vollen Segeln weiter nach Neapel. Nelson war mit Sir William in seine Kajüte hinuntergegangen und ließ ihn auf französisch, einer Sprache, welche der Kardinal Ruffo sehr gut verstand, den folgenden Brief an denselben schreiben.

»An Bord des ›Donnerer‹, 25. Juni 1799.

Eminenz!

Mylord Nelson bittet mich, Euer Eminenz zu melden, daß er von dem Kapitän Foot, dem Kommandanten der Fregatte ›The Seahorse‹, die Abschrift der Kapitulation erhalten, welche Ew. Eminenz angemessen gefunden, mit dem Kommandanten des Castells San Elmo, des Castello Nuovo und des Castello d'Uovo abzuschließen, daß er diese Kapitulation vollständig mißbilligt und daß er fest entschlossen ist, mit der respektablen Streitmacht, welche er die Ehre hat zu kommandieren, nicht neutral zu bleiben. Mylord hat die Kapitäne Truebridge und Wall, Kommandanten der Kriegsschiffe ›Culloden‹ und ›Alexander‹, zu Euer Eminenz abgesendet. Diese Kapitäne sind von seinen Absichten vollständig unterrichtet, und werden die Ehre haben, dieselben Ew. Eminenz auseinanderzusetzen. Mylord hofft, daß Ew. Eminenz ganz seiner Meinung sein werden und daß er morgen mit Tagesanbruch in Übereinstimmung mit Ihnen verfahren können wird.

Ich habe die Ehre zu sein

W. Hamilton.«

Während Sir Hamilton diesen Brief schrieb, hatte das Schiff einen ziemlichen Weg zurückgelegt, so daß man jetzt nur noch zwei bis drei Meilen von der Bai entfernt war. Die Folge hiervon war, daß, als Nelson wieder auf das Verdeck heraufkam, er etwas sah, was er vorher wegen der Entfernung nicht hatte sehen können, nämlich die auf den von den Franzosen und den Rebellen besetzten Castellen und auf dem englischen Kriegsschiff »The Seahorse« wehenden Parlamentärfahnen. Dieser Anblick steigerte seinen Zorn bis zur Wut. Er rief sofort den »Culloden« und den »Alexander« heran, ließ die Kapitäne Truebridge und Ball an Bord kommen, übergab ihnen Sir Williams Brief und befahl ihnen, in ein Boot zu steigen, und sich nach der Magdalenenbrücke rudern zu lassen, um die Depesche dem Kardinal Ruffo zuzustellen. Von zwölf kräftigen Ruderern in Bewegung gesetzt, erreichte das Boot das Land sehr bald, und die beiden Offiziere fanden, daß der Kardinal Ruffo sie bereits erwartete. Mit Hilfe eines Fernrohrs war er allen Bewegungen des »Donnerers« gefolgt und hatte das Boot von dem Schiff abstoßen und nach dem Lande rudern sehen.

Die Offiziere entledigten sich des ihnen erteilten Auftrags. Ruffo nahm Kenntnis von der Depesche und glaubte, Nelson mißbillige die Kapitulation

bloß aus dem Grunde, weil Neapel angegriffen worden, ohne daß man, wie verabredet worden, die Ankunft des englischen Geschwaders abgewartet, wo dann der Kronprinz bei diesem Angriff den Oberbefehl führen sollte. Er glaubte nun, ein persönlicher Besuch an Bord des »Donnerers«, wobei er dem Admiral die dringenden Beweggründe, welche ihn zum Angriff auf Neapel getrieben, auseinandersetzen wollte, würde alles wieder ins Gleiche bringen. Er stieg daher in das Boot der Kapitäne Truebridge und Ball und ließ sich nach dem »Donnerer« rudern, wo seine Ankunft mit dreizehn Kanonenschüssen begrüßt ward. Nelson erwartete ihn oben an der Treppe mit Sir William, welcher, da er französisch ebenso gut sprach als italienisch, Ruffo empfing, die Honneurs des Schiffes machte und ihn in die Kajüte führte, in welcher ich zurückgeblieben war. Als der Kardinal mich erblickte, machte er eine Bewegung. Er wußte, daß die Königin ihn nicht liebte, und daß ich alle Gefühle der Königin, Antipathien ebenso wie Sympathien, teilte.

Ich grüßte kalt. Man tauschte die hergebrachten Komplimente aus, und der Kardinal begann in vortrefflichem Französisch die Ereignisse des 13. und 14. Juni zu erzählen, durch welche die Kapitulation herbeigeführt worden. Nelson sagte, er könne in dem Traktat nur einen Waffenstillstand sehen. Ruffo besprach jedoch sämtliche Artikel einen nach dem andern und bewies, daß es sich hier nicht um eine einstweilige Einstellung der Feindseligkeiten, sondern um einen wirklichen Vertrag handle, der weder durch die Ankunft der französischen, noch durch die Ankunft der englischen Flotte gebrochen werden könne. Dies beruhte alles auf so vollkommener Wahrheit, daß beim ersten Anblick die *Patrioten* – dies war der Name, welchen der Kardinal den Rebellen gab – weil sie die englische Flotte für die französisch-spanische angesehen, sich gefragt hatten, ob die Ankunft dieses Beistandes etwas an der Kapitulation ändere, und daß sie beinahe einstimmig ihre Entscheidung dahin abgegeben, die Unterschriften blieben gültig und der Vertrag müsse aufrecht erhalten werden. Sir William übersetzte, sowie Ruffo sprach, dessen Worte dem englischen Admiral, welcher ungeduldig zuhörte, und als er vernahm, daß eine loyal geschlossene Kapitulation auch loyal ausgeführt werden müsse, auf englisch ausrief: »Aber, Sir, Monarchen unterhandeln nicht mit ihren Untertanen!«

»Allerdings, Mylord,« antwortete der Kardinal, »allerdings ist es besser für sie, wenn sie nicht kapitulieren; von dem Augenblicke an aber, wo sie es getan, sind sie an die Verträge gebunden.«

Dann wendete er sich zu meinem Gemahl und fragte: »Ist das nicht auch Ihre Meinung, Sir?« Sir William verneinte, indem er erklärte, er teile vielmehr Nelsons Ansicht, und der Kardinal sah, daß die Sache ernster stand, als er anfangs geglaubt. Er erhob sich nun und sagte, da die Russen und die Türken auch mit bei dem Vertrag beteiligt wären, so könnte er den vom Lord Nelson erhobenen Einwand nicht allein beantworten. Mit diesen Worten nahm er Abschied und ließ sich wieder ans Land bringen. Als er wieder in sein Quartier zurückgekehrt war, ließ er, wie wir später erfuhren, den Minister Micheroux, den Kommandanten Baillie und den Kapitän Foot zu sich rufen. Letzteren hatte Nelson jedoch Sorge getragen zu entfernen, indem er ihn nach Procida geschickt. Der von dem Kardinal zusammengerufene Kriegsrat entschied nicht bloß, daß man die Kapitulation aufrecht erhalten, sondern auch, daß man, wenn Nelson dabei bliebe, sie nicht anzuerkennen, alle Mittel versuchen würde, um die Rebellen zu retten. Der Abend, die Nacht und der Morgen des 26. Juni vergingen mit fortwährenden Hin- und Herfahrten vom Hauptquartier nach dem »Donnerer« und von dem »Donnerer« nach dem Hauptquartier, ohne daß die Frage einen Schritt weiter vorrückte, weil jeder fest bei seinem Willen beharrte. Am Morgen des 27. Juni erließ Nelson folgende an die Jakobiner im Castello Nuovo und im Castello d'Uovo gerichtete Erklärung: »Der Kontreadmiral Lord Nelson, Kommandant der britischen Motte in der Bai von Neapel, benachrichtigt die in dem Castello Nuovo und in dem Castello d'Uovo eingeschlossenen rebellischen Untertanen Sr. sizilischen Majestät, daß er ihnen ebensowenig erlaubt, diese Plätze zu verlassen, als sich einzuschiffen. Sie müssen sich vielmehr einfach ihrem Könige auf Gnade und Ungnade ergeben.«

Um diese Erklärung zu proklamieren, näherte sich ein Boot dem Castello d'Uovo, worauf sie dann laut vorgelesen ward. Der Kommandant des Castells stieg jedoch auf die Mauer und rief dem Herold zu: »Fort, schnell fort, oder ich lasse auf Euch schießen! Es besteht ein Vertrag und dieser Vertrag muß gehalten werden.«

Auf die Meldung dieses Aufrufes, welchen Nelson an die Republikaner erlassen, glaubte der Kardinal Ruffo nun seinerseits eine entschlossene Haltung annehmen zu müssen.

Demzufolge schrieb er folgendes Billett an den Admiral:

»Wenn Lord Nelson die Kapitulation der Castelle von Neapel, an welcher unter den andern Kontrahenten auch ein englischer, Großbritannien repräsentierender Offizier teilgenommen, nicht anerkennen will, so wälzt der Kardinal die ganze Verantwortlichkeit dafür ihm zu und wird sich genötigt sehen, den Feind wieder in den Stand zu setzen, in welchem er sich vor Unterzeichnung des Traktats befand. Das heißt, die Truppen des Kardinals werden die Positionen, welche sie jetzt einnehmen, aufgeben, und sich in ein verschanztes Lager zurückziehen, um die Engländer den Kampf gegen die Republikaner mit ihrer eigenen Streitmacht aufnehmen zu lassen.« Nachdem Nelson dieses Billett, welches die Frage in ein so klares Licht stellte, gelesen, zog er sich mit Sir William in seine Kajüte zurück, aus welcher er dann mit der folgenden Note in der Hand wieder heraustrat. Der Bote des Kardinals empfing gleichzeitig das englische Original und die von Sir William gefertigte Übersetzung:

»Da der Kontreadmiral Lord Nelson,« so lautete die Note, »am 24. Juni in der Bai von Neapel angelangt ist, und einen mit den Rebellen abgeschlossenen Traktat unterzeichnet vorgefunden hat, so ist seine Meinung die, daß dieser Traktat nicht ohne Zustimmung Sr. sizilischen Majestät in Ausführung gebracht werden kann.«

Der Kardinal antwortete hierauf, daß, wenn den nächstfolgenden Tag die Patrioten oder die Rebellen, wie es Nelson beliebe sie zu nennen, von ihm nicht ermächtigt würden, sich einzuschiffen, er die ausgesprochene Drohung ins Werk setzen und sich mit seiner ganzen Armee zurückziehen würde. Diese Drohung war eine sehr ernste, denn Ruffo, der sich durch Nelsons Weigerung sehr verletzt fühlte, war ganz der Mann, sie auszuführen, und Nelson, dem es an Landungstruppen fehlte, wäre dann genötigt gewesen, Neapel zu bombardieren.

Demzufolge antwortete Sir William:

»Eminenz!

Mylord Nelson ersucht mich, Euer Eminenz zu versichern, daß er entschlossen ist, nichts zu tun, was den von Euer Eminenz den Kastellen von Neapel bewilligten Waffenstillstand unterbrechen könnte. Ich habe die Ehre zu sein usw. usw.

W. Hamilton.«

Diese Antwort ward dem Kardinal durch die Kapitäne Truebridge und Ball überbracht, welche ihm auch den Protest des Admirals überreicht. Da Sir William Hamiltons Antwort nichts eigentlich Positives enthielt, so befragte der Kardinal die beiden Offiziere, welche den Brief dahin erklärten, daß der Admiral sich der Einschiffung der Republikaner nicht widersetzen würde. Der Kardinal fragte sie hierauf, ob sie ermächtigt seien, ihm das, was sie soeben gesagt, schriftlich zu geben, nämlich daß Nelson verspräche, sich der Einschiffung der Republikaner nicht zu widersetzen. Die beiden Offiziere berieten sich miteinander und antworteten nach einigen Minuten, daß sie kein Hindernis sähen, den Wunsch des Kardinals zu erfüllen.

Truebridge nahm zugleich ein Blatt Papier, und schrieb mit seiner Hand darauf:

»Die Kapitäne Truebridge und Ball sind autorisiert, im Namen Mylord Nelsons Sr. Eminenz zu erklären, daß Mylord sich der Einschiffung der Rebellen von der Mannschaft, welche die Garnison der Castelle Nuovo und d'Uovo ausmacht, nicht widersetzen wird.«

Dann überreichten sie diese Erklärung dem Kardinal.

»Nun, meine Herren,« sagte dieser, »haben Sie die Güte dieses Papier auch mit Ihren Namen zu unterzeichnen.« – »Ich bitte um Verzeihung, Eminenz,« antwortete Truebridge, »wir haben wohl Vollmacht für die militärischen Angelegenheiten, aber nicht für die diplomatischen. Da jedoch diese Note, obschon nicht unterzeichnet, von unserer Hand geschrieben ist, so bitten wir Sie, ihr Glauben beizumessen.« Ruffo bestand weiter nicht auf seinem Verlangen, sei es nun, daß es ihm selbst lieb war, sich auf diese Weise aus der Affäre zu ziehen, sei es, daß er die beiden

Offiziere zu verletzen fürchtete. Truebridge und Ball kehrten an Bord des Admiralschiffes zurück, erzählten, was sie getan, und Nelson sowohl als Sir William erklärten sich damit einverstanden.

89. Kapitel.

Lord Nelson in bezug auf den Admiral Caracciolo ganz besondere Befehle von dem König und der Königin empfangen und er sich verbindlich gemacht, ihn tot oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen, so hatte er sich in der Stadt erkundigen lassen, und auf diese Weise erfahren, daß Caracciolo sich in der Nacht vom 23. zum 24. geflüchtet und nun jedenfalls die Grenze bereits passiert habe. Diese Nachricht versetzte Nelson in die größte Wut, welche sich durch Flüche und Verwünschungen, deren Heftigkeit selbst durch meine Gegenwart nicht gemäßigt wurde, Luft machten. Gegen halb zwölf Uhr nachts hörten wir plötzlich jenen Ruf, den die Schildwache ausstößt, wenn sie, nachdem Retraite geschlagen, ein Boot sich dem Schiff nähern sieht. Nelson setzte, gerade als ob er die Wichtigkeit der Nachricht, welche dieses Boot brachte, erraten hätte, die Tasse Tee, welche er zum Munde führte, auf den Tisch und ging bis an die Schwelle der Kajüte. Hier stieß er auf den wachthabenden Offizier.

»Ein Bauer wünscht mit Ihnen allein zu sprechen. Mylord,« sagte der Offizier. – »Ein Bauer? Was will er von mir?« – »Aus seinem Kauderwelsch habe ich zu entnehmen geglaubt, daß es sich um Caracciolo handelt.« – »Um Caracciolo? Zum Teufel, lassen Sie den Bauer herunterkommen, Sir.« – Der Bauer war niemand anders als ein Pächter von Francesco Caracciolo, bei welchem der unglückliche Admiral Zuflucht gesucht. Er kam, um seinen Herrn zu verkaufen, wollte aber gut bezahlt sein. Man versprach ihm viertausend Dukati und gab ihm tausend auf Abschlag. Er forderte die größte Geheimhaltung, besonders dem Kardinal gegenüber, der, wie er behauptete, Caracciolo zur Flucht behilflich gewesen. Man kam überein, daß der Kardinal von dem, was in dieser Beziehung geschehe, nicht das mindeste erfahren solle. Der Bauer verlangte vier Mann, um ihm auf seiner Expedition Beistand zu leisten. Hier aber begann die Verlegenheit. Nelson hätte ihm wohl vier englische Matrosen mitgegeben, diese aber würden, wie gut sie sich auch verkleidet hätten,

Verdacht erregt haben, weil sie nicht die Sprache des Landes redeten. Nelson fragte den Verräter, ob er nicht selbst vier Männer habe, auf die er rechnen könne. Er antwortete Ja, denn für Geld könne man alles haben, was man wolle, aber man werde wenigstens fünfzig Dukati per Mann zahlen müssen. Es waren sonach zweihundert Dukati mehr zu riskieren. Nelson bewilligte die zweihundert Dukati. Der Pächter gab dafür seinen Namen und seine Adresse. Er hieß Luigi Martino und wohnte im Dorfe Calvezzano. Es ward verabredet, daß den nächstfolgenden Tag abends ein englisches Boot am Granatello warten und der Admiral, sobald man ihn einmal festgenommen, in dieses Boot gebracht und sofort an Bord des »Donnerers« geführt werden sollte. Dies war eine große Neuigkeit und man wagte nicht recht, sich zu schmeicheln, daß sie in Wahrheit begründet sei. Auch erwähnte Sir William sie in dem Briefe, den er am 27. früh an den General Acton schrieb, nur beiläufig.

Ich teile diesen Brief hier mit, denn er gibt eine genaue Idee von dem Zustande, in welchem Neapel sich in diesen Tagen befand. »Euer Exzellenz werden aus meinem letzten Briefe ersehen haben, daß der Kardinal und Lord Nelson keineswegs einer und derselben Meinung waren. Deshalb haben wir nach reiflicher Überlegung beschlossen, von einer kleinen Kriegslist Gebrauch zu machen, und Lord Nelson ermächtigte mich demgemäß gestern, dem Kardinal zu schreiben, daß er sich der Einschiffung der Rebellen nicht widersetzen würde und daß er bereit wäre, ihm mit der unter seinem Kommando stehenden Flotte allen Beistand zu leisten. Dies äußerte die beste Wirkung. Neapel war erst ganz außer sich bei dem Gedanken, daß Lord Nelson den Waffenstillstand brechen wollte. Heute dagegen ist alles wieder beruhigt und der gute Kardinal hat ein Te Deum singen lassen, um dem lieben Gott für die Rettung seiner teuren Patrioten zu danken. Er hat mit Ball und Truebridge verabredet, daß die Rebellen in den beiden Kastellen diesen Abend eingeschifft werden sollen, während fünfhundert englische Matrosen ans Land gehen und dann die Besatzung der beiden Kastelle bilden, auf welchen, Gott sei Dank, die Fahnen Seiner sizilischen Majestät wehen.

Wir befanden uns in Mylord Nelsons Boot, als die Matrosen in dem Sanitätshafen ausgeschifft wurden. Die Freude des Volkes war laut und stürmisch. Die neapolitanischen und englischen Farben wehten an allen

Fenstern, und als wir wieder Besitz von den Kastellen nahmen, erstrahlte Neapel wie von einem einzigen unermeßlichem Freudenfeuer. Ich habe mit einem Worte begründete Hoffnung, daß Lord Nelsons Ankunft hier zum Nutzen des Ruhmes und der Interessen der sizilischen Majestäten sein wird. Es war notwendig, daß ich mich zwischen Mylord Nelson und den Kardinal stellte, sonst wäre schon vom ersten Tage an alles verloren gewesen. Der Baum des Abscheues, den man vor den Palast gepflanzt, ist umgehauen, und die rote Mütze vom Kopfe des Riesen herabgerissen. Der Kapitän Truebridge leitet die Ausschiffung und die Rebellen, die sich an Bord der Felucken befinden, dürfen ohne einen Befehl von Lord Nelson nicht von der Stelle, denn man hat wohl gesagt, Lord Nelson werde sich *ihrer Einschiffung* nicht widersetzen, aber man hat nicht gesagt, was man, nachdem sie sich eingeschifft, mit ihnen machen würde. *W. Hamilton.«*

Am Abend des 27. begaben sich, wie Sir William gesagt hatte, in der Tat alle Rebellen auf die Feluken, in dem Glauben, daß sie nun die Fahrt nach Toulon antreten würden; aber in ihrer festen Zuversicht sahen sie sich bitterlich enttäuscht; denn kaum waren sie an Bord, so wurden die Feluken in den Schutzbereich englischer Schiffe geführt, die sie in wenigen Sekunden in Grund und Boden schießen konnten. Am 29. wurde ich bei Tagesanbruch durch einen großen Lärm im Schiffe erweckt. Ich warf einen Morgenrock über, und ging auf Deck. Aller Augen waren auf eine Barke gerichtet, die fast noch eine Meile entfernt war, in der man aber schon neben einem an Händen und Füßen gefesselten Mann jenen Bauer sehen konnte, der uns am Abend des vorletzten Tages aufgesucht und das Angebot gemacht hatte, Caracciolo zu verraten. Er hatte sein Versprechen gehalten, brachte seinen Herrn und wollte sich sein Geld holen. Nelson und Sir William schienen außer sich vor Freude. Ich sah alles gewissermaßen nur mit den Augen meines Freundes und meines Geliebten an und muß gestehen, ich hielt nach allem, was ich von ihm hatte erzählen hören, den Admiral für einen Verräter und schweren Verbrecher, so daß ich mich mit ihnen über seine Gefangennahme freute. Und doch krampfte sich mir das Herz zusammen beim Anblick dieses Mannes, der jedesmal, wenn ich ihn mit der Königin hatte sprechen hören, die Sprache eines tapferen Kriegers und eines Ehrenmannes geführt hatte. Ich ließ Nelson und Sir William sich ihres Triumphes freuen, und in der Meinung, daß es sich für eine Frau nicht gezieme, daran teilzunehmen, stieg ich in mein Zimmer hinab, dessen Tür

ich verschloß. Ich wußte, wie Nelson seinem Kollegen gesinnt war; ich hatte den Brief gelesen, den mein Mann am vorigen Tage an Acton geschrieben: ich konnte daher nicht an dem Schicksal zweifeln, das dem Gefangenen vorbehalten war.

Ein Brief Sir Williams an General Acton besagt, in welchem Zustande Caracciolo an Bord des »Foudroyant« gebracht wurde; ich führe hier die betreffende Stelle an, die sich auf den neapolitanischen Admiral bezieht: »Wir sahen Caracciolo vor uns; blaß, mit langem Barte, halb tot, die Augen senkend, wurde er an Bord des Schiffes gebracht, wo er nun mit dem Sohne Cassanos, Don Giulio, dem Priester Pacifico und andern schändlichen Verrätern zusammentraf. Ich vermute, man wird die Schuldigsten ohne weiteres aburteilen. Vor allem ist es vorteilhaft, daß wir diese Haupträdelsführer gerade zu der Zeit in unserer Gewalt haben, wo Sant-Elmo angegriffen werden soll. Wir können für jede Kugel, die die Franzosen auf uns abfeuern, einen Kopf fallen lassen.« Ich führe dieses Bruchstück eines Briefes aus zwei Gründen an: erstens, weil es Einzelheiten über den Transport des unglücklichen neapolitanischen Admirals an Bord des englischen Schiffes enthält; zweitens, weil es beweist, bis zu welchem Grade die sanftesten, wohlwollendsten Gemüter von dem grausamen Feuer des Bürgerkriegs erhitzt waren. Sir William, ein Mann des Kabinetts, ein kultivierter, menschenfreundlicher Geist, ein dem Kult der Antike gewidmeter Gelehrter, der das Schöne ebenso innig verehrte wie ein griechischer Bildhauer, mußte von einer seltsamen Störung der Ideen ergriffen sein, um einen solchen Brief zu schreiben. Das Unglück derer, welche in diesen heißen Tagen der Revolution unter dem glühenden Hauche des Parteigeistes eine Rolle spielen, liegt darin, daß sie von Menschen beurteilt werden, die in gewöhnlichen Zeiten, in gemäßigten Epochen leben. Jener verhängnisvolle Tag des 29. Juni 1799 hat einen Blutflecken auf unsern drei Namen zurückgelassen und dennoch – davon bin ich überzeugt – glaubten Nelson und Sir William eine Pflicht zu erfüllen, und ich, von Natur schwach und die Verbrechen mit den Augen der Königin betrachtend, ich tat, wie ich eingestehe, zur Rettung des unglücklichen Admirals nicht das, was unter anderen Umständen mein Herz mir befohlen haben würde, zu tun.

Man verzeihe mir diese Abschweifung, Caracciolos Tod, welchen alle meine Bitten und alle Gewalt, die ich über Nelson besaß, wahrscheinlich nicht hätten verhindern können, ist gleichwohl die blutende Wunde meines Lebens geblieben. Bis zu diesem Tage verachtete mich die Welt vielleicht mit Unrecht, von diesem Tage an aber hat sie mich gehaßt, und zwar mit Recht. Ich werde nichtsdestoweniger fortfahren, alle Einzelheiten jenes furchtbaren Tages zu erzählen, wie sehr mir auch diese Erzählung das Herz zerreißen mag. Sobald als Caracciolo den Fuß auf das Deck des »Donnerer« gesetzt, ward Befehl gegeben, seinen Prozeß zu beginnen. Nelson entwickelte bei dieser ganzen furchtbaren Angelegenheit eine fieberhafte Hast, die sich kaum durch die Geringschätzung erklären läßt, womit Leute, welche jeden Augenblick ihr Leben aufs Spiel setzen, auch das Leben anderer betrachten. Man hat von Eifersucht gesprochen und behauptet, Nelson habe in Caracciolo einen Nebenbuhler seines Ruhmes gesehen. Diese Anklage ist eine völlig ungereimte. Selbst in der französischen Marine hatte Nelson seinerzeit nicht seinesgleichen. Die Schlacht bei Abukir hatte ihn über alle Seehelden des achtzehnten Jahrhunderts gestellt, denn noch nie seit Erfindung des Pulvers hatte ein Mann einen solchen Sieg davongetragen, wie der bei Abukir war.

Was aber war Caracciolo neben dem Sieger von Toulon, von Calvi, von Teneriffa, von Abukir? Als Seemann sehr wenig. Oder war Nelson eifersüchtig auf den Vorzug der Geburt, welchen Caracciolo vor ihm voraus hatte? Auch dies ist nicht wahrscheinlich. Wie alle aus mittlerem Stande stammenden zu einer hohen Stellung gelangten Männer der Intelligenz war Nelson vielmehr stolz darauf, nicht von vornehmer Geburt zu sein. Anstatt durch seine Ahnen und durch seinen Vater geadelt worden zu sein, hatte er vielmehr diese geadelt. Ich werde, glaube ich, zu einer gerechteren Würdigung Nelsons gelangen, wenn ich ihn nach mir selbst beurteile. Nelson war, wie ich, ein Kind aus dem Volke. Er arbeitete sich durch seinen Mut empor, ebenso wie ich durch meine Schönheit, und plötzlich nach der Schlacht bei Abukir befand er sich, ebenso wie ich nach meiner Vermählung mit Sir William, in Berührung mit den Großen der Erde.

Die Wirkung war auf das Weib dieselbe wie auf den Helden, obschon beide auf verschiedenen Wegen zu ihrem Ziel gelangt waren. Erstaunt über seinen Triumph, geblendet durch sein neues Glück, berauscht von den Lobreden

und Geschenken, die er von allen Königen empfing, und von den Liebkosungen und Schmeicheleien, womit besonders der König Ferdinand und die Königin Karoline ihn überhäuften, sah Nelson bald keine andern Rechte mehr als die der Monarchen und bekannte sich mit Begeisterung zu der Sache der Könige gegen die Völker. Jeder, der diese Rechte in Frage zu stellen wagte, war in seinen Augen ein Rebell; jeder, der es unternahm, sie zu bekämpfen, verdiente nach seiner Ansicht den Tod. Er glaubte gleich dem Erzengel Michael aus der Hand Gottes das flammende Schwert empfangen zu haben, und ebenso wie der Erzengel Michael schlug er mit diesem flammenden Schwert auf Satan und die empörten Engel los. Bei der entsetzlichen Hinrichtung Caracciolos, so wie bei der nicht weniger entsetzlichen der Republikaner von Neapel zögert er keinen Augenblick, und nachdem die Hinrichtung vorüber ist, empfindet er nicht bloß keine Reue, sondern wundert sich sogar, daß man ihm ein solches Gefühl zutrauen könne. Der König und die Königin haben ihm befohlen, sich Caracciolos tot oder lebendig zu bemächtigen, und wenn er ihn lebend in seine Gewalt bekommt, ohne Schonung gegen ihn zu verfahren. Dies genügt ihm. Infolge dieses Auftrages ist ihm die Vollmacht des Richters und im Notfall auch die des Henkers verliehen. Jetzt fragte man, wie man sich leicht denken kann, mich über diese Angelegenheit Caracciolos nicht um Rat. Ich habe gesagt, daß ich, um dem unglücklichen Admiral nicht in den Weg zu kommen, mich in meine Kajüte eingeschlossen hatte. Nelson und Sir William ließen mich darin. Sie wußten nur zu gut, daß, wenn ich sähe, wenn ich hörte, mein Frauenherz schwach werden würde, und da sie dann mit meinem Mitleid zu kämpfen hätten, wie dies später der Fall war, als ich die Königin um Cirillos Begnadigung bat, und die Königin ihren Gemahl auf den Knien, obschon vergeblich, anflehte, ihr diese Begnadigung zu gewähren.

Ich blieb daher in meiner Kajüte, hörte aber später folgendes erzählen:

An Bord angelangt, ward Caracciolo sofort seiner Fesseln entledigt und unter die Aufsicht gemeiner Schildwachen gestellt, welche instruiert waren, ihn nicht aus dem Auge zu lassen.

Gegen Mittag trat der Kriegsrat zusammen. Derselbe bestand aus fünf Offizieren der neapolitanischen Marine. Die Namen dieser Offiziere habe

ich niemals erfahren. Der Graf von Thurn führte den Vorsitz. Das Verhör dauerte eine Stunde. Caracciolo antwortete in würdiger, edler Weise, aber ohne juristischen Beistand und ohne daß man ihm Zeit ließ, eine ausführliche Verteidigung vorzubereiten, die übrigens schwer gewesen sein möchte, da er ja öffentlich und bei hellem, lichtem Tage gegen seinen König gekämpft. Seine Strafbarkeit ward deshalb einstimmig anerkannt und das Protokoll Nelson vorgelegt, welcher mit derselben Unerschütterlichkeit wie am Morgen folgenden Befehl niederschrieb:

»An den Kapitän Grafen von Thurn.

In Erwägung, daß der aus Offizieren im Dienste Seiner sizilischen Majestät zusammengesetzte Kriegsrat sich versammelt hat, um Francesco Caracciolo wegen des ihm zur Last gelegten Verbrechens der Rebellion gegen seinen Monarchen zu richten, und in Erwägung, daß der genannte Kriegsrat, nachdem er das Verbrechen des Hochverrats erkannt, über Caracciolo das Todesurteil ausgesprochen – werden Sie hiermit beauftragt, das erwähnte Todesurteil gegen den genannten Caracciolo in der Weise zu vollstrecken, daß Sie ihn an der großen Raa der Fregatte »Minerva«, welche Seiner sizilischen Majestät gehört, aber unter unsern Befehlen steht, aufknüpfen lassen. Dieses Urteil wird heute um fünf Uhr vollzogen und die Leiche des Hingerichteten bis Sonnenuntergang hängen bleiben, wo dann der Strang durchschnitten und der Körper ins Meer geworfen werden wird.

An Bord des »Donnerers«, Neapel, 29. Juni 1799.

Horace Nelson.«

Daß er zum Tode verurteilt werden würde, dies hatte Caracciolo wohl erwartet, dennoch aber glaubte er, man werde aus Rücksicht auf seine Eigenschaft als Fürst ihn entweder erschießen oder enthaupten. Als er das Urteil verlesen hörte, welches ihn zum Tode durch den Strang verdammte, geriet er in furchtbare Aufregung und bat einen Offizier, zu Nelson zu gehen und diesen um die Gunst zu bitten, ihn erschießen, aber nicht hängen zu lassen. Nelson fertigte den Offizier mit harten Worten ab, indem er sagte, Caracciolo sei durch ein aus Offizieren seines Landes zusammengesetztes Kriegsgericht verurteilt und er könne daher sich nicht weiter einmischen. Auf Caracciolos wiederholtes inständiges Bitten wagte der Offizier zum

zweiten Male vor Nelson zu erscheinen und ich hörte, wie letzterer ihm in rauhem Tone zurief: »Bekümmern Sie sich um sich selbst, Sir, aber nicht um Dinge, die Sie nichts angehen.«

Der Offizier kehrte auf das Deck zurück. Man sagte mir später, Caracciolo habe nun *meinen* Namen genannt und den Offizier gebeten, zu mir zu gehen und mich zu bitten, es auszuwirken, daß er enthauptet, oder erschossen, anstatt gehängt werde. Ohne Zweifel aber wagte der Offizier, nach dem harten Verweis, den er von Nelson erhalten, nicht, mich aufzusuchen. Er antwortete dem unglücklichen Verurteilten, er habe vergebens zu mir zu gelangen gesucht. Was mich betrifft, so kann ich vor Gott beschwören, daß niemand mit mir zugunsten Caracciolos gesprochen, weder daß ihm das Leben geschenkt werden, noch daß eine Änderung in bezug auf seine Todesstrafe eintreten möge.

Um drei Uhr verließ Caracciolo, der Verurteilte, ohne daß ich etwas davon wußte, den »Donnerer«, um auf die »Minerva« gebracht und dort hingerichtet zu werden. Einen Augenblick später kam Sir William zu mir und meldete mir bloß, daß Caracciolo verurteilt und daß er nicht mehr an Bord sei. Ich benutzte diesen Umstand, um aufs Deck zu gehen, denn ich hatte seit sieben Uhr morgens keine frische Luft geschöpft. Die Witterung war trübe und traurig, obschon es der 29. Juni war. Das Schauspiel, welches man vor Augen hatte, stimmte mit dieser Witterung überein – die mit Gefangenen beladenen Feluken und der »Donnerer«, welcher selbst einer Anzahl derselben zum Gefängnis diente, gewährten einen niederschlagenden Anblick. Es schien unter allen diesen Unglücklichen eine große Aufregung zu herrschen, und erst jetzt erfuhr ich durch den Chevalier Micheroux, der an Bord kam, daß, nachdem man den Patrioten erlaubt, sich einzuschiffen, nachdem man frische Besatzung in die Kastelle gelegt, nachdem man mit einem Worte die Vorteile der Kapitulation benutzt, Lord Nelson die armen Getäuschten als Gefangene zurückhielt.

Ich habe gesagt, daß ich dies alles durch den Chevalier Micheroux erfuhr, und es geschah dies auf folgende Weise: Der Chevalier Micheroux, der Kardinal Ruffo und der Kommandant Baillie hatten alle drei von seiten der Gefangenen folgende Reklamation erhalten: »Der ganze Teil der Garnison der Kastelle, welcher sich an Bord der Feluken befindet, um nach Toulon zu

segeln, befindet sich in der größten Bestürzung. Er erwartete zuversichtlich die Ausführung der Kapitulation, obschon seit der übereilten Räumung der Kastelle nicht alle Artikel genau beobachtet worden sind. Seit zwei Tagen ist das Wetter günstig, der Wind gut und dennoch bleiben wir hier liegen und sehen keine Anstalten zur Abreise treffen. Noch mehr, gestern abend um sieben Uhr sahen wir mit dem größten Schmerz die Generale Manthonnet, Massa und Basset, den Präsidenten der Exekutivkommission Ercole d'Agnese, den Präsidenten der Legislativkommission, Domenico Cirillo, Emanuele Borga, Piatti und noch mehrere andere aus unserer Mitte hinwegführen. Man hat sie sämtlich auf das Schiff des englischen Kommandanten gebracht, wo sie die ganze Nacht zurückgehalten worden und von wo sie noch nicht wieder zurückgekehrt sind. Die gesamte Garnison erwartet von Ihrer Rechtschaffenheit die Aufklärung dieser Tatsache und die Ausführung der Kapitulation.

Reede von Neapel, 29. Juni 1799. Albanese.«

Nelson nahm das Papier, las es in aller Ruhe und sagte, indem er dem Chevalier Micheroux einen Körper zeigte, den man mit Hilfe eines Flaschenzuges emporzog und welcher zappelnd am Ende eines Strickes an der großen Raa der »Minerva« hängen blieb: »Dies dort ist meine Antwort an die Rebellen. Sie können sie diesen ebenso überbringen, wie dem Kardinal Ruffo.«

Micheroux betrachtete mit Erstaunen dieses Schauspiel, welches er nicht zu begreifen schien. »Aber,« fragte er, »wer ist jener Mann und was tut man ihm?« – »Jener Mann,« hob Nelson wieder an, »ist der Verräter Caracciolo und er wird auf meinen Befehl gehängt. So wird es jedem Rebellen ergehen, der die Waffen gegen seinen König getragen.« – Ich stieß einen Schrei aus. Auch ich hatte alles gesehen, ohne zu ahnen, was ich sah. Der Chevalier Micheroux stieg, bestürzt über die Antwort des Admirals, in das Boot hinab, welches ihn hergebracht, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und ließ sich wieder zurück ans Land rudern. Noch denselben Tag sendete der Kardinal Ruffo, weil er weder Caracciolo retten, noch die Ausführung des Traktates erlangen gekonnt hatte, seine Entlassung nach Palermo ein.

90. Kapitel.

Nachdem der König am 2. Juli in Palermo Briefe von Nelson und Sir William erhalten, welche ihm die Hinrichtung Caracciolos meldeten und ihn dringend baten, so schnell als möglich zur Stelle zu kommen, beschloß er, nach Neapel oder vielmehr in die Bai von Neapel zu gehen und reiste am 3. Juli ab, nicht auf dem »Seahorse«, welches ihm Nelson geschickt, sondern auf der neapolitanischen Fregatte »die Sirene«.

Ohne Zweifel fürchtete er, die Marine, welche sich schon durch den Vorzug, den er Nelson vor Caracciolo eingeräumt, verletzt fühlte und später durch den Prozeß und den Tod des Admirals in nicht geringe Bestürzung versetzt worden war, sich vollständig zu entfremden. So stürmisch und mißlich die erste Überfahrt gewesen, so ruhig und ausgezeichnet schön war die zweite. Ein an Nelson abgesendetes leichtes Fahrzeug war am 6. Juli angelangt und hatte ihm gemeldet, daß der König unterwegs sei und wahrscheinlich am 7. oder 8. anlangen würde. Nelson beschloß die Belagerung des Kastells San Elmo energisch zu betreiben, damit der König bei seiner Ankunft seine Fahnen auf allen Festungen wehen sähe.

Das Kastell San Elmo war nicht schwer zu nehmen, besonders in Anbetracht der Gesinnungen seines Kommandanten, des Oberst Mejean. Noch an demselben Tage, wo die Vorbereitungen zum Angriff begannen, hatte Mejean, in der Meinung, der Kardinal sei immer noch der Verbündete der Engländer, oder vielmehr der die Operationen leitende General, ihm einen Boten geschickt, um ihm sagen zu lassen, die französische Garnison sei bereit, zu kapitulieren, unter der Bedingung, daß man ihr eine Million schenke. Dieses Anerbieten war von der Drohung begleitet, Neapel zu bombardieren, wenn die Million nicht binnen achtundvierzig Stunden ankäme. Der Kardinal ließ dem Oberst antworten, daß der Krieg unter ehrlichen Leuten mit Eisen, aber nicht mit Gold geführt werde; daß in allen zivilisierten Ländern die Kriegsgesetze untersagten, auf die Häuser zu schießen, welche innerhalb eines Umkreises lägen, von welchem kein Angriff ausginge; daß die Batterien, welche gegen San Elmo spielen würden, wahrscheinlich auf der entgegengesetzten Seite der Stadt aufgepflanzt wären und daß er folglich sein Feuer nicht gegen die Stadt, sondern gegen diese Batterien selbst zu richten habe. Er fügte hinzu, wenn eine einzige Bombe von dem Schlosse auf einen Punkt geworfen würde, von welchem aus kein Angriff erfolgt sei, der Oberst Mejean mit seinem

eigenen Kopfe für das Unheil zu haften habe, welches daraus entstehen könnte. Am 1. Juli stieg Truebridge mit fünfzehnhundert Mann Engländern ans Land, verstärkte sich durch fünfhundert Mann Russen und begann sofort die Belagerungsarbeiten. In der Nacht vom 3. zum 9. langte der König in Procida an. Er war von dem General Acton und dem Fürsten von Castelcicala begleitet. Den 9. blieb er den ganzen Tag in Procida, ohne Zweifel, um sich zu überzeugen, daß der Richter Speciale hier seiner Pflicht gut nachkomme. Endlich am 10. kam er an Bord des »Donnerers«, wo seine Ankunft mit einunddreißig Kanonenschüssen begrüßt ward. Die Nachricht, daß der König in Procida sei, hatte sich schon in Neapel verbreitet, und die auf dem »Donnerer« abgefeuerten Salven und die auf dem großen Mast aufgehißte königliche Flagge verkündeten seine Anwesenheit an Bord des Admiralschiffes. Sofort drängte sich die ganze Bevölkerung nach Santa Lucia, nach dem Molo und nach Marinella, und eine ungeheure Menge mit Bannern geschmückte und mit Musikanten besetzte Boote verließen den Hafen und steuerten nach dem englischen Geschwader, um den König willkommen zu heißen. Kaum war Ferdinand auf dem Admiralschiffe angelangt, so verlangte er ein Fernrohr, stieg auf die Schanze und richtete das Glas auf San Elmo. In demselben Augenblicke wollte der Zufall, daß eine russische Kugel den Stock der französischen Fahne zerschlug und diese herabwarf.

Der König, der wie immer sehr abergläubisch war, rief: »Eine gute Vorbedeutung, lieber Nelson! Eine gute Vorbedeutung.«

Und in der Tat, gerade als ob der Oberst Mejean sich mit Truebridge verabredet hätte, dem König eine Überraschung zu bereiten, war die Fahne, welche auf die dreifarbige folgte, die weiße, auch die »Parlamentärfahne« genannt. Diese Fahne, welche nur auf die Ankunft des Königs gewartet zu haben schien, um sich zu entfalten, brachte eine gewaltige Wirkung hervor. Das Volk erhob ein lautes Beifallsgeschrei und die Kanonen der ganzen Flotte antworteten den Kanonen des »Donnerers«. Sobald als der Kardinal Ruffo durch diese Salven erfahren, daß der König auf der Reede war, schiffte er sich ein und begab sich an Bord von Nelsons Schiff, wo er seit dem Tage des Bruches des Vertrages nicht wieder gewesen. Als die Gefangenen auf den Feluken, die nun endlich eingesehen, daß sie in ihm einen Verteidiger hatten, ihn vorbeifahren sahen, faßten sie wieder einige

Hoffnung, denn sie glaubten, er werde für sie sprechen. Und in der Tat hatte der Kardinal den König nicht sobald begrüßt, so brachte er die Frage wegen der Verträge zur Sprache, und erklärte laut, daß der Bruch derselben ein öffentlicher Skandal sein würde, welcher an allen Höfen von Europa gerechte Entrüstung hervorrufen müßte. Der König antwortete, ehe er sich hierüber ausspräche, wolle er erst Nelson und Sir William hören.

Er ließ beide demgemäß rufen, und nun erneuerte sich die frühere Diskussion. Sir William verfocht den diplomatischen Grundsatz, daß Monarchen nicht mit ihren rebellischen Untertanen unterhandeln könnten, und erklärte, daß aus diesem Grunde die Verträge zerrissen werden müßten.

Nelson bewies unversöhnlichen Haß gegen die französischen Revolutionäre und sagte, man müsse das Übel mit der Wurzel ausrotten, um neues Unglück zu verhindern. Was den Kardinal betraf, so blieb er fest bei seinem Prinzip stehen, daß, da die Kapitulation geschlossen worden, dieselbe auch gehalten werden müsse. Alle seine Vorstellungen vermochten jedoch nichts gegen die Beweisgründe Nelsons und Sir Williams, die überdies mit den geheimen Gedanken des Königs übereinstimmten. Die Gefangenen wurden nicht freigegeben, und als sie den Kardinal mit gesenktem Haupte und gerunzelter Stirn wieder zurückfahren sahen, begriffen sie, daß für sie alles aus sei. Als Ruffo wieder in sein Hauptquartier zurückkam, sendete er zum zweiten Male seine Entlassung ein. Noch denselben Tag wurden die Gefangenen, die sich an Bord des »Donnerers« und der Feluke befanden, wieder ans Land gesetzt und zwei und zwei aneinandergekettet in die Gefängnisse der Vikaria gebracht. Als dieses Schloß keinen Gefangenen mehr aufzunehmen vermochte – ein Brief des Königs spricht von achttausend! – ward ein Teil derselben nach den in Kerker umgewandelten »Granili« gebracht.

Bei diesem Anblicke schlossen die Lazzaroni mit Recht, daß ihnen nun freie Hand gegeben sei, und da ich zu Anfang dieser Bekenntnisse versprochen habe, alles zu sagen, so gestehe ich, daß die Tage des 8. und 9. Juli Zeugen von Greueltaten waren, die man uns wie etwas ganz Gewöhnliches und Natürliches berichtete. Nelson und Sir William Hamilton waren damit einverstanden, und der König selbst lächelte darüber. Besonders erzählte man von den Bluttaten eines Priesters namens Rinaldi,

welcher stolz auf das, was er an diesen beiden Tagen getan, an den König eine Petition richtete, in welcher er um das Kommando der Stadt Capua bat und zur Unterstützung seiner Bitte sich darauf berief, daß er einen Arm von einem an langsamem Feuer gebratenen Jakobiner verzehrt, daß er zwei andern Jakobinern die Leiber aufgeschlitzt, und fünf oder sechs Jakobinerkinder in Stücke gehauen habe. Der König bewilligte ihm eine Gratifikation an Geld und außerdem eine ehrende Auszeichnung, ich weiß nicht mehr welche. Was mich betraf, so war es mir, als träumte ich, und als lastete ein blutiger Alp auf mir. Ich glich jenen Frauen des Mittelalters, welche, nachdem sie sich in einem Walde verirrt, um Mitternacht in einen Hexensabbat hineingeraten. Zur Beteiligung an dem ruchlosen Tanze aufgefordert, weigern sie sich anfangs mit Grauen und Entsetzen, dann aber mit Gewalt in die höllische Runde hineingezogen, berauschen sie sich allmählich an dem Anblick der Fackeln, an dem tobenden Gesang, an der Berührung der fieberhaft brennenden Hände und erwachen am nächstfolgenden Morgen wie zerschlagen, besudelt durch die teuflische Orgie, die sie vergebens in das Bereich der Träume verweisen möchten, und deren furchtbare Wirklichkeit ihnen bis zur Stunde des Todes vorschweben wird.

Sobald das Kastell San Elmo übergeben, und der König folglich wieder Herr von Neapel war, ward die von dem Kardinal ernannte Junta aufgelöst, weil sie als zu gelind erkannt worden. Nur die zwei strengsten Mitglieder derselben wurden beibehalten. Diese beiden Mitglieder waren Antonio della Rocca und Angelo di Fiore.

Die an Bord des »Donnerers« ernannte neue Junta ward beauftragt, die verschiedenen Kategorien der Rebellen zu richten, welche der König Sorge getragen, selbst zu bezeichnen. Die Liste war lang, so lang, das man, es ist entsetzlich es zu sagen, glaubte, der Henker, welcher zehn Dukati für jede Hinrichtung bekam, werde zu rasch reich werden, wenn er noch fernerhin auf diese Weise honoriert würde. Aus diesem Grunde ließ der Fiscalprokurator, Baron Don Giuseppe Guidobaldi, ihn kommen, und zwang ihn, hundert Dukati monatlich anstatt zehn Dukati für jede einzelne Hinrichtung anzunehmen. Es bleibt mir nun noch etwas Furchtbares, Unglaubliches, beinahe Übernatürliches zu erzählen übrig, etwas, woran die

Erinnerung heute noch, das heißt nach Verlauf von vierzehn Jahren, mich schaudern macht.

Der König befand sich seit einer Woche an Bord des »Donnerers «, denn er hatte nicht ein einzigesmal den Fuß ans Land setzen wollen, und niemanden empfangen, als die Vollstrecker seiner Rache, als eines Morgens ein Fischer, welcher die Nacht in dem Golf zugebracht, in die Nähe des Admiralschiffes kam, und während er seine Fische verkaufte sagte, er habe den Admiral Caracciolo vom Boden des Meeres auftauchen und dicht unter dem Wasserspiegel hin auf Neapel zuschwimmen sehen. Die Offiziere erzählten dies Nelson, welcher den Fischer selbst befragen wollte. Dieser erzählte die Sache zum zweiten Male ganz so, wie er sie bereits zum ersten Male erzählt, und schwur bei der Madonna, daß alles reine Wahrheit sei. Die Seeleute besitzen, wie stark sie an Geist auch sein mögen, immer einen gewissen Aberglauben, und obschon Nelson von dem, was der Fischer erzählte, kein Wort glaubte, so wollte er doch sehen, wodurch diese Mitteilung veranlaßt worden sein könnte. Der Tag war schön und er schlug dem König vor, eine Spazierfahrt in den Golf zu machen. Der König, der an Bord des »Donnerers« nicht viel Zerstreuung hatte, nahm das Anerbieten an und Nelson lenkte sein Schiff nach dem von dem Fischer bezeichneten Punkte. Kaum aber hatte er eine halbe Meile zurückgelegt, als die auf dem Vorderteile stehenden Offiziere einen Körper sahen, der, indem er plötzlich bis an den Gürtel aus dem Wasser auftauchte, ihnen entgegenzukommen schien.

Sie riefen sofort den Kapitän Hardy, der trotz des Seegrases, welches diesen Körper bedeckte, und trotz der Zeit, die seit seiner Versenkung verflossen war, sofort Caracciolos Leiche erkannte. Wir, der König, Nelson, Sir William Hamilton und ich, standen auf dem Hinterteile des Schiffes. Der Kapitän Hardy sagte Nelson ein Wort ins Ohr und letzterer begab sich nach dem Bug und erkannte Caracciolo ebenfalls. Er befahl sofort beizulegen. Es galt nun diese eigentümliche Neuigkeit dem König mitzuteilen. Sir William übernahm diese Aufgabe. Der König konnte es nicht glauben. Nichtsdestoweniger erblaßte er sichtbar und begab sich nach dem Vorderteil des Schiffes. Ich wollte aufstehen wie die andern, aber vergebens. Meine Füße weigerten sich, mich zu tragen. Ich ließ den Kopf in die Hände sinken und schloß die Augen, um nichts zu sehen, selbst nicht durch die Finger

hindurch. Beim Anblick der seltsamen Erscheinung prallte Ferdinand drei Schritte zurück. »Was soll das heißen?« fragte er meinen Gemahl.

»Sire,« antwortete dieser, »es ist Caracciolo, welcher, nachdem er neunzehn Tage unter dem Wasser gelegen, heute wieder auftaucht, um Ew. Majestät um Verzeihung für das Verbrechen zu bitten, welches er an Ihnen begangen.«

Der Schiffskaplan, der ebenfalls zugegen war, wagte jedoch die Worte zu äußern: »Vielleicht bittet er auch um ein christliches Begräbnis.«

»Man gebe es ihm,« rief der König, indem er fort in Nelsons Kajüte stürzte. Nelson gab demzufolge Befehl, daß man die Leiche aus dem Wasser zöge, in ein Boot legte und nach der kleinen Kirche Santa Lucia brächte, zu welcher Parochie der Hingerichtete bei Lebzeiten gehört hatte. Als man sich anschickte, diesen Befehl auszuführen, zog ich mich ebenfalls in meine Kajüte zurück. Es war schon genug, daß ich den unglücklichen Caracciolo an der großen Raa der »Minerva« hängen gesehen, ohne mich nach den neunzehn Tagen, welche er unter dem Wasser zugebracht, wieder seiner Leiche gegenüber zu sehen.

Welchen Abscheu aber ein solcher Anblick mir auch einflößte, so konnte ich doch, indem ich die Flucht ergriff, nicht umhin, einen Blick nach dem scheußlichen Kadaver zu werfen, und ich sah wieder jenes verworrene Haar und jenen struppigen Bart, womit Caracciolo mir erschienen war, als man ihn an Bord des »Donnerers« gebracht. Nur war das Gesicht jetzt grün und es kam mir vor, als hätte es keine Augen. Ohne Zweifel waren dieselben von den Fischen ausgenagt worden. Ich begriff das Entsetzen, welches dieser Anblick dem König Ferdinand notwendig eingeflößt. Er hatte diesen Tod befohlen und selbst ich, die ich bloß schuldig war, nichts gegen die Vollstreckung desselben getan zu haben, glaubte darüber den Verstand verlieren zu müssen. Später erfuhr ich von Sir William, welcher allen Einzelheiten des Vorganges mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit gefolgt war, daß die Leiche an den Füßen noch die beiden Kanonenkugeln hatte, welche dazu gedient, sie auf den Meeresboden hinabzuziehen. Man band sie los und ein Teil des Fleisches von den Beinen ging mit dem Riemen los, vermittels dessen die Kugeln befestigt waren.

Man wog letztere und der Kapitän Hardy konstatierte, daß der Körper trotz des enormen Gewichts von zweihundertundfünfzig Pfund wieder auf die Oberfläche des Wassers gekommen war. Caracciolo ward in der kleinen Kirche Santa Lucia bestattet. Als der »Donnerer« wieder in den Hafen zurückgekehrt war und ich noch schaudernd von dem, was ich gesehen, wieder auf das Deck hinaufkam, erfuhr ich, daß ein Matrose, der in der Trunkenheit seinen Vorgesetzten geschlagen, soeben zum Tode verurteilt worden war. Mein Herz war zur Milde gestimmt. Es war mir, als ob, wenn ich einem Menschen auch wenn er strafbar wäre, das Leben rettete, dies die Last mindern würde, welche auf meiner Brust lag. Ich glaubte dadurch vor Gott das Verbrechen zu sühnen, daß ich nicht einen andern Menschen vor diesem Schicksale bewahrt. Ich erkundigte mich nach dem Namen des verurteilten Matrosen. Man erwiderte mir, er hieße Thomas Campbell. Der Name fiel mir auf. Ganz gewiß gehörte derselbe meinen Jugenderinnerungen an. Ich ließ diese Erinnerungen an meinem geistigen Auge vorübergehen und besann mich, daß, als ich Kinderwärterin in Hawarden war, eines Tags, als ich die mir anvertrauten Kinder spazieren führte, die Pension der Mistreß Tolman, welcher ich auch eine Zeitlang angehört, an mir vorübergekommen war, und daß, während meine früheren Mitschülerinnen mich wegen meines damaligen Standes verspottet, eine einzige auf mich zugekommen war und mich umarmt hatte. Dieses junge Mädchen hatte Fanny Campbell geheißen. Ich weiß nicht, weshalb ich, als ich diesen Namen hörte, der doch in England ein sehr gewöhnlicher ist, auf den Gedanken kam, daß der Verurteilte ein Verwandter des jungen Mädchens sein müsse, welches mir einen Beweis von Freundschaft gegeben, während die andern mir nur ihre Verachtung zu erkennen gaben. Ich rief den Kapitän Hardy, welcher von allen Offizieren der war, mit welchem ich am meisten verkehrte, weil er von allen der beste Freund Nelsons war. Ich bat ihn, mir etwas Näheres über den unglücklichen Thomas Campbell mitzuteilen und mir ganz besonders zu sagen, aus welcher Provinz er stamme. Hardy wußte nichts Näheres über den Verurteilten, er ließ jedoch das Protokoll der Verurteilung holen, und ich ersah daraus, daß der Matrose aus der kleinen Stadt Hawarden gebürtig war. Ich zweifelte nun nicht mehr, daß er der Bruder der armen Fanny Campbell sei, und bat Hardy, mich zu dem Gefangenen zu führen, ohne jedoch jemanden davon etwas zu sagen.

Hardy weigerte sich einige Augenblicke lang, aber ich drang so sehr in ihn, daß er endlich nachgab. Er führte mich sodann die Treppen und die Matrosenleitern hinab, bis in den untersten Raum, wo der arme Teufel in Ketten lag. Man kann sich denken, wie er erstaunte, als er mich erblickte. Alle Matrosen kannten mich und ebenso war auch sicherlich allen mein vertrautes Verhältnis zu Nelson bekannt. Mein Erscheinen war daher für diesen Unglücklichen das, was ein in die ewige Nacht der Verdammten fallender Sonnenstrahl ist oder vielmehr sein würde. Anfangs schien er in seiner Betäubung meine Fragen nicht zu begreifen und zögerte mit der Antwort. Ich fragte ihn, ob er wirklich aus Hawarden sei. Er antwortete ja. Ich fragte weiter, ob er eine Schwester habe und seine Antwort war abermals bejahend. Ich sagte ihm nun, daß ich seine Schwester gekannt. Er schüttelte den Kopf. »Ich versichere Euch aber, daß ich sie gekannt,« hob ich wieder an. – »Wie?« entgegnete er, »eine vornehme Dame wie Sie hätte ein armes Mädchen wie die Tochter des Marinesergeanten John Campbell gekannt?« – »Ich habe sie so gut gekannt, daß ich jetzt noch ihren Namen weiß. Sie hieß Fanny,« sagte ich. – Er stutzte. – »Das ist allerdings wahr,« sagte er.

Dann sammelte er sich und fuhr fort: »Da Sie meine Schwester gekannt haben und da Ihr Besuch beweist, daß Sie an einem armen Verurteilten einiges Interesse nehmen, so werde ich eine Bitte an Sie richten.« – »Ja, tut das, mein Freund.« – »Meine Schwester hat den Pfarrer eines kleinen Dorfes geheiratet, welches zwischen Hawarden und Northorp liegt.« – »Heißt der Ort vielleicht Youlaw?« – »Ganz recht!« rief Thomas; »wie können Sie das wissen?« – »Nun, das kann Euch gleich sein. Ihr sehet, daß ich es weiß.« – »Wohlan, Madame, vergessen Sie mich nicht und wenn ich tot sein werde, so schreiben Sie an meine Schwester – ich selbst kann nicht schreiben – schreiben Sie meiner Schwester, ich sei tot, aber sagen Sie ihr nicht, daß ich gehängt worden bin. Bitten Sie sie, für mich zu beten, und da sie ein frommes Mädchen ist, so wird sie nicht verfehlen, es zu tun.«

»Ist dies alles, was Ihr wünscht, mein Freund?« fragte ich.

– »Ach, mein Gott, ja, Madame. Ich bin mit Recht zum Tode verurteilt. Ich habe mich gegen meinen Vorgesetzten vergangen. Dennoch aber war dies nicht allein meine Schuld –«

»Wessen Schuld war es denn aber, wenn es nicht die Eurige war?« – »Der verteufelte Wein des Vesuvs war daran schuld. Ich hatte ihn getrunken, als ob ich Bier tränke, ohne zu bedenken, daß er im Feuer gewachsen war. Meine Gedanken hatten sich verwirrt, ich erkannte meinen Vorgesetzten nicht, meine Augen sahen nicht mehr, und auf diese Weise beging ich das Verbrechen. – Ich hoffe aber, daß der gute Gott einen Blick auf das Logbuch werfen und sehen wird, daß ich in den zehn Jahren, welche, ich auf der königlichen Flotte diene, nicht mehr als drei Bestrafungen erlitten habe. Freilich wird die dritte eine sehr nachdrückliche sein, und jede fernere unmöglich machen.«

»Mein lieber Hardy,« sagte ich, indem ich mich nach dem Flaggenkapitän herumdrehte, »ich weiß nun alles, was ich wissen wollte. Lassen wir diesen armen jungen Mann mit seinen Gewissensbissen wieder allein.« Dann setzte ich leise hinzu: »Die hoffentlich seine ganze Strafe sein werden.« Hardy sah mich an und schüttelte den Kopf. Ich ging wieder aufs Deck hinauf und suchte Nelson.

»Mein lieber Horatio,« sagte ich zu ihm, »ich muß Ihnen eine Geschichte erzählen. Als meine Mutter als Magd auf einem Pachthofe diente, erhielt sie durch ein kleines Vermächtnis, welches ihr ein früherer Dienstherr hinterlassen, die Mittel, mich in eine Pension für junge Mädchen zu bringen, wo ich in einem Jahre lesen, schreiben, ein wenig musizieren und zeichnen lernte. Nach Verlauf dieses Jahres blieb aber plötzlich das Geld aus, ich mußte die Pension verlassen, und als Kinderwärterin in die Dienste eines wackeren Mannes, eines gewissen Mr. Hawarden, treten. Eines Tages, als ich mit meinen kleinen Pflegebefohlenen auf einer Wiese spazieren ging, kamen die jungen Mädchen, meine ehemaligen Mitschülerinnen, welche ich oft durch meine Leistungen in den Schatten gestellt, über dieselbe Wiese und da sie beinahe alle von vornehmer Familie waren, so verspotteten sie mich wegen meiner damaligen bescheidenen Stellung und wegen meiner armseligen Kleidung, welche die einer dienenden Person war.«

»Arme liebe Emma!« sagte Nelson, indem er mir die Hand drückte.

»Eine einzige trat aus der Reihe ihrer Gefährtinnen, kam auf mich zu, und als sie sah, daß ich weinte, trocknete sie mir die Tränen mit ihrem

Taschentuch, umarmte mich und sagte zu mir: »O Emma, ich bin nicht wie diese boshaften Geschöpfe! Ich liebe dich immer noch.« – »Und ihre Tränen mit den meinigen mischend, umarmte sie mich zum zweitenmal und kehrte dann zu ihren Genossinnen zurück, von welchen sie mit spöttischem Gelächter empfangen ward.« –»Das war ein gutes Mädchen,« sagte Nelson, »und ich möchte ihren Namen und ihren Wohnsitz wissen, um ihr, wenn sie noch nicht verheiratet ist, eine Aussteuer zu geben.« – »Sie zählt jetzt vierunddreissig Jahre und sie ist verheiratet und glücklich.« – »Ah so! Nun dann um so besser.« – »Sie hat aber einen Bruder, der sich in einer schlimmen Lage befindet; darf ich diesen Bruder verlassen oder muß ich aus Dankbarkeit gegen seine Schwester nicht viel mehr versuchen, ihn der schlimmen Lage, worin er sich befindet, zu entreißen?« – »Meine liebe Emma,« sagte Nelson, »wenn Sie nach der Handlungsweise der Schwester diesen Bruder verlassen wollten, so würden Sie sich einer Undankbarkeit schuldig machen und ich glaube nicht, daß Sie diesem häßlichen Laster huldigen.« – »Werden Sie mir dann bei meinem Bemühen, mich meiner Schuld gegen Fanny zu entledigen, hilfreiche Hand leisten?« – »Ja, wenns in meiner Macht steht.« –

»Und Sie geben mir Ihr Wort darauf?« –

»So wahr ich Nelson heiße.« –

»Wohlan, mein lieber Horatio,« sagte ich, indem ich meinen Arm um seinen Hals schlang und meine Lippen auf die Narbe seiner Stirn drückte, »dieses wackere Mädchen, in bezug auf welches Sie mir Dankbarkeit predigen, heißt Fanny Campbell und ihr Bruder, Thomas Campbell, ist es, der heute wegen Beleidigung eines Vorgesetzten durch das Kriegsgericht zum Tode verurteilt worden ist.«

»Na,« sagte Nelson, indem er die Stirn runzelte, »die Sache ist ernster, als ich glaubte, liebe Emma.« – »Dann weisen Sie mich also wohl ab?« – »Nein, das sage ich nicht; ich suche bloß ein Mittel, um die Sache ins Gleiche zu bringen.« – »Wie? ins Gleiche zu bringen? Dies scheint mir sehr schwierig zu sein. Sie können den armen Teufel doch nicht gleichzeitig hängen und auch nicht hängen!«– »Nein, das allerdings nicht, wohl aber kann ich ihn bis zum letzten Augenblick glauben lassen, daß er gehängt werde und im letzten Augenblick werden Sie erscheinen und ihn retten.

Erfolgte nicht auf diese Weise, wie uns neulich Sir William erzählte, die Entwicklung in den antiken Tragödien? Ein Gott oder eine Göttin erschien und der Schuldige war gerettet. Wir befinden uns hier auf dem Boden des klassischen Altertums; nehmen mir uns ein Beispiel an demselben.«

Es widerstrebte mir einigermaßen, die Rolle anzunehmen, welche Nelson mir in dieser Komödie zuteilte, durch welche die Angst eines Unglücklichen um fünfzehn bis achtzehn Stunden verlängert ward. Nelson wollte aber von nichts anderem hören und man mußte die Gnade entweder annehmen, so wie er dieselbe darbot, oder ganz darauf verzichten. Am nächstfolgenden Tage geschah die Sache so, wie Mylord gewollt hatte. Schon am frühen Morgen wurden die Matrosen und Marinesoldaten auf dem Deck zusammengerufen, der Schuldige ward vorgeführt, die Trommeln wirbelten, der Strang war bereits über die Segelstange geworfen und die Schlinge dem Verurteilten um den Hals gelegt, als, der getroffenen Verabredung gemäß, ich erschien und um die Begnadigung bat, welche mir gewährt ward. Der arme Teufel, welcher noch Kraft besessen, so lange es sich darum gehandelt, zu sterben, verlor dieselbe plötzlich, als er leben sollte, und ward ohnmächtig. Man brachte ihn wieder zur Besinnung, indem man ihm einen Eimer Seewasser ins Gesicht schüttete, dann führte man ihn wieder in den Raum hinab, wo er noch acht Tage in Ketten gelegt ward. Als diese Zeit vorüber war, kam er, um sich bei mir zu bedanken, und trat seinen Dienst wieder an.

»Nun,« fragte ich ihn, »wirst du wieder vom Weine des Vesuv trinken?« – »O, weder Wein noch Bier, Mylady!« antwortete er. »Ich habe den Schwur getan, während der ganzen noch übrigen Zeit meines Lebens bloß Wasser zu trinken.«

Später hörte ich, daß bis zum Jahre 1807, das heißt bis zum Bombardement von Kopenhagen, wo er das Leben verlor, Thomas Campbell treulich Wort gehalten hatte. Der König hatte in Neapel alles getan, was er dort hatte tun wollen. Er hatte seine Junta eingesetzt und dieselbe bei der Arbeit gesehen. Vom 6. Juli bis zum 3. August war kein Tag vergangen, an welchem nicht wenigstens ein Verurteilter gehängt worden wäre. Demzufolge gab er Nelson den Wunsch zu erkennen, nach Palermo zurückzukehren. Nelson ging am 6. August unter Segel und am 8. waren wir wieder in der

Hauptstadt von Sizilien angelangt. Ich fand die Königin gegen mich noch immer so gut und so liebreich, wie sie immer gewesen war. Sie war es, welche mir mitteilte, daß sie im Laufe von weniger als acht Tagen zwei Entlassungsgesuche vom Kardinal Ruffo erhalten und daß sie jedesmal durch die positive Weigerung, sie anzunehmen, geantwortet, weil sie, setzte sie hinzu, der Popularität dieses Mannes noch auf einige Zeit bedürfte.

91. Kapitel.

Einige Zeit nach unserer Ankunft in Palermo verständigte sich der König mit Sir William Hamilton über die Geschenke, welche er denen zu machen gedachte, die im letzten Feldzuge eine tätige Rolle gespielt hatten. Nelson war schon überhäuft und man konnte ihm nichts mehr geben. Sämtliche unter seinen Befehlen dienende Kapitäne erhielten jeder eine mit Diamanten besetzte Tabatiere. Die, welche Truebridge bekam, war überdies noch mit dem Bildnisse des Königs geschmückt, und dieser schenkte ihm außerdem einen sehr schönen Ring mit einem Diamanten, der einen Wert von wenigstens zweitausend Dukaten hatte. Mittlerweile nahte Nelsons einundvierzigster Geburtstag heran und an diesem, daß heißt am 20. September, schrieb ihm die Königin Karoline eigenhändig folgendes Billett; welches sie nicht mit *Karoline,* sondern mit *Charlotte* unterzeichnete, wie sie bei allen nichtpolitischen Gelegenheiten zu tun pflegte.

»Palermo, am 20. September 1799.

Mein würdiger, achtungswerter Lord Nelson! Empfangen Sie meine aufrichtigen Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage. Wieviel Grund haben wir, Ihnen ewig dankbar und ergeben zu sein. Ihnen verdanken wir alles und glauben Sie, daß die Erinnerung daran unserm Herzen unauslöschlich eingegraben ist, denn ich bin nur der Dolmetscher des Königs und meiner teuren Kinder, die mit mir vereint Sie ihrer tiefen Dankbarkeit und der innigen frommen Wünsche versichern, welche sie für Ihr vollkommenes Glück und Ihre lange Erhaltung zum Himmel emporsenden. Empfangen Sie daher die Glückwünsche einer Familie oder vielmehr einer ganzen Nation, welche die ganze Verbindlichkeit fühlt, die sie Ihnen schuldig ist, und glauben Sie, daß ich lebenslänglich sein werde Ihre stets wohlgewogene

Charlotte.«

Dieser Monat September, währenddessen Nelson sein einundvierzigstes Lebensjahr zurücklegte und währenddessen auch ein Mann, an den niemand dachte, weil man ihn für immer in Egypten gefangen glaubte, nach Frankreich unter Segel ging, sah in Palermo seltsame Szenen vor sich

gehen. Die türkische Flotte lag nebst der englischen im Hafen von Palermo; obschon aber Engländer und Türken für eine und dieselbe Sache fochten, so lag doch in der Art und Weise, auf welche die Offiziere und die Soldaten der beiden Nationen von den Sizilianern behandelt wurden, ein großer Unterschied. Die englischen Soldaten und Offiziere waren Ketzer, die türkischen Soldaten und Offiziere aber waren etwas noch weit Schlimmeres, denn sie waren Ungläubige. Die englischen Offiziere wurden in der Gesellschaft empfangen und von den sizilischen Damen nicht allzuschlecht behandelt. Die Soldaten ihrerseits hatten Bekanntschaften in der Stadt angeknüpft und schienen mit der Aufnahme, die sie hier fanden, sehr zufrieden zu sein. Gegen die Anhänger des Propheten jedoch war der Widerwille der Sizilianer und besonders der Sizilianerinnen so groß, daß selbst eine lumpenbedeckte Bettlerin sich keinen Türken hätte zu nahe kommen lassen, auch wenn er sie mit Gold überschüttet und zur Königin gemacht hätte. Die Folge hiervon war, daß die Muselmänner, entschlossen, die Gunstbezeigungen, die man ihnen nicht gutwillig gewähren wollte, sich mit Gewalt zu verschaffen, alle Frauen anfielen, welchen sie an abgelegenen oder auch sogar an öffentlichen Orten begegneten, ihnen, wenn sie allein waren, Gewalt anzutun und sie, wenn es in der Nähe des Hafens, auf dem Kai oder in der Nachbarschaft des Meeres war, mit auf ihre Schiffe zu schleppen suchten. Eines Nachmittags ergriffen auf der Marina, das heißt mitten auf der Promenade und während die Equipagen Korso machten, zwei Türken, gerade als ob sie von Tunis oder Algier kämen und in einem feindlichen Lande ans Ufer stiegen, eine Frau und schleppten sie trotz ihres Geschreies nach einem Boote, wo ihre Kameraden sie erwarteten. Zum Glück kamen auf das Geschrei des Schlachtopfers mehrere Matrosen herbeigeeilt. Einer der beiden Türken blieb von einem Messerstich durchbohrt auf dem Strande liegen, der andere hatte noch Zeit, das Boot zu erreichen und entrann. Die Sache kam soweit, daß die Frauen nicht bloß in den Straßen und auf den Promenaden überfallen wurden, sondern es hatte ein Frauenzimmer sogar in einem offenen Kaufladen, wenn sie allein war, oder nicht genügenden Schutz hatte, alles zu fürchten. Es entspannen sich demzufolge fortwährende blutige Kämpfe, wobei die Türken von ihren Pistolen und die Sizilianer von ihren Dolchen und Messern Gebrauch machten. Wenn andererseits ein Matrose, ein Soldat oder ein Offizier von der türkischen Flotte sich an einen abgelegenen Ort wagte, so fand man ihn den nächstfolgenden Tag unfehlbar tot oder mit

Stichwunden bedeckt. Der Haß, den diese wilden Tiere einflößten, war so groß, daß, wenn man in Gegenwart eines Sizilianers von einem Türken sprach, man sicher sein konnte, daß der Sizilianer die Farbe wechselte und knirschend und fluchend die Hand an den Dolch legte.

Der nachstehend erzählte Vorfall machte im königlichen Palast großen Lärm. Unsern Soireen wohnten in der Regel zwei junge Leute von zweiundzwanzig und vierundzwanzig Jahren, beide sehr elegant und sehr schön, bei. Der eine war der Fürst von Sciarra, der andere der Chevalier Palmieri de Micciche. Eines Tages nun, sei es nun, daß die Türken den Fürsten von Sciarra für ein als Mann verkleidetes Frauenzimmer gehalten, oder sei es, daß sie sich an einen so geringfügigen Umstand wie das Geschlecht weiter nicht kehrten, warfen sich sechs oder acht Türken über den jungen Fürsten her und versuchten ihn fortzuschleppen. Zum Glück kam Micciche seinem Freunde mit einem Stockdegen zu Hilfe geeilt, dennoch aber wären wahrscheinlich beide, der eine seinem schönen Aussehen, der andere seinem freundschaftlichen Eifer zum Opfer gefallen, wenn nicht fünf oder sechs Männer aus dem Volke ihnen gegen ihre Angreifer Beistand geleistet hätten. Zwei Sizilianer wurden bei diesem Handgemenge verwundet und ein Türke getötet. Man erwartete jeden Augenblick den Beginn einer neuen sizilianischen Vesper, aber nicht gegen die Franzosen, sondern gegen die Muselmänner. Am 8. September gegen ein Uhr nachmittags traten zwei Türken auf der Straße von Montreale plötzlich in den Laden eines Schuhmachers, und während der eine die Frau fortschleppte und ihr ein Tuch in den Mund drehte, um sie am Schreien zu hindern, bedrohte der andere mit seinem Säbel die Gesellen. Diese kehrten sich jedoch nicht an diese Drohung, sondern schwangen ihre Messer, stürzten sich auf die Räuber und riefen: »Nieder mit den Muselmännern! Nieder mit den Türken! Nieder mit den Ungläubigen!«

Auf diesen Ruf, der sich wie ein Lauffeuer nach den Vorstädten und aus den Vorstädten nach der Stadt fortpflanzte, erhob sich ganz Palermo mit lautem Wutgeschrei und jeder machte, die erste Waffe, die ihm in die Hände fiel, ergreifend, auf die Muselmänner Jagd wie auf wilde Tiere. Die Türken sahen diesmal wohl, daß es sich nicht um einen vereinzelten Kampf, sondern um eine allgemeine Erhebung handelte. Die Tore verschlossen sich vor den Flüchtlingen, welche vergebens um ein Asyl baten, und von den

Balkons herab warf man ihnen Tische, Stühle, Blumentöpfe usw. auf die Köpfe. Es trat ein Augenblick ein, wo man von einem Ende der Stadt bis zum andern nichts hörte als Flinten- und Pistolenschüsse, Flüche, Verwünschungen, Schmerz- und Wutgeheul und Todesröcheln.

Das Blut strömte in den Straßen, alle Glocken läuteten Sturm. Binnen zwei Stunden war die Sache beendet.

Die zwei- oder dreihundert Türken, welche sich in diesem Augenblicke in der Stadt befanden, bedeckten den Boden. Kaum fünfzig retteten sich – die einen, indem sie in das Meer sprangen, die anderen, indem sie sich in ihre Boote warfen und durch rasches Rudern das Weite zu gewinnen suchten. Der türkische Admiral befand sich auf seinem Schiff. Als er erfuhr, was vorging, richtete er seine Kanonen auf die Stadt. Nelson jedoch, der von der Situation unterrichtet war, und schon seit langer Zeit gehört hatte, welche Klagen man fortwährend über die Türken erhob, ließ sein Geschwader Schlachtordnung formieren und meldete dann seinem Kollegen, daß er ihn bei dem ersten Kanonenschuß, den er gegen die Stadt abfeuerte, in den Grund bohren würde. Diese Mitteilung war für den türkischen Admiral genügend und er kehrte auf seinen Ankerplatz zurück.

Ich habe schon einigemal von einem Mann gesprochen, welcher, während dieser Zeit, und ohne daß jemand etwas davon ahnte, Egypten verließ, zwischen Malta und dem Kap Bon hindurch und nach Frankreich steuerte, wo seine Rückkehr dem Stande der Dinge in ganz Europa ein anderes Ansehen geben sollte. Dieser Mann war Bonaparte. Man weiß, wie er, nachdem er durch die beiden Siege am Berge Tabor und bei Abukir die Pforte für den Augenblick in den Zustand der Ohnmacht versetzt, sich heimlich auf den »Muiron« eingeschifft, und daß es ihm gelungen war, die Wachsamkeit der englischen Kreuzer zu täuschen. Am 8. Oktober kam er in Fréjus, am 16. in Paris an und vollführte endlich am 9. November den Staatsstreich, der unter dem Namen des 18. Brumaire bekannt ist. Die Nachricht von diesen außerordentlichen Tatsachen versetzte, wie man sich leicht denken kann, den Hof von Palermo in die größte Aufregung. Es dauerte jedoch nicht lange, so traten andere Ereignisse zutage, welche uns persönlich angingen, und uns nötigten, unsere Blicke von den öffentlichen Angelegenheiten auf unsere Persönlichkeit zu lenken. Die Wendung,

welche die Dinge in Frankreich nahmen, und die Notwendigkeit, die Blockade von Malta zu beschleunigen, hatten Nelson genötigt, uns zu verlassen, um an den westlichen Küsten Italiens und in dem Meerbusen von Lyon zu kreuzen. Während dieses Kreuzens erhielt er plötzlich die Nachricht, daß Lord Keith mit dem Oberkommando der britischen Seemacht im mittelländischen Meere bekleidet worden, einem Kommando, welches Nelson seit zwei Jahren geführt hatte. Gleichzeitig ward uns gemeldet, daß Sir Arthur Paget zum englischen Gesandten bei der Regierung der beiden Sizilien ernannt worden sei, und folglich Sir William Hamilton ersetzen werde. Hierin lag nicht bloß eine Mißbilligung alles dessen, was Lord Nelson und Sir William getan, sondern auch ein höchst rücksichtsloser Beweis von Ungnade. Ich kann sagen, daß dieser unerwartete Schlag für den Hof der beiden Sizilien ebenso empfindlich war wie für uns selbst. Nelson fühlte sich grausam verletzt, nicht bloß in seiner Eigenliebe, sondern auch in seiner Liebe zu mir. Was Sir William betraf, so war er ganz einfach wütend und man hätte meinen sollen, es läge ihm noch mehr als mir daran, sich nicht von Nelson zu trennen. Am 3. Februar 1800 schrieb Mylord Nelson uns oder vielmehr mir: »Meine teure Lady Hamilton! Da ich jetzt einen Oberkommandanten habe, so kann ich nicht eher wieder zu Ihnen kommen, als bis ich diesen begrüßt. Die Zeiten haben sich geändert. Ich erkläre Ihnen aber, daß ich, wenn er nicht geraden Weges hierherkommt, ihn nicht erwarte. Übrigens schicke ich den Kapitän Allen mit dem Auftrage, sich zu erkundigen, wie Sie sich befinden. Antworten Sie mir mit ein paar Zeilen. Mein Herz ist erfüllt von Unruhe und Sorge für Sie. Gott segne Sie, meine teure Lady, und seien Sie versichert, daß ich niemals aufhören werde, zu sein Ihr Ihnen zu Dank verpflichteter, treu ergebener

Nelson.«

Ich beeilte mich, Nelson zu antworten. Ich wußte, wieviel er litt und wie sehr einige freundliche Worte von mir sein armes, gebrochenes Herz trösten würden. Der Admiral Keith fand sich sehr bald bei seinem berühmten Kollegen ein, damit dieser nicht allein nach Palermo käme. Beide reisten daher zusammen ab, der Admiral Keith auf der »Königin Charlotte« und Nelson auf dem »Donnerer«. Am 6. Februar kamen sie an, und Nelson kam eiligst herbei, um sich mit uns zu besprechen. Es ward verabredet, daß,

wenn Sir William und ich den Hof von Neapel verließen, Nelson seine Entlassung einreichen oder wenigstens einen längeren Urlaub verlangen sollte. Am 9. Morgens stattete der König dem Lord Keith einen Besuch an Bord der »Königin Charlotte« ab, und am nächstfolgenden Morgen machte er in gleicher Weise einen Besuch auf dem »Donnerer«. Am Morgen des 18. begegnete man einer kleinen französischen Flottille, die von dem Kontreadmiral Perrée kommandiert ward, der sich auf dem »Généreux«, einem Schiffe von vierundsiebzig Kanonen, befand. Er kam von Toulon und führte einen Truppentransport nach Malta. Nelson griff die Flottille sofort an und nach einem furchtbaren Kampfe, in welchem Admiral Perrée eine tödliche Wunde empfing, ward sein Schiff genommen. Der französische Admiral starb am nächstfolgenden Tage, dem 19. Noch denselben Tag schrieb der Divisionsmajor Poulain an Nelson, um ihn zu bitten, dem Kommandanten der französischen Seemacht im mittelländischen Meere die letzten Ehren zu erweisen, indem er zugleich an jene Brüderschaft des Mutes appellierte, welche den lebenden Feind bekämpft, ihn aber, wenn er tot ist, auch zu ehren weiß. Ich freue mich, sagen zu können, daß diese Ansprache Gehör fand. Einige Tage später, das heißt am 24. Februar, erhielt Nelson von Lord Keith Befehl, sich zur Blockade von Malta zu verfügen, »um jeden Dienst von öffentlicher Wichtigkeit zu leisten«, im Grunde genommen aber vielmehr, wie man sogleich sehen wird, um ihn von mir zu entfernen. Dieser Befehl war von speziellen Instruktionen in bezug auf das begleitet, was er für den Fall zu tun haben würde, daß Lavalette sich ergäbe. Der Admiral fügte hinzu – und hier trat die Absicht, uns zu trennen, deutlich zutage – daß Nelson, da Palermo zu weit entfernt sei, aufgefordert würde, Syrakus, Messina oder Augusta als künftigen Sammelplatz zu wählen. Dieser Befehl steigerte Nelsons Erbitterung aufs höchste. Der Lohn für sein verlorenes Auge, für seinen abgerissenen Arm, für seine gespaltene Stirn, der Lohn für Abukir, für neun verbrannte und in den Grund gebohrte feindliche Schiffe war eine kleinliche Schikane, welche sein innerstes Privatleben berührte und ihn im tiefsten Herzen verwundete. Er antwortete daher noch denselben Tag: »Mylord! Mein Gesundheitszustand ist von der Art, daß es mir unmöglich ist, hier zu bleiben. Wenn ich bleibe, so bin ich tot. Ich bitte Sie deshalb, meinen Wunsch zu erfüllen, meine Freunde in Palermo auf einige Wochen besuchen zu dürfen. Das Kommando hier werde ich dem Kommodore Truebridge überlassen. Nur die unbedingte

Notwendigkeit veranlaßt mich, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Ich bin mit der größten Ehrerbietung usw.

Nelson«

Nelson.«

Dieser Brief hinderte nicht, daß Nelson nicht wider seinen Willen bei der Blockade von Malta zurückgehalten ward. Endlich aber, am 10. März, ging er, ohne die Übergabe von Lavalette oder die Erlaubnis des Admirals Lord Keith abzuwarten, unter Segel nach Palermo und langte hier in dem Augenblicke an, wo seltsamerweise die Vermählung des siebenundsechzigjährigen Generals Acton mit seiner vierzehnjährigen Nichte gefeiert ward. Beeilen wir uns zu sagen, daß dem General aus dieser Ehe drei Kinder geboren wurden. Ich glaube schon zu verstehen gegeben zu haben, daß bereits seit langer Zeit zwischen ihm und der Königin kein vertrautes Verhältnis mehr bestand. Wenn ich sagen sollte, zu welcher Zeit dieses vertraute Verhältnis sein Ende erreichte, so würde ich dasselbe bis zum Tode des Fürsten Caramanico zurückführen.

Nelsons Freude, als er uns wiedersah, war groß. Ich muß sagen, daß er, abgesehen von der Sehnsucht, sich uns wieder zu nähern, wirklich sehr krank war. Ein neues Mißgeschick, welches mich traf und welches er als einen Schimpf betrachtete, steigerte seinen Groll gegen den englischen Hof auf das höchste. Seit der Einnahme der Insel Malta durch die Franzosen war der Malteserorden fast als erloschen zu betrachten. Kaiser Paul der Erste von Rußland aber, welcher nach dem Rufe eines ritterlichen Monarchen trachtete, hatte sich zum Großmeister dieses Ordens erklärt und teilte neue Patente aus. Auf Nelsons Wunsch schickte er ein Großkreuz mit einer Ehrenkomturei dem Kapitän Ball, und indem Sir Charles Whitworth, der englische Gesandte in Petersburg, Mylord diese Nachricht mitteilte, meldete er ihm zugleich, daß ich zur Kleinkreuzdame des Ordens ernannt worden. Sir William sendete Sir Charles Whitworths Brief und das Ordenspatent an die Regierungskanzlei in London und bat für mich um die Erlaubnis, dieses Kreuz tragen zu dürfen. Die Kanzlei würdigte dieses Gesuch nicht einmal einer Antwort. Nelson schrieb seinerseits, stieß aber auf dasselbe Stillschweigen. Nun war Nelsons Entschluß gefaßt. Er beschloß, wenn auch nicht seinen Abschied, doch einen Urlaub zu verlangen, den er mit uns in

London verleben wollte. Da übrigens in der Zwischenzeit Sir Arthur Paget, Sir William Hamiltons Nachfolger, angelangt war und Sir William, ohne ihm im mindesten Rechenschaft von der Situation zu geben, ihm das Gesandtschaftshotel mit den Archiven überlassen hatte, so beschlossen wir, Palermo zu verlassen, uns auf den »Donnerer« zu begeben und zwei Monate in Neapel zu verweilen. Nach Ablauf dieser zwei Monate wollten wir nach Palermo zurückkehren, die Königin abholen und dieselbe bis nach Wien begleiten, wohin sie zu reisen gedachte. Wenn sie dann von dort nach Neapel zurückkehrte, wollten mir unsere Reise nach London weiter fortsetzen. Demzufolge nahmen wir in den ersten Tagen des April von der königlichen Familie einstweilen Abschied und segelten mit dem »Donnerer« ab. Wir sollten eher wieder kommen, als wir ursprünglich beabsichtigt hatten. Ich habe gesagt, daß die Rücklehr Bonapartes nach Frankreich dem Stande der Dinge in Europa eine andere Wendung geben sollte, und in der Tat war in Frankreich diese Wendung bereits eingetreten. Sobald das Direktorium gestürzt und Bonaparte zum ersten Konsul ernannt war, wendete er seine Augen nach dem von Suwaroff und Melas wieder eroberten Italien. Nur Melas war in Italien geblieben. Suwaroff war, nachdem er durch Massena bei Zürich geschlagen worden, nach Petersburg gegangen, um Paul dem Ersten Rechenschaft wegen dieser Niederlage zu geben. Gegen das Ende des Monats Mai erfuhr man, daß Bonaparte mit einer Armee von vierzigtausend Mann über die Alpen gegangen war. Die Königin glaubte, es sei nun der geeignete Augenblick da, um ihrem Neffen einen Besuch zu machen. Bonapartes Glück konnte ihn von den Ufern des Nil nach den Ufern des Po begleiten und wer konnte in diesem Falle den Umsturz erraten, den ein von den Franzosen erfochtener Sieg in Italien herbeiführen würde? Nelson sollte sich mit dem »Donnerer« der Königin zur Verfügung stellen. Ihre Abreise war auf den 8. Juni festgesetzt, verzögerte sich jedoch noch um zwei Tage.

Endlich am 10. Juni schifften wir, die Königin, die drei Prinzessinnen, der Prinz Leopold, Sir William und ich, uns auf dem »Donnerer« ein, der in Begleitung der »Prinzessin Charlotte«, des »Alexander« und des neapolitanischen Postschiffes nach Livorno segelte. Die Fahrt ging trefflich von statten und mit einer guten Brise langten wir am 14. Juni, das heißt an demselben Tage, wo Bonaparte die Schlacht bei Marengo gewann, in Livorno an. Wir blieben bis zum 16., ohne ans Land gehen zu können, denn

der Wind war frisch geworden und das Meer ging sehr hoch. Erst am 16., um neun Uhr morgens, konnten wir in Lord Nelsons Boot steigen und an der Treppe der Finocchetti anlegen. Die Ankunft der Königin hatte eine unzählige Menschenmenge herbeigelockt. In dem Augenblicke, wo sie ans Land stieg, ward sie von dem General Baron von Fenzel, von dem Gouverneur von Livorno und endlich von dem Herzog von Strozzi begrüßt, welchen letzteren der Großherzog beauftragt hatte, die Königin überallhin zu begleiten, wohin sie sich zu begeben wünschte, während der Chevalier Sergardi, Oberadministrator der Krongüter, während ihres Aufenthaltes in Toskana alle Kosten bestreiten sollte. Wir stiegen in die für uns bereitstehenden Equipagen und begaben uns alle in die Kathedrale, wo man zum Dank für die glücklich zurückgelegte Reise der Königin ein Te Deum sang. Als wir in den Palast zurückkehrten, fanden wir die Herzogin von Atri, welche ausdrücklich von Florenz gekommen war, um die Königin zu empfangen, und am Abende gingen wir ins Theater, wo wir mit wahnsinnigem Beifallsjubel begrüßt wurden. Man wußte noch nicht, daß unter den Mauern von Alessandria eine Schlacht geliefert worden war.

92. Kapitel.

Die erste Sorge der Königin, als sie ans Land stieg, war, daß sie sich erkundigte, ob Nachrichten von der Armee von Italien eingegangen seien. Sie tat dies aus zwei Gründen: erstens wegen des Einflusses, den ein Sieg oder eine Niederlage Bonapartes auf die Geschicke des Königreiches beider Sizilien haben konnte, und zweitens wegen der Sicherheit ihrer Reise nach Wien. Unglücklicherweise wußten alle, an welche sie sich zu diesem Zwecke wendete, nicht mehr als sie selbst. Sie schickte deshalb einen der Herren, welche gekommen waren, um ihre Aufwartung zu machen, den Baron von Rosenheim, zu den österreichischen Generalen und ließ ihn von zwei Kurieren begleiten, die er zurückschicken sollte, sowie er Nachrichten von der Armee erhielte. Am 17. abends kam Herr von Sommariva von Florenz. Von ihm erfuhr man, daß Bonaparte die französische Armee in eigener Person kommandierte, was man bis jetzt noch nicht ganz bestimmt gewußt; daß die Franzosen sehr stark seien und Kavallerie hätten, und daß die beiden Armeen zwischen Alessandria und Tortona auf dem Punkte stünden, handgemein zu werden. Auf alle Fälle war, wie Herr von

Sommariva hinzufügte, die Königin in Livorno vollkommen sicher. Dennoch war leicht zu sehen, daß der Mann, der uns auf diese Weise zu beruhigen suchte, selbst sehr wenig beruhigt war. In der Nacht reiste er wieder nach Florenz zurück. Am folgenden Tage verbreitete sich das Gerücht, die Franzosen seien vollständig geschlagen. Das, was man wünscht, glaubt man gern, und die Königin teilte uns daher allen diese gute Nachricht mit. In der Nacht vom 18. zum 19. empfing Nelson jedoch einen von Lord Keith abgesendeten englischen Offizier mit einem Briefe, welcher zunächst meldete, es sei zwischen der französischen und der österreichischen Armee ein Waffenstillstand abgeschlossen und dabei stipuliert wurden, daß die Österreicher sämtliche feste Plätze des Gebietes von Genua räumen und den Franzosen übergeben sollten. Dieser erste Teil des Briefes des englischen Kommandanten stimmte nicht mit dem überein, was man uns am Abend vorher von einer angeblichen Niederlage der Franzosen erzählt; der Rest der Depesche aber war für uns noch weit beunruhigender. Lord Keith befahl nämlich im weitern Verlaufe seines Schreibens Nelson, sofort alle Schiffe, die er unter seinem Befehl hätte, zusammenzurufen und sich mit denselben in den Golf von Spezzia zu begeben, um aus sämtlichen Forts, besonders aus dem Fort Santa Maria, sämtliche Geschütze hinwegzuführen, oder sie wenigstens für die Franzosen unbrauchbar zu machen.

Diese Nachrichten machten uns nicht wenig bestürzt. Augenscheinlich konnte eine solche Übereinkunft nur infolge einer Schlacht unterzeichnet worden sein und in dieser Schlacht waren die Österreicher ohne Zweifel geschlagen worden. Der Nelson erteilte Befehl, alles zu verlassen, um sich nach Spezzia zu begeben, war für uns ganz besonders betrübend. Die Königin sah in Nelson mit Recht ihre einzige Stütze und hielt sich ohne ihn für verloren. Er ließ uns jedoch nicht lange in dieser Unruhe. Er erklärte, daß er die Königin in der Lage, in welcher sie sich befände, auf keinen Fall verlassen würde, und schickte demzufolge, um zugleich Lord Keiths Befehle auszuführen, den »Alexander« und die »Dorothea« nach Spezzia, während er selbst mit dem »Donnerer«, mit dem »Vasco de Gama«, einem portugiesischen Schiff, und mit den sizilianischen Fregatten und Korvetten, die sich im Hafen von Livorno befanden, hier zurückblieb. Dieser Entschluß beschwichtigte einen Augenblick lang unsere Besorgnis in bezug auf die Sicherheit der Königin. Es dauerte jedoch nicht lange, so kam der

Baron von Rosenheim zurück, welcher, wie man sich erinnert, ausgesendet worden war, um zu rekognoszieren. Er erzählte, er habe in Genua mit dem österreichischen General Hohenzollern gesprochen, und dieser habe ihm einen Vertrag zu lesen gegeben, der zwischen dem General Melas und dem General Berthier geschlossen worden. In diesem Vertrag sei ein Waffenstillstand zwischen den beiden Armeen vereinbart, welche die Feindseligkeiten nicht vor Ablauf von zehn Tagen wieder aufnehmen sollten. Mittlerweile sollten die Österreicher sämtliche feste Plätze, welche sie inne hätten, nämlich Genua, Savona, Coni, Alessandria, Tortona, Mondovi, die Zitadelle von Mailand, die von Turin und das Fort Urbino den Franzosen überlassen, und nur Mantua, Ferrara, Peschiera, Verona und Ancona behalten. Die Ursache, welche man für diesen verzweifelten Waffenstillstand anführte, war eine Schlacht, welche am 14. bei Marengo zwischen der Formida und der Scrivia stattgefunden, und in welcher Melas, nachdem er anfangs im Vorteil gewesen, zuletzt vollständig geschlagen worden. Man kann sich denken, wie groß die Verzweiflung der ganzen königlichen Familie bei einer solchen Nachricht war. Die Königin bekam einen Nervenzufall, der eine vollständige Erschöpfung zur Folge hatte, die mit sich bis zum Delirium steigernden Fieberanwandlungen abwechselte. Noch schlimmer aber ward die Sache, als Nelson, der ebenso verzweifelt war wie wir, Sir William – denn an mich getraute er sich ebensowenig, als an die Königin – den folgenden Brief brachte, den er soeben von Lord Keith erhalten: »Genua, am 21. Juni 1800. Soeben habe ich einen Mann gesprochen, welcher Bonaparte verlassen. Dieser Bonaparte sagt öffentlich, daß er, ehe er Frieden schließe, erst noch eine anderweite Macht in Italien unterwerfen müsse. Lassen Sie die Königin daher nach Wien abreisen, und zwar so schnell, als sie kann. Wenn die französische Flotte einen Tag vor der unseren in Sizilien anlangt, so ist Sizilien verloren, denn dieses ist nicht imstande, sich auch nur einen Tag zu halten. *Keith*.«

Der Brief war so dringend, daß man trotz des Gesundheitszustandes, in welchem die Königin sich befand, beschloß, ihn ihr mitzuteilen. Man berief daher in ihrem Zimmer eine Art Kabinettsrat, damit jeder seine Meinung über den Entschluß ausspreche, den er in einem solchen Augenblicke für den besten hielt. Karoline, die angesichts der drohenden Gefahr sich sofort wieder stark und kräftig fühlte, wollte noch denselben Augenblick abreisen, wie Lord Keith es ihr riet. Sir William und Nelson waren aber dagegen der

Meinung, sie müsse in Livorno bleiben, wo sie die Schiffe des englischen Geschwaders stets zu ihrer Verfügung hätte, und nicht eher abreisen, als bis sie einen Kurier von Wien erhalten, der ihr meldete, wie die Dinge am Hofe ihres Neffen stünden. Da der Fürst von Castelcicala dieser Meinung beitrat, so ging dieselbe durch, und man beschloß zu bleiben. Gegen das Ende des Monats Juni entschied sich die Königin, die sich mittlerweile vollständig von ihrem Unwohlsein erholt, dennoch ihre Reise nach Deutschland weiter fortzusetzen. Nelson hatte Lord Keith gemeldet, daß er entschlossen sei, nach England zurückzukehren, und Lord Keith hatte ihm eines der Schiffe der Flotte zur Verfügung gestellt. Ebenso aber, wie ich über Wien reisen wollte, um die Königin nicht zu verlassen, hatte Nelson sich vorgenommen, denselben Weg einzuschlagen, um nicht mich zu verlassen. Karoline schrieb demzufolge an den Kommandanten von Ancona, um ihn zu fragen, ob in dem dortigen Hafen nicht ein Schiff läge, welches sie nach Fiume und von da nach Venedig bringen könnte. Während wir uns zur Abreise rüsteten, erhielt die Königin einen Brief von der Kaiserin, ihrer Nichte. Die Kaiserin bat ihre Tante, sich durch keinen Grund, weder durch einen guten noch einen schlechten, von ihrer Reise nach Wien abhalten zu lassen. Sie sagte, sie glaube, diese Reise sei für ihre Interessen nicht bloß nützlich, sondern auch notwendig, und sie forderte dann die Königin auf, einen Kurier nach Mailand an den General Melas zu schicken, damit dieser ihr den Weg bezeichne, den sie einzuschlagen hätte. Es folgten dann noch lange Klagelieder über das, was in Italien geschehen, zugleich aber gestand die Kaiserin, daß nach der Katastrophe bei Marengo Melas nichts anders gekonnt habe, als den Waffenstillstand unterzeichnen. Übrigens hoffe sie von einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten nichts Gutes, sondern sei, so viel auf sie ankomme, für einen guten, dauernden Frieden. Mittlerweile erfuhren wir, daß eine Abteilung von dreihundertsechsundzwanzig Mann Franzosen mit Artillerie in Lucca eingerückt sei, und diese Nachricht bestimmte die Königin, sofort abzureisen und Ancona auf dem Landwege zu gewinnen. Da sie die drei jungen Prinzessinnen und den kleinen Prinzen mit hatte und folglich, wenn sie sich nicht von einem oder dem andern ihrer Kinder trennen wollte, niemanden weiter in ihrem Wagen zulassen konnte, so kam man überein, daß sie zuerst abreisen und wir ihr dann folgen sollten. Überdies lag ihr so viel daran, sich so schnell wie möglich von den Franzosen zu entfernen, daß sie, ohne die andern Wagen abzuwarten und

auf die bloße Versicherung hin, daß die Straße frei sei, nach Florenz aufbrach.

Lord Nelson, Sir William und ich reisten am nächstfolgenden Tage, das heißt am 11. Juli, ab. Diese Reise sollte, abgesehen von der Gefahr, womit sie verknüpft war, nicht ohne große Strapazen zurückgelegt werden. Wir hatten schlechte Wege und einen schlechten Wagen anstatt eines im Monat Juli fast immer gehorsamen Meeres und guter, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens ausgestatteten Kajüten. Nachdem wir auf diese anstrengende Weise gegen hundert Lieues zurückgelegt, wurden wir auf elenden dalmatinischen Fischerbooten nach Triest weiter transportiert. Lord Nelson hatte sich auch bis auf den letzten Augenblick gegen diese Art zu reisen erklärt. Als echter Seemann fand er es bequemer, die Spitze von Kalabrien zu umsegeln und an Bord des »Alexander«, das heißt als König in das adriatische Meer hineinzusegeln. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich der Reise zu Lande, wie ermüdend sie auch war, den Vorzug gab. Sir William war so krank, daß er erklärte, er sei beinahe überzeugt, er werde nicht lebendig nach Ancona kommen, dennoch aber werde er, der Königin treu, alles, selbst sein Leben, aufs Spiel setzen, um ihr zu folgen. Demgemäß reisten wir ab. Wir brauchten sechsundzwanzig Stunden, um von Livorno nach Florenz zu gelangen, weil die Nähe der Franzosen uns zwang, eine Menge Umwege zu machen. In Kastell San Giovanni warf unser Wagen um. Sir William trug eine leichte Kontusion am Knie davon, mir ward die eine Schulter ausgerenkt. Ein Dorfarzt richtete sie mir wieder ein, wobei er mich die gräßlichsten Schmerzen ausstehen ließ, während ein Stellmacher das gebrochene Rad des Wagens reparierte. Diese Reparatur war jedoch keine sehr dauerhafte, denn in Arezzo brach das Rad abermals. Da die Franzosen immer näherrückten und nicht weniger als zwei Tage dazu gehört hätten, um den Wagen in völlig guten Zustand zu setzen, so beschlossen wir, Lord Nelson, Sir William und ich, einen andern und zwar den ersten besten zu nehmen, den mir bekommen könnten. Unsere Dienstleute, die als Personen ohne Bedeutung den Franzosen ohne Gefahr in die Hände fallen konnten, wurden zurückgelassen und es ward verabredet, daß sie mit dem reparierten Wagen nachkommen sollten. Wir fuhren daher fort, die gräßlichen Straßen weiterzufahren und an Bevölkerungen vorüber zu kommen, deren Armut und Elend aller Beschreibung spottete.

Bei der Ankunft in Ancona fand die Königin eine österreichische Fregatte, die »Bellona«, bereit, sie und die Personen ihres Gefolges aufzunehmen. Da die Königin das Land sobald als möglich zu verlassen wünschte, so begab sie sich noch denselben Tag an Bord des Schiffes. Sobald sie aber einmal hier war, wußte sie nicht recht, ob sie auch hier bleiben sollte, und als wir drei Tage nach ihr anlangten, war ihre Unschlüssigkeit noch nicht zu Ende. Sie hatte, wie sie uns sagte, Lust, die Gastfreundschaft des aus drei Fregatten und einer Brigg bestehenden russischen Geschwaders in Anspruch zu nehmen. Nelson, der zu der österreichischen Marine wenig Vertrauen hatte, ermutigte sie in dieser Absicht. Da andererseits die österreichische Fregatte, um die königliche Familie und die Personen, welche sie begleiteten, in gebührender Weise aufzunehmen, sich genötigt gesehen hatte, die Zahl ihrer Kanonen auf vierundzwanzig zu reduzieren und da die Franzosen Herren der Küsten von Dalmatien waren, so hätten sie auch in der Tat die »Bellona« mit einer Anzahl Fischerboote entern und nehmen können. Unglücklicherweise aber war die Fregatte, auf welcher sich der Kommandant des russischen Geschwaders befand, auf die Ehre, welche die Königin ihm erzeigte, keineswegs vorbereitet und er konnte der königlichen Familie nur sein eigenes Zimmer überlassen, so daß wir uns genötigt sahen, uns auf einer andern Fregatte einzuschiffen. Sir William war so krank, daß alle Ärzte ihn aufgegeben hatten, und daß selbst der hoffnungsvollste von ihnen erklärte, er werde vielleicht bis Triest, nimmermehr aber bis Wien kommen. Gegen alles Erwarten aber fühlte Sir William sich bei der Ankunft in Triest nach einer guten Überfahrt ein wenig besser, und der übrige Teil dieser Reise ward unter günstigen Umständen zurückgelegt. In Wien ward ich infolge der lebhaften Freundschaft, welche die Königin für mich an den Tag legte, von ihrer Tochter und der ganzen kaiserlichen Familie aufs huldvollste empfangen. Sir Williams Genesung, welche sechs Wochen dauerte, hielt uns in der Hauptstadt von Österreich länger zurück, als wir außerdem geblieben sein würden. Das Vergnügen, welches ich hier fand, ward jedoch dadurch ebensowenig beeinträchtigt, als durch die Feste, die man mir gab, denn Sir William bestand darauf, daß ich mit Lord Nelson in Gesellschaft ginge, gerade so, als ob er selbst gesund gewesen wäre und uns begleitet hätte. Es war in der Tat Zeit, daß Marie Karoline nach Wien kam, um ihre Interessen zu vertreten, denn in ihrer Abwesenheit hatte niemand daran gedacht. Dies bestimmte die Königin, einen großen Entschluß zu fassen. Als sie sah, daß der Kaiser Franz nichts

für sie stipuliert, als sie sah, daß die Engländer wohl Sizilien verteidigten, dessen Häfen sie benutzen konnten, aber Neapel aufgaben, weil ihnen dieses nichts nützen konnte, beschloß sie, nach Petersburg zu gehen und den Kaiser Paul um Unterstützung zu bitten. Dieser Schritt hatte den Erfolg, welchen die Königin davon gehofft. Paul der Erste war infolge der Veränderlichkeit seines seltsamen Charakters für den Augenblick mit Bonaparte im besten Einvernehmen und es war augenscheinlich, daß letzterer, auf eine so mächtige Freundschaft eifersüchtig, alles tun würde, was der Kaiser von ihm verlangte. Paul der Erste schrieb dem ersten Konsul einen sehr eindringlichen Brief, forderte aber von Karoline, wenn es ihm gelänge, einen Friedenstraktat zwischen Frankreich und Neapel zur Unterzeichnung zu bringen, den Schwur, daß dieser Vertrag streng beobachtet werden würde. Der General Lawascheff, Oberjägermeister des Kaisers Paul, ward mit dem Briefe desselben an den ersten Konsul gesendet, so daß am 6. Februar 1801 ein Waffenstillstand, auf den bald ein definitiver Friedensvertrag folgte, in Foligno zwischen dem Chevalier Micheroux und dem General Murat abgeschlossen ward. Einer der Artikel dieses Vertrags enthielt die Bestimmung, daß die wegen politischer Vergehen verbannten, eingekerkerten oder zur Flucht genötigten Untertanen des Königs von Neapel frei und ungehindert in ihr Vaterland zurückkehren und den Genuß ihres Eigentums wieder erlangen sollten. Zum Unglücke war dies für viele derselben schon zu spät! Die Tribunale waren tätig gewesen und das ganze Jahr 1799 und der Anfang des Jahres 1800 hatten furchtbare Hinrichtungen gesehen, unter andern die des unglücklichen Domenico Cyrillo, welcher, wie man sich erinnert, sich geweigert, die Königin infolge ihres Besuchs, den sie mit mir in der Vikaria gemacht, in Behandlung zu nehmen, und den wir nicht vor dem Zorne Ferdinands retten konnten, obschon die Königin auf meinen Antrieb ihn fußfällig um die Begnadigung des Unglücklichen bat.

Unser Aufenthalt in Wien war, wie ich schon gesagt, ein ununterbrochenes Fest. Der Fürst und die Fürstin Esterházy, welche während ihres Verweilens in Neapel im Hotel der englischen Gesandtschaft auf die zuvorkommendste Weise aufgenommen worden, wollten sich ganz besonders für diese Gastfreundschaft abfinden. Wir wurden demzufolge eingeladen, eine Woche in dem Palaste des Fürsten in Eisenstadt zuzubringen. Hier sahen wir etwas sehr Seltsames, wodurch man uns wahrscheinlich eine Ehre zu

erweisen beabsichtigte. Während der ganzen Zeit, die wir in diesem Schlosse zubrachten, gab es hier nämlich eine Wachmannschaft von hundert Grenadieren, von welchen der kleinste seine sechs Fuß maß. So wie sie in ihrem Dienste aufeinanderfolgten, setzten die, welche die Wache bezogen, sich an eine reichlich und gut besetzte Tafel, bis eine zweite Abteilung von fünfundzwanzig Mann sie ablöste. In der Kapelle des Schlosses ward für uns ein großes Konzert unter der Direktion des ehrwürdigen, damals neunundsechzig Jahre alten Haydn aufgeführt. Man hatte dazu sein berühmtes Oratorium: »Die Schöpfung« gewählt. Nach ihrer Rückkehr von Petersburg bat die Königin von Neapel mich inständig, wie man eine Freundin bittet, deren Nähe man für unentbehrlich hält, mit ihr nach Italien zurückzukehren. Alles war ruhig, der König war wieder in Neapel eingezogen, der Frieden war hergestellt und sie versprach mir die Rückkehr der schönen Tage, welche auf meine erste Ankunft und die bezaubernde Morgenröte unserer Freundschaft gefolgt waren. Dann hätte ich aber Nelson verlassen müssen und es wäre, während er um meinetwillen alles verloren, die schwärzeste Undankbarkeit von mir gewesen, wenn ich so schnell hätte vergessen wollen, daß er eine Karriere wie die seinige seiner Liebe zu mir geopfert. Ich blieb daher unerbittlich. Die Königin, welche sah, daß ich fest entschlossen war, weiter zu reisen, bat mich hierauf, zum Angedenken an ihre königliche Wohlgewogenheit eine lebenslängliche Rente oder Pension von tausend Pfund Sterling jährlich anzunehmen. Bei dem ersten Worte aber, welches ich darüber zu Sir William sprach, antwortete er: »Wir sind selbst reich genug und übrigens würde eine solche Freigebigkeit den Argwohn der englischen Regierung erwecken.« Die Stunde der Abreise schlug. Die Trennung war schmerzlich und tränenreich, die drei jungen Prinzessinnen fielen mir eine nach der andern um den Hals und wollten mich nicht loslassen. Wir verbrachten die letzte Nacht alle bei einander, gedachten der guten und der bösen Tage und versprachen uns, sie niemals zu vergessen. Endlich verließen wir uns, nachdem die Königin mir noch das Versprechen abgenommen, zu ihr zurückzukehren, wenn ich von Unglück ereilt werden sollte. Sir William war leidend, abgespannt und durch die letzten Ereignisse niedergebeugt. Die Königin gab mir zu verstehen, daß, wenn ich einmal Witwe und Nelson zur See wäre, ich mich sehr einsam fühlen würde. Sie rechnete auf diese Eventualität und hoffte, daß ich dann mich bewogen sehen würde, mein Versprechen zu halten. Das, was mich gebieterisch nach England zurückrief, war ganz besonders der Zustand, in

welchem ich mich befand. Ich fühlte mich Mutter. Sir William kannte mein vertrautes Verhältnis zu Nelson recht wohl, da aber unsere ehelichen Beziehungen beinahe immer nur die eines Bruders und einer Schwester gewesen, so hatte er niemals auch nur die mindeste Eifersucht gezeigt. Mein Zartgefühl bewog mich jedoch, meinen Zustand vor den Augen der ganzen Welt zu verbergen und in Zurückgezogenheit und Einsamkeit meine Niederkunft abzuwarten. Ich war Sir William Hamilton dankbar dafür, daß er die Augen zumachte, und ich durfte daher nicht gestatten, daß die Böswilligkeit sie ihm öffnete.

Wir reisten zunächst nach Prag, wohin der Erzherzog Karl uns eingeladen hatte. Nachdem wir hier einen glänzenden Empfang gefunden, setzten mir unsere Reise nach Dresden und dann nach Hamburg weiter fort. In dieser letzteren Stadt begegnete uns ein Abenteuer, welches erzählt zu werden verdient, und wir machten eine nicht weniger merkwürdige Begegnung. Kaum waren mir nämlich in dem Hotel abgestiegen, als man uns meldete, daß ein Mann von etwa sechzig Jahren und etwas gemeinem Äußern mich durchaus zu sprechen verlange. Ich ließ ihn fragen, was er wolle. Er ließ antworten, er werde dies nur mir selbst sagen. Durch diese Hartnäckigkeit besiegt, befahl ich, ihn eintreten zu lassen. Nun sah ich einen kleinen alten Mann von sechzig bis siebzig Jahren, welcher ein wenig verlegen und in schlechtem Englisch stotternd, den Hut in der Hand haltend, mir erzählte, er habe in seinem Keller Rheinwein vom Jahre 1626. Es war dies etwas noch ganz anderes als der Wein, von welchem Horaz spricht, und der bloß von dem Konsulat des Opimius datierte, denn der Wein meines kleinen alten Mannes war hundertundfünfundsiebzig Jahre alt, und befand sich seit einem halben Jahrhundert im Besitz seiner Familie. Dieser Wein, sagte er, sei immer für eine außerordentliche Gelegenheit aufgespart worden, und diese Gelegenheit böte sich jetzt schöner dar, als er jemals zu hoffen gewagt. Der wackere Mann, welcher fünfzig Jahre lang so geizig mit diesem Wein gewesen, bat mich, Lord Nelson zu bereden, von ihm fünfzig Flaschen von diesem Wein anzunehmen, der auf diese Weise die Ehre haben würde, sich mit seinem edlen Blut zu mischen und das Herz eines Helden schlagen zu machen. Während wir noch so sprachen, trat Nelson selbst ein und wollte, nachdem er den Zweck des Besuchs des kleinen alten Mannes erfahren, das Geschenk anfangs zurückweisen; auf die inständige Bitte des Gebers aber nahm er endlich zehn Flaschen, unter der Bedingung, daß der Geber den

nächstfolgenden Tag bei ihm speise. Auf diese Weise war die Sache abgemacht, nur schickte Nelsons Gast zwölf Flaschen anstatt zehn von seinem Wein. Nelson erklärte hierauf, man werde sechs von diesen zwölf Flaschen sofort trinken, und die sechs anderen reservieren, so daß er eine nach jedem der Siege trinken könnte, welche er noch zu erringen erwartete, und die sich hoffentlich noch auf wenigstens ein halbes Dutzend belaufen würden. In der Tat trank er nach seiner Rückkehr von Kopenhagen bei einem großen Diner eine von diesen sechs Flaschen, indem er zugleich einen feierlichen Toast auf den Mann ausbrachte, der sie ihm geschenkt. Nach der Schlacht bei Trafalgar aber blieben leider, obschon der Sieg glänzend war, die fünf letzten Flaschen unberührt, denn der Sieger war mitten in seinem Siege gefallen.

Die zweite Erinnerung, die mir von meinem Verweilen in Hamburg zurückgeblieben, ist der Besuch, den wir von Dumouriez empfingen. Nelson stellte mir ebenso wie Sir William den berühmten Sieger von Valmy und Jemmapes vor, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach Frankreich von einer Invasion rettete und später – man weiß unter welchen Umständen – mit dem jungen Herzog von Orleans, der eine von den jungen Prinzessinnen heiraten sollte, von welchen ich soeben in Wien Abschied genommen, zu den Österreichern überging. Ich war sehr neugierig, eine Berühmtheit, von welcher ich so oft sprechen gehört, in der Nähe zu sehen. Dumouriez war ein Mann von sechs- bis achtundsechzig Jahren, von mittlerem Wuchs, noch flink, so daß er höchstens fünfzig bis fünfundfünfzig Jahre zu zählen schien. Seine Gesichtsbildung war lebhaft und geistreich, sein Blick klar und feurig, und sein Gesicht hatte jene dunkle Färbung, welche die verschiedenen Atmosphären, in welchen ein Soldat sich bewegt, seiner Haut mitteilen. Ein Säbelhieb hatte auf seiner Stirne eine Narbe zurückgelassen. Er war Kriegsminister Ludwigs des Sechzehnten gewesen und unter seinem Ministerium hatte Frankreich den Krieg an Österreich erklärt. Er lebte jetzt in der Verbannung und betrachtete das, was in Frankreich vorging, mit dem Auge des Philosophen. Ich muß sagen, daß sein Blick, der, wenn auch nicht etwas vom Adler, doch wenigstens etwas vom Falken hatte, ziemlich deutlich in der Zukunft las. Von dem General Bonaparte sprach er mit der lebhaftesten Bewunderung und prophezeite ihm ein immer höher steigendes Glück, dessen Grenze sich nicht absehen ließe. Wir unsererseits erzählten ihm eine Menge Einzelheiten über den Hof von

Neapel, über den von Palermo und über den von Wien, und hatten ihm einen der angenehmsten Tage unserer Reise zu verdanken. Wir blieben bloß drei Tage in Hamburg, das heißt nur so lange, als Sir William bedurfte, um ein wenig auszuruhen. Dann schifften wir uns ein und langten am 6. November in Yarmouth an. Es war dies das erstemal, daß Nelson, seit der Schlacht am Nil, wieder den Boden Englands berührte. Er ward mit enthusiastischer Bewunderung empfangen.

In dem Augenblicke, wo er ans Land stieg, kamen, weil das Gerücht von seiner Ankunft sich schon in der Stadt verbreitet, die Einwohner in Masse herbeigeeilt und riefe«: »Es lebe Nelson! Nelson hoch! hoch!« Man spannte die Pferde von seinem Wagen und zog ihn unter wahnsinnigem Beifallsjubel bis in das Hotel, wo er abstieg. Die in der Stadt garnisonierende Infanterie defilierte unter seinen Fenstern vorüber und die Regimentsmusik brachte ihm ein Morgenständchen. Der Mayor und der Gemeinderat holten ihn dann ab und führten ihn in die Kirche, wo ein Dankgottesdienst abgehalten ward. Als wir die Stadt verließen, geleitete uns ein Reiterkorps nicht bloß bis an die Tore, sondern eskortierte uns auch eine Strecke des Weges. Sämtliche im Hafen liegende Schiffe hatten geflaggt wie zum Geburtstag des Königs, der Königin oder des Kronprinzen. In London war der Beifall und Jubel ein noch weit größerer. Nelson empfing hier den Triumph von Abukir, von Neapel und von Malta auf einmal. Bei der Nachricht von seiner Ankunft zogen alle Schiffe in der Themse ihre Flaggen und Wimpel auf und sämtliche Korporationen votierten ihm Ehrenwaffen und Adressen. Das englische Volk, dieser geborene Feind Frankreichs, stürzte dem Vernichter der französischen Flotte begeistert entgegen. Nelsons Ruhm war in dem Munde der Seeleute eine Art Nationalsage geworden. Jeder Engländer glaubte, abgesehen von dem Stolz, den er empfand, der Landsmann eines der berühmtesten Seehelden, die jemals existierten, zu sein, er habe ihm den Ruhm seines Hauses, die Ehre seines Weibes, den ruhigen Besitz seines Eigentums und den Frieden seines Vaterlands zu verdanken. Am 8. November langte Nelson in London an und stieg in St. Jamesstreet im Hotel Nerot ab.

Ich entsinne mich, daß es Sonnabend war. Hier erwartete mich ein furchtbarer Schlag. Schon seit langer Zeit hatte ich mich gefragt, was Nelson wohl tun würde, wenn er nach London käme, und sich zwischen mir

und seiner Gattin befände, deren tadelloser Wandel einstimmig gerühmt ward. Ich hatte diese Frage im Gespräch mit ihm niemals berührt. Ich näherte mich nur zitternd, und mit der sehr natürlichen Ungerechtigkeit, welche eine falsche Stellung einflößt, fühlte ich, daß ich Lady Nelson verabscheute und daß ich bei der gegenwärtigen Gelegenheit unversöhnlich gegen sie sein würde. Man denke sich die Gefühle, welche mich bewegten, als ich beim Eintritt in das für Nelson bestimmte Zimmer seinen ehrwürdigen Vater, einen mehr als achtzigjährigen Greis, der ihn erwartete, in Begleitung einer Frau erblickte, in welcher ich, ohne sie jemals schon gesehen zu haben, sofort Lady Nelson erkannte. Das Herz schnürte sich mir auf eine Weise zusammen, daß ich beinahe rücklings niedergesunken wäre. Nelson drehte sich nach mir herum. Er sah mich bleich und mit zusammengekniffenen Lippen dastehen, und er ward ebenso grausam als ich. Er ging stracks auf seinen Vater zu, umarmte denselben mit vieler Wärme, begrüßte dann aber seine Gattin ganz kalt, als ob sie eine ihm völlig fremde Person wäre. Sie ward ihrerseits sehr bleich, warf mir einen Blick zu, der mich erbitterte, denn ich glaubte in diesem Blick mehr Mitleid als Zorn zu erkennen, und dann stützte sie sich auf den Arm des Greises, als ob sie mit ihrem Schmerz sich unter dessen Silberhaar flüchten wollte. Ich verließ das Zimmer und begab mich in das, welches augenblicklich für uns bestimmt war. Nelson kam mir sofort nach, warf sich mir zu Füßen und schwur mir, daß seine Gattin für ihn nie etwas anderes sein solle, als eine Schwester. Er sah, daß dieses Versprechen nicht genügte, um mich zu beruhigen, und dann – Gott verzeihe ihm, der den Schwur tat, und mir, die ich ihn denselben tun ließ – und dann tat er den Schwur, sie niemals oder nur in meiner Gegenwart wiederzusehen.

Der nächstfolgende Tag war Sonntag. Der Lordmayor, welcher Nelson ein Fest bereiten wollte, mußte dasselbe auf den Montag verschieben, weil die strenge englische Sonntagsfeier keine weltliche Beschäftigung gestattet. Am Montag begab Nelson demgemäß sich in die City; bei Ludgate Hill spannte ihm das Volk die Pferde vom Wagen und zog ihn mit wahnsinnigem Hurrageschrei an Guildhall vorüber. Als er Cheapside passierte, ward er von dem Beifallsjubel der Frauen begrüßt, die an allen Fenstern standen und ihre Tücher schwenkten. Nachdem die gebräuchlichen Toaste ausgebracht worden, ward Nelson ersucht, den ihm votierten Ehrendegen in Empfang zu nehmen. Er trat unter einen zu seinem

Empfange errichteten Triumphbogen, wo ihn der Schatzmeister der City erwartete, der eine Anrede an ihn hielt, auf welche Nelson antwortete: »Sir, mit freudigem Stolze und inniger Dankbarkeit empfange ich von dieser ehrenwerten Korporation dieses Zeugnis ihrer Zufriedenheit mit meiner Handlungsweise, und mit diesem Degen« – hier hob er denselben empor – »hoffe ich noch den vollständigen Sieg über unseren eingefleischten unversöhnlichen Feind zu erfechten, einen Sieg, ohne welchen unser Vaterland niemals einen dauernden und ehrenvollen Frieden erwarten kann.« Man sieht es, Nelson hatte sich schon durch seine eigenen Worte verbindlich gemacht, wieder aus der Ruhe herauszutreten, die er sich bei seiner Rückkehr nach England versprochen.

93. Kapitel.

Noch am Tage seiner Ankunft, das heißt am 8. November, war Mylord Nelson auf die Admiralität gegangen, um Lord Spencer, seinem Freund, einen Besuch abzustatten, und hatte ihm den Wunsch zu erkennen gegeben, den Abschied zu nehmen, indem er den Beweggrund geltend machte, den man in einem solchen Falle gewöhnlich anführt, nämlich schwächliche Gesundheit. Lord Spencer hatte sich, indem er ihn so sprechen hörte, begnügt zu lächeln und ihm eine zweite Gesundheit und ein zweites Abukir gewünscht. Am 1. Januar fand eine Promotion statt, und Nelson erfuhr, daß er zum Vizeadmiral des blauen Geschwaders ernannt worden, was gleichzeitig eine Belohnung und ein Avancement war. Noch denselben Tag verpflanzte er, mit dem Meer und dem gefahrvollen Leben, welches einmal sein Beruf war, ausgesöhnt, seine Flagge auf den »St. Joseph«, der im Hafen von Plymouth lag. Mittlerweile fühlte ich, daß der Tag meiner Entbindung immer schneller herannahte. Es war nicht wahrscheinlich, daß der Monat Februar vergehen würde, ohne daß ich das Kind zur Welt brächte, welches ich der Welt so sorgfältig und ich muß sagen mit soviel Schmerzen zu verbergen suchte. Genötigt, am Hofe von Wien, bei dem Erzherzog Carl in Hamburg immer in großer Toilette und enggeschnürt zu erscheinen, hatte ich während meiner Schwangerschaft öftere Anfälle von Krämpfen gehabt, welche Sir William sehr beunruhigten, obschon er nichts ahnte, denn Nelson zeigte mir eines Tages einen Brief von ihm, in welchem er mir schrieb: »Emma hat Magenschmerzen und Krämpfe. Ich glaube, sie

sollte ein Brechmittel nehmen.« In London angelangt, mußte ich nicht weniger auf meiner Hut sein als in Wien, in Dresden und in Hamburg, denn hier war Nelsons ganze Familie, sein Vater, sein Bruder, sogar seine Frau zugegen. Ich bestimmte deshalb Sir William, daß wir das Hotel Nerot verließen und unsere Wohnung in dem Hause seines Neffen Lord Greenville nahmen, welches am äußersten Ende von Piccadilly stand und die Aussicht auf den Green-Park gewährte. Trotz des Wunsches, den er hegte, in dem Augenblicke, wo mein Zustand ihm lebhafte Befürchtungen einflößte, in meiner Nähe zu bleiben, sah Nelson sich genötigt, am 13. Januar nach Plymouth abzureisen. Hier langte er am 17. an und begab sich sofort an Bord des »St. Joseph«. Am 19. schrieb er mir: »Ich habe mich bis heute wahrhaft unglücklich gefühlt, teure Lady Hamilton, keinen Brief von Ihnen zu erhalten, und ich fürchte sehr, daß ich auch sobald noch keinen bekommen werde. Welch' ein Narr war ich, zu glauben, daß es jemanden gäbe, welcher tätiger wäre als ich. Heute habe ich Befehl erhalten, mich unter das Kommando des Lord St. Vincent zu stellen. Da aber der Befehl zum Auslaufen noch nicht eingetroffen ist, so werden wir wahrscheinlich erst Freitag nacht oder Sonnabend früh nach Forbais unter Segel gehen. Mein Auge ist wirklich sehr krank. Ich habe es dem Arzt der Flotte gezeigt. Er hat mir verboten, eine Feder in die Hand zu nehmen und dennoch bin ich genötigt, heute noch an Lord Spencer, St. Vincent und Davison zu schreiben. Seien Sie aber unbesorgt, Sie sind die einzige Frau, an die ich schreibe. Der Arzt hat mir auch gesagt, ich solle nur die unschuldigsten Speisen genießen und weder Wein noch Porter anrühren. Dann soll ich auch in einem dunklen Gemach bleiben und einen grünen Schirm über den Augen tragen. Würden Sie, meine teure Freundin, mir wohl einen oder zwei solche fertigen? Ich will von niemandem einen als nur von Ihnen. Ohne Zweifel ist es das viele Schreiben, welche mir diese Augenkrankheit zugezogen hatte. Ich mache sehr viel Aufhebens von meinen Leiden, unglücklicherweise aber habe ich, fern von Ihnen, vollauf Zeit, dabei zu verweilen. Ich bin wie immer Ihr treu ergebener

H. Nelson.«

Drei Wochen später erhielt ich wieder einen Brief. Dieser lautete: »Meine teure Lady. – Mr. Davison bittet um das Vergnügen, Ihnen meine Antwort auf Ihren liebenswürdigen Brief zuzustellen, und ich bin überzeugt, daß er

sich diesem Auftrage pünktlich unterziehen wird. Ich bin nicht in der besten Laune und wenn nicht unser Vaterland alle meine Dienste und meine ganze Intelligenz beanspruchte, so sollte mich nichts abhalten, selbst der Überbringer meines Briefes zu sein. Ich weiß aber, liebe Freundin, daß Sie eine echte und loyale Engländerin sind und daß Sie jeden hassen würden, der nicht den König, die Gesetze und alles verteidigte, was uns teuer ist. Ihr Geschlecht ist es, was uns zu Helden macht, und wenn wir auf dem Felde der Ehre fallen, so leben wir in dem Herzen der Frauen fort, die uns geliebt haben.

Und Sie, meine teure, geehrte Freundin, Sie sind, glauben Sie es mir, die erste und beste Ihres Geschlechts. Ich habe diese Reise um die Welt gemacht, und in keinem Winkel der Welt habe ich Ihres Gleichen, noch sonst jemanden gefunden, der mit Ihnen verglichen werden könnte. Sie wissen den Mut, die Ehre und die Tugend zu schätzen, und Sie fragen niemals darnach, ob Sie diese Eigenschaften bei einem Prinzen, bei einem Herzog, bei einem Lord oder bei einem Bauer finden.

H. Nelson.

«

Solche Briefe, von einem Manne geschrieben, mit welchem ganz England sich beschäftigte, den die Könige ihre Stütze nannten, und dem man überall, wo er sich zeigte, königliche Ehren erwies, raubten mir vor Stolz fast den Verstand. Man hat geglaubt, ich sei es gewesen, welche eine Macht auf Nelson ausgeübt, es war aber vielmehr er, welcher volle Gewalt über mich besaß. Er hätte mir das Unmöglichste befehlen können, ich würde es versucht haben, das Verbrecherischeste und ich hätte es vollbracht. Ich wäre weniger stolz darauf gewesen, von einem König geliebt zu werden, als ich auf Nelsons Liebe war. Deshalb freute ich mich sogar der Schmerzen, welche meine Schwangerschaft mir verursachte, denn waren dieselben mir nicht durch ihn verursacht? War das Kind, welches ich unter meinem Herzen trug, nicht das seine? Oft hatten wir miteinander davon gesprochen. Von seiner Frau hatte er niemals Kinder gehabt und versprach daher, dieses anzubeten. Wir hatten schon im voraus die abenteuerlichsten Pläne entworfen, mochte es nun ein Knabe oder ein Mädchen sein. Ich hoffte immer noch, daß Nelson nach London zurückkommen könnte, als plötzlich

die nordische Koalition beschlossen ward. Die Regierung beschloß nun, eine mächtige Flotte unter dem Befehl des Admiral Parker mit Nelson als Vizekommandanten in die Ostsee zu schicken. Demgemäß erhielt Nelson am 17. Februar 1801 von der Admiralität folgenden Befehl zugefertigt: »Lord Nelson wird sich unter das Kommando von Sir Hyde Parker, Admiral von der blauen Flagge und Oberkommandant des königlichen Geschwaders, stellen, um zu besonderen Diensten verwendet zu werden.« Infolge dieses Befehles begab er sich am 18. desselben Monats auf den »St. George« und ging nach Spithead ab, wo er seine Instruktionen erwarten sollte.

Während dieser Zeit war mein Stündlein gekommen. Am 15. Februar ward ich von Wehen ergriffen, gerade in dem Augenblicke, wo Sir William Hamilton ein acht Stunden von London liegendes, sehr schönes Landhaus, welches Merton Place hieß und mir sehr gefiel, in Augenschein zu nehmen gegangen war. Ich befand mich daher in dieser Stunde, wo ich des Alleinseins am nötigsten bedurfte, auch wirklich allein. Zum Glück befand sich in unserem Hause eine Frau, welche, da sie selbst mehrere Kinder gehabt, in dergleichen Dingen sehr erfahren war, und in dringenden Fällen schon mehr als einmal als Hebamme und Arzt fungiert hatte. Ich ließ sie rufen und nach einem drei- oder vierstündigen Kampfe brachte ich ein kleines, so schwaches Mädchen zur Welt, daß man anfangs glaubte, es habe bloß das Licht der Welt erblickt, um zu sterben. Der Grund hiervon lag in den Vorsichtsmaßregeln, welche ich in Anwendung zu bringen genötigt gewesen, und namentlich an dem Schnürleibe, den ich nicht aufgehört zu tragen. Die Frau verschloß sich mit dem Kinde in das abgelegenste Zimmer des Hauses, wo die arme Kleine drei oder vier Tage lang mit dem Saugfläschchen genährt wurde, so gut es gehen wollte, denn sie war noch nicht kräftig genug, um zu der Amme getragen zu werden, die ich im voraus gedungen und welche in Little Ditchfield-Street wohnte. Noch denselben Tag schrieb ich an Nelson. Da ich aber fürchtete, daß er nach Empfang meines Briefes sogleich herbeigeeilt käme und durch den überaus schwächlichen Zustand des Kindes erschreckt würde, so bat ich ihn, seine Reise um sechs oder acht Tage aufzuschieben, unter dem Vorwand, weil ich nicht wünschte, daß er unsere liebe Horatia ohne mich sähe. Am nächstfolgenden Tage kam Sir William von seinem Ausfluge zurück. Er war durchaus nicht überrascht, mich im Bett zu finden. Man sagte ihm, ich hätte

einen Anfall gehabt und dabei viel Galle ausgebrochen. Er glaubte es und schrieb Nelson: »Emma ist sehr krank gewesen! Es geht jetzt wieder besser mit ihr, aber dennoch glaube ich, daß sie trotz der Galle, die sie vomiert, noch purgieren muß.« Nach Verlauf von vier Tagen konnte ich, dank meiner bewundernswürdigen Konstitution, das Bett verlassen, und am achten Tage fühlte ich mich stark genug, um auszugehen.

Ich ging zu der Frau, welche meine kleine Horatia in Pflege genommen. Letztere war ein wenig munterer, aber immer noch ungemein schwächlich. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn ich sage, daß ich sie, um sie ungesehen aus dem Hause zu schaffen, in meinen Muff steckte, worin sie bequem Platz hatte. Die Amme war eine Frau von der untern Bürgerklasse und hieß Mistreß Thompson. Sie war hübsch, frisch und kerngesund. Nelson hatte sie, ohne zu sagen, für wen sie bestimmt war, durch seinen Arzt ausfindig machen lassen. Dieser Frau sagte ich, daß die Belohnung, die sie empfangen sollte, nach ihrer Verschwiegenheit und Treue bemessen würde. Mittlerweile ließ ich ihr für den ersten Monat fünf Guineen zurück. Am nächstfolgenden Tage kam plötzlich Nelson an. Er hatte wegen dringender Angelegenheiten einen Urlaub von drei Tagen verlangt, und war, sobald dieser Urlaub ihm bewilligt worden, mit Postpferden abgereist. Er nahm sich nicht einmal Zeit, zu frühstücken, obschon er ganz nüchtern ankam, so große Eile hatte er, die Kleine zu sehen. Er schützte einen Wohltätigkeitsbesuch vor, bei welchem er, wie er sagte, meiner Gegenwart bedürfte. Wir stiegen in den Wagen und fuhren nach Little Ditchfield-Street. Hier machte es mich wahrhaft glücklich, die Freude dieses Mannes zu sehen, welcher mein Leben geworden war. Er lachte, er weinte, er nahm das Kind in seinen einen Arm, ließ es hüpfen und tanzen, wollte es durchaus zum Lachen bringen, behauptete, es habe auch wirklich gelacht, nannte es sein Kind, sein einziges Kind, und befahl der Wärterin es ihm den nächstfolgenden Tag in Sir Williams Hotel zu bringen, indem er ihr zugleich die Lektion einstudierte, welche sie bei dieser Gelegenheit hersagen sollte. In der Tat fand sich auch am andern Morgen die Amme mit dem Kinde in dem Hotel ein. Die erste Person, welche sie sah, war Sir William, der sie anhielt und fragte, wer sie wäre. Sie antwortete, sie hieße Mistreß Thompson, sie habe einen Bruder, der auf Lord Nelsons Schiffe diene und der Lord habe sich dazu verstanden, Pathe dieses kleinen Mädchens zu sein, welches sie auf dem Arm trüge und

welches sie ihm brächte, um es ihm zu zeigen. Sir William zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Geschichte. Er nahm seinerseits das Kind auf den Arm, wünschte ihm alles mögliche Glück, und gab es dann seiner Amme zurück.

Nelson blieb anderthalb Tage bei uns, dann mußte er uns wieder verlassen. Diese zweite Trennung war noch schmerzlicher als die erste. Konnten wir hoffen, uns jemals wiederzusehen? Hatte dieses Kind, welches der Himmel uns gegeben, nicht den Schatz der himmlischen Güte für uns erschöpft? Wir waren übereingekommen; einander so zu schreiben, daß unsere Briefe ohne Gefahr in fremde Hände geraten könnte, das heißt so, daß der Inhalt nur für uns verständlich war. Diese geheimen Briefe machten jedoch die sozusagen offiziellen, welche ich von ihm erhielt, nicht weniger häufig. So verließ er zum Beispiel am 2. März auf dem »St. Georg« den Hafen von Portsmouth und am 3. schrieb er mir: »Meine teure Emma. – Mein Vorgesetzter hat mir die Ehre erzeigt, mich in die vorderste Schlachtlinie zu stellen und ich werde daher der Erste im Kampfe sein. Ich würde Ihnen noch mehr darüber sagen, wenn ich nicht fürchtete, Sie zu beunruhigen, denn ich kenne Ihre große Zärtlichkeit für mich. Der ›St. Georg‹ wird einen neuen Strahl des Ruhmes dem Rufe Englands beifügen, wenn Nelson am Leben bleibt, und wenn die allmächtige Vorsehung, die mich unaufhörlich in der Gefahr beschützt und in den Tagen der Schlacht mein Haupt gedeckt, mir beisteht und mich bis dahin aufrecht hält. Bewahren Sie mir stets Ihre Erinnerung, Sie und der vortreffliche Sir William. Mein letzter Gedanke gehört Ihnen beiden, die Sie mich lieben und achten. Ich beurteile Ihr Herz nach dem meinigen. Möge der große Gott des Weltalls Sie beschützen und segnen. Dies ist die innige Bitte Ihres treuen Freundes

Nelson.«

Man erlaube mir nun, eine Probe von unserer geheimen Korrespondenz zu geben. Man wird daraus ersehen, mit welcher Inbrunst dieser große Mann mich liebte. Je tiefer diese Liebe war, desto mehr glaube ich meine Entschuldigung darin zu finden. Er schrieb mir von den Dünen vor Boulogne durch Vermittelung eines sichern Freundes. »Fürchten Sie kein Weib in der ganzen Welt, teure Emma, denn jedes andere Weib ist mir gleichgültig. Ich kenne nur ein Wesen, welches Ihnen vielleicht einmal

ähnlich werden kann. Ich bin überzeugt, daß Sie nie etwas tun werden, was die Liebe erkalten lassen kann, welche ich für Sie hege, und was mich betrifft, so würde ich lieber unter den grausamsten Qualen sterben, als Ihnen nur den mindesten Kummer zufügen. Küssen Sie unsere teure Horatia zehntausendmal von mir. Gestern kam das Gespräch auf das Impfen der Schutzpocken. Ein Herr behauptete, sein Kind, welches geimpft worden, sei mit einem an den wirklichen Blattern erkrankten Kinde in Berührung gekommen, ohne von dieser Krankheit angesteckt zu werden. Wenn sich dies wirklich so verhält, so ist dies der Triumph des Impfens. Das Kind hat zwei Tage lang ein wenig Fieber und nur eine kleine Entzündung am Arm gehabt, anstatt mit Pusteln bedeckt zu sein, wie das an den wirklichen Blattern erkrankte. Übrigens aber tun Sie, was Sie für gut finden.«

Ich sprach über diesen Brief, so wie über das medizinische Wunder, welches er verkündete, mit dem Doktor Rowlay. Zum Unglück aber war dieser ein erbitterter Gegner Jenners. Er erklärte sich entschieden dagegen, daß Horatia mit Kuhpocken geimpft würde, und da er gerade in diesem Augenblicke ein taugliches Subjekt hatte, so impfte er der armen Kleinen die wirklichen Blattern. Dennoch gelang die Operation ausgezeichnet gut und drei Wochen später war Horatia wieder vollkommen hergestellt. Ich mietete bei dieser Gelegenheit in Stone-Street ein möbliertes Haus für Mistreß Thompson, und alles ging seinen besten Gang. Hier habe ich ein Geständnis zu tun, und was es mich auch kosten möge, so werde ich es um der Vollständigkeit meiner Memoiren willen niederschreiben. Ohne Zweifel um jenen unverantwortlichen Haß zu befriedigen, den ich gegen seine Frau hegte, von welcher er doch körperlich völlig getrennt lebte, wollte Nelson, daß diese Trennung sich auch auf materielle und unempfindliche Gegenstände erstrecke. Eines Tages schrieb er mir: ich solle Lady Nelson alle Toiletten und andere Gegenstände zurückschicken, die ihr vielleicht gehört hätten, und die mit unter die seinigen geraten wären. Ich hätte mich weigern und lieber eine Frau von Nelsons Familie, eine Schwägerin, mit dieser grausamen Mission beauftragen sollen. Ich fand aber im Gegenteil darin jenes herbe Vergnügen der Eifersucht, welche sich rächt, und Lady Nelson empfing alle Gegenstände, welche ihr gehört hatten, mit dem Blatt Papier, auf welches ich bloß die Worte geschrieben: »Auf Befehl und im Namen Lord Nelsons.« Ich hoffe, daß der barmherzige Gott mir in Hinblick

auf meine Reue den Schmerz verzeihen wird, den ich jener unglücklichen Frau auf diese Weise zufügte.

Sir William hatte sich auf jenem Ausfluge, wo er Merton Place in Augenschein nahm, mit dem Besitzer dieses Landhauses nicht verständigen können. Mit den zunehmenden Jahren war er immer geiziger geworden, und hatte um bloß zwei- oder dreihundert Pfund Sterling willen von dem Ankauf dieses Hauses Abstand genommen. Als Nelson nach London kam, hatte ich ihm von dieser beabsichtigten Akquisition gesagt und ihm die Lage von Merton Place und die bequeme Einrichtung der Wohngebäude gerühmt. Er erinnerte sich jetzt meines Wunsches, und als er erfuhr, daß Sir William das Grundstück nicht gekauft, schrieb er ihm, und erteilte ihm Auftrag, es um den verlangten Preis für ihn zu akquirieren. Er sagte, da er von jeher die Absicht gehabt, mit Freunden auf dem Lande zu leben, so kaufe er Merton Place, um es zu einem Asyl für uns alle drei zu machen, wo wir, fern vom Geräusch der Stadt und den Intrigen der Politik, unsere letzten Tage in Ruhe verleben könnten. Sir William begab sich demgemäß zu dem Notar und kaufte Merton Place in Nelsons Namen für den Preis, den er selbst zu zahlen sich geweigert. Da ich mir wohl dachte, daß Nelson dieses Grundbesitztum nur kaufe, um es mir zu schenken, so erhob ich einige Bedenken dagegen, indem ich sagte, daß eine Lokalität, die mir gefiele, vielleicht für ihn keinen Reiz habe. Er beeilte sich jedoch mir zu antworten: »Machen Sie sich über diesen Punkt keine Sorge. Ich bin überzeugt, daß Merton Place mir gefallen wird, und habe von Ihrem Geschmack und Ihrem Urteil eine so gute Meinung, daß ich den einen wie das andere für untrüglich halte.«

Man kennt jenen furchtbaren Feldzug Englands gegen Dänemark, an welchem Nelson berufen ward, teilzunehmen. Mit dem Bombardement von Kopenhagen beauftragt, wagte Nelson sich so weit heran, daß der Admiral Parker, welcher fürchtete, daß die englischen Schiffe auf den Grund geraten und dann nicht mehr imstande sein möchten, zu manövrieren, durch Signale den Befehl zum Rückzuge gab. Durch den Kapitän Hardy von den Signalen, welche sein Vorgesetzter ihm gab, in Kenntnis gesetzt, hielt Nelson das Fernrohr an sein ausgeschlagenes Auge. »Ich sehe nichts,« sagte er. Und er setzte den Kampf fort. Der schlechte Gesundheitszustand Nelsons und besonders sein Wunsch, mich und seine teure Horatia, auf

welche ich hätte eifersüchtig sein mögen, wenn eine Mutter dies auf ihr Kind sein könnte wiederzusehen, bewogen ihn, als er den Feldzug für beinahe beendet ansah, um die Erlaubnis zur Rückkehr nach London nachzusuchen. Da er diese Gunst unter der Form eines Urlaubs erbat, so gewährte die Admiralität sie ihm, denn sie wußte ja, wo sie ihn beim ersten Kanonenschuß, welcher abgefeuert werden würde, zu finden hätte. Man hoffte jedoch, daß dieser Kanonenschuß nicht sobald fallen würde. Das Ministerium Pitt, das heißt das Ministerium des Krieges, war gestürzt und das Ministerium Addington, das heißt das Ministerium des Friedens, ans Ruder gelangt. Nelson legte demzufolge sein Kommando in der Ostsee nieder, ging am 18. Juni an Bord der Brigg »Kitte«, die von dem Kapitän Dogby befehligt ward, und langte am 1. Juli in Yarmouth an. Er trat mitten unter uns, als wir ihn am wenigsten erwarteten, denn sein Schiff hatte die Fahrt von der Kiöge-Bai bis Yarmouth in nicht ganz zehn Tagen zurückgelegt.

Meine Freude war groß. Zum Glück konnten wir unter dem Schleier einer vertrauten Freundschaft einander selbst in Sir Williams Gegenwart einen Teil der Dinge sagen, von welchen uns das Herz überwallte. Übrigens kam eine Viertelstunde nach Nelsons Ankunft der Fürst von Castelcicala des Königreichs beider Sizilien, um Sir William Depeschen mitzuteilen. Letzterer begab sich demzufolge in den Salon und ließ uns allein. Nelsons erstes Wort galt Horatia. Seine Fragen folgten mit solcher Schnelligkeit aufeinander, daß es mir Mühe kostete, dieselben zu beantworten. Ich ging in den Salon und sagte Sir William leise, Lord Nelson wünschte seine Pate zu sehen, und bäte mich, ihn zu der Pflegemutter derselben zu begleiten. Mein Gemahl drückte mir die Hand, schüttelte den Kopf und sagte: »Er ist wirklich ein sehr aufmerksamer und zärtlicher Pate! Gehe nur mit, mein Kind!« Ich ließ die beiden Diplomaten sich über die Staatsangelegenheiten besprechen, in welche ich, Gott sei Dank, mich nicht mehr mischte, und wir stiegen in den Wagen, um uns nach Stone-Street zu begeben. Unterwegs fragte ich Nelson, ob er wieder einmal den Vogel gesehen. »Was für einen Vogel?« fragte er. – »Den Vogel von Abukir, den, welcher sich Ihnen an dem Tage, wo ich Ihnen einen Besuch auf dem »Vanguard« abstattete, auf die Schulter setzte.« – »Ha!« rief Nelson freudig, »den habe ich am Morgen des Bombardements von Kopenhagen wiedergesehen. Ich zweifle nun nicht mehr, daß dieser Vogel mein guter Genius ist.«

Als er seine kleine Horatia wieder sah, schien er noch glücklicher zu sein als das erste Mal. Sie war während der verflossenen vier Monate sehr gewachsen und auch viel kräftiger geworden, so daß man sich kein reizenderes kleines Wesen denken konnte. Ganz außer sich vor Freude kam Nelson nach Piccadilly zurück und sprach während des ganzen Diners fast von weiter nichts, als von seiner kleinen Pate. Das neue Ministerium hatte Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft, wollte aber nur unter der Bedingung Frieden schließen, daß es Malta behalten dürfte und Trinidad abgetreten erhielte. Bonaparte widersetzte sich diesen beiden Ansprüchen sehr energisch und verkündete im »Moniteur«, daß er eine Flottille bei Boulogne zusammenziehen würde, um eine Landung an den Küsten der britischen Inseln zu versuchen. In der Tat verließen auch mehrere Abteilungen Kanonenboote die Häfen von Calvados, der Seine, der Somme, der Schelde und begaben sich nach Boulogne. England wollte nicht zurückbleiben und zog bedeutende Streitkräfte zusammen, um dieses Landungsprojekt zu vereiteln. Nelson erhielt das Kommando des Geschwaders, welches bestimmt war, diese kriegerischen Vorbereitungen Frankreichs zu überwachen. Dies führte abermalige Trennung herbei, diesmal aber hatten wir die Hoffnung, daß die Trennung kurz sein würde. Das Auslaufen der Flotte war mehr eine Demonstration als eine Wiederaufnahme von Feindseligkeiten. Nelson erhielt den Befehl von der Admiralität am 25. Juli 1801 und am 27. hißte er seine Flagge auf dem Schiffe: »Die Eintracht« im Hafen von Sheerneß auf.

94. Kapitel.

Diese Kreuzfahrt dauerte ungefähr drei Monate, wo dann der Friede unterzeichnet ward. Es war die höchste Zeit, denn Nelson war wirklich krank. Am 17. Oktober schrieb er mir: »Teuerste Freundin! – Obschon mein Unwohlsein kein gefährliches ist, so widersteht es gleichwohl allen Heilmitteln, welche mir verschrieben worden, und ich muß gestehen, daß es mich sehr herabgestimmt hat. Wie es scheint, ist mir eine hartnäckige Erkältung in den Leib getreten. Ich wollte, die Herren der Admiralität litten an demselben Übel wie ich; da sie aber, wenigstens für mich, kein Gefühl haben, so ist dies ein zweckloser Wunsch. Ich habe eine sehr schlechte Nacht zugebracht; Ihr lieber Brief aber und der Sir Williams haben mir sehr wohl getan. Es ist mein fester Entschluß, mich nach meiner Ankunft in London nicht belästigen und beunruhigen zu lassen. Ich verlange nichts weiter, als mich mit Ihnen, meinen guten Freunden, aufs Land zurückziehen zu können.« Obschon dieser Brief in die Kategorie der offiziellen gehörte, so ward ich doch dadurch beunruhigt. Die ungleiche Handschrift schien zu verraten, daß der Schreiber dieses Briefes von Fieberfrost geschüttelt ward. Am 23. Oktober kam Nelson in Merton Place an. Ich hatte Sir William gebeten, zu erlauben, daß Mistreß Thomson und ihre kleine Horatia ihre Wohnung in einem der Nebengebäude nähmen. Sir William, welcher Nelsons Liebe zu der Kleinen kannte, hatte sofort seine Einwilligung dazu gegeben, und übrigens gehörte das Haus ja auch nicht ihm, sondern Nelson. Es war dies ein guter Gedanke von mir gewesen, denn kaum hatte Nelson uns umarmt, als er sich nach seiner kleinen Pate erkundigte. Man mußte ihn sofort zu Horatias angeblicher Mutter führen, die wirkliche Mutter aber war auch da und es entging ihr kein Wort, keine Miene, keine Gebärde. Diese Freude Nelsons war mein Triumph. Am 29. desselben Monats nahm Nelson seinen Sitz im Oberhause ein. Er hatte diese Zeremonie, die er für sehr langweilig hielt, so lange als möglich hinausgeschoben. Als Vicomte ward er von dem Vicomte Sidney eingeführt.

Wir verbrachten den Winter in sehr angenehmer Weise, indem wir ihn zwischen Merton Place, wo Nelson sich der Einsamkeit freute, und den Bällen, Soireen und Festen von Piccadilly teilten. »Sir William empfing oft

Besuche und da Nelson bei uns wohnte, so hatten wir auch immer jemanden von seiner Familie als Gast. Ich muß hier gleich bemerken, daß diese Gäste, welche nach Nelsons Tode nicht wieder kamen und sogar aufhörten mit mir zu sprechen, mir, so lange er lebte, die eifrigsten Aufmerksamkeiten erwiesen. Gegen den Sommer 1803 machten wir – Lord Nelson, sein Bruder, Sir William und ich – eine Reise nach Wales. In Blenheim ward jedoch meine Eigenliebe auf sehr empfindliche Weise durch die Verachtung verletzt, welche die dieses Schloß bewohnende vornehme Familie gegen mich an den Tag legte. Nelson zeigte sich ebenfalls durch diesen Mangel an Höflichkeit gegen mich sehr empfindlich berührt. Er wies die Erfrischungen, welche man uns anbot, zurück und ich meinerseits sagte, so daß man mich hören mußte: »Wenn ich Königin gewesen wäre, so hätte ich Nelson nach der Schlacht bei Abukir ein Fürstentum geschenkt, würde aber Sorge für ein so schönes getragen haben, daß Blenheim nicht würdig gewesen wäre, als Gemüsegarten dazu zu gehören.« Übrigens trug ich bei allen Festen, welche meinem Helden durch die städtischen Korporationen und öffentlichen Versammlungen gegeben wurden, fortwährend durch mein Talent als Tragödin und Sängerin zur Erhöhung des Glanzes dieser Festlichkeiten bei, und nicht bloß die öffentliche Stimme, sondern auch die Zeitungen der Provinz bestätigten die Erfolge, die ich auf diese Weise errang. In den ersten Tagen des Septembers kamen wir nach Merton Place zurück, wo wir so ziemlich den ganzen Winter blieben.

Ich habe schon gesagt, daß Sir William bereits seit längerer Zeit leidend war. Gegen den Monat März 1803 ward sein Unwohlsein immer ernster und endlich ward er in allem Ernste krank. Wir brachten ihn sofort nach London, wo ihm alle mögliche Pflege und Fürsorge gewidmet ward. Gegen seine zweiundsiebzig Jahre vermochte jedoch die Wissenschaft nichts auszurichten. Er ward immer schwächer und am 6. April lagen Nelson und ich vor seinem Bett auf den Knien, um seinen letzten Seufzer zu empfangen. Er starb als rechtschaffener Mann, der sich keinen Vorwurf zu machen hat, und wenige Minuten vor seinem Tode sagte er mit mattem, aber ruhig heiterem Tone zu Nelson, indem er ihm die Hand drückte: »Wackerer, heldenmütiger Nelson, unsere Freundschaft ist, obschon alt, doch stets ungetrübt geblieben und ich bin, indem ich sterbe, stolz auf den Freund, den Gott mir gegeben. Ich hoffe, daß mit Ihrer Hilfe meine Emma bei den Ministern Gerechtigkeit finden wird, denn sie wissen besser als ich,

wie groß die Dienste sind, die Sie geleistet, und sie werden sich alles dessen entsinnen, was Sie für unser Land getan. Beschützen Sie mein teures Weib und möge Gott seinerseits Sie schützen, Sie segnen und Ihnen immer den Sieg verleihen.« Dann wendete er sich nach mir herum und sagte: »Meine unvergleichliche Emma, du hast mich niemals beleidigt, weder in Gedanken noch in Worten, noch in Werken. Laß mich dir daher von ganzer Seele für die Beweise von Liebe und Zuneigung danken, die ich während der zehn Jahre unserer glücklichen Vereinigung von dir empfangen.« Dann mit einer letzten Anstrengung fügte er unsere beiden Hände zusammen, stieß einen Seufzer aus und starb. Ich beweinte ihn, und zwar aus aufrichtigem Herzen. Ich verdankte ihm die hohe Stellung, die ich am Hofe eingenommen, und die Rolle, die ich dort gespielt. Vielleicht wäre es für mein ewiges Seelenheil besser gewesen, wenn ich in Armut und Dunkelheit geblieben wäre. Diese Betrachtung aber, welche ich heute anstelle, war damals meinen Gedanken noch fremd.

Sir William zweifelte nicht, daß ich nach seinem Tode, infolge von Nelsons einflußreicher Vermittlung, seine Pension von fünfzehnhundert Pfund Sterling jährlich auch noch ferner ausgezahlt erhalten würde. Er wußte, daß Nelson für mich Merton Place gekauft, welches ziemlich fünfhundert Pfund eintrug. Er glaubte daher mich reich zu verlassen, wenn er mir außerdem noch siebenhundertundfünfzig Pfund jährliche Rente vermachte, und in der Tat hatte ich, alles dies zusammengenommen, ein Jahreseinkommen von ziemlich siebzigtausend Franks. Der Hoffnung auf eine Pension vom Ministerium mußte ich jedoch sehr bald entsagen. Welche Schritte auch von mir und von Nelson getan wurden, so erwies man uns doch nie die Ehre einer Antwort. Nelson war nicht der Mann, der mich lange einen Schimpf ertragen ließ. Er verkaufte Merton Place zum Schein an mich und sicherte mir eine Rente von zwölfhundert Pfund, so daß ich mit dem Ertrage von Merton Place und Sir Williams Vermächtnis ein jährliches Einkommen von sechzigtausend Franks hatte. Durch ein Kodizill zu seinem Testament, welches er eine Woche vor seinem Tode errichtet, vermachte Sir William seinem Freunde Nelson ein schönes, auf Email gemaltes Miniaturporträt von mir. Ich schenkte ihm dazu eine goldene Kette, und er trug dieselbe fortwährend an seinem Halse und das Bildnis auf seinem Herzen. Ein Umstand, der mich aber sehr in Erstaunen setzte und betrübte, war das Benehmen des Lord Greenville, des Neffen Sir Williams. Dieser Mann, der

mich früher so sehr geliebt, welcher, als er mich verlor, den Verstand zu verlieren geglaubt, erklärte sich jetzt zu einem meiner erbittertsten Verfolger und kaum war nach dem Tode seines Onkels ein Monat verflossen, so zwang er mich, das Haus zu verlassen, welches ihm gehörte. Nelson, der nun sah, daß ich keine Wohnung in London mehr hatte, mietete für sich eine Wohnung, die von der meinigen vollständig getrennt war. Es war dies ein großes Opfer, welches er der Sorge für meinen Ruf und die Achtung der Welt brachte, aber er hatte nicht den Mut, diese Trennung auch auf unser Landhaus zu erstrecken. Ich mietete meinerseits ein Haus in Clergy-Street. Unglücklicherweise verlor ich einige Wochen nach diesem neuen Umzüge die Stütze und Nähe meines edlen Freundes, der zum Kommando der Flotte im mittelländischen Meere berufen ward. Es war dies gleichzeitig eine große Ehre und ein großer Schmerz für mich. Seit den letzten achtzehn Monaten hatten wir einander nicht verlassen. Ich hatte mich an jenes vertrauliche Leben gewöhnt, welches nun unterbrochen werden sollte, und zwar um eines Krieges willen, welcher heftiger zu entbrennen drohte als je. Es war, als ob die lange Friedenshoffnung, welche nun erloschen war, Frankreich und England noch mehr gegen einander angestachelt hätte. Nelsons Verzweiflung war um so größer, als ich jetzt zum zweiten Male Aussicht hatte, Mutter zu werden. Ehe wir einander verließen, schwuren wir uns, daß nichts jemals den Bund unserer Herzen zerreißen solle, und er gab mir einen Ring, durch welchen ich den ersetzte, welchen ich von Sir William hatte. In den letzten Tagen des Juni empfing ich folgenden Brief von ihm: »Meine teure Emma. – Ich habe Ihnen schon von mehreren Orten geschrieben, aber bloß, um Ihnen zu sagen: ›Ich bin hier, ich bin da,‹ denn ich hatte nicht Zeit, etwas Weiteres hinzuzufügen. Unglücklicherweise glaube ich nicht, daß ich Ihnen auf anderem als dem Seewege eine Sendung machen kann, um diese Sendungen, welche nur mittels der kleinen Schiffe geschehen können, welche der Admiral mir gegeben, können folglich keine häufigen sein. Unsere Fahrt von Gibraltar nach Malta hat ungeheuer lange gedauert, nämlich nicht weniger als elf Tage. Erst am 26. langten wir vor Capri an, wo ich Befehl gab, daß die Fregatte, welche Mr. Elliot nach Neapel gebracht, wieder zu mir stoßen solle. Ich schicke Ihnen Abschriften von den Briefen des Königs und der Königin. Es tut mir außerordentlich leid, daß die letzteren nicht ein einziges Wort für Sie enthalten. Freilich sind es ausschließlich politische Briefe. Als ich an die Königin schrieb, sagte ich: Lady Hamilton habe ich am 18. Mai

verlassen. Sie hängt an Ew. Majestät noch mit so großer Liebe, daß ich überzeugt bin, sie würde ihr Leben opfern, um das Ihrige zu retten. Ew. Majestät haben nie eine aufrichtigere und redlichere Freundin gehabt, als Ihre liebe Emma. Ganz gewiß werden Sie mit lebhaftem Bedauern erfahren, daß Sir William sie in seinem Testament nicht so bedacht hat, wie sein großes Vermögen ihm wohl erlaubt hätte. Er hat fast seinen ganzen Reichtum unter seine Verwandten verteilt, Lady Hamilton wird aber deswegen seinem Andenken nicht weniger Ehre machen. Ich hoffe, meine teure Emma, daß die Königin direkt an Sie geschrieben hat. Wäre sie so undankbar, Sie zu vergessen, so würde ich Gott bitten, sie auch zu vergessen. Aber nicht wahr, Sie glauben, daß sie unfähig ist, Sie je aus ihrem Herzen zu verbannen? Der Augenblick ist da, wo sie Ihnen einen Beweis ihrer Zuneigung geben kann. Zeigen Sie die Abschriften von den Briefen des Königs und der Königin nur unseren vertrautesten Freunden. Der König ist niedergeschlagen und verweilt fast immer im Belvedere. Unser neuer Gesandter, Mr. Elliot, hat seit dem 17., dem Tage seiner Ankunft, weder Ihn noch die Königin gesehen. Dennoch soll er am 22. vorgestellt werden. Ich bin überzeugt, daß dieser elende Korse mit dem Plane umgeht, das Königreich Neapel zu erobern. Ich habe deshalb auch dem General Acton geraten, die königliche Familie nicht länger der Gefahr auszusetzen, gefangen genommen zu werden. Ich muß mich, wie Sie sich leicht denken können, nun beeilen, zu der vor Toulon liegenden Flotte zu stoßen ...«

»Juli 1803.

Ich steuere gegen Toulon, um die Franzosen zu zermalmen. Wir haben sieben Linienschiffe, fünf Fregatten und sechs Korvetten. In einer Woche werden wir noch drei oder vier Schiffe zu unserer Verfügung haben. Sie können sich denken, teure Emma, wie glücklich ich jedesmal bin, wo ich einen Ihrer guten langen Briefe erhalte. Ich danke Gott, daß Sie nicht Mangel zu leiden brauchen. Übrigens dürfen Sie überzeugt sein, daß, so lange ich noch sechs Pence in der Tasche habe, fünf davon Ihnen gehören. Unglücklicherweise wissen Sie aus Erfahrung, daß man im Geldpunkte nicht auf seine Freunde rechnen darf, und ich hoffe, Ihr gesunder Menschenverstand wird diese Lehre zu benutzen wissen. Ich hoffe immer noch, daß das Ministerium etwas für Sie tun wird. Wäre dies jedoch auch

nicht der Fall, so können wir dann ja von Brot und Käse leben. Die Unabhängigkeit ist ein Segen und eine Wohltat. Obschon es mir bis jetzt noch nicht möglich gewesen ist, eine gute Prise zu machen, so müßte es doch nicht gut gehen, wenn ich in diesem Feldzuge nicht soviel erbeutete, daß ich alle meine Schulden bezahlen könnte, und sind diese bezahlt, so ist das schon kein kleiner Trost. In bezug auf die Rente von meinem Herzogtum Bronte habe ich noch nicht mit Acton gesprochen; wenn ich aber sehe, daß Neapel in den Händen des Königs Ferdinand bleibt, so werde ich die Frage stellen. Offen gestanden, hoffe ich von dieser Seite nicht viel. Nach allem, was ich sagen höre, ist der König von Neapel in solcher Verzweiflung, daß er gerne zu Gunsten seines Sohnes resignieren möchte, um sich nach Sizilien zurückzuziehen. Sie wissen wohl, daß Sir William immer meinte, König Ferdinand werde noch einmal auf diese Weise enden.«

Ich führe die Briefe Nelsons an, um erst dann wieder auf mich zurückzukommen und meine Erzählung weiter fortzusetzen, denn ich glaube, es ist interessanter, den Mann, der einen so großen Einfluß auf die Ereignisse in Italien hatte, an den Orten zu sehen, wo diese Ereignisse stattfanden, anstatt mich zu beobachten, während ich die ersten Schritte der auf dem Rasenplatz von Merton Place hin- und herstolpernden kleinen Horatia leite. Ich oder vielmehr Nelson fährt daher fort:

»An Bord der ›Victory‹, vor Toulon, am 1. August 1803. »Meine teure Emma! – Ihr Brief vom 31. Mai ist mir durch die ›Phöbe‹, vor erst zwei Tagen zugegangen. Es wird Ihnen nicht schwer werden, die Gemütsbewegung zu begreifen, welche der Anblick und das Lesen dieses Briefes mir verursacht hat. Ich billige Ihre Pläne und die Wahl Ihrer Gesellschaft für nächsten Winter und Frühling. Ich hoffe reich genug zu sein, um in unserem lieben Merton Place alle nötigen Verschönerungen vornehmen zu lassen. Es wird dies zu Ihrer Zerstreuung dienen, und ich bin überzeugt, daß ich alles, bis herab zu Ihren Stachelbeeranpflanzungen, zu bewundern haben werde. Ich befinde mich jetzt an Bord der ›Victory‹, wo ich alles in Ordnung bringen lasse. Hardy ist gegenwärtig beschäftigt, in meiner Kajüte Ihr Porträt und das Horatias, welche die einzigen Zierden dieses Gemachs sind, anzunageln. Ich werde Sie dann alle Tage betrachten, und jeden Tag neue Reize darin finden können. Etwas anderes bedarf ich

nicht. Was den Krieg betrifft, so erwarten Sie keine großen Neuigkeiten von uns. Wir sehen nichts. Ich fürchte aber noch immer sehr, daß Neapel und selbst Sizilien in die Hände der Franzosen fallen. Mittlerweile habe ich meine Ratschläge in so ausgedehnter und präziser Weise erteilt, daß, wenn dieser Fall eintritt, man die Schuld nicht auf mich wird schieben können. Die Königin von Neapel hat, wie ich aus dem Siegel schließe, einen Brief an Castelcicala gesendet. Auch mir hat sie einen geschrieben, worin sie mir ihren Dank für die Fürsorge ausspricht, welche ich für das Wohl des Königreiches trage. Der König lebt noch immer sehr zurückgezogen. Er hat sich geweigert, den französischen General Gouvion Saint-Cyr zu empfangen, welcher nach Neapel gekommen ist, um die Kriegskontribution zu regulieren. Ich glaube, der König verließe gern Neapel und zöge sich nach Sizilien zurück, wenn die Franzosen es ihm erlaubten. Grüßen Sie in Merton Place alle freundlichst von mir. Ihr treuer

Nelson.«

»The Victory, vor Toulon, 26. August 1803. Meine teure Emma! Wenn ich Ihnen sage, daß ich den ganzen Tag und die ganze Nacht an Sie denke, so ist damit die Liebe, welche ich für Sie empfinde, immer noch viel zu schwach ausgedrückt. Obschon durch gebieterische Umstände von Ihnen entfernt, bleibe ich doch, glauben Sie dies fest, stets der Ihrige. Der Ruf unseres Vaterlandes ist eine Pflicht, welcher ich mich fügen mußte, und hätte ich demselben nicht entsprochen, so würden Sie in Ihren Augenblicken kalter Überlegung sich meiner geschämt haben, weil Sie nicht mehr hätten sagen können: Dies ist der Mann, welcher England gerettet hat! Dies ist der Mann, welcher stets der erste ist, wenn es in den Kampf geht, und der letzte, der aus demselben zurückkehrt. Alle Ehren aber, die ich erlange, spiegeln sich auch in Ihnen, denn wenn die Welt von mir spricht, so wird sie sagen: ›Welche Opfer hat er für das Wohl seines Vaterlandes gebracht, da er um desselben willen sogar das reizendste und gebildetste Weib der Welt verlassen!‹ Wenn Sie mich ebenso sehr lieben wie ich Sie, so müssen Sie mich verstehen. Mein Herz ist bei Ihnen, bewahren Sie es, meine Geliebte; wenn es Gott gefällt, so werde ich als Sieger zurückkehren, oder wenigstens einen makellosen Namen hinterlassen. Ich habe dies alles nicht aus Ehrgeiz oder aus Habgier getan. Weder Habgier noch Ehrgeiz hätten mich fern von allem halten können,

was mein Herz liebt. Nein, ich habe mich dem Ruhme Englands gewidmet, weil es der Wille Gottes war. In dieser und jener Welt, in Zeit und Ewigkeit stets der Ihre.

Nelson.«

95. Kapitel.

Dank der Familie Nelson, welche, so lange der Admiral lebte, im höchsten Grade freundschaftlich gegen mich war, sah ich mich, als er fort war, nicht ganz vereinsamt. Seine Nichte zog mit in unser Haus und ward meine Schülerin. Sie studierte mit mir Französisch, Italienisch, Zeichnen und Musik und ich kann sagen, daß ich nach Verlauf von sechs Monaten aus einer kleinen Bäuerin, die sie war, eine junge Weltdame gemacht hatte. Es war dies von meiner Seite ein Akt der Herablassung, von seiten der Familie Nelsons aber ein Beweis von Achtung für mich. Der Doktor Nelson, Bruder des Admirals und Vater des jungen Mädchens, dessen Erziehung ich übernommen, war zum Kanonikus an der Kathedrale von Canterbury ernannt worden, und da ihm viel daran lag, sich mir zu jener Zeit aufmerksam zu beweisen, so sollte ich einen Teil des Sommers bei ihm zubringen. Ich nahm Mistreß Belligton, eine frühere dramatische Künstlerin, mit, welche sehr schön gewesen und viel Talent besaß. Die Einwohner von Canterbury waren nicht wenig erstaunt zu sehen, wer die beiden Gäste des ehrwürdigen Kanonikus waren, und nahmen großes Ärgernis daran, als Mistreß Bellington und ich uns erboten, an einem Festtage in der Kathedrale ein geistliches Duett vorzutragen. Unser Erbieten ward kurz zurückgewiesen, ja noch mehr, die ehrsamen Bürger der ehemaligen Hauptstadt des Königreichs Kent verfehlten niemals, auf ihre Visitkarten die Worte zu schreiben: »Für Doktor Nelson, *aber nicht für Lady Hamilton*.« Nicht lange nach Nelsons Abreise gebar ich eine zweite Tochter, die in Merton Place zur Welt kam und der ich den Namen Emma gab. Die arme Kleine weilte nur kurze Zeit in dieser Welt, denn sie starb schon im nächstfolgenden Jahre an Krämpfen. Zu jener Zeit war, wie ich schon gesagt habe, die ganze Familie Nelson höchst aufmerksam gegen mich und für seine arme Gattin standen die Dinge natürlich um so schlimmer. Nelson hatte nämlich allen seinen Verwandten rund heraus

erklärt, daß er nur mit denen in gutem Einvernehmen bleiben würde, welche sich gut gegen mich betrügen. In der Tat hatte auch Nelson seit Sir Williams Tode die Existenz der armen Mistreß Nisbet – so nannte er seine Frau stets – ganz vergessen und mich als seine einzige und wirkliche Gattin betrachtet und behandelt. Aus den von mir mitgeteilten Briefen hat man ersehen, daß seine Liebe zu mir, anstatt sich zu vermindern, nur noch feuriger geworden war. Als ich aber, seiner langen Abwesenheit müde und ärgerlich über die verächtliche Begegnung jener lächerlichen Spießbürger ihm schrieb, daß ich zu ihm kommen würde, um mit ihm auf seinem Schiffe zu wohnen und alle Gefahren mit ihm zu teilen, antwortete er mir mit einer Festigkeit, die ich nicht erwartet: »Sie wissen, liebe Emma, daß ich mich zur See immer unwohl befinde. Bedenken Sie daher, was eine Kreuzfahrt vor Toulon ist, wo wir selbst im Sommer wenigstens einmal wöchentlich starken Wind und zwei Tage hochgehende See haben. Ich will nicht, daß Sie und Horatia auch krank werden. Die arme Kleine, wie wäre es möglich, sie an Bord eines Schiffes zu haben! Übrigens habe ich selbst den Befehl gegeben, daß kein Weib, wer es auch sei, an Bord der ›Victory‹ kommen dürfe, und nun sollte ich der erste sein, der diesen Befehl überträte? Davor bewahre mich Gott!«

Ich darf hierbei nicht unerwähnt lassen, daß infolge meines unglücklichen Hanges zur Verschwendung die Einkünfte von Merton Place, das Vermächtnis von Sir William und das Jahrgeld, welches Nelson mir ausgesetzt, obschon dies alles zusammen beinahe sechzigtausend Franks ausmachte, nicht zureichte. Ich drang daher fortwährend in Nelson, bei Addington die Fortzahlung der Pension, welche Sir William bezogen, nachzusuchen; Nelson aber, welcher von den Mitteln, die ich brauchte, keinen Begriff hatte und sich nicht denken konnte, daß ich mit meinem Einkommen nicht ausreichte, antwortete mir: »Wenn Mr. Addington Ihnen die Pension bewilligt, so wird es gut sein; aber geben Sie sich keine Mühe, um sie zu erlangen. Besitzen Sie nicht Merton Place ohne Hypothek und ohne jemandem etwas schuldig zu sein? Liebe Emma, für meine Horatia ist schon gesorgt, und ich hoffe, daß Sie früher oder später meine rechtmäßige Gemahlin werden, dann gebe ich für die ganze übrige Welt keinen Pfifferling.« Zuweilen machte er mir auch zärtliche Vorstellungen über die Notwendigkeit der Sparsamkeit. Man erkannte in ihm den Mann, der, nachdem er lange Armut erduldet, immer fürchtete, daß es ihm wieder einmal an Geld fehlen könne. Ganz besonders verlangte er, daß ich soviel

als möglich in Merton wohnte, wo ich natürlich weniger Ausgaben hatte als in London. Wäre Nelson bei mir gewesen, so wäre es mir natürlich nicht eingefallen, etwas anderes zu tun, als blindlings seinen Ratschlägen zu folgen. In seiner Abwesenheit aber bemächtigte sich meiner allmählich die Langweile dieses unbeschäftigten Lebens, welches ich führte, nachdem ich mich vorher in einem so tätigen bewegt, und da es mir unmöglich war, immer an einem Orte zu bleiben, so ging ich von Merton Place nach London, wo Feste, Gesellschaften und das Spiel mich viel Geld kosteten. Ich war gewohnt, einen Teil des Sommers in den Seebädern zuzubringen, und hier besonders waren meine Ausgaben wahrhaft enorm. Dieser Aufwand beunruhigte Nelson; ich sagte ihm aber, die Seebäder seien mir von den Ärzten empfohlen, und er konnte darauf weiter nichts sagen als: »Gehen Sie ins Bad,« wenn ich noch nicht dort war; oder: »Bleiben Sie!« wenn ich schon dort war. Wie beiläufig aber, oder in einer einem zärtlichen Briefe angehängten Nachschrift sagte er: »Es ist notwendig, meine liebe Emma, mit der größten Sparsamkeit zu Werke zu gehen. Die Verschönerungen unseres lieben Merton Place können nur mit Hilfe unserer Ersparnisse in Angriff genommen werden, und unser liebes Merton vor allem.« Und dann setzte er, leider vergebens, hinzu: »Ihr gutes Herz wird mir ganz gewiß recht geben, denn Sie begreifen, daß infolge des Krieges alles sehr teuer ist, daß wir Freunde haben, die unser bedürfen, und die wir unterstützen müssen, und ich bin überzeugt, Sie werden mehr Vergnügen daran finden, diese Pflicht zu erfüllen, als einen Haufen Schmarotzer zu mästen, die keine Freundschaft für uns empfinden.« Jedesmal, wo ich einen dieser Briefe erhielt, gelobte ich mir feierlich, mich zu bessern. Es dauerte jedoch nicht lange, so stürzte ich mich wieder in neue Ausgaben, welche noch törichter und zweckloser waren als die früheren. Endlich sah Nelson ein, daß meine Unklugheit Horatias Zukunft gefährden könne und daß es notwendig sei, ihr ein unabhängiges Vermögen zu sichern, damit sie nicht später an den Folgen meiner Verschwendung zu leiden habe. Er schrieb mir aus diesem Anlaß im März 1804: »Nach meiner Rückkehr werde ich viertausend Pfund für Horatia deponieren, denn es ist nicht meine Absicht, daß sie mittellos dastehe, wenn wir sie allein und ohne Freunde in dieser Welt zurücklassen.« – Ich besaß ein mächtiges Mittel, um Nelson zu bewegen, sich in alle meine Wünsche zu fügen. Dasselbe bestand darin, daß ich ihn glauben machte, es bewürbe sich irgendein vornehmer Herr um meine Hand. Ganz besonders lenkte ich in dieser Beziehung seine

Aufmerksamkeit auf den alten Herzog von Queensbury, der mir auf allen Tritten und Schritten folgte und mir den Hof mit einem Eifer machte, als ob er erst fünfundzwanzig Jahre zählte.

Man hat schon gesehen, daß Nelson, als er einen Brief von der Königin von Neapel erhielt, Anstoß daran genommen hatte, daß sie kein Wort von mir gesagt. Gegen das Ende seiner Fahrten im mittelländischen Meere, und als er sah, welches hartnäckige Schweigen Marie Karoline in bezug auf mich beobachtete, war er genötigt, etwas zuzugeben, was ich meinerseits schon lange geahnt, nämlich daß meine erhabene Freundin, trotz ihrer Beteuerungen ewiger Dankbarkeit an meiner Treue gegen sie und an die Dienste, welche ich ihr geleistet, mir nur ein sehr mäßiges Andenken bewahrt hatte. Er beschloß nun offen mit der Sprache gegen sie herauszugehen, sie von meiner pekuniären Stellung zu unterrichten, und ihr vorstellig zu machen, daß ich bei meinem Hang zur Verschwendung ihres Beistandes und ihrer Unterstützung bedürfe. Die Königin antwortete dann aber allemal sehr kalt oder ausweichend, oder indem sie sich mit der Verwirrung entschuldigte, in welcher sich ihre eigenen Finanzen befänden. Nelson teilte mir, höchst entrüstet darüber, seine Bemerkungen über die Handlungsweise und den Charakter der Königin mit, und ich, da ich nun keine Rücksicht mehr gegen diese treulose Freundin zu nehmen hatte, rächte mich dadurch, daß ich die ziemlich skandalöse Geschichte ihrer Liebschaften erzählte, ohne zu bedenken, daß ich, wenn ich sie gleichzeitig mit Sappho und Messalina verglich, auch auf mich selbst einen Teil der Schande lud, womit ich sie bedecken wollte. Zu jener Zeit bekam ich auch einen peinlichen, höchst ärgerlichen Streit mit Lord Greenville wegen Sir Williams Testament. Lord Greenville hoffte, daß ich mich scheuen würde, ein öffentliches Ärgernis zu geben; als er aber sah, daß ich bereit war, es auf einen Prozeß ankommen zu lassen, schlug er ein Arrangement vor, welches Nelson mich anzunehmen zwang, obschon es zu meinem Nachteil war. Ich verlor von dieser Seite drei- bis viertausend Franks Renten und dabei blieb es. Nelson war mittlerweile nicht mehr auf der Kreuzfahrt vor Toulon, sondern in der Verfolgung der französischen Flotte begriffen, welche ihm zwischen den Händen durchgeschlüpft war. Sie hatte unter den Befehlen des Admirals von Villeneuve Toulon verlassen, um bei Ausführung eines von Napoleon entworfenen weitreichenden Planes mitzuwirken, denn aus Bonaparte war Napoleon, und aus dem ersten Konsul der Kaiser geworden.

Dieser Plan, der nur durch von dem Willen der Menschen unabhängige Umstände vereitelt ward, war folgender: Napoleon hatte sein Projekt, eine Landung in England zu versuchen, keineswegs aufgegeben, sondern beschlossen, sämtliche französische Flotten aus den Häfen, wo sie von britischen Kreuzern beobachtet wurden, herauszuziehen, sie dann nach Ostindien zu schicken, auf diese Weise die Engländer nach den Antillen zu locken und dann plötzlich mit einer Streitmacht, welche jedem englischen Geschwader, auf das man stoßen könnte, überlegen wäre, in die europäischen Meere zurückzukehren. Der allgemeine Sammelplatz der Franzosen war die Insel Martinique.

Am 11. Januar hatte der General Missiessy mitten in einem furchtbaren Sturm Rochefort verlassen, die Durchfahrt passiert und auf diese Weise die hohe See erreicht, ohne von den Engländern bemerkt zu werden. Sein Geschwader bestand aus fünf Linienschiffen und vier Fregatten. Der Admiral Villeneuve sollte beim ersten günstigen Wind auslaufen, Nelson zu täuschen versuchen, oder, wenn er ihn nicht täuschte, ihm wenigstens entschlüpfen, die Meerenge von Gibraltar passieren, Cadix anlaufen, hier sich mit dem spanischen Admiral Gravina vereinigen, nach Martinique segeln, wohin ihm Missiessy schon vorausgegangen wäre und hier den Admiral Gantheaume erwarten. Dieser sollte seinerseits bei dem ersten Äquinoktialwinde, welcher die Engländer zwingen würde, sich von den Küsten zu entfernen, mit den einundzwanzig Schiffen, welche er unter seinen Befehlen hatte, Brest verlassen, im Vorüberfahren an den Farörinseln eine anderweite französisch-spanische Flotte unter den Befehlen des Admirals Gourdon mitnehmen und nach dem allgemeinen Sammelplatze steuern. Die Vereinigung von fünf Admirälen und sechs Flotten hätte ungefähr fünfzig bis sechzig Schiffe gegeben, eine ungeheure Seemacht, deren Konzentration noch zu keiner Zeit und auf keinem Meere gesehen worden wäre. Nun hatte, wie ich bereits gesagt, der Admiral Villeneuve in der Nacht vom 30. zum 31. März, den Nordwestwind benützend, ebenso wie der Admiral Missiessy den Sturm benutzt hatte, mit elf Linienschiffen und sechs Fregatten den Hafen von Toulon verlassen. Durch ein Ragusisches Schiff von Nelsons Position unterrichtet, war er nach Carthagena gesteuert und hatte am 9. April die Meerenge passiert. Noch denselben Abend kam er in Sicht von Cadix und vereinigte sich mit dem Admiral Gravina. Gegen zwei Uhr morgens setzten die beiden vereinigten

Geschwader ihren Weg weiter fort und am 11. waren sie, nachdem sie der Wachsamkeit des englischen Kreuzers entronnen, auf der hohen See. Nelson hatte alle diese Einzelheiten erst am 16. April erfahren. Gleich darauf hatten sich Westwinde erhoben, die ihn bis zum 30. im Mittelmeere zurückgehalten, und erst am 11. Mai, das heißt gerade einen Monat später als Villeneuve, war er seinerseits in die offene See gelangt. Drei Monate lang erschöpfte er sich in vergeblichen Hin- und Herfahrten und man kann sich denken, bis zu welchem Grade seine Wut gestiegen war. Endlich am 14. August kam er, nachdem er von seinen Schiffen diejenigen, die noch die hohe See halten konnten, in Cornwallis zurückgelassen, mit den andern, welche notwendiger Ausbesserungen bedurften, nach Portsmouth zurück, wo er am 18. desselben Monats vor Anker gegangen war. Ich befand mich damals mit Mistreß Bellington und Horatia in Southend. Sobald ich Nelsons Ankunft erfuhr, beeilte ich mich, nach Merton zurückzukehren, um ihn zu empfangen. Alle seine Freunde kamen ebenso herbeigeeilt, wie die meinigen.

Nun war jeder Tag ein Fest. Das Haus ward nicht leer und die Tafel zählte nie weniger als zwanzig bis fünfundzwanzig Kuverts. Ich führte bei diesen Festen und Diners den Vorsitz und wir, Nelson sowohl als ich, dachten gar nicht mehr daran, über unser vertrautes Verhältnis einen Schleier zu werfen. Im Gegenteile, jedes von uns war stolz darauf und Mylord stellte mir die Gäste vor, als ob ich wirklich Lady Nelson gewesen wäre. Schon am Tage nach seiner Ankunft fügte er in Gemäßheit der in seinen Briefen ausgesprochenen Absichten seinem Testament folgendes Kodizill zu Horatias Gunsten bei: »Ich vermache an Miß Horatia Nelson-Thompson, die am 13. Mai d. J. in dem Kirchspiel St. Marylebone durch den Pfarrer Benjamin Lawrence unter der Assistenz des Küsters John Willock getauft worden, und die ich als meine Adoptivtochter anerkenne, die Summe von viertausend Pfund Sterling, sechs Monate nach meinem Ableben oder, wenn es möglich ist, noch eher zahlbar, und ich ernenne meine teure Freundin Emma, verwitwete Lady Hamilton, zur alleinigen Vormünderin der genannten Horatia Nelson-Thompson. Bis diese das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt hat, sollen die Zinsen der viertausend Pfund Sterling für die Erziehung und den Unterhalt meiner Adoptivtochter an Lady Hamilton gezahlt werden. Ich wünsche, daß nur diese Horatias Erzieherin sei, denn ich bin überzeugt, daß sie ihr die Grundsätze der Tugend und Religion

einflößen und ihr alle Eigenschaften, welche sie selbst in so hohem Grade besitzt, mitteilen wird, so daß sie einmal die würdige Gattin meines lieben Neffen Horatio Nelson werden kann, dem ich sie zur Frau bestimme, wenn er ihrer würdig ist, und wenn er nach Lady Hamiltons Ansicht verdient, einen solchen Juwel zu besitzen.« Diesmal rechnete Nelson wirklich darauf, nicht wieder zur See gehen zu müssen. Der Triumphe müde, mit Ruhm gesättigt, mit Ehren überladen und am Körper verstümmelt, trachtete er nach weiter nichts, als nach Einsamkeit und Ruhe. In dieser Hoffnung war er beschäftigt, alle Kostbarkeiten, die er in London besaß, nach Merton schaffen zu lassen. Ich glaubte mich auf diese Weise der Zukunft sicherer als je, als ein plötzlicher Donnerschlag mich aus diesem süßen Traume aufschreckte. Am 2. September, also kaum zwölf Tage nach Nelsons Rückkehr, ward gegen fünf Uhr morgens an unserer Tür gepocht. Nelson, welcher sogleich eine Botschaft von der Admiralität ahnte, sprang aus dem Bett und ging dem frühen Gast entgegen. Es war der Kapitän Henry Blackwood, der in der Tat im Auftrage der Admiralität kam und die Nachricht brachte, daß die vereinigten Flotten von Frankreich und Spanien, welche Nelson so lange vergeblich gesucht, in den Hafen von Cadix eingelaufen seien. Als Nelson den Kapitän erkannte, rief er: »Ich wette, Blackwood, daß Sie mir Kunde von den vereinigten Flotten bringen, und daß man mich beauftragt dieselben zu vernichten.« Es war dies allerdings die Meldung, welche Blackwood brachte, ebenso wie die Vernichtung, welche man von Nelson erwartete.

Alle seine schönen Pläne waren nun mit einem Male zerronnen. Er sah nun nichts weiter, als jenen kleinen Winkel Land oder vielmehr See, wo sich die vereinigten Flotten befanden. Freudestrahlend sagte er mit jenem Vertrauen, welches ihm seine früheren Siege einflößten, mehrmals hintereinander zu Blackwood: »Seien Sie überzeugt, lieber Freund, daß ich Villeneuve eine Lektion geben werde, die er sobald nicht vergißt.« Seine Absicht war anfangs gewesen, nach London zu gehen und alle für diese Expedition notwendigen Anstalten zu treffen, ohne mir von dem ihm erteilten neuen Auftrage etwas zu sagen. Da ich aber fast gleichzeitig mit ihm aufgestanden war und nach seiner Unterredung mit Blackwood recht wohl bemerkte, daß ihm etwas im Kopfe herumging, so führte ich ihn in einen Teil des Gartens, welchen er allen übrigen vorzog und seine *Quartierbank* nannte. »Was fehlt Ihnen, mein Freund?« fragte ich. »Sie werden von etwas beunruhigt, was

Sie mir nicht sagen wollen.« Er zwang sich zu lächeln. »Ach,« antwortete er, »ich bin der glücklichste Mensch von der Welt. Was könnte ich auch in der Tat weiter wünschen? Reich in deiner Liebe, umgeben von meiner Familie, in der Tat, ich würde nicht sechs Pence darum geben, daß der König mein Onkel wäre.« Ich unterbrach ihn. »Ich kenne Sie, Nelson,« sagte ich, »und Sie würden vergebens versuchen, mich zu täuschen. Sie wissen jetzt, wo Sie die vereinigten Flotten zu suchen haben; Sie betrachten dieselben im voraus als Ihre Beute, und Sie wären der unglücklichste aller Menschen, wenn ein anderer als Sie diese Flotten vernichtete.« Nelson sah mich an, wie um mich zu befragen. »Wohlan, mein Freund,« hob ich wieder an, »vernichten Sie diese Flotten! Beenden Sie das, was Sie so gut begonnen. Diese Vernichtung wird der Lohn der zweijährigen Mühen sein, welche Sie soeben überstanden.« Nelson sah mich immer noch an; obschon er aber schwieg, so gewann doch sein Gesicht einen unaussprechlichen Ausdruck von Dankbarkeit. Ich fuhr fort: »Wie groß für mich auch der Schmerz Ihrer Abwesenheit sein möge, so bieten Sie doch, wie Sie immer getan, Ihre Dienste dem Vaterlande und gehen Sie sofort nach Cadix. Diese Dienste werden mit Dankbarkeit angenommen werden und Ihr Herz wird darin seine Ruhe wiederfinden. Sie werden einen letzten glänzenden Sieg erfechten und zurückkehren, glücklich, hier Ruhe im Verein mit Ehre und Würde zu finden.«

Nelson sah mich noch einige Sekunden lang schweigend an, dann rief er, während ihm die Tränen in die Augen traten: »Wackere Emma! Gute Emma! Ja, du hast in meinem Herzen gelesen, ja, du bist in meine Gedanken eingedrungen. Wenn es auf der Welt keine Emma mehr gäbe, so würde es auch keinen Nelson mehr geben. Du hast mich zu dem gemacht, was ich bin. Noch heute gehe ich nach London.« In der Tat reisten wir zwei Stunden später mit seinen Schwestern nach London ab. Nelson ließ uns in seinem Hause in Clergystreet und begab sich auf die Admiralität. Der durch den Telegraphen herbeigerufene »Victory« erschien noch denselben Abend in der Themse, und schon am nächstfolgenden Morgen traf man alle Anstalten zum Aufbruch. Dennoch blieben mir noch zehn Tage beisammen, obschon Nelson die fünf letzten fast ausschließlich auf der Admiralität zubrachte. Am 11. machten wir unserem lieben Merton Place einen letzten Besuch. Wie sehr ich mich auch zu bezwingen suchte, so konnte ich doch, sobald ich mich einen Augenblick allein sah, nicht umhin zu weinen. Den

ganzen Tag des 12. blieben wir miteinander allein in Merton und übernachteten auch hier. Eine Stunde vor Tagesanbruch erhob sich Nelson, ging in das Zimmer seiner Tochter, neigte sich über ihr Bett und betete lautlos, aber mit großer Inbrunst und Tränen vergießend.

Er war sehr religiös.

Um sieben Uhr Morgens nahm er Abschied von mir. Ich geleitete ihn bis an seinen Wagen und er drückte mich lange und innig an sein Herz. Meine Tränen flossen unaufhaltsam, dennoch versuchte ich dabei zu lächeln, indem ich sagte: »Schlagen Sie sich nicht eher, als bis Sie den kleinen Vogel wieder gesehen haben.« Dies waren die letzten Worte, die ich an ihn richtete. Der Wagen rollte davon. Als er um die Ecke bog, winkte Nelson mir noch einmal zu. Ich sah ihn nicht wieder. Am nächstfolgenden Tage, sechs Uhr morgens, langte er in Portsmouth an und am 15. September stach er in See. Das Wetter war aber so ungünstig, daß der »Victory«, wie eilig er es auch hatte, zwei ganze Tage in Sicht der britischen Küste blieb. Diese Verzögerung gestattete Nelson, mir, ehe es weiter ging, noch zwei Billetts zuzusenden, welche die lebhafteste Zärtlichkeit für seine Tochter und mich atmeten, aus welchen aber schon einige bange Ahnungen hervorzublicken begannen. Endlich, nachdem der Wind günstig geworden, konnte Nelson den Kanal verlassen, und am 20. September, um sechs Uhr nachmittags, stieß er mit vollen Segeln zu der Flotte von Cadix, welche aus dreiundzwanzig Reserveschiffen unter dem Kommando des Vizeadmirals Collingwood bestand. Gerade an diesem Tage vollendete Nelson sein sechsundvierzigstes Lebensjahr. Am ersten Oktober gab er mir durch folgenden Brief Nachricht von seiner Vereinigung mit dem Admiral Collingwood und von einem nervösen Anfall, an welchem er gelitten. Diese Anfälle, mit welchen er behaftet war, hatten große Ähnlichkeit mit epileptischen Anwandlungen, so heftig waren sie. ›Victory‹, am 1. Oktober 1805. Meine innigstgeliebte Emma! – Es ist ein großer Trost für mich, die Feder zur Hand zu nehmen, und Dir eine Zeile zu schreiben, denn ich habe heute morgen einen meiner schmerzhaften Krampfanfälle gehabt, der mich vollständig entnervt hat. Ich glaube, einer dieser Anfälle wird früher oder später mein Tod sein. Indessen jetzt ist es vollständig vorüber und es ist mir von meinem Unwohlsein nichts zurückgeblieben, als sehr große Schwäche. Ich hatte gestern sieben Stunden lang geschrieben, und diese Anstrengung

hat wahrscheinlich den Anfall herbeigeführt. Ziemlich spät abends am 20. September erreichte ich die Flotte, konnte aber erst am nächstfolgenden Morgen mit ihr verkehren. Ich glaube, meine Ankunft ist nicht bloß dem Kommandanten, sondern auch der ganzen Mannschaft willkommen. Als ich den Offizieren meinen Schlachtplan vorlegte, erschien ihnen derselbe wie eine Offenbarung, bei der sie ihre Begeisterung kaum zu mäßigen vermochten. Einige brachen geradezu in Tränen aus. Die Sache war neu und originell und dennoch einfach. Wenn man diesen Plan auf die französische Flotte in Anwendung bringen kann, so ist der Sieg sicher. »Sie sind von Freunden umgeben, welche volles Vertrauen zu Ihnen haben,« riefen mir alle diese Offiziere zu. Es ist möglich, daß auch ein Judas unter ihnen steckt, die Mehrzahl aber ist sicherlich sehr glücklich darüber, daß ich sie kommandiere. Soeben habe ich Briefe von der Königin und dem König von Neapel erhalten, wodurch meine Briefe vom 18. Juli und 12. Juli beantwortet wurden. Kein Wort für Dich! In der Tat, dieser König und diese Königin würden selbst die Undankbarkeit erröten machen. Ich füge die Abschrift dieser Briefe dem meinigen bei, welcher mit der ersten Gelegenheit nach England abgehen und Dir sagen wird, wie sehr ich Dich liebe. Der kleine Vogel hat sich noch nicht sehen lassen, aber es ist noch nichts versäumt. Mein verstümmelter Körper ist hier, aber mein Herz ist bei Dir.

H. Nelson.«

An demselben Tage, dem 20. September, wo Nelson seine Vereinigung mit Collingwoods Flotte bewirkte, empfing der Admiral von Villeneuve von seiner Regierung den Befehl, in See zu stechen, die Meerenge zu passieren, Truppen auf die Küsten von Neapel zu weisen und nachdem er das mittelländische Meer von den englischen Schiffen gesäubert, in den Hafen von Toulon zurückzukehren. Die vereinigte Flotte bestand aus dreiunddreißig Linienschiffen, achtzehn französischen und fünfzehn spanischen. Sie begann sich, von einer leichten Brise getrieben, Sonnabend am 19. Oktober, um sieben Uhr morgens, zu zeigen. Am Nachmittage desselben Tages, als die Schlacht nahe bevorzustehen schien, schrieb Nelson an mich und an das arme Kind, welches nun bald verwaist dastehen sollte, die zwei folgenden Briefe, die man nach seinem Tode in seinem Pult fand, und welche mir später der Kapitän Hardy überbrachte: »Meine teure,

vielgeliebte Emma! – Soeben geht die Nachricht ein, daß die feindliche Flotte den Hafen verläßt. Wir haben sehr wenig Wind, so daß ich nicht hoffen kann, vor morgen mit ihr zusammenzutreffen. Möge der Gott der Schlachten meine Bemühungen mit glücklichem Erfolge krönen. Auf alle Fälle bin ich, mag ich siegen oder fallen, überzeugt, daß mein Name dadurch Dir und Horatia, welche ich mehr liebe als mein eigenes Leben, nur um so teurer werden wird. Bete für deinen Freund.

Nelson.«

An Horatia schrieb er: »Victory, 19. Oktober 1805. Mein teurer Engel! Ich bin, nachdem ich Dein liebes Briefchen vom 19. September erhalten, der glücklichste Mensch von der Welt. Es macht mir großes Vergnügen, zu wissen, daß Du ein gutes Mädchen bist, und daß Du meine teure Lady Hamilton liebst, welche Dich ihrerseits anbetet. Gib ihr einen Kuß für mich. Die vereinigte Flotte des Feindes läuft, wie man mir meldet, von Cadix aus. Deshalb beeile ich mich, Deinen Brief zu beantworten, meine teure Horatia, um Dir zu sagen, daß Du fortwährend der Gegenstand meiner Gedanken bist. Ich bin überzeugt, daß Du für mein Wohlergehen, für meinen Ruhm und für meine baldige Rückkehr betest. Empfange, mein Kind, den Segen Deines Dich liebenden Vaters

Nelson.«

Nelson.«

Am nächstfolgenden Tage fügte er meinem Briefe noch die Nachricht hinzu: »20. Oktober, morgens. Wir langen eben an den Ausmündungen der Meerenge an. Man sagt mir, man sehe in der Ferne vierzig Segel. Ich glaube, es sind dreiunddreißig Linienschiffe und sieben Fregatten, da der Wind aber sehr kalt ist und das Meer sehr hoch geht, so glaube ich, sie werden noch vor Einbruch der Nacht in den Hafen zurückkehren.«

Endlich, in dem Augenblicke, wo er die vereinigte Flotte erblickte, schrieb er in sein eigenes Tagebuch: »Möge der große Gott, vor welchem ich anbetend niedersinke, England im allgemeinen Interesse des unterdrückten Europas einen großen und ruhmreichen Sieg verleihen, und möge er auch gestatten, daß dieser Sieg durch keinen Fehler von seiten derer, welche

kämpfen und triumphieren werden, verdunkelt werde. Was mich persönlich betrifft, so befehle ich mein Leben in die Hände dessen, der es mir gegeben. Möge der Herr des Himmels die Anstrengungen segnen, die ich machen werde, um meinem Vaterland treu zu dienen. Ich stelle ihm allein die heilige Sache anheim, zu deren Verteidiger er mich heute, in seiner Gnade berufen hat. Amen! Amen! Amen!«

Nach diesem Gebet, in welchem man jenes Gemisch von Mystizismus und Enthusiasmus findet, welches in gewissen Augenblicken unter der rauhen Schale des Seemannes hindurchblickt, schrieb er noch folgendes Todestestament: »Am 21. Oktober 1805 in Sicht der ungefähr noch zehn Meilen von uns entfernten vereinigten Flotten von Frankreich und Spanien. In Erwägung, daß die ausgezeichneten Dienste, welche von Emma Lyonna, Sir William Hamiltons Witwe, dem König und der Nation geleistet worden, niemals eine Belohnung, weder vom König noch von der Nation empfangen haben, erinnere ich hier namentlich daran: 1. Daß Lady Hamilton im Jahre 1799 die Mitteilung eines Briefes des Königs von Spanien an seinen Bruder, den König von Neapel erlangt hat, in welchem ersterer letzteren von seiner Absicht, England den Krieg zu erklären, in Kenntnis setzte, und daß, durch diesen Brief gewarnt, der Minister an Sir John Jervis den Befehl schicken konnte, sich, wenn sich die Gelegenheit dazu darböte, auf die spanischen Arsenale und auf die spanische Flotte zu werfen, und doch, wenn keines von beiden geschehen, dies nicht Lady Hamiltons Schuld ist. 2. Daß die unter meinem Befehl stehende britische Flotte nicht zum zweiten Male nach Egypten hätte zurückkehren können, wenn nicht durch Lady Hamiltons Einfluß auf die Königin von Neapel dem Gouverneur von Syrakus Befehl gegeben worden wäre, der Flotte zu erlauben, sich in den Häfen von Sizilien mit allem zu versehen, was sie brauchte, und daß ich auf diese Weise alles erlangte, was ich bedurfte, und in den Stand gefetzt ward, die französische Flotte zu vernichten. In Anbetracht alles dessen überlasse ich meinem König und meinem Vaterland die Sorge, diese Dienste zu belohnen, und Lady Hamiltons Zukunft in freigebiger Weise sicherzustellen. Ebenso vertraue ich auch dem Wohlwollen der Nation meine Adoptivtochter, Horatia Nelson-Thompson, und wünsche, baß sie fortan den Namen Nelson trage. Dies sind die einzigen Begünstigungen, welche ich von dem König und von England in dem Augenblicke erlange,

wo ich im Begriff stehe, für beide mein Leben aufs Spiel zu setzen. Gott segne meinen König und mein Vaterland und alle, die mir teuer sind.

Nelson.«

Alle diese Vorsichtsmaßregeln, welche Nelson traf, um meine Zukunft sicherzustellen, sind Beweise, daß er von Todesahnungen verfolgt ward. Um den Urkunden, die er seinem Tagebuch einverleibt, noch mehr Gültigkeit zu geben, rief er seinen Flaggenkapitän Hardy und den Kapitän Blackwood vom »Euryalus«, denselben, der ihn in Merton aufgesucht, und ließ von ihnen beiden das Geschriebene als Zeugen mit unterschreiben. In der Tat finden sich ihre beiden Namen auch in dem Tagebuch neben dem Nelsons.

96. Kapitel.

Mittlerweile näherten sich die beiden Flotten einander. In diesem feierlichen Augenblicke, welcher einem der furchtbarsten Kämpfe voranging, deren Schauplatz jemals das Meer gewesen, gab jeder Kommandant seinen Tagesbefehl. Der französische Admiral sagte zu seinen Kapitänen: »Man darf nicht auf die Signale des Admirals warten, die in der Verwirrung des Kampfes nicht gesehen werden können. Es muß vielmehr ein jeder auf die Stimme der Ehre hören und sich dahin begeben, wo die Gefahr am größten ist. Jeder Kapitän ist auf seinem Posten, wenn er im Feuer ist.« Von Seiten der Engländer waren aller Augen auf das Admiralsschiff geheftet, um den Tagesbefehl zu lesen, der an Bord des verbündeten Geschwaders schon verteilt war. Es dauerte nicht lange, so sah man an der Spitze des großen Mastes des »Victory« einen Zettel, auf welchem die lakonische Anrede geschrieben stand: »England erwartet, daß ein jeder seine Pflicht tue.«

Nelsons guter Genius, der kleine glückverkündende Vogel, war nicht zum Vorschein gekommen. Und nun verleihe Gott mir Kraft, zu schreiben, was mir noch zu erzählen übrig bleibt. Es war ein Uhr nachmittags und man befand sich auf der Höhe des Kaps Trafalgar, als das Feuer begann. Nelson trug einen blauen Rock und auf der Brust den Bath-Orden, den Ferdinands-Orden, den Verdienst-Orden, den Joachims-Orden, das Maltheserkreuz und

den ottomanischen Halbmond. Diese Dekorationen mußten ihn natürlich zum Zielpunkt aller Schüsse machen und der Kapitän Hardy wollte ihm durchaus einen andern Rock anziehen. »Es ist zu spät,« sagte Nelson. »Man hat mich nun schon in diesem gesehen.« Der Kampf war furchtbar und vier Schiffe, der »Victory«, der »Formidable«, der »Bucentaurus« und der »Temeraire« schossen aus nächster Nähe auf einander. Der erste Mann, der an Bord des »Victory« fiel, war Nelsons Sekretär. Er ward von einer Kugel zerrissen, während er mit dem Kapitän Hardy sprach. Da Nelson diesen jungen Mann sehr liebte, so ließ Hardy seine Leiche sofort beseitigen, damit ihr Anblick den Admiral nicht betrüben möchte. Beinahe in demselben Augenblicke warfen zwei Kettenkugeln acht Mann, mitten durchgerissen, auf das Deck herab, »O, o,« sagte Nelson, »dieses Feuer ist zu lebhaft, als daß es lange dauern könnte.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so schnitt der Luftdruck einer an seinem Munde vorüberfliegenden Kanonenkugel ihm den Atem ab, so daß er beinahe erstickt wäre. Er klammerte sich an die Arme eines seiner Leutnants, taumelte eine Minute mühsam nach Luft schnappend hin und her und sagte dann, sich wieder ermannend: »Es ist nichts, es ist nichts!« Dieses Feuer hatte ungefähr seit zwanzig Minuten gedauert, als Nelson plötzlich wie vom Blitze getroffen auf das Deck niederstürzte. Es war genau ein Viertel auf zwei. Eine aus dem Besanmastkorbe des »Formidable« abgefeuerte Kugel hatte ihn von oben getroffen, war, ohne durch die Epaulette matt gemacht zu werden, durch die linke Schulter gegangen und hatte das Rückgrat zerschmettert. Er stand gerade an derselben Stelle, wo sein Sekretär getroffen worden, und stürzte mit dem Gesichte in dessen Blut. Er versuchte, auf die linke Hand gestützt, sich wieder auf ein Knie emporzurichten. Hardy, der nur zwei Schritte von ihm entfernt stand, sprang hinzu und stellte ihn, von zwei Matrosen und dem Sergeant Seeter unterstützt, wieder auf die Füße. »Ich hoffe, Mylord,« sagte er, »daß Sie nicht gefährlich verwundet sind.« Nelson aber antwortete: »Diesmal, Hardy, hat man mir den Rest gegeben.« – »O, das will ich nicht hoffen!« rief der Kapitän. – »Dennoch ist es so,« sagte Nelson. »An der Erschütterung meines ganzen Körpers fühle ich, daß das Rückgrat getroffen ist.«

Hardy gab sogleich Befehl, den Admiral nach dem Posten der Verwundeten zu tragen. Während die Matrosen ihn dorthin trugen, bemerkte er, daß die

Taue, mittels deren man das Steuerruder handhabt, durch den Kugelhagel zerrissen waren. Er machte den Kapitän Hardy darauf aufmerksam und befahl einem Kadetten, die zerrissenen Taue durch neue zu ersetzen. Nachdem er diese Befehle erteilt, zog er sein Tuch aus der Tasche und bedeckte sich Gesicht und Orden, damit die Matrosen ihn nicht erkennen möchten und soviel als möglich niemand erfahre; daß er verwundet sei. Als man ihn in das Zwischendeck hinabgeschafft hatte, kam Mr. Beatty, der Schiffschirurg, herbeigeeilt, um ihm Beistand zu leisten. »Ach, mein Lieber Beatty,« sagte Nelson, »wie groß auch Ihre Wissenschaft sei, so können Sie doch jetzt nichts mehr für mich tun. Das Rückgrat ist mir zerschossen.« – »Ich hoffe, daß, die Wunde nicht so schwer sei, wie Sie glauben, Mylord,« sagte der Wundarzt. In diesem Augenblicke näherte sich Mr. Scott, der Schiffskaplan. Der Admiral erkannte ihn und rief mit vor Schmerz bebender, aber dennoch kräftiger Stimmt: »Ehrwürdiger Herr, grüßen Sie Lady Hamilton grüßen Sie Horatia, grüßen Sie alle meine Freunde von mir. Sagen Sie ihnen, daß ich mein Testament gemacht, und daß ich meinem Vaterland aufgetragen, für Lady Hamilton und meine Tochter Horatia zu sorgen. Merken Sie wohl, was ich Ihnen in dieser Stunde sage, und vergessen Sie es niemals.«

Nelson ward auf ein Bett getragen. Mit großer Mühe zog man ihm seinen Rock aus und bedeckte ihn mit einem Tuche. Während man auf diese Weise mit ihm beschäftigt war, sagte er zu dem Kaplan: »Doktor, ich bin verloren! Doktor, ich bin ein Kind des Todes!« Der Arzt untersuchte die Wunde. Er versicherte Nelson, daß er sie sondieren könne, ohne ihm großen Schmerz zu verursachen. Er sondierte sie auch wirklich und ermittelte, daß die Kugel in die Brust eingedrungen und im Rückgrat steckengeblieben war. »Ich bin überzeugt,« sagte Nelson, während man ihn sondierte, »daß die Kugel durch und durch gegangen ist.« Der Arzt untersuchte den Rücken, derselbe war unversehrt. »Sie irren sich Mylord,« sagte er. »Versuchen Sie aber, mir zu erklären, was Sie empfinden.« – »Es ist mir,« antwortete der Verwundete, »als ob mit jedem Atemzuge ein Blutstrom in mir aufstiege. Der untere Teil meines Körpers ist schon wie tot. Ich atme nur mit Mühe, und obschon Sie das Gegenteil sagen, so behaupte ich doch, daß das Rückgrat entzwei ist.« Diese Symptome verrieten dem Arzt, daß keine Hoffnung auf Rettung mehr möglich sei; dennoch wußte davon, daß die

Wunde tödlich war, niemand an Bord etwas als der Arzt, der Kapitän Hardy, der Kaplan und die beiden Hilfschirurgen.

Die Tränen treten mir in die Augen und hindern mich weiter zu schreiben. In den neun Jahren, welche seit diesem Ereignis vergangen sind, habe ich diesen ruhmreichen Tod oft in allen seinen Einzelheiten erzählt, aber es ist jetzt das erste Mal, daß ich ihn niederschreibe. Ich werde fortfahren, sobald ich mich wieder stark genug fühle.

97. Kapital.

Versuchen wir ans Ende zu gelangen. Jedesmal, wenn ein französisches Schiff die Flagge strich, erhob die Mannschaft des »Victory« ein lautes Hurra und bei jedem dieser Hurras fragte Nelson, seine Wunde vergessend, begierig: »Was gibt es?« Man unterrichtete ihn dann von der Ursache des Rufes und der Verwundete gab darüber die größte Freude zu erkennen. Er litt brennenden Durst, verlangte oft zu trinken und bat, daß man ihm mit einem Fächer von Papier Kühlung zufächele. Da er den Kapitän Hardy zärtlich liebte, so hörte er nicht auf, Befürchtungen für das Leben dieses Offiziers kund zu geben. Der Kaplan und der Arzt beruhigten ihn über diesen Punkt, oder suchten ihn vielmehr zu beruhigen. Sie schickten dem Kapitän Hardy Botschaft über Botschaft, um ihm zu sagen, daß der Admiral ihn zu sehen wünsche, und der Verwundete, der ihn gleichwohl nicht kommen sah, rief in seiner Ungeduld: »Sie wollen Hardy nicht kommen lassen. Gewiß ist er tot!« Endlich, eine Stunde zehn Minuten, nachdem Nelson verwundet worden, kam der Kapitän Hardy in das Zwischendeck hinunter. Als der Admiral ihn erblickte, stieß er einen Freudenruf aus, drückte ihm liebreich die Hand und sagte: »Nun, Hardy, wie geht der Kampf? Wie stehen die Aussichten für uns?« – »Gut, sehr gut, Mylord,« antwortete der Kapitän, »wir haben schon zwölf Schiffe genommen.« – »Ich hoffe doch, daß keins von den unsrigen die Flagge gestrichen hat?« – »Nein, Mylord, keins.« – Nun in dieser Hinsicht beruhigt, kam Nelson wieder auf sich selbst zurück und sagte seufzend: »Ich bin ein Kind des Todes, Hardy, und es geht rasch mit mir zu Ende. Bald wird alles aus sein. Treten Sie näher, mein Freund.« Dann hob er im leisem Tone wieder an: »Ich bitte Sie um eins, Hardy. Wenn ich tot bin, so schneiden Sie mir das

Haar für meine teure Lady Hamilton ab und geben Sie ihr alles, was mir gehört haben wird –« »Ich habe soeben mit dem Arzte gesprochen,« unterbrach Hardy. »Er hat die beste Hoffnung, Sie am Leben zu erhalten.« –-»Nein, Hardy, nein,« entgegnete Nelson, »versucht nicht, mich zu täuschen. Mein Rückgrat ist entzwei.« – Die Pflicht rief Hardy wieder auf das Deck und er ging hinauf, nachdem er dem Verwundeten die Hand gedrückt. Nelson verlangte wieder nach dem Arzte. Dieser war bei dem Leutnant William Rivers, dem eine Kugel das eine Bein weggerissen, beschäftigt. Nichtsdestoweniger kam er herbeigeeilt, nachdem er seinen Gehilfen aufgetragen, den Verband vollends anzulegen. »Ich wollte bloß hören, wie es mit meinem unglücklichen Kameraden stünde,« sagte Nelson. »Was mich betrifft, Doktor, so bedarf ich Ihrer nicht mehr. Gehen Sie, gehen Sie; ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich in dem untern Teile meines Körpers schon alle Empfindung verloren habe und Sie wissen recht wohl, daß man unter solchen Umständen nicht lange mehr leben kann.« Die hier unterstrichenen Worte ließen dem Arzte über Lord Nelsons Absicht keinen Zweifel. Er spielte damit auf einen armen Teufel an, der vor einigen Monaten an Bord des »Victory« eine Wunde unter ähnlichen Umständen wie die Nelsons davongetragen, und er hatte bei diesem Unglücklichen die Annäherung des Todes mit derselben Neugier verfolgt, als ob er erraten hätte, daß derselbe Tod auch seiner harre. Der Arzt sagte hierauf zu Nelson:

»Mylord, gestatten Sie mir, Sie zu betasten.«

Und er begann Nelsons untere Extremitäten zu berühren, welche schon des Gefühls beraubt und gleichsam tot waren.

»O,« hob Nelson wieder an, »ich weiß recht wohl, was ich sage. Scott und Burke haben mich auch schon so berührt und ich habe dieselben ebensowenig gefühlt, als ich Sie fühle. Ich sterbe, Beatty, ich sterbe.«

»Mylord,« entgegnete der Arzt, »allerdings, ich kann nichts mehr für Sie tun.« Und indem er diese letzte entscheidende Erklärung gab, drehte er sich herum, um seine Tränen zu verbergen. »Ich wußte es wohl,« sagte Nelson. »Ich fühle, wie mir etwas in der Brust aufsteigt.« Und er legte die Hand auf den Punkt, den er meinte. »Gott sei Dank,« murmelte er; »ich habe meine Pflicht getan.« Da der Arzt dem Admiral keine Linderung bringen konnte so ging er, um seine Fürsorge anderen Verwundeten zuzuwenden; fast in

demselben Augenblicke kam aber der Kapitän Hardy zurück, der, bevor er das Deck zum zweiten Mal verlassen, den Leutnant Hills abgesendet hatte, um den Admiral Collingwood von der betrübenden Neuigkeit in Kenntnis zu setzen. Hardy wünschte Nelson Glück, daß er, obschon bereits in den Armen des Todes, einen vollständigen und entscheidenden Sieg davongetragen, und meldete ihm, daß, soviel er beurteilen könne, fünfzehn französische Schiffe sich in diesem Augenblicke in der Gemalt der englischen Flotte befanden.

»Ich hätte gewettet, es wären zwanzig!« sagte Nelson. Plötzlich erinnerte er sich der Richtung des Windes, und der von ihm beobachteten Symptome des herannahenden Sturmes. »Lassen Sie den Anker werfen, Hardy, lassen Sie den Anker werfen,« sagte er.

–«Ich glaube,« antwortete der Flaggenkapitän, »Admiral Collingwood wird das Kommando der Flotte übernehmen.« – »Nein, wenigstens nicht so lange ich lebe,« sagte der Verwundete, indem er sich auf den Ellbogen emporrichtete.«Hardy, ich sage Ihnen, Sie sollen den Anker werfen! Ich will es!««Ich werde sogleich Befehl dazu erteilen, Mylord.« »Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, so tun Sie es, und zwar binnen fünf Minuten.« – Dann setzte er leise und als ob er sich dieser Schwäche schämte, hinzu: »Hardy, nicht wahr, Sie werden meine Leiche nicht in das Meer werfen?«

– »O, gewiß nicht, Mylord! In dieser Beziehung können Sie unbesorgt sein,« antwortete Hardy schluchzend. – »Sorgen Sie für die arme Lady Hamilton,« sagte Nelson mit immer matter werdendem Tone; »für meine arme Lady Hamilton. Küssen Sie mich, Hardy!« – Der Kapitän küßte ihn weinend auf die Wange.

»Ich sterbe zufrieden,« sagte Nelson. »England ist gerettet.« Der Kapitän Hardy blieb noch einen Augenblick in stummer Betrachtung neben dem sterbenden Helden stehen, kniete dann nieder und küßte ihn auf die Stirn.

»Wer küßt mich?« fragte Nelson, dessen Auge schon von der Nacht des Todes umflort zu werden begann.

Der Kapitän antwortete: »Ich bin es – Hardy.«

»Gott segne Sie, mein Freund,« sagte der Sterbende.

Hardy ging wieder auf das Deck hinauf. Nelson, der den neben ihm stehenden Kaplan erkannte, sagte hierauf zu ihm: »Ach, ehrwürdiger Herr, ein hartnäckiger Sünder bin ich niemals gewesen.« Dann nach einer Pause setzte er hinzu: »Ich bitte Sie, vergessen Sie nicht, daß ich Lady Hamilton und meine Tochter Horatia Nelson meinem Vaterland und meinem König als Erbteil hinterlassen habe. Vergessen Sie niemals Horatia.« Sein Durst ward immer größer. Er rief: »Trinken! –' Trinken! – Den Fächer! – Schafft mir Luft! – Reiben Sie mich!«

Diese letzte Aufforderung war an den Kaplan Mr. Scott gerichtet, der dem Sterbenden dadurch einige Erleichterung verschafft, daß er ihm die Brust mit der Hand rieb. Er sprach jedoch diese Worte mit gebrochener Stimme, welche gesteigerte Schmerzen verriet, so daß er alle seine Kräfte zusammenraffen mußte, um noch ein letztes Mal sagen zu können: »Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht getan.« Nun erst hörte Nelson auf zu sprechen. War es Schwäche? War es die letzte Ohnmacht? Wie dem auch sein mochte, so richteten der Kaplan und Mr. Burke mit Hilfe von Kissen ihn auf und erhielten ihn in einer weniger schmerzlichen Position. Sie respektierten diese Todesstille und hörten selbst auf zu sprechen, um nicht den Sterbenden in seinem letzten Augenblicke zu stören. Der Arzt kam zurück. Nelsons Intendant war zu ihm gegangen, um ihm zu sagen, daß sein Herr im Begriff stehe, den Geist aufzugeben. Mr. Beatty ergriff die Hand des Sterbenden; sie war kalt. Er fühlte ihm an den Puls, dieser schlug nicht mehr; dann berührte er ihn an der Stirn. Nelson schlug sein einziges Auge auf und schloß es sofort wieder. Der Arzt verließ ihn, um sich zu andern Verwundeten zu begeben, welchen seine Fürsorge nützlich sein konnte. Kaum aber hatte er sich entfernt, so rief der Intendant ihn zurück und sagte: »Mylord ist tot!« Mr. Beatty eilte sogleich wieder zu ihm. Nelson hatte in der Tat den letzten Seufzer ausgehaucht. Es war vier Uhr zwanzig Minuten. Er hatte sonach von dem Augenblick an, wo er die Wunde empfangen, noch drei Stunden und zweiunddreißig Minuten gelebt. Indem ich Nelson verlor, hatte ich alles verloren.

98. Kapitel.

Ich brauche nicht erst die Trauer zu schildern, von welcher bei der Kunde von Nelsons Tod die ganze englische Flotte ergriffen ward. Man vergaß darüber beinahe den gewonnenen Sieg. Hardys erste Sorge war, dem Arzt den von Nelson ausgesprochenen Wunsch mitzuteilen, daß man ihn nicht in das Meer werfen, sondern in sein Vaterland zurückführen möge. Am Tage nach der Schlacht, als die Umstände gestatteten, sich mit der Fürsorge zu beschäftigen, welche man Nelsons sterblichen Überresten zu widmen hatte, sann man auf ein Mittel, durch welches man die Verwesung der Leiche verhindern könnte. Natürlich mußte man sich zu diesem Zwecke der Hilfsmittel bedienen, welche an Bord des »Victory« zu haben waren. Man hatte nicht genug Blei, um einen Sarg zu fertigen. Deshalb nahm man die größte Tonne, die man finden konnte, legte die Leiche hinein und füllte das Gefäß dann mit Rum. Noch am Abend des Tages, wo diese traurige Verrichtung geschehen, erhob sich, wie Nelson vorausgesehen, ein furchtbarer Sturm aus Südwest. Derselbe dauerte die ganze Nacht ununterbrochen, es ward Tag und der Sturm wütete bis zum Abend mit derselben Heftigkeit. Während dieser vierundzwanzig Stunden blieb Nelsons Leiche im Zwischendecke unter der Obhut einer Schildwache. Plötzlich aber sprang der Deckel der Tonne mit einem Getöse, welches dem eines Musketenschusses glich, auf. Die Ursache war der Druck der Gase, die sich aus der Leiche entwickelt hatten. Man schloß die Tonne wieder, brachte aber, um einer Wiederholung dieser Explosion vorzubeugen, eine Öffnung im Deckel an. Als man in Gibraltar ankam, ersetzte man den Rum durch Weingeist. Am Nachmittag des 3. November lichtete die »Victory« den Anker, verließ die Bai von Gibraltar, passierte die Meerenge und fand vor Cadix das Geschwader unter dem Kommando des Admirals Collingwood wieder. Noch denselben Abend setzte das Trauerschiff seinen Weg nach England weiter fort und kam nach einer Fahrt von beinahe fünf Wochen in Epithead an. Die Nachricht von der gewonnenen Schlacht und von Nelsons Tod war jedoch in London schon seit dem 7. November bekannt. Ich erfuhr sie ganz einfach durch einen Brief von Nelsons Bruder, welcher, ohne Zweifel bloß mit dem Gedanken beschäftigt, daß er infolge dieses Todesfalls nun Lord und Pair ward, nicht Zeit fand, mich mündlich zu benachrichtigen. Ich befand mich in meinem Haus in London, als ich diese Kunde erhielt. Der Doktor Nelson sagte mir nicht, aus welcher Quelle er sie hatte und ich zweifelte daher noch. Ich nahm Horatia in meine Arme, ich ließ den Wagen anspannen und fuhr sofort nach der Admiralität. Ich

brauchte aber nicht einmal erst hineinzugehen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß die Nachricht in völliger Wahrheit beruhte. Alle Welt kannte bereits den Sieg sowohl als auch den Preis, um welchen er erkauft worden war.

Am 4. Dezember, am Vorabende des zum Dankgottesdienste bestimmten Tages, kam die »Victory« in St. Helens an und entfaltete zum Zeichen der Trauer Nelsons Fahne auf halber Masthöhe. Sämtliche in Spithead liegenden Schiffe senkten sofort ihre Flaggen in derselben Weise. Denselben Tag sendete der wackere Kapitän Hardy in treuer Vollstreckung der ihm von Nelson erteilten Instruktionen einen Kurier, der mir den an mich adressierten Briefs sowie den an Horatia gerichteten zustellte. In einem besonderen Briefe schrieb mir der Kapitän, er habe mir vielerlei besondere Mitteilungen zu machen und eine Menge Kostbarkeiten zu übergeben, könne aber sein Schiff nicht verlassen. Deshalb forderte er mich auf, Postpferde zu nehmen und nach St. Helens zu kommen; wo er mit mir konferieren könne. Ich reiste sofort ab und langte am 5. morgens an. Der vortreffliche Freund kam nun ans Land und brachte den ganzen Tag bei mir zu. Als ich ihm hierauf den Wunsch zu erkennen gab, Mr. Scott, den Kaplan, und Mr. Beatty, den Arzt, zu sehen, ließ er dieselben holen und ich berauschte mich m meinem Schmerze, indem ich von ihnen Nelsons letzte Augenblicke in allen ihren Einzelheiten schildern hörte. Am nächstfolgenden Tage gab mir Kapitän Hardy einen guten Rat. Dieser bestand darin, daß ich sämtliche Gegenstände, welche Nelson gehört und die er mir vermacht, an einen sichern Ort bringen sollte, damit nicht etwa seine Familie sich derselben bemächtige und ein skandalöser Prozeß dadurch veranlaßt würde. Ich befolgte diesen Rat und mietete gleich in Spithead ein kleines Zimmer, wohin ich alle Gegenstände bringen ließ, welche Eigentum meines Helden gewesen waren. Drei Tage vergingen mit diesem frommen Werke und gewährten mir den größten Trost, denn jeden Augenblick traten mir bei dem Anblicke irgendeines neuen Liebesbeweises, welchen Nelson mir gegeben, die Tränen, die mich erstickt hätten, in die Augen und gewährten mir die einzige Herzenserleichterung, die es für mich geben konnte. Sonnabend, am 15. Dezember, ward Nelsons Leiche in den Sarg gelegt, welchen ihm früher der Kapitän Baron Hallowell geschenkt, und der, wie man sich erinnern wird, aus dem Maste des französischen Schiffes, der »Orient« gehauen und dann unter einen von Flaggen

gebildeten Baldachin gestellt worden war. Mr. Tyson, ehemaliger Sekretär des Admirals, Mr. Nayber, Mr. York Herald und Mr. Wilby waren von der Admiralität beauftragt, die Leiche in Empfang zu nehmen, welche in einer Yacht von dem »Victory« hinweggeführt und nach dem Hospitale von Greenwich gebracht werden sollte. Die Begräbnisfeierlichkeiten waren auf den 6. Februar festgesetzt. Man hatte bestimmt, daß der Sarg in der St. Paulskirche beigesetzt würde, welche, zur künftigen Gruft von Helden und Staatsmännern bestimmt, durch Nelson zum Pantheon Englands eingeweiht ward. Man erlaube mir, nicht länger bei Schilderungen meines Unglücks zu verweilen. Anfangs glaubte ich, dasselbe werde ewigen Schmerz zur Folge haben. Ich ließ mir Trauerkleider fertigen und nahm mir vor, nie andere zu tragen. Eines der Zimmer in Merton widmete ich den geheiligten Reliquien, in deren Besitz ich durch Kapitän Hardys frommen Gehorsam gelangt war. Ein Jahr lang blieb ich auf diese Weise fern von der Welt und lebte mit meiner Horatia allein. Ich hatte die menschliche Schwäche ebensowenig in Anschlag gebracht, als die weibliche Beweglichkeit. – –

Der noch übrige Teil meines Lebens ist weiter nichts als eine Reihenfolge von Fehltritten, Ausschweifungen und Verirrungen, die mich dahin gebracht, wo ich jetzt bin. Von dem Augenblicke an, wo ich nicht mehr Sir Williams Gattin, von dem Augenblicke an, wo ich nicht mehr Nelsons Geliebte, ja sogar von dem Augenblicke an, wo ich nicht mehr die Freundin der Königin Karoline war, ward ich ganz einfach wieder Emma Lyonna, das heißt eine reichgewordene Kurtisane, welche sich vielleicht wenigstens die Achtung, die man dem Reichtume zu zollen pflegt, hätte bewahren können, wenn sie ihr Vermögen zusammenzuhalten verstanden hätte. Einen Begriff von dem Maße meiner Erniedrigung erhielt ich gleich anfangs durch die Weigerung Englands und des Königs, Nelsons Testament anzuerkennen. Er hatte mich dem König und dem Lande vermacht. Hätten nun das Land und der König in irgendeiner Weise das Testament des Mannes, der ihnen sein Leben geopfert, berücksichtigt, so würden sie mich in meinen eigenen Augen höher gestellt haben. Hätten sie aber auch nur, indem sie mich zurückstießen, wenigstens meine arme Horatia aufgenommen und anerkannt, so wäre dies für mich, indem ich meine Tochter geehrt sah, eine Nötigung gewesen, ebenfalls ehrenwert zu bleiben, denn das Unglück, mich zur Mutter zu haben, mußte nach meiner Ansicht wenigstens durch die Ehre aufgewogen werden, Nelson, das heißt den ersten Seemann nicht bloß

seines Jahrhunderts, sondern vielleicht auch aller Zeiten, zum Vater gehabt zu haben. Aber dies war nicht der Fall. Man überhäufte mich und mein Kind mit Verachtung, und dadurch, daß ich mich verachtet fühlte, ward ich auch wieder verächtlich. Während ich mich aber in den letzten Jahren meines Lebens wieder in jenen Strudel von Torheiten, Verirrungen und Ausschweifungen stürzte, womit ich meine Existenz begonnen, hielt ich wenigstens meine Horatia von mir entfernt, damit keiner meiner Fehler auf sie zurückwirken möchte. Ich legte die viertausend Pfund Sterling, welche ihr Vater ihr vermacht, auf ihren Namen sicher an, und diese Rente von fünftausend Franks diente zur Bestreitung der Kosten ihres Lebensunterhaltes und ihrer Erziehung. Die ausführliche Schilderung der Ereignisse, welche mich vom Luxus zum Mangel, vom Reichtum zur Armut führten, würde allzulang sein und kein Interesse darbieten.

Ich habe meine Abende in Palermo und die Leidenschaft erzählt, welche ich dort für das Spiel faßte. Diese Leidenschaft ward immer mächtiger in mir. An ein verschwenderisches Leben gewöhnt, verstand ich nicht, meine Ausgaben nach meinen Einkünften zu bemessen, und zwei Jahre nach Nelsons Tod sah ich mich in solcher Geldverlegenheit, daß ich mich genötigt fand, Merton Place zu verlassen, welches nun an die Meistbietenden verkauft ward. Glücklicherweise hatte ich den alten Herzog von Queensbury, von welchem ich schon gesprochen, zum Freunde. Er nahm mich in eines seiner möblierten Häuser zu Richmond auf und gab mir anstatt meiner verkauften Wagen und Pferde eine andere Equipage. Seine Geschenke setzten mich in den Stand, gut und sorgenfrei zu leben bis zur Stunde seines Todes, der gegen das Ende des Jahres 1810 erfolgte. Seine Güte für mich erstreckte sich auch noch über das Grab hinaus, denn er vermachte mir in seinem Testamente eine Summe von tausend Pfund Sterling und außerdem einjährliche Rente von fünfhundert. Leider aber hatte er sich für reicher gehalten, als er wirklich war, und seine Vermächtnisse hatten sein eigentliches Vermögen bedeutend überschritten. Die Folge hiervon war, daß das Tribunal das Testament für null und nichtig erklärte und ich auf diese Weise der Wohltaten, die mein alter Freund mir zu erzeigen beabsichtigt, verlustig ging. Diese Enttäuschung war um so schmerzlicher für mich, als ich auf diese Erbschaft fest gerechnet und mich in Ausgaben gestürzt hatte, die ich davon zu bestreiten gedacht. Einige Freunde, die mir noch blieben, taten hierauf Schritte bei den großen

Kaufleuten und Schiffsreedern, um von ihrer Freigebigkeit das zu erlangen, was man von dem Ministerium nicht hatte erlangen können, das heißt die Belohnung der Dienste, welche ich dem Staat geleistet. Ihre Schritte und meine Gesuche hatten aber keinen Erfolg und ich geriet in solchen Mangel, daß ich alle meine Möbel ebenso verkaufen mußte, wie die teuren Andenken, die ich von Nelson hatte, und die mich zuweilen noch in den Schmerzen meines gegenwärtigen Lebens getröstet. Man nahm mir alles, sogar die kostbare Kapsel, in welche die Stadt Oxford das Ehrenbürgerdiplom eingeschlossen, welches sie dem Sieger von Abukir geschenkt. Da das Geld, welches man durch diesen Verkauf gewann, aber bei weitem nicht ausreichte, um alle meine Gläubiger zu befriedigen, so ließen mehrere, die noch grausamer waren als die andern, mich festnehmen und in das Schuldgefängnis von Kingsbench bringen, wo ich mit der armen Horatia blieb, welche ich auf diese Weise, wenn auch nicht in meinen Ruin, denn sie hatte ihre viertausend Pfund, die ich nicht angreifen konnte, wenigstens aber mit in mein Unglück hineinzog. Wir verlebten in diesem Gefängnisse über ein Jahr und erduldeten dabei fast jede nur mögliche Entbehrung und Demütigung, denn ein Mann, welchem ich leichtsinnigerweise Vertrauen geschenkt und dessen Händen ich meine Papiere übergeben, ließ damals in meinem Namen meinen ganzen Briefwechsel mit Nelson, sowie mehrere andere Briefe drucken, die sich in seinem Besitze befanden. Was konnte ich in meinem Gefängnisse dagegen tun? Höchstens protestieren. Dies tat ich auch, meine Stimme ward aber nicht gehört, oder man schenkte ihr keinen Glauben. Endlich faßte ein wackerer, vortrefflicher Mann, Mitglied des Gemeinderates, Mitleid mit mir, als er sah, wie grausam ich für meine Verirrungen bestraft ward. Er verständigte sich mit meinen Gläubigern, gab eine Summe Geldes her und regulierte die Sache so, daß ich von allen ferneren Ansprüchen frei war.

Ich beschloß nun, sofort England zu verlassen und auf den Kontinent zu gehen. Mein Gönner war mir zur Ausführung meines Planes behilflich und versah mich mit den nötigen Mitteln. Wir schifften uns nach Calais ein und fanden zwischen dieser Stadt und Boulogne, in der Nähe des kleinen Hafens Ambleteuse, ein vereinzelt stehendes Haus, in dessen Dunkel ich beschlossen habe, den Rest meines Lebens zuzubringen. Dieser Rest wird übrigens kein langer sein. Die Schmerzen, die Qualen und die Unruhe, die

ich zehn Jahre lang zu ertragen gehabt, haben mich vor der Zeit alt gemacht und meine Kräfte aufgezehrt.

Der Arzt, welcher mich aus Mitleid besucht, nahm neulich beim Fortgehen Horatia mit aus dem Zimmer und ich sah, wie das arme Kind mit rotgeweinten Augen wieder hereinkam.

Nun warf ich, weil ich fühlte, daß der Tod herannahe, einen Blick auf mein vergangenes Leben, und meine Handlungen erschienen mir in ihrem wahren Lichte. Ich zitterte, ich schauderte, ich hatte Nächte, in welchen unaufhörlich Gespenster vor mir herumtanzten, und am Tage ward ich von nagender Reue gefoltert. Ich fühlte, daß ich, wenn ich so stürbe, in Verzweiflung enden würde. Plötzlich aber fiel ein Lichtstrahl in meine Nacht, und der Herr erleuchtete mich. Ich sagte bei mir selbst: »Es gibt eine sanfte und barmherzige Religion, zu welcher ich mich stets unwiderstehlich hingezogen gefühlt, eine Religion, deren Stifter der Ehebrecherin und dem Mörder am Kreuze verziehen hat. Ich will einen Priester dieser Religion rufen lassen und meine schuldbeladene Seele seinen Händen überantworten.«

Ich habe nach dem Priester geschickt und erwarte ihn.

Herr des Himmels und der Erde! Sei der bereuenden Sünderin gnädig und barmherzig!

Hiermit sind Emma Lyonnas Bekenntnisse zu Ende.

Unsere Leser wissen bereits, was weiter geschah. Sie haben zu Anfange dieser Erzählung den Priester kommen sehen. Sie haben das geheiligte Wasser der Taufe die bleiche Stirn der Sünderin netzen, sie haben diese Stirn mit dem Siegel der Reue und der Vergebung auf die Kissen zurücksinken sehen. Fünf Minuten später ruhte Lady Hamilton in der Barmherzigkeit Gottes. Fügen wir jetzt noch einige Worte über das hinzu, was nach ihrem Tode geschah.

Die Gattin des Gesandten Englands, die Geliebte Nelsons, die Freundin der Königin von Neapel sollte am 16. Januar 1815 in einem auf Gemeindekosten angeschafften Sarge in das gemeinschaftliche Grab der

Ortsarmen geworfen werden, als ein in Calais wohnhafter englischer Kaufmann, von der Ansicht ausgehend, daß es für seine Landsleute eine Schmach sei, die arme Unglückliche nach ihrem Tode ebenso zu verlassen, wie man sie während der letzten Jahre ihres Lebens verlassen, für sie einen Platz in dem ehrenvolleren Teile des Kirchhofes kaufte und in Begleitung von etwa fünfzig andern Engländern ihr die letzten Ehren erwies.

Ihr Grab ward durch einen Leichenstein bezeichnet, dessen Inschrift in den Worten des Erlösers bestand:

»Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.«

Die junge Horatia, welche damals eben ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt und ihre Mutter während der Krankheit derselben mit der rührendsten und unverbrüchlichsten Liebe und Sorgfalt gepflegt, kehrte nach dem Tode ihrer Mutter nach England zurück und blieb zwei Jahre in der Familie Mr. Matchams und dann Mr. Boltons, eines Schwagers von Lord Nelson. Im Jahre 1822 vermählte sie sich mit dem wohlehrwürdigen Philipp Ward, Pfarrer von Teuterden, und ward glückliche Mutter von acht Kindern.